Lippische Landesbibliothek
Grabbe-Archiv Alfred Bergmann

GA 2959
Z 1830 (1831)
C 1831

1331/1938

Nr 14 - 32 fehlen

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 1. (II. Jahrg.) Montag, den 3. Januar. 1831.

Grabbe-Archiv LANDES-BIBLIOTHEK DETMOLD Alfred Bergmann

Goethe und Schiller.

Tief unten in des Meeres Grund
Da lag eine Muschel, die war gesund,
Und in dem weiten grünlichen Meer
Freut sie sich ihres Lebens sehr.

Auch lag auf einer Korallenbank
Eine andere Muschel, die war krank,
Sie litt viel Schmerzen und athmete schwer,
Sie freute sich nicht im tiefen Meer.

Die Erste blieb so wie sie war;
Die andere eine Perle gebar.
Es hat an Herrlichkeit und Pracht
Das Meer nichts Gleiches hervorgebracht.

Der Taucher sucht in Meeres Grund
Und thut gar einen guten Fund.
Des Tauchers Glocke steigend klingt,
Der Taucher beide Muscheln bringt.

Und der Gesunden süßen Kern
Speis't man als Leckerbissen gern,
Und auch der Schalen glänzend Paar
Beut sich zu Schmuck und Zierrath dar.

Der kranken Muschel Schmerzenskind
Bringt man der Königin geschwind;
Und von der Perle Glanz entzückt,
Hat sie den Busen damit geschmückt.

Und alles Volk das Kleinod ehrt,
Die Königin kennt seinen Werth,
Sie schließt es nicht in dunklen Schrein.
Sein Glanz soll allem Volke sein!

Ludwig Storch.

Virginia Accoramboni.

Novelle von Leopold Schefer.

In Rom ließ sich alle Sonntage bei hellem lichten Sonnenscheine ein Engel sehen, ein Mädchen, Virginia Accoramboni. Denn wenn vielleicht niemals ein himmlisches Wesen mit großen Federschwingen auf Erden erschienen ist, so hat gewiß der erste Anblick eines schönen holdseligen Weibes die Erfindung eines solchen überirdischen Wesens, das gleichwohl auf Erden bei Menschen wandelt, veranlaßt; am meisten aber wohl eine Jungfrau in alle ihrem Reiz und ihrer holden Verschämtheit zugleich. An den Wochentagen warteten aller Augen auf Virginia vergebens; aber an den Sonntagen, wenn sie zur Messe ging, machte sie die sonst unbedeutende Kirche des heil. Marcello am Corso, bedeutend, und füllte das heilige Haus mit andächtigen — Zuschauern. Sie aber bemerkte Keinen. Sie kam still, kniete und betete still, und so ging sie dann wieder still von hinnen, stets von einem jungen bescheidenen Manne begleitet, der zum Glück ihr ähnlich sah, sonst hätte man ihn für ihren Gemahl gehalten und ihr größter Reiz wäre verloren gewesen, nämlich der: daß Jemand sie noch gewinnen könne, werde und müsse. Denn Jeder in Rom war aus tausendfältigen Erfahrungen zu seinem Troste überzeugt, daß eine solche schöne Erscheinung nicht lange werde unbekriegt bleiben, sondern irgend Einer werde sie in seinen Kreis bannen, sie allen Andern entziehen, selbst dem allgemeinen doch lieblichen Glück sie zu sehen, und wie einen unermeßlichen Schatz von tausend Geistern erkämpft, werde er sie in seinen Armen — zu Tode lieben. Denn noch war jedes schöne Mädchen still aus den Reihen der Jungfrauen verschwunden, und später mit einem oder mehreren Kindern wieder erschienen, bis sie zuletzt alt geworden, und ihre Töchter an ihrer Statt in den alten, sonnehellen Straßen gewandelt waren, um sich wieder zu verlieren oder das Leben zu gewinnen. Denn so viele schöne Jungfrauen es geben möge, so viel

mehr herrliche Jünglinge erwecken sie zu Liebe, Muth, und Kraftgefühl, sie zu erwerben. Ja, ein alter Römer sagte: es würde nicht schaden, wenn alle unsere Mädchen so schön wären wie unsere Virginia. — Gott bewahre uns! versetzte ein Anderer.

Einige Neugierige hatten glücklich erkundschaftet, wo Virginia wohnte, und ein Unverständiger meinte, daß sie kein großes Glück machen würde, weil ihr Vater ein Rechtsgelehrter aus Urbino gewesen sei — der bekannte Fabio Accoramboni — daß er gestorben und in die Kirche zum h. Marcello beigesetzt worden, weswegen die Tochter wahrscheinlich nur immer nach jener Kirche gehe — sie sei also ein gutes, dankbares, frommes Kind — der junge Mensch, der sie begleite, sei ihr jüngerer Bruder Felice Accoramboni, und beschäftige sich bloß mit Naturwissenschaft. Andre aber wollten scheinen mehr und Näheres zu wissen und sagten: Ihr wißt, unser alter, wackliger heiliger Vater Gregor der Dreizehnte wird nicht mehr lange das Pantoffelregiment führen, und Niemand anders wird sich in den weltberühmten nie morschwerdenden Stuhl setzen, als seine rechte — Hand, der Cardinal Montalto. Er hat schon den höchsten Kirchen-Posten einmal ausgeschlagen, weil er noch nicht alt oder erfahren genug sei; jetzt hat er alle Stimmen, das heißt alle Menschen, die Cardinäle heißen und wählen können, für sich, denn er ist eigentlich unser Herr — bis er Papst wird, und seine Herrschaft mit den Herrsüchtigen, Aufstrebenden theilen soll. Der Cardinal Montalto will also immer sich still einen Hof bilden, voll Glanz und Ansehn. Was ist aber der größte Hof ohne eine strahlende Schönheit? Es ist ein bloßes dunkles Gewirr, ein Fahren und Reiten, ein Schmausen und Zechen, ein Brausen und Sausen — im Finstern! Ein seelenloses Gedränge in einem eiskalten Saale! Aber eine einzige Schönheit bringt Licht, Wärme, Lust und Glück an einen Hof. Nun wißt Ihr, daß wir im Grunde Alle dadurch für unrein und unheilig erklärt sind, daß es der heilige Vater für unrein und unheilig hält, ein Weib zu haben, obgleich sein Ahnherr auf Erden verheirathet gewesen. Da treten nun die Nepoten ein, und thun was die Andern lassen müssen. Und der Cardinal Montalto, dessen Vater Peretti hieß, hat schon seiner Schwester Kind, Francesco, als Sohn angenommen, ihm seinen Namen Peretti geschenkt, handelt für ihn um die Güter von Mentana, will ihn von Gregor zum Grafen von Celana gemacht haben — und wird dem so ausgestatteten Neffen dann die schöne Virginia zur Gräfin geben. Denn wenn er Papst ist, kann er selbst alle Würden und Titel verleihen; um Virginia's Geburt kümmert er sich also nicht, wenn sie nur geboren ist. Aber mit Schönheit kann er nicht belehnen, nicht mit Einem Auge, noch mit Einem Haare; und da nun Virginia mit majestätischer Gestalt, mit großem Geiste, und scharfem Verstande beliehen ist von dem wahren uralten heiligen Vater, so wird er das zufrieden sein, und sie werden lassen, was sie sein kann — der unersetzliche unentbehrliche Glanz seines Hofes. Das Alles besorgt er klug voraus; denn ein wohlgeschmücktes Leben steht nicht in den Gärten umher wie fertige Blumen zum bald gewundenen Kranze.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung

an die höchstselige Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach K. H., geborne Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

Der verhängnißvolle Tag von Jena und Auerstädt, der 14. Octob. 1806, neigte sich zu Ende und französische Truppenmassen strömten nach Weimar. Der Herzog Karl August, den Politik und die Ehre Deutschlands an den preußischen Adler gefesselt hatten, stand als Generalmajor des Königs an der Spitze eines Korps auf entfernten Punkten, seine Residenz und sein Land lagen hülflos vor dem stolzen Krieger und das edle Motiv, auch in den Stunden der Gefahr das lange geknüpfte, freundschaftliche Band mit Preußen festzuhalten, drohte ein ungeheures Opfer zu kosten. Um nicht einer schonungslosen Willkühr anheim zu fallen, hatte sich der Hof aus der Residenz begeben, und erst als sie gerettet sah, was ihr theurer war, als das Leben, entschloß sich die Herzogin Luise, unter dem Schutz des Himmels das Aeußerste zu erwarten. Sie zog sich mit ihren Damen auf einen Flügel des Schlosses zurück und ließ die großen Appartements für den damaligen Kaiser der Franzosen in Bereitschaft setzen. Sobald die Herzogin am folgenden Tage von der nahen Ankunft Napoleons unterrichtet war, begab sie sich in Begleitung einiger Damen an die obere Brüstung der Haupttreppe, um ihn zu empfangen. Als er die Stufen betrat, welche kurz vorher die unglückliche Königin von Preußen bestiegen hatte, spiegelten sich alle Nüancen eines trotzigen Selbstgefühls auf seinem Angesicht ab. In dieser Stimmung erblickte er die Fürstin, die ihn mit der Ruhe einer erhabenen Seele begrüßte und seine heftige Frage, vor wem er stehe, mit Achtung gebietender Würde beantwortete. Ich beklage Sie, Madame! Ihr Gemahl hat aufgehört zu regieren! rief er aus und schritt ohne weiteres dem Zimmer zu, das für ihn bestimmt war.

(Beschluß folgt.)

Auf einen Wunderthäter.

Seit er vermählt
Mit der Präbende,
Die ihm gefehlt,
Ist seine Rolle,
Die Wundervolle,
Mit Eins zu Ende.
Denn, wie ihr wißt,
Ein Lustspiel schließt
Gemeiniglich
Mit Hochzeit sich. L. M.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth.*)

1.

Wer das Brockhausische Conversations-Lexicon zur Hand hat, schlage das Wort Hyeres nach, und er wird, auf Hieres verwiesen, folgendes lesen: „Hieres ist eine Stadt an der Küste von Provence im Departement des Var, Bezirk Toulon, zwei Meilen von Toulon, an den steilen Felsen eines Meerbusens gelegen, bekannt wegen der herrlichen immer blühenden Natur und üppigen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender Sümpfe, ungesunde Luft sehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländischen Meere, liegen die noch reizendern Hierischen Inseln, vier an der Zahl, Porguerolles, Bagneaur, Port Cras und Levant (Titan), von denen jedoch nur zwei bewohnt sind. Pommeranzen, Citronen, Granaten, Dattelpalmen gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings." — Diese lockende Beschreibung war mir nach Toulon gefolgt; die zwei hübschen Wirthstöchter im goldenen Kreuze hatten die Wahrheit derselben im Abend-Gespräche auf dem Balkon bestätigt, und es zog mich, die „Pommeranzen, Citronen, Granaten und Dattelpalmen" zu schauen und im Schatten der Orangerie-wälder, von denen die Mädchen mir gesagt, zu lustwandeln und zu ruhen. Im Traume der Nacht erblickte ich die silbernen Blüthen und die goldenen Früchte der saftig grün belaubten Orangen, und als ich des Morgens die Augen aufschlug, war es mein erster Gedanke: heute wirst du schwelgen in den Reizen des Südens; die Olivenbäume, in Blatt und Stamm den deutschen Weiden ähnlich, haben deinen Erwartungen schlecht entsprochen; aber heute wirst du in den Orangerien von Hyeres wandeln, die silbernen Blüthen werden dich anhauchen, nach den goldenen Früchten wirst du verlangen; da wirst du die schönste der Früchte dir vom Zweige brechen, dann dich lagern im kühlen Schatten und dem Rieseln des Baches lauschen, der die Wurzeln der hohen Bäume tränkt. Die Wälder werden groß genug sein, ein einsames Rasenplätzchen zu finden, wo du gelagert die Außenwelt vergessen, dich mit dir selbst besprechen und wieder schwärmen kannst wie in den Tagen, wo du die zahmen Wildnisse des Leipziger Rosenthales aufsuchtest und die Haselstauden in deutsche Eichen, oder die schmucken Birken in italienische Orangerie verwandeltest. So nah'st du dem Lande, das du so lang' ersehnt, dem Lande, wo die Citronen blühen und alle Pulse dem Gefühl der Liebe schlagen. — Rasch war ich aus dem Bette, und mit dem siebenten Stundenschlage stieg ich in das coupé der nach Hyeres abfahrenden Diligence. Mein Platz war der beste im Wagen. Auch hätte ich jeden Falles freie Wahl gehabt, denn es war der einzige besetzte. Der Wagen war jedoch so schlecht, daß selbst mein bester Platz kaum schlechter hätte sein können. Allein — ich fühlte das anfangs nicht, und nur erst, wie die Sonne zu glühen begann und jeder Tritt der Pferde dicke Staubwolken aufregte und der Staub mich zu ersticken drohte, dachte ich, es wird gewiß schön sein in Hyeres, aber der Weg dahin ist gewaltig schlecht und eigentlich ganz darauf eingerichtet, den dortigen Schönheiten die Ueberraschung zu erleichtern. Endlich langten wir an. Ich eilte ins Hotel d'Europe, überlieferte der wohlbeleibten Wirthin die von den freundlichen Wirthstöchtern des goldenen Kreuzes mir an sie aufgegebenen Grüße und versprach, die Fluth ihrer auf mich eindringenden Fragen sogleich zu trocknen, wenn sie mir zuvörderst erlauben wollte, mich des unbequemen Staubes zu entledigen. Während dieß geschah, schien die gute Frau ihre sehnsuchtsvollen Fragen vergessen zu haben, denn als ich nett und blank aus dem Zimmer in die Haushalle trat, kam sie mir mit der Frage entgegen, um welche Stunde ich das Frühstück befehle? „Frühstück!" rief ich verwundert, „denken Sie, daß ich nach Hyeres gekommen bin, um hier zu frühstücken, wie ich unbestaubt, ungebraten und ungeschüttelt in Toulon hätte frühstücken können? Nein, schöne Frau, sagen Sie mir, wo geht der Weg in die Orangenwälder? Orangen sollen heute mein Ambrosia und der klare Bach mein Nektar seyn." Meine Begeisterung wirkte sichtlich auf die wohlbeleibte Dame; sie sah mich mit großen Augen an und löste endlich ihr Erstaunen, daß auch ein Deutscher für die Reize des Südens fühlen könne, in die Wörtchen auf: „mais après?" — „Après?" entgegnete ich und bedachte, daß die gute Wirthin von meinem schwärmerischen Frühstücke allerdings keinen Gewinn habe, „ja, alsdann, da will ich bei Ihnen zu Nacht essen, jetzt aber, bitte, aus welchem Thore komme ich nach den Orangenwäldern?" — „Monsieur vous conduira," versetzte sie, auf einen braunen Burschen zeigend, der während unseres Gespräches einen Korb Gemüße in die Küche geliefert hatte und sich nun als Gehülfe des berühmten Gärtners im berühmten Garten des berühmten Herrn Filhe vorstellte. Ich folgte dem Burschen, und hinaus ging's vor die Stadt, und ich spähte nach den Wäldern, als mein Führer einen Haken schlug und ein eisernes Gitter öffnete. Wir standen in einem Garten, der weder groß, noch klein, weder schön, noch häßlich, sondern von alle dem die Mitte war. Unstreitig ein näherer Weg nach den Wäldern, dachte ich und erwiederte den Gruß des mich sehr freundlich empfangenden berühmten Gärtners in dem, wie ich nun hörte, betretenen berühmten Garten des berühmten Herrn Filhe.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Aus dem dritten und vierten Theile „Meiner Reisetage" in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz, welche bei C. H. F. Hartmann in Leipzig erscheinen werden.

Der Verf.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

1.

Volkscharakter.

Wenn man von süddeutschen Städten spricht, so weiß man immer ein Langes und Breites von der Charaktereigenthümlichkeit des Volks zu berichten, und ist dieser richtig aufgefaßt, so ist man sicher, von diesem Standpunkte aus, das ganze öffentliche und Privatleben in allen seinen Verzweigungen auch richtig zu beurtheilen. Dieselben Erscheinungen finden wir im hohen Norden Deutschlands, nur minder scharf ausgeprägt, und selbst in Berlin tritt ein Volkscharakter hervor. Nur wir in der Mitte Liegenden ermangeln dessen, und vorzüglich Leipzig hat keine Spur davon. Entweder hat es nun nie einen gehabt oder die allmächtige Kultur hat ihn so gänzlich verwischt, daß wir nichts mehr von ihm erblicken. Wollte man eine gewisse meist allen Leipzigern eigenthümliche Breite, Umständlichkeit, Mikrologie und Nichtskrämerei, ein Ermangeln aller jugendlichen Frische und alles kräftigen Aufschwungs für Volkscharakter halten, so würde man das qui pro quo nehmen; denn diese Eigenschaften sind gerade das untrüglichste Zeichen einer völligen Charakterlosigkeit. Eine hiesige Kunsthandlung hat angefangen, kleine illuminirte Bilder herauszugeben, welche lustige Scenen aus dem Volksleben darstellen sollen. Wie gemacht, gesucht, hölzern, mager! Recht zum deutlichsten Beweis, daß es hier kein Volksleben gibt. Jene traurigen Eigenthümlichkeiten sind wie wildes Fleisch an die Stelle des weggebeizten gesunden hervorgewachsen aus Verhältnissen, deren geringste Schuld das Volk selbst trägt. Auch der Welthandel Leipzigs hat viel dazu beigetragen. So lange aber dieser Handel im Schwunge war, so lange alle Hände im muntern Bunde sich fleißig regten, konnte der Psycholog jenen Mangel leichter übersehen, denn etwas anderes gleich Schönes, ihm gleich Theueres nahm die Stelle des Volkscharakters ein, nämlich der Charakter des Handels selbst: Regsamkeit und ungebundener Frohsinn; seit aber die Nachbarstaaten sich jegliche Mühe gegeben, Leipzig alle Kanäle seines Handels zu versperren, alle Quellen seines Wohlstandes zu verstopfen, seit Deutschland überhaupt unter dem eisernen Drucke einer Handelssperre und einer daraus entspringenden Nahrungslosigkeit schmachtet, seit dieser Zeit ist auch jenes angedeutete Surrogat verschwunden. Die Kultur polirt mit unaufhaltsamer Emsigkeit an den höhern Ständen, und auf dem Mittelstande und der arbeitenden Klasse lastet jene abstoßende Umständlichkeit und Kleinmeisterei lähmend wie Bleigewicht. Man findet daher hier auch keine Volkslieder, keine Mährchen, keine Volksfeste (was man hier dafür gibt, entspricht keineswegs dem wahren Begriffe), keine harmlose Freude; dagegen wird wohl nirgends mehr als hier an öffentlichen Orten politisirt, gekannegießert, und oft hört man die allersonderbarsten Aeußerungen, die die schiefsten Ansichten über die Gestaltung der Zeit beurkunden, mit Stentorstimme aussprechen nnd mit rauschendem Beifalle begrüßen und beloben. Es ist aber dies nicht irgend ein Mitleben mit der Zeit, ein lebendiges Dabeisein, ein Bedingen der Zeit selbst durch consequentes Handeln, wie es bei den Franzosen der Fall ist, sondern es ist nur ein Mitreden und das oft nicht, sondern vielmehr ein Darüberreden am unrechten Orte, ein Hin- und-her-sprechen, welches nicht fördert, welches nicht einmal zusammenstimmt, denn über die kleinste Kleinigkeit, über unbedeutende Dinge, sind die verschiedensten Meinungen im Umschwunge und Jeder vertheidigt die seinige als ein höchstes Gut. Indeß bilden und bauen die seligen Götter da oben die Zeit und ihren neuen Tempel, nehmen aber hübsch ökonomisch die Steine und das Holz vom alten halb eingefallnen, halb eingerißnen dazu. Und was man auch gesprochen und geredet, und wieder gesprochen und geredet, man jubelt doch am Ende und schreit den Patriotismus aus, von welchem man sich aufgebläht wähnt. Außerdem gehen die Leipziger gern spazieren, und die Promenaden um die Stadt beleben sich, so wie die Sonne einen freundlichen Blick thut.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

(Witzworte Talleyrand's.) Als zur Zeit der ersten französischen Revolution die Dekade statt des Sonntags zum Ruhe- und Feiertage gewählt wurde, fanden die Handwerker, welche gewohnt waren, jeden siebenten Tag zu ruhen, die ununterbrochene Arbeit von neun Tagen, äußerst lästig. Hierauf weissagte Talleyrand den Sturz des neuen Kalenders mit folgenden Worten: „Unsere Dekaden haben zwei unbesiegbare Feinde, nämlich den Hemdenwechsel und den Bart der Handwerker.“

Der Hr. v. O. soll Talleyrand gefragt haben: „Was halten Sie von dem X. v. X.?“ und der erste Diplomat unserer Zeit erwiederte lächelnd: „C'est un sot plein d'esprit.“

(Verlorne Köpfe.) „Was wollt Ihr? was verlangt Ihr?“ — fragte neulich der Kommandant von Vincennes einen Haufen lärmender Aufrührer. „„Die Köpfe der Exminister!““ schrieen hundert Stimmen. „Thoren!“ erwiedert D. „wie könnt Ihr fordern, was nicht existirt? Die Minister haben ihre Köpfe schon in den Tagen des Monats Juli verloren.“

(Raffinerie.) Der Hofrath M. verließ die Hauptstadt, um auf dem Lande eine Runkelrübenzuckerfabrik anzulegen. Man fragte bei dieser Gelegenheit: „Was wird aber die galante Frau Hofräthin auf dem Lande machen?“ — „Raffiniren,“ lautete die Antwort.

(Einfälle.) Große Talente, pflegte der große Schriftsteller d'Alembert zu sagen, ziehen den Neid an sich, wie das Eisen den Rost. Mittelmäßigkeit allein hat keine Feinde!

Vollkommene Charaktere machen in einem Gedichte keine bessere Figur, als regelmäßige Hügel, schnurgerade Bäume, einförmige Felsen und Wasser, das in einer Linie läuft, in der Zusammensetzung einer Landschaft. Die Ursache ist: sie sind nicht natürlich und überdies fehlt es ihnen an Mannichfaltigkeit.

Poesie und Auszehrung sind Krankheiten, die am meisten mit Hoffnung schmeicheln.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 2. (II. Jahrg.) Dienstag, den 4. Januar. 1831.

Kinder und Dichter.

Kinder kosen mit den Sternen,
Greifen mit den zarten Händen,
Nah sich wähnend ew'ge Fernen,
Sie dem Himmel zu entwenden.

Möchten sie nach Hause tragen
Zu den bleiernen Soldaten,
Um sich in den nächsten Tagen
Hübsch mit ihnen zu berathen.

Und sie meinen, sie zu fangen,
Wenn sie bitten, emsig haschen,
Und gewiß herabzulangen
In die Rock- und Hosentaschen.

Fangen sie nun keinen, keinen,
Will nicht Müh' und Bitte frommen,
Hört man bitterlich sie weinen:
Warum sie herab nicht kommen? —

Sind denn Dichter nicht auch Kinder?
Lachen sie ja doch und kosen
Mit den Sternen auch nicht minder,
Gleich wie mit den nahen Rosen.

Möchten sie hernieder langen,
Fröhlich dann mit ihnen spielen.
Fernstes wähnet ihr Verlangen
Als das Nächste zu erzielen.

Möchten ihre Lieder schmücken
Mit der Sterne schönstem Glänzen,
Und wohl gar im Hochentzücken
Sich das Haupt mit Sternen kränzen.

Fangen sie nun keinen, keinen,
Will nicht Müh' und Bitte frommen,
Hört man bitterlich sie weinen:
Warum sie herab nicht kommen?

Und nun hauchen ihre Lieder
Stille Sehnsucht, laute Klage,
Daß der Himmel nicht hernieder
Seine schönen Sterne trage. —

Kinder, Dichter macht nicht länger
Euch um jene Fernen Schmerzen;
Denn der Jugend und dem Sänger
Glühn die Sterne ja im Herzen.

Ludwig Storch.

Erinnerung
an die höchstselige Großherzogin Luise u. s. w.

(Beschluß.)

Diese Drohung, die Sprache seines Bülletins, führte das Herzogthum an den Abgrund der Gefahr und dem ehrwürdigen Geschlecht des Kurfürsten Johann Friedrich schien nochmals ein Schikfal zu begegnen, wie es diesen Fürsten getroffen hatte; da hier, wie dort, die Ehre und das Recht die Triebfeder des Widerstandes waren, so schien mit dieser Aehnlichkeit die Geschichte auch den Ausgang wiederholen zu wollen. In dieser bangen Situation drangen am folgenden Morgen (16. Febr.) die Nachrichten von der Plünderung der Stadt und der Auflösung aller Bande des menschlichen Gesetzes unter den Soldaten zum Ohr der Herzogin Luise. Sie beschloß zu retten, was zu retten war, und schickte einen ihrer Kammerherrn zu Napoleon, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und eine Audienz zu verlangen. Diese Aufmerksamkeit schmeichelte dem Ueberwinder so, daß er sich bei der Fürstin zum Frühstück einlud. Kaum war er in ihr Zimmer getreten, als er durch Fragen die Erläuterung seines gestrigen dictatorischen Ausrufes geben zu wollen schien. Wie konnte Ihr Gemahl, begann er, gegen mich Krieg führen? — Sir! Sie würden ihn nicht mehr achten, wenn er anders gehandelt hätte, entgegnete die Herzogin. — Wie so? fragte er. — Seit dreißig Jahren, erwiederte sie, ist mein Gemahl General in preußischen Diensten; der Augenblick, wo der König gegen einen so mächtigen Feind wie Eure Majestät zu kämpfen hatte, war nicht der Moment, ihn mit Ehren verlassen zu können. — Diese Antwort, die eben soviel Geist und Würde zeigte, als sie dem Stolze des Gewalthabers schmeichelte verfehlte die Wirkung nicht. Aber wie kommt es, fragte er, daß sich der Herzog mit Preußen verbunden? — Sie werden wissen, Sir, entgegnete die Herzogin, daß die jüngeren Linien des sächsischen Hauses immer dem Beispiel des Kurfürsten

gefolgt sind, seitdem die Politik dieses Fürsten sich mehr auf die Seite Preußens, als Oestreichs neigte, konnte der Herzog sich nicht von dem Haupte des Hauses trennen. — Mit jedem Wort der Unterhaltung stieg die Ehrfurcht des Eroberers gegen die Fürstin, endlich rief er mit Bewunderung ihres Geistes aus: Fürstin, Sie sind die verehrungswürdigste Dame, die ich jemals kennen gelernt habe. Sie, Sie allein haben das Herzogthum gerettet! Zu gleicher Zeit gab er den strengsten Befehl, das Land zu schonen, unterzeichnete einen Traktat, der die Erhaltung des Herzogthums sicherte, und konnte seitdem nie von dieser Fürstin ohne tiefe Bewunderung für ihren erhabenen und schönen Charakter sprechen.

Gibt es ein glänzenderes Zeugniß für die Verdienste einer Fürstin, wenn man die Thränen der Armen ausnimmt, die dem großen Verluste geweint werden?

Der Herr Generalsuperintendent Dr. Röhr in Weimar theilt zwar in dem Anhange zu seiner Gedächtnißpredigt eine mündliche Aeußerung dieser Fürstin mit, wonach sie die Glaubwürdigkeit dieses in französischen Memoiren befindlichen Berichtes aus dem einfachen Grunde in Zweifel stellt, weil ihre Unterredung mit Napoleon keine Zeugen gehabt habe. Aber die Folgen wie die Bewunderung dieses Herrschers sind faktisch und was seine Umgebung aus seinen Aeußerungen so leicht sich zusammensetzen konnte, hat die zarte Bescheidenheit, die über die laute Stimme des Ruhms erröthete, vielleicht nur mit leisen Zweifeln verhüllt.

Matthisson windet in seinen 1826 an Haug geschriebenen „Tagesberichten" — da wo er aus Weimar von der höchstseligen Großherzogin spricht, eine Blume dankbarer Anerkennung in den Tugendkranz dieser verehrungswürdigen Fürstin. Sie legte in der Unterredung mit Matthisson auf ihre Verdienste für die Landesrettung im Jahre 1806, auch nicht den allergeringsten Werth. „Das sei ganz natürlich" meinte sie, daß der Mensch, besonders in bösen Tagen, da Stand halte, wo die Pflicht ihm seinen Posten anweise, und sie begreife gar nicht, wie man soviel Aufsehens von einer Sache habe machen können, die sich von selbst verstehe." Da läßt sich mit Wahrheit sagen:

aux âmes généreuses
les plus grands sacrifices sont choses peu douteuses.

Karl Panse.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Unter die Zahl der Verehrer der Accoramboni gehörten aber zwei ernste, beinahe zu fürchtende Bewerber. Der Eine war der Graf Paganelli. Seine ganze Familie war durch die Familie der Ursini aus Neapel vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden. Er selbst war als Knabe mit seinen Anverwandten nach Frankreich gegangen, wo diese wohl aufgenommen worden waren und wovon Einige schon wieder hohe Aemter bekleideten. Er hatte gehört, wer Schuld an dem Unglück der Seinen gewesen, er hatte mit Freuden gehört, daß die Feinde seines Hauses oder ihre Söhne und Töchter noch lebten, und war mit rachekochendem Herzen wieder nach Italien gegangen, um jede Gelegenheit zu ergreifen, dem weitverbreiteten Geschlecht der Ursini zu schaden, und wenn er es vermöchte, sogar ihren Untergang herbeizuführen. Das ruhte aber tief verborgen in seinem Herzen. Und mit verstellter Versöhnung, oder mit vorgeblicher Unkunde jener Begebenheiten hatte er sogar in Padua mit dem Hause des Lodovico Ursini, dem Herrn von Monterotondo, Prinzen von Ascoli, Bekanntschaft gesucht und geheuchelte Freundschaft gemacht, da diese Ursini, ohne jene starken Antriebe zur Rache, welche neue noch lebhaft empfundene Beleidigungen oder Befürchtungen einflößen, dem angenehmen, unschuldigen Manne, der in seine Heimath als ein Fremder kehrte, sogar manche Gunst erwiesen, und durch neues anerkanntes Gute altes unbekanntes Böse gut machen wollten. Ja es fehlte wenig, daß er nicht Lodovico's Schwester Valeria zur Gemahlin empfangen hätte, wozu ihm besonders Lodovico's Frau, Guilia Savelli, allen möglichen Vorschub gethan. Aber entweder sehen Mädchenaugen schärfer, und je unschuldiger desto richtiger als man annimmt, und Valeria hatte also einen geheimen Abscheu vor dem Geheimen in seinem Auge und Herzen empfunden, oder war er ihr zu häßlich gewesen. Denn er bedurfte längeren Eingangs in einem Hause, ehe sich die Augen so an ihn gewöhnen konnten, daß nicht sein Leib bloß mehr gegenwärtig erschien, sondern auch sein Verstand anfing zu gelten, seine großen Fähigkeiten zu glänzen begannen, besonders aber, daß auch seine Zunge wirken konnte mit der feinsten gewandtesten Rede, die beinahe unwiderstehlich war. Und seine Mängel, wie diesen seinen fast alle andern Gaben weit überbietenden Vorzug sehr wohl erkennend, war er in den ersten Tagen und Wochen jeder neuen Bekanntschaft mit dem größten inneren Muthe und der sichersten Ruhe geduldig, begnügt und bescheiden, so daß dieses sein Betragen ihm schon die meisten Herzen gewann. Jetzt war Paganelli mit Raimondo Ursini, dem jüngeren Bruder des Lodovico Ursini, Prinzen von Ascoli, von Padua heimlich nach Rom entwichen, weil Raimond als ein verwogener junger Mann, voll Stolz auf seine mächtige Familie, aus Lasterhaftigkeit, Gewissenlosigkeit und Uebermuth ein Mädchen erstochen hatte, welches so edel gewesen war, ihn zu verschmähen. Mit diesem Anfange war Paganelli zufrieden, und der heftige Raimond schien ihm sehr brauchbar. Es fehlte beiden nicht an vielem Gelde, denn Raimond erhielt es aus Padua von seinem Bruder Lodovico, Paganelli aber von seiner Familie aus Frankreich. Der schönen Virginia Accoramboni gegenüber hatte er aber alle sein Vorhaben vergessen; ihr holdes Wesen, von welchem ihre bezaubernde Schönheit ihm nur die unbegreifliche, gleichsam durchsichtige Hülle schien, hatte ihn gebannt, alle seine andern Gefühle und unnatürlichen Bestrebungen getilgt

oder niedergehalten, und ihn nur mit dem einzigen Wunsche heiß und ganz durchglüht: Ihrer werth zu sein. Und wollte er Ihrer nur schon nicht unwerth erscheinen, wie gut, wie lieb, wie schön mußte er sein! Und er nahm es sich vor; zum Zeichen, daß die Schönheit eine wirkliche Kraft ist, feiner als Aether in das Herz dringend und sich mit dem Blute vermischend; und mächtiger als Licht, welches bloß belebt, und Keime zu blühen treibt; aber die Schönheit senkt auch die Keime des Guten zugleich ins Gemüth. Was er sich aber nicht vornehmen konnte — wie eine Maske — das war: schön zu sein. Und so war seine Liebe mit der Verzweiflung aufgewachsen, und hier war seine verwundbarste Stelle. In manchen Augenblicken gönnte er Virginia daher seinem römischen Freunde und Mitbewerber, dem Grafen von Anguillara, Herzog von Bracciano: Paolo Giordano Ursini, als Ersatz für seine gestorbene Gemahlin Maria von Medicis, Cosmus des Ersten, Großherzogs von Toskana Tochter. In andern Augenblicken gönnte er sie ihm als Stiefmutter für seine beiden Kinder, seinen Sohn Virginio, und seine Tochter Eleonore. Daraus konnte viel Unheil entstehen; denn Virginio, schon 14 Jahre alt, war sehr schön und sehr frech, und ohne alle Liebe zu seinem Vater, der schon 41 Jahre zählte, ein großer und schöner Mann — gewesen war, jetzt aber nur noch das Talent eines schönen Mannes, seine Gewohnheit, sein blasser Schatten geblieben, der im Grunde des Herzens mit keinem Fädchen mehr mit der Welt zusammenhing, als mit den schönen Schöpfungen der Kunst, und auch mit diesen nur, in sofern sie sich auf seine frühern Leidenschaften, Genüsse und Wünsche bezogen, oder sie rein und schön — ihm süß und unrein noch einmal vor die Sinne brachten. Unter diesen Umständen konnte die, noch von manchem andern tapfern und reichen Manne leidenschaftlich, also immer gefährlich geliebte Virginia, welche noch kaum 20 Jahr alt war, den Paolo vielleicht ja vermuthlich in große Gefahr stürzen, oder wenn auch nur in Sorge und Unruhe durch Eifersucht, wenn sie selbst auch noch so treu und ihm hold war — und ein Ursini weniger war glücklich; und zwischen „nicht glücklich" und „unglücklich" ist bei stolzen Gemüthern, wie bei Paolo Ursini, kein haarbreiter Unterschied. Hätte Graf Paganelli aber Virginia zu erwerben vermocht, so wäre er mit ihr nach Frankreich gezogen, und hätte für Unglück und Rache gern Liebe und Glück sich eingetauscht.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

2.

Die Ereignisse der neuern Zeit in Leipzig.

Man hat sich vielfach darüber gewundert, wie bei der oben angedeuteten Schlaffheit, Muthlosigkeit und Friedfertigkeit der Leipziger hier ein Volksaufstand hat entstehen können. Man hätte geglaubt, ganz Deutschland müsse vorerst in Flammen des Aufruhrs stehen, ehe man in Leipzig Feuer anschlüge. Allein man hat das Kind unrecht getauft und dadurch ist man irre an ihm geworden. Wenn ein Haufen Lehrlinge, Gesellen, Handarbeiter und Leute aus der untersten Hefe die Häuser einiger übermüthigen Subalternen, dann eines Mannes, der übrigens unbescholten und nur durch eine keineswegs verbrecherische Handlung den Haß jenes Haufens auf sich geladen, und endlich einiger Spelunken der Liederlichkeit zerstörte, so kann man dies doch unmöglich einen Volksaufstand nennen? Es war eine Selbstrache für persönliche Beleidigungen. Selbst an den Abenden, wo es keine Regierung mehr in der Stadt gab, sprachen die Stimmführer des empörten Haufens nur von den unerheblichsten Dingen, so z. B. daß jene übermüthigen Subalternen den und jenen „Er" titulirt, einen Empfindlichen mit dem Gefängnisse bedroht, an einem Andern die Drohung in Erfüllung gebracht u. s. w., ferner von Strafgeldern für kleine Vergehungen, von eisernen Bettstellen, die der Magistrat habe außerhalb der Stadt machen lassen u. s. w., dies war die Veranlassung zu dem Lärm, dies der Lärm selbst. Wenn aber nun die Behörden, im Bewußtsein mancher Schuld, in den Augenblicken der scheinbar drohenden Gefahr das Ruder fallen ließen, und zur Verhinderung einer gänzlichen Anarchie sich hülfeflehend an die Bürgerschaft wandten, so gewann in diesem Augenblicke die Sache eine ganz andere und eine höchst wichtige Bedeutung. Lang gehegter Unwille über vielfach erlittene Willkür brach aus; doch wurde dieser Unwille nicht zur Furie, sondern forderte mit Ernst und Verstand die Rechte des freien Bürgers. So ist es denn gekommen, daß man die Gelegenheit bei den Haaren ergreifend und aus der Noth eine Tugend machend — allerdings nach einem jesuitischen Grundsatze — sich schlechter Mittel zu guten Zwecken bedient hat. Freilich waren die Thatsachen schon geschehen, als man daran dachte, sie als Mittel zu benutzen. Wie nun oft selbst der Mangel einer ungern vermißten Sache doch irgend etwas Gutes bewirken kann, so geschah es hier, daß die Volkscharakterlosigkeit eine wirkliche Revolution verhinderte.

Man hat nun zeither vieles geredet und geschrieben über Abhülfe aller Uebel des Vaterlandes, man hat den hier wie überall mit enthusiastischer Liebe aufgenommenen Prinzen Mit-Regenten von Sachsen mit Lobreden und Lobgedichten überschüttet, man hat gegenseitig heilige Versprechungen gethan und empfangen, man sagt auch stets, daß gar fleißig an der Zufriedenstellung Aller, an einer gänzlichen Reform des Regierungswesens in Sachsen gearbeitet werde, bis jetzt ist aber noch nichts Näheres darüber verlautet, und schon erheben sich deshalb unwillige Stimmen. In Paris waren vierzehn Tage hinreichend, die ganze Regierungsform zu vollenden. Der übertriebene Preßzwang hat indeß nachgelassen, seit an der Stelle des Ministers von Einsiedel der hochherzige Bernhard von Lindenau am Staatssteuer sitzt.

Eine unmittelbare Folge der hiesigen Unruhen war auch die höchst merkwürdige Feier des Reformationsfestes hier. So sehr auch öffentliche Aufzüge in unserer Zeit ihre Bedeutung verloren haben, so hat man es doch für zweckmäßig gehalten, gerade durch solche Aufzüge das Fest zu verherrlichen. Es hat sich dabei hier und da ein Geist geregt, wie man ihn sonst wohl vergebens in Leipzig gesucht, und der sich, sehr verschieden von dem oben erwähnten unnützen Gerede, mit einem richtigen Verständniß wahrer Freiheit und der dem Staatskörper wie dem Staatsgeiste (der ja nicht allein aus dem Willen und der Einsicht der Regierenden, sondern auch der Regierten besteht) nothwendigen Bewegung und frischer Luft, damit neues Blut und junge Seelen sich bilden und werden, ausgesprochen hat. Vor allen nennen wir hier ein Gedicht zur Feier des Reformationsfestes von E. Ortlepp, welches mit poetischem Schwunge die wunden Stellen Sachsens trefflich andeutet und zugleich den Balsam nennt, der darauf geträufelt zur fröhlichen Heilung verhilft. Herr Ortlepp, ein hier lebender Privatgelehrter, hat bei der Gelegenheit nicht allein in diesem Gedichte, sondern auch in einigen andern in der Sachsenzeitung mitgetheilten die frohe Hoffnung aller wahren Patrioten erregt, in ihm einen für die heilige Sache des Volks hochbegeisterten Volksdichter auferstehen zu sehen. Wir entlehnen zur Rechtfertigung dieser Hoffnung zwei seiner Lieder aus der sich immer mehr zum Volksblatte gestaltenden Sachsenzeitung, welche wir für die gelungensten halten.

An die Katholiken.

Katholiken! Katholiken!
Ach, wenn sinkt die Scheidewand?
Wann wird endlich uns umstricken
Das ersehnte Liebesband?
Gerne möchten wir es schlingen
Und Euch ziehn an unser Herz;
Aber — ach! „wie soll's gelingen?"
Fragen wir in tiefem Schmerz.

Katholiken! Katholiken!
Flechtet an dem Bunde mit!
Flechtet mit! Nur dann kann's glücken;
Dann begegnet Schritt dem Schritt,
Unsre Arme seht Ihr offen,
Herzlich bieten wir den Gruß;
Laßt uns nicht vergeblich hoffen,
Nehmt und gebt den Bruderkuß!

Katholiken! Katholiken!
Gebt der reinen Lehre Raum!
Nur die Wahrheit kann beglücken,
Nicht des Irrthums bunter Traum.
Nur was Christus hat gelehret,
Macht Euch selig; nicht der Mann,
Der die Bibel Euch verwehret
Und die Wahrheit thut in Bann.

Katholiken! Katholiken!
Ach, so brecht die Fesseln doch
Lasset Euch nicht länger drücken
Von des Papstes Eisenjoch!
Folget des Verstandes Sonne!
Thut die alte Nacht von Euch!
Athmet Freiheit! Fühlet Wonne
In des heitern Lichtes Reich! —

Protestanten! Protestanten!
Und nun auch an Euch ein Wort;
Großen Kampf habt Ihr bestanden,
Seid geschritten fort und fort;
Wüthet nicht auf Eure Brüder,
Christen sind sie ja wie Ihr,
Sind desselben Hauptes Glieder,
Führen mit Euch ein Panier.

Protestanten! Protestanten!
Raset nie mit Schwert und Mord
Auf die Glaubensanverwandten;
Euer Schwert sei nur das Wort!
Hat sich Herz zu Herz gefunden,
Dann folgt auch die Hand wohl nach,
Brüder! — und — wir sind verbunden;
Käm' doch bald der schöne Tag!

Unser Baum.

In Sachsen, in Sachsen,
Ist ein Baum gewachsen,
Von Wurzeln stark,
Im Stamme Mark,
Mit grünen Zweigen,
Die Früchte zeugen
Mit goldnem Schein,
Und seine Krone sieht man steigen
In den Himmel hinein.

Viel Felsen, viel Felsen,
Thät man auf ihn wälzen,
Da er begann
Zu keimen heran;
Doch wollt's nicht glücken
Ihn zu erdrücken,
Man sah, man sah,
Mit staunend überraschten Blicken,
Bald stand er als Ceder da.

Nach oben, nach oben
Hat er sich erhoben
So flugs, so flugs;
Ein Wunderwuchs!
Die Aexte, die Sägen
An ihm zerbrechen;
Ob man sich müht,
Er läßt nicht fällen sich noch schwächen.
Er grünt, er blüht!

In Sachsen, in Sachsen,
So lasse man den Baum denn wachsen!
Wer ihn bedroht,
Den schlägt er todt;
Laßt ihn sich breiten
Nach allen Seiten
Und jedem Raum,
Daß uns die Völker all' beneiden
Um unsern Baum!

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 3. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 5. Januar. 1831.

Braunschweigs Klage und Hoffnung.

O Herzog Karl von Braunschweig! hinweg von Deinem Land,
Dem Wunden tief geschlagen das Scepter in Deiner Hand!
Es war ein heilig Scepter, von großen Ahnen geerbt,
Du hast damit als Geißel Dein edles Volk verderbt.

O Herzog Karl von Braunschweig! mit Deiner Brust von Stein
Standst Du in Deinem Volke so einsam und allein,
Was willst Du nun in Braunschweig, da Du gesagt das Wort:
Ich muß mich an Leichen gewöhnen! Fort, kalter Herzog, fort!

O Herzog Karl von Braunschweig! des grauses Machtgebot
Mit Kugeln und Kartätschen sein treues Volk bedroht,
Dir, Herzog, Schmach und Schande, der solche Worte sprach,
Sie hallen in Braunschweigs Lande, wie Donner Gottes nach.

Dich liebte Dein Volk mit treuer Verehrung, doch falsch warst Du!
Der Schloßbrand lodert als Feuer des Hasses nun ewig Dir zu.
Und wieder willst Du wohnen im Schloß, das Haß verbrannt?
Willst über dem Volke thronen, das Dich gerecht verbannt?

O Herzog Karl von Braunschweig! gib auf den eitlen Traum,
Laß Deinem erhabnen Bruder des edlen Rosses Zaum,
Das Du gestochen mit Sporen, so spitzig und so scharf,
Bis die Geduld es verloren, den Reiter zu Boden warf.

O Herzog Wilhelm von Braunschweig! mit Deiner warmen Brust,
Hast Deines Volkes Herzen in Dein's zu verweben gewußt,
Auch mein's schlägt Dir entgegen mit hoher Begeisterungsglut,
O bleibe Braunschweigs Segen, Dir weiht es Gut und Blut.

O Herzog Wilhelm von Braunschweig! so wall' und herrsche fort,
Von allen deutschen Lippen, tönt Deines Namens Wort,
Und was so freudig klinget von jedem deutschen Mund,
Wird in des Volkes Herzen als ew'ge Liebe kund.

E. Ortlepp.

Die Immortellen.

Es war Morgen und schlug eben auf der Sorbonne in Paris sechs Uhr, als ich langsam die Straße Saint-Jacques nieder wandelte. Ein junges Mädchen ging vor mir her, sie war schön in ihrer Unordnung, ohne Seidenschleife, Ohrgehänge und Halsgeschmeide. Ein kurzes, leichtes Gewand, ein kaum übergeworfener Shwal, und ein Strohhut war alles, was sie trug. Woher kömmt sie? wohin geht sie? waren die Fragen, die ich mir stellte. In Spanien hätte ich gedacht, die Besorgniß zu spät in die Messe zu kommen, treibe sie zu solcher Eile an, aber in Paris ..... Liebe konnte es nicht sein, ach, ihre Augen waren so roth, ihre Wangen so blaß!

Der Instinkt der Neugierde reizte mich an, ihren Schritten zu folgen. Auf dem Blumenmarkte blieb sie stehen. Blumen sind der Geschmack aller Frauen, und nichts ist natürlicher! Blumen deuten auf Liebe, Blumen machen von Liebe träumen.

Eine Verkäuferin rief sie an. — Wünscht Mademoiselle ein Bouquet? einen Resedastock? Dieser hier ist so eben in die Blüthe getreten. — „Ich wünsche Immortellen zu kaufen." — Immortellen .... und die Blumenverkäuferin schlug erstaunt die Augen zu dem Mädchen empor. Der Handel wurde geschlossen, und das junge Wesen setzte seinen Weg fort.

Freute sie sich in ihrer Trauer dieser Würde? Convulsivisch preßte sie die Blumen an ihren Busen, und ein seltsames Feuer strahlte in ihren Augen.

Als sie sich der Colonnade des Louvre näherte, wurden ihre Schritte langsamer. Hier, im Schatten eines hölzernen Kreuzes, einer dreifarbigen Fahne und grünender Bäume erheben sich die Gräber jener für die Freiheit gefallenen Helden eines einzigen Tages. Hierher trug das junge Mädchen ihre Immortellen.

Sie kniete nicht auf die frisch aufgeworfene Erde nieder, sie murmelte kein Gebet, nur erhob sie, als sie ihr Opfer hinlegte, ihre großen, thränenfunkelnden

Augen gegen den Himmel. Nie habe ich in Blicken den Ausdruck eines solchen Schmerzes gelesen. Er that mir weh und wohl zugleich.

Welches ihrem Herzen theure Wesen wird von dieser Grube umschlossen? Vielleicht ein Geliebter! ... Ja, ja, ein Geliebter, diese Thränen verkünden es.

Weine, junges Mädchen, weine! Deine Tage der Freude sind versiegt, deine Hoffnungsträume sind zerstört! Vorüber, für immer vorüber sind jene seligen Stunden, da seine Seele sich mit der Deinigen vermählte! Nicht wieder kehrt Dir jenes schweigende Entzücken, da eure Blicke in Thränen in einander schmolzen! Nicht mehr wirst Du jene Küsse fühlen, die berauschen und Furcht vor dem Sterben erregen. Eine tyrannische königliche Kugel hat dein Liebesglück auf ewig gemordet! .....

Weine, junges Mädchen! denn Dein Dasein gleicht jetzt dem Sande, in welchem der Himmel sein blaues Bild nicht abzuspiegeln vermag. Weine, über Dich allein! er ist glücklich, er hat die Erde mit dem Himmel vertauscht, denn auch die Freiheit hat Kronen für ihre Märtyrer! Sp.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Der zweite ernste Bewerber war nun eben Paolo Ursini, Herzog von Bracciano, welchem die Bejahung seiner Frage so gewiß schien, daß ihm der Aufschub sie zu thun einen eigenen Reiz gewährte.

Als aber eines Tages der Herzog von seinem Pferde geschleift worden und nur wie durch ein Wunder am Leben geblieben war, da hatte er nach überstandener Angst, noch ganz aufgeregt, und voll aufgerüttelter Kraft in seine künftigen Tage geschaut wie in einen Zauberspiegel, und was er thun wollen, hatte er sich vorgenommen bald zu thun. Dazu gehörte nun, und zwar als das Wichtigste, der Erwerb von Virginia, deren Besitz ihm keinen Tadel, nur Neid erwecken konnte. Denn wenn ein englischer König ein Königreich für ein Pferd geben wollen, so gäbe selbst der ärmste Römer mit Freuden hundert Pferde — oder Königreiche für ein schönes Weib; denn der Profit ist dabei klar, lebendig, persönlich und jedem vorzuweisen; und was Unaussprechliches dabei waltet, hat er noch über alles Sichtbare. Graf Paganelli aber war dringend aufgefordert worden, seine Rückkehr nach Frankreich zu beschleunigen, wo die angenehmsten ehrenhaftesten Verhältnisse auf ihn warteten — und nun konnte er wohl Italien gern verlassen, aber nicht Virginia; und er raubte ihm seinen kostbarsten Schatz, er brach die unschätzbarste Zahlperle aus der Muschel, wenn er sie mit sich führen konnte. Ihre Schönheit war allbekannt, ihr Geist nur Wenigen, welche aber noch mehr von ihm als von ihrer Gestalt gefesselt waren; aber ihre Liebe zu erfahren, sie liebend zu sehen, und sich selbst als ihren Geliebten zu empfinden — die Hoffnung dieses Glückes entschied ihn: sein bisheriges Unglück dagegen zu wagen, und sehr bescheiden in Worten — bloß um ihre Hand anzuhalten. Er und der Herzog waren zwar Freunde, selbst gute Freunde im kühlen, sich bescheidenden, abweisenden und nicht glücklichen Sinne der vornehmen Welt, aber sie waren keine Vertraute — und begehrten nicht danach, es einander zu sein.

Und so geschah es denn, daß der Graf und der Herzog sich beide an einem Tage in demselben Hause bei Virginia Accoramboni einfanden, dießmal ganz Eines Sinnes, und doch Jeder nur wohl gesinnt für sich. Daß Einer den Andern dort traf, fiel keinem auf; denn sie hatten beide dort oft ihre schönsten Abende zugebracht, und beide sich, schlau genug, durch Virginia's Bruder Felice, den sie mit mancher Gunst gewonnen, festen Fuß in dem Hause verschafft. Paganelli war an diesem Abend zuerst gekommen. Es verdroß ihn aber noch mehr als es ihn verwunderte, daß der Cardinal-Bischof Montalto in Feierkleidern zugegen war, und ihn zwar höflich aber mit einem feinen Lächeln begrüßte. Aber er erstaunte und ergrimmte unter der Maske der Freude und Theilnahme, als ihm der Cardinal seinen Sohn Peretti unter den Namen: „Graf Cellana" vorstellte, und auf Virginia deutend, hinzusetzte: „und seine Braut."

Paganelli mußte sich setzen, und war einige Augenblicke weder Paganelli, noch ein Mensch, weder in Rom, noch in Virginias Zimmer — sondern er befand sich in einer finstern Höhle voll Mordgeister, voll Geheul und Wuthgeschrei; gelbe und rothe Flammen fuhren darin hin und her, und aus ihrem Boden stiegen abscheuliche Larven empor. Aber männlich ertrug er ihren Anblick, und es war ihm schrecklich wohl in dem schrecklichen Aufenthalt. Einige Larven hießen ihn willkommen, schüttelten seine Hände, die ihm aber dadurch vom Leibe fielen, wie mürber morscher Plunder; und die Larven lehrten ihm den Gesang: „Du der Du zu Uns kommst, laß' alle Hoffnung" wie alte Mönche einem neuen Mönch ihr „Memento mori" lehren, ohne ein anderes Wort, als ihren wiederholten Gruß: Memento mori. Dabei sah er sein eigenes kolossales Haupt, wie von einem höllischen Michel-Angelo an die schwarze Wand mit Weiß gemalt .... das borstige Haar, die buschigen Augenbrauen, die verschmitzten, nach der Nase zu zusammengestellten Augen, die barbarische Nase selbst, und den Haifisch-Mund ... alles nach dem Lebendigen, aber ins Ungeheuere gemalt und verzerrt und doch grauenhaft getroffen. Er erkannte sich und lachte — den Andern leis vernehmbar aus seinem wachen Traume — er starrte sein eigenes Gesicht mit ingrimmiger Schadenfreude an, bis ihm nach und nach die Augen vergingen, bis das kolossale Haupt matter und matter vor ihm schimmerte, bis zuletzt nur die höhnischen Augen ihn allein noch starr wieder ansahen, und auch sie zuletzt in grausendem Scheine verzuckend starben, bis die schwarze Wand allmählig

braun, dann falb, dann eselgrau, dann immer heller und lichter ward, bis sie licht und weiß war, und an der Stelle seines häßlichen riesenhaften Gesichtes die liebliche Virginia saß, und mit ihren himmlischen Augen in seine wie zu Asche gewordenen Augen sah, welche aber von ihrem Feuer nach und nach anglommen; aus dem Augen schlich das Feuer aber wieder abwärts in Brust und Herz: er empfand alle seine Gebeine wieder, die wieder mit altem Haß sein Bewußtsein umgaben wie ein eiserner Harnisch — und er war wieder Er Selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache.

Wie schrecklich ist es, von einem weiblichen Wesen, von welchem man sich geliebt glaubt, dem man Rang, Vermögen, Alles, selbst die Ruhe des Gewissens, zum Opfer gebracht hat, betrogen zu werden!

Eduard wurde durch seine Pflichten als Major von Marien, seiner Geliebten entfernt gehalten, aber er leistete auf die durch Wunden und langes Harren errungene Ehrenstelle Verzicht. Um sie mit Pracht und Ueppigkeit zu umgeben, um ihren ausschweifenden Launen Genüge zu leisten, verkaufte er sein ererbtes Besitzthum, Alles was er in dieser Welt sein Eigenthum nannte, und brachte sich dem Bettelstabe nahe! — Wenn er nur dies allein gethan hätte! — Aber er hatte eine tugendhafte Gattin, eine Gattin die ihn auf das zärtlichste liebte, — und konnte sie verlassen! Weder die Verzweiflung der Unglücklichen, noch die Klagen der beleidigten Verwandten, noch die Bisse, die unleidlichsten Gewissensbisse hatten ihn abhalten können ..... Du bist ein Elender, war der Gedanke, der seine Wangen färbte, sein Herz krampfhaft zusammenpreßte, erdrückte!

Er hat eine Gattin um einer Geliebten willen verrathen. Diese verräth ihn jetzt; was ihm widerfährt, ist Strafe des Himmels, er hat kein Recht, sich darüber zu beklagen. Aber mußte es Marie, die so grenzenlos geliebte, so wahnsinnig angebetete Marie, mußte sie es sein, die ihn der Fehltritte wegen straft, die er um ihretwillen allein begangen hat?

Fluch! betrogen! mit kaltem Blute, aus Berechnung, für ein wenig Gold betrogen! Eine Handvoll Geld ihm vorgezogen ihm, der sie mehr liebte als sein Vermögen, seine Ehre, sein Gewissen! .... sie, sie ihre Umarmung, ihre Küsse einem Greise zu verkaufen! Solch ein Gedanke ist mehr, als ein Mensch tragen kann, ist schmerzlicher als der Tod, furchtbarer als die Hölle!

Rache, schreckliche, entsetzliche Rache muß er haben! Zu ihr, ob sie weine, ob sie die Hände voll Verzweiflung ringe, ob sie sich in unaussprechlicher Angst vor seinen Knieen winde und krümme, und ob er sie mit einem Wort, einer Geberde, einem Blicke beruhigen könne, nicht dieses Wort, diese Geberde, diesen Blick! Rache! Rache! Er stürzt fort, unter die Fenster des Hauses, dessen Anblick ihn sonst mit so großer Wonne durchbebte, eilt durch den dunklen Gang, hinauf über die verborgene, von ihm so oft betretene Treppe, vor die Thüre, die sich nur ihm, nur ihm allein hätte aufthun sollen. Hier hält er inne. Die Kräfte verlassen ihn, seine Kniee zittern. Kalter Schweiß schauert über seine Stirn. Sein sonstiges Glück, jetzt nur eine schreckliche Erinnerung, lastet auf seiner Brust, martert sie mit einer Pein, wie nie zuvor ein Mensch sie erduldet hat.

Er hört. Sie ist nicht allein, sie spricht, spricht — was? „Du weißt nicht, wie sehr ich dich liebe, Freund meiner Seele! Du weißt es nicht! immer, immer werde ich dich lieben!“

Dasselbe schwur sie ihm gestern, gestern noch zu! in demselben Tone, mit derselben Innigkeit! o wie fein, wie schlau! er kann es nicht länger hören, er öffnet plötzlich; blaß, mitleidslos tritt er ein. Maria sinkt in Ohnmacht. Ihr greiser Liebhaber ist starr vor Schreck und Staunen. „Morgen,“ ruft ihm der Major zu, „morgen haben Sie volle Freiheit, auf ihre süßen Worte zu hören, und sich mit ihr zu entzücken. Aber diese Nacht, diese letzte Nacht ist sie noch mein, ist mein allein, ist dessen, den sie verrathen hat, dem sie noch angehört!“

Der Greis wollte sich sträuben. Da packt ihn eine krampfhafte Riesenfaust, die kalte Mündung einer Pistole preßt sich seiner Stirne an, er bebt, er enteilt.

Als sie wieder zu sich kommt, ist sie allein mit dem Manne, den sie so furchtbar beleidigt hat. Stehend und mit verschränkten Armen harrte er ihres Erwachens mit einer Ruhe, zehnmal schrecklicher, als die schrecklichsten Ausbrüche seines Zornes. Er zog seine Uhr, reichte sie Marien und sprach: nimm!

Sie wandte sich ab, und weigerte sich. Nimm! wiederholte er mit tiefer, hohler Stimme; nimm! es ist das einzige, was ich noch besitze. Es ist der Preis der Nacht, die ich mit Dir zubringen will. Nimm! es ist mein letztes Geschenk. Nimm, ich will es!

Sie wünschte, nicht gehorchen zu müssen, aber sie konnte sich dem Einflusse dieser dumpfen Stimme nicht entziehen und nahm die Uhr. Hierauf setzte er sich, einige Schritte von ihr, auf einen Stuhl, und fragte: wie viel Uhr ist es?

In unbeschreiblicher Angst und Verwirrung erhob sie die Augen, die sie bis jetzt zu Boden geschlagen hatte, zu ihm, und antwortete: es ist elf Uhr! — In einer Stunde, wirst du mir alle Diamanten, Juwelen, und Kasemirshwale, die du von mir hast, zurückgeben, ich werde sie vernichten.

Da erhob sie sich, um auf die Klingel zuzustürzen. Aber der Major war schneller als sie, faßte sie am Arme, zwang sie, sich niederzusetzen, und zeigte ihr das unter seinem Rocke verborgene Mordgewehr. Sie sank auf den Stuhl zurück. Die Mitternachtsstunde schlug, ohne daß eines von beiden irgend ein Wort gesprochen hatte.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

3.

Universität.

Daß es bei unserer Universität wohl Manche geben mochte, denen die alten Formen zu lieb geworden waren, um sich gern und willig in die neuen, von der fortgeschrittenen Zeit lebhaft erheischten zu fügen, war zu erwarten; lange Gewohnheit und Bequemlichkeit machen, daß auch das minder Gute, als das Bessere erscheint. So ist denn die Reform der Universität nur erst als begonnen zu betrachten, oder glaubt man etwa, weil der hellsehende, vorurtheilsfreie, den Geist der Zeit und seine Anforderungen richtig würdigende Krug mit einigen ihm gleich Gestimmten es dahin gebracht hat, daß die abstoßende lächerliche Form endlich zerbrochen und eine einfache, unsern geläuterten Begriffen mehr angemessene, an ihre Statt getreten ist, weil er nun das Rectorat führt, es sei die Reform wirklich geschehen? O nein! Erst ein schwacher Anfang ist dazu gemacht. Ja, wer in einen alten Körper junges, frisches Blut gießen, wer ihm eine vorurtheilsfreie Seele einblasen könnte, der wäre auch im Stande, alles Lästige, Unnütze, Gemeine mit einem Schlage zu vernichten und uns eine ganz vortreffliche Universität hinzustellen. Er würde uns auch den Gefallen thun, mit diesem Schlage die preciöse kleinigkeitskrämerische Umständlichkeit, die sich in serieuser Berathung über die Wichtigkeit des pro und contra der unwichtigsten Sache durch Jahre hinschleppt, aus dem Lande Sachsen hinauszujagen; denn Leipzig ist die Pflanzschule, Lehrerin und Pflegerin derselben gewesen. Aber

— aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Wünschen wir uns Glück, daß wenigstens mit allen nöthigen Reformen ein Anfang gemacht ist, und daß uns für die Erschaffung neuer Seele und Blutes der Universität ein Krug bürgt. Schade, daß er selbst schon fast ein Greis ist! Gott erhalt' ihn noch lange! Möge ein junges, aus Krugs Schule hervorgegangenes, freidenkendes Geschlecht einst die bestaubten Lehrstühle besteigen, um den Facultätsstaub auszufegen.

Die Studenten sind hier in der Regel sehr wohlerzogene, ordnungsliebende Leute. Die Inländer sind die lobenswerthesten. Die Sachsen lieben das excentrische Wesen nicht, und die Jugend ist mit Recht still, fromm und fleißig. Sie treiben fein ihre Facultätswissenschaften und bekümmern sich um nichts anderes. Wozu auch? Alles kann der Mensch doch nicht lernen; und mehr als zu lernen verstehen die Sachsen nicht, und darum lernen sie das Eine gut. Der Jurist sein corpus juris und die sächsische Gesetzsammlung; der Theolog Dogmengeschichte u. s. w.

Trotz dem, daß nahe an 1000 Studenten in Leipzig sind, merkt man kaum etwas von ihnen. Doch nicht allein der ihre Lehrer beseelende Geist der Sittsamkeit und Frömmigkeit ist über sie gekommen, auch die Liebe zu alter Form, wie es scheint. Denn wie die Meisten von Jenen sich noch in Nationen, so möchten sich die Meisten von diesen in Landsmannschaften theilen, und sie waren unwillig, als ihre Oberbehörde ihnen am Festtage des dreihundertjährigen Jubiläums der Augsburger Confession das Tragen der Landsmannschafts-Uniformen verbot. Es war eben so unbegreiflich, warum die Studenten es verlangten, als warum man ihnen dies Verlangen abschlug. Die Corporationen sind auf Universitäten eben so wenig mehr an der Zeit, als im Bürgerthume. Unsere Zeit ist recht eigentlich die der Allgemeinheit, und alle ihre Institute bezwecken Allgemeinheit in jeder Beziehung des Wortes. Was hat die Schrecken unserer Tage anders hervorgerufen, als der Haß gegen die Besonderheit der Regierenden? Was bezweckt das tausendflammige Licht der Kultur anders als Allgemeinheit intellectueller und materieller Bildung? Es ist jedenfalls ein Mißgriff der Studirenden, die Landsmannschaften wieder zu constituiren, aber die Zeit wird ihn wieder gut machen. Man hat den Vorstehern dieser Landsmannschaften gern erlaubt, ihre Uniformen bei den Festzügen des Reformationsfestes zu tragen, und man hat wohl daran gethan; denn die kleine Eitelkeit junger, schön gewachsener Leute, meist vornehmen und reichen Familien entsprossen, auf die am Ende doch alles hinausläuft, ist in der That höchst unschuldig und verzeihlich. Die Studenten haben sich in den Tagen der Unruhe sehr verdient um die Stadt gemacht, indem sie ein bewaffnetes Korps bildeten, mit Säbeln durch die Straßen zogen und Wachen thaten. Das ist ebenfalls sehr löblich. Die dankbare Bürgerschaft hat ihnen dafür am Reformationsfeste eine kostbare Fahne geschenkt und auch das ist sehr löblich.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

(Historisches). Froissard erzählt im Leben Carls VI. Königs von Frankreich, daß dieser Herr nicht sehr gesund (auch selten geschеidt) gewesen. Sein Bruder Ludwig v. Orleans hatte die mailändische Prinzessin Valentina zur Gemahlin, eine hochintonirte Dame, wie berichtet wird, die es lieber gesehen hätte, wenn ihr Gemahl den Königl. Thron bestieg. Wäre nur der Dauphin nicht gewesen! Diesen bei Seite zu schaffen, war von nun an ihr Dichten und Trachten. Zu dem Ende ließ sie einen vergifteten Apfel zubereiten, und als einstmals ihr Prinz und der Kronprinz als Kinder mit einander spielten, dem letztern zuwerfen, der ihn aber nicht achtete, bis endlich, bei schlechter Aufsicht ihr eigner Prinz darüber kam, davon aß, und starb.

Cloris der Begründer der französischen Monarchie, gelobte dem heiligen Martin von Tours hundert Goldstücke für die Wiederherstellung seines kranken Streitrosses. Das Gelübde war gethan und angenommen; aber das Pferd konnte sich noch immer nicht bewegen. Da gab man ihm zu verstehen, daß er besser bieten müsse. Cloris legte also noch hundert Goldstücke zu, und — augenblicklich war das Streitroß gesund. Seitdem sagte Cloris: Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio" — cf. Gesta Francorum Tom II. pag. 554. sq. —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 4. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 6. Januar. 1831.

Dichterschmerzen.

Und so drängst du mich denn wieder,
Glühend Herz, zum lauten Wort!
Und mich reißt der Sturm der Lieder,
Wie Mänadenwahnsinn, fort.
Was hervorbricht aus des vollen
Busens unerforschtem Grund,
Stammelt unbewußt der Mund,
Und Ihr dürft mir drum nicht grollen.

Denn es hat nicht ernstes Sinnen
Diese Lieder Euch geweiht,
Nicht ein thörichtes Beginnen
Tändelnd Wort an Wort gereiht:
Meiner Wonne, meiner Schmerzen,
Meines Lebens höchstes Gut,
Quellen sie, wie heißes Blut,
Wild aus meinem innern Herzen.

Ja wie jene Purpurstrahlen
Sprühen aus die Lebenskraft,
So von Liedern wird in Qualen
Mir das Leben hingerafft;
Sterben muß ich und verbluten,
Strömen sie aus meinem Sein,
Die nicht Bilder, die nicht Schein,
Die Ich-selbst von dannen fluthen.

Ach, ich hegt' ein eitles Hoffen,
Eh' der Gott mich ganz bezwang
Und sein Pfeil mich tief getroffen!
Wie ein Blutstrahl leuchtend sprang
Meines ersten Liedes Klage
Aus der Brust zerbrochnem Haus:
Mit der Freude war es aus,
Mit dem Frühling meiner Tage.

Wie der Steppen Hauch, verderbend
Fuhr die Glut durch meine Brust,
Und die Blumen welkten sterbend
Und des Rasens grüne Lust.
Andre Blüthen, wie der Norden,
Hat der Süden mir gebracht.
Doch wer hat der Fremden Acht,
Die mir rauhe Hände morden?

Und mein Herz seit jener Stunde
Löste sich in Theilen ab.
Lieder waren's — und die Wunde
Klafft nun, wie ein weites Grab.
Ja was öfter wie Entzücken
Und wie Lust und Freude klingt,
Weisen, die der Schmerz sich singt,
Sind's, sich selber zu ersticken.

Was ich Euch im Lied vertraute,
Was Ihr liebet und verdammt:
Das sind jenes Schmerzes Laute
Der in meinem Marke flammt.
Und wie Jubel bunter Tänze
Oft geboren wird von Qual,
Also flecht' ich manches Mal
Lachend bunte Frühlingskränze.

Aber auf der Wasserwüste
Schiff' ich freudenlos umher,
Und es zeigt sich keine Küste
Und kein Nachen auf dem Meer.
Nur wenn Nacht durch Sterne lächelt
Aus des Himmels dunklem Raum,
Hat der Täuschung süßer Traum
Mild mich oft schon angefächelt.

Ludwig Storch.

Aus dem Tagebuche eines Mörders.

Beschlossen hatten wir die That gemeinsam, aber der erste Gedanke rührte von mir her; ich hatte hauptsächlich die Mittel, um denselben auszuführen, vorbereitet. Allein in der schrecklichen Nacht, als mein Mordgenosse unser Vorhaben in das Werk setzte, hielt ich mich aus Feigheit oder Vorsicht fern; und als er in der Folge wegen des begangenen Mordes verhaftet wurde, überwältigte Habsucht alle meine andern Gefühle, und mein Zeugniß vor dem Geschwornen-Gericht überantwortete ihn dem Tode.

Wir waren Schulkammeraden gewesen; er hatte in frühern Zeiten Charakterzüge an den Tag gelegt, die ihn

zu einem trefflichen Gefährten und liebevollen Freund stempelten, selbst jetzt, in seiner tiefsten Erniedrigung, war der Born ursprünglicher Reinheit in ihm nicht völlig versiegt, und als ich die Bank der Zeugen verließ, fiel sein Blick auf mich, und ich las in seinem leidenden Antlitz die Geschichte voriger Tage. Kein Gefühl der Rache gegen seinen Verräther war an ihm sichtbar, er war niedergeschlagen aber ruhig, und schweigend gab er mir ein Zeichen, daß er seinen treulosen Gefährten verziehen habe.

Ich irrte durch die Stadt, und wußte kaum, ob ich wegen meines Benehmens belobt oder gehaßt zu werden verdiente. Ja ich überließ mich der Hoffnung, daß sich die Neugierde der Menschen in Bewunderung verwandeln würde, und rechnete auf eine goldene Ernte, als Ersatz meiner Seelenleiden. Ich hatte eine Mutter, die ich seit vielen Wochen nicht gesehen, — ich wagte es nicht, sie zu besuchen, und doch war mir der Gedanke schrecklich, fortzugehen, ohne ein Wort der Liebe und des Segens von ihren betagten Lippen. Als der Morgen herankam, an welchem mein Genosse den Tod für unser gemeinsames Verbrechen erlitt, führte mich meine Unruhe in die Nähe der Volksmenge, welche der Hinrichtung athemlos zusah; als sie vorüber war, tobte Geschrei nach einem zweiten Opfer und ich hörte meinen Namen unter tausend Verwünschungen rufen. Einige der zunächst Stehenden schienen mich zu erkennen, und ich floh, floh ohne Nahrung, obwohl ich irdische Reichthümer genug hatte; denn von unserm Raube bei der alten Frau war lange noch nicht Alles in Saus und Braus verpraßt worden.

Es war mitten im Sommer. Wie lang, wie versengend heiß schien mir dieser Tag! Mühsam schleppte ich mich durch den Staub der Landstraße vorwärts, und auf meinem Herzen lastete centnerschweres Weh. Einige, die mir begegneten, grüßten mich herzlich — es waren Fremde, sonst hätten sie es nicht gethan. Selsam däuchte es mir, daß die Bauern ihre Feldarbeit mit solcher Unverdrossenheit, unter Scherz und Gesang verrichteten, während doch die Sonne gerade über ihnen mitleidslos glühte und strahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache.

(Beschluß.)

Wenig Augenblicke reichten hin, um die Juwelen zu zerschlagen, zu zertreten, und die kostbaren Shawls zu zerreißen. Sobald dies geschehen, warf er die Ueberreste zum Fenster hinaus. Dann setzte er sich mit Ruhe nieder, und fragte zum zweiten Male: wie viel Uhr ist es?

Marie wollte nicht antworten, aber er griff nach der Pistole, und sie sagte mit bebender Stimme: Mitternacht! — In einer Stunde werde ich alle diese Meubles, diese Spiegel; Alles, was sich in diesem von mir eingerichteten Gemache befindet, zerschlagen.

Die Wanduhr schlug, sie war das erste, was er zerschmetterte, dann folgte das Uebrige; bloß der Stuhl des Majors und der ihrige blieben verschont. Dann fragte er zum dritten Male: Wie viel Uhr ist es?

Mit fliegenden Haaren, halbtodt vor Schreck, bittere Thränen vergießend, warf sie sich zu des Majors Füßen, flehte um Mitleid, um Verzeihung, und versprach Alles für die Zukunft. Wie viel Uhr ist es? war seine Donnerantwort. — Ein Uhr! — In einer Stunde werde ich dir mit dieser Peitsche das Gesicht zeichnen.

Sie sank bewußtlos hin. Der Major sprengte ihr mit Kaltblütigkeit Wasser in das Antlitz, und so kam sie wieder zu sich.

Welche Angst stand Marie während dieser langen Stunde peinlichen Harmes und stummer Verzweiflung aus! während dieser Stunde, die der schmerzlichen Züchtigung, die sie für das ganze Leben brandmarken sollte, voranging! Und keine Hoffnung, ihn zu erweichen, ja nicht einmal den Versuch wagen dürfen!

Es schlug zwei Uhr. Er hieb sie in das Gesicht, und schleuderte die Blutende auf den Boden hin. Dann zog er seine Pistole hervor und legte sie auf die Trümmer des Tisches. Auf diese Zurüstungen folgte abermals die entsetzliche Frage: Wie viel Uhr ist es?

Sterben; Sterben! war der Schreckensgedanke, der sich jetzt ihrer Seele bemeisterte. Zitternd wand sie sich vom Boden empor. Das Leben, rief sie, das Leben, nur das Leben lasse mir! Schlage, tritt mich, aber nur das Leben, nur das Leben nimm mir nicht! — Er lächelte bitter, stieß sie mit dem Fuße von sich, und fragte: Wie viel Uhr ist es?

Dieses Mal antwortete sie nicht, sondern dachte nur an den Tod.

Es schlug drei Uhr. Der Major griff nach der Pistole, umschlang Marie mit der einen Hand, und zeigte ihr die Todeswaffe. Sie wollte zum letzten Male um Gnade flehen, aber nur unverständliche Töne drangen über ihre krampfhaft zitternden Lippen. Er weidete sich einen Augenblick an ihrer Seelenangst, dann sprach er: Du sollst nicht sterben! und er hielt sich die Pistole in den Mund, drückte los, der Schuß fiel.

Die Bedienten eilten auf das Krachen desselben herbei, und sprengten die Thüre ein. Sie fanden ihre Gebieterin noch in den Armen des gefallenen Majors, sie war mit Blut bedeckt, mit noch rauchendem Gehirne bespritzt.

Zum Glück für sie hinterließ der Schlag, den sie in das Gesicht erhalten, keine bleibenden Spuren. Wenige Tage darnach veränderte sie Wohnung, Namen, und fand bald wieder einen neuen Liebhaber.

Jetzt ist Marie die Maitresse eines reichen Banquiers. Heiterkeit, und fröhlicher Muthwille thronen auf ihrem Angesicht. Sp.

Reise-Zeitung.

Negertanz in Brasilien.

Ich machte einen Spaziergang durch die Hauptstadt. Ganz vertieft in Gedanken über das künftige Schicksal des unermeßlichen Brasiliens, das eben erst seine Unabhängigkeit proklamirt hatte, wurde ich plötzlich eines Platzes ansichtig, der ein Oval von ziemlicher Ausdehnung bildete, und fast ganz mit grünem Rasen bedeckt war. Ein Meer von schwarzen Köpfen wogte auf diesem Platze durcheinander. Es waren afrikanische Sklaven, denen man bei Gelegenheit der Krönung des Kaisers Don Pedro einige Tage Freiheit gewährte, und die sich dem Vergnügen des Tanzes überließen, wie sie es fast immer thun, wenn sie sich einige Augenblicke von ihren schweren Arbeiten abmüßigen können.

In dem eirunden Platze, dessen ich eben Erwähnung gethan habe, erblickte ich eine Menge schwarzer Gruppen, aus denen sich Töne rauher, wilder, aber äußerst origineller Musik emporwanden. Desohngeachtet herrschte eine gewisse Zusammenstimmung in diesen zerhackten, barbarischen Accorden. Die Neger sind leidenschaftlich für die Musik eingenommen, und es ist allbekannt, daß sie wundervoll Takt halten. Jede dieser Gruppen stellte einen afrikanischen Volksstamm vor, jede hatte verschiedenartige Instrumente, Pfeifen, Zierrathen und Kostüme, und Alles war höchst seltsam anzusehen; Alles trug den Stempel der äußersten Originalität.

Eben näherte ich mich einer Gruppe angolischer Sklaven, welche für gute Arbeiter gelten und großes Geschick zur Erlernung europäischer Handwerke haben, als die Mitte des Platzes meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dort stand nämlich ein Neger von hohem Wuchse und vollkommenem Ebenmaß. Er besaß eine glänzend schwarze Haut, und so blendend weiße Zähne, daß es von weitem aussah, als hielte er einen Schneeballen zwischen den Lippen. Sein Anzug war im höchsten Grade bizarr, er hatte mehrere Westen an, und ihre Farben stachen von einander so sehr als möglich ab.

Während dieser Afrikaner auf eine seltsame Weise pirouettirte, oder mit dem einen Fuße hüpfte, indeß der andere in der Luft verschiedene Zeichen beschrieb, schlürfte er dichte Wolken von Tabakrauch ein, die er stets mit ein Paar Schlucken Branntwein hinunter schwelgte. Seine Pfeife war mit eigenthümlichen Hieroglyphen verziert, und das ungewöhnlich lange Rohr derselben ging durch einen mit Wasser gefüllten Kürbis, um den Rauch kühl zum Munde zu führen. Er spielte mehrere Instrumente zu gleicher Zeit, ließ seine mit Bändern und Federn gezierte Mütze in die Luft empor springen, und fing sie mit der Brust wieder auf.

Ich konnte nichts Geregeltes in seiner Art zu tanzen entdecken. Alles in derselben war abgebrochen und ungleich; bald drehte und wendete er sich mit Blitzesschnelle, bald machte er gewisse Bewegungen mit unerträglicher Langsamkeit, ermüdend einförmig, und ohne irgend eine Anmuth, gleich als wollte er den Panther und den Elephanten seines glühenden Afrikas schildern. Nichts, was ich je gehört habe, glich seinem Gesange, er stieß denselben in rauhen Cadenzen, in drei verschiedenen Dialekten aus. Man stelle sich vor, daß eine Trommel unter dem Schlägel plötzlich platze, und man wird einen Begriff vom Diapason *) seiner Stimme haben. Glücklicher Weise war er sparsam damit, was bei Negern etwas äußerst Seltenes ist. So oft er einen neuen Tanz beginnen wollte, kündete er dies durch das Zittern aller Glieder, durch schreckliches Verzerren der Gesichtsmuskeln, und durch ein Schielen an, so abscheulich, als ich es noch niemals gesehen hatte.

Ich habe schon erwähnt, daß er allein war. Als Ursache hievon erfuhr ich, das er der einzige seines Volksstammes sich in Rio Janeiro befände. Er repräsentirte eine ganze Nation.

Ich bin überzeugt, daß man ihm viel Tabak und viel Branntwein hätte anbieten müssen, um ihn zu bewegen, sich zu den andern Negern zu gesellen.

Da er seit fünf Jahren auch nicht einen Sklaven seines Volksstammes, oder seiner Horde ankommen gesehen, so blieb er dabei, sich in Festtagen stets von den übrigen ferne zu halten, und allein die Honneurs für seine Nation zu machen. Er war beständig den Sticheleien der anderen Neger ausgesetzt. Aber er verstand Scherz sehr wohl, und sagte bloß: wenn er frei und in seiner Heimath wäre, so würde er jeden, der sich über ihn lustig machen wollte, den Kopf spalten, und dies würde dann ihm Freude erregen.

Ich entfernte mich ungern von diesem originellen Menschen, wiewohl sein Patriotismus anfing, mich zu betäuben.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden in Süd-Amerika.

---

*) Umfang.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin im November 1830.

O! es ist eine verhängnißvolle Zeit; — was war in den wenig Wochen, die ich aus Berlin abwesend, nicht Alles geschehen! — Die Franzosen hatten einen neuen König bekommen, die wackern Braunschweiger das so lange geduldete Joch kräftig abgeschüttelt, die Belgier den besten Anfang gemacht, ihr Land zu verwüsten, und über das ganze Deutschland war so ein Revolutions-Ungewitter hingezogen. Sogar in Berlin gab es, während ich in Hamburg Beefsteak aß, und in Doberan Pferde laufen und Roulette spielen sah, blutige Köpfe; man hatte zwei Abende Revolution gespielt, die Leute hatten Steine eingesetzt, und Hiebe gewonnen. Aber die Heinefetter — im Rheinisch Westphälischen Anzeiger ist sie in einer Korrespondenz-Nachricht aus Berlin, die „liebe Ausreißerin von Kassel" genannt, — ach! sie ist fort! — Ich wische mir eine Thräne aus dem Auge, und lasse mir an einer

Straßenecke, beim Rockkragen festgehalten von einem der enthusiastischten aller Enthusiasten, den ich seiner unbeschreiblichen Narrheit wegen verehre (halten doch die Muhamedaner und einige andere Völkerschaften die Verrückten gar für Heilige), erzählen, wie diese herumziehende Nachtigall nur etwa 50,000 Rthlr. jährlich, einige Benefizvorstellungen, fünf Monate zu reisen, und nach zwei Jahren volle Pension verlangt, die bösen Menschen ihr jedoch diese billigen Forderungen abgeschlagen hätten. Ich sagte: ei, es ist freilich nicht wenig, aber man hätte sollen eine neue Steuer erdenken, etwa eine Sporensteuer, welcher alle unterworfen, die Sporen tragen und nicht reiten können, oder einen Klatschkonsenz, oder eine Gewerbesteuer für Alle die, welche nichts thun; das hätte viel Geld eingebracht. „Freundchen, Freundchen, keine Anspielungen," antwortete er, mir lächelnd mit der — mit einer Lorgnette bewaffneten — Hand drohend. „Sie kommen doch heute ins Opernhaus? — die herrlichen Elslers! — Herr, haben Sie die Elslers noch nicht gesehen? — O, Sie müssen heute — — Werde, werde, unterbrach ich schnell den Redewüthigen, denn ich sah wie eben eine lange verzückte Tirade aller vorhandenen und nicht vorhandenen Vorzüge, mit unzähligen Superlativen durchschossen, auf seinem Gesichte aufzog. „Nun Sie sollen selbst sehen," versetzte der Enthusiast, „und wenn sie dann nicht sagen müssen, es sei das liebenswürdigste Künstlerpaar, welches je Berlin entzückte, — so will ich acht Tage kein Theater besuchen." Er brachte hastig die scharfen Gläser vor die matten Augen — auf der entgegengesetzten Seite ging eine phantastisch geputzte Dame vorüber — sagte eilig: „Auf Wiedersehn, Theuerster!" und hüpfte fort. — Ueber Tische ward leidenschaftlich politisirt. Ich kann das Schwatzen und Fabeln über derlei Gegenstände, das Vermuthen und prophetische Vorhersagen, das Behaupten so vieler unsinnigen Meinungen nicht leiden, und war froh als ich abgespeist hatte. — Aus den Zeitungen wird Ihnen indeß bekannt sein, daß Prinz Albrecht mit seiner hohen Gemahlin, der Prinzessin Mariane, in unsere Stadt einzogen. Die höchstverehrte Frau möge segensreich wirken! Zur Vermählungsfeier wurde die Oper Andreas Hofer nach Rossini's Wilhelm Tell gegeben. Sonderbare Wahl! — Der russische Feldherr Diebitsch befindet sich noch hier, und dieß gibt Anlaß zu allerhand Gerüchten. Allgemein spricht man davon, daß er den russischen Dienst verlassen, und in preußische treten werde. Ein sehr verbreitetes Gerücht, er würde das Fräulein von Bülow, Hofdame der Fürstin von Liegnitz, ehelichen, wollen viele nur für einen Scherz halten. — Nach Tische erzählte mir ein Bekannter, was ich auch theilweise schon in Zeitungen und Journalen gelesen, daß die Schröder fort, der Sänger Rosner, so wie die bekannte Birch-Pfeifer gastirt, von letzterer auch ein paar neue Stücke auf die Bühne gekommen wären, von denen der Leichenräuber sich der Reihe schauderhafter Schaudergemälde als: drei Tage aus dem Leben eines Spielers; die Rache wartet u. s. w. würdig angeschlossen habe. Bei der stattgefundenen Kunstausstellung, welche gegen 1200 Gegenstände den Schaulustigen dargeboten, hatte ein trauerndes Königspaar von Lessing, die große Parade von Krüger und Hylas von Nymphen geraubt von Sohn, vorzüglich Aufsehn gemacht. Herr Rellstab hat in der Zeitung für die elegante Welt viel darüber gesagt. — An Vergnügungen und Zerstreuungen haben wir wahrlich keinen Mangel. Sonnabend als den 27. November wird in den Sälen des königlichen Schauspielhauses ein „großer maskirter und unmaskirter Ball" statt finden. Die Anordner sind die Herrn Hoguet und Carl Blum. Der Ball wird von acht Uhr bis ein Uhr dauern, und um zehn eine Lotterie gezogen werden, zu welcher jede Dame ein Loos erhält. In den Pausen sollen sogar Nationallieder abgesungen werden. Den Tag darauf wird auch das Winter-Tivoli von neuem eröffnet, und zu gleicher Zeit ein „großer brillanter Zaubergarten" dem neugierigen Publikum gezeigt werden. Nach dem, was man bis jetzt an jenem Ort geleistet hat, erwarten wir von dem Letztern etwas ungewöhnlich Schönes. — Im Elysium läßt Herr Heinzelmann noch immer „Wasserfeuerwerke" abbrennen; Schade daß der Tanz im Freien hat aufhören müssen. „Det war eene Lust!" — Herr Eduard Maria Oettinger, der durch seine — wenn auch nicht immer ganz unverschuldeten — trüben Erfahrungen, und durch die Gleichheit seiner Schicksale mit dem berüchtigten Saphir sehr bekannt geworden ist, befindet sich wieder hier, und gibt im Verein mit Herrn von Sommerfeld den „Till Eulenspiegel, ein Abendblatt für die schöne und häßliche Welt" von Neuem heraus. Bei Logier soll ebenfalls eine neue Zeitschrift: „Forum der Journallitteratur" erscheinen. Der Redacteur ist nicht genannt, welches gut und auch nicht gut ist. Bei Natorff ist ein „Berlin wie es ist" herausgekommen. Das Buch hat, wie die meisten Schriften dieser Art, verschiedene Vorzüge, verschiedene Mängel. Der Preis ist bei der Ausstattung ziemlich gering, jedoch in dieser Hinsicht der Wegweiser von Rumpf — zum Gebrauch für den Fremden hinlänglich — vorzuziehen. Auch haben wir eben ein ganz neues Buch vor uns liegen, (eine zu zeitige Geburt, es ist unter dem Druckort schon mit 1831 bezeichnet; also noch neuer als neu.) „Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen. Erster Theil. Quellen des Shakspeare. Herausgegeben von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrok. Berlin in der Finkeschen Buchhandlung. Der Letztere der Herausgeber Kammergerichtsreferendarius Simrok, ist, wie Ihnen wahrscheinlich schon aus andern Journalen bekannt sein wird, wegen des Abdrucks eines Gedichts im Freimüthigen: „die drei Farben" seines Postens entsetzt worden. — — — Laut Vorwort soll diese Sammlung sagenhafter Erzählungen abendländischen Ursprungs, zu Tausend und einer Nacht ein Gegenstück bilden. Sie sind größtentheils sowohl interessant, als auch gut erzählt, mitunter indeß etwas allzufrei, wie „die Kunst zu lieben" und vorzüglich „die Rache." Der Spruch: dem Reinen ist alles rein" ist schon recht gut, aber — —.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 5. (II. Jahrg.) Freitag, den 7. Januar. 1831.

Der Hirtenkrieg. Novelle in drei Theilen von Georg Döring. 8. Frankfurt a. M. gedruckt und verlegt von J. D. Sauerländer. 1830. 4 Thlr. 20 gr.

G. Döring gehört auch zu den deutschen Vielschreibern. Er hat bei weitem nicht Spindlers Gewandtheit in der Darstellung und an Tiefe der Ideen nichts vor ihm voraus. Dagegen sind seine Begebenheiten motivirter und natürlicher herbeigeführt, seine Charaktere menschlich wahrer. G. Döring hat viel Mittelmäßiges geschrieben, dieser Hirtenkrieg ist besser als mittelmäßig; man ist versucht, ihn den guten Romanen unserer Zeit beizuzählen. Des ungeachtet leidet er an vielen Mängeln und Schwächen. Der erste Fehler ist der der Breite sowohl im Plane des Werks selbst, als in der Darstellung. Die ganze Geschichte konnte gut und gern in einem Bande abgemacht werden, und wenn man damit fertig ist, wundert man sich nicht wenig, wie drei Bände mit diesem Stoffe konnten vollgefüllt werden. In der Behandlungsart des Stoffes und selbst im Styl ist ein recht geflissentliches Nachahmen von W. Scott nicht zu verkennen. Man lese folgenden aus der Mitte herausgegriffenen Periodus, und man wird unser Urtheil nicht unbillig finden:

„Am obern Theil des Zürchersee's stand, in der Nachbarschaft anderer Wohngebäude, nicht weit von jenen Flecken und Dörfern gelegen, die, einige Jahre früher, gegen die willkührliche Gewalt des Hauptortes Zürich sich erhoben hatten, dann aber so gewaltthätig wieder unterdrückt worden waren, bis die drohende Annäherung der Neufranken die Züricher zu Milde und Gerechtigkeit nöthigte, ein Landhaus, das sich durch seine Größe und seine stattlichen Umgebungen vor den andern in seiner Nähe auszeichnete." — Dergleichen Sätze finden sich viele in den drei Theilen des Buchs. Da nun dem Verf. jener höhere Zauber der Sprache abgeht, ein Kind reinster und wahrster dichterischer Begeisterung, welches mit unwiderstehlicher Gewalt hinreißt und des Lesers Seele mit einem süßen Taumel erfüllt, so lassen selbst seine interessanten Beschreibungen der Schweizergegenden kühl, obgleich er gerade hier, bei seiner genauen Kenntniß der Localitäten und bei der gigantischen Großartigkeit der Natur Helvetiens, hätte er seinen Vortheil verstanden, selbst den schwer zu befriedigenden Leser für sich hätte gewinnen müssen. So aber blickt überall, selbst in Stellen, wo die ungeheure Alpenwelt mit ihren erdrückenden Massen herein tritt, und gerade zu zum begeistertsten Dithyrambus auffordert, eine gewisse laue Umständlichkeit und Gedehntheit durch, der man es nur zu gut abmerkt, ihr letzter und höchster Zweck sei nur, das Papier vollzufüllen; und so bleibt die Beschreibung weit hinter ihrem Gegenstande zurück.

Ein zweiter Tadel muß die Anlage des Plans treffen und zwar in doppelter Beziehung; jedoch hätte mit einer Erweiterung desselben beiden Mängeln zugleich abgeholfen werden können. Bevor wir jedoch diese Mängel nachweisen und jene zur Abhülfe derselben nothwendige Erweiterung angeben können, ist es nicht zu vermeiden, den Stoff des Buches, aller poetischen Ausschmückung entkleidet, unsern Lesern vor Augen zu legen.

Der Roman spielt im Jahr 1798 am Zürchersee und in dessen Umgegend. Die Hauptpersonen sind: ein edler patriotisch gesinnter Gutsbesitzer Aloys Waßmer, ein Greis hoch in den sechsziger Jahren, seine beiden Söhne Lothar und Vincenz, seine unverheirathete Schwester Brigitte, eine hohe Vierzigerin, seine beiden Pflegetöchter Elisabeth und Luise (die erstere ist die Tochter eines früh verstorbenen Bruders des alten Herrn Waßmer, die letztere die eines ebenfalls vor langer Zeit schon verstorbenen Jugendfreundes desselben, eines Landpredigers; beide Mädchen sind von zarter Jugend an in Waßmers Hause mit dessen beiden Söhnen aufgewachsen); Landolin, ein junger reicher Verwandter der Waßmerischen Familie, Walter Brenni, Waßmers Lehnsmann, Seppi Flueli, dessen Schwester, Gabriel Bendel, ehemaliger Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft. Außerdem sind noch viele zum Theil höchst interessante Nebenpersonen da, die zu nennen für unsern Zweck überflüssig wäre. Der Gegenstand des Romans ist der Aufstand der Hirten im Sihlthal und den benachbarten Thälern gegen die übermüthigen französischen Republikaner, die sich sammt ihrer

zweideutigen Freiheit dem harmlosen Hirtenvolk aufzwingen, und die Dämpfung dieses ohne Nachdruck und zur unrechten Zeit erregten Aufstandes und gänzliche Unterdrückung der Schweizer durch die Neufranken. In der That ein ganz vortrefflicher Vorwurf eines historischen Romans, und wir möchten fast glauben, daß ein großer Theil des Beifalls, den man diesem Döring'schen Hirtenkrieg zollen wird, auf Rechnung des geschichtlichen Stoffes kommen muß. Ob der Verf. diesen so glücklich aufgefundenen Stoff eben so glücklich benutzt und nach allen Seiten hin, wo sich ihm der Anlaß dazu bieten mußte, dichterisch ausgeführt hat, ist eine andere Frage. Unsrer Ueberzeugung nach, ist dies nicht geschehen, und die Bearbeitung ist ebenso hinter der Großartigkeit und Schönheit dieses Stoffes zurück geblieben, wie, wie wir oben bemerkten, die Beschreibung der Naturschönheiten hinter diesen selbst. Doch wir wollen nicht vorgreifen, und kehren deshalb zur Geschichte zurück. Der alte Waßmer ist von den unter sich uneinigen, theils beschränkten, theils übelwollenden Schweizern beleidigt worden; die stolzen auf ihre Rechte eifersüchtigen Städter haben ihn in Zürich ins Gefängniß geworfen, als er mit andern Abgesandten des Landes vor sie getreten war, um gleiches Recht mit den Städten zu fordern. Aufs Höchste erzürnt über das seinem geliebten Vater angethane Unrecht, ist der ältere Sohn Lothar zu den die Schweiz bedrohenden neufränkischen Republikanern übergetreten und dient nun zu seines Vaters größtem Leidwesen, der nach jahrelanger schmählicher Gefangenschaft befreit worden ist, gegen sein eigenes Vaterland. Der jüngere Sohn Vincenz ist dagegen ein getreuer Schweizer geblieben, hat aber, der Uebermacht weichend, als ein geschworner Feind der Franzosen und einer ihrer furchtbarsten Gegner im Kampf, das Vaterhaus verlassen müssen, und lebt mit Walter Brenni in einer Höhle auf der Spitze des Diethelm, eines jener Alpenkolosse, deren Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist, ein wild romantisches Trochlotydenleben. Beide Männer führen den Krieg im Einzelnen fort. Waßmers Pflegetöchter werden von seinen Söhnen geliebt; Elisabeth von Vincenz, Luise von Lothar, jedoch nicht nach dem Wunsche des Vaters, welcher den Aeltern für Elisabeth und den Jüngern für Luisen bestimmt hatte, warum? erfährt man nicht. Aloys Waßmer, als ächter Patriot, erkennt den unter den Feinden des Vaterlandes gegen dasselbe kämpfenden Lothar nicht mehr als Sohn an; Vincenz, der muthige Schweizer, der erbittertste Franzosenfeind, ist dagegen sein Liebling geworden. Lothar kommt als republikanischer Soldat in das Vaterhaus und wird vom Vater mit eiserner Härte verstoßen. Der Sohn sieht ein, daß er einer schlechten Sache den Eid geschworen, daß die Franzosen durchaus nicht die sind, für die er sie gehalten, daß sie sein Vaterland unterdrücken, statt es zu befreien; er verachtet, er haßt sie, er verabscheut ihr Thun und Treiben, er bezeichnet ihre Motive selbst als schlechte; dagegen liebt er sein Vaterland, glüht für dessen Freiheit und ist den Vertheidigern derselben von Herzen zugethan. Auf diesen Umstand ist der ganze Roman aufgebaut. Wie unhaltbar aber dies Fundament ist, sieht man leicht ein.

(Beschluß folgt.)

Frankreich und Europa. Betrachtungen über die neuesten Staatserschütterungen in (mit) besonderer Rücksicht auf Deutschland. Von Karl Panse. Leipzig bei C. H. F. Hartmann 1831. gr. 8. 9 gr.

Eine Schrift für den ruhigen Beobachter, möchte ich sagen, wenn irgend jemand ein ruhiger Beobachter dieser schicksalsschweren Zeitereignisse sein könnte, wenn nicht Hoffnungen, Wünsche, Besorgnisse, Leidenschaften, Alles, zwischen einer bekannten alten, und einer unbekannten neuen Welt getheilt wäre! Ja eine neue Welt liegt vor uns, und eine Zukunft, die verwirklichen wird, was man bisher Träume nannte, und in welcher das Reich der Gesetzlichkeit der Bajonette nicht mehr bedürfen wird, ist im Anzuge, sicher und unaufhaltsam wie die Fluth des Meeres, für viele vielleicht eine Sündfluth, die endlich eine lange, alte Rechnung schließen wird. Dies kann nur der verkennen, dem kein Zeichen der Zeit spricht, den kein Erlebniß der Vergangenheit warnt. Die Menschheit hat bereits viele Arten von Regierungsformen und Religionen gehabt; die Stifter glaubten stets für die Ewigkeit gebaut zu haben, und siehe da, jeder hatte nur für eine Zeit gebaut, welcher der Genius der Menschheit oft plötzlich ein Ende machte. Wer kann sagen, daß nicht bereits das Flammenschwert gezückt ist, um eine Ordnung der Dinge zu stürzen, für welche Millionen geblutet haben? Wer kann behaupten, daß außer Republik und Monarchie nicht eine dritte Form des Weltlebens möglich ist, in welcher nur Völker, keine Staaten neben einander bestehen werden, in welcher der Grundsatz, daß alle Menschen Brüder sind, allgemeine Geltung erlangen und feste Norm alles Thuns werden wird? Die Menschheit ist einer unbegrenzten Weiterbildung fähig, und es kann sein, daß die goldne Zeit nicht hinter uns, sondern glänzend und hehr, als eine Welt voll Licht und Segen, vor uns liegt. Ein Ocean von Blut trennt uns zwar noch von dieser Zukunft, aber diese selbst ist unaufhaltbar, und wer immer in Europa jetzt zuerst den Kanonendonner wird erdröhnen lassen, für diese Zukunft, nicht für sich selbst wird er arbeiten!

Ist nicht diese Zeit so neu, so wunderbar, so nichts von Allem ähnlich, was sich je zuvor in Europa begeben hat, daß selbst die erfahrensten Staatsmänner, die so manche Stürme glücklich zu überwinden verstanden haben, jetzt nur mit Unschlüssigkeit, mit Scheu und Zagen an die Bestimmung dessen, was zu thun ist, gehen? Ja, muß man nicht eine Art von tragischem Mitleid für jene Männer fühlen, welche ihr ganzes Leben lang gekämpft, nach vielen Widerwärtigkeiten endlich gesiegt haben, und ihr System für immer befestigt glaubten, und die nun plötzlich so unsanft aus diesem Traume gerüttelt wurden, und außer den bekannten Gefahren überdies vor unbekannten besorgt sind, die noch im „Hintergrunde der Zeiten" lauern dürften? Und wären sie nicht besorgt, wozu jene furchtbaren Heere, die sich allenthalben zusammenziehen, jene noch engeren Fesseln, die in manchen großen Staaten dem freien Worte jetzt angelegt werden?

Diese an überraschendem Glückwechsel, an neu aufkeimenden Gesinnungen, an Erwartungen und Besorgnissen so reiche Zeit zu erklären, die Ursachen jener plötzlichen Umwälzun-

gen, die in Frankreich und Belgien, jener Unruhen, die in Deutschland, dem stillen, duldenden, sinnenden, philosophirenden, träumenden, frommen Deutschland, statt gefunden haben, zu erforschen und darzustellen, ist eine des Denkers höchst würdige Aufgabe. Wir können versichern, daß die oben genannte Schrift in dieser Hinsicht gelungen zu nennen ist, und in einer würdigen Sprache die Elemente angibt, deren Durcheinandergährung die Revolutionen von Frankreich und Belgien hervorgebracht hat, und ganz Europa zu erschüttern droht. Der Verfasser theilte seine Schrift in drei Abschnitte, Reactionssystem, Umsturz des Reactionssystems, Einfluß auf Europa. Ueber die politischen Fehler, daß Karl X dem Jahrhunderte den Jesuitismus aufzwingen wollte, über die religiös-mystische Richtung der Gemüther nach den Kämpfen von 1812, 13, 14 und 15, über die heilige Allianz, die Legitimität, über das immer lockerer Werden der Bande der inneren Verbrüderung unter den deutschen Völkern, über das System des politischen Gleichgewichts spricht der Verfasser im ersten Theile als aufmerksamer Beobachter seiner Zeit und gründlicher Kenner der Geschichte. Die nächsten Veranlassungen zu Karls X Sturze, der Unterschied zwischen der Revolution von 1830 und 1789, die Erhebung Orleans auf den Thron, und die Besorgnisse, welche Frankreichs innerer Zustand einflößt, sind im zweiten Abschnitte mit lichtvoller Klarheit auseinander gesetzt. Im dritten Abschnitte thut der Verfasser dar, daß die französische Revolution von 1830 zur nächsten Folge die Erschütterung des sogenannten politischen Gleichgewichts der Staaten gehabt habe, und geht dann auf die belgische Revolution und die Unruhen in Deutschland über, welche er der Noth der arbeitenden Klassen „mitten im Frieden, nach einer funfzehnjährigen Erholung, ohne Unglück der Ernten, ohne Uebertheuerung, oder Werthlosigkeit der ersten Lebensbedürfnisse" zuschreibt.

Beherzigung verdienen die Schlußworte: „Aus allem diesen springt in die Augen, daß das Jahrhundert, weit entfernt, auf seine alten ruhigen Grundlagen zurück gekehrt zu sein, sich noch mitten in einer Bewegung befindet, deren letztes Ende nicht abzusehen ist; daß die Richtung der gegenwärtigen nicht sowohl auf den Sturz des monarchischen Principes, als auf größtmögliche Freiheit der Entwickelung menschlicher Thätigkeit ziele, und daß endlich diejenigen Staaten oder Staatenvereine, welche diese Freiheit begünstigen, am wenigsten zu befürchten haben."

Von Seite 75 bis zu Ende gibt der Verfasser sechs schätzenswerthe Zusätze, die mit dem Werke in Verbindung stehen.

Die typographische Ausstattung ist äußerst anständig.

Johann Sporschil.

Stimme eines Nordamerikaners über deutsche Musik.*)

Wer nie in Berlin war, oder wer nie Oestreichische Musiker hörte, kann sich auch keinen Begriff von der Vollendung machen, welchen die Instrumental-Musik in Deutschland erlangt hat. Die Deutschen stehen im Gesange unter den Italienern, weil die feuchten Winter des Nordens vielfache Erkältungen herbeiführen, und dadurch jene Ausbildung der Stimme erschweren, welche wir so oft südlich von den Alpen mit Entzücken wahrnehmen. Allein, wenn sie auch den Italienern in der Vokal-Musik weichen, so übertreffen sie doch darin bei weitem die Franzosen, und, meines Dafürhaltens, auch alle anderen nördlichen Völker. Sie haben eine größere Leidenschaft für die Musik, als irgend eine Nation Europa's, die Italiener selbst nicht ausgenommen. Sie ist bei ihnen nicht bloß eine Fertigkeit, sondern ein Studium; ja, ein Theil ihrer Existenz. Ein Instrument spielen zu können ist nach der Meinung mancher Studenten fast eben so nothwendig, als Homer oder Euripides zu verstehen, und nicht wenige von ihnen spielen gleich fertig die Flöte, die Guitarre und das Pianoforte.

Ich habe viele Privatleute gekannt, die mit großem Geschmack und Gefühl spielten, und einige darunter so ausgezeichnet, daß, verlören sie einmal ihr Vermögen, ihr musikalisches Talent ihnen doch ihr Auskommen sichern würde. Sie fangen das Studium der Musik gewöhnlich sehr frühzeitig an, oft schon im sechsten, achten und zehnten Jahre, und gelangen durch beständige Uebung zu einer Fertigkeit, wovon wir in den Vereinigten Staaten keine Ahnung haben. Sogar die Bauern in verschiedenen Theilen Deutschlands, besonders im süd-östlichen Sachsen und einigen Gegenden Böhmens, verkürzen ihren Freunden manche müßige Stunde mit der Guitarre oder dem Pianoforte. So wird die Musik ein Haupt-Gegenstand der Unterhaltung, und man versteht den verschiedenen Styl der Componisten eben so gut, wie den der Schriftsteller oder Künstler. Jede große Stadt unterhält eine Anzahl Musikchöre für ihre Concerte, Theater und Bälle, und die kleineren haben deren eins oder mehrere. In den meisten Städten gibt es eine Menge singender Knaben, welche gänzlich oder theilweise von den Bürgern unterhalten werden und bei Leichenbegängnissen und öffentlichem Gottesdienst singen müssen.

Steht auch ihre feierliche Musik dem Miserere des Allegri*) nach, so würde dennoch ein Eingeborner Roms ihnen oft mit dem größten Vergnügen zuhören. Dies ist ein so ergiebiger Stoff der Unterhaltung und so anziehend für die Deutschen,

---

*) Dieser an Kopf und Herz gleich gesunde Nordamerikaner bereiste in den letztverflossenen Jahren Norddeutschland und legte seine meist sehr originellen Ansichten über die Länder, Städte und Menschen, welche er sah, in Briefen in die Heimath nieder. Die Reisebeschreibung erschien im vorigen Jahre in New-York und wird in Amerika mit allgemeinem Interesse gelesen. Wir glauben uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir mehrere Auszüge daraus in der „Reisezeitung" mittheilen, da es nicht ohne Nutzen und zugleich sehr ergötzlich ist, uns selbst durch die reinen, scharfen und gesunden Augen dieses vorurtheilsfreien genialen Mannes zu betrachten, unsre Tugenden in seiner warmen Bewunderung anerkannt, und unsre Thorheiten mit seinem köstlichen Humor verlacht zu sehen. Er spricht vorzüglich über Berlin, Leipzig, Weimar, Göttingen und Frankfurt, und verbreitet sich meist über alle Lebenszweige. D. R.

*) Gregorio Allegri, geb. zu Rom 1590, gest. das. 1640. Sänger der päpstl. Kapelle und unsterblich durch die Composition des Miserere, eines Gesangstücks, welches sonst jährlich nur in der Charwoche gesungen und gewissermaßen heilig gehalten wurde. D. R.

wie die politischen Gespräche es für unsere Landsleute sind; und die wissenschaftliche Weise, in welcher sie darüber reden, ist für einen Amerikaner eben so überraschend, wie es der kühne Ausdruck unsrer politischen Meinungen für einen Deutschen sein würde. So wurde dies Land, vor allen andern, das Land der Melodie.

Die Musik ist nicht blos für das gemeine Volk, sondern für jede Regierung und jeden Monarchen Deutschlands ein Gegenstand von Wichtigkeit. Die beste Oper in seiner Hauptstadt zu haben, ist für den Fürsten eine Quelle fast eben so großen Vergnügens, als die beste Garde du Corps in Europa zu besitzen. Die Anzahl von Fremden, welche in der Residenz den Winter zubringen, und mehr noch die der Ausländer, hängt nicht wenig von der Beschaffenheit der Oper ab. Man hört oft von Reisenden in diesem Lande die Aeußerung: „Ich werde den Winter in jenem Orte zubringen, weil die Oper dort sehr gut ist." Um ihrer Oper den größten Ruf zu verschaffen, laden die Monarchen gewöhnlich die ausgezeichnetsten Componisten nach ihrer Hauptstadt ein und geben ihnen einen Jahrgehalt. Dieses Fach steht ganz unter ihrer eigenen Leitung, und von ihnen werden die Vorkehrungen zu einer neuen Oper getroffen. Maler, Schneider, Putzmacherinnen, das Orchester, alles wird in Bewegung gesetzt, und nach einer Ausgabe von 20 bis 30,000 Thalern wird das neue Stück dem Publikum vorgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Schöne Künste.

Die Gallerie Luxemburg zu Paris ist fast nur mit Gemälden aus der Kaiserzeit gefüllt. Wir wollen bei drei der auffallendsten verweilen.

Der Kaiser verzeiht den Aufrührern von Cairo, gemalt von Guérin. Wenn man dieses Gemälde betrachtet, so findet man, daß die Beleuchtung darin keineswegs von der warmen, allüberstrahlenden Sonne des Orients, sondern von den gelbblassen Strahlen einer Lampe herzurühren scheint; der Held sieht niedergeschlagen und linkisch aus; und man wird bei dem Anblicke der Baumzweige über dem Haupte des Eroberers unwillkürlich an Napoleons Worte zu dem Künstler erinnert: Sie haben sich wohl gefürchtet, mich in die Sonne zu stellen. Und doch ist Guérin ein großes Talent, doch hat er den Marcus Sextus gemalt, wie er bei seiner Rückkehr aus der Verbannung die Leiche seiner Gattin findet. Offenbar war dieser Künstler nicht geschaffen, den Helden von Egypten, oder die Grenadiere des Kaiserreiches, oder die Muselmänner zu malen, und wurde zum Feinde seines Talents, als er es versuchte, ein historisches Gemälde seiner Zeit zu liefern.

Der Kaiser Napoleon empfängt die Schlüssel von Wien, gemalt von Girodet. Allerdings sieht man auf diesem Gemälde den grünen Frack und den grauen Ueberrock des petit caporal, aber der Besieger von Oesterreich ist es nicht! Alle diese Personen leben nicht; kalt und todt ist Alles auf der Leinwand. Und doch hat Girodet Gemälde, wie Endymion, Atala, die Sündfluth u. s. w. geschaffen. Mit einem Worte, auch Girodet war nicht der Mann, um den Kaiser und seine Geschichte zu malen, und als er es versuchte, da sündigte er gegen sein Talent.

Die Schlacht von Austerliz, gemalt von Gérard. In der That, das ist die Schlacht von Austerliz, dort ist Napoleon, dort Rapp, aber — man bleibt kalt. Es ist wahrhaftig eine Schlacht: Blut, Feuer, Rauch, zerbrochene Waffen, Grenadiere, die mit gefälltem Bajonette vorrücken, Verwundete, Todte, der Krieg mit seinem Schrecken, Alles, Alles ist da, nur eines fehlt — das Leben. Das Ganze ist vom Künstler auf eine bewundrungswürdige Weise arrangirt, aber es geht ihm jene ergreifende Wahrheit ab, die Salvator Rosa hineingelegt haben würde, wenn er die Schlacht von Austerliz hätte malen können. Gérard ist ein großer Maler, er hat die heilige Theresia gemalt, aber auch er ist nicht der Maler des Kaisers und der Kaisergeschichte.

So soll denn wirklich Niemand jenen blassen, düsteren Feldherrn so großartig malen können, wie er unserer Phantasie vorschwebt? Soll wirklich Niemand die Leinwand mit jenem stolzen und sieggekrönten Leben der Eroberungszeit befeuern können? Ja, es hat sich einer gefunden, Ein Einziger, geschaffen, um dies Alles wieder zu geben. Die Sonne des Orients, jener warme, gifthauchende Himmel, der starre Norden, die blutigen Schlachtfelder, jene ganze Zeit mit ihrem Ernst, ihrer Großartigkeit, ihren Helden, dies Alles ist von einem Künstler mit der Lebendigkeit begriffen und mit der Wahrheit ausgeführt worden, welche den oben erwähnten Gemälden mangelt. Dieser Künstler ist **Gros** *).

*) Die Werke dieses berühmten Malers werden in einem unserer nächsten Blätter besprochen werden. D. R.

Buntes.

Bei dem ungemein thätigen **Jacquet** (Firma: Mich. Lindauer'sche Hofbuchdruckerei und Verlags-Handlung) in München, ist „das literarische Taschenbuch auf das Jahr 1831, so nützlich und angenehm, als unterhaltend und lustig zu lesen, herausgegeben von Lic. S. Ratzeberger" erschienen, in welchem namentlich die Rubriken: literarische Anekdoten und gelehrte Seltenheiten, Wunderlichkeiten und bizarre Einfälle vieles, in der That, echt Komisches und Witziges enthalten. Die folgende kleine Probe dürfte das Zwerchfell unserer Planeten-Leser erschüttern:

„Der berühmte Reichshofrath v. **Senkenberg**, der nicht selten sehr zerstreut war, wurde einmal in einem vornehmen Hause zur Tafel geladen. Während man die Suppe genoß, fiel ihm ein, die Gesellschaft sei in seinem eigenen Hause und plötzlich sprach er ungemein pathetisch: Meine Herren und Damen, verzeihen Sie, daß die Suppe so schlecht ist, aber — meine Frau liegt in Wochen.

(**Kunstnotiz.**) In Folge des von dem Kalligraphen **Heinrigs** in Cöln herausgegebenen großen kalligraphisch-componirten Kupferstichs: „**das Königsblatt**" ist derselbe von Sr. Majestät dem Könige von Preußen mit einer großen goldenen Medaille begnadigt worden.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 6. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 8. Januar. 1831.

Biographieen und Charakteristiken ausgezeichneter lebender Bühnen-Künstler und Künstlerinnen. *)

Moritz Rott.

Regisseur des Königl. Sächs. Hoftheaters zu Leipzig.

Sachverständige Beurtheiler der dramatischen Kunst haben den Namen Rott schon oft zu denen eines Eßlair und Anschütz gestellt, und wer diesen Künstler in irgend einer der vorzüglichsten Heldenrollen gesehen, in welcher ihn früher die beiden genannten älteren Tragöden entzückten, wird, wenn keine Parteilichkeit sein Urtheil besticht, nicht nur dem Ausspruch jener gelehrten und geistreichen Kritiker beipflichten, sondern sich sogar gestehen müssen, daß Rott durch Wahrheit und poetische Erhabenheit des Vortrags und Spiels, durch physische Kraft und Charakternuancirung selbst der abstractesten poetischen Heldenzeichnungen, jene beiden überrage, wie dies namentlich im Wallenstein der Fall ist. Bei dieser noch immer im Steigen begriffenen Ausbildung seiner Kunst, die uns hoffen läßt, ihn in einem Zeitraum von wenigen Jahren den ersten Tragöden Deutschlands nennen zu können, nimmt man natürlich an der Persönlichkeit des Künstlers Theil, wie man ja dies bei allen ausgezeichneten Menschen thut; und deshalb wird die nachfolgende gedrängte Darstellung seines Lebens vielen, ja wir möchten sagen, allen, welche ihn jemals auf der Bühne gesehen, willkommen sein.

Moritz Rott ist der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und wurde 1796 in Prag geboren. Von früh auf erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, an welcher der Wohlstand und die ausgezeichnete Liebe einer vortrefflichen Mutter nichts sparten, und als man an dem höchst lebhaften Knaben bald ein nicht gemeines Talent entdeckte, als die Lehrer durch sein bewundernswürdiges starkes Gedächtniß und seine schnelle leichte Auffassungsgabe überrascht wurden, bestimmte die Mutter ihren Liebling den Studien. Er machte, mit Eifer und Liebe sein Ziel verfolgend, in den Wissenschaften die besten Fortschritte und hörte bereits Philosophie, als der für ihn eben so plötzliche als bedeutungsvolle Tod der Mutter den durch diesen Schlag fast vernichteten Jüngling aus seiner Laufbahn riß. Der Vater, ein ehrenwerther, rechtschaffener, aber strenger und nur von einem Kaufmannsgeiste belebter Mann, war nie mit dem Plane der Mutter hinsichtlich des Sohnes einverstanden gewesen, hatte sich ihr aber, da sie ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, gefügt. Nun hatte sie ihr schneller Tod verhindert, ein Testament zu machen, und der Jüngling fiel der Willkühr seines Vaters anheim. Und so wurde er gezwungen, den Studien zu entsagen, und den Kaufmannsstand, den er nicht liebte, zu wählen. Doch sein lebhafter Geist faßte und begriff in kurzer Zeit das ganze Comptoir-Geschäft. Er trat in seinem neunzehnten Jahre als erster Buchhalter in eine der bedeutendsten Handlungen Prags (Schick), deren ausgebreitetem und vielfältigem Geschäfte er zwei Jahre hindurch mit großer Umsicht, Genauigkeit, Fleiß und Treue vorstand.

Schon in den ersten Jünglingsjahren war die Neigung zur Schauspielkunst in ihm erwacht, und nur mit Mühe bezähmte er das heftige Verlangen ihr zu genügen, als er zum Dienste des Merkur schwören mußte. Aber die Verzagtheit, ihm theure Familienverhältnisse zu lösen, wurde von dem in ihm immer stärker emporglühenden Genius der Kunst besiegt, und es bedurfte nur einer an sich unbedeutenden Veranlassung, ihn seinem wahren Beruf, dem Priesterdienste in Thaliens Tempel, zuzuführen. Auf die Gefahr hin, von seinem Vater gänzlich verstoßen zu werden, kündigte er dem ihn höchst ungern verlierenden Hause Schick und ging, sich dem Drange seines Herzens überlassend, nach Wien. Den Entschluß, sich nun der dramatischen Kunst zu widmen, konnte selbst ein ihm nachgeschickter sehr heftiger Brief seines Vaters nicht mehr ändern, worin ihm derselbe unter Andern schrieb: „Wenn Du unter die Komödianten gehst, nenn' ich Dich nicht mehr meinen Sohn." Und durch dieses harte Wort tief erschüttert, entsagte der junge Mann dem

*) Unter dieser Rubrik werden wir von Zeit zu Zeit berühmte Namen von den ersten Bühnen Europa's nennen. D. R.

ehrenvollen und ihm so theuern väterlichen Namen und betrat mit dem Namen Rott die Bühne. —

(Fortsetzung folgt.)

Kurzgefaßte Geschichte der Münchner Hof- und Nationalbühne.

Cum res animum occupavere, verba ambiunt.
Seneca.

Seit Saphir, Oettinger und Konsorten auf einige Zeit in München ihr unseliges Wesen trieben, hatte man Gelegenheit in den Tagesblättern solch seltsame und sich widersprechende Urtheile über die dortige Hofbühne zu lesen, daß das Publikum an dieser Kunstanstalt nothwendigerweise irre werden mußte und es dürfte nun endlich ein Mal an der Zeit sein, dieses Institut in wahrhafter und ruhiger Weise zu würdigen; doch um diesem Zwecke einigermaßen zu entsprechen, sieht man sich gezwungen, hier beinahe mit Leda's Ei zu beginnen.

Die Glanzperiode der Münchner Hofbühne tauchte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf, als die untere Pfalz mit Baiern unter Karl Theodors Scepter vereinigt wurde, und die bisherige Celeberität der Mannheimer ging nunmehr auf die Münchner Bühne über.

Die berühmtesten, damaligen Koryphäen der dramatischen Kunst in Süddeutschland, ein Huck, Muck, Marchand, die Antoine u. m. a. versammelten sich unter Babo's Banner, eines Mannes, der noch jetzt als Prototyp aller Theaterdirektoren gelten kann; denn nicht nur selbst einer der vorzüglichsten dramatischen Dichter seiner Zeit, verstand sich Niemand besser als er auf Bühnentechnik, mit welcher Kenntniß er die nun, wie es scheint, verloren gegangene Kunst vereinte, unter den ihm untergeordneten Künstlerpersonale Friede und Eintracht zu erhalten und ein echtes höheres Kunststreben zu wekken. Es konnte nicht fehlen: bald galt die Münchner Hofbühne für eine der gediegensten — wenn nicht gar für die vorzüglichste — im weiten Deutschlande, und während einer langen Reihe von Jahren wußte sie diesen ihren Ruf zu behaupten.

Aus Babo's Händen ging die Bühnenleitung in die eines Herrn v. la Mothe über. Hr. v. la M. hatte ein leidliches Drama: „Ida Münster" geschrieben, doch außer dieser Arbeit nun und nimmermehr einen eigentlichen Beruf zur Theaterdirection bewährt. — Unter M's Regiment erfuhr das Münchner Bühnenwesen im Allgemeinen bald eine gänzliche Umwandelung.

Ein Privatunternehmer hatte die Erlaubniß erhalten, in einer Bretterbude vor dem Isarthore Darstellungen zu geben. Die Bude brannte ab und die Privatgesellschaft — ihr Anführer nannte sich Weinmüller — wäre wohl auseinander gelaufen, wenn ihr der gutmüthige selige König Max Joseph nicht die Erlaubniß ertheilt hätte, vor der Hand das kleine Theater im sogenannten Herzoggarten — einem königl. Gebäude, in welchem sich jetzt das Kadetteninstitut befindet — zu benutzen.

Das Herzoggartentheaterlein wurde häufig besucht und Hr. v. la Mothe machte den Vorschlag, welcher auch angenommen wurde, die Entreprise in Regie des Hofes zu nehmen.

Von nun an machte das Herzoggartentheater erhebliche Fortschritte; es wurden junge, talentvolle Leute engagirt, und man gab neue pikante Lustspiele, an welchen der Hof und das Publikum viel Behagen fanden. Es kam endlich dahin, daß man der Herzoggartengesellschaft ein eigenes, großes und geschmackvolles Haus an dem Isarthore erbaute, welches bereits i. J. 1812 eröffnet wurde.

Es lag im persönlichen Interesse des Herrn v. la Mothe, das neue Isarthortheater möglichst zu heben; die noch vorhandenen bessern Mitglieder der immer mehr in Verfall gerathenden Hofbühne mußten sich auf demselben verwenden lassen, und von nun an wurde der Geschmack des Publikums ganz und gar zu den sogenannten Spektakelstücken und später zu den trivialen Wiener Lokalpossen hingeleitet d. i. systematisch verdorben.

Nachdem Hr. v. la Mothe viele Jahre lang sein Unwesen getrieben hatte, gab er endlich vielfachen Anlaß zur Unzufriedenheit und wurde pensionirt.

Der edlere Theil des theaterbesuchenden Publikums hatte längst geseufzet und es schien endlich auch der große Haufen einsehen zu wollen: die dramatische Sphäre vermöge Besseres als Staberliaden, Besseres als Pferde- und Hundestücke zu bieten.

Ein herrliches neues Haus war neben dem kleinern Hoftheater erbaut worden und diesem neuen Hause widmete man nun große Theilnahme. Ein Hr. Stich war la Mothe's Nachfolger geworden. Stich hatte bisher im subalternen Staatsdienste (als Regierungssekretär) gedient und als Lieutenant bei den freiwilligen Jägern die französischen Feldzüge mitgemacht; in solchen Sphären hatte Hr. Stich vollkommen Genüge geleistet, allein höherer, wissenschaftlicher, Welt- und ästhetischer Bildung entbehrte der Mann großen Theils und Niemand konnte begreifen, wie er zur Stelle eines Hoftheater-Intendanten berufen werden konnte, wer nicht wußte, daß der damalige, ziemlich mächtige Minister der Finanzen des Regierungssekretärs Jugendfreund gewesen und demselben große Verbindlichkeiten schuldete. Freilich immerhin ein seltener Fall, daß Minister ihrer Jugendfreunde gedenken! —

Nach unzähligen Mißgriffen, welche natürlicherweise nicht ausbleiben konnten, schien Hr. Stich endlich seine wichtige Stellung doch immer mehr zu begreifen. Ein ehemaliger, strenger Militär wußte er unter das leichtfertige Theatervölklein einige Disciplin zu bringen; alle Ausstattungen und Anordnungen Stichs zeugten von richtigem und selbst großartigem Geschmack, der leider nur zu oft sich bis zur Verschwendung neigte; es wurden ausgezeichnete Sujets engagirt und schlummernde Kräfte geweckt; das Isarthortheater endlich wurde sich selbst überlassen und an dessen bisherigen Regisseur — den bekannten Karl, nun in Wien — verpachtet und immer mehr begann die Hofbühne wieder einen ihrer würdigen Platz in der Reihe der ersten deutschen dramatischen Kunstanstalten einzunehmen, obwohl der damalige Hof sich beinahe ausschließlich für die italienische Oper interessirte.

Eine neue Katastrophe trat ein; das große Hof- und Nationaltheater brannte (i. J. 1822) ab. Es ist bei solchen Gelegenheiten immer schwer zu untersuchen, durch wessen Fahrlässigkeit ein solches Ereigniß sich begeben konnte, indessen —

Hr. Stich hat sich nach aller Billigdenkenden Dafürhalten von dem Vorwurfe: seine Nachlässigkeit habe das Unglück herbeigeführt, hinlänglich gereinigt.

Bevor nun ein neues, dem abgebrannten ähnliches, Haus hergestellt werden konnte, mußte man sich wieder auf das alte Hoftheater beschränken, welches bereits unter dem Churfürsten Maximilian Joseph III. für die italienische Oper i. J. 1760 erbaut worden ist. Daraus daß zu jener Zeit nur Hoffähige Zutritt hatten, läßt sich die große Beschränktheit des Saales erklären, welcher übrigens im Geschmack der damaligen französischen Baukunst geschmückt, ein prachtvolles Ganze in seiner Art darstellt und große Summen verschlungen haben soll.

Das Publikum, einmal an das große, herrliche Haus gewöhnt, fand wenig Behagen mehr an dem so eben erwähnten kleinern Saale, und das Hoftheater wurde nun wieder sehr sparsam besucht. Hr. Stich war dennoch einigermaßen in Mißcredit gerathen; sein ehemaliger hoher Gönner ließ ihn fallen und auch Stich wurde nun in Ruhestand versetzt.

Der neue Intendant, ein Baron Weichs, war ebenfalls seines Handwerkes ein Militär und gehörte der Kaste des hohen, vaterländischen Adels an. Der Mann hatte große Reisen gemacht, sollte viele Kenntnisse und Geschmack besitzen und man setzte große Erwartungen in seine Person, welche aber Hr. v. Weichs in solchem geringen Maße befriedigte, daß er, mit sich selber unzufrieden, schon nach einer sechs monatlichen Amtirung abdankte. Ihm folgte im Theater-Regimente der noch jetzt fungirende Intendant, Freiherr von Poißl.

Alle Umstände vereinigten sich in den ersten Zeiten seiner Amtsverwaltung für den Baron Poißl. Kaum waren drei Jahre verflossen, seit das große Haus in Asche zerfallen war, und schon stand an seiner Stelle, wie durch zauberische Impulse hervorgerufen, ein neues, prachtvolleres Gebäude als das vorige gewesen war; es wurde auf das Feierlichste am 2. Januar 1825 eröffnet. — Der Direktor des Isarthortheaters nahm bald darauf mit seiner Schaar von München Abschied und zog nach Wien. Das zweite Theater blieb seitdem verschlossen; alle Concurrenz fiel weg; man strömte in's neue Haus und die Lokalblätter, deren Redakteure sich, wie anderwärts auch, freien Eintritts erfreuten, stießen mit vollen Backen in ihre feilen Trompeten und verkündeten — Poißl's Lob.

Doch gar zu lange blieb die Viktoria auch diesem Freiherrn nicht treu, denn Polizeidirektoren, Nachrichter und Theater-Intendanten können es den Leuten nicht recht machen, sie mögen thun, was sie wollen. Man klagte, und zwar wohl nicht mit Unrecht, über Einförmigkeit des Repertoirs und über das unaufhörliche Vorführen einiger alten Paradepferde; doch lieferten die Lokalblätter nach wie vor Apologien, bis endlich Saphir, Oettinger u. a. das Kind mit dem Bade ausschütteten. Eine gerechte, leidenschaftslose Kritik that uns noth und hätte viel nützen können, doch jene Herren bewarfen, nach ihrer Weise, die Intendanz mit Koth und verkannten, absichtlich, selbst deren bessere Seiten.

Die Mittelstraße bleibt allerwärts der ersprießlichste Pfad und wir gedenken daher sine ira et studio zu offenbaren, wie wir über den dermaligen Stand unserer Hof- und National-Bühne denken und urtheilen.

Baron Poißl ist ein, wenigstens an den Ufern der Isar, hochgefeierter Tondichter, allein stets mit neuen Compositionen beschäftigt, widmet er seinem amtlichen Berufe weder die erforderliche Zeit noch Aufmerksamkeit; an Energie fehlt es bedeutsam.

Der erste Regisseur Eßlair, mit Recht der deutsche Roscius genannt, ist im Kunstfache der glücklichste Empiriker, welcher je gelebt haben mag; zum Regisseur bleibt er verdorben.

Bespermann, der andere Regisseur, ist kunstgemäß gebildet und könnte Außerordentliches leisten, wenn er dazu Lust und Liebe hätte. Allein ihm sagt das starke baierische Bier dermaßen zu, daß er sich selbst um Mitternacht nicht vom Kruge trennen kann. Schlaftrunken kömmt er zur Probe und erwacht erst gegen die Stunde der Darstellung. Als Schauspieler leistet er alles; er ist der denkendste Mime, den ich je gekannt; als Regisseur leistet er nichts.

Diese Verhältnisse wirken störend auf die Kunstanstalt ein.

Was unsere dramatischen Künstler oder Künstlerinnen im Allgemeinen betrifft, sind sie größtentheils entweder zu alt oder zu jung. Dies wird aus folgendem klar werden.

Sehr gern engagiren wir Leute von entschiedenem Rufe, aber immer sind wir zu spät daran. So überkamen wir Eßlair'n, nachdem seines Lebens Blüthe und Kraft nebst dem Gedächtnisse beinahe vollends dahin waren, und so haben wir in den neuesten Tagen die erste jetzt lebende dramatische Künstlerin, die Schröder, aufgenommen, nachdem sie den Winter ihres Daseins bereits angetreten. Respect vor solchen Genien! Allein das Alter selbst ist eine Krankheit! Den Lauf der Natur vermag Niemand umzuwandeln; mit Kranken und Invaliden ist keiner Kunstanstalt aufgeholfen; möchten solche hoch gefeierte Genien auf ihren Lorbeern ausruhen dort, wo sie dieselben gesammelt.

Viele unserer Künstler sind zu jung! — — Die berühmte Mars sagte einst in Paris zu August v. Kotzebue: „Ich habe keine Debüts gehabt; je me suis glissé au théâtre francais mit kleinen, unbedeutenden Rollen und das hat jetzt den Vortheil für mich; daß ich keine Reputation zu souteniren habe."

Welche große Lehre liegt darin für unsere angehende Mimen! Wenn es anders wohlgethan ist — woran wir uns die Freiheit nehmen zu zweifeln — die dramatische Laufbahn bei einer großen Bühne zu beginnen, diene man, seines eigenen Vortheils halber, ja von der Pike auf; doch anders ist es bei uns.

Bildet sich das schmucke Töchterlein irgend eines Marktschreibers, oder das Söhnchen eines Hofmusikanten ein zur Bühne berufen zu sein, gleich muß ihnen gestattet werden, als Jungfrau von Orleans und als Max Piccolomini zu debütiren. Die Herren Vettern und Frau Basen applaudiren wie Wüthende, unser höchst gutmüthiges Publikum glaubt aufmuntern zu müssen und applaudirt, oft nur des Spases halber, mit.

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht.

Aus Paris.

Akademie Royale de Music. Le Dieu et la Bayadère, ou la Courtisane amoureuse, Oper in zwei Akten, Text von Scribe, Musik von Auber.

Ein gewisser italienischer Maler hatte eine sehr geizige Mutter, welche bei den Arbeiten ihres Sohnes an nichts als an den Geldgewinn dachte, und ihm daher stets zurief: Fa presto! Es scheint, daß auch einige der französischen Dichter und Tonsetzer eine geizige Mutter haben müssen, denn sie arbeiten schnell und schlecht. Aber was liegt daran? Es findet sich doch stets das eine oder andere Mittel, um einem Stücke für einige Wochen Erfolg zu verschaffen, nach deren Verlauf ein anderes mit gleicher Nachlässigkeit verfaßtes an dessen Stelle kommt. Es wäre ein Unglück, wenn Balletmeister und Dekorateurs nicht irgend etwas zu schaffen verstünden, das für den Mangel an Gedanken Erfolg bietet. Wozu sich also Mühe geben? Auf Unsterblichkeit macht man nicht Anspruch; es reicht hin, daß Geld, daß Wohlstand erworben wird.

Es ist bedauernswerth, daß die Besprechung eines Werkes zweier Männer von Talent zu solchen Betrachtungen Anlaß gibt. Aber wer heißt diese sonst ausgezeichneten Männer sich ihres Einflusses auf die Direktion der französischen Oper zur Aufnahme und Darstellung eines, ihres Rufes in jeder Beziehung unwürdigen Werkes bedienen? Wer heißt sie, auf die seltsame Idee verfallen, eine Tänzerin zur Hauptperson in einer Oper zu machen? Dies ist in der That der unglückliche Gedanke, welcher der Oper le Dieu et la Bayadère das Dasein gegeben hat. Diese Bayadere kömmt nie von der Bühne, und singt nur durch Geberden. In der Oper la Muette de Portici, durfte man für eine Nebenrolle so etwas versuchen, weil der Gegenstand im höchsten Grade dramatisch ist, und große Tonmassen Abwechselung erlauben; aber in dem neuesten Produkte der Herren Scribe und Auber sind diese Vorzüge nicht vorhanden; das Orchester spricht stets statt der Actrice, und die singenden Personen müssen beständig dolmetschen, um den Zuschauern zum Verständnisse zu verhelfen. Die Folge dieses Mißgriffes war, daß das Publikum bei der ersten Vorstellung Langeweile empfand, und kalt blieb, und zwar mit vollem Rechte!

Die Scene ist in Kaschemir. Olifour, ein alter Wüstling, ist in Zoloe, eine reizende Bayadere (Mlle. Taglioni), verliebt, welche, weil sie Ausländerin ist, und daher die Landessprache nicht versteht, nur durch Geberden redet. Olifour ist häßlich und alt, und gefällt Zoloen natürlich nicht, wiewohl er ihr voll Zärtlichkeit zusingt:

Sois ma bayadère:
I' offre pour te plaire
L' or et des bijoux.

Aber Zoloe hat Grundsätze, und will nur einen Liebhaber ihrer eigenen Wahl. Olifour frägt sie, wie man sein müsse, um ihr zu gefallen, und sie zeigt auf einen Fremden, der in einer Ecke des Platzes sitzt. Der Richter (denn das ist Olifour) findet aber das Modell nicht nach seinem Geschmack, und will den Unbekannten hinrichten lassen. Um ihn zu retten, willigt Zoloe ein, die Geliebte des ekelhaften Greises zu werden, der sie mit Geschenken überhäuft, und ihr Feste gibt. Aber die Freude wird durch Trompetenschall gestört, und eine Proklamation verlesen, in welcher der Großvezir zwanzig Tausend Zechinen dem verspricht, der einen in der Stadt verborgenen Fremden ausliefern würde, und jeden, der es wagen sollte, ihm einen Zufluchtsort zu geben, mit dem Tode bedroht. Der Fremde, um den es sich handelt, ist derselbe, welcher Zoloe's Herz gerührt hat; sie beschließt daher, ihn zum zweitenmal zu retten. Olifour's Palankin erscheint, um sie aufzunehmen, sie verbirgt aber darin ihren Geliebten, und läßt ihn in ihre Wohnung tragen.

Der zweite Akt geht in Zoloe's Hütte vor sich. Der Fremde ist niemand anderer als Brama, der auf der Erde wandert, bis er ein Herz gefunden hat voll ewiger Liebe für ihn. Er muß sich aber versichern, daß Zoloe, die aus Liebe ihr Leben wagt, diese Liebe auch trotz Verschmähung und Verachtung bewahren wird. Er heuchelt daher für ihre Gefährtinnen Ninka und Fatme eine Neigung, die er nicht empfindet. Zoloe ist betrübt, aber ihre Liebe und Aufopferung vermindert sich nicht. Sie bleibt mit Brama allein, dieser streckt sich auf das Lager, und die Bayadere wacht bei ihm. Von so viel Liebe besiegt, wirft der Gott sich ihr zu Füssen, da donnern die Wachen des Vezier an der Thüre der Hütte, und Zoloe hat nur so viel Zeit, ihren Geliebten durch einen geheimen Ausgang fort zu lassen. Die Thüre wird eingebrochen, Zoloe aber weigert sich, den Unbekannten zu verrathen. Tod ist ihr Loos. Aus den Trümmern ihrer Wohnung bilden die Wachen einen Scheiterhaufen, und die Flamme soll die Bayadere, welche sich aus Liebe aufgeopfert hat, verzehren. Da faßt Brama, Licht ausstrahlend, sie in seine Arme, und spricht:

Que ton amour se purifie
Au sein de la divinité!
Tu me donnais ta vie,
Moi, l' immortalité!

Es läßt sich nichts Kläglicheres denken, als dieses Gewebe. Keine eigentliche Leidenschaft glüht darin. Die Liebe eines entwürdigten Wesens kann nicht interessiren, auch läßt Scribe, um sogar jeden Zweifel über diese Entwürdigung unmöglich zu machen, Zoloen durch ihre Gefährtin Ninka sagen:

Voici des fruits et du laitage,
Et les grains dorés de Moka.
I' attendais un grand personnage,
Oui, seigneur, le fils du Rajah:
Eh! oui vraiment, rien que cela!
Et cependant... tout ce que je posséde
Le voila!

Wenn es in le Dieu et la Bayadère etwas Neues gibt, so ist es diese Kühnheit, Sitten und Sprache feiler Mädchen auf das Theater zu bringen.

Wo es weder Interesse, noch Leidenschaft, noch Heiteres gibt, ist keine Musik möglich, wenigstens jene nicht, welche zum Herzen dringt, und nicht wieder vergessen wird. Scribe hat es auch nicht einmal versucht, dem Tondichter Gelegenheit zu geben, sein Talent zu entfalten. Sein Stück ist dem Gehalt und der Form nach Vaudeville, ohne Arien, Duette und Ensembles. Es war dies eine beklagenswerthe Nachgiebigkeit von Seiten des Compositeurs gegen den Dichter, er hat seinen Ruhm der tadelnswerthen Sucht nach müheloſem Gewinn aufgeopfert. Auch ist die Musik manierirt, und des schönen Talentes Auber's durchaus unwürdig.

Adolph Nourrit, Madame Damoreau und Levasseur haben äußerst wenig in dieser (sein sollenden) Oper zu singen, Lob wäre daher am unrechten Platze. Alles ist Mademoiselle Taglioni vorbehalten, welche in der That entzückend tanzt, und dies ist das einzige Gute in le Dieu et la Bayadère.

La Dame et la Demoiselle heißt die neue fünfaktige Komödie der Herren Empis und Mazeres, deren Lustspiel la Mére et la Fille im Odeon so viel Glück gemacht hatte. Desohngeachtet fiel ihr neues Werk, das im Theatre francais zum ersten Male gegeben wurde, völlig durch. Der Stoff ist gut. Es wird nämlich das traurige, der Verläumdung so leicht ausgesetzte Leben einer acht und zwanzig jährigen Jungfrau, mit dem halb strafbaren Leichtsinn einer Frau, deren alter Ehemann ihr Sklave ist, kontrastirt. Die Ausführung ist jedoch schlecht, vom zweiten Akte an sieht man den Ausgang voraus, nichts überrascht mehr, und die Handlung schleppt sich matt und langweilend dahin. Daher vermochte selbst das meisterhafte Spiel der Mlle Mars das Stück nicht zu halten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 7. (II. Jahrg.) Montag, den 10. Januar. 1831.

Frühlingslieder.

Von Herrmann Meynert.

1. Mai und Marie.

Es kreis't die Flur, all' ihre Pulse beben,
Ein reiches Leben bricht aus allen Schranken;
Die Erde denkt den süßen Lenzgedanken —
Und schon gebiert sie schaffend ihn in's Leben.

Der Frühling kommt! — In übermächt'gem Glanze.
Läßt er sein blumig Siegspanier entfalten,
Der Keime vielverschlungene Gestalten.
Beäugeln überraschten Blicks das Ganze.

Unmöglich, daß ich die Begriffe trenne! —
Marie — der Mai ist aus dem Wort entnommen,
Daher mag wohl der süße Irrthum kommen,
Daß ich Dich statt Marie oft Mai benenne! —

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Wenn er schön wäre wie die Sonne, meinte er, schmelze er den Francesko Peretti — den noch warmen Grafen Celana, hinweg vor Virginia's Augen! Aber daß er es nicht war, seine Häßlichkeit als Ursache seines Verlustes konnte er ja nicht sich selber zur Last legen; er konnte ihn nicht der Natur aufbürden, die sich seit seiner Geburt still gegen ihn verhielt und ihm nichts entgelten ließ. Aber Virginia mußte alle Schuld seines elenden Gefühles tragen — weil sie es ihm erregte! Hätte sie ihn geliebt und gewählt, oder nur nach ihm geweint, daß sie die Seine werden möchte; oder hätte sie nur um ihn geweint, daß Er nicht der Ihre geworden; oder über ihn geweint, daß sie ihn verloren — war Er dann nicht ein glücklicher Mann, selbst wenn er im Grabe läge!

Virginia saß Paganelli noch immer still gegenüber. Denn das colossale Höllenhaupt, welches er angestarrt, hatte sich Zug für Zug im Kleinen auf seinem bleichen Gesicht gespensterhaft abgespiegelt, und eine Ahndung durchflog sie: für welche Rachesaat die Falten der zusammengezogenen Stirn vielleicht die Furchen wären. Jetzt, da er sie ruhiger anblickte, mit dem an ihm gewohnten Ausdruck der Bewunderung, nur mit tiefer Wehmuth gemischt, jetzt lächelte sie ihn an, gütig, schonend, und zum Zeichen, daß sie ein weibliches Gemüth habe, flog auch eine reizende Wehmuth über ihr Antlitz. Der behangene Tisch stand zwischen ihnen, und mit seiner Fußspitze drückte er die Spitze ihres Fußes stark und stärker, zuletzt fast zu kräftig, daß sie, wie leicht erschreckend, schnell nach Athem schöpfte, aber sie biß sich dann nur auf die Lippen, und ertrug den Schmerz als die einzige letzte Vergütigung für sich selbst.

So meinte Er. Aber er hatte des Bräutigams Peretti Schuhspitze gedrückt, und dieser lachte fast laut auf, während Paganelli und selbst Virginia über und über errötheten. Indeß aber dachte sich Peretti Manches blitzschnell, und in seinem Gesicht spielte die Seele ein verrätherisches und zu errathendes Spiel. Als nun Paganelli der verlornen Braut Glück zu ihrem schönen Bräutigam wünschte, schien es ihr nöthig zu sagen: „Einen Andern — als Ihn, hätte ich auch unmöglich so lieben können, oder nur haben mögen! Gönnen sie uns unser Glück!"

Fein gebildet wie sie war, legte sie zwar kein Gewicht auf irgend ein Wort, um es auszuzeichnen; aber sie hatte zwischen den Worten „Einen Andern" und den darauf folgenden „als Ihn" einen Augenblick inne gehalten, und also dadurch Paganelli deutlich genug zu verstehen gegeben: daß sie einen Andern, Einen, der nicht schön sei, nicht gemocht, also ihn — den Häßlichen — unmöglich! Dieses Nichts, diese Zwischenzeit drang wie feuriges Gift in sein Mark und setzte sich fest. Noch beleidigter empfand er sich von Peretti, als dieser auf die Frage seines Oheims des Cardinals Montalto: „Worüber er lache?" antwortete: „Nur über Lächerli-

ches, unaussprechlich und wahrhaft Lächerliches!" — Nun lächelte auch Virginia ein wenig. Ihre Angst war vorüber, und ihre Liebe schlug wieder aus, wie himmlische Blüthen an einem Früh ingsbaume nach einem sanften Regen in vollem warmen Sonnenschein hervorbrechen. Denn sie liebte ihren Peretti mit aller Stärke und Gluth eines Italienischen Mädchens, aber es erschien davon nur so viel, daß zu sehen war, wie viel sie verbarg, wie unaussprechlich viel in ihr brennen und leuchten müsse — wie Feuer in einer Gewitterwolke, auch wenn sie schweigend und dunkel am Himmel steht. Vor allen hatte Paganelli ihre Liebe empfinden wollen — jetzt sah er ihre himmlische Erscheinung in höchster Schönheit — aber er empfand sie mit schmähligem Hasse gegen Peretti und gegen sie, ja empfand sie sogar als Virginia's Haß gegen ihn selbst. Sein Geist zog sich in sein Innerstes, gleichsam wie in eine starke Veste zurück, zog die mit eisernen Spitzen bewahrte Zugbrücke hochstarrend gegen sie auf, und ein schrecklicher Abgrund lag zwischen ihm und ihnen auf ewig aufgethan.

Jetzt kam sein Nebenbuhler, der Herzog von Bracciano, Paolo Ursini, mit seinem jüngern Freunde Raimondo Ursini. Ihre Ankunft legte den Gegenwärtigen einige Befangenheit auf, selbst dem Cardinal Montalto, der sehr wohl wußte, daß er den Herzog überlistet und ihm zuvorgekommen sei. Am verlegensten war in der That Virginia, welche früher wenigstens des Herzogs süße Worte gern gehört, weil es die ersten waren, die ihr ein ehrenwerther und geehrter Mann gesagt. Sie war sich dadurch zuerst werth erschienen; werth als Mädchen, und werther als tausend Mädchen in Rom, werth eines Mannes, ja werth über ihn, da er sich so zart und bittend unter sie gestellt, als unter seine Herrin. Und als Herrin hatte sie sich gegen ihn gefühlt und betragen — aber ohne glücklich zu sein, bis sie vor Francesco Peretti zuerst erschrocken war, dann sein Gesicht, seine Gestalt heimlich mit Blicken gleichsam auswendig gelernt, und sein Bild eingesogen hatte, wie die Sonne Farben einsaugt — bis sie dann geweint hatte über ihn, gezittert vor ihm, und in ihrem Gemüth sich als seine Dienerin empfunden, die er mit einem gehauchten Worte, mit einem Blicke leiten und treiben, rufen und verjagen könne — und nun war sie glücklich!

Da sie binnen einer Stunde im Hause getraut werden sollte, so nahm Virginia die Gelegenheit eifriger Gespräche zwischen den Männern wahr, um in ein Nebenzimmer zu gehen, um ihren Schmuck um Hals und Brust und Haupt anzulegen, der allein noch an ihren Putze fehlte. Paolo Ursini bebte das Herz, als er sie so reizend hinwandeln sah. Er sprach geduldig fort, er hörte geduldig — aber Virginia kam nicht wieder. So stand er lange zum Scheiden bereit, und immer kam sie nicht. Die Thür des Zimmers stand offen, aus welchem man von Zeit zu Zeit ihre Tritte vernahm, oder ihren Schatten vorüber schweben sah. Seine Gefühle brannten ihm in der Brust, er mußte sie glücklich machen durch seine Hand, sie mußte ihm schnell das süßeste, Jahre-nachklingende Wort des Lebens sagen — ein leises Ja! Und er wußte, daß es leise, heimlich, bedeckt von Gesprächen der Andern, ja überrauscht vom Gewirr der Menschen am ehesten und sichersten erworben werde; wie die junge Nachtigall bei dem Rauschen des Wasserfalls am frühsten die Stimme in ihrer Brust zum Gesange weckt. Und unter dem Vorwande, daß er morgen eine längere Reise antrete, daß er unmöglich ohne ein Wort zur glücklichen Reise von Virginia scheiden könne, daß er wenigstens sie noch einmal erblicken müsse, trat er erst der offenen Thüre nah, dann näher; dann, als habe sie ihm erlaubt zu nahen, oder ihn gerufen — trat er hinein, und war verschwunden. Paganelli beschäftigte indeß aus Heimtücke den Cardinal Montalto. Dieser welterfahrne Mann kannte dieses Kunststück der Männer, welche auf Liebesraub und Frauenbetrug oder Männerehren-Mord ausgehen und ihn durch ihre gleich höllische Mitverschworene und elende Kuppler oder Kupplerinnen bereiten und vollziehen sich helfen lassen. Aber hier schien ihm nichts mehr zu verlieren bei Virginia, nichts mehr zu erwerben vom Herzog, und so verachtete er nur schweigend den Grafen, und trat mit ihm zu den Andern. Denn Raimondo Ursini erzählte an Peretti als das Neueste, daß Einer der vier sogenannten Evangelisten von Venedig, Antonio Bragadino nach Constantinopel sich gewagt habe, um seines Bruders Marc — Antonio Haut vom Sultan zu hohlen, wie ein goldenes Vließ zu erobern, zu erschleichen, zu rauben, zu kaufen, selbst mit seinem ganzen Leibe.

(Fortsetzung folgt.)

Warnung an ein Mädchen.

Spiele nicht mit Amorn Kind!
Aus dem Scherz wird Ernst geschwind.
Einen Pfeil schießt er in Eil'
Auf Dich ab der böse Kunde,
Deine Unschuld trifft der Pfeil,
Und Deine Ehre stirbt an der Wunde.

J. F. Castelli.

An Amanda.

Als sie eine Narzisse vor dem Busen trug.

Daß man Dir diese Blume weihte,
Daran erkenn' die Nemesis.
Es ward, Amanda, einst Narziß
Durch Wasser der Verzweiflung Beute,
Und als Vergeltung für sein Weh
Ruht er — o Wonn'! — als Blume heute
Auf Deines zarten Busens Schnee.

K. M — r.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

(Fortsetzung.)

Der Gärtner hätte kein Gärtner sein müssen, um auch nur einen Augenblick zu glauben, daß etwas Anderes, als sein Ruhm, mich zu ihm führe, und zögerte daher nicht, mir die seltensten seiner Blumen mit lateinischer Zunge zu nennen und mir sogar das Haus zu zeigen, in welchem die zarten Blumen gegen die Unfreundlichkeit des milden Winters geschützt werden. Das Haus war ein gewöhnliches Treibhaus und stand jetzt so leer, wie auch in Deutschland um diese Jahreszeit die Treibhäuser leer stehen. Ich würde daher den Zweck des Einführens unerrathen gelassen haben, wenn nicht der berühmte Mann aus einem kleinen Schreibtische einen — Preiscourant seiner Sämereien genommen und mir mit der bescheidenen Versicherung überreicht hätte, daß derselbe Artikel enthalte, die nur er besitze und daß seine Sendungen nach allen Welttheilen gingen. Ich steckte das Papier ein, warf die Bemerkung hin, daß ich bereits mehrfach davon gehört habe und meinem Gärtner das Verzeichniß zur Beachtung senden werde, und bat, mich nun nach den Orangen zu führen. In wenigen Minuten stiegen wir am Ende des Gartens fünf oder sechs Stufen auf einen ebenen Platz hinab, der, nach Versicherung des berühmten Gärtners, mit 20,000 Orangeriebäumen bepflanzt war. Die Vorhalle des Waldes, dachte ich, und wanderte durch die rechts und links schnurgerade gezogenen Baumlinien und fand die Bäume nicht höher und eben so geschnitten, wie in Deutschland. Am Ende des Ganges — eine Mauer, und jenseits der Mauer — eine Wiese. Mein Begleiter kehrte um, und ich, was konnte ich Anders thun, als mit umkehren? Aber jeden Falles war der braune Bursche, der mich hierher geführt, mehr auf sein Trinkgeld, als auf meinen Wunsch bedacht gewesen, oder hatte mich wohl falsch verstanden, und statt in den Wald, in den Garten seines Herrn geführt. Ich verlangte nach Gewißheit. „Ein schöner Baum," hob ich an, bei dem ersten besten stehen bleibend, „wie alt ist wohl der Baum?" — „Neun Jahre," erwiederte der Gärtner. — „So können die andern Bäume um nichts älter sein," versetzte ich; „wahrscheinlich sind sie alle zu gleicher Zeit gepflanzt?" — „Sagen Sie, zu gleicher Zeit erfroren," verbesserte der Gärtner. — „Wie!" rief ich, „erfroren, die Orangerie erfroren, hier, in der Heimath eines ewigen Frühlings!" — „Nicht anders," erwiederte der Gärtner, „der böse Winter von 1820 hat uns unendlichen Schaden gethan." — „Wenn aber," erinnerte ich, und meine schönen Hoffnungen glichen dem abnehmenden Monde, „wenn aber der Winter in diesem umzäunten Garten solche Gewalt hat, wie ist es denn da den armen Wäldern ergangen?" — „Was für Wäldern?" fragte der Gärtner. — „Nun den Orangeriewäldern von Hyeres," antwortete ich. — „Mais, mon Dieu, nous y sommes," versetzte der Gärtner. — „Nous y sommes?" wiederholte ich. Und wirklich, das waren die Orangeriewälder von Hyeres, das waren die „Pomeranzen, Citronen, Granaten und Dattelpalmen, die hier gedeihen in der Heimath eines ewigen Frühlings." Daß die losen Mädchen im goldenen Kreuze mir etwas weis gemacht hatten, — darüber konnte ich nicht zürnen. Hatte ich mir doch so viel gewußt mit meiner Brockhausischen Conversation-Lexicon-Weisheit; aber dieses Lexicon! Welche Reize hatte es mir gemalt; wie sehr durch seine Malerei mich getäuscht! Ich verzichtete nun auf die übrigen Gärten, da der Garten des Herrn Filhe von allen der schönste hieß. Die silbernen Blüthen, die mir im Traume geduftet, und die goldenen Früchte, die ich im Traume gebrochen, — mit meinem Traume waren sie verblüht und abgefallen, und ich schlich nach dem guten Hotel d' Europe zurück, wie Einer, den die Sehnsucht der Liebe zu seinem Mädchen getragen und der die Ungetreue nicht gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

(Fortsetzung.)

4.

Die Kaufleute. Der Handel. Die Messen.

Wer durch mündliche Ueberlieferung oder Schrift sich unwillkührlich ein Bild von Leipzigs Welthandel, vom Reichthum seiner Kaufleute u. s. w. in der Seele gebildet hat, wird, wenn er die jetzigen Verhältnisse aller dieser Dinge kennen lernt, sich so arg getäuscht sehen, daß es ihm Mühe kosten wird, sich wieder von diesem schmerzlichen Erstaunen zu erholen. Kaum ist noch ein äußerer Schein des alten nach innen und außen gleich reichen und soliden Glanzes übrig geblieben. Wo sind die Zeiten, wo die Menschen, von denen man jene fast fabelhaften Erzählungen von orientalischen Schätzen und fürstlichem Aufwande weiß, die diese Paläste bauten, die die unbedeutende Sorbenstadt zum Mittelpunkte des deutschen, ja des europäischen Handels erhoben? Sie sind schlafen gegangen und — wenn auch nicht spurlos — verschwunden, und die Sage von ihrem Leben, Thun und Treiben ist im Munde ihrer Enkel, die so etwas nicht recht mehr begreifen können, gewissermaßen schon zur Mythe geworden. Nur der Glückliche lebt in der Gegenwart; der Unglückliche labt sich stets an Erinnerungen und an der Herrlichkeit vergangener Tage, und weh ihm, wenn beide in seinem Geiste nicht zusammen fallen! In diesem letztern Falle sind leider die meisten der Leipziger Kaufleute; denn es mögen ihrer wohl wenige sein, die noch einen Argonautenzug nach dem goldenen Vließe mit gemacht haben. Sie sitzen

nun ernst und sauern Gesichts auf ihren verödeten Comptoirstuben, wie Cato auf den Trümmern Carthago's, und rufen schmerzlich: fuimus Troes! Die Jüngern haben nicht einmal diesen Trost; sie waren nichts, sind nichts und werden nichts sein. Ein schlechter Trost! aber die Wahrheit der verzweifelten Lage des deutschen Handels und des sächsischen ganz ins besondere gewährt keinen bessern. Den guten Willen haben diese Leute alle, reich zu werden, und viele haben dabei auch die klingenden Mittel. Ich bin überzeugt, die meisten dieser Handel- und Geschäfttreibenden Menschen haben, trotz ihren reichgewordenen Vorfahren, Schellenbergs allezeit fertigen Rechenknecht an der Stelle des Herzens und den lebendig gewordenen Courszettel statt der Gedanken im Herzen; ein Bankzettel gilt, dem lebenden Geschlecht ebensogut wie dem hinabgegangenen, mehr als ein Meisterwerk unsrer größten Dichter: und doch will's nicht vorwärts, und der Kraftaufwand, welcher den guten Vorahnen Tausende einbrachte, schafft jetzt kaum die zur Fristung eines anständigen Lebens nothwendigen Kosten herbei. Der überall gehemmte Muth und Speculationsgeist greift nun zum Aeußersten, er schlägt den letzten und gefährlichsten Weg ein, der ihm allein übrig geblieben ist, um sich nur regen und bewegen und die Kräfte in Thätigkeit und Spannung bringen und erhalten zu können, ich meine den unseligen Handel mit Staatspapieren. Eine unglaubliche Menge Menschen haben ihn hier betrieben, die zum Theil gar nicht zum Kaufmannsstande gehörten, und der unausbleibliche Verlust, durch die heftigen vulkanischen Bewegungen der Zeit nur noch schneller herbeigeführt, hat fast die ganze Stadt, wie ein electrischer Schlag, getroffen. Diese Sucht, sein Geld an den Papierhandel zu wagen, war ein krankhafter Zustand des Leipziger Handelsgeistes, und er mußte natürlicher Weise eintreten, da ihm der Zufluß aller gesunden Säfte abgeschnitten war. Aber nur um so schneller geht dieser Geist nun seinem Untergange entgegen, und vergebens schaut man sich nach Hülfe um; denn diejenigen Mittel, welche man in der neuesten Zeit, vom ersten Faustschlag des Zeitgeistes gezwungen, anwendet, sind mit klaren vorurtheilsfreien Augen betrachtet, doch nichts als Palliativmittel. Wir hoffen — und unsre Hoffnung gründet sich auf feste und untrügliche Axiome — der Zeitgeist wird selbst die rechten Mittel finden, die Radicalcur consequent durchzuführen, und dem sächsischen Handel und dem Welthandel überhaupt, so wie der Menschheit selbst wieder zu fröhlicher Gesundheit zu verhelfen. Freilich werden dabei starke Aderlässe vorfallen, und viel gesundes Blut wird mit vielem kranken fließen, aber das läßt sich bei derlei Anlässen und Aderlässen schon nicht vermeiden, und wer will sich erfrechen, mit dem zu richten, der über den Sternen die Loose bildet, die uns schwachen Blinden hier fallen?!

Sonst hatte der Leipziger Handel viel Poetisches — denn es ist Lebenslust und Wonne mit Fleiß, Thätigkeit und Verstand zu gewinnen und die Schätze, die goldene Ernte der Saat daheim aufzuspeichern; es ist hohes irdisches Entzücken, das goldne Vließ heimzubringen und die genußhaschende und freudetaumelnde Ueppigkeit hineinzuhüllen, und Lebenslust und Wonne und Entzücken sind ja in ihren Elementen so ganz rein poetisch, daß ich fast nichts wüßte, was noch poetischer wäre, als der Schmerz und die Verklärung desselben — jetzt, jetzt aber ist in Leipzig Alles trockene schreckliche Prosa. Boten die Messen nicht eine wahrhaftige lebende Musterkarte aller europäischen und eines großen Theils asiatischer Völker? Wogte und trieb sich das Leben nicht in der buntesten im Augenblick wechselnden Gestaltung durch alle Straßen, Höfe und Häuser? War es doch oft als habe die Menschheit Repräsentanten ihrer selbst nach Leipzig abgesandt, um den Umtausch aller Waaren der Welt zu vollbringen. Trauriges Schattenbild dieser Größe, was wir jetzt noch erblicken. Ein hohler Schemen jenes rüstigen lebenstrotzenden Geistes schleicht jetzt zur Meßzeit matt durch die Straßen. Eine so bittere Wehmuth überkommt einen, wenn man an den von Käufern leeren Gewölben vorübergeht und den Verkäufern in die traurigen muthlosen Gesichter sieht, daß man ausrufen möchte: das ist nun die Frucht Eurer väterlichen Fürsorge, Ihr Könige der Erde, das die Frucht Eurer weisen Berathungen, Ihr weisen Diplomaten! Ihr habt uns verderbt und könnt uns nicht mehr helfen; jetzt ist Selbsthülfe erlaubt! — — (Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Die Wörtlein Nach und Vor.

Um in unserer lieben Muttersprache die Quintessenz des Gemeinen, Elenden und Erbärmlichen zu bezeichnen, hat man beinahe immer nöthig, sich des Wörtleins: „Nach" zu bedienen. Fühlen wir uns zu schwach, Originelles, Schönes und Erhabenes zu denken und darzustellen, so beginnen wir nachzuahmen, nachzutreten, nachzubeten, nachzuäffen. Die Künstler belieben nachzuformen und nachzubilden, können sie selbst nichts erfinden und nachzufärben, wenn die eigene Farbe nicht taugt. Unsolide sprechen immer vom Nachbezahlen. Faule kommen hintennach. Schufte drucken nach. Pedanten fangen ihre langweiligen Sermone gewöhnlich mit dem Ominösen: „Nachdem" an und gewissenlose Brauherrn mischen den edlen Gerstensaft mit Nachbier. Vieles Unheil hienieden stiften die Nacheiferer; unsre größten Feinde sind nicht selten die nächsten Nachbarn, und verläßt ein wackerer Mann die Gesellschaft, redet man ihm nach — in der Regel mehr Schlimmes als Gutes, denn Edel- und Zartsinn stehen allerwärts nach. Hirnlose Recensenten schimpfen nach wie vor in den Tag hinein; Schwache geben nach; Narren jagen Tollheiten nach; Adelstolze leben den Nachkommen zu Gefallen; Leichtgläubige können ihrem Gelde nachlaufen. Grausen erregt der Nachrichter. Geizige rechnen nach; Harte wollen nimmermehr vom Nachlassen wissen; Diebe bedienen sich der Nachschlüssel; Elende spähen Allen nach.

Im Wörtlein: „Vor" dagegen liegt das heilige Geheimniß des Bessern verborgen. Die klassische Vorwelt sei unser Vorbild auf diesem Planeten. Vorwärts durch die Nacht zum Licht! Vorwärts! ruft der begeisterte Held des Vaterlandes, kühn sein gutes Schwert schwingend. — „Es ist vorbei! — spricht lächelnd der Edle, der Weise, wenn der Todesengel seinem Lager nahet — " es ist vorbei! doch nicht vergebens habe ich gelebt.

Vorwärts bringen die mündig gewordenen Nationen auf der Bahn der Selbsterkenntniß — zum Tempel des Lichts und der Freiheit!

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 8. (II. Jahrg.) Dienstag, den 11. Januar. 1831.

Ein Nichts.

Ein Nichts hat mich an Dir entzücket,
Als ich zum erstenmal Dich sah;
Durch dieses Nichts ward ich beglücket
Und wußte nicht, wie mir geschah.
Es war ein Nichts und dennoch war es,
Kein Maler malt's, kein Ausdruck spricht's,
Es war was Seltnes, Unnennbares:
Ein — Nichts.

Und was mir auch für Wirklichkeiten
Die Erde bot und Freuden dar,
Mir mußten diese Nichts bedeuten,
Da nur Dein Nichts mein Alles war,
Und Alles hab' ich hingegeben
So gern, so fröhlichen Gesichts,
Um nur zu athmen und zu leben
Für — Nichts.

Doch nun ist dieses Nichts verschwunden,
Wie jedes Andre schwindet auch,
Ich habe Etwas nun gefunden
Und fühl die Flamme für den Rauch,
Frag' nicht um Gründe; — wenn entbrennet
Für Dich ein Herz allein um Nichts,
So staune nicht, wenn's von Dir trennet
Auch wieder Nichts.

J. F. Castelli.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Denn der Pascha Mustapha habe sie ausgestopft seinem Herrn ins Serail geschickt, nachdem er den tapfern Vertheidiger von Famagusta auf Cypern zuletzt überwunden, ihm, weil er seit dem angebotenen Vertrage noch so viele Rechtgläubige und Christen, die unnöthig im Sturme gefallen, nur geopfert hätte, habe die Nase abschneiden lassen, darauf ihn zur Erdkarre gebraucht, bis er ihm aus Ueberdruß der Geduld des unüberwindlichen Mannes habe die Haut abziehen lassen, und seinen Leib allen Vögeln unter dem Himmel vorgeworfen.

Paganelli fand die Treue des Bruders löblich, so wie die Rache an dem überflüssig tapfern Manne nicht ungerecht, ohne daß er ahndete; daß Marc-Hermolao, der Sohn des verstümmelten Marc-Antonio in kurzer Zeit auch sein strenger und eben so unerbittlicher Richter sein werde.

Die Begebenheit war geeignet, zu sorglose oder höfliche Personen zu — beschäftigen, gegen welche allein dieses schändliche Kunststück ohne offenbare Schande angewandt werden kann. Aber ein Bräutigam ist kein Sorgloser, und ein Cardinal kein Höflicher; denn der Eine hat Sorge, der Andre Rang genug. Und so erwiederte Peretti die Neuigkeit mit einer andern, ganz neuen — daß hier so eben Trauung sein werde! Und zum Beweis öffnete er die Thüren des anstoßenden Saales, worin auf einem Haus-Altare schon die Kerzen brannten, blausammtne Teppiche mit silbernen Fransen hingebreitet lagen und das berühmte „Ja-Bänkchen" zum Hinknieen gar lockend und ehrsam dastand. Er zeigte ruhig hin und ladete die Besucher zu Gästen ein. Der Cardinal aber war dem Zimmer der Virginia genaht. Hier hatte der Herzog Paolo Ursini die gemessene Zeit mit Raschheit wahrgenommen; die offene Thür hatte die Heimlichkeit und der Drang seiner Worte begünstigt. Auf seinen Antrag, daß sie sein Weib, seine Herzogin werden möge, war Virginia wirklich überrascht stehen geblieben, und hatte ihn wehmüthig angesehen. Denn seit sie ihren Peretti besaß und liebte, begriff sie einigermaßen den Werth eines Weibes für einen liebenden Mann, und die Qualen eines aufrichtigen, aber noch unbeglückten Liebhabers. Und hier im Auge und Wort des Werbenden erkannte sie redliche Liebe und seelenvolle Worte. Er jammerte sie; und seiner schonend lispelte sie ihm zurück —: Wenn ich nicht schon Braut wäre.... wenn ich nicht so eben zum Traualtare ginge .... aber nun, sei ein Mann, Ursini! —

Er lag vor ihr auf ein Knie gesunken. Er faßte mit beiden Händen krampfhaft in ihre Lenden; aber er

durfte Virginia nicht erst herabziehen, sie neigte schon selbst ihr Gesicht zu ihm hernieder aber seitwärts gewendet und mit geschlossenen Augen. Und so pflückte er von ihrer Wange den Kuß des Trostes, den Kuß der Freundschaft, das heißt den Kuß der weiblichen Schwäche, die Eitelkeit ist und falsch-verstandenes und falsch ausgedrücktes Werthgefühl.

Der Cardinal sah diesen — Abschied; denn der Herzog hatte von ihr scheiden wollen. Er sah aber darin mehr ein plötzliches Nahen und den flüchtigen aber festen Grund zu einer künftigen Verbindung. Sein Grimm war groß. Denn mit reiner Seele, welche aus dem Stoff des Guten bestand, war er im Stande: alle Gegenstücke dazu, alle Schandthaten der Vornehmen desto schärfer zu erkennen und desto kräftiger zu verachten. Er verachtete sie aber nicht müßig und feig und ungemächlich, um nur Ruhe zu haben mit seinen lasterhaften Lebensgenossen, sondern er sammelte furchtbare ja erschreckliche Kraft gegen sie, und sein Denken war nur Betrachtung dessen was geschehen sollte, und wie es geschehen müsse; aber sein Thun war jetzt nur wohlüberlegtes Vorbereiten und das standhafteste Wollen. Bloß von der ihm für das Leben mitgegebenen Kraft seiner Seele geleitet ja gezwungen, hatte er, seit er aus dem Franciskaner-Kloster von Ascoli als Bruder Felice, ohne Wunsch, ohne Betrachtung und Erwägung eines Lohnes überall die Stimme der Wahrheit erhoben und sich als Freund der Guten bewiesen, selbst gegen ihre vielen Feinde. Denn die Guten sind den Bösen unausstehlich und widerwärtig verhaßt und unduldbar, als ihre früherern oder späteren Sieger und glänzenden Vernichter. Pabst Pius V. konnte nur im Grunde seines Herzens ein vortrefflicher Mann gewesen sein, da er ihn — den Bruder Felice Peretti erkannt, lieb gewonnen wie seinen Sohn nnd sich zu seinem Beschützer und Gönner gemacht hatte. So war Bruder Felice Doktor geworden, Prediger, Inquisitionsrath, General-Vicarius, General seines Ordens, Bischof von St. Agatha und zuletzt Cardinal Montalto — alles in einer fortwährenden Begeisterung und gleichsam in einem glücklichen Laufe. Darauf als Cardinal, hatte er plötzlich inne gehalten, da er die päbstliche Krone vor seinen Augen erblickt, ja nahe erlangbar vor seinen Händen, wenn er bis zu seiner Thrangelangung — ein gutes Schaaf schiene und nicht ein edler Löwe wie bisher. Aus Liebe zu dem Guten, was er einst auszuführen fast gewiß erwarten durfte, war er der Mann gewesen, sich plötzlich selbst zu gebieten und — seit einer vorgeblichen schweren und langen Krankheit, welche den Vorwand zu seiner Veränderung leihen mußte — ein abgespannter, schwacher, alt gewordener, gleichgültiger Mann zu scheinen, mit welchem alle Welt Alles anfangen könne — selbst ihn zum Papst machen! Denn seiner Feinde waren viel, welche er sich durch seinen Ungestüm und Zorn, selbst durch seine Beleidigungen und seinen Uebermuth — der Erhobenheit über die gemeinen schändlichen Seelen war, zugezogen — und selbst aus Venedig war er, als zu unehrerbietiger Inquisitor gradezu verjagt worden. Jetzt war er Jedermann gefällig, mit Jedem verträglich uud umgänglich, still, nachgebend, sanftmüthig — zum Schein, und litt Alles so geduldig, daß er bei den andern Cardinälen und den Vornehmen aus Spott nur: der Esel aus der Mark*) hieß. Er führte einen Stab um zu gehen, als sei er ohne den zu schwach dazu; er sprach nur mit halber Stimme wie vor Schwäche des Alters, und ließ sich in der Kirche St. Maria Maggiore eine Capelle von dem Baumeister Fontana erbauen für sein Begräbniß. Ja, da gewöhnliche Menschen erst in den letzten Jahren dankbar werden und ihre Dankbarkeit beweisen, wenn sie ihr Vermögen nicht mehr für sich zu gebrauchen gedenken, so gab er den albernen und schlechten Römern den Beweis — seines Alters und seiner kindischen Dankbarkeit, indem er auch seinem Wohlthäter Pius V. in derselben Capelle ein Grabmal errichten und dasselbe mit dessen aus Erz gegossenem lebensgroßen Bilde schmücken ließ.

*) nämlich Ancona.

(Fortsetzung folgt.)

An Sulpitia.

Schön bist Du, wie die göttliche Cythere,
Doch kalt und taub ist Herz und Ohr,
Du ziehst aus Stolz den Weihrauch eitler Ehre
Der Liebe Huldigungen vor.
Dein Lebenslenz, Hartherzige, verblühet! —
Gefühllos ist, wer nicht für Dich erglühet,
Doch wer Dich liebt, der ist ein Thor.

K. M — r.

Aus dem Tagebuche eines Mörders.

(Fortsetzung.)

In jener geringen Schenke, dachte ich, will ich einkehren, und bei der gastlichen Geschwätzigkeit des Wirthes alles vergessen! Doch halt, an der Thüre stehen Menschen, und unter Menschen meiner Heimath darf ich ja nicht mehr kommen!

Vorwärts, immer vorwärts! Die Sonne wird ja an diesem einzigen Tage nicht still stehen bleiben, und bald müssen mich mildes Dämmerlicht, und die freundlichen Schatten der Nacht umpfangen. Vorwärts! weit weg von meiner Heimath, meinen Hoffnungen, meinen Erinnerungen! Verzweiflung, Wahnsinn, Stumpfsinn, Alles, Alles ist besser, als jenes schrecklichen Blickes ewige Gegenwart.

Ich wähnte vom Schauplatz meiner Schande weit genug entfernt zu sein, um mich nach meinem Nachtlager umsehen zu können. Schüchtern betrachtete ich

mir die Leute, doch sie erwiederten meine Blicke ohne Argwohn, und ich setzte mich mitten unter sie. Es war der erste Bissen, den ich seit Anbruch des Tages genoß. Ich hörte ihrem Gespräche zu, und versuchte es, mich in dasselbe zu mischen, doch wie durchbohrte es mein Herz, als sie von jenem Morde und von der Hinrichtung zu sprechen anfingen! Sie reichten mir ein Zeitungsblatt, und baten mich, ihnen den Bericht über die schreckliche Scene am heutigen Morgen vorzulesen; Alle rückten näher, und ihre Ausdrücke bewiesen, wie sehr die Geschichte sie interessire, und wie bitter sie den unbestraften Verbrecher haßten. Wahrscheinlich glaubten sie, ich theile diese Empfindungen!

So wanderte ich tagelang dahin, ohne daß Ruhe und Schlummer bei mir einkehrten; zuweilen erkannten mich meine vormaligen Spießgesellen, und schalten und höhnten mich als einen zweifachen Uebelthäter, der nur durch sie selbst bestraft werden könne. Zuweilen verrieth mich Uebermaß von Besorgniß und Aufregung; unablässig umschwebte mich das Gespenst der Selbstanklage, und ward immer schrecklicher, immer furchtbarer, und lastete immer schwerer und schwerer auf mir. Welche Zuflucht gab es für ein so trostloses Herz wie das meinige! Das ganze menschliche Geschlecht war ja verbündet, um es auf ewig auszustoßen.

Ein Ereigniß, das noch jetzt, wenn ich auch nur einen Augenblick daran denke, mein Blut in den Adern stocken macht, setzte meinem Elende gleichsam die Krone auf. Ich trat in eine Bierschenke, und nahm in einem Seitenzimmer Platz, um so lange als möglich von der Gesellschaft gewöhnlicher Zechbrüder ferne zu sein. Hausrath und Ausschmückung des Zimmers zogen meine Aufmerksamkeit nicht im Mindesten an. Der Aufwärter brachte, was ich verlangte, verweilte jedoch in der Thüre, um, wie ich nachher wohl einsah, meine Züge zu prüfen. Als ich mich aufrichtete, entfernte er sich, doch bemerkte ich in seinen stupiden Blicken einen seltsamen Ausdruck. Bald kam ein anderer unter irgend einem unerheblichen Vorwand in das Gemach, machte sich etwas zu schaffen, und entfernte sich ziemlich auf dieselbe Weise. Endlich erschien der Wirth selbst, trat vor mich hin, betrachtete mich volle zwei Minuten lang, richtete die Blicke über mein Haupt empor, sprach ein paar Worte über gleichgültige Dinge, um meinen Argwohn zu verscheuchen, und murmelte dann plötzlich vor sich hin, „Unsinn! — Es ist nicht möglich. Ich sagte es zuvor, er kann es nicht sein!“ Damit entfernte er sich, und ich stand auf, um, wo möglich, die Ursache dieses seltsamen Benehmens zu erforschen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Breslau, Ende November 1830.

> Es ist die Zeit ein rastlos rollendes Rad, von brausenden Fluthen getrieben, aber die Fluthen wirken und wandeln am Rade, daß es auftauchend immer anders gestaltet erscheint — d. h. der historische Beweis muß sehr vorsichtig gebraucht werden.
>
> Ein unbekannter Dichter.

Suchen Sie nicht ängstlich, ich bitte sehr darum, nach den Dingen, die mich auf dieses Motto geführt haben. Ich bin der Meinung, ein guter Referent müsse immer seine ganze Zeit vor Augen haben, auch wenn er nicht die ganze Zeit beschreibt und beschreiben kann. Das kleinste Ereigniß will in seiner Zeit beschrieben und aufgefaßt sein, sonst wird es ein anderes, als das wahre; Referate drehen sich um das, was äußerlich geschieht, das Geschehen aber ist das Product der eben in Bewegung gesetzten geistigen inneren Kräfte eines Staats, eines Landes, einer Stadt — Referiren heißt Geschichte schreiben, und wer am meisten beiträgt, daß die Zeit, welche er beschreibt, verstanden, begriffen werde, der ist der beste Referent. — Narren sind's, die alles Referiren in unsern Zeitschriften für ein leichtes, nutzloses Geschäft halten, daß die Narren aber so oft Recht haben, verzeihe der Himmel den Handwerksschreibenten und den Redactoren, die allen Mist aufnehmen. Hört das erst auf, so ist auch bei uns zu erwarten, daß der Geist der Schrift mehr herrschend in die äußern Verhältnisse trete, es handle sich nun um Sachen der Kunst oder des bürgerlichen Lebens. Die größte Strenge der Redactoren ist von nöthen, um den Despectus, in welchem unsre Journalistik steht, zu vertilgen, um die Schriftsteller eigentlich wirksam zu machen — es muß dahin gebracht werden, daß der Historiker aus den Jahrgängen eines Journals eine gute Geschichte ziehen kann. Was würde das für ein Monstrum werden, sollte das jetzt bei den meisten Blättern vorgenommen werden. — Werde Du, mein lieber Planet, ein solches Blatt, werde immer strenger und strenger, wirf heraus die Spreu, und zählst Du auch den Breslauer zu ihr, schone ihn nicht, er wird es am wenigsten übel nehmen, da er wohl meint, zu wissen, was vom Referenten zu verlangen sei, ohne daß er doch eitel genug glaubt, er könne es selbst leisten. Spanne den Bogen aufs Straffste — besser, er reiße, als er erschlaffe. Das Journal muß erfreuen und nützen. Jenes gehört der Kunst, dies der Wissenschaft an. Wird das erreicht, so ist's etwas unendlich Lobenswerthes um eine Zeitschrift.

Unsere Zeit ist eine große, eine bewegte; es ist ein Reformationsjahrhundert; welche Gestalt die herrschende werden wird, darf kein Historiker zu bestimmen wagen, weil eine ähnliche da oder da erschienen sei; dieselbe Zeit kehrt nimmer wieder; denn es ist nirgends ein Stillstand im großen Organismus, sonst hörte er auf, ein Organismus zu sein. Darum prüfe und vergleiche der Ref. seine Zeiterscheinungen mit den dagewesenen, er denke über seine Zeit, aber er wage nicht, zu sagen, so muß es kommen, weil es einst so gekommen ist. Dies tadle ich, aber die Art von Referenten,

wie Du, mein lieber Planet, doch noch einige, wenn auch sehr wenige hast, die nur eben aufzählen, was Gewöhnliches, Gemeines in der oder der Stadt geschehen sei, damit doch etwas aufgezählt werde — diese Art verwerf' ich und verwirfst gewiß auch Du. Leere Neuigkeiten, die es am Ende nur darum sind, weil sie eben vorgefallen, wollen wir sicher nicht: das Gemüth des Referenten sei ein Spiegel, wo die Sonne seines Geistes, strahle sie nun Poesie oder sonst eine Kunst- oder Wissenschaft, alle Erscheinungen in einem Brennpunkte eint. Dann gibt es auch Licht. Wir wollen erwarten, was aus unsrer Literatur werden wird bei solchen Erd- und Luftstößen. Denn wer möchte bezweifeln, daß sie mit getroffen wird; die Zeit ist ihre Mutter und der Staat ihr Vater; liegen beide im Kampfe, so wird sie eine andre. Daß aber unsre jetzige deutsche eine andre werden muß, um eine bessere zu werden, wag' ich zu behaupten. Und somit wär' ich bei dem Breslauer literärischen Treiben, und habe Athem, den Planeten um Entschuldigung zu bitten, daß ich ihm so lange mit gefurchter Präceptorenstirne vor Augen gestanden.

In unserm öffentlichen Leben hat sich nichts Wesentliches geändert, wie Sie das überhaupt in ganz Preußen im geringsten Grade finden werden, denn so viel ich davon verstehe, ist keine Nöth dazu da. Der Mode halber haben wir natürlich auch eine Art von Revolution gehabt, über welche eine Breslauer Stimme im Hesperus mehr als paradox sagt, sie sei die endliche Frucht policeilicher Anstrengungen. Eine kleine Broschüre, genannt der Schneidersturm, nimmt die Behörden dagegen ungemein in Schutz, und wir referiren Ihnen das Historische, ohne uns ein Urtheil darüber zuzutrauen. Leider war ich bei dieser großen Begebenheit selbst nicht in unsrer Residenz, damit aber doch ein so wichtiges Ereigniß nicht ganz unbesprochen, wenigstens nicht unerzählt, für den Planeten da gewesen sei, theile ich Ihnen im Auszuge einen Brief mit, den ich über diese Vorfälle erhalten:

„Ob Revolution hier gewesen ist?! Ob?! — Und wie! — Erschrecklich!! Es haben revoltirt zuerst die unschuldigen Schneidergesellen, verstärkt durch die Kraft der hobelschwingenden Tischlergesellen. Selbige haben in der Nacht einen bedeutenden Lärm gemacht, ungefähr tausend Fenster eingeschlagen, und sich sehr gemüht, die Gewölbe von Bauer (Meubleshändler) und Stern (Kleiderhändler) zu erbrechen, und zu plündern, was ihnen jedoch nicht gelang. Dabei schrieen sie wie die Frösche, wenn ander Wetter werden soll, und die neugierige Bevölkerung von Breslau sah sehr ernsthaft zu — und mit Grauen schauten's die Ritter und Edelfrauen. Acht Mann Militair jagten das Gesindel aus einander. Aber den folgenden Tag! — Kanonen wurden auf dem Blücherplatz aufgepflanzt, alle Thore und öffentlichen Gebäude wurden mit Soldaten und Bayonnetten verschanzt, Patrouillen zogen durch die Stadt — und an Prügeleien und Verhaftungen fehlte es nicht. Die Gesellen, zu denen sich auch die Maurer, Zimmerleute, Drucker, Bäcker, Fleischer ꝛc. nunmehr gesellten, wurden mit Gewalt aus den Herbergen vertrieben, wobei, wie die Rede geht, sehr bedeutende Heldenthaten verrichtet wurden. Die Aufrührer zogen sich nach Grüneiche und auf die benachbarten Dörfer, um in der Nacht vi et armis mit Schwert und Feuer das schlafende Breslau und namentlich die Regierung zu überfallen; aber da man hierorts darum wußte, ladete die Garnison scharf, und blieb die ganze Nacht auf den Beinen; was sich im Mondschein nicht übel ausnahm. Das kam den Belagerern bedenklich für, und sie zogen es vor, in silentiis und einzeln nach Breslau zurückzukehren. Somit blieb Alles ruhig; geschossen ist nicht worden, wiewohl es fest steht, daß es zum Schießen hätte kommen können. Die Küraſſiere haben einmal ein Bischen eingehauen, indeß hat bloß Jemand sein Ohr dabei eingebüßt, was mehr der Qualität als der Quantität nach ein großer Verlust für Breslau sein dürfte. Eine Proclamation ist übrigens auch an den Straßenecken erschienen. Gegenwärtig hat Magistratus alle auswärtigen Gesellen in Gnaden entlassen, und damit ist die Komödie zu Ende, noch ehe sie eigentlich angefangen hatte. In Schrecken ist durch solches Gesindel wohl Niemand gesetzt worden als einige alte Hökerweiber, welche mit Grund für ihren Kram fürchteten."

Genug hiervon, sagt der Deutsche, wenn er sagen sollte; zu Viel hiervon! und ich mag und will mich nicht verläugnen. — Da haben Sie denn im Planeten auch eine Revolution; wiewohl Sie das — ich glaube und weiß es — auf keinerlei Weise billigen, denn Sie sagen, Ihr Blatt sei kein politisches. Ja, mein Theuerster, das rettet Sie nicht. Sie haben eine Rubrik „Neueſtes Leben und Treiben" ꝛc. — Nun? War das nicht etwa das neueſte Leben und Treiben? Sie meinen, Revolution sei jetzt schon etwas Altes, die habe man überall. Ja, aber unsre war originell. — Sie haben ferner einen Artikel „Buntes:" und ich denke, das Obige sei bunt genug.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Als Massillon, der große Kanzelredner, zur Adventszeit vor dem vierzehnten Ludwig in Versailles gepredigt hatte, sagte dieser ihm: „wenn ich Andere predigen höre, gefallen sie mir; höre ich Sie, misfalle ich mir."

Sterne, der bekanntlich seine Frau bisweilen mißhandelte, sprach eines Tages gegen Garrick höchst sentimental über eheliche Liebe und Treue. „Der Mann," sagte er, „der gegen seine Frau sich unartig benimmt, verdient, daß ihm sein Haus über den Kopf angesteckt wird." — „Wenn das Ihr Ernst ist," versetzte Garrick, „so will ich hoffen, daß Sie Ihr Haus hoch versichert haben."

In einer Note zum 37sten Capitel seiner klaſſischen Geschichte des Verfalls des römischen Reichs sagt Gibbon: „ich habe irgendwo das freimüthige Bekenntniß eines Benedictiner Abtes gelesen oder erzählen hören: „mein Gelübde der Armuth hat mir jährlich hunderttausend Kronen gewonnen; mein Gelübde der Demuth und des Gehorsams hat mich zum Range eines souverainen Fürsten erhoben." — „Die Folgen seines Gelübdes der Keuschheit," setzt Gibbon hinzu, „lasse ich unerwähnt."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 9. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 12. Januar. 1831.

Frühlingslieder.

Von Herrmann Meynert.

2. Die Eiche.

Es steht ein Baum, zum Schooße
Des Bach's hinabgebückt,
Ihn hat mit grünem Moose
Des Frühlings Hand geschmückt.

D'rob zürnt die alte Eiche:
„Ich übergrüntes Kind,
Ich blumige Greisenleiche,
Mich höhnt der Frühlingswind!"

„Ich hasse, o Lenz, Deine Grüße!
Komm, Winter, gleich mir verwaist;
Mein Mark starrt wie deine Küße,
Mein Herz ist, gleich deinem, vereis't!" —

Aus dem Tagebuche eines Mörders.

(Fortsetzung.)

Sie ward mir alsbald klar. An der Wand, gerade wo ich saß, hing ein Steindruck, unter welchem mit großen Buchstaben mein Name, und in kleinerer Schrift meine Lebensgeschichte stand. Die Züge waren grob und abschreckend, wie sie der Künstler einem Menschen wie mir natürlicher Weise andichten mußte, demohngeachtet aber war die Aehnlichkeit unläugbar. Meine Seele erbebte in den tiefsten Tiefen, denn nun wußte ich, daß ich auf längere Verborgenheit nicht mehr hoffen konnte; an meiner Stirn hing ja der Schandzettel, und allenthalben war mein Fluch aufgezeichnet!

Ich zog fort, immer fort, und lebte gut, wie man zu sagen pflegt; etwas von dem Gelde war noch übrig, und noch viel mehr von den Juwelen, die mir als mein Antheil an dem Raube zugefallen waren, wiewohl ich bei dem Morde selbst nicht mit Hand angelegt hatte. Jenes gab ich rücksichtslos hin, diese aber mußte ich mit Vorsicht zu vertauschen suchen. In einer großen Handelsstadt, durch welche ich kam, fand ich einen Menschen, der vielleicht eben so ruchlos war, als ich selbst, und mir für die Juwelen, die er für gestohlen halten mußte, Geld gab. Meine Börse strotzte von Gold, und ich aß, trank, und lebte herrlich. Aber der Schurke, der mir die Mittel zu Saus und Braus verschafft hatte, wollte mich, eines vermutheten Verbrechens wegen, der Gerechtigkeit in die Hände spielen. Ich äffte ihn jedoch, denn zu dieser Zeit war ich bereits ein erfahrener, folglich vorsichtiger Flüchtling. Je weiter ich wanderte, desto unbesorgter konnte ich mein Geld verwenden, und mich in die Gesellschaft mengen. Die Menschen staunten über meinen Reichthum, und staunten über mein Elend, denn sie glaubten, daß ein Mann, der so viel ausgeben könnte, wie ich, heiter sein müsse. Sie freilich wußten nicht, daß jeder Bissen, den ich erkaufte', mir wie Gift schmeckte. Die Goldstücke der alten Frau kamen mir vor wie Tropfen ihres Blutes, das bei jeder neuen Ausgabe auf's Neue vergossen wurde. Es war daher kein Wunder, wenn ich abermals alle Gesellschaft mied, das Land einsam durchzog, und allem Thun und Treiben der Menschen, vor Allem aber jedem Gedanken an Ruhe und an eine Heimath fremd blieb.

So verrannen Tage auf Tage, alle einander gleich, wie die Sandkörner einer endlosen Wüste. Die Unterschiede von Monaten und Jahreszeiten waren für mich verschwunden. Eines Abends betrat ich nach einem langen Wege, mit Staub und Koth bedeckt, mein Bündel in der Hand, ganz wie ein ärmlicher Wanderer aussehend, ein ruhiges und glückliches Dorf. Der schlanke Kirchthurm erhob sich aus der Mitte tiefgrüner Waldbäume in die Luft empor, feierlich und Friede verheißend tönte die Glocke, vor den Thoren versammelten sich die Landleute in ihren reinlichen Anzügen, und Zufriedenheit schien auf der ganzen Natur zu ruhen. Die niedrigen, hie und da unordentlich zerstreuten Häuser waren fast sämmtlich verschlossen. Nur in wenigen verweilten noch die Bewohner, und ich sah auf den Schwellen die Familienväter und Mütter halb unmuthig rückwärts und vorwärts blicken, bis die Kleinen nachkamen,

auf welche sie so lange gewartet hatten. Dann eilten sie fort, und suchten durch beschleunigte Schritte die Zögerung gut zu machen, und schlossen sich dem Zuge an. Einsamkeit herrschte im ganzen Dorfe. Die Nachzügler hörten auf, einzeln dem pünktlichern Theile der kleinen Gemeinde zu folgen; die Glocken der Kirche klangen nicht mehr; alle Thüren waren verschlossen.

Ich nur war jetzt im Dorfe. Nur meine Schritte verscheuchten die zwitschernden Vögel von ihren heimathlichen Zweigen, und selbst die unvernünftigen Thiere starrten mich als eine seltsame Erscheinung an, denn alle andern Menschen gönnten ihnen jetzt tiefe Ruhe. Welch' sonderbare Gefühle überströmten mich in dieser feierlichen Stunde! Wer lenkte meine Tritte von dem alten Pfade ab? Ich verfolgte den Weg, den so Viele vor mir gegangen waren; das von Weidenstäben gefertigte Pförtchen drehte sich selbst auf meine Berührung leicht in den Angeln; und durch eine Allee von Eibenbäumen und alten Rüstern gelangte ich in gesammelter Gemüthsstimmung bis zur Kirchthüre. Niemand widersetzte sich meinem Eintritte, ich schritt vorwärts, und stand in der Mitte der Versammlung. Der Anblick einer so seltsamen Gestalt schien Viele in ihren frommen Gedanken zu stören, denn als ich die Augen erhob, las ich in den Mienen der Leute Verachtung oder mir noch mißfälligeres Mitleid; sie zogen sich vor mir zurück, gleich als wollten sie jede Berührung mit einem Verworfenen vermeiden; und so stand ich denn in dem heiligen, vollen Gotteshause allein, unumfangen von christlicher Liebe in einem Augenblicke, da ihre Ausübung am lebhaftesten gebeten wurde. Mein Herz schauderte zusammen, der Wunsch nach menschlicher Genossenschaft wich wieder von mir, und ich wankte der Thüre zu, durch die ich eben erst mit der Ruhe wieder erlangter Gesundheit getreten war, als ein einziges Wesen von so vielen mir doch die Hand der Nächstenliebe reichte.

(Fortsetzung folgt.)

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Er faßte sich auch jetzt bei Erblickung der Scene in Geduld mit dem stillen Worte: Laßt mich nur Papst sein! Jetzt bin ich „der Esel aus der Mark," der auch Dich trägt, mein Paolo Ursini — du nun auch mir bekanntes Maulthier! — Er verzieh ihm sogar halb, weil er selbst ihn um Virginia ganz betrogen hatte, und der Herzog ja noch nicht gewußt, daß Virginia Braut sei, und sogleich Weib sein würde. Darum fiel sein sinkender Zorn sogar mehr auf Virginia, welche sich, seiner männlichen Meinung nach nicht so weiblich habe benehmen sollen — nicht so gar tröstlich und holdselig! Und so blieb er in seiner kühlen Haltung stehen, und bedauerte sogar nur die Frauen, daß sie, in der überschwellenden Fülle ihres ersten Liebens, sehr leicht und sehr gefährlich Einen Mann für den Andern halten oder nehmen, und in ihrer himmlischen Freiheit kaum und selten, ja immer nur sehr spät, sich als Eigenthum des Erwählten denken, und demnach sich betragen und bezeigen können. Auch dachte er zu Gunsten seines Sohnes Francesco Peretti — des Bräutigams — daß es einer Braut ja stets wohl nöthig ist: von ihren frühern Phantasien Abschied zu nehmen, und daß ihre Phantasien fast immer nur — Männer sind. Denn ihre Gedanken und Gefühle können sie rein und tadellos aus dem Vaterhause mit in die Brautkammer und in die künftige Kinderstube nehmen — und wohl ihnen darum!.... dachte er. Aber der Herr Herzog muß in die Quarantaine der Liebekranken und Ehemannsbetrüger gebracht werden, und einen strengen Wächter bekommen, ehe er freie Practica mit Gesunden erhält — sonst kann es die Haut kosten bei der Vertheidigung der Fama-Augusta!

Der Cardinal blieb in der Thür stehen, bis die Braut und der Herzog deutlich gesehen, daß Er sie gesehen habe. Dann rief er mit schwacher Stimme nur: „Virginia!" um sie, wie eine Schlafwandlerin durch Rufung ihres Namens gleichsam zu erwecken. Denn Leidenschaft oder Selbstvergessenheit ist das gefahrvollste Wandeln im Schlafe der Ehre. Als Virginia auf ihn zueilte, als habe sie zu lange auf sich warten lassen, trat er einen Schritt vor ihr zurück. Sie drückte ihm die Hände, küßte ihn auf die Stirn, blickte ihn aus unbefangenen treuen Augen an, und rauschte dann vorüber zu ihrem Peretti, der sie entzückt empfing, und darauf zum Altare führte.

Dem Herzog Ursini, dessen bleiche Wangen wieder einmal glühten wie von den Rosen der Jugend, war es unerträglich: das schöne Paar, das ihm den Rücken wandte — im Begriff zu sehen, sich für des Lebens selige Zeit zu verbinden. Jüngling und Jungfrau blickten sich vor dem Altar nicht einmal an — und doch war Jedes süß und still im Herzen überzeugt, daß der holdeste Geist in der wünschenswerthesten Gestalt neben ihm stehe und bebe vor Wonne! Das Geheimniß ihrer Liebe war nun so offenbar, menschlichen Augen so sichtbar und kundig — und sie wären doch lieber unsichtbar gewesen, und ihre Gedanken schweiften wirklich in unsichtbaren himmlischen Gefilden.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einen schlechten Prosaiker, der nun auch Verse machte.

Daß Du Erzählungen schriebst, die leider kein Mensch wollte lesen,
Dieses genügte Dir nicht, jetzt schreibst Du auch Reimerei'n,
Recht! ist der Mensch schon einmal ein Narr in Prosa gewesen,
Warum soll er nicht auch einer in Versen sein?

J. F. Castelli.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

(Fortsetzung.)

Bei'm Eintritte in den Salon sah ich drei Gedecke aufgelegt. Drei Gedecke? Für wen? Da erschien die Wirthin, und ich, ohne der Begeisterung zu gedenken, mit welcher ich von ihr geschieden, und ohne der Täuschung zu erwähnen, die inzwischen wie ein Mehlthau auf die Blüthen meines Traumes gefallen war, ich fragte, mit wem mir das Glück des gemeinschaftlichen Frühstückes zu Theil werden solle? „Kurz nach Ihrem Ausgange," berichtete die Gute, „ist ein Herr mit einer Dame hier abgestiegen. Sie sind so eben bei der Toilette, und wünschen dann zu frühstücken. Ich habe, in der Voraussetzung, daß es Ihnen nicht unangenehm sein würde, die drei Gedecke zusammenlegen lassen. Wenn aber —" „Nein, nein," unterbrach ich die Gefällige, „mir ganz recht, ich liebe ohnedieß nicht das Alleinessen, und Gesellschaft wird mir gut sein. Sind die beiden Leute jung?" „Jung und — verliebt," versetzte die Wirthin. „O weh," seufzte ich, „ein Unverliebter mit zwei Liebenden; schlechte Unterhaltung. Indessen, es mag drum sein." — Eine halbe Stunde verging und die Liebenden erschienen nicht. Ich bat die Wirthin, nachzusehen, ob die Toilette bald beendigt sei. Lachend kam sie zurück. „Nun?" rief ich ihr entgegen. „Die Toilette," sagte sie, „ist gewiß beendigt; ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen sich allein zum Frühstück setzen, les deux jeunes personnes haben sich — schlafen gelegt." — „Auch gut," erwiederte ich, und rückte den Stuhl an den Tisch. Das Wirthshausleben ist doch ganz bequem, und ein Thor, wer die Bequemlichkeit liebt und sie nicht nutzt, wenn sie sich bietet.

Während der halben Stunde, welche den zwei jungen müden Personen vielleicht schneller vergangen war, als mir, hatte ich von der Wirthin erfahren, daß die Salzwerke etwas über eine französische Meile von der Stadt entfernt lägen, und daher ihr Erbieten, mir zum Ritte dahin einen Esel holen zu lassen, mit Dank angenommen. Auch stand wirklich, nach beendetem Mahle, ein stattlicher Esel, gezäumt und gesattelt, vor der Thüre meiner gewärtig, und obgleich er, den dicken Kopf mit den langen Ohren tief zur Erde gehangen, seine Mittagsruhe hielt, so hatte doch mit übergroßer Vorsicht ein munterer Bursche, auf einem andern Esel sitzend, den Zügel gefaßt, sprang bei meinem Erscheinen schnell aus dem Sattel, versetzte dem Schlafenden einen gewichtigen Rippenstoß und versicherte, als der Graue muthig den Kopf hob und mit den Ohren wackelte, daß ich, trotz seines wilden Ansehens, ihn getrost besteigen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Breslau Ende November 1830.

(Beschluß.)

Aber es sei auch überhaupt genug, denn nun fragen Sie mich nicht etwa, welchen Einfluß auf Kultur ꝛc. dieser Aufschwung gehabt — um Gotteswillen fragen Sie nicht, und doch müssen Sie fragen, und doch muß ich selbst fragen, um meine obige eigne Theorie nicht zu Schanden zu machen. — Wohlan denn, ich werde meine Ehre zu retten trachten, und um doch eine Antwort zu geben „Nichts" zur Antwort geben. Wahrscheinlich werde ich mich aber sogleich selbst Lügen strafen, wenn ich mich anschicke, die zweite merkwürdige Begebenheit, nämlich die Feier eines Schillerfestes zu erzählen. Denn das muß ich nothwendig mit der Revolution in Konflikt setzen, um eine Erklärung des zahlarmen Besuchs zu finden. — Ich selbst ging natürlich schon darum nicht hin, weil ich bei einigem Weingeiste und einiger Schiller-Begeisterung unbedingt für mein theures Leben zu fürchten gehabt hätte, sobald die Leute in der Pfingst- und Prophetengabe etwas Planetarisches in mir verspürt hätten. Erinnern Sie sich doch, wie oft der Planet gesagt, es sei nichts mit der Breslauer Poetasterei! Und nun bedenken Sie, wenn mich die Leute unter ihren — Stimmen gehabt und mir ad oculos demonstrirt hätten, wie sie jetzt schon zum zweiten Male in lauter Poesie ein Schillerfest feierten. — Summa, ich war viel zu furchtsam — man fürchtet sich vor Mancherlei — hinzugehen, konnte Ihnen, holder Planet, doch die Notiz darüber nicht entziehen, und schickte meinen Wirth, einen soliden, anständigen Mann hin, um mir die Sache erzählen zu lassen. Er sperrte sich zwar Anfangs ein klein Wenig, und meinte, man würde ihm vielleicht wegen des Zutritts Schwierigkeiten machen, auch wisse er so eigentlich nicht, was er da anfangen solle. Auf den ersten Einwurf konnt' ich ihm entgegnen, es könne Jedermann kommen, es sei ein Volksfest und es werde in den Zeitungen dazu aufgefordert, es werde ihn also wahrscheinlich Niemand, und er werde vielleicht auch Niemand kennen. Das habe also gar nichts auf sich. — Da zog er denn getrost seinen Bratenrock an. Was den zweiten Punkt anbetreffe, fuhr ich fort, so habe er nichts zu thun, als zu essen und zu trinken. Ich ersuche Sie nur, sprach ich, sich nicht zu betrinken, damit Sie mir erzählen können. Zur Befähigung brauchen Sie nur 2 Thaler — nehmen Sie doch, ich bitte, geniren Sie sich nicht — damit kommen Sie aus, und genießen Alles. Der Mann erkundigte sich noch eine kleine Weile über selbigen Schiller, was und wo er gewesen ꝛc. und ging.

Diesem meinen Wirthe nun, der ganz nüchtern zurückkam, und der Breslauer Zeitung, die, selbst dabei gewesen, die ganze Begebenheit mit unendlichem Wohlgefallen erzählt, verdanke ich folgende Notizen.

Auf die Zeitungsannonce, es möge zum Schillerfest kom-

men, wer da wolle, hatte sich ein kleines Häuflein eingefunden, was einige Stunden stumm und in sich gekehrt da saß; es war, sagte mein Wirth in seiner Naivität, als wären die Leute eben alle zu Grabe gegangen, d. h. aus dem Schlesischen in's Deutsche übertragen, bei einem Leichenbegängnisse gewesen, oder als ob Keiner den Andern kennte. Das ist nun freilich bei jener populären Einladung, die als solche ganz gut sein mag, kein Wunder.

Ich dachte unwillkürlich an Cooper's letzten Mohikaner und an die Versammlungen der Völker am Horican, wo es auch so still hergeht und nur manchmal Einer „Hugh" oder sonst einen Schrei ausstößt. Zu diesen letzteren finden wir bei uns die Toaste als Pendants.

Der Freiherr v. Biedenfeld hat präsidirt, und dagegen läßt sich nicht ernsthaft, nicht scherzhaft etwas einwenden; denn es ist dies ein Mann, der Alles, was in, um und an ihm ist, der Kunst und Wissenschaft weiht, und der jede Art von Auszeichnung von Breslauern verdient. Aber er ist auch kein Breslauer.

Dieser, erzählt mein Wirth, hat nun zuweilen geklingelt, und darauf sei immer etwas geschehen, aber eben dies Geschehene sei ihm (meinem Wirthe, einem sehr einfachen, simpeln Manne) später so unangenehm gewesen, daß er immer erschreckt zusammengefahren wäre, wenn Jener geklingelt hätte.

Noch vor der Suppe, — gegen 3 Uhr, wo der Appetit auch bei einem Fürnehmeren auf dem Kulminationspunkte ist — habe auf vorhergegangenes Klingeln Herr Wiedermann eine gute halbe Stunde über einem ellenlangen Liede gesungen; dies habe eingeleitet. Nun habe man mit also maltraitirtem Hunger zu essen angefangen; das verzweifelte Klingeln habe aber darin so oft so lange Pausen hervorgebracht, daß man endlich ganz hungrig weggegangen. In diesen Pausen hätten 4 Sänger immer etwas gesungen, oder hie und da sei ein Herr aufgestanden, der etwas vorgelesen, was man einen Toast genannt, von denen er aber, wenige ausgenommen, nicht viel verstanden habe. Daß man bei den meisten dieser Toaste nicht einmal habe trinken und anstoßen können, habe ihm nun ein für allemal gar nicht gefallen. Er habe gedacht, schließt mein Wirth, man sei da zusammengekommen, um sich zu freuen, wenn man an einen so großen Mann, wie der Schiller gewesen sein soll, denkt, aber dort sei's ja fast ärger als in der Kirche hergegangen. Er habe nicht einmal die Courage gehabt, sich zu schneuzen, aus Furcht, die andächtigen Leute zu stören. Aus Verzweiflung hätte er sich gegen die Grundsätze seiner Frau noch eine Flasche Wein gekauft, das hätten am Ende die meisten seiner Umgebungen nachgemacht, und so sei es denn, wenigstens als das Fest vorübergewesen, hinterdrein etwas fidel geworden. Sunt ejus ipsissima verba.

Kopfschüttelnd über die neueren Dichter — der Mann ist manchmal dabei, wenn ich mir den Horaz „nunc pede libero pulsanda tellus etc." übersetze, ging er von mir, und ich zog die Zeitung nun zu Rathe. Die Toaste, die ich darin gefunden, sind allerdings weder besonders gut, noch auch besonders schlecht, sie erheben sich nicht über das Gewöhnliche und sind größtentheils mittelmäßig.

Eine Büste Schillers, bekränzt und mit „Verehrung" unterschrieben, hat zugesehn, und eine Schnupftabaksdose Schillers mit dem Bilde seiner Gemahlin hat die Runde gemacht.

So viel ist freilich dem Referenten aus der breiten Beschreibung klar geworden, daß die populäre Einleitung zum Feste und die unpopuläre Feier einander unangenehme Gesichter schneiden. Ref. hat am allerwenigsten dagegen, ja ist innig erfreut, wenn Deutschland seine Dichter ehrt und feiert, nur möchte er doch vorschlagen, es ein wenig anders dabei einzurichten, damit die Leute sich in Freude ihrer Dichter erinnern.

„Freude schöner Götterfunken" muß sich gar schnurrig in der kalten Atmosphäre ausgenommen haben.

Und dies wären denn, o Planet, die beiden bedeutendsten Erscheinungen in unserm politischen und literärisch äußerlichen, oder wenn Du's günstiger willst, äußerlich literärischen Treiben. Dort allzugroße Aktivität der niederen Klassen, hier zu große Passivität der höheren; wir bedürfen eines gelinden Erdbebens, damit die Kräfte unter einander geschüttelt und lebendig werden. Damit mein' ich nicht etwa eine Revolution, die brauchen wir, so viel ich davon verstehe, in Preußen nicht, und wenn sie Gutes bringt in andern Ländern, geistige Aufregung, so werden wir vielleicht von diesen Früchten mitgenießen, ohne die Stürme empfunden zu haben. Die Zeit ist vielleicht ein großes Gewitter, dessen Reinigungsprozeß und segensreiche Wirkungen auch dahin dringen, wo man keinen Donner hört, und wo kein Blitzstrahl zündet. Wir sehen ein fernes Wetterleuchten — und der Literat, da man dem nun einmal jetzt so wenig Menschenrechte gestattet — (als solchen bitt' ich mich überhaupt bei solchen Aeußerungen nur zu betrachten) hofft, es werde dies überall schöne Gedanken entzünden.

Buntes.

(Die Familie Doson. Ein Beitrag zur Genealogie). Der König Antigonus hatte die Art an sich, keinem Menschen etwas abzuschlagen. Mochte bitten, wer wollte; war sein Gesuch nur einigermaßen statthaft, immer hieß es am Schlusse: Δώσω (ich will Dir's geben). Damit war die Sache aber auch abgethan: mit dem Geben selbst befaßte sich dieser Menschenfreund nicht. Daher nannte man ihn spottweise nur den Δώσων (Geber in spe). Sollte man nicht glauben, seine Nachkommenschaft existire noch? Finden sich doch überall Leute, bei denen das Wort wohl gut ist, die That nur nicht. Diesen wird es hoffentlich sehr angenehm sein, zu erfahren, wer ihr Stammvater gewesen ist. Eines so glänzenden Ursprungs werden sich die Wenigsten versehen haben. Glücklicher Weise ist die Sache außer Zweifel. L. M.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 10. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 13. Januar. 1831.

Die Jesuiten.

Zu kommen wissen sie,
Schon weniger zu bleiben.
Von selbst zwar gehn sie nie;
Man soll und muß sie treiben.

Indessen wird ihr Spiel
Schon immer so gekartet,
Daß mehrentheils am Ziel
Das Treiben ihrer wartet.

Nur wollen sie bereits
Die Jagd im Anzug sehen,
Bevor sie ihrerseits
Zum Weichen sich verstehen.

Die Hoffnung bald einmal
Anher zurück zu kommen
Verbleibt in jedem Fall
Den Herren unbenommen.

Wer weiß? — Veränderlich
Sind menschliche Gemüther.
In Kurzem schließen sich
Wohl auch zwei Augenlieder.

Wie bald geschieht es da — —
Nichts leichter einzusehen! —
Was Einmal schon geschah,
Kann wiederum geschehen.

Drum nur nicht allzuweit
Ins Blaue sich verlaufen,
Um für die Folgezeit
Gehörig zu verschnaufen!

Zum Glücke geht der Wind
Auch von der andern Seite,
Und hinter'm Berge sind
Bekanntlich auch noch Leute.

Nun wohl, sie theilen sich
Just so, wie hier zu Lande,
In Kluge hoffentlich
Und in Gehirnverbrannte.

Die Klugen werden sie
Auch dort schon ignoriren,
Das andre Menschenvieh
Wie immer dann barbieren.

Wie viel man auch versucht,
Die Rotte auszurotten:
Sie werden auf der Flucht
Noch ihrer Feinde spotten,

So lange man sich nicht
Von Gott und Rechtes wegen
Vereinigt, dies Gezücht
Vom Boden wegzufegen.

Es kostet nur ein Wort:
Die Hyder liegt zerschmettert.
Doch wenn — treibt sie der Nord —
Der Süden sie vergöttert,

Hat's späterhin, wie jetzt
Damit wohl keine Eile,
Ein Sprichwort freilich setzt
Zur Eile stets die Weile.

An dieser Aussicht mag
Die Menschheit sich erlaben.
Kommt einst der volle Tag,
Wird's wenig Mühe haben.

W. Otto.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Sie sprachen das einzige, Alles umfassende, Alles gewährende Wort — „Ja!" kaum hörbar aus — und doch hätten ihre Seelen laut jauchzen mögen. Sie standen ruhig, wie in ein großes Bild nur gemalt, und blaß wie von Marmor vor Sehnsucht und Schaam — aber innerlich glühten sie, und ihr Blut eilte wie einem seligen Ziele entgegen, heiß und drängend durch ihre Adern, beklomm ihre Brust, und der leis gewechselte Fuß zitterte unmerklich. — Diese himmlische Angst konnte Ur-

sini nicht anschauen, die Jedem reizend und lockend, Ihm zugleich stachelnde Qual war — da er Virginia in diesen Augenblicken verlor, und nun war sie ihm mehr, als je ein erworbenes Weib sein kann. Von allen Frauen der Erde war nur Sie ihm da, ja von der ganzen Erde selber war nichts ihm da, als Sie — und sie war verloren — und wie mit höllischem Hohne sprach sie jetzt gleichsam zu seinem Verluste ihr „Ja!" —

Paganelli hatte ihn beobachtet, und sprach nun, sich selbst überwindend, aus rachekochendem Herzen heimlich und leidenschaftlich mit Raimondo. Dieser faßte dann seinen, kaum sich haltenden älteren Freund Paolo Ursini unter den Arm, sprach wieder mit diesem, und beide schlichen sich nach einiger Zeit leis von dem Feste; Paganelli schlich ihnen nach, und nahm den Herzog in die Mitte.

Das so eben vermählte schöne Paar gehörte nun nicht zu jener größern Zahl der Menschen, welche sogleich arbeiten und in einen thätigen Wirkungskreis sich fügen müssen — scheinbar aus Noth oder Nöthigung, um ihr Leben zu verdienen, aber in Wahrheit aus mütterlicher Weisheit der Natur: damit die Liebe nur die Würze, Erhohlung und beständige Belohnung ihres wahren Lebens sei. Francesco mit seiner Virginia aber gehörte zu den Reichen und Vornehmen, welche scheinbar der Mühen des Lebens überhoben sind, und aus der Liebe und aus den Ergötzungen ein immerwährendes Geschäft machen — in Wahrheit aber den blauen Himmel mit seinen Sternen gleichsam wie vom Aether reißen, ihn wie einen Teppich über die Erde breiten, tagtäglich mit Füßen treten, und so denn freilich zuletzt ohne Himmel und ohne Erde sind. Doch die Freuden waren ihnen noch neu, ja noch unbekannt, und sie zogen schon gegen Abend desselben Tages hinaus auf ihre Villa in dem hohen schönen Frascati, um in dem Frühling des Jahres, wie die Bienen — ihren Honigmonat zu feiern.

Aber schon am folgenden Mittag wollte man in Rom wissen und flüsterte sich es nur zu: daß der neue Graf Celana, der gewesene Francesco Peretti, gewesen sei, nämlich ermordet worden, noch ehe er aus Bräutigam und Gemahl ein Mann geworden. Ein alter Diener des Cardinal Montalto hatte das Gerücht zwar vernommen, aber einen so schnellen Wechsel des Glückes und Lebens bezweifelt, schon weil sein Herr keine Nachricht davon erhalten. Am wenigsten aber getraute er sich etwas davon im Palaste zu sagen, da er dem Cardinal nicht die Freude verderben wolle, seinen Sohn zu sehen. Denn Montalto's Schwester Camilla, die Mutter des Neuvermählten, war in dieser Nacht aus le Grotte gekommen und hatte ihre beiden Töchter Fulvia und Faustina, die Schwestern Francesco Peretti's mitgebracht; die Schwestern aber wiederum ihre beiden Knaben, Alexander und Michael. Es war ein Wagen voll froher Menschen, die am Nachmittage aus Rom fuhren, um die jungen Leute zu überraschen. Die Mutter Camilla freute sich, ihren Sohn als Grafen zu sehen, und die Schwestern Fulvia und Faustina waren neugierig, ihre schöne Schwägerin Virginia kennen zu lernen.

Sie kamen in später Nacht-Dämmerung in Frascati an, und hielten vor der einsam gelegenen Villa. Kein Licht war zu sehn, vielleicht vor dem hellen Mondglanz, in welchem die Mauern glommen und widerleuchteten. Aber die Hauptthür und alle andere Thüren waren auch verschlossen. Die gezogenen Glocken läuteten umsonst wie in einem öden ausgestorbenen Kloster. Ungeduldig wie er war, rief der Cardinal laut mit kräftiger Stimme: Francesco! — Peretti! — Graf Celana! — Und dann wieder: Virginia! — Accoramboni! — Gräfin Celana! — Aber sein Rufen hatte keinen andern Erfolg, als daß ein alter Diener aus einem der höchsten Dachfenster heraussah, und dann langsam herabkam, während seine Wachsfackel die Treppen herab gleichsam die Fenster zählte, und zuletzt mühsam die große Pforte aufriegelte und aufthat.

Weiber und Kinder eilten nun hinein. Schlafen sie schon? frug der Cardinal.

Er, — ja! Eminenz; — antwortete der alte Diener leise. Er wollte nicht weiter sprechen, aber er erhob seine Hand mit der Fackel langsam immer höher, daß die Halle licht werden sollte. Dann blickte er sich schüchtern um. Der Cardinal aber sahe nur dem Diener in's Gesicht, trat ihm näher und frug ihn betroffen: Mensch! Wie siehst du aus?

Wie seh' ich denn aus? Sehen Sie nur genau.

Nun blaß! Furchtsam, zaghaft, mit rothen Augen, und siehst mich so fromm und liebreich an! Wie siehst Du denn aus! Wie ein Diener, den sein Herr aus dem Dienste gejagt hat!

(Fortsetzung folgt.)

Die Hohen, die Mittleren, die Niederen und die Todten.

Zu den Hohen empor ich strebte mit glühendem Herzen,
Bald doch löschte die Luft des Hofes die flammenden Gluthen —
Und bescheidener nun ich neigte mich tiefer hernieder,
Suchend zeitliches Heil im Cirkel der mittleren Stände;
Es verscheuchte mich hier die Flachheit alltäglichen Sinnes. —
Zwar muthlos noch nicht betrat' ich volksthümliche Hallen,
Dort aber wahrlich es bräut das Vieh — mich gierig zu schlingen,
Und eingeschreckt nun floh ich in's Reich der schweigsamen Todten —
Hier mein grauer Homer läßt nimmer das Herz mir erkalten;
Ewig bietet Horaz den Reiz der würzigen Reue;
Auch Freund Juvenal — Gemeines nicht giebt er zu kosten.
Kosend in freundlicher Ruh' mit diesen und anderen Todten,
Schlürf' ich den Saft noch vom Rhein, dem König teuton'scher Reben;
Füglich zähl' ich den Wein auch unter die schweigsamen Todten:
Doch gerade im Tod reift das bewegteste Leben! —

H. G.

Reise-Zeitung.

Reiseskizzen von Schauke.

Wer sagt mir doch, was in dem Schalle
Des Posthorns, was im muth'gen Knalle
Der Peitsche für ein Zauber liegt?
Thümmel.

1.

Im Gasthofe zu Adersbach waren viele Fremde; — ich hatte mich einer zahlreichen Gesellschaft fröhlicher Schlesier angeschlossen, und mit derselben die wunderbar gestalteten Felsengruppen durchwandelt. Alles Sehenswerthe war uns gezeigt worden, das merkwürdige Echo hatte seinen Tribut an Verwunderung erhalten, und nun kehrten wir mehr getheilt und in lebhaftem Gespräch begriffen zurück. Ein Paar Beamte aus Breslau eilten, die übrige Gesellschaft weit hinter sich lassend, mit schnellen Schritten den Fußpfad über die blumenreiche Wiese dem freundlichen Gasthaus zu, theils als Geschäftsmänner an einen raschen Gang und eine gewisse Hastigkeit gewöhnt, theils auch vom Verlangen nach guter Mahlzeit und einer Flasche Wein, als Stärkung nach den Beschwerden der kleinen Wanderung, getrieben. Ihnen folgte in ziemlicher Entfernung das Hauptheer, bestehend in mehreren jungen und älteren Frauen, deren Männern und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Kinder, welche durch einander lachten, schrien und sich gegenseitig neckten. Ein Paar allerliebste Mädchen in dem schönen hoffnungsvollen Alter von 14 bis 15 Jahren beschlossen den Zug. Wer nicht die drei, ihnen in ehrerbietiger Entfernung nachtretenden, schüchternen Gymnasiasten gesehen hätte, der hätte wohl glauben können, die Mädchen sähen sich noch so oft nach den Steinen um, die sie eben verlassen hatten; die drei jungen Herren, in den kurzen Röcken und furchtbar weiten Leinwand-Beinkleidern aber schienen die beiden Mädchen ihrer ganzen Aufmerksamkeit werth zu halten, und indem sie fortwährend mit einander flüsterten, sah ich sogar, wie Einer, wahrscheinlich der Unternehmendste von ihnen, dem schwarzlockigen Mädchen mit den feurigen Augen, die sich so sehr freundlich umgesehen hatte, einen Kuß zuwarf, worauf denn das erschrockene Mädchen schnell das Köpfchen wendete.

Mir hatte das Geschick wieder einmal einen recht fatalen Streich gespielt, und mich einer „Tante," und zwei wirklichen Fräuleins von vornehm kränklichem Aussehn, und höchst delikater Constitution überliefert; — der ermüdeten Tante hatte ich auf dem schlüpfrigen Boden meinen Arm anbieten müssen, und so war an kein Entkommen, bevor wir das Gasthaus erreicht, zu denken. Die empfindsamen Fräulein konnten gar nicht aufhören, mir den Eindruck zu schildern, den die hohen schwärzlichen Felswände — die zu beiden Seiten des schmalen Weges oft ganz senkrecht emporragten — und das Donner ähnliche Rauschen des herabstürzenden Wasserfalls, auf sie gemacht habe, und über diesem Schwatzen und bei allen den Bildern, deren sich die gnädigen Frauenzimmer in ihrer Rede bedienten, ging für mich der ganze Eindruck verloren. Vor einer Reihe von Jahren — noch in der schönen Zeit, wo man stolz auf die Primaner-Würde in den langen Gängen des zum Gymnasium gewordenen Klosters, mit dem Plato und Cicero unter'm Arm, herumlief — hatte ich mit mehreren Schulfreunden eine Gebirgsreise gemacht, und auf dem Rückwege das berühmte Adersbach, und das weniger bekannte Merkelsdorf besucht. Von Merkelsdorf ist freilich nichts zu bemerken, als daß man daselbst recht guten Wein trinkt. — Wir, sämmtlich Primaner, die binnen einem Jahre die Universität beziehen sollten, mußten schon sehr ernsthaft daran denken, es im Trinken zur größtmöglichsten Vollkommenheit zu bringen; da haben wir damals tüchtig Probe getrunken; — die eifrigen Bemühungen, so viel als möglich in uns zu gießen, brachten auch ein so bedeutendes Resultat hervor, daß wir uns noch lange mit Freuden der Merkelsdorfer Weinstube erinnert haben. — Adersbach war also für mich nicht neu, folglich auch nicht so überraschend, als es sonst gewesen wäre, und ich hatte ziemlich viel Geduld, meinen beiden Plagegeistern als ein Jemand zu dienen, bei dem sie alle ihre schönen Redensarten anbringen konnten. Die Fräulein waren aus N....., einer Festung, wo es mit gesunder Luft und gesunder Vernunft gleich schlecht bestellt ist, jedoch Ueberfluß an überflüssigen Offizieren, und daher viel Lieb- und Leidenschaften, aber wenig Hochzeiten giebt. — Da ich merkte, daß sie gern meinen Namen gewußt hätten, und um ihnen die Freude zu machen, in „nobler" Gesellschaft zu sein, nannte ich mich: Baron von Solen. — Gegen Baron von Solen, der von so vielen Reisen erzählte, einen recht schönen Siegelring trug, und sie stets: meine Gnädigsten nannte, waren sie noch einmal so freundlich, und ich mußte versprechen, sobald ich aus Neapel zurückgekehrt, sie bei einer Anwesenheit in N..... ja zu besuchen. — Endlich waren wir wieder in der großen Gaststube, wo sich, während wir die Felsen durchzogen, von Neuem mehrere Fremde eingefunden hatten. Es waren einige Familien aus Breslau und Prag, mehrere junge Leute, und an einem besonderen Tische saß noch ein Paar, welches meine Aufmerksamkeit vorzüglich anzog. Es war ein dicker Herr mit einem nichts sagenden Gesicht, und eine geschminkte überputzte Frau, welche einen feisten Mops auf dem Schoose hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus München Anfang December.

Der weltberüchtigte Saphir hat nach einer sehr kalten Antwort auf seine larmoyante, sentimentale Bittschrift (in der er ganz aus seinem Charakter fällt, und die Hr. Eduard Maria Oettinger in Berlin billiger Weise parodiren sollte) an den König das durch seinen Besitz glücklich gewordene

München — denn alle Kultur verdanken wir ihm allein — verlassen und hält sich gegenwärtig in Göppingen im Würtembergischen auf. Sein letzter Hausherr erzählte, des Dichters Garderobe befinde sich in so glänzendem Zustande, daß derselbe nicht im Stande gewesen sei, dieselbe vollständig bei seiner unwillkührlichen Abreise mit sich zu nehmen. So habe er allein vier Mäntel besessen; zwei derselben verschenkte er noch an Arme, um einen Theil der hiesigen Armuth damit zu bedecken, einen behielt er um, seine eignen Blößen, deren er hier so manche zeigte, damit zu verhüllen, den vierten packte er ein, um allenfallsige im Auslande offenbar werdende Blößen damit den Augen zu entziehen. Kann man einen edlern und weisern Gebrauch von seinen Mänteln machen? Wahr ist's, jüdischer Witz trägt auf Erden doch das meiste Geld ein. — Saphir hat hier viel Anhänger und Vertheidiger gefunden. Als man sich nämlich in einem der höhern Zirkel darüber wunderte, sagte ein geistreicher Hofrath: „Dies Phänomen wird durch eine Stelle in Tieck's herrlicher Novelle: „der griechische Kaiser," in der Urania 1831 hinlänglich erklärt." Er zog das Taschenbuch hervor und las: „Je mehr eine Kreatur ächte Vogelscheuche ist, desto mehr setzen sich begeisterte Freunde und Anhänger auf das gräßliche Bild. Sie können den Ewigen, von dem sie reden, nicht im Schönen und wahrhaft Großen erkennen, da müssen sie sich denn bittend und bettelnd an das Grausal wenden, daß es für Geld und gute Worte ihr Gott werden möge."

Hr. Dr. W... setzt den von Saphir begründeten Bazar mit großer Unbehülflichkeit und wenig Glück fort. Neulich ist Hr. W. zur allgemeinen Belustigung des Publikums als enthusiasmirter Champion der hiesigen trefflichen Judenschaft aufgetreten, die nun, ungemein tolerant und großmüthig, selbst zur Erbauung eines christlichen Tempels in dem vom General von Hallberg gegründeten Birkensee beigesteuert hat.

Der Buchhändler F. G. Franckh ist dahin und kehrt nicht wieder. Ein Herr Franz hat dessen Verlagshandlung käuflich übernommen, doch geht bis jetzt das Geschäft noch unter Franckh's Firma.

Nun noch einige Worte von einer hier entstandenen neuen Wochenschrift, die nicht allein eine Schrift, sondern ein Spiegel der Zeit zu sein verspricht, ein Spiegel voll anmuthigen Zaubers, poetisch geweiht und rein geschliffen, damit Kunst und Wissenschaft, Poesie und Leben ihre Bilder reizend und hell darin wieder geben. Es ist eine würdige Aufgabe, in dieser ernsten, vulkanischen Zeit den Musen einen unvergänglichen anmuthigen Kranz zu winden; doch der geniale Spindler ist dieser Aufgabe gewachsen. Er hat uns im ersten Hefte dieses seines neuen Zeitspiegels mit einer trefflichen Novelle: „Ein Tag Ludwigs XI" beschenkt. Sie würde einem W. Scott hinreichenden Stoff zu einem interessanten bändereichen Roman liefern.

Ein vor mehreren Tagen auf der hiesigen Hofbühne dargestelltes neues Trauerspiel: Hernani, vom Dr. Hermes*), erschütterte das Zwerchfell des Auditoriums in solch hohem Grade, daß das erbärmliche Machwerk kaum zu Ende gebracht werden konnte. X. H.

*) Doch wohl nach Victor Hugo? O Himmel und Franzosen! Das ist schon die zehnte Bearbeitung des Hernani, von der wir hören. D. R.

Buntes.

(Neue Krankheit.) Neben der Cholera Morbus bedroht Europa noch ein anderes schreckliches Uebel oder wüthet vielmehr schon an — vielen Höfen. Viele Leute haben nämlich seit dem Septbr. d. J. dort Kröpfe bekommen (man sagt, daß sie von ungeheurer Angst und ungewohntem langen an sich Halten des Athems entstehen) und vermögen sie, trotz hoher Halstücher und Krawatten nicht länger zu verbergen. Es ist nicht eben merkwürdig, daß dieses Uebel (in England King's evil, Königsübel genannt) gerade am Halse ausbricht, um den sich's ja in jenen Tagen gerade handelte. Zum Troste der armen Leidenden soll sich aber auch schon ein sehr geschickter und infallibeler Arzt gefunden haben, der durch eine ihm inwohnende höhere Kraft vermittels Auflegen der Hände alle Kröpfe heilt. Und dieser Arzt ist kein geringerer, als Karl X., Erkönig von Frankreich selbst. Er wird nächstens zum Heil aller Kranken eine Umreise an alle europäischen Höfe als Kropfdoctor machen, und fernerhin dieß nützliche und einträgliche Geschäft mit Eifer und Liebe treiben.*) C.

*) Um das Obige zu verstehen, dürfte es vielleicht nicht allbekannt sein, daß sonst die Könige von Frankreich, einige von England, auch noch andere fürstliche Häupter Europa's die Wunderkraft besaßen, durch Auflegen der Hände Kröpfe zu heilen. Anfangs soll diese Kraft allen Königen Europa's inne gewohnt haben. Zuletzt blieb sie den allerchristlichsten Königen allein. Bei der Weihe eines neuen Königs wurde ihm die Art der Berührung und die zusprechende alte Formel: le Roi te touche, Dieu te guérisse! gelehrt. Auf diese Ceremonie beziehen sich die Worte des Herzogs von Epernon, welcher, als er hörte, daß Ludwig XIII. den Richelieu zum Generalissimus gegen die Spanier ernannt und ihm eine so ungeheure Gewalt zugeschrieben hatte, ausrief: „Was! Ludwig hätte weiter nichts für sich behalten, als das Vermögen, Kröpfe zu heilen?" — Karl X. ist weiter nichts übrig geblieben, und er wird den unraubbaren Schatz nach Kräften benutzen. — Dem König der Franzosen hat man in der Eile, mit der man ihn auf den Thron erhob, die Manipulation und den Bannspruch zur rechten Zeit zu sagen vergessen. Nun ist's zu spät, und die kostbare Gabe stirbt mit Karl X. aus. D. R.

Von dieser Zeitschrift erscheinen alle Wochen 6 Nummern, incluf. des Literatur- und Kunst und des Theaterblattes. Der Jahrgang kostet 10 Thlr. oder 18 Fl. rhein., wofür man den „Planeten" durch ganz Deutschland von allen Buchhandlungen und respectiven Postämtern beziehen kann.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur = und Kunstblatt.

№ 11. (II. Jahrg.) Freitag, den 14. Januar. 1831.

Der Hirtenkrieg.

(Beschluß.)

Es besteht aus einem sehr groben Scheingrund, aus einer auf den ersten Blick zu erkennenden Sophistik. Nur einer seiner subjectiven Ueberzeugung nach moralisch guten Sache kann der moralisch gute Mensch den Eid der Treue schwören; ändert sich diese Ueberzeugung im Verlauf der Zeit; lernt er diese Sache als moralisch schlecht erkennen, so ist damit sogleich der Eid aufgehoben, ja es wird in demselben Augenblick Verbrechen, seine Kräfte der schlecht erkannten Sache zu weihen; durch Unterstützung der moralisch schlechten Sache wird er selbst moralisch schlecht; denn der Eid war ja weiter nichts, als das heiligste Versprechen bei Gott, dem Urquell des Guten, bei der guten Sache zu stehen. Ist diese Sache nun aber nicht gut, oder erscheint sie nur dem, der geschworen hat, nicht als gut, so ist der Eid natürlich aufgehoben, und es tritt gerade ein umgekehrtes Verhältniß ein, er muß für die gute Sache fechten und gegen die schlechte. Lothar erscheint also mit all seinem Prunken und Wortemachen von Ehre als ein Sophist und im eigentlichsten Sinne als ein Ehrloser. Wir können an diesem Manne, der in einem so ungeheuren Irrthum verstrickt ist, der doch auf der Hand liegt, nicht das Interesse nehmen, welches uns der Verf. für ihn einzuflößen sucht, ja es erweckt sogar ein höchst widriges Gefühl in uns, und berührt uns schneidend, diesen in so flachem Irrthum befangenen Jüngling das Schwert der Unterdrückung gegen die theuren Panaten, gegen den hochgeschätzten Vater, den geliebten Bruder, gegen die eigne Geliebte, gegen Freunde und Vaterland, gegen Alles, was dem Menschen heilig ist, kehren zu sehen, und aus keinem andern Grunde, als einem ganz falschen Begriff von Ehre, wie ihn kein vernünftiger Mensch haben kann und kein Christ haben darf. Diese Verkehrtheit im Charakter und in der Handlungsweise Lothars ist der erste jener oben gerügten Mängel in der Anlegung des Plans; denn man sieht leicht ein, daß das ganze Verhältniß nur erfunden ist, um recht scharfe Contraste, recht romantische, ergreifende Situationen hervorzubringen. Der zweite jener Mängel ist verzeihlicher, obgleich von noch größerer Bedeutung. Von einem historischen Roman fordern wir mit Recht nicht sowohl ein Paar geschichtliche Begebenheiten mit romantischen Abenteuern herausgeputzt, sondern vielmehr die richtige Farbe der Zeit, das treffende Anschlagen des zeitgetreuen Tons; wir wollen wissen, welche Motive es waren, von denen die Gemüther bewegt, die Geschichte bedingt wurde; die vorgeführten Individuen müssen uns die ganze Zeit repräsentiren und zwar allseitig und in jeder Beziehung, mit der genauen Bestimmung des Für und Wider. Hat uns Herr Döring ein nach allen Seiten hin ausgeführtes Bild jener großen wildbewegten Zeit, in welcher sein Hirtenkrieg spielt, gegeben? Nein! Wir sehen nur die in ihren Begriffen beschränkten Schweizer, seufzend unter dem despotischen Druck der Franzosen, und rachegluhend; und endlich den großen Haufen, von Pfaffen verleitet, gegen Unterdrücker losbrechend, während die heller Sehenden in diesem voreiligen Erheben den gänzlichen Untergang des Vaterlandes klar erkennen. Was aber erfahren wir denn von den Franzosen? Ist die höhere Idee ihres Kampfes ausgesprochen? Sind uns die wahrhaftigen und innern Interessen der kühnen Bestrebungen dieses Volks dargethan? Ist uns erklärt, welche Anforderungen der Zeitgeist durch seine Abgesandten, die neufränkischen Republikaner, an die im hohlen Formenwesen verkümmerte Schweiz machte? Tritt uns der Weltgeist aus dem wie ein Adlerhaufe daher stürmenden französischen Heere entgegen, der große Geist, der doch so vernehmlich genug in ihm waltete? — Von all dem nichts. Der Verf. läßt uns die Franzosen nur durch die Augen der Schweizer sehen, und es ist also natürlich, daß sie uns nicht im rechten Lichte erscheinen. Und wie nahe lag doch das Wahre! Beide gerügten Mängel wären mit einem Zuge getilgt gewesen. Lothar mußte jene höhere Idee im neuen Franzosenthume begriffen haben, er mußte ganz von ihr erfüllt, für sie begeistert sein; er mußte den höhern Willen, die edle Sache der französischen Republik repräsentiren, er mußte sie, unbekümmert um die Schlechtigkeit Einzelner im französischen Heere und nicht irre geleitet durch die

Ansicht seiner Landsleute von den Franzosen, für das höchste Gut seines Lebens halten und ihr Alles aufopfern. Ihm durfte zur gänzlichen Vollendung des Bildes nur noch ein edler Franzose an die Seite gestellt werden, und der Zeit wäre ihr Recht geschehn, wie dem jungen Lothar.

Wir fügen noch Einiges über die Charaktere und den Gang der Erzählung selbst hinzu. Die gelungensten Charaktere sind ohnstreitig Gabriel Bendal, Landolin und Walter Brenni. Die listige Geschmeidigkeit des Erstern ist sehr ergötzlich. Die Schlechtigkeit des zweiten psychologisch wahr, und es thut wohl, einmal einen naturgetreuen Schelm im Roman zu finden und nicht einen so ungeschlachten Bösewicht, wie die Welt wenige zählt, und wie sie doch zu Dutzenden in den Erzählungen unserer gelesensten Schriftsteller rumoren. Walter Brenni ist eine schlichte herrliche Schweizernatur, ein wahres Analogon einer Alp, sogar in der äußern Erscheinung. Der Verf. reißt uns zur Liebe zu diesem einfachen edlen Schweizersohne hin, sein schöner Tod ist seinem Leben angemessen und beruhigt uns. Auch die drei weiblichen Hauptcharaktere sind sehr gut gezeichnet und durchgeführt. Brigitte ist sehr ergötzlich, und es ist ein glücklicher Gedanke des Verf., ihr zuletzt den Vetter Landolin, nachdem er seine Schlechtigkeit öffentlich geworden ist, als Gemahl zuzuführen. Merkwürdig ist die Einführung Lavaters, als Hausfreund des Waßmerischen Hauses. Der Verf. thut sich ordentlich etwas darauf zu gute, ihn im ganzen Buche nicht bei'm Namen zu nennen, sondern die Leser errathen zu lassen, wer der edle Geistliche ist. Die Idee ist originell und ansprechend. Eine vortrefflich gezeichnete imponirende Erscheinung ist der Knabe Jageli. Den tollen Cyprianus hätten wir dagegen lieber nicht gesehn; er ist ein hyperromantischer Popanz, wie alle Walter-Scott'schen Geschöpfe der Art. Die Gestalt hätte bleiben können, ihre Zeichnung aber hätte natürlicher werden müssen. Meisterhaft und wirklich im shakspear'schen Geiste, obgleich originell und durchaus auch im Entferntesten nicht Nachahmung, ist die Parallele des Verhältnisses der Brüder Waßmer und der Brüder Bendal, dort ernst, hier humoristisch, dort edel tragisch, hier gemein komisch. Diese Schöpfung ist ohnstreitig die gelungenste im ganzen Buche.

In der Erzählung finden sich mehrere sehr schöne, ja wir möchten sagen meisterhafte Scenen, wenn jene Glut der Darstellung in ihnen weht, deren Vermissen wir oben beklagten. Dahin rechnen wir vorzüglich den Kampf der Schweizer gegen die Franzosen bei Schwyz im dritten Kapitel des dritten Theils, dahin die Flucht des alten Waßmer mit Vincenz und Elisabeth in die Höhle des Diethelm und den Sturz der Lawine durch Walter Brenni's Schuß auf die verfolgenden Franzosen. Dagegen ist der Kampf der beiden Brüder Lothar und Vincenz in der Nacht hyperromantisch, unwahrscheinlich, gemacht. Und der Verf. hat gerade hier einen rechten Coup ausführen wollen, ein Beweis, daß auch er nicht frei ist von der unseligen Effecthascherei, die leider! in unsrer schöngeistigen Literatur so sehr brillirt, die aber nur das ungeübte Auge des unmündigen Haufens besticht. Diese Effecthascherei hat den Verf. zu einem sehr tadelnswerthen unstatthaften Mißgriff verleitet. In dem Taschenbuch Urania, Jahrgang 1829, stand eine sehr artige Erzählung von der Schopenhauer: „Des Adlers Horst." Ein Adler raubt im schottischen Hochgebirge einen Säugling und trägt ihn in sein Nest auf einen der höchsten Felsen. Das Kind wird aber durch einen kühnen Alpenwandrer gerettet. Diese Geschichte tischt uns Döring aufgewärmt und mit einer andern Brühe übergossen wiederum auf, und zwar ohne alle Noth; denn sie hat auf die Entwickelung der Haupterzählung nicht den mindesten Einfluß; es geschieht demnach nur, um sein Werk dadurch etwas pikanter zu machen. Dergleichen sollte sich billig ein Schriftsteller von solchem Geist und solcher Erfindungsgabe, wie G. Döring, nicht erlauben. — In der Bildung des Dialogs endlich zeigt der Verf. nicht große Geschicklichkeit. Die Gespräche sind oft langweilig; es fehlt ihnen die rechte Pointe.

Das dreitheilige Buch heißt eine Novelle. Wir möchten es lieber Roman nennen; denn eigentlich ist's nur ein Familienstück. Man braucht die Worte Novelle und Roman oft gleichbedeutend. Sie sind es nicht; obgleich wir uns nicht entsinnen, ihren Unterschied irgendwo angegeben gefunden zu haben. Wir behalten uns dessen Entwickelung auf ein andermal vor, und schließen mit der Versicherung, daß Dörings Hirtenkrieg einer der bessern zeither erschienenen Romane, ja hinsichtlich seiner keuschen Züchtigkeit vielleicht der dem schönen Geschlecht am meisten anzuempfehlende ist. P—s.

Narcissus

ein dramatisches Märchen von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. 204 S. 8.

(Beschluß aus No. 131 des Planeten 1830.)

So kommt auch Alles in dem Gedicht zu unserer Zufriedenheit zu Ende, und man wird weder die verschiedenen Vermählungen, noch die Thronbesteigung des ritterlichen Roger, noch das Verschwinden des widerlichen Narcissus, noch den Tod des hinderlichen Deramo unangemessen finden. In diesem Ausgange und Ende ist eine gewisse Befriedigung und da der Dichter darin so viel Takt, Lebenskenntniß und Geschmack beweiset, so wird man wirklich versucht, manche langweilige Narcissusparthieen für Ironie zu halten.

Märchenhaft sind die Zaubereien, märchenhaft ist der poetische König und sein Sohn, dennoch aber hätte man vielleicht Ursache zu wünschen, daß das Ganze märchenhafter wäre, und wenn einmal eine zaubernde Fee da ist, warum hat sie nicht etwas mehr die Zügel des Ganzen in Händen? Konnte sie nicht von vornherein ein Auge auf den schönen Jüngling haben und ihn lieber mit ihrem Zauber schützen, als uns in der Verlegenheit lassen, ob wir an den Zauber der bloßen Schönheit glauben können oder nicht, da der märchenhafte Ort des Ganzen noch keineswegs aufgewiesen ist, oder soll der Titel dafür hinreichen? Wir müssen die Forderung stellen, daß der poetische König nicht bloß in sofern märchenhaft sei, als er fire Ideen hat, sondern auch

in sofern, als der Rogersche Nachbarstaat, und das überirdische Reich der Armida zu ihm in Beziehung stehen, um mit diesen vorhandenen Mitteln das märchenhafte Terrain gleich gehörig abzustecken. Diese Unterlassungssünde hat Herrn Menzel den ganzen Kram verdorben und das Märchen ist gar wenig märchenhaft, weil es von diesem Element nicht gleichmäßig ganz durchdrungen wird.

Daß wir Einzelnes gelungen finden, wurde schon erwähnt; zum Beleg diene der Gesang der Jäger im Anfange des zweiten Aktes:

Das Hifthorn hallt,
Und ruft uns von dannen.
Schon rauschen die Tannen
Und duftet der Wald.

Es merkt die Gefahr
Der Vögel Gewimmel,
Und gegen den Himmel
Hoch schwingt sich der Aar.

Der Hirsch und das Reh
Fliehn unter den Hunden
Und stürzen mit Wunden
Bedeckt in den See.

Der Eber und Bär
Rennt wild und verwegen
Den Hunden entgegen
Und beißt in den Speer.

Wohlauf in den Wald!
Von dannen, von dannen!
Schon rauschen die Tannen
Und duftet der Wald.

Die Sprache ist im Ganzen zu loben, wiewol keineswegs vollendet abgerundet, ja bisweilen ganz unerträglich steif, mitunter sogar grammatisch unrein. Z. B.

Seite 9. Drum hab' ich euch, der Poesie Vertraute,
In einem Minnehof um mich versammelt,
Von euch zu hören, gibt's ein Gott euch ein,
Was mir die innre Stimme nie gesagt.

Viel besser wäre das gute „wenn" in seinem Recht geblieben.

Seite 10. Denn jenes Räthsels Lösung liegt allein
Im tiefsten Kern der Liebeskraft verborgen,
Im Herz des Herzens.

Wer macht einen so unsinnigen Dativ?

Weiter unten:

Fernab dem Himmel

hat einen gar spulfüchsigen Anstrich. Und:

Was leicht wir tadeln, schwer ist's zu verstehn.

Wie steif!

Seite 14. Wer sieht nicht in Dir den gebornen König?

Wie kommt das arme „in" zu dieser Ehre des Nachdrucks oder in welchen Takt will Herr Menzel diesen Jambus setzen?

Weiter unten:

Und keinen Rath mehr weiß ich ihn zu retten.

Das „mehr" hat sich von seinem Platz verirrt.

Seite 15. — — Die Verfassung, die es längst
Gewünscht und immer dringender es fordert.

Was soll das zweite „es"? war der Vers nicht anders voll zu machen?

Seite 57. Weh mir, ist nichts zu meinem Trost geblieben?
Nichts als Du selber? Lieben,
Wie Honig süß zu fühlen,
Soll tödtend auch sein Gift mein Herz durchwühlen?

Mit diesem süßen Neutrum söhne sich ein Anderer aus, und was das Ganze für einen Sinn hat, wünschen wir bei einer zweiten Auflage in den Anmerkungen zu lesen.

Seite 102. Des göttlichen Odysseus Diener selbst
Bevölkerten dereinst der Circe Stall.

Hier hat unser sonst wohlbekanntes „dereinst" offenbar den zum Unding verwandelten Stab der Circe gefühlt.

Der Druck ist gut, aber das Papier beinahe so schlecht, als in der berühmten Auflage von Schillers Werken.

Stimme eines Nordamerikaners über deutsche Musik.

(Fortsetzung.)

Gefällt es und macht 20 bis 30 Abende ein volles Haus, so sind die Kosten seiner Aufführung hinlänglich gedeckt, wenn nicht, so ersetzt die Regierung oder der Monarch das Fehlende. Neben der Oper bestehen noch zahlreiche Concerte, welche vom Hofe, von dem Adel und der königlichen Familie begünstigt werden; und bei religiösen Feierlichkeiten werden die berühmtesten Stücke von Händel, Haydn und Andern gespielt. Ausgezeichnete Komponisten werden nicht selten die Lieblinge der Fürsten, und erhalten Adelsdiplome und andere noch wesentlichere Gunstbezeugungen von ihnen. In den Augen des Mehrtheils der Nation sind sie Leute von größerer Wichtigkeit, als irgend Andere, welche dem Handswerksstande angehören, oder die Lehrstätte der Universität einnehmen. Bei der Aufführung ihrer Stücke werden sie oft von der Beifall klatschenden Versammlung auf die Bühne gerufen und empfangen von ihr die größten Beweise von Zufriedenheit. Weil nun die Musik dergestalt aufgemuntert wird, so widmen sich Männer vom größten Talent ihrem Studium, und Auszeichnung hierin zu erlangen, ist der Gipfel aller ihrer Wünsche. Sie werden fast zu jeder Gesellschaft zugelassen, und man trifft selbst Sänger, sobald sie zur ersten Classe gehören, in den feinsten Cirkeln an. Die meisten Musiker, welche vom Continent nach unserm Vaterlande kamen, gehörten hier zur fünften und sechsten Classe der Tonkünstler, und suchten, unfähig, daheim ihre Existenz zu sichern, jenseit des Atlantischen Meeres ihr Brot.

Die Deutschen bewundern ihre Musik mehr, als die irgend eines anderen Landes, und behaupten, daß die Opern von Mozart, Gluck und Weber einen mächtigeren Eindruck auf das Herz machen, als die italienischen Meister. Sie sagen, es fehle den Italienischen Opern Tiefe des Gefühls, sie bewegten nur die Oberfläche des Herzens, während die ihres eigenen Landes jede Leidenschaft erweckten. Sie vergleichen die ersteren in ihren Wirkungen mit den Tragödien von Corneille und Racine, und ihre eigenen mit denen Shakspea-

re's. Dies ist wahr, glaube ich, wenn man von Mozarts Opern spricht, dessen Don Juan und Zauberflöte eben so tiefe Leidenschaft und solche Schöpfungskraft entfalten, wie Hamlet und der Sommernachtstraum. Dennoch herrscht in den besten Opern Italiens, z. B. in „il Matrimonio segreto" von Cimarosa und „Nina, osia la pazza per amore" von Paisiello, eine Melodie und Tiefe der Leidenschaft, welche alle meine Gefühle überwältigen. Wenn auch durch die Musik jenes Landes „nicht Pflanzen und Blumen der Erde entlockt werden" wie durch die Leier des Orpheus, so ist doch eine Fülle von Beweglichkeit, Leben und melodischer Ueppigkeit darin, welche wenigstens an die Allmacht des fabelhaften Musikers erinnert. Die Deutschen sind meinem Urtheil zufolge, mehr hinsichtlich ihrer Militär-Musik, ihrer Walzer und Arien, als ihrer Opern wegen ausgezeichnet, die von Mozart jedoch ausgenommen. Von jenen giebt es eine große Mannichfaltigkeit, und viele von ihnen sind so begeisternd, daß, wer sie einmal hörte, nachher aus denen, an welche wir in den Vereinigten Staaten gewöhnt sind, ja selbst aus denen, welche die königlichen Musikchöre in Paris spielen, keinen großen Genuß mehr schöpfen wird. In Deutschland wird die Militär-Musik mit solchem Geschmack und so genauer Zeit-Berechnung durchgeführt, daß man, wenn 50 bis 80 Musiker spielen, einem einzigen Instrument von gewaltigem Umfange zu lauschen glaubt, welches alle verschiedenen Töne in sich vereinigt. Die Oestreichischen Chöre, welche ich oft in Tyrol, der Lombardei, Toscana und Neapel gehört habe, heischten allgemeine Bewunderung, und die Römer selbst, welche stolz darauf sind, die beste Instrumental-Musik in Italien zu besitzen, gestanden ihre eigene Inferiorität. Ich habe es in Florenz gesehn, wie gegen zwei bis drei tausend Menschen jeden Standes funfzehn bis zwanzig Minuten lang in athemlosen Schweigen einem Oestreichischen Musikchore zuhörten und dann in einen Beifall ausbrachen, der die Pergola mit Donner erfüllte. Dies wurde während des Concertes abermals und abermals wiederholt, bis die Zuhörer fast eben so ermüdet waren von den Anstrengungen ihrer Arm- und Gesichts-Muskeln, wie die Musiker von ihrem Spiel. „Die Oestreichischen Spielleute sind da" scheint den Florentinern das wichtigste Ereigniß innerhalb ihres Horizontes; und obgleich sie jene Nation hassen, und sie Esel nennen, so gestehn sie doch, daß ihre Musik himmlisch, fast göttlich sei. Die Instrumental-Musik des Preußischen Heeres kommt der der Oestreicher gleich, und die Chöre der königlichen Garde stehen über allen andern, welche ich in Europa gehört habe. Es ist der Mühe werth, daß der Reisende, um sie spielen zu hören, einen Umweg macht, und er wird finden, daß sie in der Musik dieselbe Vollendung erreichten, wie die Künstler, welche die Venus und den Apollo schufen, in der Bildhauerkunst. Die ersten Virtuosen von diesen Chören wurden auserwählt, auf dem Balle zu spielen, welchem der Herzog von Wellington in Berlin beiwohnte. Ich fühlte damals, wie es öfter seit meiner Ankunft in Berlin der Fall war, daß das hohe Ideal der Tonkunst in diesem Lande zur Wirklichkeit wurde, und es kam mir vor, als lebte ich in einer Welt von Melodie. Der größte, unter den neuern deutschen Componisten, war der in Wien verstorbene Beethoven. In dem Alter von dreizehn Jahren fing er an zu componiren, und im zwanzigsten Jahre kam er nach Wien, wo er Mozart studirte. Die Deutschen halten ihn für das größte musikalische Genie Europas, Mozart ausgenommen, von welchem sie sagen, daß er so hoch über Jedem stehe, wie Shakspeare über allen anderen Dramatikern. Beethoven hat nur eine Oper, Fidelio, geschrieben, die kein besonderes Glück machte. Von seinen Werken sind die berühmtesten seine Symphonien, die allgemein bewundert werden, als Jesus am Oelberge, Adelaide, Phantasieen, Rondo en Ut, Quartetten, Clavier-Sonaten, Trauer-Marsch ꝛc. Der letzte, als eine Trauerhymne bei dem Begräbnisse eines Helden übertrifft alles Aehnliche, dessen ich mich erinnern kann. Jede Note scheint ein Klagelaut, ein Schmerzenston zu sein. Man lese Shakspeare's Dramen oder Goethe's Faust, und man wird keine größere Beredsamkeit darin finden, als in dieser Musik. Um sie componiren zu können, scheint es Einem nothwendig, daß die Seele sich gänzlich von der Außenwelt abziehe und so völlig in den Gegenstand ihrer Schöpfungen vertiefe, wie der erstere in die Charaktere seiner Dramen, oder der letztere in das menschliche Herz und die übersinnliche Welt.

(Beschluß folgt.)

Journalistische Notiz.

Laut Ankündigung haben sich die Herren Meynert in Dresden und Prof. Schütz in Leipzig zu einem neuen journalistischen Unternehmen verbunden, welches durch eine originelle und zeitgemäße Anlage bereits Aufsehen erregt hat. Es ist dies die Gründung eines gemeinschaftlichen Couriers für Dresden und Leipzig, mit dem Titel: „Janus." Dresden — Leipzig, wie es war und ist; die wöchentlich davon erscheinenden beiden Nummern werden die eine auf das städtische Treiben Dresdens, die andere auf das Leipzigs gerichtet sein. Beide Herausgeber haben sich durch kritischen Geist, und namentlich durch einen sprudelnden, bald harmlosen, bald stechenden Witz, unter unsern Journalisten hervorgethan und bekannt gemacht; besonders haben die geistreichen Vernichtungskämpfe, welche Schütz in der neuesten Zeit gegen das Theatergeträtsch des Herrn Fr. Gleich im Leipziger Tageblatte, Meynert gegen die flachköpfigen Verkämpfer des Morlacchischen „Colombo" führte, in Leipzig wie in Dresden launige Stürme erregt und sind noch jetzt in lebhaftem Andenken. Unter diesen Umständen darf man der jungen Zeitschrift, welche insbesondere das gesellschaftliche und künstlerische Leben der genannten beiden Städte vor Augen haben wird, die Theilnahme aller Freunde eines freisinnigen und wahren Humors — den selbst zahlreich erstandene Gegner den beiden Herausgebern nicht abstreiten konnten — versprechen.

— l —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 12. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 15. Januar. 1831.

Moritz Rott.

(Fortsetzung)

In Wien waren es vorzüglich zwei Männer, die, in dem jungen Rott ein nicht unbedeutendes Talent ahnend, ihm mit ihrer thätigen Liebe entgegen kamen, und deren freundschaftliches Wirken für ihn auf seine spätere Künstlerlaufbahn den entschiedensten Einfluß gehabt hat. Diese ehrenwerthen Männer, denen Rott stets den innigsten Dank und die größte Hochachtung spendet, waren der Hofschauspieler Koch und der Herausgeber der Wiener Theaterzeitung Bäuerle. Der Erstere feuerte den Jüngling an, bei dem gefaßten Entschlusse zu beharren und der dramatischen Kunst das sich kund gebende Talent und die bedeutende Jugendkraft zu widmen, und gab ihm — da das Hoftheater keinen Anfängern aufzutreten verstattete — seine vortreffliche Empfehlung an den Unternehmer des Josephstädter Theaters. Auf dieser Bühne brachte Rott am 6. Juni 1817 der Muse der tragischen Kunst, welcher vorzüglich fortan sein Leben gewidmet war, das Erstlingsopfer. Ein Genie — und als ein reich ausgestattetes hat sich Rott späterhin sattsam bewährt — verschmäht es, seine Kräfte an Kleinigkeiten zu vergeuden; es greift kühn und sicher nach dem Rechten, es mag sich nur in der ihm von der schöpferischen Natur angemessenen Sphäre würdig bewegen. Auch Rott konnte und mochte nicht in einer sogenannten Anfängerrolle zuerst auftreten; er wählte den Karl Moor in Schillers Räubern, und der glänzende Erfolg bewies, wie wenig er im Vertrauen auf seine Kraft und sein Talent sich getäuscht hatte. Er studirte die für einen Anfänger so schwierige Rolle in wenigen Tagen ohne Beihülfe irgend eines andern Schauspielers ein, und führte sie zu solch allgemeiner Zufriedenheit des Publikums durch, daß er wiederholt gerufen und mit den lebhaftesten Beifallsbezeugungen überhäuft wurde. Ein sehr gefälliges Aeußere und ein höchst sonores Organ, in welchem der Kenner schon damals die jetzt bewundernswürdige Vielseitigkeit ahnete, kamen dem jungen Manne bei seiner Leistung sehr zu statten; und dies Alles trug dazu bei, in ihm einen Edelstein zu erkennen, der, wenn einst geschliffen und polirt, von großem Werthe sein würde. Es war natürlich, daß Rott mit Gewißheit auf ein nicht unbedeutendes Engagement bei'm Josephstädter Theater rechnen konnte, und schon war er mit dem Unternehmer desselben in Unterhandlung getreten. Aber das Schicksal hatte anderweitig für ihn gesorgt und ihm eine an Leben und Erfahrungen reichere Laufbahn bestimmt, als er vor der Hand in Wien gehabt haben würde. In seiner zweiten Rolle, Richers in Johann von Finland, sah ihn der reiche ungrische Graf Pechy, welcher eben damals eine Schauspielergesellschaft für das Theater zu Kaschau zu errichten im Begriff stand. Der Graf wurde von Rotts Leistung so ergriffen, daß er den jungen Künstler unverzüglich mit einer für die dortigen Verhältnisse hohen Gage gewann und so fort bei der neuen Gesellschaft als ersten Liebhaber anstellte. Bei dieser Gelegenheit machte sich Bäuerle vorzüglich um Rott verdient, indem er ihn dem Grafen dringend empfahl. Rott verließ sonach im September desselbigen Jahres Wien wieder und begab sich nach Kaschau. Dort wurde er bald der Liebling des ganzen Publikums, wie fast überall, wo er später eine längere Zeit seine Kunst ausübte. Rastlos war nun sein Streben, ermuntert und angefeuert von einem kunstsinnigen Publikum, sich zu vervollkommnen und auszubilden, und seine Mühe ist nicht fruchtlos gewesen.

Im Sommer des Jahres 1818 spielte Rott mit der Gesellschaft des Grafen Pechy in Eperies und Bartfeld, und erntete auch hier reichen Beifall und Anerkennung seines Genies und Studiums. Die Badegesellschaft im Bade Bartfeld war nicht zufrieden, ihn auf der Bühne zu sehen und zu hören, sie wollte sich den Genuß auch außerdem verschaffen, und Rott wurde um deswillen von den dort verweilenden Herrschaften oft ersucht, in ihren Privatzirkeln zu deklamiren. Diese höchst auszeichnende Gunstbezeugung mochte den Grafen eifersüchtig machen, und er war unklug genug, nicht nur seinen Kleinigkeitssinn zu verrathen, sondern sogar seine ihm über Rott zustehende Gewalt unwürdig anzuwenden, und ihm das Deklamiren in Gesellschaf-

ten unter irgend einem nichtigen Vorwande zu verbieten. Am Abende desselben Tages, wo diese Ungebürlichkeit statt fand, wurde Toni von Th. Körner gegeben. Des Grafen unhöfliches und boshaftes Betragen gegen den beliebten Rott und die ganze Badegesellschaft war schon vor der Vorstellung unter allen ungrischen Cavalieren bekannt geworden, und sie hatten schnell beschlossen, eine eklatante Rache zu nehmen. Rott gab den Gustav; Madame D—g, die Geliebte des Grafen, die Toni. So wie der Erstere auftrat, empfing ihn ein allgemeines Beifalljauchzen; in dem Augenblick aber, als Madame D—g auf der Bühne sichtbar wurde, zog jeder Cavalier eine ungrische Pfeife (Pisztialek) hervor, und so begann plötzlich ein so furchtbares, ohrzerreißendes Pfeifen im ganzen Hause, daß der Vorhang niedergelassen werden mußte. Am andern Tage entließ der Graf die ganze Gesellschaft, indem er die Contracte nach solchem unerhörten Vorfalle für gebrochen erklärte. Alle diese Leute waren plötzlich brot- und trostlos; denn die Gagen des Grafen waren keineswegs so gestellt gewesen, daß sich irgend Einer etwas dabei hätte sparen können. Und wenn auch unser Rott sich besser gestanden hatte, als die Andern, so war doch eben damals Sparen seine Sache auch nicht gewesen, und er befand sich demnach in nicht geringerer Verlegenheit als alle Uebrigen. In dieser bedrängten Lage trat den jungen Künstler der Versucher in der reizenden Gestalt einer reichen Fürstin an, welche ganz von Rotts Persönlichkeit eingenommen war, und ihm den lockenden Antrag machte, mit ihr als Gesellschafter nach Jassi zu gehen und dort mit einer Versorgung von tausend Dukaten jährlich ein schönes Leben zu führen. Rott, obgleich ohne Geld und ohne Engagement, schwankte keinen Augenblick. Er blieb der Kunst, für die er sich mit Recht berufen glaubte, getreu, und sie hat ihn dafür belohnt. Zu stolz, um die ihm angebotene Hülfe Anderer anzunehmen, kündigte er ein Deklamatorium an, um sich damit so viel zu erwerben, daß er Bartfeld verlassen und bei einer andern Bühne ein Unterkommen suchen könne. Die Theilnahme an ihm sprach sich allgemein und glänzend aus. Rott hatte eine Einnahme von ohngefähr tausend Gulden, und jede Verlegenheit war damit gehoben. Aber

eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.

Als Rott seine Abendunterhaltung geschlossen und die reiche Einnahme in der Tasche hatte, ging er in der Freude seines Herzens in das Nebenzimmer, wo ein in Ungern sehr gebräuchliches Hazardspiel gespielt wurde, und begann sorglos Einiges zu wagen. Er verlor; Leidenschaftlichkeit riß ihn hin, und ehe einige Stunden vergangen waren, hatte er die ganze Einnahme verloren, und war ärmer als vorher, da er nicht die Hoffnung eines neuen Erwerbs hatte und von Vorwürfen seines Gewissens geplagt wurde. Aber der gute und böse Dämon schmieden zusammen die Kette des Lebens, und wo das Gelenk des Unglücks sich umbiegt, da greift das Gelenk des Glückes schon ein. Unter Rotts Zuhörern an jenem Abende befand sich der Graf Scarbek, ein Kenner und Verehrer der dramatischen Kunst, und eingenommen von des Künstlers großen Fähigkeiten. Gleich darauf war er auch Zeuge von Rotts Unglück. Scarbek wurde Rotts Gönner; er gab ihm Empfehlungsbriefe an den Director des Theaters in Lemberg, Kratter, versprach ihm freie Wohnung in seinem Palais daselbst und sonstige Unterstützung. Rott blieb keine Wahl; er griff nach der dargebotenen Hülfe und reiste mit zwei Dukaten von Bartfeld über die Karpathen nach Lemberg.

(Fortsetzung folgt.)

Kurzgefaßte Geschichte der Münchner Hof- und Nationalbühne.

(Beschluß.)

Nun hält sich der junge Debutant sogleich für einen vollendeten Meister und macht Prätensionen, welche von der Intendantur (hier Intendanz genannt) leider nur zu oft beachtet wurden und so gelangen dann Leutchen, wie z. B. eine Dem. Hage, Hr. Lang u. dgl. m., deren dramatische Laufbahn sich kaum von einigen Wochen her datirt, in den Besitz ausgezeichneter Rollenfächer. An ein Vorschreiten im eigentlichen Kunstgebiete von Seite dieser improvisirten Mimen ist wenig zu denken, doch das Publikum gewöhnt sich nach und nach an dieselben und läßt sie mitlaufen.

Daß durch solchen Nachwuchs eine Kunstanstalt nicht gewinnen kann, begreift sich leicht. Machen unsere jungen Leutchen Ausflüge und gastiren sie anderwärts, könnten sich ihnen freilich die Augen öffnen, doch dann hat die theatralische Erbsünde, der Dünkel, schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, um eine wohlthätige Selbsterkenntniß aufkommen zu lassen.

Unsere beiden ersten und besten Liebhaber und Helden — Urban und Hölken — sind auch wunderseltsame Herren: der eine thut zu wenig; der andere zu viel.

Hrn. Urban fehlt es weder an Talenten, noch ausgebildeter Routine, doch er läßt sich — wie man sich in der Theatersprache ausdrückt — ganz und gar gehen und seine nonchalance im Spiele übersteigt oft alle Grenzen; dennoch ist er ein verwöhnter Liebling des Publikums. C'est tout comme chez nous! — werden Sie ausrufen — kann nichts dafür!

Wie wenig Urbans Gestalt und Organ heldenthümlich ist, werden Sie aus folgendem komischen Anekdötchen entnehmen: Madame Urban lag in Kindesnöthen; der treue Gemahl läuft zur nächsten Hebamme, stürzt in deren Gemach und ruft: „Eilen Sie des Schauspielers Urban Frau zu entbinden!" Die Hebamme kann im Abenddunkel nur des Gastes kleine Gestalt, aber nicht dessen altes Gesicht unterscheiden, auch führt sie die feine Stimme irre und sie erwiedert: „„Ja mein lieber Kleiner! sage nur zu Hause, ich würde sogleich erscheinen; hier mein Kind! nimm hier das Aepfelchen mit auf den Weg!""

Uebrigens war Hr. U. auch Mitglied unseres Theatercomités, aus welchem er aber entlassen wurde, als offenkundig wurde, daß er selbst seit Jahren schon Theaterkritiken geschrieben.

Hölken thut zu viel! — Der Mann erfreut sich einer bildlich-schönen Gestalt und einer sehr starken sonoren Stimme, doch überstudirt er jede Rolle; jede noch so schale

Kritik macht ihn irre, und nimmermehr ist er einig mit sich und seinem Spiele; gelangt er aber erst dahin, zur Einheit der artistischen Auffassung nämlich — wird er eine vorzügliche Zierde der Bühne bilden.

Mehr als an ausgezeichneten Künstlern leiden wir Mangel an gediegenen Künstlerinnen, und außer der nun engagirten Schröder und der trefflichen Fries läßt sich in dieser Sphäre wenig Erhebliches nennen; das Mittelgut, an welchem es nirgend gebricht, zu würdigen — würde uns zu weit führen. Der Vorwurf der Einförmigkeit des Repertoirs, welcher so oft laut wurde, ist wohl nicht ganz ungegründet, wie bereits oben angeregt wurde. Wir sehen selten neues, weil die tonangebenden Bühnenmatadore nicht mehr lernen können oder nicht lernen mögen.

Es giebt in Bayern viele gute Köpfe, welche gerne für die Bühne arbeiten möchten, allein die Theatergewalt hegt einen unüberwindlichen Abscheu gegen Erzeugnisse vaterländischer Dichter, wenn dieselben nicht zum wenigsten die Charge eines Staatsrathes begleiten, doch möchte es darum sein und es wäre zu wünschen, daß uns mehrere Schenke lebten.

Ein gewisser L—t — so wird behauptet — hat während eines Zeitraumes von sieben Jahren der Intendantur sieben Theaterstücke eingereicht, ohne je nur eine einzige Entscheidung erlangt zu haben. Ob sieben fette oder sieben magere Kühe aus Hrn. L—ts Kämmerlein hervorgegangen, wissen wir freilich nicht zu sagen, aber heillos bleibt es auf jeden Fall — wenn Fama anders nicht lügt — einen armen Theaterdichter dermaßen hinzuhalten.

Doch genug nun! — nicht nur Schatten-, auch Lichtseiten gedenken wir darzustellen.

Willkühr herrscht im Allgemeinen im Geschäftsgange unserer Nationalbühne dennoch nicht vor; dieses Theaterregiment ist kein absolut-monarchisches, sondern mehr ein ungemein gemäßigtes aristokratisches.

Wird je zuweilen eine Novität einstudirt, so geschieht es unverkennbar mit Eifer, und mehrere neue Produkte wurden in der That sinnig in die Scene gesetzt; gegen Costümirung, Scenerie, Maschinerie und Comparserie läßt sich wenig einwenden, und der bittere Tadel, den in dieser Hinsicht der ungezogene Herr Saphir und Andere erhoben, war ein leidenschaftlicher und unüberlegter und zeugte offenbar nebenbei von der schreiendsten Sachunkunde der Recensenten selbst.

Alle frühern Theaterverwaltungen nach Babo hatten sich mehr oder weniger grenzenloser Verschwendung überlassen und Schuldenlasten waren angehäuft worden; jetzt sind die Finanzen der Bühne mehr geordnet und damit ist vieles geschehen, so wie die Gründung einer eigenen Pensionsanstalt für die Schauspieler großes Lob verdient.

Die Elemente der ehemaligen Musterbühne — wir verdanken den Umstand gerade der Passivität der Direktion und Regie — sind zum Theile noch vorhanden und, ein einfaches Mittel dürfte solche Elemente bald wieder in ein treffliches Ganze einen — man setze an die Spitze des rezitirenden Schauspieles nur einen thätigen und sinnigen Kopf, etwa wie Ihren Tieck und gebe den Freiherrn von Poissl seiner ursprünglichen Bestimmung, welche er auszufüllen vermag, nämlich der obersten Leitung der Hofmusik lediglich zurück, und bald würden schöne Früchte erblühen.

Dixi! und ich stehe dafür ein, die Münchner werden sprechen: — der X. H. hat recht! X. H.

Theaterbericht.

Aus Breslau. Ende Novbr. 1830.

Motto.

So lange nicht alle die Handwerkscohorten,
Charlotte Birch-Pfeiffer sammt ihren Consorten
Sind vertrieben — herabgeschleudert worden,
Ist nichts zu hoffen für diesen Orden,
Der jetzt jedem Narren offen steht,
Bei dem nur Purganz zu hoffen steht.
Ein sehr Unbekannter.

Es gab einen Römer, und Sie kennen ihn, Namens Cato, der sprach am Schluß jeder Senatssitzung: Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam. Es gibt — Sie müssen die Zusammenstellung des Großen mit dem Kleinen erlauben — im Planeten einen Recensenten aus Breslau, der vom Anfange jedes Referats über das hiesige Theater zu schreiben pflegt: „Uebrigens meine ich, die ganze Wirthschaft müsse abgeschafft werden."

Was ich über verpachtete Bühnen und den dabei nothwendig vorherrschenden merkantilischen — wenn Sie der Parallele halber wollen, Karthagischen, punischen — Geist denke und meine, wissen Sie. Das Verhältniß ist ein verkehrtes; die Kunst ist dabei das Stiefkind, Aschenbrödel, und der Mammon das Schooßkind. Die Vorwürfe treffen natürlich weniger die Person des Pächters, wenn auch dieser die Sache mehr oder weniger modificiren kann, sondern den ganzen Begriff. Es trifft als die Urheberin dieses Begriffes also die Rüge des schlechten Theaterwesens Breslau, die Stadt, die eine Kunstanstalt zur Sache pekuniärer Spekulation macht, und sich, wenn dies nun einmal nicht abgeändert werden könnte, nicht wenigstens durch die sorgfältigste Auswahl der Pacht-Individuen vorsieht, oder sich ein energisches Einschreiten reservirt, wenn der eigentliche Zweck der Anstalt weniger denn Dienstbote wird. — Hinc illae lacrymae — unsre Bühne kann, so wie sie jetzt ökonomisch und äußerlich organisirt ist, als Pachtinstitut, das auctionando losgeschlagen wird und somit cuilibet anheimfällt, nur ein mittelmäßiges Ding sein, was der Großmuth des zeitigen Direktors, seinem Geschmack oder Ungeschmack, überhaupt seiner Subjektivität dahingegeben wird. Da nun diese Subjektivität hierorts keine Sache des Bedenkens, des Erwägens zu sein scheint, so ist am Ende denn auch das Urtheil über unsre Bühne nicht mehr eine Sache des langen Erwägens, sondern des unbedingten Verdammens.

Dies von mir mit andern Worten bereits mehrmals Gesagte wiederhole ich, damit man weiß, was ich eigentlich will, wenn ich mit unsrer Bühne schonungslos verfahre.

Von einem Plane, wie irgend eine oder mehrere dramaturgische Ansichten durch die Wahl der Stücke verfolgt, wie solch' eine Anstalt literärisch und somit auch ästhetisch wirken, wie überhaupt irgend etwas im Mindesten Höhere erstrebt werden soll, ist durchaus nicht die Rede. — Die Tendenz, wenn einmal den Leuten dies Wort untergeschoben werden soll, ist die niedrigste, und das Glaubensbekenntniß lautet lediglich dahin:

„Wir suchen Zugstücke, die durch irgend welche Mittel, sie mögen Sonne oder Koth heißen, die Leute in's Haus ziehen und somit uns die Kasse füllen."

Ich fordre den zeitigen Vorsteher der Bühne, Herrn Riehl hiermit öffentlich auf, ob er nur behaupten wolle oder gar beweisen könne, daß er irgend etwas Anderes bezwecke.

Ich ersuche Sie, Herr Planetenführer, zugleich hiemit öffentlich, was er als Antwort einsenden kann, in Ihr Blatt aufzunehmen. *) Gefällige Skribenten, die für Erkenntlichkeit Alles thun, auch von Kunstzwecken und Prinzipien reden, werd' ich natürlich nicht beachten — somit ist die Kunst des Gorgias nicht ausgestorben, daß sich nicht auch dies verfechten ließe — aber ihm werde ich gründlich antworten.

Was soll ich Ihnen nun bei diesem Systeme, wobei man eine oft vermißte Konsequenz kenntlich beachtet, referiren? Ich rathe Ihnen ernstlich, sich einen andern Theaterreferenten aus Breslau zuzulegen, mich ekelt's an, und ich fürchte, Ihnen und den Planetenlesern mit meinem Ekel den Appetit zu verderben. — Erwarten Sie wenigstens um Gotteswillen von mir kein, wenn auch nur halbvollständiges Repertoir, wie's mancher Referent gibt, das macht mir Angst, ich weiß nicht, ob darum, weil man sieht, wie Viel oder Wenig für's Theater gethan worden ist, oder wie große und wie kleine Männer dafür geschrieben — oder weil ich es für Zeit und Raumverschwendung halte, oder aus all' den Gründen — kurz es wird mir Angst, und ich habe unter meinen eignen Hypochondrien genug sitzen.

Also nichts davon, wie viele Mal die Walpurgisnacht ꝛc. gegeben — à propos, ich werde so lange all' meine Referate mit einem Anathem gegen die Bühnendichterin Birch Pfeiffer beginnen und ich wünsche Ihnen vom Herzen die Kraft der päpstlichen aus dem 11. Jahrhunderte, und ich fordre Alles, was für die gute poetische Sache kämpft, auf, es in allen und über allen Kritiken so zu machen — bis sie aufhört zu schreiben, und man aufhört, den — heraus mit dem Worte ..... lassen Sie es drucken oder nicht, je nachdem Sie decent oder weniger decent gelaunt sind, Herr Redakteur, zu geben. Sie meinen, ich werde mich zu Tode schrein, oder es wenigstens bis ans Ende meines Lebens schreien müssen — auch gut, oder richtiger schlimm genug; aber ich will auch konsequent wie die Päpste sein. Und wird mir der starre Wille aller Päpste zusammengenommen, wie er als System, als Begriff von Gregor herab durchgeht, so bring' ich das Zeug der Skribentin sicherlich in den catalogus librorum prohibitorum, und dort ist's am besten aufgehoben, dort mag an Ketten Robert der Teufel Birchisch diabolisch knirschen, das Pfefferröfel sich an Nürnberger Lebkuchen und Pfeffernüssen die Folgen der Jalappe-Wurzel oder des Rhabarbers (für Leute, die weniger Mediziner sind als ich) anfressen, und die Walpurgisnacht einsame Besen und Ziegenböcke in der Mainacht in Bewegung setzen, daß der Papst denkt, Johanna papissa kriege noch einmal Wehen und die Christenheit erzittre davon — mir soll's unendliches Gaudium bereiten und ich will im Dunkeln eine Dithyrambe schreiben und sie absingen, also daß die Leute an meinem Verstande verzweifeln sollen.

Ein achtungswerther Recensent, den ich wol kennen möchte **), in Ihrem Blatte, Herr Planetenführer, der über die Spindlerschen Romane geschrieben, faßt den Haupt- und Grundfehler der schlechten Zeitschriften beim Schopfe, und sagt, daß bei all' diesen Leuten der Zufall die Hauptrolle spiele — da geht's denn natürlich recht bunt her, und das amüsirt sehr. Wie dieser Hanswurst, der im Mährchen und in ähnlichen Dichtungsarten, in der Posse ꝛc. angebracht sein mag, mit seiner eignen Peitsche aus dem Drama hinauszuprügeln sei, stellt sich dar — ein Breiteres darüber in dramaturgischen Aufsätzen. Dieser Zufall mit recht viel Knall ist denn auch der Haupt-Held unsrer Mad. Birch Pfeiffer — daß sich nur auch der Name noch so unbequem schreibt! Eben so rumort er denn auch in einer andern Neuigkeit, der Wahn und seine Schrecken von Bartsch. Es ist die unglückliche Geschichte von Kasper Hauser, und man hat denn allhier auch nicht verfehlt, um einen genügend ziehenden Titel herauszuziehn, das Stück bald Kasper Hauser zu nennen. Wie sich ein Ding nennt, das ist und bleibt bei uns die Hauptsache, und das ist natürlich, denn es schlägt in's System. In diesem Wahn und Schrecken geht es denn auch schrecklich bunt durch einander, wie bei all' den Stücken, wo Schreckliches, Ueberraschendes zusammengewürfelt werden soll. — Wie konnte der Herr Verfasser, der es übrigens bei weitem noch nicht so schlimm mit der Bühne zu meinen scheint, wie unsre dramaturgische Sappho, die leider noch immer keinen Felsen, wo ihre Lyra mit untergehe, gefunden hat, wie konnte der Verfasser, sag' ich, diesen abenteuerlichen modernen Stoff für dramatisch halten? Der Mittelpunkt des Stücks, Kaspar Hauser, ist ein reines Passivum, der nichts thut, sondern leidet, mit dem nur getban wird; dazu hat er gewöhnlichen Apparatus, einen Bösewicht, einen rasenden Vater ꝛc. herbeigeschafft. Es geht nun so zufällig und wild durch einander, daß es eben so gut — und dies ist das schlimmste Lob für ein Drama, denn irgend eine Nothwendigkeit liegt in jeder Anlage, sei's der Charakter, sei's der Fabel, die zusammenfallen müssen — ganz anders geben könnte.

Uebrigens sieht man dem Stücke doch ein Ringen nach etwas Besserem an, d. h. es ist wenigstens in der Sprache ein Streben nach Poesie sichtbar. Daß es für die Königsstädter Bühne — eine Perle war, versteht sich von selbst; auf unsrer, die zwar auf Sturmessittichen jener nacheilt, indessen sie glücklicherweise doch noch nicht ganz erreicht hat, that es nicht die gehoffte Wirkung und hielt die Probe, ein Zugstück zu werden, nicht aus. An der Darstellung war nicht eben viel zu tadeln: Ein junges Mädchen, Dlle. Rogmann, — Kaspar Hauser war gar nicht übel, leider aber scheint der Blüthenstaub der naiven Mädchenhaftigkeit durch den scharfen Zugwind der Komödianterei schon herunter gewischt zu sein. Der darin agirende Liebhaber, Herr Dahn rechtfertigt unsre früher ausgesprochenen Hoffnungen mehr und mehr. Ich werde später Gelegenheit haben, mehr über ihn zu sagen. — Vorher ward, Gott weiß, durch welchen äußern Antrieb, vielleicht durch den des Fr. v. Biedenfeld, der, wenn auch längst nicht mehr Mitdirektor, doch vielleicht noch einigen Antheil an der Regie hat, Immermanns Auge der Liebe auf unsre Breter gebracht. Und dabei haben wir denn nun ein recht glänzendes Beispiel gehabt, wie ein Publikum von einer recht bedeutenden Höhe des Geschmacks durch immerwährende schlechte Kost, oder, um nicht im Mindesten ungerecht zu sein, durch meist schlechte Kost, zum Ungeschmack herunter gespielt werden kann. Immermanns Auge der Liebe ward — ausgepfiffen. Kurz vor Antritt der neuen Direction ist hier Goethe's Tasso gegeben worden! ein Stück, welches, um auf der Bühne zu gefallen, ohne Zweifel das beste, gebildetste Publikum verlangt, denn seine unendlichen Schönheiten sind für das gewöhnliche Publikum Langweiligkeiten, und dieser Tasso hat vor zwei Jahren hier ein so empfängliches Publikum gefunden, daß die drei Personen Tasso, Prinzessin Eleonore und Antonio, Herr und Mad. Haas, und Herr Haake, allerdings so bedeutende Schauspieler, wie wir jetzt kaum Einen haben, stürmisch gerufen worden sind. Wenden Sie mir nicht ein, daß zu einem eingewebten Zauberspiele noch größere Fähigkeit des Publikums gehöre — ich läugne es: das Publikum trägt lieber bunte Abwechselung, auch wenn ihm der poetische Faden, der sich durchzieht, entgeht, als Langeweile. Aber so wie Alles in der Gewohnheit, im Schlendrian untergeht, wie der verwöhnte Magen die gesunde Speise von sich gibt, also geht der Geschmack eines Publikums, welches, trotz der Größe Breslaus, ein fast stehendes ist, unter, wenn es durch Trivialitäten verwöhnt wird. (Fortsetzung folgt.)

*) Soll mit Freuden geschehen. D. R.

**) Soll Ihnen privatim mitgetheilt werden. D. R.

Hierzu eine Beilage in gr. 8. Probeblätter zu: Janus. Dresden und Leipzig, wie es war und ist. Ein Scherz und Toilettenblatt für Theater, Geselligkeit und Lokalität. No. 1 und 2.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 13. (II. Jahrg.) Montag, den 17. Januar. 1831.

Der deutsche Michel.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Mit fremden Farben schmückt er sich,
Die stolz der Franke trug,
Als er mit seiner Eisenhand
Ihm tiefe Wunden schlug.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Was auch der schlaue Franke sagt,
Er glaubt es ihm auf's Wort,
Bis daß am Boden hingestreckt
Die deutsche Eiche dorrt.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Will einst der Franke auf Besuch
Zum deutschen Michel ziehn,
So giebt der deutsche Michel sich
Dem Joche wieder hin.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Die Wunden alle sind vernarbt,
Getilgt der Fesseln Spur,
Die Speicher bis zum Giebel voll
Erwarten Gäste nur.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Die Dörfer sind neu aufgebaut
Die Städte blühend reich,
Die Gräber vom Jahr Dreizehn her
Sind all' der Erde gleich.

Den deutschen Michel lob' ich mir,
Der Michel ist so gut;
Vergessen hat er seine Schmach
Und seiner Brüder Blut.

Carl Baron von Schweizer.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Eminenz können Gesichter und Augen lesen wie Buchstaben. Aber mein Herr hat mich nicht verloren. . . .

Der Cardinal drang mit stechendem Blicke in seine matten Augen, und der alte Mann schmolz gleichsam zusammen, fiel auf die Kniee, und deutete mit der zitternden Hand auf die lange Tafel, die in der Mitte der Halle stand, und mit einem Teppich bedeckt war.

Der Cardinal riß ihm die Wachsfackel aus der Hand. Camilla zog den Teppich vom Tische, und ehe dem Cardinal die Wachsfackel entfiel und am Boden verlosch, hatten Beide schon das Entsetzliche gesehn. Was sie aber erblickt, war nicht sowohl nur beweinenswürdig, sondern im höhern Grade Schmerzerstarrend und Grimmaufschreiend. Sie hatten den Bräutigam Peretti an seinen Kleidern erkannt, wie er ermordet und blutbefleckt da lag; aber er schien es nicht — denn ihm fehlte das Haupt! Und so fehlte das Gesicht, das allein des Menschen Gestalt zum Menschen macht. Und so fehlten die stillen Züge des Todten, die blasse Wange und das geschlossene Auge. Und so schien hier nicht sowohl ein Mensch gestorben, sondern nur eine wilde Freveltat an einem Todten begangen. Selbst seine Mutter Camilla warf sich nicht über ihn hin, sondern wandte sich vor Entsetzen mit ungeheuerm Schmerz ab, und selber die Knaben drängten sich an ihre Mütter. Durch

das offne Portal fiel Mondschein in die Halle, und in der Dämmerung trat der alte Diener zu dem Cardinal und sagte schonend leise, als ob eine sanfte, gepreßte Stimme nichts Schreckliches sagen könne oder Alles mildere: so haben wir ihn im Felde gefunden! — Die jungen Eheleute waren angekommen und hatten im Hause nichts als das Brautbett besehen, und waren dann in Erwartung des Abendessens in den Garten gegangen. Nach einiger Zeit kam die junge Gräfin allein, mit Geschrei nach uns rufend, zurück, und sagte uns mit eilenden Worten: Wir wandelten im Garten; da rief es außerhalb der Gartenthür im Felde kläglich um Hülfe, wie unter Mörderhand. Francesco — als nämlich der Herr Graf Celana — wollte dem Hülfebedürftigen zu Hülfe eilen — er ließ sich nicht halten — ich rang die Hände, er war schon fort, ehe ich nur zu Besinnung kam; denn es fielen in der Ferne nach einander zwei Schüsse — dann ward es still, und so bleibt es still! Geht, lauft, eilt ihm zu Hülfe! Denn, o Gott, er kommt noch nicht! — So sprach sie und eilte hinauf in das einsame weiße unberührte Brautbett. Wir aber gingen in eben solchem Mondenscheine, wie heute, in das Feld. Wir riefen — Alles still! Wir suchten bis Mitternacht — vergebens! Wir fingen uns an zu fürchten, selbst wenn ein Stern vom Himmel feurig und strahlend niederschoß, entsetzten wir uns, wie vor dem schrecklichsten Blitz. Wir setzten uns in's Gebüsch, und schliefen einen unruhigen Schlaf. Endlich am Morgen fanden wir den Bräutigam, so, o Herr, wie wir ihn hieher gelegt! Ich berichtete der Herrin, daß wir ihn gefunden hätten — sie sprang wie eine Rasende auf aus dem Brautbett, noch in ihren Brautkleidern. Die Sonne schien hell in die Halle. Sie kam bis auf die Treppe, blieb vor Entsetzen versteinert wie ein Marmorbild stehen, starrte noch eine Zeit hieher herab — und war dann plötzlich verschwunden. — Was sollten wir thun? Sie blieb verschlossen. So ist nichts geschehen, selbst kein Bote ward aus dem Hause geschickt; wir wußten, daß Sie kommen würden und haben sehnlichst geharrt! Nun sind Sie selber da, und Alles steht und liegt zu Ihrem Befehl! Eminenz! —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Mörders.

(Fortsetzung.)

Es war ein Mädchen, jung und von regelgleicher Schönheit. Sie flüsterte, unbemerkt von der Gemeinde, dem Küster etwas in das Ohr, und alsbald wurde ich von diesem auf einen besondern Sitz geführt. Ich betrachtete das Mädchen, ich staunte den himmlischen Ausdruck ihres Antlitzes an; es war mir ein neues Vergnügen, die reinste Unschuld zu schauen; die Luft, in der sie athmete, schien mir nur frommen und heiligen Gedanken Raum geben zu können. Wie ein Thau des Himmels sank es mitten in meinem tief verdienten Elend, meiner Schwärze und Verworfenheit auf meine Seele, um sie nach langen Qualen zu erfrischen, und die Nebel zu lichten, welche ihre innersten Tiefen umnachteten!

Von dieser Stunde an gab ich mein gewohntes Thun und Treiben auf, und lebte in Zukunftträumen, deren Süßigkeit mir durch all das Weh, das ich bisher ausgestanden, wohlfeil erkauft schien. Das Geld, welches ich noch besaß, verwandelte ich in Grundbesitz, arbeitete Tag und Nacht, und das Glück zürnte mir nicht. Das Mädchen war eine Nichte des Geistlichen, der an jenem merkwürdigen Sonntage in der Dorfkirche den Abend-Gottesdienst gehalten hatte. Es brach zwischen ihm und seinen Pfarrkindern eine Streitigkeit wegen des Zehends aus, und die kleine Gemeinde, so friedlich als ich kam, ward jetzt die Beute der heftigsten Zwietracht. Die Unzufriedenen nahmen an Zahl zu, und wurden immer hartnäckiger, vielleicht auch weil ein Fremder, der kaum erst in die Gemeinde getreten war, sich ihrem Beginnen widersetzte. Dieser Fremde war ich selbst, und welche Ausbrüche von Bosheit ich mir dadurch auch zuzog, so fühlte ich mich mehr als hinlänglich durch die Vertraulichkeit entschädigt, welche dies zwischen mir und der Familie des Pfarrhauses zuwege brachte. Je mehr ich das junge Mädchen kennen lernte, deren Antlitz mich wie ein Zauber an dieses friedliche Dasein gefesselt und die Erinnerungen an meine traurige Vergangenheit verscheucht hatte, desto mehr ward mein Herz durch eine Liebe erfüllt, die ich zwar damals noch nicht gestand, aber später, als mein zunehmender Wohlstand es erlaubte, nicht gänzlich zu verbergen im Stande war.

Es war eine seltsame Erscheinung, daß ein so verderbter und ruchloser Mensch wie ich bei diesem frommen Wesen Zuneigung erwerben konnte. Vielleicht wußte sie kraft jenen geheimnißvollen Ahnungen, die dem weiblichen Herzen inne wohnen, daß sie keinen geringen Einfluß auf mein Schicksal ausgeübt habe; daß meine Seele vor der ihrigen sich neige, und daß, um mich ihrer würdig zu machen, und in mir eine höchst wundervolle Veränderung, deren segenbringendes, irdisches Werkzeug sie gewesen, vorgegangen sein müsse.

Vielleicht entdeckte sie auch unter dem rauhen Aeußern böser Angewöhnungen und früher Entartung etwas nicht ganz Niedriges, etwas Edles, das ich dem ehrenwerthen Stamme, dessen Namen ich geschändet, verdankte. Sie sprach, sie verweilte bei mir, wenn wir uns zufällig trafen, ja sie suchte die Gelegenheit, mir zu begegnen, auf, wenn sich diese nicht von selbst machte, und einmal, ein einziges Mal nur gewährte sie mir eine geheime Unterredung.

Selig, unendlich selig waren die Worte, die an jenem Abend zwischen uns gewechselt wurden. Ich gestand ihr meine Liebe frei, und ward ohne Widerwillen angehört. Ich fragte, welche Hoffnung auf Erfolg ich bei jenen habe, unter deren Vormundschaft sie lebte. Sie eröffnete mir, daß meine Bewerbung von ihren

Verwandten nur abschlägig beantwortet werden könne, denn sie sei seit langer Zeit einem benachbarten Gutsbesitzer bestimmt, mit dessen Wohlstand der meinige keine Vergleichung aushielte. Es schien mir, als spräche sie dies mit tiefem Schmerz. Ihre Hand, die in der meinigen lag, bebte, als sie mir ihren Widerwillen gegen den Mann, dessen Gattin sie werden sollte, zu erkennen gab. Ein unverständlicher Ton — vielleicht von einem Worte, das sie nicht auszusprechen vermochte, — vielleicht von einem Seufzer — machte das Maß ihrer mittelbaren Geständnisse voll. Ich fragte sie, ob sie mich liebe, ob sie mich dereinst lieben könne? — Stillschweigen war die einzige Antwort.

Sie verzweifelte an einer jemaligen Einwilligung ihrer Verwandten und mit der mir zur anderen Natur gewordenen Herzlosigkeit, entwarf ich zur Stelle einen andern Plan, um die Befriedigung meiner Wünsche zu erreichen.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Leipzig.

(Fortsetzung.)

5.

Der Buchhandel. Die Schriftsteller. Die periodischen Blätter.

Der Handel mit Ideen steht unter eben so schlechten Auspicien, wie der Handel mit Materien. Während das lesende Publikum sich täglich vergrößert, verschlechtert sich doch der Buchhandel, ein Widerspruch, der sich bei näherer Beleuchtung des Gegenstandes auflöst. Der Hauptgrund des Uebels ist, daß Jedermann, sei er, wer er wolle, ein Buch drucken lassen und verkaufen kann und sich dann einen Verleger nennen darf. Hilf Himmel! wie viel Verleger zählt Deutschland. Ihre Zahl kommt bei uns im Verhältniß der der Schriftsteller gleich. Jeder Buchdrucker macht sein Buch auf eigene Rechnung zusammen und ist ein Verleger; jeder Leihbibliothekar schickt ein schlechtes Romänchen, eine Sammlung Stammbuchsaufsätze u. s. w. auf die Leipziger Messe; jeder bankerotte Kaufmann, jeder Gelehrte ohne Anstellung sucht sein Heil im Buchhandel. So kommt es, daß mit Sinn und Unsinn, Geschmack und Ungeschmack zum Tageslicht hineingedruckt wird, und man muß billig erstaunen, wie diese Masse meist schlechter Waare nur noch einen Markt findet. Es hilft nichts, daß alljährlich eine Centnermasse von Krebsen wieder zurück wandert in den fruchtbaren Schooß der Mutter, die ewig kreisende hat unterdessen schon eine Unzahl neuer unreifer Geburten zu Tage gebracht. Ein Glück ist es, daß nebenbei auch die vortrefflichsten Werke in allen Wissenschaften, in Kunst und Poesie gedruckt werden; aber ein Unglück für die bessere Literatur ist es doch, daß jener Kehricht den Markt überschwemmt und dem Verkauf eines guten und deshalb theuern Buches theilweise verleitet. Wie viel Schofel kommt nicht unter dem Namen „Roman" alljährlich aus gewissen Fabriken zum Vorschein. Der Verfasser erhält einen Thaler für den Bogen Honorar und steht sich bei dem reichlichen Tagelohn gut. Er hat in zwei Wochen 24 thlr. verdient. Der Buchdrucker erhält 2 thlr. für den Druck eines Bogens, der Ballen Löschpapier kostet 10 thlr. Der Herr Verleger stellt also 500 Exemplare des 24 Bogen starken Romans mit circa 100 thlr. her. Er kann das Exemplar zu 16 gr. verkaufen, kann 50 Procent Rabatt geben, kann die Hälfte zu Makulatur machen und findet endlich doch seine Rechnung. Der Leihbibliothekar greift gern nach dem billigen Roman, denn er hat eine Menge Leser, denen es ganz gleichgültig ist, was sie lesen; sie wollen sich angenehm unterhalten, und je toller es in den Büchern hergeht, desto lieber ist es ihnen. Sie zahlen ihren Groschen für jedes Buch, heiß' es wie es wolle, und der Leihbibliothekar findet auch seine Rechnung dabei. Wie aber kommt der Verleger des guten Romans zurecht, der ihm bei derselben Stärke auf 500 thlr. zu stehen kommt? Wenn wir einmal die Wohlthat der Preßfreiheit nicht genießen sollen, so ist es nothwendig, daß der Staat seinen beeideten Censoren befiehlt, auch ein Augenmerk auf die Sudeleien zu richten, die der bessern Literatur den Markt verderben. Es hängt ja die geistige Bildung der untern Stände des Volks davon ab, was sie lesen. O man ist in dieser Hinsicht von oben her so leichtsinnig, als hätte die Volksbildung gar nichts zu bedeuten.

Die Leipziger Commissionäre stehen sich noch am besten dabei. Sie beziehen ihre Procente, es mag kommen, wie es will. Aber wo steht denn geschrieben, daß Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels oder daß überhaupt ein solcher Mittelpunkt in Deutschland nothwendig sei. Wo hat denn England, wo Frankreich einen solchen Mittelpunkt, und ich dächte doch, der Buchhandel dieser Länder ließe den unsrigen ein gut Stück Wegs hinter sich zurück. Man gebe dem Buchhändler in Deutschland ein Recht, es zu sein, man verpöne den Nachdruck, man verketzere einen unternehmenden Verleger nicht, und das Andere wird sich finden. Ich bin da auf einen Unfug gekommen, der wohl eine Rüge verdient, nämlich auf die ewigen Häkeleien, Eifersüchteleien ꝛc. der Buchhändler unter einander. Macht Einer etwas mehr als die Andern, hat Einer mehr Glück, als der Andere, gleich hackt und kappt die ehrsame übrige Gesellschaft auf ihn, und lassen sie diesen aus dem Auge, so schimpfen sie selbst auf einander ꝛc. Es ist wirklicher götzlich, diesen Herren in der Buchhändlermesse in Rudolph's Garten in Leipzig, wo sie meist zusammen zu kommen pflegen, zuzuhören. Jeder bekrittelt, tadelt ꝛc. den nächsten, der in der anstoßenden Laube sitzt. Es muß und wird noch dahin kommen, daß die Schriftsteller ihre Bücher selbst drucken lassen und verkaufen, und hier und da ist der Anfang dazu schon mit Erfolg gemacht worden. Leipzig hat nahe an sechszig Buchhand-

lungen, aber nur wenig bedeutende Verleger. Barth, Brockhaus, Hartmann, Ernst Fleischer sind die vier bedeutendsten derselben.

Da Leipzig viel Gelehrte hat, so hat es auch viel Schriftsteller, dies ist eben kein Schluß, der sich von selbst versteht, aber in Leipzig ist so ziemlich jeder Gelehrte ein Schriftsteller, ja — was noch mehr zu verwundern ist — es gibt sogar eine Anzahl Schriftsteller hier, die keine Gelehrte sind, und nicht einmal auf den leeren Titel einen gerechten Anspruch machen dürfen. Ich will keinen Namen nennen; denn wenn man mit Steinen nach den Hunden wirft, so beißen sie, und meine Beinkleider sind mir zu lieb, um sie mir von solchen Kläffern zerreißen zu lassen, deren Lebenselement kläffen ist und die ihr Leben dadurch fristen, daß sie von den Knochen nagen, die von des reichen Mannes Tische geworfen werden. In Leipzig wird man schon wissen, wen ich meine. Vor allen ein sehr beißiges Pologneserhündlein, ein giftiges Thier, das nicht müde wird, sein zartes Stimmchen kläffend zu exerciren, das allen andern größern und gleich kleinen Hunden, die zu ihm stehen und bei ihm halten, hündisch freundlich wedelt, all n vernünftigen Menschen aber, denen das elende Treiben solcher Viehbrut zuwider ist, die Zähne weist und sie bellend verfolgt. Hündlein, Hündlein, schweig! Und wenn D Dich noch mehr ereiferst und noch mehr Galle ausströmst, Du bleibst doch ein Pologneserchen, und Niemand hält Dich für einen Bullenbeißer, wofür Du gar zu gern gelten möchtest.

Ich unterlasse es, auf einzelne Schriftsteller einzugehen. Im Ganzen genommen ist wenig Genialität in Leipzig zu Hause und die dortigen Druckerpressen erliegen nicht der allzugroßen Last des Geistes.

Die Zeitungen, welche in Leipzig erscheinen, sind 1) die politische, seit dem November 1830 in größerer Form und mit verbesserter Einrichtung; ob mit mehr Geist als sonst, müssen wir bis Dato unentschieden lassen; doch hoffen wir vom Herrn Hofrath Hasse, des ersten der Herausgeber, daß auch der Geist noch hinzukommen werde. Die alte Grieshammersche Zeitung unter der Redaktion zweier Gretschel suchte ihres Gleichen an — Nüchternheit und Unbedeutendheit, so daß sich die Leipziger endlich selbst darüber beschwerten — und das will viel heißen. 2) Das Vaterland, vom Herrn Prof. Wachsmuth herausgegeben, zählt die gelehrtesten und bedeutendsten Männer des Königreichs Sachsen zu seinen Mitarbeitern. Uns ist davon noch nichts, zu Gesicht gekommen, als die Ankündigung, und diese ist in unsern Blättern bereits besprochen worden. 3) Die Sachsenzeitung. Verketzert und verfolgt hat sie sich nicht nur erhalten, sondern erkräftigt und ist jetzt ein seinem Zwecke vollkommen entsprechendes Volksblatt für Sachsen. Es ist wahr, ihre frühern Redactoren hatten eben nichts gethan, ihr Eingang bei'm Publikum zu verschaffen; seit sie nichts mehr mit ihr zu schaffen hatten, sorgte die Zeit selbst für sie, und sie ist nun zum Sprachsaal für die Interessen des gesammten sächsischen Volkes geworden. Sie verdient aber auch außerhalb Sachsen gelesen zu werden! Ihr schönes Papier, ihr elegantes Aeußere, und endlich ihr höchst billiger Preis empfehlen sie noch ganz besonders. Nur bessere Gedichte sollte sie bringen. Viele im alten Jahrgange, vorzüglich gegen Ende desselben, sind — gelinde gesagt — sehr geschmacklos; doch geben wir gern zu, daß der Herausgeber gegen manchen patriotischen Poetaster ein Auge zudrücken muß.

4, 5 und 6) Die Zeitung für die elegante Welt, die Modezeitung und die Blätter für lit. Unterhaltung sind früher schon hier besprochen worden. Wir wissen nichts zu jenem Urtheil hinzuzusetzen. 7) Das Leipziger Tageblatt ist eigentlich nur für Annoncen bestimmt. Die Theaterkritiken, welche es im Jahre 1830 gebracht hat, sind das non plus ultra von Geistlosigkeit und Parteilichkeit. Mit Recht nimmt Niemand Rücksicht darauf, es müßte denn die preciöse Possierlichkeit sein, mit welcher ihr Verfasser, Herr Friedrich Gleich, sich in die Brust wirft, von seiner Infallibilität mit Wichtigkeit spricht und sich im Ernst stellt, als hinge von seinem Urtheile das Wohl und Wehe der Menschheit ab. So etwas ist freilich höchst komisch und schon zuweilen der Beachtung werth, wenn man gerade sich mit nichts Ernstem beschäftigen will oder kann.

Einige hiesige Schriftsteller lassen ihre Blätter in Altenburg und Halle herauskommen; sie sind also keine Leipziger Blätter und werden deshalb nicht weiter besprochen. Seit Anfang dieses Jahres gibt Herr Prof. Schütz wöchentlich ein Blatt zur Zeitschrift Janus, welches sich ganz allein mit Leipzig beschäftigt, heraus, während das zweite Blatt jeder Woche nur Dresden bespricht und von Herrn H. Meynert heraus gegeben wird. Jedenfalls ist dies ein sehr zeitgemäßes und zweckdienliches Unternehmen, wie der Berliner Courier zur Genüge bewiesen hat. (Fortsetzung folgt.)

Buntes.

(Jüdischer Witz.) Ein christlicher und ein jüdischer Geistlicher begegneten sich vor der Dreifaltigkeitskirche in P—. Ersterer fragte den Letztern: Wissen Sie auch, was das zu bedeuten hat? indem er auf den am Frontispice befindlichen Triangel zeigte. Was werd' ich nicht wissen, antwortete der Rabbi, das stellt vor die Dreifaltigkeit. — Aber können Sie mir auch eine Erklärung davon geben? fragte der Pfaffe. — Warum nicht? das dort oben ist die Dreifaltigkeit, wir Beide hier sind die Zweifaltigkeit, und wenn ich weggehe, sind Ew. Hochwürden die Einfältigkeit.

(Gelehrte Narren.) So wie die ernstesten Leute den besten Spaß liefern, so bietet auch kaum ein anderer Stand solche Lächerlichkeiten dar, als der ehrwürdigste aller, nämlich derjenige, welchen die Gelehrten bilden. Und hier sind es weniger noch ihre Pedanterien als ihre Absurditäten, ihre ungereimten Meinungen und Behauptungen, was uns Stoff zum Lachen gibt. So behauptet Henrion, einst Mitglied der französischen Akademie, Adam sei 123 Fuß und 8 Zoll hoch gewesen, Eva aber 118 Fuß 9¾ Zoll, Noah 103 Fuß, Abraham aber nur noch 28, Moses 13, Herkules 10, Alexander der Große 6, Julius Cäsar 5 Fuß und etliche Zoll. Die beiden letztern Data glauben wir und noch überdies, daß dieser abnehmenden Reihe zufolge Herrn Henrions Verstand winzig klein gewesen sei. — Aber die Deutschen bleiben billig nicht zurück, wo es die allersonderbarsten Meinungen gilt; so hält ein gewisser Witte die Aegyptischen Pyramiden für — Vulkanische Produkte! —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 33. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 9. Februar. 1831.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Vor Allem blieb er auch menschlicher Vater seines leiblichen, aber natürlich unehelichen Sohnes von der schönen Wursthändlersfrau, des Cardinals Giovanni Boncompagno, der ihm als zu vortrefflicher Gesellschafter aller Wursthändler die Hoffnung nahm: ihn aus dem Himmel herab auf dem heiligen Stuhle zu erblicken. Morgen gehen wir ins Conclave. Unser Kauf muß also heut geschlossen werden. Den Palast, die Villen und Wälder und Güter der Ursini kenne ich — mit altem Neiderauge besser als Du *) vielleicht, Paolo; und macht uns der heil. Geist zu seinen schwachen Werkzeugen, den Cardinal zum Papst zu wählen, welchen Sr. Influenz, der Spanische Gesandte Olivarez, uns mit Namen genannt, um unsern Seelen die Richtung zu geben — so zahle ich die Kaufsumme durch Häuser in Oberitalien oder Venedig auf Einem — unermeßlichen Brete, und wir, die Colonna, bleiben als Monument stehen auf der Wahlstatt.

Der Kauf ward nach der Tafel ausgefertigt und unterschrieben. Ursini zeigte seiner Virginia die sehr große und doch dem Käufer sehr vortheilhafte Kaufsumme — aber der Name des von ihm gefürchteten künftigen Papstes war in bianco gelassen, und Colonna versprach mit dem kleinen Finger: keinen Gebrauch von dem Pergamente zu machen, wenn nicht der im Sinn behaltne Name — Papst würde.

Die vier Tage vom 21sten bis zum 24sten April (1585) vergingen Virginia in fortwährender immer steigender Unruhe. Ihr Stiefsohn Virginio ward heimlich fortgeschickt, um mit einem alten verständigen Diener in Salo, am abendlichen Ufer des Gardasees, eine Villa zu kaufen. Er war also in Sicherheit gebracht! Auch waren ihm die kostbarsten Schätze des Hauses unter guter Bedeckung mitgegeben worden. Ihre Stieftochter Eleonore ward vermählt, und war also auch in Sicherheit unter dem Schutze des Alexander Sforza, des Prinzen von Valmontone, wenigstens nicht mehr Eigenthum ihres Vaters, der zuletzt nur einzig an ihr gehangen hatte. Ursini aber sagte seiner Virginia vertraulich: Ins Conclave sind 40 Cardinäle gegangen, also eine zehnfache Mischung der 4 Haupttemperamente des Menschen, wie aus dem Farbenmagazin für die Mosaikbilder. Da sind Milde, Sanfte, Gelassene, Gefaßte, Getroste, Herzhafte, Muthige, Kühne, Kecke, Verwogene, Freche, Gläubige, Gelehrte, Kunstliebende, Baulustige, Streitsüchtige, Herrschsüchtige, Gleichgültige, Friedliebende — kurz Männer für jedes zeitige Bedürfniß der Kirche, Roms und Italiens, Menschen für alle Namen: Leo, Calixtus, Urban, Clemens, Paulus, Hadrian u. s. w., seit der zum Papst erwählte venerable Bocca di Porco (Schweinsmaul) zuerst einen andern Namen anzunehmen eingeführt, da es den Römern nicht wohlgeklungen hätte zu sagen: der heilige Vater Bocca di Porco. Ich halte Aufpasser; ich bin sogar selbst um das Conclave geschlichen und habe gesehen den Rauch aus der Röhre kommen, als die Zettel mit den Namen verbrannt wurden, da das Scrutinium noch mißrathen ist! Hoffe also, liebe Virginia, daß unser Feind nicht Gewalt erhält. Denn auch ich würde dann sein Opfer; denn das Volk beschwert sich nie über das Volk, wenn es auch noch so viel von sich selber leidet; aber von uns Vornehmen will es nichts leiden! Und in der That müßte uns ein Papst verbannen, der endlich einmal nur in Rom wollte Herr sein, wenn Rom eine ordentliche Stadt würde — was Gott verhüte — schon Deinetwegen, mein Engel!" —

Am Abend aber kamen Schwärme von Volk die Straßen daher gezogen unter dem unmäßigen Geschrei: „Es lebe Sixtus der Fünfte!" welches einige Uebermüthige so wiederholten: Es lebe der fünfte Sechste!

*) Die von hohem Adel in Rom nannten sich sonst, wie Eine Familie, einander: Du.

Der Mittwoch „Mensch, der Alles an einer Mittwoche geworden ist: ein Kind! Franceskaner! Bischof! Cardinal, und nun heiliger Vater! Es lebe der heilige Mercoledi! Schütze uns vor den Nobeln, und verjage die Bären (die Ursini)!" Während dieses Getöses war der Cardinal Colonna unbemerkt gekommen, und sogar bis in Ursini's Zimmer getreten. „Wir haben eine schwere Bienen-Arbeit vollbracht, und einer Zelle die Mütze aufgesetzt; berichtete er. Uebrigens soll man keinen Menschen schimpfen, den man nicht kennt; denn so eben habe ich nun den Esel aus der Mark adoriren müssen." — Den Montalto? rief Paolo Ursini. — Olivarez hat sich getäuscht und wird rasend sein! fuhr Colonna fort. Ja ich glaube, Sixtus stirbt einmal durch die Spanische Faktion, durch Gift oder sonst. Du dürftest also Deine Besitzungen nicht verkaufen, wenn sie indeß sicher wären; aber — indeß wird er uns hüten! Er hatte über die Hälfte der Stimmen, weil man einen alten, schwachen, immer und von Allen lenksamen Mann haben wollte. Da wirft er seinen Stock weg, steht kerzengrad wie ein Begeisterter da, und stimmt mit erschreckender Kehle das Te Deum laudamus an. Zittert! war dann sein erstes weltliches Wort. Und wenn er die Macht seiner Würde fühlt, so mag wirklich zittern, wer zu zittern hat. Ich selber wollte durch meinen Kauf Dich verhindern: an einen Andern zu verkaufen, und wenn die Zeit verloren war, mußtest Du wenigstens Deine Güter verlieren; aber „zittert" sagte er, wer neues Unrecht thut, „zittert", wer altes Unrecht gethan hat; — und hier ist Dein Geld! Reise glücklich! Rom wird nun ruhig sein und nur Einen Herrn haben, den Markomann! Du aber hast einen Wahrsagergeist — vielleicht hier Deine schöne Virginia, die ihn besser kennt, und mit deren Kalbe Du gepflügt!" —

Paolo Ursini blieb aber doch noch in Rom, aus der alten Erfahrung, daß die Furcht vor einem neuen Regenten so gut wie die Hoffnung auf ihn meistentheils eitel, aber immer zu groß sind, da ihn die Andern aus Selbstfurcht bald umstimmen, warnen, und seine jungen edlen Rosse in dem alten Sande der beliebten Wege sich abmatten lassen, oder weil Vorbereitungen zu — Vorbereitungen müssen vorbereitet werden, da selbst das Leben und die Welt nur Versuche und Einleitungen zu einer großen Vorbereitung — zum Weltgericht, sind. Am andern Morgen aber waren — statt daß sonst bei der heiligen Stuhlbesteigung fast alle Verbrecher waren begnadigt worden — waren 24 Banditen, Räuber und andre Schufte — aus Gnade gegen das gequälte Volk — auf einmal gehangen worden. — Fünf Cardinäle mußten auf das gefährliche Wagniß in die Provinzen aus: nur erst Lebenssicherheit zu bewirken. — Die Richter wurden mit Schandpfahl und Abhauung ihrer Gerechtigkeitshand bedroht, wenn sie die Gesetze nicht furchtlos gegen Hohe und Niedre gleich und sogleich in Ausübung brächten. — Sie sahen die zwölf Scharfrichter in den Straßen umhergehen, in der einen Hand den Strick, in der andern das Beil. — Wer eine Fürbitte thäte, sollte für einen Mitschuldigen gehalten werden. — Vornehme Bibelstecher und Bibelstecherinnen, Kartenlegerinnen, und die sich mit Zeichendeuterei und Zauberei abgegeben, oder doch schändliche Dinge damit zu bewirken versucht hatten, wurden ohne Schonung des Alters oder des Standes, aus den Palästen wie aus den Spelunken, fort auf die Galeeren geführt.

Da schien es Zeit für Jeden, dem das Gewissen schlug, aus Rom zu entfliehn. Und so ritt Paolo Ursini mit seiner Virginia auf schönen Maulthieren zur Porta del popolo hinaus, und sie sahen an dem herrlichen Morgen — als das Letzte in Rom — den Grafen Pepoli enthaupten, der in Bologna einigen Banditen Zuflucht gegeben. Ursini aber las noch die am Thore angeschlagene Bulle: „Wider die Ehebrecher und Verführer der Jugend; auch wider die Ehemänner, die, nachdem sie sich von ihren Weibern haben scheiden lassen, ein unzüchtiges Leben führen. Sie sollten zum Tode verurtheilt werden; auch die Weiber, welche nach erfolgter Scheidung unkeusch leben.*) Wer nicht christlich, oder wenigstens doch nicht heidnisch leben wollte, sollte wenigstens aus Rom verbannt sein." — Schöne, aber verwilderte und unglückliche Mädchen, ihr Reisebündel unter dem Arm, lasen neben dem Herzog die Bulle, und ihn erkennend, langten wohl sechs schöne Arme an seinem Maulthier herauf nach einem goldenen Reisepfennig — den er ihnen schweigend gab, da sie ihn „um seines schönen Weibes willen" baten. Und ander Gesindel rief, ebenfalls aus dem Thore ziehend: Sonst sagte man: Roma benedetta e popolo fotuto — nun soll es heißen: popolo benedetto, darum singen wir: Roma fotuta! Und so singend und schwärmend zogen sie fort.

Von ihren bewaffneten Dienern begleitet kamen Paolo und Virginia sicher nach Salo am Gardasee. Sie vermißte Niemanden als ihren Bruder Felice, der ihre Flucht sehr natürlich und nur sehr traurig für ihn gefunden. Hier am Fuße der Alpen aber fand sie gleichsam nur die grobe Salleiste von Italien. Der blaue See erinnerte sie nur an die Aqua albula; die Citronenbäume waren vor dem Frost noch in Stroh gehüllt, und das mattsilberne Laub der Olivenbäume vollendete ihr das Bild eines hier zu Tage stehenden Schattenreiches von der Mandel-rosig blühenden, selbst kräftig schwarz schattenden Heimath. Aber sie erschrack sehr bald, denn ihr Gemahl ward krank, gefährlich krank — und sie hatte noch nichts gethan! Indeß, sie war ein Weib, sie sahe nichts an ihm als seine Liebe zu ihr, und eine solche milde Schonung, daß sie ganz irr ward und unentschlossen, selbst nach allen diesen ihren gesammelten Beweisen gegen ihn, besonders als er ihr in ei-

*) Im Bullarium steht diese merkwürdige Bulle unter dem Datum vom 30sten October 1586.

nem Testamente die Hälfte aller seiner Reichthümer vermachte, und erst die andere Hälfte seinen beiden Kindern.

Als er jedoch nothdürftig und mühsam genesen, kam Graf Paganelli aus Frankreich, und sein rother Bart und sein rothes Haupthaar war nun schwarz, und selbst sein Gesicht ohne Sommersprossen, sehr weiß. Männer oder Weiber, die irgend einen ungewöhnlichen Fehler oder ein Gebrechen, das sie lang gedemüthigt und gepeinigt hat, nun endlich wieder los und wie andere Menschen sind, glauben gewöhnlich dann schön oder doch hübsch und vorzüglich zu sein; weil sie sind, wie sie die Natur hat bilden wollen. Diese Zufriedenheit war nun sogar Eitelkeit bei Paganelli, und machte ihn noch widerlicher. Denn Virginia war so schon über seine bloße Erscheinung erschrocken; denn er war ihr gekommen wie ein Blitz — der ihre Nacht nur noch mehr verfinsterte, oder wie eine aufgescheuchte Eule am Tage. Und so sahe er sie an. Aber sie verstand nicht, in seinen Augen zu lesen; noch zu vernehmen, was er hinter seiner Stirn dachte, so oft er auch kam. Denn er sahe aus zwiefacher Ursache — aus Haß gegen Ursini und gegen Virginia — mit verhüllter Freude die Spannung zwischen den Gatten. Er entdeckte auch nach und nach, indem er die Spuren seines Verdachtes schlau verfolgte, welche Wendung die Dinge genommen hatten, die er angesponnen, und daß . . . Virginia den Ursini für den Mörder ihres Peretti hielt; was ihm nicht leid that, da er das Weib ganz verwandelt fand, aber voll Charakter und Entschiedenheit, voll Groll und Grimm, wodurch freilich ihr schönes Antlitz, ja selber ihr schöner Leib den reinbelebenden schönen Geist verloren hatte. Denn die äußere Schönheit verschwindet langsamer oder schneller, je nachdem die Seele sich mit sittlich häßlichen Gefühlen und Werken trägt. — „Wie zahm und feig aber macht ein schönes Weib auch den kühnsten Mann! sprach er bei sich; ein Mann bezahlet stets ein schönes Weib zu theuer, und selbst die Schönste, die alle Welt so ämsig zu erwerben sucht, sie rath' ich Jeglichem zu fliehn, und seinem Feinde sie zu überlassen! Ursini hat Peretti nicht ermordet, nicht ermorden lassen, — wie ich nur — vertraulich einem seiner Feinde zu weiterer Aussaat in's Ohr gesät — das weiß ich, und das weiß er klar. Er denkt nur, daß Peretti entweder aus Raubsucht, aus Zufall, oder aus anderer Menschen ihm unbekannter Rache umgekommen sei; höchstens wähnt er, und seine Eitelkeit auf Schönheit, Rang und Güter glaubt wahrscheinlich: es sei Virginia nicht ohne Theil daran gewesen — und in dem Wahn hat ihn das Volksgericht an seinem Weibe bestärkt, und das Gerücht im Volke, von mir nur ausgestreut: die Braut hab' es gethan; und die italienischen Herzen glaubten es, weil sie viel Schrecklicheres schon glauben müssen, und weil „Feuer glaubt: daß Feuer brennt," — und Liebesfeuer öfters wüthet. Der freche Raimond glaubte es auch; ja er zweifelte mit seinem Sinne nicht: es sei Virginia's und Ursini's Beider rascher Wille. Denn als wir von ihr schieden, sah er mit Augen und Augenlust des Herzogs Wuth — wie er sie selbst gefühlt. Und als ich sie verlassen, und die allbereiten jungen Schelme rasch in Paolo's Namen gedungen und bezahlt und sie zu Raimond führte, da glaubte er auch der schwarzen Zeile von Weiberhand in Eil an Paolo geschrieben: „Erlöse mich, so bin ich Dein!" bewachte die Ausführung, und schrieb die That im Stillen — wie solche Geschäfte betrieben werden, auf des schweigenden Paolo stille Rechnung, als der nachher sich laut darüber freute! So hast Du Dein Glück gemacht mit Paolo, meine schöne Virginia, und wirst noch, hoff' ich, sein Glück machen, wenn ich recht aus Rom gehört habe, und jetzt in Salo hier recht sehe! Paolo aber hat nichts zu rächen an Dir, Virginia; und wenn Du Deinen Peretti um seinetwillen selbst getödtet hättest — er verzeiht Allen Alles, was ihm nicht Geld kostet — und nur ihnen ihre Ehre und ihren Frieden, und Du wärst ihm lieb als ein schöner Leib; denn Deine Seele und keine Seele hat er je begehrt! Darum hat er etwa Dir nichts verziehen; höchstens hat das ihm leid gethan, was Dir leid thut; denn Dein Unbehagen thut ihm Eintrag — Du bist nicht so wonnig.

(Fortsetzung folgt.)

Grabschrift auf einen Trinker.

Hier liegt des Bacchus treuer Jünger
Verscharrt in Sand, und war er auch
Nicht, wie es bei den Heiden Brauch,
Ein weinbekränzter Thyrsusschwinger,
So schwenkt' er doch ohn Unterlaß,
Statt solchen Stab, ein volles Glas.
Nie ohne Grund, denn, als er jünger,
That er's, weil Agnes, wunderhübsch,
Behandelte ihn spröd' und schnipp'sch;
Es sollt' ihm nun der Saft der Reben
Das Wasser aus der Lethe sein,
Ihm Linderung für Liebespein,
Und den verlornen Frohsinn geben.
So er sich in die dreißig trank,
Nun, Langeweile zu verscheuchen,
Ging er zu Wein aus Müßiggang.
Als Vierziger fing oft er Grillen,
Da ließ er, als Arznei, das Glas —
Der Hypochonder plagt' ihn das —
Sich mit dem Sorgenbrecher füllen.
Ein Funfz'ger, ward's Gewohnheit jetzt,
Den Durst mit Rebensaft zu stillen;
Nothwendigkeit ward's ihm zuletzt;
Ein Sechsziger, mit grauem Haare,
Trank er sich auf die Todtenbahre.

Jocosus Fatalis.

Revolutions-Examen.

In der Revolution von 1793 erschien ein Mann vor dem Thore von Paris, und wurde nach seinem Na-

men gefragt. „Monsieur le marquis de Saint — Cyr“ war seine Antwort. — „Monsieur?“ wiederholte der Frager. „Bürger, das Wort ist nicht mehr französisch.“ — „Ah, Verzeihung!“ — verbesserte jener — „der Marquis von Saint — Cyr.“ — „Marquis! Marquis!“ — tadelte dieser — „die Nation hat die Marquisate abgeschafft.“ — „Ja so! — erinnerte sich jener — „ganz recht! — Nun denn! ich heiße von Saint — Cyr!“ — „Bürger und von?“ schüttelte jener den Kopf. „Das von vor den Bürgernamen ist heut zu Tage nicht mehr Brauch.“ — „Nun wohl denn, mein Freund! wenn dem so ist“ — tröstete sich der Nicht-von-mehr — setzen wir kurz weg Saint — Cyr! „Saint“ — fragte der Examinator — „das ist ja, was wir abgeschafft haben! es giebt keine Heilige mehr.“ — Nun wohl, Bürger! da ist noch ein Ausweg!“ — seufzte der Säcularisirte — „Schreiben Sie blos Cyr!“ — Da wurde der Examinator unwillig. „Sire! Sire!“ rief er. Ich sage Dir ja, Bürger, es giebt keine Sire mehr!“ Dabei drehte er den Rücken und ließ den Titellosen — auch ohne Namen stehen. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, d. 26. Januar 1831.

Der Carneval ist bei uns mit aller Lustigkeit eingezogen. Noch nie war die heitere Faschingszeit so reich an Ergötzungen aller Art. In zwei und vierzig Tanzsälen jubelt die lustige Wiener-Welt, und während an andern Orten Revolutionen auf dem Schwungseile ihr Salto mortale machen, oder die Cholera morbus ihre Galoppade in die Unterwelt exercirt, ist in Wien und Oesterreich Freude und Lust an allen Orten. Die Redouten-Säle werden nächstens mit lebendigen Blumen und Bäumen geziert. Die Dekorirung kommt über zehntausend Gulden in Silber zu stehen. Flora hält im Winter ihren Einzug. Die Theater blühen nicht minder. Auch das Leopoldstädter Theater geht einem neuen Frühling entgegen. Der bisherige Inhaber, Rudolph Steinkeller, ist wegen einer ungeheuern Schuldenlast verschwunden, und sein Bruder, ein eben so reicher als redlicher Mann, hat sich der verwaisten Bühne angenommen. Die beliebtesten Komiker, Ignaz Schuster, Ferdinand Raimund, und Schulz sind für das Volkstheater gewonnen. Den Wienern wird also der Humor nicht ausgehen, haben sie doch wieder ihr beliebtes Volkstheater besetzt.

Bald ein Mehreres! —

Aus Westphalen. Anfang Januar.

Der Westphale ist ein gutmüthiger, geduldiger Schlag Menschen. Alle politische Unruhen der neueren Zeit, rund um ihn her, kümmerten ihn nicht weiter, als daß er sich darüber verwunderte, darüber räsonnirte und allenfalls auf ihren Ausgang begierig ward. Nur zuweilen nahm dieser im Ganzen so schläfrige Antheil lebhaftere Farben an, und in Münster namentlich hat sich eine so — unpolitische Theilnahme an den belgischen Unruhen laut werden lassen, daß selbst politische polizeiliche Maßregeln dagegen ergriffen werden mußten. Auch in den benachbarten Rheinprovinzen herrscht ein löblicher Geist der Ruhe, der seit den ernsthaften Vorfällen in Aachen, und seit den komischen in Elberfeld nicht wieder gestört ist. Die Maßregel des Königs, einen General-Gouverneur in die Provinzen Rheinland-Westphalen zu schicken, war daher in politischer Hinsicht wohl nur eine überflüssige. Um so mehr hat sie die Gemüther beider Provinzen in freudige Bewegung versetzt, da sie ein Beweis ist, wie sehr der König, der, selbst in unserer Mitte zu weilen verhindert, an seiner Stelle uns seinen Bruder sendet, uns achtet und liebt. Deputationen von Westphälischem Landtage und allen bedeutenderen Städten beider Provinzen haben den königlichen Prinzen bereits bewillkommnet und ihm die Ehrfurcht ihrer Mitbürger an den Tag gelegt.

Der dritte Landtag der Provinz Westphalen ist schon seit dem 10. December in Münster versammelt; seine Dauer wird auf 7 Wochen berechnet. Auch auf ihn haben die politischen Bewegungen der Zeit keinen Einfluß geäußert. Er bleibt ruhig und verschwiegen, wie die beiden ersten auch. Nur Einen Schritt hat er gethan, der dem Zeitgeiste angehört; er hat nämlich in einer Adresse den König um eine Constitution gebeten. Wenn in der gegenwärtigen Zeit ein Volk um eine Constitution bittet, so liegt nothwendig in ihrer Bitte eine Drohung mit den Beispielen der Umgegend und der Zeit. Ich mag daher über den Edelmuth nicht absprechen, den der dritte Westphälische Landtag in dieser Bitte an den edelsten König beurkundet. Doch heißt es, daß der König die Petition wohlwollend aufgenommen, und in sehr gnädigen Ausdrücken darauf geantwortet habe.

Im Fache der Literatur kann man unserer Provinz zwar nicht viele Thätigkeit zusprechen; indessen hat sich auch die Schulze'sche Buchhandlung in Hamm im verflossenen Jahre durch mehrere bedeutende Unternehmungen ausgezeichnet.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 34. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 10. Februar. 1831.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

So, fest in mein Gespinnst verwickelt, hast Du aus Deinem Vaterhause und Deiner Vaterstadt flüchten müssen, mein Paolo! Doch Du trägst auch hier das Netz um Fuß und Haupt! Denn Rache vertraut man einem Weibe am sichersten — und die Seele, die Böses empfangen, die nährt es auch still wie ihr Kind, und gebiert es todt oder lebendig unfehlbar zur Welt. Das glaube ich leicht und selbst überzeugt von Dir, meine Virginia! Nur weiter, weiter! Nur eine kleine Hülfe noch!" —

Und Paganelli hatte sich nicht in ihr geirrt; denn selten bleibt ein böser Gedanke unausgeführt, oder auch nur ein Gelüst ungestillt und ungebüßt, das ein Weib befallen hat wie eine betäubende Krankheit. Paganelli hörte daher mit großer Theilnahme von ihr — gleichsam als eine Vorklage —: wie leicht ihr Gemahl in der Gluth seines Fiebers habe umkommen können, da er sich zweimal den eingeschlafenen Wächtern und dem Arzte entschlichen, und hinaus auf die steilen Felsen des See's in finsterer Nacht geflohen sei, wo sie ihn mit Fackeln gesucht, und hinter einem Felsblock geduckt und mit den Zähnen klappend wieder gefunden! — Und da Paganelli im Geheimnisse war, konnte er ihr auf die feinste und ihr verständlichste Weise in verschleierten Worten darauf zu verstehen geben — was ihrem Ursini eigentlich die phantasieenvolle Krankheit zugezogen. Er war ihr Feind; und nichts weniger im Sinn, als im Ernst von ihr je mit Augen der Gunst angesehen zu werden, schrieb er ihr dennoch — als die gemeinte kleine Hülfe — aus vorgeblicher alter unbesieglicher Leidenschaft — einen Brief in den heißesten und wagendsten Liebesausdrücken; ja — als wenn er zweifelte, daß sie noch ihre erste Neigung zu ihrem Ursini hegen könne — nannte er ihr die Nacht und die Stunde, — und er lachte selbst im Schreiben laut darüber — wann er aus einem Kahne eine Leiter an ihr Fenster ansetzen werde, um mit ihr zu sprechen.

Als sich aber Paganelli darauf bei ihrem Gemahl befand, der sehr zurückhaltend mit ihm umging, als kenne er ihn von Rom her, da trat Virginia in das Zimmer und gab ihrem Ursini den Brief von Paganelli, den dieser erkennen mußte und um so mehr, da sie dazu sagte: Ich lege Deine Ehre in Deine Hand! — Ursini las. Aber es spielte in seinen Zügen nur ein eigenes unbeschreibliches Etwas — das noch am meisten Verlegenheit schien, die ein hohles Herz und eine gleichgültige Seele bedecken sollte und zuletzt ein sonderbares Lächeln ward, indem er ihr erwiederte: „Dich zu verehren und schön zu finden, kommt mir an Jedermann so natürlich vor, wie an mir. Aber er kam ja so eben, um von uns Abschied zu nehmen! Du irrst Dich gewiß, mein Kind. Auch ist es ja unseres Freundes Handschrift nicht, sonst würde ich das Blatt ihm wiedergeben — als sein Eigenthum, und Du, Du bleibst das meine!" — Und als Virginia mit stummer Verachtung und stechender Entrüstung, doch langsam von ihm gegangen war, schrie sie dumpf in die Pfüle ihres Bettes hinein: Jetzt ist es um Dich geschehen! Du ehrst mich nicht — Du liebst mich nicht! An meiner Eitelkeit nur hing Dein Leben noch!

Paganelli war fort nach Padua. Endlich kamen wieder Mondscheinnächte; endlich wandelte Ursini in seinen weißen Nachtkleidern in warmer Sommernacht wieder in wachem Schlafe hinaus, auf den Ufern des See's. Sie ruhte in dem offenen Fenster. Der Mond schien sie an, wie damals in der schönsten Nacht ihres Lebens, in der Brautnacht, aus welcher ihr Peretti nicht wieder, nie, nie wieder gekommen . . . weil ihn, wie sie nun fest überzeugt war, ihr Mann Ursini . . . .

Aber da schwebte Ursini ja draußen vor ihren Augen dahin am vorspringenden Ufer, in der stillen verschwiegenen Nacht! Sie eilte ihm leise nach. Ihr Herz pochte. Zwischen ihren Lippen hatte sie, wie Galle und Honig,

wieder die Worte: „Und weh' dem Manne, der ein Mörder ist! Dem Mörder weh, der mir den Mann erschlug! Dem Mannesmörder wehe — der mein Mann ist!" — Jetzt ergriffen ihre Blicke seine weiße Gestalt auf der Spitze eines überhangenden Felsens; jetzt erreichten ihn ihre Schritte voll heimlicher Hast; jetzt stand sie hinter ihm athmend und bebend. Er starrte hinunter in den blauen, vergoldeten See; und in dem Blau und in dem Golde schwamm tief drunten, und doch leicht oben auf dem wunderbaren Himmelsspiegel, der stralende stille goldene Kern des Himmels — der wie im Ertrinken sich aus den wallenden Wellen herausarbeitende Mond — der doch nicht Hülfe rief — und Niemand rief Hülfe — und er blieb, und ertrank und versank nicht — und da drunten war nicht der Tod, sondern ein stilles zauberisches Paradies! Ach, stöhnte sie wider Willen zu laut — das Grab da drunten ist zu schön für ihn! Da kehrte sich die weiße Gestalt um — sie sahe ihr mit furchtsamer Neugier dumpf und starr in die Augen — die Lippen bewegten sich zu reden — da deckte sie ihre linke Hand über die eigenen festzugedrückten Augen, und mit der rechten breit ausgespannten Hand that sie nichts, als einen zuckenden Stoß gegen die Brust der weißen verhaßten Gestalt — und die Gestalt war verschwunden . . . ein kläglicher Laut schwebte über der goldenen Fläche des See's dahin — der Schrei eines aufgeschreckten Nachtvogels, während drunten nur ein großer Fisch aus der Fluth zu springen schien, hinauf in die schöne warme Sommernacht der Menschen.

Während sie aber noch mit bedeckten Augen und ausgestreckter Hand in tiefer Betäubung stand, ergriff sie eine kalte Hand; und eh sie sich wandte, rauschte ein ihrem flimmernden Auge unkenntliches Wesen, rasch wie ein Reh, in den Büschen dahin, und blieb verschwunden.

Sie stand athemlos, rathlos, während Gedanken und Gestalten vor ihr vorüber schossen, in welche sich zuletzt unwahrscheinliche, unglaubhafte, wunderliche und lächerliche mischten — bis sie lachte und annahm: ihre Angst und ihr Schreck, der sie am Wirbel gefaßt, habe sie auch nur getäuscht. So schlich sie heimlich zurück auf ihr Zimmer, und stürzte sich gleichsam dem von ihr herunter gestürzten Menschen nach in den See — in ihr Bett! Und so wartete sie angstvoll ab, bis der alte Diener, der im Zimmer seines Herrn schlief, ihn aufwecken, nach ihm sehen und ihn vermissen würde. Sie hörte mit Herzpochen, wie der alte Mann endlich aufstand, einige Schritt that, dann leise an ihre Thür klopfte, mit dem Licht in ihrem Zimmer umherleuchtete, sie selbst in ihrem Bett beleuchtete, in die Kissen fühlte — nach dem anderen Kopfe, und mit Hast davon eilte. Sie hörte dann Stimmen draußen am Ufer — Plätschern von Rudern im See; sie erblickte rothen Widerschein der Fakeln an ihrer Decke. Sie trat von fern ans Fenster — sie sah, wie man die weiße lange Gestalt aus den Wellen zog, still in den Kahn legte, mit ihm herruderte, endlich dumpf und stolpernd und schwerfällig langsam mit dem Ertrunknen herauf kam und herein bis in das Nebenzimmer — und sie weinte herzlich dabei um ihren geliebten Peretti. Dann ließ sie sich zum Schein wie aus schweren Träumen, in welchen sie weinen müssen, erwecken — und der alte treue Diener lag auf den Knieen vor ihrem Bett wie ein Betender, gestand und erzählte das Unglück, das Er durch sorglosen Schlaf nach langen Nachtwachen veranlaßt; bat die Witwe um Vergebung, und verstummte unter Schluchzen und Weinen mit dem heißen Gesicht auf ihrer ihm ausgestreckten und von ihm fest ergriffenen Hand.

Es blieb zuletzt, nach allen vergeblichen Versuchen der Wiedererwachung, auch hier nichts übrig: als den Todten zu begraben. Der alte schwache Diener, der schon seinen armen Herrn noch als Kind gewartet und geführt hatte, und später mit doppelter Liebe und Sorgfalt auch wiederum seinen Sohn Virginio, der Unglückliche konnte den Tod desselben nicht verwinden. Und was außerdem vielleicht durch die Natur in wenig Monaten geschehen sein würde, das sahe Virginia — durch sich geschehen; sie sahe ihn sterben und sahe ihn hinter seinem Herrn — in gehöriger Bedienten-Entfernung, als könne der alte Mann ihm nicht geschwinder folgen — an einem Tage begraben. Seine laute Selbstanklage gegen alle andere Diener und gegen Alle, die ihn besuchten, und sein Tod, ließen Virginia ohne den kleinsten Verdacht. Doch meinte sie manchmal: seine Hand habe dort auf dem Felsen die ihre ergriffen; denn der alte Mann hatte in seinen letzten Augenblicken nach ihr verlangt — sie war schnell zu ihm geeilt — er hatte reden wollen, aber nur die Lippen bewegt, denn da war ihm das Herz gebrochen; und nur zwei Thränen waren noch, als er schon todt war, in seine Augen getreten, und groß und voll, wie Thau auf verblühten Blumen, stehen geblieben — und die Augen hatten sie angesehen, und weinend hatte sie ihm die beiden Thränen getrocknet und sanft die Augen zugedrückt.

So hatte Virginia denn Ursach genug, eine gebeugte Witwe zu sein und zu scheinen; sie fürchtete aber nicht die Möglichkeit eines Verdachtes, sogar nicht einen Verrath; denn das Nothwendigste, Höchste schien ihr noch an ihrem Werke der Liebe zu fehlen: das laute Geständniß! Die Ehrenrettung ihres liebenden Herzens und aller liebenden Jungfrauen, Bräute und Frauen! Die Glorie um — das Haupt ihres armen, armen Peretti! — Sie stach wiederum Bibel, und traf die Stelle: Herr Gott, deß die rache ist, Gott, deß die rache ist, erscheine! Erhebe dich, du richter der welt; vergilt den hofärtigen, was sie verdienen. Herr, wie lange sollen die gottlosen pralen? Und so trotziglich reden, und alle übelthäter sich so rühmen? Herr, sie zerschlagen dein volk, und plagen dein erbe . . . .

Witwen und fremdlinge . . . erwürgen sie, und tödten die waisen — — —"

Der Athem stockte ihr; die Stelle gefiel ihr nicht. Sie stach noch einmal, und traf jetzt die Stelle: „Der Herr ist König, darum toben die Völker!" Sie war froh, daß die Worte nicht auf sie paßten, schlug das Buch zu, und beschloß, dem heiligen Vater in Rom zu beichten und von ihm Entsühnung zu empfangen! Er war ja ihres Mannes Vater! Sie schrieb einen Brief an ihren Bruder Felice, und bat ihn auszuforschen: ob sie wohl sicher nach Rom kommen dürfe? Dort wollte sie auch Ursini's Sohn Virginio, jetzt Herzog von Bracciano und Graf von Anguillara, mit Fulvia, der Enkelin ihrer vormaligen Schwiegermutter Camilla verloben, ihm den Palast Ursini durch des Papstes Vermittelung wiederkaufen und ihrem Peretti ein prachtvolles marmornes Denkmal setzen. Sie wußte, der Papst that viel für seine Nipoten. Er hatte seine Schwester Camilla zur Prinzessin gemacht; Alexander Peretti, trotz seiner Jugend, zum Cardinal von Montalto, mit 100.000 Scudi jährlicher Einkünfte: dem Michael Peretti Güter geschenkt, die ihm jährlich 60,000 Scudi trugen; einer seiner Nichten hatte er schon an einen Colonna verheirathet; die andre konnte er nicht besser und ihren Gefühlen lieber vermählen, als ihrem reichen schönen Virginio Ursini. Alexander und Michael waren eben jetzt in Venedig, damit ihr Name dort in das goldene Buch eingeschrieben würde. Sie war Herzogin, junge, schöne Witwe, unermeßlich reich an baarem Gelde — sie schrieb also an den Dogen von Venedig und bat ihn, sie unter den mächtigen Schutz der — dem Papst stets heimlich und mit Glück entgegenstrebenden — Republik Venedig zu nehmen, und sie in Padua wohnen zu lassen. Die Antwort des Dogen war günstig; Felice's Antwort höchst unsicher, aber sie reiste mit Virginio und ihrem Gelde indeß nach Padua. Dort suchte sie zuerst die bisher fast von ihr vernachlässigten Freunde ihres Vaters Fabio Accoramboni auf, der aus Padua stammte, wo sein Vater, Hieronimo, Professor der Medicin gewesen. Mit ihrem Rath kaufte sie den herrlichen Palast Cavalli von den ererbten Reichthümern Ursini's; denn wenn sie das Geld in etwas Andres verwandelt hätte, meinte sie, würde es sie so schwer nicht mehr drücken — besonders im Gewirr einer großen belebten Stadt; denn die Einsamkeit war ihr unerträglich. Am andern Morgen stellte sie sich und ihren Virginio im Palast Barbarigo dem nunmehrigen Haupt der Familie, dem Prinzen von Ascoli, Luigi Ursini vor, dessen Brüder, Raimondo und Marcello, in Rom umgekommen. Sie hatte innerlich Furcht vor diesem Manne, der ihr als höchst reizbar, jähzornig und rachsüchtig geschildert worden war. Aber was ging das sie an? — so wie sie kam, in tiefer Trauer und so bedauernswürdig! Und er war auch wirklich so mild gegen sie, und so weich, daß sie fast aus der Fassung kam. Sie ward herzlich empfangen von ihm, und umarmt und beweint von seiner Gemahlin Giulia und seiner Schwester Valeria; selbst tief bedauert von Paganelli, der im Palaste wohnte als ein vertrauter und werthgehaltener Freund des Hauses, der besonders wohlmeinend ihren Virginio aufnahm und ihm die Freundschaft versprach, die er für seinen Vater empfunden! Er bemächtigte sich des schönen jungen Mannes den ganzen Tag über, ohne daß sie es schicklich verhindern konnte; er ging mit ihm aus, und zeigte ihm Padua, wo kein Palast mehr gebaut wurde, wo alles Schöne und Herrliche nur aus der Zeit herüber stand, wo die Stadt sich eigen gehört; wo keine herzliche Lust mehr unter den Einwohnern war, seit sie unter die Herrschaft Venedigs gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Xenien von G. v. Deuern.

(Fortsetzung.)

Der Buchhändler.

Allons, ihr Dichter! kommt herbei,
Ihr Meister und Gesellen!
Kommt rasch und macht mir einen Brei
Historischer Novellen.
Schlagt Clio keck in's Angesicht,
Ich zahle und sie schreiet nicht.

Der Buchbinder.

Die Bücher muß ich nett und fein
In schöne Bände binden,
Geschmückt will die Coquette sein,
So reizet sie zu Sünden.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Westphalen. Anfang Januar.

(Beschluß.)

Unter andern hat sie den zweiten Band (der erste erschien im Jahre 1823) von Dr. Sommer's geschichtlicher und dogmatischer Entwickelung der bäuerlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland erscheinen lassen, ein Werk, das mit einem großen Aufwande von Scharfsinn, Kenntniß des germanischen Rechts und Freimüthigkeit geschrieben, und ein unentbehrliches Handbuch für Richter und Advocaten der Provinz Westphalen ist, deren bäuerliche Rechtsverhältnisse dieser zweite Band befaßt. Ferner sind in derselben Buchhandlung die bedeutenden entomologischen Werke erschienen: Außereuropäische zweiflügelige Insecten, beschrieben von Dr. C. P. W. Weidemann, zweiter Theil, dessen erster

Theil im Jahre 1828 herausgekommen war, und: Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insecten, von J. W. Meigen, sechster Theil, womit ein wahrhaft großartiges literarisches Unternehmen vollendet ist.

Unser gelesenes Zeitblatt, der Rheinisch-Westphälische Anzeiger, hat seinen alten, etwas stark verschnittenen Rock abgelegt, und erscheint mit dem neuen Jahre in einer anständigeren Ausstattung, wie wenige Zeitschriften Deutschlands eine solche aufzuweisen haben. Leider hat das Blatt nur dadurch seine längst verlorne ursprüngliche Tendenz nicht wiedergewonnen, nämlich die, die Interessen der Provinz auf freie, aber anständige Weise zu besprechen, Mängel der Verwaltung, wie des Volkslebens aufzudecken, Unregelmäßigkeiten zu rügen, u. d. g. Es behilft sich fortwährend mit Lesefrüchten aus allerlei Büchern über allerlei Gegenstände, die auf gut Glück volksthümlich oder nicht volksthümlich sind. Die Wundermannschen Unterhaltungsblätter wollen auch in dem neuen Jahre Schönes, Gutes, und Nützliches verbreiten; ob es ihnen gelingen wird, steht eben so sehr zu bezweifeln, als es gewiß ist, daß es ihnen bisher noch nicht gelungen ist.

Berlin, Januar 1831.

Ein neues Jahr hat begonnen! was wird in seinem Verlaufe Wichtiges geschehen? — Ob es in der Geschichte der Zeiten als ein Jahr glänzen wird, welches ein unterdrücktes Volk, in gewagtem Beginnen, seine Freiheit wiedererkämpfen sah, oder ob es aufgezeichnet werden wird als ein Jahr, in welchem der kühn erneute — diesmal wohl auch letzte — Versuch, an den Riesenkräften Rußlands scheiterte — dieß ist eine Frage, welche jetzt alt und jung, groß und klein beschäftigt. Wir leben in der Hauptstadt; unser Vorrecht ist es, alle Zeitungen und Journale schneller und eher als in den Provinzialstädten zu haben; in unserer Sadt gehen täglich dreimal so viel Bogen aus und ein, als vielleicht in ganz Pommern und Brandenburg jährlich verbraucht werden. — Wer hätte vor einem halben Jahre geglaubt, daß es binnen so kurzem den meisten Berlinern ganz einerlei sein würde, ob die Rolle mit X oder Y besetzt sei, ob eine Sängerin 16 oder 17 Gastrollen giebt, und ob eine Tänzerin einen etwas längern oder kürzern Rock trägt. Ja dahin ist es mit uns gekommen! — Endlich möchte ich freudig sagen. — Man kommt in eine Conditorei; nicht vom gestrigen Stück, vom heutigen Wetter und vom morgenden Konzert, weder von der Vio noch der Schätzel, nein von Politik wird gesprochen, und wie! — Die Polen! „undankbares Volk! undankbares Volk!" schreit Alles. Die Belgier! „undankbares Volk, undankbares Volk!" schreit man wieder — ich laufe hinaus. Ich sitze bei Tische; man spricht nicht vom zähen Rindfleisch und schlechten Hammelbraten, weder von der evangelischen Kirchenzeitung, noch den famösen Mystikern, nein von Politik! und nichts als Politik, und welchen gräulichen Unsinn! Gerechter Himmel, warum erlaubt man auch den Menschen, hierbei eine Meinung zu haben, warum verbietet man ihnen nicht wenigstens das Aussprechen derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Das Lit. Blatt No. 126 zum „Morgenblatt" bringt eine Kritik des Oettinger'schen Almanachs: „Das schwarze Gespenst", aus deren Inhalt sich vermuthen ließe, daß das schwarze Gespenst Herrn Menzel den Kopf umgedreht habe. Wie könnte sonst ein Mann, vor dem die Heroen der deutschen Literatur, als Herder, Voß, Goethe, und andere verdienstvolle Männer wie Müllner, Franz Horn und Matthisson nicht Gnade fanden, über das Oettingersche Machwerk sich, wie folgt, vernehmen lassen:

„In dem „schwarzen Gespenste" finden wir nicht nur der Form, sondern auch dem Gehalte nach einen großen Unterschied. Die vielen Beziehungen auf Localitäten und Personalitäten von Theater, Schauspieler, Dramaturgen haben uns nicht sehr angesprochen, weil sie zu sehr von ephemerem Interesse sind, und nur an Ort und Stelle ansprechen können. Wenn er dagegen über die Menschen im Allgemeinen spottet, so geschieht dies größtentheils auf eine geistreiche (?) Weise und nicht selten erreicht hier sein Witz (sic!) eine Höhe, wie wir sie nur bei den besten Köpfen, einem Lichtenberg, Swift, Jean Paul und Börne, finden."

„Ohe! jam satis est!" muß der Leser dieser Zeilen mit gerechter Indignation ausrufen. Der Recensent muß aber im Niederschreiben dieser Kritik einige lucida intervalla gehabt haben, oder sei es, daß das natürliche Schamgefühl in ihm erwachte, denn er setzt gleich hinzu:

„Doch ist dies nicht durchgängig der Fall, und oft verräth der Verf., daß er zu flüchtig geschrieben."

Aber nach dieser lichten Pause wird der Geisteszustand des Herrn Menzel noch bedenklicher als vorher, denn er schließt die Recension mit folgenden inhaltschweren Worten:

„Immerhin empfehlen wir dieses schwarze Gespenst als eines der witzigsten Bücher, die in neuerer Zeit geschrieben worden sind."

Bei dem Lesen dieser Worte

„Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit!"

Wenn bei Abfassung dieser Recension die Sonne den Erdbewohnern nicht ihr wohlthätiges Licht entzogen, oder (war es zur Nachtzeit) der Mond sich nicht scheu in die Wolken verbarg, und Mutter Tellus ihren Unwillen nicht durch eine Erderschütterung kund gab, so kann man sich dieses Phlegma von Sonne, Mond und Erde nur dadurch erklären, daß sie viel zu klug sind, um Oettingers opera oder die seines Aristarchen zu lesen, oder, was noch wahrscheinlicher anzunehmen, daß ihnen die Existenz jener beiden Heroen der Literatur ganz unbekannt ist. So viel ist jedoch gewiß, daß diese an einen Oettinger verschwendeten Zeilen, (der vom Witz so weit entfernt ist, als der Nordpol vom Südpol, und nur der Affe des großen Bären genannt wird), den Credit des Morgen-Literaturblatts auf immer vernichtet haben, und wenn Herr von Cotta solchem Scandal für die Folge nicht zu steuern sucht, wird er unfehlbar ebenfalls ein Spott der gebildeten Stände werden, welchen er sein Blatt zu widmen vorgibt. Die Redaction des Literaturblatts hat dieses Geschick schon längst getroffen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 35. (II. Jahrg.) Freitag, den 11. Februar. 1831.

Tragödien von Eduard Arnd.

(Beschluß.)

Scozzona bescheidet ihn noch einmal zu sich, ihr Gestirn, hoch und strahlend, neigt sich zum Untergange, aber es sinkt seiner würdig. Nicht ein Wort niedriger Bitte entringt sich dem gebrochnen Herzen, als sie Hippolito's Liebe klar von sich gewendet sieht. — In der Nacht ersticht sie sich. — Laomedon, ihr Bruder, der mit Maria in süßem Liebesbunde steht, beschließt seine Liebe, der verrathenen Schwester, der Rache zu opfern. Als er von ihr, Maria, Abschied genommen, stößt er im Finstern auf Carlo und Gofredo, jene obenerwähnten Cavaliere, welche gelegentlich Maria für Rinald entführen wollen. Sie erkennen sich nicht, gerathen an einander und die Cavaliere fallen im Gefecht.

Maria reis't nach Ancona, um eine kurze Zeit dort auf dem Theater zu singen, da ihre äußeren Glücksgüter zerrüttet sind. Hippolito gewährt es ihr nur widerstrebend. — Er reist mit Rinald ihr nach, und Rinald fällt unterweges von seiner Hand.

Als er zurückgekehrt ist, fordert ihn Laomedon zur Rechenschaft ob seiner Schwester Tod auf dem Kirchhof zu Rimin. Hippolito erscheint, sie graben ein Grab für den Fallenden und schießen sich über Scozzona's Grabe.

Laomedon fällt. —

Nun steht Niemand zwischen ihm und Maria als Maria's erschlagne Liebe und ihr frommer Sinn — beide weisen ihn mit Abscheu von sich — da stürzt er sich mit dem Worten „Fahre hin in Nichts" in sein Schwerdt. —

Rücksichtlich der Sprache und Charakteristik gilt das bei den Edelleuten Gesagte. Hippolito steht aber bei aller Aehnlichkeit und Gleichheit dem Antonio nach, es fehlt ihm der tiefe Meeresgrund von jenem Wesen. Ueber die treffliche Charakteristik der Scozzona ist schon gesprochen — solch ein Weib ist in unsern Tragödien neu, groß und schön. Die Liebenden Laomedon und Maria sind wiederum mit dem großen Zauber der Arnd'schen Bildersprache und mit einem Gefühl, tief wie ein Zauberhorn ausgestattet. Maria steht duftend wie ein süßes Blümchen neben der stolzen Lilie Scozzona. Bei Carlo und Gofredo ist der Verf. den angelegten seichten Charakteren treu geblieben; wenn sie auch in Bildern sprechen, so guckt doch aus den meisten die nüchterne Schulweisheit durch. Nicht also ist's mit dem beschränkt angedeuteten Rinald; der wird gar zu oft in der Mitte des Gedichts der poetische Arnd, von dem er doch sehr wenig wissen kann und darf. Die Sprache ist nicht für alle der blendende Purpur, sie muß, wie der Regenbogen, auch weniger glänzende Farben haben für weniger glänzende Figuren. Damit wollen wir keineswegs die Trivialität vertheidigen, aber die poetischen Schimmer behält auch der unscheinbar gefärbte Rock, ja er muß ihn behalten, wenn er sich ins Ganze des Gedichts passend fügen soll. — Bei aller Schönheit der Sprache — das Lob muß ihr wie jener in den „Edelleuten" werden — stört doch oft die allzu große Nichtachtung des Verses, gegen den unzählige Mal gesündigt wird; es ist nichts Wesentliches, oft ist der Verstoß mit einem Wort aufgehoben, aber der Verf. ist es seinem großen Talent schuldig, auch diesen kleinen Flecken der Flüchtigkeit abzuwischen.

So hätten wir denn wieder einen neuen Dichter, dessen Ruf an die Deutschen wie ein ungeduldiger Gläubiger pocht. — Wir behalten uns vor, über die Wesenheit dieser Tragödien gelegentlich Ausführlicheres zu sagen, als wir hier konnten, wo es uns vor allen Dingen darum zu thun sein mußte, eine Skizze dieser üppig wuchernden italischen Gewächse zu entwerfen.

Es ist nicht zu verkennen, daß des Verfassers Subjectivität noch im gewaltigen Ringen mit den poetischen Gestalten begriffen ist, eben so wenig kann aber auch übersehen werden, daß ihm eine hohe Gewalt zu Gebote steht, die ihm in Kurzem zu der Höhe bringen wird, wo er mit klarem Auge seine Welt betrachten und conterfeien wird.

Es steht die Kunst, also auch die Poesie, über dem Gegenstande; vielleicht hat Eduard Arnd in diesen beiden Tragödien den Kampf des gar zu sehr Betheiligtseins

schon ausgekämpft, und wir dürfen in seiner dritten, uns angekündigten Tragödie, Cäsar und Pompejus, den Sieg des Objectiven willkommen heißen. —

Herbstblumen zur Unterhaltung in Winterabenden von C. Bonafont. Schneeberg, Druck und Verlag von C. Schumann. 1830. 8. 266 S.

(Beschluß.)

Die Prosa hat auch ihren Rhythmus, aber der besteht gar nicht in Versen. Man höre Seite 6. u. 7.

„Mit ihrer Opferschaale in der Hand. —
Dann wird das Werk auch seinen Meister loben;
Ja, ja, mein wackerer Asthaly, in Dir
Wird es den Meister loben,
Denn solch Gebild gewährt fürwahr die Meisterschaft.
Drum schick', Athenais, Dich an, dem Asthaly zu stehen,
Wenn er's bedarf,
Auf daß das Ende bald die Arbeit kröne.
— — — — — —
Damit er seinem Ideal der Kunst
Von ihren schönen Formen manches noch verleihe."

Dergleichen Stellen lassen sich viele auffinden. S. 100 steht: in dem verhängnißvollen Ringe stand seines Vaters Alexander von Pitaubeze, nebst dem Jahre seiner Trauung 1770, an welchem Tage er denselben von seiner Gattin als Geschenk erhalten hatte." Es ist aber kein Tag genannt worden. S. 151: des bittern Unglücks Schmach von dem schuldlos geliebten Haupte abzuwenden," gibt einen ganz falschen Sinn, und muß heißen: schuldlosen, geliebten Haupte. In einige Verse von Goethe scheint der Vrf. sehr verliebt zu sein; er läßt sie in seinem Büchlein zweimal abdrucken, S. 66. und S. 254. — Der Herr Verf. läßt noch ein zweites Bändchen hoffen. Nach dem vorliegenden zu schließen wird es allen, die eine solide Unterhaltung lieben, so willkommen sein, als uns. P—s

---

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Fortsetzung.)

In Rom hat sie vielleicht Oderigi *) zuerst mit Künstlerhand ausgeübt.

Einer der ältesten Meister der römischen Schule, der genannt werden kann, ist Gentile da Fabriano, der um das Jahr 1423 blühte; Michelangelo sagte von ihm, sein Stil sei so edel (gentile) als sein Name. Diesen seinen Stil haben Fiorillo und Hirt **) mit dem des Fiesole, seines jüngeren Zeitgenossen, verglichen.

Von Niccolo Alunno von Foligno, der vom Jahre 1458 bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts malte, sagt von Rumohr (B. 2. S. 320 *)): seinen Ausdruck bezeichne fleckenlose Seelenreinheit, zum Höchsten aufsteigende Sehnsucht, und gänzliche Hingebung in süßschmerzliche und schwärmerisch zärtliche Gefühle. In einem großen Bilde dieses Malers, welches man jetzt in der vatikanischen Bildersammlung sieht, konnten wir diesen Charakter nicht bemerken; vielmehr stellt dasselbe sehr kräftige Gestalten dar.

Doch wollen wir bei den früheren Malern dieser sogenannten römischen Schule nicht zu lange verweilen, und lieber sogleich auf die größten Meister derselben übergehen. Unter diesen werde zuerst Pietro Perugino genannt.

Pietro Vanucci war im Jahre 1446 zu Città della Pieve, einer kleinen Stadt in Umbrien, geboren. Es ist nicht ausgemacht, wer in der Malerei sein Lehrer gewesen ist; nach Mariotti in den Lettere Perugine waren es Benedetto Buonfigli und Pietro della Francesca. Von Rumohr vermuthet, er habe unter Andrea Verocchio in Florenz gearbeitet. In späteren Jahren ließ er sich in Perugia, der Hauptstadt von Umbrien, nieder, wo er das Bürgerrecht erhielt, und daher heißt er gewöhnlich Pietro Perugino.

Von diesem Perugino sind in Rom und Florenz noch viele Werke vorhanden. Die meisten Arbeiten von ihm sieht man aber in Perugia, wo er so lange lebte. In Florenz haben die großherzogliche Gallerie und die Kirche der Maria Maddalena de' Pazzi Stücke von ihm aufzuweisen. In Rom sieht man, außer einzelnen Blättern in Kirchen, Einiges von ihm in der vatikanischen Bildergallerie, dann eine Decke in Raphael's Stanzen, und einige Wandgemälde in der Sixtinischen Kapelle, die er nach dem Jahre 1480 ausführte, als, wie schon erzählt worden, mehrere florentinische Künstler die Kapelle verzierten. In Perugia besitzen mehrere Kirchen Arbeiten von ihm; sein Hauptwerk sind aber dort die Wandgemälde, womit er den Wechselsaal (Sala del Cambio) im Rathhause und die daneben liegende Kapelle ausgeziert hat. Diese Wandgemälde stellen theils Scenen aus der biblischen- und heiligen-Geschichte, theils auch einzelne Personen ꝛc. vor. Er fing im Jahre 1500 an, sie zu malen, in der besten Zeit seines Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Er starb 1300. Dante Purg. XI, 79 — 84. erwähnt ihn mit Giotto, seinem größeren Zeitgenossen, und mit Franco Bolognese. S. Fiorillo I, 74 mit 445.

**) Hirt, Berlin. Jahrb. v. 229 ff. a. 1827. S. 1840. Hirt's Italien und Deutschland 1. Stück. Fiorillo I, 76.

*) Vgl. v. Rumohr II. 311. 313. 316 ff. 351.

Humoristische Abende von M. G. Saphir.

Ein Cyclus Vorlesungen, gehalten im Museum zu München. Augsburg bei Kranzfelder 1830. 12. 266 S.

(Fortsetzung.)

Recensent ist darum nicht gesonnen, diejenigen abzuschrecken, welche dennoch darauf sie kochen und Kochbücher schreiben wollen, denn er bedenkt, daß die Alchemisten aus einem gewissen gelben Stoffe zwar nicht das Gold, aber doch den Phosphor entdeckt haben; Herrn Saphir aber

würden wir um Verzeihung bitten über diese langweilige Anmerkung zu seinem kurzweiligen Titel, wenn Herr Saphir es nicht selbst sehr gut wüßte, wie viel Satyre in dem Ausdruck „humoristische Abende" liegt, und daß dieselbe, selbst durch Anmerkungen, wie die Mitscherlichschen zum Horaz, nicht heraus zu waschen ist.

Herr Saphir nämlich ist dem Publikum von der satyrischen Seite rühmlichst bekannt, und zwar weiß man, daß dieser Schriftsteller dabei etwas ins Grelle malt, weil er wahrscheinlich Gelegenheit hatte zu beobachten, wie sehr die trüben Augen des Publikums eine solche Färbung verlangen. Das Talent des Verfassers für diese Art der Satyre ist in der That für den Zuschauer sehr belustigend, allein eben diese überwiegende Neigung zur äußersten Lächerlichmachung macht für Saphir allen Humor, alles humoristische Gleichgewicht völlig unmöglich, Saphir kann verhöhnen und auslachen, aber nicht ohne Verfolgung spotten, scherzen und lachen, oder gar Charaktere aufstellen, die liebenswürdig und lächerlich zugleich sind. Wenn die Médisance unterhaltend ist, so steht Saphir als unterhaltender Mann unstreitig auf der höchsten Stufe; und wenn diejenigen Philosophen Recht haben, welche der Meinung sind, die Poesie diene gegen die Langeweile und sei ein unterhaltendes Phantasiespiel, so muß man gestehn, daß Saphir überhaupt sehr gute Kunststücke machen kann und namentlich in diesen „humoristischen Abenden" hin und wieder Ausgezeichnetes, gewöhnlich gute, häufig schlechte und einige Male alte Stücke gezeigt hat. Herr Saphir ist unser belletristischer Bosko*); allein so wie alle bloßen Kunststücke keine Befriedigung, sondern eine Leerheit, ein Verlangen nach einem Gericht, das mehr Wahrheit enthalte, zurücklassen, so auch die meisten von diesen Saphirschen Vorlesungen, während dagegen einige völlig befriedigende Aphorismen enthalten. Ganz in diesem Charakter ist die Fluth von Wortwitzen, womit die Vorlesungen gewürzt sind, welche aber nur da zu tadeln sind, wo sie gesucht werden, was hier freilich oft so sehr der Fall ist, daß sie sogar mißlingen. Z. B. Seite 247 beschreibt der Verfasser seinen Zustand in einer langweiligen Gesellschaft, in welcher ihn Eine schöne Nichte tröstet mit den Worten: „ich machte mit Nichten den Tantalus", wo die Anforderung an unsre Phantasie sich die ganze zweite Nichte zu machen etwas stark ist. Eben so ist der zweite Theil der ganz aus Wortwitzen bestehenden „Vor-Vorlesung" mißlungen, denn die Anlage auf einen Witz ist zu offenbar, es heißt:

„Die meisten Vorleser vergessen eine Hauptsache, nämlich eine Weckuhr mitzubringen, um am Ende der Vorlesung das Publikum aufzuwecken; dann könnten die Kritiker auch mit Recht erzählen: das Publikum verließ sehr aufgeweckt den Saal."

Der erste Theil dieser Vor-Vorlesung ist dagegen gelungen und treffend satyrisch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oder wohl noch besser: Joko-Savant.

Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier: Oder Reise- und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel Herrn von St ** Ehedem zusammengetragen durch den Herrn E. v. H. Jetzt aber zum Nutzen und zur Warnung für Jung und Alt von Neuem herausgegeben, commentirt und glossirt durch den Stachlichten, weiland der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Ehrenmitglied. Gedruckt im Kyffhäuser 1830. Zwei Theile in 12. XII. 286 und 326 S. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Ein in seiner Art merkwürdiges und folglich nicht leicht zu schreibendes Werk. Denn die verschiedenen Wege und Mittel, sich merkwürdig zu machen, sind zwar unstreitig von denjenigen Leuten, die das Geschäft haben, Regeln aufzustellen, schon mehrmals dargelegt worden, obgleich uns die betreffenden Stellen nicht sogleich beifallen wollen; dennoch muß es seine großen Schwierigkeiten haben, einen davon einzuschlagen, denn sonst, dünkt uns, würde alle Welt sich merkwürdig machen, es müßte denn sein, daß viele Leute durch ihr Gewissen behindert würden, dem Kitzel des Ehrgeizes nachzugeben. Und in der That streicht man nicht nur das Trachten nach einem Namen durch die Benennungen „Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht und dergleichen mehr," schwarz an, sondern man hat sich auch gegen die ganze schwierigere Hälfte der Merkwürdigkeit derselben Farbe bedient, indem man ihr den Schimpfnamen „berüchtigt" gibt. Meistentheils wird diese Benennung in einer gewissen Geneigtheit oder gar Scheelsucht ihren Grund haben, wie z. B. wenn jemand Johannes Veit genannt von Dörring, Casanova, Schinderhannes, Eulenspiegel, Vidocque und andre Memoirenhelden berüchtigt statt berühmt nennen wollte, indem er etwa als Grund angäbe, diese Helden hätten eins der zehn Gebote oder gar alle nicht gehalten, wenn das wahr wäre, was von ihnen geschrieben steht. Wie unangemessen aber der Zorn der Eiferer sei, wissen sowohl jene berühmten Männer als die Aesthetiker, die den Grundsatz haben müssen, der Zweck der Dichtung sei kein moralischer, sondern ein plastischer; wessen Phantasie sich daher in irgend einem liederlichen Hause finde und gefalle, der stelle es dar.

Allein noch unangemessener, als die Eiferer, müssen uns diejenigen zu urtheilen scheinen, welche der Meinung sind, berühmt werde man dadurch, daß man der idealen Forderung in auffallendem Maße genüge, berüchtigt aber durch jede recht scheinbare Abweichung von der Gesetzmäßigkeit des Menschengeistes in Erkenntniß und Gemüth, z. B. durch groben Irrthum über Eigenthum, indem man fremdes Gut als das seinige behandelt; denn, um nur eins zu fragen, wer macht nicht den Ruhm von der Schwierigkeit abhängig? und wer will leugnen, daß es viel schwieriger ist, die Gesetze des Herzens und Geistes zu verachten, als anzuerkennen, z. B. wer die Ehre achtet, ist ihr unterworfen, und läßt sich in weichlicher Knechtschaft nur so gehn, wer sie mit Füßen tritt, steht über ihr und hat alle Fesseln des Gewissens mit starker Seele zerbrochen. Daher denn auch die allgemeine Bewunderung, die denje-

nigen zu Theil zu werden pflegt, die auf diesem erhabenen Standpunct stehn, und sich dort vor allem Volke nackt ausziehn und sehn lassen.

Das wohlgefällige Gefühl, zu welchem Grade der Unabhängigkeit von allem Vernunftzwange der Mensch es doch bringen könne, ergreift einen jeden, der zu der Ehrensäule eines solchen kühnen Sanscülotten hinzutritt. Es geht aber nicht leicht einer vorbei, ohne die res turpicula zu betrachten, und da der „Cavalier" in dem angedeuteten Fall ist, nämlich vor dem Leser meistens ohne Hosen zu erscheinen, so kann es nicht zweifelhaft sein, was er für Interesse erregen werde, besonders bei derjenigen Hälfte des Menschengeschlechts, der die Hosen so zuwider sind, daß sie es für eine Beleidigung halten, wenn sie in ihrer Gegenwart nur genannt, wie viel mehr, wenn sie immer getragen werden. Der „Cavalier" ist zwar weder ein Gedicht noch eine Geschichte, aber ein skandalöses Historienbüchlein, dem alten guten Phallos gewidmet, und gleicht insofern den Eleusinischen Mysterien, als derselbe auch in ihm vorgezeigt und zur Schau getragen wird. Der müßte ja von Stein sein, der die größte Naturmerkwürdigkeit nicht sehn wollte; und wirklich, während der alterthümliche Anstrich dem „Cavalier" einen gewissen Charakter gibt, interessiren allerdings einige der unverschämten Geschichten, wenn gleich nicht leicht eine gefunden werden dürfte, wo das Münchhausensche Element fehlte. Darauf hat der weltkluge Herausgeber gerechnet, der nicht undeutlich zu verstehn gibt, daß er noch mehr dergleichen Seltenheiten in petto habe. Er sucht den Recensenten zu dem Ausspruch zu bewegen: „Es wäre zu wünschen, daß alle bessere älteren Romane der Deutschen wieder zeitgemäß aufgelegt würden."

Allein es scheint uns weder angemessen, den „Cavalier" mit einer unhöflichen ausführlichen Censur zu behaften, noch zweckdienlich, nach aufgewärmtem Kohl zu schreien, wenn zu befürchten sein sollte, daß er einem so unangenehm aufstoßen werde, wie dies Confect-, Wein- und Krammets-Vögel-Gericht, womit uns der „Cavalier" den Magen verdirbt. Der Herausgeber mag daher bei künftigen Aufwärmungen nicht wieder so sehr auf das Reizende, als vielmehr auf das Vortreffliche sehn. Die Anmerkungen des Herausgebers sind meistens sehr spitzig, und verrathen viel Talent, die Zeitthorheiten zu geißeln.

Klopstock's sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen ꝛc. Herausgegeben von A. L. Back und Dr. A. R. C. Spindler. 6 Bde. Lpz. 1830. bei Fr. Fleischer.

Es war gewiß ein sehr glücklicher Gedanke der Herrn Herausgeber vorstehenden Werkes, das in der letzten Göschenschen Ausgabe von Kl's sämmtlichen Werken Fehlende nachzutragen, und so, um mit ihren eigenen Worten zu reden: „Alles, was dieser ehemalige Liebling des Publikums in jetzt fast verschollenen Zeit- und andern Schriften als Frucht seiner heiligen Muse und seines unermüdeten Forschens niedergelegt hatte, möglichst bald von dem völligen Untergange zu retten." Die jüngere Welt namentlich wird und muß es ihnen Dank wissen. Denn wohl die Wenigsten unsrer Jünglinge und Jungfrauen möchten von dem, was ihnen hier geboten wird, früher etwas gehört oder gesehen haben. Selbst von denen, die schon weiter in Jahren vorgerückt sind, werden Viele auf ein und das andere Stück stoßen, wovon ihnen höchstens der Titel zu Ohren kam. Den Meisten ist Kl. nur als Sänger des Messias; wenn's hoch kommt, als Odendichter bekannt, als Dramatiker schon weniger. Aber so viel auch jedes Einzelne hiervon, so viel auch alles Dreies zusammen sagen will, für die vollständige Kenntniß Kl's ist damit bei Weitem noch nicht Alles gewonnen. Kl. war nicht Dichter allein, er war zugleich Gelehrter, Aesthetiker, Kritiker und Sprachforscher. Die Belege dazu liefert uns dieses Buch in reichem Maße. Einige schätzbare poetische Nachträge finden sich übrigens allerdings auch hier. Doch davon nachher.

Wir wenden uns zunächst zu den im 1sten Bde befindlichen, und auch in der 1sten Hälfte des 2ten noch fortgesetzten, grammatischen Gesprächen, die, wenn auch nicht ohne Eigenheiten (so z. B. sind alle Citate aus griechischen und römischen Classikern mit deutschen Lettern gedruckt), doch auch nicht ohne Anmuth sind. Vielmehr unterschreibt Rec. aus vollkommener Ueberzeugung das (Vorrede S. X) angeführte Urtheil A. W. Schlegel's. Hier erfahren wir zugleich, daß Kl. sie in seinem höhern Alter (er war schon 70 Jahr alt) herausgab.

In den, in der letzten Hälfte des 2ten Bds befindlichen Fragmenten über die deutsche Sprache dürften sich Viele an die Ortographie stoßen. In der That sieht es sonderbar aus, wenn man Dinge findet, wie: Dis kan dazu beitragen, den Eindruck des Ungewönlichen zu schwechen; Verschidnes verendert ꝛc. Ohnehin herrscht, wie auch die Vorrede (S. XXVIII) anführt, selbst in Hinsicht der gewöhnlichen Rechtschreibung, bei Kl. große Inconsequenz. Auch in der Interpunction hatte er manches Eigene.

Der 3te Band beginnt die Reihe der ästhetischen Schriften Kl's. Er enthält lauter metrische Abhandlungen, und ist insofern wohl weniger für das große Publikum geeignet. Ueberhaupt dürften die 3 ersten Bände mehr ein specielles Interesse erregen. Die 2 ersteren mögen solche gelehrte Herren lesen, um die in der Vorrede (S. XI) ausgesprochene Hoffnung desto eher zu verwirklichen. Den 3ten riethen wir, etwa den Herrn Poeten, die Hexameter zu schmieden haben, zur Lectüre an. Doch findet sich auch schon im 2ten Bande Einiges, was der und Jener vielleicht brauchen könnte. So z. B. der Artikel: von der Wortfolge, zu geschweigen den: vom edeln Ausdruck, und: die Verskunst. Beide letztere setzen indessen schon etwas Mehreres voraus.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 36. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 12. Februar. 1831.

Dresden, Ende Januar 1831.

Rückblicke auf das Jahr 1830, in theatralischer Hinsicht; Abgang — Zuwachs; Gäste; Neues und Neueinstudirtes, Abschluß. — Regie und derzeitige Bühnenleitung. Gastspiele des Fräul. v. Hagn. Auber's „Braut."

Wenn man die Sache auch noch so hin und wieder besieht, so bleibt, bei einem Rückblick auf das vergangene Jahr, der Verlust, den unsere Bühne auf mannigfache Weise, theils mit, theils ohne Verschulden erlitten, doch bei weitem größer und bedeutender, als die dafür gemachten Acquisitionen, und die Rechnung kommt auf keiner Seite genügend in's Gleiche.

Im Laufe des Jahres 1830 verließen uns folgende, für das deutsche Schauspiel und die deutsche Oper beschäftigte Mitglieder:

a) Herr Baudius, ein in jeder Hinsicht höchst mittelmäßiger Schauspieler, der weder ein eigentliches Fach, noch ein eigentliches Spiel hatte, und an welchem wir wenig oder nichts verloren haben. Transeat cum caeteris! —

b) Mad. Schröder-Devrient, ein böser, böser Verlust, der sich noch nirgend decken will; zum Glück spricht uns wenigstens unser Gewissen darüber frei. Mad. Schröder-Devrient hatte alle Ursache, mit unserer Direction und überhaupt mit ihrer hiesigen Lage zufrieden zu sein; man liebte, man schonte, man schätzte, ja was noch mehr, man achtete sie, und was mehr als Alles, man bezahlte sie, man ließ sich von ihren Launen hofmeistern, man vergötterte sie öffentlich und privatim, man lebte ihr zu Gefallen und strebte ihr zu gefallen; in Summa, Mad. Schröder-Devrient hätte bleiben sollen, da es ihr auf jede Weise hier so wohl ward. Doch mit der — Schönheit kämpfen Götter selbst vergebens. Mad. Schröder-Devrient entfloh uns, wie sie es schon früher einmal gethan hatte; kein Silber- oder Goldklang, welcher doch bekanntlich für dergleichen scheue Vögelchen immer etwas besonders Melodioses hat, brachte uns die Nachtigall zurück, die sich doch sonst zuweilen von Lockern hatte einfangen lassen, kein Flehen und kein Raisonniren fesselte die schöne Daphne, die früher noch nie vor einem Apollo noch vor einem Lorbeer geflohen war, und so müssen wir uns trösten, wie sich Mad. Schröder-Devrient getröstet hat.

c) Dlle. Fournier, abermals ein herber Verlust, bei welchem wohl beide Theile die Schuld tragen müssen. Erstere hatte gefehlt, sie war früher nach Berlin abgereist, als ihr zukam, aber irre ich nicht, so kam sie dafür auch noch vor der abgelaufenen Urlaubszeit zurück. Dies hätte, meines Erachtens, Verzeihung und Wiederaufnahme in Gnaden verdient. Allein die Machinationen der Gley'aner, die nöthigenfalls namhaft gemacht werden könnten, hatten inzwischen das ihrige gethan; der böse Wille ersieht sich dreimal schneller eine Gelegenheit, als der gute. Dlle. Fournier ward auf alle nur ersinnliche Weise verabsäumt, ignorirt, ja gekränkt, bis das beleidigte Gefühl des sanften Mädchens Meister ward und sie dem Engagement folgte, welches man ihr in Berlin bot.

d) Dlle. Gley, ein eben so schwerer Verlust, wie der vorige, welcher jedoch in keiner Hinsicht der Direction, sondern nur dem argen Undanke dieser Künstlerin beizumessen ist, obgleich, wie es sich jetzt zeigt, ihr Abgang uns nicht mehr Nachtheil gebracht hat, als ihr. Dlle. Gley trug, von ihren Verwandten und Freunden unterstützt, vielleicht auch erst durch diese dazu verleitet, die meiste Schuld an den Zwistigkeiten der Direction mit Dlle. Fournier und an dem dadurch herbeigeführten Abgange der Letztern. Sie bestand darauf, das theatralische Hausregiment allein zu führen, und — dunkel sind die Wege der Vorsehung — dieser Triumph ward ihr. Doch hatte just dieser Sieg ihr in den Augen des Publikums geschadet, und nicht selten ward ihr, trotz des Tieck'schen Kleinfeuers, welches sie in Gesticulation und Deklamation handhabte, von Seiten der Zuschauer in der letztern Zeit eine Kälte entgegengesetzt, die sich nirgend origineller, als am Abende vor ihrem Abgange äußerte. Denn dankbar dafür, daß man, einzig auf ihren Betrieb, ihre einzige Nebenbuhlerin, Dlle. Four-

nier, vom Theater entfernt hatte, daß sie allein das Repertoir beherrschte, kurz daß Alles, was nur im Entfernten nach dem Theater überhaupt schmeckte, nach ihrer Laune zugerichtet wurde — — dankbar, sage ich, für so viele Begünstigungen, verließ uns Dlle. Gley just in einer Zeit, wo ihr Abgang eine wesentliche Lücke verursachte, und folgte einem ihr gebotenen Engagement an das K. K. Burgtheater in Wien. Doch „Dank vom Haus Oestreich," wie Buttler sagt, ist ihr im wörtlichen Sinne geworden; denn Dlle. Gley spielt, wie wir aus guter Quelle wissen, in Wien eine sehr subordinirte Rolle, sie steht dort noch weit hinter Dlle. Peche, geschweige denn hinter Dlle. Müller zurück, geht sehr spurlos vorüber und wünscht sich, wie man mir sagt, wieder nach Dresden zurück. Muthmaßlich aber wird die hiesige, wie auch andere Directionen ein Haar darin gefunden haben, eine Künstlerin zu engagiren, welche eine Anstalt, wo sie gleichsam entstand, wo sie sich bildete, sich Namen erwarb und mehr Gutes erfuhr, als recht war, auf eine solche Weise lohnte. Gewiß verdient ihr bewiesener Undank die ihr bereits gewordene Vergeltung. Fast schien sie noch in Dresden eine Ahnung von dem Loose zu haben, welchem sie entgegengehen sollte, denn bei ihrem letzten Auftreten zerfloß Dlle. Gley in Zähren; Schade daß ihre thränenden Augen sich vergebens in den Thränen des Publikums wieder spiegeln zu können hofften. Wir Zuschauer blieben diesmal consequent, ließen uns behaglich etwas vorweinen, denn die Bequemlichkeit geht uns über Alles, und — — nun, Dlle. Gley soll per Eilpost recht schnell und glücklich nach dem schönen Wien gekommen sein. —

e) Dlle. Hubert, völlig unbedeutend.

f) Herr Kapus, dito. Er hätte einem Pygmalion zum Steine dienen können, aber selbst eine Venus würde ihm nicht Leben eingeflößt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Weimar.

So wenig mir die Oper Euryanthe an sich gefällt mit ihrem erkünstelten, forcirten Wesen, so sehr muß ich den Eindruck bewundern, den die Kunst der Schröder-Devrient in der Hauptrolle zu bewirken vermochte. Diese Künstlerin weiß aber auch die Mängel und Lücken ihres Materials, der Rolle, schöpferisch zu ergänzen. So fiel mir es bis jetzt immer auf, daß es Euryanthen nicht gelingen will oder soll, den Schein ihrer Schuld sogleich in der Scene der Anschuldigung zu vernichten, da doch die einfachste Erklärung, wie sie später in der Schlangenschlucht genügt, auch dort schon ausgereicht hätte, ihre Freunde auf den verläumderischen Betrug ihres Gegners aufmerksam zu machen. Bei der Devrient schien mir Alles in der Ordnung. Das Bekenntniß ihrer Schuld, wie sie es giebt, ihre Verzweiflung bei der Anklage lassen kaum die Möglichkeit einer besonnenen Erklärung übrig; Alles ist folgerecht, Alles ergreifend. Mit gleich großer Kunst hauchte sie auch der anderen großen Scene in der erwähnten Schlucht einen lebendigen, begeisterten Odem, eine Wahrheit der Empfindung ein, die den gewaltigen Eindruck auf die Menge nicht verfehlen konnte, und mir sogar Interesse für diese Handlung abzunöthigen vermochte. Nie, ich gesteh' es, hätt' ich diese minnigliche Geschichte aus den Zeiten der Liebeshöfe dieses Eindrucks fähig gehalten — so vernünftig, ruhig und — alt bin ich geworden. — Wohlverdienter, lauter ist wohl kein Beifall gespendet worden. Es war ein Beifallssturm, der unaufhaltsam losbrach, Alles mit sich fortriß. Wie hätte ich diesem Zauber der Wahrheit widerstehen sollen? — Wie viel vermag doch eine Stimme, die weder eine Catalanische noch Sontagliche genannt werden kann, wenn sie einem so eminenten Darstellungstalente, solcher Gefühlsüberlegenheit dient. Daß alles Uebrige an diesem glänzenden Abende nicht zurück blieb, versteht sich von selbst. Mad. Eberwein und Herr Genast bildeten durch ihre grellen Rollen mit der gefeierten Euryanthe ein sehr würdiges Kleeblatt, und Herr Moltke besang und umarmte die liebliche Schlange, die offenbar auch er nur dafür hielt, weil er nicht anders sollte, daß es eine Lust war, und sich wohl mancher seine schöne, weiche Stimme statt seiner gewünscht haben mag.

Seitdem hat uns die hoch geehrte und allgemein Bewunderte große Künstlerin verlassen. Am Schlusse der Oper stürmisch gerufen (hier eine seltene Auszeichnung) bat sie verbindlich um Erhaltung dieser großen Gunst, für den Fall, wo sie „ihr Gestirn wieder nach Weimar führen sollte."

Damit ihr berühmter Name für alle Zeiten in der Weimarischen Künstlerwelt Epoche mache und die mit Recht allerwärts gerühmte Derection des Theaters, die kein Opfer scheut, das Publikum mit den seltensten, höchsten Genüssen zu erfreuen und wahrhaft zu ehren, vollends auszeichne und ihr die gerechtesten Ansprüche auf den Dank Aller gebe, hat der Berliner Devrient, der Große dieses Namens, eine Reihe Gastrollen begonnen.

Seine Erscheinung, seine Charakterbilder, meinte ein Freund der dramatischen Kunst, gemahnen an den Eindruck, den die Originalgemälde der Dresd'ner Gallerie auf den Nicht-Kenner hervorbringen, wenn er die überall verstreuten Copien davon gesehen hat. Man vergleicht und vergleicht damit, und findet am Ende, daß die Originale den Copien ziemlich ähnlich sehn. Soll man sich darüber wundern? Nur wenn die verschiedensten Bilder verschiedener Künstler in der Seelenmalerei dieses Einen ihre Vollendung bis in's Kleinste gefunden haben werden, wird die Bewunderung allgemein und nicht weg zu vergleichen sein. — Mir kömmt die Kunst dieses Mimen, wenn man gegen die andern nicht ungerecht sein will, wie die artikulirteste Universalsprache unter den verschiedenen Sprachen der Menschen vor — wenn auch das Gedächtniß mitunter schon etwas balbütirt. Ihm ist die große Fleck — Iffland — Eßlairsche Kunst verliehen, große, tiefsinnige Gesammtbilder der Phantasie für die Anschauung so naturgetreu und lebendig in Wort und That zusammen zu glie-

dern, daß sie eben so lebendig vor der Seele des erstaunten Zuschauers stehen. Bis jetzt haben wir von ihm den Shylok in Shakespeare's Kaufmann von Venedig, den armen Poeten von Kotzebue, Werdenbach, Tobias Schwalbe in Körners Nachtwächter und den Juden von Kumberland gesehen. Es würde zu weit führen und „Eulen nach Athen tragen" heißen, wollte ich's versuchen, durch eine Kunstanalyse dieser großen Leistungen den tiefen, wunderbaren Eindruck zu erklären und meinem Gefühle zu genügen. Darum erlaub' ich mir nur einzelne Bemerkungen über einzelne Züge. Zuerst von Shylok. Das sonderbare, mährchenhafte Ansinnen dieses hämischen Juden so unverdächtig, wenig auffallend, und wahrscheinlich wie möglich zu machen, ist meines Erachtens die Hauptsache bei diesem Drama und für die Wirkung entscheidend. Herr Devrient lachte uns, so zu sagen, über das Anstößige des Vorschlags hinüber, und machte uns zu willigen Zeugen eines Vertrags, dessen Frivolität zu jeder anderen Zeit und unter anderen Umständen uns abgestoßen und Argwohn erregt haben würde. Die wichtigsten Momente seines Spiels traten dann nach der doppelten Kunde, von der Flucht seiner Tochter und dem Ruin des gehaßten Christenschuldners, hervor. Die Wechsel-Wirkung der einzelnen Nebenumstände auf den Geiz und den Haß des beraubten Gläubigers, Verzweiflung und aufflammende, wie Trost gewährende Rache, versinnlichten einen Kampf, in dem der Jude Shakespeare's vollendet und die große Aufgabe gelöst erscheint. Seine letzte Scene, wo die Rache erst siegreich auftritt und dann besiegt von der Sophistik des Richters zermalmt und vernichtet abschleicht, ist nur eine Krone derselben Künstlergröße.

Wie schwer es auch wird, bei dieser durch und durch genial gedachten und genial durchgeführten Leistung die Verdienste der Mitspielenden zu bemerken und gehörig zu würdigen, so muß doch Herrn Durands Erwähnung geschehen, der mit edler Haltung der Rolle des Kaufmanns vollkommen entsprach. M. Seidel war eine gute, vielleicht etwas zu rasche, feurige, deklamatorische Porzia. Die Uebrigen müßten Alle genannt, und mehr und weniger gelobt werden; aber ich kann und will hier keine durchgehende gründliche Kritik des Ganzen liefern, nur eine Würdigung des fremden, großen Gastspielers will ich anzudeuten versuchen.

(Beschluß folgt.)

Aus Paris.

Odéon.

Napoléon Bonaparte, ou trente ans de l'histoire de France, drame en six actes et en prose; par M. Alex. Dumas. Eine verunglückte Spekulation. Man applaudirte die Gesten des Schauspielers, den Schnitt seiner Haare, und seines Kleides, und bewunderte die Dekorationen, welche in der That prachtvoll sind. Aber dies genügt nicht. Da das Odeon seinen Napoleon später auf die Bühne brachte, als die anderen Theater, so hätte es den entgegen gesetzten Weg befolgen, es hätte eine dichterische Schöpfung, und keine Galerie von Tableaux dem Publikum vorführen sollen. Ein solches dichterisches Werk, wie es von Dûmas, dem Verfasser Heinrichs III. und Christinens wohl zu erwarten ist, hätte weniger Geld, aber mehr Zeit gekostet. Einige Wochen hätten allerdings nicht genügt, um eine solche Schöpfung zu vollenden. Der Erfolg wäre aber für den Dichter ehrenvoller, und für die Theaterkasse des Odéon günstiger gewesen.

Opéra-Comique.

Erste Vorstellung der Deux Familles. Der Stoff ist nicht neu, es ist nämlich der des Cid. Die Musik ist von dem trefflichen Harfenspieler Labarre, und sein erstes dramatisches Tonwerk. Sie beurkundet viel Talent.

Vaudeville.

La Mendiante, drame en deux actes, mêlé de couplets, par M. S. Brice. In Paris erntet ein ganzes Volk junger Mädchen für ihre Arbeit einen Lohn, der bei weitem nicht hinreicht, um dafür ihre ersten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Sie sehen sich daher gezwungen, sich das Fehlende auf irgend eine andere Art zu verschaffen, und ersäufen im Taumel einer wahren oder geheuchelten Freude alle Gedanken an Gegenwart und Zukunft, und alle Gewissensbisse wegen der Mittel, zu denen sie ihre Zuflucht genommen haben. Einer der Orte, wo sie hauptsächlich ihres Schicksals zu vergessen suchen, ist in der Nachbarschaft des Studentenquartiers, à la grande Chaumière, Boulevard Mont Parnasse. Hier beginnt auch der erste Act des Drama's. Die Nähterin Malvina und ihre fröhlichen Gefährtinnen werden im Vorübergehen von Alphons de Mirécourt, einem jungen Schwindelkopf, bemerkt, der seinen seit einiger Zeit in tiefe Traurigkeit versunkenen Freund Ernest mit fortzieht. Ernest ist Advokat, und hat, man weiß nicht wie, die Hälfte der hunderttausend Franken, die sein Vermögen ausmachen, verloren. Da er wenig Geschmack an den Vergnügungen seines Freundes findet, so entflieht er aus der Chaumière, und wird auf dem Boulevard von einem jungen Mädchen angeredet, das ihn um Almosen bittet. Voll Ueberdruß wendet sich Ernest ab, und will fort. Die Unglückliche weicht nicht, ihre Mutter liegt auf dem Sterbebette. Er sieht sie an. Wie schön! ruft er aus. — Schön! . . . aber Geld! — Er giebt es, und eilt fort. Das junge Mädchen, Pauline, eine von Malvinens Gefährtinnen, kauft Brod für ihre Mutter, läuft in die Wohnung, findet aber in derselben nur eine Leiche. Die Erinnerung an das, was sie gethan, sich nämlich feilgeboten zu haben, martert sie unaufhörlich. Ernest's Bild aber bleibt in ihrem Herzen eingegraben. Während des ersten Actes macht der Contrast zwischen dem Schmerz Paulinens, und der Lustigkeit ihrer Gefährtinnen, den glücklichsten theatralischen Effekt.

Im zweiten Act will sich Alphons von Mirécourt vermählen, und mit wem? Mit Pauline. Ein Actenstück ist während eines Prozesses durch die Unachtsamkeit des Advo-

katen verloren gegangen, und hat den Ruin ihrer Aeltern verursacht. Der großmüthige Advokat hat jedoch seinen Fehler gut gemacht. Die Braut ist noch immer in tiefe Trauer versunken, noch immer gequält von der Erinnerung an ihren Fehltritt, als Ernest aus Italien zurück kommt. Pauline erkennt ihn, und zittert. Dadurch wird auch Ernest aufmerksam, erkennt sie, und hält es für seine Pflicht, die Vermählung seines Freundes mit einer Person zu verhindern, welche, nach ihrem Debût zu schließen, ihre jetzigen Vermögensumstände keiner ehrenvollen Quelle verdanken kann. Erinnern Sie sich Ihrer Mutter? flüstert Ernest ihr ins Ohr. Sie sinkt in Ohnmacht, und wird fort getragen. Malvina erscheint mit einem Körbchen, und erkennt die beiden Brautleute, den Bräutigam als einen Ungetreuen, die Braut als eine ihrer früheren Gefährtinnen, die sie seit langer Zeit aus den Augen verloren hat. Sie erzählt Ernest das rührende, tadellose Leben, das die Unglückliche, welche bessere Tage kannte, geführt hat, und Ernest wird gerührt. Pauline hat ihr Brautkleid mit einem andern vertauscht, und eilt auf Ernest zu. Ich bin entschlossen, spricht sie, Alphonsen meine Hand nicht zu reichen, aber Sie, der Sie mein Geheimniß kennen, wissen auch, daß es für eine sterbende Mutter war. — Aber Ihre gegenwärtigen Glücksumstände? — Rühren von dem Vermögen her, das ein Advokat meinem Vater verloren, es aber zurück erstattet hat. — Dieser Advokat ist Ernest. Natürlich vermählt sie sich jetzt mit Ernest, dessen Bild ohnehin nie aus ihrem Herzen gewichen war.

Das Stück ist mit Geschicklichkeit verfaßt, und machte außerordentliches Glück. Madame Albert gab die Rolle der Pauline mit ihrer gewöhnlichen Kunst. Der Verfasser ist pseudonym.

Ambigu.

Benjamin Constant. Dieses Vaudeville reüssirte nur wegen des allgemein verehrten, populären Namens des berühmten Constant, dieses eifrigen, unermüdlichen, großen Vertheidigers der Freiheit. Im Uebrigen verräth das Vaudeville die Feder eines Anfängers.

Gaité.

Malmaison et Saint – Hélène. Abermals ein Bonaparte! jedoch viel zu spät. Das Publikum, das nun schon so viele Bonaparte gesehen hat, nahm das Stück, welches übrigens wegen der historischen Treue Anerkennung verdient, mit Kälte auf.

Théatre Italien.

La Prova d'un Opera Seria. Diese Oper wurde schon vor ungefähr zwanzig Jahren auf dem Odéon gegeben. Der Compositeur heißt Gnecco. Diese Oper gehört zur Zahl jener Stücke, die man in Italien Farza nennt. Lablache als Maestro Campanone war unübertrefflich. Er erschien in dem Costüme, welches Cimarosa gewöhnlich zu Neapel im Jahre 1788 trug, nämlich in französischem Frack, goldbordirter Weste, weißgepuderten Haaren, und mit Ringen an allen Fingern.

Dresdner Theater-Allerlei.

Das Königliche Hoftheater soll an den frühern Director einer Oestreich'schen Provinzialbühne verpachtet werden. Warum? — Wenn der jetzige Intendant ein unbrauchbarer Intendant ist, warum ernennt man nicht an seine Stelle einen andern? — Boromäus v. Miltitz ist der Mann, der mit Umsicht und kräftiger Hand die Leitung eines Hoftheaters übernehmen könnte.

Fräulein von Hagn hat sich in mehrern Gastrollen mit entschiedenem Beifall gezeigt und ist engagirt worden. Endlich Ersatz für die seit einem halben Jahre fehlende erste Liebhaberin!

Dem. Sutorius ist eine Diplomatin geworden. Was wird daraus entstehen? —

Dem. Herold, die anfangs sehr mit der Meinung des Publikums zu kämpfen hatte, ist jetzt auf der Bühne gern gesehn. Nicht eine Folge der Gewohnheit, sondern ihres ausdauernden Fleißes.

Herr Devrient, der aus Caprice die Aufführung eines neuen Lustspiels: „Männerfreundschaft von Grammerstätter," mehrmals verhinderte, ist, als dieses Lustspiel endlich zur Aufführung kam, bei seinem Erscheinen ausgepfiffen worden. Eine gerechte Strafe für Comödianten-Eigensinn! —

Herr Becker verläßt im Herbste dieses Jahres die hiesige Bühne, deren Zierde er war, und tritt bei'm Frankfurter Nationaltheater in Engagement. —

Herr Devrient kokettirt und agirt jetzt mehr, wie jemals mit seinen Beinen, seit ein hiesiger geschickter Strumpffabrikant ein paar ausgezeichnete Lenden um den civilen Preis von drei Thalern liefert. —

Das Dresdner Hoftheater hat seit einem Jahre keine erste, deutsche Sängerin.

Eine Dem. Fürst aus Hamburg machte in der italienischen Oper als Eduardo in Mathilde di Schabran ihren ersten theatralischen Versuch. Sie zeigte sich als geübte, mit einer der schönsten und kräftigsten Altstimmen begabte Sängerin und erhielt vielen Beifall.

Fräulein von Hagn speiste während ihres Hierseins, aus Rücksichten für den Wirth des Gasthofes zur Stadt Berlin, an der Thable d'hôte. Es war ergötzlich, die Massen der Anbeter zu beobachten, die diese schöne Lockspeise an den Tisch gezogen. Die meisten waren auswärtige Fremde, nur Herr Devrient war der einzige hiesige, Unglückliche, der bei Tafel Comödie spielte, Champagner trank und — seufzte. Der Wirth des Gasthauses soll sich dabei am besten befunden haben. K—r.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 37. (II. Jahrg.) Montag, den 14. Februar. 1831.

Lied eines zerrißnen Herzens,*)

von Carl Cramer.

Schmiege, Laute, dich an meine Seele,
Lausche leis auf ihrer Saiten Klang,
Lausche, Ohr, dem geistigen Gesang,
Daß die Hand das Rechte nicht verfehle.

Von dem Berge schweben bleiche Schatten
Schwindelnd von der steilen Höh' hinab,
Suchen tief im Thale sich ein Grab,
Stürzen hin in bebendem Ermatten.

Wie des Tages Pulse leiser gehen! —
Machtlos in des Todes Arme sinkt,
Wer mit finstern Mächten ringt,
Nacht, wie schaurig lieblich ist dein Wehen!

Töne tiefer, immer tiefer, Laute,
Wie der Athemzug der Mitternacht,
Daß die Schaar der Geister auferwacht,
Töne Todtenaufruhr meine Laute.

Laß Nacht bei dir mich meinen Harm verträumen,
Schließ liebend mich in deine Arme ein,
Will nimmer wandeln unter Blüthenbäumen,
Will ganz dein Kind mit ganzer Seele sein.

Sieh dort den Tag am fernen Wolkenzuge
Mit dem verbleichten Todtenangesicht,
Er gönnet mir die stille Ruhe nicht,
Erdrück' ihn Nacht mit deinem Geisterfluge. —

Alle Jugendträume sind zerronnen,
Die das Herz mit Hoffnungslust geschwellt,
Ausgebrannt und öde ist die Welt,
Eingesunken alle Erdensonnen.

Lehre Nacht mich deine finstern Weisen,
Wie so geisterschaurig ist dein Weh'n,
Laß die Todten aus dem Grab ersteh'n,
Mit dem Tag will ich den Bund zerreißen.

Töne dumpfer, immer dumpfer, Laute,
Töne bangen, bleichen Todtensang,
Halle hin in Sterbeglockenklang, —
Töne dumpfer, immer dumpfer, Laute;

Will die Geister beschwören,
Aus der Asche sie stören,
Geister, auf! auf!
Aus dem Grabe herauf!

Will den Bund mit euch schlingen,
Die Grüfte durchdringen,
Die Lüfte dort oben,
Das Feuer erproben,
Durch's Wasser mich schwingen.

Wie erquickend wehst du Nacht mich an,
Abendstern umhüll' dein Angesicht,
Mond umflor' dein sorgenbleiches Licht,
Gehe westwärts deine Todtenbahn. —

(Beschluß folgt.)

*) Der mir unbekannte Herr Verfasser wird um fernere Mittheilungen gebeten. D. R.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Er hatte aber Virginio angesehen, daß ihm Etwas das Herz bedrücke, und es war ihm nur um Gelegenheit zu thun gewesen, einsam und ohne Zeugen den unerfahrenen Jüngling auszuforschen. Und das schien Paganelli auch gelungen, denn er kam fröhlicher wieder und Virginio verlegener und stiller. Virginio ahndete nicht, was indeß geschehen war. Denn alle Thaten sind erst Gedanken, und noch vor den Gedanken —: Gefühle; und ohne Haß und Liebe würde nichts auf der Welt geschehen, als die für jeden selber nothdürftigste Arbeit.

Virginia hatte nur keine Ruhe unter Menschen. Ohne es zu wissen, hatte sie sich schon angewöhnt: die flache Hand wider ihre Brust zu drücken, blos damit sie das Bild ihres Peretti darauf empfände, das mit

Gold und Brillanten eingefaßt und mit Krystall durchsichtig bedeckt an dem treuen warmen Orte lag; und um das Gold und den Krystall zu erkälten, damit sie es kühlender und erquickender empfinde, ließ sie das Bild oft außer ihrem Busen hängen, und dann kehrte sie das Bildniß Paolo's herauf — als wenn sie ihren Francesco verbergen müßte. Und wie sie sich empfand, mußte sie das; und ihr war nicht wohler, als wenn sie einsam war, aber darum nicht wohl; und sie hoffte erst Ruhe, wenn sie dem heiligen Schwieger-Vater gebeichtet haben würde. Denn das Wort, das laute Wort hat eine übermenschliche Kraft, sprach sie; wir sagen nur laut: wir sind der guten Menschheit nicht werth, der schönen Erde und des gestirnten Himmels nicht werth — und kaum haben wir es ausgesprochen, so fällt unser böses Thun von uns ab wie Knospenhüllen, und wie eine nakte frische neugeborne Blüthe steht unser Geist da, und die schöne Erde und der heilige Himmel schämen sich, daß ein aus ihnen stammender Geist ihrer unwerth sein solle, und machen ihn schaamroth, wie Morgenröthe die Lilie, daß Er das Wort gesagt! Und wie mit göttlichen Augen sieht die gute Menschheit die reine unbefleckbare Seele in uns, die unsre Blindheit gegen Andre eben selbst verurtheilt hat — und so hebt sie diese Seele wieder zu sich empor . . . und der Leib, der nicht gesündigt hat und nie sündigen kann, richtet sich zugleich wieder mit empor; und zuvor blaß und bebend, wie der entflohene blinde, böse Geist, blüht er nun wieder, und ist wieder schön wie sie, oder doch bescheiden, still wie sie! Aber auch laut muß uns wiederum die Welt oder nur ein Geist das Wort sagen: Du bist der Erde jetzt wieder werth, und einst des Himmels! Denn aus eines Menschen liebendem Worte klingt ein ganzer uralter Himmel herauf und heilig uns an — und heiligt uns wieder. Und das wirst Du mir thun, mein heiliger Schwiegervater! Die schönsten Schöpfungen geschehn im Herzen, die größten Wunder gehn aus Brust in Brust hinüber, wie die seligen Gestirne in stiller Nacht sich stille Götterkraft und stille Seligkeit einander senden! Und viele Geheimnisse sind dann so klar, die schon das neue Morgenroth bedeckt! Das weiß ich aus der Liebe Tagen her — die in der vollen Knospe mir erstickt ist; die Knospe war ich selbst, und ich erstickte im Göttersaft des Himmels und der Erde; die Liebe ward zu Gift; ich haßte, haßte — nur weil ich liebte! und wie liebt' ich! Ach! — zum Tode . . . ach, zum Tödten! und so sündigt' ich an der Liebe nur, daß ich nur Einen, den Meinen liebte, und nicht Jenen auch, der einem Andern, Höheren gehörte, der ihn viel höher, der ihn ewig liebte — jedoch auch mich! Noch jetzt — da er mir Hoffnung der Ruhe — die schon selber Ruhe ist und Frieden wirkt — in meine Seele senkt!

Diese Gedanken hatte sie sich zum Theil von einem großen — Gemälde übersetzt, das sie mit ihrem Palaste gekauft hatte, und in ihr Schlafzimmer aufhängen lassen. Es stellte eine Löwin dar, die einen Menschen zerriß, der ihr das einzige Junge geraubt und umgebracht hatte, und das zur Linken noch blutend vor der Höhle im Grase lag; und hinter ihr, im Bilde weiter rechts, stand wiederum ein Mensch mit angesetztem Speere, dessen Todesstoße sie nicht entgehen konnte. Doch hinter diesem Menschen kam wieder der männliche tödlich verwundete Löwe, aufgestanden zu seinem letzten Sprunge, welchem der Rächende wiederum nicht entgehen konnte. Es war abzusehen, daß in wenig Augenblicken alle todt daliegen würden. Auf dem Felsen zur Rechten aber erschien Diana mit gespanntem Bogen, und ihr schönes entrüstetes Gesicht frug mit feurigen Augen eine Nymphe: „Wer ist hier schuldig?" und die Nymphe wies mit weißer sonnebeschienener Hand rechtsher über Alle hinweg nach dem Menschen, der das Junge der Mutter erschlagen.

Dieser Trost war und blieb ihr ganzer; denn ihr Bruder Felice kam aus Rom, um bei ihr fortan zu wohnen, und seine gegebene nähere Auskunft von dort verschob die Pilgerreise zu ihrem heiligen Schwiegervater bis in den Spätherbst oder noch länger. Ihr Trost aber war auf die falsche Annahme gegründet: daß ihr Gemahl Ursini der Schuldige sei, während er doch zumeist aus Liebe zu ihr und aus Befürchtungen für sie das gethan und erduldet hatte, was sie ihm zu erdulden gegeben; und, wenn die Erde mit den Blumen und die Vögel und Menschen erst wach und glücklich werden und das rechte Leben beginnen, wenn ihnen der Tag erscheint, so kam ihr hingegen der Schrei des Entsetzens, und die Schöpfung ward ihr erst schwarz, unbewohnbar und graus, wenn ihr das Licht kam! Und es blieb nicht aus.

(Fortsetzung folgt.)

Grabschrift auf Bigott.

Hier liegt ein Muster frommer Seelen,
Hier liegt Bigott, er durfte nie
Jahr aus Jahr ein des Morgens früh
Und Nachmittags bei'm Gottesdienste fehlen,
Und wie sich's wunderlich oft fügt,
Bei ihm ein Mim', ein zweiter Eckhof, liegt.
Doch wer von den verstorbnen Beiden —
Der fromme Mann, der Bühnenheld —
Am künstlichsten getäuscht die Welt,
Das bleibt sehr schwierig, zu entscheiden.

Jocosus Fatalis.

Auflösung des Buchstabenräthsels in No. 21.

Braut.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

von Dr. Woldemar Seyffarth.

2.

War ich denn in Mailand und sah alle seine Merkwürdigkeiten und sah nicht das Theater della Scala, dieses schöne, große Theater, das, nur um wenige Zolle kleiner als das Theater St. Carlo in Neapel, nächst diesem das größte von Europa ist? Müßte ich ein Ja auf diese Frage geben, und setzte ich auch noch so schnell hinzu, daß ich von Musik und Gesang durchaus nicht mehr verstehe, als die Flöte vom Waldhorne und den Discant vom Basse zu unterscheiden, so bin ich doch überzeugt, es würde von den eben so zahl- als häufig geistlosen Theaterschreibern ein lauter Verdammungspruch über mich gefällt, Alles, was mich in Mailand erfreut, für Nichts erklärt, die Dauer meines Dortseins für verlorene Zeit geachtet und mein Geschmack als Gegensatz des guten Geschmackes genannt. Darum, wie frei hebt sich mir die Brust, wie stolz schaue ich umher, wie fröhlich leuchtet mein Auge; ja, ich war im Theater della Scala, ich habe das Theater della Scala gesehen. Daß freilich zu der Zeit, wo ich es sah, anstatt des Glanzmeeres von künstlichem Lichte nur die natürliche Himmelssonne, neugierig durch die Fenster blickend, sein Inneres erhellte, und daß, anstatt der schön geschmückten Mailänderinnen, halb entkleidete Männer in den Logen sich befanden, — das kann mir nicht zum Vorwurfe gereichen. Hatte ich doch die Reparatur, die unglücklicher Weise während meines Dortseins die Vorstellungen verbot, weder verschuldet, noch angeordnet. Ich besah mir also das Innere dieses Gebäudes am hellen Mittage, einer Zeit, wo wahrscheinlich Viele, die in Mailand waren, es nicht gesehen haben, und wenn ich frei bekennen muß, daß die Größe des Hauses mich bei'm Eintritte nicht überraschte, so weiß ich nicht, ob ich zu Großes erwartet hatte, oder ob die Tagesbeleuchtung den Eindruck schwächte, oder ob es das Lampenlicht ist, was den Zauber seiner Größe macht. Dagegen würde ich die Vorstellung der Oper il pirata im Theater Re loben und solches, meiner oben bemerkten musikalischen Unwissenheit ungeachtet, mit gutem Gewissen können, wenn ich mein Lob auf fremden Ausspruch gründen wollte. Allein das will ich nicht, so kunsterfahren auch gewiß das Urtheil war, welches ein schönes, deutsches Mädchen gegen mich aussprach, als es hinter Onkel und Tante um Mitternacht bei'm silbernen Mondscheine an meinem Arme nach unsern gemeinschaftlichen Gasthaus ging. Und, um ganz aufrichtig zu sein, will ich nur bekennen, daß die Worte des schönen Mädchens, während es von der Oper sprach, nicht minder rein und harmonisch klangen, als wie es den Ball erwähnte, auf welchen ein Zufall uns am folgenden Abende zusammenführen sollte, und daß es mir nicht in den Sinn kam, von der Oper zu sprechen, als wir einmal angefangen hatten, vom Balle zu reden. Die Einladung zu diesem Balle, welchen die società del Giardino gab, dankte ich der aufmerksamen Artigkeit eines angesehenen deutschen Bankier, und läge Mailand in China, so würde ich schon die Größe der grünen Eintrittskarte für ein Zeichen haben halten können, mit sehr feiner Welt zusammenzutreffen. Ich habe in der That nirgends eine größere Eintrittskarte gesehen. Was stand aber auch Alles darauf! Società del Giardino. Ingresso alle Sale dellà Società per la Testa da Ballo che avrà luogo la sera di Martedi — Agosto 1829. Per il Signor Seiffard Dr. di Dresda. Il Conservatore Reina. Il Cancelliere Sormani. Weiter unten: Rilasciato al Socio Sig. — e vale per la sola Persona inscritta. Dann: Avvertenza. Le Sale saranno aperte alle ore 8½ pomeridiane. Il presente si renderà ostensibile alla porta d'ingresso, indi sarà ritirado e conservato dal sig. Invitato; e volendo sortire per reintrare, riceverà altro viglietto di riscontro che dovrà restituire all' atto del' reingresso, mostrante anche il presente. Nessuno sarà amesso se non se in frac e cravatta bianca. Chi balla dovrà essere in scarpa. Endlich: Per il miglior ordine tanto nell' andata che nel ritorno le Carozze entreranno nelle Contrada di S. Paolo della Corsia de' Servi, e sfileranno per la parte opposta. Dazu gehört allerdings Raum. Inzwischen ist es nicht zu läugnen, daß eine bestimmte Angabe des Ortes, der Zeit, des Anzuges, des Vorfahrens, des Eintrittes und des Verhaltens bei'm Weggehen für einen Fremden viel Bequemes hat. Es ist unmöglich, er kann nicht fehlen. Auch ich würde daher hoffentlich keinen Verstoß begangen haben, wenn nicht der Onkel des schönen Mädchens mir einen Platz in seinem Wagen angeboten, ich mit ihm etwas zu lange bei'm Mittagsfläschchen gesessen hätte. Wirklich vermißte ich sie an der Seite meiner Nachbarin während des Fahrens so wenig, daß ich höchst überrascht war, als sie mir bei'm Eintritte in's Vorzimmer abgefordert wurde! Onkel und Tante bereits im Saale, das Nichtchen an meinem Arme, und ich, trotz vorschriftmäßigen Anzuges, in Gefahr, zurückgewiesen zu werden. Da erkannte ich, daß die Angst der Verlegenheit dem schüchternsten Menschen die Kraft der Unverschämtheit giebt. So wie der Aufseher nach der Karte fragte, erinnerte ich mich der vergessenen und erschrack bei dem Gedanken an die furchtbaren Folgen meiner Vergeßlichkeit. Ohne aber zu thun, als behellige mich die Frage, bemerkte ich dem unbequemen Frager, daß ich zur Familie des Herrn gehöre, der eben vor mir eingetreten sei, und daß mein Name mit auf dessen Karte stehe. Die Karte — das wußte ich aus der Avvertenza — war dem Vorzeiger sofort zurückgegeben worden, und da dieser sich bereits unter den Menschen verloren hatte, und mein Frager von seinem Posten sich nicht entfernen durfte, es ihm unmöglich, mir meine Lüge zu beweisen. Während er daher

dem Verschwundenen nachblickte, vielleicht um unsere Verwandtschaft durch eine Rücken-Aehnlichkeit zu constatiren, ging ich ungehindert weiter, und da zugleich eine Masse Ankommender die Aufmerksamkeit meines unschuldig Getäuschten anderweit in Anspruch nahm, entrann ich glücklich der Gefahr.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, Januar 1831.

(Fortsetzung.)

In Verzweiflung und Wuth verschlinge ich heiß das Essen, und laufe mit halb geräderten Ohren und genothzüchtigtem Verstande davon. — Ich eile nach Hause, um wenigstens in meinen vier Mauern vor Politik sicher zu sein. Ein Bekannter kommt. „Haben Sie den heutigen Artikel aus Warschau gelesen?" — Ja, ich habe gelesen. „Nun was sagen Sie dazu?" — Nein, nein, ich habe nicht gelesen. „Da muß ich Ihnen erzählen." O, Gott! Nachdem er mich bis zum Tode gelangweilt, verläßt er mich! ich schlafe auf dem Sopha ein, mir träumt — von Politik! — Als freudiges Ereigniß habe ich das Dahinscheiden von ein paar Zeitschriften zu melden. Freudig in so fern, als da wieder neue erscheinen, auch eingehen und wieder neuen Platz machen, und man hat im Allgemeinen für neue Zeitschriften ein günstiges Vorurtheil, vielleicht schwebt das alte Sprichwort vor: Neue Besen kehren gut; und eine Zeitschrift sollte eigentlich ein Besen sein, und vorzüglich den Geschmack ausfegen, und manchem verzogenen arroganten Bühnenheld und mancher unverschämten Tänzerin unbarmherzig den Rücken streichen, denn die Schauspieler und Schauspielerinnen sind nicht so wichtige Personen im Staate, daß man mit ihnen so viele Umstände machen müßte. Sie repräsentiren für Geld, und für dies Geld erkauft sich ein Jeder das Recht, sie zu beurtheilen, und seiner Meinung nach zu tadeln oder zu loben. Viele dieser Leutchen stellen sich zwar gewaltig unwillig, wenn sie getadelt werden, doch man züchtiget den Affen nicht weniger, wenn er auch die Zähne zeigt. — Der Berliner Courier, herausgegeben vom „Heimathlosen," ist mit Ende des Jahres sanft und selig verschieden. Er litt schon lange an Schwäche, und wir hatten ihm schon einigemal sein Ende prophezeit; es gehörte freilich keine besonders große Divinationsgabe dazu. Gewissermaßen an seine Stelle ist getreten: Till Eulenspiegel oder Berliner, Wiener und Hamburger Courier. Der Redacteur desselben, der bekannte Herr Eduard Maria Oettinger, sagt: „Till Eulenspiegel war zuerst Knabe, (in Octav), dann Jüngling, (in Quart) und mit Anfang dieses Jahres Mann, (in Folio)." — Jetzt ist er wieder Jüngling geworden, und Herr Oettinger macht uns bei der Anzeige, daß der Eulenspiegel nicht „Mann" sein könnte: das schöne Kompliment: „er hätte geglaubt, in Paris zu sein, aber." — In einer Zeitungsankündigung versichert der Witzfabrikant in jeder Nummer wenigstens vier gute Witze zu liefern, welches jährlich über 1200 gute bonmots machen soll. Nehmen wir nun an, daß unter 54 seiner Witze höchstens vier gute sind, so thut das jährlich 15000 schlechte Witze — wer wagt diese zu verdauen? — Von einer Tivoli Zeitung, welche angekündigt war, haben wir nichts gesehen; die Ankündigung wäre auch vielleicht das Beste gewesen. Das Forum für Journalliteratur ist ebenfalls noch nicht eröffnet worden, und es hat doch der Verbrecher und Verbrechen so viele, welche vor ein solches Forum gehören. Freilich wäre die große Frage entstanden, ob es nicht ein Forum incompetens gewesen. Vom „Pantheon," einer soliden Zeitschrift, von der Natorffschen Buchhandlung entrirt, sind bereits mehrere Nummern erschienen, und wenn diese Unterhaltungsblätter auch nicht renommiren, so langweilen sie doch, und unterhalten die Leser verzweifelt schlecht. Unter dem Titel das Licht sollte auch eine neue Zeischrift das Licht der Welt erblicken, doch der Herausgeber hat sein Licht noch nicht leuchten lassen. Der Gesellschafter und der Freimüthige, von denen wir vorzüglich das Letztere lobend erwähnen wollen, werden in diesem Jahre wie natürlich fortgesetzt. Beide Journale sitzen fest in der Gunst des Publikums, und wenn auch der selige Dr. Kuhn, der vormalige Redacteur des Freimüthigen, alles Mögliche gethan hatte, seinen Pflegebefohlenen herunter zu bringen, so hat doch der neue Redacteur das matt brennende Flämmchen wieder frisch angefacht. Sehr gut heißen müssen wir auch noch sein gänzliches Nichtbeachten der wiederholten, mehr boshaften als witzigen Angriffe im Till Eulenspiegel. Dieses Benehmen wird immer alle Edleren auf der Seite des vergeblich angefeindeten lassen. Von Herrn Oettinger heißt es: „Es mag sich Niemand mit ihm zanken — man läßt ihn treiben, was er will." —

Auch das Berliner Wochenblatt, redigirt von Dr. Carl Dielitz, vegetirt fort, wir wünschen ihm zum Besten der armen Kinder von Herzen recht viel Abnehmer, Leser wird es ohnedies nicht haben. Die glänzendste und einträglichste Carriere macht schon der eigenthümlich niedrige, volksthümlich gemeine Beobachter an der Spree, ein in den niedern Kreisen allgemein gelesenes Volksblatt, wenn man anders diese Chronique scandaleuse ein Volksblatt nennen kann. Die Berliner „Musikalische Zeitung," herausgegeben von Marx, ist eingegangen. —

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 38. (II. Jahrg.) Dienstag, den 15. Februar. 1831.

Lied eines zerrißnen Herzens,

von Carl Cramer.

(Beschluß.)

Alles ist schaurig und öde und leer,
Geister! Geister! nun zaudert nicht mehr.
Schnurre Laute hohl und dumpf
Wie Todtenseil und Sarges Rumpf;
Denn der laute, der gellende Ton
Scheuchet der Nächte finstern Sohn;
Wie mit des Tages leuchtender Macht
Den Bund gebrochen die finstre Nacht.

Durch den Nebelschleier
Auf düsterm Weiher
Da ziehet im Kreise
So ernst und leise
Ein Geisterchor
Durch Binsenrohr.
Sein Klagen, sein Stöhnen
Sein Erdeverhöhnen
Es stimmt zu den Tönen. —
Was rasselt im Laub,
Was wirbelt im Staub,
Was flüstert und knistert
Im Weidenstumpf?
Was ächzt um den alten verwitterten Rumpf
So hohl und dumpf?
Sie kommen, sie kommen!
Nun Herz nicht beklommen.

Wie es irret und wirrt,
Wie es singet und klingt,
Wie es allmächtig zum Herzen dringt.

Aus der Weide Brust
Ha Lust! ha Lust!
Da steigen sie auf
In heulendem Lauf.
Sie tanzen den Reigen
Den blassen, den bleichen.
Schnell, eh sie verschwinden,
Den Bund muß ich binden,
Die Tiefen ergründen,
Die Ruhe ich finden.
Wie es klinget und klirrt,
Wie's den Sinn mir wirrt,
Wie's kirrt, wie's kirrt.
Vollbracht! vollbracht!
Nun Tag, gute Nacht!

Falk und Rudbrecht.

Sage in Meißen und Lausitz.

An der östlichen Mark des Meißnerlandes gegen die Lausitz hin erhebt sich ein hoher Berg, dicht bewachsen mit dunklen Föhren und hellgrünen Buchen, des Gipfel einst eine stolze Burg trug. Den Hochwalt nennt man ihn jetzt, oder den Falkenberg, nach dem letzten und am bekanntesten gewordenen Herrn der Burg. Einer zweiten Burg Thürme ragten aber ihm gegenüber stolz in die Luft, und sie scheint mit der Nachbarin, was Festigkeit und schöne Lage betraf, um den Vorrang gestritten zu haben. Ihr Name jedoch ging unter in der Zeiten Wogen, und das Landvolk pflegt die wenigen Reste des Gemäuers mit „Rudbrechts-Burg" schlechthin zu bezeichnen. —

Zwei Brüder, so erzählt die Sage, saßen einst auf diesen Burgen; sie lebten aber in steter Zwietracht, und suchten einander wechselseitig alles nur erdenkliche Ungemach feindlichst zuzufügen, wo und wie sie nur immer konnten. Als Knaben schon standen sie einander abgeneigt gegenüber, und was der Eine wünschte, das verwarf stets der Andre, so daß ihre Spiele gewöhnlich in ernstlichen Streit ausgingen, und Beide nicht selten blutige Köpfe heimbrachten. Wären sie nicht Brüder gewesen, so würden sie einander gemieden haben; so aber ging ihre Abneigung in argen Haß über.

Falkh, der ältere, war schön, Rudbrecht aber war der jüngere und übel gestaltet. Mochte man an Falkhen seinen Uebermuth tadeln, so hatte man Rudbrechten sein tückisches neidhaftes Wesen mit Recht vorzuwerfen. Hatte Falkh größere Gewandheit, so war hingegen Rudbrecht

mit größerer Kraft ausgerüstet. Ihr Haß aber war bei Beiden gleich stark. Wie sie selbst war auch er gewachsen und vollkommen geworden, und kaum vermochte noch ihres alten Vaters Ansehen nothdürftigen Frieden zwischen ihnen zu erhalten.

Kaum aber war ihr Vater, der alte Ritter tod, so trennten sich alsbald auch die Brüder, und Rudbrecht bezog seine neuerbaute Burg. Nun kam Keiner von ihnen mehr zu dem Andern, es war denn, daß Einer glaubte, über den Andern oder über des Andern Leute sich beklagen zu müssen. Bald sollte nun der Eine in des Andern Forsten gejagt haben, bald glaubte der Andre wieder, sein Bruder hätte ihm seine Jagdrüden abgefangen oder gar erschlagen, und was desgleichen mehr war. Bald fielen aber auch diese Zusammenkünfte, die freilich nicht viel zu freundlicher Annäherung und Aussühnung der Gemüther beitragen konnten, hinweg, und jeder suchte die ihm wirklich oder auch nur eingebildet angethanen Beleidigungen mit dem Schwerte in der Faust zu ahnden. Keinem auch fehlte es an argen Freunden und Rathgebern, so diesen Haß möglichst zu nähren strebten; und dies war ein untrüglich Mittel, Eines wie des Andern Gunst und Gewogenheit zu erlangen. Immer pflegen ja böse Feinde argen Rath gut zu lohnen, und sie achten den besonders für ihren wahren Freund, der als bittersten Feind ihrer Feinde sich zeigt.

Nun erschien zwar aber auch bei diesen feindseligen Brüdern manch ein guter Warner, denn vielen rechtschaffenen Männern war dieser ihr Haß ein Greuel, allein immer ward solcher Rathgeber kalt, wo nicht gar mit Hohn, abgewiesen, und nur größer noch schien ihr Haß nach jedem solchen Sühnversuche zu werden. Da war endlich des Himmels Langmuth erschöpft, und ihre Sterne stürzten aus dem ewigen Raume.

Einst begab es sich, daß der reiche Freiherr, so zu Hohenstein saß, ein großes Ritterspiel ansagen ließ, wobei kühne Ritter aller Lande ringsumher sich einstellten. Schaar hielt gegen Schaar hoch empor die starken Speere, und wie gewöhnlich sah man auch hier bei jeder Schaar einen Bruder. Aber in Beiden schien ihr Haß heute wo möglich glühender als je sonst, denn beide Brüder liebten mit all ihrer Glut die schöne Adelheit, des reichen Freiherrn einzige Tochter. Die nie sonst gleiches Streben hatten, stimmten hier zusammen! und zugleich wußte Jeder in dem Andern seinen Nebenbuhler. Grimmige Blicke flogen hin und her durch Helmes Sturz gleich giftigen Pfeilen, und Jeder nahm sich vor, heute den alten Feind zu werfen, wo das Glück ihm nur irgend günstig sei, denn jeder wähnte in den Augen der Jungfrau größern Werth zu haben, träte er vor sie als Sieger über seinen Nebenbuhler.

Jetzt riefen die Hörner und Trompeten, und die Pauken wirbelten. Schaar trieb gegen Schaar, und Jeder fand den erwünschten Gegner; aber beide Brüder lagen auch durch gegenseitigen feindlichen Stoß hart getroffen im Sande. Rasch wollten nun Beide zum Schwerte greifen, doch hinderten dies die Kampfwarte.

Voll Grimmes gingen da beide Brüder aus den Schranken, der Eine ostwärts, aber westwärts der Andre, und sie beschlossen, alsbald heim zu ziehen. Ihre Freunde aber hielten sie, auf daß ihr Geschick erfüllet würde. Durch freundliches Zureden, und durch Verheißung dereinstiger sicherer Rache legte sich ihr Grimm einstweilen einiger Maßen, und Jeder gelobte sich heimlichst selbst, zu versuchen, ob er heute in der Liebe vielleicht mehr Glück habe, als in den Waffen. Möchten sie dies nie gethan haben! Ihr Schicksal aber trieb sie zur Vollendung.

Wie bei solchen Gelegenheiten es gewöhnlich war, war auch bei diesem Spiele allerlei fahrendes Volk erschienen, theils um milde Gaben zu erlangen, theils auch nur, um dem kühnen Spiele zuzusehen. Sänger waren da und Spielleute, vor Allen aber war Allen auffällig ein riesenhohes Weib, so weither aus dem böhmischen Gebirge gekommen war. Düstre, stechende Blicke sandte sie ringsumher, und als beide Brüder durch einander gefällt im Sande lagen, da erscholl aus ihrem Munde dreimal ein schrillerndes Wehe. Grauen aber befiel da alle um sie herumstehende Zuschauer, und manch einer kreuzte sich in Furcht und Angst.

Als aber das Spiel vollendet war, und die Frauen und Ritter fortzogen aus den Schranken, da drängte sich das Riesenweib hastig durch ihre Umgebung, und trat dicht an die schöne Adelheit, Niemand aber wagte sie aufzuhalten. Wild im Winde flatterte ihr sparsames graues Haar, als sie dahin schritt, lange und scharf sah sie der Jungfrau ins Angesicht, so daß diese bestürzt zurückfuhr, jedoch wie gebannt stehen blieb, und nicht den Fuß fortzusetzen wagte. „Wehe, Kind, Wehe!" rief das Weib mit gellender Stimme. „Hüte Dich, Kind, ein wilder Falk und eine starke Leimruthe drohen meiner weißen Taube. *) Aber die Ruthe wird des Falken Schwingen lähmen, und der Falk wird die Ruthe brechen! Du aber, Taube, hüte Dich vor Falk und Ruthe.

(Beschluß folgt.)

*) Auf Hohenstein saßen: Berken, Freiherrn von Dube.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Es war eine finstre Dezembernacht. (Die Nacht zum zwölften Dezember 1585.) Am Himmel war kein Stern und keine Wolke zu sehn. Die Erde lag still wie in schwarze Tücher dicht eingewickelt, und nach so vielen tausend Frühlingen, nach so vielen tausend leuchtenden Tagen der Vorzeit war sie mit allen Gräbern, selbst mit den Jetzt-Lebendigen, selbst mit den kleinen Wiegenkindern, die in süßem

Schlafe ruhten, in tiefe Nacht begraben, gleichsam in eine unermeßlich tiefe kaltanhauchende gespensterhafte Höhle gerathen, daß Niemand wußte, wo er war — in dieser wahrhaft letzten Zeit der Welt, die unbegreiflich und anschauernd „Gegenwart" heißt, und vor welcher die Menschen, aus alter Furcht vor der Nacht, sich schlafen gelegt, bis eine neue Sonne das Bild aller alten vergangenen Tage wieder aus dem Moder der Urwelt hervor brächte, und den Menschen mit Licht weiß machte, daß sie in einer hellen farbigen heitern Wohnung lebten, und daß der neue Tag die Wirkung, das Werk, die Absicht und die Vollendung aller verlorenen Tage sei, und sie selbst die Erben und Herrscher der Welt. Und in dem Dunkel standen die alten Mauern, die alten Thürme, die Tempel, die Paläste und schattenartigen Häuser mit, wie aufgehobene und eingepackte Figuren eines Schattenspieles, das wiederum anging ... wenn Licht würde kommen! Der sausende Sturm sang das vollendete Jahr zu Grabe, und bestreute das Erdgroße Grab mit seinen eigenen gelben verdorrten Blättern, und statt der Blumen streute er, wie ein töchterloser wahnsinniger König Lear, nur Todtenstaub und eben erst fertiggewordene Schneeflocken von den Alpen aus dem schwarzen Tuche, das breit wie der Himmel vom Himmel hing und zerrissen war, und Alles, was es enthielt, verschüttete, so dicht und verworren und doch so langsam, daß jede flirrende Flocke ihren Weg fand; und er ergriff den Schall der mitternächtlichen Glockenschläge mit seinem Hauche und zerbließ den Ton wie ein reifes weißes Distelhaupt, und verdünnte ihn und wehte ihn umher über die Schlafenden wie den Duft einer Todtenblume, und die Glocke schien die Todtenglocke. Er rüttelte mit Geisterhänden auch an Virginia's Fensterladen, als habe er allerhöchsten Auftrag, heimlich nachzusehn und zu fragen: ob die Schuldigen auf Erden schlafen könnten in ihren weichen Betten? Oder die Unschuldigen auf Stroh? Was die Reichen für Träume träumten, und was für Träume die Armen? Er regte den Palast; die alten Schränke, wovor einst Gestorbene gestanden und ihren Erdentand darein verschlossen, ließ er knistern; er ließ die Thüre ihres Cabinettes — von selbst aufgehen, wie eine finstre, ihr geöffnete Gruft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jenaer Pastete.

Happelius erzählt in seinem Sächs. Wittekind, daß es einstmals eine Jungfer in Jena versehen habe — in jenen Zeiten ein vielsagender Umstand! Zum Glück erbieten sich zwei gute Freundinnen, Rath zu schaffen, und sie aus der Schande zu ziehen. Sobald es finster wird, soll das arme kleine Geschöpfchen unvermerkt aus dem Hause gebracht werden, wohin? wissen sie zur Zeit selbst noch nicht. Was sein soll, schickt sich wohl. Etliche Studenten, die auf Pasteten lauern, weil selbigen Abend eine vornehme Kindtaufe ist, sehen, daß zwei Personen, schwerbeladen, wie es scheint, des Weges daher geschritten kommen. Beide sind verlegen, ob sie vorwärts gehen sollen, oder nicht. Nach einigem Bedenken ergreifen sie die Flucht. Kein Zweifel, das sind die erwarteten Pastetenmädchen. Die Studenten spornstreichs hinterher, und den Trägerinnen ihre Bürde abgenommen, (was diese sich denn auch gern gefallen lassen). Aber ach! welch' ein Donnerschlag für die Herren, als sie nun endlich bei Lichte ihren Fang näher besehen. Ein schallendes Gelächter folgt der ersten Ueberraschung. Man berathschlagt hin und her. Endlich kommt man dahin überein, das Kind auf gemeinschaftliche Kosten taufen zu lassen und zu erziehen. Daß es an Neckereien wegen ihres Appetites nach Pasteten nicht fehlen werde, war vorauszusehen. Der Findling selbst hieß nachmals allgemein: Die Jenaer Pastete. L. M.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, Anfang Februar 1831.

Die diesjährigen Wintervergnügungen wollen, obschon ihnen ziemlich viel Raum geboten ist, dennoch zu keinem recht allgemeinen Charakter kommen. Zerstückelung herrscht hier selbst im Vergnügen; wiewohl man von dem dermaligen, Alles beseelenden Communalwesen, welches allerdings die Stände und Personen einander in vieler Hinsicht näher bringt, ein innigeres gegenseitiges Anschließen verhoffte. Wahrscheinlich hat die Nichterfüllung dieses Wunsches ihren Hauptgrund in dem Mangel eines zweckmäßigen Lokals; unsere vielen, kleinen und verkrüppelten Säle, wohin man selbst die im Hotel de Pologne und im Gasthofe zur Stadt Wien rechnen muß, lassen keine eigentlichen Volksbälle zu, die sich hier gleichwohl um so besser gestalten dürften, da unser Publikum zwar ein ziemlich kaltes, lebloses ist, aber, wie nicht zu verkennen, selbst in den untergeordneten Ständen etwas auf Sitte und Anstand gibt. Die Gründung eines zu solchem Behufe geeigneten Lokals würde gewiß ein verdienstvolles Unternehmen sein und demgemäß auch allgemein unterstützt und gefördert werden. — Am meisten muß man bedauern, daß für dieses Jahr abermals die öffentlichen Maskenbälle eingehen werden, für eine Residenz ein absonderlicher Fall, ja gewissermaßen eine Schande, besonders wenn man den Ursachen nachspürt. Die Gastwirthe, welche in frühern Jahren sich zu Uebernahme der Oeconomie für die öffentlichen Maskenbälle verstanden, wurden nämlich auf alle nur ersinnliche Weise eingeschränkt und gedrückt. Man gestattete Personen, ohne alle Maske, ja selbst ohne ballmäßigen Anzug, den Eingang, nahm dadurch den Maskenbällen natürlich Bedeutung und Charakter, und

schwächte dadurch das Interesse dafür, mithin auch die Concurrenz. Demohngeachtet legte man diesen Wirthen einen unerhört hohen Pacht auf, den sie unter solchen Umständen unmöglich erschwingen konnten; kurz man that von oben herab Alles, um die Maskenbälle, und somit die einzige, allgemeine Volksbelustigung in den Grund zu bohren. Die Geselligkeit muß sich daher in die engern Kreise, in die Privatvereine zurückziehen, wo sie ihre Kunden theils mit Mannichfaltigkeit, theils mit Langeweile regalirt. Der schon seit mehrern Jahren im Hotel de Pologne bestehende Tanzverein, meist hin der Mittwochverein genannt, hat starken Zudrang an Mitgliedern wie an Gästen. Jedenfalls ist hier der Ton ein freier und anständiger zugleich. Die Künstlerwelt und der höhere Mittelstand begegnen sich hier in freundlicher Eintracht, auch herrscht hier noch am wenigsten die Sucht zu glänzen vor, und die bestimmte Tendenz, nämlich das Vergnügen des Tanzes verleiht der Gesellschaft eine Form und einen Charakter. —

(Fortsetzung folgt.)

Erlangen, Mitte Januars 1831.

Im Augenblick, da ich dieses schreibe, ist hier Jedermann auf die nahe Eröffnung unseres Landtags in München gespannt. Alle Wünsche sind dahin vereinigt, daß hier endlich auch einmal die Sache vernünftiger Liberalität über den Einfluß der Dunkelmänner siegen möge; vor Allem ist es aber ein allgemeines Verlangen, daß man endlich in Wahrheit für die gesetzliche Freiheit der Presse sorge, die bisher so oft durch willkührliches Einschreiten der Behörde gefährdet war. Nach den Resultaten, welche die Wahlen zur Kammer der Abgeordneten, wenigstens in denjenigen Theilen des Königreichs, wo eine freiere Lebensregung zu verspüren ist, gegeben haben, ist zu hoffen, daß die Versammlung diesmal sich mit würdiger Energie erklären werde. Man bedauert sehr und gewiß mit Recht, daß Benzel-Sternau wahrscheinlich keinen Sitz in der Kammer finden werde: er hat selbst im „Baierischen Volksblatt" seine Wahl für ungültig erklärt, weil die gesetzlichen Formen dabei nicht gehörig beobachtet worden seien. Sollte damit die gute Sache einen ihrer staatskundigsten Sprecher verlieren? Das verhüte der Himmel! Möchten alle Gewählten jenes Kreises der Protestation Benzel-Sternau's beitreten, damit zu einer neuen Wahl geschritten werden müßte, durch welche die Mitwirkung des wackern Patrioten noch gewonnen werden könnte, denn es wäre wahrlich zu beklagen, wenn ein Mann, der sich mehrere Jahre zu diesem Posten vorbereitete, durch eine Handlung vom Platze gedrängt würde, die ihm die Achtung jedes Selbstständigen erwerben muß.

Das „Baierische Volksblatt", das in Würzburg herauskommt, scheint immer mehr zur Fahne zu werden, um die sich alle Sprecher vereinigen, die es frei und aufrichtig meinen. Selbst wer der politischen Tendenz dieses Blattes abhold wäre, müßte gewiß das Gute anerkennen, welches durch dasselbe bisher dadurch gewirkt wurde, daß es ohne Bemäntelung den individuellen Charakter mancher Beamten zeigte, auf Mißbräuche aufmerksam machte und dergl. Verketzern kann ein solches Blatt nur unsere Quotidienne, „das Inland", und etwa ein schamloser Lobhudler, wie manchmal in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung einer sein wüstes Wesen treibt. —

Mit Neuigkeiten von hier kann ich Ihnen wenig dienen. Neulich haben die Studenten einer Landsmannschaft die Fenster eines Wirthshauses eingeschlagen, doch ist dabei blos Bier geflossen. Da Sie gewiß gern von berühmten Männern hören, so will ich Ihnen auch ein Geschichtchen erzählen, das einen dergleichen berührt. Seit Schelling unsere Stadt verlassen, um an der Münchner Universität als großes Licht unter den kleinern zu leuchten, hatten wir kein Andenken an ihn aufzuweisen, als einen großen Stein auf dem Altstädter Berg, wo der Philosoph zu sitzen gewohnt war, wenn er, wie es scheint, an tramontanische Dinge dachte. Der Stein hätte den Dienern der Glaubensphilosophie in künftigen Zeiten als Wallfahrtsort dienen können, etwa wie der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka; leider ist er aber vor kurzem einem reichen Manne von hier, ein Stein des Anstoßes gewesen, und der hat ihn abbrechen und die Trümmer als gemeine Bausteine benutzen lassen. Nun haben wir gar nichts mehr aufzuweisen was an den großen Mann erinnerte. Einige finden das traurig und denken dabei an die menschliche Schwachheit, Andere lachen darüber und denken an das Nämliche. Manche erzählen dabei, daß Schelling unlängst, bei dem bekannten Tumult in München, eine Rede an die Studenten gehalten, wobei ihm im Drang des Augenblicks ein Wörtlein mehr über'n Hof entschlüpft sei, als er vor Jedermann zu vertreten wagte, und daß er deswegen die Rede mit Veränderungen drucken ließ. Doch was kümmern uns die Skandale der Gelehrten?

Man sagt, es existire hier eine Art Triumvirat, um einem zwar seicht, doch viel schwatzenden Theologen zum Professor praktischer Dinge zu machen, und ich weiß nicht, was man noch sonst sagt. Doch was kümmern uns die Skandale der Rationalisten? *)

Ich schließe mit einem Seufzer, womit ich alle Leute der Art der Langmuth geneigter Leser empfehle.

E.

---

*) Ich denke die der andern Partei nicht mehr.

D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 39. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 16. Februar. 1831.

Der Bramin und die Bajadere.

Vor Wischnu's Bild schwebt hoch geschürzt
Der Tänzerinnen leichter Chor;
Die Luft, von Opferduft gewürzt,
Trägt rings der Hymnen Schall empor.
Da tritt der Jüngste der Braminen
Mit Opferfrüchten zum Altar;
Allein will er dem Gotte dienen,
Und winkt der Bajaderen Schaar.

Sie ziehn, verschlungen Hand in Hand,
Aus der Pagode heil'gem Ort;
Nur Eine bleibt, den Blick gebannt
Auf ihn, und strebt vergebens fort.
Noch einmal weist er auf die Pforte,
Sie zaudert noch, sie weilt, sie steht,
Die Blicke sind nun stumme Worte,
Mit denen sie um Schonung fleht.

Und er versteht das stumme Wort;
Es faßt ihn wunderbar und stark.
Da reißt sie Kama's *) Flamme fort,
Die ihr durchraf't des Lebens Mark.
Sie wirft sich wild zu seinen Füßen,
Sie hält den Jüngling fest umstrickt:
„Mit meinem Tode laß mich büßen,
„Daß ich in's Auge Dir geblickt!"

Doch stärker als die Liebe ist
In des Braminen Brust die Pflicht;
Geschlichtet ist der innre Zwist.
„Nein, schuldvoll leben sollst Du nicht!
„Sollst nicht des Gottes Tempel schänden!"
Er wirft den weißen Trauerflor
Ihr um das Haupt mit starken Händen,
Und führt sie durch das Felsenthor.

Herbei, Braminen, eilt herbei!
„Nehmt hier dies Haupt mit Schuld bedeckt,
„Daß sie dem Gott ein Opfer sei,
„Des Tempel sie mit Schmach befleckt!"
„Der Flamme Kraft muß sie vernichten!"
So ruft die Schaar der Priester laut.

„Wohlauf, laßt uns den Holzstoß schichten,
„Das Flammenbett der Flammenbraut!"

Sie folgt dem Worte treu und still,
Das ihr zu sterben streng gebot.
Der junge Priester ruft: „Ich will
Sie selber führen in den Tod!"
Verstanden hat sie wohl die Worte,
Wie Keiner sie zu deuten weiß,
Und folgt entzückt ihm zu dem Orte,
Wo ihrer harrt der Feuerkreis.

Die Sonne steigt in goldner Pracht
Stolz aus des Ganges heil'gem Fluß,
Und weiht zu Jama's kurzer Nacht
Die Jungfrau durch den Weihekuß.
Man sieht den Priester ihr zur Seiten,
Man hört der Hörner dumpfen Klang.
Wie sie so freudig vorwärts schreiten,
Als strebt zum Brautbett hin ihr Gang!

Sie sind am Ziel. Der Jüngling trägt
Die Jungfrau auf den Feuerthron
Und tritt zurück; die Flamme schlägt
Um sie die glüh'nden Arme schon.
„Ja, ruft er aus, die Glut ist heilig!
Und unsre war, wie diese, rein;
Dein Hochzeitflammenlager theil' ich!"
Und stürzt sich in die Glut hinein.

Moritz Rott und Ludwig Storch.

*) Kama, der Gott der Liebe; Jama, der Gott des Todes.

Virginia Accoramboni.
(Fortsetzung.)

Virginia war noch nicht zu Bette gegangen, sondern hatte, zum Zubettgehen angezogen, blos in ihren reizenden weißen Nachtkleidern am Tische gesessen und — wie andere Witwen, die durch ihre Männer reich geworden sind — selbst mit einigem Lächeln die großen Summen und Güter überzählt, die ihr in den Papieren, sonderbar wie Palastsaamen, Landgütersaamen, schöner Kleidersaamen Schmuck, und Juwelensaamen gleichsam in der Kapsel verschlossen, vor ihr lagen. Sie

hatte das Vermögen für ihre Tochter Eleonore bei Seite gelegt, der sie es in diesen Tagen nach Rom mitnehmen wollen; auch das Vermögen für ihren Sohn Virginio, den Luigi Ursini aus Mangel eigener Kinder und Erben aus Noth: zum Notherben seiner Titel und Reichthümer angenommen, und der schon im Palast Barbarigo bei ihm als Sohn wohnte. Sie war eingeschlafen gewesen, der Sturm hatte sie aufgeweckt, Furcht hatte sie überfallen; und wer fürchtet, der glaubt an das, was er fürchtet, sonst fürchtete er nicht; und sie mit ihrem bangen schweren Herzen hielt jetzt Alles für möglich, und jede Erscheinung hätte ihr nur ein von ihr draußen gesehener Traum bedünkt, ein Abdruck oder Ausdruck und eine lebendige Aufführung der Bilder, die klein und still hinter ihrer Stirn wohnten! — Jetzt starrte sie in die geöffnete Thür, und glaubte, sie träume noch, als .... mattbeleuchtet von dem Kerzenscheine im Zimmer ... ihr Bräutigam Francesco Peretti, still wie ein Geist, als Geist in der Thür stand. Es stürmte, wie ein Sturm aus der Erde oder aus der Hölle in ihre Brust herauf, beklomm ihr den Athem und setzte sich fest in der Brust. Sie blieb sitzen, ohne die Augen von dem schrecklichen Geliebten wenden zu können. Da that er einen Schritt auf sie zu ... sie hörte ihn nicht ... er kam näher, er trat ihr gegenüber und blieb jenseits des Tisches stehen, und ihre Augen waren seiner Gestalt wie Sonnenblumen der Sonne gefolgt. Das rothe Kleid war sein Bräutigamskleid; der schwarze Mantel sein Mantel ... die goldene Kette mit ihrem Bilde funkelte unaussprechlich jetzt hier in der Nacht, nach alle den Geschicken — und sie glaubte in jener bei Menschen berühmten andern Welt zu sein, auf welche Alle — Alle trösten, in die sie aber zu wandeln gefürchtet — und jetzt funkelte die Kette, und das Bild ihrer reinen, noch engelreinen Mädchengestalt schimmerte jetzt herüber, in ihr Auge, das schon so viel geweint! Es fehlte kein Zug am Gesicht ihres Peretti! Selber seine Blässe war ein Zeuge mehr für sie: Er sei es. Denn um seinen Hals lief, in der Stärke eines wollenen Fadens, ein blutrother Streif, und hin und her war ein Blutstropfen daraus hervorgequollen, ja der eine derselben war herunter gelaufen bis in die Brust, die das Wams bedeckte, in welchem zwei kleine runde Löcher von den zwei Kugeln deutlich sichtbar offen klafften. Die Gestalt seufzte schwer, die Brust hob sich. Die Hand griff an den Hals und umspannte ihn mit den Fingern, wie um ihm Luft zu verschaffen; und mit leiser heiserer Stimme sprach sie dann mit gesenktem Haupte, während die niederhängenden Strausfedern vom Baret das Gesicht verschatteten: Virginia! Meine Virginia, was leide ich um Dich! Ich sank aus dem Leben, dem falschen Boden, den Neid und Rache mir untergraben; aber ich durfte hoffen, daß Du dereinst doch wieder zu mir kämst, wenn Du rein von Schuld hinabkamst in das stille Reich, wohin alle Guten sich sammeln. Ach, da hörte ich über unsrer Behausung einen Sturz in das Wasser — und Ursini's Geist kam herab, und wir umringten den Gekommenen, und er klagte Dich an als seinen Mörder ....

Virginia sprang auf und wollte ihren Bruder Felice zu Hülfe rufen, der im Nebenzimmer wohnte; aber die Kehle war ihr zugeschnürt, und sie wußte nicht, ob ein Laut daraus hervorgedrungen sei oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Xenien von G. v. Deuern.

Der tragische Schauspieler.

O weh! o weh! Mit mir ist's aus,
Ich Armer kann nicht singen;
Im Trauerspiel ist leer das Haus.
Soll ich als Jocko springen?
Als falsche Prima Donna gar
Entsetzlich fistuliren?
Die Kunst geht stets nach Brod, 's ist wahr,
Man muß es wohl probiren.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Rein aus dem Leben gegriffen.

Bei den vor Kurzem auch in W..... als Nachahmung der in mehrern deutschen Städten vorgekommenen Unruhen, sich gezeigten bedrohlichen Gesinnungen, kam in einer aus dem mittlern Bürgerstande bestehenden Gesellschaft die Rede auf den Umstand, was wohl bei einem entstehenden Auflaufe vorzunehmen sei? — ob man eine Bürgergarde jetzt gleich errichten oder den Auflauf im kürzesten Wege durch das Militär dämpfen lassen wolle? Verschiedene Vorschläge pro et contra ließen sich vernehmen; keiner gab ein entscheidendes Resultat. Da nahm ein alter Sergeant, der seines biedern, geraden Benehmens halber, verbunden mit gesundem Menschenverstand und kernhaftem Mutterwitze, überall beliebt ist, das Wort und sagte: „Ich weiß ein Mittel, einen hier vorkommenden Tumult schnell zu beseitigen." — „„Und das wäre?"" fragten eine Menge Stimmen. — „Wir brauchen weder Bürgergarden noch Militär dazu, — entgegnete er, — wenn der Auflauf auf dem Markte oder sonst auf einem größern Platze der Stadt vorfallen sollte, so dürfte der Stadtrath blos den Feuerwerker N. N. zur Subscription oder Pränumeration auf ein zu gebendes Feuerwerk oder sonst Jemanden, vielleicht einen Seiltänzer wegen gezeigter Kunststücke, mit dem Geldeinsammlungs-Teller in dem Haufen herumgehen lassen und ganz gewiß — darauf kenne ich das hiesige Volk, — wäre in einer Viertelstunde Alles aus einander und nach Hause gegangen! — Vor dem Geldgeben haben wir hier aus guten Gründen allesamt mehr Manschetten, als vor Flintenkugeln!" — —

X. X.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

Von Dr. Woldemar Seyffarth.

(Fortsetzung.)

Allerdings mußte ich mir es gefallen lassen, daß meine Dame mich erst mit ihren großen, blauen Augen etwas verwundert ansah und dann, als ich ihr die dringende Nothwendigkeit meiner verwegenen Antwort gesagt hatte, mich dem bald erreichten Onkel lächelnd als Cousin vorstellte. Onkelchen nahm auch seinem deutschen Flaschengenossen die bewiesene Keckheit so wenig übel, daß er mich von nun an seinen Neffen nannte und, um jede Unannehmlichkeit zu entfernen, sich erbot, die Sache durch seinen Wirth abthun zu lassen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß dieser Wirth auch der meinige war. Mit wenigen Worten stellte er mich gegen die weitern Nachforschungen des unbequemen Fragers sicher, und wie nicht sehr oft im Leben, brachte mir meine Spitzbüberei dießmal noch den schönen Gewinn einer — schönen Cousine.

Das Balllokale stand mit der Größe der Eintrittskarte in richtigem Verhältnisse. Durch eine Menge höchst eleganter Zimmer kamen wir in den Saal und aus diesem, — das Ganze war zu ebener Erde —, in einen zwar nicht sehr großen, aber wunderniedlich mit bunten Lampen erleuchteten Garten. Die sehr braven Musikchöre von drei in Mailand garnisonirenden Regimentern hatten sich hier in zwei Abtheilungen geschieden und wechselten in ihren Vorträgen, bis die eine Hälfte in den Saal ging, mit ihren Tönen Tänzer und Tänzerinnen aus dem Garten rief und der andern Hälfte für die Dauer jedes Tanzes Schweigen gebot. So wie aber die Musik des Tanzes schwieg, ertönte die Garten-Musik, und Viele, die sich heiß getanzt, suchten dann im Garten die Kühlung, die im Saale nicht zu finden war. Die Eröffnung des Balles geschah, wie jetzt meist auch in Deutschland, mit einem halbraschen Walzer.

Unser Jahrhundert, das in raschen Schritten vorwärts springt, hat die langsamen Gehtänze, die sonst so beliebten Polonaisen, in die Rumpelkammer des vergangenen geworfen; wo das jetzige Jahrhundert den Ball eröffnet, eröffnet es ihn mit einem — Walzer. Niemand will ja mehr durch's Leben gehen; Jeder will durch's Leben walzen. Darum kommen jetzt so Viele rascher durch's Leben zum — Ende! Dem ersten Walzer folgte ein zweiter; dann ordneten sich die Paare zu Françaisen und Contretänzen. Meines Bedünkens sollten Italiener und Franzosen das Walzen den Deutschen überlassen und bei ihren Contretänzen bleiben. Es bedurfte nur eines flüchtigen Blickes auf die walzenden Paare, um den Deutschen oder die Deutsche zu erkennen. Wie in Frankreich, so kam es mir auch in Mailand vor, als verstände nur der Deutsche sich zu drehen.

Obgleich nach dem Ende jedes Tanzes der Saal ziemlich leer und Nichts unterlassen wurde, ihn auszukühlen: so zogen doch Viele schon nach den ersten Tänzen den Aufenthalt im Garten vor. Mein neuer Onkel nebst seiner nicht mehr tanzenden Frau gehörte auch in diese Zahl, und Nichtchen war entweder zu wenig Freundin des Tanzes, oder zu voll von aufmerksamer Rücksicht für die Wünsche des alten Herrn, um nur durch ein Wort einen entgegengesetzten Wunsch zu verrathen. Ich schloß mich dem Kleeblatte mit Vergnügen an. Unser gefälliger Wirth hatte in die Nähe eines kühlenden Springbrunnens Tisch und Stühle und Erfrischungen bringen lassen, und wahrhaftig, es konnte kein Zweifel sein, daß es hier unter dem grünen Laubdache der Bäume, in dem sanften Lichte bunter Lampen, unter dem hellen Sternenzelte, bei den schwellenden Tönen der Musik und bei freundlichem Gespräche sich anmuthiger saß, als es dort im heißen Saale sich tanzte. Auch schienen wir Alle damit so einverstanden, daß Keiner den Gedanken eines Wechsels äußerte, und dieß vielleicht um so weniger, da jeder beendigte Tanz uns bald diesen, bald jenen Wechsel, und in ihm unserer Unterhaltung neuen Stoff brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, Januar 1831.

(Beschluß.)

Einer regen Theilnahme erfreut sich der Berliner Stadt- und Landbote, herausgegeben von James Schumann; der Stadt- und Landbote wird vorzüglich stark in den Provinzen gelesen, da er als schöne Zugabe jedesmal einen Steindruck bringt, irgend einen Gegenstand aus dem prächtigen Berlin oder seiner Umgegend darstellend. Sein Herausgeber wird, wie wir vernommen, mit mehreren Andern im Verein, ein neues belletristisches Blatt: Der Berliner Merkur, Zeitschrift für heitere und ernste Unterhaltung vom ersten April d. J. an, erscheinen lassen.

Die Konzerte, mit denen wir in letzter Zeit wahrhaft bestürmt worden sind, scheinen jetzt etwas abgenommen zu haben. Außer dem des wackern Tenoristen Herrn Breiting, in welchem Mad. Schröder-Devrient sang, gaben noch die Gebrüder Ganz ein Konzert, in welchem ebenfalls Mad. Schröder-Devrient sang, und zwar Variationen über ein schweizer Thema eigends von Pixis für sie komponirt. Das „eigends für eine Sängerin" Komponiren ist auch eine von den Modethorheiten der jetzigen Zeit. Auch im Elysium hatte Herr Wolff zur Einweihung des „Festlokals" ein

Konzert arrangirt, welches sehr besucht war. Herr Belcke, Virtuos auf der Posaune, hat auf den 17. künftigen Monats gleichfalls ein Konzert angekündigt; nun das wissen wir ziemlich lange im Voraus.

Noch befindet sich eine Zwergin, Theophila Lewandowska, hier und läßt sich für Geld sehen. Ebenso zwei Schülerinnen berühmter indischer Jongleure, Josephine und Louise Schulz; die Mädchen können sehr geschickt balanciren und verschiedene andre Künste. Eine von ihnen ist von nicht unangenehmem Aeußern. — Wenn ich noch einer Wahrsagerin, die den Leuten sagt, wie alt sie sind, ob, wann und wo sie geboren ꝛc. — eines Wachsfigurencabinets nebst wildem Mann, so wie eines großen Ochsen — der zum Besten der Armen gezeigt wird — erwähne, so glaube ich alles Bemerkenswerthe angegeben zu haben.

Die unlängst erschienenen Nachträge zu Heine's Reisebildern sind sogleich confiscirt worden, werden aber deswegen gewiß nicht weniger gelesen werden. Des „wackern Kämpfers" politische Ansichten mögen freilich in Vieler Augen ein Gräul sein. Der bekannte Schriftsteller Braun von Braunthal bekleidet jetzt an der Königstädterbühne die Stelle eines Theatersecretairs. Sowohl die Souffleure dieses Theaters, als auch der des königlichen Herr Wolff haben nach eingeführtem Gebrauche Repertoires erscheinen lassen, in denen es zum Heile der Nachwelt aufbewahrt ist, was für Stücke man im Laufe des vergangenen Jahres gegeben hat, wie viel Schauspieler vorhanden sind, und wo dieselben wohnen, welches vorzüglich hinsichtlich des generis feminini nicht uninteressant und ohne Nutzen ist.

Die Berliner Lieblingstänze, als der Desbrazions- und Besänftigungswalzer ꝛc., haben immer noch nicht aufgehört beliebt zu sein. Jetzt sind wieder zwei neue Galoppaden erschienen unter dem Titel „Woll'n wir mal Enen riskiren?" Ist das nicht edel, naiv, rührend und schön? und muß das nicht „beliebt" sein?

Der Nordbeutsche Courier, welcher nicht selten einen giftigen Pfeil nach uns Berlinern schleudert, spricht in No. 50 lebhaft seinen Dank gegen den „altadelichen" Regisseur Baron von Lichtenstein aus, wegen seiner Verarbeitung des Rossinischen Wilhelm Tell zum Sandwirth Hofer. Auch erfahren wir daselbst, daß Wilhelm Tell, Egmont, die Stumme von Portici zu geben untersagt sind. Warum? — wir wissen keine Antwort, noch weniger einen Grund, am wenigsten einen vernünftigen Grund anzugeben.

Drei Berliner Zeitungen erzählen das Ungeheure, daß zwei Deserteurs im Großherzogthum Posen von ihren Vätern zum Regiment zurückgebracht worden sind. Man sollte noch einen besondern Abdruck davon veranstalten und zum Beweise der patriotischen Gesinnung gratis vertheilen. — Auch im rühmlichsten Eifer kann man sehr lächerlich werden. — Das Nordlicht haben wir gesehen. „Das bedeutet Krieg!" sagen die Leute, und die Leute haben Recht. —

Dresdner Allerlei.

„Freiheit!" ist jetzt das Losungswort. Darum hat sich auch unsre Elbe aus den Schranken losgerungen, in die der Winter sie einzwängte. Am 12 Febr. begann nämlich der Eisgang, der diesmal ein sehr ruhiger war. Die Wogen erhoben sich nur wenig über ihren gewöhnlichen Standpunkt, aber sie zeigten doch, daß sie sich erheben konnten und die Eisschollen machten über Hals und Kopf, daß sie zur Stadt hinauskamen. „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka?" — Die hiesigen Holzhändler, die eine Revolution der Elbe, wie im vorigen Jahre, vermutheten, haben ihr Holz in der Angst, daß die Fluthen es ohne Bezahlung nehmen würden, zu wohlfeilen Preisen ausgeboten, und verkauft. Gut für die Käufer! —

Die Communalgarde ist noch immer im Werden begriffen, d. h. die Organisation ist noch immer nicht vollendet. Die Stadtwehr thut trotz Kälte und Nässe munter ihren Dienst fort und geregelter als früher, was die Uniform betrifft, sonst ist sie sich in ihrem rühmlichen Eifer gleich geblieben. An Vergnügungen lassen die Herren es auch nicht fehlen. Diners, Soupers und Bälle erstarken die auf der Wacht ermüdeten Glieder. Der am 12. Febr. im Hotel de Pologne von der 1. Compagnie veranstaltete Ball war elegant, charmant und amüsant. Die ganze Errichtung der Communalgarden hat überhaupt ein reges Leben in allen Klassen erweckt, das man früher hier sehr vermißte.

Die Furcht, daß die unruhigen Zeitverhältnisse nachtheilig auf die Winterlustbarkeiten wirken würden, hat sich grundlos gezeigt. Besonders hegten die Tanzlustigen für die Bälle Besorgniß, ohne daß sich diese Besorgniß bestätigt. Das adliche Casino, das anfangs die Zahl seiner Bälle auf sieben festgesetzt hatte, giebt noch zwei als Zugabe, da die zahlreichen Unterschriften die Kasse in brillante Umstände gesetzt haben. — Die Bälle der Harmonie gehören nach den oben erwähnten zu den glänzendsten, wozu auch das neue, brillante Lokal viel beiträgt. — Der Kaufmanns-Verein hat die Zahl seiner Bälle auf vier beschränkt, indeß der Mittwoch-Verein bei seiner gewöhnlichen Zahl oder Unzahl geblieben ist. Hierzu noch die Hofbälle, die der Gesandten und die Masse der übrigen Tanzthees, dies giebt eine Summe, die Müttern und Vätern der tanzwüthigen Jugend die Haare zu Berge treibt und den Aerzten, in Aussicht auf eine gute Erndte, ein zufriedenes Schmunzeln entlockt.

In der katholischen Kirche wird die Finsterniß immer größer. Die Broschüre, die gegen den Kostenaufwand, den der hiesige Gottesdienst verursacht, zu Felde zog, hat es bewirkt, daß die Zahl der Lichte auf dem Hoch-Altar vermindert wurde. Mit dem Räucherpulver geht man aber nicht so sparsam um, und so herrscht jetzt in der seligmachenden eine Finsterniß und ein Qualm, daß man eigentlich nicht mehr weiß, woran man ist. — Die 127 katholischen Reformatoren hieselbst wollen zwar ein neues Licht, ein helles, klares anzünden, aber wird es gelingen? — Vorwärts! — Der freisinnige Pater Kirpal, ausgezeichnet durch seine aufgeklärten Kanzelreden, ist plötzlich nach Hubertusburg versetzt. Wieder ein Licht weniger.

Der neu erschienene „Janus" von H. Meynert erfreut sich hier vieler Theilnahme, da er besonders, was bis jetzt gefehlt hat, eine unpartheiische, gründliche Beurtheilung des hiesigen Theaters liefert. Unangenehm ist es, daß das neue Blatt in dem sonst so vollständigen Arnoldschen Kabinette fehlt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 40. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 17. Februar. 1831.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

„Ein Mord ist schrecklich!" fuhr die Gestalt seufzend fort. „Denn Alles soll leben seinen Augenblick; dazu wird es hernieder gesandt vom Himmel, und darum: um zu bewähren, daß es auf Erden unter Staub und Verwesung und unter Schatten nicht vergesse seines himmlischen Ursprungs, und um zu wissen: daß man sich auch an Staub und Schatten versündigen könne — denn in dem Staube wohnen himmlische Geister, und die Schatten drunten sind der Abglanz von den Gestalten droben! Sie sind Spiegelbilder wie in einem See gespiegelt, von den sich niederneigenden Wesen; und wer einen Stein in den See wirft . . . oder einen Menschen, der zerstört das Bild. Schon das trennte uns auf ewig! Aber der Mord eines Unschuldigen ist schrecklicher! Und da Paganelli mich aus dem Hochzeitbette gestoßen — so war Dein Ursini unschuldig! Und Du bist zweimal schuldig, und meine Seele ist zweimal unselig!" —

Höllengeist, oder Erdenteufel, Du lügst! stammelte Virginia hervor.

„Du strafst einen Geist Lügen? . . . Deinen Francesco . . . . Lügen! Alle seligen Geister reden die Wahrheit! Und Lüge mordet die Geister!" — warf er ihr zitternd vor. Er bebte, schwankte, und sank allmälig rückwärts um und war wie verschwunden. Virginia wollte zu der offenen Thür hinaus stürzen nach ihren Leuten . . . . da kam schon in seinem langen weißen Nachtkleide ihr Ursini aus dem Dunkel der Thür, wie ein Auferstandener lächelnd, und auch wie jetzt noch im Schlafe wandelnd; denn seine Augen waren geschlossen und seine Schritte langsam und enggemessen, wie die eines Vorsichtigen oder Blinden. Nichts fehlte an seiner Gestalt, wie sie ihn zum letzten Mal gesehen; selbst die Wunde auf seiner ausgestreckten Hand nicht, die er sich an den Steinen gestoßen, als sie ihn damals hinter dem Felsen kauernd und im Fieber vor Frost mit den Zähnen klappend wiedergefunden. Aber er hatte etwas mehr . . . das ihre Seele mit Schauder sah . . . . Seegras hing in seinem Haar, und hin und her an seinem Kleide ein Olivenblatt, wie sie vom Winde abgeweht in dem See umhertrieben.

„Ach! Wo finde ich meine Virginia?" sprach die Gestalt aus ihrem Traume. „Ihr Gestöhn um mich bewegte den kleinen Hammer in meinen Ohren, und der Kopf summt mir und hallt wie von Donner! Seufzer sind Blitze der Seelen, Kinder der Geister, die wie weinende Engel heraufsteigen zu dem — den wir nicht nennen dürfen, weil wir ihn nicht nennen können — und die niederfallen als Thränen auf sein Kleid, und Er hört und erhört, was die stummen Boten flehen. — Virginia! Wo bist Du nun? Denn ich bin heraufgesandt zu Dir, daß ich Dir sage: Thue Buße! Gieb Alles, was ich hatte und was Du nun hast, den Armen, daß sie wieder froh herauf seufzen voll Dank gegen Dich, und daß die Seufzer der Armen auf seinem Gewande blühen als Blumen, die ihm duften, und Deine That an mir armen unschuldigen Thoren überduften . . . denn deine That stinkt zum Himmel!" —

„Du sprichst die Wahrheit! Und Wahrheit erweckt die Geister! Geister leben blos von Wahrheit, die ist ihre Speise;" sprach die Gestalt Peretti's, die sich wieder erhoben hatte und vor Ursini stand; Virginia wußte nicht, wie es geschehen. Und ihr Peretti faßte mit seiner Hand wie ein Freund die ausgestreckte Hand Ursini's, und Ursini zog ihn an seine Brust und sprach: „Du weißt, Paganelli ist Dein Mörder! . . . Aber wo bin ich? Wo sind wir, Peretti? Wandelt man auch im Himmel im Schlafe und im Traume? — Mir ist, als sollt' ich erwachen!" —

„Armer Freund," sprach Peretti, „die Menschen sind ja Träume, die Jemand droben träumt — wer weiß, wer jetzt uns träumt, und meint, daß wir auf Erden sind — — — und wir sind auf Erden! und

hier ist Virginia!" — Aber ... mache ein Ende, Ursini, sprach Peretti jetzt auffallend wie mit Paganelli's Stimme. Ich vergehe! Ich halt' es nicht länger aus! . . „Die Geisterstunde ist bald vorüber!" setzte er wieder mit der vorigen leiser heisern Stimme hinzu, „und mein Kopf muß wieder in die Erde!"

Ursini's Gestalt stand eine Weile still, horchte, als wenn sie alles Andre vergessen hätte, zuletzt sogar das Horchen, und schlich wie ein Gespenst wieder der Thüre zu. Virginia eilte ihm nach, denn Schreck hatte den Schreck betäubt und besiegt; Gedanken durchblitzten sie — denn wenn das keine Lüge war, was sie gehört hatte, so ahndete sie ein grauses Spiel. Sie erreichte, sie faßte die schleichende Gestalt, sie hielt sie mit den kraftlosen Armen fest, wie sie meinte, aber die Gestalt umwand sie fest und drückte sie an ihr Herz. — Da kam der alte Accoramboni, ihr Vater, mit seinem Silberhaar, seinem weißen vollen Bart, der ihm bis auf die Brust ging, und seinem strengen Gesicht und der hohen glänzenden Stirn, in einer Hand die Wage, in der andern das Schwert der Gerechtigkeit.

Schon das Gleichbild des Vaters zu sehn hatte Virginia erschüttert. Als ihr aber der eigene Vater — wie sie von der Erscheinung entsetzt mit gesträubtem Haare glaubte — als er ihr, wie sie fühlte, das Schwert in die Brust stieß, das kein Luftgebild war, und als ihr Blut floß, das kein Traum, sondern ihr Leben war — da schrie sie durchdringend: Hülfe! Mörder! Geister! Meine Männer! Mein Vater! — Hülfe, mein Bruder! Sie besann sich. Ihr Vater war das nicht, der selbst sie so bestrafte für ihre That, deren größte Schuld — ein Irrthum war, ein menschlicher, wenn auch unmenschlicher Fehlgriff. War das ihr Vater nicht, so war es kein Geist! So waren es Alle keine Geister.

(Fortsetzung folgt.)

Falk und Rudbrecht.

(Beschluß.)

Mit großen Schritten eilte jetzt das Weib aus den Schranken, und scheu wich vor ihr das Volk, so sich an den Eingang der Schranken gedrängt hatte, um der Kleider Pracht, die das Auge von fern unwiderstehlich anzog, etwas näher zu betrachten. Erschrocken aber und bestürzt gingen die edlen Frauen nach der Burg, und erst spät am Abende vermochte der frohe Schall das Angedenken an des wilden Weibes Wort ganz zu beseitigen. Die beiden Brüder aber hatten nichts davon erfahren.

Als sich Abends Alles in frohem Tanze bewegte, da meinte Rudbrecht, jetzt könne er unbemerkt erfahren, was er zu hoffen oder zu fürchten habe. Er trat daher den Burgherrn an, und ward um das Fräulein. An die Jungfrau selbst wagte er sich nicht, denn er wußte, daß seine Gestalt nicht für ihn spräche. Aber auch von dem Vater erhielt er nicht erwünschten Bescheid, vielmehr nahm ihm auch der Freiherr schier alle Hoffnung, indem er sagte, nie werde er seiner Tochter einen Gatten aufnöthigen, zumal einen, der mit seinem eignen Bruder nicht einmal in Eintracht zu leben wisse. — Könne er jedoch seiner Tochter Herz gewinnen, so wolle er sehen, was dann zu thun sei.

Tiefer Groll erwachte hinauf in Rudbrechts Herzen gegen den Freiherrn, doch er barg ihn; fest aber gelobte er sich, Rache zu nehmen dereinst, wie und wo er könne. Höfisch nahm er jetzt bei'm Freiherrn Urlaub, und bat ihn nochmals, seines Wunsches freundlich zu gedenken; und ruhig, gleich als wäre nichts vorgefallen, wartete er das Fest ab, so daß er seinen Sinn auf keine Weise verrieth.

Falkh hingegen schlug einen ganz andern Weg ein; er glaubte schon die Jungfrau selbst angehen zu dürfen, und wähnte sie durch seine Schönheit und durch sein anmuthiges Wesen leicht zu gewinnen. Und hätte er nur des Fräuleins Herz, mit dem Freiherrn würde er schon fertig werden. Seinem Plane gemäß hatte er sich den ganzen Abend hindurch wirklich so höfisch und fein gezeigt, daß man hätte meinen sollen, er sei eben erst vom zierlichen Hofe des Königs in Frankreich heimgekehrt. Als ihr Schatten folgte er dem Fräulein, und diente ihr zumeist vor allen Frauen den ganzen Abend hindurch, bis er endlich Gelegenheit fand, ihr in der Tiefe eines Fensters von Andern unbemerkt seine Wünsche kund zu thun.

Die Jungfrau aber erröthete, und entzog ihm schnell ihre Hand, die er, gleichsam wie im Eifer des Gespräches, gefaßt hatte. An den Freiherrn, ihren Vater wieß sie den Werber; diesem nur, meinte sie, stünde es zu, über ihre Hand zu verfügen, und so rasch als sie konnte, kehrte sie in den Kreis ihrer Gespielinnen zurück. Da fielen ihr plötzlich des böhmischen Weibes Warnungsworte wieder ein, und auf's Neue dadurch beunruhigt, bemühte sie sich fortan mit größter Sorgfalt, jedem der Brüder überall auszuweichen. Aber Falkh glaubte seines Glückes gewiß zu sein, und er ging sogleich hin, den Freiherrn davon zu benachrichtigen, und um seine Einwilligung zu bitten. Schon hörte er sich im Geiste vor allen Anwesenden als des Freiherrn Tochtermann begrüßen, und er freute sich schon im Voraus, wie er seines Bruders Ingrimm darüber würde belächeln können. Bald fand er den Freiherrn auch, und schickliche Gelegenheit zur Zwiesprache. Freundlichst that er ihm kund, wie er vom Fräulein, seiner Tochter selbst geheißen ward, um ihre Hand bei ihm, dem Vater, anzuhalten, und er, setzte er hinzu, hege das Vertrauen, daß der edle Freiherr an ihm als Eidam nichts auszusetzen haben würde. „Erstaunt blickte ihn der Freiherr an, und maß ihn stolz mit den Augen; dann sagte er nach kurzem Bedenken, daß er ihm morgen Bescheid geben wolle;" und dabei blieb es denn, so sehr Ritter Falkh auch um augenblicklichen Bescheid bat. Beleidigt durch den vermeinten Eigensinn des Freiherrn, trat er

endlich zurück, und verließ darauf verdrüßlich alsbald die Gesellschaft.

Aber auch auf dem Lager fand er keine Ruhe. Bald rieth ihm sein gekränkter Stolz, die Burg alsbald zu verlassen, bald verlangte seine Liebe wieder, daß er den Bescheid erwarte; und sie ward unterstützt durch den Glauben, daß dieser Bescheid ja doch jedenfalls zu seinen Gunsten ausfallen müsse, da er des Herzens des Fräuleins gewiß sei. So kam ihm mit jeder neuen Stunde ein neuer Entschluß, und erst gegen Morgen schlief er abgemattet ein, ohne einen festen Endschluß gewonnen zu haben. Als er erwachte, war es schon hoch am Tage, und nun glaubte er, daß sein Schicksal selbst gewollt habe, daß er bleibe.

Aber dennoch unruhig, wiewohl mit nicht geringerer Hoffnung, ging er alsbald nach den Zimmern des Freiherrn. Eben hatte dieser seiner Tochter Gemach verlassen, als Falkh bei ihm eintrat, um seinen Bescheid zu vernehmen, wie ihm geheißen worden war.

Ernst sagte ihm der Freiherr, wie seine Tochter ihm gestanden habe, daß sie ihn nicht liebe, und so könne auch er ihm die Jungfrau nicht zugestehen, es wäre denn, setzte er spöttisch hinzu, er gewänne seinen Bruder, daß dieser selbst für ihn um das Fräulein werbe. So lange sie jedoch als Brüder in solcher Feindschaft und Gehässigkeit beharreten, wolle er nichts von Sippschaft mit ihnen hören. Bis dahin solle er sich aller Hoffnung entschlagen.

Ohne ein Wort nur zu entgegnen, stürzte Falkh hinweg, schwang sich auf sein Roß, und jagte hin nach seiner Burg. Erst hier ward er seiner Wuth in etwas Meister, aber tiefer Groll vereinte sich jetzt mit ihr. Rache wollte er nehmen an dem stolzen Freiherrn, zuvor aber an seinem Bruder: der allein war ja Schuld an seiner Verschmähung; denn hätte ihm dieser hier nicht abermals im Wege gestanden, er würde sicher seinen Zweck erreicht haben. Daher sollte seine Rache auch diesen zuerst treffen.

Einen Absagebrief sandte er ihm alsbald zu, und heischte ihn her zum Kampfe um Leib und Leben; denn nur einer von ihnen solle die Sonne wieder aufgehen sehen. Hohnlachend aber hatte Rudbrecht seine Zukunft verheißen. Bevor jedoch Rudbrecht auszog, rief er Neithart, seiner Knechte einen, zu sich, und befahl ihm, hinzugehen, während sie kämpften, und seines Bruders Burg in Brand zu stecken.

Zur Zeit, wo man die Vesper zu singen pflegt, zog Rudbrecht aus zum Entscheidungskampfe, und Neithart ging, als Wallbruder vermummt, seinen Auftrag auszurichten. Schwere Wolken sollen damals den Himmel rings umhüllt und glühende Blitze hie und da den düstern Schleier zerrissen haben. Fernhin, sagt man, rollte dumpfer Donner, vermengt mit beängstigender Stille. Banges Gevögel zog dem finstern Forste zu, und traurige Unken ließen von Zeit zu Zeit ihren Grabruf erschallen.

Schwarz vom Wirbel bis zur Zehe gerüstet erschienen beide Brüder, und schwarze Riemen hielten ihre Waffen, Schwert und Dolch, wie dies bei solchen Kämpfen Sitte war. Heiß entbrannte der Kampf, weit umher trieben einander die Fechtenden; immer näher aber und näher heran zog das Ungewitter. Blitz, erzählt man, folgte auf Blitz, und Schlag auf Schlag, von den Fechtenden jedoch in des Kampfes Gluth unbeachtet. Schon hatten die Ritter manchen Theil ihrer Rüstung durch grimmige Schläge und Stöße verloren, schon wurden ihre Panzerringe roth vom Blute, als Falkh plötzlich seine Burg in vollen Flammen sah. Vor Schreck ließ er den aufgehobenen Arm sinken, doch ein grimmiger Streich von Rudbrechts Schwerte gab ihm alsbald sein volles Bewußtsein wieder, und er vergalt sofort mit gleichem Lohne. Indem aber Rudbrecht sein Haupt wandte, daß er dem Streiche ausweiche, sah er auch seine Burg vom Blitze getroffen in heller Gluth auflodern. Da rafften Beide noch einmal ihren ganzen Zorn zusammen, und sanken von einander erschlagen todt zu Boden.

Die Knechte aber, so von beiden Seiten dem Mordkampfe zugesehen, das Gottesurtheil aber nicht zu stören gewagt hatten, befiel plötzliche Furcht und tiefes Grauen. Ihre Schwerter zerbrachen sie, oder warfen sie weit hinweg, Niemand aber wagte den im Brudermorde Gefallenen zu nahen. Einzeln flohen die Geschreckten dahin und dorthin, und manche von ihnen suchten in strengen Klöstern durch schwere Büßungen ihre Ruhe wieder zu finden. Unbegraben blieben die Gefallenen, denn der Mordgrund ward geflohen von Jedermann, und erst lange nachher bedeckte man die Gebeine mit Erde und Steinen, die nach und nach zum großen Hügel wurden, ein warnendes Denkmal für alle Zeiten.

Ludmar Egginwald.

Neue Xenien von G. v. Deuern.

(Fortsetzung.)

Der Schneider.

Ich bin fürwahr der größte Held
Mit Fingerring und Scheere.
Was würde wohl aus dieser Welt,
Sagt selbst, wenn ich nicht wäre?
Den Damen schaff' ich Brust und St.,
Den Herren volle Waden;
Dem Auge mach' ich zwar was weiß,
Allein was kann das schaden?

Der Schuster.

Da Alles läuft, da Alles hetzt,
Sich schlägt durch das Gedränge,
Mach' ich mit Fleiß die Schuhe jetzt
Bisweilen etwas enge.
Denn Jeden drücket nun der Schuh,
So gönnt man sich doch etwas Ruh.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, Anfang Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Die Harmonie-Gesellschaft, welche ein eigenes Gebäude angekauft und darin den schönsten und glänzendsten Saal angelegt hat, den Dresden besitzt, nimmt unter den hiesigen bürgerlichen Vereinen insofern die erste Stufe ein, daß sie mehr für ästhetische und bildende Kunstgenüsse, als für blos sinnliche Vergnügungen Sorge trägt, und musikalische, deklamatorische und andere Abendunterhaltungen mit einander abwechseln läßt, obschon auch bei ihr der Tanz eine namhafte Rolle spielt. — Eine dritte Gesellschaft, welche sich die Conversation nennt, wird, wie ich höre, mit diesem Winter eingehen. Dieselbe hat sich in neuerer Zeit so zu ihrem Nachtheile umgeformt, daß nicht mehr viel an ihr verloren geht. Sie ist das eigentliche Bild des höhern Dresdner Philistrismus. Bürgerliche Vornehmthuerei, eine recht possirliche Sucht, Pomp mit Wohlfeilheit zu verbinden, vor Allem aber ein Reigen geschraubter, stutzerhafter und süßlich-flachköpfiger Jüngelchen, welche hier hochtrabend das Wort führen, machen diesen Verein jetzt langweilig und interessant zugleich. Die dortige Damenwelt vereinigt, wie die allgemeine Weltgeschichte, alle Menschenalter in sich; junge, frische Mädchen werden hier von überreiften Damen, welche gleich alten Feldherren noch immer persönlich in's Treffen, d. h. zum Tanze gehen wollen, nicht selten mit scheelen Augen angesehen. Als Ursache, weshalb diese Gesellschaft eingehen wird, gibt man an, daß ein hiesiger namhafter Arzt sehr oft eine vornehme, fast zu Berühmtheit gekommene Hebamme als Gast dort einführte. Einige Mitglieder verschnupfte dies, und ein Spottvogel war grausam genug, unter den zu meldenden Gästen seine Kinderfrau aufzuführen, weil er behauptete, daß sie jener Hebamme ebenbürtig sei. Dies soll natürlich Veranlassung zu Stürmen gegeben haben, welche, dem Vernehmen nach, diesen Verein aus einander blasen werden. — Im Gasthofe zur Stadt Wien hat sich ein neuer Verein gebildet, der sehr gesellig und launig sein, aber zuweilen etwas über die Schnur hauen soll.

Uebrigens läßt ein gewisser Geist des Mißmuthes, welcher auf den hiesigen Einwohnern lastet, die allgemeine Faschingslust nicht recht aufkommen. Die gegenwärtig in vorzüglich lebhafte Anregung gekommenen Landes-Angelegenheiten, welche so lange zwischen unbestimmten Aussichten umherschwanken und zur Zeit noch immer keine bestimmte Farbe annehmen, zu keinem Abschluß gedeihen wollen, lassen die Leute ungewiß und rauben ihnen endlich die Laune. Gesprochen und consultirt wird genug darüber; der „Dresdner Anzeiger" ist mit Zusammenberufungen und Communal-Ladungen täglich wie überschneit, so überschneit, daß andere Insertionen nicht selten mehrere Tage lang warten müssen, Sitzungen gibt es so viele, daß Einen endlich das Sitzefleisch schmerzen möchte, und doch sind der Resultate wenige, vielleicht keine. Vor der Hand ist für den Bürger noch nicht viel mehr gewonnen, als daß seine freie Sprache sich nöthigenfalls bis zur Brutalität versteigen darf, ohne daß er deshalb zur Rede gesetzt wird. Aller Erwartungen sind auf den nahen Landtag gerichtet; viele schöne menschliche Hoffnungen sind schwer, zentnerschwer dort über einander gehäuft und warten darauf, mit Einsicht und Weisheit abgewogen zu werden. Gebe der Himmel, daß man sich nicht täuscht! Vor einigen Wochen hatte es beinahe das Ansehen, als befürchte man zu dem Landtage neue Unruhen, ja man erzählte sich bereits mit vieler Gewißheit, daß von oben aus beschlossen sei, zahlreiches Militair in die Stadt rücken zu lassen, um das Volk in Schranken zu erhalten. Bei der jetzt-herrschenden, allgemeinen Abneigung gegen alles Militair, erregte dieses Gerücht natürlich bedeutende Unruhe, allein aus dem Munde des Prinzen Mitregenten selbst soll den fürchtenden Bürgern Trost gekommen und diese Besorgniß, als eine ungegründete, widerlegt worden sein.

Die Auflösung der eben so gefürchteten als gehaßten Polizei hat, neben vielfach erfreulichen Folgen, auch einige wesentliche Nachtheile mit sich gebracht. Nebst vielen Mißgriffen, Ungerechtigkeiten und Unarten übte diese Behörde doch ein Ansehen aus, welches den zügellosen und gefährlichen Theil des Pöbels in Furcht und in Schranken zu erhalten geeignet war, obschon sich dieselbe zu oft in den Personen versah und armen, ehrlichen Handwerksburschen die nämliche Behandlung angedeihen ließ, welche sonst nur Dieben und Vagabunden gebührt. Dagegen gelten die jetzigen Sicherheitswächter, „Stadtdiener" genannt, welches Wort die Spottvögel bereits in den Spitznamen „Stettiner" verkehrt haben, bei dem niedern Volke ganz und gar nichts, weder Ehrenmänner noch Spitzbuben zollen ihnen Respekt, und da das Andenken an das Schreckensloos der Polizei diese Stadtdiener äußerst verlegen und schüchtern macht, so helfen sie beinahe zu gar nichts. Das Betteln in den Straßen, in den Häusern und an den öffentlichen Plätzen wird jetzt förmlich professionsweise und ohne alle Bemäntelung betrieben, und bringt natürlich viele Unbequemlichkeiten mit sich. In gleichem Verhältniß, wie der Uebermuth der Bettler, ist der unserer Dienstboten gestiegen, welche ebenfalls durch das vielleicht barsche, im Ganzen aber zweckdienliche Verfahren der ehemaligen Polizei in Zucht und Demuth gehalten wurden, während sie vor dem neu eingerichteten Dienstboten-Amte ebenfalls durchaus wenig Respekt hegen und daher, wie die allgemeine Klage geht, ihren Herrschaften zum Theil mit unerhörter Frechheit begegnen. Es fehlt wirklich an öffentlicher Ordnung und an Strenge der dafür zu nehmenden Maßregeln.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 41. (II. Jahrg.) Freitag, den 18. Februar. 1831.

Humoristische Abende von M. G. Saphir.

Ein Cyclus Vorlesungen, gehalten im Museum zu München. Augsburg bei Kranzfelder 1830. 12. 266 S.

(Beschluß.)

In der „Ersten Fasten-Devise: die Scala des modernen Gesellschafts-Tones" treffen wir zuerst gleich wieder eine unangenehme Spielerei durch das von Saphir sogenannte „Nichts", in dem „Etwas" dagegen ist eine sehr wahre Hervorhebung der verschiedenen geselligen Elemente: zuerst sind Männer und Frauen, wie sie in Gesellschaft sind, richtig und witzig characterisirt, dann die Schönsprecher, die Vielsprecher, die besseren Gelegenheitsmacher, das Gesellschafts-Genie, der Satyriker, die Verliebten, der Vornehmthuer und die Spaßmacher mit Sachkenntniß und Geist gezeichnet. In diesem Fache ist Saphir zu Hause.

Die „Zweite Fasten-Devise" heißt:
das „FF" des Lebens: „Frühling" und „Frauen."

Von den Frauen ist besser gesprochen, als von dem Frühlinge, namentlich hat die Eintheilung in Weiber, Gattinnen, Frauen, Gemalinnen S. 50 eine sehr anziehende Ausführung veranlaßt. Manches ist freilich nicht neu, manches aber hat innere Wahrheit und ist also befriedigend.

In der „Dritten Vorlesung: das ABC Büchlein und die Hagestolzen vor dem jüngsten Gericht" hat der Verfasser die alte Rüge der Foliantenmacherei und der Ab- und Nachschreiberei nur in ein neues Kleid gehüllt, dann das ABC Büchlein mit dem einfach offen da Liegenden gegen die mühsame Erzielung durch Gelehrsamkeit, eben so mühsam und weitläufig zu Ehren gebracht, dennoch aber schwerlich mit dieser Weitläufigkeit selbst mehr gegeben, als ein sehr widerliches Spiel. Ueber die Hagestolzen dagegen weiß der Verfasser sich sehr interessant zu verbreiten, indem er sie S. 73 nach den Ursachen ihrer Ehelosigkeit eintheilt in affectirte, bequeme, Capital-Hagestolzen, dumme, ehrliche, fette, handelnde, jüdische, kindische Hagestolzen. Diese Satyre, welche der Verfasser nicht verschmäht, sich selbst mit treffen zu lassen, ist gut angelegt und durchgeführt, Herr Saphir ist in seinem Elemente.

„Vierte Vorlesung. Didaskalien über das deutsche Theaterwesen." „Fünfte Vorlesung. Schauspielthum und Schauspielerthum," Sechste Vorlesung. Intendanten, Regisseure u. s. w.

In diesen drei Vorlesungen wird der Verfasser ernst, wie er es denn auch am Ende der vierten Vorlesung ausdrücklich ankündigt, und hat in der That die Leerheit des deutschen Theaterwesens und die ewigen nichtigen Debatten darüber, so wie die Gründe, warum wir kein Nationaltheater haben können, so treffend heraus gestellt, daß wir ihm die höchst alberne Einleitung mit dem abgedroschenen Witz: Wenn wir einmal gar kein Wetter hätten, womit sollten wir unsere Unterhaltung anfangen? aber ein noch gräßlicheres Unglück wäre es, „wenn wir eines Morgens erwachten, und — es gäbe kein Theater mehr", daß wir ihm diese langweilige Witzdieberei gerne verzeihn, und nicht unterlassen können, Einiges anzuführen, was der Gesinnung und Einsicht des Verfassers Ehre macht. Seite 93 heißt es: „das Theater ist unser Tausch- und Sturz-Bad, welches wir uns alle Augenblicke über den Kopf schütten müssen, um die etwaigen Kongestionen und Aufwallungen eines gewissen politischen Blutes, und des Blutes sonstiger höherer Interessen, zum Niederschlag zu bringen."

Seite 96.

„Wien und Berlin" leben in der Einbildung, ein Nationaltheater zu besitzen, jenes in seinem Burgtheater und dieses in seinem Schauspielhause. Würde man aber nun einen Wiener fragen: „Was ist denn so eigentlich Nation?" so würde der gute, herzliche Wiener, mit der liebenswürdigsten Bonhommie, die es nur geben kann, antworten: „Na, a Nation, das sein halt mir Wiener, unser gutes Völkel so durcheinander, von Simmering bis

Grünzing und Eipeldau, wie wir halt uns so durcheinander gern haben und alle andre Leut a, und wie mir halt unser Schnitzl essen und a Monatratich dazu!" — Würde man den Berliner fragen: „Was verstehn Sie denn so eigentlich unter Nation?" so würde der gebildete und egoistische Berliner antworten:

„Nation det is so eene Sache, die nur in Preußen wachsen dhut, eine Nation muß jebildet sind, det is man das Erste und det sind wir aberst alleene."

Aber der Berliner spricht nicht ganz klassisch: statt nur in Preußen müßte es heißen man eenzig in Preußen, statt eine Nation wieder eene Nation, statt man das Erste, noch dat Eerste.

Die zweite Abtheilung dieser vierten Vorlesung gibt eine anziehende Geschichte des einzigen deutschen Volkstheaters (mit Recht unterschieden vom Nationaltheater), nämlich des Leopoldstädter Theaters in Wien von seinem Entstehen bis zu seinem jetzigen fortwährenden Verscheiden.

Die fünfte und sechste Vorlesung enthalten manches Gute und verrathen einen Mann, der in diesen Dingen Erfahrung und Urtheil hat, obgleich Einiges mehr Schein als Wahrheit ist, z. B. die Meinung, daß das Einbürgern und Eingesellschaften der Schauspieler mit der übrigen Welt dem Schauspiel schädlich sei. Die Parodie der Capuzinerpredigt aus Wallensteins Lager ist wieder ein ächt Saphirsches Kunststück, welches mehr durch einzelne Witze, als durch innern Werth und Totaleindruck ergötzt. Die Parodie der Glocke ist allerdings gelungener, aber auch schon vielfältig anderswo gedruckt und gelesen, so daß für uns keine Charakteristik nöthig ist, zumal da man den allgemeinen Maßstab aus dem Obigen entnehmen kann, wenn man sie aus unserem Gesichtspuncte schätzen will.

Siebente Vorlesung, zum Besten der durch den Hauseinsturz Verunglückten, ist selber in allen ihren drei Abtheilungen so sehr verunglückt, daß es zu Herrn Saphirs Ruhm gedient haben würde, wenn das Manuscript auf dem Wege nach der Druckerei auch in einem Hauseinsturze oder durch sonstiges Zutreffen verunglückt wäre.

Die erste Abtheilung: „Etwas über die Kunst, mit Unmenschen umzugehn," frischt die schon aus der Schnellpost bekannte Eintheilung der Lebensjahre hinter 30 in Esels-, Hunde-, Affenjahre selbstgefällig auf, und führt und malt sie langweilig aus. Die zweite Abtheilung: das Gesellschaftsspiel in der Arche Noah ist eine nichts sagende, ganz verirrte Spielerei. Die dritte Abtheilung, die allertraurigste Verflachung in allgemeine Allegorieen, um so kümmerlich zu einigen Wortwitzen zu gelangen, verdient ignorirt zu werden.

„Die achte und neunte Vorlesung: Ueber deutsche Sprache und deutsche Frauen," „marinirte Redensarten und Sprichwörter nebst Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh", sind weislich wieder in die bekannte Saphirsche Satyre gespielt und als solche oft sehr gelungen, namentlich verdient die Satyre auf den Dilettantismus von S. 246 an eine vortreffliche genannt zu werden, nur Schade, daß Saphir sich selbst darin einige mißrathene Antworten beilegt und einige zu plumpe Vergleiche einfließen läßt. Die dritte Abtheilung: Desiderienbuch des Schicksals" ist ziemlich unbedeutend, endet aber charakteristisch, indem sie in eine Saphirsche Spielerei ausläuft, die jedoch hier unstreitig mit Beifallklatschen aufgenommen worden ist, wie denn Herr Saphir auch von unserer Seite des Lobes nicht ermangeln soll, daß auf die Unterhaltung vornehmer Abendgesellschaften seine Vorlesungen recht wohl berechnet, und im Einzelnen, wie wir im Verlauf dieser Beurtheilung gezeigt zu haben glauben, sogar von höherem, wenn auch nicht humoristischem, Interesse sind R.

Klopstock's sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen ꝛc. Herausgegeben von A. L. Back und Dr. A. R. C. Spindler. 6 Bde. Lpz. 1830. bei Fr. Fleischer.

(Beschluß.)

Wir wenden uns zu den noch übrigen drei Bänden, indem wir es dem Leser überlassen, sich aus dem bisher Gesagten die etwaigen Resultate selbst herauszuziehen. Hoffentlich wird Keiner einem Manne seine Bewunderung versagen, der, wie Kl., neben so bedeutenden dichterischen Werken, immer noch Zeit und Muse findet, auch andre, selbst trockene, und für manchen andern weit weniger feurigen Kopf gewiß höchst abstoßende Fächer zu bearbeiten, Fächer, wo meist noch Verwirrung und Unsicherheit herrschend, und der Irrthum so leicht ist. Auch ist Kl. diesem Schicksale keineswegs entgangen, was er wohl selbst eingesehen haben mag. (Vorrede S. XI.) Desto höher ist sein beharrlicher Eifer in der Ausführung, die seltene Gewandtheit in Behandlung seines Stoffes anzuschlagen.

Mit dem 4ten Bde wird wahrscheinlich das allgemeinere Interesse des Publikums an dieser Sammlung beginnen, und bis zu Ende derselben in immer gleicher Stärke sich erhalten. Auch er enthält ästhetische Aufsätze, und reiht sich sonach sehr schicklich an den 3ten an. Aber sie betreffen weniger, wie dort, die blos äußere Architectur einzelner Versarten, sondern gehen auf etwas Höheres, die Darstellung, die Sprache der Poesie, die Natur derselben im Allgemeinen, und der heiligen und epischen insbesondere. Von letzterer handelt die Abschiedsrede Kl's von Schulpforta in lateinischer Sprache. Ein wichtiges Actenstück! Dann folgen einige Kritiken (über Winkelmann's Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in den schönen Künsten; die poetische Composition einiger Gemälde; über einige Gemälde aus der heiligen Geschichte) sämmtlich den scharfen und richtigen Blick des Autors verrathend. Von da an finden sich Oden, Elegien und Lieder, Epigramme, und zuletzt im Anhange einige Gedichte, deren Aechtheit noch nicht ganz erwiesen ist.

Der 5te Band enthält Uebersetzungen (merkwürdig

ist das Fragment einer lateinischen des Messias) und Abhandlungen verschiednen Inhalts. (So z. B. über den Messias; warum Kl. sein Leben nicht geschrieben habe ꝛc.) Beißend ist die Antwort an die Société exégétique etc. zu Stockholm, wie denn auch schon die Epigramme im 4ten Bande für das satyrische Talent Kl's sprechen.

Hatten wir bisher Gelegenheit, uns eine vollständigere Idee von Kl's literarischem Character zu verschaffen, so wird hoffentlich das Ende des 5ten Bds und der ganze 6te Band (die Briefe Kl's enthaltend) uns in Hinsicht seines persönlichen dieselbigen guten Dienste leisten. Die Aufschlüsse darüber sind nicht etwa von fremder Hand, nein, hier finden wir ihn, sich selbst schildernd. Wie manches selbstgeschaffene Bild von Kl. wird dadurch berichtigt, wie manches Vorurtheil zerstört werden! Denn wie Viele mögen sich in Kl., um es gerade heraus zu sagen, nichts mehr und nichts weniger, als einen kalten, unzugänglichen Pedanten gedacht haben, der für nichts weiter Sinn hat, als höchstens für seinen Ruhm und seine Kunst. Statt dessen erscheint uns ein Mann, für Liebe und Freundschaft so überaus empfänglich, hochbegeistert für Religion und Vaterland, wie wohl wenig Andere, voll Demuth und Bescheidenheit bei den größten, weltkundigen Verdiensten. Es ist höchst anziehend, ihn reden zu hören von seinen Hoffnungen und Befürchtungen, seinen Freuden und Leiden, und welchen warmen Antheil er an den großen politischen Begebenheiten seiner Zeit nimmt! Von dieser Seite besonders betrachtet wird Kl. großes Interesse erregen. Man lese das Schreiben an Roland (Bd. 5. S. 198) und die beiden folgenden Aufsätze. Nur zu bald indessen sahe auch Er sich enttäuscht. (Bd. 4. S. 179.) Der im 5ten Bande (S. 209 ff.) befindliche Aufsatz wird nun wohl für immer das Gerücht, das auch dem Rec. früher einmal zu Ohren kam, als habe Kl. sein französisches Bürgerdiplom nach Paris zurückgeschickt, beseitigen. Wie bekannt nämlich war Kl. französischer Bürger, eine Ehre, die sonst häufiger an Auswärtige gespendet wurde, als jetzt.

Dem schönen Geschlechte wird es sehr überraschend und erfreulich sein, in Kl. einen so feurigen Verehrer ihrer Reize und Vollkommenheiten, einen so beharrlichen Anbeter seiner Fanny kennen zu lernen. Wer möchte jetzt noch behaupten: Dichter wüßten nicht zu lieben, wenigstens nicht auf die Dauer? Wie wenig Andere dürften Kl'n darin, und an Innigkeit dieses Gefühls gleich kommen. Schade nur, daß er für alle seine Treue und Anhänglichkeit so schlechten Lohn bekam. Man sollte denken: durch die Hand eines solchen Mannes müßte sich jedes Mädchen geehrt gefunden haben. Aber weit gefehlt! Indessen bescheidet sich Rec., nicht zu wissen, was zur Politik junger weiblicher Herzen gehört, und welches die Eigenschaften eines Mannes sein müssen, der Fanny's Schwestern gefallen soll. Ruhm muß bei ihnen nicht in Anschlag kommen, auch nicht ein überwiegendes Talent. Kl. selbst erscheint übrigens durch das Fehlschlagen seines Lieblingswunsches nur in desto edlerem Lichte. Wie rührend sind seine Aeußerungen darüber! Freilich einem Kl. war es gemäß, so zu denken.

Wir wünschen schließlich den Herrn Unternehmern die gebührende Anerkennung für ihre Bemühungen, so wie für die gebrachten Opfer hinlänglichen Ersatz. Der fehlende Brief (Nr. 36) wird hoffentlich in dem, freilich nur erst sehr von Weitem angedeuteten, Supplementbande noch mit nachgetragen werden. Azg.

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Fortsetzung.)

Perugino malte fast immer religiöse Gegenstände. Er pflegte seine früheren Bilder mit außerordentlichem Fleiße auszuführen. Eine Eigenthümlichkeit, welcher alle Maler jener Zeit huldigten, war eine große Regelmäßigkeit und Einförmigkeit der Composition. Gewöhnlich setzte man die Hauptfigur des Bildes, welche meistens die Madonna oder Christus ist, in die Mitte, und stellte zu beiden Seiten Heilige neben sie, eben so viel rechts, als links. Mit Recht hat schon Fiorillo bemerkt (Bd. 1. S. 78), daß dieses eigentlich ein Rückschritt in der Kunst gewesen sei, indem schon Giotto, z. B. in seiner Navicella zu Rom, eine freiere Composition angewendet habe; indessen hatte dieses damals, wie bemerkt, ziemlich allgemein Eingang gefunden, und wie Perugino, so malte auch Francia, Gian Bellini, ja in ihren ersten Werken selbst Tizian und Raphael in dieser Weise.

Unter denen, die in der Manier des Pietro Perugino gearbeitet haben, ist vor Allen Bernardino Pinturichio zu nennen, der im Jahre 1454 geboren war und 1513 gestorben ist. Nach Vasari war er ein Schüler des Perugino; v. Rumohr will dieses läugnen und ihn mit dem Andrea Luigi, genannt l'Ingegno, lieber zu einem Schüler des Niccolo Alunno machen (Bd. 2. S. 324). Was er zur Begründung dieser Behauptung angibt, ist jedoch viel zu allgemein ausgesprochen, als daß man ihm darauf beistimmen könnte. Von diesem Pinturichio sieht man mehrere Gemälde in der Kirche S. Croce in Gerusalemme und in der Kapelle des heiligen Bernhardin, in der Kirche Araceli, und auf dem Capitol in Rom. Auch gehören dahin die Malereien in der Kirche Madonna del popolo zu Rom, zu welcher das Kloster gehört, in welchem Luther wohnte, als er in Rom war, so wie die Bilder im Dome der kleinen Landstadt Spello im Umbrien. Als ein Hauptwerk des Pinturichio sind auch die berühmten Freskomalereien zu erwähnen, die er in der alten Sakristei des Doms zu Siena nach Raphael's Entwürfen ausführte, und welche Scenen aus dem Leben des Aeneas Sylvius, nachherigen Papstes Pius II. vorstellen.

Pietro Perugino war ein sehr verdienstvoller Maler; seinen großen Ruhm verdankt er indessen weniger seinen

eigenen Leistungen, als dem weit verbreiteten Namen seines großen Schülers, des Raphael, an welchen sich der seine knüpft. Möge der Name Raphael's uns zu einer aufmerksameren Betrachtung einladen: es ist der Name dessen, der die Malerei auf die glänzendste Höhe hob, die sie jemals erstiegen hat.

Raffaello Sanzio d'Urbino war am 28. März des Jahres 1483 zu Urbino in Umbrien geboren. Sein Vater war Giovanni Sanzio oder Giovanni di Santi, ein unbedeutender Maler, von welchem noch ein Bild, die Verkündigung der Maria vorstellend, in der Gemäldegallerie der Brera zu Mailand gesehen wird.*) Er soll mit Pietro Perugino hie und da in Gemeinschaft gemalt haben, scheint also ein Freund desselben gewesen zu sein. Gewiß ist, daß er ihm weit nachstand. Indessen scheint er dieses selbst eingesehen zu haben, denn wenn er auch seinem Sohne den ersten Unterricht im Zeichnen gab, so that er ihn doch schon frühe zu Pietro nach Perugia.

In der Lehre des Perugino scheint Raphael sich mit außerordentlichem Fleiße gebildet zu haben; das beweist die sorgfältige Ausführung einiger Bilder, die er in jener Zeit gemalt hat, und die ganz in Perugino's Manier ausgeführt sind. Nach Lanzi (Bd. 1. S. 352) befand oder befindet sich das älteste dieser Gemälde, das Raphael schon in seinem siebzehnten Jahre gemalt haben soll, in Città di Castello bei den Eremitanern. Es stellte den heiligen Niccola da Tolentino dar, welchem die Madonna, die auf einem Throne sitzt, und der heilige Augustin zum Theil in eine Wolke gehüllt, die Schläfe mit einer Krone umwinden.

Vasari erzählt, Raphael habe damals auch eine Himmelfahrt der Maria für die Conventualen in Perugia gemalt. Ein solches Bild wird jetzt in der vatikanischen Bildergallerie in Rom aufbewahrt, und es ist wohl ohne Zweifel dasselbe. Auch dieses Bild ist noch ganz im Style Perugino's, obgleich schon etwas mehr Leben darin obwaltet.

Unter den übrigen Bildern, welche Raphael während seiner Lehrjahre in Perugia malte, dürfen wir nicht unterlassen, noch zwei namhaft zu machen, welche seine letzten damaligen Arbeiten waren. Das eine ist eine kleine Madonna mit dem Kinde von ungemeiner Lieblichkeit, welche er für das Haus Connestabile in Perugia verfertigte, und welche dieses Haus noch jetzt als einen kostbaren Familienschatz besitzt.**) Dieses vortreffliche Bildchen ist von Amsler in Kupfer gestochen. Das andere ist ein größeres Gemälde und ursprünglich für eine Familie in dem Städtchen Città di Castello verfertigt. Es stellt die Trauung Joseph's und der Maria vor: jener steht rechts, diese links, zwischen beiden der Priester, der die Handlung vollzieht.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Scholler's ital. Reis. I. 52.
**) S. Scholler's ital. Reis. I. 386 f.

Der Preußische Staat und seine Wohnplätze, ein neues statistisches Entfernungs-Tableau, verfaßt und seiner Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen in größter Ehrerbietung zugeeignet von L. Freiherrn v. Zedlitz.

Die Statistik ist ein Feld der Wissenschaften, welches in der neuern Zeit auf eine neue und sinnige Weise bearbeitet worden ist. Die Eigenthümlichkeiten der Staaten sind in der langen Zeit des Friedens um so sichtbarer hervorgetreten, und die Entwicklung ihrer Kräfte ist ein vielfach interessanter Gegenstand des Forschers. Bei der Aufführung dieser Verhältnisse kommt es besonders darauf an, der großen Menge von Zahlen durch die Beifügung nützlicher Notizen ein geistiges Leben einzuhauchen, die sie nicht blos als einen Gegenstand des Wissens zur Sache des Gedächtnisses machen, sondern ihre Anwendung für das Geschäftsleben sichern. In dem Tableau des Freiherrn v. Zedlitz sind neben einer großen Anzahl von Zahlenberechnungen auch eine außerordentlich große Menge von Notizen aufgestellt, welche alle Verhältnisse der Civil- und Militär-Administration, die Generalcommandos, Regierungen, Landesgerichtshöfe, Zoll- und Steuerämter, das Forst- und Bauwesen, die Volkszählung, das Areal, die Gebäude, die Universitäten mit der Zahl der Studenten, die Bäder mit ihren Gästen, die Gestüte mit den darin befindlichen Pferden, die Bergämter mit der Production u. s. w. genügend berühren. Und diese vielen Angaben sind eigentlich nur Zugaben des Verfassers, da die Entfernung von Berlin in die Hauptstädte Europa's und in die Sitze der Civil-Administration des Staates, und aller dieser Städte wieder unter einander, in 34 größern und kleinern Triangeln dargestellt, die Lösung der Aufgabe ausmacht. Der Werth und Nutzen dieser mühevollen Arbeit hat sich durch großen Beifall und eine sehr rege Theilnahme belohnt, die dieses Tableau nicht blos in Preußen, sondern auch auf dem großen literärischen Marktplatze Leipzig gefunden hat. Nicht allein das den Preußischen Staat umfassende Tableau hat einen starken Absatz gefunden, sondern auch die von demselben Statistiker im Manuscript hierher gekommenen Tableaux von Europa und von Frankreich, letzteres in französischer Sprache, fanden sehr bald ihre Verleger.

Ehrenbezeugung.

Se. Majestät der König von Sachsen hat Herrn Professor D. Hasper in Leipzig für die Uebersendung seines trefflichen Werkes: „über die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer" (deren erster Theil anerkannt die beste und vollständigste Beschreibung der Cholera morbus enthält) einen kostbaren Brilliantring durch Se. Excellenz den Herrn Staatsminister von Lindenau einhändigen lassen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 42. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 19. Februar. 1831.

Dresden, Ende Januar 1831.

Rückblicke auf das Jahr 1830, in theatralischer Hinsicht; Abgang — Zuwachs; Gäste; Neues und Neueinstudirtes, Abschluß. — Regie und derzeitige Bühnenleitung. Gastspiele des Fräul. v. Hagn. Auber's „Braut."

(Fortsetzung.)

Dies also der reelle Verlust; dafür ward uns folgender Zuwachs:

a) Herr Grohmann, ein junger Künstler, der sich im zweiten Liebhaberfache, und selbst in subordinirten Heldenrollen nicht ohne Glück bewegt, wobei ihm ein gutes Organ und ein vortheilhaftes Aeußere sehr zu Statten kommen.

b) Dlle. Sutorius, welche in der niedern Posse, im Vaudeville, kurz in der flachen Naivität, an ihrem Platze ist. Nur sollte sie sich niemals in's höhere Schauspiel versteigen; wir denken noch mit Schrecken an ihre Yelva, welches sanfte Naturkind sie, neben gemeiner und unabwechselnder Gesticulation, auch noch durch ein schreiendes, verzerrtes Mienenspiel und Augenrollen zu dem Schreckensbilde einer Medea entstellte. Edlere Darstellungsweise, höheres Gefühl gehen ihr völlig ab; sie bietet also einen in jeder Hinsicht höchst kärglichen Ersatz für eine Fournier und Gley. —

c) Dlle. Lemcke, eine junge Sängerin von angenehmem Aeußern, mit einer sehr wohllautenden, aber überaus schwachen Stimme begabt, die nicht selten beinahe unverständlich wird. Von einem Spiele ist noch nicht die Rede, geschweige denn von einem, auch nur dem entferntesten Vergleiche mit Mad. Schröder-Devrient. —

Man sieht also, daß der Verlust den Gewinn um einige hundert Procent übersteigt, und daß nur das früher von den gar mittelmäßigen Herren Baudius und Kapus besetzte Fach, in Herrn Grohmann eine wesentliche Verbesserung erhalten hat. — Aber noch ein Schlag, härter als alle übrigen, steht im Laufe dieses Jahres unsrem deutschen Schauspiele bevor, nämlich der Abgang des Herrn Becker, welcher — weil man ihm seinen Contrakt, in Rücksicht, daß das hiesige Theater nur noch ein Jahr königlich bleiben werde, nicht auf die gewünschte Reihe von Jahren verlängern wollte — um seine Entlassung angesucht und bereits ein vortheilhaftes Engagement in Frankfurt am Main eingegangen ist, welches er gegen Michaelis d. J. antreten wird. Die natürlichen Anlagen dieses trefflichen Schauspielers, seine einfach-kräftige Weise, die nur selten an Manier erinnert, so wie seine seltene Vielseitigkeit, haben ihn uns unentbehrlich gemacht, zumal die beschränkten Fähigkeiten des Herrn Devrient ohnedem Lücken mit sich brachten. Schwerlich möchte die Acquisition, welche wir an dem bereits hieher engagirten Hamburger Devrient'schen Künstlerpaare machen werden, diesen Verlust aufzuwiegen vermögen, da der neu ankommende Herr Devrient wohl ebenfalls nur auf das Rollenfach seines hiesigen Bruders hingewiesen ist, und nur diesen, schwerlich aber Herrn Becker zu ersetzen im Stande ist. —

Die italienische Oper erlitt im vergangenen Jahre folgende Verluste:

a) Mad. Beisteiner, eine Sängerin, welcher an Schule und Kehlenfertigkeit keine der bisher hier engagirt gewesenen Künstlerinnen an die Seite zu setzen ist; ihre Stimme hatte bedeutenden Umfang, jedoch nicht mehr die volle Frische der Jugend, ein Mangel, den gleichwohl ihre unübertrefflich schöne Methode reichlich wieder gut machte.

b) Dlle. Emmering, eine wackere junge Altistin, deren Stimme namentlich in den mittlen und tiefern Tönen einen ausgezeichneten Wohlklang hatte und durch gute Schule zweckmäßig herangebildet worden war.

c) Dlle. Micciarelli, schwach im Gesang und Spiel.

Der einzige Zuwachs für diesen dreifachen Verlust war Dlle Palazzesi, eine Sängerin, deren treffliche, vielleicht einzig schöne Stimme und gute, wenn auch nicht gerade edle Schule Niemand verkennen wird, die aber dennoch in Hinsicht des Vortrages und selbst des Spieles, wie auch äußerer Vorzüge, hinter Mad. Beisteiner zurückstehen muß.

Erst seit einigen Wochen hat man an die Stelle der Dlle. Emmering eine andere junge Aktistin, Dlle. Fürst engagirt, die wir noch nicht sahen. Sie ist bis jetzt blos in der Partie des Edoardo in Rossini's „Matilde di Schabran" aufgetreten, soll eine wohlklingende Stimme, und bedeutenden, obschon etwas forcirten Umfang, auch gute Schule haben; nur soll ihre gar zu unansehnliche und nicht eben vortheilhafte Figur ihrer Erscheinung auf der Bühne von wesentlichem Nachtheile gewesen sein und sie daher selbst den hohen Herrschaften durchaus nicht zugesagt haben. —

Der Verlust ist also hier wie dort überwiegend über den Gewinn; und so wird es uns das Jahr 1830 wohl nicht übelnehmen dürfen, wenn wir ihm vom Theater aus noch einige bescheidentliche Zeterflüche in sein, bereits von dem kalten Januar überwachsenes Grab nachdonnern und es in unserm gerechten Aerger den sieben magern Jahren aus den Zeiten der ägyptischen Herrschaft beigesellen möchten.

Bessere Geschäfte hat im vergangenen Jahre unser Theater im Ganzen an den Gästen gemacht, welche unser Etbathen beehrten. Sie bestanden aus folgenden Künstlern:

a) Dlle. Sutorius vom Hoftheater zu Leipzig, welche als Clementine, ferner als Lisbeth in „Peter und Paul", und als Louise v. Schlingen in „die Wiener in Berlin" gastirte. Sie fand nur mittelmäßigen Beifall, und ward für unsere Bühne engagirt.

b) Herr Rott, Regisseur des Hoftheaters zu Leipzig, dessen glänzende Leistungen in den Rollen: Belisar, Wittelsbach, Tell, Faust, Wallenstein und Lear, bereits vielfach besprochen worden sind und seinen Ruf rechtfertigten.

c) Dlle. Höffert, Mitglied des Herzogl. Braunschweig. Hoftheaters, welche in den Rollen Cunigunde (Hanns Sachs), Käthchen von Heilbronn, Leopoldine (der beste Ton), die Frau (Nehmt ein Exempel daran) und Auguste (Lehrer, Schüler und Corrector), viel Beifall erndtete. Wirklich war sie auch ein anmuthiges und talentreiches Mädchen, welches sich nur noch von einer gewissen Ziererei, und einer nach zu oberflächlichem Gefühle klingenden Redeweise frei zu machen hat, um dereinst recht viel zu leisten.

d) Herr Moritz, vom ständischen Theater zu Prag, als Ferdinand (Kabale und Liebe), Adolph v. Klingsberg. Chavigny (der Diplomat), Fürst Wolodimir und Carl (Spiele des Zufalls). Man bemerkte, daß derselbe für chevaleresque und Anstandsrollen sich besonders eigne, im Trauerspiele jedoch ziemlich schwach sei.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeck Mitte Januar 1831.

Erst hier in dieser altberühmten Hansestadt, mein verehrtester Freund! sind mir auf meiner jetzigen Reise durch den Norden unseres Vaterlandes, die ersten Blätter von dem neuen Jahrgang Ihres immer schätzbarer werdenden Planeten zu Gesicht gekommen. Alles in demselben, wie verschieden in Form und Inhalt, ist gleich anziehend, belehrend und unterhaltend, und so bringe ich denn Ihnen, auch als Redacteur der gehaltvollen und darum allen gebildeten Lesern gewiß werthen Zeitschrift, meinen innigsten Glückwunsch zu diesem so schicksalsschwangern Neujahre dar. Zugleich erhalten Sie hier Ihrem Wunsche gemäß, für den dramaturgischen Theil Ihres Blattes, meinen Bericht über die hiesige Bühne, so weit als ich sie während meines Aufenthaltes hieselbst bis jetzt habe kennen lernen. Sie besitzt unter der Leitung des Hrn. Director Engel dermalen mehrere sehr talentvolle Mitglieder, wie Sie aus Nachfolgendem ersehen werden. Die erste Darstellung, die ich zu sehen bekam, war Sonnabend am 25sten Dezember die so schätzbare und leider doch, fast an allen deutschen Theatern, jetzt wenig mehr besuchte Weigl'sche Oper, die Schweizerfamilie, worin gerade Madame Ubrich, die Gattin des geschätzten ersten Tenoristen Ihres Leipziger Hoftheaters, in der Partie der Emmeline, als nunmehrige erste Sängerin der hiesigen Bühne debütirte. Ihr schöner hoher Sopran, ihre treffliche Schule und reine Intonation, verbunden mit dem seelenvollsten Vortrag und einer anmuthigen Gestalt, einem sinnig feinen Spiel, erwarben ihr rauschenden Beifall der sehr zahlreich versammelten Menge und die Auszeichnung des Hervorrufens. Höre Ausland! höre! in Lübeck war bei Aufführung der Schweizerfamilie ein volles Haus; wahrlich eine seltene Erscheinung, die bei mir keinen geringen Begriff von dem Kunst-Geschmacke der Bewohner dieser alten Hansestadt erzeugte. Die ganze Darstellung im Allgemeinen war sehr gelungen zu nennen, besonderer Erwähnung aber verdienen noch die Herren Kaibel und August Gerstel. Ersterer als Richard Boll. Er verband mit schöner Stimme und Gefühl im Vortrag ein ziemlich angemessenes Spiel und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, da er noch sehr jung sein soll. Letzterer: Graf Wallstein, scheint ein ausgezeichneter Bühnenkünstler zu sein, dem beide Musen hold sind. Gesang und Spiel verbanden sich im Einklang. Die Romanze: als ich der Alpen ꝛc. habe ich noch nie besser vortragen gehört. Auch die Dekorazion im letzten Akt war mit Geschmack und Sachkenntniß geordnet. Das Orchester, unter Leitung des Ihnen schon als tüchtigen Dirigenten bekannten Herrn Alsdorf, war um so mehr brav zu nennen, da es kein großes ist.

Am Donnerstag den 30sten Dezember ließ ich mich durch die Anzeige, daß der rühmlichst bekannte pantomimische Künstler J. L. Lewin hier angelangt und am genannten Tage eine große komische Zauberpantomime von eigener Composition geben werde, verleiten das Theater zu besuchen. Zuerst tanzten zwei Kinder: Josephine und Karl Winter auf dem gespannten Seile, mit vieler Grazie und Geschicklichkeit; sie lösten ihre Aufgaben mit und ohne Balancierstangen fast meisterhaft, und mit einer Sicherheit, die mich wahrhaft in Erstaunen setzte. Hierauf folgte der Vetter aus Bremen, Lustspiel in einem Akt von Th. Körner. Sehr brav war Herr Gerstel Vater als Pachter Veit; so dachte sich der Verfasser ihn. Echter Humor mit Gemüthlichkeit gepaart, ganz ausgezeichnet im Selbst-Gespräch, nachdem ihn Franz verlas-

sen. In der Verkleidungs-Scene befriedigte er mich weniger, obschon sie durchaus nicht mißlungen zu nennen war. (Sollte vielleicht Künstler-Empfindlichkeit, weil das Publikum sein Streben bei dem ersten Abgang nicht laut durch Beifall lohnte, Ursache daran gewesen sein?) Gretchen — Fr. Doktorin Beuermann. Ein, wie ich erfuhr, sehr beliebtes Mitglied hiesiger Bühne. Verständiger Vortrag der Verse war indeß ihr Haupt-Verdienst an diesem Abend. In der Verkleidungsscene beging sie den großen Mißgriff, als Magister dicker ausgestopft als selbst der Vater zu erscheinen. Abgesehen davon, daß es ganz und gar gegen den Willen des Verfassers ist, der mit gutem Vorbedacht Veit sagen läßt: „daß ihm vom Bruder nichts passe, weil ihn die Weisheit zu dünn und schlank gelassen," bedachte die Darstellerin gar nicht den Uebelstand solcher Figur, wo sie durch Abnahme der Perücke wieder das schelmische Mädchen wird. Ueberhaupt aber fehlte es ihrem Spiel an Zartheit. Franz — Herr Alsdorf — Bruder des hiesigen Musikdirektors. Ei, ei, mein lieber Alsdorf, wir sind noch sehr, sehr weit vom Ziele entfernt. Gut auswendig lernen, ist allerdings lobenswerth, aber noch bei weitem nicht genug. Licht und Schatten im Vortrag mangeln gänzlich, und Sie haben doch ein so würdiges Vorbild, an Herrn Gerstel, zum Nacheifer zur Seite. Franz ist ein rein gemüthlicher Sohn der Natur, mit dem gesundesten Verstande begabt; Ihre Darstellung aber stand mit dem Gesagten vollkommen im Widerspruche. Mehrere Stellen machten mich beinahe glauben, den Paul in der Schweizerfamilie wieder vor mir zu sehn. Sodann folgte nach einem ungeheuer langen Zwischenakte endlich die komische Zauberpantomime: „der goldene Schlüssel, oder der bombardirte Harlequin," in zwei Akten. Ein Machwerk ohne den geringsten Zusammenhang, alte verbrauchte Späße. Blos Herrn Lewin's ausgezeichnete Kunstfertigkeit als Harlequin, rettete es vor dem gänzlichen Durchfallen. Auf einer Bühne, die gehörig mit Maschinenwesen versehen, kann eine solche Piece wohl einiges Interesse erwecken, aber hier — Gott, welche Armseligkeit allenthalben! Selbst die am Ende aller solcher Pantomimen gewöhnliche Schlußdekoration war ohne alle Eleganz und Geschmack geordnet und bestand nur aus lauter kleinen Versetzstücken.

Freitag den 7ten Januar ward Rossini's „Barbier von Sevilla" gegeben; den durfte ich nicht versäumen, da Mad. Ubrich die Rosine als zweites Debüt gab. Die Aufführung dieser Oper war sehr gelungen zu nennen. Vorzüglich gut einstudiert, ging Alles präcis und gut von Statten; die mißlungenen Kleinigkeiten übersah wohl ein Jeder sehr gern, da Mad. Ubrich ihre Kunstfertigkeit in so hohem Grade geltend machte. Ich wünschte, Sie wären Zeuge gewesen, mit welcher Leichtigkeit und Gewandheit sie die schwierigsten Passagen vortrug; dieses und ihr wahrhaft graziöses Spiel mußte ihr abermals rauschenden Beifall erwerben. Ihr würdig zur Seite stand Herr August Gerstel als Bartolo, der diesem Charakter durch feine Nüancirungen einen doppelt komischen Reiz zu verleihen wußte. Meisterhaft war Mimik und Spiel in seiner Arie aus Es dur und im Finale des ersten Aktes zu nennen; dazu ist er im Besitz einer sehr kräftig schönen Baßstimme, und dem Zuschauer ging auch selbst in dem schnellsten Vortrage nicht eine Sylbe des Textes verloren. Er und Mad. Ubrich wurden stürmisch hervorgerufen; der bescheidene Künstler drückte pantomimisch aus, daß der größte Theil dieser Auszeichnung der trefflichen Sängerin gebühre, welches vom Publikum mit neuen Beifallsbezeugungen aufgenommen wurde. Figaro, Herr Kaibel. Zur Leistung solcher Partien fehlt ihm freilich noch manches; der wahre echte Humor muß aus dem Innersten selbst entspringen, darf nicht so par force erzwungen werden. Diesem leichtsinnigen Schooßkinde des Glücks muß man es stets ansehn, daß der häufige Umgang mit Personen höheren Ranges es selbst über seinen Stand erhoben. Daß der Darsteller sich mit dieser Ansicht noch nicht ganz befreundet hatte, zeugte deutlich, daß dessen Arie, so wie das gleich darauf folgende Duett mit Almaviva ohne allen Beifall blieb. Am mißlungensten erschien mir Herrn Kaibel's Darstellung in dem Quintett des zweiten Aktes, wo er den Alten barbiert. Die Absicht des Verhinderns zur Belauschung der Liebenden am Clavier muß durchaus nicht so merkbar für den Bartolo, sondern blos als zufällig erscheinen; auch zweifle ich, daß je ein Kundmann von seinem Barbier sich ungestraft so gröblich behandeln lassen würde. Almaviva, Herr Steinert. Seine Stimme paßt mehr für den tragenden Gesang. Die sogenannte Kehlen-Fertigkeit für Rossinische Musik mangelt ihm. Basilio, Herr Alsdorf, hätte wohl nach seiner Arie: „die Verläumdung" ꝛc. mit Recht ermunternde Anerkennung verdient, und wäre es nicht Grundsatz bei mir geworden, niemals zu applaudiren, so hätte ich wenigstens nicht versäumt, ihm den wohlerworbenen Tribut zu zollen. Mit ganz anderem Gefühl als neulich, verließ ich heute dieses Theater, von dem ich Ihnen für diesmal nur noch berichte, daß es zu seinen dermaligen Mitgliedern, wozu auch Mad. Schmidt (früher Mitglied des Herzogl. Coburger Hoftheaters) gehört, eben jetzt noch zwei vorzügliche neue, an dem ersten Tenoristen Hrn. Hysel und dessen Braut, der durch ihre schöne Stimme ausgezeichneten Mlle. Schroll erhalten hat. Der Vater des obgenannten braven ersten Bassisten, der berühmte Schauspieler Kaibel, ist hier leider vor Kurzem gestorben. Der Vater Gerstel aber bildet mit seinen zwei Söhnen August und Wilhelm Gerstel, und seiner, nunmehr auch hieher (von — Moskau, wo sie eine Zierde des dortigen jetzt geschlossenen deutschen Theaters war) zurückkehrenden holden Tochter Julie, eine wahre Künstler Familie, wie sie jetzt keine andere deutsche Bühne besitzt, für das Schauspiel, die Oper und das Ballet zugleich, indem sie sich durch einen seltnen Verein von trefflichen Talenten für alle diese Künste auszeichnet.

Aus Weimar.

(Beschluß.)

Wie Herr Devrient selbst in Einem Athem lachen und weinen kann, so macht er auch Andere lachen und weinen, selbst die mitspielenden, der Einwirkung solcher Art wohl minder zugänglichen Künstler. Das zeigte sich bei der Darstellung des armen Poeten, den er mit einem so treffenden Gemisch von heiterer Laune und rührender Gutmüthigkeit gab, daß zur Poetennatur nur das Talent des Poeten fehlte, um aus dem armen Kindlein einen wirklichen armen Poeten zu machen. Der rauschendste, allgemeinste Beifall ward ihm in dieser Rolle zu Theil. Ich sah in meiner Nähe einen wohlbeleibten Pächter mit Unwillen und Schimpfen Thränen der innigsten Wehmuth vergießen. Mir und den Mitspielenden, wie gesagt, ging es nicht viel besser; unwillkührlich flossen die Zähren des Mitgefühls über ein oft und viel gesehenes Schauspiel. In diesem Stücke wurde der Künstler von Mad. Durand trefflich unterstützt, die in dieser Rolle ganz Vorzügliches leistet. Mad. Lorzing, als Tochter Kindleins, und ihr Bräutigam Herr Engst, obgleich fast täglich beschäftigt, standen dem Meister wacker zur Seite.

Als Werdenbach in den darauf folgenden Mißverständnissen war Herr Devrient dagegen der wohlgenährte und behagliche Grobian von Metier. Da, wo er nicht sprechen konnte oder wollte, sprach und elektrisirte die Menge sein wohlgefälliges Lachen. Doch wollte man den Gegensatz zu dem nüchternen Poeten zu auffallend hervorgehoben bemerkt haben.

Eine der großen Eigenschaften dieses Künstlers ist, daß er in der Farbengebung seiner komischen Gebilde immer das rechte Maas zu treffen weiß, und nie auf Kosten der Wahrheit der Lachlust Opfer bringt. Schneider Fips in Kotzebue's gefährlicher Nachbarschaft, so wie der Nachtwächter Schwalbe in Körners Posse, wie nahe sie der Karrikatur stehen, verleiten ihn zu keiner, auch nicht der geringsten Uebertreibung. Wie sie sind, können und müssen sie sein, wenn sie die Idee des Ganzen nicht stören, sondern fördern sollen. Sie sind aus dem Leben genommen, so gewiß sie ins Leben zurück versetzt werden könnten, ohne besonders aufzufallen. Die Behaglichkeit, womit dieser Proteus in seiner jedesmaligen Maske zu Hause zu sein scheint, macht den Genuß des Zuschauers um so reiner und angenehmer. — In den Drillingen, diesem mit etwas starker Blindheit geschlagenen Paradepferde großer Schauspieler, überraschen uns die hier längst und oft gesehenen Bilder der drei Brüder, nur mit dem Unterschiede, daß der Schiffscapitain und der Meißner noch durchgeführter und nüancirter erschienen, dagegen aber die Anstandspartie des dritten die minder vollkommne des Kleeblatts war, die wir nobler und feiner gesehen haben. Seinen Triumph feierte Herr Devrient bis jetzt in dem Juden von Cumberland, einem vollendeten Meisterstücke der Bühnenkunst, das alle Anwesenden mit großer Theilnahme und häufigem, allgemeinem Beifall aufnahmen. Er wurde am Schlusse gerufen, und dankte fein und sinnig. Noch hab' ich ihn als Grübler in Jurist und Bauer gesehen, wo er in einer einzigen Scene viel komische Charakteristik zusammen drängte. In diesem kleinen und doch gedehnten Stückchen zeigten sich neben ihm die Hrn. Graff, Engst und Mad. Müller (als Bauermädchen) beachtenswerth. — Sie wundern sich nun wohl, daß ich diese ganze Reihe Vorstellungen gesehen habe? — Denken Sie! sie sind fast Alle im Abbonnement gegeben worden.

Schöne Künste.

Das Oeolophon, so heißt ein neu erfundenes musikalisches Instrument, welches täglich in Herrn Chappel's Musikhandlung zu London vorgezeigt wird. In Form und Umfang gleicht es einem Kabinet-Pianoforte, und hat sechs Oktaven. Die Töne werden durch eine Reihe von Metallfedern hervorgebracht, welche durch die Luft mittelst Blasebälge in Schwingung gesetzt werden. Das Instrument vermag die Töne so auszuhalten und anzuschwellen wie die Orgel. Die Töne selbst sind angenehm, und gleichen denen der Clarinette. 5.

Buntes.

Als West's Gemälde „der Tod des General Wolf" in der Königlichen Akademie zu London ausgestellt wurde, ging Garrick eines Morgens sehr früh dahin, um es ungestört zu besehen, indem während der spätern Stunden das Gedränge der eleganten Welt zu groß war. Allein dieselbe Ursache hatte bereits Mehre zu gleichem Gange veranlaßt. Garrick fand daher die Gesellschaft ziemlich zahlreich und in ihr eine junge Dame, deren Schönheit nicht ihr einziger Vorzug war. Ihre Bemerkungen über einige Gemälde zeugten von ihrem feinen Geschmacke und von einer nicht ungewöhnlichen Kenntniß der Kunst. Alle, die ihr nahe standen, hörten sie mit Vergnügen, und Garrick, welcher den Meisten unbekannt war, sagte ihr manch' artiges Wort. Unter allen Gemälden gewann Wolf's Tod das vorzüglichste Lob. Auch die junge Dame stimmte darin ein und belegte den Grund ihres Ausspruches, meinte aber, der Ausdruck scheine ihr nicht vollkommen richtig, es fehle etwas in den Gesichtszügen des Generals, was sie nicht zu bezeichnen wisse, es liege, wie sie sagte, eine zu glücklich portraitirte Mattigkeit darin. Die Gesellschaft war damit nicht einverstanden und die dießfallsigen Aeußerungen machten die Freunde der jungen Dame verlegen. Allein Garrick hatte ihr aufmerksam zugehört und auf diese Veranlassung das Gemälde noch schärfer durchdrungen. Er hat nun um Erlaubniß, die Meinung der jungen Dame unterstützen zu dürfen, in der Hoffnung, wie er sagte, die Gesellschaft von der Richtigkeit ihres Urtheils zu überzeugen. Ihre Bemerkung sei dahin gegangen, daß in den Gesichtszügen des Generals etwas fehle; er wolle nun suchen, von diesem Etwas die Idee anzugeben. Und sogleich nahm er die von dem Maler gewählte Stellung, bat zwei Herren, ihn zu halten, und zeigte genau in seinem Gesichte die Züge des Gemäldes. Dann aber belebte er die Züge mit dem Ausdrucke des Entzückens, welches, nach der Erzählung, der sterbende General bei den Worten: „sie laufen." — „Wer läuft?" — „Die Franzosen," — empfunden haben soll, und hielt diesen Ausdruck lange genug fest, um jedem Anwesenden Zeit zu lassen, ihn mit dem Gemälde zu vergleichen und die unglaubliche Wirkung seiner Darstellung zu fühlen. Als jedoch alle Anwesende in lauten Beifall ausbrachen, erklärte Garrick, daß dieser nur dem Urtheile der jungen Dame gebühre, welche vielleicht die einzige Verbesserung angegeben habe, deren das Meister-Gemälde fähig sei.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 43. (II. Jahrg.) Montag, den 21. Februar. 1831.

Die Rache des Bruders. *)

Unfern des steilen, romantischen Vorgebirges, welches die Westspitze von Britannien endet, dehnt sich die breite, sandige Bucht von Sennen aus, deren Ufer aus nackten Felsen bestehen, untermischt mit grünen Abhängen, worauf hie und da Lämmer weiden. Es gibt an diesem Striche der Küste noch viele andere größere und kleinere Buchten, diese aber besitzt, weil sie der äußersten Landspitze so nahe liegt, einen wilden, unsteten Charakter, der stets noch interessanter ist als ruhige Landschaftsschönheit. Am Fuße des Felsens liegt ein Dörfchen, dessen Häuser nicht nahe genug an einander gebaut sind, um dadurch wechselseitig gegen Stürme geschützt zu sein. Leben und Sitten der Einwohner stehen mit der Wildheit der Landschaft im Einklange; doch als ich diesen abgeschiedenen Fleck zum letzten Male besuchte, schien er mir sehr verändert; ein ruhigerer Geist schien über die Einwohner gekommen, und ihr Betragen stiller geworden zu sein. Zur Linken ragte ein altes Gebäude, mit einem geräumigen, schlecht gepflasterten Hofe, dessen hohe Mauern die Aussicht auf den Ocean nur von dem obersten Stockwerke gewähren. Der wohlhabendste Mann des Dorfes bewohnte es, und wiewohl in dieser Bucht unter Reichthum nichts verstanden werden kann, als etwas Grund und Boden, Schaafe, Boote, und Fischernetze, so mag es doch immerhin ein süßes Ding sein, der Erste, selbst in einem so abgeschiedenen Dorfe, zu heißen.

Eine der schwärzesten Thaten in den Annalen der Bucht geschah vor ungefähr dreißig Jahren. Zu jener Zeit war die Schmuggelei an der Küste fast allgemein, und die besondere Lage des Ortes dicht an der äußersten Spitze des Landes, und voll Grotten und Felsenhöhlen, um darin die eingeschmuggelten Waaren zu bergen, machte es zu einem Lieblingsplatze jener verwegenen Menschen, die den Gesetzen so oft ungestraft Trotz boten. An einem düsteren Novemberabend, da der Wind frisch vom Lande blies und jeden Landungsversuch unmöglich zu machen schien, erblickte man einen kleinen Kutter, der das hohe Vorgebirge umschiffte, und gerade gegen den Strand lossteuerte. Hier war Alles in Bewegung, ungeduldig schritten die Männer auf und nieder, und warfen manche drohende und ängstliche Blicke zu den Höhen empor, wo man in jeder Minute das Erscheinen der Zollbeamten besorgte, und dann auf das Schiff, das wacker gegen die Wogen ankämpfte. Es dauerte nicht lange, so kam es heran; die Boote stießen schwer beladen ab, und ein Triumphgeschrei ertönte von der Schiffsmannschaft und den Fischern, als die inhaltreichen Fässer auf dem Sande fortgerollt wurden.

Sobald der Kutter sich seiner Ladung entledigt hatte, entfaltete er seine Segel, und eilte, vom Winde begünstigt, mit Adlersschnelligkeit aus der Bucht. Bevor er aber noch gänzlich verschwunden war, erblickte man vom Dorfe aus einen bei weitem weniger willkommenen Gegenstand, nämlich einen Trupp Soldaten, von Zollbeamten angeführt, welche Nachricht erhalten hatten, daß man an der Küste die Ankunft des Kutters erwarte. Die ganze Ladung war jedoch so schnell in die Hütten gebracht worden, daß die spähenden Blicke der Beamten auch nicht ein einziges der vielen Branntweinfäßchen mehr entdecken konnten. Wüthend hierüber trafen sie Anstalt, jede Hütte zu durchsuchen; aber die Bewohner rotteten sich, um ihre Beute zu vertheidigen, zusammen, und leisteten einen so kräftigen Widerstand, daß die Soldaten sich in den Hof des oben beschriebenen Gebäudes, dessen hohe Mauern hinreichenden Schutz gegen die Angriffe der erbitterten Schmuggler gewährten, zurück ziehen mußten. Die Letzteren umzingelten das Gebäude, und stießen dabei gräuliche Racheflüche aus, denn mehr als eine reiche Ladung war ihnen durch

*) Aus dem englischen Taschenbuche the Gem für 1831. Verfasser ist John Carne, Uebersetzer Johann Sporschil.
D. R.

dieselben Menschen schon entrissen worden. Die Soldaten blieben die ganze Nacht unter Waffen, denn sie fürchteten jeden Augenblick, daß die mit Schießgewehren und anderen Mordwerkzeugen gerüsteten Dorfbewohner das Haus stürmen würden. In der That fielen von Seite der Letzteren einzelne Flintenschüsse, jedoch ohne viel Schaden zu thun; die Soldaten vermieden aber aus Furcht, einen allgemeinen und wüthenden Angriff herbeizuführen, das Feuer zu erwidern. Während der Nacht wurde die ganze Ladung über Land geschafft, und dazu Pferde, Maulthiere, und Karren in Requisition gesetzt.

Unter den Schmugglern befanden sich auch zwei Brüder mit Namen Reseig. Ihrer Thätigkeit und Verwegenheit verdankten sie es, daß auf ihren Antheil zwanzig Branntweinfäßchen kamen; der Jüngere rollte sie den Strand entlang, während der Aeltere oben am Ufer Wache hielt, denn bereits umlauerten die Bauern aus der Nachbarschaft den Ort, wo dieser wilde Streit entbrannt war. Der Jüngere sollte der Verabredung gemäß, während sein Bruder die Beute an einen sicheren Bergungsplatz schaffte, sich mit jener Abtheilung wieder vereinigen, welche die Soldaten eingeschlossen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Gefährlicher Irrthum.

Die Jahrbücher für Staatskunst und Geschichte vom Hofrath Pölitz haben Panse's politisches Schriftchen: Frankreich und Europa beurtheilt*) und stellen sie an die Spitze aller neuern deutschen Flugschriften. „Unter allen Flugschriften, sagen sie im neuesten Heft S. 283, welche seit dem September 1830 auf deutschem Boden erschienen, dürfte die vorliegende, nach der Schärfe des politischen Blickes ihres Verf., nach dem Reichthume der darin unter allgemeinem Standpunkte zusammengestellten und mit einander verglichenen Thatsachen und nach der höchst besonnenen Freimüthigkeit des politischen Urtheils, so wie nach der Gediegenheit und Würde der Sprache, die durchgehends sich gleich bleibt und nach des Ref. Ansicht den stylistischen Formen Bignons**) sich anschließt, die übrigen weit übertreffen. Sie eignet sich durch ihre Klarheit, Ruhe, Bestimmtheit und Kürze zunächst zur Lektüre der höhern Stände. Sie deutet nicht selten mehr an, als sie ausspricht, die Perioden und Abschnitte enden nicht selten mit der Spitze des Epigramms.“

Einem Schriftsteller, der vor dem ohne Zweifel competentesten Richterstuhle so beurtheilt wird, und dem eine Fülle von tiefen Geschichtskenntnissen mit der Schärfe des Blicks zugestanden wird, ist wohl zuzutrauen, daß er die gegenwärtigen Volksbewegungen in ihrem ganzen Ernste zu würdigen verstehe. Daher ist es wichtig, auf einen darin bemerkten Irrthum der Regenten aufmerksam zu machen. Es heißt nämlich in der Panse'schen Schrift S. 26 im Bezug auf Frankreich: „Zwei Unglücksfälle brachte Karl X. mit auf den Thron. Der erste war sein Charakter; die gewandte Gefügigkeit Ludwigs XVIII. wäre ein wohlthätiges Erbstück gewesen. Der zweite war sein Alter; seine Zeit lag um Jahrhunderte hinter den lebenden Generationen zurück, und der Geist von Artois hat nie in dem Rufe gestanden, sich auf die neue Zeit zu verstehen. Es fehlte ein dritter und diesen dritten spielte ihm sein böser Genius zu: unfähige Minister. Polignac mag alle Eigenschaften gehabt haben, die auf einer so schwindelnden Höhe nöthig sind. Wir wollen das nicht untersuchen, wir bezweifeln es; aber eine einzige fehlte ihm gewiß: Kenntniß von der Stärke der Opposition. Er träumte von einer Parthei, die er mit einem Schlage vernichten könne, und als er oder Karl, gleichviel, diesen Schlag ausführte, traf er zu seinem Erstaunen die ganze Nation. Oder glaubt man im Ernst noch, daß er es nur mit einer Handvoll kluger Gegner zu thun hatte? Das Heer, die Verwaltung, die Justiz, die Schulen waren mit seinen Kreaturen besetzt; die ganze Pairskammer war sein; ein gefügiger Adel, der den Bourbonen seine Wohlthaten verdankte, stand zu seinen Winken; eine glückliche Expedition beschäftigte den Ehrgeiz und leitete die Aufmerksamkeit ab; ein unermeßlicher Kredit verlieh allen Planen eine sichere Basis; der Handel, die Industrie, der Ackerbau blühten; Paris war auf sechs Wochen mit Lebensmitteln versehen, das ganze Heer der Kongregationen arbeitete für ihn; die Kirche diente seinen Zwecken und talentvolle Publicisten verfochten seine Meinung — und mit diesen großen Hilfsmitteln stürzte Polignac in der Kürze von drei Tagen; mit diesen Haltpunkten fiel ein König innerhalb dreier Sonnenwechsel; mit diesen Elementen gingen drei Generationen im Fluge von 36 Stunden unter.“

(Beschluß folgt.)

*) Der vollständige Titel ist: Frankreich und Europa. Betrachtungen über die neuesten Staatserschütterungen, in besonderer Rücksicht auf Deutschland. Leipzig, Hartmann 1831.

**) Eines der ersten französischen politischen Schriftsteller, unter andern Verfasser des geistvollen Werkes: Les Cabinets et les Peuples depuis 1815 jusqu' à la fin de 1822. Paris 1822.

Charade und Logogryph.

Meistens in sich, selten nach Außen gekehrt,
Führen unbemerkt, anspruchslos, bescheiden
Ein verborgen Leben die Ersten beiden;
Obschon sie Tausende oft reichlich genährt.
Der Dritten ein Buchstabe zugesetzt,
Wünscht ein jeder sie wohl zu erreichen,
Ergötzt auch dein Ohr, — und ein ander Zeichen
Verwandelt sie in ein Getränk zuletzt.
Doch um zu erhalten, was lieb Dir und werth
Mein Ganzes den besten Dienst Dir gewährt.

Gelenrath.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

Von Dr. Woldemar Seyffarth.

(Fortsetzung.)

Unser Wirth war natürlich derjenige, der die meisten Bekannten zählte und dem daher die meisten Anreden galten. Aber so flüchtig diese oft auch waren, immer trugen sie uns eine oder die andere Bemerkung ein. „Welchem Lande," fragte meine blonde, neu erworbene Cousine, als unser Wirth bei einem solchen Wechsel mit zwei jungen Männern sprach, „welchem Lande zählen Sie den Herrn zu, der unserm Wirthe zur Rechten steht?"

„Ich halte ihn für einen Franzosen," erwiederte ich nach kurzem Betrachten.

„Wie klug!" rief das Mädchen ernsthaft; „welch' ungemeiner Scharfblick! Wahrscheinlich," setzte sie eben so ernst hinzu, „folgern Sie das, weil er Französisch spricht?"

„Wenn ich Ihnen nun ja! antwortete," versetzte ich, „würden Sie meine Vermuthung für falsch erklären, blos, weil der Grund nahe liegt?"

„Doch, einigermaßen," erwiederte sie.

„So muß ich Ihnen dagegen bemerken," warf ich ein, „daß, wenn Sie Jemand Französisch sprechen hören mit einem Andern, von dem Sie wissen, wie wir von unserm Wirthe, daß er kein Franzose ist, Sie selten falsch rathen werden, wenn Sie ihn für einen Franzosen nehmen."

„Wie so?" fragte das schöne Kind.

„Unser Wirth," explicirte ich weiter, „ist ein Deutscher, und wir sind hier in Italien. Wäre nun jener Herr ein Deutscher, so würde er deutsch, und wäre er ein Italiener, so würde er italienisch reden. Für einen Engländer spricht er das Französisch zu gut; für einen Russen oder Polen sieht er nicht weiß genug. Ein Franzose aber, er mag in einem Lande sein, in welchem er will, spricht regelmäßig nur seine Muttersprache. Er redet Sie darin an; Sie verstehen ihn nicht. Er fragt Sie; Sie antworten ihm nicht. Glauben Sie, daß ihn das irre macht? Keineswegs. Er hält es für unmöglich, Französisch nicht zu verstehen, und beantworten Sie ihm seine Fragen nicht, so beantwortet er sie sich selbst und — spricht weiter. Das thut kein Engländer, kein Deutscher. Selbst ein reisender Hottentotte schweigt, wenn er in Gesellschaft ist, wo zufällig Niemand hottentottisch redet. Haben Sie die Bemerkung noch nie gemacht?"

„Es fällt mir allerdings bei," erwiederte die Cousine, „daß ich einmal viel über einen Franzosen gelacht habe, der außer Wein und Brot Nichts auf Deutsch zu nennen wußte und sich doch Stundenlang Mühe gab, eine meiner Bekanntinnen, die im Theater selbst das Kotzebue'sche: mon coeur palpite, nicht verstehen konnte, von den Vorzügen der französischen Sprache zu überzeugen. Indessen ist das wohl der Lebhaftigkeit dieser Nation beizumessen und kein so ungeheurer Fehler, als Sie daraus zu machen scheinen."

„Sie weichen von der ersten Frage ab," versetzte ich, „ohne mir gesagt zu haben, ob Ihnen meine Antwort genügt."

„Und hätten Sie mir diese Bemerkung auf hottentottisch gemacht," lächelte die Cousine, „so würde ich, vorausgesetzt, daß ich hottentottisch verstände, daraus erkannt haben, daß Sie kein Franzose, sondern ein echter Deutscher sind."

„Das heißt so viel," antwortete ich rasch, „als ein ehrlicher, etwas ungalanter Mensch, dem es nicht genügt, gegen eine Dame recht zu haben, sondern der auch verlangt, daß ihm die Dame mit klaren Worten recht geben soll, und der zu einem andern Gegenstande des Gespräches nicht eher übergehen will, bis der frühere rein abgeschlossen ist. Tadeln Sie das an den Deutschen? Mißfällt Ihnen diese Gründlichkeit? und ziehen Sie die galante Schmeichelei des Franzosen der ehrlichen Geradheit des Deutschen vor?"

„Nein, gewiß nicht," versetzte das schöne Mädchen, und der Ausdruck, mit welchem es diese drei kurzen Worte sprach, klang so feierlich, als sollten sie das Bekenntniß seines redlichen, deutschen Herzens sein.

Da rief die Musik zum Contretanze. Der junge Mann, dessen Nationalität wir eben verhandelt, brach unter einer leichten Verbeugung das Gespräch mit unserm Wirthe ab und bat, — Französisch — meine Nachbarin um die Ehre des Tanzes. Sie dankte, in seiner Sprache, eben so bestimmt als artig. „Zweifeln Sie nun noch," fragte ich, als er sich entfernte, „daß Sie mit einem Franzosen gesprochen haben?"

In demselben Augenblicke setzte sich unser Wirth wieder zu uns, und in dem Glauben, daß meine Frage, die er vielleicht nur halb verstanden hatte, an ihn gerichtet gewesen sei, sagte er:

„Allerdings war er ein Franzose, ein sehr gebildeter junger Mann, aus einer der besten Familien Lyon's. Er hatte vor wenigen Wochen auf seiner Reise nach hier ganz nahe bei der Stadt das Unglück, angefallen und rein ausgeplündert zu werden. Nur dem Mangel an Waffen hat er es vielleicht zu danken, daß ihm das Leben erhalten worden ist. Er reiste von Turin aus in Gesellschaft eines Deutschen und dessen junger Frau, einer Landsmännin von ihm. Doch — Sie haben wohl davon gehört?"

Wir versicherten einstimmig, daß dieß nicht der Fall sei.

„So kann ich Ihnen das Geschehene mit wenigen Worten und so erzählen, wie der junge Mann mir es selbst erzählt hat. Er trifft in einem Gasthause zu Turin mit einem Deutschen und dessen Frau zusammen, die er früher als Kind in Lyon gekannt hat. Die Bekanntschaft ist schnell erneuert, und da alle Drei den Zweck haben, hierher zu gehen, vereinigen sie sich um so eher zu einer gemeinschaftlichen Reise, je vielfacher sie von der Unsicherheit der Straßen sprechen hören. Mit einem guten Veturin geht die Fahrt sehr glücklich, und schon glauben sie jede Gefahr vorüber, als sie ungefähr eine Wegstunde von hier,

allerdings bei einbrechender Dämmerung, den Wagen plötzlich umstellt und sich aufgefordert sehen, auszusteigen und ihre Börsen abzugeben. Die Pferde stehen, dem Veturin verbieten einige vorgehaltene Pistolen, sich zu bewegen, die Waffen der Reisenden sind zwei Terzerole, welche der Deutsche in der Brusttasche trägt, und da die Räuber sie versichern, daß, wenn sie ohne den geringsten Versuch von Gegenwehr der Aufforderung Folge leisten würden, ihr Leben ungefährdet, außerdem aber verloren sein solle, so gehorchen sie, geben Börsen und Uhren ab, steigen aus und sehen ruhig zu, wie die Räuber ihr Gepäck durchwühlen. Schon haben diese das Werthvollste ausgesondert, als ein scharfes Pfeifen aus der Ferne ertönt. Die Eile, mit welcher die Räuber sogleich die Packete aufraffen, scheint den Reisenden ein Zeichen nahender Hülfe und sie glauben sogar Hufschlag zu hören. In diesem für sie so freudigen Momente läßt ein Räuber flüchtig, aber forschend, noch einmal seine Augen über sie hinstreifen, und erblickt an der Hand der jungen Frau einen gold-glänzenden Reif. Es war ein einfacher Ring, ihr Trauring. Rasch ergreift der Räuber die Hand und will den Ring abziehen. Sei es nun, daß dieser zu fest am Finger hielt oder daß die Eile dem Räuber jeden Verzug gefährlich machte, — er reißt den Dolch aus dem Gürtel, den Finger von der Hand zu trennen. Ein lauter Schrei zuckt aus der Brust des bedrohten Weibes. Da blitzt das Terzerol in der Hand ihres Mannes und der Räuber wankt blutend zurück. Aber in demselben Augenblicke schlägt eine Kugel, den noch erhobenen Arm des Mannes streifend, in das Herz der Frau. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, Anfang Februar 1831.

(Beschluß.)

Die hier erscheinenden Journale sind — einige Vermehrungen, wenige Verbesserungen abgerechnet — im Ganzen die alten geblieben. Der „Dresdner Anzeiger" bringt beinahe ausschließlich Insertionen, selten bleibt ihm der Raum zu örtlichen Wünschen und Vorschlägen. Außerdem liegt dem „Anzeiger" allwöchentlich noch ein Blatt bei, „Denkwürdigkeiten für Sachsen" genannt, welches nicht ohne Verdienst ist und eine möglichst freimüthige Sprache verführt. Desto langweiliger sind die ebenfalls mit dem „Anzeiger" verbundenen „Communal-Blätter," welche Niemand lesen mag und die beinahe geeignet wären, einen Widerwillen gegen das von ihnen repräsentirte Communal-Wesen einzuflößen. Der „sächsische Stadtrepräsentant und Communalgardist," welcher, redigirt von dem rühmlichst bekannten Ferd. Philippi, wöchentlich zweimal dem „Merkur" beigelegt und unter Mitwirkung eines Vereines von anerkannt wackern Männern verfaßt wird, ist vielgelesen und hat wahres gemeinnütziges Interesse. Schade nur, daß der geistreiche Herausgeber, indem er seine Thätigkeit ausschließlich dem Gemeinwesen zulenkt, auf den unterhaltenden und belletristischen Theil seines „Merkur" wohl etwas zu wenig Aufmerksamkeit verwendet, und statt, wie früher, diesem Blatte einen Theil seiner eignen schönen Kräfte zu widmen, demselben stiefväterlich den Rücken kehrt, wodurch es wesentlich verlieren muß. Von andern vaterländischen Volksblättern wird die in Leipzig erscheinende „Sachsenzeitung" hier am meisten gelesen, deren Ruhe des Tones und Reife der Ansicht auch diese Auszeichnung verdient. Die hiesige „Abendzeitung" bewahrt nach wie vor ihren bescheiden-arroganten Charakter und kritischer Seits einen zwar nicht kriegerischen, wohl aber kriecherischen Anstand, salbadert und lobhudelt, höfelt und kannegießert über Kunst und Literatur, und hat als Unterhaltungsblatt verloren, da sie selbst im Novellenfache, worauf sie früher zum Theil nicht ohne Grund stolz sein konnte, jetzt beinahe lauter Seichtes und Mittelmäßiges bringt. Von dem darin angelegten lyrischen Küchengarten spreche ich nicht. Ihr Beiblatt: Wegweiser hat sich eine höchst treffende Benennung gewählt, denn er weis't wirklich vom Richtigen weg, und auf die Holzwege hin. Die „Didascalien," ein im vorigen Jahre ebenfalls damit verbundenes Theaterblatt, voll von Leerheiten und von Befangenheit strotzend, sind eingegangen, was wenigstens für den guten Geschmack des Verlegers zeugt. — Sonst ist unsere örtliche Journalistik seit Anfang dieses Jahres mit einem neuen Blatt: „Janus," bereichert worden, welches die Lokalitäten, namentlich die Theaterangelegenheiten und Tageserscheinungen von Dresden und Leipzig bespricht und für erstere Stadt von H. Meynert, für letztere vom Prof. Schütz redigirt wird. Der hiesige Janus scheint sich eine Opposition gegen den langen, von altem Staube geheiligten, hier bestehenden Cliquensinn und das Gevatterwesen, besonders aber gegen die vielen Mißgriffe der Bühnenvorsteher zweiten Ranges, Tieck und Winkler, zum Hauptziele gewählt zu haben. Das junge Blatt hat Aufmerksamkeit erregt und wird selbst vom Theater aus viel gelesen, besonders da, einer Redactionsanmerkung in Nr. 3 zufolge, jedem Bühnenkünstler in dem Blatte selbst Raum geboten wird, sich gegen den darin ihm gewordenen Tadel zu rechtfertigen. —

Buntes.

Auf die den Russen zum Muster neuerdings hervorgesuchte lakonische Proclamation des Königs Matthias von Ungarn an die Bürger von Ofen: „Matthias, von Gottes Gnaden König! Guten Morgen, Bürger! Wenn ihr nicht alle zum König kommt, verliert ihr die Köpfe ꝛc." — hätte die eigentlich, ursprünglich lakonische Antwort gegeben werden können: „komm, und hole sie!"

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 44. (II. Jahrg.) Dienstag, den 22. Februar. 1831.

Der Kranke.

Ach, das ist ein herrlich Wetter,
Mailich weht es durch die Luft,
Und berauschend durch die Blätter
Zieht der frische Blüthenduft.
Neubelebend strahlt die Sonne,
Jedes Blümchen schaut ihr nach;
Alles jauchzt vor Lust und Wonne,
Ach, das ist ein Gottestag!

Denn die lust'gen Vöglein schwingen
Zwitschernd, hoch sich himmelan,
Und mit bunten Schmetterlingen
Füllt die laue Luft sich an;
Und die Mücken und die Käfer
Summen hin und summen her,
Und am Himmel treibt der Schäfer
Seine Heerde still daher.

Jede Wohnung wird verlassen,
Denn zu eng ist heut das Haus.
Unten durch die finstern Gassen
Alles strömt zur Stadt hinaus.
Ach, wie treibt's auch mich ins Freie,
Ach, wie lockt's, wie drängt's mich fern!
In der Wandrer bunter Reihe
Fluthet ich auch gar zu gern!

Eitles Sehnen und Verlangen
Nach der neuerstandnen Welt!
Siechthum hält mich fest umfangen,
Kummer ward mir zugesellt.
Während Alle froh sich wenden
Nach der Sonne heiterm Blick,
Kann ich Seufzer nur ihr senden,
Bleib' ich einsam hier zurück.

Ach, nach hohen grünen Bäumen,
Dunkeln Laub und Blüthenschnee
Unter goldnen Wolkensäumen
Sehn' ich mich in tiefem Weh.
Heilge Sehnsucht, gib mir Flügel,
Daß ich, frei von Erdenschmerz,
Ueber Berg und Thal und Hügel
Mich erhebe himmelwärts!

Mit den Vöglein will ich fliegen,
Ewig ziehn von Ort zu Ort;
Mich auf Waldes Wipfeln wiegen,
Und dann weiter fort und fort.
Hoch auf Wolken will ich schwimmen
Mit der Weste flücht'gem Wehn,
Mit dem Abendroth verschwimmen,
Mit der Sonne untergehn!

A. G—y.

Virginia Accoramboni.

(Fortsetzung.)

Aber auch Räuber waren es nicht, denn — zwar war sie noch nicht todt aber doch hülflos — sie machten keine Anstalt, ihr offen daliegendes Vermögen nur anzusehen, geschweige anzurühren, und alle ihre wunderlichen Reden gingen sichtlich nur auf Rache für ihres Paolo Ursini Hinabsturz aus, um welchen sie wissen mußten! Und wem konnte die Rache am Herzen liegen, als zunächst Ursini's Sohne Virginio, oder noch natürlicher, Virginio's neuem Vater Luigi Ursini, dessen Vater ein Bruder von Paolo's Vater war! Aber hatte nicht auch Paganelli gesprochen — als ihr geliebter Peretti! Also war der gegenwärtige Schlafwandler: Luigi Ursini als Paolo Ursini — und ihr Vater Accoramboni war Virginio, der im Eintreten wahrscheinlich geglaubt, sie ringe mit Ursini, und gerichtet hatte, ehe er gewogen; und Virginio's Hand war es gewesen, welche dort auf dem Fels ihre Hand ergriffen ... und er hatte sein Geheimniß dem alten treuen Diener, seinem Erzieher vertraut, und das waren die zwei Thränen gewesen, die aus seinen Augen aufgequollen! Dann hatte Virginio es Paganelli nicht verschwiegen, und Paganelli gewiß nicht Ursini! — Virginia fühlte die Schmerzen ihrer Wunde kaum in der Verwirrung ihrer schnellen Gedanken, aber hauptsächlich fühlte sie diese leibliche Wunde nicht, weil sie ihr ein Beweis war, daß ihr

Ursini unschuldig . . . daß Paganelli schuldig sei, der ihr zu Anfang der Scene, als er noch allein mit ihr gewesen, sein grauses Selbstbekenntniß gethan, wodurch er eine Schuld auf sich genommen, die ihr einen unwiederruflichen Irrthum erhellt und mit dem Licht ihre Seele getödtet hatte. So war ihr der Tod willkommen, und sie erschrack, daß ihr Bruder Felice kam, um ihr beizustehn, aber gewiß nur sich selber den Tod holen kann, weil diese Männer gewiß keinem Zeugen ihrer Thaten das Leben lassen würden. Sie warf sich also, mit Gewalt zu ihm dringend, an seine Brust, um ihn mit ihrem Leibe zu bedecken. Dadurch aber hatte sie den so schon Erstaunten zugleich gehalten; und er war durch einige Dolchstiche von Ursini schon geopfert, ehe er nur recht aus dem Schlafe wach war, und frug was er solle? . . und er die Antwort hörte: „sterben, — schweigen! Nichts mehr. Den Gefallen thu' uns. Wir bitten um unserer Ehre willen. Wir sind Adlige, Hochadlige."

Da fing der redliche junge Mann an zu weinen und zu bitten, auch um seiner Ehre willen, daß sie ihn nur noch in sein Zimmer führten . . dort wolle er ihnen seine Handschrift geben — sein Werk über Fluth und Ebbe. Das sollten sie in Rom drucken lassen! Wenn sie ihm das gelobten, dann . . . . Paganelli sagte ihm: Komm, armer Schelm, ich will Dich in Dein Zimmer führen; Du hast mich auch in Virginia's Zimmer geführt. Sind nicht auch Erläuterungen zu Aristoteles Naturgeschichte bei Deiner Fluth und Ebbe? Im Monde wirst Du Alles besser wissen als er, denn Du machst nun die wundervollste naturhistorische Reise!

Ja, sagte der junge Mann freudig. Kommt geschwind! Es liegt noch eines Freundes Handschrift auch ohne Titel neben der meinen, Du könntest Dich irren, und ich ihm seine Ehre rauben, seinen Namen!

Paganelli führte ihn in sein Zimmer. Er kam aber nach einiger Zeit allein wieder mit gebrochenem Muthe. Das in Sammt gebundene Werk hatte er unter dem Arme.

Luigi Ursini und Virginio waren fort. Paganelli stutzte; aber als er sich gewiß allein sah, lachte er ihnen laut nach. Virginia fand er auf ihr Bett gelegt, und mit ihrem Betttuche wie mit dem Leichentuche zugedeckt bis über das Gesicht. Jene werden ihrem Fall nicht entgehen — laß mich ihr ihren Tod versüßen, noch ihren sterbenden Augen den lieblichsten Anblick gewähren!

Und so deckte er sie auf, und setzte sich mit dem Antlitz ihres geliebten Peretti zu ihren Füßen.

„Ich lade Dich vor Gottes Gericht, Paganelli!" sprach Virginia mit letzter Anstrengung. „Lade mich nicht!" bat er sie weich — „ich stelle mich selbst dieser Tage. Aber das noch wisse, Virginia! Ich, ich war der Mann, der Dich auf Erden am meisten geliebt! Weine nicht, um das Leben nicht, um die Liebe nicht, um Peretti nicht; denn was das Herz besessen, kann nie entrissen werden — und Du mir nicht! Ich war häßlich . . . ich bin es noch, aber ich lache darüber! Und wenn Dir eine Lehre noch nutzet, so lerne: Ihr Weiber habt nur leibliche Augen — für Leiber, und ihr seid Leiber, voll Liebe zwar, aber voll vorgefaßter blinder Liebe. Gott stehe Euch bei, wenn ihr hinkommt, wo nur Geister sind, wo Du nun hingehst! Uebrigens wisse: Du stirbst nur — nebenbei und Dir hat nichts gegolten, so viel Du auch gelitten — doch Ich litt tausendmal mehr, und alle Deine Schmerzen tausendfach . . . wir sind quitt." —

Sie flehte ihn um Rettung, wenn es noch möglich wäre . . . sie frug nach ihrem Bruder. Und tonlos antwortete er ihr: Er ist todt. Du bist hin — die Dolche sind vergiftet. — Sie jammerte und betete; er warf sich über sie, wie ein Verzweifelter; er wollte sich ausweinen auf ihrer Brust — er wollte ihre Lippen mit seinen Lippen das erste und letzte Mal küssen, er riß seinen Puppenkopf ab mit der zarten Wachsmaske — sie erblickte das Paganelligesicht — sie wandte sich an die Mauer; der kolossale Kopf, sein verzerrtes Riesengesicht erschien ihm wieder, er griff nach dem Dolche, fühlte mit der Linken: wo ihr Herz schlage, und bohrte ihr dann den Dolch in das unüberwindliche Herz und hielt ihn fest und sang in seiner Raserei, um ihre schwache Stimme nicht zu hören, und ließ erst ab, als ihre Gestalt ein Zittern durchrieselte und sich streckte. Dann sank er bewußtlos selbst auf die Erde, und erst als die Lichter fast ausgebrannt waren und der Sturm ein Fenster aufriß, erwachte er wieder. Er taumelte an den Tisch; er besann sich; er raffte in Eil das Vermögen Virginia's, Virginio's und Eleonorens zusammen, verbarg die Papiere an seiner Brust, nahm das Buch des jungen Mannes unter den Arm, löschte die Lichter aus und tappte sich leis nach der Marmortreppe, hinunter und fort aus dem öden Palast, fand sein Boot auf der Brenta, und schiffte noch dieselbige Nacht nach Venedig, wie er den Ursini's zuvor gesagt.

Er hatte aber auch schon den Brief zuvor geschrieben, in welchem Luigi Ursini als das mordende Gespenst im Palaste Cavalli bezeichnet stand; es war darin angegeben, wann und von wem die täuschend ähnlichen Wachsmasken nach den mitgetheilten Bildnissen gemacht worden. Der junge Virginio — welchen Ursini nach Rom gesandt — war als unschuldig angegeben . . . damit er, nach Paganelli's Absicht, eine schwere Schuld ein langes Leben lang mit sich schleppen sollte, als wäre er mit kältendem Blei ausgegossen. Auch die Ritter, Freunde Luigi Ursini's, waren mit Namen genannt, welche im Saale und unten in der Halle des Palastes Cavalli Wache gestanden, gleichsam als seine Vasallen. Als wahrscheinliche Ursache der That, war Ursini's Rache für Virginia's Mord an seinem Vetter Paolo aufgestellt, die Begierde aber nach der ungeheuern Summe in Papieren als Hauptbewegungsgrund hervorgehoben. Der Brief war mit seinem Namen „Graf Paganelli" unterzeichnet, und an die Grafen Pagan nach Mar-

seille überschrieben und sehr künstlich im Tone einer höchst vertraulichen Mittheilung gehalten, wie sie aus Ohr in Ohr, von Freund zu Freund, aus Haus in Haus stets über die geheimsten Geschichten statt gefunden und jeden Augenblick ohne allen Rückhalt noch statt findet, so daß die Welt erstaunen würde, wenn sie die echten Schlüssel zur Weltgeschichte bekäme, die in tausend Händen verrosten.

Diesen Brief verlor er mit Willen und sehr geschickt in dem Hofe des Dogenpalastes, wo die Kaufleute zusammen kamen, und ihn Einer zur Bestellung empfangen und nicht wohl verwahrt haben konnte. Das Siegel war aufgerissen, als ob ihn schon ein Neugieriger aufgemacht, seines Inhaltes wegen aber an diesem bedenklichen Orte, wie eine Kapsel mit Gift, wieder hingeworfen für die Staats-Doctoren und Herren des Lebens. Nun er aber aufgerissen hier liegen geblieben, nun nahm ihn kein Unberufener mehr weg; höchstens steckte er ihn in den Rachen des allbekannten Löwen, der alle Angebereien wie Staatsmedizin mit Staatshunger verschlang. Dann wirkte er, wie giftiger Bilsenkrautsaamen im Staatsmagen, dem Dogen, Zorn und Wuth . . . Luigi Ursini ward vor Gericht geladen, und Kraft seiner Verachtung der Dinge, läugnete er kein Wort, gestand also — und hing; oder Kraft seines Stolzes auf seinen so hohen Adel, sein Vermögen und seine mächtigen Freunde: fühlte er sich an seiner Ehre gekränkt, warf den Staatsinquisitor die Treppe hinunter, vertheidigte sich in seinem festen Palast Barbarigo — nicht auf Tod und Leben, sondern blos — auf den Tod, und war also todt, oder er mußte sich zuletzt ergeben — und hing. — Wie ohnmächtig wär' ich, wie gar so wenig vermöchte selber der Schlimmste, wenn die Menschen nur eine Ahndung von Versöhnlichkeit hätten, oder nur von Vernunft, die alles Volk ja nur begehrt, selber ich nur von den Ursini, die meinen Vater umbrachten und meine Mutter und uns Kinder aus dem Vaterlande vertrieben! — So sprach er; und war erst völlig zufrieden, als er auch Virginia's Papiere während einer Fahrt auf dem Meere zerrissen und in die Wogen gestreut hatte. Denn ihm waren sie unbrauchbar. Er konnte sie nicht zu Gelde machen, so gern er tausend Neapolitaner aus der Sclaverei dafür losgekauft, oder sonst ein gutes Werk gethan hätte zum Heil seiner Seele. Jetzt war er fertig und ging drei öde Tage müssig und müde an Leib und Seele in den Kirchen umher. Er schenkte Alles, was er hatte, selbst seine Ritterkette den armen Leuten und behielt nur so viel, um noch acht Tage zu leben. So berechnete er die Verhältnisse. Sein Abschiedsbrief an Brüder und Schwestern und alle die Seinen in dem theuren Frankreich, das die vertriebenen Unglücklichen aufgenommen und ihnen ein neues sicheres Vaterland geworden, war schon vor jener entscheidenden Nacht fort.

Da schrieb ihm Luigi Ursini durch einen Vertrauten: „Der Schnee hat unsere Spuren verrathen. Kaufe mir drei Kanonen und komm! Funfzig Ritter vertheidigen meine Ehre im Palast. Weib und Schwester wollte ich in Sicherheit bringen, und sie, sie wollen mein Schicksal theilen. Komm!"

Paganelli that mit Freuden, was er sollte, und kam noch zur rechten Zeit glücklich im Palast Barbarigo an, der einem Arsenale, einer kleinen Festung oder einem von Neptuns Hand geschlagenen und zu Felsen gewordenen Schiffe glich, und an beiden Seiten vertheidigt ward. Das Herz bebte ihm vor Entzücken, als der Staatsinquisitor Mari — Hermolao Bragadino darauf von dem vorliegenden Platze aus seine Kanonen gegen die Mauern donnern ließ, und als aus der Thür des Altans und aus den niedergerissenen Fensterbrüstungen Ursini's Kanonen dagegen mit Donnergebrüll Kugeln spieen, und nach jedem Schusse das Geschütz wie Krebse zurück in den Saal sprang. Der Staatsinquisitor trug ein weißes Tuch um den Kopf, wie ein Türke, denn Ursini hatte ihn auf sein Adelsrecht fußend wirklich die Marmorstufen mit Haupt und Gliedern zählen lassen. Bragadino sah ein, daß sein Angriff und die Gegenwehr nicht lange dauern dürfe, damit das Volk von Padua nicht ein Organ für ihre nur mühsam sich unterworfen fühlende Gesinnung und einen Anhalt und Kern ihrer Fäuste uud Waffen an Ursini fände. Daher ließ er unaufhörlich mit den Kanonen die Brust des Palastes beschießen, bis die Rohre zu heiß waren und er die Zwischenzeit benutzte, um seine Leute stürmen zu lassen. Aber vergeblich. Die Ritter kämpften ritterlich und lachten den von den Leitern Hinuntergestoßenen und Blutenden nach. Die glühend gemachten Kugeln verwehrte das Volk in die Geschütze zu laden. Die vorräthigen Pechkränze zur Anzündung des Palastes zerriß es, und holte schreiend alle Löschgeräthe, Eimer und Feuerhaken. Bragadino zitterte und schäumte vor Grimm.

(Beschluß folgt.)

Neue Xenien von G. v. Deuern.

(Beschluß.)

Der Friseur.

Es kehrt die goldne Zeit fürwahr
Jetzt auch für mich zurücke,
Die Dame trägt nicht eig'nes Haar,
Der Herr kauft die Perücke.
Ich reise öfters auf das Land,
Mir Locken mit geübter Hand
Dort blond und schwarz zu wählen.
Allein bisweilen wird mir bang,
Es möchten über kurz und lang
Die Haare gänzlich fehlen.

Der Zuckerbäcker.

Wer ist es, der, wie ich, es kann
Das Leben dir versüßen?
Drum kauft Bonbons auch Jedermann
Mit schlüpfrigen Devisen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Ueber Sondershausen.

Viel und Mannigfaches haben wir gelesen, was sich an den Ufern der Seine, der Schelde, der Elbe, und Ocker Großes begeben hat, „Aehnliches für gleiche Zwecke erfolgte auch in kleinern Städten, und nur sehr wenig ist, als wären sie nicht beachtenswerth, über dieselben in öffentlichen Blättern erschienen. — Auf meiner Reise, die ich vorigen Herbst über den Harz und von da durch die goldne Aue machte, kam ich in den letztern Tagen des Novembers durch Sondershausen, wo ich schon sehr oft recht frohe Tage zugebracht hatte. Erlauben Sie mir, großer Planet, daß ich etwas über den Aufstand daselbst und überhaupt über diese Stadt im Allgemeinen in Ihren Blättern niederlege. Nicht wenig erstaunte ich, als ich auch in dieser Stadt den Alles ergreifenden Geist der Unruhe gewahrte, als ich die Bürger, die, wie bekannt, mit seltner Liebe an ihren Landesfürsten hangen, in Straßen und auf dem Markte tumultuarisch herumziehen und sich zusammenrotten sah! Ich fragte nach der Ursache dieser seltnen Bewegung und erfuhr Folgendes als solche. Der Fürst hatte plötzlich das Theater, welches eine lange Reihe von Jahren bestanden, und den Bewohnern unentgeltlich manchen heitern Abend bereitet hatte, aufgehoben, und dadurch nicht nur den schönen Genuß und die Freude der Einwohner gestört, sondern auch viele Menschen, die, ohne Schauspieler zu sein, doch blos vom Theater lebten, brodlos gemacht, und hier und da hörte man, weil man die Gründe der plötzlichen Veränderung nicht deutlich erfuhr, ein leises Murren. Bald jedoch artete dieses Murren in ein lautes Geschrei aus, als der ersten Veränderung bald mehre andre und wichtigere folgten, und der Geh. Rath v. Ziegler, weil er eben so sehr an den Bürgern hing als an seinem Fürsten, dadurch des Letztern Zutrauen verloren und nicht mit zu den geheimen Conferenzen gezogen war, — so sagte man mir — plötzlich und zum Schrecken aller Bürger Sondershausen verlassen hatte. Die Bürger forderten laut des Geh. Raths Rückkehr und mehre andre Dinge, als Verminderung des in der That erstaunlich hohen Chausseegeldes und des Holzpreises, und sandten eine Deputation an den Fürsten, der mit seinem Hofstaate in Ebeleben lebte, mit ihren Forderungen ab. Der Fürst sprach als wahrer Landesvater mit ihnen, bewilligte ihre Bitten, und sandte sogleich eine Staffette ab, die den Geh. Rath zurückrufen sollte. Er kehrte zurück und Jubel und Freudengeschrei erscholl auf dem Markte. Es war ihm ein schöner Abend in seinem Geschäftsleben. Meine Geschäfte trieben mich weiter, aber ein Freund schrieb mir Folgendes über den weitern Gang der Dinge in Sondershausen: Der Fürst kam selbst von Ebeleben nach Sondershausen, um sich seinem Volke zu zeigen.

Die Bürger hatten sich vor dem Thore versammelt, um ihn mit Musik zu empfangen, die Pferde vom Wagen aus- und sich selbst vorzuspannen und ihn so auf's Schloß zu ziehn. Doch er verbat sich's. In Galopp ging's auf's Schloß hinauf, die Bürger mit Hurrah hinterher. Auf dem Schloßplatze brach das Freudengeschrei erst recht los; der Fürst befahl, die Thüren der Kellerei öffneten sich und verschiedene Ohms spatzierten heraus und glitten nach und nach über die Zunge der Durstenden und Jubelnden. Nachmittag und Abend war Ball, an dem ein jeder, Bürger und Nichtbürger, Theil nahm. Die fürstliche Kapelle spielte auf, und machte selbst die Füße der Alten flott, die fürstliche Kellerei vereinte sich mit ihr, spülte den Staub aus dem Munde hinweg und machte die Zunge lebendig. Schöner jedoch war der zweite Ball, der bald dem erstern am 5ten Dec. nachfolgte. Es war der 70ste Geburtstag des Fürsten. Unzählich Volk war versammelt und groß war der Jubel, als der Fürst, als Fürst und Vater zugleich mit seinem Hofstaate in der Mitte seiner Bürger erschien und sie selbst zum Tanz aufmunterte. Hohe Freude spiegelte sich auf den Gesichtern der meisten Anwesenden ab, und mancher, dem noch wenige Tage zuvor die Angst und Sorge um die Zukunft die Brust zusammengeschnürt hatte, suchte in den neumodischen Rutschern uud Galoppaden die gepreßten Lungen wieder auszuweiten. Erst um Mitternacht fuhr der Fürst durch die hellerleuchtete Stadt auf's Schloß zurück. — Ein Landtag und eine städtische Verordnung zur Berathung des allgemeinen Wohls von Seiten der Bürger soll nachfolgen. — So viel von dem Aufstand in S. und dem Ausgang desselben. Vorbei ist das Gewitter und zurückgekehrt in sein Bett ist der Strom, der sich über die Residenz und die nahen Dorfschaften drohend hinwälzte. Die Sonne leuchtet wieder, — doch nicht den Sondershäuser Damen, die unter dem Worte Sonne nur den großen Lampenkranz an der Decke des Theaters zu verstehen pflegen. Ihnen werden die Abende zu Ewigkeiten; ach! die Unglücklichen sind nun zu ungewohnten Abendbeschäftigungen verdammt! Denn der Tempel der Musen ist geschlossen.

(Beschluß folgt.)

Dresdner Allerlei.

Kriegerisch sieht es hier nicht aus, höchstens im Arnoldschen Zeitungscabinet. — Der Streit zwischen einem jungen Diplomaten und einem Litteraten, die man bisher allabendlich friedlich bei dem Italiäner beisammen fand, und der einen Kampf zur Folge haben sollte, hat durch Intervention mehrerer Mächte mit einer Versöhnung geschlossen. — Wer wird in den holländisch-belgischen und russisch-polnischen Angelegenheiten interveniren?

Eine bei Arnold erschienene Broschüre: „Der Staat," hat hier vielen Beifall erhalten. Der Verfasser nennt sich Dr. Frey und hat zum Motto die Worte gewählt: „Dem freien Mann geziemt das freie Wort!" — Von ihm wird unter demselben Pseudo-Namen (der wirkliche ist in der Schriftstellerwelt auch rühmlich bekannt) binnen Kurzem ein zweites Werkchen: „die Kirche," erscheinen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 45. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 23. Februar. 1831.

Der Krämer und das Kind.

Ein Kindlein, fromm und sittig, kam
In einen reichen Kaufmannskram
Und feilschte das und feilschte dies,
Was ihm der schlaue Krämer pries.

Und mit der Unschuld reinem Blick
Holt's dann hervor ein Silberstück.
Der Krämer nimmt es in Betracht
Und hat sich lang darob bedacht.

Doch ruft er nun: „Das Geld ist schlecht,
Nicht Silber nicht Gepräg ist ächt!"
Und greift zum Hammer und nagelt frisch
Das Geldstück auf den Ladentisch.

Das Kind geht weinend heim und bringt
Ein Geld, das rein, wie Glocken, klingt,
Und trägt die Waaren dann nach Haus.
Der Krämer lacht die Unschuld aus.

Denn Er trieb ja Betrug mit Fleiß;
Er stellte die Waaren zu hoch im Preis;
Er gab verfälschte für ächte hin.
Er hat allein nur Böses im Sinn.

Und dennoch sprach der arge Wicht:
„Ein Kind betrügt mich wohl noch nicht!
Zu seiner Schande vor aller Welt
Hängt hier das falschgeprägte Geld."

* * *

Mir ist's ergangen, wie dem Kind.
Ich war für Schurkenstreiche blind;
Man spielte täglich mir Betrug.
Ich wußt' es nicht, und wurde nicht klug.

Doch wenn einmal, umstrickt von Wahn,
Unwissend ich einen Fehl gethan,
Gleich nagelten sie mit Gezisch
Die That mir auf den Ladentisch.

Sie hatten mir falsche Waaren verkauft,
Doch wurde nun ich „ein Schelm" getauft;
Die schlauen Schleicher wuschen sich rein;
Ich mußte der Betrüger sein.

Ludwig Storch.

Die Rache des Bruders.

(Fortsetzung.)

Mit Anbruch des Morgens zerstreuten sich die Schmuggler, denn sie wußten wohl, das die Soldaten baldige Hülfe erhalten müßten, und fürchteten, erkannt zu werden. Der jüngere Reseigh eilte in seines Bruders Hütte und fand ihn ruhig am Kamine sitzen. Die Frage, wo er die verbotenen Güter hingeschafft habe, und die Forderung der Hälfte als des jüngeren Bruders Antheil, beantwortete der Aeltere, indem er ein solches Uebereinkommen abläugnete, und den Bergungsplatz anzugeben sich durchaus weigerte. Der Jüngere ward immer dringender und dringender, aber vergebens. Auf's Höchste entrüstet warf er seinem Bruder Verrätherei vor: dieser hieß ihn aber mit ruhigem und bitterem Lächeln an den Strand gehen, und warten, bis die Wellen die Fässer heranwälzen würden, jener dagegen warf auf den Betrüger einen Blick voll tiefen Hasses, und verließ augenblicklich die Wohnung. Keineswegs, um die Beute aufzusuchen, ging er, nein um ein Leben zu verderben. Sein Pferd war von einem seiner Nachbarn zur Verführung der Güter landeinwärts in Anspruch genommen worden; doch sein furchtbarer Entschluß war so fest, daß er sich augenblicklich zu Fuße nach der vierzig *) Meilen entfernten Stadt Falmouth aufmachte, um dort seinen Bruder anzugeben. Eine solche Anklage gefährdete das Leben desselben nothwendiger Weise, denn man hatte ihn auf die Soldaten, von denen einer verwundet worden war, schießen gesehen, auch hatte er zuerst die Schmuggler zum Widerstande angefeuert.

Es ist seltsam, daß auf dem langen und ermüdenden Wege auch nicht ein Versöhnungsgedanke, nicht eine Erinnerung an das gute Vernehmen, in welchem die Brüder stets mit einander gelebt hatten, in seiner Brust aufstieg: beide waren die einzigen Kinder ihrer Aeltern,

---

*) englische.

aber der rachsüchtige Fischer war entschlossen, seinen letzten, lebenden Blutsverwandten zu vernichten. Zwar sagte er später, daß er eine so schreckliche Folge seines Blutganges nicht vorausgesehen, sondern seinen Bruder nur durch Kerker habe bestrafen wollen: aber in Wahrheit nagte der Verlust seines Antheils an der reichen Beute an seinem Herzen, und des Bruders letzte, von einem bitteren Lächeln begleitete Worte, womit er ihn an den Meeresstrand gehen und das Heranschwimmen der Beute erwarten hieß, klangen in seinen Ohren wie das Geflister eines Dämons, der ihn vorwärts trieb. Allerdings war er schmählich betrogen worden, — und so setzte er denn seinen Weg, ohne sich um dessen Länge zu kümmern, unermüdlich und unaufhörlich fort; die in Wachen und körperlicher Anstrengung verflossene Nacht schien keinen Einfluß auf seine Kräfte zu äußern, und als der Abend einbrach, schritt er durch die Thore der Stadt, in welcher sein Vorhaben ausgeführt werden sollte. Man lieh seiner Anklage williges Gehör, denn die Obrigkeiten waren entschlossen, ein so verwegenes Verbrechen mit äußerster Strenge zu bestrafen, und hatten bereits Gerichtsdiener ausgesendet, um einige der Uebelthäter zu fangen: aber in dem Dorfe waren Alle gleich schuldig, und es fand sich Keiner, der seinen Nachbar zu verrathen fähig gewesen wäre. Die Mitschuld des jüngeren Bruders an dem verbrecherischen Scharmützel ward ihm ob der Anzeige gegen seinen schuldigeren Bruder vergeben, und dieser augenblicklich festgenommen und gefesselt in die Stadt gebracht. Er wurde ergriffen in Mitte seiner Herzensfreude, in seiner eigenen Hütte, während er sich zu dem Erfolge seiner Verrätherei, durch welche die reiche Beute ganz sein Eigenthum geworden war, Glück wünschte. Die beiden Brüder trafen zusammen, als der Letztere in das Gerichtshaus gebracht wurde; die Blicke des Anklägers sanken vor denen seines Schlachtopfers nieder, das ihn zum ersten Male mit tiefem, tödtlichem Haß anstarrte.

„Glaubst Du, Georg, Du habest eine schöne That gethan? Alle Wellen des Meeres können das Blut des Bruders nicht mehr von Deinen Händen waschen: und für einige, wenige Fäßchen Branntwein hast Du das gethan. Schurke! so oft Du wieder Branntwein trinkst, so gedenke, daß jeder Tropfen Deines Bruders Leben kostete, und wie Feuer wird er in Deinen Gebeinen brennen!"

Nie vergaß der Ueberlebende diese Worte, so wenig als das ruhige, bittere Lächeln, womit ihm in der Hütte geheißen worden war, am Strande seines Antheils an der Beute zu harren. Der Tag des Urtheilspruches nahte heran; viele Zeugen vom Schauplatze des Verbrechens wurden vorgefordert, und das Dorf seiner Einwohner fast entleert, um eine volle, gänzliche Ueberführung zu bewirken. Mittlerweile vergingen dem Angeklagten die Stunden in bitterer Verzweiflung; plötzlich und unerwartet sollte er vor den höchsten Richter treten; er gedachte der ruhigen, fernen Bucht, wo er so viele Jahre in gesetzloser Wildheit, aber in tiefem Herzensfrieden verlebt hatte, mit innigem Verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefährlicher Irrthum.

(Beschluß.)

Es war also eine gefährliche Täuschung Karls und seiner Minister; aber sonderbar, in Belgien wiederholte sie sich. Hören wir Panse: „Nachdem der König (der Niederlande, heißt es, (S. 57) sich für bereit erklärt hatte, die Beschwerden der belgischen Provinzen abzuthun, nachdem selbst die Generalstaaten versammelt worden waren, um über das Aeußerste, die Scheidung, sich zu berathen, forderte er seinerseits, daß der Aufruhr die Waffen niederlege und die Werkzeuge der königlichen Autorität anerkenne. Der Souverain sah die Majestät im Verhältniß zum Unterthan, die Revolution Macht gegen Macht; jene unterhandelt nicht mit Rebellen und bewilligt nur dem Gehorsam; diese glaubte Alles zu verlieren, wenn sie sich selbst verlor. In einer Proclamation — wurde den Brüsselern eine Truppenmacht angemeldet, welche die Absicht hätte, sie vor Verräthern an der bürgerlichen Ordnung zu schützen, man sprach von fremden Aufwieglern, man rückte mit 6000 Mann vor und — stieß auf die ganze Bevölkerung."

Dieser Irrthum und der Wahn, daß die Bewegungen ein Werk von geheimen Agenten seien, eine Meinung, die man in Deutschland jetzt verbreitet, ist das Gefährlichste von Allem, sie ist in Frankreich und Belgien und hier nicht allein theuer bezahlt worden und freilich ist es bequemer, eine heimliche politische Propagande anzunehmen, als den Geist des Jahrhunderts verstehen lernen und ihn zu leiten wissen. Mit Recht schließt Panse S. 71: Aus allem diesen springt in die Augen, daß das Jahrhundert, weit entfernt, auf seine alten ruhigen Grundfesten zurückgekehrt zu sein, sich noch mitten in einer Bewegung befindet, deren letztes Ende nicht abzusehen ist; daß die Richtung des gegenwärtigen nicht sowohl auf den Sturz des monarchischen Princips, als auf größtmögliche Freiheit der Entwicklung menschlicher Thätigkeit zielt, und daß endlich diejenigen Staaten oder Staatenvereine, welche diese Freiheit begünstigen, am wenigsten zu befürchten haben." 39.

Der Ochse, der Esel und die Nachtigall.

Eine Fabel.

„Ich begreife nicht, was die Menschen davon haben, dich zu füttern und zu pflegen, da sie mich meine Nahrung suchen lassen, oder mich doch lange nicht nach Verdienst belohnen," sagte der Ochse zur Nachtigall. — „Vielleicht thun sie es, weil mein Gesang ihr Herz rührt!" erwiederte diese. — „Er bringt aber doch kein Brod wie unser Fleiß, setzte der Esel hinzu, und nützt also nichts!" — Urtheilt die Menge oft glimpflicher von der Dichtkunst? —

K. H.

Reise-Zeitung.

Der Traum.

von Dr. Woldemar Seyffarth.

(Fortsetzung.)

Die Räuber entfliehen. Gleich darauf nahen zwei Wagen in Begleitung einiger Reiter. Die Frau liegt leblos in den Armen des Mannes und der Mann fühlt seine eigene Wunde nicht. So kamen sie nach Mailand, wo die Frau am folgenden Morgen beerdigt wurde. Die Verwundung des Mannes war unbedeutend; aber der Verlust seiner Frau schien sein Herz schwer getroffen zu haben. Er lag längere Zeit hart danieder. Als Landsmann durfte ich mir erlauben, ihn aufzusuchen. Dort lernte ich den jungen Mann kennen, welchen ich eben gesprochen habe, und die treue Sorge, mit welcher er das Lager des Kranken hütete, hat mir ihn lieb gemacht. Ich sehe ihn seitdem öfters in meinem Hause und würde ihn heute in der Zahl meiner Gäste haben, wenn er nicht bereits früher von einem Freunde seiner Familie eingeladen gewesen wäre."

„Und was macht der arme Kranke?" fragte meine Nachbarin mit reger Theilnahme.

„Der ist," erwiederte unser Wirth, „was seine Armwunde betrifft, bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt. Aber die Wunde seines Herzens scheint noch nicht vernarben zu wollen. Zwar weint er nicht mehr; allein eine stille Schwermuth hat sich seiner bemächtigt, und da ich glaube, daß ein längeres Verweilen in einer Stadt, wo sein geliebtes Weib begraben liegt, auf diese Stimmung nur nachtheilig wirken kann, so habe ich selbst den Arzt gebeten, ihn seine Reise ehemöglichst fortsetzen zu lassen. Es ist ein interessanter Mann, den ich außerdem länger hier wünschte; aber ich bin überzeugt, die Reise wird ihm wohler thun, und darum kann ich nicht läugnen, daß ich seine Abreise ihn heute gern für übermorgen habe bestimmen hören."

Noch wurde manches theilnehmende Wort über das herbe Schicksal des armen Deutschen gewechselt, der in der Vertheidigung seiner Liebe das Glück seines Lebens verloren hatte. Die Unsicherheit der Straßen um Mailand knüpfte sich zunächst als Gegenstand der Unterhaltung an, und ich wunderte mich nicht wenig zu hören, daß erst vor Kurzem ein General der östreichischen Besatzung kaum zehn Minuten von der Stadt angefallen und fast nackend hereingeschickt worden sei. Auch konnte es gewiß keinen Reisenden veranlassen, seinen Aufenthalt in Mailand zu verlängern, wenn ihm von den vielen nächtlichen Einbrüchen und Morden erzählt wurde, welche selbst durch die gegen Abend in großer Zahl ausgestellten Schildwachen nicht verhindert werden können. Und wie hätten wir in unserm friedlichen Kreise uns vorstellen sollen, daß, während wir so heimlich beisammen saßen, an drei verschiedenen Orten eingebrochen und fünf Menschen das Leben geraubt wurde! Als der Onkel uns das am folgenden Mittage erzählte, sahen wir uns gegenseitig an und begegneten uns in dem Gedanken, daß so etwas selbst in den größten Städten Deutschlands wenigstens nicht wie in Mailand zu den — Alltäglichkeiten gehöre.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.*)

Spät Abends rollte ein Wagen über die langen Brücken, welche von der Prager Straße aus nach Wien hineinführen, und wich phlegmatisch den zahlreichen Fuhrwerken aus, die ihm aller Orten begegneten. In dem Wagen drin aber klopfte es lebendig und ungestüm, es war dies mein Herz. Ein erwartungsvoller Reisende ist der arroganteste Mensch von der Welt; alle Städte und Plätze, die er antreffen mag, scheinen nur für ihn hingestellt; und auch das große schöne Wien schien mir in diesem Augenblicke nur auf mich zu warten. Ueberall ein lebendiges Regen in den Straßen; ich hätte darauf wetten wollen, die Leute waren nur wegen meiner so in Alarm gerathen! Und dazu die vielen Laternen in den langen Vorstädten, sie dienten unbestreitbar keinem andern Berufe, als meinen Pferden zu leuchten; die Wiener sind liebe Leute! — Mit der fröhlichsten Laune gelangte ich zum Mauthhause. Der Beamte war ein stattlicher, freundlicher Mann, ich reichte vergnügt meinen Paß hin, und er hatte kaum meinen Namen darin gesehen, so ward er — — um kein Haarbreit ungefälliger, als vorher. Der Kutscher durfte nach der leichtesten Visitirung die Koffer wieder aufpacken. Ein freundlicher Abschied von dem meist so gefürchteten Mauthbeamten, und der Wagen durfte weiter fahren.

In der Leopoldstadt, im Gasthofe zum „schwarzen Adler" stiegen wir ab. Abermals die höflichsten Leute von der Welt; ich fühlte mich vom langen Fahren so zu sagen, ganz versessen, und die herbeieilenden Kellner — in Norddeutschland nicht selten ein prahlerisch, brutal-höflicher Menschenschlag — halfen mir mit wahrhaft freundschaftlicher Zuvorkommenheit heraus und griffen mich behutsamer an, als ein rohes Ei. Charmante Leute! Die Töne einer neuen, beinahe fremden Herzenssprache vernahm ich, die gleichsam nur aus einem freundlichen Traume mir die rauhen Klänge meiner Heimathsprache gemildert und verschönt zuführten. Ueberselig von so vielem Guten und Lieben, lebensmuthig in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und todesmüde von dem Umherwerfen des Wagens, schwankte ich die Treppe hinan, deren unterste Stufe zwei groteske Steinfiguren bewachten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Als Probestück aus des Verfassers „Herbstblüthen aus Wien," welche, in Verbindung mit noch zwei andern städtischen Schilderungen, unter dem Gesammttitel: „Corallenzweige" (zweiter Band), zu Ostern d. J. im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienen. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Ueber Sondershausen.

(Beschluß).

Nicht mehr schallt das erheiternde Wort von den Bretern herab, und zaubert ein freundliches Lächeln auf ihre Wangen, nicht mehr klingen die Instrumente und schmiegen sich in das entzückt lauschende Ohr; die freundliche Sonne, die von der Decke des Theaters ihre hellen Strahlen hernieder sandte, hat ihr Licht verloren, und ägyptische Finsterniß und sibirische Kälte streiten jetzt in dem schönen Tempel um die Herrschaft. — Die Kaufleute in Sondershausen sollen starken Absatz in Steinflachs haben, und die Drechsler mehr Spinnräder verfertigen als sonst.

Die unter dem Directorium des berühmten Kapellmeisters Hermbstädt stehende, nicht minder berühmte Kapelle hat aufgehört, eine solche zu sein, und ist ein Gardehautboistencorps geworden. Jammerschade, wenn sie durch diese Veränderung zur Unthätigkeit verdammt wäre, schlimmer noch, wenn sie sich selbst dazu verdammte! Möge das Wort, wenn auch eines fremden, doch eines ihrer warmen Verehrer nicht ungehört und unberücksichtigt sein, daß sie sich selbst einen neuen Wirkungskreis schaffe, in welchem sie sich mit gewohnter Kraft und Geschicklichkeit bewege, und nicht unbelohnt wird ihr Mühen bleiben. Ein Jahr ohne Uebung, und die Kräfte erschlaffen, und das so vortrefflich einstudirte Corps wird nur noch auf Paraden und Bällen glänzen. Die schönen Tage sind nun vorüber — und nimmer kehren sie wieder. Sollte auch je wieder Theater sein, nimmer wird das geleistet werden, was von der jetzt nach allen vier Winden hin zerstreuten Gesellschaft geleistet wurde. Die Opern wurden mit seltner Präcision, sowohl von Seiten der Sänger, als auch der Kapelle, gegeben, und ein Hummel und Schneider haben nicht angestanden, Beifall zu zollen.

Was die Wissenschaften und Künste in Sondershausen betrifft, so läßt sich eben nicht viel Rühmens davon machen, so sehr sich auch Einige Mühe geben, beide zu heben. Das frühere Lyceum ist zu einem Gymnasium umgeschaffen worden, und die frühern Rectoren heißen jetzt Professoren. Ob jetzt schon das geleistet wird, was man von einem Gymnasium verlangt, möchte wohl stark bezweifelt werden. Sobald die Anzahl der Gymnasiasten sich nicht vermehrt, und die Quelle nicht gefunden wird, aus der man zur Belebung des Ganzen schöpfen kann, wird es nicht besser werden. Wenn sich der Lehrer den ganzen Tag über abmühen muß, nur, um sein bischen Brod zu verdienen, da erkaltet gar bald der Eifer und die Liebe für's Schöne, und sinkt zur Handwerksbetriebsamkeit herab. — Der Geplagte freut sich wie der Geselle auf den Sontag und blauen Montag, so auf Festtage und Ferien, um von seinen Mühen ausruhen zu können. Auch fehlt es ganz und gar an einer Bibliothek, wodurch es dem Lehrer, wie dem Lernenden fast zur Unmöglichkeit wird, das zu leisten, was an andern Gymnasien gerühmt wird. Die übrigen Gelehrten (wenn ich sie so nennen darf) und gebildeten Bürger, die so gern studiren und lesen möchten, müssen es hübsch unterlassen und ihre Nase, wenn sie einmal gern lesen wollen, in Bücher aus der Leihbibliothek stecken, die deshalb viel besser sein könnte, als sie ist. Man vermuthet, daß einiges von den Geldern, die früher das Theater verschlungen hat, zur Belebung des ersten und Gründung des zweiten verwandt werden soll.

Es existirt auf dem Schlosse ein Kunstkabinet, das wirklich mehre Seltenheiten aus dem Reiche der Kunst und Natur in sich schließt, doch kennen es die meisten Bewohner nur dem Namen nach und Fremde gar nicht, da so wenig für die Ordnung und Bereicherung desselben gethan wird. Was nützen die schönsten Kunstprodukte, wenn sie in staubige Kammern eingeschlossen sind? und wenn man aus lauter Kunstliebe sich bestaubt hat, noch obendrein von den Schlüsselführenden Jungfrauen gebrandschatzt wird? Es komme eine ordnende Hand über dasselbe und bald wird es gelingen!

Hinsichtlich des gesellschaftlichen Lebens läßt sich Sondershausen eher rühmen als tadeln. Hier herrscht nicht der elende Kastengeist, der in so vielen Städten Deutschlands und vorzüglich in den Residenzstädten zerstörend sich eingenistet und festgesetzt hat, und das schöne Band allgemeiner Menschenliebe mit schnöder Hand durchschneidet. Die ersten Staatsdiener erscheinen stets in der Mitte der Bürger, und selbst der Prinz findet seine schönsten Stunden im Kreise der Letztern. Aller Stolz und aller Zwang ist abgelegt und der Mensch spricht zum Menschen. Alles kommt von oben herab. Der Fürst war stets ein Feind aller Hofmanieren, Cabalen und Intriguen, und daß er es noch ist, hat er neuerdings wieder bewiesen. Man könnte einwenden, warum, wenn der Fürst so human und natürlich gegen seine Bürger ist, warum empörten sich die Letztern und forderten laut, was ihnen gütlich nicht gegeben wurde? Auch ich entgegne und sage: Man wälze nicht Alles auf den Regenten, der, wie Beispiele an andern Höfen beweisen, nicht einmal weiß, absichtlich nicht wissen soll und darf, worüber Stadt und Land im Stillen seufzt. — F.

Buntes.

(Beispiel zur Nacheiferung.) Im Tempel Bubg zu Bunzkok in Siam verrichtet ein 35½ Fuß hoher Götze aus vergoldetem Kupfer regelmäßig alle Viertelstunden ein Wunder. So weit hat es keiner unserer Heiligen und Halbgötter, ja selbst kein wunderthätiges Bild gebracht, die alle nur nach Gelegenheit Wunder thaten, oder noch thun, aber nicht so pünktlich nach der Uhr.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 46. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 24. Februar. 1831.

Die Rache des Bruders.

(Fortsetzung.)

Was waren ein Paar Fäßchen Branntwein im Vergleich mit dem Schicksal, das ihn in der Blüthe seiner Jahre von Allem, was ihm auf Erden theuer war, fortriß! Und, ach, daß dies durch eines Bruders Hand, durch den jüngsten Sohn seiner Mutter, gegen den er sich mit Ausnahme jener Beraubung stets liebevoll benommen hatte, geschehen mußte! Bittere Flüche rief er auf dessen Haupt, und forderte die Geister seiner Aeltern auf, ihn während seines ganzen Lebens zu verfolgen, und den frühen Tod ihres Erstgeborenen zu rächen. Aber solche Gefühle brachten keinen Trost in die Mauern seines Kerkers, gaben ihm keine Hoffnung in Bezug auf die Ewigkeit, für welche der unglückliche Mann gänzlich unvorbereitet war. Seine Leiden wurden durch die beständigen Besuche seiner Nachbarn aus der Bucht, welche seine Gefühle theilten, und gegen den herzlosen Bruder in Verwünschungen ausbrachen, nur vermehrt: insbesondere wenn sie, ohne zu wissen, wie grausam sie das Gemüth des Gefangenen marterten, von einem neuen, kühnen Unternehmen sprachen, das eine reichere Erndte abwerfen sollte, als je eines zuvor. Wild glühten seine Augen, Worte unendlicher Sehnsucht und tiefer Verzweiflung entfuhren seinen Lippen: — denn wo sich am Strande die Woge brach, und reiche Beute heranrollte, dort sollte er nie wieder weilen!

Endlich wurde er vor Gericht gestellt; die Aussage seines Bruders, welcher beschworen hatte, daß der Aeltere auf die Truppen gefeuert habe, ward durch das Verhör mit den Uebrigen, die bei dem Scharmützel waren, sehr wider ihren Willen bekräftigt, und er sonach zum Galgen verurtheilt.

Bevor der zur Hinrichtung festgesetzte Tag heranbrach, kehrte der jüngere Bruder in die Bucht von Sennen zurück, doch verändert war für ihn der Platz. Die Blicke seiner Nachbarn waren kalt, ihre Reden kurz; Alle fühlten, daß eine grausame, unmenschliche That geschehen, daß nicht blos gegen den Angeklagten, sondern gegen die ganze Gemeinde gesündigt worden sei. Der Ankläger hätte nie wieder in die Bucht zurückkehren, er hätte einen fernen Fleck, wo die Geschichte seines Unrechts und seiner Rache unbekannt war, und wo Niemand voll Verachtung mit dem Finger auf ihn zeigen, und sagen konnte, „das ist der Mörder seines Bruders!“ aufsuchen sollen. Statt daß er, wie sonst, des Abends in eine der zerstreut liegenden Hütten eintrat, und mit seinen Nachbarn die Stunden hinweg plauderte, oder Pläne zu neuen Unternehmungen entwarf, sah er sich jetzt gezwungen, fast immer in seiner eigenen Behausung zu bleiben. Dies konnte in der That nicht anders sein: wenn je seine Hand die Klinke an der Thüre eines seiner früheren Gefährten drückte, so warf ihm wohl die mit Spinnen beschäftigte Hausfrau einen raschen Blick zu, aber kein Wort des Willkommens tönte von ihren Lippen; die Mädchen, deren Blicke sonst oft auf seiner jugendlichen und kräftigen Gestalt geweilt hatten, vermochten ihre Gefühle weniger zu verbergen, und er mußte manches bittere, beißende Wort hören, während der Vater, am Kamin die Netze ausbessernd, halblaut einen Fluch gegen den zudringlichen Besucher murmelte. Umsonst versuchte er es anfangs, dem Strome zu trotzen, und den großen Verlust vorzuschützen, den ihm seines Bruders Verrätherei verursacht habe: — man antwortete ihm finster, ob einige Fäßchen Branntwein ein hinreichender Preis wären, um das Blut eines Bruders aufzuwiegen? Eine alte Frau, die älteste im Dorfe und Jugendfreundin seiner Mutter, hieß ihn zum Grabe seiner Mutter auf der wilden, grasbewachsenen Heide gehen, und es laut über ihre Gebeine rufen, daß ihr erstgeborner und geliebtester Sohn durch den jüngstgebornen gemordet worden sei!

Diese allgemeine Verachtung brach endlich die Härte seines Herzens, Gewissenspein, die ihn sonst noch eine Zeit lang verschont haben würde, zog in sein Haus

ein, und verließ es niemals wieder. Wenn er in seiner Kammer am einsamen Feuer saß, so war es ihm unmöglich, der Vergangenheit nicht zu gedenken, und die Klänge außen mehrten die Wucht dieser Erinnerung.

Es war nun Wintersanfang geworden. Seine Wohnung stand am Rande des Oceans, Stürme umtobten während langen Abenden die frei stehenden Mauern, und unten am Felsen brach sich die Brandung, und wich heulend zurück, um mit größerer Wuth wieder anzustürzen: warnungsvoll und furchtbar waren ihm diese Töne! Einige Wochen vorher hätte er ihrer nicht geachtet, ja sie wären ihm sogar Musik gewesen: jetzt aber war die Richtung seiner Gefühle und Phantasie gänzlich geändert, und der Schmuggler mit dem Eisenherzen fuhr oft entsetzt auf, als Woge an Woge mit der Donnerstimme der Zerstörung anrollte — so wenigstens schien es ihm, und dann schlug er die Hände über die breite, stöhnende Brust zusammen, und sah durch das enge Fenster tiefbetrübt in den anbrausenden Sturm. Es gab Augenblicke, die sein Herz auf eine noch härtere Probe stellten, wenn nämlich ein günstiger Wind blies, wenn seine Nachbarn voll froher Hoffnung waren, wenn sie am Strand zusammen liefen, in die Boote sprangen, und schnell und freudig einem fernen Segel zuruderten, das am Horizont kaum sichtbar war. Es war irgend ein befreundetes französisches oder holländisches Schiff, mit Branntwein beladen, und sie hatten das Signal aus der Ferne erkannt, und schaarten sich wie die Raubvögel auf dem Schlachtfelde zusammen, um der ersehnten, verbotenen Beute entgegen zu eilen. Reseigh sah dies Alles als ein Fremder mit an, kein Blick lud ihn ein, keine Stimme forderte ihn, den oft Erprobten, zur Mithülfe auf, abseits am Ufer stand er, und betrachtete den Vorgang mit düstern, verzweiflungsvollen Blicken. Sonst ruderte er im vordersten Boote, munterte durch seinen Zuruf die Gefährten auf, und an der Seite lagen Flinte und Pistolen: doch eine andere Gestalt war ihm damals zur Seite, eine Gestalt ihm sonst in Leid und Freude nahe, sein Schutz gegen manchen Flintenschuß und Säbelhieb, — und wo war diese nun? An einem elenden Strick am Galgen hängend, den Menschen ein Scheusal, und die Beute des Gevögels in der Luft. Der junge Mann preßte die Hände krampfhaft zusammen, knirschte mit den Zähnen, starrte lang und wild die heimkehrenden Boote an, und eilte dann fort in seine Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Virginia Accoramboni.

(Beschluß.)

Und Ursini steckte eine weiße Fahne aus, ließ den Staatsinquisitor näher zu kommen einladen. Aber als dieser mit triumphirender Miene kam, schrie er ihm laut vom Altane hinab: Bragadino! Sohn des geschundenen Bragadino! Wir vertheidigen hier an Ort und Stelle Famagusta. Weil wir es so tapfer vertheidigen, zieh ab! Laß mir nicht die Haut abziehen, sonst bist Du ärger als der Türke — denn wir sind Christen — Adlige! Und Du bist ein Christ und ein Adliger! Wird Niemand klug durch seiner Vorfahren Unglück! Niemand gelassener oder nur vorsichtiger. —

Ich nicht! rief Bragadino! Wer Rachsüchtiges erfahren, der ist mit Rache vergiftet! Ergieb Dich!

Ergieb Du Dich! Bragadino! rief Ursini wieder, sonst schneidet das Volk Dir die Nase ab und stopft Dich aus. Du siehst — sie brennen mir beizustehn! Ihr verliert Padua! Jetzt fort mit Dir!

Bragadino mußte unter dem Hohngelächter des Volkes zurück. Aber nun zerdonnerte er die mächtigen Pfeiler und Mauern der Fronte — seine prachtvolle steinerne Weste, selbst die Rippen zuletzt, fielen dem steinernen breiten Riesen stückweise vom Leibe, und sein Bauch stand offen wie ein ungeheurer Guckkasten voll geharnischter tobender feuerspeiender Wunderthiere. Das Dach des Palastes stürzte ein, die Bogen und Augenbrauen der Fenster borsten, Kugeln zerschmetterten von draußen herauf das Getäfel der Decke und die Decke selbst; Paganelli war von Flintenkugeln in beide Arme verwundet, trug sie im Bunde, den ihm Valeria angelegt, und feuerte nur noch mit Worten die unerschrockenen Vertheidiger an. Aber er hatte, den Befehl Ursini's buchstäblich befolgend, wohl Kanonen gebracht — aber keine Kugeln als eine kleine Kiste voll. Ein Theil des Palastes stürzte ein, und Ursini's Weib Giulia und seine Schwester Valeria lagen unter dem Schutte begraben. Das brachte Verwirrung hervor, Bestürzung, und Eindruck auf Ursini's Gemüth. Paganelli war befriedigt. Ursini wollte wie ein Verzweifelter zu Ende kämpfen. Alle Ritter, die noch übrig waren, schwuren nicht zu weichen, nur zu fallen, und traten verwogen auf die Trümmer der Pfeiler. Unermeßliches Volk wogte herbei. Es schwieg; und der Ausgang des Kampfes war nicht abzusehen. Es war Abenddämmerung geworden. Die Straße zur Linken, die auf den Platz herführte, ward hell. Fenster blitzten von Licht. Fackeln erschienen. Priester summten. Dumpfe Gesänge erschollen. Dann von vielen hellen Wachsfackeln umgeben, erschien in dem langen Leichenzuge Virginia in ihrem Sarge, offen und mit Blumen geschmückt, zur Gruft, zur Kirche schwankend dahingetragen. Und mit ihr — wie sonst Beide zur Kirche gegangen, ihr Bruder Felice. Aus den aufgerissenen Fenstern und von den Balkonen sahen tausend Mädchen, Frauen, Jünglinge und Männer. Die Häuser und Straßen sahen aus wie eine große Puppenkopf-Händler Niederlage oder Fabrik, wo man von allen Sorten und Altern, Masken und Köpfe zur Ansicht herausgesteckt, zur Auswahl für große Maskenaufzüge und Vermummungen am Carneval. Das Volk auf den Straßen verstummte vor dem schönen stummen Gebild

der drei und zwanzig jährigen armen Virginia. Ihr Nahen, und das Nahen ihres Bruders schien sie nicht mit Worten, sondern selbst mit den verdeckten Todeswunden zur Rache gegen die Mörder aufzufordern. Aber der Eindruck war zu tief. Die schöne Todte war noch gegenwärtig, sie durfte nicht gestört werden, und die Priester sangen feierliche Gesänge, die an Tod, ewigen Frieden und himmlische Seligkeit erinnerten.

So kam der Zug auf den Platz — vielleicht mit Absicht von Bragadino hier vorbei gewiesen. Und er hatte recht gerechnet. Als die Träger bis vor den Palast Barbarigo gekommen, hielt sie das Volk an, und ohne Aussicht, sobald weiter zu kommen, setzten sie selbst, müde der schönen traurigen Last, Virginia und ihren Bruder Felice nieder. Ein feuriges Abendroth hatte mit flammendem Purpur den Himmel überzogen und kleine Wölkchen zogen eilend den großen Wolken, wie Lämmer ihren Müttern nach, um auch noch an ihren Ort vor Nacht zu kommen — in die unbekannte Hürde. Todtenstille war auf dem Platze.

— „Bist Du der Mörder, Ursini, so komm' herab! Ergib Dich!" — rief Bragadino zu Ursini hinauf, der mit Paganelli in einer zerstörten Fensterbrüstung sich angelehnt hatte, der Eine links, der Andere rechts, und die betroffen und erweicht hinunter starrten, auf die überraschende Erscheinung. Ursini gedachte an das Begräbniß seiner Giulia und Valeria, die in drei Tagen auch hier so vor dem Portale unter dem Volke stehen würden. Er gedachte, daß seine Auflehnung und seine Vertheidigung gegen die Kanonen der Gerechtigkeit seinen Kopf ja verwirkt hatten. Er gedachte an Virginio, den letzten und einzigen Sproß des alten Stammes der Ursini, der nicht eingehen durfte, und der also ihm unbescholten bleiben mußte — er hatte die schon verwundete Virginia auf ihr Bett gelegt und das Seine an ihr gethan, wie Jeder der Drei geschworen — und so hatte Er sie hier in den Sarg gelegt — — —

— — und Paganelli sprang hinab.

Das Volk hatte kaum geschrieen: Das ist der Mörder!" — als Ursini schon in das Geschrei hinunter sprang, so daß das Volk gleich hinterdrein schrie und mit Erstaunen in seiner Art frohlockend brüllte: „Das ist der Mörder!" und noch einmal schrie: „Die sind die Mörder!"

Ich bitte um keine schimpfliche Todesart! Nicht um das Leben! — sagte Ursini, der sich das Bein versprungen hatte, mit verbissenem Schmerz zu Bragadino, der ihm erwiederte: Den seidenen Strick! Morgen, als den siebzehnten December, in Venedig! Du sollst nicht gehangen werden — nur erwürgt.

Paganelli aber steckte seine Arme in den prachtvollen Abendhimmel, und rief: Das ist ein Abglanz des Himmels von Neapel! Ich sehe Dich im wachen Traume, mein Vaterland! — Thränen füllten seine Augen. Dann schlug er an seine Brust, war eine Weile still und ein sonderbares Lächeln stieg in sein Gesicht, als er zu Ursini trat, ihm die Hand reichte, ihm dann auf die Achsel klopfte und ihm verbindlich sagte: Ich danke Dir, Ursini, im Namen meiner ganzen Familie, daß Du mein Narr gewesen bist! — Er wartete keine Antwort ab, sondern ging zu Bragadino und sprach mit lauter, rings von dem Volke deutlich vernehmbarer Stimme: Bragadino! Hier diese Paar Bogen Papier enthalten meinen letzten vierjährigen Lebenslauf, seit hier diese unvergleichliche Todte und Tödterin eines Andern Weib werden wollte. Er sollte mit Blut und Thränen geschrieben sein; denn was er enthält, ist schrecklich für glückliche Ohren, und unbegreiflich für ruhige Menschen — die ein Vaterland haben — und es nicht schätzen! Rechne von meinem gehässigen Wirken und den mir selbst verhaßten Thaten, die mir ein unwiderstehlicher Dämon abgezwungen, so viel Du willst auf verachtete Liebe . . . auf dieses mein häßliches Gesicht, das vor Dir sein großes Maul aufmacht, um sich selber lächerlich zu machen. Aber rechnest Du noch so viel auf die Liebe ab, so bleibt noch satt und überflüssig genug übrig auf Rechnung der Vaterlandsliebe! Wer mir und allen den Meinen das Vaterland geraubt, wer es mir zerrissen hat — wer mir und uns Allen die Sonne jedes heiligen Morgens, alle die Monde und Sterne jedes seligen Abends und jeder ruhigen Nacht in seine Tasche gesteckt hat — wer mir und uns Geschwistern und ihrem ganzen folgenden Geschlechtern die schönen Gefilde wie ein Erdbeben versenkt, die Schlösser zerstört, selbst den Kindern die Orangen und Feigen von den Bäumen gerissen hat aus Habsucht, Stolz und Rache . . . Den zerreiß' ich wieder. — Den hab' ich zerrissen, bis auf eine schwache mordbefleckte Brut . . . den Bären-Stamm des Ursini! Dieser junge Mensch hier im Sarge hat ein Werk über Ebbe und Fluth geschrieben, das ich treulich zum Drucke nach Rom befördert *) — Bragadino, behüte Euch Gott vor der Ebbe der Zeiten! Denn erst als Venezianer ohne Vaterland oder ohne Muttermeer — ohne Venedig selbst, würdet ihr mich entschuldigen! Jetzt bitte ich nur um den Strick, und um die letzte Wohlthat: daß Ursini vor mir erwürgt wird. Aber laß mich mein Mädchen zur Gruft geleiten! Laß mich! Laß mich, Bragadino! Du bist ein Mensch, und ich ein armer armer Mensch, den Niemand hier in der Fremde beweinen wird! Ich entrinne nicht, auf mein Wort! Ich bin ein Edelmann, und ehe Du dies Papier gelesen, hast Du noch kein Recht an mich.

Es ward ihm unter Bewachung gestattet. Die Träger erhuben die blumengeschmückten Bahren; die Priester bliesen mit ihren dicken kälterothen Pausbacken die Rauchpfannen an, die sie indeß mit den fleischigen Händen umspannt gehalten, schwenkten sie wieder an den silbernen Ketten und räucherten Wohlgeruch. Die Fackelträger putzten die Fackeln und trugen sie wieder hoch.

*) Es ist 1590 wirklich erschienen.

Die Bläser gossen die Züge der Posaunen aus und bliesen. Der feierliche Zug erhob sich und setzte sich in Bewegung. Der breite Schwarm des zahllosen Volkes schloß sich beruhigt und ruhig an, und ward wie aus einem wogenden See, ein schmaler stockender Fluß. Und Paganelli ging wankend, als ihr und sein Leidträger, dicht hinter seiner Virginia, und Niemand führte ihn. Leopold Schefer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Hamburg.

Wenn ich Ihnen heute nichts Neues bringe, so mag das Interesse des Alten mich entschuldigen. Ich will Ihnen nämlich Einiges von Hamburgs Gaunern erzählen. Bei der Armuth und dem Mangel, der hier den gemeinen Haufen drückt, fehlt es natürlich nicht an Verworfenheit und Verbrechen aller Art. Die Wachsamkeit der Polizei ist löblich und die Vorfälle beweisen nur, wie weit die Ausbildung im Schlechten und die Verschmitztheit ausgelernter Betrüger zu gehn vermag. Man erzählt von London's Dieben Anekdoten, die als originell selbst bewundert worden sind, wenn das Schlechte überhaupt bewundert werden kann. Wahrlich, darin stehen die Hamburger nicht nach, und wenn die Größe London's gleichsam die Diebe zu solcher List und Verschlagenheit berechtigen, und die Wahrscheinlichkeit ihrer Existenz erklären soll, so stehn die Hamburger Diebe noch ausgelernter da, weil die kleinere Stadt die Wachsamkeit der Polizei erleichtert. Einige Beispiele mögen indeß darthun, daß diese Gaunerstreiche (zum Heile der Deutschen) der Engländer würdig sind.

Eine Zeitlang wurden Klagen von verschiedenen Seiten geführt, daß im zweiten und dritten Stockwerke nicht unbedeutende Diebstähle geschehn wären, die besonders Geldkassen betrafen. Die Polizei hatte ein wachsames Auge, konnte aber dem Thäter nicht auf die Spur kommen. Das Seltsamste dabei blieb, daß man an den fest verschlossenen Thüren keinen Einbruch bemerkte, ja, ein solcher überhaupt, nach Aller Meinung, schon deßhalb nicht von Außen geschehn sein konnte, weil er Leitern, Mitgehülfen und Instrumente erforderte, deren Anwendung dem Auge der nächtlichen Polizei nicht entgehn würde. Durch Zufall kam man dem Thäter auf die Spur. Ein armer Schiffer kaufte sich auf einmal einen neuen Eber, lebte sonst auch glänzender, wie früher. Ein Polizeibeamter, der ihn und seine Umstände kannte, faßte daher Verdacht, nistete sich an ihn und zechte einigemal Abends spät noch vertraulich in seiner Gesellschaft. Als aber einst der Schiffer von ihm weg nach Hause wandert, schleicht er ihm nach und sieht ihn nach einer Viertelstunde aus der Wohnung zurückkehren. Er nimmt den Weg durch mehrere Straßen und achtet auf die Zeit, wo die Wache die Runde beendet, um nach einer halben Stunde dieselbe zu wiederholen. Der Polizeidiener sieht ihn an einem Hause stehn und dessen Höhe messen. Die Dunkelheit und Entfernung gestatten ihm indeß nicht, Alles so genau zu beachten, wie er es wünscht. Plötzlich ist der Mann verschwunden. Der Erstere tritt nun näher und, wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Schiffer wie einen Baumrutscher an den Balken des Hauses hinaufklettern sieht! Bald ist er im dritten Stocke, öffnet geschickt ein Fenster und steigt in die Stube ein. Der erstaunte Diener der Gerechtigkeit drückt sich an eine nahe Thüre und wartet seine Zurückkunft ab. Nach einer Stunde kommt der Dieb richtig ebenso geschwind herabgerutscht und wird natürlich durch herbeigerufene Hülfsmannschaft in Verwahrsam gebracht. Das Räthsel löst sich folgendermaßen. Um den Leib hatte der kühne Kletterer einen breiten, festen Riemen geschnallt, und an diesen einen Haken befestigt; in der Tasche aber fand man eine gehörige Anzahl großer Schrauben, die er da, wo er hinaufkletten wollte, erst in den Balken der Wand schraubte, dann sich daran hakte und so immer höher auf diese Weise den Körper schwebend an der befestigten Schraube aufhing. Natürlich vergaß er nie, um sein Geheimniß zu bewahren, bei'm Rückzuge eine nach der andern wieder herauszuziehn und mitzunehmen.

In das Haus eines, allgemein wegen seiner Mildthätigkeit bekannten Pastoren, schleicht sich am hellen Tage ein Gauner, kommt bis in's dritte Stockwerk, und stiehlt, da er Niemand sieht, ein Bett, mit dem er dreist den Rückweg antritt. Der eben abwesende Pastor kommt ihm an der Hausthür entgegen. „Wo will er hin," fragt er den Dieb, der entschlossen antwortet: „Ach, Herr Pastor, daheim liegt meine Frau krank, ich habe, bei unsern schlechten Zeiten, keine Gelegenheit, mit Tagelohn so viel zu verdienen, als Doctor und Apotheker kosten. Sie muß sterben, wenn ich nicht Rath schaffe, da dacht' ich denn: Nimm dein letztes Bett und versetze es. Hier hab' ich's nun und bitte Sie, mir zwei Thaler darauf zu leihn." „Wie? auf Pfänder soll ich leihn? Da habt ihr zwei Thaler, behaltet euer Bett und betet zu Gott, daß er eure Frau wieder herstellt!" Mit den Worten kehrt er ihm den Rücken und geht. Wie schnell eilte der Gauner hinweg, und wie erstaunte der Pastor, als die Magd ihm den Diebstahl vermeldete, den er mit zwei Thalern noch obendrein belohnt hatte!

(Beschluß folgt.)

Buntes.

(Macht der Gewohnheit.) Für sie kann der Tabaksraucher ein auffallendes Beispiel anführen, nämlich daß sogar die Pfeifenköpfe ihr unterliegen, indem sie regelmäßig an derselben Stelle ausgehen, an der man sie das erste Mal ausgehen ließ.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 47. (II. Jahrg.) Freitag, den 25. Februar. 1831.

Ein historischer Roman vom Jahre 1482.

Daß man schon vor vierthalbhundert Jahren historische Romane zu schreiben verstand, die freilich der Zeittendenz gemäß ihren Stoff der Heiligengeschichte entlehnten, das beweist ein 1482 zu Augsburg von Joh. Schönsbergern herausgegebenes Buch, das in seiner Art gewiß zu dem Ausgezeichnetsten gehört, was jemals erschienen ist. Es führt den Titel: die neue En, und das Paßional von Jesu und Marie Leben, und wurde unter der Hand statt des N. T. in Umlauf gesetzt. Darinnen heißt es von der Geburt Christi z. B. also:

Da Gott wollt geboren werden, da erschien ein Zeichen vor, da kommen wollt der Heiland aller Welt, man sahe in Lüften einen neuen Stern, der war so schön, daß er alle Welt erleuchtet. Man sahe drei herrliche Sonnen und drei schöne Mond. Die drei Sonnen gingen zusammen in eine Sonn, also thäten die drei Mond. Dabey ist uns bezeichnet eine Gottheit mit dem Schein der Dreyfaltigkeit. Da Maria ihr Kind gebar, da floß Honig aus den Lüften in alle Welt, das bedeutet, daß der süß honigsam Christus, der Heyler, her in die Welt kam. Alle Wasser stunden still dritte halbe Stunde, daß sie nicht zu Thal entrunnen, und erboten Gott dem Herrn Ehre. Ein Zeichen geschah in dem Lande Engadi, daß der Palm blühet um Mitternacht, da Gott der Herr Mensch wolt werden, und der Wein war zeitig, auch die Frucht zu derselben Zeit. — Es geschah, daß ein Lamm redend war, in Egypten-Land in derselben Nacht, menschliche Wort, und lobte unsern Herrn, das hörten alle Leut. Zu Jerusalem stand ein Palmbaum, der was lange dürr gewesen, der war blühend in derselben Nacht. Es wurden auch alle Menschen gesund, die zu Bethlehem siech lagen. Es erschien auch die Sonn zu Mitternacht zu Bethlehem, und die Fenster schlossen sich am Tempel Salomonis auf, so daß Licht in den Tempel ging. Der heilige Geist gab den säugenden Kindern sprechende und vernünftige Worte, daß sie Gott Lob und Ehre erboten. Die Ochsen auf dem Felde redeten menschliche Worte mit ihren Meistern, da sie zu Acker gingen. Zu Jerusalem was eine Maget (Magd) ohne Arm geboren, und da Maria Jesum gebahr, da wuchsen ihr beyde Arm in derselben Nacht. Ein Land liegt in Reussen, heißt Gabuel, da fand man ein Bild auf dem Feld, das was als eine Frau gestallt, und hat ein Kind an dem Arm, mit einer Cron, es was so hell als ein Glaß, und so kalt als ein Eiß, es was vom Himmel herab geregnet, und nach 32 Jahren zergieng es als Eiß ꝛc.

Nachdem nun belobter geistlicher Romanschreiber vieles von der Kindheit Mariä, und wie sie im Tempel zu Jerusalem erzogen worden, wie die Priester endlich den Joseph von Bethlehem holen lassen, daß er Mariam zur Frau nähme, und ihrer Keuschheit ein Hüter wäre und ihr ehelich Treu bewiese (das reimt sich wohl zusammen, sagt hierbey mein alter Gewährsmann) wie er daselbst mit Maria zusammen gegeben worden, nach der Eh Herr Moysi; wie ihr darauf von dem Hohenpriester 7 Maget zu ihrer Bedienung*) mit nach Bethlehem gegeben worden, und dergleichen erzählt, so meldet er, wie an einem Tag, da Maria mit ihren sieben Gespielen spazieren gegangen, ihr ein Engel erschienen, der so hell geleuchtet als die Sonne, und gesagt: Maria, Maget vom Himmelreich! Du bist ein Baß der himmlischen Blumen, Du hast erworben mit Deinem Magetlichen Wesen, daß Du wirst ein Braut Gottes vom Himmel, Du solst den Fall vertreiben, den Eva die Frau mit Sünden verdient. Du bist das Licht, das da erleucht Himmel und Erden und alle Engel. Von Dir wird erlöst alle Welt. Du bist der Trost Adams Geschlecht. Von Dir wird die Hölle zerbrochen ꝛc. Am dritten Tag sey der En-

*) Wer diese in Kost und Lohn erhalten, ist zweifelhaft. Betrachtet man die Kleinheit des Hauses der Maria, jetzt in Loretto, und erwägt die vielen Personen, mit denen Maria darinnen Hof gehalten, so muß man freilich die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen. Hoc Synagoge non capit, hoc philosophia non sapit, hoc sola ecclesia credit, müssen wir mit Hilario sagen. D. B.

gel wieder kommen, der die Empfängniß verkündigt; da wird nun weitläufig erzählt, was dieses für ein merkwürdiger Tag, weil an demselben die Welt und auch der Mensch erschaffen, auch Adam und Eva von der Schlange betrogen worden, Cain an demselben seinen Bruder erschlagen, der Teufel gebunden und die Hölle zerbrochen worden, wie auch auf diesen Tag der jüngste Tag kommen werde ꝛc., endlich kommt er auf die Geburt des Heilandes selbst. Wir wollen uns bei den nähern Umständen derselben nicht aufhalten, sondern eilen zu den Weisen aus dem Morgenlande. Von diesen aber schreibt er also: Gott der Allmächtige ließ in derselben Nacht, da Christus geboren war, den heil. drei Königen jeglichem ein besonderes Zeichen widerfahren. Dem König Kaspar legte sein Vogel Strauß zwei Eyer, aus dem einen nun brütete der Vogel einen Löwen, aus dem andern aber ein Lamm aus. Der König Balthasar hatte ein Bäumlein von Basilius, das trug eine Blume, und aus derselben kam ein rubinrother Vogel, der erzählte dem König Alles, was zu Bethlehem geschehen; gleichwie dem König Melchior sein neugebornes Kind Alles von der Geburt Christi eröffnete.

Diese drei Könige nun kamen vermittelst eines dicken Nebels auf dem Berg Calvaria zusammen, und da der Nebel vergangen, sahen sie einander an, und obgleich jeder seine besondere Sprache hatte, verstunden sie doch einander ganz wohl. Sie eilten darauf in die Stadt, und da sie erfahren, wo sie den Neugebornen suchen müßten, kamen sie gen Bethlehem, grüßten die Maria mit dem Kindlein, und sie dankte ihnen lateinisch: Deo gratias! Man sieht daraus, daß die cucullati de raso vertice, (die lieben Mönche in den Klöstern) trotz W. Scott, W. Irving, Cooper, Spindler ꝛc. historische Romane zu schreiben verstanden.

Die Evangelisten melden bekanntlich nicht, was die h. drei Könige für einen Rückweg genommen, der glaubensbedürftige Hr. Schönsberger aber macht die Marsch-Route über Sicilien.*)

Wer übrigens die Anzahl der ermordeten Bethlehemitischen Kinder wissen will, der kann sie accurat specificirt von unserm Autor erfahren. Es waren derselben mit einem Worte 140,000. Dächte man nicht, das kleine Bethlehem müsse beinahe so groß gewesen sein, als das ganze jüdische Land?

Wie viel Vieh, Gesinde, Hab und Gut die Aeltern Christi mit nach Aegypten genommen, wie unterwegs die Drachen aus ihren Höhlen, und die Vögel aus der Luft gekommen, dieses Kindlein anzubeten, wie die Räuber, die sie angefallen, bekehrt, und Mariam und Joseph mit sich nach Hause genommen, wie ein Knabe des Räubers durch das Wasser, in welchem das Kind gebadet worden, seinen großen Buckel verloren, und nachmals der Schächer worden, der mit Jesu gekreuzigt worden, mit Namen Jesmas, wie die Schrift meldet (es steht kein Wort davon da), wie Maria als eine Göttin von ganz Egypten-Land ist bewillkommnet worden, was sich seit ihres siebenjährigen Aufenthalts, item auf ihrer Rückreise für wunderliche Abenteuer begeben, das und noch vieles Andere möge man in dem trefflichen Buche selbst nachlesen, welches in unsrer roman- und novellensüchtigen Zeit gewiß in einer neuen Auflage angenehme Lektüre bieten würde.**)

*) Das ist poetische Licenz beim Romanschreiben. D. R.

**) Allerdings ein neues Genre des Romans in unsrer Zeit. Die Sache ist originell und verdient Ueberlegung. Gewiß verdient das Buch eine neue Bearbeitung so gut wie die Insel Felsenburg, der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier ꝛc. Wenn sich ein Verleger dazu bei uns meldet, werden wir eine Vorrede dazu schreiben, und es damit, der Mode gemäß, einführen. Fromme Jungfraun und Gemeinden zu Halle, Bremen u. a. O. sichern einen guten Absatz. D. R.

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Fortsetzung.)

Maria schlägt die Augen nieder, und hinter ihr steht eine Gruppe von weiblichen Figuren. Joseph, der ihr gegenüber steht, steckt ihr mit Aufmerksamkeit den Ring an den Finger. Hinter ihm finden wir gleichfalls eine Gruppe von männlichen Figuren, darunter ein Jüngling, der auf dem Knie einen Stab zerbricht. Im Hintergrunde sehen wir in der Mitte einen Tempel mit Treppen und Bogenhallen, und an demselben die Inschrift: Raffael Urbinas 1504. Um diesen Tempel her sehen wir in der Ferne noch einige andere kleine Figuren. Der Styl der Darstellung ist fast noch ganz der des Perugino, doch bemerkt man in der Zierlichkeit derselben, daß Raphael schon anfing, sich von der Weise dieses seines Meisters frei zu machen.*)

Wir sahen in der Bildergallerie des Grafen Paolo Tosi zu Brescia in der Lombardei ein kleines Bild des Pietro Perugino, welches denselben Gegenstand, die Trauung des Joseph und der Maria, behandelt, und dem Bilde Raphael's sehr gleicht, nur daß es einige Figuren mehr enthalten mag. Offenbar hatte der Eine das Bild des Andern gesehen und darnach gearbeitet. Lanzi (Bd. 1. S. 354) spricht von einem Bilde des Pietro Perugino in Perugia, das ebenfalls die Trauung des Joseph und der Maria vorstelle, und dem Bilde Raphael's ganz gleich sei. Wahrscheinlich ist dieses Gemälde kein anderes, als das in Brescia.**)

Dieses Gemälde Raphael's war fast 300 Jahre, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Città di Castello. Da eignete ein französischer General es sich zu, und nahm es mit sich fort. Dann kam es in den Besitz der Familie Sannazari zu Mailand, und von dieser kaufte es die Regierung, und stellte es in der Gemäldegallerie der Brera in Mailand auf, deren Schmuck es jetzt ist.

*) S. Scholler's ital. Reis. I. 49.

**) S. Scholler's ital. Reis. I. 92.

Giuseppe Longhi hat dieses vortreffliche Jugendwerk Raphael's sehr schön in Kupfer gestochen.

Um dieselbe Zeit, da Raphael dieses Bild malte, erhielt er einen größeren Auftrag, nämlich den in der alten Sakristei des Doms zu Siena die Wände zu verzieren. Es sollten hier das Leben und die Thaten des Aeneas Sylvius Piccolomini dargestellt werden, der aus einer alten Familie in Siena geboren war, und nachmals unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Die Aufgabe war groß; es sollten mit den vorgeschriebenen Scenen elf Bilder gefüllt werden. Raphael machte sich an die Arbeit, und entwarf die Cartons zu sämmtlichen Darstellungen, führte auch ungesäumt die zwei ersten aus. Da hörte er von den berühmten Cartons, welche Michelangelo Buonarotti und Lenardo da Vinci, mit einander wetteifernd, in Florenz gefertigt und ausgestellt hatten. Und diese Nachricht zog ihn unaufhaltsam, sie zu sehen. Bernardino Pinturicchio, damals ein Mann von funfzig Jahren, und ein angesehener Meister, hielt es nicht unter seiner Würde, die neuen Bilder, welche der zwanzigjährige Raphael nicht vollenden wollte, nach dessen Cartons auszuführen. So nun verließ Raphael im Jahre 1504, nachdem er im Frühling des vorhergehenden Jahres die Arbeit begonnen, Siena, und ging nach Florenz.

Ob er in Florenz den Leonardo und Michelangelo näher kennen gelernt, oder in welchem Verhältniß er zu ihnen gestanden habe, ist unbekannt. Das aber wissen wir, daß er dort die Arbeiten des Masaccio studirte und daß er sich die Freundschaft des Fra Bartolomeo della Porta erwarb. Er soll diesen in der Perspective unterrichtet haben, dagegen von ihm im Kolorit vervollkommnet worden sein.

Bald darauf dürfte Raphael die berühmte Sixtinische Madonna (Madonna di S. Sisto) gemalt haben, welche ehemals in der Klosterkirche S. Sisto zu Piacenza war, und nun das Hauptstück der Bildergallerie in Dresden ist. Die Physiognomie dieser Madonna hat große Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Physiognomie der Madonnen des Fra Bartolomeo. Vielleicht darf man daraus schließen, daß diese Arbeit die erste gewesen sei, welche Raphael, nachdem er Florenz verlassen, unternommen habe. Friedrich Müller hat vor funfzehn Jahren dieses oft bewunderte Bild in Kupfer gestochen, und sein Blatt gehört unter die vollendetsten Werke des Grabstichels.

Wenn es wahr ist, was Vasari berichtet, so hat sich Raphael damals nicht lange in Florenz aufgehalten: der Tod seiner Aeltern rief ihn nach Urbino. Doch kann er auch da nicht lange geblieben sein, denn schon im Jahre 1505 finden wir ihn wieder in Perugia, wo er in dem Kamaldulenser-Kloster S. Severo die Hinterwand einer Kapelle malte. Doch führte er auch diese Arbeit nicht bis zur Vollendung; nur den oberen Theil der Wand malte er fertig, und ging dann zum zweiten Male nach Florenz. Erst sechszehn Jahre später im Jahre 1521, ein Jahr nach Raphael's Tode, malte sein Lehrer Pietro Perugino auch noch den unteren Theil der Wand, und gab damit dem Werke die Vollendung.

Auch dieses Mal blieb Raphael nicht lange in Florenz; er ging bald nach Perugia zurück und malte daselbst die Grablegung Christi für die Kirche S. Francesco, ein Bild, wozu er schon in Florenz den Carton gemacht hatte. Diese herrliche Grablegung behielt die Kirche, für welche sie gemalt war, nicht lange: unter Papst Paul V. wurde sie nach Rom gebracht, und jetzt ist sie eine der ersten Zierden der großen Gemäldegallerie des Palastes Borghese. Volpato und Amsler haben dieses Bild gestochen. Merkwürdig ist, daß Tizian selbst es kopirte; die Kopie befindet sich in dem Palaste Manfrini zu Venedig, und gehört zu Tizian's schönsten Werken, sie enthält einige Figuren mehr, als das Original von Raphael.*)

Bald ging dieser zum dritten Male nach Florenz und nun blieb er dort bis zum Jahre 1507 oder 1508. Unter den Bildern, welche er in dieser Zeit ausführte, müssen hauptsächlich zwei genannt werden, welche sehr berühmt geworden sind. Beide sind in Florenz, das eine im Palaste Pitti, das andere in der Tribune der großherzoglichen Gallerie. Jenes ist unter dem Namen der Madonna del Baldachino bekannt, ist jedoch in keinem Stücke ausgezeichnet, weswegen wir nicht näher darüber sprechen wollen; dieses ist unter dem Namen Madonna mit dem Stieglitz (Madonna del Cardinello) bekannt, und eine der lieblichsten Jugendschöpfungen Raphael's: die Madonna sitzt in einer angenehmen Gegend auf einem Stein, und vor ihr steht der kleine Jesusknabe. Der Knabe Johannes, der wenig größer ist, hat einen Stieglitz gefangen, den er seinem kleinen Freunde bringt. Liebevoll lehnt sich dieser am Knie der Mutter herüber, und streichelt das gefangene Thierchen. Das Auge der Madonna ruht mit freundlichem Wohlgefallen auf den göttlichen Kindern. Im Hintergrunde fließt ein Bach, mit einer Brücke, durch grünende Fluren, und die Ferne schließen Berge, an deren Fuß eine Stadt liegt. Raphael Morghen hat dieses liebliche Bild in Kupfer gestochen.

Bald finden wir nun unsern Raphael in Rom. Es ist wahrscheinlich und allgemein angenommen, daß sein Verwandter und Landsmann, der Baumeister Bramante von Urbino, der damals den Bau der Peterskirche leitete, den Papst Julius II. durch seine Fürbitten bewogen habe, ihn in seine Nähe zu rufen, um einige Säle im vatikanischen Palaste auszumalen. Raphael Mengs (Opere T. I. p. 140) und Fiorillo (Bd. 1. S. 87) glauben, daß er schon im Jahre 1507 nach Rom gekommen sei; Andere meinen, er habe erst 1508 diesen Ruf erhalten. Gewiß ist, daß ihm bei seiner Ankunft der Saal zum Ausmalen übergeben wurde, der damals der Gerichtssaal (la Sala della Segnatura) genannt wurde, und der jetzt von den Gegenständen, die darin abgebildet sind, im Munde der Kunstfreunde oft der Saal der Wissenschaften heißt. Die Decke dieses Saales stellt die Theologie, die Philosophie,

*) S. darüber Scholler's ital. Reis. I. S. 175. Eine Kopie jener Grablegung Raphael's aus dessen Schule ist z. B. im Studienpalast in Neapel.

die Poesie und die Rechtsgelehrsamkeit in allegorischen Figuren dar.*)

Ein jedes der vier großen Bilder an den Seitenwänden des Saales bezieht sich auf eine der allegorischen Figuren der Decke. Man hat viel darüber gestritten, welches von diesen großen Bildern Raphael zuerst ausgeführt habe; die allgemeine Annahme hat jetzt für dasjenige Gemälde entschieden, welches unter dem Namen la Disputa oder die Theologie bekannt ist. Wirklich scheinen sich alle Gründe für diese Annahme zu vereinigen. Diese Disputa ist nämlich dasjenige Bild, welches unter allen, die Raphael im Vatican malte, am fleißigsten ausgeführt ist. Auch die goldenen Verzierungen der Gewänder, welche damals in Abnahme kamen, aber in diesem Bilde noch angewendet sind, scheinen für dessen früheres Alter zu zeugen. Jene fleißige Ausführung mag von zwei verschiedenen Seiten her die Annahme eines früheren Alters der Disputa begründen: einmal weil Raphael alle seine früheren Bilder mit solcher Sorgfalt bis ins Einzelnste ausführte, und noch insbesondere darum, weil er hoffen konnte, dadurch das Wohlgefallen des Papstes zu erwerben und von ihm neue Arbeiten aufgetragen zu erhalten. In der That gewann er die Gunst des Papstes durch dieses Werk so sehr, daß dieser die Malereien, womit die übrigen Wände des Saals von anderen Meistern, von Bramantino, Pier della Francesco, Signorelli und Sodoma geschmückt waren, abwerfen ließ, damit Raphael allein den ganzen Raum verziere.

Die Disputa zerfällt eigentlich in zwei Theile, einen oberen und einen unteren. In dem unteren sieht man auf einem Altare die Monstranz, welche die Hostie verschließt, und rings darum her eine Menge Heiliger und Kirchenlehrer, welche im Streit über das Mysterium des Abendmahls begriffen sind, wovon eben das Bild den Namen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Christ. Weltgesch. Heidelberg 1823. I. S. 394, wo Z. 17 statt Wetter — Welten zu lesen ist.

Neueste englische Literatur.

Tales of a Grandfather; being Stories taken from the History of France.*) Inscribed to Master John Lockhart. 3 vols. Edinburgh 1831. Der unermüdliche Sir Walter Scott hat in diesem Werke für die Geschichte Frankreichs das gethan, was er schon früher für die Geschichte seines eigenen Vaterlandes gethan hat. Die drei Bände dieses seines neuesten Werkes geben die Geschichte Frankreichs bis zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. Die Einfachheit des Styls wird von allen Zeitaltern anerkannt werden, unter Walter Scott's Händen schwinden alle Schwierigkeiten wie durch einen Zauber, und alle Gegenstände fügen sich in und an die Orte, wohin sie gehören. Er versteht die Kunst, den Leser durch ein Labyrinth von Thatsachen mit größter Leichtigkeit zu führen; die Krümmungen des Pfades schwinden, je weiter man auf demselben vorwärts kommt, und man befindet sich am Ende der Reise, ohne die Schwierigkeiten zu fühlen, die, um sie zu vollenden, zuvor von dem Verfasser hatten geebnet werden müssen. Dieses sein Werk über die Geschichte Frankreichs ist ein vollendetes Drama von Charakteren und Begebenheiten.

Festivals, Games, and Amusements, Ancient and Modern. By Horatio Smith. National Library. No. V. London, 1831. (Feste, Spiele und Vergnügungen der älteren und neueren Zeiten.) Gewiß ein interessanter Titel! Die Philosophie der Freuden, dargestellt durch einen dieser schönen Aufgabe gewachsenen Schriftsteller! Er beginnt mit dem Pentateuch, und erzählt uns, daß die Israeliten keine Jagdgesetze hatten. Seiner Meinung nach kannten die Israeliten die Jagd als Vergnügen nicht. Sie jagten aus Nothwendigkeit, um ihre Heerden, ihre Saaten zu schützen. Der Verfasser hat in seinem Werke übrigens den Festen und Vergnügungen der alten Zeit einen zu großen Raum, und denen des Mittelalters einen zu geringen gewidmet.

The Art of Miniature Painting on Ivory**). By Arthur Parsey, Professor of Miniature Painting and Perspective. London 1831. Dieses Werk hält sich auf jener goldenen Mittelstraße, welche in Schriften der Art gewöhnlich verfehlt ist. Es ist weder abstrus scientifisch, noch affektirt populär. Der ungelehrte Künstler, der sich unterrichten will, wird daraus klare Kenntnisse schöpfen können. So wird auch der Schriftsteller, und überhaupt jeder Leser mit Hülfe dieses Buches seine Ansichten über die Kunst, das göttliche Menschenantlitz auf Elfenbein, oder jede andere Substanz zu malen, bereichern können.

Memoirs of the Affairs of Greece. The political events of 1823, and following years, with anecdotes of Lord Byron, his Illness and Death. By Julius Millingen, Surgeon to the Byron Brigade. London 1831***). Dieses Werk hat das Verdienst, daß es den unparteiischen Bericht eines Augenzeugen enthält. Für den Historiker und Politiker ist es, als eine klare Auseinandersetzung der Lage der Griechen, als eine wichtige Charakterschilderung der ersten Männer derselben, von hohem Werthe.

*) „Erzählungen eines Großvaters; enthaltend Vorfallenheiten aus der Geschichte von Frankreich."

**) „Die Kunst der Miniatur-Malerei auf Elfenbein."

***) „Denkschrift über die griechischen Angelegenheiten. Die politischen Ereignisse von 1823 und der folgenden Jahre, nebst Anekdoten von Lord Byron, seiner Krankheit, und seinem Tode. Von Julius Millingen, Wundarzt der Byron'schen Brigade."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 48. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 26. Februar. 1831.

Dresden, Ende Januar 1831.

Rückblicke auf das Jahr 1830, in theatralischer Hinsicht; Abgang — Zuwachs; Gäste; Neues und Neueinstudirtes, Abschluß. — Regie und derzeitige Bühnenleitung. Gastspiele des Fräul. v. Hagn. Auber's „Braut."

(Fortsetzung.)

e) Herr Wittig, als Duca d'Albano in „Aurelie", fand wenig Gelegenheit, sich in dieser Rolle zu zeigen, entwickelte jedoch unverkennbar manches Gute.

f) Herr Jenke, vom Hamburger Stadttheater, als Franziskus in „die Mäntel", ein Komiker von Laune und Gewandtheit, sonst nichts weiter.

g) Dlle. Senger, vom K. Hoftheater zu München, als Louise, Preciosa und Irene im „Belisar", zeigte sich als eine junge, höchst liebliche Künstlerin, von unendlicher Innigkeit und schönem reinen Gefühle, eine in jeder Hinsicht anmuthige Erscheinung und ein Talent, welches wir selbst über das einer Gley und Hagn stellen, obgleich es vor der Hand noch nicht zu einer ähnlichen Ausbildung gekommen ist.

h) Mad. Höffert, vormals Mitglied des Braunschweig. Hoftheaters und eine Tochter des berühmten Devrient, als Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Elsbeth („die drei Wahrzeichen") und Thekla, erhielt nur in einzelnen Scenen dieser Rollen Beifall und ging im Ganzen ohne großes Aufsehen vorüber.

i) Dlle. Lemcke als Rosine im „Barbier v. Sevilla", hatte in diesem ihren ersten theatralischen Versuche Anspruch auf Schonung, und erhielt sie.

k) Dlle. Heinefetter, als Rosine, Semiramide und Prinzessin von Navarra, erndtete auch bei uns stürmischen Beifall.

l) Dlle. Benelli mißfiel in ihrem ersten und zweiten theatralischen Versuche, als Cherubino in Mozart's „nozze di Figaro", gänzlich.

m) Dlle. Hähnel vom Kärnthnerthor-Theater zu Wien, erhielt als Tancredi und Isabella in der Oper: „l'Italiana in Algeri", verdienten Beifall.

n) Mad. Walker vom Hoftheater zu Leipzig, als Anna (die weiße Dame), Elvira (die Stumme von Portici) und Julia (die Vestalin) soll — denn wir sahen sie in Dresden nicht — außerordentlich viel Glück gemacht haben. Aufrichtig gestanden, haben wir uns darüber gefreut, aber zugleich auch darüber gewundert, da Künstlerinnen, welche der talentvollen Mad. Walker in Gesang und Spiel bei weitem überlegen waren, von dem als phlegmatisch bekannten Dresdener Publikum bedeutend kauer aufgenommen wurden, als dies bei Mad. W., die wir in Leipzig zu sehen und zu hören Gelegenheit hatten, der Fall gewesen sein soll. Vielleicht geschah dies zum Theil aus dem Grunde, daß sie den Reigen der letztjährigen Gastrollen auf unserer Bühne beschloß und man deshalb auf ein frohes Ende bedacht war. —

Stücke, welche zum Erstenmale auf hiesiger Bühne zur Aufführung kamen, haben wir im verflossenen Jahre im Ganzen 21 gezählt. Hiervon gehen 16 auf das deutsche Schauspiel, welches sich am fleißigsten erwiesen, und folgende, hier bisher noch nicht gesehene Novitäten gebracht hat: „Essex"; Trauerspiel von M. Collin (welches als gut befunden ward und günstige Aufnahme erfuhr), „der Hochzeitstag", Lustspiel von Kurländer (passirte), „der Bettler", Schauspiel von Raupach (passirte), „der Stiefvater", Lustspiel, nach Holberg, von Raupach (passirte kaum), „Viel Lärmen um nichts", Lustspiel nach Shakespeare (passirte, trotz des Tieck'schen Fürbitten-Prologes, nicht), „Zwei Jahre verheirathet", Lustsp. nach d. Franz. von Th. Hell (hat gefallen), „der rosenfarbene Geist", Zauberspiel von Meisl (hat bei den hohen Personen viel Glück gemacht), „Schüchtern und dreist" (passirte), „Pfeffer-Rösel", Schausp. von Mad. Birch-Pfeiffer (hat leider gefallen), „das Blümchen Wunderhold", Drama von Lembert (sprach, trotz des wunderholden Titels, nicht an), „die Eifersüchtigen", Lustspiel nach Schröder (gefiel), „der Alpenkönig", romantisch-komisches Zauberspiel

von Ferd. Raimund (gefiel), „Carl der Zwölfte", Lustspiel nach d. Engl. von Th. Hell (gefiel), „Ein treuer Diener seines Herrn", Trauersp. von Grillparzer (hat aus Zeitrücksichten nicht gefallen), „der aufrichtige Freund", Lustspiel von Kurländer (passirte) und „Männerfreundschaft", Lustsp. nach d. Engl. von Grammerstätter (passirte).

Auf die deutsche Oper kommen 4 Novitäten, nämlich: „der Vampyr", Oper von Heigel und Lindpaintner (wurde als ein großes, bedeutsames Werk erkannt und aufgenommen), „der Bergmönch", Oper v. Miltitz und Wolfram (hat in Dresden wie in Leipzig gerechte Anerkennung gefunden), „die Braut", Oper von Scribe und Auber (s. weiter unten), „Fra Diavolo", komische Oper von Auber (hat, jedoch mehr durch einzelne Theile, als im Ganzen, sehr viel Beifall geerndtet).

Unser italienisches Institut hat eine einzige neue Oper geliefert: „la Straniera", (die Fremde) ein Melodram, mit Musik von Bellini, welches seitdem einige Male wiederholt worden, und dessen gehaltvolle, ernst-milde und gemüthreiche Composition, gehoben durch die Kunst des trefflichen Bassisten, Herrn Zezi's, und der Damen Palazzesi und Schiasetti sich schnell in der Gunst des Publikums festgesetzt hat.

Neu einstudirt wurden vom December 1829 bis December 1830, 22 neue Stücke, worunter 17 deutsche Schauspiele, 1 deutsche Oper und 4 italienische Opern. Erstere waren: Romeo und Julia, Wallensteins Lager, die Piccolomini, die Aussteuer, Clementine, Peter und Paul, Götz von Berlichingen, das öffentliche Geheimniß, Künstlers Erdenwallen, die Unzertrennlichen, Offne Fehde, Lehrer, Schüler und Corrector, die beiden Klingsberge, die Verläumder, Kuß und Ohrfeige, Schüler-Schwänke, das letzte Mittel. — Die einzige neu einstudirte deutsche Oper war „die Zauberflöte", die 4 italienischen Opern aber: la Cenerentola (Aschenbrödel), il Matrimonio segreto (die heimliche Ehe), Così fan tutte (Einer wie die Andere) und il Turco in Italia (der Türke in Italien).

In Allem gab es vom December 1829 bis December 1830, 209 deutsche, 47 italienische und 13 französische Vorstellungen.

Somit hätten wir die trockenen statistischen Angaben rücksichtlich des hiesigen Theaters glücklich für ein Jahr beendet und, nach dieser allgemeinen Uebersicht seines dermaligen Bestandes, unsern weitern Urtheilen, welche wir künftighin wenigstens allmonatlich in diesen Blättern zu geben gedenken, gewissermaßen vorher die nöthige Bahn gebrochen.

Bis gegen Ende des vorigen Jahres führten, die Regie des deutschen Schauspiels: Herr Pauli, die der deutschen Oper: Herr Wagener. Es ist nicht zu verkennen, daß Herr Pauli in diesem Berufe manches, ja vieles Gute gewirkt hat; sein gereifter Bühnenblick, sein geläuterter Geschmack, welcher mit dem allgemeinen weder in zu naher Berührung, noch in offenem Widerspruche steht, und seine eigne künstlerische Vielseitigkeit; wie auch seine Bestimmtheit, Willenskraft und bewährte Energie eigneten ihn sehr zu dem Amte eines Regisseurs und förderten unter seiner Wirksamkeit einige günstige Resultate an's Licht. Leider müssen wir jedoch diesem Lobe die Bemerkung nachfolgen lassen, daß, was diese guten und zweckdienlichen Eigenschaften erbauen halfen, sehr oft durch den Factionsgeist, den Eigensinn und die Rücksichtslosigkeit des Herrn Pauli wieder zerstört ward. In seiner richtigen Ansicht eben so beharrlich als in seinen Vorurtheilen, hat er, bei wesentlichen Verdiensten um unsere Bühne, derselben andererseits auch mancherlei Nachtheile gebracht; zumal da mittelbar selbst der Abgang der Dlle. Fournier und Gley ihm beizumessen ist. Erstere hatte er durch unfreundliche Begegnung, durch sein sichtliches Hervordrängen ihrer Nebenbuhlerin und Vernachlässigung ihrer selbst mehr und mehr gereizt und hierdurch den ersten Impuls zu ihrem Abgange gegeben. Dlle. Gley dagegen hatte er so lange auf alle nur erdenkliche Weise, noch über ihr Verdienst ausgezeichnet, sie ihrer selbst überhoben und durch Bevorzugungen aller Art, wie auch durch ununterbrochene, stets dankbare Beschäftigung deren Stolz so herangemästet (um mich dieses Ausdrucks zu bedienen), daß ihr endlich hier zu wohl werden mußte und ihr Dank sich zuletzt auf die schon weiter oben gedachte Weise äußerte. Wie sehr auch der richtige Sinn des Herrn Pauli ihn das Wahre und Gediegene auffinden ließ, so wagte er sich auch bisweilen in Sphären, die seiner Kenntniß fern lagen, wohin namentlich das Fach der Oper gehörte. Und hier hat sich seine Unzulänglichkeit nirgend vernehmlicher angeklagt, als durch das forcirte Hervordrängen und Protegiren eines sehr mittelmäßigen Subjectes, der Dlle. Schebest, welcher er fortwährend zu Partieen verhalf, die nicht allein ihre Kraft und Fähigkeit überhaupt, sondern insbesondere ihre ohnedies sehr beschränkte Stimme übernahmen, indem sie derselben (wir brauchen hier blos die Partie der Rezia und Agathe anzuführen) theils zu hoch, theils zu tief lagen. Die Folgen dieser Kehlen-Ueberreizung haben sich bereits gezeigt, denn nach dem einstimmigen Urtheile vieler Kunstkenner, hat Dlle. Schebest, diese noch so junge Sängerin, schon jetzt auf das Bedeutendste an Frische, besonders aber an Umfang der Stimme verloren, ein Umstand, der bei ihr leider über die Gebühr frühzeitig eintritt und für spätere Zeiten ihr um so traurigere Aussichten eröffnet, da sie diesen Mangel nicht einmal durch gute Schule in etwas ersetzen kann. —

(Beschluß folgt.)

Theaterberichte.

Aus Karlsruhe Mitte November 1830.

Der innere Theaterbau hat seine Renovation erhalten, und macht Hrn. Chevalier von Schlick, der damit beauftragt war, viel Ehre. Nicht nur ist die Verschönerung zierlich, elegant, sondern auch sinnig. Die Malerei an den verschiedenen Gallerieen geht von der reicheren Fülle zu

mehr lustiger Leichtigkeit über. Die Grundfarbe ist an den zwei untern weiß. Purpurrother Plüsch deckt die Wände der Logen. Korinthisches Säulenwerk ist die Zierde der fürstlichen Loge. Das der zweiten Gallerie ist jonisch. An dem Gesäule des Prosceniums hat die Phantasie ihr Anrecht für die scenische Ausschmückung gesucht. Denn, im Ernste, ist nicht diese phantastische Säulenordnung das schöne Gegenbild der modernen Opernpracht? Die Decke ist in dem größeren Theile ihres Halbzirkels ein ausgespanntes Zelt mit sehr zierlichen Zeltstangen. Draußen liegt die schwarze Nacht, die man auch zwischen der Mauer und dem Zeltraume gewahr wird. Es ist dem gemäß auch die Färbung des Zeltes oder des Plafonds; so wie ohngefähr Leinwand gegen die Nacht ausgespannt und inwendig vom Lichtstrome des Lustres beleuchtet sich für das Auge färben würde. Die gleiche Farbe, den Uebergang zu machen, hat daher auch die oberste letzte Gallerie, die auf frei stehenden, mit Akanthusblättern geschmückten, Pilastern ruht. Derjenige Theil des Plafonds, welcher dem Proscenium am nächsten liegt, bildet eine stehende Wandfläche vor, die also die Fortsetzung des Prosceniums in perpendiculärer Richtung vorstellt. Solche Anordnung gibt unstreitig der aufruhenden Decke die größtmögliche Leichtigkeit. Das Proscenium, wie schon aus den Säulen entnommen werden kann, ist auf das heiterste ausgeschmückt und der sanfte Bogen von ihm, außer der Cassetirung, mit Namen von dramatischen Dichtern geziert, so wie an der Höhe des Plafonds um die Oeffnung, woher der Lustre kommt, wie in einem Lichtkreise Namen berühmter Tonkünstler herum stehen. Beide Reihen sehen einer besondern Art Arabeske ähnlich. Die Theatergardine ist grün und weicht nach beiden Seiten bei der Eröffnung. Alle Decorationen werden von dem sehr geschickten Hoftheatermaler Gaßner neu übermalt und auch neue scenische Gegenstände hinzugefügt.

Am 8ten August wurde die Stumme von Portici gegeben. Diese also führte die Feier der Eröffnung des Theaters herbei. Hamlet und Tasso folgten bald nach. Der neu acquirirte Schauspieler, Herr Weymar, gab den Hamlet, in einer Vollkommenheit, wie man diese Rolle nicht leicht sieht. Er wird sich darin mit jedem anerkannt guten Hamletspieler, auch wenn die ganze Vorstellung nicht durchaus gelungen genannt werden dürfte, unbedenklich messen können. Die Momente während des Erscheinens des Geistes möchte selbst ein Garrick nicht sehr viel besser dargestellt haben. Der Schrecken ging durch das ganze Haus. Aber die Flamme der Leidenschaft brennt noch zu lichterloh in diesem genialen Künstler. Er ist wie das aufbrausende, fortstürmende Roß der Zeit, nach einer altdeutschen Contourzeichnung, dem der Genius der Liebe nicht in den Zügel fällt. Als Tasso konnte ihm eben daher auch die Darstellung unmöglich gelingen, so wie dieselbe überhaupt vielleicht keinem der jetzt lebenden deutschen Künstler gelingen dürfte, da ihre Darstellungsweise überhaupt zwischen der kalten Besonnenheit ächt künstlerisch sein sollender Leistung und einer heftig ausbrechenden Leidenschaft, mit falscher Benennung Gemüth genannt, schwankt, und entweder sich in einem allein gefällt oder beide Extreme zugleich berührt, ohne einen vermittelnden Uebergang und eine Vereinigung zu stiften. Der sonst wohl schätzbare Künstler kann daher viel eher eine Heldennatur in sich darstellen, als diejenige eines Dichters und zwar eines solchen Dichters von diesem Range, ja eines Dichters überhaupt. Hier reicht die Leidenschaft nicht aus, hier will Charakter sein und zwar ein großer Charakter, dem eine Welt gegenüber steht. Und Alles malt sich auf dem Grunde einer Idylle.

Das Ballet besteht noch, und es ist ganz billig, daß es noch besteht. Die Oper kann es als ihre königliche Krone nicht entbehren. Balletmeister ist Hr. Netz, Bruder des Hoftheatersängers Netz. Ohnerachtet er noch keine feste Anstellung hat, so hofft man doch, daß er sie bald erhalten werde. Er ist in der That ein sehr gewandter Tänzer und besonders lobt man das Arrangement seiner Tänze. Uebrigens wird er auch in seinen Unternehmungen trefflich durch die Eleven der Tanzschule unterstützt. Möchte das Institut eben nicht an Extension, aber mehr an Intension gewinnen, und besonders nicht nach dem Grotesktanze hinstreben, sondern sich mehr dem seriösen zuneigen und den Mezzocharakteren.

Berlin, Januar 1831.

Mad. Schröder Devrient, die Unübertreffliche, — Hochgepriesene, — viel Belobte, — sehr Beliebte — stets Beklatschte — auch einigermaßen Angebetete, giebt fleißig Gastrollen; man wagt zu hoffen, daß sie dauernd in Berlin gefesselt werde; wir glauben es nicht, weil sich hierbei zu vielerlei Interessen begegnen. In der herrlichen Oper Fidelio von Beethoven gefällt sie besonders, weil sie hier vielfach Gelegenheit hat, auch ihr meisterhaftes Spiel zu zeigen, worin ihr nicht bald eine andere Sängerin gleich kommen wird. Man hat endlich angefangen, von den Sängerinnen zu verlangen, daß sie nicht allein singen, sondern auch spielen sollen, und da die meisten dieser Kehlenkünstlerinnen mit Letztem so sehr im Rückstande sind — exempla sunt odiosa — so verdient die Gästin um so mehr die beifällige Anerkennung, welche ihr von allen Seiten zu Theil wird. Es ist recht zu bedauern, daß die verblendeten Berliner so allgemein das Engagement der hochberühmten Künstlerin wünschen, und gar nicht einsehen mögen, daß sie uns bei den vorräthigen Talenten ganz unnöthig ist. In Wallensteins Lager predigt der Capuziner: „Contenti estote, begnügt Euch" — u. s. w. Und so wollen wir denn die Sängerin ruhig wieder nach Paris, oder auch anders wohin ziehen lassen, und uns mit dem begnügen, was ein Paar unserer Sängerinnen gewesen sind, und was Eine vielleicht noch werden wird. Eine andre Künstlerin, die sich hier befindet, Dem. Hähnel, erste Sängerin vom k. k. Hoftheater zu Wien hat lange vergebens gehofft, an der königlichen Bühne gastiren zu können. Herr Cerf der „Spekulative" hat die von allen Seiten sehr gerühmte Altistin frischweg engagirt, und wir sollen sie vorerst in der Italienerin in Algier und der diebischen Elster se-

hen und hören. Das Fräulein von Hagn vom Münchner Hoftheater gibt Gastrollen, und Gelegenheit, sie als Schauspielerin kennen zu lernen. Das Fräulein ist aus wenigstens neunzehn Gründen nicht gefährlich, denn erstens hat sie gewiß nicht Lust, für immer hier zu bleiben, und zweitens bis neunzehntens wird sie wohl jedenfalls wieder nach München zurückgehen, daher kann sie ungestört uns Berliner, wenn auch nicht durch vorzügliches Spiel, so doch durch eine hinreißende Persönlichkeit ergötzen. Sie ist zuerst aufgetreten in Schiller's Kabale und Liebe als Louise, eine Lieblingsrolle angehender Schauspielerinnen; sie hat auch Beifall gefunden, warum denn nicht? halten doch Viele einen schönen Wuchs und dito Augen für einen genügenden Beruf zur Schauspielkunst.

Mad. Crelinger war herrlich als Lady Milfort, die mit so unnatürlich schönen Farben geschilderte Maitresse. Ein Trauerspiel, nicht in Versen, sondern in Prosa von Dr. Schiff: Agnes Bernauerin wurde auf der königlichen Bühne aufgeführt. Die Geschichte von der schönen unglücklichen Bernauerin ist wohl allbekannt, und hat schon früher Stoff zu einem Trauerspiel und zu verschiedenen Erzählungen gegeben. Eine der anziehensten und am schönsten geschilderten ist wohl die von Friederike Lohmann: „die Schwalben." Das neue Trauerspiel fand keine besonders günstige Aufnahme. — In den Hamburger Originalien war in einem Correspondenz-Bericht aus Berlin zu lesen: daß der Schauspieler Lemm schon im Voraus in öffentlichen Aeußerungen über Agnes Bernauerin den Stab gebrochen. Wir haben uns sehr darüber gewundert, indem wir Herrn Lemm immer als einen sehr bescheidenen, achtungswerthen Künstler nennen hörten, und ein solches, wie das dort angegebene Benehmen, sich doch durchaus nicht für den Schauspieler geziemt. Mehr Glück machte Friedrich August in Madrid, ein Schauspiel in fünf Akten von C. Blum, nach einer im Gesellschafter vorigen Jahres abgedruckten Novelle: die Marquesin von Manzera, bearbeitet. Mad. Crelinger, Gemahlin des Marquese von Manzera, Herr Crüsemann, Friedrich August; Herr Devrient d. j., König Carl II.; Dem. Fournier, Donna Laura und Herr Weiß, Didacuis, so eine Art von geistlicher Bestie, haben die Hauptrollen darin. Vorzüglich gefiel eine Scene der letzten Beiden. O! die Geistlichkeit macht auch noch heut zu Tage ihr Glück. — Ein Grotesktänzer, Herr Fleury aus Wien, gastirt mit vielem Beifall. Nächstens sollen wir die Räuberbraut, Oper von Ries, zu hören bekommen. Der Komponist, welcher sich in Berlin befindet, leitet das Einstudiren und wird die erste Aufführung selbst dirigiren. Wir sind begierig, nicht was das Publikum, sondern was Herr Rellstab dazu sagen wird.

Auch auf der Königstädter Bühne gab man eine neue Oper vom Musikdirektor Gläser, die Brautschau auf Kronstein, nach dem bekannten Schauspiel: das Turnier auf Kronstein, von Herrn Bartsch bearbeitet. Wenn mit großem Spektakel genug gethan ist, und ein Ohr betäubender Lärm das Haupterforderniß einer Oper ist, die jetzt gefallen soll, so wird die Brautschau auf Kronstein noch recht oft auf der Bühne geschaut werden. Neue Ideen sind wenig darin, aber desto mehr Trommelschläge und große Märsche. Der Wald bei Hermannsstadt, Schauspiel von der Frau von Weißenthurn, ist in ein Melodrama verwandelt, und Mitte Januar zum ersten Male gegeben worden. Dem. Herold war in der Hauptrolle gut; die an ihr schon so oft gerügte Monotonie will immer noch nicht verschwinden. — Herr Haas, erster Liebhaber, ist gestorben, und man sagt, Herr Meyer, der Vorgänger des Verstorbenen, werde wieder dessen Stelle einnehmen; Herr Cerf soll der Witwe eine bedeutende Unterstützung haben zukommen lassen; das wäre recht edel und lobenswerth. — Dem. Lémlé ist engagirt worden. — Zunächst sollen Moses von Klingemann und Robert der Teufel von Holtei aufgeführt werden. — Es sind wieder steyerische Sänger angekommen. —

Buntes.

Der Dichter Thomson war bei seiner Ankunft in London in sehr beschränkten Umständen und bisweilen selbst um ein Mittagsbrot verlegen. Einer seiner Gläubiger benutzte daher das Erscheinen seiner Jahreszeiten, ihn setzen zu lassen, glaubend, auf diese Art am schnellsten zu seinem Gelde zu gelangen. Kaum hatte der Schauspieler Quin, der die Jahreszeiten gelesen, von der Verlegenheit des Dichters gehört, als er sogleich zu ihm eilte. „Wahrscheinlich kennen Sie mich nicht", redete er ihn an, nachdem der Gerichtsdiener ihn eingelassen hatte, „mein Name ist Quin." — Thomson erwiederte, daß er zwar der Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft sich nicht rühmen könne, wohl aber sein Name und seine Verdienste ihm nicht fremd wären, und bat, Platz zu nehmen. Quin bemerkte hierauf, daß er gekommen sei, mit ihm zu Nacht zu speisen, das Essen bereits bestellt habe und er solches entschuldigen möge. Als aber das Mahl beendigt und die Flasche dabei nicht geschont worden war, äußerte Quin, daß es nun Zeit sei, das eigentliche Geschäft abzumachen, und Thomson, der nicht anders vermuthete, als daß Quin etwas über's Theater mit ihm zu sprechen habe, versicherte, daß er im ganzen Umfange seiner Fähigkeiten ihm zu Diensten stehe. Allein Quin erwiederte, daß er sich irre. „Ich bin Ihnen hundert Pfund schuldig", sagte er, „und heute gekommen, meine Schuld zu bezahlen." Thomson wurde verlegen und äußerte seine Verwunderung, wie ein Mann, den er wissentlich nie beleidigt habe, über sein Unglück spotten könne. „Nein, nein", versetzte Quin, „ich wiederhole es, ich bin Ihnen hundert Pfund schuldig; hier sind sie." — Und dabei legte er eine Banknote von diesem Betrage auf den Tisch. Thomson bat um Aufklärung und Quin antwortete: „Als ich Ihre Jahreszeiten gelesen hatte, nahm ich mir vor, Ihnen in meinem Testamente hundert Pfund auszusetzen. Heute höre ich, daß Sie hierher gekommen sind. Da fiel mir bei, daß ich das Vergnügen, Ihnen die hundert Pfund auszuzahlen, ja eben so gut mir, als meinem Testamentsvollstrecker machen könne, zumal Sie das Geld später vielleicht nicht so nöthig brauchen möchten wie jetzt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 49. (II. Jahrg.) Montag, den 28. Februar. 1831.

Nachtstücke.

Aus einem Romanzencyklus von L. Siegel.

1.

Heldentod*).

Im Meere tobet des Sturmes Wuth,
Und falbe Blitze erhellen
Die hoch sich thürmenden Wellen:
Da segelt ein Schiff durch die brandende Fluth,
Von Hollands blühendem Lande
Gesandt zum feindlichen Strande.

Die Wellen schlagen ins kleine Schiff,
Tief wird's in den Strudel gezogen,
Da treiben die schwarzen Wogen
Es krachend empor an ein felsiges Riff,
Es sieht sich an's Ufer verschlagen,
Doch — ach — zu den Feinden getragen.

Und diese dringen, von Wuth erfüllt,
Ins Schiffchen, die Schwerter blinken
Und viele der Tapfern sinken.
„Denkt Brüder, daß es der Freiheit gilt!
Der Feige nur kämpft für sein Leben,
Wir sind der Ehre ergeben!"

So ruft mit Begeisterung Hollands Held;
Ihm folgen seine Getreuen,
Dem sichern Tod sich zu weihen; —
Noch mancher der tapfern Streiter fällt, —
Sie müssen der Menge erliegen,
Die feindlichen Schaaren siegen.

„Vergeblich ist jeglicher Widerstand,
Ergebt Euch!" brüllen die Feinde
„„Wißt! Männer, die Ehre vereinte,
„„Sie fallen nur todt in des Feindes Hand!""
Ruft Hollands tapferer Krieger
Im schrecklichen Tode noch Sieger:

„„Was einst mir das Vaterland anvertraut,
Zu schirmen mit eigenem Leben,
Nicht kann ich's den Feinden ergeben!
Der blutige Morgen der Freiheit graut,
Lebt wohl, o tapfere Brüder,
Wir sehen uns droben einst wieder!""

Er schleudert die Fackel ins Schiff hinab; —
Es fliegt mit lautem Getümmel
Empor zum flammenden Himmel,
Und Freunde und Feinde vereint ein Grab,
Sie werden von brandenden Wogen
Hinab in die Tiefe gezogen.

*) Dem Dichter hat hier ohnstreitig van Speyks Heldenthat auf der Schelde vorgeschwebt. Dieser Vorfall wird von holländischen Blättern, wie folgt, erzählt.

Der widrige Wind hatte eine Kanonierschaluppe gegen den Quai von Antwerpen geworfen, worauf das Schiff scheiterte. Die Feinde, von den Holländern als eine Bande Plünderer, Diebe und Mordbrenner bezeichnet, fielen wie wilde Thiere über das bedrängte Schiff her. Der Kommandant des Fahrzeugs, der Lieutenant van Speyk, mußte mit seiner kleinen Mannschaft der überlegenen Zahl der Belgier weichen, und sehen, wie mitten im Waffenstillstande sein Schiff geplündert wurde.

Der junge Held beseufzte sein Loos und ertrug es, da Widerstand unnütz war. Plötzlich sieht er seine Flagge, die Flagge seines ihm über Alles theuern Vaterlandes, mit Füßen treten. Oraniens Flagge beschimpft, zerrissen, vor seinen Augen auf dem schmutzigen Verdeck zertreten, das ist zu viel. Der Unwille treibt den kaum 20 Jahr alten Seemann zur kühnsten Heldenthat — er ergreift seine Pistolen, hält auf zwei Pulverfässer und — das Schiff, er und seine Bemannung, die Feinde und die Plünderer, fliegen in Trümmern bunt durch einander in die Luft und nur zuckende Gebeine bedecken den Quai und die Schelde. Der Tapfere sah seinen Tod mit Gewißheit vor Augen, aber ungerochen durfte die ehrwürdige Flagge seines Vaterlandes nicht beschimpft werden. Unsterblicher Ruhm dieser That! Van Speyks Vaterstadt, Amsterdam, wo er in einem Waisenhause erzogen worden war, will sein Gedächtniß durch ein Denkmal ehren.

Die Rache des Bruders.

(Fortsetzung.)

Die Zeit schwand in der einsamen Bucht so schnell dahin als in den Palästen der Könige; ein Jahr war vergangen, Reseigh trieb sein Fischergewerbe wieder, und gewann dadurch leicht seinen Unterhalt. Der Sommer war wieder erschienen mit jenen glorreichen

Abenden, welche der wilden Erhabenheit der Felsenküste einen höhern Reiz verleihen, als die schönste Landschaft ihn besitzt, und sei sie auch noch so reich an Wald, Strom und Gefilden. An einem dieser Abende wanderte er am Ufer von einem felsigten Punkte zum andern; hie und da gab es Grotten, von denen einige von der Fluth erreicht wurden, andere aber höher lagen als der höchste Wasserstand. Müde vom Hin- und Herwandern, setzte er sich am Rande eines Felsabhanges, nahe an der Mündung einer kleinen, mit Wasser halbgefüllten, Grotte nieder. Er hatte diesen Fleck nie vorher besonders bemerkt, aber von Neugierde getrieben, — denn es ging die Sage, daß diese Grotten in frühern Zeiten als Aufbewahrungsorte eingeschmuggelter Waaren benutzt worden wären — stieg er nicht ohne Mühe nieder, und schritt an den Wänden der Grotte oberhalb des ruhigen Wassers von einem Felsvorsprunge zum andern hin. Je weiter er in das Innere der Grotte kam, desto trockener und enger wurde sie; wie groß war aber sein Erstaunen, als er bei dem matten Lichtschimmer, der durch die Mündung der Grotte hereinfiel, eine Anzahl Branntweinfäßchen entdeckte, sorgfältig am vorstehenden Felsrande aufgeschichtet, alle noch ganz ganz und unentsiegelt: — deutlich erkannte er dieselben Fäßchen, um derentwillen er das Leben seines Bruders verkauft hatte! Seit seiner Rückkehr hatte er sich niemals um sie gekümmert, nur zuweilen fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, wo sein Bruder wohl die Fäßchen verborgen haben möchte. Lebhafte Freude durchzuckte sein Herz; denn da lagen sie vor ihm, die Gegenstände, um die er sein Seelenheil hingeopfert hatte, er brauchte sie nur zu nehmen und fortzuschaffen. Offenbar hatte sein Bruder die Fäßchen während jener tumultuarischen Nacht in seinem Boote hierher gebracht, und da es gerade Fluthzeit war, konnte er sie leicht an einem Orte landen, wohin, wie er hoffte, kein fremdes Auge dringen würde. Nach und nach verwandelte sich aber der freudige Blick in einen finstern; Ekel und Abscheu, jenem gleich, womit ein Mensch den Feind erblickt, der seinen gänzlichen Untergang bewirkt hat, bemeisterte sich seines Antlitzes; er stieß den Raub verachtungsvoll mit dem Fuße von sich, und brach in so laute und furchtbare Verwünschungen aus, daß sie die Grotte durchschallten, als hätte ein Dämon sie geheult. Als die Heftigkeit dieser Ausbrüche der Verzweiflung nachließ, setzte er sich auf ein Felsstück nieder, und weinte bitterlich, denn er erinnerte sich, daß nach dem Tode ihrer Mutter Beide oft über diese Felsen niedergeklettert waren, und sein Bruder ihm über die gefährlichen Stellen weggeholfen hatte. Wenn diese Mutter jetzt neben ihm gestanden hätte, so würde sie gesagt haben, daß, wenn die That schrecklich war, es auch die Wiedervergeltung sei: zermalmt und mit so gebrochenem Herzen saß der Fischer unter der Wucht der Gewissensmartern; das Dämmerlicht fiel auf seine halb verhüllte Gestalt, die, wie in einer furchtbaren Krankheit, Zuckungen erlag; und seine laute, tiefe Wehklage erscholl über die Fluth, die zu seinen Füßen rauschte.

(Fortsetzung folgt.)

Einfälle.

Von Salvatorello.

Goethe hat gestrebt, mit den Schriftzeichen alter Völker zu schreiben; Hermann schrieb mit ägyptischen Hieroglyphen; Fr. Schlegel schrieb mit mittelalterlicher Mönchsschrift; bei Vielen kommt heut zu Tage die alte Schwabacher Schrift wieder in beliebte Aufnahme.

Die Welt ist ein Käfig, worin jeder gleich einem Vogel schlägt, zirpt, singt, wirbelt, trillert, pfeift, krächzt oder kräht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Die Phantasie herrscht, wie eine hübsche Magd über den Herrn im Hause, über den Verstand.

Auf Deutsche reimt sich Peitsche, auf Tunguse — Muse.

Philosophische Systeme sind Simsonsfüchse, die mit brennenden Schwänzen in das vermeintliche Philisterkorn der gesunden Vernunft getrieben werden, aber nach kurzer Zeit selbst versengt wieder in ihre Höhlen flüchten.

(Beschluß folgt.)

Charade.

Vierfylbig.

Wenn Du mir wärst, geliebteste Adele,
Was meine **beiden Ersten** Sylben deuten,
Es würde nichts, so lange ich auch wähle,
Mir rein're Freuden, höh'res Glück bereiten.

Erfüllt von meiner **beiden Letzten** Sehnen
Enteilen träumend mir und süß die Stunden;
In mir trag' ich das Bild des höchsten Schönen,
Des Lebens Eden habe ich gefunden.

Mein **Ganzes** gleichet einem Zauberspiegel,
Der all' Dein Thun im schönsten Licht Dir zeiget,
Doch wird es auch, hältst Du Dich nicht im Zügel,
Zur Leidenschaft, die bis zum Laster steiget.

Gelenrath.

Auflösung der Charade in Nr. 43.

Futteral.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrman Meynert.

(Fortsetzung.)

Im Zimmer oben ging das Leben erst recht an; drei bis vier noble Kellner liefen sich wechselsweise die Füße wund, um mir Wünsche abzufragen, die ich vor lauter Enthusiasmus noch gar nicht Zeit hatte zu hegen. Ein flinkes Stubenmädchen mit schlauen Augen überzog mein Bette sogleich mit glänzend weißem Lacken, so daß mir vor dem Mädchen wie vor dem Bette das Herz hätte aufgehen mögen. Ich verwies die dienstbaren Geister bis auf die nahe Ankunft meines liefländischen Reisegefährten, dessen Wagen sich hinter dem meinigen etwas lange aufgehalten zu haben schien, und mit welchem ich der Abrede gemäß in Wien, wie in Prag, vor der Hand ein Zimmer bewohnen wollte. Inzwischen setzte ich mich gedankenvoll auf das Sopha und hing meinen Träumen nach. Es ist möglich, daß die Gedanken, welche ich in jenen Augenblicken faßte, allein geeignet gewesen wären, mich unsterblich zu machen, wenn ich nicht das reumüthige Bekenntniß thun müßte, daß sie insgesammt von mir rein vergessen sind.

Als ich noch im besten Sinnen begriffen, öffnete sich die Thüre, und herein trat, wie ein gepanzertes Unglück, mein liefländischer Reisegefährte.

Hilf Himmel, wie sah der Mann aus! Der Tod selbst hätte ihm nicht zwei Kreuzer auf seine wirkliche Existenz geborgt, und auch ich hätte weit eher glauben mögen, daß er eben aus Charon's Nachen, als aus dem Gesellschaftswagen gestiegen sei. Den Hut hatte er mit gewiß sechsfachen Banden unter der Kehle festgeschnürt, und ich war beim ersten Anblick zweifelhaft, ob er den Kopf oder den Hut so fest angebunden habe? Dabei hatte er diese Umschlagetücher, welche Kopf oder Hut hielten, an den Seiten hin weit, weit nach vorn hereingezogen und dadurch die ohnedieß kaum zu rechnende, kleine Physiognomie beinahe gänzlich verdeckt, so daß jeder Lump, nicht ohne Aussicht auf glückliche Durchführung des Beweises, ihn die Frage hätte stellen können, ob er denn überhaupt ein Gesicht habe? Um das Kinn herum spreizte sich ein mächtiger Fuchspelz; kurz der ganze Kopf meines Reisefreundes hatte die Gestalt, als sei er eine der Ausgrabungen von Pompeji, und das schwierige Geschäft, ein Pergament zu entrollen, hätte an seinem Gesichte in zweckdienlichen Vorstudien executirt werden können. Außer einem Frack und einem Oberrock trug er noch zwei Mäntel über einander, und seine fortwährende Klage, sich auf der Reise zu nachlässig verwahrt zu haben, war die härteste Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Ich freute mich, daß er nicht in Person eine Nacht auf der Mauth liegen geblieben, da seine Bekleidung, unergründlich wie das Meer, die Nachspürungen der Mauthbeamten wohl einige Tage hinzuhalten geeignet gewesen wäre.

Im Zimmer angekommen, fing er sofort an, sich zu häuten; Mantel und abermals Mantel, Oberrock, Frack, mehrere Westen, die Unterwesten, Nachtjacken, wollene Brustlätze, wurde eines nach dem andern ausgezogen, und ich war nicht ohne Besorgniß darüber, ob bei dieser nimmer endenden Ausschälung endlich von dem Menschen selbst noch etwas übrig bleiben werde.

„Freund!" seufzte endlich mein liefländischer Schmetterling, der sich schmerzhaft seiner Hülle entwunden hatte — „das Reisen ist etwas Schweres!" —

Die Worte waren von zu „hohem Sinn," als daß ich etwas dagegen einzuwenden mich getraut hätte. —

„Sollte ich jetzt sterben" — fuhr er fort, „so möchte ich lieber gleich zum leidigen Teufel fahren, nur weil der Weg dorthin kürzer ist, als zum Himmel."

„Gewiß!" bestätigte ich — „und muthmaßlich sind auch die Chausseen dorthin besser, weil die Straße fleißiger befahren und überhaupt gangbarer ist."

„Meiner Seelen!" ächzte mein Liefländer, etwas freundlicher — „würde ich zum lieben Gott beschieden, und er wollte mir einen Prager-Wiener Gesellschaftswagen senden, so unterbliebe die ganze Visite."

„Ich könnte es Ihnen auch nicht verdenken," bemerkte ich, „da Sie obendrein Gefahr liefen, daß Ihr Koffer durch Vagabundenhaufen zersprengter Seligen auf der Himmelsstraße vom Wagen geschnitten würde; denn im Himmel soll jetzt die äußerste Pauvreté herrschen, wenigstens hört man das unsern heutigen Predigten an."

Unsere scharfsinnigen Erörterungen wurden durch das Eintreten zweier andern Reisegefährten, eines Ungarn und eines Oestreichers unterbrochen. Sie luden uns zu einer kleinen Abendpromenade ein; und da ich, wie auch mein Herr Liefländer, zur Zeit noch völlig unbekannt mit den Straßen waren, so mußte uns diese Einladung doppelt lieb sein. Wir warfen unsere Mäntel um und schlenderten mit unsern beiden Begleitern durch die Straßen.

Der Ungar und der Oestreicher waren gute Freunde, aber sie konnten, dem Nationalinstinkte zufolge, es doch nicht lassen, einander von Zeit zu Zeit zu hänseln, wobei der Oestreicher um so mehr im Vortheile war, da der Ungar, gleich uns, Wien zum ersten Male sah und daher zuweilen einige etwas plump-biederherzige Anmerkungen machte.

Nachdem wir das rothe Thor hinter uns liegen hatten und auch sonst noch einige Straßen geschlendert waren, welche meine ermüdeten Beine mit doppelter Elle maßen, standen wir plötzlich auf einem geräumigen Platze, und vor uns — nein ich erkannte den alten Steinriesen nicht, obschon ich ihn zum ersten Male, und obendrein zur Nachtzeit sah — vor uns dehnte sich der Stephansthurm in stämmiger Kraft hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Hamburg.

(Beschluß.)

Denselben Herrn hinterging ein Andrer, der des Pastors Hülfe gegen seine liederliche Tochter in Anspruch nahm. „Sie führt einen schlechten Lebenswandel, — ich will sie daher zu Ihnen senden, und bitte Sie, die verlorne Tochter auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Damit die Dirne aber auch Folge leistet, haben Sie doch die Güte, Ihren Namen auf ein Zettelchen zu schreiben; der Respekt, den sie hat, wird ihren Gehorsam schärfen." Der Arglose thut es, und der Gauner eilt mit dem Zettel zu einem Silberarbeiter, bringt eine Empfehlung vom Herrn Pastor, sagt: er sei dessen Diener, und bitte, ihm einige Dutzend silberne Löffel ꝛc. mitzugeben, damit sich der Herr etwas aussuchen könne. Als Beglaubigung zeigt er den Zettel vor, dessen Unterschrift erkannt wird. Der Mann bekommt das Silber, und des Silberschmieds Magd, den Preiszettel in der Hand, begleitet ihn. An der Thüre des Zimmers läßt der Schelm das Mädchen stehen, bis er die Sachen erst hineingetragen und sie gemeldet habe; zum Pastor selbst sagte er: „draußen wartet die verlorene Tochter; ich bitte noch einmal darum, ihr die lasterhafte Lebensweise gehörig einzuschärfen." — „Schickt sie nur herein" — ist die Antwort. Es geschieht; — der Gauner macht sich aus dem Staube, im Zimmer des Pastoren entsteht aber eine Scene der Irrung, wie sie wohl kaum ein glücklicher Dichter hätte in einem Lustspiele schildern können. Die salbungsreiche Rede hört das erstaunte Mädchen so lange verblüfft an, bis es ihr glückt, den Bekehrungssüchtigen zu überzeugen, wie sie Alle betrogen sind.

Ein frecher Dieb nahm am hellen Mittag an der Thüre eines Fleischers ein Viertel eines Ochsen vom Haken, wirft es über die Achsel und geht fort. Nachdem er kaum zwanzig Schritte gegangen ist, sieht es der Knecht und eilt ihm nach. „Verfluchter Kerl", ruft er, „wo willst Du mit dem Fleische hin!" „Nun kannst Du Dein Fleisch behalten," ist die Antwort, indem er es willig dem Knechte zurückgiebt, — „es sollte eine Sympathie sein, wobei kein Wort gesprochen werden darf." Und mit den Worten entspringt er dem über solche Frechheit staunenden Knechte.

Die Fischweiber schlagen gewöhnlich die beiden Endzipfel ihrer Schürzen oben fest, um in dem dadurch entstandenen Sacke das eingenommene Geld aufzubewahren. Ein Kerl kommt zu einer solchen Fischhändlerin, kauft sich einen Aal und bittet, weil es zu einer sympathetischen Kur dienen solle, ihm denselben in den Nacken zu stecken, wofür er zwei Schillinge mehr zahlt. Lachend erbietet sie sich zu dem Dienst; der Kerl kniet nieder und während sie unter komischen Grimmassen den Aal ihm auf den Rücken schiebt, leert der Listige mit geschicktem Händespiel ihren Geldvorrath aus der vor seiner Nase hängenden Schürze. Als sie fertig ist, ruft er: „Nun muß ich laufen, damit ich in Schweiß komme, sonst hilft es nichts," und rennt, vom Gelächter der Frau verfolgt, wie besessen davon. Ob sie noch lachte, als sie die Schürze leer fand, mag dahingestellt sein.

Zu einem Bauer, der Eier und Schinken in einem Korbe hatte, sie zu verkaufen, kommt ein verschmitzter Gauner und erhandelt ein halbes Hundert Eier mit der Bedingung, sie sich aussuchen zu dürfen. Darauf zählt er sie aus dem Korbe dem Bauer auf seine über die Brust gelegten Arme, häuft so viele auf einander, daß der Verkäufer bei der geringsten Bewegung befürchten mußte, das eine oder das andere herabrollen zu sehen. Dem regungslos Dastehenden nimmt jener drauf einen Schinken aus dem Korbe und ist, wie ein Blitz, in den Haufen der vorüberströmenden Menschenmasse verschwunden. Nach geraumer Zeit erst glückt es dem Geprellten, der vergebens um Hülfe ruft, einen Mitleidigen zu finden, der ihn aus seiner Stellung befreit.

Zu dem bekannten Taxator im Leihhause, einem alten, in allen Künsten der List und Schlauheit erfahrenen Manne, kommt ein wohlgekleideter Herr, um einen Ring, mit ächten Diamanten, zu versetzen. Die Aechtheit ist erprobt und zugestanden, auch der Preis bestimmt; — in demselben Augenblicke bittet er den Besitzer, ihn nur noch einmal küssen zu dürfen, „das theure Andenken meiner Geliebten, von dem ich mich, ach! so schwer trenne," — setzt er seufzend hinzu. Mit Anstand drückt er ihn an den Mund, küßt ihn und giebt ihn zurück. Drauf erhält er das Geld. Kaum ist er aber fort, so sieht der Mann, daß es ein andrer ist, treu dem erstern nachgebildet, und der Vagabund daher den ächten mit einem im Munde aufbewahrten falschen schnell gewechselt hat.

Buntes.

Wenn man sagt: „es schreibt ein Schriftsteller in einem guten Styl oder er hat einen guten Styl, so ist dieß im Grunde nach unsrer Meinung ein eben so pedantischer Ausdruck, als wenn man sagt: es spiele einer eine gute Geige.

Lange und kurze Perioden scheinen den gothischen und den neuern Treppen ähnlich zu sein; jene waren so groß, daß man sie kaum ersteigen konnte, die letztern sind so klein, daß man über sechse zugleich schreiten kann.

Der Engländer Shenstone sagt: „ich hasse einen Styl und einen Garten, der ganz platt und regelmäßig ist, der immer glatt, wie ein Aal, hinschleicht und sich nie zu einiger Ungleichheit erhebt."

Karl Hälden.

Der König von England, Wilhelm der Eroberer, war sehr dick geworden und wurde deswegen einmal gezwungen, lange Zeit das Bett zu hüten. Philipp I, König von Frankreich, äußerte daher einmal im Scherz, daß sein Bruder in England lange Wochen halte. Dieß brachte den Engländer auf; er ließ dem Philipp sagen, er werde bald zu Paris seinen Kirchgang halten und dabei so viele Wachskerzen anzünden, daß Frankreich darüber in Brand gerathen solle. Er hielt Wort und verwüstete Frankreich. So wurde das Volk das Opfer eines armseligen Einfalls.

P.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 50. (II. Jahrg.) Dienstag, den 1. März. 1831.

Astronomie.

Ihr Sterne grüßt hernieder
Aus euerm blauen Zelt,
Und habt auch heute wieder
Mein dunkles Herz erhellt.

Wenn mich die Menschen schelten,
Entwich ich ihrem Kreis:
Ihr brüderlichen Welten,
Liebt dann mich doppelt heiß.

Sie zürnen, daß ich einsam
Die Nächte hingebracht,
Als zögen wir gemeinsam
Nicht durch die stille Nacht;

Als wärt ihr, Myriaden,
Mir nicht so nah verwandt!
In Thau zusammen baden
Wir unsrer Herzen Brand.

Die euch nur Welten nennen,
Sind ewig von euch weit:
Ich muß euch besser kennen,
Da ihr mir nahe seid.

Ja ihr seid Dichterherzen,
Die trauernd hier verblüht
Und dann als Himmelskerzen
Dort oben aufgeglüht.

Denn wem des Liedes Blüthe
Die Lebensnacht erhellt,
Der trägt tief im Gemüthe
So wunderbare Welt.

Und Liebe strömt als Lieder
Aus ihrem innern Kern;
Sinkt welkend hier sie nieder,
Geht sie dort auf als Stern.

Und Liebe strömt als Strahlen
Dann aus das Sternenherz,
Die senden allen Qualen
Den Himmel erdenwärts.

Ludwig Storch.

Die Rache des Bruders.

(Fortsetzung.)

Es war bereits finstere Nacht, als er die Grotte verließ, und heimwärts schritt, im Aufruhr der Gedanken die Steilheit und Gefahr einiger Stellen des Weges nicht achtend. In seiner Wohnung angelangt, setzte er sich nieder neben dem finstern Herd. Die Nacht war so warm, daß er nicht daran dachte, Feuer zu machen, oder ein Licht anzuzünden; und so saß er lange und schmerzdurchzuckt, ein Raub jener Empfindungen, gegen deren Gewalt er vergeblich angekämpft hatte, mit auf die Hand gestütztem Haupte, in dem roh geschnitzten Armstuhle, wo sonst stets der Sitz seines Vaters gewesen war. Jeder Klang, jeder Lärm, ferne Schüsse von einem königlichen Schiffe, der Alarmruf der Schmuggler, wäre ihm in diesem Augenblicke lieb und willkommen gewesen, es war aber nichts zu hören als der leise Hauch des Seewindes durch die grünen Abhänge und Klippen und der noch leisere Schall des Wellenstoßes, der nachfolgte wie ein trauerndes Echo. Er schaute und schaute, bis sein Auge stier und gläsern wurde, wie das eines Todten; seine Hände schlossen sich fest in einander, wie die derjenigen, welche nicht mehr athmen; Worte wollte er den Lippen entpressen, aber es kam kein einziges über dieselben: denn gerade vor ihm, auf dem gegenüberstehenden Stuhle saß das Phantom seines Bruders. Es war furchtbar, wie die weiße Farbe des Todtenhemdes, der Hände, der Füße, des Antlitzes die Gestalt in Mitte der völligen Finsterniß schrecklich, sichtbar machte. Der Brudermörder starrte den Bruder mit Entsetzen, aber auch mit unendlichem Schmerze an; er war vor ihm, aber in einem Zustande, der keinem Gefühle, keiner Liebe mehr zugänglich war. Gern hätte er gesprochen, gern gesagt „Bruder!" aber er konnte nicht. An der Erscheinung, so stumm und regungslos sie auch da saß, sprach aber Alles; das blasse, eingefallene, dieser Erde nicht mehr angehörendes, furchtbare

Leiden ausdrückende Antlitz, starrte in des Mörders Seele, und schien zu sagen: „So hast Du mich verändert!" und um die Lippen schwebte jenes selbe, bittere Lächeln, womit er in dem nämlichen Gemache, vom nämlichen Stuhle, ihn hatte an den Meeresstrand gehen, und seines Antheils an der Beute warten heißen. Jenes Lächeln hatte ihn mehr als die Worte gemartert, die ihn zur grausamen That anreizten; und jetzt schwebte es in schrecklichem Spotte auf den Lippen des Verblichenen; denn heute waren jene Worte in Einfüllung gegangen: — die Beute war, und zwar am Meeresstrand, wo sie so lange verborgen lag, gefunden worden; und er sah die Hand, die sie verborgen hatte, es war aber die Hand eines Phantoms!

Er konnte sich nie vergegenwärtigen, wie lange er mit seinem furchtbaren Gefährten da saß; aber den Schreckensruf, den er endlich ausstieß, brachte Hülfe, Fußtritte schnell heraneilender Nachbarn wurden vernehmlich, und die Gestalt zerfloß. Diese Stunde brachte in ihm eine große Veränderung hervor, sie brach und unterjochte den rebellischen Sinn, womit er so lange gegen Gewissensbisse, gegen Hintansetzung und Verachtung gekämpft hatte; seine Wildheit verwandelte sich in ruhige Ergebung, denn einer solchen Botschaft, einer Botschaft aus dem Todtenreiche konnte er nicht widerstehen; wie leicht, wie milde waren die beißenden Worte, die weggewandten Blicke seiner früheren Genossen gegen den schrecklichen Stoß, den seine Phantasie und Sinne erlitten hatten. Man sah wohl im Dorfe, daß er ein anderer Mensch geworden sei, aber die Ursache blieb unbekannt. Man bemerkte, daß er die Einsamkeit jetzt weniger liebte, daß er, anstatt trotzend in seiner Wohnung zu bleiben, entweder die wilde Heide in der Höhe, oder den sandigen, wogengepeitschten Meeresstrand suchte, gleich als wären ihm Wind und Wellen Gefährten: eigentlich aber trieb ihn die Furcht, das Todesgespenst wieder zu schauen, aus seiner Hütte. Aus diesem Grunde blieb er oft lange außen auf der See; die Boote seiner Nachbarn schossen auf der Rückkehr nach der Bucht pfeilschnell an ihm vorüber, sie mahnten ihn zur Heimkehr, oft mit dem warnenden Zurufe, daß ein Sturm im Anzuge sei: er zog es aber vor, bis zur Morgendämmerung zu weilen, und da dieß zu Zeiten, wenn man sich in der Nacht einen ergiebigen Fang versprach, auch von anderen Fischern geschah, so achtete Niemand darauf.

Obschon es nun bereits wieder Winter geworden war, so ging es doch an den Heerden der Bewohner des Dorfes nicht traurig her. Des Abends saß oft ein Kreis von Fischern mit Weibern und Kindern um den Kamin, und es wurden die Thaten der vergangenen guten Jahreszeit, oder Pläne für die künftige besprochen; dann zapfte der alte Hauswirth das Fäßchen echten Wacholderbranntweins an, und sein eingesunkenes Auge erglühte, als er das köstliche Getränk schlürfte, und die Gesellschaft es laut rühmte; er hatte es vielleicht mit eigener Hand erbeutet. Manche abenteuerliche Geschichte von der Nacht, in der es gewonnen worden, folgte dann, und mehr als ein Verbrechen ward furchtlos bekannt. Konnte bei solchen Sitten, bei solcher verwegenen Verderbheit irgend eine glückliche Veränderung eintreten? Diese Leute besuchten nur sehr selten irgend ein Gotteshaus, oben auf der Heide stand eine kleine, alte Kirche, aber sie kamen fast nie in dieselbe. Aber während dieses Winters erschien ein Fremder an dem finsteren Gestade und seinem kleinen Dorfe, — ein Mann von kühnem Geist, dessen Feuereifer ihn trieb, gerade die Verwegensten und Verderbtesten als passende Subjekte für seine Ermahnungen aufzusuchen; und diese Ermahnungen wurden mit solcher Aufrichtigkeit und Wärme des Gefühls gegeben, daß die Leute sich, nach Verlauf einiger Tage, seinem Aufenthalte unter ihnen nicht widersetzten; und in Wahrheit, von dem Augenblicke an, als er den Fuß in das Dorf gesetzt hatte, betrachtete er es als seine Beute.

Scenen, wie sie sich jetzt ereigneten, waren in der Geschichte der Bucht unerhört. Wenn der Sonntag kam, sah man die Einwohner nicht mehr müssig am Strande, oder zwischen den Felsen, oder an ihren Booten, die zur Ebbezeit trocken auf dem Sande lagen, umherschlendern; sondern der größere Theil derselben versammelte sich, um den Mann anzuhören, der gekommen war, um unter ihnen zu wohnen. Letzterer paßte sehr gut für seine Zuhörer; es war seltsam anzusehen, wie er mit lebhaften, kühnen Geberden, mit Schreckensworten, und nur selten durch sanftere Ueberredung Menschen einschüchterte, die weder durch das drohende Gesetz, noch durch die Kanonen der königlichen Schiffe in Schreck gesetzt wurden. Die Weiber des Dorfes betrachteten die blassen Züge und das sprechende Auge des Fremdlings zuerst mit Mitleid, dann mit Interesse, während die rauhen Männer, die keine That der Feindschaft an ihm geübt, abseits traten, und kurze Reden wechselten: denn sie fühlten, was ihnen gänzlich neu war, daß dieser Fremdling innigen Antheil an ihrem Loose nahm; bis jetzt hatten sie jede Hand gegen sie in Feindschaft erheben gesehen; in jedem fremden Gesichte argwohnten sie den Gerichtsdiener; jeder bewaffnete Kutter, der vorüber segelte, schien ihnen nur die Gelegenheit zu erlauern, ihnen Böses zuzufügen.

Der einsame Missionär war mit seiner geringen Wohnung vollkommen zufrieden, denn er hatte von seinem berühmten Lehrer Wesley gelernt, nur auf den krönenden Lohn seiner Arbeit zu sehen, und die Hitze und Last des Tages mit Freudigkeit zu tragen. Er wohnte in einer der Hütten, mengte sich traulich unter ihre Bewohner, theilte ihre Mahlzeiten, und saß des Nachts mit ihnen am Kamin: doch schön vergingen ihm die Tage, indem er die Schrecken der Küste durchwanderte, die tiefe, enge Schlucht durchforschte, worin die Welle in Frieden schlummerte, und in die bereiften, mit reichem Grün tapezierten Grotten niederstieg. Solche Scenen waren ihm gänzlich neu, an jedem erhabenen Orte sah der Feuergeist die Hand dessen, dem er diente,

und schätzte sich in Mitte der Natur und ihrer rauhen Bewohner glücklicher, als in den Palästen der Könige: denn jene liebten es, ihn in ihrem Kreise zu sehen, und seltsam contrastirte seine milde, eindrucksvolle Stimme mit der rauhen, tiefen Sprache der Schmuggler.

Eine Wohnung, die etwas abseits von den übrigen stand, wurde von ihm am häufigsten betreten; es war die des jungen, von der Verzweiflung heimgesuchten Fischers. Nefeigh wies diese Besuche nie zurück; zum ersten Male, seit vielen Monaten, vernahm er eine freundliche Stimme, erblickte er eine ihm wohlwollende Gestalt; und so hieß er denn den Besuchenden stets kurz willkommen, und deutete auf den am Kamine leer stehenden Stuhl. Dem Fremden waren die Wände dieser Hütte so theuer als der Kerker eines Märtyrers; denn was konnte für seinen Feuereifer ein mehr willkommener Gegenstand sein, als deren einsiedlerischer, trostloser Bewohner? und sein Herz pochte, und sein Auge strahlte von Mitleid und Sympathie, als er den düsteren Mann nach und nach dahin brachte, daß er von seinem vergangenen Leben, von dem Streite in seinem Innern, und der furchtbaren That, worin er endete, sprach. Und wie Letzterer redete, so brachten ihm die gebrochenen Worte zu seinem Erstaunen ungewohnte Erleichterung: denn er sprach von seines Bruders Güte in früherer Zeit, da ihre Mutter sie jung und verwaist zurück ließ, und jener ihm Schild und Schirm gewesen war. „Und ich habe ihn hingeopfert," sagte der Unglückliche, „Esau ward durch seinen jüngeren Bruder um das Erstgeburtsrecht betrogen, und doch verschonte er ihn; mich hat er nur um einige elende Fäßchen Branntwein gebracht, und ich mordete ihn!" Und er schlug die Hände in einander. Dann hielt er, sich seiner Regung gleichsam schämend, inne, knirschte die Zähne zusammen, und zwang sich finster in das Antlitz des Fremden zu starren, während seine Hände mit der Schwäche eines Kindes zitterten. „Allen ist Hoffnung vorbehalten," murmelte er, „mir keine."

(Fortsetzung folgt.)

Einfälle.

Von Salvatorello.

(Beschluß.)

Kärtchen und Papierblättchen — Visitenkarten nämlich — vertreten heut zu Tage Generale und Lieutenants, Superintendenten und Candidaten, Präsidenten und Referendarien. Glückliche Zeiten erhöhter Bildung! — Aber himmlisches Jahrhundert, wenn derartige Repräsentation in steigender Progression um sich greift mit Polypenarmen. Das goldene Zeitalter sonder Hader und Krieg, ohne Mühe und Arbeit verjüngt sich, wenn Feldherrn und Krieger, durch Papierblättchen vertreten, feindlich drohend in Schlachtordnung gegen einander stehen, und in den Gerichtshöfen Kärtchen den Präsidentensessel und die Sitze der Räthe einnehmen. Schlachten ohne Blutvergießen, Rechtsentscheidungen ohne Köpfe! Fahre nur kein neidischer, hohnlächelnder Windstoß zwischen die Menschensurrogate!

Unsere heutigen Literaturzeitungen sind dürre Sandwüsten, worin nur spärlich hie und da eine freundlichgrünende Oase auftaucht, den müden, lechzenden Wanderer erfrischend.

Eine Flöte ist eine verlängerte und verknöcherte Luftröhre und das Spielen darauf ein Gesang in Vokalen, wozu die Phantasie die Selbstlauter oder gar den Text hinzudenken muß.

Dem Gläubigen ist das irdische Leben nur eine kurze Dissonanz, welche der Tod in die ewige Harmonie der Unsterblichkeit auflöset.

Die Natur ist die Hieroglyphensprache des Weltgeistes.

Wie ein zum Tode Verurtheilter betritt der Mensch weinend vor Furcht und Schrecken das Blutgerüste der Welt, worauf er sterben soll.

Jeder allgemeine Glaube steht so weit über das Urtheil des Einzelnen, als der Einzelne unter dem Ganzen.

Die fünf Sinne sind die fünf Finger an der Hand des Geistes.

Wo die Vernunft nicht hell genug leuchtet, da zündet die Theologie ihr Kerzchen an.

Das Auge ist der Brennpunkt der Liebe.

Ein milder Sonnenregen ist die erwecklichste Scene in der Natur und sehr begreiflich die Volkssage, daß dann in der Hölle Feiertag sei.

Tieck's Mährchen haben bei ihrer angenehmen Breite eine sehr narkotische Kraft. Der Schlummer, den sie hervorbringen, ist der angenehmste und gleicht ganz demjenigen, in welchen uns das Liegen an einem stillen oder rauschenden Bach bei'm Gesange der Vögel einzulullen pflegt.

Daß die englischen Dichter so herzlich lachen und weinen können, kommt wohl daher, weil man Beides in England darf, ohne zu fragen: est-il permis? —

Die alte Zeit verhält sich zur neuen wie die Hospitalität der Alten zu einem heutigen Spital.

Goethe hat sich dem Publikum oft im Polstersessel, und mit Schlafrock und Nachtmütze angethan, gezeigt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgard, 10. Febr. 1831.

In Ihrem Norden ist es, hoffe ich, so ruhig, als in dem Süden Deutschlands. Wir sind Alle hier sehr friedlich gesinnt, nur das Militair schreit nach Krieg, und nimmt den geringsten Anlaß auf, um in die Trompete zu stoßen und Lärmsignale zu geben. Eine Anekdote möge mir zum Belege dienen.

Dem. Blahetka war vor Kurzem hier, sie sollte in dem königlichen Schlosse, nur vor den höchsten Herrschaften und dem Hofpersonale, in einem Privatconcert auftreten. Am Morgen dieses festlichen Tages ward der Künstlerin abgesagt. Sie erhielt sehr kostbare Geschenke, allein man dankte für ihre Erscheinung. Weßhalb? Weil so kriegerische Nachrichten eingelaufen waren, daß der König sich nicht aufgelegt fühlte, ein Klavierconcert zu hören. Stuttgard, obwohl die erste Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Würtemberg — ist doch nur ein kleines Städtchen. Sie können daher denken, daß ein solcher Refus, einer solchen Künstlerin gegeben, sogleich durch Kammerdiener und Wäscherinnen, durch Ofenheitzer und Stubenmädchen, durch Jäger und Soubretten, in der ganzen ersten Haupt- und Residenzstadt verbreitet ward.

Das gab einen Jubel bei dem Militair! Die mehresten Offiziere liefen nach Hause, um einzupacken, weil sie nun gewiß wußten, das am nächsten Morgen marschirt würde. Andre nahmen Abschied von ihren Bekannten, oder brachten den letzten Abend in lustiger Gesellschaft zu, um der Freude schäumenden Becher noch einmal in Ruhe zu trinken. — — — — — — Der Morgen kam. Zofen und Kammerdiener hatten sich unterdessen besser orientirt, und man erfuhr durch diese treffliche Schnellpost in unserer guten Stadt, daß es mit dem Marschiren für's Erste nichts sei.

Weg war alle Freude und Lust, und die Thermometer, welche am vorigen Tage bis auf den Siedepunkt des überwallenden Blutes gestiegen waren, fielen jetzt plötzlich bis unter den Gefrierpunkt des Queckfilbers.

Wenn man an diesem Tage der ganzen Armee an den Puls gefühlt — ich glaube, keiner hätte geschlagen; wenn man an diesem Tage der ganzen Armee zur Ader gelassen — kein Tropfe Blut wäre geflossen, man hätte alle für ohnmächtig gehalten, so entsetzlich war das Heer, durch das niederschlagende Pulver catmirt.

Die eingegangenen Nachrichten sollten sich auf einen Alliance-Traktat zwischen Würtemberg, Baiern und Baden beziehn, welcher die Aufrechthaltung einer bewaffneten Neutralität zum Gegenstande hat.

Zur Ehre der Deutschen und zur Ehre des deutschen Bundes hoffe ich, daß an diesem Neutralitäts-Bündniß kein wahres Wort ist. Dieses Theilen der Kräfte, dieses theilweise Austreten aus der ganzen Masse Deutschlands, welches allein durch die volle Uebereinstimmung all seiner integrirenden Theile eine dem Feind imponirende Macht bildet; dieses Austreten war es, welches in den ersten Jahren von Napoleons Herrschaft Deutschland zertrümmerte. Hätten damals alle Glieder des großen Staatskörpers vereint auf einen gemeinsamen Zweck hingearbeitet — Napoleon wäre nicht über den Rhein gekommen. Aber zuerst nahm er die kleinen Reiche des südlichen Deutschlands weg — welchem die anderen in Ruhe und Neutralität zusahen, dann schlug er Oestreich, und dann auch das noch immer neutrale Preußen. Erst als alle wider ihn gemeinschaftliche Sache machten, erkannten sie, daß er ihnen allen zugleich nicht gewachsen war. Und dieß sollte man jetzt schon vergessen haben, da ein jeder, der älter ist als zwanzig Jahr, selbst dabei betheiligt gewesen ist? Zur Ehre Deutschlands mag ich dieß nicht glauben.

Die kriegerischen Gerüchte und Zurüstungen hindern jedoch nicht, daß man sich hier, so gut als möglich, unterhält. Es ist die Zeit der großen Soireen, mehrere derselben habe ich besucht, in deren einer Dem. Blahetka, Dem. Mahir (auch eine berühmte Klavierspielerin) und Herr Louis Schunke zugleich waren. (Der Letztere ist der ausgezeichnetste Pianist, den ich kenne, er ist in jedem Falle ein viel größerer Virtuos als Hummel oder Moscheles, wenn auch noch nicht ein so großer Componist als der Erste.) Alle Drei ließen sich einzeln oder mit einander hören, wetteifernd wie eifersüchtige Nachtigallen (welche auch mitunter singen bis sie erschöpft in die Arme des Todes sinken — welches Gott bei diesen verhüten wolle).

Die drei Künstler entzückten alle Anwesenden, bis auf einen, welcher behauptete, man wolle uns mit Musik todtschlagen. Dieser Abend gehört zu den genußreichsten meines Lebens, die liebenswürdige Wirthin hatte Alles in ihrem Salon vereinigt, was auf Bildung und Welt Anspruch machen, hatte Alles aufgeboten, was die Unterhaltung geistreich und fröhlich machen konnte.

Sehr komisch aber war ein bald darauf folgender Abend bei einem der ersten Banquiers, dessen kleine, dicklige Frau sich piquirt, die beste Gesellschaft in ihrem Hause zu sehn. (Man nennt sie scherzweise die kleine lustige Salome, an jene in der Donaunymphe denkend.)

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Als der dritte Valentinian, Kaiser des Abendlandes, dem um seine sogenannte Regierung verdienten Patricier Aetius den Degen in die Brust gestoßen und dieser an hundert, von den Hofleuten und Verschnittenen ihm mit Wetteifer gegebenen Wunden sich verblutet hatte, achtete der Kaiser es nicht unter seiner Würde, einen edlen Römer um sein Urtheil über diese That zu fragen, erhielt aber von ihm zur Antwort: „die Bewegungsgründe Ew. Majestät kenne ich nicht; doch das weiß ich, daß Sie gehandelt haben wie ein Mann, der seine rechte Hand mit seiner linken abhaut.“ S.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 51. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 2. März. 1831.

Im März.

Schwellt noch einmal Frühlingslust,
Wie die Knospe, so die Brust?
Tönen mir des Lenzes Lieder
Einmal noch im Busen wieder?

Wähnt' ich doch die Flamme todt,
Die begeisternd mich durchloht,
Saiten, die mir einst geklungen,
Von der Stürme Macht zersprungen.

Sieh', es löst ein milder Strahl
Eisesdecken allzumal,
Dem Belebenden entgegen
Muß sich Herz und Keim bewegen.

Und der Lerche Jubellied —
Feiernd singt der Mensch es mit.
Wie in Fragen, so in Tönen
Muß sich die Natur verschönen.

K. Spp.

Die Rache des Bruders.

(Fortsetzung.)

Der Letztere sah ihn lange und ernst an; und der Blick des verwegenen Schmugglers senkte sich vor dem festen, aber milden, vorwurfslosen Blick des Andern; dann sprach dieser unwiderstehlich, denn er sprach von Hoffnung und Gnade, und jedes Wort tönte wie die Stimme eines Engels im Ohre des hoffnungslosen Mannes. Nach und nach wurde das Geschrei des Blutes, welches zum Himmel dringt, schwächer, und die Furcht vor dem Rächer, die ihn wie Kain durch die Welt verfolgte, thaute weg von seiner Seele.

Auf diese Weise vergingen viele Stunden der langen, stürmischen Winterabende in der Hütte; unmöglich konnten so beharrliche Anstrengungen ohne Erfolg bleiben; und nur derjenige, der selbst unerhört gelitten hat, kann sagen, wie schön das erste Aufdämmern der Ruhe ist. Wenn Reseigh des Abends das Feuer angezündet und die Stube in Ordnung gebracht hatte, horchte er sehnlich, um den ersten leisen Schall der Fußtritte den Strand entlang zu vernehmen, und seine Blicke boten ein wärmeres und herzlicheres Willkommen, als Worte auszudrücken vermögen; und wenn sein Tröster sich wieder entfernt hatte, war die schweigende Küste allein Zeuge seiner nächtlichen Gebete, und die Felsen des Meerstrandes wiederhallten von den Klagen tiefster Herzensreue. Nach und nach öffneten sich ihm die Pforten der Gnade; mit der Herrschaft der Schuld schwand auch die der Unwissenheit und Gottlosigkeit, und der Schleier, der die unsichtbare Welt verhüllt, sank von seinen Augen.

An einem schönen Morgen des Vorfrühlings, als die Männer des Dorfes eben beschäftigt waren, ihre Boote zu einer Fahrt von mehreren Tagen, um Fische zu fangen, zurecht zu richten, kam Reseigh an den Strand, und bat, sie möchten ihm nach einem nicht sehr entfernten Orte folgen, es würde ihnen dieß Vortheil bringen. Nach einigem Zögern stießen sie vom Lande ab und ruderten nach seiner Angabe bis an den Fuß des steilen Felsens, und in jene enge, verborgene Grotte, worin der verderbliche Raub niedergelegt war. Voll Staunen erblickten seine Gefährten die längs des Felsens aufgeschichteten Fäßchen, und ihre Augen strahlten vor Freude, wie die des Wolfes, wenn er in die unbewachte Heerde einbricht. Reseigh betrachtete ruhig zuerst die Schmuggler, und dann die Fäßchen. „Nehmt sie," sprach er, „bringt sie nach Hause, und mögen sie Euch Freude bringen; nie soll aber ein Tropfen davon meine Lippen berühren." Die Männer brachen in lauten Dank aus, langten gierig nach den Fäßchen, und trugen sie eiligst in die Boote. Reseigh setzte sich auf einen Felsblock, und horchte dem Ruderschlag der forteilenden Boote mit düsterer, ernster Lust; das Opfer brachte Lohn. Er stand auf, und stieg über den Felsen zur milden, grünen Haide empor, die sich oben weit

ausdehnte, und wo hier und da einzelne Schaafe weideten; aber es gab keine Bäume, die gegen die versengenden Strahlen der Sonne Schutz gewährt hätten, der Seewind hatte sich gänzlich gelegt, und unten schlief lautlos das weite Meer. Der verlassene Mann schritt einem kleinen, mit üppigem Gras bewachsenen Wall zu, der den einfachen Begräbnißplatz der Fischer und ihrer Familien einschloß. Er entblößte das Haupt, und kniete einige Zeit lang im tiefsten Stillschweigen; aber die schweren Thränen, welche zum ersten Male über seine von Wind und Wetter gebräunten Backen niederrollten, legten Zeugniß ab, wie tief der Schmerz sein mußte, der den starken Mann so beugen konnte. „O meine Mutter," rief er schluchzend, „verzeihe mir! Suche mich nicht in Zorn heim, weil ich Deinen Erstgebornen erschlagen habe! Fluche mir nicht vom Grabe herauf! Er betete, daß Dein Geist mich durch die ganze Welt verfolgen sollte!" Und er stöhnte, und war das Opfer der abergläubischen Furcht seines Standes, und seiner Gewissensbisse. Lange kniete er so, und achtete nicht der Sonne, die auf sein entblößtes Haupt niederbrannte, noch der tiefen Einsamkeit, die nur zuweilen durch das Gekreisch eines vorüberfliegenden Seevogels unterbrochen wurde: denn diese Gefühle waren zu neu, zu reich, als daß er sie auch nur durch die geringste Veränderung seiner Stellung hätte unterbrechen wollen; und derselbe Mann, der zu den schrecklichsten Stürmen des atlantischen Oceans gelacht hatte, lag im Staube wie ein zerbrochenes Rohr, wie eine zertretene Blume.

Als er in das Dorf zurück kehrte, wurde er gewahr, daß wieder freundlichere Gefühle gegen ihn wach geworden waren. Diejenigen, welchen er begegnete, wandten ihre Blicke nicht mehr von ihm ab, oder grüßten kurz und finster, sondern es lag Mitleid in ihren Worten. Diese Veränderung der Gesinnungen der Einwohner des Dorfes war nach und nach entstanden! lange hatten sie, und nicht ungerührt, seine Qual und Reue bemerkt, und seine heutige, edelmüthige That hatte sie gegen ihn um Vieles milder gestimmt.

Am Abend des folgenden Tages wagte er es, eine Wohnung wieder zu betreten, die er in früherer Zeit oft besucht hatte; denn das Mädchen, das er so innig liebte, wohnte darin: doch wie hätte Liebe zu einem Seelenzustande, wie es sein bisheriger gewesen, stimmen sollen? Die Familie empfing ihn freundlich, die Tochter stellte für ihn einen Stuhl an den Tisch, um welchen die Hausgenossen bei der Abendmahlzeit saßen: später kam ein Nachbar nach dem andern herein; es wurde erzählt, gescherzt, gelacht, und jede Anspielung auf den Gast und sein vergangenes Leben sorgfältig vermieden. Es war seit vielen Monaten zum ersten Male, daß man sich gegen ihn freundlich und artig erwies: doch nicht darum war er gekommen, sondern um ein Antlitz zu schauen, das ihm einst so theuer gewesen. Es war in der That das schönste Mädchen im Dorfe und wurde auch von andern Jünglingen bewundert, Reseigh jedoch war der begünstigte Liebhaber gewesen. Das Mädchen besaß einreizende Gestalt, eine Hautfarbe so weiß, als man sie sich nur denken kann; ihr Auge schien etwas von der kühnen Lebensweise ihres Vaters und Bruders an sich zu haben, der freie, stolze Blick des Piraten strahlte darin, und auch ihre Sprechweise hatte denselben furchtlosen Ausdruck. Sie war zur Braut eines Schmugglers wie geschaffen, und Reseigh hatte sie im Stolze seines Herzens zu der seinigen bestimmt.

Er verließ das wirthliche Haus mit erleichtertem Gemüthe, und voll froher Hoffnungen. Einige Abende später sah man ihn mit ihr am Ufer zur Linken des Dorfes wandeln, wo die Felsen jäh und kühn in's Meer hinaus starrten; seine Worte waren lebhaft, doch nicht freudig, offenbar stellte er seine Hoffnungen auf die Probe, und machte sein künftiges Schicksal von diesem Augenblicke abhängig. Seine Gefährtin hörte ihn ruhig und aufmerksam an; doch weder an ihrem Gange noch an ihren Geberden bemerkte man Aufregung, während die seinigen von wilder Leidenschaft zeugten.

(Beschluß folgt.)

Alarich's Grab.

(410)

Rom, das stolze, war gefallen und aus ihm die Sieger zogen
Kühnen Blickes, frohen Muthes hin nach des Busento Wogen.
Alarich, der große König, voll von edler Ruhmbegierde,
Alarich, der große König, deutscher Waffen Glanz und Zierde,
Ritt voraus auf wildem Rosse, hielt das Schwert in starker Hand,
Hin nach Süden strebt die Seele, ist das Auge fest gewandt.

Hört Ihr wohl die Welle schlagen heftig an das Ufer an?
Ach! die höchste Kraft ging unter, wie die Woge schnell zerrann. —
Alarich, der große König, findet an des Stromes Strande,
Mitten in des Sieges Freude, fern von seinem Vaterlande,
In des Mannes schönster Blüthe, in der Jugend Morgenroth
— Nichts hält auf des Schicksals Stimme — plötzlich seinen frühen Tod.
Bärt'ge Krieger, deren Auge nimmer näßten Schmerzenszähren,
Weinen laut, denn ach! sie müssen ja den Kelch der Trauer leeren.
Und den Strom des wilden Flusses sie von seinem Bette lenken,
Um in unberührter Erde ihren König zu versenken.
Und sie legen in die Rechte ihm die Lanze und das Schwert,
Auch das Roß wird ihm gegeben, das im Leben er geehrt.
Darauf leiten sie die Wogen wieder über's feuchte Grab,
Und es stürzet Well' auf Welle tobend, brandend sich hinab.
Höret Du die wilden Fluthen an dem stillen Orte klagen?
Ob sie's ahnen und empfinden, was sie in dem Schooße tragen?

Römerhabsucht soll nicht finden deutscher Waffen Zier und Glanz,
Römerrachsucht soll nicht schänden deutscher Tugend Ehrenkranz.
Was der wilde Fluß verschlungen, gibt er nie der Erde wieder,
Doch es lebet deutsche Ehre spät noch in dem Reich der Lieder.

G. von Deuern.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Hilf Himmel, war das ein Gebäude! Er hätte unsern Dresdner Aanenthurm gewiß neun Mal in die Tasche stekken können, und selbst die Oestreicher Mauthbeamten hätten es ihm nicht angemerkt. Wie ein Trümmer der Urwelt schwindelte er durch die trübe Nacht zu uns hernieder, und doch lag in seinem Anblicke etwas Finsteres und Freundliches zugleich.

Kühne Menschenwerke gemahnen mich immer wie Ausgeburten eines übermenschlichen Schmerzes. Die Freude empfindet nur, sie schafft nicht, aber der Schmerz formt und beseelt; das Weib wie die Phantasie gebähren nur unter Qualen. — Und so blickte auch der uralte Stephansthurm mich durch die Finsterniß beredtsam mit seinem steinernen Leide an. Ein einsamer Sprößling aus einem untergegangenen Riesengeschlechte, steht er dumpfsinnig in der Gegenwart und sieht die junge Zeit um seine alten Schultern wogen und höher und höher an ihm hinaufschwellen. Kaum hat er noch einen Bürgen für sein eigenes Dasein, dessen Ursprung sich in Fabel und Mährchendunkel verliert.

Es ist noch ein poetischer Anklang im Menschen, daß er meint, mächtige Standbilder und Denkmäler empfänden ihre Zeit. Dem Stephansthurm sieht Jeder die Geschichte Wiens an; die alten blutigen Türkenkämpfe, die Adler Napoleon's flattern noch immer gespenstisch um seine Zinne. Auch die Weltgeschichte hat, wie die Zeit, ihre Obelisken, nach denen wir sie messen; der Stephansthurm ist der Obelisk Oestreichs.

Während ich so meinen Betrachtungen nachhing und mein Liefländer die scharfsinnige Bemerkung machte, daß der Stephansthurm doch eigentlich gar nicht in eine Modestadt, wie Wien, hineinpasse, neckten sich der Ungar und der Oestreicher herum, welche ihrer Nationen am thätigsten beim Baue des Thurmes gewesen sei? Der Oestreicher meinte, der Thurm sei von Ungern erbaut, denn er sei so lang und breit und so aus der Mode heraus gewachsen, wie die Verfassungen dieses Volkes. Der Ungar dagegen meinte, der Thurm sei von Oestreichern gebaut, denn seinem Verstande sehe man eben so wenig wie dem seiner Erbauer das Alter an. Zuletzt schlug sich zu meinem Staunen der Liefländer ins Mittel und meinte, daß, wenn der Thurm von Oestreichern erbaut sei, man eigentlich mit der Kuppel hätte anfangen müssen, weil in Oestreich Alles von oben aus seinen Ursprung nehme. —

Ich zitterte vor weiterm Disputiren und drängte zum Gehen; wir traten in ein am Wege liegendes Kaffeehaus, trafen aber mehr Eleganz als Gäste an und würden uns gelangweilt haben, wenn wir uns nicht unter einander hätten besprechen können.

Der Ungar trank unmenschlich und schmälte dabei unaufhörlich auf den Oestreicher Wein. Der Oestreicher versuchte die Ehre seines Landes zu retten und behauptete, der Wein wäre gut. „Pah!" warf der Ungar ziemlich grob hin; „das nennen wir zu Hause nicht einmal Wein, geschweige denn, daß wir es dafür trinken sollten; aber in Oestreich machen die Ochsen Alles zu Wein." — „Gewiß! und in Ungarn macht der Wein Alles zu Ochsen," entgegnete der an Witz ihm überlegene Oestreicher blitzschnell. Die letzte Bemerkung hätte beinahe den Zorn des ehrlichen Ungarn in allem Ernste rege gemacht, und nur der begütigende Nachsatz seines Gegners: „daß man in Ungarn eher für einen Ochsen gelte, als in Oestreich," konnte den Ausbruch seiner Empfindlichkeit zurückhalten.

Der Kellner präsentirte uns Queues, wir machten einige Touren Billard, und — der Mensch handelt oft ganz gegen seine Gewohnheit — ich spielte dießmal gut und brachte meine Gefährten zu Verluste. Es ist die höchste Impertinenz des Zufalls, wenn er uns wider unsern Willen etwas gut machen läßt! In der Liebe hat so etwas oft noch weit ärgerlichere Folgen, als im Spiele. Dießmal ging es noch leidlich ab. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart, den 10. Februar 1831.

(Beschluß.)

Zum Unglück that ihr ein Minister den Afront, an demselben Abend auch eine Soiree zu geben, daher alle Personen vom Range, die sie zu sich einlud, absagen ließen. Dem. Blahetka erschien bei ihr, blieb jedoch nur eine Stunde, worauf sie auch zum Minister fuhr, und die kleine Salome mußte ihre Gäste, welche sie lediglich auf die schöne Blahetka eingeladen hatte, mit langen Gesichtern abziehen lassen. Nur das längste Gesicht, ein gewisser Herr von Lepmech, hielt aus und blieb bei der fetten Salome und einer fetten Gans! Sie hatte vor diesem letzten Menschen — (o Gott! mir wird bange, indem ich dieses schreibe, und dabei unwillkührlich an den, in drei Jahren bevorstehenden jüngsten Tag denke. So wie diesem Herrn von Lepmech, muß dereinst dem letzten Menschen zu Muthe sein, wenn rings um ihn her schon Alles gestorben, und er nun ganz allein Herr und König und Kaiser der ganzen Erde ist, alle Schätze besitzt und bei allen Schätzen doch nichts hat, da Niemand mehr vorhanden ist, der ihm etwas dafür thut — so ganz allein zu sein, nichts Lebendes um sich zu haben, als zwei Gänse, wovon noch dazu die eine gebraten ist — schrecklich! schrecklich!)

Die schöne Salome hatte vor diesem letzten Menschen nicht einmal so viel Regard, daß sie ihm ein Dessert vorgesetzt hätte, welches er ihr sehr übel nahm, und mir, der

ich auch viel früher fortgegangen war, am andern Tage voll Aerger erzählte.

So laufen aber nicht alle Soireen ab; denn obwohl wir Schwaben sind, so wissen wir doch fein zu leben — nur — leider muß ich es gestehen — nur können wir unsere Natur nicht völlig verläugnen, und machen hin und wieder zu den bereits vorhandenen, noch einen neuen Schwabenstreich — aus lauter Gutmüthigkeit, lediglich in freundlicher Rücksicht auf den dereinstigen Herausgeber der Schwabenstreiche, damit er mit Recht auf den Titel setzen kann, durchgesehene, verbesserte und beträchtlich vermehrte Ausgabe.

Als Beweis hierzu möge Ihnen folgender Schwank dienen. Unsere gute Stadt leidet an einem Ueberfluß von Wassermangel; man möchte solchem Uebel gerne abhelfen, und so wird denn seit fünf Jahren etwa an einer Wasserleitung gebaut, die ein Meisterstück genannt werden könnte. Ein breiter und tiefer Kanal, ganz aus Sandstein gehauen, nicht aus Platten zusammengesetzt — dieß war zu einfach und zu wohlfeil, sondern aus kubischen Steinmassen ausgehöhlt — ward durch Berge und Felsen geführt, etwa auf die Länge von drei viertel Meile. Daß dieser Kanal nicht geringe Kosten machte, läßt sich denken, dafür ist er aber auch vortrefflich, bis auf den unbedeutenden Umstand, daß dort — wo er hingeführt ist — sich kein Wasser findet.

Kein Mährchen, sondern ein Schwabenstreich. α.

Aus Prag, Februar 1831.

Die Prager politische Zeitung hat seit dem neuen Jahre den Löwen aus dem böhmischen Wappen zu ihrer Vignette gewählt. Der König der Quadrupeden hat aber dieser zufolge Prag den Rücken gekehrt, wie dieß der Wiener Hofschauspieler Löwe schon längst gethan, und sieht in kauernder Stellung auf die Zeitung hin, die ein Haase verlegt. Einen Appendix zu diesem politischen Blatte bildet die mit diesem zugleich ausgegebene, von Herrn Haase gleichfalls gedruckte und auch verlegte Bohemia nichtpolitischen Inhalts und verrichtet ungefähr denselben Dienst, welchen den Frankfurtern die Didaskalia als Beilage der Oberpostamts-Zeitung versieht, d. h. sie bringt wie das Hauptblatt die politischen Weltbegebenheiten so hier die theatralischen Stadtnovitäten zur Kenntniß des gemischten Publikums. Die übrigen Artikel der Bohemia suchen sich gegenseitig durch geistreichen Inhalt zu überbieten. Wen die in den auswärtigen Blättern stehend gewordenen Artikel pro und contra Mysticismus, Schmähungen auf Jesuiten, historisch-romantische Novellen im Chronikenstyle und andere literärische Schwächen und Gebrechen der Zeit anekeln, der flüchte sich in die friedliche Bohemia, die gleich der bekannten ennuyanten „eleganten Zeitung" fein ehrbar und langweilig einherschreitend das utile dulci zu verbinden sucht. Da liest man „Ueber Düngungsversuche mit Knochenmehl," „Gewerbsausstellung," „Elbeschifffahrt" u. s. w. Auch bietet die Rubrik „Novitäten und Antiquitäten" viel des Ergötzlichen, wie z. B. ganz neuerlich Nr. 18 dieses Unterhaltungsblattes uns belehrte, wie viel Schöpsen- und Schweinskeulen, Mundsemmeln und Knackwürste die böhmischen Herren Stände am 12ten August 1792 im Prager Baumgarten unter Stadt- und Landvolk vertheilen ließen, welches Alles zur Krönungsfeier Sr. Maj. des Kaisers Franz I. geschah. Die von Polt fortgesetzte Rubrik „Erinnerungen aus der Vorzeit und Gegenwart" ist es jedoch, welcher die Bohemia ihren ausgebreiteten Ruf in der journalistischen Welt zumeist verdanken mag. Die in diesem Blatte enthaltenen Kritiken über die Leistungen des hiesigen Theaters gehen im Munde des Volkes als Orakelsprüche herum, und tragen daher gleichfalls zu der Aufmerksamkeit bei, die jenem Blatte im Weichbilde Prags zugewendet wird. Doch weiß sich in jenen Recensionen auch manches befangene Urtheil zuweilen einzuschleichen. So wurde vor einiger Zeit ein Baritonist Hr. Krow vom Amsterdamer Theater, der hier gastirte, unbändig gelobt, obgleich sein Gesang und Spiel, trotz dem, daß er ein geborner Prager ist, und den Recensenten der Bohemia für sich gewonnen hatte, dennoch gerechte Würdigung, d. h. kalte Aufnahme und leere Häuser fand. Man erklärte sich diesen Widerspruch des Recensenten gegen die Meinung des ganzen Publikums damit, daß Herr Krow ein gewesener Schüler des hiesigen Compositeurs Tomascheck, und dieser wiederum ein dicker Freund des Theater-Referenten für die Bohemia sei. Ingrata patria! Hr. Krow verschwand spurlos von der hiesigen Bühne, aber nicht aus der Stadt, denn eben heute gibt er im Convictsaale ein Conzert mit mehreren Compositionen des Hrn. Tomaschek ausgestattet.

In den Wein- und Kaffeehäusern erblickt man auch die „allgemeine Zeitung," den „Nürnberger Correspondenten," „österreichischen Beobachter," „Wanderer," „Preußische Staatszeitung" u. s. w., aber von nichtpolitischen blos die „Minerva," „Theaterzeitung," deren Rubrik „Buntes" ihr in der letzten Zeit noch eine größere Anzahl von Abonnenten verschafft hat, welche jeden Posttag über diese Notizen, die eine geschmackvolle und zweckmäßige Auswahl des Interessantesten aus englischen, französischen und andern hier minder gekannten Blättern bilden, mit einer Art von Heißhunger herfallen. Diese glückliche Idee des Hrn. Bäuerle hat den sonst etwas vornehm thuenden Redacteur der „Wiener Zeitschrift für Mode" aus seiner Lethargie geweckt, und denselben dahin verleitet, dem „Bunten" seit dem Beginne des vorigen Jahres auch in seinem Blatte einen bestimmten Platz zu widmen, und dieser Nachahmungseifer des Hrn. Schikh ist um so eher zu entschuldigen, da der Credit seines Blattes im Inlande seit den letzten Jahren bedeutend abgenommen hat, und dieses, mit Ausnahme Wiens, in den Hauptstädten der Provinz kaum noch in Schneiderwerkstätten und Modemagazinen vorzufinden ist.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 52. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 3. März. 1831.

Die Rache des Bruders.

(Beschluß.)

Nach einer Weile standen sie still am grünen Gestade. „Und nun Betsey *)," hub er an, „sprich, ist es mit uns nicht mehr, wie in vergangenen Tagen? Du sagtest mir oft, Du liebest mich mehr, als jeden anderen Mann, Du wirst nicht, — nein, Du wirst das Gegentheil jetzt nicht sagen." — „Und warum sollte ich das Gegentheil jetzt nicht sagen?" antwortete sie, „Ich denke, Betsey Carril, der Stolz des Dorfes, hat so gut das Recht, ihren Sinn zu ändern, wie jedes andere Weib." — „Ja, ja," sagte er mit minder fester Stimme, „so pflegtest Du mich in vergangenen Zeiten auch zu quälen, und mehr als einmal stach ich in die See, und wünschte, die Wogen möchten mich begraben. In Sturm und Finsterniß, in Schuld und Qual, hat sich mein Herz gegen Dich nicht geändert, Du warst mir stets theurer als das eigene Leben." Die Jungfrau blickte ihn eine Zeit lang gedankenvoll an, gleich als hielte sie Rath mit sich selbst; dann trat sie einen Schritt zurück, ihr Auge nahm den sonstigen kühnen und entschlossenen Charakter wieder an, und bemerklicher als je war ihre schöne Gestalt, denn sie stand am Rande der Tiefe, und hinter ihr wogte die weite, weite See. „Und ist denn mit Dir keine Veränderung vorgegangen, Reseigh?" sagte sie endlich; „bist Du derselbe Mann, den ich einst geliebt, und dem ich Treue versprochen habe? Ist dieses abgezehrte, und gefurchte Gesicht dasselbe, das ich einst so gern betrachtete, weil es für mich das schönste im Dorfe war? Doch, Gott weiß es!" fuhr sie mit einer unmuthigen Bewegung der Hand fort, „nicht um des willen, sondern wegen der That, die Du gethan, wegen des harten und grausamen Herzens, das sie thun konnte, habe ich geschworen, daß Du nie mein Gatte werden sollst!" — „Habe Mitleid," flehte der junge Mann, „Gott hat Mitleid mit mir gehabt, und sollte das Weib, das mich liebte, strenger sein als der beleidigte Himmel? Hier, an diesem Gestade, faßtest Du meine Hand, und versprachst, mich in diesem Jahre zu heirathen." Und er streckte seine Hand nach der ihrigen aus. — „Nie will ich sie wieder fassen!" sagte das Mädchen mit Festigkeit, „in Freundschaft wohl, doch nie in Liebe, sie ist befleckt, Georg, mit Deines Bruders Blut; und denkst Du sie wieder um meinen Nacken zu schlingen, wie Du zu thun pflegtest, wenn Du von der See heimkehrtest, denkst Du, ich könnte mein Haupt wieder an Deine Brust legen, und als Weib neben Dir ruhen? Mensch — Mensch! Wer seines Bruders Leben würgen konnte, als schon die Wuth erkaltet war, ist für mich ein allzufurchtbarer Gatte!" — „Betsey," sagte er, indem er mit den Händen sein Antlitz verhüllte, schone meiner, um Deinetwillen, wenn auch nicht um meinetwillen! Schone meiner, denn mein Herz wird wieder hart!" Er näherte sich ihr, doch sie wandte sich verachtungsvoll ab. Länger konnte er solche Pein nicht tragen. „Wenn Du gelitten hättest, wie ich," sagte er, „so würdest Du wissen, daß Worte von dem Weibe, das man liebt, so wie Du sie gesprochen, wie Feuer in Mark und Knochen brennen, und einen Menschen um seinen Verstand bringen. Wenn sich eine Liebe, wie die Deinige, in Haß verwandeln konnte, warum nicht auch die meinige? Warum sollte ich ihrer schonen?" murmelte er, indem sein wildglühender Blick von ihrem Antlitz nieder in die Tiefe fiel, an deren Rand sie stand. Es schien, als ob in diesem Augenblicke der Verzweiflung seine ganze vorige Grausamkeit zurück gekehrt, und von einem so harten Schlage jedes bessere Gefühl in ihm zermalmt worden wäre. Sie erbebte, als er sie anfaßte, und ihr Starrsinn schmolz vor der Verzweiflung des Liebenden; sie sank auf die Kniee nieder, und blickte in sein Auge empor, und sah in demselben jene wilde, blitzende Gluth, die sie so gern an ihm bemerkt hatte, wenn er sonst auf irgend ein Seeräuber-Unternehmen ausgezogen war. „Du wirst mich nicht morden wollen, Georg," stammelte sie, „mich, die Du so sehr geliebt

*) Lischen.

hast? Du willst diesen Leib nicht auf den Felsen unten zerschmettert und blutend liegen sehen wollen, zerschmettert durch Deine Hände, die ihn so oft über Klippen und durch das Wasser getragen haben? Lasse mich los! Fasse mich nicht so hart an, und ich will Dein Weib werden!" Leise legte er die Gestalt auf das Gestade hin, und seine Wuth war entschwunden wie ein schrecklicher Traum. Er beugte sich über sie, drückte einen glühenden Kuß auf ihre Stirne, und sagte: „Betsey, der Kampf ist ausgekämpft, lebe wohl! Nie werde ich von Deiner Furcht annehmen, was Du meinen Thränen und Bitten verweigert hast. Weib, Du hast mein Herz geprüft, wie nie eines Menschen Herz geprüft worden ist, ein Herz, das ohne dieß nur zu sehr schon gebrochen war." Er entfernte sich, ohne auf ihre Antwort zu achten, und schritt seiner einsamen Hütte zu. Als er sie des Morgens verlassen, däuchte es ihm, sie habe nie so wohnlich ausgesehen; auch hatte er sich seit einigen Tagen viel mit Reinigen und Ausschmücken derselben in der Hoffnung beschäftigt, ein schöneres Wesen würde bald in ihr erscheinen und sie bewohnen. Dieser letzte Schlag war grausam und schrecklich, und kam von Lippen, die ihn hätten trösten, nicht schelten, die von Gnade, nicht von Gericht hätten sprechen sollen.

Die verbotenen Unternehmungen der Küstenbewohner nahmen nun wieder ihren Anfang, und im ganzen Dorfe herrschten Gier und Hoffnung. Reseigh widerstand mit Festigkeit jedem Ansinnen und allen Bitten seiner vorigen Gefährten, sich wieder zu ihnen zu gesellen. Man bemerkte, daß er bei ihren Gelagen nie vermocht werden konnte, Branntwein zu genießen, Wasser war und blieb sein einziges Getränk. Die meisten Männer des Dorfes waren viele Tage lang auf abenteuerlichen Fahrten abwesend, und die Rückkehr des jungen Missionärs zu dieser Jahreszeit in das Dorf war Allen unerwünscht, nur nicht Reseigh'n, der ihn mit unverstellter Freude empfing, und im ganzen Dorfe allein durch seine eifrigen und unermüdlichen Bemühungen bekehrt worden war.

Jener erzählte ihm, wie ihm vorher die Erde, wegen einer That, die er begangen, eine Wildniß gewesen, bis sich ihm ein schönerer Pfad aufgethan, bis in ihm endlich der Wunsch entstanden war, die Gnade, deren er selbst theilhaftig geworden, auch Anderen zu verkünden. Diese Worte machten auf den aufmerksamen Zuhörer einen tiefen Eindruck; jedes Opfer schien ihm jetzt eine eben so edle als gebieterische Pflicht, und dieses Gefühl war nichts weniger als überspannt. Betsey Carril kam ihm oft freiwillig in den Weg. Die wilde Verzweiflung ihres Liebhabers in den furchtbaren Augenblicken am Felsrande hatte auf ihr stolzes Herz eine Wirkung hervorgebracht, deren seine milden Bitten ermangelt hatten, und kraft einer jener plötzlichen Umwandelungen des weiblichen Herzens bereute sie jetzt bitter ihre Grausamkeit, und vergaß in dem Geliebten den Brudermörder. Doch es war vergebens; Reseigh sprach nie wieder mit ihr; entweder hatte ihr Stolz nach einem harten Kampfe seine Liebe vernichtet oder, was wahrscheinlicher war, die wieder auflebende Neigung wich glorreicheren Aussichten, die sich ihm eröffneten. Doch gab es Augenblicke, da ihr flehendes Auge auf ihm haftete, und die stumme Geberde, und die zitternde Lippe bewies, daß ein Theil seiner Seelenangst jetzt ihr eigenes Herz martere; das war mehr, als er tragen konnte, er verließ hastig das Gemach, und strömte seine Leidenschaft in Thränen aus.

Diese Gefühle wichen jedoch anderen, nicht so zarter, aber bei weitem höherer Natur. Noch vor Ablauf des Sommers begleitete er seinen Freund und Lehrer, den Missionär, in einen fernen Theil des Königreichs, und es vergingen viele Jahre, bevor er das Dorf wieder erblickte. Er folgte seinem Führer, den warme Anhänglichkeit an ihn band, durch verschiedene Scenen seiner Arbeiten und Prüfungen. Endlich nahm er selbst daran Theil, und es ist unsäglich, mit welchem Eifer sein bisher unterdrückter und gefesselter Geist auf dem Pfade des Sieges und Lichtes triumphirend vorschritt.

Es kam eine Zeit, da jener erhabene Geist, der mit voller Ueberschauung die ersten Fäden eines Systems lenkte, das zu einem mächtigen Gebäude erwachsen sollte, alle seine Mitarbeiter um sich versammelte.

Wesley, der mit einem Blicke die verschiedenen Talente und Triebfedern seiner Anhänger durchschaute, lobte laut den Eifer und die Beharrlichkeit des Missionärs, welcher mitten unter den wilden Felsen und wilderen Wogen des atlantischen Meeres Früchte gesucht hatte, und nachdem er die Geschichte des Mannes aus jenem Dorfe vernommen, drückte er den Wunsch aus, ihn zu sehen. Der harte, furchtlose Schmuggler stand vor ihm mit demüthigen Blicken und dem Gepräge tiefer Ergebung im Antlitze. Zwar war der wilde Todesstrahl des Auges verschwunden, aber auf Wange und Stirn waren Leidenschaften so tief eingefurcht, gleich als lebten sie noch in ihm, gefesselt nur, nicht vernichtet. Der Meister erkannte aber die Aufrichtigkeit und Wahrheit seines Herzens, und las in seinem Antlitze die Geschichte seiner großen, verdienten Qualen. Wie ernst er auch die That verdammte, betrachtete er doch das Wesen, das vor ihm stand, als einen herrlichen Beweis der Macht der Gnade, welche die Wüste des Herzens in ein Paradies zu verwandeln vermag.

Er entließ ihn mit Worten der Theilnahme und des Mitgefühls, und ermahnte ihn, mit Festigkeit auf dem erwählten Pfade vorwärts zu schreiten: — und in der Mitte dieses Pfades wanderten da seine Gedanken niemals zurück in das Dorf, wo er seit seiner Kindheit gelebt hatte? Gedachte er nie der erst vor so kurzer Zeit mit ihm wieder ausgesöhnten Freunde, der verwegenen, in der Todtenstille der Nacht, oder unter dem Geklirre der Säbel ausgeführten Raubunternehmungen, und — ach — seiner Liebe! Stolz und Entrüstung hatten ihn im Dorfe, vor ihren Augen, aufrecht erhalten; aber im Verlaufe der Jahre, in weiter Ferne tauchte ihre schöne

Gestalt, ihr bittender Blick, ihr ihm gewidmetes Herz nur zu lebhaft in seiner Erinnerung auf. Gegen solche Gefühle konnte er nur mit den Waffen des Gewissens und der Pflicht ankämpfen, und er siegte, aber der Sieg furchte seine Stirn mit den Linien des Alters, färbte sein Rabenhaar grau.

Zwölf Jahre schwanden so dahin, und die Zeit hatte während dieser Epoche große und wichtige Veränderungen hervorgebracht: doch in dem einsamen, von Felsen umgürteten Dorfe hatten die Sitten keine Veränderung erlitten; das Thun und Treiben dieser Strandbewohner war dasselbe geblieben, wild und gesetzlos wie immer. Auf die Wogen, die unaufhörlich unter ihren Wohnungen anschlugen, blickten sie noch immer nach Lust und Beute, ihnen um so willkommener, mit je mehr Gefahr sie errungen werden mußte.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juli, so ruhig und schön, daß auch der entarteste Mensch die Macht der Natur hätte fühlen müssen. Die Bewohner des Dorfes waren eben vor ihre Hütten getreten, und schauten gegen das Meer, denn auch dieser Tag der Feier vermochte die Gelüste ihren Herzen nicht zu zähmen, — als ein einzelner Wanderer langsam von der Höhe niederstieg. Während er durch die Felstrümmer und Ginstergebüsche herab kam, gewahrte man bald, daß es weder ein Zollbeamter, noch ein durch Neugierde herbeigezogener Reisender sei. Endlich trat er herbei, grüßte die müßigen Gruppen mit Freundlichkeit, und sah sich sinnend rings um. Da er ermüdet zu sein schien, so ward er eingeladen, in eine der Wohnungen zu treten, und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Es war sonderbar, wie sein Auge auf den von Wind und Wetter gebräunten Gesichtern der Dorfbewohner, die nach und nach eintraten, auf der bleichen, gefurchten Stirne des Alters, und auf den Gestalten manches jungen, blühenden Weibes haftete. Seine Stimme war so sanft und eindringend, als er von der langen ermüdenden Reise sprach, die er so eben vollendet, die aber, wie er sagte, Erinnerungen und Gefühle vieler Jahre in ihm wieder aufgeregt habe. Wer ist dieser Mann? fragte Einer den Andern, und die ernsten Blicke der Männer, die neugierigen der Weiber ruhten auf seinem Antlitz, aber sie entdeckten nichts Bekanntes in demselben. Endlich stürzte mit wildem Aufschrei ein Weib auf ihn zu, und faßte seine Hand in der ihrigen, und neigte sich innig über ihn. Und als sein Auge in das ihrige schaute, konnte er es nicht wieder abwenden, denn die stolze, zwar eingefallene, aber noch immer schöne Gestalt seiner Elisabeth Carril stand vor ihm. Wenn er auch jetzt hätte widerstehen können, so wäre er mehr, oder weniger als ein Mensch gewesen. Er zog sie an sich, und während ihr Haupt an seiner Brust ruhte, und sie still weinte, zeugten sein blasses Antlitz, seine zitternden Lippen und gebrochenen Worte, wie sehr sein Herz blute.

„Georg," sagte sie, „weise mich nicht von Dir: ich bin keine Gefährtin für Dich, ich weiß es, doch dieß ist mehr als ich ertragen kann."

Während der langen Abwesenheit des Mannes, den sie liebte, hatte sie jeden Heirathsantrag von Seiten der jungen Männer ihres und der benachbarten Dörfer verworfen; bittere und unaufhörliche Vorwürfe machte sie sich, denn ihre unzeitige und herzlose Härte hatte ihn in die weite Welt getrieben. Er sah, daß sie einsam lebte, wie er selbst, daß ihre Schönheit nur wenig abgenommen habe; und der tiefe, trauernde Ton ihrer Stimme drang unwiderstehlicher in sein Herz, als die Worte des einst so glühend heftigen Mädchens. Er stand auf, und ging in die freie Luft, während innen Stimmen fortflüsterten, unterdrücktes Schluchzen forttönte. Wie Balsam wehte die Morgenluft vom Meere her, leichte Wolken segelten langsam vorüber, und breiteten ihre Schatten in die Schluchten, tief und ununterbrochen war die Stille am Ufer. Er ermannte seinen Geist wieder, wischte die Spuren des Schmerzens vom Antlitze, und kehrte in das Haus zurück, wo sich jetzt alle seine vormaligen Gefährten und Freunde versammelt halten. Sie bewillkommten ihn mit herzlichen Worten und Blicken, und schüttelten freundlich und kräftig seine Hand. Ein uraltes Weib drängte sich durch die Menge, sie stützte sich auf einen Stab, und hefte ihre fast erblindeten Augen eine lange, lange Zeit auf das Antlitz des Ankömmlings, gleich als würde sie durch die merkwürdige Veränderung, welche die Jahre darin hervor gebracht hatten, betroffen; es war dieselbe Frau, die ihn vor zwölf Jahren verflucht, und nach dem Grabe seiner Mutter gehen, und über ihre Gebeine, daß er ihren Erstgebornen gemordet habe, hatte hinrufen heißen. — „Der Fluch kam nie über sein Haupt," murmelte sie, „es war der einzige, den ich je über jemand gerufen habe. Damals war dieß das Antlitz eines Mörders, doch jetzt ist es verändert, traurig, aber segensvoll verändert."

Die Bewohner des Dorfes bestürmten ihn mit Fragen, und horchten mit Vergnügen der Erzählung seiner Erlebnisse. Der Geist sowohl als das Aeußere des Mannes war verändert; die rohe Unwissenheit und Ideenarmuth des vormaligen Fischers hatte sich in Kenntniß und Erfahrung verwandelt, deren Quellen ihm lange offen gestanden hatten; und die rauhen, wilden Männer wunderten sie selbst, als sich in tiefer Stille den Worten ihres vormaligen Genossen horchten, den sie zuerst geliebt, dann verachtet und gemieden hatten, und den sie jetzt bewunderten und herzlich willkommen hießen. Viele Stunden schwanden so dahin, und bevor er die Hütte verließ, that er eine ernste Bitte an die Leute, deren Erfüllung sie ihm auch mit Freuden zusagten.

Mit einem gemischten Gefühle des Staunens und der Erwartung versammelten sich die Bewohner des Abends an den grünen Ufern und sanften Abhängen außerhalb des Dorfes: und er nahte, Dank und Hoffnung in den Augen, und stellte sich auf einen der be-

mooslen Felsen, und blickte ernst, jedoch schüchtern auf die Versammlung. In Aller Antlitz malte sich Achtung für ihn. Er faltete die Hände, und blickte zum Himmel mit einem Herzen, das zu voll war, um sich aussprechen zu können. Wenn es auf Erden einen so vollkommenen, so glorreichen Triumph gibt, daß ihn die ganze Ewigkeit nicht hinweg waschen kann, so war es der, von dem sich dieser einst so verlassene und unglückliche Mann jetzt gehoben fühlte. Die Feuerpein der Schuld, die Schrecken der Zukunft, die Drohungen aus dem Reiche der Todten, und die tiefe Verachtung der Lebenden, das Alles war für immer von seinem Herzen und Gemüthe hinweggenommen. Er sprach so innig und ernst von der Macht jener Religion, die an ihm das Höchste gethan, die ihn allein in den Stürmen des Elends und der Finsterniß, welche sein Haupt zur Erde gebeugt, vom Untergange gerettet hatte. Niemand vermag die Gewalt der Sünde und ihre Folgen so richtig und lebendig zu schildern, als wer selbst tief zuerst aus ihrem Zauberkelche und dann aus ihrem Giftbecher getrunken hat: und so war es auch dießmal der Fall. Die Versammlung hörte ihn zuerst mit Staunen an, dann starrten sie auf den Sprecher mit tiefer Theilnahme, und sie sahen, daß da kein Trug, keine Täuschung im Spiele sei. Nur einmal stockte er voll Beklommenheit, denn aus der Mitte der Schaar waren ihre Augen auf ihn geheftet, als hätte sie ein Zauber festgebannt; Thränen strömten über ihre blassen Wangen, und ihr reiches Haar, das auf den Felsblock, worauf sie saß, niederfiel, sammt den unwiderstehlichen Schmerzensblicke, gab ihr das Ansehen einer Magdalena in der Wüste, — es war Elisabeth Carril, das Weib seiner vergangenen und noch immer nicht gänzlich unterdrückten Liebe. Er wandte die Blicke schnell von diesem herzzerreißenden Schauspiele ab, und sie fielen auf die verlassene Hütte seines Bruders; ein, das Licht seiner Augen für immer auslöschender Blitz hätte nicht schrecklicher auf ihn wirken können, als dieser Anblick. Er an Liebe denken? Er ihrem Triebe folgen, und aus dem Born ihrer Wonne trinken? Niemals! Ihre Macht, gegen die er so lange angekämpft, war jetzt über ihn für immer gebrochen. Milder wurden seine Worte; zuvor hatte er ernst und furchtbar die Wirkung der Schuld und die Wucht der Gewissensbisse geschildert, und jetzt änderte er voll Rührung seinen Ton in den der Verheißung und des Friedens. Er endete, und die Dorfbewohner drängten sich um ihn, und flehten, er möge bleiben, und unter ihnen wohnen. Er erwiederte aber, daß er ein anderes Werk vollenden müsse, das keinen Aufschub leide; segnete sie, winkte ihnen mit der Hand, — denn sein Herz war zu voll, — ein Lebewohl zu, und stieg langsam die Höhe hinan.

Welch einen herrlichen Anblick bot von dieser Höhe die Scene unten dar! Die weite Fläche des atlantischen Meeres, jetzt still wie versunken in einem regungslosen Schlummer, und auf ihr die Strahlen der untergehenden Sonne, die lange und glorreich weilte, gleich als wollte sie nicht scheiden! Roth beleuchtet waren die Felsenmauern, und die grasreichen, mit wilden Blumen bedeckten Abhänge. Und zu ihren Füßen, und von ihrem Schatten überbreitet, lag das Dorf; und die Gruppen blickten noch immer voll Ernst auf die sich entfernende Gestalt des Fremden. Er hielt nicht inne, sondern richtete seine Schritte über die wilde Haide oben, gegen den einsamen Kirchhof. Hier kniete er an einem, von üppigem Gras überwachsenen Grabe nieder, und betete eine Zeit lang still, dann aber wurden seine Worte laut, doch lagen in ihnen weder Qual noch Gewissensbisse. „O mein Bruder, und o meine Mutter!" rief er, „wenn die Abgeschiedenen auf diese Erde niederschauen können, so blicket jetzt auf mich! Verzeiht dem Mörder, wie Gott ihm verziehen hat!" Und er stand getröstet auf, — wenigstens schien der Ausdruck seines Antlitzes dieß anzudeuten, — und setzte seinen Weg über die lange und ermüdende Haide fort, von der ihm jeder Fleck von Kindheit auf bekannt war. So lange die Dämmerung dauerte, konnte man seine hohe, abgemagerte Gestalt deutlich sehen, jedoch zum letzten Male, denn in das Dorf kehrte er niemals wieder zurück, und auch die Bewohner desselben hörten nichts wieder von ihm.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Prag, Febr.

(Beschluß.)

Herr Schikh hat aber durch diesen Eingriff in die Rechte seines begünstigtern Rivalen in der Volksgunst, dessen glückliche Idee er nun selbst benutzen wollte, sich nur geschadet, denn nun hat Herr Bäuerle, ohne den Preis seines Blattes zu erhöhen, den Abnehmern desselben auch Modebilder als Gratis Beilagen versprochen, und sein Wort gehalten, wodurch Herrn Schikh ein noch empfindlicherer Schlag versetzt worden ist, denn dieser weiß recht gut, daß der Ueberrest seiner Abonnenten nur noch aus jenem Publikum bestand, welches die Wiener Zeitschrift der Modenbilder wegen halten mußte. Der ästhetische Gehalt dieses Blattes ist in der That sehr unbedeutend, weil die Redaction nicht Freimüthigkeit genug besitzt, um die Zudringlichkeit gewisser in Wien lebender unbekannter Schriftsteller von sich abzuwehren, welche mit ihren halbreifen Geistesprodukten in Masse auf sie los stürmen. — Das Pesther Nachdrucksblatt: „Der Spiegel" und die Lemberger graupapierne „Mnemosyne" sind zu unbedeutend, um gleichfalls hier der Erwähnung gewürdigt zu werden.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 53. (II. Jahrg.) Freitag, den 4. März. 1831.

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

Ohne hier die Ursachen entwickeln zu wollen, wie sich die deutsche schöne Literatur im Laufe der Zeiten bis vor einem Jahrhunderte hin herangebildet hat, versetzen wir uns hier, so viel wie möglich, genau in's Jahr 1730 hinein, beachten das nicht, was früher geschah und späterhin erfolgte, und bemerken nur, wie es wirklich auffallend ist, daß gerade die Zeit von 1700 — 1750 bei weitem in der deutschen Literatur die Bedeutung nicht hat, wie die frühere, welche durch Männer wie Opitz, Flemming, Gryphius, Lobenstein, Hofmannswaldau, Günther u. s. w. glänzt, und wie die spätere, welche sich seit der Regeneration durch Lessing erhebt. Die gedachten 50 Jahre sind, obgleich die Zahl der Schriftsteller auch jetzt schon Legion heißt, gleichsam ein Intermezzo, eine Zeit des Stillstandes und der Ruhe, wie es auch die jetzige Zeit zu sein scheint, wo in jedem Fache der Poesie so vieles und doch so wenig geleistet wird, und die Heroen sämmtlich abgestorben sind. Wollte man deshalb annehmen, die deutsche schöne Literatur läge im Verfall, so würde man sehr irren; weit eher hätte man das vor 100 Jahren glauben können, denn im Verhältniß zur deutschen Sprache selbst, und zur Intelligenz überhaupt waren dieser Zeit unmittelbar noch glänzendere Zeiten vorhergegangen, wie die unsrigen. Von einem Verfall der deutschen Poesie kann überhaupt noch keineswegs die Rede sein, indem sich diese noch nicht selbstständig herangebildet hat. Wäre sie jetzt schon im Verfall, so könnte man immerhin behaupten, daß Deutschland nie eine eigentliche Poesie gehabt habe, und wahrscheinlich auch nie erhalten würde.

Im Jahre 1730 sah es in Beziehung auf die lyrische Poesie dürre und erfreulich zu gleicher Zeit aus, letzteres durch die unübertrefflichen geistlichen Gesänge, welche geliefert wurden, ersteres in jeder andern Rücksicht. Das geistliche Lied stand auf einer nie gesehenen Höhe, auf welcher es sich, selbst wenn wir Klopstock nicht ausnehmen wollen, seitdem nie wieder erhoben hat. Die großen geistlichen Liederdichter waren freilich fast alle schon gestorben; noch aber war Benj. Schmolke übrig. (1672—1737). So innig und gemüthlich wie er, hat kaum ein Andrer je gedichtet, und man thut ihm Unrecht, wenn man behauptet, es sei Alles nur Nachahmung und Nachhall; was so tief empfunden ist, konnte nicht bloße Nachahmung sein. Man mochte ihn auch deshalb für einen bloßen Nachbeter erklären, weil er zufällig der letzte Liederdichter war. An den affektirten und oft sonderbaren Titel seiner Schriften braucht man sich nicht zu stoßen; die Zeit wollte sie einmal so; sie waren überdieß von biblischen Ausdrücken entlehnt, und gaben den bizarren Titeln mancher neueren theologischen Werke nichts nach. Höchst unrecht thun ihm diejenigen, welche seiner nur wie eines alten Pedanten gedenken, den man nur spottweise anführen dürfe. Die Lieder „Ich geh zu deinem Grabe, du großer bester Fürst ꝛc. Wir liegen hier zu deinen Füßen ꝛc. Mein Jesu, meines Lebens Licht ꝛc. Endlich, endlich muß es doch ꝛc. Weine nicht, er lebet noch ꝛc. Heute mir und morgen dir ꝛc. Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich sterbe," — legen doch von seinem Dichtertalent, und selbst von der Gewandtheit, mit welcher er seinen Stoff zu bearbeiten wußte, die rühmlichsten Zeugnisse ab.

Weit unter ihm steht Joh. Val. Pietsch (1690 — 1733), der uns aber dadurch merkwürdig wird, daß er, und nicht, wie im Gesangbuche steht, Joh. Rist, der Verfasser des Liedes ist: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc.

Nehmen wir das Kirchenlied aus, so können wir die Zeit in jeder Rücksicht eine dürre nennen, der vorhergegangnen bei weitem nicht zu vergleichen. Die Gedichte, welche wir vorfinden, sind meistens nur Gelegenheitspoesien, ungeheure Carmina bei Hochzeits-, Geburts- und Trauerfällen, wozu nicht blos die ganze Mythologie, sondern auch Geschichte, Heraldik u. s. w. ihre Schätze herleihen mußten. Das Versmaaß ist ein unerträglich steifer französischer Alexandriner; andre Maaße kannte man kaum, oder gebrauchte sie wenigstens gar nicht; wagte man sich an andre, so ist es nur die Melodie der Kirchengesänge, die

man auf gut Glück auch zu den weltlichen Liedern anwandte. Was keine Gelegenheitsgedichte sind, spricht nur von Wein und Liebe, oder geißelt als Epigramm, dem das Salz fehlt, die Zeitthorheiten. An schmutzigen Gedichten, im französischen Styl und Geschmack, aber nicht mit französischer Leichtigkeit gedichtet, fehlt es gar nicht. Wir finden selbst Gedichte, die an Damen geschrieben und eingesandt wurden, worin diese vom Kopf bis zu den Füßen beschrieben, und auf eine unbändige Weise bewundert werden. Dazu wimmeln diese Gedichte von fremden Worten und Redensarten, so daß sie nur der Sprachkundige ohne Hülfe eines Lexikon verstehen kann. In diesem Jahre lebten und schrieben u. A. Chr. Fr. Liscov († 1759) Epigrammatist und Satyriker; Gottl. Stolle (1673 — 1744), welcher elegante Gedichte herausgab; Gottsched und seine Anhänger, und Bodmer und die Seinigen, worauf wir späterhin zurückkommen. Ferner: Bart. Hr. Brockes, Senator in Hamburg (1688 — 1747). Seine Gedichte zeugen von einem frommen Gemüth, sind aber matt und fallen immer in Widerholungen; seine Schilderungen gehen bis in's Kleinliche und Unpoetische, seine Sprache aber ist wohlklingend und malerisch. — Günther war schon gestorben. — Gottl. Siegm. Corvinus, (1677 — 1746.) Weit bedeutender ist Chr. Friedr. Henrici, gen. Picander, geb. 1700 zu Stolpe in Sachsen, studirte die Rechte und bekleidete bis zu seinem Tode mehrere Aemter. — Zwei Männer sind indeß eigentlich nur für die Literargeschichte wichtig, Hagedorn und Haller. Friedr. v. Hagedorn wurde 1708 zu Hamburg geboren, und auf dem Gymnasium daselbst durch das Studium alter und neuer ausländischer Dichter gebildet. Nach seinen juristischen Studien zu Jena wurde er Privatsekretair des dänischen Gesandten zu London, und bekleidete späterhin ein Amt in seiner Vaterstadt. Er starb leider schon 1754. Seine Sprache ist rein und gewandt. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1729 und verrieth ein großes Talent, welches sich in der Folge immer mehr hob, so daß er hernach diese erste Ausgabe unterdrücken konnte. In kleinen lyrischen Gedichten und Erzählungen hat er sich vorzugsweise ausgezeichnet.

Hoch über ihm steht Haller. Albr. von Haller wurde geboren 1708 zu Bern, studirte in Tübingen und Leyden Medicin, promovirte und besuchte England und Frankreich. Dann hielt er sich in Basel auf, und bereisete von hier aus die Schweizeralpen. Darauf ward er praktischer Arzt in Bern, und folgte 1736 dem Rufe nach Göttingen, ging aber 1753 als Landamman wieder nach Bern zurück. Die Göttinger gelehrten Anzeigen verdanken ihm 12000 Recensionen. Er starb 1777. Obgleich seine Oden freilich ganz vergessen sind, so gehören seine elegischen Gedichte doch noch immer zu den bessern. Unter diesen ist das ausgezeichnetste das, was man auch jetzt noch in vielen Anthologien findet, die bekannte Elegie auf den Tod einer Geliebten, welche sich mit den Worten anfängt: Soll ich von Deinem Tode singen ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bemerker.

Die „Originalien" haben den neuen Jahrgang mit einer Erzählung von Dr. Nürnberger „die Schwester" nicht sowohl begonnen als fortgesetzt. Die Redaction hält diese Gabe des bekannten jambischen Dollmetschers dreier römischer Dichter, (womit sie vermuthlich im buchstäblichen Sinne des Wortes beschenkt worden,) für so gediegen, daß sie, um die etwa neugewonnenen Abonnenten ihrer Zeitschrift keinen Verlust erleiden zu lassen, die zwei letzten Nummern des vorigen Jahrgangs, in welchen der Anfang jener Novelle aufgenommen worden, gratis den Abnehmern des neuen Jahrgangs ausgefolgt hat. Das Sujet dreht sich um die Verhältnisse zweier gräflichen Kinder, die aus dem elterlichen Hause durch die strenge Behandlung ihres Vaters in verschiedenen Zeiträumen entflohen, sich in einer großen Stadt wiederfinden, aber nicht erkennen, denn die Züge Augustens sind seit der Zeit ihrer Entfernung aus dem Vaterhause dem Helden der Geschichte nicht mehr im Gedächtnisse geblieben. Die Frucht ihrer heimlichen Liebe, die Auguste schon unter ihrem Herzen fühlt, giebt Augusten Veranlassung, ihrem Geliebten die frühere Jugendgeschichte zum Besten zu geben, woraus dieser die furchtbare Gewißheit erhält, daß Auguste seine — Schwester sei. Ein gräßliches Ende, Augustens Tod und ihres Bruders Wahnsinn, tritt als Amtsverweser der rächenden Nemesis ein.

Dieser Novelle, da sie nicht historisch-romantischer Natur ist, hat der Verfasser damit einen modernen Anstrich zu geben geglaubt, wenn dem Hang zum Mysticismus als einem andern Spielwerk des Zeitgeistes darin Nahrung geboten würde. So trifft man auf Stellen wie: „Das ist Sympathie, sie entspringt aus einem Vorleben, gleichwie sie in einem Nachleben zur vollen Entwicklung gelangen soll, da das Jetztleben in Bezug auf sie nur als ein transitorischer Zustand betrachtet wird. Versteht mich aber recht!" — Im weitern Verlaufe der Erzählung heißt es: „Aber es gibt Dämone des Bösen, denen es zusteht, Herz und Sinne zu verwirren, wenn größere oder geringere Anlage zur moralischen Verderbniß ihnen das Einnisten in die Menschenbrust gestattet, und die den Conflict der äußern Ereignisse des verschlungenen Lebens um so begieriger und erfinderischer nutzen, je interessanter ihnen die Situation zur Herbeiführung des Gräßlichen erscheint." Das heißt man: „der Sünde das Wort reden und das von Tieck und Menzel angefeindete Fatum in seine von Werner und Müllner vertheidigten und oft bestrittenen Rechte wieder einsetzen wollen."

Die „elegante Zeitung" bringt in den Nrn. 9, 10 und 11 einen „Beitrag zur Kenntniß der Frauen, mitgetheilt vom Dr. G. Klemm", worin er unter andern Thesen auch diese höchst elegante und galante aufstellt: „Die Weiber haben auch etliche Dinge an sich, darob sie sträflich sind, das erste ist unordentliche Lust und Begehrung, weil sie eine gebrechliche Vernunft haben, das andere ist, daß sie kläffisch und keifisch sind, das kommt von

kranker und schwacher Vernunft, und wenn sie sich zuweilen des Kläffens und Keifens enthalten, kommt es nur von ihrer Verschämtheit u. s. w."

Diesen Aufsatz bietet der gelehrte Hr. Verfasser der Zeitung für die elegante Welt!! (Ei, Ei!)

Nr. 21 der „Blätter für literarische Unterhaltung" enthält eine Notiz, betitelt: „Neuere Uebersetzungen des Decameron", worin der Leser erfährt, daß nebst der Soltau'schen Uebersetzung auch im Jahre 1827 eine zu München, eine dritte zu gleicher Zeit in Gotha, und die vierte in diesem Jahre bei Brockhaus in Leipzig erschienen sei. Daß die letztere, weil sie in der Verlagshandlung der „Blätter für literarische Unterhaltung" zur Welt kam, die beste sein müsse, und deren Uebersetzer, Professor Witte deshalb dem als Bearbeiter des „Hudibras" und „Don Quixotte" längst accreditirten Soltau dennoch vorgezogen werde, ist aus leichtbegreiflichen Ursachen zu erklären.

Wozu es doch gut ist, wenn eine bedeutende Verlagshandlung auch eine kritische Zeitschrift herausgibt, insbesondere, wenn der Verleger selbst, um seine Mitarbeiter den boshaften Bemerkungen des Publikums zu entziehen, wozu manches dictirte Urtheil über den Werth oder Unwerth eines Buches Veranlassung geben könnte, großmüthig genug sich als verantwortlichen Redacteur zu erkennen gibt. Hr. Brockhaus wird übrigens kaum etwas dagegen einzuwenden vermögen, wenn der Bemerker die Anpreisung eigener Waaren eines Verlegers mit Hintansetzung der Artikel seiner Concurrenten zu den Krämersitten zählen will. Hat der Ref. in jenem Blatte wirklich Recht und Grund zu seiner Behauptung, so theile er, mindestens um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, seine wohlgemeinten Winke dem Publikum in einer Zeitschrift mit, deren Verleger es nicht auch zugleich von dem besprochenen Artikel ist.

Französische Literatur.

Pensées et Souvenirs, par M. Palmieri de Micciché, proscrit italien. 2 volumes in 8. Paris. Delaunay et Ladvocat.

Der Verfasser dieser Memoiren ist eines der zahllosen Opfer der Rache des neapolitanischen Hofes, nach der fehlgeschlagenen Revolution von 1820. Er wurde gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, und flüchtete sich nach Paris, wo er seit zehn Jahren lebt, und nun die Erinnerung seines Lebens erzählt, und den Zustand Italiens, so wie auch die Menschen kennen lehrt, welche dieses schöne Land ausbeuten. Herr Palmieri ist ein Muster jener lebhaften, heftigen, die schönen Künste und den Himmel seines Vaterlandes so leidenschaftlich liebenden italienischen Charaktere. Er war der jüngere Sohn, einer adeligen aber nicht reichen Familie, und mußte daher, wie man zu sagen pflegt, sein Glück in der Welt suchen. Er kam an den Hof des Königs Ferdinand und der Königin Marie Karoline, und brachte einen großen Theil seines Lebens in Mitte der Kriegsunternehmungen, Hinrichtungen, Feste und Orgien dieser grausamen und wollüstigen Fürstin zu. Herr Palmieri beschreibt diesen, von den französischen Waffen zweimal aus Neapel vertriebenen, Hof ausführlich. Wir erblicken Ferdinand, den Lazzaroni-König, wie er mit dem Volke Possen reißt, und demselben das Wild, das er erlegt hat, selbst verkauft, ferner den Admiral Nelson, Lady Hamilton, den Kardinal Ruffo, Spallanzani, Castelcicala, und alle anderen Henker der italienischen Freiheit.

Dann führt uns der Verfasser den letzt verstorbenen König Franz I., und die übrigen kleinen Souveraine, wie z. B. den Herzog von Modena vor, und zählt endlich alle Leiden seines Vaterlandes, die Ursachen seiner Sklaverei, so wie die Hoffnungen auf Befreiung desselben auf.

In diese historischen Erinnerungen, Sittenschilderungen und Anekdoten hat der Verfasser malerische Beschreibungen, und einige Ansichten über Politik und schöne Künste eingestreut, welche seinem Werke höheren Reiz verleihen.

In einer Zeit, wo Reggio, Modena und Bologna die Fahne der Freiheit erhoben haben, ist das Werk des Herrn Palmieri, der historischen Thatsachen wegen, die es enthält, und im Betreff der noch lebenden Zeitgenossen, die es schildert, eben so wichtig als interessant. J. S.

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Fortsetzung.)

S. Thomas von Aquino, Bonaventura, Johannes Duns Scotus, Peter der Lombarde zeichnen sich unter den Streitenden aus, besonders der Letztere, der dem Altare zunächst steht und Alle zu überreden scheint. Der obere Theil des Bildes ist sehr gleichförmig geordnet. In der Mitte sitzt Christus, über ihm Gott der Vater und der heilige Geist, neben ihm Erzväter und Heilige. Dieser obere Theil des Ganzen ist eben so geordnet, wie der von Raphael gemalte obere Theil des großen Wandgemäldes im Kamaldulenser-Kloster S. Severo zu Perugia.

Dieser Disputa gegenüber malte Raphael ein anderes großes Bild von nicht geringerer Berühmtheit. Nachdem er in jenem Bilde die Theologie vorgestellt, malte er in diesem die Philosophie, die er auf folgende Weise darstellte:

Wir sehen eine schöne Halle, zu welcher Stufen emporführen. In dieser Halle und auf den Stufen erscheinen in der kunstvollsten Vertheilung die vorzüglichsten Philosophen der alten Welt. In der Mitte stehen Plato und Aristoteles in lebhaftem Gespräch. Neben Plato begegnen wir Sokrates, der eine Gruppe junger Männer belehrt, unter welchen sich Alcibiades auszeichnet. Tiefer auf den Stufen finden wir in tiefem Nachsinnen den ernsten Pythagoras, an welchen sich seine Schüler anschließen. Auf der

anderen Seite ist Archimedes beschäftigt, eine Gruppe von Jünglingen in der Geometrie zu unterweisen. Er hat den Zirkel in der Hand, und mißt, indem er sich niederbeugt, auf dem Boden eine mathematische Figur aus, die dort gezeichnet ist. Hinter ihm stehen Ptolemäos und der weise Prophet der Baktrier, Zoroaster. In der Mitte des Ganzen liegt, von Allen abgesondert, halbnackt, eine Schale in der Hand haltend, der Kyniker Diogenes auf den Stufen.

Zur Ausführung eines solchen Bildes waren mehr als blos die allgemeinsten Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie nothwendig. Wo aber hatte Raphael diese her? Wir wissen, daß die gelehrtesten Italiener seiner Zeit, Cardinal Bembo, Graf Castiglione, Paolo Giovio, Aretino, Andrea Fulvio, der Dichter des rasenden Roland Ludovico Ariosto u. s. w.*) unter seine Freunde gehörten. Offenbar haben diese ihm mit Rath und That beigestanden. Uebrigens gibt Lanzi (Bd. 1. S. 364) ausdrücklich an, daß hier mehr, als bei irgend einem andern Werke, Petrarca und besonders der dritte Gesang der Fama dem Raphael zu Statten gekommen sei.

Dieses Gemälde von der Philosophie nennt man gewöhnlich die Schule von Athen.

Die Malerei der dritten Wand dieses Saales bezieht sich auf die Rechtsgelehrsamkeit und wird durch das Fenster in zwei besondere Stücke gesondert. Auf dem einen, zur linken Hand, ist der Kaiser Justinian vorgestellt, wie er dem Rechtsgelehrten Tribonian sein Gesetzbuch überreicht; auf dem andern, zur rechten Hand, sieht man den Papst Gregor IX., wie er die Sammlung der Decretalien einem Anwalt des kanonischen Rechts übergibt. Der Kopf des Papstes in diesem Bilde ist ein Portrait Julius II., dessen Züge Raphael darin aus Dankbarkeit verewigt hat.

Die vierte Wand des Saales enthält wiederum ein sehr berühmtes Bild, den sogenannten Parnaß. Hier hat Raphael den Apollo mit den neun Musen und die größten griechischen, lateinischen und italienischen Dichter zusammengestellt. Unter den Griechen bemerkt man vorzüglich Homer und Pindar; unter den Lateinern Virgil und Ovid, unter den Italienern Dante und Petrarca. Neben dem Letzteren steht die von ihm so hochgefeierte Laura. — Alle Malereien dieses Saales waren im Jahre 1511 vollendet.

In diese Zeit fallen nun die Sibyllen, welche Raphael in der Kirche Madonna della Pace**), und der Prophet Jesaias, den er in der Augustinerkirche zu Rom malte, vor Allen aber das große, unter dem Namen des Heliodor bekannte Bild, welches in dem Zimmer neben jener Sala della Segnatura an der Wand steht. Ein syrischer Fürst hatte befohlen, die Güter der jüdischen Wittwen und Waisen, die im Tempel vereint waren, in Beschlag zu nehmen und fortzubringen. Umsonst beschwor man ihn, davon abzustehen. Da erschien, im Augenblicke der höchsten Noth, ein himmlischer Jüngling zu Pferd, der den Tyrannen unter harter Züchtigung aus dem Tempel trieb. Dieses ist der Gegenstand dieses Raphaelischen Bildes.

Der Heliodor und das Wunder der Messe, welches man an einer anderen Wand desselben Zimmers gemalt sieht, wurden noch bei Lebzeiten des Papstes Julius II. ausgeführt. Im Wunder der Messe ist die Figur des Papstes, der hinter dem Altar sitzt, abermals ein Bildniß Julius II. Die übrigen Bilder dieses Zimmers wurden unter der folgenden Regierung Leo's X. gemalt.

Unter allen Gemälden dieses Zimmers ist dasjenige das schönste, welches die Gefangenschaft und Befreiung des Apostels Petrus aus dem Kerker darstellt. Diese Wand wurde durch ein Fenster unterbrochen; Raphael aber benutzte diese Unterbrechung vortrefflich zur Composition seines Bildes. Dieses Stück wurde gemalt als ein Denkmal der Gefangennehmung und Befreiung des Papstes Leo's X. in Ravenna.

(Fortsetzung folgt.)

*) Z. B. Andrea Navagiero und vorzüglich Fabio Ravennate. Ueber diesen vergl. Fiorillo I. 98 f.

**) Vergl. Goethe a. a. O. Bd. 29. S. 179.

Buntes.

Die Rüge, welche, Herrn Carl Brüggemann betreffend, im 77sten Stück der Zeitschrift „unser Planet" 1830 erschienen ist, gehört unstreitig mit allem Rechte unter die Rubrik „Buntes", denn bunt sind in derselben Wahres und Falsches durch einander geworfen; mit noch größerem Rechte aber hätte sie wegbleiben sollen, da ihr Gegenstand dem Gerügten, Herrn Brüggemann nämlich, ganz fremd ist. Der Unterzeichnete hält es für seine Schuldigkeit, dieß zu erklären, sollte er auch dabei genöthigt sein, einen Theil erwähnter Rüge auf sich zu nehmen.

Ein Blick auf das Zeitblatt*) des „Olgierd und Olga" hätte den unbekannten Ermahner überzeugen können, daß dieses Werk nicht bei Herrn Brüggemann in Halberstadt, sondern bei Herrn Arnold in Dresden erschienen ist, und billig hätte ein solcher Blick einer Beschuldigung vorausgehn sollen, welche, wie der öffentliche Ankläger selbst sagt, der Verlagshandlung des Angeklagten nicht zur Empfehlung gereicht. Doch gedenkt der Unterzeichnete damit keineswegs die von Hrn. Brüggemann abgewendete Rüge Hrn. Arnold zuzuwälzen, sondern er gesteht, daß die Schuld jener Verzögerung einzig an ihm liegt, insofern die Erzeugung eines Werkes der Kunst jeglicher Art an eine bestimmte Zeit gebunden sein kann, und verheißt in sehr kurzer Frist seiner Verbindlichkeit gegen Publikum und Verleger genugzuthun.

Was „Polen im 17ten Jahrhundert" anlangt, so erklärt der Unterzeichnete, daß die Erscheinung der letzten Theile, weder durch die Schuld des Verlegers, noch des Verfassers verspätet worden, sondern durch fremde Nachlässigkeit, welche unstreitig den beiden Genannten unmittelbarern Nachtheil zugefügt hat, als jedem Andern, und daß dieses bereits im Monat April beendigte Werk, dessen Fortsetzung der C. Brockhaus'schen Buchdruckerei übertragen worden, alsbald erscheinen wird, indem die letzten Bogen des fünften Theiles sich bereits unter der Presse befinden.

Alexander Bronikowski.

*) Soll wohl heißen: Titelblatt?

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 54. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 5. März. 1831.

Dresden, Ende Januar 1831.

Rückblicke auf das Jahr 1830, in theatralischer Hinsicht; Abgang — Zuwachs; Gäste; Neues und Neueinstudirtes, Abschluß. — Regie und derzeitige Bühnenleitung. Gastspiele des Fräul. v. Hagn. Auber's „Braut."

(Beschluß.)

Irrungen, welche, nach Herrn Pauli's Rückkehr von Wien, zwischen ihm und der Direction vorfielen und wovon er wesentlich die Schuld getragen haben soll, verleiteten ihn, wohl etwas übereilt seine Entlassung von der Regie zu verlangen, welche ihm auch sofort zugestanden ward. Somit ist gegenwärtig die Regie des deutschen Schauspiels wie der deutschen Oper Herrn Wagener zugefallen, einem Manne, dessen durch reelle wissenschaftliche Bildung und eigene literarische Wirksamkeit geläuterter Geschmack und veredelte Ansicht dem besten, freundlichsten Willen begegnet. Mit wirklich dramaturgischer Competenz begabt, und als Weltmann zugleich vertraut mit dem herrschenden Geschmacke, den er mit feiner Umsicht dem Besseren und Gediegenen anzupassen strebt, hat unter seiner kurzen Leitung das Repertoir bereits bedeutend gewonnen und hat noch mehr des Guten von ihm zu hoffen, da anerkannt werthvolle Dramen, welche gleichwohl aus allerlei Rücksichten lange Jahre von hiesiger Bühne verbannt waren, z. B. Müllner's „König Yngurd", Grillparzer's „Medea" u. a. m. lediglich durch sein Bemühen recht bald ihren Einzug in unsern Musentempel halten werden. Dabei erhält seine wirkliche Biederherzigkeit und sein offener Sinn ihn frei von allen Intriguen und Kabalen gegen Vorgesetzte, wie gegen Untergebene, und seine eignen künstlerischen Verdienste, welche sich noch neulich im „Belisar" und anderwärts so deutlich kund gaben, eröffnen in Verbindung mit seinem Wirken als Regisseur, für das Gedeihen unsers Institutes, welchem er fortwährend neue, brauchbare Mitglieder einzuverleiben strebt, neue und fröhliche Aussichten. —

Die hier bestehende italienische Oper, welche, verbürgten Nachrichten zufolge, mit Ostern 1832 gänzlich aufhört, womit sonach die römische Gesangherrschaft im Norden von Deutschland die letzte Provinz verliert, steht unter der Hauptleitung des Kapellmeisters Morlacchi, dessen Ansichten zwar nicht immer frei von Vorurtheilen sind, der aber dennoch, als praktischer Musikkenner, meist sehr glücklich in der Wahl der Subjecte für sein Institut ist. Als Componist hat derselbe sich durch einige höchst werthvolle Messen, ingleichen durch eine in Dresden mit vielem, in Leipzig mit unbedeutendem Beifalle aufgenommene Oper: „Tebaldo ed Isolina", die unbestreitbar vieles Gelungene und Ansprechende enthält, einen ihm gebührenden Ruf erworben, der jedoch durch seine neueste, über alle Begriffe triviale Oper: „Colombo", nahe daran war, auf immer wieder unterzugehen. Gewiß gebührt ihm als Kapellmeister das Lob, daß er mit Fleiß und Einsicht zu dirigiren, daß er seinem Institute eine übereinstimmende Form, einen Guß und einen innern Halt zu verleihen weiß und bei Einstudirung neuer Opernwerke mit gründlichem und ausdauerndem Fleiße zu Werke geht. Ein Vorwurf, der ihm schon oft mit allem Grund gemacht wurde, ist dagegen der, daß er junge, lebenskräftige Talente, statt sie in einer zweckmäßigen Beschäftigung allmälig heranzubilden, entweder unthätig versauern läßt, oder durch undankbare, bedeutungsleere Partieen ihnen die Kunst verleidet, wie er dieß z. B. dem mit einer so trefflichen Stimme begabten jungen Tenoristen Pesadori thut. — Als italienischer Musikdirector ist Herr Rastrelli Sohn angestellt, der diesen Dienst mit vieler Thätigkeit und mit hinreichendem Berufe versieht und namentlich als guter Gesanglehrer hier Erwähnung verdient. Die angebliche Regie der italienischen Oper verwaltet Herr Hofrath Winkler; wer jedoch mit unserm Theaterwesen besser vertraut ist, weiß, daß der Kapelldiener Köhler, ein ziemlich routinirter Mensch, die wirkliche italienische Regie führt, während Herr Winkler blos den Namen herleiht, sonst aber wenig oder nichts bei der Sache thut, ein Verfahren,

wodurch er allerdings dem Institute wesentlich nützt. Unser deutsches Schauspiel hat sich nicht einer gleichen Milde des Herrn Winkler zu freuen, denn er schenkt leider demselben seine volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit, was ihm der Himmel nicht zurechnen möge! Es ist bekannt und erwiesen, daß die Parteisucht, Unkenntniß und Befangenheit des Herrn Winkler unserm Theater mehr geschadet hat, als sein bester Wille demselben hätte nützen können. Dabei bildet er gegen den an Geist, Scharfsinn und Witz ihm undenklich überlegenen Tieck eine Art von Opposition, die, besonders wenn sie sich bis zu Urtheilen und Ansichten versteigt, natürlicher Weise höchst possierlich wird, da das hartnäckig gefesselte kritische Zungenband des Herrn Winkler sich dann in allerhand seltsamen Sprachconvulsionen und unartikulirten Sentenzen herumquält. Wir dürfen hoffen, daß, bei den ohnedieß revolutionären Zeiten, auch unser Theater einen zweckmäßigen Umsturz erleiden, und dadurch Herr Winkler, der durch das Aufhören der italienischen Oper allein schon jede Bedeutsamkeit verliert, vielleicht gar auch Herr Tieck, völlig von der Leitung unserer Bühne entfernt werden dürften. —

Ich habe dießmal so viel über die dermalige Einrichtung unserer Bühne im Allgemeinen gesprochen, daß mir wenig Raum übrig bleibt, auf Einzelnheiten einzugehen, die ich meinen künftigen Berichten ausführlicher vorbehalte. Flüchtig sei also hier erwähnt, daß Fräulein v. Hagn, Mitglied des Münchener Hoftheaters, sich in mehrern Gastrollen uns zeigte. Ihre vorzüglichste Leistung war als Johanna in Schiller's Tragödie: „die Jungfrau von Orleans". Das gottbegeisterte Heldenfeuer, welches die Brust der Jungfrau beseelt, artete nur hier und da in eine zu wilde Flamme aus, die ihren Adel und somit auch ihre überirdische Natur verläugnete. Namentlich war dieß bei der Scene im Thurme der Fall, wo Johanna, gefesselt und bewacht von ihren Feinden, die Berichte des Thurmwarts über die Schlacht, welche draußen stattfindet, anhören muß und sich verzweifelt gegen ihre Ketten windet, bis sie dieselben durch ein Wunder des Himmels sprengt und hinunter auf das Schlachtfeld eilt. Es war hier nicht der Ton der brünstigen Andacht, womit sie zu ihrem Gott um Freiheit und Sieg fleht, nicht der Ton einer zwar ungestümen Seelenangst, die aber doch voll hohen Gottvertrauens Erhörung ihres Wunsches in der Stunde der höchsten Noth verhofft und, nach des Dichters Idee, eben durch die Stärke ihrer Glaubenskraft ihre Banden zerreißt. Fräulein v. Hagn stellte uns vielmehr eine zwar großartige, aber zu wilde, ja frevelhafte Verzweiflung vor, welche gewaltsam gegen ihre Fesseln knirscht, sich trostlos windet und gleichsam in ihre Ketten beißt, weil sie auf keine Erlösung hofft; von dem Gottesvertrauen eines schmachvoll geblendeten, racheflehenden Simson, mit dessen Lage sie die ihrige vergleicht, war hier nirgend etwas bemerkbar. Auch der Tod der Jungfrau war nicht edel genug, nicht poetisch motivirt; das allmälige Vergeisten ihrer Worte, die einen Anklang des physischen Dahinsterbens und des beginnenden Seelenlebens geben sollen, war nicht genug aus der Tiefe des Gefühls heraus dargestellt. Dagegen waren mehrere ihrer vorhergehenden Scenen großartig und kühn gehalten und sprachen allgemein auf das Lebhafteste an. — Für das Verständniß des Charakters der Julia (Romeo und Julia) war die junge Künstlerin offenbar noch nicht hinlänglich gereift; das Kind und das Weib stießen in ihrer Julia zu oft an einander und wußten sich nicht recht mit einander zu vereinigen, sie traf zu wenig das richtige Ebenmaaß für die Jungfrau, die nur durch und für die Empfindung der Liebe gereift und in ihren übrigen Gefühlen noch Kind ist, wie schon die tändelnde, bilderreiche, in kindisch-süßer Schwärmerei sich offenbarende Liebessprache Juliens darthut. — Außerdem sahen wir noch von ihr die Irene in Schenk's heroisch-süßlichem „Belisar", aus welcher sich nicht viel machen läßt, und worin Dlle. Senger, welche früher hier gastirte, uns besser gefiel. Die Rolle des Pfeffer-Rösels, in welcher Fräulein v. Hagn ebenfalls auftrat, lag offenbar ihrer Individualität fern. Ueberhaupt scheint sie das rein Naive sich zur Zeit noch nicht angeeignet zu haben, und schwerlich möchte, nach meiner Meinung, gerade dieses Fach sich erlernen lassen, wenn es nicht angeboren ist. Ihre Heiterkeit floß nicht genug aus dem Innern; man sah zu sehr, es waren nur Stirn und Mund, welche lächelten, Herz und Zwerchfell wußten nichts davon. Desto mehr wunderte ich mich und mußte im Stillen lachen, als ein Bericht aus Dresden in einem andern Blatte, dem Fräulein v. Hagn „jugendlichen Humor" beilegte, welcher ihr, wie Pfeffer-Rösel zur Genüge bewies, just mehr als alles Andere abgeht. Ein imposantes und anmuthiges Aeußere, und ein schönes, besonders für den Pathos der Tragödie bezeichnendes Organ unterstützen Fräulein v. Hagn. Jedenfalls ist sie, trotz allen zur Zeit noch anhängenden Mängeln, eine erfreuliche, in vieler Hinsicht sogar ausgezeichnete Erscheinung, für deren einstige Leistungen außerordentlich viel zu hoffen steht. Am ausführlichsten hat sich die Dresden-Leipziger Zeitschrift „Janus", deren Hauptaugenmerk überhaupt auf die beiden Hofbühnen gerichtet ist, über das Spiel und die Art und Weise unsers Gastes im Allgemeinen ausgesprochen. Sollte, wie man nicht ohne Grund vermuthet, da Seiten unserer Direktion Alles zu Realisirung dieses Wunsches des Publikums angewendet worden ist, Fräulein v. Hagn für unsere Bühne gewonnen werden, so ist Dlle. Gley uns nicht nur ersetzt, sondern in mehrfacher Rücksicht sogar übertroffen. —

Die „Braut" von Auber, welche dießmal einen etwas langen Brautstand hier zu bestehen und daher den schönsten Theil ihrer musikalischen Ausstattung bereits in Galoppaden, Contre-Tänzen und Cotillons für unsere Tanzvereine vergeudet hatte, kam endlich wieder einmal auf die Bühne. Wie manchem andern Mädchen, schien auch ihr dieser lange Brautstand nicht sonderlich zugesagt zu haben; lange Bräute erwecken selten noch viel Interesse. Man erkannte ihren hübschen Putz zwar aus Artigkeit an; das allerliebste Patrouille-Lied, einige höchst zarte Arien und hübsche Duetten gefielen, im Ganzen aber blieb das Publikum kalt. Es

lag wohl hauptsächlich in der mangelhaften Darstellung. Dlle. Lemcke (Henriette) war eine etwas gar zu schüchterne Braut, ein Umstand, der sich namentlich auf ihre zwar wohlklingende, aber ohnedieß zu schwache Stimme sehr nachtheilig äußerte, die dem von der Bühne entfernter sitzenden Publikum dießmal blos par correspondance zukam. Ihr Spiel war noch schwächer als ihr Gesang; wie sie sich denn überhaupt zu einer recht braven Concertsängerin, aber sehr wenig für die Bühne eignen mag. Außer Herrn Babnigg (Fritz), der recht wacker sang und spielte, that sich — die Schaukeln im angeblichen Wiener Prater abgerechnet — dießmal Niemand besonders hervor.

H. M—t.

Devrient in Weimar.

Während der Anwesenheit Devrient's in Weimar kamen bis jetzt mehrere alte klassische Meisterwerke, darunter zwei Shakespearische, der Kaufmann von Venedig und Heinrich IV. zur Darstellung. Beide haben aus sehr begreiflichen Gründen nicht allgemein angesprochen. Während der Kenner vor diesen altenglischen Bildergallerien mit Bewunderung steht, und die Tiefe und Mannichfaltigkeit dieser eben so zeitgetreuen als genial angereihten und verwebten Charakteristiken anstaunt, wundert sich der gewöhnliche Beschauer nur über das Bunte der Gestalten, die vor seinen Augen ihr Wesen treiben, und staunt höchstens den beißenden Witz in ihren Reden an. Wo der tiefe psychologische Witz dieser Zeitbilder, an und unter sich, zur Erscheinung kommt, und den ungeheuersten Gegensatz zu den neueren und neuesten dramatischen Schöpfungen bildet, da sehen jene Ungeweihten nur ein Kommen und Gehen und Sprechen, um zu sprechen. Die prosaischen Familiengemälde aus der Bürgerwelt eines Iffland, Meisterstücke ihrer Art, kommen schon besser weg. Die Beimischung von Sentimentalität ihrer Zeit abgerechnet, erregen sie noch den allgemeinsten Antheil und Beifall, weil sie nichts voraussetzen, was nicht auch bei dem geringsten Zuschauer vorauszusetzen wäre, schlicht einfache Bürgerlichkeit, Sinn für Familienverhältnisse, Bonsens. Am wenigsten aber verfehlen die Kotzebueschen Producte ihres Zwecks, weil sie mehr Situationsstücke im neueren, französischen Sinne sind, und auf Witz und Satyre beruhen. Daß ihr Witz und ihre Satyre häufig nicht aus den Charakteren heraus, sondern in sie hinein entwickelt und ihnen gewissermaßen zugemuthet wird, ist nicht Sache des Gemeinurtheils und darum auch von keiner Bedeutung für die Menge und nicht störend im Genuß. Daß wir von dieser dreifachen Gattung, der genial poetischen eines Shakespeare, der prosaisch, spiegelgetreuen Iffland's und der geist- und witzreich-karrikirten unseres Kotzebue Lebensbilder in Schau- und Lustspielen, während der Anwesenheit Devrient's, zu sehen bekommen haben, freut uns gar sehr, und beweist, bei der nothwendigen Zusammendrängung so vieler bedeutenden, schwierigen Stücke, die große Regsamkeit und den großen Kunst-Eifer bei unserer jetzigen Bühne. Nicht leicht dürfte der Geist eines Theaterinstituts in Deutschland tüchtiger, glücklicher sein, als bei dem unsrigen, unter der jetzigen Direction, die von der Bedeutung, dem Zweck, den Bedürfnissen und Mitteln die richtigste, lebendigste Einsicht an den Tag legt und täglich mehr bewährt. — Wie schwer ist die Darstellung eines Stücks, wie Heinrich IV., und wie leicht und geschickt ging das Vielfache, seiner Grundidee nach, zusammen! Herr Devrient war ein äußerst behaglicher, höchst amüsanter Fallstaff. Seine Laune theilte sich so gemüthlich, unabsichtlich mit, daß es einem ungewöhnlich wohl dabei war; und das war um so mehr, je weniger das klassische Stück seinen dichterischen und theaterkünstlerischen Werth auf das sehr zahlreiche und darum sehr gemischte Publikum geltend zu machen vermochte. Denn die mitwirkenden Bühnentalente hatten sämmtlich ihre Feierkleider zu Ehren des Gastes angelegt. Besonders zeichnete sich Fallstaff gegenüber Herr Durand, als königlicher roué, Prinz von Wales, durch edle Feinheit und durchdachtes, gewandtes Spiel aus. Seine Scene mit Heinrich Percy gemahnt zunächst an die immer, und so auch in dieser Rolle rühmlich bewährte Kunst unseres Genast, der bei seinem Talent und seinem Eifer in seinem Alter große Hoffnungen macht und gewiß rechtfertigt. Der König Heinrich selbst war eine der gediegenen Leistungen des Hrn. Oels, wie wir sie von diesem längst bewährten Künstler nicht anders erwarten konnten. Die übrigen Rollen treten noch mehr von dem Proscenio des Hauptinteresses bei diesem Stücke zurück, so daß ihre braven Leistungen sich mehr für eine in's Einzelne gehende, besondere Kritik eignen. —

In der Aussteuer von Iffland gab Herr Devrient den Amtmann Riemen. Wer ein besonderes Hervorragen des darstellenden Künstlers in dergleichen Rollen erwarten wollte, oder könnte, müßte nur höchst Mittelmäßiges gesehen haben. Wir haben an Hrn. Lorzing einen für solche Charaktere, zumal wenn sie eine Beimischung von Karrikatur haben, höchst achtungswerthen Künstler, der nicht leicht und nicht wohl toto coelo übertroffen wird. Eben aber, weil er, vermöge seines eigenthümlichen Talents, dergleichen Rollen gewöhnlich etwas zu pikant darstellt, wirkte die Leistung Devrient's, wo nicht schwächer, doch auch nicht auffallend stärker. Devrient's Größe in allen seinen Rollen ist eine zur behaglichsten Natur gewordene, nie übertreibende, nie der Rolle etwas vergebende Kunst. So auch sein Amtmann Riemen. Dergleichen bürgerliche Conversationsstücke finden überhaupt ihre Repräsentanten leichter. Wir rühmen neben Devrient besonders Hrn. Oels als Rath, Hunnius als Commissarius, Morfeld (Durand), dessen Bruder, — die etwas altväterisch sentimentale Partie des Canzleiraths — von Hrn. Holbermann dargestellt und die joviale Tochter vom Hause (Mad. Genast). Hr. Winterberger (Sohn vom Hause) ist immer eine angenehme Erscheinung, selbst die alte Schmalheim (Mad. Zischka)

mißfiel nicht. — Nun haben wir noch den Lear und, auf besonderes, allgemeines Verlangen, Kumberlands Juden noch einmal zu erwarten. Dann unsern Dank in summa diesem Künstler und wer ihn kommen ließ.

Theaterbericht aus Paris.

Theatre de l'Opéra-Comique.

Le Diable à Seville, Oper in zwei Akten. Die Musik ist von dem Spanier Gomez, welcher sich bereits in der musikalischen Welt durch Verfassung der Musik zu dem Drama Aben-Humeya seines berühmten Landsmannes Martinez de la Rosa, bemerklich gemacht hat. Die Musik zur Oper le Diable à Seville ist ziemlich originell, auch fehlt es ihr nicht an Feuer und Begeisterung, wohl aber an großen Ensemble-Stücken; man hört nur Arien, Chöre, Duette und Trios. Besonders schön und ergreifend ist der Chor der Bettelmönche, welcher auch die Oper vor dem gänzlichen Durchfallen gerettet hat, denn der Text derselben ist über alle Maßen schlecht, und soll die Uebersetzung eines zur Zeit der Cortes auf den spanischen Bühnen gegebenen Stückes sein.

Die Cholera-Morbus, ein am 11ten Februar im Theater Nouveautés zum ersten Male aufgeführtes Stück, hat außerordentlich gefallen.

Desgleichen gefiel la Vieillée, eine Operette, im Theater de l'Opéra-Comique, so ziemlich. Die Musik, der es übrigens an Originalität fehlt, ist von Lesueur's Schüler Paris. Die Verfasser des Buches sind die Herren Paul Duport und St. Hilaire.

Theaterbericht.

Aus Weimar.

Dem Könige der Theaterwelt, Herrn Ludwig Devrient gehört eine Lorbeerkrone. Um sein Namensbild geschlungen, wird sie zum Emblem schöpferischer Phantasie in Gestaltung und Individualisirung eines Charakters auf der Bühne. Noch steh' ich vor dem Bilde seines Lear, wechsle in der Erinnerung den Gesichtspunkt nach allen Scenen, der gesteigerten Reihe nach, und — staune! Als König Lear war ihm bei der Menge gewöhnlicher Zuschauer auch der Eindruck oft und viel gesehener Copien nicht im Wege. Iffland's und Eßlair's Lear sind selbstständige Gebilde ihrer großen Künstler und in dem Pantheon dankbarer Erinnerung und Verehrung von dem Vorgrunde etwas zurück getreten; Eßlair gibt den Lear auch kräftiger; keiner aber, und wär' er ein Koloß von Rhodus, wird mit mehr Recht von sich sagen können: „jeder Zoll ein König", als Devrient. In ihm, nach meinem individuellen Dafürhalten, ist die Phantasie gewaltiger, tiefer und plastisch wirksamer, als in den beiden genannten Meistern, und namentlich im Uebergange zum Wahnsinn, im Ausbruche dieses, auch im Tone abnormen Zustandes, und endlich im erschöpften und erschöpfenden Ausdrucke gerührt gesteigerter Vaterzärtlichkeit ergreifender, zermalmender — ungeheuer. Die Idee der Rolle lebt sich, so zu sagen, in ihm mehr und ganz aus, und selbst Shakespeare müßte vor dieser ausdichtenden Entwicklung seines Werks Achtung haben. Devrient ist Shakespeare's Genius unter den darstellenden Künstlern. Seine Mimik, belebt von dem mächtigen Schwarzauge, ist die artikulirteste, reichste Sprache einer Welt von Gedanken und Gefühlen, die man vorzugsweise durch hochtragische Aufgaben, wie Lear, in Anregung bringen muß. Zwar ist dieser Künstler auch im Kleinen groß, aber was liegt an einer Misere, wenn sie auch durch den ersten Telegraphen der Welt versinnlicht wird? Darum glaub' ich, daß er erst durch seinen Lear Alle Stimmen für sich gewonnen und jedes Gefühl in tief ergriffene Bewunderung verwandelt hat. Er wurde am Schlusse, nachdem der allgemeinste Beifall ihn auch dießmal begrüßt und durch alle Scenen oft und laut unterbrochen hatte, stürmisch gerufen; eine Münze, die unter uns noch nicht verschlagen ist, und darum auch Werth für ihn zu haben schien, denn er dankte, besonders am Schlusse der letzten, von dem Publikum öffentlich erbetenen Vorstellung des Juden, mit unverkennbarer Rührung.

Neben diesem Künstler genannt zu werden, bringt Ehre. Dieser Auszeichnung würdig halt' ich besonders die Herren Oels, Graf, Dürand, Genast, als Kent, Gloster, Albanien, Edmund. Die anderen, minder bedeutenden Rollen, wie die des Edgar (Engst) und der Töchter Lear's (Genast, Seidel, Lorzing) wurden darum nicht minder beachtenswerth dargestellt. Herr La Roche war der Hofnarr des Königs. Diese, in mehr als einer Hinsicht antediluvianische Figur, die ihres Gleichen in dem jetzigen Menschenleben und dem Schwall dramatischer Nachbildungen nicht mehr findet, wurde, wie ich glaube, von diesem, übrigens höchst bedeutsamen Künstler, etwas zu zahm humoristisch gegeben. Zwar ist in dieser schreienden Lustdissonanz des Narren der Schmerz vorherrschend — sie löst sich ja in ihm auf — zwar trägt der lustige Bursch den Dorn des Mißgriffs und Mißgeschicks seines Herrn im Herzen; aber — das ist ja die Natur des echten, Shakespearischen Humors, daß man weinen möchte vor tiefer Wehmuth, wenn er scherzt und lacht. Etwas mehr Humorfülle und Humorfrische hätte die Leistung Herr La Roche's noch werthvoller gemacht.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 55. (II. Jahrg.) Montag, den 7. März. 1831.

Trismegistus,
als moderner Merkur.
In hundert Nummern, von Leopold Schefer.

Nr. 26.

Beweis aus dem Reimlexikon.

Reimt was Ihr wollt auf Pfaffen,
Es paßt auf sie auf's Haar,
Als: Affen, gaffen, Laffen,
Wie paffen, Waffen, raffen,
Zu schaffen machen, schaffen*)
Es ist von ihnen wahr.

27.

Fluch des Gesetzes.

Unzufriedenheit mit Allem!
Nirgends reines Wohlgefallen
Daran, was ein Jeder hat! —
In der großen Stambul-Stadt
Hört' ich einen jungen, schönen
Muselmann sein Loos verhöhnen:
„Wie man uns die Welt verdreht —
„Ihr habt Ein Weib — will es glauben —
„Wir — Vier! — Neidischer Prophet,
„Konntest Du uns nicht Fünf erlauben!
„Die Fünfte quält uns so,
„Wie Euch selbst die Zehnte nicht.
„O Beschränkung, o Pflicht!
„Ach, man wird nicht froh!
(Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines maurischen Seeräubers.

Zwei Tartanen segelten durch die Meerenge von Gibraltar nach der Seeküste von Spanien, um das Seeräuber- oder Schmugglergewerbe zu treiben, je nachdem dieß dem Commandanten der beiden Schiffe, Massoub Persee, oder nach der levantischen Umtaufung seines Namens, Pressu de la Venta, angemessen schien.

Dießmal wurden die Unternehmungen des Seeräubers jedoch vom Glücke, in Folge eines noch unerklärten Mirakels, nicht begünstigt; die guarda costas Ferdinands war auf ihrer Hut, und spielte dem maurischen Commandanten so übel mit, daß er nur durch Tapferkeit und Geschicklichkeit der Ueberlegenheit an Zahl und Geschütz entging, und wieder an Gibraltar vorüber segelte, aber ohne das zweite Schiff, das von keinem so kundigen Führer befehligt, und von dem schweren spanischen Geschütz buchstäblich zersplittert worden war.

Nach überstandener Gefahr, und während sein Schiff, von einem frischen Winde getrieben, wie ein Vogel über die Gewässer hingleitete, ruhte Massoub von den Mühen des Kampfes aus. Nichts konnte prachtvoller sein, als das Innere der Kajütte, in welcher er und ein junger Gefährte sich erquickten. Eine Krystallkugel von seltner Größe war an der Decke befestigt, und sandte ihre Lichtstrahlen auf die weichen türkischen Teppiche nieder, in welche scharlachrothe Vögel mit goldenen Fittichen eingewirkt waren, die in den silbernen Klauen Schlangen hielten, deren Schuppen wie Smaragde glänzten; ein Divan von braunem Atlas lief an den Wänden hin, und bildete ein langes Viereck.

In der Mitte des Divans befand sich eine Tafel, die, statt von Füßen getragen zu werden, in vier leichten Ketten von Bronze von der Decke niederhing, um allen Schaden, den sonst die Bewegungen des Schiffes hätten anrichten können, zu verhüten. Die Weine von Xeres, Pacarete und Tintilla di Rota prangten in kostbaren Flaschen von Krystall, welche in tausend Kanten geschliffen waren und unter der leuchtenden Kugel, die bei jeder Bewegung des Schiffes scintillirte, in prismatischem Farbenglanze strahlten. In eleganten Körbchen, wie man sie zu Smyrna sieht, waren schwarze Feigen von Medina, längliche Orangen von Altrava, Gra-

*) procreare.

natäpfel von Sevilla, und jene herrlichen Weintrauben von St. Lucar, welche den Glanz und die Farbe violetten Sammets haben, aufgeschichtet. Tücher von schneeweißer Leinwand, nach türkischer Sitte mit Gold und Silber gestickt, vollendeten den schwelgerischen Prunk der Tafel.

Alles hatte ein orientalisches Aussehen, nur nicht gewisse langhalsige, braune, wohl verpichte und verkorkte Flaschen, die auf Frankreich und die Champagne deuteten. Daneben standen zwei konische Krystallbecher, in welchen der rosenrothe Wein alsbald perlte und brauste, während der leichte Schaum über den Rand lief.

„Achtung, Commandant, die Fluth steigt!" rief ein Jüngling von ungefähr 16 Jahren, der den Mundschenken machte. Trotz seines jugendlichen Alters hatte er als Unterbefehlshaber der verlorenen Tartane große Tapferkeit bewiesen, und war das einzige lebende Wesen, das von der Mannschaft derselben noch übrig war. Massoub Persee hatte sein Leben und das verschonte Schiff auf das Spiel gesetzt, um den geliebten Jüngling zu retten, als er mit den Wellen kämpfte.

„Commandant, die Fluth sinkt," rief der Jüngling, während er dem Perperlen und Verbrausen des Champagners zusah, „bald wird sie den niedrigsten Stand erreicht haben!" Dann leerte er sein Glas und fuhr fort —

„Wie liebe ich diesen Frankenwein! unser Xeres und Malaga mit der düsteren, gelben Farbe ist mir so zuwider, wie ein verschollenes Lied, gesungen von einer verwetterten Duenna: während das lächelnde Blinken dieser rosenrothen Fluth mich, beim heiligen Joseph, mit solcher Wonne durchbebt, als spielte Juana auf meiner Guitarre einen fröhlichen Bolero. Viva, viva der Wein Frankreichs!" rief er lustig aus, und setzte das Glas mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß es zersplitterte.

Dieses Geräusch weckte den Commandanten aus seinen Träumereien. „Frankreich," sagte er, Fasillo's letztes Wort wiederholend, „ist, bei meinem Wort, ein schönes Land!"

„Ein Land der Gastfreundschaft und Freiheit!" rief Fasillo aus, indem er ein zweites Glas leerte.

Sein Gebieter sah ihn scharf an, lehnte sich dann auf die Kissen des Divans zurück und brach, zum großen Aerger Fasillo's, der ihn voll Staunen und Unwillen anstarrte, in ein schallendes Hohngelächter aus.

„Verzeih, Fasillo, verzeih, mein Kind, aber Dein Enthusiasmus für la belle France, wie die Franzosen es selbst nennen, hat in mir plötzlich einige Erinnerungen erregt." Nach einer kleinen Pause fuhr der Commandant mit der Hand schnell über seine Stirne, als wollte er irgend eine peinliche Idee verscheuchen, und sprach dann lächelnd: „Unser Geschwader ist auf die Hälfte reducirt, diese Küste ist gefährlich, wohin sollen wir steuern?"

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Eh' ich geboren ward, erstickte
Ein Kleid mich fast,
Das nie, seit ich das Licht erblickte
Mich mehr umfaßt.

Mein Dasein dank' ich einer Speise,
Die niemand ißt;
Ich bin getauft nach rechter Weise,
Und doch kein Christ.

Nicht Hand, nicht Fuß ward vom Geschicke
Mir angefügt;
Ein Arm nur zeigt sich Eurem Blicke,
Der mir genügt.

Drum kann der Stuhl, den ich bekommen,
Natürlich mir
Auch nimmermehr zum Sitzen frommen.
Begreifet Ihr?

Bald seht Ihr mühelos mich schwingen
Ein schwaches Kind;
Zehn Pferde bald mich fortzubringen
Unfähig sind.

Und dennoch zieht man mich; doch zieht
Man mich nicht fort;
Ich ändre, eh' mein Dasein fliehet,
Nie meinen Ort.

Wohl schwebe ich auf leichten Flügeln;
Doch wagt es nicht,
Mit kühner Hand den Flug zu zügeln,
Liebt Ihr das Licht.

Wenn ich mich lang' und stark bewege,
Wird mir zwar heiß;
Nie doch ich zu vergießen pflege
Ein Tröpfchen Schweiß.

Daneben bin ich stumm geboren;
Allein man zwingt
Mir Sprache ab, daß laut zu Ohren
Mein Ruf Euch dringt.

Meist wohne ist mit andern Schwestern
Seit grauer Zeit
In Einer Stube — ohne Lästern
Und ohne Streit.

Ich nehme Theil an Eurem Leide,
An Eurer Lust;
Doch schlägt kein fühlend Herz für Beide
In meiner Brust.

Zwar zeigte niemals ich Verlangen
Nach fremdem Gut,
Und dennoch werd' ich aufgehangen,
Ich frommes Blut.

M.

Auflösung der Charade in Nr. 49.

Eigenlob.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Als ich am andern Morgen den promethischen Händen meines Friseurs entsprang, machte ich mich schnurstracks auf den Weg zu meiner Freundin, die mir um wenigstens vierzehn Tage nach Wien vorausgeeilt war. Bis zum rothen Thore lief ich im gestreckten Trabe, und doch lief mein Herz noch ein gutes Stück voraus. Weiß der Himmel, meine Beine kommen in solchen Fällen nie meinem Herzen nach. Anders war es im September 1830 mit dem —— schen Schützenregimente; hier kamen nämlich die Soldatenherzen nicht den Beinen nach, und den Preußen, Franzosen und Neapolitanern ist es zu seiner Zeit nicht besser ergangen.

Ueberall fand ich Leben und Bewegung in den Straßen, und doch nicht jene sumsige, dumpfe Geschäftsschwüle, welche in dem ebenfalls höchst lebenvollen Hamburg überall gegen einander rennt. In Wien hat selbst der Geschäftstumult noch einen freundlichen Anstrich. Man hat hier noch Raum im Kopfe, um sich das Getümmel mit anzusehen, welches man selbst vermehren hilft. Die geschäftigen Leute freuen sich hier, auf Collegen zu stoßen, man freut sich selbst der unabsichtlichen Rippenstöße, welche es hin und wieder absetzt, weil man sie nur als fühlbare Beweise des regen Wiener Lebens annimmt.

Dort durchschneidet eine Carosse im tiefsten Schmutze die wogenden Menschenmassen; die Leute stäuben vor ihr auseinander, helfen sich gegenseitig Platz machen und besprützen sich dabei gegenseitig, freundliche Blicke lohnen wechselnd ihre Aufmerksamkeit für einander. Ein Galanthomme kommt in Gefahr, beim Zurückweichen ein Mädchen auf die Füße zu treten, er wendet sich daher etwas höflich-ungeschickt, mittlerweile kommen ihm die Kutschpferde auf den Nacken, er springt zurück, bittet anprallend die von ihm Ueberrannte um Entschuldigung, glitscht aus und fällt in den tiefsten Schmutz, und noch liegend schaut er theilnehmend das bunte Treiben und Drängen um und neben sich und flucht begeistert in den Bart: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wean!" — Die Umstehenden aber sind bemüht, ihm aufzuhelfen. Keiner lacht ihn aus, und dennoch bedauert man ihn weniger, als man sich freut, daß er im Fallen keinen Schaden genommen hat. So wird in dem einzigen Wien Alles zur Freude gestempelt, der Schmerz liegt hier fast ausschließlich in den Umständen und Verhältnissen, nicht in den Menschen, wie dieß in unserm melancholischen Norden der Fall ist.

Die Wiener sind unbedenklich der liebenswürdigste Menschenschlag auf Gottes Erde; ihre heitere Naivität, die reine Kindlichkeit ihres Gemüthes, welches sich vor Niemand verschließt, ihr Allerwelts-Wohlwollen, ihre Arglosigkeit gegen sich und gegen Andere, ihre Bereitwilligkeit, fremdes Verdienst anzuerkennen, und ihre Selbstbescheidenheit, die doch nirgends in Mißtrauen zu sich selbst ausartet, ihre Zuvorkommenheit und ihre bieder-kernige Höflichkeit, die nirgend zur Kriecherei wird, ihre Festigkeit und Bestimmtheit, die nirgends zur Brutalität sich versteigt, alle diese Eigenschaften machen die Wiener unendlich liebenswerth, machen den Umgang mit ihnen unbeschreiblich wohlthuend, und von solchem Standpunkte aus betrachtet, gleicht Wien, immitten des frostigen, zersplitterten Deutschlands, einer großen Freundschaftsinsel, welche selbst tiefzerrissene Gemüther in ihrem unvergänglichen Herzensfrühlinge zu heilen versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München.

Da unser Planet nicht gleich dem Monde den Leuten immer nur eine Seite zukehrt, so wird es nicht inconsequent sein, wenn aus unserer Stadt nicht nur ein X. H. sondern auch ein H. X. berichtet. Ueberdieß sehen vier Augen mehr als zwei. Doch fern sei es von mir, die Leser mit Widerlegungen minder erheblicher Ansichten oder Anschauungen langweilen zu wollen, wenn sie auch von den meinigen noch so verschieden sind; nur über wesentliche Differenzen will ich mit meinem Herrn Collegen X. H. zuweilen eine ritterliche Lanze brechen, und so möge er es auch mit mir halten, und zwar beiderseits sine ira et studio, da irren seit Olimszeiten etwas gar Menschliches ist. Wenn aber unser Planet meint, daß es sich seiner eigenen Erfahrung im Weltenraume gemäß, ohne alle Reibungen am besten fahre, so reibe sich auch unter uns nichts. Stoff ist in Hülle und Fülle für mehr als zwei Referenten vorhanden. Doch genug des Vorredens und — zum Anfange!

Von dem Muthwillen einiger Studenten in der Christnacht, welcher durch falsche Maßregeln zu unruhigen Auftritten führte, gleichwie er durch falsche Maßregeln herbeigeführt wurde, haben Sie bereits vernommen; auch daß der Muthwille und die Auftritte ihr baldiges Ende erreichten. Leider, kein glückliches. Denn anstatt der kleinen Verirrung mit Nachsicht, und den erhitzten jugendlichen Gemüthern gleich anfangs mit väterlichen Ermahnungen beliebter Lehrer zu begegnen, übte man Strenge, ließ Blut fließen, und belohnte und belobte die, so es vergossen. Es wäre viel über diese Geschichte zu sagen; doch sie ist vorbei, und mag auf sich beruhen. Wenn man nur daraus die Lehre schöpft, daß es übel gethan war, die wegen der häufigen damit stets verbunden gewesenen Mißbräu-

che und Ausschweifungen und ihrer zum Theil wenig erbaulichen und zeitgemäßen Ceremonien von der vorigen Regierung weislich abgeschaffte Christmesse um Mitternacht, wieder neuerdings anzuordnen, und daß ein Mann ein guter Geistlicher sein kann und doch kein guter Universitätsrector. Allein es ist kaum zu hoffen, daß man wenigstens den kleinen Gewinn dieser Lehren aus jenem betrübten Vorfalle ziehen werde; denn dazu gehörte ein Marschall Vorwärts, der bei uns jetzt nicht zu Hause ist. Dieß verkünden und beweisen zu viele traurige Zeichen, welche gleich Unheil dräuenden Kometen an unserem sonst so freundlichen Himmel erscheinen. Die beiden letzten, in den jüngst verflossenen Tagen ergriffenen Maßregeln, deren eine unsere verfassungsmäßige Preßfreiheit fast vernichtet, während die andere einige würdige Lieblinge des Volkes, die von ihm zu Deputirten bei dem bevorstehenden Landtage gewählt wurden, von der Kammer ausschließt, sind die neuesten, auffallendsten und düstersten davon. Rücksichtlich der ersteren sagt das Volksblatt, die beliebteste und vorzüglichste unserer Zeitschriften: „Wir verwahren uns gegen diese Ordonnanz, und behalten uns vor, unser Recht bei dem Landtage zu verfolgen; wir geben das Volksblatt nicht unter die Censur, es hört auf, zu erscheinen. Herr von Schenk hätte diesen Schritt gewiß nicht gethan, wenn er den Eindruck gekannt hätte, den er auf alle Gemüther, selbst auf jene machte, die unserem Unternehmen eben nicht Freund waren. Es ist ein trauriger Abschied, den das Volksblatt von dem biedern Bayernvolke nimmt. Möchte ein fröhliches Wiedersehen nicht fern sein!" Eine, dieß Blatt in der Folge zu ersetzen, bestimmte, nicht periodische Flugschrift: „das constitutionelle Bayern," sagt unter Anderm darüber: „Eine constitutionelle Monarchie ohne Preßfreiheit, und mit der Befugniß der Regierung den größten Theil der erwählten Volksvertreter willkührlich auszuschließen, ist sie etwas Anderes als ein wesenloses Zerrbild? als ein freventlicher Spott, den man mit dem Heiligsten treibt? Aber die Verfassung, an deren Begründung Maximilian Joseph's redliches Herz großen Antheil hatte, war keineswegs auf Täuschung des Volkes berechnet, was Er nicht gedacht und gewollt hatte, wurde erst später von unwürdigen Ministern aus dem nachgiebigen Buchstaben herausgedeutelt und herausgedreht. Nach dem wahren Sinne unseres Grundgesetzes ist die geschehene Anordnung der Censur auch für die, sich blos der Besprechung der innern Angelegenheiten widmenden, Journale eine verfassungswidrige Usurpation. Der physischen Gewalt, mit welcher dieselbe nöthigenfalls durchgesetzt wurde, können wir nicht widerstehen, aber wir verwahren hiermit feierlich unsern und des bayerischen Volkes Rechte; wir verwahren sie — hoffend, daß der Tag, an welchem die gute Sache durch die von dem Gesetze dargebotenen Waffen siegt, nicht ausbleiben werde! wir rufen zu Zeugen dieser Verwahrung nicht blos alle unsere Mitbürger auf, sondern ganz Europa, welches lange von den liberalen Masken, welche Bayerns Machthaber trugen, getäuscht wurde; — und auch an die Nachwelt, an die Geschichte richten wir diese Verwahrung; sie wird unbestechlich richten über die bejammernswerthen Thaten dieser Regierung." Die Städte Würzburg, Bamberg und Nürnberg haben in sehr kräftigen und freimüthigen Vorstellungen, welche in unzähligen Abdrücken im Lande cirkuliren, gegen die Abweisung ihrer Deputirten und Beschränkung der Presse — doch vergebens protestirt. Der Vaterlandsfreund muß es innig beklagen, daß solche kalte Nebel die Blüthen unserer Hoffnungen zerstörten. An Rückschritte waren wir schon gewöhnt; das Mönchs- und Aristokratenwesen, die Trennung gelehrter Schulen in katholische und protestantische, Verbannungen und Verfolgungen liberaler Schriftsteller und manches andere Unerfreuliche dieser Art ließen uns an der bedauernswerthen Tendenz der Verwaltung schon lange nicht mehr zweifeln: doch wurden wir nichts destoweniger sehr schmerzlich durch diese neuesten Symptome des Uebels überrascht. Möge der bevorstehende Landtag seinen hohen Zweck erfüllen, der Ruhe und des Friedens noch ungetrübtes Glück uns erhalten, und einige der vielen Wunden, woran wir leiden, heilen! — —

Unsere Carnevalslust besteht zwar wohl aus den alten Ingredienzen, Hof-, Odeon-, Masken-, Privat-, Kinderbällen u. s. w.; aber der alte joviale Geist ist größtentheils daraus entwichen, und nur noch ein caput mortuum übrig geblieben. Das Theater trägt auch nichts bei, die Fröhlichkeit zu erhöhen; denn die Ironie, eben jetzt im Contraste mit der ex officio dem Komus und Momus geweiheten Zeit, alte Trauerspiele ꝛc. mit mittelmäßiger Besetzung zu geben, kann kaum in Anschlag gebracht werden. Das Weitere über das Theater ein anderes Mal. An Selbstmorden — der eines Liebespaares aus den höheren Ständen war der auffallendste — fehlt es nicht; auch ansteckende Krankheiten, besonders die Blattern, zeigten sich bei der diesjährigen, der Gesundheit weniger günstigen Wintertemperatur, und selbst die Angst vor der Cholera belästigte uns mit einem zu frühen Besuche. Doch es wird wohl gethan sein, den heutigen düsteren Bericht zu schließen.

H. X.

Buntes.

Der Popst Gregor VII. (Hildebrand) fing den Plan seiner Machterweiterung damit an, daß er an die Spanier schrieb: Euch ist ohne Zweifel hinlänglich bekannt, daß das Königreich Spanien, als ein ehemaliges Eigenthum des heiligen Peters, noch jetzt keinem andern Sterblichen, als allein dem apostolischen Stuhle zugehört. Und gehört es, wenn auch nicht im Verstande Hildebrands, nicht noch im neunzehnten Jahrhundert diesem apostolischen Stuhle?

Als Wilhelm der Eroberer, König von England, von seinem ältesten Sohne Robert, dem er die Normandie versprochen hatte, gebeten wurde, ihm dieses Land zu übergeben, antwortete er: Ich werde meine Kleider nicht eher ausziehen, als bis ich zu Bette gehe.

P.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 56. (II. Jahrg.) Dienstag, den 8. März. 1831.

Trismegistus,
als moderner Merkur.
In hundert Nummern, von Leopold Schefer.

(Fortsetzung.)

28.

Gott erscheint.

An der Welt schuf Gott sechs Tage
— Von den Nächten schweigt die Sage —
Am siebenten ruht' er von alle der Plage.
Doch was er am achten, et cetera gemacht?
Je nun — sich unsichtbar hat er gemacht.
Doch wo die Wahrheit, die Freiheit wird klar,
Da erscheint der alte Gott offenbar!

29.

Homöopathischer Bräutigam.

Wenn ich mein Mädchen liebe — mit Gunst! —
Dann wird mein Reiz ihren Reiz zerstören,
Denn liebend habe ich sie von Liebe curirt!
Ach, unsere göttliche neue Kunst
Wird noch, wie das Leben, die Liebe verheeren!
Ich muß heirathen! Das wendet es ab —
D'rum gratulirt!
Die Ehe ist, ohne Kunst schon, der Liebe Grab;
Und ihre Gleichgültigkeit heilet dann meine —
So kommt die Liebe wieder zu Scheine.

30.

Constitutionelle Monarchie.

Wir haben Einen göttlichen Herrn,
Der wohnet sehr hoch, sehr still, sehr fern,
Und denkt man sein, dann ist er erst da
Zugleich bei jeglichem Bauer nah;
Er fährt nie mit Achten, mit Sechsen, noch Vieren,
Und läßt sich nur durch Wohlthaten spüren;
Will Jemand sich henken — Er läßt nicht henken,
Was Jeder denkt, kann Jeder denken;
Anstatt daß Er zum Hofstaat empfängt,
Er Jeglichem Alles und Jegliches schenkt.
Von allen erschwinglichen Zinsen und Gaben
Will Er nur das Glück der Menschen haben.
So macht' Er auf Sinai den alten Bund.
Sein Sohn that Allen noch schöner ihn kund.
Das nenn' ich mir eine liberale Constitution!
Wer der widersteht — das ist die wahre Revolution.

Müllner als Client.

Mitgetheilt von
Dr. Woldemar Seyffarth.

Müllner's Geist und Charakter ist in der flüchtigen Schrift des Herrn Professor Dr. Schütz *) zu oberflächlich geschildert, als daß nicht die Verehrer sowohl als die Gegner des Verblichenen der Hoffnung Raum geben sollten, aus den Händen eines Berufenen eine gediegene Schilderung zu erhalten. Jene werden es hoffen, um daraus noch festern Grund für die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Müllner ihnen zu früh genommen worden ist, und diese werden es wünschen, um darin Beweise für ihren Glauben zu finden, daß der Tod sie zu spät von ihm befreit hat. Aber jeder wird sich gestehen, daß nur Gediegenheit einer solchen Schilderung seinem Zwecke wahrhaft dienen kann, daß der Stoff dazu jetzt noch vereinzelt umherliegen muß, und daß daher selbst der Berufene für den Augenblick mehr nicht zu thun vermag, als zu sammeln und zu sondern. Und wie es deshalb fast Pflicht eines jeden ist, der an Müllner's Leben und Wirken Theil genommen, der in engerer Verbindung mit ihm gestanden, und selbst die etwaige Schuld des Lebenden in die Gruft des Todten mit begraben hat; wie jeder, dem es um Wahrheit zu thun ist, und der nicht, auf das Untrügliche seiner Ansicht vertrauend, jede andere Ansicht im

*) Müllner's Leben, Charakter und Geist, dargestellt vom Professor Dr. Schütz zu Leipzig. Mit einem Facsimile und dem Bildnisse Müllners. Meißen bei F. W. Goedsche. 1830 12. Angezeigt im Literaturblatte des „Kometen" No. 3. 1830.

voraus verwirft, sich aufgefordert fühlen muß, einen Zug zu dem Gemälde des Ganzen zu liefern: so glaube auch ich blos diesem Rufe zu folgen, wenn ich aus Müllner's eigenhändigen Briefen nachweise, wie er, der gewandte Sachverwalter, als Client gegen seinen Sachverwalter sich genommen, und zugleich gegen diesen in seinen Beziehungen zu Brockhaus sich gegeben hat.

Ich war nur erst wenige Monate in die Reihen der sächsischen Advokaten eingetreten, als mit dem Anfange des Jahres 1820 die schon bis dahin zwischen Müllner und Brockhaus bestandenen, wohl auch jetzt noch nicht ganz vergessenen Streitigkeiten ersterem den Stoff zu fünf Rechtshändeln gaben, deren Führung er während der zwei Jahre meines Aufenthaltes in Leipzig — 1820 und 1821 — mir anvertraute. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Auftrag mich in vielfachen Briefwechsel mit Müllner'n brachte, und das um so weniger, da die Verschiedenheit unserer Ansichten und der von mir festgehaltene Grundsatz, nur seiner Sache, nie seiner Person zu dienen, bisweilen sogar kleine Reibungen herbeiführte. Ueber alles dieses möge Müllner in den nachfolgenden Briefen sich selbst aussprechen. Ich gebe sie wörtlich treu; aus den meinen aber wird die Mittheilung dessen genügen, was zum Verstehen der seinigen schlechterdings erforderlich ist.

Weißenfels am 10. Jan. 1820.

Wohlgeborner Herr Doktor,

„In den beiliegenden Müllnerianis S. 93. finden Sie, angestrichen, eine offenbare Injurie, und ich bitte Sie, den Herrn Brockhaus in Auftrag meiner auf Herausgabe des ohne Namensunterschrift bekannt gemachten Briefes, worinnen sie stehen soll, zum Behuf der Denunciation gegen den Schreiber, dergestalt zu verklagen, daß dadurch der künftigen Injurienklage gegen ihn, den Bekanntmacher, der Weg nicht versperrt werde. Während Sie mir die Vollmacht zur Unterschrift senden, und mir Ihren Wunsch wegen des nöthigen Vorschusses bekannt machen,*) ist Ihrem Ermessen überlassen, ob Sie ihn vorher privatim, am besten wohl mündlich, zur Herausgabe des Briefes auffordern wollen."

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener
Müllner.

Die hier erwähnte Injurie bestand in der von dem ungenannten Briefsteller in Bezug auf Müllner'n gemachten Bemerkung: „wer sich so auszudrücken beliebt, gehört — bei allen Musen! — dem Pöbel an und verdient darin die Verachtung jedes Gebildeten."

Die Klage gegen Brockhaus war kaum eingereicht, als Müllner mir schrieb:

*) Um diese Bekanntmachung werden die Advokaten des Königreichs Sachsen von ausländischen Machtgebern selten, von inländischen in der Regel nie gebeten.

Am 6. Febr. 20.

Verehrter Herr!

„Meine Idee ist, entweder (Brockhaus, weil er den Libell der Censur unterschlagen, oder) den Censor, weil er injuriam manifestam passiren lassen, zu denunciren zum Behuf ihrer Correction. Daher ziehen Sie die Erkundigung nur ganz öffentlich ein, und verlangen von Beck officielles Zeugniß, daß er diese Schrift nicht censirt, und daß, auch warum, sie nicht vor ihn gehört habe. Giebt er es fälschlich, tant mieux. Eilig."

Müllner.

Herr Hofrath Beck erwiederte auf meine dießfallsige Anfrage, daß die Müllneriana ihm zur Censur nicht übergeben, folglich auch von ihm nicht censirt worden wären, verweigerte aber die Ausstellung eines officiellen Zeugnisses, und Müllner, hiervon benachrichtigt, antwortete mir:

Weißenfels am 16. Febr. 1820.

Verehrter Herr Doktor!

„Lassen wir der Censur vor der Hand Ruhe, das Büchlein soll in Altenburg gedruckt sein, vielleicht finden Sie Gelegenheit, darüber im Laufe des Processes Auskunft zu erhalten, wenn B. etwa sagen sollte: die Stelle quaest: hat die Censur passirt, also bin ich nicht verantwortlich," u. s. f. Hochachtungsvoll

Müllner.

Inzwischen hatten die Stadtgerichte Brockhausen aufgegeben, über Müllner's Anbringen sich binnen 14 Tagen zu erklären, und da diese Auflage ohne comminatoria erfolgt war, so hatte Müllner in einem Briefe an seinen Freund, den Herrn Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner, über diese Weglassung sich beschwert und dieser deshalb die Akten sich vorlegen lassen. Als ich das erfuhr, schrieb ich an Müllner'n, und endigte meinen Brief mit den Worten:

„Und nun zum Schlusse nur noch die Versicherung, daß selbst eine Oberhofgerichtsräthliche surveillance mir kein Viertel so viel gilt, als Ihr mir so ehrenvoll geschenktes Vertrauen, das vollkommen zu verdienen ich gewiß mit innigstem Eifer mich bestreben werde."

Müllner schickte mir den Brief zurück mit der darüber gesetzten Bemerkung: „Gönnen Sie mir die Erleichterung, Ihren nachstehenden Brief durch Rücksendung cum notis zu beantworten, und am Rande obiger Stelle stand:

„Bravo! Stolz will ich den Spanier! Ich war auch Advocat!"

In Folge der von Brockhaus abgegebenen, die Vorlegung des fraglichen Briefes verweigernden Erklärung wurde von den Stadtgerichten die Einholung rechtlichen Erkenntnisses beschlossen. Ich theilte die deshalb gefertigte Widerlegung der Brockhausischen Schrift Müllnern mit, und erhielt zur Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines maurischen Seeräubers.

(Fortsetzung.)

„Nach Italien, Commandant, dort wie hier glüht die Sonne, ist der Himmel blau, und blumig das Land; dort wie hier singen schöne Brünnetten zu den Tönen der Guitarre und knieen vor der Madonna. Ohne Zweifel gibt es an den Küsten von Sicilien und Neapel viele Buchten, die guten Ankergrund für unsere Tartane haben. Hurrah! nach Italien, Commandant! Ihr müßt dort in die Dienste des heiligen Vaters treten."

„Nach Italien! — Nein, nein! werden dort nicht Mörder mit dem Tode bestraft?"

„Ihr ein Mörder!" rief der Jüngling schaudernd aus.

„Höre Fasillo. — Ich war damals erst vierzehn Jahre alt, und mein Vater hatte sich von Marokko, das von innern Kämpfen zerrissen war, nach Palermo geflüchtet. Er war kränklich, und konnte nur mit großer Mühe gehen; ich und meine junge Schwester Sedlha unterstützten den Greis, als er am Meeresufer seinen gewohnten Spaziergang machte; da wurde der arme, alte Mann durch einen Schuß niedergestreckt, den ein Christ, welchen er nie beleidigt, aus Religionshaß gegen ihn abgedrückt hatte. Ich, nur mit meinem Dolche bewaffnet, stürzte fort, um den Mörder zu verfolgen, und erreichte ihn, als er eben um eine Klippe kletterte. Er war stark und kräftig, aber mein Kleid war vom Blute meines Vaters befleckt, und so überwältigte ich ihn, warf ihn zu Boden, und erwürgte ihn mit unaussprechlicher Wonne — dann floh ich aus Italien mit meiner, kleinen armen Sedlha. Was würdest Du gethan haben, Fasillo?"

Nach einem Augenblicke bedeutungsvollen Stillschweigens antwortete der Jüngling mit einem tiefen Seufzer: „Ich würde meinen Vater gerächt haben."

„So wollen wir das Steuer wenden, und nach Egypten segeln, Commandant!" fuhr Fasillo fort. „Man sagt, daß Mehemet Ali und Ibrahim Pascha Fremde gern willkommen heißen. Laß uns nach Alexandrien segeln!"

„Eine schöne Stadt, dieses Alexandrien! Gerade dort suchte ich Zuflucht, als ich aus Italien floh. Ein wackerer Emir nahm uns auf, trug für meine Schwester Sorge, und sendete mich in eine der Schulen, denn es gibt mehr Unterricht und Schulen in Alexandrien, als in Spanien, Fasillo."

„Ich glaube Euch, Commandant."

„Ich lernte dort die spanische und französische Sprache, auch Mathematik und Schiffahrtskunde. Endlich machte man mich zum Seemann."

„Und bei allen Heiligen, ein tüchtiger Seemann seid Ihr geworden!"

„Nach sechs Jahren erhielt ich das Commando einer Brigg, mit welcher ich auf Canari's Brander stieß, Fasillo."

Fasillo grüßte auf militärische Weise.

„Ich segelte in den Hafen zurück, um die Beschädigungen auszubessern; denn dieß muß man stets, wenn man mit Canari's Brander zu schaffen gehabt hat, — und nicht Alle kommen noch so gut weg. Ich wurde in Alexandrien ehrenvoll empfangen. In Wahrheit, Fasillo, Alexandrien ist eine herrliche Stadt, besonders an einem schönen Abende, wenn die Sonne hinter den Sand der Wüste niedersinkt, und mit ihren letzten Strahlen den Harem Mehemets, die alten Festungswerke, den Palast der Pharaonen, und die Säule des Pompejus vergoldet. Sobald dann der frische Seewind die glühende Atmosphäre abgekühlt hat, schlagen die Neger die blaugestreiften Zelte auf den Terrassen auf, und man haucht, auf die weichsten Kissen gelehnt, den durch Rosen- und Orangenblüthenwasser gehenden Duft der Narguilets ein. Dann erscheint ein liebliches Griechenmädchen, vielleicht eine Gefangene aus Scio oder Candien, kniet nieder vor ihrem Gebieter, und reicht erröthend, wie Du ihre Schönheit betrachtest, in einem reich verzierten Silberbecher den kühlenden Scherbet dar; Du winkst, daß sie in der demüthigen, ihrem schwachen, aber von Natur aus herrschsüchtigen Geschlechte, so wohl anstehenden Stellung bleibe. Sie gehorcht, aber neigt gedankenvoll ihr Haupt, und Du betrachtest ihre Reize mit Muße und Bedachtsamkeit, bis Deine Phantasie sich steigert, und Du fast glaubst, es sei die träumerische Erscheinung eines Engelkopfes in Mitte der dunklen, wohlriechenden Wolken, die sich aus Deiner Ambrapfeife erheben."

Fasillo's Augen glühten, er hob sich halb empor, und rief; „nach Alexandrien, Commandant!"

„Nach Alexandrien! — Wie würde es Dir gefallen, mein theurer Fasillo, wenn Dein Leib auf einen Pfahl gespießt, und auf einen der Minarets erhoben würde, um dort zu bleiben, bis die Krähen Deine großen, schwarzen Augen ausgehackt hätten?"

Diese Frage kühlte den Enthusiasmus Fasillo's gewaltig ab. Er setzte sein Glas nieder, und fragte: „An welchem Ufer sollen wir Anker auswerfen, Commandant?"

„Du hast das Schicksal gehört, welches mich erwartet, wenn das Vordertheil meiner Tartane je Egyptens verbotenen Boden grüßt."

„Warum aber, Commandant?"

„Wegen sonst nichts, als weil ich fünf oder sechs Mal die Kehle des Emirs, der mir und meiner Schwester Sedlha Unterkunft gegeben hatte, mit einem Dolche durchstieß." (Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Michel.

An den Verfasser des Gedichtes in No. 13 des Planeten.

Was höhnen Sie so grundlos mich?! Mein Herr Baron,
Sie irren.
Zwar hört der Michel wohl auf's Neu' die Sclavenketten klirren;
Doch weiß er längstens auch, wie er dem Franken unrecht that:
Der Feind des Michels hieß und heißt stets nur — Aristokrat.

M.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Hamburg, Febr. 1831.

Obgleich wir jetzt in der Faschingszeit leben, so kennen wir das Wort Carneval nur dem Namen nach, und dieses hat wenigstens das Gute für sich, daß wir nicht vergeblich, wie in andern Haupt- und Residenzstädten, auf neue Carnevals-Opern zu hoffen brauchen. Wenn es bei uns keine Hedwig (ein Brod, welches nur in den Fastnachtstagen gebacken wird) gäbe, und im Theater der Teufel nicht los (das bekannte Singspiel) wäre, wüßten wir gar nicht, ob man im Fasching lebe; denn die Maskeraden sind sammt und sonders dieses Jahr sehr erbärmlich und selbst die beliebtesten im Stadttheater sind bis jetzt unbesucht geblieben. Und wie ledern geht's auf diesen Maskeraden zu. Charaktermasken sieht man selten und diese Wenigen wissen keinen durchzuführen. Von Witz und Scherz ist gar keine Rede, und die Gespräche, welche man vernimmt, sind so jämmerlich, daß man ordentlich vermeidet, welche anzuknüpfen. Hierin mag wohl der Hauptgrund zu suchen sein, daß diese Vergnügungen von Jahr zu Jahr immer seltener besucht werden; denn ökonomischen Rücksichten kann man diese Abnahme nicht zuschreiben, da wir hier für Alles Geld genug haben. Die Sontag und Paganini können davon mitreden, und obgleich man täglich über Geldmangel klagen hört, so sind die Theater, die Conzerte, der Kunstreiter- und Seiltänzer-Circus stets besucht, und jeder Künstler, der hierher kommt, findet seine Rechnung, wenn er nur den rechten Weg einzuschlagen weiß.

Der milde Winter ist für unsere Armen ein wahres Glück gewesen, und die Korn- und Feurungswucherer haben bedeutende Verluste erlitten, auch ist von Seiten der Stadt und vieler Vereine das Möglichste geschehen, um den Unglücklichen Unterstützungen zufließen zu lassen. Leider waren die Vertheilungen nur nicht der Art, daß immer der wahre Hülfsbedürftige sie erhielt; denn auf Fürsprache und Gunst kommt bei uns Alles an. Bei der kleinsten bis zur größten Stelle, die vergeben wird, entscheiden stets diese, und nicht mit Unrecht hört man das ewige Klagen über den Nepotismus; — wollte ich hierüber ein Kapitel schreiben, ich würde in den ersten acht Tagen nicht fertig. Es wundert mich, daß unter den vielen wohlthätigen Anstalten noch Niemand das Handelsgericht als eine der ersten bezeichnet hat, denn wie viele Hunderte von Doctoren, Procuratoren ꝛc. leben nicht von diesem trefflichen Etablissement; und wie leben diese Herren in der Regel? Gartenhäuser, Equipagen, Reitpferde verdanken Sie lediglich dieser Wohlthätigkeits-Anstalt. Die Kosten, welche man bei diesem Gericht den Anwalden zu bezahlen hat, gehen in's Unglaubliche, und bei kleinen Posten sind die Kosten öfter größer, als das schuldige Capital — freilich sind diese Kosten bei großen Summen nicht viel bedeutender, allein da die Prozesse um große Posten doch nicht so häufig vorfallen, wie um kleinere, so ist, zum Vortheil der Anwalde, die Kostenberechnung dabei sich fast gleich. Als Beweis diene, daß Jemand für eine Anweisung von 10 Thalern eingeklagt wurde und nach dem Schlusse aller Verhandlungen 9 Thaler Kosten bezahlen mußte. Doch genug hiervon; denn dieses vortreffliche Institut darf von keinem Laien angetastet werden; tausend Federn sind bereit, dafür auf Tod und Leben zu kämpfen, und da diese für ihr Brod zu Felde ziehen, so könnte der Kampf langwierig und dadurch dem Leser langweilig werden, darum basta? Ein sehr geachteter Mann, ein vortrefflicher Richter und ein noch vortrefflicherer Mensch ist der gewesene Vice-Präses dieses Gerichts, Herr Dr. Kaufmann, welcher vor Kurzem zum Syndicus erwählt worden ist; die erledigte Stelle erhielt Herr Dr. Halle, der Schwiegersohn des bekannten hiesigen Banquiers Salomon Heyne. (Geld hilft durch die Welt.) Schlüßlich theile ich Ihnen noch einen schrecklichen Vorfall mit:

Ein junger Mann, Namens Johannes Möller, ungefähr 22 Jahr alt und bei einem Lederfabrikanten in Altona arbeitend, wollte am Sonntage den 6ten Februar gegen Abend seine Braut besuchen, als er auf dem Hamburger Berge auf offener Straße von einem Menschen überfallen und mit einigen Messerstichen so verwundet wurde, daß er röchelnd niederstürzte und bald darauf seinen Geist aufgab. Als der Leichnam kurz darauf gefunden wurde, war der Mörder bereits entwichen, doch wurde starken Verdachts halber ein Schlächtergeselle arretirt und in engen Gewahrsam gebracht. Dieser hatte sich selbigen Abend mit einem Matrosen, einer feilen Dirne wegen, entzweit und letzterem den Tod geschworen, eilte auch bald darauf nach seinem Logis, ergriff dort sein Werkmesser und brachte dem gerade daher kommenden Möller, welchen er, durch Ansehen und Kleidung getäuscht, für den Matrosen hielt, die tödlichen Wunden bei, wodurch dieser ganz Unschuldige sein Leben einbüßen mußte.

Bis jetzt hat der muthmaßliche Thäter jedoch standhaft geläugnet, und dadurch ist die Sache noch verwickelter geworden, indem noch ein anderer Schlächtergeselle Theil an diesem Morde genommen haben soll.

So wie das noch herrschende Dunkel, welches diese schauderhafte That bedeckt, erhellt sein wird, werde ich Ihnen das Resultat sogleich berichten, auch soll ein zweiter Bericht für Ihre Theater-Zeitung bald erfolgen.

Buntes.

(Der Prätendent.) Vor einiger Zeit sprach ein sehr bornirter, politischer Kannegießer: „Glauben Sie, Porter (Potter) selbst jagt in Geheim nach Belgiens Krone, aber ich möchte nur wissen, welche Ansprüche dieser Mensch geltend machen will.“ —

„„Sehr gewichtige und geistreiche““ — erwiederte ich lachend — die Bierbrauer nennen einen alten grauen König von Brabant — ihren Meister. —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 57. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 9. März. 1831.

Der Ungenannten.

Wenn ich berauscht von unnennbaren Wonnen
An Deinen Busen zitternd hingesunken,
Von Deiner Küsse süßem Nektar trunken,
Mit meinen Armen Deinen Leib umsponnen.

Wenn meine Blicke selig an Dir hangen,
Von Deinen Locken meine Stirn umwoben,
Vom Schwellen Deiner Brust mein Herz gehoben,
Dein Athem leis umzittert meine Wangen —

Dann möcht' ich, die enteilenden Sekunden
Der Seligkeit, im Fluge festzuhalten,
Mein künft'ges Sein zur Gegenwart gestalten,
Und ewig blieb' ich, ewig Dir verbunden.

An die Geliebte.

Wenn schmerzbewegt der Lebensmuth
In meiner Brust verzagt,
Dann blicke ich in's Auge Dir
Wo mir ein Himmel tagt;
Ein Himmel blau und sonnenklar,
Wie meiner Tugend Himmel war.

Und allen Gram und jeden Harm,
Der meine Seele drückt,
Blickst Du mir in das Herz hinein,
Fühl' ich der Brust entrückt
Und athme froh und athme frei,
Als ob kein Schmerz auf Erden sei. —

Carl Baron von Schweizer.

Müllner als Client.

(Fortsetzung.)

„Weißenfels am 5. April 1820.

Sie sind ein vortrefflicher Arbeiter, mein werther Herr Doctor, und ich weiß es der Schlechtigkeit dieses Buchhändlers Dank, daß er mir Gelegenheit verschafft hat, Sie von dieser Seite näher kennen zu lernen. Um meiner Publicitätsverhältnisse willen, deren Entwickelung zu weitläufig wäre, empfehl' ich Ihnen Eil', und überlasse Ihnen, wie Sie dieselbe auch dem Gericht empfehlen wollen, unter der Bemerkung, daß hier nur prompte Justiz den Nachtheil öffentlicher Verunglimpfung mindern kann.

Revers und Vollmacht liegen bei; auch das Concept mit zwei Einschaltungen (unmaßgeblichen) und einer Beilage, die ich mir zurück erbitte, wenn ich darin nicht irre, daß ich sie Ihnen schon einmal gesendet habe. Der Tz.*) ist der mit Steckbriefen verfolgte Adv. Hempel, Spiritus asper.

Sie haben Auslagen, hätten Sie doch die Paar Ducaten inne behalten. Ich werde durch Ihren Herrn Vater Vorschuß an Sie gelangen lassen.

Ueber den Umstand: daß Brockhaus wegen eines die Würde seines Königs und dessen Persönlichkeit antastenden Preßvergehens in crimineller Untersuchung gewesen und von der Gnade seines Landesherrn Abolition erhalten, wünsch' ich ein Zeugniß zu haben, am Besten von dem Untersuchungsrichter selbst. Suchen Sie mir das zu verschaffen. Hochachtungsvoll

Ihr

erg. Müllner.

D. Friederici war Defensor. Auch füge ich noch das Hofrathspatent bei; vielleicht finden Sie gut, es der Denunc. in Abschrift beizulegen oder beglaubte Copie aaa nehmen zu lassen. — Coloratur in der Musik."

---

*) Der von Brockhaus bekannt gemachte Brief, dessen Vorlegung Müllner verlangte, war L. A. T. unterzeichnet. Müllner verwechselt hier diese Buchstaben mit Tz.

Wenige Tage später empfing ich folgenden Brief:

„Verehrter Herr Doctor,

Haben Sie die Gewogenheit, in der Weygandschen Buchhandlung gegen beil. Anweisung sich die beiden Brockhäuslichkeiten I. und II. geben zu lassen, die in dem ebenfalls beil. Schreiben angezogenen (und andere Ihnen etwa besonders stark vorkommende Stellen) anzustreichen, und sodann das Schreiben nebst gedachten Drucksächlein bei dem Oberconsistorium zu Dresden durch einen sichern Agenten einreichen zu lassen, welcher zugleich auf die erfolgende Resolution invigiliren möge, um sie Ihnen privatim mitzutheilen.

Es falle Ihnen nicht auf, daß ich da ohn' Ihren Rath handle, der Zweck dieses Schrittes ist nicht rein juristisch, und zu weitläuftig zur Exposition.

W. d. 7. April 1820.

Der Ihrige

Müllner.

Daß die Sache vor der Hand in L. geheim zu halten, versteht sich."

Der Zweck dieses Schrittes, wie Müllner das Schreiben nennt, war Confiscation der gedachten zwei „Brockhäuslichkeiten." Sein dießfalsiges Schreiben war an das Oberconsistorium gerichtet. Die Sache gehörte aber zur Entscheidung des Kirchenraths, welcher bekanntlich die Ehre des Königlichen Titels genießt, und ich glaubte daher Müllner'n einen Dienst zu erzeigen, als ich das Schreiben, demgemäß abgeändert, ihm zurück sendete, wobei ich allerdings gegen den richtigen Takt dadurch verstieß, daß ich die Abänderungen auf das Schreiben selbst brachte. Müllner antwortete:

(Fortsetzung folgt.)

Geständnisse eines maurischen Seeräubers.

(Fortsetzung.)

„Großer Gott! abermals ein Mörder, und der Mörder Eures Wohlthäters!"

„Er hatte die Gastfreundschaft gemißbraucht, um meine Schwester zu verführen, die er er nicht zu seinem Weibe machen konnte, weil er schon so viele hatte, als das Gesetz Mahomeds gestattet; und alle vier waren von solchem Rang und solcher Abkunft, daß er nicht wohl eine erdrosseln lassen konnte, um Platz für Sedlha zu machen. Was würdest Du an meiner Stelle gethan haben, Fasillo?"

Der junge Spanier verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen, und wich der Beantwortung dieser Frage durch eine andere aus: — „Und Deine Schwester?"

„Es blieb nur ein letzter Beweis meiner Liebe für sie, den ich ihr geben konnte, und — diesen habe ich ihr gegeben."

„Und welches war dieser Beweis?"

„Ich tödtete sie."

„Du tödtetest sie! Deine Schwester! Fluch Dir!"

„Kind, Du weißt nicht, welche Todesart eines freigeborenen Mädchens unserer Kaste harrt, wenn sie einem Verführer, dessen Gattin sie nicht werden kann, nachgegeben hat. Qual, Marter und Schande, — schlimmer, als tausend Tode, durch das ruhige, milde Stilet. Es war eine schmerzliche Pflicht, aber ich erfüllte sie mit fester Hand. Und hättest Du nicht dasselbe für Deine eigene Schwester gethan, Fasillo? Bin ich nicht vor Dir gerechtfertigt?"

„Es ist doch Blut, ist Mord auf Mord!" erwiederte Fasillo. „Aber trotz Allem diesen bewundere ich Dich doch!"

„Trink Kind, trink! Sieh, wie es perlt und schäumt! Verscheuche alle trüben Erinnerungen! Laß uns auf das Wohl Deiner Geliebten trinken! Juana mit den dunklen Augen!"

„Juana mit den dunklen Augen!" wiederholte Fasillo mechanisch, denn alle seine Gedanken weilten bei dem, was er eben gehört hatte."

„Fasillo!" hub der Maure wieder an, „noch immer haben wir nicht entschieden, wo wir Anker werfen werden."

„Ich habe es, Commandant," rief Fasillo, sein noch halb volles Glas empor haltend —, „nach Frankreich, bei'm Bacchus, wenn die Franzosen ihrem Weine gleichen."

„Sie gleichen ihm auf das Vollkommenste. Wie ihr Wein glänzen, schäumen, und — verdünsten sie."

„In jedem Falle haben sie keine Minarets mit eisernen Pfählen, keine grausamen Gesetze welche hülflose Mädchen zu erdolchen gebieten, und sind nicht Christen genug, um Greise wie unvernünftige Thiere zu tödten. Waret Ihr je dort, Commandant?"

„Fasillo, als ich Egypten verließ, ging ich nach Spanien zur Zeit der Cortes, und bot ihnen meine Dienste an. Sie fragten nicht, ob ich dem Kreuz oder dem Halbmond huldige, sondern ich mußte meine Seemannskunde beweisen, und mit einer Fregatte manövriren. Dies that ich so wohl, daß sie mich zu ihrem Officier machten, und mich meine Religion mit meinem Gewissen abmachen ließen. Ich kreuzte mit Glück in den spanischen Gewässern, und bewachte die Küste wie ein Löwe. Einige Zeit später aber begab es sich, daß die heilige Allianz Kunde erhielt, daß das gelbe Fieber in diesem schönen Lande wüthe."

„Bei Mina! es war das Fieber der Freiheit."

„Es war wahrlich ein kleiner Anfall davon, die heilige Allianz heilte aber die Krankheit, indem sie dagegen ein klein wenig Schießpulver verschrieb. Da die Franzosen wußten, daß die spanischen Patrioten aus den unteren Klassen nie auf jemand schießen, der ein Kruzifix trägt, und sich für verpflichtet halten, die Waffen stets vor dem Kreuze zu strecken: so sandte die französische Armee stets eine Prozession von Mönchen, Kirchenfahnen, und Reliquien vor sich her; das constitutionelle Heer sank auf die Kniee nieder, und in dieser Stellung siegten die Franzosen über sie, durch — Weihwasser.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Noch eine ganz besonders bewerkenswerthe Seite im Charakter des Wieners ist seine angeborene Heimathliebe, die ihn gewissermaßen zu einer veredelten und verfeinerten Schweizer-Natur macht. Alles Schöne und Anmuthige reducirt er auf sein Vaterhaus; die höchsten Begriffe und Vergleiche weiß er nur auf seine Heimath anzulegen. Wer die Schönheit, den unsäglichen Zauber seiner Heimath kennt, wird diese seine Liebe zu ihr kaum ein Vorurtheil heißen können, und wäre es wirklich eines, so ist es gewiß ein liebes, beglückendes, Keinem nachtheiliges Vorurtheil. — Macht ihn, wie schon oben bemerkt, diese Liebe zur Heimath einigermaßen dem Schweizer ähnlich, so unterscheidet er sich gleichwohl just durch diese Empfindung wieder von demselben. Der Schweizer befindet sich außerhalb seiner Gebirge, wie der Fisch außerhalb des Wassers, er wird trüb- oder stumpfsinnig, melancholisch oder gefühllos, menschenfeindlich oder spitzbübisch. Nicht so der Wiener. Seine angeborene Bonhommie und wohlwollende Laune kann selbst durch das Gefühl des Heimwehes nicht gedämpft werden. Seine Heimathliebe gleicht einer Taucherglocke, welche ihn selbst beim Hineintauchen in das bange Meer der Fremde heimathliche Luft mitnehmen läßt, und nur sein Herz, nicht sein Gemüth weiß es, daß er nicht mit Landsleuten zu thun hat. Da er auch den Blutfremden bald lieb gewinnt und jenes Mißtrauen, welches, bei aller sonstigen Biederkeit, den Charakter der Schweizer bezeichnet, dem seinigen fern bleibt, so gewöhnt er sich schnell auch an fremde Menschen, schwieriger an das fremde Land. Er liebt nicht blos die Schönheit, die Fruchtbarkeit, die Vergnügungen seines Landes, nein, er liebt das Land selbst, die Luft, den Ort, gleichwie ein fürstliches Kind nicht an den Goldflittern seiner Wiege, sondern an der Wiege selbst mit lieblicher, blinder Neigung hängt.

Dabei ist seine angeborene Scherzsucht entfernt von jedem Verlangen, wehe zu thun, wie es den Sachsen, namentlich aber den Berlinern anhängt. Der Wiener hat keine Satyre, keine Ironie, er hat blos Laune, und selbst seine gemüthlichen Persiflagen haben nur Spitzen, keine Spitze, sie kitzeln nur, aber sie stechen nicht. Sein Scherz ist nicht spekulativer Natur, er trifft, bevor er zielt und geht stets auf die breite Scheibe, nicht auf einzelne wunde Stellen.

Sehr treffend bezeichnete der würdige und geistreiche Castelli den Humor der Wiener und den der Sachsen. „Wir Wiener" — meinte er — „necken uns zuweilen gern, und hat Einer etwas wegbekommen, so spricht der Sieger nur: das heiß' ich Spaß gemacht! — und Sieger wie Besiegter können dabei lachen, denn der Spaß hat nicht wehgethan. Bei Euch Sachsen geht es anders; der Sieger spricht: jetzt hab' ich Witz gemacht! — und der Besiegte kratzt sich hinter den Ohren, denn der Witz hat wehgethan." — Gewiß eine eben so kurze als richtige Definition! — Man möchte sagen, der Wiener wirft mit Schneeballen, denn er will blos necken, blos weiß machen, nicht besudeln, geschweige denn wehethun; der Hamburger wirft mit Erdklösen, denn er will kuffen, es soll platzen und beiläufig ein wenig grimmen; der Dresdner wirft mit Steinen, denn er will verwunden; der Berliner mit Schmutz, denn er will besudeln und freut sich in seiner anonymen Seligkeit, wenn der Geworfene sich den Schmutz fluchend aus den Augen wischt und dabei den Werfer aus den Augen verliert. Die Wiener Witzkämpfer kichern, die Dresdener schnaufen, die Berliner pfeifen und die Hamburger greinen.

Ein besonderes Kapitel verdiente die unbegränzte Anhänglichkeit der Wiener an ihren Kaiser; es ist dieß eine Liebe, für welche, wie überhaupt für jedes tiefere, poetische Gefühl, nicht einmal durchgängig die Ursachen aufgefunden werden können. Die liebenswürdige Herablassung und Leutseligkeit des Kaisers gegen Jedermann, sein zutrauliches, wahrhaft väterliches Benehmen und seine stete Bereitwilligkeit, dem Niedrigsten seines Volkes eine persönliche Unterredung zu gewähren, kurz seine nirgend sich verläugnende, in keine Ceremonie sich verkappende Liebe für alle seine Unterthanen reißt jeden derselben unwiderstehlich an das Herz des Herrschers; Jeder meint, ihm nahe zu stehen, Jeder glaubt sich von ihm gekannt und Jeder sieht in ihm seinen Vater. *) Wirklich soll dieses zutrauliche, biederherzige Benehmen des Kaisers wahrhaft bezaubernd auf einen Jeden wirken, der sich ihm naht; sein ganzes Wesen soll, wie man mich versichert, einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther üben.

---

*) Von der wahren Milde des Kaisers mag folgendes Beispiel einen Beweis geben. — Der Redacteur einer auswärtigen politischen Zeitschrift, welcher von der Wiener Censur der Eingang in die Oesterreichischen Staaten gestattet worden war, hatte demohngeachtet in seinem Blatte wiederholt heftige und sogar animose Ausfälle gegen dortige Einrichtungen und Staatsverhältnisse gethan. Da mehrfache, deshalb an ihn ergangene Bedeutungen unbeachtet blieben, so ward endlich seinem Blatte die obenerwähnte Begünstigung wieder abgenommen und dessen fernere Veröffentlichung in den Oesterreichischen Staaten untersagt. Muthmaßlich rächte sich der Redacteur durch noch häufigere Ausfälle. Nicht lange darauf kam Ebenderselbe in der östreichischen Staatslotterie mit einem ansehnlichen Gewinne heraus, allein er hatte sein Loos nicht zur gehörigen Zeit gesteuert, und somit konnte ihm, nach den Lotteriegesetzen, der Gewinn mit Fug und Recht vorenthalten werden. Nichts blieb ihm übrig, als sich an die Gnade des Kaisers selbst zu wenden. Er that es, bekannte sich selbst als Redacteur jenes Blattes, welches durch wiederholte Invectiven sich jenes Verbot zugezogen und daher wenig Anspruch auf „Dank vom Hause Oestreich" zu machen hatte, allein er schloß mit der Bemerkung, daß er Vater einer zahlreichen Familie sei, welche ihre Bitten mit den seinigen vereinige. Die allerhöchste Antwort lautete: Weib und Kind hätten nicht Theil an dem Vergehen des Schriftstellers und dürften also auch nicht darunter leiden. Und der streitig gemachte Gewinn ward ihm ohne Weiteres ausgezahlt. — D. Verf.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hannover.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand." Mir hat er vel quasi ein Amt als Berichterstatter gegeben, aber keinen Verst — Holla! keine Schmeicheleien — ich wollte sagen, keinen Stoff gegeben, wenigstens seit drei Monaten nicht. Hätten nicht die jüngsten Ereignisse noch so ein bischen tumultuarisch und die ganz neuen Begebenheiten sich jovialisch gestaltet, würden Sie vergebens executivisch in mich gedrungen haben, Ihnen Berichte zu schicken, ich hätte mit den bestem Willen der Unmöglichkeit weichen müssen, ultra posse nemo obligatur. So aber haben sich die Mißvergnügten in Osterode und Göttingen gerührt, ich kann mich auch schon rühren. — Das war eine böse Zeit, wäre aber das Wetter, so dräuend es über uns schwebte, auch auf uns eingebrochen, dann säß' ich wiederum hier mit untergeschlagenen Armen und müßte schweigen, denn inter arma silent musae. Indeß ist der Sturm ohne Blut- und Zeitverlust vorüber gegangen. Eine starke Division unserer Armee rückte vor Göttingen, die Thore wurden ihr geöffnet und die Gemüther waren bald beruhigt. Bei den Osterroder Unruhen konnte man sagen: Le jeu ne vaut pas la chandelle. Eine kleine Abtheilung Linientruppen und ein paar Landdragoner reichten hin, die Ruhe herzustellen. Diese Bewegungen gaben aber den hohen Machthabern Veranlassung zum ernsteren Nachdenken und die Folgen werden ganz gewiß segensreich sein. Die Rädelsführer befinden sich sämmtlich noch in strenger Haft, nicht aber in Ketten und Banden, wie irrig Mehrere glauben, unser Gouvernement verschmähet solche tyrannische Mittel, die Verhafteten genießen mehrere Freiheiten; sie sind meistens in Staatsgefängnissen, können sich mit Lectüre ꝛc. beschäftigen; ja, man sagt sich sogar, daß die Sache durchaus nicht so schlimm für sie ausfallen werde; doch die Untersuchungen werden eben so verschlossen gehalten, als die Thüren der Inquisition. Dr König soll fest und unverzagt in allen Verhören sein. Als Verfasser der Anklageschrift gegen Münster wird er allgemein genannt und soll er selbst als solcher sich bekannt haben. Die Widerlegung dieser Schrift ist hier bei den „Anzeigen" (eine Wochenschrift) gratis ausgegeben worden. Erstere hat große Sensation hier gemacht, und man muß es der liberalen Regierung zum Lobe sagen, es ist durchaus nichts unternommen worden, sie zu unterdrücken, ein desfallsiges Verbot ist gar nicht erschienen. In der Widerlegung ist Mehreres unerledigt geblieben, Vieles aber als falsch in der Anklage uns ad oculos demonstrirt worden. Mehrere in den stürmischen Tagen erschienenen Proclamationen berechtigen uns zu den erfreulichsten Aussichten für die Zukunft. Allen Mißbräuchen, welche mit den verjährten Schlenderjahren verzweigt fortgeschlendert waren, soll abgeholfen werden. Wir sehen großen Reformen entgegen und der erste Riesenschritt zu diesen Reformen ist zum Jubel aller Hannoveraner am 23. dieses, als dem Vorabende des Geburtstages unseres hochherzigen General-Gouverneurs, Herzogs von Cambridge, bereits geschehen. An dem Tage ward die frohe Nachricht, daß der Herzog als Vice-König von Hannover von unserem Könige ernannt worden sei, öffentlich publicirt. Diese Publication hat alle Gemüther in die fröhlichste Stimmung versetzt. Mußte bisher jeder Gegenstand, wenn er im Mindesten erheblich war, zur Sanction nach London berichtet werden, so kann jetzt unser Vicekönig, vermöge seiner Stellung, gleich diesseits entscheidend eingreifen. Dieses allein ist schon ein nicht zu berechnender Gewinn für die Staatsverwaltung. Das Ministerium soll ebenfalls ausgedehnter werden; der erste Minister Graf Münster, seine Dimission genommen haben und sich auf seine Güter zu Odrneburg zurückziehen. Die deutsche Canzlei in London soll eingehen, doch hierüber ist noch nichts Officielles bekannt geworden. Die von dem Herzoge an seinen königlichen Bruder nach London gesandten drei Deputirte: die Herren Graf Schulenburg-Wolfsburg, Obristlieutenant Prott und Obersteuer-Direktor Lichtenberg, sollem unserem Könige von Angesicht zu Angesicht die Lage der Dinge trefflich demonstrirt haben, und in der That ist gleich nach der Rückkehr dieser wackern Repräsentanten die Ernennung unsers Herzogs als Vice-König erfolgt; ein untrügliches Zeichen des hohen Wohlwollens unseres Königs und ein sicheres Unterpfand seiner ferneren Huld. Mehrere Regimenter der Division, welche zur Wiederherstellung der Unruhen zusammengezogen war, sind bereits in ihre Standquartiere zurückgekehrt. In unserer Residenz ist übrigens noch viel militairisches Leben. Die Garde-Regimenter, deren Beurlaubte einberufen waren, bleiben bis nach der Excercierzeit complet. Die Garnison in der Residenz ist jetzt über 4000 Mann stark. Die Eröffnung des Landtages für dieses Jahr ist auf den 7. März festgesetzt. Während deß treffen hier fortwährend Deputationen aus allen Provinzen des Königreichs ein, die sämmtlich, gleich nach ihrer Ankunft, bei unserm General-Gouverneur Audienz erhalten. Manche sollen jedoch von der Art sein, daß die Abhülfe derselben vor der Hand gänzlich unmöglich ist, wenn nicht das Ganze darunter leiden soll. Die Thätigkeit in dem Ministerium und in allen Canzeleien ist sehr groß und die außerordentlichen Sitzungen in diesen Canzeleien sind nichts Außerordentliches mehr, da sie fast täglich statt finden. Man spricht allgemein von vier Staatsräthen, die dem Vice-König beigegeben werden sollen, drei sind selbst schon namhaft gemacht. Bis jetzt hatten wir keine Dignitarien der Art. Eben so verlautet es, daß der Vice-König das General-Commando der königl. hannöverschen Armee abgeben und in die Hände des Generals Carl von Alten (derselbe General, welcher bei der königl. deutschen Legion in Spanien und Portugal mit so großer Auszeichnung commandirt hatte) gelegt haben. Dieser brave General ist nunmehr Feldmarschall der Armee.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 58. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 10. März. 1831.

Müllner als Client.

(Fortsetzung.)

Weißenfels am 13. April 1820.

Verehrter Herr Doctor!

„Ich muß mich in einem Anfalle von Höflichkeit vielleicht sehr undeutlich ausgedrückt haben. In dieser völlig unprocessualischen Angelegenheit wollte ich keinen juristischen Rath, am wenigsten aber eine Verwandlung meiner für künftige Publizität eingereichten Schrift in eine — submissive Bittschrift. Da sei Gott vor! Ich rechne darauf, daß Sie nun ohne allen Verzug — mit Gefangennehmung Ihrer, hier unbewaffneten, Vernunft — das Werk nebst Beilagen abgehen lassen, weil Montag meine darauf Bezug habenden Briefe abgehen. — Es ist damit eigentlich gar nicht auf B., sondern auf gewisse Herren des Colleg. gemünzt, und je dümmer man sich etwa darauf nimmt, desto besser. Den Königlichen Titel giebt der Ausländer nur dem wirklichen König, wo er nicht etwa Lust hat, benevolentiam einer untergeordneten Behörde zu captiren. Der Hr. Krth. könnte mir keinen größern Spaß machen, als wenn er das — übel nähme. — Das gerichtliche Zeugniß und Abschr. des Confiscationsrescriptes senden Sie baldmöglichst mir, zu besserm Gebrauch; der Krth. mag selbst die Nachrichten einholen, die er braucht, um seine Pflicht zu thun. Uebrigens bleibt es — dieses faux pas ungerechnet, bei meinem Urtheil. Selbst in diesem Marginalcpte habe ich den richtigen Takt nicht verkannt, obwohl er zu meinen Noten nicht paßte. Sie wollten aus dem Style das Adstringens wegbringen, weil Sie nicht ahndeten, daß dieses eben der Hauptinhalt ist; der Ausdruck des Stolzes hat hier seinen guten Zweck. Mündlich darüber, zu Ihrem Vortheil, mein junger Freund, dem die Verknüpfungen eines vielseitigen literarischen Lebens nothwendig noch fremd sein müssen. Mit ausgez. Hoch.

Müllner.

NB. An den Rand mußte das Cpt. durchaus nicht kommen, weil es die Reinschrift verdarb. Das war — Genialität, und gewöhnliche Clienten nehmen diese übel. Diese reinfreundschaftliche Bemerkung dem Praktikus, der nicht schmeicheln, aber auch nicht anstoßen will."

Ich ließ nun ohne Weiteres das Müllner'sche Schreiben nebst den beiden Beilagen abgehen und erhielt bald darauf folgende Notification:

„Ein Königlich Sächsischer Kirchenrath und Oberconsistorium hat auf eine vom 6. d. M. datirte, und am 18ten desselben Monats allhier eingegangene Vorstellung des Königlich Preußischen Hofrathes, Hr. Dr. Müllner zu Weißenfels, resolviret, die Schrift unter dem Titel: Müllneriana No. II. über den Ausdruck, „dem Pöbel angehören," ein Sendschreiben von L. A. T., an Brockhaus — ihres pasquillartigen Inhalts halber mit Confiscation belegen zu lassen. Es ergehet auch an die Behörde unter dem heutigen Tage Verfügung, daß sie die in den Buchhandlungen sich vorfindenden Exemplarien dieser Schrift hinwegnehmen lassen und den Buchhändlern deren Vertrieb bei Fünf Thaler — — Strafe für jedes Exemplar untersagen soll. Dagegen nimmt man Anstand, die Schrift unter dem Titel: Müllneriana, Verhandlungen über eine Recension des Yngurd im dritten Stück des Hermes ꝛc. der Confiscation zu unterwerfen.

Dem Herrn Hofrath Müllner wird daher solches zu erkennen gegeben.

Dresden am 21sten April 1820.

Freih. von Ferber.
Friedrich Benjamin Schell. S.

Müllner hatte also „den Zweck seines Schrittes" nur zur Hälfte erreicht.

Einige Monate nach diesem Zwischenspiele wurde mir das einen angehenden Sachverwalter so entzückende Ver-

gnügen zu Theil, Müllner'n den ersten Sieg in obengedachtem Rechtsstreite zu verkünden. Der Königliche Schöppenstuhl zu Leipzig hatte entschieden, daß Brockhaus zu Herausgabe des Original-Briefes und zu Nennung des Verfassers für verbunden zu achten sei, jedoch die aufgelaufenen Kosten gegen einander aufzuheben wären, und es konnte daher blos die Frage entstehen, ob Müllner bei dem letzten Theile dieser Entscheidung sich beruhigen wolle. Er schrieb mir demgemäß:

Weißenfels 13. Juni 20.

„Ich dank' Ihnen, verehrtester Herr Doctor, für den erfochtenen Sieg. Wegen einer Kostencompensation zu appelliren, würde sich für einen ehemaligen sächsischen Advokaten schlecht schicken. Diesem Aufwande will ich schon im Buchhandel wieder beikommen, wenn der ganze Spaß fertig sein wird." Hochachtungsvoll

Müllner.

Inzwischen hatte ich in Müllner's Auftrage die Injurienklage gegen Brockhaus angestellt, welcher ich durch das Editiongesuch „den Weg nicht hatte versperren" sollen und theilte ihm die von demselben darauf zu den Acten gegebene Erklärung mit, welche nicht weniger als 36 eng geschriebene Folioseiten hielt: Ich empfing als Antwort folgendes Schreiben:

(Forsetzung folgt.)

Geständnisse eines maurischen Seeräubers.

(Beschluß.)

Ich befand mich auch unter den Patrioten, denn da es zur See nichts Besonderes zu thun gab, wollte ich auf dem Lande Abenteuer schauen, — ich machte es aber anders, ich ließ die Mönche mit ihren Tonsuren vorüber ziehen, und begrüßte dann die Soldaten mit einer tüchtigen Salve. Ich wurde aber gefangen genommen, und verurtheilt, als Freimaurer, Carbonaro, Rebell und Ketzer, — bei diesen Leuten eines und dasselbe — gehenkt zu werden. Ich entkam jedoch nach Tarifa zu Valdes und seinen wenigen Gefährten. Wir wurden belagert und leisteten verzweiflungsvollen Widerstand. Nach acht Tagen wurde jedoch die Stadt eingenommen, und ich fiel halbtodt in die Hände eines französischen Capitains, der menschlich genug war, für mich Sorge zu tragen, und später sogar meine Flucht nach Paris erleichterte."

„Nach Paris, Commandant? Ihr seid also in Frankreich gewesen?"

„Ja, und ein sonderbares Leben führte ich dort. Durch einen seltsamen Zufall hatte ich zu Alexandrien demselben Manne, in dessen Hände ich zu Tarifa fiel, das Leben gerettet. Er war zur Enthauptung verdammt worden, weil er den Schleier der Frau eines Fellah auf öffentlicher Straße zu lüften gewagt hatte. Ich versteckte ihn auf meinem Schiffe, und brachte ihn endlich glücklich nach Marseille. Er kam nach Paris nach, und führte mich in die Cirkel seiner Freunde als einen von der Inquisition geächteten Egyptier ein. Alle empfingen mich mit den Betheuerungen der lebhaftesten Theilnahme, und wie glaubst Du, daß sie diese bethätigten?"

„Durch Verbesserung Eures Schicksals."

„Das nicht, sie ließen mich meine Unglücksfälle erzählen. Es ist süß, von den Leiden zu sprechen, die man erduldet hat; doch als diese Eitelkeit des Schmerzes befriedigt war, und ich kälter wurde, fiel es mir auf, daß sie mich die traurigen Ereignisse meines Lebens so oft erzählen ließen. In Paris gewährt nichts Unterhaltung als frische, neue Gefühle, und die Franzosen analysiren dieselben so genau, wie die Scenen eines Trauerspiels. Wenn ich zum Beispiele mit funkelnden Blicken und hoch pochender Brust den Todeskampf meiner unglücklichen Schwester, und meine eigenen Empfindungen schilderte, als sie kalt vor mir lag, so klatschten sie in die Hände und riefen aus: „Welche Geberden! welcher Ausdruck! wie schön würde er den Othello geben!" Und wenn ich meine Kämpfe für Spaniens Unabhängigkeit beschrieb, und mit dem Feuer meines afrikanischen Temperaments Freiheit! Freiheit! schrie, riefen sie: „ein schöner Mann! ein wahrer Brutus!" Und wenn sie mich so geistig gefoltert, und sich, so lange es ihnen beliebte, dadurch unterhalten hatten, dann gingen sie kalt von mir fort auf den Ball oder in das Theater. Meine Rolle war gespielt, und ich sah mich von Allen verlassen, außer von meinem Retter, den Capitain."

„Die Elenden!" rief Fasillo.

„Das sind sie nicht; ihr Nationalcharakter ist nun einmal so. Warum sollte ich mich beklagen? Sie zischten mich nicht aus, wenn ich sprach, sie klatschten mir sogar Beifall zu. Was willst Du mehr? Mein Leben war eine Rolle aus einer Tragödie, und bei ihnen ist Alles — Spiel. Freundschaft, Tugend, Ruhm, Vaterlandsliebe, Alles ist bei ihnen Komödie."

„Commandant!" sagte Fasillo mit dem Tone des Vorwurfs.

„Alles, Kind, Alles, selbst die Liebe. Höre! Ich liebte mit Leidenschaft ein Mädchen, schön, lebhaft, verständig, und wie ich glaubte, auch gefühlvoll. Eines Abends schlich ich mich vor der bestimmten Stunde in ihr Boudoir, und versteckte mich hinter einen großen Toilettenspiegel. Bald darauf trat meine Melanie ein, und mit ihr eine andere Schöne, die neidisch auf den éclat war, den meine Liebe ihr verschafft hatte. Melanie's Begleiterin stichelte auf ihre Liebe zu mir. — „„Glaubst Du, daß ich ihn wirklich liebe?"" sagte die Verrätherin. „Nein, meine Gute, er setzt mich nur in Staunen, unterhält mich, und erregt in mir die Empfindungen der Furcht und des Wunderbaren. Alle Klagen unserer Romanhelden sind gegen seine Töne der Verzweiflung schaal und fade. Wenn es mir einfällt,

ihn durch Kälte oder Zorn zu quälen, so vergießt er Thränen, wirkliche Thränen, ja meine Theure, ich habe sie gesehen, habe sie auf meinen Händen gefühlt." Und als sie dieß sagte, brach die boshafte Kokette in ein schallendes Gelächter aus. Mehr vermochte ich nicht mehr zu hören, ich sprang wie ein Tiger aus meinem Versteck hervor, und wiewohl ich die Hexe viel zu sehr liebte, um ihr ein Leid zuzufügen, so jagte ich doch ihr und ihrer Freundin einen solchen Schreck ein, daß sie über eine Woche krank lagen. Das sind die feinen Gefühle, das ist die Gastfreundschaft des „schönen Frankreichs," und nun zu ihrer Freiheit! Eines Morgens trat der Capitain, mein Freund, in mein Gemach, und eröffnete mir, daß ich bei dem Ministerium als ein Verdächtiger angezeigt sei, und wenn ich Paris nicht binnen drei Tagen verließe, an die spanische Regierung ausgeliefert werden sollte: Du weißt, welches Schicksal mich da getroffen hätte. Mein wackerer Freund half mir fort, und ich ging nach Tunis, wo ein Corsar mir den Befehl über zwei kleine Schiffe unter der Bedingung, daß ich den Gewinn mit ihm theilen sollte, anvertraute. Dich, mio caro, fand ich am Bord eines Schiffes, das von mir genommen worden war. Ich habe mich gegen Dich gütig benommen, und Dich, Du armes Kind, zum Genossen meines Schicksals gemacht."

Diese letzten Worte sprach er mit Rührung, und eine Thräne, die erste während dieser Erzählung, zitterte unter seinen Augenwimpern; er streckte die Hand gegen Fasillo aus, welcher sie faßte, und ausrief:

„Auf Leben und Sterben, Commandant!"

„Dann habe ich ein treues Herz in meiner Sturmfahrt durch das Leben gewonnen. Mag mein Schiff nun an die Küste treiben, welcher die Winde sie zuführen!" J. Sp.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hannover.

(Beschluß.)

Dem General-Major Louis von dem Busche, welcher das Corps von Göttingen commandirte, hat unser König das Großkreuz des Guelphen-Ordens verliehen. Ad vocem Göttingen, vor einigen Tagen sind dort kleine Differenzen unter dem Militair vorgefallen, worauf zwei Infanterie-Bataillone ausrückten und in die Nachbarschaft verlegt wurden. Im Uebrigen ist es in dieser Musenstadt vollkommen ruhig und werden dem Anscheine nach die Studien dort bis zu Ostern wiederum in das alte Geleise kommen. —

Der 24. Februar, der Geburtstag unseres Vice-Königs wurde, wie das zu erwarten war, noch herzlicher als je zuvor celebrirt. Dießmal galt es dem Geburtstagskönige und dem Vice-Könige in einer Person. Zur Theilnahme an diesem Doppelfeste trafen die ersten Familien aus der Provinz hier ein. Am 23. Mittags traf auch Sr. Durchlaucht der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels hier ein. Dieser liebenswürdige Nachbarfürst benutzte diese Festlichkeit, um unserem Herzoge, welcher acht Tage zuvor ihm in Braunschweig einen Besuch abgestattet hatte, seine Gegenvisite zu machen. Zu dem Empfange dieses hohen Gastes war der Fürstenhof zwar in den Stand gesetzt worden, indeß verbat sich der Herzog dieses Obdach und zog es vor, in dem Britishen-Hôtel abzusteigen und zwar aus dem sehr artigen Grunde, weil er bei einem einige Wochen zuvor intendirten Besuche, welcher jedoch durch die eingetretenen Unruhen damals vereitelt wurde, schon sein Logis in diesem Hôtel bestellt und demnächst wieder abbestellt hatte. Der fürstliche Gast soll mit diesem Gasthofe außerordentlich zufrieden gewesen sein. Am Vorabende des Festes feierte Thalia diesen Jubeltag durch einen Prolog, gedichtet von unserem Hoftheaterdirector Franz von Holbein, und gesprochen von Frau von Holbein. Hierauf zum Erstenmale unseres neuen Capellmeisters Marschner große Oper: „Der Templer und die Jüdin". Der Erfolg dieser Darstellung soll in der, von der Redaction des Planeten für Theatralia angewiesenen, Rubrik demnächst besprochen werden. Zwei Stunden vor der Darstellung war das Haus schon zum Erdrücken angefüllt. Eine Casse war an dem Abende gar nicht geöffnet worden, da alle Billette schon Tages zuvor vergriffen waren. Das Haus war mit mehreren Hundert Wachskerzen rings der Logen vom Parquet bis in die Gallerie glänzend erleuchtet. Gegen 7 Uhr erschien der Herzog von Cambridge in Begleitung der Frau Herzogin, des Herzogs von Braunschweig und einem zahlreichen Gefolge in der königlichen Mittelloge. Unter'm Schalle der Trompeten und Pauken jauchzte man dem Könige des Festes ein Hurrah entgegen, das den Einsturz des Hauses bedrohte. Der Jubel schien kein Ende nehmen zu wollen, bis endlich das Orchester mit dem God save the king durchdrang, worin das ganze Publikum begeisternd einstimmte. Am Schluße dieser Volkshymne ertönte ein tobenderes Hurrah, dem erst der Anfang des Prologs Einhalt that. Nach Beendigung der Ceremonien begaben sich die hohen Herrschaften in die Herzogliche Loge wo sie bis zum Ende der Oper verweilten. Am 24. Februar feierte der Vice-König die ersten Stunden seines Festes im Schooße seiner hohen Familie. Um 11 Uhr Morgens war große Parade in der Herrenhäuser Allee. Eine unabsehbare Masse von Zuschauern füllte die Seiten-Alleen. Zwei Schwadronen Husaren, eine Batterie Artillerie, das Garde-Jäger- und Garde-Grenadier-Regiment defilirte an Sr. Königl. Hoheit dem Vice-Könige vorbei, ihm zur Seite war fortwährend der Herzog Wilhelm. Bei der Ankunft des Gefeierten brachten ihm das Militair und die Zuschauer unter'm Donner der Kanonen ein unerkünsteltes Hurrah. Die Frau Herzogin von Cambridge und mehrere Damen aus allen Ständen hielten in ihren Equipagen am rechten Flügel der Colonne. Nach

Beendigung dieser militairischen Festivität war im Königl. Marstalle, zu Ehren Sr Durchlaucht des Herzogs von Braunschweig, große Stallparade. In unserer imposanten Manège wurden die trefflich dressirten Reitpferde von den Stallmeistern und Oberbereitern vorgeritten und dann die prachtvollen Equipagen, worunter der Königswagen, mit den berühmten acht Weißgeborenen bespannt vorgefahren. Diese Parade möchte wol, selbst den Bewohnern größerer Residenzen, einen sehr überraschenden Anblick gewähren, da unser Marstall und unsere englischen Race-Pferde zu dem Außergewöhnlichen gezählt werden dürfen. Mittags war Diner im Fürstenhofe, mehrere Gastmahle bei hohen Staatsdienern und in Familiencirkeln. Abends war im Palais des Vice-Königs, Cercle, Ball und Souper, wo über 400 Personen anwesend waren. Mit dem Dunkelwerden war die Stadt erleuchtet worden. Gegen 9 Uhr versammelte sich eine Masse Menschen vor dem Palais und brachte dem Vice-Könige ein herzliches Lebehoch! Die Flügelthüren des Balcons wurden geöffnet und der Vice-König erschien auf demselben, seinen Dank der jubelnden Menge abstattend. Auch in mehreren Provinzial-Städten wurde dieses Doppelfest frohlockend celebrirt. In Celle illuminirten die Einwohner zwei Abende nach einander, in Osnabrück und Münden wurde dieses frohe Ereigniß mit Glockengeläute und Musik gefeiert. Von diesem Allen mögen Ihr Leser die Stimmung der Hannoveraner abstrahiren, welche seit einiger Zeit als etwas sehr revolutionair erschienen ist. Wir bedürfen nur eines Lächelns der Fortuna, um laut aufzulachen; ein einziger Sonnenblick erwärmt alle Gemüther, denn, um mit Johannes von Müller zu reden, „gehorchen wir gern, wenn wir nur wissen, warum und wie weit" — und dabei befinden wir uns Alle, Gottlob! recht wohl. — Unter dem Namen: „Unterstützungsverein der Hannoveranerinnen" hat sich hier eine Gesellschaft von Damen gebildet, die ihre schönsten und reichsten Handarbeiten zur Verloosung hergegeben haben, deren Ertrag denjenigen Armen zufallen soll, welche durch Mißwachs oder sonstige zerstörende Naturereignisse heimgesucht worden sind. 7000 Loose, das Loos zu ½ Gulden, sind bereits debitirt worden. Am 26. 27. und 28. Februar wurden diese schönen Arbeiten in den Börsen-Sälen gegen ein billiges Entrée, ebenfalls zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, zur Schau ausgestellt. Auch unsere hochherzige Königin, die Herzogin von Glowster und mehrere hohe Damen in London haben selbst verfertigte Handarbeiten diesem Vereine geschenkt. Der Anblick dieser künstlich verfertigten und eleganten Sachen ist fast eben so schön, als das Unternehmen selbst. Unsere Hannoveranerinnen erschließen bei solchen Gelegenheiten die mitleidigen Herzen augenblicklich und sind in der Zeit der Noth musterhaft wohlthätig. Darum mit Schiller gesagt: Ehret die Frauen ꝛc. und eben so würde ich im Geiste Bürgers redend ausrufen!

„Und, traun, fällt mir das Freien ein,
So muß es 'ne Hannoveranerin sein."

wenn die Sache nicht schon längst abgemacht wäre, und zwar zu meiner vollkommenen Zufriedenheit.

G. Harrys.

Buntes.

(Der neueste Prophet.) Die Kardinäle sitzen lange im Conclave, bin begierig, welchen Trank die Herrn brauen werden? — fragte irgend Jemand — ein Anderer entgegnete: „ich denke — einen syrop de capillaire" — und siehe da, wenige Tage nachher traf die Nachricht ein, daß Mauro Cappellari, als Gregor XVI., den päpstlichen Stuhl bestiegen habe.

(Cholera.) Was folget dieser Morbus? — was lob' ich an der Morbus?
„Des Todes leisen Kuß."

(Polen.) Was hinterläßt das Feu'r in Polen? — was werden dort die Russen holen? —
„Todte Kohlen."

(Ansichten i. J. 1831.)
Der Jüngling. Ich wittre Licht und Morgenluft.
Der Geist. Ich — — Finsterniß und Gräberduft.
R. H.

Die Frau eines russischen Fischers, die den Trunk liebte, ging eines Tages auf das Eis, um die gelegten Aalschnuren aufzuziehen, stürzte aber in das Wasser und ertrank. Ihr Mann, der sie überall vergebens gesucht, erschien endlich selbst an der Stelle und zog das Netz, das zu seinem Erstaunen zentnerschwer geworden war, mit Hülfe einer eisernen Stange heraus. In dem Netze lag seine todte Frau, aber zugleich wimmelte es von Aalen an dem Leichnam und noch nie ist ein Fang so glücklich gewesen. Halt, denkt er im Besitz eines Geheimnisses, das ihm Reichthümer versprach, du sollst mir nicht umsonst gestorben sein, und läßt das Netz mit dem Leichnam wieder hinein. Der Erfolg ist derselbe und die Nachbarschaft staunt über das Glück des Fischers, bis er vom Zufall verrathen und zur Verantwortung gezogen wird. P.

Hierzu eine Beilage: Sachsenzeitung No. 51. als Probeblatt. Der Jahrgang dieses Volksblattes, von dem, mit Ausnahme des Sonntags, alle Tage eine Nummer, meistens einen Bogen stark, erscheint, kostet nur 4 Thlr., wofür es durch alle Buchhandlungen und die inländischen Postämter bezogen werden kann. Die Insertionsgebühren in den Beilagen der Sachsenzeitung sind eben so billig gestellt, nämlich die gespaltne Zeile in groß Quart ½ Groschen. Da dieses Blatt, nächst der politischen Leipziger Zeitung, das im Königreiche Sachsen und in den angränzenden Ländern an meisten verbreitete und gelesenste ist, so erfüllen die Inserate desselben im hohen Grade ihren Zweck.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 59. (II. Jahrg.) Freitag, den 11. März. 1831.

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

(Fortsetzung.)

Sah es in Rücksicht auf die lyrische Poesie also betrübt aus, so kann man leicht daraus schließen, daß es auch in Beziehung auf die epische nicht viel besser stehen mochte. Freilich ist dieses nicht unbedingte Folge von jenem. Denn es läßt sich sehr wohl denken, daß das Epos auch da gedeihen kann, wo die eigentliche lyrische Poesie nur geringe ist, und wir würden vielleicht durch nähere Untersuchung finden, daß bei manchen alten und neuen Völkern eins ohne das andre bestand, und vorzüglich die epische Poesie blühete, während die lyrische fast verlassen war. Selbst in Deutschland wäre es einer Zeit, wie das Jahr 1730 war, möglich gewesen, daß das Epos kultivirt, und die eigentliche Lyrik vernachlässigt worden wäre, indem das Gedehnte, Weitauseinandergesponnene einmal nothwendige Hebel des Heldengedichtes sind, und diese Eigenschaften wirklich sich überall vorfinden, so daß selbst die gewöhnlichen lyrischen Gedichte viel Episches in sich vereinigen. Aber da die Zeit überhaupt so mager und leer war, so mußte dieses auch in Beziehung auf das Epos, im engeren und weiteren Sinne des Wortes, der Fall sein.

Ohne uns an die gewöhnliche Eintheilung der Poesie, wie man sie in den verschiedenen Poetiken und Aesthetiken findet, zu kehren, bemerken wir, daß wir hier das Epos im weitesten Sinne nehmen wollen, und würden daher zu ihm rechnen: das eigentliche Epos, den Roman, die Romaneske, die Ballade, Romanze, Erzählung, die Novelle und selbst die Idylle. Es ist unmöglich, eine Musterung über den Bestand der epischen Poesie im Jahre 1730 abzuhalten, denn es findet sich leider nichts vor. Des Freiherrn v. d. Gröben, Bergonens und seiner tugendhaften Aretäa Lebens- und Liebesgeschichte war schon 1700 erschienen, und Bodmers Noachide war noch nicht da. Neue Romane wurden dem Publikum auch nicht geschenkt; man war mit der asiatischen Banise von Ziegler zufrieden, und las sie hin und wieder, so daß man sie am Ende auswendig wußte. Balladen und Romanzen finden wir in den verschiedenen Gedichtsammlungen äußerst wenige, Erzählungen und Novellen wurden auch keine weiter mehr angefertigt; die Volksbücher, welche zu Cöln, gedruckt in diesem Jahre, erschienen waren, reichten aus. Der Idyllen sind freilich viele da, aber wenige in epischer, desto mehr in dramatischer Form, welche man gewöhnlich Waldkomödien nannte.

Man hielt es mehr mit den didactischen Gedichten. Die Bücher, welche eine belehrende Tendenz hatten, waren für das eigentliche Lesepublikum zu trocken und zu weitschweifig. Die Sprache war noch zu hart und zu unbiegsam, um auch die Moral in elegantem Styl und mit schönen Worten dem Publikum annehmlich zu machen; da man also die einfache, schlichte Prosa hiezu nicht brauchen konnte, griff man zur Poesie und schrieb didaktische Gedichte, und zwar — versteht sich — wiederum in gereimten Alexandrinern. Jetzt sind, hundert Jahre später, solche Gedichte gänzlich aus der Mode gekommen, und mit Recht, indem man nun auch die Prosa geschickt genug zu handhaben weiß, um so die Moral der Lesewelt beliebter zu machen, als es in steifen Gedichten geschehen könnte. — Man wird nicht leicht eine Gedichtsammlung der damaligen Poeten finden, in denen man nicht auf ein Lesegedicht, wenigstens auf ein kleines, stößt. Aber auch der größeren, in vielen langen und breiten Gesängen gibt's eine Menge. Das Ausgezeichnetste mag das beschriebene Gedicht Albrecht's von Haller, und die Alpen sein, welches er 1728 schrieb. Wollte man dieses Gedicht einer Revision unterwerfen, und die harte, oft widerspenstige Sprache feilen und glätten, so möchte es auch jetzt noch gelesen werden, indem es reich an Ideen und Inhalt ist. Damals galt es als ein unübertreffliches Mustergedicht, und wurde in prächtigen Ausgaben, mit vielen Kupfern versehen, und auf dem feinsten Papier gedruckt, verbreitet. Auch jetzt noch mag es beinahe eben so sehr zur Erbauung dienen, als Klopstock's Messias und andere Epopäen von Wieland und Andern, von denen man zwar mit Lob und Begeisterung spricht, die

aber keiner mehr recht goutiren, und die man nur mit Ueberwindung durchlesen kann. Ein anderes seiner didaktischen Gedichte ist das an die Ehre, auch vom Jahre 1728, welches aber dem ersteren das Wasser nicht reicht, und da es nur eine Nachahmung à la Boileau ist, auch nur einen historisch-literarischen Werth hat.

Ungleich bedeutender erscheint uns in diesem Zeitraume die dramatische Poesie. Was das Theater selbst betrifft, so hatten am Schlusse des 17ten Jahrhunderts manche deutsche Höfe ihr Nationaltheater, denen man aber so wenig Geschmack abzugewinnen wußte, daß sie bald wieder verdrängt, und wir im Jahre 1730 fast nur französische Bühnen und Schauspieler, wie z. B. in Berlin, vorfinden. Auf den deutschen Bühnen werden nur die sogenannten Waldkomödien, oder Schäferspiele aufgeführt, und außer diesen etwa noch die alten trefflichen Spiele von Gryph und Lobenstein. Vom Costüm hatte man auch nicht die mindeste Ahnung. Alte Helden, gleichviel, ob sie den Syrern, Griechen, Römern oder dem Mittelalter angehören, wurden in neuen Trachten gespielt, gewöhnlich in schwarzen Sammt. Auch in den ernstesten Stücken durfte der eigentliche Pickelhäring oder Hanswurst nicht fehlen. Als dieser durch Gottsched von der Bühne verbannt war, trat an seine Stelle ein Surrogat, unter anderm Namen, so wie es auch in den Shakespeareschen Werken kaum ein Drama gibt, wo nicht eine oder mehrere lustige Personen vorkamen. Das behielt auch späterhin Kotzebue, und die deutschen Schüler Shakespeare's, wenn wir sie so nennen wollen, bei, wo immer ein Spaßmacher den Ernst des Trauerspiels unterbricht, und wir auf diese Weise wohl sagen können, daß noch immer der Hanswurst nicht von der deutschen Bühne verbannt sei.*) Großen Beifall fand, um's Jahr 1730, die Oper. Bereits 1708 hatte Stranitzky in Wien, wo bisher nur italienisch gespielt wurde, das deutsche Schauspiel eingeführt. Die Dramen der damaligen Zeit zeichnen sich durch lange Titel, durch ihre Breite und Länge, durch ihre steifen Alexandriner, und durch ihr Festhalten an die Dreieinheit der Zeit, des Ortes und der Handlung, eben nicht vortheilhaft aus. Unter denen, die von 1720—1730 erschienen, sind zu nennen: Bellerophon, oder die vom Himmel beschützte Tugend; Achmet und Almeide, oder das, durch beständige Liebe mit Persien glücklich erkämpfte Numidien; die durch wohlverdienten Ruhm unsterbliche Tugend, oder der vergötterte Herkules; Florentin, oder der schwärmende Schäfer. Indessen hatte doch bisher das Schauspiel nicht recht aufkommen können, indem es von der Liebhaberei zur Oper verdrängt wurde, so daß selbst in bedeutenden Städten nur Opern gespielt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch soll und darf er — oder vielmehr die Komik, die er repräsentirt, nicht verbannt werden. Denn Komik und Tragik bilden zusammen erst das Leben, und die Kunst soll stets das ganze Leben, nicht blos die eine Seite desselben darstellen. D. R.

Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Man hat in neuerer Zeit mehr als jemals den Reichthum unserer Literatur über Italien bald gerühmt, bald beklagt. So entschuldigte sich Thiersch in der Vorrede zu seinen „Reisen in Italien" weitläuftig über die Herausgabe derselben, und wirklich läßt seine verdienstliche Reisebeschreibung immer noch Vieles zu wünschen übrig, sowohl was ihren Inhalt, als was die Form ihrer Darstellung betrifft.

Der Verfasser der vorliegenden italienischen Reise thut sich dagegen Unrecht, wenn er dieselbe ein „Handbuch" nennt. Sie ist allerdings ein solches wegen ihrer Bündigkeit und Vollständigkeit, aber sie ist zugleich weit mehr. Wenn in irgend einem Werke Fülle des Inhalts, und Anmuth der Darstellung, reiche Belehrung und heitere Unterhaltung wahrhaft verbunden sind, und in jedem Punkte treu sich durchdringen, so ist es diese Reise: Sie spricht uns in ihren „klar-bestimmten, einfach harmonischen Zügen" wie ein homerisches Gedicht, oder vielmehr wie die epische Natur des Landes an, welches sie beschreibt. Aehnlich wie Solger in seinen ästhetischen Schriften die schwierigsten Gegenstände der Kunstwissenschaft in einer kunstvollen Sprache zu behandeln wußte, so öffnet uns diese Reise das geheimnißreiche Land der Schönheit und Kunst in der schönsten Weise der Darstellung. Groß und herrlich, wie Jean Paul's Titan, mild und einfach heiter, wie Goethe's Briefe, treu und belehrend, wie Winkelmann's Werke führt sie uns, ohne die Gränzen einer wahren Beschreibung zu verlassen, mit jugendvoller Frische in das weite Reich italienischer Natur und Kunst, so daß der Wunsch nach einer baldigen Erscheinung ihres zweiten Theiles in uns fast so rege wird, als der Wunsch, das Land, welches sie beschreibt, immer wieder und wieder zu bereisen.

Es muß nämlich vor Allem anerkannt werden, daß der Verfasser die poetische Kraft seines Geistes nirgends durch Uebertreibung, überall nur durch die Sache und in der Sache geltend machte. Diese poetische Kraft und Objektivität der Beschreibung ist die Wurzel und Blüthe seines Styles, so fern der Styl, in gewissem Sinne, nach einem bekannten Worte, „der Mensch selbst" ist. Dürfen wir daher aus dem Style auf den Verfasser schließen, so werden wir in aller poetischen Lebensfülle einen Charakter finden, dessen Kraft überall durch gleich große Zartheit gemäßigt ist, wie ein Werk des Praxiteles. Wir müssen glauben, er sei dazu geboren, Italien und Griechenland zu beschreiben. Seine Schrift erschöpft mit gleicher Treue die Erscheinungen der Natur, und die Werke des Geistes, des Alterthums und der Kunst. Und wenn man etwas darin vermissen könnte, so wäre es vielleicht einzig dieses, daß auf die geologische Seite Italiens nur im Vorübergehen Rücksicht genommen ist. Aber eben diese Seite liegt,

unseres Erachtens, außerhalb der Gränzen seiner Aufgabe, welche die Vergangenheit der Natur und Geschichte nur in so weit aufnehmen durfte, so weit sie offen vor dem Auge der Gegenwart liegt. Es würde also eine ausgeführte Darstellung der geologischen Natur Italiens in diesem Werke eben so unzweckmäßig gewesen sein, als die Entwickelung der ganzen italienischen Geschichte: beide Seiten bilden eigenthümliche Aufgaben, welche eigene Schriften erfodern. Daß aber der Verfasser selbst die Betrachtung der geologischen Natur doch nicht ganz vernachlässigt hat, daß ihm die Leistungen Brocchi's, v. Buch's, v. Przystanowski's und Anderer nicht unbekannt geblieben, dafür bürgen uns diejenigen Stellen, an welchen es am Orte war, solche Punkte zu berühren (z. B. S. 4, 332, 362, 430), ohne den Lesern dieses Werkes unverständlich zu werden. An der letzteren Stelle z. B. macht er auf eine Ueberlieferung von der alten vulcanischen Natur des trasimenischen Seebeckens bei Plinius aufmerksam, welche von den Naturhistorikern bisher nur wenig beachtet wurde. (Trasimenum lacum arsisse totum.) Weiter durfte er auf die geologischen Verhältnisse nicht eingehen, weil er ein frisches und lebendiges Bild des Ganzen, keine Anatomie des Bodens zu geben hatte.*)

Reicher sind daher die Andeutungen über die italienische Geschichte. In diesem Felde gibt der Verfasser immer die geeignetsten Quellen und ausführlicheren Schriften über berührte Gegenstände, in den Anmerkungen fleißig und sehr vollständig an, ohne durch überflüssige Citate den Leser zu ermüden. Vorzüglich schätzenswerth sind seine Bemerkungen für die Kunstgeschichte, wobei er jedoch das „was mehr blos kunsthistorisches Interesse hat" (S. 48) minder hervorzieht, als Alles, was sich durch einen bleibenden Kunstwerth auszeichnet. Sein Bestreben war (S. V) „das Vorhandene mit Wahl zu ergreifen." Und wir müssen schon darum gestehen, daß ihm dieses gelungen sei, weil sein Werk die schmale Mittelstraße hält, welche dem unterrichteten Freunde der Kunst neue Ansichten und Aussichten eröffnet und zugleich denjenigen, der in diesem Gebiete nicht zu Hause ist, ohne jenen zu belästigen, in dasselbe weit besser einführt, als manches volle Dutzend ästhetischer Lehr- und Hand-Bücher.

Die ganze Schrift des Verfassers tritt in die Welt bescheiden und sittig, wie eine reine Jungfrau in der Blüthe ihrer Schönheit an den Altar der Vermählung. Die Anmerkungen zum Texte sind kein aufgehäuftes Chaos bloßer Gelehrsamkeit, sie sind der einfache, bräutliche Schmuck der Jungfrau, die ihren Geliebten gefunden hat und in sich geschlossen vor den Altar tritt, wenn ihr gleich die Zaubermacht ihrer Schönheit nicht mehr verborgen ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) So finden wir z. B. S. 433 die Spuren des Vulcanismus bei Monterosi nicht erwähnt.

Neueste englische Literatur.*)

The Life and Correspondence of the late Admiral Lord Rodney. By Major-General Mundy.**) 2 vols. London 1831. Rodney's Name wird jedem Engländer stets theuer bleiben. Das oben genannte Werk enthält vielfache Beweise seiner Verdienste als Krieger und Mensch. Es besteht vorzüglich aus seiner Korrespondenz, mit hier und da eingestreuten Notizen seines Lebens, die in einem Tone des Lobes und der Rechtfertigung geschrieben sind, wie sich dieß von seinem Biographen und Schwiegersohn, Generalmajor Mundy wohl erwarten ließ. Rodney's ganzes Leben war eine fast ununterbrochene Kette von Dienstleistungen zur See, und er genoß nur kurze Augenblicke von Ruhe auf dem Lande. Wiewohl an das rauhe Seeleben gewöhnt, wird er doch als höflich und fein in seinem Benehmen geschildert, und wußte sich sehr wohl in die Hofwelt zu schicken. Er wurde in einem Alter von zwölf Jahren Seekadet, war zwei und sechzig Jahre in Diensten, von welchen er funfzig in wirklicher Thätigkeit, als Offizier und Befehlshaber zubrachte. Seine Laufbahn war glücklich, ja sogar glorreich, er hatte aber, während er zur See Lorbeern erntete, daheim viel von Parteieifersucht, kriechenden Schmeichlern der Regierung, und Verkleinerern seiner Verdienste zu dulden. Er starb, ruhig in seinem Armstuhle sitzend, und zwar arm, wie nur wenige der berühmten Männer Englands.

Die Korrespondenz in diesem Werke ist größtentheils offiziell, und hauptsächlich nur für Männer vom Fach interessant. Unähnlich der Korrespondenz Collingwood's oder Munro's, bietet sie keine Charakterzüge, Witzblitze und andere Schätze dar, welche fähig wären, sie für Alle gleich anziehend zu machen. Sie ist kalt, und nicht viel mehr als eine Sammlung von Depeschen.

Rodney's Ansichten in Bezug auf die Politik, als er sich auch in dieses stürmische Meer wagte, beweisen, daß ein großer Seeheld ein sehr mittelmäßiger Staatsmann sein kann. So widersetzte er sich z. B. mit Wärme der Aufhebung des Sklavenhandels. Er nannte die Verfechter der nordamerikanischen Freiheit stets nur Rebellen, und als er von Franklin's guter Aufnahme zu Versailles hörte, drückte er in einem seiner Briefe die Hoffnung aus, daß Frankreich bald Ursache haben werde, diesen Schritt zu bereuen.

Als Befehlshaber muß von Rodney gesagt werden, daß es ihm häufig mißglückte, sich den Gehorsam seiner Offiziere zu erhalten. Hierin dem großen Nelson ganz unähnlich, fragte er nie seine Offiziere über einen Plan, den er auszuführen wünschte, um Rath, sondern durchdachte ihn allein, und erließ dann seine peremptorischen Befehle. Er

*) Der Planet wird in seinem Literaturblatte von nun an stets eine vollständige Uebersicht des Beachtungswerthesten der neuen englischen Literatur bringen. D. R.

**) „Das Leben und die Korrespondenz des verstorbenen Admirals, Lord Rodney. Von dem Generalmajor Mundy."

hat nur ein einziges Mal einen Kriegsrath gehalten. Ihm fehlte jene Kunst, die Nelson in einem so hohen Grade besaß, nämlich die, seine Untergebenen für sich zu gewinnen. Zu dem war er stolz auf seine Abkunft von einer alten Familie, und auf seine erfochtenen Siege.

Rodney war nicht ganz frei von der Sucht, einträgliche Aemter zu kumuliren. Als er zum Oberbefehlshaber der Nation von Jamaika ernannt wurde, wollte er durchaus seine damit nicht recht vereinbare Stelle als Gouverneur des Invalidenhauses von Greenwich beibehalten, und flehte die Regierung demüthig, aber vergeblich, um diese Gunst an.

Sein Biograph nennt ihn den englischen Belisar, und vergleicht ihn sogar mit Napoleon. Solches Lob sollte der Schriftsteller nie ertheilen, sondern vielmehr dem Leser selbst die Schlüsse ziehen lassen.

Rodney's Hauptverdienst besteht darin, daß er das Seemanöver, welches „die Linie des Feindes durchbrechen" heißt, wenn nicht erfand, doch zuerst siegreich anwendete.

Stories of American Life, by American Writers. Edited by Miss Mary Russel Mitford.*) 3 vols. London 1831. Dieß ist eine Sammlung von kurzen amerikanischen Erzählungen und Skizzen, welche Miß Mitford aus verschiedenen transatlantischen Schriften in der Absicht gesammelt hat, den Leser mit amerikanischen Sitten und Gewohnheiten vertraut zu machen. Diesen Zweck erfüllt aber das Werk durchaus nicht. Die Erzählungen sind unterhaltend, aber geringfügig, ohne Erfindung, und überdieß in einem mittelmäßigen Style geschrieben.

The Quarterly Journal of Education. Nr. I. London 1831.**) Eine neue, gut angelegte Unternehmung. In diesem ersten Hefte finden sich folgende Aufsätze: Erziehung zu Oxford, — Elementar-Unterricht in Schottland, den vereinigten Staaten, Schlesien und Baiern, — das gregorianische Collegium zu Rom, — die medicinische Schule von Paris, — die polytechnische Schule zu Paris, — die Erziehung auf den jonischen Inseln ꝛc. Diese Aufsätze sind mit Einsicht und Sachkenntniß geschrieben, und wenn das Unternehmen fortgeführt wird, wie es begonnen hat, so verspricht es reiche Ausbeute für Philosophen und Staatsmänner.

Voyages of the Companions of Columbus. By Washington Irving.***) Family Library, Nr. XVIII. London 1831. Dieses kleine Buch ist voll von Erzählungen einer, an wunderbaren Begebenheiten, und an Abenteuern zu See und Land, die mehr wie Zauberwerk als wie Wirklichkeit aussehen, überreichen Epoche. Die seltsame Mischung von Frömmigkeit, Ehre, Kühnheit und Grausamkeit, welche den Spanier charakterisirt, ist darin mit größter Treue wiedergegeben. Irving's Werk gleicht einem Panorama, in welchem Licht und Schatten, Nebel und Sonnenschein, Felsen, Grotten, herrliche Landschaften, ruhige Seen und stürmische Meere abwechseln, und die Aufmerksamkeit fesseln. Obschon der Zweck der meisten Unternehmungen dieser Abenteurer eingestandener Maßen auf Gold abzielte, so zeigten sie doch so viel Enthusiasmus und Unerschrockenheit, daß man ob ihrer Ritterlichkeit jenen eigennützigen Beweggrund ganz vergißt. Ihr religiöser Aberglaube, der in einem besser unterrichteten Jahrhundert nur Mitleid oder Verachtung erzeugt hätte, färbt selbst ihre schlimmsten Thaten mit einer gewissen romantischen Sophistik, so daß ihre moralische Schlechtigkeit dadurch fast gemildert wird. — Washington Irving verdient hohes Lob für seine keineswegs leichte, wiewohl an schönem Erfolg, so reiche Arbeit.

Unter den Minor Poets, die in Almanache schreiben, steht oben an A. Tennyson. Seine Poesie ist erhaben, voll Gedanken und Gefühle, er strebt nach dem Schönen, Einfachen, Großen, und das Buch, woraus er studirt, ist die Natur. Er ist eben so sehr poetischer Metaphysiker, als malerischer Dichter. In der letzten Eigenschaft steht er hoch, in der ersten hat er — mit Ausnahme Wordsworth's und Coleridge's keinen lebenden Nebenbuhler. Die Gedichte, welche von ihm in den Taschenbüchern für das Jahr 1831 erschienen sind, bestätigen das Gesagte in allen Punkten. Wir können nicht umhin, unsern Lesern den überraschenden Schluß eines „Bruchstückes" von ihm, mitzutheilen:

— — — — Old Memphis hath gone down:
The Pharaohs are no more: somewhere in death
They sleep with staring eyes and gilded lips,
Wrapped round with spiced cerements in old grots
Rock-hewn and sealed for ever.

Dieß ist schön —, dann der Vers in demselben Bruchstück:

Thy placid sphinxes brooding o'er the Nile

ist so vollkommen, wie irgend einer der studirtesten Versuche Pope's, durch den Klang den Sinn nachzuahmen, und alle Attribute eines Bildes in einer einzigen Zeile zu geben. Man kann Tennyson nicht vorwerfen, daß er dieser Manier Pope's nachstrebe, allein die Fülle seines Herzens und seiner Phantasie zwingt ihn zur Kürze. — Unter den Damen, welche die Taschenbücher für 1831 mit poetischen Versuchen bereichert haben, verdient vorzüglich die Quäkerin Mary Howitt genannt zu werden. Ihr Gedicht, das die Ueberschrift Deliciae Maris*) trägt, stellt sie hoch.

J. S.

---

*) „Amerikanische Erzählungen, von amerikanischen Schriftstellern, herausgegeben von Miß Mitford."

**) „Journal der Erziehung, vierteljährig erscheinend."

***) „Reisen der Gefährten des Columbus. Von Washington Irving."

*) In „The Gem" für 1831.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 60. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 12. März. 1831.

Zur Geschichte der in Ost- und Westpreußen reisenden Schröderschen Schauspielergesellschaft.

Danzig, den 26sten Januar 1831.

Es ist nicht gut, post festum zu kommen, aber es ist gut, erst post festum das Fest selbst zu beschreiben. Während der Donner der Schlacht noch wüthet, fertigt man keine Bülletins über dieselbe an. — Und so will ich denn erst jetzt, nachdem die seit dem Anfange des vorjährigen August Monats hier gewesene Schrödersche Schauspielergesellschaft Danzig verlassen und sich nach Königsberg begeben hat, über dieselbe und ihren hier statt gehabten letzten Aufenthalt berichten. Erwarten Sie indeß nicht, daß ich über jeden der einzelnen Schauspieler weitläuftig verhandeln werde; die Aufgabe, welche ich mir bei diesem Aufsatze stelle, ist vielmehr nur, Sie mit der Geschichte dieser abwechselnd in Königsberg und Danzig spielenden Gesellschaft und besonders mit der während ihres in diesen Tagen beendigten letzten Aufenthaltes hieselbst bekannt zu machen.

Im Jahre 1820 empfing der Schauspieldirektor Schröder, welcher bisher in Pommern und auf der Messe zu Frankfurt an der Oder gespielt hatte, ein Privilegium für Ost- und Westpreußen und benutzte dieses in den ersten Jahren seines Hierseins in der Art, daß er in der Regel die Wintermonate in Danzig zubrachte, und hier namhafte Geldsummen erübrigte, und sodann gegen das Ende des Winters mit denselben nach Königsberg zog, wo er, ohne eine Geldeinnahme wie in Danzig machen zu können, bis zur Mitte des Sommers verweilte, und hier wie in den kleinern Städten, wo er die übrigen Sommermonate zubrachte, von dem Danziger Gelde zehrte, bis er zum Herbste nach Danzig zurückkehrte, um hier von Neuem seine Casse zu füllen. — Doch nicht nur Geld fand er bei uns, sondern (zu seinem Unglücke) auch Credit, doch freilich nur bei Personen, die für das Risiko, einem reisenden Schauspieldirektor Vorschüsse zu machen, sich die größten Zinsen und außerdem noch namhafte Vortheile zu verschaffen suchten. — Diese Leichtigkeit, Darlehne machen zu können, verleitete ihn zur Vernachlässigung aller Sparsamkeit, zur Bewilligung der enormsten Gehalte, zur Verschleuderung der namhaftesten Summen durch Reisen und auf andere Weise und endlich sogar im Jahre 1826 zur Errichtung einer zweiten Gesellschaft, um zugleich während des Winters in Danzig und Königsberg spielen zu können.

Doch nur wenige Monate fristete diese neue Gesellschaft, die im Oktober 1826 in Königsberg zu spielen begann, ihr Leben. Ihr Regisseur, welcher in Deutschland eine Menge von Schauspielern für dieselbe engagirt hatte, war Jermann, ein nicht talentloser, jedoch von solcher Eitelkeit besessener Berliner Jude, daß er auf den lächerlichen Gedanken verfiel, den Karl und den Franz Moor an einem Abende in eigener Person zugleich spielen zu wollen und ihn in Danzig und Königsberg (so wie im Jahre 1830, wie wir so eben in einem Theaterberichte finden, auch in Cöln und Aachen) wirklich in Ausführung brachte. — Der zweite Regisseur dieser Königsberger Gesellschaft war der bekannte, von der Natur so reichbegabte Kunst, der sich indeß, als die, ohne einen alten Stamm, neu organisirte Gesellschaft in Unordnung gerieth und täglich die ärgsten Raufereien und Saufereien vorfielen, so daß öffentliche Scandale im Schauspielhause entstanden, und überdieß keine Gehalte mehr gezahlt werden konnten, mit Hinterlassung von Schulden davon machte und dadurch das Signal zu einer allgemeinen Auflösung gab. — Nur wenigen Schauspielern dieser zersprengten Gesellschaft gelang es, in die Danziger überzugehen; bei weitem die meisten, die aus der Mitte von Deutschland durch die glänzendsten Versprechungen in diese entfernten Provinzen gelockt worden waren, geriethen, da Schröder, den schon eine furchtbare Schuldenlast drückte, ihnen nicht gerecht werden konnte, in das furchtbarste Elend, so daß ein damals erscheinendes Danziger Theaterblatt „der Gesprächige" einem Aufsatze, welcher über diese Katastrophe berichtete, als Motto folgende aus der Gries'schen Uebersetzung des Tasso entlehnten Worte vorsetzte:

Gebrochenes Aechzen, halb ersticktes Weinen,
Schmerzvolles Seufzen, klagendes Gestöhn
Der Schaaren, welche Freud und Schmerz vereinen,
Erfüllt die Luft mit murmelndem Getön.

Die alte Schröderſche Gesellschaft fristete jedoch fortwährend ihr Daſein, und verdankte dieß vorzüglich der Klugheit und Umsicht ihres Regisseurs Moller, der in Hannover und in Braunschweig unter Klingemann künstlerisch gebildet, ein eben so denkender, als geschäftskundiger Mann, und auch als Schauspieler, besonders in den Rollen contemplativer Helden, z. B. des Macbeth, des Hugo u. a., sehr brav war. —

(Fortsetzung folgt.)

Weimar, Februar 1831.

Neu war bei uns Karl XII. auf Rügen, historisches Lustspiel in vier Akten, nach dem Englischen des Planché von Both. Die englischen Lustspiele sind Charakterspiele, während die französischen mehr Situationsstücke sind. Sie erinnern dadurch an die gute alte Zeit des deutschen Lustspiels. Man muß die Wahl dieses Karl des XII. darum doppelt gut und verdienstlich nennen. Frappant wirkt die abenteuerliche Erscheinung dieses Helden aus der Zeit des Absolutismus. Der Dichter zeigt ihn uns in seiner Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit, versöhnend mit seiner Strenge und Despotie durch die mildernden, rein menschlichen Verhältnisse, wie sie der gewählte Zeitabschnitt seines Lebens darbietet. Er wurde von unserem heldenmäßigen Genast bis auf das Kostüm und den Haarwuchs treu und im Ganzen recht brav dargestellt, wenn auch für den Referenten in dieser Imperatorik etwas Forcirtes zu liegen schien. Eine vollkommen ergötzliche Figur war Hrn. La Roche's Adam Brok, das gemüthlich heitere, lebensfrohe Gegenstück zu der schroffen Seelengröße des Königs; eine der besten Leistungen dieses vortrefflichen Künstlers. Major Skioldsen, unter dem Namen Freimann, bedarf der edlen Kunst unseres Oels; die Rolle hat etwas Gedrücktes, Unbehagliches. Gustav v. Merveldt, jugendlich liebenswürdig vergegenwärtigt von Hrn. Winterberger war von sehr angenehmer Wirkung. Matthias Mukkebold, der etwas karrikirte Bürgermeister von Zirkow, fand seinen Mann an Hrn. Seidel. Recht erfreulich war auch Mad. Müller, als Brok's Tochter, dergleichen einfache, natürliche Rollen sagen ihrem Talente zu. Ulrike, die Tochter Skioldsens, Mad. Lorzing, und Hauptmann Reichel, Hr. Engst, wirkten nicht minder zum Gelingen des Ganzen mit. Das Stück gefiel darum wohl allgemein. Die letzte Perspective auf die Schiffe war sehr theatralisch, wenn auch minder historisch; denn, so viel Referenten bekannt ist, rettete sich Karl XII. auf einem kleinen Fahrzeuge mit Noth durch die Feinde und das Eis.

Yelva, das französische Melodram, von Theodor Hell bearbeitet, mit Musik von Reißiger, gehört zu den effectreichen und effectbeflissenen Schaustücken des neueren Geschmacks, die mehr möglich, als wahrscheinlich sind. Die Farben des Kolorits müssen schon der Musik wegen etwas stärker aufgetragen werden, wenn es auch das Sinnenauge des großen Haufens nicht verlangte. Der russische Ton und Geist trat in einzelnen Zügen charakteristisch witzig hervor, wenn auch schon der französirte russische Fürst Tscherikoff und der tief fühlende französische Graf Alfred mit seiner Mutter nicht rein nationale Gegensätze bilden; Yelva zu universell und die eigentlichen Russen, Feodora und Kaluga der Kosak, zu unbedeutend gehalten sind. Die Musik schien geistreich und kraftvoll zu sein, und machte sich besonders durch glücklich eingewebte allbekannte Melodien, wie z. B., „Ich widme Dir mein ganzes Leben", als Dollmetscherin des Gefühls bei dem Publiko geltend. — Die Ausführung des Ganzen verrieth in allen Theilen Fleiß und Liebe; wie es denn daran und an der Ausstattung eines Stücks überhaupt hier niemals fehlt. Was von dieser Seite für ein Bühnenwerk geschehen kann, geschieht im besten Sinne, mit Achtung gegen die Verfasser und das Publikum; daher es wohl auch kommen mag, daß Stücke, die auswärts durchfallen, wie Hernani, der in München vom Anfange bis zu Ende ausgelacht worden ist, hier nicht mißfallen hat. — Mad. Lorzing leistete als Yelva etwas Unerwartetes. Referent kann dem Leben und Feuer ihres Gebehrdenspiels seine vollste Achtung nicht versagen. Hr. Winterberger ist ein sehr interessanter, reizender Fürst Tscherikoff; etwas Monotones im Tonfall und Kopfwurf abgerechnet, von höchst angenehmer Erscheinung. Hr. Engst als Alfred, wie immer, an seinem Platze. Mad. Kladzig, Feodora, die Cousine des Fürsten, für eine Russin nicht frisch genug. Kaluga, der fast stumme, in Hrn. Frank's Persönlichkeit recht stattliche Repräsentant der russischen Leibeigenschaft, eine hübsche Figur. Die Gräfin von Cesanne und Yelva's Erzieherin, gewöhnliche Erscheinungen, mit gewohnter Kunst von Mad. Seidel und Mad. Durand dargestellt.

Angely's Vaudeville, die beiden Hofmeister, frei, und von einem ausübenden Bühnenkünstler immer wirksam, nach dem Französischen bearbeitet, hat sich hier ein Publikum gemacht. Das Meiste zu seiner wiederholt beifälligen Aufnahme tragen wohl die beiden, mit unverkennbarem Geschick und verwandter Künstlerlaune wahrhaft verdeutschten Figuren, Zachäus Schlaglieb, der Dorfschulmeister, und Johann Quirl bei. Sie bilden durch die große, Nichts zu wünschen übrig lassende Kunst der Herrn Genast und La Roche hier ein so amüsantes, drastisch-pädagogisches Duett, daß auch das Zwerchfell eines Philosophen nicht zu widerstehen vermöchte. Wahre Figuren in Callot's Manier sind diese beiden Komiker! Aber auch hier wirkt das vereinte Bestreben Aller zum gefälligen Totaleindrucke recht lobenswerth zusammen. Nur Herrn Stromeyer scheint die Natur die Laune zum Lustspiele gänzlich versagt zu haben; von ihm kann man sagen: er macht mauvaise mine au mauvais jeu.

Heinrich der Dritte und sein Hof, historisches Gemälde in fünf Akten, nach dem Französischen des Alexander Dumas von Ludwig Robert, erschien zum ersten

Male in aller Pracht der Scenerie und des Kostüms. Dieses ärgerliche Bild französischer Regentenwillkühr und des höchsten Höflingsübermuths scheint uns sehr treu und treffend gemalt, wenn auch nicht mit Schillerscher Erhabenheit und Tiefe, und ist deshalb um so empörender. Schiller's Philipp II. söhnt mit sich aus durch die Großartigkeit der Ideen, worein sich sein Despotismus hüllt. Dieser Heinrich III. aber scheint ganz was er ist, ein abgeschliffener, schnöd parteilicher Fürst eines verderbten Intriguenhofes. Das Ganze aber — mehr an den spanischen Arzt seiner Ehre erinnernd — ist voll dramatischer Wirksamkeit und bewährt die Tüchtigkeit des deutschen Bearbeiters, wie der darstellenden Künstler auf unserer Bühne. Heinrich der Dritte von Hrn. Durand war ganz die glatte, fein gefügige Förmlichkeit dieses dünnen Herrschergeistes. Die gesellige Bildung dieses Künstlers, der vorherrschende, ruhig besonnene Verstand, sein ganzes, so zu sagen, conventionelles Wesen qualifiziren ihn vorzugsweise zu dieser Rolle. Katharina von Medicis, die Megäre im Mittelpunkte ihres Hofs, schien mir zu wenig lebendig thätig an ihrem Gewebe Theil zu nehmen. Mad. Durand kam mir etwas zu ernst und monoton vor. Eine frische, lebenskräftige, herrliche Figur, in Zeichnung und Spiel des Hrn. Oels, ist der Herzog von Guise, der gesunde Kern des königlichen Stammes, und der marzipanenen Chevalleriegegen über sehr wohlthuend. Hr. Oels ist durch den Adel seines markigen Tons und Anstandes, durch die Gediegenheit seines Spiels, wie gesagt, ein vortrefflicher Herzog von Guise. Katharina, seine Gemalin, wurde von Mad. Seidel fleißig und tüchtig, in der Hauptscene sogar ergreifend dargestellt; nur die feinen Nüancen und Schattirungen des Seelenausdrucks gelingen ihr nicht zart und verschmolzen genug. Der Graf von St. Megrin — Herr Winterberger — eine feuersprühende jugendliche interessante Heldenfigur. Seinen Haß und Jähzorn gegen Guise will ich mir bei der nächsten Vorstellung noch genügender motiviren lassen, wenn ich das Einzelne des Stücks mehr beachten kann. Die übrigen Herrn verdienten, im Verhältniß ihrer Rollen, einer näheren Erwähnung, wenn Raum und Bestimmung dieser Anzeige es gestatteten. Aber der Astrolog Cosmus Ruggieri darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Welch ein Unterschied auch hier zwischen diesem und dem Schillerschen Zeitrepräsentanten Seni im Wallenstein! Wie würdevoll steht dieser zwischen seinem globus coelestis und terrestris, wie poetisch sinnig und schön! Wie armselig, taschenspielerisch dagegen diese Creatur der Katharine Medicis, und doch vielleicht um so prosaisch wahrer! Hr. Lorzing mit seiner gespenstischen Monotonie war auch nicht geeignet, diese Figur zu heben. — Das Stück zog und spannte die Aufmerksamkeit bis zuletzt und ist ein Fund für die jetzigen Repertoirs.

Dem Verdienste Ihres gern und vielgelesenen Theaterblattes sei es vorbehalten, auf eine kleine, komische Oper aufmerksam zu machen, die sich, nach dem Urtheil eines anerkannten Meisters, vorzüglich durch ihre angenehme, leichte Musik auszeichnet. Da sie ohne allen Aufwand und große Mühe in Scene gesetzt werden kann, verdient sie besonders, auch kleineren Bühnen empfohlen zu werden. „Die Entführung in duplo", ist die einfach interessante Handlung betitelt, „Musik von Adolphi", einem jungen, eben so anspruchslosen als talentvollen Künstler, dessen Aufmunterung ein gutes Werk ist. Die verehrliche Redaction des Theaterblatts übernähme ja wohl die kleine Mühe, etwaige, versteht sich, portofreie Anfragen und Bestellungen an mich gelangen zu lassen?*)

Prag, Monat Januar.

Folgende Novitäten wurden den hiesigen Theaterfreunden im ersten Monate des neuen Jahres vorgeführt, als:

1) „Abenteuer auf einer Reise mit dem Eilwagen", Freskogemälde in sechs Skizzen nach dem Französischen. Der Inhalt dieser Posse ist folgender: Herr von Wolferl, der, um seinen Vetter in Ulm zu beerben, dahin zu reisen gedenkt, hat zu diesem Zwecke einen Platz für sich auf der Eilpost bestellt, welchen wegen dessen verspäteter Ankunft im Posthofe seine Frau einnimmt. In Verzweiflung wirft er sich auf einen der beiden Klepper, mit welchen zufällig ein Postknecht auf derselben Straße seinen Weg nimmt. An der Gränze noch früher als die Eilpost angelangt, kauft er einen gestohlenen Mantel, wird fest gehalten, und kann nur durch Einholung des Diebes und das gegebene Zeugniß der indeß auch angekommenen Reisegesellschaft auf freien Fuß gestellt werden. Als man in den Wagen steigen will, gibt der Conducteur zu verstehen, die Reisenden müßten den Weg bis zum Gasthause des steilen Berges wegen zu Fuße zurück legen. Vom Regen durchnäßt, müd und hungrig, setzt sich die Gesellschaft im nächsten Gasthofe zu Tische, da tritt der Conducteur herein und erklärt, er müsse der vorher entstandenen Zögerung halber sogleich weiter, selbst wenn auch Niemand einsteigen wolle. Wolferl ist der Einzige, der diese Mahnung nicht beachtet, und sich das Essen schmecken läßt, weil ihn der Hausknecht damit beschwichtigt, daß bald ein anderer Wagen hier vorbeifahren müsse. Er erschrickt jedoch sehr, als er nach gehaltener Mahlzeit vernimmt, der gehoffte Wagen sei eine Retourgelegenheit nach Linz. Aus dieser Noth hilft ein nach Ulm fahrender Landkutscher, der aus Mangel an Platz im innern Theile der Kutsche den benebelten Wolferl auf einen Koffer hintenauf packt. Dieser mit dem an ihn gebundenen Wolferl geht in einem Walde verloren, und der mit seinen Häschern hinzukommende Amtmann aus dem nächsten Dorfe besteht darauf, daß Wolferl als ein Verdächtiger in einem abgehenden Hühnerwagen unter Aufsicht eines Gerichtsdieners in die Stadt geführt werde. Als die Reisegesellschaft im Nachtquartier

---

*) Mit Vergnügen werden wir den Wunsch des Herrn Einsenders erfüllen, und anfragenden Theater-Directionen ꝛc. Auskunft ertheilen. D. R.

angelangt ist, und sich ein Jeder in das ihm angewiesene Zimmer begeben, kommt Wolferl betrunken aus der Wirthsstube, zieht sich der Wärme halber die Nachtkleidung seiner Frau an, lagert sich neben den Kamin, in welchem er ein Feuer angezündet, und macht ein Schläfchen. Seine Sorglosigkeit hat, da der Schornstein lange nicht gefegt worden, eine Feuersbrunst zur Folge, wobei er löschen helfen muß, indeß die Gesellschaft wieder abfährt. Auf der nach Ulm abgehenden Feuerspritze erreicht Wolferl das Ziel seiner Reise. Vor dem Gasthause in Ulm wirft sich der Ermüdete auf eine Bank und schläft ein, nachdem er die durchnäßten Kleider ausgezogen, und neben sich auf die Erde gelegt hat. Ein Deserteur benutzt diesen Augenblick, seinen Soldatenrock gegen diese Kleider auszutauschen. Beim Erwachen zieht Wolferl in seiner Zerstreuung den Soldatenkittel an, muß daher in das Glied treten, und dem Wirthshause gegenüber Wache stehen. Jetzt langt der Eilwagen an, und die aussteigenden Personen retten durch ihr Zeugniß den Helden dieser Posse aus seiner neuesten Verlegenheit. Schade nur, daß dieser sich wenige Minuten darauf persönlich von dem Wohlbefinden des vermeintlichen Erblassers überzeugt.

Verf. und Uebersetzer des Stückes scheinen sich um die Gesetze der Wahrscheinlichkeit, deren Verletzung selbst in Zauberstücken schwer entschuldigt wird, wenig bekümmert zu haben, denn eben so wenig die mit der Eilpost Fahrenden bergigte Stellen des Weges zu Fuße zurück legen müssen, eben so wenig als die Eilpost den Reisenden Zeit zu einem Nachtquartier gestattet, weil bekanntlich eine Stunde bei ähnlichen Reisegelegenheiten als die längste Frist zur Abruhe gegeben ist, eben so unbegreiflich ist es, wie eine Feuerspritze, ja sogar die Landkutsche den Eilwagen zu überflügeln vermöge? Und doch kommt Wolferl, ja sogar auf dem Hühnerwagen, früher als die mit der Eilpost Fahrenden auf den Stationen an. Die Situationen ausgenommen ist wenig Komisches in dem Stücke vorzufinden, und nur das launige Spiel unsers beliebten Komikers Hrn. Feistmantel in der Hauptrolle vermochte dieses in sechs Schüsseln aufgetragene Gericht den sich zahlreich eingefundenen Gästen genießbar zu machen.

2) „Der Ehemann als Bittsteller", Lustspiel in drei Akten, nach dem Französischen des Waylli von Kurländer. Ref. versucht es, auch den Inhalt dieses Stückes hier in möglichst gedrängter Kürze mitzutheilen: In einem Handlungshause zu Paris ist eine Buchhalterstelle erledigt, und von der Schwester Lussarts, des Chefs der Handlung, bereits ohne dessen Mitwissen einem Neffen des Kassierers Dupont zugedacht. Pertmont, Aufseher der Lussartschen Fabrik zu Salins, kommt in die Residenz, meldet sich gleichfalls um die frei gewordene Stelle, und wird abgewiesen. Da erscheint sein junges Weibchen Adele mit den Zeugnissen von dem bisherigen Fleiße und Wohlverhalten ihres Mannes, welche dieser in der Eile in seiner Wohnung liegen ließ, und mitzubringen vergaß. Durch Adelens Wohlgestalt werden Lussart und sein Compagnon Darvet auf bessere Gesinnungen gebracht, laden Pertmont und seine Frau zu einem Balle, und versprechen Ersterem sogar den Posten des Kassierers Dupont, falls es mit der Stelle eines Buchhalters nichts wäre, in welchem Falle Dupont in Pensionsstand gesetzt würde. Dupont, über diese Neuigkeit sehr entrüstet, findet Gelegenheit, Pertmont die Augen zu öffnen und ihm die Ursache der so schnell zu seinen Gunsten gestimmten Gemüther Lussarts und Darvets zu erklären. Sein Zweck ist auch alsbald erreicht, und der gefährliche Nebenbuhler zieht es vor, unverrichteter Sache nach Salins zurück zu reisen, als auf Kosten seiner Ehre einen Tag länger in Paris zu verweilen, und um so theuern Preis seinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Eine günstige Aufnahme dieses Lustspiels war voraus zu erwarten, da dieß an innerm Gehalte reichbegabte Produkt der komischen Muse in allen Theilen zweckmäßig besetzt, und folglich auch meisterhaft dargestellt wurde. Ref. braucht, um die Wahrheit seiner hier aufgestellten Behauptung zu bekräftigen, nur die Namen des Hrn. Polawsky (Dupont) und der Mad. Binder (in Dresden früher unter dem Namen Frau von der Klogen bekannt) anzuführen, die in der theatralischen Welt einen guten Klang haben. Letztere spielte die Adele. Pertmont ist unstreitig eine Aufgabe, deren glückliche Lösung mit Schwierigkeiten verbunden ist, welche ein minder geübter Blick leicht übersieht. Hr. Moritz löste sie jedoch zur vollkommensten Zufriedenheit, und Ref. erinnert sich nicht, diesen Schauspieler jemals so ganz an seinem eigentlichen Platze gesehen zu haben, als es diesen Abend der Fall war. Die andern Rollen in diesem Stücke sind nicht dankbar genug, um den übrigen Mitspielenden Gelegenheit zu verschaffen, neben den Hauptfiguren dieses Gemäldes bemerkt zu werden.

3) „Der Degen", dramatischer Scherz von Raupach. Der fruchtbare Dichter hat es einmal für gut befunden, den Zufall, der in seinen Lustspielen sonst alle Hände voll zu thun hatte, etwas zu Athem kommen zu lassen. Zugleich war er bedacht, statt des so oft gebrauchten Wortwitzes in dieser Piece den Situationswitz vorwalten zu lassen, der als das eigentliche komische Element im Lustspiele auch dem erstern vorzuziehen ist. Eine Inhaltsbeschreibung ist dießmal überflüssig, da dieses Lustspiel schon an mehrern deutschen Bühnen zur Aufführung gekommen, überdieß auch dem lesenden Publikum aus einem dießjährigen Theater-Almanach, in welchen es aufgenommen worden, bekannt sein dürfte.

Hr. Feistmantl bewährte in der Rolle des Hrn. v. Krautfeld abermals die Vielseitigkeit seines komischen Talents, und sein beredtes Mienenspiel in den Verlegenheitsscenen wirkte unfehlbar noch weit mehr auf die Lachmuskeln der Zuschauer, als die von dem des Bühneneffectes kundigen Dichter angebrachten komischen Situationen. —r—

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 61. (II. Jahrg.) Montag, den 14. März. 1831.

Rückblick.

Ich zog an meinem Wanderstab
Feldaus, feldein, Berg auf, Berg ab,
Gen Ost und West, gen Nord und Süd
Und war des Wanderns nimmer müd.

Die halbe Welt hab' ich gesehn,
Auf hohem Gletscher blieb ich stehn,
Sah tief hinab in's dunkle Thal
Und sonnte mich im Abendstrahl.

Auf grüner Flur hab' ich geweilt,
Zum Felsen, der die Wolken theilt,
Sah ich hinauf und seufzte schwer,
Als ob ich dorten heimisch wär'.

Auf Eis und Schnee hab' ich geruht,
Durchschiffte wilde Meeresfluth,
Und wenn ich fernes Ziel erjagt,
Dann war mir Alles doch versagt.

Ich suchte, was ich nimmer fand,
Ein treues Herz, das mich verstand,
Und hab' geweint und hab' geklagt,
Bis ich der Thorheit hab' entsagt.

Carl Baron von Schweizer.

Leipzig und die Maskerade,

dargestellt von S. H. und eingeleitet von W. R.

Ich, der unterzeichnete W. R., bitte vor allen Dingen zu bemerken, daß ich nicht der Verfasser nachstehenden Briefes und nicht der Erfinder vorstehender Ueberschrift bin. Letzteres würde mir leid sein, wenn es mir nicht lieb wäre. Mir gefällt die Ueberschrift. Allerdings scheint sie weder neu, noch originell, sondern eine Nachahmung. Allein das scheint sie nur, und gesetzt auch, sie wäre es, wäre sie deshalb schlecht? Das muß ich so lange bezweifeln, als nicht mit der Wahrheit von 2 mal 2 ist 4 bewiesen wird, daß neu gleich ist gut, originell gleich witzig und nachgeahmt gleich schlecht. Ueberdieß geschähe der Erfinderin ein schreiendes Unrecht, wenn ihre Erfindung für Nachahmung genommen würde, denn im Augenblicke der Erfindung hat sie gewiß weder an ein „Deutschland und die Revolution," noch an ein „Frankreich und die Bourbons" gedacht. Also eine Erfinderin? Ja, eine Erfinderin und ein Brief. Und weil die Erfinderin mir lieb ist, liebe ich die Erfindung, obschon, weil die Erfindung mir gefällt, es mir leid ist, nicht selbst der Erfinder zu sein. Warum ich aber, zu besserer Gewißheit, die Erfinderin nicht nachträglich frage, ob ihr Einfall eine „eingemachte Lesefrucht" sei? „Schmeckt sie Ihnen?" würde sie antworten und, sagte ich, ja! lächelnd erwiedern: „so kümmern Sie sich nicht, ob die Frucht im eigenen oder im fremden Garten gewachsen ist." — Schweigend, wie ich schon eine Antwort hingenommen, müßte ich dann auch diese hinnehmen, und muß ich einmal gehorchen, so gehorche ich lieber schweigend, als gescholten.

„Ist es wahr," rief sie mir heute Morgen beim Eintritte zu, und legte das Lehmannsche Kochbuch aus der Hand, in welchem sie auf mein Anrathen jeden Vormittag eine Viertelstunde zu lesen pflegt, „ist es wahr, daß Freund S. H. hier ist?"

Ich kann bei einem Morgenbesuche, wo die erste gegenseitige Frage die nach dem gegenseitigen Befinden sein soll, dergleichen entgegengestürmte Fragen durchaus nicht leiden, nahte mich daher der Fragerin, ohne zu antworten, küßte ehrerbietig die kleine weiße Hand und sagte: „hoffentlich wohl geruht? Wahrhaftig, mit jedem Morgen schöner."

„Und Sie, wahrhaftig, mit jedem Morgen altfränkischer!" lächelte die leis Erröthende. „Nicht genug, daß Sie der Einzige sind, der einer alten Frau noch die Hand küßt, seine Morgenbesuche im Frack macht, eine weiße Cravatte und keinen Stock trägt, fragen Sie auch erst nach dem Befinden, ehe Sie eine an Sie gerichtete Frage beantworten. Nun, ich habe gut geschlafen, be-

finde mich wohl, und wünsche zu wissen, ob es wahr, daß Freund S. H. hier ist? Die F — will ihn auf der gestrigen Maskerade gesehen haben."

„Hat ganz recht gesehen," versetzte ich, „und, wie mir scheint, sich sehr beeilt, der alten, drei und zwanzigjährigen Frau das Gesehene zu berichten."

„Und Sie bringen ihn nicht mit?" fragte die schöne Frau im gemilderten Tone des Vorwurfs.

„Ist bereits wieder abgereist," seufzte ich. — Die drei und zwanzig Jahre sahen mich ungläubig an. — „Auf Seele!" betheuerte ich und bewies durch diesen Ausdruck, daß wenigstens meine Betheuerungen keine altfränkischen sind.

„Nein, wirklich wieder abgereist?" fragte die Getäuschte, „und ohne ein Zeichen seines Hiergewesenseins zurückzulassen?"

„Der schönen Witwe die Huldigung meines Herzens," erwiederte ich, und die Versicherung, daß —"

„Daß gewisse Leute unausstehlich eilig sind," fiel die Aufgeregte ein, „aber wo haben Sie ihn gesehen? Was hat er Ihnen gesagt? Wenn war er angekommen? Warum ist er so früh wieder abgereist? — Mein Gott, Sie antworten ja gar nicht!"

„Ich habe seit fünf Minuten die Lippen geöffnet," bemerkte ich, „um Ihnen zu sagen, daß ich ihn nicht gesehen und er nur ein schriftliches —"

„Guter Himmel! was Sie für ein lässiger Briefträger sind!" rief die drei und zwanzig jährige Frau, meine bedächtige Rede unterbrechend; „erst kommen Sie um zwölf, weil Sie sich einbilden, daß ein früheres Kommen unschicklich sei, dann sitzen Sie eine Stunde hier, ehe Sie mir sagen, daß Sie einen Brief an mich haben, und jetzt, wette ich, muß ich eine zweite Stunde warten, ehe ich den Brief bekomme."

„Oder noch länger," erwiederte ich lächelnd und sah in die ungeduldigen Augen.

„Wie es Ihnen beliebt," zürnte die junge Witwe und griff nach dem Lehmannschen Kochbuche. Ich schwieg. Sie las oder that, als ob sie lese, und wer in diesem Augenblicke uns gesehen hätte, würde kaum geglaubt haben, daß wir weder ein Ehe-, noch ein Brautpaar waren.

„Das ist nun auch so eine neue Sitte," löste ich endlich das lästige Schweigen, und die schöne Frau ließ das Kochbuch um einige Zolle sinken, „daß Schriftstellerinnen Nichts erwarten können, keinen besonnenen Menschen ausreden lassen und fremde Briefe zu lesen verlangen."

„Fremde Briefe?" fragte sie fast beleidigt.

„Ja, fremde Briefe," wiederholte ich ruhig. „Ich sagte Ihnen, daß ich nicht so glücklich gewesen sei, Freund S. H. zu sehen, und daß er nur ein schriftliches —, und als ich das sagte, unterbrachen Sie mich."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Erlassung der Ordonnanz vom 28. Januar d. J., welche neben Einführung der Censur die baiersche Preßfreiheit bestätigte, cirkulirten in München über einige der dortigen Zeitschriften die nachstehenden

Xenien von M.

Einleitung.

Nicht schweigen kann, nicht zürnen darf das rasche Sängerherz;
So bild' aus Unmuth lachend denn es thränenfeuchten Scherz.

Der reisende Teufel.

Der Reiseteufel flehet: stopft mir mild das Maul mit Brode.
Nichts Brod!! Es soll die Preßfreiheit dich füttern bald zu Tode.

Die Landbotin No. 14.

Die Botin ruft „Hoch!" der Censur, und will loyal sich zeigen;
Seltsam, wenn d'rob ein Weib sich freut, daß es fortan muß schweigen.

Der Landbote.

Der wackre Bote müht sich ab, vorwärts mit uns zu schreiten;
Mirakel und Legenden tischt er auf. O Sitten, Zeiten!

Der Volksfreund.

Du bist ein Freund, wie heut zu Tag nun so die Freunde sind,
Dein knappgeschnittnes Mäntelchen, das hängst du nach dem Wind.

Das Münchner Tageblatt.

Die halbe Stadt beschimpfe ich; deß freuet sich die halbe:
So fehlt es nie an Lesern mir, erbärmlichem Gesalbe.

Die Flora.

Wie wardst du so eingeschrumpfet,
Alt und schwach; die krit'schen Hauer
Starren vor so abgestumpfet;
Nicht die Blöße deckt dein grauer
Kurzer Rock dir kranken Armen;
Du bist kraftlos zum Erbarmen;
Kaum noch keucht die müde Lunge
Quark und Nachdruck matt heraus;
Selbst die gute Lästerzunge
Ist dahin. — Mit dir ist's aus!

Das Conversationsblatt.

Gern wär' ich liberal, wenn ich nur etwas davon hätte;
Die skandalöse Chronik beut mir beßre Zufluchtsstätte.

Das Inland.

Vor allen Blättern stehe ich in Reputation!
Warum? — Bin ein Escamateur ja von Profession.
Ich mache vor den Augen euch 'ne Constitution,
Und jage wieder flugs vor euch sie durch sie selbst davon.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

So viel Natürlichkeit, Herablassung und Verläugnung der Scheidekluft des Standes muß allerdings zu dem Gedanken seiner irdischen Hoheit ein wohlthuendes Extrem bilden. Gewährend oder versagend, bleibt sich der Ton des Kaisers völlig gleich, er verspricht und verweigert mit derselben Freundlichkeit, und sogar der Unglückliche, dessen letzte Hoffnung die harte Nothwendigkeit durch den Mund des Kaisers zernichtete, scheidet ohne Groll, ja selbst nicht ganz trostesleer von dem milden Fürsten, der auch im Verweigern noch zu gewähren scheint. Bei vielfachen Klagen und Beschwerden, welche der Wiener über die Verwaltung des Landes im Allgemeinen verführt, wird man ihn nie seinem Kaiser die Schuld beimessen hören, er sucht den Grund in den Umständen überhaupt oder auch in wirklichen Verstößen der Landesbeamteten, aber er würde die Schuld eher auf sich selbst wälzen, als auf den allgeliebten Kaiser. Die Behauptung einzelner Politiker, daß die Liebe des Volkes für die Person des Kaisers den Staat zusammenhalte, weil dieselbe nie ein allgemeines Mißvergnügen aufkommen lasse und es daher schon schwer zu einer Reibung gegen die Verwaltung, nie aber gegen den Herrscher kommen könne, mag insofern wohl nicht ohne Halt sein.

Wahr ist es, daß der Mangel an Denk- und Redefreiheit, namentlich der Preßzwang — jenes geistige Insibulationssystem, welches Weinhold in die physische Wissenschaft übertrug — den Wienern Vieles raubt, was dem Sachsen und Preußen schmerzlich abgehen würde. Aber der Wiener fühlt diesen Verlust nicht, ja er ahnet ihn wohl kaum; er gleicht mit seinen Freuden einem reichen Bonvivant, der sein Geld ungezählt zu sich steckt und es daher gar nicht gewahr werden kann, wenn man ihm einige Geldstücke unvermerkt aus der Tasche zieht. Ja vielleicht ist gerade dieser Mangel ein wesentlicher Grund seiner stets regen Lust, seiner fortwährenden Aufmerksamkeit für gesellige Künste, die der wissenschaftlich grübelnde Sachse, der witzcalculirende Berliner gar oft über die Achseln ansieht. Die obersten Prunksäle der Denkfreiheit sind dem Wiener verschlossen, er geht bis an die Thüre und da er sie verriegelt findet, kehrt er ohne Verdruß wieder um und amüsirt sich im Parterre der heitern Lebenslust. Während das politisch-exaltirte Deutschland rings um ihn mit scharfsinnigen Kannegießereien canonirt, die Welt, gleich Semmelwecken, mit der Zunge theilt, und, wie Zeus, verschenkt, und kramt und salmt und die Wolken mit seiner Weisheit schwärzt, sitzt der Wiener gemüthlich bei dem Wiener und unterhält sich von neuen bessern Aussichten für das Volkstheater.

Der Wiener trägt den Kopf im Herzen, letzteres denkt, fühlt und begütigt den Kopf, wenn dieser ja einmal unwirsch zu werden droht. Denke man sich übrigens ja nicht, daß der Kopf des Wieners deshalb gegen sein Herz im Nachtheile stünde. Man findet nirgend einen klarern Verstand, der sich meist kaum selbst ahnet, und nirgend hellere Augen, als in Wien. Aber der Kopf ist dem Wiener just um so klarer, je weniger politischer Sauerteig und Raisonnirdunst denselben versauert und verfinstert; sein Auge ist um so heller, weil er nicht, wie wir andern Deutschen, überall die gelehrte Staarbrille aufsetzt.

Wollte daher ein Dresdener oder Berliner sich einen Kreis harmloser Wiener zur Zielscheibe seiner grübelhaften Witze ausersehen, so würde er am schlechtesten dabei fahren; denn der Wiener Humor schießt zwar ohne Blei, aber er schießt desto fleißiger, daß dem Gegner der Kopf leichter wirbelt als wehthut. Er gleicht einem geschickten Arkebusier, der in fünf Minuten funfzehn Ladungen gibt. Dabei ist der Scherz des Wieners so beweglich und vielgelenkig, daß er sicht, ohne dabei den schwerfälligen Streichen seines Gegners Stand zu halten. Ein Dresdner oder Berliner haut mit seinem Witze zehnmal klaftertief in den Boden, ehe er ein einziges Mal die flinken Wiener ereilt, und hat er ihn von vorn aus dem Felde geschlagen, so sieht er sich unerwartet und urplötzlich wieder im Rücken von ihm angefallen. Kurz der Wiener gleicht hierin ganz dem leichten Fußvolke gegen die schwere Reiterei, er ist weit leichter über- als eingeholt, zehnmal weicht er aus und räumt doch nie ein einziges Mal das Feld, er läßt sich nie auf eine Hauptschlacht ein und schwächt doch immer in einzelnen Gefechten, er siegt auch nicht geradezu, aber er macht uns endlich matt und zwingt uns, von der Verfolgung abzustehen. Ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, wie wenig ich in Wien mit meinem Dresdener Wort- und Sachwitze, den man mir in meiner Vaterstadt nicht selten als leidlich gerühmt hatte, ausrichtete. Man gleicht dort einem Magister, der unter einer ausgelassenen Jugend vergeblich seine Magistermiene beizubehalten strebt; seine wortkramige Weisheit wird überlacht, er selbst muß am Ende malgré lui mitlachen, und ärgert sich über sein Mitlachen mehr, als er sich über sein Weinen ärgern würde.

Ich weiß kaum, wie ich eigentlich den Scherz der Wiener nennen soll. Witz klingt zu tief und zu bitter, Satyre zu boshaft, Ironie zu gelehrt; Alles ist bei ihnen nur gutmüthige Fopperei; sie streicheln den Ernst so lange, bis er aufhört, Ernst zu sein; sie kitzeln ihn, bis er unwillkührlich die Nase neckisch rümpft, und dann über sich selbst lacht, sie persifliren Einen nicht von sich aus, sondern sie treiben es so lange, bis man sich endlich selbst persiflirt.

Es liegt in dem Gemüthe der Wiener, namentlich in ihrer Laune, so unendlich viel, just ihre joviale Oberflächlichkeit hat so viel poetische Tiefe, daß man sie nie erschöpfen, ja nicht einmal genügend schildern kann. Nur seichte

oder bizarre Menschen sind leicht geschildert; eine so gesunde, kräftige und fleckenlose Menschennatur, wie die der Wiener, läßt sich eben so schwer wiedergeben, als sich ein Gegenstand malen läßt, der just im vollen Lichte steht. Erst die Schattenseite gibt dem Maler die eigentliche Form; in Wien aber ist Alles Licht und Farbe, und der Pinsel des Malers, verzweifelt daran, wie denn überhaupt die richtige unverkränkelte Natur niemals einem Pinsel zusagen will. — —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Danzig den 2. Febr. 1831.

Obwohl Danzig eine starke Festung, und außerdem der Sitz einer Regierung ist, so erhält es doch als See- und Handelsstadt seinen eigenthümlichen Charakter. An der Mündung der Weichsel gelegen, hat unsere Stadt vorzüglich die Bestimmung, die Naturerzeugnisse Polens: Getreide (besonders Weitzen) und Holz in's Ausland zu verschiffen. England, Holland und Frankreich sind vorzüglich die Länder, welche diese Polnischen Produkte aufnehmen, und deshalb mit Danzig in Handelsverbindungen stehen. — Bald bedarf der eine, bald der andere dieser drei Haupthandelsstaaten Europens vorzugsweise der von hier ausgeschifften Produkte, und selbst Norwegen und Amerika machen von Danzig Getreide- und Mehlbeziehungen, oder empfangen wenigstens Consignationen davon. — So wichtig nun für den Handel von Danzig die eben genannten Lande auch sein mögen, so ist doch noch von unendlich größerer Wichtigkeit für denselben das an den Ufern der Weichsel gelegene Polen; von diesem muß es die Produkte empfangen, mit denen es handelt und welche es seewärts verführt; mit Polen bildet es gewissermaßen ein organisches Ganze; verschwände Polen, gleichviel unter welchem Scepter es sich auch befinden möge, von der Charte von Europa, oder würde es eine Wüste, so würde auch Danzig bald zu einer gar unbedeutenden Stadt herabsinken.

Sie können sich daher leicht vorstellen, welchen Eindruck vorzugsweise hier die Nachricht von den in Polen statt gehabten Ereignissen hervorbringen mußte, wobei auch nicht ganz übersehen werden darf, daß Danzig bis zum Jahre 1793 in der engsten Verbindung mit dem genannten Königreiche stand, und Jahrhunderte lang eine königlich Polnische freie Reichsstadt war! — So glänzend das Jahr 1830 für den Danziger Handel gewesen ist — ein einziges Handelshaus hat allein für den Betrag von nahe an anderthalb Millionen Thaler blos an Getreide verschifft — so wenig Aussichten sind für das Jahr, dessen ersten Monat wir bereits hinter uns haben. — Während des Winters müssen die im Innern von Polen, von den Flüssen entfernten Getreidevorräthe, müssen ganz besonders die in den Waldungen gefällten Bäume, welche überdieß nur während des Winters gefällt werden dürfen, angeführt werden. — Und wer könnte sich in diesem Augenblicke im aufgeregten Polenlande dergleichen friedlichen Beschäftigungen hingeben? — Die unerläßlichen Vorbereitungen zu den Verschiffungen unterbleiben daher jetzt, und es läßt sich daher für den bevorstehenden Sommer eben so wenig ein erklecklicher Handel für Danzig erwarten, wie sich keine gute Erndte erwarten läßt, wenn man die Aussaat versäumt oder vernachlässigt hat.

Doch ohne die Ereignisse in Polen allein aus diesem Gesichtspunkte des Danzigers, der da bedauert, daß seine Vaterstadt ein oder mehrere Jahre ohne Handel sein wird, mißbilligen und verdammen zu wollen, muß jeder unpartheiische, leidenschaftslose und sachkundige Menschenfreund es in der That bejammern, daß die Polen für das imaginäre Gut einer idealen Freiheit, einer Freiheit, zu deren Rechte ihnen selbst die unerläßlichsten Eigenschaften, als da sind: Einigkeit, Ordnungsliebe, stiller Fleiß, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit in allen Genüssen u. s. w., gänzlich mangeln, alle reellen Güter und Verhältnisse des Lebens in die Schanze geschlagen haben, und Alles aufs Spiel setzen, um Nichts zu gewinnen. Ich war selbst zuerst vor zwölf, und zuletzt vor etwa sechs Jahren in Polen, und ich erkannte es kaum wieder, so unglaublich viel hatte die dort wahrhaft väterliche russische Regierung aus dem Lande zu machen gewußt. — Sehr lange, vielleicht seit den Zeiten der Sigismunde, nicht, ist Polen in einem so blühenden Zustande gewesen, als in den letzten Jahren, und Alles dieses ist wahrscheinlich jetzt dahin! — Doch läßt sich auch selbst jetzt noch von der Weisheit des Russischen Kaisers das Beste hoffen; er wird Polen als seinen Zögling, als seinen Pflegesohn ansehen, und wird es wegen eines jugendlichen Streiches nicht vernichten und nicht härter bestrafen, als unerläßlich ist.

S. W.

Buntes.

Macht der Titulaturen.

Wenn schon Molière in seinem Bourgeois gentilhomme bewiesen hat, wie rangsüchtige Menschen, wenn man ihren Schwächen fröhnt, gar leicht zu gewinnen sind, und wie der Held jenes Lustspiels dem Schneiderburschen bei jeder erhöheten Titulatur sein Trinkgeld erhöhet, ja, daß ihm am Ende nichts mehr in der Börse blieb, so hat auch selbst der große Cardinal Richelieu einst diese Blöße nicht verhüllen können.

Ein Officier suppticirte schriftlich bei diesem Staatsmanne um eine Pension. Da sein erstes Gesuch, überschrieben: à Monseigneur le Cardinal, unberücksichtiget blieb, schrieb dem Supplicant, noch einmal unter der Adresse à son Excellence und ging so alle Grade der Titulaturen durch, bis er endlich dem Ehrsüchtigen den Titel gab: „A mon Dieu, mon Dieu le divin Cardinal de Richelieu“ worauf er die Bewilligung seiner Bitte erlangte.

G. H—s.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 62. (II. Jahrg.) Dienstag, den 15. März. 1831.

Der deutsche Communalgardist.

Im schwarzen Frack, ganz nett und fein,
Steht dort ein Herrchen Wache.
Von welcher Truppe mag es sein?
Ist es vom Corps der Rache?
Ha! Die Cigarre steht ihm gut,
Aus seinen Augen strahlet Muth,
Sein Lächeln zeigt von etwas List:
Es ist ein — Communalgardist.

Das Herrchen zieht die Stirne kraus,
Die Vatermörder streichend.
Ablösung kommt; es ruft: heraus!
Geht, einem Andern weichend,
Schaut, stolz auf dieses Ritterthum,
Zur Rechten sich und Linken um;
Es weiß ja, daß jetzt Mod' es ist:
Zu sein ein — Communalgardist.

Auch ist des Landes Sicherheit
Dem Herrchen übergeben,
D'rum ist es jederzeit bereit,
Zu opfern ihm sein Leben.
Nähm' auch der Aufruhr überhand,
Es kämpfet für das Vaterland
Und rettet es zu jeder Frist:
So spricht der — Communalgardist.

Die Feder hinter'm rechten Ohr
Vertauscht er mit dem Schwerte,
Das er in mancher Schlacht zuvor,
Doch nur — im Traum bewährte.
Das Herrchen läßt nun den Caffee,
So wie Rosinen, Zucker, Thee,
Denn es ist, wie Ihr Alle wißt,
Jetzt blos noch — Communalgardist.

O deutscher Communalgardist
Mit Brille und Lorgnette!
Es fragte sicher, wer Du bist,
Säh' Dich Herr Lafayette.
Dann zögst Du den Flacon hervor
Und rauntest leise ihm in's Ohr:
Ach! Mancher weiß nicht, was er ist:
Man nennt mich — Communalgardist.

G. von Deuern.

Müllner als Client.

(Fortsetzung.)

Weißenfels am 4. Aug. 1820.

Verehrter Herr Doctor!

Eben erst aus dem Bade heimgekehrt send' ich Ihnen das dicke opus des Buchhändlers Brockhaus mit folgender Erklärung zurück.

Gleichwie in der Regel ein Apotheker kein Arzt ist, so ist auch ein Buchhändler kein Gelehrter. Den fraglichen Herrn Brockhaus hab' ich nie für etwas Anderes gehalten, als (Gleichnißweise zu reden): für einen Apotheker, der zur ärztlichen Praxis nicht legitimirt ist, und daher hab' ich mich weislich gehütet, mit ihm in eine literarische Streitigkeit einzugehen. Alles, was er darüber sagt, ist theils absichtliche Lüge, theils thörichte Einbildung, und ich kann auf sein sub Nr. 6. ausgedrücktes Verlangen nach gütlicher Beilegung dieser und der anderweitigen damit in Verbindung stehenden Streitigkeiten mich um so weniger einlassen, da er hierzu nicht sowohl einen Vorschlag gethan, als vielmehr a. a. O. von mir einen begehrt hat, und zwar einen solchen, der „für beide Theile ehrenvoll" wäre. Diese Aufgabe ist mir zu schwer: denn gedachter Brockhaus hat durch seine Flugschriften, die zum Theil als pasquillartig confiscirt worden sind, sich selbst in ein solches Licht gestellt, daß es, zur Wiederherstellung seines guten Namens im Publikum, ihm nicht einmal Nutzen gewähren würde, wenn ich ihm seine Injurien unbedingt verzeihen wollte. Von dieser Verzeihung kann vernünftiger Weise erst alsdann die Rede sein, wenn er durch rechtskräftige Erkenntnisse gezwungen worden ist, sein Verfahren gegen mich als rechtswidrig und strafbar anzuerkennen.

Haben Sie also die Güte, verehrter Herr Doctor, diese Injurienklage fortzusetzen, und demnächst die besprochene neue, wegen der vom Hohen Kirchenrathe confiscirten

Müllneriana No. II. anzustellen. Ich sende Ihnen zu diesem Behuf die gedruckte Schmähschrift zurück, und glaube, daß Sie nur kurz die Stellen vom Nackenschlagen, von den Speichelleckereien, der Gemeinheit und Grobheit, dem Bettelstolz, dem Bettel — Aristokratismus, dem schändlichsten Recensentenunfug und den infamen Umtrieben der critischen Hunde anführen und das H. Confiscationsrescript beibringen dürfen, um die Rüge zu begründen.

Mit Hochachtung und Freundschaft

Ihr

ergebenster

Müllner.

So entstand die zweite Injurienklage.

Nachdem nun Brockhaus in der ersten Rügensache durch den Ausspruch des Königlichen Schöppenstuhles zu Leipzig in eine Strafe von fünf Thalern, eine Müllner'n vor Gericht zu leistende Abbitte und Erstattung der Kosten verurtheilt, auch mit seiner dagegen eingewendeten Appellation sowohl vom Oberhofgerichte als von der Landesregierung abgewiesen und in der zweiten gleichmäßig zu Abbitte, Kostenerstattung und zehn Thaler Strafe verdammt worden war, erhob ich die dritte Injurienklage auf den Grund des von Brockhaus in einem Pamphlet mit der Ueberschrift: Letztes Wort in Sachen des Herrn Müllner zu Weißenfels, auf Letztern angewendeten Verses:

Vor Kritikastern und Rabulisten hüte Dich,
Wer Pech angreift, besudelt sich.

Brockhaus hatte aber selbst bei der in der ersten Rügensache von der Landesregierung erfolgten Verwerfung seiner Appellation sich nicht beruhigt, sondern dasselbe Rechtsmittel ein zweites, oder vielmehr drittes Mal ergriffen, und meine dießfallstige Meldung an Müllner'n war durch einen Zufall nicht in dessen Hände gekommen. Daher folgender Brief:

W. d. 11. May 1821.

Verehrter Herr Doctor!

Da das Urthel in der Injurienklage No. I. rechtskräftig ist, so hat Herr Brockhaus mir nun die erkannte Abbitte zu leisten. Fragen Sie dahero, wenn ich bitten darf, höflich bei ihm an, „ob er es zu einer förmlichen Vollziehung des Urthels kommen lassen will, oder ob er einen angemessenern privatlichen Ausweg vorzuschlagen hat." Geben Sie ihm dabei gefällig zu erkennen, daß ich zu dieser Anfrage mich bewogen finde, weil er vor meinem Siege in dieser Sache den Wunsch nach friedlicher Beilegung, wenn schon auf unannehmliche Weise, in den Acten ausgesprochen hat, indem ich überhaupt Siege dieser Art nur insofern schätze, inwiefern sie dazu dienen können, das Ende des Kriegszustandes näher zu rücken. Von seiner Erklärung geben Sie mir Nachricht, jedoch ohne darum den Gang der übrigen Sachen aufzuhalten." Hochachtungsvoll

Ihr

Müllner.

(Fortsetzung folgt.)

Xenien von M.

(Fortsetzung.)

Der ewige Jude.

So nimmt denn endlich das Geschick von mir den Fluch, den herben;
Ich fühl's in allen Gliedern schon: ja, ja, ich darf nun sterben.

Der Bazar.

Der Witz und die Wahrheit, sein Schwesterlein,
Das sind die ewigen Juden allein;
Sie wandern immer von Land zu Land,
Und finden nirgend ein Vaterland.

Die allgemeine Zeitung und ihre Jungen, die polit. Lokalblätter.

Die dicke Alte nähret sie aus vollen Mutterbrüsten;
Die armen Jungen alle sonst sogleich verhungern müßten.

Die A. Tagspost.

Allzuscharf macht schartig;
Aber allzuartig,
Allzu zahm —
Macht lahm.

Vignettte zu einer neuen Europäischen Zeitschrift.

Ein Gastmahl: links Empörung sitzt und rechts die Brechruhrpest,
Mitt' für den Krieg ein leerer Platz, den dritten Mann bei'm Fest;
Rathlos, ohnmächtig blickt auf sie die Menschheit, und erbebt:
Doch drob in einem Strahlenschein der Gott noch lebt.

Altes, hoffentlich nie mehr brauchbares Zeitungsrecept.

Nimm zehen Pfunde Lob, und misch darein ein Quentchen Tadel
— Vom überzuckerten — und rühr' es um mit stumpfer Nadel,
Dazu gethan ad libitum Gelegenheitsgedichte,
Und fünfthalb gute Spalten voll unschuldige Berichte,
Als: wie viel Böcke — doch nur auf der Jagd — man heut geschossen,
Wie jüngst ein hölzern Wunderbild von Thränen überflossen,
Wie einer Indigestion sich Excellenz entledigt,
Wie göttlich war die Litanei und Pater Franzens Predigt,
Wie Kirchbuß that 'ne arme Maid, die Liebe süß gravirte,
Indessen die Maitresse stolz an ihr vorbei kutschirte,
Wie Ritter Herr von Edelschweif und Freiherr van der Orden
Nach ihrem einzigen Verdienst huldvoll befördert worden, —
So fahre, quantum satis fort, infusum, mixtum, datum;
Du fährst damit, vertrau dem Wort, sehr wohl; es ist probatum.

Das Volksblatt.

Dir, Friedenstaube, galt der Schuß; Du hörst ihn unverzaget,
Weißt es, daß, wenn Du fällst, Du nicht gefallen unbeklaget,
Und wieder Du erwachest, wenn es einstens wieder taget.
Auch Du hast, eh' die Fluth vorbei, zu früh Dich fort gewaget.

Der Thronfreund.

Du zogest einst Dich schnell zurück, weil Deine Stelle schon
War besser durch die Preßfreiheit besetzt an Bayerns Thron.

Schluß.

Laß, Ludwig! keine freche Hand bedräu'n dieß Heiligthum;
Es gilt nicht unser Glück allein, es gilt auch Deinen Ruhm.
Die Mitwelt jauchzte Deinem Stern so ahnungsfroh entgegen,
Zurufen wird bewundernd Dir die Nachwelt frommen Segen,
Wenn stets Dein Adlerblick empor zu Licht und Freiheit schauet,
Auf Deines Volkes Liebe fest Dein großes Herz vertrauet.
Viel stärker schätzt als Söldnerarm der treue freie Muth
Des glücklichen zufriednen Volks, das seines Herzens Blut
Dem Herrscher willig weiht, der auch sein guter Vater heißet;
Kein äuß'rer Feind, kein inn'rer ihm des Friedens Palm' entreißet.

Leipzig und die Maskerade,

dargestellt von S. H. und eingeleitet von W. R.

(Fortsetzung.)

„Ich gelobe, Sie nicht wieder zu unterbrechen," entgegnete die junge Frau mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit; „ich will kein Wort mehr sagen; Sie sehen, ich sage kein Wort mehr; nun, Sie sagen ja auch Nichts?"

„Nur ein schriftliches Zeichen zurückgelassen hat," ergänzte ich lächelnd, „und besteht selbiges in einem Briefe an mich, den ich heute Morgen erhalten habe."

„Und in dem Briefe?" fragte die Ungeduldige.

„Steht viel und mancherlei," antwortete ich, das Briefpaket aus der Brusttasche nehmend; „das Beste aber ist die erwähnte Huldigung und die Versicherung, daß —"

„Darf ich selbst lesen?" bat die schöne Frau, und wer hätte solcher Bitte widerstehen können! Ich widerstand nicht. Als sie aber nach geraumer Zeit und mehrmaliger Unterbrechung geredet hatte, rief sie mit schelmischer Heiterkeit und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen: „Leipzig und die Maskerade! Wahrhaftig, das müssen die Leipziger gedruckt lesen! Lassen Sie es drucken. Die Leipzigerinnen und die Leipziger, gut gezeichnet, ganz, wie ich selbst sie gefunden habe; — freilich wird er wenig Dank ärndten; seiner bösen Zunge schon recht. Aber man errathet ihn auch nicht, und geschieht es, was kümmert ihn das in Berlin! Also bitte, lassen Sie den Brief drucken."

„Ich?" wiederholte ich überrascht. „Sie vergessen, schöne Frau, daß ich nur ein einziges Mal etwas habe drucken lassen und wie viel ich deshalb gelitten, obgleich das Ganze mich mein Geld kostete und blos ein Zeitung-Avertissement war."

„Sie meinen das Bedürfniß einer Wirthschafterin?" lachte die Boshafte.

„Stille, stille," bat ich, „lassen wir die Vergangenheit."

„Und drucken die Gegenwart," erklärte die junge Witwe. „Also bitte, bitte, besorgen Sie den Abdruck. Von Ihnen glaubt das Niemand. Mich würde man in dem ersten Worte der Einleitung errathen, denn eine Einleitung müssen Sie auch dazu machen."

Kurz, ich mußte endlich versprechen zu gehorchen und hier steht mein Gehorsam. Was nun die schöne, lebhafte Frau sagen wird, wenn sie ihre Erfindung als Einleitung liest, — doch, sie hat es mir nicht verboten und folglich ist es mir erlaubt. Mein Freund aber, — dem schreibe ich mit umgehender Post, was hinter seinem Rücken geschehen ist. Mir wird er nicht zürnen, denn er weiß nur zu gut aus eigener Erfahrung, daß es Augen gibt, deren Bitten unverletzliche Befehle sind. Ob er ihr zürnen wird, — höchstens, so lange er sie nicht sieht. Und ob Leipzig ihm und mir zürnen, oder ihn und mich loben wird, das wird auf Leipzig und auf das Errathen ankommen. Ich bin und bleibe jeden Falls der schuldlose Schuldbewußte

W. R.

S. H. an W. R.

Ehe Du, meine alte, treue Seele, erfährst, daß Deine verblühte Lindenstadt mit der frischen Blüthe meiner Gegenwart geschmückt worden ist, hat der Hauch eines Posthornes die bescheidene Blüthe bereits über das Stadtweichbild hinausgeblasen, und während Du in den weichen, warmen Schlafes-Armen wohl Nichts von meiner Nähe träumest, sitzt mein wachendes Ganze zu Deinen Häupten und plaudert ein geschwätziges Wort. Endlich fällt der Kranz von Champagner Perlen, den der gestrige Abendschmaus Dir auf die Stirn gedrückt und dessen Schwere die Augenlider Dir zugedrückt, mit der Nachtmütze von Deiner Stirn in's Bette; Du altväterischer Mensch greifst nach der holländischen Pfeife, und daneben hat Dein Haus-Inventarium meinen Brief gelegt. Die Pfeife ist Dir zu lieb, um ihr aus freudigem Schreck Bekanntschaft mit der Diele zu erlauben; ja, ich wette, Du legst sie nicht einmal behutsam auf den Tisch, sondern zündest die wohlgestopfte an, streckst Dich gemächlich in den Lehnstuhl, langst nach dem Briefe, wunderst Dich, daß der Postbote so ungewöhnlich leise geklingelt und nicht, wie gewöhnlich, durch sein Sturmlauten Dich geweckt hat, und siehst erst bei'm Oeffnen, daß der Brief von mir und aus — Leipzig datirt ist. Murmle Deinen Unwillen über meine Abreise aus. Er ist eine Null gegen mein Tausend, als ich Dich gestern Abend nicht zu Hause traf. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin*), im Februar 1831.

Es dürfte wohl jetzt weit mehr als sonst an der Zeit sein, daß unsere Zeitschriften die Zeit selbst nicht außer Augen lassen. Wollen die Tagesblätter keine Nachtblätter heißen, lieben sie die Helligkeit und nicht die Finsterniß, so müssen sie eine ernste Zeit, wie die gegenwärtige, immer mehr und mehr von allen Seiten und in allen ihren Richtungen zu umfassen suchen. Denn wir leben grade jetzt in einer sehr ernsten Zeitperiode; unsere Gegenwart ist die, in der die Unzufriedenheit mit ihren unzähligen Klagen überall ihren Sonntag feiert, der Eigennutz und die Selbstsucht in alle Bahnen sich geworfen, und die Noth mit allen Glocken einen Thurm geläutet, in welchem die Freiheit gar oft in Frechheit ausgeartet, die Erscheinungen meisthin einen Widerspruch abgeben, (weil es fast immer jetzt so ist, wie wir es nicht wünschen) und in welcher weniges Gute mit vielem Bösen ein so merkwürdiges Gemisch treibt, daß eine Reinigung von demselben fast ohne Weltenuntergang sich gar nicht denken läßt. Wo also da hinaus bei so vielen Unfällen, bei so großer Irrung! Wer sagt uns beim Beginnen dieses Jahres, in dessen Hintergrunde so vieles Verhängnißvolle schlummert, ob wir auf dem Weltenmarkte wie Säulen stehen bleiben werden! Oder ob wir in das wilde Unrecht der wilden Gesellschafter, das uns von allen Seiten bedroht, nicht wirklich mit fortgerissen werden? Drum ist es hoch an der Zeit, sich allseitig zu orientiren, sich zu erheben und erhoben zu werden auf die allgemeine Gesinnung, als zu einem Leitstern, um auf dem Meere des Lebens eine einigermaßen sichere Fahrt zu machen. Wir haben dieß bereits an andern Orten theilweise versucht: wir sagen, theilweise versucht, denn einerseits können wir über unsere Zeit überhaupt nur in Theilen abschließen, indem wir über das Ganze, über den Zusammenhang der Erscheinungen, mit dem allgemeinen Weltengeiste — der allgemeinen Menschenbildung nicht schon jetzt ein solches Urtheil zu fassen vermögen, als die spätere Weltgeschichte, deren Regel der Beurtheilung nicht, wie die unsrige, eine Pflanze unserer Zeit sein wird, denn jeder Mensch hat zwar seinen Horizont von Einsichten, aber alle Horizonte legen sich auf die Erde und schließen die Aussicht zu, und nicht so leicht kann dann Einer in den Horizont des Andern eintreten. Doch müssen wir es mit unsern Urtheilen immer versuchen, ja ihnen sogar wie den Hoffnungen vertrauen, wenn gleich sie gar oft auch nur Täuschungen mitbringen, geschehe dieses Vertrauen auch nur ihrer schönen Lügen wegen. Ist auch Niebuhr nicht mehr, so bleibt doch Clio nicht ewig verwitwet; sind auch Niebuhr's Lippen der Geschichtsweisheit verblüht, so ist doch mit ihm noch nicht alle classische Historik schlafen gegangen; in kurze Trauer nur ist die Muse der Geschichte versetzt: und unsre deutschen Historiker Heeren, Luden, Raumer, Rottek, Wachler, Menzel und wie diese edlen Forscher sonst noch heißen, werden sie neu beleben. Unsere Enkel und Urenkel von Geschlecht zu Geschlecht werden einst auf allen Bänken in den Classen der Schulpforte die ernste Lage der gegenwärtigen Wiedergeburt Frankreichs, Sachsens, Braunschweigs ꝛc. ihrem Gedächtnisse einzuprägen haben, die wir jetzt selbst erfahren und erlebt haben. Ob aber unsere spätere Generationen grade nach allen Thaten Begehren tragen werden, die unsern im Geiste der Zeit befangenen Augen momentan so lorbeerreich erscheinen, ist eine Frage, deren bejahende Beantwortung wir noch sehr in Zweifel ziehen möchten. Gewöhnlich richten wir Menschen nach unserem eigenen Gesetzbuche; aber wie himmelweit verschieden ist es, ein Haus zu lenken, einen Staat zu regieren und eine Welt zu beherrschen! Welch' eine Kluft zwischen den Augen eines Bürgers, eines Fürsten und eines Königs der Könige! Inzwischen sei, wie ihm wolle, Grund überall oder nicht, Ursache überall oder keine, immer ist und bleibt uns ein Feld geöffnet zu mächtig großen Arbeiten, denn, wie es im Paradiese keine Lehrer, keine Aerzte und keine Streiter gibt, also bietet eine Welt von so vielen Klagen und so vielen Wünschen immer auch ein Feld voll Arbeiten dar. Darum rüstet Alles sich, und auch unser Preußen bleibt nicht zurück; auch unsere Heere werden exercirt, organisirt und regenerirt, um, wenn gleich nicht in offensiver, doch in defensiver Kraft auf Alles gefaßt zu sein, und was Preußen kann, wenn es will, hat sich im letzten Freiheitskriege wohl genügend bewährt. Ist auch unser allverehrter, allgeliebter König der personificirte Friede selbst, nennt ihn die Geschichte schon bei Lebzeiten mit allem Recht Friedrich den Gerechten, und geht ihm bei seiner Liebe zur Familieneintracht ganz gewiß auch Völkereintracht über Alles, so können wir doch zu leicht mit in den Strom fortgerissen werden, denn wer kann in Ruhe bleiben, wenn der böse Nachbar es nicht will! Und unser Cabinet kennt die politischen Winkelzüge der Ausländischen noch lange nicht, kann sie auch nicht kennen, denn leider kennt es sein eigenes Preußen lange nicht genug.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von einem andern Correspondenten. D. R.

Buntes.

(Zeichen der Zeit.) In Dijon sieht man einen zwölfjährigen Knaben, militairisch gekleidet, mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Dieser Knabe pflanzte, unbekümmert um den Kugelregen, in welchem er stand, die französische Fahne auf dem Kaiserfort bei Algier auf.

Er wurde verwundet, und General Clausel erwirkt ihm für seinen fast unglaublichen Muth das Kreuz. Sein Vater ist Kanonier und war ihm in der Schlacht zur Seite.

(Ein neues sehr wohlfeiles Instrument.) Eines Bäckers Sohn in Cassel, Herr Backstein hat es erfunden. Er schlägt nämlich Kieselsteine mit einer solchen Geschicklichkeit an einander, daß sie sehr angenehme Töne von sich geben, und eine besseres Concert bilden, als Maultrommeln. Der Kieselstein-Virtuose nennt seine Erfindung Saxamelodicon.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 63. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 16. März. 1831.

Zur Vermählung des Freundes.

Wohl Dir! Dich haben Stürme nicht verschlagen
Vom Jugendmeer auf freudenödes Land;
Es hat Dein Schiffchen eines Engels Hand
In's Feenreich der Liebe hingetragen.

Und mußt Du auch des Lebens Fahrt noch wagen,
Getrost! nun fesselt Dich ein Zauberband,
Zieht Dich zurück zum heimathlichen Strand,
Wo eines holden Pharos Schimmer tagen.

Was Du im Sturme kämpfend je errungen,
Was Dir ein Gott in's warme Herz geleget,
Und was Dein Geist mit kühnem Flug' erstrebet:

Hast Du als Kranz nun um Ihr Haupt geschlungen,
Die stolz und freudig Deine Gabe pfleget,
Bis Sie mit ihr geschmückt von hinnen schwebet.

M.

Leipzig und die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Du weißt, daß bei Menschen von meiner Handthierung ein Gedanke oft ein Geschäft und ein Geschäft noch öfter eine Reise ist. Daher wird die Plötzlichkeit meines Erscheinens Dich nicht überraschen, wohl aber die Plötzlichkeit meines Verschwindens Dich schmerzen. Hemme indessen und zügle ihn den Schmerz, den gewaltigen. Sonst möchte die Freude unseres nächsten Sehens den Schmerz noch in Deiner Brust und kein Plätzchen darin zu ihrem Einzuge finden. Denn ehe die erste Schwalbe den Thomasthurm umkreist und ihr altes Nest sie willkommen heißt, kehre ich in gewohnter Weise zurück von meiner Reise und fliege in Lust an Deine Brust. Dießmal hätte jedoch mein Fliegen mich beinahe um meine Nase, wenigstens um meine Nasenspitze gebracht. Das ist aber eine fatale Erinnerung, bei welcher ich mich nicht aufhalten will. Ich bitte Dich daher nur kürzlich, Deinem Nachbar Communalgardist, der, die Flinte vorstreckend, aus seinem Hause trat, als ich eben daran vorübereilte, freundschaftlich zu sagen, daß selbst das Bajonet eines Communalgardisten ein scharfes, spitzes Ding ist, solche Dinger in gut polizirten Städten keinen friedfertigen Menschen unter, neben oder vor die Nase gehalten werden dürfen, und das Sprichwort spricht: mit spitzen Dingern, Kind, da spiele nicht.

Du errathest, daß es gestern gegen Abend war, als ich hier ankam. Willst Du die Stunde ganz genau wissen, so muß ich Dir sagen, daß es in der Stunde war, in welcher Hunderte oder Tausende, doch nicht Hunderttausende, am, auf und neben dem Naschmarkte standen, gingen und lehnten. Du kennst meine Furchtsamkeit und meine Liebe zur Ordnung, im Staate wie in der Stube, und begreifst daher meinen Schreck über diese unerwartete Volksmenge. Gleichwohl sammelte ich mich schnell genug, um meinen Nachbar, einen in Leipzig geborenen und daselbst wohnhaften Mann ganz leise nach der Ursache dieser Volksbewegung zu fragen, und als er mir sagte, daß die Menschen das Aufziehen der „— — — —" erwarteten, wußte ich allerdings nicht, was er damit sagen wollte, sah es ihm aber an seiner Ruhe an, daß er etwas Ruhiges damit meinte. Weiteres Fragen und Erklären war für den Augenblick unthunlich. Zwei große, schwarze Augen hatten in meinem Nachbar den lieben Vater erkannt und begleiteten uns zum Posthause, wo sie mit dem Vater links abgingen, während ich rechts nach Deiner Wohnung stürmte. Sie war verschlossen und Dein Haus-Inventarium erklärte, Du werdest vor Mitternacht von einem Abendschmause nicht zurück kommen. Also ging ich eben so langsam, als ich vorher schnell gegangen war, nach dem Hôtel de Pologne, wohin ich mein Gepäck bereits vorausgesendet hatte und wo ich daher, in Folge ergangener Bestellung, gewiß war, ein Zimmer bereit zu finden. In dieser Gewißheit schlenderte ich unbefangen zum Hausthore ein und war nicht wenig überrascht, mich von einem Manne ange-

halten zu sehen, der hier eine Art polizeiliche Aufsicht zu handhaben schien. „Entschuldigen Sie, mein Herr," redete er mich mit einer Artigkeit an, die vor den Septembertagen allen sächsischen Polizeidienern verboten war, „haben Sie eine Karte, eine Marke, oder ein Billet?" Ich besann mich einige Augenblicke und erwiederte: „ich glaube, alles drei; eine Postkarte von Deutschland, eine gestern gefundene Spielmarke und ein ungebrauchtes Berliner Opernbillet.

„Weder einzeln, noch Alles zusammen," erwiederte er, „kann Sie das zum Eintritte in dieses Hotel berechtigen. Ich erlaubte mir zu fragen, ob Sie eine Einlaßkarte, oder eine Domestiken-Marke, oder ein Hausbewohner-Billet aufzuweisen haben?"

„Da bin ich wohl irre," versetzte ich, im Hause umherschauend, „und anstatt in das Hôtel de Pologne, in ein Privathaus gerathen. Gleichwohl sieht mir Alles —"

„Sie sind keineswegs irre," fiel der Artige ein, „sondern wirklich im Hôtel de Pologne. Sollte es Ihnen aber vielleicht unbekannt sein, daß der Tunnel heute hier einen Maskenball gibt —"

„Der Tunnel?" wiederholte ich, „was zum Henker hat der englische Tunnel hier in Leipzig zu thun und seit wann giebt der Maskenbälle?"

„Entschuldigen Sie, mein Herr," entgegnete der Andere, „der Tunnel ist keine englische, sondern eine Leipziger Gesellschaft, und belieben Sie aus gegenwärtigem Programme §. 1. zu ersehen, daß Sie ohne eins der von mir erfragten Erfordernisse nicht passiren können." Dabei hielt er mir die Wahrheit seiner Versicherung schwarz auf weiß vor die Augen und ich las:

„Maskenball
der Gesellschaft
der Tunnel
im Hôtel de Pologne zu Leipzig

Freitags, am 11. Februar 1831.

1. Der Anfang des Maskenballes ist Abends 7 Uhr, vor welcher Zeit kein Eintritt in das dazu bestimmte Local Statt findet; auch wird schon von Nachmittags 3 Uhr an Jedem, der weder eine Einlaßkarte, noch eine Domestiken-Marke, noch auch ein Hausbewohner-Billet aufzuweisen hat, der Eingang in das Hotel versagt."

Als ich diesen gedruckten Beleg gelesen hatte, schlug der Mann das Programm zusammen und sah mich an. „Aber ich bin ein Fremder," bemerkte ich, „der sein Gepäck vorausgesendet, eine Stube bestellt und demgemäß die Absicht hat, hier zu wohnen." Diese Erklärung schien dem Manne beachtenswerth zu sein und er schickte sich eben an, die Klingel zu ziehen, als ein Kellner die Treppe herabflog, mich erkannte, dem Aufseher die Identität meiner Person versicherte und mich, trotz allen Mangels an Einlaßkarte, Domestiken-Marke und Hausbewohner-Billet, in das bestellte Zimmer führte. Während hier das Ofenfeuer lustig loderte und ich, in Erwartung der Wärme, auf und nieder ging, die Verwendung der einbrechenden Nacht bedenkend, trat der Kellner mit der bescheidenen Frage nach meinen etwaigen Befehlen ein, und heller und lustiger als das Ofenfeuer loderte plötzlich der Gedanke in mir auf: wie, wenn Du auf die Maskerade gingest! Um daher dem flüchtigen Kellner den Rückzug abzuschneiden, stellte ich mich zwischen ihn und die Thüre und sagte: „was ist das für eine Tunnel-Gesellschaft, die heute Abend hier einen Maskenball gibt?"

„Eine humoristische," antwortete er.

„Und besteht?" fragte ich.

„Aus Schauspielern, Schriftstellern und andern dergleichen Personen," antwortete er, offenbar mit zu wenig Respect.

„Könnte ich hoffen, ein Billet zu bekommen?" fragte ich weiter.

„Zehn für Eins," erwiederte der Rasche, „und brauchen auch keinen Maskenanzug."

„Das ist mir lieb," versetzte ich; „wären Sie also wohl so gut, mir ein Billet zu besorgen?"

„Mit Vergnügen," entgegnete er, und eilte fort.

„Bringen Sie mir doch auch ein Programm mit!" rief ich ihm nach, und ein lautes: zu Befehl, schallte als Antwort von der Treppe über den Vorsaal.

Bald nachher erhielt ich Billet und Programm. „Wünschen Sie vielleicht zur Vorstellung eine Nase?" fragte der Dienstfertige und legte gleichzeitig einen ungeheuern pappenen Nasenüberzug mit einem grenadiermäßigen schwarzen Schnurrbarte auf den Tisch. Ich nahm die Gabe dankbarer an, als es in der Regel mit gegebenen Nasen der Fall ist, rückte den Tisch an den Ofen und begab mich an's Studium des Programmes. Du kennst meine Gewissenhaftigkeit in Sachen des Ceremoniels und wirst Dich also darüber nicht wundern.

(Forsezung folgt.)

Grabschrift eines Küchenmeisters.

Ein Jeder legt sein Amt mit seinem Leben ab;
Nur meines geht mit mir unabgelegt in's Grab.
Zwar Fürsten kann ich mich nicht dienstbar mehr erweisen:
Doch bleibt mir auferlegt, die Würmer nun zu speisen.

Auflösung der Charade in Nr. 55.

Glocke.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

(Beschluß.)

Ich hatte mich glücklich über den sogenannten Graben hinweggedrängt, hatte im Getümmel mehrfache unwillkührliche Püffe erhalten; und dankbar a Vista zurückgezahlt. Durch das Burgthor kam ich glücklicher. Allerliebste Mädchengesichter begegneten mir bei jedem neuen Schritte; ich war so grundvergnügt, daß ich auch die häßlichen hätte küssen mögen!

Ueberhaupt liegt, wie ich im weitern Umgange fand, ein ganz eigner Takt in den Wiener Mädchen, der sie vielleicht anziehender, als irgend einen andern Mädchenschlag macht. Im Ganzen vermißt man bei ihnen wohl jenen glänzenden Geist, jenes Savoir — vivre, jene zauberische Coquetterie, Eigenschaften, welche man schon bei einem großen Theile unserer Nordländerinnen, vor Allem aber bei den Französinnen in so hohem Maße antrifft und die, obgleich sie selten vom Herzen kommen, sich doch leicht eine contrebande Straße zu den Männerherzen eröffnen.

Meines Erachtens, bleiben die Wienerinnen — selbst bis zu einem gediegenern Alter und sogar noch als Mütter — mehr Mädchen als Weib; es wohnt ihnen gleichsam eine ganz allerliebste Unreife bei, ihr ganzes Wesen erblicken wir bei weitem mehr in der Knospe als in der Blüthe, sie besitzen Alles, aber Alles scheint noch nicht entfaltet, ihre Fülle ist noch halb verschlossen, und deshalb ist Alles frischer, Leben-versprechender und kindlich-süßer an ihnen, als an unsern nordischen Damen, die sich so gern mit unzeitiger Reife brüsten. Die Wienerinnen besitzen noch mehr Herz als Gemüth, mehr Seele als Geist, mehr Leben als Willen; die Wiener Mädchen sind Beides: kindlich-rein und rein-kindlich. Sie wollen auch nicht für mehr gelten, als sie sich fühlen; sie haben alle Mängel ihres Geschlechts, und weil sie zu harmlos sind, als daß sie sich derselben schämen, dieselben zu verläugnen streben sollten, so stehen sie ihnen allerliebst, denn das Weib ist am bezaubernsten in seinen Gebrechen, am stärksten in dem Gefühle seiner Schwäche. Dabei ist ihnen die reizendste, ungezwungenste Naivität eigen, die bald in einer anmuthigen Geschwätzigkeit, bald in einer schalkhaften lakonischen Kürze laut wird. Neckerei und Tändelsucht, unschuldige Eitelkeit und liebenswürdigen Eigensinn findet man in ihnen wieder. Doch sind diese freundlichen Eigenschaften nur die dem innern Diamante zur Fassung dienende Decke, und es thront in ihnen eine Tiefe, welche ein flüchtiger Umgang kaum verrathen will. — Eine Wienerin *liebt* mit undenklichem Feuer; bei aller ihrer oft ausgelassenen Heiterkeit wird ihr kleines Herz unendlich empfindsam und traurig, ja es foltert sich selbst in tödtlicher Sehnsucht, sobald es liebt. Und dennoch setzt sie, sich selbst zur Qual, just *dem* Mann, für den sie sich interessirt, anfangs vor allen Andern die meiste Kälte, ja nicht selten wahre Härte entgegen, und nur durch längeres treues Bemühen vermag er ihren Trotz zu schmelzen und ihr Gefühl zu dem seinigen herüberzuschmeicheln, denn ein schöner weiblicher Stolz bildet die Grundzüge im Charakter einer Wienerin. Gelangte jedoch der Liebende durch Ausdauer und durch innige oder geheuchelte Treue endlich dazu, ihr ein Geständniß zu entlocken, so äußert sich ihre Leidenschaft unbegränzt, Alles hingebend, Alles verläugnend. Sie ist in der Liebe sanft und tändelnd, wie ein Kind, gütig und verzeihend, nachgiebig, mild und gewährend; und im Schmerze *verrathener* Liebe kehrt sich ihre Grausamkeit nur gegen sich selbst, sie will nur das eigne Herz brechen, nicht das des Verräthers, sie will nur sterben, nicht tödten. — So vereinigt sie in lieblich mildernder Abstufung die Charaktere der Nord- und Südländerin in sich und bildet gleichsam den Uebergang zwischen Beiden. Die Bedachtsamkeit, das Phlegma der Deutschen ist bei der Wienerin rascher, lebendiger geworden, so wie bei ihr die offene Glut der Italienerin zu reinerm, schaamhaftern Feuer abgeglüht ist, was ihre Liebe wünschenswerther, als die einer Deutschen, und ihre Gunst schätzenswerther, als die einer Italienerin macht.

Im äußern Anzuge bewähren die Wiener Mädchen außerordentlich viel Geschmack; ihr kindlicher, spielender Sinn verführt sie zwar oft zu einer Art von Ueberladung, von bunter Ueberfülle, an welche wir einfachern Sachsen uns schwer gewöhnen können; allein selbst diese bunte, putzhafte Manier trägt gewissermaßen einen bescheidenen und einfachen Charakter, man sieht es den Mädchen offenbar an, daß sie sich weit mehr für *sich selbst*, als für die *Männerwelt* herausschmücken, daß ihnen der belobende Blick ihres *Spiegels* weit lieber ist, als der ihrer *Anbeter*. Sie sehen unverkennbar den Putz weit mehr für ein Spielwerk an, als für ein Mittel zu gefallen. Zudem liegt diese Ueberladung eigentlich nur in den *Farben*, nicht in dem *Schnitte* der Kleider, welcher meist einfach und geschmackvoll ist; und eben hierin stehen die Wienerinnen bedeutend über den andern deutschen Damen, ja selbst über den Französinnen. Dabei herrscht in ihrer Haltung, ihrem Gange eine wirkliche natürliche Grazie, ein Anstand, der nirgend gezwängt, eine Leichtigkeit und Unbefangenheit der Bewegungen, die nirgend herausfordernd wird. —

Kurz, die Wiener Mädchen sollten im Buche des Lebens billig die Erste Seite einnehmen; denn nirgend weiter fand ich so edlen Frauenstolz bei so arglos hingebender Milde, so schöne weibliche Würde bei so süßer Mädchenhaftigkeit! —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin im Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Wozu würden sonst wohl jüngst in den Straßen unserer Residenz gegen eine so genannte Revolution von einem kleinen Haufen betrunkener Schneider-Gesellen aufmarschierte Truppen-Abtheilungen in allen Winkeln patrouillirt haben, der Trödelverkauf aller verrosteten Gewehre untersagt, und solcher ernstlichen Anstalten noch unzählige, so ganz unnöthiger Weise, getroffen worden sein? Warum hat man die Aufführung von Schillers Tell verboten und das einstweilige Aussetzen der Stummen von Portici geboten? Du lieber Gott! die guten harmlosen Berliner, die nur stets nach einem Witze, und dazu nicht immer nach einem guten zu haschen bemüht sind, die sollten mit einem Male Aufrührer, Revolutionäre, Volksaufwiegler und Verräther gegen ihren König und Vaterland sein? O, Sie jammern mir! Ob die Censur, die in der Person unseres Geheimen Raths Granow — wirklich nicht nur überall in der Mücke einen Leoparden, sondern mit sehr schlechten Augen selbst da Riesen erblickt, wo auch nicht im Entferntesten ein winziges Zwerglein Platz findet, wirklich Tagesschriften, und Broschüren politischen Inhalts in Bezug jener Schneider-Revolution zu unterdrücken die Freude hatte, wissen wir zwar nicht, bezweifeln es jedoch sehr, denn wer von unsern hiesigen Literaten kennt nicht die wirklich oft unerträglichen Launen jenes Censurherrn?! Selbst den Verkauf einiger ganz schuldlosen poetischen Worte des Trostes und des Friedens „an die Preußen" die unter'm Titel „der Sturm der Zeit" zum Besten hiesiger armen Studirenden von einem ihrer würdigen Commilitonen, Ludwig Philippson, gratis in der hiesigen Gubitzschen Druckerei erschien, hat er nur unter sehr vielen Umständen zugegeben. Damit der geneigte Leser den Inhalt dieser poetischen Kleinigkeit kennen lerne, wollen wir hier nur folgende letzte Strophe herausheben;

„Was sich die Völker mit Schwertern und Kugeln erringen" —
Wie sie die röthlichen Fahnen des Blutmords (? Ref.) schwingen" —
Während die Fluren uns grünen und gelben die Aehren"
Wird sich in ruhiger Stille in Preußen gebären!
Unser ist Friedrich!"

Was unser literarischer Markt in politischer Beziehung sonst zu Tage gefördert, ist eben nicht allzuweit her. Die Vereinsbuchhandlung hat uns mit einer Schrift, betitelt: „Frankreich und die Bourbonen" beschenkt, der Verfasser derselben, Herr Theodor Mügge, gibt uns hier eine Uebersicht der Vorfälle in Frankreich seit den letzten 16 Jahren, in welche 16 biographische Skizzen von Personen, die bei der Restauration die wichtigsten Rollen gespielt haben, eingewebt sind. Die Dümmlersche Verlagshandlung hat in diesen Tagen eine Schrift sub lemmata angekündigt: die Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen die, relatum refero, vom hiesigen Professor juris Dr. Jarke herrührt. Es ist derselbe Herr Professor Jarke, der von den ärztlichen Psychologen aus ihrem Gebiete, in welchem er ohne alle ihre Literär-Kenntniß docirend aufzutreten sich herausnahm, mit vieler Manier zurückgewiesen wurde, es ist dieß ferner derselbe Herr Prof. Jarke, der im vergangenen Jahre 1830 die Geschichte Sand's — seligen oder unseligen Andenkens — von seinem ganz standrechtlichen Standpunkte aus beleuchtete, bei welcher Gelegenheit der catholische Herr Professor nicht nur von seiner Demuth vor Gott, sondern auch von seiner furchtbaren erschrecklichen Servilität vor Erdenkönigen so viel Aufhebens machte, daß es uns wenigstens nicht sonderlich nach dieser Bekanntschaft von diesem Buche gelüstet.

In belletristischer Hinsicht können wir mit vollstem Rechte als die beste aller bis jetzt uns bekannten Novellen von Daniel Leßman, eine so eben erschienene, die Schlittenfahrt, den geneigten Lesern und Leserinnen dieses Blattes angelegentlichst empfehlen. Auch die von Dr. Schiff in recht fließender Uebersetzung erschienenen Lebensbilder von Balzac, einem der bessern französischen Romanschreiber, können wir hier lobend erwähnen. Wie wir hören, wird die erste Novelle desselben, die Blutrache, für ein Melodrama auf unser Königsstädtsches Theater bearbeitet, ob man aber höheren Orts zugeben wird, Napoleon auf die Bretter zu bringen, möchten wir gar sehr bezweifeln und ohne diesen dürfte doch das ganze Interesse für diesen Stoff verloren gehen.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Sinnreicher Einfall. In Amadana bestand früher eine Academie, deren Statuten im Eingange folgendermaßen lauteten: „Die Academiker sollen viel denken, wenig schreiben und so wenig als möglich sprechen." Als der im Orient berühmt gewesene Doctor Zeb einst erfuhr, daß in dieser gelehrten Gesellschaft eine Stelle erledigt sei, eilte er, sich darum zu bewerben. Unglücklicherweise war er zu spät gekommen und die Academie beklagte es doppelt, der Begünstigung eines Mächtigen gewährt zu haben, was nur dem Verdienste gebührt hätte. Der Präsident, welcher nicht wußte, wie er eine Weigerung beschönigen sollte, die der Academie nicht zur Ehre gereichte, gerieth auf den Einfall, ein Gefäß herbeibringen zu lassen, das bis an den äußersten Rand mit Wasser gefüllt war, so daß ein Tropfen mehr es zum Ueberlaufen gebracht haben würde. Der gelehrte Bewerber verstand durch diese bildliche Antwort, daß in der Academie kein Platz mehr für ihn vorhanden sei. Stillschweigend wollte er sich mit diesem Bescheid hinwegbegeben, als er ein einzelnes Rosenblatt zu seinen Füßen bemerkte. Bei dem Anblick desselben gab Doctor Zeb neuer Hoffnung Raum; er hob das Rosenblatt vom Boden auf, und legte es mit so viel Behutsamkeit auf die Fläche des mit Wasser gefüllten Gefäßes, daß kein Tropfen dadurch vergossen wurde. Alle Anwesenden zollten diesem sinnreichen Einfalle ungetheilten Beifall und Doctor Zeb wurde einstimmig als Mitglied der Academie aufgenommen.

Bonafont.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 64. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 17. März. 1831.

Müllner als Client.

(Fortsetzung.)

Kurz darauf wurde Brockhaus von der Landesregierung nicht blos mit seiner in der ersten Rügensache wiederholten, sondern auch mit der in der zweiten eingewendeten Berufung zwar abgewiesen, ihm jedoch in beiden die Beibringung seiner Rechts-Nothdurft zum Behuf der Einholung einer anderweiten Erkenntnisses nachgelassen. Müllner, hiervon benachrichtigt, schrieb mir:

Weißenfels am 18. Juni 1821.

Verehrter Herr Doctor!

„Zu meiner Zeit rejicirte die L. R. in Injuriensachen

a) entweder pure,

b) oder impure, und zwar

aa) entweder mit selbsteigener Abänderung des Urthels,

bb) oder mit Nachlassung einer neuen Vertheidigung.

B. hat in der L. R. offenbar eine Protection; da diese aber hier bei bb stehen geblieben, vielleicht aus Scheu vor der Publicität, so wollen wir sie noch zur Zeit gewähren lassen. Kostet's doch dem Manne sein Geld. Tragen Sie indessen darauf an, daß man Ihnen nach eingereichter Vertheidigung, etwa in term. inrotul. die Acten vorlege. Wahrscheinlich beleidigt er darin von Neuem; das stechen Sie dann auf, und tragen darauf an, ihn im neuen Urthel wegen der beleidigenden Schreibart besonders zu bestrafen. Die Widerlegung seiner Vertheidigungsgründe nebenbei!"

Der Ihrige

Müllner.

Während auf diese Art die erste und zweite Injurienklage eine nochmalige, und die dritte ihre erste Entscheidung erwartete, war die von Brockhaus wider das ihn zur Herausgabe des Briefes verurtheilende Urthel eingewendete Berufung vom Appellationgerichte zur Rechtfertigung angenommen worden, und ehe noch hierauf das Erkenntniß erfolgte, erfolgten rasch nach einander die drei Erkenntnisse in den drei Injuriensachen. Sie sprachen sämmtlich zu Brockhausens Nachtheil, indem die in den zwei ersten die frühern Urthel durchaus bestätigten, und das Erkenntniß in der dritten Rügensache Brockhausen zu einer Strafe von Fünf Thalern, einer Müllner'n vor Gericht zu leistenden Abbitte und Abstattung der Kosten verurtheilte. Müllner hatte im Laufe dieser Rechtshändel und der darüber öffentlich erstatteten Berichte mich einmal seinen „Lieutenant" genannt und ich ergriff daher die durch jene Siege und Brockhausens mir eröffneten Wunsch, sämmtliche Streitigkeiten aufzuheben, sich bietende Gelegenheit, ihm in diesem Charakter davon Anzeige zu machen.

Leipzig, den 5ten Novbr. 1821.

Werthester Herr Hofrath,

Der Sieg ist an Ihre Fahnen gefesselt. In zwei neuen Schlachten ist der Feind geschlagen, und seine beiden geschlagenen Heere haben sich ergeben. Auch die beiden andern, hart bedrängt, wünschen die Bedingungen des Sieges zu hören, um ihre Waffen vor ihm zu strecken. Ihr glücklicher „Lieutenant" eilt den Bericht zu erstatten.

General!

Nach dem wider den Fürst Brockenberg *) erlassenen Kriegsmanifeste vertrauten Sie mir den Befehl über Ihre Truppen. Ich theilte sie in vier Corps. Jedes davon hat sich mit Ruhm bedeckt und der Ehre werth gemacht, Sie General zu nennen. Fürst Brockenberg stellte uns vier Corps entgegen. Er selbst übernahm den Oberbefehl **) und einige erfahrene Feldherren dienten unter ihm. Das Glück ging mit der Gerechtigkeit; beide wa-

*) Die Leser erinnern sich vielleicht, daß Müllner in seinen Kriegsbülletins den Buchhändler Brockhaus gewöhnlich Fürst Brokkenberg nannte.

**) Die meisten gerichtlichen Eingaben waren von Brockhaus selbst gefertigt. Er bemerkte dieß bisweilen durch den Zusatz: „ohne Beihülfe und Redaction meines Rechtsfreundes."

ren seiner Sache fremd. An der Spitze des ersten Corps griff ich ihn in seinem eigenen Lande an. Er wurde geschlagen und der commandirende Unterfeldherr büßte mit dem Verluste der Schlacht auch den Verlust seines Dienstes. *) Gegen den Fürsten selbst gewann ich den zweiten Sieg und er hatte kaum die Zeit, den Rest seiner Truppen in die stark befestigte Hauptstadt zu werfen, welche noch jetzt von den Unsrigen belagert wird. — Während dieser Zeit hatte sich auch der Sieg für das zweite Corps entschieden. Der geschlagene Feind hatte sich zweimal in seinen Schanzen geworfen und wurde beide Male aus seine Schanzen vertrieben, bis ich ihn zwang, die letzte Feldschlacht anzunehmen. Die aufgehende Sonne spiegelte sich im Blute der Kämpfenden, die untergehende sah uns als Sieger. Was nicht auf der Wahlstatt fiel, gerieth lebend in unsere Hände. Kanonen, Adler und Bagage sind erobert; das zweite feindliche Corps hat aufgehört zu sein. Eben so das dritte. Durch den Verlust des ersten Treffens muthlos gemacht, suchte es den verlorenen Muth im verschanzten Lager wieder zu gewinnen. Ihre Truppen eroberten das Lager, und derselbe Tag, an welchem das zweite Corps vernichtet wurde, war auch der Todestag des dritten. Es ist nicht mehr. — So steht nur das vierte noch im Felde. Doch im ersten Treffen bereits geschlagen, zweifelt der Feldherr am Siege und Fürst Brockenberg bittet um meines Generals Gnade.

Ihr

siegreicher
Lieutenant."

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein sehr geachteter, aus den Reihen der Sachwalter in Staatsdienst übergetretener Advokat, der seine Pflicht erfüllte, indem er Brockhausen sein Unrecht vorstellte, und dafür von diesem mit Zurücknahme der Vollmacht belohnt wurde.

Leipzig und die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Es ist mir fast zum Grundsatze geworden, beim ersten Eintreten in eine geschlossene Gesellschaft nach Gesetz und Herkommen zu fragen, und selbst, als ich vor einigen Jahren in meiner Vaterstadt, aus Anerkennung meiner mir unbekannten Verdienste um dieselbe, zum Rathsherrn gewählt wurde —, schöne Zeit, wo es noch keine Communrepräsentanten gab! — selbst da war meine erste Frage: ob ich der ersten Sitzung in Schuhen beiwohnen müsse? Sehr natürlich daher, daß ich, der Fremdling, mich zuvörderst mit den Satzungen bekannt machen wollte, denen der Besuch des Maskenballes mich unterwarf, und ich erlaubte mir bei diesem Studium so wenig eine Flüchtigkeit, daß ich sogar die schon gelesene Aufschrift und den schon gelesenen ersten Paragraphen noch einmal las. Dann schritt ich zum zweiten. Er hieß:

„Am Balle selbst nehmen, außer den Mitgliedern obengenannter Gesellschaft nur die von ihnen eingeführten Gäste Theil."

Recht, sehr recht, sprach ich lobend vor mich hin, doch auch recht artig, daß nicht Eingeführte daran Theil nehmen dürfen; außerdem wäre ja der Ballsall mir verschlossen geblieben, denn da ich, meines Wissens, kein Mitglied kenne, so —, aber weiter gelesen, unterbrach ich mein Selbstgespräch, es geht vielleicht dem Paragraphen hier wie mancher andern Verordnung, deren letzte Paragraphen man lesen muß, um die ersten zu verstehen. Also las ich weiter:

„3. Die Einlaßkarten empfängt, gegen Erlegung von 1 Thaler per Stück, jedes Mitglied für sich und seine Gäste bei den Comittéemitgliedern. Sie enthalten den Namen des Inhabers und, wenn dieser ein Gast ist, zugleich den Namen des ihn einführenden Mitgliedes, gelten durchaus nur für die darauf genannte Person und werden in der zweiten Etage am Treppen-Ausgange abgegeben."

Wer mag Dich wohl einführen? fragte ich mit vieler Neugier und griff nach dem Billet. Mein Name stand darauf, aber unter den zwei Worten: „eingeführt von —" stand — Nichts. Folglich wirst Du von Nichts eingeführt, antwortete ich mir selbst, und legte das Billet wieder weg.

Bei nun fortgesetztem Lesen ergab sich, daß der vierte Paragraph das Verhalten der Dienerschaft, der fünfte die Einrichtung der Garderobe und besonderer Zimmer zur Abhülfe „plötzlicher Derangements" und der sechste die Angelegenheiten des Gaumens und Magens betraf. Das perspectivische Interesse dieses letzten Artikels verlor sich in dem nahen Interesse des folgenden siebenten:

„Im Ballsaale findet, außer den Comittéemitgliedern der genannten Gesellschaft, welche über Erhaltung der Ordnung zu wachen haben, Niemand ohne Gesichtsmaske Zutritt."

Das freute mich, denn ich gestehe, daß die Versicherung des respectlosen Kellners: „und brauchen auch keinen Maskenanzug," mir etwas unglaubhaft vorgekommen war. Nun mußte jeder Zweifel weichen. „Niemand ohne Gesichtsmaske," — folglich Jedermann mit Gesichtsmaske, folglich ein Maskenball. Wird da aber eine Nase genügen? unterbrach ich meine freudige Folgerung, betrachtete den Nasenüberzug, bedeckte damit meine fleischerne Nase und antwortete: Ja! denn der Spiegel, vor welchem ich getreten war, reflectirte ein so vollkommen maskirtes Gesicht, daß ich der poetischen Regeln, nach denen ein Theil bisweilen besser ist als ein Ganzes, mich nicht einmal zu erinnern brauchte, um meinem Maskentheile gleiche Wirkung mit unbedeutendem Vorzug vor einer ganzen Maske beizulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Edelmüthige Rettung.

Als nach der Schlacht bei Fleurus die französischen Truppen Belgien wieder besetzt hatten, floh ein junger Mann durch Brüssel, der gegen sein Vaterland gefochten hatte. Eine hochherzige Jungfrau, die eben vor ihrer Thüre saß, rief, vom Mitleid bewegt, dem Fliehenden zu: „Wo wollen Sie hin? Sie sind verloren, wenn Sie weiter gehen — Ich bin es nicht weniger," entgegnete er, „wenn ich umkehre. — Wohlan, so kommen Sie hier herein!" rief ihm das edelmüthige Mädchen zu. Schnell und mit einem dankbaren Blicke folgte der junge Mann dieser Einladung. Die Jungfrau sagte ihm, daß sie die Nichte eines in diesem Hause wohnenden Geistlichen sei, der es ihr schwerlich erlauben würde, einen Flüchtling darin zu verbergen. Es bleibe ihr daher nichts Anderes übrig, als ihn vor der Hand in eine Scheune zu führen. Kaum war es aber dunkel geworden, als auch einige Soldaten in dieser Scheune ein Nachtlager zu suchen kamen. Die Jungfrau folgte ihnen unvermerkt, und als sie eingeschlafen waren, zog wortlos sie den Fremdling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Aber ihn schien ein Unstern zu verfolgen, denn als er mit seiner Retterin an den Schlummernden vorüberschlüpfen wollte, erwachte einer derselben und ergriff den Fliehenden bei der Hand. Doch schnell warf sich die Jungfrau zwischen Beide und rief, vom Dunkel der Nacht begünstigt: Laßt mich doch los, ich bin es ja!" Getäuscht durch die Weiberstimme, ließ der Soldat sie los. Und nun führte sie den zagenden Flüchtling in ihre Kammer, nicht um ihn darin zu lassen, nur ein Bund Schlüssel und eine Lampe nahm sie mit und eilte nach der nahen, düstern Kirche. In dieser war eine verödete Kapelle, die im Kriege ausgeplündert worden war. Bekannt mit dem Geheimnißvollen, Schauerlichen dieses Ortes, hob die muthige Jungfrau eine, hinter dem Altar befindliche Fallthüre auf, und sprach zum zurückfahrenden Flüchtling: „In diesem Gewölbe ruhen die Gebeine einer altadeligen Familie; hier wird man Sie wahrlich nicht suchen. Fassen Sie Muth, steigen Sie hinab, bis sich ein günstiger Augenblick zeigt." Der junge Mann steigt ohne Bedenken hinab. Das Erste, was bei der Lampe trüben Schimmer ihm in die Augen fällt, ist sein Familienwappen. Er befand sich unter den Gräbern seiner Voreltern. — Welche Empfindungen durchschauerten die beklommene Brust des Verborgenen, der die Erhaltung seines Lebens suchte in den Behausungen der Todten! — Sie waren ihm ja befreundet gewesen, was hätte er von ihnen auch befürchten sollen? — Lange überließ die Jungfrau den Verborgenen den schauerlichen Eindrücken, deren er sich nicht erwehren konnte. — Doch half ihm die Hoffnung, mit einer geliebten Gattin bald wieder vereinigt zu werden, seine mißliche Lage mit Fassung ertragen. Als aber seine Retterin nach zwei langen, angstvollen Tagen nicht wieder kam, da befürchtete er, daß sie ihn vergessen habe. Zu diesem qualvollen Gedanken gesellten sich Hunger und Durst, denn die Kräfte des Harrenden waren bereits fühlbar geschwächt. Schon war er ohnmächtig auf einen Sarg hingesunken, als er plötzlich über sich ein Geräusch vernahm. Es war die Stimme seiner Retterin. Sie rief ihm zu. Ohnmacht und Freude lähmten seine Zunge, so daß er nicht gleich antworten konnte. Sie glaubt, er sei todt und läßt entsetzt die halboffene Fallthüre wieder sinken. Da ergreift auch ihn Entsetzen und die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Den hört noch zum Glück die hinweg Eilende und kehrt zurück, den Todtgeglaubten zu beruhigen. Während sie ihm die mitgebrachte Nahrung reicht, erklärt sie ihm ihr unwillkührliches Ausbleiben und die getroffenen Maßregeln, um ihn solcher Angst nicht wieder auszusetzen. Eben wollte die edle Jungfrau sich wieder entfernen, als Männerstimmen und Waffengetöse zu ihren und des jungen Mannes Ohren gelangen. Schnell steigt sie wieder in das Gewölbe hinab, läßt die Fallthüre langsam über sich zufallen und winkt ihrem Schützlinge, sich stumm und ruhig zu verhalten. Nach wenigen Minuten vernahmen sie über sich Fußtritte und lautes Sprechen. Es waren Soldaten, die des Mädchens Oheim selbst herumführte, weil man ihn beschuldigt hatte, Ausgewanderte in der Kirche verborgen zu haben. Er wußte nichts von der Heldenthat seiner Nichte, und so ließ es der Geistliche ruhig geschehen, daß die Soldaten jeden Winkel durchkrochen, um — nichts zu finden. — Als die Suchenden aber die Fallthüre betraten, da schlug jeder Fußtritt an die Herzen derer, die darunter Rettung oder Tod erwarteten. — Endlich entfernte sich das Geräusch, zuletzt verschwand es ganz und Alles wurde wieder still. Spähend stieg die Jungfrau aus dem Gewölbe, und nachdem sie sich versichert, daß kein Lauscher nah noch fern sei, beruhigte sie ihren Schützling durch die Versicherung, nichts unversucht lassen zu wollen, um ihn bald aus seiner düstern Wohnung zu befreien. Es gelang ihr in der That, als die Gefahr verschwunden war, ihn mit Allem, was ihre Fürsorge hatte aufbringen können, für die Reise zu versehen, die den Dankerfüllten glücklich in die Arme seiner ängstlich harrenden Gattin brachte. So war hier nur reine, edle Menschenliebe die einzige Triebfeder einer That gewesen, welche die Herzensgüte des weiblichen Geschlechts in ihrem schönsten Lichte zeigt.

Bonafont.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, im Februar 1831.

(Beschluß.)

Wie wir vernehmen, wird derselbe Hr. Dr. Schiff, von dem neulich die neue tragische Bearbeitung des dramatisch so reichen Stoffes „Agnes Bernauerin" auf hiesiger königl. Bühne Kritik und Publikum weit mehr als die

Schauspieler selbst bei der Aufführung angesprochen (letztere blos darum nicht, weil seine Recensionen sie oft hart schon getroffen) dieses dramatische Gemälde ehestens in Druck erscheinen lassen, und wir werden Gelegenheit haben, in ihm ein sehr vorzügliches poetisches Talent kennen zu lernen, zu welchem schon seine frühern Bemerkungen zum „Faust von Goethe" den Kennern genügende Veranlassung gegeben hat, und das große Aufmunterung verdient.

Von einem Studirenden an hiesiger Universität, Hr. Hyronimus Fränkel aus Dessau, sind auch bereits in hiesigen Zeitschriften mehrere Gedichte aus den von ihm ehestens herausgebenden „Anhaltschen Balladen und Liedern" erschienen, die gleichfals ein schönes lyrisches Talent entdecken lassen.

Nächstdem setzte die asiatische Cholera in Rußland einige der hiesigen Buchhändler-Pressen in Bewegung: das Beste derselben dürfte wohl das vom Professor Lichtenstädt in Petersburg (früher in Breslau) nach amtlichen Quellen herausgegebene sein. Die Subscriptionsliste auf dasselbe war so groß, daß die Auflage noch unter der Presse vermehrt werden mußte. Inzwischen ist man leider der wahrhaften Aetiologie dieser Pestkrankheit im Allgemeinen noch wenig auf der Spur und daher dürften auch Ermittelungen sogenannter Prophylactica sehr schwer sein. Von jeher hat das Studium der Contagien und Miasmen in der Medizin eine große Lücke ausgemacht; grade aber ist hier das Land der Physik mit der Physiologie, von der unsere ernstlichen Empiriker leider noch sehr wenig wissen. Mehrere von ihnen haben dieß längst geahnt; hätte man sie beachtet, so würden jetzt die cosmischen, atmosphärischen, tellurischen Einflüsse auf den thierischen Organismus mehr gewürdigt und die Epidemien in ihren Causalmomenten weit leichter zu erkennen gewesen sein. Unter den Thesibus defendendis der medizinischen Inaugural-Schriften bestand einige Zeithin durch persönlich von zehn immer bei zweien der Satz: medicamina prophylactica non exstunt. Nun werden wir die Wahrheit bald erfahren: Gott gebe, daß wir schlecht prophezeihen! —

Von den vielen, im alten Jahre für das gegenwärtige neu angekündigten Zeitschriften hat blos das Pantheon das Licht der Welt erblickt. Sein ungenannter Redacteur soll W. Fischer, der Verfasser einiger Novellen, sein. In loco ist es noch sehr wenig verbreitet, soll aber demungeachtet mehrere Hundert Abonnenten (?) haben; wir wollen das gern glauben, ohne uns jedoch für die Wahrheit zu verbürgen. Das Blatt ist übrigens vom Alltagsschlage der belletristischen Jeremiaden und schwimmt mit dem Strome. Entschlafen in der Neujahrsnacht sind: die musikalische Zeitung von Marx und der Courier von Saphir. — Erstere, weil genannter Redacteur Professor honorarius an der hiesigen Universität geworden, wodurch er eine solche Stelle empfing, daß er vom Verleger, dem Musikalienhändler Herrn Schlesinger, nicht mehr zu dependiren braucht, und dieser hochwürdige Bibliopole hat nicht nur eine äußerst schöne Hand in Erfüllung schuldiger Honorar Zahlungen, sondern die Redacteure bei ihm verlegter Zeitschriften sind noch verpflichtet, bei allen seinen Verlags-Artikeln in die Lobposaune zu stoßen. Hr. Schlesinger war darum freilich verlegen um einen neuen Redacteur, und so mußte diese Zeitschrift überhaupt zu verlegen aufhören. Letzterer, der Courier, entschlummerte sanft, weil sein Redacteur gegenwärtig in Paris sich befindet, und es dem Buchdrucker Hr. Krause nicht blos am Verlagsrechte, sondern auch an aller Energie fehlt. Quisque est fortunae suae faber! Dieses Localblatt hätte in der Hand eines geistreichen, lebenslustigen, jungen Mannes, deren es in der Residenz wahrhaftig nicht wenig gibt, ganz vortrefflich weiter bestehen können. Denn gerade an einem solchen Tagesblättchen thut es noth, das Till Eulenspiegel aus mannichfachen Gründen allein nicht zu ersetzen vermag, wenn gleich an seiner Existenz größtentheils nur der Tod des Couriers Schuld ist, ja, ja, so gründet stets das Glück des Einen sich auf des andern Unglück. Ob Rellstabs Iris noch vegetirt, können wir wirklich nicht sagen, denn in unseren Lesecabinetten bei Stehely, Courtin und L'Heureuse, Philippson ꝛc., ist sie niemals zu sehen gewesen, eben so wenig in den Journalzirkeln für Restaurationen — und der Pfennig gilt ja doch nur da, wo er geschlagen wird! — Der Nr. 23. in den Blättern für literarische Unterhaltung, in welcher jüngst bei Gelegenheit der Beurtheilung einer Rellstab'schen schlechten Novelle „Paris und Algier 1830" die literarische Unfähigkeit dieses aufgeblasenen Recensenten anatomisch nachgewiesen wurde, hätten gar Viele in hiesiger Residenz gern die Hand küssen mögen.

Von öffentlichen Vorlesungen vor letztgenanntem gebildeten Publikum haben wir hier, außer den von den Direktoren August und Klöden unter sehr zahlreicher Frequenz gehaltenen naturwissenschaftlichen Vorträgen auch noch der vom Regierungsrath Dr. Butte in hiesiger Singakademie zu gedenken. Er verbreitete sich mit vieler rhetorischer Kraft und wissenschaftlicher Umsicht über seinen bekannten Gegenstand, der aber der Wissenschaft wie dem Leben nicht viel Nutzen verspricht. Von erschienenen Musikalien verdient der Balladen- und Liederkranz von Rudolph Gernlein rühmliche Erwähnung. Er enthält sehr ansprechende Compositionen mit faßlichem Guitarren- und Clavier-Accompagnement. Auch der rühmlichst bekannte Violoncellist Herr Kammermusiker Ganz hat einige hübsche Sachen für sein Instrument herausgegeben, und sich mit seinem Bruder, dem eben so berühmten Violinisten und gleichfalls Kammermusiker, in einem von ihnen veranstalteten Conzerte, anhaltenden, lauten Beifalls zu erfreuen gehabt. Ueber Theater nächstens im Theaterblatt.

J. E.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 65. (II. Jahrg.) Freitag, den 18. März. 1831.

Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser reiste nach der Einleitung mit drei Gefährten von Erlangen aus über Stuttgart, durch die rauhe Alp nach Lindau, von da nach Chur und über den Bernhardin nach Bellenz, Lugano, Lano und Mailand. Dann über Brescia an den Garda-See, nach Verona, Vicenza, Padua und Venedig. Von da über Ferrara, Bologna, Florenz, Arezzo, Cortona, Perugia, Assisi, Foligno, Spoleto, Terni, Narni, Civita Castellana nach Rom. So weit geht der erste Theil, der uns jedoch über einzelne Punkte dieses Weges, nach einigen Andeutungen des Verfassers (z. B. bei Florenz) von der Fortsetzung des Werkes noch mehr erwarten läßt. Er gibt uns durch treue Benutzung der besten Quellen und Hülfsmittel auch über solche Gegenden, die er nicht besuchen konnte, erwünschte Aufschlüsse, wobei jedoch immer bemerkt ist, was der Verf. selbst gesehen hat und was er nach Andern anführt, weil er für das letzte keine Bürgschaft übernehmen will. (S. 275 f. Anmerk.)

Den Verf. führte sein Weg von vorne herein rasch durch einige Gegenden Deutschlands. So konnte er z. B. (S. 8) nichts von den Gemälden deutscher Meister im Kloster Heilsbronn erwähnen, desto gründlicher spricht er jedoch über Dannecker's Werkstätte in Stuttgart (S. 6 f.). Er rühmt die Verdienste des ehrwürdigen Plastikers, ohne seiner Anerkennung die der höchsten Kunstaufgabe zu opfern. Wir sehen hier die alte Ansicht bestätigt, daß Dannecker's Christusstatue zwar ein höchst schätzbares Werk ist, aber dennoch keinen Christus vorstellt, der als Geist alle Prozesse des Geistes vollbracht hat. Man darf nur S. 6 f. mit S. 121 vergleichen, um einzusehen, wie wenig es bisher der Plastik ꝛc. gelungen, einen wahren Christus, die höchste und ewige Gestalt der Weltgeschichte, — sei es im Lehren und Leben oder im Sterben — darzustellen. Selbst der Malerei in ihrer höchsten Blüthe, dem Pinsel Raphael's, ist (wie dem alten Hämmling) nur eine Annäherung an die Lösung dieser Aufgabe, und auch diese vorzüglich nur da gelungen, wo es darauf ankam, Christum als Kind, wie in der Madonna della Sedia zu Florenz oder in der des h. Sixtus zu Dresden, darzustellen. Der Christus Michelangelo's im Weltgericht hat nur Eine Seite, zwar gerade die, welche seltener aufgefaßt wird, nämlich die Seite der Erhabenheit und Allgewalt, er ist aber eben darum ein bloßer Gigant, wenn gleich ein göttlicher und weltrichtender. Der mildere Christuskopf in der Kirche der h. Agnes außerhalb Rom's, ein plastisches Werk, und die Christusstatue der Minerva-Kirche zu Rom, beide von Michelangelo, genügen eben so wenig. Es wird aber die Kunst nicht gefördert, wenn man aus Liebe zum Künstler die Mängel seiner Werke verschweigt. Jeder Unterrichtete sieht sie doch. Sie aussprechen — heißt gerade die Persönlichkeit des Künstlers ehren: und vertrauen, daß er die Kunst mehr liebt, als sich selbst.

Der Christuskopf Titian's, den der Verfasser S. 121 berührt, die Anerkennung Carlo Crivelli's S. 51, auch die Bemerkungen über einige Schüler Titian's S. 133 und viele andere Andeutungen und Mittheilungen, worin z. B. von Rumohr's Forschungen gewürdigt und *) geprüft werden, vorzüglich aber die großartigen und umfassenden Ansichten, welche uns bei jeder Beschreibung eines bedeutenden Kunstwerkes (z. B. S. 305), bei jeder Darstellung des allgemeinen Charakters bestimmter Schulen (z. B.

*) Man sehe z. B. S. 372, 381. (S. 138 beschreibt der Verfasser eines der völlig sicheren und ausgemacht ächten Werke Giotto's, auf welches v. Rumohr keine Rücksicht genommen. Aehnliche Fälle kommen öfter vor. Eine solche Vollständigkeit lag auch nicht in v. Rumohr's Aufgabe.)

S. 238 f.) begegnen, gehören zu den Punkten, in welchen die Verdienste des Verfassers im Kleinen, wie im Großen Jedem in die Augen springen werden.

Das Werk erfüllt zugleich das längst gefühlte Bedürfniß einer Anzeige aller wahren Kunstwerke der Gallerien, Kirchen und Privatpaläste Italiens. Hier müssen wir die geschickte Auswahl rühmen. Es macht uns mit ausgezeichneten Kunstwerken bekannt, welche man nirgends erwähnt findet, und gibt überall die Schicksale der Kunstwerke, ihre Reise nach Paris und zurück mit großer Genauigkeit und Umsicht an, wodurch jeder Verwechselung derselben mit anderen vorgebeugt wird. Die vorzüglichsten darunter sind ausführlicher behandelt, das Wesen ihrer Composition, ihres ganzen Inhalts und ihrer Form, ihres Kolorit's u. s. f., der volle Geist, nicht blos die Technik dieser Werke ist beleuchtet. In diesem Gebiete entwickelt der Verfasser eine Virtuosität, die man nicht leicht wieder antrifft. Man sehe nur seine Beschreibung der raphaelischen Cäcilie S. 296 f., wo er keine Vorarbeiten benutzen konnte (S. 309. Anmerk.) — In ihr lebt dieselbe Klarheit und Harmonie, die in diesem nie genug geschätzten Bilde jedes Auge zu einer Begeisterung erhebt, welche jener gleich ist, die unter den Tönen der altitalischen Musik in der Sixtinischen Kapelle „die Herzen aller Hörer füllt." Wir wollen die Reisebeschreiber neuerer Zeiten, die so wenig, wie Thiersch*), von dieser Cäcilie zu sagen wissen, gar nicht tadeln, aber Jeden bewundern, der eine schönere Beschreibung des Bildes, ein treueres und lebendigeres Bild desselben, oder bei so geringen oder auch bei größeren und bei den größten Hülfsmitteln ein eben solches entwerfen könnte. Dieß ist ein Prüfstein, an welchem man versuchen wolle, was Gedanke und Styl in der deutschen Sprache sei. Wie verschwinden davor die gepriesensten Helden der neueren Stylistik, ein Menzel und andere Ducaten-Männer der modernen Wörterkritik?**) Nur die Sprache und die Gedankenfolge unserer edelsten Klassiker kann mit dieser Sprache und Gedankenfolge verglichen werden: Sie erinnert uns deutlich an Winkelmann's belvederischen Apoll, an seinen Laokoon ꝛc., aber wir müssen dazu sagen: Sie befriedigt uns mehr. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Thiersch Reis. in Ital. S. 356.

**) S. Voß zu Aristophanes Pluto's V. 1194. und Aristophanes Wespen V. 616. (Acharner V. 81 f. Friede. 81.)

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

(Fortsetzung.)

Da trat Gotsched auf. Er war geboren zu Juditenkirch bei Königsberg, und studirte in der letztern Stadt Theologie, vorzüglich aber schöne Wissenschaften. Um dem Militairzwang zu entgehen, ging er 1724 nach Leipzig, und wurde Erzieher der Kinder des Joh. Bernhard Menke, hielt Vorlesungen über schöne Wissenschaften und stiftete die deutsche Gesellschaft und die Gesellschaft der freien Künste. 1728 erschien sein Entwurf zur Redekunst, und 1729 seine kritische Dichtkunst. Seit 1730 war er Professor. Er starb 1766. Seine Frau und Gehülfin in seinen literarischen Arbeiten war Louise Adelgunde Victorie Culmus, geb. 1713 zu Danzig, und seit 1735 mit ihm verheirathet. Sie starb 1762. Sie wird von ihren Biographen als ein durchaus musterhaftes Weib angepriesen. — Gottsched, der nun einmal in Verba magistri Aristotelis geschworen hatte, nahm sich im Jahre 1730 vor, nach diesen Grundsätzen das deutsche Theater zu reformiren. Schwer und sauer war der Kampf, den er bei der Vertilgung der Oper zu bestehen hatte. Er und seine Schüler müheten sich auf eine wahrhaft heldenmäßige Weise es zu zeigen, daß die Oper eigentlich sehr unnatürlich sei, daß kein Mensch so toll wäre, seine Gefühle abzusingen, und daß noch kein Held in den Tod gegangen sei, indem er eine Arie trillerte ꝛc. Er hatte Recht und er siegte!*) Die Oper ging vorläufig unter. Nun wurde auch der Hanswurst bei Seite geschoben, und selbst in einem pomphaften Aufzuge öffentlich begraben; — er erschien aber post mortem in tausend Gestalten wieder. Nachdem diese beiden Siege errungen waren, schrieb Gottsched in eben demselben Jahre 1730 sein Mustertrauerspiel Cato. Durch dieses Trauerspiel ist das benannte Jahr wirklich merkwürdig geworden; es mag so steif und so schlecht sein, wie es will, — es hat denn doch eine neue Bahn gebrochen. — Mit ihm fängt in der Geschichte des deutschen Theaters eine neue Periode an, und so wird durch dieses Stück auch dem deutschen Schauspiele ein Jubiläum bereitet. Ganz Deutschland war hocherfreut, und konnte die Vortrefflichkeit des neuen Stückes nicht genug bewundern. Man hielt es für ein durch und durch klassisches und musterhaftes Werk, dessen sich auch die späteste Nachwelt nicht zu schämen habe. Das ahnete man nicht, daß die deutsche dramatische Kunst dennoch noch nicht auf den Gipfel der Vollendung gebracht sei, und daß man 50 Jahre später dieses Opus als ein abgeschmacktes und erbärmliches bespötteln sollte. Und doch war es der Fall, und doch ist jetzt, nach hundert Jahren, Gottsched in Vergessenheit und Verachtung herabgesunken. Wer ist nun Bürge dafür, wie's im Jahre 1930 nach Goethe's Ansehen in Deutschland stehen wird! — Deutschland blickte mit wahrem Staunen und mit abgöttischer Verehrung auf den großen Gottsched hin, und auch dieser freute sich, wie natürlich, nicht wenig darüber. Jetzt fühlte er sich berufen, das angefangene Werk zu vollenden. Er erließ einen Tagesbefehl an alle seine Schüler und späterhin auch an seine Gattin, mit Hand an's Werk zu legen, und sich, nach seinem gegebenen Beispiel, der Sache thätig anzunehmen, denn es sei periculum in mora. Da entstand, auch

*) O wäre doch hundert Jahre später ein zweiter Kämpfer gegen die übertriebene Vorliebe für die Oper aufgestanden und hätte unser gesunkenes Schauspiel wieder zu Ehren gebracht!

D. R.

im Jahre 1730, die deutsche Schaubühne, ohnstreitig das merkwürdigste schöngeistige Produkt dieser Zeit. Sie wurde mit dem Cato eröffnet, der sich denn auch 40 Jahre auf der Bühne hielt, und mit dem 6ten Bande geschlossen wurde. Jeder Band enthält im Durchschnitt neun Stücke. Die vorzüglichsten Mitarbeiter waren Gottsched und seine Frau, Detharding, Glaubitz, Straube, Quistorp u. A. Außer den Originalwerken enthält es viele Uebersetzungen aus dem Französischen. An Shakespeare wurde noch nicht gedacht; man kannte ihn kaum dem Namen nach. Das Resultat ist, daß dieses Gottschedische Unternehmen in jeder Rücksicht das Merkwürdigste in der schöngeistigen Literatur von 1730 genannt werden kann. Der bedeutende Einfluß, den Gottsched ausgeübt hat, ist nicht zu verkennen. Er hat das Seinige gethan und so für alle Zeiten gelebt. Mag er unterdeß ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes geworden sein, — sein Andenken muß dem Deutschen doch immer theuer bleiben!

Ein anderer dramatischer Schriftsteller ist Joh. Ulrich von König, dessen Schriftsteller-Epoche von 1712—1740 fällt. Die Titel seiner dramatischen Stücke sind: Carolus V., die geheime Liebe der Diana, die gekrönte Tapferkeit des Heraklius, die gekrönte Würdigkeit.

Das wäre nun eine skizzirte Beschreibung der poetischen Literatur vom Jahre 1730. Um indeß die eigentlichen Hebel und Triebfedern dieser Literatur zu kennen, dürfen wir hier das nicht übersehen, was so enge damit verbunden ist, und müssen noch einen Blick auf die Literargeschichte und Poetik, auf Kritik und Polemik, auf Uebersetzungen und Zeitschriftwesen werfen, in so weit dieses hieher gehört.

Noch muß aber folgende Bemerkung eingeschaltet werden. Daß die deutsche Literatur dieser Zeit so erstaunlich arm ist, und sich nicht recht zu heben vermag, rührt auch daher, weil sie so wenig Unterstützung von Außen, sowohl der Fürsten als der Gelehrten, zumal der Philosophen, fand. Die Fürsten beachteten sie nicht und an ihrem Hofe herrschte blos die französische Sprache. Die Gelehrten sahen die deutsche Sprache für eine solche an, der nun einmal nicht aufzuhelfen sei, und die man daher eher unterdrücken müsse. Selbst der große Leibnitz, der übrigens schon früher im Jahre 1716 gestorben war, der Tonangeber jener Zeit, schrieb entweder lateinisch oder französisch, und nur die unbedeutendsten seiner Werke deutsch. Die andern Gelehrten glaubten daher ein Aehnliches thun zu müssen, und wo man noch die deutsche Sprache gebrauchte, geschah es nur, um nachzuahmen. Vorzüglich Boileau war der Mann, den man nachzuahmen strebte. Wolf, Lange und Baumgarten thaten auch für sie noch äußerst wenig. Zu den Philosophen der damaligen Zeit, die zum Theil deutsch schrieben, gehören Georg Bernh. Bilfinger, 1693 — 1750, Curator in Tübingen; Jsr. Gott. Canz, Prof. ebendas., 1690 — 1753; Joh. Gust. Reinbeck, 1682 — 1741, C. R. und Propst in Berlin; Sam. Chr. Hollmann, Prof. zu Wittenberg und Göttingen, 1696 — 1787. So wenig diese zum Besten der deutschen Sprache wirkten, so that desto mehr der große Kanzelredner Mosheim, der in dieser Periode in Rücksicht auf schöne Prosa so einzig groß dasteht, daß er nicht blos bei weitem seine Zeitgenossen übertrifft, sondern noch immer als Muster in derselben gilt. Er ist überhaupt als einer der bedeutendsten und einflußreichsten Männer dieser Periode anzusehen. Geboren 1694 zu Lübeck, studirte er in Kiel, wurde Beisitzer der philosophischen Fakultät, und 1723 Prof. der Theol. zu Helmstädt. Von 1747 bis zu seinem Tode 1755 war er der erste und letzte Kanzler in Göttingen, und hier gleich ausgezeichnet als Kirchenhistoriker und als Kanzelredner. Er wußte sich des ganzen, damaligen Reichthums der deutschen Sprache zu bemächtigen, und durch so gewandtes Genie so viel Deutlichkeit, Anmuth und Harmonie hineinzulegen, daß sie unter seiner Bearbeitung Züge der Wohlredenheit annahm. Ferner sind ausgezeichnet, zwar nicht durch ihren eignen Styl, sondern durch ihre Verdienste, die deutsche Grammatik zu heben, Gottsched und Bodmer, und wäre es ungerecht, wenn man ihre großen Verdienste hierin verkennen wollte! — mögen auch Beide manche ihrer Zeitgenossen, die jetzt längst vergessen sind, über alle Gebühr als Muster angepriesen haben, wie Gottsched, der in seinem Lehrer Pietsch, dem obenbenannten Verfasser des Liedes, „o Ewigkeit, du Donnerwort", den größten Dichter aller Zeiten erblickt. Wir mögen ihm diese Pietät zu Gute halten, besser, als wenn er den Mann, dem er Vieles verdankte, herabgewürdigt hätte! Thomasius († 1728) hat auch nur wenig für die deutsche Sprache gethan; er war eben so befangen und excentrisch, als gelehrt; Schwulst und Bombast galt ihm für wahre Poesie, und nur so ist es möglich, daß er einen Lobenstein für besser als sechs Virgile erklären konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Fortsetzung.)

Die vierte Wand dieses Zimmers stellt den heiligen Papst Leo den Großen vor, wie er den Hunnenkönig Attila beredet, mit seinem belagernden Heere von den Gränzen Rom's zu entweichen. Die Bilder eines andern Saales behandeln folgende Gegenstände: die Schlacht und den Sieg von Papst Leo IV. im Hafen von Ostia gegen die Sarazenen, den Brand des Stadtviertels Borgo in Rom, welchen Leo IV. durch bloßes Gebet gelöscht haben soll, die Krönung des Kaisers Karl des Großen durch Papst Leo III., und den Schwur auf das Evangelium, welchen derselbe Leo zur Erhärtung seiner Unschuld bei einer schweren Anklage leistete. Das Antlitz des Kaisers ist ein Portrait von Franz I. König von Frankreich; in der Figur des Papstes aber hat Raphael überall Leo X. de Medici abgebildet, unter dessen Regierung er diese Bilder ausführte.

Alle diese Säle waren schon früher von den Händen

älterer Maler verziert gewesen. Die Malereien derselben waren aber auf Befehl des Papstes abgeworfen worden, damit der unübertreffliche Raphael bessere an ihre Stelle setze. Auch Pietro Perugino hatte hier gearbeitet und von ihm allein sieht man noch ein Bild an der Decke des hintersten Saales. Aus Achtung und Anhänglichkeit für seinen alten Lehrer hatte Raphael selbst gebeten, es stehen zu lassen.

Die letzten Bilder, welche sich auf Leo III. und IV. beziehen, hat Raphael übrigens nicht selbst ausgeführt. Er hatte damals eine Menge Schüler um sich versammelt, und ließ sie durch die geschicktesten derselben, Giulio Romano, Penni und Andere nach seinen Cartons malen. Als ein höchst ausgezeichnetes Bild muß auch noch das des ersten Saales genannt werden, das unter dem Namen der Schlacht Constantin's weit berühmt ist und vielfach für das beste Schlachtgemälde gehalten worden ist, das je der Pinsel eines Malers vollbracht hat. Auch dieses Bild ist von Giulio Romano nach einem Carton von Raphael ausgeführt.

Diese sämmtlichen Säle des vatikanischen Palastes sind unter dem Namen der Stanzen Raphael's bekannt genug. Sämmtliche Gemälde darin sind von dem venezianischen Kupferstecher Volpato gestochen worden. Diese Kupferblätter sind sehr lobenswerth, doch nicht ganz im Charakter des Originals; als sie erschienen, sprach daher der Maler Mengs über sie den lustigen Einfall aus: Raphael werde in's Venezianische übersetzt. *)

In die Stanzen Raphael's tritt man aus einer hohen Gallerie, die in mehreren Stockwerken den vordersten Hof des vatikanischen Palastes einschließt. Auch diese Gallerie ist durch Raphael mit einer Reihe vortrefflicher Bilder geschmückt worden. Die Decke ist nämlich in dreizehn kleine Gewölbe vertheilt und jedes dieser Gewölbe ist mit vier Gemälden ausgestattet, deren Gegenstände sämmtlich der biblischen Geschichte entnommen sind. Im Ganzen sind es also zwei und funfzig Vorstellungen. Die wenigsten dieser Bilder, nämlich nur die vier ersten, sind von Raphael's eigener Hand gemalt, alle übrigen sind nach seinen Zeichnungen von seinen Schülern ausgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Ausdrucksweise, deren sich Mengs öfter und mit Wahrheit bediente. So betrachtete er die beiden Kopien, welche Rubens von Titian's scherzenden und spielenden Kindern nahm, wie ein in die flammändische Sprache übersetztes Buch, welches ohne die Grazie des Originals alle Gedanken desselben wiedergibt.

Buntes.

(Ein neuer Historiker.) In einer Correspondenznachricht aus Stuttgart heißt es:

„Der bekannte Witzbold Saphir ist vor Kurzem von seinem Exil aus Baiern hier durchgekommen, hat sich einige Tage hier aufgehalten, und an mancher Thür angeklopft, ohne daß ihm aufgethan worden wäre. Sein immer trivialer und oft schlechter Witz scheint nirgends mehr Glück machen zu wollen; der Reiz der Neuheit hat längst aufgehört und sich statt dessen Eckel eingestellt. Wie sich der gute Mann hat hier und da verlauten lassen, so will er jetzt in eine andere Carriere übergehen, und sich mehr dem Fach der Geschichte und Politik weihen; eine unglückliche Idee (Ja wohl!), die nothwendig scheitern muß, da sie ganz gegen die bestehende Ordnung der Natur ist, denn wo kann jemals ein Saphir ꝛc."

Also Herr Saphir künftig ein Historiker und Politiker; nun Glück zu! Aber ihr andern deutschen Historiker, Luden, Raumer, Pölitz, Heeren, Leo, Buchholz, Wachler! Ihr Alle zittert! Euer Ruhm ist dahin!

Und ihr, die ihr bereits dahin geschieden seid, Niebuhr, Schlözer, Spittler, Schiller, Joh. v. Müller ꝛc. schlummert ruhig, ihr seid ersetzt!

Aus Berlin im Februar.

In Nr. 17. der Zeitschrift: Unser Planet, wird des Tagesblattes, welches Herr C. M. Oettinger, als ein wieder erstandener Till Eulenspiegel herausgibt, auf eine Weise erwähnt, als wenn es die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nähme. Dieß ist aber keinesweges der Fall, in den Journalleszirkeln findet man dieß Blatt fast gar nicht, und nur in einigen Conditorläden. Es ist eine literarische Zwittergeburt zwischen einem Volksblatte und einer Zeitschrift für die gebildete Welt. Als Volksblatt interessirt es diejenigen Leser und Leserinnen nicht, für die solche Blätter bestimmt sind, denn die Gegenstände, die es berührt, liegen außer deren Bereich, und das gebildete Publikum ekelt eine so lose Speise an, und es hat dawider einen eben so großen Widerwillen, als ein rechtgläubiger Israelit gegen Schweinefleisch.

In Nr. 6. der dießjährigen Originalien freuet sich der Einsender des in jenem Blatte seit einiger Zeit stehend gewordenen Artikels: „Journal-Lesers Ein- und Ausfälle" sehr ob seiner eingetroffenen Prophezeiung, daß die Zeitschrift „Mephisto" nicht in's Leben getreten sei, (woran doch nur des Herausgebers verspätete Rückkunft aus Wien Ursache war), und glaubt dabei recht pfiffig Hrn. Meynert eines zu versetzen, indem er hinzufügt: „Er wollte ohne Deckung der Kosten das Blatt auf Credit seines Namens herausgeben — ungeheure Ironie! — u. s. w." — Jener Notizler scheint ein neugeworbener Correspondent der „Originalien" zu sein, weil er noch nicht aus Erfahrung weiß, daß die jedem Monathefte jener Zeitschrift beigedruckte Bekanntmachung des Herausgebers: „Angemessene Beiträge werden anständig honorirt" noch weit mehr im ironischen Sinne genommen werden muß, denn Ref. glaubt beweisen zu können, daß mit Ausnahme von vier Individuen, mit welchen Hr. Lotz in gutem Vernehmen zu bleiben vielfache Ursache hat, kein vom Weibe Geborener jemals ein anderes Honorar als — wenn es hoch kam — ein Exemplar der „Originalien" erhielt, den verewigten Müllner ausgenommen, dem es in — Cigarren ausgezahlt wurde. — Die Redaction der Originalien ist demnach der Meinung, das anständigste Honorar sei ein Exemplar der „Originalien" oder — Cigarren? Credit scheint Hr. Lotz freilich mehr als Hr. Meynert, mindestens bei jenem Notizler, zu besitzen, wie würde dieser sonst ohne Vorausbezahlung den Originalien Manuscripte liefern? Oder kennt deren Verf. ihren Werth allzusehr, und läßt sich daher in Münze von gleichem Werthe, d. h. mit einem Exemplar der „Originalien" anständig bezahlen?

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 66. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 19. März. 1831.

Das Leipziger Hoftheater im Jahre 1831.

Hierüber, wie über Leipzig überhaupt in seinem dießjährigen Zustande, läßt sich nicht leicht etwas Vollständigeres und Interessanteres schreiben, als was die eigens dieser und ihrer Schwesterstadt Dresden gewidmete Zeitschrift: „Janus, oder Dresden und Leipzig, wie es war und ist," welche seit Anfang dieses Jahres erscheint, regelmäßig jede Woche in zwei Nummern, der Lesewelt mittheilt. Die drei Zeitschriften, die der so außerordentlich thätige und unternehmende Herr Buchhändler Hartmann jetzt herausgibt, zeichnen sich auch dadurch unter der Unzahl der heutigen Blätter rühmlichst aus, daß eine jede ihren eignen, bestimmten Charakter hat, und jede hinsichtlich dieser besondern Tendenz eine in ihrer Art vorzügliche ist, nämlich: der Planet als Unterhaltungsblatt, die Sachsenzeitung als Volksblatt und der Janus als Lokalblatt. Der, vom Hrn. Professor Schütz redigirte, Leipziger Janus bildet nun ein wahres zeitgeschichtliches Panorama des heutigen Leipzigs, worin alle Gegenstände eben so treffend gezeichnet, als von reichem Humor und Witz scharf beleuchtet sind. Dieses die gesammten dermaligen städtischen, sittlichen, religiösen, literarischen, merkantilischen, geselligen und künstlerischen Verhältnisse Leipzigs umfassende und darstellende Blatt, enthält daher auch eine durch jede Nummer fortlaufende Chronik und Kritik des hiesigen Hoftheaters seit Anfang dieses Jahres, die eben so vollständig (denn nicht eine einzige Darstellung findet man darin übergangen) als gründlich, unparteiisch, und, wo es die Sache, wie leider nur allzuoft, verdient, auch mit wahrhaft sarkastischem Tadel gewürzt ist. Ich kann daher nicht unterlassen, mich in dem folgenden Berichte über unsre Bühne seit Neujahr, mehrfach auf den Janus zu beziehen, da eine Zeitschrift, wie unser Planet, ihren Lesern doch kein so seichtes und gemeines Theatergewäsch aufzutischen' liebt, wie das Gleich'sche im Tageblatt und Eremit, das Herlossohn'sche in der Abendzeitung und dem Cometen, das v. Alvensleben'sche in der Hebe und den Originalien, und das Becker'sche in dem Hesperus und Dresdner Merkur!

Schwerlich hat noch irgend eine andre deutsche Bühne den so unendlich schicksalsschwangern und weltgeschichtlich bedeutungsvollen Beginn dieses Jahres, der namentlich Leipzig wie ganz Sachsen, bekanntlich mit den erhabensten Hoffnungen erfüllte, auf eine so geistlose und unwürdige Weise, durch das Spiel auf den Bretern, die die Welt bedeuten, gefeiert, als unser Leipziger Hoftheater! Auf einen Prolog, (von dem allzeit fertigen Versifex Theodor Hell verfaßt und von Rott gesprochen), der nicht eine Spur von Beziehung auf den „großen Moment, den das Jahrhundert geboren", sondern nur die abgedroschensten und servilsten Gemeinplätze über Jahreswechsel und Schauspielkunst enthielt, folgte, zum Ersten (und letzten) Male, die sehr mittelmäßige Darstellung eines der miserabelsten Lustspiele: der leichtsinnige Lügner von Schmidt. Im Lustspiel ist das Reperteir überhaupt ganz besonders schlecht! Janus bemerkte sehr treffend, daß man den Lügner sowohl auf das uns so viel verheißende Neujahr als auf den Prolog selbst, hätte beziehen können, indem darin unsre gerade jetzt so tief gesunkene Bühne, als „ein Tempel der Kunst und ein Blüthenreich der Muse (!), wo man die Außenwelt mit ihren Sorgen vergessen und sich glücklich träumen könne (!), wo sich uns eine neue Welt gestalte, wo die Liebe walte, (ach ja, aber welche!) und unser Herz an der Glut (!) der Kunst erwarme!" u. s. w. gelobhudelt wurde. Hätte man dafür unsern wackern Rhetor Rott das treffliche Ortlepp'sche Neujahrsgedicht als Prolog sprechen, und hierauf Goethe's, noch gar nicht gegebenen, Götz oder Egmont (die, wie Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande, jetzt ein so großes neues Interesse erhalten haben) aufführen lassen; — das wäre, wie Hr. Prof. Schütz in seinem Janus so wahr als schön sagte, eine würdige dramatische Feier dieses neuen Jahresantritts gewesen! Aber solche Gedanken erschwingt das Ge-

hirnchen — nein! das sehr große Gehirn des Hrn. Th. Hell oder Hofrath Winkler freilich nicht! Warum nur dieser geschmack- und geistlose Abendzeitungsredacteur, Gelegenheitsdichter und schlechte Comödienübersetzungsfabrikant sich gar zwei Namen gibt, da für die Kunst und Literatur doch der eine schon allzuviel vom Uebel ist! — Hat Hr. Hofr. Winkler an dem ästhetisch wie finanziell, so schmähligen, jetzigen Verfall des Leipziger Hoftheaters auch soviel Schuld, als an dem des Dresdner; so muß auch Leipzigs Publikum seine baldigste Absetzung von seiner Mitdirectorstelle eben so sehnlich wünschen, als es Dresdens Kunstfreunde längst gewünscht haben und der Dresdner Janus es kürzlich in seiner Nr. 9. und 11. ausgesprochen hat! Außer diesem langweiligen Prolog und Lügner, haben wir nun auf unsrer — Hofbühne (das Federvieh und die Hunde haben auch eine) in diesem neuen Jahre bis jetzt noch nichts Neues weiter zu schauen und zu hören bekommen, als Folgendes: 1) am 14ten Januar Viel Lärmen um Nichts, nach Shakspeare von Tiek. Den wahren Verehrern des brittischen Dichter-Heros war es, wie der Janus sehr richtig sagte, höchst erfreulich, dieses echt romantische Lustspiel endlich einmal in seiner ganzen eigenthümlichen Gestalt dargestellt zu sehen." Aber die Quälgeister, diese leidige Beck'sche Modernisirung desselben, die hier schon längst und ad nauseam usque abgespielt ist, wurden hier auch für diesen größten dramatischen Dichter aller Zeiten, und seinen trefflichsten Uebersetzer Quälgeister — denn Shakspeare und Tiek wurden, — man höre! — hier, in unserm Pleiß-Athen, laut ausgepocht, wie dem unbedeutendsten aller Gegner Tiek's, Herrn Hofr. Winkler, (der übrigens dieß Schicksal, aber wohlverdientermaßen, auf dieser Bühne, zu deren Direction er leider gehört, auch schon mehrmals erfahren hat), sein „getreuer Herloßsohn" nicht verfehlte, in seiner elenden (vom Janus nach Gebühr gerügten) Correspondenznachricht über Leipzig in der schaalen Abendzeitung gespickt mit mehrern Donatschnitzern, freudigst zu melden. Unsre deutschen Theaterpublikums kümmern sich freilich nichts um die Form einer dramatischen Dichtung. Wenn diese auch eine noch so reizende ist, ihnen liegt Alles blos an der Handlung, wie es ja auch bei ihrer Romanen-, Novellen- und Erzählungslectüre der Fall ist. Diese Handlung war nun aber dem unsrigen, wie gesagt, längst aus den Beck'schen Quälgeistern bekannt und, wie der Janus berichtete, äußerte deshalb eine schöngeistischische Dame sogar, „daß es doch völlig unverantwortlich sei, wie arg der Shakspeare hier den Herrn Beck bestohlen habe!" dazu ging auch die Darstellung freilich sehr lahm. Nur unsre talentvolle Fräulein Wagner und der brave Schauspieler Schütz, die glücklicherweise die Hauptrollen, die Beatrice und den Benedikt, gaben, zeigten rühmlichst, daß sie dieses ächt poetische Lustspiel auch mit wahrem poetischen Sinn und Gefühl aufgefaßt hatten. — 2) Am 19ten Januar die Bettlerin, romantische Oper, Text von Holtei, Musik von Dorn, dem Herrn Musikdirector unsrer Hofbühne. Der Text ist unter aller Kritik! das Schlechteste fürwahr, unter all dem Schlechten, was dieser Hell oder Winkler der Zweite (es gibt ihrer leider jetzt auch noch dritte, vierte, fünfte u. s. w.) für unsre arme vaterländische Bühne, die dermalen an Geduld mit unsern Buchdruckerpressen wetteifern muß, frech zusammen geschrieben hat. Die Musik ist der Versuch eines Anfängers, sich in allen Gattungen der Tondichtung und allen Stylen ihrer berühmtesten Meister zeigen zu wollen; daher ein wahres Mixtum compositum von musikalischer Composition und voller Gedanken, die diese Bettlerin von Mozart, Pär, Cimarosa, Weber, Rossini u. s. w. ja sogar vom alten Bach (denn es kommt auch eine respektable Fuge darin vor) zusammen gebettelt hat. Den wahren Charakter der dramatischen Musik und Declamation hat Hr. Dorn noch nicht fassen gelernt, obgleich er schon seit Jahren Opern-Orchesterdirector ist. Selbst mit der Kirchenmusik hat er sie hier noch verwechselt und besonders arm zeigt er sich noch an Melodie und eigenthümlicher Erfindung. Streben und Talent sind übrigens unverkennbar, und erhielten auch laute Zeichen der Anerkennung. Da er sein Werk selbst dirigirte, so wurde er auch gerufen. Die einzige noch einigermaßen anziehende Partie in dieser Oper ist die Titelrolle, in der Mad. Walker durch ihre schöne Stimme (denn an Schule macht sie leider immer weniger Fortschritte) wieder sehr gefiel und daher ebenfalls gerufen wurde. Vgl. Janus Nr. 8. — 3) Am 25sten Januar Verbannung und Vergeltung, romantisches (?) Schauspiel von Moritz Rott, dem Regisseur und ersten Helden unsrer Hofbühne, der hier aber, als dramatischer Dichter, gleichfalls erst einen Anfängerversuch geliefert hat, welcher ganz im Geschmack der Birch-Pfeifereien, aber doch selbst ohne die theatralische Wirksamkeit des Pfefferröfels u. dgl. ist! Fräul. Wagner als Viola, Hr. Schütz als Clothar, Hr. Bolzmann als Guido, Hr. Nabehl als Guelf und Hr. Wohlbrück als Ulfo, gaben sich löblichst alle Mühe, aus ihren Rollen, denen es (wie im Janus Nr. 12. richtigst bemerkt) an nöthiger Originalität und Tiefe der Charakterzeichnung fehlt, zu machen, was daraus gemacht werden kann. Hr. Rott, der den eben so gemeinen und verächtlichen, als ekelhaften Bösewicht Rowald gab, strengte sich natürlich ganz besonders an, und wurde auch gerufen. Das Ganze langweilte aber dennoch, so daß auch dieses Stück, wie die Dorn'sche Oper, bis jetzt nur einmal, und zwar beide an einem Sonntag, um diese Reprisen keinem leeren Hause auszusetzen, wiederholt worden ist! Die von eben so viel Abgeschmacktheit als Ignoranz zeugenden Ausposaunungen dieses Schauspiels im Cometen, in der Abendzeitung u. s. w. sind daher hier nur verlacht worden, und waren selbst dem bescheidenen Herrn Verfasser zuwider, der sich selbst darüber beklagte, daß er Hrn. Herloßsohn dafür 10 Rthlr. habe geben müssen! — 4) Am 1sten Februar der Ehrgeiz in der Küche, Posse in einem Akt, nach Scribe von Lembert. Kann nur durch meisterhafte Darstellung des Vatel gefallen, den Hr. Nabehl sehr lang-

weilig gab. — 5) Am 8ten Februar der Zeitgeist, Lustspiel in vier Akten von unserm heutigen Kotzebue, Raupach. Wie alle seine Lustspiele und Possen, sehr grell und carrikirt in Handlung wie Charakterzeichnung, aber reich an ächtkomischen Situationen, gewandtem Dialog und witzigen Pointen, Calembourgs, Saillies u. a. Einfällen. Diese Farce wird hier auch von den Damen Sohm und Schütz, als Hertha und Rosine, und den Herren Köhler, Schütz, Koch, Wohlbrück, Bolzmann, Wiedemann und Zimmermann, als von Alp, Caspar, Schelle, Schulmeister, von Burg, und Kunz und Hinz, sehr ergötzlich gegeben. Das gerichtliche Verhör des Zeitgeistes vor Hinzen und Kunzen, hat der Janus mit Recht eine Aristophanisch erfundene Scene genannt. — 6) Am 16ten Februar Karl der Zwölfte, historisches (besser: hysterisches) Lustspiel in zwei Akten, nach dem Engl. von Th. Hell. (Schon wieder da?) Eine breit und schlecht dramatisirte bekannte Anekdote. Dazu gab Hr. Nabehl den berühmten König und Helden noch elender, als ihn der Verfasser gezeichnet hat. Nur die liebliche Erscheinung unsrer Fräul. Wagner und Sohm, als Ulrike und Endigo, und das gute Spiel der Hrn. Rott, Koch und Bolzmann, als Brok, Bürgermeister und Gustav, erwarben den Beifall der wenigen Zuschauer. — 7) Am 25sten Febr. das Loch in der Thüre, Lustspiel in vier Akten, nach Stephanie von Kettel. „Wieder ein Loch in das Repertoire!" sprach Janus; und fürwahr ein tüchtiges! Mit vollstem Verdienst wurde dieses unaussprechlich ennüyante und gemeine Stück, dessen Plattitüden und ekelhafte Gemeinheiten Hr. Kettel noch reichlich vermehrt hat, tobend ausgepocht! Allgemein bedauerte man, daß Fräul. Wagner, Mad. Drewitz, als Friederike und Barbara, und die Hrn. Köhler, Koch, Bolzmann und von Perglaß, als Boldmann, Dorn, Klings und Steinau, ihre Talente dazu hatten mißbrauchen müssen. Auch Hr. Bünte spielte hier, wie in den vorgenannten Stücken mit. Dieser ist aber niemals zu erwähnen, da er in allen Rollen durchaus weiter nichts als eben immer nur Herr Bünte ist. Einen monotoneren, an Darstellungsgabe noch ärmeren, stereotyperen und folglich langweiligern Schauspieler kann es kaum geben. — Dieß sind also bis jetzt unsre theatralischen Nouveautés seit Neujahr gewesen! An Reprisen wurden die Opern: die weiße Dame, der Bergmönch, Jessonda, das unterbrochene Opferfest, der Templer, Don Juan, die Stumme, Sargino und die Schwestern von Prag; die Trauerspiele: Benjowsky, Faust von Goethe, Zriny, Wald bei Hermannstadt, Tell von Schiller und das Käthchen von Heilbronn; die Lust- und Possenspiele: Pfefferröschen, Fest der Handwerker, Kaufmann von Venedig, zwei Jahr verheirathet, der Platzregen, Schwätzer, man kann sich irren, der Mann im Feuer, das Sonett, der Amerikaner, die Drillinge, der Kammerdiener und Spiele des Zufalls, und die Ballette: Eifersucht in der Küche, Affe Joko und Pas de deux de Ros (sic!) gegeben. Am 21sten Januar und 15ten Februar waren Maskenbälle im Theater. Der letzte recht brillant. — Gastrollen gab blos der berühmte Tenorist Hr. Breiting, am 7ten, 9ten und 13ten Februar, als Masaniello und zwei Mal als George Brown. Mit dem rauschendsten Beifall! Fräul. v. Bellevile ließ sich am 11ten Januar auf dem Pianoforte, wie schon im vorigen Jahre mit größtem Applaus, und ein Hr. von Gärtner am 7ten März auf der Guitarre hören. — Wie schon im December vorigen Jahres Mad. Ubrich nach Lübeck, so ist nun auch am 16ten Februar Mad. Walker, mit ihrem Mann, nach Dresden abgegangen, und wir haben daher jetzt nur noch eine erste Sängerin an Mad. Franchetti Walzel! — Hr. Rott und Ubrich sind zu Gastrollen, jener nach Hamburg, dieser nach Lübeck Anfang März abgereist, und unser talentvoller junger Groteskтänzer, Hr. Marquard, hat wegen des groben Betragens des Hrn. Balletmeisters Weidner seinen Abschied genommen und ist nach Braunschweig abgegangen. Zu Ostern verlieren wir nun auch noch Hrn. und Mad. Schütz, die nach Braunschweig gehn, und Hrn. Bolzmann, der an das Königstädter Theater in Berlin engagirt ist. So traurig steht es dermalen um unser Hoftheater, das freilich im kommenden Jahre ganz aufgehoben werden soll!

Zur Geschichte der in Ost- und Westpreußen reisenden Schröderschen Schauspielergesellschaft.

(Fortsetzung.)

Danzig, den 26sten Januar 1831.

Da nun der Direktor Wechselverpflichtungen hatte, welche er nicht erfüllen konnte, und es daher wahrscheinlich wurde, daß, wenn er für seine Rechnung fortspielen sollte, die Casse bei der Einnahme von den Gläubigern mit Beschlag belegt und nichts zur Auszahlung des Gehalts für die Schauspieler übrig bleiben würde, so bildete sich, sowohl in Danzig als in Königsberg, eine aus einigen angesehenen Männern bestehende Theatercomité, welcher er die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben gleichsam abtrat und sich selbst nur einen monatlichen Gehalt von etwa hundert Rthlr. vorbehielt. Da nun überdieß der Regisseur die technische Leitung gänzlich übernahm und die Seele des Ganzen war, so begnügte sich der Direktor mit der bescheidenen Stelle, monatlich seine Gage zu beziehen, im Laufe jedes Monats höchstens ein einziges Mal in einer früher memorirten Rolle aufzutreten und außerdem seine ganze Zeit dem dolce far niente zu widmen. — Doch nein; es war leider der Gebrauch, daß alljährig beim Eintritte des Frühlings, weil im Sommer gewöhnlich nur halbe Gehalte gezahlt wurden, sehr viele der bessern Schauspieler abgingen, und daher zum Herbste, wenn die entscheidende, Geld bringende Wintercampagne in Danzig sich nahte, neue engagirt werden mußten. — Dem angenehmen Geschäft, diese Engagements einzuleiten und sich dabei von seinem schweren Berufe zu erholen, unterzog sich gewöhnlich der Direktor in eigener Person, und machte zu diesem End-

zwecke fast alljährig die kostspieligsten Reisen nach Berlin und Sachsen, und noch weiter in Deutschland hinein. Wenn nun gleich bei diesem steten Wechsel der Mitglieder — Dem. Weinland und Hr. Laddey (jetzt in Pehst), Dem. Devrient, jetzige Höffert, Mad. Marschner, geb. Wohlbrück (ihr Mann als Musikdirektor), Baudius, das Claufius'sche Ehepaar, Wiedemann (jetzt in Leipzig), der ältere Wohlbrück (jetzt in Petersburg), das Weise'sche Ehepaar (jetzt ebendaselbst), Jost (jetzt in Hamburg), Dem. Hintze, Dem. Bello, Dem. Flache, jetzige Piehl (später in Breslau), und viele andere bekannte Schauspieler waren nach und nach bei der Schröderschen Gesellschaft — gar nicht an ein rechtes Einspielen der Stücke und an ein künstlerisches Fortschreiten zu denken war, und ein fortwährendes Sehnen nach den abgegangenen Schauspielern und ein Ueberschätzen derselben von Seiten des Publikums eintreten mußte, so erhielt dennoch der kunstsinnige, wahrhaftes Regisseurtalent besitzende, unverdrossene Moller bei allen Verwilderungen und Cabalen die Leistungen der Gesellschaft auf einer gewissen künstlerischen Höhe, und wußte eben so dem oft drohenden finanziellen Untergange durch glückliche theatralische Speculationen wiederholentlich vorzubeugen.

Die Art, in welcher die Comité, sowohl in Königsberg als in Danzig bei Ankunft der Truppe zu verfahren pflegte, bestand darin, daß man auf eine bedeutende Anzahl von Vorstellungen (etwa auf neunzig bis hundert zwanzig) sowohl auf Logen als auf Parterre und gesperrte Sitze ein Abonnement zu so niedrigen Preisen einleitete, daß der Platz sowohl im Parterre als in den Logen, selbst des ersten Ranges, etwa nur auf sechs bis acht Silbergroschen zu stehen kam. — Da sich nun Mehrere nur auf die Vorstellungen mit geraden, andere nur auf die mit ungeraden Nummern abonnirten, so konnte fast jeder Schaulustige der höhern Stände an dem Vortheile dieser niedrigen Preise participiren, und außerdem war selbst noch die Einrichtung getroffen, daß, während das Parterre-Billet an der Casse selbst funfzehn Silbergroschen kostete, an jedem Theaterabende bis zum Anfange der Vorstellung bei einem — Gläubiger des Direktors Parterre-Billette (Dutzend-Billete genannt) einzeln zu eilf Silbergroschen zu haben waren. — Diese stets eingeleiteten Abonnements gewährten der Direktion den Vortheil, daß eine gewisse sichere Geldbasis ihren Vorstellungen zum Grunde lag, und daß das Haus, wenn das Abonnement, wie es unter Moller's Leitung stets der Fall gewesen ist, gut oder wenigstens erträglich ausfiel, in der Regel besetzt war und es Mode blieb, das Theater zu besuchen.

Während der Reihe von Jahren, daß Herr Moller Regisseur der Gesellschaft war, etwa von 1822 an, bis zum Frühjahre 1830, fielen die Abonnements, wie gesagt, stets günstig aus, indem dieser umsichtige Mann, sobald ein Abonnement eingeleitet werden sollte, durch Nennung neu engagirter rühmlichst bekannter Schauspieler, durch Beibehaltung anerkannter Lieblinge, durch Einstudirung eben in Deutschland Epoche machender Stücke, und auch dadurch, daß sich Männer von Einfluß für ihn interessirten (in Königsberg namentlich der unlängst in Berlin verstorbene General Reichsgraf von Lottum) die Sache anlockend zu machen wußte. — Nun wurde aber Hr. Moller — und damit beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Schröderschen Bühne — gegen den mancherlei Beschwerden und besonders, daß er zu wenig neue Stücke gäbe, nach Lottum's Tode in Königsberg vorgebracht wurden (denn mit welchem Premierminister und mit welchem Regisseur ist man in unserm Jahrhundert zufrieden, wenn der König und der Direktor für nichts gilt!) zu Anfange des vorjährigen Sommers seines Regisseurpostens entsetzt und der bisherige Regisseur des Rigaer Theaters Herr Ludewig damit bekleidet. — Das Sprüchwort sagt aber schon, daß ein Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, und Hr. Ludewig, der aus unsern Gegenden gebürtig, früher längere Zeit bei der, vor Schröder, in Ost- und Westpreußen herumreisenden Huray'schen Gesellschaft als Schauspieler und Regisseur engagirt war, und dessen Mangel an wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung, und dessen roher Naturalismus uns noch zu sehr erinnerlich war, eignete sich ganz dazu, auf dieses Vorrecht der Propheten Anspruch zu machen. — Wie gesagt: der Regisseur ist Alles bei unserer Gesellschaft, alles Gute und alles Böse, was bei derselben geschieht, fällt ihm und nicht dem Direktor zur Last. Er kann und muß Alles leiten; er ist der öffentlichen Meinung für Alles verantwortlich. — Und so waren denn schon die ersten Schritte des neuen Regisseurs höchst unüberlegt und zerstörend. — So gern und eifrig man nämlich in Danzig während des Winters das Theater besucht, so unbesucht bleibt es während der Sommermonate, so lange nur noch irgend der Tag lang und die Witterung anlockend ist, indem sodann Jung und Alt, Tag für Tag, auf's Land fährt oder auf den oft meilenweit von der Stadt entfernten Landhäusern wohnt. Es ist daher ein alter, allen in unserer Gegend heimisch gewesenen Schauspielprincipalen wohlbekannter Erfahrungssatz, nie während des Sommers festen Fuß in Danzig zu fassen. — Dieses mußte Herr Ludewig, der so lange in unserer Gegend gelebt hat, wissen. Und dennoch begann er seine Leitung der Bühne damit, daß er mit der Gesellschaft zu Anfang des vorjährigen Augusts kam, um vorläufig hier zu bleiben. — Die Berliner Tänzer, die Hrn. Stullmüller und Rehefeld, so wie die Dem. Lampèry und Galster d. j., welche in Königsberg getanzt hatten, befanden sich bei derselben, und traten auch hier, ich glaube, acht Mal mit Beifall, ohne jedoch einen großen Andrang des Publikums zu veranlassen, auf. —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 67. (II. Jahrg.) Montag, den 21. März. 1831.

Der Adler.

In finstrem Kerker ein Adler lag,
Ein Adler edel und groß,
Der seufzte schwer ob der Knechtschaft Schmach,
Ob des Kerkers, der ihn umschloß;
Er rollt das Auge im Todesschmerz,
Es blutet ihm mächtig das stolze Herz.

In finstrem Kerker ein Adler lag,
Er war einst so göttlich, so frei,
Mit ewigem Muth, mit Götterkraft brach
Er die Fessel der Tyrannei,
Das stolzeste Dräun, es schreckte ihn nicht,
Kühn strebt' er empor nach der Sonne Licht.

In finstrem Kerker der Adler lag,
Da zuckt' es wie Wetterschein,
Die Nacht zerriß, es graute der Tag,
Der Morgen schien blutig herein,
Da sprengte der Adler die Kette entzwei —
Er ist wieder Aar! — Sein Fittig frei! —

W.

Der todte Roßarzt.

Eine Meißner Legende,
von H. Meynert.

Bekanntermaßen entspringt seit ziemlich langen Zeiten auf dem Riesengebirge ein Wasser, welches — Kinder werden Leute — sich, kaum daß es seine Wiege im Rücken hat, schon Fluß nennen läßt, den die Leute, ohne ihn weiter um seine Einwilligung zu fragen, wiederum die Elbe tauften. Auf das Land der Germanen hat es dieser Fluß ganz vorzüglich abgesehen; er stolzirt in mannigfach verschlungenen Kreuz- und Querzügen, ohngefähr wie das Deutschthum selber, durch die schönsten und gesegnetsten Gauen Deutschlands, und das alles in ziemlich abweichender Gestalt. Von Dresden aus, wo er, in Folge des starken Wasserverbrauchs, ziemlich schmalbäckig aussieht, windet er sich mit üppiger Saumseligkeit mitten durch den vollen Busen der sächsischen Rebenhügel, bis zu dem Orte, welcher der Schauplatz unserer nachfolgenden Erzählung sein wird. Es ist dieß das alte Meißen. Stark und sicher, wie der Händedruck ihrer längst zu Staub zerfallenen Erbauer, ragt neben der Stadt die Albrechtsburg empor; stämmig und altergrau hat sie in ihren steinernen Zügen den deutschen Charakter treuer bewahrt, als die Wachsgesichter ihrer spätern Bewohner, und ihre Felsglieder — noch eben so hart und dauernd, wie sie der allmächtige Baumeister dem Chaos entmeiselte — sind ein ernster Spott des wechselnden Menschengeschlechts.

Dort oben hatte sich eines Abends, vor etwa neunzig Jahren, nicht weit von der Mauer des Friedhofes zu St. Afra, trotz des heftigen Regens, ein Trupp alter Weiber zusammengefunden, die, in einem leisen aber lebhaften Wechselgespräch begriffen, mit gespannter Neugierde, und doch zugleich mit einem Ausdrucke unheimlicher Furcht, nach der Kirchhofmauer hinblickten.

„Ja, ja," sagte die kupfrige Marthe, die das wißbegierige Meißen zu jener Zeit so ziemlich für den Mangel eines Wochenblattes schadlos hielt: „sie ist wahr, die böse Geschichte von dem todten Roßarzte, so sehr sie auch der überkluge Herr Schulamtmann uns abstreiten will. Der alte Roßarzt Lindner hat keine Ruh' im Grabe. Denkt euch; Mendels jetzige Köchin, die zuletzt in dem Hause an den rothen Stufen diente, welches der alte Lindner — Gott erbarme sich seiner! — dem unglücklichen Schultz abpreßte und in welchem ihn kurz darauf der leibhafte Gottseibeiuns umbrachte; diese Köchin geht neulich bei später Nachtzeit noch in den Keller, wenige Tage nach Lindners schrecklichem Ende, und wie sie nur einige Stufen hinunter ist, da gewahrt sie unten einen schwachen Lichtschein, und wie sie schärfer hinsieht, da sitzt wahrhaftig der alte Lindner, wie er leibt und lebt, auf einem Weinfasse und wackelt mit dem kahlen Kopfe, murmelt schier wie ein gräßliches

Liedchen vor sich hin und verdreht dabei grausam die langerloschnen Augen, gleich als ob er ihr winken wollte. Das Frauenzimmer hat fast den Tod davon gehabt."

„„Ja, und das muß wahr sein"" — bestätigte die dürre Anne — „„mit diesem Keller hat es eine eigne Bewandniß. Kurz, nachdem der alte Lindner eines so schmählichen Todes verblichen war, da hörten die Nachbarn seine Kinder alle Nächte in dem Keller arbeiten und handthieren, als ob sie ganz Meißen untergraben wollten. Und, wie verlauten will, sollen sie vieles Geld, schweres Geld in ganzen Backschüsseln zur Nachtzeit aus dem Keller getragen haben, was ihr Vater dort verscharrt hat. Der Himmel sei ihnen gnädig, aber Sündengeld wuchert nicht.""

„Recht, Gevatterin Anne" — fiel Marthe auf's Neue ein, deren eigne Sprachseligkeit schon lange mit Ungeduld das Ende von Annens Rede herbeigewünscht hatte — „Sündengeld wuchert nicht. Es ist doch wunderbar; alle Abende gegen sieben Uhr — just zu der Tageszeit, wo es den Roßarzt umbrachte — kommen des todten Lindners Kinder, das Wetter mag sein wie es wolle, mit einander hieher nach dem Kirchhofe, schauen, wenn auch nur über die Mauer, nach dem kahlen Grabe ihres Vaters hin und entfernen sich dann schnell wieder mit todtbleichen Gesichtern. Es heißt, der Alte läßt ihnen keine Ruhe, wenn sie nicht tagtäglich zur rechten Zeit nach seinem Grabe sehen. Mich schaudert, Anne! — Gott bringe die ruhelose Seele zum Schlummer. Hat doch auch der Küster jüngst Nachts gegen Ein Uhr den todten Lindner über die Kirchhofmauer gucken sehen, wo er sich bemüht hat, die drei schwarzen Punkte, welche der Gottseibeiuns an seinem Leichname zurückließ, mit dem Blute zu verwaschen, welches aus seiner gräßlichen Halswunde rann."

„„Und außerdem"" — bemerkte Anne — „„hat der Sturm nun schon dreimal das Kreuz, welches seine Kinder auf sein Grab stecken ließen, mitten entzwei gebrochen, während auf den übrigen Gräbern kein Kreuz auch nur gebogen worden ist. Das macht, der Böse leidet nicht das Zeichen des Heiles auf dem Grabe dessen, den — — Aber, still Marthe, da kommen wahrhaftig Lindners Kinder.""

Die Weiber drückten sich tiefer in die Hausthüre, und wirklich kamen in dem Augenblicke die beiden hinterlassenen Kinder des verstorbenen Roßarztes Lindner um die Ecke. Der Bruder führte die Schwester am Arme; es war ein hochaufgeschossener hagerer Jüngling, mit einem bleichen nicht uninteressanten Gesicht und jenem melancholischen Ausdruck in den Augen, welcher — zufolge eines Volksaberglaubens — denjenigen Menschen eigen sein soll, die bestimmt sind, eines gewaltsamen Todes zu sterben. Der abgeschabte schwarze Rock und der verbogene, an allen Stäben lahme graue Regenschirm, mit welchem er sich und die Schwester vor dem heftigen Regen schützte, wie auch das kleine, spitzige Hütchen, das Alles gab dem Jüngling einen seltsam-alterthümlichen Schnitt. Die Schwester, in dem Wonnemonde jungfräulicher Blüthe, mit dem reichen, zwischen Blond und Braun zweifelnden Haare, den dunklen Brauen und den düsterschwarzen Augen, war, trotz des düstern Ernstes, der vergeblich die jugendlichen Züge zu altern suchte, wohl unbedingt schön zu nennen, was die hohe, in schlanker Fülle aufstrebende Gestalt mit einem nachdrucksvollen Beweise unterstützte. — Beide gingen sie schweigend nach dem Kirchhofe zu, lehnten sich dann einen Augenblick von außen über die Mauer und schauten mit seltsamem Ausdruck nach dem Grabe ihres Vaters hin, welchem das umgebrochene Kreuz und die welken Blumen ein ödes, hoffnungsleeres Ansehen gaben, und gingen dann schweigend wieder fort.

Kaum hatten die Beiden den Rücken gewandt, so sprangen die edeln Sprecherinnen, Marthe und Anne — die andern Weiber hatten sich nach und nach verlaufen — aus ihrem Versteck hervor und bereiteten sich eben, auf die Fußspitzen tretend und die Hälse wie Nothflaggen in die Höhe dehnend, den Lindnerschen Kindern neugierig nachzusehen, als sie plötzlich gewahrten, daß ein junger Mann, in welchem der Schnauzbart trotz des langen weiten Mantels eine Militärperson vermuthen ließ, dicht neben sie hergetreten war und, halb gespannt halb nachdenklich, ebenfalls den Beiden nachblickte. Die Gesprächigen sahen bald sich, bald den jungen Mann mit einiger Verlegenheit an und schwiegen, bis dieser — als die beiden Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit seinen Blicken entschwunden waren — endlich selbst, mit einem verbindlichen, aber flüchtigen Gruße sich ihnen näherte und sie höflich fragte, ob ihnen die Beiden wohl bekannt wären, die eben jetzt die Kirchhofmauer verlassen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf die theologischen Streitschriften.

Nach einem ältern Gedicht aus dem Jahre 1664, wo viel über Religions-Gegenstände geschrieben wurde, im Vergleich mit jetziger Zeit.

Was macht uns so viel Zank? was setzt die Kirch' in Streit?
O Wunder! blos der Trieb zu lauter Einigkeit.
Man bricht, indem man denkt, ein Friedenswerk zu stiften,
Von allen Seiten los mit Streit- und Lästerschriften.
Behüt' uns Gott vor Krieg, wenn dieß ein Friede heißt,
Der bei der Union die Welt noch mehr zerreißt.

K. H.

Der Politikus.

Oder: „Wie man jetzt leben muß."

Verlache, voller Witz, die Einfalt frommer Alten;
Versprich im Ueberfluß und denke nichts zu halten;
Erspare keinen Schwur; sei jedermann bereit:
Und trage stets den Mund voll Dienstbeflissenheit:
Doch, wenn man Deiner braucht, so zieh' den Fuß zurück,
Verändre nach der Kunst den sonst gefäll'gen Blick;
Und sage: „nein," doch so, daß man dir danken muß:
So bist Du — nun was denn? — Ein Erz-Politikus.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg

von St. Schütze.

Nur eine Spazierfahrt sollte es sein, aber es wurde nicht, wie ich dachte. Am 28sten Juni ging es bei heiterm Himmel von Weimar vergnüglich fort, ich allein im großen bequemen Wagen (dem beweglichen Gedankenwinkel meiner Lustfahrten), die gewohnten Pferde voran; wie diese indeß hinter Erfurt merkten, daß es weiter gehen sollte, als sonst, schüttelten sie die Köpfe, und gaben durch Niesen und Husten ihre Mißbilligung zu erkennen. Statt den Mittag in Langensalze bei irgend einem gedeckten Tische vorzufahren, setzten sie mich vorher in das Wirthshaus eines kleinen Ortes ab. Hier trat — der Anfang der Reise ließ sich schnurrig an — die Versuchung in einem weiß gekleideten Mädchen mit übergroßer Freundlichkeit zu mir herein, fast nicht mehr bekleidet als Eva, da sie sich nach dem Baume der Erkenntniß umsah — und ich erschrack, nicht über das verrätherische Kleid, sondern über den Eindruck, den die Erscheinung auf mich machte. Ist das erlaubt? sagte ich zu mir. Hast du nicht die Mengsschen Abgüsse in Dresden gesehn? Lehrt nicht die antike Kunst, Solches gelassen zu ertragen? Soll man nicht Gestalten betrachten und weiter nichts? Oder ist es wirklich wahr, daß sinnlicher Leichtsinn immer einige Gewalt über uns ausübt? — Ich war mit diesen Gedanken noch nicht zu Ende, als sie zum zweiten Male hereintrat, auf einmal ganz ernst geworden und gesetzt. Auch hatte sie ein Halstuch umgelegt. Was ist ihr begegnet? dachte ich. Da fragte sie: „Was macht denn unterdeß Ihre Frau zu Hause?" — Aha! sie hat den Kutscher gesprochen. Wie? Kann schon die bloße Erinnerung an eine Frau Anstand lehren? Aber wahr ist es, daß ein Einzelner auf Reisen von einem Theile des Hauses immer freundlicher empfangen wird, als eine ganze Familiengruppe. Wird vielleicht überhaupt ein Unverheiratheter von Frauen mit anderen Augen angesehen? Dieses denkend hatte ich einen fetten Schweinebraten rascher hinter geschickt, als ich sollte. Es donnerte in der Ferne — es klang wie die Stimme des Schicksals. Wir mußten aufbrechen, der Gefahr auszuweichen. Aber kaum waren wir über Langensalze hinaus, als schon das Gewitter über uns stand. Noch eine Stunde, und der Regen stürzte wie Wolkenbruch auf uns herab. Zum Glück (?) lag eben ein Wirthshaus am Wege. Wie kehrten ein, und während ich mit schlechtem Bier mich bewirthen ließ, überflutete das Wetter die dampfenden Pferde draußen und zerschlug zu Hause (in Weimar) die Fenster. Zunächst diente die Verknüpfung der Umstände dazu, daß ich den ersten Grad der Fettsäure kennen lernte, denn wie ich den Abend nach Mühlhausen kam, war der Magen wie todt und jede Anerbietung vergebens. Indeß wurde für jetzt meine Aufmerksamkeit hier auf einen andern Gegenstand gerichtet, nämlich auf das Brunnenfest, das jährlich in Mühlhausen gefeiert wird. Eine ergiebige Quelle entspringt bei der Stadt, die sie mit dem schönsten Wasser versorgt. An einem Sommertage geht deßhalb die Schuljugend hinaus, um ihr mit Kränzen und passenden Liedern dafür Dank zu sagen. Aber das Merkwürdigste dabei ist, daß — so wurde mir erzählt — der Brunnen aufhört zu laufen, so wie man die Feierlichkeit unterläßt. Erst kürzlich soll sich dieser Fall ereignet haben. Es hilft nichts, die Wunder kritisch zu behandeln, der Wunderglaube liegt im Menschen, da ihm ja ohnehin das Meiste in der Welt wunderbar vorkommen muß. Darum hatten denn auch die Gesichter, die mir den folgenden Tag, von Dingelstädt aus, in einer langen Prozession nach irgend einem Heiligen, begegneten, es sich mit dem Nachdenken, wie der Augenschein lehrte, recht bequem gemacht. Ich ließ es auch gut sein, und dachte nur ganz irdisch an meinen Magen, für den es in Heiligenstadt kein deutsches Haus und keinen Mittag gab. Erst, wie ich ihn in Göttingen durch ein mitgenommenes Elixir ins Leben zurückgerufen hatte, fielen mir die Worte der Schrift wieder ein: Du sollst herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel, womit ich denn wieder in den natürlichen Zustand der Dinge eintrat. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Zerbstischen.

Anhalt Deßau steht durch eine besondere Eigenthümlichkeit wohl einzig in seiner Art da. Es ist bekannt, daß Leopold I. (der alte Deßauer) durch Kauf fast sämmtliche Rittergüter seines Landes an sich gebracht, und auf diese Weise sein Fürstenthum zu einer großen Domäne mit der Bestimmung gemacht hat, daß jedesmal der älteste Prinz des Hauses im Besitze derselben sein sollte. Dieses Verfahren psychologisch zu erläutern, in seinem geschichtlichen Zusammenhange aufzufassen, in seinen politischen und ökonomischen Konsequenzen zu verfolgen, könnte reichhaltigen Stoff zu einer größern Abhandlung geben, der wir recht bald einen Bearbeiter wünschen. Denn, irren wir nicht, so ist jener Akt ein vielsagender Moment in dem Entwickelungsgange unseres kleinen Staates, und einer jener Berührungspunkte zwischen Spezial- und Weltgeschichte, durch die allein das Studium der erstern auch dem Ausländer genießbar wird, und anstatt eine blos antiquarische und patriotische, eine allgemein wissenschaftliche Bedeutung sich erwirbt. Weil aber dergleichen Berührungspunkte immer unbeachtet blieben, darum sind auch alle bisherigen historischen Leistungen über Anhalt mehr oder weniger ungenügend, und besitzen wir nur Chroniken, Vorarbeiten und Lesebücher, aber keine Geschichte unseres Landes. Diese beiläufige Bemerkung erscheint uns

um so nöthiger, da wir wissen, daß der Bibliothekar, Herr Lindner in Deßau, auf's Emsigste mit einer Anhaltischen Geschichte beschäftigt ist, und wir diesen tüchtigen Mann nicht gern in den Fehler derjenigen Einseitigkeit mögen verfallen sehen, die mit scharfer kritischer Besonnenheit an die Masse des Einzelnen und Aeußerlichen gehend, den innern Kern und das Ganze mit höherer philosophischer Kritik zu entwickeln vergißt, — die es über das Sammeln und Erzählen der Begebenheiten nicht zum Beurtheilen und Begreifen der wahrhaften Thatsachen bringt, wie dieß leider den meisten deutschen Historikern noch immer sehr vorzuwerfen ist.

Der Anhaltischen Geschichte mangelt es indeß gar nicht an dergleichen wahrhaften und wesentlichen Thatsachen; sie hat Männer aufzuweisen, die größer, als das Land, das sie beherrschten, von ihrem engen Gebiete aus mächtig in das Getriebe des deutschen Staatskörpers eingriffen. Unter ihnen obenan steht der erwähnte Leopold I., zu seiner Zeit Repräsentant der politischen Richtung und Bildungsstufe in Deutschland — ein entschlossener, eisenfester Charakter, wie ihn die kämpfend sich herausarbeitende neue Aera in Deutschland bedurfte, ein Mann, hoch gestellt als preußischer Feldherr, aber höher zu stellen als Fürst seines Landes. — In Frankreich hatte Ludwig XIV. das wankende Gebäude der mittelalterlichen Feudalität vollends über den Haufen geworfen; in Deutschland war es vor Allen unser Leopold, der die Nothwendigkeit erkannte, keinen andern privilegirten Stand, keine andere Gerichtsbarkeit innerhalb seines Landes dulden zu dürfen, als die seinige. Er trieb jenes französische Prinzip bis auf seine allerhöchste Spitze; um Souverän seines Landes zu sein, glaubte er auch, dessen einziger Edelmann und Grundbesitzer sein zu müssen. So stellte er sein Fürstenthum als Musterbild souveräner Gewalt, und als Extrem der Einheit des Monarchen mit dem Staate auf. Mag er nun auch mit Waffen, die moralisch nicht zu billigen sind, die bevorrechteten Stände seines Landes bekämpft haben, so hat man dergleichen vorübergehende Unbillen und Bedrückungen Einzelner beim Beurtheilen weitreichender politischer Maßregeln weniger in Anschlag zu bringen. Genug, daß er sein Ziel, die Wiedergeburt des Staates erreichte, und daß er so seinen Enkel, den berühmten Franz, in den Stand setzte, Anhalt Deßau zu einer Höhe emporzubringen, die diesem Fürstenthume zu seiner Zeit den Platz neben Weimar anwies.

Unser Geschlecht aber hat es nicht mit der Vergangenheit und dem, was ihr frommte, sondern mit der Gegenwart und ihren Anforderungen zu thun. Wenn wir nun ein Institut fortbestehen sehen, das zu seiner Zeit seine Wahrheit und Nothwendigkeit in sich trug, so will es uns dünken, als sei diese für die unsrige nicht mehr vorhanden. Das Stehenbleiben auf einer frühern Entwickelungsstufe bringt in der geistigen, wie in der natürlichen Sphäre des Menschen Erscheinungen zu Tage, denen das harmonische Zusammengreifen des innern und äußern Lebens abgehet, die keine Wurzel in dem Boden ihrer Zeit und keine wirkliche Existenz haben.

Wir wollen uns deutlicher erklären. Es gibt bei uns (mit Ausnahme des neuen Zerbster Antheils) keine grundbesitzenden Edelleute, keine Mittelsherren zwischen uns und dem Fürsten, keine städtischen Patrizier und Magistrate mit bevorrechteter Regierungsgewalt. Wir zahlen unsere Steuern in die Staatskasse, und was wir thun und leisten, hat einen direkten Bezug auf das Allgemeine; unser Bauer gilt dem Staate nicht als Zahl, er ist unmittelbares Glied desselben, er genießt aller Orten einer gleichförmigen, vom Fürsten eingesetzten Justiz, sieht seinen Pfarrer und Schullehrer von der Regierung geprüft, gewählt und besoldet, und sein gesammtes Gemeindewesen durch den Landesherrn verwaltet, der zugleich sein besonderer Gutsherr ist, an. Betrachten wir das benachbarte Sachsen mit seinen Patronaten, seinen Amtshöfen und Gerichtsdirektoren, mit dem ganzen Wuste und Flickwerk seines mittelalterlichen Lehnwesens, so sehen wir unser Land in dieser Hinsicht weit vorangeschritten. Trotz dem kann es uns nicht entgehen, daß wir hinter der Zeit zurückgeblieben sind. Wir wollen hierunter nicht den Mangel derjenigen Verfassung, die vom deutschen Bunde als gesetzlich aufgestellt worden ist, verstanden wissen, sondern haben zuvörderst blos unsern Staatshaushalt, unsere Landesökonomie im Auge.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

(Nicht mehr?) In der Stadt Mejico zählt man nicht weniger als 26 Mönchsklöster und 20 Nonnenklöster, wozu noch eine Menge anderer Congregationen uud Brüderschaften kommen. Mehrere dieser Klöster sind so bedeutend an Umfang und Bevölkerung, daß sie kleinen Städten gleichen, dabei sind sie meist sehr reich, besitzen große Ländereien, und da außerdem das Volk in Mejico im höchsten Grade beschränkt, abergläubisch und bigott ist, so üben die Priester, mit Hülfe dieser ihnen zu Gebote stehenden allseitigen Hebel die furchtbarste Gewalt aus über Alles, was da lebet.

Die Verdorbenheit dieser mejicanischen Geistlichkeit soll allen Glauben übersteigen, und ihr Beispiel auf das Unheilbringendste auf die bürgerliche und sittliche Kultur der Einwohner Mejicos einwirken.

Unordnung und Ausschweifungen jeder Art in den Mönchs- und Nonnenklöstern sind an der Tagesordnung und Niemandem fällt es auf, wenn die Mönche den Nonnen regelmäßige Besuche abstatten, sich in den Zellen derselben mit Confect und Eingemachtem traktiren lassen ꝛc. Die Nonnen nennen die Mönche: Verlobte des Erlösers; jede Nonne hat ihren Procurator, der zugleich Beichtvater und Cicisbeo ist. Ohne Scheu sieht man die Mönche, sogar in ihrer Ordenstracht, auf öffentlichen Bällen tanzen.

Die Augustinermönche haben, anstatt der Laienbrüder, je zwei oder drei, eine junge Cammeriera, die bezahlt wird, um den ehrwürdigen Vätern alle möglichen Dienste zu erzeigen. Auch jeder Pfarrer hat ein oder zwei sogenannte „Nichten," die ihm die Wirthschaft führen, mit denen er aber ohngefähr wie ein Pascha von drei Roßschweifen lebt.

Wir erwähnen, daß diese Züge aus Beltramis Werke über Mejico entlehnt sind, folglich einen Gewährsmann haben. Man sieht daraus zur Gnüge, wie sehr in Mejico die Welt oder vielmehr die liebe Geistlichkeit im Argen liegt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 68. (II. Jahrg.) Dienstag, den 22. März. 1831.

Trennungsklage.

Seit ich von Dir in Thränen schied,
Hab' ich noch nicht gelacht,
Und jeder Tag hat neuen Gram
Und Kummer mir gebracht.

Wenn um mich her der Freude Schall
Und lauter Jubel schwebt;
Dann fühl' ich meine wunde Brust
Von heißem Schmerz durchbebt.

Ich wandle her und wandle hin
Und finde keine Ruh;
O käme doch der blasse Tod
Und schlöß' die Augen zu. —

Carl Baron von Schweizer.

Müllner als Client.

(Fortsetzung.)

Auf diesen militairischen Bericht und den ihm angehangenen juristischen Commentar erhielt ich folgende zwei Antworten:

„Hauptquartier Weißenfels am 12ten Novbr. 1821.

Herr Generallieutenant!

Die beispiellose Klugheit und Tapferkeit, womit Sie meine im Königreiche Sachsen stationirten Truppen in sechs verschiedenen Feldschlachten zum Siege geführt, zwei feindliche Heere gänzlich vernichtet und zwei andere mit ängstlicher Sehnsucht nach einer Kapitulation erfüllt haben, fordert meinen wärmsten Dank. Mag ihn statt meiner die (beikommende) junge Witwe abtragen, die eigentlich die erste Ursache zum Kriege gegeben hat, indem sie sich dem Feinde nicht halb schenken wollte. Ihrem tapfern Vertheidiger schenke sie sich ganz.*) Da dieser Brief keinen weitern Zweck hat, so bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz zu nehmen.

Müllner."

„Weißenfels am 13. Nov. 1821.

Auf Ihre Anfragen, verehrter Freund:

Schreiben Sie (oder sagen Sie, lassen Sie sagen) an Herrn Brockhaus, daß er Ihnen den erkannten Kostenersatz leisten, und keinerlei hämischen oder kleinlichen Gebrauch des erlangten Sieges von mir besorgen möchte. Mit dem Gesuch um Leistung gerichtlicher Abbitte stehen Sie vor der Hand an. In Hinsicht der übrigen beiden Prozesse würde er vor allen Dingen sich zu erklären haben, wie er sie beigelegt wünscht, i. e. was er zu thun gedenkt, um mich klaglos zu stellen. Zu einem anständigen Frieden bin ich immer geneigt, wie ich Ihnen bereits im Sommer schrieb.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr

ergebenster

Müllner."

Von den drei meiner Wahl überlassenen Wegen, Brockhausen die Ansicht meines Machtgebers zu eröffnen, wählte ich den der schriftlichen Mittheilung, und da die Antwort, welche ich von Brockhaus empfing, zur Verständigung der weitern dießfallsigen Verhandlungen, so wie zur richtigen Beurtheilung von Müllner's Benehmen fast nothwendig gehört, so glaube ich, sie hier einschalten zu dürfen. Ich gebe sie ebenfalls wörtlich treu.

---

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß „die junge Witwe" keine andere war, als — die Albaneserin, Trauerspiel in fünf Acten von Müllner. Stuttgart 1820. 12. Auf einem besonders eingehefteten Blatte fand ich die Worte: „Seinem verehrten Freunde, Dr. Woldemar Seyffarth,

Müllner."

Was das halbe Schenken betrifft, so gehört dessen Erklärung nicht hierher.

„Herrn Dr. Seyffarth Wohlgeb.
v. Compt. d. 19. Nov. 1821.

Eure Wohlgeb. sage ich zuvörderst meinen ergebensten Dank für Ihr verehrtes Schreiben vom 16ten d., wodurch Sie mir die Gesinnungen des Herrn Hofr. M. in Beziehung auf eine Final-Ausgleichung der zwischen uns stattgefundenen Differenzen mittheilen, und Ihre Geneigtheit erklären, dazu gern mitwirken zu wollen.

Ich kann in Erwiederung desselben vorab nicht umhin, Ew. Wohlgeb. mein Compliment über die Geschicklichkeit zu machen, mit welcher Sie die mir en principe völlig unhaltbar geschienenen Beschwerden des Herrn Hofr. M. verfochten, und in der Form bis jetzt allenthalben den vollständigsten juristischen Sieg über meine Vertheidiger errungen haben. Ich muß dieß um so mehr bewundern, da sogar eine berühmte Juristenfacultät sich im difficilsten Punkte für meine Ansicht erklärt hatte. Da ich von diesem immer interessant bleibenden Gutachten der Jenaischen Juristenfacultät für nähere Freunde habe einen Abdruck machen lassen, so erlaube ich mir, Ew. Wohlgeb. davon ein Exemplar zu überreichen, und Sie zu bitten, dasselbe zum Andenken an diese, für die Parteien etwas ärgerlichen, für Sie aber ruhmvollen Rechtshändel einer Aufhebung zu würdigen.*)

Praktisch lehrreich bleibt mir, der ich solche Verhältnisse seither nur zu sehr als Naturalist und ohne Berücksichtigung der darüber so abweichenden Gesetzgebungen in den verschiedenen Staaten betrachtet habe, dieser Streit gerade der sich völlig entgegenstehenden Ansichten großer Rechtsinstitute aber immer **) und ich werde diese Belehrung meinerseits nicht ohne Anwendung im Leben lassen.

Sollte Herr Hofr. M. sowohl die entschiedenen, als die noch pendenten Beschwerden völlig niederschlagen wollen, so würde ich diesem in jedem Punkte, den die Ehre zuläßt, bereitwillig entgegen kommen. Andere Bedingungen, denke ich mir, wird Herr Hofr. M. aus dem einfachen Grunde auch nicht erheischen, da ich in abstracto nur solche für den formellen Sieger ehrenvoll halten kann, und es mir endlich scheint, daß die Kunst des Lebens bei Beseitigung ärgerlicher Verhältnisse vorzüglich darin bestehen solle, auch die höchste Leidenschaftlichkeit, für welche die beste Gesinnung nicht immer absolut garantiren kann, zu einem wahrhaften Sühnpunkte zu bringen und keinen Stachel zurückzulassen.

Die der geldsüchtigen Themis zu bringenden Opfer würden nach diesem meinen Prinzip kein Gegenstand der Discussion sein.

Nach dieser meiner offenen Erklärung erwarte ich von Ihrer Güte eine Gleiche, und verbleibe mit ausgezeichneter Hochachtung

F. A. Brockhaus."

Indem ich nun Müllner'n eine Abschrift dieses Schreibens übersendete, schloß ich den begleitenden Brief mit den Worten:

„Nach meiner Ansicht ist es nun an Ihnen, die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses mit eben so viel Fleiß gearbeitete, als mit Eleganz gedruckte Gutachten trug an der Stirne die Bemerkung: „als Manuscript gedruckt und vom Empfänger als solches zu behandeln." Auffallen aber mußte es, in der Ueberschrift: „Rechtliches Gutachten in Sachen des Buchhändlers Herrn Brockhaus in Leipzig, Denunciaten, jetzt Appellanten, gegen den Hofrath Doctor Müllner zu Weißenfels, Denuncianten, jetzt Appellaten, wegen Injurien," dem Buchhändler Brockhaus den „Herrn" gegeben, und dem Hofrathe Doctor Müllner den „Herrn" abgeschnitten zu sehen. Ein Druckfehler war es wahrscheinlich eben so wenig, als eine absichtliche Weglassung Seiten der Doctoren der Juristenfacultät bei der Universität Jena. Also — gut, daß Müllner es nicht bemerkt hat.

**) Wörtlich.

Epigrammatische Unterschrift unter ein Bildniß.

Einer von jenen Schriftstellern, die gründliche Kenntnisse durch einen absprechenden Ton und Arroganz ersetzen, die zum Stoff ihrer Ephemeren nur die Tagesneuigkeiten wählen, die Annalisten der scandalösen Ergebnisse, die im Schweiße ihres Angesichts unablässig nach Witz jagen, und was ihnen an diesem abgeht, durch Wortspiele oder Bosheiten ergänzen, war lithographirt worden.

Als fac simile las man unter diesem Conterfei, das einer Karrikatur sehr ähnlich sah:

„Der Mensch entgeht im Leben nicht dem Druck auf dem Stein — zum Sprechen, nach dem Tode unter'm Stein — zum Schweigen."

Unter einem Abdrucke dieses lithographirten Blattes schrieb Jemand:

Wir wären Alle sehr zufrieden,
Träf nichts, als dieses, bei Dir ein,
Und wolltest Du durch Witzelein,
Boshaft und schel, uns nicht ermüden.
Ein schlimmres Loos ward Dir beschieden:
Ein Anstoßstein der Welt zu sein.

Jocosus Fatalis.

Leipzig und die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Während dieser Erwägungen wurde es unter meinen Fenstern immer lauter. Ich sah hinaus und erblickte eine beträchtliche Volksmenge, die den Inhalt jeder durchpassirenden Sänfte mit neugierigen Augen erforschte und den aussteigenden Inhalt jedes Wagens mit lautem Hurrah! oder ähnlichen barbarischen Zurufen begrüßte. Also ist es Zeit, dich zu rüsten, dachte ich, den

Kopf zurückziehend, bemerkte mit einem letzten Blicke auf das Programm, daß der achte und letzte Paragraph das, einem ausgetanzten Tänzer, wie ich, im höchsten Grade gleichgültige Tanz-Reglement enthielt, und packte meinen für den Fastnachtsball in Weimar bestimmten Putz aus. Meine Sparlust wollte mich allerdings verführen, statt des besten schwarzen Fracks einen etwas minder guten zu wählen, und meine Logik war unartig genug, seine hinreichende Güte mir daraus beweisen zu wollen, daß, wie ich gegen Erlegung eines Thalers ein Billet erhalten habe, so Jeder, und wenn er auch keinen besten Frack besitze, eins erhalten könne; allein ich wies der Unartigen die Thüre, bedachte den landkundigen Luxus der Leipziger, erwog, daß eine ordentliche Maskerade gemischt sein muß, schob den schnurrbärtigen Pappenkasten über meine Nase unter den Hut, freute mich meines furchtbar martialischen Ansehens und stolzirte in der feinen, schwarzen Ballkleidung die Treppe hinauf. Alle mir Begegnenden wären gewiß ehrerbietig zurückgewichen; allein zu meinem innigen Bedauern begegnete mir nicht ein einziges Menschenkind, und als ich „in der zweiten Etage am Treppen-Ausgange," wo die Einlaßkarte abgegeben werden sollte, die Glasthüre öffnete, lehnte der Empfänger sehr unthätig an einem Tische. Mit unverkennbarem Anstande steckte ich ihm den Kassirzettel zu. So klein aber und unbeträchtlich der Mann auch war, so würde doch die Leipziger Communalgarde gut thun, ihn zum Führer zu wählen, denn beim Styx! es muß ein tapferes Herz in seinem Busen schlagen, da er nur einen kurzen Moment vor meinem Schnurrbarte zurückbebte, dann das muthige Auge hob und mit starker Stimme zu mir sagte: „so können Sie nicht passiren!"

„Fürchten Sie Nichts," erwiederte ich lächelnd, mein Schnurrbart ist falsch."

„Was scheer' ich mich um Ihren Schnurrbart!" versetzte der Kühne, dessen Muth und Kopf bei meinem zahmen Lächeln sich um eine Elle höher hob; „ich meine, in diesem Anzuge können Sie nicht passiren."

„Und warum nicht?" fragte ich erschrocken.

„Weil Niemand passiren darf, der nicht wenigstens in Domino ist," rief der Gewaltige.

„Davon steht ja aber Nichts im Programme," warf ich bescheiden ein.

„Davon stände Nichts im Programme!" wiederholte er unwillig: „Johann, ein Programm!"

Ein Mann, der unweit des Sprechenden in beschauliches Nichtsthun versunken und der angerufene Johann war, schreckte auf und überreichte das Begehrte. Zum Beweise, daß ich den halben Bogen gelesen hatte, erlaubte ich mir, sogleich mit dem Finger auf § 7 zu zeigen und laut zu lesen: „im Ballsaale findet Niemand ohne Gesichtsmaske Zutritt." Ich erwartete, daß der Geschlagene mir entgegnen würde: eine Nase ist keine Gesichtsmaske, und rüstete mich daher schon zu der Beweisführung, daß die Nase ein wesentlicher Theil des Gesichtes, mithin dem ganzen Gesichte gleich zu achten, ein nicht erwähnter Domino aber keineswegs einem erwähnten gleich sei, als ich dieser Mühe durch die Erklärung seiner Seits mich überhoben sah, daß nach: „ohne Gesichtsmaske," die Worte: und wenigstens ohne Domino, zu lesen wären. Ich wendete den halben Bogen um; — vielleicht war auf der Rückseite die Druckfünde bemerkt; nichts da; ich demonstrirte, daß solche Supplemente verhältnißmäßig stärker und unbequemer wären, als die zum Brockhausischen Conversations-Lexikon; vergebens; der Mann betheuerte, daß der Zusatz im Manuscripte und auf dem „geschriebenen Umlaufe" gestanden, und ich mußte, trotz Schnurrbartes und Ballkleidung, schon aus Achtung gegen die Gesellschaft, mich zum Rückzuge und zur Bestellung eines Domino bequemen. Während der flinke Kellner forteilte, gegen baare einen Thaler sechszehn Groschen mir ein solch südliches Gewand zu holen, wollte mich der Gedanke beschleichen, ob vielleicht der kleine unbeträchtliche Mann mit Verleihen von Dominos sich abgebe — in vielen Städten ein Nebenverdienst der Schneider —; allein ehe ich noch dem Gedanken Raum geben und eine Schneider-Vergleichung anstellen konnte, schnitt der rückkehrende Kellner mir Beides ab, und in den schwarzseidenen Ueberwurf gehüllt, stolzirte ich zum zweiten Male die Treppe hinauf. Jetzt passirte ich als erlaubte Waare. Dagegen lagen zwei Andere als Contrebande in Untersuchung. Sie hatten, gleich mir, das Programm gelesen und blos Nasen aufgesetzt, und beriefen sich deßhalb auf § 7. Allein der kleine, unbeträchtliche Mann protestirte mit Händen und Füßen und Zunge, berief sich seiner Seits auf den geschriebenen Umlauf, rieth wiederholt zur Herbeischaffung von Dominos und erneuerte dadurch meinen Verdacht. Indessen weiß ich nicht, wie weit ihm sein Manoeuvre geglückt ist. Jeden Falles möchte aber der Tunnel-Vorsteher, oder wem sonst die Redaction des nächsten Programmes obliegen wird, eine ähnliche Druckfünde vermeiden. Sag' ihm das, wenn Du ihn kennst, und ist er ein Schriftsteller, so wird er Dir für meinen Rath danken, denn Schriftstellern, die nicht selbst unnütze Buchstaben und häßliche Druckfehler sind, sind gedruckte Fehler ein Gräuel.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Zerbstischen.

(Fortsetzung.)

Das erste Erforderniß zum Glück eines Staates ist der Wohlstand seiner Bürger. Vor Allem muß eine Verwaltung Sorge tragen, den Unterthanen die Mittel in die Hände zu geben, um sich zu ernähren, und wo möglich zu

bereichern. Hierzu bieten sich auf der einen Seite der Ackerbau — als die rein physische Grundlage des Wohlstandes — auf der andern der Gewerbfleiß und Handel — als Erzeugnisse einer höhern, mehr künstlichen Civilisation — dar. Der Boden, den ein Volk bewohnt und bestellt, wurde in der frühern Zeit als die vorzüglichste Quelle des Nationalvermögens betrachtet; in der neuen hingegen, deren Charakter die Beweglichkeit, das Reiben und der Austausch der Kräfte ist, hat von der Industrie und kaufmännischen Spekulation, die, als solche, unstreitig etwas Höheres ist, als das dumpfe Erwarten und Brüten des den Naturkräften sich anvertrauenden Landbebauers — die erste Stelle angewiesen. Durch Zusammentreffen ungünstiger Umstände ist es in Anhalt Deßau dahin gekommen, daß der Handel so gut wie gänzlich danieder liegt. Wenn wir uns auch seit einiger Zeit dem Steuersystem Preußens angeschlossen haben, so kann dadurch doch das Stocken aller Betriebsamkeit und Geschäfte nicht wieder gehoben werden. Doch wühlen wir nicht von Neuem auf, was, durch Mißgriffe Einzelner hervorgebracht, jetzt unabänderlich ist. Betrachten wir blos den Zustand unseres Ackerbaues.

Unser Boden ist meist gut und fruchtbar, er wird mit Fleiß und Liebe gewartet und liefert mehr, als wir verbrauchen. Dennoch finden wir in unserm Lande nur wenig reiche Bauern und Grundeigenthümer, zum mindesten nicht in der Anzahl, als es sich erwarten ließe. Was ist die Ursache hiervon? — Offenbar der Umstand, daß unser Fürst als alleiniger Edelmann das ganze Land inne hat, und dadurch, freilich ohne es zu wollen, keinen Andern neben sich aufkommen läßt. Wo große Schätze bei Einzelnen sich befinden, da ist größere Armuth bei der Masse. Wem mit einem faktischen Beweise dieses Satzes gedient ist, der blicke auf England; wer Alles, was sich dafür und dawider sagen läßt, kennen lernen will, der schlage die Debatten über Majorate auf, welche die französ. Deputirtenkammer vor einigen Jahren beschäftigten. Frankreich wurde unter Ludwig XIV. stark und mächtig, dadurch, daß es sich in Paris, am Hofe des Königs concentrirte, der das All und das Eins war; es wurde zum andern Male stark und mächtig, dadurch, daß der Hof sich der Elemente, die er in sich aufgenommen hatte, wieder entäußerte, daß mit den Gewalten zugleich die liegenden Gründe organisch und beweglich wurden, daß der Boden getheilt wurde, als nährendes Blut in die Adern des Volkes eindrang. Denn das ist eben die größere Tiefe der modernen Welt, im Gegensatze zu der antiken, daß die erstere der persönlichen Einzelheit und ihren besonderen Interessen Raum und Freiheit gibt, sich vollständig zu entwickeln, daß die neueren Staaten nur in und mit dem Glücke, der Wohlfahrt und Wohlhabenheit jedes Einzelnen erstarken, wie das Heinrich IV. unter dem Bilde des Sonntagshuhnes ausgedrückt hat. Wir überlassen dem sinnigen Leser, die Anwendung davon auf unser Ländchen zu machen. Zu bemerken ist die Antwort, die ein preußischer Minister dem Fürsten Leopold I. gab, der sein Verfahren gegen die Edelleute gern auch in Preußen angewandt sehen mochte: „Ew. Durchlaucht, sagte jener, haben daher auch nur Bettler und Juden in Ihrem Lande." Dieser Ausspruch hat allerdings gegenwärtig seine Gültigkeit verloren, auch schon deßhalb, weil unsere reichen Juden, wegen der geringen Handelsvortheile, die unser Land ihnen gewährt, sich großentheils weggezogen haben.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Das muß man den Franzosen lassen, ihr aurore boréale klingt wohllautender und sinniger als das deutsche Nordlicht; es erinnert zugleich an Licht und Wärme, und setzt eine Sonne, ein System voraus.

D. Miguel und Consorten sind wahre Parodien und Travestien der königlichen Würde, gefährlicher als irgend eine, wie sie z. B. auf die Erhabenheit und Heiligkeit der Schillerschen Muse bestehen. Zum Ueberflusse zeigt man noch in der Perspective auf den Bühnen die Karls XII., abenteuerlich despotischen Andenkens, und das Sodom und Gomorrah des französischen Hofes unter Heinrich III. und einer Katharina von Medicis! Es fehlt nur noch, daß man die Kloakenschleuse des 17ten Jahrhunderts unter Ludwig XV. zieht. Die Gärten seiner Maitresse müßten köstliche Ballets und Melodramen liefern.

Weil die Alten auf Bast schrieben, heißt liber zugleich Buch und Bast. Und weil liber zugleich Buch und frei heißt — könnte man philologisch folgern — sollte der Preßzwang aufhören. Aber Liber ist auch ein Beiname des Weingottes. Nun ist zwar sprichwörtlich in vino veritas; aber freilich auch noch manches Andere — könnten die Preßzwangsherrn erwidern.

Fetis, der in seinem französischen Werke über die Musik Wunder thun will, wenn er die Wunder der Musik auch dem Verständniß und der Einsicht der Laien darzulegen und selbst zugänglich zu machen beabsichtigt, erinnert nach nomen und omen an Fetisch.

Bei dem blinden Lärmen einer kleinen Residenzstadt kam am gefürchteten Tage des Ausbruchs ein Junge ganz behaglich auf den Waffenplatz, steckte den letzten Bissen Brod in den Mund, und rief: „Na! wo ist denn nun die Revolution?"

In — — der gut altdeutschen Universitätsstadt riefen beim Anblick der landesherrlichen Equipage viele Stimmen: à bas les Bourbons! „Nieder mit den Bourbons!"

„Wenn mir der Feldmarschall in dem bevorstehenden Kriege seine Stelle übertragen wollte" — meinte Jemand — „müßt er mir auch seine Ueberzeugung übertragen können. Denn was ist der Soldat ohne, oder gegen seine Ueberzeugung?"

S.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 69. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 23. März. 1831.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

Die gern Auskunft ertheilende Anne wollte eben ihren trockenen Lungenhusten, der sie gewöhnlich in der feuchten Abendluft heimsuchte, mit einem schlußmäßigen Aufkeuchen endigen, um den Herrn aus ihrer Weisheit zu belehren, als die flinkere Marthe sie dieser Mühe überhob und, selbst das Gespräch aufnehmend, der Gevatterin Zeit ließ, ihren Husten gehörig abzuwarten. „Ei, Herr" — lachte sie — „wer sollte die Beiden nicht kennen. Das sind ja die Kinder des bösen Roßarztes — Gott hab ihn' selig! — des alten Lindners, den der leibhafte T— nun ja ich wollte sagen" — ergänzte sie und sah dabei, den Finger auf den Mund legend, ängstlich nach dem Kirchhofe hin — „der vor noch nicht einem Jahre — mich schaudert! — so plötzlich mit Tode abging."

Die Züge des Fremden wurden bei dieser Erzählung immer starrer. „„Ich bitte, liebe Frau, erklärt mir das näher,"" bat er mit ziemlich leidenschaftlichem Tone. „Ich habe seltsames Zeug über den jähen Tod des alten Roßarztes faseln gehört und möchte, bei dem Heil meiner Seele, Gewißheit darüber haben, und das nicht aus unbedachtem Vorwitz, ich schwör' es Euch.""

Die Alte wiegte, wie eine ausgehende Schaukel, zwei bis dreimal das spitzige Kinn auf dem verblichenen Busentuche, dann hatte sie sich, zu Gunsten des Fragers, entschieden.

„Seht, Herr!" — begann sie — „es ist das eine böse Geschichte und ich sollte eigentlich nicht davon sprechen; aber ich denke immer: thue was du sollst und übrigens rede, was du willst, so kann dir kein Kobolt etwas anhaben. Seht, es mögen nun ungefähr zwanzig Jahre her sein, als der alte Lindner, — Niemand wußte woher? — hierher nach Meissen kam. Er bezog im Anfange ein fast ganz unbewohntes Haus, galt hier für einen ehemaligen Roßarzt, der namentlich durch tiefgeheime Naturkenntnisse zu großem Reichthum gelangt sei und übrigens im Bunde mit allerhand bösem und unheimlichem Gespenstervolke stehe. Darum mochte auch Niemand etwas mit ihm zu thun haben und er selbst schien sich gänzlich von dem Umgange mit Menschen zurückzuziehen. Nach einiger Zeit nahm er ein armes Mädchen aus einem entfernten Orte, als Wirthschafterin zu sich, sie mochten aber Beide nicht gar ehrbar mit einander gewirthschaftet haben, denn sie beschenkte ihn binnen kurzer Zeit mit zwei jungen Sprößlingen, einem Knaben und einem Mädchen — eben den Beiden, die Sie vorhin an der Kirchhofmauer da drüben sahen — zu denen er sich auch bekannte. Die Dirne bestand hierauf auf die Ehe, er mußte nachgeben, aber just in der Hochzeitnacht starb die nur vermählte Frau eines plötzlichen und geheimnißvollen Todes, über welchen Punkt schon damals die seltsamsten Gerüchte in Umlauf kamen. Nach dem Tode dieser seiner Frau schien der alte Roßarzt noch menschenscheuer geworden zu sein, er kam gar nicht mehr aus dem Hause, versorgte alle seine Bedürfnisse durch einen alten, stummen Bedienten, und unterrichtete sogar seine Kinder selbst zu Hause. Nun lebte zu gleicher Zeit auch ein ehemaliger Kaufmann, Schultz hieß derselbe, hier in Meissen; in früherer Zeit Theilhaber eines bedeutenden Geschäfts in einer Handelsstadt, welches gestürzt war, hatte er die Trümmer seines Vermögens zusammengerafft, kaufte sich hier ein Haus an den sogenannten rothen Stufen und lebte in gänzlicher Abgeschiedenheit nur seinen Söhnen. Der jüngere blieb bis an sein Ende bei ihm, der ältere aber verließ Meissen bald nach der Ankunft und ging in auswärtige Militärdienste. Kurz darauf —— Aber was ist Euch, Herr? Ihr werdet ja mit einem Male so fahl wie eine Kalkwand.""

Wirklich war der Fremde, je gespannter ihn jedes Wort zu machen schien, während der Erzählung bleicher und immer bleicher geworden. Es schien ihn zu verstimmen oder wohl gar verlegen zu machen, daß Marthe

dieß bemerkte. Er entschuldigte dieß mit einem kleinen vorübergehenden Schwindel, der ihn seit seiner letzten Krankheit zuweilen heimsuche und bat Marthen, sich dadurch nicht stören zu lassen, sondern fortzufahren, welche Bitte diese, bei ihrer großen Sprachseligkeit, auch nicht lange unerfüllt ließ.

(Forsetzung folgt.)

Leipzig und die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Durch einige hell erleuchtete, aber leere Zimmer kam ich in den eleganten Ballsal, wo ungefähr ein halbes Dutzend unbedeutende Character-Masken friedlich auf- und abgingen, ungefähr sechs Dutzend Herren-Dominos steif an einander vorüberzogen, und verschiedene Dutzend Damen in Dominos oder Ballcostüm ringsum auf den Bänken saßen. Das Ganze war ein zahmer Spaß und ohne das Sporengeklirr und Säbelgerassel zweier sein sollender Officiere wäre es auch eine lautlose Fröhlichkeit gewesen. In einer der beiden Uniformen vermuthete ich ein Comitémitglied, denn der Mann, der die Uniform trug, trug keine Larve. Dem war jedoch nicht so. Ich erfuhr das, als ihm einmal der Säbel zwischen die Beine und er in Gefahr kam, einer Dame zu Füßen zu fallen. Warum er aber ohne Larve einhergehen durfte, weiß ich nicht. Vielleicht hatte der Mann am Treppen-Ausgange sein unmaskirtes Gesicht für eine Maske gehalten, — ein sehr verzeihliches Versehen.

Mehr als dieses Uninteressante interessirten mich die sitzenden Damen. Nachdem ich daher zwei Male die Ronde gemacht, nahm ich zur Seite von einer derselben Platz. Was ihre halbe schwarze Maske zu sehen erlaubte, sah recht gut aus: zwei helle Augen, kleine Ohren, ein weißes Kinn und rothe Lippen; dazu starke, blonde Haare, ein Streifchen weiße Stirn, dünnes Ballkleid und — Du kennst meine Vorliebe für niedliche Füße und meinen Haß gegen schwarze Tanzschuhe — ein ungewöhnlich kleiner Fuß und als Ausnahme weißseidene Schuhe. Ich bekenne, daß die letzteren mich zum Niedersetzen bewogen. Ohne je à la polonaise aus einem Schuhe getrunken zu haben, übt doch ein feiner weißseidener Schuh, — und wenn ich auch blos die Spitze davon sehe, — einen magischen Zauber auf meine Augen wie auf meine Füße. Während diese sich nahen, erheben sich jene, und ich glaube, ich würde nie geheirathet haben, wenn meine Frau auf dem ersten Balle, wo ich sie kennen lernte, schwarze Schuhe getragen hätte. Das tanzfertige Aeußere meiner Nachbarin bot mir den Inhalt der Anrede. „Tadelt es die schöne Maske nicht," fragte ich „daß der Tanz erst um zehn Uhr beginnen darf?" — Die hellen Augen sahen mich an, aber die rothen Lippen blieben geschlossen. — „Und hat die schöne Maske keine Antwort für mich?" fragte ich wieder. Aber so hell auch die Augen mich ansahen, die Lippen regten sich nicht. — „Oder wärest Du stumm, schöne, schwarze Maske," rief ich mit dem bittenden Tone der Theilnahme, „o so strafe Deine Stummheit nur einen Augenblick Lüge und sage, wie Fenella auf einer Münchner Maskerade: was reden Sie denn mit mir, Sie sehen ja, daß ich die Stumme von Portici bin?" — Ein leises Lächeln öffnete die rosigen Lippen und ließ mich zwei glänzende Perlenreihen bewundern, aber keine Antwort erfolgte und ich sprach bekümmert: „so laß ich sie fließen, die Thränen des Schmerzes; doch sie bringen mir keine Lust, denn meine schöne Nachbarin leidet, an einem organischen Zungenfehler." — Da schüttelte das holde Kind sein Lockenköpfchen. — „Gottlob!" rief ich freudig, also wenigstens nicht taubstumm! Das wäre die eine Schmerzens-Hälfte mir von der Seele genommen; nimm nun auch die andere weg und lispele ein freundliches: weder taub, noch stumm." — Und wieder schüttelte sie das Köpfchen. — „Du kannst also sprechen," fragte ich, „aber Du willst nicht?" — Sie nickte. — „Und willst Du im Allgemeinen nicht?" fragte ich. — Sie schüttelte. — „Du willst also im Besondern nicht?" fragte ich. — Sie nickte. — „Demnach willst Du mit mir nicht sprechen?" folgerte ich. — Sie nickte. — „Und kennst Du mich denn?" fragte ich. — Sie schüttelte. — „Aha!" rief ich, „Du willst mit mir nicht sprechen, weil Du mich nicht kennst?" — Sie nickte. — „Und ist das so Sitte auf den Leipziger Maskeraden?" — fragte ich. — Sie nickte. — „So taugen die Leipziger Maskeraden den Henker nicht," polterte ich unwillig, „und mit stummen Masken, seien sie auch noch so schön, ist schlecht unterhalten."

Als ich nach diesen Worten, die nicht einmal ein Schütteln oder Nicken, sondern nur ein gleichgültiges Umsehen bewirkten, schnell aufgestanden war und mit hastigen Schritten durch den Saal ging, faßte mich ein männlicher Domino unter den Arm und fragt: „kannten Sie die rothkreppene Dame, mit der Sie eben sprachen?" — Ich sah den Frager überrascht an, erblickte eine ungeheure Habichtsnase, welche unter seinem, von weißen Federn überhangenen Barett ihren Halt fand, und erwiederte: „nein ich nicht; auch sprach sie nicht und gab mir zu verstehen, daß die hiesigen Damen auf den hiesigen Maskeraden mit Unbekannten nicht sprechen." — „Weil sie nicht sprechen können," entgegnete der Unbekannte, „und wenn sie sprechen, besser thäten, nicht zu sprechen."

(Forsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Vom Fenster aus freute ich mich über die Morgenröthe der künftigen Tage, indem ich eine ganze Reihe der schönsten Holsteinschen Pferde vorüber ziehen sah. Solchen Segnungen reiste ich jetzt entgegen; aber mein Vorsatz war, durchaus auf Merkwürdigkeiten keine Jagd zu machen, sondern nur die Augen aufzuthun. Sonderbar genug kamen mir bei den edeln Holsteinern die schönen Linzerinnen in Erinnerung, deren schlanker Wuchs Alles übertrifft, was man an andern Orten Aehnliches sieht, so daß ihr Bild in der Vorstellung des Möglichen eine wahre Seelenerweiterung gibt. Linzerinnen sind als Kammermädchen gesucht. Schade, daß man ein so gedeihliches Klima nicht zu Colonien brauchen kann. — Die Gegend, durch die ich jetzt kam, zeichnete sich durch Salz und Brod aus — womit man in Rußland hohe Reisende empfängt. Schon in Göttingen schmeckte mir das Wasser nach Salz; bei Nordheim hatte die Natur Schwefel hinzugethan — zu einem Schwefelbade, und bei Eimbeck grüßte mich mit einem königlichen Namen das Salz der Helden. Die Stadt selbst hatte ihren Namen zugleich, nach der Aehnlichkeit von Zwieback, in das Brod gelegt, das, so locker wie Bimstein und auch so aussehend, wohl das leichteste Brod in der ganzen Welt sein mag. Kaum aber hatte mich der Wirth mit dem Mittagessen verpflegt, als er mit der Nachricht hereintrat, daß das Sattelpferd erkrankt sei. Es hatte sich mit dem eiskalten Wasser aus dem Brunnen des Hofes den Magen erkältet. Der Thierarzt stand bedenklich dabei und sagte: ich will die Schärfe einhüllen und abführen, für heute können Sie nicht weiter, morgen vielleicht, wenn die Sonne auf das Pferd scheint. Es blieb mir nun weiter nichts übrig, als die hiesige Veranstaltung zum Vogelschießen in Augenschein zu nehmen, wozu ein weiter, schmuziger Weg führte, der mich aber nur zu dem Vorspiel brachte, das, wie überall bei solchen Gelegenheiten, die lärmende Jugend freiwillig gab. Die Aussicht auf den Wechsel von zunehmenden Bergen entschädigte mich einigermaßen. Bei meiner Rückkehr mußte ich die Betriebsamkeit des Wirths bewundern, der mit so vielem Geschick Wirth, Kellner und Marqueur in sich vereinigte, und jetzt die Flaschen spülte, ohne daß seine Bildung und sein Anstand darunter litt. Ich machte davon eine Anwendung auf die thüringische Ruhe. — Am andern Morgen meinte der Kutscher, da das Pferd wieder fraß, wir könnten in Gottes Namen weiter fahren, und zwar, ohne den Thierarzt zu bezahlen, welchem er, nach der thüringischen Moral, die von etwas bequemer Beschaffenheit ist, nichts schuldig zu sein glaubte, weil er ja nicht wieder gekommen sei, ich bestand aber darauf, daß er ein Paar Zwanziger für ihn zurücklassen müßte. — Nachdem wir einen hohen Berg mit Hülfe von Vorspann glücklich überwunden hatten, eröffnete sich ein herrliches Thal, das sich, besonders über Wiesen, durch Hügel hinzog, und hin und wieder mit seinen Umgebungen an Potschappel im Plauenschen Grunde bei Dresden erinnerte. Jetzt glaubte ich wieder an eine Spazierfahrt nach Hamburg. Bald unterhielt mich ein pochendes Hammerwerk, bald eine weidende Heerde. Brügge mit seiner schönen Lage auf weiten, grünen Auen, und mit dem schönen Posthause, wo ich die vorige Nacht hätte logiren sollen, entzückte mich. Ueber Alles war ein heiterer Himmel verbreitet, der das Auge immer weiter lockte. So kam ich den Mittag ganz vergnügt nach Elze. — Es gibt eine Höflichkeit, die, statt dienstfertig zu sein, den Andern zu beschweren strebt. Mit einer solchen empfing mich die Wirthin. Sie hatte immer etwas zu fragen und zu entschuldigen, und bei Tische setzte sie mich förmlich zur Rede, warum ich dieß und das nicht esse. Um vollends alle Behaglichkeit zu verscheuchen, kündigte sie darauf in einem ganz muntern Tone mir an, daß nun auch das andere Pferd krank sei. Dieses Pferd wurde nun der eine Theil der Leidensgeschichte, die das Schicksal meiner Spazierfahrt einwebte, den andern Theil übernahm der Kutscher, der mit einer Erfahrung, die nicht viel weiter als von Jena nach Weimar reichte, sich bald als ein höchst stöckischer Thüringer bewies. Doch glücklich erreichte ich heute Hannover, wo ich einen Rasttag hielt. Hier wurde aufs Neue der Arzt gebraucht, um durch Kräuter das Gewitter hinauszutreiben, das bei Langensalze dem Handpferde in die Glieder gefahren war; Hafer und Ruhe thaten das Uebrige. In der alten Hasenschenke, die nun aber mit großen Buchstaben die Ueberschrift: „Brittish Hotel" führt, hatte ich mir ein leidlich bequemes Zimmer erkämpft. In großen Gasthöfen war nämlich von nun an mein erster Eintritt immer ein Kampf; denn, allein aus dem großen Wagen steigend, schien ich immer mit einer zurückfahrenden Gelegenheit zu kommen und in irgend ein hinteres Zimmer zu passen, weßhalb ich denn jede erste Anweisung mit Mißtrauen betrachtete, und nicht eher mich zur Ruhe verfügte, als bis ich in dem Hause eine Musterung angestellt hatte. In der nächsten Stunde wurde ich um so höflicher behandelt. Der betriebsame Oberkellner nahm auch hier gar bald in der Artigkeit zu, so daß er selbst das Sopha, worauf ich bestand, herbeischleppen half und endlich sogar eigenhändig den Stiefeldiener machte. — Wie doch Alles in der Welt charakteristisch werden kann! In Sachsen konnte ich noch die Stiefelknechte brauchen, aber von hier wurden sie immer weiter, je näher ich nach Hamburg kam, so daß sie zuletzt das wirkliche Maß von einem Matrosenfuße erreichten. — Der Oberkellner fing noch mehr an, mich zu begreifen, als ich ihm sagte: ich wolle diesen Abend auf dem Zimmer essen, er möchte, was die Zahl der Gerichte betreffe, sich ganz gehen lassen. Man muß gut essen, wo man die Gelegenheit dazu hat.

Ich hatte einen ganzen Tag einzuholen. Und so rückten denn auch die Gerichte immer drei und drei heran, ohne mich zu erschrecken. Alles war vortrefflich, selbst die blinden Gerichte, wie Eierkuchen, die, wie die Brillenträger bei'm preußischen Militär, in das Hintertreffen kamen. In einer alten Urkunde, die ich von der Reise mitbrachte, sind deßhalb denkwürdige Charaktere zu lesen, die nicht eher verstanden werden können, als bis man sie, wie bei magnetischen Schlummerköpfen, auf den Magen legt. — Den zweiten Juli blieb ich also in Hannover, und besah, so weit es der Regen erlaubte, die ziemlich heitere, aus Altem und Neuem zusammengesetzte Stadt, fragte mich nach dem Doktor Blumenhagen hin, an dem ich eine interessante Bekanntschaft machte, und wunderte mich, daß mir so bald keiner die Wohnung von Ramberg sagen konnte, der doch schon seit vielen Jahren sein eignes Haus bewohnt. Da ich ihn den Vormittag nicht traf, erneuerte ich den Nachmittag meinen Besuch, und brachte ein Paar recht angenehme Stunden bei ihm zu, indem ich durch seinen Homer (in Zeichnungen von ihm nachgedichtet zu Ernst und Scherz), seinen Eulenspiegel und Reineke Fuchs wanderte. —

(Fortsetzung folgt)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Zerbstischen.

(Beschluß.)

Man wird uns auf das Bisherige erwiedern, daß unser Fürst, vermöge dieser Einrichtung, sehr reich sei, daß er seine Schätze auf die Verwaltung des Landes verwende und seine Unterthanen dadurch fast aller Steuern und Abgaben überhebe, daß er endlich die personifizirte Wohlthätigkeit selbst sei, und Alles nur besitze, um es unter Alle desto freigebiger wieder zu vertheilen. — Der Himmel behüte den Verfasser dieses Aufsatzes, daß er je den unglücklichen Gedanken fassen sollte, der edlen Persönlichkeit seines geliebten und hochverehrten Souveräns auch nur mit dem leisesten Worte zu nahe zu treten. Zwar zweifelt er nicht, daß Mancher ihn geflissentlich mißdeuten und verkehern wird, doch vertrauet er der hohen Gerechtigkeit und Milde seines Herzogs, daß er, wenn er Wahrheit sprach, Gehör, wenn er im Irrthum befangen ist, Verzeihung finden werde. Es ist nicht Neuerungssucht, die aus ihm spricht, nicht die Eitelkeit, die sich wohlgefällt, in einer Zeit, wo Alles politisirt, auch ihr Wort dazu zu geben. Wahrhafte Liebe zu seinem Vaterlande, und unbegränzte Treue gegen das erhabene Geschlecht, das uns seit einem Jahrtausend beherrscht, hat ihn ermuthigt, mit Freimüthigkeit über die wichtigste Angelegenheit seines Landes sich auszudrücken. Auf obige Erwiederungen habe ich nur Folgendes zu antworten. Es ist gut, daß unser Fürst reich ist, aber besser — wenn es auch seine Unterthanen wären; gut, daß Stadt und Land voll Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten sind — aber besser wäre es, wenn wir ihrer nicht bedürften; es ist gut endlich, daß wir nur wenig Abgaben zu zahlen haben, aber besser wäre es, wenn wir das Doppelte und Dreifache derselben zu tragen hätten und auch tragen — könnten.

Vergessen wir ferner nicht, daß, wie oben gesagt wurde, die Rittergüter des Landes nicht eine Krondomäne, sondern ein Majorat sind, welches dem jedesmal ältesten Prinzen angehört. Was würde erfolgen, fragen wir, wenn es diesem irgend in den Sinn käme, die Regierung nicht anzunehmen, sondern als Privatmann zu leben? Es läßt sich kaum berechnen, welche Schwierigkeiten und Mißverhältnisse dieses veranlassen könnte.

Bedenken wir zuletzt noch, wie rein unmöglich es ist, bei solchen Umständen eine ständische Verfassung, (die doch früher oder später nöthig sein wird) einzuführen, indem diese nur lauter fürstliche Diener zur Berathung des allgemeinen Besten zu berufen hätte, so werden wir auch dadurch aufmerksam gemacht, daß eine Veräußerung der großen liegenden Gründe an der Zeit sei. Wir verkennen nicht, mit welchen ungemeinen Opfern diese Maßregel verbunden sein würde; aber die Zeit erheischt gebieterisch, daß mit ihr Schritt gehalten werde. Die Bewegungen in der Nähe und Ferne sind nur dem Rufe nach zu uns gedrungen, und einzelne Unruhen hatten nur ihren Grund in der Armuth eines von der Natur wenig begünstigten Bezirkes unseres Landes. Der allgemeinen Armuth aber, wie der besondern, abzuhelfen, muß das hauptsächlichste Streben unserer Verwaltung sein. Ihrer Einsicht werden die Mittel nicht verborgen bleiben, das Wohl des Landes zu fördern; wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir mit dieser öffentlichen Stimme etwas dazu beigetragen hätten.

H.

Buntes.

Mit der Sontag ist's aus. Die Blüthe ihres Gesanges in Holland hat Abschied genommen und wird als Potpourri verkauft.

Damit die Pferde des Staatswagens nicht durchgehen, verschneidet man auf gut Englisch jetzt manchen Eseln die scheumachenden Ohren.

S.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 70. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 24. März. 1831.

Voreiliger Entschluß.

Es hat mein Herz so manchen Puff
Im Leben schon ertragen,
Daß ich vor Kurzem mich entschloß,
Der Liebe zu entsagen.

Ich brannte alle Wunden aus,
Die mir zurückgeblieben,
Und schwur: ich werde keine mehr
Auf dieser Erde lieben!

Und wenn es die Helena wär',
Die mancher schon besungen,
Ich bleib', wie weiland Scipio,
Wahrhaftig unbezwungen.

Doch als ich Dir in's Auge sah,
Ohn' Arges mir zu denken,
Da mußt' ich doch, trotz meinem Schwur,
Dir meine Liebe schenken.

Carl Baron von Schweizer.

Janus

oder Dresden und Leipzig wie es war und ist.

Unter diesem Titel erscheint seit Anfang dieses Jahres im Verlag des, um den neuesten Fortgang unsrer Literatur, durch seine zahlreichen und Beifalls wertheſten Unternehmungen in fast jedem Fache derselben, so vielfach verdienten Herrn Buchhändlers Hartmann zu Leipzig: ein humoristisches Wochenblatt, von dem Herrn Prof. Schütz daselbst und Herrn H. Meynert in Dresden herausgegeben, dessen bereits in mehreren Zeitschriften, wie auch in dieser schon, mit dem verdientesten Lobe gedacht worden ist. Denn keine andere deutsche Stadt hat ein so mannichfaltiges, pikantes und witziges Lokalblatt aufzuweisen; und auch der im v. J. sich endlich zu Tode gerittene, Berliner Courier steht in jeder dieser Eigenschaften weit demselben nach; da das wenige Pikante, was er unter einer Menge der fadesten Trivialitäten enthielt, lediglich in dem, von Müllner u. A. unsrer ersten Kunstrichter längst schon nach Gebühr gerügten, Saphir'schen Wortwitz bestand, der unter allen Sorten des Witzes die wohlfeilste, aber freilich auch die schlechteste ist, zu der nicht die mindeste wissenschaftliche Bildung gehört, und die jeder, besonders aber der gebildete Leser, welcher den, aller Kenntnisse eben so sehr als aller Würde eines Gelehrten ermangelnden Herrn Saphir von einem Kästner, Hippel, Lichtenberg, Falk, Haug, Jean Paul, Müllner, Schütz, Heine, Meynert, Börne u. A. achtungswerthen Satyrikern und Humoristen zu unterscheiden weiß; durch seine totale Gehaltlosigkeit und das ewige Einerlei der eben so armseligen Form, bald bis zum Ueberdruß satt bekommen wird. Wie reich aber dagegen dieser Janus an dem gründlichsten und vielseitigsten Sachwitz ist, der über alle Gegenstände der Literatur, Politik, Kunst und des geselligen Lebens, sich darin eben so geistreich und belehrend zugleich als auf das Ergötzlichste unterhaltend ausspricht, da beide Herausgeber wirklich Meister in der Kunst des Ridendo dicere verum sind; das möge unsern Lesern nur folgendes Fragment daraus zeigen, das ihnen zugleich beweisen wird, welches nichts weniger als blos lokale, sondern vielmehr höchst allgemeine. Interesse dieses Blatt für alle Freunde des echten Witzes, Humors und satyrischen Scherzes hat! Die jetzigen Herren Communrepräsentanten Leipzigs beschlossen unlängst in einer ihrer öffentlichen Plenarsitzungen unter Andern auch, daß der bekannte „Eselsplatz" in Leipzig einen andern Namen erhalten sollte. Auf diesen Beschluß bezieht sich die mit wahrhaft attischem Witze ausgestattete „Supplik der Esel" in Nr. 20 des Janus, deren Verfasser Herr Professor Schütz ist, der durch seine zahlreichen Kritiken, Parodien und andern satyrischen und polemischen Aufsätze in unseren gelesen-

sten Zeitschriften, so wie durch seine freisinnigen, sarkastischen, politischen und ästhetischen Schriften über die Herzogin von Orleans, Friedrich den Großen, Napoleon, Goethe, Pustkuchen, Müllner u. s. w. längst als vielseitig gebildeter und witziger Gelehrter bekannt ist. Dieser und ähnliche für die Leipziger und Dresdner sehr ergötzliche Aufsätze haben dem Janus in kurzer Zeit viel Freunde erworben. Möge diese junge Zeitschrift auch außerhalb Sachsen die Verbreitung finden, die sie vor so vielen Unternehmungen der Art verdient.

Supplik der Esel
an das Leipziger Publikum.

Hohlwohl- und Wohlgebornes
Insonders Hochzuehrendes Publikum!

Ew. Hochwohl- und Wohlgeb. sind wir Endesunterzeichneten Esel hierdurch so frei, mit einer devotesten Bittschrift beschwerlich zu fallen, zu welcher uns der in der Plenarsitzung am 12. Februar durchgegangene Vorschlag: unsern Eselsplatz seines Namens zu berauben, (s. Sachsenzeitung Nr. 52, Seite 378, Spalte 2) genöthigt hat. Es thut uns dieß um so mehr leid, als wir so vielen andern jetzigen Vorschlägen, unanimiter unsern vollkommensten Beifall gegeben haben: aber dieser hat uns Allen nicht anders als höchst mißfällig sein können, da er ein, unsere Ehre wie unser Recht, in gleichem Grade kränkender ist. Ja, er hat uns um so schmerzlicher sein müssen, als doch der Ochsenstand in Leipzig (auf dem Ranstädter Steinwege) fortbestehen soll. Was aber den Ochsen recht ist, das ist auch den Eseln billig; und also bitten wir Ew. Hochwohl- und Wohlgeb. andurch gehorsamst, es auch mit dem Eselsplatz gewogentlichst beim Alten verbleiben zu lassen. So lange es in unsrer guten Stadt Esel giebt, d. h. seit ihrer Gründung, hat der Eselsplatz daselbst diesen unsern Namen, so viele Jahrhunderte hindurch mit größten Ehren getragen. Er ist selbst durch manch' schönes Gebäude geziert und liegt unmittelbar an der stattlichen Ritterstraße; welche schon in den ältesten Zeiten Leipzigs ihm erwiesene Ehrenbezeugung sich offenbar auf das große Ansehen gründet, in welchem wir Esel, bei Fürsten, Rittern und Gelehrten von jeher gestanden haben und noch gegenwärtig stehen. Schon der König Midas trug bekanntlich sogar unsere Ohren, und wie viele gekrönte Häupter hat man seitdem in der Geschichte zu unsern Köpfen gezählt! Was aber die Ritter betrifft, so hat sogar der Weltheiland auf einem Esel geritten, aber auch mehrere Götter des heidnischen Alterthums, als Vulkan, Bacchus, Silen und die Satyrn, so wie die Propheten Bileam, Jesaias, und Zacharias; die Ritter des Ordens der heiligen Dreieinigkeit; der berühmte Sancho Pansa, und der heilige Peter der Eremit, haben Alle ebenfalls auf Eseln geritten; und in neuester Zeit hat sogar ein Eremit einen Esel auf sich sitzen lassen! In Frankreich, der Schweitz und Italien reitet alle Welt, auch die schöne, auf uns, und auf die steilsten Berghöhen, wo kein Reiter zu Pferde hin kann, tragen wir ihn sicher hinauf. Was endlich die Gelehrten anbelangt, so hat es, wie wir aus der Literatur-geschichte wissen, zahllose Esel unter ihnen gegeben und, wie aus unsern Literatur-zeitungen zu ersehen ist, giebt es deren auch noch heutiges Tages, und zwar mehr als jemals und in einer immer größer werdenden Menge, ja sogar ganze gelehrte Gesellschaften davon. Auch werden alle Doctordiplome wie päpstliche Bullen auf unsre Haut gedruckt. Andrerseits aber haben die berühmtesten Schriftsteller und Dichter aller Zeiten uns in ihren unsterblichen Werken verherrlicht, wie z. B. Apulejus in seinem (sogar nach uns betitelten,) Buche vom goldnen Esel, Buridan in seinen Questionen, Cervantes in seinem Don Quixotte, Voltaire in seiner Pucelle, Wieland in seinen Abderiten; und Shakespeare in seinem Sommernachtstraum, wie Kotzebue in seinem Hyperboräischen Esel und Esels Schatten, haben uns selbst auf die Bühne gebracht, auf der es übrigens auch sonst bekanntlich nicht an Eseln fehlt. Der große Maler Tischbein stellte eine ganze Eselsgeschichte in Gemälden da. Blumauer besang den Esel in einer uns eigends gewidmeten Ode. Aesop, Phädrus, Gellert, Gleim und Pfeffel, wie überhaupt alle Fabeldichter, haben uns zum Gegenstand der lehrreichsten ihrer Fabeln gewählt, auch die Orientalischen Poeten im Mährchen von der Prinzessin Eselshaut; und es gibt fast keinen Autor, besonders unter den Satyrikern, in dessen Werken nicht unsrer gedacht wäre. Auch sind alle Sprachen reich an uns betreffenden Sprüchwörtern. Welche bedeutende Rolle wir selbst in der Bibel und Kirchengeschichte spielen, dürfen wir nicht erst erwähnen. Sogar der Orden der heil. Dreieinigkeit nannte sich bis ins Jahr 1276 der Eselsorden (ordo asinorum), weil dessen Ordensbrüder ihre Reisen blos auf Eseln machten, und auch ein religiöses Fest, das sich zehn Jahrhunderte lang in Frankreich, Spanien und Italien erhielt (vom 6. bis 16.), ist nach uns benannt worden. Das, die Flucht der heiligen Jungfrau Maria vorstellende Eselsfest, wobei ein kostbar geputzter, und zum Knieen abgerichteter Esel, auf dem eine schöne junge Dirne saß, mit den feierlichsten Ceremonien in die Kirche an den Altar geführt wurde, alle Gesänge bei der Messe mit Y — ah endigten, der Priester statt des Segens dreimal Y — ah'te, und das ganze versammelte Volk, statt des Amens, ebenfalls dreimal Y — ah'te. Auch bei den alten heidnischen Völkern genossen wir, als zu den bedeutendsten Symbolen gehörend, einer religiösen Verehrung. Die Hyperboräer opferten alljährlich einen von unsern Leuten dem Weissa-

gotte Apollon; und bei den Römern waren die Esel der Cybele heilig, weil bei einem Göttermale der Esel des Silens die vom Priap bedrohte Keuschheit der schlafenden Göttin Vesta, indem er sie durch sein energisches I—ah erweckte, rettete. Dieß konnte nur ein Esel thun! Deßhalb erzeigten aber die Römer den Eseln auch die Ehre, daß sie die Heiligthümer der Cybele zu tragen bekamen, bei den Consualien und Vestafesten bekränzt und dem Mars und Priapus geopfert wurden. Ja, zwei Esel erhielten sogar, der eine in heidnischer, der andre in christlicher Zeit, durch Wunder der göttlichen Gnade die Gabe zu reden, der Esel des Bacchus und der Esel Bileams; und seitdem hört man bis auf den heutigen Tag gar viele Esel reden. Nur der seel. Naff ließ in seiner Naturgeschichte, wie Kästner bemerkt hat: „den Esel nicht zu Worte kommen, weil diese Rolle der Autor selber übernommen." Nicht in der Geschichte aber blos, sondern auch in ihren Hülfswissenschaften, der Genealogie, Numismatik und Heraldik nehmen wir eine große Stelle ein. Denn wie viele Esel stehen nicht in Stammbäumen, wie auf Münzen (antiken und courranten) und in den Wappen der größten Potentaten, Fürsten, Grafen, Barone und Edelleute! Ja sogar ein Stadtwappen, das der Universitätsstadt Halle, stellt einen, auf Rosen gehenden, Esel dar. Auch die Rosen der Schönheit und Liebe blühen meist für uns, denn es giebt viele Esel, die die besten Partheien machen, und wer ein Esel ist, kommt überhaupt am besten in der Welt fort. Auch in der Criminaljustiz hat man uns respektirt, den ein unehrliches Begräbniß, d. h. ein vom Schinder an Verbrechern vollzogenes, heißt in der Kunstsprache derselben ein Eselsbegräbniß, und eine sonst so allgemein übliche Soldatenstrafe war das Reiten auf hölzernen Eseln, dergleichen sich aber auch, nur, versteht sich, mit etwas bequemerem Rücken, viele Gelehrte und Schreiber zur Erhaltung der Gesundheit ihres Unterleibes bedienen. Schulmeister gebrauchen uns oft zu den für die Verstandeserweckung ihrer Scholaren, wirksamsten ihrer Flüche. Kurz unter allen Klassen und Ständen, vom Thron bis in die Hütte; bei allen Behörden und Departements; in allen Fächern, allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben findet man Esel, und mit den Eseln, sagt Schiller, „kämpfen Götter selbst vergebens!" Eben darum aber sind wir auch, nach dem Stabilitäts Princip, die besten Unterthanen. Denn es ist die liebe Dummheit, die himmlische Geduld und die göttliche Faulheit, in der wir so unüberwindlich stätisch und schlägefaul sind. Wir sagen zu Allen I—a! und sind dabei die Genügsamkeit selbst, indeß so Mancher im Staate Ananas frißt, der nicht unsre Disteln verdient! Den frühern theoretischen demagogischen Umtrieben haben wir durch unsere Eseleien ein Ende gemacht, und dieß hoffen wir auch mit den jetzigen praktischen, die, wie jene, wider uns gerichtet sind, zu thun. Wir tragen für alle Menschen das Korn zu ihrem Brode in die Mühlen, und heilen die Schwindsüchtigen homöopathisch, mit der Milch unserer Gattinnen. Und wie wir demnach die nützlichsten Mitglieder des Nährstandes sind; so sind wir auch, nicht selten, gerade die angesehensten im Lehr- und Wehrstande! Wären alle Menschen Esel, so lebte die ganze Welt in ewigem, tiefstem Frieden. Aber unsere Feinde sind es, die Kriege und Revolutionen, und alle die jetzt so schrecklich gewordenen Bewegungen des Zeitgeistes erzeugen. Denn gäbe es blos Esel auf Erden, so gäbe es gar keinen Zeitgeist! Und endlich: wie würde es möglich sein, daß auf unserm winzigen Planeten, so viel Despoten- Junker- und Pfaffenregiment; so viel Handels Thor-, Maul- und Gedanken-Sperre; so viel schlechte Minister, Räthe, Prediger, Lehrer, Aerzte, Advokaten, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Gastwirthe, Schriftsteller, Uebersetzer und Verleger; so viele geheime Polizei und öffentliche Spielbanken und Bordelle: so viele Cicisbeen, Xantippen, Gauner, Schuldenmacher, muthwillige Bankerotteurs, und blos vom Pump lebende Autoren und Journalisten, bestehen könnten, wenn es nicht so viele — Esel auf ihm gäbe! Schließlich bemerken wir nur noch, daß wir sogar die Giganten in die Flucht schlugen, daß der Esel, nach Gall's Schädellehre, von allen auf Erden lebenden Geschöpfen das größte Gehirn besitzt; und daß er deßhalb mit um so größerem Rechte, nach dem Exempel so vieler berühmten Gelehrten, als z. B. Justus Lipsius (den die seel. Madame Gottsched „der gerechte Leipziger" übersetzte) und sämmtlicher Herrn Professoren in den akademischen Doctordiplomen; auch seinen Namen in einen auf us ausgehenden lateinischen, nehmlich Asinus, vertirt hat.

Da wir Ihnen, Hochgeehrtestes und Hochgeneigtestes Publikum nun solchergestalt die hohe Würde, die wir in der Weltgeschichte behaupten, wie die großen Verdienste, die wir seit Anbeginn der Welt uns um Staat, Kirche, Wissenschaft, Künste, Gewerbe und Handel, kurz um die ganze Menschheit und folglich auch um die Stadt Leipzig, erworben, der strengsten Wahrheit gemäß dargestellt haben, so glauben wir uns von Ihrer schon so vielfach rühmlichst bewiesenen Einsicht, Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, auch mit der Hoffnung einer geneigtesten Gewährung unsrer devotesten Bitte schmeicheln zu dürfen; indem wir die Ehre haben, mit größter Hochachtung zu verharren

Ewr. Hochwohl- und Wohlgeboren

ganz gehorsamste

Esel.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Darmstadt, Ende Februar 1831.

Ueberall Krieg und Unruhe! Auch in die stille Wohnung Ihres friedfertigen Correspondenten hatte der Geist der Zwietracht seine verheerende Fackel geschleudert, mit Elend drohend. Doch wie Alles vorübergehend ist, so kehrt auch bei mir der Friede allmählig zurück und ruhiger wendet sich der Sinn zum Leben und zu seinen Erscheinungen, es versuchend: ob er nicht den ungünstigen Verhältnissen einen freundlichen Blick abgewinnen, sich trösten und erheben kann. Mag diese kurze Andeutung mein bisheriges Schweigen entschuldigen!

Aber kaum weiß ich bei der Masse von Begebenheiten, die unsere Residenz seit Anfang des Jahres brachte, wo ich anfangen soll, um Ihnen einen Ueberblick derselben zu geben. Sind es auch keine Weltangelegenheiten, so sind es doch Erscheinungen so eigenthümlicher Art, daß man oft darüber erstaunt. Dahin gehört unter Andern die beschlossene Aufhebung des hiesigen Hoftheaters, der Kampf der Vorsteher des städtischen Wesens, und die mancherlei Ursachen, welche man sich davon erzählt, wovon der Hesperus, die Neckarzeitung und andere Zeitschriften voll sind. Hole der Henker aber alle die leidigen Scribenten, denen nur daran liegt, immer die Schattenseite herauszuheben, und die noch weniger dahin streben, diese Begebenheiten ruhig und in ihren Folgen zu besprechen; die Mittel anzudeuten, die eine günstige Umgestaltung herbeiführen dürften. Jede Sache verliert, sobald man sich auf öffentliche Entscheidung berufen muß; sobald nicht die Streitenden von Recht oder Unrecht überzeugt sind, sondern sich wie zwei Kampfhähne bis zum Umsinken anfeinden. So ging es bei der neuen Bürgermeisterwahl, welche im Januar statt fand. Drei Candidaten waren im Vorschlag: der zeitherige Bürgermeister J. M. Hofmann, der bekannte Commerzienrath Hoffmann und der Stadtbaumeister Lauteschläger. Obgleich der Zweite die meisten Stimmen hatte, so entschied Sr. königl. Hoheit, unser allverehrter Großherzog, doch für den Ersteren, da es mehr ein Ehrenamt, als ein Geld eintragendes ist, was man einem bejahrten Manne, der es schon lange verwaltet, wol gern zukommen lassen sollte. Wie wenig man aber diesen Grundsatz beachtete, dieß beweisen die unzähligen Reibereien, welche seitdem zwischen den beiden Hr. Hoffmann und im Gemeinderathe vorfielen. Eine Herausforderung auf Pistolen hat sogar stattgefunden! Ob dadurch das städtische Rechnungswesen geordnet, die örtlichen Händel geschlichtet, dem Armenwesen aufgeholfen und eine bessere Verwaltung hervorgebracht werde? glaubt wohl Niemand, Jeder mißbilligt aber im höchsten Grade Auftritte, die lächerlich machen und Erbitterung der Gemüther unausbleiblich erzeugen. Noch dauern diese Privatkriege fort, und erfüllen die Zuschauer mit Bedauern. Ginge es allen Bürgermeistern so, es möchte dann um unsere deutschen Reichsstädte schlecht bestellt sein. Mögen diese Händel bald vorüber gehen!

Wir Alle steh'n im großen Buch des Lebens,
Und unsre Würden sind dort alle gleich;
Dort oben giebt es Reiche nicht und Arme,
Nur Sel'ge sind im hohen Geisterreich. —

Professor Döbler von Wien, der uns mehrere Vorstellungen aus dem Reiche der natürlichen Zauberei zum Jahresschluß 1830 hier gab, und den ungetheiltesten Beifall erhielt, hätte nur auch weniger Stürme am politischen Himmel hervorzaubern sollen. Doch so weit hat es selbst der große Eckartshausen nicht gebracht, und daher muß man mit den augenblicklichen Wunderverrichtungen zufrieden sein. Er hat alles Mögliche geleistet und den Dank seiner Zuschauer mitgenommen!

Ungleich lieblicher erfreuten uns die Gebrüder Bohrer in mehreren Conzerten. Virtuosen auf Violoncell und Violine, wie man wohl wenige mehr in Europa findet, ist das Spiel ihrer wahrhaft beseelten Instrumente so ergreifend und zusammenwirkend, daß man über ihre Kunst und ihre Harmonie billig erstaunt und sie bewundert. Beides wurde ihnen zu Theil. Nicht minder achtungswerth und liebenswürdig waren sie als Menschen und fanden die zuvorkommendste Aufnahme in den gebildetsten Gesellschaften unserer Stadt. Gleich diesem Südgestirn (die Hrn. Bohrer leben gewöhnlich in Paris) sahen wir am 10. Januar auch ein Nordlicht hier, gut, daß wir nicht mehr in der guten alten Zeit leben, wir würden sonst erschrocken an Krieg, Pest, Theurung u. s. w. gedacht haben. In der nicht guten neuen Zeit kommen diese Schicksalspeitschen doch. Ein Blick auf die Cholera, Belgien, Polen, Italien u. s. w. bestätigt es leider zur Genüge.

Hatten uns die Herren Bohrer theils durch ihre eigene, originell erfundene, und kühn und gewandt durchgeführten Compositionen, theils durch die Schöpfungen anderer Meister entzückt; so überraschte uns nicht minder angenehm Fräulein Leopoldine Blahetka, Tonkünstlerin von Wien, auf dem Fortepiano. Man will sie als lebendigen Commentar zu Schillers „Laura am Klavier" ansehen. Ihr Spiel ist bewundernswerth und sie beherrscht ihr Instrument ganz, indem alle Saiten desselben beseelt sind. Sie gab mehrere Conzerte mit verdientem Beifall. —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 71. (II. Jahrg.) Freitag, den 25. März. 1831.

Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Fortsetzung.)

Man sehe ferner die Beschreibungen von Leonardo's Abendmahl S. 71, von Raphael's Trauung der Maria S. 48 f., von seiner Madonna im Palast Conestabile zu Perugia S. 387 f., von Titian's Grablegung S. 175, von seinem Petrus Dominicanus in Venedig S. 168 f., von seiner Himmelfahrt der Maria in Verona S. 107 und von der berühmteren, aber minder schönen in Venedig S. 200, von Guido Reni's Madonna della pietà S. 293 f.*) ꝛc. Ferner die vom Dom zu Mailand S. 57, von Palladio's Villa Capra zu Vicenza S. 121 f., von den Pferden des Lysippos zu Venedig S. 222 f., von Canova's rasendem Herkules S. 205 f. Ueber den letzteren spricht sich der Verfasser also aus: „In dem großen Bildersaal stehen auch zwei kolossale Gypsmodelle von Canova, die von dem Künstler selbst, oder von seinen Erben, in die Akademie geschenkt wurden. Sie sind die ursprünglichen Modelle der beiden berühmten Gruppen des rasenden Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert und des Theseus, der den Centauren erschlägt. Canova hat bekanntlich beide Gruppen in Marmor ausgeführt: die erste ist im Besitze des reichen Bankier Duca Torlonia in Rom, die zweite befindet sich in Wien.

Der römische Fabelnschreiber Hyginus erzählt den Tod des Lichas kurz und einfach in folgender Weise*): „Als Deianira, die Tochter des Oeneus und Gattin des Herkules, sah, daß Jole, eine Jungfrau von ausnehmender Schönheit, als Gefangene eingebracht worden, fürchtete sie, diese möchte sie ihres ehelichen Glücks berauben. Eingedenk der Lehren des Nessus, schickte sie daher einen Diener Namens Lichas an Herkules, diesem das mit dem (vergifteten) Blute des Centauren getränkte Gewand zu bringen. Bald schien die Sonne auf etwas davon, was auf die Erde gefallen war und dieses fing an zu brennen. Als Deianira dieses sah, erkannte sie, daß es mit der Sache anders sei, als Nessus gesagt hatte, und schickte Jemand aus, um den zurückzurufen, dem sie das Gewand gegeben. Herkules hatte dieses schon angezogen und fing sogleich an zu brennen. Da er sich in einen Fluß stürzte, um das Feuer zu löschen, brach die Flamme nur größer aus. Da er das Gewand ausziehen wollte, ging das Fleisch mit:" —

„Siehe, den bebenden Lichas, der bange sich barg in der Felskluft,
Schauet er; und wie der Schmerz zur rasenden Wuth ihm gestiegen:
Du bist's, Lichas, begann er, der mir das Leichengeschenk trug?
Du sollst Schuld an dem Morde mir sein? Der Erschrockene zittert
Todtenbleich, und in Angst ein Wort der Entschuldigung stotternd.

*) Man vergleiche, was Thiersch a. a. O. S. 354 darüber sagt (wo er zugleich den bekannten Johannes nach Raphael's Zeichnung: ein Bild, welches durch ähnliche Werke auch in deutschen Gallerien, z. B. in Darmstadt, und durch das schönste Original in der Tribune zu Florenz [Scholler S. 295] berühmt genug ist, unter Guido's Arbeiten aufzuführen scheint). Man wird sogleich, wie oben bei der Cäcilie, sehen, welche Lücken Scholler's Reise ausgefüllt hat, wenn man diese Werke in Italien selbst betrachtet und mit manchen verglichen hat, die, oft unbedeutender, doch von Andern ausführlicher beschrieben sind.

*) Hygini quae hodie exstant, adcurante Joanne Scheffero Argentoratensi, qui simul adjecit notas etc.; accedunt et Thomae Munckeri in fabulas Hygini Annotationes. Hamburgi etc. et Amstelodami etc. MDCLXXIV. 8. pag. 47. fabula 36. — Die Stelle ist treu übersetzt.

Aber da flehend die Händ' um die Knie' er trachtet zu schlingen,
Rafft der Alcid' ihn empor, und dreimal wirbelnd und viermal,
In die euböische Fluth entschwingt er ihn stark wie ein Felsstück.

— — —

Also flog, durch die Leere von mächtigen Armen geschleudert,
Blutlos Jener von Furcht, und jeglicher Feuchte beraubet,
Und erstarrte zu hartem Gestein, wie gemeldet die Vorzeit *)."

Dieses ist der Gegenstand, den Canova, der Bildhauer, in einer kolossalen Gruppe ausführte. Er hat den Herkules dargestellt, wie er, durch das brennende Gewand zur entsetzlichsten Raserei entflammt, den jungen Lichas mit der einen Hand beim Fuß, mit der andern bei den Haaren ergriffen hat und ihn mit der vollen Gewalt der Arme**) in einer Radschwingung***) über sich hin schleudert. Beide Figuren sind fast ganz nakt; man hat sowohl in den Formen als im Ausdruck Manches an ihnen ausgestellt, besonders am Herkules†). Statt die Wahrheit dieser Urtheile zu prüfen, wollen wir lieber über die Hauptsache, die Idee, die dem Werke zum Grunde liegt, etwas nachdenken.

Die Kunst ist objectiv schöne bildliche Darstellung. Hier ist kein Gegenstand von der Darstellung überhaupt ausgeschlossen, sondern Alles in die Art dieser Darstellung gelegt††). Die äußerlichen Arten der Darstellung, die sich auf die Mittel derselben beziehen, begründen die unterschiedenen Künste; die innerlichen beziehen sich auf die darzustellenden Gegenstände selbst und ordnen sich nach Maaßgabe derselben, so daß jeder Gegenstand seinem Begriffe gemäß eine eigenthümliche Art der Darstellung (die sich z. B. in Zeichnung, Anordnung, Gruppirung u. s. w. ausdrückt) nothwendig verlangt. Aeußerliche und innerliche Darstellung verhalten sich aber wie Idee und Ausdruck der Idee: die eine bedingt die andere. Da nun die Künste den äußerlichen Arten, d. h. den Mitteln der Darstellung nach verschieden sind, diese letztern aber auf den innerlichen Arten derselben beruhen, und jeder Gegenstand im Allgemeinen seine eigenthümliche Art der Darstellung verlangt, so ist klar, daß nicht jeder Gegenstand in allen Künsten gleich angemessen dargestellt werden kann, sondern daß ein Gegenstand seiner Natur nach nur in dieser oder jener Kunst mit vorzüglichem Glücke sich behandeln läßt.

Dieses gilt allgemein. Nun reden wir hier im Besonderen blos von den zeichnenden Künsten, und zwar blos von der Malerei und der Bildhauerei. Da leuchtet, in Vergleichung beider Künste, bald ein, daß die erstere vor der letzteren Manches voraus hat. Der Maler vermag durch mehrerlei Beiwerk den Gegenstand, den er darstellt, zu unterstützen — ihn deutlicher und bestimmter zu bezeichnen, so bei historischen Stücken durch landschaftlichen und architektonischen Schmuck, den er dem Gegenstande angemessen wählt; er hat in der Färbung und in den Lichtern eine große Hülfsquelle; seine Kunst gibt ihm zu großen verwickelten Gruppen Raum. Fast Alles das fehlt dem Bildhauer: nur von Licht und Schatten läßt seine Kunst einen sehr einfachen Gebrauch zu. Der Maler wird daher solche Gegenstände, die ihrer Natur nach diese größeren Mittel verlangen, behandeln können, während der Bildhauer sie nicht darzustellen vermag.

Wir treten nun unserem Ziele näher. Canova stellte in der Gruppe des Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert, die Raserei eines Helden vor. Es fragt sich: ist dieser Gegenstand an sich einer künstlerischen Behandlung fähig? Oder mit andern Worten: läßt er an sich eine schöne Darstellung zu?

Wir setzen den Begriff der Schönheit und insbesondere der Schönheit des Menschen voraus. Sie ist um so reiner, je weniger die Verhältnisse der Körperformen, welche in ihr ein ewiges Gesetz haben, durch etwas Hinzukommendes, nämlich durch den Ausdruck, gestört werden. Der Ausdruck als solcher ist Ausdruck einer Bewegung des Geistes. Der Geist ist es also, der durch Mäßigung des Ausdrucks die Schönheit beherrscht."

(Fortsetzung folgt.)

*) Verse von Ovidius in den Verwandlungen (IX, 211 — 218 u. 223 — 225) übersetzt von J. H. Voß.

**) Validis lacertis, v. 223. — tormento fortius, v. 218.

***) Rotatum v. 217.

†) In der Kritik dieser Gruppe, welche C. L. Fernow in der Abhandlung über den Bildhauer Canova und dessen Werke (in seinen Römischen Studien Th. I. S. 137 — 141) gegeben hat, ist gerügt, „daß die Gestalt des Herkules fehlerhaft sei in der Zusammenfügung der Hüften und Schenkel und des Rumpfes, der zwischen jene nicht gehörig eingesenkt und im Untertheile zu kurz sei: dagegen die Hüften gegen die übertriebene Breite der Brust zu schmal seien und zur Haltung des gewaltigen Oberleibes keine hinreichende Stärke zeigten. Die Gestalt des Lichas scheine besser gebildet. Die Stellung des Herkules sei gewaltsam und unnatürlich gespreizt. Der Ausdruck der Wuth in seinem Gesichte, so wie der der Todesangst im Gesichte des Lichas sei verzerrt. (Stellung und Ausdruck des Gesichts sind übrigens, erstere der Stelle des Ovidius, letzterer dem Charakter des Gegenstandes getreu.) Die Gruppe als Gruppe gebe kein gefälliges Bild; sie stelle sich aus keinem Ansichtspunkte zu einer befriedigenden Uebersicht dar." (Wahr.) — Was Fernow von der Idee der Gruppe sagt, ist oberflächlich ausgeführt, wenn gleich nicht unrichtig: er zweifelt, ob der Gegenstand zweckmäßig für die bildende Kunst sei, weil die Handlung grausam sei und Abscheu erwecke.

††) Hiermit soll nicht gesagt sein, daß jeder Gegenstand schlechthin künstlerischer Behandlung fähig sei; unfähig deren ist jeder Gegenstand, der sich seiner Natur nach nicht schön darstellen läßt. Dieser Satz muß sich aus einer weitern Entwicklung ergeben, wenn man dem Wesen des Schönen gehandelt worden ist.

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

(Fortsetzung.)

Unter denen, die sich um diese Zeit wichtige Verdienste um die deutsche Sprache erwarben, verdienen noch genannt zu

werden Joh. Georg Wachter, geb. zu Memmingen 1673—1758. 1727 gab er sein Glossarium germanicum, continens origines et antiq. linguae germanicae hodiernae und 1736 sein vollständiges Lexicon heraus. Auch Joh. Leonh. Frisch, geb. 1666, † 1743, Direktor der histor.-phil. Classe der Akademie der Wissensch. zu Berlin, machte sich um die Cultur der deutschen Sprache verdient. Aber ohnerachtet der Bemühungen dieser und andrer Männer liebten die meisten Schriftsteller doch noch ein Gemisch von Lateinisch, Französisch, Italienisch und Deutsch, das man den galanten Styl nannte, welches aber eben so beispiellos in der Literargeschichte andrer Völker, als eben nicht ehrend für die Deutschen ist. Am meisten war Gottsched auf die Reinigkeit der Sprache bedacht, wenn er auch selbst nicht rein und edel schrieb. Selbst weder schöner Geist, sagt Menzel, noch gründlicher Philosoph, noch tiefsehender Sprachkenner, riß er nur ein, ohne selbst zu bauen; aber sein Eifer und günstige Umstände verschafften ihm Schüler, die ihren Meister in kurzer Zeit weit hinter sich ließen. Die Streitigkeiten mit den Schweizern brachten der Sprache manchen Gewinn; selbst Bodmern verdankte sie viel.

Es muß rühmlichst anerkannt werden, daß man wenigstens mehrere der Wissenschaften cultivirte, wodurch die deutsche schöne Literatur gehoben werden konnte, oder wodurch die wissenschaftlichen Bestrebungen andrer Nationen den Deutschen mitgetheilt, und diese dadurch veranlaßt wurden, allmählig in ihre Fußstapfen zu treten. So gab man sich wirklich viele Mühe mit der Literargeschichte. Sie wurde zum Lieblingsstudium der Gelehrten, und zum ersten Male als eine besondre Wissenschaft auf Akademien vorgetragen. Unter ihren Pflegern und Beförderern zeichnen sich aus die Professoren Struve in Jena, Lobetanz in Greifswalde, Querling in Halle und Stolle in Jena, deren Vorträge damals gerne gehört und deren Schriften viel gelesen wurden. Uebertroffen wurden diese von Reimann. Noch sind anzuführen Chr. Aug. Heumann, und C. J. Bongin. Biographien ausgezeichneter Dichter erschienen mehrere. Gewöhnlich ist die Lebensbeschreibung des Dichters vor der Ausgabe seiner Gedichte enthalten. Die besten Biographien sind die von J. U. v. König, in der Ausgabe von Canitz und Besserers Gedichten.

Die Poetiken und Rhetoriken der damaligen Zeit sind äußerst dürftig, und konnten es auch nicht anders sein. Eine Poetik soll nicht so sehr den Standpunkt anzeigen, wie die Poesie beschaffen ist, wenn sie sich auf dem höchsten Gipfel ihrer Höhe befindet, denn das könnte sie nur alsdann, wenn es so weit gekommen wäre, daß wirklich keine Poesie sich weiter hinaufschwingen könne, welcher Fall aber niemals eintritt. Sie soll auch nicht die Wege und Mittel angeben, wodurch es möglich sei, daß die Poesie den äußersten Punkt ihrer Vollendung erreiche, denn wenn diese Mittel angegeben werden könnten, so würde von einem Fortschreiten in der Poesie durchaus nicht weiter mehr die Rede sein. Sie soll vielmehr nur den damaligen Standpunkt der Dichtkunst in Theorie und Beispiele andeuten, so wie die Dogmatik den damaligen Standpunkt der christlichen Glaubenslehre bezeichnet. Damals aber war die ganze Lage der deutschen schönen Literatur eine so traurige und dürftige, daß man daraus keine Theorien schöpfen konnte, und bald damit fertig war, wenn man Musterbeispiele anführen wollte. Man sah sich also genöthigt, in der Poetik zu zeigen, wie man dichten müsse, nicht aber wie gedichtet sei. Daher mußten die Bemühungen Gottsched's um eine deutsche Poetik durchaus scheitern; damit konnte er, beim besten Willen, nicht viel ausrichten, und es ist kein Wunder, daß seine Dichtkunst und Rhetorik äußerst seicht sind, außer da, wo er aus den Alten schöpft und mittheilt. Außer Gottsched hat in dieser armen Zeit weiter kein Einziger, auch nur das mittelmäßigste Verdienst um diesen Zweig der Wissenschaft. Baumgarten's Aesthetik entstand erst 1750.

(Fortsetzung folgt.)

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Fortsetzung.)

Raphael selbst führte bei der ganzen Arbeit die Aufsicht und half nach, wo es fehlte. Die Räume der Decke um die Bilder und die Räume zwischen ihnen, so wie die Wände sind allenthalben mit Arabesken ausgeziert, welche gleichfalls nach Raphael's Zeichnungen von seinem Schüler Giovanni da Udine gemalt sind. In jener Zeit wurden in Rom die verschütteten Säle der alten Thermen des Titus aufgedeckt, an deren Wänden und Decken auch solche Arabesken zu sehen sind. Man hat oft behauptet, Raphael habe diese antiken Verzierungen in den seinigen nachgeahmt und benutzt. Allerdings mag diese Behauptung nicht ohne alle Wahrheit sein, nur jene Sage muß zurückgewiesen werden, nach welcher Raphael aus allen Kräften betrieben hätte, daß die alten Säle, nachdem er ihre Verzierungen kopirt, wieder zugeschüttet worden wären, damit Niemand ihm hätte nachweisen können, daß er seine Arabesken entlehnt habe, also nicht der Erfinder dieser Art von Malereien sei. Arabesken hatten schon die Künstler vor Raphael gemalt; es konnte diesem also niemals einfallen, daß Jemand glauben könnte, er habe sie zuerst aufgebracht.

Diese Gallerien mit ihren Malereien sind unter dem Namen der Logen Raphael's Jedermann, der nur irgend etwas von Kunst gehört hat, bekannt.

Weil wir nun einmal von Raphael's Arbeiten in Fresko sprechen, so dürfen wir ein anderes großes Werk dieser Art keineswegs übergehen. Der reiche römische Kaufmann Agostino Chigi, der unter Julius II. und Leo X. Aufseher der päpstlichen Finanzen war, hatte auf dem rechten Tiberufer einen kleinen Palast, die jetzige Farnesina, erbauen lassen, den er durch die damals berühmtesten Maler verziert wünschte. Raphael übernahm es, den großen unteren

Portikus auszumalen. Auch bei dieser Arbeit bediente er sich theilweise seiner Schüler. Die Malereien, die er hier ausführte, beziehen sich sämmtlich auf die bekannte Fabel von Amor und Psyche, und stellen in einer fortlaufenden Reihe von Vorstellungen ein großes Ganze dar. Leider sind sie jetzt nicht mehr im ursprünglichen Zustande, sondern zweimal von Carlo Maratta und später von Paradisi und Belletti übermalt. Nur ein einziges, unter dem Namen Galathea berühmtes Bild*), in der zweiten Abtheilung des Portikus, ist nur stückweise restaurirt, und hat also weniger gelitten.

Raphael war nicht allein Maler, sondern auch Baumeister. Sein Verwandter, der große Architekt Bramante von Urbino, soll ihn in diesem Fache mehrere Jahre unterrichtet haben, als sie mit einander in Rom lebten. Man weiß auch, daß er die Bücher des Vitruv mit großem Fleiße studirte. Auf seine Veranlassung wurden diese Bücher von einem gewissen M. Fabio Calvo aus Ravenna sogar in's Italienische übersetzt, und diese Uebersetzung verwahrt in Manuscript die königliche Bibliothek in München.**) Ohne Unterlaß studirte er auch die Reste antiker Bauwerke, die sich in Rom finden.

Bramante war damals als oberster Baumeister der Peterskirche angestellt. Als er im Jahre 1514 starb, erklärte er, Raphael sei unter Allen am fähigsten, seine Stelle nach ihm zu bekleiden. Papst Leo X. übergab darauf wirklich dem Raphael die Oberaufsicht über den ungeheuern Bau, wofür ihm ein durch den Cardinal Bembo ausgefertigtes Breve einen jährlichen Gehalt von 300 Dukaten zusicherte. Raphael entwarf ein Modell, wornach die Kirche aufgeführt werden sollte, das den Beifall des Papstes erhielt; Andere sagen, dasselbe sei einfach, aber gewöhnlich gewesen.

Allerdings war Raphael als Baumeister bei weitem nicht so ausgezeichnet wie als Maler; das erkennt man an einigen Palästen, die er in Rom aufführte. Die bekanntesten darunter sind der Palast der Villa Madonna am Monte Mario und der ehemalige Palast Caffarelli, jetzt Stopani, bei der Kirche S. Andrea della valle. —

Reiche und Vornehme trieben damals großen Prunk mit gewirkten Decken (Arazzi). So trug Leo X. dem Raphael auf, eine Reihe von Zeichnungen zu entwerfen, wornach er solche Decken wollte wirken lassen. Diese Decken, die in Holland gefertigt wurden, und dem Papst 70,000 Scudi gekostet haben sollen, werden noch jetzt im Vatican verwahrt, und es sind deren ein und zwanzig an der Zahl. Sieben von den Zeichnungen Raphael's, wornach sie gewirkt wurden, sind noch in England vorhanden, und werden jetzt im königlichen Palaste zu Hamptoncourt oder zu Windsor gezeigt.*)

(Beschluß folgt.)

*) Die Venus im Triumph (nach Apulejus).

**) Kunstblatt zum Morgenblatt 1822. Nr. 78.

*) S. Goethe Bd. 20. S. 2 und Fernow's Abh. über die Arazzen. Die Arbeit dieser Teppiche hat nach Goethe (S. 22) etwas Aehnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammengesetzt haben. Der Vergleichungspunkt liegt also überhaupt im Mustvischen und zwar im Technischen der Arbeit.

Buntes.

(Unterschied.) Der Redakteur einer Zeitschrift und ein Kukuck unterscheiden sich dadurch: der Letztere legt seine Eier in fremde Nester, um sie dort ausbrüten zu lassen, dem Erstern werden fremde Eier in's Nest gelegt, um sie als junge Vögel in die Welt umherflattern zu lassen.

Aus Berlin.

In einer Beilage zum Komet befindet sich eine (Rezension kann man es wohl nicht nennen) Lobpreisung des schwarzen Gespenstes von C. M. Oettinger, welche den Verfasser dieses „Taschenbuchs ohne Goldschnitt", gewiß in einen wahren Wonnetaumel versetzt hat, (wenn er sie nämlich nicht schon vorher gekannt hat,) und die er gewiß nicht ermangeln wird, in seinem „Eulenspiegel" abdrucken zu lassen, denn solch unbegrenztes Lob — man ist oft in Versuchung, es für „ungeheure Ironie" zu halten — ist ihm noch nicht geboten worden. Wir achteten den Herrn Herausgeber des Komet ein wenig, als er noch nicht eines Oettinger's Schutzherr, Lobredner und Intimus war. Jetzt hat er diese Achtung verscherzt! Oettinger's Treiben in Berlin — von allen geachteten hiesigen Schriftstellern mit verachtendem Stillschweigen übergangen — muß jeden Unbefangenen anekeln. Man lese seinen „Till Eulenspiegel", wie unbeschreiblich fade; — höchst selten ein mittelmäßiger Einfall, in matten abgezwungenen Witzen ertränkt; — welcher züchtigungswerthe Dünkel; — welche grenzenlose Eigenliebe; — welche unzähligen Blößen im lächerlichsten Bestreben nach Bekanntheit; — wie kläglich seine Anfälle von affektirter „Zerrissenheit"; — wie einseitig seine sogenannte Weltanschauung, welche sich nur auf Komödiantentreiben bezieht; — dazu seine Vergötterungs-Versuche — (siehe Anwesenheit der Dem. Elsler) — wo er den Beweis gab, daß selbst der „weißröckige Journalist" Enthusiast sein kann; in seinem Eulenspiegel wurden diese Tänzerinnen so erhoben, so angebetet, als nur in irgend einem andern Journal eine Mamsell Sontag; sie haben ihm aber auch ein „Geschenk" übersendet, wie er selbst bekannt gemacht. — Auch Oettinger, der „Journaliste Citoyen" gab schon Beweise serviler Gesinnungen; und ist denn Bosheit ein Verdienst? — boshaft ist der Affe ebenfalls. — Oettinger soll zu den „selteneren Erscheinungen unserer Zeit gehören" — der Meinung muß man beipflichten, dieser Ausspruch hat viel Wahres. Wir wollen dem literarischen Sansculotten gern seinen ängstlich bewachten Ruhm lassen, und glauben ihm gern, was er uns schon hundertmal erzählt, „daß er die meisten Injurien-Prozesse hat — (beleidigen ist leichter als leicht) — tägliche Besuche von Exekutoren bekommt (dazu kann man es ebenfalls mit geringer Mühe, und ohne besondere Verdienste bringen,) viel Versatz-Angelegenheiten betreibt", und was dergleichen Dinge mehr sind, mit denen sich der „lebenstrunkene Jüngling" fortwährend brüstet. — Ihn wagt man neben Lessing, Lichtenberg, Jean Paul zu stellen! Dieß ist der große Satyriker unserer Zeit? — arme Zeit! — — K.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 72. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 26. März. 1831.

Zur Geschichte der in Ost- und Westpreußen reisenden Schröderschen Schauspielergesellschaft.

(Fortsetzung.)

Danzig, den 26sten Januar 1831.

Bald darauf erschien Mad. Crelinger, die man schon vor zwei Jahren hier gesehen hatte, auf ihrer Durchreise nach St. Petersburg, trat jetzt jedoch, da die Gesellschaft keine Tragödie ordentlich zu geben im Stande war, meistens nur in Lustspielen und noch unter andern selbst in der für sie nicht mehr passenden Rolle der Margarethe in den Hagestolzen auf, und machte daher nur ein einziges Mal, in Romeo und Julie, ein volles Haus. Hr. Blum aus Berlin, der schon mehrere Male hier gewesen war, und theils mit Mad. Crelinger zusammen, theils nach ihr hier gastirte, zog einzig und allein als Don Juan und ließ sonst das Haus leer. — Er wird nicht wieder kommen. — Außer diesem Erscheinen der genannten sechs Berliner Künstler, welche dem schönen Herbste zum Trotz ziehen sollten, aber gleich spanischen Fliegen, bei mancher Constitution, nur schwach zogen, wurde außerdem die hier früher noch nicht gegebene Stumme von Portici als Reizmittel gebraucht, die auch in der That vielleicht vier Mal ein recht volles Haus machte. — So hatte man sich denn dem Ende des September-Monats genähert und begann jetzt Anstalten zu einem Winterabonnement auf siebenzig Vorstellungen zu treffen. Die Aufforderungen dazu wurden erlassen und dabei als neuengagirt genannt: Dem. Schaffner, vom Berliner Hoftheater (?), Hr. und Mad. Ludewig und Hr. und Mad. Henne aus Riga (hinc illae lacrymae), Hr. und Mad. Hübsch aus Coburg, der Tenorist Hr. Emmig, der zweite Liebhaber Hr. Ludwig und Hr. Brandt, sämmtlich aus Leipzig. — Als Proben von den im Abonnement neu zu gebenden Stücken wurden die Opern: Wilhelm Tell, die Räuberbraut, Fra Diavolo und das Concert am Hofe, und die Schauspiele: Carl XII., die Königin von sechszehn Jahren, das Pfeffer-Rösel, der Löwe von Kurdistan, Kaiser Friedrich II., der Müller und sein Kind, und der Spion genannt.

So harrte die Theaterverwaltung denn der Abonnenten, die da kommen sollten; doch ach, es kamen ihrer gar wenige, weniger als jemals zuvor. — Denn daß gerade die beliebtesten Schauspieler: Wohlbrück, Grühn, Schubert, Moller, das Weise'sche Ehepaar u. a. abgegangen waren, und die jetzige Truppe herzlich schlecht sei, hatte sich leider bereits gezeigt; und überdieß hat man, wenn man tüchtig gefrühstückt und noch dazu in fremden Delicatessen geschwelgt hat, zu dem eigentlichen Mittagsessen, besonders wenn dieses aus schlichter mitunter versalzener Hausmannskost besteht, keinen rechten Appetit. — Die Berliner Tänzer, Mad. Crelinger, ja selbst Hr. Blum (Wildpret, wenn es etwas angegangen ist, schmeckt manchem gerade am besten), das waren die Delicatessen; die Vorstellungen im August und September waren das Frühstück gewesen, — ach Gott! und nun sollte das liebe Mittagsessen kommen: graue Erbsen und Speck! — Mit einem Worte: es fanden sich kaum halb so viel Abonnenten wie in frühern Jahren, so daß die den Schauspielern zu zahlenden mitunter ziemlich hohen Gagen (selbst 100 Rthlr. monatlich an ein einzelnes Subjekt!) noch nicht durch das Abonnement gedeckt wurden. — „Nun, was that denn der Regisseur dabei?" höre ich Sie fragen, „nicht wahr, er suchte so viele gute und beliebte Stücke als möglich zu geben, und sie möglichst gut zu besetzen, um dadurch, täglich, außer den Abonnenten, noch andere Schaulustige in's Theater zu ziehen?" — Fehlgeschossen, Herr Planetenredacteur; der Regisseur, der sich selbst auf einer so niedrigen Stufe der Ausbildung befindet, daß er die Regeln der eigenen Muttersprache nicht einmal kennt, der zuletzt zehn Jahre in dem fernen Liefland verweilte und dort freilich mit der deutschen Literatur und Kunst gar nicht einmal mitgehen konnte, doch auch schon früher gänzlich fremd darin war, gab fast nichts als Possen, die erbärmlichsten, abgedroschensten Possen von Angely und Consorten, und ließ diese ein Mal über das andere wiederholen. — Heute Possen und

morgen Possen und nur mitunter eine Oper dazwischen, die, da das Opernpersonale (Hr. und Mad. Geisler, Mad. Jost, Hr. Mehlig und Hr. Emmig) ziemlich gut war, noch am besten ging. — Doch wie schlecht waren außerdem alle und jede Stücke besetzt! Die Hauptrolle gab, wo möglich, der Regisseur Ludewig selbst; er, der nie ein gutes Theater gesehen, nie eines zu betreten im Stande gewesen ist! Personen, die keiner Bedientenrolle gewachsen waren, erhielten, aus persönlicher Begünstigung, mitunter Hauptrollen! Hr. Brandt dagegen (der den Leipzigern wohl bekannt sein wird), unbedingt der beste Schauspieler der ganzen Truppe, in den Rollen der Intriguants, der Chevaliers, der Bösewichter u. s. w. gediegener Meister, trat öfters in vierzehn Tagen kaum ein Mal auf! — Wahrscheinlich spielte er Hrn. Ludewig — zu gut, und so wurde er in den Hintergrund gedrängt. — An Proben war kaum zu denken, noch weniger an gehöriges Memoriren und Einstudiren der Rollen. — Doch diese jämmerliche Art, in welcher die Abonnenten abgespeist und die siebenzig Abonnementsvorstellungen heruntergespielt wurden, mußte dadurch noch um so empörender werden, daß Alles, was nur einigermaßen anlockend war, außer'm Abonnement gegeben wurde. — So erschien z. B. hier eine treffliche, in Italienischer Schule gebildete Sängerin Dem. Kainz mit ihrem jungen Freunde und Reisegenossen Hrn. Holland, einem sehr braven Tenoristen, der sich, sonderbarer Weise, „Musikdirektor aus Breslau" nannte. — Beide entzückten das hiesige Publikum, aber — sobald sie sangen, hieß es: „Abonnement suspendu", und nur als die Beschwerden zu laut wurden, sangen sie endlich eine Kleinigkeit im Abonnement. — Mit der bekannten Gesellschaft reisender Steiermärkischer Sänger sollte im Abonnement suspendu dasselbe Experiment gemacht werden; es blieb aber leer, und so mußte man sie denn wohl im Abonnement singen lassen. Ebenso wurde mit der Gesellschaft des Kopenhagner Sommertheaters, deren Direktor ein Hr. Kuhn ist, und welche meistens aus Mitgliedern der Familie Price besteht, und hier zu Schiffe ankam, um von hier nach Petersburg zu Lande zu reisen, so viel als möglich außer'm Abonnement manövrirt. — Die Leutchen executirten ganz niedliche kleine Ballets; aber es ging halter mit dem Abonnement suspendu nicht mehr. — Ja, Direktor und Regisseur gingen in ihrer Pflichtvergessenheit selbst so weit, daß sie von den den Abonnenten versprochenen und namentlich gemachten eilf neuen Stücken, zwei Opern (Rossini's Tell und die Räuberbraut) gar nicht, und ein genanntes, zum Köder gebrauchtes Stück (Christinens Liebe) — o über die Wortbrüchigkeit! — zwar geben, aber blos bei aufgehobenem Abonnement geben ließen!

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht.

Aus Weimar.

Weimars Theater hat sich in seiner jetzigen Verfassung, unter der Oberleitung des Oberhofmarschalls v. Spiegel, so achtungswerth gemacht, daß es, als eins der vorzüglichsten Deutschlands, wohl auch in Ihren geschätzten Blättern Beachtung verdient. Da es zugleich, wie überall, der bedeutsamste, fast einzige Vereinigungspunkt allgemein geselligen Verkehrs ist und, nächst dem politischen Gespräche, das Hauptthema aller Unterhaltung ausmacht, so erscheint das Verdienst um diese Anstalt um so wichtiger und seine Würdigung um so gerechter. Mög' es darum als eine besondere Anerkennung des gegenwärtigen Kunstzustandes unserer Bühne betrachtet werden, wenn ich von Zeit zu Zeit die neusten, interessantesten Erscheinungen des Repertoirs, nach Maaßgabe meiner Zeit und individuellen An- und Einsicht — die keine Orakel der Aesthetik zu geben beabsichtigt — zu besprechen versuche. Daß es an solchen interessanten Erscheinungen nicht gebricht, beweisen Ihnen die Namen L. Devrient, Schröder-Devrient, Milder-Hauptmann, Seydelmann, die fast gleichzeitig in den größten Erzeugnissen des menschlichen Geistes, eines Shakespeare, Goethe, Schiller, Gluck, Beethoven und Weber, als ihre anerkannt größten Organe, unsere Bühne glänzend ausgezeichnet haben. — Ich beginne mit der Festwoche des ersten Februars, bekanntlich des Vorabends von der Geburtsfeier des regierenden Großherzogs. Müllner's Onkelei und Karl XII. auf Rügen, nach dem Englischen des Planché von Both, wie mich dünkt, recht brav bearbeitet, machten die gestrige Abendunterhaltung aus. Müllner's geist- und witzreiches Wesen eignete ihn vorzugsweise, den französischen Geist des Lustspiels mit Glück und Geschick nachzuahmen. Seine Onkelei ist davon ein sehr erfreulicher Beweis. Keiner der neueren Lustspieldichter versteht besser als er, seinen Stoff zu durchdringen und zu benutzen, und die Handlung an geistreich feinen Wendungen des Dialogs eben so rasch als natürlich weiter zu führen. Kann man die Idee des Neffen, diejenige für seine Frau bei seinem Onkel auszugeben, die dieser als Bedingung seiner Gunst ihm bezeichnet, und dagegen die heimlich vermählte als die Freundin derselben, geschickter und interessanter ausspinnen? Die fünf Personen sind eben so viel charakteristische Eigenthümlichkeiten, die sich an und aus der Handlung nothwendig und wie von selbst entwickeln. Handlung und Charakteristik bedingen sich gegenseitig und werden zur reichsten Quelle des Witzes in den fließendsten Versen. Aber freilich will dieser Ton der vornehmen, fein gebildeten und geistreichen Welt mit zur Natur gewordenen Leichtigkeit getroffen sein. Der Mangel an Erziehung und Gewohnheit hierin kann nicht durch momentane Kunst der Scene so ersetzt werden, daß man nicht das Surrogat merkte. Das gilt besonders von den Damen, bei denen es noch mehr auffällt, wenn in der höheren Komik ihre Kunstbildung nicht auf der Höhe ihrer Rolle steht. Eine Künstlerin, wie sie sein soll, trägt die Farben ihres darzustellenden Bildes nicht blos auf, sie weiß sie auch nach allen Nüancirungen des verschiedensten Farbentons fein zu vertuschen; sie spielt diese Farbentöne ihrer Aufgabe nicht blos correct, nach Vorzeichnung, piano und forte mit Tact, sondern auch mit Deli-

catesse und Zartgefühl des Ganzen ab. Dann nur kann sie auf den Namen einer Künstlerin von Bedeutung Anspruch machen. Wir rühmen in dieser Hinsicht unter unseren Damen besonders Mad. Genast. Die Darsteller der Onkelei auf unserer Bühne genügten insgesammt den Ansprüchen hier. Hr. Holdermann (Freiherr v. Hohenburg) trifft den Ton gutmüthiger Polterer in der Regel gut. Hr. Durand paßt ganz vorzüglich für das feinere Lustspiel. Eifersüchtige und trockene, glatte Duckmäuser gelingen ihm außerordentlich gut. Hr. Engst (Hauptmann v. Hold) ist ein fleißiger Künstler voll Feuer, Gewandtheit und Geschick; nur in sentimentalen Partien stört eine gewisse larmoyante Manier des Tons, wenn er das Gefühl erzwingen oder erkünsteln will. Die Damen: Mad. Seidel (Henriette v. Helm) versteht ihre Rolle gut, und ihre Mittel sind achtungswerth; Dem. Lorzing (v. Sitten) ist eine recht brauchbare, gern gesehene Künstlerin.

Karl XII. auf Rügen, historisches Lustspiel in vier Akten, nach dem Englischen des Planché von Both, ist ein Gewinn für die Bühne, und so in Scene gesetzt, wie bei uns, ein vollkommener Genuß. Unser Karl der XII., Herr Genast, dessen Künstlerbedeutsamkeit längst und rühmlichst anerkannt worden ist, trifft zwar, nach meinem individuellen Dafürhalten, den Ton dieses neueren Alexanders des Großen nicht ganz und durchaus. Das Polternde möcht' ich davon ausgeschlossen wissen, weil es weder in dem Charakter, noch in der Rolle zu liegen scheint. Der Laconismus dieses Despoten würde, ruhiger und weniger geflissentlich gegeben, noch energischer und imponirend wahrer erscheinen. Im Ganzen aber ist Genast ein recht guter Repräsentant. Am glücklichsten nähert sich der Darsteller seinem Bilde in den Scenen des letzten Aktes, als er seinem Lieblinge Reichel die anbefohlene Schonung motivirt, und wo er den Damen seine Achtung bezeigt. Der ganze Auftritt mit dem begnadigten Freimann — Skioldsen war gelungen zu nennen. Ohne allen Tadel und seiner vollkommensten Zufriedenheit werth fand Referent Herrn La Roche als Adam Brocke, ein sehr glücklich ausgemalter Charakter, der freilich auch etwas näher liegt als der Karls XII. Nächst ihm gebührt dem wackeren Oels ehrenvolle Anerkennung seines Talents in Rollen edler Art, wie die des Majors Skioldsen. Gustav von Merveldt, ein hübsche Soldatenrolle, ganz geeignet für Hrn. Winterberger's Figur und Talent. Eine Bürgermeisters-Karrikatur, Matthias Mukkebold, sehr belustigend durch Hrn. Seidel. Eva, die Tochter des Pachters Brok, eine gute Leistung von Mad. Müller. Das Ganze sehr wohlgefällig. — Von Müllner's „Vertrauten" gilt, was ich im Eingange von seiner Onkelei gesagt habe. Mad. Genast gab die Nichte mit Feinheit. Besonders zart erwiederte sie dem, für den Herrn v. Saar freilich etwas zu sinnig dichterischen Selam. Ihr gleich an feiner Urbanität, auch in seiner Maske als Gärtner Bock sie nicht ganz verläugnend, war Hr. Durand, für dieses Rollenfach, wie gesagt, vorzüglich begabt und ausgebildet. Der Reitknecht Schnell (Hr. Engst) schien mir dagegen den Major nicht genug zu berücksichtigen. Auch sein Feuer kann und muß an das edlere seines Standes, wenigstens auf der Bühne, erinnern. Doch soll dieses Genaunehmen sein Verdienst nicht schmälern. Herr Graf (von Malten) ist im Ausdruck der Würde immer lobenswerth brav, aber seine Komik hat etwas Plumpes. Er ist nur für das Fach der ruhig edlen, ja erhabenen Charaktere (Nathan, Abbé de l'Epée ꝛc.) geeignet, aber hierin auch so ausgezeichnet, daß er wohl nicht leicht übertroffen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht aus London.*)

(Februar.)

Covent Garden.

Ein neues Lustspiel in zwei Aufzügen, the Married Lovers, dem Vernehmen nach von Mr. Power, gefiel. Das Hauptverdienst dieses Stückes besteht in einigen wohl angelegten Bühneneffekten. Ein Paar Offiziere von mittlerem Alter heirathen, und jeder verliebt sich hinterher in des andern Gattin. Die Frauen verabreden sich, ihre Männer zu heilen, leihen scheinbar den Liebeserklärungen Gehör, und geben den Seufzenden ein Rendezvous im Dunkten an einem und demselben Orte, wo sie dann plötzlich mit Fackeln über die Getäuschten hereinbrechen, und ihnen die Epistel lesen.

Das neue Drama the Romance of a Day ist vorzüglich wegen der Musik von Mr. Bishop bemerkenswerth. Das Finale in E, womit einer der Acte schließt, ist reich an Gedanken und Schönheiten, und macht außerordentlichen Effekt. Diese Musik ist eine triumphirende Antwort gegen Bishop's Feinde, welche ihm vorwarfen, daß seine Phantasie sich erschöpft habe, und er nicht im Stande sei, etwas Neues zu schaffen.

Drury Lane.

Kean, der vor einiger Zeit dem Publikum mit Uebermuth erklärt hatte, daß er die Bühne für immer verlasse, trat in Drury Lane als Richard III.**) dennoch wieder auf, und wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Was Kean's Spiel betrifft, so kann man es in so fern nicht sehr loben, als seine Kraft gänzlich dahin zu sein scheint; man glaubte, er spare sich dieselbe für den fünften Act, welcher einen großen Aufwand von körperlicher Kraft erfordert; allein es zeigte sich, daß er dem melodramatischen Gewirre der Schlacht, und den damit verbundenen Scenen schlechterdings nicht mehr gewachsen sei. Er

---

*) Wir werden von nun an jeden Monat regelmäßig einen Theaterbericht aus London zu liefern im Stande sein.

**) Von Shakspeare.

ging, oder schlich vielmehr über die Bühne, wenn er über dieselbe hätte stürmen sollen, und statt daß er zum Kampf fortstürzte, wankte er langsam, mit niederhangenden Armen hinweg, und seine ganze Gestalt war das Bild der Erschöpfung. Sein Geist scheint nicht im Verhältnisse zu seiner Körperkraft abgenommen zu haben. In der Scene mit Lady Anna, diesem Meisterstück der Heuchelei, war er so groß wie nur je vorher. Es ist Schade, daß die körperliche Kraft dieses trefflichen Künstlers so außerordentlich gebrochen ist; seine Schwäche in Stimme, Blick und Action, als das Stück sich dem Ende näherte, bildeten einen traurigen Contrast mit jenem Feuer, jener Kraft, die er entfaltete, als er zum ersten Mal auf einem Londoner-Theater auftrat.

Italian Opera.

Was der komischen Oper in diesem Jahre außerordentlichen Zuspruch verschaffen muß, das ist die Vereinigung zweier Talente wie Lablache und De Begnis. Jener gab im Barbiere den Figaro, dieser den Bartolo. Lablache nimmt sich nicht blos in Arien und Nummern, die großen Kraftaufwand fordern, zu seinem Vortheile aus, sondern, wenn er auch nur ein Paar Takte in Ensemble-Stücken zu singen hat, so werden Aller Ohren sogleich durch seine Stimme, und zwar sowohl durch die Schönheit des Tons, als die Vollendung des Vortrages, aufmerksam gemacht. Sein Crescendo ist wundervoll, er überdröhnt das Fortissimo des wohlbesetzten Orchester, und würde es überdröhnen, wenn es auch noch einmal so zahlreich wäre. De Begnis wußte den Charakter des Don Bartolo wirksam darzustellen, ohne daraus jene ekelhafte Karikatur zu machen, die man sonst hier sah. Sein Gesang ist dramatisch und voll Kraft.

David trat als Ricciardo auf. Die Bewunderer dieses Sängers gerathen in der Regel in Verlegenheit, wenn man sie frägt, worin seine Vorzüglichkeit eigentlich besteht, da er weder eine starke noch eine schöne Stimme hat. Der Grund, warum man diesem Tenor den Vorzug vor andern einräumen muß, scheint darin zu liegen, daß Rossini's Arien, wenn sie durch Wiederholung nicht schlechterdings unerträglich werden sollen, stets neuer Verzierungen und Passagen bedürfen. David, der mit Phantasie und Seele singt, weiß den Arien seines berühmten Landsmannes den Reiz beständiger Neuheit zu geben, während Donzelli und Curioni nur das sind, wozu die Natur sie machte, und blos wiederholen, und einmal wie allemal singen. Ferner interessirt David; er scheint von einem so reizbaren Temperament zu sein, daß die Wirkung der Musik ihm alle Selbstbeherrschung raubt, und er als Enthusiast auf den Höhen der Tonwelt schwebt. Er zittert oft, nicht aus Furcht, denn seine vielen Triumphe haben diese längst verscheucht, sondern in Folge des Zustandes der Aufregung, in welche er durch eine schöne Stelle versetzt wird. Es ist unmöglich, daß Jemand, der selbst so ergriffen ist, keine Wirkung auf Andere machen soll, zumal wenn er ein so vollendeter Sänger ist wie David.

Theaterbericht aus Paris.

Théatre du Vaudeville.

Le Bal chez la Blanchicheuse, vaudeville en un acte de MM. Louis et Varin. Devauvilliers, der Sohn eines reichen Banquiers verkleidet sich als gewöhnlicher Arbeiter, um einem Wäscherinnen-Ball beizuwohnen, und Vergnügen, Lust, die ihn allenthalben flieht, zu finden. Frau von Orvé, eine junge Witwe, ist zufällig bei ihrer Wäscherin, und diese muß sie in ein einfaches Wäschermädchen travestiren. Ein Spaßmacher aus der Gesellschaft hat den Schlüssel des Hauses zum Fenster hinaus geworfen, damit das Weiber- und Mädchenvolk nicht vor Tagesanbruch fort könne, und so muß denn auch Frau von Orvé die Nacht auf dem Balle zubringen. Sie bleibt ihrer Rolle als Wäschermädchen getreu, und trifft mit Devauvilliers, der so wie sie verkleidet ist, zusammen. Devauvilliers gesteht ihr offen, daß er für einen Arbeiter leidlich Geld besitze, daß er hieher gekommen sei, um eine Schöne zu suchen, und macht ihr Anerbietungen. Frau von Orvé findet das spaßhaft, und läßt sich mit ihm so weit ein, als es einer Frau von Rang einem einfachen Arbeiter gegenüber nur thunlich ist. Nach einigen sehr komischen Scenen enthüllt sich das Geheimniß, die reiche Witwe und der Sohn des reichen Banquiers werden ein Paar. Das niedliche Stück gefiel.

Madame Dubarry, drame en trois actes de M. Ancelot. In diesem Drama bewegen sich Ludwig XV., die berüchtigte Dubarry, jene verrufenen Höflinge Richelieu, Maupeou ꝛc. auf der Bühne, sprechen pikant, sind äußerst reich gekleidet, befinden sich in interessanten Situationen, und verschaffen so dem Vaudeville-Theater täglich die vollsten Häuser.

Théatre de la Porte-Saint-Martin.

Beaumarchais à Madrid, drame en trois actes. Die Geschichte Clavigo's ist weltbekannt, und bildet den Stoff dieses Drama's. Es wurde gut gegeben, und der Name des Verfassers, Leon Halevy, unter rauschendem Beifallsruf genannt.

Im Theater de l'Opéra comique sprach die erste Vorstellung des Morceau d'ensemble nicht recht an. Die Musik ist von Adolph Adam.

Im Theater Ambigu-Comique erhielt la Conspiration de Mallet, historische Scenen in vier Gemälden, nur getheilten Beifall.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 73. (II. Jahrg.) Montag, den 28. März. 1831.

Den Manen Matthissons.

So schied'st auch Du aus lichtem Sängerkranze
Du edler Mann, mit lachendem Gefühl!
So ruht denn nun nach buntem Wellentanze,
Du Sanges Held, Dein trautes Saitenspiel!

Gar viel, recht viel, es ging mit Dir verloren,
Dein Salis klagt, dort in den Alpenhöh'n!
Die Musen trauern in dem Kranz der Horen,
Und vom Parnaß der Wehmuth Panner weh'n!

Als Harfner, wie als Mensch, gleich groß auf Erden,
Mit einem Herzen, was nur Gutes schuf!
So folgtest Du nach dieser Nacht Beschwerden,
Des großen Weltenmeisters ernstem Ruf!

So schlaf denn wohl, man wird Dich nie vergessen,
Nie Deiner Laute milden Silber-Ton!
An Deinem Grabe lispeln hier Cypressen,
Dort lächelt Segen Dir am Sonnenthron! —

Und jenseit in dem heil'gen Paradiese
Begrüßt Dich, Trefflicher! nun hell und laut
Als Genius im Sphärenklang, Louise,
Auf der im Leben Du so treu gebaut!

Und wie hier Deine Lieder fort erklingen
Und wie Dein Nam' für alle Zeiten währt,
So lächle uns mit lichten Palmenschwingen,
Wenn einst auch uns das bess're Dort verklärt.

August Böhringer.

Magdeburg.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

„Wenn Ihr's denn durchaus mit anhören wollt und wenn meine einfältige Erzählungsweise Euch nicht langweilt" — hier hielt Marthe inne und wartete, daß der Fremde ihren Selbstvorwurf durch irgend eine verbindliche Redensart widerlegen werde, was dieser in seiner Zerstreuung jedoch unterließ. Sie fuhr also, etwas empfindlich darüber, fort: „nun ja, wo war ich also stehen geblieben? Richtig, also der jüngste Sohn des alten Schultz blieb bei dem Vater und der älteste ging unter die Soldaten. Nun wollte es das Unglück, daß Schultz auf besondere Weise einst in das Haus des Roßarztes kam und dessen Bekanntschaft machte. Als Spekulant theilte er demselben mehrere Plane mit, bei deren Ausführung er dessen Rath und Beistand zu wiederholten Malen in Anspruch nahm! ja, das unselige Verhältniß sollte sich noch enger schließen, denn Ferdinand, Schultzens jüngster Sohn, und Marie, des alten Lindners Tochter, verliebten sich — wie es nun gerade der Himmel fügen wollte — sterblich in einander, und beiderseits schienen die Väter ganz ernstlich geneigt, das Glück der beiden jungen Leute durch eine baldige Vereinigung krönen zu wollen. Doch dahin sollte es nicht kommen. Der Verrath und die Bosheit lauerten in dem Herzen des alten Roßarztes; die leider fast sämmtlich verunglückten Spekulationen des alten Schultz hatten die Umstände desselben untergraben, die Vorschüsse, welche ihm Lindner klugerweise gethan, hatten ihn diesem verschuldet, ohne daß er durch sie gerettet worden wäre; er hoffte jedoch bei diesem seinem vermeintlichen Freunde Nachsicht und vielleicht einen nochmaligen Vorschuß zu finden, allein kaum hatte dieser, dem seine Berechnungen nicht gelogen, gemerkt, daß Schultzens Umstände bis an den letzten Rand gediehen wären, so änderte er mit einem Male die Sprache und drückte jetzt seinen unglücklichen Schuldner mit aller Grausamkeit eines wuchersüchtigen Gläubigers, bis jener, hoffnungslos und zur Verzweiflung gebracht, ihm das Haus, sein und seiner Kinder letztes Gut, überlassen mußte. Der unglückliche Schultz war glücklich genug, den Augenblick nicht zu erleben, der ihn aus seinem Eigenthume treiben sollte, einen Tag vorher senkten sie ihn dort ein, nicht weit von dem Platze, wo nun auch der liegt, dessen Schuldner er im Leben war und der da drüben nun

wahrscheinlich als sein Schuldner gerichtet wird. Der Roßarzt nahm also Besitz von dem Hause, und jagte vorher auch noch den verwaisten Ferdinand heraus, aber seine Stunde hatte geschlagen. Drei Tage nach Lindners Einzuge, als eben seine Kinder nach Kräutern gegangen waren, hörten die Nachbarn in den Abendstunden einen entsetzlichen Lärm in seiner Stube, ein gräßliches Stampfen und Stoßen wie von zwei auf Leben und Tod Ringenden, hörten dabei den alten Lindner selbst fürchterlich brüllen, wie einen geschlagenen Stier, und als sie hinüber zu ihm eilten, da war das ganze Gemach mit einem erstickenden Schwefeldampf angefüllt, und er selbst lag, fürchterlich zugerichtet, mit eingestoßenem Hirnschädel und aufgefleischter Kehle, in grausigem Röcheln am Boden. Die Fenster und Wände waren mit Blut und Gehirn bespritzt, kurz es blieb kein Zweifel, daß ihn der leidige Satan geholt habe, zumal da der Rauchfang bis oben in den Schornstein hinauf, durch welchen der Böse wiederher ausgefahren sein mochte, die Spuren blutiger Krallen trug. Gott steh' mir bei! — Auch der arme Ferdinand, welcher die Tage seit seines Vaters Tode her die Wahrzeichen eines stillen Wahnsinnes geäußert hatte, war von dem Tage an, wo es den Roßarzt umbrachte, spurlos verschwunden."

Der Fremde schauderte gegen das Ende der Erzählung hin sichtbar zusammen; es schien, Marthens Worte hätten eine finstre Erinnerung, einen gewaltigen Schmerz in ihm geweckt. „„Unglücklicher!"" rief er, und: „„Unseliger!"" murmelte er nach; aber der verschiedenartige Ausdruck seiner Stimme schien anzudeuten, daß er dabei an zwei Personen gedacht habe.

„Nicht wahr, Herr? eine böse Geschichte" — fragte Marthe. „Aber Ihr seid krank, Herr; wollt Ihr nicht eintreten und Euch an meinem Ofen erwärmen, denn die Abende werden kalt?"

Der Fremde schüttelte schweigend das Haupt, dann nickte er Marthen, gleich als wolle er ihr für die Erzählung, wie für ihre Besorgniß danken, und ging mit langsamen Schritten davon.

„Dem muß wohl auch die Sache etwas näher angehen," meinte Anne und die beiden Frauen gingen in's Haus. Der Fremde nahm seinen Weg nach einem etwas in Verfall gerathenen Gasthof, wo ihn der Hausknecht nach seinem Zimmer leuchtete. Bei seinem Eintreten sprang ein junger Mensch stürmisch vom Sopha auf und eilte ihm mit der leidenschaftlichen Frage entgegen: „nun, Bruder, welche Nachricht bringst Du? hast Du Aufklärung erhalten und, vor Allem, hast Du sie gesehen?""

„„Allerdings, Ferdinand, sah ich sie"" lächelte der Fremde bitter. „„Es war ein verdächtiger Ort, wo ich sie antraf, nicht eben geeignet, ein Rendez-Vous zu geben. Es war, mit einem Worte, der Kirchhof, wo ich Deine Angebetete sah.""

Ferdinand — denn der Leser wird wohl bereits errathen haben, daß er es hier mit den beiden Söhnen des unglücklichen Schultz zu thun hat — bebte zurück. „Auf dem Kirchhofe?" wiederholte er mit hohler zitternder Stimme. „Also todt, und umsonst gelitten und umsonst — gefrevelt?" murmelte er.

„„Tröste Dich"" — erwiederte Wilhelm, so hieß der Bruder, ernst — „„sie lebt, aber ein dunkles seltsames Leben. Höre, Ferdinand, es mag ein tiefes schreckliches Geheimniß über dem Kreise jenes Mannes schweben, der unsern Vater in's Grab brachte. Du wirst bleich, Ferdinand? Ahnest Du etwas Aehnliches?"

Ferdinand schwieg, aber ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

„„Höre, Bruder!"" — fuhr Wilhelm fort — „„ich habe Deiner wilden Leidenschaftlichkeit nichts entgegensetzen wollen, weil ich glaubte, sie würde sich schnell genug selbst verzehren, gleich wie ein Sturzbach gerade dann am ersten seine Kraft verliert, wenn man ihn auf glattem Pfade, ohne Damm und Hemmniß, ruhig fortfließen läßt. Ich habe mich getäuscht und muß mich nun aussprechen. Sage mir, Ferdinand, meinst Du wirklich, ich könnte es je zugeben, daß mein Bruder sich mit der verbinde, vor deren Vater wir uns einst erniedrigen mußten, deren Vater ich den Mörder des unsrigen nenne.""

„Der Tod bezahlt Schulden" — erwiederte Ferdinand halb gedankenlos.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In . . . wurden bei der obersten Polizeibehörde mancherlei Vorschläge zu neuen Paßblankets gemacht, um deren Nachahmung zu verhüten.

Endlich schlug Jemand vor dazu Papier mit einem eigenen Wasserzeichen anfertigen zu lassen, auf welchen lediglich die Paßformulare gedruckt werden sollten.

Der Vorschlag fand Beifall, nur war man darüber nicht einverstanden, welches Wasserzeichen man wählen solle.

Einige meinten: das Wappen des Staats, Andere die Worte: Reisepaß.

Endlich sagte einer der vortragenden Räthe:

„Ich schlage die Worte aus Schillers Gedichten vor:

— — Schwer zu unterscheiden,
Noch schwerer zu ergründen sind die Menschen."

M—r.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Mehr Besuche zu machen, war die Zeit zu kurz. Die Lüneburger Haide lag wie ein unbekanntes Land vor mir, von dem ich wunderliche Vorstellungen hegte. Der Kutscher, der die Unkosten zu tragen hatte, wollte zwar einen Mann aus Hamburg mitnehmen, und ich hätte ihm diese Erleichterung wohl gegönnt, aber ich hielt es für Unrecht, da wir uns auf die Pferde nicht verlassen konnten, einen Fremden mit in unser Geschick zu verflechten; der Fremde trat auch wegen dieses Umstandes von selbst zurück. Den tollen Gedanken, gerades Weges durch die Haide zu fahren, gab der thüringische Wagenlenker auf, da er einen Kollegen fand, der den andern Morgen ebenfalls, und zwar über Celle, nach Hamburg oder (leider) vielmehr nach Haarburg wollte. Nachdem ich das Brittische Hotel, wo die Fremden beständig an- und abfluteten, und wo zu Mittag zwei Mal, um 1 und um 4 Uhr, gespeist wurde, mit Bezahlung einer Rechnung von 8 Rthlr. und 8 Mariengroschen gern verlassen hatte, ging es fast im Fluge auf Celle zu, das ich schon um 11 Uhr erreichte. Hier muß wohl der Wechsel von Fremden oder Durchreisenden noch größer sein, weil in dem großen Gasthofe in der mittlern Tageszeit und später sogar jede Stunde zu Mittag gegessen wird; ich konnte also schon um 1 Uhr weiter fahren. Der Plan war gleich von Hause aus, nicht bei Haarburg, wo die Ueberfahrt sehr kostbar und langwierig, mitunter sogar unbestimmt und unsicher ist, sondern bei Haag, wo es nur einen halben Gulden und eine Viertelstunde Zeit kostet, über die Elbe zu setzen, und der Kutscher hatte doppelte Ursache, diesen Weg einzuschlagen; allein es kam mir schon verdächtig vor, als er, mit meiner Erlaubniß, einen Wandersmann auf den Bock nahm, der nach Haarburg wollte. Wir kommen ja nicht nach Haarburg! rief ich ihm zu, und Beide sahen mich mit großen Augen an. Meine Gedanken waren zunächst darauf gerichtet, zu errathen, wer wohl der Fremde sein möchte. Dem Anzuge nach glich er einem Handwerksburschen, aber in der Art, wie er die Augen zu mir aufschlug, lag etwas, das an Frömmigkeit erinnerte, und dieß bestätigte sich denn auch einigermaßen, indem ich darauf erfuhr, daß er ein Schullehrer, und von Merseburg nach Hamburg verschrieben sei. Noch ging es rasch vorwärts, aber ein Gewitter schien wieder dazu bestimmt, unserer Fahrt Einspruch zu thun. Es nöthigte uns, wo unterzufahren, und wie wir weiter wollten, und der Kutscher seine Anhänglichkeit an den Kollegen, den Pferden, einzupeitschen suchte, ließen ihre Kräfte zusehends nach. Der Schullehrer mußte wieder absteigen, aber es half so wenig, daß wir nicht einmal seinen Schritten folgen konnten. Er war immer voraus und sagte den Wirthen unsere Ankunft vorher. Das Handpferd wollte eben umfallen, als wir um 5 Uhr einen Ort erreichten. Der Postmeister, der mit seiner Familie vor der Hausthür saß, kam uns mit den Worten entgegengerannt: der ist hin, der ist hin, der ist fertig! Mehrere Hände beeilten sich, den Pollacken auszuschirren und in den Stall zu bringen. Ich mußte hier nun Nachtquartier machen, und wie ich nach dem Namen des Ortes fragte, hörte ich zu meinem Schrekken, daß wir uns in Bergen, auf der Straße nach Haarburg befänden. Rechts und links war Haide, und man erklärte es für unmöglich, jetzt noch nach der Straße hinüber zu fahren. Ich konnte nicht aus dem Kutscher herausbringen, was ihn bewogen hatte, mir einen solchen Betrug zu spielen. Da er sich nun aber von dem Irrstern, der ihn mit sich geführt, verlassen sah, erwachte er aus seinem Schlummer und bereuete seine blinde Anhänglichkeit. Im Hause hing die Tabelle, worauf die Unkosten einer Ueberfahrt mit dem Dampfboote von Haarburg nach Hamburg berechnet waren. Sie beliefen sich auf 6 Thaler, wobei vielleicht noch Manches mit Wind und Wetter unbestimmt blieb. — Ein hübsches Erkerstübchen nahm mich freundlich auf, und ich sah den Abend auf eine idyllisch-heitere Scene hinab, wie sie mir lange nicht vorgekommen war. Die Postmeisterfamilie, die durch alle Stufen des Alters hindurchging, verweilte, nämlich sammt Knechten und Mägden, in behaglichen Gesprächen vor der Thür bis in die sinkende Nacht, und ein munterer Scherz — Alles in plattdeutscher Sprache — spielte beständig hin und wieder, ohne irgend ein Mitglied des Hauses auszuschließen. Zuletzt sprang der Herr auf den Wagen, der mit Korn beladen da stand, und sagte: heran, wer es ist, und tragt mir die Säcke fort, und mit derselben scherzhaften Leichtigkeit, die im Gespräch herrschte, nahmen die Knechte die Bürde auf den Rücken und trugen sie, emsig wie die Ameisen, davon. — Sonst bin ich auf meinem Wege von Hannover nach Hamburg mehr ernsten, als freundlichen Erscheinungen begegnet; gewöhnlich traten große, mannhafte Gestalten hervor, dienstfertig zwar, doch von wenig Worten. Hat vielleicht die einförmige Gegend, das Klima, daran Antheil? — Aufgefallen sind mir immer in den Zeitungen die vielen Mordthaten und Hinrichtungen, die im Hannöverschen vorkommen. Den folgenden Tag, den vierten Juli, war der Pollak wieder bei Kräften, und er verlangte auch ferner keine Arznei weiter, als Hafer und Ruhe, weshalb er sich denn nur zu kleinen Tagereisen verstand. Ueberall wurde im Posthause eingekehrt, so auch den Abend in Welle. Hier hatte Alles einen größern, vornehmern Anstrich, doch zugleich einen ländlich-niedersächsischen Charakter. Geräumige, lange Zimmer standen mit breiten Betten für viele Gäste bereit, und unter jedem Bette ein Paar schwere Pantoffeln, nicht eben für Amor's leisen Gang, aber für die Ewigkeit gemacht.

Der Kutscher, der den Hals immerfort nach der Lüneburger Straße hinwendete, kam jetzt mit der angenehmen Nachricht, daß wir den andern Tag nach einer Fahrt von etwa zwei Stunden von dem Dorfe Tödensen aus wirklich noch nach Hoog hinüber fahren könnten und daß dieß nur drei Meilen betrage. Ich sprach selbst mit dem Fuhr-

mann, der diese Versicherung gab, und beschloß, auf diesen Fall Vorspann zu nehmen. Konnte ich von Hoog nach Tollenspieker übersetzen, so kam ich auch durch die Vierlande, wo die großen Erdbeeren wachsen und die Mädchen sich so malerisch kleiden. Aber in Tödensen lauteten die Nachrichten ganz anders. Es hatte die Nacht wieder so ansehnlich geregnet, daß man sich den Weg nach Hoog nur sehr beschwerlich denken konnte; aus drei wurden vier Meilen, und der Pollacke konnte uns am Ende in einer Sandgrube liegen bleiben. Ich bestand deshalb auf Haarburg, das uns ja schon vor der Nase lag; aber da öffnete der große, geruhige Wirth seinen Mund und sagte: das Dampfboot fährt jetzt gar nicht, es ist etwas an der Maschiene gesprungen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Darmstadt, Ende Februar 1831.

(Fortsetzung.)

An das Leben knüpft sich der Tod; zwischen beiden steht der sinnende Mensch und wägt, was jenes angenehm, diesen ehrenvoll macht. Dieß scheint auch unsere hiesige israelitische Gemeinde, die schon längst in so manchen anderen Beziehungen den Forderungen des Zeitgeistes mit rühmlichem Eifer nachzukommen strebt, bei Bedachtnahme auf eine schicklichere, feierlichere Beerdigungsweise geleitet zu haben; diese findet jetzt auf eine recht schöne und einfache Weise statt, was man nur loben kann, da es meinen obigen Satz bestätigt. —

Nicht minder lobenswerth ist die Unterstützung von hoher mildthätiger Hand, womit bei der bedeutenden Kälte die Lage der Armen so sehr gebessert, und dem Elend derselben abgeholfen wurde! Möge der edle Geber in diesem Wohlthun stets den schönsten Menschenberuf finden und beurkunden. Die Kälte war bis auf 15 Grad gestiegen und zeigte uns, was hier ein Phänomen ist, — Schlittenfahrten mit Fackelzug.

Weniger geräuschvoll, aber inniger war dagegen ein Fest anderer Art. Unser Geheime Staatsrath und Leibarzt, Dr. Georg von Wedekind, feierte nämlich am 2. Februar das Jubelfest seiner funfzigjährigen Vermählung, ein Fest, das um so fröhlicher begangen wurde, da der würdige Jubelgreis, von einer schmerzlichen Krankheit genesen, sich wieder einer bessern Gesundheit erfreut. —

Ein Fest verdrängt fast das andere; wie darf man bei solchen Umständen an schlechte Zeiten glauben? Freilich sind sie oft Präservative dagegen; wenigstens Mittel, um jene für Augenblicke vergessen zu machen. Als solche betrachtet, verdienen sie der Beachtung. Ich meine die Feier des Stiftungsfestes der neuen Darmstädter Lesegesellschaft. Sie besteht seit Anfang dieses Jahrs und beabsichtigt neben geistiger Cultur Annäherung und Vermischung der verschiedenen Classen. Das hübsche Festlied sei mir erlaubt hieher zu setzen.

I.

Hoch schlägt das Herz, das Auge glänzt vor Freude
Und fester drückt sich Hand in Hand;
Wir fühlen stolz, was unser Fest bedeute:
Es knüpft und weih't ein schönes Band.

Chor.

Frei aus des Herzens begeistertem Drang
Schwingt sich empor unser froher Gesang.

II.

Ernst ist die Zeit und wild bewegt das Leben,
Weh' dem, der noch dem Zufall traut!
Nach Einsicht gilt's, nach Wahrheit jetzt zu streben,
Die stets ihr Haus auf Felsen baut.

Chor.

Stark ist die Wahrheit; gewaltig durchbricht
Nebel und Wolken ihr göttliches Licht.

III.

Was unser Herz erfreut, das Schöne, Gute,
Was wir erkannt, als recht und wahr,
Wir sprechen's aus mit frohem, freiem Muthe,
Wie's immer deutsche Sitte war.

Chor.

Stumm ist die Furcht und der knechtische Zwang;
Freiheit erfreut sich an Wort und Gesang.

IV.

Wo Männer warm für Recht und Wahrheit glühen
Und jeder frei vom Herzen spricht;
Da muß der Eintracht schönster Segen blühen,
Da weilen Neid und Argwohn nicht.

Chor.

Eintracht umschlinge mit ewigem Band
Unsern Verein und das Vaterland!

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Dichterstolz.

Ein Dichter, wie es deren viele giebt, reich an Phantasie, aber arm an Glücksgütern, wurde darüber geneckt, daß er so grobe Nägel unter den Stiefeln trüge. Stolz erwiederte er: „Ich gehöre zu dem Orden des Pegasus." — Als er bei einer andern Gelegenheit wegen seiner armseligen Kleidung bespöttelt wurde, rechtfertigte er diese damit, daß die Werke Virgils meistens in Schweinsleder eingebunden wären.

Georg Harrys.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 74. (II. Jahrg.) Dienstag, den 29. März. 1831.

Europa und der Ci-Devant.

Wechselrede.

Ci-Devant.

Alterschwaches Geschöpf, Du weiland Jungfrau Europa!
Einst so behaglich genährt, sei's auch vom Marke des Volks —
Magst Du die alte Zeit nicht gründlich wieder erneuen,
Warum so viel des Geschrei's, das meine Ruhe nur stört?

Europa.

Vorwärts drängt mich der Geist! Mein Ziel steht klar mir vor'm Auge,
Geht mein gewaltsamer Zug auch über Leichen dahin!
Jammert auch Uhu und Kauz und Eul' in sumpfiger Waldnacht,
Daß ihre Raubzeit vorbei, — dennoch erhebt sich das Licht.

Ci-Devant.

Kurz und bündig genug! Doch weiter, wenn Dir's gefällig:
Was wird das Ende, der Schluß, all' Deiner Wandlungen sein?
Daß wieder Keule und Speer, statt Hofessitten regieren,
Und der Nomade sein Zelt wieder in Einöden spannt?

Europa.

Besser im freien Gezelt sich genährt von Schlehen und Eicheln,
Denn als gefesselter Sclav kraftlos an Tafeln geschwelgt!
Besser den flüchtenden Hirsch gefällt durch Bogen und Wurfspieß,
Als im Eroberungskampf Menschen gleich Bären erwürgt!

Ci-Devant.

Pfui, welch' gemeiner Vergleich! Doch da Du Offenheit kund gibst,
Sei, Philosophin, sie Dir meinerseits auch nicht verhehlt:
Wisse denn, illegitim und frevelnd sind Deine Schritte,
Wie es der Griechen Verstoß gegen den Halbmond schon war!
Hätte man Jene gedämpft nnd Feuer durch Feuer bewältigt,
Ruhe und Friede, fürwahr, herrschten noch heut in der Welt!

Europa.

Ruhe und Stille gewiß, — doch nur der Friede des Schlachtfelds
Wenn nach verblutetem Streit Leben und Leidenschaft schweigt;
Wenn vor der Willkür das Recht nach sieglosen Kämpfen verstummte,
Und den entvölkerten Gau nur ein Tyrann unterjocht!

Ci-Devant.

Besser den wuchernden Forst der Schärfe der Axt unterworfen,
Als eine Zeder des Hains unter der Masse erstickt!

Europa.

Egoistischer Trotz! O hättest Du nimmer um Thronen
Aehnliche Sprache geführt, ständ' es wohl friedlicher nun!
Wisse, zu schmerzlich gekrümmt springt mit verdoppelter Spannkraft
Bogen und Volkskraft zurück, läßt je der Widerstand nach!

Ci-Devant.

„Läßt je der Widerstand nach?" Wohlan, so sind wir vereinigt,
Haltet die Zügel nur fest, wie auch der Renner sich sträubt;
Hätte man strenger gewacht, es wäre noch Alles beim Alten,
Und das entmuthigte Volk trüge noch still seine Last!

Europa.

Schmach Dir, gefülloser Thor! An dem die Stimme der Völker,
Wie auch ihr Jammer erscholl, achtlos vorübergeschwebt!
Doch was das Wort nicht vermocht, der Ruf der schreienden Menschheit
An Dein versteinertes Herz, — bald wird's die rüstige That!

Ci-Devant.

Nichtige Drohung, nichts mehr! Schon vormals mußt' ich sie hören,
Als Poissarden-Geschrei uns in Versailles bestürmt;
Doch nur Helvetisches Blut, nur Söldnerblut ward vergossen,
Und mein erhabnes Geschlecht fand emigrirend sein Heil!
Bald kam der Corse empor, und Parvenu und Erobrer,
Consul und Kaiser zuletzt, mißt er als Stützen des Throns
Doch nur mein edles Geblüt, — und lebte heut' noch in Ehren,
Hätt' er — bevor es zu spät — ganz meine Würde erkannt!

Europa.

Fluch Deiner Philosophie! Nur auf Verbrechen und Thorheit,
Hoffahrt und Schwäche zugleich, Arglist und Frevel gestützt!

Doch ich schwör' es Dir zu, und halt' es ganz unverbrüchlich:
Deine Stunde schon schlug, Deine Gewalt ist dahin!
Ja, bevor sich das Jahr zu neuem Kreislaufe rüstet,
Reißt Dich die Schwinge der Zeit unter die Speichen des Rad's —
Und vom Verderben erreicht, wirst Du und all' Dein Gelichter
Brücke nur werden zum Ziel', das schon im Abendroth glänzt!

Friedrich Krug von Nidda.

Müllner als Client.

(Fortsetzung.)

Hierauf antwortete Müllner:

„Weißenfels am 22. Novbr. 1821.

Verehrter Freund!

Ich dank' Ihnen für die Mittheilung des Briefes von Herrn Brockhaus, bin aber nicht Ihrer Meinung, daß es nun an mir sei, die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Das könnte ihn von Neuem erbittern, und ich wünschte, daß Sie ihm, wo möglich, in einer Unterredung, blos meine Ansicht eröffneten. Nach dieser sind die drei Injurienprocesse beizulegen, wenn er die Kosten ersetzt und beiliegende Erklärung im Conversationsblatte, in dem Int. Bl. des Morgenblattes und, durch Sie, im hiesigen Wochenblatte abdrucken läßt. Prüfen Sie aber zuvor selbst, ob der Entwurf dieser Erklärung mir nach meiner Ansicht gelungen ist. Ich theile des Mannes Wunsch, „daß kein Stachel zurückbleibe," und glaube, daß ein freiwilliges Gutmachen der Rechtsverletzung in den Augen der Vernünftigen ihn vielmehr ehren als herabsetzen wird, so wie es mich der Nothwendigkeit überhebt, von diesen Dingen weiter öffentlich zu sprechen.

Schwieriger ist die Beilegung des Editions- und Exhibitions-Prozesses. Er kann nicht verlangen, daß ich um seinetwillen meinem Rechte an einem Dritten entsagen soll, der mich härter, als er selbst, beleidigt, ja eigentlich ihm erst die Waffe der Verletzung geschmiedet hat. Das kann nun zwar ein Schriftsteller sein, den ich ohnehin nicht verklagen, sondern vielleicht mit Humor bedienen würde, aber das ändert nichts an der Sache. Ich sehe ein, daß Herr Brockhaus Nachtheil davon haben kann, wenn er mir ihn bekannt macht, ehe er muß, und nur er selbst kann, nach seinen Rechtsverhältnissen mit diesem Manne, beurtheilen, ob er nicht besser thut, sich durch ein rechtskräftiges Erkenntniß dazu zwingen zu lassen. Inzwischen könnten auch in der ganzen Entstehungsgeschichte des Briefes Umstände liegen, die meine Ansicht änderten, und da er nur darüber Aufschluß geben kann, so muß ich auch von ihm die Vorschläge zur Beilegung des Prozesses erwarten. Das sagen Sie ihm mit der Ihnen eigenen Gewandtheit und Schonung der eintretenden Verhältnisse, wovon Sie mir so oft Beweise gegeben haben. Er wird daraus wenigstens abnehmen, daß von Leidenschaftlichkeit meinerseits nicht mehr die Rede sein kann. Hochachtung und Freundschaft. Müllner.

Erklärung.

In den drei Injurienprozessen, welche der Herr Hofrath Dr. Müllner wegen der Flugschriften: Müllneriana Nr: I. und II. und wegen eines spätern Flugblattes: Letzes Wort u. s. w. gegen mich angestellt hat, bin ich durch die bisherigen, wider mich ausgefallenen, motivirten Urtheile der Dicasterien überzeugt worden, daß ich meinen Herrn Gegner an seinem Rechte auf bürgerliche Ehre wirklich verletzt habe. Inzwischen habe ich bei diesen verlornen Prozessen etwas gewonnen, welches mir moralich mehr werth ist, als je ein gewonnener Injurienprozeß mir würde sein können: nämlich die Ueberzeugung, daß ich in Hinsicht der Gesinnungen, welche der Herr Kläger persönlich gegen mich hegt, mich geirrt habe. Denn weit entfernt, seines formellen Sieges sich zu überheben, hat er es meinem eigenen Anstands-Gefühl überlassen, die öffentliche Rechtsverletzung ohne weitere Einwirkung des Richteramtes auszugleichen, und ich weiß zu diesem Ziele nicht besser zu gelangen, als wenn ich das Publikum ersuche, die oben bezeichneten Flugschriften gänzlich zu vergessen. Leipzig u. s. w."

Obgleich diese Erklärung an einigen Stellen noch etwas schonender für den Erklärenden hätte abgefaßt sein können, so mochte ich doch nichts daran ändern, und legte sie Brockhausen persönlich zur Einsicht vor. Er erklärte mir aber, daß er sie nicht unterschreibe, daß er überhaupt keine einseitige Erkärung unterschreiben, sondern, daß er Müllner'n öffentlich beleidigt zu haben, bloß dann öffentlich bekennen wolle, wenn Müllner seiner Seits öffentlich erklären würde, daß er ihn zuerst öffentlich beleidigt habe und seine Beleidigungen widerrufe."

Meine Vermittelung scheiterte an dieser — gewiß unbilligen — Forderung; denn auf meine Müllner'n davon gegebene Nachricht antwortete dieser:

„Weißenfels d. 1. December 1821.

Nun, wenn der Mann lieber die gerichtlichen Abbitten, als eine freiwillige Widerrufung gedruckt sehen will, mir kann es gleichviel gelten. Suchen Sie aber nicht um Termin dazu an, ich bin willens, die Abbitte und Ehrenerklärung *) persönlich von ihm zu empfangen, mag ihm aber doch just nicht die Kosten einer besondern Reise aufladen **). Dagegen erbitt' ich mir die rechtskräftigen Urthel zur Einsicht. Geht die dritte Injuriensache noch fort, so suchen Sie mir einen andern Advokaten aus, den Sie substituiren ***). Die Civilsache gehe ihren Gang. Hochachtung und Freundschaft.

Müllner.

---

*) Auf Ehrenerklärung war in keiner der drei Injurienklagen erkannt.

**) Hätte Brockhaus wohl die Verbindlichkeit gehabt, diese zu bezahlen?

***) Ich verließ wenige Wochen später Leipzig und wendete

Passen Sie doch dem Herrn B. ein wenig auf den Dienst; ich lese sein Blatt nicht; aber was gilt's, er injurirt wieder! Gern hätt' ich ihn noch einmal in der Falle."

Weder mein Gefühl, noch meine Zeit erlaubte mir, diese Nachschrift zu beachten. Dennoch konnte ich Leipzig nicht verlassen, ohne von Müllner'n mit Fertigung einer vierten Injurienklage gegen Brockhaus beauftragt zu werden. Während eines Besuches in Weißenfels erhielt ich von ihm folgendes Billet:

General-Lieutenant!

In dem eroberten feindlichen Archive, welches Sie mir eingesendet haben,*) hab' ich wichtige Entdeckungen gemacht von einer Verfälschung, welche Sie nicht ahnden konnten, welche aber vortrefflich zu gebrauchen sind, dem Feinde eine neue Schlappe anzuhängen. Ich sehne mich, Sie darüber zu sprechen, bevor Sie zum ersten Armeekorps in die Gegend der Hauptstadt abreisen. Während Sie das erste Corps durch die Defileen der Appellations-Instanz zu neuen Siegen führen; während das zweite und dritte auf ihren Lorbeern ruhen, und während das vierte den Feind in seinem Hauptquartiere blokirt, bin ich gesonnen, auf unserer sichern Basis ein fünftes zu bilden, und unter die Befehle des Offiziers zu stellen, den Sie würdig gefunden haben, Ihre Siege zu verfolgen. Haben Sie morgen 3 Uhr wohl Muße zu einem geheimen Kriegsrathe?

Müllner."

Der Erfolg unseres Kriegsrathes war der Beschluß zu Anstellung einer vierten Injurienklage. Ich fertigte und überschickte solche Müllner'n zur Durchsicht und Vollziehung, glaube aber gehört zu haben, daß er sie nicht anhängig gemacht hat. Ich würde vielleicht im Stande sein, den Grund dieser Unterlassung anzugeben, wenn nicht schon in den folgenden Monaten eine Spannung zwischen uns eingetreten wäre, welche unsere prozessualischen Beziehungen gänzlich und unsere freundschaftlichen für eine Zeitlang auflösten.

Im July 1822 entschied das Appellationsgericht zu Dresden in dem dahin devolvirten Editionsprozesse, daß Brockhaus verbunden sei, „in dem zur Edition des in der Klage erwähnten Briefes künftig anzuberaumenden Termine Appellatem zwar nicht den ganzen Brief, aber doch die Stelle desselben, in welcher die in der Klage angezogenen Worte sich befänden, nebst dem Schlusse und Unterschrift desselben vorzuzeigen." Herr Kriegsgerichtsrath Puttrich zu Dresden, als mein Nachbevollmächtigter, theilte mir dieses Resultat unter Beifügung seiner Verlags-Rechnung sofort mit, und ich verfehlte nicht, Müllnern unverzüglich davon zu benachrichtigen. Allein — ich erhielt keine Antwort, und erfuhr erst auf anderm Wege, daß Müllner meinen Nachbevollmächtigten unmittelbar befriedigt habe. Ich läugne nicht, daß diese Vernachlässigung mir wehe that, und ich daher bei einem Besuche in Weißenfels im Jahre 1823 Müllner'n unbesucht ließ. Kaum war ich an meinen Wohnort zurückgekehrt, als er mir Folgendes schrieb:

„Wertheſter Herr Doctor,

Ich bin mit Ihnen nicht zufrieden, mein Bester! Es war nicht fein, daß Sie von mir, bei Ihrem letzten Hiersein, nur en passant auf der Straße sich sehen ließen, und noch dazu so, daß ich die Bekanntschaft Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin nicht machen konnte. Ich hab' Ihre Frau Schwester gefragt, ob sie nicht wisse, was ich Ihnen zu Leide gethan; sie hat mir aber keine Aufklärung geben können.

Hochachtungsvoll und

ganz ergebenst

Weißenfels den 24. Jan. 1824. Müllner."

Ich nahm keinen Anstand, die Veranlassung meines Benehmens ihm ganz offen zu schreiben. Er antwortete:

„Weißenfels d. 29. Febr. 1824.

Sehr verehrter Herr Doctor!

„Stolz will ich den — Weißenfelser, ich mag es gerne, wenn auch der Becher überschäumt;" aber Ihr Stolz, nein, der ist mir denn doch zu arg. Ich hab' Ihnen schreiben sollen, daß B. das Appell. Ger. Urthel rechtskräftig werden lassen? Wenn Ihnen daran lag, so mußten Sie das früher, weit früher, erfahren haben, als ich, denn Sie waren wöchentlich in Dresden; konnten den Substituten sprechen, wenn Sie wollten, und ich erfuhr die Rechtskraft fürwahr erst aus der Notification des Oberhofgerichts von der erfolgten Remission. Ich hätte von Ihnen frühere Kunde über den Ausgang des Streites erwarten können, und Sie klagen, daß ich Ihnen keine von der erfolgten execut. sentent. gegeben, die in vielen öffentlichen Blättern erfolgen mußte! — Nein, mein verehrter Herr, das ist kein reiner Wein, Ihr Benehmen muß andere Ursachen haben, und ich fühle mich verbunden, deren Angabe Ihnen — zu erlassen. Hochachtungsvoll

Ihr erg.

Müllner."

(Beschluß folgt.)

---

mich in die Nähe von Dresden. Mein Nachbevollmächtigter wurde Herr Dr. Moritz Kind, damals noch Sachwalter.

*) Es waren dieß meine Privatakten, zu denen ich Abschriften von Brockhausens gerichtlichen Eingaben hatte bringen lassen, welche bis dahin Müllner'n größtentheils unbekannt geblieben waren, da ich, um das Feuer nicht anzuschüren, ihm nur die wenigsten mitgetheilt hatte.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Darmstadt, Ende Februar 1831.

(Beschluß.)

Schade, daß die Wirklichkeit beinah immer das Gegentheil dieses Weltbürgersinnes zeigt. Dieß beweist in neuer Zeit wieder die Ernennung des Israeliten Herrn Abraham Linz hier, der zugleich Hauptcollecteur und ein sonst achtbarer Mann ist, zum Commerzienrath. Dadurch fühlten sich Commerzienräthe christlicher Confession aber nicht christlichen Sinnes so schwer beleidigt, daß sie ihre Titel aufgaben. Eine eigene Erscheinung, die in ihren Folgen und gegenseitigen Reibungen in's Gehässige übergegangen ist!

Die Tagesneuigkeiten, herbeigeführt durch die Kämpfe in Süden und Norden, nehmen so sehr alle Gemüther in Anspruch, daß man wenig außerdem Bemerkenswerthes sieht oder hört. Allgemein ist die Theilnahme, welche man den heldenmüthigen Polen schenkt, und dürfte wohl theils durch sich selbst, theils durch die Vermuthung, wenn sie unterliegen sollten, gerechtfertigt werden, welche man gegen Rußland und einen allgemeinen Krieg hat, der bei den erschöpften Kräften für unser Deutschland um so verderblicher werden muß. Daß man auch höheren Orts nicht ganz traut, beweiset das Rüsten und Mobilmachen unseres Militärs. Gerüchte wollen sogar wissen, ein Bundesheer solle in der Kürze die französische Grenze besetzen. Dieß fehlt noch, um den Krieg bald zu einer lodernden Flamme zu schüren. Wie sehr aber aller kaufmännische Verkehr dadurch leidet, ist kaum zu sagen; und daß es um unsere Landbewohner wirklich schlimm aussieht, beweisen leider die vielen Auswanderungen nach Amerika. Ueber 200 Familien gehen aus dem Odenwalde allein im nächsten Frühling dahin ab, weil sie hier nicht mehr existiren können. Die Abgaben, und darunter die Communalsteuern, sind zu bedeutend und kaum zu erschwingen; und doch strebt man sie täglich zu vermehren! Ein böses Zeichen, das noch die größte Anarchie herbeiführen muß.

In literärischer Beziehung hat uns Professor Dieffenbach in Friedberg mit einer sehr lesenswerthen Hessischen Geschichte erfreut. Alle Sylbenstecherei vermeidend und die Materialien verständig sichtend, gibt sie uns ein klares Bild dessen, woraus unser jetziges Großherzogthum hervorging. Eine recht liebe Gabe, die dadurch noch besonderen Werth erhält, weil die von Wenk und Schmidt mehr Quellensammlungen für die Vaterlandsgeschichte sind. — Unsere hessischen Blätter suchen sich in der Fluth von Zeitschriften Bahn zu brechen; sollten aber mehr Abnehmer haben, da sie zu den besseren Tagsblättern zu zählen sind.

Das gesellige Leben scheint durch die nahe Auflösung des Theaters eine andere Form anzunehmen, da man schon jetzt dahin strebt, jenes durch freundliche Kreise vergessen zu machen. Bei welchem gewonnen werde, muß die Zeit lehren. Inniger und daher angenehmer sind letztere in jedem Falle, und so will auch ich das Beste hoffen, und hiermit meinen Bericht schließen.

Nächstens mehr.

Der Aufsatz über Sondershausen, welcher in Nr. 44. und 45. des Planeten abgedruckt ist, enthält neben manchem Wahren mehrere Unrichtigkeiten und Uebertreibungen. Völlig wahr ist es, wenn es darin heißt: daß die Bürger Sondershausens mit seltner Liebe an ihrem Fürsten hangen, der eben so human als ein Feind von Cabale und Intrigue ist, daß Derselbe als wahrer Landesvater mit seinen Unterthanen zu sprechen pflegt, daß man Ihn unter lebhaften Freudensbezeugungen in Seiner Residenz empfing, als Er von Ebeleben nach Sondershausen kam, daß man die Pferde abspannen wollte, welches Er mit der Aeußerung verbat, daß Er dann zu Fuße gehen werde, so wie daß am 5. Dec., wo Sein 70ster Geburtstag gefeiert wurde und Er in der Mitte Seiner Bürger als Fürst und Vater zugleich erschien, großer Jubel war. Dagegen erlaube ich mir, anderer Unrichtigkeiten nicht zu gedenken, auf erhaltene höhere Veranlassung, Folgendes zu berichtigen.

Die Aufhebung des Theaters hat keineswegs den mit Uebertreibung geschilderten üblen Eindruck gemacht, vielmehr findet man es lobenswerth und weise, daß der Durchl. Fürst, Sein eigenes Vergnügen zum Opfer bringend, einen großen Theil der durch das Theater veranlaßten Kosten dazu verwenden läßt, die auf den Unterthanen ruhende Steuerlast zu mindern.

Ungegründet ist es ferner, daß, als ich im November v. J. mit Urlaub verreist war, mir von dem Durchl. Fürsten eiligst eine Stafette nachgeschickt worden sei, und endlich kann ich der Wahrheit gemäß bezeugen, daß alles in meinen Geschäftskreis Einschlagende von einiger Wichtigkeit Höchstdemselben von mir treu und gewissenhaft vorgetragen wird, und Er mithin dieses allerdings weiß und erfährt, wovon viele Seiner Unterthanen sich zu überzeugen Gelegenheit haben.

Sondershausen den 11. März 1831.

G. von Ziegeler.

Buntes.

Die meisten Menschen fehlen aus Irrthum, die wenigsten aus reiner Schlechtigkeit, und diese wird in vielen Fällen auch nur als Nothwehr ausgeübt.

Minister und Thurmwächter sehen die Menschen nur aus erhabener Höhe herab. Darum ist es ihnen zu verzeihen, wenn sie nur die Paläste der Großen, nicht aber die Hütten der Armen kennen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 75. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 30. März. 1831.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

„„Schuß und Tod!" stürmte Wilhelm: „„ich bin Soldat und hab' es mit angesehen, wie der Schlachtentod Feinde den Feinden unfreiwillig an's Herz preßt, wie die einander gegenseitig Brust und Arme zum bequemern Sterbekissen boten, die sich erst, Mann an Mann gedrängt erschlugen. Aber solch' ein Mörderzeichen kann selbst Moder und Verwesung nicht von der Stirne des todten Bösewichts nehmen.""" Er ging mit heftigen Schritten durch's Zimmer und glaubte, den todtbleichen Ferdinand anblickend, zu hart gesprochen zu haben. „„Ferdinand""" — zürnte er mit etwas milderer Stimme, die sogar einen Anklang von Wehmuth hatte — „„Du bist wahnsinnig, oder Du hast unsern Vater nie geliebt.""

Ferdinand seufzte tief, gräßlich tief auf; dann zwang er sich zu einem wilden Lächeln. „Wenn ich so vernünfteln wollte, wie Du" — entgegnete er — „wer weiß, ich hätte vielleicht noch so manches mehr mir selbst in den Weg zu werfen und aus dem Wege zu räumen. Dein Gewissen ist rein von Blutschuld, Bruder, das muß unendlich süß sein — — still doch, was fasl' ich da, ich will sagen, es ist eine schöne Sache um ein reines Gewissen, und wenn wir, wie es heißt, oder vielmehr wie wir wissen, das haben, so mein' ich, lieber Bruder, man braucht in diesem Falle mit andern Sachen es nicht so gar ängstlich zu nehmen. Ich weiß nicht, ob Du das alles verstehst, es geht mir vielleicht selbst nicht besser, und doch versteh' ich mir noch viel zu viel von dem allen und das preßt auf die Seele, wie eine Welt voll Verdammniß."

Wilhelm starrte erstaunt den seltsamen Sprecher an. „„Ich fürchte""" — sagte er kopfschüttelnd — „„Deine Brust verschließt ein schweres, verderbliches Geheimniß. Möge Deine Seele rein sein!""" Diese Bemerkung des Bruders weckte Ferdinands Stumpfsinn auf, gleichwie ein neuer Schrecken am sichersten den ersten niederdämpft; denn auch er schien zu befürchten, der Bruder habe etwas errathen, was er nicht solle. Aber bald wurde, bei Ferdinands fortwährend reizbarem und krankhaftem Gemüthszustande, seine Besorgniß zum leidenschaftlichen Schmerze. „Du sprichst hart, Bruder!" rief er: „den Vater soll ich nicht geliebt haben? — Wehe mir, daß ich das Gegentheil wohl nur zu unbestreitbar beweisen könnte! Aber das mahnende Bild des todten Vaters, das Schreckbild des gemordeten Mörders, alles das geht unter in meiner unendlichen Leidenschaft zu Marien! Richte mich, Bruder! Verdamme mich! — Ich floh diese Stadt, als Theresens Vater — dahin war; meine Leidenschaft ewig hinter meiner Fährte und den Wahnsinn in Kopf und Herzen, so fand ich Dich. Ich hatte da einen dunkeln fürchterlichen Traum bestanden, mein ganzes Wesen gohr in wilder Zerrüttung; aber die Liebe rang sich siegend auf aus Wahnsinn und Seelenmacht. Ueberlaß' mich meinem Drange und sei blind, wie ich, für den Ausgang; zwänge Dich nicht in mein Verhängniß, es würde Dich mit verderben und mich nicht retten. — Jetzt hab' Dir alles gesagt, was ich sagen darf, habe Dich vor mir selbst gewarnt; thue nun was Dir gutdünkt, ich habe das Meinige gethan, ich muß und werde auch ferner das Meinige thun; ich kann nicht anders, mein Bruder!"

Bei den letzten Worten warf er sich stürmisch an Wilhelms Brust; Bruderliebe und tiefgeheimes gränzenloses Wehe kämpften versöhnungslos in seinem Busen und es war, als müsse er im unendlichen Schmerzen dahinsterben und vergehen an dem Herzen des Bruders. Auch Wilhelm war tiefgerührt und schien nach einem Entschlusse zu ringen.

„„Wohl denn,""" sprach der Letztere endlich und drängte den Bruder sanft aus der Umarmung, „„wohl, ich überlasse Dich Deinem Drange, will nicht noch einmal störend oder rettend zwischen Dich und Deine Leidenschaft treten, weil Du es so willst. Die Pflicht ruft mich zurück zu meinem Regimente. Ich verlasse Dich,

überlasse Dich einem treulosen Rathgeber, Deinem Herzen. Handle wie Du willst; nur vergiß den todten Vater nicht, noch den Bruder, welcher nur für Dich leben will. Stürme in Dein Verhängniß; aber wenn einst das Unglück Deine Verblendung Dir klar machen sollte, wenn Du rathlos und verzweifelnd von denen Dich verrathen siehst, für die Du Alles hingabst, dann kehre zurück zu dem Herzen des Bruders und es wird Dich und die Last Deines Ungemachs aufnehmen, und wenn es darüber brechen müßte.““ Er drückte den zitternden Ferdinand noch einmal mit schmerzlicher Hast an seine Brust und eilte mit schwankenden Tritten hinaus.

Erschöpft sank Ferdinand in das Sopha zurück und sah mit einem Blicke, in welchem sich der härteste Gegenkampf der Empfindungen malte, noch lange auf die Thüre hin, durch welche der Bruder verschwunden war.

(Forsetzung folgt.)

Wortspiel.

Der sächsische Minister Graf Heinrich von Brühl (geb. 1700 gest. 1763) war sehr stolz.

Einst beklagte sich Jemand gegen Rabener über die geringschätzige Art, womit ihn der Graf behandelt habe.

„Sie müssen ihm das zu gute halten,“ erwiederte Rabener mit einem sarkastischen Lächeln: „mir ist es nicht besser gegangen; aber er hat eine große Entschuldigung für sich. Er ist unstreitig der älteste Edelmann auf unserm Erdboden. Seine Vorfahren sind älter als Adam; denn nach dem alten Testamente schuf Gott den Menschen bei Erschaffung der Erde zuletzt, und es gibt, wie Sie in jeder Naturgeschichte lesen können, eine Gattung Affen, die Brühlaffen genannt werde.

Jocosus Fatalis.

Müllner als Client.

(Beschluß.)

Ich glaubte hierauf nicht schweigen zu können, und erwiederte:

„Sehr verehrter Herr Hofrath!

Der Schluß Ihrer am 14. d. erhaltenen geehrten Antwort vom 29sten v. M. veranlaßt mich, diese Zeilen unter fremdem Siegel und fremder Aufschrift, doch unter fremden Augen nicht gelesen, Eure Wohlgeboren zu überschicken. Ich glaubte an die Möglichkeit, einen von meiner Hand überschriebenen Brief von Ihnen zurückgewiesen zu sehen, und wäre diese Möglichkeit zur Thathandlung geworden, — es würde mir sehr leid gethan haben; nicht um der Verachtung willen, die Sie dadurch mir zu beweisen sich das Ansehen gegeben hätten; denn wie ich über Ihre Verachtung mich erhaben weiß, so weiß ich auch, daß der angenommene Schein derselben nur das Resultat der Verstandes-Täuschung Ihres eigenen richtigern Gefühles gewesen sein würde. Und das hätte mir Leid gethan. Ich habe nicht blos den Gelehrten und den Dichter, auch den Menschen hab' ich zeither in Ihnen geachtet. Ungern würde ich von dieser Achtung scheiden. Aber ich müßte es, wenn ich sähe, daß Sie zu den gewöhnlichen Menschen gehören, die, zu stolz, ein begangenes Unrecht zu bekennen, statt dessen den Beleidigten spielen, und so, sich selbst täuschend, ein Benehmen zu rechtfertigen suchen, das sie nicht entschuldigen wollen, weil sie fühlen, daß sie es nicht entschuldigen können. So haben Sie in Ihrem letzten Briefe sich gezeigt. Die Schuld des Unrechtes, die auf Ihnen lastet, haben Sie auf mich überwälzen, und, die Seichtigkeit Ihrer Beschuldigung wohl erkennend, mit der Schwere Ihres Namens mich erdrücken, und vornehm — mir verzeihen wollen. Gottlob! daß ich für diese Verzeihung zu gut bin. Ich gebe sie Ihnen mit der Versicherung zurück, daß ich Ihre Freundschaft gern ein zweites Mal verlieren wollte, könnte ich den Glauben an Ihren Menschenwerth dadurch wieder gewinnen.

Mit aller Achtung u. s. w.

Schloß Lauenstein,

den 25. März 1824.“

Jetzt, wo ich bei ruhigem Blute die Sprache dieses Briefes zu hoch finde, und wo es mir leid thut, Müllner'n doch vielleicht Unrecht gethan und ihn in seinem Benehmen falsch verstanden zu haben, jetzt erkenne ich es mit Freude und Dank, daß er diesen Brief unbeantwortet gelassen hat, und erkenne es mit Stolz, daß, als ich ohngefähr ein Jahr später zum ersten Male wieder in Weißenfels an einem öffentlichen Orte mit ihm zusammentraf, ich seinem Entgegenkommen nur zu begegnen brauchte, um das gestörte Verhältniß unserer Freundschaft vollkommen erneuert zu sehen. Des Vergangenen wurde nie gedacht, und er bewahrte mir sein Wohlwollen bis an den letzten seiner Tage.

Müllner und Brockhaus sind nun Beide in das Land des Friedens übergegangen und ihre Streitigkeiten fallen der Vergessenheit zum Erbe. Allein immer werden Müllner's hier mitgetheilte, von ihm gewiß ohne den Gedanken einer Bekanntmachung geschriebenen Briefe als reiner Abdruck seines Gemüthes für ihn das Zeugniß geben, daß, wenn er es war, der den gerichtlichen Streit mit Brockhaus begann, doch auch er es war, der, als die Sprecher des Rechtes ihm das Recht zugesprochen hatten, Brockhausen wiederholt die Hand zur Versöhnung bot. Nur, wenn er die Hand zurückgewiesen und von Neuem sich verletzt sah, zürnte er von Neuem, immer seinem Worte, seinem Vorsatze treu. Daher trifft die Schuld des langen Krieges nicht ihn, den Sieger, sondern Brockhausen, den stets Besiegten.

Er verfolgte den Sieg, nicht um des Sieges, sondern um des Friedens willen, und daß er, um seinem Gegner den Frieden zu geben, mit ihm die Rollen nicht tauschen und öffentlich nicht als Besiegter erscheinen wollte: — wer dürfte das tadeln können? — Was er aber als Client war, möchten das alle Clienten ihren Sachwaltern sein! —

Leipzig und die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Ich wollte antworten. Da entführte ein weißer Herrn-Domino den Unartigen und ich setzte mich auf einer andern Seite neben eine junge Dame, deren ganze, sichtbare Verkleidung in einem Paar Spitzen-Augen bestand. Sie wechselte mit ihrer Nachbarin zur Linken einige Worte. Hierdurch von ihrer Sprachfähigkeit überzeugt und begierig zu erfahren, ob der Unartige zu seiner Unart Grund habe, sagte ich: „welcher Unterschied zwischen dem Londoner und dem Leipziger Tunnel! Dort leuchten Lampen, hier strahlen Sonnen." — Da maß mich die Angeredete von der äußersten Spitze meines Schuhes bis zum obersten Rande meines Hutes, ließ ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen spielen, nahm den Arm der Nachbarin und ging. Erstaunt blickte ich ihr nach. „Unsere Damen sind für's Maskenleben geboren," sagte eine bekannte Stimme neben mir; „da sie keinen Geist zu maskiren haben, so maskiren sie den Geistesmangel." — Die Stimme gehörte der ungeheuern Habichtsnase unter dem befederten Barett. „Behaupten Sie das von Allen, die hier sind?" fragte ich, dem Vorübergehenden nacheilend. — „Dort sitzt eine Ausnahme," erwiederte er, und während ich dem Winke seines Auges und einer flüchtigen Handbewegung folgte, mit welcher er nach einer Dame zeigte, die, in weißem Atlas gekleidet, neben einer von Juwelen strahlenden Matrone saß, war der Sprecher verschwunden. Ich näherte mich der Bezeichneten und hörte, wie sie eben zu einem Herrn, der in demselben Augenblicke zu ihr trat, einige englische Worte sprach, erkannte jedoch sogleich den deutschen Accent, und freute mich darüber um so mehr, je ungerner ich in diesem edeln Gesichte das Eigenthum einer Ausländerin gefunden haben würde. Sobald der Herr sie verließ, nahm ich den Platz an ihrer Seite und erhielt auf meine einfache Anrede eine so artige und zugleich so bescheidene Antwort, daß ich unwillkührlich zum Lobredner des Zufalles wurde, der mich in die Nähe des Juwels der Leipziger Damen geführt habe. — „Da mir der Anspruch auf diese Auszeichnung fehlt," erwiederte die Nachbarin, so darf ich wohl fragen, welcher Vergleichung ich sie schuldig bin?" — Ich erzählte nun, wie Eine der Angeredeten mit Nicken und Schütteln, und eine Andere mich noch kürzer abgefertigt habe, und als ich das erzählt, bemerkte die Lächelnde: „das Gebot der Sitte ist strenger als die Pflicht der Artigkeit; darum werfen Sie keinen Stein auf die Schuldlosen; ich aber gehöre Leipzig erst seit wenigen Tagen an; meine Vaterstadt ist H—."

Willst Du, mein alter Freund, mit Dampfwagen-Schnelligkeit die Ruhe Deines Herzens verlieren, so öffene Dir den Eingang in die Familie dieser Liebenswürdigen, und ist ihr Herz noch frei, so — tausche ihr diese Freiheit gegen die Deinige ab.

Gegen zehn Uhr begann der Tanz. Er fing mit einer Polonaise nebst angehangenem, langsamem Walzer an, ging zur Galoppade über und endigte, nach Verlauf einer Stunde, vor Eintritt der, den Maskenzug des Tunnel verkündenden Pause, mit einem Contretanze. Was mir dabei als Merkwürdigkeit auffiel, waren zwei Kleinigkeiten: ein Herr, der im Contretanz auf die Entfernung von drei Schritten die Schienbeine der Zuschauer gefährdete, und eine Dame, die trotz des heißen July-Clima's von ihrem grauen Pelzkragen sich nicht trennte. Beides ging jedoch nur als flüchtige Bemerkung an mir vorüber; denn abgesehen, daß ich nicht weiß, wie weit die Leipziger Herren ausschlagen dürfen, und ob Fisch- oder Zwergsblut in den Adern der Leipziger Damen rinnt, nahm die Grazie der Dir empfohlenen Liebenswürdigkeit meine Augen in so unbeschränkten Anspruch, daß alles Uebrige um so ungesehener blieb, je weniger es, in Folge flüchtig zugewendeter Betrachtung, sehenswerth erschien. Auch hatte ich gut gethan, meine Aufmerksamkeit nicht zu zersplittern, denn die eingetretene Pause, ein Zusammenströmen der Masken und ein unruhiges Hin- und Herlaufen mehrer schwarz gekleideter Comitémitglieder ließ den nahenden Maskenzug erwarten, und daß dieser ungetheilte Aufmerksamkeit erheischte, kannst Du schon aus dem Stiefelknechte errathen, der das Symbol der Tunnel-Gesellschaft ist und als solcher auf einem Sims am Fuße eines Gemäldes lag, hinter welchem es nach gerade anfing lebendig zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Frankfurt, vom 19. März.

Die größte Merkwürdigkeit bei einer Stadt, wie die hiesige, die aber meines Erachtens bisher noch Niemandem aufgefallen ist, und auch schwerlich beachtet werden dürfte, ist ihre geringe Bevölkerung. Man denke sich eine Stadt an einem schiffbaren Fluß, wenige Meilen vom Zusammenfluß des Main und Rhein, schon vor 1000 Jahren einer der Lieblingsaufenthaltsorte Kaiser Karls des Großen, spä-

terhin fast durch's ganze Mittelalter hindurch Krönungsstadt der römisch-deutschen Kaiser, von jeher bedeutender Handelsplatz und bis in die neuesten Zeiten Hauptverbindungspunkt des östlichen und westlichen, nördlichen und südlichen Europa's. Diese Stadt hat bei einer übrigens sehr schönen und gesunden Lage ihre Bevölkerung durch alle die Jahrhunderte ihrer Existenz hindurch nicht höher als etwa 52,000 Menschen gebracht. Wenn man die reißend wachsende Bevölkerung nordamerikanischer Binnenstädte betrachtet, die bei weitem die mächtigen Bedingungen eines zunehmenden Flors nicht haben, wie unsre europäischen Städte, welche letztere mehr oder weniger in ihrer nächsten Umgebung von Ländern umfangen sind, die an Einwohnern eben keinen Mangel leiden, welche sich gern nach Punkten hin drängen, die, vermöge ihres alten Rufes und einer günstigen Lage, als Sammelplätze des Kunstfleißes und Handels, mit einem Worte als Nahrungsorte gelten: so fragt man sich überrascht um die Ursachen der stehen gebliebenen Bevölkerung unserer Stadt. — Ohne tiefer in das Wesen der von Grund aus verschiedenen Entstehungs- und Fortbildungsweise alter europäischer und neuer transatlantischer, vorzüglich nordamerikanischer Städte einzugehen, scheint uns hierbei hauptsächlich ein Grund von Wichtigkeit zu sein, der uns bei der Entwickelung europäischer Städte vom größten Interesse zu sein scheint. Es ist das System des Zunft- und Innungswesens, das im germanischen Europa dem Mittelalter seine Entstehung verdankte und der heutigen Physiognomie unsrer Städte einen unverkennbaren Stempel aufdrückte. Hier und da sind nun zwar bei uns in Europa in dieser Beziehung bedeutende Veränderungen vorgegangen, die mehr oder weniger dieser oder jener Stadt einen veränderten Charakterzug mittheilten, allein im Allgemeinen sträubten sich vornehmlich die alten deutschen freien Reichsstädte und vor allen Frankfurt, bei ihrem günstigern Schicksale, gegen jede Neuerung, die nach Gewerbfreiheit hinzielt. Zunft- und Innungswesen neigt überhaupt nach einer gewissen Geschlossenheit hin. Privilegium, Monopol, wenn auch nur im Bereich der Innung, als juristischer Person, ist sein Pannier; kein Wunder, daß sich dieß Princip mehr oder weniger der ganzen städtischen Gemeinheit mittheilte und einen Geist des Abgeschlossenseins hervorrief, der sich schroff, allen übrigen Stadt- und Landgemeinden gegenüber, aussprach. So entstanden die kleinen Republiken unsrer deutschen Reichsstädte, die so lange die Blüthe und Zierde unseres Vaterlandes gewesen. Unverkennbar entwickelte sich aus diesem Princip im Lauf der Jahrhunderte bei immer zunehmender Ausbildung der Staatswissenschaften die Ansicht, daß es vernünftiger und gehaltener sei, ein kleine, kompakte und wohlhabende Bevölkerung zu haben, als eine große, schlecht zusammenhängende und nahrungslose. Staatsökonomen mögen in der Theorie noch so oft das Gegentheil behaupten; in der Ausführung geben sie nothgedrungen doch immer noch dieser Ansicht den Vorzug. —

Ihrer gütigen Aufforderung, Ihnen von Zeit zu Zeit für Ihr geachtetes Journal Nachrichten aus dieser alten, freien Reichsstadt zu geben, Gnüge leistend, soll es die nächste Aufgabe für mich sein, Ihnen nach Kräften ein Kultur- und Sittengemälde dieser in so vielen Beziehungen merkwürdigen und wichtigen Stadt und ihrer Umgegend zu liefern, da mir die Einrichtung Ihres Journals, namentlich die Rubrik: „Leben und Treiben auf unserm Planeten," die Sie in Ihrer Einladung an mich näher bezeichnet haben, eben so zweckmäßig erscheint, als sie andern Theils meinem Vorhaben förderlich ist. Mein nächster Bericht wird also den Anfang einer Charakteristik enthalten, die ohngefähr nachfolgende Ueberschrift rechtfertigen soll: Frankfurt wie es war, wie es ist und wie es sein könnte.

Meine heutigen Mittheilungen schließe ich mit der Erwähnung einer Holtei'schen Vorlesung, die mich und alle Kunstverständige ungemein angesprochen hat, und uns Hrn. v. Holtei als großen Redekünstler bewundern ließen. Er trug mehre Scenen aus Shakespeare's Heinrich IV. mit bewundernswürdiger Vollendung vor. Konnte man, wie es mit mir der Fall war, bei dem übervollen Lokale den Künstler nicht sehen, so war die Illusion vollständig: man glaubte, bis auf die kleinsten Farbengebungen, alle bei diesen Scenen handelnden Personen zu vernehmen und bei dem lebhaft fortschreitenden Dialog mit einer solchen Charakterwahrheit sich bewegen zu hören, daß man es gern verschmerzte, das Mienenspiel des schönen und liebenswürdigen Künstlers bei seinem Vortrage nicht beobachten zu können. Besonders gelungen war die herrliche Beraubungs- und die darauf folgende Lügenscene Falstafs zu nennen, so wie die später kommende Rekrutenscene. Allen Anforderungen, die man an eine Darstellung dieser genialen Produktionen des großen Britten machen kann, geschah im vollen Maße Genüge. Gegen diese Massen von Humor sind doch wohl die erbärmlichen modernen Witzjägereien eines Saphir ꝛc. wahrhafte Irrlichter und Sternschnuppen. Hier findet man das wahre Gemüth, den tiefen Blick in die Menschenbrust. Shakespeare ist ein Hogarth; er hat die Menschheit bis in ihre geheimsten Nuancen studirt; er lacht über ihre Verkehrtheiten, macht aber keinen absichtlichen Witz, um ihr wehe zu thun und Einzelne zu verwunden. Möchten diejenigen, so sich Humoristen nennen, sein Vorbild nicht aus den Augen verlieren: entweder sie werden als solche mit reiner Brust geboren, oder kein Gott vermag sie nachmals dazu zu stempeln.

Buntes.

Die arge Zeit! sie setzt zu und ändert ab nach reiner Willkühr, wie ein ächter Despot. So hat sie aus der gegründeten Unzufriedenheit ein Verbrechen und aus der Amts-Erschleichung einen Modeartikel gemacht.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 76. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 31. März. 1831.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

Es war schon später Abend; ein großer Theil der Meißner Welt hatte sich außerhalb der Stadt begeben, um dort den gewohnten Abendwein einzunehmen. Die Jahreszeit stand in der üppigsten Blüthe des Sommers, da wo es nie ganz Nacht zu werden pflegt und die im Osten aufgehende Sonne fast noch die verspäteten Purpurstreifen der westlichen Abendröthe überrascht.

Daheim saßen in einem neugeweißten Zimmer die beiden hinterlassenen Kinder des todten Roßarztes Lindner, Robert und Marie. Sie hatten Beide ihre vorgenommene Arbeit nachlässig neben sich hingelegt und schauten durch das offene Fenster, in schweigender Betrachtung, nach den flaumartigen Abendwolken, welche hinter den Weinbergen herauf langsam über die Thurmspitzen von Meißen dahinzogen.

„Das Grab unseres Vaters sah gestern wüst und düster aus und heute ward uns noch nicht Zeit, es zu besuchen" — begann Marie endlich gedankenlos. „Bist Du mit dem neuen Kreuze noch nicht zu Stande?" Robert deutete, mit einem stummen Seufzer antwortend, auf zwei zu einem Kreuze vereinigte Hölzer, welche nur noch der Inschrift entbehrten.

„Gut so" — fuhr Marie sinnend fort — „Du bist fleißig gewesen, Bruder. Aber Deine Arbeit wird umsonst sein, wie vorher. Die Erde muß hart auf das Herz unseres Vaters drücken; er stößt schmerzreich das Kreuz aus seinem kalten Bette und selbst unsre Blumen schienen zu schwer auf ihm zu lasten." —

Sie brach ab, denn draußen auf der Treppe ließ sich ein leises Geräusch vernehmen, und im nämlichen Augenblicke riß es die Thüre auf und hastig stürzte ein junger Mann in das Zimmer. Mit einem freudigen Schreckensrufe flog Marie an seine Brust, es war Ferdinand. Sie hielten sich lange und fest umschlungen, ihre Augen hafteten voll schmerzlicher Seligkeit in einander, ihre stummen Blicke erzählten sich viel, viel Süßes und Grausiges, viel von Wonne und Verzweiflung.

Der bleiche Robert, dessen Gesicht die Natur nur für den Ausdruck des Schmerzes gebildet zu haben schien, blickte schweigend in die Umarmung der Liebenden. Ferdinand reichte ihm aus Mariens Umarmung herüber die Hand, da zuckte eine leise Röthe über sein bleiches Gesicht, und mit sanfter Stimme sprach er: „Dein Vater ist auch todt, Ferdinand! und der meinige" — —

Ferdinand drückte ihm die Hand so leidenschaftlich, daß Robert mit einem leisen Schmerzenstone sich unterbrach.

„Ach, Ferdinand!" rief Marie mit einer Heftigkeit, welche nahe daran war, die Gränzen der Weiblichkeit zu überschreiten — „was haben wir nicht erfahren! Ich habe lange schweigen müssen, lange, mein Herz ist fast darüber gebrochen, aber jetzt bist Du wieder da, nun laß mich wieder schwärmen und selig sein und weinen, weinen, bis das schmerzerfüllte Leben selbst in einer schweren gepreßten Thräne dahinrinnt!"

Sie barg ihr Gesicht an Ferdinands Brust, welcher sie mit eigner, sichtbarer Angst zu besänftigen strebte.

Plötzlich riß sie sich los.

„Ich will hinaus," — rief sie mit irrem Blicke — „hinaus aus diesem verpesteten Zimmer, unter dessen frischer Weiße noch das Blut meines Vaters starrt. Ferdinand! willst Du mich begleiten?"

Dieser warf einen wilden Blick auf die weiße Mauer, deren flüchtig aufgestrichene Farbe an einzelnen Stellen wirklich Flecken durchscheinen ließ, die man für halbverwischte Blutspuren hätte halten können; doch strebte er sich zu fassen.

„Nicht doch, Marie!" beruhigte er: „bleib' lieber hier; wenigstens würde ich Dich nicht begleiten können. Ueber mein plötzliches Verschwinden, welches unmittelbar dem Tode meines und Deines Vaters folgte, sind, wie ich hören muß, hier in Meißen seltsame Gerüchte in Umlauf gekommen, die es mir unbequem, ja wohl gar ge-

fährlich machen dürften, wenn ich mich jetzt in dieser Stadt öffentlich sehen lassen wollte."

„Du hast Recht!" sprach Marie gedankenlos, „es ist viel vorgefallen, seitdem wir uns nicht sahen. Geh' hinaus, guter Robert, laß mich mit Ferdinand allein."

Robert gehorchte der Bitte und verließ das Zimmer.

(Forsetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben eines Redakteurs. *)

La verité, toute la verité, rien que la verité.

(Redakteur Klotz liegt auf dem Sopha, eine Pfeife schmauchend; seine Frau ist mit Schreiben beschäftigt; ein Diener tritt ein.)

Diener. Frau von Hacken wünscht die Ehre zu haben —

Klotz. Sie ist willkommen —

Mad. Klotz. (ärgerlich) Nichts als unnütze Störungen.

Fr. v. Hacken. (umarmt Mad. Klotz) Endlich habe ich Zeit gewinnen können, um Ihnen, meine Theure, meinen Besuch abzustatten. Sie glauben gar nicht, wie ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe. —

Klotz. Meine kleine, süße Löwenbändigerin kommt etwas sehr spät. —

Fr. v. Hacken. Und kommt doch eigentlich nur, um mit Ihnen zu zanken. Schon 4 Wochen sind wir hier, und noch haben Sie unsrer mit keinem Sterbenswörtchen in Ihren vielgelesenen Copieen gedacht. —

Klotz. Glauben Sie mir, süße Frau, ich hatte die Zeit an andere Bestien zu denken. (lacht laut.) Das ist ein guter Witz, notire ihn doch, Frauchen; er ist gelegentlich zu gebrauchen. (Zu Fr. v. Hacken.) Indessen wir wollen das Versäumte schon nachholen; aber à propos, was schenken Sie mir?

Fr. v. Hacken. (etwas frappirt.) Mein Mann hat dieser Tage ein allerliebstes Exemplar von einem kleinen Affen erhalten, und mich beauftragt, Ihnen solchen anzubieten; er meint, da Sie doch keine Kinder hätten, würde der Kleine Ihnen viel Vergnügen verursachen.

Mad. Klotz. Herzlich verbunden. Wir haben uns längst einen schönen Papagei gewünscht, wenn Sie da einen übrig hätten? —

Fr. v. Hacken. Auch damit kann ich dienen. Mein Diener steht draußen mit einem sehr schönen, zwar schon bestellten, Vogel, indessen was thut man nicht für seine Freunde. — Jean bringe mal den Papagei herein. (Jean kommt mit dem Vogel.)

Mad. Klotz. Ach welch' ein allerliebstes Thier! Wie heißt Du denn, mein Männchen! Jocko sagst Du? Nein, beste Hacken, mit dem Vogel machen Sie mir eine unmenschliche Freude. Wie sollen wir das gut machen.

Fr. v. Hacken. Es freut mich, wenn er Ihnen gefällt. — Ich bedaure nur, daß meine Zeit so gemessen ist, daß ich nicht länger in Ihrer angenehmen Gesellschaft verweilen kann. — Theuerste Mad. Klotz, werther Herr Klotz, auf baldiges Wiedersehen.

Klotz. Wir erwarten Sie recht bald und recht oft bei uns. Sie sind uns jederzeit sehr willkommen. (Fr. v. Hacken empfiehlt sich.)

Mad. Klotz. (ärgerlich.) Daß Du mir nur keinen zu großen Senf über ihre Viehanstalt machst. (Auf den Vogel zeigend.) Das Beest hat ja nicht einmal einen Käfig.

Klotz. Laß mich nur machen. Der Erste, der uns heute in den Wurf kommt, muß für den Bauer sorgen.

Diener. Schauspieler Host.

Klotz. Bien à propos.

Host. (etwas kalt.) Guten Morgen allerseits. Ich komme, Herr Klotz, um Sie zu ersuchen, mich mit Ihrem Rath zu unterstützen. Vor einiger Zeit haben Sie mich in einer Rezension, in der Rolle des Ossips, getadelt; da ich heute dieselbe wiedergebe, so bitte ich mir Ihre Meinung wissen zu lassen und mich zu unterrichten, wie ich diese Rolle nach Ihren Ansichten hätte geben müssen.

Klotz. Ich bedaure wirklich, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können; denn ich bin nicht der Verfasser jener Rezension. Um Sie zu überzeugen, daß Unparteilichkeit ich mir zur größten Pflicht gemacht, werde ich heute Abend der Darstellung beiwohnen, und selbst darüber eine Kritik schreiben.

Host. Das soll mich recht freuen, denn offenherzig gesagt, ich zürnte deshalb mit Ihnen —

Klotz. Reden wir nicht mehr davon. — Sehen Sie hier, diesen wunderschönen Papagei, den ich so eben von der Hacken zum Geschenk erhielt, damit ich ihrer Anstalt rühmlichst erwähnen möge; nur ist es Schade, daß ich noch keine Zeit hatte, dem Thiere einen Käfig zu besorgen. — Indessen ich erhalte heute viele Besuche und denke: wer mich lieb hat, schenkt mir Einen. —

Host. Wollen Sie mir erlauben, diese Gelegenheit, als Beweis, wie sehr ich Ihre Freundschaft zu schätzen weiß, benutzen zu dürfen?

Mad. Klotz. Wie können wir das verlangen. Sie sind gar zu gütig. — Die geschmackvollsten Käfige, glaube ich, bekommt man bei Lüdemann.

Host. Ich hoffe, der Meinige wird Ihren Beifall erhalten. (er geht.)

(Beschluß folgt.)

---

*) Aus Hamburg eingesendet.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Der Fall war denkbar, da die Dampfschifffahrt überhaupt bei den Regeln, worauf sie beruht, sich gar oft Ausnahmen erlaubt. Es ist das Beste, hieß es weiter, daß Sie von Moorburg aus mit einem Eber hinüberfahren, was etwa 12 Gr. kostet. „Kann man sich aber auch" fragte ich, „einem so kleinen Fahrzeuge sammt Wagen und Pferden mit Sicherheit anvertrauen?" O — die Schiffer bringen alle Holsteinischen Pferde damit herüber, war die Antwort. Und es steht Ihnen ja nachher immer noch frei, wenn Sie wollen, sich nach Haarburg zu wenden, das nur eine halbe Stunde davon entfernt liegt. — Das ließ sich hören. Ich folgte also dieser Weisung und nahm, um ja den Weg nicht zu verfehlen, einen Boten mit. Ja — den Weg fanden wir nun zwar, aber welchen! Erst ging es in tiefe Sandgruben hinab, dann durch einige Krümmungen von Hohlwegen, und als ich schon nach dem Anblick der meilenbreiten Elbe und der bewohnten Stadt Hamburg den Hals reckte, that sich erst noch eine weite Wiesenfläche vor uns auf, die nun von dem Namen Moorburg die ausführlichste Auslegung machte. Durch die Wiesen, die rechts und links mit den Heerden eingepferchi waren, führte ein schmaler Fahrweg mit Gräben auf beiden Seiten, die sich von den vielen Regen so gesättigt hatten, daß sie alle Augenblicke übertraten. Bald war der Wagen in Gefahr, in einen Graben zu gerathen, bald ohne Weiteres zu versinken oder im tiefen Gleise stekken zu bleiben. Da Moorburg schon vor uns lag, so meinte ich, es zu Fuße zu erreichen, aber die grüne Ebene täuschte sehr. Auf die Frage: wie weit? bekam ich bald eine Viertel-, bald eine halbe Stunde zur Antwort; ich ging viertel und halb, und Moorburg war noch nicht erreicht. Dabei wurde der Wind immer heftiger, Wolken thürmten sich auf, und droheten auch, von oben her mich mit Wasser zu bedienen, so daß ich nun doch wieder zurück in den Wagen meine Zuflucht nehmen mußte. Alle Arme, die zu haben waren, mußten sich oftmals anstemmen, ihn wieder aus dem Morast zu bringen, worein er versank. Das Unglück sollte aber noch gesteigert werden. Der Polak nämlich bekam es nach gerade satt, zog bald, trotz aller Prügel, gar nicht mehr, sondern hing den Kopf und erklärte, daß er umfallen wolle. Schnell machte man nun das Lederzeug los, bevor er noch seinen Vorsatz ausführte, und setzte ihn auf eine benachbarte Wiese ab. Jetzt zog die wackere Bläße allein und erweichte endlich die hartherzigen Hirten, daß sie einen Schlagbaum öffneten, durch welchen er einen nähern Weg über die Wiese nach dem Dorfe nehmen konnte. Ich schaute nach dem Polaken zurück, um ihn sterben zu sehen, aber er war so weit davon entfernt, daß er vielmehr ganz munter, trotz des besten Viehs, das Gras wegweidete, das er sich alsobald verordnet hatte. Er erlaubte auch bald darauf, daß man ihn nach Moorburg in den Stall brachte. — Es mochte um 10 Uhr sein, als ich am Ufer der Elbe ankam. Der Schiffer zeigte sich gleich, fragte aber in einem ganz geruhigen Tone: ob wir noch heute hinüber wollten. Dieß klang eben nicht sehr ermunternd. Die Forderung stellte er nicht auf 12 oder 16 Gr., sondern auf 4 Thlr. Der Mann von Tödensen, der den Handel machen sollte, blieb stumm. Es schien, daß Moorburg und Tödensen in sehr gutem Vernehmen standen. Man hatte uns in die Hände der Schiffer geliefert. Der Eber, der vor uns lag, sah auch nicht sehr einladend aus, denn er war so klein, daß sich kaum begreifen ließ, wie er den großen Wagen und die Pferde fassen wolle. Dabei raf'te der Wind immer wüthender durch die Wipfel der nahen Bäume. Ein Gewitter stand am Himmel, das eben auf uns losdonnerte. Auf der ganzen Weite der Elbe war kein Schiff zu sehen. Und der Schiffer sagte selbst, daß ein Schiff, welches am Ufer Obst verkaufte, erst gestern vom Winde umgesegelt und nur mit Noth gerettet worden wäre. Es fragte sich also, ob überhaupt die Fahrt zu wagen sei. Ich war als Hüter meiner Habseligkeiten gleich im Wagen sitzen geblieben, und hatte eben keine große Freude daran, nordöstlich in weiter Entfernung ein Paar Thürme zu erblicken, die Hamburg und Altona bedeuteten. Ich erklärte unter diesen Umständen rund heraus, daß ich nun doch lieber nach Haarburg hinüber fahren und dort mit Bequemlichkeit die sicherste Gelegenheit abwarten wollte, im Stillen aber setzte ich auf den Weg dahin und auf den Polaken kein großes Vertrauen. Der Schiffer fing nun an, mir Muth einzusprechen, und versicherte, wenn er es wage, sei nichts zu wagen. Unterdeß war das Gewitter mit starkem Regen vorüber gezogen und der Wind hatte sich gelegt. Man schöpfte das Wasser aus dem Kahne und meine Anspielung auf Haarburg wirkte denn doch so viel, daß der Kahnführer einen Thaler nachließ, und der Kutscher mit ihm um 3 Thlr. gut Geld einig wurde. Allmählig begannen nun die Anstalten zur Einschiffung, die sich gefährlich ausnahmen. Am Mastbaume brachte man eine Winde an, von welcher man die Seile um die Achsen des Wagens schlang, womit man den ganzen Wagen, erst hinten, dann vorne in die Höhe zog, und, wie er frei schwebte, in den Kahn hinüberschob, wo er dann die ganze Breite desselben einnahm. Ich folgte nach, und setzte mich wie die Schnecke in mein Haus, in neugieriger Erwartung, wie nun die Pferde über Bord kommen würden. Aber es ging damit besser, als ich dachte. Sie stiegen auf das Bret hinan und die kleine Treppe hinunter so geschickt, daß ich sie bewundern mußte. Die Deichsel war abgenommen, und sie fanden dicht vor dem Wagen quer neben einander nur eben so viel Platz, wie etwa nach Verhältniß ein Paar Heringe in einer Tonne nöthig haben. Unterdeß hatte sich aber über uns ein neues Gewitter gebildet, und der Wind blies

wieder ungestüm. Ein starker Regen fiel, da wir eben abfahren wollten. Der Schiffer blieb ganz ruhig und die Leute traten unter, bis das Wetter vorüber war. Jetzt aber — halb 1 Uhr — steuerten sie wirklich vom Lande ab, und der Wind schwellte das Segel, das der Führer ihm schräg entgegen hielt, und bald schärfer anzog, wenn es zu heftig stürmte, bald nachließ, wenn der Andrang sich mäßigte. Ich dachte: mag es nun gehen, wie es will. Ganz herrlich flogen wir dahin. Und rascher als das Dampfschiff, das eben den Strom hinauf fuhr, (und also doch im Gange war), flogen wir an demselben vorüber.

(Fortsezung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Februar 1831.

In Deutschland ist München die einzige Hauptstadt, welche en miniature ein Bild des großen Carnevals der Venetianer und Römer gibt und nach diesem Vorzuge wurde in diesem Jahre wieder mehr gestrebt als jemals. Privat- und öffentliche, ja selbst Jugend-Bälle, maskirte Akademieen, Produktionen des Liederkranzes, theatralische Saturnalien, prachtvolle Schlittenfahrten, Konzerte, dann burleske große Maskenzüge bei Tag und bei Nacht erfüllten diese dem Cosmus geweihten Wochen bis zum Uebermaße. Die Masken, artige sowohl als ungezogene, erfreuen sich bei uns der ausgedehntesten Freiheit; während an manchen andern Orten dieses Vergnügen verpönt ist, erlaubt man es in Baiern, und niemals findet die Polizeibehörde Veranlassung, ihre dießfallsige Nachsicht zu bereuen. — Am Fasching-Dienstage versammeln sich die Lehrlinge der Metzger (Schlächter), welche frei gesprochen werden, unter einem ungeheuren Volkszulaufe in sehr abenteuerlicher Kleidung vor dem Fischbrunnen auf dem Schrannenplatze, in welchen sie, nachdem vorher ein Spruch gehalten worden, hineinspringen. Von hier aus werfen sie Obst u. dergl. unter das Volk und beschütten die sich nahenden Straßenjungen mit Wasser und dieses ist dann ein ganz ungeheurer Spaß im Münchner Geschmacke. Noch die Asche in den Haaren *), besucht unser lebenslustiges Publikum an der Aschermittwoche die berühmten Fastendiners bei Junemann, Döllerer u. s. w., bei welchen man bis in die sinkende Nacht hinein tafelt und wer beim Carneval seinen Magen einigermaßen noch conservirte, holt sich hier unfehlbar eine Indigestion. So leben wir alle Tage, daher auch das Sprichwort: „In München ist jeder Tag ein Sonntag! —

Die Quartetten, welche während des Carnevals ein hier anwesender Hamburger, Namens Kappelhofer, mit seinen Kindern (zwei Knaben und einem Mädchen) an öffentlichen Orten und in Privatzirkeln executirte, fanden großen und ungetheilten Beifall. In dem ältern Knaben, dem eilfjährigen Johann, wächst ein anderer Paganini heran. Die Kappelhofersche Familie wird auf der Rückreise nach Hamburg Ihr Leipzig berühren und ich bin fest überzeugt, daß sie den durch mich hier aufgeregten Erwartungen in einem hohen Grade entsprechen wird. — Ad vocem: „Paganini!“ ein Herr Just, genannt: der falsche Paganini, gab hier während des Carnevals im Liederkranze ein Pseudo-Paganini-Konzert und man machte aus der Sache ein großes Wesen, allein einige Wenige, unter die auch ich mich zähle, urtheilen: „Wie Paganini räuspert und spuckt, hat Herr Just trefflich abgegucket“ — aber damit ist auch sein ganzes Verdienst zu Ende und es liegt überhaupt eine eigene Anomalie in dem Unternehmen, lediglich zu reisen, um zu räuspern, zu spucken und die Finger zu wetzen, wie irgend ein hochberühmter Künstler. Herr Just, ein verdorbener Mime, tritt an andern Orten, in seiner Eigenschaft als falscher Paganini, in einem eigends hiezu gedichteten Stücke: „Nicolo Zaganini“ auf, allein unsere Hoftheaterintendanz wollte sich mit Herrn J. nicht einlassen und wurde getadelt; wir loben sie deßhalb.

(Beschluß folgt.)

*) Im katholischen Deutschland wird an der Aschermittwoche den Gläubigen nach vollendetem Meßopfer Asche auf das Haupt gestreut. Der die Handlung vollziehende Priester spricht dabei: „Memento homo! quia pulvis sis et in pulverem reverteris!“ (Bedenke Mensch! daß du Staub bist und Staub werden wirst!)

Buntes.

Wollt ihr wissen, auf welchem Standpunkte der Kultur und der Freiheit ein Volk steht, so braucht ihr blos nach den Strafanstalten zu sehen. Je sinnlicher und abschreckender die Strafen, desto roher und unkultivirter das Volk, desto mehr Sklaven im Volke. Politik und Religion, wie verschiedenartig und doch wieder wie gleichartig! Das rohe Volk sieht in Gott nur den strafenden Richter, das gebildete den liebenden Vater unter seinen Kindern, das gebildetste erblickt in ihm nur ein rein geistiges Wesen.

Staatsdiener sind Bevollmächtigte des Volkes. Wie Alles in der Welt sich umgekehrt hat, so auch dieses, da der Bevollmächtigte gegen seinen Vollmachtgeber den Despoten spielt. Das Mißverhältniß dürfte bald wieder in ein rechtes kommen.

Unser Leben gleicht dem buntscheckigen Jahrmarkte; der ist der beste Kaufmann, der sich so theuer als möglich zu verkaufen versteht. Die sogenannten Marktschreier kommen am weitesten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 77. (II. Jahrg.) Freitag, den 1. April. 1831.

Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Fortsetzung.)

„Soll demnach die Schönheit in einer Gestalt, deren Ausdruck sehr heftig sein soll, bewahrt bleiben, so muß der erhabene Sieg des Geistes auch über den wüthendsten Sturm des Innern, durch den lebendigen Ausdruck durchbrechend, klar in ihr gebildet werden. Das Bewußtsein dieser Wahrheit ging so bestimmt durch die ganze Kunst der Griechen, daß Winckelmann „edle Einfalt und stille Größe in Stellung und Ausdruck das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke nannte"*). Das herrlichste Denkmal in dieser Kunstgattung ist unter den antiken Werken der Bildhauerei die Gruppe des Laocon, die dem Künstler als Kanon dienen kann, wie die Natur selbst.

Der Geist muß also zu Gunsten der Schönheit den Ausdruck mäßigen; das ist unverbrüchliches Gesetz der Kunst.**) Ist nun ein Gegenstand von der Art, daß er seiner Natur nach durchaus und allein auf den Ausdruck gerichtet ist, ja alle Herrschaft des Geistes über denselben (d. h. über sich selbst) von Grund aus verneint, so schließt er die Schönheit rein aus und ist also kein Gegenstand schöner Darstellung oder künstlerischer Behandlung.*)

Dieses ist aber der Fall bei dem Gegenstande, den Canova behandelte, bei der Raserei des Herkules. Die Raserei als solche schließt ihrer Natur nach alle Herrschaft des Geistes über den Ausdruck aus: der Geist ist in Raserei seiner selbst nicht mächtig, und der Ausdruck überbietet sich und verzerrt die reinen Formen und Züge der Schönheit.

Ohne Zweifel meinte Canova, seine Gruppe sollte Alles hinter sich zurücklassen, was je die Bildnerkunst im Ausdruck Großes hervorgebracht habe. Wir sehen aber, wie unweise er verfuhr, wie wenig er das Wesen der Kunst im Allgemeinen und das seiner eignen im Besondern kannte, indem er diesen Gegenstand wählte.

Bei der Achtung, womit die moderne Kunstwelt mit Grund die antike betrachtet, könnte der Künstler sagen: sollte dieser Gegenstand wirklich so wenig eine künstlerische Behandlung zulassen — hat nicht die tragische Kunst der Alten ihn auf die Bühne gebracht? Die Antwort darauf liegt schon im Obigen: das Vermögen der einen Kunst erstreckt sich weiter als das der andern. Der Bildhauer führt uns den Gegenstand nur in Einem Momente vor, der Tragiker in einer Reihe von Momenten. Diesem wird daher Vieles möglich sein, was Jenem nicht; und so finden wir es denn auch: in dem Trauerspiele des Euripides liegt in der Raserei nur der Knoten der Handlung, der aber am Ende gelöst wird; der rasende Herkules kommt zu sich selbst zurück und wir scheiden versöhnt. Zudem entzieht der Tragiker das Gräßlichste dem Auge der Zuschauer und wir hören nur davon. Anders Canova: er zeigt uns die Raserei an sich in ihrer ganzen Häßlichkeit, durchaus ohne den versöhnenden Zug, dessen die Kunst ihrem Wesen nach nie entbehren kann und der hier, in dem Einen dargestellten Momente, nur in der Gewalt liegen könnte, die

*) In dem Aufsatze: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst (Winckelmann's Werke, herausgegeben von C. L. Fernow. Bd. I. Dresden 1808. gr. 8. S. 31).

**) Winckelmann sagt in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums, Buch 5, Kap. 3. §. 5. (Werke, Bd. 4.): „Der Ausdruck wurde der Schönheit gleichsam zugewäget, und diese war bei den alten Künstlern die Zunge an der Wage des Ausdrucks und also die vornehmste Absicht derselben."

*) Einerlei ist, ob dabei die Schönheit blos auf mathematischen Verhältnissen der Körpertheile beruhend, oder ihrer zugleich mit charakteristischem Ausdruck gedacht wird.

der Geist über den Ausdruck üben müßte, dessen Darstellung hier aber der Natur des gewählten Gegenstandes durchaus widerstreitet und daher unmöglich ist.

Es wäre denkbar, daß der Maler in dem Einen Momente, den er nur darstellen kann, mittelst einer größeren Gruppe uns auch mit diesem Gegenstande versöhnte. Er könnte das Häßlichste der Raserei durch eine geschickt geordnete Gruppe verhüllen, könnte in den Figuren, die er der Gestalt des Rasenden beiordnen würde, jene Mäßigung vortreten lassen, durch welche der Geist die Formen der Schönheit bei lebendigem Ausdruck bewahrt. Dem Maler wäre dieses möglich gemäß dem weiteren Darstellungsvermögen seiner Kunst, welches ihm größere Gruppen leicht macht. Jedoch würde auch der Maler dann nicht die Raserei oder vielmehr den Rasenden an sich darstellen, wie Canova gethan hat, sondern der Hauptgegenstand läge dann in der Beziehung des Rasenden zu den Figuren neben ihm. In der Raserei läge dann nur das Hauptmotiv der Darstellung, welches in den Nebenfiguren durch den Geist gelöst würde; da hingegen in der Gruppe des Bildhauers, wie Canova sie ausführte, nur der Rasende an sich dargestellt ist, und daher die Versöhnung, welche die Kunst verlangt, da diese Figur sie, wie wir gesehen haben, nicht gewähren kann, unmöglich ist." —

Nur weniges Einzelne wünschten wir in einer solchen Reisebeschreibung weiter ausgeführt: nicht etwa z. B. die kurzen und scharfen Züge S. 52, wobei höchstens zu bemerken wäre, daß das häßlich (wenn auch richtig?) verkürzte Bild des achtungswerthen*) Mantegna, welches daselbst angeführt wird, wohl nur ein Kunststück der Uebung, ein Studien-Werk des Künstlers ist**) — sondern vielleicht das Bild von Bonifazio S. 203, welches Christus und die Apostel vorstellt. Es dürfte dieses Werk, nach unserer Erinnerung, zu den besten dieses Künstlers gehören: der Verfasser lobt seine „sehr schöne Färbung", weiter nichts. Wir müssen indeß selbst gestehen, daß der Hauptwerth dieses Bildes allerdings in der venetianischen Kraft des Kolorits ruht und daß der Meister keineswegs zu den größten gehört.

Zu bedauern ist es, daß die Kürze des Aufenthaltes, wie es scheint, den Verfasser (S. 356) hinderte, die Werke Berna's oder Barna's zu Cortona näher anzugeben und zu charakterisiren. Es ist derselbe alte Maler, von dem Vasari sagt, daß er der erste war, welcher Thiere „mit einiger Wahrheit darzustellen verstand", worauf auch Hirt in seiner Recension von Rumohr's italien. Forsch. (II. 109. S. Scholler S. 356 f.) aufmerksam machte. Wir erinnern uns selbst, ein solches Bild in einer Kirche zu Arezzo gesehen zu haben, welches der Hand Berna's zugeschrieben wurde, müssen indeß bemerken, daß gemalte oder musivisch gebildete Thiere schon in älteren Werken vorhanden sind, und daß die Wahrheit, in welcher Berna Thiergestalten malte, noch weit entfernt ist von der Kunst späterer Thierstücke. Pferde hat schon Ambruogio Lorenzetti gemalt „wie Ghiberti berichtet." Thiere verschiedener Art im Rathhause zu Padua werden von Einigen dem Giotto selbst zugeschrieben. In diesen frühen Zeiten der Malerei, vor Berna, bildete man jedoch mit besonderem Glücke fast nur menschliche, vorzüglich weibliche Köpfe, doch zeichnen sich, wie man in Maria Novella zu Florenz sehen kann, schon Taddeo Gaddi's, des Florentinischen Schülers von Giotto, und Giotto's männliche Köpfe aus. Treue Bildung ganzer Gestalten, richtige Zeichnung derselben, war erst einer späteren Zeit vorbehalten. Das Nähere über diese Künstler scheint der Verfasser der Beschreibung von Siena und Florenz vorbehalten zu haben, wo ihre bedeutendsten Werke zu finden sind. Ihr Werth ist eigentlich der kunsthistorische: in ihren Werken liegt die italienische Malerei noch in der Knospe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man betrachte nur das Werk seiner Hand in der Tribune zu Florenz.

**) Vergl. Scholler S. 132.

Die römische Malerschule und ihr Meister Raphael.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

(Beschluß.)

Schon oben sind einige der vorzüglicheren Oelgemälde genannt worden, die Raphael in seinen früheren Jahren malte. Unmöglich würde es sein, hier von seinen vielen späteren Arbeiten in dieser Gattung ꝛc. auch nur die vollendetsten anzuführen. Es muß genügen, an einige wenige zu erinnern, die durch zahlreiche Kupferstiche allgemein bekannt sind: so an seine vielen herrlichen Madonnen und Heiligenfamilien, an den berühmten, auch in mehreren Kopien vorhandenen, Johannes der florentinischen Tribune, an das sogenannte Bildniß der Fornarina an demselben Orte, an die Vision Ezechiels*), an den zwar weniger bekannten, aber eben so vortrefflichen Violinspieler im Palaste Sciarra Colonna in Rom, und an das nur mit sich

*) Dieses wundervolle Bild ist in Aquarell gemalt und im Pittipalast zu Florenz aufbewahrt. Es ist eines der großartigsten Werke Raphael's. In ihm ist der allgemeine Geist als Jehovah Ezechiels mit seinen (prototypischen) Symbolen wirklich dargestellt. S. Ezechiel I. 1. Nur der Schöpfer eines solchen Werkes, der Maler der Schule von Athen, war fähig, die Religion in ihrer Verklärung, wie die Kunst selbst in ihren Tiefen zum Gegenstand seiner Arbeit zu machen: jenes in seiner Transfiguration, dieses in seiner Cäcilie und in seinem Violinspieler, wie Scholler in seiner ital. Reis. I. S. 296 f. gezeigt hat; eine Stelle, welche hier ausdrücklich hervorgehoben werden muß. Sie enthält das Gründlichste und Schönste, was unseres Wissens jemals über Raphael's Cäcilie ausgesprochen wurde.

selbst vergleichbare Meisterbild der heiligen Cäcilia in Bologna. *)

Das letzte Bild, welches Raphael malte, war die Verklärung Christi. Es war ursprünglich für den Kardinal Giulio di Medici gemalt, der damals Erzbischof von Narbonne war und später als Clemens VII. Papst wurde. Dieser schenkte es der Kirche S. Pietro in Montorio zu Rom, von wo es die Franzosen nach Paris führten. 1815 kam es nach Rom zurück und seitdem ist es das Hauptstück der Gallerie im Vatican.

Dieses Gemälde wird meist für das vorzüglichste unter allen gehalten, die es überhaupt gibt. Im Vordergrunde sieht man mehrere Jünger Christi und einen Haufen Volkes. In der Mitte steht ein besessener Knabe, den das Volk zu den Jüngern gebracht hat, um ihn heilen zu lassen. Im Hintergrunde sieht man einen Hügel, und über demselben, in den Lüften schwebend, den verklärten Heiland. Moses und Elias schweben ihm zur Seite. Petrus, Jacobus und Johannes, die Christus mit sich auf den Berg genommen, sind wie betäubt vom Glanze der Erscheinung. Die Jünger, die am Fuß des Berges zurückgeblieben, scheinen den Besessenen nicht heilen zu können. Sie deuten nach dem Verklärten empor, als wollten sie die leidenden Menschen an den Göttlichen verweisen.**)

Das war Raphael's letztes Bild. Nachdem er es vollendet, starb er, am 7ten April 1520. Ganz Italien trauerte über den dahingeschiedenen Meister, selbst der Papst weinte. Als die Leiche ausgestellt war, stand die Verklärung Christi, das unvergänglichste Denkmal, über ihrem Haupte; und es bedurfte weiter keines Lorbers. —

Mehr über Raphael und seine Kunst mitzutheilen, kann uns hier nicht verstattet sein. Von einzelnen vorstechenden Zügen in seinem Leben weiß man sehr wenig; einer, den sein liebster Freund Castiglione erzählt, und der also Glauben verdient, mag vielleicht werth sein, angeführt zu werden:

Raphael war sanft und gefällig, und ließ sich nicht leicht reizen. Einmal kamen nun zwei Kardinäle überein, ein Bild von ihm, während er zugegen war, recht scharf zu tadeln, um ihn in Hitze zu bringen. Auf dem Gemälde waren die Apostel Petrus und Paulus abgebildet: diese, behaupteten sie, seien zu roth. Raphael entgegnete: „Wundern Sie sich darüber nicht! Ich habe das mit Absicht so gemalt, denn es läßt sich denken, daß S. Petrus und S. Paulus im Himmel eben so sehr als hier im Bilde erröthen, weil sie sich schämen werden, daß ihre Kirche von solchen Leuten regiert wird, wie Sie sind."

Raphael's Leiche wurde im Pantheon beigesetzt. Sein Denkstein enthält folgende Inschrift, die Kardinal Bembo verfertigte:

Ille hic est Raphael, timuit pro sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.

Erlangen.

Christian Kapp.

*) Nach Scholler an der angeführten Stelle hat in den beiden Bildern der Künstler die Kunstbegeisterung selbst — die wirkliche, keine blose Abstraktion derselben — zu seinem Gegenstande gemacht. Man muß die Tiefe der altitalischen Musik empfunden haben, um zu würdigen, warum er die musikalische Kunst gewählt. Die Symbole, welche er in diesen Gestalten gibt, sind mit ihnen wesentlich verknüpft. Raphael hat darin die unsichtbare Macht der Musik, ihre reinen Engelstöne in der weiblichen Gestalt der Cäcilie, ihre bestimmte, durchbildete Fülle in dem Violinspieler frei auch dem Auge zur Anschauung gebracht. Idee und Colorit, Alles ist in diesen Werken wahrhaft transparent und lebendig durchgeführt.

**) Schon aus dieser kurzen Beschreibung wird, so weit es hierher gehört, erhellen, wie es mit dem Vorwurfe einer doppelten Handlung, welchen man diesem Werke gemacht, beschaffen sei. Man kann dabei eine treffliche Stelle in Goethe's Werken Bd. 29. S. 176 a. 1829 vergleichen, wenn gleich daselbst jene Verbindung, die in der Gestalt des Besessenen ausgedrückt ist, nicht bestimmt genug gewürdigt wird. S. Scholler's ital. Reise I, 301. Die geistige Einheit der raphaelischen Transfiguration ist so durchbildet, daß sie keineswegs blos eine allegorische und innere Einheit bleibt, sondern auch reell da ist. Die Erklärung, welche Fiorillo II, 124. versuchte, ist völlig ungenügend. Wagt er doch sogar das goldne Kalb des schwachen Tintoretto mit der Verklärung Raphael's zu vergleichen. Doch ist nicht zu verkennen, daß Fiorillo selbst in diesem Urtheil eine achtbare Gesinnung an den Tag legt. Aber zu einem Urtheil über Raphael reichen Gesinnung, Gelehrsamkeit und technische Bildung noch nicht aus.

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

(Fortsetzung.)

Von eigentlicher Kritik, wenn man diese nach der jetzigen beurtheilen will, wußte man so gut wie gar nichts. Die Recensionen, welche sich in den damaligen Zeitschriften befinden, sind meistens nur Anzeigen, oder Apologien. Literarische Fehden gab es allerdings auch damals schon, und diese wurden mit eben derselben Bitterkeit durchgeführt, wie noch heut zu Tage. Bekannt ist die Fehde zwischen Postel und Wernack, die aber etwas früher durchgekämpft wurde. Bei weitem die bedeutendste und wichtigste Fehde ist aber die zwischen Gottsched und seinen Anhängern, und Bodmer und seiner Schule, gewöhnlich der Streit der Leipziger und Schweizer genannt. Im Jahre 1721 entstand in Zürch eine moralische Wochenschrift, in welcher indeß nur beiläufig von Kritik und Poesie die Rede war. Diese aber bildete bald die Oppositionsparthei der gewöhnlichen Meinung, die so gang und gäbe geworden war, daß man damals gar nicht ahnete, daß eine andre Meinung auch nur statt finden könne. Lobenstein und Hofmannswaldau, die man bisher zu rühmen gewohnt gewesen war, wurden bitter getadelt, Opitz, Canitz und Besserer dagegen gelobt. Die Zürcher Bodmer und Breitinger suchten den Kampf auf alle mögliche Weise anzufachen. Der Erste wurde geboren zu Zürich 1698, und starb daselbst 1783 als Professor. Letztrer wurde eben daselbst 1701 geboren, und starb 1776 als Canonicus und Professor der griechischen und hebräischen Sprache. Er

war ein treuer Freund, Anhänger und Mitarbeiter des Ersteren, stand ihm aber sowohl an Kenntnissen, als auch an Frechheit, Uebermuth, Eitelkeit, Eifersucht und Ruhmsucht bei weitem nach. Die damals beliebten Wochenschriften, der Hamburger Patriot, die vernünftigen Tadlerinnen, der Biedermann wurden angefochten. Da trat Gottsched zum Kampf gegen den frechen Bodmer auf, und mit ihm vereinten sich Schwabe, Triller, Schönaich u. A. Dreißig Jahre focht man mit der größten Erbitterung und richtete nichts aus. Von Seiten der Schweizer wurde der Reim verworfen, Opitz und Milton galten als Muster, Hans Sachs wurde verhöhnt und Gryph verspottet. Leibnitz, Wolf und Baumgarten wurden unbeachtet gelassen, Witz und Laune wurden verdächtigt, und erstrer von dem unwitzigen Bodmer eine Krätze des Geistes genannt. Gottsched, welcher früher sich den jungen Schweizern angeschlossen, hielt in Allem das Widerspiel, nachdem auch er auf eine bittre Weise ihren Tadel erfahren hatte. Die Schweizer schienen zu siegen; eine spätere Zeit und die bedeutendsten Kritiker in derselben haben indessen Gottscheden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihm den Sieg zuerkannt. Die Schüler Bodmer's, worunter Syra, Lange, Naumann, sind roh und schwülstig, die Schüler Gottsched's flach, zierlich und langweilig.

An guten Uebersetzungen ist die damalige Zeit eben so arm, wie an guten Originalprodukten. Am besten noch und berühmtesten ist Brocke's Uebersetzung des bethlehemitischen Kindermordes von Marino. Uebersetzungen dramatischer Stücke finden sich in Gottsched's Schaubühne.

Das Zeitschriftwesen ist, in Verhältniß zu den übrigen Leistungen, sehr bedeutend zu nennen. Als Stifter und Urheber desselben ist zu betrachten Johann Burchard Menke, 1675 — 1732, der sehr verdienstvolle Professor zu Leipzig. Nachdem sich durch ihn schon im Jahre 1697 die Görlitzsche poetische Gesellschaft gebildet hatte, legte er im Jahre 1728 den Grund zur deutschen Gesellschaft in Leipzig, und blieb Vorsteher derselben bis zu seinem Tode, nach welchem alsdann der Abt Mosheim, später Kanzler in Göttingen, die Stelle übernahm. Seine Zeitgenossen hielten ihn für einen bewährten Richter in Allem, was nur Beziehung auf schöne Wissenschaften hatte. Seine eignen Gedichte sind unbedeutend, seine anderweitigen großen Verdienste aber nicht zu verkennen. Unter seiner Mitwirkung erschien eine lange Zeit hindurch die Leipziger neue Zeitung von gelehrten Sachen, welche unter verschiednen Titeln vom Jahre 1714 — 1797 fortbestand, und noch jetzt äußerst brauchbar ist, zumal noch dadurch, indem sie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthält. Die Gött. gel. Anz. entstanden erst 1739, nach Stiftung der Universität, und können also, was bei Zeitschriften nur äußerst selten der Fall ist, bald ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Die erste kritische Zeitschrift, nicht nur der Deutschen, sondern auch sämmtlicher europäischer Nationen, sind die acta eruditorum, lange von Leibnitz redigirt, welche früherhin lateinisch, später aber in deutscher Sprache geschrieben wurden, und vom Jahre 1682 — 1752 fortdauerten, zuletzt aber mittelmäßig und unbedeutend wurden, bis sie allmählig hinstarben, und aus ihrer Asche sich die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und hernach die allgemeine deutsche Bibliothek erhob. Sie sind zwar weitläuftig, steif und pedantisch, aber auch gelehrt, ernst und gründlich gehalten, und in der Genauigkeit ihrer Recensionen oft größer, als das recensirte Buch.

Ferner war durch Tenzel und Thomasius der Geschmack an Wochen- und Monatschriften entstanden. Vor hundert Jahren existirten ihrer schon viele, worunter die Diskurse der Maler, der Patriot, die vernünftigen Tadlerinnen, der Biedermann die merkwürdigsten sind. Die fleißigsten Schriftsteller in diesen Blättern waren Hofmann, Richey, Weichmann, Gottsched, Bodmer und Breitinger. — Von diesen Wochenschriften läßt sich übrigens das behaupten, was sich auch in der Regel von den unsrigen sagen läßt. Sie sind in der Regel flach und haschen nach Witz und Humor. Sie haben denselben Schaden gethan, wie unsre jetzigen; sie erzeugten die Anstrengungsscheu, und trieben sich um in hohler Geschwätzigkeit und leerem Raisonnement; es war überhaupt ein großes Nichts, das immerwährend wiederkehrte. Jetzt sind sie mit Recht vergeben und vergessen, denn in allen den alten Wochenschriften war auch nichts, das des Aufbewahrens werth gewesen wäre. So viel dieser Zeitschriften auch waren, so hatte man doch an ihnen nicht genug, sondern übersetzte außerdem noch die französischen und englischen schöngeistigen Journale.

Allmanache und Taschenbücher waren noch gar nicht da, und was das Wunderbarste ist, nicht einmal regelrecht bearbeitete Bücherkataloge.

Stellen wir nun das Jahr 1730 mit dem Jahre 1830 in Parallele, so ergibt sich uns ein Unterschied, über den wir wirklich staunen müssen. Damals nur einige wenige lyrische Gedichte, und diese fast sämmtlich in Alexandrinern oder gereimten Hexametern; jetzt eine Unmasse von allen Sorten und Arten, in allen nur möglichen antiken und modernen Versmaßen. Damals keine Spur und Idee von Romantik; jetzt eine Sucht, das Mittelalter auch der Poesie anzueignen. Damals einige wenige steife regelrechte Dramen, nach französischem Zuschnitt, und kaum ein Theater, auf welchem sie gespielt wurden; jetzt Bühnen die Menge und dreizehn Bühnendichter bei jeder derselben angestellt, die für jeden Abend ein neues Stück zufertigen. *)

(Beschluß folgt.)

*) d. h. aus dem Französischen und Englischen übersetzen. D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 78. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 2. April. 1831.

Hannover.

Nur unserm lieben Herrgott gehörte die Allkraft, an jenem großen Schöpfungstage aus Nichts die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten zu erschaffen. Wir unvollkommenen Geschöpfe haben oft die größte Mühe, selbst aus Etwas noch ein Etwas zu erschaffen, wie viel schwieriger also, aus Nichts ein Ding herzustellen, das da aussehen soll, als wäre es Etwas; darum, mein Herr, haben Sie so lange von mir nichts über unser dramatisches Treiben und Leben gehört. Das Ganze war einige Monate hindurch ein Nichts, und also auch nicht der Rede werth, die gewiß auch in Nichts zerflossen wäre.

Diese Angelegenheiten haben sich indeß seit Kurzem etwas erfreulicher gestaltet und gern bringe ich Ihnen nun mein Referat. —

Seitdem „die Stumme von Portici" und Rossini's „Wilhelm Tell" vom Repertoir verschwunden sind „(die Fama will wissen, daß die hier stattgehabten tumultuarischen Auftritte das Entschwinden dieser beiden Opern veranlaßt haben sollen)", seit dieser Zeit haben wir nichts Vorzügliches von Opern gehört. Auch das Schauspiel hinkte an der morschen Repertoirkrücke podagristisch einher, bis endlich der Fastnachtsabend eine unbedeutende Posse „Fehlgegriffen" von Costenoble auftauchen ließ. Nur der Fasching nimmt solch einen Schwank in Schutz. In dem darauf folgenden Tanzdivertissement sahen wir einen jungen Menschen eine Cosaka tanzen, worüber wir uns recht sehr freueten. Er soll ein hiesiger Handwerker sein. Fast glauben wir, daß sein Fußwerk ihm mehr als das Handwerk einbringen möchte; doch wollen wir damit den jungen Mann in seinem Plane nicht irre machen. Das zum Beschluß gegebene stereotype: „Fest der Handwerker" erwähne ich nur darum, weil es hier nicht mehr das Fest der Handwerker ist. Einige der besten Damen in diesem Vaudeville sind nicht mehr da und mit ihnen sind die besten Gesangstücke daraus verschwunden. Nur Dlle. Schmid d. ä., ein nettes Lehnchen, singt noch. Alle übrigen Damen schweigen, woran sie sehr wohl thun. Wenn man übrigens ein Operettchen ohne Gesang geben kann, so sehe ich nicht ein, warum man nicht im Schauspiele die schlechten Redner ihre Rollen einmal absingen läßt. Es geht Alles, wenn man nur durchgreifen und — langweilen will. — Eine zweite Novität, schon etwas besser, obgleich nicht vom Besten des fruchtbaren Raupach's, war dessen Posse: „der Nasenstüber", Hr. Keller ergötzte uns als Bataillons-Chirurgus Schelle höchlich. Die Komik dieses wahren Künstlers ist so voller Natur und so trefflich incaminirt, daß der Scharfblickende oft durch Bewunderung vom Lachen abgehalten wird. Hr. Engelken gab den Till ganz mit der schleichenden Tücke, wie sie der Dichter in Geist und Wort gezeichnet hat; hier kommt Hrn. E. das Dehnen der Sprache, wovon er sich noch nicht ganz losagen kann, schon gut zu statten.

Ein pomphafter, jedoch eben so fröhlicher Theater-Abend war der des 23sten Februar, als dem Vorabende des Wiegenfestes unseres allgeliebten Herzogs von Cambridge, nunmehrigen Vice-Königs vom Königreiche Hannover. Diese hohe Würdeverleihung wurde erst an diesem Tage im Publikum bekannt, was die Feier des Tages doppelt erhöhete. Der Andrang zum Theater war so groß, daß schon im Vorhofe Niemand weder ein, noch aus konnte. Eine Casse fand an dem Abend gar nicht Statt, da alle Billets schon Vormittags im den Theaterbüreau ausgegeben waren. Das festlich und brillant erleuchtete Haus war zum Erdrücken angefüllt. Um 7 Uhr trat der Vicekönig, begleitet von dessen durchlauchtigster Gemahlin, dem an demselben Tage eingetroffenen Herzoge Wilhelm von Braunschweig und einen zahlreichen Gefolge von Hofbeamten, unter dem Schalle von Trompeten und Pauken, in die königliche Loge ein. Ein tausendfaches Hurrah! keines von den erkünstelten, sondern ein herzliches tönte dem Gefeierten entgegen, dem das von dem Orchester angestimmte Volkslied God save the king erst spät Einhalt thun konnte. In diese patriotische Hymne stimmte das ganze Publikum mit Exaltation ein. Hierauf sprach Frau von Holbein einen von unserm Direktor von Holbein sinnvoll abgefaßten Prolog mit Herz und Seele. Es ist anerkannt, daß Festgedichte der Art die schwierigsten

Aufgaben für den Dichter sind, indeß hatte Herr von Holbein die Zeitbegebenheiten benutzt und sie in seinem Gedichte gut eingeflochten, so, daß der Alltagssermon gleichsam eine Ritual-Neuerung bekam. Nach diesem, zum ersten Male unseres nunmehrigen königl. Kapellmeisters Marschner neue Oper: „der Templer und die Jüdin" nach W. Scott's „Ivanhoe" von Wohlbrück scenisch bearbeitet. Marschner's wohlklingende Compositionen haben dem Componisten schon einen wohlklingenden Namen verschafft und sein Vampyr hat ihn vollgültig gemacht. Der Templer ist wiederum Etwas im großartigen Styl, für den großen Haufen vielleicht zu großartig, da die Chöre, wahrhafte Meisterwerke, den größten Theil derselben bilden. Referent hat, obgleich diese Oper wenige Tage nach der ersten Darstellung gleich eine zweite erlebte, dennoch nur einer beiwohnen können, und enthält sich deßhalb vor der Hand seines Urtheils in extenso, indem er offenmüthig bekennt, daß er zu viel mit einem Male con brio gehört und gesehen hat, um con amore darüber Rechenschaft ablegen zu können. Im Allgemeinen erwähnen wir nur als einen Polarstern das Duett zwischen „Ivanhoe" und „Rebecca", das zum Herzen spricht und von Hrn. Rauscher und Dlle. Groux trefflich vorgetragen wurde, ferner das Finale im zweiten Akte und den fröhlichen Gesang des Narren, den Herr Pfeiffer ergötzlich darstellte und mit seinem schönen Tenore vortrug; die große Arie des Guilberts erfordert eine physische Kraft und Gesangsgewandtheit, wie sie Herr Gay besitzt, um diese herculische Arbeit zu vollenden. Sie ist allerdings ein schönes Tongemälde, doch für Sänger und Zuhörer zu weit ausgeführt. — Ich merke, daß ich mich gegen meinen Vorsatz schon zu sehr in die Details eingelassen habe und breche daher ab, mit dem Versprechen, später, wenn ich ruhiger diese Oper angehört haben werde, sie geordneter zu besprechen. Die Ausschmückung war glanzvoll, und die von dem Hoftheater-Maler Hrn. Kasten dazu neu angefertigten Decorationen machen dem Meister Ehre, besonders die Eremitage. Am Schlusse der Darstellung ward der Componist und auch die Herren Rauscher und Gay hervorgerufen.

Tages darauf gab man auf Verlangen Sr. Durchlaucht des Hrn. Herzogs von Braunschweig „Stille Wasser sind tief", worin Hr. Fehringer als Baron Wieburg, Frau v. Holbein als Baronin von Holmbach und Hr. Keller als Lieutenant Wallen excellirten. Seitdem ist die Familie Grünbaum vom Hofoperntheater zu Wien hier angelangt. Dlle. Grünbaum wird in diesen Tagen ihren Cyclus von Gastdarstellungen mit „die weiße Dame" beginnen. Der Ruf, welcher dieser Künstlerfamilie voranschreitet, macht uns gespannt auf ihre Leistungen, mit denen sie so eben in Hamburg in vier und zwanzig Darstellungen und in Braunschweig in sechs Darstellungen Furore gemacht haben. Ich werde Ihnen treulich von dem Erfolge Bericht erstatten. — Mutationen bei unserer Hofbühne sind, die Acquisition unseres Kapellmeisters Hrn. Marschner für den nach Aachen abgegangenen vormaligen Kapellmeister Präger. Der Abgang der Dlle. Schule, welche schon anfing, bedeutende Partien in der Oper auszufüllen. Sie hat die Bühne ganz verlassen. Ein Hr. Herwegh, der das Fach der zweiten Liebhaber mit übernahm, ist bei Nacht und Nebel fortgelaufen, und hat sich Tages zuvor noch mit Reisegeld durch Vorschuß versehen. Seinen neuen Direktor beneiden wir um diesen Nomaden keineswegs, nur mag er auf seiner Hut sein, besonders mit dem Vorschusse, denn kaum hat er diesen Herwegh, so ist auch gleich dieser Herr weg.

Hr. Fehringer wird uns nächstens verlassen, um ein glänzenderes Engagement, als das hiesige, anzutreten. Das Lustspiel verliert an ihm einen in mehreren Partien braven Repräsentanten. Dlle. Groux, unsere Prima Donna, stand auf dem Punkte, uns zu verlassen; sie hat indeß eine erhöhete Gage errungen und nun wiederum neu contrahirt. Von Gästen erwarten wir unter Mehreren Mad. Schröder-Devrient und Hrn. Weidner aus Frankfurt. —

Auf Wiederconversiren!

Der Ihrige
Georg Harrys.

Zur Geschichte der in Ost- und Westpreußen reisenden Schröderschen Schauspielergesellschaft.

(Beschluß.)

Danzig, den 26sten Januar 1831.

An den siebenzig Abonnements-Abenden hatte Hr. Ludewig wenigstens sechzig Mal Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß das Haus und die Casse — leer seien, wiewohl es vor dem Hause stets sehr voll war, indem dort eine Menge von Judenjungen ihr Wesen trieben und Parterre-Billette, öfters zu den Spottpreisen von vier und fünf Silbergroschen ausboten! — Von siebenzig Abenden hatte er an sechzig dringende Veranlassung, darüber nachzudenken, wie das denn endlich mit den Gagezahlungen und dem zur Reise nach Königsberg aufzubringenden Reisegelde werden würde! Aber Hr. Ludewig scheint darüber nicht nachgedacht zu haben; es ging immer den alten Schlendrian; keine ordentlichen Proben, kein gehöriges Memoriren und dabei meistens die erbärmlichsten Stücke, und Hr. Ludewig, der sich selbst gern hört, immer die Hauptrolle! Und wie spielt dieser Regisseur! Im Hans Sachs von Deinhardstein spielte er z. B. den Kaiser Max. — Er spielte ihn? nein, er spielte ihn nicht, denn wenn das Spiel war —! — So soll er z. B. zum Sachs sagen: „ich habe keine Zeit" oder so etwas Aehnliches; er sagt aber: „ich habe sehr viel Zeit." — Und nicht wahr, Hans Sachs lebte ja wohl in Nürnberg? — Nun schön, der Kaiser Ludewig frägt aber: „wo ist der Bürgermeister Frankfurts?"

„Und das ist unser Regisseur,
Mein werthester Herr Redakteur."

So ging denn das alte Jahr, so gingen denn die Abonnementsvorstellungen zu Ende (so geht denn auch mein Bericht zu Ende, Gott sei dank!). Aber was jetzt? — Hr. Ludewig reist nach Königsberg und sucht dort Vorschuß zum

Reisegeld für die Truppe; aber in Königsberg will man von Geldvorschüssen nichts hören. Ludewig (Name, verhaßt an den Ufern der Seine, wie der Weichsel und Düna) eilt nach Danzig zurück und klopft hier um ein neues Abonnement an; aber in Danzig will man von neuen Abonnements nichts hören. — Unterdeß stocken die Einnahmen so gänzlich, daß vom 1sten Januar an keine Gagen mehr gezahlt werden können. — Der Musikdirektor und mehrere Schauspieler, die noch einige Geldmittel haben, reisen darauf nach Königsberg für ihre eigene Rechnung hin; die Mehrzahl aber bleibt hier und ist am Rande der Verzweiflung. Da findet sich endlich ein Retter in der Noth; ein hiesiger Kaufmann, Herr Peter Dentler d. j., welcher zugleich einen Gewürzladen und ein Sargmagazin hat, eben so mit Nürnberger Waaren handelt, wie er Eau de Cologne fabricirt, selbst Landwirthschaft treibt, einem sogenannten Geschäftsbüreau vorsteht, und außerdem noch, von Zeit zu Zeit, hier und auf der Messe zu Frankfurt an der Oder — Komödie spielt, gibt sich dazu her, in einer zum Besten des hiesigen Lazareths angekündigten Vorstellung (mit welchem indeß die Schauspieler — zu theilen sich ausbedingen) im Majorate von Rossitten den Daniel und in unserm Verkehr den Jakob zu spielen. — Die Vorstellung fand in der That am 17ten Januar bei überfülltem Hause statt, so daß die Einnahme an 500 Thaler betragen haben muß, von denen etwa 300 Thaler den Schauspielern zu gute kommen. — Nun ist Reisegeld da und die Noth des Augenblicks beendet. — Tags darauf wird noch zum Schluß der Bühne und zum Benefiz des beliebten Schauspielers Hrn. Brandt der Tartuffe gegeben und eine Abschiedsrede gehalten, in welcher ganz laut und deutlich über den Verfall der Bühne geklagt, und der Regisseur ganz unumwunden als der, welcher denselben herbeigeführt hat, bezeichnet wird, (welches, da eben dieser Regisseur noch am Ruder steht, am allerdeutlichsten zeigt, wie wenig er sich um die Leitung des Ganzen bekümmert, indem er z. B. diesen Epilog nicht einmal durchgelesen haben muß), und nun — fort nach Königsberg. — Ich glaube gern, daß die Gesellschaft sich dort noch einige Monate halten und namentlich Fra Diavolo mehrere Male ein volles Haus machen wird, aber eben so prophezeihe ich auch, daß sie sich zu Anfange des herannahenden Sommers auflösen wird. Ueberdieß läuft in diesem Jahre die dem Direktor Schröder für Ost- und Westpreußen ertheilte Concession zu Ende, und unter den jetzigen Verhältnissen kann wohl nicht an deren Erneuerung gedacht werden. Darum herbei, ihr Schauspielerdirektoren, die ihr Sachkenntniß und Einsicht, vor Allem aber Geld habt, um bei conträrem Winde ein Paar Monate laviren zu können; zwei Städte, wie Danzig und Königsberg, jede mit fast siebenzig tausend Einwohnern, stehen zu Eurer Disposition! Ich bin fest überzeugt, daß ein einsichtsvoller und thätiger Direktor, der sich hütet, in die Hände der Wucherer zu fallen, hier mit einer eingespielten Gesellschaft in einigen Jahren ein hübsches Sümmchen erübrigen könnte; dann müßte er aber Preußen meiden; denn hier ist stets ein gefährlicher Boden — weil im Sommer durchaus gar nichts zu machen ist —, und auf die Länge dürfte sich, wenn erst der Reiz der Neuheit geschwunden ist, der einsichtsvollste und beste Direktor schwerlich bei Ehren und Vermögen erhalten.

W. Schn.

Theaterbericht.

(Fortsetzung.)

Aus Weimar.

Herr v. Saar (Streit) gut; doch schien sein Vorgänger diesen Geck noch mit mehr Liebe oder Laune darzustellen. Lisette (Mad. Müller) gefällig; obschon ich diese Künstlerin lieber in ländlich-naiven Rollen sehe, wo sie ohne alle Affectation in Ton und Gebehrden ist. In höheren Rollen zeigt sie mehr Theaterroutine, als wirkliches Talent. Doch ist sie immer eine recht hübsche Erscheinung. — Das nach dem Französischen bearbeitete Schauspiel Yelva, von Th. Hell und Reißiger, ist ein Schaustück von französischem Gepräge, das man nicht allzugenau betrachten muß. Es wirkt mehr stoffartig durch die, von guter Musik gedollmetschte, Stumme; hier noch überdieß durch das russische Element. Die Länge und Leidenschaft der Haupt-Partie wird zuletzt etwas penibel. Mad. Lorzing hat sie recht gut aufgefaßt und führt sie psychologisch durch. Besondere Anerkennung verdient die Lebendigkeit und Bestimmtheit ihres Gebehrdenspiels. Der junge russische Prinz, der seine Neigung zu ihr erst für Liebe hält, bis er erfährt, daß sie seine Schwester ist, ist in seiner französisch-russischen Eigenthümlichkeit, von dem Talent und der angenehmen Persönlichkeit des Darstellers Hrn. Winterberger, noch gehoben, eine interessante Figur, jovial, witzig, einnehmend, nur — in der lateinischen Prosodie, wie es scheint, nicht recht fest, wenn er ne occidas für occidas, du sollst nicht tödten, sagt. Die Gräfin von Cesanne (Mad. Seidel) ohne besondere Charakter- oder Nationaleigenthümlichkeit. Alfred, ihr Sohn (Hr. Engst) ein Brausekopf, dessen mürrischer Eintritt zuerst mit der gleich darauf erfolgenden Vertraulichkeit gegen den Prinzen nicht so recht im Einklange zu stehen schien; ob durch Schuld des Zeichners oder Darstellers der Rolle, kann ich nicht sagen. Feodora, die Cousine des Fürsten, und Gertrud, Yelvas Erzieherin gut, aber unbedeutend. Kaluga (Hr. Franke) ein wahrer Kosak. Die prächtige, höchst geschmackvolle Ausstattung des Ganzen trug zu dem günstigen Eindruck wesentlich bei und verdient Lob. Die brave Musik Reißiger's wurde gut executirt und gebührend gewürdigt.

Zum Geburtstage des Großherzogs war eine ältere Oper: „die Dame als Soldat", von Naumann, in Scene gesetzt worden. Von Kunst und von Geschmack und allen den reichen Mitteln einer glänzenden Huldigung unterstützt, erschien sie nach Möglichkeit würdig ausstaffirt

vor der glänzenden Versammlung; und wenn auch die etwas simple und derbe Intrique — eine verliebte Gräfin, die als Schildwache vor dem Lagerzelte ihres beargwohnten, geliebten Hauptmanns sich, in einem Anfalle von Eifersucht, gegen ihn vergeht, entwaffnet wird und nach der Strenge des Kriegsgesetzes bestraft werden soll, aber auf Kosten eines neugierigen schadenfrohen Plumper, der den Delinquenten vor dem Erschießen noch sehen will, durch Austausch der Kleider gerettet wird — durch all' die Pracht der englischen Uniformen und die Alles aufbietende Kunst der Darsteller nicht überstrahlt und feiner gesponnen werden konnte, so erreichte sie doch vollkommen ihren Zweck. Die darstellenden Künstler hatten ihr, wie gesagt, ihre ganze Kraft und Achtung gewidmet. Die hervorstechendsten Figuren war ein Grenadier-Sergeant Felix. Wer Herrn Genast's kolossale Figur, seine tüchtige Kunst in Spiel und Gesang kennt, der glaubt wohl an die imposante Wirkung seiner Partie. Die Dame als Soldat war Mad. Eberwein; war es, wie man von einer Dame nur erwarten kann. Glorioso der Hauptmann, Hr. Moltke, commandirte seine treue, schöne Compagnie — seine schöne Tenorstimme — wie immer en parade zur Lust aller Anwesenden. Laurette, seine Haushälterin, hernach Marketenderin, die nicht ohne Grund beargwohnte Nebenbuhlerin der Dame Aurora, war eine niedliche, appetisante Erscheinung, wie das Kammermädchen der Gräfin; beides durch die Eigenthümlichkeit der Dem. Schmidt und Kladzig. — Als die interessanteste Figur aber, mit Genast's Felix, machte Herrn La Roche's bilderreiche, vielbewährte Kunst den Gastwirth Prosdocimo dal Vaso, eben jenen widerwärtigen, drolligen Er — mengt — sich — in — Alles, geltend; ein sehr pikantes Ingredienz der ganzen Composition. Die Soldaten und Bauern von allen Gattungen spielten hier keine unbedeutenden Statistenrollen durch ihre Menge und glänzende Equipirung. Man sah' den Kopf einer ganzen Compagnie mit allem Zugehörigen aufmarschiren; selbst die goldgestickte Quaste à la tête, der Regimentstambour an der Spitze der stattlichen Hautboisten fehlte nicht. Eine prächtige Illumination des Feldlagers, mit einem sehr hübschen Ballet, fand am Schlusse der festlichen Bedeutung des Tages statt, dem ein Gesang, von Hummel componirt und den Hauptpersonen in den Mund gelegt, noch besonderen Ausdruck verlieh. Man sah mit Wohlgefallen, daß sich Kunst und Geschmack bei gutem Willen auch an einer längst vergessenen Oper nach Zweck und Wunsche verherrlichen kann. Auf dem Repertoir für den Festtag unsrer verehrten Frau Großherzogin (16ten Februar) prangt nun schon der gefeierte Tell Rossini's. Spohr's Jessonda wird später hier zeigen, was sie vermag.

Heinrich III. und sein Hof, nach dem Französischen des Dumas, von Ludwig Robert bearbeitet, ist ein historisches Gemälde von ergreifender Wirkung. Weil es aber das Gefühl mehr empört, als tragisch erhebt, hat es wohl deßhalb nicht allgemein befriedigt. Der Muthwille und Uebermuth an Heinrichs III. Hofe ist eine Staffage, die nur der Kunstkenner in diesem Gemälde zu würdigen versteht; dem genußsuchenden größeren Publikum gibt sie ein Aergerniß, in jetzigen Zeiten ein doppeltes. Die Grausamkeit, womit der kräftige Guise diesem Hofwesen entgegen tritt, indem er seine Frau für einen, nur scheinbar erstiegenen Grad ihrer Schuldigkeit straft, empört auch zuletzt gegen diesen männlichen, ehrenwerthen Ritter, der bis dahin die Theilnahme vorzugsweise für sich in Anspruch nimmt. So sieht man Nichts, als die boshafte Intrigue der Katharine von Medicis, und die zwar drastische, charakterstarke, aber nicht minder tückische und unedle Repressalie des Herzogs von Guise. Das Opfer seiner abscheulichen Hinterlist, der Graf von Saint Megrin verliert, was er durch sein kriegerisches Feuer gewinnt, da dieses nur aus seinem Parteihaß und dem Mangel an Selbstbeherrschung in seiner unziemlichen Liebe zu der Herzogin aufzuflackern scheint. Ruggieri, der Astrolog, das vermittelnde Werkzeug in der Hand der Königin, ist ein Charlatan ohne Interesse, mehr eine Lustspielsfigur. Das Ganze aber wird seine erschütternde Wirkung nicht verfehlen; nur des Beifalls, der ausschließlich der Kunst gälte, kann sich's bei uns nicht erfreuen, wie trefflich es auch gespielt, und überhaupt glänzend, würdig in Scene gesetzt wurde. Obenan verdient Hr. Oels, als Herzog Guise, für die consequente, in sich vollendete Durchführung dieses einfach edlen Heldenbildes, unsere Anerkennung und unseren Dank. Hr. Durand hatte den abgefeimten Charakter des Königs, wie sich's von diesem denkenden Künstler erwarten ließ, gut aufgefaßt; vortrefflich, vollkommen gelungen schien uns seine letzte Unterhaltung mit dem Grafen Saint Megrin; minder gelungen kam uns das stoß- und ruckweise versuchte Herrscherair-Geben in den Audienzscenen vor. Die Katharine von Medicis (Mad. Durand) fanden wir zu ernst und ruhig majestätisch. Wir erwarteten bei dieser Intriguenseele des Hofs mehr Geist und Leben. Mad. Seidel, die Herzogin, war in den meisten, besonders in den heftigen Momenten, ihrer Aufgabe gewachsen, vielleicht etwas zu declamatorisch und in ihrer Unterredung mit dem Pagen über ihren Liebling in den einlenkenden Redemodifikationen nicht natürlich fein genug. Saint Megrin (Winterberger) voll Feuer und Leben, zuletzt aber in den leidenschaftlichsten Augenblicken der nöthigen Kraft entbehrend. Der Astrolog, von Hrn. Lorzing gespielt, schwach, ein philophischer Poltron zu dem Ansehen seiner Wissenschaft, das er sich zu geben sucht.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 79. (II. Jahrg.) Montag, den 4. April. 1831.

Franzens sieben und siebzigster Geburtstag.

Es lag in Todesleiden
Anhalts Geburtstagskind:
Am Wiegenfeste scheiden
Die Gottes Freunde sind.
„Wo seid ihr, o Genossen?"
So seufzte Vater Franz,
„Ihr edeln Blüthensprossen,
Aus meinem Jugendkranz!"

„Wo seid ihr hingegangen,
O Sohn, o Gattin du!
Mit Sehnen und mit Bangen
Zieht's mich in eure Ruh.
Ich steh' an meinem Ziele,
Hier ist mein Wanderbrief —"
Voll seliger Gefühle
Der alte Herr entschlief.

Und seine letzten Blicke
Sie waren froh gewandt
Auf seines Volkes Glücke
Und auf sein blühend Land.
So sank er eine Leiche,
Umspielt von jungem Grün,
In seinem Blumenreiche,*)
Die Himmelsblume, hin.

Und haben wir verschlossen
Ihn nicht in dumpfe Gruft?
Sein Staub er ist umgossen
Mit frischer Lebensluft:
Zu Jonitz hat erbauet
Er selber sich ein Grab,
Das frei gen Himmel schauet
Und frei zum Land herab.

Zu Jonitz, geht die Sage,
Da können wir ihn seh'n
An seinem Sterbetage
Hoch auf dem Thurme steh'n.
Und seine Arme strecket
Der Alte segnend aus,
Mit Engelsfittig decket
Er seiner Kinder Haus.

Hieronymus Fränkel.

*) Er starb im Louisium, einem Parke bei Dessau.

Bemerkung.

Dieses Gedicht ist eines von denen, welche die Dessauer Censurbehörde aus einer Sammlung Anhaltischer Lieder gestrichen hat. Ich lege es den Lesern mit der Frage vor, ob es wohl etwas Anstößiges hat, wenn das Andenken eines edeln Fürsten so lebendig unter seinem Volke ist, daß jener dem kindlichen Glauben desselben nach seinem Tode noch als ein segnender Geist erscheint? Ob eine Volkssage sich aus dem Alterthume herschreibt, oder in der Gegenwart entstanden ist, das thut ihrem Wesen keinen Abbruch. Umgekehrt vielmehr möchte sie, wenn sie nur sonst einen poetischen Gehalt hat, um so frischere Farben tragen, je jünger sie ist. Wenn es darum zu thun ist, den Charakter eines Volksstammes in dessen Sagen, Mährchen oder Liedern nachzuweisen, so würde man auf halbem Wege stehen bleiben, wollte man die neueste Zeit von diesem Kreise ausschließen. — Das vorstehende Gedicht ist zu unbedeutend, als daß wir hieran eine weitere Erörterung knüpfen mögen; wir werden dem Herrn Censor an einem andern Orte das eben Gesagte zu beweisen suchen.

Leipzig und die Maskerade,

(Fortsetzung.)

Da flog vom Orchester herab ein Posaunenstoß durch den Saal; lautlos stand die Fronte der Schaulustigen, das Gemälde sank und hinter ihm zeigte sich Till Eulenspiegel, die vergoldete Eule in der Rechten, den hölzernen Stiefelknecht in der Linken. Heran, herbei, ihr Narren alle! war, glaube ich, der schmeichelhafte Zuruf, mit welchem er seine Rede eröffnete, dann ——, doch wahrscheinlich liest Du den in Deinen Ringmauern erscheinenden, von Herloßsohn redigirten „Komet," und noch wahrscheinlicher wird der Schwanz desselben nächstens eine Beschreibung des Maskenzuges und die vom Schauspieler Schütz dabei gesprochene Erklärung in Leipzig herumtragen. Denn hätte ich auch nicht

Herloßsohn als Verfasser der Letztern nennen hören, so würde ich ihn für solchen schon daraus erkannt haben, daß beim Auftreten der Schriftstellerei, in der Vergangenheit als Foliant, in der Gegenwart als Zeitschriften und in der Zukunft als Schnellwissenschaftlehre, der erste Platz unter den Zeitschriften dem von seinen „Hamburger" Flecken noch nicht rein gewaschenen „Komet" und der zweite der durch Herloßsohn's Correspondenz nicht schmackhafter gewordenen, zahmen „Abendzeitung" angewiesen wurde. Du wirst daher dort Alles viel treuer erzählt finden, als es von mir, nach einmaligem Hören, zu erwarten wäre. Darf ich aber in der Anordnung des Maskenzuges mich über etwas wundern, so ist es die Bescheidenheit des Dichters, mit welcher er verschmäht hat, am Schlusse des aus Regenten und Regentinnen, Heerführern und Heroinnen, Theologie und Jurisprudenz, Medicin und Philosophie, bösem Prinzip und Schauspielern, Zeitgeist und Schriftstellerei, männlichen und weiblichen Moden und Soldaten, männlicher und weiblicher Dienerschaft, Bauern, Bürgern und Edelleuten, — Alles, wie es gewesen, wie es ist und wie es sein wird — bestehenden Ganzen die geflügelten Sänger vorzuführen und sie durch einen Hahn und eine Henne darstellen zu lassen. Oder hat er in seiner Bescheidenheit erkannt, daß die Repräsentanten, um wahr zu sein, in der Vergangenheit als unreife Eier, in der Gegenwart als Krebse, in der Zukunft als zerbrochene Schaalen erscheinen mußten?! — Genug, die Anordnung war so sinnreich, wie sie von einem so sinnreichen Dichter zu erwarten ist, und das Costüm so richtig gewählt, daß ich es gern aus dem Kopfe des Mannes entsprungen glaube, der vor Jahr und Tag sich als „Narrn" in die literarische Versammlung einführen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das April-Schicken.

Den Namen des vierten Monats in der jetzt gebräuchlichen Julianischen Jahresrechnung — April haben die Römer wohl selbst nicht recht zu erklären gewußt. Vater Ovid, der alle Monatsnamen gern auf die Götter bezog, hielt ihn mit Aphrilis für gleichbedeutend, und wollte ihn zu Aphrodite beziehen. Vossius in seiner etymologischen Forschung will mit seinem Vorgänger Joh. Scaliger den Namen vom lateinischen Aper herleiten, weil man ehedem in diesem Monate ein Schwein zu opfern pflegte. Neuere Sprach- und Wortforscher wollen es vom altgallischen oder altdeutschen „Abrilich" so viel wie thaulich, (wie Menses aprilis — Thaumonat) abstammen lassen. Uns aber scheint es am Angemessensten, ihn als Aperilis vom verbo composito „aperire": aufthun, „aufschließen" entspringen zu lassen: denn um diese Zeit ist es, wo der Erdboden sich aufschließt, die Wiesen wieder zu grünen, die Bäume zu blühen und die Gärten mit Blumen zu prangen beginnen, weshalb man ihn auch ehedem mit einer Blume in der Hand gemalt hat. Er wird auch der Windmonat, Blumenmonat, von den Holländern Grasmonat, und bei uns nicht selten nach Carl dem Großen Ostermonat genannt, weil allerdings in ihm gemeinhin die Ostern fallen. In ihm herrschen die meisten Winde, Regen und Ungewitter, denn in ihm gehen mit der Sonne zugleich auch die Plejades (das Siebengestirn) Hyades und die Sterne des Orions auf, die bald mit der Sonne auf- und niedergehen oder ihr gegenüberstehen, wenn sie auf- und untergeht. Auf seinen Charakter der Unbeständigkeit des Wetters singt man in Frankreich:

Quand il fait beau, prends ton manteau,
Quand il pleut, prends le si tu veux.

Auch die Deutschen haben Sprichwörter auf seinen schnellen Witterungswechsel z. B.:

Es ist kein April so gut,
Er schneit den Hirten auf den Hut.

u. m. A.; auch nennen Viele ihn spottweise den Weibermonat, und bei den Grillenfänger Umgebenden hören wir täglich von Aprillaunen sprechen.

Die sonderbare Sitte, am ersten Tage dieses Monats durch eine falsche Bestellung Jemanden zu foppen, so daß er entweder etwas für wahr halte, das erdichtet ist oder nach irgend etwas einen vergeblichen Gang mache, findet man, außer in Rußland, fast durch alle cultivirte Länder Europa's verbreitet. Die Benennungen dieser April-Verirung ist sehr verschieden. Wie bei uns ein solcher Verirter schlechtweg ein Aprilnarr genannt ist, nennen ihn auch die Engländer: an April fool, bei denen die Verirung a sleeveless errand (eine ärmellose Verschickung) und auch „a Tom fools errand" heißt. Wir finden solche Verirungen bei ältern englischen Autoren schon erzählt, und auch Swift schickt seine Stella wirklich schriftlich in den April. In Frankreich sagt man un message borgne (eine einäugige Botschaft), und auch donner le poisson d' Avril, faire manger du poisson d' Avril; mit diesem Aprilfisch wird die Makrele gemeint, der sich um diese Zeit an den französischen Küsten zeigt, und nur in dunkler stürmischer Nacht, oder bei ganz hellem Fackelschein zu fangen ist; die Leichtigkeit, mit der er entschlüpft, macht ihn zu einem passenden Bilde einer getäuschten Hoffnung. In Italien sagt man gleichfalls pesce di Avrile, und nennt einen Dümmling un pesce nuovo — (einen neuen Fisch) auch un Merlotto. Merlo und Merluzzo heißt der Stockfisch, welcher im Deutschen gleichfalls einen Dummkopf bezeichnet. In einigen Gegenden Italiens sagt man auch far calandrino (zum C. machen) nach dem Namen eines zu Boccacios Zeiten bekannten einfältigen Malers.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Wir sollten indeß nicht ohne alle Anfechtung bleiben: ein drittes Gewitter blähete vom Abend herauf, und der Wind machte in gefährlichen Zwischenräumen heftige Anfälle, so daß der Eber vor Altona zu tanzen anfing, und der Wagen oft eine Richtung nahm, wie wenn er vom Umwerfen träumte. Aber wir brachten die Fahrt glücklich zu Ende, und schon ein Viertel auf zwei Uhr landeten wir in Altona. In Hamburg sei ihm dieß nicht erlaubt, sagte der Schiffer. Am Ufer standen schon die hanseatischen Straßenjungen, uns zu empfangen; man warf ihnen Stricke zu, womit sie uns vollends an's Land zogen. Ein schwankes Bret setzte mich auf das Trockene. Damen möchten hier der kräftigen Umarmung eines Matrosen sich wohl nicht erwehren können.

Damit war ich aber lange noch nicht im Quartiere. Der Wagen mußte mit den nämlichen Umständen, wie er hineingewunden war, auch wieder herausgewunden werden. Und als nun wirklich die Pferde wieder davor standen, erhoben sich neue Hindernisse. Ein Streit entspann sich zwischen dem Schiffer und dem Kutscher. Dieser versicherte, sächsisches Geld versprochen zu haben und jener bestand auf 3 Rthlr. gutes Geld nach Hamburger Rechnung. Umsonst suchte ich sie zu vereinigen. Sie liefen fort zu einem Wechsler, der Schiedsrichter sein sollte. Sie liefen fort und kamen nicht wieder. Da saß ich nun im Wagen, von den berühmten Straßenjungen umringt. Alle bestürmten mich um Trinkgeld und einer wollte immer mehr gethan haben, als der andere. Mit Hamburgischer Münze noch gar nicht versehen, gab ich ihnen den Bescheid, daß sie sich von dem möchten bezahlen lassen, der sie zur Arbeit commandirt hätte. Sie beruhigten sich auch einigermaßen, bis es einem unter ihnen einfiel, den Pferden Heu vorzuhalten; der verdiente ein Zehnkreuzerstück. Jetzt erneuerten die andern ihren Sturm, mit dem Vorwurf, warum der etwas bekommen sollte und sie nicht. Ich bedeutete sie und sah mit immer größerer Sehnsucht der Rückkehr des Kutschers entgegen. Es verging eine halbe Stunde, es verging eine ganze Stunde, und er kam nicht. Jetzt wurde mir in der That bange, es möchte seinem Leben im Streit Gewalt angethan sein. Niemand wußte zu sagen, wo er geblieben. Um mir die schwarzen Gedanken zu vertreiben, fiel mir endlich ein Mittel ein. Ich hatte noch etwas Lebensmittel und Wein im Wagen. Diese fing ich an, unter das muntere Chor zu vertheilen, worüber sie einen großen Jubel erhoben. Auch schenkte ich Wein in ein schön geschliffenes Glas, und reichte es einem nach dem andern. Es thürmte sich Kopf über Kopf, und jeder versicherte, er sei nun an der Reihe: die Gesichter wurden immer listiger und schelmischer, bis einer den andern anklagte, daß er doppelt empfangen. Ich dachte auch an mich und hielt so meinen Mittag in einer ganz eigenen Gesellschaft. Endlich, drei Viertel auf drei Uhr, kam der Kutscher zurück. Der Wechsler hatte sehr weit gewohnt und einige Zeit hatte er mit Zanken und Fluchen ausgefüllt, aber doch nach der Forderung des Schiffers bezahlen müssen. Jetzt, da der Wagen vorwärts ging, erhob das Chor der Jungen ein neues Jubelgeschrei, man hätte glauben sollen, aus Dankbarkeit, aber nein! sie schrieen alle einstimmig: so! er hat kein Geld mehr, er hat kein Geld mehr! — Es war drei Viertel auf vier Uhr, als ich im Römischen Kaiser am Jungfernstieg ankam. Ich erkämpfte mir ein Zimmer mit einer schönen Aussicht und bestellte dann ein gutes Abendessen.

Meine Absicht ging nur dahin, einen Totaleindruck von Hamburg zu empfangen, keineswegs mich durch Musterung aller einzelnen Merkwürdigkeiten zu ermüden. Fünf Tage hatte ich dazu bestimmt, die ich denn auch meiner Absicht gemäß verlebte. Anfangs unterhielt und ergötzte mich die Aussicht meines Zimmers. Ich hatte die breite Alster, die ich erst für die Elbe hielt, die Georgvorstadt mit der Windmühle und mit der Brücke vor mir, durch welche ich früh Morgens Kähne mit Milch und ländlichen Früchten heran fahren sah. Ich schwebte dabei, indem sich der Himmel aus dem breiten Gewässer wie aus einem klaren See wiederspiegelte, im hohen Stübchen gleichsam in einem Meer von Licht, fühlte aber am Schmerz der Augen, daß das, was mich erst entzückte, mir bald unerträglich wurde, so daß ich froh war, als ich am andern Tage ein Stockwerk niedriger ziehen konnte. Der Blendung meiner Augen kam indeß der Himmel selbst zu Hülfe, indem er durch ein Regenwetter, das den ganzen Tag dauerte, für den Vorhang sorgte.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Februar 1831.

(Beschluß.)

In gegenwärtiger Fastenzeit wird die große Menagerie des Herrn v. Dinter vor dem Karlsthore häufig besucht und man kann sich hier, wie während des Carnevals anderwärts überzeugen, daß gerade die schönsten Schlangen die gefährlichsten sind. Da unser Planet keine Okensche Isis ist, darf ich demselben freilich mit keiner naturhistorischen Abhandlung kommen, allein versichern darf ich, daß es jedem denkenden Menschen interessant sein muß, lebendige Harlekinschlangen, den Boa Constrictor und dann die entsetzlichen Klapper-

schlangen zu schauen. „Hinter doppelten Stäben bewegen sich die Scheu- und Grausale träg und schlaff, aber wie die eiserne Ruthe, welche der Wärter in der Hand hält, zwischen den Stäben hindurch ihren Leib berührt, verkehrt sich urplötzlich die Trägheit in Wuth, und die Augen der Bestien funkeln, ihre gespaltenen Zungen fliegen hin und her im geöffneten Maule und schauerlich und stärker von Minute zu Minute tönen die Rasseln an ihren Schweifen. Stummes Grauen ergreift die Zuschauer."

Da ich unter jeder Bedingung verschmähe, Plagiarius zu sein, gestehe ich Ihnen, daß diese kurze ausgezeichnete Schlangenskizze einer trefflichen, in diesem Augenblicke im Drucke erschienenen Spindler'schen Novelle: „die Schlange in Reggio" entnommen ist, zu welcher beinahe ohne Zweifel, die Grundidee die hier anwesende Dinterſche Menagerie gegeben haben mag.

Unser neuer Prophet Dürr, welcher unlängst, als unberufener Redner, die Kanzel in der Metropolitankirche betreten hat, wie ich im vorigen Monatsberichte meldete, ist gestorben. Das Volk behauptet: Dürr habe längst Tag, Stunde und Minute seines Todes prophezeit. Was läßt sich dagegen Vieles sagen? An Zeichen und Wunder unserer Zeit muß Jeder glauben, der die preußische Staatszeitung oder gar den österreichischen Beobachter liest.

Unsere Deputirten treffen nun in Schaaren ein. Die k. Einweisungskommission ist bereits in Funktion getreten. In wenigen Tagen werden sich die Kammern constituiren. A propos! will unser Planet von den Verhandlungen der Baierischen Kammern Notiz nehmen oder nicht?? *) —

Einen eigenen Theaterbericht kann ich Ihnen bei dem besten Willen für dieses Mal nicht senden. Warum? — Mit der Gesellschaft unserer dramatischen Hofkünstler sieht es schlimm genug aus:

Sieben kreisen,
Fünfe reisen!

Nun befinden sich unter den sieben Kranken und den fünf Reisenden aber gerade unsere Matadore.

Eßlair liegt in Folge eines, eines — wie sich unsere Lokalblätter gar zierlich und höflich ausdrücken — eines Diätfehlers — bei mir zu Hause nennt man das Ding anders — danieder; der erste Liebhaber leidet an Kopfweh und der erste Komiker an — Hypochondrie; die eine Dame ist rauh (im Halse) der andern wird seit einigen Wochen häufig flau, eine dritte ist schlau und sagt — sie sei krank! — Madame Sigl-Vespermann singt in London das: God save the king — ihr Gemahl hat sie begleitet; Dem. Hagn speißt — nachdem sie Ihre Dresdner — nach hiesigen Blättern (!) ganz und gar bezaubert haben soll, jetzt an der k. Kammerherrntafel zu Berlin; Rozier, Horschelt und Frau tanzen in Mailand! — da möchte der ††† Hoftheaterintendant sein, ruft das hiesige naive Conversationsblatt aus.

Doch versprach das Repertoir für diesen Monat viel Neues! — Mad. Garcia-Vestris gastirte in Rossini's Barbiere di Siviglia und wurde — ausgepfiffen. Am letzten Faschingstage wurde zum ersten Mal ein ganz neues Stück gegeben, rathen Sie welches? — Künstlers Erdenwallen v. F. v. Voß. Die Posse fiel durch. Mad. Birch-Pfeiffer hat heute ein Benefiz in ihrem eigenen anmuthigen Schlößchen — in Schloß Greifenstein. Die Wahl ist gut, zu Hause findet man sich am leichtesten zurecht. Der Wiener berühmte H — w — st Herr Raimund ist hier und gastirt übermorgen in der Posse: der Bauer als Millionär — nun ein Bauer als Millionär ist bei uns in Baiern in der That eine merkwürdige Erscheinung. Unsere ästhetischen Zierbengels sprechen mit wichtigen Mienen: „Wir fürchten, R. wird nicht gefallen, sein Nationaldialekt wird ihm schaden!" — O Himmel und sieben Wunder! Wien's lingua rustica und der hiesige Volksdialekt sind Geschwisterkinder — wenn nicht noch näher verwandt. Ich stelle Herrn R. ein anderes Prognostikon: „Er wird furore machen und mehr das Publikum ansprechen, als es einem Eßlair und einer Schröder gelingen kann."

A propos noch ein Mal! Ihr Dresdner Janus sagt: „München ist der Sitz der wüthendsten Lobhudelei, einer Lobhudelei, welche bei den höchsten Personen anfängt und bis in die Hefen des Literatur- und Theatergebräues überfließt."

Wenn Ihr zweiköpfiger Monsieur noch hundert Jahre lebt, kann er nimmermehr eine größere Wahrheit aussprechen, doch fragen Sie doch den Herrn Janus, ob er auch uns unter jene Lobhudler gezählt wissen will.

Der Buchhändler Brodhag aus Stuttgart (ein gutes Haus) ist hier; er soll unseres Franckhs Ehre und Ruf vollständig gerettet, das heißt: für ihn bezahlt haben. Dagegen soll nun die Franckhsche Handlung Brodhags Eigenthum sein. Ob nun das Gerücht wahr spricht, kann und will ich nicht verbürgen.

*) Mit Vergnügen, nur nicht in extenso. D. Red.

Buntes.

Die Emancipation der Katholiken in England ist erfolgt, aber die Emancipation des dritten Standes in Deutschland noch nicht. Die Staats-Vormünder wollen durchaus die Vormundschaft nicht niederlegen, obgleich doch ihre Pflegebefohlnen längst mündig geworden sind. Doch wird ihnen das Weigern nichts mehr helfen, und wenn sie noch sauerere Gesichter machen. Sie thäten besser, an das gute Sprichwort zu denken: il faut faire bonne mine à mauvais jeu.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 80. (II. Jahrg.) Dienstag, den 5. April. 1831.

Die Waise.

Nach einer in der Leipziger allgemeinen Modenzeitung Nr. 7. von 1831. mitgetheilten Begebenheit.

'S ist Mitternacht. Decembersturm
Entführt den Schall vom Glockenthurm,
Tobt in der Trauerweide Zweigen
Und stört des Friedhofs heil'ges Schweigen.

Der Wächter kommt und steht und lauscht.
Der Sturm ist's nicht allein, der rauscht.
Der Wächter naht und hört es wimmern
Und sieht es dort am Grabe schimmern.

„Was machst Du da, mein Knäbelein?"
„„Ich suche ach! die Mutter mein.""
Dabei mit jammernder Geberde
Aufscharrt das Kind die frische Erde.

Und fort das Kind, das starr und kalt,
Der Wächter trägt schier mit Gewalt,
Daß wieder es im Bett' erwarme
Und träumend ruh' im Mutterarme.

Und wiederum zur Mitternacht
Der Wächter seine Runde macht.
Der Sturmwind heult im Thurmgebäude
Und beugt Zypress' und Trauerweide.

Der Wächter kommt und steht und lauscht.
Wohl ist's der Sturm allein, der rauscht,
Wohl hört er's nicht am Grabe wimmern;
Doch sieht er's wiederum dort schimmern.

Und näher tritt er nun geschwind,
Und wiederum da liegt das Kind;
Doch weint es nicht seit mehren Stunden:
Das Kind — die Mutter hat's gefunden.

K. Spp.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

„Höre mich, lieber Ferdinand!" rief Marie und umschlang mit leidenschaftlicher Innigkeit den Finstern: „was hältst Du von dem Tode meines Vaters?"

Ferdinand schaute sie mit starrem, weitgeöffnetem Auge an.

„Von dem Tode" — stammelte er — „Deines Vaters? Hm! der Tod kommt im Schlafe wie der Mord. Dein Vater — ich wollte, ich könnte die Rolle mit ihm wechseln!""

„Du sprichst seltsam, Ferdinand!" sagte Marie verwundert und maß ihn, die Umarmung allmählig lösend, mit einem durchdringenden Blicke. „Nie war er mir im Leben Vater," — fuhr sie fort — „er scheint es auch im Tode nicht zu sein. Sein Ende war geheimnißvoll und grauenhaft. Man sagt, eine übermenschliche Macht habe ihn gerichtet. Ich möchte es selbst glauben; die Hand eines menschlichen Würgers wäre barmherziger gewesen. Ueberdem füllte ein erstikkender Schwefeldampf das Zimmer und, nach dem Zeugnisse der aussuchenden Gerichtspersonen, konnte man die Spuren blutiger Betastung bis in den obersten Ausgang des Schornsteins hinauf verfolgen."

Ferdinand hatte der Erzählerin mit immer steigender Angst in das Auge geblickt; aber bei der Erwähnung der blutigen Spuren, welche den Schornstein besudelt haben sollten, schlug er beide Hände heftig vor die Stirn und stieß zugleich einen halb unterdrückten, ächzenden Schrei aus.

„Ergreift Dich das furchtbare Schicksal eines Mannes, den die Natur doch mir weit näher, als Dir gestellt hatte, erst jetzt so?" fragte Marie mit einem seltsam forschenden Blicke. — „Aber höre weiter! Das Gerücht erzählt, der Ermordete habe sich seitdem zu wiederholten Malen in gespenstischem Verkehre sehen lassen. Seltsam genug, will es kein Kreuz auf seinem

Grabe leiden. Meinen Bruder Robert, der von Natur erregbarer und schwächlicher ist, als ich, die Schwester, hatte der Anblick des furchtbar entstellten väterlichen Leichnams gewaltsam ergriffen; er verfiel in ein heftiges Fieber, und ehe noch der todte Vater sein dunkles Bette da drüben bezogen hatte, irrte schon das junge Leben meines Bruders in wilden Phantasieen hart am Rande des Grabes. Ich wachte — da fremde Menschen mit Entsetzen dieses Haus des Mordes flohen — selbst todesmatt an dem Bette des Kranken. Seine Fieberglut hatte sich eben in etwas besänftigt, bis zum Sterben erschöpft, sank mein Haupt auf das Kissen seines Bettes nieder; da träumte mir, die Thüre — welche das Eckzimmer, wo die Leiche des Vaters lag, von dem unsern trennte — würde aufgerissen, und der Todte, noch blutüberströmt aus der entsetzlichen Halswunde, träte herein. Er sah mich und den kranken Robert mit dem, im Leben ihm eigenen kalt-spottenden Blicke an und schlug dabei ein bitteres Lachen auf, ein Lachen, welches der Schnitt der zerfleischten Kehle zu einem Schreckenstone erstickte, wie er noch jetzt durch meine Seele gellt.

„„Was sitzest und brütest Du da am Lager des Bruders?"" höhnte er: „„der Knabe ist ja gesund und frisch, wie mein Blut. Mache Dich auf und geh' hinunter in den Keller des Hauses; links ab von dem alten Gränzsteine, den ich dort eingrub; liegt Euer Erbtheil. Aber daß Ihr es wißt, Ihr Kinder des Todten, schaut alle Tage wohl nach meinem Grabe, damit ich weiß; es stehe noch froh und lustig um mein entsetzliches Andenken!"" — Darauf ging er langsam wieder nach der Thüre, und ich sah deutlich, wie er schwerfällig wieder auf sein Leichenbret stieg und sich dehnte und streckte und dann auf's Neue in einer der Verwesung nahen Todesstarrung dalag.

Am andern Morgen begruben wir ihn. Robert aber war in selbiger Nacht noch so weit genesen, daß er der Leiche des Vaters folgen konnte. — Das Begräbniß hatte Roberts und meine Thätigkeit in vielfachen Anspruch genommen; da hörte ich von Deinem plötzlichen Verschwinden, eine Nachricht, die mich um so seltsamer überraschte, da ich mich schon vorher über Dein langes Außenbleiben gewundert hatte. Wir hielten uns still und eingezogen. Aber in der zweiten Nacht, welche dem Begräbnisse folgte, erschien mir der Todte abermals. Noch wilder, leichenhaft-gräßlicher war sein Anblick. Der Hohn seines Mundes hatte sich zu starrem Ingrimm verzogen, sein Auge — noch bluterhitzt von dem gewaltsamen Todeskampfe — glotzte mich, halb erloschen, halb durchblitzend an, und mit starker, aber unsicherer Stimme rief er: „„Habt Ihr Thoren dem Schatze noch immer nicht nachgesucht, so mögt Ihr denn Bettelbrod kauen, wenn Ihr es nicht besser wollt. Aber ich rathe Euch, schaut fleißig nach meinem Grabe, alle Tage, sonst will ich schon in dieser Woche nach dem Eurigen schauen! Und hier einen Mahlschatz für Dich, Marie!"" Dabei griff er mit der niederhangenden Rechten in seine klaffende Halswunde und schleuderte mir daraus Etwas vor die Füße, was schnell, ehe ich es zu unterscheiden vermochte, in eine Ecke des Zimmers rollte und meinen Blicken entschwand. — Wunderbar genug hatte mein Bruder in derselben Nacht einen eben solchen, völlig mit dem meinen übereinstimmenden Traum gehabt."

„Der Mahnung des Todten folgsam, gingen wir mit einander in den Keller und gruben an der, von der Traumgestalt bezeichneten, Stelle ohngefähr vier Fuß tief in den Sand. Ich gestehe, daß der Anblick des schweren Reichthums, den ich mir bei meinem Vater nie in dieser Fülle vermuthet hätte, mich in Staunen setzte. Wir schafften, um Aufsehen zu vermeiden, den Schatz in der Stille der Nacht aus dem Keller. Gleichwohl soll das Gerücht, welches gleich der wesenlosen Luft in die unbetretensten Geheimnisse zu dringen weiß, schon längst von den vergrabenen Reichthümern des Gestorbenen sprechen. — Den Gottesacker versäumen wir seitdem keinen Tag zu besuchen, da jede Versäumniß, ja selbst eine unbedeutende Verzögerung des Besuchs, dem Todten an seiner tiefsten Ruhe zu schmälern scheint und uns schreckhaften, gespenstischen Thörungen aussetzt."

„Noch Eins! Als ich am Morgen nach dem letzterwähnten Traume fast instinktmäßig in jener Ecke des Zimmers nachsuchte, wohin der unbekannte Gegenstand, den die Gestalt gleichsam aus ihrer Todeswunde mir zugeschleudert hatte, gerollt war, fand ich daselbst, just in dem Winkel, wo der Leichnam meines Vaters, unmittelbar nach der Ermordung angetroffen ward — — Nun rathe, was fand ich?"

Marie warf bei dieser Frage einen bodenlos tiefen Blick in Ferdinands Auge, welches in unsteter Bewegung umherirrte und sichtbar dem ihrigen sich zu entziehen trachtete.

„„Du fragst sonderbar Marie?"" entgegnete er mit verlegenem Unwillen. „„Wie soll ich das wissen?""

„Nun so erfahre es durch mich!" sagte Marie: „den Ring, welchen ich Dir an Deinem Namenstage schenkte, fand ich, wie Du ihn hier siehst."

Sie öffnete eine kleine Schublade und nahm den Ring heraus, welcher an mehreren Stellen verbogen und gequetscht, und mit sichtbaren Blutflecken besprengt war. Ferdinand sah ihn nicht, denn ehe noch Marie das blutige Wahrzeichen des Mordes hervorziehen konnte, stürzte er besinnungslos zu Boden. Marie, von doppeltem Zweifel befangen, beugte sich zu ihm herab; die alte Liebe erwachte mit erneuter Gewalt in ihrem Busen, als sie den Freund ihrer Seele, von geheimnißvollem Grauen niedergeworfen, einem Todten ähnlich vor sich liegen sah, und gleichwohl wehrte ihr ein unerklärliches Gefühl, sich unbefangen ihrer Leidenschaft hinzugeben. Ferdinand athmete tief und krampfhaft, sein Athmen war fast ein Aechzen zu nennen; Marie blickte ihm angstvoll auf die bleichen, zuckenden Lippen, jetzt

schlug er die Augen auf, die von der äußersten Leblosigkeit der Ohnmacht mit Einem Male zu einem wilden Feuer übergingen. „„Ist er wieder fort?““ fragte er hastig.

„Wer denn, Ferdinand?“

„„Nun, Dein Va — — Robert wollt' ich sagen,“ verbesserte er sich.

Er richtete sich unruhig auf. Marie blickte ihm mit banger, zweifelhafter Ahnung in die Augen, er entzog seinen Blick dem ihrigen und stürzte ihr dann plötzlich in gewaltsamer Heftigkeit an die Brust, sein Gesicht auf ihrer Schulter zu verbergen.

„„Höre mich, Marie!““ sagte er matt und drehte die Augen langsam in ihren Kreisen: „„Es wird mir da ein fürchterlicher Traum klar. Ich muß ihn Dir offenbaren, er preßt mir das Herz ab. — Marie! das ganze Leben haben Denker einen Traum gescholten; man kann lieben und träumen, man kann selig sein und träumen, Marie! man kann morden und — träumen!““

(Fortsetzung folgt.)

Das April-Schicken.

(Beschluß.)

Viele leiten das Aprilschicken aus denjenigen Zeiten her, in welchen man in der römischen Kirche anfing, alles Thun und Leiden Christi nachzuahmen, folglich auch dessen spottvolles Hin- und Herschicken und Herumführen von Hannas zu Caiphas, von Pilatus zu Herodes und wiederum umgekehrt u. s. w., allein es ist unglaublich, daß eine solche unchristliche Sitte sich so lange erhalten haben könne. Andere wiederum leiten es von einem Feste ab, welches im Heidenthume dem Gott des Lachens gewidmet sein soll, vergessen aber dabei zu beweisen, wo denn von diesem Gott, so wie von dessen Feste, je die Rede gewesen ist.

Nicolai in der Berliner Monatsschrift (Bd. 9. S. 241.) findet die erste Spur des Aprilschickens in folgender Begebenheit aus dem Jahre 1634, welche der 1691 erschienenen zweiten Auflage des Werkes: La Vie de Charles V. Duc de Lorraine et de Bar,“ entnommen ist.

Karl IV. Herzog von Lothringen hatte mit dem benachbarten mächtigen Könige von Frankreich angebunden, und sich insgeheim zu dessen Feinden gesellt. Auch hatte er schon früher dem allmächtigen Cardinal Richelieu Ursache zum Mißvergnügen dadurch gegeben, daß er den erklärten Feind desselben, den Bruder des Königs, Herzog Gaston von Orleans, bei sich aufnahm, welcher dort ohne des Königs Bewilligung die Prinzessin Margaretha von Lothringen heirathete. Richelieu sann auf Rache: und welche konnte süßer sein, als das ganze Land dem Herzoge und seiner Familie zu entreißen, und Frankreich damit zu vergrößern? Ob sich gleich der Bruder des Herzogs, der Cardinal Franz von Lothringen, welcher bei dem französischen Hofe in etwas besserm Ansehen stand, zum Vermittler erbot, so war es doch Richelieu nicht Ernst damit, sondern die französischen Truppen rückten unter andern Vorwänden ein, und blokirten Lüneville, wo sich der Cardinal Franz nebst der Prinzessin Claudia von Lothringen aufhielt. Die Absicht war, sich der Person der Letztern zu versichern, um sie mit einem Prinzen von französischem Geblüt zu vermählen, und dadurch ein Recht auf Lothringen zu erschleichen. Franz entschloß sich also kurz, besonders da ihm schon die Regierung des Landes von seinem Bruder abgetreten war, aus eigner Macht dem geistlichen Stande zu entsagen, und die Prinzessin Claudia selbst zu heirathen, welches auch in wenigen Tagen geschah, und erst nach vollzogener Vermählung dem, die französischen Truppen kommandirenden Marschall de la Ferté gemeldet ward. Dieser zwang das neuvermählte Paar nach der befestigten Stadt Nancy zu gehen, wo sie genau bewacht wurden, indem man noch hoffte, die Ehe, wegen der mangelnden Dispensation des Papstes annuliren lassen zu können. — Um diesem zuvorzukommen, suchte Herzog Franz mit seiner Gemahlin zu entfliehen, und dazu wählten sie den ersten April. Sie ließen selbst die Nachricht, daß sie gerade an dem Tage entfliehen wollten, in der Stadt ausbreiten, welches die Franzosen für ein Aprilmährchen hielten, womit man sie nur zum Besten haben, und hernach auslachen wolle. Der Herzog und die Herzogin, in Bauerntracht verkleidet, gingen mit dem ersten April bei Tagesanbruch aus dem Thore; und so groß war die Ueberzeugung bei den Franzosen, daß jene Nachricht sie nur necken solle, daß, als eine in's Thor hereingehende Bäuerin die Verkleideten erkannt hatte und es einem Soldaten von ihrer Bekanntschaft anzeigte, der wachhabende Officier dem Soldaten lachend antwortete: die Bäuerin wolle ihn im April schicken, und erst nach Verlauf von 2 Stunden es dem Commandanten Graf von Brasson berichtete, der, von Natur argwöhnisch und furchtsam, dem sie bewachenden Officier nur einen geheimen Befehl schickte, von ihrer Anwesenheit sich zu überzeugen. Dieser gewohnt, sie mit Höflichkeit und Achtung zu behandeln, begnügte sich an der Versicherung des einverstandenen Kammerdieners, daß sie noch schliefen, um sie nicht zu stören. Neue Nachrichten vermehrten die Besorgnisse des Commandanten so, daß er selbst hingeht, das Zimmer öffnen läßt, die Vorhänge des Bettes eigenhändig wegzieht, und es zu seinem größten Entsetzen leer findet.

Was man indessen von solchen Geschichtchen für die Sitte des Aprilschickens entnimmt, bleibt immer nur Hypothese; das Wahrscheinlichste ist immer, die April-Verirung von der Unbeständigkeit des Monats selbst herzuleiten, der oft durch den heitern Sonnenschein in's Freie lockt, aber dann nicht selten durch Regen oder Schneegestöber wiederum in's Zimmer zurückscheucht, und so — die Hoffnung täuscht; von dem, was man sonst noch sagt, ist ein Theil sehr abgeschmackt, und vom an-

dern Theile gilt das bekannte: si non è vero, è ben' trovato. Es war lange auch ein Streit, ob solches Aprilschicken schimpflich sei, und nach Dietherr in Speidel. contin. wird es dahin beantwortet, daß es nur zu Injurienanklagen kommen kann, wenn es unter ungleichen Personen geschieht.

Eine hierher bezügliche Anekdote mögen wir hier nicht unerzählt lassen, weil sie nur noch wenigen der geneigten Leser bekannt sein wird, sie ist vom Biographen des neulich verstorbenen französischen Chemikers Vauquelin erzählt. Dieser berühmte Mann war nämlich ungemein naiv und freimüthig, und kannte die Etiquette sehr wenig. Er war durch seinen Lehrer Fourcroy, den Napoleon sehr liebte, mit Letzterem bekannt geworden, und als ein Zug seiner Freimüthigkeit wird nun neben vielen andern auch folgende Antwort angeführt, die er einst Napoleon gegeben, als dieser ein Paket mit verschiedenen fremdartigen Substanzen erhalten und es Vauquelin, da man eine beabsichtigte Vergiftung argwohnte, zur Analyse zugeschickt hatte. Diese ergab aber nichts. Vauquelin lief nach dem Palais, gestand dies Napoleon, der darüber sehr verdrüßlich ward. Endlich rief Vauquelin aus: „war nicht gestern der 31ste März?" Allerdings, antwortete Napoleon. Nun Sire, dann hat man Sie in den April schicken wollen. Die Umstehenden waren wie vom Donner gerührt. Napoleon, der mit großen Schritten umherging, blieb auf einmal stehen und sagte: „Wahrhaftig, Vauquelin, diese Antwort sieht Ihnen ganz ähnlich!" fing an zu lachen, und Vauquelin entfernte sich, ohne daran zu denken, was er gesagt hatte.

Elke.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, Februar 1831.

Indem ich meine bisherige Saumseligkeit durch Krankheit und gehäufte Geschäfte vorerst bei Ihnen entschuldige, beginne ich sofort mit einer Skizze unseres politischen Lebens.

Da dürften Sie denn in der That glauben, es würde Ihnen die Aussicht in ein kleines, recht bewegtes republicanisches Leben eröffnet; denn in einem so kleinen Freistaate, in welchem Alles dergestalt zusammengedrängt erscheint, daß Regierende und Regierte sich auf die Finger zu sehen im Stande sind, wo kaum zwei verschiedene Interessen parallel neben einander hinlaufen zu können, sondern immer in allen möglichen Winkeln, spitzen und groben, sich durchkreuzen zu müssen scheinen: — da sollte man allerdings glauben, die lebendigste Bewegung zu finden. Und doch wurde eine solche Erwartung noch vor Kurzem gar sehr getäuscht, wie das schon aus historischem Grunde leicht erklärlich war.

Hier, wie in andern deutschen Städten, gab es früher eine Zeit, wo politische Gewalt, mehr allmählig usurpirt, als durch Verträge vergeben, fast eine herrenlose Sache zu sein schien, daher für jede sich fühlende Kraft ein würdiges Ziel. Aber wie eben diese Kraft als alleiniger Maßstab des Rechtes galt, so schienen die, nach blutigen Kämpfen erzwungenen Pacta den Unterliegenden nur für die Dauer seiner Schwäche zu binden. So blieb unsere Verfassung denn auch, mehrere Jahrhunderte hindurch, in beständigem Schwanken, bis sich zuletzt in der „Neuen Eintracht" (1534) der Sieg des aristokratischen Princips entschieden aussprach. Es wurde dem sich selbst ergänzenden Rathe die höchste Gewalt eingeräumt, und lediglich seiner Willkühr überlassen, den Antheil zu bestimmen, welchen etwa die Bürger noch an der Regierung nehmen sollten. Dieses Ende, so großer, so langer Anstrengungen nicht würdig, war freilich wiederum nur die Frucht augenblicklicher Ermüdung, aber jener Friedensschluß blieb der letzte, weil die Zeit selbst die Ermüdung zu einer lange dauernden gestaltete, indem ihr der kräftige Geist, der die Bürger des Mittelalters beseelte, nicht mehr gemäß war. Freilich wurden wir im Ganzen wenig berührt von den, auf die Reformation folgenden, Unruhen, namentlich dem dreißigjährigen Kriege, in dessen Flammen, wie auf einem ungeheuren Scheiterhaufen, sonst die meisten Reste alter Herrlichkeit der deutschen Städte zu Grunde gingen; freilich wurde grade in diesen Jahren der Lebensfunke des alten Geistes unsrer Bürger noch einigermaßen angefacht erhalten; — aber nachher starb er dann auch um so schneller dahin. Größere Achtung vor Recht und Gesetz hatte die Gemüther beruhigt, zugleich aber die Energie des Charakters gebrochen; der kriegerische Geist war ohnehin mit dem Stolze auf eine Kraft erloschen, welche unter den neuen Verhältnissen keine Erfolge mehr versprach, daher auch nicht mehr in Anspruch genommen wurde. Lediglich auf ihr kleines Handels- und Gewerbsleben hingewiesen, wurden die Bürger gar bald eine recht zahme Menge, welche, wie vor Gespenstern, vor den Thaten der Väter sich entsetzte, nicht einmal mehr prunkend mit verdorrten Lorbeern; welche zugleich ihre Rathmänner, statt mit stolzem Bewußtsein der eigenen bürgerlichen Würde als die besten Genossen, sie als „Herren" in fast knechtischer Unterwürfigkeit verehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Es ist nicht allein unmoralisch, schlecht zu handeln, sondern auch politisch unklug, da noch kein Lügner im Lügen durchaus consequent geblieben ist, und es nicht in unserer Macht steht, alle möglichen Entdeckungen zu verbindern. Die Kraniche des Ibicus erscheinen in der verschiedenartigsten Gestalt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 81. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 6. April. 1831.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

Er rieb sich irren Blicks die Stirne, Mariens Auge glühte, sie starrte in beängstigender Ungewißheit zur Erde, Ferdinand aber drückte sein Haupt mit Anstrengung gegen ihre Brust.

„„Du weißt, Marie!"" begann er auf's Neue — „„unter welchen Umständen sich unser Verhältniß knüpfte. Das lauernde, zweideutige Auge Deines Vaters ängstigte, wie der Blick der Klapperschlange, unsere erste schüchterne Liebe. Wenig der Worte waren uns vergönnt, weniger noch der unbelauschten Augenblicke; in süßer, schwelgerischer Träumerei begegneten sich unsere Wesen und erkannten sich, ich möchte sagen ohne einander zu erblicken. Unsere Herzen drängten sich ahnungsvoll an einander und doch erschracken unsere Hände, wenn sie zufällig an einander streiften, bis ich, in kühner Befangenheit, den ersten leisen Druck wagte, den Deine liebende Hand erwiederte. Laß uns, Marie! in einem langen, langen Gedanken noch einmal die bange Wonne jener Augenblicke nachschlürfen — ach! es war eine schönere Zeit, über welcher bald Tod und Verbrechen heraufziehen sollten! Wir liebten uns, Marie! — Meinen Vater machte ich zum Mitwisser meines Geheimnisses. Er schien erfreut und erschrocken zugleich. Du weißt, durch welche unselige Verpflichtungen er sich schon damals in den Händen Deines Vaters befand, daher ließ ihn mein Geständniß theils für sich hoffen, theils für mich zagen. Ich übergehe das Weitere. Dein Vater stieß uns aus Haus und Obdach; ich stürzte ihm verzweifelt zu Füßen und entdeckte ihm, daß Du, seine Tochter, mich liebtest. Er knirschte mich darüber höhnend an. „So geh' und suche Dir den Mahlschatz, Du Bettler!" schrie er voll Ingrimm und stieß mich hinweg. Meines Vaters erschöpfte Kraft hatten diese Stürme vollends niedergeworfen, er starb noch in seinem Hause. Ich aber — das Haupt umnachtet von des Vaters Unglück und Tod, die Brust zerrissen von unsäglicher Liebesqual — fiel in die Arme wilder, giftiger Verzweiflung, die meine Sinne endlich in Bewußtlosigkeit und Fieberglut versenkte und, wie die Leute fabeln wollen, sich in einzelnen Spuren des Wahnsinns Luft gemacht haben soll. Wohl mir, wenn es wirklich so gewesen ist! Der Wahnsinn handelt unmündig und ist unverantwortlich vor dem Richterstuhle der Welt, wie des Gewissens. So viel ist mir von Allem bewußt, ich lag in dunkler, schwüler Geistesabwesenheit, wenige Tage nach dem Begräbnisse meines Vaters; da war es mir, als öffne sich die Thüre und mein Vater trete, wie so oftmals im Leben, nahe zu mir heran, auf seiner Stirne lagen noch die Spuren des ungeheuern Grames, welche selbst der allgewaltige Tod nicht auszugleichen vermocht, die Verwesung hatte schon hie und da ihren grünen Zahn an seinen Leib gelegt. Sein sonst so ruhig-sanfter Blick leuchtete heute in einem zornigen, fast blutdürstigen Ausdrucke. „Bin ich todt" — sprach er mit tiefer, dunkler Stimme, welche ich für die seinige erkannte, obschon der Ton derselben dießmal abweichend und unnatürlich war — „und hat mein Sohn den Würger nicht geschlagen?" — Ich schwieg, aber, wie von räthselhafter Blutgier erfaßt, streckte ich ihm die Faust entgegen, als wollte ich ihm damit andeuten, daß es noch immer Zeit dazu sei.

Hierauf gemahnte es mich, das Gespenst meines Vaters führe mich hinaus, ich vernahm das Geflüster fremder Stimmen und plötzlich stand ich vor Deinem Vater. Da schrie es gellend hinter mir, wie mit meines Vaters Stimme: der da ist mein Würger, den schlage!" Und vor den entsetzlichen Worten packte mich der Tiegerkitzel wüthenden Wahnsinns, ich umschlang Deinen Vater mit rasender Kraft, einen scharfen Stahl — ich wußte nicht, woher mir derselbe gekommen — faßte ich in der Hand und stieß ihn nach der Kehle Deines Vaters. Er brüllte so gräßlich auf, daß sein Geschrei die Nacht meines Wahnsinns mit Ei-

nem Male zerriß. Es war Wahrheit, ich hatte im Irrwitz von einem Morde geträumt und ihn begangen; Dein Vater lag blutend unter mir am Boden. Seine Augen preßten sich blutig-starr aus ihren Höhlen, ich vernahm deutlich, wie er Deinen und den Namen meines Vaters röchelte. Da umschlang mich aufs Neue die Raserei meiner Liebespein mit noch schneidendern Banden, der Todesseufzer meines Vaters tönte mir grell durch die Seele, ich packte den Blutenden in mörderischer Umarmung, die Todesangst gab ihm ungeheure Kräfte, wir rangen wie zwei Drachen des Abgrundes gegen einander, im Kampfe entfiel mir Dein Ring und rollte, ohne daß ich ihn hätte auffangen können, in eine Ecke des Zimmers. Einander am Boden umherzerrend, rissen wir eine Schwefelphiole, welche über dem Feuer stand, herunter, sie zerbrach und ein scheußlicher Dampf umhüllte uns mit erstickendem Qualme, daß ich meinte, der Wurm des Abgrunds selbst sei gegen uns im Anzuge. In demselben Augenblicke ward ich Sieger, mit einer wahnsinnigen Kraftanstrengung warf ich den Verwundeten mit dem Kopfe prasselnd gegen einen Pfeiler, im Kampfe hatte sich seine Wunde gedehnt und aufgerissen. Aber jetzt vernahm ich wüsten Lärm vor der Thüre, welche hinter uns zugeschlagen war und die man daher, vom Tumult unsers Kampfes herbeigelockt, von außen zu sprengen drohte. Mit Einem Male erwachte mein völliges Bewußtsein; der Gedanke der Selbsterhaltung war mächtiger in mir als der Schauder des begangenen Mordes, ich gedachte zum Fenster hinauszuspringen, aber das Haus war von Menschen umringt, der Schwefelqualm drohte mich zu ersticken. In rasender Angst tappte ich nach einem Ausgange, meine blutigen Hände bezeichneten meine Spur, ein jäher Gedanke zuckte durch meine zerrissene Seele, ich entfloh durch den Schornstein. Man glaubte, der Teufel selbst habe den Mord vollführt, weil die blutigen Spuren der Flucht, welche das Innere des Schornsteins besudelten, und der zurückgelassene Schwefeldampf für sein Hiersein zeugten. Um so weniger dachte man an eine Verfolgung, und so konnte ich, von der Dunkelheit geschützt, mich ungefährdet an der Pappel, welche sich an die Hinterseite des Hauses lehnt, niederlassen und aus der Stadt fliehen."

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig und die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Die ausgegebenen Visitenkarten waren damals hier und da sichtbar. Ach, erkundige Dich doch bei Gelegenheit, warum die literarische Versammlung diesem Narr'n die Aufnahme verweigert hat. In Berlin wollte ein Leipziger behaupten, er sei so nakt und kahl gewesen, wie ein neugebornes Kind, und kein Schneider habe ihm ein Röckchen machen wollen, aus Besorgniß, selbst den baaren Verlag zu verlieren. Das ist aber gewiß nur ein Einfall boshaften Neides. Denn sollte Keiner dort aufgenommen oder Jeder herausgewiesen werden, der in seiner Naktheit einhergeht, so würden bald beträchtliche Vacanzen entstehen, und wollte die löbliche Schneider-Innung blos Diejenigen kleiden, deren Namen das Gewicht acceptirter Wechsel haben, so würde sie bald um neue Moden verlegen sein und das Publikum um obrigkeitliche Abhülfe nachsuchen.

Während ein großer Theil meines Gesichtsorgans mit dem Maskenzuge und ein nicht minder bedeutender Theil meiner Gehörswerkzeuge mit der vordeclamirten Erklärung beschäftigt war, wurde mein Gefühlssinn durch einen leisen Druck meines linken Armes in Bewegung gesetzt. „Wie gefällt Ihnen der Grashüpfer da?" flüsterte mir eine Stimme zu, die mich schon zwei Male angeredet und mit jedem Male mir bekannter geklungen hatte. „Wen meint Anselmo?" antwortete ich, den Frager erräthend. „Haben Sie mich endlich erkannt?" erwiederte der Mann mit der ungeheuern Habichtsnase und dem von einem Strauß weißer Federn überhangenen Barett und drückte mir die Hand. „Und warum mich so lange in Ungewißheit gelassen?" versetzte ich und wollte den Gefährten meines Aufenthaltes in Rom aus dem Gedränge fortziehen. „Davon nachher bei Tische," erwiederte er, „jetzt kann ich nicht folgen; die Dame an meinem Arme ist meiner Obhut anvertraut; sobald der Zug vorüber ist, soll ich sie nach Hause geleiten; dann kehre ich zurück und treffe Sie im Speisesaale; wer zuerst kommt, nimmt die Plätze." — Ungern gab ich den Wunsch auf, mich sofort mit dem Manne zu entfernen, von dessen heiterer Laune und spitzer Zunge ich Dir manchen Beweis erzählt habe, und der mir hier um so willkommener war, je fremder ich unter den 343 Anwesenden stand und je weniger ich gewußt, daß der heitere Anselmo schon seit einem Jahre Leipzig zu seinem Aufenthalte gewählt hat. Ich ordnete aber natürlich meinen Wunsch seiner Ritterpflicht unter und war sogar artig genug, ihn nicht in Beantwortung der Fragen zu stören, welche die Dame an seinem Arme von Zeit zu Zeit an ihn that. Da endete endlich der Zug, die Larven fielen und die Entlarvten zerstreuten sich. Viele gingen in die unmittelbaren Nebenzimmer, wo Thee und Backwerk unentgeltlich gereicht wurde; nur Wenige blieben im Ballsaale, die Meisten stiegen die hell erleuchtete Treppe hinab nach dem mit dem Ballsaale in Verbindung gesetzten Speisesaale, wo einzelne Tische die Durstigen und Hungrigen gastfrei aufnahmen. Unter denen, die das Letztere thaten, war auch ich, und, da der aufnehmende Raum größer war, als die Zahl der Aufzunehmenden, ein Platz für mich und Anselmo bald gefunden. Auch ließ er nicht lange auf sich warten, und ehe der dritten Flasche ihr letztes Recht geschehen war, lag die Erzählung des seit unserer Trennung Erlebten bereits hinter uns. Dann ging das Gespräch zu den

Mahnungen der Gegenwart über, und sobald in dieser Beziehung unsere kleinen persönlichen Interessen verhandelt waren, erinnerte Anselmo an die politischen Betrachtungen, die wir bei unserem Aufenthalte in Rom oft mit prophetischem Geiste angestellt hatten, verglich das damals Vorausgesehene mit dem inzwischen Geschehenen, bedauerte die Staatsmänner, weil sie nicht Ohrenzeugen und Nutzanwender unserer Gespräche gewesen wären, und wendete sich dann von dem weiten Staatenleben in den engen Kreis des Leipziger Stadtlebens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunsch und die Mittel zu Lebensverlängerungen.

Zum Glück für die Sprach- und Begriffsforschung gibt es so leicht keinen Menschen, der nicht Wünsche hegt; denn fürwahr, wer nie gewünscht hätte, dem würde man umsonst nur sagen, was eigentlich oder uneigentlich „Wünschen" heiße. Die Wünsche sind unsere ewigen Begleiter und wahre Kinder unserer Kräfte; der kräftigste Mensch hat immer die meisten Wünsche, denn die Wünsche abthun zu wollen, ist selbst eine Kraft. Da sind entweder unsere Kräfte unserem Zustande überlegen, und es ist mehr Kraft in uns, als wir gebrauchen, und dann kommen Wünsche nach einem andern Zustande, oder unser Zustand ist unsern Kräften überlegen, und dann kommt ein Wunsch nach Kräften. Auch die Seufzer der Wünsche sind ein Eigenthum des Menschen, denn das Thier geht mit Begierde auf seinen Gegenstand los.

Wo aber nur ein Mensch ist, da ist nicht blos das Uebel, sondern auch das Wünschen; da sitzt es dann im Auge und horcht aus den Ohren, wo in aller Welt es nur etwas zu erhaschen gebe, und es ist Keiner so reich und geehrt, Keiner so schön und glücklich, daß nicht Wünsche sich in seinem Busen lagerten, die ihn keinen Augenblick verlassen, und durch alle Veränderungen hervorgucken. Wie sollte es aber auch in unserer, nur in sechs Tagen geschaffenen Welt, die mit Allem, was in ihr ist, so Vieles zu wünschen übrig läßt, anders sein können! Den schwachen Erdensohn muß das Alphabet der Wünsche auf allen Wegen beschleichen, und bald als quälende, neidische, habsüchtige und unersättliche Wünsche ihn martern, bald als leere, träumende, thörigte und phantastische Wünsche ihn plagen, und bald wiederum als zarte, bescheidene, anspruchslose Wünsche in der Wiege der Phantasie ihn schaukeln. Wer wollte wohl ihr Dasein leugnen, weil er sie sich noch nicht laut gedacht, und wem dürften wir wohl erst es sagen, daß sie ganz leise, piano pianissime auftreten, und dennoch uns ganz und gar beherrschen! daß sie, ohne sich zu nennen, unsere Launen stimmen und unsere Tagesarbeit leiten, und selbst wenn der Schlaf unsere Augen beschleicht, noch in den Geheimnissen der Seele wandern, ängstliche und erfreuliche Träume zu suchen! Doch — hören sie einmal auf — da feiert gewöhnlich der Tod seinen Anfang; ehe aber dieser eintritt, regt sich der mächtigste aller Wünsche, nämlich der — länger zu leben, denn in der Kunst, zu sterben, sind wir nun einmal, wie Jean Paul schon gesagt, Alle Stümper. Wie auch einzelne Menschen, gestärkt durch Religion und erleuchtet durch höhere philosophische Lehren, das Leben als der Güter höchstes nicht erkennend, sich leichter über die Schrecken des Todes erheben, und ruhig dem Lebensende entgegensehen, mit dem Wunsche zu sterben aber ist es ihnen doch nie voller Ernst. Sie lieben das Leben, lieben es, weil ihr Herz doch noch mit so mancherlei Wurzelverzweigung an dieser Erde verknüpft ist. Von jeher waren darum Aerzte und Nichtärzte, Schwärmer und Frömmler auf gar mannichfache, oft der gesunden Vernunft ganz hohnsprechende, Weise mit Auffindungen von Mitteln beschäftigt, wie man Freund Hain's Besuche aufschieben, wie man den Naturzwang zum Grabe hinaussetzen oder ihm ganz und gar entgehen könne. Aus den Erscheinungen, daß selbst noch im Greisenalter einzelne verloren gegangene Theile, wie Haare, Zähne ꝛc., wiederwachsen, und daß auf niederen Thierstufen alle verloren gegangenen Theile, ohne Ausnahme, sich wieder erzeugen, wurde die Hoffnung geweckt, ob nicht das, was bei einzelnen Theilen und bei einer niedern vegetativen Lebensstufe möglich sei, nicht ebenfalls für eine höhere Stufe realisirt werden könne. Zum Glücke für die Menschheit gibt es kein Mittel, das Leben des Menschen über seine gewöhnliche, ihm angewiesene Grenzlinie zu verlängern, damit aber das Leben eines menschlichen Ungeheuers ein Ende finde, und kein Narr länger der Gesellschaft zur Last falle, als Geduld erforderlich ist, ihn zu tragen.

Alle Mittel, die für Lebensverlängerungen erdacht, erfunden, hochgepriesen, verkauft und gebraucht worden sind, und von Leichtgläubigen noch jetzt in Gebrauch gezogen und als Geheimnisse aufbewahrt werden, haben entweder das Gepräge menschlicher Thorheit und Dummheit, oder sind die lautesten Zeugnisse von der schändlichsten Betrügerei. So haben Schwärmer sich eingebildet, unter Leitung *ihres* Gottes und *seiner* besondern Vorsehung, länger als die übrigen Weltkinder auf ihrer Wallfahrt weiden zu können, denn „wen der Herr vorzüglich lieb hat, dem schenkt er langes Leben." Außer der Ueberlassung in den Willen Gottes erträumten sie daher auch noch Nebenmittel, die von ihrem Willen oder der mündlichen Tradition ihrer Mitbrüder abhingen, als: Gebet in besondern Formeln, öfterer Gebrauch des Abendmahls, Auflegung der Hände ihrer Priester und Vorsteher, geheime Priesterweihe, Eintritt ins Clericat ꝛc. Unter den Betrügern stehen selbst aus dem vorigen Jahrhundert noch in unseligem Andenken: Cagliostro und der Marquis de St. Germain, die Beide Balsame zur Verlän-

gerung und Verjüngung des Lebens verkauften." Letzterer hatte nach der Angabe seines Stammbuches durch den Gebrauch seines Balsams bereits ein Alter von 300 Jahren erreicht. Diese Balsamtropfen verkaufte er an Viele, die durch fortgesetzte Einreibungs-Kur fast bis zu Embryonen zusammenschrumpften. Cagliostro hatte Portionen auf 10 Jahre eingerichtet, wovon man mannichfache Anekdoten seiner Zeit erzählte, die wir hier nicht weiter berühren wollen. In Paris hatte sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ganze Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder langes Leben und Wunderkraft durch Fasten, Beten, Essen ihres Koths und Trinken ihres Urins erzwingen wollten, aber späterhin durch Krankheiten, die sie sich zugezogen, von ihrem Irrthume abgekommen sind. Die medicinischen Annalen erzählen von einem englischen Arzte, der seinen Wein und sein Wasser täglich über Phosphor abzog, weil die Mittheilung der Feuertheile desselben den Lebensäther unterhalte.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, Februar 1831.

(Fortsetzung)

So war denn freilich der „Neuen Eintracht" eine recht lange Dauer gesichert, und wenn dennnoch das Verhältniß zwischen Rath und Bürgerschaft sich allmälig wie das zwischen Regierung und Landständen in monarchischen Staaten ausbildete, so hatte dieses dort wie hier keinen andern Grund, als die von Zeit zu Zeit eintretende Geldnoth der Regierung. Freilich wurde nun dieser starre Aristocratismus in der Folge nach und nach gemildert, begründeten, besonders seit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, finanzielle Bedürfnisse einen größeren Einfluß der Bürger, und wirkte auch der, mit dem Handel nach der neuen Welt weiter und freier gewordene Sinn wohlthätig zurück auf liberalere Gestaltung unsrer Verfassung: — aber dennoch erschien diese an der Schwelle unsres Jahrhunderts in einer Gestalt, welche, indem sie dem Rathe noch immer eine überwiegende Macht sicherte, wenig den neueren politischen Theorien entsprach. Diese waren indeß auch nicht geeignet, in unsern schwerfällig bedächtigen Gemüthern eine, für jene Macht des Raths gefährliche, Begeisterung zu entzünden; — glücklich genug, daß mancher Rest jener Lebenssatten, des heil. Röm. Reichs Stadtgrundsätze und Ansichten von dem gewaltigen Odem jenes Geistes verwehten, der immer mehr in seiner Größe begriffen und bewundert werden wird, je mehr die Erinnerung manches kleinen Glückes abstirbt, das unter den Trümmern des Alten begraben liegt; — glücklich genug, daß auch von der andern Seite die neuen Ideen, welche die Zeit bewegten, dem Bürger hier und da ein größeres Selbstgefühl einzuflößen vermochten, welches wenigstens die altererbte, übertriebene Ehrfurcht vor den „Herren" zu neutralisiren im Stande war. Diese größere Annäherung beider Extreme zu dem, in der Mitte liegenden, wahrhaft republicanischen Sinne zeigte sich gar bald in jenen Tagen, wo wir nur deshalb ganz selbstständig geworden zu sein schienen, um desto unbedenklicher einem fremden Joche unterworfen werden zu können. In der That haben wir Ursache, uns mit einigem Stolze der Einigkeit zu erinnern, mit welcher Rath und Bürger dem drohenden Unglücke zu begegnen suchten; wir waren seit Jahrhunderten unsrer Freiheit kaum würdiger gewesen, als in dem Augenblicke, wo wir sie ganz verlieren sollten. In den folgenden Jahren fremder Herrschaft lebte dieser Geist im Stillen fort, und man glaubte, um so größere Ursache zu haben, bei dereinstiger Wiederherstellung der alten Verfassung die alte, steife, aristokratische Gesinnung für immer verschwunden zu sehen, als die französische Regierung jeden Bürger auf eine durchaus gleiche Weise behandelte, und es sich nicht einfallen ließ, von diesem Grundsatze, zu Gunsten unsrer früheren Rathmänner, abzuweichen. — Und wirklich schien auch die Hoffnung auf freisinnigere Gestaltung unsres öffentlichen Lebens in Erfüllung gehen zu wollen. Der wiedergewonnenen Freiheit glaubten sich Rath und Bürger dadurch würdig machen zu müssen, daß sie die bisherige, größtentheils nur gewohnheitsrechtliche Verfassung einer gemeinschaftlichen Revision unterwürfen, und dieselbe in eine, den Anforderungen einer freisinnigeren Zeit gemäße, schriftliche Form brächten. Von einer gemeinschaftlichen Deputation wurde nun eine weitläufige Constitutionsacte entworfen, und jeder einzelne Punkt derselben in den Jahren 1814—1820 auf Bürgerconventen discutirt. — In diesen, nachher gedruckten, Verhandlungen bemerkte man aber bald genug, daß Rath und Bürger in der Hauptansicht nicht einig, und in einem, dadurch bedingten Streben nach verschiedenen Zielen begriffen waren. Die Bürgerschaft war des Dafürhaltens, es handle sich um Entwerfung einer ganz neuen Verfassung, während der Senat, aus der an sich richtigen Ansicht, durch die französische Usurpation sei unsere Verfassung keineswegs rechtlich vernichtet worden, die Folgerung zog, es komme daher jetzt nur an auf eine Revision der alten Verfassung, und müßten politische Fragen, welche die neue Vereinbarung nicht berühren würden, nach den alten Observanzen und Gesetzen entschieden werden.

(Fortsezung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 82. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 7. April. 1831.

Der Dichter und die Muse.

„Ach in diesen trüben Tagen,
Wen ergreift ein Lied noch viel?
Hier ein überreizter Magen,
Dort ein kritisches Gefühl!

„Nicht im Musenhaine wandern
Mehr die Menschen voller Glück;
Hin nach Polen, hin nach Flandern
Wendet sich der Menge Blick.

„Und so ziehet immer enger
Um den Dichter sich der Kreis:
Lehre, Muse, Deinen Sänger,
Wie er noch zu wirken weiß."

Fragst Du viel, wie jetzt zu singen,
Sagt's Dir nicht die eigne Brust,
Wirst Du nimmer es erringen,
Wird es nimmer Dir bewußt.

Holst vergeblich aus der Ferne
Dir die künstlich schöne Form:
In des Volkes innerm Kerne
Ruht Dir Deiner Schönheit Norm.

Bist Du hier an Deinem Orte,
Fühlst, was in ihm keimt und reift:
Sprich es aus mit kühnem Worte,
Das erschüttert, das ergreift.

Nicht aus alternden Gedanken
Kann die Dichtkunst sich erneu'n,
Sich am Ueberreizten, Kranken,
Kein lebendig Herz erfreu'n.

Alles athmet jetzt Genesung,
Schau umher der Welten Lauf,
Aus der Asche der Verwesung
Steigt ein neuer Phönix auf.

Und ein einziges Verlangen
Ist's, das alle Welt erregt:
Und der Dichter sollte bangen,
Wie er noch ein Herz bewegt?

Greif' in Deines Volkes Busen,
Singe, was es will und kann:
Und dem Fluge Deiner Musen
Wer noch widersteht ihm dann?

C.

Der Wunsch und die Mittel zu Lebensverlängerungen.

(Beschluß.)

Ein Postillion trank erst, wie Dr. Ehrmann erzählt, um ein hohes Alter zu erlangen, jeden Morgen seinen Urin, den er zuweilen mit Milch vermengte: er starb in Folge dessen an Auszehrung. Der berühmte Paracelsus (Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim), der Destillation der Menschen zu erzeugen strebte, hielt die Nieswurzel für das einzige Mittel, alle bösen Säfte aus dem Körper abzuleiten, und durch ihren täglichen Gebrauch das höchste Alter zu erreichen. Es gab Männer, die im Monat May täglich des Morgens auf's Feld hinausgingen und aus Flaschen, in welche sie sehr weite gläserne Röhren steckten, alle 2 — 3 Minuten mit dem Munde Luft herauszogen, und wässerige Feuchtigkeit aus der Atmosphäre hineinleiteten, welches Himmelswasser sie zur Verlängerung des Lebens tranken. Ein ehemaliger Kommandant in B. trank nur Regenwasser, das ein von der Sonne destillirtes war, wodurch man die ihm homogenen Theile, um länger zu leben, von sich entferne, wogegen das aus der Erde quellende Wasser den Menschen durch's Trinken wiederum zu früh der Erde zuführe. Ein Geistlicher in der Franche Comté ging täglich (nur im Winter nicht) alle Morgen eine Stunde nackend in seinem Garten auf und ab, welches Luftbad zur Lebensverlängerung, nach seiner Benennung, ein Umhergehen im Kleide der Unschuld, war. — Ein sächsischer Schulmeister pflanzte zu diesem Behufe im Frühjahre und Sommer Gartenkresse auf dem Kirch-

hofe, bei Winterszeit im Zimmer auf Kasten, die er mit Taufwasser begoß und als Sallat verzehrte. — Eine alte Frau in Maintz holte sich jeden Morgen aus dem Weihwasserkessel im Dom einen Schoppen Wasser, und kochte damit ihren Kaffee, weil ihr ein Kapuziner versichert hatte, sie würde dadurch 100 Jahre älter werden. — Der alte Pastor S. zu G. schrieb sein hohes Alter nichts Anderem zu, als weil er niemals zu Mittag gegessen (Abends fastete er immer), ohne vorher geschwitzt zu haben; denn in der Bibel heißt es: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen, und vom Cyrus sagt die Geschichte: Cyrus non solebat prandium et coenam sumere antequam sudarat. — Unter die vor einigen hundert Jahren vielvermögenden Arzneimittel zur Lebensverlängerung gehörte besonders das Einhorn (Unicornu). Es war sogar zweideutig, wer das rechte hatte, — denn in den meisten Apotheken war es nicht officinell, sondern nur in den Händen großer, reicher Fürsten, die es bezahlen konnten. — Der Kapuziner Pater Augustin lehrte: am ersten Tage des abnehmenden Mondes muß man die Nägel an Händen und Füßen abschneiden, und in eine Eiche transplantiren, um ein hohes Alter zu erreichen. Hierin steckte ein großes Geheimniß, weil Adam und Eva vor dem Sündenfall keine Nägel gehabt, und auch keine Zähne, weil sie mit Engelbrod gespeist wurden, das nicht gekaut, sondern nur geschluckt werden durfte. — Alte Kirchenväter lehren mitunter auch, daß man nie den Speichel ausspucken sollte, indem viele Menschen dadurch sich nur die Schwindsucht zugezogen, denn der Speichel sei für die Lebensdauer das nothwendigste Fluidum. Kein Thier spucke aus, als durch Krankheit; der Hund in der Wuth; das Pferd bei'm Zahnen und wenn es boshaft auf's Gebiß kaue; die Katze, wenn sie gereizt werde, und dem Ochsen laufe Feuchtigkeit aus dem Maule, wenn er bei großer Hitze Durst leide u. s. w. Auch ließe sich aus dem obern Hauch des Menschen sowohl als aus den Flatus (den Winden) ein Mittel zu langem Leben componiren: denn des großen Hermetis Tabula smaragdina finge an: „superius est uti inferius.“ — Allein durch alle diese angeblichen Lebensverlängerungsmittel, so wie auch eine hierher gehörende, schon im Mittelalter bekannt gewesene, Piogerocomia — die Kunst, Alte durch Schlaf gesund und fett zu machen, wird man eben so wenig dem Tode entgehen, als durch die etwaigen Mittel des Franz Bako mittels Erweichung der starr gewordenen Theile, oder nach Alb. von Haller durch Diat. Pflanzen und Mehlspeise und wärmeres Klima (als das vaterländische Deutsche), oder endlich gar nach dem geistreichen Meininger Arzt — Ferdinand Jahn, mittels weise eingerichteter Merkurial- und Enthaltungskuren, und wie alle Mittel sonst noch heißen mögen, die als physische oder psychische Arcana gelten.

„Omnes eodem cogimur, omnium versatur urna serius, ocius sors exitura,“

Gedemüthigt also durch die Nichtigkeit unseres irdischen Wissens müssen wir diesen Erfahrungssatz wohl glauben, und ruhig uns unserem Schicksal unterwerfen, obgleich wir dessen absoluten Gang nicht einmal als nothwendig zu erweisen vermögen.

Merkwürdig bleibt es indessen immer noch in gewisser Hinsicht, daß diejenigen, deren Dasein am wenigsten freudenreich ist, das Scheiden aus dem Leben am meisten fürchten. In diesen Fällen gleicht ihre Liebe zum Leben scheinbar der Vaterlandsliebe, welche bei jenen Nationen der unfruchtbarsten Erdstriche am stärksten ist. Nachdem das Dasein Alles verloren hat, was dasselbe belebte und verschönerte, lieben sie es in gegenwärtiger Entstellung mehr noch, als in voriger Liedlichkeit. Oft, namentlich bei Nervenkranken, erscheint die Liebe zum Leben als ein Produkt, welches aus Zerstückelung seiner Freuden entsteht. Der unglückliche Hypochonder legt die Bürde ungern nieder, die ihn drückt. Er zieht die Folterbank des Lebens, auf der er hingestreckt ist, der Ruhe des Grabes vor. Ungern gibt er den Athem auf, den er beinahe zu nichts Anderem, als zum Seufzen und Klagen verwendet. Einst beichtete ein Kranker in einem Armenhause, der es wußte, daß er mit dem letzten Todeskampfe einer schweren Engbrüstigkeit in Folge von Brustwassersucht rang: er schäme sich selbst, so fest an den letzten Fetzen des Lebens zu hängen. Diese eigene Art Irrsinn, diese thörichte Liebe zu den bloßen Verrichtungen des Athmens, läßt sich nur durch den unheilbaren Starrsinn der Hoffnung, die keiner Erfahrung glaubt, begreifen.

Wir bestehen darauf — sagt der Engländer John Reid — den süßesten Theil des Tranks auf dem Grunde des Bechers zu suchen. Die Glückseligkeit, welche der erste muthige Lauf des Lebens nicht geben konnte, hoffen wir mit thörichter Liebe aus den Hefen des Alters zu schlürfen. Wir können eine solche Täuschung hinsichtlich der Zukunft in mancher Beziehung als einen wünschenswerthen Bestandtheil in der Zusammensetzung unseres Wesens betrachten. Es ist ein Wahn, der wohlthätig das ersetzt, was sonst ein furchtbarer Mangel in der Wirklichkeit des Lebens sein würde; andererseits aber hindert uns ein furchtsames Vorwärtsblicken auf das Ende unserer Laufbahn, viele der Blumen zu bemerken, mit denen unser Pfad bestreuet ist, und macht uns jede Stärkung unschmackhaft, die uns sonst schuldlos in dem Laufe unserer ermüdenden Wallfahrt erquickt haben würde; die stete Furcht, welche die Seele trübt, verdunkelt das schwache Tageslicht des Lebens.

Dr. J. J. S.

Die Todtenwache.

Schwedische Sage.

Die letzten Augenblicke Ulrika's, der Prinzessin von Schweden, kamen heran. Ihr Auge verdunkelte sich, aber ihre schwache Stimme hatte noch Ausdruck. „Ich glaubte, ich könnte nicht sterben, sprach sie, ohne mei-

ner geliebten Emelinde das letzte Lebewohl zu sagen — aber das Leben flieht mit schnellen Schritten. Wie viel Tage sind es, daß der Bote nach Sachsen abgeschickt ist?" — „Nur drei, meine theuerste Prinzessin," antwortete der gegenwärtige Diener, „nur drei; und eben so viel Wochen müssen vergehen, ehe die Gräfin Emelinde von Schönberg ankommen kann." — „Ach! und ich habe nicht so viel Stunden mehr zu leben! ich muß diese Hoffnung aufgeben, und unser Wunsch, uns wieder zu sehen, ehe sich der Hügel über uns schließt, ist unerfüllt dahin. Meine treuen Freunde, lebt wohl! wenn ich von euch gegangen bin, denkt mit Liebe an eure Prinzessin.

Es war drei Uhr des Morgens, als Ulrika verschied; den folgenden Tag lag der Leichnam auf dem Paradebette, und ganz Stockholm ging hin, die geliebte Prinzessin zum letzten Male zu sehen. Das Gedränge war so groß, daß der Wache habende Officier gegen Abend den Befehl, die Thüren zu verschließen, nicht erfüllen konnte. Der Officier war Baron Friedrich von W., ein junger Schwede von unbezweifelter Tapferkeit. Endlich wurde es leer; die Glocke hatte die elfte Stunde geschlagen; er ging in dem Vorzimmer auf und ab, von der Leiche blos durch eine Glaswand getrennt: oft stand er still, und sah die Pracht, die den königlichen Leichnam umgab, und wie die Schatten des Todes mit dem Glanze von tausend Kerzen wunderbar zu ringen schienen — dann sank sein Haupt auf die Brust — und er ging langsam weiter, in Gedanken versunken.

So verging diese Stunde und die Glocke des Palastes schlug zwölf. Wie sie ausgeklungen hatte, trat ein schwarz gekleidetes Fräulein herein, die der Baron sogleich als die Gräfin Emelinde von Schönberg erkannte. „Edle Gräfin," sprach er, „das Zimmer von Ew. Hoheit ist verschlossen, und Niemand darf bis morgen eingelassen werden. Schreitet nicht vorwärts, Gräfin; der Befehl ist streng; und wollte ich ihn auch übertreten, so wäre es doch nur, Eure Traurigkeit zu vermehren. Ich bitte Euch, stehet von dem Wunsche ab!" Dennoch sah er die blasse Gestalt vorwärts treten; er aber stellte sich dem Eingang entgegen. Da legte sich eine kalte Hand in die seinige — ein eisiger Schauder durchfloß sein ganzes Wesen — und er stand bewegungslos! Für einen Augenblick war auch sein Blick verdunkelt, und, wie er wieder sah, bemerkte er, daß die Gestalt sich dem Bette der Prinzessin näherte. Der Leichnam erhob sich und öffnete seine trüben Augenlieder; aber der Blick war stier und glasig. Die Arme, die vorher auf der Brust gekreuzt gelegen hatten, streckten sich langsam aus, die blasse Gestalt zu umfassen, die sich bewegte, ihnen zu begegnen! — —

— — Als Baron Friedrich wieder ganz zu sich kam, fand er sich auf der Erde liegend und allein. Der Leichnam hatte seine frühere Stellung wieder angenommen; aber auf den Lippen, die vom letzten Kampfe convulsivisch zusammengezogen gewesen waren, lag jetzt ein mildes Lächeln.

Es wurden im Palaste Untersuchungen angestellt; und ihr einziges Ergebniß war, daß in jener Nacht, um die Mitternachtsstunde, eine von vier Pferden gezogene Trauerkutsche in den Hof des Palastes hereingefahren wäre; ein Fräulein in schwarzer Kleidung habe sich aus derselben erhoben und sei die Treppe hinaufgestiegen. Auf welche Weise aber der Wagen, auf welche das Fräulein verschwunden sei, konnte niemand sagen.

In einem Monat kam der nach Sachsen geschickte Bote zurück — und brachte die Nachricht von dem Tode der Gräfin Schönberg.

Die Geschichte ist bis auf den heutigen Tag in Stockholm in gutem Andenken, und wird wieder erzählt, so oft ein rohes Basrelief, was die geheimnißvolle Begebenheit darstellt, die Aufmerksamkeit eines Reisenden auf sich zieht.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Diese Ansicht schien auf den ersten Blick durchaus unverfänglich, denn sie ließ noch immer die Möglichkeit frei, daß in der neuen Vereinbarung alle, irgend erhebliche, Punkte berührt, und somit durch sie allen früheren Normen unseres öffentlichen Rechts derogirt würde. Indeß mußten sie doch als sehr bedenklich hervortreten, wenn man erwägte, daß, ihr zufolge, der Senat alle seine früheren Rechte als wohlbegründet mitbrachte in die neuen Verhandlungen, es mithin bei'm Alten bleiben mußte, so weit der Rath nicht zu einer Aufgebung oder Beschränkung irgend eines jener Rechte seine freie Einwilligung geben sollte. Wäre man dagegen bei der Ansicht der Bürgerschaft stehen geblieben und von nichts Bestehendem ausgegangen, so würde jedes Vorrecht nur als die Frucht eines, vielleicht erst nach harten Kämpfen zu erringenden, Sieges erschienen sein. In der That zeigten sich auch bald die bedenklichen Folgen der Ansicht des Senats. Freilich schien es Anfangs, als würden gegen sie liberale Gesinnungen des Rathes bewahren, denn derselbe gab, schon am Ende des Jahres 1815, auf eigenen Antrieb — „um damit einen Beweis seines besondern Zutrauens zu seinen Mitbürgern zu geben, und dieselben bei solcher Veranlassung auf's Neue von der Aufrichtigkeit seines Wunsches zu überzeugen, das Wohl unsres Staats ohne ängstliche Rücksicht auf einzelne, ihm durch die bisherige Verfassung gesetzlich zustehende und neuerdings wiederum ausdrücklich anerkannte, besondere Rechte befördert zu sehen" — das

von der Bürgerschaft schon wieder zugestandene, eigene Ergänzungsrecht auf. Allein die nun der Bürgerschaft zugestandene Concurrenz bei neuen Rathswahlen ist in der That ihrem wahren Wesen nach ziemlich gering, dagegen die, von dem Rathe verlangte und am Ende bewilligte Entschädigung — nämlich eine starke Beschränkung der, früher Wahlunfähigkeit bewirkenden, Grade der Verwandtschaft mit einem Rathmanne — eine Aristocratie wesentlich begünstigt. — In den folgenden Jahren trat dann die Absicht des Senats, seine früheren Rechte auf das Hartnäckigste sich bewahren zu wollen, immer entschiedener hervor, und man konnte darin zugleich den Einfluß jener allgemeinen Reactionen nicht verkennen, die, in unseliger Verblendung an dem Geiste der Zeit frevelnd, jene Gewitterwolken heraufbeschworen, die bald zum Verderben der Regenten sich entladen sollten. Man darf jedoch nicht übersehen, daß jener Einfluß bei uns, selbst bei dem besten Willen der Regierung, nicht leicht zu vermeiden gewesen wäre, weil die Politik eines so kleinen Staats es mit sich bringen muß, den herrschenden Maximen der Größern sich möglichst anzuschließen. — Auf der andern Seite war auch die, immer stärker hervortretende, Lauheit unsrer Bürger für Verfassungsangelegenheiten, eine Lauheit, die in einer Handelsstadt sehr leicht erklärlich sein dürfte, nicht geeignet, jenen Einfluß zu mildern. Bis zum Jahre 1820 dauerten die constitutionellen Verhandlungen fort, wo sie, in Folge einer Erklärung des Raths, vom 28. July jenes Jahres, für's Erste beruhen blieben. In dieser Erklärung machte nämlich der Rath den Vorschlag, es möchte, an die Stelle der bisherigen schleppenden, schriftlichen Verhandlungen eine mündliche in der Maße treten, daß eine, gleichmäßig aus Rathmännern und Bürgern zusammen zu setzende Deputation sich über einen neuen Constitutionsentwurf durch mündliche Besprechung vereinbarte, welcher das schon bisher von Rath und Bürgerschaft gemeinschaftlich Beliebte, zugleich eine Ausgleichung bisheriger Differenzen, endlich auch zweckmäßige Vorschläge in Betreff der, bisher noch gar nicht zur Sprache gebrachten, Punkte in sich fassen sollte. Rath und Bürgerschaft sollten sich alsdann, mit Ausnahme der letztern Punkte, über das Ganze annehmend oder verwerfend erklären. — Der Senat fügte jedoch diesem Antrage eine Erklärung hinzu, wodurch er theils sehr wichtige Punkte, z. B. Preßfreiheit, Repräsentation des Gebiets u. A., als noch nicht gehörig besprochen, der Berathung der vorgeschlagenen Deputation gänzlich entzog, theils aber auch hinsichtlich mehrerer, nicht minder wichtiger Fragen, z. B. größere Trennung der Regierung von der Justiz, größere Theilnahme der Bürgerschaft an der Regierung, Controlirung des Raths von Seiten eines andern bürgerlichen Corps u. A. geradezu aussprach, er würde von seiner einmal gegebenen (möglichste Erhaltung des alten Zustandes bezweckenden) Erklärung durchaus nicht wieder abgehen. — Der Geist des Jahres 1820 war nicht geeignet, die Bürgerschaft zu einer energischen Erklärung zu ermuthigen; glücklich genug, daß sie ganz schwieg, daß von nun an Verhandlungen ruhten, über denen man schon, nach alter Deutscher Weise, ermüdet war. Wir sind dadurch vielleicht einer „Neuesten Eintracht" entgangen. — Der politische Geist der nun folgenden Zeit war hier derselbe, wie in unserm Deutschen Vaterlande überhaupt. Jeder ging seinen Geschäften nach, und suchte sich das kleine Dasein so vergnüglich wie möglich zu gestalten; am Gemeingeist, am Sinn für politisches Leben immer ärmer werdend, waren wir auf dem besten Wege, wieder zu jener Zeit, wo unsere Väter einen vorüberschreitenden Bürgermeister, wie ein politisches venerabile, stillestehend mit entblößtem, demüthig gebücktem Haupte verehrten. — Da fiel plötzlich auch in unser Leben die Nachricht von den Pariser Julitagen des Jahres 1830 aufregend und begeisternd herein. Anfangs schien es sogar, als werde die große Masse ihre neu belebten Wünsche, das neu erwachte Gefühl ihrer Kraft auf sehr tumultuarische Weise äußern; es war dieß um so mehr zu besorgen, als man seine Furcht vor solchen Scenen ziemlich deutlich zu erkennen gegeben hatte, und vergebens sich bemühte, die Nachrichten von in Hamburg und anderwärts ausgebrochenen Unruhen geheim zu halten. Indeß gingen der 18te October und die folgenden Freimarktstage, von denen man mit Recht das Meiste befürchtet hatte, ohne alle Unruhen vorüber. — Der Grund war theils der Eindruck, den die feste Haltung der immer patrouillirenden Bürgergarde auf das Volk nicht verfehlte, theils der Umstand, daß es dem letztern an materiellen Gründen zu Unruhen in der That gänzlich gebrach, und es von ideellen wahrhaftig nicht bewegt wird. — Die Bürger hatten den Pöbel im Zaume gehalten; daher traten sie aber auch nun mit der größten Entschiedenheit hervor, die Fortsetzung der constitutionellen Verhandlungen verlangend. Der Senat erklärte sich dazu sehr bereit, und zunächst wurde nun der oben erwähnte Antrag desselben, mit welchem die Verhandlungen im Jahre 1820 geschlossen waren, in Berathung genommen. Er wurde angenommen, jedoch in der Modification, daß die Deputation aus fünf Rathmännern und neun Bürgern besteht, und der von derselben zu machende Entwurf über alle Verfassungsangelegenheiten, ohne irgend eine Beschränkung, sich verbreiten, demnächst aber noch von Rath und Bürgerschaft discutirt werden soll. In diesem Augenblicke ist die Deputation noch versammelt, das Resultat ihrer Berathungen und den spätern Gang der Verhandlungen sollen Ihnen meine nächsten Berichte mittheilen. —

Ich wende mich nun zunächst zu unserm literarischen Treiben.

(Fortsetzung folgt später.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 83. (II. Jahrg.) Freitag, den 8. April. 1831.

„Belial und Astarte, oder: die Liebe der Teufel." Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Höllen-Originale des diabolischen Gelehrten, Kathbi Rimmone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork. Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

Nächst der Moral unserer Erziehungsschriften und dem Scharfsinne deutscher Shakespeare-Commentatoren, hat sich noch Niemand so vielfältig maskirt, als der Teufel. Das Schlimmste dabei ist, daß er mit diesen Maskeraden sogar um seine Einheit gekommen ist, ein Vorzug, der ihm gegenwärtig fast nur noch in der Bibel, wenigstens zum großen Theile, zugestanden wird. Von der großen Veränderung, die neben seiner Figur auch sein Charakter erlitten hat, mögen wir nun vollends nicht gern sprechen. Der Verdacht der häßlichsten Inconsequenz lastet besonders schwer auf ihm, und gleichwohl möchten wir nicht gern wider ihn zeugen, da es ein uralt erprobtes Kernwort ist, daß, wer am Teufel zu zweifeln beginnt, schon nahe daran ist, auch am lieben Gott zweifeln zu lernen. Die Hauptmetamorphosen des Teufels sind Hand in Hand mit den Hauptepochen der menschlichen Culturgeschichte gegangen; er war mit der alten Welt blutgierig und rachsüchtig, mit dem Mittelalter grübelhaft und pfäffisch, mit der Gegenwart gemüthlich und windig. Wahrscheinlich weil ihm keines dieser drei Zeitattribute behagen mochte, lief er dießmal dem Saturn mit der Sanduhr davon und flüchtete sich in ein zukünftiges Zeitalter, nämlich in das zwei und zwanzigste Jahrhundert nach Christi Geburt. Es geht bei dergleichen Sprüngen immer nicht so genau ab, namentlich muß oft das leichte Gepäck, das Costüm, dabei im Stiche gelassen werden, und auch Belial ist, wie wir weiterhin sehen, Teufel genug, diesen Vorwurf auf sein Gewissen zu laden, denn er schildert uns, statt der versprochenen Zukunft, doch nur einzelne Stellen aus dem Gemälde unserer eignen, also der gegenwärtigen Zeit. Doch betrachten wir zuvörderst den etwas langen Titel: „die Liebe der Teufel." Hier muß man vor Allem fragen: kann denn überhaupt ein Teufel lieben, und bleibt er denn wirklich ein Teufel, sobald er lieben kann. Gegen diesen Einwurf hilft dem Teufel nichts schneller aus der Tinte, als die Mangelhaftigkeit unserer deutschen Sprache und die dadurch erzeugte relative Natur des Wortes „Liebe." Dieses Wort muß nämlich, wie die Liebe selbst, für allerlei Gegenstände herhalten, und insofern ist das Sprüchwort: „die Liebe ist blind", eigentlich nur für die deutsche Sprache erfunden. Der Franzose würde mit seinen Gegenbeweisen besser fortkommen; bei ihm zerfällt das Wort „amour" in die Begriffe: „plaisir" und „penchant", und es käme nur darauf an, nach welchem dieser Wörter der Teufel greifen würde, um seine Liebe, ihrer Natur getreu, zu bezeichnen. Aber wir armen Deutschen müssen stets bei dem Hauptworte, bei der „Liebe" selbst stehen bleiben, und gewiß gibt es nur aus diesem Grunde in Deutschland mehr treue Gatten, als in Frankreich. Also was darf der Teufel lieben? Ist es das Böse oder das Gute, oder ist es die Liebe selbst? Daß er das Böse nicht um des Bösen selbst liebt, beweist die zahme Figur, welche er bei unsern Satyrikern spielt; und überhaupt ist die Liebe zum Bösen in der menschlichen, wie in der teuflischen Natur nicht begründet. Selbst der Teufel könnte höchstens nur die Wirkung des Bösen lieben, weil seine Tugend ihm keinen Lohn bringt, während seine Gewissenlosigkeit ihm namhafte Vortheile in der christlichen, wie in der literarischen Welt erwirbt. Goethe's Mephistopheles thut sich selbst das himmelschreiendste Unrecht an, wenn er sich einen Theil der Kraft nennt, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Mephistopheles will nicht das Böse, er will blos seine Laune, und in seiner jesuitischen Moral: „der Zweck heiligt das Mittel", möchte er weit eher Böses thun, um, nach seinen Begriffen, Gutes zu schaffen, als er Gutes thun würde, um Böses zu stiften. Summa, er liebt weder das Böse noch das Gute, er liebt nur sich

selbst und seinen Willen, und würde, wenn dieß thunlich, Gretchens Bruder eben so willig auf St. Peter's Thron entführen, nur um den Unbequemen von „Liebchens Thür" zu entfernen, als er ihn, weil Zeit und Bequemlichkeit ihn das Letztere vorziehen lassen, durch Faust's Klinge umbringt. — Liebt endlich der Teufel vielleicht gar das Geschlecht? Hier sind wir mit unserer Weisheit zu Ende, und der Teufel behält Recht, denn über diese Art von Liebe haben wir noch niemals bei unserer eignen Person, geschweige denn bei Göttern oder Teufeln in's Reine kommen können; und somit sind wir, freilich durch vieles unnöthige Kopfzerbrechen, endlich zu der Erkenntniß gediehen, daß es allerdings eine „Liebe der Teufel" geben kann.

Was nun den höllischen Ursprung des Manuscriptes selbst anlangt, so ist Schriftstellerei eine freie Kunst, welcher man selbst von Polizei wegen völlig freie Wahl lassen muß, ob sie auf Erden, im Himmel oder in der Hölle hungern und produciren will. Nur fürchten wir, die Hölle ist, gleich dem deutschen Parnaß, ein unfruchtbarer Boden für den Lorbeer, es fehlt auch dort an der nöthigen Ruhe, weil zu viele Stimmen, Zweifler und Gläubige, Frömmler und Atheisten, Aristokraten und Freiheitsmänner allenthalben durch einander schreien und kein vernünftiges Wort aufkommen lassen.

Der schmale Rahmen des ziemlich bunten Gemäldes ist, daß ein männlicher und ein weiblicher Teufel — Belial und Astarte, einander in leidenschaftlicher Liebe zugethan sind. Das Schicksal, welches in der Hölle eben so wenig als in unsern Tragödien seine Malicen lassen kann, unterwirft auch sie einer Prüfung; Beide müssen aus dem Strome der Vergessenheit trinken und verlieren dadurch das Bewußtsein ihres Ursprungs und bisherigen Zustandes. Hierauf fahren Beide in die Leiber irdischer Mütter, werden nach allen menschlichen Herkömmlichkeiten erzeugt und geboren und wachsen, völlig wie Unsereiner, auf. Astarten ist es beschieden, in einer Bauernhütte das Licht der Welt zu erblicken; ihr guter Stern begabt sie mit Schönheit und mit einer trefflichen Stimme — denn wen das Glück zu dem Ueberschwenglichsten der Erde erheben will, dem verleiht es eine Stimme, sei diese Stimme nun in den kritischen Journalen oder in der Kehle, in den Herzen der Balladamen oder bei'm Landtage — wodurch Lina, so heißt unser Teufelsmädchen in ihrer jetzigen Gestalt, frühzeitig zur großen Sängerin gebildet wird. Gleich Dlle. Sontag — mit welcher Lina überhaupt in ihren Erlebnissen so frappante Aehnlichkeit hat, daß die Persiflage in die Augen springt — bereist sie die ersten Städte Deutschlands, erregt allenthalben Enthusiasmus und selige Verrücktheit und verwickelt sich in diverse Abenteuer. Belial hat nach seiner Incarnation eine bei weitem minder glänzende Carriere auszustehen, ein Beweis, daß jeder Mann — selbst wenn er, wie hier der Fall, ein Teufel ist — neben seiner Amantin stets den Kürzern zieht Er wird von einer wissenschaftlich gebildeten Dame, Mdd. Blüthenstaub, in welcher wir eine ohnlängst verstorbene Belletristin zu erkennen glauben, zur Welt geboren, verfällt schon in zarter Jugend auf Schöngeisterei und Novellistik, denn menschliche Hauptlaster stellen sich jederzeit sehr früh ein, verspürt jedoch, wie schon tausend Andere vor ihm, daß man selbst ein Teufel sein kann und dennoch es in der deutschen Literatur zu nichts bringt. Er sieht sich daher genöthigt, sich einer Brodwissenschaft zu widmen. Man sieht, daß der Teufel hier in der Benennung sich vergreift, denn just die Schriftstellerei ist eine Brodwissenschaft, da sie es nur selten weiter, als bis zu Brode bringt. Blüthenstaub wird Arzt, und da in unserer Zeit alle Weisheit nur verpülvert eingegeben werden darf, so wendet er sich mit entschiedener Vorliebe der Hahnemann'schen Methode, der heiligen Homöopathie, zu. In diesem neuen Berufe lernt er Lina auf besondere Weise kennen, verliebt sich in selbige, wird aber, wie es gewöhnlich armen Teufeln geht, von ihr gewissermaßen nur bei der Nase herumgeführt, und da Lunge und Herz die einzigen Körpertheile sind, welche man als incurabel angibt — obgleich sich beide, freilich jeder auf andere Weise, immer von Neuem ersetzen — so vermag er sich, trotz dem, daß er Arzt ist, auch nicht von der irdischen oder höllischen Leidenschaft der Liebe zu heilen. Nachdem sein leerer Beutel die Hartnäckigkeit seiner Creditoren erschöpft hat und er, für völlig zahlungsunfähig erklärt, endlich einer langwierigen Wechselhaft entronnen ist, so benutzt er seine wiedererlangte Freiheit zu nichts Anderem, als die Spur seiner Geliebten zu verfolgen, die ihn sofort nach Paris führt. So ergeht es also den Menschen wie den Teufeln gleich, sie entwinden sich einer Fessel, nur um in eine neue zu fliehen, denn Blüthenstaub hat kaum die Mauern seines Kerkers hinter sich, als er auch schon darauf bedacht ist, sich auf's Neue in die Liebesbanden der buhlerischen und ungetreuen Lina schmieden zu lassen. — In Paris angekommen, sucht Blüthenstaub brünstig seine Angebetete auf, findet sie, ja, was noch mehr, ein Zufall eigenthümlicher Art hebt den Bann auf, welcher die beiden verliebten Teufel in menschliche Leiber gezwängt und ihnen das Bewußtsein ihrer dämonischen Abkunft geraubt hat. Geprüft und geläutert durch das Leben auf der verwirrungreichen Erde, kehren dieselben, gleich einem höllischen Messias, in ihre höhere Natur, d. h. in die der Teufel, zurück, Blüthenstaub und Lina sind wieder Belial und Astarte, und die nahe Aussicht ihrer ewigen Verbindung auf dem uralten Brocken lohnt sie für ihre Zärtlichkeit und ihre ausgestandene Prüfung. —

Dieß ist die ohngefähre Einkleidung, in deren Art und Weise sich Eigenthümlichkeit und Laune in mehrfacher Hinsicht unläugbar kundthun. Die Idee, einen Teufel zur Prüfung auf die Erde zu schicken und sein Leben und Befinden in der Natur des Menschen ihm zur Strafe anzurechnen, mithin den Schritt vom Teufel zum Menschen als eine wesentliche Degradation zu behandeln, ist zwar nicht ganz neu, jedoch so vielseitig zu handhaben, daß sie, bei zweckmäßiger Behandlung, wieder neu werden kann, besonders da der Verfasser die Liebe als das unsere Teufel beseelende Motiv annimmt, wodurch die Ironie sich von selbst einen Spielraum eröffnen muß. Besonders muß

erwähnt werden, daß unsere Teufel gewissermaßen die Kehrseite, die Verneinung der herrschenden poetischen Geisternatur vorstellen, indem ihr Erlösungsprozeß auf die finstere Hölle losarbeitet, also abwärts geht, während unsere frommen Dichter die um irgend einer Prüfung oder Strafe willen verbannten Geister dem Lichte und der Höhe zustreben lassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Literatur Deutschlands im Jahre 1730.

(Beschluß.)

Damals war Gottsched der Mann der Nation und der gepriesene Held des Tages, jetzt ist er längst verschollen und mit Koth beworfen und Goethe regiert die Welt. Damals existirte kaum eine Literaturzeitung, jetzt so viele kritische Blätter, daß nur ein Reicher sie alle bezahlen kann. Damals nur einige wenige Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen; jetzt wird Alles übersetzt, sowohl die Sagas aus Scandinavien, als die Lieder, welche bei den Hottentotten gesungen werden, die Romane W. Scott's und Cooper's und die Gesänge der Indier, und Alles so meisterhaft, daß die Uebersetzungen nicht blos Sinn und Inhalt, sondern auch den Grundton, und das ganze eigentliche Wesen des Originals widergeben, so daß man fast keine fremde Sprache mehr zu erlernen braucht, um mit der ausländischen Literatur bekannt zu werden. Damals keine Almanache, jetzt nicht blos schöngeistige die Menge, sondern auch wissenschaftliche aller Art. Damals kaum ein ordentlicher Buchhandel, jetzt literarischer Verkehr und literarisches Treiben, so daß kaum eine kleine Stadt ist, wo nicht mehrere Handlungen, und selbst Verlagshandlungen sich befinden, und kaum ein kleines Dorf existirt, wo nicht wenigstens Einer hauset, der schon Sachen in Druck gegeben hat. Damals nur ein einziger Roman, die asiatische Banise: jetzt eine solche wahrhaft ungeheure Menge von Romanen aller Art, Räuber- und Ritter-, Kunst- und wissenschaftliche Romane, erotische und selbst religiöse Romane, historische, romantische, und historisch-romantische, und romantisch-historische, daß ein Methusalems-Alter dazu gehört, um nur den kleinsten Theil derselben lesen zu können, und gewiß keine einzige Bibliothek in ganz Deutschland vorhanden ist, worin sämmtliche, seit 1730 erschienene Romane zu finden wären.

Mit dem Jahre 1830 verglichen, nimmt sich das Jahr 1730 nur sehr schlecht aus. Sonst ist doch wohl in alter und neuer Zeit bei keiner Nation eine solche literarische Progression seit hundert Jahren eingetreten, wie bei der deutschen. Wenn das für die nächsten hundert Jahre verhältnißmäßig so fort geht, so ist dann die Zeit gewiß schon da, wo man, um einen Pfeffelschen Ausdruck zu gebrauchen, nur die Hölle mit deutschen Büchern zu heizen braucht, um ein ewiges Feuer zu haben. Ob aber auch nicht für die nächsten hundert Jahre ein neuer Rückschritt eintreten kann, wie von 1630 — 1730? Wer bürgt uns dafür? Und wie werden sich eben so über hundert Jahre unsre jetzigen Heroen ausnehmen, die oft in den nächsten Lustern schon vergessen sind? Vielleicht sind sie dann auch blos noch literarisch merkwürdig, und die Enkel werden es nicht begreifen können, warum einst die Großväter in die Posaune stießen, sobald Lessing's, Goethe's, Schiller's, Herder's Name genannt wurde! Sollte sich aber aus diesem Regen und Treiben eine wahrhafte Nationalliteratur entwickeln, so bleibt diese ewig stehen und unvergänglich, so wie Homer und die indischen Dichter unangefochten in ihrer alten Glorie stehen bleiben!

Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Fortsetzung.)

Ueberall sehen wir, daß der Verfasser v. Rumohr's kritische Forschungen mit gründlicher und selbstständiger Sachkenntniß durchgearbeitet, daß er auch in dieser Hinsicht nichts verabsäumt hat, was zu einer Reisebeschreibung über Italien gehört, während in dem neuesten vortrefflichen Werke von Bunsen ꝛc. über Rom, die Aufsätze des verdienstvollen Platner große und fühlbare Lücken in allem dem zeigen, was durch v. Rumohr und seit der Erscheinung seiner italienischen Forschungen geleistet wurde. (Nicht einmal Lanzi's Kunstgeschichte scheint Platner wahrhaft benutzt zu haben. Sein Urtheil über Raphael's Transfiguration*) ist eines der ungenügendsten, die man hören kann.) Dennoch müssen wir auch seine Arbeiten in dem bis jetzt allein erschienenen ersten Bande des großen Werkes von Bunsen, Niebuhr, Gerhard u. s. w. rühmen, wenn sie gleich bei weitem nicht den klassischen Werth haben, durch welchen sich v. Bunsen's eigene Abhandlungen auszeichnen.

Wir mußten dieses Werk hier berühren, weil wir voll Erwartung sind, wie Herr Scholler im zweiten Bande seiner Reise, der nach der Anzeige der Buchhandlung bald erscheinen soll, die Beschreibung der Stadt Rom, die inhaltvollste und schwierigste Aufgabe jeder Schrift dieses Inhalts behandeln wird.

Daß er uns in der Beschreibung der neapolitanischen Natur kein unlebendiges Bild geben wird, dafür bürgen die genauen und anschaulichen Schilderungen von Gegenden im vorliegenden ersten Theile. Besonders gelungen scheinen uns seine Beschreibungen der Via mala S. 21, des Luga-

*) Platner a. a. O. I. 484.

ner-See's S. 35, des Garda-See's S. 97, einer Fahrt nach den Murazzen S. 242 f., seiner nächtlichen Abfahrt von Venedig S. 256, des Weges nach Florenz S. 332 — 336 f., des trasimenischen See's und der Schlacht Hannibals S. 359, vorzüglich die des Wasserfalles von Terni S. 416. Ueberhaupt scheinen uns gerade diejenigen Punkte am besten gelungen zu sein, deren Darstellung am schwierigsten ist.

Wir führen nur noch einige Stellen an, welche von der Art und Weise Zeugniß geben, wie Herr Scholler die Natur solcher Gegenden behandelt; deren Einförmigkeit oder Gleichgültigkeit wenig erwarten läßt. Aus dieser Darstellungsweise, welche uns diese Gegenden in ihrem ganzen Umfange und in ihrer eigenen Bestimmtheit immer so zeigt, wie sie sind und wie sie in dem Momente (in der Beleuchtung ꝛc.) erschienen, in welchem sie der Verfasser betrat, kann man sehen, welche Seiten er selbst dem Kleinsten abzugewinnen wußte, ohne Uebertreibung und ohne Sucht, die Gegenstände schöner erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind. Dieß hat den doppelten Vortheil, daß wir dadurch errathen lassen, was man von seiner Darstellung der großen Naturschauspiele zu erwarten hat, dann auch den, daß wir zeigen können, wie sich sein poetisches Talent in einzelnen Liedern offenbart, die oft mit kurzem Worte weit mehr sagen, als jede weitläuftige Beschreibung. Der Verfasser hat aber auch in dieser Beziehung seine Mäßigung und jene Meisterschaft im Styl bewiesen, welche, wie Goethe sagt, in der Beschränkung besteht. Daher hat er sich nur S. 246, 414 und 434 erlaubt, eigene Gedichte einzuschalten oder vielmehr in Gedichten zu sprechen, denn diese sind mit dem Verlauf der Prosa so innig verwachsen, daß man sie vermissen würde, wenn sie nicht dastünden. Sie sind nirgends blos beigesetzt, wie es z. B. in dem bekanntesten Werke des Boëthius nicht selten der Fall ist.

(Beschluß folgt.)

Französische Literatur.

Ueber die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.

Gegen die zweite Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. lebte ein Mann, der unter dem Mantel eines Pair's und Herzogs die größte Sittenreinheit bewahrte, ein Mann von solcher Erhabenheit und Strenge der Grundsätze, und so ganz eins mit seinem Jahrhundert, daß seine Meinungen nicht die eines Individuums, sondern die einer ganzen privilegirten Kaste der Gesellschaft sind.

Dieser Mann ist der Herzog von Saint-Simon. Sein Plan war keineswegs, der Nachwelt ein Tableau seines Jahrhundertes zu hinterlassen, er dünkte sich für viel zu erhaben, um einem solchen bürgerlichen Ehrgeiz Raum zu geben, aber er fühlte dennoch das Bedürfniß, sich in weitläufiger Rede zu ergießen, und das Hofkleid gegen das Bürgerkleid, und zwar einem Könige gegenüber, wie es Ludwig XIV. war, zu vertauschen. Er fängt, und dieß ist merkwürdig genug, damit an, daß er sein religiöses Gewissen über die Frage zu Rathe zieht, ob es erlaubt sei, den Schleier zu zerreißen, der die Gesellschaft verhüllt und bedeckt. Sobald diese Skrupeln, die einzigen, die er hat, beseitigt sind, so erfaßt er die Feder, und zwar auf eine Weise, daß die Jahrhunderte seiner gedenken.

Und so erblicken wir denn den Herzog von Saint-Simon, wie er keines der Privilegien seines Ranges vernachlässigt, sondern mit tiefem Eitelkeits-Wissen den Rang eines Jeden kennt, und als Großprofoß der Etiquette wacht, daß Niemand deren Schwanken frevelhaft überschreite. Dieß war die Lebensaufgabe des Herzogs von Saint-Simon, er bestrebte sich, den Menschen mit dem Hofmann zu versöhnen, und seine so wahrhaften, so uneigennützigen Neigungen und Gesinnungen denen zu unterordnen, wie Rang und Stand seiner Zeit sie begehrten.

Weder atheistische Modeherrn, noch die egoistischen Bettstubengenossen Ludwigs XIV. hatten Einfluß auf seine religiösen Meinungen. Während der höchsten kirchlichen Feierlichkeiten entzog er sich elender Höflingspflichtigkeit, und schöpfte aus religiösen Unterredungen mit dem Herrn de la Trappe jene glühende Zukunftshoffnung, jene Verachtung irdischer Dinge, wie sie nöthig ist, um einen Zwischen- und Ruhepunkt zwischen Zeit und Tod zu setzen. Es war dieß ein Bedürfniß, wie es in dem Lebensende der meisten alten Höflinge laut wurde, und gestaltete sich als Verachtung der so äußerst verderbten Hofwelt, als Reue über ein schlecht angewendetes Leben, als ächtes Christenthum. Der Herzog von Saint-Simon konnte sich jedoch des Stolzes nicht erwehren, von Karl dem Großen durch die Grafen von Vermandois abzustammen, und lieh jener alten Adelspartei, welche Richelieu zu vernichten gestrebt hatte, seinen Schutz. Er wünschte eine Staatsreform, aber sie sollte so beschaffen sein, daß der Adel in seine alten Rechte wieder eingesetzt werden würde. Er übersah aber, daß der Adel sich seines moralischen Einflusses entäußerte, und denselben zu den Füßen des Königs niederlegte. Der Adel vergeudete sich am Hofe, und verlor dort, so wie bei der Armee, allenthalben an Achtung, denn Ludwig XIV. unterstützte denselben nicht, sondern blieb seiner, von ihm selbst nicht erkannten, Weltmission getreu, nämlich der, die Feudalität zu stürzen.

Der Herzog von Saint-Simon vertheidigte mit Muth und Bitterkeit die Privilegien des Adels. Er war kühn, und dennoch andächtig, originell, ein Satyriker und dennoch ein Hofmann, und zugleich verliebt, in so weit es sein Rang zuließ. Seine Memoiren bestehen aus einer unendlichen Menge von einzelnen, an jedem Tage aufgezeichneten, Zügen, die, man weiß nicht wie, ein Ganzes ausmachen.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 84. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 9. April. 1831.

Theaterbericht.

Station Magdeburg im März 1831.

Die hiesige Stadtbühne, mit Recht sich zu den ersten Deutschlands zählend, existirt schon seit mehreren Jahren. Früherhin war eine gewisse Mad. Walter hier, auch ein Herr Fabricius, welche die Direction leiteten, doch seit fünf Jahren ist ein Comité zusammen getreten, der mit Hülfe eines Actien-Vereines, dem Theater, und zwar mit einer nicht genug zu rühmenden Würde und Umsicht, vorsteht, sich, keine Kosten scheuend, unaufhörlich müht, dem Wunsche des Publikums zu leben, recht annehmbare Gagen und richtig, oft vor der Zeit, zahlt, und hinsichtlich der Decorationen, Garderobe ꝛc., mit den besten Bühnen wetteifert, so daß hier Stücke gegeben werden, die man weder in Dresden noch Berlin besser zu geben im Stande sein dürfte. Das hiesige Theater stand nahe daran, wie manches andere in der jetzt so sturmbewegten Zeit sich aufzulösen, denn der Comité hatte sich vor einiger Zeit gar sehr hinsichtlich der Gagen verstiegen, und konnte so mit den Einnahmen nicht gleichen Schritt halten; wir besaßen aber auch zu dieser Zeit tüchtige, wenn auch kostspielige Mitglieder, von denen ich nur das Genast'sche, Devrient'sche, Meck'sche Ehepaar, den Sänger Fischer, den Komiker Julius Koch ꝛc. nennen will. Dem Hrn. Meck folgte Hr. Genast, ein eben so beliebter Sänger als tüchtiger Schauspieler, der jetzt seine Vaterstadt Weimar mit seinen Kunstleistungen erfreut, diesem der rühmlichst bekannte Herr von Zieten, der als Mensch und Künstler gleich hoch achtbar war, minder gern gesehen erschien seine sonst sehr liebenswürdige Gattin als Sängerin! —

Der Comité nun, bestehend aus dem sehr wackern, für die wahre Kunst viel Sinn habenden und sich um das Wohl der Bühne gar reichen Verdienst erwerbenden Herrn Domainen-Rath Apel als Vorstand desselben, aus dem sehr achtbaren Buchhändler Herrn Heinrichshofen, dem würdigen Justiz-Commissair Kette, der zugleich sich auch glücklich im Reiche der Poesie bewegt, und den geschätzten Kaufleuten Herrn Jähnigen, Schartow und Preuer, welcher Letztere, die Casse, das Fac totum im Künstler-, so wie im allgemeinen Leben führt. Ehrenmitglied ist der Graf und Herr v. Asseburg. Man sah wohl ein, daß Einschränkungen in der finanziellen Verwaltung allein das Theater, was nach dem Abgange so tüchtiger Mitglieder in den letzten Zügen zu liegen schien, zu erhalten vermöge; die Gagen wurden daher geringer gestellt, der Blick nicht mehr nach kaiserlichen und königlichen Theatern, sondern auf Provinzialbühnen geworfen, wo oftmals manches Genie unerkannt verborgen ist, das nur an die Sonne gebracht werden muß, um in seiner Glorie zu leuchten und dann zu erwärmen. Solche aus der letztern Schule brachten das Gute mit, daß, ob sie anfangs auch etwas beklommen auftraten, mit der Zeit recht Tüchtiges leisteten, und mit einer unbedeutenden Gage zufrieden waren, und noch sind. So gewannen wir mehrere Bühnenglieder, von denen einige schon wieder hinausgezogen sind, noch ziehen werden, bei uns verblieben sind und bleiben werden. Ich will versuchen, ob es mir gelingt, den Bestand unserer jetzigen Bühne zu classificiren, und nach seinem anschaulichen Werthe zu zeichnen, überhaupt aber eine Chronik der neuesten Momente unseres Bühnenpersonals zu entwerfen suchen.

Nachdem Herr von Zieten die Regie für das Schau- und Lustspiel, Wolfram die der Oper niedergelegt hatten, traten für den Letztern ein gewisser Hr. Plock, für den Erstern Herr Quanter, ein sich auf unserer Bühne gebildeter junger Mann als Regisseur ein. Hr. Plock erhielt sich unter sehr schwierigen Umständen bis jetzt, doch Herr Quanter mußte, indem er die ihm innewohnende Schwäche fühlte, das Scepter niederlegen, und an dessen Stelle trat nun der sonstige Regisseur des Augsburger Theaters, Herr Dittmarsch, und dieser ist es, mit dem ich meine Betrachtungen beginne.

Herr Dittmarsch ist eine der schönsten Theaterfiguren, fast noch blühenden Ansehens auf der Bühne, in manchen Rollen brillant anzuschauen. Er ist es, der, nach der ohnmächtigen Regierung des Hrn. Quanter die Zügel nehmend,

neues Leben in die fast erstarrte Bühnenwelt hineinhauchte, und durch seine Bühnenkenntniß, wie durch seine Umsicht eine Regsamkeit erschuf, die den glücklichen Tausch gar bald fühlbar machte. Obschon eben nicht nach Würden honorirt, gewann mit ihm der Comité sehr viel, und fast immer gedrängt volle Häuser bezeugen die Wahl seiner Stücke, so wie seinen innern Künstlerwerth, er hat Momente, die ihn zu den ersten Künstler stempeln. Für erste Helden und ernste Väter engagirt, hat er gar oft schon dem Publikum sich mit einer Wahrheit und einem Gefühl zu erkennen gegeben, daß ihm gerechtes Lob und rauschender Beifall zu Theil wurde, wie er denn ja auch nie ohne Applaus die Bretter verläßt: sein Götz von Berlichingen, Tell, Wallenstein, Macbeth, sein Lord Damby, sein Müller in einen Tag vor Weihnachten, Graf Dunois, Uranof im Sturm von Smolenks, sein Felseck im Gang nach dem Eisenhammer, Balduin v. Eichenhorst, Carl Moor, Johann v. Calais, sein Wallenfeld in Iffland's Spieler, und mehr, sind Leistungen, die einem Iffland, einem Eßlair Ehre machen, sonst soll sogar Don Juan zu seinen Glanzrollen gehört haben. Wahrlich er kann mit den ersten Heroen in die Schranken treten, und dennoch wird ihm wohlverdientes Lob zu Theil werden. Aus diesem nun geht hervor, was wir mit ihm, was unsere Bühne gewonnen; möchten wir ihn doch für immer zum Heile der Anstalt behalten!

Der zweite Regisseur, Herr Plock, eine kleinere Figur, mit einem etwas abgelebten Aeußern, ohne gründliche musikalische Kenntnisse (und dennoch Opernregisseur!), ist nicht ohne Talent, nicht ohne Bühnenkenntniß, und hat ebenfalls einige Glanzpartheien. Schade ist es um ihn, da er früher kleinen Gesellschaften angehörte, daß er so sehr nach Effecten und dem Beifall der Gallerie hascht. Daß er Alles so gern übertreibt, hier und da possenhaft wird, und kein Maaß und Ziel in seine Darstellungen zu bringen weiß. Wie er sich auch immer gebehrden möge, es taucht immer ein und dasselbe Organ, ein und dieselbe Manier herauf, dabei ist er eitel, ruhmsüchtig und schmäh[illegible], wenn ihm nur der geringste Tadel, den er hier und da im vollen Maaße verdient, zu Theil wird, wodurch er natürlich sehr oft in unangenehme Situationen geräth. Seine besten Darstellungen sind, als Wurzel im Bauer als Millionair, als Löwenklau in Kritik und Antikritik, als Heinrich im Zinngießer, als Schelle in den Schleichhändlern, als Amtsrath Boll in das Blatt hat sich gewendet, und als Jude in den Soldaten. Zu wünschen bleibt es, daß er sich mehr der natürlichen Komik hingebe und vom Wege der Intrigue entferne, damit ihm nicht ähnliche Fatalitäten begegnen mögen, als kürzlich es durch seine eigne Schuld, mit Dem. Pistor, die hier hoch angeschrieben steht, geschehen! —

Es folgt nun Herr Pegelow, der uns leider verlassen wird, wohin ist noch unbestimmt, doch sicher, daß er jeder Bühne, wo er auch immer engagirt werde, Ehre macht. Sein Martin Luther, sein Paul in Peter und Paul, Major Böhm in den Soldaten, Zriny im gleichen Stück, sein Graf von Savern sind Leistungen eines Meisters, mit welchen er auf den ersten Bühnen glänzen kann, wie er denn, wo er steht, immer am rechten Orte placirt ist.

Hr. Stölzel für das Fach der ersten Liebhaber und jugendlichen Helden, den wir ebenfalls zu den nächst Scheidenden zählen, ist eine der schönsten Theaterfiguren, die es gibt. Er bedarf der Schminke nicht, die blühendste Gesundheit spricht aus seinem Antlitz, und ein wohltönendes Organ, wie ein sehr sicheres Spiel, werden ihn, bei dauerndem Fleiße, zu den ersten Heroen der Kunst erheben, nur vergißt er sich dann und wann in seinem Eifer und wird etwas unverständlich, doch hat er seit seinem zweijährigen Hiersein schon viel von dieser Manier abgelegt, und gehört zu den gern gesehendsten Mitgliedern unserer Bühne. Goethe's Faust möchte selten besser als von ihm executirt werden, so wie er denn alle die in sein Fach schlagenden Rollen, wozu wir Fiesko, Don Cäsar, Don Carlos ꝛc. rechnen, mit der Würde eines fast vollendeten Künstlers durchführt; wir verlieren ihn ungern, an seine Stelle soll ein gewisser Herr Bolzmann von Leipzig treten.

Hr. Schneider, der, mit seiner Gattin uns auch verlassen wird, um bei einer sehr achtbaren deutschen Bühne seine rühmlich begonnenen Studien zu beenden, hat recht viel Anstand, doch ist er noch etwas unbeholfen und sein Organ klingt zu weinerlich, was sich übrigens, bei größerer Bühnenvertrautheit, wohl verlieren wird. Er bürgerte sich in seiner Vaterstadt dahier, als Hanns Sachs, welchen er sehr brav gab, ein.

Hr. Quanter kam fast ganz als Anfänger hierher; Niemand wollte das in ihm liegende Talent, für das intriguante und fein komische Fach bemerken, bis ihm der Zufall die Bahn brach und er als Daniel im Majorate, in seiner ersten bedeutenden Rolle, auftrat. Seitdem und während seiner Regie wurde ihm dann manche Rolle zu Theil, die er recht glücklich durchführte, als Mephistopheles, Günther von Nollingen im Pfefferröse, Darville in dem Leben eines Spielers, Soliman, Richard ꝛc., doch ist es nicht lobenswerth, daß er so gern copirt, bald den großen Devrient, den er übrigens sprechend nachahmt, bald dem Braunschweiger Marr abcontrefeit, statt aus sich selbst heraus zu treten, und ein eigenes Ganzes zu bilden. Zu läugnen ist es nicht, daß namentlich für das intriguante Fach unsere Bühne zufrieden mit ihm sein kann.

Hr. Bollmann, für niedrig komische Parthieen vor zwei Jahren hier engagirt, mit welchem es noch nicht gewiß ist, ob er gehen oder bleiben wird, hat während seines Hierseins ein bedeutendes Publikum für sich gewonnen, wenigstens übertreibt er nicht so, wie sein Antipode Plock. Als Matois in den Schülerschwänken, als Schulmeister in: der gerade Weg ist der beste, als Kraft im Doppelpapa, als Daniel im Geheimniß, als Leporello und Larifari ist er höchst ergötzlich, und es würde sich, bei seinem etwaigen Abgange, sein Platz gar schwer ausfüllen lassen und auch hier sehr ungern gesehen werden! —

Hr. Vanini hat zu wenig gespielt, um viel von ihm

zu sagen, doch ist es notorisch bewiesen, daß ihm Kunstberuf und Talent nicht abgehen und er namentlich in der Intrigue sehr anwendbar ist. —

Die Herrn Daute, Elbert, Bartels, Höffert, Schwarz, Grube, Roßbach, Strachauer, Gebler, Schmiedecke und Moll, sind eigentlich für das Chor engagirt, doch macht der Erstgenannte eine bedeutende Ausnahme, indem er zugleich sehr brauchbar in den zweiten Liebhaberrollen, so wie in zweiten Tenorparthieen beschäftigt wird, und hat er sich nur erst noch ein Jahr mit der Bühne vertraut gemacht, so dürften seine Darstellungen glanzvoller werden; es liegt wenigstens viel Kunstliebe in ihm, wie er dieß bei jedem Auftreten bezeigt.

Was die Oper betrifft, so bringen wir den ersten Zoll unserer Zufriedenheit unserm Schäfer, der ebenfalls beinahe hier begann und sich in einer Zeit von zwei Jahren zu der Höhe schwang, auf welcher er sich durch rastloses Bemühen und Aufwärtsstreben jetzt befindet; auch ihn verlieren wir, indem er einem andern Rufe nach Braunschweig Folge leistet, und verlieren in der Oper Alles mit ihm. Seine schöne, kräftige, sonore Stimme, er singt hier die ersten Tenorparthieen, drang immer mehr und mehr in die Herzen seiner zahlreichen Freunde und Verehrer, und er dürfte es am Ende selbst bereuen, von uns gegangen zu sein. Eine herrliche Zeichnung ist sein Masaniello, ein freundliches Bild sein Fra Diavolo, ein Frescogemälde sein Cortes, und wie er denn immer überall sehr brav hervortritt, sich selbst als tüchtiger Schauspieler in einigen Rollen bewiesen, erfreut er eben jetzt uns noch als Victor in der Boieldieu'schen Oper, die beiden Nächte, die mit seinem Abgange gar nicht mehr gegeben werden kann, falls nicht achtbare Gäste kommen, diese Lücke auszufüllen! — Möchte dem bescheidenen, anspruchslosen jungen Manne, der zugleich auch die treusten Beweise eines edlen und dankbaren Sehnes gibt, die beste Zukunft erblühen. Statt seiner erhalten wir einen certain Monsieur Bouchèr, der mehrere Jahre auf dem fürstlich Sondershauseschen Theater fungirte. Eine für einen Tenoristen gar nicht passende Figur, einen hier und da kreischenden Gesang und eben nicht gefällige Manieren wollen uns keinen Ersatz mit ihm für unsern Schäfer gewähren, und sollte sich dieß nicht ändern mit der Zeit, parbleu nous sommes en decadence avec lui! —

Hr. Marchand, zweite Tenorparthieen singend und sehr brauchbar für das recitirende Schauspiel, ebenfalls von dem Hoftheater zu Sondershausen für unsere Bühne gewonnen, ist keine üble Acquisition, da derselbe ohne alle Fistel und Manier, reine Brusttöne zu Tage fördert und sich in kurzer Zeit die Zufriedenheit des Publikums in Spiel und Gesang erworben hat.

Hr. Fritze, Baritonist, war früher schon einmal hier, hatte sonst mehr Freunde als jetzt, da er jetzt arroganter ist und erhöhte Forderungen gegen sonst macht. Sein Bariton ist nicht besonders ausgezeichnet und sein Spiel ziemlich unbeholfen; in einigen Rollen indeß kann man ihm wohl Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Seine Hauptleistungen sind: Figaro, Caspar im Freischütz, Don Juan. —

Hr. Gubitz, Bassist, wurde mit vielem Gelde engagirt, hat aber in Allem viermal gesungen, ist zweimal im Schauspiele aufgetreten, und quittirt die hiesige Bühne nach einem halbjährigen Aufenthalte, um, wie es heißt, nach Cassel zu gehen. Ob er dort mehr Beifall gewinnen wird, als hier? wir wollen es wünschen, da er nicht ohne musikalischen Grundton ist. Sein Sarastro war nicht ohne Werth.

Hr. Linker, ein junger Mann, soll in seine Stelle treten, wir haben ihn nur als Richard Boll in der Schweizerfamilie gesehen, und es ist daher über seinen Kunstwerth noch wenig zu sagen, doch dürfte er seinen Platz ausfüllen, und, wenn er die übergroße Aengstlichkeit verliert, mit der Zeit brauchbar hervortreten! —

Hr. Nagel, ein angehender Bariton, recht fleißig, auch im Schauspiel, in den Väterrollen recht brauchbar.

Unter den Damen leuchtet, gleich der silberstrahlenden Venus am Horizonte unserer Oper, Dem. Pistor, ein junges neunzehnjähriges Mädchen, welche in den schwierigsten Parthieen mit Glück und Beifall auftritt. Ihr Gesang ist glockenrein, stark, ohne alle Manier und Verzierung. Sie ist in ihrem genre der Liebling des Publikums, ihre Hulda, Amazilly, Käthchen, Emmeline, Zerline in Fra Diavolo, Prinzessin v. Navarra, Pamina, sind herrliche Leistungen, und dürfte sie einer Milder sehr ähnlich werden, diese mit der Zeit vielleicht übertreffen.

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht.

(Beschluß.)

Aus Weimar.

Das Beiwerk der übrigen Personen in diesem historischen Gemälde scheint noch etwas mehr französisch lebendigen Geistes bei der Darstellung zu bedürfen; doch leisteten die Repräsentanten des übermüthigen Knabenthums, Hr. Engst und Streit, das Mögliche. Der Page Arthur (Mad. Müller) war, bis auf manche Ziererei in der Aussprache, recht gut.

Nicht genug aber zu bewundern ist, wie die Direction dergleichen große, schwierige Stücke, bei viermaligem Spiel die Woche, neben noch größeren Vorbereitungen auf Rossini's Tell ꝛc., so, bis in's Kleinste sorgfältig und gelungen in Scene zu setzen vermag.

Diesen Tell, den vielgerühmten, der, laut Frankfurter Nachrichten Alles übertreffen sollte, was Rossini, und wer weiß, wie viele andere Componisten jemals geschrieben,

haben wir hier nun auch gesehen und gehört, einige nothwendige Verkürzungen abgerechnet, in der bestmöglichsten Form. Er hat aber, obgleich gehoben und getragen von einem Fleiß und Eifer bei der Einstudirung, der an das Unglaubliche grenzt, obgleich durch das Aufgebot aller Kunstmittel, Spiel, Gesang, Ballet, Decorationen und Kostüms in das schönste Licht gesetzt, der Erwartung nicht sogleich und nicht so ganz entsprochen. Diese war freilich, nach den vorausgegangenen Lobeserhebungen, sehr, vielleicht zu hoch gespannt, und die Musik gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Der Rossini'sche Tell gefiel in Weimar bei der ersten Vorstellung fast nur, wo er der Schiller'sche ist, z. B. in der Hauptscene des Apfelschießens. Hier wirkt er, selbst bei der untergeordneten, nur nachtretenden Musik, auf gewohnte Weise, keiner anderer Mittel bedürfend, als des von der Kraft und Wahrheit des Gedankens und der Situation ergriffenen guten Schauspielers. Seine Rettung aus dem Schiffe war nach Opernweise mehr und sehr glücklich versinnlicht, und ward von unserem, in jeder Hinsicht sehr stattlichen Tell, Hrn. Genast, besonders gut, wahrhaft malerisch schön in's Werk gesetzt. Im Uebrigen aber ist dieser Tell, von Seiten des Gedichts betrachtet, ein jämmerlich verpfuschtes Werk. Der Rossini'sche Tell ist ein gemeiner, trotziger enrageur, der auf die Eigenschaften geflissentlich verzichtet, die den Schiller'schen so wahr und so schön charakterisiren, besonders die Bescheidenheit gegen den Landvogt, seinen Herrn, und die Ungeduld zum Rathe.

„Doch was Ihr thut, laßt mich aus Eurem Rath,
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft Ihr meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell! Es soll an ihm nicht fehlen."

Der Rossinische spielt aber gerade im Widerspruche damit in der Rathsversammlung auf dem Rütli eine Hauptrolle. Die Musik hat große Schönheiten, die bei mehrmaligem Hören mehr und mehr hervortreten. Der Componist hat, wie es scheint, etwas ganz Anderes, von seinem gewohnten Opernzuschnitt abgehendes Neues geben wollen. Er hat die italiänische Weise verlassen und die französische, besonders Auber, zu erreichen gesucht. Dazu wäre vor allen Dingen ein dramatisch-tüchtigerer Text nöthig gewesen. Der seinige bleibt hinter dem Gedicht der Stummen von Portici gar zu weit zurück, und das schadet der Musik; sie wirkt nicht dramatisch genug. Was zur Verschönerung des Ganzen an neuen Decorationen, worunter sich besonders die letzte Aussicht auf den wimpelbelebten See und die Gletscher sehr auszeichneten, durch wahrhaft magische Beleuchtung der Fernen, durch Tänze von Kindern und Erwachsenen geschehen konnte, war auf die überraschendste, glücklichste Weise geschehen. Es waren an ein und ein halb hundert Menschen auf der Bühne beschäftigt, Alle voll Eifer, der festlichen Bedeutung des Tages zu Ehren der mit beispiellosem Enthusiasmus von dem zahlreichen Publikum empfangenen Frau Großherzogin, und der großen Erwartung zu entsprechen.

Merkwürdiges Sonett.

Vor einigen Jahren machte die berühmte Contre-Altistin, Mlle. Tibaldi, mit ihren Gastgebungen auf der Bühne zu Breslau Furore. Unter mehreren Huldigungen, welche der Sängerin dargebracht wurden, befand sich ein Sonett, mit Variationen auf das aldi in ihrem sonoren Namen, welches wir hier als ein poetisches Curiosum, oder vielmehr Monstrum, zur Ergötzung unsrer Leser, wörtlich aus der Breslauer Zeitung, mittheilen. Dieses Klinggedicht, über dessen Verfasser der Geist des Dom-Vicars Paulmann in Braunschweig, reichlichst, ausgegossen ist, lautet folgendermaßen:

„Tibaldi tönt es, alldie Echo schallen
Allüberall Tibaldi hallt die Runde
Von ihrer Stimme Zauberhall die Kunde,
Wallt wie am Schneewall die Lawin in Allen.

Der Skalden Hallen bald ihr wiederhallen,
Und bald im Wald ist still der Hall der Hunde,
Hali verhallt im Wald, dem Munde,
Der Jäger horcht, die Büchsen all ihr knallen.

Wie Sonntagsschall die Jägerlieder tönen,
Diana will Thalien sich versöhnen:
So siegreich waltet die Gewalt in Tönen.

Gefühl und Witz, Begeistrung, Wahrheit all die,
Ja, all die Geister einen sich im Schönen,
Im Klang ist Eins, im Wiederhall Tibaldi."

Gm.

Theaternotiz aus Wien.

Dlle. Heinefetter, deren Contrakt am k. k. Kärnthnerthor-Theater eigentlich den ganzen März noch in sich schloß, ist am 20sten d. M. plötzlich abgereist. Ein Streit mit dem dermaligen Pachter dieses Theaters, Herrn Duport, gab die Veranlassung hierzu, und beraubte somit dieses Institut seiner letzten Stütze, obschon Dlle. Heinefetter den sonst leicht befriedigten Wienern schon seit geraumer Zeit durchaus nicht mehr gefiel und das Haus nicht mehr zu füllen im Stande war. Das Kärnthnerthor-Theater geht seinem Untergange mit Meilenstiefeln entgegen, und die allgemein gerügte Kargheit des Herrn Duport soll hieran keinen geringen Theil der Schuld tragen.

— n —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 85. (II. Jahrg.) Montag, den 11. April. 1831.

Wiederhall.

Bei Godesberg am Strome
Stehn sieben Berge Wacht,
Sie ragen im Himmelsdome
Wie Geister in der Nacht.

Gen Morgen blickt der Eine,
Des Drachenfels Abhang,
Der Löwenburg Gesteine
Sie schaun gen Niedergang.

Hoch auf dem Felsen raget
Ein Denkmal schlicht in Stein,
Das an die Helden saget,
Die sich der Freiheit weihn.

Und was von dort erschallet
Hinab in Thal und Kluft:
In tausend Stimmen hallet
Es wieder in die Luft.

Aus allen Bergen tönet's
Wie himmlischer Gesang,
Und mächtig wiederdröhnet's
Von Auf- zu Niedergang. —

So klingt jetzt mannichfaltig
Ein Ton aus fremdem Land,
Der einst auch uns gewaltig
Fest an einander band.

Ein Echo hallt er wieder
In aller Menschen Brust,
Und weckt die alten Lieder
Zu neuer Kraft und Lust. —

O Freiheit, wie du breitest
Die mächt'gen Schwingen aus,
Wie du die Welt erweitest
Zu einem Gotteshaus.

C.

Graf Vittorio Alfieri.

Von K. M—r.

Dieser italienische Bühnendichter wurde in seinen jüngern Jahren von einem feurigen Geiste und einer peinlichen Unruhe, weil seine Thätigkeit noch nicht eine ihn befriedigende Richtung gefunden hatte, unstätt umhergetrieben. Von seinem siebzehnten Jahre an war er auf Reisen. Er sah Italien, Frankreich, England, Holland, Deutschland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, Spanien und Portugal.

Da ihn England am meisten angezogen hatte, so beschloß er, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, (1771) es zum zweiten Male zu besuchen.

Angekommen in London, fand er, ein schöner, geistreicher und feuriger Jüngling, der sich durch seine Reisen mehr Gewandtheit erworben, dabei von edler Geburt und reich begütert, an mehrere Gesandten der Höfe des südlichen Europa's empfohlen, in sehr vielen vornehmen Häusern Zutritt und es konnte nicht fehlen, daß er in einem für die Liebe so empfänglichen Alter auch bald die ganze Gluth dieser Leidenschaft empfand.

Lady Elisabeth S... hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er lernte sie in dem Hause des Fürsten von Masserano, spanischen Gesandten am Londoner Hofe kennen, und auch sie verrieth es, gleich bei der ersten Bekanntschaft, daß ihr der junge Piemonteser sehr gefiel.

Alfieri versäumte daher keine Gelegenheit, wo er sie sehen und sprechen konnte, hauptsächlich geschah dieß in einer Loge des Theaters der italienischen Oper, welche die Gemahlin des Fürsten von Masserano gemeinschaftlich mit Lady S... einzunehmen pflegte.

In dem Hause des Lord S... hatte Alfieri keinen Zutritt, er wollte ihn auch absichtlich nicht suchen, weil der Lord im hohen Grade eifersüchtig war, und ihm überdieß eine solche Vergünstigung keine Vortheile versprach, da es in London nicht Sitte ist,

daß Damen Besuche, am wenigsten von Ausländern, annehmen.

Aber um so eifriger suchte er den Gegenstand seiner Liebe überall auf, wo er ihn finden konnte. Des Morgens bald in Hyde-Park, bald auf andern beliebten Spaziergängen, des Abends in Gesellschaften oder im Theater. Lady S... mißbilligte keineswegs diese Huldigungen; anfänglich hatte sie zwar Besorgnisse und Bedenklichkeiten geäußert, aber doch nur in einem Tone, der mehr dazu gemacht war, ihn aufzumuntern, als zurückzuschrecken, und das Verhältniß zwischen Alfieri und der Lady S... wurde immer enger. Endlich riß den feurigen Jüngling seine Leidenschaft zu der schönen Frau zu einem Geständniß seiner Liebe hin; er zitterte vor dem Ausspruch aus ihrem Munde, wie vor einem Todesurtheil, aber diese Furcht verwandelte sich bald in Entzücken, denn sie gestand ihm, zwar mit beklommener Brust, auffallendem Erröthen und weggewandtem Gesicht, daß sie ihn liebe.

Wer war glücklicher als Alfieri. Der höchste Wunsch, den sein bestricktes Herz hegte, war erfüllt, und ein solcher Sieg schmeichelte überdieß noch seiner Eigenliebe.

Man sah sich nun so oft und so lange als möglich, hauptsächlich in dem Hause des Fürsten von Masserano und bei einer Schwägerin der Lady S.... Alfieri entbrannte noch heftiger.

So verfloß der Winter im Fluge, der Frühling nahte und am Ende des Junius stand ihm eine Trennung von seiner Geliebten bevor; dann ging ihr Gemahl mit ihr auf's Land, und nur erst in den letzten Monaten des Jahres kehrte dieser wieder mit ihr nach London zurück.

Bei dem Gedanken an Trennung fühlte sich Alfieri höchst unglücklich; sein von der Macht einer wilden Leidenschaft aufgeregtes Herz glaubte, daß er einen solchen Schlag nicht überleben würde. Davon überzeugt, war er bald entschlossen, Alles zu wagen, weil er, seiner Meinung nach, doch bald nichts mehr zu verlieren haben würde. So that er sich dann weiter keinen Zwang an, und Lady S..., die ihrer Seits auch keine Mittelstraße kannte und noch weniger liebte, dachte nicht daran, seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen Schranken zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung beim Jahre 1831.

Drei Jahrzehnde sind im anlaufenden Theile des säcularen Zeitenstromes durchlebt; mit diesem neuen Jahre beginnt auch eine neue Generation, und so stehen wir denn vor einem wichtigen Anhaltspunkte im ewigen Zeiten-Cyclus, an welchem das dahinscheidende Geschlecht dem kommenden über seine Zeit Rechnung abzulegen hat. Unsere Väter gingen von uns, und überließen unsere Zeit uns zu einem Erbe, mit dem Vermächtnisse, sie nach Kräften zu gestalten; sie sind uns in die Ewigkeit vorangegangen, und senden die Zukunft ab in schnellem Wechsel der Stunden, uns zur Verantwortung unserer Zeit vor den Richterstuhl zu rufen. Und vor dem Geiste der Ewigkeit können wir die hochmüthige Sprache von einem Geiste der Zeit nicht sprechen, wie ihn der Idealismus unserer Tage als Repräsentant der gesammten Zeitkraft, als Grundelement alles intellektuellen und moralischen Lebens, gleichsam als spiritus rector der Geisterwelt unsern Gedanken vorführt, der sich nach und nach aus Allem was, und der Art und Weise wie gefühlt und gedacht, gewollt und gehandelt ward, entwickeln soll, um nicht nur der Person des Einzelnen in allem Thun und Lassen individuelle Gestaltung zu verleihen, sondern auch die größere und kleinere Gesammtheit von Personen als Eine moralische oder ideelle Person betrachtet. Denn dieser Zeitgeist oder Weltgeist liegt, wie jeder Geist, hinter einem Schleier, den Niemand zu lüften vermag, und am allerwenigsten der, welcher den metaphysischen Lehren huldigt, wie sie die früchteleere Scholastik unserer Zeit-Philosophen uns darzustellen bemüht ist, die uns aber kalt und im-Bloßen läßt, weil sie sich mit dem Leben nichts zu thun macht. Wie die Biene im Korbe diesen nicht sehen kann, so auch wir nicht unsere Zeit, in die wir mit unsern Gedanken und Neigungen verhaftet sind; wer über seine Zeit richten will, muß lange, sehr lange in andern Zeiten gelebt haben, um eine Vergleichung zu finden, und die Methußaschelechs haben längst zu existiren aufgehört.

Es soll darum hier auch nicht an uns sein, eine Zeit- oder Weltanschauung hinzustellen, wie sie die neueste Spekulationsphilosophie in das Zwangsbett ihres Schematismus nöthigt, um sie dann mit legislatorischem Anstande bei uns einzuschwärzen; wollen wir hier die Zeit, und uns, da wir mit Jean Paul zu sprechen — die Zeit selbst sind, näher kennen lernen, und besonders das Verhältniß zur großen Vergangenheit und zur noch größern Zukunft einigermaßen deutlich erfassen, so müssen wir die Zeit nach dreien Gesichtspunkten oder Systemen betrachten, und zwar nach einem Systeme des Fallens, das sie immer schlechter werden läßt, oder nach dem Systeme des Steigens, das sie immer besser verspricht, oder noch nach einem andern Systeme des Stillstandes, nach welchem sie Gutes und Böses in stetem, gleichem Wechsel bedingt.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Für's Erste gab es schon im Zimmer genug zu beobachten. Hamburg trat zu mir herein durch die Theemaschine, durch die Butter, durch die Erdbeeren, durch das Rasirmesser. Zu der Tasse Thee, die ich begehrte, sah ich nämlich einen ganzen Apparat von Geschirren, Kannen, Büchsen, Kessel mit Kohlenbecken u. s. w. hereintragen, welches darauf berechnet war, daß ich mir selbst grünen oder schwarzen Thee, stark oder schwach, bereiten und neun oder zehn Tassen gemächlich bis Mittag hin trinken sollte. Ich ließ anfangs den Kellner gewähren, um alle Anstalten dazu kennen zu lernen, nachher bat ich ihn, sich in's Kurze zu fassen. — Sodann spürte ich Hamburg durch den süßen Nußkerngeschmack der gelblich-röthlichen Butter, wovon man so hoch auftragen kann, wie man will, ohne im mindesten etwas Grelles zu schmecken, ja man könnte sie eitel essen. Ich glaube, daß sie nicht in der ganzen Welt, kaum in der Schweiz, ihres Gleichen hat. — Die berühmten Erdbeeren der Vierlande gelangten immer erst nach 9 Uhr zur Stadt. Sie hatten bei dem feuchten Wetter dieses Jahr nicht ihre vollkommene Schönheit erreicht, übertrafen in der Größe jedoch die thüringischen noch um das Doppelte. — Auch am Halse sollte ich Hamburg verspüren. Die Lüneburger Haide ohne Barbier hatte den Bart zu einer wahren Wildniß herangezogen, und gleichwohl fühlte ich mich davon in wenig Augenblicken wie mit einem Hauche befreit. Für die Erhaltung der feinsten Rasirmesser Englands ist hier nämlich durch eine Schärfanstalt gesorgt, wie man sie in andern Städten Deutschlands nicht leicht findet.

Um bei dem Regen heute doch wenigstens einen Blick in die Stadt zu thun, begab ich mich am Mittag in die nächste Restauration. Aber gleich beim Eintritt wurde ich zweifelhaft, ob ich mich nicht verirrt hätte. Ich sah eine Menge kleine Tische, mit Wachstuch bekleidet, und da auch viel Gläser darauf standen, so glaubte ich in eine Weinstube gerathen zu sein, wovon an der Hausthür gleichfalls eine Ankündigung zu lesen war. Schüchtern fragte ich den nächsten Gast, wo die Restauration sei. Dieß ist sie, sagte er. Nun schritt ich weiter vor, und wie ich im Hintergrunde Platz genommen, wurde ich gewahr, wie man wirklich überall sich bald zum Essen setzte, bald von der Mahlzeit aufstand, aber sämmtliche Tische waren ungedeckt; Servietten gab es, aber keine Tischtücher. Es war ein beständiges Kommen und Gehen, und so wie einer austrat, kam der Marqueur und wischte die Stelle wieder ab, wo er gespeist hatte. Meine Verwunderung stieg, da ich bemerkte, daß gleichwohl mit jedem neuen Gerichte andere Messer und Gabel gereicht wurden. Also den Wechsel von Messer und Gabel hält man für anständig und findet es doch nicht anstößig, wenn vielleicht etwas vom Essen nebenbei auf den bloßen Tisch fällt. Ländlich, sittlich. — Auf den andern Tag hatte mir der Kellner meines Gasthofes (in welchem keine Gesellschaftstafel gehalten wurde) eine Restauration bei der Börse empfohlen, wo, wie er sagte, Kaufleute speisten. Mit Börse und Kaufleuten verband sich gleich bei mir der Begriff von Schmauserei; meine Erwartung war daher nicht wenig gespannt; allein — ich fand hier ebenfalls ungedeckte Tische, die Gesellschaft um einen Grad vornehmer, aber das Essen nicht besser. Da auf dem Zettel frisches Fleisch stand, so ließ ich, mit Erinnerung an das berühmte Hamburger Rindfleisch, mir gleich davon kommen, aber ich sah mich getäuscht; es war mager und hart, und selbst meinen Nachbarn unbezwinglich. (Das schöne Hamburger Rindfleisch stammt eigentlich aus dem Hollsteinischen.) — Alle Tage besuchte ich eine andere Restauration, um die hiesige Lebensweise, wenn auch nicht die vornehme, doch die alltägliche, kennen zu lernen. In vielen waren allerdings die Tische gedeckt, aber die Speisen, wie es sich traf, bald gut, bald schlecht, vorzüglich — selten. Auf den ziemlich langen Küchenzetteln fehlte vor Allem Beefsteak niemals, doch ohne sich eben als saftig zu empfehlen. In den Gemüsen herrschte keine große Abwechselung. Grüne Erbsen gab es alle Tage, aber grüne Bohnen und Blumenkohl ließen vergebens auf sich warten. Unter jungen Wurzeln, die ich forderte, waren Mohrrüben zu verstehn. Vorzüglich aber muß für Kartoffeln Norddeuschland eine große Verehrung hegen, denn von Göttingen an bis Hamburg und so weiter habe ich überall und alle Tage, und manchen Tag zweimal, Kartoffeln auf den Tisch bekommen, und noch dazu zur Zeit, wo man schon die neuen erwartete. In Fischen, Krebsen, Hummern kann ein Liebhaber hier eher seine Rechnung finden. Es versteht sich, daß in den großen Häusern Köstlichkeiten keiner Art fehlen, denn die Hamburgischen Schmausereien sind ja berühmt; nur vom Alltäglichen ist hier die Rede. Mit den Preisen trifft es ohngefähr, wenn man dem, was man in Dresden bezahlt, die Hälfte zulegt. Zu rühmen ist der Medoc, den man überall gut und wohlfeil findet. Man trinkt das Viertel zu 2 gr. 8 pf. Das Doppelte bezahlte ich in einem der Pavillons an der Alster für ein Frühstück, das aus einem Viertel Medoc, Semmel und Butter und geräucherter Zunge bestand. Die beiden Pavillons an der Alster gehören mit zu den schönsten Kaffeehäusern der Welt, schon durch ihre Lage. Da bei der Forderung eine laute Stimme immer ausruft: Kaffee! so wird man in demselben Nu, da man sich niedersetzt, auch bedient. Dabei liegen, wenn man nicht auf die Fremden achten will, fast alle möglichen Zeitungen zur Unterhaltung auf den Tischen. Und der Kaffee, wie sich von selbst versteht, ist bei seiner Wohlfeilheit immer von der besten Güte. — Damit soll denn aber auch das Leibliche (für Hamburg allerdings ein wichtiger Artikel!) abgethan sein. (Von Gesellschaftstafeln kann ich nichts berichten, weil diese erst um 4 Uhr gehalten wurden und ich die Nachmittage lieber zu Spazierfahrten benutzte.)

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Station Magdeburg, im März 1831.

Das Patent hätte ich in der Tasche, das, Correspondent für den geschätzten Planeten, von und über Magdeburg zu sein und erfreue ich mich dessen, da es mir von einem Ehrenmanne, für ein Ehrenblatt unaufgefordert, conferirt wurde. Es handelt sich jetzt darum, ob ich den Anforderungen Genüge leisten werde, welche geistige Nobili, wie Redakteur und Verleger, des immer mehr ans Licht hervortretenden Planeten, von mir erwarten! Ich kann nicht umhin, bevor ich den Cyclus meiner wahrhaften Berichte beginne, dieß und die Bemerkung vorauszusenden, daß es mir fast ein Wagniß scheint, mit solchen Herren, die im Planeten Posto gefaßt haben, gleichen Weges fortzuschreiten. Nun, wenn die geschätzten Leser Nachsicht mit mir und meinem geringen Talente haben, und die Herrn Redakteur und Verleger mit meinen Zusendungen zufrieden sein wollen, so will ich es wagen, doch leiste ich im Voraus schon gern auf alle etwaige Kritiken Verzicht.

Magdeburg, der Name tönt schon lange in den Annalen der Zeit, ja er hat jetzt eben einen recht hellen Klang und blüht in üppigem Gedeihen, obschon Stürme verschiedener Art ihn zu vertilgen drohten, nimmt von Tage zu Tage an äußerer Schönheit und innerer Intelligenz zu. In wenigen Jahren vermehrte sich die Volksmasse um einige tausend Seelen, so daß es jetzt, wenn auch seiner gedrängten, alten Bauart nicht zu den größesten, wohl aber zu den volkreichsten Städten der Preuß. Monarchie gezählt wird. Auch kann es, seiner bedeutenden Festungswerke wegen, mit Recht das Preußische Mantua genannt werden, lachend als Handelsstadt hervortreten, indem es eine Menge von wohlhabenden, hier und da glücklich speculirenden, ja selbst reichen Fabrik- und Kaufherrn in sich hält. Dem Weltenstürmer war es daher wohl nicht zu verargen, wenn er ein gar besonderes Augenmerk auf dieses Magdeburg geworfen, was ihm als ein tüchtiges Bollwerk an der stolzen Albis erschien, was sich aber, unter seiner jetzigen Aegide, unter dem milden Scepter eines der besten Fürsten, wie Friedrich Wilhelm III. es ist, glücklicher fühlt, als es in der esclavage des Unersättlichen sich befand.

Das Geschichtliche Magdeburgs, so wie dessen geographische Lage, ist wohl so ziemlich überall bekannt, als daß ich dieß paragraphenmäßig den am Ende ungeduldig werdenden Lesern des achtbaren Planeten erzählen sollte, und ich will mich daher blos auf sein inneres Thun und Treiben, so weit ich davon Kenntniß habe, beschränken. Außer mehreren sehr schönen Gebäuden besitzt Magdeburg nur eine einzige geregelte Straße, den sogenannten breiten Weg, auf welchem des Tages über ein wahrhaft meßähnliches Treiben, an schönen Sommerabenden aber ordentliche Wallfahrten Statt finden. So ist auch der sogenannte Domplatz oder neue Markt, mit schattigen Linden und den schönsten Häusern bekränzt, der nur einzig geregelte Platz, an dessen östlicher Seite das alte herrliche Gebäude, der vielbekannte Dom, der selbst im Sturme Magdeburgs durch Tilly's Schaaren verschont wurde, und der jetzt durch die Gnade des Königs nach seinem ursprünglichen Bilde reparirt wird, steht.

Ein wahrhaft angenehmer Spaziergang inmitten der Stadt ist der sogenannte, 122 Ruthen lange, mit Bänken, einer Linden- und Kastanien-Allee versehene Fürstenwall, welcher im Jahre 1722 von dem patriotisch gesinnten hiesigen Gouverneur, Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, angelegt wurde.

Die Magdeburger sind im Ganzen genommen ein gutmüthiges Völkchen, wenn ihnen auch hier und da einige Rauhheit nicht abzusprechen ist, die Nähe des Wassers enthümirt immer etwas. Sie leben gern gut und lustig, mögen sich dann und wann gern einem so genannten far niente hingeben und wissen den oft leicht erworbenen Verdienst (nulla regula sine exceptione) freundlich an den Mann zu bringen! Eine gewisse Wohlhabenheit leuchtet überall hervor, die von dem Steuergewaltigen bis zum letzten Packhofsdiener sichtbar ist. Zu diesem Ende giebt es denn nun auch eine Menge Fest- und Volksfeiertage hierselbst. Auch fehlt es hier nicht an Wein-, Kaffee- und sonstigen Trinkhäusern ꝛc. Namentlich werden hier die Conditoreien stark besucht, unter denen die von Zuary, Lolutz, Flury und Meyer, bei welchen auch zugleich ein Restauration verbunden, die mehresten Kostgänger haben. Unter den Bachus-Tempeln steht der Schmagersche oben an, hier finden sich Magdeburgs Kritiker und Bühnenkünstler in der Regel täglich zusammen, hier wird mancher Flasche der Hals gebrochen, und unter den eigentlichen Stammgästen soll namentlich ein wohlbeleibter Sänger den Vorsitz führen! Ein recht gutes Glas Wein erhält man außerdem noch in den Weinhandlungen von Wolf, Neuschäfer (wo auch zugleich ein gutes Fremdenquartier) und Ballerstedt, im sogenannten Regenbogen, dessen erster Buchhalter, ein ganz scharmanter Mann und bereitwilliger Diener der Musen, daher ein treuer, von mir geliebter, Freund ist.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Wir Deutsche lieben zu sehr das Ehrwürdige, das Ehrerbietige, das Hochweise und Hochgelahrte, die schwerfällige Gediegenheit, und glauben nichts Gescheutes gesagt oder gethan zu haben, wenn es nicht mit der Grandezza der Ehrwürdigkeit und Herrlichkeit geschehen ist. Bei uns geht die Ceremonie über die Sache selbst, die Form über das Wesen; darum sind und bleiben wir auch stets des heiligen römischen Reichs Erzceremonienmeister.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 86. (II. Jahrg.) Dienstag, den 12. April. 1831.

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

Alfieri beging daher täglich größere Unvorsichtigkeiten, und Lord S..., der schon früher ein geheimes Einverständniß zwischen ihm und seiner Gattin geahnet hatte, war nun davon fest überzeugt, und gab mehrmals nicht undeutlich zu verstehen: „er werde Alfieri die Sache schon so verleiden, daß er zeitlebens daran genug haben solle.

Alfieri war so leidenschaftlich verblendet, daß er die Erfüllung dieser Drohung wünschte, denn, wenn Lord S... die Fassung verlieren sollte, so mußte dieß, nach seiner Voraussetzung, eine Katastrophe herbeiführen, die ihn entweder in den ganzen Besitz der Geliebten setze, oder ihn ganz vernichte.

Alfieri war mehrmals zu verschiedenen Stunden des Tages, nicht ohne große Gefahr für sich und die Lady, von ihr selbst in ihre Wohnung unbemerkt eingelassen worden. Seine verstohlenen Besuche waren immer glücklich abgelaufen, da sie in den Stunden geschehen, wo sich Lord S... nicht zu Hause, die Dienerschaft aber beim Essen befand, und die Lady ihm selbst die Hausthüre geöffnet und ihn in ein unmittelbar an solche stoßendes Zimmer geführt hatte.

Der glückliche Erfolg dieser Zusammenkünfte flößte daher Alfieri und seiner Geliebten den Muth zu noch größeren Wagstücken ein.

Im Mai reisete der Lord mit seiner Gattin auf ein sechszehn englische Meilen von London gelegenes Landgut, um dort acht bis vierzehn Tage zu verweilen. Alfieri verabredete mit der Lady Tag und Stunde, an welchen er in dem Landhause heimlich eingelassen worden sollte.

Da der Lord unter der Garde diente, so wurde der Tag einer Musterung dazu gewählt; der Lord mußte ihr unfehlbar beiwohnen und dann die Nacht in London bleiben.

Alfieri bestieg an diesem Abend sein Pferd, und da ihm die Lady das Locale genau beschrieben hatte, so ritt er nach einer ungefähr eine englische Meile von dem Gute entfernten Schenke, ließ dort sein Pferd zurück und ging in der Nacht bis an die Thüre des Parks. Dort wartete seiner schon die Lady, und sie führte ihn, wie Beide wähnten, unbemerkt in's Haus.

Doch Beiden genügte eine solche Zusammenkunft nicht. So lange der Aufenthalt der Lady auf dem Gute sein würde, wünschten Beide, sie so oft, als irgend möglich, zu wiederholen, und Alfieri war voll Verzweiflung, wenn er an die nahe bevorstehende Trennung von der Geliebten dachte. Er war in einer Art von Wahnsinn, mochte weder essen noch trinken, der Schlaf floh ihn und eine beständige Unruhe trieb ihn von einem Orte zum andern.

Unter mehreren Pferden besaß er ein sehr treffliches, das er in Spaa gekauft hatte. Mit diesem versuchte er, zum Entsetzen Anderer, die tollkühnsten Streiche, denn er setzte mit ihm über die höchsten und breitesten Hecken, über die tiefsten Gräben und gefährlichsten Barrieren.

An einem Vormittage, wo Alfieri noch diesem und dem ganzen künftigen Tag, bis zum Einbruch der Nacht auf einen Besuch bei der Lady verzichten mußte, ritt er mit dem Marchese Carraccioli spazieren.

Er wollte dem Marchese zeigen, wie trefflich sein Roß über Hecken und Gräben setzen könnte, und da er eine der höchsten Barrieren in der Ferne sah, die einen Anger von der Landstraße trennte, so gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte in Carrière davon.

Doch Alfieri, immer nur mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft beschäftigt, vergaß, dem Pferde zu rechter Zeit die erforderliche Hülfe zu geben, es stieß mit den Füßen an den Zaun, und das Pferd sowohl, als sein Reiter stürzten über einander auf den Anger.

Das Pferd sprang zuerst auf; Alfieri erhob sich auch wieder von seinem Falle, und glaubte anfänglich, unbeschädigt davon gekommen zu sein. Der Marchese

Carraccioli war höchlich erschrocken, doch als er Alfieri wieder auf den Beinen sah, rief er ihm, da solcher seinem Pferde nacheilte, jenseits der Barriere gleich zu: er möchte nur den Ausgang der Barriere suchen und zu ihm kommen, das Pferd sei ihm unverloren.

Aber Alfieri hörte nicht auf diesen Rath, er lief hinter dem Pferde her, ergriff es endlich beim Zügel, schwang sich wieder auf, trieb es spornend, auf's Neue gegen die Barriere, und jetzt, vorsichtiger, setzte er damit glücklich hinüber.

Kaum war Alfieri aber jetzt einige Schritte geritten, so fühlte er einen heftigen Schmerz in der linken Schulter. Der Schmerz nahm zu, und die kurze Strecke bis zu seiner Wohnung, die er Schritt vor Schritt zu Pferde zurücklegen mußte, wurde ihm peinlich lang.

Angekommen in seiner Behausung, wurde ein Wundarzt geholt; als dieser die schmerzenden Theile besah, erklärte er, daß die Schulter ausgerenkt und das Schlüsselbein zerbrochen sei. Die Einrenkung währte geraume Zeit und war sehr schmerzhaft, dann wurde Alfieri verbunden und der Wundarzt verließ ihn mit der Andeutung, ruhig im Bette zu bleiben.

Alfieri lag auf der Folter und seine Wuth und Verzweiflung stieg, je näher die Zeit kam, wo er auf dem Landgute erwartet wurde. Sein Sturz war an einem Sonnabend Vormittag geschehen, und wenn auch der Gedanke, daß seine Verletzung ihn hindern würde, den folgenden Abend seine Geliebte zu sehen, sein Blut in einer beständigen fieberhaften Wallung erhielt, so hatte doch die ruhige Lage, in der er sich hatte halten müssen, seinen Arm wieder so viel Stärke gegeben, daß er ihn ohne große Schmerzen bewegen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung beim Jahre 1831.

(Fortsetzung.)

Die Mythe im Buche der Bücher geht vom Paradiese zum Brudermorde und zu andern ähnlichen furchtbaren Sünden über, welche die Taufe der Welt in die Sündfluth nothwendig machte, damit durch Vater Noah das Menschengeschlecht wiederum von vorn anfange. Die Dichter folgen der Mythe, und lassen die Welt von einer goldnen Zeit ausgehen; denn bei ihnen feierte die Erde ewigen Frühling und gab Alles von selbst; die Flüsse schwammen in Milch, und aus den Bäumen floß der Honig. Da gab es denn keine Richter und keine Krieger, keine Feste und keine Mauern, keine Aerzte und keine Polizei, und doch waren Ehrlichkeit und Treue, Gesundheit am Körper wie am Geiste da, und Sicherheit bei offenen Thüren und Thoren. Darauf kam die silberne Zeit, dann die eherne mit dem Schweiße und der Arbeit, mit dem Raube, dem Morde und Betruge, und siehe da, das Militair und die Polizei mit Schwert und Zuchthaus, die Lazarethe und die Tollhäuser, und die Galgen, so nothwendig wie die Kirchen! Hat es nun wirklich eine goldne Zeit gegeben, so muß es in der Welt offenbar immer schlimmer werden, und anstatt des guten Gottes zuletzt der Teufel als unser Oberherr residiren. So was aber verschmäht die Vernunft, und seitdem philosophische Köpfe die Geschichte bearbeiten, werden die guten Dichter zu schlechten Historikern, und das Paradies erscheint uns als eine Idee, deren Welt noch erst aus der blauen Zukunft erwachsen soll. Wer könnte im Grunde auch von seiner Zeit so schlecht denken, ohne zugleich die Achtung vor sich selbst zu verlieren! Jedermann trägt seine Zeit und seinen Raum mit sich, wie der Tropfen sein Wasser. Was wir heute sind, waren wir nicht gestern und werden es auch nicht morgen sein, denn den gestrigen Puls fühlt keiner mehr, und die morgende Uhr wird erst schlagen, und wie des Kindes erstes Lächeln an der Mutterbrust nur bei seiner Zeit ist, so sind auch die beseligenden Momente der ersten Liebe, und die Freudenthränen des Elternsegens nur in ihrer Zeit. Der Mensch hängt fest an der Zeit, und nichts vermag ihn von ihr abzusondern; durch das Band der Zeiten sind alle Menschen mit einander eng verbunden, die Bewohner aller Welttheile schwimmen mit uns durch Eine Zeit auf demselben Kahne von Stunden, Tagen und Wochen, demnach hat der ewige Geist die Achtung gegen unsere Zeit an unsere eigene Achtung geknüpft, und ein schlechtes Urtheil über sie und unsere Mitwelt faßt uns selbst in seiner Verdammung.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben eines Redacteurs.

(Beschluß.)

Diener. Herr Doktor Läuser.

Dokt. Läuser. Ich bringe Ihnen hier die gewünschte Recension.

Klotz. Es ist auch die höchste Zeit; der Drucker schickte schon zwei Mal. Lesen Sie gefälligst vor. (Doktor liest vor.) Alle Donnerwetter, Sie haben ja Herrn Stenz gelobt.

Doktor. Ich konnte wahrhaftig nicht umhin. — Der Mann hat vortrefflich gespielt, das Publikum ergötzte sich und es fehlte nur wenig, so wäre er gerufen worden.

Klotz. Einerlei. Sie haben ja die Liste derjenigen Mitglieder in Händen, worauf ich Ihnen bemerkt habe, welche davon nie und unter keiner Bedingung in meinem Blatte gelobt werden dürfen. Da finden Sie die Namen Stenz, Wüpré, Woltrund, u. s. w. gleich oben an —

Doktor. Aber mein Gott, ich kann doch nicht schreiben, Herr Stenz mißfiel, wo er allgemein gefiel.

Klotz. Das haben Sie auch nicht nöthig. — Aendern Sie den Satz dahin ab, daß Sie sagen: Herr Stenz hat leider wieder wie gewöhnlich schlecht memorirt, und der gebildete Zuschauer kann an einer solchen Darstellung keinen Wohlgefallen finden. Der Beifall der Gallerie entscheidet nichts. Sehen Sie, auf diese Art imponirt man dem Publikum, und bei der nächsten Vorstellung wagt es nicht, seinen Beifall laut werden zu lassen.

Doktor. Das ist eine fatale Aufgabe. Was haben Sie denn gegen Stenz?

Klotz. Was ich gegen ihn habe? Denken Sie sich, gleich nach seiner Verheirathung bricht seine Frau allen Umgang mit uns ab; ich tadle sie dafür in einigen Recensionen. Was thut der Herr Gemahl? Anstatt seine Frau zu belehren und zurechtzusetzen, kündigt er mir das Abonnement. Noch schweige ich stille, Weihnachten ist vor der Thüre, — Neujahr nicht ferne, noch hoffe ich immer, er würde Anstalten treffen, mich zu versöhnen. Keine Spur davon und nun darf der Grobian nie mehr in meinem Blatte gelobt werden.

Doktor. Vielleicht ändern Sie später Ihre Ansichten; dasselbe war ja auch früher mit dem Bornnett der Fall.

Klotz. Bornnett bekehrte sich bei Zeiten und auch ich fand es rathsamer, ihn zum Freund als zum Feind zu haben; wir kamen uns deßhalb auf halbem Wege entgegen; und wäre er nicht gekommen, ich hätte ihn ganz Anders behandelt wie der Samiel.

(Diener bringt einen Brief.)

Doktor. Ich will Sie nicht länger von Ihren Geschäften abhalten. (er geht.)

Klotz (zu seiner Frau). Was enthielt der Brief?

Mad. Klotz. Wüpré ist aufgebracht über Deine Recensionen. — Was hast Du gegen ihn?

Klotz. Was habe ich von ihm? Ich läugne nicht, daß er mehrere Rollen hat, worin er mir sehr gefällt; aber hat er jemals etwas dafür gethan, daß ich dieß öffentlich ausspräche? Und der Mensch wagt, mich darüber zur Rede zu stellen, wird künftig noch mehr heruntergemacht. — Frau, notire es. —

Mad. Klotz. Ich bitte Dich, fahr' nicht so fort zu handeln. Laß Deinen Weg rein sein; folge mir.

Klotz. Halte Du es, wie Du willst! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weise mich betrage.
Denn eh' der Künstler sich zeigt, muß er sich erklären,
Ob er in mir den Freund, ob er den Recensenten will verehren.

11.

Charade.

Zerstörend wirkt der Ersten Macht,
Und schnell wird Alles ihr erliegen,
Läßt man den Zeitpunkt unbeacht',
In welchem es noch zu besiegen,
Und so wie's uns zu schaden sucht,
Schickt man sich an, es zu erdrücken,
Hier wird das Wasser schnell versucht,
Dort trachtet man es zu ersticken.

Die Zweite bietet Dir die Hand,
Wenn Deine Kräfte Dir entweichen
Und Sorg und Kummer ist verbannt,
Wird sie Dir ihren Lethe reichen;
Sie hilft und nützet jedem Stand,
Sie stärkt zum Kampf des Mavors Söhne,
Sie schließet manches Freundschaftsband,
Und ist dem Dichter Hypokrene.

Das Ganze hilft im rauhen Nord
Der Zweiten Mangel zu ersetzen,
Und an des Meerschiffs reichem Bord
Ist's höher oft, als Gold zu schätzen.
Doch frei gesagt, ich lieb' es nicht,
Und bitt' Euch, wenn es schlecht besungen,
Gebt meiner Ersten dieß Gedicht,
Denn bessern Lohn hat's nicht errungen.

Gelenrath.

Rationalisten und Supernaturalisten.

A.
Sie streiten nun schon manches Jahr,
Ist aber noch Alles, wie es war.

B.
Wo wollten die Lumpensammler bleiben
Thäten die Herr'n kein Papier verschreiben?

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Station Magdeburg, im März 1881.
(Fortsetzung.)

In dem Wegnerischen Kaffeehause, ohnfern des Theaters, man könnte es auch Café du Théatre nennen, ist ein Sammelplatz von mehreren jungen Leuten von allen Farben bürgerlichen Nährstandes, die einen kleinen Klubb gestalten, und wo so recht eigentlich über Theaternovitäten gesprochen wird, was indessen nicht auf das größere Publikum einwirkt. Die eigentliche Musenherberge ist in der Schrotdorferstraße bei Hr. K. Da ist es, wo sie sich alle versammeln, die Heroen der Kunst, um bei einem Glase Breihahn oder Grogg, ein Whist, oder ein Solo zu dreschen, über sich und andere zu reden, sich gegenseitig Kampf ankünden und Frieden schließen. ꝛc.

Die berühmtesten Gasthöfe Magdeburgs sind, der zur Stadt London, Herrn Rainer gehörig, dessen Buchhalter, Herr Dreyfuß, Alles in Allem, ein sehr freundlicher Mann ist. Dann folgen der weiße Schwan, wo in der Regel die wandernden Musen zu verkehren pflegen, die Stadt Braunschweig, der goldne Engel, die Stadt Prag, die Stadt Brandenburg, ꝛc.

Machen wir nun einen Spaziergang vor den Thoren Magdeburgs. Haben wir z. B. die Elbe passirt, so gähnt uns die Citadelle mit ihren Bewohnern, aus Staats- und Baugefangenen bestehend, entgegen, unter denen Erstern mancher kluge Kopf weilt, worunter auch noch einige bekannte Demagogen. Gehen wir nun links ab, so gerathen wir in eine der Vorstädte Magdeburgs, in die sogenannte Friedrichsstadt, in welcher mehrere Tabagieen für die genußliebenden Magdeburger sich befinden. Wir setzen unsern Weg weiter fort, finden, rechts gehend, das Dorf Krakau und das Vorwerk Proster, ebenfalls Belustigunsorte der Magdeburger, und wenden uns dann mehr links, nach dem wohlbekannten Herrenkruge, der namentlich während der Frühlings- und Sommertage sehr stark besetzt ist, und wo allwöchentlich in dieser Zeit Dienstags und Freitags sehr gut besetzte Concerte sind; namentlich aber sind hier Tausende von Menschen zu des Königs Wiegenfeste vorzufinden. Wir kehren denselben Weg zurück, passiren noch einmal die Wohnung der Glückslosen, die Citadelle, und gelangen nun rechts, den Weg von der Elbbrücke verfolgend, nach dem sogenannten Telekschen Garten, wo uns ein weißgelockter, ziemlich artiger Wirth, dessen jüngere, etwas c— Hausfrau entgegentreten; hier sind noch merkwürdig, — ein sehr muskulöser, etwas anmaßender, bausbäckiger Marqueur!!! und ein weiblicher Affe, Mariane genannt, der an einem Kettchen, dicht vor dem Wohnhause auf einem Lindenbaume gefesselt, seine Harlequinaden treibt, darinnen aber in der Schenkstube ein sprechender Papagey die Gäste belustigt. Von hier aus gerathen wir nun in das dichtangelegene, sehr stark besuchte, sogenannte rothe Horn — wo ebenfalls wöchentlich Mittwochs und Sonnabends gut besetzte Harmoniemusik dem Besucher entgegentönt. Hier ist es auch, wo die Schützengilde um silberne Preise schießt, und während der Zeit eine Masse von Buden dem Glück Suchenden Gelegenheit geben, ihr Geld für — Nichts los zu werden. Von hier aus läßt man sich nun um ein Billiges über die Elbe nach dem gegenüber liegenden Dorfe Buckau, was übrigens namentlich Sonntags von den Handwerksgesellen stark besucht wird, setzen, und nachdem man dort angelangt, führt uns der Weg nach dem neu angelegten Damenkruge, der in dem sogenannten Friedrich Wilhelms Garten, ohnfern der Stelle, wo sonst das altruhmwürdige Kloster Bergen stand, gelegen, jetzt ebenfalls mehr von Herren, als von Damen besucht wird. Auch hier bringt zu mehreren Malen in der Woche Euterpe ihre Opfer! Wir langweilen uns hier, obschon ein recht brillanter Saal die Augen des Beschauers auf sich zieht, wandern nun stadteinwärts, treffen unterwegs noch ein Gärtchen mit lebenslustigen Personen aus dem Mittelstande, den Gasthof zur goldnen Sonne, sehen in der Ferne die Vorstadt Sudenburg, die nähergelegenen, in den Wochentagen einige Mal mit Hornmusik besetzten Gartenanlagen von Lectrade und Gummert, und gerathen, nachdem wir zuvor am Sudenburger Thore den schönen Militärkirchhof, der einem Garten gleicht, überschritten, an das Krökenthor, wo hinaus es nach dem gut eingerichteten Bürgerkirchhof, der neuen und alten Neustadt führt, wo sich ebenfalls ein neues Lust-Etablissement, mit einem Orangerie-Gebäude, in welchem die schöne Welt, selbst in den Wintertagen, behaglich Kaffee ꝛc. trinkt, unter dem Namen, der Plaksche Garten, befindet, denselben Weg weiter fortwandelnd, gelangen wir nach dem romantisch gelegenen sogenannten Vogelgesang, der en miniature einige Aehnlichkeit mit dem Prater zu Wien hat, und wo ebenfalls in der Woche zwei Mal, Montags und Donnerstags, ein ausausgewähltes Musikcorps das Ohr ergötzt, und den Magdeburgern am ersten und zweiten Pfingstfeiertage ein Asyl der ausgelassensten Freude bietet, von wannen her an diesen Tagen Mancher den Weg nach der Stadt zu finden nicht im Stande ist.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Welches sind die Ursachen der bisherigen revolutionären Umtriebe in Deutschland? Der Mangel an Volksthümlichkeit, der Despotismus der Beamten, die Raubsucht der herrschaftlichen Domainen Verwalter, die unterdrückte Preßfreiheit, die absolute Souverainität der Regenten, die mangelnde Repräsentation des Bürger- und Bauernstandes?!

Das Band, welches Unterthanen und Regenten verbindet, ist nicht das Dienstverhältniß, das z. B. den Knecht an seinen Herrn bindet, sondern ein weit innigeres. Der Knecht vertauscht gleichgültig den alten gegen einen neuen Herrn, aber der Unterthan läßt Blut und Leben für das angestammte Fürstenhaus.

(Ein weiblicher Postdirector.) Zur Belohnung für ihr edles Benehmen während der großen Woche in Paris hat das dortige Ministerium Marie Louise Boucot zur Postdirectorin in einer Provinzialstadt ernannt.

Dieser weibliche Postdirector wird jedenfalls weniger Plusmacher sein und werden, als mancher männliche Ober-Post-Amtsrath es zum Vortheil des Landes-Vaters, aber zum großen Schaden der Kinder desselben ist.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 87. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 13. April. 1831.

Der todte Roßarzt.

(Fortsetzung.)

Ferdinand hatte, gegen das Ende der Erzählung hin, sein Haupt wie in wirrer Todesangst, fester und immer fester in Mariens Schoos gedrückt, jetzt blickte er furchtsam und zweifelhaft nach ihr auf — er hatte wie zu einer Leiche gesprochen, Marie hing leblos über ihn herabgebeugt. Ferdinands Qual war so unaussprechlich, daß sie fast übermenschlich genannt werden konnte, und sein gepreßtes Aechzen glich der mehr als irdischen Marter einer verworfenen Seele, die, von der nahen Verdammniß angeschauert, sich unter den eisernen Fäusten des ewigen Würgers krümmt.

Marie erwachte; ihr Auge irrte mit dem Ausdrucke der Besinnungslosigkeit durch das Zimmer, jetzt streifte es auf den zitternden Ferdinand. Mit einem Schrei des Entsetzens riß sie ihre Hand aus der seinigen, Abscheu und sich selbstverdammende Liebe kämpften gewaltig in ihrem Busen, sie stürzte aus dem Zimmer. Von der Gasse herauf vernahm Ferdinand noch ihre gellende Stimme: „faßt den Mörder meines Vaters!" und sank erschöpft auf seinen Sitz zurück.

Es war schon tief in der Nacht. Marie entriß sich dem Gewühle des Volkes, welches ihr Geschrei um sie her versammelt hatte, sie zeigte nach ihren Fenstern hinauf: „Dort oben findet Ihr ihn!" rief sie, und die Wachen drangen in das Haus.

Marie aber rannte weiter in die Nacht hinaus und immer weiter, ohne zu wissen, wohin ihr Lauf sie führe. Ermüdet lehnte sie sich endlich an einen Pfeiler, sie erkannte die Kirchhofsmauer von St. Afra. Da schielte vom Gottesacker her ein häßliches Zwielicht, grell und unstät wie Katzenaugen, und schwerfällig-zögernd erhob sich ein gespenstisches Gesicht und dehnte sich lang und schmächtig, in schwimmenden Umrissen, über die Mauer hinaus. Es war ihr Vater.

„Hast heute vergessen, des Vaters Grab zu besuchen" — knirschte er mit seltsam thierischer Stimme — „so geh' nun in Deinen Tod, mein Töchterlein!"

Marie schauderte, von eiskaltem Geisterentsetzen übergossen, zurück, sie floh mit Anstrengung hinweg, aber mitten auf der Schloßbrücke — welche sich, gleich einem plumpen Riesenrumpfe, über ein lachendes Thal hinwegkrümmt und die Aussicht unter sich in zwei zauberhafte Gemälde theilt — verließen sie ihre Kräfte und todesmatt sank sie zusammen.

Da tönte es abermals nahe neben ihr: „darfst nicht ruhen, mein Töchterlein; hast des Vaters Grab versäumt, so geh' nun in Deinen Tod!"

Und eine eisige Todtenfaust schien sich um ihr zuckendes Herz zu krallen. Sie riß sich, von tödtlichem Wahnsinne erfaßt, in die Höhe, ein schneller, luftiger Sprung — — und unten im Thale lag, zerschmettert und blutig, die süße Gestalt der todten Marie, über welche, wie das Meer über ein schönes Wrack, in schweigender Siegesfeier die tiefe Nacht flutete.

Ferdinand sah Marien zum Zimmer hinausstürzen; ihr Zetergeschrei, welches ihn den Mörder ihres Vaters nannte, schlug von der Gasse herauf an sein banges Ohr; fast verließen ihn seine Sinne.

Da eilte todtenbleich Mariens Bruder, Robert, herein. Er und Ferdinand waren immer Freunde gewesen, und Robert war ein tiefsinniges, aber treues Gemüth.

„Sie wollen Dich fangen, fliehe!" schrie er dem besinnungslosen Ferdinand zu.

Die Angst siegte über die Gewalt des Starrkrampfes, welcher Ferdinand zu umschlingen strebte. Er sprang auf, Robert folgte ihm, sie versuchten Beide das Freie zu gewinnen. Aber schon war das Haus von Menschen umringt, man drängte sich herzu, die Fliehenden aufzufangen. Mit gewaltiger Kraft warf Ferdinand zwei

starke Männer, welche sich seiner Flucht in den Weg stellen wollten, auf den steinernen Boden nieder und — die Dunkelheit schirmte ihn — er entfloh glücklich.

Die Wuth seiner Verfolger kehrte sich gegen den Vertheidiger des Flüchtlings, gegen Robert, er rang verzweifelt wider die Menge und machte sich Bahn. Ein Wächter verrannte ihm mit dem Spieße den Weg, die Angst machte den Unglücklichen blind, er rannte mit der Brust prasselnd gegen die stumpfe Eisenspitze, krümmte sich ächzend vor der Gewalt des Stoßes zurück und sank mit einem schneidenden Wehrufe zu Boden.

Eben verkündete die Glocke die zwölfte Mitternachtsstunde; und als Roberts junges Leben mit sinkendem Muthe gegen den siegenden Tod anrang, wollen Einige der Umstehenden den todten Roßarzt aus dem Fenster herauslugen gesehn haben, wie er mit heiserem Spottgelächter auf den sterbenden Knaben niederblickte und ihm zuzischelte: „hast des Vaters Grab versäumt, mein Söhnlein; so geh' nun in Deinen Tod!"

Mit dem letzten Schlage der Glocke gab Robert den Geist auf. —

(Beschluß folgt.)

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr am Sonntag Abend hatte Alfieri keine Ruh und Rast in seinem Zimmer; er stand auf, kleidete sich an, so viel auch sein alter treuer Diener dawider Einwendungen machte, und da er wegen der Schmerzen am Arm und des festen Verbandes nicht reiten konnte, so setzte er sich in eine Postchaise, um die verabredete Zusammenkunft nicht zu versäumen.

Alfieri wagte es nicht mit der Postchaise bis nach dem Landhause zu fahren; er befahl also dem Postillon, zwei englische Meilen davon Halt zu machen, und auf ihn, bis zu seiner Rückkehr zu warten.

Das Stoßen in dem Wagen hatte die Schmerzen in der linken Schulter sehr vermehrt, der Verband war dadurch so lose geworden, daß sich die Schulter demnächst nicht wieder völlig einrichten ließ. Alfieri achtete dieses Alles aber nicht, er machte sich zu Fuß auf den Weg, den linken Arm in einer Binde, den rechten unter dem Mantel, in der Faust einen Degen.

Trotz dieser Schmerzen, trotz der Gefahr, der er sich aussetzte, hielt er sich doch für sehr glücklich, da er dem Gegenstand seiner glühenden Sehnsucht entgegeneilte.

Endlich, mit nicht geringer Anstrengung, hatte er das Ziel seiner Wünsche erreicht; er fand das Pförtchen des Parks, das er früher nur angelehnt gefunden hatte, verschlossen; alle, Versuche, es zu öffnen, waren ohne Erfolg, ihm blieb nichts übrig, als über das Staket zu klettern. Mit unsäglicher Mühe gelang ihm dieß, da er nur einen Arm frei bewegen konnte.

Er ging nun bis zu dem Hause. Lady S... empfing ihn. Er erzählte ihr seinen Unfall, und wie schwer ihm das Ueberklettern des Stakets geworden, da er die Pforte verschlossen gefunden. Sie äußerte darüber ihr Befremden, indem sie versicherte, daß sie solche für ihn schon vor einigen Stunden selbst geöffnet habe. Beide hätten aus diesem Umstand Verdacht schöpfen können, aber seine Leidenschaft war stärker, wie seine Vernunft, und die Lady verließ sich darauf, daß ihr Gatte, da er wieder wegen einer großen Parade in London war, sie nicht überraschen würde und könnte.

Alfieri blieb bis zum anbrechenden Morgen, dann kehrte er auf die nämliche Weise, fest überzeugt, daß ihn keiner gesehen habe, zu der Postchaise zurück und um sieben Uhr des Morgens war er schon wieder in London.

Alfieri büßte hart für sein wahnsinniges Unternehmen. Er litt doppelt an Seele und Leib. Er hatte die Geliebte verlassen und ihn marterte Sehnsucht, seine Schulter hatte sich sehr verschlimmert. Er ließ den Wundarzt rufen, und, die neue Ausrenkung verschweigend, sagte er nur, der Verband habe sich gelöset, und dieser machte ihn daher nur wieder fester.

Alfieri, dem das Zimmerhüten unaussprechlich folterte, wollte den zweiten Tag nach seiner Ausflucht sich etwas wohler befindend, nicht länger zu Hause bleiben, er ging also am Dienstag Abend in das italienische Theater wie gewöhnlich in die Loge des Fürsten von Masserano. Er fand dort diesen und dessen Gemahlin und Beide wunderten sich nicht wenig, als sie ihn, den Arm in der Binde, erblickten, denn sie glaubten, seine Verletzung durch den Sturz mit dem Pferde, sei so groß, daß er geraume Zeit an einer Stelle unverrückt gefesselt sein müsse.

Man hieß ihn daher freundlich willkommen und wünschte ihm Glück. Er behandelte den Vorfall als etwas sehr Unbedeutendes, mit scheinbarer Ruhe und Kälte, und lieh sein Ohr den Tönen der Instrumente und dem Gesange, aber in seinem Innern stürmte es und die Musik regte dies Ungewitter in seinem Herzen noch mehr auf.

Da hörte er vor der Logenthüre einen Streit zwischen zwei Personen und seinen Namen nennen. Bei dem Worte: Alfieri, stand er mechanisch von seinem Sitz auf, öffnete die Thüre der Loge, trat hinaus und schlug sie hinter sich zu. Lord S... stand vor der Loge des Herzogs von Masserano und wartete, daß sie ihm der Logenschließer öffnen sollte.

Da Alfieri ein solches Zusammentreffen nicht allein längst vorausgesehen, sondern auch, bei seiner Stimmung, gewünscht hatte, so trat er rasch dem Lord unter die Augen mit dem Worten:

„Hier bin ich! — Wer sucht mich?"

Ich! erwiederte der Lord: Ich! — Ich hab' ein Paar Worte mit Ihnen zu sprechen.

„So lassen Sie uns gehen! Ich bin ganz dazu bereit Ihnen Rede zu stehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung)

Das eigentliche Hamburg findet man mitten in dem alten Theil der Stadt, in den engen Straßen mit schmalen hohen Häusern, an denen, von bewohnten Kellern an, Alles Handel und Waarenverkehr anzeigt, und in dem Gedränge von Menschen und Wagen, die beständig in der Noth und in der Geschicklichkeit begriffen sind, einander auszuweichen. Dieß Gewühl soll selbst dem in London nicht viel nachgeben. Männliche Thätigkeit ist überall durchherrschend; Frauenzimmer sieht man fast gar nicht auf den Straßen. Eines Nachmittags wurde ich sehr in Erstaunen gesetzt, als ich auf dem Rückwege von einer Restauration viele hundert Menschen mitten im Regen auf der Straße traf, die dicht an einander gedrängt ein Gemurmel verbreiteten, das sich mit nichts vergleichen läßt. Auf die Frage: was bedeutet das? erhielt ich die Antwort: es ist die Börse. „Warum gehen sie denn nicht in das Haus?" Sie haben nicht Platz darin. Das alte Gebäude mit dem umgitterten Hofe war schon von Kaufleuten und Mäklern ganz angefüllt. Um dem Getümmel, wobei fast jeder dicht neben dem andern stehen blieb, weil jeder zur Nachfrage seinen bestimmten Stand hat, länger mit Muße zuzusehen, klemmte ich mich durch und begab mich in ein nahes Kaffehaus, wo eben ein Kaufmann mit einem Mäkler sein Geschäft abschloß. Ich hörte, daß diese summende Versammlung nur eine Stunde dauere und halb 5 Uhr zu Ende gehe. Dieß sei aber nur die kleine Börse, aus geringern Handelsleuten und Mäklern bestehend, die größere werde vorher in der Börsenhalle gehalten, wo durch mehrere Hallen hindurch die Kaufleute sich noch enger in einander preßten. Ich wunderte mich, daß für Geschäfte (mit Waaren, Wechseln, Staatspapieren, Schiffsverladungen, Assekuranzen) die viele Tausende, ja Millionen betreffen, nicht schon längst ein passendes, prachtvolles Gebäude von größerm Umfange erbaut worden. Doch ist die Börsenhalle, die ich späterhin mit einer Erlaubnißkarte in Augenschein nahm, mit mehreren schönen Zimmern und Sälen, mit Karten und Kupferstichen ꝛc. schon von nicht geringem Werth und Ansehn. Das Lesezimmer darin möchte vielleicht das größte in ganz Europa sein, denn es enthält in einem weiten, von Säulen getragenen Saale alle Zeitschriften, in- und ausländische, nebst einer passenden Bibliothek. Mit Vergnügen sah ich im Gewölbe der Druckerei zu, wo nach der Bewegung eines Rades die Börsenhalle (das Zeitungsblatt) zierlich und manierlich durch die Maschine lief. Ein Knabe legt das weiße Blatt auf, und ein anderer nimmt es, fast in demselben Augenblick, gedruckt in Empfang.

Das Merkwürdigste aber bleibt wohl der Anblick des Hafens, worin die Schiffe sich versammeln, die im eigentlichsten Sinne einen Wald von Masten bilden, durch den man nicht durchsehen kann. Zuerst genoß ich diesen Anblick von dem Stadtwalle, welcher der Stückhaag heißt. Nachher verschaffte ich ihn mir noch ein Mal, indem ich das Baumhaus besuchte, wo man den Schiffen näher ist.

Bei dem vielen Hin- und Herfahren durch die Stadt, wobei ich auch einigen Gelehrten zusprach, muß ich die Billigkeit und Artigkeit der Fiaker rühmen, die aber hier nicht diesen Namen führen. Sie gehen nicht über die gebräuchlichen Preise und nehmen auch, wenn man sie auf eine Stunde miethet, es mit der Zeit nicht genau. Wie sehr beschämen sie die Fiaker in Wien, die wie Wegelagerer auf ihren Raub lauern und gegen die man vor Uebertheurung und Wortbrüchigkeit nicht genug auf seiner Hut sein kann. Sie sind ein Abfall von den gutmüthigdrolligen Wienern, während die in Hamburg ein treues Abbild des ehrlichen Hamburgers an sich tragen, dessen Charakter geruhige Einfachheit zur Grundlage zu haben scheint.

Die Umgebungen der Stadt besuchte ich nach drei verschiedenen Richtungen. Am anmuthigsten war die Fahrt nach Ottensen, das sich aber nur durch den dicken Thurm als Dorf zu erkennen gibt, und im Uebrigen sich ganz städtisch dicht an Altona wie eine Vorstadt anschließt. Klopstocks Grab mit der schönen Linde vor der Kirche ist das Ziel vieler Reisenden. Demnächst begleitete mich Professor Kruse, der hier seinen Sommeraufenthalt gewählt hatte, auf Rainville, eine Gartenanhöhe, die gar sehr an Findlaters Weinberg bei Dresden erinnert. Ist hier die Aussicht auf die breite Elbe großartiger, so ist sie dagegen einförmiger, weil sie mit einem flachen Ufer schließt, welchem die Weinberge bei Dresden fehlen. Weiter hinausfahrend that ich den Blick in manchen schönen Garten und auf manches stattliche Landhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Station Magdeburg, im März 1831.

(Fortsetzung.)

Außer dem dicht vor der Stadt jenseit der Elbe mit vielen Kaffehäusern und Gärten besetzten sogenannten Werder sind nun noch in der Stadt eine Menge von geistigen und gesellig geschlossenen Vereinen, wovon wir, alphabetisch geordnet, nennen, das Casino, mehrentheils aus Kaufleuten bestehend, die Freimaurer Loge, Ferdinand zur Glückseligkeit und Harpocrates, welche beide, (die Erstere ist zweifelsohne die Erste aller Logen-Vereine, indem sie gegen 480 Mitglieder zählt) mehr als Caffehäuser für die Brüder betrachtet werden können, indem hier gekegelt, Kartenspiele aller Art getrieben werden, und man überdem hier nach Herzenslust dejeunirt, dinirt, soupirt, dansirt, concer-

tirt etc., den eigentlichen Zweck aber fast ganz mechanisch betreibt, dabei indeß aber manches Gute übt. Die Gesellschaft der Freunde, joci causa auch Schneiderklubb genannt, deren Saal aber ohnstreitig der brillanteste unter allen ist, wo auch am mehresten des Leibes gepflegt wird, die Harmonie, der Schachspielklubb, die Union, die Vereinigung oder der sogenannte Hammersche Klubb, der Zirkel ꝛc. mithin für die physischen, hier und da auch psysischen Bedürfnisse gar hinlänglich gesorgt ist.

Unter den vielen Volksfeiertagen, wovon ich einige schon genannt habe, tritt namentlich die sogenannte Hohemesse hervor, auch wohl scherzweise, Schmalzkuchen Markt, weil Millionen dieser Schmalzkuchen während der Messe in vielen Buden während 14 Tagen verkauft und von den Magdeburgern gern genossen werden, hervor, sie verdankt ihren Ursprung den katholischen Messen. Während der Dauer dieses Jahrmarkts finden sich in der Regel eine Menge Künstler aller Art ein, die auf dem dazu bestimmten Neumarkt ihr Wesen treiben; die vorjährige gab eben keine große Ausbeute an Sehenswürdigkeiten. Hier drängt sich nun Alles zusammen, Groß und Klein, Reich und Arm, Jung und Alt; man muß diesen Markt persönlich besuchen, um sich einen Begriff von dem Thun und Treiben zu machen, was während desselben hier statt findet.

Außer einer zahllosen Menge von Behörden, haben wir hier ein Oberpräsidium, dessen hochgeachteter Chef der ehemalige Finanz-Minister Herr v. Klewitz, auch wegen seiner Humanität sehr verehrt, ist, eine Regierung, ein Oberlandesgericht, ein General-Commando, eine Provinzialsteuerdirection (die eine wahrhaft militärische Tendenz während Führung ihres derzeitigen, den Musen eben nicht günstigen Chefs, führt,) und eine Menge anderer Dikasterien, worunter ich nur noch das Ober-Consistorium für die Provinz Magdeburg nenne. Außerdem befinden sich hier ein Schullehrer-Seminar, unter Leitung des Consistorial-Rath Dr. Zerrenner, eines tüchtigen Schulmanns, eine chirurgische Academie, deren Director der würdige Regierungs- und Medizinal-Rath Dr. Trüstedt ist, ein Hebammen-Institut, einen Frauen-Verein für arme Wöchnerinnen, an deren Spitze die sehr verehrte Frau Ministerin v. Klewitz steht, das Domgymnasium, ein Pädagogium, viele andere Schulanstalten worunter unter andern eine Baugewerksschule unter Leitung des sich um Magdeburg gar sehr verdient machenden Landraths und Oberbürgermeisters Herrn Ritter Francke, eine königl. Bank u. s. w. Die Besatzung unserer Festung ist bedeutend. Früherhin standen hier das 26. und 27. Infanterie Regiment, jedoch seit die Unruhen am Rheine auszubrechen drohten, erhielt das ganze vierte Armeecorps Marsch-Ordre, mithin also auch die beiden schon genannten sehr achtbaren Regimenter, die mit der hiesigen Bürgerschaft auf sehr cordialem Fuße lebten. Den größten Verlust, den wir hierbei erlitten, war der Abgang des eben so humanen, als im Umgang höchst liebenswürdigen, von seinen Untergebenen fast kindlich verehrten, vom Publicum allgemein geschätzten, commandirenden General von Jagow, ein Mann reichen Wissens, seltener Herzensgüte, der als Krieger sich einen Namen erwarb, und durch seine edlen irdischen Handlungen in das Buch der ewigen Vergeltung mit goldner Flammenschrift sich einschrieb. Auch zogen noch mehrere andere Personen, die bei der Intendanz im Generalstabe ꝛc. fungirten, und täglich vor, in und hinter dem Theater zu sehen waren, mit ab. Dagegen haben wir nun wiederum eine ebenfalls recht achtbare Garnison bekommen, es ist dieß das 8te Linien- oder Leibregiment, sehr schöne Leute, und das 12te Infanterie-Regiment, von dem General-Lieutenant v. Brause commandirt werdend. Die Zahl des sich in unsern Mauern befindenden Militairs, wozu noch einige Garnison-, Division-Artillerie- und Pionir-Compagnieen gerechnet werden, dürfte immer auf 6000 Mann betragen. Der hiesige erste Commandant, ebenfalls ein sehr humaner und von den Bürgern sehr geachteter Mann, ist der königl. General-Lieutenant Gr. von Haake, ein Mann, der seine Funktionen redlich und überall zu erfüllen strebt. Ihm zum Wohle der Bürgerschaft steht zur Seite der königl. Landrath und Oberbürgermeister, Ritter Francke, der durch seine Herzensgüte, Umsicht, Menschenfreundlichkeit und die Herablassung, mit welcher er dem Geringsten entgegen kommt, sich der Liebe Aller zu erfreuen hat. Viel, recht Viel hat er schon zum Nutzen der Bürgerschaft und zur Verschönerung der Stadt gewirkt, so, daß sein Name mit unauslöschlichen Zügen in den Annalen der Stadt aufbewahrt wird. Unter seiner Aegide wirkt demnächst auch die Polizeibehörde, deren nächster Chef der Polizeirath Hellwig ist, welchem zugleich die Censur hier erscheinender periodischer Schriften übergeben. So leutselig, gefällig, artig und herzensgut der Mann, so ist seine Aengstlichkeit bei dem Censiren gar bedeutend, und oft störend, um so mehr, da es keinem ehrlichen Preußen einfallen wird, dem Willen seines edlen Fürsten entgegen zu handeln! — Ueberhaupt aber ist das ganze Polizei-Personale gar freundlicher Natur, und man hört nie über Härte oder Eigendünkel ꝛc. klagen; ein sprechendes Beispiel geben vor Allem die Beamten auf dem Fremden- und Paßbüreau, und die ausübenden Polizei-Commissaire, an deren Spitze der Polizei-Inspector Friese steht. Wir wenden nun einen Blick auf die sogenannte hier sich vorfindende Kunstwelt, die freilich, in Betreff mit andern Städten gleichen Ranges, nicht Farbe hält, eine Folge davon, daß die Künstler mehrentheils nicht im Stande sind, den Anforderungen des reichen Kaufmannsstandes gemäß zu leben, die Alles, was nicht ihres Glaubens, mit weniger Ausnahme, als verlegene Waare ansehen, wie denn überhaupt, so kann man annehmen, drei eigentliche Kasten in den Ständen existiren, die der Kaufleute, der Militairs und des Offiziantenstandes, dessen Name Legio ist.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 88. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 14. April. 1831.

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

Beide gingen auf der Stelle, ohne weiter einen leisen Laut von sich zu geben, aus dem Theater durch die Straße Pallmall nach dem Park von St. James, und durch ein Gitter auf die Wiese Greenpark genannt. Da es üblich war, auch im Frack einen Degen zu tragen, so hatte Alfieri einen an der Seite. Lord S... hatte sich aber, sobald er von seinem Landgute zurückgekehrt, einen bei einem Schwertfeger gekauft und so bewaffnet suchte er Alfieri in dem Theater auf.

Nachdem Beide bis in die Mitte der Straße Pallmall gekommen war, brach der Lord das Schweigen, indem er Alfieri wiederholt, in heftigem Zorn vorwarf, daß er mehrmals heimlich in seinem Hause gewesen sei.

„Die Sache ist außer Zweifel!" setzte er hinzu: „ich verlange nichts von Ihnen, als mir zu sagen: wie Sie hineingekommen sind." —

Alfieri bestritt heftig und keck die Behauptung des Lords, schloß aber immer seinen Widerspruch mit den Worten:

„Glauben Sie's aber, gut, so bin ich bereit, Ihnen Genugthuung zu geben."

Sind Sie nicht noch am Sonntag Abend in einer Postchaise nach meinem Gute gefahren? War nicht die Pforte des Parks verschlossen? Sind Sie nicht über das Stacket geklettert; nicht die Nacht in meinem Hause geblieben, und haben Sie sich nicht erst bei der Morgendämmerung davon geschlichen um sich in die in weiter Ferne auf Sie wartende Postchaise zu setzen, um nach London zurückzufahren?

„Dem ist nicht so!" rief Alfieri: „dabei werd' ich bleiben, und meine Erklärung bis auf den letzten Augenblick meines Lebens zu behaupten wissen."

Aber, warum dieß hartnäckige Läugnen? Herr Graf! Mein Weib hat mir ja schon Alles selbst gestanden.

Alfieri, dem es peinlich war, eine offenbare Unwahrheit fortdauernd zu wiederholen, und überrascht von einem solchen Geständniß der Lady, antwortete heftig:

„Wenn sie es gestanden hat, werd' ich's nicht läugnen."

Jetzt zog der Lord seinen Degen und indem er sich Alfieri gegenüber schlagfertig stellte, rief er ihm im gebieterischen Tone zu:

„Ziehen Sie!"

Alfieri zog ebenfalls rasch seinen Degen. Jetzt erst bemerkte der Lord, daß sein Gegner den linken Arm in einer Binde trug.

„Was seh' ich!" sagte er: „Sie haben eine Verletzung am Arm? — Wird Sie die nicht hindern, wenn wir uns schlagen? Wenn das der Fall sein sollte, so muß die Sache noch ausgesetzt bleiben. Ich würde mich schämen, aus diesem Umstand Vortheil für mich zu ziehen." —

Das hat nichts auf sich! erwiederte Alfieri, und mit seinem Degen in der Faust ging er wüthend auf den Lord los.

Alfieri war ein schlechter Fechter, dieß war nicht der Fall mit dem Lord; aber bei dem Erstern ersetzte die Wuth die Geschicklichkeit, zumal da sein Gegner ihn immer mit Schonung behandelte. Man focht lange mit einander, bis ihm endlich der Lord beim Pariren eines Hiebes, einen am rechten Arm versetzte, der ihn zwischen der Faust und dem Ellenbogen traf.

Sogleich senkte der Lord seinen Degen und sagte zu Alfieri: „Sie sind verwundet! — Ich habe hinlänglich Genugthuung. — Ist das auch mit Ihnen der Fall?"

Ich bin nicht der Beleidigte, Mylord, erwiederte Alfieri: es kommt dies lediglich auf Sie an.

Bei dieser Erklärung steckte der Lord seinen Degen ein und Alfieri folgte seinem Beispiel.

Der Lord entfernte sich schweigend, und ließ Alfieri

allein. Die Wunde am Arm war so unbedeutend, daß er sie kaum merkte, er fühlte weder Schmerz noch Blutverlust und hielt den Hieb nur für eine Schmarre. Dagegen fand er sein Kleid der Länge nach aufgeschlitzt. Da er den linken Arm nicht gebrauchen konnte, so suchte er, so viel es möglich, mit Hülfe der Zähne mit einem Tuch den verletzten rechten Arm zu umwickeln und solches durch einen Knoten zu befestigen, um das Blut zu stillen.

So verließ er den Park und ging bis in die Gegend des vor drei Viertelstunden verlassenen Theaters. Bei dem Lichte in einigen Läden sah er, daß weder sein Anzug noch seine Hand blutig waren, er machte daher mit den Zähnen das Tuch wieder von dem Arme los, und keine Schmerzen fühlend, kam er auf den thörichten Gedanken, in die Loge des Herzogs von Masserano zurückzukehren.

„Warum sind Sie so plötzlich und sonderbar heimlich aus unsrer Loge verschwunden?" fragte ihn der Herzog: „und wo sind Sie so lange gewesen?"

Alfieri ersah aus dieser Frage, daß man in der Loge nichts von seinen Wortwechsel mit dem Lord gehört haben mußte und er erwiederte:

„Mir fiel es plötzlich ein, daß ich mit Jemandem etwas nothwendiges zu sprechen hätte, deßhalb bin ich fortgegangen."

Aber so sehr er sich auch Gewalt anthat, ruhig zu scheinen, so befand sich doch sein Gemüth in stürmischer Bewegung, über die Folgen des gehabten Zweikampfes und welchen Mißhandlungen und Leiden seine Geliebte dadurch ausgesetzt sei.

Er hatte keine Ruhe in der Loge, nach einer Viertelstunde verließ er sie wieder und lief, wie ein Halbwahnsinniger, von einer Straße durch die andere. Eine natürliche Wirkung dieses heftigen Laufens und der beständigen Bewegung des verwundeten Armes war ein brennender Schmerz der Hiebwunde.

Er befand sich nicht weit von der Wohnung der Schwägerin der Lady S..., die Dame kannte nicht nur das Einverständniß der Letztern mit ihm, sondern sie begünstigte es auch, und er hatte bei ihr schon einige Mal die Gebieterin seines Herzens gesehen.

Wie ein Blitz fuhr es durch seine Seele, zu dieser Dame zu gehen. Bei ihr konnte er ohne Gefahr sein gepreßtes Herz erleichtern, sie mit der unglücklichen Entdeckung seines verbotenen und geheimen Liebesverständnisses und des eben deßhalb mit dem beleidigten Gatten gehabten Zweikampfs bekannt machen, um Rath und Beistand für sich und hauptsächlich für ihre Schwägerin bitten, und beiläufig auch sich Linderung für den Schmerz seiner Wunde verschaffen.

Er trat in das Zimmer der Dame, wie groß war aber sein Erstaunen, als er darin Lady S..., bleich und verstört erblickte. Sie schrie laut auf: „Alfieri!" die Hände über den Kopf zusammenschlagend, und er, von so mannigfachen Gefühlen erschüttert, war einer Ohnmacht nahe.

Nur die Vertraute des Paars verlor die Fassung nicht. Sie suchte der Lady und dem Grafen Muth einzusprechen. Nach einer Weile gelang es ihr, Beide in Etwas zu beruhigen.

„Ach!" sagte Lady S... zu Alfieri: „wie schwer muß ich meine Zuneigung zu Ihnen büßen," und fuhr dann nach einer Pause fort:

„Haben Sie meinen Brief erhalten?"

Keine Zeile, erwiederte Alfieri.

„Das befürchtete ich. — Mein Mann, wie ich nun weiß, hatte schon nach Ihrem ersten Besuche auf dem Gute durch einen seiner Vertrauten im Hause, die Gewißheit, daß Jemand bei mir gewesen war; aber Keiner hatte Sie erkannt. Er brachte nun heraus, daß ein Fremder ein Pferd in der Schenke links vom Gute eine Nacht vom Sonntag bis Montag untergebracht, dann fortgegangen, am folgenden Morgen vor Tagesanbruch wieder abgeholt, fast keine Sylbe gesprochen, aber dafür reichlich bezahlt und sich dann wieder auf den Weg gemacht habe. Er hatte daher einem seiner Leute den Befehl gegeben, wenn er wieder zu einer Musterung oder Parade nach London gehen müßte, auf Alles, was auf seinem Gute inzwischen vorgehen möchte, genau Acht zu haben, und ihn bei seiner Rückkehr am Montag darüber Bericht zu erstatten. Bei diesen Vorkehrungen war es natürlich, daß Sie verrathen werden mußten.

Als er am Montag zu mir kam, war er schon von Allem unterrichtet; der ausgestellte Spion hatte Sie über den Kirchhof nach der Pforte des Parks gehen und da solche verschlossen war, über das Staket steigen sehen, und eben so belauscht, wie Sie kurz vor Tagesanbruch von mir gegangen und die Straße nach London eingeschlagen hatten, so wie aus der von ihm meinem Manne gemachten Beschreibung es bei ihm keinen Zweifel litt, daß Niemand als Sie mir diesen Besuch gemacht haben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der todte Roßarzt.

(Beschluß.)

Ferdinand war entflohen. Die Dunkelheit entzog den Verfolgern seine Spur, seine eilenden Schritte wurden übertäubt von dem Gewirre des Tumultes, der ihm galt. Er sah sich gerettet; ein wunderbares Gefühl beklemmte seine Brust; es war wie ein Nachwehen des ersten Maimorgens seiner Liebe, fast hätte er es beseligend nennen können, hätte sich nicht ein geheimnißvolles Bangen darein gemengt, welches er sich nicht zu erklä-

ren wußte. Die nur bestandenen Schrecknisse lagen wie ein wüster Traum hinter ihm; selbst die Schauder des Mordes waren in diesen Augenblicken versöhnt und vergessen. Er fühlte sich wunderbar erfrischt; lebensmuthig durchirrte er das reizende Thal, welches sich unmittelbar an den Fuß der Albrechtsburg schmiegt, deren Mauern sich in schroffen, fabelhaften Umrissen in die Finsterniß hinan bäumten. Der Nachtwind schüttelte ihm Blüthen und Düfte entgegen, ihm war dabei, als streife Mariens Athem an ihm vorüber.

Da fiel sein Blick auf etwas Weißes, so hart vor ihm am Boden lag. Es war Mariens Leiche, ein fast entformtes und gleichwohl noch immer süßes Todtenbild, in dessen Wunden sterbende Baumblüthen sich schmiegten; die Mainacht drückte ihren Leben erweckenden Kuß auf den schönen Leichnam, aber er blieb kalt und abgestorben. Ferdinand erkannte ihn, er erschrack nicht davor, der Anblick war ihm wie erwartet und befreundet, aber er beugte sich zu der Zerschmetterten nieder und küßte den früh verwelkten Mund.

Nahe hinter sich vernahm er ein häßliches Kichern, er blickte hin und sah deutlich, wie der todte Roßarzt mit den Verzerrungen eines Sterbenden an ihm vorüber huschte.

In dem Augenblicke fühlte er, wie eine leise Wärme durch die Glieder der Zerschmetterten rann, ein lauer Hauch begegnete von dem Munde der Todten seinen küssenden Lippen, jetzt öffneten sich — Anfangs mit einem starren, leichenhaften Ausdrucke, dann aber schnell zu einem natürlichen Feuer übergehend — die gebrochenen Augen. Entsetzt und doch zugleich von geheimnißvoller Sehnsucht überwältigt, schmiegte sich Ferdinand zu ihr nieder, da umschlang ihn die Todte mit gespenstischer Wollust, daß starre Todesschauer und glühendes Verlangen zugleich durch seine Adern rannen und er die Umarmung erwiederte. Die Todte aber preßte ihn übergewaltig, wie mit Gliedern eines Steinbildes, an sich, so daß ein entsetzlicher Schmerz durch alle seine Nerven griff und er in Furcht und wilder Qual aufschreien wollte. Die Stimme versagte ihm, fester und fester umschlangen ihn die ehernen Glieder der Todten, sein Athem stockte, ein eisig-lodernder Kuß der Leiche küßte gierig den letzten Seufzer von seinen Lippen hinweg.

Am andern Morgen fand man eng verschlungen die beiden Leichen der Liebenden; sie sollen, der Sage nach, unter dem Stumpfe eines Flieders ruhen, neben welchem man sie entdeckte und welcher Tags darauf einging. Der todte Roßarzt — dessen Gespenst es gewesen sein soll, welches in jener Nacht den Leichnam der Tochter erweckte und unter dieser Hülle seinen Mörder würgte — ist zur Ruhe gegangen. Nur in der letzten Mainacht wollen ihn einzelne Menschen noch jetzt zuweilen über die Mauer des Friedhofes zu St. Afra lugen gesehn haben, wo er des Besuchs seiner Kinder zu harren schien, und dann mit mürrisch-schläfriger Gebehrde sich wieder zurückzog.

P. S. Auch im Spätherbste — ohngefähr in derselben Zeit, wo die Meißner ihren Essig mit ihrem Weine *sauer*, und ihren Wein mit ihrem Essig *süß* zu machen pflegen — will man zuweilen ein seltsames Pfeifen und Schnarchen in dem Grabe des todten Roßarztes vernommen haben. Andere behaupten, daß dieß nicht von *ihm*, sondern von einem hart neben ihm anliegenden, dicken Weinschänken herrühre, welcher von der Last zweier gefüllten Wassereimer, die er just in seinen Weinkeller trug, erdrückt und hierher begraben ward. Die Streitfrage ist zur Zeit noch unentschieden, und, in Ermangelung vorhandener Beweise, setzen wir auch diese Erscheinung einstweilen auf Rechnung unseres todten Helden und nehmen an, es rühre alles dieß einzig und allein her von dem abentheuerlichen und grauenvollen

Ende des todten Roßarztes.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Station Magdeburg, im März 1831.

(Beschluß.)

Wir haben hier einige recht tüchtige Maler, zu welchen wir mit Recht die Namen Rost, Böhme, Sieg, Nathan und Müller zählen; auch recht wackere Musiker erfreuen uns durch ihre herrlichen Töne, und mehrere sind selbst in der Künstlerwelt rühmlichst bekannt, so z. B. liefert der Musikdirector Mühling Treffliches, und ihm zur Seite werden mit Achtung die Namen eines Musikdirectors Wachsmann, Schubert jun. genannt; ein recht braver Claviervirtuose ist August Böttcher, der früherhin der Themis angehörend, jetzt spärlich sein Brod durch Clavierunterricht gewinnt, zugleich der Lehrer des genialen nun 14jährigen Fritz Brenner ist, der schon vor 2 Jahren öffentlich ein Conzert mit vielem Beifall gab. Auf der Flöte zeichnet sich der Musik-Meister Leutsch, sonst Sänger beim hiesigen Theater, jetzt Dirigent des Musikcorps vom 8ten Regimente, auf dem Schello Schubert jun. aus. Auch einige Dichter haben ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, doch sind diese, worunter der Magistratssecretair Brüggemann, und der Polizei-Commissair Karsten, der unter dem Namen Florestin schon mehrere Werke, mehrentheils launigen Inhaltes schrieb, und sich in der Recensentensphäre mit vielem Eifer bewegt, dabei zugleich auch componirt und ein tüchtiger Clavierspieler ist, und einige Andere sich befinden, von denen auch der seit einiger Zeit als Improvisator bekannte August

Böhringer genannt zu werden verdient, der übrigens nicht Ursache hat, mit seiner Lage zufrieden zu sein, da dessen wirklich eminentes Talent hier gar nicht gewürdigt und er mit seiner Familie der Sorge überlassen ist, was man in einem Orte wie Magdeburg gar nicht erwarten sollte. — Doch Merkur und Apoll liegen ja stets in Disharmonie! —

Eine der besten deutschen Zeitungen, die an Wahrheit und Correctheit, so wie an schneller Verbreitung wichtiger Neuigkeiten viele andere ihres Gleichen übertrifft, ist die Magdeburger, von dem Buchdruckereibesitzer Herrn Faber redigirt, der dennoch, bei seinem passabeln Vermögen und bei schönen Einnahmen, die ihm seine Zeitung bringt, da er über 2500 Exemplare derselben absetzt, auch nicht einen Buchstaben unentgeltlich aufnimmt, und daher mancher Anzeige über Kunst und Wissenschaft, denn wer kann die so theuren Insertions-Kosten immer tragen, den Weg nach außen versperrt.

Zudem besteht noch ein Amts-, ein Intelligenzblatt, seit Jahren ein in Octavform bestehendes kleines Unterhaltungsblatt unter dem Titel: Erzähler, dessen geringer Preis von 1 Rthlr. jährlich, freilich auch nur höchst geringe Data, hier und da schon längst verschollen, zur Welt bringt, und nur von der mittlern Classe aus Gewohnheit fortgehalten wird. Früherhin gab der sehr geistreiche, nun verstorbene, Director Lehmann eine Zeitschrift, unter dem Titel: der Märkische Bothe, heraus, später erschien eine ähnliche, Phantasus, von Cosmar redigirt, doch weiß der Himmel, wie das kommt, daß sich solche Blätter nicht forthalten wollen. Durch vieles Zureden entschloß sich der schon genannte August Böhringer, eine Wochenschrift unter dem Titel: „Elbjournal" vom 1. Januar d. J. herauszugeben, welches vieles Gute und Neue in sich hält, aber eben nicht regelmäßig erscheint, und in den ersten Nummern eine Menge Druckfehler zählte, was indeß durchaus nicht die Schuld des Redacteurs, der sich so gern mit dem hiesigen Publicum befreundet, sondern lediglich des Druckers Schuld ist, der einem gar sonderbaren Contracte zu Folge die Einnahmen machte, und dem Redacteur ein kaum nennbares Honorar offerirte. Dieß und mehrere Unannehmlichkeiten, die der Herausgeber mit seinem Drucker erleben mußte, der, beiläufig gesagt, ein junger und unerfahrner, eigennütziger Mensch ist, und sich eben erst hier jüngst etablirte, dürften dieß Blatt nun zu Ostern entweder wieder aufhören, oder doch wenigstens in einer andern Buchdruckerei erscheinen lassen. Nun wir wollen dem für das Wohl der Seinen so sehr bedachten A. Br., der wegen seiner Theaterrecensionen sich auch manche Unannehmlichkeiten Seitens einiger arroganten Bühnenmitglieder zuzog, alles Glück zu seinem fernern Unternehmen wünschen; sein Wille ist gut, sein Streben redlich. Ferner gibt es hier drei sehr achtbare Buchhandlungen, die von Rubach, Heinrichshofen und Kretschmann, sonst Creutz; sie können zu den bessern Deutschlands gezählt werden und scheinen sehr gute Geschäfte zu machen; wenigstens befinden sich die Herren Prinzipale alle sehr wohl.

So befinden sich denn hier auch mehrere Buchdruckereien, von denen die beschäftigsten die von Faber, Bänsch jun. und Hähnel sind, auch mehrere lithographische Institute, denen wir hier und da manches Gelungene und Neue verdanken. Die vorzüglichsten sind die von Robrahn, Robolsky und Brückner; ein ganz besonders geschickter Lithograph ist Herr Platt. Auch einige Kunsthandlungen entstanden seit einigen Jahren, wohin namentlich die von Mazzuchi und Küper zu zählen, wie denn nun aber fast alle Buchbinder von einigem Belang, nebenbei mit Kupferstichen, Bildern allerlei Art einen Handel treiben, eine jener Folgen, der in unserm Lande ausgebreiteten Gewerbefreiheit. Wie für Gaum und Magen auf das Beste in unsern Ringmauern gesorgt ist, so hat auch der Geist vielfache Gelegenheit, sich zu beschäftigen, und wir haben zu diesem Ende mehrere bedeutende Lesebibliotheken, von denen oben an die Lingnersche zu zählen, die gegen 16—17000 Bände zählt, hierauf ist dann mit allem Rechte die Rubachsche zu nennen, dessen Bibliothekar, Herr Krull, ein sehr artiger und bescheidener Mann, zugleich mit der Bibliothek ein Lesecabinet vereinet, in welchem fast alle gangbare Journale und Zeitschriften zu finden sind. —

Sonstige Novitäten gibt es für den Augenblick nur eine, aber eine sehr betrübende. Den 1sten März starb hier an Lungenlähmung der sehr geschätzte evangelische Bischof, Herr Dr. Westermeier, Ritter. Als Canzelredner und Dichter, wie auch als Menschenfreund sehr geachtet; mit seinem Hinsterben wurde die erste Dompredigerstelle vacant. Den 3ten desselben Monats starb an gleicher Krankheit der zweite Dompredigers Herr Consistorialrath Dr. Koch, ein ebenfalls sehr wissenschaftlich gebildeter und braver Mann, der indeß schon bei Jahren; er hatte im vorigen Jahre sein funfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert. Mit ihnen verlor die hiesige Domgemeinde ihre schönsten Zierden; allgemein betrauert, wurden Beide sehr solenn und feierlich zur Erde bestattet. Wir sind erwartungsvoll, wen wir nun als Bischof hierher bekommen werden.

Ich glaube, nun genug, am Ende zu viel von Magdeburg gesprochen zu haben, und schließe daher mit der Bitte um Nachsicht und Geduld. Ich werde, von Zeit zu Zeit, das, was sich hier bemerkenswerth zutragen sollte, den geschätzten Lesern des Planeten möglichst schnell berichten, und bemerke nur noch, daß wir den 10ten Mai d. J, ein großes Fest zur Erinnerung des Sturmes von Magdeburg, den 10ten Mai 1631 durch den blutigen Tilly, haben werden, wozu sich viele Fremde einfinden dürften.

Ueber unsere hiesige bedeutende Kunstanstalt: „das Theater" erhalten Sie, mein Herr Planet, gleichzeitig mit meinem vorstehenden Berichte eine ausführliche Kritik desselben und seiner Mitglieder für Ihre so zweckgemäß von Ihrem Unterhaltungsblatte abgesonderte Theaterzeitung. N.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 89. (II. Jahrg.) Freitag, den 15. April. 1831.

„Belial und Astarte, oder: die Liebe der Teufel." Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Höllen-Originale des diabolischen Gelehrten, Kathbi Rimmone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork. Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

(Fortsetzung.)

Finden wir diese Motive der Natur des satyrischen Romans angemessen, so können wir nicht gleicherweise einen andern Umstand loben, nämlich den, daß Belial und Astarte in ihrer Incarnation das Bewußtsein ihrer dämonischen Natur, die Erinnerung ihrer höllischen Abkunft verlieren. Hätte der Verfasser ihnen dieses Bewußtsein ihres wirklichen Ursprungs gelassen, so würde die vereint ihnen beiwohnende menschliche und dämonische Natur zu höchst interessanten Parallelen führen, eine Natur würde sich in der andern bespiegeln können, die Objectivität Beider würde deren Subjectivität noch näher kommen und gleichsam das eingemenschte Teufelsthum mit dem eingeteufelten Menschenthume in die schärfsten Schlagschatten der Ironie treten.

Da die eigentliche Intrigue — wie es scheint, nicht ohne Plan — zu kurz und zu locker gesponnen ist, um durch den nackten historischen Stoff das Buch zu selbstständigem Interesse gelangen zu lassen, so sind, außer mancher Nebenhandlung, auch einige Episoden eingeschaltet worden, auf welche besondere Rücksicht zu nehmen sein dürfte, da es im Plane des Verfassers lag, dieselben gewissermaßen zur Hauptsache zu machen, und die Form als bloßen Zusammenhalt dafür anzusehen.

Da gerade die Satyre am allerwenigsten von den Erscheinungen der Gegenwart, von dem Charakterbilde der Zeit, in welcher wir leben, zu trennen ist, so hat auch unser Kathbi Rimmone Taib möglichst Rücksicht darauf genommen, und just von dieser Seite wird es um so fühlbarer, daß der Teufel sich selbst aus den Augen gewachsen ist, d. h., daß er, nach dem Incarnationsprozesse, seinen Ursprung nicht mehr kennt, und daher die Ergebnisse des Zeitalters, die Erscheinungen des Lebens, nicht als Teufel, nicht als Geist der Verneinung, sondern als Alltagsmensch in sich aufnimmt, und daher seine Reflexionen jener scharf-ironischen Formung, jenes grell-diabolischen Colorits entbehren, welches hier zu besonders interessanten Resultaten führen müßte. Ein „nicht zu überschlagender Vorbericht des Uebersetzers — der denn nun einmal blos Uebersetzer heißen will und also spottweise sich selbst zu den von der Uebersetzungswuth befallenen Leuten bekennt, über welche er gleichwohl weiterhin die Geißel ziemlich unbarmherzig schwingt — eröffnet das Buch; Herr Nork scheint darin nicht ohne Grund befürchtet zu haben, daß der Vorwurf der Nichtdiabolität, der seinen bereits früher erschienenen „Zeriel"*) von mehrern Seiten getroffen, auch auf gegenwärtigen diabolischen Roman übertragen werden möge. Er hat sich in dieser Besorgniß nicht geirrt, wir selbst stellen uns über diesen Punkt zuerst unter seine Ankläger, und haben bereits oben angedeutet, welche neue und eigenthümliche Wirksamkeit er durch diesen Mangel seiner Reflexion abgeschnitten habe, und um wie viel es interessanter sein müßte, wenn Belial als Teufel dächte und empfände, statt daß er als obscurer Dr. Blüthenstaub die schroffesten Gebilde des Lebens in den bleichen Spiegel einer gewöhnlichen Menschennatur reflectirt. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Zeriel's, des infernalischen Schauspieldirektors, Reise auf die Oberwelt. Aus dessen Tagebuche mitgetheilt von F. Nork. Leipzig, 1830.

Chateaubriand's Ansichten über Frankreich seit dem Juli 1830. Deutsch, nach dessen: de la Restauration et de la Monarchie élective, von Dr. Friedrich Gleich. Leipzig. Allgemeine Niederländische Buchhandlung.

Diese Schrift, welche in Paris ungeheures, aber doch nur vorübergehendes Aufsehen erregte, kann als das politische Vermächtniß, des nur als Dichter, nicht als Staatsmann großen Chateaubriand angesehen werden, — wenigstens gibt er es selbst dafür aus. Allein der edle Vicomte hatte bereits vor sechs Monaten, als er aus der Pairskammer schied, versprochen, sich nicht mehr mit der Politik zu befassen, und — siehe da, kaum hat Herr Baude seinen geschickten, vielfache Zwecke erzielenden Vorschlag der ewigen Proscription der Bourbonen, in der Kammer der Deputirten gemacht, — so tritt der gewesene Pair als politischer Pamphletär auf. Es kann daher sein, daß er auch dießmal nicht Wort hält, wenn er sagt: „Meine Stimme wird vielleicht belästigend erscheinen, aber man beruhige sich! man hört sie zum letzten Mal in politischen Angelegenheiten!" Herr von Chateaubriand hat die Manie, sich für einen großen Politiker zu halten, während die Welt doch nur seine poetischen Erzeugnisse verehrt, gerade wie der berühmte Canova sich für einen höchst mittelmäßigen Bildhauer, aber für einen großen Sänger hielt.

Der edle Vicomte versichert zwar: „Ich fühle wohl, daß keine meiner Kräfte altert; besser als je versteh' ich mein Jahrhundert; kühner als irgend Jemand blicke ich in die Zukunft, . . .", allein, wie es den Dichtern nun einmal geht, er vergaß, was er einige Seiten vorher sagte, nämlich: „Einsam stehe ich da, nur zufällig den Lebensereignissen beigesellt; ich war vereinzelt in der Restauration, vereinzelt nach ihr ꝛc. Im Mittelalter nahm man — in Zeiten des Unglücks — einen Mönch und schloß ihn zum Wohle des Volkes bei Wasser und Brod in einen Thurm ein. Diesem Mönch des zwölften Jahrhunderts glaube ich nicht übel zu gleichen, durch die Gitter meines Bußgemaches will ich jetzt meine letzte Ermahnung den Vorübergehenden predigen, die (wie der gewesene Pair mit einer Bescheidenheit sagt, welcher er auf jeder Seite seiner Flugschrift untreu wird) nicht darauf hören werden." Nun ist es aber klar, daß man, wenn man sein Jahrhundert verstehen will, sich nicht in seine Zelle verschließen, nicht einsam und vereinzelt dastehen und bleiben, sondern sich dicht in das Gedränge seiner Zeit mischen muß; wer den Kopf blos aus dem Gitter seines Bußgemachs streckt, der hat keine weite Aussicht, der blickt nicht kühner als irgend Jemand in die Zukunft.

Wenn man die Flugschrift des Herrn von Chateaubriand des glänzenden oratorischen Gewandes entkleidet, und in nackte Sätze auflöst, so erhält man folgendes Resultat:

Fort mit der Regierung des 29sten Juli, sie wird die Freiheit tödten! Fort mit Buonaparte und seinem Ruhm! Fort mit den Rednern, welche die Restauration verläumden! Fort mit den gegenwärtigen Ministern, Karl X. und Villele haben ihnen Portefeuilles anvertrauen wollen! Fort mit Allem, ausgenommen die Restauration, Heinrich V., und mich selbst, den Vicomte von Chateaubriand! Ich habe über alle politische Systeme nachgedacht, ich kenne sie alle, ich habe sie hundert und hundert Mal von allen Seiten betrachtet! Ich war der Mann der Restauration, sie hat mich von sich gestoßen, und ist untergegangen! Die Restauration verkennt kein Talent, hättet ihr Franzosen, Heinrich V. zum König, wie ich es Euch im August rieth, und mich zum ersten Minister genommen, so würde ich Frankreich, „das ein Soldat ist" um Heinrich V. versammelt, und gegen die Barbaren des Nordens die Schmach des funfzehnten Ludwigs ausgelöscht haben!

Das ungeheure Selbstlob, das auf jeder Seite der Flugschrift des Herrn von Chateaubriand in einer Art, wie es sich nie ein Staatsmann erlaubt hat, noch je erlauben wird, dem Leser entgegen tritt, verleidet einem sogar die dichterischen Schönheiten der elegischen Sprache des Verfassers. Und wenn man ja dieselben berücksichtigt, so geschieht es nur, um zu bedauern, daß sich Chateaubriand in das Feld der Politik gewagt hat, daß er nicht alle seine Zeit, und seine ganzen Kräfte auf dichterische Schöpfungen verwendet hat, denn Dichter ist er auch als Pamphletär geblieben.

Wie wenig der edle Vicomte die Dinge, über welche er den Stab bricht, kennt, das beweist sein Urtheil über die Saint-Simonisten, denen er vorwirft, daß sie Gemeinschaft der Güter und Weiber predigen. Wenn Chateaubriand, der alle politischen Systeme, wie er selbst sagt, kennt, sich die Mühe gegeben hätte, das System der Saint-Simonisten zu studiren, so würde er eingesehen haben, daß ein solcher Vorwurf grundlos, gänzlich falsch, ja verläumderisch ist.

Die Uebersetzung des Herrn Dr. Gleich, welche wir mit dem Original theilweise verglichen haben, verdient Lob. Desgleichen die typographische Ausstattung.

Johann Sporschil.

Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Erster Band. Auch unter dem Titel: Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. Erster Band. Leipzig 1831. Verlag von C. H. F. Hartmann. XIV. und 438 S. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Beschluß.)

Bei Gelegenheit des Weges von Spoleto nach Terni äußert sich der Verfasser S. 414 f. in folgenden Worten:

„Die Straße geht nun durch ein Thal, das im An-

fang ziemlich anmuthig ist, jedoch bald eng und gewöhnlich wird. Mehr und mehr geht es bergauf, mit vorgespannten Ochsen, darum langsam. Man hat Zeit, zu thun was man will, kann in sich hinein oder aus sich hinaus sehen, oder auch beides. Was man außen sieht, sind einige Hochspitzen der Apenninen, um welche kreisend flockige Wolken spielten, als wir emporblickten. Die Berge schränken das Auge auf den Thalraum ein, den sie umlagern. Wie man am Abgrunde hinfuhr, verfolgte man mit unwillkürlichem Blicke auf- und abwärts den weißen Streifen, den die Landstraße durch das verödete Thal hinzieht und die Einsamen, die auf ihr wandelten, und ein Gedanke, der sich von selbst klarer bildete, gewann im Werden auch seine Form.

Wohl viele Menschen sah ich untergeh'n,
In's Wirbelmeer verlorner Zeiten tauchen,
Wie Nebel sich um Alpenhörner dreh'n
Und vor der Sonne Feuerkraft verrauchen.
Weß Leben aber ein lebendig Weh'n
Und Wirken reicher Saat in meinen Augen,
An dessen That will ich mit Lust mich weiden,
Und keine Seele will ich je beneiden.

Auf der Höhe des Passes, der eigentlichen Somma, soll in alten Zeiten ein Tempel des Jupiter Summanus gestanden haben. Wo es wieder bergab geht, liegen am Wege ein Paar traurige Hütten, die zusammen ein Dörfchen ausmachen, das Strettura heißt. Das Thal ist auf dieser Seite fast noch enger als auf der von Spoleto.

Unten wird die Landschaft eine ganz andere: offener, heiterer, sonniger. Zwischen blühenden Hügeln fährt man unter'm Schatten der Olivenhaine. Auf den Berggipfeln stehen wieder Ruinen alter Thürme. Zur Linken erscheint der Monte Gelo, wie das Dach eines chinesischen Sommerhäuschens geformt, auch eine Thurmruine auf seiner Spitze tragend. Zur Rechten ist ein kahler brauner Gebirgsrücken von schroffen Formen gelagert."

Ferner über den Weg von Monterosi nach Rom S. 433 f.

„Am 30sten März waren wir vor fünf Uhr munter und konnten die Abreise nicht genug beschleunigen, denn am Abend hofften wir in Rom zu sein. Unter Sturm und Regen fuhren wir durch die kahle Campagna, deren flache Hügelchen jetzt der Frühling übergrünte. Fort und fort grasige Haide. Dörfer und Pflanzungen sind verschwunden.

Ein großer Vogel stieg zur Linken empor, schwang sich hoch auf, und verschwand; wir nahmen ihn gutes Muths für einen Adler. Auch einige Lerchen ließen sich noch in der Oede hören. Heerden von Stieren, Schafen, Ziegen, Pferden weideten oft auf den Grasplätzen. Die Hirten waren gewöhnlich zu Pferde, in braune Mäntel gehüllt, mit langen Stangen in der Hand; sie erinnerten an Kosacken oder Beduinen. Einmal sahen wir deren ein Paar beisammen, die ein Brod zerschnitten: eine unschätzbar belebte Gruppe in der einsamen Campagna.

Baccano ist ein winziges Dörfchen an der Straße. Einige Miglien westlich davon liegt der See von Braccíano. Mittags waren wir in La Storta, wo zwei Stunden gerastet wurde.

Zwei oder drei Miglien seitwärts von La Storta liegt das Schloß Isola Farnese, das unter Ruinen steht, die man für die des alten Veji hält.*) Nachgrabungen, die dort veranstaltet worden, haben schätzbaren Erfolg gehabt.

Doch nun häufen sich die Ruinen ins Unzählige. Das Auge, wohin es sich wende, fällt auf graue, moosige Trümmer. Ueber die Marmorsäulen gestürzter Tempel ist hohes Gras gewachsen, den Weg entlang verwittern die halbgebrochenen Grabgewölbe. Oede der Vergangenheit überall umher, überall. Wir nahen der gesunkenen Weltstadt.

Ich hab' in meiner Jugend
So lauten Sang gesungen,
Daß oft von meinen Händen
Die hellen Saiten sprungen.

Ach, was ich sang von Treue,
Von Minn' und Heldenschwerd
War keines süßen Liedes
Und keiner Thräne werth."

Die Anmerkung, welche der Verfasser dabei über Veji gibt, wollen wir hier nicht mit abdrucken lassen.

Wir haben blos noch zu bemerken, daß auch die Philologen in dieser Schrift belehrende Winke finden werden, z. B. S. 258.

Von dem philosophischen und historischen Scharfblick des Verfassers kann sich Jeder leicht schon durch S. 207 f. und 239 f. überzeugen. Dieser Geist weht in den harmonischen Tönen der schönsten und deutlichsten Sprache durch die ganze Schrift.

Druck und Papier sind des Verlegers würdig. Nur ein paar Druckfehler, z. B. S. 21 Z. 18, S. 27 Z. 10 ꝛc. entstellen Sinn und Styl, sind jedoch in einem angehängten Verzeichnisse berichtigt. X.

Französische Literatur.

Ueber die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.

(Beschluß.)

Zu sagen, worin eigentlich der Reiz dieser Erzählungen bestehe, ist unmöglich. Es ist kein literarischer An-

*) Die älteren Schriften über die Lage von Veji verzeichnet Hase S. 74 f. u. S. 164 f. — Morgenstern S. 796 verweist auf Morgenblatt 1811. Nr. 130. und auf Intell. Bl. der Jen. Allg. Lit. Zeit. 1811. Nr. 46. Vgl. Micali l'Italia avanti il dominio dei Romani. Fir. 1810 Tom. III. p. 103. und Zanchi Vejo illustrato p. 88—134.

spruch darin, es ist das sich Gehen Lassen eines grand Seigneur, verkunden mit jener Weitschweifigkeit, welche die Folge der Ungewohnheit des Schriftstellerisirens ist, aber stets pikant, originell, charakteristisch und wahr.

Der Herzog von Saint-Simon beginnt sein Jahrhundert Ludwigs XIV. im Jahre 1692, mit der Belagerung von Namur. Der Glanz dieser Regierung erbleichte bereits. Es gab keine großen Feldherrn, keine großen Minister, kein Glück, keinen jungen König mehr: Frankreich war erschöpft. Ludwig XIV. ist bereits alt, er fürchtet Männer, Minister, Feldherrn von Talent, er will über sie erhaben sein, und das Vergnügen genießen, sie gebildet zu haben. Es gefällt ihm irgend Jemand des Billard-Spiels wegen, und er macht ihn zum Kriegs- oder Finanzminister; eins der Kinder seiner Liebe erhält ein Commando, es erweist sich feig, aber Niemand wagt, es dem Könige zu melden. Ein Marineminister zürnt gegen einen der Söhne des Königs, den Grafen von Toulouse, und er ruinirt die Flotte, welche er befehligt, um dem Grafen Verdruß zu machen.

So viele Fehler, so viel Verschwendung, so viele Ausgaben mußten Frankreich erschöpfen, es fehlt an Brod. Der Pater Sellier beruhigt das Gewissen des Königs dadurch, daß er ihm einen Beschluß der Sorbonne überbringt, wornach der König Herr von Frankreich ist, und über jegliches Vermögen der Privatpersonen zu verfügen hat.

Ludwig XIV. war wie geschaffen, um Souverainität zu begründen. Der Hof, Frankreich, Europa beugten sich eine kurze Zeit lang vor seinem eisernen Willen. Er war mißtrauisch, man mußte daher auf seiner Huth sein, durfte sich ihm nur auf Umwegen nähern, und so kam es, daß er den Willen Anderer that, während er nur seinen eigenen zu befolgen glaubte. Von Natur aus war er gutmüthig, aber doch auch zuweilen unversöhnlich, weil er glaubte, ein König müsse es sein. Dieser seiner schlecht verstandenen Würde opferte er nur allzuviel. Der Hof verstand sich so wohl darauf, ihn zu vergöttern, daß der König sich am Ende selbst für mehr als einen Menschen hielt, und oft sang er selbst Opernarien derjenigen Gottheiten, denen er verglichen wurde. Er war in jedem Augenblicke seines Lebens ein vollendeter Egoist; seinen Sohn ließ er so erziehen, daß derselbe nie mehr las als die articles de la Gazette de France; als Villeroi geschlagen, ohne Armee und Degen zurückkehrte, empfing er ihn als Freund, lieh ihm seinen Schutz, denn es war der Villeroi seiner Wahl; er konnte sich ja nicht täuschen, aber derselbe Villeroi wurde fortgejagt als ein Ding, das keine weitere Unterhaltung mehr gewähren konnte.

Aber diese so tief verachteten, so verächtlichen Höflinge rächen sich an seinem Todestage. Selbst Madame Maintenon fehlt, um ihm die Augen zuzudrücken. Dieses plötzliche Fliehen vor den Fürsten der neueren Zeit an ihrem Todestage ist wirklich merkwürdig.

Trotz dem Allen war Ludwig XIV. einer der größten Schicksalsmenschen. Als ein schwaches Kind erhielt er die Krone. Mazarin führte Richelieu's Werk fort, hielt mit Strenge auf Ordnung, und Ludwig XIV. folgte diesem Fingerzeige als Mann von Geist und Willenskraft. Er zwang die großen Vasallen bei seinen Heeren, an seinem Hofe zu erscheinen, und auf ihre uralte Unabhängigkeit Verzicht zu leisten. Er brachte Einheit in sein Königreich, verbreitete durch seine siegreichen Fahnen die französische Civitisation, und schmiedete Europa unter das Joch der französischen Sitten und Literatur. Künste und Wissenschaften spielten unter diesem Fürsten eine große Rolle, er suchte sie seinem Throne zu unterordnen. Leider errichtete er für den Gallikanismus einen Kultus, dessen Priester Boileau, dessen Gottheit er selbst war. — —

Aber von den Wissenschaften spricht der Herzog von Saint-Simon nicht; höchstens erwähnt er im Vorbeigehen eines gewissen Arouet*), irgend eines Verwandten seines Sachwalters, als eines impertinenten Burschen, der wegen eines nicht ganz geistlosen Libells in die Bastille eingesperrt wurde.

Ludwig XIV. hatte einen genialen Gedanken, und zwar den, daß die Religion eines der Elemente der Regierung sein sollte. Er sah nur mit großer Eifersucht in den Händen des Priesters zu Rom eine große Macht, er wollte diese selbst besitzen, und da er nicht offen darnach zu streben wagte, so erfand er den Gallikanismus. Er sah aber nicht ein, daß, indem er den Katholicismus zu einem Regierungs-Werkzeuge erniedrigte, er dessen Macht unterminirte. Indem der Katholicismus der Bundesgenosse des weltlichen Schwerdtes wurde, verfehlte er seine ursprüngliche Bestimmung, und wurde seinem glorreichen Berufe, die unteren und ärmsten Klassen gegen die adeligen Nachkommen der alten Eroberer zu vertheidigen, untreu.

Der Krieg nimmt einen großen Raum in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon ein. Es war dieselbe Bravour, wie bei den jetzigen Armeen, aber welche ganz andere Art, Krieg zu führen! der König in der Kutsche mit allen seinen Hofdamen, ein einfacher Soldat, der einen Hofmeister, Kammerdiener, Köche, und einen Zug von zwanzig Maulthieren bei sich hatte; allenthalben Luxus, Weichlichkeit und Wollust, und doch dabei oft Sieger, Europa in Erstaunen setzend, und für den Winter nach Versailles zurückkehrend!

In einem zweiten Artikel werden wir auf die Regentschaft des Herzogs von Orleans kommen, hier ist der Herzog von Saint-Simon selbst Mitspieler, nimmt an den politischen Verwickelungen Theil, ist also um so viel lehrreicher.

J. S.

---

*) Voltaire.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 90. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 16. April. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.*)

Von all' den zahlreichen Theatern, welche ich sah, hat keines mich so lebhaft angesprochen, als das Theater an der Wien, obschon, der allgemeinen Behauptung zufolge, der dermalen vom Direktor Carl ihm verliehene Charakter es keinesweges seiner Blüthe näher gebracht, wohl aber gewissermaßen entfremdet hat. Nirgend kann der Volkscharakter sich deutlicher aussprechen, nirgend kann derselbe sichtlicher eingekörpert erscheinen, als an dieser Bühne; und mit allem Rechte schmückt daher die Ansicht von Wien (vom Belvedere aus betrachtet) den Vorhang derselben, denn nur hier offenbart sich der eigentliche Sinn und Nationalcharakter der unvergleichlich schönen deutschen Kaiserstadt.

Wie man mich von allen Seiten versichert, kennt ganz Deutschland kein größeres, ja kein eben so großes Theater, als dieses Volkstheater. Höhe und Tiefe vereinigen sich hier; der Grund der Bühne eröffnet eine außerordentliche Perspective, und kein Theater dürfte sich daher besser für Spektakelstücke und für Aufzüge mit Karossen und Pferden eignen, als dieses. Das Schiff des Hauses steht im Verhältniß zu dem Umfange der Bühne, es faßt, im Parterre wie in den Logen, mit Bequemlichkeit eine bedeutende Menge Zuschauer, und gleichwohl ist das Interesse der Wiener an diesem, ihrem Wesen so völlig entsprechenden Theater mächtig genug, um den weiten Raum oft kaum ausreichen zu lassen. Die Dekorirung ist ziemlich einfach und obendrein bei weitem nicht modisch, doch stört uns selbst hier wenigstens nicht ein offenbarer Nichtgeschmack; ja das Veraltete dieser Zier übte, mindestens auf mein Gemüth, sogar einen gewissen Reiz aus. —

Der ruhige, ungezwungene Ton, welcher im Parterre, wie in den Logen herrscht und nur in den obersten Regionen zuweilen etwas zügellos wird, spricht ebenfalls den Fremden an. — Kein Theaterpublikum vermag so mit voller Seele in der vorgeführten Handlung mitzuwirken, als das Wiener. Trotz seines heitern Wesens betrachtet der Wiener das Spiel der Bühne mit sehr ernsten Augen, die Bedeutsamkeit dieser Copie der Welt beseelt ihn allgewaltig, und es ist eine Bürgschaft seines harmlosen Geistes, daß er dem Blendspiele, der Täuschung der Bühne, welche der kaltverständige Norddeutsche nur in ihrer Nichtigkeit anerkennt, noch so lebhaftes Interesse abgewinnen und diese Aphorismen aus Dichtung und Wirklichkeit so theilnehmend mitleben kann. Er gleicht hierin so ziemlich einem Kinde zur Weihnachtzeit, welches sich einbildet, der heilige Christ bescheere in eigner Person; denn auch er, der Wiener, huldigt beinahe dem Glauben, das Leben selbst biete ihm das, was ihm ja doch nur die trügerische Welt der Bühne vor die Augen führt. —

Der Lieblingsdichter an dieser Bühne ist der bekannte Komiker und dramatische Humorist Ferdinand Raimund. Bei all' den Flachheiten, Unwahrscheinlichkeiten (welche letztere freilich meist beabsichtigt sein mögen) und wirklichen Fehlern, woran seine Stücke mehr oder weniger kränkeln, ist ihnen dennoch Witz, ja sogar ächte Poesie, vor Allem aber Originalität nicht abzusprechen. Auf wunderbare Weise versteht er das Gewöhnliche, Alltägliche und Natürliche mit dem Uebersinnlichen und Fabelmäßigen, das Niedrigst-Komische mit dem Pathetischen und Großartigen, das Lächerliche, Läppische mit dem Hochtragischen, und das Antike, Mährchenhafte mit dem rein Modernen und der compaktesten Wirklichkeit zu verschmelzen. Seine Stücke bilden, von diesen verschiedenen Kehrseiten aus betrachtet, eine unwillkürliche Ironie ihrer selbst; sie erzählen es gleichsam offen und unbefangen, daß sie uns belügen wollen, und während andere Tragöden — namentlich Schiller in

*) Als Probestück aus des Verfassers „Herbstblüthen aus Wien," welche, in Verbindung mit noch zwei andern städtischen Schilderungen, unter dem Gesammttitel: „Coralienzweige" (zweiter Band), im Sommer d. J. im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erscheinen werden.

seiner „Jungfrau von Orleans" — streben, das Natürliche dem Wunderbaren nahe zu bringen und die Körperwelt zu vergeistigen, strebt Raimund umgekehrt, das Wunderbare dem Natürlichen anzunähern und das Geistige grob zu verkörpern, kurz, gleich einem dramatischen Thomasius, das Uebersinnliche auf die gemeine Sinnenwelt zurückzuleiten, es zu entlarven, ihm das Gespenstergewand der dichterischen Fabel abzureißen und es in sein Nichts zurückzubannen. Er frivolisirt Alles, das Entsetzlichste wie das Erhabenste. Die begeisterndste Tugendgröße leitet er durch neckische Proben, die deren Würde, wenn auch nicht deren Bestand gefährlich werden. Die Schreckensgestalten der Menschheit, die Popanze des Lebens, Schicksal und Tod, müssen sich bei Raimund ebenfalls in intime Gesellschaft mit dem Burlesken, niedrig Abentheuerlichen, bequemen, die Nähe des Possenhaften wirft auch auf sie einen lustigen Abglanz, und wenn sie auch nicht freundlicher dadurch werden, so werden sie wenigstens fratziger, toller dadurch, und man kann sie nicht mehr fürchten, weil man über sie hat lachen müssen. Er stellt die Schreckniße der Menschenwelt in ihrem fröhlichen Stündchen dar und selbst den unbändigsten Ideen, Laster, Vernichtung u. a. m., lauscht er eine schwache Seite ab. Zu Raimund's gelungensten Stücken dieser Art zähle ich „Moisasur's Zauberfluch," ein sogenanntes „großes tragisch-komisches Original-Zauberspiel", wozu die Fabel ohngefähr folgende ist.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

(Beschluß.)

Station Magdeburg im März 1831.

Mad. Dittmarsch, die geschätzte Gattin unseres Schauspielregisseurs, besitzen wir noch nicht allzu lange, doch gehört sie ohnstreitig unter die besten Sängerinnen, welche wir hier hatten. Eine fast noch jugendlich frische und starke Stimme und eine recht angenehme Theaterfigur, auch hat sie viel musikalische Kenntniß und macht jeder Rolle Ehre. Als Königin der Nacht in der Zauberflöte war sie durchaus brav, so daß fast jeder ihrer Vorträge applaudirt wurde.

Dem. Löwe bekamen wir im vorigen Jahre vom Leipziger Theater, sie sang einige Mal, mit eben nicht starker, indeß angenehmer Stimme, wurde krank, konnte während mehreren Monaten nicht singen, und verläßt uns den 1sten April, um nach Braunschweig zu gehen! — Eine ihrer bessern Leistungen ist die Agathe im Freischütz.

Mad. Linker, ein eben neugewonnenes Mitglied für unsere Bühne. Eine eben nicht hervorleuchtende Theaterfigur, eben nicht zu starke, aber weiche, ansprechende, verständliche Stimme, Spiel ziemlich gut, sie trat nicht ohne allen Beifall als Prinzessin von Navarra auf, und erfreute gestern noch als Lady Malvina Morveu in den beiden Nächten von Boieldieu.

Dem. Held, zur Aushülfe in kleinen Gesangpartieen, ein Magdeburger Kind, recht niedlich auf der Bühne, etwas verwöhnt, aber höchst brauchbar in ihren Partieen, es würde hier und da etwas fehlen, wenn sie nicht da wäre. So gibt sie eine recht niedliche Zerline im Don Juan.

Mad. Seeberg, ein lachendes Bühnenbild. Diese Augen, dieß rabenschwarze Haar, diese Muskelfülle, dieses oft hinreißende Spiel, dieß freundliche Organ, ei ja, wir besitzen viel mit der Genannten. Ihre Johanna d'Arc, Leonore, Stumme von Portici, Lady Macbeth, Olivier in Jean de Paris, Johanna von Monfaucon ꝛc., Preciosa, wo sie Gesang und Tanz im freundlichen Einklange zeigt, sind Portraits, die wir nur von den ersten Meisterinnen zu sehen gewohnt sind, weshalb sie denn auch allgemein gern gesehen wird.

Dem. Brandstrupp. Erste Liebhaberrollen. Wäre ihr Organ nur um etwas weiblicher, zarter, wahrlich man würde weit und breit zu suchen haben, um eine ähnliche zu finden, denn, was sie auch immer spielen möge, sie bringt es mit dem reinsten Kunstgefühl, und mit oft erschütternder Wahrheit dar. Ihre Declamation ist so richtig, ihr Memoire so treu, ihre Actionen so regelrecht, daß sie auf den ersten Bühnen Deutschlands mit voller Sicherheit und des Beifalls gewiß auftreten kann! Alle die in ihr Fach schlagenden Rollen gibt sie meisterhaft, und erst vor einigen Tagen wurde sie wegen ihres herrlichen Spieles in der Yelva — als solche, stürmisch gerufen.

Mad. Schneider geborne Herbst, eine niedliche Theaterfigur, welche, mit recht vieler Liebe zur Kunst, ein glückliches Darstellungsvermögen besitzt. Sie erfreute uns oft. Zu ihren besten Leistungen gehören Kunigunde in Hans Sachs und Pfefferröschel. Auch sie verläßt uns und folgt ihrem Gatten, nach, wie man sagt, einer nordischen Handelsstadt, wo ihr eine recht freundliche Aufnahme werden möge! —

Mad. Quanter, sonst Dem. Dietrich, ist ein recht angenehmer Theaterprospect, mit einem recht ansprechenden Organ, sie war sonst nur für das Chor und in kleinen Parthieen bestimmt, doch als ihr Gatte die Regie übernahm, bekam sie größere Rollen, und führte sie mit vielem Glücke durch; eine ihrer gelungensten Parthieen ist das Käthchen von Heilbronn.

Mad. Gallenbeck, sehr wohl überall in Oper und Schauspiel zu gebrauchen und überall am rechten Orte stehend, wird sie immer sehr gern gesehen! Sie hat im Gesange viel Ansprechendes, im Schauspiel äußert sie reges Kunstgefühl.

Mad. Pistor, wird dann und wann im Schau- und Lustspiel zur Zufriedenheit des Publikums beschäftigt.

Mad. Plock, ist in der Oper weniger als in den sogenannten Anstandsrollen im Schau- und Lustspiel brauchbar; ihre etwas zu große Figur spricht nicht überall an, doch kann man ihr Gefühl und Geschmack im Vortrage nicht absprechen.

Dem. Pauline Dittmarsch, eine sechszehnjährige, fröhlich aufwuchernde Rose, eines der schönsten Frauenbilder, mit einem recht ansprechenden Organ und recht angenehmen Spiel, ist schon zu verschiedenen Malen mit Beifall aufgetreten, und namentlich zur großen Zufriedenheit als Rosine im Jurist und Bauer. Fährt sie fort, sich zu befleißigen, so wird sie bei ihrem sehr schönen Aeußern einst eine Zierde der deutschen Bühne werden.

Von den Choristinnen gibt Dem. Paarmann, ein recht freundliches Wesen, die schönsten Hoffnungen, auch tritt Dem. Herrmann dann und wann in kleinen Rollen auf.

Die Kinderparthieen werden von der niedlichen Sophie Gallenbeck, die eine allerliebste Lilla ist, Theodor Pegelow, der einer der besten Schauspieler zu werden verspricht, da er jetzt schon mit solch einer Sicherheit agirt, und Clara Liebert executirt.

Chordirektor ist Herr Cläpius, ein höchst anständiger, sehr wackerer, hier allgemein geachteter und wissenschaftlich gebildeter junger Mann, der als Dichter und Componist sich schon manche Blume zum Ehrenkranze wand. Unter seiner Führung gewannen die Chöre viel, und überall brauchbar, sowohl im Schauspiel als in der Oper, besitzt unsere Bühne viel an demselben.

Der Balletmeister Tescher gab uns einige Beweise seines komischen Talentes, seiner originellen Grotesksprünge. Er ist nicht überall der wissenschaftlich gebildete Tänzer wenn ihm auch das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, ein tüchtiger Lehrmeister zu sein. Unter seiner Leitung sahen wir in kurzer Zeit ein recht wackres Kinderballet arrangirt, was jedoch im Allgemeinen nicht zu gefallen schien und wieder einschlief. Die von ihm eingelegten Tänze in den Opern sind nicht ohne Geschmack, und mehr Original als Copie. Er wurde mehrmals gerufen. Auch er verläßt unsere Bühne; mit seinem Abgange werden wir wohl auch keine Ballets mehr zu sehen bekommen!

Die Chöre sind durch den Abgang mehrerer tüchtiger Choristen nicht mehr so durchdringend und ansprechend, wie sonst, doch wird der für Alles so sehr besorgte Comité ja wohl auch dafür bedacht sein. dieselben durch neue zu engagirende Mitglieder zu ersetzen.

Was das Orchester anbetrifft, so können wir im Allgemeinen wohl damit zufrieden sein, indem unser jetziger Musik-Direktor, obgleich ein noch junger Mann, sich alle Mühe gibt, uns Tüchtiges zu gewähren. Herr Schubert, so ist der Name des Orchester-Dirigenten, übernahm, nach Abgange des Musik-Direktor Kühnlen, das Ruder in der Ton-Arche, mit vieler Sicherheit und rastlosem Fleiße. Er selbst ist Compositeur und hat uns schon manchen Ohrenschmauß gegeben, namentlich sind die Musik-Piecen, die er in Castelli's Uebersetzung der Scribe'schen Yelva legte, so zart und süßklingend, daß ihm jedesmal lauter Beifall zu Theil wird, wenn das Drama gegeben wird. Geboren in Magdeburg, dürfte er beim Fortfahren seines Studiums einst zu den geschätztesten Componisten gehören, der Fond liegt in ihm, wie der gute Wille, und es bedarf nur der Anregung von außen! —

Der Theater-Cassirer Herr Dankwarth und der Secretair Herr Schaffner sind zwei sehr artige und achtungswerthe Personen; der Soufleur und Requisiteur Hr. Hoffmann war einst ein tüchtiger Schauspieler, und versieht mit vieler Zufriedenheit seit Jahren seinen jetzigen Posten; der zweite Soufleur heißt Kosch.

Ein sehr nützlicher Appendix, der sich auch bei den Mitgliedern der Bühne in Achtung zu setzen wußte, weil er, wenn Noth an Mann ist, auszuhelfen versteht, ist der sehr rüstige Theaterdiener Weidel.

Die im Schauspielhause selbst belegene Conditorei des Hrn. Castellini, sonst Josty, bietet für den Gaumen gute, billige und geschmackvolle Waaren, und wird so ziemlich stark besucht.

Was nun die Darstellungen im Tempel Thaliens selbst betrifft, so ist das Schauspiel, namentlich seit der Dittmarsch'schen Führung, besser als die Oper bedacht, welche letztere in Zeit von bald acht Monaten, nur drei neue Sachen lieferte, Fra Diavolo, sehr gern gesehen, die beiden Nächte, ganz neu, wurde in einer Woche dreimal gegeben, da die Parthie des Victor in den Händen des Hrn. Schäfer ruht, der uns nun bald verläßt, und Blaubart, welche Oper indeß durchfiel.

Das Schau- und Lustspiel brachte indeß viele und schöne Sachen zu Markte, und füllte immer fort das Haus. Mit Recht können hier: Götz v. Berlichingen, Agnes Bernauerin, Wallensteins Lager und Tod, ein Tag vor Weihnachten, Morgen ist der Dreizehnte, Yelva, ein Tag aus dem Familienleben Heinrich des Vierten, der Sturm von Smolenks, ein Mann hilft dem Andern ꝛc., genannt werden. Neu einstudirt sind Turandot und Carl der Zwölfte auf Rügen. —

Gäste hatten wir viel auf unserer Bühne, und wir erfreuen uns, im Ganzen genommen nicht wenig, in der Regel Künstler des ersten Ranges, die, wie ein Breiting, Devrient, Reichel, Jacoby, eine Franchetti Walzel, v. Schätzel, gar gern gehört und gesehen wurden, auch Paganini spielte hier seine Wundermelodieen bei vierfach erhöhtem Preise. Eben jetzt zieht ein junger Britte, ein Mensch von achtzehn Jahren, Klischnig ist sein Name, in London geboren, jedoch der Sohn deutscher Aeltern, Aller Augen, als Gymnastiker und durch seine Vorstellungen in der Gewandtheit und Kraft seines Körpers, auf sich. Fast Uebermenschliches zeigt er, und nicht zu glauben ist es, was er leistet, wenn man es nicht selbst gesehen. Jedesmal war bei seinem Auftreten das Haus überfüllt, während den drei Malen, daß er hier auftrat, heute aber wird gar kein Platz bei seinem Benefiz, Jocko sein. Er wird mit dem ihn begleitenden ehemaligen englischen Theaterdirektor Borronghs auch die Leipziger Messe besuchen, und die wackern Leipziger werden so gut staunen, wie wir, denn Niemand kann begreifen, wie es möglich ist, seinen Körper so zu biegen und zu schmiegen, als ob auch nicht ein Reflex von Knochen in seinem ganzen Körper sei.

Theaterbericht.

Lübeck, Anfang März 1831.

Ein heftiger Schnupfen und Catarrh hielt mich mehrere Wochen im Hause gefesselt, und ich mußte nicht blos dem Vergnügen entsagen Lübecks Kunstergebnisse beschauen zu können, sondern auch darauf Verzicht leisten, Ihnen den dadurch erzeugten Genuß oder Verdruß mittheilen zu können. Kaum einigermaßen wieder hergestellt, eilte ich sehnsüchtig nach der mir liebgewordenen freien Stadt, suchte bei sachverständigen Personen über die mehr als zu lang entbehrten Kunstgenüsse Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr, zu nicht geringer Verwunderung, daß ich des Guten nur sehr wenig, des Schlechten aber genug versäumt. Zugleich erfreute es mich zu hören, daß Mad. Ubrich sich durch Gesangsparthieen wie Donna Anna in Don Juan, ja selbst als Königin der Nacht, neue Lorbeere des Ruhms errungen, und man setzte hinzu, sie verdiene mit Recht der Liebling des Publikums zu sein. Als Hulda im Donauweibchen, zweiter Theil, hätte sie allein durch ihren vortrefflichen Gesang, gleich wie durch meisterhafte Charakterisirung im Spiel der verschiedenartigsten Rollen die Ehre der Vorstellung erhalten, denn ohne die vorzügliche Leistung dieser liebenswürdigen Frau, wäre ohne allen Zweifel lauter Unwille des Publikums ausgebrochen, über die unverzeihliche Vernachlässigung der Direktion, hinsichtlich der Garderobe, Scenerie und vor Allem, der zu dieser Vorstellung nothwendigen Dekorationen und deren Handhabung. — Gleiche Vernachlässigung habe auch die Zauberflöte getroffen. Die Feuer- und Wasserprobe soll eine wahre Krähwinkeliade gewesen sein. Dem. Schroll von Bamberg ist als Pamina aufgetreten; gute, ja so gar schöne Stimme, aber in der Darstellung noch ganz Anfängerin. Herr August Gerstel habe als Papageno wieder excellirt, einige Chöre wurden zwar gut ausgeführt, aber sie seien doch gar zu schwach besetzt; überhaupt habe die Darstellung dieser Oper noch gar viel zu wünschen übrig gelassen. Im Don Juan habe Herr Kaibel in der Titelrolle Fleiß und Studium dargethan, hauptsächlich in der schwierigen Scene des letzten Aktes bei Erscheinung des Geistes. Sein rühmlich Streben wurde durch Hervorrufen gelohnt. Herr August Gerstel hätte mit eigenthümlicher Laune und steter Berücksichtigung des Schicklichen seinen Leporello sehr ergötzlich durchgeführt. Auch er genießt die Ehre ein Liebling des Publikums zu sein mit vollem Rechte. Die übrige Besetzung wurde von dem Berichterstatter mit Stillschweigen übergangen; außer einem Herrn Fritz der den Comthur gegeben, dessen Töne er nie vergessen werde, ja er fügte sogar hinzu: „auf dem Todbett werd' ich sehen, dieses Schreckbild vor mir stehen." Sein mehr als gerechter Unwille wegen Versündigung gegen ein so anerkanntes Meisterwerk, erfüllte auch mich, und ich würde Herrn Fritz wohlmeinend rathen: Uebernahmen der Art um so mehr standhaft abzulehnen, da er ganz und gar keine Idee von Gesangsweise hat und als Darsteller auch nur höchstens der Stufe der Mittelmäßigkeit sich nähert. — Montag den 31sten Januar besuchte ich zum Erstenmale selbst wieder das Theater. Polder, oder die Macht des Vorurtheils früherer Zeiten, Drama in vier Akten von Th. Hell (nicht von Ritter?) wurde zum Vortheil des Regisseurs Hrn. H. P. F. Hinze gegeben. Da die Hauptabsicht erreicht war, nämlich ein gedrängt volles Haus, so bedeckt eine billig denkende Kritik Darstellung wie Darsteller mit dem Mantel christlicher Liebe, und erlaubt sich nur über das darauf gegebene allerliebste kleine Lustspiel: „Trau, schau, wem?" in einem Akt von K. Schall, ein paar Worte. Dank allen den darin beschäftigt gewesenen Individuen für folgerechte Ausführung und den sichtbaren Fleiß. Herr Wilhelm Gerstel d. j. als der geckenhafte junge Graf, zeigte viel Bühnengewandtheit und ein eifriges Streben nach Originalität. Möge dieser rege Eifer recht bald Gelegenheit finden, bei einer vorzüglicheren Kunstanstalt, durch gute Vorbilder, geregelt sich entfalten zu können, damit der hübsche und wahrlich mit bedeutendem Talent begabte, junge Mann, nicht den rechten Weg verfehle. Die nächste Vorstellung die ich sah, war Karl der Zwölfte auf der Heimkehr. Lustspiel in vier Akten von L. Bothe. Ein Herr Clarenbach gab den reichen Pachter Brook auf Insel Rügen, als Gast. Das zahlreich versammelte Auditorium empfing denselben bei seinem ersten Auftreten mit Beifallsbezeugungen, und ich erfuhr: daß derselbe vor einigen Jahren, hier einmal Geschäftsführer gewesen; gewiß ein sprechender Beweis für seine Brauchbarkeit dazu. Auch als Darsteller zeigte Herr Clarenbach Umsicht und Sachkenntniß, und wohlverdienter Beifall wurde ihm zu Theil. Am Schluß wurde Herr Clarenbach gerufen und dankte in herzlichen Worten. — Gleiche Ehre aber wiederfuhr auch Herrn Fritz, der die Titelrolle gab, und aus derselben eine wahrhaft königliche Carikatur machte — nicht einmal des Dialogs mächtig, war seine Darstellung eben so fehlerhaft als die Kleidung, Maske und Farbe des Haars, des geschichtlichen König Karls. Dessen ungeachtet aber wurde er doch gerufen und dankte dafür in seiner angenommenen Königsmanier. — Unwillig verließ ich das Haus, bedauernd, daß Unnatur keck um die Palme mit dem wahren Künstler ringen darf. Montag den 7ten Februar sah ich Röschen-Aescherling. Freund! es ist nicht angenehm immer nur größeren Tadel als Lob spenden zu können; demungeachtet ist es mit dieser Oper wieder derselbe Fall. Im Guten, oben an, steht ganz natürlich wieder Mad. Ubrich als Clorinde, die bei jedem Auftritte die unzweideutigsten Beweise des Gernehörens und Gernesehens erhält.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 91. (II. Jahrg.) Montag, den 18. April. 1831.

Die Antwort am Grabe.

So ist denn Alles Traum hienieden,
Und jene inn're Stimme trügt,
Die uns den reinsten Seelenfrieden
Schon hier in dieser Welt verspricht?
Ward ach! der schönste Aetherfunken,
Der durch die wüste Seele flammt,
Einmal in seine Nacht versunken,
Zu einer ew'gen Nacht verdammt?

Die goldne Zeit, sie kehrt nicht wieder,
Und flüchtig ist des Knaben Traum.
Die Götter steigen zu ihm nieder,
Der Glückliche, er achtet's kaum.
Die holde Täuschung im Geleite,
Ist er sich selbst ja schon genug,
Stellt kühn den Herrschern sich zur Seite,
Gönnt ihm den kindlichen Betrug.

Und voll der seligsten Gefühle
Ringt, wie aus mütterlichem Schoos,
Gleich einem reichbekränzten Ziele,
Sich seine Zukunft lieblich los.
Wie männlich seine Pulse schlagen,
Vom Hauch der Liebe sanft geschwellt.
So tritt er aus der Kindheit Tagen
Herüber in die neue Welt.

Ein neues ungeahntes Sehnen
Ward plötzlich wach in seiner Brust.
Jedoch wer achtet seiner Thränen?
Und Niemand theilet seine Lust.
Drum sucht er, Worte will er finden
Für seine innre Seligkeit,
Und sein Geheimniß laut verkünden,
Der Preis ist die Unsterblichkeit.

Wie war in jenen Augenblicken
Auch mir das Leben einst so süß,
Wie rein und göttlich das Entzücken,
Das die Geliebte mir verhieß.
Von ihrem zarten Arm umschlungen,
Flog eine Ewigkeit dahin,
Der Hain sprach seine Huldigungen:
Denn blühend, eine Charitin,
Von Engelsschönheit rings umflossen,
(O ewig ist ihr Bild mir nah!)
Mit Reiz und Anmuth übergossen,
So stand die Holde vor mir da.
Und Grab und Erde war zerronnen,
Des Himmels Pforten gingen auf,
Es stiegen Tausende von Sonnen
Vor meinem trunknen Auge auf.

Wer faßt der Liebe Seligkeiten,
Wer schilt des Auges Feuergluth,
Wenn tiefberauscht von ihren Freuden,
Das Herz am treuen Herzen ruht?
Das Leben lebenswerth zu machen,
Vermag ein solcher Augenblick,
Vergebens rufet bei'm Erwachen
Der Schmerz den schönen Traum zurück.

Sprengt auch ein Sterblicher die Bande,
Die eine Gottheit um ihn zog?
Da steh' ich an dem schmalen Rande,
Der ach! um Alles mich betrog.
Die Harmonieen sind verklungen
Die einst mit süßer Allgewalt
Das hochentzückte Herz durchdrungen,
Der Freude Töne sind verhallt.

Die weite Welt zu meinen Füßen,
Stumm liegt sie da vor meinem Blick,
Von all' den herrlichen Genüssen,
Was blieb dem Trauernden zurück?
Ward ihm in seiner Wehmuth Tagen
Kein Freund und Führer beigesellt?
Taub ist das Grab für meine Klagen,
Ach, sprachlos ist die Sternenwelt! —

Da rauschte schnell das Laub der Linden,
Und durch die stillen Lüfte drang,
Die Götternähe anzukünden,
Ein tausendstimmiger Gesang.
Doch kaum entstieg bei'm Sternenschimmer
Ein Genius den heitern Höh'n,
So rief es um der Urne Trümmer:
„Erinn'rung, Hoffnung, Wiedersehn!"

W. Otto.

Die getreuen Brüder.

Fränkische Sage.

Vf huop crist sinis crutzis vanin,
die bodin hies her in diu lant varin,
von himile gab her in die craft,
daz s' ubirwundin die heidinscaft;
mit arbeitin cwamin si z' ir herin,
nû havit her sie mit erin.
St. Anno—Lied.

I. Der getreuen Brüder Wallen, Werben und Tod.

Im dritten Jahrhunderte nach unseres Herrn Geburt lebte zu Mainz Bischof Ruthbert, ein gar frommer Mann aus Frankenstamme, des eifrigstes Streben dahin ging, daß er die benachbarten Heiden, Thüringer und Sassen, dem Heile zuführe; und dieß hielt er für die erste Pflicht seines Amtes, und für den schönsten Zweck seines Lebens.

Von Zeit zu Zeit sandte daher Bischof Ruthbert Boten aus, in jedem Gaue ringsumher das Kreuz zu predigen. Aber selten nur waren die Boten glücklich, und gar oft kehrten sie nicht einmal wieder, denn Thüringer und Sassen hielten fest an der Heimath Göttern und erschlugen fast immer die Boten, welche kamen, diese zu verdrängen.

Mit großem Leide sah Bischof Ruthbert, daß sein heilig Werk so wenig fortschreite, und dieß um so spärlicher, je seltner Männer sich ansagten, die ihr Leben wagen mochten für den himmlischen Gewinn. Schon war er daher selbst entschlossen, seines Amtes sich zu begeben, und seinen Stab zu nehmen, daß er Thüringern zunächst des Heiles Kunde bringe, als zwei Brüder, Wigbert und Rudhelm, zu ihm kamen und ihn baten, daß er sie zu diesem heiligen Werke weihe, da sie sich solchem mit Gottes Hülfe unterziehen wollten.

Dieß freute nun zwar sehr Bischof Ruthberten, dennoch aber hieß er die Brüder zuvor ernstlich sich prüfen, ob sie auch wahren Beruf zum heiligen Werke hätten. „Frei müßt ihr sein," sprach er, „von allem Irdischen, wenn ihr dem Himmel wohlgefällig dienen wollt, denn sonst wird es euch nicht gelingen! Ihr seid Beide jung, weder Lebens Lust noch Lebens Leid kennt ihr sattsam! Hier habt ihr liebe Eltern und treue Freunde — und dieß Alles wollt ihr missen! Ihr wollt vertauschen Liebe und Freundschaft gegen Haß und Verfolgung, vielleicht gegen Schmach und Tod; bedenkt dieß wohl! In friedlicher Heimath hört wohl gut sich an, was man so erzählt von heiligen Boden, und es mag dieß allerdings leicht ein junges Herz zur Nacheiferung reizen, wäre es auch nur eitlen Ruhmes halber. — Dieß soll aber nicht sein; um des Heiles willen muß man wirken und dulden für das Heil, wenn der Himmel das Werk segnen soll, und nur reine Herzen mögen Herzen gewinnen! Darum gehet heim, prüfet euch nochmals, und bittet Gott, daß er euch erleuchte, damit ihr erwählen möget, was da recht ist. Nach dreien Tagen will ich euch wieder hören!"

(Fortsetzung folgt.)

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

„Mit einer vernichtenden Kälte und Verachtung machte er mich mit dieser Entdeckung bekannt. Alle meine Betheuerungen vom Gegentheil waren umsonst. Wer solcher Treubrüchigkeit fähig ist, sagte er: dem kommt es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an, und wenn Sie mir auch Ihre Unschuld durch einen feierlichen Eid bekräftigen wollten, so würd' ich doch nicht daran glauben, denn Sie haben sich schon als eine Meineidige gezeigt. — Sparen Sie ihre Thränen, Ihre Seufzer, Ihr Händeringen, Ihr Läugnen, und auch — wenn Sie etwa auf den Gedanken kommen sollten, mich auf andere Weise in meinem Vorsatze wankend zu machen — Ihre Reue, Zerknirschung und Gelobung von Besserung. — Von diesem Augenblicke an betrachte ich Sie nicht mehr als meine Gattin, und ich werde sogleich Anstalten treffen, daß eine förmliche Scheidung erfolge, damit auch die Welt Sie nicht mehr dafür halte. Doch noch Eins muß ich Ihnen sagen: diese Scheidung allein kann mir nicht hinlängliche Genugthuung gewähren, der Schänder meiner Ehre soll mir diese Beschimpfung theuer büßen. Dafür steh' ich! — Ich kehre auf der Stelle nach London zurück, um den hinterlistigen Italiener aufzusuchen.

So verließ er mich, anscheinend gefaßt, aber ich zitterte vor ihm und noch mehr für Sie.

Kaum war er wieder abgereist, so schrieb ich Ihnen von Allem, was vorgegangen war, Nachricht. Ich sandte damit einen reitenden Boten nach London und gab ihm Geld über Geld, um noch früher, als mein Mann, dort einzutreffen und Ihnen diesen Brief dort einzuhändigen.

Vergebens wartete ich auf die Rückkehr des Boten. Da er nicht kam, und ich überhaupt unter diesen Verhältnissen nicht länger auf dem Gute bleiben mochte, so fuhr ich ebenfalls nach London und stieg hier bei meiner Schwägerin ab. Ach! ich bin unwiederbringlich verloren!"

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 86.

Brantwein.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Leider kam ich nicht bis Blankenese, wo man am besten die Schiffe den Strom heraufahren sieht. Es herrschte jetzt eben die Ebbe, und kein einziges Schiff segelte herauf. — Noch viele Gärten und Landhäuser sah ich auf einer Fahrt nach dem Bill- und Ochsenwerder. Im Allgemeinen muß ich bekennen, daß ich mir die Herrlichkeiten vor Hamburg doch noch schöner, reizender vorgestellt hatte. Die ganze Gegend kann man sich als Wiesen mit Gräben und Gebüschen, besonders aber mit Linden bepflanzt, denken. Daraus haben sich die Gärten gebildet, die gewöhnlich eine Art von Park ausmachen, mehr mit dem ernsten Charakter eines schattigen und oft wohl gar feuchten Aufenthalts, als eines heitern Blumengartens. Obstbäume zeigen sich selten. Schon für sehenswerth gilt auf dem Billwerder ein gewöhnlicher Obstgarten, zu dem der Lohnbediente mich führte, und so oft Rosenbüsche vor den Landhäusern sichtbar wurden, streckte er die Hand darnach aus. Die öftern Ueberschwemmungen mögen wohl dem Blumen- und Obstbau hinderlich sein. Deßhalb erblickt man auch auf den Werdern so viele Windmühlen, und wenn man sich darüber verwundert, erhält man zur Antwort, daß sie Wasser mahlen, d. h., sie dienen dazu, das Wasser herauf zu holen und durch Schleusen abzuführen. Rosen aber bringen die Frauen von den Vierlanden zur Stadt und verkaufen zwei für einen Schilling, und ich mag mich wohl nicht geirrt haben, als ich im Theater die Rosenknospe, die ein junger Herr neben mir an seiner Brust mit vielem Wohlgefallen betrachtete, für ein Geschenk seiner Geliebten hielt.

Doch ich habe wohl eine große Sünde begangen, daß ich nicht zuerst von einer Fahrt nach Emsbüttel gesprochen. Hier befindet sich nämlich in einer Gartenwohnung mit einigen netten Zimmern, wo man Erfrischungen haben kann, mit ihrer Mutter die schöne Marianne, wenn ich recht gehört habe, die Tochter eines Gärtners, aber durch Schönheit und Anmuth, wie durch Geist und Bildung so ausgezeichnet und so berühmt, daß man spricht: wer die schöne Marianne nicht gesehen hat, der hat Hamburg nicht gesehn. Nimmt ein Fremder einen Lohnkutscher an, um ihn zu den Merkwürdigkeiten zu bringen, so fährt er zuerst hinaus zur schönen Marianne, zu ihr, die schon tausend Männerherzen erobert, aber noch keinem das ihrige geschenkt hat. Mein Wunsch, sie zu sehen, blieb lange unerfüllt. Ich war durch ein Paar Vorzimmer, wo sich eben Engländer zwischen Sitzen und Liegen eine Stellung gewählt hatten, kecklich hindurchgeschritten, und wartete bei einer Tasse Kaffee mit großer Spannung auf ihr holdseliges Erscheinen. Sie war ausgegangen und ich wollte schon alle Hoffnung aufgeben, als sie wirklich — mit Huth und Shawl, wie sie eben nach Hause zurückgekehrt war — huldreich hereintrat. Ich sah ein schwarzgelocktes Mädchen über mittlere Größe, mit blühendem Gesicht, mit strahlenden Augen und einer beherrschenden Freundlichkeit vor mir — eine junge Dame von etwa 23 bis 24 Jahren. Ihre Absicht (oder ihr Vorwand) war, an der nächsten Thür zu lauschen, um zu erfahren, ob jemand Bekanntes darin sei. Dieß gab mir Gelegenheit, einige scherzhafte Worte mit ihr zu sprechen, doch hatte ich nicht den Muth, als sie sich entfernte, der Unterhaltung, die besonders von ihr gerühmt wird, weiter nachzugehen. Ihr Anblick flößte mir indeß schon den Glauben an die Wunder ein, die von ihr erzählt werden. Vor sechs Jahren hat man oft hundert Wagen vor ihrem Hause gesehen, mit Fremden und mit Hamburgern, welche Letztere sie vielleicht um so leichter und um so lieber bewunderten, da allgemein versichert wird, daß Hamburg eben keinen Ueberfluß an Schönheiten habe. Manche bringen viele Stunden, ganze Abende bei ihr zu. Wer eine Annäherung suchte, fließt über vom Lobe ihrer Anmuth, und seufzt über ihre Tugendhaftigkeit, die wirklich ganz erschrecklich sein muß. Grafen und Fürsten haben sich vergebens um sie beworben. Sie nimmt höchstens ihr Bildniß an und hängt es auf als Siegeszeichen zur Warnung für die Uebrigen. Ein reicher, vornehmer Mann soll ihr sogar ein leeres Blatt hinterlassen haben, auf welchem er mit seines Namens Unterschrift sich selbst und Alles, was sie nur auf dem Papiere wünschen will, ihr im Voraus verschrieben hat. Wie oft sie gemalt sei, weiß ich nicht. Ihre Verehrer streiten darüber, wer sie am besten getroffen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, Ende Februar 1831.

Gedrängt von den vielen wichtigen Ereignissen scheint es, als schwände die ohnedieß so flüchtige Zeit noch einmal so schnell dahin; schon vier Wochen sind verflossen seit Absendung meines letzten Berichts, und es war in diesen dreißig Tagen gar viel und vielerlei zu hören und zu sehen, von Conzerten, singenden, tanzenden und sprechenden Gästen, aber es fehlt jetzt die so recht eigentliche Lust zu referiren und zu correspondiren, da ein regelmäßiger Berichterstatter ja auch ein Mensch ist, der sich nicht weniger als andere Erdenkinder für Begebenheiten interessirt, welche der Weltgeschichte angehören, und darüber oft die wichtigen Theaterbegebenheiten und Coulissenereignisse vergißt. Den Kopf voll von den polnischen Angelegenheiten, in gespannter Er-

wartung des Ausganges der entscheidenden Schlacht, welche im Angesicht der Hauptstadt Polens geliefert werden soll, schreibt es sich nicht besonders gut von Lustspielen und Possen, und die Rollen, welche jetzt große Männer auf dem Welttheater spielen, interessiren mehr und lassen leicht die des Fräulein von Hagn auf dem Berliner Hoftheater vergessen. — Die Gedanken, nicht auf der Bühne, sondern bald in Belgien, bald in Italien, bald in Polen, bald in Rußland, bald in Spanien, sitzt man im Logenwinkel; zieht eine interessante Scene, das vorzügliche Spiel eines oder einer Mitwirkenden die Aufmerksamkeit nach den Bretern, „welche die Welt bedeuten sollen," so verfällt man doch bald wieder während eines langweiligen Monologs oder Dialogs in die vorigen Träumereien. Der Vorhang sinkt, das Publikum ruft nach Gutbefinden seine Lieblinge hervor, und geht zufrieden nach Hause. Uebrigens fangen wir jetzt an, uns die Franzosenzeit, die letzten Jahre des sogenanten „Freiheitskampfes" wieder recht lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen; ein künstlicher Franzosenhaß dürfte wohl bald einem recht natürlichen wieder Platz machen, denn jeder Preuße ist fest überzeugt, daß sein braver, herrlicher König nicht leichtsinnig mit dem Blute seines Volkes umgehen, und nur gezwungen dem höhnenden Uebermuthe die Bajonnette seiner zahlreichen Truppen entgegensetzen wird. Wie wichtig jetzt die politischen Blätter sind, kann man auch sehr gut aus der Anzeige eines in der Laueschen Buchhandlung eingerichteten — nun „bedeutend erweiterten" — Lesecabinets schließen, wo das Wort politisch immer größer gedruckt ist. Das Lesecabinet soll jetzt erweitert worden sein, da muß es vorher unbeschreiblich dürftig gewesen sein, denn noch jetzt fehlen viele der gelesensten Zeitschriften. Man findet da weder den witzigen Figaro, noch den freisinnigen Eremit, weder Planet noch Komet, nicht die Hebe, Mitternachtszeitung, noch die Hamburger Originalien, dafür fehlt aber die mehr als langweilige, philisterhafte Abendzeitung nicht. Eben so wurde uns das Journal-Lese-Institut der Maurerschen Buchhandlung von einigen Theilnehmern durchaus nicht vortheilhaft geschildert. Hinsichtlich der Vollständigkeit und Menge vorhandenenr Journale steht immer noch die Conditorei von Stehely obenan, obgleich man auch hier einige der geachtetsten Zeitschriften vermißt. Auffallend ist es, daß man in Berlin so sehr selten eine süddeutsche Zeitschrift findet. Von dem „Licht", herausgegeben von J. W. Schmitz, ist die erste Nummer erschienen, welche mit dem umfassenden löblichen Zweck der Zeitschrift und ihren Statuten bekannt macht. Von diesem Blatt sollen laut Anzeige wöchentlich zwei bis drei Nummern erscheinen, wovon dreißig Bogen einen Band bilden, welcher im Abbonnementspreise für Auswärtige 2 ½ Rthlr. in Berlin aber nur 1 ½ Rthlr. kostet.

Von mehreren statt gefundenen Conzerten wollen wir nur das heraushebn, welches der Wiener Compositeur Herr Joh. Panny im Saale des königl. Schauspielhauses veranstaltet hatte. Die sämmtlichen Piecen, Gesang- und Instrumentalstücke, mit Ausnahme eines Pianoforte-Conzerts, waren von der eigenen Composition des Conzertgebers. Sehr enthusiastisch wurde ein von Militärsängern vorgetragenes Kriegerlied aufgenommen; der Gesang mußte wiederholt werden — der königl. Hof war gegenwärtig. Außer den Gesangstücken trug der Kammermusikus Herr Schunke ein Waldhorn-Conzert, und Herr Tausch ein Rondo für die Klarinette vor. Dem Conzertgeber wurde reichlicher Beifall zu Theil. — Die sieben Steyerschen Sänger, welche wir mehrere Male im Königstädter Theater auftreten sahen, ließen sich in letzter Zeit einige Male im neuerbauten Saale des Elysium hören, wovon wir Anschlagezettel lasen: „Großes Conzert, aufgeführt von dem Herrn Musikdirektor Neithard II. mit einem stark besetzten Musikchor und den hier anwesenden sämmtlichen Steyerschen Alpensängern in Nationaltracht, den Herrn Karpfenbauer, Stark, Schulz, Schrott, Lux, Söllner und Debiasy." Unter den einzeln hergezählten Piecen befand sich auch: „Adagio in C, vorgetragen auf der Zither von Herrn Söllner, wobei er sich mit dem Streichbogen auf einer Drathseite produciren wird." — Armer Kolter, größter Seiltänzer, was bist Du gegen Herrn Söllner! — Mit Balancirstange, auf einem starken Seile — Kleinigkeit, aber mit einem Streichbogen auf einer Drathseite! — Sehr vielen Beifall fand das sogenannte Steyersche Kochlöffelspiel, von Herrn Lux mit großer Geschicklichkeit ausgeführt. Im Namen Kochlöffelspiel liegt schon, daß es eine bloße Spielerei ist, indem der sonderbare Virtuos mit 6 bis 8 Kochlöffeln in abwechselnden Bewegungen auf Tisch, Stühlen und Fußboden trommelt, wobei er von Zither, Violine und Guitarre begleitet wird. Eben so vorzüglich als Herr Söllner auf der Zither ist Herr Schrott auf dem Piano-Posthorn, ein ungemein liebliches Instrument, welchem der künstlerische Bläser die zartesten, sanftesten Töne entlockte, wobei ihm vorzüglich das sich Entfernen und Nähern der Töne gelang. Er erhielt ebenfalls reichlichen Beifall. Die Uebrigen sind Sänger, wie wir schon oft, auch schon besser gehört haben.

Vor einigen Tagen hatte Ref. Gelegenheit, ungemein die zweckmäßige Einrichtung zu bewundern, mit welcher das Regenwasser auf dem Dache des königlichen Schlosses gesammelt wird, und dann aus vielen geöffneten Rachen auf die an dem Schlosse, auf den Trottoirs gehenden, herabstürzt. — Wie oft hat man schon die in kleinen Städten zwischen den Giebeln weit hervorragenden Dachrinnen getadelt und Abänderung verlangt; sie sind jetzt wohl größtentheils verschwunden, doch wenn es auch keiner einzigen kleinstädtischen Dachrinne mehr vorlaut herabplätschern wird, so werden gewiß noch beharrlich die abscheulichen, wasserspeienden Köpfe von Drachen, Schlangen und andern beliebigen Unthieren, die am königlichen Schloß Vorübergehenden von den breiten Steinen in den Koth treiben. Sch.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 92. (II. Jahrg.) Dienstag, den 19. April. 1831.

Erinnerung.*)

Im schwülen Stadtgetümmel,
Sehn' ich mich oft dahin,
Wo einen Erdenhimmel
Mir schuf mein froher Sinn.

Wenn da im Frühlingskleide
Die Aue wiederstand,
Und auf der grünen Weide
Sich neues Leben fand.

Da sammelte sich wieder
Des Dörfchens Kinderschaar,
Und brachte ihre Lieder
Dem schönen Frühling dar.

Es ging dann voll Entzücken
Zum bunten Elsterrand,
Um Blumen dort zu pflücken,
Woraus ich Kränze wand.

Es ward zum Hochzeitsaale
Die Laube schön geschmückt,
Und zu dem großen Mahle
Sehr artig zugeschickt.

Nun führte zum Altare,
Der grünen Rasenbank,
Ich meine liebe Clare
Begleitet mit Gesang.

Da traute uns der Priester,
Des Nachbars ernster Fried',
Mein Bruder war der Küster
Und sang das Trauungslied.

Nach diesen Festlichkeiten,
Begann der Hochzeitschmaus,
Man wünscht' von allen Seiten
Uns Segen in das Haus.

Alsdann rief uns zum Tanze
Die tönende Schalmei:
Und damit war das ganze
Vermählungsfest vorbei. —

So floh'n die schönen Tage
Von meiner Kindheit hin,
Und jetzt ist meine Klage:
Daß ich kein Kind mehr bin.

G. Müller.

*) Der Verfasser ist aus einem freundlichen Dörfchen an der Elster, wo sein Vater ein Gut besitzt, gebürtig.

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

Das sind Sie nicht! rief Alfieri aus: der Lord hat die von mir verlangte Genugthuung erhalten. Er will und wird sich von Ihnen scheiden lassen. Ich bin die Ursache dieser Trennung; ich müßte mich selbst verachten, und in den Augen der ganzen Welt verächtlich erscheinen, wenn ich nur einen Augenblick zögern könnte, das wieder gut zu machen, was ich durch meine Unvorsichtigkeit verschuldet habe. Warum soll ich Dir's verhehlen, süßes Weib! diese Katastrophe begründet mein Glück, Du hast schon längst mein ganzes Herz besessen, ich biete Dir nun auch — entbunden von dem Joche einer Ehe ohne Liebe — meine Hand an. Sei nun mein auf ewig!

Alfieri würde die Lady bei diesen Worten an sein Herz gedrückt haben, aber den linken Arm mit dem zerbrochenen Schulterbein trug er in einer Binde und der rechte schmerzte ihm heftig von der noch frischen Wunde. Das thränentrübe Auge der Lady verklärte ein Strahl der Freude; sie drückte ihn leise und behutsam an ihren hochklopfenden Busen und lispelte dann:

„Du giebst mir das Leben wieder, Vittorio! aber — ich gesteh' es mit Schaam — es war eine thörichte Furcht, die mich ergriffen hatte. Verzeih', daß ich einen Augenblick an der Großmuth eines solchen Herzens, wie das Deine, zweifeln konnte."

Alfieri überließ sich nun ganz dem Entzücken seiner Leidenschaft und daß diese entdeckte geheime Zusammenkunft und sein Zweikampf ihn seinem Ziele so nahe

geführt hatte, das ihm so fern und kaum erreichbar erschienen war. Berauscht von diesen Gedanken vergaß er seine Wunde. So schwanden einige Stunden, da bemerkte die Lady, daß Alfieri einige Anfälle von Schmerz gewaltsam zu unterdrücken suchte. Auf ihre theilnehmenden Fragen und dringenden Bitten, ihr den Grund davon zu sagen, gestand er ihr, seine Wunde steche und brenne ihm peinlich. Es wurde sogleich ein Wundarzt herbeigerufen, dieser untersuchte den Arm, und fand viel geronnenes Blut in den Falten des Hemdes, an dem Arm indeß nur, ohne weitern Schaden, die Haut der Länge nach aufgeritzt. Der Arm wurde verbunden, und jetzt zog Alfieri aus Neugier auch seinen Degen aus der Scheide. Die Klinge war von den vielen Paraden seines Gegners auf zwei Drittel nach unten so zerhackt, wie eine ausgezackte Säge.

Die Zeit enteilte pfeilschnell, die einbrechende Nacht erinnerte Alfieri, daß er sich von seiner Geliebten trennen müsse. Er beurlaubte sich also von ihr, und aufgeregt, wie er war, beschloß er, noch einen Freund, den Marchese Caraccioli zu besuchen.

Bei dem Eintritt in das Zimmer des Marchese war dieser freudig erschrocken:

„Gottlob!" rief er aus: „Du lebst noch!" und umarmte ihn mit Herzlichkeit.

Ich lebe, wie Du siehst, und was noch mehr, zwar verwundet, schwimm' ich doch in einem Meer von Seligkeit.

„Was ist denn aus Deinem Gegner geworden?" fragte der Marchese.

Woher weißt Du, daß ich mich geschlagen habe?

„Von Deinem treuen Bedienten, Freund! Er hat Deinetwegen Todesangst ausgestanden, und auch ich. Ich weiß Alles, die unglückliche Entdeckung eines Einverständnisses mit Lady S.... Sie schickte einen Brief an Dich mit einem reitenden Boten. Dieser kam damit auf einem von Schweiß triefenden ganz abgetriebenen Pferde bei Dir an. Er fand Dich nicht zu Hause, übergab den Brief Deinem Elias, und schärfte es ihm wohl zehnmal ein, Dir solchen augenblicklich zuzustellen. Der ehrliche Kerl lief damit zuerst nach dem Fürsten von Masserano, da er Dich dort nicht fand, kam er zu mir; auch hier suchte er Dich vergebens, voll Angst stürzte er davon, und als er nahe am Haymarket war, fiel es ihm ein, Du könntest doch wohl im Theater sein, ob er es gleich nicht glaubte, weil Du den linken Arm in einer Binde trügest. Kaum war er in das Theater getreten und hatte auf dem Gange nach den Logen, den Logenwärter nach Dir gefragt, so erfuhr er von diesem, Du wärst vor etwa zehn Minuten mit dem Lord S..., der Dich ungestüm gesucht, fortgegangen. Bekannt mit Deinem Liebeshandel, wenn Du ihn auch nicht in Dein Geheimniß eingeweiht, und den Brief der Lady in seinen Händen, ging ihm ein Licht über Dich und den Dich suchenden Lord auf. Es galt einen Zweikampf. Er wußte, wie ungeschickt Du im Fechten bist, und da Du überdieß den linken Arm in der Binde tragen mußtest, hielt er Dich schon für unwiederbringlich verloren. In dieser Angst lief er nach dem St. James Park, er fand Dich auch dort nicht, und er mußte, da die Nacht einbrach, ihn verlassen, wenn er nicht darin eingeschlossen werden wollte. Ihm blieb nun weiter nichts übrig, um über Dein Schicksal in's Klare zu kommen, als geradezu nach des Lords Wohnung zu gehen. Hier kam er gerade in dem Moment an, als Dein Gegner in Mienen und Geberden höchst erschrocken in das Haus stürzte und sogleich die Thüren verschließen ließ.

Elias war nun fest überzeugt, Du seist in dem Zweikampfe geblieben, er kam also zu mir zurück, und berichtete mir mit Jammern und Wehklagen, was er wußte und besorgte. — Ich bin nur froh, Dich noch am Leben zu sehen. Erhole Dich, und erzähle mir, wie die ganze Sache eigentlich zusammenhängt.

(Fortsetzung folgt.)

Die getreuen Brüder.

(Fortsetzung.)

Und es geschah also. Am vierten Tage aber kamen die Brüder wieder zu Bischof Ruthberten, und sagten ihm, daß sie noch gesonnen seien, wie vordem. „Gönnet es uns, sprachen sie, denn es muß sein!" Da nahm Bischof Ruthbert die Brüder bei ihren Händen, und führte sie in des Herrn Haus, daß sie die Weihe empfingen; und es war viel Volkes allda versammelt. Hier hieß er die Brüder knieen an des Hochaltares Stufen, segnete sie mit dem Kreuze, und nahm Oel, daß er sie salbe. Und alles Volk, was zugegen war, sang Loblieder. Tages darauf aber zogen die Brüder nordwärts hin, den Thüringern zunächst das Heil zu predigen. Es wurden aber seit der heiligen Weihe die Brüder genannt Justinus und Aureus.*)

Sieben Tage waren die Brüder gewandert, und sie waren gekommen in der Thüringer Land. Da sahen sie, als es fast Abend geworden war, unfern am Wege am großen Waldes Saum ein einzeln Gehöfte, und sie beschlossen, allda Herberge zu nehmen.

Freundlich empfing sie der Wirth, und hieß sie sitzen an des Heerdes Feuer, und sogleich brachte auch die Hausfrau jedem ein Horn guten Bieres voll, daß sie nach des Tages Mühen sich labten. Da sprach Wigbert: „Friede mit Deinem Hause!" „„Und Ehre allen edlen Todten!"" sprach Rudhelm und sie tranken.**) Der Wirth aber dankte ihnen des guten Trink-

---

*) Noch heute ertheilt die katholische Kirche bei der Firmung neue Namen; voreinst scheint sie dieß, nach mehren Spuren zu schließen, bei jeder Weihe gethan zu haben.

**) Die Sitte, bevor man trank, einen Spruch oder Wunsch zu sagen, ist sehr alt, und hängt wahrscheinlich mit dem alten

spruches wegen, und sagte, daß Gurdan die Waller schützen möge! — Da wußten die Brüder, daß sie in der Heiden Lande seien.

Und alsbald hoben sie an zu verkünden die Kunde von dem Weltheilande, und alle Frauen, die zugegen waren, hörten ihnen zu, gläubig und fromm. Finster aber ward des Hausherrn Antlitz mehr immerdar und mehr, je weiter die Waller kamen in der Kunde des Heiles. Zornig hieß endlich der Wirth die Sprecher schweigen: „Nicht werdet ihr vertreiben den großen Gurdan, sprach er, noch mit Worten erstürmen Thors stolze Burg! Mögen Franken immerhin abfallen vom Vaterglauben, wir werden keinem fremden Gotte dienen! Wahrlich, hättet ihr nicht getrunken von meinem Tranke und euch gewärmt an meinem Feuer, ihr solltet mir schwer es büßen, daß ihr also geredet! Wenn ihr aber guten Rath annehmet, so kehret zurück in eure Heimath und lernet da zuvor Waffen führen, ehe ihr eure Zunge so kühnlich braucht!"

Da sagten aber die Brüder, daß sie nicht abstünden von ihrem Werke, was darob ihnen auch geschähe.

„Nun so thut, entgegnete der Hausherr, was ihr nicht lassen zu können wähnt, wenn ihr eures Lebens so satt seid; aber hier kein Wort mehr von eurem Gotte, wollt ihr nicht, daß mein Beil schwer euch treffe!"

Während solcher Rede hatte ein blondhaariger Knabe ein gewaltiges Streitbeil mühsam auf seiner Schulter herbeigebracht, und er bot es dar seinem Vater dem Wirthe, und sagte zornig, daß er die Franken damit todtschlagen solle, die da kämen, einem fremden Gotte sie zu Knechten zu werden. Der Wirth aber lächelte und zeigte hin auf den Buben: „Seht, ihr Franken, sprach er, dieß sind unsere unmündigen Knaben; was meint ihr nach mit Männern auszurichten?" Und zu den Frauen sagte er, daß sie sich entfernen sollten, hin in ihr Gemach. „Ihr habt schon, meine ich, Giftes mehr als genug eingesogen, wie stets ihr Altes, mag es auch noch so bewährt gefunden sein, gegen Neues, Unerprobtes zu vertauschen bereit seid!" Und den Franken rieth der Wirth nochmals, daß sie klüglich mit Tages Anbruche umkehren sollten nach ihrer Heimath, denn dieß würde für sie das Beste sein.

Stolz ging der Wirth nun fort und nahm mit sich seinen Buben, den er mit seiner Hand freundlich liebkoste, und auch die Frauen erhoben sich, daß sie dem Willen des Hausherrn nachkämen. Zuvor aber raunte noch die Wirthin den Wallern heimlichst zu, daß sie hinausgehen möchten zu des Baches Ufer, wenn Alles schliefe, dort wo ein Waldarm einragt in die Flur; dorthin wolle auch sie kommen mit ihrer Tochter, damit sie ihre Kunde fürder vernähmen. Freundlich sagten die Brüder, daß sie ihrem Rathe getreulichst folgen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Brauche des „Minnetrinkens" zusammen. Schon im altnordischen Hâva-mâl kommen Anspielungen darauf vor, und im Liede von Helgi und Swawa (str. 32—35) wird seiner geradezu gedacht. Das Minnetrinken (munan, gedenken) bestand aber darin, daß man, bevor man trank, Gelübde ablegte, dieß oder jenes zu thun. Solche Gelübde hießen Biergelübde (aulmál), und wurden unverbrüchlich gehalten. Auch die Nibelungen sagen uns dasselbe (v. 7917 nach v. d. Hagen.).

„Ich han vernomen lange von Chriemhilde sagen,
daz si ir herzeleide wolde niht vertragen; —
nu trinken wir die minne, unde gelten küniges win,
der iunge voget der Hiunen der muss der allererste sin."

Und sogleich erfüllt auch Hagen sein Gelübde, und schlägt dem Ortlies, Atila's Sohne von Ehrtemhilden, das Haupt ab. Es war sonst auch noch Sitte, sich irgend etwas Lästiges aufzulegen, bis man sein Gelübde erfüllt hatte.

Eine Erinnerung beim Jahre 1831.

(Fortsetzung.)

Stellen wir uns auf den zweiten Gesichtspunkt hin, nach welchem nämlich im Schooße der Zeit Alles ins Bessere geht, so huldigen wir mit dieser Ansicht dem Systeme der Perfectibilität, das in gewisser Beziehung nicht minder wie das Erste schon den Alten bekannt war. Nach ihm geht Alles von Rohem aus, die Schöpfung aus dem alten Chaos, der Mensch einst aus dem Erdkloß, wie noch jetzt der Mann aus dem Kinde, und so ist denn die goldene Zeit eine Aufgabe an uns, damit, wie Bonnet es geahnt, die Felsen einst im organischen Reiche ihren Platz behaupten, die Pflanzen fühlen, die Thiere die Aesopschen Fabeln wahr machen, und wir Kinder des Staubes uns einst zu Engeln des Himmels erheben. Vielleicht kommt der Mensch einst in den Uranus, wo ein Jahr so lang ist, als bei uns 83 Jahre, unsere Greise also noch an der Mutterbrust liegen, so wie rückwärts der Mensch vielleicht ein Thier oder eine Pflanze wird. War ja die Seelenwanderung unter den Alten an der Tagesordnung, und haben ja jetzt noch, wie neulich erst berichtet ward, die Indianer Hospitäler für alte Pferde, und geben jährlich den Fliegen ein Gastmahl von Milch, wie den Ameisen eines von Reis. Mag aber auch die Phantasie immerhin aus solchen Dichtungen die lustigsten Reisen von den Seelen zu machen vermögen, für die Moral ist ein solches Steigen der Seele von großem Werthe. Ja, jeder soll aus sich einen Gott machen wollen, und est deus in nobis, ist das größte Religionsgesetz in des Tempels Tafeln gehauen; der tugendhafteste Mensch ist zu allen Zeiten noch der beste Theolog gewesen, und sagt man, Spinoza läugnete Gott mit seinem Kopfe, so that er es ganz gewiß doch nicht mit seinem Herzen. Gott ist für uns gar nicht da, wenn er nicht in uns ist, und nur der schlechte Mensch ist ein Gottesläugner. Niemand kann immer höher und höher nach Tugend streben, ohne damit sich auch eine immer größere göttliche Natur beizulegen, und wie der Mensch Gott werden will, so mag auch Gott in dem Menschen sein: diese Einheit des Menschen mit Gott — diese Gottmenschheit ist das heiligste Symbol

der höchsten Wahrheit, das größte Mysterium, welches uneingeweihten, gemeinsinnlichen Menschen, sich verbirgt, um desto mehr in einzelnen, frommen Gemüthern aller Confessionen Wurzel zu fassen. Alte und neue Mysterien rufen laut uns zu: der Himmel selbst steht nicht stille; alle Himmel werden zu neuen Himmeln, bis Alles Gott, und Gott Alles sei, dann, ja nur dann erst, wenn die ganze Menschheit die Gottheit in sich aufgenommen, dann hören die Religionen auf mit ihren Gebeten und Gesängen zur Versöhnung.

Es treten aber endlich Andere mit dem Systeme des Stillstandes auf, nach welchem die Menschen im Ganzen stets sich gleich bleiben, und Gutes und Böses im Gemische treiben, wenn gleich einzelne Völker und Zeiten mehr in das Licht eintreten, und die Fackel der Aufklärung hell unter ihnen lodert. Wie die Sonne nicht zum Wandelstern wird, so die Thiere niemals Menschen, und diese wiederum niemals lauter fromme Denker, edle Tugend- und Glaubenshelden. Das Licht wechselt nur die Gegenden, und macht die Runde. Vor ein Paar tausend Jahren waren Wölfe und Bären in unsern deutschen Ländern, und die Menschen nicht viel bessere Geschöpfe. Da wanderte aus Asien die religiöse Erkenntniß, aus Egypten die Weisheit, und aus Griechenland die edle Poesie ein, und sofort beherrschte Finsterniß die asiatischen Länder. Egyptens Sonne ging unter und Griechenlands Geister starben aus.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Berlin.

In Nr. 24. des dießjährigen Hesperus haben wir Berliner wieder einmal einen, dießmal nicht „gehässigen", sondern recht servilen, mit „Stocknarr" unterzeichneten, Artikel über die „Adelsverhältnisse (vorzüglich im Militär) in Preußen" gelesen, und sind auch ganz der Meinung, „daß es Ekel erregt, dergleichen ferner zu lesen." Manche Leutchen sind so sehr ängstlich bemüht, gewisse Beschuldigungen abzulehnen, daß man dadurch nur mißtrauischer wird. In dieser Epistel vom 5. December 1830 ist gesagt: „Wir wollen annehmen, daß in einigen (blos?) adeligen Familien die Ansichten des Mittelalters noch vorherrschen, allein so klug ist wohl ein Jeder, diese Ansichten nicht allzu laut werden zu lassen." Non Monsieur! so klug ist nicht ein Jeder. — Zuletzt ruft der Verfasser die Verbindungsanzeigen in den öffentlichen Blättern zu Hülfe, um zu beweisen, daß die ehelichen Verbindungen zwischen Adel und Bürgerstand nirgends häufiger sind, als in Preußen. Gegen solchen Beweis läßt sich durchaus nichts einwenden. — Diesem Aufsatz folgt ein Nachschreiben eines bürgerlichen Mitgliedes der Ober-Militär-Examinations-Commission, eines Herrn L. Blesson, der versichert, „in der Lage zu sein, eine gültige Stimme abzugeben." Diese Stimme lautet unter andern: „daß die bürgerlichen Fähnriche — (auch bei der Artillerie?) — am häufigsten überaus mangelhafte Kenntnisse, und gewöhnlich nur sehr geringe Fähigkeiten zeigten, daher unter diesen unendlich oft die schlechtesten Resultate sich ergäben."

„Ihr habt gesprochen." —
Scott. Karl der Kühne.

Das „12 Jahre unausgesetzt gewesene Mitglied der Ober-Militär-Examinations-Commission" fährt fort: „Kann es da zugleich noch befremden, wenn die Zahl der bürgerlichen Offiziere im Verhältniß ununterbrochen abnimmt?" — Nein, nun nicht mehr. — „Kann es zugleich aber noch auffallen, daß Sr. Majestät, die gern den Fleiß und die Kenntnisse auszeichnen (soll wohl heißen „auszeichnet"), vorzugsweise zu ihren Garden diejenigen Offiziere ziehen, die theils im Examen recht gut bestanden haben, theils durch ihre Konduitenlisten sich besonders empfehlen, und daß diese meist von hoher Geburt sind?"

„Lachen Sie, Marinelli."
Lessing. Emilia Galotti.

Zuletzt versichert der Verfasser der „besondern Kenntnisse des höchsten Adels, welcher das Bestreben beurkundet, sich der Vorzüge der Geburt *) würdig zu zeigen" sehr naiv, „daß es keineswegs seine Absicht ist, irgend einem Stande nahe zu treten, (sic!) am wenigsten (hm! hm!) dem, welchem er selbst ungehört." (Leider!)

„Fragt ihr was seine Absicht ist." —
Shakespeare oder ein Anderer.
B.

Buntes.

In Berlin wird jetzt ein Hell'scher Bekehrungswalzer verkauft, der so starken Absatz hat, daß schon eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Jeder der dreizehn Bühnendichter hat allein 100 Exemplare genommen.

Vielleicht wird auch Herr Th. Hell dadurch bekehrt, und — keine Theaterstücke mehr übersetzen.

*) „Vorzüge der Geburt" — giebt es solche? — Sanfte Frage des Einsenders. Die Adeligen und Herr L. Blesson sagen ein lautes und deutliches „Ja!"; ein schüchternes „Nein!" wird wohl Niemand auszusprechen wagen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 93. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 20. April. 1831.

Wenn auch.

Ich wollt', ich wär' der Herr von Veit,
Mein Nachbar nebenan,
Dann trüg' ich ein gesticktes Kleid
Und einen Stern daran.

Ich wär' der erste Mann im Staat,
Des Fürsten Favorit,
Und schnarchte im Geheimerath
In jeder Sitzung mit.

Ich hätte Güter ohne Zahl,
Ein italienisch Schloß,
Und drinnen einen Marmorsaal
Und reichen Dienertroß.

Die Tafel wäre wohlbestellt
Mit Speisen und mit Wein,
Und täglich würd' die große Welt
Bei mir zu Gaste sein.

Was ich dann sagte, wäre gut,
Man hieß mich ein Genie;
Denn wer die Leute füttern thut,
Dem fehlt's an Geiste nie!

Doch wär' ich auch der Herr von Veit
Und Millionen reich,
Ich gäb' die ganze Herrlichkeit
Für meine Liebste gleich.

Carl Baron von Schweizer.

Latour d'Auvergne
erster Grenadier der französischen Republik.
Biographischer Versuch
von C. Bonafont.

Vergebens sucht man sowohl in den ältern als in den neuesten Auflagen des Conversations-Lexicons *) den Namen dieses Helden der französischen Revolution, der während seines ganzen ruhmvollen Lebens die Zierde und der Stolz der Armeen seines Vaterlandes war, dessen Name jeder Krieger mit hoher Achtung nennt, ein Name, der selbst unter Frankreichs Gelehrten *) eine ehrenvolle Stelle behauptet, und der eben so gewiß auf die Nachwelt gelangen wird; dagegen vermißt man aber in der vorgenannten Encyclopädie keinen jener bedeutungslosen Namen, deren Inhaber weder in der Zeit noch in der Geschichte eine Erwähnung verdienen; man vermißt darin keine fürstliche Maitresse weder aus der Vorzeit, noch aus der Gegenwart, die, weil sie etwa als Sängerinnen einigen Ruf erlangt haben, gehörig herausgestrichen, der Mit- und Nachwelt aufgedrungen werden. —

Latour d'Auvergne, dessen Familienname ursprünglich Corret war, wurde zu Pontivy **) in der Bretagne geboren. Seine wenig bemittelten Eltern bestimmten den feurigen Jüngling von seinen ersten Jahren an dem Militärstande. Mit einer entschiedenen Vorliebe für diesen, verband der junge Latour-Corret auch Liebe zu den Wissenschaften. Schon als Jüngling muß er seine militärische Laufbahn begonnen haben, denn er war 45 Jahre bei den Armeen angestellt und 33 Jahre in activem Dienste gewesen. Nach so langjährigen Diensten war Latour d'Auvergne als Capitain mit 800 Fr. in den Ruhestand versetzt worden. Doch hatte ihm die Regierung bald darauf den vollen Gehalt seines Ranges wieder ertheilt und es ihm freigestellt, zu leben wo er wolle. Bei der Armee, unter seinen Waffengefährten, fühlte er sich am glücklichsten; dorthin kehrte er wieder zurück, nachdem er einige Jahre zu Passy bei

*) Das der Lücken, Mängel und Unvollständigkeiten noch gar manche aufzuweisen hat, wie ich das hinsichtlich verschiedener, darin fehlender Artikel in öffentlichen Blättern erörtert habe.
A. d. E.

*) Bekanntlich war Latour d'Auvergne Verfasser der „Origines gauloises", deren erste Auflage im Jahre 1792 erschien.
A. d. E.

*) Nach andern Angaben wäre Carhaire, in derselben Provinz, sein Geburtsort.

Paris, allein, ohne Diener, in einem einzigen Zimmer gelebt hatte, in welchem man nichts als Bücher und Waffen erblickte. Seine Lebensweise war höchst einfach, Milchspeisen seine liebste Kost, die blaue Nationaluniform seine gewöhnliche Tracht; bei dieser Einfachheit gestattete ihm sein Gehalt noch Anderen Gutes zu thun.

Nach dem Ausbruche der Revolution ergriff er letztere wieder und machte den ganzen Freiheitskrieg mit. Er befehligte bei der West-Pyrenäen-Armee sämmtliche Grenadier-Compagnien, welche den Vortrab bildeten. Diese durch ihren Anführer schrecklich gewordene Colonne *) hatte fast immer schon den Sieg erfochten, wenn das Armeecorps auf dem Schlachtfelde erschien. Die Stunden seiner Muse widmete Latour den Studien; in seinem Zelte, oder in seiner Baracke, selbst auf den Vorposten fand man neben seinen Waffen immer einige Bücher; wie Theodor Körner hatte auch dieser Held Schwert und Leier zu seinem Wahlspruche gewählt. Seine Kopfbedeckung und sein Mantel, den er im Gefecht um den linken Arm gewunden trug, waren beide mehrmals von Kugeln durchlöchert, er selbst aber nie verwundet worden, daher seine Grenadiere scherzhafter Weise zu sagen pflegten: „unser Capitain kann die Kugeln bannen!"

Eine Menge Züge seiner Tapferkeit, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, von denen einige diese biographische Skizze beschließen mögen, zeichneten diesen Helden vor vielen andern aus. Auch genoß er im Heere und im Kriegsrathe die Achtung und das Vertrauen seiner Anführer, die ihn über Alles stets zu Rathe zogen. Bei der Pyrenäen-Armee versah er das Amt eines Generals, ohne es jemals werden zu wollen. Der Titel erster Grenadier der französischen Republik genügte seinem Ehrgeize. Hierzu ernannte ihn Napoleon kurz vor dem Feldzuge von 1800 auf Carnot's Antrag, welcher damals Kriegsminister war und der ihm zugleich einen Ehrensäbel überreichen ließ.

Latour d'Auvergne, der aber nie genug gethan zu haben glaubte, wollte sich nur dann mit dieser ehrenvollen Waffe schmücken, wenn er sie gegen die Feinde seines Vaterlandes versucht haben würde. In dieser Zeit schloß der Tapfere sich den Reihen der 46sten Halbbrigade bei der Rheinarmee an; es war für ihn der letzte Sieg, den er erfechten half! — Er fand den Heldentod am 27. Juni 1800 in dem Treffen bei Neuburg auf der Anhöhe hinter Oberhausen, wo er, in den ersten Gliedern fechtend, von einem Uhlanen, durch einen Lanzenstich ins Herz, getödtet wurde. Mit Eichen- und Lorbeerblättern geschmückt, wurde Latour d'Auvergne auf dem Schlachtfelde beerdigt und auf der Stelle, wo der Tapferste der Tapfern fiel, erhob sich ein Monument, auf dessen rechter Seite man die Inschrift ließt: A la mémoire de Latour d'Auvergne, prémier grénadier de France, tué le 8 messidor an VIII de lère républicaine (27. Juni 1800.)

Und so lange Napoleons Scepter über Frankreich herrschte, wurde bei dem jedesmaligen Appel des Grenadier-Regiments, in dessen Reihen Latour d'Auvergne zum letzten Mal gekämpft hatte, der Gefallene gerufen, worauf der Flügelmann antwortete: „il est mort au champ de l'honneur, mais son coeur vit parmi nous!" . . . . . *)

Im Jahre 1793 wurde Latour d'Auvergne mit einem kleinen Detachement zur Rekognoszirung kommandirt. Plötzlich sah er zehn tausend Spanier vor sich stehen. Diese Zahl Feinde brachte aber weder ihn, noch seine tapfern Gefährten außer Fassung. Sie suchten einige Zeit den Feind durch ihre schlagfertige Ordnung und ein wohl unterhaltenes Feuer in Respekt zu erhalten. Nun war aber die Munizion zu Ende; Latour befahl das Feuer einzustellen. Dieser Befehl verleitete einige unruhige Köpfe, die nicht von seiner Compagnie waren, zu den damals gefährlichen Aeußerungen: „Latour ist ein Exadeliger, er will uns dem Feinde verrathen!" — „Soldaten," entgegnete hierauf der unerschrockene Anführer: „ihr kennt mich nicht erst von heute; ich bin euer Freund und Kamerad; hört nicht auf das Geschrei dieser Verblendeten, befolgt mit Vertrauen meine Befehle und ich werde euch Alle retten."

Indessen schlossen die Spanier aus dem ruhigeu Verhalten der Franzosen, daß sie sich wahrscheinlich auf Discretion ergeben wollten; in dieser Ueberzeugung nahten sie sich ohne Vorsicht.

Das hatte Latour gewollt. Er wartete, bis sie nahe genug waren, dann ließ er mit Blitzesschnelle seine kleinen Gewehre und seine mit Kartätschen geladenen Feldstücke auf sie abfeuern. Die Spanier, welche das nicht erwartet hatten, geriethen in Unordnung (en déroute), der kluge Latour benutzte dieß, um seinen kleinen Haufen zu retten; es gelang ihm glücklich, sich mit einigen Gefangenen aus der Affaire zu ziehen, ohne von den Seinigen einen Mann verloren zu haben.

Nach diesem glücklichen Ausgange verlangten seine Freunde, daß er die aufrührerischen Köpfe bestrafen lasse. „Ich kenne sie nicht," antwortete er, „an dieser Lection werden sie genug haben und ein ander Mal mehr Zutrauen und Gehorsam beweisen."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Sie war unter dem Namen: „la colonne infernale" bekannt. A. d. E.

*) Nach der Angabe eines meiner ältern Freunde, der selbst mit in der französ. Armee focht, befand sich das Herz des tapfern Grenadiers von Frankreich wirklich in einer silbernen Kapsel auf der Standarte des Regiments; auf der Kapsel saß der Adler; statt des „vit" habe der Flügelmann „est" gesagt. D. R.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Wie ich nach Hamburg zurückkehrte, fiel mir ein, wie viel Thorgeld sie wohl schon der Stadt eingebracht haben möchte; denn wer im Sommer nach halb zehn Uhr an die Thore kommt, muß einen Gulden, und, je nachdem er sich verspätet, bis drei Thaler bezahlen. Der Lohnbediente sprach mit großem Respect von dieser weisen Einrichtung, weil sie jährlich eine ungeheure Summe in die Casse brächte. Sehr glaublich, denn wer sollte in dem regen Hamburg sich nicht nach freier, frischer Luft sehnen, und wer kann, wenn er eben damit beschäftigt ist, sie einzuathmen, schon halb neun Uhr sich in Lauf setzen, um durch die weitern Umgebungen zeitig genug, in Schweiß gebadet, zur Stadt zu gelangen. Doch mag es immer ein Mittel sein, daß sich die Leute draußen in den feuchten Gärten nicht erkälten, oder mit ihrer ganzen Handthierung vor die Stadt ziehen. Gegen rauhe, feuchte Luft scheinen übrigens die Hamburger weniger empfindlich, denn wenn nur die Sonne schien, hieß es schon, es sei gutes Wetter, der Wind mochte noch so kalt wehen. —

Das Theater besuchte ich alle Abende, was ich auch ohne die gütige Einladung der Direction nicht würde unterlassen haben. Nicht genug konnte ich die lebendige Fertigkeit des zugleich characteristischen Spiels bewundern, die hier in den Lust- und Schauspielen herrscht, (worin vielleicht Schröder noch fortlebt) und die ich noch auf keinem Theater so täuschend und dem wirklichen Leben so ähnlich gefunden habe. Es war, als ob Jeder, frisch eingreifend, doch nur frei für sich nach augenblicklicher Eingebung spielte. Das Beiseitesprechen hörte man, wie es in der Wirklichkeit gedacht wird, als unwillkürliche Aeußerung, zu der die Pause des Andern nicht erst Erlaubniß zu geben braucht. So sprachen oft Zweie neben einander, ohne daß Einer überhört wurde. Und die Täuschung war um so vollkommener, da höchst selten Einflüsterung an Auswendiggelerntes erinnerte. Ich sah den besten Ton und die Einladungskarte, Maske für Maske mit Lebrüns humoristischem Spiel in der Rolle des Johann und mit der drolligen Naivität der Madame Devrient in der Rolle des Kammermädchens, darauf den Schicksalstag von Robert, der, voll Witz und Humor, doch zuletzt, wegen zu großer Willkürlichkeit in der Dichtung, mit Zischen verworfen wurde. Pochen bedeutet hier, wie in Wien, Beifall. In Titus hörte ich Dem. Heinefetter als Sextus, Mad. Cornet als Vitellia, Cornet als Titus mit vortrefflicher Stimme singen, doch so ganz ausgezeichnet, wie etwa früher die Milder, die Grünbaum und andere berühmte Sängerinnen, ist mir die nun nach Paris entwischte Heinefetter nicht vorgekommen. Weiter sah ich: Nehmt ein Beispiel dran mit der Heiterkeit der Mad. Devrient, den Spion mit der tragischen Lebhaftigkeit der Mad. Lenz, den Schwätzer mit der täuschendsten Rührigkeit von Forst gespielt, der deshalb schon im Zwischenacte hervorgerufen wurde; und die Wistparthie, worin der Director Schmidt nach seiner Rückkehr von Wien als Scarabäus zuerst wieder auftrat, mit Freuden bewillkommt und mit Beifall herausgerufen wurde. Fast täglich wurde Devrient als Liebhaber und Lenz in charakteristischem Spiel gern gesehen. — Was das Innere des Hauses betrifft, so verdient es allerdings als geräumig, heiter und prachtvoll viel Lob, aber weil es rund und sehr breit und hoch gebaut ist, hört man etwas schwer darin, und die Conversationsstücke büßen dadurch (wegen der oft zu großen Entfernung der Personen von einander, z. B. an zwei Tischen rechts und links, und wegen des erforderlichen sehr lauten Sprechens,) etwas von ihrer Natürlichkeit ein. Schon vor 11 Jahren habe ich die runde Bauart der neuern Theater an einem andern Orte in Betrachtung gezogen. Sie gewähren damit einen schönen Anblick. Das ist Alles. Weder zum Hören, noch zum Sehen sind sie zweckmäßig. Wenn die Alten rund bauten, war das ein Anderes: sie hatten im Freien ein ganzes Volk zu versammeln, und mußten den Schall sehr zu Rathe halten. Zum Glück fangen jetzt die Baumeister an, das Irrthümliche einer solchen Nachahmung einzusehen und hin und wieder läßt sich schon eine Stimme von Gewicht dagegen vernehmen.

Den 11. Juli verließ ich Hamburg, und zwar mit drei Pferden, weil der Kutscher zur Nothhülfe (Reserve) für ein Paar Thaler (die Pferde sind hier wohlfeil) ein drittes gekauft hatte. Der Polak fühlte sich dadurch gekränkt und schlug nach ihm, ließ sich aber nachher seinen Beistand recht gern gefallen. Meine Absicht war jetzt, das Meer zu sehen und da die Nordsee von Hamburg noch 18 Meilen entfernt ist, so begnügt man sich gewöhnlich mit der Ostsee und macht dazu einen Abstecher nach Lübeck und Travemünde, was ich denn that. Der Weg führte zunächst über Wandsbeck, was mich wegen der Linden vor den Häusern an Charlottenburg erinnerte. Ich hatte aber das ewige Einerlei des Marschlandes so satt, daß ich mich freute, als die Landschaft durch Hügel und Anhöhen wieder eine Physiognomie bekam. Dieß war denn schon bei Arensburg der Fall, wo ich Mittag machte. Die alte Burg im Wasser muß ein gutes Kupfer an die Wand geben. Auch die Hamburger mögen eine solche Abwechselung zu schätzen wissen, denn im Posthause, wo schon im Hausflur die feinen Gardinen ein heiteres Willkommen aussprachen, wurde eben zu einem Besuche auf morgen (einem Sonntag) der Saal aufgeputzt. — Als ich weiter fuhr, gingen die Worte des Hausknechts in Erfüllung, welcher sagte: ich bin nicht Hausknecht, sondern Brenner, denn der Thüringer auf dem Bocke achtete weder auf Wanderer noch auf Wegweiser, sondern jagte toll und blind in die Welt hinein, bis er sich richtig in einen Wald verirrt hatte, aus dem er nur mit Noth und Peitschenhieben den Weg nach Oldeslor ertrotzte.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im März 1831.

Unsere Verfassungen liegen mit den Gemüthern noch in einem Prozesse der Gährung; für die sämmtlichen Vaterlands-Angelegenheiten ist zur Zeit viel Aussicht, aber wenig Ansicht vorhanden, und dieses stete Schwanken zwischen Verläugnung alter Formen und dem Außenbleiben der neuern, führt theils zu Gleichgültigkeit, theils zu Mißmuth gegen Dinge, welche uns noch vor Kurzem so hochwichtig waren. Leider haben wir zu erwarten, daß der gewünschte Abschluß der zu treffenden Veränderungen noch nicht so schnell eintreten kann, da, dem allgemeinen Gerüchte zufolge, der von der Regierung den Landständen des Königreichs vorgelegte Entwurf der künftigen Landesverfassung ꝛc. von Letzteren schwerlich angenommen werden dürfte. Unbestreitbar ermangelt dieser Entwurf eines bestimmten Charakters, und nicht überall ist der richtige Standpunkt zwischen Fürst und Unterthan aufgefaßt. Doch ist durchgängig der edle Wille der beiden Landesregenten zu erkennen, welcher allenthalben sichtlich darauf hinstrebt, durch namhafte Opfer und freiwillige Einschränkung der eignen Bedürfnisse dem Lande Erleichterung zu verschaffen, eine Verbesserung, die, wenn die Zeitumstände oder sonstige Verhältnisse sie früher zugelassen hätten, dem Vaterlande bis jetzt vielleicht schon bedeutende Zinsen getragen haben könnte. Und so ist es billig, das neue Staatsgebäude mehr nach seinem Werden, als nach seinem dermaligen Bestande abzumessen, denn

„Langsam in dem Lauf' der Horen
Füget sich der Stein zum Stein:
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein."

Da es aber so Wenigen vergönnt ist, die Bedeutung der Zeit richtig zu erfassen, so ist es ein Jammer, welche schiefe Urtheile, welche heillose Politik, welch' irrsinnige Kannegießereien ein nicht unbedeutender Theil der hiesigen Einwohner im Munde umherträgt. Besonders erbaulich sind die politischen Hypothesen, welche der Scharfsinn unserer Kaffeehaus-Weltweisen aus den gewagtesten Schlüssen aufbaut. Bald soll der König förmlich abdanken, bald wird Sachsen an Preußen oder Oesterreich übergehen, bald wird ganz Deutschland, mithin auch Sachsen, unter einen Hut kommen, kurz die Träume unserer Poeten sind Spaß gegen die unserer Kneipen-Diplomaten. Bemerkenswerth bleibt es, daß, in dem ganzen obenerwähnten Entwurfe, der hiesigen Juden nicht mit einem Worte gedacht ist. Diese Nation, welche ohnehin im Königreiche Sachsen mehr Beschränkungen erleidet, als in irgend einem andern Staate und von jeher, in neuerer Zeit besonders rücksichtlich des Comunalgardendienstes, gleiche Beschwerden mit uns trug, hätte doch wohl Ansprüche, daß auch ihrer Rechte in einem das Ganze des Vaterlands vor Augen habenden Verfassungsentwurfe gedacht würde, zumal da sie bereits wiederholte Schritte gethan hat, um zu einer bessern, minder abgesonderten Stellung zu gelangen. Mehrfache Einrichtungen, welche die hiesigen Juden zur Veredlung ihres bisher theils aus Gründen, theils mit Unrecht verschrieenen Stammes unter sich selbst getroffen haben, sind von oben herein zwar belobt, aber nicht wesentlich unterstützt worden. Zu dergleichen Einrichtungen gehört der hier bestehende Mendelssohn-Verein, dessen Zweck dahin geht, armen jüdischen Kindern zu Erlernung einer Kunst, Brodwissenschaft oder eines Handwerks die nöthige Unterstützung zu verleihen; er besteht aus den achtbarsten israelitischen Häusern, und in neuerer Zeit sind auch bedeutende Männer, christlichen Glaubens — unter ihnen der Minister von Lindenau, der Freiherr von Teubern — diesem wohlthätigen und zweckdienlichen Vereine beigetreten.

Außerdem bot Dresden jetzt, namentlich in geistiger Hinsicht, einen kriegerischen Anblick. — Die hiesigen Schlossergesellen, welche sich in irgend einer Hinsicht bevortheilt und beeinträchtigt glaubten, rottirten sich zu verschiedenen Tageszeiten zusammen, brüllten und spektakelten durch die Straßen, ließen es jedoch dabei bewenden. Wie man hört, hat man ihre nicht unbilligen Forderungen erfüllt, und auf diese Weise sind sie schnell wieder zum Frieden und zur Ruhe zurückgekehrt. Gleichwohl hatten diese Tumulte nur Unruhe in die Gemüther gebracht, welche die Verzagtheit, zum Theil wohl auch die Neckerei zu vergrößern strebte. Der neuerweckte Geist der Furcht drang bis in die geweihten Mauern des Schlosses, dessen Zugänge demzufolge in jeder Nacht von dem wachthabenden Leibgardeoffiziere verrammelt werden wußten, ein Verfahren, welches den Spottvögeln eine reiche Ausbeute gewährte und sogar zu Bildchen Veranlassung gab. —

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Auch in unserer Zeit ist in Spanien die sonderbare Ceremonie noch gebräuchlich, daß, wenn die Königin zum ersten Male sich schwanger befindet, man die große Glocke des Pallastes läutet, das Volk dann in Menge herzueilt, der König und die Kögin auf dem Balkone erscheinen und überlaut bekannt machen, daß die Königin schwanger sei. Hierauf setzt sich die Königin in den Wagen, um sich zu U. L. F. von Atocha zu begeben; alle Granden umringen zu Fuße den Wagen, um Gott mit zu danken.

Die liebe Frau, oder vielmehr das Bild, das sie vorstellen soll, ist von Holz; es weint alle Jahre am Tage seines Festes und das Volk weint mit. — — Gedankenstriche! — K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 94. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 21. April. 1831.

Die Braut des Venetianers. *)

Golden ging die Sonne hinter Friaul's dunkelblauen Bergen unter, und längere Schatten warf das hehre Venedig über die gekräuselten Wellen des adriatischen Meeres, als zwei Senatoren, lustwandelnd auf einem der Murazzi, — oder äußeren Terassen, welche Menschenfleiß dem furchtbaren Elemente abgerungen und gegen dasselbe gesichert hatte, — an dem purpurrothen Streif des Horizontes eine stattliche Galeere erblickten, welche in geflügeltem Laufe der Stadt zueilte.

„Es scheint ein Schiff der Republik zu sein," sagte einer der beiden Herren, „woher mag es wohl kommen?"

„Warum nicht von Konstantinopel?" erwiederte sein Gefährte; „es ist Zeit, daß irgend wer von der Eroberungsexpedition zu dem „geflügelten Löwen" zurückkehre."

„Sanct Markus gebe, daß es so sei, wie Ihr sagt! — Doch seht, das Schiff segelt pfeilschnell einher, und bald wird es hier sein, um für sich selbst Rede zu stehen."

Die Senatoren, Beide schon bejahrt, aber noch immer jener glühenden Vaterlandsliebe voll, welche Venedigs niedrige Inseln zu einer so beispiellosen Herrlichkeit erhoben hat, lehnten sich an die Mauereinfassung des Murazzo, und folgten mit leuchtenden Augen dem Laufe des Schiffes, das mit jeder Minute an Größe zunahm. Alle Ruder arbeiteten kräftig; nun aber war die Sonne völlig untergegangen, und ein Abendwind, ein vento di terra, von den hohen Gebirgen Dalmatiens her, schwellte das Meer zu höheren Wogen an. Die bereits aufgespannten Segel wurden schnell gewendet, um den günstigen Wind aufzufangen, noch mehr Segel wurden aufgezogen, bis das Schiff zu ihnen in demselben Verhältnisse stand, wie der Körper des Seevogels zu seinen weit ausgespannten, fleckenlosen, weißen Fittigen. Auch konnte der Flug der Möve oder Seegans kaum schneller und in mehr gerader Richtung sein, als der Lauf der venetianischen Galeere. Sie durchfurchte die dunklen Wogen wie „ein lebendig Wesen," weißer Schaum und phosphorisches Leuchten umkreiste den ungestüm vordringenden Bug. Als sie näher kam, bestrahlte der letzte Schimmer des Tages das stolze Banner der Republik auf dem hohen Schiffshintertheile.

„Mein Theobald, mein Sohn, mein einziger Sohn, fiel als ein Opfer des flüssigen, unauslöschlichen Feuers der Griechen, bei der ersten Belagerung ihrer ketzerischen Hauptstadt: aber es giebt in Venedig mehr Väter als mich, Mütter, die ihre Kinder lieben, Frauen, die ihre abwesenden Gatten anbeten, und gewiß ist heute vielen von ihnen große Freude bereitet. Die Galeere ist der „Corriere" des großen Dandolo, das schnellste Schiff unserer Flotten, und kommt als Bote des Glückes für Tausende."

Der Senator, welcher so sprach, hatte mit einem Tone voll Schmerz und Trauer begonnen, aber als er fortfuhr, ward seine Stimme kräftiger, sein Auge leuchtete, und er verlor im Glücke Anderer, im Gefühle des Ruhmes seiner Vaterstadt, das Andenken an sein eigenes, unersetzbares Unglück.

„Es lebe Sanct Markus! Es lebe die heilige Kirche! Es lebe die Republik Venedig, welche die Schlüssel des heiligen Petrus innerhalb der gepriesenen Thore von Constantinopel aufgehangen hat!" rief der andere Senator aus.

„Es lebe Sanct Markus und die Republik!" stimmte der kinderlose Greis ein.

*) Wir halten diese Erzählung für die beste in dem englischen Taschenbuche „Friendship's Offering" für 1831. Verfasser ist Charles Mac Farlane, Uebersetzer Johann Sporschil. — Wir werden gleichfalls aus den Taschenbüchern „the Winter's Wreath," „the Gem" und „the Iris" für 1831 das Gelungenste in unserem Blatte bringen. Im Ganzen zeichnen sich nur wenige der Erzählungen in den englischen Taschenbüchern für 1831 im hohen Grade aus, keine einzige kann sich mit Tieks Novelle „der griechische Kaiser" messen. D. R.

Ihre alterschwachen Stimmen waren kaum verklungen, als ein lautes, anhaltendes Geschrei, ein Geschrei der Freude und des Triumphes vom Verdeck und Takelwerk der Galeere sich erhob, und trotz der Entfernung, trotz des Gedrülls der Wogen, welche sich schäumend zu den Füßen der beiden Senatoren brachen, bis an das Ufer drang. Alsbald ward dieses geistaufregende Geschrei durch ein anderes beantwortet, welches, so lange es dauerte, Wind und Wellen überdröhnte; die Senatoren wandten sich um, und sahen am Rande der anderen Terassen und auf den Inseln, wo sich die besten Beobachtungspunkte befanden, die Bevölkerung von Venedig, so wie sie selbst, der zurückkehrenden Galeere entgegen blicken. Zahllose Barken gleiteten aus den Kanälen und tanzten in phantastischen Gruppen über die schwellende See, um dem Schiffe zuzurudern; Patriotismus oder persönliches Interesse ließen Viele die wenigen Minuten nicht abwarten, bis es innerhalb Venedig vor Anker liegen würde.

Als das Schiff mit dem Winde, der frisch durch dessen Segel bließ, herankam, erhoben sich vor demselben urplötzlich tausend blaue Flämmchen hoch in das Firmament empor, wo der wachsende Mond „einen einzelnen Stern zur Seite" diesen Freudebezeigungen zuzulächeln, und die Wanderer in der Heimath willkommen zu heißen schien. Die dröhnenden Kanonen, die des Himmels Donner nachahmen, waren damals noch nicht bekannt; aber die tausend und tausend Stimmen, welche von den Murazzi, vom Schiffe, von den Booten laut wurden, mochten dem rimbombo der Artillerie wohl gleich kommen, und sagten unendlich mehr, denn zahllose Menschen donnerten den wohl vernehmlichen, patriotischen Ruf: „Viva San Marco e la citta di Venezia."

Für einen Augenblick herrschte Schweigen. Die Galeere, von den Barken umrungen, bog um eine der kleinen Inseln, und als sie um dieselbe herum gekommen war, erblickte die Schiffsmannschaft auch Venedigs kleinere Häuser mit den hellen, heimisch trauten Lichtern, die aus den Gitterfenstern hervorstrahlten. Grenzenlos war das Entzücken der fernher Kommenden, grenzenlos ihr Jubel, denn was kann die Freude des Wiedersehens der Heimath mehr erhöhen, als ein Blick auf sie von des Oceans schäumendem Gewoge!

Die beiden Senatoren verließen ihren Standpunkt, und begaben sich eiligen Schrittes nach dem Quai, wo sie viele ihrer Amtsgenossen und die vornehmsten Bürger bereits versammelt fanden, ängstlich des Augenblickes harrend, in welchem sie mit dem tapferen Befehlshaber des Corriere würden sprechen können. Bald befand sich das willkommene Schiff mit dem Vordertheile wenige Ellen vom Ufer, und alsbald lag es nach schneller Wendung mit der breiten Seite hart am Rande des Quais. Noch ein Triumphgeschrei, und der Capitain sprang an das Ufer und verneigte sich vor den Senatoren und Bürgern von Venedig.

„Willkommen Zanuti!" rief der Vorderste der Versammlung, „Willkommen als Bestätiger guter Nachrichten, aber doppelt willkommen, als ein Held, der seine Vaterstadt durch kühne Waffenthaten vor Konstantinopels Mauern geehrt hat."

Tiefer verneigte sich der Capitain. „So hat," fragte er bescheiden, „Zani's Scampavia die Depeschen unseres Herrn des Dogen an den Senat von Venedig glücklich überbracht?"

„So ist es," erwiederte der Senator, „und wir wissen seit geraumer Zeit, daß der geflügelte Löwe zum zweiten Male auf den Mauern der Hauptstadt des Orientes flattert."

„Und er möge lange auf denselben flattern!" rief Zanuti aus, „und die Söhne Venedigs mögen den Löwen, die Standarte Sanct Markus und Venedig's, auf mancher eben so schönen Eroberung aufpflanzen."

(Fortsetzung folgt.)

Graf Vittorio Alfieri.

(Fortsetzung.)

Alfieri erfüllte den Wunsch seines Freundes; unter dieser Erzählung und unter den traulichen Mittheilungen über seine Liebe, seinen Entschluß, die Verstoßene zu ehelichen, und Plänen für die Zukunft brach der Morgen an. Erst dann verließ Alfieri den Marchese und kehrte in seine Wohnung zurück, wo er bald, nach so vielen erschütternden Scenen, wo alle Leidenschaften aufgeregt worden, in einen tiefen Schlummer versiel.

Nach einem mehrstündigen Schlafe erwachte Alfieri ziemlich gestärkt. Die Verletzung an der Schulter schmerzte ihn aber heftiger, die Wunde am Arme hingegen nur noch wenig. Er ließ sich auf's Neue verbinden, kleidete sich dann an und sein erster Gang war zu seiner Geliebten.

Er fand dort ihren Vater, den er schon früher kannte, und er besorgte, daß dieser ihn mit sehr gerechten Vorwürfen überhäufen würde. Diese Besorgniß war jedoch ungegründet; dahingegen schien eine finstere Wolke der Schwermuth die Stirne der Tochter zu umhüllen. Sie zerfloß in Thränen und beantwortete Alfieri's theilnehmende Fragen nur mit Seufzern und Klagen über ihr Mißgeschick. Der Vater suchte sie zu trösten und sagte zu ihr:

„Du hast allerdings Ursache, Dich zu betrüben, denn Du hast Dich eines Fehltritts und einer Verirrung schuldig gemacht, die sich vor dem Richterstuhle der strengen Moral nicht rechtfertigen läßt. Ich selbst kann und werde dieß niemals, aber das Vaterherz entschuldigt Dich; Du gabst Deine Hand an Deinen Gatten nicht aus wahrer Zuneigung, sondern nur um seinen und den Wünschen Deiner Familie zu genügen. Niemand ist ganz Herr seiner Gefühle und wer selbst ihre unwider-

stehliche Gewalt empfunden hat, wird Dich mit Nachsicht beurtheilen. Beruhige Dich, liebe Tochter! Du kannst Dich in Deiner peinlichen Lage, in die Dich Deine Leidenschaft und Dein Leichtsinn gestürzt haben, noch sehr glücklich preisen; in einer zweiten Ehe mit einem würdigen Manne verbunden, den Du liebst, wird Dir erst ein Glück zu Theil werden, das Dir Dein erster Gatte nicht gewähren konnte."

Er schloß die noch immer tief gebeugte Tochter zärtlich in seine Arme und ließ sie dann mit Alfieri allein.

Dieser bestätigte die Versicherung des Vaters, daß er sich, nach erfolgter Ehescheidung und der gesetzlichen Frist, mit ihr ehelich verbinden und gewiß Alles aufbieten werde, ihr das Leben so angenehm zu machen, als es nur in seinen Kräften stehe.

„Ach!" seufzte sie, „ich hege keinen Zweifel gegen Deine Versicherungen, Vittorio! und ich liebe Dich unaussprechlich. Wenn ich nur immer mit Dir leben kann so werd' ich alle Schmach, die ich mir nur durch meine unwiderstehliche Liebe zu Dir in meinem Vaterlande zugezogen habe, leicht verschmerzen. Aber, was Du mir auch immer geloben und schwören magst, ich weiß es gewiß, Du nimmst mich nie zu Deinem Weibe."

„Welch' ein wahnsinniger Argwohn!" rief Alfieri aus, „Hast Du Beweise meiner Wortbrüchigkeit? — Hab' ich nicht Alles, Leib und Leben für Dich gewagt? — Hab' ich Dir nicht hundert Mal versichert, wie ich keinen höhern Wunsch in dieser Welt kenne, als Dich ganz mein zu nennen, und nun — da ich diesen Wunsch erfüllt sehen kann, sollt ich die Gelegenheit dazu thöricht unbenutzt lassen? — Ich bitte, ich beschwöre Dich, entsag' einer grundlosen Besorgniß, die Dich martert und mein Herz auf das Empfindlichste verwundet.

Alfieri bot alle seine Beredsamkeit auf, die Lady von dem Ungrunde ihrer Behauptung zu überzeugen, aber vergebens; sie wiederholte unaufhörlich unter Seufzern und Thränen, daß er sein Versprechen, an dessen Aufrichtigkeit sie nicht zweifele, doch nie erfüllen werde und könne.

Alfieri verließ die Verstoßene in dieser unerklärbaren, ihm selbst höchst peinlichen Stimmung. Er hoffte, daß solche vorübergehend sein würde und besuchte die Lady täglich, aber er fand sie eben so niedergebeugt, trostlos und er vernahm immer die Worte aus ihrem Munde: Du magst sagen, was Du willst, ich kann doch nie die Deine werden. Dieser Gram und diese Besorgnisse verbitterten ihm die Freude, seine Geliebte jetzt täglich früh bis spät ungehindert zu sehen, und oft wünschte er das frühere gefahrvolle, verstohlene Verhältniß sich wieder zurück.

Lord S . . . hatte mittlerweile sogleich den für jeden Ehr- und Schaamliebenden höchst empörenden Ehescheidungsprozeß eingeleitet und mit allem Eifer eines tief gekränkten Gatten betrieben.

So waren drei Tage von Mittwoch bis zum Freitag verstrichen, und am Freitag Abend drang Alfieri, um sich Licht über das entsetzliche Räthsel ihrer Aeußerungen, ihrer Schwermuth und ihres Mißtrauens gegen ihn zu verschaffen, auf das Ungestümste in sie, sich offen gegen ihn zu erklären.

Die Lady stammelte endlich nach einer peinlichen, durch Seufzer und Schluchzen oft unterbrochenen Einleitung, und das sonst vertrauliche Du unterdrückend:

„Ich fühl' es nur zu lebendig, theurer Graf! daß ich Ihrer auf keine Weise würdig bin, und daß Sie mich nie ehelichen dürfen noch können — noch werden. — Ach! — schon früher — ehe ich Sie geliebt — schenkt' ich meine Liebe einem Andern."

Und wem? unterbrach sie Alfieri mit Heftigkeit.

„Einem — ach! einem Jokei in meines Mannes Diensten."

Und wann? O Gott! ich vergehe! — Grausame, warum mir ein solches Geständniß! — Sie hätten besser gethan, mich zu ermorden!

Er wollte sie auf der Stelle verlassen. Sie hielt ihn aber zurück.

„Lassen Sie mir wenigstens die Beruhigung," rief Sie aus, „daß ich an Ihnen keinen Verrath zu üben im Stande gewesen bin. Hab' ich auch durch mein aufrichtiges Geständniß Ihre Achtung verloren, so werden Sie mir doch, bei der Erinnerung an Ihre Liebe, mir Unglücklichen Ihr Mitleid nicht versagen."

(Beschluß folgt.)

Gelöster Zweifel.

A.

Dieß ist der witz'ge S.? — Du wirst vergeben —
Du scherzest wohl; ich glaub' es nicht.
Welch ein verdrießliches Gesicht,
Ihm alle Nerven krampfhaft beben,
Er sieht sich immer schüchtern um,
Und bleibet, finster grübelnd, stumm.

B.

Den Zweifel, Freund, kann ich Dir heben,
Die Wahrheit hab' ich Dir gesagt,
Der arme Mensch ist sehr geplagt,
Nach Witz er unaufhörlich jagt,
Denn leider! muß er davon leben.

Jokosus Fatalis.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im März 1831.

(Fortsetzung.)

Selbst unter die Diener Gottes, die Männer des Friedens ist der Geist des Krieges gefahren, die protestantischen und katholischen Geistlichen streiten sich nämlich jetzt darüber, ob letztere Kirche zu viel Aufwand erheische und ob derselbe nicht durch mögliche Einschränkung um ein Bedeutendes zu reduciren sei. Der gefeierte Canzelredner Girardet, Pastor der hiesigen evangelisch-reformirten Gemeinde, hat in der Hilscherschen Buchhandlung „Gewissensfragen an und über die katholische Geistlichkeit Dresdens" erscheinen lassen, worin er zu Abstellung überflüssiger Kirchenkosten mehrere Vorschläge thut und unter andern folgende Fragen aufstellt: „kann z. B. der Bischof nicht zugleich die Stelle eines Sonntagshofpredigers bekleiden und eben so gut, wie unser protestantischer Oberhofprediger bei allen seinen übrigen Berufsgeschäften noch alle Sonntage die Canzel besteigt, sich öffentlich vor dem Hofe und seiner Gemeinde hören lassen? Fähig muß er doch dazu sein, da er sonst wahrscheinlich nicht sein würde, was er ist; und unter seiner Würde wird er die Predigt des göttlichen Wortes hoffentlich doch auch nicht halten, da Christus und seine Apostel selbst es verkündigten, und doch wohl noch etwas höher, wenn auch nicht ganz so gut sich standen, wie ein Bischof in partibus." — Die Worte wären, meines Bedünkens, sehr gut und bündig, nur wünschte ich nicht gerade aus dem Munde eines Geistlichen sie gehört zu haben, für den sie doch etwas zu spitz klingen und zu sichtlich zu verwunden streben. Anwendung verdienen diese Fragen in jedem Falle.

Die Communalgarde hat seit ihrem Entstehen ihren Charakter wesentlich verändert; die gegenwärtig ihr fehlende Gelegenheit, eigentlich wirksam aufzutreten, scheint ihr allmälig Zweifel über ihre eigne Bestimmung einzuflößen. Wirklich läßt sich jetzt auch nicht recht absehen, ob der ursprüngliche Zweck dieser Garde auch in Wirksamkeit gebracht werde und ob sie den an sie zu machenden und von ihr zugegebenen allgemeinen Ansprüchen allenthalben entspreche. Die meisten Besorgnisse erregt der einer Communalgarde so unentsprechende rein aristokratische Charakter, den besonders einige namhafte Compagnieen derselben unverkennbar an sich tragen und der seinen Hauptgrund in der Schwängerung dieser Abtheilungen mit zahlreichen königlichen Beamten haben mag, welche dem individuellen Interesse des Hofes natürlich weit mehr angehören, als dem allgemeinen vaterländischen. Die erneute Wahl der Zugführer und Rottmeister, wobei fast ausschließlich die früheren wieder gewählt wurden, obschon man nicht durchgängig mit ihnen zufrieden gewesen war, gab leider sichere Bürgschaft für den unter der Communalgarde bereits eingerissenen Cliquengeist und für geheime Stimmen-Erpressung. Zwei dieser neugewählten alten Zugführer werden, in Folge ungebührlichen Zwistes, vor ein Ehrengericht gestellt werden und muthmaßlich ihre Führerposten verlieren.

Der „Dresdner Anzeiger" ist in neuerer Zeit zu einem wahren Schlachtfelde umgestaltet worden, allwo die widersprechendsten Meinungen oft mit verletzender Bitterkeit einander in die Haare fallen. Die langerwartete Abschaffung des Mahlzwanges, welche einigen Einwohnern zu lange ausbleiben mochte, veranlaßte in dem genannten Blatte heftige Rügen, welche selbst die Häupter der Landesregierung nicht verschonte und, wie jedes überraschend kühne Wort, bald darauf von servilen Gemüthern bekläfft wurde. Das wegen Aufnahme der Mitglieder unserer aufgelösten Nationalgarde zum nunmehrigen Communalgardendienste niedergesetzte Ehrengericht ward — aus haltbaren Gründen — von einem dabei betheiligten Herrn Carl Christian Tittmann nicht als competent anerkannt. Er fand sich bewogen, diese seine Gründe der Nichtanerkennung durch den „Anzeiger" öffentlich bekannt zu machen und als der Vorsitzer jenes Ehrengerichtes, Herr General von Gablenz, ihn ebendaselbst in ziemlich heftigen Ausdrücken zum Schweigen zu bringen suchte, entgegnete Herr Tittmann in einem ihm Ehre machenden ruhigen, aber rechtskräftigen Tone, wodurch er die Behauptung seines einflußreichen Opponenten siegreich widerlegte. Für die in dem Aufsatze des Herrn von Gablenz enthaltenen Persönlichkeiten soll derselbe von Herrn Tittmann gerichtlich belangt worden sein.

Unter diesen kriegerischen Umständen machte ein in Nr. 51. der trefflichen Sachsenzeitung mitgetheiltes Gedicht: Politisches Gespräch der Dresdener Communalgardisten," hier ungeheures Aufsehen, nachdem es in Leipzig schon drei Auflagen erlebt haben soll. Freilich trug es fast durchgängig den Character des Ultra-Liberalismus, doch lag in dem Ganzen eine so richtige, volksthümliche Satyre, eine so treffende Persiflage einiger vielbeschrieenen Landesangelegenheiten, daß es seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Zufällig hatten die hiesigen Stadtdiener bei früher Zeit Wind von dem Gedichte bekommen, daher spürten sie demselben in allen Restaurationen und öffentlichen Orten nach und nahmen es ohne Weiteres weg. Daß ein solcher Vorfall der Sachsenzeitung wieder einige Abonnenten mehr verschafft und diese sich deshalb einzig bei den Stadtdienern zu bedanken hat, liegt am Tage.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 95. (II. Jahrg.) Freitag, den 22. April. 1831.

Ueber den journalistischen Unfug unserer Zeit,

mit besondrer Rücksicht auf Nord-Deutschland, namentlich auf Leipzig.

Dieser Unfug, der recht eigentliche Krebsschaden unserer heutigen politischen wie belletristischen Literatur, hat gegenwärtig in Deutschland an Umfang, Frechheit und Schädlichkeit für die intellektuelle und selbst moralische Volksbildung, einen solchen Grad erreicht, daß es fürwahr längst Noth gethan hat, endlich einmal ein freies und kraftvolles Wort darüber öffentlich auszusprechen. Steuern können diesem Geist und Sitten verderbenden Uebel freilich nur die Regierungen, durch die schärfsten Mittel der Censur und Policei. Denn Krebsschäden, und zumal solche, die bereits dergestalt um sich gefressen haben, wie dieser, sind nicht mit Rosen-, sondern nur mit Scheidewasser, oder Ausschneiden und Ausbrennen, zu heilen. Man könnte nun zwar gegen die Behauptung von einer so großen Schädlichkeit schlechter Zeitschriften einwenden, daß sie dazu doch gar zu ephemere Produkte seien, und wirklich sind sie dieß Letztere auch, und zwar in der Maaße, daß ein Heute erschienenes Blatt von denen, die es Heute gelesen haben, Morgen schon wieder vergessen ist. Aber leider erscheinen nur eben mit jedem Morgen immer wieder welche, und noch dazu in immer ungeheuerer Anzahl, so daß man schon fast einen Tag dazu bedürfte, wenn man mit dem Lesen aller nur in unserm Leipzig allein, täglich erscheinenden Blätter fertig werden wollte. Die Zeit verschlingt also freilich die Zeitschriften, aber (wie bereits, unlängst erst, in Nro. 18. des Janus bemerkt wurde) die Zeitschriften verschlingen auch wieder die Zeit; ihrer Leser nämlich, die dadurch, und durch die noch hinzukommende Lectüre des ebenfalls täglich unermeßlicher werdenden Wustes von schlechten Romanen, Erzählungen u. s. w., von dem, für die wahre Bildung des Geistes und Herzens so unerschöpflich fruchtbaren, Genuß und Studium unsrer vaterländischen, und überhaupt aller, ältern wie neuern Klassiker, völlig abgezogen werden. Und welche schaale, geist- und geschmacklose Unterhaltung bringen dagegen, weil die meisten dieser zahllosen und sich noch stets wie die Blattläuse vermehrenden sogenannten Unterhaltungsblätter, welche eigentlich diesen Namen größtentheils nur davon führen, daß sie zum Unterhalt ihrer Herausgeber oder vielmehr, in spe, Einnehmer, zusammengeschmiert werden! Wie muß es in den Köpfen solcher Leser aussehen, die statt Homer's, Virgil's, Tasso's, Dante's, Cervante's, Voltaire's, Rousseau's, Shakspeare's, Klopstock's, Wieland's, Goethe's, Schiller's, Thümmel's, Herder's, Lichtenberg's, Jean Paul's, Schlegel's, Tieck's Werke u. s. w. zu studiren; sich blos mit der Lectüre Saphir'scher, Gleich'scher, Oettinger'scher, Herloßohn'scher u. a. dergl. Blätter und opera, beschäftigen; „immerfort" wie Goethe in seinem Faust sagt, „an diesem schaalen Zeuge kleben, in ihm nach Schätzen suchen und froh sind, wenn sie — Regenwürmer finden!" — Wie sehr diese heillose Blätter-Schreiberei und Leserei unsre jungen Schriftsteller verdirbt, die ihren Geist blos von dem Schofel dieser blättergebackenen Literatur nähren, und ihren eignen Blätterteig wieder auf eben diese Blätter, die ihnen der offenen Plätze zur Verrichtung ihrer schreibseligen Nothdurft, so viele darbieten, „durch die Finger" wie Lichtenberg gesagt hat, „laxiren; das liegt längst ad nauseam usque am Tage!" Und wie schmählich hat uns dieses Blätterunwesen um alle die herrlichen Wirkungen gebracht, die sich von den Werken jener großen Dichter und Kunstrichter für die Fortbildung unsrer vaterländischen Literatur und des gesammten Geisteslebens der Nation, so erfreulichst hoffen ließen! Wodurch hauptsächlich ist unsre Literatur in neuerer Zeit zu einem solchen Augiasstall geworden, den selbst ein Herkules zu reinigen nicht mehr im Stande sein würde? Wodurch haben selbst die, noch wenigen, gediegensten unsrer kritischen Journale allen Einfluß auf die Fortbildung der Wissenschaft und Kunst in Deutschland verloren? Wodurch ist unsre Lesewelt und unser Theaterpubli-

kum so um alle Urtheils-, Unterscheidungs- und Vergleichungskraft gekommen, und in einen so tiefen Verfall des Geschmacks an Poesie und Kunst gerathen, daß es Schriften und Recensionen der Stümper höher achtet als die der Meister; gehaltvolle Journale, wie z. B. den Hermes, wieder eingehen läßt, Sudelblätter: wie z. B. Komet, Abendzeitung, Mitternachtsblatt, Originalien, Hebe, dagegen unterstützen, und im Theater sich bei Shakspear'schen und Schiller'schen Tragödien langweilt und an Hell'schen und Holtei'schen Miserabilitäten erbaut? Wodurch endlich hat überhaupt die ächte Kritik jetzt so ganz ihr Ansehen und ihre Macht verloren, daß selbst der elendeste Pfuscher ihre Autorität verspottet, ihre sonst so obligate Stimme von dem Geplärr der Legion unwissender und geistloser Skribler, die in diesen zahllosen Blättern durch einander raisonniren, völlig übertäuben lassen, und wirkungslos zusehen muß, wie selbst die trefflichsten neuesten Werke ungeschätzt, ja ungelesen, in dieser unermeßlichen Sündfluth des literarischen Schofels untergehen! Wodurch ist dieses, unsre Literatur wie geistige und sittliche Volksbildung barbarisirende Uebel herbeigeführt worden, als durch diesen, immer gränzenloser werdenden, journalistischen Unfug! der Hauptgrund dieses Unheils liegt in dem Umstand, daß jeder Friedrich und Karl, Hinz und Kunz in Deutschland, der nicht nur nicht studirt, sondern sich nicht einmal Studirens halber auf einer Universität aufgehalten hat; weggelaufene Stückknechte und Principale ambulanter Winkelbühnen, jüdische Schneiderjungen, bankerottirte Kaufleute u. s. w. sich zu Redacteurs von Zeitschriften aufwerfen dürfen, die sie natürlich nicht aus wissenschaftlichem Sinn, sondern lediglich aus Hunger unternehmen, und, um keine Honorare zahlen zu dürfen, allen Quark darin abdrucken lassen, den die, sich gern gedruckt sehenden, Hinze und Kunze ihnen gratis zu diesem Behuf einsenden. Die jetzigen politischen Zeitverhältnisse benutzen sie, (ebenfalls nur um ihren Hunger, durch erklecklichen Absatz ihrer Zeitwische zu stillen,) um sich bei den Schwachen im Lande, als „Männer des Volks" und „Freisinnige Schriftsteller" beliebt machen zu wollen. Aber der Pöbel, der ruhigen Bürgern die Fenster und Thüren ihrer Häuser einschlägt, ist auch freisinnig; und zu dem bloßen, ewigen Schreien nach Preßfreiheit, Constitution u. s. w. sind freilich keine wissenschaftlichen Kenntnisse, kein Geist, kein Talent und keine Urtheilskraft nöthig; wie schon Schiller in seinen Xenien sagte:

„Daß Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen!
Doch Ihr Schreier, verhelft uns zu Verfassungen nicht!"

Auch in unserm Leipzig nimmt dieser Unfug immer mehr überhand. Man sehe nur die Uebersicht der hiesigen jetzigen Zeitschriften im Janus und die nur zu wohl verdiente Rüge in Nr. 86. der Sachsenzeitung der nichtswürdigen Schmähungen gegen unsre Herrn Communrepräsentanten im Eremiten, u. s. w.; das beste Mittel, diesem Unheil endlich Einhalt zu thun, wäre unstreitig, wenn die Regierungen alle Zeitschriften untersagten, die von dergleichen untauglichen Subjecten redigirt werden. Mehr darüber in einer Schrift: „Ueber das heutige literarische Gesindel in Deutschland."

„Belial und Astarte, oder: die Liebe der Teufel." Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Höllen-Originale des diabolischen Gelehrten, Kathbi Rimmone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork. Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

(Fortsetzung.)

Nachrichten über das „infernalische Hoftheater" und das dortige Treiben füllen die ersten Capitel; es gibt hier Sängerinnen und Capellen — freilich trägt Alles die in's Schwarze schillernde Färbung der Hölle — Enthusiasmusanfälle des verdammten Publikums, verlegene Directoren, chicanirende Bühnenschönheiten, Theaterkabalen, Recensenten, Malicen, Alles wie droben auf unserer guten Erde; der Verfasser hat, unseres Bedünkens, damit ein glückliches Spiel der Ironie bezweckt, daß er just die Kleinlichkeiten, das hohle Geschrei des niedern und höhern Erdenlebens bis in die entlegenen, fabelhaften Grotten der Hölle hinüberkreischen läßt. Es ist auf Erden eine merkwürdige Erscheinung, daß die Leute ihren besten Witz am liebsten in Flüchen und Malicen ausströmen. In der Hölle scheint dieselbe Sitte zu herrschen, so wünscht man, wie Herr Nork uns lehrt, dort z. B. einen fatalen Gegenstand „zu allen Menschen", was gleichbedeutend mit unserm: „zu allen Teufeln" ist. Gleich eigenthümlich sind die Notizen über den Münzfuß der Hölle; der Verfasser berichtet uns (S. 32), daß die Advokaten-Seelen eine größere Münzsorte sind als die Wucherer-Seelen, „welche nur als Scheidemünzen gebraucht werden, und deren hundert Stück erst den vollen Werth einer Advokatenseele betragen, von welchen wieder fünf und siebenzig auf eine Ministerseele gerechnet werden." Nach den neuern wesentlichen Staatsveränderungen würde dieser Münzfuß vielleicht auch auf Erden eingeführt werden können. — Die Beschreibung des Doctor Blüthenstaub und des Lieutenants v. Ringen (S. 51), welche eine Art von Charakter-Parallele bildet, ist mit vieler Laune und mit einer nicht geringen Beimischung wirklichen Witzes durchgeführt. Bedauern müssen wir, daß dem Verfasser die kleine Unart anklebt, fast von allen Dingen immer auf Literatur und Journalistik zurückzukommen; wie geistreich auch oft seine Zergliederungen dieser Gegenstände sind, wie ergötzlich auch sein scharfer Witz Lügenbilder des Vorurtheils, Jammergestalten oder zu übertrieben herausgeputzte Paradefiguren der gegenwärtigen Literatur peitscht und umherkreiselt, so erlaubt er sich doch zuweilen arge Sprünge, um auf dieses Lieblingsthema zurückzukommen, und entzieht dadurch

dem Buche hin und wieder namentlich den Reiz der Mannichfaltigkeit, die just recht toll und bunt um die beiden Teufelsgestalten fluten sollte. Die historisch-romantische Manier, wie sie unter den Händen einzelner Scottianer allmälig verkränkelte und verphilistrirte, wird S. 61 treffend charakterisirt. Die „Lobrede auf den Spiegel" (S. 79) stellen wir bedeutend höher, als die „Schutzrede für den Carneval" (S. 71); in der erstern ist wirklich eine Fülle kecker, oft an's Gemüthlich-Frivole streifender Lebenslust bemerkbar, besonders in der Vergleichung der Stutzer und Schriftsteller (S. 84), aus welcher wir uns nicht enthalten können, eine kurze Stelle hier wiederzugeben.

„Beide (Schriftsteller und Stutzer) rühmen sich des Umgangs mit Göttinnen, und geben diese für die Triebfedern ihres Handelns und Wirkens aus. Beide sorgen für die Vervielfältigung ihres Ichs, jene ihres geistigen, diese ihres körperlichen, und Beide senden aus Bescheidenheit die Producte ihrer Kraft häufig anonym in die Welt, und hüllen ihre Vaterschaft in eine Wolke. So breiten sie, unsichtbar wie die Gottheit, ihren Segen über die Welt aus." —

Die bald darauf folgende Vision vom deutschen Parnaß ist, namentlich in Rücksicht des daselbst herrschenden Factionsgeistes, recht wacker angelegt, nur hätten wir diese Idee noch besser durchgeführt gewünscht, da sie just in ihrem besten Werden abbricht. Ludwig Tieck ist als Schutzpatron und Condoktiere der siegenden und, gleich Baty's Mongolen, ganz Deutschland überschwemmenden Romantiker, Wolfgang Menzel gleichsam als deren oberster Fahnenträger und Portier des von ihnen besetzten Parnasses dargestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich-polemische Literatur.

Freimüthige Beleuchtung der „Freimüthigen Beleuchtung der Parität zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden." Nebst actenmäßiger Darstellung der katholisch-kirchlichen Verhältnisse in den Königlich-Sächsischen Erblanden und einer, auf amtlichen Nachrichten beruhenden Beilage, den gegenwärtigen Gesammtaufwand für den dasigen, katholischen Cultus betreffend. Motto: Diligite veritatem et pacem! Dresden, in Commission der Hilscherschen Buchhandlung. 1831.

Die unzähligen Angriffe und Schmähschriften, die protestantische Intoleranz gegen den Katholizismus in Sachsen in neuerer Zeit ergehen ließ, wurden bis jetzt nur durch eine Entgegnung des katholischen Hofpredigers Kirpal, aber auch nur theilweise und unvollständig widerlegt. Der gemäßigte Ton jener kleinen Schrift feuerte die Gegner zu neuen Operationen an, und bewog sie, feurige Bomben in das friedliche Gebiet der Kirche zu schleudern. Die oben angegebne, bei Hilscher erschienene, und nur einmal (vielleicht aus gewichtigen Ursachen) öffentlich angekündigte Schrift hat sich bemüht, actenmäßig jene Verläumdungen gegen Katholiken und katholische Geistlichkeit zu widerlegen, gibt juridische Beweise für die Unwahrheit jener Schmähungen und stößt gleichsam jene Polemiker mit der Nase auf ihre krassen Irrthümer, — eine Art der Ueberzeugung, die hier die beste ist. — Wir gedenken nicht, hier alle Punkte des Angriffs und der Widerlegung anzuführen, weisen auf die Schrift selbst hin und heben nur Einiges zur Würdigung hervor. — Ein allgemeines Klaggeschrei bejammerte nämlich seit mehreren Jahren den Uebertritt zahlreicher Protestanten in Sachsen zum katholischen Glauben. Nach einer genauen und zuverlässigen Uebersicht, die aus Acten gezogen, sind aber in dem Zeitraume vom 1sten April 1827 bis zum 31sten December 1830, also in vier Jahren in den verschiedenen Pfarreien Sachsens sieben und zwanzig Katholiken zum protestantischen, dagegen aber nur zwölf Protestanten zum katholischen Glauben übergetreten. Dieß ist begründete Thatsache, und es fragt sich demnach, auf welcher Seite die Proselytenmacherei größer gewesen? Was die Einwendung der heimlichen Uebertritte betrifft, so ist kein einziger Contraventionsfall von den protestantischen Consistorien angezeigt, was gewiß geschehen wäre, falls die Ursache dazu vorhanden. — Die meisten Angriffe waren gegen den Bischof in Dresden gerichtet, dem man so viel aufbürdete, daß, wäre nur die Hälfte wahr, zur Ertragung dieser Bürde ein Herkules gehört hätte. Ein Theil dieser Bürde war das Pallium, das, nach den Angaben der neuen, protestantischen Glaubenskämpfer, von dem jedesmaligen Bischof zu Dresden mit 30,000 Thalern an den päpstlichen Stuhl bezahlt werden mußte. Es ist aber nun begründet, daß dieß eine Lüge ist, — daß der Dresdner Bischof das Pallium nicht besitzt, — nach kirchenrechtlichen Principien die Möglichkeit gar nicht vorhanden ist, daß er es erhalten könne, da die Bedingung dazu fehlt. Denn nur derjenige Erzbischof oder ausnahmsweise derjenige Bischof kann diesen kirchlichen Schmuck erlangen, der in Besitze einer wirklichen Diöcese, was bei dem angeführten Bischof aber gar nicht der Fall ist. Hätte er es, so wäre es seine Pflicht, dasselbe bei kirchlichen Feierlichkeiten zu tragen, was man aber nie gesehen, und es bleiben jetzt den eifrigen Gegnern nur noch eine Haussuchung in der bischöflichen Wohnung übrig, um das Pallium nicht zu finden. — Auch werden in dieser Schrift noch denen die Augen geöffnet, die jämmerlicherweise, oder vielleicht hungrigerweise ihre Aufmerksamkeit auf den Inhalt der Gläser und Schüsseln der katholischen Geistlichkeit richteten; diese Herren werden aus der „Beleuchtung" ersehen, daß die Fleischtöpfe Aegyptens und die Fluth des edlen Rebensafts, die sie aus der königlichen Küche auf den geistlichen Tisch versetzten, eigentlich nur in ihrer Idee existirte. — Schließlich findet der Leser noch eine actenmäßige Uebersicht des gegenwärtigen Ge-

sammtaufwandes für den katholischen Cultus in den Königl. Sächs. Erblanden, der nur 34,453 Rthlr. 1 Gr. beträgt, wogegen die Gegner es sich angelegen sein ließen, eine Summe von 120,000 Thalern zusammen zu addiren, ungerechnet die extraordinären Zuschüsse. Es verdient bemerkt zu werden, daß der jetzige apostolische Vicar und Bischof gar keinen Gehalt dermalen bezieht. Seine frühere Besoldung erhielt derselbe lediglich als Beichtvater des höchstseeligen Königs Friedrich August, die er nunmehr als ein, ihm auf Lebenszeit, kraft Testaments, vermachtes Legat erhält, das nicht aus Landesherrlichen Kassen, sondern aus der Privatschatulle des höchstseeligen Königs fließt. — Der Vorwurf, der wegen der kostspieligen Kirchenmusik laut wurde, wird wohl am besten durch die Nachricht widerlegt, daß bereits von der katholisch-geistlichen Oberbehörde allerhöchsten Orts eine Trennung dieser Musik von dem Gottesdienste in Antrag gebracht worden ist, — da diese Musik, wie bekannt, größtentheils den Mitgliedern anderer Confessionen zum sonntäglichen Amüsemant diente und deswegen die Kirche zum Ort gesellschaftlicher Zusammenkünfte und Besprechungen herabgewürdigt wurde. — Wohl zu wünschen wäre es, wenn die Gegner eines Glaubens endlich sich zum Frieden neigten, den ihnen ja doch auch ihre Kirche zur Pflicht macht; allein so lange man die Kanzel zu dem Orte profanirt, von dem das Wort der Unduldsamkeit herabgedonnert wird, wie dieß in einer protestantischen Kirche Dresdens öfter der Fall ist, wird dieser Wunsch wohl nicht in Erfüllung gehen. Wir schließen mit den Worten des geistreichen v. Ammon, den man spaßhafter Weise schon öfter zum Jesuiten gemacht, und die folgendermaßen lauten: „Zweifeln muß ich, ob es recht und weise sei, die Kanzel, diesen Lehrstuhl der Wahrheit und des Friedens, in eine Schaubühne unnützer Controversen zu verwandeln; ich muß zweifeln, ob es zweckmäßig sei, dem Volke, welches nie tief in die Gründe der Wahrheit eindringt, die Schranken einer leidenschaftlichen und zu nichts führenden Polemik zu öffnen; ich muß zweifeln, ob Viele, die doch aufgeklärt und hoch erleuchtet sein wollen, sich immer deutlich erinnern, was denn eigentlich evangelisches Licht und evangelische Wahrheit sei."

K.

Polen. Ein historisch-geographisches Taschenbuch für Reisende, Geschäftsmänner und Zeitungsleser von L. Freiherrn v. Zedlitz. Berlin, bei Dunker und Humblodt. 1831.

Das Interesse, welches Polen momentan für uns Alle hat, gibt einer Menge von Flugschriften Entstehen, die sonst wohl schwerlich das Licht der Welt erblickt hätten. Hr. v. Zedlitz übergibt nun in dieser kleinen Schrift, auch wahrscheinlich nur in Bezug zu unserer auf Polen jetzt gerichteten Aufmerksamkeit eine aus guten Quellen im Fluge compilirte Uebersicht der Geschichte dieses Landes und besonders seiner Theilungen, nebst vielen statistischen Notizen über dessen Lage und Grenzen, Festungen, Städte, Einwohnerzahl ꝛc. Wiewohl nun der Inhalt besser geordnet und vollständiger ausgestattet sein könnte, indem nicht nur in der historischen Einleitung wichtige Momente, wie der Regierungsantritt des gellonischen Fürstenhauses, die Verdienste Sobierski's durch die Entsetzung, das liberum veto, der Länderverlust bei der letzten Vertheilung, gar nicht berührt, an die Bildungsanstalten Polens gar nicht gedacht, und das Verhältniß der Wasser- und Landbegrenzung mit den Nachbarstaaten, die Größe der in der letzten Zeit vollendeten Chausseen u. m. A. nur äußerst flüchtig behandelt, so werden doch Reisende insbesondere mit der genauen Angabe der Reiserouten und Postencourse sehr zufrieden sein, und die vielen einzelnen Städten beigegebenen historischen Notizen jeden Leser belehrend unterhalten. Das Büchlein führt zum Motto die bedeutungsvollen Worte eines alten unbekannten Dichters:

Reiche kommen und vergehen,
Nichts kann mit der Zeit bestehen;
Einer nur, der kann sie händ'gen,
Der stets war, und nie wird end'gen.

J. J. S.

Buntes.

Collisions-Anzeige.

Unter der Rubrik: „Journallesers einfältige Ausfälle" preßt ein unglückseliger Mitarbeiter der „Originalien" wiederholt an seiner Witzader, um das daraus gewonnene humoristische Wiener Tränkchen nach meinem Verleger, Herrn C. H. F. Hartmann, und nach mir zu entleeren. Den Verfasser jener Ausfälle kennt die Welt noch nicht; ich aber bin so glücklich, Deutschland mit dem Namen dieses Gewaltigen zu bereichern: er heißt Lyser und ist der Wiedererfinder der bereits verloren gegangenen ungeheuren Ironie. Er ist — was vielleicht sonst Niemand glauben würde — auch Humorist, und hat selbst ernsthafte Leute zum Lachen gebracht, ohngefähr auf dieselbe Weise, wie einst ein hartzüngiger Distelfresser jenen berühmten alten Grämling, der bisher noch nie gelacht hatte, zum Lachen und zu der Bemerkung veranlaßte: „Rauhe Lefzen, rauher Salat!" — Kann man von Herrn Lyser's Witzsalate auf des Erstern Lefzen, und von den Lefzen auf seine Abkunft schließen, so ist er ebenfalls geborener, ja unwillkürlicher Spaßmacher, und kein Billigdenkender wird dessen etwas tölpische Sprünge übelnehmen. Da Deutschland jedoch jenes merkwürdige Geschöpf, Herrn Lyser, noch nicht kennt, so verspreche ich, mit der Zeit Commentare über dieses Naturspiel zu liefern und gelegentlich sogar dessen Biographie für eine neue Auflage von Raff's Naturgeschichte zu bearbeiten, was, zu Vermeidung von Collisionen, hiermit angezeigt wird. —

H. Meynert,
Redacteur des „Janus" für Dresden.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 96. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 23. April. 1831.

Ueber die Passionsschauspiele.

Diese, auch schon mehrmals im Planeten erwähnten, theatralischen Darstellungen des Mittelalters, waren religiöse Schauspiele, die das Leiden Christi vorstellten oder die Erzählung und Beschreibung desselben (überhaupt die Passionsgeschichte) zum Gegenstande hatten, und welche in unserm damaligen Deutschland die Geistlichkeit, während der Passionszeit (den letzten sieben Wochen vor Ostern) zur Beförderung der Andacht unter dem Volke, öffentlich als eine besondre Art gottesdienstlicher Feierlichkeiten aufführen ließ. Auch andre dramatisirte biblische Historien des A. und N. T., das Leben der Heiligen u. a. Legenden wurden zum Stoff derselben gewählt, ja selbst die Reformation und die dadurch entstandenen Religionsstreitigkeiten; in deren Folge sie jedoch um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aufhörten. Christus und Luther wurden also damals in Deutschland auf die Bühne gebracht, und gehörten dem Theater wie der Kirche an! Die Aufführung dieser Stücke geschah aber, da es dazumal noch keine Schauspielhäuser gab, unter freiem Himmel; auf Kosten der Bürgerschaft, und oft mit großer Pracht und durch ein sehr zahlreiches Personale dargestellt. So z. B. das biblische Schauspiel Saul, vom Magister Holzwart zu Gabel in Böhmen, das von hundert redenden und fünfhundert stummen Personen, und die vom Schulrector Joh. Brummer zu Kaufbayern verfaßte, apostolische Tragikomödie, die von zweihundert sechs und vierzig Personen aufgeführt wurden. Aus diesen meist sehr abgeschmackten und lächerlichen geistlichen Farcen, so wie den damals üblichen Fastnachtsspielen und Possen, entwickelte sich in Deutschland die dramatische Poesie und Schauspielkunst, und eben so war dieß auch der Fall in Italien, Spanien, England und Frankreich, wo dergleichen geistliche Dramen, Mystères de Passion (in England Miracles, in Deutschland Mysterien), und die Gesellschaften, die sie aufführten, la Confrérie de passion (Passionsbrüderschaften) genannt wurden. Schütz.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Alcinde, Gemahlin Hoanghu's, Beherrschers des Diamantenreiches, hat — während eines Feldzugs, den ihr Gatte in fernen Landen unternimmt — daheim die Altäre gestürzt, welche die Furcht des Volkes dem Dämon des Uebels, Moisasur genannt, setzte, und dafür dem Genius der Tugend allein einen Tempel gegründet, weil sie nur letztere Eigenschaft noch anerkennen will. Ergrimmt hierüber, belegt Moisasur ihr Land mit dem Fluche, daß alles Lebende darin versteinen muß; die Priester des neuen Tugendtempels müssen den Anfang machen; Alcinden aber raubt er ihre jugendliche Gestalt und ihre Schönheit, sie wird mit einem Male alt, runzelig und häßlich, zugleich auch ertheilt er ihr die jammerreiche Eigenschaft, daß sie nur diamantne Thränen vergießen kann. Hierauf läßt er sie vom Sturmwind packen, und sie weit, weit aus ihrem im warmen Indien gelegenen Wunderreiche hinaus in das rauhe Europa, und zwar in die Gegend der Alpen schleudern, wo dieselbe, arm, entstellt, veraltet, dem Elende wie der Unwissenheit ihres Zustandes preisgegeben, wieder auftritt. Vorher aber legt er — da seine eignen dienstbaren Geister ihm ins Gedächtniß rufen, daß jedem Fluche auch die Bedingungen der Lösung beigegeben werden müssen, wenn er Kraft und Wirksamkeit erlangen soll — das Gelübde ab, daß diese Verwünschung nicht eher enden solle, bis Alcinde im Arme des Todes Thränen der Freude vergießen werde. Die unglückliche Königin betritt, entblößt von Allem, ein weit entlegenes, nie gesehenes Land; ein Blick in den nahen Quell zeigt ihr die Veränderung ihrer einst so huldreichen Gestalt und den ganzen Umfang ihres Jammers. Der Hunger zwingt sie endlich, an ein Bauernhaus zu klopfen, welches ein wohlhabender, aber über alle Begriffe

habgieriger und betrügerischer Landmann bewohnt, Gluthahn genannt. Noch hangend an den Gewohnheiten Indiens und unbekannt mit denen eines fremden Landes, spricht sie ihn um nichts weiter an, als um ein wenig Reis, um ihren Hunger zu stillen. Gluthahn lacht sie aus, daß sie, eine gewöhnliche Bettlerin, gleich so bestimmt angebe, was sie zu essen verlange, und just Anspruch auf ein Gericht mache, welches, wie Reis, bei ihm nur auf dem Festtagstische zu sehen sei. Sie fürchtet, daß sie schon zu viel verlangt habe, und bittet nun nur um ein Stückchen Zucker. Die Verwunderung des hartherzigen Bauern wächst. „Zukker!" meint er — „ein Essen, welches ich selbst noch nicht in den Mund bekommen habe? Nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht Zucker gebe!" — Hohnlachend verläßt er sie, und Alcinde wirft sich zerknirscht auf den Boden nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

(Fortsetzung.)

Lübeck, Anfang März 1831.

Heute war sie aber auch wieder ganz ausgezeichnet brav, und sehr gut bei Stimme. Sie riß das Publikum zu den stürmischsten Beifallsbezeugungen hin. Nächst ihr gefiel Mad. Schmitt als Aescherling und Herr Alsdorf als Dandini am meisten. Ueber Herren Guthery's Montesiaskone möcht' ich wohl einen Commentar haben, was er denn so eigentlich wollte; mir scheint aber, er habe es selbst nicht gewußt. Herr Kaibel, als weiser Alidor, brachte bei seiner letzten Fermate am Schluß des ersten Aktes eine mächtig lange, kolerirte Verzierung an, die zwar von Einigen beklatscht wurde, mir aber doch jedenfalls zu lang und breit für einen Weisen erschien, da sie selten bei Kleinlichkeiten verweilen. Warum Herr August oder Wilhelm Gerstel nicht beschäftigt waren, konnte ich um so weniger begreifen, da der Montesiaskone weder Stimme noch Taktgefühl besaß, und überhaupt von einer originellen Auffassung der Partie, die diese ergötzlich machen könnte, bei der Darstellung des Herrn Guthery keine Spur zu finden war. Da erfuhr ich, daß die Herren Gerstel bereits am 1sten Februar die Gesellschaft verlassen, wegen rückständiger Gage aber mit der Direktion noch Prozeß führen. Wahrlich ein herber Verlust für die hiesige Schaubühne, und ich bin neugierig zu erfahren, welche andere einen so herrlichen Gewinn an dieser Künstlerfamilie macht. Sobald mir die näheren Details über ihren hiesigen Abgang geworden, werde ich deren Mittheilung nicht versäumen. Mittwoch den 9ten Februar sah ich den Bräutigam aus Mexiko. Ehre dem Ehre gebührt, ist mein Wahlspruch; und so bekenne ich offen und frei, daß die Darstellung des Suschens durch Frau Dr. Beurmann den abermaligen Beweis liefert, daß man Darsteller durchaus nicht nach einer Rolle beurtheilen kann. So wenig mir im Ganzen die in meinem früheren Berichte besprochene Darstellung des Gretchens in den drei Schulmeistern von ihr gefiel, um so mehr befriedigte mich ihre vorzügliche Leistung in der Parthie des Suschens. Wie wahr und vortrefflich gab sie die harmlose Kindlichkeit, und endlich das Erwachen erster Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In No. 44. der Mitternachtszeitung vom 18ten März d. J., Seite 176, erzählt aus Leipzig ein gewisser Referent:

> „daß ich mich um die Entreprise des Leipziger Theaters beworben haben soll."

Diese rein aus der Luft gegriffene Nachricht erkläre ich hiermit für eine baare Unwahrheit. Noch ist es mir nicht in den Sinn gekommen, die Entreprise irgend eines Theaters nachzusuchen; da ich die am 1sten Januar 1824 von mir übernommene Direction des Breslauer Theaters unaufgefordert und freiwillig an meine Nachfolger den 31sten December 1828 abgetreten habe, obgleich mein Pachtcontract noch fünf Jahre bis zum 31sten December 1833 fortdauerte. Ich selbst habe mich für meine Nachfolger bei den Eigenthümern des Theaters, welches auf Actien gegründet ist, verwendet und dadurch gelang es mir, meiner contractlichen Verpflichtungen entbunden zu werden. Auch ist es eine Unwahrheit, daß ich, wie eben daselbst gesagt wird, das Breslauer Theater „zehn Jahre lang" geführt haben soll. Da ich es erst 1824 übernahm, so ist dieß sogar völlig unmöglich, indem ich es erst 1834 so lange geführt haben könnte. Mein Pachtcontract lautete zwar auf zehn Jahre, vom 1sten Januar 1824 bis den 31sten December 1833; allein die Direction des Theaters hatte ich nur die eben bemerkten fünf Jahre lang. Der Referent behauptet ferner:

> „Bierey hat das Breslauer Theater zum Ruin des dortigen Geschmacks geführt — und gar nichts für die Kunst gethan."

Er beliebe nur, um sich hierüber selbst eines Bessern zu überzeugen, mein Repertoire, entweder im Tagebuch für deutsche Bühnen von Theodor Hell oder auch in den vom Soufleur des Breslauer Theaters, Ende jedes Jahres herausgegebenen, Verzeichnissen nachzulesen; da wird er finden:

I. Wie reich und mannigfaltig mein Repertoire an Abwechselung und den besten älteren wie neueren dramatischen Werken in jeder Gattung war. Es würde zu weitläufig sein, hier alle die zahlreichen guten Schauspiele, Lustspiele und komischen Opern anzuführen, die es enthielt. Ich erwähne daher blos

folgende große Trauerspiele und Opern desselben, die einem jeden Leser beweisen werden, daß ein solches Repertoire nicht im Stande sein kann „den Geschmack irgend eines Publikums zu ruiniren." Es befanden sich abwechselnd darauf: Egmont mit Beethovens Musik, Romeo und Julie, König Lear, Wilhelm Tell, die Räuber, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Phädra, Maria Stuart, Fürsten Chawanski, Medea von Grillparzer, Peter Wlast, Don Carlos, Macbeth, Wallensteins Tod, Ottokar, Götz von Berlichingen, Fiesko, Hamlet, die Macht der Verhältnisse, Isidor und Olga, Axel und Walburg, Emilia Galotti, Sappho, Flavius Authar, der wunderthätige Magus u. s. w. Außer den Opern von Pär, Rossini, Mehul und Boieldieu enthielt es: Don Juan, Freischütz, Vestalin, Iphigenia von Gluck, Figaro's Hochzeit, Weibertreue (Cosi fan tutte), Zauberflöte, Titus, Lodoiska, Wasserträger, Opferfest, Silvana, Belmont und Constanze, Ferdinand Cortez, Axur, Libussa, Semiramis von Catel, Medea von Cherubini, Oberon von C. M. v. Weber u. s. w.

II. Wird er finden, wer bei mir Gastrollen gegeben hat. Ich führe hier nur ebenfalls von den vielen ausgezeichneten Gästen einige der berühmtesten an, als: die Damen Schröder, Sontag, Schulz, Seidler, Stich, die Herren Devrient, Eßlair, u. s. w. Am 24sten Julius 1827 kam sogar der fast beispiellose Fall vor, daß drei berühmte Gäste im Don Juan zugleich auftraten: Mad. Spitzeder als Donna Anna, Herr Blum als Don Juan und Herr Spitzeder als Leporello. Das Breslauer Publikum hatte also hier den so seltenen Genuß, zwei der ausgezeichnetsten Berliner Künstler in einer Oper auftreten zu sehen, den man selbst in Berlin nicht haben kann, weil bekanntlich Herr Blum beim Königlichen und Herr Spitzeder beim Königsstädter Theater angestellt ist. Alle diese Gäste habe ich so anständig honorirt, daß sie vollkommen zufrieden waren. Dem. Sontag allein hat von mir für vier Rollen über 2200 Rthlr. Honorar bekommen. Von ausländischen Gästen gab auch eine französische Gesellschaft unter der Direction des Hrn. Brice kleine Operetten. Er wird ferner finden:

III. daß Martin Luther von Klingemann (eine Glanzpartie unseres mit Recht so hochgeschätzten Hrn. Rott) in acht Tagen sieben Mal, und Oberon von Weber (den nächst der Leipziger von allen deutschen Bühnen die meinige zuerst zur Aufführung brachte) in dreizehn Monaten fünf und sechzig Mal gegeben worden ist, womit sich kein anderes Theater messen kann; und daß ich endlich:

IV. meine Unternehmung mit Goethe's Torquato Tasso den 30sten December 1828 geschlossen habe. Dieses Stück wird bekanntlich von fast allen großen und bedeutenden Bühnen in der Regel unter der Entschuldigung, daß es die Casse leer lasse, nicht auf das Repertoire gebracht. Ich durfte aber dem kunstliebenden Publikum Breslau's, dessen Geschmack bei meinem Abgange nicht so „ruinirt" war, wie Referent behauptet, diesen Genuß wohl gewähren. Es fand sich nicht allein sehr zahlreich ein, sondern das Stück wurde auch sehr gut gegeben und gefiel außerordentlich.

Alle oben angeführten Darstellungen sah das Breslauer Publikum ebenfalls mit großem Vergnügen, und allgemeiner Beifall und volle Häuser waren mein Lohn. — Alle meine geehrtesten Leser, besonders aber Leipzigs kunstfreundliche Bewohner, mögen nun selbst entscheiden, ob nach diesen rein-thatsächlichen und bereits öffentlich bekannten Beweisen, wie nach den vielen, sehr ausgezeichneten Anerkennungen, die sowohl meine als die Bemühungen der gleich fleißigen und talentvollen Mitglieder meiner Gesellschaft, vom Publikum erhielten, die Schmähung dieses Referenten, „daß ich den Geschmack des Breslauer Publikums ruinirt und nichts für die Kunst gethan hätte" nur die allermindeste Wahrscheinlichkeit für sich haben kann. Doch er hat ja schon durch seine Behauptung, daß ich diese Bühne zehn Jahre lang geleitet hätte, selbst verrathen, daß er von meiner Direction derselben so gut wie gar nichts weiß und daher über sie gerade wie der Blinde von der Farbe gesprochen hat. Eben so schlecht steht es aber auch um seine Logik. Denn seine eben so grundlose Behauptung, „daß ich mich jetzt um die Direction der hiesigen Bühne bewerbe", kann er lediglich nur aus dem zufälligen Umstande, daß ich mich gegenwärtig in Leipzig aufhalte, gefolgert haben. Die Veranlassung und der Zweck meines dermaligen hiesigen Aufenthaltes aber gehen aus Folgendem hervor, woraus er zugleich ersehen wird, was mich zur Uebernahme und freiwilligen Niederlegung meiner Direction in Breslau bestimmte.

Im Jahre 1823 war das Breslauer Theater so tief heruntergebracht worden, daß es an den Meistbietenden öffentlich verkauft werden sollte, indem bedeutende Schulden vorhanden waren und man auch außerdem den Eigenthümern seit 1811 keine Actienzinsen bezahlt hatte. Seit Januar 1808 war ich als erster Musikdirector an dieser Bühne angestellt und mein Contract als solcher war der einzige, der bis Michaelis 1829 ging. Ich hatte mich daher als Hauseigenthümer völlig in Breslau eingebürgert und mir konnte also der Verkauf dieses Instituts nicht gleichgültig sein, besonders da man nicht voraussehen konnte, in welche unerfahrne Hände das Theater alsdann gerathen würde. Deshalb machte ich den Eigenthümern der Anstalt den Vorschlag, mir lieber das Theater zehn Jahre auf meine eigne Gefahr in Pacht zu geben. Dieß geschah, und ich war nun vom 1sten Januar 1824 an unumschränkter Director desselben, aber, hinsichtlich der finanziellen Bedingungen, unter den gewagtesten Verhältnissen. Denn ich hatte an Pacht, an Feuer-Assecuranz für Haus, Bibliothek, Garderobe, Decorationen und

Mobiliare, an Servis, einem jährlichen Benefize für den pensionirten Regisseur Scholz und andern übernommenen Lasten jährlich nicht weniger als 3000 Rthlr. zu zahlen, und zu alle dem auch noch das gesammte Theaterinventarium nach einem mir auferlegten Taxwerth noch besonders mit einer Summe von 17,720 Rthlr. bei der Rückgewähr zu vertreten. Meine siebenunddreißigjährige Erfahrung beim Theater gab mir indeß den Muth, die Entreprise mit allen mir auferlegten Lasten zu wagen, und Fleiß und Thätigkeit segneten meine Unternehmung. Daher machten nun mehrere den vorigen Directionen übelwollende Beurtheiler, denselben den Vorwurf: „daß ich auf einmal den Beweis liefere, wie doch in Breslau ein Theater ohne Zuschuß und ohne Schulden, blos durch die Unterstützung des Publikums bestehen könne, wenn man es nur recht anzufangen wisse."

Je günstiger nun aber das Publikum meine Bemühungen unterstützte, desto mehr sahen einige Personen, die nunmehr gern selbst diese Entreprise in ihre Hände bekommen hätten, so wenig Lust doch sie vor meiner Uebernahme dieser Bühne dazu bezeigten, mit neidischen Augen den guten Fortgang meiner Unternehmung an. Bald schmiedeten sie förmliche Cabalen gegen mich, mit der edlen Absicht, mich gänzlich zu ruiniren; ja sie trieben es deshalb sogar so weit, daß sie Subscriptionslisten an öffentlichen Orten präsentirten, worin man sich mit der Erklärung, das Theater nicht mehr besuchen zu wollen, unterschreiben sollte; und selbst meinen Bemühungen, ausgezeichnete Mitglieder für Breslau zu gewinnen, heimlich nachspürten, und an diese schrieben, um ihnen das Engagement bei mir zu verleiden. Zugleich ließen sie durch feile Theaterscribler in öffentlichen Blättern mich und die Anstalt auf alle Weise herabsetzen. Unter diesen machten sich besonders ein aufgeblasener Halbkopf und sein Freund und Famulus Moses am lautesten. Der Erste aber recensirte frischweg, ohne das Theater zu besuchen, und schimpfte dabei doch immer plumper auf mich los. Der Zweite bediente sich seiner ihm angebornen geschwätzigen Sprachfertigkeit und spukte überall in der Stadt herum, um mir, wo er es nur für irgend möglich hielt, zu schaden.

Ich hatte mir es aber zum Gesetz gemacht, auf Nichts zu antworten, weil ich dadurch mir die nöthigere Zeit zu meinen Geschäften geraubt hätte. Das unbefangne Publikum benahm sich überdem dabei ganz anders. Es besuchte vor wie nach das Theater, kam fleißig in gutgegebene Vorstellungen guter Stücke und blieb nur bei Wiederholungen weniger einzelnen, die mißfallen hatten, zurück. Es nahm nicht den mindesten Theil an den niedrigen Absichten meiner Gegner, und belohnte dadurch stillschweigend meine Anstrengungen. Ja, ich kann wohl sagen, daß das Breslauer Publikum durch seine Theilnahme an meinen Vorstellungen mich ganz allein von dem Ruin errettet hat, den meine Feinde beabsichtigten. Bei alledem indeß verbitterten die vielen Unannehmlichkeiten, womit ich überhaupt wie jeder Schauspieldirector zu kämpfen hatte, und welche der verewigte Dichter und Tonkünstler Hofmann so wahr als ergötzlich in seinen Leiden eines Theaterdirectors geschildert hat, mir meine Unternehmung endlich doch in dem Grade, daß ich, um so mehr, als ich sie nicht aus Gewinnsucht, (wie schon daraus hervorgeht, daß Niemand mit mir in dieser Entreprise hatte concurriren wollen,) sondern lediglich aus Liebe zur Kunst und dieser Bühne begonnen hatte, öffentlich erklärte: daß ich Jedem das Theater zu übergeben bereit sei, der mit Bewilligung der Actionaire in meine contractlichen Verpflichtungen treten wolle. Hierauf meldeten sich die Herren Piehl und Freiherr von Biedenfeld, und auf oben angegebene Weise trat ich ihnen nach freundlicher Auseinandersetzung und mit aller nur möglichen Erleichterung für sie von meiner Seite, freiwillig das Theater ab; obschon dasselbe gerade nunmehr erst anfing, mir einträglich zu werden, daher ich, wenn die Absicht des Gewinnes mich dabei geleitet hätte, es jetzt natürlich nur um so mehr fortgeführt haben würde. Doch ich hatte dieß nicht nöthig, da ich mich in der glücklichen Lage befinde, ohne Amt leben zu können. Meine nun wiedergewonnene Unabhängigkeit erregte in mir den Wunsch, in mein Vaterland Sachsen zurückzukehren. So ungern ich Breslau verließ, von dessen Publikum ich seit vielen Jahren so zahlreiche Beweise eines mir unschätzbaren Wohlwollens empfangen hatte, so zog es mich doch vorzüglich nach Leipzig, wo ich schon in meinen jüngeren Jahren die schönsten Tage meines artistischen Lebens genoß. Ich erfreue mich hier stillschweigend an den schönsten Genüssen meiner Kunst, deren es hier mehr gibt, als in anderen größeren Städten Deutschlands.

Diesen Winter allein habe ich hier durch die vortreffliche Conzert-Anstalt im Gewandhause den reichsten Genuß herrlicher Tonwerke gehabt, welche mit ausgezeichneter Präcision, sowohl von Seiten des Vocale als Instrumentale, ausgeführt wurden; und so viel gehört, als man in andern Städten in Jahren nicht hören und genießen kann. Hierbei hat mir auch das hiesige Hoftheater sehr viele genußreiche Abende durch ausgezeichnete Darstellungen des Schauspiels und der Oper verschafft, woran ich mich innig erfreute. Daß ich alle diese Kunstgenüsse hier finden würde, wußte ich im voraus, und daher entschloß ich mich, in Leipzig zu privatisiren, und der Referent irrt sich also gar sehr, wenn er etwa glaubt, daß ich deswegen hergekommen sei, die Direction des hiesigen Theaters nachsuchen zu wollen. Hätte ich ferner Lust zu einer Theaterdirection gehabt, so hätte ich ja nur behalten dürfen, was ich schon besaß.

Leipzig, den 31sten März 1831.

G. B. Bierey.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 97. (II. Jahrg.) Montag, den 25. April. 1831.

Natur und Kunst.

Es baut mit hochgewölbten Säulenhallen
Die Phantasie ein weites Tempelhaus;
Das öffnet seine tausend Pforten Allen,
Die zu der Pracht des kühnen, stolzen Bau's
Die Schritte lenken. Viele Pilger wallen,
An Sinn verschieden, immer ein und aus.
Den treibt der Gott, und Jenen das Gemeine,
Geblendet meist vom trügerischen Scheine.

Und im gedehnten Raum des Tempels waltet
Die hohe Göttin, mächtig, ernst und mild,
Mit hundert Brüsten wundersam gestaltet,
Wie einst zu Ephesus Dianens Bild;
Sie tränkt, die ew'ge Mutter, nie veraltet,
Mit Lebensborn, der ihrer Brust entquillt,
Die durst'gen Jünger alle, die da kamen.
Natur, dieß ist der Göttin heil'ger Namen.

Nur wer begeistert von der Nektarspende
— Die Meisten gehn davon gesättigt, kühl —
Herabsteigt von dem hohen Postamente,
Den treibt des Geistes edelst.s Gefühl,
Daß er, was nun begonnen, auch vollende.
Und durch der Menge drängendes Gewühl
Strebt er, bis ihm das größre Werk gelungen,
Und er in's Allerheiligste gedrungen.

Dort steht die zweite Göttin; schlanke Glieder
Und Ebenmaß, wie Menschenleiber nicht;
Vom Sonnenglanze strahlt das Antlitz wider,
Sie selber, scheint's — durchleuchtet zartes Licht.
Und sieht sie auch zum Nahenden hernieder:
Ihr Mund nicht des Empfanges Worte spricht;
Gefesselt sind die Züge all im Steine.
Kennt Ihr das Weib? — Die Kunst ist's, die ich meine.

Nun wird sich's zeigen, wer Entzücken tauschte
Für seines Herzens immer wachen Drang,
Wer an der Mutter Brust den Tönen lauschte,
Die sie dem Liebling in die Seele sang,
Oder wer nur im Nektar sich berauschte,
Und übermüthig seinen raschen Gang
Nach jener heiligsten der Hallen wandte,
Zu der kein inn'rer Gott den Kecken sandte.

Denn des Erwählten stürmisches Verlangen
Trug nicht umsonst herein den scheuen Kuß;
Er sieht; er staunt; im seligsten Umfangen
Blüht an der Göttin Brust ihm Hochgenuß.
Sie lebt; es strahlt das Aug', es glühn die Wangen;
Die Starrheit weicht. Er fühlt der Weihe Kuß.
Der Busen steigt; es thauen auf die Glieder,
Und den Erkohrenen umfängt sie wieder.

Doch wen die Himmlischen nicht selbst berufen,
Dem bleibt sie Stein, ein starres Götterbild.
Vergebens ringt er an der Säule Stufen:
Der Blicke keiner ihrem Aug' entquillt,
Die Jenem höchste Seligkeit erschufen.
Pygmalions Sehnsucht war allein gestillt,
Nur seine Glut haucht Leben ein dem Steine,
Nur er umfängt, nur ihn beglückt die Reine.

Wem sie mit ihrem Kusse sich vermählte,
Dem wird es plötzlich Licht; nun tönt sein Mund:
Auch ich bin Einer, den sie auserwählte!
Auch ich bin Künstler! und ich mach' es kund,
Daß sie auch mich zu hoher That beseelte,
Und ich bin stolz auf diesen engen Bund!"
Erfüllt von seiner Würde, seiner Stärke,
Vollbringt er spielend leicht die kühnsten Werke.

Ludwig Storch.

Die Braut des Venetianers.

(Fortsetzung.)

Die versammelte Menge rief die Worte des Kapitains nach, und ringsum wiederhallte es von dem Rufe „Pianta leone!" dem nationalen Kriegsgeschrei, welches in der That noch an manchem fremden Ufern siegreich schallen sollte.

„Aber Zanuti," hob der Senator, der bereits gesprochen hatte, wieder an, „welche Neuigkeiten bringt Ihr von der Flotte? Ein Theil derselben sollte schon zu Venedig eingetroffen sein, und wäre es auch nur, um in dem Tempel unseres Schutzheiligen, durch dessen

Beistand unsere Waffen gesiegt haben, die Trophäen niederzulegen."

„Ich habe die Flotte heute Mittag verlassen, sie befand sich auf der Höhe von Cap Torella, und wenn dieser günstige Wind auch nur bis Mitternacht weht, so werden wir sie morgen mit dem Sonnenaufgang ankommen sehen."

Diese Neuigkeit verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch die ganze Stadt, und wohl hatte der kinderlose Senator recht geweissagt, „daß Vielen in Venedig heute große Freude bereitet sei." Zu groß war in der That die Freude, und leider! hie und da der Schmerz nur zu gewiß, die Unruhe nur zu peinlich, als daß Schlaf die Augenlieder hätte senken können. Manche liebende Gattin küßte mit Thränen in den Augen die schlummernde Unschuld in der Wiege, oder versicherte dem kleinen Schwätzer auf ihrem Schooße, daß er morgen seinen Vater wieder sehen sollte, oder wählte aus den geringen Schätzen in den Schränken ein passendes Gewand für den lange abwesenden Gemahl, oder bereitete mit geschäftiger Hand jene stärkenden, nach den Entbehrungen einer ermüdenden Seereise so erquicklichen würzigen Brühen, oder schaffte blinkenden Wein herbei, „der das Herz des Menschen froh macht." Die zärtliche Mutter, deren Sohn mit dem rothen Kreuze auf der Brust nach dem Orient gezogen war, schlummerte nicht auf ihrem Kissen, sondern starrte nach der flimmernden Lampe, und fragte tausend Mal: „Wird mir die morgende Sonne mein Kind in Kraft und Schönheit, oder die Gewißheit bringen, daß das Licht des Lebens auf immer in seinen Augen erloschen ist?' Die Verlobte, das Mädchen, mit zarter Liebe im Herzen, ging hastigen Schrittes im Gemach auf und nieder, oder sah aus dem Fenster auf die Meereswellen, und seufzte den Winden, welche dieselben eben so ungestüm bewegten, wie die Liebe ihren Busen: „Wird er mit dem Morgen kommen? — Wird er mich noch so lieben, wie er mich liebte, als er schied?"

Die kurze Sommernacht schien für Venedig nicht enden zu wollen; endlich brach aber der Morgen an, und fern am grauen Horizonte, gerade an der Stelle, wo man den Abend zuvor den Corriere zum ersten Male erblickt hatte, ward ein großes, weißes Segel sichtbar. Ein anderes tauchte auf, und wieder eins, bis sich endlich die ganze Flotte zeigte, und, hinter sich den anbrechenden Tag, wie ein unermeßlicher Zug wilder Schwäne, deren weiße Fittige und Hälse im goldnen Morgenlichte glänzen, heranschwebte. In der Stadt tönten fröhlich die Glocken des Frühgebetes, und in jeder Kirche wurden Dankhymnen gesungen. Unsere Geschichte gehört einer längst vergangenen Zeit an; und erst nach Erfüllung der religiösen Pflichten schritt das Volk von Venedig zu den Vorbereitungen zum Triumphempfange der heimkehrenden Helden, oder eilte hin, um die so theuren Gegenstände herankommen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung beim Jahre 1831.

(Fortsetzung.)

Mit der jetzigen Generation wendet sich aber das Blatt: Griechenland erwacht zuerst aus seinem tausendjährigen Schlafe, um für politische Freiheit Gut und Blut zu opfern; in Aegypten erheben sich Schulen und Akademien, und periodische Pressen werden, wie überall, zu Cultur und Verbreitung in Thätigkeit gesetzt, deutsche Zungen predigen in Asiens Wüsten das Evangelium, und Amerika will mit dem Lichte davon laufen. Wer will dem „nil sub sole novum" durch historische Fakta Lügen strafen? Wer bestreiten, daß hinter Noah's Arche Künste und Wissenschaften gelegen haben, die alle unsere Akademien beschämen? An den Fenstern der Kunstläden pranget Alops Sennefelder*) als Erfinder der Lithographie, und ein ungrischer Mönch bringt jetzt aus Thibet zweitausend Jahr alte lithographirte Anatomieen. Hegel's Philosophie wird für neu verschrien, und gelehrte Juden erkennen sie schon in den Lehrsätzen ihres noch unbeleuchteten Maimonides. Unter den deutschen Malern bilden sich ordentlich schon neue Schulen nach neuen Systemen, und in Polen, wo sonst nichts war zu holen, entstehen Künstler-Akademien, und der Orient beschämt uns mit seinen von uns noch ungekannten Farbenmischungen, so wie die Chinesen mit ihrer Glasmalerei! Englische Aerzte sind stolz auf ihre Erfindung der Acupunctur, und nun melden Ethnographen, daß sie diese schon unter den Wilden am Hudsonsbai angetroffen! Wer kann schwören, daß nicht über tausend Jahr vielleicht auf dem Teufelsberge der Hottentotten neue Schellinge und Schleiermacher unter den Waldmenschen Katheder und Kanzel besteigen, in den Steppen der Tartarei Goethe's Tasso zur Aufführung kommt, und ein Nachkömmling der jetzigen Patagonier eine neue Logik schreibt, während in unsern Hörsälen künftig Pferde wiehern, und die Piraten und Aleuten die Inschriften unserer Museen und Schauspielhäuser studiren, und gelehrte Feuerländer über ein gefundenes kopfloses Purzelmännchen gelehrte Traktate schreiben! Zerbrechen wir uns jetzt die Köpfe an der Indischen Gelehrsamkeit, warum sollen in tausend Jahren die Indier dieß nicht an unserer jetzigen lithauischen thun? Alles geht den runden Wechsel, dieser muß den Thron behalten, so hat es die Weltregierung empfohlen, die in der Verantwortlichkeit der Dinge eine Unveränderlichkeit der Gesetze gegeben und schon Benzenberg lehrt uns: „Nichts ist unveränderlich wie die Veränderung."

(Fortsetzung folgt.)

*) Geb. 1771 zu Prag, lebte in München. D. R.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

In diesem Badeorte, das mit einem Salzwerke zwischen Hügeln und Wäldchen eine recht romantische Lage hat, blieb ich die Nacht. Aus einem Stübchen im Logirhause schaute ich auf die Gegend, auf den parkartigen Garten und auf die große Restauration hinüber, aus welcher den Abend eine angenehme Musik erscholl. Sie malte mir eine heitere Gesellschaft von speisenden Herren und Damen vor; als ich aber hinüberkam, fand ich nur einige Badegäste ganz ruhig neben den Musikanten auf dem Balkon sitzen. Indeß ließ der Wirth, ein Siebziger, der gern von Weimar und Goethe sprach und dessen jugendliche Ausdauer durch seine eigene Rüstigkeit erklärte, für mich allein ein köstliches Abendessen anrichten. Diesem folgte eine neue Ueberraschung, indem ich um 10 Uhr, als ich mich eben nach Hause zur Ruhe verfügen wollte, im großen Saale eine lange Tafel decken sah, und als ich fragte, für wen? die Antwort erhielt: für die Hamburger! So sah ich noch immer Hamburg vor mir liegen und fand es manchmal unterweges in Sitten und Gebräuchen wieder.

Den 12ten Juli fuhr ich durch Lübeck nach Travemünde, das ich, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, schon um 12 Uhr hätte erreichen müssen; aber der Kutscher gerieth auf den Weg nach Mecklenburg, kehrte dann mühselig durch den Sand zurück und hatte einen Todesschreck, als er hörte, daß wir wieder über ein Wasser (die Trave) müßten. Können wir denn nicht im Trockenen hinkommen? rief er den Leuten zu, aber diese wollten nicht mit sich handeln lassen. Erst um 3 Uhr kam ich in Travemünde an und war außer mir, als man im Wirthshause mich hinten hinaus unterbringen wollte. Reisebeschreibungen hatten mir die Aussicht auf's Meer versprochen: ich bestand darauf und rief: ich bin so weit darnach gereist und soll nun hinten hinaus wohnen? Der Wirth vertröstete mich auf den baldigen Abgang einiger Fremden, und führte mich einstweilen zur Wirthstafel, wo man eben in voller Arbeit war. Wie die Dresdner nach Tharandt und die Weimeraner nach Berka, so fahren die Lübecker des Sonntags nach Travemünde. Es war doch ein angenehmes Gefühl, indem man die Nähe des Meeres schon in dem (berühmten) zarten Dorsch schmeckte, von holländischen und englischen Schiffen und von dem Dampfschiffe reden zu hören, das noch heute von Petersburg kommen und dann nach Copenhagen abgehen sollte. Ein Engländer, zu einem Deutschen umgebildet, sprach von London wie von der nächsten Straße des Orts. Man warf bei Tische mit Ländern um sich, wie wenn sie nur durch einen Steg von uns getrennt wären. Auch konnte ich vom Saale aus schon das Meer sehen, indeß überzeugte ich mich bald, daß sämmtliche Wirthshäuser am Strande doch nicht ganz die Aussichten gewähren, die in Büchern stehen: sie haben eigentlich nur den Ausfluß der Trave vor sich, und nach dem offenen Meere muß man den Hals noch gewaltig links drehen. Ich lachte daher über mich selbst, als nachher der Hausknecht mich fragte, ob ich nun zur Ruhe gekommen sei. — Jetzt, am Gestade lustwandelnd, überlegte ich, wie ich es am besten anzufangen hätte, um recht viel vom Meere zu umfassen und zu empfinden. Mit einem Boot hinauszufahren, war nicht Rath, da eben ein Gewitter am Himmel stand.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im März 1831.

(Beschluß.)

Ueberhaupt hat, seit der durch die neuesten Zeitereignisse herbeigeführten Milderung des Censurzwanges, die Sachsenzeitung unendlich an Kraft, Leben und innerem Gehalte gewonnen, und da das Zeitalter zu schnell herangereift ist, um noch von den Kannegießereien der Zwickauer „Biene" befriedigt werden zu können, so hat in unserer Stadt fast ausschließlich die erstgenannte Zeitschrift, welche die gegenwärtig so inhaltschweren Tagesresultate mit außerordentlicher Eile sowohl wiedergibt, als auch einer ernsten und gründlichen Betrachtung unterwirft, den Credit des gebildeten Publikums für sich. —

Da ich eben nur von Zeitschriften und von Streitigkeiten sprach, so muß ich auch eines andern journalistischen Kampfes gedenken, welcher in und für Dresden ausgefochten wurde. Die gegenwärtigen Theaterverhältnisse, die Hintansetzung und Vertreibung guter, und das Protegiren schlechter Mitglieder, die Langsamkeit bei Besetzung namhafter Lücken, die Mangelhaftigkeit bedeutender Fächer, wie z. B. das einer ersten Liebhaberin, und die hierdurch nicht zu umgehende Beschränkung des Repertoir's, kurz eine Masse von Mängeln und Fehlgriffen, hatten der Theaterverwaltung die allgemeine Unzufriedenheit des Publikums zugezogen, man hatte seinen Unwillen ziemlich unverholen geäußert und die Intendenz suchte durch eine Erklärung im „Dresdner Anzeiger" vergeblich diesen Mißmuth zu beschwören. Der Hof selbst theilte fast durchgängig die Gesinnungen des Publikums und schon sprach man mit ziemlicher Bestimmtheit von einer im Werke begriffenen Verpachtung unserer Bühne, als die gesammten Schauspieler durch eine Petition an den König diesem ihnen drohenden Ungewitter zuvorkammen. Bei dieser Gelegenheit hatten zwei, im Verdachte unbequemer Offenherzigkeit und Furchtlosigkeit ste

hende Schauspieler sich über die nicht allgemein bekannten eigentlichen Ursachen unseres Bühnenelendes genügend ausgesprochen und, mit Angabe triftiger Beweise, den hiesigen Bühnenbeamten, nämlich den Herren Tieck und Winkler die alleinige Schuld zugewälzt. Da somit bereits ein Schritt gethan war und der Unmuth des Publikums ungestüm ein Organ zu verlangen schien, um sich nach Wunsch auszusprechen, so gab Herr Meynert durch einen in seinem Dresdener Janus von ihm mitgetheilten Aufsatze: „Ursachen des dermaligen Verfalls der Dresdener Hofbühne," dieser Angelegenheit den Ausschlag, indem er öffentlich, und durch Angabe von Thatsachen unwiderlegbar erwies, daß die Herren Tieck und Winkler die Hauptschuld an dem gegenwärtigen kläglichen Zustande unserer Bühne trügen. Tieck genoß, als ein bei allen seinen Irrthümern und Verirrungen doch so geistreich und liebenswürdig dastehender Gelehrter, in diesem Aufsatze gebührende Achtung und Schonung; nicht so Herr Winkler, dessen klägliche literarische Figur — bezeichnet durch Arroganz, Unwissenheit und unübertroffene Geistlosigkeit *) — nicht gleichen Anspruch auf Rücksichtnahme zu machen hatte, während er als partheisüchtiger, urtheilsunfähiger Theatervorstand, wie auch rücksichtlich seiner fudelhaften, den Geschmack verderbenden und die Würde der Bühne entehrenden dramatischen Uebersetzungen die volle Wirkung der satyrischen Geißel verdiente. Die Theilnahme, welche das gesammte Publikum, namentlich aber das Herrn Meynert sonst wenig befreundete Schauspieler-Personale — welches die Verfahrungsweise des Herrn Winkler am besten kennt und haßt — für diesen Aufsatz bezeigte, war beispiellos, und nach wenigen Tagen erschien im „Anzeiger" wie in der „Sachsenzeitung" eine von mehreren Theaterfreunden unterzeichnete Aufforderung an die General-Intendanz, auf die Meinung des Janus besondere Rücksicht zu nehmen und „die Verabschiedung der Herren Tieck und Winkler recht bald zu veranlassen, ehe das Institut durch dieselben noch tiefer sänke." — Gewiß ist auch, so lange diese Herren an unserm Theater prädominiren, an eine reelle Verbesserung dieses Institutes nicht zu denken. Wie es heißt, wird Tieck einem Rufe nach Berlin oder München folgen; nicht ein Gleiches steht von Herrn Winkler zu hoffen, der in jeder Beziehung außer Gefahr ist, jemals zu einem Rufe zu kommen und durch sein Eindrängen in eine Masse verschiedenartiger Aemter — wohin, neben dem Theater und der Maler-Akademie auch das Fleischtaxenamt gehört (!) — bereits hinlänglich bewiesen hat, daß es ihm nirgend um das, sondern überall um den Verdienst seiner Verrichtungen zu thun ist. —

Da Ihr, immer mehr an Licht und Wärme gewinnender Planet von unserm Dresden aus mehrere Berichterstatter zu beschäftigen scheint, so muß ich eine kleine Irrung berichtigen, welche sich in eine Dresdner Correspondenz (s. Nr. 30 d. Bl.) eingeschlichen hat. Daselbst will es beinahe verlauten, als ob eine angekündigte Vorstellung der „Vestalin" sich in die von „Schneider und Sänger" umgeändert habe. Die Vestalin ist hier seit geraumer Zeit nur durch Gäste, mithin selten dargestellt worden, doch hat gerade diese Oper keinen Aufschub erlitten, sobald sie einmal angekündigt war.

Sonst erzähle ich Ihnen vom Theater nichts, da der Planet diesem Gewerke eine besondere Nebenstube angewiesen hat. Ich müßte Ihnen höchstens berichten, daß Herr Devrient sich nichts aus Recensionen, geschweige denn aus Tadel macht, weil er, wie er sagt, „doch weiß, was er ist." Wollte der Himmel, daß er dieß wirklich wüßte, er würde sich dann vielleicht besinnen, daß er auf den auswärtigen Theatern, wo er bis jetzt gastirte, rein durchgefallen ist, und durch seine seltsamen Manieren, Redepirouetten und bizarren, oft an einen Trunkenbold erinnernden Stellungen den vernünftigen Leuten nicht so viel zu lachen geben. —

Der deutsche Improvisator, Herr Langenschwarz, hat hier bereits zweimal Proben seiner Kunst abgelegt und viel Beifall geerndtet. Freilich steht der Charakter, die Weise, ja selbst die Sprache des Deutschen der Kunst der Improvisation hindernd im Wege, während in dem Südländer sich alle Eigenschaften und Fähigkeiten zu Ausübung dieses Talentes vereinigen. Der Mangel an Einfachheit und Klarheit der Gedanken, an natürlichem innerm Plane, an richtigem Anfange und Ende, kurz an sofortiger unwillkührlicher Dramatisirung des Stoffes, stellt den deutschen Improvisator weit hinter dem italienischen zurück, dessen dichterische Natur, dessen eingeborene Harmonie von Nordländern nie erreicht wird, wie ich mich aus den gedruckten Stegreifdichtungen mehrerer italienischen Improvisatoren selbst überzeugt habe. Der Deutsche hat Gedanken, aber keinen Bau, noch Rahmen; der Italiener aber braucht (um mich so auszudrücken) nur seinem poetischen Instinkte zu folgen, und er häuft glänzende Bilder und verschlingt sie zugleich zu wundersamen Arabesken in einander, selbst seine Zusammensetzung — bei dem Deutschen so kalt, so matt — ist poetisch, und er vermißt sich, nicht nur Sonette, Sestinen, Balladen und Canzonen, sondern auch ganze Dialoge, ja Dramen und lange wie kurze Schwänke zu improvisiren. Der Deutsche improvisirt blos die Ausführung, der Italiener improvisirt auch Stoff, Plan und Entwurf. Abgesehen von diesen durch natürliche Verhältnisse bedingten Einschränkungen, entwickelte Herr Langenschwarz ein schönes, improvisatorisches Talent, Auffassungsgabe, Fertigkeit und einen schnellen Uebergang vom Entwurfe zur Form. Besondere Fähigkeit scheint er für die humoristische Improvisation zu besitzen, wie die launige Ausführung einer ihm gewordenen Aufgabe: Variazionen auf „Einsam bin ich nicht allein," uns glauben ließ.

*) Schon Wolfgang Menzel nannte in seinem Literaturblatte Herrn Winkler (Th. Hell) eine literarische Miserabilität."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 98. (II. Jahrg.) Dienstag, den 26. April. 1831.

Graf Vittorio Alfieri.

(Beschluß.)

Sie sah ihn dabei mit ihren schönen thränenfeuchten Augen so flehendlich an, drückte ihn fast krampfhaft die Hand und um den schmerzhaft verzogenen Rosenmund schwebte ein schwaches zärtliches Lächeln. Alfieri blieb und nach und nach erfuhr er nun durch ihr Geständniß und seine ungestümen Fragen mehrere Einzelnheiten dieses unzarten Liebesverständnisses.

Als Alfieri alles dieß aus dem Munde der Lady erfahren hatte, versank er anfänglich in eine an Erstarrung gränzende Ruhe. Aber bald trat an die Stelle dieser scheinbaren Gefühllosigkeit, Schmerz und Wuth und die Flamme der Liebe, die er für die Unwürdige in seiner Brust so eifrig genährt hatte, loderte immer wieder von Neuem auf. Unschlüssig, was er thun sollte, blieb er den Abend bei ihr, unter Vorwürfen, Seufzen und Klagen, und endlich verließ er sie mit der Erklärung:

„Sie haben mich allerdings sehr richtig beurtheilt, Mylady! wenn Sie mir so oft bestimmt wiederholt, ich würde Sie nie zum Weibe nehmen. Hätte ich, nach meiner Verheirathung erst, das erfahren, was Sie mir jetzt entdeckt, so würd' ich keinen Augenblick gezögert haben, Sie mit eigner Hand dem Tode zu opfern, und mich vielleicht dann selbst über Ihre Leiche, wenn Sie mir dann noch so theuer gewesen, als Sie es mir in diesem Moment ach nur zu sehr noch sind. Es ist unmöglich, daß ich Sie, nach einer solchen Aufführung noch achten kann, aber Sie haben meine Geringschätzung durch Ihr freiwilliges Geständniß gemildert. Von jener Liebe, die ich früher für Sie gefühlt, kann jetzt nicht mehr die Rede sein, da ich aber die Veranlassung zu Ihrer Verstoßung gewesen bin, so wär' es schändlich von mir, wenn ich Sie ganz verlassen wollte. Ich werde mich Ihrer als Freund redlich annehmen! Ich bin daher bereit, in irgend einem Theile Europa's oder Amerika's unbekannt mit Ihnen zu leben; nur können Sie nie mein Weib werden, oder es auch nur scheinen wollen."

Kaum hatte er diese Worte geredet, so verließ er die Lady, um sich von der Marter zu befreien, mit ihr, nach einer solchen Enttäuschung, noch länger unter vier Augen zu sein, und kehrte voll Verzweiflung in seine Wohnung zurück. Nach einer schlaflosen Nacht, von tausend sich widerstrebenden Gefühlen gefoltert, stand er am Morgen wieder auf. Er fühlte, welche schwere Verpflichtung er sich durch sein der Lady gestern gegebenes Versprechen aufgelegt habe, aber auch die Nothwendigkeit, nicht wortbrüchig zu werden, wenn er sich nicht selbst verachten sollte.

Beim Frühstück brachte ihm sein Bedienter wie gewöhnlich mehrere der in London erscheinenden Tagesblätter. Halb mechanisch, und um durch deren flüchtigen Ueberblick seinen trüben Gedanken wenigstens auf einige Minuten eine andere Richtung zu geben, nahm er das eine und das andere zur Hand. Er staunte, als er in dem einen seinen Namen gedruckt sah. Er sah nun genauer nach und fand einen Artikel, in welchem sein Abenteuer mit der Lady S... bis auf die kleinsten Umstände und der Wahrheit gemäß erzählt war. Er erfuhr daraus, was die Lady ihm wohlbedächtig verschwiegen hatte. Der Jokey, sein Nebenbuhler, hatte zuerst, aus Eifersucht, Alfieri's Schleichwege zu seiner Gebieterin erspäht, seinen ersten Besuch auf dem Landgute und die Zurücklassung seines Pferdes die Nacht über in der Dorfschenke erkundschaftet, den Lord zuerst darauf aufmerksam gemacht, Alfieri auch dann bei dem letzten Besuche nebst Andern aus dem Hause kommen sehen und erkannt. Die Nachricht von seiner Entdeckung hatte den Zweikampf des Lords mit Alfieri herbeigeführt, und als der Jokey hernach seinen Herrn so voll Verzweiflung über die Untreue seiner Gattin gesehen: die er so heftig geliebt, von der er sich nun trennen müsse, war er zu ihm gegangen, und

hatte ihm selbst sein dreijähriges geheimes Einverständniß mit seiner Gemahlin entdeckt, um diesen zu enttäuschen, und sich an Alfieri und seiner Gebieterin zu rächen, und sein Bekenntniß mit der Bitte geschlossen: sein Herr möchte sich doch nicht länger um eine Gattin betrüben, deren Verlust er vielmehr als ein Glück zu betrachten habe. Der Artikel bemerkte noch, daß der Jokey, nach solchem Geständniß, immer noch in den Diensten des Lords sei und er enthielt eine Menge schändlicher und lächerlicher Details von dem Jokey, dessen Namen, Alter, Gestalt nicht vergessen waren.

Alfieri glaubte des Todes zu sein, als er dieß Alles las, und sobald er nur wieder zu einiger ruhigen Besinnung kommen konnte, wurde es ihm klar, daß die Lady ihm deßhalb zum Schein freiwillig das Geständniß von ihrem Liebeshandel mit dem Jokey am Freitag Abend gemacht, weil es schon an dem nämlichen Vormittag durch einen Zeitungsschreiber zur Kenntniß der halben Stadt London gekommen war.

Alfieri eilte wie ein Wüthender zu ihr. Das Blatt in der Hand, überhäufte er sie mit den heftigsten Vorwürfen über ihre nichtswürdige Spiegelfechterei, schwur, sie nie wieder zu sehen, und stürzte wie ein Verzweifelnder wieder aus ihrem Zimmer.

Aber so groß war doch noch seine Zuneigung zu ihr, er war dadurch so schwach, daß er doch nach Verlauf einiger Stunden wieder zu ihr ging, den ganzen Tag bei ihr blieb und sie mehrere Tage hinter einander besuchte, bis sie sich entschloß, da sie zum Stadtgespräch geworden war, und sie sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte, England zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, um sich dort auf einige Zeit in ein Kloster zu begeben.

Alfieri begleitete sie, und um seine Trennung von ihr so viel als möglich zu verzögern, durchstrich er mit ihr mehrere Provinzen England's; er verwünschte ihre Bekanntschaft, er verabscheute ihre Sittenlosigkeit, und doch konnte er sich nicht von ihr losreißen.

Endlich in einem Moment, wo die Schaam über seine Unentschlossenheit, der Unwille über ihre Aufführung und hauptsächlich über die Vorspiegelung eines freiwilligen Geständnisses ihrer Schuld stärker waren, als seine Liebe, verließ er sie in Rochester; sie ging von dort mit ihrer Schwägerin über Dover nach Frankreich. Alfieri kehrte nach London zurück.

Dort angekommen, erfuhr er, daß Lord S... den Scheidungsprozeß wider seine Gattin auf den Grund verfolgt, das sie mit Alfieri in einem verbotenen Umgange gelebt habe, daß er aber des Jokey's mit keiner Sylbe gedacht, um sich dadurch nicht selbst dem Spotte der Welt noch mehr Preis zu geben. Deßhalb verfuhr er auch bei diesem Rechtshandel sehr schonend gegen Alfieri, dieser wurde nicht darüber vernommen, weil der Thatbestand durch die Aussage mehrerer Zeugen hinlänglich erwiesen war, der Lord aber nur auf eine Ehescheidung, nicht aber auf eine Geldentschädigung, die der Gatte nach englischen Gesetzen von dem Verführer seiner Gattin fordern kann, angetragen hatte.

Alfieri konnte daher ungehindert und ohne Verlust an seinem Vermögen England verlassen, und wenn er, nach einer solchen bittern Erfahrung daselbst, doch immer eine entscheidende Vorliebe für England behalten und sie sowohl mündlich, als in seinen Schriften an den Tag gelegt hat, so kann man wohl nicht ohne Grund annehmen, daß die dort herrschende Preßfreiheit daran einen großen Antheil hat, denn nur durch sie wurden ihm die von Liebe verblendeten Augen über Lady S... geöffnet.

Die Braut des Venetianers.

(Fortsetzung.)

Zimmerleute und andere Handwerker fertigten Treppen, auf welchen die kühnen Krieger von den sieggekrönten Schiffen niedersteigen sollten, oder Bühnen, von welchen die Schönen Venedigs den Tapferen ihre Tücher zuschwenken und Musiker die Rückkehr derjenigen feiern konnten, die zur guten Schlacht unter'm Schutz des Löwen und des heiligen Markus ausgezogen waren! Weiber und Kinder suchten das sparsame Grün und die wenigen Blumen, welche die meerumgürtete Stadt darzubieten vermochte, während Andere auf das Festland, nach Lorbeern und Rosen an den Ufern der Brenta, gesendet wurden.

Selbst die leblose Natur schien des Menschen Freude und Triumph zu theilen; reichstrahlend stieg die Sonne empor, heiteres Blau lächelte vom Himmel nieder, ruhig war die See, und ein Lufthauch, so zart wie der Seufzer glücklicher Liebe, begünstigte Venedigs Jubeltag.

Inzwischen schwebte, in Form eines Halbmondes, die Flotte immer näher und näher. Deutlich konnte man durch die klare transparente Luft die Schiffe von einander unterscheiden; und wie sie über das spiegelglatte Gewässer ihrem Ruheplatze zusegelten, vermochte man mit Bestimmtheit das Banner eines jeden zu sehen, und die erwartungsvollen Bürger am Ufer wußten die Galeere zu bezeichnen, in welcher Sohn, Bruder oder Freund fortgeschifft waren. „Das ist die Stella," rief ein alter Mann, „mein Sohn befehligt das Schiff." — „Und das dort ist die Speranza," schrie ein Anderer, „Gott sei gepriesen, meines Francesco Flagge weht noch auf der Spitze des Mastbaumes!" Ausrufungen wie diese, und unverstellte Ausbrüche liebender Gefühle ertönten jeden Augenblick aus den Tausenden, die da versammelt waren, während die beredten, ausdrucksvollen, italienischen Gesichter Gemälde darboten, auf welchen das Auge des Künstlers mit Bewunderung und Entzücken verweilt haben würde.

Die Flotte war bereits so nahe, daß man den Schall der kriegerischen Musik hören, und Alles am Borde der Schiffe deutlich sehen konnte. Längs der Wände der Galeeren waren die glänzenden, bemalten Schilder der zurückkehrenden Ritter und Knappen aufgestellt; die Krieger standen auf den Verdecken in stählernen Rüstungen und mit silberverzierten Helmen auf den Häuptern; hell schimmerten im Glanze der Sonne Schwerdter, Lanzen, Kolben, Streitärte; der „geflügelte Löwe," das Wahrzeichen der Republik, wehte stolz in der Luft; die Banner der Patricier-Familien von Venedig flatterten auf dem hohen Hinterverdeck der Kriegsschiffe, während die Hauptgaleere, welche den „blinden, alten Dandalo" nach dem Schauplatze seines Ruhmes getragen hatte, durch ein ungeheures, weißes Banner überragt war, worauf in großer, goldner Schrift der neue, stolze, seltsame aber wahre Titel: „Herr von drei Achttheilen des römischen Reiches" prangte, welchen der erobernde Doge angenommen hatte, und den die venetianische Republik beibehielt.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Titel der Dogen von Venedig nach Dandalo war: Dominus quartae partis et dimidiae imperii Romani. Dieser Titel blieb unverändert bis auf Giovanni Delfino, erwählt 1356.

Latour d'Auvergne.

(Fortsetzung.)

Der damals regierende Comité du Salut public, von diesen und andern ähnlichen Zügen Latour's unterrichtet, ernannte den Tapfern zum Obersten des ehemaligen Regiments Champagne. Auf die hiervon erhaltene Nachricht versammelte der edle Hauptmann seine Grenadiere und sprach zu ihnen:

„Kameraden, ich habe euch versammelt, um euren Rath zu verlangen."

Die Grenadiere sahen bei dieser Anrede lachend einander an.

„Ja, ja," fuhr Latour fort: „Ich habe bisweilen euch einen guten Rath gegeben, jetzt ist die Reihe, mir einen solchen zu ertheilen, an euch. Die Regierung hat mir ein Oberstenpatent zugesendet; soll ich es annehmen? Was meint ihr dazu, Kameraden?"

Ueberrascht und niedergeschlagen schwiegen die Grenadiere, und schienen ihre Antwort in Latour's Blicken und Mienen lesen zu wollen. Endlich nahm einer derselben das Wort. „Capitain, nicht nur der Rang eines Obersten, sondern ein weit höherer hätte Ihnen schon längst gebührt. Wir sind davon überzeugt, und gewiß theilt die ganze Armee diese unsere Meinung. Aber wir, wir würden unsern Vater, unsern besten Freund verlieren. Gleichwohl können wir Ihnen nicht abrathen, dieses wohlverdiente Avancement anzunehmen, wie schmerzlich es für uns auch sein wird, aus unserer Mitte den zu verlieren, an welchem die Herzen Aller hängen!" — Diese Worte waren von Thränen begleitet, die über die Wangen der tapfern Krieger flossen. Latour fühlte sich davon ergriffen. „Kameraden," antwortete er: „ich sehe, daß mein Abgang euch betrüben würde. Ihr seid also zufrieden mit mir?" — „„Zufrieden! Aber Sie, sind auch Sie es mit Ihren Grenadieren?"" — „Ja, Kameraden, sehr zufrieden! Ihr seid Alle brave Leute und ich liebe euch Alle wie meine Kinder. — Deshalb wollte ich eure Meinung wissen. Ich kenne sie nun, und sende also das Oberstenpatent zurück." — „„Aber Capitain"" wollten Einige einwenden. — „Ich höre auf nichts weiter, ich kenne eure Gesinnungen: dies genügt mir. Ihr seid heute Alle meine Gäste. Daß keiner von euch fehle."*)

So verließ er seine erstaunten und gerührten Grenadiere, um ein militairisches Mahl anzuordnen.

Und Alle kamen, Keiner fehlte. Latour mitten unter ihnen. Zu Ende der Mahlzeit schenkte er Allen ein, stand auf und sprach zu seinen Gästen: „Wohlan, Kameraden, laßt uns hier die gegenseitige Verpflichtung erneuern, von meiner Seite, euch nie zu verlassen, von der eurigen, mir stets treu zu sein!"

Nach diesen Worten stieß er mit Allen unter dem lauten Jubel Aller an.

Und der Bund wurde redlich gehalten bis zu dem Tode des Stifters.

Nach dem mit Spanien geschlossenen Frieden schiffte Latour sich nach Bretagne, seiner Heimath, ein; aber das Schiff wurde auf der Fahrt von den Engländern weggenommen; es war ein kleines Fahrzeug ohne alle Vertheidigungsmittel. Latour wurde als Gefangener nach England gebracht. Einst wollte man die französischen Kriegsgefangenen zwingen, die National-Kokarde abzulegen. Latour, der sich unter ihnen befand, ermuthigte sie, es durchaus nicht zu thun. Er allein widersetzte sich den englischen Agenten, denen nie etwas heilig gewesen; er behielt seine Kokarde.

*) Dieses allerdings lobenswerthe, kameradschaftliche Verhältniß Latour's zu seinen Untergebenen konnte indessen den andern Officieren, welche es ihm nicht gleich thun konnten, oder wollten, nicht ganz erwünscht sein.

A. d. E.

(Fortsetzung folgt.)

Lucinde.

Es reinigt, scheuert immerfort
Die Dienerschaft bei Frau Lucinden,
Man würde — glaubt mir's auf mein Wort —
Nichts Schmutziges im Hause finden,
Säh' man nur nicht die Hausfrau dort.

K. M—r.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

In meinem letzten Berichte hatte ich mich freilich anheischig gemacht, zunächst einen Blick auf unser literarisches Treiben zu werfen; allein ich glaube Ihren Wünschen zu entsprechen, wenn ich vor allen Dingen schon jetzt über einen Gegenstand berichte, welcher hier in diesem Augenblicke Alt und Jung in größere Bewegung setzt. — Das gegen die Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried geb. Timm vom hiesigen Obergerichte ausgesprochene Todesurtheil ist in diesen Tagen vom Oberappellationsgerichte der vier freien Städte Deutschlands bestätigt, und da die Verurtheilte auf ein Gnadengesuch selbst verzichtet hat, dieses wenigstens sehr bald beseitigt sein würde: so haben wir, der polizeilichen Ankündigung zu Folge, am 21sten April Morgens 8 Uhr auf dem hiesigen Domshofe das Schauspiel der, von dem Volke mit grimmiger Wuth ersehnten, Hinrichtung jener Verbrecherin zu erwarten. Es wird daher jetzt an der Zeit sein, Ihren Lesern in allgemeinen Umrissen das Gemälde eines durch beispiellose Verbrechen geschändeten Lebens zu entwerfen, das wenigstens das Verdienst buchstäblicher Wahrheit vor allen bisherigen Schilderungen voraus haben wird.

Es war am 6ten März 1828, als dem hiesigen Criminalgerichte von dem Rademacher Rumpff die Anzeige wurde, er habe an einem Stücke Speck, das er selbst in seinem Schranke für sich aufbewahrt gehabt, als er dasselbe, um davon zu essen, wieder herausnehmen wollen, eine weißliche körnige Substanz bemerkt, die ihm um so mehr aufgefallen sei, als der Speck auch gar nicht mehr die, von ihm demselben gegebene, Lage gehabt habe. Seine herangerufene Hausgenossin, die Madame Gottfried, habe jenes freilich für Fett erklärt, indeß habe er schon seit längerer Zeit, wegen plötzlich eingetretener peinlicher Magenbeschwerden ärztlich behandelt, jenen merkwürdigen Umstand seinem Arzte nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt; durch chemische Untersuchung sei aber die weißliche Substanz sofort für Arsenik erkannt worden.

Durch ein unverzüglich angestelltes summarisches Zeugenverhör wurde dieses versuchten Giftmordes jene genannte Madame Gottfried dringend verdächtig, und ein mit derselben in ihrer Wohnung gleich darauf vorgenommenes Verhör konnte jenen Verdacht so wenig verringern, daß vielmehr noch an demselben Tage die Verdächtige nach dem Stadthause in gefängliche Verwahrung geführt wurde. Schon während dieselbe sich hier befand, wurde die förmliche Untersuchung gegen sie eröffnet, die sich dann etwa zwei Jahre hinzog, denn immer neue Verbrechen kamen zum Vorschein. Endlich nachdem Inquisitin längst in unser neues Detentionshaus abgeführt war, nachdem hier und in Hannover über dreißig Leichen, die zum Theil schon seit langen Jahren in der Erde geruht hatten, wieder ausgegraben und chemisch untersucht, nachdem eine Menge einheimischer und fremder Zeugen abgehört waren: endlich wurden die Acten geschlossen; das Untercriminalgericht erklärte sich wegen der Größe der zu erkennenden Strafe für incompetent, und im September 1830 erfolgte sodann von hiesigem Obergerichte das folgende Urtheil:

In Untersuchungssachen wider Michael Christoph Gottfried Witwe, Gesche Margarethe, geborne Timm, wegen Giftmischerei und mehrerer anderer Verbrechen, erkennt das Gericht nach Einsicht der Acten und nachdem die Untersuchung in Gemäßheit des Decrets vom 22. Mai d. J. vervollständigt worden, die Inquisitin, außer mehreren Diebstählen, Betrügereien und Meineiden, so wie der versuchten Abtreibung von Leibesfrucht, für überführt und geständig:

1) ihre beiden Eltern, ihre drei Kinder, ihren ersten und zweiten Mann, ihren Bruder, ihren Bräutigam Paul Thomas Zimmermann, die Anne Lucie Meyerholtz, den Johann Mosens, die Ehefrau des Rademachers Johann Christoph Rumpff, geb. Mentz, die Ehefrau des Küpers Friedrich Schmidt, geb. Cornelius, und den Beschlagmeister Kleine zu Hannover vorsätzlich mittelst Giftes getödtet, auch den Tod der Tochter der besagten Schmidt, Elise, durch eine, wenn auch nicht erweißlich vorsätzliche, Vergiftung verschuldet zu haben.

2) Dem gedachten Johann Christoph Rumpff, in der Absicht, um ihn zu tödten, wiederholt Gift beigebracht und dadurch eine bedeutende Gesundheitszerstörung bei ihm verursacht, so wie endlich

3) vielen andern Personen vorsätzlich, wiewohl ohne die erweißliche Absicht, zu tödten, mit mehr oder minder nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit, Gift gegeben zu haben.

Das Gericht verurtheilt daher in Gemäßheit der peinl. Gerichtsordnung Art. 130 und unter Berücksichtigung der mildernden Grundsätze des heutigen Gerichtsgebrauchs, die Inquisitin Michael Christoph Gottfried Witwe, ihr selbst zur wohlverdienten Strafe und Andern zum warnenden Beispiel, zum Tode mittelst des Schwerdtes, und beauftragt das Criminalgericht, für die Eröffnung und Vollstreckung, so wie für die öffentliche Bekanntmachung des gegenwärtigen Erkenntnisses und alle damit zusammenhängenden Maßregeln Sorge zu tragen.

Sämmtliche durch die Untersuchung wider die Inquisitin und durch ihre Verurtheilung und Bestrafung verursachten Kosten sollen aus ihrem Nachlaß, so weit er dazu ausreicht, ersetzt werden.

Erkannt im Obergericht. Bremen d. 17. Sept. 1831.

(Folgen die Unterschriften.)

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 99. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 27. April. 1831.

Latour d'Auvergne.

(Fortsetzung.)

Man wollte ihn zwingen, an der Expedition von Quiberon Theil zu nehmen*). Da weder Drohungen noch Schmeicheleien ihn hierzu bewegen konnten, so schritten die edlen (?) Britten zu Beleidigungen und Kränkungen aller Art. Ja sie gingen so weit, dem unerschütterlichen Latour die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu versagen. „Ich will Dich nicht," so schrieb er an seinen Freund, „von den Grausamkeiten unterhalten, die ich während einer einjährigen Gefangenschaft von den Engländern zu erdulden hatte; sie waren von unsern Emigranten und von den emigrirten Priestern dazu angereizt worden**). Aber meine Seele blieb stark und ohne Verstellung; ich zeigte mich stets wie ich war, als Franzose, als Patriot; die dreifarbige Kokarde war stets auf meinem Hute, und meine Kleidung im Gefängnisse war dieselbe wie auf dem Schlachtfelde. Daher der wüthende Haß und die gegen mich gerichteten Verfolgungen."

Mit dieser edlen Vaterlandsliebe verband Latour, unter andern bürgerlichen Tugenden, einen seltenen Grad von Uneigennützigkeit. Er hatte einst seinem Freunde 50 Louisd'or zu einer neuen Auflage seiner Origines gauloises übersandt. Die Stürme der Revolution erschwerten damals dieses Unternehmen, und Lecoq, in dessen Händen sich die dazu bestimmte Summe befand, wollte sie Latour zurückgeben. Dieser aber wollte nur die Hälfte davon nehmen, um das Uebrige seinem nicht bemittelten Freunde zu lassen.

Die Bescheidenheit des edlen Helden, zur Zeit, als er den ehrenvollen Titel: „erster Grenadier der französischen Republik" erhielt, ist durch Posselt's Taschenbuch für die neueste Geschichte, achter Jahrgang 1802, in Deutschland bekannt geworden.

Nebst Latour's seltener, uneigennütziger Vaterlandsliebe war der Hang zu einem stillen Leben seine Lieblingsneigung. Nachdem er die Armee verlassen hatte, zog er sich nach Passy bei Paris zurück; in einem kleinen Zimmer, dessen Schmuck aus Büchern und Waffen bestand, lebte er in der tiefsten Zurückgezogenheit, im einzigen Genuß einer Freiheit, ohne welche denkende Menschen nicht glücklich sein können.

„Ob ich gleich," so schrieb er von Passy aus seinem Freunde, dem ehrwürdigen Bischof Lecoq, „monatlich nur 25 Franken und das Uebrige in Mandaten*) empfange, so genügt es mir doch zu meinem Unterhalte, weil ich wenige Bedürfnisse habe. Ein Obdach, Brod, Milch, Freiheit und ein reines Herz, dem jeder Ehrgeiz fremd ist, darauf beschränken sich meine Wünsche. Alle meine Schätze sind in meinem Herzen, in der Liebe für meine Heimath. Für sie und für die Ehre des französischen Namens bin ich jeden Augenblick bereit zu sterben."

Was das Vaterland von ihm nicht forderte, machte Freundschaft ihm zur Pflicht. Als er erfuhr, daß sein alter Freund, der berühmte Lebrigant, ein damals

*) Der Erzähler befand sich zu jener Zeit nicht weit davon: nämlich zu Nantes, der Hauptstadt von Bretagne.

B.

**) Und immer waren Priester die Stifter, die Quelle alles Unheils! Wohl hatte Voltaire Recht, zu sagen:

„Les prêtres ne sont pas ce qu'un vain peuple pense,
„Notre crédulité fait toute leur science!"

*) Als die Assignaten in Frankreich ganz gefallen und durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu Nichts herabgesunken waren, schuf die Regierung dieses neue Papiergeld, das im Grunde nichts Anderes als Assignaten war. Es wurden anfänglich davon 600 Millionen, aber späterhin (18. März 1796) für 2400 Millionen in Umlauf gebracht. Kaum war dieß geschehen, als auch diese Papiermünze zu Nichts herabsank. Gleichwohl verdankte Frankreich diesem prekären Hülfsmittel seine Rettung.

A. d. E.

80jähriger Greis, durch die Requisition*) seinen einzigen Sohn verloren habe, dessen Beistand und Talente ihm eine unentbehrliche Unterstützung gewährten, eilte Latour nach Paris und stellte sich dem Directorium als Stellvertreter (Remplacant) des jungen Lebrigant dar.

(Beschluß folgt.)

Eine Erinnerung beim Jahre 1831.

(Fortsetzung.)

Welchem von diesen dreien Systemen wir nun Recht geben, bleibt freilich dem zu entscheiden, der den wahren Rang neben den dreien in Lessings Nathan erkennt; in und um uns ist die Welt voll Geheimnisse; wir schwimmen in ihnen, wie der Fisch im Weltmeere; wie eine Nebelwolke begleiten sie uns, wohin wir auch den Fuß setzen, gleichsam wie den Wanderer in der heißen Wüste der Staub — doch sei dem, wie ihm wolle, für unser Leben paßt das System des Stillstandes nicht, weil wir uns nicht bilden werden bei dem Glauben, daß es nicht in's Bessere komme, und wie der Held immer schlägt, ohne zu fragen, ob er siegen werde, und ihm der Erfolg die beste Antwort bringt, so müssen wir den Glauben an unsere Kräfte selbst irritiren, um nicht die Symptome der Schlaffsucht bald an uns sehen zu lassen. Was nun unsere Gegenwart eigentlich auszeichnet, ist, daß der Geist der Zeit eine Zeit des Geistes geworden: unsere Wissenschaften haben zugenommen, unsere Sprachkenntnisse sind erweitert, neue Erfindungen sind an Tag gekommen, die Zahl der Zeitschriften ist der Maßstab für Völkerbeurtheilungen, Systeme haben gewechselt, alte Vorurtheile wurden glücklich bekämpft, und Denkfreiheit in allen Erdgegenden ausgerufen. Sonst war das Licht mehr um die Großen, nur Einzelne traten aus der Masse von Millionen hervor, und die Jahrhunderte, welche sie erzeugt, stehen im Zeitencyclus großgezeichnet da, wie die volkreichen Hauptstädte auf der Landkarte. Das heilige Licht in Aegypten blieb bei den Priestern, und kam nicht in's Volk; jetzt aber zündet Jeder sich an solchen Lichtern sein eignes Licht an; in allen Werkstätten arbeiten Sokratesse, und so sehen wir überall Gelehrsamkeit, überall Licht, überall Aufklärung, und gegen das ehemalige Dorf um Athen sind unsre Dorfschulzen Philosophen. Die Dummheit ist bei uns kein Gesetz, wie einst zu Sparta, und die Schamlosigkeit keine Göttin, wie einst zu Korinth. Und wie ein knechtisches Rom unter seinen Kaisern bei uns nicht mehr existiren kann, haben die letzten 6 Monden gezeigt, und das nächste Jahr wird vielleicht noch lauter zeugen, daß in den Freiheitsschlachten bei Leipzig und Waterloo die Freiheit nicht sitzen geblieben, oder dort die Tapferkeit sich zu Tode geblutet hat. Freilich dient die Aufklärung der Sünde so gut, als der Tugend, eben so wie die Sonne sowohl dem Mörder als dem arbeitsamen Landmann bei ihren Handlungen leuchtet, und soll man, wie Sterne schon gewollt, die Zeit nach den Herzen und nach den Köpfen preisen, so steht allerdings zu fürchten, daß unsere Nachkommen vielleicht unsere Lehren mehr als uns loben werden; gleichwohl machen die Aufklärungen doch moralisch gute Gesinnungen wahrscheinlich, und zunächst bei denen, die sich von der modernen Abstraktion in unserer Zeit-Philosophie fern zu halten wissen. Die Macht des Kopfes wirkt doch auf den Menschen zur Güte, und wie der Kopf eine Selbstheit ist, so auch die Moralität. Den Aufgeklärten kann man mit Gedanken beikommen; darum ist die Aufklärung, die uns aus dem engen Schooße der Kirchen in die weiten Arme des Naturtempels Gottes führt, schon immer eine halbe Besserung. Auch geht die Tugend ihren geraden Weg in aufrechter Stellung, und gar Mancher weicht von ihr nur ab, weil er den Gefahren, die den Tugendhaften bedrohen, nicht gewachsen ist. Der Kopf ist aber eine Macht gegen solche Gefahren, und wer ihn hat, darf die Schleichwege des Lasters nicht suchen. Uebrigens waren von Ewigkeit her die Zeiten gleichviel verliebt in das Uebel, wie in das Gute; von jeher war es der Stunde gleich, ob Freuden- oder Schmerzensthränen fallen, ob Wohlthaten oder ob Morde in ihr geschahen; stets suchte der Tadel sein Futter, und fand es in allen Zeiträumen der Weltgeschichte, und die Täuschung, welche die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reizender, als die der Gegenwart, findet, ist nicht von heute und nicht von gestern: schon in allen Zeitaltern ward sie alltäglich genannt.

(Beschluß folgt.)

Lessing ärgert sich.

Bald nachdem Lessing's „Minna von Barnhelm" herausgekommen war, wurde dieses Lustspiel, während der Messe in Leipzig, in einer Bude vor dem Thore, schlecht aufgeführt. Natürlich ärgerte sich der Verfasser, welcher gerade damals in Leipzig war, darüber, und theilte seinen großen Verdruß, ziemlich hitzig, einigen Bekannten mit. „Ei, Sie müssen auch nicht zu böse sein," sagte einer derselben: „es ist ja doch Ihr Kind, und ein guter Vater freut sich ja auch, selbst wenn er sein Kind in Lumpen gehüllt wieder sieht." Lessing entgegnete: „Wohl, wenn es mit Lumpen bedeckt ist, aber nicht, wenn es am Galgen hängt."*)

E.

*) Bevor in Frankreich die Conscription eingeführt war, fanden die Militairaushebungen mittelst Requisition statt.

*) In Müchlers Anekdoten-Almanach auf das Jahr 1815 S. 93 wird diese Antwort fälschlich Engeln beigelegt; wir wissen aber von einem Ohrenzeugen, daß sie Lessing seinem witzigen Freunde Saal († 1794, als Acciscommissair) gegeben hat.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Zur Aussicht konnte indeß wohl nichts geschickter sein, als der Leuchtthurm. Ich scheute also die steilen Wendeltreppen nicht, und stieg hinauf. Wie ich oben angekommen war, wurde mir ganz schauerlich zu Müthe; denn der Wind heulte über mir eben so, wie in dem Leuchtthurm von Houwald. Da stand der kleine Ofen für den Winter. Den Lampen gegenüber sah ich drei große, breite Oeffnungen. Ich glaubte, sie wären dazu, daß man sich zur weitesten Aussicht hinauslegen sollte. Wie leicht hätte ich damit ein Unglück haben können! Eben wollte ich den Kopf vorwärts neigen, als die Frau, die mich hinauf geführt hatte, zu mir sagte: Nehmen Sie Sich in Acht, dieß ist Glas — die Scheibe kostet 75 Mark (31 Thlr.). Glas? Nicht im mindesten gab es sich den Augen kund, so rein und hell war es. Da mag denn doch schon Mancher mit dem Kopfe durchgefahren sein und sich nicht wenig erschrocken haben. — Offen und frei breitete sich nun nordwestlich das Meer vor mir aus; rechts, in einer Entfernung von 4 Meilen, fuhr die Straße von Petersburg ein Schiff daher; ein schwarzer Streifen links sollte Dänemark vorstellen (?); ganz nahe zeigte sich auf der einen Seite Holstein, auf der andern Mecklenburg. Aber man sieht eben noch zu viel Land, um von dem Meere einen mächtigen oder wohl gar überwältigenden Eindruck zu empfangen. Indeß hatte ich doch eine ziemlich deutliche Vorstellung davon bekommen, und stieg zufrieden den Thurm hinab. Bei einem Caffee im Logirhause gegenüber ließ ich das Gewitter, das nun herankam, austoben, und heftete meine Blicke auf das kleine Badehaus am Gestade und auf die beweglichen Bäder, die auf Rädern in das Meer hineingeschoben werden, und die unsern Schäferkarren nicht unähnlich sehen.

Als ich den 13ten Juli Travemünde verließ, hatte ich noch das Vergnügen, ein holländisches Schiff mit vollen Segeln abfahren zu sehen.

Den Mittag brachte ich in dem ziemlich heitern, von freundlich-regsamen Menschen belebten Lübeck zu, wo ich, bei aller Eile, doch nicht umhin konnte, in der Domkirche das Leiden Christi von Hemling in Augenschein zu nehmen, ein großes Gemälde, worauf sich mehrere Gemälde befinden, welche in einzelnen Scenen die ganze Leidensgeschichte darstellen. Am meisten sprach mich der lebendige Ausdruck der wehklagenden Frauen an, denen die Thränen von den Wangen laufen. Auf einmal hörte ich meinen Namen nennen. Zwei Freunde hatten sich hinter mir eingefunden, wovon der eine damit angeredet wurde. Die Frau Küsterin machte uns besonders auf Petrus Hahn aufmerksam, der aus der Oeffnung eines Thurms herausseht, und so klein ist, daß er mit bloßen Augen kaum wahrgenommen werden kann. Für diesen Hahn allein soll ein Engländer, wenn er ihn herausschneiden dürfte, 100 Louisd'or geboten haben. So viel konnte ich doch daran nicht finden, und mein Namensvetter ohne e war derselben Meinung.

Als ich den Nachmittag ein Paar Stunden über Lübeck hinaus war, wurde der Kutscher von einer großen Angst befangen, denn er sah wieder ein Gewässer daher schimmern, und fürchtete, daß er darüber müsse. Immer weiter dehnte sich die Fläche vor uns her: es war der Ratzeburger See, der mit den Wäldchen und Dörfchen, die sich darin spiegeln, einen herrlichen Anblick gewährt. Er ist drei Meilen lang, und Ratzeburg liegt darin wie auf einer Halbinsel. Ich freuete mich auf das Nachtquartier. Man hatte mir den deutschen Keller zur Einkehr angerathen, von wo ich mir eine gute Aussicht versprach; aber ich wäre bald darum gekommen; denn, als wir beim letzten Wirthshause anhielten, trat ein zehnjähriges feines Mamsellchen mit einem klugen Gesicht hervor, und entgegnete auf die Frage nach dem deutschen Keller: Ja, es gibt aber zwei deutsche Keller, einen großen und einen kleinen; in dem ersten finden Sie kein Unterkommen mehr, denn er liegt auf dem Markte, und heute ist Jahrmarkt in der Stadt; in dem andern sind Sie recht gut aufgehoben, — und sie empfahl diesen mit solcher Ueberredungskunst, daß ich mich nicht entbrechen konnte zu sagen: Sie haben wohl in dem kleinen Keller Gevatter gestanden? worauf sie empfindlich zurückging und auf alle weitern Fragen ein unerbittliches Stillschweigen beobachtete. Mein Verdacht mochte indeß wohl nicht ungegründet sein, denn ich fand den großen Keller noch ganz leer: der Jahrmarkt hatte morgen erst seinen schönen Tag. Ich wählte ein hochgelegenes geräumiges Zimmer, aus welchem ich nicht nur den Markt und einen Theil der Stadt, sondern auch etwas von der reizendanmuthigen Gegend übersehen konnte. Eine schöne Trompetermusik bekam ich von der gegenüberliegenden Wache zur Zugabe. Es machte mich fast lachen, wie der Wirth sich entschuldigte, daß ich allein essen müßte. Nach so manchem gewühlvollen Tage war mir die halb-ländliche Einsamkeit mit einem Blick auf die frei waltende Natur eine wahre Erholung und Erquickung für Körper und Geist. — In Absicht der Küche muß ich bemerken, daß mich die Kartoffeln noch immerfort begleiteten, daß aber auch der reine Medoc und Graveswein mir von Hamburg her noch ein Veilchen treu blieben.

Den 14ten Juli kam ich durch Mölln, wo Eulenspiegel begraben liegt. Der Baum, der auf seinem Grabe stand, ist durch die vielen Nägel, welche von den Fremden eingeschlagen wurden, eingegangen. Eine verschlossene Nische in der Kirchmauer bewahrt indeß den Grabstein und das Bild von ihm und seiner Mutter. So ist der Schalk ein Accidenz für den Küster geworden. Dieser schloß auf, sprach aber so schnell, daß ich ihm öfters Halt er an! zurufen mußte. Possierlich genug haben die Augen von Till, der als Knappe dargestellt ist, so wie die seiner Mutter, etwas von einer Eule an sich. Auf dem Steine sagt eine alte, schwer zu lesende Mönchsschrift, daß er 1350 unter demselben begraben sei. Seine Späße haben ihn, trotz des besten Lustspieldichters, unsterblich gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Fortsetzung.)

Dieses Urtheil fand das Oberappellationsgericht der freien Städte zu Lübeck um so mehr zu bestätigen sich bewogen, als, nach einer in den Entscheidungsgründen desselben befindlichen Andeutung, die Verbrecherin wohl eine schärfere Todesstrafe verdient habe, auf die, in pejus reformirend zu erkennen, es nur vom Gesetze verhindert würde.

Gesche Margarethe Timm wurde am 6ten März 1785 als Zwillingsschwester eines Bruders hierselbst geboren. Die Eltern, dem niedern Handwerksstande angehörig, waren schlichte, geistig sehr beschränkte Leute, die, in der größten Einigkeit lebend, durch vereinte, rastlose Thätigkeit und übertriebene Sparsamkeit im Leben weiter zu kommen strebten. Sie waren fromm, so weit das zum Hausbedarf gehört, versäumten nur bei überhäufter Arbeit die Kirche, und bewiesen sich regelmäßig den Armen um so mehr wohlthätig, als sie dafür auf bestimmte Hoffnung dereinstiger Vergeltung bauten, eine Selbstsucht, die bei ihrer unglücklichen Tochter sich später in eine schauderhafte Art von Ablaßidee verkehrte. Damit schien denn aber eine, in jener Zeit, wie noch jetzt, unter dieser Klasse von Leuten herrschende Abergläubigkeit ganz verträglich, und besonders die Mutter liebte es, sich von alten weisen Frauen die Zukunft prophezeien oder über einen verborgenen Umstand Aufklärung geben zu lassen. Gegen ihre Kinder — jene beiden blieben die einzigen — bewiesen sich die alten Timms immer, wenn auch als strenge, doch im höchsten Grade liebevolle Eltern, und bis zu ihrem Tode ist ihre Tochter ihre Freude und ihr Stolz gewesen.

Die kleine Gesche blühte lieblich heran, und entwickelte, schon in ihrem vierten Lebensjahre in die Schule geschickt, bald recht glückliche Anlagen. Aber freilich wurde die Rührigkeit ihrer Aeltern schon in ihrer frühen Jugend die Veranlassung zu kleinen Unterschleifen und Diebereien, durch welche sie Auslagen für kleine Näschereien sich zu verschaffen wußte, die sie um so schmerzlicher entbehrte, als sie allen ihren Gespielinnen von deren Eltern nicht versagt wurden. — Freilich entdeckte man bald jene Diebereien, allein unser kleiner Engel kam nie in Verdacht, und indem man sie nach wie vor liebkoste, ihren stillen, immer in sich gekehrten Bruder aber verdächtigte, wurde schon früh in ihr junges Herz die Lust an so leichten Mitteln zur Erreichung ihrer Wünsche zugleich ein Streben mehr nach dem guten Schein als dem Wesen, endlich eine Art von Gleichgültigkeit gegen fremde, von ihr verschuldete, Leiden geweckt und genährt. Nur einmal, als ein etwas größerer, an einer Hausbewohnerin verübter Diebstahl von beinahe einem Thaler das ganze Haus in Bewegung setzte, schien die Mutter ihr Töchterchen in Verdacht zu nehmen. Von einer weisen Frau zurückgekehrt, behauptete Mutter Timm, in einem ihr vorgehaltenen Spiegel den Dieb erblickt zu haben; allein, so sehr die scharf fixirte Gesche sich dabei auch erschüttert fühlen mochte, dennoch gelang es ihr, im Aeußern ruhig zu scheinen, so daß der Sache nicht weiter gedacht wurde. — Von nun an hat sie im älterlichen Hause nie wieder gestohlen, den Glauben an Prophezeiungen und Wahrsagereien aber ihr ganzes Leben lang behalten. —

Als das Mädchen kaum zwölf Jahre zählte, wurde es schon von der thätigen Mutter von früh bis spät zu angestrengter Arbeit im Hauswesen, wie in den Geschäften des Vaters angehalten, ja es mußte schon an mehreren Wochentagen zum Nähen bei fremden Leuten ausgehen, wobei denn das verdiente Geld ihr sorgfältig aufbewahrt wurde. Auch war die Arbeit ihr eine Lust, die selbst von solchen Eltern mitunter gemäßigt werden mußte. Dabei war das Mädchen keineswegs geldgierig und geizig; sie hat vielmehr durch ihr ganzes Leben das Lob der Freigebigkeit bewahrt. Zugleich lernte sie früh genügsam zu sein und in der That war ihre Freude eine recht herzliche und von keinen höhern Wünschen getrübt, wenn alljährlich an ihrem Geburtstage ein kleines Weißbrod für 4 Pfennige ihr als außerordentliches Geschenk zu Theil wurde.

So blühte das Mädchen unter Arbeit und Genügsamkeit zu einer lieblichen Jungfrau heran, ihren Gespielinnen ein Muster, den Alten zu herzlicher Lust und Freude. Freilich blieb der dritthalbjährige Religionsunterricht, den das Mädchen seit ihrem dreizehnten Jahre genossen hatte, ohne bleibenden Eindruck auf ihr geistiges Leben, aber die Keime des Bösen lagen doch noch recht tief und ihr unbewußt in ihrer Seele. Sie konnte jetzt sogar bei ihrer Umgebung für ein recht gutherziges Mädchen gelten, denn bei jeder ernsteren Angelegenheit füllten Thränen ihre Augen. Ihr war von der Natur eins jener weichen Gemüther zu Theil geworden, in denen äußere Eindrücke eben so schnell wieder verschwinden, als sie darin entstehen, die, in Gefühlen sich zwar ergehend, ohne Halt sind gegen die Versuchungen des Lebens. Ein solches Gemüth ist ja häufig den Frauen eigen; der kräftige Mann sucht und liebt es, weil es seiner Stütze so offenbar bedarf, und das weiche Element des Gefühls zur Milderung seiner Kraft bestimmt ist. — Unsrer Unglücklichen wurde es nicht zu Theil, einen tüchtigen, kräftigen Lebensgefährten zu finden; sie würde vielleicht der Schmuck, die Krone seines Lebens geworden sein, wie die Jungfrau die Freude und der Stolz ihrer Aeltern und Aller war, die sie kannten.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 100. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 28. April. 1831.

Eine Erinnerung beim Jahre 1831.

(Beschluß.)

Aber auch alle Zeiten fanden ein Lob, und alle Regierungen ihre Apologeten, je nachdem die Könige ihre Schmeichler belohnten, und wer möchte bestreiten, daß nicht unsere Frauen einst im Paradiese eben so den Apfel gekostet, als Mutter Eva heute gern in's Theater ginge, daß wir nicht einst zu Pharao's Zeiten dienstbar den Ziegellehm geknetet, und Moses nicht, wie jüngst Buonaparte, regiert hätte! Zeiten sind wie Zeiten, und die Menschen in ihnen auch immer dieselben. Wer hat Gott in die Rechnung gesehen, daß er sage, wie der Preis-Courant der Zeiten stehe? Ihm sind alle Zeiten gleiche Kinder, und wie Er der Sonne den Schatten zur Zugabe gemacht, zur Würzung der Speisen den Hunger in die Welt gesetzt, so hat auch Er der Tugend zu Liebe das Unglück auf Erden hingestellt; denn die Stärke der Seelen kommt aus Nacht und Grauen und Leiden, und der Hammer des Mißgeschickes und des Trübsales ist es, der die Seele zum Demant schlägt, der allen Verwüstungen trotzet und Weltruinen überlebt. In den Uebeln — sagte der Königsberger Philosoph — erscheint uns die Natur als eine Macht, und gibt uns das Gefühl des Erhabenen; durch die Ruthen der Natur kommt der Mensch zu seiner Größe, und man sollte sie ein Glück nennen, wenn dieser Name des Zufalls ihrer würdig wäre.

Gefallen wir uns also in unserer Zeit, eben weil sie die Unsrige ist. Sagt man auch, es ist jetzt dieß und das, so war das wohl schon immer so, nur die Gestalt ist anders, in welche sich dieselbe Eine Natur ausgebiert, zu andern Zeiten und Räumen. Es war um die Menschen weit schlechter schon, als jetzt: wie hätten wir sonst einen Moses, einen Paulus haben können, wenn es kein Otterngezücht gegeben hätte! Besteigen wir die Stufenleiter der Geschichte von Moses Auftritt in Aegypten bis zu Luthers Reformation hinab, so stoßen wir überall auf große Anstalten gegen noch größere Uebel, wie sie unsere Zeit ganz und gar nicht nothwendig hat, denn die Rüstigkeit unserer Kräfte ist von ganz anderer Natur. Die Laster werden jetzt allgemeiner verfolgt; der Landmann darf nicht mehr knieen vor seinem Herrn, wie vor einem Götzen. Reformen aller Art sind an der Tagesordnung; wir verbessern das Schul- und Erziehungswesen, die Rechtspflege und die Heilkunde, bilden Vereine zu den mannichfachsten öffentlichen Zwecken, und eine, wie noch nie in unserm Deutschland gewesene, allgemeine Theilnahme an öffentlichen Geschäften, selbst unter den Gewerbetreibenden, gibt überall sich kund. Mag manche Reform auch Tadel verdienen, wenn nur Alles an die Schmiede kommt, und Alle an den Ambos, dann haben die Kräfte ihren rüstigen Tag, und die Gestaltung ist noch lange, lange nicht fertig. Wem brauchen wir es hier von unsern geneigten Lesern und Leserinnen noch zu sagen, daß unsere Zeit eben nicht die ist, in der man die Hände in den Schooß lege, und ruhiger Zuschauer bei Allem bleiben solle, was vielleicht schon das nächste thatenschwangere Jahr herbeiführt! Wer will schon jetzt es wissen, was in der Zeiten Hintergrund noch schlummern mag!

J. J. S.

Der Moselwein.

Der berühmte Hontheim sagt von dem sanften, lieblichen und dabei doch mit mildem Feuer begabten Mosler:

„Des Moselweines Fülle, Güte, Zuträglichkeit,
Kraft ist Niemandem unbekannt: er macht fröhliche,
am andern Tage wohlthätige, Brust und Kopf
nicht beschwerende Räuschchen."

Die besonnten Bergwände um Trier, das unter dem 49sten Grade nördlicher Breite und unter dem

25sten der Länge liegt, und deren hier und da mit Fruchtbäumen (auch selbst mit zahmen Kastanien) gemachte Einschnitte sind größtentheils mit Reben bepflanzt, welche mehrere ausgezeichnete Mosel- und Heckenweine*) erzeugen.

Dem römischen Kaiser Probus (280) schreiben mehrere Geschichtforscher die Einführung des Weinbaues an der Mosel zu. Nach einer Mittheilung des Bertelius (Hist. Luxemb.) aus einer Handschrift de gestis Trevir. soll (risum teneatis!) schon zur Römerzeit ein solcher Ueberfluß an Wein im Trierischen Gebiete gewesen sein, daß man einen durch Bittburg (Bedonis pagus) führenden Weinkanal angelegt habe, um den Bewohnern der Colonia Agrippina (Cöln) den Rebensaft in großen Massen, auf dem kürzesten Wege, zuzuführen.

Unter den Weinen in der Umgegend von Trier sind die vorzüglicheren: der Augenscheiner — dicht am Flusse, auf dem linken Ufer, daher so genannt, weil die Klosterherren der ehemaligen St. Marien-Abtei, auf dem rechten, gerade gegenüber, ihren Augapfel beständig im Augenscheine hatten —, Thiergärtner, Schammet (oberhalb St. Matthias) und Pichter. Auch die Bergwände des Olewigthals bringen einen angenehmen Rebensaft hervor. Die Krone der Weine in der Umgegend von Trier ist der Grünhäuser. Ein holländischer Kaufmann bezahlte 1793, in der Abtei St. Maximin bei Trier, eine Partie dieses Gewächses vom J. 1779, jedes Fuder mit 1144 rheinischen Gulden.

Folgende zwei bis vier Stunden von Trier, an der Saar gelegenen Orte bringen viele, mehr oder minder geschätzte Weine in den Handel: Okfen (Bocksteiner), Wildingen, Canzem, Cönen (rothen), Schoden, Ayl, Wawern, Filzen, Saarburg, Conz.

Latour d'Auvergne.

(Beschluß.)

Das edle Haupt bedeckt mit weißen Haaren, aber noch feurig wie in seiner ersten Jugend, opferte Latour seine Ruhe, seine Gesundheit, seinen Rang auf, um statt des jungen Conscribirten wieder als gemeiner Grenadier Tornister und Flinte zu tragen, um wieder in den Reihen zu marschiren, wo er so viele Jahre als einer der berühmtesten Anführer gedient hatte. „Freundschaft!" rief der Bischof Lecoq aus, als er von Latour's edelmüthiger Selbstaufopferung Kunde erhielt, „du allein vermagst Aehnliches zu bewirken. Es gab Zeiten, wo ich an Menschenwürde verzweifelte. Erhabene Freundschaft, du söhnst mit der Menschheit mich aus!"

Latour's Sitten waren rein, einfach, ohne ungebildet zu sein. Er ehrte die Gebräuche, den Ton und die Convenienz; Alles, was gegen den Wohlstand war, mißbilligte er. Die Eifersucht und die Streitigkeiten der Gelehrten betrübten ihn, und Mißbrauch des Talents, wie er damals an der Tagesordnung war, empörte ihn. Oft äußerte er den schönen Wunsch, daß die Worte Tugend und Wissenschaft gleichbedeutend sein möchten; er konnte nicht begreifen, wie der gelehrteste Mann nicht auch der tugendhafteste sein könne.

Auch Philosoph war Latour, aber ein religiöser. Er beklagte öfters die Spaltungen, welche zwischen der Philosophie und der Theologie eingerissen waren.

Mit diesen Geistesgaben, mit so vielen schätzbaren Eigenschaften des Herzens verband Latour andere vielfache Kenntnisse. Er kannte mehrere todte und lebende Sprachen; er war in Spanien (wo er zum Mitglied der Akademie der Geschichte aufgenommen worden), in Italien und in Deutschland gewesen. Stets beschäftigte er sich mit der Idee, Spuren von der Sprache und den Sitten der alten Britanier und Celten aufzufinden. Auf diesen Punkt richteten sich alle seine Forschungen und Unterhaltungen mit den Gelehrten der verschiedenen Länder, die er besucht hatte*). Täglich wurde er in der Meinung bestärkt, daß die celtische Sprache eine der ersten des Menschengeschlechts gewesen sei. Um dieß zu beweisen, schrieb Latour seine „Origines gauloises", und seine Absicht war, in einer zweiten, vermehrten Auflage den Beweis aufzuführen, daß die griechische Sprache und selbst der Dialekt derselben eine auffallende Verwandtschaft mit dem Celtischen habe. — Leider unterbrach Latour's Tod dieses für die Literärgeschichte so nützliche Unternehmen.

Bonafont.

Die getreuen Brüder.

(Fortsetzung.)

Als nun die Stunde kam, daß Alles schlief, da geschah es, daß die Waller mit den Frauen zusammen kamen, wie sie dieß besprochen hatten; und frommen Sinnes hörten die Frauen auf der Brüder Lehre, bis die Sonne den ersten Strahl an des Himmels Ostrand zeigte. Da begehrten die Frauen der Taufe, und ließen sich aufnehmen in der Christen Gemeinschaft. Und beide

---

*) Heckenweine werden an der Mosel und an der Saar diejenigen Weine genannt, welche nicht unmittelbar an den diese Flüsse einschließenden Bergen, sondern landeinwärts in deren Einschnitten wachsen. Unter sie gehören mehrere der köstlichsten: Scharzberger, Oberemmeler, Kaseler, Grünhäuser, Crettnacher.

*) Auch Posselt war, während Latour bei der Rheinarmee diente, durch Moreau mit ihm bekannt und befreundet geworden. Dieß hat mir Posselt selbst gesagt. B.

Brüder übten fromm und froh zum ersten Male das heilige Amt.

Nachdem aber die Frauen die Taufe empfangen hatten, da bat die Wirthin die Waller, daß sie sich für heute wenigstens zurückziehen möchten nach ihrer Heimath hin, da die Männer heute zur Nacht des großen Thors Fest feierten, von dem abzustammen sie sich rühmten; „denn," sagte sie, „treffen euch Männer zur Nacht noch hier in dieses Waldes Marken, so erschlagen sie euch gewiß in ihrem Grimme!"

Da dankten die Brüder, ermahnten nochmals die Frauen, fest zu halten am wahren Glauben, schenkten jeder von ihnen ein Kreuzlein zum Denkmale dieser Stunde, und schieden von ihnen. Als aber die Waller eine gute Strecke Weges fürbaß gegangen waren, da sagte Wigbert zu Rudhelmen, seinem Bruder: „Ich meine, lieber Bruder, wir befolgen der Frauen Rath nicht, sondern bergen uns hier im Walde irgendwo bis zur Nacht, daß wir dann plötzlich in der Männer Versammlung treten können; denn, ist uns Gott gnädig, so mögen wir wohl leicht einen oder mehrere von ihnen gewinnen für den Himmel." Rudhelm aber meinte, die Heiden seien sehr strenge und grimmig, zumal da sie ein Fest feierten; und so sei es klüger, der Frauen Rath zu befolgen, um späterhin mit größerer Sicherheit wirken zu können für das Heil. — „Irdische Klugheit muß uns fern bleiben," entgegnete da Wigbert, „wenn wir anders dem Himmel recht dienen wollen! Dieß sagte Ruthbert, unser lieber Lehrer, und ihm laß uns folgen." Da fügte sich Rudhelm dem Willen seines Bruders, und die Waller bogen ab vom Wege rechts in den Wald, daß sie sich da bergen möchten bis zur Nacht.

Der Wirth aber stand früh vom Lager auf, und als er sah, daß die Waller fortgezogen waren, war er froh. „Die Franken thaten klug daran," sprach er, „daß sie aus unsern Marken gingen; kaum möchten sie sonst jemals ihrer Heimath Land wiedergesehen haben!"

„Wie magst du nur also sprechen!" sagte die Hausfrau: „wenn ein Gott sie schirmt, so möchtet ihr ihnen selbst bei eurer Versammlung wenig Leid anthun können!"

Da sah sie finstern Blickes an des Hauses Wirth, ihr Gemahl; aber seine Tochter sagte schnell: „Wie magst du, liebe Mutter, unsern Glauben, darin uns die frommen Waller unterwiesen, so verleugnen! Sage doch lieber," sprach sie, „wenn Gott sie schützt, so werden weder Männer noch ohnmächtige Götter ihnen schaden können!"

Große Wuth befiel da den Wirth, und er rief alsbald seinen Leuten, daß sie mit ihm gingen, die Waller aufzusuchen, daß er sie todtschlage; und er nahm sein schweres Streitbeil, und stürzte fort, und es folgten ihm schnell seine Leute. Die Frauen aber fielen auf ihre Kniee und riefen mit erhobenen Händen: „Nun, o Gott, schütze sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Fortsetzung.)

Indeß trugen doch auch in diesen Jahren der heranreifenden Jungfrau manche Umstände dazu bei, die früh in ihrer Jugend geweckten Keime des Bösen zu nähren, namentlich das Streben nach einem, ihrem Wesen fremden Scheine zu begünstigen. — Das schlaue Kind mochte früh genug bemerken, daß gerade ihr heiteres, offenes, herziges Wesen es sei, was neben der Lieblichkeit ihrer äußeren Erscheinung ihr Aller Herzen beim ersten Anblicke gewann. Sie mochte schon früh diesen guten Eindruck zu verstärken, die Gründe desselben künstlich zu erhöhen sich geneigt fühlen. Und in der That konnte diese Eitelkeit, diese Affectation auf keine verderblichere Weise genährt werden, als durch ein „Comödie spielen," zu welchem sie mit ihren Gespielinnen sich vereinigte, und bei welchem sie immer, geschminkt und geputzt, stillschweigend als Königin anerkannt wurde. Die Unglückliche gewöhnte sich dadurch immer mehr daran, den äußern Schein als die Hauptsache zu betrachten, gegen welchen das Wesen dann nicht weiter in Betracht komme. Dieses zeigte sich dann auch gleich, als die alten Timms ihre außerordentliche Tochter die französische Sprache erlernen zu lassen beschlossen. Das Mädchen freute sich herzlich über dieses Mittel, einen neuen Vorzug vor ihren Gespielinen zu erlangen, aber weit entfernt, sich ernstlich mit dem Erlernen zu beschäftigen, begnügte sie sich, die Exercitien von einem ihrer Bekannten ausarbeiten zu lassen, und mit dem dadurch erlangten Ruhme der besten Schülerin wie mit einigen aufgefangenen Redensarten zu prunken, und schon jetzt sich den Schein höherer Bildung zu geben, nach welchem sie ihr ganzes Leben lang gestrebt hat, so leer und öde es auch in ihrem Innern aussehen mochte. —

Indeß wurden auf diese Weise nur die Stützen ihres wahren, moralischen Lebens allmälig untergraben; noch bewahrte ein gütiges Schicksal sie vor der Versuchung, welche einst die Unglückliche haltungs- und rettungslos in den Abgrund des Verderbens stürzen sollte. Noch war ihrem Streben nach äußerem, ihrem Wesen fremden, Scheine kein größeres Ziel gegeben, als der Vorrang vor allen Gespielen in der äußern Auszeichnung der Leute. Noch immer war sie dabei die gehorsamste Tochter, das fleißigste, geschickteste, unbescholtenste Mädchen, und dem herzlichen Entgegenkommen, dem warmen, weichen Anschmiegen der immer schöner erblühenden Jungfrau, in deren Augen die Thräne des Gefühls glänzte, auf deren Wangen die Rosen der reinsten

Unschuld blühten, mochte kein Herz widerstehen. Daher wurden denn auch, als das sechszehnjährige Mädchen kaum confirmirt war, vier bald nach einander den Eltern vorgetragene Heirathsanträge sehr natürlich gefunden. Sie wurden, wenn gleich zum Theil recht vortheilhaft, sämmtlich theils wegen der Jugend des Mädchens, theils aus andern Gründen abgeschlagen, und unsere Gesche, oder wie sie aus jetzt bedeutend erhöhter Eitelkeit lieber sich nennen hörte, Gesina oder Sinchen, blieb bei ihren Eltern bis über ihr zwanzigstes Jahr hinaus, denselben ein um so größeres Bedürfniß, als über den Lebenswandel des, unterdeß in die Fremde gegangenen Sohnes die betrübendsten Nachrichten einliefen.

Indeß sollte nun bald die verhängnißvolle Stunde schlagen, welche die Unglückliche in eine Lage brachte, welche zunächst die Veranlassuug ihrer Verbrechen wurde.

Dem Timmschen Hause schräg gegenüber wohnte ein sehr reicher und angesehener Mann, der Sattlermeister Miltenberg, der als Besitzer eines großen, schön möblirten Hauses, zu welchem außerdem noch sieben Nebenwohnungen gehörten, als der Nabob der ganzen Straße erschien, zu welchem eben deshalb die kleineren Leute, namentlich das Timmsche Ehepaar, mit scheuer Ehrfurcht emporblickten. Dieser Mann, der mit einigen der ersten Männer der Stadt freundschaftlich verkehrte, mit welchen ihn seine eigene Bildung, besonders aber eine, von ihm angelegte Gemäldesammlung zusammen führte, hatte seinem Sohne, Johann Gerhard, dem einzigen und daher sehr verzärtelten Erben aller seiner, dem Anscheine nach so großen Reichthümer eine sorgfältigere Erziehung geben lassen, als sonst bei Handwerkern in damaliger Zeit gebräuchlich war; er hatte ihn auch schon früh, auf seinen Wunsch, mit einer aus Braunschweig gebürtigen Frau verheirathet, und ihm ein eigenes Etablissement in seinem eigenen Hause eingerichtet. — Der junge Miltenberg hatte aber die unglückseligste Wahl getroffen. Fünf Jahre lang lebte er in einer namenlos unglücklichen Ehe; das Weib, um zehn Jahre älter als er, und in ihrer Geburtsstadt, ihm freilich unbewußt, als eine wollüstige Kokette schon früher bekannt, hatte ihm durch unbändige Wollust, durch gränzenlose Eifersucht und unstätige Trunkfälligkeit das gräßlichste Loos bereitet, und den Verzweifelnden in die Arme betäubender Laster getrieben. Daher, als ein gnädiger Tod ihn von seinem Hausdrachen befreit hatte, war er, im kaum 25sten Jahre, moralisch und physisch zu Grunde gegangen, und sein alter Vater glaubte, daß nur eine Heirath mit einem recht braven unschuldigen Mädchen, deren ordnendes Walten zugleich dem zerrütteten Hausstande nothwendig war, den Elenden wieder auf bessere Wege führen könne. Wie er nun aber sein Auge prüfend auf die Mädchen seiner nächsten Umgebung warf, da trat ihm vor Allen, geschmückt mit aller ihrer jungfräulichen, unbefleckten Schönheit, mit allen ihren häuslichen Tugenden, die arme Schneiderstochter, Gesina Timm, entgegen, und sein Entschluß war schnell gefaßt. Unterdeß hatte das blühende Mädchen auch des Sohnes Auge gefesselt; er hatte schon einige Male mit ihr gesprochen, und wenn er gleich sich seines Unwerths, der reinen Jungfrau gegenüber, doppelt bewußt wurde, so glaubte er dieselbe doch durch seinen Reichthum entschädigen zu können. Daher hatten denn Vater und Sohn sich schnell verständigt, und es wurde ein Dritter, einer von jenen Unseligen, welche in dem bloßen Zustandebringen einer Ehe ein gutes Werk zu thun vermeinen, abgeschickt, für den ausgelebten jungen Greis um das lebenskräftige, liebebedürftige Mädchen zu werben.

Die alten Timms glaubten bei diesem Antrage aus den Wolken zu fallen; an ein Besinnen, an ein Verneinen war gar nicht zu denken, nur an gränzenlose Freude über solches Glück, über solche Ehre. Auch Gesina, die man natürlich nicht gefragt, der man nur ihr großes Glück verkündet hatte, theilte die Gesinnung der Aeltern; denn ihr Herz war noch nie in Regung gekommen, und so kannte das eitle Mädchen kein größeres Glück, als, plötzlich über ihren Gespielinnen erhaben, eine große Dame zu werden. Aber nicht ohne heiße Thränen schied sie aus dem stillen Aelternhause, aus der kleinen Welt ihrer Jugend, voll Zufriedenheit, Arbeit und Genügsamkeit; es mochte die Ahnung künftiger Tage durch die bebende Seele ziehen, in welchen dort drüben, in dem großen, glänzenden Hause, der Frieden ihres Lebens untergehen sollte auf ewig, in welchen sie heranreifen sollte zum — Schafott. —

Am Geburtstage Sinchens — am 6. März 1806 — wurde die Hochzeit glänzend gefeiert; aber als nun der erste Jubel verhallt war, als die alten Aeltern nach recht frommen Ermahnungen zurückgekehrt waren in ihre verödete Wohnung, da mischte sich bei der weinend Zurückgebliebenen in den Schmerz der Trennung das herbe Gefühl, das gehoffte Glück — nicht gefunden zu haben. Ein Mann, kräftig an Leib und Seele, hätte das weiche Gemüth der jungen Frau mit sich emporgetragen, und die Schwache geschützt vor den Reizen der Sünde; aber die Liebebürftige war an einen elenden, geistig und körperlich entnervten Wüstling gefesselt, der selbst in den wenigen Tagen des bräutlichen Lebens im Schlamme niederer Lüste sich gewälzt, und jetzt den Umarmungen des aufgeregten, liebeathmenden Weibes sich entzog in dem Bewußtsein — einer schändlichen Krankheit! — Wie hätte da an ein geistig erquickendes und stärkendes Zusammenleben gedacht werden können! Aber was der Elende dem jungen Weibe nicht gewähren konnte, dafür suchte er sie zu entschädigen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 101. (II. Jahrg.) Freitag, den 29. April. 1831.

„Belial und Astarte, oder: die Liebe der Teufel." Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Höllen-Originale des diabolischen Gelehrten, Kahbi Rimmone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

(Fortsetzung.)

Mathisson muß dem fanatischen Grimme dieses Hellebardier's weichen; auch Johann Heinrich Voß gibt auf Menzel's: „Qui vive?" die falsche Parole: „Homer und die Poesie!" und ein Hellebardenstoß wird ihm zur Antwort, während den später Kommenden die Parole: „Tieck und die Romantik," glücklich die streng' bewachte Pforte öffnet. Indem der Verfasser hierin Menzel's Befangenheit ziemlich treffend andeutet, verfällt er unbewußt in denselben Fehler. Als eingefleischten Antiromantiker macht ihn die Hitze nicht selten blind und er stürzt sich sodann noch immer gegen einen Feind, der bereits den Kampfplatz räumte. Er verwechselt den Sprößling mit dem Stamme, die Romanenhaftigkeit mit der Romantik; Spieß, Cramer, Clauren, Tromlitz, diese ganz oder zum Theil untergegangenen Heroen, glaubt er noch immer seiner Schwertspitze gegenüber, und bedenkt nicht, daß in unserer Zeit die Romantik selbst eine andere geworden, daß wir in ihr nur noch den schönen, vielfarbigen Strom der Dichtung anerkennen, der sich befruchtend und veredelnd über die bleichen Sprossen der Alltagswelt ergießt und gleichsam ein goldenes Prisma über sie breitet, welches ihnen Glut und Farbe verleiht, während es deren Form unverändert läßt. Die Romantik hat aufgehört, ein buntscheckiges Zerrbild der Classicität zu sein und letztere naseweis den Kampf anzubieten, Beide sind einander näher getreten und Beide haben durch diese Verschwisterung gewonnen. Und haben nicht Shakespeare, Schiller, Goethe, in ihren Meistergebilden der höchsten und schönsten Romantik gehuldigt? Nur der niedere Roman, wie ihn schon längst der bessere Geschmack verschmähte, sagt sich bauernstolz von seinem Ursprunge los; statt aus den edelsten Stoffen des Lebens, knetet er aus dessen Hefen widerliche, unnatürliche Gestaltungen und Unformen; aber untergegangen durch das Gediegenere und Gewählte, ist mit ihnen kein Kampf mehr, und so turnirt auch Hr. Nork gewissermaßen nur mit dem abgedankten Knappen, während er den Ritter befehden zu müssen glaubt, ja er sticht, wie Falstaff, auf einen bereits Getödteten los und schießt nach einem Aste, wo vor Jahren einmal ein kecker Vogel saß, den der Herr längst schon aus dem Weinberge scheuchen ließ. Daß der Verfasser, welcher sich mit so vielem Geiste und mit so löblichem Muthe den stolzen Troßführern, Tieck und Menzel — deren Ritterlichkeit, bei allen ihren Verirrungen, keinem Zweifel unterliegen kann — entgegenstellt, nebenbei auch so kläglichen Nachzüglern, wie Angely Th. Hell und Consorten, die Ehre seiner Fuchtel gönnt, ist zu bewundern. — Mit seiner Weiberfeindschaft treibt es der höllische Herr Verfasser — den doch, wie das erste Buch Moses lehrt, just das erste Weib der Schöpfung zu einer ehrenwerthen Figur in dem Sündenregister der Menschheit machte — etwas zu weit; dieß beweisen zwei übrigens recht artig erfundene Novellen in Boccaccio's Manier, von denen namentlich die letztere: ‚der Verstand als Liebhaber" (S. 127) den schönen Leserinnen eine Röthe des Zornes oder der Schaam auf die Wange jagen wird. Er wollte, wie er selbst sagt, in dieser letzten Erzählung beweisen: „daß selbst Dummheit und Einfalt, in Ermangelung der List, das Weib zur Sünde führen." Mindestens wollen wir dieß vor den Frauen nicht laut werden lassen, da die Mehrzahl der Männerwelt ja doch an dem Weibe die Sünde nicht weniger liebt, als die Tugend, und es zweifelhaft ist, aus welcher dieser beiden Triebfedern des weiblichen Thuns unserm Geschlechte von jeher die schönsten Früchte erwachsen sind. — Das letzte Capitel gibt Mittheilungen aus einer angeblich alten Handschrift, welche Blüthenstaub durch Kauf an sich bringt; sie

enthält ein „Bruchstück aus der Biographie eines Modedichters ꝛc.“ Die Romantiker — unter ihnen selbst ein Uhland, Fr. Rückert u. A. m. — bekommen hier ihre gelinden Verweise. Doch geht hier der Verfasser mit richtigerer Ansicht und besserer Gründlichkeit, als weiter oben, zu Werke, und hält sich auch mehr an die wirklichen Gebrechen einzelner Anhänger dieser Schule, worunter das Reimgeklingel, Wortgestichel und die süßlich-pathetische Schwulst der neuern lyrischen Muse obenan stehen. Er hat sich hier namentlich einen nicht talent- und verdienstlosen Lyriker, welcher jedoch der oben angeführten Manieren ganz besonders theilhaftig ist, zur Zielscheibe seiner satyrischen Spitzbolzen ausersehen, und man kann ihm nicht abläugnen, daß er gute und treffende Schüsse verführt. Einen Anhang, der mehrere zur Zeit noch wirkende Journalisten auf empfindliche Weise angreift, hätten wir, aus Liebe für den Verfasser, weggewünscht, denn es kommen darin, neben manchem treffenden und geläufigen Witzspiele, zugleich mehrfache nicht zu entschuldigende Persönlichkeiten vor.

(Beschluß folgt.)

Bericht über die neunte Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg. Mit kritischen Anmerkungen für's größere Publikum. Hamburg 1831, bei Hoffmann und Campe, 144 S. kl. 8.

Die mit der Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes nach vollendetem Freiheitskriege ins Dasein getretene Vereinigung deutscher natur- und heilkundiger Männer steht als ein in seiner Art einziges Phänomen da, denn kein Zeitalter, wie das jetzige, kann sich einer solchen Versammlung rühmen, die aus freierem Antriebe hervorgegangen, und edlere Zwecke beabsichtigte, als eben diese jährlich wiederkehrende Synode für die Förderung eines so hohen Gemeingutes, wie die Erweiterung der Naturwissenschaft. Es erscheinen darum nicht nur jährliche amtliche Berichte von Seiten ihrer Geschäftsführer, sondern auch der berühmte Oken macht es sich zur Aufgabe in seiner encyclopädischen Zeitschrift, die summarische Uebersicht der jedesmaligen öffentlichen Vorträge, so wie auch die Special-Verhandlungen gedruckt niederzulegen, ohne aber der Stimme der Kritik dabei Gehör zu geben. Der ungenannte Verfasser obigen Berichtes will nun als Zeuge von Allem, was in diesem Jahre in der Hamburger Versammlung vorgegangen, mit seinem freimüthigen Referate der öffentlichen Meinung gleichsam das Recht der Controlle vindiciren, indem er gleich am Eingange in die Schrift an Börne's gehaltreiche Worte erinnert:

> „Die Freiheit kann reden; denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen.“

Wir werden auf die Einzelnheiten der hier bald gelobten und bald getadelten Vorträge nicht Rücksicht nehmen, da diese zu sehr ans Wissenschaftliche streifen und theils auch schon aus den an verschiedenen Orten im Herbst des vergangenen Jahres erschienenen Mittheilungen bekannt sein dürfen; nur das hier gegebene allgemeine Raisonnement über die dießjährigen Leistungen in Bezug zum gegenwärtigen Standpunkte des Naturwissens wollen wir für unsere geneigten Leser herausheben, und dieß ist ohngefähr folgendes: die Versammlung war gleich allen ihr vorangegangenen für die eine Richtung ihres Zweckes: durch persönliche Annäherung und Bekanntschaft — freundschaftliche Verhältnisse zu begründen, herrlich geeignet, was allerdings auch für die Wissenschaft von segensreichem Erfolge wohl werden kann. Für die zweite und würdigere (soll wohl nothwendigere heißen) Richtung aber in Bezug zur Förderung des Wissens selbst, so vermag man einer Seits eben so wenig aus den öffentlichen Vorträgen, die doch nur zur allgemeinen Naturlehre, als dem verknüpfenden Bande aller der Wissenschaften unter einander, gehören können, zu denen sich hier die Männer aus allen Fächern versammelt haben, zu reflektiren, zu resumiren und theoretische Ansichten als Resultate herauszuheben, welche man etwa als erworbene Beiträge für eine solche Lehre zurücklegen konnte, wie sie noch immer für das gemeinsame Band aller organischen und unorganischen Physik ein pium desideratum ist, als auch anderer Seits aus den Special-Verhandlungen etwas Außerordentliches zu extrahiren, wodurch bedeutende Lücken in den verschiedenen heil- und naturkundigen Disciplinen auszufüllen wären, wiewohl für die Betrachtung des Einzelnen und Thatsächlichen in specifischen Eigenthümlichkeiten viel, sogar recht viel gewonnen worden ist.

Ferner, sagt unser umsichtiger Berichterstatter (S. 143), wird man künftighin unbedingt den Geschäftsführern zugestehen müssen, wie es Tiedemann schon früher vorgeschlagen, daß sie die Vorträge, welche öffentlich abgehalten werden sollen, sowohl ihrem Inhalte als ihrer Zeitdauer nach, vorher erst prüfen, damit nicht, wie bisher, auch ferner immer noch triviale, nur Bekanntes wiederholende oder allzuumständliche und breite, oder allzuunbedeutende, phantastische und unbegründete Abhandlungen dem Fremden ein Lächeln und dem Einheimischen eine Schaamröthe abnöthigen möchten. Ferner wird man die persönlichen Einladungen durch Privatbriefe von Seiten der Geschäftsführer, die zu Berlin erst Mode geworden, nach Oken's Vorschlag wohl abbringen müssen, weil es theils zu vermeiden unmöglich ist, daß nicht zum Nachtheile der jedesmaligen Versammlung verdiente Männer dabei übergangen würden, und theils könne solches Uebersehen, wie schon dießmal, auch noch künftig von Vielen als große Beleidigung angesehen werden.

Nächstdem mögen sich die Vorträge haltenden Mitglieder des freien Vortrages immer noch weit mehr, als dieß bisher geschehen, befleißigen, da die Form des Dialogs den geistigen Verkehr sehr erleichtert.

Auch die mehrere Tage in Anspruch nehmenden Lustpartieen (wie die letzte nach der Insel Helgoland) müssen

künftighin immer erst am Schlusse aller Sitzungen vorgenommen werden, weil schon dießmal es nicht wenige waren, welche vor der letzten Sitzung in ihre Heimath schon wieder abgereist waren, wodurch nur Spaltungen in den Arbeiten entstehen können. Endlich möge keine Bevorrechtung bei der Austheilung der Billete an gebildete Laien statt finden, wie es dießmal in H. der Fall war; bei Mangel an Raum soll man lieber gar keine Damen zulassen.

Ueber diesen Rügen hat der Berichterstatter noch recht launig Manches an den Versammlungsort selbst gerügt, eingedenk des Horaz: ridentem dicere verum, quid vetat.

Schade, daß durch die Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte eine große Zahl von Druck- und Schreibfehlern sich eingeschlichen haben, die nicht selten recht störend sind. Am auffallendsten war uns dieß S. 41, wo es gewiß statt „Deutsche" Franzosen sein sollen.

Englische Literatur.

The Orientalist; or, Letters of a Rabbi, with Notes. By James Noble, Oriental Master in the Scottish Naval and Military Academy.*) Edinburgh 1831. Für den Kenner der orientalischen Literatur wird dieses Werk von hohem Interesse sein, weil es, auf einem engen Raume, einige der reichsten Produkte orientalischer Kultur mit ausgebreiteten Forschungen über dieselben vereint. Gleicherweise wird es auch für den bloßen Liebhaber der Poesie eine Fundgrube von Wonne sein. Es ist voll jener praktischen und doch angenehmen Erzählungen, woran die arabische und persische Literatur so reich ist. Einige derselben sind ganz neu, andere bereits bekannt, wenn auch nicht in der Ferne, in welcher Herr Noble sie darstellt. Zu den letzteren gehört namentlich die Geschichte Shylock's und des ihm verschriebenen Pfundes Fleisch.

Legends and Stories of Ireland. By Samuel Lover, with Etchings by the Author.**) Dublin 1831. Herrn Lover's Zeichnungen sind besser als seine Legenden und Erzählungen. Der poetische Reichthum irländischer Poesie zerschmilzt unter seinem prosaischen Hauch zu Wasser.

The Tuileries. A Tale. By the Author of „Hungarian Tales."***) 3 vols. London 1831. Die Verfasserin dieser Novelle ist Madame Gore. Die Novelle selbst spielt in Paris, während der ersten Revolution und zu Anfang des Consulates. Das Hauptthema derselben ist ein heroisches, der königlichen Sache ergebenes, junges Mädchen, das jedoch auf der Guillotine endet. Styl und Ausführung sind zu loben.

The Romance of History. By Leitch Ritchie, Author of Tales and Confessions.*) 3 vols. London 1831. Dieß ist ein höchst interessantes Werk, und besteht aus einer Reihe trefflich geschriebener Novellen, welche die vorzüglichsten Ereignisse und Charaktere der französischen Geschichte vom achten bis zum siebzehnten Jahrhundert schildern. Tiefes Studium ist in diesem Werke mit Phantasie und Geist gepaart. Ritchie kennt seinen Stoff genau, und seine historischen Abrisse enthalten in einem engen Raume viel Wissenswerthes. Unter diesen Novellen zeichnen sich vorzüglich aus: der Hof Karls des Großen, der Bettlerkönig, der Zauberstab, und die schwarze Maske. Der „Wehrwolf" ist, wiewohl er ein treues Gemälde des Aberglaubens vergangener Jahrhunderte schildert, doch zu grell gehalten.

History of the Conquest of Peru, by the Spaniards.**) By Don Telesforo de Trueba y Cosio. Constable's Miscellany, Nro. LXII. Edinburgh 1830. Für diejenigen, denen die Quellen und die Werke unzugänglich sind, aus denen diese Schrift zusammen getragen ist, wird sie allerdings von Interesse sein. Allein so lobenswerth das Bestreben des Verfassers (ein Spanier, wie sein Name zeigt), die Großthaten seiner Landsleute nicht zu übertreiben, sein mag, so ist seine Arbeit doch zu trocken, und es fehlt ihr eben so sehr an einem schönen Styl, als an historischer Energie. Das Buch enthält nichts als Zeitangaben und Thatsachen, die Charakterschilderung aber ist vernachlässigt.

The History of Saving Banks in England, Wales and Ireland.***) By John Tidd Pratt. London 1830. Wer die Geschichte des Ursprunges, Fortganges und Einflusses der Sparbänke nicht kennt, wird sich hierüber am besten in diesem Werke, der Arbeit eines bei den Sparbänken vielfach gebrauchten Anwaltes, unterrichten können.

The History of Chivalry.†) By G. P. R. James. National Library, Nro. 4. London 1830. Dieß ist ein Werk, das sich trotz vieler Affektations- und Auslassungssünden mit hohem Vergnügen lesen läßt. Die Materialien sind jedoch allzusehr zusammengedrängt, was man bedauern muß, weil bei einer Geschichte des Ritterthums die Details unerläßlich sind. Insbesondere ist die Geschichte des Verfalls des Ritterthums stiefmütterlich behandelt.

The History of Modern Greece, from its Conquest

---

*) „Der Orientalist, oder Briefe eines Rabbi, mit Anmerkungen. Von Jakob Noble, orientalischem Lehrer in der schottischen See- und Kriegsakademie."

**) „Irländische Legenden und Erzählungen. Von Samuel Lover, mit Kupferstichen von dem Verfasser."

***) „Die Tuilerien. Eine Novelle. Von der Verfasserin der „Ungarischen Erzählungen.""

*) „Romantik der Geschichte. Von Leitch Ritchie, Verfasser der „Erzählungen und Bekenntnisse.""

**) „Geschichte der Eroberung von Peru durch die Spanier."

***) „Geschichte der Sparbänke in England, Walis und Irland."

†) „Geschichte des Ritterthums."

by the Romans, to the present Time.*) By James Emerson. 2 vols. London 1830. Dieß Werk ist mehr in der Absicht, Popularität zu erringen, geschrieben, als in dem Wunsche, etwas Dauerndes zu schaffen. Es ist vor Allem das nicht, was auf dem Titel steht, „eine Geschichte des neueren Griechenlands." Es ist vielmehr eine aus allbekannten Quellen zusammen getragene, mittelmäßig geschriebene Geschichte des alten Griechenlandes. Wenn das Werk in einen Theil zusammen gedrängt worden wäre, so würde es dadurch gewonnen haben. Der zweite Band enthält eine Menge Anekdoten und Züge, welche zwar zum Ernst einer Geschichte nicht passen, aber doch den gewöhnlichen Leser angenehm unterhalten.

Change of Air; or the Tursnit of Health. An Autumnal Excursion through France, Switzerland and Italy, in the year 1829. By James Johnson, M. D., Physician Extraordinary to the King.**) London 1831. Dieß Werk ist eine seltsame Mischung von Reisegeschwätz, Humor, scharfer Beobachtung, und ärztlichem Rath. Niemand, der es durchliest, wird bereuen, es gethan zu haben.

The Assassins of the Paradise. An Oriental Tale. In four Cantos.***) London 1831. Ein Gedicht von ungleichem Verdienste, doch den Dichter als einen Mann von Geschmack bewährend. An schöpferischer Phantasie fehlt es, doch auch an den Fehlern solcher Dichterlinge, die diese Eigenschaft zu besitzen glauben.

A Selection of the Papers of the Earls of Marchmont, in the possession of the Right Hon. Sir George Henry Rose. Illustrative of Events, from 1685, to 1750,†) 3 vols. London 1831. Dieses Werk ist für die Geschichte von England höchst wichtig. Unter den drei Grafen von Marchmont, Patrick, Alexander und Hugh wurden große Maßregeln durchgesetzt, und ereigneten sich außerordentliche Dinge. Darunter gehören die Revolution von 1688, die Union von England und Schottland, die Rebellionen von 1715 und 1745. Die in diesem Werke abgedruckten Papiere ziehen den Schleier von der geheimen Machinerie jener Zeit weg, und sind für den Historiker von hohem Interesse. J. Sp.

*) „Geschichte des neueren Griechenlands, von der Unterjochung desselben durch die Römer, bis auf unsere Zeit."

**) „Luftveränderung, oder Gesundheitsjagd. Ein Herbstausflug durch Frankreich, die Schweitz und Italien im J. 1829. Von James Johnson, Doctor der Medicin, und außerordentlichem Leibarzt des Königs."

***) „Die Mörder des Paradieses. Eine orientalische Erzählung in vier Gesängen."

†) „Auswahl aus den Papieren der Grafen von Marchmont, im Besitz von Sir George Henry Rose. Aufschluß gebend über die Ereignisse von 1685 bis 1750.

Buntes.

Neues Journal.

Die Familie Karls des Zehnten zu Holyrood hat den Entschluß gefaßt, ein Journal herauszugeben. Es wird zu London, ohne Censur, unter dem Titel: „Legitimité" herauskommen, NB. in Royalfolio, auf dem feinsten Kronenpapiere gedruckt. Die Auflage soll 20,000 Exemplare betragen, da die Subscriptionen regierender Herren so außerordentlich günstig ausgefallen sind.

Wir geben den erlauchten Unternehmern den Rath, den Titel, wenn es noch Zeit ist, abzuändern. La patrie müßte es heißen!!

Eine ähnliche Zeitschrift macht jetzt in China*) viel Glück; der Herausgeber derselben ist zwar keine Majestät in der Literatur, aber — ein ministerieller Professor und Censor, d. h. Verschneider liberaler chinesischer Gedanken. 20.

Cui bono?

In Nro. 29. der Hebe wird unter der Ueberschrift: Nachweisung, angeführt, daß die historische Anekdote, welche in der Zeitung für die elegante Welt Nro. 24. u. f. unter dem Titel: das Pasquill gestanden hat, auch ein Herr Bonafont 1814 für ein Schauspiel benutzt habe, daß es sogar einmal aufgeführt worden und zum zweiten Male gedruckt sein soll.

Schwerlich hat einer in der ganzen Lesewelt ein so gutes Gedächtniß, um sich dieser Umstände mit Anführung der Jahre, und sogar des Tages, wo dieß Stück dargestellt worden, zu erinnern, als der Verfasser selbst, und es ist dießmal nur Bescheidenheit, daß er nicht seinen Namen darunter gesetzt, sondern sich dafür einige Kreuze verliehen hat. — Wozu soll diese Nachweisung nutzen? — Die Antwort ist nicht schwer. Den Namen Bonafont im Publikum bekannter zu machen, da es dem Führer dieses Namens nach so vielen Jahren, in welchen er so mancherlei in französischer und deutscher Sprache hat drucken lassen, nicht hat gelingen wollen, daß man von ihm viele Notiz genommen hat.

Was thut man nicht in der Verzweiflung! Man beschuldigt einen Schiller, einen Kotzebue des Plagiats, welches schon im Bemerker des Gesellschafters gerügt worden, man läßt langweilige Reminiscenzen in der Mitternachtzeitung drucken, man bricht eine Fehde vom Zaune mit dem Verleger und Redacteur der Zeitschrift: Unser Planet, und schenkt oder läßt der Hebe in ihre Trinkschaale eine Nachweisung einschenken, die einen unverkennbaren widrigen Beigeschmack von Eigenlob hat.

Hilarius Dombusch.

*) Man sehe: Welch Zeit ist es in China, oder Gespräch eines chinesischen Hofraths mit einem Anthropoden. China, gedruckt in der Hofbuchdruckerei. Dem Vernehmen nach übersetzt von dem berühmten Leipziger Uebersetzer Dr. Friedrich Ichgle.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 102. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 30. April. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

So finden sie Hans, ein armer Steinbrecher, und dessen Weib Mirzel, welche Gluthahns Hause gegenüber ihre Hütte haben. Mitleidig fragen sie die Unglückliche nach der Ursache ihres Kummers, Alcinde faßt Vertrauen zu den theilnehmenden Menschen, sie erzählt ihnen ihre einstige Größe und den Hergang ihres jetzigen Elendes, sie verschweigt ihnen auch den Umstand nicht, daß sie diamantene Thränen weine. Begierig verschlingt Gluthahn, welcher aus seinem Fenster heraus Alcinden in dieser Mittheilung belauscht, jedes ihrer Worte; Letztere aber wird von Hans freundlich in seine Hütte geladen, und uneingedenk des reichen Gewinnes, der aus ihren diamantenen Thränen ihm erwachsen kann, verspricht er ihr aus reiner, uneigennütziger Menschenliebe seinen Schutz. Er räumt Alcinden seine Hütte ein und geht mit seinem Weibe wieder auf Arbeit. Sogleich will sich Gluthahn hineinschleichen, findet aber die Thüre verriegelt. Er muß daher seine Zuflucht zur Verstellung nehmen, schmeichelnd ruft er Alcinden ans Fenster, bittet sie wegen seines vorherigen rauhen Benehmens um Verzeihung, weil er verdrießlicher und aufbrausender Natur, sonst aber ein ehrlicher Kerl sei und namentlich „a guads Hearz" habe, eine Versicherung, die er fast nach jedem Worte von sich gibt. Alcinde durchschaut den Falschen, sie gibt ihm dieß deutlich zu verstehen und öffnet nicht. Den Elenden packt, als er seinen Plan mißglücken sieht, wüthiger Grimm, er zerschlägt die Fenster der Hütte, besinnt sich aber plötzlich eines Bessern, stellt sich vor Aerger erschöpft, taumelt zurück, röchelt gleich einem Sterbenden und sinkt endlich wie leblos zu Boden. Alcindens Mitleid ist stärker, als ihr Mißtrauen, sie verläßt die Hütte, um dem scheinbar Sterbenden zu Hülfe zu kommen; kaum aber wird dieser ihrer ansichtig, so packt er sie trotz alles Widerstrebens, zerrt sie nach seinem Wagen und fährt mit ihr im stärksten Galopp davon. Er schleppt die Bedauernswürdige geradesweges zu einem Juwelenhändler bei Alpenmarkt, erzählt demselben, daß er dieses Weib am Wege liegend gefunden und somit gerechte Ansprüche auf dessen Besitz habe, bemerkt ihm zugleich die seltene Eigenschaft seiner Sclavin, nämlich diamantene Thränen zu weinen und bietet ihm, während er durch verstohlene Drohungen Alcinden Schweigen aufzuerlegen sucht, das ganze Weib zum Verkauf an. Durch allerhand bittere Worte, durch Schmähungen ihres Gesichts strebt er Alcinden zum Weinen zu bringen, um dem Juwelenhändler einen sichtlichen Beweis der diamantenen Thränen zu geben, ja als diese Kränkungen demohngeachtet nicht fruchten wollen, schreitet er sogar zu thätlichen Mißhandlungen, was selbst den über den ganzen Vorfall höchlich erstaunten Juwelenhändler dergestalt empört, daß er nach Gerichtspersonen schickt und Gluthahn wie Alcinden festnehmen läßt. Hierauf beginnt nun eine Scene eigenthümlicher Art. Alcinde, elend, verarmt und ihrer Schönheit wie ihrer Jugend beraubt, fühlt sich, ihren einfältigen Richtern gegenüber, wieder Königin, sie spricht edel-stolze Worte voll wahren Fluges und poetischer Begeisterung, natürlich verstehen sie die Richter nicht, besonders da sie sich immer auf ihr früheres Verhältniß als Herrscherin, auf ihre Größe, ihre Jugend und Schönheit bezieht, und Gluthahns Schlauheit benutzt diese Verwirrung, indem er sie vergrößern hilft, und Alcinden als verrückt zu schildern sucht. Wir sehen also auf der einen Seite eine Königin ohne Land, entblößt von Allem, auf der andern verdutzte Richter, und inmitten Beider einen durchtriebenen Fuchs, welcher durch gemeinen Scharfsinn, durch trockene Naivität die hochfliegenden Reden der Königin meist im Entstehen frivolisirt. Die Untersuchung endigt damit, daß man Alcinden für eine Hexe erkennt, ihr bestimmte Hoffnungen auf den Scheiterhaufen ertheilt und sie in den Kerker zurückführen läßt. — Mittlerweile kehrt Hoanghu, Alcindens Gatte, siegreich aus dem Kriege zu-

rück. Voll zärtlicher Ungeduld und durch einen Traum geängstigt, verspricht er dem Boten, welcher am schnellsten seiner Gattin die Nachricht seiner glücklichen Ankunft bringen werde, große Belohnung. Ein schneller Läufer macht sich auf den Weg, um sich diesen Lohn zu verdienen; wenige Schritte vor der Gränze des Diamantenreiches aber trifft er seine neugierige und geschwätzige Frau, welche ihn nicht eher weiter lassen will, bis er ihr ausführlich die Ursache seines schnellen Laufes mitgetheilt habe. Es kommt darüber endlich zu einem Handgemenge zwischen Beiden, die vorlaute Frau wird von ihm einige Schritte vorwärts geschleudert, berührt dadurch die Gränze des von Moisasur verfluchten Diamantenreiches und wird augenblicklich zu Stein. Den Boten selbst warnt eine Stimme, weiter zu gehen. Hoanghu langt hierauf in Person an, ihm tritt der Genius der Tugend entgegen und eröffnet ihm den Zusammenhang, wie auch die Möglichkeit der Lösung des Fluches durch Treue bis zum Tode und unverbrüchliche Tugend. Der Genius der Tugend macht eigends in dieser Angelegenheit einen Gang in das Reich der Vergänglichkeit und nimmt, in einer höchst phantastisch aufgestutzten Scene, Rücksprache mit dem Tode, welcher hierauf Alcinden, nach dem diese ihn freiwillig herbeigewünscht hat, in ihrem Kerker aufsucht und sie beredet, ihm, den sie wohl kennt, zum ewigen Frieden zu folgen. Die von so schwerem Jammer Niedergedrückte will ihm mit Freuden Gehorsam leisten. Hoanghu, vom Genius der Tugend begleitet, findet seine geliebte Gattin von der Hand des Todes festgehalten, er verschwendet seine Beredsamkeit an dem kalten Würger vergebens, auch Alcinde versucht umsonst, sich ihm wieder zu entwinden. Hoanghu bietet sich selbst zum Opfer für seine Gattin an, und seine starke Treue, die sich nicht vom Verfall der Jugend und Schönheit zurückschrecken läßt, rührt Alcindens Herz so mächtig, daß sie im Arme des Todes Thränen vergießt.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

(Fortsetzung.)

Lübeck, Anfang März 1831.

Ihr Spiel war voll herrlicher Nüancirung. Nicht minder gelang ihr die gereizte Empfindlichkeit gegen Euphrosine und Isabella, so wie die eben so sinnig als zartbehandelte Hingebung zu Alonzo im letzten Akte; kurz Alles war aus einem Gusse, und nur eine so ganz vollendete Darstellung konnte es möglich machen, das wirkliche Ende der Vorstellung abzuwarten, die, hinsichtlich der übrigen Partieen, wohl zu den mislungensten zu zählen war. Graf Prahlenstein, Herr Hinze, spielte nicht allein sehr ungräflich, sondern erwartete auch fast jedes Wort vom Souffleur und war mit einem Schlafrock bekleidet, den ich mich schämen würde, meinem Bedienten als abgelegt von mir, zu überlassen. Die beiden Töchter: Dem. Hinze und Mad. Schmitt waren so ziemlich das Gegentheil zweier Damen aus einem der ersten Häuser einer Residenz. Ferner war Lerchenthal, Herr Fritz, unter aller Beschreibung widrig. Dieser schnüffelnde Nasenton, eben so unanständig als unverständlich, diese Manieren — doch wozu sich bei dem Unangenehmen so lange verweilen. Dank! herzlichen Dank, Frau Dr. Beurmann für die bei jedem Auftritte neu bereiteten Kunstgenüsse. Dieses Suschen wird noch Jahre lang eine angenehme Erinnerung für mich sein. Dienstag den 15ten Februar, der lustige Schuster, oder: der Teufel ist los! — Ja er war auch los! — Wo finde ich Worte, mein empörtes Gefühl auszudrücken, das die Darstellungsweise dieses Produkts erzeugte. Gemein ist nicht bezeichnend genug. Nach Beendigung des ersten Aktes eilte ich voll Unwillen hinweg, bemerkte, daß Mehrere ein Gleiches thaten, und ich hörte ganz deutlich Ausbrüche des Mißmuths über Herrn Direktor Engel, dem man für solche Vernachlässigung des Publikums nicht einmal den Platz anwieß, der doch sogar jenen Individuen noch nach dem Falle zu Theil wurde, deren Namensvetter er ist. Herr Guthery, der Darsteller der Titelrolle, ist ein Komiker ganz eigener Art; er besitzt das seltene Talent, jeden Abend immer wieder einer und derselbe zu sein, bis zu der kleinsten Schattirung (falls in seinen Darstellungen überhaupt die Rede davon sein kann). Ich habe ihn zwar nur in vier oder fünf Rollen gesehn, aber stets in der nämlichen Charakterauffassung, obschon sie mitunter der heterogensten Art waren. Herr Guthery verdient in dieser Hinsicht eine Kunststereotype genannt zu werden. Dasselbe gilt auch von der Nachlässigkeit im Memeriren. So oft ich ihn sah, war er nie Herr seiner Worte. Können Sie das Gefühl mit mir theilen, das ich bei Darstellungen solcher Art empfinde, so können Sie unmöglich die Grausamkeit so weit treiben, von mir zu fordern, daß ich aus freundschaftlicher Rücksicht länger diese Kunstergebnisse beschauen soll, um Ihnen Etwas darüber schreiben zu können. Nein, mein Freund, sehen Sie hiermit die Nachrichten über die hiesige Bühne für geschlossen an. Statt dessen aber erwarten Sie Berichte über Hamburg und Hannover, wohin ich im Frühjahre zu reisen gedenke, von Ihrem ꝛc. ꝛc.

Lübeck, Ende März 1831.*)

Am Freitag den 11ten März gab Herr Ubrich, erster Tenorist des Hoftheaters zu Leipzig, den Othello von Rossini als Gast. Der wohlverdiente Ruf, der ihm vorangegangen, hatte ein zahlreiches Publikum versammelt, dessen Erwartung aufs Höchste gespannt war, welche der Künstler aber auch durch seine wahrhaft vortreffliche Leistung im Gesange wie in der Darstellung im hohen Grade löste. Gleich bei seinem ersten Auftritte erhielt der werthe Gast schon die unzweideutigsten Beweise, wie gern man Künstler ersten Ranges hier begrüßt; und stürmischer Beifall erschallte schon, als Herr Ubrich kaum noch die Hälfte der ersten Arie ge-

*) Von einem andern Correspondenten.

sungen, der am Schlusse derselben sich eben so wiederholte und bis ans Ende der Oper ungeschwächt jede Gesangpiece desselben begleitete. Das herrliche Geschenk der Natur einer ausgezeichnet schönen Bruststimme hat Herrn Ubrich durch vortreffliche Gesang-Methode erst den wahren Werth verliehen, und so dadurch ein vollgültig Recht erworben, den ersten Künstlern Deutschlands in seinem Fache sich anreihen zu dürfen. Die Gattin dieses geschätzten Sängers war Desdemona. Wir hatten heute abermals Gelegenheit, die gute Schule und die ungewöhnliche Kehlenfertigkeit dieser hier eben so beliebten als ausgezeichneten Sängerin zu bewundern. Nach der großen Arie des zweiten Aktes schien der Beifall fast kein Ende nehmen zu wollen, aber man muß auch mit Wahrheit bekennen, daß sie hierin, wie in dem gleich darauf folgenden Finale, in der Stelle: „Kannst du dein Kind verstoßen" ꝛc. ꝛc., alle hier gehörten Vorgängerinnen weit übertraf. Nach beendigter Vorstellung wurde das verehrte Künstlerpaar stürmisch gerufen. Die Anstrengung des letzten Aktes aber erlaubte Beiden nur den enthusiastischen Beifall durch stumme Dankgeberden zu erwiedern. Sehr zu bedauern war, daß die sämmtliche Umgebung zu den beiden Ausgezeichneten sich so verhielt, als hätte man zwei Edelsteine in Blei gefaßt. Ohne irgend ein Zeichen des Wohlwollens kamen und schwanden sie, denn Herr Allsdorf (Jago) wird gewiß so bescheiden sein, auch nicht einmal auf den letzten Handschlag des gezollten Beifalls, nach dem Duett mit Othello im zweiten Akte, Anspruch zu machen; er müßte es denn so auslegen, daß es aus Freude über seine Entfernung geschehen. Warum die vier Senatoren als Ober-Rabbiner erschienen, mag der Garderobe-Inspektor Herr Guthery bei dem guten Geschmacke vertreten. (Ein eben so starker Mißgriff, als wenn er selbst in der Rolle des Barbiergesellen Adams, in weißen Atlas Hosen und blauseidenem Rocke herumläuft.) War denn zu der Rolle des Dogen kein würdigerer Repräsentant als Herr Schanze zu finden? — Dem sämmtlichen Chorpersonale wäre eine größere Theilnahme an der vorgehenden Handlung zu empfehlen, und sich z. B. beim Ausspruche des Fluches nicht so zu benehmen, als ob von ganz gewöhnlichen Dingen die Rede sei. Es ist dieß hier um so mehr ein großer Uebelstand zu nennen, ja fast unbegreiflich, da der Chor meist aus den ersten Mitgliedern des Schauspiels besteht, und es daher offenbar nur als Vernachlässigung der schuldigen Achtung gegen Kunst und Publikum angesehen werden kann.

(Beschluß folgt)

Theaterbericht.

Berlin, Ende Februar 1831.

Das Fräulein von Hagn vom Münchener Hoftheater hat uns, bald nachdem sie ihre Gastspiele als Julia in Shakspeares Romeo und Julia beschlossen, verlassen. Die politischen Angelegenheiten lassen uns nicht Zeit, ihr so schnelles Scheiden zu bedauren, und da das Fräulein nur einen mäßigen Antheil erweckt hat, so will Ref. auch nur sagen, daß man allgemein anerkennt, daß das Fräulein jung und hübsch, nach Andern sogar schön ist, gut deklamirt, als angehende Schauspielerin schon recht viel leistet, und nach Entwickelung der „reichen Mittel" wahrscheinlich noch mehr leisten wird. Mit diesen Gemeinplätzen mag's genug sein. — Am 17ten Februar gab man zum ersten Male König Enzio, historisches Trauerspiel in fünf Akten von Raupach. Herrliche Sprache — wenig Handlung — Mad. Crelinger als Luzia ganz vorzüglich. „Mad. Crelinger — vorzüglich," ein sehr altes Lied, und doch kann man nicht umhin, fast nach ihrem jedesmaligen Auftreten in dasselbe einzustimmen. Diese weiche, wohlklingende Sprache, diese Laute der innigsten Liebe — man kann es durchaus nicht für unmöglich halten, daß ihre Balconscene in Romeo und Julia, und vorzüglich die Worte: „Mein Romeo!" einen Berliner Gecken ganz um den wenigen Verstand gebracht haben, und derselbe, nachdem er diese Worte gehört, inbrünstig zu Gott gefleht habe, er möchte ihn taub werden lassen, damit sie ewig vor seinen Ohren klängen. — Das am 10ten Februar zum ersten Male gegebene „Melodrama", Posse in zwei Abtheilungen von Raupach, gefiel durchaus nicht. Am Sonntag, als den 27sten Februar, sahen wir uns einen „ersten theatralischen Versuch" einer Mlle. Schulz, „Elevin des Theater-Deklamations-Instituts" als Elise von Valberg mit an. Mlle. Schulz ist Schülerin der Mad. Crelinger — ein herrliches Vorbild. Die junge Schauspielerin war, wie natürlich, sehr befangen und ängstlich. Immer muthig vorwärts auf der Bahn, welche man sonst steil zu nennen pflegte, die es jedoch nicht mehr ist, seitdem der Beifall, vom „mäßigen" bis zum „stürmischen", so sehr billig geworden, die Gunst des Publikums so leicht zu erlangen ist, und schmachtende Referenten und Correspondenten, von einem Blicke entzückt, von einem freundlichen Worte beglückt, mit Hast und „seelig" an den Schreibtisch stürzen und Anbetung — Vergötterung — Heiligsprechung in ungereimter Prosa und gereimten ungereimten Versen schleunigst nach allen vier Weltgegenden versenden. — Das Herausschreien von „Allen", bis jetzt nur in der Königsstadt zu Hause, fängt an, auch im Hoftheater heimisch zu werden. — Der Groteskkänzer Herr Fleury soll engagirt werden. — Der königliche Schauspieler Herr Lombard ist gestorben. — Mad. Schröder-Devrient fährt in ihren Gastvorstellungen fort. — Die Tänzerin Mlle. St. Romain ist wieder da, tanzt wieder, wird wieder leidenschaftlich beklatscht. — Die Dem. Hänel vom k. k. Hofoperntheater zu Wien trat auf der Königstädterbühne, an welcher sie engagirt worden ist, in einigen Gastrollen auf, und gefiel besonders als Isabella in der Oper von Rossini, die Italienerin in Algier. Weniger sprach sie in der diebischen Elster als Pippo an. Das Melodrama Moses von Klingemann, mit Musik vom Ritter von Seyfried, ist am 7ten Februar zum ersten Male gegeben worden. Herr Wegener gab den Sesostris, und Herr Genée den Moses in diesem Schaustücke.

Die sämtlichen Kinder Israels in faltenreichen Gewändern — Dekorationen — Aufzüge — Märsche — das ist so recht für die Menge. Neu war noch: Der Tischler und der Emigrant, Drama in drei Abtheilungen, nach dem Französischen der Herren Melesville und Brazier von — nun von L. Angely, Emigranten haben wir schon recht zur Genüge auf den Bretern gesehen, und wünschten alle diese Emigranten als Emigranten aus den Tempeln der Thalia ziehen zu sehen. Das Stück ist eines von denen, welche über eine lange Reihe von Jahren hinaus gedehnt sind. Herr Schmelka, Herr Beckmann, Herr Genée, Herr Wegener, Dem. Lémlé, kurz Alles war gut, und ließ doch die Zuschauer ziemlich lau. — Eine Dem. Lemke vom eingegangenen Theater zu Sondershausen gastirte am 18ten Februar zum ersten Male als Pfefferröschen im weltberühmten Birch-Pfeiffer'schen Stücke gleiches Namens. — Dem. Lemke ist schön ꝛc. — sie gefiel. In diesen Tagen wird eine neue Zauberposse von Gleich, der alte Geist in der modernen Welt, aufgeführt werden. —

Theaterbericht.

Prag, Monat Februar.

Die mit dem Monat Januar begonnene Liste der an unserer Bühne zur Aufführung gebrachten Novitäten bietet den Lesern des vielverbreiteten „Planeten" somit die erste Fortsetzung.

Am 11ten, als am Vorabende des Geburtsfestes unseres angebeteten Landesherrn, nach Absingung des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser", bei Beleuchtung des Schauspielhauses: „Ein Tag aus dem Familienleben Heinrichs IV., nach dem Französischen von Stawinsky. Da diese Piece in Berlin und an andern Orten häufige Reprisen erlebte, folglich der Aufmerksamkeit der Kritik unmöglich entzogen werden konnte, so darf die Bekanntschaft der meisten Theaterfreunde mit dem Inhalte und dramatischen Werthe dieses Lustspiels als zu gewiß angenommen werden, um hier abermals eine Analyse erforderlich zu finden, daher beschränken wir uns blos auf Mittheilungen, welche auswärtige Leser des „Planeten" unmöglich wissen können, daß nämlich Herr Bayer als Heinrich seine vielfachen Verdienste um die hiesige Bühne abermals in Erinnerung brachte, und daß der Dauphin nirgend einen bessern Repräsentanten als in Mad. Binder finden könne. — Die nachfolgende Neuigkeit: „Der Erwartete" von Both ist, wie das Erstere, ein Erzeugniß der Uebersetzungsfabriken, aber von weit leichterer Qualität.

Am 12ten abermals Absingung des Volksliedes: „Gott erhalte ꝛc." bei Beleuchtung des Schauplatzes zur Feier des Geburtsfestes unseres Monarchen. Hierauf „Die Belagerung von Korinth", die erste musikalische Novität, welche uns das neue Jahr brachte. Wenige vielleicht wissen, daß Rossini unter diesem Titel nur eine Umarbeitung seines „Mahomet" den zahlreichen Verehrern seiner Muse geboten, aber die oft gemachte Erfahrung, daß Umarbeitungen nie die günstige Stimmung für das in veränderter Gestalt wieder vorgeführte Kunstprodukt zu erwecken vermögen, traf auch hier ein. Nur wenige Nummern, als: die Introduction, die Arien des Mahomet und der Pamira, so wie die Feldmusik der in die Schlacht ziehenden Griechen im letzten Akte, ließen den genialen Tondichter wieder erkennen, dessen frühere Schöpfungen ihr hier wie überall, zu nicht geringem Aerger der in Prag zahlreich lebenden Spohrianer und sogenannten Kontrapunktisten, ein großes Publikum verschafft hatten. Auch die Darstellung ließ theilweise zu wünschen übrig. So war Kleomenas in den Händen des Hrn. Podhorsky schlecht aufgehoben. Hr. Strakaty, dessen sonore Baßstimme ihm längst zu dem Range des ersten Bassisten verhalf, gab uns mehr das Bild eines zärtlichen als despotischen Fürsten, wie ihn der italienische Novellist Bandello in seiner Erzählung von der schönen Griechin Irene der Nachwelt gezeichnet hatte. Pamira fand in Dlle. Louise Gned eine treffliche Darstellerin. Diese noch jugendliche, mit einer sehr kraftvollen und umfangreichen Stimme begabte, Sängerin ist in der heroischen Oper stets an ihrem Platze. Auch Hr. Broka als Neokles beginnt Hoffnungen bei jenem Theile des Theaterpublikums zu erwecken, welches durch frühere verunglückte Versuche dieses Anfängers an seinem Berufe zum ersten Tenoristen stark zu zweifeln begann.

Am 17ten, zum Benefize der Dlle. Fried. Herbst: „Die Fürsten Chawansky" Trauerspiel von Raupach, welche diese ziemlich alte Novität uns nur in der Absicht vorzuführen schien, um uns das Geständniß abzulocken, sie wäre in den Charakter der Sophie ganz und gar nicht eingedrungen, weil sie sonst mit ihrer talentvollen Namensschwester einen Rollentausch vorgenommen haben würde, da ihrer Individualität die sanftere Marie weit mehr zugesagt hätte. Raupach, als Lustspieldichter hier sehr beliebt, erhielt in der kalten Aufnahme dieser Tragödie abermals einen Beweis, daß die mit Melpomenens Beistand erzeugten Produkte hier minder beliebt sind, als die heitern Gebilde seiner fruchtbaren Phantasie.

Am 22sten „Das schwarze Kind" (zum Besten des Pensionsfondes für die Mitglieder der hiesigen Bühne). Der Vater dieses Kindes ist Hr. Meisl, und Hr. Adolph Müller steuerte als Pathengeschenk eine artige Musik bei, insofern sie mit den Forderungen an eine Wiener Posse übereinstimmen soll, wo der musikalische Theil der Piece nie überwiegend ist. Der Ort der Handlung ist Gänsewitz, und das Machwerk verräth, der Verf. hätte eine Schilderung seines Geburtsstädtchens beabsichtigt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 103. (II. Jahrg.) Montag, den 2. Mai. 1831.

Die Wolken.

Willst du des Lebens ernstes Spiel erfahren
So blicke aufwärts zu der Wolken Schaaren,
Die über deinem Haupte stehn.
Denn was im Menschenleben nur sich reget,
Was Herz und Sinn und Phantasie beweget
Kannst du in jenen Wolken sehn.

Wenn leichte Lämmerwölkchen oben ziehen,
Wie Lilien am blauen Himmel blühen,
Sich an einander tändelnd reih'n, —
Das ist die Liebe, die dir tausend Freuden
Im kosend-milden Scherze will bereiten, —
Im Scherze wirst du glücklich sein.

Und wenn sich Berge dort auf Berge thürmen,
Als wollten sie den ganzen Erdball schirmen,
Vom Abendgolde frisch umglänzt, —
Das ist des Mannes thatenkühnes Walten,
Das zeigt sich in erhabenen Gestalten
Von Ehrenkronen rings bekränzt.

Und wenn die Wetterheere brausend ziehen,
Im Donnertone Todesblitze sprühen,
Und Wasserfluth herniederstürzt, —
Das ist des Krieges wildes Schlachtgetümmel,
Wo überall im gräßlichen Gewimmel
Der Mensch des Menschen Leben kürzt.

Und wenn die Wolkenschlacht vorbeigezogen,
Und über dir sich wölbt der farb'ge Bogen
Von unsichtbarer Hand gespannt, —
Das ist des Friedens gotterfüllter Segen,
Da tritt der Feind dem Feinde mild entgegen
Und reichet ihm versöhnt die Hand.

Und wenn die Wolke langsam dort versinket,
Zum letzten Mal der Sonne Strahlen trinket,
Und sehnend auf dich niederschaut —
Das ist der Glaube, den die Hoffnung sendet,
Wenn sich dein Lebenstag zum Abend wendet. —
Der hast du nie umsonst getraut. —

Aug. Wildenhahn.

Leipzig und die Maskerade.*)

(Fortsetzung.)

Er erzählte mir manche merkwürdige Einzelnheit der letzten Septembertage, tadelte die Bürger, die hundertjährige Mißbräuche in Einem Augenblicke aufgehoben fordern, tadelte aber auch die Rathsherrn, die mit unglaublicher Zähheit an einem vermoderten Herkommen hängen, fand hie und da guten, noch öfter schlechten Willen, und unterbrach sich plötzlich mit der Frage: „Sie sind mir ja noch die Antwort schuldig, wie Ihnen der — — — gefallen?" — „Was meinten Sie damit?" fragte ich. — „Man sieht," erwiederte er, „daß Sie erst wenige Stunden in Leipzig sind. Sonst würden Sie eben so gut von — — — —, als von — — — und — — — — gehört haben." — „Von Letztern," antwortete ich, „habe ich wirklich schon bei meiner Einfahrt reden hören. Was sie aber sind, weiß ich eben so wenig, als was Sie unter — — — und — — — verstehen." — „Sie bemerkten doch," entgegnete er, „daß, als ich Ihnen jene

---

*) Durch Censur-Hindernisse verspätigt. D. R.

Frage that, Till Eulenspiegel die Vergangenheit der Soldaten in einem altpreußischen Grenadier, die Gegenwart derselben in einem — — — — —, und ihre Zukunft in der Staatswehr vorführte. Da galt nun mein — — — — dem Mittelsten. Sie haben bei Ihrer Reise durch Dresden die dortige Communalgarde gesehen. Die verdient den Namen. Die hiesige ist nicht das Seiten-, sondern nur das Gegenstück davon. Da herrscht kein Gemeinsinn, sondern ein gemeiner Kastensinn. Kleine Spielereien Einzelner ausgenommen, ist in Dresden das Ganze Ernst; hier ist, den Ernst einiger Wenigen ausgenommen, das Ganze Spielerei. Ich versichere Sie, sobald die ersten Tage der Gefahr hier vorüber und nicht blos das Fortbestehen der bewaffneten Mannschaften, sondern auch die Verpflichtung zum Eintreten ausgesprochen war, ist mir hundert Male der Schauspieler eingefallen, dessen erste Frage, als die Rolle des Götheschen Faust ihm zugetheilt wurde, nicht die war: wie soll ich die Rolle nehmen? sondern, wie soll ich mich anziehen? Daß der junge Kaufmann, der von dem väterlichen Erbe oder von dem Eingebrachten der Mutter zehrt, nicht neben dem Markthelfer in Reih und Glied stehen könne, und daß der Akademiker, der, außer von seiner Frau, von Niemand in der Stadt abhängt, nicht dieselben Waffen tragen dürfe, die der ehrliche Handwerker zum Schutze der Ordnung ergriffen hatte, war unverzüglich entschieden. Nicht so, was die große Frage der großen Wachen hieß, die Frage wegen der Uniformen. Denn daß Uniformen das Nothwendigste und bei Weitem nothwendiger wären, als eine neue städtische Verfassung, unterlag in der Allgemeinheit keinem Zweifel. Und erhob sich ja eine Stimme für den Zweck der Communalgarde, so riefen Tausende: erst müssen wir über Schnitt und Farbe der Uniformen einig sein, ehe wir an diese Nebensache denken. Wäre es nicht zum Todtweinen gewesen, man hätte über dieses Geschrei sich krank lachen können. Jeder wollte sich putzen. Alle wollten Soldaten spielen. Wem daher grün nicht kleidete, der schlug blau vor, und es gab nicht Wenige, die für rothe Hosen stimmten. Auf diese Art entstanden eine Menge Spaltungen, und jetzt besteht das Ganze aus Theilen, ohne daß die Theile aus einem Ganzen bestehen. Die Sonntagsritter, auf ihren runden, blanken Pferden, wollten in Uniformen durch die Straßen galoppiren und gefielen sich als Jäger. Also bildeten sie eine Abtheilung Jäger zu Pferde, und ihre kriegerische Haltung, vielleicht auch ihr — — — —

theuren Boden der Vaterstadt, und wurden brünstig von Verwandten und Freunden umarmt. Laut und betäubend war der Jubel des Volkes, als Einer nach dem Andern an das Ufer stieg; die Senatoren, auf einem offenen Balkone thronend, verneigten sich vor den Kriegern, deren berühmte Namen ein Herold ausrief; die Musik schmetterte Triumph, und Venedigs schöne Töchter lächelten ihnen ein süßes Willkommen zu. Das Gemälde der Freude und des Schmerzes, — und auch Schmerz gab es in der Mitte aller dieser Freudenbezeigungen, denn Viele waren nicht zurückgekehrt, sondern geblieben in dem Lande, das sie erobert hatten, oder entsendet worden in jenes, aus welchem keine Wiederkehr möglich ist — dieses allgemeine Gemälde ist zu groß und umfassend, um hier geschildert zu werden, weswegen wir uns auf die Erlebnisse und Gefühle eines Kriegers beschränken müssen, der in der Triumphfeier dieses Tages einen Platz einnahm.

Gherardo war des Patriziers Zani einziger Sohn, und Venedigs tapferster Jüngling. Groß mußte in der That seine Liebe zum kriegerischen Ruhm gewesen sein, denn als der Doge, der unvergleichliche Enrico Dandalo, ihn aufforderte, seinen Fahnen nach dem Orient zu folgen, war er eben mit Bianca Celsi, die durch Schönheit so ausgezeichnet, wie er durch Tapferkeit, verlobt worden. Aber selbst an der Schwelle des Ehetempels zog er es vor, der Stimme des Ruhmes und des Vaterlandes zu folgen; sobald die kühne Unternehmung des Dogen gelungen sein würde, wollte er nach Venedig zurückkehren, und die erworbenen Lorbeeren zu den Füßen seiner jungen Braut niederlegen. Und in der That, Konstantinopel war Zeuge seiner Tapferkeit gewesen, und jubelnd rief das Volk jetzt den Namen Gherardo. Er hatte die Umarmung seines Vaters ohne Beunruhigung über dessen Thränen gekostet, denn auch übergroße Freude kann sie vergießen; er war geherzt worden von den Freunden seines Hauses und seiner Kindheit, und nahte sich jetzt einem zarteren Kreise weiblicher Verwandten und Freundinnen, die auf einem Balkone des Helden Namen flüsterten, und seine Wiederkehr nach Venedig priesen. Doch was sollte das bedeuten? — Bianca war nicht unter ihnen, — Bianca, seine Braut, war nicht da, um ihm mit Auge, Herz und Mund zu bewillkommnen. Mit bebender Stimme fragte er nach ihr, und das Donnerwort zerschmetterte ihn: „Bianca ist nicht mehr! sie ruht an ihres Vaters Seite in der Kirche des heiligen Theodor!"

„Nicht mehr!" stöhnte der junge Krieger, und sein Antlitz ward bleich wie ein marmorner Grabstein, und er wäre wie vom Blitze gerührt zu Boden gestürzt, wenn seine Freunde ihn nicht gehalten hätten. Als er sich wieder in etwas ermannte, starrte er noch einmal nach dem Balkone, — sie fehlte in der That, war nicht dort, wo sie hätte sein müssen wenn Leben und Liebe noch in ihr geglüht hätten. Diese Abwesenheit bestätigte die Wahrheit jenes unglückseligen Wortes, verzweifelnd sanken seine Blicke zur Erde, in deren Schooß er sich jetzt trotz Ruhm und Jugend brünstig hinunter wünschte. Sein greiser Vater fiel ihm um den Hals, und weinte laut.

Dumpfe Betäubung umnachtete Gherardo's Seele, doch den Anblick Alessio's, des Bruders seiner Bianca, der durch die Menge auf ihn zuschritt, rief ihn wieder zu Bewußtsein und Schmerz zurück.

„Ist es wirklich so, wie sie sagen?" rief er mit erstickter Stimme, und reichte dem Freunde die Hand hin. Alessio faßte sie mit der Rechten, trocknete mit der Linken die Thränen, welche über sein abgewandtes Antlitz niederrollten, und erwiederte schmerzzerrissen: „Leider ist es so, gestern verschied Bianca, und als des Abends Euer Vorbote, die Galeere erschien, war meine Schwester auf dem Wege zur Gruft!"

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Fortsetzung.)

Sein Geld verstattete ihm, sie mit Schmuck und Kleidern auf das Schönste zu behangen, und sie herumzuführen, stolz auf ihre Schönheit; aber eben dadurch weckte er in ihr wieder das alte Streben nach dem äußern Scheine, und vor diesem ewigen Streben nach dem Eitlen und Nichtigen, mit dem sie jetzt das Bedürfniß der Liebe übertäuben mußte, vergingen nach und nach in der Unglücklichen, die von jeher der tieferbegründeten, moralischen Haltung entbehrt hatte, auch die schwachen Stützen ihrer Tugend, und sie stand da, um bei der ersten Versuchung eine unfehlbare Beute der Sünde zu werden. Und diese Versuchung blieb nicht aus!

Es war etwa vier Monate nach der Hochzeit, als das junge Miltenbergische Ehepaar an einer alljährlich wiederkehrenden Festlichkeit Theil nahm, welche, mehrere Tage dauernd, an die Freuden des Mahls die des Tanzes knüpfte. Der Tischnachbar der jungen Frau, Herr Gottfried, ein Reisender in Weingeschäften, war durch den jungen Miltenberg, der in ihm einen immer Wein spendenden Freund verehrte, in die Gesellschaft eingeführt, und glaubte sich dadurch doppelt aufgefordert, seine schöne Nachbarin angenehm zu unterhalten. Er war, wenn auch kein schöner,

doch ein kräftiger und in allen körperlichen Uebungen sehr gewandter Mann, eine entschieden sinnliche, aber keineswegs gemeine Natur, ein immer frohes Gemüth, das eben nicht ganz der Tiefe entbehrte, und sich gern in Gesängen aussprach, wobei er seine schöne, kräftige Stimme mit kunstreichem Guitarrenspiele begleitete; ein entschiedener Freund der Dichtkunst und der Blumen: — kurz ein Mann, für die Gesellschaft geboren, und selbst für festere Frauenherzen gefährlich. — Einem solchen Manne gegenüber, der ihr ausschließlich seine Huldigungen brachte, wie hätte die junge, unerfahrene, gefallsüchtige, von Wein, Musik und Schmeicheleien erglühende, liebebedürftige Frau noch irgend eine Haltung bewahren mögen! Sie konnte es so wenig, daß sie den ganzen Abend ausschließlich nur mit ihm tanzte, daß, am andern Morgen ob solchen auffallenden Benehmens von ihrem alten Vater gescholten und ermahnt, sie am zweiten Abend dem noch bis gestern ihr fremd gewesenen Manne zuflüstern mochte: „man müsse sich vor den Leuten geniren!“ So leer war schon ihr Herz an moralischem Haltpunkt, so weit hatte schon die Abgötterei vor dem äußern Scheine sie geführt, daß nicht mehr die Sünde selbst es war, vor welcher sie erbebte, nein! nur deren äußere Erscheinung vor den Leuten. —

Von nun an war es die Liebe zu Gottfried, welche ihre ganze Seele füllte; Tag und Nacht war er ihr einziger Gedanke: für ihn schmückte sie sich sorgfältiger; um in seinen Augen schöner zu erscheinen, legte sie roth auf; um ihn nur einmal zu sehen, stand sie stundenlang am Fenster; kurz die erste Liebe ihres Lebens hatte sie erfüllt, und diese Flammen brannten um so verzehrender in ihrem Herzen, als vorzüglich nur die gereizte, aber nicht befriedigte Sinnlichkeit des jungen lebenskräftigen Weibes ihr zum Grunde lag und sie zugleich diese Welt durch einander wogender Gefühle sorgfältig in ihrer Seele vor fremden Augen verschließen mußte; endlich ihr stummes Flehen von dem Geliebten — nicht erhört wurde. Da verkehrte sich die brennende Sehnsucht bald in eine tiefe Wehmuth; stundenlang weinte sie die heißesten Thränen, und nicht des Gatten vermehrte Geschenke, nicht der alten Eltern rührende Sorge um die geliebte Tochter konnten ihren Schmerz heilen. Ihr Gatte war ihrem Herzen schon ganz entfremdet, und selbst die Geburt eines kleinen Mädchens vermochte nicht, das Band ehelicher Liebe wieder fester zu schlingen. Ja, ihre Gefühle zu dem unwürdigen Gatten mußten sich bald in Ueberdruß und Ekel gestalten, als an dem Kinde die Spuren eines schändlichen Erbtheils sichtbar wurden. Daher konnte auch das heilige, reinigende Gefühl der Mutterliebe in ihrem Herzen keine Wurzeln schlagen, und alle jene kleinen süßen Pflichten, an welchen sonst ein Mutterherz sich labt, Fremden überlassend, hing sie nach wie vor ihrem Schmerze nach und den brennenden Wünschen einer sinnlichen Liebe. Ihr Mann schwärmte unterdeß in fremden Kreisen umher; er fehlte nie, wo betäubende Getränke ohne Kosten zu haben waren. Wohl sah er den Schmerz der von ihm zu immer seltener zu zerstreuenden Gesellschaften geführten Frau, aber das Einzige, was der Elende, in schlaffer Gutmüthigkeit nach Entschädigung suchend für sein, und die Freuden ihrer Jugend betrogenes Weib, finden konnte, und was ihn weiter nichts kostete, als was er ohnehin nicht mehr besaß — die Ehre — das war — ihr ein ehebrecherisches Leben zu bereiten. — Sein, in allen Weinkellern herumschweifendes, außerhäusliches Leben hatte ihn mit einem Weinaufseher K. zusammengeführt, einem glücklichen Gatten und Vater, aber durchaus charakterlosen Menschen. — Mit dieser Familie wurde nun ein Umgang eingeleitet, und die junge Frau fand sich eine Zeit lang beschäftigt durch das Bestreben, es der gebildeten Madame K. an äußerer Bildung gleich zu thun, wie sie denn überhaupt jetzt wie früher bemüht war, durch vornehme Manieren und gelegentlichen Gebrauch von allerhand glücklich aufgefaßten, vornehmen Redensarten sich den Schein einer großen Bildung zu geben. Allein der sinnliche K. war nicht gemeint, durch solchen Umgang und indem er die Weinlust des ewig dürstenden Miltenberg freigebig befriedigte, nur der jungen Frau Gelegenheit zu geben, sich äußerlich auszubilden; seine sinnliche Begierde hatte längst das reizende Weib zu ihrer Beute auserkohren, und hinsichtlich dieses Punkts hatte er sich mit deren Gatten längst stillschweigend verständigt. Durch Galanterien aller Art wurde die Frau aufmerksam gemacht, ihre glühende, unbefriedigte Sinnlichkeit zog sie zu dem kräftigen K. hin; Gottfried war fern, und überdieß fühlte sie das Bedürfniß einer Rache an ihm für verschmähte Liebe, der Gatte war der Treue nicht werth und gab deutlich zu verstehen, daß er sie nicht verlange: — und so wurde sie die Beute des Verführers. — So sank die Unglückliche zuerst, und indem sie keine Reue fühlte, denn Niemand wußte ja um die heimliche Schande, war sie für immer der Sünde verfallen. Mit geringerer Scheu warf nun die mit dem Laster Vertraute den begehrenden Blick auf den zurückgekehrten Gottfried, der, auf Miltenbergs Veranstaltung, sogar ihr Hausgenosse wurde. Lange widerstand dieser jedoch, theils aus moralischen, theils, wie man behauptete, auch physischen Gründen, den stummen Winken, und hier war schon in der That der Mann endlich der Verführte. Aber ebendeßhalb, weil Gottfried auf der einen Seite eine bessere Natur war, auf der andern aber der sinnlichen Begierde nicht in der gehofften Maße genügte: — erstarkte die Liebe der Frau zu ihm an edleren Motiven, und wurde zugleich die sinnliche Gluth in ihrem Herzen genährt.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 104. (II. Jahrg.) Dienstag, den 3. Mai. 1831.

Leipzig und die Maskerade.

(Beschluß.)

„So entstand die grüne Compagnie — — — — von denen Sie auf der Maskerade eine Probe gesehen haben." —

„Aber, liebster Anselmo," fiel ich ein, „Ihr Spott scheint mir stellenweise ungerecht. Keines Falles werden Sie behaupten, daß ein uniformirtes Corps schlechter aussieht, als ein nicht uniformirtes, läuft ein wenig Spielerei mit unter: — es kostet ja den Leuten ihr Geld, und sind sie mit den Uniformen ins Reine, werden sie auch bedenken, wozu sie die hübschen Röckchen sich geschafft haben." — „Zu einer öffentlichen Maskerade," rief Anselmo, „wahrhaftig zu weiter nichts; wie denn überhaupt in Leipzig Alles Maskerade ist. Ja, ich glaube, die Larven würden Larven tragen, wenn die Larven Larven brauchten. Zwar gab es eine Partie vernünftiger Männer, die von der Spielerei sich fern hielten und der Meinung waren, daß ein Bürgersoldat im grauen oder braunen Rocke, mit rundem Hute oder anständiger Mütze, ein eben so guter Bürgersoldat sein könne, als einer im blauen oder grünen Rocke mit aufgekrempten oder befedertem Hute. Aber die Meisten von ihnen waren unglücklicher Weise verheirathet und keine Frau wollte ihrem Manne nachsagen lassen, daß er bei der allgemeinen Compagnie der Ohnehosen stehe. So mußten auch sie zu Uniformen sich bequemen und kleiden sich nun, nach Verschiedenheit ihres oder des Geschmackes ihrer Frauen, zum Theil in die grüne Farbe der Laubfrösche, zum Theil in die blaue der Stiefmütterchen. Daran haben jedoch unsere kriegerischen Leipziger noch nicht genug. Die neuesten Vorschläge dringen auf Errichtung einer Compagnie Bärmützen, einer Schwadron Küraßreiter und verhältnißmäßiger Artillerie. Zu Grenadieren haben die Kürschner, zu Küraßreitern die Schneider und zu Artilleristen die Schriftsteller sich erboten. Letztere drohen ein furchtbar starkes Corps zu werden, und geht der Vorschlag durch, dann Gnade der Kritik, den Buchhändlern und dem lesenden Publikum. Sie werden alle taub geschossen."

„Warum fehlten Sie in unserer letzten Sitzung," unterbrach in diesem Augenblicke ein Herantretender meinen lebhaften Freund.

„Ich hatte noch von der vorherigen Leibschmerzen," erwiederte dieser.

„Die wären Ihnen vergangen," entgegnete der Andere, „denn es ging warm her. Sie wissen, daß wir die Deputirten zum Landtage aus den Mitgliedern des Stadtrathes zu wählen haben. Da handelte es sich nun um die Vorfrage: ob wir aus dem neuen oder alten Rathe wählen sollten, und nur nach stundenlangen Debatten kam der Beschluß zu Stande, daß, in Erwägung der Unmöglichkeit, unter nicht existirenden Mitgliedern Mitglieder zu wählen, und in Erwägung der Dringlichkeit der Wahl, es rathsam sei, die Wahl unter den Mitgliedern des bestehenden Rathes zu treffen." — Anselmo sah mich an und sah aus, als ob er durch seinen Aerger lache. „Wer war das?" fragte ich, sobald der erwägende Mann ihn verlassen hatte. — „Ein — — — — — — —," seufzte er. — „Und warum seufzen Sie?" fragte ich. — „Weil das die einzige Expectoration ist," erklärte er, „welche — — — — — —

Rapport, so muß meine Unterhaltung stärker als Dein vermuthliches Champagner-Räuschchen auf Dich eingewirkt und selbst durch den Schlummer hindurch Dich gezwungen haben, an mich zu denken. Verzeih mir also die Störung, und bedenkst Du, um wie vieles länger Du gestört worden wärest, wenn ich Dich gestern Abend in Deinen vier Wänden getroffen hätte, so behalte ich für unser nächstes Zusammentreffen wenigstens ein halbes Dutzend Stunden gut, die ich hiermit Spaarkassenmäßig bei Dir anlege. Bist Du Dir aber nur die Hälfte so gut, als ich es Dir bin, so mache die Bekanntschaft der oben bemerkten Liebenswürdigkeit und meines Freundes Anselmo. Letzterer wird nöthigen Falles über Erstere genügende Auskunft geben. Vielleicht ergänzt er auch die abgebrochenen Gedankenstriche. Es versteht sich, daß ich ihn von Dir gesagt habe, und zwar so viel Gutes, daß Du Mühe haben wirst, es wahr zu machen.

Nun noch einen Auftrag. — — —*) Zu Besorgung dieses Auftrags kann ich Dir schlechterdings nicht mehr als die nächsten vierzehn Tage geben. Dagegen bin ich nachsichtig und zeitverschwenderisch genug, Dir vom Empfange gegenwärtiger Zeilen an vier Stunden Frist zu einem Morgenbesuche bei der weniger schönen, als liebenswürdigen und doch schönsten alter Witwen zu erlauben; — es wäre denn, daß Dir diese Frist zu lang dünkte; dann verkürze sie nach der Forderung Deiner Sehnsucht. Sage ihr, daß ich hier gewesen, abgereist sei, und mit den Schwalben wiederkehren werde. Sage ihr, daß Dein altes Haus-Inventarium von ihrer Theilnahme an der gestrigen Soirée mich unterrichtet und ich dann seufzend unter ihren Fenstern vorübergeschlichen. Sage ihr, daß ich aus Verzweiflung die Maskerade besucht und dort nur an sie gedacht habe. Und hast Du ihr dieß Alles gesagt, dann bringe der schönen Witwe die Huldigung meines Herzens und die Versicherung, daß ich für sie lebe, um für sie zu sterben, und für sie sterben möchte, wenn ich es nicht vorzöge, für sie zu leben. Dich aber meine alte, treue Seele, nehme der Himmel in seinen gnädigen Schutz und stärke Dein Gedächtniß. Außerdem müßte ich bezweifeln, nach Verlauf der nächsten vierzehn Tagen die gewünschte Antwort zu erhalten, und doch sehne ich mich schon heute danach. Stille daher meine Sehnsucht und bleibe der Freund

Deines S. H.

Leipzig, den 12. Febr. 1831.

Nachschrift. Noch Eins, worüber Anselmo mir keine Auskunft geben konnte. Während ich mit ihm bei Tische saß, wurde unweit von uns eine ganze Partie Gesundheiten getrunken und darunter die zweier anwesenden jungen Schriftsteller, von denen ich nirgends gelesen habe, daß sie in doctorem promovirt haben. Sie müssen das aber, da sie Doctoren genannt wurden und sich so nennen ließen, ohne dagegen zu protestiren. Anselmo wußte das nicht zu erklären. Jetzt fällt mir ein, ob vielleicht der Tunnel das Recht hat, Doctoren zu machen. Thue mir den Gefallen, Dich danach zu erkundigen. Ich möchte rasend gern Doctor werden, schon weil Du es bist und ich eigentlich gar Nichts bin. Nur graut mir vor dem Disputiren und den Kosten. Der Tunnel promovirt vielleicht ohne Disputiren für ein Paar Flaschen Champagner. Die wende ich mit Vergnügen daran. Es versteht sich jedoch, daß ich dann auch das Recht haben muß, ein Dr. vor meinen Namen zu setzen, und zwar mit besserem Recht, als die drei Schriftsteller, die magistri sind und sich doctores schreiben. Entschuldige die viele Mühe, die ich Dir mache. Es muß Dir aber daran liegen, Deinen amicum indoctum in einen virum doctissimum verwandelt zu sehen. Kann jedoch der Tunnel vielleicht nur Magister-Titel ertheilen, so trete ich zurück. Ich will das Dr. nicht hinter, sondern vor meinem Namen.

Der Obige.*)

Palindrom.

In alter Dichtung redet man oft von mir,
Denn mir entstamm't, o Mensch, im Verein mit Zeus
Die schönst' und reizendste der Frauen,
Um die der Helden gar Manche fielen.

Nicht in den Zirkel niederen Standes bin
Zu Haus ich, wenn rückwärts ich erscheine dir;
Mein Name ist bedeutungsschwer, und
Sollte nur Edle und Gute zieren.

S.

---

*) Nicht Censur-, sondern Freundschaft-Lücke. Wozu die Censur sich berechtigt glaubt, das ist ein unbestreitbares Recht der Freundschaft. Der Censor will den Schriftsteller nicht in das Dunkel des Gefängnisses, ich will meinen Freund in das Licht der Erkennung bringen. Meine schöne Freundin war damit einverstanden. Dieß nachträglich von W. R.

*) Wenn Sie, lieber Herr W. R., Ihrem Freunde auf den eben mitgetheilten Brief antworten, im Fall er „unsern Planeten" nicht zu lesen pflegt, so können Sie sich die Erwiederungen auf seine Anfrage wegen der berüchtigten Doctor-Promotionen der Tunnel-Gesellschaft ersparen, wenn Sie denselben auf die hier seit Anfang dieses Jahres erscheinende äußerst witzige und spitzige Zeitschrift Janus oder Dresden und Leipzig, wie es war und ist ꝛc., verweisen und zwar auf Nr. 16., in welcher der Leipziger alte Janus unter der Ueberschrift: „Beispiellose Doctorpromotion" diese Beförderung näher beleuchtet hat. Der alte Janus meint am Schlusse: das englische Wort Tunnel bedeute eine Ofenröhre, einen Trichter, es schienen sich demnach die erforderlichen Eigenschaften eines solchen Tunnel-Doctoranden jedenfalls auf irgend etwas Hohles — es sei nun im Kopfe oder im Magen oder im Beutel, oder wohl gar in allen dreien zugleich, beziehen zu müssen. — Will Ihr Freund ein Mehreres über den Tunnel, seine Doctoren und die Expectorationen des Janus über seine Maskarade wissen, so verweisen Sie ihn, wie gesagt, auf dieses lesenswerthe Localblatt. Der Setzer.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Was mir auf der weitern Reise von den Bewohnern dieses Landes vorgekommen ist, hat mir sehr bequem und schweigsam geschienen. So zeigte sich bei dem Anhalten vor einem ländlichen Wirthshause der Wirth mit städtischem Ansehn nur hinter den Fenstern, nicht weiter. Ich nickte ihm aber zu und forderte sein Brustbild. „Guten Morgen! Sie wohnen recht schön hier, aber warum hat Ihr Haus keinen Schornstein, warum muß der Rauch zur Hausthür herausziehen?" fragte ich. Es ist hier so Sitte! gab er zur Antwort — und klapp! war das Fenster wieder zu. — In dem Dorfe, wo ich Mittag machte, füllte sich die Hausthür mit einer erzdicken Frau, die fast gar nicht sprach. Aber auch das ganze große Haus war für die Bequemlichkeit gebaut. Auf der breiten Hausflur war nicht allein die Küche, die Waschanstalt, der Backofen, die Schinkenkammer und der Heuboden, sondern nach hinten zu auch der Kuhstall, der Hühner- und Schweinestall u. s. w. nebst allen häuslichen Geräthen anzutreffen. Freilich, es ist hier so Sitte, und Kleid und Gewohnheit machen den Menschen. — Der Abend brachte den Kutscher die furchtbare Stunde heran, wo wir wieder über die Elbe mußten. Die Ueberfahrt fiel denn auch für dießmal wenigstens verdrießlich aus. Halb sechs Uhr hielten wir schon am Rande des Flusses, und warteten, Sandhügel hinter uns und die brennende Sonne weinbergartig vor uns, auf die Fähre, die eben langsam einen Kornwagen herüber beförderte.

Als sie nun anfuhr, blieb sie an Ketten gelegt, und die Leute
Folgten dem dankbaren Knechte zu Bier hinauf in das Wirthshaus.
Sollen wir's dulden, begann laut fluchend der Treiber des Hornviehs,
Welches aus Schleswig kam und mit uns hinüber verlangte.
Jetzt, so roher Gewalt übergeben, ist Fluchen nicht rathsam,
Sprach ich zum Treiber, allein sind drüben wir erst und in Freiheit,
Geb' ich es an und klage, und setze den Fall in die Zeitung.

Es war sieben Uhr, als wir an's andere Ufer kamen. Der Wirth vom Gasthofe in Ortlenburg wartete schon auf uns. Ein vorausgegangener Kutscher hatte ihm unser Herannahen gemeldet. Er lief dem Wagen voran bis zu seinem Hause. Wie später hier die Fährleute ihre Bezahlung holten, spiegelte mir die Phantasie wieder etwas von Gevatterschaft vor; denn wenn die Fähre gehörig langsam geht und die Fremden in Klagen ausbrechen: oh! werden wir auch heute noch Lüneburg erreichen? so können die Leute sprechen: bleiben Sie doch in Ortlenburg, da ist ein recht guter Gasthof. Der Wirth machte auch gleich den Ort zu einer Stadt und gab derselben 2000 Einwohner. Mit dem Abendessen folgte er dem Grundsatze, daß bei der vornehmen Welt Alles auf Schein und Namen ankomme; die halbe Flasche Wein, die er aufsetzte, war offenbar die Zwillingsschwester von einem Viertel. Die Suppe prahlte mit Wein und Fleischbrühe zugleich, die darin um den Vorrang stritten, ohne daß einer den andern zu Worte kommen ließ. Das Hühnchen, das aus dem Feuer kam, hatte noch den Glauben an ein künftiges Leben gerettet, und predigte den Vers: nicht blos für diese Unterwelt schlingt sich der Freundschaft Band; wenn einst der Vorhang niederfällt, wird erst ihr Werth erkannt. Und da auch der Schinken trotzig meinte, es sei noch nicht alle Tage Abend, so mußte ich, mit wehmüthiger Erinnerung an die Vergänglichkeit aller Dinge, noch zu dem Rest eines Andenkens, das mir von Göttingen aus gefolgt war, meine Zuflucht nehmen. Wie wenig ich die Schaugerichte zu schätzen wußte, zeigte sich am andern Morgen, als der Wirth mich belehrte, daß ich 1 Rthlr. 18 gr. verzehrt habe. Doch — kein Licht ohne Schatten; nach dem Regen scheint die Sonne — mitten in der Lüneburger Haide gibt es ein Velzen, das durch die Stadt Hamburg nicht nur Ortlenburg, sondern die Dissonanzen von vielen tausend deutschen Gasthöfen in die vollkommenste Harmonie auflöst. Ueber das lindenreiche Lüneburg (das wie eine Straße voll Frachtwagen aussieht) kam ich den andern Tag durch manche wüste Strecke den Nachmittag auf ein Mal in ein gesegnetes Land, wo der Velzener Flachs in aller seiner Schönheit mich wie ein Bekannter grüßte. Der Eingang in das Eden ließ sich aber anfangs nicht sehr erfreulich an. Zuerst verkündete der Kutscher, daß an einem Rade der Reif gesprungen sei, weshalb er in Velzen einige Zeit verweilen müsse. Sodann hatte sich bei meiner Einkehr ein junger Lindwurm in den Weg gelagert, ein angehender Marqueur, der mich durchaus in das kleinste Zimmer hineinpassen wollte, und von allen übrigen, die offen standen, behauptete, daß sie schon versagt seien. Ich aber donnerte nicht wenig ihm entgegen, durchlief das ganze Haus, bis der Wirth mit den höflichsten Entschuldigungen mir nachkam und sagte: es sei ein Irrthum, sämmtliche Zimmer ständen zu meinem Befehl, ich möchte mir nur selbst eins aussuchen. Dieß that ich denn auf der Stelle. Nachdem ich in einigen zornigen Variationen den Verstand des jungen Menschen in Zweifel gezogen hatte, sammelte ich mich allmälig wieder und erwartete das Abendessen. Damit sollte ich nun auf das Angenehmste überrascht werden. Ich machte schon große Augen, als der Bursche, der mit jeder Minute an Talent und Geschicklichkeit zunahm, neben den reich servirten Tisch noch 14 leere Teller setzte. So viele Nebensonnen hatte ich doch noch in keinem Wirthshause gesehen. Ganz kamen diese 14 zwar nicht zur Schlachtordnung, doch häuften sich die Gerüchte mit den Nebenschüsseln so sehr, daß ich in der hohen Gegenwart eines guten Medocs bald zu zählen vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Fortsetzung.)

Aus diesem letzteren Grunde machte denn auch noch fortwährend die physisch kräftigere Natur des K. sich geltend; den plötzlich abzuweisen ohnehin die vor der Rache desselben bangende Frau nicht wagte; und wie ein Laster zum andern führt, so war das Bemühen der Frau, den einen Geliebten dem andern, beide ihrem Manne und der Welt zu verbergen, eine Schule der früh geübten Heuchelei, in welcher die Unglückliche in der That eine beispiellose Meisterschaft erlangte. Jene Verhältnisse dauerten mehrere Jahre, und bis zu ihrem Tode hat keiner jener Nebenbuhler von dem andern je etwas mit Bestimmtheit erfahren. Gegen jeden ihrer Geliebten wußte sie sich den Schein einer, nur durch unsägliche Liebe zu ihm und durch ihr unglückliches eheliches Leben mit dem (nebenbei unerhört verläumdeten) Miltenberg, gefallenen Frau zu geben, die, von Liebe und Reue zerrissen, den Himmel anklage, daß er zwei für einander geschaffene Herzen getrennt habe. Vor der Welt erschien sie dann als eine stille Dulderin, voll Ergebung in ein hartes (von ihr auf Kosten ihres Mannes auch hier mit den schwärzesten Farben geschildertes) Schicksal, und es war Keiner, der nicht für die fromme Dulderin das innigste Mitleid, die wärmste Achtung empfunden hätte. Zugleich sproßten um diese Zeit noch andere Laster in ihrem Herzen empor, zu welchen ebenfalls die Keime schon in ihrer Jugend sich gezeigt hatten. — Sie war allmälig seit dem Anfange ihrer Ehe an einen Aufwand in Kleidern und Schmuck gewöhnt, zu dessen Bestreitung die immer mehr abnehmenden Vermögensumstände ihres, aller Arbeitsamkeit längst entfremdeten, Mannes immer weniger genügten. Zugleich, theils um, angetrieben von den letzten Regungen des Gewissens, den Himmel mit ihrem Leben zu versöhnen, theils als recht fromme, wohlthätige Frau der Welt zu erscheinen, war es ihr ein Bedürfniß geworden, nach allen Seiten hin mildthätig und freigebig zu sein. Des Mannes Vermögen und die Geschenke ihrer Geliebten reichten zu solchen Auslagen aber nicht immer aus; es blieb ihr also nichts übrig, als wiederum, wie in ihrer frühen Jugend, den als leicht erprobten Weg des Stehlens zu betreten. Und indem sie nun bald ihren eigenen Mann, bald ihre Hausgenossen, Gottfried nicht ausgenommen, bestahl, regte sich in ihrer Brust nur das Gefühl des Triumphs, bei allen Nachforschungen auch dem entferntesten Verdachte entgangen zu sein. Auf diese Weise erstarben nach und nach in der Unglücklichen alle besseren Gefühle, und mit ihnen verschwand die Kraft, irgend einer Versuchung zu widerstehen. Aber das Gefühl ihres moralischen Todes blieb ihr um so fremder, als sie von den Leuten als eine mildthätige, tugendhafte Frau verehrt wurde, und sie sich leicht überredete, auch wirklich zu sein, was sie schien. Sie lebte in keinem Augenblicke mehr weder für Gott, noch, im edleren Sinne, für sich selbst; sie erkannte keinen andern Richter ihres Lebens mehr, als die sie umgebende Welt, und wenn es ihr nur gelang, ein gutes Urtheil dieses Richters sich zu erhalten, so gab es in ihren Augen weiter kein Verbrechen mehr.

Indem sich so ihr geistiges Leben gestaltete, hatten sich ihre äußeren Verhältnisse wenig geändert, nur daß sie noch dreimal Mutter geworden war. Ihr zweites Kind wurde todt geboren, das dritte, ein hübscher Knabe, schien die Frucht ihres verbrecherischen Umganges mit K., das vierte starb schon in den ersten Monaten. — So war der Frühling des Jahres 1813 herangekommen. — Gottfried wohnte noch immer im Miltenbergschen Hause, und während K. sich zurückzog, schlug die Liebe zu jenem in dem Herzen der Madame Miltenberg immer tiefere Wurzeln. Durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, die der gemüthliche Mann ihr bewies, wurde sie zu ihm hingezogen, aber nur selten wurde sie seiner ganz froh. Um so stärker entflammte aber zu ihm die sinnliche Gluth, und sie hatte bald keinen heißeren Wunsch, als immer und ausschließlich im Besitze des geliebten Mannes zu sein. Unglücklicherweise mußte grade jetzt ihr elender Gatte auch an seiner gewöhnlichen Krankheit fast erlahmen, und es war daher nichts natürlicher, als daß in dem Herzen der Frau der vermehrte Ekel und Abscheu vor dem Elenden bald in Haß gegen ihn, als das Hinderniß ihrer heiß ersehnten Vereinigung mit dem Geliebten, sich verkehrte. Die alten Eltern, erschüttert von dem, ihnen auf das Schwärzeste geschilderten, unglückseligen Leben ihrer geliebten Tochter, sprachen zuerst im Uebermaße ihres Kummers es aus, wie es doch ein Glück sein würde, wenn es dem lieben Gott gefallen sollte, jenen Unglücklichen recht bald aus einem Leben abzurufen, das ihm und Andern doch nur zur Last und zur Qual sei, und längst hatte diese Bemerkung sich in dem Herzen der Tochter zum heißesten Wunsche, ihr Gatte möge recht bald sterben, verkehrt, als mehrere Umstände zusammentrafen, in ihr den Gedanken des Mordes zu wecken und dessen Ausführung zu erleichtern. Der alte Miltenberg starb; zum ersten Male sah die Frau den Tod, und er hatte Nichts, was sie erschreckte. Sie konnte mit der größten Ruhe im Dunkeln allein hinauf gehen zu der Leiche, die kalte Hand ergreifen und drücken. So schien es also kein schlimmer Zustand, den sie ihrem Gatten an die Stelle eines Lebens wünschte, das nur Qualen bot, und eben deßhalb in den Augen des, den Werth des Lebens lediglich nach seinen äußeren Genüssen schätzenden, Weibes vollkommen nichtig und werthlos war.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 105. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 4. Mai. 1831.

An die goldne Aue.

Du schöne goldne Aue
Mit üpp'gem Aehrenkranz,
Mit frischem Morgenthaue,
Im hellen Sonnenglanz!

Ich grüße deine Wälder,
Der Eichen dunkles Grün,
Und auf den Höhn der Felder
Die Burgen stolz und kühn!

Ich grüße den Kyffhäuser
Mit seinem Sagenkranz,
Wo noch der große Kaiser,
Erscheint mit Pomp und Glanz!

Ich grüße deine Städte
Aus grauem Alterthum,
Die mancher Sturm durchwehte,
Und mancher hohe Ruhm!

Ich grüße dich, Nordhausen,
Du liebe, heitre Stadt,
Die manches Kriegssturms Sausen,
Manch Leid bestanden hat!

Ich grüße dich, du Traute,
Mit deinen Mädchen hold,
Wo manches Lied die Laute
Bewundernd schon gezollt!

Ich grüße deine Sagen
Vom alten Merowich,
Von Kaiser Heinrich's Tagen,
Vom Grafen Roderich!

O theure Stadt, Geliebte,
Noch ein Mal dich zu sehn,
Wie würde, was mich trübte,
In frohster Lust vergehn!

Ja, schöne, goldne Aue
Mit deiner Städte Kranz,
Wie glücklich, wenn ich schaue
Noch ein Mal deinen Glanz!

Otto von Deppen.

Die Braut des Venetianers.

(Fortsetzung.)

Ein so unersetzlicher Verlust, solch unnennbares Weh, wo er auf so viel Wonne gehofft hatte, — ein solches Erwachen aus den entzückenden Hoffnungsträumen, die ihm Kraft zur Schlacht gegeben, und auf der langen, und stürmischen Fahrt erheitert hatten — eine solche Heimkehr, ein solches Willkommen, eine solche Vernichtung seiner höchsten, liebsten Hoffnungen, war mehr, als er tragen konnte. Mit tiefem Gestöhn sank er um, und der junge Krieger, vor so kurzer Zeit noch der fröhlichste der Frohen, ward in einem leblosen Zustande zur düsteren Halle seiner Väter getragen.

Es dauerte lange, bis er wieder ins Leben und zur Besinnung zurückkehrte, und o wie schmerzlich war ihm das Wiedererwachen der letzteren! Die Welt hätte er für ein Opiat, oder irgend einen Schlaftrunk gegeben, der Gedanken und Erinnerung vernichtet hätte. Er schloß dem heiteren Sonnenlichte seine Augen, gern hätte er es für immer gethan! Er war taub gegen den Trost der Freundesschaar, die ihn umdrängte, er war stumm, und that nicht eine einzige Frage nach Krankheit und Todesart der Verschiedenen. Sie war ihm für ewig entrissen, war todt! — was kümmerte ihn die Art, wie dieses schreckliche Ereigniß eintrat. Endlich sprach er, doch nur um seinen Vater zu bitten, daß er allein gelassen werde. Der bekümmerte Patricier verließ das Gemach weinend, und alle Anwesenden folgten ihm. In der einsamen Stille seines Gemaches fühlte Gherardo, rings umher blickend, mehr als je des Verlustes ganze Größe. Er erhob sich von dem Lager, und schritt zu einem Vorhange, zog ihn weg, und, o grausamer Anblick! er erblickte das Brautbett, das prachtvolle Brautbett, das seine Freunde für ihn bereitet und verziert hatten; auf dem weichen Sammt und der hellen Seide prangten eingewirkte Rosen- und Lorbeerkränze, und die verschlungenen Anfangsbuchstaben seines und

Bianca's Namens. Und jetzt nagte der hungrige Tod an ihren Rosen, und in dem Munde der Menschen war ihr Name ein Wort des Wehes, in seinem Ohre ein Wort der Verzweiflung! Er warf sich zu den Füßen des Bettes zur Erde, begrub in beiden Händen sein brennendes Antlitz, und zum ersten Male entströmten reichliche Thränen seinen Augen.

Als er so im Staube lag, und das finstere, enge Grab sein einziger Gedanke war, überglänzte die goldne Sonne Venedig, und ihre Tausende, die Triumphgesänge sangen, und die Namen der kühnen Krieger und Seehelden bejubelten. Unmöglich konnte man Gherardo's vergessen, — denn wer war tapferer gewesen, als er? — und als eine Schaar vor dem Hause seiner Ahnen vorüberzog, riefen tausend Stimmen: „Gherardo! Gherardo! Ruhm und langes Leben Gherardo, Sankt Markus kühnem Krieger!" Wohl trafen diese Klänge sein Ohr, doch jetzt vermochten sie ihm nur ein bitteres Lächeln zu entlocken.

Stunde an Stunde verging, und keine Ruhe kehrte in das Herz des verwaisten Bräutigams zurück. Als endlich die Schatten der Nacht niederschwebten, bemächtigte sich seiner eine furchtbare Idee, ein unwiderstehlicher Impuls. „Und sollen meine Augen dieses Wesen der Schönheit und Liebe wirklich nicht wieder erblicken? Soll meine Bianca, meine Braut von niedrigem Gewürm verzehrt werden, ohne daß ich sie noch ein Mal betrachtet habe? Erst gestern ist sie gestorben, — sie muß noch schön sein! — Ja, ich muß sie noch einmal sehen, muß noch einmal ihre Lippen berühren, seien sie auch kalt, eiseskalt!"

Spät in der Nacht verließ er insgeheim das Haus seiner Väter, und eilte nach der wohlbekannten Kirche, wo er, ach! hätte vermählt werden sollen. Eine Handvoll Geld gewann den Sacristan, der ihm die Kirche öffnete, und sich wieder entfernte. Gherardo war allein, nur wenige Schritte trennten ihn von Bianca's Grabe. Einige wenige Lampen brannten düster vor den Bildern der Mutter des Herrn und der vornehmsten Heiligen, und durch die bunten Scheiben der hohen, schmalen gothischen Fenster warf der Mond sein Dämmerlicht; aber unter den riesigen Säulen und in den langen Flügeln der Kirche herrschte eine Finsterniß tief wie die im „Thale des Todes," und kein anderer Laut war zu hören, als die Seufzer des unglücklichen Liebenden. Stunde, Ort, und die feierliche Stille waren geeignet, um das Gemüth mit unbeschreiblichen Empfindungen heimzusuchen; es war ein Jahrhundert des finsterſten Aberglaubens, und unser Krieger nicht Philosoph genug, um sich hierin über das Volk zu erheben; auch der Zustand seiner Gefühle, — und nichts ist schöpferischer an erträumten Schrecken, als ein gewisser Grad von Schmerz — trug bei, seine Sinne zu täuschen; und als die Flämmchen zitterten, und das seltsam durch das bunte Glas verfärbte Mondlicht bald heller, bald schwächer schien, und jetzt auf diesem, jetzt auf einem andern Gegenstande der etwas grotesken Architektur der Kirche ruhte, da sah er, oder glaubte zu sehen, wie die Geister der Abgeschiedenen sich erhoben, und trauernd mit der Hand winkten, gleich als warnten sie ihn gegen die fluchwürdige Störung der Ruhe der Todten. Durch die vom Sacristan halb offen gelassene Thüre stürmte urplötzlich ein frischkühler Windstoß, und wie er an den Säulen und über den ausgeschliffenen Marmorboden der Kirche hinsauste, klang es in seinem Ohre wie eine Stimme, aber nicht von dieser Erde, klang wie das Klagegeheul trauernder, oder schuldbelasteter Geister. Er mußte sich an einen der Pfeiler lehnen, und vermochte sich einige Augenblicke lang nicht zu regen. Aber sein natürlicher Muth, die Gewalt seiner Gefühle, und die Festigkeit des Vorsatzes, der ihn hieher gebracht hatte, kamen ihm zu Hülfe, und er eilte mit hastigen Schritten in die Nebenkapelle, wo sich die Familiengruft seiner Braut befand. In diese tiefe Wölbung konnte kein Strahl des Mondes dringen, doch leuchtete ihm eine, von dem Altar der Kapelle brennende Lampe zur Thüre der Gruft.

(Beschluß folgt.)

Die getreuen Brüder.

(Fortsetzung.)

Es begann schon zu nachten, als Thüdewin — so hieß der Wirth des Hauses — heimkehrte, grimmvoller, als er ausgegangen war. Da lobten die Frauen einmüthiglich Gott, denn sie sahen wohl, daß die Brüder bitterm Tode entgangen waren, den ihnen Thüdewin androhte. Aber Thüdewins Augen wurden zornroth, als er solches hörte und der Frauen Freude sah, und er hieß die Frauen mit Stricken binden, und ging hin zu der Männer Versammlung.

Sieben Eichen standen da im Kreise, wo die Männer sich sammelten, und sie waren mit ihren Aesten dicht in einander geflochten. Es bedeuteten aber diese sieben Eichen sieben deutsche Stämme, so sich einst hier verbanden gegen der Römer böslich Ansinnen. In der Mitte dieses Kreises stand der Blutstein, worauf man Thiere und wohl auch zuweilen gefangene Feinde den Göttern opferte um ihre Gunst. Einen weiten Ring bildeten die deutschen Männer, wie die Steine diesen bezeichneten, und hundert Barden sangen des großen Thors Lob; weißgekleidete Priester aber übten geheimnißvolle Gebräuche, und Jünglinge erleuchteten durch angebrannte Kieferstäbe den ganzen Umkreis.

Endlich schwieg der Gesang, und die Berathung begann. Thüdewin aber trat hervor in des Kreises Mitte, und zeigte nun den Männern an, was vorgefallen sei in seinem Hause; und er fragte zugleich, welche Strafe die Schuldigen nach Sitte erleiden sollten? Da sagten

die Aeltesten, daß die, so vom Glauben abfielen, unfrei würden und aller Rechte bar! —

Da geschah es, indem die Aeltesten solch Urtheil sprachen, daß plötzlich in den Kreis traten Rudhelm und Wigbert. „Nicht ungerecht richtet, ihr Männer," rief da Wigbert laut, „die Frauen erwählten das bessere Theil! Folget vielmehr ihnen nach, daß auch euch Heil widerfahre!" Und rasch schritten vorwärts die Brüder, und stürzten den Blutstein hinab von seinen Stützen. Er fiel; aber Rudhelms rechter Fuß war zerschmettert. Da jauchzten wild auf die Männer: „Ruhm dem großen Thor, er duldet keine Schmach!" Und durchbohrt von scharfen Geren hauchten die Brüder ihr Leben aus.

II. Der getreuen Brüder Verklärung.

Nach langen Kriegen war der Galen Land den gierigen Römern abgerungen worden durch Gothen, Burgunder und Franken, und bald mußten auch Gothen und Burgunder fränkischer List und Schlagfertigkeit weichen.

Es herrschte aber über den östlichen Theil des Frankenreichs im siebenten Jahrhunderte Dagobert, der Sohn Chlotars. König Dagobert lebte jedoch übel und schmachvoll, so daß Gott ihn mit der Miselsucht*) heimsuchte, wie dieß in alten Sagen gemeldet ist. Alles, was Aerzte und andre weise Männer, so der Sterne Lauf und des Mondes Kräfte wohl erkannten, riethen, half nicht, und König Dagobert sah sich jetzt von allen Leuten geflohen, wie er vordem von allen diesen gesucht worden war.

Da geschah es, daß der Franken Volk zu murren begann über den aussätzigen König, und schon bewarben sich einige mächtige Herzöge um die Oberherrschaft. Da ward König Dagobert allererst betrübt, und alle Freude wich von ihm. Nur ein Mittel, ward ihm angesagt, könnte sein Siechthum von ihm scheiden, und man sagte ihm, daß solches das willigliche für ihn dargebrachte warme Herzblut einer reinen Jungfrau sei **).

„So muß ich siech bleiben bis an meinen Tod!" sprach der König Dagobert; „denn wo fände ich eine reine Jungfrau, so den Tod litte williglich um meinetwillen?" — Und König Dagobert thät sich ab aller seiner Macht und Hohheit, und stellte sein Reich zu Handen seinem Neffen, daß er Recht spreche den Franken an seiner Statt; und sein Neffe hieß Pipin von Landen, der früher sein Hausmaier gewesen war. König Dagobert aber zog fort, und mit ihm sein Weib und sein treuer Knecht, und er wich nicht von ihm, obgleich König Dagobert selbst ihm solches öfters anbefahl, oder ihn darum bat. Nach einer kleinen Burg, die er einst bauete in der Thüringer Lande, um der Jagd allda zu warten, begab er sich jetzt, daß er dort sich vor der Menschen Augen berge. — Traurig zog er dahin seines Weges, und sein Roß, so ihn trug, senkte das Haupt tief hinab zur Brust, gleich als fühle es seines Herrn Leid. Eine schwarze Kappe verhüllte des Königs Haupt, so daß nur Augen und Mund frei waren von der Hülle. Anstatt der Krone trug er jetzt einen runden Hut mit breiter Krempe, und ein weiter Mantel hüllte seinen Leib ein, den sonst die schönsten Gewande geziert hatten. Ein breiter Gurt ging um ihn herum ob seinen Hüften, und anstatt des Schwerdtes war durch einen Riemen eine lange gelbe Klapper an selbigem befestigt, daß er damit die Menschen warne, käme ihm einer etwa durch Unvorsichtigkeit allzunahe. Auch seine Hände waren so bedeckt, daß man sie nirgends blos sah *).

*) Miselsucht, der schwarze Aussatz, lepra, maladrerie ꝛc. Man vergl. darüber Grimm zum armen Heinriche S. 160.

**) Nach dem Volks-Glauben zaubert und heilt man mit Blute. Dieser Glaube stammt aus den ältesten Zeiten der Menschheit; und es ist bekannt, daß selbst noch Aerzte des Mittelalters Blut als wirksames, ja fast einziges Heilmittel in einigen Krankheiten ansahen. Es hängt dieß sicher ursprünglich mit den alten Opfern zusammen, zumal da die Sagen freiwillig dargebrachtes Blut zur Heilung verlangen. Aber nur reines Blut heilt, wie auch nur makellose Thiere zum Opfer genommen werden konnten. Das Reinste jedoch auf der Welt und das Köstlichste ist die reine Jungfrau, daher diese auch in den Sagen als zum Opfer am tauglichsten bezeichnet wird. — Mehr darüber bei Grimm am genannten Orte.

*) Die hier angegebene Kleidung des Miselsüchtigen ist die in den alten Gesetzen anbefohlene, so wie die nun folgenden Gebräuche die gesetzlichen sind.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Fortsetzung.)

Ja der heiße Wunsch verstärkte den Glauben, der Mann müsse nothwendig recht bald sterben, welcher der Abergläubigen aus dem Spruche einer zu Rathe gezogenen Wahrsagerin entstanden war: „ihre ganze Familie würde vor ihr aussterben, sie es aber alsdann recht gut haben!" So war also dem Gedanken des Mordes Alles vorbereitet, es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, ihn zu wecken. Und diesen Anstoß gab das spätere Opfer selbst. „O! was sind das für Aerzte," rief er einst aus, als von einem an unheilbarer Krankheit Darniederliegenden die Rede war, „die nicht nachhelfen, wenn das Leben keinen Werth mehr hat!" — Der Unglückliche hatte sich selbst sein Urtheil gesprochen, denn diese Aeußerung war für sein Weib nicht verloren; sie weckte den Mordgedanken, denn offenbar schien es des Mannes eigner Wunsch zu sein, daß irgend Jemand der Kraft des Todes nachhelfen mögte, die schon in allen seinen Gebeinen wühlte. Die Frage war also nur noch, nach dem Mittel, und

welches andere gab es, das leichter und heimlicher seinen Zweck erreichen konnte, als das Gift, das überdieß so leicht unter irgend einem Vorwande zu erlangen war! — Noch bedurfte es einiger Zeit, die letzten Regungen, nicht so sehr des Gewissens, als der Furcht, vor möglicher Entdeckung zu beschwichtigen; aber jemehr der einmal erwachte Gedanke des Mordes die Seele der Verbrecherin erfüllte, desto wünschenswerther, desto nothwendiger schien die That, desto leichter ihre Vollstreckung.—

Der Mann starb unter den entsetzlichsten Qualen; die Furcht hielt sein Weib fern von dem Lager seines Schmerzes, seines Todes. In einsamer Kammer schmückte sie sich, und schminkte sich stärker, damit nicht ihre äußere Erscheinung die bebende Seele verrathe. —

Und als nun der gemordete Gatte begraben, und damit alle Angst verschwunden war, als Alles sich theilnehmend um die trauernde Witwe drängte „die sich voll Demuth fügte in die dunkeln Wege der Vorsehung": da war in ihrem Herzen kein Schmerz, keine Reue; nein, es war Stolz darin und Jubel ob des so klug errungenen Zieles.

Offenbar hatte die Hölle ihrem Opfer den ersten Schritt leicht gemacht; von vielen Versuchungen umstrickt war die Haltungslose schnell und leicht über die furchtbare Gränze geleitet. Um weiter zu schreiten, bedurfte die Mörderin so starker Versuchungen fortan nicht mehr! —

Mit verdoppelter Liebe nahmen sich die alten Eltern ihrer Tochter an, die sie so unglücklich verheirathet zu haben sich zum Vorwurfe machten. Rastlos sorgte der alte Vater, das Geschäft der Witwe wieder in einen lebendigen Gang zu bringen; mit eigener großer Aufopferung wußte er die Gläubiger zu Nachlaßanträgen zu bereden, und seiner Tochter überhaupt wieder einen genügenden Credit zu begründen. So gestalteten sich die Vermögensverhältnisse der Witwe nach und nach wieder auf eine recht behagliche, wenn auch nicht glänzende Weise, und von dieser Seite schien also der Erfüllung ihres heißen Wunsches, der Verheirathung mit Gottfried, nichts mehr im Wege zu stehen. Allein Gottfried selbst schien die stummen, dahin deutenden Winke nicht verstehen zu wollen; ungeachtet die Frau, einige Monate nach dem Tode ihres Mannes, von einem Mädchen, ihrem fünften Kinde, entbunden war, das unverkennbar Gottfrieds Züge trug, ungeachtet dieser selbst nach wie vor sich mit den größten Gefälligkeiten um die junge Witwe bemühte, und deren mit der innigsten Liebe an ihm hangenden Kindern als ein zärtlicher Vater sich bewies: dennoch ließ er es zu der äußersten Vertraulichkeit selten kommen, und nie ein Wort über Heirath sich entschlüpfen. — Das sinnliche Weib warf sich nun freilich wieder dem K. in die Arme, allein ihre Gluth für Gottfried wurde dadurch nicht geschwächt, und lange zermartete sie sich vergebens, den Grund der Enthaltsamkeit desselben zu erforschen. Plötzlich glaubte sie aber sich von dem, mit dem ihrigen übereinstimmenden Wunsche Gottfrieds überzeugt, zugleich den Grund seiner Zurückhaltung gefunden zu haben. — Als sie nämlich, kaum dreiviertel Jahr nach dem Tode ihres Mannes, einen nicht unvortheilhaften Heirathsantrag von einem recht braven jungen Mann erhalten, und diesen ihrem Geliebten mitgetheilt hatte, da drohte dieser, sich das Leben zu nehmen, wenn sie sich wieder verheirathe; als sie aber, hierdurch und durch ihre eigene Neigung bestimmt, den Antrag abgelehnt, da sprachen die darüber erzürnten Eltern die gewichtige Warnung aus, zu einer Verbindung mit Gottfried, an welchen der Tochter Herz zu hängen scheine, würden sie ihre Einwilligung niemals ertheilen. Also die Eltern standen ihrem heißen Wunsche entgegen; nur wenn sie frei und ungehindert stände von ihren bisherigen verwandtschaftlichen Verhältnissen, glaubte sie ihr Ziel erreichen zu können, und je fester sie hiervon sich immer mehr überzeugt hatte, desto leichter konnte sie auch sich überreden, dieselbe Ansicht in manchen, scheinbar bedeutungslosen Reden des Geliebten zu finden. Auch rief sie jetzt immer häufiger jenen prophetischen Spruch sich in's Gedächtniß zurück, „ihre ganze Familie würde vor ihr sterben, und sie erst dann glücklich werden." — Also war es höhere Bestimmung, daß ihrem Glücke, d. h. ihrer unauflöslichen Verbindung mit dem Geliebten, auch der Eltern Tod vorhergehen solle, und wie sollte sie daran zweifeln, da vier andere weise Frauen ihr dieselbe Auskunft gaben! — Daß sie diese letztern Sprüche durch ihre Winke vorbereitet, das wußte sie zu vergessen; denn der leise und nach der Tiefe der Seele sich regende sündige Gedanke bedurfte einer Beschönigung. Sie fühlte sich gedrungen, vor den Regungen der Kindesliebe sich hinter den Vorwand zu flüchten, daß sie nur ein Werkzeug sei einer höhern Hand. So keimte der Gedanke des Elternmordes, und als sie sich seiner bewußt und nach und nach mit ihm vertraut geworden war, da fehlte ihr nicht die teufelische List, mit erheuchelten Thränen in dem Tone frommer Ergebung jene prophetischen Worte — unter die Leute zu bringen. Und wie der sündige Gedanke, einmal erstarkt, auch aus dem Reinsten seine Nahrung zu ziehen weiß, so geschah es auch, daß, als die Sünderin an ihrem Geburtstage — den 6. März 1815 — von ihren Eltern recht reich beschenkt war, und die sprechendsten Beweise der rührendsten, hingebensten Liebe erhalten hatte, — die Hölle ihr zuflüsterte: Siehe, sie lieben und verehren dich als eine Höhere, darum mögen sie auch wohl und werden gern sterben für dein, der über ihnen so Erhabenen, Glück! Und als die alten Leute durch den Verkauf ihres Hauses häufiger auf den Gedanken ihres Todes kamen, und, mit rührender Herzlichkeit sich umarmend, den Wunsch aussprachen, nach einem langen, mühevollen Dasein vereint zu sterben, wie sie einig gelebt: — da fühlte die Tochter nichts, als den Entschluß, solchen Wunsches Erfüllung den Alten zu gewähren. So vollendet stand schon damals dieses moralische Ungeheuer da, daß sie nicht erst zur Vollführung ihrer Pläne der Philosophie eines Franz Moor in den „Räubern" bedurfte, einem Stücke, das sie um diese Zeit im Theater gesehen, und das ihr vor Allen gefallen hat, die sie jemals hat aufführen sehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 106. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 5. Mai. 1831.

Nachtgedanken.

Wer hat das Glück, wer hat es je gekannt?
Es stirbt dahin, wenn wir es kaum empfunden,
In ew'ger Folgenreihe flücht'ger Stunden
Ist unser Sein dem Schmerze nur verwandt.

In Schlamm und Blut seh' ich die Menschen wühlen,
Um Kronen dort, hier um ein Stückchen Brod,
Den Tag zu fristen, schon bedräut vom Tod
Seh' ich mit Wünschen noch die Thoren spielen.

Oft schwellt ein schöner Wahn die Menschenbrust,
Ein Truggebild von Hoffen und Erlangen;
Von süßer Ahnung ist das Herz befangen,
Und selig schwelgt es in der Träume Lust.

Weit ausgebreitet dehnen sich die Arme,
An's Herz zu schließen, was ein Wahn ersann,
Doch wehe, wehe! das Gebild zerrann,
Enttäuschung füllt die Brust mit bitterm Harme.

Hier eine Mutter, eine Gattin dort,
Von süßen Wonnen wagen sie zu träumen,
Bald scheint die Zeit den Harrenden zu säumen,
Bald wieder reißt zu schnell der Strom sie fort.

Und wechselnd fliegen Stunden oder schleichen,
Und schön erblüht der Hoffnung reiche Saat,
Da bricht ein Wettersturm den Rosenpfad
Und welke Blumen streut der Schmerz den Leichen!

Hier nach den Lorbeer, dort nach eitler Macht,
Nach Purpur, Scepter, nach dem goldnen Reifen,
Seh' ich den Wahnsinn übermüthig greifen,
Und schon erreichen, was er sich erdacht. —

Es wogt die Brust, berauscht von Hoffnungswonnen,
Noch ein Moment, nur noch ein Augenblick —
Da drängt die Flut den Thoren wild zurück,
Sein eitler Traum, er ist in Nacht zerronnen. —

Der Schmerz umspannt mit seiner kalten Hand
Den kühn Verwegnen, der durch Wetterwogen
Nach hohem Ziel, dem Adler gleich, geflogen,
Und Siegeskronen um die Schläfe wand.

Und auch dem Bettler, der im Kreis' der Lieben
Sein dürftig Mahl mit ihrem Hunger theilt,
Auch ihm, eh' er es kaum geahnt, enteilt
Der letzte Trost, der seinem Gram geblieben.

Im Zeitenstrome modert jede Saat,
Der Hoffnung schön verschlungene Gebilde,
Der Ahnung blumenreiche Lustgefilde
Und jedes Glück, das uns entgegen trat.

Mit welchem Namen wir es auch benennen,
Eh' wir's erreicht, erlischt sein Strahlenglanz,
Schon winden Blumen sich zum Todtenkranz,
Wenn noch für eitle Wünsche wir entbrennen.

Wo ist ein Herz, das sich beglückt gefühlt?
Das nicht der Schmerz mit wildem Hohn umlauert,
Das nicht um hingewelkte Freuden trauert,
Um Wünsche, die es nimmermehr erzielt? —

Ein eitles Ringen nur ist unser Streben,
Und öde Nacht ist unser Erdensein;
Und Wahrheit, Wahrheit ist der Schmerz allein,
Und nur ein Thor kann sich mit Trug umweben!

Carl Baron von Schweizer.

Die Braut des Venetianers.

(Beschluß.)

Athemlos legte er Hand an die Thüre, aber da sie massiv und mit schwerem Eisen beschlagen war, so bedurfte es einer großen Anstrengung, um sie zu eröffnen, er drückte seine kraftvolle Schulter an, und die Thüre gab nach; wie sie sich aber auf den sträubenden Angeln drehte, brachte sie ein Getöse hervor, das in der Gruft unten so donnernd wiederhallte, daß er mit bebenden Gliedern und kaltem Schweiß auf der Stirne zurückfuhr. Allein abermals besiegten Verzweiflung, Liebe, und der Entschluß, die entseelte Hülle der Geliebten zu sehen, seine Scheu die Ruhe des Grabes zu stören;

doch weilte er eine Sekunde, bevor er in die schreckliche Finsterniß, die ihm aus der Gruft angähnte, niederstieg, bekreuzte sich und murmelte ein Gebet zur allerseligsten Jungfrau, die sein Leid sah, und seine ruchlose Verwegenheit verzeihen mochte. Damit schritt er abwärts durch einen kurzen, finsteren Gang, und betrat, selbst aussehend wie ein Gespenst, die enge Wohnung des Todes. Vor einem Kruzifix brannte eine Lampe zu Häupten des Sarges seiner Bianca, und ein vergittertes Fenster, nahe an der Decke der Gruft, ließ die Strahlen des Mondes durch, die fast senkrecht auf den kalten, weißen Marmor fielen. Schnell faßte er den schweren Sargdeckel — denn hätte er gezaudert, so wäre er vielleicht voll Entsetzen von seinem furchtbaren Beginnen abgestanden. Seine kraftvollen Arme hoben den Deckel weg, und seine Augen schauten Bianca's verhüllte Gestalt, das Antlitz mit einem weißen Schleier, und die keuschen Glieder mit einem Gewande von derselben Farbe bedeckt. Sein Gehirn wirbelte bei diesem Anblicke, und die Lampe, welche er ergriffen hatte, entfiel seiner Hand. Als er wieder genug Kraft gefaßt hatte, um sein Vorhaben zu Ende zu bringen, fiel das Licht durch das Gitterfenster gerade in den offnen Sarg, und wie er mit bebender Hand den Schleier wegzog, beleuchtete der helle Strahl des Mondes das Antlitz seiner schönen Braut . . . . . Und dieß sollte Tod sein! — So sah sie aus, als Liebe und Leben durch ihre jungen Adern glühte! wenn sie nach einem frohen Tage balsamischen Schlaf, und eine Nacht des Friedens genoß. Wie sonst ringeln sich ihre langen Locken um die schuldlose Brust, — und die weiße Stirne, die Augendeckel mit den langen schwarzen Wimpern, und der Engelsmund mit den halbgeöffneten Lippen, gleich als lächle sie in wonnigem Traume. „Nein, das kann nicht Tod sein!" rief Gherardo wahnsinnsvoll aus. „Sie schläft, — schlummert nur! — wache auf, ich flehe Dich an, wache auf, meine Bianca — meine Geliebte — mein Weib!" Er schwieg einen Augenblick, und blickte auf das schöne, monderhellte Antlitz, gleich als erwartete er in der That, daß sie auf seine leidenschaftliche Beschwörung erstehen würde. „Bianca!" fuhr er fort, „meine Bianca! was schläfst Du so? Harrest Du den glühenden Küssen Deines Geliebten, um Dich zu erwecken?" und er stürzte sich über den marmornen Sarg, und preßte seine bebenden Lippen auf die ihrigen. Aber wie strömte seine ganze Seele nach seinem Munde — als es ihm däuchte, er fühle den Hauch des Lebens auf ihren blassen Lippen! Er drückte auf sie abermals die seinigen, — und wenn es zuvor Täuschung war, so dauerte sie wenigstens fort, denn der leiseste, sanfteste Hauch schien von ihren Lippen zu den seinigen zu wehen. Er hob sie aus dem Sarge — legte seine Hand auf ihr Herz, und die Sprache hat keine Worte, um seine Empfindungen zu schildern, als er unter seiner Hand — ihr Herz schlagen, deutlich schlagen fühlte! Noch einen Augenblick, und sie schlug die Augen auf, und unvernehmliches Geflüster entschwebte ihren Lippen. Gherardo faßte sie heftig in die Arme, mußte sich aber an den Sarg stützen, und als sie stumm, regungslos, und blaß, fast Statuen zu vergleichen, im Mondlicht standen, wäre es schwer zu sagen gewesen, welches von Beiden, oder ob nicht Beide vom Schlafe der Todten auferweckt worden waren.

Die Ungeschicklichkeit der Aerzte, und das in Süden übliche schnelle Beerdigen nach dem Verscheiden, hatten Bianca zum Grabe verurtheilt, aus welchem der leidenschaftliche Ungestüm ihres Geliebten sie so zur rechten Zeit gerettet hatte. Die schöne Venetianerin stieg aus dem Marmorsarge fast unmittelbar in das Brautbett von Sammt und Seide; die Kirche, in welcher das Echo des Todtengesanges noch zu weilen schien, wiederhallte von freudiger Hochzeitsmusik, und ihr Brautkranz von weißen Rosen ward demselben Baume entnommen, welcher Blüthen zu ihrem Leichenbegängnisse hergegeben hatte.

Die getreuen Brüder.

(Beschluß.)

Als König Dagobert nun vor Mainz ankam, da ging die gesammte Geistlichkeit hinaus, ihn zu begrüßen, wie es damals Sitte war. Man bat ihn hier, daß er von seinem Rosse absitze, führte ihn sodann auf den Friedhof, und trat um ihn herum in einen Ring. Dann warf man über ihn ein schwarzes Tuch, so daß sein ganzer Leib damit verhüllet war. Nun hob die Geistlichkeit zu beten an und zu räuchern, und man sang König Dagoberten seinen Grabgesang. Darauf naheten Pfaffen dem Könige, und besprengten ihn mit geweihetem Wasser, und das „Libera" erschallte dumpf von Aller Munde, die zugegen waren.

Darauf sprach der Bischof: „Sei geduldig in Deinem Siechthum, o König, gleich wie Hiob geduldig war und Lazarus, daß Du Gnade findest vor dem Herrn nach der Prüfung! So verbiete ich Dir in Gottes Namen, daß Du Dich Einem nahest, außer dem so Dich sprechen will! So lege ich Dir auf, daß Du Dich haltest stets unter dem Winde, sprichst Du je mit Einem! Und so befehle ich Dir an Gottes Statt, daß Du nie gehest aus Deinem Hause unverhüllt, noch trinkest aus einer Quelle, noch aus einem Bache, außer denen, die vor Deiner Hütte rinnen." Und der Bischof nahm eine Schaufel Erde und legte sie zu dreien Malen auf des Königs Haupt, zum Zeichen, daß er todt sei für diese Welt. —

Nun zog König Dagobert fürbas nach seiner Burg in der Thüringer Mark. Und er zog dahin still und traurig sieben Tage lang, und wollte hier zubringen sein Leben bis an seinen Tod, geschähe es, daß der Herr ihn vorher nicht genesen lasse. Und es wohnte daselbst

fern aller Welt König Dagobert sieben Jahre lang; da wollte sich Gott der Herr an ihm verherrlichen.

Einst begab es sich, daß König Dagobert ritt in den Wald, Thiere dort zu jagen früh an einem Morgen, und er sah in der Ferne einen Hirsch weiß wie Schnee. Da begann König Dagobert schnell zu reiten, daß er den Hirsch einfahe und zähme daheim in seinem Hause; aber der Hirsch lief so rasch, daß ihn der König nicht erjagen konnte. Da geschah es, daß er absaß von seinem Rosse aus Müdigkeit, und er ließ sein Roß grasen auf dem freien Werder. Er selbst aber streckte sich hin in das thauige Gras.

Wundervolle Blumen, bunt und schön, standen ringsumher, und ihr süßer Duft erfüllte den ganzen Werder. Daß er besser athme, und sein heißes Antlitz im Thaue kühle, fernte König Dagobert die Kappe von seinem Haupte, und barg sein Gesicht im Grase. Da ward er heil an den Orten, wo der Thau die Haut ihm feuchtete; aber erst, als er heim gekommen, gewahrte er, daß er theilweise heil geworden war. Da kam große Freude in sein Herz, und am nächsten Morgen zog er abermals hinaus, und sein treuer Knecht zog mit ihm in den Wald. Und als König Dagobert an den Ort gekommen war, da des Tages zuvor er ruhete, da thät er sich ab seiner Kleider und streckte sich hin in den Thau, daß sein Leib ganz und gar naß würde, und er ward heil zur Stunde.

Da rief König Dagobert in großer Freudigkeit aus: „Wahrlich, dieß ist eine heilige Stätte! gelobt sei Gott immerdar, ich bin heil!"

Und König Dagobert ließ eingraben an der Stätte, und da fand man allda zwo Leichname, frisch und unverwest, angethan mit uraltem Gewande. Und die Leichname hatten an sich blutige Wundenmale, und ein gülden Kreuzlein trug jeder auf seiner Brust.

Dankbar bauete der König Dagobert ein Kirchlein auf die heilige Stätte und that hinzu einen Priester, daß er des Heiligthumes pflege. Bald auch fanden allda sich ein fromme Waller und Hülfe suchende Kranke, so allerlei Siechthum an sich trugen, und es genasen ihrer viel an dieser Stätte. Und denen wohl gefiel des Ortes Lage, die siedelten sich hier an, und mehr und immer mehr wuchs die Zahl derer, so hier wohnen wollten.

Und man nannte den Ort Heiligenstadt, zum Gedächtnisse der beiden Brüder, so von den Thüringern einst hier erschlagen wurden, als sie das Heil ihnen kündeten.

Aber König Dagobert zog wiederum heim in sein Land, da er nun gesund worden war, daß er den Franken Recht spreche und ihre Kriege leite. Freudig zogen ihm entgegen Magen und Mannen, und begrüßten ihn an des Landes Marken, freuten sich mit ihm und priesen Gott, der sich an ihm so verherrlicht hatte. Dagobert aber lebte fortan fromm und gottesfürchtig, und war König bis an seinen Tod.

(Nach einem Zeitbuche Heiligenstadts.)

Ludmar Egginwald.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Fortsetzung.)

Im April des Jahres 1815 wurde Mutter Timm bedeutend krank, und zu besserer Pflege der Tochter hinübergetragen. Schon hoffte diese, ein natürlicher Tod würde sie hier ihrer Mühe überheben, allein die Mutter fing wieder an zu genesen. Da glaubte die Tochter nicht länger zögern zu dürfen; Katzenkraut hatte sie zufällig gefunden, und sich schnell überredet, daß in diesem Umstande eine höhere Aufforderung liege. An demselben Tage, als ihr kleiner Heinrich plötzlich die Großmutter gefragt hatte, ob es wahr sei, daß dem Kinde, das seinen Eltern Uebles thue, die Hand aus der Erde wachse: an demselben Tage reichte sie ihrer Mutter vergiftete Limonade, und so sehr stand sie schon im Dienste der Hölle, daß bei der Bereitung des Gifthechers sie plötzlich ein lautes Lachen überkam, vor welchem selbst erschreckend sie sich schnell hinter den Gedanken flüchtete, so wird die Mutter bald im Himmel lachen!

Ungerührt, unerschüttert stand die Verruchte an dem Sterbebette der Mutter, die noch den Ort nachwies, wo sie einiges, zu überraschenden Geschenken für die geliebte Tochter zusammengespartes, abgedarbtes Geld bewahrt habe, dann ihrem treuen Lebensgefährten die Hand drückte, und ihn bat, ihr bald zu folgen. Der alte Mann, im namenlosen Wehe die Hände über dem in Ehren ergrauten Haupte zusammenschlagend, war kaum fähig, die prophetischen Worte zu sagen: „ich folge Dir in zwei Monaten!" Dann ermahnte die Sterbende noch ihre Tochter, des vielleicht einst heimkehrenden Bruders zu pflegen, und sprach noch, wie von dunkler Ahnung ergriffen, die merkwürdigen Worte: Ach, könnte ich doch Deine Kinder gleich mit mir nehmen! —

Doch warum ausführlich ein Gemälde ausmahlen, das jedes menschliche Gefühl erstarrt! Als die Mutter gestorben war, erschien die Mörderin lustig, und wenn sie in einigen Augenblicken ernst schien, so war es nur, weil sie über weiteren Mordplänen brütete. Sie hatte sich einmal überredet, nur ganz ungebunden und frei von allen bisherigen verwandtschaftlichen Verhältnissen, werde sie zum Ziele gelangen, zumal der Reichthum einer Frau, die ihr elterliches Vermögen ererbt habe und mit keinen Kindern zu theilen brauche, in dem Auge des Geliebten ein neuer Reiz sein würde. Ueberdieß mußte sie, wie sie sich zu überreden suchte, die höhere Bestimmung ganz erfüllen.

Am Tage nach der Mutter Beerdigung wird das jüngste

Kind vergiftet, und stirbt an demselben Abend; acht Tage später umklammert in gräßlichem Todeskampfe die älteste, fünfjährige Tochter die ruhig bleibende Mutter. — Der Vater, der, seines, der sterbenden Gattin gegebenen, Wortes eingedenk, die Nächte zu Hülfe genommen hatte, sein Haus zu bestellen, trinkt vierzehn Tage darauf den Giftbecher, von der Tochter Hand ihm gereicht. Er stirbt unter den namenlosesten Qualen; die Tochter bleibt lustig; „sie verehrt mit freudiger Ergebung die Hand, welche sie durch Leiden prüft!" — „Mutter, warum nimmt Dir der liebe Gott alle Deine Kinder?" — fragt einige Wochen nach seines Großvaters Tode der kleine Heinrich, jetzt der Mörderin einziges Kind, wie aus Allem erhellt, ein gar holder Knabe. Die Antwort auf seine Frage hat er nach einigen Tagen vielleicht im Himmel gefunden. —

So hatte sich die Entsetzliche reine Bahn gemacht zu ihrem Ziele. In vier Monaten waren beide Aeltern und die Kinder gestorben, aber die Mörderin traf kein Verdacht; vielmehr fand die Unglückliche, so hart Geprüfte, die unter Strömen von Thränen „die dunkeln Wege der Vorsehung in Demuth und Ergebung verehrte," die jetzt mehr, wie jemals, jeder Noth mit thätiger Hülfe nahe war, — das innigste Mitleiden, die dankbarste Verehrung. —

Indeß schien das Ziel ihrer Wünsche noch immer in gleicher Ferne zu bleiben; Gottfried war, wie früher, in gemüthlicher Weise mit Gefälligkeiten aller Art ihr nahe, aber vom Heirathen — kein Wort. Und doch sollte nun einmal dieses Ziel erreicht werden, möchte es auch neue Opfer kosten.

Etwa ein halbes Jahr, nachdem der kleine Heinrich gestorben war, im Frühling 1816, erschien plötzlich vor seiner staunenden Schwester der längst todt geglaubte, todt gehoffte Bruder. — Vor etwa zehn Jahren in die Fremde gegangen, hatte er manche Thränen seiner Aeltern verschuldet, aber ihre Liebe war ihm doch immer gefolgt. Nach einem wilden Leben war er endlich als Husar in französische Dienste getreten; in Rußland zum Krüppel geworden, hatte er sich durchgebettelt nach seiner Heimath. — Und so stand er denn, zerlumpt und verkrüppelt, vor seiner vornehmen Schwester, in deren Mienen der offenbarste Unmuth sich aussprach. Nicht die Erinnerung an die Worte der sterbenden Mutter, nicht der Gedanke, daß dieser einzige Bruder zugleich mit ihr an einem Mutterherzen gelegen, bewegte die Seele der Verruchten, nein, nur die Furcht, dieser Krüpel, dessen man sich schämen müsse, werde ein neues Hinderniß ihrem Streben sein, werde wohl gar die Hälfte des elterlichen Vermögens fordern.

Nur vier und zwanzig Stunden war der auf eine elende Kammer Verwiesene der lang entbehrten Heimath froh geworden, da mogte schon die schwesterliche Liebe ihm nicht länger die Ruhe versagen an der Seite der Aeltern.

Man sieht, jetzt war die Mordbelastete schon schnell und geübt im Dienste der Hölle. Ihr Anblick weckt nur noch Abscheu und Entsetzen; eilen wir daher schnell hinweg über das Ende dieses sündenvollen Lebens.

Von Neuem wurde Gottfried mit allen Künsten der Verführung umgarnt; einen ausdrücklichen Antrag hatte er, den ein dunkles, unerklärliches Grauen in Gegenwart des Weibes immer mehr erfüllte, abgelehnt, aber er war verführt, die Miltenberg fühlte sich schwanger, und vergebens blieben ihre Versuche, sich der Frucht zu entledigen.*) Doch auch jetzt nicht mogte der Mann seine steigende Abneigung verbergen, und grimmiger Haß trat in der Seele der Verführerin an die Stelle der früheren Liebe. Nur sein Stand, nur sein gehofftes Vermögen, nur die Furcht vor der Schande außerehelichen Gebährens waren noch die Triebfedern des Weibes, und als sie endlich der Erfüllung ihres Wunsches nahe war, als Gottfried endlich, von allen Seiten bestürmt, sich gefügt, als die öffentliche Proclamation erfolgt war: da reichte ihm die Rache, und die geheime Furcht, von ihm durchschaut zu sein, den Giftbecher. Auf seinem Sterbebette wurde die Trauung schnell vollzogen; mogte nun der Sterbende mit grimmiger Wuth, von höllischen Qualen gefoltert, den Trauring an die Erde schleudern, mogte er dann im gräßlichen Todeskampfe verscheiden: — Madame Gottfried war froh des erreichten Zieles, und Jeder glaubte den erheuchelten Thränen über den so frühen, so schnellen Verlust des seit Jahren Ersehnten.

Es folgen nun sechs Jahre, rein von Verbrechen. Die Gottfried, noch immer eine hübsche Frau, interessant wegen ihrer unerhörten Schicksale und anziehend durch jenes Lächeln, das durch Thränen schimmert, wurde auch noch allgemein als eine gute, fromme Frau geachtet und geliebt. — Auch wurde sie für recht wohlhabend gehalten, allein bald mit Unrecht. Gottfried hatte ihr nur Schulden hinterlassen, das Sattlergeschäft hatte die vornehme Dame schon früher aufgegeben, und die Zinsen ihres Vermögens reichten so wenig hin, die Ausgaben eines ziemlich glänzenden Haushalts und einer wahrhaft verschwenderischen Mildthätigkeit zu decken, daß vielmehr die Aussicht in die Zukunft sich recht trübe gestaltete, und gerade Geldverlegenheiten die Motive ihrer fernern Verbrechen wurden. So wußte sie im Jahre 1822 bei einem Besuche in Stade einen Diebstahl zu erlügen, und es kümmerte sie wenig, daß dieserhalb ein unschuldiges Dienstmädchen in Untersuchung gerieth, und sie selbst einen falschen Eid ableistete.

---

*) Diese Versuche hatten nur die Folge, daß späterhin das Kind todt geboren wurde.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 107. (II. Jahrg.) Freitag, den 6. Mai. 1831.

„Belial und Astarte, oder: die Liebe der Teufel." Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Höllen-Originale des diabolischen Gelehrten, Kathbi Rimmone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork. Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

(Beschluß.)

Der Verfasser scheint dieß selbst gefühlt zu haben, indem er sich deshalb in einiger Hinsicht zu rechtfertigen sucht und versichert, daß diese seine Gegner sich ebenfalls arge Persönlichkeiten gegen ihn erlaubt hätten. Der Hergang der Sache ist uns nicht genugsam bekannt, um hierin einen definitiven Ausspruch fällen zu können; jedenfalls aber hätte es dem Buche nur genützt, wenn dieses Capitel weggeblieben wäre, da ein Schriftsteller nur von seinem Berufe und öffentlichen Wirken aus, nicht aber von der Seite seiner Persönlichkeit zu fassen ist. —

An den Styl hat der Verfasser dießmal eine strengere Feile gelegt und wir stießen daher nirgend auf Mängel und Schwerfälligkeiten der Sprache, wie sie seinem „Zeriel" hin und wieder nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht wurden. Jedenfalls ist das Buch mit vieler Laune, reicher aber noch mit Witz und Geist ausgestattet. Der Verfasser kennt die Seichtigkeiten, wie die Untiefen, die Factionen, Verschrobenheiten, Vorurtheile, kurz den Zustand, das Wesen und Unwesen unserer heutigen Literatur, und seine scharfe, bisweilen fast düstere Ironie versteht es, dergleichen wunde Stellen tief und erbarmungslos zu treffen. Beruf und bedeutendes Talent zur Satyre werden selbst Nork's Feinde ihm nicht abstreiten können, und wenn er inskünftig eben so viel für die bisher von ihm vernachläßigte Form und Anlage, als für die Ausführung thut, so wird er, bei dem wesentlichen Mangel an wirklichen Humoristen und Satyrikern, mit der Zeit eine höchst ehrenwerthe Stelle in diesem Felde der Literatur sich erwerben.

Schließlich und nur beiläufig sei hier bemerkt, daß der uns befreundete Verfasser, oder vielmehr Uebersetzer, wie er sich nennt, die kleine Schwachheit beging, sein Buch unserer Wenigkeit zuzueignen. Daß dieser Umstand unser Urtheil nicht bestach, haben wir in Obigem genügend dargethan, und der unbefangene Leser wird die Lauterkeit des von uns gespendeten Lobes, wie des Tadels schnell einsehen; daß wir aber, just in diesem Verhältnisse, am allerwenigsten zu den verkappten Kritikern gezählt sein wollen, beweise die bescheidene Namensunterschrift:

H. Meynert.

Der Maler Mosbrugger.

Höchst interessant war vor einiger Zeit in Karlsruhe die Ausstellung der Bilder des jungen Malers Mosbrugger im Saale des Kunstvereins. Dieser Künstler gehört, noch außer seinem Talente im Portrait und in der Landschaft, welcher letzteren er sich auch während seines Aufenthaltes in Italien mit besonderer Liebe befliß, unstreitig zu den vorzüglicheren Genremalern, die jetzt leben. Alles regt sich in seinen Figuren und das reiche Leben selber scheint sie hervorgebracht zu haben. Es ist der Organismus der Natur im Einzelnen und im Ganzen. Da ist nichts aus Akademien Zusammengestoppeltes, aus mühevollen Einzelnheiten gemachter Studien Zusammengetragenes, wo die Einzelnheiten, in der Ansicht des Kenners und des fühlenden Beschauers, streben wieder aus einander zu fallen. Und was ihm bei diesem Reichthume der Composition, wo es darauf ankommt, die mannichfaltigen Gestalten nicht zu verwirren, sehr zu statten kommt, ist seine Beobachtung der Haltung und ganz vorzüglich seine schöne Farbengebung, die der Palette der Natur selber entnommen ist. Nicht nur weiß er dabei in unzähligen Gewändern zu variiren, sondern auch

in den vielen Gesichtern, die auf seinen Tableaux vorkommen, worin ihn besonders sein bis zu hoher Meisterschaft ausgebildetes Talent im Portrait unterstützt. Der Bockskeller in München, den der Künstler schon vor mehreren Jahren in der hiesigen Kunstausstellung dem Publikum darstellte, war das erste ganz vorzügliche Kunsterzeugniß der Art von seiner Hand, das uns den bewährten Meister bald erwarten ließ. Jedes auch größere Gemäldecabinet dürfte es, ohne Anstand zu nehmen, zu seiner übrigen Sammlung hinzuthun. Jetzt stellte er Portraits in Halbfiguren und mehrere Genregemälde auf, unter welchen letzteren zwei vorzügliche waren. Das eine stellte des Künstlers eigenes Attelier in Rom vor, das andere war sein schon berühmt gewordener Vorleser des Ariost auf dem Molo von Neapel, von welchem Bilde eine ausführliche Schilderung vorkommt in Wilh. Waiblingers Taschenbuche aus Italien und Griechenland auf d. J. 1830. Das Attelier zeigt ganz die Laune eines Genremalers. Ich zeichne die Scene, wie ich mich deren noch erinnere. Der Künstler scheint eben ein Staffeleigemälde fertig zu haben, zu dessen Besichtigung mehrere seiner Freunde, auch Maler, zu ihm gekommen sind. Dabei scheint es ein wenig lustig hergegangen zu sein. Schon der Wein ist nicht geschont worden, wie man an mehreren leeren Gläsern sieht zur Seite auf einem Tischchen und an den geleerten Orviedoflaschen in einem hangenden Körbchen an der Balkendecke. Wirklich sind auch nur zwei Künstler, die es etwas ernster damit zu meinen scheinen, noch mit dem Beschauen des Gemäldes beschäftigt. Irre ich mich nicht, so sind es die würdigen Herren Erhard und Träger. Andere lassen einen Pudel Kunststücke machen. Das Staffeleigemälde sieht man nur von der Rückseite, und dahinter, wie hinter ihrem Schirme verborgen, schneidet ein Künstler dem andern die borstigen ungeschmeidigen Haare, die sich der Scheere kaum bequemen wollen, wobei es zu Exclamationen kommt gegen Scheere, Kamm und Haarbeschneider. Der das Bild geschaffene Künstler aber ist auf seinem Bette in halbliegender Stellung. — Er ist der Gott, der am siebenten Tage der Schöpfung ausruht — und hebt noch sein Weinglas, ich weiß nicht mehr, ob voll oder leer, hoch! Und noch ein anderer Künstler, auf dem Bette sitzend, spielt die Guitarre, wohl nicht so schön als Apoll, aber doch auch nicht so unmusikalisch wie das pfötelnde Kätzchen in der Scheune von Hogarths wandernden Komödiantinnen. Er streckt die eine Schuhsohle an seinem Fuße gegen uns, ohne es zu wissen, und es sind bedeutende Löcher darin. Die Scene ist im Winter, wo die Thüren verschlossen gehalten werden. Auch sind Kohlen im kupfernen Becken. Fuoconi heißen solche Becken. Dort an der Thüre steht ein Sündenregister des Künstlers, nämlich seine Schulden für Wäsche und andere Bedürfnisse, mit Kreide angeschrieben, auch steht als zurechtweisende Hand für jemanden daran: Heut Abend sind wir in der Vaticanskneipe. Zugleich hat die Kreide das Datum angeschrieben, wann ein Brief nach Karlsruhe mit der Post abgeschickt sei. Sämmtliche Gegenstände des Junggesellenhaushaltes sind nicht in der besten Ordnung. Die ganze Garderobe ist unverschlossen zu sehen, auf Stühlen, Kommode und wo es sonst sei. Da scheint ein Handschuh auf dem Boden nach dem Stiefel zu langen, dort möchte sich ein gefallener Stuhl wieder aufrichten und kann nicht, und dort an der andern Seite machen der Malerkasten und sein Abwischlumpen mit dem Feldstuhle gemeinschaftliche Sache. Aber komischer als alle diese Habseligkeiten sehen wir da rechts in einer Wandnische einen Torso mit einem Strohhute bedeckt, und einen Gliedermann, wie er mit inbrünstiger Liebe die mediceische Venus mit einem seiner Arme umschließt. Darüber als Keilstein ist das Skelet eines Pferdekopfs, geziert mit einem Lorbeerkranze. An der Wand neben der zugeschlossenen Thüre ist in Lebensgröße mit Kohle gezeichnet Faust, wie er Gretchen den Arm anbeut; noch Contoure von Stölzel, der früher dasselbe Attelier bewohnte. Das Bild hat ohngefähr zwei Fuß Höhe und zwei und einen halben Fuß Breite. Ich enthalte mich der Bemerkungen darüber, wie der Künstler als Genremaler das Leben auffaßt. Er wird es später in höhere Idee fassen, nämlich als scherzend über dem Leben. Ja, dieses Höhere seiner Darstellungsweise ist schon gegeben in seinem Marinaro, der den Vorleser des Ariost macht auf dem Molo von Neapel, in dem zahlreichsten Auditorium von der Welt, mit dem Vesuv im Hintergrunde. Zur Erklärung will ich nur eine Stelle aus Waiblingers Taschenbuche hierher ziehen. „Jetzt ist er noch im vollen Strome der Deklamation; ein Moment noch, und er senkt das Buch, weil der Autor den Faden seiner romantischen Erzählung abbricht, und nach seiner eigensinnigen Gewohnheit zu einem andern Helden übergeht. Auf, meine theuren Zuhörer, ruft der Lazzarone, wißt ihr noch, wo wir den tapfern Rüdiger gelassen? Bei der schönen Marfisa, antworten die drei Marinari, welche ihm zunächst sitzen, und seine regelmäßigsten Zuhörer zu sein scheinen! Trefflich, ruft der Vorleser aus, ihr wißt es noch, bei der heroischen Marfisa, aber wie steht's mit der treuen Brabamante? Poveriella, antwortet einer mitleidig, sie erwartet den Liebsten vergebens! „Bravo, bravo!" Und nun fährt der Alte fort zu deklamiren, zu gestikuliren, und wenn ein toskanisch poetisches Wort kommt, es in derbes Neapolitanisch zu übersetzen." — Von allen übrigen Darstellungen führe ich nur noch die schöne Olevaneserin an, aus dem Gebirgsdorfe Olevano, in dem Gebiete der alten Herniker. So waren die großausgearbeiteten Formen früherer Römerinnen, wie wir sie in der Geschichte verehren.

Berlin, bei Friedr. Laue: Philoctet. Schauspiel von Sophokles. In drei Acten für das Theater übersetzt von Carl Wünsch. 1830. 76 S.

Bei dem Mangel einer Vorrede gibt die Andeutung des Titels „für das Theater" der Kritik den einzigen Fingerzeig, nach welchem sie diese Uebertragung zu beurtheilen hat. Begierig blickt sie sogleich nach dem Haupt-

element der alten Tragödie, aus der sie zuerst hervorgewachsen ist: nach dem Chore, um zu sehen, wie er ersetzt worden: denn der einzige neuere Versuch ihn wieder einzuführen, ist ohne Beifall und Nachahmung geblieben, ja von den einsichtsvollsten Kunstrichtern bei allem Preiße der Herrlichkeit der darauf gewandten Poesie als unstatthaft erwiesen worden. Der Chor des Sophokleischen Philoctet besteht aus den Soldaten des Neoptolemus, die von den Leiden des alten Helden menschlich gerührt werden und viel dazu beitragen, daß dem Zuschauer die Größe derselben zu Herzen geht: vor Allem durchblickt man in diesem reinen Spiegel die übermenschliche Stärke des Pöanten bei aller Zartheit und Befähigung auch von den leisesten Empfindungen afficirt zu werden: ferner führt derselbe an zwei Stellen ein lyrisches Element in die Tragödie ein, das man um keinen Preis vermissen möchte: denn es mildert die tiefe und herbe Trauer, in die der Zuschauer durch die namenlosen Schmerzen des Helden versetzt wird auf die edelste und wirksamste Art, indem der Dichter dieses gestaltlose Wallen sich in den schönsten Weisen ergießen läßt. Man lese nur den Wechselgesang, S. 827 ff.: Schlaf, der Du den Schmerz nicht mehr kennst u. s. f., oder in einem frühern Stasimum 677 ff. die Schilderung der Leiden, aus welcher wie eine Sonne des Heils 719 ff. die Aussicht auf die Rettung von der öden Insel und die Rückkehr ins Vaterland am Orte auftaucht. Alles dieses ist bei Herrn W. — weggeblieben, ohne durch irgend etwas ersetzt zu werden, wenn er nicht auf Geschmack und Bildung des Capellmeisters für die Musik in den Zwischenakten gerechnet hat, die denn doch in Vergleich mit den Chorgesängen ein Gestalt- und Haltloses sein würde. Ein Leser des griechischen Originals wird hier eine trostlose Lücke in dem gewohnten Eindrucke der Tragödie empfinden und den reinen, schönen Hintergrund, den das Gemählde des bitter leidenden Helden an dem Mitgefühl der jungen Kriegs- und Schiffsleute hat, schmerzlich vermissen: es wird ihm alles nackt und blos gestellt erscheinen; das Gedicht hat Grund und Boden verloren. Außerdem ist das Griechische, nämlich der Dialog und einige Klagmonologe (κόμματα ἐκ σκηνῆς), nicht untreu und hie und da sogar nicht ohne Anmuth übersetzt, ob wir gleich einen jungen und im Ausdrucke noch nicht vollkommen sichern Mann vermuthen; so ist gleich anfangs:

Denn keine Rast ward uns von ihm gegeben,
Den heil'gen Brauch das Opfer zu begeh'n,

das Wort Rast nicht gut gewählt; S. 4: „Wenn Unerhörtes auch dein Ohr vernimmt", ist das bezeichnete Wort unrichtig; so gibt S. 6:

— — — — — — besser,
Das Edle mißlingt, als entehrter Sieg,

das νικᾶν κακῶς schlecht wieder; es ist eher entehrender Sieg, Sieg durch schlechte, ehrlose Mittel. Ohne weiter auf Einzelnes einzugehn und das viele Gelungene und glücklich Wiedergegebene besonders aufzuführen, müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß die Hoheit und das Edle der Sophokleischen Sprache etwas herunter gestimmt ist, und viele Metaphern und hochpoetische Ausdrucksweisen mit den einfachern, gewöhnlichern vertauscht worden sind: für diese Bearbeitung mehr ein Lob als ein Tadel. Denn der Verfasser hat den für diese Sprache allein passenden griechischen Trimeter verlassen und uns dafür die gewöhnlichen dramatischen Fünffüßler gegeben mit männlichem und weiblichem Schluß: dadurch erhalten die Gedanken und die ganze Einkleidung des Gedichtes etwas mehr Zugespitztes, etwas Unruhiges, und es bleibt nicht mehr in der plastischen Ruhe, in jener Höhe der Harmonie, die durchaus gerade Versfüße verlangt und erst mit drei vollen Dipodien zu seiner Befriedigung kömmt. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren hat J. Falk in Weimar sich sehr viel Mühe gegeben, den Deutschen die Vorzüge des sechsfüßigen Jambus anschaulich zu machen und sie zur Einführung derselben für manche Gattung dramatischer Arbeiten zu vermögen, aber seine Stimme ist nicht durchgedrungen. Hier ist es besonders anschaulich geworden, wie sich der ganze Charakter eines antiken Stücks durch das Abschneiden dieses einzigen Jambus ändert, und was das Schlimmste ist, das Ruhige und Gemessene erscheint nun fast als Steifheit, die Mäßigung und Haltung fast als Dürre und Trockenheit. Des Griechischen Unkundige werden deßhalb dem Sophokles unrecht thun, ihn nach dieser Uebersetzung zu beurtheilen, so treu, leicht und glücklich auch Manches wiedergegeben ist. Eine Vorstellung auf dem Theater kann auch unmöglich von erwünschtem Erfolge sein, weil die Zuschauer in dem Ganzen Leben und Bewegung vermissen werden, an deren Stelle auch keine lyrischen Flittern treten, die indeß wenigstens unterhalten und vorübergehend rühren konnten: betrachtet aber ein sinniger Leser das Gedicht vollständig in einer treuen Uebersetzung, so wird er die Sphäre auffinden, der es angehört und es rein genießen.

G. Fr. D.

Die Uebersetzungen in Europäischen Sprachen.

(Frei nach dem Französischen.)

Aus einer Sprache in die andere zu übertragen, die ausgezeichneten Werke des menschlichen Geistes aus einem Lande den Bewohnern eines entfernten andern zugänglich zu machen, ist die größte Wohlthat für die Wissenschaft, und eine noch größere für's Menschengeschlecht überhaupt.

Es gibt so wenig der vollkommenern Werke, die bedeutenden Erfindungen jeder Art sind im Allgemeinen so selten, daß, wollte jede europäische Nation sich nur mit ihren eignen Reichthümern begnügen, sie immer nur arm zu nennen wäre, in so fern der Gedankenverkehr allein es ist, welcher den sichersten und bleibendsten Gewinn bringt. Die Gelehrten und auch die Dichter gedachten zur Zeit der Urstände der Künste und Wissenschaften alle nur in einer und derselben Sprache, und zwar in der lateinischen, zu schreiben, denn sie wollten nicht, daß sie zu ihrem Verständniß erst übersetzt werden sollten. Das konnte auch wissenschaftlichen Gebieten, die zu ihren Darstellungen nicht Anmuth suchen, vortheilhaft sein; aber einerseits wußten die meisten Italiener nicht, welcher scientifische Reichthum in ihrem Lande vorhanden war, weil der größte Theil von ihnen, die lesen konnten, nicht lateinisch verstanden; und andererseits mußte man, um diese Sprache in den Wissenschaften und besonders in der Philosophie, anzuwenden, Namen schaffen, die bei den meisten römischen Schriftstellern fehlen, und die Gelehrten Italiens kamen also dahin, sich einer Sprache zu bedienen, die todt, aber nicht antik war. Die Dichter kamen aus den Worten, nicht aber aus den Sprüchen der Klassiker heraus, und Italien, an den Ufern der Tiber und Etsch, des Arnos und Sebatos, die Sprache der Römer hörend, hatten Schriftsteller wie Fracastro, Poliziano, Sannazaro u. A., deren Styl ganz an Virgil und Horaz erinnert, deren Werke aber, wenn auch ihr Ruhm heut zu Tage nicht ganz erloschen, doch im Allgemeinen verlassen liegen, und nur noch von den sehr Gelehrten gelesen werden: so kümmerlich und kurz ist der auf Nachahmung gegründete Ruhm! Und diese Dichter der erneuerten Latinität wurden von ihren Mitbürgern wieder zu Italienern gemacht, denn also will es die Natur: „die Sprache, welche Gefährtin und fortdauernder Theil unseres Lebens ist, soll der vorgesetzt werden, welche sich aus Büchern lernt, und sich allein in Büchern findet."

Das beste Mittel, Uebersetzungen zu entbehren, ist freilich das Kennen aller Sprachen, in denen große Dichter geschrieben, aber welche Abmühung, welchen Zeitaufwand und welche Hülfsmittel fordert ein solches Studium! Wer kann hoffen, daß so viel Sprachwissen allgemein werde? und doch muß der, welcher der Menschheit Gutes erweisen will, auf's Allgemeine es anlegen! ja, noch mehr, wenn einer vollkommen die fremden Sprachen versteht, und dennoch eine gute Uebersetzung in seiner Sprache zu lesen unternimmt, so wird ihm so zu sagen ein heimisches und innerliches Vergnügen zuströmen durch diese neuen Farben und ungewöhnlichen Weisen, welche der National-Styl erwirbt, indem er sich diese fremden Schönheiten aneignet. Wenn die Gelehrten eines Landes sich alle und oft in die Wiederholung derselben Bilder Entwürfe und Weisen fallen sehen, so beweiset dieß offenbar von der Verarmung der Phantasieen, und der Unfruchtbarwerdung der Gelehrsamkeit, und es gibt dann kein besseres Mittel zu ihrer Wiederversorgung, als Uebertragung von Dichtern anderer Nationen.

Bewahren wir uns aber, soll anders die Arbeit von Nutzen sein, vor dem Brauche vieler unserer Landsleute — den Franzosen, die Dinge Anderer so zu verändern, daß von ihrer ursprünglichen Gestalt keine Spur mehr ist. Jener, der alle Dinge, die er berührte, in Gold verwandelte, fand nichts mehr, das ihn nährte. Von solcher verkehrten Uebersetzungsweise würde weder der Gedanke Nahrung ziehen, noch in den, gleichwohl von ferne gesuchten Dingen Neuigkeiten erscheinen, denn man sehe immer dasselbe Gesicht mit wenig Veränderung der Zierathen. Dieser Fehler bei uns hat zwar auch viele Entschuldigung; unsere Verskunst ist voll Ungeschlachtheiten, Seltenheit der Reime, Unverschiedenheit der Maaße, Schwierigkeiten der Wendungen. Der arme Dichter ist eingeengt in solch' schmaler Drehbahn; er muß nothwendig zurückfallen, wenn auch nicht in die nämlichen Gedanken, doch in gleichelnde Halbverse, und der Versbau nimmt natürlich eine langweilige Eintönigkeit an, von der sich wohl der Geist befreien kann, wenn er sich in seinem Fluge höher hebt, aber nicht, wenn er, so zu sagen, im Ebenen wandert, und von einem Gegenstande zum andern schreitet, seinen Plan auslegt, seine Kräfte sammelt, und seine Habe zubereitet.

(Beschluß folgt.)

Nachdruckerweisheit.

Die Nachdrucker sind zwar bekannter Maßen gewöhnlich durchtriebene und für ihren Nutzen nicht dumme Leute; allein — ihre Gelehrsamkeit ist nicht weit her. So fiel mir neulich ein Nachdruck von Voßens Uebersetzung der Ilias in die Hände, dessen Titel wörtlich also lautet:

Joh. Heinr. Voß.

Sämtliche Uebersetzungen

der

klassischen Dichter der Griechen.

Erster Theil.

Enthält: Homer's Iliade.

I — XII Gesang.

Frankfurt und Leipzig.

1807.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 108. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 7. Mai. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Da muß der Alles Mordende von ihr ablassen, die Tugend hat siegreich den Tod überwunden, Moisasur's Zauberfluch ist gelöset, er muß knirschend das Diamantenreich räumen, und — wieder verjüngt, in ihre frühere schöne Gestalt zurückgekehrt — wird Alcinde zum zweiten Male dem beglückten Hoanghu durch die Tugend vermählt. — Dieß ist nur das bleiche Gerippe der Handlung, die in vielfachen Doppelspielen, in den gewagtesten, aber nicht unglücklichen Contrasten, durch ihre an's Seltsame streifende Eigenthümlichkeit das Interesse des Zuschauers fortwährend zu spannen weiß, selbst wenn Letzterer die Nichtigkeit der darin waltenden Motive mit klaren Sinnen begreift.

Noch tiefer aus dem Grunde des phantastischen Humors geschöpft ist ein zweites Zauberspiel Raimund's: „die gefesselte Phantasie." — Die Königin der Gesangsinsel verschmäht die Werbungen edler Fürsten und Prinzen und verspricht dagegen öffentlich ihre Hand demjenigen, welcher sie am herrlichsten zu besingen wissen wird. In diese frohen Mittheilungen, welche die Gesangskönigin ihren Unterthanen macht, kommt plötzlich eine böse Unterbrechung; man bringt nämlich die Nachricht, daß die zwei verrufenen Zauberschwestern im Anzuge sind und in Begriff stehen, sich auf der friedlichen Gesangsinsel niederzulassen. Diese Botschaft veranlaßt allgemeines Entsetzen, denn die guten Bewohner der Gesangsinsel sind etwas feiger Natur, und die Zauberschwestern stehen in dem bösen Rufe, daß sie das Land um sich durch wilde Zauberbestien verheeren lassen und Rede und Antwort nur in vergifteten Pfeilen zu ertheilen pflegen. Man beschließt, ihnen einen Abgeordneten entgegenzusenden, um sie nach der Ursache und der Absicht ihres Besuches fragen zu lassen, aber Keiner hat den Muth, sich dazu herzugeben. Ein prahlerischer Poet, welcher durch seinen Gesang die Königin zu erbeuten hofft, unternimmt endlich das Wagstück, allein die Zauberschwestern empfangen ihn mit einer Salve von vergifteten Pfeilen, einer derselben durchbohrt ihm die Wade, er läuft eilend und unverrichteter Sache zurück, doch haben dießmal seine falschen Waden ihm das Leben gerettet. Zornschnaubend nahen hierauf die Zauberschwestern selbst, die Gesangskönigin setzt unerschrocken sie zur Rede, und ergrimmt wollen die Unholdinnen sie tödten, begnügen sich aber zuletzt damit, ihr furchtbare Rache zu schwören und vor ihren Augen zuvörderst die blühende Gesangsinsel in ein wüstes, scheusliches Klippenthal zu verwandeln. — Unter den zahlreichen Anbetern, welche die Gesangskönigin umgeben, zeichnet sie einen jungen Sänger von unbekannter Abkunft aus; ja Beide gerathen endlich mit einander in ein förmliches Liebesverhältniß, und eben weil er ein Meister im Gesang ist, hat sie erklärt, dem angehören zu wollen, der sie am würdigsten zu besingen wisse, da sie sich überzeugt hält, daß kein Anderer dieß bestimmter zu vollbringen vermag, als der Geliebte. Wie er in einem Selbstgespräche verräth, ist er, ohne daß die Königin davon weiß, ein großer Königssohn, er ruft die Phantasie an, ihm Beistand zu leisten, um die Geliebte sich zu ersingen, und wird unbewußt von den Zauberschwestern belauscht. Diese Ausgeburten der Nacht haben sich nie erklären können, was eigentlich die Dichter begeistere und ihnen Gedanken einflöße, jetzt wissen sie, es ist die Phantasie, und beschließen demnach, dieselbe zu fangen. Wirklich läßt sich kurz darauf die Phantasie aus einer rosenfarbenen Wolke auf die Gesangsinsel nieder, trotz ihrer Flügel wird sie von den Zauberschwestern festgenommen und gefesselt hinweggeführt. Die Unholdinnen haben nichts Anderes im Sinne, als das Non plus ultra männlicher Häßlichkeit aufzusuchen, die Phantasie zu zwingen, einer solchen Mißgeburt ein Lied zu Ehren der Gesangskönigin zu dictiren und Letztere dadurch zu verpflichten, einem dergleichen Manne, ihrem Gelübde gemäß, die Hand zu reichen. Das Exemplar eines solchen Mannes ist bald

aufgefunden; ein fahrender Harfenist, ein Muster von Häßlichkeit und Unverschämtheit, wird mitten aus dem Bierhause, wo er eben Proben seiner Kunst ablegt und es gewohntermaßen darüber zu Händeln kommt, unter Blitz und Donner von den Zauberschwestern entführt. Diese versprechen ihm die Hand der Gesangskönigin und schicken ihn, in prachtvolle Kleider gezwängt, als Ministrel an den Hof derselben, um dort unter die Wettsänger sich zu stellen und die Hand der Herrscherin sich zu ersingen. Sein tölpisches Benehmen führt bei Hofe natürlich zu interessanten Scenen. So fragt er z. B. den witzgiftigen Hofnarren nach seinem Namen. Dieser antwortet, er heiße Muh. „Ein recht hübscher Name!" — bemerkt der Harfenist — „besonders so bequem, daß ihn jeder Ochse aussprechen kann." Und der Hofnarr erwiedert: „allerdings, ich habe aber diesen Namen sogar schon von Eseln aussprechen hören." — Als ferner die Gesangskönigin eine schwülstige Parallele zwischen einem Baumeister und einem Dichter deklamirt, die Verse mit Baustoff vergleicht, aus welchem die Dichtkunst ihre stolzen Gebäude aufführe, unterbricht sie der Harfenist und versichert, daß er keine Aehnlichkeit, wohl aber einen namhaften Unterschied zwischen einem Dichter und einem Baumeister kenne, nämlich Ersterem sei es eine Ehre, und Letzterem eine Schande, wenn ihnen etwas einfalle. — Die Gesangskönigin begreift kaum, wie ein solches Machwerk die Frechheit besitzen könne, den Wettgesang um sie einzugehen; da dieß jedoch einem Jeden freisteht, so muß sie sich schon darein fügen und verlacht den Thoren im Stillen. Die Zauberschwestern aber fesseln erbarmungslos die weinende Phantasie, welche vom Dichter duftig und kindisch-launenhaft gezeichnet dasteht, an einen Schreibtisch und tragen dem Harfenisten auf, die schöne Gefesselte mit aller Gewalt zu nöthigen, daß sie ihm eine erhabene Ode auf die Gesangskönigin dictire. Diese Scene gibt natürlich wieder frappante und verwirrungsreiche Situationen, die Phantasie verwünscht weinend ihre Peiniger, und der Harfenist martert sich, Alles, was sie im Zorne spricht, nachzuschreiben, ohne einen Sinn darin zu finden. Ein Coup erster Art unterbricht diese Verwirrungen, Apollo selbst nimmt sich nämlich der durch schimpfliche Bande gequälten Phantasie an, sein Blitz sprengt ihre Ketten, das gesügelte Himmelskind fühlt sich wieder frei und eilt jauchzend davon. Der große Tag, an welchem dem Sängersieger die Hand der Gesangskönigin werden soll, ist mittlerweile erschienen, die Poeten, unter ihnen auch der unbekannte fürstliche Sänger, sind versammelt, aber o Wunder! Alle klagen sie einander gegenseitig, daß ihnen Flug und Gedanken fehlen und daß, mit einem Worte, die Phantasie aufgehört hat, ihnen Beistand zu leisten. Der fürstliche Begünstigte der Gesangskönigin bittet Letztere dringend, die Entscheidung über ihre Hand zu vertagen, weil es ihm heute nicht möglich sei, ein Lied, sei es auch zu ihrem Preise, anstimmen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

(Beschluß.)

Lübeck, Ende März 1831.

Sonntag den 13ten März gab Hr. Ubrich als zweite Gastrolle den Max im Freischütz. Schwer möchte zu entscheiden sein, ob in dieser Partie, dem Sänger oder dem Mimen mehr Antheil an dem ungewöhnlich gezollten Beifall gebühre. Da die Vorzüge des Hrn. Ubrich als Sänger schon zur Genüge bekannt sind, so bemerke ich nur, daß er durch den kunstvollsten Vortrag und die musterhafte Ausführung die Arie des ersten Aktes zum Glanzpunkt dieser Oper schuf. Daß seine Gattin, als Agathe, neuerdings allen Anforderungen dieser Partie vollkommen genügend entsprach, bezeugte laut genug der stürmische Beifall, der ihre Leistung krönte. Nun bin ich aber auch schon mit dem vorzüglich Guten des heutigen Abends am Ende, Hrn. Kaibel (Kaspar) ausgenommen, dessen Darstellung, vorzugsweise im ersten Akte, eine ehrende Anerkennung nicht versagt werden kann. Von der Aufführung selbst kann ich, außer dem Vorangegangenen, nur wie folgt berichten: gleich im Anfange blieb man bei dem Schützen-Marsch die musicirenden Bergleute schuldig. Bald darauf bannte Hr. Ubrich durch seinen seelenvollen Gesang den Samiel auf der Bühne fest, und zwar so fest, daß derselbe nicht einmal durch die späterhin wieder eintretende sanfte Musik gemahnt wurde, sein Reich sei für dieses Mal vorüber. Nein! er hörte ganz gemüthlich und gelassen die Arie fast bis zum Schlusse mit an, und selbst der Aufruf des Heiligsten (seinem Ohre sonst ein Schrecken) vermochte nicht ihn seiner Gemüthlichkeit zu entreißen; und ich glaube bestimmt, hätte nicht Anmahnung aus den Coulissen ihn fortgetrieben, er wäre erst dem später auftretenden Kaspar gewichen. Außerdem aber gefiel mir Samiels Stolz nicht wenig; daß er z. B. nach der schon ausgesprochenen Rede des Kaspars „Du da?!" erst Miene machte, über den Busch gucken zu wollen; denn ein so großer Geist braucht ja nicht gleich jeder Aufforderung eines solchen Kerls zu gehorchen. Daß beide Gewehre versagten, ist ein sehr verdrießlicher Umstand gewesen, und Herr Ubrich verdient um so mehr Dank für seine dadurch ungestörte künstlerische Durchführung dieser Scene. Daß auch hier die Oper in vier Akten gegeben wird, bemerke ich blos deswegen, weil gewiß die sämmtlich Anwesenden, so wenig als ich, das Weshalb ergründen konnten. Die Zusammenstellung dieser Wolfsschlucht konnte füglich, bis auf einige Versetzstücke zum Herausschieben, schon vor Anfang der Oper geordnet sein. Durch diese Aufmerksamkeit wäre dem Zuschauer doch wenigstens ein Mißbehagen erspart worden, nämlich das, eines unnöthig und über die Maßen lang dauernden Zwischenaktes, ein gebährender Berg, der endlich das kleine Mäuschen (hier Wolfsschlucht genannt) zu Tage förderte.

Am Freitag, den 18ten März, wurde auf allgemeines Begehren Othello wiederholt; Herrn Ubrichs dritte Gastrolle. Ich bemerke blos, daß die heutige Darstellung

des letzten Aktes noch weit vorzüglicher gelang, als das erste Mal. Er und seine Gattin (Desdemona) suchten sich im Wechselspiele zu übertreffen. Sonntag, den 20sten März, die Stumme von Portici. Herr Ubrich den Masaniello. Waren die früheren Leistungen schon außergewöhnliche Erscheinungen zu nennen, so muß man gestehen, daß diese Partie unbestritten noch weit höher steht. Welcher, das innerste Gemüth ergreifende, Wohlklang! welcher seelenvolle Ausdruck der verschiedenartigen Affekte! Besonders in den beiden kurz auf einander folgenden Gesang-Piecen im Anfange des vierten Aktes und welche seltene Virtuosität in der Schlummer-Arie! Es konnte nicht fehlen, daß solcher Leistung rauschender Beifall folgte, so wie am Schlusse stürmisches Hervorrufen. Madame Ubrich (Elvira) erhielt in dieser Partie neue Beweise, wie dankbar das Publikum es erkennt, wenn eine so vorzügliche Sängerin auch den dramatischen Theil mit eben so viel Liebe, wie Umsicht, behandelt. Für solche Wahrheit der Gestaltung lohnte auch sie die Ehre des Hervorrufens. Diesem würdigen Künstlerpaare reihete Frau Dr. Beurmann (Fenella), mit seltener Durchführung dieser schwierigen Aufgabe, sich an. Bei so viel mimischer Kunstentfaltung bedarf es nicht erst der Worte, das Dargestellte zu verstehen; diese Geberden-Sprache kam aus dem Herzen und konnte so die Wirkung nicht verfehlen. Hätte die übrige Besetzung mit diesem Kunstkrifolium nicht in zu großer Disharmonie gestanden, so konnte diese Vorstellung für eine der gelungensten einer bloßen Privat-Unternehmung gelten, denn Kostüm, und vorzugsweise die Dekorationen, waren schön und mit Geschmack geordnet.

Am 21sten März wurde die Stumme zum Benefize für Hrn. und Mad. Ubrich vor überfülltem Hause gegeben, und den 25sten März und 3ten April auf allgemeines Verlangen noch zwei Mal wiederholt. Am 5ten April gaben Hr. und Mad. Ubrich mit dem rauschendsten Beifall den Georges und die Anna in der weißen Dame; Beide wurden abermals stürmisch gerufen, und hiermit beschloß Hr. Ubrich die Reihe dieser so glänzenden Gastrollen, um wieder nach Leipzig zurückzukehren.

Theaterbericht aus Paris.

Gymnase dramatique.

Le Quaker et la Danseuse, comédie - vaudeville de M. M. Scribe et Paulin. Wir befinden uns zu London bei Miß Georgina, einer schönen und berühmten Tänzerin, die von jungen, überreichen Lords, Mustern von Müßiggängern und Verschwendern, umgeben ist. Aber keiner dieser Dandy's gefällt Miß Georgina, nur ihre prekaire Lage zwingt sie, einem derselben, dem Sohne eines Pairs von England, ihre Hand unter der Bedingung zu versprechen, daß sie binnen vierzehn Tagen Niemanden finde, den sie lieben könne. Der Zufall führt sie mit einem Quäker, Namens Morton, zusammen. Bis jetzt hatte sie noch niemals einen Quäker gesehen. Das Seltsame seiner Manieren, seiner Sprache, seines Anzugs reizt lebhaft ihre Neugierde, und die Einfachheit und scheinbare Unschuld des Quäkers treibt sie an, mit den jungen Laffen, die sie umringen, zu wetten, daß der unempfindliche Quäker zu ihren Füßen liegen werde. Hierauf beginnt eine von Dlle. Leontine Fay trefflich gespielte Scene, in der sie Alles anwendet, um Morton zu verführen. Sie erzählt ihm die Geschichte ihres Lebens, ihrer ersten Kinderjahre, und wie sie als arme Waise von einem Manne, dessen Namen sie nicht mehr wisse, den sie nie gesehen habe, in ein Erziehungsinstitut gegeben worden sei. Dieser Mann ist Morton. Er gibt sich Georginen zu erkennen, und vom Dankgefühle gegen ihren Wohlthäter hingerissen, fühlt sie endlich jene Liebe wirklich, die sie bisher geheuchelt hat. Auch der Quäker fängt Feuer, und siehe da! es endet Alles trefflich, nämlich mit einer Heirath.

Odéon.

Les Secrets de Cour, comédie en un acte. Ludwig XIV. befindet sich in dem Gemache der Madame Maintenon. Während der Monarch mit seinen Ministern über große politische Fragen Rath hält, ist Madame Maintenon an ihrem Stickrahmen beschäftigt, und scheint auf nichts zu achten, als auf ihr Gewebe. Doch läßt sie sich zuweilen befragen, wagt manchmal ein Wörtchen fallen zu lassen, und wenn sie Jemanden erheben will, so stellt sie sich an, als wünsche sie seinen Sturz, — so genau kennt die Schlaue den Widerspruchsgeist und das heroische Wesen ihres königlichen Geliebten! Und während sie so ohne Rückhalt, sicher, nicht gehört zu werden, von Staatsgeheimnissen sprechen, belauscht sie ein junges Mädchen im benachbarten Gemach mittelst eines Rohres, das von dem einen Zimmer durch das andere geht. Da sie nun die Geheimnisse der meisten Höflinge kennt, so treibt sie mit ihnen ihr Spiel, mischt sich in die Diplomatik, und lenkt sie wie eine wahre Zauberin auf ihre Weise.

Ihr Liebhaber Cavoie soll in die Bastille kommen. Sie wendet sich an den königlichen Offizier, der ihn verhaften soll, und droht ihm, sein Betragen in Rom bekannt zu machen, wo er den König verrathen habe. Der Offizier staunt, Cavoie muß aber doch in die Bastille! Da läßt sie der Madame Maintenon merken, sie wisse um ihr Geheimniß, den Thron besteigen zu wollen, und will ihr Stillschweigen für Cavoie's Befreiung verkaufen. Auf ähnliche Weise versucht sie es mit vielen andern Höflingen und Hofdamen, die nach ihrer Pfeife tanzen müssen, ohne daß sie es merken. Dieß Alles befreit aber ihren Cavoie nicht aus der Bastille. Endlich wirft sie sich dem Könige zu Füßen, weint, droht und geberdet sich so leidenschaftlich, daß der König aus vollem Halse lacht, den Cavoie befreit, und ihn seiner Geliebten zum Manne gibt. Dieses Stück ist aus den Memoiren des Herzog von Saint-Simon ge-

schöpft, wurde aber von den Schauspielern höchst mittelmäßig gegeben.

Theaterbericht aus London.

(Ende März.)

Covent Garden.

Miß Kemble trat am 21sten März zum ersten Male als Constanze, in König Johann von Shakspeare auf. Sie spielte diese Rolle mit jener Genialität, die an ihr stets zu bemerken ist, allein dieselbe ist ihren physischen Kräften nicht angemessen. In der ersten Scene hatte sie allerdings etwas von jener Hoheit und jenem Anstande, wie er der stolzen Königin ziemt. Als sie vor den königlichen Zänkern, den jungen Prinzen an ihrer Seite, stand, schien ihre Gestalt sich zur ungewohnten Majestät zu erheben, auf ihrer Stirne thronte der Ausdruck hoher Verachtung; ihre ganze Stellung, der Kopf stolz rückwärts geworfen, gab ein vollendetes Bild hochmüthiger Würde: als sie aber Theil an den Verhandlungen nahm, schwand dieser erste Ausdruck hinweg, und ihr Stolz verlor sich in der Heftigkeit des Dialoges. Sie vermochte die königliche Würde in dieser leidenschaftlichen Sprache nicht zu behaupten, und vergaß über das zürnende Weib die fürstliche Mutter. Einige Momente gelangen ihr jedoch außerordentlich, z. B. der, wo sie den Erzherzog von Oesterreich schilt, und die Wegwerfung des Diadems.

Herr Warde als König Johann verdient hohes Lob; Herrn C. Kemble's Faulconbridge zeugte von Studium, aber Herrn G. Bennet's Hubert war nicht der Hubert des Shakspeare.

Mittwochs, den 16ten März, wurde in diesem Theater ein Konzert gegeben, in welchem nichts merkwürdig war, als die Eifersucht, womit sich die singenden Herrn und Damen in der ersten Reihe Sitze gegenseitig zu betrachten schienen. Das beständige Kommen und Gehen, besonders das Fortlaufen des einen Sängers, wenn ein anderer seine Arie begann, machte einen störenden Eindruck. Eben so unangenehm war die auffallende Verschiedenheit des Anzugs der singenden Damen, von denen die eine in phantastischem Ballkleide, die andere im theatralischen Kostüm, einige in einfachem Anzuge, und wieder andere in vollem Staate erscheinen. So trug z. B. die Sängerin Miß Pearson einen Kopfputz von Straußfedern, die ihr über Schultern und Arme niederwallten, welche Lächerlichkeit und Prahlerei durch den Kontrast mit der berühmten Paton, die in einfachem, schwarzem Anzuge, ohne Schmuck da saß, noch mehr gehoben wurde.

Italian Opera.

Pacini's Oper l'Ultimo giorno di Pompei wurde Donnerstag den 17ten März zum ersten Male, und zwar zum Benefiz des Sängers David gegeben. Diese Composition gibt, wie schwach sie auch ist, doch den vorzüglichsten Sängern Gelegenheit, alle ihre Talente zu entfalten. Die Oper wurde nämlich für David und Lablache geschrieben, es ist daher nichts unterlassen, um die Vortrefflichkeit dieser Sänger zu zeigen. Die Fabel der Oper ist erbärmlich — — —.*) Pacini besitzt ohnehin wenig Originalität, in dieser Oper aber hat er sich als einen so sklavischen Nachahmer Rossini's gezeigt, daß man fast versucht ist, ihn neben Donizetti und Sapienza, diesen erbärmlichsten aller Compositeure in Rossini's Styl, zu stellen. Auch wurde die Oper nur sehr schwach besucht, am allerwenigsten aber erblickte man im Saale jene Kennergesichter, die man überall trifft, wo eine interessante musikalische Neuigkeit zu erwarten steht, denn man weiß, daß von Pacini, der erst drei und dreißig Jahre alt, und doch schon fünf und zwanzig mittelmäßige Opern geschrieben hat, nichts Neues zu hoffen ist. Pacini hat in dieser Oper auch militärische (türkische) Musik angewendet, aber äußerst schlecht, und viel unpassender, als sein Vorbild Rossini es zu thun pflegt, von dessen Geschicklichkeit in Anwendung dieser Instrumente der Marsch mit Chor in der Semiramide ein glänzender Beweis ist.

Drury Lane.

In diesem Theater war in der letzten Zeit nichts neu als eine Farce unter dem Titel High-ways and By-ways**), die man für ein Werk des Schauspielers Webster ausgab, wiewohl sie nichts ist, als die Nachbildung eines französischen Vaudevilles. Es ist eine gewöhnliche Verkennungsgeschichte, und die Schauspieler mußten dabei das Beste thun. Dieß und ein lebendiger Dialog, nebst einigen interessanten Situationen, sicherten dem Stück den Beifall des Publikums.

Haymarket.

Hier fahren die französischen Schauspieler (Bouffe, Laporte Pelissie, die schöne Dlle. Florval, u. s. w.) fort, dem anglo-gallischen Publikum Kunstgenüsse zu bereiten. Insbesondere gefielen die trefflichen Lustspiele Le Beneficiere und Voltaire chez les Capucins.

---

*) Wir lassen sie hier aus, weil die Dichtung dieser Oper in unserem Blatte bereits im vorigen Jahre besprochen worden ist.

**) „Heerstraßen und Nebenwege."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 109. (II. Jahrg.) Montag, den 9. Mai. 1831.

Im Walde.

Ich lauf' im dunkeln Walde,
Ich lauf' die Kreuz und Quer,
Die Augen feucht von Thränen,
Das Herz von Kummer schwer.

Der Vollmond durch die Zweige,
Er lacht mich fragend an:
Was suchst Du hier im Walde,
Du armer, bleicher Mann?

Ich suche keine Schätze
Und kein vergraben Gold,
Ich hatte Gold die Menge
Und hab's nicht mehr gewollt.

Ich suche Ruh im Kühlen
Für meinen heißen Schmerz;
Ich suche Trost und Frieden
Für mein gebrochnes Herz! —

Carl Baron von Schweizer.

Der letzte Titan*).

Der Beduinendichter Daluhm gewährte einem Mamelucken, der mit einer geheimen Staatsbotschaft beauftragt war, für eine Nacht Gastfreundschaft. Zum Lohne dafür beging der Mamelucke das schreiendste Unrecht, das einem Menschenherzen zugefügt werden kann, und ritt vor Tagesanbruch, statt mit Dank, mit teuflischem Hohngelächter davon. Daluhm's Seele besaß das ganze Feuer und die ganze Reizbarkeit seines Volksstammes und seiner Kunst; er wüthete vor Unmuth und Rachedurst, und nicht er allein, sein ganzer Stamm war in Flammen. Sein Haus ward von einer lärmenden Schaar umrungen. Der Sheik ließ vor seine Thüre das schnellste Dromedar des Orientes führen; ein anderer Häuptling reichte ihm den tödtlichen Ataghan; ein Dritter schnürte ihn mit seinem eigenen Gürtel zum windesschnellen Ritt, während eine Gruppe ihn faßte, auf den Sattel setzte, und Alle, mit tausend furchtbaren Flüchen gegen den atheistischen Mamelucken, ihn forteilen hießen.

Er flog durch die Wüste wie ein Meteor. Kairo war sein Ziel, und in wenigen Tagen betrat er dessen Straßen. Er sah den verabscheuten Feind, er belauerte ihn mit Luraugen, schlich ihm nach wie ein Tiger, doch umsonst. Er sah ihn von Schaaren seiner Genossen umrungen, Alle so unbändig, frevelhaft und gottlos wie er selbst. Sie schwelgten, lachten, lebten, als gäbe es auf Erden keine Sorge, im Himmel keinen Gott, in der Hölle keine Rache: aber der wüthende Dichter hätte leichter das ewige Firmament niederreißen können, als sich ihm nahen. Hoher Rang, den er im Gewande eines gemeinen Mamelucken nicht erwartet hatte, umgab ihn wie mit einer diamantenen Mauer. Zwischen Daluhm's Dolch und ihm waren tausend wachsame Augen, tausend furchtlose Herzen; und als der Beleidigte bei der Obrigkeit Klage führte, war ein Gelächter, das ihn als ein Echo des Hohns des von seiner Thüre forteilenden Mamelucken durchzuckte, die einzige Antwort, die er erhielt. Sein Herz ward vom Uebermaße innerer Wuth gemartert, sein Gehirn wirbelte, wie in toller Verzweiflung, er stieß Verwünschungen aus gegen den Himmel, die Erde, das Menschengeschlecht, und floh zurück in seine Heimath.

Drei Tage lang ritt er dahin in der Heftigkeit seiner Wuth. Vom Gewirre seiner wild stürmenden Leidenschaften ganz eingenommen, hatte er den Strich, den er bereits durchzogen, nicht beachtet, sondern überließ die Richtung des Weges gänzlich seinem Dromedar, das wie ein Pfeil durch die Einöde flog. Plötzlich erwachte er, und fuhr auf wie aus einem bösen Traume, und ward von einem Wirbelwinde umsaust, der den Sand

*) Aus the literary Souvenir für 1831. Verfaßt von William Howit, übersetzt von Johann Sporschil.

der Wüste zu einer mächtigen Wolke empor hob, und ihn selbst in Finsterniß, Erstickung drohend, einhüllte. Im nächsten Momente sah er die schwarze Sand- und Staubwolke vorwärts wehen; und nachdem er mit Schreck und Verwunderung einige Augenblicke lang ihrem eilenden Laufe mit den Augen gefolgt war, blickte er rings um sich — und sein Staunen war nicht geringer, denn er befand sich am Fuße eines Obeliskes, dessen schlanke Spitze bis in den Himmel selbst empor zu ragen schien, in dem weiten Viereck einer gigantischen Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Maria de los Dolores.

Ein Greis von 65 Jahren, Namens Paul Dominguez, wohnte mit seiner 18jährigen Tochter Maria de los Dolores in einer kleinen Hütte auf dem Gebirge von Segovia, wo sie die Heerden eines reichen Eigenthümers hüteten, der vorzüglich Wollhandel betrieb. Neben ihrer Hütte befanden sich die mehrerer andern Schäfer; in einer derselben wohnte Juan Diaz, ein Jüngling von 20 Jahren, der mehrmals Gelegenheit hatte, die Tochter Pauls Dominguez zu sehen, und es währte nicht lange, so waren Beide sterblich in einander verliebt. Sie gestanden dem Greise ihre gegenseitige Liebe, der indessen seine Zustimmung zu ihrer Verheirathung versagte, sei es nun, daß er in seinem hohen Alter sich nicht gern von seiner Tochter trennen wollte, sei es aus andern unbekannten Beweggründen, wobei er aber noch viele Bitterkeit in seine abschlägige Antwort legte.

Als nun darauf die Liebenden ihre Zuflucht zu einigen Freunden von Dominguez nahmen, die in sonstigen Fällen viel über ihn vermochten, deren Verwendung aber in diesem Falle vergebens gemacht wurden, ging Juan Diaz allein zu Dominguez, und gestand diesem die dringenden Gründe, welche ihn veranlaßten, denselben um eine jetzt für die Ehre seiner Tochter nothwendige Heirath zu bitten. Allein der Greis, unerbittlich in seinem Plane, erklärte, daß seine Tochter nie die Seinige werden könne und daß er nie seine Zustimmung geben werde. Darauf ging Juan Diaz verzweiflungsvoll fort, theilte seiner betrübten Geliebten das Ergebniß der Zusammenkunft mit und fügte hinzu: „Weil Dein Vater so niedrig denkt, so entsage ich Dir gänzlich; thue Du dasselbe, denn ich schwöre Dir, daß ich den heute gethanen Schwur, Dich nie mehr zu sehen, noch zu sprechen, halten werde." Vergeblich bat ihn Dolores, diesen schrecklichen Entschluß aufzugeben, und so wurde sie traurig und stille, suchte für ihre Heerde die einsamsten Orte und sprach kein Wort mehr mit ihren Gefährtinnen.

Darauf trat sie einst am Abende, nachdem sie die Schafe in den Stall gebracht, in ihre Hütte, und besorgte das Rösten von etwas Fleisch. Ihr Vater schlief neben dem Feuer; plötzlich von einem schrecklichen Wahnsinne ergriffen, bemächtigt sie sich eines Feuerbrandes, führt mehrere heftige Schläge auf ihren Vater, und streckt ihn zu ihren Füßen nieder. Beim Anblick des Blutes steigert sich ihre Wuth; sie stürzt sich auf ihr Schlachtopfer, öffnet ihm die Brust mit einem Messer, reißt das noch zitternde Herz heraus, wirft es neben das Fleisch, welches auf dem Feuer stand, und fängt an, das halb geröstete Herz zu verschlingen. Allein bald stößt sie ein Geheul aus — ein lautes Geschrei der Verzweiflung, welches in der Ferne wiederhallt. Die Schäfer stürzen aus den benachbarten Hütten herbei. Welch schrecklicher Anblick! Zur Seite des verstümmelten Leichnams zeigt sich ihren Blicken eine Furie mit blutigem Munde, irrem Blicke, in ihrer Hand ein Stück Fleisch haltend, das sie den Anwesenden mit dem Ausrufe zeigte: „Nehmt, es ist das Herz desjenigen, welcher mich hinderte, die glücklichste Frau zu werden, welcher mich des Mannes beraubte, den ich anbetete; es ist meines Vaters Herz, den ich ermordete; koste es, wer da Lust hat! Es ist das Herz meines Vaters! Es ist meines Vaters Herz!"

Die Schäfer stehen stumm, betäubt da. Immer wüthender zerreißt Dolores ihre Kleider, und zerfleischt ihre Brust mit den Nägeln. Man ergreift, bindet sie, und führt sie nach Segovia, wo sie den Händen des Corregidors übergeben wird; dieser ließ auf das Zeugniß der Schäfer ein umständliches Protokoll über diese schreckliche Begebenheit aufnehmen. Man begibt sich an den Ort der That; der Arzt untersucht den Leichnam, und erklärt: daß der Greis an dem zuerst empfangenen Schlage, welcher den Schädel zerspalten habe, gestorben sei.

Dolores wurde in das Gefängniß zu Segovia gebracht; allein seit dem Augenblicke, wo sie von den Schäfern geknebelt wurde, hatte sie den Verstand gänzlich verloren, und ihre Wuthanfälle waren so heftig, daß man sich genöthigt sah, sie mit einer Kette an einen Pfahl zu schließen. Fragte man sie, so antwortete sie mit wehklagendem Geschrei: „Ja, es ist das Herz meines Vaters, was ich verzehrte, und ich würde auch das Eurige verschlingen, wenn ich die Macht dazu hätte." Ohne Aufhören wiederholte sie dieß in ihrer andauernden Verstandsverwirrtheit.

Der Corregidor verurtheilte sie zum Tode; allein dieser Spruch und die Verhandlungen kamen an den königlichen Gerichtshof von Valladolid, um die höchste Bestätigung zu erhalten. Dieses Gericht befragte seinen Anwalt, der folgende Meinung äußerte: „Zur Ehre der Menschheit muß man die Urheberin einer solchen Handlung als ihrer Sinne in dem Augenblicke, wo sie das Verbrechen beging, nicht mächtig, als physisch krank, betrachten." Die Angeklagte war tobsüchtig geworden, und verharrte in diesem Zustande; daher mußte sie für ihr ganzes Leben in ein Irrenhaus eingesperrt werden." Der königliche Gerichtshof stimmte dem Ausspruche seines Anwalts bei, und Maria de los Dolores wurde in das Irrenhaus von Saragossa gebracht.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Dabei überstieg die Zubereitung alle Beispiele meiner Erfahrung, und der Magen sagte: unser Wissen ist Stückwerk. Der Blumenkohl zerschmolz auf der Zunge, die ersten grünen Bohnen aus dem Freien fragten, wo ich denn so lange gewesen, jedes folgende Gericht beschämte mich über das Lob des vorhergegangenen, und wenn der Sardellensalat auch noch so würzig sein Andenken eingeprägt hatte, der Pudding löschte es wieder aus, die Braten — doch ich werde mich wohl hüten, hier alle Gerichte zu beschreiben, vor Lesern, die mit der Küche vielleicht von Velzen weit entfernt sind. Ehe der Reif wieder an das Rad geschmiedet wurde, blieb den andern Morgen noch Zeit zu einem halb mittäglichen Frühstück, von dessen halb Dutzend höflichen Anerbietungen ich gar nicht reden will. Und die Rechnung? höre ich die besorgten Leser fragen. Die betrug — 1 Th. 14 gr. Darin ging Ortlenburg siebenfach unter. Schändlicher Weise habe ich — obgleich von Hannover an die meisten Gasthöfe mehr nach dem Wirth, als nach dem Schilde benannt wurden — den Namen von diesem Phönix in Velzen vergessen. Sein neues Haus ist überdieß auf das musterhafteste eingerichtet. Die schöne, breite Treppe z. B. erfüllt alle Wünsche, die man nur von einem bequemen stattlichen Aufgange haben kann. So wird, daß man bei Lichte die Stufen nicht verfehle, der Rand durch eine gefärbte Rundung bezeichnet, die sich von der Mitte zu demselben hinzieht. Kurz — die Stadt Hamburg in Velzen ist ein Mustergasthof. Auf meiner weitern Reise hat sich dieß Lob auch aus dem Munde Anderer bestätigt. — Ich kam nun bald wieder in eine minder fruchtbare Gegend, wo ich um zwei Uhr Mittag in einem Dorfe machte. Was man doch nicht oft einem Menschen ansehen kann! Auf einem Spaziergange hatte ich eben mit einem Kinde gescherzt, das, in einem Garten umherkriechend die Mutter von der Arbeit abzuhalten suchte, als ich einen ganz alten Mann von den Scheunen gegenüber auf mich zukommen sah. Ich dachte gleich: der wird gewiß zu mir sagen, daß ich krank aussähe; und ich ging deßhalb rasch an ihm vorüber. Als ich aber vom Felde zurückkehrte, dachte ich nicht mehr an meine Vermuthung. Er stand noch bei der Frau, und kaum hatte ich mich genähert, so sagte er: He sieht ja so lede ut, is er etwa krank? (Er sieht ja so leidend aus, ist er etwa krank?) Ich that, als wenn ich ihn nicht verstünde und ging meiner Wege. Da hörte ich, wie er wieder etwas zur Frau sagte und sie lachte. Was wird er gesagt haben? Ja, von Krankseln und Sterben wollen die reichen Leute nichts wissen. Sicher nichts Anderes. Die augenblickliche Eingebung meines Gefühls gründete sich aber gewiß auf die Erfahrung, daß altersschwache, leidende Personen in dem Krankseln und Leiden eines Andern immer einen Trost finden und sogar darnach suchen.

Den 17. Juli reiste ich auf Braunschweig zu, mußte den Mittag indeß noch mit einem ländlichen Wirthshause verlieb nehmen. Ich erfuhr hier zufällig den Nutzen, den einst der öftere Besuch der Gallerie in Dresden mir verschafft hat. Schlechte Kupfer hingen nämlich hier an der Wand, aus welchen mich auf der Stelle das ächte Leben wirklicher Kunstwerke ansprach, woran doch hier nicht zu denken war, — und siehe! es stand Teniers darunter. Der schlechte Kupferstich hatte das Lebendige seines Ausdrucks nicht auszulöschen vermocht. Dagegen irrte ich mich in der Mamsell, die mir aufwartete, mit der ich freundlich scherzte, weil ich sie für die Tochter vom Hause und für eine ländliche Unschuld hielt. Als ich abfahren wollte, brachte sie mir zwei Rosen aus dem Garten, mit den Worten: jede Rose ist einen preußischen Thaler werth. Sie war ein gemiethetes Mädchen aus Braunschweig.

In dieser Stadt blieb ich einen Tag, obgleich ihr Aeußeres nicht sehr zum Verweilen einladet. Die alte und doch kleinliche Bauart der meisten Häuser (ich hörte sogar behaupten, daß kein einziges schönes Haus in der ganzen Stadt zu finden sei), die ziemlich engen, weit ausgehenden Straßen, in denen man eine Viertelstunde fortwandern kann, ohne es sehr zu bemerken, die unregelmäßigen Plätze u. s. w. flößen eben kein Wohlbehagen ein, das man erst bei dem würdigen Denkmale der Herzöge auf den Spaziergängen um die Stadt genießt, wo, wie bei Hamburg und Lübeck, die Wälle sich in kleine Parkanlagen verwandelt haben. Im Theater, wo man eben die Benefizvorstellung und den schelmischen Freier gab, fand ich kein rechtes Leben, weder auf der Bühne, noch im Publikum, was man mir aus dem Umstande erklären wollte, daß dieses zum Beifall keine ganz freie Hand habe. Nicht wenig Unterhaltung gewährte mir dagegen im Wirthshause die schöne Marianne von Hamburg. Sie war mir gleichsam nachgereist, indem alle Reisende, die einmal dort gewesen, oder eben des Weges daher kamen, von ihr sprachen. Einer wollte ein Schauspielertalent in ihr entdeckt und Accente verschiedener Art von ihr gehört haben. Ein Anderer behauptete zu wissen, daß sie für einen stillen Bräutigam sammle, einen Landmann, der eben nicht, wie sonst Viele dasiger Gegend, mit Gütern gesegnet sei.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

(Beschluß.)

Von Stade zurückgekehrt, wurde sie durch den Heirathsantrag des Modewaarenhändlers Zimmermann überrascht. Seit dem Tode Gottfrieds waren der frommen, wohlhabend erscheinenden Dame mehrere, recht vortheilhafte Heirathsanträge gemacht worden, die sie vorzüglich wohl auf den Wunsch eines, ihr immer mit Geld aushelfenden,

Galans abgelehnt hatte. Ihre sehr zerrütteten Vermögensverhältnisse erforderten jetzt hinsichtlich jenes Antrags eine sorgfältigen Ueberlegung. Freilich war sie gleich entschieden, es nie zu einer Ehe kommen zu lassen, denn ihr sündenbelastetes inneres Leben ertrug eine eheliche Gemeinschaft eben so wenig, als die geschminkten Wangen, der mit künstlichen Zähnen besetzte Mund, der falsche Busen, der durch dreizehn Corsetts eine gewisse Wohlbeleibtheit erlügende Leib, eine nähere Betrachtung. Es kam nur darauf an, den Antrag zu pecuniären Vortheilen zu benutzen. Er wurde angenommen, und der glückliche Bräutigam stand nicht an, seiner reich scheinenden Braut aus einer augenblicklichen Verlegenheit mit 800 Thalern zu helfen. — Dankbar reicht die Braut ihm dafür eine kleine Dosis sogenannter Mäusebutter, einer Composition von Fett und Arsenik, ein Gift, mit welchem sie jetzt zuerst auch einmal einen Versuch machen wollte, denn bisher war reiner Arsenik das gewöhnliche Hausmittel. Auch einer ihrer treuesten Freundinnen, einem höchst braven Mädchen, ihrem guten Engel, welcher der Scheinheiligen immer warnend und tröstend zur Seite gestanden hatte, wurde das neue Arkanum „zur Erquickung" beigebracht, doch in einer nur die Gesundheit zerstörenden Maße. Der unglückliche Bräutigam sollte allenfalls anfangs nur erkranken, es sollte ihm Zeit bleiben, die mit der größten, hingebensten Liebe seiner pflegende Braut im letzten Willen gehörig zu bedenken. Er starb, nachdem er die trostlose Braut mit dem ihr früher Geliehenen beschenkt hatte. — Ein so unerhörtes Unglück war noch keinem Menschen widerfahren, wie der Madame Gottfried. Oeffentlich von der Kanzel wurde für sie gebeten, und die Angehörigen des verstorbenen Bräutigams wetteiferten in Beweisen des herzlichsten Mitleidens. Die Gottergebene aber war bei dem ihr übertragenen Ausverkauf des Lagers ihres Bräutigams bemüht, große Summen zu unterschlagen — unter den heißesten Thränen.

Doch was die Hölle ihrem Zögling gespendet, zerrann schnell, und immer drückender gestaltete sich die äußere Lage. — Anleihen müssen, da das Bestehlen der Hausgenossen Anderer nicht immer ausreicht, nach allen Seiten hin gemacht werden; sie werden quittirt durch Mord. Eine langjährige Freundin, die Musiklehrerin Meyerholtz, die einzige Stütze eines achtzigjährigen, erblindeten Vaters, wird vergiftet, um ein Darlehn von drei Louisdor, welche die Arme sich gespart für Begräbnißkosten des alten Vaters. Ja, so geläufig war der Entsetzlichen das Vergiften geworden, daß von nun an der geringste Groll genügte, Gift, wenn auch nicht zum Tode, zu reichen. „Sie hatte Lust am Bösen," das Vergiften war ihr von nun an eine angenehmes unterhaltendes Handwerk und bald, wenn die Lust sie ergriff, übte sie es, dem Zufalle es überlassend, welche Opfer er ihr zuführen würde. Im Herbst des Jahres 1825 starb ihr Hausgenosse Moses nach furchtbaren Qualen an ihrem Gifte, nachdem sie vorher durch die treueste Pflege den Unglücklichen zu einem tüchtigen Legate vermocht hatte. Bald darauf sah sie sich genöthigt, ihr Haus zu verkaufen; doch blieb sie zur Miethe bei dem Käufer, dem Rademacher Rumpff, wohnen. Indeß war sie nicht gemeint, dieses Eigenthums auf lange zu entbehren; auf irgend eine Weise wollte sie es wieder erwerben, und die in diesem Streben zunächst ihr im Wege stehende Frau Rumpff wird am Ende des Jahres 1826 im Kindbette vergiftet, dem überlebenden Witwer aber, halb im Ernste, halb im Scherze die Hand der frommen, wegen ihrer aufopfernden Pflege von der verstorbenen Frau noch im letzten Augenblicke gesegneten, Dame angetragen. Als aber dieser Antrag, der natürlich keinen andern Zweck hatte, als den alsbald zu mordenden Gatten zu beerben, ziemlich deutlich abgelehnt wurde, da wurde das Hausmittel angewendet, den Mann langsam zu tödten, um den mit der äußersten Aufopferung zu Pflegenden wenigstens zu anständigen Vermächtnissen, vielleicht zur Trauung auf dem Sterbebette zu bewegen. Gleichzeitig und nebenbei mußte eine frühere Magd der Verruchten, die, jetzt verheirathet, bei Abwesenheit des Mannes im Kindbette lag, von den Gaben der treuen Pflegerin, an welcher sie mit beispielloser Treue und Ergebenheit gehangen, eines qualvollen Todes sterben. Die Mörderin erreichte ihren Zweck, indem sie eine kleine Summe zu sich nahm, welche der abwesende Gatte seiner Frau zurückgelassen hatte, und völlig gleichgültig war es ihr, daß zufällig eine ältere Tochter der Gemordeten an den vergifteten Speisen ebenfalls den Tod fand. — Kurze Zeit darauf rächte sich die Entmenschte durch Giftmord an dem Beschlagmeister Kleine zu Hanover, bei dem sie wie ein Kind im Hause geliebt war; brauchte sie der Mann denn auch an die Entrichtung eines Darlehns zu mahnen?

Dieses waren nur kleine Nebengeschäfte, vorzüglich lag der Mörderin immer die Erreichung ihres Zweckes bei Rumpff am Herzen, und bei diesem Streben war es, wo die rächende Hand des Himmels sie endlich ereilte. — Die Erscheinung des Gerichts war der Verbrecherin ein Blitz aus heiterm Himmel, denn, von der Hölle verblendet, hatte sie eine Entdeckung der seit Jahren geübten Verbrechen, die Keiner der frommen, mit religiösen Redensarten prunkenden, allen Nothleidenden als Engel der Hülfe erscheinenden Frau zutrauen mogte, für ganz unmöglich gehalten, und in der letzten Zeit selbst die nahe liegende Vorsicht verschmäht. —

Jetzt, wo der Tod der Verbrecherin nahe ist, scheint sie, wahrhafte Reue empfindend, gefaßt und ruhig; sie sehnt sich darnach, für grauenvolle Sünden zur Sühne zu bringen das Einzige, was sie hat — das Leben. — Ihr Schlaf ist fest, wie in den Tagen ihrer größten Verbrechen. —

Die Geschichte ihrer letzten Tage, die Darstellung der Hinrichtung sollen meine nächsten Berichte Ihnen bringen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 110. (II. Jahrg.) Dienstag, den 10. Mai. 1831.

Der letzte Titan.

(Fortsetzung.)

Er war wie vom Blitze gerührt, und der Stillstand des wilden, kochenden Stromes seiner eignen leidenschaftlichen Gedanken grenzte an ein Wunder. Was ihn umgab, war von einer Größe, die ihn vernichtete, und auf seine Seele wirkte die Stille ringsum mit ihrer ganzen, tiefen, leblosen, schrecklichen Unendlichkeit. Nach allen Seiten schaute er nach irgend einer Spur von Leben, entdeckte aber keines, außer in sich selbst und in seinem Dromedar. Er sah zu dem Obelisk hinan, bis es ihm ob dessen furchtbarer Höhe schwindelte; er wendete sein Auge gegen die Thürme, und sein Geist erlag dem alluberwältigenden Gefühle ihrer Unermeßlichkeit. Welche Arme konnten diese staunenswerthen Massen aufgethürmt, welche menschliche Macht, wenn auch von Millionen, diese schweren, gigantischen Säulen aufgeführt haben, deren ungeheure Wucht das Auge nicht zu überschauen vermochte, denn sie ragten bis in die höchsten Regionen der Luft empor und trugen Kapitäler und Bögen, deren Weite die Phantasie umsonst zu ermessen versuchte.

Daluhm würde mit Freuden geglaubt haben, daß er träume, aber die Beweise seines wachenden Seelenzustandes waren zu überzeugend, und so stand er denn da, erdrückt von der Größe dessen, was ihn umgab, und von der Winzigkeit dessen, was in ihm lebte. „Was sind die Unbilden, die Leidenschaften, die Interessen eines Geschöpfes, wie ich — eines Zwerges — eines Staubatomes? Die glorreichen, und, meiner Meinung nach, fast allmächtigen Wesen, welche diese geheimnißvollen Wohnungen erbaut und bewohnt haben, sind wahrscheinlich für immer verschwunden; und wenn sie einer unduchdringlichen Vergessenheit verfallen sind; was wird mein Scheiden von der Erde sein? — Das Aufhören eines augenblicklichen Hauches in der unbegrenzten Luft! Das Erlöschen eines Funkens im Brande einer Weltstadt!“ Während er so philosophirte, blieb sein Auge unwillkührlich auf dem kolossalen, offen stehenden Portal eines über alle Maßen herrlichen Palastes haften. Ein Peristyl jener ungeheuren Säulen zierte dessen Vorderseite, und eine doppelte Reihe gigantischer Sphynxe bewachte den Eingang. Erst, nachdem eine lange Betrachtung der Größe aller dieser Gegenstände ihn mit ihrer Unbegreiflichkeit vertraut gemacht hatte, machte schaudernde Ehrfurcht der Neugierde Platz, und er beschloß, hinein zu gehen.

Wie er sich aber zu regen anfing, stach die Kleinheit seiner Schritte, das Winzige seiner Bewegungen, von der Unermeßlichkeit und Riesengröße aller der Dinge, die ihn umgaben, so sehr ab, daß sein Staunen sich verdoppelte, und sich seinen Sinnen der unendliche Unterschied zwischen diesen Werken und ihm mehr als je aufdrang; als er an eine der Säulen gelangte, aufblickte, und gewahr wurde, daß seine Statur nicht bis zum zehnten Theil ihrer Grundfläche aufragte, erstarrte er vor Verwunderung. Als er sich wieder ermuthigte, geschah es nur, um neue Gegenstände zu erblicken, die seine leidenden Sinne wie mit Bergeswucht niederdrückten. Die Halle, in welche er eintrat, war nach einem so riesigen Maßstabe erbaut, wie alle Dinge außen. Der Fußboden, die Wände, der hohe Dom waren von schwarzem Marmor, und so glänzend polirt, daß sich allenthalben sein winziges Ebenbild abspiegelte, und in der Mitte erhob sich etwas, das er zuerst für einen Steinhügel hielt, das aber, wie er es anzustarren fortfuhr, sich seiner Fassungskraft als eine vollendete Thiergestalt, eine mächtige Sphynx entwickelte. Je länger er sie betrachtete, desto mehr enthüllte sich seinem Geiste ihr Charakter, bis ihn endlich ein solcher Schreck ergriff, daß er fast so steinern wurde, wie sie selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stimme aus Frankreich, die Preßfreiheit betreffend.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 25. Februar d. J. hörte man in einer Rede des Deputirten Gauthier, bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Modificationen des Wahlgesetzes, folgende Worte:

„Ich kann nicht begreifen, warum man bisher nur drei Staatsgewalten*) (pouvoirs politiques) angenommen hat; es giebt eine vierte, nicht weniger gesetzliche und nothwendige, als jene drei, und diese schließt in sich allein die ganze wahrhafte Democratie unseres geselligen Staatslebens ein. Sie ist aber heftig, ungestüm, strebt gierig nach der Obergewalt, sucht das Bestehende umzustürzen und ist mithin den drei übrigen Staatsgewalten äußerst gefährlich. Die Presse ist es, (weil sie denn beim Namen genannt werden muß), welche sich einer Revolution, als guter Beute, bemächtiget, die sie zwar allerdings zuerst herbeigeführt hat, aber auch später gewaltsam entartet, indem sie dieselbe den verschiedenen Leidenschaften, deren Organ sie ist, Preis gibt.

Bedroht werden durch sie die Grundpfeiler des Staats, in Unordnung gebracht die Gewalten, aus denen er zusammengesetzt ist und diesen streitig gemacht ihre, ihnen ausschließlich zustehenden, Rechte. Der Thron ist schwach; die Pairie ohnmächtig; die Repräsentanten des Volkes sehen eine kühne Nebenbuhlerin das Haupt erheben, welche ihnen ihre Eigenschaft als Organ der öffentlichen Meinung streitig macht, dieses Organ vielmehr selbst sein will, und im Namen dieser öffentlichen Meinung, der sie aber ihren eigenen Haß, ihre eigenen Vorurtheile, ihre eigenen Wünsche und Ansichten unterschiebt, trotzig allen öffentlichen Gewalten und Behörden Befehle ertheilt und an deren völliger Unterjochung mit unermüdetem Eifer und täglich wachsendem Erfolge arbeitet. Diese neue Art von Staatsgewalt bemeistert sich mithin offenbar aller Macht, welche, nach unserer Verfassung, jeder der drei übrigen zustehen sollte, sie ist auf dem Wege, sich zur Tyrannei zu erheben, oder herrscht vielmehr schon jetzt unumschränkt — das zeigt sich an jenem untrüglichen Merkmale, welches jederzeit das Zunehmen der Gewalt ausspricht, an der Menge von Speichelleckern, welche sie umgeben und ihre Gunst durch tausend Schmeicheleien zu erringen suchen. — —

Für wessen Meinungen, für wessen Vortheile gibt sich die Presse hauptsächlich her? Oft genug ist es gesagt worden und Niemand kann es leugnen: es sind die Unzufriedenen jeder Art, es sind alle getäuschte Ehrgeizige; es sind Alle, deren Ansichten und Interessen mit den Grundsätzen und der Handlungsweise der bestehenden Regierung nicht übereinstimmen. Diese Alle vereinigen sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind, gegen die Staatsgewalt — obwohl es nach erfochtenem Siege und sobald es zur Theilung der Beute kommt, an Spaltungen unter ihnen keineswegs fehlt. Unzufriedene Parteien, mit Widersetzlichkeiten und Leidenschaften von allen Arten, lassen ihre Stimmen erschallen, und die Presse verbreitet diese Stimmen und wiederholt sie Tag für Tag. Bei dem jetzigen Stande der Dinge steht die Presse als Tribun da, als ein Tribun, der stets das Wort hat. Welch ungeheurer Vortheil in einem Lande, wo auch die unwahrscheinlichste Geschichte, der falscheste Grundsatz, das elendeste Geschwätz wenigstens für einige Zeit Glauben und Beifall finden, wenn sie nur recht oft, recht frech und unverschämt wiederholt werden."

Ernste Beachtung finde diese Stimme, welche herüberschallt aus einem Lande, in welchem bereits seit einer langen Reihe von Jahren, mit wenigen Unterbrechungen, die Preßfreiheit wirklich bestand, auch bei uns. Es ist eine Stimme der Erfahrung, tausendfach wichtiger und gültiger, als die oft wiederholte Versicherung unserer, zudem dabei ihres Privat-Vortheiles halber nahe betheiligten Journalschreiber, daß ohne unumschränkte Preßfreiheit die Volksfreiheit in Gefahr sei. —

Was konnten, als jene denkwürdigen Worte in der Deputirtenkammer zu Paris mit ernster Freimüthigkeit gesprochen wurden, die exaltirten Mitglieder der linken Seite dagegen aufbringen? Nichts, als die Worte:

„Die Presse ist über alle diese Declamationen erhaben! Sie ist im Juli für immer von ihren Fesseln befreit worden und wir Alle mit ihr!"

also nur einen exaltirten, nichts beweisenden Ausruf und die Beziehung auf eine Thatsache, welche Gauthier selbst erwähnte, von der er sogar ausging und die doch nicht im Stande gewesen war, ihn von den Behauptungen abzubringen, welche er über die drohende Gefahr der Preßfreiheit öffentlich aufzustellen sich bewogen sahe.

Gesetzt, die Freiheit der Presse hätte Frankreich im Juli des vergangenen Jahres wirklich von dem Joche seiner lieblos-jesuitischen Regierung erlöst, (ich theile diese Meinung für meine Person keineswegs; höchstens ist durch die Presse die zweite Revolution in Frankreich gezeitiget worden, dagegen die erste wichtigere, im Jahre 1789 ohne vorher statt gefundene Preßfreiheit ausbrach), so ist doch unleugbar, daß die Dankbarkeit gegen einen Befreier ein wenig zu weit getrieben sein würde, wenn man ihm jedes, auch das gefährlichste Ungebührniß verstatten und ihn nicht in seine Gränzen zurückweisen wollte.

Wie soll dieß in Beziehung auf die Presse nach dem Willen unserer Journalisten geschehen und wie ist es in Frankreich geschehen?

Theils durch die Presse selbst, mittelst Berich-

*) Den König und die beiden Kammern.

tigung und Widerlegung, theils durch gerichtliche Verfolgungen, Strafen und Geldbußen bei vorfallendem Mißbrauche*).

Beide Mittel sind aber offenbar unzureichend und mangelhaft. — Was das erste betrifft, so rufe ich die Erfahrung als Zeugin an, daß berichtigende und beruhigende Aufsätze entweder von den Journalisten gar nicht aufgenommen und mithin in demselben Blatte, welches die Schmähung oder ungerechte Beschuldigung enthielt, nicht abgedruckt, oder doch von der einmal aufgeregten und unzufriedenen Menge nicht gelesen und berücksichtiget werden. Es ist Thatsache, daß jeder Artikel eines Journals, welcher brav schmäht, schimpft, hetzt und aufwiegelt, von den Lesern verschlungen und rechts und links den Nachbarn schadenfroh mitgetheilt wird. Merkt dagegen der gute Leser an der Ueberschrift, oder den ersten Zeilen eines Aufsatzes, daß er berichtigen oder beruhigen will, so ekelt ihn derselbe an; er liest ihn entweder nicht, oder doch nur mit Vorurtheil und Ungläubigkeit und seine Wirkung ist verloren. So verdorben ist unser Zeitalter! Was hilft das herrlichste Medicament, wenn der Patient es nicht einnimmt? — Dazu kommt, daß die Männer, welche in Staatsgeschäften angestellt sind, ihrer Berufsarbeit häufig nicht die Zeit abzustehlen vermögen, um sich auf Angriffe gegen ihre Handlungen zu verantworten. Des Journalisten einzige Beschäftigung ist dagegen gerade keine andere, als die, seine Feder seinem Journal zu widmen. Welche Ungleichheit der Waffen!

Das zweite Mittel, den Mißbrauch der Presse zu hindern, das gerichtliche Verfahren gegen den Verläumder und Ehrenschänder, ist offenbar noch mangelhafter. Wie viele auf die Stimmung des Volkes schädlich wirkende Verläumdungen können nicht vorgebracht werden, welche so allgemein gehalten sind, daß ein Einzelner deßhalb kein gerichtliches Verfahren einzuleiten berechtiget ist? Ferner, wird die Vollziehung der, auf den Preßunfug gesetzten Strafen im Stande sein, den Eindruck, den die Verläumdung oder Schmähung im Volke gemacht hat, immer, wenigstens vollkommen, zu verwischen? Keineswegs; denn theils wird sie nicht allgemein bekannt, theils bei der Parthei des Bestraften für ungerecht angesehen werden und im letzteren Falle die Unzufriedenheit nur noch vermehren. Endlich ist auch in Ländern, welche hierin uns mit der Erfahrung an die Hand gehen, namentlich in Frankreich nur zu wohl bekannt, daß dergleichen Strafen den Bestraften nur noch begieriger machen, sich durch neue Verläumdungen und Verunglimpfungen zu rächen und daß am Ende sein Feind ermüden muß, immer von neuem wieder die gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, sondern lieber, wie Gauthier sagt, es vorzieht, sich zu den Speichelleckern zu gesellen, welche die Gunst der Presse durch tausend Schmeicheleien (und ich setze hinzu, häufig auch durch leichtsinniges Nachgeben gegen ihre übernommene Pflicht) zu erringen suchen.

Die französischen Vertheidiger der Preßfreiheit brüsten sich, wie gedacht, damit, daß selbige Veranlassung gewesen sei, dem Drucke der Regierung Carls X. ein Ende durch die Juli-Revolution zu machen. — Thatsache ist aber, daß dieselbe Preßfreiheit vor und nach dieser Revolution eine bedeutende Anzahl Minister von ihren Aemtern entfernt hat, unter denen es sehr wohlwollende, patriotische, einsichts- und talentvolle Männer gab.

Niederreißen ist leicht; aufbauen beschwerlicher!

Die Zukunft wird es lehren, ob in Frankreich irgend eine Regierung, irgend ein Ministerium der Preßfreiheit die Erhaltung zu danken haben wird. Geschieht dieß, dann ist es an der Zeit, sie auch in Deutschland einzuführen.

Bis dahin wollen wir die Declamationen der Journalisten vor der Stimme der Erfahrung verhallen lassen, welche uns aus fast jeder Nummer der Biene, des Eremit ꝛc. den Beweis führt, wie sehr schon die jetzige Milde der Censur gemißbraucht wird und wie weit bedenklicher es sein würde, die ohnehin mehr als nöthig aufgeregte Menge durch volle Preßfreiheit noch mehr verwirren zu lassen und am Ende zum unglücklichsten Extreme leiten zu lassen.

Die Beibehaltung der Censur hat zudem namentlich auch den staatspolizeilichen Grundsatz für sich, daß es Pflicht der Regierung ist, den Vergehungen mehr vorzubeugen, als sie zu bestrafen. Und daher bestehe immerhin vor der Hand noch die Censur!

Daß übrigens die Censurgesetze, so wie die Anstellung der Censoren nicht von der Regierung selbst, sondern von den freigewählten Ständen (also der zweiten Kammer) allein abhängen müßten, dieß wäre ein Vorschlag, der vielleicht jede Aengstlichkeit, als ob in Zukunft mit den Censurgesetzen Mißbrauch von Seiten einer allzubedenklichen oder sich überhebenden Regierung getrieben werden könnte, beseitigen dürfte.

Die öffentliche Meinung wird nicht gehindert werden, sich bei einer milden Censur völlig hinreichend auszusprechen, obwohl es auch bei uns, so wie in Frankreich, bedenklich scheint, die Ansichten der Journalisten und ihrer Mitarbeiter für die Stimme des Volkes zu erklären*).

---

*) Der Herr M. Richter in Zwickau, Redacteur der Biene, verdammt sogar dieses letztere Mittel und verlangt im Gegentheile von jedem Patrioten, daß er auch die gröbste und völlig unverschuldete Beschimpfung vor dem lesenden Publikum, zu Ehren der Preßfreiheit, verschmerzen soll! Dieß würde für jeden Feinfühlenden ein wahres Märtyrerthum sein: für Herrn M. Richter aber, einen zweiten Barth mit der eisernen Stirn, bietet dieser Grundsatz ein willkommenes Auskunftsmittel dar, auch verdiente Zurechtweisungen unbeachtet zu lassen.

*) Gut würde es sein, wenn dem wirklich so wäre, denn dann bedürften wir keiner Volksvertreter und Landesabgeordne-

Denn trotz aller eingerissenen Lese- und daraus entstehenden Schreibewuth werden doch wohl am Ende unter tausend Menschen kaum zwei sein, welche ihre Meinung mittelst der Presse bekannt machen und ich mag nicht verbürgen, ob diese ausgesprochenen Meinungen, die noch dazu so oft unter einander abweichen, die Stimmung des Volkes, oder doch der Partheien in demselben, richtig bezeichnen, denn die größte Parthei bleibt doch ohne Zweifel diejenige, deren Ansichten nie gedruckt werden.

Schließlich noch eine Bemerkung in Beziehung auf die jetzt oft gehörten Aeußerungen „wer greift ungestraft in das Rad der Zeit? Rückwärts rollt das Weltrad nicht!" u. s. w. Diese Aeußerungen sind sehr wahr; die erstern sogar wahrer, als Mancher, der sie im Munde und in der Feder führt, selbst ahnen mag. Das Zeitenrad rollt vorwärts, aber nur in seinem natürlichen Laufe. Wehe dem, der es aufhalten oder rückwärts leiten wollte, es würde ihn zermalmen. Wehe aber auch dem, der seinen natürlichen Lauf nach vorwärts übereilt und ungeduldig beschleunigen will. Ihm droht gleichfalls die sicherste Vernichtung — die Geschichte lehrt es. Darum erwarte man mit allem an sich Heilbringenden die rechte Zeit und erwäge nicht blos die Richtigkeit eines Grundsatzes, sondern auch seine Anwendbarkeit auf die Zeit und die Menschen in derselben, wie sie jetzt ist und sind.

B — a. L — s.

ten, sondern überließen, z. B. in Sachsen dem Herrn M. Richter, Red. der Biene, dem Herrn D. Gleich, Red. des Eremiten, und Herrn Hartmann, Red. der Sachsenzeitung, mit der Regierung über die Interessen des Landes zu unterhandeln — einfach und wohlfeil!

Auflösung des Palindroms in Nr. 104.
Leda — Adel.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

(Auszug aus einem Schreiben aus Bayern.)

München, am 14. April 1831.

Der Bayersche Journalisten-Canal hat endlich seinen Haupt-Unrath nach und nach ausgespühlt, und so genießen wir in dieser Hinsicht auch in München einige Ruhe. So ist erstens der Herr Spazier fort. Herr Saphir wandte sich, nach seiner in jedem Betrachte gerechten Fortweisung, nach Stuttgart, von wo er, abermals fortgewiesen, nach Straßburg ging. Hier bot ihm ein französischer Bürger, durch die gewohnten Schimpfreden dieses ekelhaften und zudringlichen Menschen beleidigt, einige neu-französische Ohrfeigen, worauf Moses Saphir sich auch in Straßburg keine Blüthen-Aussicht eröffnen sah, und schleunig nach Paris ging. Wie weit er es da mit sich und Andern getrieben, ist uns nicht genau bekannt — doch sollen ihm bereits Pariser Schauspieler mit Münchner Argumenten à la Hahn gedroht haben. — Ein gewisser bis dato nur durch seine berüchtigte, schlechte Uebersetzung des „Hernani" uns durch seine wirklich merkwürdige Arroganz bekannter Herr Hermes (oder Doctor Hermes?) wurde durch die, von ihm flehentlich bei der Theaterdirection erbetne Aufführung obenbenannter Uebersetzung, die man vom Anfange bis zu Ende auslachte und sogar allgemein auspfiff *), dergestalt hier zum öffentlichen Gelächter, daß seine Freunde, die gerade am lautesten über ihn lachten, ihn endlich vermochten, sein ungeheures, dramatisch-tragi-komisches Talent einem andern Orte zuzuwenden. So viel wir wissen, ist dieser Herr Dr. Hermes dermalen in Leipzig. — — Ob er seine non-plus-ultra-Uebersetzung wohl dort durch einen Vernünftigeren ausflicken läßt, um Proben in öffentlichen Blättern zu geben?? — Jedes Blatt wird sich jedoch — hoffentlich — schämen, den Unsinn dieses Menschen aufzunehmen. — — Die hiesige Hofbuchdruckerei, die früher durch Lindauer sehr brav und rühmlich geführt wurde, hat jetzt ein gewisser Herr Jaquet, Buchdruckergehülfe oder Commis übernommen, nachdem er glücklicherweise eine wohlhabende Witwe gefunden, die — Heirathslust halber — ihr Geld zur Erkaufung dieser, früher sehr geachteten Buchdruckerei hergab. — Unser dießjähriger Landtag hat bereits manche Momente der festsitzenden Sprach-Verlegenheit und viele Punkte der staatsministeriellen Humoristik erzeugt. So viel wissen und wußten wir vom Herrn von †††††, daß er ein höchst gewöhnlicher Versemacher und Lobhudler seiner schlechten Verse sei, — — wie es mit dem Ministriren war und ist, wagen wir — ganz gehorsamst, allerallerunterthänigst und ersterbend in der tiefsten Tiefe der Ehrfurcht — nicht auszudrücken. — Die Blendlaterne der europäischen Politik, Fürst †††, soll vor Kurzem hier gewesen sein; — ob's wahr ist? — Nächstens mehr. Ihr Planet und Ihre vortreffliche Sachsenzeitung wird auch hier mit wahrem Vergnügen gelesen. — Was machen meine weißen — —?? Ist es wahr, daß Zschokke sich in Leipzig befindet?*) — O Sie glücklicher Meß-Beiwohner! hätten wir doch hier so ein kleines Miniatur-Meßchen — — die katholische Messe haben wir — in übergroßem Formate; die Leipziger fehlt uns leider!**)

Mit besondrer ꝛc.

Ihr alter Freund
Fhrr. v. D — g — n.

*) Der durch seinen journalistischen Un-Sinn und Un-Werth bekannte Herr Spazier soll ihm bei der Uebersetzung geholfen haben! —

*) Nein! —

**) Die Leipziger ist leider über alle Maßen schlecht; wenn die Ihrige nicht besser ist, so beneiden wir Sie nicht darum.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 111. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 11. Mai. 1831.

Resignation.

Es hat die Seele schwerer Ernst umfangen
Und bleiche Lilien wehen um die Wangen,
Die gestern noch im Rosenschmelz geglüht,
Es will die wunde Brust mit ihrem Sehnen
Sich nach der stillen Gruft des Friedens sehnen,
Um welche trauernd die Cypresse blüht.

Hat je das Leben reizend sich gestaltet?
Der kindlich schöne Traum ist längst veraltet
Und höhnend lacht die Wirklichkeit mich an.
Zerfallen ist das herrliche Gebäude,
Das ich erbaut — es ward des Sturmes Beute,
Der wolkenschwer verhüllte meine Bahn.

Und auf den öden, ausgestorbnen Trümmern,
Die wie Gespenster mir entgegen schimmern,
Sitzt eine bleiche, trauernde Gestalt;
Sie kann mit ihren dürren, welken Händen
Nur welke Blüthen, Trauerzweige spenden,
Auf hellem Pfade hat sie nie gewallt.

An ihrer Wiege hat der Schmerz gestanden
Und immer seufzte sie in seinen Banden,
Nie suchte wonnestrahlend mich ihr Blick;
Wenn ihre Schwester Freude mir versprochen,
Hat sie der Schwester Palmenstab zerbrochen
Und führte mich in meine Nacht zurück.

Wie freundlich war das liebliche Geleite,
Das mir, umwallt von buntem Flügelkleide,
Am lichten Morgenthor entgegentrat!
So jeder Wunsch und jegliches Bestreben
Schien mir von hellem Silberflor umgeben,
Als ich des Daseins Zauberreich betrat.

Und so hinan von Pfad' zu Pfade wallend,
In kühnem Aetherfluge sich gefallend,
Stieg immer höher meine Phantasie ....,
Sie ließ mich jede Seeligkeit erreichen,
Umrankte mich mit vielen Blumenzweigen,
Doch ach! — die Wirklichkeit entlaubte sie!

Was sich in edler Harmonie verbunden,
Was sich zu Schönem, Schönes hat gefunden,
Was sich als Blüthe noch im Keime barg,
Was ich erstritt mit jugendlichem Muthe,
Was ich erkauft, bezahlt mit meinem Blute, —
Dieß Alles schlummert nun in einem Sarg.

Und nimmer wird es seiner Nacht entsteigen,
Nicht meine Klage — nicht mein dumpfes Schweigen
Entwaffnet des Geschickes schwere Hand.
Und ob der Blick mir auch erstarrt im Auge,
Ob er die thränenreiche Perle sauge,
Dem Lichte wird er nimmermehr verwandt! —

Was könnt' ich auch im Leben noch erstreben,
Zu welchem Glücke meinen Flug erheben,
Da jeder Keim in meiner Brust erstarb?
Mein Glauben ist — mein Hoffen und mein Lieben,
Zurück in der Vergangenheit geblieben,
Die mir der Täuschung herben Schmerz erwarb. —

Und wüßt' ich auch noch einen Wunsch zu finden
In meines Busens tief verschloßnen Gründen,
Darf ich es wagen, mir ihn zu gestehn?
Nein, meine Seele ist nicht so verwegen —
Das Leben blüht dem Welken schon entgegen
Und meine Hoffnung ihrem Untergehn.

Lebt wohl ihr Wünsche, zart und klar gewoben,
Du heil'ge Ahnung, die mich oft erhoben
Zu einem strahlenreichen Sonnentag!
Du schönes Glück der süßen Minnestunden,
Das ich im Vorgefühle einst empfunden,
Als ich vom Wahne noch umfangen lag.

Lebt wohl! ihr jugendlichen Phantasieen,
Laßt eure hellen Sterne nur verglühen,
Ihr schönen Träume der Vergangenheit!
Ich bin mit euch — bin mit mir selbst zerfallen,
Und werde bald zum stillen Grabe wallen,
Mit abgestorb'nen Blüthen überstreut.

Carl Baron von Schweizer.

Hofmann und Paganini.

Ein Phantasiegemälde.

Aus dem Französischen des J. J. Janin.*)

An dem Abende fühlte ich ein Bedürfniß in mir, meinen vielgeliebten, unsichtbaren Theodor zu sehn, ihn, den Künstler, den Leidenschaftlichen, Phantastischen, der das Nichts unter allen Gestalten gierig verfolgt, den kühnen Verfechter der Farbe, des Tons, der Form aller Kunstarten, der eben so sehr tapfer, wie Don Quixote, als trivial und weise, wie Sancho Pansa ist, der glücklich und einsam lebt, nach seiner Gewohnheit sich mit unsichtbaren Gemälden, und für die übrige Menschheit mit unhörbaren Harmonieen umringt, der immer, gleich dem heiligen Paulus, in einem unbekannten Himmel weilt: kurz, ich mußte an dem Abend durchaus meinen Theodor sehn.

Sonst gab es gegen Abend zwei Orte, wo ich Theodor bestimmt treffen konnte, die Kirche und das Weinhaus. Wie mein armer Freund andächtig und gut, sinnlich und Dichter, Harmoniker und Maler ist, so liebte er das matte Hell der Cathedrale, den verlängerten Wiederhall, den duftenden Weihrauch, die großen gelöschten Kerzen, die bemahlten Dome, welche von oben beleuchtet sind, und die heilige Musik, welche, eintönig und langsam, die Luft gleich einem Kirchencantor anzieht und die Lunge voll nimmt, die mit Brummen anfängt und endigt. Gar oftmals weinte Theodor in diesem Tempel, ehe er sich den eiteln Lustbarkeiten des Weinhauses hingab.

Aber jetzt ist der Tempel entweiht, es gibt keine heilige Banner mehr, keine Jungfrauen mit schönen Händen, keinen süßen Wohlgeruch, keine Orgel mit prachtvollem Pedal, keine Musik, nichts mehr. Theodor verhüllt sich vor dem Tempel das Antlitz und tritt nicht hinein; er seufzt, wenn er an dem noch so schönen Portal vorbeigeht; dafür sitzt er jeden Abend eine Stunde früher im Weinhause.

Ich will also nicht zum Tempel, sondern geradezu in das Weinhaus gehn. Schnell! zu der Stunde setzt sich Theodor eben in seinen großen Lehnstuhl, ordnet sein Orchester für den Abend, gibt jedem Musiker seine Stimme, jedem Sänger seine Arie: nehmen Sie, meine Herren und Damen, Duette, Quartette, Terzette, wählen Sie. Ordnen Sie, meine Herren Musiker, achten Sie auf das Zeichen, auf den Schlag des Stäbchens, bleiben Sie im Tacte; und sind sie dann im Beginne, so gibt es eine ganze Nacht voll Harmonie und Extase. In der Stunde hält Theodor eine Menge Musiker in seiner Gewalt, ein ganzes Orchester von schönen, frischen und reinen, entzückenden Stimmen, die voll Bewegung und Reiz alle Theater der Welt hinreißen könnten. Laßt nur meinen Theodor sich sammeln, laßt ihn sich mit einigen Flaschen alten Rheinweins umgeben, der zwischen einigen Gläsern Champagner steht, welcher spricht und wie ein Dorfoudelsack klagt, und stets genießt ihr dann des herrlichen Schauspiels, der schönen Musik, der Präcision und Seele der Sänger, der Begeisterung und der Kraft des Orchesters. Theodor, mein Theodor weiß diese ganze Welt zu schaffen, er ist ihr Gott, und er sieht sie, wie der Schöpfer das Weltall am Schöpfungstage sah, ganz allein.

Theodor ist auch ein Künstler wie ein Gott. Seht ihr dort im Winkel den Wirthstisch, der so klein und voll Weinflecke ist? Diesen wandelt Theodor, wann er will, in ein großes Operntheater um, wo Komisches mit Tragischem, buffa und seria wechseln. Wie er sich das Alles ausmahlt, weiß ich nicht. Für ihn stellen die Flaschen mit den betheerten Pfropfen Wälder und Haine vor, die breitseitige Krucke wird zum Palast oder zur Hütte, je nachdem ein Schäferstück oder ein kriegerisches aufgeführt wird. Bedarf es eines Vulkans oder eines Donners? Das flüchtige Gas, frei von jedem Zwange, erinnert an den Vesuv oder an Virgils Sturm. Eine Bowle angezündeter Punsch ist bald das Meer mit seinen phosphorescirenden Wogen, wenn sie vom Ruder geschlagen werden, bald bloß der blendende Leuchter, der den Saal erhellt. Wenn nun Alles bereit ist, Städte, Paläste, Hütten, große Wälder, murrende Vulkane, der angezündete Kronleuchter, wenn das Orchester zusammen ist, dann hebt sich der Vorhang, und die Primadonna erscheint. Seh't! Theodors Dämon ist entfaltet. Gebt Acht, er singt; horcht auf, diese Oper ist eines Mozart würdig.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem Journal des débats vom 15ten März 1831. Der Verfasser dieser Schilderung ist als geistreicher Schriftsteller schon durch seinen todten Esel und die Beichte (Beide in Uebersetzungen, Leipzig bei Hartmann) bekannt.

Neue Xenien.

von G. von Deuern.

Der Pfarrer.

Ich weiß nicht recht, ob Pietist,
Ob Freigeist ich soll sein:
Darum ersann ich mir die List,
Dem Feldbau mich zu weih'n.

Der Arzt.

Es bringt die aufgeklärte Zeit
Jetzt Alles in Systeme,
Man gehet hier, wie dort zu weit,
Liebt schrecklich das Extreme.
Von Medicin gibt der zu viel,
Der offenbar zu wenig:
Doch bleibt der Tod das letzte Ziel
Vom Bettler, wie vom König.

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Fortsetzung.)

Zwei andere wollten von ihrer Verheirathung gar nichts wissen. Sie strömten über von ihrem Lobe. Der Eine von diesen, ein junger, hübscher, reicher Mann, fühlte sich sehr glücklich in dem Glauben, daß sie ihm vor vielen Andern den Vorzug gegeben, und es verkürzte ihm jedes Mal den Athem, wenn der Andere ihm mit ähnlichen glücklichen Stunden in die Rede fiel. Indeß — er duzte sich mit ihr in dem dramatischen Theile seiner Erzählung und hatte öfters ihr häusliches Mahl mit ihr getheilt, einmal sogar, ohne daß sie Bezahlung dafür angenommen, was ihm für einen großen Beweis ihrer Uneigennützigkeit galt. Welche Geschenke er ihr gemacht, davon sagte er nichts, fügte aber hinzu, sie wisse recht gut, daß er sie nicht heirathen wolle. Erst kürzlich sollte sie ihre Hand einem reichen Grafen verweigert haben. Darüber waren jedoch Alle einig, daß ihre Schönheit keinen Zuwachs mehr erhalten könne. Ich wunderte mich, daß kein Einziger ihr Mangel an Gefühl schuld gab, was freilich ihre Vortrefflichkeit auf einmal in ein ganz anderes Licht gestellt hätte. Die Welt ist neugierig, ihr weiteres Schicksal zu erfahren.

Auf dem Wege nach Halberstadt unterlag ich den Mittag in einem großen Gasthofe an der Straße wieder einer ganz eigenen Täuschung. Er waren viele Fremde eingekehrt, im Vorsaale hatte es den Anschein zu einer Gesellschaftstafel, neben mir an hörte ich indeß einem sonderbaren Wortwechsel zu: der Eine wollte zankend, ja fast heulend den Andern bewegen, einen Vertrag einzugehen, den er mit ihm zu schließen wünschte. Glauben Sie, glauben Sie, glauben Sie! rief er oft mit großer Heftigkeit, wie Einer, welcher fürchtet, daß der Andere ihn nicht möchte ausreden lassen, obgleich der Andere zu seinem Aerger gar keine rechte Anstalt zu einer Gegenrede machte. Er flehte ihn um Einwendungen an, um sie nur widerlegen zu können. Dieser schwieg oft minutenlang oder sagte ganz ruhig: wir wollen nicht zanken, worauf jener mit den Worten: ich zanke nicht! wieder in den größten Zorn und in das flehentlichste Heulen gerieth. Dabei schien der Gegenstand ganz merkantilisch auf dem trocknen Zahlensysteme zu beruhen, denn es war immer von einer neuen Straße die Rede, die künftig von Gotha über Langensalze gehen sollte, wie sie ein Paar Monate darauf in den Zeitungen zum Vorschein kam. Diese lebhafte Scene, die vor meinen Ohren abgespielt wurde, endigte damit, daß ich — nichts zu essen bekam, denn ich wartete immer darauf, daß die Herren zu Tische gehen sollten, bis der Kutscher kam und fragte, ob er nun anspannen könne. Das ganze Haus hatte längst abgespeißt, die beiden Handelsmänner verlangten gar nicht zu essen, und ich mußte jetzt in aller Kürze mich mit Ueberbleibseln begnügen. So geschieht es, daß man über ein Schauspiel Essen und Trinken vergißt.

Die weitere Reise nach Halberstadt machte ich in Gedanken durch die ganze umliegende Gegend, indem ich unterweges einen Domschüler von dort mit in den Wagen nahm, der mir von all' den Orten und Häusern erzählen mußte, wo ich früher angenehme Tage verlebt hatte.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Deßau, Ende Februar 1831.

Lange schon hatte ich mich mit dem Gedanken umhergetragen, einen sogenannten Correspondenzartikel von und über Deßau für Ihr allgemein geschätztes Blatt einzusenden. Aber öfters glaubte ich, es würde ein anderer, gescheidterer Kopf, als ich bin, dieß thun, und dann hatte ich auch nicht immer die gehörige Zeit und Muße dazu. Jetzt aber ist es die höchste Zeit, denn Niemand läßt Etwas von sich hören und ich befürchte, unser schönes, anspruchsloses Deßau wird über die großen und merkwürdigen Tage der Vergangenheit, Gegenwart, und zu erwartenden Zukunft ganz vergessen. Ich aber, als ein geborner Anhalter, als ein Verehrer meines herrlichen Vaterlandes, kann dieß nicht zugeben und daher auch nicht unterlassen, in schlichten Worten niederzuschreiben, was mir auf dem Herzen liegt; denn wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Daher zur Sache.

Das literarische Treiben in Deßau, mein Herr Redakteur, ist von ganz besonderem Zuschnitte. Ich glaube aber, es ist an anderen Orten auch so, denn Journale und Romane werden am meisten gelesen. Aber was für Romane? Herr Redakteur, die Antwort möchte ich mir gern ersparen, aber ich muß sie Ihnen schreiben, schon der guten Sache wegen.

Denken Sie sich recht lebhaft die auf das Schönste tapezierte Stube einer adeligen Dame; am Fenster ein allerliebstes Nähtischchen mit vielen schönen angefangenen, aber alle noch unvollendeten Stickereien, dabei die Zerbster Extrapost und das Deßauer Wochenblatt, (wer es bezahlen kann, auch wol die neueste Modenzeitung) zuweilen auch die Berliner Zeitung (die Staatszeitung ist zu hoch!) ein Buch aus der Leihbibliothek von Fritsche und Sohn im allerneuesten Geschmack, aber aus dem untersten Fache, vielleicht Graf Zenoni (von einem gewissen Anhaltiner), oder Urach der Wilde, oder der Banditen Zögling, oder Sultan Mohamed mit sei-

nen sieben rechtmäßigen Frauen und 1370 Kebsweibern, oder sonst etwas Aehnliches von dieser Sorte; vor dem Tische die gnädigste Frau im größten Staate; neben ihr aber befindet sich noch ein anderes Tischchen ganz isolirt, mit den Stunden der Andacht, dem Conversations Lexicon, Witschels Morgen- und Abendandachten ꝛc., um, wenn Besuch kommt, noch schnell vor Eintritt desselben, den heißgeliebten Roman zu verstecken und mit einem Bande der Stunden der Andacht zu vertauschen. Wie schön bist du, Welt der Damen?! Dieß, Herr Redakteur, ist eine sogenannte Deßauer gelehrte Dame!

Jedoch muß ich auch denen Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche sich auf eine anziehende und belehrende Weise zu beschäftigen suchen. Unsere Bürgermädchen gehen darin mit einem guten Beispiele voran. Aber wie an anderen vielen Orten, so auch hier; der Adel sieht über den ehrlichen Bürger hinweg! Doch glaube ich, wird bald eine Zeit kommen, wo sich dieß gewaltig ändern wird und sie ist gewiß schon nahe. Andere Städte sind uns mit einem guten Beispiele vorangegangen. Bürger von Deßau! ist diese lang ersehnte Zeit erst da, dann haltet sie fest! Lebt Gott und eurem Fürsten, was will euch dann der Adel mit seinem ganzen Anhängsel, mit den stolzen, unwissenden Räthen thun, die dem ganzen Lande das beste Mark aussaugen und unglücklich machen, hinterher aber sich in's Fäustchen lachen, während ihr daheim sitzet und euer Leben auf eine rechtschaffene Weise zu fristen sucht. Aber der Sündenbock wird nicht lange mehr im Trüben fischen; das Wasser wird mit der Zeit klar werden, so auch ihr, und dann wehe, wehe ihm!!

Der Buchhandlungen haben wir zwei hier. Ackermann und Fritsche und Sohn. Ersterer ist schon länger etablirt, macht aber wohl die wenigsten Geschäfte, da das solide Betragen und der ernste Geschäftsgang der Herren Fritsche und Sohn die Oberhand gewonnen hat, was für Deßau ein gutes Zeichen ist. Mögen sie sich desselben immer mehr befleißigen! Sie scheinen das Deßauer Publikum sehr gut zu kennen, was ihm fehlt und was ihm nützlich ist. Das haben sie auch jetzt wieder gezeigt, indem seit Neujahr 1831 in ihrem Verlage unter eigener Redaktion ein Blatt für Anhalt unter dem Titel: „Der Anhaltische Volksfreund" erscheint, welches seiner ernsten und festen Tendenz wegen von Jedermann gern gelesen wird. Mögen sie nur so dabei beharren, damit wir endlich einmal ein Blatt in Anhalt haben, welches, als fest begründet, auf längere Zeit bestehen möge, als frühere ähnliche, aber schlecht angelegte, die deshalb auch bald nach ihrem Erscheinen wieder eingegangen sind.

An Vergnügungsorten fehlt es uns natürlich auch nicht. Die erste Gesellschaft, mit Adel vermengt, ist im Saale des jungen Herrn Wittmann, der es sich sehr angelegen sein läßt, seine Gäste zufrieden zu stellen. Möge es ihm stets gelingen! Er ist ein junger Anfänger und dem muß man, wenn er guten Willen zeigt, das Beste wünschen. In dieser Gesellschaft nun geht es sehr fein zu. Auf den Bällen, welche der jüngste Prinz aus gewissen Absichten, die hier Jeder kennt, gewöhnlich besucht, wird Chapeau pas getanzt. Herr Redakteur, ich kann mich nicht enthalten, dieß einen feinen Unsinn, oder eine unsinnige Feinheit zu nennen, wozu nützt das? Was hat es für einen Zweck? Es ist lächerlich, zum Todtlachen!

Da lobe ich mir die zweite, eigentlich erste Gesellschaft im Saale des Herrn Herre im Hirsch. Das sind drei H! Hhh!!! Aller guten Dinge sind drei; so auch hier, denn hier ist Alles gut. Diese Gesellschaft besteht aus angesehenen Bürgerfamilien und mehrern jungen Leuten; ist auch wohl die beliebteste und angesehenste, was ich aber nicht behaupten kann, da ich nicht selbst Mitglied bin, aber bald zu werden hoffe. Hier wird aber nicht Chapeau pas getanzt, sondern ganz schlicht fort, wie es ein Jeder gelernt hat, und so halte ich es für das Beste.

Außer diesen beiden Tanzgesellschaften gibt es noch eine im Saale des Herrn Fiedler, die dritte, ich glaube, sie heißt die Harmonie, das will sagen: Harm? o! nie! da soll es sehr bunt und lustig hergehen, immer kreuzfidel; komm Brüderken, wollen ennen drinken, aber die mal erst affaire nehmen, wes meenste derzu, ist nen gut Stückschen Fleesch u. dergl. mehr. Da läßt sich nun nicht viel sagen.

Um sich des Abends die Zeit zu vertreiben, wenn man gerade nicht lesen will oder sonst andere Beschäftigung hat, findet man im Hirsch bei Herre, im Beutel bei der Witwe Schmidt recht angenehme Gesellschaft. Ich gehe immer in den Beutel, denn da sind zwei recht hübsche Mädchen, mit denen man sich unterhalten kann; die eine soll zwar, wie die Leute wissen wollen, mit einem hiesigen Geheimen Canzellisten, früher Kaufmannsdiener, geheim verlobt sein; doch das glaube ich nicht eher, als bis mir das liebe Mädel es selbst gesagt hat: und dann noch nicht so ganz; denn wie groß ist das Herz eines Mädchens. Die andere, eine Blondine, hat mir immer viel Spaß gemacht, und thut es noch, besonders beim Mittagsessen, wo ich schon öfter das Vergnügen hatte, neben ihr zu sitzen. Nun, wie gesagt, es ist im Beutel sehr anziehend; im Sommer ist die Gesellschaft gewöhnlich in dem sehr netten Garten, wo zugleich eine Kegelbahn ist, die ich aber nicht benutze, weil ich mich lieber auf der Bank unter dem Kastanienbaume mit der schlanken Blondine, oder mit dem lieben kleinen Engel, der geheimen Braut unterhalte.

Auf den Sommer freuen sich die Deßauer schon wieder sehr, denn da wird nach Krüger's Garten gegangen, Kaffee oder Thee getrunken, Gesellschaftsspiele gespielt und dergl. Auch ich freue mich sehr darauf. Leben Sie unterdessen wohl; nächstens sollen Sie wieder einen Bericht von mir erhalten, wenn dieser irgend gefällt. Da werde ich Ihnen aber von noch ganz anderen Dingen erzählen, die hier vorgefallen sind. Vale! Timpe.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 112. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 12. Mai. 1831.

Der letzte Titan.

(Fortsetzung.)

Er gewahrte in ihrem Riesenbaue Anzeigen von Beweglichkeit, und von Kraft so unermeßlich wie ihre Körperwucht, und in den Augen unendliche Tiefen finsteren, tödtlichen, bösartigen Scharfsinnes. Mit unsäglichem Schreck, mit Traumesmühe und Schwäche, machte er sich los, und entfloh in das anstoßende Gemach.

Wenn in diesem auch sein Schreck wieder erregt wurde, so ward es Staunen und Ehrfurcht um so mehr. Es war ein Saal von der gewöhnlichen Weite, aus dem reinsten Porphyre erbaut; — dasselbe ewige Stillschweigen herrschte darin; auf dem Boden standen Vasen, Kelche und andere Gastmahls-Geräthschaften, von einer Pracht, wie sie nur Göttern geziemte, und von einem Umfang, der Daluhms Seele die Ueberzeugung aufdrang, daß, welche Wesen immer sie gebraucht haben mochten, sie gigantisch gewesen sein mußten, wie der Palast selbst. Wer, was waren diese Wesen? Wann belebten sie diese Gemächer? Er fühlte, daß dieß nur in einer sehr fernen, längst und längst vergangenen Zeit gewesen sein mußte, und doch waren diese prachtvollen Geräthschaften so glänzend und rein, als wie sie zuerst aus den Händen ihrer unbekannten Werkmeister gekommen waren. Kein Flecken, kein Stäubchen verunzierte sie, oder den hohen Saal, in welchem sie standen. Er betrachtete sie mit stets wachsender Verwunderung. Vor den Stoffen, aus denen sie gefertigt waren, schwanden alle Reichthümer dieser Erde zu Nichts. Einige waren von Gold, andere von glänzendem Kristall, andere von durchsichtigem Beryll, Smaragd oder Chrisalit. Ihre Formen waren so, wie er sie nie gesehen hatte, und doch zugleich so idealisch, so überschwenglich schön, daß für den Augenblick seine ganze Furcht verbannt war, und nichts seine Seele erfüllte als das wonnige Auffassen ihrer himmlischen Bildung. Von diesem überwältigenden Einflusse beherrscht, trat er näher, legte seine Hand an eines derselben, und wollte es heben, doch es stand fest wie ein ewiger Fels: da kehrte plötzlich in ihm das Bewußtsein seiner Lage wieder zurück. Er schlug die Augen auf, und erblickte auf der gegenüber stehenden Wand in erhabener Arbeit eine Reihenfolge wunderbarer Scenen und Gestalten, alle im Verhältnisse zur Größe und Erhabenheit des Ortes.

Zuerst ein Kind, das mit einem strahlenden Gürtel spielte; dann eine königliche Gestalt mit grimmigen Bicken, und ausgestreckten Händen, um ihn zu fassen; dann wieder dasselbe götterähnliche Wesen wie es, mit jenem strahlenden Gürtel geschmückt, auf einem mit Sphynxen bespannten Wagen im Triumphzuge daher fuhr. Ferner: kämpfende Schaaren titanischer Gestalten, die sich vergebens dem König und seinen Kriegern widersetzten; ihre Züge durch den Ausdruck tödtlichen Hasses scheußlich entstellt, und sich wild und wüthend unter der Wucht überwältigender Macht krümmend und windend; dann Schaaren, die vor dem Wagen zur Erde stürzten; Prozessionen, die an Stadtthoren Unterwerfung anboten; und endlich derselbe Eroberer, wie er mit sieben Gestalten von derselben Größe und Würde in einem Saale, und aus Geschirren schmauste, welche Daluhm augenblicklich für diejenigen erkannte, die in dem Saale, worin er sich jetzt befand, standen. Zuletzt ein König und eine Königin, jung und schön über alle Beschreibung, in einem Triumphwagen durch jubelnde Schaaren ziehend.

Alles dieses erfüllte Daluhm mit unbezwingbarer Neugierde. Er blickte rings um, aber sah weiter nichts, wohl aber am fernen Ende des weiten Gemaches eine offen stehende Pforte, welcher er zuschritt. Worte vermögen sein neues Staunen nicht zu schildern. Ein Dom, der an Weite und Höhe mit dem des Himmels wetteiferte, wölbte sich in Gestalt einer hohlen Azur-

blume, aus deren Mittelpunkt ein glorreicher Karfunkel den Reichthum seiner ewigen Gluth auf einen Fußboden von Amethyst niederstrahlte. Am fernen Ende stand ein Thron von glänzendem Agat, welchen ein Vogel, riesig wie der fabelhafte Simurg, mit seinen ausgespannten Fittigen, wie mit einem Baldachin, überschattete. Doch waren es die zwei Gestalten, die auf den Stufen des Thrones standen, welche Daluhms Aufmerksamkeit fesselten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Skatspiel.

Ein Schwank aus dem Leben gegriffen.

Im vorigen Jahre machte ich eine Reise für ein Handlungshaus in die Gegend von Altenburg. Eines Tages sahe ich mich genöthigt, in einer kleinen Stadt zu übernachten und nahm still für mich allein, da ich keinen Bekannten im ganzen Städtchen hatte, sondern deren erst zu machen hoffte, einen Platz in einem Winkel des Rathskellers ein, wo ich die versammelte Gesellschaft der Honoratioren und angesehenen Bürger um so ungestörter beobachten konnte, als sich in der That Niemand um meine Wenigkeit mehr bekümmerte, nachdem man — Gott weiß, wie? — erfahren hatte, daß ich nur ein Weinreisender sei. Das Gespräch am Haupttische drehte sich von einem Gegenstande auf den andern. Ich hörte wißbegierig zu, notirte mir auch unbemerkt das und jenes. Man sprach vom Kleesaamen, von einem Grafen, der in der Reitstunde vom Pferde gefallen war, ohne daß der Stallmeister es bemerkt, welcher daher fortwährend sein monotones: „Schön, Herr Graf!" hatte ertönen lassen, von guten Conserviren, von Perücken und Haartouren, vom Knoten im Schnupftuche, deren Bedeutung man gewöhnlich beim Nachhausekommen vergessen habe, von Tagebüchern und Ausgabebüchern, von der Biene und der Sachsenzeitung, von Sitten und Gebräuchen der Juden, von dem indolenten Benehmen eines Justizbeamten bei der Abnahme eines Judeneides, von dem Orte, wo man den Geldbeutel am sichersten bei sich trage, von einem Quodlibet, das im geheimen Gemache zu Kreppendorf gemalt zu finden sei, von Berliner Witzen und von noch verschiedenen, theils unterhaltenden, theils belehrenden Gegenständen. Jetzt fragte aber plötzlich Jemand aus der Gesellschaft: „Nun, wird denn heute kein Skatchen gespielt?" Ich hatte noch nie, so sehr ich in Karten- und andern Spielen bewandert bin, von einem Spiele dieses Namens gehört und wurde also aufmerksam. Man setzte Lichter auf einem Spieltisch und die Herren setzten sich, nachdem sie Blätter aus der deutschen Karte gezogen hatten, und begannen zu spielen. Es spielten jederzeit nur drei, einer aber pausirte, hatte jedoch mit zu bezahlen, oder zu empfangen, je nachdem das Glück es gewollt hatte. Das Spiel mußte sehr interessant sein, denn es setzten und stellten sich die Meisten der übrigen Anwesenden um den Tisch herum und schenkten dem Spiele ihre ungetheilte Aufmerksamkeit. Sonach und da ich als Fremder nicht zudringlicher sein durfte, lernte ich zwar das Spiel selbst nicht kennen und befürchtete schon, da auch das Gespräch am Haupttische durch den Zudrang zum Spieltische in Stocken gerathen war, es werde Langeweile über mich kommen. Aber wie täuschte ich mich! Die Ausdrücke und Redensarten, welche vom Spieltische bis zu mir herüber tönten, waren so sonderbar, daß ich dadurch volle Unterhaltung hatte. Ich nahm endlich, um den Augenblick zu fesseln, meine Schreibtafel wieder zur Hand und notirte mir, als ein neues Spiel begann, folgende dabei gehörte Reden:

„Ich passe. — Frage. — Bis grün? — Ja. — Eicheln? — Ja. — Ein Stößchen? — Ja. — Roth? — Ich passe. — Grün Solo! Ausgespielt! — Sicherheit? — Bei mir nicht! — Seh'n Sie mal an, das gesteh' ich, da speiß' ich Respect!" — Man hört den, welcher das Solo angesagt und der gleich den ersten Stich gemacht hat, jedesmal, so oft er ausspielt, mit der Karte kräftig auf den Tisch klatschen; fünf bis sechs Mal hinter einander ruft er: „Trumpf aus! — Trumpf! — Trumpf!" und das Klatschen wird immer stärker. Das Gespräch geht weiter: „Sie müssen alle 'raus, hat die Wurmfrau gesagt, Trumpf! — Jesus, Mutter, tanzt Ihr närr'sch! — Schwarz, vier Matadore; zehn Groschen, sechs Pfennige aus dem Hause! — Da speiß' ich Respekt! — Geht denn das immer so fort? — Ich muß mich wahrlich wieder weißwaschen anziehen! — Ich werde auch gleich an die liebe Mutter schreiben müssen."

Ein anderes Spiel beginnt, dabei folgendes Gespräch:

„Ich melde. — Roth? — Ja. — Passe. — Ich passe auch. — Das ist eine Muskate, die ich Ihnen da gebe! Das ist der ächte afrikanische Kitt, womit man Alles kitten thut. — 'S ist schändlich; sie passen, wie die Möpse! — Nun, wie heißt's? — Es muß ein Studente sein! — Wir können wohl in einem halben Stündchen wieder einmal zufragen? — Justine, gib mir derweile was zu trinken! — Eicheln! — Eicheln? — Wünsche, wie du, wenn du stirbst, wünsche wohl gespeißt zu haben! — Ein Bischen Grün! — Hier wird kein Postmeister gemacht. Roth! — Roth! — Sie guter Herr Doktor! Sie dauern mir! — Mein Gott, da fallen ja Flocken hinein, wie die Bankbeine! — Es hat geschnappt! Roth! — Eine infame Farbe! — Schellen! — Ja, ich dachte mir's, nun wird mir das blanke Daus aus der Hand gestochen! — Trumpf! — Die sind nun Alle mein! — Ich bitte mir auch noch Einen aus. — Schneider! — Weiß Gott, acht und zwanzig! — Das war einmal ein Ex-

empel statuirt! — Wer Unglück hat, der stolpert im Grase, fällt auf den Rücken und bricht die Nase. Was kostet's denn? — Einen Matador; drei Groschen."

Ich hätte noch viele dergleichen Gespräche mit ihren oft wunderbaren, räthselhaften Ausdrücken aufschreiben können, aber der Raum, den ich in meiner Schreibtafel gehabt hatte, war gefüllt und ich mußte daher aufhören. Einen Ausdruck aber merkte ich mir noch. Einer der Spieler, der fortwährend schlechte Karte bekommen mochte und daher viel lamentirte, zeigte einem der Nebenstehenden seine eben erhaltenen Karten und sagte: „Nun seh'n Sie nur, ob's in meiner Karte nicht gerade aussieht, wie in der . . .itzer Betstunde?" Wie so? entgegnete dieser. „Nun, versetzte jener, da ist auch selten ein Mann drinnen!"

Nach einiger Zeit rückte ich mit meinem Bierglase an den großen Tisch und begann mit den wenigen, daselbst sitzen Gebliebenen ein Gespräch über das Skatspiel, wobei mir denn die Kunde ward, daß selbiges eine Erfindung des bekannten, jetzt verschollenen, Hofadvokaten Hempel, Spiritus asper, ein wirklich ungemein interessantes Spiel und besonders deßhalb sehr beliebt sei, weil es zu vielen Späßen Veranlassung gebe. Davon war ich diesen Abend selbst Ohrenzeuge gewesen, nahm mir auch, nachdem ich mich bald darauf in mein Schlafzimmer verfügt hatte, noch vor dem Schlafengehen vor, mich mit diesem Spiele näher bekannt zu machen und es nach Kräften, wenn auch nicht gerade mit allen, heute dabei gehörten Ausdrücken, weiter zu verpflanzen und ward am andern Tage in diesem Vorsatze befestiget, als ich im Städtchen überhaupt, namentlich aber bei den gestrigen Skatspielern, recht leidliche Weingeschäfte machte.

Rosimund.

Hofmann und Paganini.

(Fortsetzung.)

Die Melodie ist abwechselnd ernst und majestätisch, bald ist es ein Kriegermarsch, bald der muntere, lebhafte Reigen eines Grotesktanzes, bald Baß, bald Tenor: Recitativ und Gesang, Alles findet sich darin. Das Drama beginnt, verwickelt sich, es verknotet und entknotet sich, es endigt niemals, bis Theodors Dämon ihn verläßt, und der Dämon gehorcht Theodorn: er entfernt sich erst, wenn dieser nicht mehr befehlen kann.

Dann erst verschwindet Alles: Dämon, Theater, Musikanten, Musik, der Wald ist umgestürzt, Palast und Hütte sind leer, der Vulkan ohne glühende Lava, der Kronleuchter erloschen. Man sucht Theodorn: er ist unter sein Theater gefallen und schläft.

Schnell also zu ihm, bevor er sein Theater aufschlägt, seinen Wald aufstellt, seinen Vulkan zubereitet, seinen Leuchter angezündet und die Musik ausgetheilt hat.

Ich kam ganz athemlos in das Weinhaus, Theodor brachte schon Alles in Ordnung. Doch schien er mir traurig und glich einem Menschen: sein Blick hatte nichts Begeistertes, seine Haare fielen ihm auf die Stirn herab: man hätte ihn mehr für einen niedrigen Lampenputzer gehalten, der nach Oel riecht, als für den Gott eines durch seine Hände erhobenen Olymps. Als er mich sah, seltsam! schien es ihn zu freuen, was sonst in solchen Stunden nicht statt zu finden pflegte; es that mir leid, ihn so niedergeschlagen zu sehn.

Lieber Theodor, sagte ich, was fehlt Dir denn? Du siehst leidend wie ein Kranker oder ein von trüben Gedanken gequälter Mensch.

Du bist es also, Julio, erwiederte er; mein Genie geht verloren, mein Kopf wird schwach. Glaubst Du wohl, daß ich bei diesem kalten Regen, an diesem feuchten Orte keinen Sänger zu meinen Befehlen, keine Arie in meinem Genie finden kann? Julio, ich kann heute Abend nichts machen: das peinigt mich.

Dann fuhr er nach einem Seufzer fort: da wir heute Abend keine Künstler sein können, Julio, so laß uns Menschen sein, wir wollen uns berauschen. Zuerst zünde meinen Theaterleuchter an, bitte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Xenien.

von G. von Deuern.

Der Schauspieldirector.

Ach! fänd' ich einen Dichter nur
So ganz nach meiner Weise,
Der mit Effect selbst die Natur
Drängt' aus gewohntem Gleise,
Ich bät' ihn um ein tüchtig Stück
Und machte gleich des Armen Glück:
Ich gäb' — ich bin kein Prahler —
Als Honorar — zehn Thaler.

Der Communalgardist.

Das Kindliche gefällt uns schier
In Worten und in Thaten:
Ei darum eben spielen wir
Erwachsen noch — Soldaten.

Der Equilibrist.

Rasch kann ich auf den Händen geh'n,
Vortrefflich auf dem Kopfe steh'n,
Drum müsset Ihr mich loben.
Ihr wundert Euch? Doch dünkt es mich
Es hält bei Eurem Handeln sich
Der Kopf nicht immer oben.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, den 26. April 1831.

Der berühmte Seydelmann gastirt dermalen auf dem Wiener Hofburgtheater mit außerordentlichem Glücke. — Grillparzer's neuestes Stück: „der Liebe und des Meeres Wellen" hat nicht so gefallen, als des Dichters Landsleute erwartet haben. Die Sprache ist edel und erhaben, allein das Scenarium wirkungslos und ausgesponnen. — Ein kleines Gelegenheitsspiel „das erste Veilchen" vom Professor Seidl in Cilly, und Mad. Weissenthurns Lustspiel: „des Malers Meisterstück" haben sehr angesprochen. — Im Kärntnerthor Theater gastirt noch immer die Heinefetter — auch Herr Wild, gegenwärtig zum Regisseur avancirt, singt zu öfteren Malen für Geld und gute Worte. — Das Theater an der Wien, das in kommendem Monat zum dritten Male ausgespielt wird, ist jetzt am meisten besucht. Director Carl, bis zur Verwunderung thätig, hat sich aber auch die Gunst des Publikums zu erwerben gewußt. Fast in jeder Woche ist ein neues Stück, und seine gegenwärtige Gesellschaft läßt nichts zu wünschen übrig. Carl und Scholz sind mit Raimund die besten Komiker Deutschlands. — Was Kunst als Held zu leisten vermag, weiß auch das Ausland, und wenn ich noch Herrn Lucas, Artour und Spielberger, dann die Damen Pann, Kneisel, Conduruſſi und Planer nenne, so habe ich gewiß solche Mitglieder bezeichnet, die den besten Theatern Deutschlands Ehre machen würden. Das Theater in der Josephstadt liegt in den letzten Zügen, und jenes in der Leopoldstadt kann sich seit Raimunds Abgange kaum mehr erhalten. — Das Journalwesen, Bäuerle's Theaterzeitung ausgenommen, macht hier schlechte Geschäfte. — Die Lesevereine sind ihrer Auflösung nahe, denn die besten Zeitschriften des Auslandes fehlen, und der Buchhandel ist hierorts auf solchem Fuße, daß es mich ärgert, davon zu reden. — Der Prater, ein beliebter Erlustigungsort der Wiener, wo an Sonn- und Feiertagen sich nicht selten 30 bis 40 tausend Menschen einfinden, und einige tausend Equipagen in den Alleen auf und niederrollen, ist im Frühjahre der einzige Platz, wo man Zerstreuung findet. Es ist herrlich, die lange Reihe von Wagen, gefüllt mit den schönsten Mädchen der Kaiserstadt, zu erblicken — und sieht man erst die Reiter, die sich dazwischen herumtummeln, und nicht selten mit doppelten Lorgnetten die Engel des Lebens betrachten, da hat man Belustigung genug. Auf dieser Promenade giebt's keinen Rang, vor den Wagen des allerhöchsten Hofes fährt ein schmutziger Fiakre, hinter der Equipage des englischen Gesandten ein sogenanntes Steyrerwagerl, neben dem Fürsten Lichtenstein reitet ein Ladendiener, auf gut Wienerisch „Ellenreitter" genannt, und vor dem russischen Botschafter Tatitscheff treibt sich ein eleganter Schneidergeselle, der bis zum Sonnabend den Bock in seiner Werkstätte gerikten, auf einer alten ausgeliehenen Mähre umher. Der größte Misanthrop fühlt sich im Prater heiter, denn zu groß ist die Abwechslung, die in diesem Parke herrscht. Vor einer Legion von Kaffeebuden, wo überall Musikchöre die beliebtesten Compositionen des Tages zum Besten geben, sind die Schönheiten des fußgehenden Volkes aufgepflanzt, hinter denselben stehen die Galans, mit Argusaugen die Huldinnen betrachtend; vorne wogt die Bewegung liebende Menge, in ungeregelten Massen, hin und wieder, und von der Straße ab werden, in geringer Entfernung von der noblen Wienerwelt, in den zerstreut umher gelegenen Bierkneipen, Gott Bachus und einer nicht minder bekannten Göttin verschiedene Opfer gebracht. Kurz, der Prater, mit seinen dichtverschlungenen Waldparthieen, mit seinen einladenden Ringelspielen, mit seinen romantisch gelegenen Herbergen, mit seinen gefälligen Triaden, schlechten Getränken, theuren Speisen, brunstigen Hirschen ꝛc., ist ganz geeignet, ein Paar Stunden dieses Schlaraffenlebens auf die angenehmste Weise hinweg zu zaubern.

In meinem nächsten Berichte sollen Sie vom Wiener Tivoli, vom Burgvolksgarten, vom Kurbrunnenglacis und vom Affentheater am rothen Thurmthore, Einiges erfahren; übrigens bleibe ich wie immer

Ihr Verehrer
— Y —

Buntes.

(Neue Xenien.) Die Weiber Xanthippen zu schelten, bleibt abgedroſchen, abgeſchmackt und — gemein. Lieber möchte ich die Damen fleiſchige Xenien nennen, denn pikante Unterhaltung und feuriger Wein sind ja lediglich die Gastgeschenke, welche in unsern Tagen der freundliche Wirth bietet; solche Unterhaltung spenden aber bei Gastmahlen vorzugsweise die Damen, welche — seiner oft als selbst Martial — den Tadel mit Lob zu mischen verstehen, darum stellen sie — leibhaftige Xenien dar und von einer — Hebe Hand kredenzt umwandelt sich der Becher selbst — in eine doppelt erfreuliche Xenie. Alternde, hochadelige und widerliche Damen sind Xenien anderer Art, denn es gibt der Xenien verſchiedene, und selbst die Goethe'ſchen und Schiller'ſchen sprechen nicht immer an, wie Wieland versichert. —

St. Evremond sagt: „Wir leben, wenn wir jung sind, um zu lieben, und lieben, wenn wir älter werden, um zu leben.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 113. (II. Jahrg.) Freitag, den 13. Mai. 1831.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, 1831. Bei Hoffmann und Campe.

Der wirkliche Humor war ein vornehmer Herr und stolzer Gast, der früher seine Visiten rar machte, in neuerer Zeit aber leutselig geworden ist und sich meist bei jeder Dorfkirmiß zu Gaste bitten läßt. Zweifler wollen zwar behaupten, daß der boshafte Humor, wegen Ueberhäufung der Einladungen, gewöhnlich nur seinen Domestiken, den Spaß, zu schicken pflege, welcher dann den Leuten weiß mache, sie hätten, in ihm, den Herrn selbst bei Tische sitzen; allein dergleichen unbequeme Skrupel sollen uns an der Tischgenossenschaft des jetzt so communen lieben Allerwelthumors nicht irre machen. Wir sind Humoristen, denn wir haben den Humor zu Tische geladen, und wen geht es auch etwas an, ob er uns des Besuches werth geachtet hat oder nicht!

Unter den jetzigen wirklichen Humoristen hat H. Heine uns jederzeit bald mit wohlthuendem Gefühle, bald mit einem vielleicht falschen Reize, der eigentlich nur verdorbenen Magen eigen, angesprochen. War er auch nie ein Vorkämpfer, nie ein Zugführer des deutschen Humors zu nennen, so glich er doch einem anmuthigen Mitzügler, der mehr durch schöne Gesänge und witzige Einfälle die Gemüther erfrischen, als durch innere Planmäßigkeit dem Unternehmen vorarbeiten half.

H. Heine hatte in den vorhergehenden Bänden seiner „Reisebilder", wie auch in seinem „Buche der Lieder", eigentlich nur sich selbst dramatisirt, er gab den Lesern eigenthümliche, von Harmonie und Dissonanz wunderbar zusammengefügte Variazionen auf sein eignes Wesen, und während andere Dichter meist nur ihr Verhältniß zur Außenwelt im Auge behielten, hat Heine — geistreicher, aber minder bescheiden, als Jene — fast ausschließlich das Verhältniß der Außenwelt zu seinem Selbst geschildert. Man sah es ihm an, daß es ihm schwer ward, von etwas Anderem zu sprechen, als von sich, oder wenigstens das Fremde von dem unmittelbaren Einflusse seiner Reflexion unabhängig zu machen. Er sprach tausenderlei Dinge durch einander, und wenn man es beim Lichte besah, hatte er dennoch nur von sich gesprochen. Ueberall — in das Abgestorbene, wie in die blühendste Lebensfülle — stellte er sein blutendes Herz hinein, welches gleichsam als Mittelpunkt den bunten Kreis der Erscheinungen nach allen Seiten hindurchschneiden und umfassen mußte. Bald grünte und blühte sein Herz von schmerzlich-lieblichen Erinnerungen, bald tauchte das lebensinnige Bild der schönen Evelina, bald stieg der schauerlich-süße Leichenduft der todten Marie daraus hervor, bald umflatterten es die goldenen Adler der Freiheit, des siegenden Menschenthums mit stolzen Flügelschlägen. Kurz das Höchste wie das Schmerzlichste diente ihm nur zur Emballage, in welcher er sich selbst dem Leser zupaschte, während er Alles, was von ihm unabhängig dastand, mit wegwerfender Geringschätzung frivolisirte. So war H. Heine — als ein Bild genialer Befangenheit, schöpferischer Selbsteitelkeit — uns lieb geworden. Wir verziehen es ihm gern, daß er mit des Lebens buntesten Erscheinungen im Grunde nur sich selbst maskirte und daß seinen Reflexionen Schritt vor Schritt er selbst auf der Ferse folgte. Wir sahen den Mann mit dem zerrissenen Herzen, welches er bald fühlte, bald coquettirte, wie er schaffend über einer ausgebrannten Welt stand und ihren unergiebigen Trümmern mächtig die süßesten Blüthen der Dichtung entlockte, wie er bald in unsäglichem Weinen, bald in aberwitzigem Gekicher seinen wilden Schmerz ergoß und über den farbenglühenden Horizont seiner Schöpfung das schwüle, zweifelnde Zwitterlicht der Ironie heraufführte. Sein ganzes Wesen bestand aus unzähligen, theils lieblichen, theils detonirenden Akkorden einer zersprengten Harmonie, die Zusammensetzung der Töne fehlte, der Schlüssel dazu war uns verloren, und dennoch mußten wir sie selbst in ihrer innern Verheerung bestaunen. —

Gegenwärtige „Nachträge" befremden uns. Heine ist ein Anderer geworden; er ist sich selbst, seinem innern Zusammenhalte näher getreten, und wie er sich selbst dabei gewann, haben wir an ihm verloren. Die Mensch-

heit freut sich, daß der Sänger gesundet, aber die Dichtung mag weinen, wie das Hirtenmädchen, welches der Geliebte verließ, sobald er erfahren hatte, daß er nicht ihres Standes, sondern ein Königssohn sei. Was ihn einst so schwer, und doch so kostbar drückte — sein Selbst — hat er gewissermaßen von sich geworfen, und obschon die Erscheinungen um ihn noch immer aus seinem Wesen heraus ihre Färbung erhalten, so haben sie sich doch schon ihm mehr entfremdet, stehen unabhängiger von ihm da, als dieß früher der Fall war. Und Heine scheint sich wohl dabei zu befinden, man sieht dieß ihm offenbar an; aber es ergeht ihm dabei, wie einem Concertsänger, den die Gesundheitsfülle plagt, sein Vortrag ist dabei geregelter, aber die Stimme speckiger geworden, und jener Ton innerlicher Harmonie weiß sich nicht mehr Bahn zu brechen durch das Fett des körperlichen Wohlseins. Heine, dessen scharfer Witz früher gleichwohl nur äußere Wunden schlug, der seinen Gegenstand mehr blos umkreiste, als ihm geradezu auf den Leib ging, ist jetzt Politicus geworden, er vertieft sich diplomatisch-wassersüchtig in gründliche Quellen, er schlägt scharfsinnig-staubige Register nach, und beweist uns unumstößlich durch Zahlen und Belege, daß England in seinen eignen Schulden bankerott werden müsse. Als Heine noch poetisch-gesund, d. h. menschlich-krank war — denn die Poesie ist bekanntlich, gleich der Perle, ein Krankheitsansatz, und gleich dem Gedanken der Unsterblichkeit eine Ausgeburt des Todes — bedurfte er solcher Zahlpfennig-Beweise gar nicht; er wußte damals mit einem einzigen Lächeln der Ironie mehr zu sagen, als jetzt mit dickleibig-vernünftigen Abhandlungen, er hatte vom großen Kaiser Napoleon im bloßen Vorbeireiten mehr gesehen, als in der gegenwärtigen ausgeführten Physiognomik, welche nur den Widerspruch zu erwecken geeignet ist. —

Man kann H. Heine's innern Genesungsprozeß in diesem Buche fast von Seite zu Seite verfolgen. In den ersten Capiteln ist er noch einigermaßen krank, d. h. er träumt noch süß in seinem tiefsten Wesen, die Fieberglut seiner Wangen wirft auf die ihn umgebende Welt noch den prangend-rothen Dichtungsglanz, die Wunden seines Herzens setzen noch das wilde Fleisch der Ironie an, seine fiebererregten Pulse toben noch in ungestümen Klängen durch einander, sein Wahnsinn singt noch kindisch-holde Mährchenweisen, sein schmerzhaftes Röcheln tönt noch wieder von süßen Akkorden der Wehmuth, er lebt und spielt, wie ein krankes Kind, in einer lieblichen Fabelwelt, wie in Gefilden des Todes, die Blumen geben ihm Antwort und „die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und spitzfündigen Aeuglein" erzählen ihm „wunderbare Dinge." Aber in den späteren Capiteln wird er allmälig gesund; die blühenden Traumbilder seiner kranken Phantasie verwirft er als Fratzen, und das Unglück will es später sogar, daß er zum Diplomaten gesundet. Selbst von den muthwilligen, aber dichterischen Lästerungen, welche ihm anfangs gegen Glauben und Kirchenthum entschlüpfen, scheint er sich weiterhin lossagen zu wollen; die Genesung macht ihn förmlich zum Proselyten. Dagegen definirt er uns mit unumstößlichen Beweisen, daß die Völker frei zur Welt kommen, daß die Legitimität an sich selbst irre zu werden beginne u. s. w. Summte er früher die blutig-lustigen Revolutionslieder in wilder Begeisterung nach, so zergliedert er sie jetzt mehr mit psychologisch-musikalischer Umsicht; den Geist derselben läßt er fahren, aber er vertieft sich dafür in deren Melodie, und das ist doch wissenschaftlich-werthvoller. —

(Beschluß folgt.)

Humoristische Reisebilder, entworfen auf einer Wanderung durch Berlin, Dresden, die sächsische Schweiz, Teplitz, Prag; und heimwärts durch Weimar, Göttingen und Hannover. Meissen, 1831. Bei F. W. Gödsche.

Heine's Reisebilder haben, wie alles Eigenthümliche und vom Gewöhnlichen Abweichende, Nachahmungen mancher Art veranlaßt; denn die Menschen beten gern zwei grundverschiedene Götzen auf einmal an, die Gewohnheit und das Ungewöhnliche. Indeß ist Heine um so schwerer nachzuahmen, da er mit der Lesewelt ganz dasselbe Spiel treibt, welches er mit sich selbst spielt. Sein grübelhaft-eitles Versenken in sich selbst, bei steter Unklarheit über seinen eigenen Zustand, seine milde Schwermuth, deren er sich oft plötzlich schämt und aus welcher er sich dann mit gewaltsamer Anstrengung aufzukichern strebt, alle diese Dinge sind schneller durchschaut, als angeeignet. Mit einem Worte, zu Heine's Manier gehört auch sein Wesen. — Die gegenwärtigen „Reisebilder" haben sich eine ganz andere, schon mehr betretene, mithin auch sich'rere Straße gewählt und theilen mit dem Heine'schen Werke nur den Titel. Ob sie im Prüfungsfeuer der Kritik wirklich als „humoristisch" hervorgehen möchten, wagen wir kaum zu bestimmen; es werden in unserer Zeit so viele untergeschobene Kinder auf den Vater Humor getauft und laufen frank und frei unter seinem Namen herum, daß die rechten gar nicht mehr zu erkennen sind. Auffallend war es uns, daß der unbekannte Herr Verfasser sehr oft Register zieht, die er sodann nicht austönen läßt. So eröffnet er uns in Berlin, nach einigen mit recht heiterer Laune erzählten Abentheuern und Fährlichkeiten, die Aussicht in ein Verhältniß, welches, in seiner Einleitung, uns mit lebhaftem Interesse erfüllte, weil es unverkennbar der Wirklichkeit entlehnt ist. Der Verfasser, welchem, wie er uns S. 29 erzählt, die Briefe einer fremden Liebescorrespondenz von eigenthümlicher und verhängnißvoller Art durch Zufall in die Hände gespielt werden, gibt uns nämlich gleichsam Hoffnung, recht viel über diesen Gegenstand zu verrathen und uns dadurch Blicke in die seltsam verwirrten, nur Wenigen bekannten Lebensverhältnisse eines in mehrfacher Hinsicht uns befreundeten deutschen Dichters zu vergönnen, wodurch die demselben von vielen Seiten zum schweren Vorwurf gemachte Glaubensänderung vielleicht in etwas gerechtfertigt werden könnte. Nicht eitle Neugier ließ uns wün-

schen, der Verfasser möge dieses Capitel ausführlicher behandelt haben; nähere Freundschaft und persönliches Interesse für den Dichter machten dessen Rechtfertigung uns wünschenswerth. — Noch mehrere Intriguen, welche vornherein unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, eröffnen sich uns in dem Buche; aber ist es Zufall oder Neckerei, der Verfasser läßt dieselben meist in ihrem ersten Entstehen abbrechen und gibt uns entweder gar keine, oder unbefriedigende Fortsetzung. — Uebrigens sind die rubricirten Städte, Berlin, Dresden, Teplitz, Prag ꝛc. in kurzen, aber gediegenen Schilderungen treffend charakterisirt, die Urtheile des Verfassers über das öffentliche und geistige Leben in diesen Städten zeugen von Weltbildung und wissenschaftlicher Reife. Namentlich haben uns einige dramaturgische Reflexe, die schnell und fest gewisse Standpunkte zu erfassen wissen, gefallen; die Uebersetzungswuth wird, unter andern Verderbnissen der Bühne, gebührend gebrandmarkt:

„Setz' ich mein Hübel französisch auf,
Thun mir's die Deutschen bald nach!"

Schande über die feilen Repräsentanten dieser dramatischen Pfuscherkunst. — Des Verfassers Aussprüche über einzelne Bühnenkünstler sind geistreich und kenntnißvoll, aber nicht durchgängig frei von Animosität, ein Umstand, der gegenwärtig so überhand genommen hat, daß er leider kaum noch zu einem Anklagepunkte gemacht werden kann. — — Ein gesellschaftlicher Ausflug in unsere sächsische Schweiz ist mit vieler Laune und lebendiger Frische geschildert und wird den Verehrern jener herrlichen Natur gewiß eine angenehme Lectüre gewähren. Der Styl ist gebildet und leicht. Auch die Verlagshandlung hat für ein anständiges Aeußere gesorgt.

H. M.

Die Uebersetzungen in Europäischen Sprachen.

(Frei nach dem Französischen.)

(Beschluß.)

Deshalb sind in Frankreich die guten poetischen Uebersetzungen nur selten; unsere Uebersetzer ahmen gut nach, verwandeln ins Französische, was sie anderwärts genommen, der Art, daß man es nicht mehr zu unterscheiden wissen soll; wir finden fast nirgends ein classisches Dichtwerk, welches seinen Ursprung ganz erkennen ließe, seine fremden Mienen ganz behalten hätte. Es konnten übrigens auch solche Uebertragungen je gemacht werden, da die neuern Sprachen unsrer französischen so ungleich sind, daß, wenn man sie auch jener anpassen wollte, sie doch alle Zierde verlöre.

Die sowohl in Versbau als in Phrasen-Wendungen viel freiern Engländer hätten sich an Uebersetzungen wirklich bereichern können, die natürliche und genaue genannt zu werden verdienten, wenn nicht die ersten ihrer Schriftsteller die Mühe gescheut hätten; selbst Pope, der Einzige, der zwei schöne Gedichte aus der Ilias und der Odyssee genommen, behielt nichts von der antiken Einfalt bei, in welcher wir die Wirksamkeit und geheime Macht von Homer's Styl fühlen. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß durch 3000 Jahre hindurch Homer's Geist über alle Dichter erhaben geblieben sein sollte! Nur liegt in den Sagen, Gebräuchen, Meinungen und Mienen der homerischen Zeit etwas Ueliches, unersättlich Ergötzendes; da liegt ein Anfang des menschlichen Geschlechts, eine Jugend der Jahrhunderte, welche beim Lesen des Homer's diejenigen Gefühle in unser Gemüth zurückruft, die uns jeder Zeit bei der Erinnerung an unsere Jugend berühren, und diese innere Rührung, welche sich mit den Bildern des goldnen Zeitalters mischt, macht, daß der älteste Dichter von uns allen anderen Dichtern vorgezogen wird. Nimmt man dem homerischen Werke diese Einfalt einer beginnenden Welt, so ist sie nichts Besonderes mehr, und wird gewöhnlich.

Den Deutschen war es nicht genug, Homer's Wesen gelehrter Weise auszuforschen; sie wollten ihn zu ihrem Mitbürger machen. Und die Uebersetzung von Voß wird der Urschrift für ähnlicher gehalten, als irgend eine in einer andern Sprache, weil er den Rythmus der Alten einwirkte, und sie versichern, daß sein deutscher Hexameter Wort für Wort dem griechischen folge.

Gern glauben wir, daß solche Uebersetzung höchst wirksam sein kann, das alte Gedicht ganz kennen zu lernen, aber ob all' das innere Poetische, das die Regeln nicht lehren, und die Studien nicht lernen, in die deutsche Sprache habe übergehen können, daran möchten wir zweifeln. Das Maß der Sylben kann geblieben sein, aber nicht die Harmonie der Klänge; wie sollte diese auch geblieben sein! da die deutsche Dichtung ihren natürlichen Klang verliert, wenn sie Schritt für Schritt in die Fußtapfen der griechischen tritt, und sie kann doch wahrhaftig nicht den musikalischen Vers anstimmen, der sich auf der Leyer sang? Unter allen neuern Sprachen dürfte die italienische die geschmeidigste sein, in der sich alle Gedanken und Gefühle des griechischen Homer's ausprägen. Aus den italienischen Worten entspringt eine Harmonie, die keiner Spondeen und Dactylen bedarf, und die grammatikalische Construction dieser Sprache ist einer vollkommenen Nachahmung griechischer Entwürfe fähig. In freien Versen fließen die Gedanken, durch keinen Reim gehemmt, frei wie in der Prosa, und behalten dennoch die Anmuth und das poetische Maß.

Europa hat ganz gewiß keine homerische Uebersetzung, der Urschrift an Schönheit und Wirksamkeit so sehr nahe, als die von Monti, wo in der Pracht zugleich Einfalt herrscht. Die gewöhnlichsten Gebräuche des Lebens, die Kleider und Gastmähler erhalten eine Würde von der natürlichen Zierde der Sätze; ein wahres Abmalen, ein leichter Styl macht uns empfänglich für das Alles, was in den Handlungen wie in den Menschen bei Homer Großes und Heldenmäßiges ist. Niemand in Italien wird die Ilias

weiter übersetzen wollen, weil Homer nicht des Gewandes beraubt werden kann, womit ihn Monti bekleidete, und wir sollten glauben, daß auch in andern Europäischen Ländern Jeder, der sich nicht zur Lesung des Urhomers erheben kann, in der italienischen Uebersetzung am meisten Kunde und Gefallen finden müsse. Ein Dichter läßt sich nicht übersetzen, wie die Verhältnisse eines Gebäudes sich mit dem Zirkel messen und übertragen lassen; sondern auf die Weise, wie eine schöne Musik sich auf verschiedenen Instrumenten wiederholt. Es kommt hier nicht darauf an, daß uns im Abbilde ein nämlicher Zug einzeln gegeben wird, wenn nur im Ganzen eine gleichförmige Schönheit da ist.

Es sollten darum auch die Italiener fleißig von den neuen Dichtungen der Engländer und Deutschen übersetzen, und von dort aus ihren Mitbürgern, die zum größten Theil bei der alten Mythologie zufrieden stehen bleiben, einige Neuigkeiten zeigen. Sie denken nicht daran, daß diese Mährchen zu einem guten Stück veraltert, ja sogar vom übrigen Europa verlassen und vergessen sind. Wenn sich die Wissenschaften mit Uebersetzungen von Gedichten bereichert, so kann aus der Uebersetzung der Dramen noch viel größerer Nutzen entspringen, weil die Bühne gleichsam den Magistrat der Literatur repräsentirt. Shakespear, von Schlegel mit der lebendigsten Aehnlichkeit übersetzt, wurde auf den deutschen Bühnen so aufgeführt, als wenn Shakspear und Schiller Landsleute geworden wären. Leicht würde man aber in Italien gleiche Wirkung haben, weil die französischen Dramatiker sich so den italienischen nähern, wie Shakspear den Deutschen; man darf nicht zweifeln, daß auf dem schönen Mailändischen Theater die Athalia von Racine mit Beifall aufgenommen werden dürfte, wenn die Chöre von der staunenswürdigen italienischen Musik begleitet würden. Es gibt jetzt in der italienischen Literatur eine Gelehrtenclasse, welche beständig in der antiken Asche scharrt, um vielleicht ein Körnchen Gold daselbst zu finden; eine andere Classe von Schriftstellern hat wiederum ohne anderes Capital zu viel Zuversicht auf ihre harmonische Sprache; daher flicken sie Töne aller Gedanken entblößt an einander, Aus-, Ab- und Anrufungen, daß die Ohren gellen, und so die andern Herzen taub finden, weil sie nicht aus den Herzen des Schriftstellers kommen. Sollte es also nicht auch möglich sein, daß eine mühsame Nacheiferung, ein lebhaftes Verlangen, auf den Bühnen beklatscht zu werden, die italienischen Geister zu dem Nachdenken führe, welches zum Erfinder macht, und zu der Wahrheit der Entwürfe und Sätze im Styl, ohne die es keine gute Literatur gibt, ja nicht ein Element von ihr? In Italien gefällt allgemein das Drama, und dasselbe verdient, daß es immer mehr gefalle, indem es vollkommener wird, und nutzbar für die öffentliche Erziehung. Die Italiener haben in den schönen Künsten einen einfachen und edlen Geschmack. Nun ist doch die Sprache auch eine der schönen Künste, und sollte die nämlichen Eigenschaften wie die andern haben, ja, die Kunst der Sprache ist inniger dem Wesen des Menschen verbunden, welche viel mehr die Gemälde, Bilder und Denkmäler entbehren kann, als diese Vorstellungsbilder und diese Gefühle, denen die Gemälde und die Denkmäler geweiht werden. Die Italiener bewundern und lieben ihre Sprache außerordentlich, die von den höchsten Schriftstellern geadelt worden; überdieß hat die italienische Nation fast keinen andern Ruhm, kein anderes Vergnügen oder keinen andern Trost, als die, welche das Talent gibt. Damit der Einzelne, von Natur zur Uebung seines Verstandes geneigt, in sich selbst einen Grund fühle, seine natürlichen Fähigkeiten in Handlungen übergehen zu lassen, ist es nöthig, daß die Völker ein Interesse haben, welches sie bewegt. Einige haben es an dem Kriege, andere an der Politik, und die Italiener müßten den Preis von den Wissenschaften und den Künsten erwerben, sonst würden sie in einem dunkeln Schlafe liegen, aus dem nicht einmal die Sonne sie aufweckte.

Berichtigung.

In Bezug auf das in Nr. 79. d. Bl. enthaltene Gedicht: „Franzens sieben und siebzigster Geburtstag", sehe ich mich veranlaßt, hiermit öffentlich zu erklären, daß ich dasselbe irrigerweise als eines von denen bezeichnet habe, welche die Dessauer Behörde aus meiner Sammlung Anhalt'scher Lieder gestrichen hat. Es war mir geschrieben worden, die Censur habe u. A. „den alten Fürsten" nicht für courfähig bei der Lesewelt befunden; darunter war aber nicht das Lied vom Fürsten Franz, sondern ein anderes vom Fürsten Leopold verstanden, welches letztere ich gelegentlich im Planeten vorlegen werde. Ein solches Mißverständniß ist bei meiner Abwesenheit vom Druckorte leicht verzeihlich. Indem ich daher mein Bedauern zu erkennen gebe, dem Censor, Herrn Kabinetsrath de Marées, wider Willen mit einer Unwahrheit entgegen getreten zu sein, mag ich doch nicht verhehlen, daß im Grunde die Sache dieselbe bleibt, und daß ich es nach wie vor nicht billigen kann, wenn man Männer oder Thatsachen, die der Geschichte angehören, nicht im Gewande ihrer Zeit und ihres Volkes will auftreten lassen. Wenn ich aber sagte, daß ich an einem andern Orte meine Ansicht gegen den Herrn Censor zu beweisen suchen würde, so meinte ich damit, ich würde mich in der Vorrede meines Buches weitläufiger über die Bedeutung der Volkslieder aussprechen. Uebrigens genüge dem Herrn Kabinetsrath die Versicherung, daß ich ihn selbst, als einen liberalen Mann, hochschätze, und daß ich seine Stellung nicht mit seiner Person verwechsele.

Berlin.

Hieronymus Fränkel.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 114. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 14. Mai. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Die Sache ist jedoch nicht mehr rückgängig zu machen, und die Verzweiflung der umsonst nach Gedanken haschenden, von der Phantasie verlassenen Poeten gibt ebenfalls Veranlassung zu ergötzlichen Auftritten. Der häßliche Harfenist tritt frech in den Kreis; zwar hat er der Phantasie nichts ablauschen können, aber ein Lied, welches er früher auf irgend einen andern, ganz verschiedenartigen Gegenstand oft abgesungen, weiß er jetzt mit einigen Veränderungen auf die Gesangskönigin anzuwenden; wirklich singt er es ab, und so schlecht wie es ist, müssen die übrigen Poeten doch selbst ihm zugestehen, daß sie für heute nicht einmal ein Lied zu Stande bringen könnten, welches auch nur dem seinigen gleich zu stellen wäre. Die Zauberschwestern, in Priesterkleider gehüllt, erinnern daher die Gesangskönigin an ihr Gelübde, und trotz ihres Abscheues ist sie schon nahe daran, dem scheuslichen Harfenisten ihre Hand reichen zu müssen, als die befreiete Phantasie herangesprungen kommt. Kaum wird man ihrer ansichtig, so rühren sich urplötzlich die vorher ausgetrockneten Poetenadern; der ungekannte Prinz aber, der Einziggeliebte der Gesangskönigin, tritt begeistert hervor und spricht ein Lied zum Preise der Letztern, worin er zugleich seine wahre Abkunft und seine heimliche Werbung offenbar werden läßt. Die übrigen Wettsänger verstummen vor solchem Fluge und solcher Poesie, obschon Einer derselben heimlich viel Fehler in dem Liede wahrnehmen will. Der Sieg wird also dem königlichen Sänger zuerkannt, Apollo selbst kommt, ihn zu krönen, die in ein Klippenthal verwandelte Gesangsinsel erhält ihre vorige Schönheit wieder, die bösen Zauberschwestern aber versinken auf immer in Nacht und Abgrund, woher sie kamen, und die gequälten Poeten lernen wieder dichten. —

In diesem, wie in dem vorerwähnten Stücke fehlt es natürlich nicht an pompösem Hofstaate, an Kriegern, Geistern, Volke, Schatten, Traumgestalten, Tänzern und sonstigem Zubehör, an Fahrten durch die Luft und andern hierzu erforderlichen Blend- und Zauberwerken. —

Ferdinand Raimund hat, wie man sieht, sich eine ziemlich neue und, wenn auch nicht gerade zur Nachahmung zu empfehlende, doch glückliche Bahn gebrochen, indem er rein allegorische Figuren dramatisirte und ihnen, wie z. B. dem Bösen, der Tugend, der Vergänglichkeit, der Phantasie ꝛc. Fleisch und Blut gab. Der Tadel wäre hier zu leicht und fände überall zu viele Stützpunkte, als daß man denselben besonders ausführen dürfte. Zudem sind, wie schon weiter oben bemerkt, seine Stücke so sichtliche Ausgeburten einer offenbaren Ironie, einer oft unnatürlich wilden Lustigkeit, daß sich schwer ein bestimmter Maßstab daran legen läßt. Er entkleidet keck diese duftig-allegorischen Figuren, wie namentlich die Phantasie, ihrer gottähnlichen Unsichtbarkeit, ihres erhabenen Geheimnisses und stellt sie mit pathetischem Adel mitten in den niedrigsten Bilderwirbel, ja in die tollsten Fratzen des Erdenlebens hinein. Seine fabelhaft-grausamen Zauberschwestern achten es nicht zu gering, in eine grundgemeine Bierkneipe hineinzutauchen, um einen dummdreisten Harfenisten zu entführen, unter dessen groben Mißhandlungen sich später die göttliche Phantasie windet und der mit plumper Zuverlässigkeit die hohe, schöne Gesangkönigin seine Braut nennt. — Die stolze Königin des glänzenden Diamantenreiches wird von einem schurkischen, habsüchtigen Bauer auf empörende Weise indignirt, von brutalen und befangenen Richtern verhört; kurz Raimund's schmerzlicher Spott frivolisirt Alles, das Schönste wie das Erhabenste. Das herrlichste Noli me tangere des Dichterhimmels pflanzt er so zu sagen in die Düngerbeete des gemeinsten irdischen Treibens; von dem verschleierten Bilde zu Sais reißt er verwegen den ewigen Schleier und stellt es in seiner zürnenden Götterschaam nakt auf den offenen Markt vor ungewaschene Augen, kurz nichts ist ihm zu heilig, als daß nicht sein

verzweifelter Hohn es aus seiner Höhe herabzerren und in den niedrigsten Erdenstaub zwingen möchte. Dieses sichtliche Streben, selbst das Schönste, Ueberschwenglichste zu entzaubern und zu profanisiren, ist sicher die Ausgeburt eines schmerzlich zerfallenen Gemüths; diese halb heilig-ernsten, halb läppisch-widrigen Zaubergestalten sind — ich müßte mich sehr irren — nur aus der Tiefe eines wildzerrissenen Dichtergeistes hervorgegangen, und wirklich soll Ferdinand Raimund, den ich nicht persönlich kennen lernte, in seiner wahren Natur schwermüthig und verschlossen sein. Just die Ironie ist es, welche, wie ich schon früher einmal Gelegenheit zu bemerken fand, am liebsten Feen- und Zaubermährchen für Puppen- und Possenspiele wählt; denn die Erscheinungen eines einfach-niedern Lebens, mit welchen unerwartet ein bunter Zauberhimmel voller Luftfahrten, Verwandlungen und andern übersinnlichen Gaunereien in den tollsten Conflict kommt, führen zu bizarren Contrasten; mitten in dem duftig dünnen Flore der Zauberwelt sehen wir die plumpen schwerfälligen Gestalten des wirklichen Lebens hangen, und die Nähe des Alltäglichen hebt am ersten die Natur des Wunderbaren auf. Raimund schüttelt den Duft der Mährchenwelt, den Aetherglanz der Dichtung mit der groben plumpen Masse der Wirklichkeit durch einander, und der halblichte, halbtrübe Molken, der daraus entsteht, ist der Farbenton seiner wunderbaren Ironie, die sich oft in glänzenden Bildern, in wahrhaft poetischen Ergüssen und treffenden Witzworten ausspricht, im Ganzen aber freilich der Klarheit, Bestimmtheit und Rundung entbehrt.

Als darstellender Künstler ist Raimund mehr ein wahrhafter und geübter Maler menschlicher Launen, als menschlicher Leidenschaften zu nennen. Er ergreift jeden Charakter in seinen bezeichnendsten Momenten höchst richtig, denn komische und ernste Natur steht ihm gleich sehr zu Gebote, doch zweifle ich, daß er zu einem ausgeführten eigentlichen Charakterbilde die Ausdauer und die Kraft besitze. Er ist weit mehr mimischer Humorist, als Komiker. — Unter den Leistungen, welche ich während meines Aufenthaltes in Wien von ihm sah, zähle ich die des Gluthahn in seinem Zauberspiele: „Moisasur's Zauberfluch", zu den gelungensten. Diese Wahrheit in Ton und Geberde, dieses schlangenähnliche Winden der Rede in niedern und plumpen Worten, dieser gewandte Geist in dem schwerfälligen Leibe eines ergrauten Bauern, alles dieß war von ihm berücksichtigt, und er wußte es auf das Treueste darzustellen. — Auch sein Menschenfeind in dem ebenfalls von ihm verfaßten, auch in Dresden zur Aufführung gekommenen Zauberspiele: „der Alpenkönig und der Menschenfeind", welches jedoch unter allen übrigen der Wirklichkeit noch am nächsten steht, enthält viel Gelungenes; nur läßt er, meines Bedünkens, in den ersten Scenen zu sehr den Zweck aus dem Auge, ich meine die Selbstpersiflage des Menschenfeindes, er läßt ihn zu trocken, ja zu natürlich erscheinen, während nur dadurch, daß er ihn in's Uebertriebene, Carikirte zieht, der Menschenfeind in ein Spektakelstück dieser Art, wo von keiner unmittelbaren Charakterdurchführung die Rede sein kann, passen will. — Ein anderes, in Wien ebenfalls mit vielem Beifalle aufgenommenes Zauberspiel Raimund's: „der Diamant des Geisterkönigs", stelle ich in seiner Anlage, wie in seinem Gehalte, weit hinter dessen andere Productionen zurück, denn es entbehrt vor Allem der Frische und des heitern Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Aus Gotha, Mitte März 1831.

Man darf das Koburg-Gothaische Theater nicht mit andern vergleichen, um es richtig zu beurtheilen; dazu muß man den Maßstab von ihm selbst nehmen, d. h. man muß sich damit bekannt machen, was das Personal leisten muß, um nicht unbillig zu sein. So viel ist gewiß, mit Rücksichtnahme auf die geringen Gagen und auf die Masse neu einstudirter Stücke ist es ohne allen Zweifel das beste Hoftheater in Deutschland. Bedenkt man ferner, daß es nicht besteht, um Kunstgenüsse, sondern nur um Unterhaltung zu gewähren, so wird man sich durch seine Arbeiten — wenn auch nicht ganz befriedigt fühlen — aber doch befreunden; ja beobachtet man die Schnelligkeit, mit der man hier oft schwierige Sachen einstudirt, und hernach recht leidlich gibt, so kann man dieser Schnelligkeit eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Vom 18ten November 1830 bis zum 22sten Februar 1831 spielte das Personal auf der alten in der Geschichte der theatralischen Kunst so berühmten — obgleich sehr kleinen Bühne auf dem Schlosse Friedenstein hier, und wir sahen dreißig neu einstudirte Lustspiele, fünf neu einstudirte Schauspiele und vierzehn neu einstudirte Opern, Singspiele, Vaudevilles, als da sind: Nehmt ein Exempel dran; Karl XII. auf Rügen; Hans Luft; Spiele des Zufalls; Liebeszunder; der junge Ehemann; der todte Onkel; der beste Ton; Narrheit und Narrethei; Eine für die Andere; das Intermezzo; Zwei Jahre nachher; der Geizige; der Wollmarkt; der junge Pathe; das Räuschchen; Pfefferröschen; der König von gestern; Christinens Liebe und Entsagung; Blindgeladen; Welche ist die Braut; Fehlgegriffen; Familienleben Heinrich IV.; Nummer 777; der Ehemann als Bittsteller; Schlafrock und Uniform; die Helden; der Schatzgräber; der gerade Weg der beste; die feindlichen Brüder; die Stimme der Natur; Ein Tag vor Weihnacht; die Waise und der Mörder; der Tagsbefehl; Reue; Euryanthe; Fiesko (neue Oper von Lübcke); Fra Diavolo; der Hausirer; die Braut; Joconde; Rothkäppchen; der Alpenhirt (neue Oper von Rohr); der Wilddieb (neues Singspiel von Lübcke); das neue Sonntagskind; der Gefangene; Adrian von Ostade; Schülerschwänke; Rochus Pumpernickel auf eine andre Manier.

Man sieht daraus, daß wir nicht hinter den größten Theatern zurückgeblieben sind und wenigstens unser schaulu-

stiges Publikum angenehm unterhalten können. Wir kommen später bei Beurtheilung einzelner Leistungen auf die ebengenannten Stücke zurück, und halten es vorerst für nothwendig, eine kurze Kritik unsers Personals selbst voraus zu schicken, weil in andern öffentlichen Blättern darüber fast so gut als nichts verlautet hat.

Döbbelin sen. Komiker; gibt auch Buffons in der Oper und spielt neuerdings auch Charakterrollen; er ist ein sehr talentvoller Schauspieler; der Geist seiner berühmten Vorfahren ruht auf ihm. Seine Komik ist natürlich und reißt deshalb den Zuschauer unaufhaltsam hin. Man muß es ihm als eine große Tugend anrechnen, daß er niemals utrirt. Von wie wenigen Komikern kann man das sagen? den Mangel aller Stimme ersetzt in den Opern sein treffliches Spiel. Er ist mit Recht der Liebling des Publikums. Ob er Charakterrollen mit demselben Glücke spielen wird, wagen wir zu bezweifeln. Zugleich besorgt er die Regie, und da der Herzog nur Lustspiele liebt, auch die Gesellschaft nur diese Gattung von Dramen gut aufzuführen vermag, so ist Döbbelin natürlicher Weise die Seele des Ganzen. Er wird stets gern gesehen; doch sind folgende Partieen vielleicht seine besten: Köck im Platzregen; Schelle in den Schleichhändlern; Krumm in Gerade Weg der beste; Herr von Ich; Alte Jüngling; die Drillinge; Rigolard in Hans Luft. — Döbbelin jun., Bruder des vorigen, talentvoller Anfänger; gibt Naturbursche mit Glück und tanzt. — Hessen gibt Chevaliers und Bonvivants mit Glück; auch sieht man ihn in Partieen, die an die Karrikatur streifen, nicht ungern. Er hat vorzüglich einen schönen Jünglingskopf, doch ein allzuweiches Organ, und sollte deshalb nicht mit im Trauerspiele spielen. Seine vorzüglichsten Partieen sind Hans Luft (ausgezeichnet), der junge Ehemann, Karl Ruff. — Hintz ist überall zu brauchen, verdirbt nichts, ist nirgends unangenehm und hat sich nicht ohne Glück in die Raupach'schen Till's hineingearbeitet. — Illenberger spielt Helden und singt als Bariton in der Oper, deren Regisseur er ist. Er hat eine schöne, kräftige Gestalt, ein gefälliges Aeußeres, ein angenehmes Organ, keine Stimme und mag allzusehr beschäftigt sein, um zum Studiren seiner Partieen die nothwendige Zeit übrig zu behalten. — Karsten, wir haben ihn noch zu wenig auf unserm Theater gesehn, als daß wir uns ein Urtheil über ihn erlauben dürften. Er scheint Routine zu haben und hat Väter gespielt, doch ohne Natur und Glück. — Pabcke, Liebhaber, hat viel Gewandtheit, ein recht schönes Organ, und — was ganz besonders an ihm zu loben ist — memorirt sehr gut. Seine Stellungen sind oft unnatürlich und beleidigen das Auge. Seine beste Rollen sind: Hans Sachs, Salen, Karl in Spiele des Zufalls. — Rath, allererster Anfänger mit einer hübschen Tenorstimme, ohne Festigkeit. Er weiß noch gar nicht auf dem Theater zu stehen, noch wohin er die Hände thun soll. — Rochow, erster Tenorist, ist aber auch mit viel Glück im Schauspiele, vorzüglich als Liebhaber thätig. Er besitzt sehr viel musikalischen Sinn und eine angenehme Stimme, die für unser Theater gerade ausreicht. Sein gutes Spiel in der Oper, was man in Deutschland noch bei wenig Sängern findet, ist sehr zu loben. Seine beste Leistung ist ohnstreitig Fra Diavolo; zu den guten rechnen wir ferner Max im Freischütz; Masaniello; Ory; Almaviva im Barbier; Linsberg im Schnee. — Toussaint, erster Bassist, hat eine treffliche etwas hochliegende Baßstimme und einen ihr angemessenen Vortrag. Er ist in der Oper wie im Schauspiele gleich beliebt; gibt Charakterrollen, Intriguants, Väter. Seine Leistungen haben uns fast durchgehends angesprochen, und wir vermögen deshalb keine besonders herauszuheben. — Weckerle singt zweite Baßpartieen, doch nicht mit besonderm Glück, hat auch noch zu wenig geleistet, um ihn beurtheilen zu können. — Weinkauf, spielt zweite komische Rollen, Dümmlinge, Naturbursche mit Glück, wirkt in der Oper und ist unentbehrlich. Eine sehr gelungene Rolle von ihm war der homöopathische Doktor in Raupach's feindlichen Brüdern. — Weiß gibt Väter, Moralisten, Poltrons und verdirbt nichts. Seine praktischen Kenntnisse vom übrigen Theaterwesen erhöhen seine Brauchbarkeit. — Wolff; Episoden, Bediente ꝛc.

Das weibliche Personal: Dem. Belleville, ein recht hübsches Mädchen mit einem effectvollen und wie für's Theater gemachten Gesicht, ziert sich aber viel zu sehr und bedarf eines guten Unterrichts. Legt sie das Eine ab und das Andere zu, so wird sie gewiß recht Erfreuliches leisten. — Mad. Bianchi, Mütter, komische Alte. Ihr fehlt es oft am rechten Verständniß der Rolle; ihre beste Partie ist Mad. Bertrand in Maurer und Schlosser. — Mad. Hessen; zweite Sopranpartieen, mit einer angenehmen, klangvollen, aber dünnen Stimme; übrigens eine liebliche Erscheinung auf der Bühne und erst mit etwas mehr Routine gewiß überall willkommen. Sie trägt den Körper zu weit vorwärts und muß mehr Grazie in Stellung und Gang entwickeln. — Dem. Hinze, jung und talentvoll, kann bei Fleiß und Unterricht eine gute Liebhaberin werden. Jetzt spricht sie noch Alles in einem wunderlich gerührten, resignirenden, sentimentalen Tone. Ihre Erscheinung ist angenehm; an Routine fehlt es noch stark. — Mad. Illenberger, unsre erste Sängerin mit einer starken, hohen Kopfstimme und erstaunenswerther Gewandtheit. Die schwersten Partieen studirt sie in einer unbegreiflich kurzen Zeit fertig ein, und ist dann so sicher, wie in einer alten unzählige Male gesungenen Partie. Sie ist mit Recht beliebt; man sieht sie in keiner Partie ungern, obgleich sie alle gleich spielt und singt, und keine charakterisirt. Zu heitern Partieen eignet sich ihre Individualität am besten. — Drei Schwestern DD. Karsten sehr talentvoll; die beiden jüngern in Kinderrollen unvergleichlich gut. — Dem. Lange, erste Liebhaberin, ist die Zierde unserer Bühne. Ihre schlanke, regelrechte Gestalt, ihr lebendiges Auge, die Wahrheit ihres Spiels in vielen Rollen, ihr guter Vortrag machen den Wunsch vergessen, daß ihr Organ etwas geschmeidiger sein möchte. Auch hat sie einen starken Zug zur Sentimentalität; es fehlt ihr jedoch nicht an Talent, das Richtige schnell zu erfassen und mit

Wahrheit darzustellen. — Mad. Pabcke, Altpartieen, hat eine volltönende obwohl etwas harte Stimme, einen guten Vortrag, wenn auch nicht sehr viel Gesangkunst. Sie besitzt mit Recht die Gunst des Publikums. Sehr gut sind von ihr Tancred, Sextus. — Dem. Schuberth, zweite Liebhaberinnen, Soubretten ꝛc. sehr brauchbar. — Dem. Stoffregen zeigt sehr viel Talent, hat ein angenehmes Aeußeres und wird mit Erfolg im Schauspiele, wie in der Oper beschäftigt. — Mad. Weinkauf, ein Genie und vom ganzen Personal bei weitem das ausgezeichnetste Individuum. Sie gibt Mütter, komische Alte, Heldinnen, ja sogar noch Liebhaberinnen mit gleich gutem Erfolg. Ihr entschiedener Beruf zur theatralischen Kunst thut sich in jeder Rolle kund. Ihre Gräfin Terzky wird man schwerlich von einer Andern besser sehen. Auch in der Oper wirkt sie mit Glück und ihre Jenny in „der weißen Dame" ist allerliebst. Ihr Spiel ist fein und höchst verständig, ihre Aussprache laut und deutlich, ihr Organ sonor. — Mad. Weiß, Soubretten ꝛc. Nach dieser Uebersicht gehen wir zu einer kurzen Besprechung der hier aufgeführten Stücke und der Darstellung derselben über.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

Prag, Monat März.

Am 1ten führte Hr. Ernst zu seiner Benefize dem hiesigen Publikum in dem Lustspiele: „Die Macht des Blutes," eine Novität vor, welche nur in Deutschland auf dieses Cognomen Anspruch machen kann, denn dessen Verf. der Spanier Don Augustin Moreto, dem wir auch „Donna Diana" verdanken, ist seit länger als gestern ein Mitbürger der Unterwelt, und der deutsche Bearbeiter Dr. Alois Jeiteles, der unseres Wissens auch einige Stücke des Calderon in die deutsche Sprache übertrug, scheint über das Studium der spanisch-dramatischen Literatur das des deutschen Theaters und die Anforderungen unserer Zeit an ein Bühnenprodukt außer Acht gelassen zu haben, wie hätte er sonst ein Sujet, wo es sich blos um eine Kinder-Vertauschung handelt, und die Intrigue weder komische Situationen herbeiführt, noch überhaupt Interesse zu gewähren vermag, dem deutschen Theatergeschmack anpassend gefunden?

Am 6ten „Alle sind verheirathet," Seitenstück zu Korntheuer's einaktigem Lustspiele „Alle sind verliebt," worin Hr. Feistmantel wieder Gelegenheit erhielt, sein Talent als Lokal-Komiker glänzen zu lassen. Diese Piece dürfte, wenn die Theaterscheere zuvor einige Längen und Auswüchse desselben verbannt haben würde, noch mehrere Abende zu interessiren vermögen.

Am 8ten zur Benefize des Veterans Schikaneder (Neffen des bekannten Verf. der Zauberflöte) eine der ältesten Novitäten, die das deutsche Repertoir bieten konnte, „Das rothe Käppchen", komische Oper in zwei Akten von Stephanie d. j. und Musik von Dittersdorf. Der Name des Componisten war die beste Empfehlung für die Oper, welche, vielleicht des veralteten Styls halber, bei dem musikalischen Theile der Zuschauer nur laue Aufnahme fand. Indeß dürfte die darin beobachtete Harmonie des Textes mit der Musik, diese von aller leeren Künstelei und Effecthascherei entfernt gehaltene Composition so vielen bedeutungsleeren geräuschvollen Hervorbringungen der neuesten Zeit unbedingt vorzuziehen sein.

Am 16ten zur Benefize des Podhorskyschen Ehepaars, Rossini's „Tell", hier wurde die ganze Oper an Einem Abende gegeben. Die meisten Stimmen über dieses neueste Tonwerk des Meisters von Pesaro vereinigen sich dahin, daß der Compositeur dießmal mehr auf charakteristische Färbung seines Tongemäldes bedacht gewesen und seine frühern Eigenthümlichkeiten abgestreift zu haben scheine. Uns jedoch wollte bedünken, daß die Ouvertüre zu einer heroischen Oper, die mit einer Tanzmelodie schließt, keinen haltbaren Beweis für den charakteristischen Werth derselben zu bieten vermöge. Die Helden dieser Oper sind nicht, wie zu Gluck's Zeiten, Könige und sonstige erlauchte Personen, sondern (wie es die gegenwärtige Epoche bedingt, wo die untere Volksklasse den Ton angibt) Bauern. Ihr niederer Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft hindert sie ganz und gar nicht, eben so gut, als die Abkömmlinge des Zeus, in — Recitativen ihrer Galle Luft zu machen, wie z. B. Leuthold's Worte: „Ich hab' ihm mit der Axt den Kopf gespalten", in schlichter Prosa gewiß nicht zur Hälfte den erhebenden Eindruck hervorgebracht hätte, den ihm der feierliche Ton des Recitativs verleihen mußte. Mad. Podhorsky (Mathilde), insbesondere aber Hr. Orska (Arnold) verdienten für ihre treffliche Leistungen besonderes Lob. Letzterer darf diese Rolle auch als Spielpartie zu seinen besten zählen. Das durchaus neue Costüm und die vom Hrn. Baurath Fischer gemalte Schlußdekoration dürfen als gültige Beweise für das löbliche Streben der Direction betrachtet werden, ihr Institut selbst mit Hofbühnen rivalisiren zu lassen, insofern nicht eitle Prachtliebe, sondern die Natur des aufzuführenden Stückes einen erhöheten Kostenaufwand zu bedingen scheint.

Am 20sten „Der Herr vom Hause", Lustspiel in vier Akten von Holbein. Vielfach verbrauchte Situationen und Charaktere, aber durch eine wahrhaft klassische Besetzung selbst in den Nebenrollen, wie es hier der Fall ist, muß der Erfolg bei der Aufführung nur zu Gunsten des Dichters ausfallen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 115. (II. Jahrg.) Montag, den 16. Mai. 1831.

An die Hoffnung.

Hoffnung, wärest Du nicht, wie traurig wäre das Schicksal
Sterblicher Menschen, nur Du richtest die Sinkenden auf.
Du strahlst sonnigen Blick durch wetterschwangere Wolken;
Aus dem Dornengebüsch lockest Du Rosen hervor.
Wenn den Edleren Neid und Arglist tückisch verfolgen,
Stählst zu frommer Geduld Du das empörte Gemüth.
Durch Dich sieht er im Geist die Morgenröthe der Wahrheit,
Und großmüthig verzeiht er dem Beleidiger gern.
Auf der tobenden See erfüllst Du mit Muthe den Schiffer,
Und durch Donner und Sturm winkt dem Verzagten das Land.
Du durchdringest das Herz des Redlichen: selig in Dir schaut
Still er den Hügel, der bald seine Gebeine bedeckt.
Schon hienieden erfüllt ihn Wonne beglückterer Geister,
Die zum Himmel vor ihm, würdig des Himmels, geeilt.
Liebenden linderst Du mild die Schmerzen entbehrender Liebe,
Du versüßest den Schmerz, daß er in Wonne zerschmilzt.
Die das Schicksal getrennt, führst Du im Geiste zusammen,
Und sich wieder zu seh'n freut sich ihr wallendes Herz.
Ach, was wär' ich, wenn Du mit Deiner kühlenden Palme
Mir zur Seite nicht ständ'st, jetzo getrennet von Ihr!
Von der Geliebten, von Ihr, die im jeglichen Reize der Tugend,
Jeglicher Schönheit Reiz, pranget und selbst ihn nicht kennt.
Schrecklich wäre mein Loos, wie könnt' ich den Jammer ertragen.
Und der Verzweiflung Raub irrt' ich, verloren, umher. —
Hehre Tochter des Himmels, o! sei mir immer zur Seite,
Daß den Liebenden nicht langsam verzehre der Gram!
Mildere, auch wie mir, die Leiden der treuen Geliebten,
Die, gleich wie ich an sie, immer an mich nur gedenkt!
Gern bekränzen wir dann, Du Himmlische, Deine Altäre,
Und ein Altar für Dich bleibe das liebende Herz!
Freudengeberin, sei den reinen, liebenden Seelen
Immer hold, o verlaß, segnende Göttin, sie nie!

Eck.

Die Droschke.

Von K. M—r.

Bei einem der ersten Restaurateurs in B....., wo man schon deshalb vorzüglich köstlich zu essen und zu trinken vermeint, weil es zum guten Ton gehörte, bei ihm zu diniren oder zu soupiren, und weil man dort Alles noch um funfzig pro Cent theurer bezahlen muß, als in andern Restaurationen, hatte sich eine Gesellschaft junger lebelustiger Männer eingefunden, um einmal ein fröhliches Mittagsmahl zu halten.

Die Gesellschaft bestand, wenn auch nicht aus Freunden im edlen und strengen Sinne des Worts, doch aus Bekannten, die auf einem zwanglosen Fuße mit einander lebten. Man hatte sich die Speisen, mehr aber noch den Wein schmecken lassen; die Pfropfe der Champagnerflaschen knallten, der Wein schäumte und zischte in dem hohen spitz sich endenden Kelche der Gläser, und um immer eine neue Veranlassung zu haben, ein Glas zu leeren, brachten die Theilnehmer mancherlei Toaste aus.

Die gewöhnlichen waren erschöpft, und man ging nun zu solchen über, wobei doch der Eine oder der Andere, trotz seines Jesuiterräuschchens, Bedenken trug, mit anzustoßen. Dieß war selbst der Fall, als Einer den Toast: Henriette Sontag! ausbrachte; ein großer Bewunderer des Redakteurs der Zeitschrift: die Berliner Schnellpost, wollte nicht mit anstoßen, als er aber darauf den Namen Saphir zum Trinkspruch wählte, blieben fast alle Gläser unberührt.

„Wenn wir denn doch zu dem alten Testamente übergehen wollen," nahm ein junger Mann, der Kassirer Wegner, das Wort, „so schlag' ich den Mann vor, dem wir hier die Droschken zu danken haben. Er lebe!"

Man fand den Einfall so barock, daß man wirklich ein ziemlich einstimmiges: Er lebe! rief, und ein frisch eingeschenktes Glas leerte.

Als es wieder etwas ruhiger geworden war, wandte sich der Hofrath Lindewald an den Ausbringer dieser Gesundheit und sagte:

Mich wundert's, daß Sie gerade auf diesen Einfall gekommen sind; Sie, der Sie sonst ein erklärter Gegner der Droschken waren, ihren geschmacklosen Bau, ihr unbequemes Einsteigen, das unausstehliche Geklapper daran, und die oft bis zum Hinfallen abgetriebenen

Pferde tadelten; hauptsächlich aber die Gefahr, der man sich darin aussetze, beschmutzt zu werden, weil sich oft Dienstmädchen und Personen aus den niedrigsten Klassen dieses Fuhrwerks bedienen; weil man sie dazu braucht, Betrunkene sich vom Halse zu schaffen, ja, weil sich sogar schon Einer darin selbst entleibt hat! — Man muß hübsch consequent bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Titan.

(Fortsetzung.)

Die eine war eine Frau, von einer so reinen und so erhabenen Schönheit, wie es nur die ewigen Tiefen des Himmels selbst sind. Es war jene hehre Schönheit, die das Ergebniß des Einklangs zwischen Seele und Körper ist, zugleich voll Majestät und Macht, voll Anmuth und Milde: das erhabene Antlitz aber drückte Schmerz, tiefen, unabwendbaren Schmerz, und eine Reue aus, die ihren Geist mit der ganzen schrecklichen Energie, deren nur ein solches Wesen fähig sein konnte, quälte und marterte. Sie rang die Hände, die Augen hafteten auf dem Boden, und das Gefühl jenes unendlichen Leidens durchseelte dergestalt ihr ganzes Sein, daß Daluhm für ein Wesen so fremdartiger Natur eine Sympathie empfand, die immer mehr und mehr zu unaussprechlicher Innigkeit wuchs. Es war, als ob dieses Bild des unendlichen Schmerzes das Schweigen der Ewigkeit ausfülle, und er hätte unaufhörlich davor stehen, und ihm ein nie endendes Mitgefühl weihen können.

Wer aber war jene andere Gestalt und in welcher Verbindung stand sie mit dieser allüberwältigenden Form? Er wandte sich, und erkannte augenblicklich Wuchs und Antlitz jenes jugendlichen Herrschers, der an der Wand des Festsaales im Triumphwagen mit seiner Gattin fuhr. Sein hoher Bau war der eines Gottes, leicht, kräftig und anmuthig; das Antlitz hehr, adleräugig, aber unendlichen Stolz, unersättlichen Ehrgeiz verrathend. Er stand in der Ehrfurcht gebietenden Stellung der Kraft und des Befehlens, doch untermengt mit Anzeichen der Ueberraschung und des Schmerzes, aufrecht, doch etwas zurückgebogen, die Arme niederhängend, doch etwas vorwärts, jede Faust krampfhaft zusammengepreßt, und die Züge vorstehend, gleich als würde seine Aufmerksamkeit durch etwas vor ihm im höchsten Grade in Anspruch genommen. Es war aber Niemand vor ihm, zu seinen Füßen aber lag eine prächtige Flasche.

Wie lange Daluhm in Verzückung diesen wunderbaren Anblick genoß, wußte er selbst nicht. Die Intensität seiner Gefühle hatte alle Ideen von Zeit vernichtet; der Eindruck, den diese beiden Gestalten, insbesondere jenes ewige, unendliche Weh auf ihn machten, verschlang alle anderen Eindrücke, überwältigte seine Seele vollkommen, und nahm seine Phantasie gänzlich gefangen. Er wandte sich endlich, wie von einer Zaubergestalt ab, versuchte es mit aller Macht, den Bann ihrer Einwirkung zu brechen, und eilte vorwärts. Stets schritt er durch riesige Säle, durch weite Säulengänge, und durch Höfe mit Fontainen, die nicht mehr spielten, und mit Statuen ausgestattet, so gigantisch, als die Wesen, welche er gesehen hatte: aber die Gestalten von dem Throne schwebten seiner glühenden Seele noch immer vor, er sah alles Andere nur undeutlich, bis er endlich mit einem Gefühle der Freude in die freie Luft trat.

Es war Nacht, der Mond bestrahlte im einsamen Glanze jene hochgethürmten Wohnungen, und zeichnete ihre riesigen Schatten auf den Boden hin. Wie groß war aber sein Staunen, sein Schreck, als er auf einer umgestürzten Säule, gerade vor ihm, eine so gigantische Gestalt, wie die im Palaste, in gedankenvoller, träumender Stellung sitzen sah! Dieß, das fühlte er, war entweder eine lebende Gestalt, oder blos ein Gebilde seines fieberhaft erhitzten Gehirnes. Der Mond beschien sie zum Theil. Er sah mit der ängstlichen Hoffnung, sie möge, wie schrecklich immer, doch nur von Stein sein, zu ihr empor. Dieser eine Blick aber versteinerte ihn selbst fast! — Er sah ein lebendes Auge leuchten! Es war auf ihn gerichtet, und in demselben Momente erkannte er in Bau und Antlitz die höchste Aehnlichkeit mit der Statue des jungen Königes von dem Throne. Noch ein Moment, und eine, für ein Wesen von solcher Statur, leise und anmuthige Stimme sprach also zu ihm:

„Sohn der Erde, wie Du immer in die Stadt gekommen sein mögest, so kann es nur durch Gottes Mitwirkung geschehen sein. Bis jetzt hat kein Menschenauge sie erblickt, kein Menschenfuß ihre Straßen betreten. Wisse denn, daß Du in der Stadt der Urbewohner der Erde bist. Du hast gesehen, was für Dich Wunder sind, und was kein Mensch wieder erblicken wird: höre denn, was selbst für ein Wesen Deiner Art nicht verloren sein mag."

„Diese Paläste waren die Wohnungen meiner Ahnen, ein Geschlecht von Wesen, wie Du mich siehst, wie die Scenen innerhalb dieser Mauern sie darstellen; — Wesen, zwar unendlich weniger zahlreich, als Dein winziges Geschlecht, aber begabt mit Fähigkeiten, Kräften, und mit einer Intensität der Leidenschaft und Erkenntniß, wie sie in eurem schwachen Baue nicht wohnen kann. Sie waren zwar sterblich, aber nicht Jahre, Tausende von Jahren maßen das Ziel ihres Daseins. Meine Vorfahren beherrschten diese Stadt; ein an sich unbedeutendes Ereigniß verschaffte ihnen jedoch die Herrschaft über den größten Theil ihres Geschlechtes."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Spazierfahrt nach Hamburg.

(Beschluß.)

Da trug ich im Gedächtnisse nach, ließ die Kinder groß, die Aeltern reich — oder auch alt werden und sterben. Sah ich doch in dem großen Primaner selbst den Freund eines Mitschülers, dessen Vater einst auch mein Schulfreund gewesen war!

In Magdeburg brachte ich den 20sten Juli bei theuren Verwandten zu, mit denen ich in aller Eile von den Verschönerungen in und um die Stadt mir zugleich einen Ueberblick zu verschaffen suchte. Was ein einziger Mann Alles in kurzer Zeit zu wirken und zu schaffen vermag, sieht man hier auf die auffallendste Weise an den Veranstaltungen des Oberbürgermeisters Franke. Der schöne breite Weg mit dem Pflaster von ganz gleich gehauenen Steinen kam mir jetzt viel breiter vor als sonst. Auf dem Anger an der Elbe, bei dem Herrenkrug, war ein förmlicher Park mit den anmuthigsten Laubgängen in- und ausländischer Gesträuche aus der Erde hervorgezogen und dient jetzt den Magdeburgern, wöchentlich zwei oder drei Mal, des Sommers unter Ausführung einer herrlichen Musik zu den heitersten Vereinen. Eine Anlage im größern Styl wird am Klosterberg her zubereitet. Mit welchem Gefühl betrat ich diesen Hügel, wo ich von meiner zerstreuten Jugendzeit, in verschiedenen Verhältnissen, einst über acht schöne Jahre verlebte! Das alte und das neue Gebäude war sammt Kirche und Abtei durch den Krieg und seine Folgen rein hinweggewischt. Nur an dem Teiche und an der Windmühle konnte ich ohngefähr noch die ehemalige Lage des Klosters und der Spielhofmauer ermessen. An einem Steine steht geschrieben, was sich hier begeben hat. Mir kam dabei aus der Schulzeit in's Gedächtniß, wie damals ein Schüler immer damit geneckt wurde, daß er schon so lange auf der Schule sei, und wie ich darauf, als ich zugleich mit ihm abging, in sein Stammbuch schrieb:

Ach! unser W. ist nicht auf Bergen mehr,
Wo nimmt nun Bergen einst für sich ein Denkmal her?

Diese Worte, die etwas Undenkbares voraussetzten, waren nun doch wirklich in Erfüllung gegangen. Denn es hätte jetzt wohl Noth gethan, daß W. gekommen wäre und mir gesagt hätte, wo das Kloster gestanden. Die Kirche mit ihren hellen Glocken, mit dem schönen Orgelwerke von Groß und Seebach, hat sich in ein Gasthaus verwandelt, doch ganz eigen hat es sich gefügt, daß der Saal darin, weil er durch zwei Stockwerke geht, mit den hohen Fenstern noch immer an die Kirche erinnert, gleich als hätte sie nicht ganz vertilgt werden können. Wer Lust hat, kann eine Legende daraus dichten.

Ich unterließ auch nicht, in Magdeburg das Theater zu besuchen, fand es jedoch gegen sonst wie verengt und verdüstert, und im Publikum nicht mehr die leichte Fröhlichkeit wie ehemals; das Komische mußte schon etwas stark kommen, wenn es ein lautes Lachen erregen sollte. Freilich fiel die Darstellung der Pretiosa, die eben gegeben wurde, grade nicht vorzüglich aus und lieferte noch besonders das Merkwürdige, daß Petronella zum Wahrsagen ihre Hand wohlbeschuht ausstreckte und eine Stimme im Parterre ihr erst zurufen mußte: Handschuh aus! — —

Indem ich mich nun wieder mit den flüchtigen Zügen einer Spazierfahrt, über Bernburg und Halle, der Stadt Weimar nähere, muß ich noch erwähnen, daß ich dem Leser alle die Prügel verschwiegen habe, die der Kutscher, oft zu meiner wahren Noth, sowohl an den Polaken als an den Hamburger bisher ausgetheilt. Beide wechselten mit einander im Umfallen ab, und wurden dann auch wechselsweise hinten an den Wagen gebunden. Ein Mal gab der Kutscher dem Polaken in allem Ernste schuld, er wolle nicht ziehen, weil er dächte, daß er den Hamburger hervorholen und an seine Stelle bringen solle. Kurz vor Naumburg wurde es endlich so arg, daß ich dem jähzornigen Kutscher, der darauf bestand, daß die Pferde entweder ziehen oder sich todt auf die Landstraße hinstrecken sollten, mit dem festen Vorsatze drohen mußte, davon zu laufen, wenn er das Prügeln nicht einstelle. Jetzt ließ er sie denn so langsam gehen, wie sie wollten und konnten. Ein Müller hatte mittlerweile den hinkenden Hamburger in sein mitleidiges Herz gefaßt. Er ging wie ein Leidtragender hinter ihm her, und als wir den Gasthof glücklich erreicht hatten, brachte er ihn für zwei Thaler an sich, aus wirklichem Erbarmen, sagte er. Des Nachmittags ging es durchaus nicht, wenn wir nicht vor jedem Wirthshause anhielten. So waren aus den drei Wochen, die ich zur Reise bestimmt hatte, viere geworden. Es ist mir aber schon recht geschehen; zu einer Spazierfahrt — nach Hamburg soll man Kutscher und Pferde besser kennen.

St. Schütze.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Karlsruhe, Ende Februar 1831.

Das Gratulation-Nomadenziehen, am ersten Tage des neuen Jahres, nur daß es ohne alle Heerdenumzüge geschieht, bezeichnet bei uns den Anfang der neuen Lebensära, als habe es die Bedeutung, daß wir nie durch das ganze Jahr in Ruhe und Rast kommen sollen, während doch auch wahre Nomadenvölker zu Zeiten ihre Zelter aufschlagen und den klaren Sternenhimmel über sich zu einem höheren und schöneren Zelte ausgespannt sehen. Man hat schon irgendwo den Vorschlag gethan, Kleinkinderwartinstitute als

Ablösung jener lästigen Ceremonie zu errichten — Einer, der mir begegnete, meinte, sehr billig wäre es wohl, die Tische zu den Namensunterschriften Jedem in's Haus zu schicken und warme Fußsocken dazu, so lange er die Füße deßhalb unter den Tisch zu schieben hätte, wolle er nicht gerade als Standesperson die Unterschrift fertigen. Ich wollte, daß die Stadt noch drei Mal so groß wäre, daß Jeder, um überall noch zu rechter Zeit anzukommen, einen Omnibus (in unserer Stadtsprache Blamagewägelchen) nehmen müßte, dann würde der noch größeren Unbequemlichkeit wegen das Gratuliren — da, wo es nicht hin gehört — von selber aufhören, weil doch nicht alle mit den wenigen Omnibus ausreichen würden, so gefügig sie sich auch in der Blamage zusammenfänden. Ich für meine Person gestehe, daß, wäre der Gebrauch (nicht die Sitte) des Neujahrsgratulirens mit diesem diplomatischen Zuschnitte ein vertrocknetes Räderthierchen, ich auch noch nach zwanzig Jahren keinen Versuch machen würde, durch aufgegossene Wassertropfen ihm neues Leben zu geben. Der erste Tag im Jahre sollte ein stiller Feiertag sein, mehr der geheimen Betrachtung geweiht, zu gewahren, wie das alte Jahr dem neuen einen rührenden Scheideblick zuwirft und das neue in seiner kindlichen Unbefangenheit fast gar nicht weiß, was die alte Zeit mit ihrem rührenden Blicke will, während es sich gleichsam spielend eine Krone von Flittergold aufsetzt, die ihm das Christkindchen darbeut.

Hoffeten mancherlei Art erhellten die Winternächte mit den tausend Wachskerzen, deren reicher Schimmer aber nicht bis in die armen Gäßchen gelangen wollte, dort einiges Lampenöl zu sparen, indem letzteres noch auf eine eclatantere Weise durch mildthätige Gesinnungen geschehen sollte. Denn diese bleiben doch immer die schönsten Winterblumen, die nur während der härtesten Kälte treiben und phosphorescirend durch die Nacht des Elends leuchten. Bald reihte sich die Faschingszeit an mit ihren ergötzlichen Metamorphosen und es waltete eine heitere Stimmung, die sich auf so vielen besuchten Bällen kund gab. Aufrichtigkeit unter der ganzen Maske und Unaufrichtigkeit, aufrichtig blickend durch Augen von Drath und Gimpen, steife Staatsräthe in Flirren, rauschenden Domino's und Bajuten, und geleckte Stutzerjünglinge, am Arme hängend von Matronen, deren Töchter sie kirre machen wollen — ohne ihnen die Ehe als ernsteren Spaß anzubieten — wer erkennt nicht die Faschingsläcberlichkeiten des Lebens selber in den Faschingsnächten wieder und was der Narr mit der Schellenkappe treibt, zeigt er sich nicht eben damit als ein treuherziger Verwandter von — uns Allen? Zwei große Kinder, nämlich zwei erwachsene Mannspersonen, sah ich auf Steckenpferden reiten, mit allerlei Spielzeug in den Taschen — repräsentirten sie nicht das ganze Menschengeschlecht? Ein ehrenwerther Ausländer hatte einem Frauenzimmer zu Weihnachten einen Blumenstrauß von Conditorzuckerwerk pfundschwer geschenkt, wo die Blumen an schwankenden Stielen sich wogen, und man erzählte ihm, das Fräulein habe diesen Strauß auf einem Hofballe getragen und alle Tänze damit durchgemacht, und die Bonhomie des Ausländers hätte es gerne geglaubt, wenn er nicht auch — gescheidt gewesen wäre.

Aber daß der mystische Protestantismus, ganz gegen das Wesen des Protestantismus, der durchaus Alles hell und klar sehen will, seine Geheimnißlehren auskrame, will mir nicht gefallen. Das Sprichwort: Es ist nichts so gefährlich als ein dummer Freund, dürfte hier in seiner Gültigkeit bestehen. Ueberhaupt ist aller Mysticismus, selber der vermeintlich wahre, ein Herausheben der Baumwurzel statt der Krone, noch ehe Luft und Sonnenlicht die Wurzel zu jener verklärt haben. Warum das lichtdürstende Auge mit der Wurzel sättigen, welche die Nacht in sich begräbt? Der eigentliche und in der Natur des menschlichen Geistes **nothwendige** Mysticismus wäre der, der die Wurzel, die Grundanlagen aller Menschheit, nicht in einseitiger Heraushebung, erkennte, in polarischer Entgegensetzung gegen die lebensvolle, nach dem Himmel strebende Baumkrone, die höhere Vollendung menschlichen Daseins. Noch bestehen frommseinsollende Zusammenkünfte in der Stadt, wo die freien Vorträge solcher, die sich Begeisterung genug zutrauen, ihre kleine Gemeine zu erbauen, im Stillen wenigstens auf eine Kirchenverbesserung hinarbeiten. Ein, kaum aus dem gelegten Ei der Scholastica ausgekrochener, noch sehr junger Prediger in Hogsfelden, einem nur eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, hatte durch seine Kanzelvorträge sich einen solchen Zustrom von Zuhörern erworben, daß es fast in's Lächerliche fiel. Reisende erzählten oft, daß sie schon mehrere Stunden entfernt, tief in der Nacht, ganze Gruppen ziehender Leute wahrgenommen hätten, welche noch zu rechter Zeit zur Sonntagsfrühpredigt in Hagsfelden anlangen wollten. Seine Ansichten von der Welt und ihren großen Angelegenheiten, so weit sich diese bis in ein Dorf verlieren, waren indeß in grellem Absticbe, wie sie ein menschenfreundlicher Lehrer christlicher Sittenlehre haben soll und der Teufel, das frühere nordische Gespenst, war stets als sein Schatten anzusehen, weil er ihn so mächtig in seinen Reden herbeschwor. Eine gewisse Gutmüthigkeit blickte jedoch überall hindurch und so war die Wirkung auf die Herzen des Volkes sicher. Die obere Kirchenbehörde steuerte noch bei Zeiten dem Unwesen. Der Pfarrer wurde auf eine weitentlegene kleinere Pfarrei versetzt, wobei er zugleich schriftliche Besserung anzugeloben hatte. Bei seiner Abschiedspredigt war eine Zuhörerschaft von mehreren Tausenden. Ja, bei seinem Durchzuge durch einen fremden Ort, sollen ihm von der weiblichen Schuljugend Kränze gewunden worden sein. Mehrere Wagen voll Schulmädchen seines bisherigen Dorfes, mit heißverquollenen Augen, begleiteten ihn beim Abzuge.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 116. (II. Jahrg.) Dienstag, den 17. Mai. 1831.

Der letzte Titan.

(Fortsetzung.)

„Ein Kind, am Ufer eines Stromes spielend, fand einen strahlenden Gürtel, brachte denselben in den Palast, und unterhielt sich damit, da erblickte der Fürst ihn, sprang mit freudigem Entzücken darauf zu, und bemächtigte sich seiner. Es war der Gürtel eines jener mächtigen Engel, welche im unendlichen Raume die neugeschaffenen Welten regieren, und ihnen ihren ewigen Kreislauf vorschreiben, oder sie bei geringeren Anlässen bis zu ihrem Mittelpunkte erbeben machen. Mit diesem Gürtel der Macht gerüstet, bezwang der König die wilden, furchtbaren, listigen, und bis dahin ununterjochbaren Sphynxe, eine Art von Wesen, die unter Thiergestalt Einsicht der Geister und Bosheit der Teufel vereinigten, und die Einöden der Erde bewohnten. Vor seinen, und vor die Streitwagen seiner Krieger gespannt, trugen sie ihn im Triumph von Land zu Land; Berge und Seen waren für sie kein Hinderniß; sie schwebten mit gleicher Leichtigkeit, und mit der Schnelligkeit des Blitzes, so wie über die Erde, auch durch Luft und Wasser. Als Herr dieser Geschöpfe, und umgürtet mit dem Gürtel der Macht, unterjochte er alle Städte mit Ausnahme einer einzigen, und diese hier ward die Hauptstadt der Welt. Sieben Könige, — alle, die es auf Erden gab, nur ein einziger nicht, wurden seine Gefangenen; in diesen Thürmen schmausten sie an derselben Tafel, ein Grab umschließt sie Alle."

„Als das Reich mir zufiel, was blieb mir noch zu wünschen übrig? Die Welt war mein Erbe, die schönste und begabteste aller Erdentöchter meine Gattin. Liebliche, sanfte Thua, welche Reize, welche Vollkommenheiten waren Dein! An hohem Wuchs, an glorreichem Antlitz kam ihr keine gleich, — ich hatte Alle gesehen. Wer konnte mit ihr in den herzbezaubernden Mysterien der Musik wetteifern? Sie hatte die Lieder der Erde aus den fernsten ihrer vielen Jahrtausende gesammelt, und zu Gesängen umgeschaffen, die durch die weite Welt tönten. Wenn ich unerkannt durch die Straßen ging, hörte ich glückliche Kinder sie singen, und mein Herz jubelte bei diesen Klängen; wenn ich durch mein Lager schritt, hörte ich die Krieger in ihren Worten die Thaten und Siege meiner Ahnen singen; und wenn ich die fernsten und einsamsten Gegenden der Erde besuchte, so tröstete die Jungfrau unter dem Palmbaume ihr Herz durch die süßen Melodieen meiner Thua! Was bedurfte ich sonst noch? — Nur eine einzige kleine Stadt hatte alle Anstrengungen meiner Ahnen zu Nichte gemacht, nicht durch Volkszahl, nicht durch höhere Macht oder Weisheit, sondern weil darin die weihsagende Ursphynx wohnte. Diese Stadt hatte allen meinen Ahnen widerstanden, sie allein fehlte meinem Ruhme noch. Ich zog mit meiner ganzen Macht gegen sie, unterjochte sie, und brachte hierher im Triumph ihren Fürsten, und die Ursphynx.

„Fluch über diese Eroberung! Fluch über den Tag, an welchem die Sphynx diese Stadt betrat! Die Welt war mein. In einer einzigen That hatte ich allen Ruhm, der noch zu erndten war, vereinigt; in einem einzigen Weibe besaß ich der Reize und der Liebe Höchstes. Was bedurfte ich mehr? O Mensch! weißt Du nicht, daß ein früheres und größeres Geschlecht, als selbst das unsrige war, — daß die Söhne des Himmels aus dem Mittelpunkte des Alls in den unendlichen Abgrund durch den Teufel Ehrgeiz gestürzt worden sind? Weißt Du nicht, wie viele Myriaden eures winzigen Geschlechtes, gleich so viele Mücken in einer Sommernacht durch die Blitze seiner Wuth versengt, und in allen Zeitaltern untergegangen sind, nichts als eine eitle Warnung für ihre Kinder zurücklassend? Auch unser Geschlecht war seinem Einflusse unterworfen, denn der Ehrgeiz ist eine Macht, schwankenlos wie die Natur, und unwiderstehlich wie der Tod."

(Fortsetzung folgt.)

Hofmann und Paganini.

(Fortsetzung.)

Ich will mich gern zu Dir setzen, Theodor. Du hast mich gelehrt, wie schön und gut die Trunkenheit ist. Aber, großer Theodor, mußt Du immer bei Deinem Genie stehn bleiben? Mußt Du denn jeden Abend Deine Extase zum Besten geben? Warum genießest Du nie das Genie, das über Deine Seele erhaben ist? Willst Du vielleicht heute Abend einen Violinisten mit mir hören? Mag sein, daß wir eine Cremonesergeige finden, wie die, wovon Du mir erzählt hast.

Du sprichst von einer Geige? Ja, ich habe viele und gute gehört. Vor drei Tagen hörte ich hier am Tische, bei altem Franzwein, der wie Oel hinunterfloß, ein Violinconcert, wie nie ein sterbliches Ohr vernommen hat. Bin ich übrigens nicht selbst ein guter Violinist, Julio?

Dabei suchte er seine Violine. Sie hing an der Wand zwischen einer langen Reihe geräucherter Heringe und einer gesalzenen Rindszunge, die seit einem Jahre auf das Osterfest harrte. Ach! Theodor's Geige war in elendem Zustande, zwei Saiten fehlten, zwei andre waren schlaff, Spinngewebe hing ringsum: bei diesem Anblicke schämte er sich. — Das ist also Dein Instrument, Theodor?

Ich fügte hinzu: Ja, sonst warst Du ein guter Violinist. Ja, sonst warst Du ein tüchtiger Musiker. Der Gesang entstand unter Deinen Fingern, Dein Bogen entsprach jeder Begeisterung Deiner Seele; die Töne, die Dein Herz erfüllten, ließest Du erschallen. Das war Deine gute Zeit, Freund, da gabst Du Dich nicht als Egoist einsamen Vergnügungen hin, da hörte alle Welt Dein Genie und genoß es, Du berührtest dieses Instrument als gewandter Meister. Jetzt aber ist es stumm, es hat keine Stimme, keinen Ausdruck, keine Liebe mehr! Du siehst es nicht so oft an, als diese geräucherten Heringe und diese gesalzene Zunge: wohl hast Du Recht zu erröthen, Theodor, das ist schimpflich!

Alsbald folgte mir Theodor, wie er ja nun einmal wunderlich und eigenwillig ist, von meinen Vorwürfen getroffen, so daß er mich zu beruhigen suchte. Ich nahm ihn in die Oper mit. Erst schien er ein wenig erstaunt: er war betrübt. — Ihr elenden Wälder, trauriger Palast, bleiches Licht! Wo bist Du, mein Orchester? sagte er. Julio, Du hast mir schlimm nachgestellt. Was habe ich Dir gethan, daß Du mich hieher führst?

Man darf Theodor'n nicht böse werden. Die Musikextasen haben ihn so verdorben: er hört täglich so sehr schöne Sachen!

Als er alle die Herren und Damen da sitzen sah, mit Gazehauben voll Blumen, künstlich geknoteten Halstüchern, enganliegenden Kleidern, sagte mir Theodor: Sind denn diese Leute so Musik anzuhören fähig? Dann lachte er leise, sah mich mitleidig an, als ob er sagen wollte: Was habe ich Dir gethan, Julio? Ich schwieg und wartete. Auf die Bühne trat ein Mann mit einer Geige und einem Bogen. Theodor sah ihn aufmerksam an.

Erst sah er nur die Geige und den Bogen, dann auch den Mann; wenn man will, war es ein Mensch: ein Arm hier, ein Arm dort, der gerade Körper, ein Knie gebogen, das andre steif, schlanker Wuchs, ein magres, gerunzeltes, großes Gesicht, fliegende Haare, Lächeln, Nachsinnen, Verachtung, Zuversicht, Genie, Alles war da. Siehst Du, sagte Theodor zu mir, siehst Du, wie er gestaltet ist? Ich habe zu Hause eine alte Tapete, welche die heilige Therese vorstellt; wann sie vor dem Winde weht, sich faltet, wieder zurück fliegt, hierhin und dorthin, bald hoch, bald niedrig, immer in der Nähe, dann gleicht sie diesem Menschen: er ist eine Phantasmagorie gleich ihr, ich weiß nicht bestimmt, ob es ein Mensch ist, wohl aber ist es eine Geige und ein Bogen. Da hob sich der Bogen, die Geige stützte sich auf eine Schulter: Bogen und Geige, Schulter und Arm waren in Bewegung.

O mein Gott! Was wurde aus Theodor bei dieser Erscheinung? Sie verfolgte ihn: er nahm an einem ganz neuen Sabbat Theil. Dieses Mal umringte ihn von allen Seiten der Gesang, er war übergetreten, er ertrank, stürzte sich in die Harmonie: der Gesang griff ihn an, drückte, bedrückte ihn, lebhaft, langsam, spottend, klagend: die Töne konnten zum Tode bringen. Armer Theodor! Dieses Mal war er besiegt, nicht mehr Herr, das Orchester festzuhalten: mochte er auch sagen: Genug, genug! doch ging der Bogen immer fort, gleich dem Besen des Hexenmeisters in jener Ballade, der Wasser herzuträgt. Immer fort gingen Violine und Bogen, immer neue Töne, unbekannte Weisen: es war zu viel für Theodor.

Als die Geige und der Bogen zu Ende waren, grüßte der Mann. Dieser große Mann stieg von seiner ganzen Höhe herab, krümmte sich, legte sich zusammen, grüßte rechts, links und vor sich hin.

Das ist ein trauriger Gruß, sagte Theodor.

Ein italienischer, meinte ich.

Ein Musiker muß auf deutsche Weise grüßen. O, fuhr er fort, als ich meine Geige hatte (damals glaubte ich auf ihr spielen zu können), als ich sie hatte und die Menge zu mir sagte: Singe! da setzte ich meinen Hut auf, nahm mein Glas, zündete meine Pfeife an, und wenn es mir gefiel, spielte ich auf's Geradewohl eine Phantasie: wenn nun die Menge aufmerksam war und horchte, und einen Schluß erwartete, da nahm ich wieder mein Glas und ging rasch fort, und grüßte nicht bis auf die Erde, wie dieser Italiener. Aber ist er auch gewiß ein Italiener?

Der Italiener kam wieder und spielte ein Adagio. Es war einfach und rührend, voll Ausdruck und Reiz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Droschke.

(Fortsetzung.)

„Allerdings hab' ich diese Ausstellungen mehr als einmal gemacht," antwortete Wegner, „und ich will sie auch jetzt nicht in Abrede stellen; aber demungeachtet bin ich doch dem Unternehmer des Droschkenfuhrwerks einen Dank schuldig, den ich ihm nie vergessen werde."

Ha ha! rief Einer aus: ich merke; er hat Ihnen einmal in großer Geldverlegenheit aus der Noth geholfen.

„Nein, das nicht, und das wäre doch unabhängig von seinen Droschken. Gerade aber dadurch, daß er diese hier eingeführt, hat er den Grund zu meinem Glücke gelegt. Ich muß Ihnen den Vorfall erzählen, meine Herren, und Sie werden mir recht geben, daß ich zuvor eine Gesundheit ausbrachte, die Ihnen so sonderbar vorkam. Vor etwa acht Monaten ging ich über den D—fsplatz; an dem Meilenzeiger fuhr eine Droschke vorbei. Ein altes Weib, die Lumpen sammelte, kam eben des Weges gekarrt, und pfiff plötzlich in einem gellenden, Ohr zerreißenden Tone. Das Droschkenpferd wurde scheu, der Pferdelenker, etwas betrunken, fiel von seinem Sitze, und der Gaul ging nun durch. Ein ältlicher Mann mit einem jungen Mädchen saßen in der Droschke; Gaffer gab es genug, aber alle sprangen bei Seite, und keiner dachte daran, einem Unglück vorzubeugen; die Droschke fiel um, in dem Momente sprang ich hinzu, und fing das aus solcher stürzende junge Mädchen auf, und verhütete eine Beschädigung. Der alte Herr neben ihr war aber mit seinem Rockschooße an einem Nagel des Sitzes der Droschke hängen geblieben, und das Pferd schleppte ihn mit solcher fort, ich ließ nun das junge Mädchen stehen, und eilte dem Pferde nach, um es aufzuhalten. Muthig griff ich in die Leine, aber das Pferd gab mir einen so heftigen Schlag mit dem Kopfe, daß ich zu Boden stürzte, und nicht nur einige Huftritte, sondern auch von dem Vorderrade der nachschleifenden Droschke einige Quetschungen erhielt. Jetzt war des Unglücks genug geschehen, damit die Polizei einschreiten konnte. Ein Paar reitende Polizeibediente sprengten herbei, und brachten den Gaul zum Stehen. Das Mädchen war mit dem Schreck davon gekommen, ihr Begleiter hatte nur ein Paar unbedeutende Contusionen erhalten, ich allein, der Antagonist der Droschken, hatte meinen entschiedenen Widerwillen hart büßen müssen. Ich konnte nicht von der Erde aufstehen; man hob mich auf und trug mich in ein benachbartes Haus. Ein in der Nähe wohnender Wundarzt wurde gerufen, er war nicht zu Hause, wohl aber sein Gefährte: dieser sah meinen Zustand, zuckte die Achseln, wagte aber nicht Hand anzulegen, ohne die vorherige Zustimmung des Wundarztes. Eine Menge Neugieriger waren mir in das Haus gefolgt, jeder wollte doch wissen, wer ich sei, und wie gefährlich ich verwundet worden, um diese Neuigkeiten entweder in einer Theegesellschaft, in einer Ressource, auf dem Casino oder in einer Restauration brühwarm zu erzählen.

Auch der alte Herr und das junge Mädchen fehlten nicht; sie verriethen aber nicht Neugier, sondern aufrichtige Theilnahme und Mitleid. Der alte Herr ereiferte sich heftig über die Bedenklichkeiten des angehenden Wundarztes, eilte dann, als dieser, wie ein stätisches Pferd zu nichts zu bringen war, fort, kehrte bald mit einem bekannten Arzte und Wundarzte zurück, dessen Wagen er angehalten hatte, und dieser besichtigte meine Verletzungen, verband sie vorläufig, ordnete es an, wie man mich auf die beste, gefahrloseste und am wenigsten schmerzhafte Art in meine Wohnung bringen müsse, und versprach, mich dort zu besuchen.

Dieser Besuch erfolgte auch noch am nämlichen Abend; ich hatte ein heftiges Wundfieber, er verschrieb mir daher auch Arzeneimittel und ordnete meine Diät an.

Der alte Herr kam am folgenden Tage gleich zu mir, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Er bezeugte mir seine Erkenntlichkeit über meinen, seiner Tochter und ihm geleisteten, menschenfreundlichen Dienst und sein herzliches Bedauern, daß meine Menschenliebe von dem Schicksale so schmählich wäre vergolten worden, und machte dabei die Bemerkung, dieser scheinbare Widerspruch einer allweisen Vorsicht löse sich dadurch auf, daß er auf eine Vergeltung jenseits des Grabes hindeute, daß es der Probierstein der wahren Tugend sei, denn die Scheintugend, — mit der man jetzt prunke — verriethe sich bald selbst durch die Ansprüche, die sie so vielfältig auf sehr zweideutige Verdienste unbescheiden mache.

Dieser Mann, wie ich nun erfuhr, war der Rentier Gebhard; seit einigen Jahren Witwer, und der Vater einer einzigen Tochter, die nach dem Tode der Mutter die ökonomischen Angelegenheiten seines Hausstandes besorgte.

Während meiner Kur besuchte er mich regelmäßig fast täglich. Er war ein verständiger, welterfahrner Mann; im Laufe unserer Unterhaltung tauschten wir unsere wechselseitige Ansicht über eine Menge Gegenstände aus, die das Herz und den Verstand eines Menschen in Anspruch nehmen, der nicht blos in der Welt ein Pflanzenleben führt. Nur von Politik und Theater wollte er nichts hören. „Die Kannengießerei ist mir im höchsten Grade zuwider," sagte er: „die meisten Urtheile darüber sind die eines Blinden, der sich anmaßt, über Farben zu sprechen. Ueber das Schicksal der Griechen vergißt man das Unglück seines nächsten Nachbars, und um ein Philhellene zu heißen, leistet man Verzicht auf den Namen eines Patrioten. Die Theatermanie ist mir noch widerlicher; man schreibt und spricht über die Bühne, über Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen in einem Tone, als wenn das Heil der ganzen Welt davon abhinge, wie sie in einer Rolle auf-

getreten, wie sie Triller geschlagen oder Luftsprünge gemacht haben, und diese Frivolität steht mit der jetzt wieder um sich greifenden Frömmelei im schreiendsten Contraste; aber in einem Stücke hat sie mit den Theatern eine große Aehnlichkeit, diese Frömmler, Verschmitzte und Getäuschte führen auf der Weltbühne, wie unsere Mimen auf den Brettern, nur erlernte Stücke auf, und wer hinter die Coulissen sieht, findet, daß Alles nur Spiegelfechterei ist."

Nach sechs Wochen war ich völlig wieder hergestellt. Mein Arzt kündigte mir dieß mit den Worten an, daß er nun bei seinen vielen Kranken mich nicht weiter besuchen werden und könne, da er mit seiner Zeit haushälterisch umgehen müsse.

Ich sah dieß für einen Wink an, ihn zu honoriren. Ich dankte ihm herzlich für seinen Beistand, denn er hatte sich als ein sehr sorgsamer und theilnehmender Arzt bewiesen, und äußerte, daß ich es bedaure, ihm meine Erkenntlichkeit nicht so an den Tag legen zu können, wie er es verdiene und ich wünsche.

„Davon ist die Rede nicht!" sagte er und verließ schnell mein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Karlsruhe, Ende Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Die Wundererscheinungen Döbler's sind — bei weitem weniger wichtig, als des Mephistopheles Weinanbohren in Auerbachs Keller in Leipzig — zur allererklärlichsten Prosa herabgesunken. Mekold, nicht viel ungeschickter, als Döbler, eben auch mit einem kostbaren Apparate versehen, hatte schon im Voraus die Bewunderung hinweggenommen, und eine Madame Karoline Bernhardt aus Berlin, „königl. preußische und kaiserl. russische Hofkünstlerin und Professorin der natürlichen Magie" suchte „in ihren mechanischen, physikalischen, gymnastischen, magnetischen und anderen Kunstfertigkeiten" die Nachlese zu halten. Zugleich gab sie mit ihrer Familie ein „Riesenballet." Aber in einer Zeit, wo, wie Kerner in Weinsberg sagt, das Hereinragen der Geisterwelt in die unsere, die Aufmerksamkeit der Menschen reizt und spannt, wollen die künstlichen magischen Täuschungen nicht viel verfangen. Sonst in dunkleren, früheren Zeiten glaubte man einen Teufelsspuck bei dergleichen Geschwindstückchen und Phantasie, welche gerade bei der gemeineren Klasse Menschen, wo sie einmal hervortritt, gebieterisch wirkt, fand doch ihre, diesem Zwecke angemessene Aufregung, aber jetzt sind sie das nüchternste Spiel, wo ein Jeder glaubt, jedem Wunder leicht bis auf den letzten Grund sehen zu können, falls er nur die Augen recht aufthun wollte. Herr Döbler that sich besonders auch damit Schaden, daß er an verschiedenen Abenden so manche Darstellung zu conform mit bereits Dagewesenen gab und so den Reiz der Neuheit schwächte.

Sehr anziehend war der berühmten Wienerin Leopoldine Blahetka Klavierspiel, und nicht nur bewunderten wir die virtuose Fertigkeit der Finger, sondern mehr noch das Geniale des Vortrages, wo selber der Mechanismus des Klaviers, sonst spröde gegen die spielende Hand, eine gefühlvolle Geschmeidigkeit annahm und die Töne sich in eben so viele Seelen verwandelten. Es ist dieß ein magnetisches Uebertragen eigener Himmelskräfte in die empfänglichen Gemüther der Zuhörer.

Auch Paganini trat wieder auf. Ihn loben wollen, hieße mit einem Morgenthautropfen das Meer vermehren wollen. Wenn man ihm nachsagt, daß er Manier habe, so möchte ich diese Manier Styl nennen. Er macht Alles aus dem Instrumente, das er behandelt, was sich aus ihm machen läßt, daß es die Sprache der Liebe rede. Er ist der Shakespeare der Violine. Aber habe ich nicht selber hiermit einen Thautropfen von einem Blumenblatte aufgefaßt und ihn in's rauschende Meer fallen lassen, seine Wellen zu vermehren?

Billig sollte in einer Correspondenznachricht auch die Rede von dem Theater sein. Bekanntlich aber ist hiesiges Theater noch zärtlicher als ein Mädchen zu berühren. Seit alle Kritik verboten war, und diese fast seit einer Reihe von Jahren schwieg, und somit nun auch die Bühnenkünstler sich für gänzlich unverletzlich hielten, ja das Publikum selber sich an eine gewisse Lauheit für kritische Forschung gewöhnte, seitdem will sich auch Niemand recht daran wagen, hierin ein sicherer Münzwardein zu sein. Indessen geht alles Kunstbestreben der Einzelnen nach einer ganz eigenen Richtung fort, ohne immer im Verhältnisse zu den Bemühungen Anderer ein harmonisches Gewebe zu bilden. Es sind daher einzelne schöne Kräfte, welche sich hervorthun und denen man nur einen gemeinschaftlichen Brennpunkt ihres Wirkens wünschen möchte, Höheres zu leisten. Die Darstellungen der Madame Neumann-Haizinger verdienen für sich schon eine ausführliche beurtheilende Auseinandersetzung, wie die große Künstlerin Lindner in Frankfurt so glücklich ist, an dem trefflichen Dr. Schuster einen Lessing ihres Spiels gefunden zu haben. Nur immer lobende Urtheile wollen weder bei ihr, noch bei den andern Bühnenmitgliedern dem kritischen Mangel Abhülfe thun. Alles Lob, blos als solches, wiegt sich auf der glatten Welle der Oberfläche und widerstrebt einem tiefer gehenden Urtheile.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 117. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 18. Mai. 1831.

Was sind Leiden, was sind Schmerzen?

Leiden — Schmerzen! was sind Leiden,
Was sind Schmerzen für mein Herz?
Jedes Leid trag' ich mit Freuden,
Und mit Wonne jeden Schmerz!

Was mich auch im Dasein quäle,
Das mir reich an Trauer ist,
Wenn nur Du geliebte Seele
Meiner Seele glücklich bist!

Alles, Alles, was im Leben
Meinen öden Pfad erhellt,
Sei verloren, hingegeben —
Strahlet Dir im Glanz die Welt!

Denn ich wage nichts zu hoffen,
Nichts zu wünschen, als für Dich!
Und der Himmel steht mir offen,
Wölbt um Dich ein Himmel sich!

Carl Baron von Schweizer.

Der letzte Titan.

(Fortsetzung.)

„Begnügt sich der kleine Bach, wenn er frisch und fröhlich vom Mutterhügel niederrieselt, damit, Bach zu bleiben? Schwillt er nicht zum Strome an, der Strom zum Meere, und wirft nicht das Meer, die Welt in seiner Umarmung haltend, die Sturmeswogen zum ewigen Antlitz des Himmels empor? Ja, der Ehrgeiz erklimmt die höchsten Gipfel der Erdgebirge, um nach den Sternen zu greifen, und sollte der Schlund der Ewigkeit unter seinen Füßen gähnen. Was bedurfte ich? Eines nur — Unsterblichkeit, — nicht blos der König der Welt, sondern ihr Gott zu werden! Ich befragte die Sphynx, und durch ihre Rathschläge ward die Menge vermocht, mich als den Besieger Gottes selbst zu grüßen. Fluch über dieses entartete Geschlecht! — es war nur zu willfährig. Es war hochmüthig und egoistisch geworden; sein alter Glaube war erstorben; die Geister des Himmels hatten längst aufgehört, zur Erde niederzusteigen; wie ich, griff es nach Unsterblichkeit, und hoffte, sie durch mich zu erhalten. Nur Einer wagte es, sich meinen Absichten zu widersetzen, und dieser Eine war Affod, der Vater meiner Thua. Fest im alten Glauben, hatte er seiner Tochter Seele mit seiner eignen hohen Erkenntniß und Hoffnung erfüllt. Als ich die Sphynx hierher brachte, freute er allein sich nicht, sondern warnte mich mit besorgter Miene gegen ihre Rathschläge, und drang in mich, sie aus der Stadt zu schaffen. Statt sich jenen Vergnügungen hinzugeben, deren Sklaven Alle geworden waren, wanderte er, wiewohl ein Fürst, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, weihsagte Verderben, und ermahnte das ungläubige Geschlecht, sich wieder dem Gotte ihrer Väter zuzuwenden. Niemand hörte auf ihn, ich am wenigsten von Allen, denn die Macht dieses Gottes auf Erden hoffte ich auf immer zu stürzen."

„In die Sphynx setzte ich mein ganzes Vertrauen; sie kannte die Geheimnisse der Welt seit Erschaffung derselben; unser Väter waren gestorben, sie aber hatte Alle überlebt. Ich begab mich in ihre Halle, bei Nacht, allein, und mit einem Herzen, das nach Antwort dürstete und vor ihr zitterte, fragte ich: „„Wird die Macht jenes unsichtbaren Gottes auf Erden ihre Endschaft erreichen?"" Sie antwortete: „„Ja."" — „„Aber wann, wann?"" fragte ich hastig weiter. — „„Sobald es keinen Gläubigen mehr geben wird."" — „„Was höre ich,"" rief ich, „„sobald es keinen Gläubigen mehr geben wird? Es giebt deren zwei."" — „„Ja!"" erwiederte das furchtbare Ungeheuer, „„es giebt deren zwei, sie sind in Deiner Macht.""

„Möge ewige Vergessenheit die Tage der Geistesqual bedecken, welche folgten! Möge der Klang jener schrecklichen Worte — „„es giebt deren zwei, sie sind in Deiner Macht!"" — die immer in meiner Seele

tönten, und mich in den Abgrund des Verderbens stürzten, endlich aufhören, o Gott! Mögen jene Kämpfe mit der Tugend, dem hehren Glauben, und der gewaltigen Energie eines weiblichen Gemüthes, das nur der noch höheren Gewalt weiblicher Liebe erlag, in heiliges Schweigen begraben bleiben: und nur so viel werde offenbar —

„In der Abgeschiedenheit unseres Pavillons lehnte Thua vor mir, und blickte auf jene Springbrunnen und Haine, die nun zerstört sind. Ihr hehrer Geist war in voller Thätigkeit, ihr Antlitz strahlte von wunderbarer Schönheit; sie sprach von unserer Jugend, unserer Liebe, unserem Ruhme; von den Reizen der Landschaft, worauf ihr Auge ruhte, dem Schauplatze unseres Jugendglückes; und ihre Seele schweifte zu den Schätzen der Vergangenheit, nach Liedern, Legenden, Sprüchen, die mit ihren gegenwärtigen Gefühlen harmonirten. Der Trübsinn, der durch mich über ihr Gemüth gekommen war, schien gänzlich geschwunden zu sein; das Gefühl des Elendes, welches meine Pläne und Ueberredungsgründe über sie gebracht hatten, schien gänzlich vergessen: während aber mein Auge bewundernd an ihren Reizen hing, während ich mich des Reichthums ihres Geistes, der Ströme von Licht aussandte, freute, pochte mein Herz ungestüm im verzweifelten Vorgefühl meines Schicksals. Emporfahrend aus den Träumereien, in welche sie mich verlockt hatte, rief ich aus: „„Thua, weißt Du, daß diese Nacht über unser Schicksal entscheidet? weißt Du, daß diese Nacht die Erde frei, oder was auf ihr lebt, nicht mehr sein wird?““ Gleich einem vom Blitzstrahl urplötzlich verbrannten Palmbaum, sank sie, wie vom Tode gerührt, zusammen; raffte sich aber alsbald wieder auf, faßte meinen Arm mit furchtbarer Energie, und rief mit einem Blick voll traurigen Inhalts: „„Arzalan, was sagst Du? Von wannen ward Dir diese Kunde?““

„„Von der Sphynx.““

„„O, diese schreckliche Sphynx! wollte Gott, sie wäre nie hierher gebracht worden! Einmal, nur dieses eine Mal, o Arzalan, höre auf mich! verwirf die Rathschläge der grausamen Sphynx, meide sie, mißtraue ihr!““

„„Höre, Thua! Kann die Sphynx je irren? Ist nicht ihre Weisheit bekannt? Hat sie nicht durch Jahrtausende ihre Stadt gegen die ganze Welt beschützt?““

„„Hat sie dieselbe gegen Dich beschützt? O Arzalan, Arzalan! fürchte sie, meide sie! Und mein Vater! — Soll die Sphynx auch gegen meinen Vater den Sieg davon tragen?““

„„Dein Vater soll unser Glück theilen. Er soll den Trank des Friedens trinken, den mich die Sphynx mischen gelehrt hat; ein augenblicklicher Schlaf, und dann wird er zur Unsterblichkeit erwachen. Wird nicht alle Macht unser sein? Die Macht, wiederherzustellen, zu schaffen, wiederzuschaffen?““

(Beschluß folgt.)

Der Brunnen.

Von K. M—r.

Die Wahrheit liegt, nach alter Sage,
In einem Brunnen tief versteckt.
Fortdauernd ist nach ihr die Frage,
Denn Keiner hat sie noch entdeckt;
Auch mir, fürcht' ich, wird's nicht gelingen,
Darum erspar' ich mir die Müh',
Doch einen Born will ich besingen,
Dem Liebe seinen Ruhm verlieh.

In Liebesglut zwei Herzen brannten,
Doch Schüchternheit die Lippen band,
Verstohlne Blicke nur bekannten,
Was tief ihr Innerstes empfand,
Und um das Unglück zu vermehren,
Will ihrer Aeltern störr'sches Paar
Der Herzen Wahlverwandtschaft wehren;
Oft ist ein Vater ein Barbar.

Der Aeltern Auge Beide hütet;
Trotz ihren Seufzern, ihrem Fleh'n,
Ein ernstes Machtgebot gebietet,
Sie sollen künftig nie sich seh'n,
Wozu kann solch Verbot wohl taugen?
Der Schalk Cupido hämisch lacht.
Er hat mit seinen hundert Augen
Selbst einen Argus blind gemacht.

So ging's gerad' auch bei den Zweien;
Sie gaben nur zum Scheine nach,
Nichts hilft verbieten, nichts hilft dräuen,
Die Lieb' im Herzen widersprach.
Erschien die Nacht im dunklen Kleide,
So sprachen sich im Mondenschein
Verstohlen die verliebten Beide;
Ein Brunnen war ihr Stelldichein.

Sie wiederholen hier auf's Neue,
Was früher kaum ihr Mund gestand,
Hier schwören sie sich ew'ge Treue,
Gelehnet an des Brunnens Rand.
Doch wahre Lieb' ist fromm bescheiden,
Und zeigt sich an des Himmels Saum
Die Dämmerung, raubt er bei'm Scheiden
Zaghaft ein flücht'ges Küßchen kaum.

Doch einst, von Sehnsucht hingerissen,
Wird stürmischer des Jünglings Herz,
Er will sie inniger umschließen;
Sie bleibet kalt wie Stein und Erz.
Sie stößt ihn zornig fast zurücke,
Spricht dann halblaut — es fällt ihr schwer —
„Verräther! begst Du solche Tücke?
Am Brunnen siehst Du nie mich mehr!"

Er, der den Zorn von jungen Schönen
Nie aus Erfahrung noch gekannt,
Sucht die Geliebte zu versöhnen,
Allein Verzeihung er nicht fand.
„Nie, nie will ich Dich wiedersehen!"
So wiederholt sie oft im Zorn.
„So ist es denn um mich geschehen!"
Ruft er, und stürzt sich in den Born.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise eines deutschen Malers durch Spanien im Jahre 1829.

Mit meinem Reisegesellschafter, Maler, Lieutenant und Architect reiste ich nach Paris, und nach dreiwöchentlichem Aufenthalte daselbst über Bordeaux nach Bayonne. Durch das, was ich früher über Spanien gehört und gelesen hatte, war mir vor diesem Lande bange. Bei Nacht passirten wir die Bidasoa und kamen in Irun, dem ersten spanischen Städtchen, am 2. Januar 1829 an. Zuvor muß ich aber erzählen, wie es uns in Paris bei Visirung unserer Pässe beim spanischen Gesandten Villalba erging. Wir waren ihm durch den badenschen Geschäftsträger daselbst empfohlen. Schon der Empfang beim spanischen Gesandtschafts-Secretär brachte mir eine gute Meinung bei. Der Mann sah uns groß an, als er gelesen, daß wir — Deutsche! — eine Reise nach Spanien vorhätten; und seine Freude wurde sichtbar. Wahrscheinlich war ihm von den nachbarlichen französischen Künstlern noch nicht solch ein Reiseplan vorgekommen; denn die Franzosen haben heiligen Respect vor Spanien, und zwar in demselben Grade, wie die Spanier einen Haß gegen sie haben. Der Secretär versprach uns sofort in Allem behülflich zu sein. Er wünschte, wir möchten den folgenden Tag noch ein Mal kommen, dann wolle er uns mit Empfehlungen versehen, auch würde Herr von Villalba uns zu sehen wünschen. Tags darauf wurden wir dem Gesandten wirklich vorgestellt und fanden einen kleinen liebenswürdigen Mann in ihm, der sich über unser Vorhaben höchlichst freute. Wir erhielten Alles, was man uns versprochen hatte, und der Gesandte schrieb uns noch überdieß eine große Note in den Paß, als Aufruf an alle obrigkeitlichen Personen in Spanien, worin er sie mit unserm Künstlerplane bekannt machte und ersuchte, uns zu beschützen und in Allem behülflich und förderlich zu sein.

Zuerst reisten wir nach der Hauptstadt der sonst so berühmten alten Residenz der Könige von Altkastilien, Burgos, und fanden daselbst so viel Interessantes für unsern Zweck, daß wir sechs Wochen dort verweilten. Schon hier erkannten wir dankbar die freundliche Aufnahme und Vorliebe für die Deutschen; die Bewohner von Burgos waren selbst unter einander besorgt, daß uns nichts zu Leide geschehe. Wir nahmen alles Interessante dort auf, und die Pfaffen erlaubten uns sogar, daß wir während des Gottesdienstes in der prächtigen Kathedrale zeichnen durften, und gaben mir Tisch, Stuhl und Kohlenbecken dazu, weil es so kalt war, daß mir diese Kälte in Spanien nicht anders als spanisch vorkam.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Karlsruhe, Ende Februar 1831.

(Beschluß.)

Bei jedem stehenden Theater sollte es erste Pflicht der Direction sein, eine angemessene Kritik zu veranstalten und wenigstens, wo sich Spuren einer solchen zeigen, dieselbe zu befördern und dabei auch darauf zu achten, inwiefern die ausgesprochenen Grundsätze, Urtheile und Bemerkungen von den Künstlern in die Art ihrer Darstellung aufgenommen werden.

Nur wenige Federstriche mögen hier stehen. Madame Haizinger ist im höheren Lustspiele wohl die vorzüglichste Schauspielerin Deutschlands, welcher eine ewige Jugend zu gönnen wäre. Möchte sie nur da, wo sie in ruhigeren Momenten, wie es auch der Fall in Anstandsrollen ist, die Contoure nicht zu scharf geben und mehr leichteres poetisches Spiel zeigen, wie die schönen Gestalten sich auf den Höhen des Lebens wiegen und gerade das ausmachen, warum auch Schiller als Dichter über sich klagte, daß er es im Lustspiele nicht geben könne. Ihr Kunstbestreben geht mehr auf Charakteristik in der Darstellung. Das eigentlich ideale Princip fehlt, wo nicht ganz, doch wenigstens noch in einer so schwachen Sonnenbeleuchtung, daß sie es nicht als oberstes, leitendes Princip erkennt. Doch, wie es auch sei, immer bleibt ihr Spiel ein einzig vorzügliches, überall gerechte Anerkennung verdienend. Auch im Niedrigkomischen ist sie unübertreffliche Meisterin. Im Tragischen — sein eigentliches wahres Element verkennend, das auch nicht rein in ihrer Natur liegt — erreicht sie dennoch, als routinirte Künstlerin, und auch höhere Charaktere als Charaktere erfassend, gar oft eine kaum erreichbare Höhe. Könnte man ihrem Wesen mehr Idealität geben, sie würde unerreichbar sein. Doch hat sie, von der Naturseite der Kunst her, Momente größeren Wirkens, nämlich die Momente der aufgeregtesten Leidenschaftlichkeit oder auch Leidenschaft, wo ein menschliches Gemüth, besonders in der Sphäre der Weiblichkeit und in den Regionen der Liebe, ganz außer sich gesetzt wird — und hier gilt ihre Meisterschaft als die höchste, vielleicht in ganzen Jahrhunderten von darstellenden Künstlerinnen unerreichbare. Ihr Glanzpunkt im Tragischen, wo zugleich eine vollkommene Durchführung sichtbar ist und wo es sich zeigt, zu welcher hohen Vollkommenheit diese Künstlerin auch im tragischen Fache hätte gelangen können, ist wohl ohne Zweifel die Darstellung der Prinzessin Eboli in Don Carlos von Schiller. Im Naiven ist sie mir meist ein Doppelwesen, wo wenigstens das eine davon, als in einer Ironie, des andern spottet. Wer aber in der Phantasie das eine von dem andern rein sondern kann, erhält eine Naivität der

vollkommensten Art zu seiner Anschauung. Wie schon gesagt, Charakterbilder gibt sie immer und durchaus, daher eben auch der nieversiegliche Reiz ihrer Darstellungen, während so manche Andere mehr oder weniger an Flachheit leiden. Herr Weymar wird noch immer von der Gunst des Publikums getragen. Aber noch immer fehlt es ihm an der so nöthigen Mäßigung und Haltung des Spieles. Mit der theatralischen Stellung ist es ja nicht immer gethan, um dem Körper wahre bedeutsame Bewegung zu geben und die großen Heldenworte wollen nicht declamirt sein, um gewichtig zu werden, besonders wenn ihnen noch eine gewisse Breite des Dialectes schaden kann. Wo sind die zarten Anschmiegungen der Liebe und ihr ätherischer Hauch? Allerdings könnte dieser Künstler viel — sehr viel leisten; aber, von der Gunst des Publikums bestochen, scheint er sich schon mit festen Pfählen die Grenze seines Wirkens abgesteckt zu haben. Ihn zuweilen auch für das Lustspiel zu verwenden, dürfte nicht übel gerathen sein; denn dort herrscht überhaupt mehr Herabstimmung und leichtere Natürlichkeit. Im Lustspiele leuchtet bei ihm dann und wann ein gutes Talent hervor, nur weil es nicht seine erwählte Sphäre ist, bleibt das Spiel indifferent. Der junge Herr Meier, eigentlich auch noch eine neue Acquisition der Bühne, gibt die ersten Liebhaberrollen hier, wie man sie oft im Leben gibt, leicht, gefällig, überredend, hingebend, sich aufopfern wollend, jedoch auch mit Selbstliebe und mit derjenigen Ueberredungsgabe, wo der überredete Theil wohl kein Gehör hätte geben sollen. Dem leichtrieselnden Bache wünschte ich mehr Tiefe, den klaren Himmel in sich abzuspiegeln. Für den abgegangenen Berner ist Herr Sesselmann eingerückt. Eine junge, schöne Figur, mit gutem Organe und paßlichem Spiele; vor der Hand genug. Eine Tochter des verdienten Schauspielers Maierhofer ist Priesterin unseres Kunsttempels geworden. Schon sind ihr die eclatantesten Rollen anvertraut, ja sie ist schon mit solchen aufgetreten. Mit solchen zu frühen großen Leistungen kann nun eine die Sache etwas ernster nehmende Kritik nicht zufrieden sein und sie sind so wenig gut, als eine Weltgeschichte, aus der Feder einer Schülerin in der Mädchenschule geflossen, es sein könnte; jedoch, weil sich in berührtem Falle einiges Talent ausspricht, und nicht ohne Fleiß die schwierigen Leistungen unternommen worden sind, so falle aller sonstiger Tadel hinweg. Nur wünscht' ich ihr mit dem als Kind erwachenden Frühlinge ein bescheiden hervorkommendes Veilchen reichen zu dürfen.

Für die Oper fehlte es seit lange an einer ersten Sängerin. Manche Prima Donna erschien aus der Fremde; aber keine wollte recht ansprechen. Jetzt besitzen wir an Madame Fischer, vom Aachner Theater, eine Sängerin, wie wir sie nur wünschen konnten. Reinheit, Umfang, Fülle und Frische der Stimme, mit geregelter Ausbildung für die Schwierigkeiten des Gesanges, und angemessenes, einnehmendes Spiel, zugleich durch eine schöne Gestalt gehoben, sind Vorzüge, die wir an dieser uns willkommenen Sängerin zu preisen haben.

Von unserm Herrn Hofkapellmeister Straus wird eine neue romantische Oper Zelide, nach den Drusen der Frau von Weissenthurn, frei bearbeitet von Heinrich Schütz, zunächst aufgeführt werden.

Ein tiefempfindlicher Verlust ist der vaterländischen Malerkunst, wie dieser Kunst überhaupt, durch das Hinscheiden des jungen Malers Mosbrugger, der, Ende vorigen Jahres, in Petersburg bald nach seiner dortigen Ankunft an einer Nervenkrankheit starb, entstanden. Früher ist von dem entschiedenen Kunstwerthe seiner malerischen Darstellungen in diesen Blättern die Rede gewesen. Bei einem Fortstreben dieses Künstlers, wenn die Sonne des heiteren Lebens ihn länger beschienen hätte, würde er sich zu einer bedeutenden Höhe hinaufgeschwungen haben. Sicher, außerdem was er als Portraitist Meisterhaftes geleistet hätte, hätte er als Genremaler sich zu den Besten gestellt. Genauere Notizen über sein so schnell verblühtes Künstlerleben wären wohl wünschenswerth, ehe der graue Schleier der Vergessenheit sich darüber verbreitet.

Der junge Geschichts- und Portraitmaler Gustav Nehrlich ist in den letzteren Tagen von München hier angekommen. Dieser Künstler arbeitet in einem größeren Style, wohl darf man sagen Raphaelisch, und an seinem Faust wird sich Mit- und Nachwelt erfreuen.

Y.

Buntes.

Es ist ein Vorzug für die Gelehrsamkeit, daß, wenn ein Geschichtschreiber eines guten Schriftstellers gedenkt, es nicht für ungereimt gehalten wird, wenn er ihn einen großen Mann nennt, da man hingegen diese Benennung nicht einem Ungelehrten beilegt, wenn er gleich von Adel ist.

Superfizielle Schriftsteller bilden sich, gleich dem Maulwurfe, oft ein, tief gekommen zu sein, wenn sie noch ganz nahe an der Oberfläche sind.

Redner und Landkutscher, wenn es jenen an Gründen und diesen an einem Wappen fehlt, schmücken ihr Thema und ihre Kutschen mit rhetorischen Figuren und Blumentöpfen.

Ein noch lebender berühmter französischer Dichter vergleicht einige deutsche, schlechte Uebersetzer seiner Werke: „einem Bedienten, den seine Herrschaft wohin schickt, um ein Compliment auszurichten; je feiner das Compliment gedreht ist, desto gewisser kann man sein, daß es der Bediente verhunzen wird."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 118. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 19. Mai. 1831.

Hofmann und Paganini.

(Fortsetzung.)

Ich rufe Dich zum Zeugen an, sagte Theodor, ich spiele ein Adagio eben so gut. Kein menschliches, für Menschen geschriebenes Adagio, setzt mich in Angst. Ich schrecke vor keiner Schwierigkeit zurück, das weißt Du, aber ich fürchte die Musik, die man nicht erreichen kann: ich vermag nicht athemlos unmöglichen Noten nachzurennen. Entsinnst Du Dich der geheimnißvollen Musik, die ich eines Tages erhielt? Es war eine mühsame Arbeit für mich. Ich empfand dunkel, daß Harmonie in diesen Noten war, doch fand ich sie nicht. Ich sah ein, daß diese Sprache poetisch sei und sie entging mir. Es war gewiß eine Verhöhnung, aber diese Lüge war voll Geist und musikalischem Genie, eine wahrhafte Zaubersprache, die man nur auszusprechen wissen mußte, um Wunder damit zu verrichten. Stelle Dir einen Gelehrten vor den Hieroglyphen des Isistempels vor: so war ich vor diesen geheimnißvollen Sonaten, Julio.

Wie sehr bemühte ich mich, diese Zeichen zu lesen! Wie viele Qualen erlitt ich! Meine Hand war gebrochen, meine Glieder gefoltert, kaum konnte ich meiner ungelehrigen Geige einige Töne entlocken! Mein Bogen wollte sich nicht vermehren, er wollte nicht zu gleicher Zeit allein dahin und unter meiner Führung dorthin laufen; das Griffbret meiner Geige blieb unbeseelt, als es seelenvoll sein sollte. Ich Unglücklicher! Umsonst habe ich zugleich Höhe, Tiefe und Mittelton gesucht, es gelang mir nie, und dieser Italiener spielt diese Musik, begreift sie und wirft sie mir in die Seele! Wie macht er es, Julio, wie macht er es? Siehst Du seine Hand? Seine Hand ist wohl getheilt, um zugleich die beiden äußersten Saiten zu berühren? Sind seine Finger länger als meine, seine Gelenke nervigter, ist seine Seele größer? Doch bin ich ein großer Künstler, ich habe schönere Opern, als Mozart, ersonnen, ich habe mir Instrumente gedacht, welche Himmel und Erde umschlangen und allen bekannten Weisen sich anpaßten; aber diese Geige habe ich nicht erfunden. Ich habe viele Musiker gesehn, die vom Himmel herab oder unter der Erde hervorkamen, doch niemals einen solchen Menschen, weich, nervig, lachend und leise fluchend. Siehst Du, wie er diesem Basse zürnt? Wie er den armen Musiker umbringen möchte, der sich in seiner Note um ein zehntausendstel Ton versehn hat? Schau! Sein Auge flammt, sein Herz wird heftig, seine Geige fordert Rache. O der schreckliche Künstler! Doch nun hört er auf und grüßt! — Grüße nicht so tief, elender Künstler! Wer hört Dich hier? Vornehme Herren, Königssöhne, Volksvertreter: was kümmert Dich das Alles? Nur ich, ich Künstler, vermag Dich zu beurtheilen. Vor mir verbeuge Dich nicht so, wir sind Brüder, die Kunst stellt uns gleich; spielst Du besser als ich, so ist es von Gottes Gnaden, wie man sagt, durch ein Gelübde Deiner Mutter. Ich, ich bin Künstler durch mich selbst, meine Mutter hat mich nur mit Hülfe einer gemeinen Hebamme in die Welt gesetzt, ich bin in Freude, in Unschuld, bei Gastmahlen erzogen worden: ich bin mein ganzes Leben glücklich gewesen, habe geliebt, getrunken, gesungen, fröhlich erzählt, friedlich mich unterhalten, unerschrocken getrunken, und doch bin ich auch ein Künstler! So sprach Theodor, dieses Mal von der einzigen Leidenschaft, die er früher noch nicht kannte, dem Neide, erregt!

Theodor fuhr fort zu reden. Daraus, daß diese Geige immer richtig spielt, ersieht man, daß darin etwas übernatürliches liegt, das über unsern Verstand erhaben und Endfolge einer außerordentlichen Vermittlung ist. Nie hat ein menschlicher Gedanke eine verwickeltere Berechnung erdacht, nie ein menschlicher Finger sie genauer und präciser ausgeführt. Wie ist das zu erklären? Was habe ich denn dem Himmel gethan, ich Nichts? Siehst Du, daß nichts da ist und wir Beide nur träumen? Siehst Du nicht eine Geige ganz allein

spielen? Verwünschte Geige, ich bin Dir unterthan, Deinen Launen gehorche ich, Dir glaubte ich, als Du mit schreiendem Tone mir sagtest: unmöglich! Dir glaubte ich, ich war bis dahin gelangt, wohin Du mich führen wolltest, und nicht weiter: ich blieb stehen, als Du ermüdet warst: ich Elender, Unsinniger! Meine Geige hat mich betrogen, sie hat mich besiegt, hat mich wie einen Ungeschickten zu Boden geworfen! Anstatt daß ich das Haupt meines Rosses wie Alexander von der Sonne abkehren sollte, habe ich es wie ein gemeiner Stallmeister bändigen wollen; nun liege ich auf der Erde, Alexander sitzt auf dem Rosse. O ich Unglücklicher!

O ich Unglücklicher! Nicht konnte ich die Geige wie einen Sklaven behandeln und ihr nicht sagen: Du sollst gebändigt sein! Auf, Muth, Du Italiener, beschäme mich, erdrücke mich nach Gutdünken. Jetzt, Julio, bricht er drei Saiten weg, grausamer gegen sich selbst als der spartanische Gerichtshof, er behält nur noch eine, eine einzige Saite für so viele Leidenschaften! eine einzige für diese ganze Seele, für diese verschwenderisch ausgeschüttete Melodie! Theodor horchte keuchend, unruhig, mit offnem Munde, und lächelte mitunter mit einem Lächeln naiver Leichtgläubigkeit. Guter Theodor!

Er ging schleunig fort. — Findest Du das schön, mein Theodor? fragte ich ihn.

(Beschluß folgt.)

Der letzte Titan.

(Beschluß.)

„„O Arzalan! O mein Geliebter! Bei Allem, was unsere Väter Reines, Heiliges, Ewiges gelehrt, — bei Allem, das wir liebten, das uns erfreut hat, — bei der Gewißheit von Jahrtausenden voll Glück hienieden, — bei unserer Hoffnung auf ewigen Frieden, mißtraue den dunklen Sprüchen dieses grausamen Wesens! Schone, o schone meinen Vater!““

„„Thua! was verlangst Du! mein Leben? unsere Unsterblichkeit? Ich habe den unwiderruflichen Eid geschworen! Diese Nacht, so weihsagte die Sphynx, bin ich ein Gott oder Nichts. Selbst Du glaubst der Sphynx, wenn sie Uebles verkündigt, diese Nacht gieb meinem Wunsche nach, oder ich höre für immer auf zu sein.““

„„Geh denn unter! wenn ich Dich nicht retten kann, so kann ich wenigstens mit Dir untergehen!““

„Bei diesen Worten trat Affod selbst ein. Seine Augen suchten Thua mit den Blicken unaussprechlicher Angst. Er betrachtete sie eine Zeit lang mit dem Schweigen des Unglücks, dann rief er aus: „„Ach, meine Tochter!““

„„Affod,““ sagte ich, „„warum störst Du meine Regierung? Nimm diesen Friedensbecher, und laß uns für immer vereinigt sein.““ Er nahm ihn aus meiner Hand, in seinem Antlitz las ich, daß er dessen Natur kannte; doch blieb er ruhig, wie in den Stunden seiner Andacht, und trank ihn aus. Auf schrie Thua, — ich wandte mich, und erblickte sie in jener Stellung des Schmerzes, der seit zehntausend Jahren fortgewährt hat, — sie hatte aufgehört zu sein!“

„Im Uebermaaß der Verzweiflung sah ich nach ihrem Vater, doch statt der Veränderung, die ich ihm zugedacht, — die des Todes — umgab ihn ein Strahlenkranz. Seine sterbliche Hülle war hinweg geschwunden, und vor mir stand, wie der Spiegel der Sonne glänzend, sein Geist; er hob den strahlenden Arm empor, und kündigte mir in einem Tone ewigen Echo's an: „„Arzalan, Du hast alles Leben zu Ende gebracht!““ Bei diesem Worte bebte die Erde auf, Donner tobten von Oben nieder, und ein wilder Schrei unaussprechlichen Wehes zerriß die Luft. Ich blickte auf, doch Affod war verschwunden. Ich fühlte den eisigen Schmerz, der Seele von Körper trennte, und schied zur Verdammniß. Als ich durch den Palast, durch die Stadt, durch das ganze Land schritt, sah ich, daß alles Leben aufgehört hatte. Nicht ein Geschöpf, weder ein großes noch ein kleines, athmete; selbst die Leiber des Urgeschlechtes der Erde waren vernichtet, nur die Statuen unserer alten Helden blieben übrig.“

„Ein Mal in tausend Jahren schreitet ein Engel der Macht durch die Wüste an mir vorüber, und rollt die Scene meines Ruhms und meines Verbrechens auf, damit ich schaue, welches Verderben ich angerichtet, damit ich jene Gestalt endlosen Schmerzes wiedersehe, und die ganze Macht der Hölle wieder in meiner Seele aufflamme. Scheide! kein lebendes Auge, um wie viel weniger ein Geschöpf, schwach wie Du, darf die Schrecken meines Gerichtes schauen.“

Die Droschke.

(Fortsetzung.)

Ich hielt dieß für eine von jenen nichts sagenden Redensarten der Convenienz unter Leuten von Bildung, von welchen man ein erläuterndes Wörterbuch als Anhang zu Knigge's Werk: Ueber den Umgang mit Menschen, zum Nutzen und Frommen der Neulinge in der Welt, herausgeben sollte. Ich sandte ihm daher ein Paar Tage darauf mit einem sehr verbindlichen Billet einige Goldstücke.

Wie sehr war ich aber überrascht, als ich dieß Honorar mit einigen Zeilen zurückerhielt, worin mir der Arzt erklärte: er könne es nicht annehmen, da er bereits von dem Rentier Gebhard vollständig befriedigt worden sei.

Keine Rechnung berichtige ich so ungern, als die des Apothekers. Solche Rechnungen sind eine unange-

nehme Erinnerung an Stunden, Tage und Wochen physischer Leiden, und wer daher ihre Berichtigung bis zum Schluß des Jahres verschiebt, hat sich gleich beim Beginnen eines neuen Jahrs eine Verdrüßlichkeit selbst zugezogen, die er hätte vermeiden können, wenn er jedes Rezept gleich baar bezahlte. Ich ließ also auch meine Rechnung von dem Apotheker fordern, erhielt aber zur Antwort: sie sei ebenfalls bereits durch den Rentier Gebhard berichtigt.

Ich eilte sogleich zu Herrn Gebhard und erklärte ihm, daß ich zwar für seine Güte sehr dankbar sei, aber unmöglich zugeben könnte, daß er meinen Arzt und Apotheker bezahle.

„Das wäre schön!" rief er aus: „wenn Sie außer den Schmerzen, die Sie unsertwegen gehabt, und die ich Ihnen leider nicht habe abnehmen können, auch noch für Ihren großmüthigen Beistand Kosten haben sollten. Daraus wird nichts."

Ich lernte bei dieser Gelegenheit Amalia, die Tochter, die ich in dem Moment, wo ich sie auffing, nur flüchtig gesehen hatte, näher kennen. Ersparen Sie mir die Schilderung ihres Aeußern, so wie ihres Charakters und ihres Geistes — den Grund, weshalb ich davon schweigen muß, werden Sie bald einsehen. — — Sie bat mich mit so süßen Worten und mit einem so einnehmenden Wesen, doch davon keine Sylbe weiter zu erwähnen, und als sie mich dadurch in sichtbare Verlegenheit gebracht hatte, forderte sie mir mein Ehrenwort ab: einer so unbedeutenden Sache nie wieder zu gedenken.

Sie reichte mir ihre lilienweiße zarte Hand hin; ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie zu berühren; ich schlug ein und besiegelte mein Versprechen mit einem Kuß auf das zarte weiche Händchen.

(Beschluß folgt.)

Der Brunnen.

(Beschluß.)

O, welch ein Frevel, welch Verbrechen!
So hör' ich die Zeloten schrei'n,
So kalte Splitterrichter sprechen,
Doch menschlich ist's, nachsichtig sein.
Wen hat nicht Amor's Macht bezwungen?
Weit Schrecklicher's durch ihn geschah!
Wie Mancher wär' auch so gesprungen,
Es war zum Glück kein Brunnen nah.

Als er sich in den Brunnen stürzte,
Zu suchen dort den nassen Tod,
Damit er seine Leiden kürzte,
Ihm süße Liebe Rettung bot.
Denn dieser Sprung, tollkühn, verwegen,
Im tiefen Brunnen, schauerlich,
Führt die Geliebt' ihm rasch entgegen,
Die kalt und spröde von ihm wich.

Jetzt Töne des Entsetzens dringen
In des Hinabgestürzten Ohr,
Sie jammert laut mit Händeringen:
„Wahnsinniger! o steig' empor!
„Es war ja nur mit meinem Grolle
„Und meiner strengen Drohung Scherz,
„O hilf Dir aus dem Born, ich zolle
„Dir, mein Geliebter, Hand und Herz."

Jetzt wünscht er sehnlichst sich zu retten,
Ganz naß, zu frieren er begann,
Er greift nun nach des Eimers Ketten;
Sie strengt mit aller Macht sich an,
Ihn aus dem Schlund empor zu ziehen,
Sehr oft der Eimer wieder sinkt;
Doch endlich sie nach langen Mühen
Ihn aus des Brunnens Abgrund bringt.

Kaum ist er jetzt emporgewunden,
So folgt Entzücken ihrem Harm,
Um es ihm deutlich zu bekunden,
Umranket ihn ihr Lilienarm,
Noch einmal in den Born zu springen,
Fällt den Beglückten nie mehr ein,
Cytheren's Sohn klatscht mit den Schwingen;
Er kann sich seines Sieges freu'n.

Und was gescheh'n, blieb nicht verschwiegen,
Kund ward's dem strengen Aelternpaar,
Der Kinder Wünschen sich zu fügen
Nicht Einer mehr halsstarrig war.
Für Beide Hymen's Fackel brannte
Und man den Brunnen weit und breit
Den Born der Liebe jetzt nur nannte;
Er führt noch diesen Namen heut.

Jedoch vor ähnlichen Gefahren
Die jugendliche Schwärmerei,
Die Brauseköpfe zu bewahren,
Ward klug er von der Polizei
Nun überdeckt und fest verschlossen.
Mit Lob man dieß erwähnen muß,
Erscheinet für die Zeitgenossen
Die Vorsicht auch als Ueberfluß.

K. M—r.

Charade.

Zweisilbig.

Mein Erstes mengt dem Witze sich und Scherzen,
Wenn um uns her die Freude heiter lacht,
Und mischt sich auch der Thräne herben Schmerzen
Die silbern quillt aus der Gefühle Schacht. —

Das Zweit', ein Kind des Friedens, hegt im Herzen
Den Schutz für Ruh' und schirmt vor Bann und Acht;
Doch, wie aus Stein Du Funken weckst mit Erzen,
So weckst Du dort mit Erzesklang die Schlacht. —

Tief eingeprägt bleibt immer dem das Ganze
Der einst geweilt auf seines Edens Flur,
Gigantisch pranget es im hehren Glanze
Großartiger, erhabener Natur.

Gelenrath.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Decbr. 1830.

Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte, gib's zu lesen!
Goethe.

Wenn die Unterredungen der Griechen in's Stocken geriethen, so sagten sie „Hermes ist zu uns getreten," und auch Ihr Berichterstatter sagt es; denn nachdem ernste Berufs-Geschäfte ihm sechs Monate hindurch ein Papageno-Schloß an den Mund gelegt, fühlt er einen namhaften Drang, von dem Thun und Treiben in seinem lieben Vaterlande etwas Weniges zu reden, so daß seine schweigsame Natur sich leicht in eine Poloniusische umwandeln und ihn in einen Zustand von Weichheit und Gutmüthigkeit versetzen könnte, gegen den ein Recensent sich jedoch mit Gewalt bewaffnen muß, wenn er nicht auf den breitgetretenen Weg des Lobqualms sans rime et sans raison gerathen will, und vor welchem Referent eine Idiosynkrasie hat, so gern er auch „dem Verdienste seine Kronen" läßt. — Manches wird es aber dießmal doch zu loben, wenn gleich keine Lob-Hymne zu singen geben.

Das Pot-Pourri von Neuigkeiten also, welches ich Ihnen hiermit zusende, greift den Faden meines letzten Berichts wieder auf; alles Nennenswerthe, je nachdem es im Verlauf der Zeit entweder in den Hintergrund getreten, oder noch neu, bemerkenswerther und einflußreicher ist, schwächer und schärfer skizzirend.

Die dritte hundertjährige Feier des am 25. Junius 1530 in Augsburg übergebenen Glaubens-Bekenntnisses wurde in allen Städten Mecklenburg's mit der lebhaftesten Theilnahme würdig begangen. Vor Allen zeichnete sich hierin aber unsere alte ehrwürdige Pflegestätte der Wissenschaften, die Landes-Universität Rostock aus, deren öffentliche Feierlichkeiten am 23. Junius begannen und, die wohlthuendsten Eindrücke zurücklassend, am 25. endeten, nachdem schon am 19. zur würdigen Vorfeier des ewig denkwürdigen Tages, Programme ausgetheilt waren, die zugleich die Reihenfolge der akademischen Sekularfeierlichkeiten angaben, die wir aber einzeln aufzuzählen uns enthalten, sondern nur in der Kürze bemerken, daß sämmtliche Mitglieder der Universität sich in wiederholten feierlichen Prozessionen nach dem festlich geschmückten Fürstensaale des Rostocker Rathhauses begaben, wo die akademische Feier mit lateinischen Disputationen, Reden u. s. w. eröffnet wurde, der die kirchliche Feier folgte und endlich mit Ehrenpromotionen in allen vier Fakultäten schloß. Und da nun nicht blos Männer in unserm Vaterlande, sondern auch im Auslande, mit der Würde eines Ehren-Doctors geschmückt worden, so theile ich Ihnen im Interesse Ihres Blattes die einzelnen Namen in alphabetischer Ordnung mit. I. Zu Doctoren der Theologie wurden von dem Dekan der theolog. Fakultät, dem Prof. Dr. Fritzsche, nach einer kurzen Einleitung ernannt: der Oberhofprediger und Consistorial-Rath Ackermann in Schwerin, Prof. Blume in Potsdam, Prof. Gottfried Herrmann in Leipzig, Domprediger Knippenberg in Bremen, Hauptpastor Wolff in Hamburg.

II. Als Doctoren der Rechte wurden von dem Dekan der juristischen Fakultät, dem Consistorial-Vicedirector, Prof. Dr. Gründler verkündigt: der Vice-Kanzleidirector von Both in Rostock, der Kanzleidirector von Bülow in Schwerin, Kanzleidirector von Gülich in Rostock, Advocat Heiberg in Schleswig, Appellations-Gerichts-Secretair Nietzsche in Dresden, Ober-Appellations-Gerichts-Präsident von Oertzen in Parchim, Hofrath Tschierpe in Güstrow.

III. Zu Ehrendoctoren der Arzenei-Wissenschaft wurden von dem Prodekan der medizinischen Fakultät, dem Prof. Dr. Spitta, ernannt: der Hofrath und Prof. Döbereiner in Jena, der Kanzleidirector von Gülich in Rostock, der Prof. Hayne in Berlin, der Medizinalrath Krüger in Arolsen.

IV. Als Ehrendoctoren der Philosophie wurden verkündigt von dem Dekan der philosophischen Fakultät, dem Prof. Dr. Mähl: Prof. Besser in Güstrow, Oekonom Becker in Oberhagen, Prof. und Dr. der Theologie Fritzsche in Halle, Apotheker Grischow in Stavenhagen, Pastor Raddatz in Rostock, der Geheime Legationsrath von Schmidt auf Sührkow, Rector Sander in Hildesheim, von Thünen auf Tellow.

Mecklenburg-Schwerin hat auf 228 geographischen Q. Meilen 444,981 Einwohner, beträgt auf eine Q. Meile 1952 Individuen; Staatseinkommen 2,500,000 Gulden, davon durch direkte Steuern und indirekte Abgaben: 1,460,000 Gulden, wonach ein jeder Einzelner mit 3 Gulden 17 Kreuzer, etwa 1 thlr. 31 SGr., nicht wie das 87. Stück der „Blätter aus der Gegenwart" irrig angiebt, mit 1 thlr. besteuert ist. Ein Resultat, nach welchem die Abgaben unter allen europäischen Staaten, deren Einwohner überhaupt steuerpflichtig sind, in unserm Lande am geringfügigsten erscheinen. Mecklenburg's Staatsschuld beträgt 9,500,000 Gulden. Nach der in Schwerin kürzlich beendigten Volkszählung beträgt die Einwohnerzahl dieser Haupt- und Residenzstadt: 12,889, im vorigen Jahre 12,516, also Zunahme 373. Ueberhaupt ist die Bevölkerung Mecklenburg's in neuerer Zeit sehr gestiegen, dieselbe betrug im Jahre 1819: 388,066 Seelen, im Jahre 1829 aber 444,981 Seelen, also eine Zunahme von 56,815 Seelen in den letzten 10 Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Man entdeckt an einem Andern seine eignen Schwachheiten viel eher, als irgend eine andre Art von Schwachheiten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 119. (II. Jahrg.) Freitag, den 20. Mai. 1831.

Literarisch-artistische Estafette aus Berlin.

(Am 1sten Mai 1831.)

I. Literarischer Bericht über a) Buchhändler-Crisis für Manuscripte; 2) Harleß: Verdienste der Frauen um die Naturwissenschaften; 3) Kieser gegen die Seherin v. Prevorst; 4) Stuhr über die Sternkunde der Chinesen und Indier; 5) Lichtenstädt über die Cholera; 6) Grottaus Erbin v. Brügg; 7) die Berliner dilettantirenden Astronomen Kunowsky, Mädler und Beer.

Der ernste Charakter der ereignißreichen Gegenwart spiegelt sich seit Anfang dieses Jahres sowohl in dem öffentlichen wie in dem socialen und häuslichen Leben unserer Residenz gar sehr merklich ab. Die ganz Europa umziehenden Gewitterwolken erzeugen wie überall so auch bei uns eine gewisse Beklemmung, die durch nichts als blos durch jene ewig belebende Hoffnung, daß es nicht immer so bleiben kann und wird, bezwingbar ist. Alles am Hofe wie in den Kreisen der höhern und niedern Stände lebt eingezogener, häuslicher und eingeschränkter, und nur die Theater noch sind es, in welchen man nach ernsten Tagesgeschäften durch momentanen Genuß das wichtige allgemeine Streben der Gegenwart zu vergessen sich bemüht.

Daß bei solchen Conjecturen außer den ephemeren Broschüren, kein bedeutendes in irgend eine strengere Wissenschaft einschlagendes Werk unter die Buchdruckerpressen kommt, woher denn auch bei den fünf- bis sechshundert Schriftstellern, die das 1826 vom würdigen Criminaldirektor Hitzig herausgegebene „Gelehrte Berlin" zählt, in allen Straßen Manuscripte wegen ihrer Verlegenheit nach Verlegern, von den Autoren selbst verlegt, d. h. bei Seite gelegt werden müssen, ist ganz natürlich. Ob aber bei einer solchen Crisis nicht dennoch in mancher Hinsicht sowohl von Seiten der Schriftsteller als von der des Publikums gewonnen wird? dieß ist eine Frage, die Correspondent wenigstens nicht mit einem zuverlässigen „Nein" beantworten kann, denn er selbst hat an Manuscripten, die nach seinem frühern Calcul schon bald nach Michaelis v. J. in den Druck kommen sollten, seit dieser Zeit noch so vielseitig daran gefeilt, theils ergänzt, und dadurch verbessert und theils gestrichen, und dadurch die redselige Breite beschnitten, daß er jetzt erst von der Wahrheit des Horatischen Ausspruches nonum prematur in annum durchdrungen wird, wiewohl er schon ein halbes Dutzend Schriften seit zwei Jahren ins Publikum geschickt, worauf selbst das bekannte nonum prematur in annum nicht einmal anzuwenden ist. Nächstdem scheint, wie der medizinische Schriftsteller Dr. J. J. Sachs neulich in der hiesigen Spener'schen Zeitung in einem Artikel über die literarische Förderung der praktischen Heilkunde in Berlin sehr richtig behauptete, der Charakter unserer Zeit wirklich ganz dem, der schon früher in der Literär-Geschichte fast eines jeden cultivirten Volkes vorkommenden Zeitraume zu gleichen, in welchem die schöpferische Kraft wie gelähmt, der sonst in eignen, selbstständigen Erzeugnissen sich ankündigende Geist beinahe wie untergangen war. Herr Dr. Sachs bezieht dieses in seinem Artikel zunächst nur zu seinem Fache — der Natur- und Heilkunde; es kann dieß aber in der That für alle Richtungen der wissenschaftlichen Literatur gelten, überall trägt die Physiognomie unserer Gegenwart blos das Gepräge eklektisch-kritischen Geistes, und nur sehr wenige Erzeugnisse werden zu Tage gefördert, die eine eigne, selbstständige Produktivität repräsentiren.

Ueberall sieht man die geistige Kraft sich blos an dem Vorhandenen gern üben, indem sie entweder das im Zeitenstrome Dahingegangene auf's Neue in's Leben ruft, das alte minder Bekannte aus dem Dunkel hervorzieht, erläutert und umgestaltet, oder auch das schon Bekanntere prüft und sichtet, und nach dem Geschmacke der Zeit ordnet. Daß aber gerade bei solchen Arbeiten die Wissenschaften als filiae temporis — als Töchter der Zeit — erscheinen müssen, die, je länger sie unter den Händen der Autoren reifen, desto gediegener in's Publikum treten, wobei nur der Autor an Ehre und der Leser an genügender Vollständigkeit des Buches gewinnen kann, ist wohl außer Zweifel zu setzen. Mö-

gen daher unsere Gelehrten, bei dem Augenblicke einer solchen Buchhandels-Crise wie die jetzige, ein wenig in sich gehen, und die Gegenstände ihrer eklektischen Untersuchung in ihren Händen immer mehr feilen; auch eine solche Zeit hat ihr Gutes, der menschliche Geist muß einmal, nach dem Plane des ewigen Weltengeistes, so lange er die Ahnung des Bessern nicht verloren, das Bestehende entweder zu erhalten oder durch kritische Sichtung Neues vorzubereiten streben, wenn er selbst nicht mehr fähig ist, Neues zu schaffen.

Den geneigten Leserinnen mögen wir hier gern ein Werk vom Geheimenrath Harleß in Bonn empfehlen, das den schönen Antheil, welchen hohe und erlauchte, wie bürgerliche Frauen, zu allen Zeiten, an der Cultur der gemeinnützigen Naturwissenschaften, so wie an der Erd- und Völkerkunde, Anthropologie, Heilkunde, mit Inbegriff der Hygieine, und selbst der Bromatologie genommen haben, gründlich und angenehm darstellt. Schade nur, daß es dadurch, um Gelehrten und Ungelehrten zugleich nützlich zu sein — zu stark gerathen, so daß es 2 Rthlr. 8 Gr. kostet; für häusliche Kreise allein vom Autor bestimmt, hätte es gemeinnütziger werden können. Nächstdem sind auch viele erlauchte Prinzessinnen und Fürstinnen darin aufgenommen, die blos natur- und heilkundigen Anstalten patroniren, und die füglich ganz hätten wegbleiben sollen, denn man kann es dem Zuschnitte ihrer biographischen Skizzen ansehen, daß es dem Herrn Geheimenrath blos um schöne Dosen, Ringe oder sonstige ähnliche Aufmerksamkeiten zu thun gewesen sein muß.

(Fortsetzung folgt.)

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, 1831. Bei Hoffmann und Campe.

(Beschluß.)

Machte uns Heine früher durch seine Geistesblitze — die in einem einzigen Athemzuge jeden Gegenstand bis in sein tiefstes Innere zu durchleuchten, die mit einem Worte den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten — staunen, beurkundete er gleichsam dadurch seine schnelle kritische Empfindung, so dürfen wir jetzt mit vollem Rechte seinen kritischen Geist loben, welcher sich wohl am glänzendsten in folgender treffenden Charakterisirung der National-Freiheitsidee (s. S. 150) kund gibt:

„Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Galan oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Betheuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter." —

Im Ganzen aber ist unter jenen kritischen Erörterungen der Geist der Poesie, welcher sich so üppig durch Heine's frühere Werke rankt, merklich verkümmert. Selbst sein Styl strebt an einigen Orten sichtbar dem Doktorhute entgegen, denn er versucht sich zuweilen, gleich dem eines F. Rückert, in absonderlichen Redewendungen, wie „vergangenheitliche Dämmerung" ꝛc. Nur selten stoßen wir auf Reminiscenzen des frühern Menschen, den Heine auszuziehen strebt, und wir gestehen, daß Stellen, welche vielleicht mit dem Unwillen ihres eignen Verfassers zu kämpfen hatten, weil noch eine frühere, gewisse begeisterte Wildheit aus ihnen spricht, uns schmerzlich-süß an den lieben alten H. Heine erinnert haben, den Sänger der Reisebilder und des Buches der Lieder. Eine dergleichen Stelle wäre wohl z. B. S. 310 aufzufinden, wo es heißt:

„Wie die Helden der Revoluzion, so hat man die Revoluzion selbst verläumdet und sie als ein Fürstenschreckniß und eine Volksseuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all' die sogenannten Gräuel der Revoluzion von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man, einige Zeit, nichts Anderes, als grellkolorirte Bilder der Guillotine. Es ist freilich nicht zu läugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lange gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst tausende und aber tausende Notüriers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten, alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputirt, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vatermordes oder des Selbstmordes beschuldigen soll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften, als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst, zu allen Zeiten, in weit reichlicherem Maße, Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten."

Aber dieß sind nur Rückfälle; der Diplomat entreißt sich schnell wieder dem Dichter, und schon auf den nächsten Seiten ist er wieder abgekühlt und langt nach Floskeln und Staatsideen.

Seltsam ist es, daß Heine — durch Selbstwahn oder durch ein trotz seiner Bekehrung nicht zu überwindendes Heimweh nach seinem einstigen Zustande verleitet — zuweilen doch noch Miene macht, sich für das frühere Wesen zu halten. Wenigstens scheint dieß aus folgendem, von ihm gestellten Gleichnisse (s. S. 321) hervorzugehen:

„Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen, und saß in schwerer Haft. Ich glaube, es war in Tyrol. Da saß er, in einsamer Betrübniß, verlassen von allen seinen Rittern und Höflingen, und keiner kam ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er schon damals jenes käsebleiche Gesicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit ist. Aber die menschenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltsamer hervor, als auf jenen Bildern. Mußte er doch die Leute verachten, die, im Sonnenscheine des Glückes, ihn so ergeben umwedelt und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete sich plötzlich die Kerkerthüre, und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen getreuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rath, und es war der Hofnarr.

„O, deutsches Vaterland! theures deutsches Volk! ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst jemanden um dir haben, der mit dir schwatzt über die bedrängliche Drangsal, und dir Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spaß und bestes Blut zu deinen Diensten steht ꝛc.“ —

Der Verfasser thut sich zum Theile damit Unrecht; Heine hat in diesem Buche nicht mehr geschwatzt, der frühere liebenswürdige, bald tiefsinnige, bald heitere Schwätzer hat uns verlassen, und nicht ein Kunz von der Rosen, nicht ein gefühlsherziger Hofnarr, nein, ein Redner voll Witz und Weisheit tritt er zu der deutschen Nation, er schmiegt sich nicht, wie einst, launenhaft, aber mitfühlend an deren wundes Herz, er hat es nur noch mit deren Kopfe zu thun.

Heine ist gesundet; die Berliner Witzlinge werden sich verblüfft vor ihm neigen und die witzverzerrten Mäuler in ernsthafte Falten legen, wenn sie die neue philosophische Miene ihres Landsmannes sehen. Er ist noch immer so geistreich, noch immer so witzig, wie früher, und ist obendrein gesund geworden, aber ich wollte, er wäre noch krank. — Kranke Menschen haben immer etwas Poetisches, auf ihrem Schmerzenslager waltet ihr Genius freier, weil ihr Wesen es mit den eignen Leiden zu thun hat. Leidende sind auch immer liebenswürdig, aber die Gesundheit bläht die Seelen wie die Leiber, und während ein weinendes Auge krankhafte, aber vielfarbige Ringe um die Gegenstände zieht, sieht ein gesunder Blick Alles nur in seiner bleichen, hungrigen Regelrichtigkeit. Also, prions Dieu! Vielleicht wird Heine noch einmal krank und gibt uns in seinen Seufzern noch ein Buch der Lieder, zu welchem er, nach gegenwärtigen „Nachträgen“ zu schließen, es im bleibenden Zustande der Genesung schwerlich bringen dürfte! —

H. Meynert.

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

Kunst ist die Darstellung der Schönheit in vollendeter Form; was durch sie hervorgebracht oder geschaffen wird, heißt ein Kunstwerk.

Man hat es auf vielfache Weise versucht, das Wesen der Kunst in Worten darzustellen. Die Einen nahmen die Kunst blos als Gegensatz der Natur und nannten jedes Menschenwerk auch ein Kunstwerk; aber es leuchtet wohl ohne weitläufige Auseinandersetzung ein, wie wenig diese Erklärung befriedigen konnte, da sie den Kreis der Kunst zu sehr erweiterte, und Gegenstände in ihr Gebiet zog, welche in demselben nie heimisch zu werden vermochten. Um diesen Fehler gut zu machen, fing man nun an, die Menschenwerke wiederum zu sondern, bald in dauerndere Kunstwerke und vergänglichere, bald in Verstandes- und Kunstwerke, bald wollte man, als auch das unzulässig erschien, das Kunstwerk an der Schwierigkeit erkennen, mit welcher der Erfinder und Verfertiger zu kämpfen hatte. — Die Andern, wahrscheinlich über das Wesen der Kunst mit sich selbst nicht im Klaren, suchten sich durch hochtönende Worte zu helfen. Man nannte die Kunst die Darstellung des Göttlichen im Irdischen; eine Nachweltschöpfung; eine Verkörperung des Geistes. Zog die zuerst gegebene Erklärung die Kunst zu tief in eine ihr fremde, gemeine Sphäre hinab, so gab ihr diese Erklärung einen Standpunkt, auf dessen schwindelnder Höhe sich die Kunst nicht behaupten kann, die Unmögliches von ihr fordert. — Darum erklärte man nun richtig die Kunst für eine Darstellerin der Ideen; da aber alle Ideen der Idee der Schönheit dienstlich zur Hand gehn: so fällt diese Definition mit der oben von uns gegebenen zusammen.

Um uns noch besser über das Wesen der Kunst zu verständigen und ihr Gebiet noch genauer abzustecken, ist es nöthig, die Kunst von andern Gegenständen, die mit ihr näher oder entfernter verwandt sind, aber nicht in ihren Kreis gezogen werden dürfen, streng zu unterscheiden.

Die Kunst ist kein Handwerk und ein Handwerk ist keine Kunst. Ein Kunstwerk muß eine freie Schöpfung der Phantasie sein, und sein einziger Zweck ist die vollendete Darstellung ihrer Gebilde; das erlernte Handwerk dagegen sucht mittelst körperlicher Geschicklichkeit nützliche oder unterhaltende Dinge zu verfertigen, fast ohne Ausnahme mit der Hauptabsicht, Geld zu erwerben. Es ist daher sehr ungehörig und die Begriffe verwirrend, wenn man gewisse körperliche, offenbar zu den Handwerken gehörige Geschicklichkeiten mit dem Namen der Kunst belegt, wie die Kochkunst, die Buchdruckerkunst ꝛc. ꝛc. — ein Mißbrauch dieses Namens, der in der neuesten Zeit so weit getrieben wird, daß man in großen Städten auf den Aushängeschildern nicht mehr Schneider, sondern Kleiderkünstler, nicht mehr Friseur oder Haarkräusler, sondern Frisir- und Parfümeriekünstler ꝛc. ꝛc. zu unzähligen Malen lesen kann. Solche Handwerke, die man wohl noch mit dem, trotz sei-

nes herabstimmenden Zusatzes immer noch zu hochtönenden und ihnen nicht gebührenden Namen Lohnkünste — im Gegensatz zu den sogenannten freien Künsten — belegt hat, können wohl künstlich betrieben werden, aber nie Kunst sein. Auch Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft (S. 173, 174) scheidet die Künste von den Handwerken, indem er jene als blos für sich selbst angenehme, diese als für sich unangenehme und beschwerliche, und nur durch ihre Wirkung, z. B. den Lohn, anlockende Beschäftigungen darstellt. Dagegen eifert nun zwar Herder in seiner Kalligone (Thl. II. S. 14 ꝛc.); er scheint aber weder den Unterschied richtig aufgefaßt, noch überhaupt das Wesen der echten Kunst gehörig ergriffen zu haben, indem er sie immer nur von ihrer nützlichen Seite betrachtet, auf ihre Vortheile und Unentbehrlichkeit hinweist, und überdieß die bei den alten sogenannten sieben freien Künste, von denen bald die Rede sein wird, im Auge zu haben scheint.

Auch andern körperlichen Fertigkeiten, die nicht zu den Handwerken gehören, wird oft irrthümlich der Name der Kunst beigelegt, was hier im Vorbeigehen bemerkt sei. Fälschlich spricht man also von einer Turn-, Reit-, Fechtkunst, und selbst der Tanzkunst kann man diese Benennung nur unter gewissen Einschränkungen zugestehn. Auch hier pflegt Alles nach bestimmten Regeln zu einem ganz andern Zwecke, als den die Kunst hat, erlernt und ausgeübt zu werden; Eigenschaften, ohne welche kein Künstler sein kann, kann man bei diesen gymnastischen Uebungen entbehren.

Der gerügte Mißbrauch des Namens der Kunst rührt schon aus dem Alterthume her. Bei den Griechen pflegte man nämlich 1) niedrige und 2) freie Künste zu unterscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Die beispiellos boshafte Entstellung eines bei den letzten Unruhen in Dresden stattgefundenen Vorfalls, rücksichtlich der angeblichen Verhaftung des Herrn Legationsrath Tietz bestimmt mich, obschon ich in dieser Sache auch nicht im Entferntesten betheiligt bin, zu folgender, streng' der Wahrheit gemäßen flüchtigen Schilderung des eigentlichen Herganges.

Bei den gegenseitigen Angriffen des Militairs und der Rebellen ward unter Andern auch der Bediente des Herrn Landesältesten v. Gersdorf schwer verwundet, und, nebst dem Herrn des Verunglückten, erbot sich zugleich Herr ꝛc. Tietz aus eignem freiwilligen Antriebe, denselben nach dem Clinicum zu geleiten. Auf dem Wege dahin, nämlich in der innern Rampischen Gasse, stießen sie auf einen Haufen der Rebellen, welche — muthmaßlich in der Meinung, daß man den Verwundeten, statt zum Arzte, zur Arretur bringen wolle — in eine Masse von Schmähungen gegen Herrn ꝛc. Tietz ausbrachen, weil er, als Gutgesinnter, die übliche weiße Binde trug, mit Steinen nach ihm warfen und sonstige Thätlichkeiten gegen ihn sich erlaubten. So ernsthaft bedrängt, sah Herr ꝛc. Tietz sich genöthigt, den Degen zu ziehen und Jedem, der ihn zu insultiren wage, mit augenblicklicher derber Ahndung zu drohen. Der Haufe gerieth hierdurch in noch größere Wuth, und mit genauer Noth schlug der von allen Seiten Angegriffene sich bis in ein offenstehendes Haus, von einem gewissen Schubert bewohnt, durch. Zwar ward die Hausthüre sogleich verschlossen, aber sie konnte natürlich der vereinten Anstrengung der Empörer nicht lange Widerstand leisten, sie ward erbrochen und der gereizte Haufe forderte hartnäckig den Tod des Herrn Tietz, weil sie die „Blutbinde" (so nannten die Rebellen an jenen Abenden die weiße Binde derer, die ihnen gegenüberstanden) an ihm gewahrten. Nachdem derselbe, unter Beistand des Gastwirths Schubert, sich noch eine Weile gegen die in das Haus gedrungenen Empörer vertheidigt hatte, führte das Glück den Herrn Rittmeister von Hake mit einem Detachement herbei, welcher durch den Vorwand, daß er Herrn ꝛc. Tietz zur Haft bringen wolle, die Wüthenden einigermaßen beschwichtigte und Ersteren unter militairischem Schutze glücklich bis an das Rathhaus geleitete, wo der Gerettete den Vorfall erzählte und dann, unter Schutz einiger Communalgardisten, nach seiner Wohnung gebracht ward. Später zeigte Herr ꝛc. Tietz unaufgefordert die ganze Begebenheit der Untersuchungs-Commission an und bat die Zeugen darüber, Rittmeister v. Hake, Landesältesten v. Gersdorf, Gastwirth Schubert, Capitain v. Almer I. (welcher das Militair-Detachement an der Badergasse befehligte, und bei welchem er sich den ganzen Abend, zur Zeit, als die beiden Salven auf die Rebellen gegeben wurden, befunden hatte) zu vernehmen, was auch geschah und wobei deren Aussagen völlig mit der seinigen übereinstimmten. Zugleich übergab er auch der Untersuchungs-Commission die anonymen Briefe, welche er längere Zeit vorher erhalten und in denen ihm, als Anhänger des Königshauses, als Gegner des „freien Bürgersinnes", mit der Kugel gedroht wurde. Herr ꝛc. Tietz ist also weder verhaftet, noch nach dem Königstein deportirt, noch in irgend eine Untersuchung verwickelt gewesen. Vielleicht entsprechen seine ultraroyalistischen Gesinnungen — von denen ich mich zu überzeugen oft Gelegenheit fand und welche, bei meinen liberalern Ansichten, uns nicht selten zu Widerspruch führten — weder dem Geiste, noch den Erforderniſſen der Zeit, ich mag sie weder in Schutz nehmen, noch bekämpfen; in keinem Falle aber sollten sie Andersgesinnten Anlaß zu Verläumdungen der Art geben, wie man sie vor kurzem öffentlich auszusprechen sich nicht entblödete. —

Dresden.

H. Meynert.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 120. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 21. Mai. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Außerdem machen noch Bäuerle's Staberliaden viel Glück im Theater an der Wien. Steht Bäuerle in seinen Lustspielen und Possen Ferdinand Raimund im schlagenden Wortwitze nach, so übertrifft er denselben wiederum in der Composition wahrhaft witziger Scenen, die mit seltener Umsicht auf den komischen Effekt berechnet sind, und wovon sich in der „falschen Catalani", den „Bürgern in Wien", „Staberls Reiseabentheuern" und andern Lustspielen dieses überall gern gesehenen Vaudevilledichters, wirklich eine Fülle vorfindet. Meines Wissens ist Bäuerle der eigentliche Erfinder des Staberl, er hat ihn zuerst auf die Bühne gebracht und dieselbe dadurch um eine ergötzliche und vielseitig zu variirende Figur reicher gemacht; denn ohnstreitig ist der Charakter des Staberl, in welchem sich Dummpfiffigkeit, Gutherzigkeit und unschuldige Spitzbüberei mit der lustigsten Eitelkeit paaren, originell und drastisch angelegt und für den Komiker von dankbarem Erfolge. In Auffassung volksthümlicher Gewohnheiten, städtischen Tones und zeitgemäßer Bilder, stehen Bäuerle unbestreitbare Vorzüge zu, und durch glückliche Behandlung österreichischer Lokalwitze und Tageserscheinungen weiß er seinen Stücken einen besondern Reiz der buntesten Mannigfaltigkeit und heiterer, oft übersprudelnder Lebensfülle zu verleihen. Raimund ist formen-, Bäuerle farbenreicher, und die praktische Bühnenkenntniß Beider läßt sie einen gewissen theatralischen Takt festhalten, welche ihren Stücken bei der Aufführung sehr zu Statten kommt und die manchem jüngern Lustspieldichter von Talent anzuwünschen wäre. —

Für das Fach der Parodieen, welches in Paris und Wien einen wesentlichen Rang bekleidet, ist Meisl da, den die Dresdener durch sein Zauberspiel: „der rosenfarbene Geist", und wohl noch durch andere ähnliche Erzeugnisse kennen gelernt haben. Von Witz scheint mir in seinen Stücken wenig die Rede, allein es ist so vieles tolle, kunterbunte Gezeug darin, welches oft wider Willen zum Lachen zwingt, daß nach dem Witze eigentlich auch gar keine Nachfrage ist und man den Mangel desselben gar nicht bemerken mag. Meisl besitzt eine gewisse Fertigkeit, gefälligen Unsinn und lustige Verstandeslosigkeit so keck durch einander zu schieben, daß es wenigstens ein launiges Puppenspiel abgibt, welches in der Darstellung durch menschliche Künstler bizarre Extreme und Contraste herbeiführt, die meist zugleich auch das Zwerchfell in Contribution setzen. Irre ich nicht, so ist derselbe auch Verfasser der bekannten, in Wien mit außerordentlichem Glück aufgenommenen Parodie: „Othellerl, der Mohr von Wien", dessen Inhalt, des Scherzes halber, hier flüchtig angedeutet werde. —

Othellerl, ein herrschaftlicher Mohr, liebt Desdemonerl, die Tochter des ebenfalls bei seinem Herrn dienenden Hausmanns, welcher ihm spinnefeind ist und nicht ahnen darf, daß seine Tochter dem „pechschwarzen Mohren" Gegenliebe schenkt. Othellerl sieht sich daher zu dem Wagstück getrieben, sich heimlich mit seiner geliebten Desdemonerl trauen zu lassen; „zur Feier seiner heimlichen Vermählung in einem öffentlichen Wirthshause", hat er eine Menge Freunde und Bekannte eingeladen, welche mit Gut und Blut bereit stehen, es Desdemonerl's Vater derb und tüchtig einzureiben, daß er Othellerl seine Einwilligung vorenthält; dieser aber, edelmüthig, verweiset ihnen dieß und mahnt sie zu bedenken, „daß der Grobian jetzt sein Schwiegervater sei" und daher Achtung verdiene. Dagegen gesteht er im Beisein der Gäste der Desdemonerl seine horrent eifersüchtige Natur und bittet sie flehendlich, nie dieselbe zu reizen. Zugleich verehrt er ihr ein seidenes „Schneuztüchel", dessen höchst merkwürdigen Ursprung er historisch erläutert, und ermahnt sie, solches heilig zu wahren, weil, so lange dasselbe in ihren Händen, er sich von ihr geliebt glaube; sollte sie dagegen selbiges jemals durch

unbedacht verlieren, so würde er dieß als den Treubruch ihrer Liebe ansehen und nichts könne sie dann vor seinem Mohrengrimme schützen. Zufällig sieht Desdemonerl während dieses Gespräches irgend wohin, Othellerl bemerkt dieß, schon schnürt ihm die Eifersucht die Kehle, er befiehlt ihr, jederzeit nur ihn anzusehen, rast sich in seiner verrückten Eifersucht erst aus, wird dann mit einem Male wieder sanftmüthig und schmelzend und endigt durch das Sühnewort: „verzeih', Desdemonerl, ich war heftig!" — Othellerl hat, wie jedes über dem Gemeinen stehende Gemüth, Feinde; sein an Desdemonerl gemachtes Glück, die von seinem Herrn ihm gewordene Ausstattung von hundert Gulden W. W., Alles dieß zieht ihm Neider zu; namentlich streben einige andere herrschaftliche Bediente, unter ihnen besonders ein gewisser Jackerl (Jago), ihm einen Streich zu spielen. Sie stecken es Desdemonerl's Vater, daß, wider seinen Willen, Othellerl heimlich der Gatte seiner Tochter sei; der grobe Hausmann wüthet über diese Nachricht, in seinem Grimme ruft er alle ihm befreundete Hausleute und Portiers zusammen, welche ihm einstimmig ihren Beistand zusagen, um Othellerl zu bläuen. Von Desdemonerl's Vater angeführt, dringen sie in des Mohren Stube, dieser wirft mit Löwenmuthe drei von ihnen auf die andern, springt mit einem grotesken Satze auf seinen schlagfertigen Schwiegervater los, reißt ihn um, thut ihm jedoch weiter kein Leides, sondern hilft ihm selbst wieder in die Höhe, und, nebst Desdemonerl vor ihm niederknieend, bittet er ihn demüthigst, ihren Bund zu segnen. Othellerl's Herr, ja selbst die Portiers, welche ihn erst prügeln wollten, werden durch seine Beredtsamkeit gerührt, sie vereinigen ihre Bitten mit den seinigen, und das von so vielen Seiten bestürmte Hausmannsherz kann diesem allgemeinen Flehen nicht länger Widerstand leisten, sondern er verzeiht und gibt seinen Segen. —

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

(Fortsetzung.)

Aus Gotha, Mitte März 1831.

Gleich nach Ankunft der Gesellschaft von Koburg wurde das Repertoire durch die Niederkunft der Mad. Illenberger gehemmt, welches später, gleicher Umstände mit Mad. Weinkauf halber, wiederum geschah. Obgleich wir nun dadurch zwei der besten Mitglieder und eine Menge Stücke, in denen sie gefallen, entbehren mußten, so wurde doch während jener Zeit durch gute und zweckmäßige anderweitige Anordnung der Mangel einigermaßen gedeckt, und mehre neue Opern und Singspiele aufgeführt.

Mehre der beliebtesten Mitglieder wurden bei ihrem ersten Auftreten vom Publikum mit starkem Applaus empfangen, und viele während der drei Monate ihrer Anwesenheit hervorgerufen. — Am 18ten November die Stimme der Natur, Schauspiel von Schröder, von Lebrün modernisirt; ein Rührstück von der feuchtesten Sorte. Hr. Karsten trat als Lord Norland zum ersten Mal, seit seinem Engagement, auf, und empfahl sich gleich dadurch, daß er nichts gelernt hatte. Dem. Cäcilie Karsten leistete als Eduard Vorzügliches. — Am 19ten November Nehmt ein Exempel dran! Lustspiel von Töpfer. Dem. Lange excellirte als Frau; in der Tabaksrauchscene war sie meisterhaft. Hr. Pabcke stand ihr als Mann nicht nach und Beider Spiel griff recht in einander. Hierauf: die kleinen Wilddiebe, Vaudeville von Angely. Hr. Döbbelin wurde als Förster mit großem Beifall empfangen und ergötzte zum Dank das Publikum höchlich. Auf gleiche Weise zeichnete das Publikum Mad. Pabcke als Felix und Hrn. Rochow als André aus. Die Rinette war der Dem. Stoffregen erster Versuch. Sie mißfiel nicht, doch wünschte man ihr eine deutlichere Aussprache. — Am 21sten November Karl XII. auf Rügen, Lustspiel nach dem Englischen des Planché von Both. Hr. Döbbelin hatte des Schwedenkönigs äußere Erscheinung gut copirt; Hr. Toussaint stellte den Brock mit viel Lebendigkeit und Charaktertreue dar. Hr. Hessen hatte wegen plötzlicher Krankheit des Hrn. Weinkauf, die Rolle des Bürgermeisters Muckebold kurz vor Beginn der Vorstellung übernommen, und leistete, obgleich die Partie gar nicht in sein Fach schlägt, sehr Gutes. Ueberhaupt ging das ganze Stück zu Aller Zufriedenheit. — Am 22sten November Hans Luft, Drama von Lebrün. Das komische Stück ging vortrefflich. Hr. Hessen war ein roher, aber sehr gemüthlicher Hans Luft und individualisirte den Charakter ausgezeichnet gut. Ebenso lobenswerth war der von seiner Kunst ganz exaltirte Rigolard-Döbbelin; und Mad. Weinkauf entzückte als intriguensüchtige Hofdame (Fräulein von Schnuffel). — Am 24sten November die Braut, Oper von Auber. Diese leichte französische Waare paßt nicht für uns. Die Vorstellung ging nicht besonders. Außer dem Wachtlied sprach nichts an. Hr. Rochow lieh dem Fritz einen Charakter. Diese Oper hat gar keinen Werth. — Am 25sten November Spiele des Zufalls, Lustspiel von Jünger, modernisirt von Lebrün. Hr. Döbbelin als Major Hitzig und Hr. Pabcke als Karl erwarben sich den gerechtesten und lautesten Beifall. Hr. Döbbelin jun. machte als Aufwärter Conrad auf sein gutes Talent aufmerksam. Eine tüchtige Rolle ist der Probirstein eines Anfängers; man sollte sie mehr spielen lassen. Aber an den meisten Theatern werden sie in's Chor zurückgedrängt; die Rollenwuth der bereits accreditirten Schauspieler läßt sie nicht auf, und so muß manches Talent schmählig untergehen. — Am 28sten November Graf Ory, Singspiel von Rossini. Das Ganze ging nicht besonders. Hr. Rochow gab die Titelrolle mit Leichtigkeit und gutem Spiel. Hr. und Mad. Michalesi vom Dessauer Theater, er den Hofmeister, sie die Gräfin Fourmontiers, als Gäste. Mad. Michalesi ist eine angenehme Erscheinung, hat eine gute Schule, aber eine ausgesungene Stimme; Hr. Michalesi ist

fast das Gegentheil, ist aber doch ein braver Sänger. — Am 29sten November Liebeszunder, Lustspiel von Scribe und Delavigne; französische Dutzendwaare, womit unser dürftiger Markt bis zum Ueberdruß überschwemmt wird. Hr. Karsten gab den Riedheim viel zu exaltirt, wahrscheinlich weil er nichts gelernt hatte. Gustav (Hr. Pabcke) und Julia (Dem. Lange) dagegen gleich lobenswerth. Hierauf: der junge Ehemann, Lustspiel nach dem Französischen von Prauß. Hr. Hessen (Chevalier von Beaufort) und Mad. Weinkauf, seine Frau, waren ganz unübertrefflich. Ihre ausgezeichnete Leistung steckte auch die Andern an, und deshalb gewährte dieser Abend vielleicht unter allen, die uns mit theatralischem Spiel erfreut haben, den höchsten Genuß. — Am 1sten December der todte Onkel, ohne Werth; die Aufführung war nicht besser als das Stück. Hierauf: Rochus Pumpernickel auf eine andre Manier, Vaudeville von Tenelli. Die Ouvertüre von unserm Hesselbach war kurz und gesucht, ohne deshalb genial zu sein. Das kleine Stück hat einen Schatz von Komik. Hr. Illenberger gefiel mit Recht als Rochus sehr; einige Liedchen des Rochus sind besonders nett. Vor Allen aber zeichnete sich das treffliche Ehepaar Fuchs (Hr. Döbbelin und Mad. Weinkauf) aus. Wirken die Beiden, wie hier, im Komischen zusammen, so möchten sie theilweise schwer zu übertreffen sein. — Am 2ten December der beste Ton, Lustspiel von Töpfer, wurde durchgehends vortrefflich gegeben; man sah daran recht deutlich, wie viel Gutes die Gesellschaft durch rasches Zusammenspiel und Ensembles im Lustspiele leistet. Hr. Weiß dürfte als Sporting etwas weniger breit sein. — Sonntag den 5ten December der Hausirer, Oper von Onslow. Das Sujet ist schön, in der Behandlung aber keine Oekonomie. Die Hauptperson Alexis tritt ganz in Hintergrund zurück, Episoden treten dagegen hervor; vorzüglich der Offizier Oskar. Die Musik ist lieblich, fleißig gearbeitet und anspruchslos. Die Hauptpartieen sind mit Fleiß und Verstand durchgeführt, desohngeachtet gefiel die Oper nicht besonders. Ein von unserm Hesselbach componirter und in die Oper eingelegter Tanz machte viel Glück. Mad. Illenberger trat zum ersten Male auf (Minna) und wurde mit Beifall begrüßt. Am 6ten December Narrheit und Narredei, Lustspiel nach Desaugiers. Hr. Döbbelin gab als Ocularius der Vorstellung besondern Reiz. Hierauf: Eine für die Andere, Lustspiel von Castelli. Hr. Pabcke erndtete als Born großen und gerechten Beifall. — Am 8ten December Maurer und Schlosser. Diese Oper wird bei uns ausgezeichnet gut gegeben. Wir glauben schwerlich, daß sie über die größten Theater rascher und gefälliger geht. Hr. Rochow und Mad. Illenberger (Roger und Henriette) erfreuen durch ihren trefflichen Gesang und Hr. Döbbelin und Mad. Bianchi (Baptiste und Mad. Bertrand) durch ihre treffliche Komik im Spiel. — Am 10ten December das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue, durchgehends gut gegeben, besonderes Lob verdient Dem. Karsten als Erneftine. — Am 12ten December Joconde, Oper von Isouard; schön, aber veraltet und gefiel deshalb nicht; auch konnte Hannchen (Dem. Stoffregen) weder spielen noch singen, und gerade von dieser Partie hängt das Gelingen der Oper ab. Hr. Weckerle trat zum ersten Male als Operist auf (als Lysander); unbedeutend. — Am 13ten December die Schachmaschine, Lustspiel von Beck; Karl Ruf (Hr. Hessen), Balken (Hr. Döbbelin), und Sophie (Dem. Lange) wurden meisterhaft dargestellt. — Am 15ten December Zwei Jahre nachher, Lustspiel von Tenelli. Die Aufführung kam der trefflichen Bearbeitung gleich. Hierauf: Ostade, Singspiel von Weigl. Hr. Illenberger war als Ostade etwas zu schwerfällig, auch Cajus (Hr. Weckerle) konnte nicht befriedigen. Dagegen war Mad. Illenberger als Marie allerliebst, und Hr. Weinkauf riß als Paul das Publikum zur lautesten Anerkennung hin. — Am 17ten December der Geizige, Lustspiel von Moliere. Nach Iffland war Hr. Döbbelin der erste Geizige wieder auf unsrer Bühne. Man kann ihm kein größeres Lob ertheilen, als mit der Versicherung, daß er nicht hinter dem großen Meister zurückblieb. Er hatte einen um so härtern Stand, weil er von den Andern fast gar nicht unterstützt wurde. Sie hatten sammt und sonders schlecht gelernt. Wenn unsre heutigen Schauspieler keine Haupt- und Glanzrollen haben, so spielen sie auf den Souffleur. Wie? ist gleichviel. — Am 19ten December Euryanthe, Oper von Weber, ging für die Kräfte unseres Theaters gut genug; mehr zu verlangen, wäre unbillig. Den Kranz des Abends verdiente Hr. Touffaint als Lissart. Mad. Pabcke überbot als Eglantine in der Wahnsinnsscene ihre Kräfte und schrie zu sehr. Hr. Illenberger sang und spielte den König nicht gut. Die Chöre gingen schlecht. — Am 20sten December Nehmt ein Exempel dran! Wiederholung. Dann: die kleinen Wilddiebe, Wiederholung. — Am 22sten December der Barbier von Sevilla, Oper von Rossini, geht hier vorzüglich gut. Hr. Rochow ist im Gesang und Spiel ein liebenswürdiger Almaviva. Hr. Touffaint steht ihm als Barbier nicht nach, und Hr. Döbbelin gibt einen köstlichen Bartolo. — Am 23sten December der Wollmarkt, Lustspiel von Clauren, ward durchgehends sehr gut gegeben, wie alle Lustspiele der Art. — Am 26sten December Fiesko, Oper in vier Akten von Lübcke; Text nach Schiller von E. Baumbach. Unser Musikdirektor Hr. Lübcke hat ein entschiedenes Talent für die plastische Musik; dieß beweist auch diese neue treffliche Schöpfung, obgleich das Sujet ihm selten Gelegenheit bietet, dieses Talent in seiner ganzen Größe zu entfalten. Fiesko ist zu sehr Verstandestragödie, um sich zur Oper zu eignen. Der Bearbeiter hat die Scenen viel zu wenig motivirt; der Bearbeiter scheint sich die Kunst der dramatischen Handlung und des Ineinandergreifens der Scenen noch nicht angeeignet zu haben. So geht Julia mit dem Hochzeitszuge ab, und kommt sogleich wieder, aus keinem Grunde weiter, als um eine Arie zu singen. Der erste Akt ist als Handlung ganz überflüssig. Das Verhältniß zwischen Fiesko und Julia wird zu spät aufgeklärt.

Varina fällt aus dem Charakter und sattelt plötzlich ohne genügendes Motiv gegen allen Republicanismus um. Auch finden sich mehre Härten im Ausdrucke. Die Musik dagegen befriedigt den Kunstkenner und spricht den Laien an. Die Hauptpartieen: Julia (Sopran), Leonore (Alt), Fiesko (Tenor), Muley Hassan (Bariton), Varina (Baß) bieten den Darstellenden vielfache und schöne Gelegenheit, sich vortheilhaft zu zeigen. Am trefflichsten und bis zur Ueberraschung schön sind Varina und der Mohr durch die Musik charakterisirt; der Fiesko ist etwas zu süß gehalten, im dritten Akte hätte er großartiger hervortreten sollen. Auch der Charakter der Julia ist mit Wahrheit aufgefaßt und wiedergegeben, aber sie ist dabei auf die Spitze gestellt. Diese Partie hätte singbarer werden sollen; sie liegt zu hoch und wird vielen Sängerinnen zu schwierig sein. Wunderbar ist's, daß der Componist die Leonore in tiefem Alt gibt, der doch mehr männlichen Ernst als die Zartheit und Schwärmerei einer Leonore bezeichnet. Es scheint, als habe Hrn. Lübcke die Individualität unsrer Mad. Pabcke vorgeschwebt. Die Balletmusik ist ganz vortrefflich; und hierbei zeigte sich recht deutlich, was wir über Lübcke's Talent oben andeuteten. Die Chöre sind vorzüglich im dritten Akte sehr effectvoll. Die Instrumentirung ist oft neu und originell, fast immer zweckmäßig gewählt und bei den Chören und Finales von großer und überraschender Wirkung. Die gelungensten Nummern sind: Scene des Varina im ersten Akte, das Duett des Fiesko und der Leonore im dritten Akte, das Finale im dritten Akte, Arie des Mohren im vierten Akte. Die Oper wurde gut aufgenommen; die Darstellung war im Ganzen gut; doch ließen die Chöre, Ballets, Scenerie und Decoration noch viel zu wünschen übrig. Die Oper Fiesko ist allen Bühnen dringend zu empfehlen, und die durch sie hindurch gehende Idee, welche sie mit der Stummen gemein hat, wird ihr bei vernünftigen Theaterdirectionen kein Hinderniß bereiten. —

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht.

Dresden, im März 1831.

Die bereits seit länger zur Aufführung bestimmten und mit Ungeduld von uns erwarteten bedeutenderen Stücke, als Müllner's „Yngurd" und „Schuld", Grillparzer's „Medea", Collin's „Balboa" ꝛc. lassen noch immer auf sich warten. Der allenthalben fühlbar werdende Mangel an einer jungen Heldin und Liebhaberin trägt auch an dieser Verzögerung die Schuld, und die dafür in den Olles. Herold und Sutorius uns gebotenen Aushilfsmittel wollen endlich doch dem Gaumen nicht mehr zusagen, Yngurd aber und Oerindur scheinen unsere Ansicht zu theilen und säumen lieber mit ihrem Einzuge, um nur mit andern Liebhaberinnen zusammen zu kommen. Wer mag es ihnen verdenken; tragische Helden sind gar eigensinnige Leute und wollen sich — man frage nur Herrn Devrient! — oft schwer genug mit jungen, wunderschönen Männern befassen, geschweige denn mit Frauenzimmern. Medea aber muß zur Zeit noch auf ihren Jason harren, der, angethan mit dem Leibe des Hamburger Herrn Devrient, ihr erst gegen Ostern d. J. zukommen kann. Dieser Jason kommt übrigens noch immer früh genug zu seinem Unglücke, und ich wette, daß seine Ehehälfte, welche ihm bekanntlich die Kinder massacrirt, gleichwohl ihm nicht so an das Leben greifen wird, als sein leiblicher Herr Bruder; denn der hiesige Herr Devrient steht durchaus nicht im Verdachte der Toleranz, und so wie seine eignen Glieder, namentlich die Beine und Waden, gar oft mit einander in offenem Kriege leben, so steht auch zu befürchten, daß er an seinem brüderlichen Fleisch und Blute nicht immer brüderlich handeln wird, namentlich wenn dem Herrn Bruder Rollen zufallen sollen, worin es viel zu schreien, zu beinspreizen, kurz etwas zu tollen gibt, ein Fach, welches der hiesige Herr Devrient — wie auch Wien und Frankfurt, wo derselbe bekanntlich durchfiel, bezeugen werden — bisher mit vielem Eifer bekleidete.

Fräul. v. Hagn hatte ihre Gastrollen hier abgebrochen, um auch die Berliner von ihrer mimischen Ambrosia kosten zu lassen. Aber die Berliner sind ein eigensinniges Volk, und wenn ihnen just das Bier schmeckt, so wollen sie selbst von Ambrosia nichts wissen, oder riechen höchstens daran und bedanken sich und kehren wieder zu ihrem Biere zurück. Nicht zufrieden mit der allzu temperirten Extase der Berliner, kam Fräul. v. Hagn nach Dresden zurück, um den zweiten Theil ihrer Apotheosis zu feiern. Vom Gasthofe zur Stadt Berlin aus hatte man mittlerweile schon an den Neumond geschrieben, der einen Kranz von Fixsternen aus der Milchstraße für unsere Künstlerin versorgen sollte. Zufällig hatten die ewigen Götter, welche Fräul. v. Hagn auf einen Thé dansant zu sich laden wollten, einen großen Theil der Milchstraße zum Thee verconsumirt, einen andern verbuttern lassen, kurz und gut, es war offenbarer Mangel und der Sternenkranz blieb aus. Die Dresdner aber, meine geliebten Landsleute, waren impertinent genug, den salbungsreichen Redeschwung des Fräul. v. Hagn für hohle Deklamation, ihr kühnes, geberdenreiches Spiel für unweibliche, der Anmuth entbehrende Manieren, ihre edle Effektsucht für Coulissenreißerei auszugeben, der Janus aber und die übrigen Zeitschriften waren ungalant genug, zu behaupten, daß dieses Gerede der Leute wahr sei, daß Fräul. v. Hagn nur eine gewisse Routine, aber keine innere Wahrheit, keine Natur, keine Innigkeit noch Seelentiefe kenne.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 121. (II. Jahrg.) Montag, den 23. Mai. 1831.

Friedrich August's Grabesstimme.

(Phantasiegebild.)

In der Gruft seiner Ahnen der Herrliche schlief
Von des Vaterlands Schutzgeist bewacht,
Als Empörung wie Flammen die Hauptstadt durchlief
Jüngsthin in der schwärzesten Nacht.

Und er hob sich vom Kissen aus Asche, sein Ohr
Nur gewaltsam vom Leben berührt,
Und schwer brach sein Unmuth in Worten hervor,
Wie dem Vater des Volks es gebührt:

„Was vernehm' ich? Sind's Feinde? Sind's Freunde wohl gar,
Die die friedliche Stadt überzieh'n?
Ist's der nordische — ist es der fränkische Aar —
Dessen Blicke von Kampfeslust glühn?

„Ließ der Corse sein Felsgrab im Meere zurück,
Meine Lande noch Eins zu entzwei'n?
Oder brach ein noch herberes Jammergeschick
Ueber Sachsen, das Theure, herein?" —

Und der Hüter des Grabes, sein Antlitz bedeckt
Mit der Fittige blendendem Saum,
Entgegnet: „„O seliger Geist, Dich erweckt
Bei dem Ew'gen kein nichtiger Traum!

„„Ja mit Wehmuth verkünd' ich's: kein äußerer Feind
Schwelgt im Mark Deiner Lande sich groß!
Und dennoch — o schmerzliche Wandlung! — beweint
Meine Seele ihr trauriges Loos.

„„Denn der Bosheit gelang es, durch Frevel und List
Zu vergiften manch treues Gemüth;
Zu bewirken, daß Bürger und Krieger im Zwist
Gleich gefährden der Hauptstadt Gebiet!

„„Daß die Stimme des Rechts selbst vom Thron man nicht hört
In des Aufruhrs verderblichem Wahn, —
Indeß, wie sich Wog' über Woge empört,
Sich die Rotten zum Angriffe nahn.""

„Schweig, Gefährte der Nacht! Dein Bericht ist der Tod
In verdreifachter Schreckengestalt!
Doch ergreift Dich in Wahrheit der Vaterstadt Noth,
Ward Dein Herz unter Särgen nicht kalt:

„O so schwinge Dich auf, wo mein Bruder im Rath
Meiner Neffen auf Gnade nur sinnt,
Und beflügle die Edeln zu rüstiger That,
Eh' die laufende Stunde verrinnt!

„Denn das Schwert muß dem Zepter als Hinterhalt stehn,
Und auf Strenge sich gründen das Recht, —
Und der Frevler verfallen in Schande und Pön,
Soll der Freie nicht werden zum Knecht!

„Das Gesetz nicht ein Ball, ein durchlöcherter Schild,
Jedem Buben und Meutrer ein Spott,
Der Regent nicht ein lebloses Marmorgebild,
Statt ein sichtbarer Zeuge von Gott!" —

Der Gesegnete sprach's, den Europa, die Welt
Den Gerechten, den Milden genannt,
Da er nimmer verderblich ein blutiges Zelt
Ueber Leichen Erschlagner gespannt;

Doch wie er auch Treu' und Erbarmen gehegt
In frommer ächtchristlicher Brust,
Nicht minder Gesetzkraft und Strenge gepflegt,
Wo irgend ihm Frevel bewußt.

Und der Schutzgeist, ein feuriger Lichtstrahl, entschwang
Sich vom Tode zum Leben empor,
Wo bald seine Warnung wie Feldruf erklang,
In der Fürsten versammeltem Chor.

Was drauf sich begab? Was man weiter vollbracht?
Dem Sänger nicht ward es vertraut!
Doch wurde seit jener unseligen Nacht
Nicht Hader, nicht Aufruhr mehr laut.

Friedrich Krug v. Nidda.

Hofmann und Paganini.

(Beschluß.)

Er fing an zu laufen, ging langsam, ging schnell, sang, weinte, erfand herrliche Arien, trieb sich umher, wiederholte seine schönsten Dramen, ward muthlos und kehrte sich zu mir um, indem er eine Stunde später endlich meine Frage beantwortete.

Ob es schön ist? Ob es schön ist? Mein Gott! Wozu eine solche Frage? — Er wurde immer lebhafter, erhob dann seine Stimme immer mehr, und wurde zuletzt ganz Musik, Körper und Seele. Nun ist mein Theodor im Himmel. Er singt dießmal für mich, durchläuft die Tonleiter, im Wechsel wüthend und sanft, ernst und burlesk, als Tyrann, junges Mädchen, vornehme Dame, Einfaltsmensch; er schmollt, weint, lacht, wird betrübt, wird ein ganzes Drama, ein ganzes Orchester, ein ganzer Gott. Wie viele Thränen mußte ich diesen Abend um ihn vergießen! Wie viele Empfindungen hat er in meiner Seele aufgeregt! Da sah ich erst ein, wie viele Kunst und Leidenschaft in diesem Menschen herrschte; wie viele Poesie wir durch das verborgene Leben des Künstlers verlieren, wenn er, die Außenwelt verschmähend, nur für sich die Kunst betreibt, wenn er sich verbirgt, um auf seine Weise glücklich zu sein, wenn er seinen Ruhm wie eine Schande verhüllt, träumt, anstatt zu handeln, im Stillen denkt, singt und liebt, und glückselig liebt, gleich Ariel, oder Puck im Sommernachtstraum.

Da sah ich auch ein, warum ich Theodor so liebte: Theodor ist die verborgne Kunst, die sich selbst nicht bewußt ist, die trunkene, träge, selbstsüchtige Kunst, dennoch aber die wahre, die volksthümliche; die Kunst, welche die Welt verachtet, aber einen Laden oder ein Weinhaus beglückt.

So sei denn nicht unzufrieden, Theodor, einen eben so großen Künstler, als Du bist, auf dem Theater gefunden zu haben. Ich weiß wohl, daß Du die Verbindung der beiden Worte: Kunst und Theater, Kunst und prachtvolle Toilette, Kunst und helles Licht, und beifallklatschende Menge, nicht begreifst, aber, Theodor, es gibt zum Glücke Ausnahmen für diese allgemeine Regel der Poesie und des Drama. Glücklich ist der Künstler, welcher diese große Schwierigkeit überwindet: er tritt unter die Menschen wie eine Offenbarung ihrer Macht, er bringt ihnen ungekannte Freuden, er lehrt ihnen die Gewalt des Schönen, wenn es einfach ist, wenn es allein und für sich selbst wirkt, er erweckt die in Seelen, gleich der Deinigen, schlummernden Leidenschaften, er zwingt sie, sich auswärts zu verbreiten, sich ihres gleichen zu enthüllen: er regt sie durch den Wetteifer des Genies auf: er führt das junge Mädchen zur Entdeckung ihres innersten Gedankens, zur Offenbarung desselben mit Aufsehen, ohne über ihre Leidenschaft oder ihr Talent zu erröthen. Danke also dem Zufalle, der Dich endlich zur Sprache gebracht hat und der Dich zwingen wird, nicht mehr Künstler für Dich allein zu sein.

Mit solchen Gedanken fanden wir uns an der Thüre des Weinhauses wieder. Die Wirthin war zu Bette, die großen Vorhänge umgaben dasselbe wie mit einer undurchdringlichen Mauer: die Lampe brannte noch. Theodor ergriff seine Geige, zog die noch übrige Saite auf, suchte seinen Bogen ..... umsonst.

Morgen bringst Du mir einen Bogen mit, sagte er.

Willst Du auch drei Saiten, mein Freund?

Er wiederholte: bringe mir morgen einen Bogen.

Als er aber sah, wie ich ihn ängstlich anblickte, um zu errathen, was ihm fehlen mochte, sagte er: Meine Freunde haben mir geschadet, ihre Sorge für mich hat mich verdorben. Durch Euch, Ihr Elenden, habe ich keinen unglücklichen Augenblick gehabt, ich bin nie arm, nie krank gewesen: die Gesundheit bringt mich um. Was soll ich Großes vollbringen mit meinen fetten Wangen, meiner rothen Nase, meinen gescheitelten Haaren, meinem festen Schlafe und dem Magen, welcher Eisen verdauen könnte? Das Unglück hat mir gefehlt, die Verläumdung, das Spiel. Er ist hingegen arm gewesen, er hat gebettelt, noch ärger, er hat in seiner Kunst unterrichtet, er hat um zu leben, für seine Schüler chromatische Tonleitern aufgeschrieben, er hat Schüler gehabt. Begreifst Du diese Qual? Zu kommen, einem Elenden ohne Seele, Herz und Geist zu sagen, thue dieß, thue jenes; dann ihm die Hand zu reichen. Und dieser Elende rühmt sich zehn Jahre später seines Lehrers, und sagt, indem er falsch und abscheulich spielt: Theodor war mein Lehrer, ich bin Theodors Schüler! Nein, wahrlich! So erniedrigt ist er gewesen. Er hat gespielt, hat sogar seine Geige verloren. Seine Geige! Der Italiener hatte kein Brod mehr. Leidenschaften, italienische Leidenschaften verzehrten ihn. Er ist verkannt, beneidet, verläumdet, verfolgt worden! Hast Du nicht gesehn, wie er mager und bleich ist, sein sterbendes Auge, seine krumme Gestalt, sein geisterartiges Aussehn? Daher ist er der Größte in seiner Kunst, der Erste, der Einzige, der zugleich Musiker und Sänger. Er denkt und giebt seinen Gedanken von sich: schon todt, lebt er immer; ein Mensch, den ich mit einem Hauche umwehen könnte und der mit einem Bogenstriche mich umgebracht hat.

Nur durch Leiden wird man ein Genie. — Laßt uns trinken, wenn es Dir gefällt.

Ich mußte Theodorn gehorchen: ich ordnete Alles auf seinem Theater, hob den Wald wieder auf, stellte die Hütte zurecht und zündete den Leuchter an.

Am andern Morgen waren wir Beide trunken. Uns Beiden war es zu verzeihen: Theodor ist ein Künstler, ich liebe Theodor und wollte ihn trösten.

Janin.

Reise-Zeitung.

Reise eines deutschen Malers durch Spanien im Jahre 1829.

(Fortsetzung.)

In jeder Hinsicht befriedigt zogen wir weiter nach Valladolid. In Burgos hatte uns ein gar braver Mann, ein Oberstlieutenant, dessen Eltern Deutsche gewesen waren, mit allem auf unsre Reise Bezüglichen hinlänglich bekannt gemacht. Wir verdankten ihm viel in der Kenntniß der Lebensart, Sitten, Gebräuche ꝛc. Wir waren jeden Abend zusammen, entweder wir bei ihm oder er bei uns. Auch gab er uns die tröstliche Versicherung, daß wir nicht ungeplündert durch Spanien kommen würden, wenigstens könne sich dessen bis jetzt wohl schwerlich ein Reisender rühmen. Oft wenn ich in Burgos auf den Straßen zeichnete, riefen mir die Mädchen aus den Fenstern zu, ob ich einen Stuhl wolle? Sowohl nach Burgos, als auch nach Valladolid hatten wir von Paris aus Empfehlungen. In Burgos lernten wir einen Asturianer kennen, der uns Briefe nach der Hauptstadt von Asturien, Oviedo, mitgab. In Valladolid angekommen, eilten wir mit unsern Päßen sogleich auf die Polizei. Wie groß war mein Erstaunen, als man dort sogleich unsre Namen kannte und mit allen unsern Reiseverhältnissen bekannt war. Der artige Beamte riß uns bald aus dem Traume. Er sagte: Wir haben hier einen königl. Befehl aus Madrid erhalten, der uns Ihre Ankunft und den Zweck Ihrer Reise verkündet. Diesen Befehl werden Sie auf allen Polizei-Büreau's in ganz Spanien finden, wohin Sie auch kommen; überzeugen Sie sich, wie wir ihn erfüllen! Mit diesen Worten rief er einen Subalternen herbei und las ihm den königl. Befehl vor; dann fügte er hinzu: Du wirst Sorge tragen, daß Alles pünktlich vollzogen werde und daß diese Herren nicht in ihrem Vorhaben gehindert werden, noch viel weniger eine Klage zu führen haben. — Haben Sie es verstanden? fragte er uns freundlich. Wir beurlaubten uns und legten uns sogleich ins Geschirr. Solche Aufnahme hatten wir in der That nicht erwartet. Wir fanden seine Aussage in allen Städten bestätigt. Kann man sich solcher Artigkeit von Polizeibeamten in England, Frankreich oder Deutschland rühmen?

Der Capitain General in Valladolid, welcher in der Provinz die Stelle eines Vice-Königs vertritt, ließ uns zu sich kommen. Er that sich uns als ein Freund der bildenden Künste kund, wünschte unsere Zeichnungen zu sehen und zeigte uns dafür seine Kunstschätze. Auch stellte er uns seiner ganzen Familie vor. Fanden wir nun hier und allenthalben, wohin wir bis jetzt gekommen waren, ein freundliches Entgegenkommen und humane Behandlung, so hielt dieß Alles doch keinen Vergleich mit der Aufnahme und Behandlung, der wir uns in der Hauptstadt des Asturischen Gebirgslandes erfreuten, aus. Von Valladolid hatten wir sechs Tagereisen dahin und kamen über Leon. Ich möchte Asturien die spanische Schweiz nennen. Diese Provinz wird von einem äußerst gutmüthigen und vorurtheilsfreien Völkchen bewohnt. Es zeichnet sich, wie fast jedes Bergvolk, durch Armuth an Lebensbedürfnissen und durch Reichthum an natürlichen geistigen Anlagen aus. Bald waren wir hier wie zu Hause und hatten Zutritt in jeder Familie. Zeichneten wir auswärts, so begleitete uns eine Gesellschaft junger Leute mit Guitarrenspiel und Gesang und machte uns jede kleine Beschwerde zum süßesten Genuß und zur angenehmsten Erinnerung. Unser vierwöchentlicher Aufenthalt schwand dahin, daß wir glaubten, wir hätten vier Tage daselbst verlebt. Sie wußten bald, daß wir Protestanten waren und sie freuten sich unsrer Offenherzigkeit. Ich hätte wohl unter ihnen leben mögen; auch that mir der Abschied sehr weh. Wir reisten wieder durch die Asturischen Gebirge zurück nach Leon, eine von den Römern angelegte Pflanzstadt, und als wir auch hier fertig waren, ging's nach Zamora, eine sehr interessante Stadt am Duero, nahe an der portugiesischen Grenze und starken Handel treibend. Von da zogen wir weiter nach der denkwürdigen und schönen Stadt Salamanca, am Dormes gelegen, über den eine noch von den Römern erbaute, sehr dauerhafte, steinerne Brücke führt. Die Brücke hat fünf und zwanzig Bogen. Jede Seite des viereckigen Marktplatzes hat fünf und zwanzig Arkaden. Vor dem französischen Kriege hatte die Stadt fünf und zwanzig Mönchsklöster, fünf und zwanzig Nonnenklöster und fünf und zwanzig Collegien; kurz Alles geht auf die Zahl Fünf und zwanzig hinaus. Die Franzosen haben dem Spaße mit der Anzahl der Klöster ein Ende gemacht. Die Universität zu Salamanca zählte 20,000 Studenten. Wir besahen die prächtige Bibliothek, die Kathedrale, die Schlösser des ehemals so gefürchteten Herzogs von Alba, und fanden viel zu thun. Dann zogen wir nach Avila und Escurial durch Räubergegenden, wo Ausplündern und Todtschlagen nichts Seltenes ist. Aber so wie uns der Himmel bisher beschirmt hatte, so leitete er uns auch ferner. In Avila fanden wir einen Fabrikbesitzer aus Straßburg gebürtig. Er übergab uns seinem Schwiegervater, der diese gefährlichen Wege als Eselstreiber oft mit Fremden machte, und da sich dieß Volk zusammen versteht, so kamen wir glücklich durch. Im Vorbeigehen kehrte unser Führer alle Augenblicke in die Diebesnester ein, und sagte den dort auf Raub Lauernden wahrscheinlich, daß man uns ungehudelt ziehen lassen möchte, weil er für uns haften müsse. Dann besahen wir den großen Kasten St. Lorenzo oder das so berühmte Escurial, das mich nur in Hinsicht seiner Kunstschätze und seiner prachtvollen Bibliothek befriedigte. Wir stiegen in die königliche Gruft; die Asche der Könige Spaniens wird in Marmorsärgen aufbewahrt. Von hier aus sieht man die neun bis zehn Stunden entfernte Residenz liegen. Auf großen andalusischen Eseln eilten wir nach Madrid. Auch auf dieser Route ist die Straße nicht ganz sicher. Wir kamen abermals ungerupft durch.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Dec. 1830.
(Fortsetzung.)

Hieran haben die Großherzogl. Domänen unbezweifelt den größten Theil, indem in ihnen eine Masse bisher nicht gehörig benutzten Bodens der Kultur hingegeben, vielen Tausenden den Anbau unter beschränkten Eigenthumsverhältnissen gestattet, und eben so vielen Tausenden durch jene Wohnung und Unterkommen gesichert ward, wie man denn im Allgemeinen die rege Kraft nicht verkennen kann, mit welcher das fortschreitende Aufblühen unseres Landes durch wohlthätige, neue und veränderte Einrichtungen, Anstalten, Vereine, Erfindungen u. s. w., zu fördern gesucht wird, welches Bestreben mein weiterer Bericht in etwas darthun wird.

In der dießjährigen Hauptversammlung des patriotischen Vereins, der für den gemeinsamen Zweck des Wohles unseres Vaterlandes schon so Vieles gethan, verbreitete man sich außer vielen andern Gegenständen über die zu errichtende öffentliche Ausstellung vaterländischer Kunstwerke, Fabrikate und Produkte, über die Gründung eines landwirthschaftlichen Instituts, über Thierschau, sowie über die Verbesserung des Dorfschulwesens, von welchem letztern, so wie von den Bürgerschulen ich Ihnen in meinem vorigen Berichte nicht viel Tröstliches anzudeuten im Stande war. Doch der beharrliche Eifer ächter Vaterlandsfreunde und die Milde unseres Fürsten machen auch hier den Anfang kräftiger Hülfe durch das neu begründete Seminar zu Ludwigslust, welches hoffentlich die Bell-Lancastersche Lehrmethode in Anwendung bringen, und gewiß um so zweckmäßiger sein wird, als sich an die Reorganisation dieser Anstalt große Hoffnungen für das Elementarschulwesen in unserm Lande knüpfen. Die bisherige Nichtbeachtung der Elementarschulen, welche sich in größern Städten noch mangelhafter zeigen, als selbst in manchen kleinern, ist um so auffallender, wenn man bemerkt, wie dringend der Staat dahin arbeitet, Industrie und Gewerbe zu heben, diese Bestrebungen aber nothwendig ohne Erfolg bleiben müssen, wenn nicht die Gemeinden ihre Schulen so einrichten, daß eine kenntnißreichere und in Gesinnung tüchtige Jugend sich heranbilde; wenn man ferner wahrnimmt, daß der Mittelstand, der vorzüglich an die Künste, den Handel und das Gewerbe gewiesen ist, einer ganz andern Durchbildung bedarf, als die Sprach- oder philologischen Seminarien, woran wir für die bestehenden Verhältnisse vielleicht zu viel besitzen, zu geben vermögen. Eine schnelle und durchgreifende Verbesserung derjenigen Schul-Anstalten, welche das Bedürfniß des Bürgerstandes näher in's Auge fassen, möchte also das zunächst liegende Werk der Noth und der Liebe sein, welches man denn auch zu erkennen scheint; wenigstens spricht dafür die anderweitige Gründung einer Bürgerschule von vier Klassen in Grabow.

Zu Rostock ist jüngst noch ein philologisches Seminarium errichtet worden, dessen Statuten von dem Großherzoge bestätigt worden sind. Jährlich wird künftig eine philologische Preisaufgabe gestellt werden, deren Beantwortung nicht blos den Mitgliedern des Seminariums, sondern auch andern dort Studirenden gestattet ist. Die gekrönte Preisschrift soll auf Kosten der Seminar-Kasse gedruckt und an des Großherzogs Geburtstage ausgegeben werden. Ueber die Zuerkennung des Preises von sechs Friedrichsd'or, haben neben dem jedesmaligen Director der Anstalt die Decane der vier Facultäten zu entscheiden. Unsere neu errichtete Medicinal Commission unter dem Directorium des Justiz-Kanzlei Directors von Gülich hat gleichfalls in Rostock ihren Sitz.

Manche der seit dem Jahre 1782 bestehenden Statuten der ritterschaftlichen Brand-Versicherungs-Gesellschaft sind im Laufe der Zeit entweder überflüssig oder unanwendlich geworden. Auf Antrag des engeren Ausschusses unserer Ritter- und Landschaft, dieselben einer allgemeinen Revision zu unterwerfen, wodurch der Zweck der Gesellschaft noch mehr befördert werde, haben diese Statuten wesentliche Zusätze und Verbesserungen erhalten, die jedoch erst vom 31. Januar 1831 an, bis wohin es bei den bisherigen Vorschriften bleibt, ihre Anwendung finden können.

Der Boitzenburger Wollmarkt ist dießmal über alle Erwartung unbedeutend, dagegen sind die Resultate des dießjährigen Güstrower Wollmarktes ungemein günstig und erfreulich gewesen. Die Concurrenz der so sehr zahlreichen Käufer, namentlich der Engländer, Schweden, Dänen, Hamburger, Lübecker, Braunschweiger, ferner der inländischen Kaufleute, so wie der inländischen, Salzwedler und anderen Fabrikanten, wirkte günstig auf einen, den Erwartungen der Producenten entsprechenden, schnellen Absatz.

Nicht minder erfreulich sind die Berichte über den blühenden Zustand der Rostocker Sparkasse, so wie über das städtische Institut zur Erziehung und Versorgung unverheiratheter Töchter bürgerlichen Standes in Schwaan.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Man fragte eines Tages den englischen Dichter Yorik Sterne, ob er in Frankreich keinen Original-Charakter angetroffen habe, den er in seinem Tristram Shandy irgendwo hätte anbringen können. „Nein, entgegnete er, die Menschen gleichen dort dem Gelde, dessen Gepräge durch's viele Reiben verwischt ist!"

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 122. (II. Jahrg.) Dienstag, den 24. Mai. 1831.

Amor's Rath.

Melodie: Oui je suis grisette etc.

Will Dich Amor necken
Und Dir Näschen dreh'n,
Such' dem kleinen Gecken
Eilig zu entgeh'n! :|:
Hatte einst ein Liebchen,
Dem war ich so gut,
Glaubte mich geliebet;
Was doch Dünkel thut!

:|: Will Dich Amor necken ꝛc. :|:
Meine Augen waren,
Nur allein für sie,
Doch sie sah nach Andern,
Andern nach und wie!

:|: Will Dich Amor necken ꝛc. :|:
War ich bei der Holden,
War ich ganz bei ihr;
Doch sie war im Sinnen,
Draußen bald, bald hier. —

:|: Will Dich Amor necken ꝛc. :|:
Mag sie nun auch schwören,
Du nur bist mein Freund!
Denk' ich: ja Dich nennt sie,
'n And'rer ist gemeint!

:|: Will mich Amor necken,
Und mir Näschen dreh'n:
Will dem kleinen Gecken
Eilig ich entgehn. :|:
„Schwör' zu andern Fahnen,"
Fiel Gott Amor ein,
„Muß es denn die Eine,
G'rade diese sein?"

:|: „Will Dich Eine necken
Und Dir Näschen dreh'n,
Mußt Du drüber lachen,
Nach n'er Andern geh'n!" :|:

J.

Die Droschke.

(Beschluß)

Als ich mich beurlaubte, sagte der Vater: er hoffe, daß ich es nicht bei diesem ersten Besuche bewenden lassen würde. Sein Haus stände mir offen, und ich würde ihm stets ein willkommner Gast sein.

Amalia bestätigte diese Versicherung von ihrer Seite, und man entließ mich nicht eher, als ich auch dieß bestimmt versprochen hatte.

Ein ehrlicher Mann muß sein Wort halten, dachte ich, und ich ging öfter in das Gebhardsche Haus. Dadurch lernte ich die Tochter näher kennen; sie wurde der Magnet, der mich bald unwiderstehlich zu ihr hinzog. Ich war unruhig, wenn ich sie einen Tag nicht hatte sehen können, und bei dem nächsten Besuche erhielt ich von ihr Vorwürfe über eine solche Vernachlässigung.

Ich hatte Aussicht zu einer Kassenbedienung. Man hatte mir von Seiten der Oberbehörde die Zusicherung gegeben, daß ich solche erhalten sollte, insofern ich eine Caution von mehreren tausend Thalern machen könnte. Ich besaß sie nicht selbst, und meine nächsten Verwandten und vieljährigen Freunde, die in der Lage waren, für mich diese Bürgschaft zu leisten, hatten tausend Vorwände, weshalb sie, bei dem besten Willen, mir diesen Dienst nicht erweisen könnten.

Fordern Sie Alles von mir, lieber Mann! sagte ein steinreicher Oheim zu mir: Leib und Leben, nur keine Caution! Ich hab' einen Schwur darauf gethan, nie für Jemanden Bürgschaft zu leisten. Sie werden es doch nicht verlangen, daß ich Ihretwegen eidbrüchig werden soll?

Darüber verstimmt ging ich am Abend zu dem Rentier Gebhard; dort hoffte ich mich wieder in etwas aufzuheitern.

Die Blicke, die ich aber in das Innere der Herzen von so Vielen gethan hatte, die ich geschätzt und geliebt, und von denen einige sogar an der Spitze von Wohl-

thätigkeits-Anstalten standen, und deren Namen deshalb oft in den Intelligenz-Blättern und Zeitungen in Schwabacher oder gesperrten Lettern glänzten, hatten mich so mißmuthig gemacht, daß ich meinen Unmuth — so viel Mühe ich mir auch gab, ihn zu bezwingen — nicht ganz unterdrücken konnte.

Vater und Tochter merkten bald diese widerwärtige Verwandlung meiner sonst heitern Laune. Sie befragten mich darüber mit Theilnahme; ich versicherte: mir fehle nichts! Aber der alte Gebhard erklärte: das sollen Sie mir nicht einreden. Glauben Sie doch nicht, daß ich erst seit gestern auf der Welt bin. Ich kenne Sie zu lange, um nicht aus dem Tone Ihrer Stimme, aus Ihrem Blicke, aus Ihrem ganzen Wesen zu merken, daß Sie verdrüßlich sind. Was ist Ihnen begegnet? —

Amalia bestätigte die Worte des Vaters und setzte hinzu: „Für uns sollten Sie doch keine Geheimnisse haben. Ich dächte, Sie wären es überzeugt, wie gut wir es mit Ihnen meinen."

Der Vater schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte mit halb empfindlichem Tone:

„Laß uns davon abbrechen. Vertrauen läßt sich nicht erzwingen, und Du siehst, er hat keins zu uns."

Dieser Vorwurf war mir empfindlich, und ich rief mit ungewöhnlichem Ernst, mich an den Rentier wendend, aus:

„Sie thun mir wahrlich unrecht! dieser Verdacht und Vorwurf verwundet mein Herz tiefer, als Alles das, was ich erfahren habe. — Ich will Ihnen reinen Wein einschenken."

So lassen Sie hören.

Ich erzählte ihm nun meine Aussichten zu einer einträglichen Stelle, und wodurch und auf welche Weise sie nun vereitelt wären.

„Es geschieht Ihnen ganz recht!" sagte er, und ich sah ihn ganz befremdet mit großen Augen an.

„Ja, Sie wundern sich, daß ich dieß sage. Es ist mein völliger Ernst. Sie sind verdrüßlich, und ich hab' gewiß eben so viele Ursache dazu, wie Sie. — Warum sind Sie nicht gleich zu mir gekommen. Sie hätten sich die vielen unnützen Gänge und Worte und all' den Aerger ersparen können. — Zeigen Sie morgen der Behörde an, daß ich die Caution für Sie machen will, und wenn sonst kein Anstand weiter ist, so können Sie nun ohne Sorgen sein."

Ich entschuldigte mich über meine Zurückhaltung, weil ich kein Recht hätte, Ansprüche auf einen solchen großen Dienst zu machen, da er mich nur seit einigen Monaten kenne, und ihm also nicht zu verdenken gewesen sein würde, wenn er eine solche Forderung abgelehnt hätte.

„Das ist leerer Schnickschnack, Herr!" rief er aus: „ich kenne Sie besser, als Mancher, der mit Ihnen groß geworden ist. Für einen Mann, der für mich und mein Kind, die er gar nicht kannte, seine Gesundheit, ja selbst sein Leben hat wagen können, sollt' ich nicht ein Paar lumpige Tausend Thaler wagen — ich schäme mich ordentlich, das Wort „wagen" zu sagen, denn es ist bei einem so braven Manne, wie Sie sind, gar keine Gefahr."

Trotz alles meines Sträubens mußte ich sein Anerbieten annehmen. Er bestellte die Caution und ich wurde Kassirer bei der — — Kasse.

Aber dabei blieb es nicht. Der Alte behandelte mich nach und nach wie ein Glied der Familie, er schenkte mir sein ganzes Vertrauen, und ich konnte mich auch der Gunst der Tochter erfreuen, der ich mein Herz nicht erst schenken durfte, denn sie hatte sich, ehe ich es vermuthete, in dessen Besitz gesetzt.

Kurz und gut, nach einigen Monaten verlobten wir uns, wurden aufgeboten und ehelich verbunden. Daß ich nichts zu Amaliens Lobe sage, meine Herren! ist sehr natürlich, wer der Herold der Verdienste seiner Gattin wird, zeigt sich nur wie ein eitler Thor, der seiner Wahl und seinem eignen Werth ein Compliment macht, denn ein Ideal von wirklichem Liebreiz, Gemüth und Geist wird doch nicht einen Mann zu dem Gefährten ihres Lebens wählen, der ohne Verdienste ist? Ich habe jetzt mein anständiges Auskommen, bin glücklich verheirathet, und ich habe daher wohl alle Ursache, dem Inhaber der Droschken ein Lebehoch zu bringen, denn ohne dieß Fuhrwerk wäre ich wahrscheinlich noch ohne Anstellung und liefe Gefahr, ein alter grämlicher Junggeselle zu werden."

Diese kleine Erzählung wirkte auf die ganze Tischgesellschaft wie ein electrischer Schlag. Einer stand von seinem Sitze auf, und das Glas, mit Wein gefüllt emporhebend, rief er:

„Ihr braver Schwiegervater und Ihre holde Gattin sollen leben!"

Hoch, und abermals und nochmals hoch! ertönte aus Aller Munde.

M.

Die Sylphenkinder.

Die Elementargeister erkennen keine höhere Macht an, als die des Bramah, und unter ihnen verbinden sich vorzüglich die Sylphen gern mit den Sterblichen durch die Liebe. Die Seelen der Kinder, welche aus einer solchen Verbindung hervorgehen, besitzen alle Vorzüge der Elementargeister, denen sie ihr Dasein verdanken; alle nur mögliche Fähigkeiten, welche den Beistand des Körpers nicht erfordern. Aber diese Seelen sind den Gesetzen der Natur unterworfen; die Leiber, die sie bewohnen, sind sterblich, und sie müssen sich so lange darin aufhalten, bis sie die Probe erfüllt haben, welche Bramah ihnen auferlegte. Bis dahin hat eine solche Seele die Freiheit, ihren Leib zu verlassen, jedoch

nur während die Sonne eine andere Hemisphäre bescheint. Der erste Glanz dieses Gestirns wird zur Bedingung ihrer Wiedervereinigung mit dem Körper. Auch darf dieser nie durch eine Wunde verletzt werden; denn in diesem Falle müßte die Seele, aus ihrer Behausung vertrieben, eine neue Laufbahn beginnen, so lange, bis Bramah's Ausspruch erfüllt ist. Hierin ist derselbe unerbittlich, aber nie ungerecht; denn nur, wenn eine dieser Seelen einen Fehltritt beging, kann ihr Leib verletzt werden.

Paleno, der Sohn eines Sylphen, verdankte diesem seinen Geist, seine Fähigkeiten und Kenntnisse; einer sterblichen Mutter aber seine Sanftmuth und Schönheit, so wie ein gefühlvolles und treues Herz. Die Leichtfertigkeit der Sylphen blieb ihm fremd.

Er hatte jenes Alter erreicht, wo die noch verhüllten Leidenschaften sich bereits oft gewaltsam bemerkbar machen, wo das Herz, seine Bedürfnisse erkennend, sie zu befriedigen verlangt; er zählte zwanzig Jahre, aber noch waren ihm die süßen Lockungen der Liebe unbekannt. Seine Mutter entdeckte ihm seine Geburt, so wie die Vortheile derselben, und belehrte ihn, daß die Probe, welche ihm Bramah auferlegte, darin bestehe, von einem Mädchen geliebt zu werden, ohne sie zu sprechen oder sich von ihr erblicken zu lassen. Habe er dieß erfüllt, so dürfe er sich der Zahl der unsterblichen Geister anschließen. Sie vergaß nicht zu erwähnen, wie es seiner Seele freistehe, ihren Leib zu verlassen, nebst der Bedingung, denselben wieder anzunehmen. Diese Freiheit war Paleno so willkommen, daß er kaum die Nacht erwarten konnte, um einen Versuch zu wagen. Schon verläßt seine Seele, bei'm bloßen Wunsche, ihren Körper, ohne daß sich ihre Kräfte verringern. Bestürzt über die Ausdehnung ihres Wesens kehrt sie schnell in ihre Hülle zurück und findet sie schon zu enge für sich.

Wie ein Schmetterling, wenn er den Kerker durchbricht, den er selbst baute, seine Umgestaltung bestaunend sich kaum über die Erde zu erheben wagt und den beiden Schwingen, welche ihn, wie unbewußt, dahin tragen, kaum traut; bis er nach und nach seinen furchtsamen Flug bis hinauf zu den Blumenhäuptern wagt, um sie zu liebkosen, und endlich in immer kühneren Schwingungen unbefangen mitten in den Lüften dahin schwebt und die ganze Ebene überschaut: so läßt Paleno's Seele ihren Körper nochmals bewegungslos zurück. Unmerkbar entfernt sie sich von ihm, erhebt sich flüchtig bis in die höchsten Lüfte, gewahrt tief unter sich die Erde, auf welcher sie dahinschleichen mußte, und jauchzt über ihre Entfernung. So gleicht Paleno leichtem Gewölke, welches der Zephyr nach Willkühr bald erweitert, bald verdichtet, ohne daß sich die einzelnen Theile trennen. Mit reißender Schnelligkeit bewegt er sich, in dem flüssigen Aether dahinschwimmend, von einem Orte zum andern, ohne die Entfernung durchmessen zu haben; denn es gibt für ihn keinen Zwischenraum vom Wunsche zur Bewegung. Zuweilen hält er seinen Flug an, um die Schönheiten der Natur länger und mit erhöhter Wonne zu genießen. Hier fesselt ein Sturzbach seine Aufmerksamkeit; er stürzt sich mit den Wellen hinab auf die Wiese, fließt in den Krümmungen des Gewässers dahin und verliert sich mit demselben in Blumen.

Alles Erhabene in der Natur, welches eine schöne Nacht bietet, zog Paleno's Bewunderung an. Ganz diesem Schauspiele hingegeben, immer neue Schönheiten darin entdeckend, würde er vielleicht ganz die Probe vergessen haben, welche ihm Bramah auferlegt, hätte nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn daran erinnrt.

Hell glänzte der Mond am Himmel, und — vom Schimmer unzähliger Sonnen verstärkt, welche sich über einander erhöhten — gab er der Nacht die Klarheit einer schönen Dämmerung, des ersten Aufblicks Aurorens. Der Gesang der Vögel war verstummt; die Blumen auf den Wiesen verbreiteten einen süßen Duft, welcher im Aufsteigen ein würziges Gewölk bildete. Die Ruhe und der Schlummer, welche unsere Halbkugel beherrschten, ließen die Harmonie der Welten in einem klanglosen Flüstern ahnen, in welches das gedämpfte Rauschen eines fernen Bachs einstimmte.

Paleno's Seele, in sich selbst zusammengezogen, genoß sehnsüchtig dieses Schauspiel; aber bald ward ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gelenkt. — Der helle, aber sanfte Klang einer Stimme, welche alle Felsen nachhallten, machte Paleno aufmerksam. Nie hatte ein ähnlicher bezaubernder Wohllaut sein Herz bewegt; eben so schnell als sein Wunsch befindet er sich an dem Orte, welcher diese Schönheiten gebiert.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Züge aus der polnischen Revolutionsgeschichte 1830 und 31.

Die vom Grafen B. Kicinski verfertigten zehn Gebote des Vaterlandes lauteten:

1. Du sollst kein anderes Vaterland außer mir haben.
2. Du sollst nach Deinen Kräften dem Vaterlande dienen und nicht fremden Völkern Dienste leisten.
3. Du sollst die Feiertage des Vaterlandes heiligen.
4. Du sollst den Vater und die Mutter ehren, d. i. das Vaterland und die Freiheit, wenn Du wünschest, daß Dein Name lange im Vaterlande dauere. —
5. Du sollst nicht durch Gleichgültigkeit Dein Vaterland und Deine Nationalfreiheiten tödten.
6. Du sollst nicht ausländischen Gehalt beziehen.
7. Du sollst nicht den öffentlichen Schatz bestehlen.

8. Du sollst kein falsch Zeugniß gegen Deine Mitbrüder geben d. i. Du sollst weder ein Spion noch Ohrenbläser sein.

9. Du sollst nicht nach dem Lande Deiner Nachbarn trachten,

10. Noch Haus, Gut und überhaupt was ihr Eigenthum ist, verlangen.

Liebe das Vaterland und die Freiheit aus Deinen ganzen Kräften und bestrebe Dich, daß alle Völker an der Freiheit Theil nehmen können.

Ein Bürger in Volhynien übergab seinem Sohne, welcher unter die Fahnen der Kämpfer eilte, mit seinem letzten Segen auch noch eine bleierne Kugel mit den Worten: „Diese Kugel ist es, welche die Feinde des Vaterlandes in unser Land sandten; sie traf mich bei Szczekocin und nachdem sie herausgenommen worden, behielt und bewahrte ich sie bis jetzt. In diesem Augenblicke übergebe ich sie Dir, damit Du sie dahin abschickest, von wo aus sie an Deinen Vater abgesandt wurde. Der Sohn versprach es ihm und erwiederte, daß, wenn er nicht noch außerdem zehn Andere träfe, er nicht von dem Schmerze, den er im Innern so sehr empfinde, befreit werden würde.

Am 11. Decemb. entdeckte man in den russischen Veteranencasernen an der Drachengasse in Warschau ein neues Gefängniß. Einige hundert Menschen begaben sich sogleich hin und sahen wirklich ein enges Stübchen, worin man nur einen Tisch und zwei Stühle, wovon einer fest gemacht war, fand; an eben diesem Stuhle war eine Kette angebracht, woran das unglückliche Opfer geschmiedet gewesen. Aus der Aussage der zurückgebliebenen Garden ergab sich, daß die volhynischen Garden diesen Unglücklichen bei ihrer Retirade am 30. Novemb. um zehn Uhr früh mitgenommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Dec. 1830.

(Fortsetzung.)

Hoch und auf dem Kontinente unübertroffen steht inzwischen unser vaterländisches Gestütswesen da, welches sich, so wie die Viehzucht überhaupt, immer fester auf richtige Prinzipien stellt. Die Thierarzneikunst übt hierauf ihren wohlthätigen Einfluß, namentlich gilt dieß von der wacker emporblühenden Thierarzneischule in Schwerin, welche von Karlshof, nahe bei Rostock, hierher verlegt, den großen Großherzogl. Pferde-Etablissements zweckmäßiger wird.

Die Lübtheen'er Gipsbrüche gewinnen durch erweiterten Betrieb und Absatz, durch Anlegung eines Brennofens, einer Roßmühle u. s. w. täglich an Bedeutung, und versprechen reiche Ausbeute nicht nur an Gips, sondern auch an Alabaster.

Noch erwähne ich des durch den Willen unsers Großherzogs in edlem Style ausgeführten Baues einer neuen Kirche zu Zickhusen; der lang ersehnten und viel besprochenen Anlegung einer Kunststraße auf dem bisherigen vier Meilen langen Moorwege zwischen Wismar und Schwerin, welche zwar noch nicht vollendet ist, deren Bau aber bereits begonnen hat, und wozu die hiesigen Einwohner, von dem Magistrate durch eine Missive dazu aufgefordert, freiwillig beigetragen; ferner der Anlegung eines kleinen Hafens in Grabow in spe, durch die Fürsorge des dortigen Magistrats; der in Güstrow von Vollmer aus Berlin mit Glück betriebenen Fabrik musikalischer Instrumente; der in Kröpelin bestehenden Fabrikation von Brandtwein, vermittelst heißer Wasserdämpfe, durch die Chemiker Framin und Gesellius; einer durch Mitwirkung des patriotischen Vereins und durch die dortige Freimaurerloge auch in Bützow zu Stande gekommenen Sonntags-Schule; der unter Leitung achtbarer Kaufleute und unter Inspektion des Stadt-Raths intendirten Einrichtung einer sogenannten Tontine oder Versorgungs-Anstalt in Rostock; der eben daselbst befindlichen Tiedemannschen Steindruckerei, in dem Bestreben, dem Auslande nicht nachzustehen; und endlich der unseren Posten seit einigen Jahren, durch das General-Post-Direktorium, zu Theil gewordenen wesentlichen Verbesserungen. So ungern man früher mit den Fahr-Posten fuhr, eben so gern bedient man sich jetzt derselben zu seinen Reisen. Das Trinkgeldfordern der zudringlichen Postillone ist streng untersagt.

Wenn der billige Beurtheiler das viele Rühmliche, was heut' zu Tage für das Wohl unseres Landes und für die Gesammtbildung des Volks geschieht, nicht verkennen wird, so kann er sich darum auch nicht des Unwillens und dessen Aeußerung enthalten, der ihn ergreift bei Wahrnehmung der Spuren jener ansteckenden Krankheit in unserm Lande, namentlich in Ludwigslust, Rostok, Boitzenburg, Gnoien, Schwerin u. s. w. und welche besonders unserem Zeitalter krebsartig eigen zu sein scheint. Wir meinen damit nichts Anderes als den Pietismus, die mystischen Gesellschaften und die damit verbundene Verbreitung von Traktätchen, deren Tendenz genugsam bekannt ist, als daß wir uns die Mühe nehmen sollten, den in denselben herrschenden Geist näher zu beleuchten. Kein Kiel kann scharf genug geschnitten werden, um diese Hyder, welche nur Unsinn und fanatische Verbrechen erzeugt, nach Gebühr zu bekämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 123. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 25. Mai. 1831.

Das Mährchen vom Ararat.

An einem heißen September-Nachmittage ritten drei Reisende, und hinter ihnen auf Maulthieren ihre Diener, durch die weite Ebene von Erivan, und wollten diese Stadt noch bei guter Tageszeit erreichen, um andere Pferde und Saumthiere zu erhalten, um dann ihre Reise weiter fortsetzen zu können. Leicht konnte man trotz des orientalischen Kostüms in zwei dieser Reisenden Franzosen, oder wenigstens Europäer erkennen; den dritten aber bezeichneten sein schwerer, persischer Turban, sein sonnenverbranntes, von einem dichten, schwarzen Barte beschattetes Antlitz, seine Stiefel von rothem Leder, seine weiten Beinkleider, sein großer, brauner Mantel, seine mit Silber beschlagenen Pistolen, so wie sein türkischer Yataghan als den Tataren, oder Führer der beiden Fremden. Müde, und ganz von Staub bedeckt ritten sie der Bergstraße zu, die aus Persien nach Kleinasien führt.

Schon den nächsten Tag, als unsere Reisenden mit dem frühen Morgen auf dem höchsten Punkte des vielfach gekrümmten Weges, der die unermeßliche vom Aras bewässerte Ebene überragt, angekommen waren, konnten sie zum ersten Male den Doppelgipfel des Ararat erblicken, der sich vor ihnen wie ein Riese über das weite Meer weißer Dämpfe erhob, von denen die ganze Ebene überdeckt war. Aber je weiter sie vorwärts ritten, und je höher die Sonne über den Horizont empor flammte, desto höher zogen sich auch die Nebel hinauf, und verdichteten sich nach und nach zu schwarzen Wolken, die den ganzen Osten umnachteten. Bald bildete das Gewölke eine einzige, unermeßliche Decke, durch welche die Sonne eine erstickende Hitze sandte, ohne daß dieselbe auch nur durch das leiseste Lüftchen gemildert worden wäre. — Ein Gewitter ist im Anzuge, sagte Kara Mustapha (so hieß der Führer), und es wird uns nicht lange warten lassen, ausgenommen wenn der Agri-Daugh (der Ararat) es ganz für sich und seine Dämonen behält. Sollte es den Agas (Herren) nicht gefallen, irgendwo Schutz zu suchen, bis es vorüber gegangen ist?

Aber unsere Reisenden, die früher als gewöhnlich ihre Pferde zu Shereer gewechselt hatten, faßten den Entschluß, mit größerer Schnelligkeit vorwärts zu reiten. Vielleicht freute sie sogar die Hoffnung, in dieser glühenden Atmosphäre durchnäßt zu werden; sie setzten ihre Pferde auf dem holperigen Wege in Trab, und durchritten glücklich das Thal zwischen Shereer und Oweloo.

Als sie in Oweloo angekommen waren, schien die Gewitterwolke noch tiefer zu gehen, aber sie brach nicht los. Unsere Reisenden kehrten sich weder an die etwas eigennützigen Vorstellungen der Dorfbewohner, welche ihre Pferde einem solchen Ungewitter nicht gerne Preis geben wollten, noch an die beunruhigenden Winke des Führers, der mit geheimnißvoller Miene von den Gewittern in diesem Lande sprach, sondern bestanden auf Fortsetzung ihrer Reise. Mit großer Mühe erhielten sie von dem Ketkhodag (Oberhaupt des Dorfes) Pferde, und verließen das Dorf ziemlich spät des Nachmittags. Sie waren nicht lange geritten, als sich plötzlich eine riesige Wolkenwand von dem unermeßlichen Dunkel, das den Berg umfinsterte, losriß, und, von einem furchtbaren Windstoße getrieben, wie ein Höllendom das weite Thal überwölbte. Einige schwere Regentropfen überzeugten unsere Reisenden zu spät von der Unklugheit ihrer Weiterreise. Alsbald aber goß es wie Sturmsfluthen nieder, die Reisenden vermochten während mehr als einer Stunde weder rechts noch links etwas zu erkennen, und hatten alle Mühe, die Pferde auf dem rechten Wege zu erhalten.

Mäntel, Kleider aller Art, nichts schützte gegen die Ströme, welche auf die kleine Karavane ohne Unterlaß niederstürzten. Im Nu waren die Reisenden, die einige Minuten vorher der erstickenden Hitze fast erlagen, bis auf die Haut durchnäßt, und ohne Schutz gegen die

schweren Tropfen eines eiskalten Regens, den ein beißender Wind ihnen in das Gesicht stürmte. Die unklugen Abenteurer litten nun eben so sehr an Kälte, als kurz zuvor durch Hitze. Ihre Verlegenheit wuchs, als sie gewahr wurden, daß sie in dem Wirrwarr des Gewitters von dem rechten Wege abgekommen waren, und sich in einen Labyrinth kleiner Hügel, welche das Thal nordöstlich begrenzten, verirrt hatten. Umsonst versicherte ihr Führer, daß die begangene Unklugheit keine weiteren Folgen haben, daß darum ihre Reise nicht aufgehalten werde: aber sie konnten sich der Besorgnisse nicht erwehren, denn, was sie am Meisten befürchteten, war Verzögerung ihrer Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sylphenkinder.

(Fortsetzung.)

Hinter einem steilen Felsen erhob sich ein Thurm, dessen krystallene Zinne das sanfte Licht des Mondes empfing und wiederstrahlte. Aber dieß war nicht das Bewundernswürdigste an dem Thurme, auch bemerkte es Paleno kaum. Man stelle sich den Eindruck vor, welchen alle jene Wunder, die ihm vorgekommen waren, auf ihn gemacht hatten, und doch wird man sich nur unvollkommen die Bewunderung denken können, mit welcher ihn die Schönheit, die Anmuth, kurz der Anblick Themenidens erfüllte.

Sie saß am Fenster und sang. — Paleno's Seele fliegt süßbewegt zu ihr hin und wiegt sich wollüstig in der Luft, welche die Töne des schönen Mundes erregen. Alle Sinne Paleno's oder vielmehr seiner Seele (denn die Seelen der Sylphen entbehrten keinesweges der Sinne) waren nur in die zwei — Gehör und Gesicht — zusammengedrängt und ließen keine andere Auffassung zu.

Themenide war in ihr Zimmer zurückgekehrt und ihr Fenster schloß sich; Paleno glaubte sie noch immer zu hören, seine Seele empfand noch immer jene Töne, welche nicht mehr waren. Noch immer erblickte er diesen Mund, das Bild der Morgenrose, diese Augen, denen der feurigste Glanz nichts von ihrer Milde benahm, dieses so heitere und bezaubernde Lächeln, diese unschuldblühende Farbe, kurz alle jene Schönheiten, die ihn hingerissen hatten und die er sich unaufhörlich wiederholte, weil er glaubte, sie niemals ganz aufzählen zu können. Der nahe Morgen fand ihn noch immer in seinen Betrachtungen, und jetzt erst besann er sich, daß er nur für einen Augenblick die gesehen hatte, welche er anbetete.

Den folgenden Abend fliegt Paleno, seines Körpers ledig, abermals nach dem Thurme. Das Wetter war trüber, als am Abende vorher; Themenide erschien nicht am Fenster. Paleno wartete einige Zeit auf sie; der Verdruß, sie nicht zu sehen, führte natürlich den Wunsch herbei, dort zu sein, wo sie weilte, und sogleich befand er sich in ihrem Zimmer und an ihrer Seite.

Hingestreckt auf Kissen, welche der zarteste Flaum schwellte, schlief Themenide ruhig und ungestört. Lange schwarze Augenwimpern erhöhten noch mehr den Glanz des alabasternen Gesichtes, und ihr Mund schien im Athmen die Luft zu verklären. Entzückt weilt Paleno vor dem holden Bilde; hundertmal will er in diesen schönen Körper fliehen, um ihn doppelt zu beseelen, und hundertmal wird er durch Themenidens Seufzer zurückgeschreckt; er gehört sich nicht mehr an, er kennt sich nicht mehr, und vergißt die Probe, welche ihm Bramah auferlegt hat.

Themenide hatte, eben so wie Paleno, eine Bestimmung zu erfüllen; denn Beider Abkunft war gleich. Sie war die Tochter einer Sylphide, für welche Almenor, König von Congo, lange Zeit in Liebe und noch mehr in Eifersucht geglüht hatte. Die Sylphide war nicht allzu beständig und ihre häufige Untreue flößte Almenor endlich eine so entschiedene Abneigung gegen alle Elementargeister ein, daß er nahe daran war, seine eigene Tochter zu tödten, weil sie von ihnen herstammte. — Die Probe, welche Themenide zu erfüllen hatte, war: ihrem Geliebten das Herz zu durchbohren.

Der König wünschte anfangs, dieser Geliebte möchte der Sohn eines Sylphen sein; als er jedoch überlegte, daß seine Tochter durch eine solche Rache an einem seiner Feinde selbst unter die Zahl derselben aufgenommen werde, wollte er sie lieber hindern, ihre Probe zu erfüllen. Er verschloß sie daher in einen Thurm, welcher sie allen Blicken der Menschen entzog. Nur durch die krystallene Zinne drang das Tageslicht herein; selbst die Fenster waren nicht auf die Ebene, sondern gegen den Himmel gerichtet. Sie selbst ward nur von Frauen bedient, und ihr Vater legte Frauenkleider an, wenn er sie besuchte, damit ihr sogar der Name eines Mannes unbekannt bliebe. —

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Neulich lasen wir in des französischen Dichters Voiture Werken folgende Anekdote. — Als derselbe durch Spanien reiste, führte man bei einem Dorfe einen Schneider zum Galgen. Die Bauern stritten sich heftig mit dem Gerichts-Personal und protestirten eifrig gegen das Hängen des Schneiders. „Wir haben nur einen Schneider, schrieen sie, der uns Kleider machen kann, aber wir haben zwei Stellmacher, von denen könnt ihr einen hängen lassen, wenn's euch Spaß macht!"

Da der Criminalrichter sich an ihre Einwendungen nicht kehrte, sondern seinen Weg mit dem armen Sünder fortsetzte, so befreiten sie ihren geliebten Schneider mit Gewalt.

K. H.

Reise-Zeitung.

Reise eines deutschen Malers durch Spanien im Jahre 1829.

(Fortsetzung.)

Je näher wir der Hauptstadt kamen, desto belebter wurde die Straße, bis ich vor den Thoren glaubte, Madrid komme uns in Procession entgegen, um uns zu empfangen. Es war gerade Sonntag. Ich grüßte Alle, welche uns entgegen kamen, namentlich die schönen Spanierinnen, so freundlich als ich konnte, und dankte ihnen für den schönen Empfang; sie schienen unsere Grüße auch gar nicht ungnädig aufzunehmen und grüßten uns lebhaft wieder. Dieß gab mir eine gute Idee von der Hauptstadt. Sie realisirte sich vollkommen.

Wir hielten uns zwei Monate in Madrid auf, und machten während dieser Zeit Ausflüge nach dem königlichen Schlosse St. Ildefonso oder La Granja und nach Segovia. Die letztere Stadt hat noch einen alten römischen Aquäduct, der ihr das Trinkwasser zuführt; auch sahen wir hier zuerst einen Hauptbau der Mauren, nämlich den Alkazar oder das maurische Schloß. — Madrid hat viel Interessantes; in Ansehung der Lage und Bauart möchte ich es fast mit Karlsruhe vergleichen. Es mangelt hier an gutem Trinkwasser. Die Stadt ist neu, und antike Gebäude, Zierathen ꝛc. sucht man hier vergebens. Wir wurden sehr gut aufgenommen, und hatten die Ehre, bei einem spanischen Grand, dem Herzog de la Rocca und bei dem preußischen Gesandten mehremals eingeladen zu werden. Die prächtige Bildergallerie, die große Bibliothek, das einzige naturhistorische Cabinet, die königliche Waffensammlung, in der man die Waffen des Columbus, Fernando Cortez, Herzogs von Alba, der spanischen und maurischen Könige findet, sind schon hinreichend, Einem eine geraume Zeit zu verkürzen. Der Manzanares, über den eine große, kostbare steinerne Brücke führt, ist so ganz unbedeutend, daß sich sogar die Waschweiber in das Wasser desselben theilen müssen; weshalb auch ein Franzose sagte: verkauft die Brücke und kauft Wasser dafür. Ueber das prächtige Aranjuez gingen wir weiter nach Toledo, am berühmten Tajo, dem Sitz des Erzbischofs und der Hauptniederlassung der Pfaffen; und von da machten wir eine weite Tour über Valdepeñas, durch die Provinz la Mancha und die Gegend, wo Don Quixotte gehaust hat, und wo Alles mit der Erzählung des unübertrefflichen Cervantes übereinstimmt, durch die Sierra Morena nach dem glücklichen Andalusien.

Cordova, am Guadalquivir, das ehedem über 1 Million Einwohner zählte und jetzt 40—45,000 hat, nahm uns auf längere Zeit in Anspruch, besonders der maurischen Baukunst wegen, welche so prachtvoll ist, daß alle Beschreibung derselben, gegen sie gehalten, blaß und nüchtern aussieht. O welch' ein ungeheurer Verlust für Spanien, daß es so unchristlich, so abscheulich mit einer so hochstehenden, herrlichen Nation verfuhr! O welch' ein unberechenbarer Verlust für die Künste, daß der christliche Vandalismus Alles, was einen maurischen Namen trug, zerstörte! Hier lernt man die heldenmüthigen und kunstliebenden Mauren von jeder Seite gleich hoch schätzen. Die dortige Moschee hatte ehedem etliche 1090 Säulen, jetzt zählte ich schnell noch über 600 freistehender, weil in Mitte des noch ganz erhaltenen Gebäudes eine Kathedrale hineingebaut ist. Von dem prachtvollen maurischen Palast sieht man jetzt nur noch unbedeutende Ruinen. Von Cordova eilten wir nach Sevilla, bekannt durch schöne Pferde und noch schönere Mädchen. Auch hier ist fast alle maurische Architektur zerstört, doch steht noch ein großer Theil des Alkazar und der Thurm der ehemaligen Moschee, la Giralda genannt. Dieser Bau ist in jeder Beziehung sehr interessant. Der Erfinder der Al gebra hat ihn erbaut; er hieß Geber und war ein ausgezeichneter Mathematiker und Architect. Der Thurm ist ganz aus Backsteinen aufgerichtet und ohne Treppen; man steigt auf pritschenähnlichen, schief sich erhebenden Flächen hinauf und ermüdet deshalb, trotz seiner bedeutenden Höhe, nicht.

Sevilla hat 100,000 Einwohner und liegt in einer wahrhaft paradiesischen Gegend, geschmückt mit allen Reizen eines südlich gemäßigten Klima's und der üppigsten Vegetation. Die herrlichen Früchte Sevilla's werden meiner Zunge eine ewig süße Erinnerung sein. Die Hitze war hier mäßiger, als in Madrid, wo wir den Sommer zubrachten; dort war die Hitze auf 36 Grad gestiegen. Man sagt nicht umsonst, Madrid habe drei Monate Winter und neun Monate Hölle. Zum Glück gibt's verschiedene sehr zweckdienliche Abkühlungsmittel.

Auf dem Guadalquivir fuhren wir mit dem Dampfschiffe hinab nach Cadix, bei dessen Anblick ich vor Freude ins Meer springen wollte; und ich hätte es gethan, wäre das Wasser nicht schon zu kalt gewesen. O das herrliche Cadix mit seinen wunderschönen Umgebungen, dem Puerto St. Maria, Puerto Real, Isla de Leon ꝛc.! Wir fuhren nach den Säulen des Herkules und waren der Spitze von Europa nahe. Rechts hatten wir immer Afrika im Gesicht. In der Nacht kamen wir vor Algesiras an und hörten während der Fahrt die Militair-Musik in der gegenüberliegenden englischen Festung Gibraltar. Am andern Tage sahen wir uns in derselben um. Von da aus konnten wir beinahe die Fenster in den Häusern der afrikanischen Stadt Ceuta erkennen, so rein war die Luft, obgleich Ceuta zwölf Stunden entfernt ist. Man meint, man müsse nur so hinüber schwimmen können. Wir wollten hinüber nach Tanger, aber sie litten's in Algesiras nicht, weil sie glaubten, wir ständen mit der vor Algesiras stationirten Flottille, die wegen Feindseligkeiten mit dem Kaiser von Marocco hier vor Anker lag, in Verbindung.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Decbr. 1830.

(Fortsetzung.)

Billig sollten unsere obersten Behörden diesem Damme, welcher der Bildung des Volks entgegen gesetzt wird und es in dumpfe Finsterniß zurückzuführen strebt, rasch und kräftig entgegentreten, ja allenfalls polizeilich gegen dieses Unwesen im Schwärmen und Schwindeln einschreiten, damit das niedere Volk nicht hingegeben, sondern frei werde von den Banden und Stricken der Irreligion, des Aberglaubens und der Untugend. —

Oder ist ein Dulden dieses wuchernden, den gesunden Boden der menschlichen Vernunft aussaugenden und verderbenden Unkrautes, von dessen Giftstoff besonders hohe und niedere Frauen soi-disant Schwestern, sogar schon wissenschaftlich gebildete, aber gemüthskranke und schwachsinnige Männer ergriffen werden, etwa vor dem Richterstuhle der Vernunft zu vertreten? Wessen Gefühl empört sich nicht bei diesem Gedanken, und was soll man wohl von dem religiösen und kirchlichen Zustande eines Landes sagen, wo solches geschieht?

Ueber den in Rostock begründeten Verein zur Ausrüstung evangelisch-christlicher Missionaire für das heidnische Volk, der zugleich Mecklenburgs Christen zu milden Beiträgen auffordert, ist überall viel pro et contra debattirt worden. Wenn überhaupt Missionen zu den heidnischen Völkern in den andern Welttheilen nicht ziemlich deum et operam perdere heißen dürften, und die Heiden nicht selbst durch vorschreitende Bildung einen günstigern Zeitpunkt heranbilden, wo wir mit unserer Hülfe uns ihnen zweckmäßiger nahen könnten, als jetzt, so meinen wir doch, daß unsere Kräfte noch zu sehr von den heimischen Bedürfnissen, namentlich für die allgemeine christliche Bildung unter uns, in Anspruch genommen werden, als daß wir sie nicht zunächst den Genossen des Glaubens zuwenden sollten. So wird z. B. von Millionen Geldes geredet, welche für die Missionssache aufgebracht werden dürften, und doch gibt es in unserm Vaterlande Schulen, für die nicht eine Wandcharte zu erreichen ist, um den Schülern, vielleicht künftigen Missionairen, zu zeigen, wo noch Heiden wohnen!

Vielfachen Anlaß zum Mißvergnügen gibt der Druck der Armenpolizei auf dem Lande. Mecklenburg soll nach Aufhebung der Leibeigenschaft das Vaterland aller Mecklenburger sein, also, daß jeder Mecklenburger sich frei im Lande bewegen und dort ansiedeln kann, wo er für sich ein Plätzchen, Arbeit und Unterhalt findet. Allein dieß geben die Direktoren der Armenkassen, welche die Grenzen der Polizei weit überschreiten, und sich eine beispiellose Willkühr über die Freiheit des geringen Mannes anmaßen, nicht zu; sie alle stehen gegen einander gerüstet, den ankommenden Landsmann von ihren Grenzen zurückzuhalten, bis sie völlig gesichert sind, daß er ihnen nichts kosten werde; ja einige nehmen auch wohl das kleine Vermögen des Ankömmlings in Beschlag, und lähmen dadurch seine Flügel, womit er sich emporschwingen wollte, gänzlich; andere verlangen einen Revers von der Orts-Obrigkeit, wo er geboren, daß, im Fall er arm werden sollte, sie ihn zurücknehmen wolle ꝛc. Und alle Gründe der Weigerung der Armendirektionen beschränken sich, wer sollte es glauben, darauf: es kann die Möglichkeit eintreten, daß der Mensch ungesund werde und sich selbst nicht ernähren könne, alsdann muß unsere Armenkasse zutreten, und diese mögliche Ausgabe wollen wir von ihr entfernen. Schon früher ist diese Bedrückung auf dem Landtage, leider ohne verbesserten Erfolg! zur Sprache gekommen und soll dem Vernehmen nach auch auf dem dießjährigen wieder in Anregung gebracht werden. Möchte doch etwas Entscheidendes darüber beschlossen werden!

Zu den die allgemeine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nehmenden Berathungen des dießjährigen Landtags, gehören laut öffentlicher Anzeige auch die beabsichtigte Veränderung des ordentlichen Steuermodus und die Erbauung von Kunststraßen und Kanälen. In Hinsicht der letzteren ist beschlossen, für jede Chaussée-Meile 10,000 Thaler als Beihülfe vom ganzen Lande zu bewilligen, desgleichen für die Schiffbarmachung der Elde, Müritz, Havel und Stör zusammen die Summe von 130,000 Thalern. Zur Aufbringung derselben wird es keiner neuen Steuern bedürfen, da ein etwas verminderter Schulden-Abtrag letztere reichlich decken wird.

Die landesherrlicher Seits proponirten Gesetze über die Verhältnisse der Juden sind, mit einigen Modificationen, von den Ständen angenommen. Es erhalten darnach die Juden zwar kein volles Bürgerrecht, aber doch die Erlaubniß zur Treibung bürgerlicher und ländlicher Gewerbe, so wie zum beschränkten Erwerb von Grundeigenthum. Auch auf die Verbesserung des jüdischen Schulunterrichts ist das Augenmerk gerichtet.

Bei der Berathung über die Veränderung des bisherigen Steuermodus hat der Vorschlag eines allgemeinen Grenzzolls vielen Beifall gefunden, und wird nun die Aufstellung eines Zolltarifs für alle eingehenden Waaren, Fabrikate und Produkte die nächste Vorarbeit sein. Die durch den Grenzzoll zu deckende Summe, welche durch den Ausfall der bisherigen Handlungssteuern und Zölle entsteht, beläuft sich nicht viel über 100,000 Thaler. Es wird also keiner irgend hohen Zollsätze bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Wenn manche Dichter, anstatt über die vermeinte Grausamkeit ihrer Geliebten zu jammern, Klagen über die Unerbittlichkeit der Musen führten, so würden sie der Wahrheit gemäßer handeln. K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 124. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 26. Mai. 1831.

Auf dem Brocken
bei schlechtem Wetter (und unpoetischer Laune).

Du alter Berg, du ödes Thal
Der halb verklung'nen Sagen,
Ich will mich nicht zum zweiten Mal
In Deine Wüsten wagen.

Die Wolkennacht war doch zu toll,
Zu toll des Sturmes Wehen,
Ich zahlt' drei Thaler Brockenzoll
Und konnte doch nichts sehen.

O hätt' ich nur Mephisto's Kunst,
Dämonen zu gebieten,
Ich ließ' den dichten Wolkendunst
Nicht hängen — lieber sieden.

So war ich auf dem Brocken auch,
Um mich zu amüsiren,
Doch werd' ich in der Erde Bauch
Mich besser divertiren.

Denn Morgen geht's zum Rammelsberg,
Herrn Mammon zu besuchen,
Da will ich, alter Herenberg,
Dich siebenmal verfluchen.

Die Sylphenkinder.
(Fortsetzung.)

Paleno flog nun alle Abende nach dem Aufenthalte seiner Geliebten, ohne bis jetzt von ihr sich erblicken zu lassen. Er hatte bemerkt, daß Themenide gern Abends sang; daher brachte er seine Laute mit, um das Spiel derselben zu begleiten; und während sich in dem Gesange der Prinzessin ihre heitere Unbefangenheit kund gab, suchte Paleno's Laute durch sanftere schmachtendere Klänge seine Seufzer auszudrücken, ohne der Harmonie zu schaden. Themenide gewahrte dieses Wunder, ohne es zu begreifen; doch fand sie von nun an nur noch mehr Vergnügen am Singen, obgleich sie jetzt öfter inne hielt, um das Spiel jener unsichtbaren Laute noch leichter zu vernehmen.

Dieß war die ganze Unterhaltung, welche Paleno mit der Prinzessin führen konnte, — wenig genug für ein so lebhaft ergriffenes Herz! — Zwar schloß Themenidens Stimme sich den Klängen seiner Laute so zärtlich als möglich an, aber sie kannte den Urheber nicht, und diese Art, sich lieben zu lassen, genügte dem Liebenden nicht. Er beschloß, auf welche Art es sei sich kenntlich zu machen und der Prinzessin für seinen Gesang einen Antheil einzuflößen, der mehr als bloßes Wohlgefallen sei.

Er fertigte ein Gemälde, auf welchem er sich selbst zärtlich zu den Füßen seiner Geliebten darstellte. Sein halbgeöffneter Mund, ganz dem Ausdrucke der Liebe hingegeben, schien die artigsten Dinge von der Welt zu sagen. Seine Augen, schmachtend gegen seine Göttin gerichtet, schienen die Sprache seiner Lippen noch deutlicher zu machen; was das Eine verschwieg, drückte das Andere aus. Er hielt eine Laute, deren Saiten seine Hände berührten. Man glaubte sie zittern zu sehen, so sehr hatte sich die Kunst der Natur genähert.

Sobald das Gemälde beendet war, trug er es in den Thurm. Die Prinzessin hatte es kaum erblickt, so stieß sie einen Schrei der Ueberraschung und Verwunderung aus; Paleno aber benutzte diesen Augenblick, um seiner Laute einige schmeichelnde anmuthige Töne zu entlocken, welche die Bedeutung des Gemäldes wiederzugeben schienen. Auch die entzückte Themenide ergriff eine Laute, und so spielten Beide das verführerisch'ste und zärtlichste Duett.

Zuweilen vervielfältigte Paleno seine Akkorde und suchte durch andere Weisen die mannigfachen Bewegungen seiner Seele zu schildern. Die Prinzessin hörte ihm zu, aber Beide kamen immer wieder auf ihre erste Lieb-

lingsweise zurück, welche am innigsten ihre Zärtlichkeit ausdrückte und ganz die Worte hinzutönen schien: ich liebe dich! —

So stürzt sich der unglückliche Paleno, ganz in Liebe verloren und brennend vor Verlangen, nach und nach in sein Unglück. Er wird Bramah ungehorsam, welcher keinen Fehler unbestraft läßt, und naht gewaltsam dem Augenblicke, welcher alle seine Hoffnungen zerstören muß; aber er weiß nichts von der Probe, welche Themenide zu erfüllen hat. — Auch heute erscheint kaum die Morgenröthe, so macht er sich mit einer Herzensbewegung, die er für Freude hält, auf den Weg. Tausend Bäche halten ihn auf, ohne seine Sehnsucht zu verringern; endlich erreicht er die Ebene und erblickt das Gefängniß, welches seine Angebetete verschließt. Hundert Wachen am Fuße des Thurmes bilden mit gespannten Bogen einen unzugänglichen Wall. Er steht unbeweglich; zwanzig Pfeile, die neben ihm niederfallen, erwecken ihn endlich. Er umkreis't den Thurm, welcher die Prinzessin einkerkert, einige Male; aber immer stößt sein Blick auf dieselben Hindernisse.

Der Abend endigt seinen Kummer. Er verläßt seinen Körper und fliegt nach dem Thurme. Themenide ist noch nicht in dem Zimmer; er benutzt diesen Augenblick, stößt ein Fenster heraus, damit man es nicht wieder schließen kann, und als er die Nacht finster genug glaubt, um seinen Plan ausführen zu können trägt seine Seele selbst seinen Körper auf die Zinne des Thurms. Hier kehrt er, da die Prinzessin noch nicht zugegen ist, in seinen Körper zurück und verbirgt sich in einen dunkeln Winkel des Zimmers.

Ein leises Geräusch, das er vernimmt, macht ihn aufmerksam. Es ist Themenide, es ist ihre Stimme, und er bebt in freudiger Erwartung. Die Thüre öffnete sich; er macht eine Bewegung ihr entgegen zu eilen und starrt, halb staunend — halb bangend, unbeweglich auf sie hin. Seine Füße zittern und kaum vermag ihn seine Hand zu stützen; er will sprechen, aber die Stimme wagt sich nicht über seine Lippen und bildet nur einen erstickten Ton, welcher ihm verderblich wird. Themenide hört es; sie erschrickt und gewahrt bei dem schwachen Schimmer des Lichts eine unbekannte Gestalt, die ihr entgegen schreitet. Sie stößt einen Schreckensruf aus, will entfliehen und kann nicht. Aber schnell faßt sie einen gewaltsamen Entschluß, zieht ihren Dolch und taucht ihn in Paleno's Busen; er stürzt nieder zu ihren Füßen, sie sinkt mit ihm. Ihre Frauen eilen herbei; der Zustand Themenidens und der Anblick eines blutenden Leichnams erschrecken sie. Bestürzt fliehen sie fort und melden dem König Almenor mit wildem Geschrei, was sie gesehen haben.

Während dem kommt Themenide wieder zu sich und wirft einen Blick auf den Gegenstand, welchen sie in ihrer ersten Uebereilung gemordet hat. Sie sieht einen Körper ähnlich dem ihrigen und bewegungslos zu ihren Füßen hingestreckt, beleuchtet ihn genauer und erkennt ihren Geliebten, das Urbild jenes Gemäldes, welches sie anbetet. Hingerissen von Liebe, Schmerz und Reue wirft sie sich auf ihn, wäscht seine Wunde mit ihren Thränen, drückt ihre heißen Lippen auf den erstarrten Mund des Leichnams, ruft ihn mit dringenden Klagen, erwärmt ihn durch ihre Seufzer und glaubt ihn athmen zu hören. Aber es ist Täuschung; ihr Schluchzen, ihr Schmerz und der bestandene Schrecken rauben ihr das Bewußtsein. Ohnmächtig sinkt sie auf Paleno's Körper. —

(Beschluß folgt.)

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Dieser Gedanke beschäftigte sie so sehr, daß sie erst spät die große Veränderung gewahrten, die am Firmamente vorgegangen war. Der Wind hatte die Wolken verjagt, der Schleier, welcher den Berg verhüllte, war wie durch Zauberei gesunken, und vor ihnen stand der majestätische Ararat, in ein Blau getaucht, so hehr und rein, wie es nur je am Himmel Asiens geglänzt hat.

Wie schön, wie herrlich, riefen die Reisenden mit einem Entzücken aus, das ihren Führer hoch erfreute. — Ja, Agas, da steht er, der alte Agri-Daugh, erwiederte der Führer, das ist ein Berg, Eurer würdig, wie ich hoffe. — Unstreitig sprach der Führer also, mehr aus einem Gefühle geschmeichelten Nationalstolzes, als aus wahrer Bewunderung des herrlichen Anblickes. Dennoch erfreut über den Contrast des gegenwärtigen Augenblickes mit dem vergangenen, fuhr er fort: Seht, wie der alte Bösewicht jetzt lächelt, da sein Zorn vergangen ist! Man sollte glauben, er verstände es gar nicht, die Stirne finster zu runzeln. Ja, man traue nur dem Schein! Das ist nicht der letzte Streich, Agas, den er uns spielen wird. Laßt es Euch für die Zukunft zur Warnung dienen! — Großer Gott! rief einer der Europäer, was sind einige Meilen mehr, was ein Regensturzbad, wenn man dafür so entschädigt wird? Seht, wie er sich in einsamer Größe über diese schöne Ebene erhebt! wie er auf Alles ringsum niederschaut! wie er so ganz und gar keine Berührung mit den Zwergen hat, die ihn umgeben! — Und welcher schöne Zeitpunkt, ihn zu sehen! erwiederte sein Gefährte, welche Ruhe am Himmel! wie diese kühnen Umrisse von dem tiefblauen Hintergrunde abstechen! welch' ein erhabener Anblick! Möge immerhin Erkältung, zurückgetretener Schweiß, mögen Krankheiten folgen, wenn es so sein soll: jetzt laßt uns in heiliges Anschauen versinken! Seht, was blieb vom Gewitter? Eins nur ärgert mich. Die Bewohner von Dweloo werden uns verlachen. — Nicht allzusehr, denn die Eigenthümer der Pferde gehö-

ren jetzt sicherlich nicht zu unsern Freunden. — Pah! Die armen Thiere sind gebadet worden, und werden um so reiner in das Dorf zurückkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Züge aus der polnischen Revolutionsgeschichte 1830 und 31.

(Fortsetzung.)

In der Krakauer Wojewodschaft bezahlten alle Bauern freiwillig alle Abgaben auf ein Jahr voraus.

Die Fürstin Alexandra Sapieha übersandte dem Municipalrathe der Stadt Warschau 60,000 poln. Gulden mit der Bemerkung, daß sie ihr ganzes Vermögen aufopfern wolle, wenn das Vaterland dessen benöthigt sein sollte.

Der edle Anton Rembowski, ehemaliger Tribunalpräsident und jetziger Deputirter, aus Kalisch erließ folgende Bekanntmachung: daß er 1) alle Frauen und Kinder derjenigen, welche aus seinen Gütern in Kriegsdienste berufen würden, unter seine besondere Obhut nehmen und sie keinen Mangel leiden lassen werde. 2) daß er jedem aus seinen Gütern berufenen Landmanne, der nach beendigtem Feldzuge ein gutes Zeugniß seines Chefs aufzuweisen hätte, eine magdeburgische Hufe Landes als Eigenthum, außerdem noch 32 poln. Gulden schenken werde.

In der Sendomir'schen Wojewodschaft hat sich ein Frauenverein gebildet, welcher jedem jungen waffenfähigen Menschen, der nicht unter die Fahnen treten will, eine Spindel, mit Hasenfellen umnäht, zuzuschicken beschlossen hat.

Offiziere, Unteroffiziere und gemeine Soldaten des vierten und achten Infanterie Regiments meldeten einstimmig dem Brigadeanführer (jetzt Diktator) Obersten Skrzynecki, daß ihr allgemeiner Wunsch sei, Opfer auf dem Altare des Vaterlandes zur Anschaffung einiger Kanonen niederzulegen. Die ersten treten einen Theil ihres monatlichen Soldes durch den ganzen Feldzug ab; die letztern geben die ihnen 1830 zugesicherte und jetzt in der Kasse deponirte Gratification; diejenigen aber, welche keinen Theil an der Gratification haben, erbieten sich, zwei Gulden von den letzten Tagen eines jeden Monats zu opfern.

Ein Landmann, ehemaliger Soldat, kam mit seinen drei Söhnen vor den Diktator und bot seine und der Seinigen Dienste dem Vaterlande an. Dieser Patriot equipirte sich und drei Söhne für das Geld, welches er aus einem Paar Ochsen gelöset, und stellte sich so dem Diktator vor.

Einige Tausend Cossoniers (Sensenträger), welche in Warschau anlangten, nahmen keine Carabiner an, sondern sprachen: „Wir verstehen uns blos auf Sensen, wir wollen zeigen, wie man sie gebrauchen muß.

Am 25. Febr. wurde der General Szembek sammt dem Pferde zu Boden geworfen. Er ergreift ein Gewehr, tödtet damit mehrere Feinde und führt dann unbeschädigt sein Commando weiter. —

Dem tapfern Pientka, Obersten der Artillerie fehlte es einige Augenblicke an Munition. Kaltblütig setzte er sich bei der größten Kannonade der Feinde auf ein Geschütz und sprach: ich weiche keinen Schritt; keine Spanne retirire ich. —

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 118.

Salzburg.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Decbr. 1830

(Fortsetzung.)

In den meisten Städten unseres Vaterlandes ist es leider noch Sitte, daß sich die Magistrate selbst ergänzen. Dieß ist aber, wie die Erfahrung lehrt, ein wahres Unding, wodurch, je nachdem die persönlichen Verhältnisse der Wählenden auf die Wahl einwirken, gewöhnlich nur Unheil erzeugt wird. Eine gute Local-Behörde gehört aber unstreitig zu den ersten Bedürfnissen einer Commune, und wie nun Alles in heutiger Zeit zum Bessern sich ermuthigt und emporschreitet, so gibt davon eine, in Beziehung auf das eben Gesagte, vom Güstrower Bürgerausschusse dem Magistrate übergebene Vorstellung einen erfreulichen Beweis. Sie enthält sieben Beschwerden, unter andern: die Berufung auf das Recht der Bürgerschaft, die Magistratsglieder selbst zu wählen, und diese nicht, wie bisher, sich immer gegenseitig einander wählen, und somit gewissermaßen einen besondern Patrizierstand entstehen zu lassen. Ferner den bemerkenswerthen Wunsch, daß das ganze Personal der Stadtbedienungen auf fixe Gehalte gesetzt, diese aus der Kämmerei-Kasse gezahlt werden und dagegen alle Sporteln, Aufkünfte, Naturalienlieferungen u. s. w. in solche Kasse fließen möchten, — in welcher vorzüglichen Einrichtung übrigens bereits unsere Justiz-Kanzleien und andere Groß-

herzogl. Behörden mit einem würdigen Beispiele vorangegangen sind. — Auch die Bürgerschaft in Schwerin ist auf ordnungsmäßigem Wege mit mancherlei Wünschen und Beschwerden hervorgetreten, namentlich spricht sie in ihrer Vorstellung unter andern das längst und tiefgefühlte Bedürfniß einer verbesserten Repräsentation der Bürgerschaft aus, so wie, daß die Natural-Einquartierung der Garnison, mit Aufhebung der bisherigen Exemtionen, auf sämmtliche Häuser der Stadt ausgedehnt werde; daß die Beförderung des Gewerbfleißes inländischer Handwerker einen Gegenstand von der größten Wichtigkeit abgebe u. dgl. m.

Die Bürger in Wismar haben dagegen ihre Beschwerden auf eine nicht durchaus gesetzmäßige Weise an den Tag gelegt, in Folge dessen von Schwerin und Rostock aus Commissionen, bestehend aus dem Landdrosten von Plessen, dem Kanzlei-Rath Müller und dem Vice-Kanzlei-Director von Both, zur Untersuchung und Berathung mit den Bürgern, so wie zur Wiederherstellung der Ruhe dorthin gesandt wurden, nachdem zuvor von der dortigen Obrigkeit eine beruhigende, ihren Zweck aber nicht erreichende Proklamation erlassen worden war. Die aufgeregten Gemüther waren auch nicht eher zur Besonnenheit zurück zu bringen, als bis 400 Mann leichter Infanterie, 80 Mann Dragoner und 2 Kanonen mit dazu gehöriger Bedienung, von Schwerin dort einzogen und gleich nach ihrem Einmarsche die Hauptbetheiligten bei den früheren Vorfällen arretirten, wovon der Eine unter Militairbedeckung hierher gebracht und sofort vor eine eigends zur Vernehmung desselben ernannte Commission gestellt worden ist.

Nicht aber nur Güstrow, Wismar und Schwerin, sondern auch Rostock, Parchim, Boitzenburg, ja fast alle Städte Mecklenburg's sind nach und nach mit Wünschen und Vorschlägen zur Verbesserung ihrer städtischen Verfassungen hervorgetreten, von denen die meisten in Ausführung gebracht werden.

Der in unserm vorigen Berichte geäußerte Wunsch, unser verfallenes Schauspielhaus mindestens einer Reparatur zu unterziehen, wenn nicht durch ein neues zu ersetzen, hat sich bereits dahin realisirt, daß dasselbe durchweg ausgebaut, in allen Theilen, so weit dieß immer möglich war, Veränderungen erlitten, auch künftig mit erwärmter Luft geheizt werden soll und also der Residenzstadt Ehre machen wird.

Die von unserm Großherzoge jüngst verfügte Aufhebung der lästigen Thorsperrgelder, welche der Stadt-Casse jährlich im Durchschnitte 250 Thaler einbrachten, ist allen Einwohnern der Alt-, Neu- und Vorstadt gleich erfreulich gewesen, besonders aber den letzteren, deren Verkehr mit der Stadt durch die Thorsperre äußerst beeinträchtigt wurde, und um so mehr berücksichtigt zu werden verdiente, als der Anbau und die Zahl der Einwohner derselben in den letzt verflossenen Jahren sich sehr vermehrt hatte.

Keine von höhern Orts ausgegangene öffentliche Maßregel hat aber in unserm Ländchen mehr Sensation gemacht, als die Reduction des hier bisher als Scheidemünze in Umlauf gewesenen schwedisch-pommerschen Geldes, mit einem Verluste von circa fünf Schillingen auf den Thaler, gegen neu einzuführende mecklenburgische Landesmünze im Neuzweidrittelwerthe. Bis zu einem von der Landes-Regierung angegebenen Zeitraume sollte nämlich die Umwechselung des pommerschen Geldes gegen neue Landesmünze, mit dem bezeichneten Verluste, im Großherzoglichen Münzgebäude beschafft werden, nach Ablauf dieses Termins aber das pommersche Geld als verrufen angesehen und die Münzkammer nicht mehr gehalten sein, dasselbe einzutauschen. Nun strömten sogleich von allen Orten ungeheure Summen zur augenblicklichen Verwechselung ein, und da fand es sich denn, daß die Einleitung und Ausführung dieser für Mecklenburg wichtigen Finanzmaßregel zu wenig vorbereitet in Ausführung gebracht worden war, und zwar eines Theils aus dem Grunde, daß man über die im Lande cirkulirende Masse des pommerschen Courantes in argem Irrthume gewesen, in Folge dessen man mit Ausprägung der neuen Münze zu spät begonnen, so daß es an derselben beim Einlaufen der zu verwechselnden Summen fehlte, und die Andrängenden für ihr altes Geld kein neues erhielten, also unbefriedigt blieben. Hierdurch geriethen nun Handel- und Gewerbetreibende, so wie Landleute, die ihr Geld nicht entbehren können, in die größte Verlegenheit, und mußten außer dem bedeutenden Dekort wohl noch gar Zinsenverluste tragen. Es entstand also eine allgemeine Unzufriedenheit, und bitterer Tadel, besonders der untern Stände, die den hier zum Grunde liegenden allgemein nützlichen Staatszweck nicht erkennen konnten, vielmehr in Herabsetzung des schwedischen Geldes nur eine neue überflüssige Contribution erblickten, und von denen einige ruchlose Individuen, bei Gelegenheit eines unglücklichen Vorfalls, ihr lautes Murren zerstörend an den Tag legten, wie wir weiter unten zeigen werden.

Durch unablässiges, längere Zeit Tag und Nacht hindurch fortgesetztes Ausprägen der neuen Landes-Münze that man indessen der allgemeinen Verwirrung bald möglichst Einhalt.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Vielleicht bringt die Bekanntschaft mit einem Manne von Genie mehr Ruhm als Vergnügen. Es ist eben so sonderbar, als gewiß, daß die Phantasie die Empfindlichkeit erhöht; die Empfindlichkeit verstärkt die Leidenschaften und die Leidenschaften machen die Menschen wunderlich. — Dennoch erwartet man es oft, daß ein Mann von Genie sich vernünftiger betragen soll, als ein andrer, und dieß ist eben wegen der Lebhaftigkeit, die es doch am meisten verhindert. Dieß kommt daher, weil man keinen Unterschied unter den Talenten der Phantasie und den trocknen mathematischen Operationen der Urtheilskraft macht; Beides pflegt einem Menschen den Ruhm eines Genies zu erwerben. K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 125. (II. Jahrg.) Freitag, den 27. Mai. 1831.

Faust im Gewande der Zeit. Ein Schattenspiel mit Licht. Von Harro Harring, dem Friesen von Ibenshof an der Nordsee. Leipzig, im literarischen Museum. 1831.

Der Gedanke, einen Faust im Gewande unserer Zeit erscheinen zu lassen, ist im Ganzen wohl neu, aber darum doch nicht empfehlungswerth. Faust ist eine zu innige Ausgeburt des eigentlichen Mittelalters, als daß er sich ohne hartnäckigen Widerstand in unsere Zeit herüber bequemen sollte, und sicher würde er sich so lange dagegen sträuben, bis er im Handgemenge mindestens Bart und Mantel verlöre, mithin um sein ganzes mittelalterliches Air käme und dann mit eben so vielem Rechte Erasmus Schleicher oder Kater Murr getauft werden könnte, als Faust. Das mährchenhaft-mittelalterliche Zwielicht, in welchem die schroffen, düstern Umrisse des alten Doctors Faust so ehrwürdig-grauenhaft dastehen, müssen seiner Gestalt schlechterdings zum Hintergrunde dienen, und selbst der Altmeister Goethe verstand das Interesse für seinen Faust nur so lange aufrecht zu erhalten, als er denselben in seiner angestammten mittelalterlichen Welt, in seiner der Urfabel entsprechenden Gestalt leben und träumen ließ, denn sage mir Einer was er wolle, nach dem genossenen Verjüngungstranke taugt Goethe's Faust, was seine eigne, innere Natur anlangt, nicht mehr den Teufel, und in der modern-phantastischen Gegenwart nimmt er sich wenig besser aus, als die Nebelgestalten Ossian's sich in einem Pariser Putzmachergewölbe ausnehmen würden. Wollte, mit Beseitigung der eben ausgesprochenen Skrupel, Herr Harring demohngeachtet es mit einem Faust in unserer Zeit zu thun haben, so mußte er demselben wenigstens eine bestimmte Farbe geben, er mußte ihn in irgend einen geistigen Beruf kleiden, wäre es nun Philosoph, Politiker, Demagog oder Weltmann. Von alledem ist nur wenig an ihm bemerkbar, er ist Alles zusammen und somit im Ganzen nichts, sein Geist ist eine bloße Hanswurstjacke von bunter Anschauung; aber von innerm Willen, geschweige denn von einem selbstständigen Wirken, ist nirgends die Rede. Faust ergibt sich natürlich nach altem Brauche dem Teufel, er ergibt sich ihm geistig ohngefähr in der Art, wie sich andere Leute materiell dem Trinken ergeben, d. h. aus verdorbenem Appetite, sonst aber weder aus Durst noch aus Nothwendigkeit. Dieser Prozeß gleicht in jeder Hinsicht den Verhältnissen eines Trinkers; der höllische Geist, dem Faust sich in die Arme wirft, ist offenbar nur ein höllischer Fusel, welchen der Dichter ihn unter dem Namen Mephistopheles, genannt Kleinmeister, verkauft, eine Verfälschung, welche dieser Faust — bei seinen so sichtlich geschwächten geistigen Schmeckorganen — nicht einmal zu bemerken scheint; wenigstens läßt er, da überhaupt in dieser Phantasie allzuweit getriebene Wortkargheit ihn räthselhaft, vielleicht auch ennüyant macht, über diesen Punkt sich nirgends deutlich vernehmen. Selbst beim Trinkgelage will seine Zunge nicht aufthauen, und dieß ist eigentlich der sicherste Beweis, daß er überhaupt nichts zu sprechen weiß. Nur Schande halber nimmt er unter den übrigen Cumpanen zweimal einen Anlauf, witzig zu werden, aber unter den oft sehr pikanten und gelungenen Xenien der andern Trinker, sind die seinigen offenbar die lahmsten. Seine ganzen Witzworte lauten folgendermaßen:

„O wär' ich eine Sängerin,
Dann lacht' ich allen Helden!
Ich nähm' die große Gage hin
Und ließe krank mich melden."

und:

„Verzaget nicht, verzaget nicht!
Die Bühnen werden leben;
Es wird noch manches Saftgericht
Französ'scher Küche geben!"

Man sieht, wie erbärmlich arm unsere Zeit ist, wo die Wäschermädchen mit Staatsideen hausiren gehen, während ein Faust schlechte Epigramme auf das Bühnenwesen radebricht.

Dem Faust ergeht es übrigens wie allen grundmensch-

lichen Leuten, die beste Laune kommt ihm unmittelbar erst vor'm Schlafengehen, d. h. erst auf den letzten Seiten des Buches. Nachdem bereits Staberl für ihn philosophirt hat, kommen ihm einige Gedanken ein und er läßt, in seiner Rede gegen Kleinmeister-Mephistopheles, sich einige Halbandeutungen über seinen innern Zustand entschlüpfen, an die man sich freilich nicht gerade halten kann, weil sie, nach dem eben vorhergegangenen wüsten Gelage, mehr eine momentane Empfindung, mehr ein ohngefähres Wünschen, als die eigentliche Farbe seines Innern, seines bleibenden wesentlichen Strebens anzuregen scheinen:

„Nun führe mich zu einer Schönen,
Im dunst'gen Keller hab' ich's satt.
Ich trage Sehnsucht nach dem Sehnen,
Wie Keiner es empfunden hat.
Gib etwas mir, das mich erfüllet,
Das ganz mich fesselt, mich umstrickt;
Gib einen Drang mir ungestillet,
Mach', daß mein Aug' ein Ziel erblickt!
Daß tief in mir ein Born entquillet,
Der strömend endlich mich erquickt.
Und sollt' ich nimmer, was ich ahn', empfangen;
Gib dennoch Hoffnung mir! gib mir Verlangen!
Wirf Etwas nur in dieses Daseins Leere,
Zeig' Etwas mir, das lockend mir erscheint!
Sei's auch Phantom; sei's Liebe oder Ehre —!
Erwecke meine Kraft, daß sie, vereint
Mit Muth und Kühnheit, sich im Kampf verzehre,
Bevor ich untergeh'! Zeig' einen Feind
Mir nur, ihn, meiner würdig, zu bekämpfen:
Der Leerheit schauriges Gefühl zu dämpfen!"

Das klingt Alles recht schön und gut, und ohngefähr so spricht auch Goethe's Faust; namentlich erinnerte uns die Stelle: „ich trage Sehnsucht nach dem Sehnen", an Goethe's: „und im Genuß verschmacht' ich nach Verlangen." Gleichwohl gleitet es zu sehr auf der Oberfläche hin, bezeichnet mehr einen Affect, als einen Charakter, und ist mit einem Worte zu wenig, um Faust's innere Natur uns genügend zu veranschaulichen. Mephistopheles entgegnet auf diese Rede auch ziemlich entsprechend, d. h. eben so leichthin und eben so wenig bezeichnend; denn lachend speiset er den ungestümen Faust mit folgender Witzigung ab:

„Bist Du verrückt? (?) Was Du von mir begehrst,
Das könntest eher Du von dem erbitten,
Den Du verlassen. — Daß Du Dich verzehrst,
Dazu geb' ich die Richtung Deinen Schritten.
Fühlst Du doch schon, daß Du mir angehörst!
Wenn unbekannt auch mit Manier und Sitten
Des Meisters, dem Du willig Dich ergeben,
Was Dich noch hält, ist: Sehnen nach dem Streben. —
Doch wiss', mein Faust! es wird die Zeit einst kommen,
In der kein Streben Du, kein Ringen kennst!
In der auch dieser Funke längst verglommen, —
Den Du so menschlich eitel: Sehnen nennst.
Die Kraft, auf die Du baust, ist Dir genommen,
Damit Du willenlos in's Elend rennst.
Faust! Du bist mein! und Dein ist — das Verderben.
Dein Fluch: Du sollst noch vor dem Grabe sterben!"

Ebenfalls ohngefähr derselbe Sinn, welchen Goethe's Mephistopheles in seinen Monolog legt, aber bei Letzterem ist nur mehr schon vorangegangen und folgt auch noch mehr hinterdrein. Das Vorspiel zwischen Theater-Director und Dichter ist natürlich auch dem Goetheschen nachgebildet, gibt jedoch insofern Veranlassung zu zweckdienlichen Abweichungen, ja sogar zu interessanten Contrasten, indem hier mehr der Dichter, und weniger der Theater-Director, als leitendes Prinzip erscheint, was bei Goethe mehr im umgekehrten Falle stattfindet. — Die Beschwörung, welche die Handlung dieser Phantasmagorie eröffnet, ist nach meinen Begriffen zu rein ironisch gehalten; sie benimmt dem Leser gleich anfangs die Imagination für den Ernst der ganzen Sache, obschon man hin und wieder auf gute und treffende Gedanken stößt. So nennt er (S. 31) Rossini „Europa's General-Tambour." Am gelungensten erscheinen uns die Stellen, wo die Wehmuth der Ironie zu einer gewissen Wildheit heranwächst, und wir können uns nicht enthalten, das wahrhaft schön skizzirte Nachtstück von der Ermordung eines neugeborenen Kindes, dessen Todesthränen Faust, als eines der Beschwörungswerkzeuge, in einem Fläschchen zeigt, hier herzusetzen:

„Und hier sind eines Kindes Thränen,
Mit Blut gemischt, als es erblich —
Als unter leisem Todesstöhnen
Der Lebensodem ihm entwich.
Gesehn nicht — nur geweint im Krampfe
Hat dieses Kindes Aeugelein;
Geboren — und im Todeskampfe
Beschlossen schon das kurze Sein.
Ihm bot das Leben kein Erwachen
An Mutterbrust, mit wildem Blick,
In bald ersticktem Wahnsinnslachen,
Stößt sie das Pfand von sich zurück —
Verflucht das Kindlein, das, geboren
Im Fluch, nun weinend sie begrüßt,
Und mit dem ersten Schrei verloren,
Vom Stahl durchzuckt — das Aeuglein schließt.
Und an der bleichen, kleinen Wange,
Vom Kuß der Liebe nie berührt,
Hing dieser Thränenthau." —

Das Zwiegespräch zwischen Kleinmeister und Neuwerk, eine Parodie der Schülerscene im Goethe'schen Faust, ist mit Laune, und nicht ohne Witz durchgeführt.

In seiner Zueignung sagt der Dichter von diesem seinen eignen Werke:

„Dieß Buch enthält nur wenig Ernst — mehr Possen;
'S ist eigentlich nicht viel an diesem Buch."

Er thut sich mit diesem Ausspruche vielleicht etwas unrecht, aber er scheint damit doch selbst gefühlt zu haben, daß sein Buch wenigstens keinen Anspruch auf selbstständigen Werth zu machen habe. Es fehlt an innerm Plane, an Festhaltung eines Zieles und Charakters, das ganze Gedicht ist zu aphoristisch. Es fehlt dem Verfasser nicht an Geist — dieß beweiset die zum Theil recht salzvolle epigrammatische Unterhaltung in der Rathskellerscene — wohl aber an nöthigem Humor und poetischer Tiefe zu Durchführung einer so bedeutenden Aufgabe. Mehrere Ge-

brechen der Zeit sind witzig und mit Glück angedeutet, und in vielerlei Rücksicht muß man den unerschrockenen und biedern Geist des Verfassers anerkennen. Kurz, das Buch interessirt, aber es befriedigt nicht. — H. Meynert.

Literarisch-artistische Estafette aus Berlin.

(Am 1sten Mai 1831.)

(Fortsetzung.)

In der hiesigen Vereinsbuchhandlung, die in ihrer Thätigkeit sich immer mehr entwickelt, ist so eben eine Uebersetzung einer Inaugural-Schrift vom berühmten Hofrath Kieser erschienen, welche zu ihrer Aufgabe hat, die mit so vielem Aufsehen unlängst von Kerner und Eschenmayer herausgekommene Schrift: die Seherin v. Prevorst zu beleuchten, und die hier gepriesenen magnetischen Wunder und das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige, vor das Forum einer gesunden Kritik hinzustellen. Wer mit Interesse „das verschleierte Bild zu Sais", das jüngst in der Weidmannschen Buchhandlung zu Leipzig erschienen, gelesen, wird auch nicht ohne Unterhaltung und Belehrung die Kieserſche Schrift, der ein schöner satyrischer Holzstich aus der Meister Gubitz'schen Schule beigefügt ist, aus der Hand legen.

Beim Buchhändler Fr. Laue ist eine in seiner Art recht interessante Schrift vom hiesigen Professor, Dr. Stuhr erschienen, die zwar nicht nach den Quellen, aber doch aus guten Uebersetzungen des Journal Asiatique und Abel Remusat's Werken, ferner aus Klaproth's, Schmidt's, Bentley, Bopp's und Anderer Forschungen, Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern, und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung liefert, die selbst denen, die nicht Sternkundige von Fache sind, wohl angenehme Lektüre gewähren können. Dem Ref. war die geschichtliche Zeitrechnung unter diesen Völkern von besonderem Interesse.

In der Haude- und Spener'schen Buchhandlung ist so eben die Fortsetzung des Werkes vom würdigen Professor Lichtenstädt in Petersburg, „die asiatische Cholera in Rußland", erschienen. Sie enthält sehr ausführliche und von Tabellen unterstützte Mittheilungen aus Moskau, Charkow, Jareslow, Perm, Isum und Saratow. Le Point de depart läßt sehr das weitere Vordringen dieser bösartigen Pestkrankheiten in der westlichen Richtung über Polen, Ungarn ꝛc. fürchten. In der That eine sehr betrübende Aussicht!*) —

In mehreren hiesigen weiblichen Kreisen höherer Stände haben wir eine bei Dunker und Humbold hieselbst erschienene Uebersetzung von einer Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert, „die Erbin von Brügge" betitelt, sehr anpreisen hören. Sie hat im Original den Engländer Grattan zum Verfasser, und ist von Methus. Müller und noch einem Unbekannten übersetzt.

Da wir so eben der Stuhrschen Schrift über die Sternkunde Erwähnung gethan, müssen wir auch noch einer andern der neuesten astronomischen Produktionen eingedenk sein. Schon der Collegienrath Professor Struve aus Dorpat, durch den die Kunde der Doppelsterne wesentliche Erweiterungen erfahren, hat bei der letzten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Hamburg in einem sehr gelungenen Vortrage dargethan, daß Deutschland in dieser Wissenschaft, sowohl in formaler als in materieller Hinsicht, die Leistungen des gesammten Auslandes weit übersteigt, und daß auch der jüngere Herschel in London neuerlichst den Vorrang der Deutschen vor allen andern Völkern anerkannt hat. In dieser Beziehung ist es nun merkwürdig, wie selbst deutsche Dilettanten diese friedliche Wissenschaft zu fördern streben, und wie namentlich in unserer Residenz dieser Dilettantismus so ausgebreitet ist. So haben die Annalen der Astronomie schon mehrere schätzbare Beiträge, durch einen unserer würdigsten Rechtsgelehrten, den Justizrath Kunowsky, erhalten, der noch ganz jüngst, am 19ten v. M. Abends, wiederum ein Nordlicht beobachtete, welches ohne das Licht des noch hoch am Westhimmel stehenden Mondes wahrscheinlich an Glanz und Farbenpracht das große Nordlicht vom 7ten Januar d. J. erreicht, vielleicht sogar übertroffen haben würde. Schade, daß ein starkes Mondlicht dieses Nordlicht von seltener großer Schönheit, wie es Kunowsky in hiesigen Blättern schilderte, der Beobachtung vieler Naturfreunde entzogen hat, denn es ist uns noch in keiner Zeitung, von andern Orten aus, darüber etwas berichtet worden. —

Ingleichen lebt ein hiesiger Privatlehrer, der als ein sehr wackerer Mathematiker bekannt, gar sehr für die Himmelskunde; derselbe wird von Enke, Ideler, Ohm u. a. in der Mathesis ausgezeichneten Gelehrten sehr geschätzt, und er ist es auch, dem wir die regelmäßigen Barometer- und Thermometerbeobachtungen in den hiesigen Zeitungen verdanken.

Weit mehr aber überrascht war man in hiesiger Residenz, als öffentliche Blätter von Paris aus, unter den Berichten über die dortigen Sitzungen der Academie, auch der physischen Beobachtungen des Mars, eines unserer reichsten und ungewöhnlich wohlthätigsten Mitbürgers, des Banquiers Wilhelm Beer, Erwähnung thaten, die der Geheimerath Alexander v. Humboldt, bei seiner Anwesenheit der Academie an einem Original-Globus, erörtert hatte. Diese Darstellung des Mars beruht auf astronomischen Beobachtungen, die Herr Beer mit Herr Mädler gemeinschaftlich von einer vortrefflich eingerichteten Sternwarte aus, die sich auf dessen Landsitze im Thiergarten befindet, im September und Oktober v. J. bei der Opposition dieses Planeten angestellt hat, und die für Eingeweihte überraschende Resultate geliefert haben sollen.

Wohl schwerlich dürfte in ganz Deutschland eine so achtbare Familie wie diese der Madame Amalie Beer (Dame des Louisenordens) und ihren Söhnen gefunden werden, die

*) Die vollständigste Monographie über die Cholera befindet sich in dem wichtigen Werke, welches neuerlich in Leipzig bei Hartmann unter folgendem Titel erschienen ist: „Ueber die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer ꝛc. vom Professor Dr. Hasper. 2 Theile. Ein für praktische Aerzte und Physici fast unentbehrliches Handbuch!

mit hohem Begütertsein den schönsten Sinn für Wohlthätigkeit auf die seltenste Weise verbinden, und die bei einem ganz einfachen fast zurückgezogenem Familienleben, für die mannigfachsten wissenschaftlichen Bestrebungen wahrhaft erglüht sind.

Denn ohne noch auf die eben genannten astronomischen Leistungen einen hohen Werth zu legen, deren Dignität durch den Vortrag eines Humboldt in einer Pariser Academie genügend bewiesen ist, dürfen wir nur erinnern, daß dieser Banquier Wilhelm Beer, Bruder des (leider in Italien und Frankreich weit mehr als in seiner Heimath) hoch gestellten Componisten Meyer Beer, als auch des anerkannt talentvollen deutschen Dichters Michael Beer ist. Auch den vierten dieser Brüder, den Hrn. Heinrich Beer, einen sehr bekannten Mäcen für unbemittelte Studirende, sieht man noch täglich in den philosophischen Hörsälen, mit den Musen die Ringe wechseln, wiewohl er dieses mit seiner gelehrten und achtungswürdigen Gattin vielleicht vor zehn Jahren schon gethan hat. —

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

(Fortsetzung.)

Zu jenen gehörten die mit bloßer körperlicher Fertigkeit des Erwerbs wegen betriebenen und namentlich die mit einer sitzenden, daher ungesunden und bei kriegerischen Völkern verachteten Lebensart verbundenen Handwerke; zu diesen rechnete man die eines freien Bürgers würdigen Künste, durch welche man zu kriegerischem Ruhm und zu öffentlichen Ehrenämtern gelangen konnte. Auch bei den Römern erhielt sich dieser Unterschied. Man verstand unter den freien Künsten die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche zu dem Unterrichte der Freigebornen gehörten, und stellte ihnen die Sclavenkünste, das heißt, die Beschäftigungen gegenüber, welche meistens in mechanischen Arbeiten bestanden, und großentheils Sclaven oder doch Menschen aus der niederen Volksclasse überlassen wurden. Jener freien Künste zählte man gewöhnlich sieben: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Musik, Astronomie, Arithmetik.

Schon aus dieser bloßen Angabe der sogenannten freien Künste kann man ersehen, wie wenig man über das Wesen der Kunst im Klaren war, da hier sogar Wissenschaften in ihren Kreis gezogen erscheinen, die sich doch schon dadurch genau von der Kunst unterscheiden, daß sie Begriffe des Verstandes darstellen, diese dagegen Bilder der Phantasie.

Alle solche Mißgriffe werden vermieden, wenn man die oben gegebene Erklärung fest hält, die jedoch, was ich wohl fühle, noch nicht hinreichen wird, die Menge falscher Ansichten zu berichtigen, welche über die Kunst verbreitet sind.

Um daher ihr Wesen noch genügender darzustellen, um eine noch deutlichere Vorstellung von dieser Wohlthäterin des Menschengeschlechts zu geben, soll in den nächstfolgenden Paragraphen theils noch auf einige irrthümliche und doch nicht selten vorkommende, theils auf richtige, aber nicht genug hervorgehobne Ansichten von der Kunst aufmerksam gemacht werden. Dadurch wird man nicht nur vor den bekanntesten Abwegen gewarnt, sondern auch nach und nach, gleichsam unvermerkt, auf die richtige Bahn geleitet werden.

I.

Die Kunst im Verhältnisse zu der Natur.

Kunst ist nicht Natur, gemeine Wirklichkeit.

Bei der Auslegung und Begründung dieses Satzes kommt es sehr auf die Bedeutung an, welche man dem Worte Natur beilegt. Nennt man die in dem ganzen Weltbau seit Ewigkeit her wirkenden, unermüdet schaffenden Kräfte Natur: dann ist allerdings die Behauptung richtig, daß der Künstler das Wirken der Natur zu seinem Vorbilde nehmen, daß er in ihre Schule gehen müsse, denn in dem angegebenen Sinne ist Natur nichts Anderes, als die weise Schöpferkraft des Allmächtigen selbst, die Alles auf's Zweckmäßigste, Beste, Ungezwungenste schafft und bildet — Eigenschaften, deren Gepräge der Künstler seinem Werke aufdrücken muß, wenn er den Namen des Künstlers verdienen will. In diesem Sinne sollen seine Werke natürlich sein; sie sollen den zu ihrer Betrachtung geeigneten Sinnen des Menschen nicht wie Darstellungen einer sterblichen Hand, sondern wie Gebilde der Natur im höheren Sinne erscheinen, oder doch wenigstens nichts ihr Widersprechendes darstellen. — Nennen wir aber Natur, wie das im bürgerlichen Leben am üblichsten ist, die gemeine Wirklichkeit, Zustände und Erscheinungen, die nicht von der Schöpferkraft des höchsten Wesens herrühren, sondern Scenen aus dem gewöhnlichen, ja wohl gar roheren Menschen- und Thierleben, dann darf die Kunst nicht nach dem Namen der natürlichen streben, sie darf nicht bloßes Abbild solcher Erscheinungen sein, sondern, wenn sie solche Gegenstände darstellt, muß sie diese durch ihre Darstellung heben, verschönern, idealisiren. Man hat freilich hin und wieder den Grundsatz vorziehen wollen, daß die Kunst geradezu nichts Anderes sein dürfe, als Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit; ja man hat sich so weit verirrt, daß man ein Kunstwerk um so höher schätzen zu müssen glaubte, je mehr es sich den rohesten und niedrigsten Zuständen anschmiegte und mit bloßer Nachahmung zufrieden war.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 126. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 28. Mai. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Unter seinen Hausfreunden zählt Othellerl auch einen gewissen Cassio, einen eben so gutmüthigen als jederzeit von Grund aus benebelten Barbier, der sich wiederholter Weise über sein vielfaches Malheur, namentlich über seine schwache Natur zu beklagen pflegt, weil — sobald er allenfalls fünf bis sechs Maßel „drunken" hat — er sich berauscht fühlt und kaum noch etwas mehr vertragen kann. Derselbe kommt Desdemonerl in ihrem neuen Ehestande zu besuchen und wird dort von einer vornehmen und reichen Wäscherin angetroffen, welche überhaupt ein Auge auf ihn hat und nun gegen Desdemonerl in gewaltige Eifersucht geräth. Letztere hat ihr das verhängnißvolle Schneuztüchel in die Wäsche gegeben, die Wäscherin kann sich eben nicht darauf besinnen; Desdemonerl verräth in der Verzweiflung die Bedeutung dieses Tuches, und Jene sieht nun hier die beste Gelegenheit, an ihrer eingebildeten Nebenbuhlerin Rache zu nehmen, sie läugnet daher derselben das Schneuztüchel rund ab und überläßt sie ihrer Verzweiflung. Jackerl und dessen Spießgesellen reden inzwischen Othellerl ein, seine Frau stehe mit Cassio in einem geheimen Liebesverhältnisse: er rast; zugleich erfährt er auch den Verlust des fatalen Schneuztüchels, und nun ist Desdemonerl's Tod von ihm beschlossen. Derselben ahnet auch nichts Gutes, ja sie verfällt sogar in eine Art von Wahnsinn und pfeift im Paroxismus allerliebste Variationen. Sie zu trösten, kommt ihr Vater noch bei später Nachtzeit zu ihr, sie beklagen Beide Othellerl's verrückte und lebensgefährliche Eifersucht, Desdemonerl läuft zuletzt vor Angst fort, ihr Vater aber, welcher sich müde und schläfrig fühlt, entkleidet sich und zieht dafür den Nachtjänker seiner Tochter an, womit er sich in deren Bette legt. Jetzt erscheint Othellerl im Nachtkleide, eine weiße Nachtmütze auf dem schwarzen Kopfe, in der Absicht, Desdemonerl zu morden. Er hat ein Federmesser zum Werkzeuge dieser That ausersehen und schwimmt in Thränen, weil just die geliebte Desdemonerl, die er jetzt malgré lui tödten muß, damit manchem „Händel" die Kehle abgeschnitten hat. Er monologirt sehr ernsthaft über seine zärtliche Liebe zu Desdemonerl und über die harte Nothwendigkeit, der theuern Ungetreuen die Kehle durchbohren zu müssen, rennt während seines schauderhaften Monologs in der Finsterniß oft gegen Stühle und Tische, und fährt, als er den Hausmann draußen im Bette „schnaufen" hört, schmerzhaft zusammen; doch lauscht er hinschmelzend in Wehmuth diesem Tone, welchen er von Desdemonerl ausgegangen glaubt, und schwärmt begeistert darüber, „wie süß sie schnauft." — Als er endlich die so tragisch erwägte Mordthat vollführen will und sich deshalb in Desdemonerl's Schlafkabinet begibt, wird er von seinem dort ruhenden Schwiegerpapa, der ihn in seinen lebensbedrohlichen Reden belauscht hat, mit tüchtigen Püffen empfangen. Zugleich laufen auch günstige Nachrichten ein; Cassio hat nämlich der Wäscherin feierlichst seine Hand angetragen, weil dieselbe ihn auf ihre Kosten zum „Viachdoktor" creiren lassen will, somit wird auch das unglückselige „Schneuztiachl" der geängstigten Desdemonerl ohne Weiteres wieder eingehändigt. Othellerl aber fühlt sich durch die letzte eindringliche Lection seines Schwiegervaters von seiner Eifersucht geheilt, und ein allgemeiner Jubel und Tanz im Prater, dessen Carousels und Schaukeln man in voller Bewegung erblickt, beschließt die vorherigen Gräuelscenen. —

Diese an sich allerdings ziemlich matte Parodie riß — ich muß es zu meinem Erröthen gestehen — mich dennoch dergestalt in's Lachen hinein, daß ich mich über mich selbst verwundern mußte. Carl's, des Directors, tolle Laune, als Othellerl, muß freilich diese ganze Posse erst genießbar machen, und obgleich er dieser Figur jeden, auch den letzten Funken von Wahrheit und Natur entzieht, so verliert der Zuschauer demohngeachtet nichts dabei, vielmehr kommt

es dem Zwerchfell offenbar zu Gute. Ich möchte sagen, Carl behandelt in dieser Rolle sich selbst als Marionette, er zieht sich wie an unsichtbaren Fädchen zu den tollsten unnatürlichsten Sprüngen und Stellungen herum, die Gewandtheit seiner Glieder streift an's Unglaubliche. Sein jähes Ueberspringen von den wüthigsten Ausbrüchen seines Eifersuchts-Paroxismus zu der schmelzendsten Versöhnung und Zärtlichkeit ist lustig; besonders ergötzlich ist die ächt puppenhafte Grandezza, welche er in seinen Mohren legt und wodurch er augenscheinlich die ge'chraubten Stellungen und Geberden unserer tragischen Heldenspieler persiflirt; wirklich war es mir, als sähe ich die lebende Parodie des Dresdener Carl Devrient vor mir, der in Wien bekanntermaßen schlechtes Glück machte, denn ganz das Puppenhafte, das Widernatürliche in den äußern und innern Bewegungen dieses jungen Schauspielers fand ich in den lustig übertriebenen Seiltänzereien des Carl'schen Othellerl's wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

(Beschluß.)

Aus Gotha, Mitte März 1831.

Am 27sten Dec. die junge Pathe, Lustspiel von Scribe, und der Tagesbefehl, Drama von Töpfer. Im letztern war Hr. Döbbelin als Copie des großen Königs überraschend ausgezeichnet; auch wurde sein gewohntes gutes Spiel von den Herren Hessen und Pabcke (Generaladj. und Bannewitz) trefflich unterstützt; ein von Herrn Lübcke componirter Schlachtgesang machte viel Effect. — Am 29sten Dec. ergötzte uns das Räuschchen, Lustspiel von Bretzner. Die Rauschscene wurde gewiß dem Anspruchvollsten zu Danke gespielt. Als vorzüglich gut heben wir heraus Herrn Weiß (Wunderlich) und Dem. Cäcilie Karsten (Julchen). — Am 30sten Dec. das neue Sonntagskind, Oper von W. Müller, ging sehr schlecht, und war vielleicht die einzige ganz verunglückte Vorstellung. Herr Weckerle (Hasenkopf) war abscheulich geschminkt; den Herren Rochow und Toussaint sah und hörte man es an, daß sie ihre Partieen (Vater und Johann) mit Widerwillen spielten; sie sprachen und sangen nachlässig. Herr Döbbelin gab sich als Hausmeister gar keine Mühe; erträglich war noch Herr Weinkauf als Heinzenfeld, doch übertrieb er theilweise. Oft glauben Theaterdirektionen, Sachen, die vor einem halben Jahrhundert Furore auf den Bühnen machten, müßten auch jetzt noch gefallen; aber Zeiten und Geschmack, Schauspieler und Publikum haben sich geändert; jene lernen und geben sie ohne Fleiß, und dieses langweilt und ärgert sich noch obendrein darüber. — Am 2ten Jan. 1831. Rothkäppchen, Oper von Boyeldieu. Auch von der Aufführung dieser Oper können wir gar nichts Rühmliches sagen. Weder Herr Illenberger (Rudolphe), noch Herr Rochow (Roger), behandelten ihre Partieen mit Liebe. Mad Illenberger genügte nicht als Rothkäppchen und Mad. Hessen (damals noch Dem. Brückner) fehlte nicht mehr als Alles zur Nanette. — Im Hans Sachs, Drama von Deinhardstein, — am 3ten Januar — erndtete Herr Pabcke in der Titelrolle den verdienten Beifall. Neben ihm zeichnete sich Dem. Belleville (Kunigunde) als glückliche Anfängerin aus, und wurde vom Publikum anerkannt. — Am 5ten Jan. Tancred, Oper von Rossini, ging wieder sehr gut. Tancred ist eine Lieblingspartie der Mad. Pabcke, und ihrer Stimme ganz angemessen. Mad. Illenberger als Amenaide und Herr Rochow als Argirio standen ihr würdig zur Seite und vollendeten den Genuß. Herr Toussaint hatte als Orbazan ein gar zu ärmliches Kostüm. — Am 7ten Jan. die junge Pathe Lustspiel von Scribe, dann: der versiegelte Bürgermeister, Posse von Raupach; das letztere ging wider alles Erwarten schlecht, besonders die Scene der Rathsherrn. — Am 9ten Jan. Marie, Oper von Herold. Musik und Sujet sind beide gleich schön. Die Aufführung entsprach der Oper. Mad. Illenberger und Mad. Pabcke glänzten als Emilie und Marie. Die Aufführung des Pfeffer-Röfel, Schausp. von M. Birch-Pfeiffer — am 10ten Jan. — zeugte von einer guten verständigen Regie: Die Titelrolle eignet sich ganz für Dem. Lange; auch ließ Herr Illenberger als Bandini viel zu wünschen übrig. — Am 12ten Jan. Johann von Paris, Oper von Boyeldieu, gab Herrn Toussaint Gelegenheit, als Seneschall zu excelliren; er singt und spielt die Rolle meisterhaft. Ein Gleiches läßt sich von Herrn Rochow als Prinz behaupten. Mad. Pabcke war dagegen als Page zu schwerfällig. — Am 14ten Jan. der König von gestern, Posse von St. Schütze, höchst unbedeutend. Dann: Christinens Liebe und Entsagung, Drama von Th. Hell — warum nicht: die Königin von 16 Jahren, wie auf andern Bühnen? — Die junge launenhafte Königin gelang Dem. Lange sehr gut; Herr Karsten verdarb dagegen die schöne Rolle des Rantzau gänzlich. Dem. Schuberth mußte die Emma schnell übernehmen, welches der Aufführung ebenfalls schadete, weil diese Rolle durchaus von der Liebhaberin gespielt werden muß. — Am 16ten Jan. Fra Diavolo, Oper von Auber. Herr Rochow hatte in Gesang und Spiel den Charakter des liebenswürdigsten Räuberhauptmanns aufgefaßt. Herr Döbbelin war als Karrikatur des reisenden John Bull ganz köstlich. Mad. Pabcke gab uns aber weder eine verliebte Engländerin, noch ein verschlagenes Weib. — Am 17ten Jan. Blind geladen, Lustsp. von Kotzebue. Dann: der junge Ehemann. Wiederholung. Herr Hessen führte die Rolle des Chevalier bei weitem nicht so glücklich durch, als das erste Mal. — Am 19ten Jan. Titus, Oper von Mozart, sprach nicht an. Die Titelrolle ist sonst eine gute Leistung des Herrn Illenberger; weil er aber dießmal gleich von vorn herein nicht anerkannt wurde, so wurde er nachlässig und ließ die zweite große Arie (aus C Dur) ganz weg. Ebenso

ließ Herr Rochow als Aennius das Duett mit der Servilia: „O verzeih, Du Auserwählte" ꝛc. weg; warum? Ganz vorzüglich war Mad. Pabcke als Sextus. — Am 21sten Jan. der Mörder und die Waise, Drama von Castelli. Die schöne Leistung der Dem. Hinze als Waise wurde anerkannt. — Am 23sten Jan. der Schnee, Oper von Auber. Eine herrliche Darstellung; vorzüglich glänzte Herr. Rochow als Linsberg; sehr ergötzlich war Herr Döbbelin als Gärtner. Nur Herr Illenberger zeigte als Fürst von Neuburg keinen ächt fürstlichen Anstand. — Am 24sten Jan. Welche ist die Braut, Lustsp. von Frau von Weißenthurn, gefiel sehr und wurde besonders dadurch gehoben, daß bei der Theegesellschaft im dritten Akte die höchste Eleganz herrschte und die Comparsen durch Schauspieler besetzt waren. — Am 26sten Jan. Fehlgegriffen, Lustspiel von Costenoble, ist unbedeutend und wurde sehr mittelmäßig gegeben. Dann: der Wilddieb, Liederspiel von Lübcke, welches außerordentlich gefiel. Das Sujet ist mager, die Musik aber trefflich, sehr charakteristisch und gefällig; besonders schön gelungen ist die Judenarie und die Arie des Revierjägers. Hier hat unser wackerer Lübcke gezeigt, wozu er berufen ist. — Am 29sten Jan. die weiße Dame, Oper von Boyeldieu. Herr Freymüller vom Dessauer Theater gab den George Brown als Gast, mit einer frischen, leichten, angenehmen Stimme. Er sang aber ohne alles Gefühl und entwickelte in seinem ungeschickten Spiele viel Gemeinheit. Ausgezeichnet sind Herr Toussaint als Gaveston, Mad. Illenberger als Anna, Mad. Weinkauf als Jenny. — Am 30sten Jan. Familienleben Heinrich's IV. von Stawinski, ein schlechtes Machwerk. Die drei königl. Kinder waren durch die drei Dem's. Karsten köstlich besetzt. Im Anfange ging es matt, zum Schlusse besser. Auch Herr Illenberger war als König lobenswerth. — Am 31sten Jan. die Braut, Wiederholung, ging sehr schlecht. Dagegen am 2ten Febr. Nummer 777 und der Ehemann als Bittsteller beide durchgehends vortrefflich. — Am 4ten Febr. Schlafrock und Uniform, Lustsp. von Angely, und die Wiener in Berlin. — Am 6ten Febr. die Hochzeit des Figaro, Oper von Mozart, sehr schlecht. Herr Toussaint als Figaro und Herr Rochow als Basilio gefielen sich einmal darin, dem Publikum nicht zu gefallen. Ein Gast, Dem. Aßmann, trug als Page nichts zum Gegentheil bei. — Am 7ten Febr. die Helden, Lustsp. von Marsano. Ein allerliebstes Stückchen. Dem. Lange und Dem. Hinze, vorzüglich die erstere, brillirten darin. Dann: die Schleichhändler, welche Herr Döbbelin als Schelle und Mad. Weinkauf als Fräulein Kiekebusch verherrlichten. — Am 9ten Febr. Ein Tag vor Weihnacht, Drama von Töpfer. Mad. Bianchi verdarb die ganze Aufführung durch ein sinnloses Spiel als Muhme Lebrecht. Dann: Ostade. — Am 11ten Febr. der Schatzgräber, Lustspiel. Geronte ist eine Glanzrolle unsers Döbbelin. Hierauf: Ein Mann hilft dem Andern, ging nicht so gut als früher. Endlich: der Gefangene, Oper von della Maria. Diese Oper ist veraltet und ermüdet. Das Sujet ist schön, auch wurde sie gut gegeben. — Am 13ten Febr. Fra Diavolo. Wiederholung. — Am 14ten Febr. Neue, Drama von Scribe, gefiel nicht, vorzüglich der Schluß. Der gerade Weg der beste, Lustsp. von Kotzebue. Mad. Bianchi war als Frau Krebs sehr gut. — Am 16ten Febr. Rothkäppchen, Wiederholung. — Am 20sten Febr. der Alpenhirt, Oper in drei Akten von F. Rohr. Text von L. Bechstein. Diese neue Oper des Hrn. Conzertmeister Rohr zu Meiningen wurde hier zum ersten Male vor einem fast unglaublich vollen Hause gegeben. Der Componist dirigirte selbst. Es ist sehr schade, daß der Dichter weit hinter der ausgezeichnet vortrefflichen Composition des Hrn. Rohr zurückgeblieben ist. Das Sujet ist äußerst mager; der erste und dritte Akt sind in der Handlung überflüssig; kein Anflug von Komik, kein dramatisches Leben. Die Unwahrscheinlichkeiten springen beleidigend in's Auge. Die Musik dagegen ist mit erstaunenswerthem Fleiße nach den strengsten Regeln der Tonkunst gearbeitet und kann in sofern ein Meisterstück genannt werden. Fast alle Nummern sind gleich trefflich, doch heben wir die Arie der Braut im ersten Akte und den Hirtengesang im dritten Akte aus. Die Chöre sind zu lang und zu seriös, sie sind fast im Kirchenstyl gearbeitet. Auf großen Bühnen muß sich die Oper vorzüglich gut machen, doch waren auch unsre Operisten sehr lobenswerth in den äußerst schwierigen Partieen, die sie in sehr kurzer Zeit einstudirt hatten. — Am 21sten Febr. Pfefferröschen. Wiederholung. — Am 22sten Febr. zum Beschluß: Fiorella. Die Gesellschaft war schon zu sehr mit ihrer Abreise beschäftigt, als daß sie uns noch einen besondern Genuß verschafft hätte; sie durften ja auch das Sprichwort: „Ende gut, Alles gut" nicht Lügen strafen.

Noch müssen wir unseres guten Orchesters unter Leitung des thätigen Hrn. Musikdirectors Lübcke erwähnen. Die Herren Musikdirectoren Jacobi und Walch haben endlich durch neue, schöne und geschmackvolle Entreakt's dem Publikum auch von dieser Seite Genuß gewährt, den man oft bei den größten Theatern entbehren muß.

Von dem sonst viel besprochenen Aufbau eines neuen Schauspielhauses hier verlautet jetzt gar nichts mehr.

X. X.

Theaterbericht.

(Beschluß.)

Dresden, im März 1831.

Kurz Fräul. v. Hagn gefiel nicht mehr und ward von Seiten des Publikums fortan mit einer Kälte aufgenommen, daß Einem die Gänsehaut über den Rücken hätte laufen mögen, und selbst die forcirten Beifallsanstrengungen schmachtender Jüngelchen vermochten die schlimme Sache nur um Weniges zu bessern. Wie es allgemein heißt, werden

Herr Devrient und Fräul. v. Hagn einander heirathen; nun wo von beiden Seiten so viel Unnatur zusammenkommt, da müssen die Früchte der Ehe förmlich in's Fabelhafte hinüberspielen! — Als Fräul. v. Hagn von Dresden schied, vergessen unsere Stutzer eine solche Masse von Thränen, daß, wenn die Kälte des Publikums hineingeschlagen wäre, es Stein und Bein hätte zusammenfrieren müssen. Uebrigens ist Fräul. v. Hagn hier engagirt und wird, wenn sie uns gute Dresdner anders nicht hinter's Licht zu führen gedenkt, vielleicht schon binnen vier Wochen dauernd zu uns zurückkehren. Ich darf sagen, wir Alle warten mit Freuden auf sie. — —

Nur Arroganz und eingebildeter Werth verdienen die scharfe Sprache der Ironie, nicht das wahre und bescheidene Talent. — Noch während des hiesigen Aufenthaltes der obenerwähnten Schauspielerin, kam eine andere junge Künstlerin ebenfalls auf Gastrollen zu uns; es war dieß Dlle. Lauber, Mitglied des Hoftheaters zu Darmstadt. Sie trat zuerst als Cunigunde in Deinhardstein's „Hanns Sachs" auf, und nahm gleich in dieser Rolle durch Wahrheit, heitere Naivität und muntere Laune die Theilnahme der Kenner so sehr in Anspruch, daß selbst unsere Bühnenkünstler — die sonst nicht durchgängig es sich besonders angelegen sein lassen, fremden Künstlern Gerechtigkeit zu zollen — sie mit Lobeserhebungen überhäuften, während ihnen Fräul. v. Hagn gleich vornherein für nicht mehr, als eine Coulissenreißerin gewöhnlicher Art gegolten hatte. Noch mehr, als ihre Cunigunde, war die Olga der Dlle. Lauber aus den Tiefen des Gemüthes geschöpft. Hier war tragische Würde mit jugendlicher Frische, süße Schwärmerei mit Seelentiefe, Glut mit Innigkeit vereint, der Ernst mit der Milde gepaart und der ganze Charakter der Olga, welcher sich so leicht in's Phantastische, Ueberweibliche verzerren läßt, zart und richtig nünancirt und allenthalben das glücklichste Ebenmaß gehalten. Dieselben Vorzüge bewährte Dlle. Lauber als Toni, und gleich ausgezeichnet soll auch ihre Minna v. Barnhelm gewesen sein, in welcher letzten Rolle ich abgehalten war, sie zu sehen. Jedenfalls war Dlle. Lauber die bedeutendste jugendliche Künstlerin, welche seit der verewigten Sophie Müller auf unserer Bühne auftrat, und weder Dlle. Gley, noch Fräul. v. Hagn sind ihr an die Seite zu stellen. Unser Institut würde an ihr die zweckdienlichste Acquisition gemacht haben, und jeder Bühne von Bedeutung ist eine solche anzupreisen. —

Unmittelbar nach ihr gastirte eine Dlle. Langschwadt, vom Großherzogl. Mecklenburgischen Hoftheater zu Schwerin, als Preciosa. War es Befangenheit oder Unsicherheit des Spieles überhaupt, genug, ihre Darstellung war schwach und mittelmäßig. Weder Stimme noch Gestikulation hatte sie in ihrer Gewalt; ein Schwanken des Körpers, ein Vibriren der Arme und Hände, ein unaccentuirtes Hinwerfen der Rede, kurz eine sichtliche Unbestimmtheit in Geberde und Rede, machten ihr Spiel ziemlich bedeutungsleer und ließen das Publikum, trotz des noch immer beliebten Stückes, kalt und theilnahmlos. Sonst fanden wir Gesicht und Figur der Dlle. Langschwadt ausdrucksvoll, vortheilhaft und einnehmend, auch das Organ, welches sich nur noch nicht genug in seiner Höhe und Tiefe versucht zu haben schien, war nicht ohne Wohlklang und ein freilich noch nicht gereiftes, ja wohl kaum in Wirksamkeit getretenes Talent glaubten wir auch nicht zu verkennen, und so wollen wir immerhin der jungen Schauspielerin noch freundliche Aussichten für die Zukunft eröffnen und unsere besten Wünsche hinzufügen. Dem Vernehmen nach wird sie noch in Emilie Galotti auftreten, über welche Leistung wir zu seiner Zeit ebenfalls berichten werden.

Spohr's romantische Oper: Faust ward vor einigen Wochen zum ersten Male gegeben. Die Musik ist gehaltreich, schwer und, wie alle Compositionen dieses Meisters, in grandiosem Style gehalten, freilich aber auch nicht durchgängig frei von Bombast; dieß mochte auch der Grund sein, weshalb dieses Meisterwerk vom Publikum mit seltener Kälte, ja mit offenbarem Mißbehagen aufgenommen wurde. Die Direction hatte für eine geschmackvolle und würdige Ausstattung dieser Oper unverkennbar das Mögliche gethan, und der Hochzeitzug, wie auch der spätere von einer herrlichen Polacca begleitete Fackeltanz waren sehr sinnig angeordnet. Nicht minder verdiente der größte Theil der mitwirkenden Sänger, namentlich das treffliche Wächter'sche Ehepaar, als Faust und Röschen, ingleichen unser ausgezeichnete Babnigg, als Hugo, und der wackere Bassist Risse, als Mephistopheles, volle Anerkennung. Nur Dlle. Schebest war — wie in neuerer Zeit immer — schwach, theilweise schülerhaft, detonirte und schlug um, wie es von ihrer Stimme nicht anders mehr zu erwarten ist, seit dieselbe in allerhand hohen Partieen gewaltsam angestrengt und übernommen ward.

In der „weißen Dame" von Boieldieu debütirte Mad. Walker, früheres Mitglied der Leipziger Bühne. Eine schöne, umfangreiche und jugendlich-frische Stimme ist dieser Künstlerin nicht abzusprechen, die Methode ist gut, aber nicht eben edel, das Spiel unbedingt mittelmäßig, auch will sich die allzuumfangreiche, der Mädchenhaftigkeit völlig entformte Gestalt nicht zu allen Rollen eignen, und so wird sie uns schwerlich den Verlust einer Schröder-Devrient oder einer Beisteiner vergessen machen können. Herr Babnigg zeichnete sich, als Georg Brown, neben ihr in Gesang und Spiel rühmlich aus.

Binnen Wochenfrist hoffen wir eine neue Oper unsers hiesigen Capellmeisters Reissiger, mit Text von C. B. v. Miltitz, auf der Bühne zu sehen. Man verspricht sich viel davon, und wohl nicht mit Unrecht. —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 127. (II. Jahrg.) Montag, den 30. Mai. 1831.

Mairosa.

Am Gewässer seh' ich's schleichen
Spät, ein mitternächtig Wunder,
Mit dem kalten Duft der Nächte
Wogt es am Gestad' hinunter.

Zitternd als ein banger Nebel
Dämmert's hin im Mondenschein,
Und des Blickes feuchter Schleier
Wölkt sich in die Fluth hinein.

Um des Mittags heitre Stunde
Wandelt's wie von Nacht umrungen,
Süßer Leib von dunklen Blumen,
Haupt von bleichem Kranz umschlungen.

Und als Lied von blasser Lippe
Schwirrt, was trübe wogt im Innern,
Ach! es ist der alten, süßen
Mädchenträume dumpf Erinnern.

Ist unsel'ger Liebe Wehmuth,
Des erschlag'nen Mann's Gedächtniß —
Treue Lieb' nahm solchen Ausgang,
Treue Lieb' gab dieß Vermächtniß —

Ach! es ist jungfräulich Wesen,
Das zum Schatten ward verwandelt,
Schatten, der in schnödem Sange
Lustig und gespenstig wandelt!

Weidenbaum, deß graue Blätter
Ueber dem Gewässer schleichen,
Ist des Mägdleins Altar worden,
Wird geschmückt mit welken Zweigen.

Weidenblatt spielt müde Weise
Auf dem Saitenspiel der Wellen,
Maienrosʼ neigt sich hinunter,
Maienrosʼ treibt auf den Wellen;

Wird von Wogen sanft getragen,
Wird gewiegt von Melodie'n,
Sanfte Wogen, voll Erbarmen
Maienrosʼ hinunterzieh'n

H. L. Wolfram.

Die Sylphenkinder.

(Beschluß.)

Aber was war aus der Seele dieses unglücklichen Jünglings geworden? — Durch den tödtlichen Stoß, welcher mitten durch's Herz gedrungen war, von ihrem Körper getrennt, war sie entsetzt davon geflohen. Als sie hierauf traurig in Themenidens Zimmer wieder zurückkehrte, sicherte ihr zwar der Prinzessin Schmerz die Liebe derselben zu; aber es war zu spät und diese Entdeckung schärfte nur die Uebel, welche sie sich durch ihre Unbesonnenheit zugezogen hatte. Paleno's Seele schwingt sich in den leblosen Körper seiner Geliebten, um sie in's Leben zurückzurufen, und dieser Versuch gelingt.

Themenide, doppelt belebt, fühlt sich ihrer Sinne wieder mächtig; ja so schnell gewinnt sie ihre Lebensthätigkeit wieder, daß ein heftiger Seufzer, welcher sich ihrer Brust entpreßt, auch Paleno's Geist aus ihrem Körper herausdrängt. Beider Seelen begegnen einander in geheimnißvollem Zusammenfließen; aber die Seele Paleno's versucht umsonst ihren Körper wieder zu beleben. Die Wunde will sich nicht wieder schließen und die Hülle den Bewegungen des Geistes nicht mehr gehorchen. Schon naht der Tag und traurig fliegt Paleno's Seele fort, während Themenide den starren Körper mit ihren Thränen zu erwärmen sucht; doch ein Gott flüstert ihr einen Rath zu. —

Noch ein Mal kehrt Paleno in seinen empfindungslosen Leib zurück, um Themenidens Munde näher zu sein. Ihre Thränen, welche über sein Gesicht rollen, erregen in ihm eine gewisse Empfindung, und ihren heißen Kuß fühlt er in aller seiner Glut. Seine Arme beleben sich, um die Geliebte zu umarmen — und Themenidens Herz klopft an dem seinigen, welches ihr antwortet. Beider Lippen durchglühen — Beider Augen umarmen einander; ihre Seufzer finden sich, und Paleno genießt dieses höchste Glück, ehe er noch bemerkt, daß sein neubelebter Körper allen Bewegungen seiner Seele gehorcht.

Die Prinzessin hatte sich nämlich eines Krautes erinnert, welches die Eigenschaft besaß, alle Wunden auf der Stelle zu schließen. Daran denken und durch den bloßen Wunsch auch schon an dem Orte sein, wo jenes heilsame Kraut wuchs, war für sie nur eine Bewegung, und schnell hatte sie auf diese Weise den geliebten Körper wieder belebt.

Unsere beiden Liebenden — um so glücklicher, da sie wider alles Erwarten sich nur eben dem Abgrunde des äußersten Mißgeschicks entrungen hatten — überließen sich dem lebhaftesten Entzücken. Sie sprachen kein Wort mit einander, aber sie sagten sich genug, und ein Blick, ein Händedruck reichte den wahlverwandten Geistern hin, einander ihre gemeinschaftliche Abkunft zu verrathen. Trunken von den süßesten Empfindungen, dachten sie in harmloser Sicherheit nur daran, ihre Seligkeit zu verewigen — als Almenor eintrat.

Sein Erstaunen läßt sich nicht beschreiben; auf den Anblick zweier glücklich Liebenden hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Die Frauen der Prinzessin hatten ihm nur das mitgetheilt, wovon sie Zeugen gewesen waren; aber was er hier erblickte, stimmte nicht damit überein. Schon die Erzählung der Frauen hatte seinen Zorn entflammt; wie groß war erst seine Wuth, als er sich so grausam betrogen sah! — Ein Dolch, welchen er auf seine Tochter zückte, sollte seine Wuth zur Hälfte sättigen.

„Halt ein!" schrie Paleno und fiel ihm in den Arm: „ich vermag Deine Schmach gut zu machen. Gewähre mir die Hand Deiner Tochter, ich bin ihrer würdig. Nicht aus königlichem Blute entsproß' ich, ich bin mehr. Mäßige daher Deinen drohenden Zorn und wisse: Deine Tochter liebt ein Abkömmling der Elementargeister, der Sohn eines Sylphen und — —"

„Ungeheuer!" — tobte Almenor; „so mußte es sich doch erfüllen — jenes Mißgeschick, das ich fürchtete. — Unglückliche! nicht genug, mich mit Schande zu belasten, mußtest Du zum Werkzeuge meines Schimpfs gerade einen meiner grausamsten Feinde wählen? — Heda, ihr Sclaven! sogleich bereitet einen Scheiterhaufen; meine Rache soll sich furchtbar letzen!" —

Man gehorcht seinem grausamen Befehle und reißt die Liebenden mit Gewalt aus Themenidens Gemach — der Wiege ihrer Wonnen. In einem Augenblicke schleppt man sie mitten auf den Hof und errichtet den Scheiterhaufen. Themenide sucht, die Kniee ihres knirschenden Vaters umfassend, seinen Zorn zu versöhnen, aber der süße Name „Vater" erstirbt auf ihren Lippen, ihre Stimme stammelt — sie vermag nicht zu enden. Ach! es wäre vergeblich gewesen; dieser Name ist der Seele des Barbaren fremd. —

Paleno, mit Ketten belastet, ohne sie zu fühlen, durchbohrt Almenor'n mit seinen Blicken. „Die Götter selbst" — ruft er — „werden Deine Grausamkeit bestrafen, der Du an Liebe, Natur und an allem Heiligen frevelst! — Ach, Themenide!" — fährt er fort — „die Vorwürfe, die ich ihm mache, rauben unsrer Liebe die schönsten Augenblicke — den Triumph über seine Rache. Mit Dir begann ich mein Leben, und Dein ist es bis zum letzten Seufzer!" —

Alles ist bereit zur Vollziehung des tödtlichen Befehls. Almenor erbebt bei dem Schauspiele, aber er bleibt unerweicht; mit eigner Hand hat er die Todeswerkzeuge zusammentragen helfen, und er selbst will zuerst den Scheiterhaufen entzünden. Die Liebenden werden einander gegenüber angefesselt und genießen wenigstens den traurigen Trost, vereint zu sterben; daran hatte der Tyrann nicht gedacht. — „Lebe wohl, Themenide! — lebe wohl, theurer Paleno!" — Die Flamme, welche sie umhüllt, erstickt ihre letzten Worte; aber ihre Banden fallen versengt ab, ihre Arme sind frei und sie dürfen sich gegenseitig umschlingen. Alles sie Umgebende brennt nur in einem reinen sanften Feuer, welches alles Irdische ihrer Körper auflös't. Der Lichtstrahl, der sie beseelt, vereinigt sich mit der Flamme, welche sie vernichten sollte, und die Atome, welche ihr Wesen bilden, trennen sich, ohne ihre Form zu verändern.

Der König gewahrt, außer sich vor Wuth, die Verklärung der Liebenden; er stürzt sich selbst mitten in's Feuer, um sie zu trennen. Seine Wuth macht ihn blind für die Gefahr, und die Flamme, welche ihn rächen sollte, wird zum Werkzeuge seiner eigenen Strafe; ein Augenblick — und er ist nicht mehr.

Die Liebenden sind nicht mehr Zeugen dieses Vorfalls; ihre Körper — zu einem eben so reinen Wesen zerflossen, als ihre Seelen — haben sich schon in die Regionen des Feuers erhoben. Dort bei den Feuergeistern sind ihre Herzen so ewig wie ihre Liebe. —

M—t.

Reise-Zeitung.

Reise eines deutschen Malers durch Spanien im Jahre 1829.

(Fortsetzung.)

Wir mußten uns also begnügen, die Seeräuber im Freihafen von Gibraltar gesehen zu haben. Dann fuhren wir durch die Meerenge, wo sich das mittelländische Meer mit dem großen Ocean verbindet, und nach einer dreitägigen Fahrt, während welcher das Meer so still war, daß wir auf den Grund desselben sehen konnten, langten wir in Malaga an. Dieß ist ohnstreitig der heißeste Ort in Spanien; denn alle südlichen Produkte gedeihen hier; selbst die Cochenille pflanzt sich im Freien ohne Mühe und mit gutem Erfolge fort. In Malaga hielten wir uns nicht lange auf, sondern fuhren, als wir den trefflichen Malaga rein und gehörig gekostet hatten, über das Gebirge nach dem drei Tagereisen davon entfernten eigentlichen Paradies Spaniens, nach dem göttlichen Granada. Dort erhielten wir erst den rechten Begriff von dem kunstliebenden und kunstübenden Maurenvolke. Da war mir's wohl, unaussprechlich wohl! Ich konnte selten den Anbruch des Tages erwarten, um nur, schnell wieder die unvergleichliche Alhambra über der Stadt zu besuchen, die ich erst am späten Abend verlassen hatte. Das spanische Sprichwort sagt: quien no hay visto Sevilla, no he visto marvilla; y quien no hay visto Granada, no he visto nada d. h. wer Sevilla nicht gesehn hat, hat nichts Bewundernswürdiges gesehn; wer aber Granada nicht gesehen hat, hat gar nichts gesehn. Es ist wahrlich nicht zuviel in diesen Worten gesagt; denn über Granada geht nichts. Selbst die Sommerhitze wird hier durch die von der Sierra Nevada herabkommenden kühlen Lüfte höchst angenehm gemildert. Die fruchtbare Sierra de Granada riß mich im November und December noch zur Bewunderung hin, zu welcher Zeit erst das Laub anfing von den Bäumen zu fallen. Die Gegend wird häufig von Erdbeben heimgesucht. Wir wohnten bei drei alten frommen Jungfern. Zu diesen sagte ich einst im Scherz: ich wäre nun lange genug schon in Granada, und hätte noch nichts von Erdbeben verspürt; ich dächte also, es wäre nun Zeit dazu, damit ich auch davon aus Erfahrung reden könne. Ach! schrieen sie alle drei zugleich, was ist das für ein gottloser Mensch! — Nun, nun! erwiederte ich; nur so ein klein wenig, so daß Niemandem Schaden geschieht. Denselben Abend saß ich bis nach elf Uhr und schrieb. Mein Gefährte hatte sich schon niedergelegt, als plötzlich um mich herum Alles anfing lebendig zu werden, Tische und Stühle und was darauf war, Fenster, Thüre und Betten. Ich staunte nicht wenig und wußte nicht, was es war. Mein sonderbarer Wunsch fiel mir nicht gleich wieder ein. Da rief ein neben uns an wohnender Herr, mit welchem wir auf einem freundschaftlichen Fuße standen, und der sich eben auch zu Bette gelegt hatte, aus vollem Halse: Terremotto! Nun erst wußte ich, woran ich war, und mußte lachen, daß mein Wunsch so schnell in Erfüllung gegangen war. Anders, aber schlimmer sah es bei Orihuela in der Provinz Murcia aus; denn dort wäre mir das Lachen über das Erdbeben sicherlich vergangen. An zwölf Ortschaften waren mehr oder weniger in Schutthaufen verwandelt, das Werk einiger Augenblicke. Murcia ist nicht minder glücklich, als die andern fruchtbaren Gegenden Spaniens; Palmen, Orangen, Zitronen, Brotfrüchte, Oliven, Maulbeere, Aloe ꝛc. Alles wächst hier wild durch einander. Valencia wird nicht mit Unrecht der Garten von Spanien genannt; denn in der That ist eine Stunde im Umkreis um die große schöne Stadt herum Alles Garten. Das ganze Jahr hindurch ißt man Monatsrettige, Andivien, Artischocken, Blumenkohl, Rosenkohl und Salat; Broccoli hat man immerwährend frisch. — Von Valencia fuhren wir über Murviedro, dem alten Sagunt, wo Hannibal die Römer belagerte und vertrieb, nach Tortosa am Ebro. Auf diesem Wege wär' ich fast erfroren; die Kälte war unerhört und ich hatte weiter nichts als leinene Beinkleider an. Wir hatten unsere Winterkleider in Madrid gelassen und durften sie nicht eher als in Barcelona wieder zu erhalten hoffen. Wer hätte auch eine so ungeheure Kälte ahnen können! Schon hatte ich der Welt Ade gesagt und meine Augen geschlossen. Doch sollte mein Leben noch ein wenig weiter langen. Wir kamen nach Tortosa, wo in einer Nacht der Ebro zugefroren war, daß man ihn passiren konnte. Mit Lebensgefahr schifften wir durch ein noch offenes Stück, in welchem stark Eis ging. In derselben Nacht waren alle Bäume erfroren. Wir eilten nach der Provinz Cataluña, über Tarragona nach Barcelona, wo es mich zuerst wieder anheimelte. Man glaubt hier wieder in Frankreich zu sein und ist gar wohl aufgehoben. Die Stadt hat mehr als 100,000 Einwohner und ist eine der Hauptseestädte Spaniens. Für einen Ausländer ist hier und in Cadix am besten leben; beide liegen prächtig am Meere und in beiden richtet man sich nach den Gebräuchen anderer Nationen. Nach fünfwöchentlichem Aufenhalte, bis wir nämlich unsre Koffer von Madrid erhalten hatten, gingen wir mit dem Eilwagen Nacht und Tag fort über Gerona, Perpignan, Montpellier, Nismes, Lyon und Besançon nach Straßburg, wo wir am dreizehnten Tage der Reise im Februar 1830 ankamen, nachdem wir nur drei Mal in Betten geschlafen hatten. Ich konnte weder recht mehr sitzen, noch liegen und kaum stehen. Ein Jahr lang hatten wir das paradiesische Spanien bereist, welches unter dem gräßlichen Joche von Seelenverfolgern — statt Seelensorgern — und einer gräulich schlechten Regierung seufzt und bis auf's Blut gedrangsalt wird. Welch' glückliches Land könnte Spanien unter andern Auspicien sein!

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Decbr. 1830.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen betrachtet ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese Geldveränderung von reellem Nutzen für Mecklenburg ist. Das Agiotiren hat ein Ende, und Jedermann, mit Ausnahme einiger weniger Personen, hat den offenbarsten Vortheil davon. Dabei empfiehlt sich die neue Landesmünze, in gleichem Cours mit N. zwei Drittel, durch ihr sehr gutes Gepränge.

Der Pariser Kanonenschuß, fast durch ganz Europa wiederhallend, das Signal der spätern rechtlichen und unrechtlichen Revolutionen, die Mutter aller Reformen, Auflehnungen und Unordnungen der Jetztzeit, wie ein Laufeuer die deutschen und nicht deutschen Gauen ergreifend, hat auch mittelbar in unserm friedlichen Vaterlande seine magische Kraft nicht verläugnet. Die oben kürzlich angedeuteten Vorfälle in Wismar und das in allen Städten Mecklenburg's laut gewordene Princip der Reformen zeugen dafür. — In wie fern und ob überhaupt mit diesem plötzlichen Wachwerden folgender Vorfall in Verbindung steht, lassen wir dahin gestellt, verweisen daneben aber auf die nachgewiesene, durch Reduction des schwedisch-pommerschen Geldes herbeigeführte Unzufriedenheit.

Am 19ten September brach nämlich in einem Hintergebäude der Großherzoglichen Münze Feuer aus, das sehr wahrscheinlich angelegt worden war. Der Lärm der Glokken, Trommeln und Hörner rief von allen Seiten eine Menge Volk herbei, das zum Löschen nicht zugelassen wurde, weil sich in der Münze bedeutende Geld- und Silbervorräthe, an 160,000 Rthlr., befanden, und das ausgebrochene Feuer seiner Entfernung von andern Gebäuden halber nicht weiter um sich greifen konnte. Der Zusammenlauf vor der Münze ward inzwischen immer größer, so daß die Paar Mann militairische Nachtwache sammt den zur Hülfe herbeigeeilten Zimmer- und Spritzenleuten die stark Vordrängenden kaum so lange von Thorwegen und Fenstern abzuhalten vermochten, bis die Garnison mit einigen Kanonen anlangte. Der Stadt-Commandant, General von Kamptz, machte wiederholt Vorstellungen und ermahnte das Volk zur Ruhe. Statt ihm jedoch Gehör zu geben, riß man das Pflaster auf, zerschlug die Laternen und antwortete mit einem Steinhagel auf's Militair und das Münzgebäude, in welchem kein Fenster unzertrümmert blieb. Hierauf griff man zum letzten Mittel und ließ von der Infanterie zwei scharfe Salven geben, wodurch Einer getödtet und Mehrere verwundet wurden, zugleich aber auch der Haufe aus einander gesprengt, und dem Tumult so ziemlich ein Ende gemacht wurde. Am andern Tage früh traf der Erb-Großherzog hier ein, dem um Mittag eine Abtheilung der in Grabow garnisonirenden Dragoner folgte. Nachmittags versammelten sich die Einwohner aller Klassen zur Bildung einer Communal-Garde, nachdem sie zuvor vom Magistrate dazu aufgefordert worden waren.

Des Erb-Großherzogs Anrede an die versammelte Menge und sein sehr humanes Betragen wurde von derselben mit einem lebhaften Hurrah aufgenommen.

Diese Communal-Garde in Compagnieen getheilt und bewaffnet, besetzte mit dem Militair vereint alle öffentlichen Gebäude der Stadt, patrouillirte Nachts in allen Richtungen und erhielt so, in Verbindung mit den anderweitig getroffenen polizeilichen Maßregeln, die Ruhe aufrecht, welche drei Tage darauf durch ein in der Vorstadt höchst wahrscheinlich angelegtes Feuer, in Folge dessen mehrere Gebäude abbrannten, abermals gestört wurde. Mehrere Verdächtige wurden arretirt und vor eine besondere Commission geführt, die zur strengen Untersuchung der muthmaßlichen Brandstiftung und Entdeckung der Ruhestörer ernannt war. Von der Landes-Regierung sind 500 Rthlr. Belohnung und Verschweigung des Namens demjenigen zugesichert, der die Urheber des einen oder des andern Brandes dergestalt nachweiset, daß sie zur gesetzlichen Strafe gezogen werden können. Fernere Versuche, die Ruhe durch anonyme, an den Straßenecken angeschlagene Aufrufe zu stören, blieben erfolglos. Ordnung und Regelmäßigkeit, der Charakter unsers öffentlichen Volkslebens sind wieder an die Stelle der Unruhe und Besorgnisse getreten, und Alles geht seinen Gang fort, wie früher. — Der Großherzog und der Magistrat haben der Communal-Garde, die ihren beschwerlichen Nachtdienst auch bereits aufgegeben, öffentlich den ihr gebührenden Dank abgestattet.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Es scheint, als wenn die Dichter blos der Ruhm für die meisten zeitlichen Vortheile entschädigen sollte. Sie sind zu wenig zu Geschäften gemacht, um geehrt, zu oft gefürchtet oder beneidet, um geliebt zu werden.

Wenn ein großer Schriftsteller sich einmal bückt, so kann man seinen Kopf erreichen und das verleitet denn manche Leute, sich mit ihm zu messen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 128. (II. Jahrg.) Dienstag, den 31. Mai. 1831.

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Freund, der Du aus diesem Lande bist, sage mir doch, wie das Terrain an den Seiten des Berges beschaffen ist? fragte einer der Reisenden nach einer Pause von einigen Sekunden. Von hier aus scheint das Erdreich weich zu sein. Ist es so? ist jemals der Gipfel des Berges bestiegen worden? — Das Erdreich weich, das Erdreich weich! nichts weniger als das, auf mein Wort, Agas! erwiederte der Führer. Da gibt es mehr als einen jähen Abhang, mehr als einen Felsen, mehr als eine Schlucht, um ein ganzes Heer aufzuhalten. Seht Ihr dort die großen Schatten, die schwarzen Linien? Das sind unermeßliche Felsabhänge, sind Abgründe, bodenlos und unübersteiglich. Aber es gibt auch herrliche Weideplätze, seht dorthin, wie lächelnd, wie geröthet ist dort nicht der Horizont! Dort ist der Yalak *) des Seidar **), und er selbst muß sich mit seinen Heerden jetzt in jener Gegend befinden. — Du warst also auf dem Berge, weil Du so kundig davon sprichst? — Ja, Aga, sehr oft, das heißt, so weit die Weideplätze sich erstrecken. — Was! nicht höher? Du hast es nie versucht, den Gipfel zu ersteigen? — Allah-ill-Allah! den Gipfel des Agri-Daugh! nein, nein Aga, und sollte ich Seidar der Provinz werden, so würde ich so etwas nicht wagen. Es ist eine ganz unmögliche Sache, Agas. — Und warum unmöglich? Von jener Seite dort scheint die Ersteigung des Gipfels ziemlich thunlich zu sein, wenigstens liegt nicht viel Schnee daselbst. — Pah! Aga, wer kann aus einer solchen Entfernung die Thunlichkeit des Unternehmens beurtheilen? Alles, was ich sagen kann, ist, daß es versucht wurde, aber niemals gelang. Ich selbst, als ich noch ein junger, hirnverbrannter Bursche war, bin ziemlich weit empor gekommen. Der Teufel versuchte mich; ich kroch bis zu jener Schlucht, die Ihr der hohen Schneewand dort zur Linken sehen könnt! Aber ich hatte genug, fügte der Tatar schaudernd hinzu. Den Menschen möchte ich kennen, der so vermessen wäre, sich weiter zu wagen. — Ei, und was hätte er denn zu befürchten? — Was er zu befürchten hätte! rief der Muselmann aus, Gespenster, böse Geister, den Tod selbst, das sind die Dinge, auf die er stoßen könnte. Ihr wisset also nicht, daß dort das Khelwut (die Wohnung) aller Teufel ist! wer sollte so thöricht sein, hinan zu steigen, um seine Nase in den Aufenthalt der Dämonen zu stecken? Man sieht wohl, Aga, daß Du nicht aus diesem Lande bist. — Was schwatzest Du da von Teufeln? Ich wollte sehen, welcher Teufel mich abhalten könnte, den Gipfel des Ararat zu besteigen, wenn ich dazu Lust hätte! — Sprich nicht also, Aga, gar Mancher hat, wie Du, geredet und gedacht, wer aber kann sagen, welche Schrekken in jenen tiefen, dunklen Schluchten hausen! Die Hölle ist nicht so schrecklich, wie diese schwarzen Felsen, diese Schneegipfel und Eiszinken, von wo die bösen Geister in jedem Augenblicke große Lasten in den Abgrund niederschleudern. Nicht des Donners Getöse ist so furchtbar, Rauch steigt auf, und bleiche Phantome schweben umher .... ich bebe, daran auch nur zu denken. Ich konnte nie länger hinblicken, als eine Sekunde, und habe stets das Antlitz abgewendet, um die Schrecken nicht zu schauen. — Beim Himmel, ich sehe hierin nichts Furchtbares, als die Felsen und Abgründe. Wovor sonst noch zitterst Du? — Aga, Sheitun (Satan) ist nur zu mächtig. Man sagt, daß die Dämonen des unteren Theiles des Berges ganz verschieden von jenen sind, welche in der Höhe hausen; diese sind noch viel schrecklicher. Wenn sie ihre matten Augen, die so wie die einer Leiche im Mondscheine glänzen, auf einen Sterblichen richten, so gilt es sein Leben; das Blut dringt und fließt aus seinen Adern, ohne daß irgend eine Verwundung sichtbar wäre. Es ist entsetzlich!

*) Sommergezelt auf dem Berge.
**) Befehlshaber der Grenztruppen.

Wir wollen aufhören, davon zu sprechen, es däucht mir, ich sehe die Unholde bereits.

Aber wenn noch Niemand bis zu jenem ewigen Eis empor gedrungen ist, wie kann man wissen, daß alle diese schrecklichen Dinge wirklich vorhanden sind? Das Ganze ist höchstens eine Vermuthung. — Nichts weniger als das, Agas; es sind Leute empor gestiegen, aber nur wenige, und von diesen wenigen die wenigsten mit gesunden Sinnen zurück gekommen. Einige sind stumm, andere entsetzlich mager geworden, und andere lachten und schauderten wechselsweise wie Blödsinnige ihr ganzes Leben hindurch. Die wenigen, welche gesund und heil wieder kommen, sprechen von ihren Abenteuern nur in dunklen, geheimnißvollen Ausdrücken. — Aber wenn dieser Berg in einem so schlimmen Rufe steht, wie geschieht es, daß sich dennoch Leute finden, die ihn zu besteigen versuchen? — Wozu verleitet nicht der Durst nach Gold, wozu nicht Religionseifer und Aberglaube? — Was haben denn Religionseifer und Aberglaube mit Deinem Agri-Daugh zu schaffen? — Ich nichts, Gott sei Dank, aber die armen Armenier! Ihr wißt, Agas, daß der Sage zufolge die Arche des Hazrat Nooh (Noah) nach der großen Sündfluth, die das ganze Menschengeschlecht hinweg tilgte, auf dem Agri-Daugh stehen geblieben ist. Die Mönche von Etchmiadzin, jenem großen Kloster, das Ihr da unten mit seinen drei schwarzen Kirchen sehen könnet, behaupten, daß die Arche seit so vielen Jahrhunderten noch immer unversehrt auf dem Berge, in Mitte des ewigen Schnee's, der seinen Gipfel krönt, vorhanden sei. Die armen Ungläubigen schreiben dem Holze dieser Arche wunderbare Eigenschaften zu, und schätzen es höher als Alles in der Welt. Daran haben sie auch Recht, denn sie verkaufen das kleinste Stückchen unerhört theuer. Ob es wirklich Holz von der Arche ist, weiß Gott allein. In jedem Falle ist es für sie hochwichtig, sich solches Holz zu verschaffen, und der Patriarch, der, wie sie behaupten, das Wahre von dem Falschen eben so leicht zu unterscheiden vermag, als ich Zuckermelonen von Wassermelonen, sucht auf alle Weise unwissende Muselmänner und Armenier zu bereden, Splitter von dieser kostbaren Reliquie für ihn zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lottospielerinnen in Genf.

Eine wahre Anekdote.

Das Lottospielen hatte zu einer Zeit in Genf, besonders unter den Weibern der niedern und ärmern Volksklassen, so sehr überhand genommen, daß der würdige Prediger P*** eines Sonntags diesen verderblichen Unfug öffentlich von der Kanzel herunter rügen zu müssen glaubte. Er schilderte zunächst das Elend und die tiefe Armuth, in welche bereits so viele Familien durch diese unselige Spielsucht versetzt worden, zu deren Befriedigung nicht nur der letzte Sou verwendet, sondern oft sogar noch Kleider, Betten und die unentbehrlichsten Hausgeräthe verpfändet würden, die gewöhnlich, bei der Unmöglichkeit ihrer Wiedereinlösung, gegen ein elendes, ganz werthloses Lottobillet unwiederbringlich verloren gingen. Eben so schilderte er den schädlichen Aberglauben, welcher durch diese Spielwuth mittelst Traumdeutereien und andern verwerflichen Irrwahns so sehr befördert würde. „Was haben Sie diese Nacht für Zahlen geträumt?" parodirte er im heiligen Eifer die spielsüchtigen Weiber. „Ich sah ganz deutlich die Zahlen 11 und 27 vor meinen Augen," antwortet die Eine, „und ich die heilige Zahl 7 dreimal gerade unter einander, macht 7, 14 und 21: eine schöne und bedeutungsvolle Terne, die gewiß nicht fehlen wird," ruft eine Andere. Und so, fährt der wackere Prediger fort, ermuntern diese Wahnsinnigen sich stets zu wiederholten Thorheiten, wodurch sie endlich sich und ihre Familien unvermeidlich in's Verderben stürzen.

Nachdem er nun gegen das Lottospiel und den gewöhnlich damit verbundenen Aberglauben, unter der gespanntesten Aufmerksamkeit seiner Zuhörer und resp. Zuhörerinnen, noch lange geeifert, verläßt er endlich nach beendigtem Gottesdienste die Kirche mit dem tröstlichen Gedanken, heute vielleicht durch seine eindringliche Rede dem gerügten Unwesen mächtig gesteuert zu haben. — Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er sich gleich bei seinem Austritte aus der Kirche von einem ganzen Heere seiner andächtigen Zuhörerinnen umringt sieht, die sämmtlich, mit einem Blatt Papier in der Hand, fragend auf ihn einstürmen, ob sie wohl die unbezweifelten Glückszahlen, die er heute an heiliger Stätte ausgesprochen, auch alle richtig notirt hätten? — — —

Professor Heldmann.

Interessante Züge aus der polnischen Revolutionsgeschichte 1830 und 31.

(Fortsetzung.)

Der gebliebene L. Micielcki war in den Zeiten des Herzogthums Warschau in der Armee des Generals Kosinski; lange schmachtete er in russischer Gefangenschaft, später nach 1815 war er im 4ten Infanterie Regimente, von da verabschiedet, lebte er in häuslichem Frieden. Auf den Aufruf: zu den Waffen! kam er in die Posensche Legion als Soldat; den 19ten und 20sten wohnte er als Volontair der großen Schlacht bei; den 25ten war er der Erste, welcher mit dem Bajonnet in der Hand sich auf die feindlichen Kanonen warf, durch eine Kartätschenkugel von drei Fingern der linken Hand, welche er mit dem Schnupftuche verbunden, beraubt, ging er voran; eine Flintenkugel blessirte ihm den Fuß, diesen verband er mit dem Halstuche; zum Rückzuge aufgefordert eilte er auf die Kanonen und in demselben Augenblicke, wo er eine Kanone vernageln wollte, riß ihm

eine Kartätsche den Kinbacken weg. Weggetragen vom Schlachtfelde, erreichte ihn der von der Vorsehung bestimmte Tod; eine Kanonenkugel zerriß seinen Leib und endete so seine Qualen. —

Einige Meilen hinter Siedlce begegnete eine polnische Patrouille von 30 Mann einer Abtheilung von ohngefähr 180 Kosaken. Sogleich umschwärmten diese die Patrouille unter ihrem gewöhnlichen Geschrei: hi, ha, hi u. s. w. Die Polen verhielten sich ganz ruhig und rauchten ihre Pfeifen fort. Endlich rief der die Patrouille anführende Offizier den Kosaken zu: „Was schreit ihr so? kommt doch näher, was wollt ihr?" Hierauf zog der an der Spitze stehende Kosak ein Paket Papier aus dem Busen und sagte: er habe neue Proclamationen des Grafen Diebitsch abzugeben und bitte dafür um ein Trinkgeld. Der Offizier warf ihm einen Rubel zu und hieß ihn sich entfernen. Der Kosak hob das Geld auf und der ganze Trupp zog sich eiligst zurück. —

Früher gebrauchte man nur Militairs, um neu Angeworbene zu bewachen: jetzt aber weinen die jungen Landleute, welche zu schwach oder zu jung sind, um unter die vaterländischen Fahnen eilen zu dürfen.

Viele junge Israelitten sind Willens eine Schwadron leichter Reiterei zu errichten, wozu ihre reichen Glaubensgenossen die Gelder zusammenschießen werden. Einige haben den Oberrabiner zu Warschau aufgefordert, den Israeliten die Ablegung des Barts zu gestatten, und selbst das erste Beispiel zu geben. Sollte er sich dessen aus fanatischen Vorurtheilen weigern, so wollen sie ihm aus dem Talmud beweisen, daß es keine religiöse Vorschrift gibt, die den Juden das Tragen des Barts zur Pflicht macht.

(Beschluß folgt.)

Der Edelfalk.

Chroniken-Sage.

Laßt, Frauen und Herrn, in geselliger Runde
Ein Märchen Euch künden bei traulicher Stunde!
'Nen Schwank, der vollzogen von weiblicher Hand
Vor Alters am Rhein viel Entschuldigung fand;
Wiewohl er bestätigt die traurige Lehre:
Daß der Mann nicht immer auf stürmischem Meere
Sein Schifflein auf schaukelnder Woge erhält,
Wenn sein Weib nicht am Steuer sich ihm gesellt;
Allein nur geschickt in bedenklichen Fällen
Dem Schicksale wieder ein Bein zu stellen,
Ja, selbst schon gefangen im eigenen Schrein
Besonnen und folglich im Vortheil zu sein!

Kurt, Pfalzgraf am Rhein, hatt' ein einziges Kind,
Ein Töchterlein maglich und hold gesinnt,
Deß Schöne und Tugenden seltnerweise
Sich gatteten zu der Erkornen Preise,
So daß auch ein Rittersmann kühn und bald
Von adlichem Muthe und hoher Gestalt —
Herr Heinrich, des Braunschweiger Löwen Sohn —
Sie sinnig begehrte zum Minnelohn.
Nur schad', daß dem Kaiser in welschen Landen
Der fürstliche Werber nicht angestanden,
So wie er den Vater, nicht eben fein,
Vermocht, der Verbindung entgegen zu sein.
Warum? Man verstieg sich nicht leicht zu Gründen!
Doch thät mein Chronist mir sub rosa künden:
Der lüsterne Herr hatt' ein ältlich Gemahl
Von widrigem Antlitz, verwittert und fahl,
Die achtet der rüstige Held vor Allen
Dem leidigen Feind alles Fleisches verfallen,
Und sparte daher — noch für Reize nicht lau —
Die Pfalzgrafendirne zur künftigen Frau.
Doch hielt er sein Spiel auch schon ziemlich gewonnen,
Fiel's doch nicht so glücklich, als keck er's ersonnen,
Da Mutter und Tochter gar listig und klug —
Wie stolz er auch immer den Reichsapfel trug —
Sich heimlich verschworen, den mißlichen Sachen
Bei Zeiten ein günstiges Ende zu machen,
Ja rasch zu vollführen den sieghaften Streich,
Ohn' alle Bemühung von Kaiser und Reich!

Es war just im Herbst, wo die Waidmannsfreude
Herrn Konrad auf neblicher Tannenhaide
Nicht etwa nur Tage, nein, Wochen hielt,
Bis genug er an Beute und Wild sich erzielt;
Da nützte die Pfalzgräfin Zeit und Stund'
Und thät ihrem künftigen Eidam kund:
„Der strenge Gemahl sei mit Spieß und Bogen
Gemächlich dem Wasenwald zugezogen,
Drum mög' er sich sputen, um als Galan
Auf Stahleck die harrende Braut zu umfahn.
Die Burg sei zwar schroff und ungastlich zu schauen,
Doch sollt' es dem rüstigen Freier nicht grauen,
Sie keck zu gewinnen, so stehe sie ein,
Es werd' ihn sein rüstiger Aufflug nicht reu'n."
Und Jener, nicht läßig, kömmt stattlich gezogen
Auf brausendem Gaul, doch den Brückenbogen
Der gräflichen Pfalz und den Frauenthurm
Passirt er als Mönchlein bei Nacht und Sturm.
Doch immer läßt bald er die Maske fallen,
Als Ritter eröffnend die Kerzenhallen,
Wo eben beim Rocken sein holdes Lieb
Mit Mütterchen freundliche Zwiesprach' trieb.
„Mein nordischer Falke, seid hoch mir gegrüßt!"
Beginnt da die Gräfin, — doch mehr versüßt
Ein Kuß von dem schwellenden Rosenmunde
Der Braut ihm die schaurige Abendstunde.

Und man löst ihm die Rüstung und pfleget sein
Bei trefflicher Speise und funkelndem Wein,
Bis der Mond im Versinken als Leitungsstab
Die Fackel dem Liebesgott übergab,
Die Mutter als Priest'rin das Pärchen weihte
Und den Paladin selbst an Schön-Hilda's Seite,
Ihm erschließend ein seliges Paradies,
In's zierlich bereitete Kämmerlein wies. —

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Schwerin im Mecklenburgischen im Decbr. 1830.
(Beschluß.)

So betrübend der erzählte Vorfall nun für jeden die bürgerliche Ruhe Liebenden gewesen sein mag; so ist derselbe doch auch, wer sollte es glauben, die Quelle eines für den Referenten seltenen Anblicks gewesen, nämlich: der Amalgamation heterogener Elemente, in Folge der errichteten Communal-Garde und in Ausübung ihres Dienstes. Ja! wir haben erlebt, was wir bisher bezweifelt und gegen männiglich bestritten hätten: eine vertrauliche Annäherung, eine gewisse cordiale Familiarität der verschiedensten Stände, die sich sonst im bürgerlichen Leben allen elektrischen Spitzen der Minus- und Pluspolarität friedlich entgegenstellen. In den der Communal-Garde zur Nachtzeit eingerichteten Zimmern haben wir gesehen, wie sich die bürgerliche Clique, die hohe und niedere Noblesse und die Société de bon ton nicht wie Oel und Wasser von einander schieden, oder wie ein Sacktuch zu einem Mousselin verhielten; vielmehr einen allgemeinen Esprit de Bourgeoisie wahrgenommen, der es mitunter hazardirte, seine Weinflasche neben der gustuöseren und choisirteren aufzupflanzen, und der friedlichen, zur Vertreibung des Schlafs und zur Aufrechthaltung des Geistes, der den unruhigen bekämpfen wollte, den Hals zu brechen; ja in seiner Unschuld wohl gar einen Dialogue sans Resignation et Soumission anknüpfte, der, ohne Indignation fortgeführt, mit einem populären Händedrucke endete. —

Wunder geschehen nicht alle Tage, und so ist denn auch dieses plötzliche Fallenlassen des Kasten- und Körperschaftsgeistes wohl nur als ein Resultat besonderer Ereignisse zu betrachten. — Warum aber, dachte Ref. bei der stillen Beobachtung des spaßigen Treibens, von dem er sich aus Furcht vor einem Gemüthsrheumatismus fern hielt, warum muß erst ein allgemeines Bedrängniß entstehen, um eine innige Vereinigung aller Classen des Volks hervorzurufen, um wurmstichige Vorurtheile und Antipathieen, um preciöses Herabsehen auf andere Menschen, die am Ende doch alle gleich sind, zu bannen? Könnte nicht auch ohne so trüben Anlaß der peinlichen Abstufung in Rang und Ansehen, vom Besenbinder und Kuhhirten bis herauf zu den höchsten Würden, wie sie hier täglich gar lustig anzuschauen ist, ein Ende gemacht werden? — Doch das sind und bleiben fromme Wünsche, deren Verwirklichung den wohlthätigsten Einfluß auf's allgemeine gesellige Leben ausüben dürfte; uns jedoch, die wir unsern specifischen Kohl ziemlich isolirt bauen, durchaus nicht brouilliren, höchstens einmal zu einem divinen Gedankentausch veranlassen können. —

Unter den neuerdings erschienenen literarischen Neuigkeiten unseres an Schriftstellern eben nicht reichen Vaterlandes nenne ich: Hennemann's Beiträge Mecklenburgischer Aerzte zur Medicin und Chirurgie, Flemming's Beiträge zur Philosophie der Seele, Nettelbladt's Rechtssprüche des Ober-Appellations-Gerichts zu Parchim, Richter's Handbuch des Mecklenburgischen Criminal-Prozesses, Lehsten's Versuch einer Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse, Türck's Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Stiller's deutsche Bücherkunde der Freimaurerei, Gerd's Elemente des Rechts, Martiensen's Predigten und Altarreden, Uhlig's „wahrer Rationalismus," Dehn's Predigten, Wahrdt's Scherz und Ernst. Eine Sammlung poetischer Versuche, bereits der zweite Band. Desselben: Wendischer Bote. Ein Norddeutsches Unterhaltungsblatt, zunächst für Mecklenburg. D. Russa's Louise und Privatlehrer, zwei Novellen. Bruger's auf Subscription herauskommende Gedichte, Reinhold's, gleichfalls auf Subscription erscheinendes geogr. und statistisches ꝛc. Handbuch über Mecklenburg. Zur Feier der vor 24 Jahren, nach stürmischer Zeit statt gehabten Rückkehr unsers Großherzogs in seine Lande, wurde ein vom Schauspieler Eduard Hoffmann verfaßtes Festspiel: „Der 10. August im Jahre 1807." in Doberan auf die Bühne gebracht, wofür dem Verfasser nebst einem schmeichelhaften Schreiben vom Großherzoge eine schöne goldne Uhr mit Kette und Petschaften eingehändigt wurde. — Viel Lohn für — eine Liebkosung der Musen.

Der musikalische Kunstbetrieb in Mecklenburg ist höchst selten, doch melde ich Ihnen hierher gehörig, daß der Kammermusikus Schönfeldt in Neustrelitz eine große Oper: Der Gang nach dem Eisenhammer, Text nach Schiller's Ballade, vom Hofschauspieler Görner, vollendet hat.

Die dießjährige Frequenz des Seebades Doberan war sehr geringe. — Unser Landsmann A. Elliot, und der zwölfjährige Knabe Theodor Stein aus Altona, Beide Pianisten, haben sich hier öffentlich und in Privatzirkeln hören lassen, und wohlverdienten Beifall geerndtet. —

Am 1. November hat die Großherzogl. Schauspieler-Gesellschaft Wismar verlassen und geht nach Rostock, von wo sie den Thespiskarren zu uns herüber schleppt.

— . —

Buntes.

Der Mann von Genie, der sein Talent verkennt, verliert den Vortheil, sich auszuzeichnen; der Thor, der sich verkennt, den Vortheil, unausgezeichnet zu bleiben.

Der Spott, womit Manche über die zu triumphiren affektiren, welche ihnen überlegen sind, läßt sich damit vergleichen, daß es dasselbe ist, als wenn der Mond bei einer Finsterniß sich erkühnen wollte, über die Sonne zu lachen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 129. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 1. Juni. 1831.

Der Edelfalke.

(Beschluß.)

Doch wie schnell entflieht nicht die längste Nacht!
So war auch gar früh an den Bergen erwacht
Der lauschende Tag, und zu Hilda's Schrecken
Heimkehrte der Pfalzgraf auf dampfendem Schecken,
Unangemeldet, als nur durch's Horn
Des Wartmanns und seinen hellklingenden Sporn.
Besorgt Ihr, die Mutter wär' auch zugleich
Zur Säule erstarrt und zum Tode bleich?
Mit nichten Ihr Schönen! Sie reichte behende
Dem starren Gemahl die erwärmenden Hände,
Entgürtet vor Allem ihn seiner Wehr
Und spricht dann, als käm' es von ohngefähr:
„Wie bin ich so froh doch, Dich so geschwinde
Daheim zu sehn bei dem rauhen Winde!
Drum weg mit der Lanze, dem blutigen Stahl,
Der Kolb' und den lästigen Waffen zumal!
Verdient doch, wer immer so mild regiert,
Daß Jeder ihn pflege, wie sich's gebührt,
Wie selbst ich als Gattin, bei meiner Treue,
Mich auch des unweiblichsten Dienst's nicht scheue,
Verheißt er nur irgend als köstlichen Lohn
Ein huldiges Lächeln von Deiner Person!
So fing ich erst gestern im Dämmerschein
Mit Hilda ein wandernd Falkenwild ein,
Braunglänzenden Hauptes, die Kehle blank,
Von mächtigen Schwingen, den Blick so frank
Und kühn wie die Klauen, womit er fest
Ergriffnes umklammert und nimmer läßt!"
„„Ei sieh doch!"" — erwiedert Herr Konrad voll Freude: —
„„Mir werthere Kunde als Gold und Geschmeide!
Zumal erst mein Handfalk, das köstliche Thier, —
Wie siegfest er immer im Wolkenrevier —
Schon ehe geschwächt durch hochrühmliche Wunden,
Im Wasichenwalde sein Ziel gefunden.
Nur frag' ich, sofern Ihr Euch Kennerin glaubt:
Wie ist er zur Beize geschickt und behaubt?""
„Vorzüglich!" versetzt ihm die schelmische Frau —
Sein Leib ist geschlank und wie Silber so grau,
Der Schnabel, die Fänge, sind wohl ihm gebogen,
Kurz Alles verräth, daß er streitbar erzogen
Von weidlichen Eltern in felsigem Horst,
Und jagdbar geworden in Feldern und Forst.
Nur wollt' er nicht rasten, ich mußt' es denn wagen
Ihn selber in Hilda's Gewahrsam zu tragen;
Da haust er noch heute, und wollt Ihr ihn sehn,
Muß diese begüt'gend zur Seite ihm stehn.
Doch schwört mir zuvor, daß nicht Vogel noch Dirne
Eur' reizbares Wesen im mindsten erzürne!"

„„Genug des Bedingens, auf Ehre und Pflicht —
Versetzt ihr der Graf — Ich beschäd'ge ihn nicht!
Ja will ihn selbst Hilda im Kämmerlein hegen,
Wohl gar sich zu Häupten in's Dunenbett legen
Ich will sie nicht hindern, — bewährt er nur flink
Und kühn sich beim Jagen auf Stimme und Wink!""

Und Jene, sich neigend mit dankbaren Mienen
Enteilt flugs, das liebende Paar zu bedienen
Bei'm Putztisch, und ohne den mind'sten Verzug
In Segen zu wandeln des Vaters Betrug. —
Das bräunliche Haupthaar gar zierlich geschlichtet,
Das silber brokatene Festwamms gelichtet
Mit blendendem Rauchwerk, im Leibgurt das Schwert,
Einführt sie den Eidam, gar stattlich bewehrt,
Beim Ehherrn, umfängt den mit Armen und flüstert:
„Sieh da unsern Falken! doch nicht so umdüstert
Begrüß' ihn, denn wahrlich, kein Adler im Reich
Kam je diesem trefflichen Federwild gleich,
Das gestern im Zwielicht, von Liebe entzunden,
Den Weg zu dem Horst seiner Liebsten gefunden, —
Verlassend sein werthes Altbraunschweiger Land,
Zu knüpfen am Rhein ein noch engeres Band!"

Und Konrad, versteinert, als träf' ihn der Blitz,
Verwünscht seiner Frau ihn besiegenden Witz,
Will anfangs zwar grollen und rauh sich gebehrden,
So Eidam als Tochter durch Zornmuth gefehrden,
Doch bald sich gestehend, daß liebender Schmerz
Allein nur verschuldet so böslichen Scherz,
Beschließt er, statt Tochter und Sohn zu vernichten,
Den Handel sofort als Versöhner zu schlichten.
Tiefseufzend beginnt er: „Geschehn ist geschehn!
Doch sollte der Kaiser zu Leibe uns gehn,
So magst Du als Falk Deine Griffe und Klauen
Zum Schirm unsres Hauses mit Blute bethauen;
Denn ließ Dich mein Weib jüngst als Raubfalken ein,
Verwandl' ich Dich wieder zum nordischen Leu'n!"

Und flugs ward der Burgpfaff' zur Stelle beschieden,
Man wechselte Ringe in Eintracht und Frieden,

Ein festliches Mahl ward in Eile beschickt,
Und Heinrich und Hilda, durch Minne beglückt,
Belobten noch oft bei schon bleichenden Haaren
Lieb Mütterchens Umsicht und Muth in Gefahren.

Friedrich Krug v. Nidda.

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Die Ersteren versuchen dieß gewöhnlich um des Goldes willen, die Zweiten aber gewöhnlich aus Liebe zu Gott, der es ihnen, wie der alte Patriarch behauptet, vergelten wird. So viel ich gehört habe, ist keiner von Allen, die das Wagstück um des Goldes willen versuchten, heil und gesund zurückgekehrt, während diejenigen, die es aus Frömmigkeit thaten, voll Schrecken, ob der entsetzlichen Gesichte, durch die sie oben heimgesucht worden, zurückkommen, und zuweilen einige Stückchen von dem heiligen Holze mitbringen. Sie schwören bei ihrer Ehre, daß sie, um dazu zu gelangen, hätten müssen mit den Geistern kämpfen, welche die Arche bewachen. — Und glaubt der Patriarch dieß Alles? fragte einer der beiden Europäer, die dem guten Tataren während dieses Berichtes einige Male in das Gesicht gelacht hatten. — Was weiß ich! In jedem Falle zieht er daraus Vortheil, und verkauft die Splitterchen als echtes Holz von der Arche. — Und hast Du nie erzählen gehört, daß irgend Jemand die Ersteigung des Berges aus bloßer Neugierde unternommen hat? — Aus Neugierde, Aga? wer sollte solche Neugierde fühlen? Nein, niemals! Indeß haben zuweilen andere Gründe, wie ich gehört habe, verschiedene Waghälse hinauf gelockt. — Welche Gründe? sprich. — Ziemlich seltsame. Gott, was erzählt man sich darüber nicht für Geschichten? Aber Ihr Franzosen lacht über Alles. Es wäre unnütz, Euch etwas davon zu erzählen. Aber seht, Agas, die Sonne geht unter, und wenn Ihr nach Erivan zeitig genug, um noch diesen Abend frische Pferde zu miethen, zurückkommen wollet, so haben wir keine Minute zu verlieren. — Wohlan, Freund Mustapha, wir werden thun, was Du räthst. Da Du aber unsere Neugierde rege gemacht hast, so wäre es schön von Dir, sie auch zu befriedigen, und uns eine dieser wunderbaren Geschichten zu erzählen; das wird uns den Weg verkürzen. Du hast uns diese Freude schon mehrere Male bereitet, und bist ein vortrefflicher Kissago (Erzähler).

Die Reisenden warfen einen letzten Blick auf den schönen Berg, dessen Gipfel die scheidende Sonne bepurpurte, lenkten ihre Rosse in den guten Weg, und harrten, bis der Tatar sich gesammelt hatte. Geschmeichelt von den Lobeserhebungen seiner beiden Gefährten hub er endlich an:

„In den ersten Jahren der Regierung Aga-Mohamed-Shah's, als der tapfere Zootf-Alu-Khan noch im Osten und Süden von Persien um Krone und Leben kämpfte, und das ganze Land sich unter Anführung verschiedener Parteihäupter erhoben hatte, hauste einer dieser Letzteren, Namens Dooza-Mohamed-Khan, aus dem Stamme Zohhanbo, in der Nachbarschaft von Erivan. Er war ein Wütherich, raubsüchtig ohne Gleichen, und ein großer Karavanen-Plünderer. Durch seinen Freimuth, durch sein offenes und freundliches Benehmen, so wie durch große, ihm wenig kostende Geschenke hatte er viele Anhänger, Räuber wie er selbst, an sich gezogen und blieb lange Zeit der Schrecken des ganzen Landes, insbesondere aber der Armenier. Er verheerte ihre friedlichen Wohnungen mit Feuer und Schwert, nahm den Männern ihr Geld, und entführte Weiber und Kinder, um sie als Sklaven zu verkaufen, und seinen Harem zu bevölkern. Ich kenne sehr viele Armenier, Agas, es sind brave Leute, wenn gleich Ungläubige.

Eines Tages machten die Räuber einen Zug durch diese Gegend. Sie überfielen ein armenisches Dorf, unfern des Klosters. Nachdem sie einen großen Theil der Heerden fortgetrieben, schleppten sie auch eine Anzahl schmucker Knaben und Mädchen mit, und kehrten in das Lager ihres Anführers mit reicher Beute zurück. Unter den Gefangenen befand sich ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, und noch unschuldig wie ein Kind. Sie war mit einem jungen Armenier aus dem benachbarten Dorfe, Namens Gregorius, verlobt. Stellt Euch die Verzweiflung des Jünglings vor, Agas, als er seine Braut besuchen will, aber das Dorf in Schutt und Trümmern, und die wenigen, verschont gebliebenen Einwohner in Trauer und Trübsal findet. Auch seine theure Anna war geraubt, und Niemand wußte, wohin die Unholde sie geschleppt hatten. Er brüllte wie ein Löwe, und überließ sich tausend Wahnsinnsstreichen. Aber das Alles gab ihm seine Geliebte nicht zurück, das arme Kind blieb für ihn verloren. Endlich erfuhr man, daß die Leute des Dooza-Mahomed, dessen Verwegenheit und List allbekannt war, den Raub unternommen hätten. Aber man wußte nur zu wohl, daß, diesem Mahomed Gold, Heerden, oder Gefangene wieder abzujagen, eben so leicht sei, als aus den Klauen des Wolfes das Lamm, oder einen Verstorbenen den engen Bretern zu entreißen.

Der junge Gregorius war der Tapferste seines Stammes, und kehrte sich nicht an solche Reden. Er wußte, daß seine Anna sich im Lager der Räuber befinde, und beschloß, sie zu befreien. Gewaltsamen Charakters, wie alle Armenier sind, achtete er weder auf seines eigenen, noch auf Anna's Vaters Vorstellungen, und wollte fort, in das Lager der Feinde. Alles, was man von ihm erhalten konnte, war das Versprechen, klug und behutsam sein zu wollen. Ein Liebender wie Gregorius, klug und behutsam! vergebliche Hoffnung!

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise eines deutschen Malers durch Spanien im Jahre 1829.

(Beschluß.)

Welche Talente keimen hier gleich den üppigen Gewächsen der warmen Zone empor und wie wird Alles gewaltsam unterdrückt! Welche natürliche Herzlichkeit, Biederkeit und Gastfreundschaft, und dagegen welche durch schlechte Regierungsgrundsätze und abscheuliche Volksführer erkünstelte Niederträchtigkeit, Bosheit, Falschheit und heimtückische Verdorbenheit des Volks! Ist es nicht bei diesen Umständen ein Wunder, daß uns kein einziger Unfall begegnete und wir weder betrogen, noch bestohlen wurden? Der spanische Charakter verträgt sich unter allen europäischen mit dem deutschen am besten. Auch haben wir Deutsche bei ihnen den Vorzug vor den Engländern, Franzosen und Italienern. Waren gleich unsre deutschen Contingente als Feinde in Spanien, so sprachen doch die Spanier mit vieler Achtung von den damals gegen sie unter Napoleon kämpfenden deutschen Soldaten. Wurde einer derselben zum Gefangenen gemacht, so war es hinreichend, zu sagen: Ich bin ein Deutscher, um ihm alles Ungemach zu erleichtern und eine menschenfreundliche Behandlung zu bereiten. Und wie vortheilhaft sprachen erst die Spanier, welche Deutschland durchzogen hatten, sich über unser Vaterland aus! Ueberall empfing man uns gastfreundschaftlich und offenherzig, man reichte uns die Hand zum deutschen Händedruck, wir hatten überall das Glück, von Freidenkenden wieder an Freidenkende empfohlen zu werden. Oft reichte eine halbe Stunde hin, ihr ganzes Zutrauen zu besitzen und uns ihr Innres zu enthüllen. Solche Menschen verdienen wahrlich ein besseres Loos! Ich kann ihnen das Gute nicht vergelten, was sie an mir gethan; möge der Himmel sie beglücken. Ohne ihre beispiellose Menschenfreundlichkeit und thätige Hülfe wäre ich verloren gewesen, sowohl in der furchtbarsten Sonnenhitze, die mir auf der Reise die Haut auf dem Rücken verbrannte oder eigentlich versengte, als auch in der härtesten Kälte. Auf dem Wege von Granada bis Valencia — vielleicht der unsicherste in Spanien — begegneten uns sogar Räuber zu Pferde, die erst kurz zuvor unsern Kutscher, welcher Engländer gefahren hatte, sammt seinen Passagieren rein ausgeplündert hatten. Sie ließen uns ruhig ziehen und wünschten uns sogar ein: vaia Vstes con dios! (Reisen Sie mit Gott!) So kam ich glücklich durch das verrufene und auch wirklich gefährliche Spanien, ein halbes Wunder! Ich hatte nicht einmal einen Anfall von Krankheit oder Uebelsein. Eine unsichtbare Hand wachte über mir. Sonderbar bleibt es immer, daß mir einst, eine Zeit lang vor meiner Reise, und ehe ich noch an dieselbe gedacht hatte, oder überhaupt wegen meiner Berufsgeschäfte nur an's Verreisen denken konnte, eine hehre Gestalt im Traume erschien, die mir ganz deutlich sagte: Ich will Dir mittheilen, daß Du bald eine große Reise machst. Auch will ich Dir zeigen, was Du sehen wirst. Hierauf sah ich mich in eine ganz fremde Gegend versetzt, wo ich prächtige Bauwerke zu bewundern hatte. Darüber erwachte ich, aber das Gesehene erlosch mir dieß Mal nicht, wie es doch sonst zu geschehen pflegt. Bald gingen unverhofft Traum und Wunsch in Erfüllung. In Spanien sprach mich nun unter allen den vielen Sehenswürdigkeiten die Façade der Kathedrale zu Salamanca, die im gothischen Styl erbaut und außerordentlich herrlich verziert ist, am meisten an. Ich war bei ihrem Anblick sogleich wie bezaubert davon, und stand und konnte nicht aufhören zu bewundern, und je länger ich stand, desto mehr glaubte ich, etwas Aehnliches und gleich Schönes irgendwo gesehn zu haben. Doch konnte ich mich nicht darauf besinnen. Es war für mich ein schweres Stück Arbeit, die Façade richtig und genau abzuzeichnen, allein ich unternahm es und führte es aus, von einem unwiderstehlichen Triebe hingerissen. Als ich nun eines Tags fleißig daran arbeitete, und darüber in mich selbst versunken war, fiel mir plötzlich ein, daß es ja dasselbe Gebäude sei, welches ich vor meiner Reise im Traume gesehen habe. So ist's, so wahr ich lebe! Eine unsichtbare Hand führte uns; ich erkenne es dankdurchdrungen.

M.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Danzig, im März 1831.

Zu Ende des Februars kam ein Warschauer Kaufmann mit Namen Richter zu Danzig an, welcher Inhaber von höchst werthvollen Papieren war, die er wahrscheinlich von der polnischen Bank, Behufs der in Danzig zu bewerkstelligenden Versilberung erhalten hatte und die größtentheils in preußischen au porteur zahlbaren Bancoobligationen bestanden. — Er cassirte die weit über hundert tausend Reichsthaler betragende Geldsumme hierauf ohne Schwierigkeit ein und setzte sie sofort in Gold um, um mit demselben ungesäumt nach Warschau zurück zu kehren. Durch diese letztere Verwechslung war jedoch die Aufmerksamkeit des Kaiserl. Russischen General-Consuls, Herrn von Tengoborski, rege geworden; in der Voraussetzung, daß diese Fonds der polnischen Bank zwar gehörten, jedoch die Bestimmung haben dürften, zur Fortführung des gegen seinen Monarchen angestrengten Krieges verwandt zu werden, fand er sich, da Se. Maj. der Kaiser für die polnische Bank Gewährsmann sei, (aus welchem Grunde er auch schon auf sich in Danzig befindende, der polnischen Bank gehörende

Zink- und Mehlvorräthe Beschlag gelegt hatte) veranlaßt, durch die Vermittelung der Königl. Preußischen Behörden die Rückkehr des Herrn Richter nach Warschau zu inhibiren. Dieser Agent vertheilte indeß ohne Zögerung die bei sich habende große Geldsumme ins geheim an zwei seiner Freunde, von denen der eine sofort einen Paß über Berlin nach dem Auslande nahm und augenblicklich abreiste, der andere hingegen, ein sogenannter Holzbraker, das heißt ein Mann der beim Holzhandel die Sortirung der Holzarten besorgt, ohne sich einen Paß geben zu lassen, direkt über Thorn nach Warschau zu gelangen versuchte. — Kaum waren beide Männer abgereist, als der russische Consul von dieser Absendung des Geldes Kunde empfing und alles Mögliche that, um Beider noch habhaft zu werden. — Es gelang ihm indeß nur bei dem Letzteren, der, weil er, wie oben gesagt, es versäumt hatte, sich einen Paß geben zu lassen, an der Grenze Schwierigkeiten und Aufenthalt fand, so daß die Behörde seiner bei Thorn habhaft wurde und ihm die Summe von circa 80,000 Rthlr., welche er bei sich führte, abnehmen und mit Beschlag belegen konnte. — Hätte er sich in Danzig mit einem Passe versehen, den man ihm, da seine Reise nach Polen wegen seiner Holzgeschäfte gar kein verfängliches Ansehen hatte, nicht vorenthalten konnte, so würde er höchst wahrscheinlich ohne irgend ein Hinderniß mit sammt dem Gelde Polen erreicht haben.

Der Kais. Russ. General-Consul Hr. von Tengoborski ist von Danzig nach dem Russischen Hauptquartiere abgegangen, indem er, wie das Gerücht geht, in Warschau, nach dem bevorstehenden Einzuge der Russen, eine bedeutende Anstellung erhalten soll. Ein junger Arzt, Hr. Dr. G., hat sich ihm angeschlossen. — Diesem jungen Manne gelang es nicht, wiewohl er als Arzt und noch mehr als Chirurg sehr geschickt sein soll, in seiner Vaterstadt Praxis zu gewinnen; der Umstand, daß er Meister auf dem Pianoforte ist, war ihm vielleicht hinderlich, indem das Publikum in der Regel nur dem sein Zutrauen schenkt, welcher sich ganz und ungetheilt seinem Berufsgeschäfte widmet. — In der traurigen Lage, in Danzig völlig ohne Beschäftigung zu sein, während in Warschau in diesem Augenblicke Aerzte und Chirurgen vollauf zu thun haben, beschloß er schon vor einigen Wochen, sich dorthin zu begeben, um sich dort zu domiciliren. — Die Behörden machten ihm jedoch hierbei Schwierigkeiten, indem sie es dem Vernehmen nach unpassend fanden, daß Jemand, selbst wenn er nicht die Absicht habe, dort Wunden zu schlagen, sondern vielmehr die, sie zu heilen, in diesem Augenblicke seinen Wohnsitz von Preußen nach Polen verlegen wolle. — Er benutzte daher die sich ihm darbietende Gelegenheit und die Erlaubniß des Herrn Consuls, um sich in dessen Gesellschaft nach Polen zu begeben, wo er nur zu viele Gelegenheit finden wird, thätig zu sein.

Ein aus Danzig gebürtiger Seemann, Johann Stürmer, genannt Stronski, welcher vor etwa einem Dutzend Jahren in den dringendsten Verdacht gerieth, den Schiffs-Capitain und Supercargo eines aus Amerika nach Cadix bestimmten und größtentheils mit Piastern beladenen Schiffes, auf welchem er selbst sich als Steuermann befand, an der Spitze der meuterischen Mannschaft ermordet und das Schiff darauf nach Mandal in Norwegen, zum Verkauf des Caskes und der Ladung geführt zu haben, und darauf in Danzig festgenommen und zur Confrontirung mit seinen Genossen nach Copenhagen und Mandal gebracht wurde, die auch Alles eingestanden und ihn als ihren Anführer bezeichneten *), so daß Alles erwiesen war und nur sein Eingeständniß fehlte, welches er hartnäckig verweigerte, so daß er nur wegen dringenden Verdachts zu zehnjährigem Criminalgefängniß verurtheilt werden konnte, war kürzlich, nach Verlauf dieser Zeit, aus dem Gefängnisse entlassen und ihm dabei sein von dem Gerichte zu Danzig asservirtes, aus einigen tausend Thalern bestehendes Vermögen baar ausgezahlt worden. — Er beschloß darauf, da er vor dem Vergießen von Blut wahrscheinlich keine Scheu in sich spürte und zu dem bei den großen preußischen Städten täglich geführten kleinen Kriege der gewerbetreibenden Vorstädter mit den Steuerbeamten vielleicht gerade geneigt war, sich in einer Vorstadt von Danzig als Fleischer zu etabliren und begab sich zuvörderst auf einen Viehmarkt, der in dem benachbarten Städtchen Schöneck abgehalten wurde, um dort Ochsen zu kaufen und solche — mit falschen Thalern zu bezahlen. — Er wurde jedoch dabei entdeckt und festgenommen. Der verschmitzte Gauner entschuldigte sich jedoch mit der Behauptung: daß dieses Geld von dem aus dem Depositorio empfangenen sei, und daß er nicht dafür könne, wenn ihm das Gericht falsche Thaler gegeben habe. — Man sieht, er hat seine neue Laufbahn auf das Würdigste wieder eröffnet.

Buntes.

Es ist mit manchen Menschen, wie mit manchen Pferden: was man für Muth an ihnen hält, rührt von Furcht her. Dieß war unstreitig die Quelle von dem anscheinenden Muthe, den Cicero in Ansehung seines Gegners Marcus Antonius bewies. Er wußte, daß er ihn zu Boden stürzte oder selbst gestürzt werden würde.

Dieselben Eigenschaften, mit Tugend vereinigt, bilden oft einen großen Mann, welche, mit entgegengesetzten Grundsätzen verbunden, einen Straßenräuber bilden, wir meinen: „Muth und heftige Leidenschaften!" — Beide können sich auf dieselbe Art äußern, obgleich aus einer verschiedenen Absicht: „Tentanda via est qua me quoque possum tollere humo;" d. h. ohngefähr so: „ich muß empor, oder an den Galgen kommen!"

K. H.

---

*) Ueber diesen Criminalfall haben mehrere europäische und amerikanische Zeitschriften und namentlich Hitzig's criminalistisches Journal weitläufig verhandelt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

(Hierbei eine Extrabeilage der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo.)

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 130. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 2. Juni. 1831.

Romanze.

Tief im dunklen Waldesgrunde,
Steht das Schloß mit schwarzem Thurme,
Hohe Föhren, hohe Eichen
Sausen rings umher im Sturme.

In dem Schloß mit schwarzem Thurme,
Sitzt ein schönes Weib gefangen,
Nur vom rauhen Schloßverwalter,
Nur bewacht vom düstern Alten.

Grämlich, grämlich ist der Alte;
Und des Tages bleicher Schimmer
Fällt nur in gebroch'nen Strahlen
Durch die engen Fenstergitter.

Aber Liebe, süße Liebe
Blühet auch in ödem Thurme,
Und ihr Frühlingshauch vermählet
Sich mit herbstlich-kaltem Sturme.

So im Herzen Liebesblüthe,
So die schöne Glut im Busen,
Spähet um den Thurm der Ritter
In der Nacht, der feuchten, dunklen:

„Dunkel ist die Nacht, mein Liebchen!
Doch mich dünkt, ich seh' am Gitter
Rosenroth und farbenhelle
Deiner hohen Schönheit Schimmer."

„Dunkel ist die Nacht, mein Leben!
Aber nicht, wenn Liebessterne
Lieblich scheinend, lieblich wärmend
Aufgehn in geliebter Ferne." —

„Lieber! in den dumpfen Kerker
Scheinen sanfte Liebessterne;
Doch wenn nur nicht schlimme Augen
Ihren holden Schimmer merkten!" —

Grämlich, grämlich kommt der Alte,
Spricht: „Ihr falschen Liebessterne!
Leuchtet selber diese Stunde,
Daß ich meinen Feind erziele."

Und er sendet einen scharfen,
Wohlgespitzten Pfeil vom Bogen,
Dieser hat zur guten Stunde
Seinen ärgsten Feind getroffen. —

„Fließ' nun hin, mein Blut und Leben,
Unter meiner Liebsten Fenster,
Frühen Tod in schlimmer Stunde
Hat der böse Mann gesendet!" —

Tief im dunklen Waldesgrunde
Steht das Schloß mit schwarzen Mauern,
Gram im Herzen, Lieb' im Herzen
Sitzt ein Weib darin gefangen.

H. L. Wolfram.

Das Waldschloß.

Briefauszüge,
mitgetheilt von Dr. Nürnberger.

I.

Den 4ten Januar.

Da bin ich, lieber Eduard! sag' es der Tante. Sag' ihr zugleich, sie könne ruhig sein, ihr Geschäft sehe aus der Ferne viel verwickelter aus, als hier in der Nähe der wackern, einfachen Menschen, mit denen ich zu thun habe. Der alte Landjäger zumal ist eine grundehrliche Haut. Ihr habt ihn gänzlich mißverstanden, wiewohl er freilich zugibt, daß seine Briefe keine Muster epistolarischer Deutlichkeit sind: er nimmt zehn Mal lieber die Büchse als die Feder in die Hand. Ist aber doch ein denkender und fühlender Mann, wenn er's nun auch gerade nicht so logisch-schriftlich von sich zu geben versteht. Du sollst ihn noch näher kennen lernen. Von seiner Frau habt Ihr Euch ebenfalls ein ganz falsches Bild gemacht. Das ist eine muntre heftige Frau, eine angehende Vierzigerin, die wohl einmal auflodert, aber gar nicht die böse Sieben ist, wie sie mir

die Tante immer schilderte. Sie will die ganze Erbschaft herausgeben, selbst die goldene Kette, auf welche Deine Schwester so viel Gewicht legt, nur nicht die alten Schränke, Tische und Stühle, mit denen sie vierzig Jahre alt geworden sei. Und, höre, das ist billig. Für Euch hat das alte Zeug keinen Werth; für sie, deren Jugenderinnerungen daran hangen, einen unendlichen. Man muß wissen, wie viel einem fühlenden Menschen z. B. an einem Großvaterstuhl gelegen sein kann, auf dem er, bei Freude und Leid, so viele hundert Male gesessen hat. Gebt ihm einen weicheren, moderneren; es ist halt immer nicht der Stuhl. Du verstehst mich schon; — und das nächste Mal mehr vom Geschäfte.

Uebrigens befinde ich mich hier in der schönsten Natur, die man sehen kann, wiewohl sie sich jetzt nur im Winterschmucke zeigt. Das alte Schloß liegt zwar mitten im dichten Walde, aber auf einer Anhöhe, die eine weite, freie Aussicht beherrscht, und ich schaue gegen Süden dem Schlesischen Gebirge gerade in das freundliche Antlitz. Wie wird mir's wohl, daß ich einmal heraus bin aus dem dumpfen Marterloche von Studierstube! Eduard! ich erkläre Dir rund heraus: wenn sie mich hier nicht forttreiben, so bekommt Ihr mich so bald nicht wieder zu sehen. Mir war's gleich heimlich den ersten Abend meiner Ankunft. Es war bitterlich kalt bei hellem Mondenscheine, und der Schnee pfiff unter den Kufen des Schlittens; mich fror tüchtig, und mit dem Mittagstische auf der letzten Station war's auch spärlich genug gewesen. Also verlangte ich recht nach der Herberge, als der Postillon plötzlich in das Horn stieß, und das Gebell von einem halben Dutzend Rüden herberglich antwortete. Wir hielten gleich darauf vor der Marmortreppe des alten Schlosses, das zu Zeiten der Fürsten von P . . . andere Gäste gesehen haben mag, und ein Jägerbursche in seiner grünen Jacke sprang dem Erwarteten mit einer großen Laterne entgegen. Wie herzlich nahm mich dann der alte Landjäger in Empfang! wie unverstellt aufrichtig hieß mich sein braves Weib willkommen! Die Tochter Elisabeth, oder wie sie hier abgekürzt genannt wird, Sette, das einzige Kind, hieß es, sei in der Küche beschäftigt. Ich behielt darüber Zeit, mich im Zimmer umzusehen. Uralte Ledertapeten mit Jagdstücken in den brennendsten, herrlichsten Farben; über den braunen Flügelthüren mit goldenen Leisten Hirschgeweihe von einer Größe, wie sie die arme Zeit, in welcher wir leben, gar nicht mehr aufweist; längs der einen Wand eine ganze Gallerie von Gewehren; und gegenüber ein ungeheurer Camin, in welchem fast ein halber Baum brannte, und dessen Flammen sich in den blitzblanken Gewehren herrlich abspiegelten; neben dem Camine aber der alte grün-sammtne Großvaterstuhl, auf welchen ich oben anspielte: das Ganze äußerst behaglich, und doch äußerst nett. Ich mußte, nachdem nur meine Sachen abgeladen und besorgt waren, gleich Platz in dem Sorgenstuhle nehmen, und ich kann Dir nicht sagen, Eduard! wie ich mich heimisch wohl fühlte im Abglanze der hellen Flammen, während der unfern davor stehende mächtige Kachelofen eine stillere Wärme durch das ganze Gemach verbreitete. Von dem Zauber solcher kleinen Eindrücke, worüber ich mir selbst oft nicht Rechenschaft zu geben verstehe, hängt das ganze Glück meines Lebens ab. Du weißt es, Eduard! und eine Wolke, welche die Sonne verdüstert, die eben freundlich in mein Zimmer schien, will mich mit düster machen. Wer kann nun wider sich! — Genug, zwischen diesen Wänden ward mir's wohl, Der alte Landjäger war vorgestern den ganzen Nachmittag im Schnee umhergestiegen, um uns ein Paar junge Hasen zum Abendessen zu schießen, und diese prangten nach einer halben Stunde mit einer mächtigen Assiette eingemachter Preißelbeeren auf dem großen Tische von Eichenholze, der, trotz seiner Unbehülflichkeit, vor den Camin geschoben wurde, um mich nicht von meinem weichen Stuhle aufstehen zu lassen. Köstliche Gebirgsbutter und frisches Waizenbrod machten das Mahl vollständig. Nur Sette, die noch Milch abzunehmen, und Gott weiß was Alles zu besorgen hatte, erschien nicht bei Tische, und ich habe sie auch überhaupt noch nicht gesehen, da sie am andern Morgen zu einem Einkaufe nach dem etwa zwei Meilen entfernten Städtchen gefahren ist, und erst in einigen Tagen zurückerwartet wird. Indeß thaten die wackern Alten, was in ihren Kräften stand, um mich keine Gesprächslücke empfinden zu lassen, und ich habe mich bei ihrer einfachen und herzlichen Unterhaltung so innig wohl befunden, als in langen Zeiten nicht. Höre, das Herz kann Einem auch in einer Försterstube aufgehen. Und als man mich nun nach zehn Uhr gar in das traulichste Schlafcabinet wies, wo sich nur einzelne Mondstrahlen durch dichte schneeweiße Gardinen und Vorhänge stahlen, und wo das Feuer noch im eisernen Ofen knisterte, während man draußen einen scharfen Ostwind pfeifen hörte, so schien mir Nichts zu wünschen übrig. Mit diesem Eindrucke will ich aber auch mein heutiges Schreiben schließen. Es wird Dir recht sein: es ist fast ganz historisch.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Züge aus der polnischen Revolutionsgeschichte 1830 und 31.

(Beschluß.)

Als der General Sierawski, Commandant der Festung Zamosc durch ein Schreiben vom General Diebitsch zur Uebergabe aufgefordert wurde, so gab er dem Ueberbringer folgende Antwort: „Ihr Befehlshaber ist ein Ausländer: er sollte jedoch wohl wissen, daß Festungen ohne Kanonenschuß nicht übergeben werden. Will er also in Zukunft auf Uebergabe antragen, so möge er durch Kugeln, nicht durch Proclamationen mit uns reden. Uebrigens erkenne ich die Autorität des Kaisers

Nicolaus nicht an, sondern führe hier den Befehl im Namen der freien und unabhängigen Nation. Gehen Sie, und berichten Sie dieß Ihrem General. Betrachten Sie meine grauen Haare und versichern Sie ihm, daß Ihnen kein junger Brausekopf diese Erklärung gegeben hat.

Als der General Zymirski, welcher mit wenigen Streitkräften auf Recognoscirung ausgegangen, auf eine Abtheilung russischer Cavallerie stieß, deren Chef einen Parlamentair an ihn absandte, befahl er dem bei ihm befindlichen Adjutanten des Oberbefehlshabers Rzewuski, sich zu dem Parlementair zu begeben und ihm sodann von der Unterredung Bericht abzustatten. Das Gespräch war folgendes:

Russischer Offizier. Ich wünschte mit dem commandirenden General zu sprechen.

Polnischer Offizier. Der General selbst kann mit Ihnen nicht sprechen, hat mich aber beauftragt, Sie zu fragen, welche Absicht Sie zu uns führt.

Russ. Of. Ich habe vom General Sacken Befehl zu fragen, weshalb die Polen uns angreifen.

Poln. Of. Als Subalternoffizier kann ich die Absicht der Bewegungen, die der General heute vornimmt, nicht wissen; so viel nur weiß ich, daß wir auf unserm Marsche durch Euer Land fremde Truppen angetroffen, die auf uns schossen. Ich frage Sie daher gegenseitig, warum ihr uns angreift?

Russ. Of. Ihr erkennt also den König Nicolaus schon nicht mehr als König von Polen an?

Poln. Of. Der General Sacken thut eine Frage, die schon längst vom Reichstage beantwortet ist. Am besten wird unser Oberbefehlshaber darauf antworten; übrigens ist es uns Polen unangenehm, mit euch kämpfen zu müssen. Warum reicht ihr uns nicht brüderlich die Hand, um gemeinschaftlich die Freiheit zu erringen? Die Zeit ist vorüber, wo Nationen Krieg führen ohne zu wissen warum.

Russ. Of. Wir schlagen uns mit euch, denn so wollen es die Gesetze des Kriegs.

Poln. Of. Die Gesetze des Kriegs sind nicht immer mit den Gesetzen des Gewissens übereinstimmend.

Russ. Of. Wir werden uns zu besserer Zeit wiedersehn. Ich bin der Capitain Brinken, bitte mich, nicht zu vergessen.

Poln. Of. Ich bin Rzewuski, Adjutant des Oberbefehlshabers.

Russ. Of. Des Oberbefehlshabers? Wer commandirt hier?

Poln. Of. In dem Augenblicke der General Rholand.

Russ. Of. Nicht Zymirski?

Poln. Of. Nein; in diesem Augenblicke nicht. —

Hiermit endete das Gespräch und die Truppen zogen sich zurück.

Ariost o.

Lodovico Ariosto, der berühmte Verfasser des Orlando furioso zeigte schon von seiner frühesten Kindheit an einen unüberwindlichen Hang zur Dichtkunst. Als Knabe schrieb er anfänglich Satyren und dann Komödien. Einst zankte sein Vater sehr ernstlich mit ihm, daß er seine Zeit verschwende, Verse zu machen. Der Knabe hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, ohne ihm ein Wort zu erwiedern. Als sein Vater das Zimmer verlassen, fragte ein Gespiele des kleinen Dichters ihn um die Ursache seines sonderbaren Benehmens. „O!" versetzte Ariost mit Begeisterung: „ich arbeite an einer Komödie und bin eben an einer Szene, wo ein Greis mit seinem Sohne zankt. Ich hatte nicht genug Augen und Ohren, um die Geberden und den Ton meines Vaters mir genau einzuprägen. Ich mußte dieß schlechterdings, um meinen Mann nach der Natur zu schildern." Professor Heldmann.

Charade.

Ein heilig Wort verbrüdert hier uns Alle
Und täglich dringt's im tausendstimm'gen Schalle
Zum Himmel auf, mit deren ersten zwei'n;
Ein warmer Strom geht aus und ein inmitten
Der dunklen Zell', des stets bewegten dritten,
Nicht ruhen darf's; sonst hört es auf zu sein.

Ein sichrer Hafen in des Lebens Stürmen
Ein eisern Schild, wenn sich Gefahren thürmen,
Ein Rettungs-Engel in der Zeiten Drang,
Die treu'ste Stütze, wenn wir jemals sanken,
Dem Alles Gute wir im Leben danken,
Nennt Euch das Ganze, das ich hier besang.

Gelenrath.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, Ende März 1831.

Noch immer leben wir in ängstlicher Ungewißheit wegen Krieg und Frieden. Während die Rüstungen mit vermehrtem Eifer ununterbrochen fortdauern und verschiedene Verordnungen und Bestimmungen ganz auf einen Ausbruch des Krieges deuten, lesen wir fortwährend beruhigende Versicherungen, daß es beim besten Willen vereinten Bestrebungen gelingen wird, den Frieden aufrecht zu erhalten. Die Angelegenheiten Polens erwecken wie natürlich die lebhafteste Theilnahme und wenn auch hier keine Stimme zu ihren Gunsten laut werden darf, so wird doch gewiß jeder Unpartheiische und Unbefangene dem Heldenvolke die Freiheit wünschen und gönnen, für welche es so muthig gegen Rußlands Riesenkräfte kämpft, und für die es entschlossen ist, zu sterben. Daß der Kaiser von Rußland hierherkommen und Preußen sich für Polen verwenden würde, gehört

wohl unter die Lügen-Rubrik „Privatnachrichten" oder „unverbürgte Nachrichten." Unsere Zeitungen sind in letzter Zeit häufig der kläglichsten Servilität und Parteilichkeit beschuldigt worden und gewiß nicht mit Unrecht. Ein Schreiben des polnischen General Uminsky — im Hamburger Correspondenten Nr. 73. abgedruckt — worin sich derselbe gegen die Unwahrheiten enthaltende boshafte Beschuldigung der Posener Zeitung (von unsern Zeitungen sogleich mitgetheilt) vertheidigt, haben wir in keiner derselben gefunden. — Im „Auslande," welches jetzt viele Artikel von und über Polen liefert, lasen wir eine Parallele zwischen Suwarow und Diebitsch worin von Letzterm gesagt ist, daß „vor 30 Jahren, als in seinem Vaterlande wegen Emancipation der Juden ein heftiger Federkrieg entstand, Diebitsch an demselben Theil nahm und mit edler Begeisterung das Wort erhob für die Rechte der Menschen." — Tempora mutantur, et nos mutamur in illis. — Wie und zu wessen Gunsten die allgemeine Stimmung in den Rheinprovinzen sei, ist ebenfalls etwas, welches schon oft zur Sprache gekommen ist und von beiden Seiten wohl übertrieben werden mag. In den letzten Nummern des geachteten Hesperus vernahmen wir eine Stimme darüber, der man Unpartheilichkeit zugestehen muß; gewiß etwas höchst Seltenes und doch durchaus Erforderliches bei dergleichen Raisonnements. Vorzüglich wahr schien uns zu sein, was jener Ref. über Geburts-Privilegien — Standes-Unterschied — Kastengeist ꝛc. sagt. — Unter einer Unzahl von politischen Broschüren — welcher Partei sie angehören, folgt wohl schon daraus, daß sie unter unserer Censur gedruckt wurden — befand sich auch ein „Sendschreiben an den Verfasser der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland" vom ritterlich frommen Erz-Aristokraten Major von Fouqué, welche in Nr. 96 der Brockhausischen Blätter für literarische Unterhaltung gebührend so beleuchtet wird, daß dem Herrn Verfasser die Augen bei diesem Licht übergehen werden, wie überhaupt derselbe das Licht nicht zu lieben scheint. Nur gut daß der Athem, tausender dergleichen Leutchen nicht zureicht, die Flammen auszublasen, sondern daß ihre lächerlichen Bemühungen nur Oel in's Feuer gießen und der eingeengte Strom leicht im Stande ist, alle seine Schranken zu durchbrechen. Jedes freimüthige Wort muß sich nach Leipzig flüchten; warum sollte auch hier so etwas gedruckt werden! Das setzt die Gemüther unnöthig in Feuer und verursacht höheren Orts erst Kummer und Sorge. Da lese man lieber unsere jetzt noch breiter gewordene Staatszeitung (sie erscheint nun in gr. Folio), da bleibt man hübsch zahm, vernünftig und ruhig.

Von Herrn von Holtei (er soll aus Darmstadt wieder zu uns zurück kehren) sind zwölf preußische Lieder erschienen; sie sind wenigstens ächt preußisch, wenn sie auch sonst keinen großen Werth haben. — Von der Europäischen Zeitschrift „Das Licht," sind fünf Nummern erschienen. Der oder die Herausgeber scheinen jedoch die laut Einleitung gewählte, rein wissenschaftliche Tendenz nicht recht festhalten zu wollen. Noch will Ref. eines ganz neuen Unternehmens erwähnen: es erscheint nämlich jetzt eine „Original-Grammatik" der französischen Sprache in wöchentlichen Lieferungen von einem halben Bogen unter dem frappanten Titel: Der Trichter. Der Herausgeber ist ein Herr Gieseler, der wahrhaft äußerst billige Preis ein Silbergroschen für die Nummer. Diese Idee wird ohne Zweifel Nachahmer finden und nicht lange, so lesen wir die Ankündigung eines Löffels oder einer Original-Grammatik der englischen, italienischen ꝛc. Sprache.

Am 7. März hatte Herr Heinrich Birnbach ein Concert veranstaltet, in welchem er von Mad. Hoffmann, Dem. Sontag und einigen Kammermusikern — welche ein Sextett für Horn, Trompete und Posaune vortrugen — unterstützt wurde. Außerdem ließen sich zwei seiner Schüler in einem Doppelconzerte hören. Alle Leistungen, die der Dem. Sontag ausgenommen, fanden lebhaften Beifall vor dem zahlreichen Auditorium. Außerdem gaben der königl. Kammermusikus Herr Hubert Ries, der zwölfjährige Klaviervirtuose Theodor Stein aus Hamburg und der Conzertmeister Herr Louis Maurer Conzerte, von welchen das des Letzteren am meisten besucht wurde. Noch wollen wir eine, von den Hofschauspielern und Komikern Herrn Gern und Räthling veranstaltete, Mittags-Unterhaltung erwähnen. Außer der Ouvertüre zu Mehul's Bion, trug Herr Bader die Schlummer-Arie aus der Stummen von Portici und Mad. Pohl-Beisteiner, die sich zu Gastrollen hier befindet, eine Arie von Paccini vor. Unter mehrere launige Deklamationsstücke hatte sich auch Schiller's Glocke — vorgetragen von Mad. Crelinger — verirrt. Einige hohe Personen waren gegenwärtig. Daß man die Stumme von Portici zu geben untersagt hat, ist unbedingt eine zu weit getriebene Vorsicht und Aengstlichkeit, denn wenn gleich dieses Stück unter Italiens heißem Himmel, bei einer feurigen aufbrausenden Nation Anlaß zu Ruhestörungen gegeben hat, so ist dieß doch durchaus nicht in Berlin zu befürchten — hier sind die Leute ja viel zu vernünftig und fischblütig, als daß sie sich sollten von 30 bis 40 Statisten, welche durch einander laufen und schreien, so entflammen lassen, daß sie ihre bequemen Sitze verließen und sich in Gefahr stürzten, daß ihnen die Hüte zerdrückt würden. Auch flößen die vielen besternten Herren Respect und die Herren mit den carmoisinrothen Kragen und gelben Säbeln — allemal diejenigen, welche — die gehörige Furcht ein. — Ein Paar junge Brauseköpfe, deren Ideen noch keiner Berliner Censur unterworfen gewesen — zwischen süßlichen klatschenden Geheim- und Hofräthen placirt — vorn Leute, deren Titel sich mit: königlich anfängt — hinten Leute, deren Stand oder Gewerbe den Vorschlag: Hof hat — im Parterre handfeste Menschen, die nur zum Klatschen angewiesen sind — im ersten Rang, Generäle und Seconde-Lieutenants — im dritten königliche Hofbediente, an Thoren und Thüren reitende und Fußgensdarmen — Haupt- und andere Wachen ringsum — was wäre da von einem Hitzkopfe zu befürchten? —

Sch.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 131. (II. Jahrg.) Freitag, den 3. Juni. 1831.

Die Beichte. Von Johann Julius Janin, Verfasser des todten Esels und der guillotinirten Frau. Leipzig, C. H. F. Hartmann. 1830.

Ein seltsam schöpferischer Geist ist es, den wir — halb zweifelnd, halb staunend — in dem Dichter Janin anerkennen müssen. Folgende Aeußerung, welche ihm (S. 32) über den Geist der Erzählung überhaupt entschlüpft, dürfte seine Art und Weise einigermaßen, wenn auch ungenügend, charakterisiren: „Ohne Zweifel hat die mindeste Bewegung des Menschen ihre Ursache, aber wer kann sie angeben, und wenn man dieß könnte, wo bliebe dann die Poesie? Der beste Erzähler ist der, welcher von seiner Geschichte nichts weiß, der die handelnden Personen nicht begreift, der nur ihre Namen und Charaktere kennt, ihre Worte berichtet und dabei sagt: „„diesen Menschen habe ich gesehen, von dieser That habe ich gehört; jetzt habe ich meine Schuldigkeit gegen euch gethan, macht daraus, was ihr wollt, erklärt es nach eurer Lust, ich bekümmere mich nicht mehr darum!““

Es ist schwer zu bestimmen, ob Janin blos Figuren oder blos einen Hintergrund zeichne; er erzählt Alles mit einem pikanten Unmuthe, er läßt sich, so zu sagen, die Worte abnöthigen, und wirft uns seine Gedanken stolz und verdrüßlich, wie ein Almosen, zu: aber sie sind deshalb nicht minder geistreich. Alles trägt die Spuren einer trägen Melancholie, eines flüchtig-scharfen Nachsinnens; daher jene gewagten Sprünge im Entwickeln historischer Motive, daher sein muthwilliges Trennen der Ursache und der Wirkung, welche letztere er meist nur nothgedrungen andeutet; daher sein willkürliches Abbrechen der Kapitel, womit er uns oft gleichsam im besten Lesen das Buch vor der Nase zuschlägt. Er erzählt mit einer gewissen vornehmen Unart, macht uns gespannt und verschweigt uns aus Eigensinn das Resultat; aber man vergibt es ihm, weil er trotz dem geistreich und liebenswürdig ist. Uebrigens charakterisirt er mehr die Begebenheiten, als die Menschen; seine Schilderungen sind eben so innerlich zerrissen, wie die Gemüther, mit denen er es zu thun hat. Humor hat er wenig — weshalb wir auch nicht beistimmen können, wenn der Uebersetzer in seinem Vorworte ihn, wenn auch nur entfernt, mit Jean Paul vergleicht — aber desto mehr Ironie, und zwar eine unerbittliche, hoffnungsleere Ironie, die weder sich noch Andere aufkommen läßt, die ihre eignen Lieblinge zernichtet und sich nur mit der dumpfen, grübelhaften Einsamkeit verträgt. Alle seine Schöpfungen belegt er schon in ihrem Entstehen mit dem unwiderruflichen Fluche innerer Vernichtung, oder er ist noch grausamer, er läßt sie nach bestandener ungeheurer Marter leben, um sie, die er erst folterte, zu frivolisiren; ja er läßt sie wohl gar von erhabenem Schmerze zu lächerlich-gemeinem Glücke, zu blöder, stumpfer Ruhe übergehen. Der Schluß seiner gegenwärtigen Erzählung gibt ein Beispiel dieser Art:

„Er ist ruhig, gesetzt, froh ohne Lächeln, glücklich ohne Entzücken, mit rothen Wangen, weißer Hand, die Wade etwas vom Umfang entstellt, den Kopf halb geschoren, und auf dem runden Gesichte zeigt er eine einfältige Unschuld, die ihm herrlich steht.

„Er betet, singt, schläft, ergibt sich einem Wohlleben, das nicht von dieser Welt ist, und wenn er aus dem Wagen steigt, stützt er sich auf seine Lakaien mit der weichen Mattigkeit einer Frau nach dem Wochenbette.

„Er ist ein glücklicher Mensch, lebt in Frieden mit sich und Anderen, und ist genug Egoist, um auf dem Wege Almosen auszutheilen.

„Auch fühlt er keine Gewissensbisse mehr, als wenn er einmal die Vorschriften der Vigilien oder Quatember verabsäumt.

„Er ist Priester!“

Janin malt Alles grau in Grau; tantalisch weicht jedes Lebensglück noch vor der Berührung zurück; nirgends bleibt eine Aussicht, nirgends eine Hoffnung; überall starren uns nur Verzerrung oder Schreckniß entgegen. Er schreibt nur für kranke Seelen, aber somit ist gerade er der Dichter für unsere Zeit; denn die Gegenwart ist, wie wir selbst, krank, todtkrank, dazu wüst und gefühlsleer;

man muß sie, gleich einem abgestorbenen Gliede, mit Brennnesseln peitschen, um ihr Empfindung oder Interesse einzujagen. Janin muß Glück machen in unserer Zeit; er ist ein seltener, ein reicher Geist, kühn genug, seine eigenen wilden Seelenschmerzen kunstreich aufzustutzen, und Seelen, die ihn verstehen, mit seinem eigenen Herzblute zu berauschen. Er ist ein Dichter. — —

Der Uebersetzer ist mit Geist und Kenntniß zu Werke gegangen, und hat an der Sprachwiedergeburt eines so unbändigen Geistes, wie Janin, eine höchst schwierige Aufgabe glücklich gelöset. Der Styl ist fließend und edel, kurz die Bearbeitung ist in jeder Hinsicht verdienstlich. Eine gefällige Ausstattung und eine seltene Korrektheit empfehlen noch außerdem dieses interessante Werk.

H. Meynert.

Literarisch-artistische Estafette aus Berlin.

(Am 1sten Mai 1831.)

(Beschluß.)

II. Artistischer Bericht über a) Scharf's astronomischen Apparat, b) Mohn's Glasmalerei, c) Enslen's neueste Panoramen, d) Amuel's Attelier, 7) Audoyer's Schreibmethode, 8) Moser's Gedächtnißfeier Beethoven's und 9) Panny's, Belke's, Weidinger's und Spontini's Concert.

Da wir aber einmal Blicke außerhalb unseres Planeten gegen die Tendenz dieser Blätter gethan haben, so müssen wir auch noch des Kopernikanischen Weltsystems eingedenk sein, das ein Herr Mechanikus Scharf aus Thorn (dem Geburtsorte des Kopernikus) mittelst eines sehr gelungenen Mechanismus sinnigen Beschauern sehr verdeutlicht. Ein junger Geograph, Namens Lowenberg, Schüler des hiesigen berühmten Ritter's, der während seines Gymnasial-Besuchs zu Thorn im Wohnhause des Kopernikus mehrere Jahre zugebracht, hat über diesen astronomischen Apparat mit dessen darbietenden naturgemäßen Erscheinungen der Planeten, und in Bezug auf den noch zu erwartenden Kometen, sich in Gubitz's Gesellschafter neuerlich sehr interessant verbreitet, worauf wir unsere geneigte Leser verweisen.

Sind wir nun einmal in den artistischen Bericht eingegangen, so müssen wir noch bei einigen andern Objekten verweilen.

Im Lokale der Kuhr'schen Kunsthandlung war neulich von einem jungen geschickten Regierungs-Conducteur, Mohn, eine Suite von acht sehr verzierten, auf Glas gemalten und eingebrannten Wappen zur unentgeldlichen Schau des Publikums gestellt. Kunstkenner hatten Gelegenheit, sich über die Fortschritte in dieser Kunst zu freuen, da diese bei der Schwierigkeit ihrer Technik, Zerbrechlichkeit ihrer Produkte und Unsicherheit ihrer Resultate nur selten Cultoren findet. Sie waren zu einem fürstlichen Kaminschirme bestimmt, und standen den ähnlichen Leistungen anerkannt ausgezeichneter Künstler in diesem Fache nicht nach.

Auch der schon rühmlichst bekannte Architektur-Maler Herr Enslen ist mit der Vollendung zweier großen panoramischen Bilder beschäftigt, von denen eines die Ansicht des Innern des canal grande von Venedig, und das andere den Marktplatz von Bologna, vom Thurme des palazzo pubblico aus gesehen, darstellt, und die von Freunden der Kunst als höchst trefflich geschildert werden. In ersterem ist die große Genauigkeit des Details und besonders die schöne Behandlung des Wassers, in letzterem ist der Effekt des in hellem Sonnenlicht gehaltenen Bildes ein sehr seltener, und gewährt dabei noch ein gewisses Tages-Interesse, da es auch den Palast des Podesta zeigt, in welchem die Bologneser einst den König Enzio — der jetzt von Raupach öfterer als nöthig über die Bühne schreitet — gefangen hielten.

Im Attelier des hiesigen bekannten Hof-Mechanikus und Optikus Amuel hat jüngst eine neue Getreide-Waage, die nicht länger als 4 Zoll, und worauf man dennoch 128 Pfund wiegen kann, die Aufmerksamkeit von Sachkennern auf sich gezogen. Herr Amuel hat zeither nicht nur die Oekonomie durch mannigfache Erfindungen bereichert, sondern er steht auch mit seinen meteorologischen Instrumenten, sowohl hinsichtlich der Preise, als der Würde der Arbeit, gegen viele Andere seines Faches gar sehr im Vortheile, wie Ref. sich schon bei mehreren Gelegenheiten überzeugte.

Ein Herr Audoyer aus Paris, der sich Professor der Kaiserin von Brasilien nennt, macht hier gewaltigen Spektakel mit seiner Kunst, in wenigen Stunden vollkommen deutsch und französisch schreiben zu lernen. An allen besuchten öffentlichen Plätzen, Straßen und Schauspielhäusern sind große Tafeln mit Proben seiner Schüler — mit Facsimile's ausgehängt, die schon nach der achten bis zehnten Lektionsstunde geschrieben sein sollen. Sein Unterrichtskursus besteht aus 20 Stunden, wofür 20 Thlr. pränumerirt werden. Ref. hat noch nicht die Gelegenheit wahrnehmen können, sich von der neuen Methode selbst zu überzeugen; inzwischen sprechen die in dessen Händen sich befindenden Atteste vieler Vornehmen, die ihre Kinder ihm zum Unterricht anvertrauten, allerdings sehr vortheilhaft für ihn; wir wollen daher die Marktschreierei auf Kosten der aller seiner Landsleute gut schreiben, und die neue Methode den Fortsetzern von Beckman's Geschichte der Erfindungen zur Aufnahme empfehlen: denn gerade dieses Buch ist es, in welchem Ref. über die Schreibekunst und Schreibematerialien ein Weites und Breites fand, das die Grundlage aller später ihm vor Augen gekommenen, in dieses Fach einschlagenden Aufsätze ausmachte. Bei dieser Gelegenheit müssen wir die geneigten Leser und Leserinnen vor einem Irthume warnen. Es ist nämlich vor 1 oder 2 Jahren in Altenburg von einem Herrn Acker ein kompendiöses Werk unter dem Titel: „Die Geschichte der Schreibfedern" erschienen, die aber nichts weiter, als die Geschichte der Gelehrten enthält, welche viel und lang mit einer und derselben Feder geschrieben haben. Als noch das Königsberger Stadtgymnasium den Ref. auf seiner Secunda-Klasse mitzählte, und dieß wird wohl bald drei Triennien her sein, da hörte er von seinem Conrektor, einem sehr

gelehrten Antiquarius, daß die Schreibfedern schon im fünften und sechsten Jahrhunderte im Gebrauch gewesen sind.

Soll nun hier noch am Schlusse dieser artistischen Notizen die edle Musik nicht ganz übergangen werden, so können wir nur berichten, daß es zeither durch die Konzerte, die sich wahrhaft hinter einander drängten, so viel des Schönen und so viel der aufzumunternden Talente gab, daß wir hier viele Bogen damit füllen könnten. Da wir aber nicht mit dem andern Korrespondenten für diese Blätter in dieser Beziehung konkurriren wollen, und ohnehin uns die Zeit und die Kasse nicht erlaubte, allen Vergnügungen dieser Art beizuwohnen, so beschränken wir uns auf Folgendes: Am 18. v. M. brachte unser wackerer Musikdirektor Möser in dem von ihm veranstalteten Gedächtnißfeste des unsterblichen Beethoven, neben vielen andern trefflichen Compositionen dieses Meisters, auch dessen fast schon vergessenes großes Oratorium „Christus am Oelberge", in welchem heroische Gesangs-Composition, mit ausgezeichneter Instrumental-Introduktion in scharfem dramatischen Style vereint, auf's Ergreifendeste wirken. Wir drücken Herrn Musikdirektor Möser dankbar die Hand, daß er dieses Meisterwerk der Lethe entrissen hat.

Ein sonst als geschickter Violinist bekannter Herr J. Panny aus Wien hat hier zwei Konzerte veranstaltet, in welchen derselbe blos als Componist glänzen wollte. Es ist eine alte Wahrheit schon, daß Menschen gewöhnlich ihr Glück gerade durch solche Talente machen wollen, die sie nicht besitzen, und dieß ist auch bei Hrn. Panny der Fall. Wir mögen ihm den Besitz schöner Melodieen als auch wirksamer Instrumentation nicht absprechen, allein über die Art und Weise, wie er sie für den Gesang braucht, wie er den Geist des Dichters auffaßt und ihm musikalisch nachdenkt, wird Niemand von wahrhaft höherer Geistesbildung, als Hr. Panny, mit demselben übereinstimmen. Wir wollen aber auch Musiker uns suchen, die intellektuell so befähiget sind, wie einst Maria v. Weber es war, und wie unter den Lebenden Auber es sein muß.

Herr Kammermusikus Belke hat in dem von ihm veranstalteten und überaus zahlreich besuchten Konzerte eine exorbitante Fertigkeit und Kraft, verbunden mit einer merkwürdigen Sicherheit, auf der Baßposaune gezeigt. Man mußte erstaunen über die Fähigkeit des Herrn Belke, Doppeltöne, Triller, Sprünge, abgestoßene Läufer ꝛc. auf diesem Instrumente hervorzubringen, die man nie und nimmermehr von demselben zu erwarten berechtigt ist. Der geneigte Leser kann sich einen Begriff davon machen, wenn wir ihm hier erzählen, daß Hr. Belke die bekannten Rhodeschen Violin-Variationen auf's Treueste vorgeblasen hat!

Auch der ausgezeichnetste Violinist in unserer Hofkapelle, Herr Leopold Ganz, hat mit dem hinreißenden Vortrage seines Divertimento alle Hände zum anhaltendsten Applaus in Bewegung gesetzt.

Am 26. v. M. als am Bußtage fand das alljährlich vom General-Musikdirektor Ritter Spontini veranstaltete große Konzertspirituel statt, an welchem gewöhnlich sämtliche Mitglieder der königl. Kapelle und der Oper Theil nehmen. Das berühmte Oratorium „das Alexanderfest" wurde mit Enthusiasmus von der kleinen, aber gewählten Zuhörerschaft aufgenommen, und unter den Sologesängen trugen Hr. Bader und Fräulein von Schätzel, als Repräsentanten der Liebe und des Heldensinns, den meisten Applaus davon.

Der bekannte blinde Fagottist Herr Weidinger aus Petersburg hat in einem Konzerte, das wirklich zahlreicher besucht zu sein verdiente, sich den Beifall aller Kunstkenner in einem hohen Grade erworben; man will noch nie solchen Umfang und solche Höhe des Fagotts gehört haben. Er hat seine vorzügliche Fähigkeit sowohl im geläufigen als im gefühlvollen Vortrage besonders in einem von Kummer componirten Konzerte gezeigt.

Auch einer der würdigsten Schüler Möser's, der Kammermusikus Zimmermann, hat sich des Publikums ungetheilten Beifall in einem wirksamen Concertino für Violin von Kalliwoda erworben.

Wir schließen nun diesen Bericht, indem wir noch im Theaterblatte die gütige Aufmerksamkeit der geneigten Leser anzusprechen haben.

J. E.

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

(Fortsetzung.)

Statt aller widerlegenden Gründe braucht man bei dergleichen Behauptungen nur auf die allgemein von jeder Partei anerkannten künstlerischen Meisterwerke und auf die mißlungenen Versuche Derjenigen zu verweisen, welche sich mit der bloßen Natur, d. h. mit der gemeinen Wirklichkeit, brüsteten.

Nehmen wir zuerst ein Beispiel aus dem Gebiete der Dichtkunst.

Der Zeitungsschreiber, dessen Hauptverdienst in wahrhaften, den wirklichen Vorfällen auch in den kleinsten Zügen treu sich anschließenden Nachrichten besteht, wird doch wohl wegen eines genauen Schlachtberichts von keinem Urtheilsfähigen ein Künstler genannt; aber ein Kunstwerk ist, wenn der ehrwürdige Pyrker in seinem Heldengedichte Tunisias schöne Schlachtenschilderungen entwirft.*)

Wenn sich ein Held, der vielleicht seinem nahen Tode in der Schlacht entgegen geht, wenn sich ein Fürst, dem ewige Gefangenschaft droht, von seiner liebenden Gemahlin, seinen Freunden, seinem Volke losreißt: so wird, trotz des rührenden Stoffes, doch eine kurze, genaue Zeitungsnachricht von einer solchen Scene noch keinen Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks machen; Kunstprodukt wird es aber, wenn Homer in der Iliade Hektor's Abschied von

*) Ein Bruchstück aus der Tunisias findet sich in meiner deutschen Chrestomathie (Gießen, bei Heyer, 1828) im 2ten Theile.

seiner Andromache*) lesing!, oder wenn Fischel**) den Abschied des durch seinen mit Ludwig von Bayern um die deutsche Kaiserkrone begonnenen Kampf und durch die Festigkeit, mit welcher er seinem verpfändeten fürstlichen Worte treu blieb, so weit berühmt gewordenen Friedrich's von Oesterreich darstellt.

Wenn ein Schweizer, um in fremde Kriegsdienste zu gehen, seine Heimath verläßt und sagt: Vater und Mutter, lebt wohl! Gott erhalte euch! so ist das wirkliche Naturäußerung; aber Kunst ist es, wenn Salis in seiner „Elegie an mein Vaterland" solche Gefühle ausdrückt. Auch in andern Künsten findet dasselbe statt. Wenn ein Silhouetteur Jemanden abschattet und treffend darstellt, so thut er das Seine, arbeitet aber noch nicht als Künstler; wenn dagegen ein Raphael einen Christuskopf zeichnet, so ist das ein Kunstwerk; Jener macht blos Etwas nach, genau wie es in der Wirklichkeit ist, Dieser aber veredelt, um einen göttlichen Gegenstand würdig darzustellen, die von der Natur dargebotenen Formen, erhebt sich von einem sklavischen Nachahmer der Natur zu einem freischaffenden Künstler. Daher ist auch, nach dem wiederholten und richtigen Urtheile von Kennern, die gewöhnliche Portraitmalerei nichts weniger, als Kunst; große Künstler verstehen sich nur in seltenen Fällen dazu, etwa sich selbst, oder eine Geliebte, oder einen mächtigen Beschützer zu malen, und wenn sie sich dazu hergeben, so thun sie, was jener Künstler sagte, von dem man das ganz ähnliche Bildniß einer Dame verlangte: „Wenn ich sie malen soll, so muß ich ihr schmeicheln." Denn bloße Nachahmung ist ihnen beinahe unmöglich.

Viele haben ganz gegen diesen wesentlichen Grundsatz: „Kunst ist nicht bloße Natur", mit bloßer Natur sich gebrüstet, und sich dadurch als ganz ungemeine Künstler bewähren wollen. Das war in den Jahren 1804 ꝛc. der Fall mit dem Naturdichter Hiller aus Anhalt-Köthen, der sich in Berlin und Wien und anderwärts viel Beifall auf einige Monate erwarb. Ihm ist ein anderer Naturdichter aus Wien nachgefolgt, Joseph Schütz. S. Versuche des Joseph Schütz, eines Wiener Naturdichters; Wien 1807. 246 S. 8. Um ein Urtheil über ihre Leistungen zu begründen, wird eine kleine Probe aus den Schützischen Naturdichtungen***) hinreichen:

Nun liebe Musen, gratias!
Für euren alten Schimmel! —
Dem Graukopf fehlt, ich weiß nicht was,
Er stößt, als wie ein Lümmel.
Ich schlug den Weg zum Parnaß ein,
Allein das gute Eselein
Wollt' mich hinauf nicht bringen.

*) Vgl. den 4ten Band meiner Uebersetzung Homer's.

**) Vgl. den poetischen Abschnitt des 2ten Theils meiner oben erwähnten deutschen Chrestomathie.

***) Eine Probe Hiller'scher Poesie bleibt weg, weil Hiller und Schütz sich ziemlich gleich, und die Leser wahrscheinlich mit einer Probe zufrieden sind.

Solche Derbheit ward als ungeschminkte, ächte Natur gepriesen, und dieses unverdiente Lob war Ursache, daß die Naturdichter selbst der Natur untreu, eitel und stolz wurden.

Kehren wir nun zu der weiteren Erklärung des oben festgestellten Satzes: „Die Kunst ist nicht bloße Natur, gemeine Wirklichkeit; sie soll das Natürliche und Wirkliche verschönert, veredelt darstellen;" zurück, so liegt in demselben schon die Folgerung, welche hier an ihn angereiht wird: „Die Natur ist Stoff und Gegenstand der Kunst;" wirkliche Gegenstände können und sollen dem Künstler zum Muster und Studium dienen. So die griechischen Maler und Bildhauer. Sie, in deren heiterem Vaterlande die schönsten Menschen in großer Anzahl lebten, studirten an diesen schönen Originalen die Formen der schönsten menschlichen Gestalten; aber sie kopirten nicht sklavisch, sondern benutzten sie mit künstlerischer Freiheit. So bildete der noch immer hochgepriesene Phidias seinen olympischen Zeus und andere Kunstwerke, die ihm unsterblichen Ruhm verschafft haben.

Aber nicht blos die schönen Originale in der Natur sind Gegenstände der Kunst, nein, Alles in der Natur ist Kunststoff für den ächten Künstler; selbst dem Ungefälligsten weiß die Kunst eine reizende, dem Gemeinen eine edle, dem Trockensten eine lebendige Form zu verleihen und Alles zu verschönern.

Auch hier mögen Beispiele reden. Wer kennt nicht den Inhalt der Homerischen Ilias? Wer weiß nicht, daß sich die ganze Handlung in derselben um den zürnenden Agamemnon und Achill dreht? Was ist aber ungefälliger und gemeiner, als Zank und Streit? Homer weiß ihn dichterisch schön zu behandeln, und läßt uns durch seine Darstellung das widrige Gepräge dieser Leidenschaften vergessen. — So haben Hesiod und Virgil in ihren den Landbau berührenden Dichtungen die Arbeiten des Ackermanns, die man doch gewöhnlich zu den gemeinsten rechnet; so hat Goethe in seinem Hermann und Dorothea den alltäglichen Zustand des bürgerlichen Lebens dichterisch schön dargestellt.

So wäre denn das Ergebniß unsrer bisherigen Betrachtungen folgendes:

„Die Kunst ist zwar nicht bloße Natur; aber die Natur ist doch der Stoff der Kunst, muß aber von dieser nicht sklavisch kopirt, sondern idealisirt, d. h. in verklärter Schönheit dargestellt werden." Sprechend ist dieß ausgedrückt durch das Bild des Pegasus (Hippogryph, Musenpferd). Der Pegasus der Musen, göttlichen Ursprungs, schreitet oder tritt nicht, wie ein gemeines Pferd, über den Erdboden hin: er hat Schwingen, mit welchen er sich wunderbar über die Erde in höhere Räume erhebt. Auf seinen Hufschlag begann der berühmte Quell Hippokrene auf dem Berge Helikon, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Musen, zu sprudeln von Wasser, welches Jeden, der es genoß, zum Dichter machte.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 132. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 4. Juni. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Carl ist zugleich weniger und zugleich mehr, als bloßer Komiker, er ist Buffo, nicht selten offenbarer Hanswurst, und der hauptsächlichste Theil seiner vis comica liegt in seinen wahrhaft vertrackten Geberden und Sprüngen, in seinem rein karikirten und doch völlig ungezwungenen Gange und Wesen, an welchem Alles forcirt, Alles übertrieben und doch nichts gezwungen erscheint. Jede seiner Handbewegungen ist voll komischen Pathos, jedes Neigen des Hauptes schwülstig und bettelhaft, hochmüthig, kurz er ist eine personifizirte Parodie der tragischen Manier, und wer in ihm nicht mehr als einen bloßen Harlekin suchen wollte, würde ihm hartes Unrecht thun. Carl ist plastischer Satyriker, und statt in leicht verhallenden Worten, persiflirt er praktisch die Uebertreibungen, Unarten und Angewohnheiten des tragischen Komödiantenwesens, der höhern Coulissenreißerei, und vermag durch diesen seinen lachlustigen, aber bittern, augenscheinlichen Spott vielleicht manches sich schon verirrende Talent von zu argen Fehlgriffen zurückzuschrecken; denn, wie auch Lavater sagt, die Karikatur ist ein Vergrößerungsglas für blöde Augen. Carl's Othellerl, Staberl und einige andere seiner Figuren sind in der theatralischen Welt zur Berühmtheit gelangt. —

Besondere Erwähnung als wahrer und eigentlicher Lokalkomiker verdient Scholz. Sein tiefersaßter Nationalcharakter, dieser unübertrefflich bezeichnende Volksdialekt mit allen seinen natürlichen Feinheiten und Idiomen, diese behagliche Breite, dieser phlegmatische Humor, kurz Scholz's ganzes Spiel ist so unverkennbar aus der österreichischen Natur herausgegriffen, daß derselbe wohl der nationalste Komiker zu nennen sein dürfte, den es überhaupt jetzt geben mag. Kein anderer Komiker läßt sich so viel Zeit, als er; Sprache und Geberde tragen bei ihm ganz das Gepräge der faulen Bequemlichkeit, und während bei Andern seines Faches der Scherz dahergebraus't und gesprudelt kommt und, aufleuchtend wie ein Blitz, just in der schnellen Zurückkehr zum Zustande der Ruhe seinen eigentlichen Effekt sucht, kommt Scholz's Humor bedächtig mit der Schneckenpost dahergefahren; selbst in seiner vollsten Entladung muß er sich zuweilen auf sich selbst besinnen; er kommt und geht so willenlos, daß er an keine Zeitbestimmung gebunden ist, und dennoch verfehlt er nie seine Wirkung. Bei ihm ist nirgends ein Haschen oder Vordrängen nach Effekte, sein Scherz spinnt sich, unangefeuert durch Beifall und ungeschreckt durch Kälte, in so fauler Gleichmäßigkeit fort, daß schon diese stoisch-komische Ruhe lustig wird. Aber nicht der burleske Kontrast des scheinbaren Widerwillens gegen das Lustigsein ist es allein, was Scholz zum Komiker von Beruf macht: es ist seine ungeschwärzte Natur, seine fingirte Gedankenlosigkeit, welche die närrischesten Sachen von der Welt hinspricht und gleichsam zu zerstreut ist, um zu wissen, daß sie die Leute damit zu lachen macht. Dieses Phlegma bleibt selbst seinen Trunkenbolden eigen, die er höchst treu und ergötzlich zu kopiren weiß. Hier ist von keinem Toben, von keinem Wüsten und Schreien die Rede, Scholz ist als Trunkenbold eben so faul und bedächtig, wie als Nüchterner, nur seine innern Lebensgeister erscheinen in einem temperirten Zustande der Anspannung, und klopfen um weniges stärker an die körperliche Schranke, welche sich mit gewohnter Widerspenstigkeit vor ihnen spreizt, und just dieses innere, lebendigere Drängen bei hartnäckiger äußerer Kälte und Bedachtsamkeit bildet den lustigsten Kontrast von der Welt. Ich sah Scholz unter Andern in dem Lustspiele »Kunst und Natur« als betrunkenen Bedienten; das allmälige Steigen und Umsichgreifen des Rausches in dieser hölzernen Bedientennatur war meisterhaft nüancirt, und als die Macht des Weines endlich so weit gediehen war, daß er beim Einschlagen in die dargebotene Rechte seines Zechbruders fehltraf und dadurch aus dem Gleichgewichte kam, als ihm sichtlich die Gedanken wirbelten, war er dennoch

nach außen ruhig; und — abgesehen, daß er auf keinem Beine stehen konnte — ließ er selbst in der höchsten Betrunkenheit das Bestreben sichtbar werden, seinen Zustand zu bemänteln, was natürlich Veranlassung zu noch lustigern Situationen gab. Auch sein gemüthlicher Geisterkönig ist sehr launig und eigenthümlich gehalten.

So wären denn die beliebtesten drei Komiker des Theaters an der Wien: Ferdinand Raimund (welcher sich zu meiner Zeit nur als Gast an diesem Theater befand), Carl und Scholz, in der verschiedenartigen Richtung ihres Spieles einigermaßen charakterisirt; einem längern Umgange mit dieser Bühne muß es vorbehalten sein, diese schwierige Parallele zu vervollkommnen und weiter auszudehnen.

An die ohngefähre Stelle der bekannten Olle. Krones, welche ohnlängst das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, ist — jedoch mit zweckdienlicher, bedeutender Milderung — Mad. Kneisel getreten, die im Fache der weiblichen Possen- und Vaudeville-, auch launigen Dialektrollen viel Verdienstliches hat, recht artig singt und mit vieler Laune und Lebendigkeit spielt. Ihre Desdemonerl, Zelmirel (im »verwunschenen Prinzen«) ꝛc. ꝛc. sind heiterfreundliche, das Zartgefühl keineswegs beleidigende Figuren; Naivität und Natürlichkeit, die selbst über manchen Anstoß unbefangen hinwegzugehen wissen, unterstützen sie in ihren Leistungen.

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht aus Paris.

Théatre des Variétés.

Fifi-Lecocq, Vaudeville in einem Akt. Fifi-Lecocq ist ein Spitzbube, der sich zuerst zu einem alten Chouan verfügt, ihn warnt, daß ihm eine Hausunterfuchung drohe, sich pfiffig nach dem Silberzeug umsieht, dann als Polizeikommissär zurückkommt, und im Namen der Freiheit eine strenge Untersuchung der Papiere des Verdächtigen vornimmt. Bankbillete, Juwelen, Geldsäcke werden mitleidslos konfiszirt, eine galante Korrespondenz der Dame des Hauses rücksichtslos bekannt gemacht, und mit einer väterlichen Ermahnung, sich zu bessern, scheidet der Pfiffikus. Kurze Zeit darauf erscheint der wahre Polizeikommissär, und wird als Spitzbube beim Kragen genommen. Dieß ist die Fabel des Stückes. Dann kommt noch ein Arzt darin vor, der mit der Dame des Hauses und ihrem Kammermädchen eine Liebesintrigue unterhält. Die grassen Zweideutigkeiten und etwas seltsame Situationen wurden durch Spiel und Mienen der Damen Elisa Jacobs und Jolivet nichts weniger als gemildert. Das Stück wurde Donnerstags (14. April) ausgepfiffen, Tags darauf applaudirt, und so wird es den Habitués dieses Theaters wohl einige dreißig Male noch vorgespielt werden.

Théatre du Vaudeville.

Le Début de Talma, Vaudeville in einem Akt, von den Herren Brunswick, Barthélemy und Lheric. Talma ist noch ganz jung, glüht aber von heiligem Feuer für die Kunst. Die Perücken und der Steifrock der Kleopatra empören seinen richtigen Geschmack aufs Aeußerste. Er verlangt eine Rolle, aber man schlägt sie ihm ab. Zwei Jahre schmachtet er als Supernumerär, und muß bei einem geringen Gehalte für sein Kostüm selbst sorgen. Er verzehrt sich vor Aerger, und ist mit bitterem Haß gegen diese Routiniers der altfranzösischen Schule erfüllt, die ihn als einen Neuerer von sich stoßen. Endlich soll eines Tags »der Tod Cäsar's« aufgeführt werden, und da der Schauspieler, der den Proclus geben soll, nicht auftreten kann, so überträgt Dugazon Talma'n die Rolle desselben. Mit nackten Armen, die Haare à la Titus, in ächtrömischem Kostüm, die Füße nach antiker Art bekleidet, stürzt Talma auf die Bühne. Das Staunen des Publikums, als es einen solchen Proclus neben seinem gewohnten schnarrenden Brutus sah, der eine Perücke und darüber einen Faltenhut mit wallenden Federn, eine elegante armenische, durch einen blauen Gürtel zusammen gehaltene Tunika und gelbe Schnabelstiefel trug, läßt sich denken. Die eingerosteten Bewunderer der alten Schule sind gegen Talma entrüstet, der da aussah, wie eine antike Statue; aber die Mehrzahl begreift die Neuerung: Talma wird applaudirt, und sein Kollege ausgepfiffen. Dieß ist der Inhalt des Vaudevilles.

Théatre Royal de l'Odéon.

Médicis et Machiavel, Tragödie in drei Akten von Pélissier. — Der Verfasser gehört nicht den Romantikern, sondern den sogenannten Klassikern an. Machiavel erscheint als hinterlistiger Verschwörer, wie Manlius, Brutus, Gracchus, Pinto ꝛc. Herr Pelissier scheint sich nicht die Mühe genommen zu haben, das Italien des funfzehnten Jahrhunderts zu studiren, zersplittert in eine Menge kleiner Republiken, und in den blutigen Paroxismen jener Zeiten Männer hervorbringend, wie Dante und Machiavel es waren, die nur in Mitte jener beständigen Kämpfe, wie es die zwischen den Guelfen und Ghibellinen waren, sich erheben konnten. Von dem Allen hat Herr Pelissier nichts gegeben. Er hat aus Machiavel einen zwerghaften Verschwörer gemacht, der Tiraden gegen den Despotismus nach Art des Constitutionel schleudert. Das ist natürlich nicht jener Machiavel, der sich mit Ehren aus elf schwierigen Gesandtschaften zog; der mit so viel Scharfsinn die Springfedern der Regierungen seiner Zeit kannte; der, betreffen vom Schauspiele der Anarchie jener Epoche, die starke Herrschaft eines Einzigen dachte, um die hunderthäuptige Hydra des Feudalismus zu zertreten, und ein Werk von so staunenswerther Tiefe schrieb, daß Jahrhunderte später die größten Männer ihrer Zeit, Friedrich II. und Napoleon, es ihrer Kritik werth achteten.

In Franconi's Cirkus machten die »Löwen von Mysore« großes Aufsehen. Martin's gezähmte Löwen spielen

darin, in Gegenwart ihres Herrn und Meisters, der sie abgerichtet hat, eben so gut ihre Rolle, als alle andern Schauspieler. Der Triumpheinzug des Herrn Martin mit seinen Löwen in Mysore wird stets mit Enthusiasmus beklatscht.

Theaterberichte.

Aus Dessau, Ende Febr. 1831.

Seit einigen Wochen befindet sich die Schauspielergesellschaft des Herrn Bethmann, von Erfurt angekommen, wieder hier, dieselbe, welche auch im vergangenen Winter hier spielte. Noch läßt sich nicht viel darüber sagen, wenn man nicht voreilig sein will; denn es wurden erst einige Stücke aufgeführt. Der Anfang wurde gemacht mit der Schachmaschine; Aufführung gut. Dann die weiße Dame; Aufführung ganz vorzüglich. Fräulein von Weber vom Würzburger Theater die Jenny als Antrittsrolle war recht brav. Johanna von Montfaucon wurde im Ganzen ausgezeichnet gegeben. Herr Unzelmann vom Theater zu Weimar, neu engagirtes Mitglied, den Estavagel, und Madame Hartmann, Johanna, waren unübertrefflich und wurden gerufen. Herr Unzelmann ist ein tüchtiger Schauspieler, und mag Herr Bethmann zusehen, daß er ihm getreu bleibt. Madame Hartmann spielt ausgezeichnet, und hat, wie im vorigen, so auch in diesem Jahre die Dessauer schon ganz bezaubert. Auf dem Theater ist sie eine schöne Frau, und würde auf größeren Bühnen mit Ruhm auftreten können. In Stille Wasser sind tief gab Herr Ahmer, vom Würzburger Theater, den Baron Wiburg als Antrittsrolle sehr brav; auch war Mad. Hartmann vorzüglich.

Ueberhaupt hat uns Herr Bethmann zu schönen Hoffnungen Raum gegeben. Wir sollen die Braut, das Pfeffer-Röschen, den Oberon, den Templer und die Jüdin, den Teil, die Vestalin, auch die Stumme wieder u. m. a. ausgezeichnete neuere Opern sehen und hören. Möge er Wort halten, damit er in Ansehen bleibe. —

Um aber Sie mit dem Personale etwar mehr bekannt zu machen, nenne ich Ihnen, außer den Angeführten, als gut: die Herren Limbach, Friese, Richter, Hoppe, Michaleſi, Freimüller; Madame Michaleſi, Mad. Freimüller; Fräul. von Heßling ist kaum funfzehn Jahre, berechtigt aber zu angenehmen Hoffnungen; Minna Baste ebenfalls. Herr Eike, der zuerst im Freischütz als Max auftrat, hat einen schönen Tenor, muß sich jedoch eines bessern und lebendigern Spiels befleißigen. Wie es heißt, wird Herr Devrient aus Berlin, der auf dem Dessauer Theater seine erste Ausbildung genossen hat, hier Gastrollen geben. Das wäre nun freilich herrlich und Herrn Bethmann, der sich so viele Mühe gibt, uns angenehm zu unterhalten, zu wünschen. Ich freue mich sehr darauf.

Hannover.

Mein Tagebuch der Bühnenereignisse mahnt mich, da es wiederum ziemlich herangewachsen ist, an meine Pflicht. Ich erfülle diese um so bereitwilliger, als es heute auch schon der Mühe werth ist, zu berichten.

Drum rasch ans Werk und ohne Zaudern;
Nach langem Schweigen schmeckt das Plaudern.

»Leonore«, diese gelähmte Bearbeitung der Bürgerschen Meisterballade von Holtei, hat nach langer Zwischenpause sich wiederum blicken lassen, und es blieb beim Alten, d. h., man hat das wackere Spiel der Fr. v. Holbein als »Leonore« und die Leistung des Hrn. Keller (Wallheim) freundlich anerkannt, dem Ganzen aber keinen Beifall bezeigt.

Hoch lebet Bürger fort in der Ballade!
Um Holtei's Müh' und Arbeit ist es schade.

In der zweiten Darstellung der Oper unseres Kapellmeisters Marschner: der Templer und die Jüdin, entwickelte sich diese schöne Tondichtung dem bei der ersten Darstellung zu beschäftigten Ohre schon weit klarer.

Indeß wollen wir selbst jetzt noch unser Urtheil darüber zurückhalten, und erst eine dritte Aufführung ruhig abwarten, so gern wir schon jetzt unserm Herzen Luft machen möchten.

Bei dem neuen Kunstprodukt
Drei Mal erst hübsch zugeguckt,
Dann erst kommt das Kunstgeschwätz;
So ist's in Berlin Gesetz.

Ein ganz vernünftiges Gesetz, dem wir uns unbedingt unterwerfen. Also, auf baldiges Wiedersehen! —

Das soi-disant Lustspiel »Röschens Aussteuer«, was füglich Posse genannt werden kann, zeigt uns Fr. v. Holbein als Röschen von der lieblichsten Seite auch im naiven Fache, und gibt dem Hrn. Weidner als »Michel Stauff« Stoff zu seiner ergötzlichen Komik.

Dlle. Grünbaum, Tochter der so rühmlichst bekannten Sängerin Mad. Grünbaum, eröffnete den Cyklus ihrer Gastdarstellungen mit der Partie der Anna in »die weiße Frau«.

Man weiß, ein hübsches Aeuß're auf der Bühne
Spielt heut' zu Tag' die erste Violine.

Dieses Requisit fehlt unserer jugendlichen Sängerin nicht: eine schlanke, frische Gestalt. Doch frischer noch und kräftiger ist der liebliche Gesang, zumal in den Mitteltönen. Die Höhe ist noch nicht klar und stark genug, ja, sogar nicht die reinste. Tragender Gesang scheint ihrem Organe mehr, als verzierter Gesang, eigen zu sein. Ihr Spiel sieht sich ganz charmant mit an, ob es aber mitgefühlt wird, ist mir noch nicht klar. Mich will's bedünken, als ob die Seele dem Studium unterliege. Verlangen wir aber auch von einer 17jährigen Kunstbeflissenen nicht Alles das schon, was wir selbst bei den routinirtsten Sängerinen leider täglich vermissen. Die große Arie, die sie Anfangs des 3ten Akts, aus l'ultimo giorno di Pompei, von Pacini einlegte, errang ihr stürmischen Applaus. Hr. Rauscher ist ein gar lieber »George«, und Hr. Sedlmayr singt den

Gaveston mit schöner Stimme, geberdet sich aber in der Versteigerungsscene zu scharf, wodurch manches Schöne seines Gesanges verloren gehet.

Dlle. Dröge (Jenny) tritt noch immer zu schüchtern einher, und den Dialog spricht sie nicht edel genug; daß uns ihre klangreiche Stimme sehr gefällt, haben wir ihr oft schon laut zu erkennen gegeben. Nur fleißig noch die Scala gesungen, damit die höheren Töne mehr Aplomb gewinnen.

Im Liede das Schöne
Ist Reinheit der Töne.

Eine Fastnachtsposse von Gerle: »der Löwe schlummert« hat uns den Fastnachtssonntag total verdorben. Wie ein Mann, der uns doch schon mit recht hübschen Novellen erfreut hat, so etwas Flaches und Gehaltloses auf die Bühne bringen kann?! Keine Charaktere, keine Witze, kurz kein Sinn und Menschenverstand. Die sentimentale Amazone »Melva« spricht in Citaten (eine abgedroschene und mehr als zu viel verbrauchte Idee). Doch müssen wir der braven Darstellerin (Mad. Huber) en passant unser Kompliment machen; sie half dem Dichter aus besten Kräften. Nun der großpreißliche Titel, der schon von vorn herein ein Unsinn ist, weil der Ritter »Pfifferinsky« (eine Don-Quixot'sche Mißgeburt) von sich selbst zuweilen sagt: »der Löwe schlummert«, heißt nun das Stück: »der Löwe schlummert«. Sein Diener sagt einige Male: »Gott verzeih' mir meine Sünde!« warum hat der Dichter nicht diese Redensart zum Titel gewählt? Dieser Titel wäre gewiß sehr passend!

Ueber solch ein Pasquill auf die dramatische Schriftstellerei zu schweigen, ist das großmüthigste Benehmen eines Referenten; doch unser Publikum, gewiß eines der langmüthigsten, benahm sich nicht so großmüthig.

Kaum war durch den Vorhang die Bühne gesperrt,
Da gab es ein gellendes Pfeifen-Concert.

Lassen wir den Löwen schlummern und auch das, um ihn zu streicheln, hinterher gegebene Tanz-Divertissement. So großartig war dasselbe eben nicht, als daß man, nachdem wir es kaum 14 Tage vorher gesehen hatten, es schon so schnell wieder vorführen durfte. Wenden wir uns lieber zu der Oper »die Schweizerfamilie«, worin Dlle. Grünbaum als Emmeline zum zweiten Male gastirte. Mit dieser Partie macht die kleine Holde wahrhaftes Glück. Sie sang auch ihre Arie: »Wer hörte mich jemals wohl klagen« mit besonders schönem Vortrage, und mußte sich's schon gefallen lassen, auf stürmisches Begehren diese zu wiederholen. Die Paradescene, wenn des Geliebten Schalmei in der Ferne sich hören läßt, wo die Sängerin nothgedrungen zugleich Komödie spielen muß, spielte sie auch ganz allerliebst, und dennoch kehren wir auf unsere schon ausgesprochene Vermuthung zurück:

Das ist nicht Alles Phantasie,
Gar Manches scheint sogar Kopie.

In dem schönen Duett: »Setz' dich liebe Emilie« war auch nicht Alles rein. Nichtsdestoweniger war das Ganze nett und der Gast eine freundliche Erscheinung. Herr Sedlmayr gefiel uns sehr als Richard Voll. In solchen ernsten Partieen tritt seine sonore Stimme glänzend hervor. Auch Hr. Rauscher als Jakob Friburg nahm unsern Beifall in Anspruch. Dlle. Grünbaum wurde hervorgerufen. —

Das kleine Lustspiel »der Stumme« von Kotzebue war von der Bühne herab uns etwas ganz Neues, und unterhielt ein halbes Stündchen recht angenehm. Die vorangegangene französische Frivolität »der junge Ehemann« mag den Franzosen Bilder aus ihrem Alltagsleben vorführen, für uns sind diese Gemälde zu grell. Mad. Senk als Fr. v. Beaufort drang trefflich in diese Flatterhaftigkeit ein.

»Don Juan« zum Benefice der Dlle. Grünbaum gegeben, setzte aus dreifachem Grunde viele Theaterfreunde in Bewegung. Erstlich weil es die Oper Don Juan war, zweitens weil man dem Gaste wohl wollte, und drittens weil die berühmte Mutter der Beneficiantin zum ersten Male sich hier vernehmen ließ; daher auch der pekuniäre Erfolg sehr brillant war. Dlle. Grünbaum sang und spielte die Zerline mit eben der Gewandtheit, wie ihre früheren Partieen; diese ist jedoch für eine Gastdarstellung eben nicht die brillanteste. Im Costüme war die spanische Bäurin zu französisch, zu elegant und zu modern. Mad. Grünbaum (Donna Anna) bewährte ihren Ruf als Sängerin auf das Großartigste. Hat auch die Stimme nicht mehr jene Frische und Kraft, mit der sie in früheren Jahren Alles entzückte, so ist doch der deklamatorische Vortrag, besonders in dem Recitative, noch immer ein Mustergesang für jede Sängerin.

Und wie im Gesange trefflich und groß,
So war auch die Plastik wahrhaft grandios.

Herr Gay, ein gar preißlicher Don Juan, und als solcher schon rühmlichst bekannt, mußte wiederum sein Champagner-Lied repetiren, trotz dem daß er sich sehr lange dazu nöthigen ließ; das Publikum ließ nicht eher nach, bis er nachgab. Dlle. Dröge hatte die Partie der Donna Elvira schnell übernommen, was nicht verhinderte, daß sie dieselbe recht wacker sang. Herr Rauscher (Don Octavio) charmant, und Herr Sedlmayr gehört zu den besseren Leporello's. —

Mit dem Kernlustspiele: »der Ring« von Schröder, dem Herr Fehringer (Graf Klingsberger) und Frau von Holbein (Baronin Schönhelm) vielen Lüster geben, beschließe ich meinen Bericht für heute:

„Zwar hab' ich Manches noch zu sagen;
Das hol' ich nach in ein'gen Tagen.“ —

Georg Harrys.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 133. (II. Jahrg.) Montag, den 6. Juni. 1831.

Lieder
des deutschen Improvisators
Langenschwarz.

I.

Blümleins Tod.

Ein Blümlein stand am Wiesenrand, —
Dran ritt ein Reiter vorbei,
Der brach die Blüthe mit kühner Hand,
Und schwor dem Blümlein Treu!
Das Blümlein schwieg
Zum kühnen Sieg,
Und blühte ihm auf's Neu.

Doch kaum entschwand ein kurzes Jahr,
Da brach der Ritter den Schwur —
Und als das Liebchen ihn suchte, — war
Verschwunden seine Spur.
Die Blüthe verdarb
Das Blümlein starb —
Und öde stand die Flur!

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

II.

Den 12ten Januar.

Eine wunderbare stille Heiterkeit hat sich meiner ganzen Seele bemächtigt, gleich den heitern Wintermorgen, die ich hier anbrechen sehe. Der scharfe Frost dauert fort, und die herrlichste Frühsonne strahlt in den Vormittagsstunden durch die gegen Südost gerichteten Fenster meines kleinen, mit gleich dunklen Tapeten wie die des Dir beschriebenen Wohnzimmers geschmückten Cabinetchens. Dabei trägt hier Alles noch Spuren altfürstlichen Glanzes. Der Spiegel meines Gemaches ist in die Wand eingelassen, reicht bis zur Erde, und ist mit der reichsten Vergoldung umgeben; die Vorhänge meines Bettes sind von grünem Damast mit goldenen Borten. Du kannst Dir nicht vorstellen, Eduard! wie wie sehr ich mir gefalle. Und nun die prächtige Natur, die mich umgibt! Der ganze unermeßliche Wald eine glückliche Mischung von Laub- und Nadelholz: zwischen den schlanken, himmelhohen Föhren, gegen deren unverwüstliches Grün die Schneedecke wunderbar absticht, stecken überall so alte knorrige Kerle von Eichen, die wer weiß wie viele Jahrhunderte auf dem Rücken haben, und die ich umarmen mögte in meiner Lust, in dem Gefühle, einmal glücklich zu sein. Sieh, mir ist's selten so wohl geworden, und ich mögte Euren Proceß segnen. Die Aufmerksamkeit der alten Försterleute für mich verleugnet sich auch keinen Augenblick. Ich hatte gegen den Jägerburschen, der mich bedient, nur fallen lassen, daß mir das Frühstück in Gesellschaft, wie sie's hier lieben, nicht zusage, als mir gleich am andern Morgen mein Kaffee auf das Zimmer gebracht wurde, und zwar mit Rahm dazu, wie ihn nur die hiesigen Kühe und die hiesigen Wiesen in der Ueppigkeit ihres Heuertrags liefern können. Ein solcher Kaffee, ein solcher Ofen, in dem man die mächtigen Scheite knistern hört, indeß der scharfe Morgenwind eisig gegen die Fenster stößt, und eine solche Aussicht in den tiefen, tiefen Wald hinein, den man nicht absieht, und darum noch viel tiefer wähnt, als er wirklich sein mag, sind endlich, in dieser Vereinigung, die Mittel geworden, um mich dem Stillleben wieder zuzuführen, dem mich Euer elendes Mittelding zwischen

Haupt- und Provinzialstadt, und das juristische Treiben Eures Landgerichtes eben auf ewig entfremden wollten.

Schicke mir darum auch die Acten nicht, von denen Du mir schreibst. Ich bitte Dich vielmehr, Lieber! um Gottes Willen mir das verdammte Papier, ja selbst meine Bücher, vom Halse zu lassen. Mein Virgil, den ich in der Tauchnitz'schen Taschenausgabe mit in den Koffer gesteckt hatte, ist mir für den Augenblick genug, und ich lese die Georgica mit einer ganz andern Andacht, seitdem ich die Sorgfalt sehe, mit welcher hier das schönste Rindvieh gepflegt wird. Eigentlich, was geht über das Landleben, wenn es mit derjenigen Abwechselung verknüpft ist, die dieses Waldschloß darbietet? Der alte Landjäger und seine wackre Gattin haben keinen müssigen Augenblick, und an Besuch der benachbarten Landprediger, Amtleute u. s. w. fehlt es auch nicht. Die Hospitalität hat in diesen einsamen Wäldern einen ganz andern Charakter, als in Eurer verwünschten soi-disant Hauptstadt, wo man als Gast nicht warm nicht kalt wird, indeß man hier des herzlichsten Empfanges gewiß sein kann. Du trittst in das Haus, in dasZimmer, ohne viele Ceremonie; der alte ehrliche Forstmann heißt Dich da gleich willkommen, und nun nimmst Du etwa mit dem vorlieb, was der Keller eben gibt. Was kann man Besseres haben?

Wunder nimmt es mich, daß die Tochter noch nicht zurück ist. Gleicht sie der Mutter, so muß sie ein wackres, tüchtiges und hübsches Mädchen sein. Ich höre, daß sie im Städtchen von einer Freundin zurückgehalten wird. Vielleicht kann ich Dir in meinem nächsten Briefe über sie schreiben. Lebe wohl für heute.

III.

Den 2ten Februar.

Das trockene Geschäft der Inventur, welches ich zuerst gern ganz von der Seele los sein wollte, hat mich bis heute abgehalten, Dir zu schreiben. Gib das beikommende Fascikel Akten der Tante: sie findet alle mögliche Auskunft darin: im Briefe an Dich mag ich die Sache nicht erst noch einmal wiederkäuen.

Unterdeß hat die Natur hier um mich her angefangen, ein etwas verändertes Ansehen zu gewinnen. Die immer kräftiger herauf steigende Sonne leckt den Schnee von der Südseite des Schloßhügels sichtbarlich weg, und einzelne grüne Kuppen treten wie Inseln hervor aus dem großen Schneemeere. Mit welcher Liebe habe ich das sparsam junge Grün begrüßt! Ich war hinaus gegangen bei der ersten Bemerkung, und fand am Fuße des Hügels, in einer Art von Einschnitt, wohin die Sonne mit ganzer Macht wirken kann, bald ein äußerst freundliches Plätzchen. Es quillt da aus dem lebendigen Felsen ein krystallhelles Wasser hervor, welches im härtesten Winter nicht zufriert, und wo sich die Nachbarsleute ihren Bedarf holen. Allmählig kamen dann auch mehrere Bauerfrauen mit ihren Eimern, die hier fast alle mit blankem Messing beschlagen sind, herbei, und die Treuherzigkeit, mit welcher mich die Leute begrüßten, that mir in der Seele wohl. Guter Gott! wie wenig gehört zum Leben, sobald man nur die Lebensarbeit einfach und genügsam auffaßt, wie diese wackern Menschen, die, wenn es wieder grün wird, an weiter nichts denken, als daß neuerdings der Lenz naht! Und, o Gott! warum hast du in meiner Brust eine Unruhe gepflanzt, die mit ihren Bedürfnissen und Fragen weiter strebt, und sich in dieser glücklichen häuslichen Dumpfheit noch nicht ganz befangen lassen will? Werde ich das hier lernen, Eduard?

(Fortsetzung folgt.)

Anatomisches Wunder.

Vergebens bat einst ein junger armer Studiosus medicinae den jüdischen Doctor Sam. Herz in Berlin um seinen Beistand. — Als er indeß nach vollendeten Studien sich dennoch bewogen fand, dem Dr. Herz seine Abschiedsvisite zu machen und dieser Arzt ihn Einiges über seine anatomische Studien gefragt hatte, entgegnete schlau der junge Aefkulap, daß er neulich bei der Section einer Leiche, zu seinem größten Erstaunen, das Herz in dem Cadaver vermißt habe. Lachend widersprach der Dr. Herz die Möglichkeit eines solchen Falles: „Ei, warum?" fragte der Schäcker ganz unbefangen: „das mag Sie durchaus nicht befremden, mein Herr Doktor; kenne ich doch hier im Orte sogar zwei lebende Personen, die nothwendig ohne Herz leben müssen." „„Sie extravagiren!"" rief der Doktor aus. „Nicht doch!" sprach der Candidat, „diese beiden Menschen sind Sie und ich. Daß Sie ohne Herz sein müssen, bewies mir Ihre harte Aufnahme, als ich Sie einst um Unterstützung gebeten hatte; und daß ich ohne Herz gelebt habe und noch zu leben im Stande sei, beweis' ich Ihnen, mein Herr Doktor Herz, indem ich, obgleich verlassen von Ihnen, unterstützt von edeln Gönnern meine Studien hier glücklich vollendet habe. —

Georg Harrys.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.*)

Die Bettler in Wien.

Wenn man die Glacis nach der Wieden hinschlendert, namentlich Abends, findet man Blinde, Lahme und Krüppel förmlich symmetrisch am Wege hingepflanzt und beide Seiten bilden eine beinahe kunstgerechte Einfassung von allerhand verzerrten Naturspielen und forcirten Fratzen. Und unter diesen Leuten ist ein so plastisches Bestreben, sich in krankhafter Entstellung ihrer Körperformen gegenseitig zu überbieten, eine so eigenthümliche Eitelkeit, durch coquettirte Häßlichkeit den mitleidigen Abscheu der Vorübergehenden zu erregen, bemerkbar, daß man kaum weiß, ob man sich daran ergötzen, oder ob sich Einem die Haare davor sträuben sollen. Diese Bettler suchen förmlich einen Hochmuth darin, die verwahrlosesten ihrer Glieder auf eine Weise hervorzudrängen, daß die Scheußlichkeit derselben gewissermaßen vor der Welt paradirt; Jeder ist ängstlich bemüht, alle unnatürlichen Gebrechen seines Körpers mit geiziger Sorgfalt herauszukramen, und vor der Welt recht absichtlich zur Schau zu tragen, während er alle gesunde und kräftige Stellen seines Leibes mit gleicher Sorgfalt zu verdecken, oder, erforderlichen Falls, künstlich zu entstellen und zu verkränkeln sucht. Es ist der eigentliche Point d' honneur der zahlreichen Wiener Bettelleute, an ihrem Körper auch nicht eine naturgerechte und unerkrankte Stelle zu wissen, sie verstehen diese Schrecknisse mit unsäglicher Vorliebe zu cultiviren, und an dem Bemühen des Bettlers liegt es nicht, wenn ihm, zu seiner Betrübniß, irgend ein krankes Glied wieder heilt. Ich glaube, man könnte sich einen solchen Kerl zum Todfeinde machen, wenn man sich seiner Genesung freuen wollte, denn seine Gebrechlichkeit ist sein einziger Reichthum, und seine Krüppelhaftigkeit ein Capital, welches oft reiche Zinsen tragen mag und wenigstens, wie jedes reel erlernte Handwerk, einen sogenannten goldnen Boden hat und seinen Mann hinreichend, und in Ehren nährt.

Wirklich haben aber auch die Wiener Bettler diese edle Industrie zu einer Vollkommenheit gebracht, die Einem Lachlust oder Entsetzen einflößt. Jedes ihrer Glieder — gesund oder ungesund — wird, sobald es auf Ausübung ihres Berufes, i. e. des Bettelns ankommt, mit wahrhaft equilibristischer Fertigkeit in die möglichst widernatürliche Lage gezwängt, und von diesem Punkte aus betrachtet, bildet ihre Kunst eigentlich einen Nebenzweig der höhern Tanzkunst, in welchem es, statt auf Stellung und Form, auf Entstellung und Unform ankommt. Die Wiener Bettler sind Gymnastiker, trotz den Pariser Balletkünstlern, und wem es vergönnt wäre, Beide mit Kenneraugen betrachten zu dürfen, der müßte höchst interessante Parallelen über die Wahlverwandtschaft und die Abweichungen beider Kunstgattungen liefern können. Es soll förmlichen Rangstreit unter ihnen geben und wie bei irgend einer wilden Nation das Ansehen eines Mannes mit der Zahl der Eberzähne steigt, welche der Fürst ihm zu tragen gestattet, so gelten auch die Leibesgebrechen bei den Wiener Bettlern für eben so viele Ehrenzeichen. Wem demnach vielleicht blos ein Bein oder ein Arm gelähmt ist, der gehört zum Volke der Gemeinen und hat in Pleno sehr wenig Sitz und Stimme; wer neben einem gelähmten oder fehlenden Gliede noch irgend eine fehlerhafte Verknorpelung, ein Gewächs im Gesichte oder auch nur eine zerquetschte Pupille aufzuweisen hat, darf sich schon zum höhern Mittelstande zählen, und wer zu diesen körperlichen Vorzügen vielleicht auch noch eine merkwürdige Halsverdrehung, ein scheußliches Ueberbein oder einige Hasenscharten und Nasendefecte in die Wage werfen kann, der ist ein gepriesener, ein hochbeneideter Mann und spielt unter dem Bettlervolke gewissermaßen die Rolle eines Pascha's von drei Roßschweifen. Der Wiener Bettler berechnet also die Höhe seines Werthes, statt nach Ahnen, nach Verrenkungen, seine künstlichen oder natürlichen Körpergebrechen sind seine Orden und Ehrenzeichen, und man kann sich wohl einen Begriff machen, daß ein Mädchen kaum so sorgfältig ihren Reizen nachspüren kann, als ein dortiger Bettler seinen Krankheitstestimonien und sichtlichen Leibesschäden, die er, gleich einem mit der Wirkung der Farben vertrauten praktischen Maler, mit vielem Scharfsinne vor der Welt in die richtige und effectreichste Beleuchtung zu stellen weiß.

Natürlich schlägt ein solches Bettelgenie, welches sich nun einmal für die ihm gewordenen allzukärglichen Glücksgaben durch seine körperlichen Schäden schadlos zu halten versucht, seine Ansprüche auf das Mitleid der Vorübergehenden, im Verhältniß zu der Größe seiner Leibesgebrechen an, und je verpfuschtere und verkümmertere Gliedmaßen er aufzuweisen hat, desto zuversichtlicher, ja trotziger wird er unsere Milde in Anspruch nehmen. Ein solcher Ritter von drei bis sechs Brüchen ist gewissermaßen ein gemachter Mann, mancher minder Verkrüppelte sieht ihn mit neidischen Augen an und beseufzet es, daß die Natur ihm zu viele gesunde Glieder bescheerte, ein Umstand, der für einen Wiener Bettler wirklich recht unbequem ist und auf dessen finanziellen Ertrag einen wesentlich ungünstigen Einfluß übt.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Als Probestück aus des Verfassers, zu Michaelis d. J. bei Hartmann in Leipzig erscheinenden „Herbstblüthen aus Wien," auf welches höchst interessante Werk wir die Lesewelt im Voraus aufmerksam machen wollen. D. Red.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat März und April 1831.

Wenn sich meine gewöhnlichen Berichte dieses Mal verspäteten, hatte das um so weniger auf sich, da sich inzwischen ein Doppelgänger — ein Hr. H. X. — gefunden hat, welcher in Nr. 55 des dießjährigen Planeten meine Stelle ausfüllte. Da nun jener Hr. H. X. sehr glimpflich auftrat, kann ich nicht anders, als ebenfalls in geziemender Bescheidenheit, sine ira et studio, über ihn und seinen Bericht meine Ansichten mittheilen. Hr. H. X. gehört unverkennbar zu unserer jungen Garde, welche nun einmal liebt, allerwärts sogleich mit Feuer und Schwert drein zu schlagen. — Ihr ergebenster Diener, der X. H. dagegen dient in den Reihen der alten Garde, welche vorzieht, mit Gewehr im Arme zu stehen, lächelnd und kalt, aber dennoch scharf zu beobachten. Daß auch die alte Garde versteht, drein zu schlagen, dort, wo es nöthig und ersprießlich ist — weiß die Welt und nun kein Wort weiter über diesen Chapitre; mag mein verehrlicher, verehrter Doppelgänger schreiben und berichten so viel ihm beliebt. —

Herr Ferdinand Raimund aus Wien, auf den wir zurückkommen werden, singt als Bauer im Millionär:

„Wenn unser Kopf und Beutel leer,
So ist das Fasten nicht gar schwer!"

und dessenzufolge, da der ungewöhnlich glänzende Carneval in der That in ungewöhnlicher Weise auch die Beutel gefegt hatte und es ohnehin bei uns nimmermehr an leeren Köpfen fehlt, ertrugen wir, zur Ehre der Raimundischen Logik, die dießjährige Fastenzeit voll heroischer Resignation und sonder große Beschwerden. Indessen gelang es in jenen heiligen Zeiten bei uns beinahe der Mortalität den Sieg der Moralität zu entwinden, denn obwohl uns die Cholera fern blieb, starben, nach Auszügen der zusammen gestellten Sterbelisten, in unsern Mauern in acht Wochen nicht minder als 500 Menschen, eine Anzahl, welche, im Verhältnisse zu der Gesammt-Bevölkerung, als eine nicht ganz unbedeutsame gelten kann. Unter diese Opfer des nahenden freundlichen Lenzes gehörte auch der Staatsrath v. Widder, Präsident der hiesigen Regierung, ein allgemein geachteter und höchst ausgezeichneter Staatsmann; ihm folgte schnell ein Hr. v. Riegel, welcher einst als Cabinetsrath des höchstseligen Königs Max eine Rolle gespielt hatte. De mortuis nil nisi bene und diesem Satze treu begnügen wir uns, dem Herrn v. Riegel nachzuerzählen, daß er seine Leib- und Bettwäsche stets nach Paris in die Wäsche schickte, daß er zwei hundert neue Westen, mehrere hundert kostbare Hemden und nicht viel weniger fremde Orden und brillantene Tabatieren hinterließ. O quantum nobis attulit — — — — — — — ! ! ! —

Es nahete auf leisen Wellen der Palmsonntag und dann die stille feierliche Charwoche, während welcher vorzugsweise jener erhebende Genius der feierlichen Kirchenmusik waltet, durch welche München schon im Mittelalter eine europäische Celebrität erlangt hat. Wir hörten dieses Jahr ein treffliches großes Oratorium: die Messiade von unserm viel versprechenden Landsmann Röder; ein Stabat mater von Jos. Haydn, ein anderes von unserm fleißigen Stunz; ein Misserere von Jomelli; die Schöpfung von Haydn u. a. m.

Am grünen Donnerstage wurde die gewöhnliche Fußwaschung der sogenannten Apostel durch Se. Majestät den König im K. Schlosse vorgenommen; der älteste der zwölf Greise zählte 92, der jüngste 87 Jahre. Auch wurden wieder zugleich zwölf arme Mädchen, zur Erinnerung der Einsetzung des heiligen Abendmals, von Ihrer Majestät der regierenden Königin gekleidet und beschenkt. — Diese Feierlichkeit, durch welche fürstliche Hoheit und Munifizenz rührende Demuth und Selbstverläugnung darstellt, mahnt in gewisser Beziehung an jenen Act der sinesischen Kaiser, welche bekanntlich ein Mal im Jahre mit höchst eigener Hand den Pflug führen. Dem Charfreitage, wo selbst die Glocken schweigen, und, in der Volkssprache zu reden, nach Rom reisen, folgt plötzlich die heitere Feier des Ostertages. „Wie dieses Fest — also äußert sich unser lieber Freund, der geniale Spindler, — an und für sich selbst in der poetisch erdachten Folgenreihe der Feierlichkeiten der römischen Kirche ein plötzlicher Uebergang von der Trauer zur Freude, von der Nacht zum Licht ist, so bemüht sich auch jedes Gotteshaus, wie klein es auch sei, seine Räume in einen hellen, lustigen Garten umzuwandeln, wo Flora's frühzeitige Kinder blühen und das frische Laub grüner Büsche von den Altären hernieder winkt. Priester-Ornate in den brennendsten Farben, der Glanz von unzähligen Lichtern blenden das Auge und der Jubeldonner von Orgeln und Triumphchören belebt aufs Neue das an ernste Melodien gewöhnte Ohr." —

Am 24. April trat das Ritterfest des heil. Georgen-Ordens ein, bei welchem die erhabenen, alterthümlichen Formen und der bestehende Prunk einer längst dahin geschwundenen Zeit zur Schau gestellt werden. Ungemein überrascht der feierliche Aufzug der Ordensritter aus der alten Hofkapelle, die Erscheinung des Königs als Großmeister dieses Ordens und das prachtvolle Cortège, welches den Zug begleitet. Das Volk findet sich zahlreich bei diesem Schauspiele ein, welches eine ernste Bedeutung älterer Zeit versinnlicht.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 134. (II. Jahrg.) Dienstag, den 7. Juni. 1831.

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann zog fort, ohne irgend eine andere Waffe, als eine Reliquie, in die er großes Vertrauen setzte. Es war ein Abschnitzel von einem Nagel des heiligen Gregorius, sein und des Landes Patron. Die Reliquie war in ein silbernes Kästchen eingeschlossen, und im Besitze dieses Talismans fürchtete der junge Abenteurer nichts.

Als er das Lager erblickte, ging er mit sich zu Rathe, und beschloß endlich, dreist um Aufnahme unter die Krieger Mahomed's zu bitten. Er schritt dem Lager zu, wurde festgenommen, befragt und vor dem Khan geführt, welcher, entzückt von der männlichen Schönheit und außerordentlichen Körpergewandtheit des Armeniers, ihn alsogleich unter seine Truppen aufnahm. Er wurde unter das unmittelbare Gefolge des gefürchteten Anführers eingetheilt, auch vom Kopf bis zu den Füßen gekleidet und bewaffnet, ohne daß es ihm einen Heller kostete, und wenn diese abscheuliche Liebeskrankheit nicht gewesen wäre, so würde er an dem Kriegsdienste Geschmack gefunden, und sich vielleicht, wie so viele Andere, zum Räuberhandwerke bekehrt haben. Geschickt wußte er das Gespräch auf den letzten Raubzug der Bande zu lenken, und erfuhr bald, daß seine Anna in den Harem Mohamed's eingeschlossen sei. Sich in einen Harem, in Mohamed's Harem einzuschleichen, war ein Ding, an das Niemand auch nur eine Sekunde lang dachte! Gregorius dachte daran einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, und fühlte den Muth, es zu unternehmen.

Aber hierin begünstigte das Glück den jungen Abenteurer nicht. Man entdeckte sein Einverständniß mit einer der Sklavinnen, die ihn bei Nachtzeit in die geheiligte Wohnung der Frauen des Khans einzuführen versprochen hatte. Er wurde sogleich ergriffen, mit Ketten beladen, und vor seinen Herrn und Meister geführt. Ein zürnender Gebieter ist stets schrecklich, aber Mahomed im Zorne war das schrecklichste der Dinge. Der junge Armenier betete zu seinem Schutzheiligen, und harrte ruhig der Dinge, die da kommen würden. „Elender!" schrie ihn Mahomed mit Donnerstimme an, „Hund von einem Armenier! Welche Unreinigkeiten hast Du heute verschlungen, daß Du so etwas wagen wolltest! Du mußt eine eigene Vorliebe für den eisernen Pfahl haben, weil Du Dich vermaßest, Deinen verruchten Fuß in meinen Harem zu setzen! Rede, Schurke! was hast Du zu antworten?" Der junge Mann eröffnete seinen Plan mit edler Zuversicht, und sagte zuletzt mit rührendem Freimuth: „Sei großmüthig, Khan, ahme den Herrn des Weltalls nach, verbreite rings um Dich Glück, und vereinige zwei Wesen, die vom Schicksal so hart verfolgt werden!" Mahomed, der zum ersten Male in seinem Leben eine solche Sprache vernahm, sprang voll Wuth von seinem Sitze auf, und gebot den Wachen: „Man belade ihn dreifach mit Ketten, man werfe ihn in den Kerker, und dort harre er, bis die Stunde seiner Hinrichtung kommt. Ich will selbst dabei zugegen sein. Jetzt habe ich keine Lust dazu, denn ich fühle mich unwohl." In Folge dieser Unpäßlichkeit des Khans, der, wie es schien, den Hinrichtungen die Ehre seiner Gegenwart nur bei guter Gesundheit zu schenken pflegte, wurde der Tod des Armeniers verschoben, was dieser mit ziemlicher Gleichgültigkeit vernahm.

Aber das Glück, welches den jungen Mann so grausam verlassen hatte, begann ihm wieder zuzulächeln. Die Unpäßlichkeit des Khan nahm zu, und noch an demselben Tage vor der Stunde des Gebetes wurde der arme Mahomed von einem hitzigen Fieber befallen. Im Lager stellte man jede Rüstung alsogleich ein, bis daß der Anführer auf die eine oder andere Weise seines bedenklichen Zustandes entledigt sein würde. Man erzählt, daß der Armenier während seiner Einsperrung beständig

vor dem silbernen Käsichen auf den Knieen gelegen und gebetet habe.

Mit dem nächsten Morgen brach für das ganze Lager ein Tag der Angst und Besorgniß an. Die erfahrensten Aerzte des Landes wurden zu dem Kranken geholt. Alle Mittel wurden angewendet, aber keines half. Wie man sagte, war eine große, im Gehirn concentrirte Hitze schuld an der Krankheit. Man mußte Eis auflegen. Mahomed tobte und fluchte in der Fieberhitze, entrollte die ganze Geschichte seines abscheulichen Lebens, sprach von zerstörten Städten, abgeschnittenen Köpfen, geschändeten Frauen und andern dergleichen Großthaten. Indessen schmolz das Eis, ohne den Brand seines Gehirns zu löschen, und die Aerzte waren am Ende ihrer Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

IV.

Den 17ten Februar.

Schrieb ich Dir nicht in meinem vorletzten Briefe von Sette'n, und daß sie noch nicht zurück sei? Sie fehlt uns hier gleichwohl recht empfindlich in unserm kleinen Familienkreise: der wackere, alte Landjäger spielt gar zu gern ein Whist, und sie würde den vierten Mann abgegeben haben, statt daß wir uns jetzt en trois plagen müssen. Ich habe Viel bei den alten Leuten gewonnen, daß ich ihre Partie mache, und sie schlagen mir meine Resignation um so höher an, da die Tochter, wie ich höre, noch lange wegbleiben kann: ihre Jugendfreundin, die ein Gartenhaus bei'm Städtchen bewohnt, ist krank, und kann sich nicht von ihr trennen.

Es ist jetzt wieder kalt geworden, und der Himmel hängt voll schwerer, grauer Schneewolken. Aber auch in diesem grauen Kleide hat die Natur hier Reize für mich; und wenn der Nordwind die Flocken gegen die alten gothischen Bogenfenster des Schlosses jagt, so kann ich mich ihres Getriebes in dieser antiken Umgebung doppelt freuen. Dazu kommt nun die unerschöpfliche Jagd dieser endlosen Waldungen: der alte Landjäger hat mich jetzt immer mitgezogen, und wir haben z. B. neulich an einem einzigen Tage vier Rehe und über ein Dutzend Hasen geschossen. Wäre die Jagd ein weniger grausames Vergnügen, so ginge doch eigentlich nichts darüber: es ist so etwas Kühnes und Freies darin, daß ich mir jetzt den Attrait, den sie für so Viele hat, recht wohl zu erklären verstehe. Wenn ich mich, das weite Schneefeld vor mir, mit dem Rücken lauernd an eine von den uralten bemoosten Eichen lehne, und plötzlich der Knall meiner Büchse mit donnerndem Wiederhall durch den Busch schlägt, und der Hase zusammenstürzt; so kann ich mich selbst eines gewissen Enthusiasmus nicht erwehren. — Lassen wir's.

Eine andere Erfahrung ist wichtiger für mich. Mein Geschäft hält mich bis gegen elf Uhr fast auf meinem Zimmer; dann wird blos gefrühstückt, und nun begleite ich den Landjäger durch den tiefen Schnee entweder zur Jagd, oder zu den verschiedenen Holzablagen, und wir kommen meistens erst in den Abendstunden, höchst ermüdet, zurück. Aber wie wohl auch darauf die warme Stube thut! wie der Bissen Abendbrod, welches nun das Mittagsessen mit ersetzen muß, mundet! wie mir's heimlich und wohl wird! und wie erfüllt der Tag mir scheint: nein, dieß Gefühl habe ich nur erst hier kennen lernen! Sieh, Eduard! und doch ist das der Vollgenuß des Lebens, wogegen alles Uebrige hohl und nichtig erscheint. Eine geistige Arbeit, als Erschöpfungsmittel sonst peinigenden Kraftüberflusses, in Verbindung mit einer körperlichen Anstrengung, als einer andern Gegenwirkung, können allein dasjenige behagliche Gleichgewicht hervorbringen, welches die Ruhe als Genuß zuläßt. — Du wirst dieß recht praktisch finden, und Dir und der Tante vielleicht Glück wünschen, mich, statt so mancher frühern Excentricitäten, auf dem Wege der Besserung zu wissen. Aber es ist am Ende eine neue Excentricität dahinter: ich betrachte den großen Wald als Conditio sine qua non dieses Wohlbehagens. Habt Ihr einen solchen Wald, und ein so riesiges Caminfeuer, als mir hier die Glieder wärmt, bei Euch?

V.

Den 1sten März.

Nun wird's wirklich Lenz, und die Natur in ihrer Ungeduld, das einförmige weiße Schneegewand auszuziehen, macht riesige Anstrengungen. Der Wind ist urplötzlich Süd-Ost geworden, und sein scharfer Athem verzehrt die Hülle der Erde schier wunderbar schnell, daß Gras und Blümchen überall muthig hervortreten. Mit welcher Lust bin ich heute Mittag im Walde umhergestrichen, und habe die schwellenden Knospen beobachtet! Mein guter Eduard! wie ärmlich erscheint die Natur dagegen in Eurem Hausgärtchen, in welches mich die Tante immer verwies, um frische Luft zu schöpfen! Sieh, Freund! ich kann nicht mehr daran denken, seitdem ich hier in einer grandiösern Natur athme.

Eins hat meine Lenzfreude unterbrochen: eine Bitte des Landjägers, nach dem Städtchen zu fahren, um Sette'n zu holen, deren Freundin genest, und die sich nun nach Hause sehnt. Ich weiß nicht, es liegt mir in dieser Art des Bekanntwerdens etwas Aufdringliches; unsere Verwandtschaft ist dazu gar zu entfernt. Indeß

werde ich die Aufforderung des alten Mannes, der in seiner Treuherzigkeit an so delicate Schattirungen des Verhältnisses gar nicht denkt, kaum ablehnen können. Wir werden ja sehen.

Adieu, Eduard! der Thauwind braust durch den Wald, und lockt mich nochmals in das Freie. Ich kann nicht länger im Zimmer dauern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schweizerische Landmann und der Emissär.

Eine wahre Anekdote aus dem vorletzten Decennium.

In einem der aristokratischen Kantone der Schweiz, wo die Staatsverwaltung mit den öffentlichen Einkünften nicht zum Besten gewirthschaftet, trachtete dieselbe, sich des sehr großen Gemeinde-Vermögens der Hauptstadt zu bemächtigen, und zu diesem Ende die Landes- mit der Stadtverwaltung wieder zu vereinigen, wie solches Jahrhunderte lang bis zur helvetischen Revolution, resp. bis zur Einführung der mediationsmäßigen Verfassung der Fall war.

Die Bürger der Hauptstadt, über die Absichten der Kantonsregierung höchlich indignirt, suchten dieselben auf alle mögliche Weise zu vereiteln, wozu ihnen indessen der revolutionäre Weg der kürzeste und wirksamste schien. Um aber diesen mit Erfolg betreten zu können, mußten sie sich zuvor nothwendig des Landvolks versichern, welches der Regierung zugethan schien, die überdieß auch, wie allenthalben, über die bewaffnete Macht zu gebieten hatte. Es wurden demnach Emissäre in die verschiedenen Thäler des Kantons geschickt, um die Bewohner derselben für die Sache der Hauptstadt zu gewinnen.

Einer dieser Emissäre erschien zunächst in dem benachbarten E****thal und wendete sich dort mit seinem Anliegen an den Sprecher*) des Thales. Dieser hörte ihn ruhig an und versprach ihm, die Sache mit den Thalbewohnern zu überlegen. Nach einigen T[illegible]. erschien er bei dem Emissär, der ihm sogleich mit der Frage entgegen kam:

„Nun, wie ist's, Sprecher?"

Sprecher. „He! wie soll's sy?"

Emissär. „Je nun, die droben (er meinte die Regierungsmitglieder) müssen herunter."

Sprecher. „Und wer ufe?"

Emissär. „Das wird sich dann schon finden."

Sprecher. „Nei, loset was mer denke; mer meine: Selli seige mer scho gemästet, und Euch müeste mer erst no mäste."

Andere Thäler waren der nämlichen Meinung und — es wurde nicht revolutionirt. Aber auch die Regierung besann sich eines Bessern und die Sache blieb beim Alten.

---

*) Zum Sprecher wählt man in den Schweizerthälern immer einen der gescheidtesten, ruhigsten und besonnensten Männer, der besonders in den alten Gerechtsamen, Sitten und Gebräuchen der Thalbewohner vollkommen unterrichtet, in ihren allgemeinen Anliegen von ihnen zu Rath gezogen wird, und dessen Meinung auf ihre Entschließungen fast immer einen entscheidenden Einfluß hat.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monate März und April 1831.

(Beschluß.)

Die Ritterschafts-Candidaten, die der erlauchte Großmeister in den Orden aufnimmt, treten in weißen seidenen Röcken, braunen, sammtnen Schnürstiefeln und mit bloßem Haupte einher; ihnen folgen die Ritter in blau-sammtnen Mänteln und weißen Kleidern, das Haupt bedeckt mit spanischen Hüten, von Federn beschattet; dann der Großprior, dessen Mantelschleppe von Pagen getragen wird; endlich der Königl. Großmeister selbst, im wallenden Hermelinmantel, umgeben von reich gekleideten Knappen und den Offizieren der stattlichen alten Arcier- (Hatschier) Garde, die in ihren festlichen Casaken, Partisanen in der Faust, paradiren. Die Ceremonie in der Kirche ist einfach und geschmackvoll. Nach geleistetem Eide, an König und Vaterland treu zu halten, der Frauen Tugend und der Waisen Recht und Unschuld zu beschützen, wie auch nimmermehr an der unbefleckten Empfängniß der göttlichen Mutter zu zweifeln, werden die altadelichen Knappen mit den Insignien der Ritterwürde bekleidet und kehren also in die Königsburg zurück, wo eine feierliche Fest-Rittertafel abgehalten wird; Abends ist Zirkel und großes Banket bei Hof. —

Mit Vergnügen — äußerten Sie — von den Verhandlungen der baierischen Kammern Notiz nehmen zu wollen, aber — nicht in extenso? Bon! — in nuce also? — Unsere Abgeordnete verhielten sich bis jetzt ziemlich ruhig, daher auch ein altes Weib im hiesigen Polizeianzeiger bekannt machte: sie wünsche ein schön meublirtes Zimmer ihres Hauses an einen unserer Abgeordneten oder einen andern ruhigen Herrn zu vermiethen. Doch in den letzten Sitzungen ging es dennoch so gar ruhig nicht her. Die Herrn Abgeordneten fordern die durch die Constitution verbürgte unbedingte Preßfreiheit, und dieses Kleinod verlangt nicht nur unser Planet, sondern alle Planeten vereinigen sich in diesem Wunsche. — Freiherr von Closen hat sich glücklich in die zweite Kammer eingedrängt; er ist in jeder Beziehung — ein langer Redner. —

Ein großer Genuß winkt mit dem ersten Mai unserm geistreichen Publikum, denn von diesem Tage an wird in

einem neu eingerichteten Lokale unser berühmtes Sommer-Doppelbier: „Bock genannt" wieder auf einige Wochen — bis zum Frohnleichnamsfeste nämlich — ausgeschenkt. Der Bock gehört bei uns unter die alten Regale, und der Verschleiß desselben seit 200 Jahren unter die Prärogative des Hofes. Er wurde auf Veranlassung der Churfürstin Elisabeth, Gemahlin Maximilian I., zum ersten Male gebraut, daher die Geschichte in ihr die unleychte Bockmutter verehrt.

Indeß nicht nur physische, auch psychische Impulse brechen sich in Baiern immer mehr und mehr Bahn. Der Buchhandel gewinnt in Baiern von Tag zu Tage mehr Ansehen und Gewicht, und unser Verlag wird Ehren gewinnen, deren er bisher entbehrte, denn sinnige Verleger hier und in Augsburg beginnen nun, ihre Kräfte soliden Unternehmungen zu widmen. Eine Gesangschule von unserm wackern Hofkammer- und Opernsänger Loehle in drei Bänden, von welchen der erste Band bereits im Verlage des k. Schulbücherverlages erschienen ist, wird von den Kennern des Faches, als ein ausgezeichnetes Werk seiner Art gerühmt, welches nach pestalozzischen Grundsätzen bearbeitet, hinsichtlich seiner Zweckmäßigkeit, alle vorhandenen Anleitungen weit übertreffen soll. Herr Loehle ist auch Vorstand einer neu erstandenen wirklichen Singschule, welche bereits viele Zöglinge zählt und zu schönen Erwartungen berechtiget. — Zwei in der neuesten Zeit im Verlage der Mich. Lindauerschen Hofbuchhandlung (Jaquet) erschienene Flugschriften erregen große Sensation; die eine: „Briefwechsel baierischer Abgeordneter" betitelt, lüftet bisherige mystische Schleier und verschafft eben die feste Ueberzeugung, wie sehr unser parlamentarisches Leben bedarf, mehr zu erstarken an der Luft einer Zeit, in welcher die Deputirten, der Sache mehr gewöhnt, vermögend werden, sich gewandter und edler zu bewegen; die andere Broschüre gibt unerfreuliche Aufschlüsse über Verwaltungsfehler des Magistrates der Hauptstadt und zählt dessen enorme Schulden an den Fingern her. — —

Ich prophezeite in meinem Februarberichte: „unser Gast Herr Raimund werde Furore machen und mehr das Publikum ansprechen, als Eßlair und Mad. Schröter." Meine Vorhersagung ist bis zum letzten Jota in Erfüllung gegangen; denn Hr. Eßlair gab vorige Woche zu seinem Benefiz: Salomon's Urtheil und — das Haus blieb leer; Raimund dagegen ist nun auf unserer Hof- und Nationalbühne unzählige Male erschienen und die Münchner werden nicht müde, ihn zu sehen; jeden Abend, wenn er auftritt, sieht man Hunderte das Haus verlassen, welche keine Eintrittsbillete mehr erhalten konnten, ob auch gleich das herrlichste Frühlingswetter zu Ausflügen in's Freie einladet. Unser Planet kann mit Recht ein umsichtiges und unparteiisches Urtheil über diesen, so großes Aufsehn erregenden Mimen erwarten und wir stehen im Begriffe, diesen Anforderungen nach besten Kräften Genüge zu leisten.

Ref. gesteht, daß er, im Allgemeinen gegen die süddeutsche Lokal-Theater Komik eingenommen, eben nicht in der besten Stimmung das Haus betrat, um zum ersten Male Herrn Raimund's Spiel zu sehen, allein bald überzeugte er sich dessenungeachtet, daß dem Spiele unseres Gastes ein gewisses charakteristisches Etwas beiwohnt — vis comica möchte ich es am allerwenigsten nennen — welches nicht dem Bereiche des Gewöhnlichen und Alltäglichen angehört, aber dennoch den großen Haufen mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht.

Eine solche auffallende Erscheinung verlohnte wohl der Mühe, nähere und reiflichere Reflexionen anzustellen, welche mich, nachdem ich Raimunden öfters gesehen hatte, zu einer Ansicht gelangen ließen, die zwar im ersten Augenblicke überraschen muß, sich aber nichts destoweniger bei näherer Prüfung als die richtige darstellt.

Reichbegabte, phantasiereiche Menschen — um in des großen E. T. A. Hoffmann's Geiste uns auszudrücken — werden frühe begeistert durch Ansprüche auf ein viel versprechendes Leben; es ergreift sie im Kunst- wie im gewöhnlichen Leben eine seltsame Unruhe, ein ewig brennendes Sehnen, welches siedend das Blut durch die Adern treibt und die Phantasten jagt, gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufzugreifen, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend. Doch dieses vergebens gerade erbittert und reizt die dämonische Kraft und lenkt hin zu jener interessanten entsetzlichen Ironie, welche, ihrer Eigenthümlichkeit halber, so sehr anspricht, gerade weil sie das Ungewöhnliche leistet und die dämonischen, in jeder Menschennatur beinahe schlummernden, Geister aufregt und entzündet.

Von jener entsetzlichen Ironie wurden in der Kunstwelt ein Mozart, ein Byron, Hoffmann, Paganini und hundert andere Genien ergriffen, die sich uns unwillkührlich interessant machten und jene Ironie ist es, welche, in seiner Sphäre, auch Raimunden ergriffen hat, eine Erscheinung, die sich um so leichter erklärt, wenn man, wie wir, des Mannes geheime Lebensgeschichte kennt, welche wir dem Planeten, von einem seiner Freunde unterstützt, nächstens zu liefern gedenken und nun — sapienti sat!

Raimund ist ein Liebling unseres Publikums geworden; er wird jedesmal stürmisch empfangen und während der Darstellung selbst mehrere Male, ja so oft, wie noch nie hier einer unserer Gäste, gerufen und R. spricht sich in der erwähnten Ironie nicht nur als darstellenden Künstler, sondern auch als dramatischer Dichter selbst, unverkennbar genug, aus, doch davon ein Mehreres in des Mannes Biographie. — Hr. R. wird noch in einem seiner neuen Stücke: Misarsis Zauberfluth auftreten und dann vorerst nach Wien zurückkehren. — Im Laufe dieses Sommers wird Hr. R. eine Kunstreise nach Berlin und Hamburg unternehmen und auf das Spätjahr zu uns zurückkehren.

X. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 135. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 8. Juni. 1831.

Ruinenbild.

Die Felsenburg entschlummert
Im goldnen Dämmerschein,
Da tönen der Hörner und Waffen
Gar viele in's Thal herein.

Es stürmen wilde Gestalten
Den Felsen in Kampfesglut,
Der Abendpurpur spiegelt
Sich wieder im purpurnen Blut'.

Ein Jüngling schaut fechtend und sehnend
Zur kämpfenden Jungfrau hinan,
Die sind einander gar heimlich
In Liebe zugethan.

Der Jüngling ist kämpfend gesunken,
Gestürzt von erstiegener Wand;
Die Jungfrau ist langsam verblichen,
Das alte Geschlecht verschwand.

Der Blitz hat die Thürme zerschlagen,
Es sanken die Mauern nach;
Der Schlag ach! war noch härter,
Der jene Herzen brach! —

H. Meynert.

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

„Es ist Thorheit," rief zuletzt der weise Hakem-Khoschal-Ali, „auf einem solchen Heilungssysteme zu beharren. Menschliche Hülfsmittel können hier nicht helfen. Gott ist groß! ich aber weiß nur eines, das den Khan retten könnte, und dieß ist die Auflegung auf die Stirne des Kranken eines jener geheimnißvollen Geschöpfe, die man Kirm-e-yehk (Eiswurm) nennt, und die in dem ewigen Schnee des höchsten Gipfels des Agri-Daugh leben. — Aber wie, bei Allah, einen solchen Wunderwurm erhalten? rief die Khanum, oder vornehmste Frau des Khan, die hinter einem Vorhange des weisen Arztes Rede mit angehört hatte. Inshallah! fuhr sie fort, und sollte es alles Geld aus meinen Kisten kosten, um diesen kostbaren Wurm zu erhalten, ich würde es mit Freuden hingeben. Aber wer aus den Dienern Mohameds liebt ihn so sehr, um für ihn zum Gipfel des Agri-Daugh, von wo man nicht, wie man will zurück kehren kann, empor zu klimmen? — Alle Krieger des Khans wurden zusammen berufen. Aber solltet Ihr es glauben, Agas, keiner von Allen, die doch täglich das Salz ihres Gebieters aßen, hatte den Muth, es zu wagen. Sie erwiesen sich als niedrige Feiglinge. Und die Aerzte zuckten die Achseln, die Khanum war in Verzweiflung, und der Kranke tobte in seinem furchtbaren Wahnsinn wie ein hungriges Raubthier der Wüste.

Auch der arme Gregorius, dessen Kerker sich unfern des Zeltes des Khans befand, vernahm den Aufruhr im Lager. Der Kerkermeister, der ihm Nahrung brachte, schien äußerst niedergeschlagen zu sein, und wurde von Gregorius um die Ursache befragt. Er schüttelte das Haupt, und antwortete: „Allah's Wille geschehe! Was geschrieben steht, muß in Erfüllung gehen. Noch einige Minuten, und Mohamed wird die Erde verlassen, denn wer sollte diesen Kirm-e-yehk holen? Ich sicherlich nicht!" Gregorius fragte nach den nähern Umständen, und erfuhr endlich die Ursache dieser allgemeinen Bestürzung, und den Wunsch der ganzen Horde. „Wohlan," rief der junge Mann mit funkelnden Blicken, „wenn sich Niemand erboten hat, den Gipfel des Agri-Daugh zu besteigen, so will ich es unternehmen. Melde dieß der Khanum, den Aerzten, oder wem Du sonst willst. — „Du! den Agri-Daugh besteigen! erwiederte der Kerkermeister höhnisch; Du scherzest, junger Mensch!"

Er scherzte aber nicht, wiewohl er wußte, welche Gefahren ihm drohten. Der Kerkermeister gab seinem Andringen nach, und eilte zur Khanum. Diese ließ den schönen, jungen Armenier vor sich kommen, empfing ihn huldreich, und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen über seine Kühnheit. Gregorius machte aber die Bedingung, daß man ihm als Belohnung seines Unternehmens seine rechtmäßige Braut, die Armenierin Anna, ausliefern müsse. Er erklärte, den wunderbaren Wurm nicht eher herzugeben, als bis Anna wieder in seinem Besitze sein würde. Die Khanum ging den Vertrag mit Freuden ein, denn sie wurde dadurch eine Nebenbuhlerin los. Darauf gürtete Gregorius sich mit seinem Schwerte, nahm einige Lebensmittel, die theure Reliquie, und wanderte zum großen Erstaunen der Räuber, welche sich zuflüsterten, daß der arme junge Mensch nicht wieder zurück kehren würde, auf und davon.

Als Gregorius eine kurze Zeit vorwärts geeilt war, fiel ihm ein, daß er doch zu viel wage, denn er hatte nicht einmal einen Führer mit. Wo sollte er die ihm so nöthigen Erkundigungen einziehen? Er rief sich die Erzählungen der Gebirgsbewohner von den Dämonen und bösen Geistern, die auf dem Berge hausten, in's Gedächtniß. In der Einfalt seines Herzens glaubte er aufrichtig daran, war aber demohngeachtet voll Muth, voll Vertrauen auf sein Schwert und die Reliquie. Je weiter er kam, desto mehr erhitzte sich seine Einbildungskraft. Wo sollte er diesen Wurm, das Eigenthum der Dämonen, finden? Da brach über diese einsamen Orte, wo schon bei hellem Sonnenschein alle Schrecken dräuen, die Finsterniß der Nacht ein. Zurück kehren wäre Schande gewesen, er mußte also die Nacht auf dem Berge zubringen. Aber wo und wie?

Glücklicher Weise fiel ihm ein, daß er in der Nähe wohl die Grotte eines Fakir oder Santon finden könne. Ihr wißt, Agas, daß dieß Leute sind, welche ihre übergroße Frömmigkeit in die Einöde verjagt hat, und die lieber mit Gott als mit den Menschen leben. Das Schwert in der Faust drang der junge Armenier immer vorwärts. Nachdem er viele Felsen hinan geklettert, sich an schauerlichen Abgründen vorbei gedrückt hatte, erstaunte er sehr, noch immer keine Dämonen zu sehen, und schickte sich an, die Nacht unter einem großen Felsen zuzubringen, der über seinem Haupte in weiter Wölbung in die Luft hinaus ragte. Daneben entdeckte er aber einen engen Pfad, der vor langer Zeit gebahnt worden zu sein schien. Er verfolgte ihn, und gelangte bald zu riesigen Felsenmassen. Der Pfad war zu Ende, und dichte Finsterniß herrschte ringsum. Gregorius schritt mit dem Schwerte gegen die schwarzen Massen hin, und gewahrte, daß, wie es schien, ein Schlund ihn angähne. Als er zweifelnd um sich blickte, gewahrte er einen schwachen Schein, der bald heller ward, bald zu verlöschen drohte. Anfangs besorgte er, es wären die leuchtenden Augen eines wilden Thieres, aber dieses Flimmern beruhigte ihn. Er urtheilte, daß der Schein von einem halb verkohlten Brande herrühren müsse. So war es auch in der That. In wenig Augenblicken hatte er das Feuer wieder angefacht, und die helle Flamme beleuchtete eine schöne, von der Natur geschaffene Höhle. In einer Ecke gewahrte er auf trockenen Blättern eine Matte, und neben diesem armseligen Lager stand ein mit Wasser angefüllter Krug. Auch hing an der Felsenwand ein Kruzifix. Der Bewohner der Höhle war abwesend. Gregorius benützte diesen wirthlichen Aufenthaltsort, um darin die Nacht zuzubringen, aß mit Behagen von dem Brode, das er mit sich führte, trank klares Wasser aus dem Kruge, empfahl sich seinem Schutzheiligen, streckte sich auf die Matte und sank bald in tiefen Schlaf.

Ihr wisset, Agas, daß diejenigen Gegenstände, welche uns bei Tage lebhaft erregt haben, uns in der Nacht zu jener Stunde, da die Engel den armen Sterblichen die Träume zuführen, wieder vorzukommen pflegen. Auch brauche ich Euch nicht zu sagen, daß der Allmächtige, um sterbliche Augen nicht durch sein Strahlenantlitz zu blenden, die menschliche Gestalt wählt, und den Menschen die guten und schlimmen Ereignisse offenbart, womit er die Zukunft angefüllt hat. Der junge Armenier träumte, wie er nachher erzählte, er stiege mit großer Mühe den Berg hinan, und lange nach unsäglichen Beschwerden wirklich auf dem Gipfel des Agri-Daugh an. Dort aber fand er sich mit Entsetzen an dem Rande eines unermeßlichen Abgrundes. Wesen von schrecklicher Gestalt flogen in der Luft, und gestikulirten auf eine furchtbare Weise. Als ihn die Dämonen bemerkten, stürzten sie auf ihn los, und stießen ein Geschrei aus, welches betäubendem, herzbeklemmendem Katzengeheul glich. Die scheuslichen Geschöpfe schienen ihn mit ihren langen Klauen zerfleischen zu wollen. Gregorius schwebte in Todesangst. Schon faßten sie ihn, als plötzlich ein helles Licht die Dunkelheit verscheuchte, und einen Greis zeigte, der nach antiker Form gekleidet war, und einen langen, grauen Bart hatte, der bis auf die Brust herabfiel. Diese geheimnißvolle Person glich vollkommen dem Schutzheiligen des jungen Armeniers, so wie er ihn im Kloster Etchmiadzin abgebildet gesehen hatte. Der Greis streckte die Arme aus, gleich als wollte er den Dämonen ihr Opfer entreißen. Augenblicklich verschwanden die Gespenster, um einem Wesen von ganz anderer Natur, das Gregorius anfangs für einen Engel des Himmels hielt, Platz zu machen. Dieses Wesen begleitete den Heiligen, es war seine Anna, die ihm der Greis zuführte. Der junge Liebende stürzte sich ihr entgegen, um sie in seine Arme zu schließen. Die Anstrengung erweckte ihn, und sein Traum war zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 130.

Vaterherz.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

Die Bettler in Wien.

(Fortsetzung.)

Auch die Weibspersonen dieses Bettlerhandwerks sind in Publicirung verdeckter Leibesschäden durchaus nicht eigensinnig, und die Aufrichtigkeit ihres Elends übersteigt selbst das Gefühl ihrer Schaam. Sollte bei ihnen irgend ein ungläubiger Thomas sich mit der mündlichen Versicherung körperlicher Gebrechen nicht begnügen wollen, sondern auf sichtbare Beweise dringen, so wird er schwerlich einen spröden Widerstand vorfinden, und jungen Aerzten müssen daher diese Glaces unbezahlbar interessante anatomische Bemerkungen darbieten.

Jedenfalls aber bilden diese eigenthümlichen Verfahrungsarten und gymnastischen Kunstgriffe der Wiener Bettelleute einen besondern Fingerzeig für die Charakteristik der dortigen Einwohner. —

Während der wortkrämerische Sachse nur durch eine breite wörtliche Auseinandersetzung des menschlichen Elends sein Mitgefühl rühren läßt und Alles, was nicht aus Büchern oder weitschweifigen Erzählungen ihn anspricht, ohne Wirkung auf ihn bleibt, kurz jeder Eindruck eigentlich nur vom Ohre aus auf sein Herz zu wirken vermag, will der gemüthliche Wiener — welcher weit mehr und weit schneller mit dem Auge, als mit dem Ohre empfängt — sich nur durch einen flüchtigen, sichtlichen Anblick überzeugen lassen, er scheut sich, dem menschlichen Elende mit so kritischer Ruhe und kalter Wißbegier auf den Grund zu gehen, wie der Sachse, und, selbst von erlogener Gebrechlichkeit, schnell in seiner milden Natur ergriffen, schnell überzeugt von der Wahrhaftigkeit des Unglücks, selbst da, wo der Verdacht der Täuschung ziemlich nahe liegt, spendet und tröstet er, ohne mit seiner harmlosen Gutmüthigkeit zu bemerken, daß der Elende, den er so eben voll frommer Ueberzeugung irdischer Noth beschenkt, unter den Thränen heuchlerischen Jammers den Mund zum frechen Hohne über die Leichtgläubigkeit des schnell gerührten Gebers verzerrt.

Wirklich erzeugt Wien eine heillose Unzahl von Bettlern aller Arten und Geschlechter, und die natürliche Gutherzigkeit, die schnelle Rührbarkeit der Bewohner dieser Stadt erleichtert diesem Volke sehr die Ausübung ihres Berufes und ermuntert Viele, diesem bequemen Stande beizutreten. Auf allen Orten und Wegen drängt sich dieses Gelichter an uns, und seine, durch die Nachsichtigkeit der gemüthlichen Wiener genährte Unverschämtheit wird dem Spaziergänger, zumal dem Fremden nicht selten wahrhaft unleidlich. —

Die sonst ziemlich wachsamen Polizeidiener scheinen, in Absicht auf die Bettler, ebenfalls zum größten Theile ein Auge zuzudrücken, wie denn überhaupt die angeborene Milde der dortigen höhern und niedern Behörden gern jeden Zweig von Verdienst fördert, der nicht geradezu an das Spitzbubenhandwerk anstößt. —

Einen besondern Orden unter den Wiener Bettelleuten bekleiden die Straßen- und Wegekehrer, eine Art von Volontairs, welche, sobald der Himmel allenfalls einige Tropfen fallen ließ, sich voll anscheinend großer Emsigkeit mit gigantischen Besen an alle Ecken und Glaces hinpflanzen und die Miene annehmen, als ob sie den Spaziergängern die Wege reinigten, für welche angebliche Verrichtung sie dann mit vieler Wichtigkeit die Vorübergehenden um eine kleine Mühlohnung ansprechen. Meist sind diese unberufenen Straßenreiniger eine Bande schmuziger und schlechtanmuthiger Savoyarden, welche, von Natur faul und unverschämt, den Besen nur pro forma handhaben, durch ihr Hin- und Wiederlaufen aber den Koth weit eher vermehren helfen, als sie denselben verringern. Wer sich den Spaß macht, diese Kerls unbemerkt zu belauschen, wird sogleich wahrnehmen, daß sie, so lange sie sich ungesehen glauben, den Besen ruhig und völlig unthätig in der Hand feiern lassen und nur, wenn ein Passagier von leidlichem Air daher kommt, ihr struppiges Werkzeug scheinbar in Bewegung setzen, um sich einen Anspruch auf den klingenden Dank des Spaziergängers zu erwerben. Ist diesem zufällig die Erkenntlichkeit ausgeblieben oder läßt der Mangel an einzelnem Gelde ihn eine abschlägige Antwort ertheilen, so läßt der supplicirende Straßenfeger nöthigenfalls Besen und Arbeit im Stiche, um neben dem Verweigernden Viertelstunden weit einherzulaufen und im vollen Trabe demselben das schwierige und verdienstvolle Geschäft des Wegereinigens aus einander zu setzen und dessen verschlossene Freigebigkeit in noch dringendern Anspruch zu nehmen. Da diese Leute ausschließlich auf eigne Faust nach diesem Geschäfte greifen und sie durchaus nicht unter dem Einflusse einer gesetzlichen Behörde dastehen, so darf man sich zuweilen den Spaß nicht versagen, mit Verabreichung des freiwilligen Lohnes sich etwas lässig zu stellen, weil man dann sogleich zu einer Ehrenwache lamentirender Straßenfeger kommt, welche beinahe aller sechs Schritte weit einen bedeutenden Zuwachs erhält, weil in kurzer Entfernung von dem Vorhergehenden wieder ein anderer solcher Reinigungsbeflissener sein Territorium besetzt hält und dem Durchpassirenden höflichst einen abermaligen Tribut abfordert.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart im März.

Es ist ganz etwas Wunderliches um die Stimmung der jungen Leute in unserer guten ersten Haupt- und Residenzstadt — Alles jubelt und schreit den Franzosen zu! Wenn ich nicht irre, schrieb ich Ihnen schon neulich, daß auf Veranlassung der französischen Revolution in den Juli-

Tagen vorigen Jahres — verschiedene Personen einiges Geld zusammenschossen, um einen grünlackkirten blechernen Lorbeerkranz machen zu lassen, den sie dann der französischen Nation schicken wollten. — Die Sache unterblieb jedoch, weil sie zu viel gekostet haben würde, aber die Gesinnungen haben sich nicht verändert, und unsere jungen unreifen Herrlein, edle Scholaren, deren größte Heldenthat es ist, daß sie eine Cigarre rauchen können, ohne daß ihnen sehr übel wird, sind unter den Freiheitsmännern die ärgsten. — Trotz der Leipziger und Pariser Schuljugend verlangen sie unbeschränkte Preßfreiheit — aber auch noch Absetzung der jetzigen Minister, Anstellung ihrer Brüder bei der höchsten Behörde, Alliançe mit Frankreich, als dem einzigen Volke der Welt, welches werth ist, ein Volk genannt zu werden — und da die Bürger im Allgemeinen zu ruhig sind (es gibt auch hier ehrenwerthe Ausnahmen, aber diese räudigen Schafe haben noch nicht viel angesteckt), um den Leuten die Fenster einzuwerfen, so versammeln sie sich nach beendigten Schulstunden in einigen Kaffeehäusern, verbrauchen ihr Taschengeld für Tabak, machen einen ungeheuren Qualm und bezeichnen diejenigen, welche zuerst abgesetzt, fortgejagt, geköpft, gehängt werden müssen, wenn die edlen Franzosen uns die goldne Freiheit bringen.

Die jungen Schreiber schreien am ärgsten, ich hielt mit einem solchen kürzlich ein Gespräch, worin ich mich von ihm über die beglückende Freiheit belehren ließ — da sagte er mir denn, die Franzosen würden zu uns herkommen, und uns zu einer Republik machen. Weil ich allgemein als ein in Politicis sehr bornirter Mensch bekannt bin, so fiel meine Unwissenheit in diesem Stücke nicht auf, ich konnte ihn daher fragen, was wir denn in solchem Falle für ein Glück zu erwarten hätten, was überhaupt das Wort Republik zu bedeuten hätte.

Lieber Freund, sagte er mir (hier ist nämlich Alles lieber Freund, was neben einander sitzt, wenn auch die grimmigste Feindschaft dazwischen stände), lieber Freund, die Republik bringt uns die evidentesten Vortheile, geboren braucht da keiner zu werden, das Genie allein gilt, und schwingt sich von Stufe zu Stufe auf den Thron des Verdienstes. Sehen Sie Napoleon an, das war ein simpler Edelmann.

Nein, fiel ich ein, das war er nicht, sondern ein gescheuter Edelmann.

Nun ja, das meine ich auch — er war aber kein Fürst, kein Graf, kein Baron, sondern nur bloßer Herr von — und der hat sich auf den Thron von Europa geschwungen.

Dann also hätten wir für unsern König einen andern König! — da hätten wir etwas Rechts, wenn Ihre Republik zu nichts Besserem hilft — — —

Ich meine, das kann Jedem so gehen! — Ah so! — dann hätten wir lauter Könige, und wer würde uns dann die Stiefeln putzen, und die Röcke ausklopfen. — O mein Gott, mit Ihnen ist über dergleichen Dinge gar nicht zu sprechen, Sie sind kein Politicus, — ich meine, da wird es besser sein, wenn nur das Verdienst adelt, und wenn man jeden Beamten sich selbst wählt, und jeden, der einem nicht gefällt, fortjagt. —

Dann also könnte man auch Sie fortjagen? — Mich? —? wie so? — Je nun, wenn wir jeden fortjagen können, der uns mißfällt, und Sie uns etwa mißfielen — — Hm — Nein — so ist es nicht gemeint — nicht jeden, den Sie — — Aha jetzt merke ich, wo Sie hinaus wollen, Sie möchten steigen immer höher und höher, nur diejenigen, welche Ihnen persönlich mißfallen, sollen fortgejagt werden. —

Wozu Sie lange mit dem Gewäsche unterhalten, welches nichts weiter sagen wollte, als was in den Schlußworten bemerkt ist, — doch ist es in diesem Augenblicke wirklich schwer, über Stuttgart etwas zu berichten, das nicht eine politische Richtung hätte, denn Alles nimmt eine solche Bedeutung an. Daß der König vorgestern im Theater, bei Aufführung der Oper Bellmonte und Constanze einen Brief gelesen hat, geht den Politikern dermaßen im Kopfe herum, daß gewiß keiner von ihnen geschlafen hat (wo es nicht ist, um einen Bierrausch auszuschlafen) und noch acht Tage lang wird diese hochwichtige Neuigkeit Stoff zu allen Gesprächen geben müssen, hauptsächlich aber spuckte ihnen der Alliance-Tractat zu Aufrechthaltung einer bewaffneten Neutralität im Kopfe herum; durch den Brief hat es neue Nahrung erhalten. — Das Allermerkwürdigste, das Neueste, das Wichtigste, was in der Geschichte der Stadt einen neuen Abschnitt bilden wird, ist aber dieses, — daß auf dem Kaffeehause eines gewissen Herrn Silber — der Constitutionel gehalten wird! — Dort läuft jetzt Alles hin, um in das sonderbar gedruckte Blatt zu schauen, was gerade aussieht, als wenn's lateinisch wäre! Es muß auch wirklich in einer fremden Sprache verfaßt sein, denn es kann's Niemand lesen, außer einem Sprachlehrer und einem ci-devant Kammerdiener, welcher zwei Jahre in Paris gewesen ist!

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Die Familie Polignac hat fortan eigene Schicksale von einigen ihrer Glieder zu erzählen. Ein Urahn des jetzt in dem Staatsgefängnisse zu Ham büßenden Premierministers P., der zu seiner Zeit hochberühmte Kardinal Polignac fand sich schon sechs Monate nach seiner Geburt einer großen Gefahr ausgesetzt. Er wurde, wie das in Frankreich noch jetzt gebräuchlich ist, auf dem Lande gesäugt. Seine Amme, welche noch ledig war und die ihr Leichtsinn vor einem zweiten Vergehen nicht zu schützen vermocht hatte, floh, aus Furcht vor der Strafe, mit Tagesanbruch und ließ das Kind auf einem Misthaufen liegen, wo es den ganzen Tag verbleiben mußte. Zum Glücke geschah es in der guten Jahreszeit. Man fand es am andern Morgen, ohne daß ihm das Geringste zugestoßen war. — Welche Betrachtungen in Hinsicht auf den Nachkommen dieses glücklichen Kindes!!

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 136. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 9. Juni. 1831.

Der Tod des Jean Calas.

Welche unglückselige Erinnerungen knüpfen sich an den Namen Calas! Die Geschichte des bedauernswerthen Namens, ein Schandfleck in den Annalen des rohesten Fanatismus, ist hinlänglich bekannt, als daß wir sie weitläufig zu wiederholen brauchten. Wir wissen es, daß Calas in Verdacht gerieth, seinen zur katholischen Religion sich hinneigenden Sohn Marc Antoine, der sich in einem Anfalle von Schwermuth selbst erhing, erdrosselt zu haben. Umsonst mochte in dem deswegen angestellten Criminalprozesse Alles zu Gunsten des Vaters reden; er mußte, durch fanatische Richter verurtheilt, am 9. März 1762 zu Toulouse sein edles Leben auf dem Blutgerüste aushauchen. Ein unersetzlicher Verlust für seine Familie, wie für die Ehre Frankreichs, den die Entschuldigungsversuche, als Voltaire das Bubenstück vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen hatte, nicht zu heben vermochten. Ein höchst trauriges, doch interessantes Gemälde bieten die letzten Augenblicke Jean Calas dar, wie sie in einem bis jetzt noch wenig bekannten Briefe geschildert werden, den der berüchtigte Cavallerieoffizier Lefualde-Conté an einen Geistlichen im Canton Bern schrieb. Wir heben daraus Folgendes hervor:

Gezwungen, mich zu dem Commando zu begeben, welches der Execution beiwohnen sollte, nahte ich mich dem Orte der Hinrichtung so langsam als möglich, weil ich hoffte, daß Alles vor meiner Ankunft vorbei sein werde. Aber ach, der Dämon des Fanatismus beeilte sich nicht, sein Opfer zu verschlingen. — Alle Aussichten auf den Platz waren durch Personen jeden Ranges besetzt; jedoch gehörte der größere Haufe der niedern Volksklasse an. Mehr Frauen als Männer waren vorhanden, und ich bemerkte hier, wie schon häufig, daß das schöne Geschlecht, wenn auch nicht das Tragische, doch die Repräsentation liebt. — Der Respekt vor meiner Uniform öffnete mir die Reihen der Zuschauer und ich konnte meinen Posten an der Spitze der Escadron einnehmen, welche das Schafott umgab.

Meinen Blicken zeigte sich zuerst das Marterwerkzeug; ein eisernes, gewichtiges Rad, in der Höhe an eisernen Ketten schwebend, an welches der Körper des Verbrechers mittels eines Apparats so befestigt wird, daß er des Rades ganzen Umfang berührt. Das letzte Schlachtopfer hatte noch Blutspuren hinterlassen. Nicht weit davon stand der gefesselte Unglückliche zwischen zwei Handlangern des Todes. Ein dickbäckiger Schöffe, in welchem die Gewohnheit jedes edlere Gefühl erstickt zu haben schien, saß zur Rechten in seiner Sella curulis, die Uhr in der Hand, und den Augenblick der Quälerei erwartend. Einen merkwürdigen Contrast mit ihm bildete der auf der andern Seite stehende Trappist. Stillschweigend verfolgte sein Auge die Vorbereitungen, er warf von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf den Angeschuldigten und murmelte ein Gebet in das Brevier, welches in seiner knöchernen Hand ruhte. Ruhig beschäftigte sich der Henker mit den Pflichten seines Amtes. Sein rothes Costüme, seine Manieren, seine Physiognomie standen in vollkommenem Einklange mit der Rolle, welche er spielen sollte. Man sagte mir, er sei ein Deutscher, und in der That erschien mir seine Gestalt als ein Ideal deutscher Carricaturen. Sogar sein Name war fürchterlich; er hieß Hanns Fleischer. Wenige Augenblicke nach meiner Ankunft erfaßte er sein Opfer und fesselte es an die Höllenmaschine; zuerst die Beine und zwar auf eine so rohe Weise, daß sie augenblicklich mit Blut bedeckt wurden; dann kehrte er sich auf seinem Schemel um, um das zweite Zeichen der Magistratsperson zur Fesselung der Arme zu erwarten. Die Menge war ungünstig für den Verurtheilten gestimmt, und man hörte von allen Seiten murmeln: seht den Mörder seines Sohnes! Das Schlachtopfer dagegen benahm sich keineswegs so, als ob er sich ein furchtbares Verbrechen vorzuwerfen habe.

Er richtete seine thränenden Augen auf die wüthende Menge und segnete sie.

Beim zweiten Zeichen der Magistratsperson wurde Calas an das Rad dergestalt gebunden, daß seine gefesselten Hände die Füße berührten. —

Jetzt kniete der Mönch zum Beten nieder und nahte sich dann langsam dem Unglücklichen, um ihn zu ermahnen, an seine Sünden zu denken. Das Gespräch machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich Vieles wörtlich im Gedächtnisse behalten habe.

An meine Sünden! antwortete Calas, ich habe daran gedacht, mein Vater, denn wenn ich mich sündenfrei glaubte, so würde ich mich hier vollkommen glücklich fühlen, obgleich das Glück nicht leicht auf einen gleichen Lager sich niederläßt.

Niemand ist sündenfrei, erwiederte der Mönch; doch Ihr seid ein großer Sünder.

Wohl weiß ich es, sagte Calas, doch danke ich dem Himmel, daß ich mir nicht das Verbrechen vorzuwerfen habe, für welches ich hier bin.

Sünder, Deine Schuld ist groß; Dein Gläubiger ruft, Deine Zeit ist kurz und eine große Rechnung hast Du abzulegen.

Wohl weiß ich es; doch werde ich meine Schuld nicht vermehren, indem ich mich zu einem Verbrechen bekenne, welches schrecklicher als alle Sünden ist, die mein Gewissen mir vorhält.

Dein schreckliches Verbrechen ist den Augen der Menschen offenkundig. Die Wahrheit ist so gewiß, als der Tod, welcher Dich Sünder erwartet.

Ich weiß, sagte Calas, daß fast alle Menschen mich hassen; aber noch kann ich für sie beten; darum glaube ich mich nicht so von Gott verlassen, als Ihr mir glauben machen wollt. Ich kann, mein guter Vater, weder Eure Ermahnung, noch Euren Beistand annehmen; doch danke ich für Eure guten Absichten.

Hier gab der Richter dem Henker das Zeichen zum Anfangen. Mit einem eisernen Hebel zerbrach der Furchtbare eines der ausgestreckten Beine des Opfers. Convulsivisch zuckte der Rumpf des Unglücklichen. Der Schlag, welcher das Knie traf, war, ohnerachtet seiner Heftigkeit, nicht bestimmt, auf einmal das Bein zu zerschmettern, sondern sollte dem Leidenden nur eine kleine Probe von dem Folgenden geben.

Der Schöffe hatte Furcht, daß Hanns Fleischer zu heftig angefangen, und sagte, mit dem Finger drohend: „Lebt der Verbrecher nicht zwei Stunden, so verlierst Du Deine Stelle!" Fleischer antwortete mit einem Blicke, der auf das vollkommene Verstehen seines Handwerkes hindeutete.

Der Leidende ward ruhiger und der Mönch begann seine Ermahnungen von Neuem mit einem Eifer, der an Begeisterung gränzte. Calas dankte und meinte, daß die für das Heil seiner Seele angewandten Bemühungen ihm höchstens einen weniger furchtbaren Tod, allein kein friedlicheres Grab sichern könnten.

Hartnäckiger Ketzer! murmelte der Mönch, und der zweite Schlag fiel mit größerer Heftigkeit als der erste. Das Schienbein war zerbrochen. Calas fiel in Ohnmacht und als er die Sinne wiedergewann, entschlüpfte ihm keine Klage, und nur das schmerzhafte Zucken seiner Lippen und das Zittern seiner Augenlider ließen seinen Todeskampf ahnen.

Das Trauerspiel dauerte zwei Stunden. In regelmäßigen Zwischenräumen von 15 Minuten folgten sich die Stöße. Der Dulder sank immer häufiger in Ohnmacht und jedesmal wurde er durch die teuflische Kunst seines Peinigers, der die stärkendsten Mittel bei der Hand hatte, in's Leben zurückgerufen. Beim achten Stoße waren fast alle Knochen zerbrochen. —

Da untersuchte der Trappist die Augen des Calas und sah ein, daß sie sich in zehn Minuten für immer schließen würden. Noch einmal knieete er an des Unglücklichen Haupte nieder, beschwor ihn, sein Verbrechen zu gestehen, indem er nur noch wenige Minuten zu leben habe.

Mit einer beinahe eben so festen Stimme weigerte sich Calas noch immer; doch endlich sagte er, er wolle sterbend sein Geständniß ablegen.

O, bei des Himmels Barmherzigkeit, thut es! rief der Mönch.

Und werdet ihr meinen Worten Glauben beimessen? fragte Calas.

Ja, und wenn sie meiner innersten Ueberzeugung widerstritten.

Ich bin unschuldig! entgegnete Calas, indem er mit seiner vom Todesschweiße feuchten Hand die des Mönchs erfaßte; dann trat Bewußtlosigkeit bei ihm ein.

Den Augen des Trappisten entrollte eine Thräne, was vielleicht nicht der Fall gewesen, seitdem er in seine enge Zelle trat. Eine einzige Thräne glitt über das ernste Antlitz; es war Alles, was er hatte . . . das Scherflein der Witwe.

Er wandte seinen Blick auf die Magistratsperson und stammelte einige Worte, um den Gnadenstoß für Calas zu erbitten. Dieser nickte dem Henker zu. Hanns Fleischer ließ seinen Hebel auf den Dulder fallen. Die Stärke dieses letzten Stoßes zerdrückte den Magen und zerbrach die Wirbelbeine. Das Blut schoß in Strömen aus den Augen, dem Munde, den Ohren; ein Seufzer entfloh noch; noch einmal zuckte der Rumpf, und — Calas hatte aufgehört zu leiden.

Der Mönch betrachtete einen Augenblick das bleiche Antlitz, von welchem das Blut nicht den Ausdruck eines ergebenen Märtyrers verwischt hatte. Dann betrachtete er wechselsweise den Himmel und die umstehende Menge, hob den Finger seiner Rechten in die Höhe, und sprach mit lebhaft bewegter Stimme: Sehet, die Seele des Gerechten steiget gen Himmel!

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Eine Morgenröthe, wie man sie tief unten in den Thälern und den Ebenen niemals erblickt, kündete die Tagesnähe an. Ueber ihn neigte sich ein Greis, dessen ganzes Gewand in einer leichten Tunika bestand, die nur bis an die Kniee reichte; Arme und Brust waren blos, Haupthaare und Bart flossen in Eins zusammen. Zwei durchdringende Augen leuchteten in seinem Antlitze, über welches, so wie über einen Theil des Leibes, lange Silberlocken niederwallten. — Auf, mein Sohn, sprach der Greis, der nicht die mindeste Verwunderung über des Armeniers Anwesenheit zeigte; auf, es wird Tag, die Reise ist lang, der Grund, aus welchem Du sie unternommen hast, ist dringend, auf, aus dem Bette, auf den Weg! — Mein Vater, erwiederte der Jüngling, indem er sich die Augen rieb, um sich zu überzeugen, daß er wirklich nicht mehr träume, Ihr sprecht, als wisset Ihr, wer ich bin, und weswegen ich diese Reise unternommen habe, das ist in der That höchst wunderbar. Ihr müsset sonach auch die Schwierigkeiten kennen, welche ich zu überwinden habe. Entdeckt mir ein Mittel, sie zu überwältigen, sagt mir, was ich zu thun habe, der Herr wird Euch dafür segnen! — Mein Sohn, sprach der Greis, Du hast ein großes Werk unternommen, ein Werk, wozu hoher Muth gehört. Der Allmächtige wird nicht säumen, dem beizustehen, den er zum Vollstrecker seiner Beschlüsse auserkoren hat. Lasse keine Furcht in Dein Herz einschleichen, und sei stark im Glauben an Jenen, der die schützt, so auf ihn bauen!

Mein Vater, flehte der junge Armenier, rathet mir. Muth glüht in mir, aber ich bedarf Unterweisung, um den rechten Weg zu treffen. — Gerade, immer gerade aus, junger Mann. Du siehst dort den schneebedeckten Gipfel des Ararat. Dort landete vor tausend und tausend Jahren die Arche Noah's, als die Welt wieder jung und frisch aus den Gewässern emporstieg. Vorwärts, junger Mann! Doch zuvor genieße von diesem Brode, und trink von diesem Wein, um Dich für die Stunde des Kampfes zu stärken. Nimm diesen Rosenkranz, dessen Kügelchen aus den Steinen des ersten Altars geformt sind, den der heilige Patriarch dem Herrn errichtete, als er, wie Du, nicht wußte, wohin er seine Schritte richten sollte, und mit seiner Familie vom Berge niederstieg. Diesen Steinen wohnt Wunderkraft inne. Sobald Du merkst, daß Du Dich ein wenig verirrt hast, so wirf einen derselben zur Erde, und er wird Dir die Richtung des Weges zeigen, den Du zu nehmen hast. Aber diese Waffen, geformt von Menschenhand, laß zurück, denn in dem Kampfe, welchen Du zu bestehen haben wirst, können sie Dir nicht nützen. Vertraue Gott dem Allmächtigen, dessen Diener Du bist, und lege ab, was Dich nur hindern, doch Dir nicht helfen kann!

Nach dieser feierlichen Ermahnung warf der Greis eines der Steinkügelchen des Rosenkranzes auf den Boden, es rollte einige Zeit fort, und schien sich durch eigene Kraft nach der Schlucht zu bewegen, die dicht vor der Höhle dräute. — Gott schütze Dich, Jüngling! rief der Greis, der Armenier aber folgte standhaft allen Krümmungen, und kam bald zu einem hohen Punkte des Bergwalles empor. Er fuhr fort, mehrere Stunden lang aufwärts zu steigen, machte nur selten eine kurze Pause, um Athem zu schöpfen, und setzte dann seinen Weg voll Muth wieder fort. Endlich erblickte er ganz nahe vor sich des Ararat alte Schneestirn, und betrachtete mit heiligem Staunen die schönen, weißen Massen, welche das Tageslicht in riesige Diamantenblöcke verwandelt zu haben schien. Durch diesen Anblick ermuthigt, und entschlossen, den Zweck seiner Reise, noch bevor der Tag sich neigte, zu erreichen, nahm er zu dem wunderbaren Rosenkranze seine Zuflucht. So wie ihm der Einsiedler geboten, warf er ein Kügelchen auf den Boden, des festen Willens, sich mit blindem Vertrauen von dem geheimnißvollen Wegweiser leiten zu lassen. Das Kügelchen rollte aufwärts, und über so enge Pfade, daß der Jüngling einen Augenblick Anstand nahm, dem wunderbaren Führer zu folgen. Durch seine Glaubensgluth gestärkt, kletterte er mit großer Mühe an einer Schlucht aufwärts, die von zwei ungeheuren, sich so nahen Felsen gebildet wurde, daß ein dazwischen fliegender Adler beide Wände mit seinen Flügeln berührt haben würde. Gregorius schritt nicht mehr, er kroch, ohne zu wissen, wohin das Wunderkügelchen ihn führen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Amerikaner und Europäer.

Amerik. Wie sieht's denn in Europa aus?
Europ. Bunt und kraus.
Amerik. Wüthen die Stürme und Fluthen noch immer?
Europ. Weit schlimmer.
Amerik. Was ist es denn mein Freund? So reden Sie.
Europ. Disharmonie.
Amerik. Und zwischen wem? Wie heißen die Titanen?
Europ. Fürst und Unterthanen.
Amerik. Was wollen sie denn von den Thronen?
Europ. Constitutionen.
Amerik. Nun, so stelle man sie ihnen her —
Europ. Sie wollen mehr.
Amerik. Was noch von größerem Gewicht?
Europ. Das wissen sie oft selber nicht. —
Amerik. O, weh! da bleib' ich in Amerika.
Europ. Das thuen Sie nur ja.

Georg Harrys.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart im März.

(Beschluß.)

Bälle und Conzerte sind übrigens durch diese politischen Stürme nicht gestört worden, die jungen Herren hier betrachten nämlich das Tanzen als etwas der Gesundheit sehr Zuträgliches (wenn's nicht übertrieben wird) und setzen es daher nicht aus, so lange der Winter dauert, und noch Bälle gegeben werden; die Franzosen mögen unterdessen auch springen, nach welcher Pfeife, ist ihnen gleich. — Allein sehn sie auch hier die gute, nicht die frivole Seite der Unterhaltung; man tanzt lediglich, um sich Motion zu machen, ist dieser Zweck erreicht, so mag tanzen, wer Lust hat, die jungen Herren thun's nicht mehr. Ich hörte selbst eine Dame mit folgenden Worten auffordern: Wöllet se mer wol no den Tanz accordiere, 's ischt der dritt', des wird grad' gnu' sei! Die Dame hatte die Güte, ihm diesen Dritten zu accordiren. Nachdem er zwei oder drei Touren durch den Saal gemacht (gewalzt) hatte, sprach er: So! itzt ischt mer warm, itzt wöllet mer aufhöre! und somit führte er seine Dame auf ihren Sessel und tanzte nicht weiter — ja galant sind wir hier sehr, man könnte sich füglich ein Patent darauf geben lassen.

Seit dem Ende des vorigen Jahres ist unsere gute Stadt durch das Erscheinen eines neuen Tageblattes — politischer Natur — beglückt worden, es heißt der Hochwächter, und wird von verschiedenen sehr wachsamen Studenten herausgegeben, welche über jede Kleinigkeit herfallen, und Alles mit einer Feder, die nur in Gift und Galle getaucht ist, darstellen. Mir scheint es nicht am rechten Orte, nicht an der Zeit zu sein, aufrührerische Predigten zu halten. Da, wo Alles lodert und brennt, soll man nicht Stroh hinzu, sonder Wasser herbei tragen. — Zum Glück ist das Volk noch in einer segensreichen Unwissenheit, und nicht geneigt, solche Sachen für Ernst zu nehmen, wie Sie aus folgendem Spaße ersehen werden.

Zu dem Schultheißen des Dorfes Groß-Bachanang kamen seine Bauern grimmig und wüthend, und machten ein entsetzliches Geschrei. — Er frug, was wollt ihr, Kinder, schreit nicht so durch einander, sondern sagt hübsch deutlich, was ihr vorhabt, — da brüllten Alle los: Rebellion wollen wir! Rebellion! Rebellion!

„Ihr Dummköpfe! ihr Ochsen! ihr Esel! geht nach Hause!" so sprach der edle Schultheiß, — „dazu ist's noch lange Zeit! — packt euch fort; wenn's einmal geschehen soll, so will ich's euch schon durch den Amtsboten ansagen lassen!" Die Bauern gingen heim und sagten: Unser Schultheiß ist doch gar a g'scheiter Mensch! — Aber nicht alle sind so gescheit — namentlich passirte irgendwo — ich sage durchaus nicht, daß es in Stuttgart gewesen — ein drolliger Auftritt, der lange Zeit Aufsehen machte. Aus dem Kassenzimmer des Rathhauses, aus der erbrochenen eisernen Kasse, waren einige Tausend Gulden gestohlen; ein Strick von Pferdehaaren, am Fenster hängend, sollte die Spur des Diebes bezeichnen, doch war er dort weder hereingekommen, noch hinausgegangen, da der Staub auf dem Gesimmse lag, wie vor Jahren, fest und unangerührt; auch war kurioser Weise das Fenster von innen zu — man muthmaßte hin und her, auf einen Menschen besonders, der auch schon früher verdächtig gewesen, — diesen steckte man ein; doch er gestand nichts. Da kam man denn auf den vernünftigen Gedanken, einen Diebesbeschwörer herbeizurufen. Dieser schlug unter allerlei Bannformeln drei Nägel in die Stufen der Rathhaustreppe, damit der Dieb, wenn er herein käme, nicht wieder herab könne, ohne ein Bein zu brechen; dann holte man heimlich, nächtlicher Weile und schweigsamer Weise, ein Wagenrad, stellte dieß auf einen Zapfen, legte rund umher an die Erde die Namen der Personen, welche man im Verdacht hatte, machte an einer Seite des Rades ein Kreuz, und drehte es nun schnell um, — wo das Kreuz stehen blieb, erwartete man mit Begier — — siehe zwischen zwei Namen — noch einmal — jetzt hatte man den Rechten, — der Name aber bezeichnete Jemanden, der vor drei Wochen ausgewandert war — daran hatten die Schreiber nicht gedacht. — Jetzt ward ein Erbschlüssel in ein Erbbuch gesteckt, — dann eine Scheere in einen Siebrand eingedrückt, dieß ließ man auf dem Daumen tanzen, und bei Nennung des Namen des Diebes sollte es sich von selbst drehen u. s. w. — Man sagt, mehrere Rathsherren wären dabei gewesen, und solche Possen wurden sieben Nächte lang hinter einander getrieben, woraus Sie sehen, daß nicht alle Rathsherrn so klug sind, wie jener Schultheiß, und wir noch nicht verlernt haben, Eulenspiegeleien zu treiben.

α.

Buntes.

Im September 1651 speiste Wilhelm, Prinz von Oranien, damals schon König von England, zu Brüssel bei dem Prinzen von Vaudemont. — „Wissen Ew. Majestät wohl, sagte dieser, daß Sie heute in Ihrem eigenen Hause, in dem Palaste von Nassau, speisen, den ich schon seit 23 Jahren bewohne, ohne je einen Heller bezahlt zu haben? Wenn ich ein Jahr nur tausend Thaler rechne, so machte es 23000 Thaler, die ich Ew. Majestät schuldig bin!" — Nach der Tafel ging der König in sein Kabinet, schrieb zwei Zettel und gab sie dem Prinzen. „Hier, setzte er hinzu, ist die Quittung über die 23000 Thaler und hier eine Schenkung vom Palast, damit man Sie, lieber Prinz, in Zukunft nicht etwa incommodire oder mahne!" — Quod bene notandum für manchen Belgier hinsichtlich Wilhelms Nachkommen. —

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 137. (II. Jahrg.) Freitag, den 10. Juni. 1831.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. F. Castelli. Sammt allgemeinen grammatischen Andeutungen über den niederösterreichischen Dialect überhaupt, und einem Idioticon zur Verständlichmachung der in diesen Gedichten vorkommenden, der n. ö. Mundart ganz eigenthümlichen Wörter. Gedruckt auf Kosten des Verfassers. Wien. In Commission bei F. Tendler. 1828.

Castelli's niederösterreichische Gedichte haben in dessen Vaterlande außerordentliches Aufsehen erregt, sie sind zum Theil in den Mund des Volkes übergegangen und würden sicher auch im Auslande zu gleichem Erfolge gelangt sein, wenn wir andern Deutschen den Muth hätten, auf die Gefahr der anfänglichen Schwierigkeiten hin, in den Geist der Sprache, zu dessen leichterer Erfassung der Dichter in den vorhergehenden grammatischen Andeutungen so hilfreiche Hand geboten hat, uns hineinzuarbeiten. Keiner sollte sich durch die ersten Mühen, durch das fremdartige Aussehen der Wörter abschrecken lassen, die letzteren werden uns, nach kurzem Umgange, schnell vertraut, und gewiß ist dieses Bestreben später mehr, als manches andere Studium, lohnend und genußreich.

Castelli ist gewissermaßen der Repräsentant des schöngeistigen Lebens in Wien, und die Worte, welche Oehlenschläger ihm in's Stammbuch schrieb, deuten ebenfalls darauf hin. In seinen Gedichten — namentlich den niederösterreichischen — findet man ganz dieselbe kindliche und neckende, aber wohlwollende Natur wieder, welche den Grundstoff im Charakter des Oesterreichers bildet. Es sind in seinen Schriften, wie in der Sprache seiner Landesgenossen, so sinnige, feine Wahrheiten enthalten, die wohl geeignet wären, in den ästhetischen Cirkeln Norddeutschlands, oder wohl gar in den pikanten Pariser Salons Glück zu machen und Aufsehen zu erregen; aber alle diese Wahrheiten streben, solche Auszeichnung umgehend, vielmehr sichtlich darauf hin, nur im schlichtesten Gewande zu erscheinen, und das herzlich-volle Lachen einer gesunden Natur gilt dem Scherze des Wiener Volksdichters mehr, als das coquette Unterlippenlächeln einer geistreichen, aber an Migraine leidenden Dame Norddeutschlands. Der österreichische Humor und der eines Castelli will, gleich einer kräftigen Bergluft, mit voller Brust eingeathmet sein, aber man darf ihn nicht, gleich den nach Lavendelwasser riechenden Berliner Calembour-Zephyren, sich zierlich zufächern lassen und mit üblichen und naturgemäßen Anstandspausen in ästhetischen Diebsportionen schlucken, damit sich Keiner etwa verkutzt. —

Auch finden wir in diesen niederösterreichischen Gedichten ganz die naive Kürze dieser Leute wieder, welche namentlich die dortigen Mädchen so reizend kleidet und die Castelli, in seinen vorangeschickten „verschiedenen Andeutungen", bei Gelegenheit seiner Auslegung des allbekannten nationalen Wortes „häld" (das von ihm bald als das hochdeutsche denn, eben, nun, einmal ꝛc., bald auch als blose Verstärkung irgend eines Nebenwortes angegeben wird) durch ein sehr sinnreiches, praktisches Beispiel erläutert, welches hier wörtlich einen Platz finden mag: —

„Ich kann mich nicht enthalten (bemerkt er), hier ein Beispiel anzuführen, wo das einzige Wörtlein häld Alles ausdrückt, was ein gekränktes Gemüth gegen eine herabwürdigende Beleidigung zu erwiedern vermochte. Ich ging auf der Straße und sah vor mir ein sehr hübsch gebautes Bauermädchen mit einem Korbe voll Trauben gehen. Ein junger Mensch beäugelte sie lüstern von allen Seiten, schnüffelte um sie herum, und hatte endlich sogar die Frechheit, sie in den vollen runden Arm zu kneipen; da blieb sie stehen, maß ihn mit großen Augen, stemmte beide Arme in die Seiten und redete ihn in einem spöttisch-fragenden Tone mit den Worten: Nän häld? an. Nur der Niederösterreicher allein fühlt die ganze Kraft dieser winzigen zwei Wörter. Sie sollen heißen: Was willst du von mir? Wie kannst du dich erfrechen, mich zu betasten? Hältst du mich für

eine Schandbirne? Ich bin ein braves Mädchen, und du wärst schon gar nicht der Mann, dem ich Rede stehen möchte, und wenn du nicht auf der Stelle gehst, so werd' ich dich mores lehren. — Ich sehe manchen Fremden über diese Auslegung lächeln, aber ich versichere, daß in diesem Wörtlein, mit dem gehörigen Tone verbunden, wirklich all' dieser Sinn liegt."

Allerdings streift diese allumfassende Auslegung zweier Sylben an's Unglaubliche, allein man muß bedenken, daß die gleichgültige Miene des Papiers nicht die des zürnenden Mädchens erschwingt, welches mit Ton, Geberde und Gesicht seinen einfachen Worten erst den Nachdruck gab und den eigentlichen Charakter verlieh. Und mit dieser Berücksichtigung wird Freund Castelli seinen kühnen Prozeß wohl gewinnen.

Es liegt in dem Wörtchen hâld eine so willenlose, unbewußte Poesie, wie in den Leuten selbst, und diejenigen Fremden, welche es blindlings um sich werfen, um damit eine angebliche Nachahmung der österreichischen Sprache herauszubringen, werden höchstens eine deren wahrem Wesen völlig entfremdete Caricatur erzielen, und mögen Castelli's darüber ertheilte Strafpredigt und Abfertigung auf sich anwenden und beherzigen.

Wirklich verdient unser Dichter — welcher, wie er in seinem Vorworte sich selbst erklärt, bei seiner durch mehrfache Gelegenheit erlangten Kenntniß des niederösterreichischen Dialects, wohl gefühlt hat, „welche Naivität, welche Fröhlichkeit, aber auch zugleich, welch' ein tiefes Gemüth in demselben liege" — den von mehreren Seiten ihm gewordenen Vergleich mit Hebel, welchen er schon seit längerer Zeit als seinen Liebling anerkannte und der ihm, bei Abfassung volksthümlicher Dialectgedichte, als Vorbild natürlich am nächsten liegen mußte. Er hat ihn in der wunderbaren Verschmelzung des Tändelnden mit wahrhaft poetischer Gemüthstiefe, der einfachen Anschauung mit einer gewissen heitern Ironie, des klagenden, kindlichen Schmerzes mit dem schauerlich-stillen Tone der Ballade, kurz in allen den tiefergreifenden Naturlauten einer seelenvollen Gemüthlichkeit und Naivität, erreicht und steht ihm auch in der Kenntniß und eben so sichern als gefälligen Behandlung seiner Mundart nicht nach. Es sind Volksgedichte im edlern Sinne, einfach genug, um einem kunstlosen Gemüthe wohlthuend und anlockend zu werden, und bedeutungsvoll genug, um auch höhere Ansprüche ächter Poesie nicht unbefriedigt zu lassen.

Wie rein naiv ist z. B. folgendes Liedchen, welches Castelli mit einer gewissen Vorliebe zu dem ersten seines Buches gemacht hat: „Aloan (Allein)!"

„I hân eng a Haisl ân Roan,
Dâs Haisl is sauw'r und nöd kloan,
Âw'r âl maini Zima
Dô gefâl'n ma hâld nima:
Den i bi in den Haisl aloan.

Fûl Vôga'rln, bâld gros und bâld kloan,
Dô sids'n foa'n Haisl au'm Roan,
Ean G'sang'l duad schâl'n,
Âwr's wûl ma nöd g'fâl'n:
Den i hea' hâld dô Vôga'ln aloan.

Au'm Bea'cha'l foa'n Haus schdehd a Schdoan,
Dâ sids'i und schnaid maini Schboan,
Dâ siachd ma waidmechdi,
Dô Aussichd is brechdi:
Âwr's g'fraid mi dôs Schau'n nöd aloan.

A Dia'n häd da Wia't fon da G'moan,
Dô wa' fia' mi rechd, wia-n-i moan:
Zu'n Wai hân i f' g'numa
In foaringa Suma,
Und sida-den *) bin i nima' aloan.

Es wûl's âwa hiazd nima doan;
Main Haisl dôs wia'd ia' schon z'kloan.
Dô Rua is ausg'flog'n,
I hân mi bidrog'n,
O! i wolt' i wa' wida' aloan!"

Und welches klagende, schmerzlich-schaurige Gefühl, so ganz dem Charakter einer Volksballade entsprechend, durchathmet nachstehendes Gedicht, welches in seiner milden Schwermuth wohl zu den vorzüglichsten des Buches gehört: „da Bâch (der Bach)!"

„Da Bua, dea' schdehd bain Bâch,
Und schaud eam drauri nâch,
„Du glicklig's Wassa'l!" höbd a' ân, —
„Dâs dua't'n âwirina **) kân,

*) sida-den: seitdem.

**) âwirina: hinabrinnen.

Wo maina Lis'l ia'r Hidd'l schdehd,
Und wo s' bai dia'r schbädsia'n gehd:
O Wassa'rl! o i bid,
Liab's Wassa'rl, nim mi mid!"

Da Bua, dea'r schdehd bain Bäch,
Haind häd a goa'r koan Gläch:
Den d' Lis'l dö schdehd bain eam dä,
Ea'r hälsd s' rechd nach sain Gniag'n äh.
Und wia äfd *) glänzd da Schdea'rndlschain,
Dä schdaig'n s' in a Schinackl **) ain,
Da Bäch, dea'r schdraibd si nid,
Äl zwen nimd 's Wassa'rl mid.

Da Bua, dea'r schdehd bain Bäch,
Und schaud eam drauri nach,
Dö Augna sand eam näs und driaw,
Den d' Lis'l had an Ända'n liaw;
Sain Wäng is bloach und fäld eam ain,
Fül Drobfna fäl'n in's Bächl drain:
„O Wassa'rl! o i bid,
Nim s' zu da Lis'l mid!"

Dö Lis'l schdehd bain Bäch,
Gfraid si au'm negsd'n Dach,
Wal s' mid an Buam, goa'r raich und schen,
Schon muaring zum Äldoa'r sol gehn;
Si lächd in's Bachl aini drain,
Und denkd, wia s' muaring schen wia'd sain.
O Wassa'rl!" — ruafd s' — „i bid,
Liab's Wassa'rl! gfrai di mid!"

Da Bua, dea'r schdehd bain Bäch,
Schda'r schaud a'n Wassa'rl nach,
Ganz z'rafd san saini schwoa'z'n Hoa'r,
Und d' Jack'n häd a z'riss'n goa'r.
Ea'r schdehd und schaud — däs Bach'l brausd,
Ear schlägd fua'n Kobf si mid da Fausd,
Hiazd schbringd a drain — suachd Frid,
Und 's Wassa'rl nimd 'n mid.

Dö Lis'l gehd bain Bäch,
Ja'r Braidigäm gehd ia'r nach,
Sö röd'n und g'schboasln älahänd:
Dä drägd da Bäch 'n Buam än's Länd;
Grad fua'r da Lis'l wia'rfd a 'n aus,
Sie schaud, sie schraid — ia'r kumd a Graus,
Häd nimamea'r an Frid,
Bis 's Wassa'rl ah nimd mid."

Höchst anmuthig nimmt sich die niederösterreichische Mundart im Ausdrucke einer gewissen schalkhaften Kürze aus, welche gleichsam noch weit mehr hinter'm Berge zu halten scheint, als sie eigentlich mit klaren Worten sagt. Dieß spricht sich z. B. in dem kurzen erzählenden Liedchen: „'s Hälda Bä'rl" (das Hirten-Pärchen) ganz besonders treffend aus:

„Da Hans'l hält Ogena, dö Gred'l hält Kia,
Und äfd häm s' anänd gea'n griagd, ma woas goa'r nöd wia.

Da Hans'l häd ausdrib'n um fiari fua'r Dach,
Und dö Gred'l häd ausdrib'n um finfi glai nach.

Da Hans'l häd hindrib'n zum Gmoanwia't sain'n Droad,
Und dö Gred'l häd hindrib'n danömad af d' Woad.

Dö Gred'l häd dud'lt herent *) bai dö Kia,
Und da Hans'l häd dud'lt fon drent'n **) mid ia'r.

*) äfd: schon.
**) Schinackl: Nachen.

*) herent: herüben, diesseits.
**) drent'n: drüben.

Da Hanſ'l häd iwri *) a Buſſ'l g'woa'fa,
Und dö Gred'l häd åſd'n oan's iwrakaid **) a.

'n Hanſ'l ſaini Ogsna, da Gred'l iari Kia,
Soan unt' ranând kema, ma woas goa' nöd wia.

Da Hanſ'l und d' Gred'l ſoan ah bainând g'wösd,
Und Neamsd ***) häd's nöd g'wusd, dös woa' ſchon's ålabösd.

Und g'hairåd hâm ſ' åſd, 's ſchdengan hiazd in oan'n Haus
Dö Ogsna und d' Kia, und ſo is dö Geſchichd aus."

Die Schmiegſamkeit dieſes Dialectes und Anwendbarkeit deſſelben für alle Versarten, ſelbſt für die elegiſche, iſt wirklich zu beſtaunen und zeugt für ſeine Lieblichkeit, aber auch zugleich für ſeine Kernhaftigkeit. Einige Diſtichen aus dem in Ton und Ausführung ganz vorzüglich gehaltenen, größern beſchreibenden Gedichte: „da Baua bain Koaſa ſaina Grångad (der Bauer bei des Kaiſers Krankheit)," mögen den Beleg zu dieſer gemachten Bemerkung abgeben:

„Dromad †) ſizd a' au'm Wåg'n, und wia's ſelwa wül, läßd a's Ros gehn,
Denkd: Wäs i hoambringa dua, bring i noh ålawal z'frua;
Singa duad a hiazd nöd, und ah da Dowag ſchmöckd eam nima,
Fluach'n dad a wohl gea'n, åwa' ea' fia'chd ſi da Sind.
Danichi Baua'n bigög'nd a' au'm Wöch, und dö doan a ſchen griaß'n,
Åwa' ea' dänkd eana kam, ſo das ſ' dakema ††) fua' eam,
Und da' Dani zun Ånda'n glai ſagd: „Wäs muas 'n Bächhuaba
Den iwa d' Löwa ſain g'foa'n, das a ſo gremaſſi *) is?" —
Bain an oanſchichding **) Wia'dshaus, wäs ſchdöhd au'm Wöch ån da Schdräßn,
Wo-r-a ſunsd Hai göb'n häd, wän a' in d' Schdåd aini is,
Foa'd a ah dösmähl fabai; da Wia'd ſchdehd grad unta da Dia' då,
Ruaſd eam: „Bächhuaba! wia ſchlaund's? ***) wia'd haind nöd g'waſſad bai mia'?
I häw haind oan ånzabfd, an Zwoaazwoanzga' an guad'n!"
Und da Bächhuaba ſägd draf: „ „Däng ſchen, i hån haind koan Dua'ſchd.""" —

Und ſo wollen wir dieſe mild-freundlichen Klänge Süddeutſchlands auch den Bewohnern unſers Norden zu anmuthiger Erheiterung empfohlen haben.

H. Meynert.

*) iwri: hinüber.
**) iwra: herüber; kai'n: werfen.
***) Neamsd: Niemand.
†) Dromad: oben.
††) dakema: erſchrecken.

Buntes.

Beitrag zum Lexikon der Mißbräuche in No. 124 „Unſers Planeten", 1830, Spalte 991, ad vocem Gerichtsſporteln.

Einer meiner Freunde klagte bei einem deutſchen Provinzial-Obergerichte eine Forderung ein und bezahlte die ihm angeſchriebenen Gerichtskoſten. Im fünften Monate nach beendigter Sache erhielt er von demſelben Gerichte eine Verfügung, in welcher ihm eröffnet wurde, „daß er an die Salarien-Kaſſe noch acht Silbergroſchen neun Pfennige, einſchließlich fünf Pfennige Kaſſen-Quote davon, ſchuldig ſei und man dieſen Betrag, zu Vermeidung mehrer Koſten, durch Poſtvorſchuß entnommen habe." Dafür bezahlte er fünf und zwanzig Silbergroſchen drei Pfennige an das Poſtamt ſeines Wohnortes. Als er mir das erzählte und nachwies, ſchüttelte er lächelnd den Kopf und meinte, das ſei doch eine curioſe Art, Koſten zu vermeiden.

*) gremaſſi: verdrüßlich.
**) oanſchichding: einzeln, einſam.
***) wia ſchlaund's: wie geht es?

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 138. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 11. Juni. 1831.

Das Volkstheater an der Wien.

Versuch einer Bühnen-Charakteristik.

Von Herrmann Meynert.

(Beschluß.)

Eine wirklich bedeutende Erscheinung in jenen tragikomischen Dramen und Spektakelstücken, für welche das Theater an der Wien sich vorzugsweise interessirt, ist Mlle. Zeiner. Ein schönes tragisches Organ, eine würdevolle Gestalt und Haltung machen ihre unmittelbaren Vorzüge aus. Besonders aber ist an ihr der wahrhaft hochtragische Schwung, der anmuthreiche Pathos der Rede, die Würde der Darstellung und die richtige, immer weiblich edle Zeichnung der grellsten und gewaltsamsten Leidenschaften zu rühmen. Als Alcinde (in „Moisasur's Zauberfluch") hat sie die schwierige Aufgabe höchst glücklich gelöst, mitten in einer gemeinen, burlesken, ja frivolen Umgebung ihre tragisch-edle Natur unangetastet festzuhalten. Obschon jedes ihrer großartigen, zuweilen hochfahrenden Worte durch Gluthahn's plumpes Raisonnement jederzeit gleich im Entstehen profanisirt wird, so lacht man gleichwohl nur über des Bauers Spitzbüberei oder Plumpheit, nicht aber über Alcindens Pathos, der vielmehr so edler Natur ist, daß er selbst im Scheidewasser des sie umgebenden Spottes nichts von seinem Gehalte verliert. Gewiß aber ist diese Rolle eine der schwierigsten, welche sich denken lassen; alles Schöne und Erhabene, was Alcinde spricht, geht in dem Gedränge des sie umfluthenden Unsinns unter, und dennoch will es seinem Gehalte gemäß behandelt werden, denn Alcindens Figur bleibt mitten in dem drastischen Gewebe der andern Begebenheiten immer hochtragisch, und Anfang wie Ende ihres dramatischen Verhängnisses sprechen dafür.

Noch muß ich flüchtig des Herrn Kunst, bekannt als weiland Gatte der berühmten Sophie Schröder, gedenken, welcher am Theater an der Wien das Fach der ersten Helden und tragischen Liebhaber bekleidet. Eine männlich-schöne, wahrhaft athletenartige Gestalt, Majestät in Stellung, Gang und selbst im Faltenwurfe, wo er nämlich im antiken Costüme erscheinen muß, und ein herrliches, vielleicht unübertroffenes Organ, welches, eben so voll schmetternder Kraft wie voll schmelzender Milde, in allen Modulationen klangreich, frisch und wohlthuend bleibt, machen ihn unbedingt zu einer imposanten, ja glänzenden Erscheinung auf der Bühne. Seltsam genug scheint diesem so außerordentlich begabten Schauspieler gleichwohl der tiefere Sinn für die Ausübung seiner Kunst abzugehen und er sich daher gewissermaßen einem mimischen Instinkte zu überlassen, der ihn bald richtig, bald irre leitet. So stoßen in seinem Spiele Kraft und Schwäche, Adel und Unbedeutendheit hart auf einander; viele Schönheiten seines Spieles laufen endlich auf Leerheiten und Fehler aus, und viele Mängel dagegen gehen oft urplötzlich in große und ergreifende Lichtblicke über. Bei vielem Gewöhnlichen, Alltäglichen und seiner Unwürdigen, zeigt er sich uns oft mit einem Male in wahrhaft genialen, ja in ungeheuern Momenten, die an einen Talma, Eßlair und Rott erinnern, und das wilde, brausende Feuer, welches in ihm wirkt und lebt, führt zu schönen Einzelheiten, zu den kühnsten Farben und Bildern, an denen nichts weiter zu wünschen übrig bleibt, als daß sie von längerm Bestand sein möchten. — Jedenfalls ist Kunst, in vielen Theilen seiner Darstellung, eine großartige und außerordentliche Erscheinung, welcher Nichts als tieferer Zusammenhalt und innere Gesammtheit anzuwünschen wäre, um dann auch für eine ächte gelten zu können. In unserer Zeit, wo der gewöhnliche Effekt und das Erhaschen einzelner Momente so viel gilt, würde Herr Kunst manchem Theater eine sehr zweckdienliche Abhilfe gewähren, und ich möchte ihn selbst für die Dresdener Hofbühne empfehlen, wo er durch sein großartiges und hinreißendes Kraftspiel die süßlich-heroische, brüllend-grandiose und verrückt-erhabene, kurz mit einem Worte widerlich-unnatürliche Manier des Herrn Carl Devrient bald in Vergessenheit und Ueberdruß versenken würde.

Schließlich sei hier des bekannten Herrn Wenzel

Müller gedacht, welcher, als Compositeur mehrerer Bäuerle'schen und Raimund'schen Liederspiele und Quodlibets, sich um das Theater an der Wien ebenfalls wesentliche Verdienste erworben hat. Wenzel Müller ist ganz musikalischer Volksdichter; überall findet man die bezeichnenden und charakteristischen Anklänge seines Landes, die tiefinnersten Herzenstöne seines Volkes in seiner Musik wieder. Heiter, natürlich-einfach, gefühlvoll und gemüthreich sind die meisten seiner Compositionen, Einzelnes darin oft von ergreifendem Ausdrucke, wie ich denn die Melodie des kleinen Abschiedliedes: „So lebe wohl, geliebtes Haus ꝛc." (in „Alpenkönig und Menschenfeind") nie ohne wunderbare Rührung anhören konnte, da in dieser einfach lieblichen Weise das Gefühl des schmerzlichsten Heimwehs mit unsäglich bedeutungsvollen Tönen ausgedrückt ist. —

Uebrigens läßt Herr Carl, der Direktor des Theaters an der Wien, es sich rastlos angelegen sein, diesem Institute, welches für ihn bereits so höchst ergiebig war, in den Augen der Wiener ein immer erhöhtes Interesse zu verleihen; er sucht die beliebtesten Künstler, entweder bleibend oder doch auf einige Zeit, für sich zu gewinnen, bringt oft neue, meist spektakulöse Sachen, bei deren Aufführung ihm der bedeutende Umfang seiner Bühne namhafte Erleichterung gewährt, und hat in neuerer Zeit sogar Prämien auf Originaldramen gesetzt, welche eine bestimmte Anzahl von Abenden das Haus füllen. Sein Bemühen ist löblich und, wie es allgemein heißt, ist der klingende Segen nicht ausgeblieben. —

Theaterbericht.

Stuttgart, Ende Febr. 1831.

Der Winter mit seinen Opern und Concerten, mit seinen Bällen und Maskeraden naht sich seinem Ende, bald kehren die Zugvögel wieder, welche während des Winters die südlichen Länder besuchten und welche im Herbst hier durchflogen; zwei derselben, gar lieblich anzuschauen, waren für einige Wochen auch bei uns, nämlich Mad. Schröder-Devrient und Dem. Blahetka, welche unsere Oper und unser Concert verherrlichten. Ein neues Leben ging uns auf in diesem Kunstgenusse. Wahrlich etwas so Ausgezeichnetes, wie Mad. Devrient leistet, wird nicht oft gesehen. Sie trat als Emmeline, als Donna Anna und als Julia auf und entzückte das Publikum. Schon ihr Erscheinen verspricht viel. Die schöne vollendete Gestalt, das liebliche Gesicht bestechen im Voraus jedes Urtheil, doch wenn sie die Lippen öffnet und nun diese Fülle reiner, gehaltener Glockentöne ihnen entströmt, wenn der schaffende Genius — der Spontini's, der Mozarts Meisterwerke, wie durch gewaltigen Zauber dem Chaos der Töne entlockte — zu ihr tritt und sie beseelt, wenn kräftige, herrliche Natur, im Bunde mit großer, siegender Kunst, die Herzen der Hörer bestürmen — o! dann glaubt man die Muse der Tonkunst selbst zu sehen, wie sie gottbegeistert herabstieg vom Olymp, die armen Sterblichen zu beglücken. Ich habe auf meinen Reisen die größten Talente zu sehen Gelegenheit gehabt, ich war in Berlin, in Wien, in Paris — was man dort nicht hört, hört man nirgends — allein eine Pasta, eine Milder, eine Lalande und eine Sontag — sie werden von dieser Frau übertroffen (?), sie macht den beiden gefeierten Namen, welche sie trägt, Ehre. Freilich ist sie (was der verdorbene Geschmack unserer Salons verlangt) in einer Oper des göttlichen Rossini schwerlich zu gebrauchen, allein das ist zu ertragen. Diese Rossini-Krankheit ist, Gott sey Dank! nur chronisch; sie ist nicht bösartig, sondern eine Modekrankheit. Wir sehen zwar leider, daß sie epidemisch werden und einen ganzen Welttheil überflügeln kann, aber sie dauert nicht lange. Wie die Seekrankheit mit dem Schwanken des Schiffes aufhört, mit der Ursache, die sie erzeugte, so hört auch diese auf, wenn des göttlichen Meisters fades Geklimper nicht mehr tönt, wenn wahre Musik den Tempel der Musen durchrauscht, wenn man den Fuß auf festem Boden hat.

Mit Mad. Schröder-Devrient zugleich trat Hr. Loehle vom Münchener Theater auf, als Licinius in der Vestalin; daran that der Mann sehr unrecht! Einst — (jadis ils sont passées les jours de fête) war er ein recht brauchbarer Sänger, allein seine Stimme hat außerordentlich verloren, seine Jahre haben zu-, sein Aeußeres, seine Kraft haben abgenommen, und sein ewig süßes Lächeln, auch in den Augenblicken der höchsten tragischen Steigerung, wird so feststehend, daß man sein Gesicht für eine Maske halten möchte. Man kann sich denken, wie traurig der kleine dünnbeinige und dickleibige Licinius neben dieser Julia aussah, neben dieser jugendlichen, blühenden, in der Fülle der Schönheit und Kraft auftretenden Gestalt — nein — es war nicht klug von ihm, sich neben sie zu stellen!

Wollte man auf die Münchener Blätter hören, welche von seinem Lobe überströmen; wollte man die erbärmlichen Lobhudeleien der faden Flora und ihres noch faderen Kammerdieners, des Figaro, glauben, so müßte man allerdings ihn für den ersten Tenoristen der Welt halten — doch „wer Ohren hat zu hören, der höre," und gestehe dann, daß Kunst und Natur bei ihm nicht weit her sind.

Unser Theater gehört jetzt wohl zu den besseren Deutschlands, was das Schauspiel betrifft; für die Oper dagegen bliebe Manches zu wünschen übrig. Wir haben keine Bravoursängerin, wir haben keinen kräftigen Bassisten, es fehlt uns ein gewandter Tenorist — das heißt — es fehlt so ziemlich Alles! — — Doch nicht! nein, das ist nicht der Fall! Mad. Wallbach-Canzi ist als erste Sängerin für die Rossini'schen Opern ausgezeichnet; sie hat auf den ersten Theatern geglänzt und ihre Glanzperiode ist noch nicht vorüber. Dem. Haus, eine erste Sängerin für die großen Opern eines Gluck, Spontini, Mozart, Pär, ist wahrlich nichts Gewöhnliches! ihre treffliche metallreiche Stimme, ihre wahre Schule, ihr guter Geschmack, verbunden mit einer großen, edlen Gestalt und einem tragischen Talent, das bei Sängerinnen selten ist, geben ihr

mit vollem Recht Anspruch auf den Titel einer ersten Sängerin. Eine Frau v. Pistrich, Frau v. Knoll, Dem. Laurent, wenn auch nicht so ausgezeichnet, wie die beiden so eben genannten, gehören doch auch zu den braven Sängerinnen, also hätten wir Damen genug.

Von den Männern sind ausgezeichnet: Hr. Pezold, Barytonist, für die komischen Baßparthieen ganz unübertrefflich; den Vetter Jakob (in „je toller je besser" — bei Ihnen nennt man ihn Hans Peter Holunder, wenn ich nicht irre,) spielt ihm Keiner nach, und so ist es mit allen niedrig-komischen Parthieen. Ihm folgt Hr. Hambuch; er singt einen Tenor, der nicht lieblicher sein kann; auch ist seine Manier sehr gut, nur ist er leider so dick, daß er eher den Großvater, als den Geliebten spielen könnte; es fehlt ihm jede Spur von Tournure, von feiner Lebensart; es fehlt ihm alle Beweglichkeit; er ist ein durchaus ungeschickter Patron und sehr guter Tenorist. Hr. Häser, Bassist, war es auch mehr, als er es noch ist. Seine Stimme fängt an zu zittern und ist schon sehr schwach; er hat eine vortreffliche Schule, dieß hat die glückliche Folge, daß er noch alle ersten Baßparthieen singen kann, durch seine treffliche Manier verbirgt er die Mängel seiner Stimme.

Dieß wären nun die Hauptpersonen unserer Bühne. Noch ein Paar, welches sich gewiß zu den ersten zählt, welches ich jedoch nicht dazu rechnen kann — sind die Herren Jäger und Tourny; der Letztere, obgleich nicht mehr jung, ist doch noch ein Anfänger, warum er aber Etwas angefangen, was er nicht durchführen kann, weiß ich nicht. Er singt Tenor, aber mit einem so unangenehmen Organe, mit so harten Kopf- und Kehltönen, mit solcher widerwärtigen Heiserkeit, daß er seine Zuhörer immer zum Husten reizt, weil sie glauben, seiner Heiserkeit damit nachhelfen zu können. Dabei hat der junge Herr nicht wenig Prätensionen und nicht viel gute Manieren. Noch ärger aber ist's mit Hrn. Jäger — der vor Jahren in Berlin bei dem Königsstädter Theater war. Schon dort gefiel er Niemandem als den Journalisten, seinen Freunden; schon dort quälte er das Publikum mit seiner heiseren Fistelstimme, bei welcher ich immer Brustbeklemmungen bekomme (aus Mitleid, in der Furcht, daß ihm einmal der Athem ausgeht). Dieß ist jetzt aber noch ärger geworden; er singt nicht mehr zwei Töne klar und rein und ist so gräulich affectirt und so marionettenartig hölzern, daß nicht leicht (außer Hrn. Haizinger) Jemand gefunden werden kann, der es ärger machte!

So haben Sie denn hier eine Rechtfertigung dessen, was ich sagte: es fehlen uns erste Parthieen für Tenor, Baß und Sopran — allein im Allgemeinen gehen die Opern ganz gut, worüber bei nächster Gelegenheit etwas Specielles.

L.

Theaterbericht aus London.

Mai 1831.

Drury Lane.

The Legion of Honour, eine Uebersetzung von Planche's „Le Centenaire," gefiel sehr. Mr. Farren gab den alten Soldaten zwar vortrefflich, aber dennoch bei Weitem nicht so gut als der berühmte französische Komiker Potier.

Alfred, or the Patriot King, Drama von Mr. Sheridan Knowles, wurde aufgeführt, nachdem es, der Sage nach, bereits seit fünf Jahren in den Händen der Direktion gemodert hatte. Wenn sich in diesem Stücke nicht beständige Anspielungen auf die Abhängigkeit der Krone vom Volke, Toasts auf des Königs Gesundheit, und andere patriotische Sprüche befänden, so hätte es fallen müssen, denn es ist das Mittelmäßigste, was dieser Dichter geschaffen hat, und steht tief unter seinem „blind Beggar of Bethnal Green."

Onslow's Oper „Le Colporteur" wurde auf diesem Theater am 13ten Mai zum ersten Male unter dem Titel: The Emissary, or the Revolt of Moscow aufgeführt. Die Musik des ursprünglichen Compositeur wurde von Mr. Barham Livins diesem Stoffe angepaßt. Was er von Onslow's Musik stehen ließ, ist vortrefflich, was er hinzufügte, mittelmäßig. Zwar gefiel diese Oper durch den trefflichen Gesang Horn's, Cooke's und Philip's, allein das Prinzip, die Musik eines Compositeurs auf was immer für einen beliebigen Stoff anzuwenden, ist und bleibt verwerflich.

Covent Garden.

The Maid of Honour von Massinger wurde von Miß Kemble wieder auf die Bühne gebracht. Die Fehler dieses alten Stückes vergißt man über den wahrhaft pathetischen Schluß, und so wurde es denn auch von dem Publikum, das größtentheils von dem längst verstorbenen Dichter nichts weiß, mit Beifall aufgenommen.

Das Merkwürdigste dieses Monates auf dem oben genannten Theater war aber die Aufführung einer Komödie unter dem Titel: The Exquisites von einem Ausländer, einem Spanier, Namens Don Telesforo y Trueba. Dennoch gefiel das Stück sehr. Ein Kaufmann und seine Gattin gerathen in das high life, und werden von den Großen gemißbraucht und betrogen. Zwar paßt das Meiste, was in der Komödie vorkommt, nicht mehr auf die jetzigen Sitten der englischen Großen, aber die Scenen sind wohl angelegt, und die Situationen erregen Gelächter. Kurz, dieses kühne Unternehmen eines Spaniers, englische Sitten, und zwar auf der Bühne in englischer Sprache zu schildern, macht dem Talente desselben Ehre, und seine Komödie wird wohl lange ein Lieblingsstück bleiben.

Große Erwartungen erregte die Ankündigung eines Stückes in sieben Akten, vorstellend das Leben und das

Schicksal Napoleon Bonaparte's, und so war denn auch bei der ersten Darstellung desselben, Montags den 16. Mai, das Haus wenige Minuten nach dessen Eröffnung schon zum Brechen voll. Der Glanz des Schauspiels, die treffliche Darstellung des Helden durch Mr. Warde, und die kostbare, scenische Ausstattung jener Reihe von Tableaux, aus denen das Stück besteht, riß das Urtheil fort, und verschaffte der Vorstellung allgemeinen Beifall. Natürlich konnte das Stück nicht viel mehr sein, als ein Melodram, und nur einige der Hauptmomente aus Napoleon's Leben in sich fassen. Alles, was ein solches Stück leisten kann, hat dieses wirklich geleistet. Es beginnt 1793 mit der Belagerung von Toulon, giebt den Uebergang über den Bernhardsberg (1800), eine Revûe der kaiserlichen Truppen zu Wien (1809), die Scene an der Brücke von Montereau (1814), das Lebewohl zu Fontainebleau (1814), und die Verbannung und die letzten Tage Napoleon's auf St. Helena (1821). Mr. Warde's Spiel ist über alles Lob erhaben, es war in demselben so viel Energie und ein solches Studium selbst der geringsten Einzelnheiten sichtbar, daß die Versammlung ihn am Schlusse mit Enthusiasmus hervorrief. Zu tadeln ist jedoch, daß nur die glänzenden und nicht auch die schwarzen Handlungen Napoleon's bei Anlage des Stückes berücksichtigt worden sind.

Adelphi.

Der trefflichste Schauspieler dieses Theaters ist Mathews. Man kann ihn unstreitig den größten Nachahmer der Natur auf der Bühne nennen. Selbst Foote, — der Aristophanes Englands — hat ihn hierin nicht übertroffen. Mathews verwandelt sich buchstäblich in den Charakter, den er copirt; die Aehnlichkeit ist vollkommen, und der Eindruck, den er auf das Publikum macht, bedeutender, als der von hundert Charakter-Beschreibungen. Das Haus ist daher, so oft er spielt, zum Erdrücken voll. Außer ihm zeichnen sich auf diesem Theater Mr. Jittlemiff und Mr. Yates aus.

Surrey.

Die Schauspielergesellschaft dieses Theaters war von jeher mittelmäßig. In dieser Saison jedoch ist sie besser, als wir sie je gesehen haben, und vereinigt eine ziemliche Anzahl von Talenten, wie z. B. die Herren Osbaldistone, Hill, Maitland, Miß Poole ꝛc. Eine neue Oper „Ireland, or the Rose of Kerry" machte einiges Aufsehen. Besonders gut nahm sich darin eine Echoscene aus, gesungen von dem trefflichen Dibdin Pitt. Außer Lablache gibt es nicht leicht einen Sänger, der seine Stimme so zum Donner verstärken kann, wie Hr. Pitt.

Astley's.

Auch in diesem Theater wurde ein Napoleon von Ducrow gegeben. Hier kommen auch Pferde in großer Anzahl vor, und die scenische Pracht ist außerordentlich. Gomersal hieß der Schauspieler, der den großen Korsen darstellte, wobei ihm einige Gesichtsähnlichkeit mit den Zügen des Helden, wie wir sie hier auf Kupferstichen zu sehen gewohnt sind, sehr zu Statten kam.

Italian Opera.

Il Pirata wurde wieder auf die Bühne gebracht, und die sonst von Mad. Lalande und von Hrn. Donzelli gesungenen Stellen, wurden es dießmal von Rubini und seiner Gattin, und zwar ziemlich gut. Was unsere Sängerinnen betrifft, so sind sie überhaupt zu matronen-artig. Laporte *) muß jüngere Sängerinnen verschreiben, deren Stimmen noch Frische haben, so wie die der Sontag, als sie zuerst nach England ging, und die der Malibran. Unsere Sängerinnen haben größtentheils Lucina so oft angerufen, bis sie ihre Stimmen verloren haben, und nach den Times soll die Malibran des Beistandes jener Göttin dringend bedürfen. Solche Zufälle beschleunigen den Ruin des Stimmorgans außerordentlich. — Mad. Pasta trat in dieser Saison zum ersten Male Donnerstags den 12ten Mai in einer ihrer schönsten Stellen als Medea auf, und wurde von der glänzenden und zahlreichen Versammlung mit Enthusiasmus bewillkommnet. Ihre Größe als lyrische Schauspielerin, und die Würde und Majestät ihres Benehmens ist noch immer ihr ausschließliches Eigenthum. Die Mitwirkung Rubini's als Egeo und des unübertrefflichen Lablache als Creonte, sammt dem herrlichen Talente der Pasta, verschafften einen musikalischen Genuß, wie dieses Land ihn noch niemals gehabt hat. Nur den Chören gebricht es noch an Einheit und Festigkeit. Es wäre zu wünschen, daß die Pasta in einem der unsterblichen Meisterwerke Gluck's und Mozart's auftreten möchte.

French Theatre.

Die Zierden der in London anwesenden Schauspieler sind Brunet, Gamard, Pelissie, und die junge Leontine Fay, deren Spiel als Königin von sechszehn Jahren die Engländer jedoch dem ihrer eingebornen Schauspielerin Miß E. Tree in derselben Rolle nachsetzen. Sie trat überdieß in „Malvina, ou la Mariage d' Inclination" auf, und erndtete gerechten Beifall. Das französische Theater zu besuchen, gehört in England zum guten Ton, und das Haus ist daher stets sehr voll. Es kann den Engländern, die das Französische auf eine äußerst widrige Weise sprechen, in der That nicht schaden, wenn sie ihre Aussprache zu verbessern lernen.

William L...r.

*) Der Unternehmer der italienischen Oper.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 139. (II. Jahrg.) Montag, den 13. Juni. 1831.

Die Geschichte von der Sternschnuppe.

Es gehen schon viele Jahrtausende lang,
Erglänzend in funkelndem Strahle,
Die Sterne den festgeregelten Gang
In des Weltalls unendlichem Saale.
Der Meister hat ihnen die Zeit bestimmt
Und den Weg, den zum Laufe ein Jeder nimmt,
So daß, wie sich kreuzet auch manche Bahn,
Doch keiner dem andern kann schadend nah'n.

Des Nachts, wenn die Sonne beschlossen den Lauf
Und die Schatten die Erde umdunkeln,
Da wendet manch' Auge sich freudig auf
Nach den Sternen, die lichterhell funkeln.
Manch' Herz fühlt tief des Unendlichen Macht
Bei des nächtlichen Himmels gestirnter Pracht
Und erkennet der Ordnung heilsamen Plan
Und preißt ihn und betet den Ordner an.

Da tritt auf Erden ein Schwindelkopf auf,
Der erhebt gar gewaltig die Stimme,
Tobt über der Sterne geregelten Lauf
Und höhnt sie mit giftigem Grimme:
„Auch ihr dort oben seid also nicht frei?
Auch ihr in den Fesseln der Sclaverei?
Auch ihr nicht gleich — bald klein, bald groß?*)
Pfui Schande! Reißt von den Ketten euch los!"

Es hören die Sterne das frevelnde Wort,
Das die ewige Ordnung höhnet,
Doch ziehen sie leuchtend und lächelnd fort
Auf dem Wege, an den sie gewöhnet.
Nur Einer — der zu den Kleinern gehört —
Wird düster und durch diese Stimme bethört:
Er ringet und reißet sich los von der Bahn,
Nimmt schnell eine neu sich ersehene an.

Und jubelt von Freiheit — doch kaum geschicht's,
So stößt er mit Sonnen zusammen
Und zerschellt und stäubt aus einander zum Nichts,
Sein Schein erlischt in den Flammen. —
So hat man ihn ruhmlos untergeh'n
Und kaum aus dem Himmel verschwinden seh'n.
Doch hat sich manch' Mütterchen ängstlich bekreuzt
Und gesagt: „Es hat sich ein Sternlein geschneuzt!"

Rosimund.

---

*) Vergleiche die „Nachträge zu den Reisebildern" von H. Heine, Hamburg 1831. Seite 154. — Ebendaselbst zählt der geniale Verfasser S. 126. die heiligsten Freiheitshelden auf, über welche er als Jüngling manche Nacht im Studierstübchen „geweint" habe. Sie sind: König Agis von Sparta, Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, Jesus von Jerusalem und Robespierre und Saint Just von Paris! — Unmittelbar darauf sagt Herr Heine: „Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen und selbst ein Mann sein will, hat das Weinen ein Ende und es gilt zu handeln, wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen!" — Nun, da wäre ja zu der bevorstehenden Terrorismus-Epoche der deutschen Revolution der Robespierre, oder doch sein Helfershelfer im Voraus glücklich gefunden und es kann nun unbedenklich losgehen!

— Den Verehrern dieses Kraftgenies — unter andern einer unbekannten Größe, einem gewissen Herrn Harro Harring auf seine Recension des Buches in einer Zeitschrift — antwortete ich mit den Worten des Heldenjünglings Körner: (s. Rosamunde, Aufz. 5. Auftr. 2.)

Daß auch die Frechheit immer edel heißt!
Hat einer nur den Muth, was heilig sonst
Und ehrenwerth geachtet wird im Leben
Mit frechen Händen tollkühn anzufallen:
Gleich macht ihr ihn zum Helden, nennt ihn groß
Und zählt ihn zu den Sternen der Geschichte.
O, nicht die Frechheit macht den Helden aus,
Die ruchlos jedes Heiligste verspottet.
Leicht übersprungen ist der Menschheit Gränze,
Die an die Hölle stößt; zu dieser Wagniß
Bedarf es nur gemeiner Schlechtigkeit;
Doch jene andre Gränze, die den Himmel
Berührt, will mit der Seele höchstem Schwunge
Auf reiner Bahn nur überflogen sein!

R—b.

Revolutions-Anekdoten

mit Randglossen.

Daß die stürmische Zeit, welche über einen großen Theil von Europa hergeschritten ist, mit ihrem tobenden Orkane auch manches Witzwort und mit ihrem strengen Ernste, manch leichten Scherz erzeugt hat, mögen nachstehende Anekdoten beweisen.

1.

Bei einem Volksaufstande in später Nacht trat der Bürgermeister, ein indolenter, schwachköpfiger Mann an's Fenster, und indem er seinen nichtssagenden Sermon mit den Worten schloß: „Ruhe ist die erste Pflicht des Bürgers; darum begebet Euch zur Ruhe und legt Euch schlafen!" rief eine Stimme: „dann muß er mit uns gehen, Bürgermeister, als Schlafmütze der Gemeinde." —

Immer noch besser, die Schlafmütze, als der Dreschflegel der Gemeinde zu sein. —

2.

In einem Städtchen, wo ein Paar Schwindelköpfe die Bürger zum Aufstande aufwiegelten, wurden sie von der Mehrzahl überschrien, welche nichts mit der Revolution zu schaffen haben wollte, und zwar aus dem Grunde, weil noch ganz kürzlich eine kleine Prügelei im Weinkeller 11 Thaler 4 Groschen Gerichtsgebühren gekostet hatte.

Wenn nach der Meinung dieser unschädlichen Bürger die Gerichte auch von den Revolutionen Sporteln ziehen könnten, mögten die Herren vom Magistrate sich schon noch mehr körperlich arrondiren, als sie bereits thun. —

3.

Nach dem Beschlusse des Gouverneurs zu ** sollte aus Vorsicht die Garnison gewechselt werden, da diese, zu sehr mit den Bürgern verzweigt, eben nicht zuverlässig war, falls Unruhen ausbrechen würden. Ein Israelit, der dieses Gerücht vernommen hatte, ging heimlich zum Stadtcommandanten und empfahl sich bei diesem Wechselgeschäfte als ehrlicher Geschäftsmann.

Wenn die Israeliten vollzählige Armeen wie vollwichtige Ducaten wechseln könnten, würde es mehrere Rothschilde in Europa, als Rothkehlchen am Harzgebirge geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlammströme.

Zu den schrecklichsten Begebenheiten in den Thälern der Hochalpen gehören außer den Lavinen, Berg- und Steinstürzen auch die Schlammströme. Sie zeigen sich nur da, wo Schiefer- und Thongebirge sind, in deren inneren Höhlen oder mächtigen Spalten sich bisweilen eine außerordentliche Menge Wassers sammelt, den Schiefer oder Thon auflöst, endlich durchbricht, und als zähflüssiger Schlamm, mit Steintrümmern gemengt, eben so verheerend wie ein Lavastrom erscheint.

Die fortstoßende Kraft dieser Schlammströme ist unglaublich. Obgleich ihr Lauf gar nicht reißend und schnell, sondern nur sehr langsam ist, so bleibt doch jedes Mittel, ihn aufzuhalten, unwirksam. Alles muß weichen und Alles wird auf seinem Wege mit diesem Schlamme und Schutte angefüllt oder bedeckt. Die Savoyarden nennen einen solchen Schlammstrom Nant sauvage, und sobald sie ihn ankommen sehen, warnen sie die tiefer wohnenden Familien durch heftiges Schreien, sich zu retten. Zum Glücke ist die Erscheinung der Schlammströme nicht so häufig, als die der Lavinen und der Berg- und Steinstürze, oft aber sind jene die Vorläufer oder die Ursache von letztern. Indessen ereigneten sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts drei derselben in der Schweiz, und zwar:

Der erste im Jahre 1775 im Bregeller-Thale. Er ergoß sich auf das Dorf Casaccia zwischen Vico soprano und Chiavenna, füllte eine Menge Häuser ganz aus, riß mehrere mit sich fort und verfolgte, Alles überwältigend, seinen verheerenden Gang, dessen traurige Spuren noch jetzt sichtbar sind.

Der zweite im Jahre 1795 wälzte sich vom Rigi herab auf Wäggis und in den Vierwaldstädter See, verwüstete den schönen Weg nach diesem Dorfe, begrub eine Menge Häuser und der besten Grundstücke in Schlamm und Schutt und floß in der Breite von einer Viertelstunde vierzehn Tage lang.

Der dritte endlich ereignete sich im Jahre 1797 im Berner-Oberlande, nicht weit von Brienz, und verschüttete sieben und dreißig Häuser und viele Gärten und Wiesen der Dörfer Schwändi und Hochstädten am östlichen Anfange des Brienzer-See's, welcher von der Menge dieses Schlammes mehrere Monate trübe blieb.

Und doch, trotz aller Schlammströme, Lavinen und Bergstürze ist und bleibt es in der freien Schweiz so schön!!!

Professor Heldmann.

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Von Herrmann Meynert.

(Fortsetzung.)

Die Bildsäule Josephs II.

Als ich den Josephsplatz passirte, blieb ich nachdenklich vor der Bildsäule Josephs II. stehen. Die Raumverhältnisse, welche einst in politischer Hinsicht die schaffenden Hände des großen Mannes banden, haben selbst gegen die kalte Bildsäule des Dahingegangenen noch ihren neidischen Einfluß bewährt; denn der Platz, welchem dieses Standbild zum Mittelpunkte dient, ist unbedenklich zu enge und wehrt der Perspective. So äffen selbst Raum und Zeit gern das Schicksal der Menschheit nach! —

Das Bild des herrlichen Joseph ist in edlem Style gehalten, aber ohne historische Aehnlichkeit. Das Pferd schreitet in ruhigem, gemessenem Trabe vorwärts. Jeder wird diese Art der Bewegung unpassend finden; denn Joseph, der mit jugendlichem Ungestüm gegen die steifen Formencolosse seines Zeitalters ansprengte und sie wenigstens niederwarf, wenn es ihm auch nicht möglich ward, dieselben zu überklimmen, sollte nicht in ruhigem, gemessenem Schritte, sondern in zornigem Aufbäumen gegen seine Zeit, dargestellt werden. Und wie bedeutungslos hat der Bildhauer die rechte Hand Josephs geradevorwärts hinausgestreckt, welch' ärmliches Fingerspiel der Hand, welche sich vielmehr ballen sollte und, statt dessen, in beinahe frömmelhaft segnender Bewegung schlaff hinaushängt. Ein Joseph war nicht geschaffen, den Segen, welchen sein großes Herz für seine Welt hegte, hienieden in Person zu verwirklichen, er war der Sturmwind, der Donner, welcher die erstarrte Erde lockern sollte, damit kommende Zeitalter sie befruchten könnten. Und so verließ Joseph sterbend seine Schöpfung in einem Zustande anscheinender Verheerung, doch unter den wild verworrenen Schollen keimte, an seinem Herzen gewärmt, bereits die neue Saat, die leider über seinem Grabe nicht zur Blüthe reifen sollte. Die Nachkommenschaft verzweifelte an der mächtigen Anlage des neuen Baues, und so hinterließ dessen Schöpfer, schmerzlich getäuscht von den Erben seines Werkes, uns nur Trümmer und Bruchstücke, in deren Größe die zwar dadurch unbeglückte, aber gerechte Nachwelt noch immer Josephs große Seele bestaunt.

Nur das Gesicht des Helden seiner Zeit hat der Bildhauer einigermaßen verstanden. Ob es physiognomisch ähnlich sein mag, ich frage nicht danach, obschon Familienzüge, welche auch in Josephs Gesicht ausgeprägt sind, mich dieß glauben machen. Die edelkräftige Stirn, die kühn gebogene Nase, der offene, liebevolle Charakter in der Form des Auges und der milde Zug um Mund und Lippe machen das Gesicht Josephs seinem Wirken unverkennbar ähnlich.

Wenn der Wiener an Josephs Bildsäule vorübergeht, treten ihm meist die Thränen in die Augen, und ich selbst hörte Manchen bei dem Anblicke dieser Statue in sich hineinseufzen: „der liebe, liebe Joseph!" Die ganze historische Gestalt Josephs steht dem Herzen des Wieners so nah, es liegt nicht der Schauer kalter, schroffer, schnell verwitternder Heldengröße darauf, ihr Ausdruck ist vielmehr so rein, so menschlich-schön, daß die Erinnerung, gleich einem scheinenden Sonnenstrahle, sie nur in ein freundliches, duftig-warmes Colorit kleidet. Sein Denkmal steht im Friedhofe der Weltgeschichte; die Ruhe, welche ihm im Leben nicht zu Theil ward, schwebt versöhnend über seinem Monumente, und während die Todtenstätte eines niedergeschmetterten Welteroberers einem gigantischen Hochgerichte gleicht, an welchem sich mit der Bewunderung ein entsetzlicher Blutgeruch zu vermengen scheint, stehen wir, wie am Grabe eines Lieben, schmerzlich aber milderregt vor dem Denkmale des edlen, großen Joseph. —

(Wird fortgesetzt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, Ende Mai 1831.

Leute, welche verlegen sind, mit welchem Gegenstande sie die Conversation eröffnen wollen, vergreifen sich bekanntlich an dem Theater oder an der Witterung. Da laut Redactionsstatuten Ersteres aus den Correspondenzberichten für den „Planeten" ausgeschlossen bleiben muß, findet sich Ref. demnach gezwungen, über das Wetter Klagen anzustimmen, denn beide hier genannten Gegenstände geben bekanntlich selten Veranlassung zum Lobe.

Die fortwährend in diesem Frühjahre anhaltende regnerische Witterung hat bereits in mehreren Individuen den Vorsatz aufkeimen lassen, die in diesem Sommer hier sich versammelnde Gesellschaft der Naturforscher, (deren Sitzungen in den vorigen Jahren zu Berlin und Hamburg abgehalten wurden) zu befragen, ob etwa die wäßrigen Produkte der hiesigen Bel-esprits, deren in jeder großen Residenz so viele leben, mit Dünsten die Atmosphäre schwängern, oder ob der ewige Regen als eine Strafe zu betrachten sei, womit Jupiter pluvius die Wiener heimsucht, so lange der Gegenstand seines Zornes in ihren Mauern sich

befindet, nämlich der Kunstfeuerwerker Stuwer. Wodurch er sich die Ungnade des Gottes zugezogen haben mag? Vielleicht . . . Dieser Pyrotechniker wollte sein erstes dießjähriges Feuerwerk im Prater am Vermählungsfeste Sr. k. Hoheit des Großherzogs von Oldenburg mit Ihrer k. Hoheit der Prinzessin Cäcilie (Schwester des Prinzen von Wasa) am 6. Mai abbrennen lassen. Aber bis diesen Tag hat es blos bei den Ankündigungen sein Bewenden gehabt. Möchte doch Hr. Stuwer für das allgemeine Wohl einen Schritt wagen — nach Berlin, und dort sein pyrotechnisches Licht leuchten lassen, damit die dort erscheinende Zeitschrift: „Das Licht," seine Verdienste in das gehörige Licht setzen könnte, das hier von Regenwolken stets umdüstert wird. Dann wäre ihm und den Wienern geholfen. Zaubert er noch länger, eine Kunstreise zu unternehmen, sind die Felder Oesterreichs mit Mißwachs bedroht, und die Inhaber von Küchengärten werden ihre Stimmen mit denen der unzähligen Wiener Speisewirthe, die für die Gastgerechtigkeit in den öffentlichen Gärten einen unmäßigen Pachtzins zahlen, einst ein furchtbares „Wehe!" gegen Hrn. Stuwer vor Gottes Richterstuhl anstimmen, und wenn nicht die eben so zahllosen Fiacres der deutschen Kaiserstadt mit den Regenschirmfabrikanten ein besänftigendes Fürwort einlegen werden, so können alle Seelenmessen der hierorts lebenden Ligorianer den armen Stuwer nicht vor dem ewigen Feuer retten, dessen Kraft nicht, wie das seinige, durch einen Regenschauer gebrochen wird. —

Kürzlich starb hier ein sehr reicher Mann, welcher unter andern Vermächtnissen auch seinem Pudel, der ihn einst von dem Wassertode gerettet, aus Dankbarkeit 10,000 Fl. Conv. Münze vermacht hat. Ein treuer Bedienter hat den Auftrag erhalten, den Hund ordentlich zu pflegen, für dessen Gesundheit, Reinlichkeit und ordentliche Nahrung zu sorgen. Dafür genießt der Bediente die Interessen, so lange der Hund lebt. Später fällt dem Bedienten das Kapital ganz zu. Dieses Ereigniß theilte dieser Tage die hier erscheinende „Theaterzeitung" mit, welche die Tendenzen sämmtlicher in Deutschland erscheinenden belletristischen Blätter in sich vereinigt, und indem sie den Tagesereignissen aus der Kunst- und politischen Welt einen bedeutenden Theil ihrer Aufmerksamkeit zuwendet, was ihr eben so viele Theilnahme unter allen Ständen verschaffen mußte, pflegt sie das Feld der Lyrik und Novelle mit gleicher Sorgfalt. Wie ernst es Hrn. Bäuerle ist, dieses einer so außerordentlichen Verbreitung genießende Journal auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erheben, geht aus dessen in den Zeitungen kürzlich gemachtem Anerbieten hervor, Beiträge nahmhafter Schriftsteller im Novellenfache mit 16 Rthlr. pr. Druckbogen zu honoriren, ein Ehrensold, der mindestens dem von Cotta den Mitarbeitern am Morgenblatt gebotenen gleich kommt, und zwar soll die Auszahlung desselben gleich nach dem Abdrucke statt finden, was den von der Feder lebenden Schriftstellern nicht gleichgültig sein kann, die in der Regel ihre Hoffnungen sonst auf die Leipziger Ostermesse hinausgeschoben sehen müssen. — Bedenkt man aber, daß die Leser der „Theaterzeitung" seit Beginn dieses Jahres ohne Erhöhung des Preises zweimal wöchentlich sehr schön gestochene Modenbilder meist von zwei Seiten aufgenommen, (die an Eleganz des Stiches den französischen und englischen dieser Art in Nichts nachstehen) nebst dem dazu üblichen Modencourier, also als Gratis-Beilage, erhalten, so läßt sich schon aus dem Uebermaße dessen, was dieses Blatt seinen Lesern für den im Verhältnisse zum Gebotenen sehr unbedeutenden Preis von 16 Fl. Conv. Mz. (im Wege des Buchhandels, mit freier Postzusendung 19 Fl. 36 Xr. C. M. für den Jahrg.) liefert, auf die ungewöhnliche Anzahl der Abonnenten schließen, die erforderlich sind, um einen so bedeutenden Kostenaufwand von Seiten der Redaction zu decken. Obgleich diese Zeitschrift schon ein Alter von 24 Jahren erreicht hat, so fällt doch ihre Blüthe in die gegenwärtige Periode, indem Hr. Bäuerle früher nur theilweise seine Kräfte der Führung derselben widmete, als es noch dem Altare Thaliens manches duftende Opfer brachte, seit den letzten Jahren aber die reichen Mittel seines Geistes ausschließlich zum Gedeihen der „Theaterzeitung" verwendet, damit, ungeachtet die Gelehrten Norddeutschlands etwas vornehm auf die Journalistik Oesterreichs herabsehen, dem ersten Unterhaltungsblatte Wiens auch im Auslande die längstverdiente Stelle unter den bessern deutschen Zeitschriften nicht länger streitig gemacht werde.

K.

Buntes.

Gewisse Wunden, die der gute Name erhält, gleichen den Wunden eines vergifteten Pfeils, wo man die Oeffnung reizt und erweitert, wenn man die Widerhaken herausbringen will und doch läßt sich die Kur nicht anders vollführen.

Wenn sich die Aufklärer nicht selbst alles Zutrauen raubten durch ihre so unvorsichtigen Schritte und so wenig zusammenhängende Handlungsweise, so würde das Volk schon weiter gekommen sein; sie würden als Vorbilder einer guten aufgeklärten Denkungsweise dienen können! Was man den Aeltern sagt, um ihr Betragen vorsichtig und weise einzurichten: „die Kinder sind da!" Das sollten sich mit gleichem Rechte die Volkserleuchter merken: „das Volk ist da!" sehet zu, daß ihr nicht an eurer Lehre zum Lügner werdet! — K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 140. (II. Jahrg.) Dienstag, den 14. Juni. 1831.

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

VI.

Den 7ten März.

Mein guter, lieber Eduard!

Freund! ich muß Dir ein besondres Geständniß machen, mit welchem ich mehrere Tage zurückgehalten habe: ich bin in allem Ernst und von ganzem Herzen verliebt, und weiß doch nicht eigentlich, wie mir geschehen ist. Diese Sette ist das beste, das natürlichste Geschöpf; nie habe ich mir zu schmeicheln gewagt, so viel Einfachheit und Herzensgüte mit so viel feinem Verstande und einem solchen socialen Tacte vereinigt zu finden. Dazu die ganze üppige Frische einer waldgebornen Förstertochter; sanfte blaue Augen bei rabenschwarzem Haar, und ein Teint von anscheinend unzerstörbarer Farbengewalt. Warum haben über zwei Monate verstreichen müssen, ehe ich mit diesem lieben, lieben Geschöpfe bekannt worden bin!

Es war am verwichenen Sonntag, Morgens, als ich mich in der Droschke des Landjägers auf den Weg nach dem Städtchen machte, um das gute Mädchen abzuholen. Gott weiß, weiter dachte ich an Nichts, denn die Schönheit des herrlichsten Märzmorgens hielt alle meine Sinne gefangen. Es hatte in der Nacht leise gefröstelt; der Himmel war vollkommen klar und tiefblau; und die Sonne erhob sich im reinsten Glanze über den alten Bäumen dieses Waldes, den ich nun schon so lieb gewonnen habe. Wie geht es nur zu, daß sich Herzen, die dieses Gefühls überhaupt fähig sind, mit gewissen Gegenden so schnell im innigsten heimathlichen Rapport befreunden? Ueber diese Prädilection ließe sich Vieles sagen; es ist damit, wie mit der Neigung, die wir zuweilen urplötzlich zu gewissen Individuen empfinden, ohne uns je von den geheimen Gründen des stillen Zuges Rechenschaft geben zu können, die uns unwiderstehlich fortreißt. Hab' ich doch bei Settens erstem Anblicke etwas Aehnliches empfunden! Eine innere Stimme sagte mir sogleich: das ist sie; — es war, als wenn ich eine frühere, liebe, liebe Bekanntschaft erneuerte. Wo, und wie habe ich sie gesehen? Es dämmern so viele Bilder aus einer Erinnerung, wie Präexistenz, in mir auf, und verschwimmen so schnell wieder, daß ich nichts Historisches an den schwankenden Gestalten festzuhalten vermögend bin. Doch wo gerathe ich hin? — Ich fuhr also in meiner Droschke durch den schön ausgehauenen Wald, an den sich, von dieser Seite, die üppige Feldflur unmittelbar anschließt. Auf der dichten Saat, die den schützenden Schneemantel schon ganz abgestreift hat, lag weniger Reif, den die Gewalt der Sonne in lauter Perlen und Rubinen auflöste, und der mir seinen Schimmer entgegenstrahlte; das Herz ward mir groß, wie es mir bei'm Anblick der Schöpferin und Herrin „Natur" immer wird. In dieser Stimmung hielten wir plötzlich vor einem wohlgebauten, für diese Gegend fast prächtigen Landhause, welches mir der Kutscher als die Wohnung von Settens Freundin bezeichnete. Da sich Niemand zu unserm Empfange zeigte, indem die Domestiken sämmtlich in der Kirche waren, so stieg ich die schöne Freitreppe allein hinan, und trat, da auch mein Anklopfen überhört worden war, augenblicklich in das Zimmer, wo sich mir ein fast wunderbares Schauspiel zeigte. Ein todtenbleiches Frauenzimmer lag halb ausgestreckt auf einer Bergere, über deren eine Seitenlehne ihr Haupt herabhing und am Busen eines zweiten Frauenzimmers ruhete, deren ganzes Gesicht das blühendste Leben war, obwohl ihr himmelblaues Auge mit dem Ausdrucke der schmerzlichsten Bekümmerniß auf der Leidenden ruhete. Ich habe, was mich zuerst am meisten frappirte, in meinem Leben kein reicheres schwarzes Haar gesehen, als dasjenige, welches um dieses schöne Haupt in mahlerischen Locken wallte; und der ganze Contrast zwischen einer fast üppigen Fülle der

lieblichsten Körperlichkeit, und dem Bilde hingebenden Leidens der armen Kranken, die, wie ich nachher erfuhr, einen Anfall von Ohnmacht gehabt hatte, consternirte mich so, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Sette — denn Du wirst leicht vermuthen daß das liebliche blühende Geschöpf niemand Anders war, als sie — unterrichtet von meinem Auftrage, gab mir durch einen dankend freundlichen Blick meine Besonnenheit wieder; und indem sie meinen Namen ihrer Freundin nannte, die sich unterdeß wieder erholt hatte, gewann ich Gelegenheit zu einem unbedeutenden Complimente, welches aber wohl aufgenommen wurde, so daß das Gespräch in den Gang kam.

Es gibt, wie ich Dir die Gedanken schon mehrmals geäußert habe, in den Beziehungen des Menschen zum Menschen ein geheimnißvolles Etwas, welches ich Prädilection nennen mögte, und welches in seiner tiefsten Unerklärbarkeit über den Gang des Schicksals entscheidet, so weit dasselbe von diesen Beziehungen abhängig ist. Setten sehen, mich ihr näher fühlen, Neigung, Vertrauen, Liebe zu ihr fassen, war gleichsam das Werk eines Augenblickes; ich setzte mich zu den beiden Frauenzimmern, mir war's gleich heimisch, ich reichte der Kranken die Medicin, die auf der Servante mir zur Seite stand, und nach einem Stündchen gewiß herzlicher Unterhaltung war ich gewissermaßen schon ein Mitglied dieses wundersamen Bundes zwischen dem Leiden und dem blühendsten Leben.

Nachdem ich zu Mittag mit den beiden Frauenzimmern gespeist hatte, wobei die Besorgung des ganzen häuslichen Details auf Setten lag, ohne daß darunter ihre Munterkeit oder ihre zärtliche Vorsorge für die Kranke, die sich indessen sichtbarlich erholte, gelitten hätte, bereiteten wir uns gegen Abend zur Rückfahrt. Wie innig, wie gerührt, und doch wie hoffnungsvoll war Settens Abschied von ihrer Freundin! Sieh, lieber Eduard! diese dichte Nähe von tiefer Emotion und fröhlicher Hoffnung ist der wahre Charakter normaler Gesundheit des Leibes und der Seele. Die Unfähigkeit der Hoffnung, wie sie mich im dumpfen Studierzimmer bei Euch so oft überfiel, ist schon eine geistige Verkrüppelung. Ich fühle dieß jetzt, nun ich freiere Luft athme, und mich das Wehen frischer Lebensansicht umfächelt, nun sich die Zukunft vor mir in einen stillen Glanz kleidet, von dem mein blödes Auge in dem Nebel der Bücherzelle nichts gewahr wurde. Hinaus, hinaus in Feld und Wald, hinaus in neue Lebensverhältnisse, um von der dumpfen Befangenheit curirt zu werden, die die Papierwelt so unerträglich macht. O hättet Ihr mich früher ziehen lassen! —

Saß ich indeß nun doch dicht neben Setten in der weichen Droschke, über uns den klaren Vollmond am blauen Abendhimmel, und dahin fliegend wie Wetter mit den beiden raschen Füchsen, die dem heimathlichen Waldschlosse ungeduldig zueilten! Welch eine neue Lebensahnung erfüllte meine ganze Brust! Ich habe mich so lange biegen müssen unter einem Drucke, dessen ganze Unerträglichkeit mir erst jetzt recht deutlich wird, nun mir der Balsam junger Hoffnung die zusammengeschrumpfte Brust schwellt, daß ich jene Ahnung mit ungeduldigeren Athemzügen in mich sog. In dieser Stimmung, die mich stumm erhielt, indem sie mich überwältigte, ergriff ich Settens Hand, und drückte sie inbrünstig an meine Lippen, indem ich sie unwillkührlich mit einer Thräne benetzte, die mir die Erinnerung einer meist verlornen Jugend aus dem Auge drängte. Und Sette schien mich wenigstens halb zu verstehen: sie richtete einen sehnsuchtsvollen Blick zum blauen Nachthimmel, und einen theilnehmenden auf mich; und dann, indem sie ihre Hand leise aus der meinigen zog, stellte sie das Gleichgewicht augenblicklich her, indem sie mit einer einfachen Grazie, die mich bezauberte, und mit einer Natürlichkeit, die der waldgebornen Förstestochter wohl stand, ein gleichgültigeres Gespräch anhob. Sage mir, Eduard! wie vereinige ich diesen Tact mit der Winkelerziehung eines einsamen Waldschlosses? oder gibt es einen geheimen Instinkt der Convenienz, der der Erziehung nicht bedarf? Doch das ist auch eine von den Untersuchungen, die mich zu weit führen könnten. —

Wie traulich-schauerlich sich übrigens das Waldschloß, dem wir uns indeß, so gleichgültig vom schönen Wetter, von der Häuslichkeit u. s. w. plaudernd, näherten, ausnahm, kann ich Dir unmöglich beschreiben. Gewiß, hier ist meine Heimath. Und, höre! laß uns nicht weiter darüber rechten; Du und die Tante, Ihr werdet Beide schwerlich in den Entschlüssen, die still und allmälig in meiner Seele reifen, eine Veränderung hervorbringen. Eure Erbschaftsangelegenheit, und die Genauigkeit Eures Inventariums soll übrigens nicht darunter leiden. —

Hättest Du aber doch die innige, herzliche Freude sehen mögen, mit welcher Sette in die Arme ihrer Aeltern flog! Welch eine aufrichtige, unverkünstelte Natur! Vater und Mutter umarmen, den seidenen Mantel abwerfen und mit einem leinenen Schürzchen vertauschen, und nun in die Wirthschaft eilen, um nach Allem gleich selbst zu sehen, war das Werk weniger Minuten. Eduard! wenn mich Sette mögte, so wäre eine Frau für mich gefunden, mit welcher ich kein Mädchen Eurer Hauptstadt, so weit ich sie kenne, zu vergleichen wüßte. —

VII.

Den 9ten April.

Ich komme eben von einem Spaziergange zurück, welchen ich mit Setten, bei der ich als Cousin schon in einigem Ansehen stehe, durch die lenzgeschmückte Flur gemacht habe. Du schlägst von der Schloßterrasse links einen Fußsteig durch dichte Buchenwaldung ein, und gelangst bald auf einen freien Wiesenplatz, den aber rings eine Mauer von Wald umzieht. In der Mitte

dieses lieblichen Plätzchens breitet sich ein kleiner See aus, dem ein klares Forellenbächlein, mit Namen der Goldbach, sein Wasser zuführt. Der Grund ist feiner weißer Sand; man könnte jeden Kiesel zählen. Dieses Bächlein fließt, die Waldmauer durchbrechend, in der Richtung von Ost nach West, so daß die untergehende Sonne gerade hinein zu sinken schien. Ich saß mit Setten auf einer Art von Rasenbank, welche sich am Ufer des Sees erhebt, und wir verfolgten mit unsern Blicken die Wellen des Baches, deren Plätschern das einzige Geräusch war, welches die abendliche Naturstille störte; die Luft war rein und mild. Settens Hand ruhete in der meinigen, und ihr Auge hing sehnsuchtsvoll an der sinkenden Sonne, deren rothe Gluthen das Antlitz des lieblichen Mädchens mit ihrem Abglanze färbten. Lieber Eduard! wie viel braucht's eigentlich, um glücklich zu sein? ich war's in dem Augenblicke. Sette schauete auf, sie schauete mich an, sie las in meinen Zügen den Wiederklang ihrer Empfindungen; und als ich ihr die Hand mit dem innigsten, herzlichsten Gefühle drückte, so erwiederte sie meinen Druck mit aller Unbefangenheit der Ueberraschung. Gewiß, lieber Eduard! ich war glücklich, und schreibe im Nachhall dieser Stimmung die gegenwärtigen Zeilen an Dich, und drücke auch Dir innig die Hand. Ich mögte alle Menschen heute glücklich sehen! —

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben Jean Racine's.

geboren zu Ferté-Milon den 21. December 1639, gestorben am 22. April 1699.

Aus ältern Schriften zusammengetragen in Frankreich in den Jahren 1800 — 1801.

von

Georg Harrys.*)

1.

Racine ward zu Port-Royal erzogen. Der sehr gelehrte Lancelot, Kirchner dieser Abtei, unterrichtete ihn im Griechischen und brachte ihn in kaum einem Jahre so weit, daß er die Tragödien des Sophocles und Euripides vollkommen verstehen konnte. Diese entzückten ihn denn auch so sehr, daß er fast den ganzen Tag auf das Studium dieser Dichter verwendete und sie sogar auswendig lernte, während er in den einsamen Gehölzen von Port-Royal umherwandelte. Als Racine sich den Roman Theogenes und Charidea im Griechischen zu verschaffen gewußt hatte und sein Lehrer dieses erfuhr, nahm er ihm das Buch weg und verbrannte es; acht Tage darauf hatte Racine ein anderes Exemplar, welches dasselbe Schicksal erlitt. Da kaufte der Jüngling ein drittes und nachdem er es auswendig gelernt hatte, übergab er es seinem Lehrer, mit der Bemerkung, nun könne er auch dieses verbrennen.

2.

Eine lange Zeit hindurch liebte Racine das Fräulein von Champ-Mêlé, und diese Zuneigung verschwand dadurch, daß das Fräulein ihm ungetreu wurde, und sich dem Herrn von Clermont Tonnerre zuwandte, weshalb man auch von dieser Schauspielerin sagte: „Un Tonnerre l'a déracinée."

3.

Als Racine und Boileau eines Tages dem König zu Versailles ihre Aufwartung gemacht hatten, bedienten sie sich einer öffentlichen Chaise, in welcher sich außerdem noch zwei ehrliche Bürger befanden, die nach Paris zurückfahren wollten. Die beiden Dichter, sehr zufrieden mit ihrer Aufnahme bei Hofe, waren äußerst vergnügt auf dem ganzen Wege und ihre Unterhaltung so lebhaft und so geistreich, als man sie sich unter zwei so ausgezeichneten Männern nur denken kann. Die beiden Bürger, ganz entzückt davon, konnten nicht unterlassen, ihre Bewunderung zu erkennen zu geben. Als endlich beim Herabsteigen vom Wagen der Eine von ihnen sich zu Racine wandte und ihm tausend Schmeicheleien sagte, trat der Andere zu Boileau und indem er ihn zärtlich umarmte, rief er aus: „Ich bin schon in der Gesellschaft von Doktoren der Sorbonne auf Reisen gewesen, ja sogar schon mit hohen Geistlichen; aber ich habe niemals von so schönen Sachen reden hören; wahrlich, mein Herr, Sie reden tausendmal besser, als der beste Canzelredner.

4.

Racine sagte zu seinen Kindern: „Wenn Euch Leute im Leben begegnen, denen Euch meine Tragödien zu mißfallen scheinen, ja die sogar mit ungerechten Kritiken über sie herfallen, so begnügt Euch, statt aller Einwendungen, ihnen die Versicherung zu geben, daß ich Alles gethan habe, dem Publikum zu gefallen, und sehnlich gewünscht, ich hätte noch mehr thun können.

5.

Racine wäre gewiß der heftigsten Leidenschaften voll gewesen, hätte er die Religion nicht so heilig gehalten, die keine Leidenschaft zuläßt. Boileau pflegte in Beziehung hierauf zu sagen: „Gewöhnlich werden die Menschen durch Vernunft zum Glauben gebracht; Racine aber hat der Glaube zur Vernunft geführt.

Fortsetzung folgt.)

---

*) Molière's Leben und Charakteristik, aus denselben Quellen gezogen, siehe in Spindler's Damenzeitung 1830 Nr. 296 — 298, 300 — 303; auch in diesen Blättern werden von Zeit zu Zeit Leben und Charaktere der besten französischen Dichter mitgetheilt werden. G. H.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Breslau, Anfang Mai 1831.

Es ist lange her, daß ich mit Dir redete, Planet, und unsere Leser mögen schier der Meinung geworden sein, Breslau sei vom Planeten verschwunden, es sei irgend einem Schwanzsterne zu nahe gekommen, und drauf gegangen. O, nein — noch lange nicht — sagen der göttliche Angely und Röfecke in Berlin, und da heut zu Tage die Göttlichkeit und Gottheit so wohlfeil ist, während alles Andre viel kostet, so sprechen wir's nach; vielleicht avancirt uns auch irgend ein Einfaltspinsel usque ad astra. — Die Menschlichkeit ist wahrhaftig theuer und die Göttlichkeit ist wohlfeil; so weit hat's der Deutsche schon lange gebracht; wenn die Göttlichkeit erst aufhört zu hungern, dann — — ist ihre Menschlichkeit gewiß bald zu Ende, das heißt, dann ist der Poet nahe am leiblichen Tode.

Ich habe immer durch die großen Verhaue und Verhacke der Tagesbegebenheiten nicht bis zu dem gesellschaftlichen Status unserer Residenz dringen können, obschon ich's jedesmal wollte — darum will ich dieß Mal damit anfangen, und nach einem flüchtigen Umrisse unserer guten Stadt für die, welche nie so glücklich gewesen sind, sie zu sehen, werde ich mir erlauben, die resp. Leser an den Arm zu nehmen — Sie sehen, ich traue mir einen langen Arm zu — (erlauben es auch die Leserinnen, so werde ich nicht nur entzückt, sondern ein wenig außer mir sein) und sie in anständigen und unanständigen Gesellschaften herumführen. Für die Letzteren schaffen wir uns Wachsleinwand an, diese hindert die Ansteckung, wir betrachten sie par distance.

Nicht den ärgsten Aristokraten lassen wir los; er muß sich mit uns auf den κατ' ἐξοχήν sogenannten Assembléen langweilen und in frisch sprechenden Zirkeln ergötzen, wenn wir bei sorgfältigster Entdeckungsreise solche finden.

Wo ist das Land wo die Stände in Anerkennung gegenseitiger Nothwendigkeit freundlich in einander aufgehen, die Gesammtheit zu wohlklingender Harmonie fügend? Bei uns ist es nicht, ja auch die neuere und neueste Zeit mit ihrem großen Philanthropismus, mit ihren Gleichheits- und Anerkennungszweigen bringt weder bei uns Blüthe, noch Schatten.

Es sind Ruthen, welche verbrannt werden müssen, oder womit die vorlauten Schwätzer zu züchtigen sind, schreit der alte Feudalist im ledernen Koller.

Es erlaubt sich der aufgeblas'ne Aristokrat nicht mehr die lächerlich gewordenen Ausdrücke der Leibeigenschaftszeit, und fortgerissen vom Strome, die Intelligenz sei heute Kriterium, quält er sich veraltete philologische Floskeln ab, die sein Hofmeister aus einer lateinischen Schule mitgebracht hat, „Neuerungen haben nie zum Guten geführt," „die Geschichte lehrt den Nutzen des Bevormundschaftens" und Gott weiß was noch für Zeug.

So haben wir denn dahier noch eine solche Feudal-Couleur, wo der Eine anfängt zu hinken, der Andere auszuspucken, der Dritte ein abgenutztes Taschentuch zu zerreißen, wenn die Menschen um sie herum nicht aussehen wie zusammengeknickte Taschenmesser.

Das sind die Leute, welche stolz darauf sind, es zu wissen, daß vor 200 Jahren ein Mann ihres Namens gelebt und etwas oder nichts gethan habe. Das sind die Pairs, die sich über die gebildete Gesellschaft stellen, nach ihrer Ansicht, wenn sie sich die Mühe nehmen, eine zu haben, wie es im Wissen übervernünftige Dinge gebe, nach unsrer untergeordneten, wie es überflüssige, hyperboräische gibt. Es ist etwas Schönes um die Bildung, und was drüber oder drunter ist, mag ein Pair oder — ein Rindvieh sein.

Solche Leute schließen sich dann von der eigentlichen Gesellschaft aus und kommen mit der Masse nicht in Berührung, wenn sie nicht auf der Straße einmal an ein ehrliches Menschenkind anrennen, wo für dieses der Deckel zu ziehen ist.

Sie sind sehr zu bedauern, denn sie sind wie schön englisirte Pferde, die aus marmornen Krippen, freilich aber der Natur nach auch nur Hafer fressen, den blauen Himmel aber doch nur selten sehen, weil sie geschont werden müssen und den Wald mit seinem kühlenden Schatten und seinen verschwiegenen Plätzen ihr ganzes Leben hindurch nicht kennen lernen und höchstens auf staubiger Chaussée von höheren Herrn angespornt werden, die eingebläuten Kunststücke und Capriolen zu machen, während das liebe Vieh, was unter der höheren Bildung steht, überall hinkommt, wo Gottes Welt schön ist. Die frischen Schriftsteller, die sind nun gar das lustige Wild, was ungezähmt umherspringt; dafür — und das thut den Englisirten wohl, — müssen sie sich oft mühsam ihr Futter suchen und bei beständig offner Jagdzeit kann man sie auf's Korn nehmen und sie nach Herzenslust hetzen.

Parforce-Jagden und Hetzen sind heute noch ein vornehmes Vergnügen.

Leute dieses Kalibers sind solche, die dem Diener einen Lungenhieb geben, weil er die Malice hat, ein Object und eben in der Nähe der hochgebornen Hände zu sein, sobald ihnen ein Curculio, d. h. ein Parasit, d. h. ein Schmarotzer oder Speichellecker Obiges zerknirscht und blaß mittheilt, denn sie selbst lesen nicht; das Lesen der Journale kommt nur dem Mittelstande, dem geduldeten Stande zu.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 141. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 15. Juni. 1831.

Sächsisches Communalgardisten-Lied.

Improvisirt am 11. Juni 1831 in Leipzig.

Melodie. Schier dreißig Jahre bist Du alt ꝛc.

Auf Brüder! das Gewehr zur Hand
Für Fürst und eignen Heerd,
Für unser liebes Sachsenland;
Was ruhmvoll überall bekannt
Und was uns ja so werth! —

Zum Wohle unsrer Heimath-Au'n,
Zu unsrer Lieben Glück!
Laßt gegenseitig uns vertrau'n;
Dem Tode selbst in's Auge schaun,
Wenn's gilt mit muth'gem Blick!

Denn Ehre ziert der Sachsen Kron',
Den würd'gen Rautenkranz;
Sie strahlt auf unsres Königs Thron,
Ihr glüht der Harfe Silberton,
In ungetrübtem Glanz!

So haltet fest für alle Zeit
An Wahrheit, Treu und Recht;
Wer solchen freudig sich geweiht:
Der ist es, dem man Myrthen streut,
Sei Herr es oder Knecht.

Nicht Zwietracht trenne unser Band;
Nichts uns're Harmonie,
Was Grün und Weißem nur verwandt,
Was immer Sachse nur genannt;
Für's Gute nur erglüh'.

Dr. A. Böhringer.

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

VIII.

Den 1sten Mai.

Man beglückwünscht einander sonst gewöhnlich zum ersten Januar; erlaube mir dießmal, es zum ersten Mai zu thun. Es ist Morgens sieben Uhr, die lieblichste Maiensonne liegt strahlend auf meinem Fenster, und mein Kaffee mit Rahm, den Settens liebe Hand selbst abgenommen hat, dampft vor mir auf dem alten Eichentische aus dem vorigen Jahrhunderte. Siehe, ich wüßte nicht, wie sich mehrere Umstände vereinigen könnten, um mich inniglich zufrieden zu machen; und wie ich mich glücklich fühle von ganzem Herzen, so wünsche ich, daß Ihr es auch sein möget, und alle meine übrigen Lieben, und alle guten Menschen. Nach einer in Dumpfheit hingebrüteten Jugend erwache ich nun auf Einmal zum Vollgefühle des Lebens, zu einem nie geahnten Glücke. Guter Gott! der du vielleicht glaubst, mir die Entschädigung schuldig zu sein, thue Etwas für mich; fühle die Innbrunst, mit welcher ich mich zu dir wende; laß den Schimmer, der so plötzlich in die Trübe meines Daseins fällt, zum Lichte werden, das meinen Lebensweg forthin freundlich bestrahlt! —

Siehe, Eduard! mir wird's wirklich wohl. Ich hatte Setten gestern früh von der Fastenspeise vorgeschwatzt, mit welcher uns die Tante immer Samstags zu tractiren pflegte, und Abends prangte das Gericht auf dem Tische. Wie mir das geschmeckt hat im Kreise dieser braven, gesunden Leute, mit denen ich den größten Theil des Tages bei irgend einer tüchtigen körperlichen Arbeit im Freien zubringe, das kann ich Dir nicht beschreiben. Und der Dank gegen Setten, deren liebevoller Aufmerksamkeit ich den kleinen Genuß verdankte, half ihn noch besonders würzen. Täglich erhalte ich Beweise ähnlicher liebreicher Fürsorge, und das stille Band zwischen mir und dem lieblichen Mädchen wird dadurch immer fester. Ihre Hand hat mein Zimmer, während ich neulich abwesend war, mit neuen schneeweißen Gardinen versehen, und ihr verdanke ich eben so gewiß die beiden Vasen mit Maiblumen, die mir vom Fenster her entgegen duften. Dabei keinerlei Art von Anspruch, welcher den Dank provocirte; wir

sitzen einander bei Tische gegenüber, ihr Auge begegnet unbefangen dem meinen, und nichts kündiget an, daß sie den Morgen über für mich thätig gewesen sei. — Sage doch das dem Fräulein R . . ., welche den halben Vormittag, den sie einmal an ein Geburtstagsgeschenk für mich verwendet hatte, gar nicht vergessen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Endlich langte er am Ende der Schlucht an, und befand sich am Rande eines Abgrundes, dessen Tiefe er mit den Augen nicht absehen konnte. Ueber diesem tiefen Graben erhob sich ein Dom von Eiszinken, halb in Schnee gehüllt. Der Abhang, der in die Tiefe führte, war mit spitzen Felsen, schauderhaften Anblickes, besetzt. Sein Auge sah in das Dunkel nieder, das ohne Zweifel furchtbare Geheimnisse bedeckte.

Laut pochte das Herz des Jünglings. Wo sollte er das Ziel seiner Fahrt finden? Ein neues Hinderniß schien die Richtung seines Weges verändern zu wollen. Er befragte abermals den Rosenkranz. Das Kügelchen rollte nieder in den Abgrund, und an der entgegenstehenden Wand mit Blitzesschnelle wieder hinan. Der junge Abenteurer empfahl sich seinem Schutzheiligen, folgte, wiewohl sehr verlegen, wie er die Felsen übersteigen würde, dem Antriebe seines Muthes, und langte wie von übernatürlicher Kraft getragen, dort an, wo das allmächtige Kügelchen seinen Lauf geendet hatte.

Jetzt befand er sich auf des Berges höchstem Punkte. Sein Fuß trat auf den weißen, jungfräulichen Schnee, der die Stirne des Agri-Daugh krönt. Unter ihm brüllten die Bergströme, und der strahlende Glanz des Lichtes auf dem Krystalleneis blendete seine Augen. Er blieb einige Zeit in einem nicht zu beschreibenden Zustande heiligen Schauders. Endlich gewann Ueberlegung die Oberhand über sein Staunen, und er sagte zu sich selbst: hier muß auf die eine oder die andere Weise mein gefahrvolles Unternehmen vollbracht werden. O Gott, verlaß einen armen Jüngling nicht, der dir mit dem ganzen festen Glauben eines echten Christen vertraut!

Dieses kurze Gebet gab ihm wieder Kraft und Muth. Noch einmal befragte er den Rosenkranz. Es war das letzte Kügelchen. Mit Schreck sah er es den Abhang niederrollen, von den Unebenheiten desselben abprallen, verschwinden, wieder erscheinen, und sich endlich im Abgrunde verlieren.

Gott, stehe mir bei! rief der Jüngling erblassend. Es war aber nur der Schrei des Fleisches, denn sein Geist war stark. Er verlor den angezeigten Weg nicht aus den Augen, und drang muthig vorwärts. Mit Beunruhigung ward er einen Pfad gewahr, aber so enge, so gefahrvoll, daß sich selbst für frischgrünes Gras eine Bergesziege nicht darauf gewagt hätte. Gregorius zog seine Sandalen aus, um sicherer klettern zu können, die kleinste falsche Bewegung hätte ihm das Gleichgewicht geraubt, und ihn wie einen Schneeflocken in den Abgrund gestürzt. Wenn der kühne Abenteurer einen Vorsprung des Felsens überschreiten mußte, schwebte er stets in furchtbarer Lebensgefahr. Schon hatte er, indem er wie ein Insekt an der von Eis und Granit gebildeten Wand niederkroch, eine geringe Strecke zurückgelegt, als ein schreckliches Schauspiel ihn plötzlich in abermalige Entmuthigung versetzte. Der Schlund, in welchem bisher das Schweigen des Grabes geherrscht hatte, ertönte plötzlich von dem entsetzlichsten Geschrei.

(Fortsetzung folgt.)

Unterschied.

Der gefährlichste Heerd der Revolutionen, sagt Panse unter andern in seiner Flugschrift: Frankreich und Europa, befindet sich auf der südwestlichen Hälfte Europa's, diese Hälfte betet am Altar der katholischen Kirche und die Religion ist eine der Haupttriebfedern ihrer Bewegung. Seitdem die römische Curie — und ich spreche hier nicht vom Wesen des katholischen Glaubens, sondern von ihrer kirchlichen Politik — seitdem sie die zeitgemäße Veredlung der Völker und den Schutz dieser Veredlung gegen rauhe Störungen weltlicher Gewalt hat fallen lassen, ist auch die Kirche selbst gefallen. Seitdem die Fürsten dieser fortschreitenden Veredlung Schirm und Begünstigung angeboten haben, sind sie über die furchtbare Macht der Kirche hinausgestiegen und das Wunder der Reformation ist geschehen. — Man spricht von der außerordentlichen Macht der Gregore und Innocente, aber woher diese Macht ohne Schwert, ohne Heer, ohne Land? Ihre Hebel lagen im Aberglauben, antwortet man, und zum Unglück für Jahrhunderte hat man diese Antwort nicht untersucht. Darin lag sie allerdings; aber dieser Aberglaube war der Stand der Cultur und Rom war nicht darum mächtig, weil es des Aberglaubens, sondern weil es der Cultur der Zeit Meister war. Sobald es diese Herrschaft sinken ließ und in einem irrigen Schluß aus Maximen der Vergangenheit sich zum Protektor des Aberglaubens erklärte, weil dieser die Stütze seiner Gewalt gewesen zu sein schien, hatte es auch aufgehört, die Welt zu regieren, d. h. sobald es die fortschreitende Cultur der Zeit in dem Kreise einer frühern Cultur festbannen wollte, verlor es die Leitung der großen Geisterbewegung und trat in eine feindliche Stellung gegen die ewigen Gesetze der menschlichen Natur. Hierin liegt der Schlüssel zu seiner Größe, wie zu seinem Falle, die Quelle von Heil für die Völker, wie von ihrem Unheil.

Reise-Zeitung.

Einiges über und von Dessau.

Da wäre ich denn nun hier angekommen, in dem gartenähnlichen, schönen und überaus angenehmen Dessau, zu welchem von allen Seiten die lachendsten Anlagen führen.

Viel, recht viel, hatte ich schon von Dessau und seinen innern und äußern Annehmlichkeiten vernommen, und sehnte mich demnach einmal darnach, mich von allem dem Gehörten selbst zu überzeugen, und wahrlich, nach einem fast dreitägigen Aufenthalte fand ich, nachdem ich das Schönste im Schönen gesehen, meine Erwartungen weit übertroffen.

Sei es mir demnach vergönnt, den freundlichen Lesern des immer stärker strahlenden Planeten ein schwaches Bild von dem zu skizziren, was ich hier sah und hörte.

Dessau ist ein recht hübscher, fast regelmäßig gebauter, außerordentlich reinlicher Ort. Die freundlichsten Plätze, die sehr schöne Cavalier-Straße, mit mehreren Palästen und dem äußerst geschmackvoll gebauten Schauspielhause, das sogenannte Rondel, vor Allem der herrliche Lustgarten, dicht an dem alt ehrwürdigen Herzogsschlosse und der silbersprühenden Mulde gelegen, der nach Jonitz führende Wall, das Louisium, der Georgengarten, der in seiner Art einzige Friedhof, auf welchem die ewigen Schläfer unter Palmen und Rosen gebettet sind, Alles dieß zieht die besondere Aufmerksamkeit eines jeden Fremden auf sich.

Der regierende Herzog Leopold Friedrich und dessen Hochachtbare Gemahlin Friederike sind durch ihre Humanität, durch Milde, Gerechtigkeit, nicht allein hier, sondern auch im Auslande rühmlichst bekannt, namentlich sind die erhabenen Beide die verehrtesten Mäcene der Kunst und der Wissenschaft, so wie sie auch oft still und unbemerkt manche Thräne unverschuldeten Leides segensreich zu trocknen keinen Anstand nahmen. Gott wolle das edle so allverehrte Herrscherpaar noch lange vereint lassen und ihnen die Segnungen reinster Liebe und paradiesischen Friedens gewähren. Eine hohe Freude wurde dem Durchlauchtigsten Ehepaare dadurch eben kürzlich zu Theil, als dem ruhmwürdigen Fürstenhause ein vom treuen Volke längst ersehnter Erbprinz zu Theil wurde, der unter würdiger, doch im Ganzen genommen stiller Festlichkeit am Sonntage, den 5. Juni d. J., das Licht der Taufe empfing, zu welchem Ende der Jubel des gesammten Dessauischen Landes laut wurde. Er erhielt die Namen Leopold, Friedrich, Franz, Wilhelm, Nicolaus. Möge derselbe, unter der Obhut seiner liebenswürdigen Eltern, an Milde dem Trajan, an Güte dem Antonin, an Weisheit dem Vespasian, an Ruhm aber seinen erlauchten, in der Geschichte rühmlichst bekannten Ahnherren gleich werden! Sodann im gleichen Sinne, still, doch würdig und erhaben wirkt gleich dem verehrungswürdigen Herzogspaare, die sehr verehrte Frau Herzogin Mutter, Amalie, und ihre in den Herzen aller Dessauer hochangeschrieben stehenden Söhne, die Prinzen George Bernhard, Friedrich August und Wilhelm Woldemar. Gott segne und schütze sie Alle, Alle, die Trefflichen verdienen es ob ihrer Menschenhuld und Leutseligkeit. So gibt es denn andererseits hier noch mehrere, allgemein geachtete Männer und Frauen, denen es Freude macht, Gutes zu wirken, dem suchenden Talente hülfreiche Hand zu leisten, und welche sich namentlich durch besondere Bescheidenheit beliebt zu machen wissen; Personen, deren Namen einen volltönenden Klang in Dessau's Mauern gewonnen, als der eines Kammerherrn von Berenhorst, Oberstallmeister von Glassey, die Stiftsräthe Richter und Thorspeck, Consistorial-Rath Köppen, Schuldirector Stadelmann, Dr. Hachfeld, die Kaufleute Sievers und Wagener, und mancher Andere, wie denn auch der verwitweten Frau Majorin von Knebel, als einer so ausgezeichneten Schirmfrau der Musen, ein lautes lobendes Erwähnen gebührt.

In dem erst seit Kurzem hier angestellten Bibliothekar, Herrn Lindner, findet der ihn Besuchende einen recht denkenden und artigen Mann, der seiner Stellung Ehre macht! —

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Breslau, Anfang Mai 1831.

(Fortsetzung.)

Ach, lieber Planet, wir haben noch gar Viele, die nicht lesen können, schlanke Reitgerten und goldne Sporen tragen und vornehmen Speichel geifern, ach wir haben auch Speichellecker — und das ist mein Trost, denn Einer von diesen wird's ihnen wohl in einer üppigen Stunde erzählen, daß ein bürgerlicher Referent die Frage aufzuwerfen sich erfrecht habe, was sie der Gesellschaft nützten.

Aber sie sind uns doch von Nutzen: wie könnte ein Koch, der in Paris studirt hat, hier daheim seine Künste produziren ohne sie, wozu gäb's Diener, sogenannte Domestiquen, welche statt der Menschenjacke die Livrée angezogen haben, ohne sie, wie erführen wir, daß Menschen mit fünf Sinnen und menschlichen Anlagen nichts davon merken könnten, daß die Welt in einigen Jahrhunderten anders geworden sei, ohne sie?!

Die Leute sind ein bündiger historischer Beweis, wie vorsichtig man mit dem historischen Beweise umgehen müsse.

Das Militair, vorzüglich der höhere Theil desselben, dieser Staat im Staate — diese Definition möchte freilich kaum legitim genannt werden dürfen — schließt sich dem höhern Adel an, und der Mittelstand sieht es nur in officieller Beschäftigung.

Auch der Gelehrtenstand in seinen vornehmern Theilen sondert sich von der Allgemeinheit, und von einem Aufgehen

der Stände in einander ist also auch bei uns nicht die Rede.

Soll ich nun auch der Kaufleute gedenken mit den Gold gefüllten Hosentaschen, den Coursen und Renten in den Viel oder Nichts sagenden Gesichtsfalten? Ei wohl — sie cultiviren einen Centralpunkt der Gesellschaftlichkeit — die sogenannten Börsenbälle.

Dahin mußt Du nun, lieber Leser, mag Dir Schwindsucht oder Zipperlein das Leben angenehm machen, mit mir, wenn Du einen ganzen Frack besitzest und Dir für drei Sgr. ein Paar Vatermörder kaufen kannst, so öffnen sich Dir für einen preußischen Thaler die Pforten unsrer Börse. Dieß Gebäude steht auf dem Blücherplatze, ist sehr schön, hat schöne Treppen, prächtige Säle und, wie ich glaube, mehr als ein bequemes Appartement, wo Du Mensch sein kannst. Hier darfst Du Dich dann über Mangel an allgemeiner Gesellschaftlichkeit nicht mehr beschweren. Hier ist ein preußischer Thaler der Stempel der Egalité.

Freilich ist das eigentlich für den Mann von Bildung, der keine milchende Kuh im Stalle hat, der vielleicht gar nur sein ganzes Leben zum Nutzen der Menschheit Notizen schreibt, die wohlfeil oder gar nicht gedruckt werden, zu viel, und für den Syrupkrämer, der im Winter nur fünf Mal, so oft nämlich Börsenbälle sind, unter Menschen geht, zu wenig, aber das ist nun einmal bei kaufmännischen Vergnügungen nicht anders — ohne Speculation kein Leben, ohne Geld nichts, nicht einmal eine Ohrfeige, die kostet dreißig Thaler. — So hat doch die Kaufmannschaft den Ruhm, zum Beweise hoher Civilisation Bälle zu veranstalten, und so mit der Civilisation Geld zu verdienen; auch das Ansehen dieser Civilisation aus der Vogelperspective, d. h. von der Gallerie, kostet zwölf Groschen — so ist das Gewissen der Börsenleute beruhigt: Es cirkulirt doch Geld, und Du kannst nun beliebig dem Ersten Besten auf den großen Fuß treten; er wird Dich zerknirscht dafür um Verzeihung bitten.

Hier können sich nun aber auch Schriftsteller für diesen Thaler Versorgungen und Honorar für ein ganzes Jahr holen, denn hier finden sie mit blödem Auge Stoff zu Foliobänden von Satyren, Possen, Abgeschmacktheiten.

Da kommt z. B. ein langer, breit, etwas platt gewachsener Mann auf Dich zu, dem's auf der vornehm herausgedrückten Unterlippe anzusehen ist, er sei ein Lord. Man bedauert den Mann, daß er in so wenig fashionabler Gesellschaft seinen geistreichen Schweiß mit dem ostindischen Taschentuche abtrocknen muß, denn man sieht's ihm an, wie er sich eigentlich ennüyirt. Der Lord ist auf dem größten Fuße zu leben gewohnt, er trägt Pariser, vorn sehr breit abgeschnittene, Schuhe und sehr gediegene Schnallen und karirte Strümpfe.

Er streift an einem unglücklichen jungen Philosophen vorüber, der bescheiden in der dritten Position dasteht und sich für den geliehenen Thaler zu amüsiren Mühe gibt — des Lords Blick fällt auf des Philosophen sehr einfaches schlesisches Fußwerk, und er fragt ihn im Vorbeigehen mit echt englischer Ironie:

Sie waren nie in Paris?

Der bescheidene Philosoph: Nein.

Lord: Kennen Sie Hume's System?

Phil.: Nicht ganz genau.

Lord: Ich bedaure Sie.

Der Lord sieht den Philosophen noch einmal schnell von oben bis unten an und geht rasch weiter. Der Philosoph ist verblüfft und büßt die dritte Position ein. Der Lord tritt dicht an eine Dame heran, betrachtet sie und schweigt eine Weile. Unterdeß können wir dem Leser sein Abbild eiligst skizziren: Sein Kopf ist viereckig und von dünnen, glattgestrichenen Haaren spärlich gegen die Zugluft geschützt, der Teint ist dunkelfarbig, zum Zeichen, daß er nicht ohne Gefahr die Linie passirt habe, die Stirn ist sehr frei und trägt denkende Falten zur Schau, die Nase ist sehr vornehm und so gewiß wegwerfend, wie man sie oft bei guten Jagdhunden sieht; der Mund — Maul ist ein beßres, aber weniger anständiges Wort — ist groß — das Ganze ist nicht antik, nicht klassisch, aber modern. Cravatte und Chemisette sind englisch, die Beinkleider spanisch, sehr eng und bedecken lange, große Beine, andeutend, daß er große Sprünge mache.

Voilà notre Gentleman! —

Mit mildem, vornehmen Lächeln spricht er zur Dame:

Denn Alles, was besteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht!

Dame: Wie so?

Lord: Man weiß doch nur in London fashionable zu leben.

Dame: (schweigt)

Lord: My Romeo! Sprechen Sie englisch? Shaftesbury's Philosophie müssen Sie studiren — der Mann ist brillant, Voltaire ist nichts dagegen. On porte à présent à Paris les coëffures à la leopard — les connoissez-vous dejà?

Dame: Pas encore.

Lord: Mon dieu! Farewell Miss — (er umschlingt sie, stürzt sich mit dem Blicke der Verzweiflung wie Sappho in's Meer, in den Cotillon und reißt einige Paare um, die verschüchtert in den Hintergrund fliehn).

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Herr Oettinger hat jetzt versprochen, zu den Berliner Karikaturen, „wie Lichtenberg zu Hogarth's," Commentare zu liefern. Oettinger und Lichtenberg! So schön zusammengestellt wie Saphir und Jean Paul. Oettinger's Commentare werden sich wohl zu denen Lichtenberg's verhalten wie die Berliner oft matten, gemeinen Bilderwitze zu Hogarth's trefflichen Karikaturen. K.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 142. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 16. Juni. 1831.

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

IX.

Den 17ten Mai.

Sie haben hier eine Art Kränzchen unter sich, an welchem die übrigen fürstlichen Officianten, einige benachbarte Amtleute, mehrere Landprediger u. s. w. Theil nehmen. Man kommt Sonntags und Mittwochs gegen Abend auf einem oder dem andern Edelhofe u. s. w. zusammen, die Frauenzimmer erscheinen mit, es wird conversirt, gespielt, mitunter auch wohl getanzt; und regelmäßig um acht Uhr wird eine einzige warme Schüssel servirt und dazu ein Glas leichter Bordeaux-Wein gereicht. Nach zehn Uhr fährt, reitet oder geht Alles nach Hause zurück. Ich kenne gar keine vernünftigere Art von Zerstreuung: man freut sich die ganze Woche auf die beiden Tage, welche das Einerlei des häuslichen Schlendrians unterbrechen, und findet sich doch nicht durch die Ausgabe genirt, welche bei dieser Einrichtung, die nie überschritten werden darf, verhältnißmäßig unbedeutend erscheint.

Letzten Sonntag nun traf die Reihe das Waldschloß, und Du hättest Settens frohe Geschäftigkeit sehen sollen. Sie empfing die Fremden, sie sorgte für die Bequemlichkeit eines Jeden, und hatte doch auch das Auge auf Küche und Keller, da die Mutter zu einer Whistpartie engagirt war. Lieber Eduard! ein solches Mädchen ist ein Schatz. —

Uebrigens hat das Waldschloß an diesem Abende noch einen geheimen Zauber mehr für mich erhalten. Ich war, um im Contraste der rauschenden Gesellschaft einen Augenblick mit mir allein zu sein, hinuntergegangen in's Freie, als mir die ganze architectonische Pracht dieses schönen alten Gebäudes, im Glanze der vielen Lichter, die es heut erhellten, wunderbar auffiel. Auf der Mitternachtsseite ist eine zweite Freitreppe mit einem Balcon darüber, auf welcher sich Glasthüren öffnen; eine Allee von wilden Kastanien, die sich bald in dichten Wald verliert, führt darauf zu, und gibt dem Schlosse von hier aus ein besonders vornehmes Ansehen. Ich war, das Gebäude umgehend, in diese Allee gerathen, von wo mir der Glanz des Kronleuchters, dessen Kerzen gerade durch die Glasthüren strahlten, im Hellgrün des jungen Laubes, fast magisch vorkam. Langsam schlich ich, um alle Nüancen des Lichtwechsels zu beobachten, den Baumgang hinauf, erstieg die Freitreppe, und konnte nun durch die Glasthüren den ganzen Saal übersehen, in welchem sich Sette mit der freundlichsten Geschäftigkeit durch die Gesellschaft bewegte. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem reizenden Geschöpfe im einfachen weißen Kleide mit blaßblauen Schleifen, als sie schnell auf die Thüre zutrat, und den einen Flügel, um frische Luft zu schöpfen, öffnete, ehe ich mich zurück ziehen konnte. So ward sie mich gewahr, und rief schalkhaft, halb in den Saal hinein und halb nach mir: „Wie kommen Sie hierher, lieber Cousin? wollen Sie wohl zur Gesellschaft." — Ich wollte ihre Hand an meine Lippen führen; aber sie ergriff vielmehr die meinige, und zog mich mit einem flüchtigen Drucke in die Gesellschaft, für welche mir nun ein neuer Sinn aufgegangen war, und in der ich den angenehmsten Abend zubrachte. —

X.

Den 20sten Mai.

Liebster Eduard! ich schreibe diese Zeilen an Dich in großer Bekümmerniß nieder. Sette ist am Tage nach dem Kränzchen, entweder von zu großer Anstrengung, oder in Folge einer Erkältung erkrankt, und liegt heute im heftigsten Fieber. In diesem kräftigen, vollsäftigen Körper, und wo doch zugleich so viel Zartheit und Reizbarkeit wohnen, findet die Krankheit einen desto freiern Spielraum. Die armen Aeltern, besonders die wackere Mutter, deren Lebhaftigkeit, ja Heftigkeit

sie jeden Schmerz tiefer empfinden läßt, sind außer sich, und ich muß meine eigenen Bekümmernisse verbergen, um nicht die ihrigen noch zu vermehren. Dazu ist trübes Regenwetter eingetreten, und der Himmel hängt voll grauer Wolken, wodurch meine Bangigkeit noch vermehrt wird. Muß denn Leid und Freude so dicht zusammen wohnen in dieser Flickenwelt? O Eduard! wenn Gott das Mädchen wegnähme, was sollte ich machen? —

(Fortsetzung folgt.)

Das Mährchen vom Ararat.

(Fortsetzung.)

Gespenster von tausend scheuslichen Formen entschwebten mit schrecklichen Geberden der Tiefe. Ihre Menge verfinsterte den Himmel. Alle diese Ungeheuer hatten schwarze Flügel, mit denen sie die Luft nahe an Gregorius Stirn schlugen. Der Jüngling hoffte durch Gebet die Dämonen verscheuchen zu können. Aber welcher Schreck faßte ihn, als er auch über seinem Haupte neue Schaaren von Gespenstern schweben sah und schreien hörte. Agas, ich vermag die Geister des ewigen Schnees nicht zu schildern. Ihr hättet den Jüngling sie selbst beschreiben hören, Ihr hättet sehen sollen, wie er bei der bloßen Erinnerung an die scheuslichen Phantome bebte und zitterte!

Er rief sich mit Macht den Traum der vergangenen Nacht vor die Seele. Dieß hielt ihn aufrecht, denn er hoffte, daß jene geheimnißvolle Hülfe, die ihm bei scheinbarer Gefahr geworden, in der wirklichen nicht fehlen würde. Im untersten Raume des Abgrundes angelangt, erblickte er daselbst das letzte der Kügelchen, welche er um Rath befragt hatte. — Der Herr gebe, daß dieß die letzte Prüfung seines Dieners sei! dachte er bei sich selbst, und drang vor.

Kaum hatte er aber einige Schritte gemacht, als sich plötzlich eine ungeheure Schnee- und Eismasse wie ein riesiger Thurm tausende von Ellen über sein Haupt emporhob, und unter ihm sich ein Schlund, noch tiefer als der vorige, aufthat, und dieselben Gespenster wie zuvor um die hohen Felspyramiden schwebten. In den tiefsten Bergesabgründen brauste es wie ein Donnerstrom. Sein Herz erlag unter diesen neuen Schrekken. Hohe Felsenmauern umgaben ihn, jeder Ausweg war verschlossen. Er stand an der Neige des Abgrunds, aus welchem ein dumpfes Gebrüll nach ihm, wie nach einer Beute zu schreien schien. Gregorius bebte, wankte, als die schnellen Bewegungen eines glänzenden Gegenstandes seine Blicke anzogen. Er gewahrte deutlich ein Thier, das einer Schlange glich. Es hatte dieselbe Farbe, und schien aus demselben Stoffe zu sein, wie die Schneegeister. — Gott sei gepriesen, das ist der Eiswurm! rief unser Abenteurer aus, und wollte, vergessend, daß der Abgrund vor ihm dräue, hin, um das Thier zu fassen. Ein furchtbarer Schrei aus den Tiefen des Berges erschreckte den kühnen Jüngling, und die Füße versagten ihm den Dienst. In demselben Augenblicke brach die riesige, über seinem Haupte hangende Schnee- und Eismasse nieder, und riß den Armen mit fort. Das Entsetzen tödtete ihn fast, aber noch bevor er seine Sinne gänzlich verlor, flüsterte ihm eine sanfte Stimme, die er trotz des Getöses der stürzenden Fels- und Eistrümmer vernahm, zu: „Kühner Jüngling, Du hast gesiegt, die kommenden Geschlechter werden Deinen Namen segnen!"

Wie lange Gregorius im Zustande der Besinnungslosigkeit blieb, vermag ich nicht zu sagen. Der Jüngling selbst hat die Erinnerung daran verloren. Nur war es höchst wunderbar, daß er, als er wieder zu sich selbst kam, sich weder auf dem Gipfel des Agri-Daugh, noch in jenem schrecklichen Abgrunde, sondern in derselben Höhle, die er des Morgens verlassen, auf demselben Blätterlager, worauf er in der vergangenen Nacht geschlafen hatte, befand. Vor ihm stand derselbe Einsiedler, ganz so gekleidet, und in der nämlichen Stellung, wie der Jüngling ihn schon des Morgens vor sich gesehen.

Gregorius starrte den Einsiedler mit dumpfem Staunen lange Zeit an, rieb sich die Augen, schüttelte die Glieder und sann nach. Da schauderte er ob der Erinnerungen, die auf ihn einstürmten, zusammen, wendete sich aufs Neue gegen den Eremiten, der sich noch immer mit unzerstörbarer Geduld über sein Lager neigte, und rief voll Bestürzung: Im Namen Gottes und des heiligen Gregorius! was ist mir widerfahren? wo bin ich? — Auf einem gesunden Lager, mein Sohn, und zwar durch Gottes Gnade, der Dich im Kampfe gestärkt und aufrecht erhalten hat, erwiederte der Einsiedler mit feierlichem Ernst. — Aber wie bin ich hierher gekommen? Gott! Gott! . . . . und er vermochte nicht weiter zu sprechen, sondern zitterte an allen Gliedern. — Mein Sohn, Du befindest Dich hier nach Gottes heiligem Willen. Dieß sei Dir genug. Danke ihm, daß er Dich gerettet hat, und frage nicht nach anderen Dingen. Es ist Zeit, Deine Reise zu vollenden. Auf und fort! — Aber wohin soll ich gehen, mein Vater, wie soll ich in das Lager zurück kehren? o Gott! ich wähnte, es ginge Alles gut, ich hätte meine Pflicht erfüllt; jene Stimme, die ich vernahm, hat es ausgesprochen. — Diese Stimme sprach wahr, mein Sohn. Jetzt aber kehre ohne Verzug in das Lager zurück. Stelle Dich kühn vor den Anführer, und fordere die Belohnung, welche Dir versprochen worden ist. Fürchte keine abschlägige Antwort, aber vergiß in Deinem Glücke nicht der Leiden Deines Nächsten! — Der Jüngling staunte, aber zauderte nicht länger, empfing von dem Greise seine Waffen zurück, band die Sandalen um, genoß von einer leichten Mahlzeit, die ihm der Einsiedler anbot, verließ die Höhle und langte bald im Lager des Doozd-Mahomed-Khan an.

Die Krankheit des Khan hatte inzwischen den höchsten Grad erreicht. Er brüllte wie zehn hungrige Löwen, forderte mit großem Geschrei Wasser, gebot voll Wuth, daß man ihm das Herz ausreiße, das wie eine Kohle glühe. Die Aerzte gaben ihm eine stärkere Dosis essigsaurer Arznei und legten doppelte Eisumschläge auf. Der letzte Wuthanfall war zu heftig, als daß darauf nicht die Ruhe der Erschöpfung hätte folgen sollen. Dieß geschah in der That gegen Mitternacht. Das leise Gemurmel des Kranken wurde nach und nach lauter. Er sprach, als würde er von mehrern Personen angeredet. Allmählig konnten die Diener einzelne Worte verstehen, wie z. B. Gnade! . . . . Allah! Mahomet! — Bei dem Koran! . . . . Bei der heiligen Kaaba! . . . . Ja, ja ich verspreche, ich schwöre es! Inshallah! Inshallah! und jede dieser Ausrufungen war von Hand- und Kopfbewegungen begleitet, gleich als bekräftige er, was er sprach.

Die letzte entscheidende Krisis schien gekommen zu sein. In der That wurde der Kranke von diesem Augenblicke an ruhiger, das Fieber wich, und den nächsten Tag erwachte der Khan zum großen Erstaunen seiner Diener wie aus einem tiefen Schlafe, frisch und gesund.

Manches shukhur Khodah, manches alhumdullillah, und mancher andere Dankesruf wurde zu Gott ob dieser wunderbaren Genesung empor gesendet: aber das Erste, um was sich Mahomed erkundigte, war der junge Armenier, den er in den Kerker zu werfen geboten hatte. Die Diener sahen sich mit großer Bestürzung an, denn sie wagten es nicht, die Wahrheit zu gestehen. Die Khanum allein nahm es sich heraus, ihrem Herrn und Meister zu sagen, daß der Jüngling sich nicht mehr im Lager befinde. — Nicht im Lager? rief Mahomed. Was ist aus ihm geworden? Sage mir, bei Deinem Leben, bei der heiligen Kaaba, wo er ist! — Die Diener, welche glaubten, er frage dieß der vorzunehmenden Hinrichtung wegen, murmelten unverständliche Entschuldigungen. Endlich sprach die Khanum, von den Bitten ihres Gemahls überwältigt, und die Folgen seiner Ungeduld fürchtend: Bei meinem Haupte, Herr, der Jüngling hat den Agri-Daugh bestiegen, um den Eiswurm aufzusuchen, der Dich von dem Fieber befreien sollte. — Das weiß ich wohl, erwiederte Mahomed mit Lebhaftigkeit, weiß es so genau als ihr, aber wo ist er jetzt? ist er von dem Agri-Daugh zurückgekommen? — Von dem Agri-Daugh zurückgekommen! der Armenier Gregorius? Wer wäre je vom Agri-Daugh zurückgekommen? aber wozu frägst Du, o Herr, nach diesem elenden Armenier, da Du doch Deine Gesundheit wieder erlangt hast? Laß den armen Teufel, wo er ist! — Ich nicht nach ihm fragen! erwiederte der Khan; beim Haupte meines Vaters, ich habe gar sehr nach ihm zu fragen! Sein Leben und das meinige machen nur ein einziges aus. Ist er in jene Welt gegangen, so muß ich ihm folgen, unser Schicksal ist auf eine wunderbare Weise an einander gekettet. Wo ist der Jüngling? Ich muß es wissen. Ihr habt ihn doch nicht getödtet? fragte er mit schrecklichem Drohen der Augenbraunen. — Gott bewahre uns davor, riefen Alle, nein, bei dem Propheten! — Wohlan, so sucht ihn alsogleich auf, gebot der Khan, und kehrt nicht eher zurück, als bis ihr ihn gefunden habt. — Im Augenblicke verließ Alles das Lager, um den armen Gregorius aufzusuchen.

Inzwischen waren die Aerzte, nachdem sie die wunderbare Heilung des Kranken erfahren hatten, vor demselben erschienen, um ihm Glück zu wünschen und eine ansehnliche Belohnung für ihren Eifer zu erhalten. — Mögen alle Eure Väter in der Hölle brennen, Ihr leiblichen Vettern der Esel! rief ihnen der Khan zu, der wieder seine ganze Energie erhalten zu haben schien. Fort, hinaus, Ihr Männer mit langen Bärten, dicken Bäuchen und leerem Gehirn, Eure hohen, gelben Figuren widern mich an. Schnell hinaus mit Euch! Hört, fuhr er dann zu seinen im Gemache gebliebenen Lieblingsdienern fort, ich will Euch erzählen, wie sich Alles zugetragen hat. Diese saubern Weisen glaubten, es sei bereits um mich geschehen. Ich befand mich in der That sehr schlecht, hörte aber doch Alles, was die Aerzte vom Eiswurme sprachen, wiewohl sie mich in einem ganz bewußtlosen Zustande glaubten. Alsbald fing mein Gehirn zu kochen an, wie Wasser in einem glühenden Kessel. Die schrecklichsten Gesichte schwebten an meinem Haupte vorüber. Bald befand ich mich im Eismeere, bald im heißen Höllenpfuhle. Plötzlich saß ich auf hohem Streitrosse, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, zündete Ernten, Städte, Dörfer, Alles an, was den armen Armeniern gehörte. Endlich warf sich der alte Ker-Khodah, welcher in einem der zerstörten Dörfer wohnte, vor meinem Rosse auf die Kniee, und flehte mich an, seiner weißen Haare zu schonen. Es war im Blicke des Greises etwas, das mich tief traf.

(Beschluß folgt.)

Galanterie im Tode.

Ein blühender, junger französischer Voltigeur, wegen eines Subordinations-Fehlers zum Tode verurtheilt, betrat den Richtplatz mit männlichem Muthe. Gekleidet war er, als wenn er zum Balle ginge und im Munde hielt er — eine Rose.

In dem Augenblicke, wo die Grenadiere auf ihn anschlagen wollten, nahm er die Rose aus dem Munde und schleuderte sie mit den Worten: „à la plus belle“ unter das Volk. — Georg Harrys.

Billigkeit.

Bespöttelt's nur und zieht die Stirn in Falten,
Daß unsre Aerzte Equipage halten,
Trotz alles Neids müßt Ihr doch eingestehen,
Nicht billig wär's, daß die zu Fuße gehen,
Die unermüdet Sorge dafür tragen,
Zu expediren, Bettler selbst, zu Wagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Breslau, Anfang Mai 1831.

(Beschluß.)

Aber genug, und zu viel davon — die Börsenbälle mit ihrer glänzenden Beleuchtung, ihrer mittelmäßigen Musik, ihrem schönen Raume und ihren knickenden, knickrigen, schöngeistigen, schönspreizenden, die cultivirende Arlekinspritsche reizenden Kaufleuten sollen mir gegen billige Procente ein ganzes Capitel über gesellschaftliche Unzucht für ein menschenbetrachtendes Büchlein liefern. So sparsam und sorgfältig sie sonst Alles in Quentchen wiegen, so verschwenderisch geben sie's hier dem Autor in Centnern. Philanthropismus und Kosmopolitismus sind die trefflichsten Ingredienzien für das gesellschaftliche Gedeihn; der Kaufmann, der so leicht durch sein weittreibendes Geschäft eine moosige, duftende Höhe darin erreichen könnte, zieht es im Durchschnitte vor — zu schachern. Der Kaufmann — ich umarme alle Ausnahmen — ist meist ein schlechter Bürger. Die Wissenschaften braucht er nicht, darum kennt er sie nicht, und darum nur lüftet er beim Sonnenschein nachlässig den Hut vor ihnen — die Künste honorirt er hier und da des guten Tones und der Mode halber mit einigen Flaschen Wein, oder Complimenten, oder einem aufmerksamen, einfältigen Gesichte, ohne eine Ahnung von ihrem Werthe zu haben. „Spielerei zum Zeitvertreibe, die man mitmacht, weil's Mode ist."

Er ist der Knecht, der Lakai, die Bürste der Mode; er ist der eigentliche Philister, der bis über alle fünf Sinne im Schmutze der Materie steckt — und was könnte er sein, und wie selten sind auch bei uns die Ausnahmen!

Die deutschen Gelehrten sind meist Handwerker, in Gilden abgetheilt — leider ist noch keine da, die sich Humanität, die sich Bildung nennt; für die gibt's auch noch keinen Beruf, als den des Hungerns.

Also an einem Centralpunkte der Geselligkeit im niederen Sinne und der Gesellschaftlichkeit im höheren fehlt es uns; auf der Promenade sieht sich der Fürst und der Copist, und da ist's allein gestattet, in geziemender Entfernung von einander gemeinschaftlich in den blauen Himmel zu sehen, und mit Heine zu reden „wie ist die Welt im Allgemeinen so schön!"

Wo sind die Punkte, wo sich die Menschen im Laufe des Tages mit großen Interessen im Herzen und auf der Zunge gewissermaßen ex officio zusammenfinden?! Kalt, trocken, langweilig, mit nichts als der eignen Person beschäftigt, geht Einer am Andern vorüber, und man kann mit Gewißheit beinahe bestimmen, wenn früh am Morgen die Sonne über der schönen Erde aufgeht, man werde, wenn sie untergeht, nirgends ein Wort aus einem weltbetrachtenden Kopfe und menschenliebenden Herzen habe hören können. Geht man in eine Kneipe, so hat man bei einiger Vorsicht erst allen Gliedern derselben die politische Sonde anzulegen; weiß man endlich, wer Absolutist, Royalist, Liberaler oder Ultraliberaler, oder wer ein Nachbeter einer dieser Classen, oder wer gar nichts und somit ein Stockfisch ist, so hört man unerquickliches Zeug, höchstens Kritik der eben am bedeutendsten hervortretenden Personen ferner Staaten, kein Wort von dem Lande, in dem man lebt.

Unsere Gesellschaft braucht ein Herz, von dem nur das Blut in die Pulse dringt; wir leben todt; wir vegetiren.

Neues kann sich darum auch nicht viel bei uns zutragen, wiewohl das öfter Lob als Tadel ist; ich könnte Dir darum, Planet, nur etwa einige auswärtige Neuigkeiten erzählen.

Die Cholera rückt mit Pelotonfeuer nahe, Posen ist bereits in vier Quartiere mit Lazarethen getheilt, in denen die zweckmäßigsten Vorkehrungen für die verwüstende Jungfrau getroffen sind: Wer da krank wird, weß Ranges und Geschlechts er sei, wird in ein solches Hospital gebracht; wahrscheinlich werden wir das bald nachmachen, wenn, wie wahrscheinlich, unsre gezogenen Cordons nichts helfen. Die Communication mit Polen ist bereits gesperrt; aber unsere Truppen, selbst unsere Landwehrleute sind halt doch keine Engel, die durch ihren Flügelschlag die Luft vom cholerischen Miasma reinigen könnten. —

Damit keine versprengten Polen zu uns können, durfte bald nach dem Anfange des russisch-polnischen Krieges kein Kahn am rechten Oder-Ufer anliegen; unterdeß haben freilich die Polen Kähne über den Bug gebraucht, aber die Oderbewohner müssen doch vor den zu Versprengenden bewahrt werden. Man glaubt's übrigens im lieben deutschen Reiche gar nicht, wie wir eigentlich hier schon zur Hälfte dem Sarmatenlande angehören: das ganze Land im Nord Nord West, Nord, Nord Nord Ost, Nord Ost und Ost spricht polnisch; ein sehr großer Theil unsrer Einwohner spricht oder versteht wenigstens die Sprache, auf allen Straßen kann man sie hören. Da möchte man sich fast nicht mehr wundern über die magere, deutsche Produktivität unsres Buchhandels (die polnische bei W. G. Korn ist stets thätig) über die Sterilität unserer literärischen Thätigkeit.

Darin hat sich denn seit meinem letzten Berichte gar nichts geändert, einige gute Predigten von Julius Müller ausgenommen, die den Verfasser zum Universitätsprediger in Göttingen gemacht haben, ist nichts Neues erschienen, was des Anzeigens werth wäre. Steffens, welcher der Liturgie und gottesdienstlichen Dinge überhaupt wegen in mannigfachen Conflict gerathen ist, so daß man von seinem Weggange spricht, hat eine neue Novelle „Malcolm" geschrieben, von der bei Mar der erste Theil erschienen ist, aber noch nicht ausgegeben wird. Wahrscheinlich hat der Verfasser sein Werk noch nicht beendigt und will nicht durch vorlaute Urtheile gestört werden.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

(Nebst einer Extra-Beilage von Herrn Ernst Fleischer in Leipzig: Antwort auf eine Frage des Herrn Adolph Wagner.)

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 143. (II. Jahrg.) Freitag, den 17. Juni. 1831.

Die Haimons-Kinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen, in vier Sängen von Ludwig Bechstein. Mit fünf Vignetten. Leipzig, 1830. C. H. F. Hartmann. broch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den vielen fruchttragenden Dichtergeistern, welche sich am Nibelungenliede und am Heldenbuche versehen haben, ist Hr. Bechstein einer der wenigen glücklichen; der heilige Geist des Mittelalters will nur Wenige befruchten, obgleich eine Menge buntscheckiger Sänger sich mit vielem Geschrei seines vertraulichen Verhältnisses rühmen. Hrn. Bechstein's freundliches, lyrisches Talent, welches er leider nur meist zu sehr in die Breite spinnt, wahrscheinlich weil er zu reichlich, zu ununterbrochen aus ihm schöpft, hat schon seit länger, neben manchem Mittelmäßigen und Flüchtigen, vieles Gelungene und Erfreuliche zu Tage gefördert, und weis't ihm einen zum Theil wohlverdienten Platz unter den Dichtern zweiten, bisweilen wohl auch nur dritten Ranges an. Möge er mit seinem anmuthigen Talente es nur nicht so treiben, wie die Witwe mit der Henne, welche Letztere berufsmäßig täglich ihr Ei legen mußte und, just bei abnehmenden Kräften, von der Besitzerin gezwungen ward, deren zwei zu liefern, wobei zuletzt bekanntlich sowohl die zwei, wie das eine Ei ausblieben.

Die Sage von den Haimonskindern trägt ebenfalls ganz den Zauber, der geheimnißvoll auf den Ueberlieferungen jener fabelhaft-heroischen Zeiten ruht. Die Phantasie strebt darin sich selbst zu überbieten; was im Bereiche der Wirklichkeit und Natur liegt, will ihr selten genügen; sie singt uns von übermenschlicher Stärke, von staunenswerthen Einwirkungen dämonischer Zauberkräfte, von wahrhaft chaotischen Kämpfen einer über alle Begriffe kühnen und gewaltigen Zeit. Ihre Helden gehen hoch über die Natur des Menschen hinaus; gewaltsam sind ihre Schlachten, gewaltsam der Widerstand und die Gefahren, mährchenhaft ungeheuer der Sieg. Und doch verschlingt sich mit diesem Gegeneinanderkämpfen riesenhafter Kräfte ein wunderbarer Geist der Milde, der bald durch Schilderung zarterer Gefühle, bald durch ein schwermuthvoll-tragisches Ende die vorhergehenden Gräuel übermüthiger Stärke zu versöhnen und das verletzte Gleichgewicht des Rechtes wiederherzustellen strebt.

Hr. Bechstein hat zum großen Theil mit vielem Glücke den Charakter, weniger das Gemüth der Fabel jener Tage getroffen. Ein seltener Meister im Bau der Verse, welche er mit wahrhaft flatternder Leichtigkeit zu behandeln und zu runden versteht, ist es ihm nicht schwer geworden, die Einfachheit wie die Spitzfündigkeit und gothische Verzierungsweise jener alterthümlichen Sprache zu erschwingen, welche bei alledem nur selten in Schnörkelei und Gesuchtheit ausartet. Namentlich ist ihm dieß in den ersten Liedern gelungen. Weiterhin verfällt er zuweilen aus dem Charakter der vorgeschriebenen Liedesweise, besonders wenn ihn zu Zeiten Schiller's moderner, pathetischer Balladen-Ton urplötzlich überrascht, wie dieß z. B. in folgender, übrigens sehr werthvollen Stanze unverkennbar der Fall ist (S. 213.):

„„Ich habe vergeben!" Der Herrscher spricht's
Mit väterlichem Erbarmen.
Und wie von den Strahlen des ewigen Lichts
Die nächtlichen Tiefen erwarmen,
Und senden herauf zum freundlichen Tag,
Was immer nur grünen und blühen mag;
So wecket sein Wort im Gemüthe,
Das, lange vom Eise des Hasses erstarrt,
Der Strahlen verzeihender Milde geharrt,
Die Knospe der Freude zur Blüthe."

Jenen kräftigen Muthwillen, jene schalkhafte Prahlerei mit der Stärke seines Helden, kurz jenes anmuthige, geflissentliche, ironische Lügen, welches mehr scherzen, als auf Glauben Anspruch machen will und dessen, vor allen Uebrigen, der reizende Ariosto so sehr Meister ist, konnte freilich Hr. Bechstein — trotz seines poetischen Talentes und trotz der sichtlichen Versuche, welche er hin und wieder unternommen hat — nicht erschwingen. Jedenfalls aber

hat er das Verdienst, schöne, aber irrende und zerstreute Klänge alter lieblicher Sagen wieder zu einem Ganzen, zu einer neuen Harmonie, einem neuen Liede vereinigt zu haben, welches, wenn auch nicht durchgängig dem Gewande, doch dem innern Geiste seiner Zeit einigermaßen entspricht. Er läßt, nach der alten Ausgabe des Heldenbuchs von 1545, mottoweise „das Buch von sich selbs" sagen:

„DAmit mein nit werd vergessen
Hab ich mich eins bald vermesse
Vnd mich wider an s liecht gethan
Kum̃ wider herfür auff den plan."

Sicher müssen wir diese Arbeit Hrn. Bechstein wahrhaft Dank wissen; er hat uns ein liebes Denkmal aus einer untergegangenen Zeit der Thaten und der Gesänge, mit freundlichen Blumen unserer Zeit geziert, aus dem Schutte der Gegenwart wieder an's Licht gegraben, hat ergänzt, ohne zu verfälschen, geändert, ohne zu entstellen, und somit glücklich das Ziel erlangt, welches er in den letzten Stanzen des Gedichtes, seinem Liede in so schönen Worten gestellt hat:

„Pilgre Du nun fort, mein Lied,
Und erfreue, kannst Du das,
Und verzeihe, grollt der Haß. —
Auf der Vorzeit Sarcophage
Sitzt ein sinnend Weib, die Sage;
Von dem Glanz verblühter Tage
Tönt ihr Sang ohn' Unterlaß."

Ein beigefügter Anhang gibt über den Ursprung und die verschiedenen Bearbeitungen der Sage von den Haimons-Kindern eine kurze, willkommene Nachweisung. In den Vignetten hat der Zeichner mehr die Art und Weise, die, nach unsern Kunstbegriffen, freilich nicht anzuempfehlende Eigenthümlichkeit der deutsch-mittelalterlichen Schule wiederzugeben versucht, als auf Eleganz und Zeitgeschmack hingestrebt. Die sonstige Ausstattung ist höchst anständig.

H. Meynert.

Der Carbonaro zu Spoleto. Politisch-satyrische Novelle von Harro Harring. Leipzig, literarisches Museum. 1831.

Die Rettung eines jungen Carbonaro's aus den Händen der Justiz — auf einigen Verwickelungen fußend und mit einer Art launiger Intrigue verflochten — ist der Stoff gegenwärtiger Novelle, deren rubricirte Satyre keineswegs in der Anlage und den Begebenheiten, sondern einzig in den beigefügten, von der Handlung bald mehr, bald minder getrennten Raisonnements, welche wir nicht von einer oft merklichen Breite und Gedehntheit freisprechen können, zu suchen ist. Der Hr. Verf. bewährt beinahe durchgängig eine Reife der politischen Ansicht, deren Grundzüge Liberalismus und Erkenntniß des Menschenwerthes bilden, aber er ist nicht immer glücklich in deren Erörterung, wie wir denn überhaupt in seiner Darstellung die erforderliche Freiheit und Klarheit der Entwickelung, in Stoff wie in Idee, vermissen. Namentlich verhaut er sich zu oft und zu tief in ein Gewirr von Metaphern und Bildern, die, obgleich von Geist und Scharfsinn zeugend, sich gleichwohl lähmend an Styl und Schilderung hängen. Der Verfasser besitzt offenbar mehr Geist, als Phantasie, mehr Witz, als Humor, und dieser wesentliche Mangel hat zur Folge, daß selbst werthvolle und eigenthümliche Gedanken sich nicht gerade in einer besonders ansprechenden Form zu geben wissen. Ueberdem hätten wir gewünscht, den Carbonaro mehr im Mittelpunkte seines Strebens und Wirkens zu überraschen, als in seinem, einzig durch fremde Einwirkung betriebenen Befreiungsprozesse ihn, als rein passive Figur, den Helden und Statisten der Geschichte zu gleicher Zeit spielen zu sehen.

Trotz dieser Mängel wird Niemand den „Carbonaro" ohne lebhaftes Interesse lesen; das ganze Buch ist in einer eigenthümlichen und kühnen Manier geschrieben und trägt nach allen Richtungen hin unverkennbar den liberalen Charakter unserer Zeit an der Stirn. Das unerschrockene Bestreben, das Kind überall bei seinem rechten Namen zu nennen, macht dem Verfasser Ehre.

Das dem Buche vorgesetzte Motto mag, insofern es die Tendenz des Ersteren einigermaßen andeutet, unser Urtheil beschließen. Es heißt:

„Ist der Regent da, des Volkes wegen — oder ist das Volk, nach Behauptung der Legitimität, nur da, des Regenten wegen?

Man könnte eben so gut fragen:

„Ist die Lichtputze da, des Lichtes wegen, oder ist das Licht nur da, damit die Lichtputze es putze und ausputze? — Ist der Stiefelknecht da, der Stiefel wegen, oder tragen wir nur Stiefel, um sie am Stiefelknecht auszuziehen? Ist der Kamm da des Haares wegen, oder sollte blos deshalb das Haar wachsen, damit der Kamm gebraucht werde? Ist das Rasiermesser da, des Bartes wegen, oder wächst uns der Bart blos des Rasiermessers wegen?" —

H. M.

Moriz (,) Kurfürst von Sachsen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Gustav Herrmann. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1831. broch. Preis 16 Gr.

Es gibt Menschen und Bücher, deren Schicksale unendlich interessanter, als sie selbst, sind. Gegenwärtiges Schauspiel — die Ausgeburt einer jungen Feder, die vielleicht dereinst noch zur Schwinge wird, vielleicht auch nicht — ist ebenfalls, malgré lui, zu merkwürdigen Erlebnissen gekommen, und dem Menschen, wie dem Papiere bleibt endlich immer Etwas von seinem Schick-

sale anhängen, das Erlittene stempelt man endlich zur That, wohl gar zum Verdienste, gleichwie man die Denkwürdigkeit der Rettung des Capitols, statt auf die Begebenheit, auf die Gänse übertrug. Gleichviel; das Monument verdient immer Achtung, sey es von Gold oder von Blei, wenn sich nur eine interessante Erinnerung daran knüpft. —

Unser „vaterländisches Schauspiel" ward von dem jungen Autor der Direction des Leipziger Stadttheaters, welche damals Hr. Bethmann führte, angetragen und erfuhr das seltene Glück, sofort zur Aufführung bestimmt zu werden. Da trat das Schicksal, welches mit unsern neuern Comödien doch sonst auf ziemlich gutem Fuße steht, dazwischen und — — Doch lassen wir lieber den Verfasser (s. dessen Vorerinnerungen) selbst sprechen:

„Der Donnerkeil, welcher mich aus meinem Freudenhimmel so unerwartet herabschleuderte, war die Theatercensur, und der, welcher den Donnerkeil führte, war Hr. Oberhofgerichtsrath Blümner, damaliger Censor am Leipziger Stadttheater. Er untersagte die Aufführung des Stückes: „weil," wie er meinte, „Moriz ein zweideutiger Charakter in der Geschichte sei, und da könne es unser jetziges Regentenhaus mit Mißfallen aufnehmen, wenn er gestatte, daß dieses Stück zur Aufführung gelange; doch wolle er mir nicht hinderlich sein, und ich solle das Stück dem Herrn Hofrath Winkler in Dresden überschicken, diesen um seine Meinung fragen, und glaube derselbe, daß man die Aufführung des Stückes wagen könne, so wolle er Nichts mehr dagegen haben." Es wurde in Dresden angefragt und geantwortet, daß nicht das Geringste dabei zu wagen sei. Der genannte Censor fand aber hierauf dennoch die Sache für gewagt, erklärte, daß er Nichts mehr damit zu thun haben wolle, und daß das Stück der Wohlfahrts-Polizei zu übergeben sei, und diese zu entscheiden habe. Es geschah, und die Entscheidung war: eine unbedingte Untersagung der Aufführung.

„Das Manuscript ruhte über ein Jahr, und ich übergebe es nun dem Drucke, und durch diesen dem Publikum. Möge dasselbe selbst entscheiden, ob der Charakter meines Helden jene ängstliche Verweigerung rechtfertigt?"

Antwort: nein! — Dieser Moriz ist — abgesehen davon, daß er hin und wieder etwas geschraubt, marionettenhaft erscheint — im Ganzen doch ein recht leidlicher Mensch, der in der neuern Fürstenwelt gar keine so üble Figur spielt. Er hat sogar Gewissen, Plan und Halt — — der Censor wird ihn doch hoffentlich nicht der Seltenheit halber verworfen haben? —

Jedenfalls dient also dieses Buch zu einem interessanten Aktenstücke in der zum Theil recht erbaulichen Geschichte der sächsischen Censur und deren Verbrüderung mit der Leipziger Wohlfahrts-Polizei, welche just in Absicht auf erstgenannte Behörde ihren Titel glänzend rechtfertigt, insofern sie dafür sorgt, daß die Censur wohl fährt. Möchte Letzterer doch auch eine Schlimmfahrts-Polizei an die Seite gesetzt werden! Es gibt ohnedem noch vornehme Wohlfahrtsköche genug, welche dafür sorgen, daß die Völker sich den (geistigen) Magen nicht überfüllen. —

Die Anlage des Schauspiels sieht übrigens etwas jung aus, besonders was die Charakteristik betrifft. Neben manchem seltsamen Zeuge wird doch auch manches vernünftige, kräftige, theilweis wohl auch poetische Wort gesprochen. Es geht das in den Comödien nicht besser, als in den Landesberathungen! —

H. Meynert.

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

(Fortsetzung.)

Leider gehen viele neuen Künstler gerade den entgegengesetzten Weg. Statt die gemeine Wirklichkeit der Kunst aufzuopfern, opfern sie lieber die Kunst dem Gemeinen auf; statt sich zum Idealen zu erheben, lassen sie sich zur niedrigsten Gemeinheit herunter. Wie Schiller dieses mit besonderer Rücksicht auf dramatische Dichtung und Darstellung rügt, kann man in seinem, noch jetzt Beherzigung verdienenden Gedichte: „Shakespeare's Schatten" sehen.

Es versteht sich eigentlich ganz von selbst, daß die Kunst, nicht allein die gemeine Natur, sondern auch die Unnatur, alles Unnatürliche und Ungereimte von ihrem Gebiete zurückweis't; wie aber auf der einen Seite durch fade Gemeinheit gegen die Kunst gefehlt wird: so auf der andern durch flache, unnatürliche Gezwungenheit. Nehmen wir ein Beispiel aus der französischen Malerei! Einer der ersten französischen Maler, wenn nicht unbedingt der vorzüglichste, ist David *). Was nämlich die Ausführung seiner Werke betrifft, so ist diese meisterhaft, eine treffende geschmackvolle Nachahmung des Gesehenen, aber es fehlte ihm an reicher Phantasie, er konnte aus sich selbst nichts Bedeutendes hervorbringen; er schöpfte nicht, wie die alten Maler, aus der Natur, sondern aus den Werken anderer Künstler und war unvermögend, sich zu dem hohen Styl emporzuschwingen. Man hat mehrere gerühmte Gemälde von ihm: eins der besten sollen die schwörenden Horatier sein. Die Gruppe der Horatier ist glücklich gestellt, die Brüder sind schön, ja vortrefflich ausgeführt. Aber bei ihrer Gestalt diente auch dem Maler der Borghesische **) Fechter als Modell!

---

*) Die Franzosen lieben es, ihn zum ersten Maler in der ganzen Welt zu erheben.

**) In der Villa Borghese zu Rom findet sich eine bedeutende Antiken-Sammlung mit Stücken vom ersten Range.

II.

Die Kunst als freie Schöpferin ihrer Werke.

Ein Kunstwerk muß eine freie Schöpfung der Phantasie sein.

Die Phantasie oder Einbildungskraft, d. h. das Vermögen der Seele, sich Gegenstände der Sinne oder der inneren Empfindung klar vorzustellen, wenn sie auch im Augenblicke nicht gegenwärtig sind, ja wenn wir sie nie unmittelbar empfunden haben; diese Kraft, sage ich, wird mit Recht die Mutter der Künste genannt, denn ohne sie gibt es keine Künstler. Dem Maler, der ein Kunstwerk schaffen will, wird es ihm möglich seyn, alle in demselben darzustellende Gegenstände um sich zu versammeln? Und wenn er es könnte, würde er ohne Phantasie nicht ein bloßer Copist dieser Gegenstände bleiben? Die Phantasie lehrt ihn, die Natur veredeln; sie gleicht das Widersprechende aus; sie verwandelt — um in einem gewöhnlichen Bilde zu reden — Thäler in Höhen, Berge und Ebenen. Durch sie *) liegt die Welt, so weit wir sie gesehen und empfunden haben, in uns, und mit der Dichtungskraft verbunden wird sie die Schöpferin einer neuen Welt. Dadurch erschaffen wir uns mitten in einer Wüste paradiesische Scenen von überfließendem Reichthum und von reizender Annehmlichkeit; versammeln mitten in der Einsamkeit diejenige Gesellschaft von Menschen, die wir haben wollen, um uns, hören sie sprechen und sehen sie handeln.

Durch sie erhebt sich der Mensch über den endlichen Kreis der Wirklichkeit in eine unermeßliche, dem sinnlichen Auge unsichtbare Welt; durch sie verwandelt er sich die wirkliche Welt selbst in ein sinnlich schönes Land. In der wirklichen Welt ist ohne Zweifel manches Gemeine und manche ungefällige Form; aber durch die edlen Umrisse und die schönen Farben der Phantasie wird auch das Gemeine veredelt und auch das Ungefällige wohlgefällig dargestellt. Nehmen wir das Leben unserer Landleute, wie es wirklich ist; wie manche gemeine und rohe Sitte derselben beleidigt unsern Geschmack, wie manches ländliche Geschäft, wie mancher ländliche Anblick ist unsern Sinnen zuwider und erregt Ekel; wie drückend hart sind so viele Arbeiten der Landbebauer! und dennoch weiß die Phantasie des Künstlers das Landleben so reizend zu schildern, daß wir in den Augenblicken, wo sein Kunstwerk uns entzückt, und diesem, in der Wirklichkeit nichts weniger als arkadischen Leben sogleich und auf immer hingeben möchten; denn von allen Uebeln weiß die Phantasie nichts; mit künstlerischer Freiheit entwirft sie unserem Herzen ein Gemälde, in welches nur Züge der Schönheit aufgenommen sind.

Die Phantasie also ist es, welche den Gegenstand, den der Künstler mit Innigkeit und Begeisterung aufgefaßt, zu einem eigenthümlichen Ideale umformt; dann erst wirft er ihn als Maler auf die Leinwand, oder stellt ihn als Bildner in Marmor, als Musiker in melodisch-harmonischen Tönen, oder als Dichter in rythmischer Rede dar. Diese freibildende, schöpferische Kraft und Thätigkeit ist des Künstlers erste, ihn zum Künstler weihende Eigenschaft, und mit Recht sagt Conti in Lessing's „Emilia Galotti": Rafael wäre das größte malerische Genie gewesen, auch wenn er das Unglück gehabt, ohne Hand geboren zu sein, weil dennoch in ihm die malerische Schöpfungskraft, die ihn verherrlichte, gewohnt hätte. Durch diese wundervolle Kraft wird die Schöpfung des Künstlers Original und durch die Originalität ästhetisch interessant. Interessant aber soll hier nicht blos dasjenige heißen, was unsere Aufmerksamkeit besonders reizt, was merkwürdig und außerordentlich ist *), sondern dasjenige, was uns so anzieht, muß einen so starken Eindruck auf uns machen, daß wir uns gleichsam unserem wirklichen irdischen Standpunkte entrücken, und mit unseren Entwürfen, unseren Wünschen, Hoffnungen und Besorgnissen mitten in die dargestellte Begebenheit oder Lage oder zu dem dargestellten Gegenstande versetzt wähnen. Interessant in diesem Sinne oder ästhetisch interessant ist z. B. das berühmte Meisterwerk, der Apollo von Belvedere. Im Anschauen dieses Kunstwerks vergißt man, daß es Marmor sei, der Gott scheint lebend daher zu schreiten. So Goethe's Egmont; man fühlt sich bei der Darstellung oder der sinnigen Lektüre dieses meisterhaften Trauerspiels mitten in jene vielfach bewegte Zeit, mitten in das unruhige Treiben der Niederlande versetzt, man hofft, man fürchtet, als ob es die eigne Sache gelte; denn das ist die unausbleibliche Wirkung eines vollendeten Kunstprodukts: daß Jeder, der sich nur irgend als Mensch fühlt, und für das Innere, für Seele, Sinn hat, von einem ächten Kunstwerk ergriffen und unwiderstehlich angezogen wird.

(Beschluß folgt.)

*) nach Sulzer.

*) Im gemeinen Leben pflegt man jenes Wort freilich gewöhnlich in diesem Sinne zu gebrauchen, sobald aber von Kunstgegenständen die Rede ist, muß es in höherer Bedeutung genommen werden.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 144. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 18. Juni. 1831.

Ueber die Schauspielkunst in Paris.

Da dieses Theaterblatt auch interessante Notizen über die neuesten Bühnenerscheinungen in Paris liefert, so ist folgende Mittheilung des Unterzeichneten, der auf seinen Reisen daselbst fast ein Jahr verweilte, über die Pariser Theater im Allgemeinen, den Lesern des Planeten gewiß um so mehr willkommen.

„In Paris, als der mächtigen Capitale Frankreichs, die es in politischer wie geistiger und sittlicher Beziehung so unumschränkt beherrscht, mußte, wie die Kunst und Literatur dieses Landes überhaupt, natürlich auch die französische Schauspielkunst, zu ihrer höchsten Ausbildung gelangen, und alle ihre Eigenthümlichkeiten stellen sich daher vornehmlich in dem Pariser Theaterwesen dar, das man zugleich als den Gipfel aller dramatischen Kunst des neuern Europa zu betrachten hat. (S. die „Briefe über das Pariser Theaterwesen vom Prof. Schütz" in Gubitz Gesellschafter und Wendts Kunstblatt 1818.) Diese Vorzüge, welche sich auf die Individualität eben dieser Hauptstadt, wie des französischen National-Charakters, der französischen Sprache, Sitte, Kunst, Literatur und Geschmacksweise im Allgemeinen gründen, bestehen hauptsächlich in Folgendem: 1) in der vollkommenen Nationalität und Organisation des Pariser Bühnenwesens überhaupt; 2) in der strengen Sonderung der verschiedenen Gattungen der dramatischen Kunst, (und um so vollkommneren Ausbildung jeder einzelnen) durch für jede derselben besonders bestimmte Bühnen; 3) in der bis zur höchsten Vollendung ausgebildeten Fertigkeit des Memorirens, indem die größten Tragödieen und Comödien sogar ganz ohne Soufleur gegeben werden; 4) in der eben so musterhaften Sorgfalt für die vollkommenste Correktheit und Reinheit der Aussprache auf der Bühne, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat; 5) in der gleich sorgfältigen Verbindung des malerischen und mimischen Theiles der Schauspielkunst mit dem rednerischen; 6) in der Unübertrefflichkeit des Ensembles aller Darstellungen; 7) in der unauslöschlichen Achtung und Liebe des Par. Theaterpublikums für die klassischen Werke, auch der ältesten dramatischen Dichter der Nation; 8) in der höchst lebendigen und regsamen Empfänglichkeit desselben für die dramatische Kunst überhaupt. 9) in dem großen Reichthum an allen zu ihr erforderlichen äußern wie innern Mitteln und ihrer außerordentlichen Begünstigung von Seiten der Regierung; 10) in der Würde der äußern Verhältnisse und Stellung der Schauspieler; 11) in der würdigen Belohnung der Schauspiel-Dichter, durch eine Tantième von der Einnahme jeder, in Paris wie auf allen Provinzialtheatern; 12) in der daraus hervorgehenden unerschöpflichen Fruchtbarkeit der dramatischen Literatur Frankreichs. — Die tragische Schauspielkunst leidet bekanntlich an einem übertriebenen Pathos in der Declamation wie Action, doch hat das große Beispiel von Talma sie jetzt auch hierin, wie im Costüme, mehr zur Natur und Wahrheit (die auch durch die jetzige Einführung Shakspeare's und Schillers auf die Pariser Bühne befördert worden ist) geführt, und die Vorzüge, die sie in Hinsicht auf Styl, Gediegenheit, Einheit, Rundung und tragische Würde des Ganzen behauptet, hat selbst Schiller in seinem bekannten schönen Gedicht an Göthe, als dieser Voltaire's Tankred u. Mahomed für die Weimarische Bühne bearbeitet hatte, anerkannt. In der komischen Schauspielkunst aber sind von der haute Comédie bis zur Farce, die Pariser Bühnen die ersten in der Welt, durch den so vorzüglich dazu geeigneten Charakter der französischen Nation, ihrer Sprache, Sitten und Lebensweise, vorzüglich in ihrer so eigenthümlichen Hauptstadt, und durch die außerordentliche Vielseitigkeit und Menge der komisch-dramatischen Produkte der französischen Literatur. Die sämmtlichen gegenwärtig in Paris bestehenden Theater sind ihrem Range nach folgende: 1) das Théatre français, ein Nationaltheater im vollsten und höchsten Sinne des Wortes, auf dem seit 1548, wo es gestiftet wurde, nur die als klassisch anerkannten Meisterwerke der dramatischen Poesie Frankreichs, in der Tragödie wie

in dem höhern Lustspiele, von den ersten Künstlern der Nation gegeben werden. 2) Die Academie royale de musique, oder théâtre de l'opéra, ausschließlich für die große ernste Oper in französischer Sprache und für das Ballet bestimmt, das größte und prachtvollste der Pariser Theater. Der französische Gesangsvortrag in der Opera seria von Gluck, Sacchini u. s. w.) leidet an demselben Fehler wie die Recitation in der Tragödie, aber jetzt auch nicht mehr in dem Grade wie früher, da seither so viele große italienische Sänger u. Sängerinnen (die Catalani, Pasta, Malibran ꝛc.) und selbst deutsche (die Sontag, Schütz, Devrient, Heinefetter, der Tenorist Haizinger ꝛc.) den Geschmack der Pariser hierin verbessert haben. Das Pariser Ballet aber ist und bleibt, an Kunst seiner Tänzer wie an Pracht und Glanz seines Aeußern, gleich dem Pariser Lustspiel, das erste in der Welt. 3) Die Comédie lyrique, oder opéra comique, auch von der Straße, in der es liegt, das Théatre feydeau genannt. Blos für die französische Operette bestimmt, worin die Franzosen eben so wie im Lustspiele Meister sind. 4) Das Odéon im Jahre 1799 u. 1818 abgebrannt, nächst dem großen Opernhause das schönste Theater in Paris, für das eigentliche Schauspiel u. rührende Drama; z. B. der Stücke Picard's, der selbst Direktor desselben war. 5) Das Théatre royal italien, für die Italienische Oper, sowohl seria als buffa. 6) Das Théatre du Vaudeville, und 7) des Variétés, und für die den Franzosen so ausschließlich eigne Gattung des Vaudeville. 8) Gymnase dramatique. 9) Th. de Porte St. Martin. 10) Th. de la Gaieté und 11) ambigu comique, Volks- und Boulevardstheater für Melodramen, Pantomimen, Possen ꝛc. 12) Cirque Olympique (1829 abgebrannt), für die berühmten Reiterkünste und Pantomimen Franconi's. 13) Das Théatre de Luxembourg und 14) das Théatre des nouveautés. 15) Das Panorama dramatique (welches im November 1821 eröffnet wurde, aber nur kleine Dramolets, mit blos zwei redenden Personen geben darf, und 16) die Soirées de Mr. le Comte oder Théatre de Magie, worin aber nur Geistererscheinungen, u. a. physikalische Kunststücke vorgestellt werden. — Während der französischen Revolution 1789—1799 aber war die Anzahl der Theater in Paris gerade noch einmal so stark, da sie damals bis auf 30 stieg. Unter Napoleon aber sank sie auf 15 herab, wobei es auch bis jetzt verblieben ist. Nur die großen erhalten eine, und zwar sehr bedeutende, Unterstützung von der Regierung; die kleineren werden durch Actionnairs und Privatunternehmer, die sämmtlich ihre gute Rechnung dabei finden, erhalten."

Schütz.

Theaterberichte.

Berlin, Anfang April 1831.

Indem des Planeten getreuster Ref. kurz erzählt, was sich auf Berlin's Bühnen seit mehreren Wochen Neues zugetragen, so will er sogleich mit dem Traurigen, Betrübsamen, Schrecklichen den Anfang machen. Mad. Schröder-Devrient hat gerührt, wie alle scheidenden Sängerinnen, unter dem lautesten Beifall und mit Gedichten beworfen, wie alle renommirten Sängerinnen, Abschied vom Publikum genommen, und das war aus doppelten Ursachen traurig, denn außer dem, daß die wackere Sängerin und Schauspielerin gewiß Jeder ungern von unserer verwaist'ten Bühne scheiden sah, so hatte auch ein Unbekannter (großer? Dichter wenigstens nicht —) sich diese schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen, uns mit einem verzückten Gedichte zu beschenken. — Das Haus war dießmal nicht überfüllt. — Es befindet sich schon wieder eine andere, auch vielgerühmte Sängerin hier, es ist die den Dresdnern wohlbekannte Mad. Pohl-Beisteiner. Sie ist bis jetzt zweimal, als Röschen in der schönen Müllerin und als Rosine im Barbier von Sevilla aufgetreten, in welcher letzten Oper von der Sängerin die weltbekannten Rode'schen Variationen — die Leibgarden, mit welchen die ehemalige Dem. Sontag und jetzige wirkliche Gräfin Rossi zuletzt vordrang, um jedes, auch das verschlossenste Herz zu erobern — eingelegt und so gut vorgetragen wurden, daß man den Frevel an der Allerhöchsten, Ober-Unerreichbaren beging, und nicht nur das Wagstück ungestraft ließ, sondern sogar einen lebhaften Beifall spendete. Auf der Königstädter Bühne hat man die gute alte Oper von Ditters von Dittersdorff: Hieronymus Knicker neu einstudirt, und mit vielem Beifall gegeben, da sich die Hauptrollen (Hieronymus Knicker — Herr Spitzeder, Tobias Filz — Herr Genée ꝛc.) in den besten Händen befanden. Ein Ballet — Oper — Pantomime von Auber und Taglioni: der Gott und die Bajadere ward am 8ten April zum ersten Male gegeben. Ref. sah die zweite Aufführung. Es sollten noch „die Mäntel" dazu gegeben werden, doch hat man, weil ein zu schöner Tag war, die Mäntel zu Hause gelassen, und es wurde der Gott und die Bajadere und ein sehr langer Zwischenakt gegeben. Bei der ersten Aufführung soll, wie wir in Zeitungen und Journalen lasen, eine der Bajaderen durch etwas zu weit getriebene Indecenz lautes Mißfallen erregt haben. Ref. glaubt es nicht, ja wenn er selbst gegenwärtig gewesen, selbst die lauten Zeichen des Mißfallens gehört hätte, er glaubt es dennoch nicht; — als ob einem Berliner Publikum, einem Publikum, welches schon so viele die Sinne reizende Ballete und schöne Schenkel gesehen hat, einem Publikum, welches überdieß noch gewiß weiß — (wenn man es auch durchaus nicht unterscheiden kann) — daß die Tänzerinnen Tricots anhaben — noch etwas indecent vorkommen könnte? Bei der zweiten Aufführung wurde der Anstoß erregt habende Tanz der beiden Bajaderen in den durchsichtigen Florkleidchen wüthend beklatscht. Widerwillen er-

regend sind die ekelhaften Bewerbungen und unzweideutigen Anträge, welche der alte zitternde Oberrichter — von Herrn Blume mit ergreifender Wahrheit dargestellt — der tanzenden tugendhaften Bajadere macht. Dießmal schienen uns jedoch des Alten Absichten etwas zu unverhüllt ausgesprochen zu sein: „Zehnte Stunde," — „Verlangen erfüllen" — ꝛc. Die Damen in einer großen Stadt lernen doch viel vertragen. Fräulein von Schätzel, die singende Bajadere, erhielt vorzüglich in einem Duett mit dem Gott, — welcher in seinem rothen Schlafrock, mit einem Kopfgut wie ein indisches Vogelnest, eben nicht sehr empfehlend aussah — vielen, wir wollen nicht sagen zu vielen Beifall. Man sollte überhaupt mit dem Beifall, welcher keine Steigerung mehr zuläßt, sorgfältiger umgehen, bei Leistungen, welche nichts weniger als ganz vollkommen sind. Eine lobende Erwähnung verdient der wunderschöne, höchst geschmackvoll arangirte Tanz mit den Shwals, und wenn wir auch nicht unser Haupt in Demuth und Verehrung beugen, noch gesonnen wären, „unverwelkliche Kränze" für einen Balletmeister in Bereitschaft zu halten, so müssen wir doch gestehen, daß man unstreitig von Taglioni das sagen kann, was von der Sontag eine ihrer größten Nebenbuhlerinnen sagte: grand dans son genre — mais son genre n'est pas grand. Am Königstädter Th. brachte man mehrere neue Stücke zur Aufführung; unter ihnen von Holtei's dramatische Legende: Robert der Teufel; — einen ungeheuren Unsinn unter dem Titel: der unzusammenhängende Zusammenhang, ein Trauer-, Schauer-, Rühr-, Lust-, Lach- und Wein-Gemälde für Trauer-, Schauer-, Rühr-, Lust-, Lach- und Weinlustige, von Carl. — „Die Brieftaube" ein Lustspiel in einem Akt. Der Verf. hat sich nicht genannt, wir sind auch nicht begierig, seinen Namen zu erfahren. Die Verse sind nicht schlecht, und doch haben wir nicht bald ein matteres unlustigeres Lustspiel gesehen. Ein Lustspiel muß doch wenigstens ein Paar komische Scenen haben, diese fehlen aber hier ganz; denn abgerechnet davon, daß durch die Verkleidung der alten Else die Wahrscheinlichkeit eine derbe Ohrfeige bekommt, ist diese Idee auch schon zu verbraucht, und die Scene, wo die beiden Alten trinken und der Eine den Andern an die schöne Wormserin und die Nacht im Kleiderschranke erinnert, soll doch nicht für komisch gelten? — Wir geben zu, daß die Erzählung einer auf diese Art zugebrachten Nacht allerdings sehr komisch sein kann, aber die bloße Erwähnung dessen ist es nicht; sie wurde sogar widerlich im Munde des Sohnes, der den Papa an diese Nacht erinnert, um dessen Einwilligung zur Hochzeit desto schneller zu erlangen. Die Taube, welche den Brief bringt, war sehr gut. Dem. Schirer — einige Gedächtnißschwächen ausgenommen — ebenfalls. Von Herrn Wegener, — der Liebende, Dem. Lémlé — die Geliebte, Hr. Tannhof und Hr. Genée — die Väter, läßt sich weiter Nichts sagen, als daß sie die allzusammen übernommenen Rollen abgespielt haben. Die „Taube" ist bald wieder vom Repertoir geflogen, und wird wohl nicht wieder zurückkehren, da sie auf keinen grünen Zweig gekommen ist. Auch war neu: Graf Schelle, Posse in drei Akten vom kleinen Bekannten (Angely). Da der Bader Schelle — wie auch in der Posse gesagt wird — eine bedeutende Bekanntheit in Deutschland erlangt hat, so ist die Idee, diesen Charakter (wenn man anders das etwas ins Fratzenhafte streifende Bild so nennen kann) auf die Königstädter Bühne zu bringen, durchaus keine üble Speculation, zumal derselbe in Hrn. Beckmann einen recht wackern, beim Publikum sehr beliebten Darsteller findet. Das Suject ist ganz kurz folgendes: Bader, auch Compagnie-Chirurgus Schelle (hier genannt von Schelle), hat in der Frankfurter Güter-Lotterie die Grafschaft Kronau für 8 Thaler und 5 Sgr. Schreibegebühren gewonnen. Im ersten Akte tritt er sein Besitzthum an, im zweiten wird er vermöge seiner Gespensterfurcht daraus vertrieben, und im dritten, sehr kurzen Akte verkauft er die Grafschaft für 200,000 Gulden an den Sohn des ehemaligen Besitzers — einen armen Obristen, der eben zu sehr gelegener Zeit einen Schatz im alten Schlosse findet — und geht in sein Vaterland zurück, um da von den Interessen und einigen Sechszehngroschen-Kunden zu leben. Alle Mitspielenden haben ganz unbedeutende Rollen. Herrn Beckmann wurde in vielen Scenen, wo ihm vorzüglich gut die Nachahmung des beliebten Herrn Gern im Darstellen derselben Rolle im königlichen Theater gelang, lebhafter Beifall zu Theil. —

Wir erwarten binnen Kurzem wieder mehrere neue Stücke.

Sch.

Darmstadt, d. 4ten Mai 1831.

Zu den erfreulichen Erscheinungen auf unserem Hoftheater gehört unstreitig das dramatische Gemälde eines in der literärischen Welt noch unbekannten Dichters, das wie gestern vorüber wandeln sahen.

Herz und Verstand, Originallustspiel in 3 Aufzügen, von D. Anton.

Wer aber ein Spektakelstück, was mit weniger Ausnahme die meisten Lustspiele unserer Zeit sind, dahinter erwartet, möchte sich sehr täuschen. In einer durchaus edeln Sprache, Jamben und Alexandriner, versetzt uns dasselbe in Spaniens ritterliche Zeit und erinnert an Calderon's geistreiche Schöpfungen. Lustspiel im höheren Sinne des Worts, vereinigt es Alles in sich, was man von einem solchen verlangt. In Don Valeros sehen wir den kräftigen Mann, dessen höchste Pflichten die der Ehre sind und der Redlichkeit; dessen heiligste jene Liebe, die dann noch unverändert bleibt, selbst wenn die Hoffnung auf Besitz entweicht. Hr. Grua gab ihn würdig. Donna Valeria, diese schöne Blume des Südens und dessen ganze Glut in sich bergend, ist ein herrlicher Charakter. Einfach und edel gab ihn uns Dem. Lauber und erhielt verdienten Beifall. Auch Don Espardo ist gut gezeichnet, wurde aber von Hrn. Lippe zu steif gegeben. Pasquin,

die eigentlich lustige Person des ganzen Stückes, war sehr brav dargestellt, wie es sich von Hrn. Fischer nicht anders erwarten ließ. Doch hiermit genug, um auswärtige Bühnen auf dieses Originallustspiel aufmerksam zu machen, da man es nur noch im Manuscript hat. Dem Dichter unsere Achtung.

Magdeburg, im Mai. 1831.

Was unser Theater betrifft, so gewinnt es an innerer Intelligenz, da der hochschätzbare Comité Alles anwendet, dasselbe möglichst glanzvoll erscheinen zu lassen, und die verehrten Bühnenmitglieder, unter denen eben jetzt ein seltner Friede herrscht, sich kräftig mühen, zum Wohle der Anstalt zu wirken, immer mehr. Die kräftigsten Sachen werden zu Tage gefördert aus dem Schachte der Kunst. So sahen wir am 7ten May, dem Sterbetage Schiller's, dessen Meisterwerk, „die Braut von Messina", dem ein schön gedichteter Prolog voranging. Eben so sahen wir Auber's Schnee; auch wurden Schiller's Räuber mit vielem Kunstfeuer gegeben. Unser Orchester gewinnt täglich an Harmonie und Präcision unter der kräftigen Leitung seines Führers des Hrn. Musikdirectors Schubert, eines zwar noch jungen, aber sehr geistreichen und bescheidenen Musikers, und unsere sehr wackern Decorations-Maler, die Herren Pohlmann Vater und Sohn, liefern uns herrliche Bilder. Hr. Bolzmann, sonst in Leipzig, erlangt immer mehr Liebe und Vertrauen im Publicum, und waren unter andern seine Leistungen als Don Cäsar in der Braut von Messina, Carl v. Moor in den Räubern und Carl v. Ruf in der Schachmaschine großartig zu nennen! — Herr Quanter steigt in dem Fache der Intriguants ꝛc. immer höher, und gab kürzlich den Franz Moor mit vielem Furore. Hr. Dittmarsch fährt fort, seiner Regie alle Ehre zu machen, Hr. Plock zeigte sich gelungen in mehreren Rollen, und erhielt verdienten Beifall, und statt des schnell abgegangenen Bassisten Linke, dessen Gattin hier als Sängerin nicht viel Beifall erzielen konnte, ist ein Herr Börner engagirt worden, welcher eine recht kräftige Stimme hat und auch recht gut im Schauspiele gebraucht wird. An Herrn Bouchér's Stimme gewöhnt man sich immer mehr, und Dem. Brandstrup beweis't täglich, wie so mit aller Kraft sie der wahren Kunst sich weiht, und einst unter den gefeiertesten Künstlerinnen genannt werden wird; als Liebling im Gesange erhält sich Dem. Pistor fortwährend.

Der königl. Hofschauspieler Hr. Gern gastirte in mehreren Rollen, doch wollte er im Allgemeinen nicht recht ansprechen, so tüchtig auch sonst seine Leistungen immer sein mögen! —

Die Steierschen Alpensänger sind wieder fort, nachdem sie uns manchen frohen Abend, sich aber manchen Thaler verschafften. Jetzt befindet sich wieder ein gewisser Hr. Tschugymall mit kleinen 20 Zoll langen Automaten hier, die bei all' ihrem Kunstbau dennoch kein Publikum haben! Wo sollen denn aber auch alle Schaulust und alle Gelder herkommen!? zumal in einer Zeit, die, wie die jetzige, die frohsinnigen Menschen hinaus in's Freie ruft! wo der politische Himmel mit Gewitterwolken umlagert ist! Nachdem ich denn, mein geschätzter Planet, Dir mittheilte, was mitzutheilen war, will ich für dießmal schließen, und mit dem Versichern mich Deiner Huld empfehlen, Dir bald möglichst, wenn ich Gelegenheit dazu haben sollte, ein Mehreres von unserm lieben Magdeburg zu berichten.

Ueber einen Fehler bei dem Kritisiren.

Ein Fehler bei dem Kritisiren, der jetzt sehr häufig vorkommt, ist der, daß man die Leistung mit der Person vermengt. Wenn der etwas Leistende z. B. tadelnswerthe Eigenschaften an sich hat, wenn er trinkt, spielt, müßig geht, wenn er sich lüderliche oder leichtsinnige Streiche zu Schulden kommen ließ, wenn er ganz unschuldiger Weise durch seine Geburt ein Jude geworden ist, so geht das Alles den Recensenten eines seiner Werke gar nichts an; denn dabei könnte er immer ein Genie sein. Zieht man aber dergleichen Allotria mit in die Kritik, so wird diese gehässig. Nein, der Kritiker hat es nur mit dem Werke des Künstlers, und gar nicht mit dessen Leben, Betragen, Gesinnungen u. s. w. zu thun; denn wäre er auch vollendet liebenswürdig und moralisch, sein Werk würde dadurch keinen Gran von Genialität gewinnen. Das Urtheil gibt jetzt überhaupt entsetzlich viel auf Nebendinge und Persönlichkeiten — die ganze Kritik ist in Gefahr, ein Parteiengeschrei zu werden. Viele verdammen Etwas schon ohne Weiteres als schlecht, weil es in diesem oder jenem Blatte steht, das sie nicht leiden können; aber es kommt ja nicht darauf an, in welchem Journale es steht, sondern, ob, was dort steht, an sich gut ist oder nicht, und zwar ohne jede andere Rücksicht betrachtet. Alle Principien der Kritik — ja ihr Ur-Grundsatz wird umgestürzt, wenn man, statt nach dem innern Werthe des Geschriebenen zu fragen, dergleichen parteiische Gesinnung zur Richtschnur des Lobes oder Tadels macht. — Doch genug über diesen Fehler, den einmal vorübergehend zu rügen uns nöthig schien, weil selbst die gescheitesten Leute mitunter an demselben recht sehr laboriren.

E. O.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 145. (II. Jahrg.) Montag, den 20. Juni. 1831.

Verschiedenheit.

Jeder singt nach eig'ner Weise
Und nach eig'ner Melodie,
Jeder bahnt sich eig'ne Kreise
In dem Reich der Poesie.

Jener wallt auf ödem Pfade,
Lauschend wildem Wogendrang,
Am verwaistem Felsgestade
Meistert er den Saitenklang.

Dieser schwebt auf grünen Matten,
Heiter lacht das Glück ihn an,
Myrthenkronen ihn umschatten,
Rosen kränzen seine Bahn!

Jener singt der Liebe Freuden
Und des Lebens süße Lust,
Dieser von den herben Leiden
Einer gramerfüllten Brust.

Jener singt von Wiedersehen,
Hoffnung lichtet seinen Blick, —
Dieser, ach! von Schmerzenswehen
Und verlornem Erdenglück.

Jeder singt nach eign'er Weise
Und nach eig'ner Melodie,
Jeder bahnt sich eig'ne Kreise
In dem Reich der Poesie.

Carl Baron von Schweizer.

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

XI.

Den 25sten Mai.

Settens Krankheit ist im Steigen, und ich bin in Verzweiflung. O wie theuer ist das liebe, herzige Geschöpf in den wenigen Tagen meiner innersten Seele geworden! Gott! Allgütiger! Allbarmherziger! raube sie mir nicht; bringe in der Rechnung meines Lebens die trüben Tage in Anschlag, aus denen sich meine Jugend zusammensetzt, und laß den Stern nicht untergehen, welcher das finstere Gewölk endlich durchbrach. Ich saß gestern vor Settens Bett; sie hatte einen freieren Augenblick, und reichte mir die Hand, zwar ohne zu sprechen, aber mit einem Blicke, der ihren ganzen herzlichen Dank für meinen Antheil ausdrückte. Die Thränen schossen mir aus den Augen. Es ist so viel Natur und doch so viel Bildung in dem guten Mädchen vereint! Ein neues Leben ist mir in ihr aufgegangen, wie ich es geahnt haben muß, als ich dieses Waldschloß betrat, und mir mit der Leuchte, die mir der Jägerbursche entgegen trug, ein Hoffnungsstern hervorzubrechen schien. Lieber Eduard! Du kennst nur das Aeußere meines früheren Lebens; aber Gott muß das Ganze kennen. Wie haben Krankheit und Verdumpfung durch eine unglückliche Vereinigung von Umständen verfinsternd auf demselben gelegen! gleich einem Sklaven fand ich mich gefesselt von den Ketten dieser Mißverhältnisse. Jetzt fing ich an, sie zu zerbrechen; die schöne Natur, die mich hier umgibt, ein geheimes Ich weiß nicht, und Settens milde Freundlichkeit verliehen mir eine gewisse Lebensenergie, ein Gefühl, welches ich sonst gar nicht gekannt habe. Da tritt das Geschick düster herzu, um das freundliche Gebilde junger Hoffnung zu zerstören. Eduard! ich müßte vergehen. —

Nachschrift. Bitte die Tante um Entschuldigung; ich hätte keinen Sinn jetzt für's Geschäft.

XII.

Den 27sten Mai.

Ich schreibe Dir noch am späten Abend. Der Tag ist erträglich gewesen, und ich bin voll süßer Hoffnung, ohnerachtet der alte widerliche Kerl, der Medicus, bei'm Weggehen ein wahres Fratzengesicht zog. Schiert mich

aber nicht besonders, da ich den Trost aus einer lautereren Quelle schöpfe, — aus meinem tiefsten Herzen.

Dieser Anschein von Besserung gab uns: dem Landjäger, seiner braven Frau, die bis jetzt wenig von Settens Bett gekommen ist, und mir, gegen Abend den Muth zu einem Spaziergange nach der Schäferei. Diese Schäferei liegt auch im Walde, etwa eine Viertelstunde vom Waldschlosse, und unbeschreiblich romantisch. Das kleine, klare Bächlein, von dem ich Dir, wenn ich nicht irre, schon in einem früheren Briefe geschrieben habe, windet sich da auch hindurch, und man kann nichts Reizenderes sehen, als wenn die Schafe darinn gewaschen werden, und nun, weiß wie frisch gefallner Schnee, wieder hervorkommen. Ich bin deßwegen auch schon einmal mit Setten hier gewesen; aber heut war der Abend überdieß gar zu göttlich. Es hatte fast bis gegen Mittag geregnet, mitunter auch gewittert, gegen Abend aber war der Himmel klar geworden. Du hättest die Sonne hinter einigen letzten schiefergrauen Wolken am Westhorizonte hervor blitzen sehen sollen, wie sie den dunkeln Vorhang plötzlich zerriß, und uns sogleich mit einer Fluth von Licht überstrahlte. In den neu grünen Blättern hingen noch die dicken Regentropfen; die Erde dampfte von Fruchtbarkeit. Gott, was ist deine Natur so schön! Und wie danke ich ihm, daß er mir in Eurer verwünschten Treibhaus-Erziehungsanstalt den Sinn für diese seine Natur unverkümmert erhalten hat! — Der Weg zur Schäferei senkt sich etwas, und ist so breit durch den dichten Wald gehauen, daß man das Waldschloß immer sehen kann. Ich wendete mich wohl zehnmal nach dem alten, ehrwürdigen Gebäude um, und gedachten Settens, mit der ich in diesem Baumgange schon oft gelustwandelt habe, und die nun daheim in Fiebergluth schmachtete. Doch hatte sie mich ja selbst aufgefordert, dieser Erholung zu genießen; und ich fühlte mich auch glücklich auf der Schäferei, als die blökenden Schafe vor uns her friedlich zum Stalle wandelten, und man uns indeß, unter einem großen Nußbaume, der mitten im Hofe, dicht am Bache steht, ein ländliches Abendessen auftrug. Gott weiß! in einem solchen Idyll des Lebens gefalle ich mir täglich mehr. Es ist so etwas Ruhiges in dieser Art des Daseins, wogegen mir die Convulsionen des Treibens Eurer Hauptstadt recht fratzenhaft erscheinen. Hier komme ich zur Besinnung, zum ruhigen, vollen Gefühle meiner selbst. —

Die Landjägerin hatte die Wirthschaft auf der Schäferei zu revidiren, und ich habe die wackere Frau hier neuerdings hochachten lernen: sie flog durch die Ställe und Scheunen. Dann aber eilten wir, indem der Mond die Fackel seines vollen Lichtes vor uns her trug, zum Waldschlosse und zu Setten zurück, die wir zwar fiebernd, aber sonst, nach ihrer Versicherung, erträglich wohl fanden. Gott helfe ferner! —

XIII.

Den 30sten Mai.

Lieber Eduard! ich muß Dir schreiben, ich muß eine Seele haben, der ich mein Herz ausschütte, oder es springt mir. Sette ist von einem Frieselfallen, und am Tode; der alte finstre Mensch, der Medicus, hat richtiger geurtheilt, als wir, die wir die letzten Anstrengungen einer sterbenden Natur für ein Licht der Hoffnung nehmen. In meinem Innern ist Alles wüst und leer, und der Beistand des Gebetes, diese Grundlage meines Seins, dieser Trost, der mir noch nie gebrochen hat, fehlt mir gänzlich. Gott! was soll aus mir werden? —

(Fortsetzung folgt.)

Revolutions-Anekdoten
mit Randglossen.

(Fortsetzung.)

4.

Den Wünschen des Volkes zu begegnen, welches sich zu ** vor dem fürstlichen Palais tobend versammelt hatte, trat der Chef der Garnison in ihre Mitte, laut fragend, was denn ihr Begehren sei?

Ein Mann in einem grauen Mantel gehüllt, flüsterte ihm zunächst stehenden Gassenbuben zu: „die Steuern müssen herunter!" und Alles rief: „die Steuern müssen herunter!" Was verlangt ihr noch? fragte der General. Forschend blickten die Schusterbuben nach dem Graumantel, der ihnen wiederum zuflüsterte: „der Fürst muß heirathen!"

Also heirathen soll der Fürst? sagten die Buben, gut, so soll er heirathen! und aus vollem Halse schrieen die Abgerichteten: „Heirathen soll der Fürst," daß es donnert und bebt!

Ein treues Bild des Geistes der Revolutionen im Allgemeinen, welche nach gerade Sache der Mode geworden sind und von deren Motive oft die Revoltirer selbst keine Ahnung haben.

5.

Kürzlich hat eine Dienstmagd bei ihrem Miethscontracte noch die Bedingung hinzugefügt, daß, daß wenn eine Revolution entstehen sollte, es ihr erlaubt sei, die Abende ausgehen zu dürfen, um zuzusehen.

Wenn wir nur nicht noch einmal die Zeit erleben, daß ein Bedienter in seinem Contracte die Clausel stipulirt, es müsse ihm erlaubt werden, während der Nächte, wo eingebrochen wird, außer'm Hause bleiben zu dürfen.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Einiges über und von Dessau.

(Beschluß.)

Ein recht hübsches, man kann sagen schönes Schauspielhaus ist nun allerdings hier, aber mit seinen Priestern sieht es etwas bänglich aus, denn die bisher hier fungirende Gesellschaft des Herrn Bethmann dürfte — man sagt, Herr B. würde nicht wieder kommen — sich auflösen. Nun vielleicht findet sich dann ein anderer Unternehmer — es wäre Schade, bei so kräftigen und bedeutenden Requisiten, wie hier vorzufinden, einen Genuß aufzugeben, der zu den schönsten im Leben gehört! — Namentlich ist die hiesige Capelle unter der Leitung des trefflichen Capellmeisters und Componisten Herrn Dr. Schneider weit und breit berühmt, und es ist fast ein jedes einzelne Mitglied derselben Virtuose auf seinem Instrumente, wie denn auch Herr Concertmeister Lindner sich einen freundlichen Ruf in der neuesten Zeit im Reiche der Töne zu erwerben wußte!

Wer ein gutes Glas Wein trinken, und dazu einen recht freundlichen Credenzer antreffen will, der gehe nach dem sogenannten Rathskeller, wo er das erstere genießen und in dem Wirthe Herrn Heydenreich besagten bescheidenen und gefälligen Mundschenken finden wird.

Gasthöfe gibt es hier viele, die sich wahrscheinlich noch in der guten alten Zeit etablirten, als Dessau von vielen Fremden, seiner paradiesischen Auen wegen, besucht wurde, die vorzüglichsten und besuchtesten sind der goldne Ring, der goldne Beutel und mehrere andere; Schreiber dieses wanderte zum schwarzen Bären, als ihm die Artigkeit und Billigkeit von dessen Besitzer, dem Gastwirthe Herrn Pohlitz angepriesen wurde, und wo er sich auch davon zu überzeugen Gelegenheit hatte! —

Auch zwei Buchhandlungen gibt es in Dessau, von denen die des Herrn Fritzsche und Sohn eine Zeitschrift für Anhalt unter dem Titel „der Anhaltische Volksfreund" verlegt, der für's ganze Land, namentlich aber für Dessau viel interessante Notizen enthält. Diese Volks-Zeitschrift scheint sich die treffliche, von Herrn Buchhändler Hartmann in Leipzig (auch einem gebornen Anhaltiner) mit großer Vorliebe, Tact und Umsicht redigirte Sachsenzeitung zum Vorbild genommen zu haben, was sehr zu loben ist, denn die Sachsenzeitung ist ein wahrhaft gediegenes Nationalblatt und verdient eine große Verbreitung auch außerhalb Sachsen. Beide Buchhändler übrigens, Herr Ackermann und Herr Fritzsche sind solide und gefällige Leute, demnach ist also auch für die Cultur des Geistes würdig gesorgt, wovon ja überdieß auch die große Schule, unter Führung ihres tüchtigen und gelehrten Direktors, einen sprechenden Beweis gibt! —

Sucht man einen artigen und bescheidenen Führer oder Besteller seiner Angelegenheiten, so frage man im Gasthofe zum goldenen Ringe nach dem Lohnlakai Jakob Steindorf, und gewiß ein Jeder wird und kann nur mit ihm zufrieden sein! —

Dessau in seiner Gegenwart ist nicht mehr das alte Dessau, was es vor zwanzig und mehreren Jahren war, wo, wie gesagt, Lust und Leben, Freude und Frohsinn in dem Anhaltinischen Eldorado das Herz beglückten. Es ist zwar noch die alte, gute, freundliche Stadt, (so hörte ich sagen,) aber der innere Reiz hat bedeutend verloren, ja, sollte man es glauben, daß selbst hier und da Gras auf den Straßen und Plätzen hervorwuchert? Wie dieß und warum dieß Alles so kommen mag, da doch auch der gegenwärtige Herzog Alles thut, den Ort in seinem vorigen Glanze zu erhalten, mag Gott wissen. So viel aber ist gewiß, wer Kunst und Natur im freundlichen Vereine erblicken will, der komme nach Dessau. Wer fern vom tosenden, oft nichts sagenden Geräusche leben will, und sorgenlos leben kann, der wähle Dessau — mir wäre es Sanscouci, Aranjuez, mir wären seine genußreichen Umgebungen das mir geträumte Paradies, könnte ich leben wo, und wie ich wollte! — Es kann bei der Artigkeit und Freundlichkeit der Dessauer Bewohner, zu welchen die reizendsten Frauengestalten zu zählen, nur eines jeden, es mit Dessau Wohlwollenden, herzlichster Wunsch sein, es wieder in seinem Lichtpunkte von 1800 ꝛc. zu schauen. Gott segne Anhalt, Gott schütze Dessau, und verleihe namentlich der so ausgezeichnet edlen Herzogsfamilie allen Segen des Himmels.

Dessau, d. 7. Juni 1831.

Dr. A. Böhringer
aus Magdeburg.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

London, den 5ten Juni 1831.

Paganini.

Ueber diesen Künstler Bericht zu erstatten, ist für die Kritik keine kleine Aufgabe, denn das Staunen ist allzunachhältig, um einen zur nüchternen Prüfung kommen zu lassen. Wir kannten die Persönlichkeit des Künstlers, denn sie ist durch treue Gemälde vervielfältigt; wir kannten auch die Eigenthümlichkeiten seines Talentes, denn sie wurden in Büchern gepriesen, und waren Stoff der Gespräche der von dem Continent kommenden Reisenden: und doch übertrafen trotz aller Vorbereitung, trotz aller Vorkenntniß dessen, was sich ereignen würde, die Leistungen des Künstlers unsere Erwartungen so sehr, daß wir nicht glauben, irgend ein Ereigniß in der musikalischen Welt könne ein solches Staunen, ein solches Vergnügen, einen solchen Reiz der Neuheit je wieder erregen. Ja Paganini ist in Wahr-

heit einer der wunderbarsten, unglaublichsten Virtuosen, — wenn nicht der Teufel selbst, wie dieß Einige, wiewohl in dem schmeichelhaftesten Sinne von der Welt, zu behaupten sich nicht entblödet haben. Das Opernhaus am vorigen Freitag (den 3. Juni) Abends war im Parterre und auf den Gallerien überfüllt, nur die Logen waren nicht ganz so voll. Das Orchester befand sich auf der Bühne, so daß der Virtuose zu den Lampen vorschritt, und da er ganz aus dem Gedächtnisse spielte, vollkommen vom ganzen Hause betrachtet werden konnte. Nach einer Symphonie von Beethoven und einer Arie, von Lablache gesungen, erschien Paganini. Dieser Virtuos ist von hoher Statur und das schwächlichste und abgemagertste Wesen, das man sich denken kann: woher er so viel Kraft und Energie nimmt, als ein Violinconcert fordert, ist in der That unbegreiflich. Der Ausdruck seines Antlitzes ist eigen, aber milde, die breite Stirn zeigt von Verstand, der untere Theil des Gesichtes ist eingesunken, und tief durchfurcht von Gedanken und Leiden. Sein ganzes Wesen während des Spieles war das eines tief in sich selbst versunkenen, enthusiastischen Mannes. Von seinem ersten Eintritte an war Blick, Gang, seine Art, das Instrument zu halten, Alles, was und wie er spielte, vollkommen originell, und von Marktschreierei so entfernt, als es die höchste Vollendung nur immer sein kann. Paganini's Weise, den Bogen zu führen, so wie seine Stellung scheint linkisch, allein gleich sein erstes Solo bewies, daß dieß Alles seinem Zwecke vollkommen zusagt. So unerschöpflich ist dieser außerordentliche Mann, daß es unmöglich ist, von ihm genug zu hören.

Die Kunst des Violinspielens ist seit langer Zeit zur Vollkommenheit gebracht worden, in so fern dieß auf classische Compositionen Bezug hat. Allein in dem Instrumente selbst liegen eine Menge Hülfsquellen, deren Benutzung dem Genie des Künstlers überlassen bleibt, und dieß hat Paganini auf eine wahrhaft schöpferische Weise gethan. Die großen Violinisten, Beriot, Kiesewettter, Lafont, Viotti, Tartini, Mori brachten sämmtlich fast einerlei Wirkung hervor, weil sie ein und dasselbe System befolgten. Aber mit Paganini beginnt eine neue Aera des Violinspielens, er hat eine neue Art des Stimmens und des Fingersatzes erfunden. Die Hände dieses Künstlers sind groß, breit und mager. Wie es scheint, haben durch angestrengte Uebung seine Finger eine unbeschreibliche Gelenkigkeit erhalten. Der Daumen, der bei andern Violinisten vergleichungsweise ein müßiges Glied ist, spielt bei ihm eine wichtige Rolle, sowohl im pizzicato als in andern tours de force. Er brachte Wirkungen hervor und überwand Schwierigkeiten, die an's Unglaubliche grenzen. Sein Triumph war so, wie ihn in London noch nie ein Virtuose errungen hat. Die Zuhörer begnügten sich nicht blos zu klatschen, sondern standen auf, schwenkten die Hüte und riefen Bravo! ohne Ende: ein großer Theil derselben bestand aus Künstlern, welches die beispiellos glorreiche Aufnahme dieses Violinheiden für ihn um so ehrenvoller machen muß.

Seine wundervollen Leistungen auf der G Saite haben eine seltsame Erzählung von der Art und Weise, wie sich Paganini diese Vollkommenheit des Spiels auf einer einzigen Saite erwarb, veranlaßt. Er soll wegen irgend eines Verbrechens zu langwierigem Kerker verurtheilt worden sein. Um die Qual der Einsamkeit zu lindern, ließ man dem Künstler nichts als seine Geige, deren Saiten nach und nach rissen, mit Ausnahme der Vierten. Der unerbittliche Kerkermeister verweigerte es hartnäckig, ihm neue Saiten zu verschaffen, und so war er denn gezwungen, blos auf der G Saite zu spielen, und erwarb sich in diesem Spiele jene, mit Recht von allen Künstlern angestaunte Vollkommenheit. Diesem lächerlichen Gerücht ist von dem Künstler, der nie die Schwelle eines Gefängnisses betreten hat, widersprochen worden. Er selbst erzählte folgenden höchst einfachen Ursprung seines Spiels auf der G Saite. „In Lucca dirigirte ich das Orchester, so oft die regierende Familie die Oper mit ihrer Gegenwart beehrte. Ueberdieß wurde ich oft nach Hofe eingeladen, vor welchem ich alle vierzehn Tage ein großes Concert gab. Bei einem derselben spannte ich zwei Saiten ab, und improvisirte eine Sonate, welche ich Scena amorosa nannte. Die G Saite sollte für Adonis, die D Saite für Venus sprechen. So ersann ich eine Art leidenschaftlichen Dialogs, in welchem die Sprache der Zärtlichkeit auf die heftigen Ergüsse der Eifersucht folgte. Der Erfolg dieser Sonate übertraf meine Erwartungen, und am Ende des Concertes sagte die Prinzessin Elisa, Napoleons Schwester, unter vielen andern Complimenten: „„Sie haben auf zwei Saiten Unmöglichkeiten verwirklicht, sollte nicht eine einzige Saite für ein Talent, wie es das Ihrige ist, hinreichen?““ Die Idee frappirte mich, ich beschloß, den Versuch zu machen, und in wenigen Wochen componirte ich eine Sonate für eine einzige Saite, Napoleon betitelt, welche ich am 25. August (1812) in Gegenwart des Hofes aufführte. Später componirte ich mehrere ähnliche Sonaten, und da sich jeden Tag meine Erfahrung mehrte, so erreichte ich endlich jene Leichtigkeit, die nach so vielen vorhergegangenen Uebungen keineswegs ein Mirakel ist.“ —

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Das partielle Aufklären kommt mir gerade so vor, wie das Leuchten eines Lichtes; es erhellt höchstens einen Raum, das Totale ist immer noch dunkel. Hier geht das Licht auf, dort geht ein anderes unter. Die Lichter der Aufklärer verlöschen; aber die Wahrheit verlischt nicht! —

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 146. (II. Jahrg.) Dienstag, den 21. Juni. 1831.

Das Mährchen vom Ararat.

(Beschluß.)

Ich fühlte mich gerührt, und der Greis war gerettet. Plötzlich veränderte er seine Gestalt, und war nicht mehr derselbe Mensch. Er trug ein langes Faltengewand, und sein Antlitz nahm einen Ausdruck der Erhabenheit und des Ernstes an, den es vorher nicht gehabt hatte. — Der Khan hat wohl gethan, sprach er, er wird für sich die Gnade finden, die er Andern hat angedeihen lassen. — Diese Scene ließ eine süße Rührung in mir zurück. Plötzlich war aber Alles wieder verschwunden, und ich befand mich in diesem Zelte, von schlafenden Dienern umgeben. Ich suchte sie zu erwecken, allein sie hörten meine Stimme nicht: da sah ich den Greis in Begleitung des jungen Gregorius, der ein Körbchen von Baumzweigen trug, herein treten. — Dein Herz ist gerührt worden, hob der Greis an. Du hast die Verzeihung des Allmächtigen verdient. Thue von nun an so viel Gutes, als Du bisher Böses gethan. Verschone meine armen Armenier. Baue die Städte, die Du verbrannt hast, wieder auf, gib Deinen Gefangenen die Freiheit, und diesem Jüngling, der Dich gerettet hat, das Leben zurück, das Du ihm genommen, die blühende Braut, und überhäufe Beide mit Wohlthaten! Versprichst Du das? Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, meine Freunde, daß ich dieß Alles mit den feierlichsten Schwüren gelobte. —

Hierauf wandte sich der Greis zu dem Jüngling, und nahm aus dem Körbchen ein kleines, wunderbares Thier. Es sah aus, wie eine Schlange von Eis. So wie es sich bewegte, und mit Blitzesschnelle wand, fühlte ich dessen wohlthätigen Einfluß. Der Greis trat zu meinem Bette, und legte das kleine Thier wie ein Halsband um meinen Nacken. Die Wirkung war augenblicklich. Das Fieber, das wie eine Flamme in mir gewüthet, schwand plötzlich, und ich fühlte meine Ruhe, doppelt süß nach so furchtbaren Leiden. — Du bist geheilt, sprach der Greis. Zieh hin in Frieden, denn Dir ist auf lange Zeit Ruhe geworden, aber sie würde sich in noch grausamere Qualen verwandeln, wenn Du jemals Deines Schwures vergessen könntest. Sei tugendhaft und sei glücklich! — Nach diesen Worten verschwanden mein ehrwürdiger Arzt und sein jugendlicher Begleiter. Ein tiefer Schlaf bemächtigte sich meiner Sinne, bis ich aufwachte, und mich in Eurer Mitte fand. Nun, Freunde, werdet Ihr wohl meine ängstliche Besorgniß um den jungen Armenier begreifen. Möge er gesund und wohlbehalten anlangen!

Der Khan sprach noch, als ein großer Lärm vor dem Gezelte die Ankunft eines Fremden verkündete. Es war Gregorius, den die Krieger des Khans nahe am Lager gefunden hatten. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Khan, durch den Traum und die Leiden gewarnt, alle seine Versprechungen hielt. Er schenkte nicht nur dem Jüngling und seiner Braut, die er mit reichen Geschenken belud, sondern allen gefangenen Armeniern die Freiheit, gab das Geraubte den rechtmäßigen Eigenthümern zurück, baute die verbrannten Städte wieder auf, und ersetzte so sehr als möglich jeden Verlust der Landesbewohner. Kurz, Doozd-Mahomed-Khan blieb bis an das Ende seines Lebens der Beschützer aller Derjenigen, die er bisher so grausam verfolgt hatte.

Aus dieser Begebenheit seht Ihr, Agas, daß Alles, was über den Agri-Daugh und die Unmöglichkeit, seinen Gipfel zu besteigen, gesagt wird, vollkommen wahr ist, weil selbst der kühne Gregorius erlag, nachdem er bereits so schreckliche Gefahren überwunden hatte. Ihr lacht, als zweifeltet Ihr daran. Wohlan, Ihr seid nicht die ersten französischen Salebs (Herren), welche eine so seltsame Ungläubigkeit, nach Anhörung dieser Erzählung an den Tag gelegt haben.

Ich erinnere mich eines Eurer Landsleute, dem Gott verzeihen möge! Er behauptete, daß der Jüngling nicht über die Höhle des Einsiedlers hinaus gekom-

men, alles Andere aber Traum der erhitzten Phantasie gewesen wäre, und daß man die Genesung des Khans den oft wiederholten Eisumschlägen, und nicht dem Eiswurme zuschreiben müsse. La Illah-il-Allah! Es gibt Leute, welche niemals überzeugt werden können! Aber kommt, die Mauern des Schlosses sind schon vom Monde erleuchtet, laßt uns daher unsere Schritte beflügeln."

J. S.

Revolutions-Anekdoten

mit Randglossen.

(Beschluß.)

6.

Auf gesetzlichem Wege überreichten die Deputirten der Stadt *** ihrem Landesherrn eine Supplik, worin unter Mehreren:

die ehrerbietigst Unterzeichneten müssen um Abhülfe ihrer drückenden Lage unterthänigst bitten. Es sind die Unterzeichneten leider Gottes so verarmt, daß bereits drei unter ihnen wirklich den Hungertod gestorben sind.

Diese Lebendigtodten geben einen sprechenden Beweis davon, daß die Sache des Volkes nicht immer so schlimm ist, als sie ausgeschrieen wird, und daß das Fama crescit eundo auch hier in Anwendung gebracht werden kann.

7.

Bei der Bestürmung des Rathhauses zu *** stürzte ein Dachdeckermeister voller Ingrimm in die Rathsstube mit den Worten: „Wo ist der infame Budget, dieser Hund von Kerl, der an unserm ganzen Malheur Schuld ist. Den Hals will ich dem verfluchten Budget umdrehen!" Erst als man ihm erklärte, daß das Budget nichts Anderes, als eine Berechnung des Staatsbedarfs sei, ward er besänftiget.

Wenn es noch einmal dahin kommen sollte, daß auch dem stets geduldigen Papiere der Krieg erklärt wird, so mögte das Heer der Spekulanten nur ja seine Staatspapiere feuerfest bewahren, damit diese unheilbringenden Schwindelschätze nicht in einem Auto-da-Fe ihren Untergang finden.

8.

In einer Provinzialstadt, wo Alles den Bürgermeister mit Beschwerden und Suppliken um Verbesserungen bestürmte, brachte auch ein Tischlermeister seine Klage vor, die dahin lautete, daß die Landtischler so viele Meubles in die Stadt hinein schmuggelten und von den Bürgern darin unterstützt würden. „Wenn die Landtischler ihre Arbeiten billiger liefern können, als Ihr," sprach gelassen die Magistratsperson, „so sehe ich nicht ein, warum man die Bürger zwingen sollte, Euch den Vorzug zu geben." — „„So!"" entgegnete der Handwerker, „„ist das Ihr Bescheid? Was bekommen Sie, Herr Bürgermeister, jährlich von der Stadt?"" „1500 Thaler!" — „„Ich will Ihre Arbeit für 400 Thaler machen. Da ich es aber schlechter machen werde, als Sie, so gebührt Ihnen mit Recht auch so viel mehr. Eben so gebührt uns Stadtmeistern, da wir die Arbeit besser machen, als die Landmeister, eine bessere Bezahlung!""

Schade, daß der Zufall diesem Meister nicht eine Staatsportefeuille statt des Hobels in die Hände gelegt hat. Hätte Cato diesen logischen Schluß gemacht, er wäre mit durchschossener Schrift vervielfacht worden. —

Georg Harrys.

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

XIV.

Den 1sten Juni.

Das war eine Nacht; nun überstehe ich Alles. Der Vater, die Mutter und ich, wir sind nicht von Settens Bette gekommen. Noch ist sie äußerst schwach; aber das Friesel, welches zurückgetreten war, ist ganz heraus, und wir dürfen Hoffnung schöpfen. Gott! Allgütiger! wie danke ich dir! mit welcher Inbrunst, welcher Freude! — ja gewiß mein Leben hing mit am Leben des holdseligen Geschöpfes, durch welches meinen verdüsterten Sinnen erst eine neue Existenz aufgegangen ist.

Der Medicus, der in S . . ., eine Meile von hier wohnt, und leider gerade jetzt mehrere gefährliche Kranke zu besorgen hat, war gegen Abend nochmals hier, schüttelte sein gepudertes Haupt, und bereitete Medicin aus der Reiseapotheke, die er mit Gebrauchsanweisung zurückließ. Sette lag in einem Zustande tiefer Bewußtlosigkeit, welchen nur zuweilen ein leises Wimmern unterbrach. Mir wollte das Herz brechen. Um Mitternacht, gerade, als die alte Schloßuhr zwölf durch die Grabesstille dieser Angstnacht brummte, fuhr sie plötzlich auf in vollkommener Raserei. Ich weiß nicht Alles mehr, was ihr Mund hervorstieß; wenn es aber eine Art von Trost in diesem schrecklichen Momente für mich geben konnte, so war es der, daß sie meinen Namen und immer wieder meinen Namen mit den

liebevollsten Zusätzen nannte. Ihr Innerstes erschloß sich in diesem Zustande der Ueberwachtheit. Vater und Mutter hörten es, oder überhörten es auch wohl in ihrer Seelenangst; ich aber hörte es, und das Gefühl wird nie wieder aus meiner Seele schwinden. — Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich indeß mit jeder Minute sichtbar: ihre Natur besaß nicht Kraft genug, um den Frieselstoff bis auf die Oberfläche der Haut hervorzutreiben, und so schien sie mir verloren. In diesem Zustande der höchsten Angst um ein mir so theuer gewordenes Leben verließ ich das Zimmer: ich fühlte das unwiderstehliche Bedürfniß, mich allein mit dem Gotte der Gnade zu befinden, von dem allein noch Hülfe zu erwarten stand; und angekommen in meinem Gemach warf ich mich inbrünstig vor ihm auf die Kniee. Indem ich mich wieder erhob, fiel mein Blick auf das Pfeilertischchen, auf welchen ich die Kerze gesetzt hatte, und ich sah das Stammbuch meiner seligen Mutter, welches ich zur Vergleichung eines Familienbildes mit hierher genommen und dorthin gelegt habe. Ich habe sie, wie Du weißt, nicht mehr gekannt die fromme, liebevolle Frau, der ich das Leben verdanke; aber die Tante hat mir immer so viel von ihrer Liebe für mich als kleines Kind erzählt, wie sie mich, fast bis zu ihrem Tode, nicht von Schooß und Brust gelassen habe, daß ich noch immer mit der innigsten Zärtlichkeit an ihr hange. „O du Verklärte!" rief ich, „o du liebevolle Mutter! die du jetzt zwischen mir und dem Höchsten stehst, siehe meine Noth; ist es in der Ordnung der Dinge, so erbarme dich meiner, und hilf selbst oder tritt vermittelnd zwischen mich und die höhere helfende Macht, und bewirke durch deine Fürsprache die Rettung zweier Leben. Siehe, ich ward aus deinen Armen gerissen, ehe es deiner Zärtlichkeit möglich war, etwas Entscheidendes für ein geliebtes Kind zu thun; der Zeitpunkt ist jetzt erschienen, laß mich nicht vergeblich zu dir flehen. O ich fühl' es, ich ahn' es, deine Liebe, mit dem Wesen ihres Beistandes, schwebt über mir in diesem Augenblicke der Verzweiflung, und dein Beistand wird mir nicht fehlen!" Ich redete noch, als mir blitzähnlich die Erinnerung durch den Sinn ging, von der Tante einst erzählen gehört zu haben, daß meine älteste Schwester in einer ähnlichen Krankheit gerettet worden sei, indem die Mutter gewagt habe, ihr alten Wein zu reichen.*) Ich flog die Treppe hinab, in das Krankenzimmer, wo der alte Vater ganz trostlos über seiner röchelnden Tochter hing, indeß die Mutter, Thee zu besorgen, hinaus gegangen war, und machte ihm den Vorschlag, der Kranken einen Löffel alten Rheinwein einzuflößen, der im Schloßkeller von vortrefflicher Qualität vorhanden ist. Er stierte mich an. „Wird das gut sein?" fragte er mich in seiner Einfachheit; schon aber war ich zur Thüre hinaus, um den Wein zu holen, und, ohne eine weitere Einwendung abzuwarten, wagte ich wirklich, der Kranken davon zu reichen. Sie sog das düftende Labsal mit unendlicher Begier in sich, und hielt meine Hand sammt dem Löffel fest, gleichsam als wenn ihr der Instinkt der Natur dieses Mittel als das rechte bezeichne. Sieh, Eduard! es klingt wunderbar, und doch sind die Aeltern meine Zeugen: ein neues Leben schien die dem Tode so Nahe zu durchdringen; sie öffnete die Augen, sie sah mich mit einem Blicke unendlichen Dankes an, und winkte bittend um noch einige Tropfen. Eine Viertelstunde nachher gerieth sie in einen milden Schweiß, das Friesel brach wieder hervor, und sie war gerettet. — Freund! in welcher Empfindung ich mich jetzt auf mein Zimmer zurückzog, in welchen Empfindungen des herzlichsten, tiefsten, innigsten Dankes ich mich auf die Kniee warf, und Gott dankte, und das Andenken meiner Mutter segnete, die ich als die Vermittlerin betrachtete, kann ich Dir nicht beschreiben. Schilt mich auch nicht dieses Glaubens wegen. Warum sollte einer der Genüsse verklärter Personen, die uns vorangegangen sind zu höherer Vollkommenheit, nicht darin bestehen, die Bitten zurückgelassener Lieben anhören und, nach ihren neuen Kräften, begünstigen zu dürfen? Es liegt in dem Gedanken so etwas menschlich Tröstliches. Raube es mir nicht durch Einwendungen. —

Aber den Medicus hättest Du sehen sollen, als er nun heut gegen Mittag erschien, und ihm mein Wagestück mit dem Triumph des Erfolges erzählt wurde! wie er das noch weißer als gewöhnlich gepuderte Haupt schüttelte, und mit einem Blicke, der spöttisch sein sollte, und doch nur Verlegenheit verrieth, bald mich, bald die Kranke anschaute! Die Ignoranten! . . . ich kann nun einmal die Facultät nicht leiden. — Adieu, lieber Eduard!

Nachschrift.

Ich komme eben aus dem Krankenzimmer und öffne den Brief nochmals, um Dir zu bestätigen, daß Alles vortrefflich geht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sonderbar! Der Herausgeber könnte einen ganz ähnlichen Fall aus seinem Leben erzählen. — N.

Historische Aehrenlese.

Andreas del Castagno, ein italienischer Mahler, war eifersüchtig auf das Talent des Dominichi, seines vertrautesten Freundes. Er lauerte ihm im Dunkeln an einer Ecke der Straßen von Florenz auf und ermordete ihn. Der verwundete Dominichi ließ sich zu seinem Freund Castagno tragen und starb in seinen Armen. — Gäbe dieß nicht einen recht schwarzen Stoff zu einem in unsrer Zeit so beliebten Melodrama? —

K. H.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

London, den 5ten Juni 1831.

(Beschluß.)

Diese Erklärung ist eben so einfach als natürlich, aber eben deswegen genügt sie der großen Menge nicht, welche das Romanhafte und Geheimnißvolle als ein nothwendiges Attribut des Genie's zu betrachten pflegt. — Ich kann nicht schließen, ohne ein Faktum zu erwähnen, das eines der hiesigen Journale erzählte, und das dem Herzen des berühmten Violinisten alle Ehre macht. Er war einst in Wien bei einem Concerte zugegen, während eine Symphonie von Beethoven aufgeführt wurde. Tief ergriffen von der Erhabenheit der Composition, blieb er einige Minuten nach beendigter Aufführung in Schmerz versunken. Endlich trat eine Thräne in sein Auge, und seine Gefühle preßten sich in den kurzen Ausruf zusammen — E morto! Nie ward vielleicht dem Tondichter des Fidelio eine edlere Huldigung gebracht, als durch diesen kurzen Ausruf, diese einzelne Thräne! Einst wird der Tag kommen, wo auch vielleicht ein Freund des Genueser Virtuosen ausrufen wird: E morto! Doch sein Name wird niemals untergehen, sondern fortleben in der Kunstgeschichte, in dem Andenken der kommenden Geschlechter, bis Alles, was jetzt das Leben verschönert und erhebt, einen Reiz zu haben aufgehört hat, und die Unsterblichkeit des Genie's zum Mährchen geworden ist.

Danzig, im December 1830.

Von der Anwesenheit der schon zu viel gefeierten Sontag in unserer Stadt, worüber bereits manches Journal genug geredet hat, schreib' ich hier Nichts. Auch von den polnischen Unruhen, die uns noch nicht erreichen, will ich schweigen. Hier hegt Alles ächten preußischen, oder, wie ich lieber sagen möchte, ächten deutschen Sinn. Man sieht ein, daß man sich unter keiner Regierung besser befinden kann, als unter der unsern, die nur das Rechte und Gute will. Bleibt auch Vieles zu wünschen übrig, so überzeugt sich doch der Verständige, daß nicht Alles mit einem Male bewirkt werden kann. Auch die größere Handelsfreiheit, die Wegräumung mancher lästigen Formen, die hier Viele wünschen, wird unsere humane Regierung gewiß, sobald es die Verhältnisse gestatten, gern gewähren. Vorläufig muß es den obern Beamten überlassen bleiben, dahin zu wirken, daß überall mehr der Geist, als die Form, herrsche, daß man Manches in der Ausübung mildre und Alles entferne, was irgend wie Chicane aussieht. Daß Freiheit des Handels durchaus nothwendig ist, wenn er gedeihen soll, das weiß unsre Regierung. Dieß muß man festhalten und daher nicht gleich, bei jedem Schritte, der diesem Princip zu widersprechen scheint, annehmen, daß sie dasselbe verkenne. In solchem Falle sind gewiß wichtige Gründe, die sie bestimmen, von jenem Principe abzuweichen.

Noch immer beschränkt man sich hier zu sehr auf den Getraide- und Holzhandel. So lange sich dieß nicht ändert und die Danziger sich aus ihrer Bequemlichkeit nicht aufrütteln, wird der alte Reichthum schwerlich wiederkehren. Für großartige Fabrik-Unternehmungen haben noch Wenige Sinn, und doch ließe sich wohl in Schweden, Norwegen und Dänemark, ja in entferntere Gegenden von hier aus manches höchst vortheilhafte Geschäft machen.

Im geistigen Fortschreiten ist man auch hier begriffen. Eine Zeitschrift entsteht nach der andern. Die, welche in Elbing herauskommt, hat zuweilen leibliche Aufsätze; die Thorunia, die in Thorn erscheint, wird, wie es heißt, schon wieder aufhören; die „westpreußischen Mittheilungen," unstreitig die beste Zeitschrift in West- und Ostpreußen, beginnen jetzt ihren zweiten Jahrgang. Sie sollen viele ausgezeichnete Beamte zu Mitarbeitern haben und durch eine große Abwechselung des Inhalts, durch Verbindung des Lehrreichen mit dem Angenehmen viel Beifall finden. Nur hört man noch manche Klage, daß die Censur zu streng sei. Uebrigens ist namentlich letztere Zeitschrift keineswegs ein bloßes Lokal-Blatt, sondern zur Unterhaltung und Belehrung der Gebildeten aus allen Gegenden bestimmt, obgleich sie auf die Verhältnisse Westpreußens natürlich nicht selten zurückkommt.

Das Gerücht, es seien hier sechs polnische Emissarien, die in Marienburg zum Schein ein Concert gegeben, mit wichtigen Papieren verhaftet, dürfte sich wohl schwerlich bestätigen. In Elbing sind allerdings einige Unruhen gewesen, aber mehr lächerliche, als ernste, indem blos einige Schulknaben sich einen unzeitigen Scherz gemacht haben sollen. Unsere Schul-Anstalten sind übrigens im Ganzen gut, nur auf dem Lande könnte noch mehr für den Unterricht geschehen. Dort ist die Unwissenheit im Durchschnitt noch sehr groß.

F.

Buntes.

Der englische Dichter Shenstone sagt: „Menschen von Stande oder von ausgezeichneten Verdiensten sollten auch in Ansehung ihrer geringsten Handlungen mehr Vorsicht beobachten. Z. B. ich sah einst Pope — und, was that er, da ich ihn sah? — ja, so viel ich mich erinnern kann, säuberte er seine Nase!" — — Ein jetzt noch lebender, viel und hochgeehrter und gefeierter deutscher Dichter empfängt oft recht angesehene Personen auf dem Nachtstuhle sitzend. — Parallele: Pope und — K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 147. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 22. Juni. 1831.

Lieder
des deutschen Improvisators
Langenschwarz.

II.

Meine Liebe. Mein Haß.

Ich liebe das Licht, das von Oben mir strahlet,
Und tröstend der Quelle des Guten entspringt; —
Ich liebe das Bild, das die Unschuld mir malet, —
Und mich mit den Gluthen des Reinen durchdringt; —
Ich liebe die Schuld, die die Dankbarkeit zahlet
Und mir im Bewußtsein Erinnerung bringt; —
Ich liebe die Welt, weil ein Gott sie gegeben, — —
Doch haß' ich mich selbst, und beweine das Leben!

Ich liebe das Auge, das Liebe mir spendet
Und was ich verschweigen muß, schweigend versteht; —
Ich liebe den Thau, den der Schöpfer gesendet,
Und den, der im Blicke des Frohen vergeht; —
Ich liebe den Pfad, der zum Vater sich wendet,
Und droben es ärndtet, was unten gesät; —
Ich liebe den Christen, den Türken, den Mohren — —
Doch haß' ich mich selbst, weil ich fühlend geboren!

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

XV.

Den 4ten Juni.

Dieß arme Leben, welches so viele dunkle Partien hat, bietet zuweilen doch auch sehr, sehr schöne Momente. Als ich mich gestern Abend, höchst ermüdet von zwei durchwachten Nächten und der ertragenen unsäglichen Angst, mit der Gewißheit auf mein Zimmer zurückzog, daß die Geliebte gerettet sei; als ich mich mit dieser Gewißheit in das Bette legte, und bei dem Scheine des glänzenden Vollmondes, der sein ganzes mildes Licht durch das Bogenfenster goß, dem friedlichsten Schlummer in die Arme sank: so fühlte ich mich wirklich glücklich. Lieber Gott! ich bin dieses Gefühles so selten theilhaftig geworden, daß ich mir desselben recht bewußt zu werden strebte; und Du, guter, lieber Eduard! magst mir verzeihen, wenn ich den Genuß, plaudernd und Dir erzählend, noch zu verlängern strebe. Sette scheint heute wirklich außer aller Gefahr: diese kräftige Natur geht der Genesung mit eben so schnellen Schritten entgegen, als sie die Höhe der Krankheit erstieg. Dabei scheint dem lieben Mädchen meine Nähe wohl zu thun: sie betrachtet mich als ihren Retter; und wenn mir der alte Vater, der die nämliche Ueberzeugung hegt, treuherzig-dankbar die Hand schüttelt, so sieht sie mit den Augen des herzlichsten Wohlwollens drein. Die Mutter hat mich mit einem Rubinringe beschenkt; ich dürfte winken, und sie träte mir ihren ganzen Erbschaftsantheil ab. In der That, es ist eine Freude, unter so einfachen, wohlwollenden Menschen zu leben.

Uebrigens, mein lieber Jugendfreund! bin ich hier wenigstens einig mit mir geworden, was mir — verzeihe mir! — unter Euch und in Eurer Hauptstadt noch nie hatte gelingen wollen. Ja, es gibt ein Lebensglück hienieden; man muß es nur nicht zu weit, und auf zu künstlich verschlungenen Umwegen suchen. Das ganze Geheimniß heißt Einfachheit; und wenn mir Settens Besitz dieses unschätzbare Glück sichert, und ich vom Förster hier eine Anstellung erlangen kann, so kehre ich Euch nie wieder. Du magst das der Tante sagen.

XVI.

Den 7ten Juni.

Ich schreibe diese Zeilen an Dich in der Frühstunde, im Scheine der herrlichsten Morgensonne, nieder, nachdem wir in der verwichenen Nacht ein schweres Gewit-

ter gehabt haben. Die Natur lechzte schon seit mehreren Tagen nach Regen, und die schwüle Luft zehrte recht an den Lebenskräften des Waldes; kaum daß mir ein geheimes Ruheplätzchen im Moose an dem Quell, von dem ich Dir wohl schon einmal geschrieben habe, noch Kühlung gewährte. Ich hätte den Regen vom Himmel herab beten mögen, Settens wegen, die das Zimmer noch nicht verlassen darf, und doppelt von der Hitze litt. Gegen zehn Uhr gestern Abends endlich fing ein leiser Donner an, murrend durch die Lüfte zu gehen; die durstigen Bäume des Waldes dufteten dem kommenden Regen entgegen; und bald nachher führte ein Windstoß das Gewitter herauf, dessen Schläge den ganzen Wald durchschmetterten, welcher mir nie schöner vorgekommen ist, als in dem mächtigen Widerstande, den die alten Eichen der Gewalt des Sturmes entgegensetzten. O Natur! — Ich stand, keine Gefahr achtend, und nur beschäftiget mit der Majestät dieses Schauspieles, am offnen Fenster meines Zimmers, als ein Jägerbursch erschien und mich bat, in das Krankenzimmer zu kommen. Sette hatte mich das Fenster aufreißen gehört, sie fürchtete die Gefahr der Wetterschläge für mich, und verwieß mir meine Verwegenheit, wie sie es nannte, bei einem Gewitter am offnen Fenster zu stehen, mit so liebevollen, so herzlichen Ausdrücken, daß ich ihr hätte um den Hals fallen mögen. „Wo sollte ich" sprach sie mit dem innigsten Tone, „wieder einen so besorgten Freund für mich hernehmen, wenn Sie ein Unglück beträfe?" Ich mußte bei ihr am Bette bleiben, sie faßte meine Hand und drückte sie, wenn ein heftiger Donnerschlag das herrliche Gesäusel des Regens unterbrach, welches wir durch die Bogenfenster vernahmen. Lieber Eduard! und mir war's wohl, unendlich wohl.

Nach Mitternacht endete ein letzter fürchterlicher Schlag, vor dem das alte Schloß im tiefsten Grunde erbebte, das schöne Schauspiel. Sette sank in einen süßen Schlummer, und ich eilte noch einmal hinaus unter die alten Bäume, die die erfrischten Blätter gegen den sich aufklärenden Himmel zu richten schienen, als wenn sie ihm danken wollten für die Labung des Regens. Eine vollkommne Stille umgab mich, kein Lüftchen regte sich mehr, und ich sog wollüstig-begierig die herrliche Kühlung ein, die sich durch das Gebüsch verbreitete. — Nein, Freund! aus diesem Walde und von Setten bringt mich Nichts mehr fort. Spare die Mühe Deiner Demonstrationen.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Fortsetzung.)

6.

Sehr bitter war Racine im Scherze. — Selbst seine Freunde fanden vor ihm keine Gnade, wenn ihnen etwas entschlüpft war, das ihm zum Gespötte dienen konnte. Als Boileau eines Tages der Académie des Inscriptions etwas Unrichtiges vorgetragen hatte, so begnügte sich Racine nicht mit einem kleinen bittern Scherze darüber, sondern er fiel so hart gegen seinen Freund aus, daß Boileau endlich gezwungen war zu sagen: „Nun ich gestehe ja, ich habe Unrecht, aber ich will weit lieber das Unrecht auf meiner Seite haben, als ein so stolzes Recht, wie Sie."

7.

Als bei einer andern Gelegenheit sich Boileau wiederum durch Spöttereien Racine's tief gekränkt fühlte, fragte er nach Beendigung des Disputs: „Hatten Sie die Absicht, mich zu beleidigen?". — „„Davor bewahre mich Gott!"" erwiederte sein Freund. „Nun denn — entgegnete Boileau — er hat Sie nicht davor bewahrt, denn Sie haben mich beleidigt."

8.

Racine wollte stets als Hofmann erscheinen, aber er verstand es nicht, sich als solchen zu benehmen. Als ihn der König eines Tages, in der Gesellschaft des Herrn von Covoye, auf der Promenade begegnete, sagte er zu seinem Begleiter: „Diese beiden Männer sehe ich so häufig mit einander und jetzt erst wird mir der Grund davon klar: Covoye dünkt sich einen Schöngeist in Racine's Umgebung und dieser hält sich für einen Hofmann in Covoye's Gesellschaft.

9.

Als Louis XIV. seine Armee zur Belagerung von Mons abführte, befahl er seinen beiden Geschichtsschreibern *) ihm zu folgen. Aber Racine liebte das behagliche Leben zu sehr, um diesem Befehle Folge leisten zu können. Er blieb zurück. Bei der Rückkehr des Königs machte dieser dem Dichter Vorwürfe, worauf derselbe höchst geistreich erwiederte: „Sire! meine Garderobe war nicht in dem Stande, sogleich folgen zu können; ich bestellte augenblicklich meine Feldequipage, aber Ew. Majestät hatten weit schneller die belagerten Städte erobert, als meine Kleider in Stand gesetzt werden konnten."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Racine und Boileau wurden im Jahre 1677 zu Geschichtsschreibern Louis des XIV. ernannt.

Reise-Zeitung.

Vier Tage in und bei Magdeburg.

Getreue Relationen eines Reisenden.

Die heilige Pfingstfeier, das schöne Maienfest, war herbeigekommen in seinem Rosenglanze, was der ganzen lieben Christenheit weit und breit Anlaß zur Freude gibt; auch mich hatte sie bewogen, von ihrem Nektar zu nippen, und ich hatte dießmal Magdeburg und seine Umgegend gewählt einige frohe Tage, die uns so selten erscheinen, in und um Magdeburg zu begehen! — Nachdem ich am ersten Festtage mich am Vormittage im altehrwürdigen Dome durch die kräftige Rede des an diesem Tage redenden Predigers, welche gleich Harfenklang in meine Brust von der Canzel herabtönte, ermuthigt hatte, fuhr ich in wohl gewählter Gesellschaft Nachmittags nach dem Bade Elmen bei Salze. Auf der Hälfte des Weges, in dem recht angenehm gelegenen Gasthofe zur Eiche, aus welchem der Wohlstand und die rege Betriebsamkeit des Besitzers aus allen Fugen hervorblickt, restaurirten wir uns oberflächlich und gelangten bald darauf in dem Bade selbst an. — Trotz der im Ganzen schönen, fast ungewöhnlich heißen Witterung waren wenig Gäste zu schauen; auch hatten sich nur einige Badende eingefunden! — Wenn der Wirth von diesem Bade, Herr Grashof, ein junger artiger Mann, Alles anwendet, den Besuchenden durch Pünktlichkeit und Bescheidenheit, so wie alle seine Angehörigen sich zu empfehlen, so haben die Anlagen selbst, seitdem ich sie nicht gesehen, um Vieles gewonnen, vor Allem aber muß man dem alten ehrwürdigen Veteran im Dienste Hygaeas, dem eigentlichen Begründer dieses Heilbades, dem Herrn Dr. Tollberg, lauten Dank zurufen, daß der noch immer rüstig Wirkende für diese Heilquelle so männigliche Sorge trägt. Mir machte es viel Vergnügen, diesen Ehrwürdigen kennen zu lernen, dem Freundlichkeit und Zuvorkommenheit stete Begleiter sind. Möchte ihn der über uns Waltende noch lange erhalten zum Heile und Segen vieler Leidenden! Den fast allzulautlosen Nachmittag etwas farbenreicher zu gestalten, fuhr ich nach Schönebeck, um auf dem dortigen Rathskeller, wo eine gar hübsche Wirthstochter nach meinem Begehren frug, mich an einer recht guten Tasse Kaffee zu erfreuen, und eilte hierauf nach dem Busche, dicht bei Schönebeck gelegen, wo eben heute der Frohsinn dicht bewegter Volksmassen in allen Farben schillerte. Die Menge der Gäste hinderte einen schmackhaften Trunk für gutes Geld zu bekommen! — und so geschah es, daß ich mich bald wieder auf den Heimweg nach Magdeburg machte, wo ich spät Abends ankam und mich nach Ruhe und frischem Wasser sehnte, denn die Staubwolken hatten mich zu einem Mongolen vergelbt.

Noch hatte es den zweiten Pfingstfeiertag morgens nicht vier Uhr geschlagen, als ich mich schon auf der Wanderung nach dem Vogelgesange befand, wo eben heute die lieben Magdeburger, nach alter hergebrachter Sitte, ein Volksfest ohne Namen feierten.

Alt und jung, vornehm und gering, reich und arm, Meister und Gesell, Herrin und Magd, was nur immer Vergnügen findet an solch wirrem Treiben, fährt und geht an diesem Morgen hierher, wo eine recht ansprechende Morgenmusik die Kommenden begrüßt. Tausende von Menschen lagern in und um den Garten, wallen auf und ab, und manch holdes Liebchen findet sich hier in traulicher Zwiesprach mit dem Auserwählten ihres Herzens, vornehmlich aber dirigirt Bachus heut' mit seinem Thyrsus-Stabe. Obschon dieses fröhliche Treiben vom Aufgange der Sonne bis um den Mittag hinein währt, und Mancher schweren Hauptes nach Hause zieht, so hatte die sehr tüchtige und umsichtige Polizei, die sich mit vollem Rechte hierselbst den Beinamen der Bescheidenen erwarb, keinen Anlaß, wirkend einzutreten, und das will viel, sehr viel sagen, wo eine Menschenmenge von 10—12000 Personen beiderlei Geschlechtes, und hier und da exaltirt, sich vorfindet! Ein Beweis, wie sehr die guten Magdeburger nach Frieden und Anstand streben! — Es soll dieses Volksfest indeß früher weit frequenter und mehr besucht gewesen sein, so hörte ich von Mehreren, die ich über diese Feier zu sprechen Gelegenheit hatte. — Ich besuchte nun noch auf dem Heimwege den so genannten Plaak'schen Garten, der seiner wirklich angenehmen Anlagen wegen mich ungemein ansprach! — In dem schönen, duftenden Orangerie-Gebäude trank ich auf Magdeburg's Wohl mit einem achtbaren Freunde ein Gläschen Rebensaft und konnte mit der billigen Forderung wohl zufrieden sein! — Um dem darauf folgenden Nachmittage auch sein Recht zu geben, wanderte ich nach dem rothen Horne, wo heute die Schützen ihre Kunst erprobten, bei welcher Gelegenheit auch Fortuna Manchem Hoffnung, sich zu bereichern, machte; auch ich ließ mich verleiten, bei dem fast allein nur hier obwaltenden lösch'- und zahl' aus mein Heil zu versuchen, doch wurde mir, wie oft es schon geschah, eine Niete zu Theil, und klingt mir jetzt noch fast widrig, „das! — o! komm' du liebe Sechse bald heraus," womit der Budenbesitzer, bei welchem ich würfelte, die Mißgunst der launigen Glücksgötter herauf beschwor, in die Ohren! — So geht es gar oft im Leben, der Treffer gibt es gar wenige, der Nieten so viel! —

Den dritten Pfingstfeiertag hatte ich mir vorgenommen, recht würdig zu begehen, zu welchem Ende ich denn nach Althaldensleben fuhr, um mich dort in dem herrlichen Parke zu erfreuen! Ohnstreitig gehört diese treffliche Gartenanlage, die ihr Entstehen einem Manne zu danken, der in ganz Europa (nicht zu viel gesagt) einen vollwichtigen Klang hat, zu den schönsten ihrer Art.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, Mai 1831.

Der 14te April und die folgenden Tage waren für Braunschweig, nach so manchen stürmischen, sehr erfreuliche, denn die für die Bürgergarde bestimmten drei Fahnen wurden am 14ten vom Generalsuperintendenten Henke eingeweiht. Ein großer Theil achtungsvoller und schöner Braunschweigerinnen hatte sich einer freilich mühsamen Arbeit unterzogen, obige mit den schönsten Stickereien zu schmücken, wofür ihnen aber auch nicht nur von sämmtlichen Braunschweigern die möglich größte Anerkennung für ihre bewiesene Vaterlandsliebe, sondern auch nachher das ungetheilte Lob zu Theil wurde, daß aus ihren kunstfertigen Händen ein Werk möglich größter Vollkommenheit hervorgegangen war.

Die erste Fahne trägt im weißen Felde den rothen Löwen, darüber die Mauerkrone mit der Umschrift: Treu und fest; die zweite das Stadtwappen, umgeben von den Wappen der einzelnen Weichbilder, auf der Kehrseite liest man die goldgestickte Inschrift: nur Erhabenes weckt mich; die dritte zeigt den Namen Wilhelm, des vielgeliebten Fürsten, umstrahlt von der goldnen Freiheitssonne. Die Rückseite zeigt die Worte: Dem Retter des Vaterlandes, den 10ten Sept. 1830.

Am 14ten April, Morgens sieben und ein halb Uhr fanden sich die Bürgergarden auf den verschiedenen Sammelplätzen ein, worauf sie gegen acht Uhr sich zu dem Denkmal begaben, welches den beiden unvergeßlichen Fürsten und Vätern des Vaterlandes, Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, auf der Wallpromenade, in der Nähe des August-Thors, errichtet ist. In geordneten Reihen ging der Marsch zum großen Exercierplatze, wo sie gegen zehn Uhr ankamen. Eine unübersehbare Menschenmenge zog mit hinaus, und die Stadt war wie ausgestorben. Außerdem hatten sich viele Fremde der nahe gelegenen Ortschaften zu dieser Festlichkeit und Feierlichkeit eingefunden. Freude und Zufriedenheit sprach aus Aller Zügen und der frühere Unmuth und die erlebten trüben Augenblicke waren gänzlich verwischt.

Das Fest war bis elf Uhr vom schönsten Wetter begünstigt, allein nachher zogen schwere Gewitterwolken heran, die sich entluden. Se. Durchlaucht kamen um elf Uhr auf dem Exercierplatze an und wurden vom herzlichsten Jubelrufe empfangen. Sie ritten, ungeachtet der Regen stromweise herabstürzte, durch die Reihen der aufgestellten Bürgergarden, und verfügten sich dann in das für sie bestimmte Zelt, in welchem sich, wie noch in einem andern, auch sämmtliche Civil- und Militärbehörden und Stadtprediger einfanden. Den Damen war ein eigenes angewiesen.

Mehrere Sonntage hindurch hatten sich die Bürgergarden schon eingeübt, und führten die Evolutionen trefflich aus. Die ganze Mannschaft bildete ein offenes Quarré. Auf jeder Seite waren vier Compagnien, eben so viele im Centrum. In der Mitte der offenen Seite waren die Zelte, und einige Schritte entfernt der Altar.

Aus jeder Compagnie war eine Deputation, aus einem Hauptmann, einem Lieutenant, einem Unteroffizier und einem Gardisten bestehend, hervorgetreten, welche sich mit den Fahnenträgern, ungefähr zehn Schritte vor dem Altare und auf der Seite desselben, in der Ordnung aufgestellt hatten, daß sie ein kleines offenes Quarré bildete. Der Generalsuperintendent Henke trat vor den Altar, auf welchem sich die Fahnen befanden, und nach abgesungenen zwei Versen eines, zu diesem Zwecke gedichteten, religiösen Liedes, hielt der Geistliche eine Rede, und flehte am Schlusse derselben im herzlichen Gebete Segen herab auf des theuren Fürsten Haupt, und empfahl dem Herrscher der Welten das ganze Vaterland. Unter Absingung eines Gesanges wurde die Feierlichkeit beschlossen.

Die eingeweihten Fahnen wurden dem Herzoge überreicht und Höchstderselbe, so wie die ihn umgebenden Standespersonen und die erwählte Deputation, schlugen einen Nagel in den Schaft jeder derselben, und eine Deputation von Damen schlang den Cordon um die Lanzen. Die Fahnenträger und Deputirten kehrten mit den Fahnen zu ihren Compagnien zurück, die sie laut jubelnd empfingen. Bei der Weihe selbst hatte sich der Himmel völlig wieder aufgeklärt.

Der Herzog ritt mit der ganzen Suite zur Seite des Commandeurs der Bürgergarde, Löbbecke, neben den Linien seiner treuen Bürger vorüber, grüßte, unter unbeschreiblichem Jubel der freudetrunkenen Menge, mit Freundlichkeit und ließ dann das ganze Corps vor sich vorbei defiliren. Gegen drei Uhr kehrte die Bürgergarde zur Stadt zurück. Sie machte auf dem Altenstadt-Markte Halt, und nachdem die Fahnen zum Commandeur Löbbecke gebracht waren, wurde das Corps entlassen. Alle Fenster, vor denen der Zug vorüber ging, waren mit Menschen angefüllt, die sämmtlich die prachtvollen Fahnen bewunderten.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Degere more ferae! — Diese Worte des Virgil scheint der englische Dichter Vambrugh vor Augen gehabt zu haben, wenn er die Miß Hoyden sagen läßt, „sie beneide einen Windhund um seine Freiheit.“

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 148. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 23. Juni. 1831.

Ueber die jetzige Schreibe- und Lesewuth der Deutschen.

Dem Deutschen dient dermalen das Lesen für alles Andere, manchem sogar für Essen und Trinken. Es scheint wirklich, gleich den Kuhpocken, als Präservativ-Mittel gegen alle Uebel im Brauch zu sein, ungefähr so, wie arme Teufel sich den Hunger durch Schlaf oder Schmachtriemen vertreiben, und selbst die furchtbare Cholera Morbus wird sicher in Deutschland durch unser vieles Lesen über die Cholera vertrieben werden. Unsere Armuth entschädigt sich reichlich durch Komödien, Romane und Erzählungen, worin großmüthige Autoren, wie ganz absonderlich Kotzebue und Clauren, das Geld zu Millionen verschenken lassen. Der Reiche fühlt sich weich und edel bei einer Abhandlung über die Wohlthätigkeit. Der Ehrgeizige hat seine Freude an den kühnsten, größten Planen, freilich nur auf dem Papier; u. s. w. Es gibt Leute, die uns diese Lesesucht zum Vorwurf machen, und sie als die Quelle mancherlei Unheils ansehen. Sie sagen z. B. „unfruchtbare, todte Kenntnisse seien das Grab des Geistes; es erschienen jetzt nur sehr wenige Bücher, die verdienten gelesen zu werden, und um diese wenigen zu verstehen, müsse man sich mühsam in sie hinein studiren; ja, selbst dieses Studium sei sehr gewagt, weil wir dadurch fremden Gedanken und Ansichten zu viele Gewalt über uns einräumten, und so leicht irre geführt, oder aus unserer eigenen Bahn herausgeworfen werden könnten." Ferner, „was die heutige Weisheit unserer Weiber und Kinder anlangt," so bemerken diese unberufenen Kritiker sehr naseweis: „Kinder verbrennten sich gern am Licht, und Weiber, wenn sie sich zu viel der Sonne aussetzten, würden wenigstens schwarz davon." Endlich behaupten sie sogar: „der Kopf sei uns von dem vielen gelehrten und ungelehrten Lesen ganz getäubt worden, und in einen Zustand von Träumerei versunken; wir weinten nur über erdichtete Leiden, und wenn das eigene Haus brennte, so liefen wir eiligst davon, untersuchten aber hinterher weitläufig, wie man unter andern Umständen, oder wenn man es vorher gewußt, am besten hätte löschen können." Wie wenig aber alle diese Einwendungen und Vorwürfe bei näherer Betrachtung sagen wollen, wird sich in Kurzem, sowohl durch Thatsachen als Vernunftgründe, augenscheinlich darthun lassen. Erstlich, der Vorwurf: „das viele Lesen ersticke, wie Unkraut, die eigene Fruchtbarkeit des Geistes," wird schon durch einen Blick auf den Leipziger Meßcatalog hinlänglich widerlegt. Unsere Bücher vermehren sich in's Unendliche, gleich den Kindern Israels in der Wüste, und vielleicht aus denselben Gründen. Jedes literärische Kind wird wenige Tage nach seiner Geburt Vater oder wenigstens Gevatter von wieder einem Dutzend Kindern, und wir haben es darin zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß wir nicht mehr Zeit zum Schreiben eines Buches brauchen, als sonst zum Lesen nöthig war, nämlich ein Paar Tage.

Ein sehr glücklicher Umstand ist es, daß die jungen Leute heut zu Tage lieber von der Feder als vom Leder sind; denn außer dem, daß neue Besen gut kehren, was läßt sich nicht von der Behendigkeit eines noch minderjährigen Autors erwarten, der schneller schreibt als denkt, und mit der ganzen Unbefangenheit eines Schwammes gleich wieder von sich gibt, was er so eben erst eingesogen hat.

> Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
> Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!
> Schiller.

Wenn es wahr ist, daß wir im Lehren lernen, so wird dadurch das Weisheits-Auskramen unserer jungen Autoren am leichtesten erklärt, und zugleich ihre Bescheidenheit gerettet.

Man könnte sagen, es wäre wider die Natur, daß junge Leute schreiben, da sie noch wenig oder gar

keine Erfahrung haben, und nur durch diese, eigene Gefühle und originelle Gedanken möglich sind. Aber eben darum wird es ihnen so leicht, die ungleichartigsten, widersprechendsten Ideen ganz friedlich, hart auf einander zu häufen, weil sie nicht in ihrem Kopfe, sondern schon früher in einem ältern entstanden sind.

Allein gesetzt, die Literatur werde durch die Schriftstellerei unserer Jugend nicht bereichert; was gewinnen wir nicht auf der andern Seite dadurch, daß diese Brauseköpfe, indem sie schreiben, weniger denken, und was noch wichtiger ist, gar Nichts thun! Wie viel Unheil kann nicht ein feuriger, noch ungebändigter Jünglingskopf anrichten, der in unversehrter Kraft, wie wildes Feuer, Alles, worauf er sich wirft, verzehrt! Sind nicht die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets der beste Blitzableiter, womit diese zerstörende Flamme zwar nicht in die Erde, aber auf das unschädliche Papier geleitet wird? Laßt die jungen Herrn immerhin ihre besten Jahre verschreiben, bis sie, durch Zeit und Trübsal zahm und mürbe gemacht, gleich Mispeln, in ihrem Alter erst brauchbar werden! Die Gründe wider die Schriftstellerei der Weiber lassen sich aus demselben Gesichtspunkte leicht widerlegen. Was kann ein junges Mädchen Unschuldigeres thun, als ihre zarten, kaum erst zur Reife gediehenen Gefühle, nicht diesem oder jenem einzelnen Manne, sondern ehrlich und offenherzig lieber gleich der ganzen Welt schriftlich anzuvertrauen? Unsere grausame Sitte vergönnt ihnen nur auf Befehl ihrer Vorgesetzten (ihrer Eltern, oder Onkels, Tanten, Vormünder u. s. w.) zu lieben. Wie helfen sich diese armen Kinder? Sie flüchten sich an den Schreibtisch, und da lieben sie mit heißer Inbrunst ihre selbst verfertigten Eduard's und Alonzo's, die sie zuvor freigebigst mit Allem ausgeschmückt haben, was dem weiblichen Sinne gefallen, und ihrer Phantasie schmeicheln kann. Fürchtet nicht, daß sie auf diesem Wege zu Träumerinnen werden, oder es verschmähen, aus jenen luftigen Regionen zu uns gemeinen Sterblichen wieder zurück zu kehren! Ach nein! Es ist eine sehr tröstliche Inconsequenz der Weiber, daß gerade die Sprödesten und Geistreichsten unter ihnen sich am leichtesten wegwerfen. Gelingt es ihnen dann, noch auf Augenblicke die gelähmten Flügel der Phantasie aus der schweren Atmosphäre des Ehestandes in die reizenden Gefilde der Dichtkunst zu erheben, wohl ihnen! laßt immerhin die Suppe darüber anbrennen, oder eine Masche am Strumpfe fallen, und stört sie nicht in ihrem süßen Traume. Im Leben verlangt man von den Frauen, sie sollen dulden, nicht einmal klagen. Man räume ihnen also zu einiger Schadloshaltung in dem Reiche der Literatur das traurige Feld der Elegie ein, verbiete ihnen aber die üppigen Thäler des Romans, denn der Roman führt mitten in den Pfuhl des Lebens, die Elegie aber aus der Wirklichkeit hinaus.

Und gilt das nicht von uns Allen? Haben wir nicht Alle Stärkung und Erholung nöthig, bedürfen wir nicht ein geistiges Manna, das uns in der Wüste speise und tränke? Für den Einen ist eine Rumfordische Suppe wie der elende Gothaer Allgem. deutsche Anzeiger hinlänglich, ein Anderer will sich durch Schlummer erquicken, und findet in der Abendzeitung ein Opiat. Man weise uns nicht mit leerem Spotte aus unserer unermeßlichen Journal- und Bücherwelt hinaus! So lange wir lesen oder schreiben, fühlen wir uns glücklich und reich, mächtig und klug. Was die Dichter aller Nationen Schönes und Herrliches gesungen haben, eignen wir uns, gleich gefundenen Schätzen, zu. Jeder Dichterling meint, Shakespeare's Witz und Sterne's Laune, und die Weisheit der Alten, seien ihm aus der Seele geschrieben. Der Politiker, wenn er im Montesquieu oder in der Augsburger allgemeinen Zeitung liest, zieht die Stirne in hohe Falten, und wähnt, die Schicksale der Völker in seiner Hand zu wägen. Der junge Fähndrich, wenn er in den Erzählungen der Abendzeitung auf die Schilderung einer Schlacht stößt, ballt die Faust, zieht vom Leder, und ficht mit der Luft. So sind wir Dichter, Staatsmänner und Helden, ohne den geringsten Aufwand von Studium, Kraft und Mühe. — „Aber immer könnt Ihr doch nicht lesen; wenn Ihr nun das Buch weglegt?" — Nun, dann reiben wir uns ein wenig die Augen, schütteln die großen Gedanken von uns ab, und versehen unsere kleinen Geschäfte und sonstigen körperlichen Functionen, so gut als wir können.

Der Einwurf, daß das Lesen die innere Thätigkeit hemme, und eigentlich eine Art von angenehmem Müßiggange sei, beweiset eben so wenig. Denn das dolce far niente ist eigentlich das wahre Leben aller Südländer, und der höchste Gipfel ihrer Wünsche. Der Nordländer muß sich zwar, wenn er nicht erstarren und verhungern will, zu einiger Arbeit entschließen, aber kaum hat er sie glücklich beseitigt, so ersäuft er alle seine Sorgen, und endlich alle Gedanken in dem geliebten Grog und Branntwein, und kommt so dem seligen Zustande des Nichtseins noch näher. Die Lectüre wirkt, wenn auch nicht so heftig, doch ganz auf dieselbe Art, wie dieß edle Getränk. Erst spannt sie ein wenig unsere Nerven, dann führt sie uns an Tempeln und buntscheckigen Grotten vorüber, und läßt uns durch schattige Irrgänge auf und ab lustwandeln; zuletzt schläfert sie uns durch die eintönige Melodie eines Wasserfalls oder durch ein vielfaches Echo ein; und wachen wir wieder auf, so ist uns der Kopf schwer, nicht vom Denken, sondern vom Nichtsdenken. Einen Vortheil hat freilich das gänzliche Nichtsthun vor dem anhaltenden Lesen voraus; es zieht uns nämlich von aller Wirklichkeit ab, und führt unmittelbar zur innerlichen Anschauung. Unsere neuesten Philosophen, allzumal die Hegel'schen, scheinen das zu wissen, denn sie haben eine eigene Sprache erfunden, die mit Fleiß immer nichts sagt. Doch können sie lange in sich selbst

hineingucken, ehe sie es dem Fakir gleich thun, der sieben Jahre hindurch in einem fort seine Nasenspitze anschaute. Alles wohl überlegt, ist dieser angebliche Vortheil des Nichtsthuns vor der Lectüre nicht so groß, als man glaubt; denn wer Vielerlei unter einander liest, liest im Grunde nichts, und verfällt noch oben drein in eine Apathie, und eine Art von schwermüthigem Stumpfsinn, der zur Erkenntniß der heutigen Anschauungs-Philosophie ganz geeignet scheint.

Nachdem wir mit so überwiegenden Gründen erwiesen haben, daß unsere allumfassende Literatur, zu der, wie bei dem Thurm zu Babel, Jung und Alt, Groß und Klein helfen muß, unser einziger Rathgeber, Tröster in der Noth, Ernährer, der Sammelplatz unserer Freuden, das Polster unserer Träume, kurz unser kostbarster Schatz und Alles in Allem ist; so wollen wir nur zum Schluß vor einem böslichen Mißbrauche warnen, der sich unter den Arbeitern und Aufsehern dieses Tempelbaues eingeschlichen hat.

Es ist nämlich auffallend, daß, wie zu Babel, unter dem Schwarme der literarischen Tagelöhner eine gewisse Sprachverwirrung einzureißen anfängt, und es steht zu befürchten, — wenn man dem Uebel nicht in Zeiten wehrt, — daß es um sich greifen, und Niemand endlich sein eigenes Wort verstehen werde. Dieß ist besonders unter unsern heutigen Aesthetikern der Fall. Schon Müllner machte sich oft über diese „hohlen Phrasenschneider" von Kunstrichtern, die weder gründliche noch klare Begriffe, aber eine Unmasse bombastischer Worte haben, mit vollstem Recht lustig; und wer, mit einer gesunden Urtheilskraft, einem kenntnißreichen Wissen und einem geläuterten Geschmack begabt, all das tausendfältig durch einander plappernde Geschwätz in unsern jetzigen zahllosen kritischen und sogenannten Unterhaltungsblättern, über Poesie, Kunst und Theater, wirklich lesen wollte, dem müßte doch fürwahr dabei wie dem Faust unsres unsterblichen Goethe, in der Hexenküche, zu Muthe werden:

„Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen;
Mir ist als hörte ich ein ganzes Chor
Von hundert tausend Narren sprechen!

Schütz.

Aphorismen von Baldamus.

1.

Begegne ich einer kühnen Leidenschaft, die mit einem schweren Schmerze auf dem Rücken durch's Leben flieht, und dabei vom blutigen Hasse, vom fahlen Neide verfolgt wird, auf deren Fall man nur lauert, um sie als gute Beute zu vertheilen, so denke ich an das herrliche Bild Vernet's, des genialsten jetzt lebenden französischen Malers, das den unglücklichen auf ein Pferd gebundenen und von Wölfen verfolgten Mazeppa vorstellt.

2.

Wir Christen sind sämmtlich mehr oder weniger Juden, denn jeder von uns hat neben dem großen Weltheilande noch einen besondern Hausmessias, von dem er seine Erlösung erwartet.

3.

Ich bin ein abgesagter Feind aller Pasteten, und sollte sie auch ein la Vall aus kapitolinischen Gänseledern zusammengerührt haben. Auch das Pasticcio in der Malerei widert mich an. Eben so geht es mir mit den moralischen Quodlibetsnaturen, die alle Schulen der Tugend und des Lasters bunt durch einander werfen, und nicht einen einzigen originellen Irrthum aufzuweisen haben. Lieber will ich mit Miltonschen Teufeln verkehren, die doch in einem und demselben Style arbeiten, und in ihren Schöpfungen eine, wenn auch Grausen erregende Eigenthümlichkeit aufweisen können.

Für die Mischmaschmenschen muß es einen eignen Himmel geben, denn sie können weder zu den christlichen Schafen, noch zu den christlichen Böcken gezählt werden, und gehören darum in die Cathegorie der Hammel, deren Fettcharakter sie auch nie verläugnen können.

4.

Eine Moral in Beispielen gleicht den lebendigen Gartenzäunen, in deren grünen Pfeilern heitere Sangvögel nisten, in deren blühenden Hagedorngewinden sich bunte Ostereier verstecken lassen. Gehege dieser Art, die wohl wehren, aber nicht schrecken, haben den Vorzug vor den nackten, starren ethischen Angelringen, diesen düstern Mauergürteln, die an den Zwang erinnern, vor den todten hölzernen Staketen, die den frischen Baumschlag fortwährend mit dem Beile bedrohen.

5.

Wie es viele Flug- und Tagesschriften gibt, die man nur heften, nicht aber förmlich einbinden läßt, weil man sie einmal flüchtig gelesen, ihrer Inhaltslosigkeit halber für immer zur Seite wirft, so stoßen wir auch häufig auf Menschen, mit denen man wohl allenfalls in Gesellschaften eine Stunde verplaudert, bei denen man es aber, wenn man unter vier Augen mit ihnen verkehren sollte, ihrer Seichtheit halber nicht zehn Minuten aushalten würde.

Diese Broschürnaturen, bei denen der Herrgott selber den Einband sparte, wimmeln von moralischen Druckfehlern, die aber alle so platt und plump sind, daß man Jahre lang nach einem einzigen auch nur halbwitzigen qui pro quo aussehen könnte. Die Errata des geistvollen Kopfes haben dagegen ein ganz anderes Gesicht. Sie gleichen gewissen anmuthigen Unarten, denen man den Verstoß gegen das Anstandsreglement gern verzeiht. Ihre Mißverständnisse haben eine Bedeutung, die der Sinn einer verbesserten Lesart nur selten aufzuwiegen vermag.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, Mai 1831.

(Fortsetzung.)

Abends hatte sich eine beträchtliche Anzahl Bürger auf dem Neustadt-Rathhause versammelt, um dem Commandeur Löbbecke für die rastlose Thätigkeit, welcher er sich zum Wohle der Mitbürger unterzogen hatte, eine Fackelmusik zu bringen. Der Zug setzte sich um neun Uhr in Bewegung und bildete vor dem Hause des Commandeurs einen Halbkreis. Eine Deputation, mit dem Bürger-Lieutenant Seiffert an der Spitze, ging hinauf, um im Namen der Bürgergarde dem Commandeur für die großen Verdienste, die er sich ihretwegen erworben, zu danken, und brachte auch das Lebehoch aus. Die unten stehende Mannschaft, nebst den zahlreichen Zuschauern, stimmten jubelnd ein und das Rufen der froh gestimmten Anwesenden verhallte erst, als der letzte Fackelträger vorüber war.

Da mehrere Truppen als Contingent nach Luxemburg bestimmt sind, so werden die Zurüstungen zur Mobilmachung desselben noch betrieben *), und weil man nicht alle Truppen in die Kasernen unterbringen konnte, so ist das Jäger-Bataillon, welches hier zurückbleibt, bis zum Ausmarsche des Contingents, nach Wolfenbüttel verlegt. Einen Theil der Truppen verlegte man, nach zuvor getroffener Einrichtung, in den linken Flügel des Schlosses, den die verheerende Flamme verschont hatte. Den Befehl über das Corps führt der Obrist und Brigadier Wachholz. Regiments-Commandeur ist der Obristlieutenant und Kammerherr von Brandenstein, beide Ritter des Guelphenordens und Inhaber mehrerer Feldzeichen für die Feldzüge der Jahre 1809 und 1815.

Die zum Ausmarsche bestimmten Truppen bestehen aus einem Bataillon Grenadiere, wovon Chef der Major von Specht ist, und einem Bataillon Füselieren, Chef Major Morgenstern, einem Adjutanten, vier Hauptleuten, vier Premier-Lieutenants, fünf Seconde-Lieutenants, einem Bataillons-Arzt, einem Gehülfswundarzt und vier Compagnien, deren jede einen Feldwebel, vier Sergeanten, sechs Corporale, vier Spielleute, zwei Sappeurs, zehn Schützen hat. Jedes Bataillon zählt 173 Mann. Die Marsch-Batterie besteht aus einem Hauptmann, als Chef derselben, zwei Premier-Lieutenants, einem Seconde-Lieutenant, einem Bataillonsarzte, einem Thierarzte, einem Gehülfsarzte, zwei Oberfeuerwerkern, vier Feuerwerkern, vier Bombardeuren, drei Hornisten, vier Handwerkern, vier Kanonieren, vier Stück Geschützen und 157 Pferden. Zurück bleiben der Reserven Cadre, das Husarenregiment und das Jäger- oder Leib-Bataillon.

*) Sind jetzt beendigt. Die Kosten der Equipirung, sich auf 50,000 Thaler belaufend, soll die Landesherrschaft vorgeschossen haben.

Am 20sten April ließen Se. Durchlaucht, der Herzog Wilhelm, den Landschaften des Herzogthums Braunschweig und Fürstenthums Blankenburg diejenigen Reversalien übergeben, vermöge welcher im 79sten Artikel der Landschaftsordnung vom 19ten Jan. 1820 Folgendes festgesetzt ist:

„Der jedesmalige Landesherr kann nach dem Antritte seiner Regierung, die gewöhnliche Erbhuldigung von den Unterthanen nicht eher verlangen und sich leisten lassen, als bis von Höchstdemselben die gegenwärtige Landschaftsordnung förmlich und bündig angenommen und bestätigt, auch die hergebrachte Versicherung wegen Aufrechthaltung der über die Primogenitur in dem fürstlichen Hause Braunschweig-Wolfenbüttel bestehenden Verträge und des Pacti Henrici Wilhelmiani ausgestellt worden ist *).

Hierauf hatten die Mitglieder des engern Ausschusses, der Kammerdirektor von Bülow, Geheimerath von Strombeck und der Steuerrath Lanzenfeldt die Ehre, bei Sr. Durchlaucht in einer feierlichen Audienz zugelassen zu werden, um Höchstdemselben den ehrerbietigsten Dank für die ausgestellten Reversalien darzubringen, so wie auch Sr. Durchlaucht zu dem Regierungsantritte und der nahe bevorstehenden Huldigung den gebührenden Glückwunsch abzustatten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses schloß Herzog Heinrich der Jüngere mit seinem Bruder Wilhelm am 10ten Novbr. 1535 zu Wolfenbüttel ab, vermöge dessen die Erbfolge im Braunschweigschen Hause in absteigender Linie, so wie die Punkte wegen der Vormundschaft, der Mündigkeitsjahre u. s. w. festgesetzt wurden, welchen Vertrag auch die Stände des Landes mit der Klausel: jedem Landesherrn, der denselben nicht annehmen wollte, die Huldigung stets zu verweigern, bestätigten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Hierzu eine Extra-Beilage. Eine Nummer der Zeitschrift:
Janus. Dresden — Leipzig, wie es war und ist. Ein Sonntagsblatt für Tagsgeschichte, Theater, Literatur, Geselligkeit und Localität.
Von dieser höchst interessanten und witzigen Zeitschrift, welche ein fortlaufendes Panorama dieser beiden Hauptstädte Sachsens liefert, erscheinen alle Wochen regelmäßig zwei Nummern in gr. 8. Der Preis eines Quartals ist nur 18 Gr.
C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 149. (II. Jahrg.) Freitag, den 24. Juni. 1831.

Einiges gegen und über Harro Harring *).

Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

In einem Leipziger Schmähblatte hatte vor einiger Zeit ein Anonymus sich erfrecht, mit pöbelhafter Gemeinheit, mit verläumderischem, giftigen Hohne mich persönlich anzutasten. Frei stand es Jedem, der sich dazu berechtigt glaubte, meine literärischen Versuche kritisch zu beleuchten, sie jedoch nur als Motiv zu gebrauchen, die heiligsten Güter des Menschen in seiner Ehre zu beeinträchtigen, ist ein feiges Bubenstück, dem jeder Rechtlichgesinnte seine tiefste Verachtung zuerkennen wird. Auch ich glaubte dieses Gefühl aussprechen zu müssen und erklärte den Verfasser öffentlich für einen elenden Meuchler und infamen Schurken. Aus einer so eben an mich ergangenen brieflichen Mittheilung ersehe ich zur Rechtfertigung der früher geschehenen Erklärung, daß Herr Harro Harring am Schlusse einer mir unbekannt gebliebenen Schmähschrift („Faust") sich als Verfasser jener schaamlosen Aufsätze zu erkennen gegeben habe. Bei dieser Nachricht fühlte ich mein Herz von namenloser Wehmuth, von unendlichem Schmerze ergriffen, nicht des Umstandes wegen, daß ich ehrlosen Anfeindungen mich preisgegeben sahe — denn solche werden, den Urheber brandmarkend, auf seine freche Stirn zurückfallen, — die Veranlassung meiner schmerzlichen Empfindungen war die traurige Erfahrung, zu der mich Herr Harro Harring verurtheilt, in ihm die Ueberzeugung zu erlangen, daß es noch eine tiefere Stufe der Erbärmlichkeit gäbe, als die von mir bezeichnete. — Zu gehöriger Entwürdigung des Herrn H. Harring werde ich in Gegenwärtigem vorerst die wahre und unumwundene Schilderung der Verhältnisse, in welchen ich zu demselben gestanden, dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung zum Endurtheile zwischen uns vorlegen. — Ich hatte Herrn Harring, der mir in seiner literärischen, politischen und kriegerischen Laufbahn gänzlich unbekannt geblieben war, nur ein einziges Mal in München an der table d' hôte gesehen und nur wenige Worte mit ihm gewechselt, als ich am 10. Juli 1828 ihm in Warschau begegnete; er war in Gesellschaft eines jungen Herrn von B., den er mir als seinen Vetter vorstellte. Auf meine Frage, welcher Zufall ihn bis an die Ufer der Weichsel geführt habe, erwiederte Herr Harring, daß der Wunsch, in russische Kriegsdienste zu treten, die Veranlassung seiner Reise sei; er habe bereits bei dem Präsidenten der Stadt Warschau seine, von einer Bittschrift begleiteten Papiere überreicht, schwebe jedoch in der größten Besorgniß, daß solche unberücksichtigt bleiben dürfte, weil er sich jeglicher sonstigen Empfehlung beraubt sähe; er erklärte mir sodann, in welcher höchst traurigen Lage er sich in diesem Falle befinden werde, da er selbst des, zur Rückreise nöthigen Geldes ermangele. Von Empfindungen der Menschlichkeit und des Mitgefühls an dem Unglücke des Herrn Harring geleitet, entschloß ich mich augenblicklich, mehrere meiner Freunde zu bewegen, ihm ihre Protection angedeihen zu lassen. Diese ihm gemachte Eröffnung verursachte Herrn Harring dem Anscheine nach die aufrichtigste Freude; — wir trennten uns und ich versprach, ihn noch vor Abend von dem Erfolge meiner ersten Versuche in Kenntniß zu setzen. — Ich begab mich augenblicklich zu dem Kaiserl. Russ. Obristen Herrn Baron v. S., und ersuchte ihn, meinem Empfohlenen mit Rath und That beizustehen, was er jedoch auf das Bestimmteste mit dem Bemerken ablehnte, daß er sich nicht bei der Verwendung für diesen, ihm gänzlich unbekannten Herrn einem refus aussetzen wolle; nur meine vielfach erneuerten Bitten und die, von mir ihm ertheilte Versicherung, daß Herr Harring ein alter, intimer Freund von mir sei, und daß

*) Der Herr Verf. hatte und hat wohl auch jetzt noch nicht den erneuerten Angriff des Herrn Harro Harring in den Nummern 75. und 76. des Kometen, vom 11. u. 12. Mai d. J. gelesen, als er diese Abfertigung niederschrieb.

D. Red.

ich jede Verantwortlichkeit für ihn übernähme, konnten den Herrn Baron v. S bewegen, mir es frei zu stellen, den Herrn Harring und seinen Vetter bei ihm einzuführen. Ich beeilte mich, die beiden Herren davon in Kenntniß zu setzen, und holte sie am folgenden Morgen ab, um sie zu dem Herrn Obristen v. S. zu geleiten. Sie wurden von ihm mit freundlichem Wohlwollen aufgenommen und erhielten, nachdem er sie mit seinem Rathe unterstützt, die aufrichtige Versicherung, daß er sich nach Kräften für die, allerdings schwierige Erfüllung ihrer Wünsche verwenden wolle. Herr Harro Harring und sein Reisegefährte hatten bereits ihre Bittschriften in deutscher Sprache verfaßt und sie dem Herrn Obristen v. S. mitgetheilt; da dieser sie jedoch ihres Inhalts nach verwerfen und Herr Harring der französischen Sprache unkundig war, so erbot ich mich, dieselben aufzusetzen, zu welchem Behufe mich die beiden Herren nach meiner Wohnung begleiteten. — Mehrere Tage vergingen, Herr Harring besuchte mich öfters, wiederholte mir seine Besorgnisse, seine Klagen: ergoß sich in Anschuldigungen gegen Herrn v. B., seinen Reisegefährten, mit dem er fortdauernd im Streite läge, der seine Baarschaft nicht mit ihm theilen wolle, wodurch er sich genöthigt gesehen, seine nothdürftigsten Kleidungsstücke zu veräußern; überhäufte mit den gehässigsten Schmähungen seine zahlreichen Widersacher in Deuschland; erzählte mir, wie er als Demagoge von beinahe allen Regierungen verfolgt worden sei; wie in einigen Staaten seine Handschrift und sein Siegel sogar, wenn sie zufällig erschienen, zu den größten Besorgnissen Anlaß gäben *); wie ein erlauchter Monarch des südlichen Deutschlands, den er bei devoter Ueberreichung seiner kostbar gebundenen Werke um eine Unteroffizierstelle oder um Unterstützung gebeten, ihm Beides versagt habe **); verfiel zuweilen in siegwartische oder in menschenfeindliche Verzückungen; jubelte dann wieder laut auf bei dem Gedanken einer günstigen Entscheidung, welche ganz Deutschland in starres Staunen versetzen würde ***); tanzte in meinem Zimmer, schnürte sich den Frack eng zusammen, um mir zu beweisen, wie schmächtig seine Taille sei, wie ihn Alles in der Ulanenuniform bewundern werde †); gab mir einige seiner Werke zu lesen ††); vertraute mir Verhältnisse, deren Geheimniß ich auch selbst bei noch nachfolgenden Schändlichkeiten bewahren werde †††); entlieh mir, um seine nothwendigsten Ausgaben zu bestreiten, eine kleine, später zurückerstattete Summe, und sicherte mir bei jeder, sich nur darbietenden Gelegenheit seine ewige Dankbarkeit zu *). — Als er eines Tages bei dem Gedanken, daß seine Hoffnungen scheitern könnten, mir die Erklärung gab, er würde in diesem Falle einen Selbstmord an sich begehen müssen, ertheilte ich ihm die Zusage, daß ich ihn mit Vergnügen in meinem Wagen und auf meine Kosten bis nach Deutschland mitnehmen werde, was ihn auch für den unglücklichsten Erfolg seiner Bemühungen beruhigen könne. Diese von Herrn Harring angenommene Zusage belebte, wie er mir versicherte, seinen erlöschenden Muth. — Die höhern Militairbehörden, bei welchen seine Bittschrift unterdessen eingegangen war, hatten sich veranlaßt gefunden, bei Landsleuten und allenfallsigen Bekannten Zeugnisse über ihn einzufordern. Herr Obrist von S. erklärte sich schriftlich und auf das Kräftigste zu seinen Gunsten; ich meinerseits schrieb an mehrere, mir bekannte und befreundete Generale und Staabsoffiziere, Herrn Harring auf das Vorzüglichste empfehlend, und unterstützte diese Gesuche durch mündliche Verwendung. Der Herr Graf von K., Rittmeister im Grodnoschen Garde-Husaren-Regimente, ein Landsmann des Herrn Harring, an welchen man ihn verwiesen hatte, ein Testimonium zu erlangen, erließ jedoch eine so kalte Beurtheilung desselben, daß wir in ernstlicher Besorgniß standen, es möge dieser Brief auf die Erfüllung seiner Wünsche eine sehr nachtheilige Wirkung äußern, wodurch der Herr Obrist von S. sich in seinem Wohlwollen veranlaßt fand, die Bemühungen, welche er sich um Herrn Harring gegeben, nur noch eifriger fortzusetzen. —

Am 15. Juli — also fünf Tage nach unserm ersten Begegnen — besuchte mich Herr Harring, um mir im lautesten Jubel seine Anstellung als Unteroffizier im Garde-Ulanen-Regimente zu melden, wobei er sein Entzücken unter der heiligsten Versicherung aussprach, daß er nie die vielen Beweise meiner Freundschaft vergessen werde; ewig werde er mich, als seinen Retter in der Noth, in dankbarer Erinnerung bewahren. — Herr Harring erhielt aus besonderer Begünstigung und in Rücksicht auf seine Armuth das ganze Equippement, was er sich als Freiwilliger aus eignen Mitteln hätte stellen müssen, auf kaiserl. Kosten, und es ward ihm zugleich die Versicherung ertheilt, daß er im Avancement den Junkern gleichstehen solle. — Ich habe nur wenige Augenblicke in meinem Leben gekannt, wo ich mich glücklicher gefühlt, als in jenem Moment, wo Herr Harring mit unbeschreiblicher Freude die Erfüllung all' seiner Wünsche mir eröffnete. —

Einige Tage später verließ ich Warschau. Bei seinem Abschiede ersuchte mich Herr Harring, wo möglich in einigen Blättern die Nachricht seiner ehrenvollen Anstellung

---

*) Herr Harring setzt Staaten in Besorgniß? O lächerliche Eitelkeit des Herrn Harring!

**) Undankbares Deutschland! so schlecht belohnst du deine deutschen Söhne, deinen Retter und Märtyrer Harro Harring!

***) Ist kein Staunen dieser Art im J. 1828 in Deutschland bemerkt worden?

†) Lächerliche ostfriesisch-deutsche Eitelkeit des berühmten Harring!

††) Schreckliches Loos!

†††) Ei, ei, Herr Harring!?

*) Herr Harring hat sein Wort gehalten, — wie? mag der redlich Denkende richten.

als Junker einrücken zu lassen; ihn gegen öffentliche Angriffe seiner Feinde zu vertheidigen, was ich auch gewiß gethan haben würde, wenn sich eine Veranlassung dargeboten hätte, und äußerte mir sein Bedauern, daß ich ihn nicht in Uniform sehen werde, um in ihm mein Werk zu bewundern. Wir haben uns seitdem nicht wieder gesehen.

Kurz nach meiner Zurückkunft nach Deutschland dankten mir mehrere seiner Bekannten für meine gütige Verwendung zu Gunsten des Herrn Harring, und ich habe seit jener Zeit weder seiner erwähnt, noch erwähnen hören.

Diese einfache Darstellung meiner Verhältnisse zu Herrn Harring, deren Wahrheit ich mit einem Schwur auf die ewige Seligkeit bekräftigen könnte, lege ich hiermit jedem Biedermann zum Urtheil vor; bei meiner baldigen Rückkehr nach Sachsen würde ich, wenn ich es für werth erachten könnte, sie durch einen weh- und demüthig an mich ergangenen Bettelbrief des Herrn Harring, der sich unter meinen dortgebliebenen Papieren befindet, zu ergänzen vermögen. Herr Harring ward bald aus mir unbekannten, ihm aber wohl sehr bekannten Ursachen des russ. Dienstes entlassen, und soll, wie mir vernehmbar geworden, es für eine Schmach ansehen, die russ. Uniform getragen zu haben; daß er sie jedoch auf das Demüthigste, Flehendlichste erbettelt, und in ihr seine höchste Beglückung zu finden vorgab, dieses Zeugniß kann ich ihm nicht versagen; auch vermag ich nicht zu glauben, daß Herr Harring seine Reise nach Warschau und alle dort sich gegebenen Bemühungen für einen unbesonnenen Jugendstreich auslegen werde, denn er war beinahe ein Dreißiger, und bis zu diesem Alter erreichen gewöhnlich selbst die weniger begünstigten Naturen eine gewisse Reife des Verstandes. —

Ohne in die, mir unbekannten Beweggründe einzugehen, welche Herrn Harring veranlassen konnten, mich in seinem ersten Aufsatze mit verläumderischem Hohne zu begeifern, wird es jedem einleuchtend sein, daß Herr Harring die Folgen seiner gehässigen Leidenschaft nicht erwogen habe, und daß sein Verfahren gegen mich nicht nur schlecht und ehrlos (worüber sich Herr Harring zu trösten weiß), sondern auch sehr unvernünftig sei. Herr Harring, welcher in seiner Vergangenheit so vielfältig die Mildthätigkeit wohlwollender Menschen in Anspruch zu nehmen hatte, wird auch wahrscheinlich in der Zukunft noch oft Gelegenheit haben, Wohlwollen sich zu erbetteln; seine an mir bewiesene Erkenntlichkeit jedoch spricht im Voraus Alle und Jeden von der Erfüllung ihrer menschlichen Pflichten gegen Herrn H. los, da er sich tief unter das Thier herabgewürdigt, — denn Tieger, Schlangen und Hyänen abgerechnet, ist auch ihnen das Gefühl des Dankes nicht unbekannt. —

Die neuerlich von Herrn Harro Harring gegen mich erlassene Schmähschrift (Faust im Gewande seiner Zeit) ist mir, ihrer Tendenz nach, nur durch eine gestern erhaltene briefliche, kurze Mittheilung bekannt; es ist mir nur bekannt, daß Herr Harring vorgiebt, mich in Warschau im Belvedere gesehen zu haben. Nicht nur diese ehrlose, unverschämte Erdichtung, sondern auch das ganze Pasquill, in allen seinen, mich betreffenden Beziehungen, erkläre ich hiermit für eine schaamlose, nichtswürdige Lüge; — nie habe ich Herrn Harring und nie hat er mich, außer seinen vielfachen Besuchen bei mir, meinen wenigen Besuchen bei ihm, bei Herrn Obristen von S. oder auf der Straße gesehen, dessen sei der allwissende Gott mir Zeuge! nie habe ich in Verhältnissen gestanden, über welche ein Ehrenmann zu erröthen hätte. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller Derjenigen, die mich genauer kennen, ob sie jemals in meinen intimsten Vertraulichkeiten ein Wort vernommen haben, ob sie jemals mich bei einer Aeußerung überrascht haben, welche zu einer Anklage gegen mein Herz oder gegen meine Gesinnungen berechtigten.

Diese freche Arroganz, mit welcher Hr. Harring sich zum Verläumder an einem Manne stempelt, um dessen Verwendung er knechtisch und mit gleisnerischer Unterwürfigkeit gebuhlt, der mit wahrhafter Herzlichkeit ihm seine Theilnahme und sein Wohlwollen bewiesen, ist unter jedem Betracht so nichtswürdig, so jedem, auch dem gelindesten Gesetze der Ehre zuwider, daß ich selbst einen entlassenen Galeerensclaven zu sehr achten würde, als daß ich ihm die Züchtigung des Herrn Harring übertragen möchte, und mich begnüge, ihn als einen elenden Lügner und Verläumder der Verachtung preiszugeben, deren er sich würdig gemacht hat. —

Wahrscheinlich wird Herr Harring auch ferner Veranlassung nehmen, mit seinen Invectiven mich zu verfolgen, und seine Muse, welche bisher nicht die gehörige Würdigung gefunden, ausschließlich zu einem Genre herabwürdigen, in welchem derselbe, da er jeder dem Menschen heiligen Empfindung sich entblödet und mit satanischem Wohlgefallen sich an ihnen zu rächen versucht, bedeutende Erfolge zu erhoffen hat; — ich überlasse ihm gern die traurige Berühmtheit, welche er zu erstreben sich befleißigt, — ich überlasse ihm gern die Schmach, im Glanze der Erbärmlichkeit zu prangen! — Nur bei wenigen, und nicht bei den besseren Menschen und nur auf kurze Zeit — dieß möge Herrn Harring zur Belehrung für die Zukunft dienen — vermag das Werk der Lüge zu siegen, — die Zeit sichert dem bessern Streben seine Anerkennung und brandmarkt auf ewig die Schriftsteller, welche zum Wohlgefallen des Scandals sich angriffsweise zu schmähenden Persönlichkeiten verleiten ließen! —

Ich, verletzt in meinen heiligsten Rechten als Mensch, erachte mit gegenwärtiger, nothgedrungener Abfertigung meine polemische Laufbahn für beendet und fühle mich nicht

geneigt, Herrn Harring ferner auf eine Art zu bekämpfen, die ich meiner für unwerth halte. Mit der tiefsten Verachtung, die ich nicht erlassen konnte, hiermit ein für allemal auszusprechen, werde ich seine fernern giftigen Ausfälle erwiedern; alle und jede seiner Angriffe werden von mir, da mir seine Erbärmlichkeit bereits genugsam bekannt ist, ungelesen und unberücksichtigt bleiben. Was seine sonstigen, allenfallsigen Racheplane gegen mich betrifft, so werden, bis zu dem Augenblicke, wo Deutschland einer After-Regierung von Sansculotten sich preisgegeben sähe, mir die Gesetze und mein Arm Schutz gewähren. — In der Achtung meiner zahlreichen Freunde, in dem Selbstgefühl meines Gewissens werde ich mir die Genugthuung zuerkennen lassen, die von Herrn Harring auf irgend einem Wege zu erlangen, ich nach einem so ruchlosen Benehmen mir als ewige Schändung anrechnen würde. Unvermögend, Gedanken der Rache zu hegen, verweise ich den Herrn Harro Harring an sein eignes Gewissen, wenn ihm der Begriff dieses Wortes aus einer frühern Zeit erinnerlich sein sollte, und stelle den Spruch seines Urtheils jener höhern Fügung anheim, die den innersten Gedanken unserer Seele kennt, vor welcher jede Menschenbrust entschleiert liegt und die unser Erdenstreben in all' seinen Motiven zu würdigen weiß. —

Origallen bei Johannisburg
im Königreiche Preußen, d. 29. April
1831.

Carl Baron von Schweizer.

Die neueste englische Literatur.

The History of England. By Sir James Mackintosh. Vol. II. Dr. Lardner's Encyclopaedia. London. 1831.

Der erste Band dieses Werkes war zu gedrängt, und gestattete jener Philosophie, durch die unter den Händen des Verfassers der Gegenstand verschönert wird, kaum Platz. Aber in dem zweiten Bande erweiterte er seinen Plan, und der Erfolg war, daß er den trefflichsten Commentar lieferte, der je über einige der wichtigsten Punkte der englischen Geschichte geschrieben worden ist. Dieser Band umfaßt die Zeit von dem Kriege der beiden Rosen bis zur Königin Marie. Während dieses Zeitraumes trugen sich einige Ereignisse zu, deren welteinwirkende Folgen bis auf unsere Tage niedergehen. Das Erscheinen Luther's, der Kampf der reformirten Kirche, die Aufhebung der Klöster, die Predigten des John Knox, und die Unfälle, welche in diesen verwirrten Zeiten die noch in der Kindheit liegende englische Constitution trafen, öffneten dem Genie des Historikers ein reiches Feld. Insbesondere empfehlen wir der Beachtung das Kapitel über die Reformation, und können kaum genug die treffliche Schilderung der Regierung und des Charakters Heinrichs VIII. bewundern, der in einem Zeitalter lebte, das wie kein anderes geeignet war, alle die seltsamen Eigenthümlichkeiten, die ihn auszeichneten, zu offenbaren. Dieß führt uns zu einer unerwarteten Aehnlichkeit, die sich beim Lesen des angezeigten Abschnittes unwillkürlich aufdringt.

Nicht leicht gibt es nämlich in der Geschichte eine so genaue Parallele, als zwischen Heinrich VIII. und Georg IV. Würde sich diese Aehnlichkeit auch nur auf Gewohnheiten und Neigungen, und auf jene Reihenfolge von Handlungen, die aus Gleichheit der Gemüthsanlagen zu entspringen pflegt, beziehen, so würde das Zusammentreffen noch immer merkwürdig genug bleiben. Allein in diesem Falle ist es um so überraschender durch das, was man vielleicht zufällige Aehnlichkeiten nennen möchte. Es sei ferne von uns das Andenken Georgs IV., durch eine beleidigende Vergleichung mit den schlimmsten Lastern Heinrichs zu schmähen. Beide lebten in verschiedenen Zeitaltern, und zwar jener lange nach diesem in einer Epoche, da die Welt außerordentliche Revolutionen erlebt hatte, der Willkür der Monarchen ein fester Damm entgegen gesetzt worden, und das Volk nicht nur zu einem solchen Bewußtsein seiner Rechte gelangt war, sondern auch einen so bedeutenden Theil derselben erlangt hatte, daß jede offene Verletzung der guten Sitten und der öffentlichen Meinung zur Unmöglichkeit geworden war. In so fern, als daher die Zeiten verschieden waren, in welchen diese Könige lebten, waren es auch sie selbst. Aber in vielen Vorfallenheiten ihrer Regierungen und in allen Einzelnheiten ihren individuellen Charaktere ist eine Gleichheit vorhanden, die um so mehr überrascht, wenn man bedenkt, in welcher Periode der Zügellosigkeit, Willkür und des abscheulichen Despotismus der Geist des achten Heinrich zur Reife gelangte. Heinrich wird in seiner Jugend von einem Gesandten, der damals am Hofe lebte, beschrieben als: „außerordentlich schön, und das reinste Ebenmaß in seinem Körperbau besitzend. Er ist ein trefflicher Musiker und Componist, ein bewundernswerther Reiter und Fechter, und versteht die neueren Sprachen sehr wohl. Er hat einen königlichen Anstand, und eher, als er einen Plan oder ein Gelüst aufgiebt, wird er lieber die Hälfte seines Reiches auf das Spiel setzen"

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 150. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 25. Juni. 1831.

Dramaturgisches Fragment.

(Von Ernst Ortlepp.)

Bei dem außerordentlichen Abscheu, den man heut' zu Tage gegen Theaterkritik hegt, kann der Schriftsteller fast nur aus einem wunderlichen Heroismus für eine gute Sache sich zu einem Ausfluge in das dramaturgische Gebiet entschließen. Darum wird Dir, geneigter — oder vielmehr abgeneigter — Leser, auch hier blos ein Fragment gegeben — eine förmliche Abhandlung würdest Du doch entschieden überschlagen. Aber einige aphoristische Bemerkungen — einige zu weiterer Betrachtung hingeworfene, abgebrochene Sätze lässest Du Dir vielleicht einmal gefallen. Veranlassung zu ihrer Mittheilung gab mir die gestrige Aufführung des Othello von Shakespeare, in Leipzig für welche die Direktion hohes Lob verdient.

Warum sinkt in unsern Tagen das Trauerspiel? Warum geht es fast unaufhaltsam seinem Untergange entgegen? Warum hat man so wenig Sinn dafür? Warum entschließen sich die meisten Theaterdirektionen fast blos ehrenhalber mitunter einmal dazu, ein klassisches tragisches Werk in die Scene zu setzen? Ist bei dem Publikum aller Geschmack dafür erstorben? Doch dagegen spricht der zahlreiche Besuch eines Faust und des uns am nächsten liegenden Othello. — Zieht die Oper von dem Trauerspiele ab? Das läßt sich nicht ganz leugnen. Sie hat sich zum Liebling des Publikums gemacht. Doch es käme nur darauf an, daß ihr das Trauerspiel recht ernstlich die Spitze böte. Daran wird es aber freilich durch Umstände verhindert. — Liegt es an den darstellenden Künstlern? Mitunter leider! Es gibt zwar noch einzelne Sterne erster Größe unter ihnen, und Leipzig erfreut sich jetzt eines solchen, aber sie werden immer seltner. Es gibt auch viele junge, recht glücklich ausgestattete Talente — aber die Kunst ist bei ihnen kurz — sie sind zu zeitig fertig, sie verlachen jede Kritik — sie sind incorrigibel. Sie bilden sich bis auf einen gewissen Punkt der Routine hinan; dann ergeben sie sich der Stabilität, wo sie dann öfters mit der lächerlichsten Eitelkeit sich den Größten gleichstellen. Aber der wahre Meister weiß nichts von Stabilität — er würde vorwärts streben; und wenn er ewig lebte. Er hält sich nie für vollendet. Dieß kann nur bornirte Mittelmäßigkeit thun, der die Ahnung des Ideals nie aufgeht. Doch genug hiervon! —

Der Mangel an Interesse für das Trauerspiel scheint nur hauptsächlich aus dem Mangel an neuen guten Stücken zu entspringen. Der neuen besitzen wir zwar Legion, aber unter ihnen allen keines, welches man einem Schiller'schen oder Goethe'schen gleichstellen könnte. So hätten wir denn also wohl die Dichter anzuklagen, die, während das Gebiet der Oper fortwährend durch talentvolle Musiker bereichert wird, das Gebiet des Trauerspiels verwahrlosen? — Die armen Dichter! Sähe sich nur die Dichtkunst im bürgerlichen Leben so gestellt, wie die Musik, dann würden wir bald Wunder erleben! — Es ist wahr, gute neue Werke sind allemal in einer Kunst nöthig, um die Liebe für sie zu erhalten und frisch zu beleben — der wohlbekannte Cyclus der Trauerspiele von Goethe, Schiller und Shakespeare ist hundertmal durchgemacht und wieder durchgemacht, und nicht allein fähig, den ewig nach etwas Anderem strebenden menschlichen Geist vor Sättigung zu bewahren. Aber wie soll uns Neues von Bedeutung kommen? Bei der jetzigen Beschaffenheit der Umstände fast nur durch ein Wunder. Durch ein eminentes Genie könnte geholfen werden. Aber selbst ein solches schießt nicht auf, wie ein Pilz, geschweige denn das bloße Talent. Letzteres bedarf der Wartung und Pflege. Jetzt aber sieht es sich vernachlässigter als je, und nur eine Anwandlung von Tollheit kann es verleiten, einem so undankbaren Boden, wie dem tragischen, seine Bestrebungen zu widmen. Bei den vielen werthlosen Produktionen, die jedes Jahr gebiert und begräbt, hat jeder neu Auftretende schon die Präsumtion gegen sich — verlegen will so leicht Niemand Trauerspiele — und sie zur Aufführung bringen ist weitläufig und so wenig lohnend, daß der Märtyrer von Dichter bequem dabei verhungern kann. Wenn es so fort geht wie

jetzt, werden wir es in der Tragödie so leicht zu nichts mehr bringen. Ein junger Mensch macht vielleicht hin und wieder einmal einen Versuch mit einem Trauerspiele, und wenn das nicht zufällig ein vortreffliches ist — denn selbst Shakespeare's erste Arbeiten waren sehr unvollkommen, und die ersten Lustspiele eines Menander flach und trivial — also wenn dieß nicht gelingt, so ist er für immer abgeschreckt und bekehrt zu einem fein bürgerlichen Leben; dem Jüngling verzeiht und vergißt man seine Thorheit; dem Mann erlaubt man sie nicht mehr; und so widmet sich der arme Philister einem prosaischen Amte, und es kommen dereinst noch Tage, wo er praktisch-athmend seinen Jugend-Anfall von tragischer Raserei in wohlthätigem Humor belächelt. Genug, das bürgerliche Leben, die prosaischen Gesinnungen des spöttelnden Haufens, das Achselzucken ungeweihter Viertels-Ästhetiker, die Staatseinrichtungen, die alle Poesie untergraben, dieß Alles, was sich in der neuesten Zeit so recht mit vereinten Streitkräften auf den Dichter wirft, arbeitet mit dem schönsten Erfolge alle noch einigermaßen regen Geister nieder. Die ganze Literatur verflüchtigt sich zu einer meist politisirenden Journalistik, in der die Novellen noch ein todtes Leben fortleben, und die für das Hauptprincip der Kunst, Sammlung und Concentrirung zu einem Ganzen, die aus hundert Lappen von Aphorismen, Anekdötchen, Nachrichtchen, Kritikchen und Notizchen zusammengeflickte Fahne des Zerstückelungs- und Zerstreuungssystems emporschwingt. Der Staat, dem es Pflicht sein sollte, jedes individuelle Streben eines begabten Geistes zu fördern, thut für den Schriftsteller gar Nichts, der doch durch das Wort weit Höheres und Herrlicheres wirken kann als tausend maschinenmäßig in ihrem Amte hinschlendernde Pflegmatiker, ja wohl gar faule Bäuche. So muß sich das Talent seiner Subsistenz halber in den Frohndienst der zerstreuungshungrigen Zeit begeben und muß schreiben, wie diese es will, nicht „wie Gott — der Gott in ihm — will." Wo kann da am Ende an Kunst noch zu denken sein? — Ein wahres Mirakel ist es, wenn zu solch einer Zeit einmal ein so herrliches, nicht genug zu preisendes Werk erscheint, wie der neue Roman bei Barth, betitelt „Ludwig Anthom", der neben „Werther's Leiden" und den „Wahlverwandtschaften" eine würdige Stelle einnimmt. —

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht.

Hamburg, den 10. Mai 1831.

Schon längst würden Sie wieder einen Bericht über unser groß-, oder besser gesagt, kleinstädtisches Treiben erhalten haben, wäre auch nur irgend etwas vorgefallen, was interessant genug wäre, um es der Mittheilung werth zu halten. — Die Bremer Referenten sind darin schon glücklicher, die hatten eine Giftmischerin, mit der sie ihre Berichte füllten und noch immer füllen; unsere Polizei und der Gesundheitsrath sorgt besser dafür, daß derlei hier nicht vorfallen kann, und die Gottfried hätte bei uns ihr Handwerk nicht so con amore ausüben können; ihrem finstern Treiben hätte man hier schon nach dem zweiten Morde ein Ende gemacht. —

Es bleibt mir für dieses Mal nichts Andres übrig, als einen Bericht über unser Theater zu liefern, da Sie ja durchaus einen Bericht wünschen.

Vier unsrer beliebtesten Mitglieder, Devrient und Frau, Forst und Jost, haben unsere Bühne verlassen. Die dadurch entstandenen Lücken sind bis jetzt nicht wieder ausgefüllt; nur für Herrn Jost haben wir guten Ersatz erhalten, und zwar durch Herrn Jost selbst. Diesem Künstler gefiel sein Casseler Engagement nicht, und da der Churfürst bekanntlich sein Hoftheater aufhob, so ließ man Hrn. Jost die freie Wahl, zu bleiben oder abzugehen. — Hr. J. zog das Nichtbleiben vor und ist wieder Mitglied unseres Theaters geworden, bereits im Kaufmann von Venedig als Schylock aufgetreten, und mit vielem Beifall vom Publikum, welches diesen talentvollen Mann liebt und schätzt, empfangen worden. — Neu engagirte Mitglieder sind die Herren Fehringer, und Schneider nebst Frau; jedoch ist keines dieser dreien auch nur im Geringsten im Stande, die abgegangenen Künstler zu ersetzen. — Besonders steht Schneider sehr in der Mißgunst des Publikums und wird öfters mit Zischen beim Auftreten begrüßt. Diese Zeichen des Unwillens sollen eigentlich der Direction gelten, welche trotz dem, daß Schneider nicht ansprach, ihn engagirte, und welche Künstler wie Devrients gehen ließ, ohne Aussicht auf Ersatz zu haben. — Hr. Schneider ist wirklich wegen seiner Stellung zu beklagen, er hat Anlagen und kann mit der Zeit wohl noch etwas Tüchtiges leisten. — Hr. Fehringer hat viele Theaterroutine und ist ein brauchbarer Schauspieler, nur kann er Devrient nicht ersetzen, da er für erste Liebhaber etwas zu alt ist; es fehlen daher gegenwärtig bei unsrer Bühne: ein erster Liebhaber, eine erste Liebhaberin für die Tragödie, ein jugendlicher Heldenspieler, und eine prima donna für die Oper.

Nachdem Leipzigs vorzüglichster Künstler, Rott, sein hiesiges Gastspiel beendigt hatte, kam Mad. Schröder-Devrient mit der Erklärung, bei ihrer dießmaligen Durchreise nicht singen zu können, da ihre Zeit zu gemessen wäre. — Das Publikum bat und die Direction bat. Mad. S. D. verlangte 50 St. Frd'or für jeden Abend, welches man nicht bewilligen konnte; worauf die Sängerin aus Liebe für ihren Geburtsort 10 Ld'or erließ und sich mit 40 St. begnügen wollte. Mad. Devrient sang dreimal, und wir hatten den Genuß, sie als Fidelio, Julia und Donna Anna bewundern zu können. — Wenn man auch leicht bemerken konnte, daß ihre Stimme etwas gelitten, so war die Theilnahme, die sie hier erregte, eben so groß wie früher und dieß mit Recht. — Gegenwärtig gastirt Dem. Gned vom Prager Theater, sie gefällt, ohne gerade furore zu machen; verläßt Dem. Schröder unsre Bühne, so würde sie durch Dem. Gned sehr gut ersetzt werden; soll aber Dem. Gned die Stelle einer prima donna einnehmen, dann würde man mehr von ihr verlangen, als sie jetzt zu leisten ver-

mag und sie würde ihren Platz schwerlich lange behaupten. — Unser Tenorist Albert ist auf Reisen, und bald wird auch unser Cornet nebst Frau uns für einige Zeit verlassen. —

Neuigkeiten gab es nur wenige: Raupach's König Enzio und einige aus dem Französischen übersetzte Lustspiele sind Alles, was man uns seit Ostern auftischte. — Enzio sprach trotz der schönen Dichtung, die aber sehr wenig Handlung hat, gar nicht an; das Meiste trug die verfehlte Darstellung zu der lauen Aufnahme bei. — Auch der alte Schröderſche Hamlet ging einmal wieder über die Bretter; die Titelrolle gibt Hr. Jacoby mit gewohnter Vortrefflichkeit. Herr Dupré gab zum ersten Mal den Güldenstern; ein Künstler wie Dupré verdirbt keine Rolle, selbst wenn sie sich so wenig für ihn eignet, wie diese; jedoch ist es wirklich zu verwundern, weshalb die Direction ihn nie dahin stellt, wo es ihm möglich ist, sein Talent geltend zu machen. Die wenigen guten Rollen (Secretair Fallring, Ricaut, Baron Schwarzenberg, Osip ꝛc.) die er in Besitz hat, haben hinlänglich bewiesen, daß auch er die Gunst und Zufriedenheit des Publikums besitzt, nur muß man ihn durchaus nicht in Rollen beschäftigen wollen, die sich nicht mit seiner Individualität vertragen. —

Nächste Woche werden Ubrichs aus Leipzig hier erwartet. Finde ich es der Mühe werth, so will ich über die Gastspiele, welche uns diesen Sommer erfreuen oder ennuyiren werden, berichten. Bis dahin verbleibe ich u. s. w.

Theaterbericht aus Paris.

Mai 1831.

Théatre Français.

Camille Desmoulins, ou les Partis en 1794; drame en cinq actes, en prose, de M. M. Maillard et Blanchard.

Camille Desmoulins sucht seine Gattin über die Angst zu beruhigen, welche sie wegen einiger Artikel, die er in seinem Blatte gegen Robespierre schrieb, und worin er ihn einen Tiberius schalt, empfindet. Umsonst versucht es der alte Priester Berardier, vormals Lehrer Desmoulins und Robespierre's, die beiden Gegner zu versöhnen, sie scheiden von der Unterredung, mehr als je gegen einander erbittert. — Der Graf Dillon, von Geburt ein Engländer, und Royalist, war, nachdem er die Preußen in der Champagne geschlagen hatte, vor die Schranken der Convention berufen worden, um über sein Betragen Rechenschaft zu geben. Er hatte in früherer Zeit Lucilia, Desmoulins Gattin, geliebt, und besuchte sie nun, um ihr ein Angedenken seiner, in England verheiratheten Schwester, die einst mit ihr in einer Pension gewesen war, zu überbringen. Da meldet man die Ankunft des furchtbaren Exkapuziners Chabot, der Lucilien vorschlägt, Desmoulins zu verlassen, und ihn zu heirathen, was mittels eines Ehescheidungsgesetzes, das in der Convention durchgehen solle, wohl erfolgen könne. Um sie zu verführen, entdeckt er sich als Besitzer von 200,000 Franken, der Frucht seiner Erpressungen. Es versteht sich, daß Dillon, um Desmoulins Haus nicht durch seine (des Royalisten) Gegenwart zu compromittiren, in ein benachbartes Cabinet geflüchtet ist. Während aber Chabot in seinen schändlichen Anträgen fortfährt, erscheint Desmoulins, der Alles hört. Er erhebt den Stock, um den gewesenen Mönch zu züchtigen, dieser zieht aber eine Pistole und schießt nach ihm, fehlt jedoch. Bei dem Knall, tritt Dillon aus dem Cabinette, und der Capuziner eilt mit der Drohung fort, Desmoulins als den Beherberger von Royalisten der Convention anzuzeigen. — Die Partei des Desmoulins wird vor das Revolutionsgericht gestellt, nämlich Danton, Fabre d'Eglantine, der General Westermann und mehrere Andere. Fouquier-Tinville, das berüchtigste Scheusal in Menschengestalt, führt als öffentlicher Ankläger das Wort. Die Scene ist lebhaft, interessant, aber weder Danton's donnerkräftige Vertheidigung, noch die beißende Ironie Desmoulins, welcher in wenigen Worten ein Portrait eines jeden seiner blutbefleckten Richter giebt, hilft den Angeschuldigten und sie werden zum Tode verurtheilt. — Im Kerker noch, wo Dillon Ludwig XVII. auf den Thron erhoben wissen will, dauert das Zerwürfniß der einander feindselig gegenüberstehenden Parteien fort. Nach einigen Scenen voll Leben, und nachdem eine zur Befreiung der Gefangenen angezettelte Verschwörung durch Robespierre vereitelt worden ist, besteigen Desmoulins, Danton und ihre Freunde den Karren, der sie zum Tode führt. — Lucilie ist bei Robespierre, um die Rettung ihres Gatten zu erlangen; da sieht sie vom Fenster aus den Todeskarren vorüberfahren; ihr Verzweiflungsgeschrei contrastirt mit der Kälte Robespierre's, der an der Wirksamkeit seines Systemes endlich zu zweifeln beginnt, und ahnt, daß das Schaffot eines Tages auch ihn verschlingen werde. — — — Dieß ist der Inhalt des an Personen und Thatsachen reichen Drama der Herren Maillard und Blanchard. Es war eine Anmaßung von Seiten dieser Schriftsteller, daß sie ankündigten, die Parteien von 1794 den Zuschauern vorzuführen. Ihre Personen sind weiter nichts, als die Phantome jener Männer furchtbaren Andenkens, die sie über die Bühne schreiten zu lassen verwegen genug waren. Das Stück erhielt jedoch, der historischen Erinnerungen und einiger wirklich gut angelegten Scenen wegen, großen Beifall.

Gymnase dramatique.

La Favorite, comédie-vaudeville en un acte, par M. Scribe.

Nach Cromwell's Tode ergriff Karl II. Besitz von dem Throne seiner Ahnen, hatte Armeen von Kammerdienern und Höflingen, Maitressen, die wieder andere Geliebte hatten, und verpraßte selon son bon plaisir das Geld seiner Unterthanen. Das leidende Volk bedauerte Cromwell's Verlust, der, bei allen seinen Lastern, doch ein Mann von Genie war. Endlich starb Karl II. und Jakob II. bestieg den Thron. Das Volk freute sich der Thronveränderung, denn bevor Jakob König geworden war, hatte

er einige Tugenden gezeigt. Er jagte die alten nichtswürdigen Höflinge fort, und umgab sich mit neuen, das Volk jauchzte, gewann aber Nichts dabei, denn es war eine bloße Veränderung der Namen. Hier beginnt das Stück. Lord Sunderland, Ex-Großceremonienmeister, seine Schwester, und Sir Robert, Ex-Schatzmeister, denen der Hof verboten worden war, bestreben sich, wieder an denselben zu gelangen. Sie verbünden sich mit dem Capitain Coverly, einem Soldaten aus Cromwell's Zeit, der sich nach der alten Anarchie zurücksehnt. Er soll Miß Arabella, des Königs Geliebte, die sie für die Ursache ihrer Ungnade hielten, entführen. Der Capitain entführt aber statt der Maitresse die Miß Clarentia, Nichte, Mündel und Braut des Sir Robert, den sie verabscheut, denn sie liebt Arthur, Sunderland's Neffen, der ihr, wie es auf den Theatern Sitte ist, das Leben gerettet hat. Erkennungs-Heirathsscene .. und alle andern bei Lustspiel obligaten Dinge. Das geistreich geschriebene Stück gefiel, und eben so Mlle. Despreaux, die in demselben debütirte.

Théatre du Vaudeville.

Léontine, drame en trois actes, mêlé de couplets, de M. Ancelot.

Dieses Drama gefiel außerordentlich, und es bedarf keiner Sehergabe, um voraus zu sagen, daß sich einer der schnellfingerigen deutschen Hell-Uebersetzer desselben bemächtigen, und es allen deutschen Bühnen zusenden wird. Wir wollen daher, in der Voraussetzung, daß die Leser dieses Blattes dieses Stück bald selbst sehen werden, es nicht weiter analysiren, und nur bemerken, daß es das trefflichste von allen ist, was der geschickte Ancelot je geschrieben hat. Die Recensenten machen wir aufmerksam, daß eine Stelle aus Jacques le fataliste von Diderot diesem Drama zur Grundlage dient.

Théatre de la Porte Saint Martin.

Victorine, drame - vaudeville; par M. M. Dumersan, Gabriel et Dupenty.

Es gibt in Paris (so wie in vielen andern Städten) einen großen Theil der Bevölkerung, der, in schmutzigen Wohnungen, ohne Brod und Erziehung schmachtet, von aller Welt verlassen, und den Einflüsterungen des tiefsten Elendes in seinen Handlungen verfallen ist. Unter diesen so zahlreichen und bedauernswerthen Wesen gibt es vorzüglich eine Klasse, welche ihr Alter, ihr Geschlecht, und ihre eigenthümliche Lage dem lebhaftesten Mitleid empfehlen, nämlich die Grisetten, ein Geschlecht von Mädchen, die nicht älter werden als zwanzig Jahre, und dann langsam hinsterben, wie eine in den Koth gefallene Rose. Eine solche Grisette ist Victorine. Sie wohnt in einer Dachstube, hat Niemanden in der Welt, ist achtzehn Jahre alt und arbeitet ohne Unterlaß, um täglich siebzehn Sous zu gewinnen, was wenig ist, um erbärmlich zu wohnen, sich zu nähren und zu kleiden. Von ihrem sechsten Stocke herab sieht sie in die schönen Wohnungen der Reichen, verziert mit Seide und aller Ueppigkeit der vornehmen Welt. Düster ist ihre Zukunft, und zwei Wege liegen vor ihr. Michael, ein ehrlicher Arbeiter, liebt sie, aber das Leben eines Proletair ist so hart! Andrerseits verfolgt sie ein schöner, junger Mann mit einnehmenden Manieren, Namens Alexander, und Tage der Freude und des Glanzes liegen vor ihr. Elisa, eine junge, willfährige Dirne, umlagert ihr Ohr mit verführerischen Rathschlägen. Sie erröthet, wankt, ist dem Fall nahe, plötzlich aber faßt sie sich wieder, und erbittet sich eine Nacht Bedenkzeit, um sich für das Elend oder für das Laster zu entschließen, und damit ist der erste Akt zu Ende. In dem folgenden Akte ist sie gefallen, wird eine große Dame, ihr Glück ist aber nur von kurzer Dauer, sie sinkt nach und nach bis zur tiefsten Verworfenheit, und wird, als sie Effekten, die Alexander ohne ihr Wissen gestohlen hat, versetzen will, von einer Patrouille aufgegriffen, unter deren Mannschaft sie mit Schreck ihren so geliebten Michael erkennt. Seinen Anblick kann sie nicht ertragen, es gelingt ihr, sich loszumachen, und sie eilt fort, um sich in die Seine zu stürzen. — Indeß dieß Alles ist nur Phantasmagorie. Die Verfasser haben die täglich sich wiederholende Geschichte so vieler unglücklichen Mädchen nur als einen schweren Traum der armen Victorine dem Publikum vorgeführt. Im fünften Akte erwacht sie aus ihrem schweren Traume, dankt dem Himmel, daß er sie erleuchtet hat, weiht sich der Tugend und reicht ihrem Michael, zum großen Staunen Alexanders und Elisens, die Hand. — Die Verfasser haben in jedem Fall einen neuen Weg betreten, und jene Zerspaltung der Welt in zwei Klassen, wovon die eine arbeitet und leidet, die andere Nichts arbeitet und genießt, beide aber immoralisch sind, zum ersten Male auf die Bühne gebracht.

Theater-Notiz.

Die hochgefeierte Sängerin, Mad. Beisteiner-Pohl (früher bekanntlich der Schmuck der italienischen Oper zu Dresden), über welche unser licht- und lebenvoller Schwesterstern Janus sich erst neuerlich wieder vernehmen ließ, gastirt gegenwärtig in Prag. Sie wird in den drei Opern: „der Barbier von Sevilla", „die Belagerung von Corinth", und „das Fräulein vom See", auftreten. Auch ihr Gatte, Herr Pohl, ein kunstreicher Tenorist, wird zwei dieser Darstellungen durch seine Mitwirkung unterstützen. Hoffentlich wird unser Prager Herr Referent zu seiner Zeit ein Näheres über den Erfolg dieser künstlerischen Erscheinung berichten. —

— l —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 151. (II. Jahrg.) Montag, den 27. Juni. 1831.

Lieder
des deutschen Improvisators
Langenschwarz.

III.

Sturm-Raub.

Mutter! es drängt mich hinaus in die Flur,
Daheim unterlieg' ich dem Harme! —
„Liebend empfängt Dich die Mutter Natur,
So flieh' in die tröstenden Arme!" —

Mutter! es winket die Rose mir dort,
Mich drängt's, an das Herz sie zu drücken!
„Liebend vernahm sie Dein sehnendes Wort,
So eile, sie liebend zu pflücken!" —

Mutter! gebiete dem höhnenden Sturm —
Er hat mir das Röslein entrissen!
„Kämpfend durchwindet die Erde der Wurm, —
So eile, sie kämpfend zu küssen!"

Mutter! der Sturm hat mich übermannt!
Wo soll ich die Rose nun finden?
„Ueber den Stürmen da grünet ein Land,
Dort will ich Dich einst ihr verbinden!" —

Der König als Arzt.

Ein historisches Drama.

Personen:

König Heinrich VIII.
Karl Brandon, Herzog von Suffolk, sein Liebling.
Der Abt von Waltham.

Heinrich. Warum naht Lord Suffolk mir heute mit so kläglicher Miene? Sprich, Mensch, was plagt Dich?

Suffolk. Nichts als das Mitleid mit einem bedauernswerthen Mann, der das Unglück gehabt hat, sich die Ungnade Eurer Hohheit zuzuziehen. Gerne möchte ich für ihn bitten, wenn ich nicht den Zorn meines Herrn und Königs fürchtete.

Heinrich. Was ist das? für einen Rebellen und Verräther willst Du bitten? So zeigst Du Deine Pflichtreue und Ergebenheit!

Suffolk. Mein gnädigster Gebieter, ich wage zu behaupten, daß die Person, von welcher ich spreche, weder ein Rebell noch ein Verräther ist, sondern vielmehr ein Mann des Friedens, ein Priester, ein guter, feister, alter Mann, der, auf mein Wort! nie im Leben gegen irgend Jemand feindselige Absichten gehegt hat, als höchstens gegen einen wohl gemästeten Kaupaun, oder einen Rehbock. Der arme Abt ist körperlich gar nicht fähig, durch unruhiges Benehmen Eurer Hoheit Regierung zu gefährden.

Heinrich. Ha! Ha! Mylord von Suffolk, nun verstehe ich. Du meinst meinen Wirth und guten Freund, den Abt von Waltham. Mein Lieber, der ist nicht mein Gefangener, sondern mein Kranker, und ich halte ihn hier aus Liebe und um seiner Gesundheit willen fest.

Suffolk. Gnädigster Fürst, Euch macht dieß Kurzweile, der arme Abt hat aber keine Ursache zu lachen, denn er leidet geistig und körperlich.

Heinrich. Und wie erhieltest Du Kunde von seiner schlimmen Lage?

Suffolk. Sein Bruder ist einer der Offiziere meines Haushaltes, und kam diesen Morgen ganz in Schmerz versunken, und klagte mir sein Leid über seines Verwandten Einkerkerung. Der arme Mann wurde von einer Wache von Eurer Hoheit Kriegsknechten aus seiner reichen Abtei fortgeführt, und in einen Kerker in dieser Eurer königlichen Feste geworfen, wo er sich äußerst schlimm befindet, und zum Mahle nur Brod, zum Lager nichts als Stroh hat. Der Schmerz mei-

nes treuen Dieners ging mir so nahe, daß ich zu Eurer Hohheit eilte, um Euch zum Mitleid für Euren armen Gefangenen zu bewegen. Vielleicht weiß Eure Hohheit nicht, wie hart der Befehlshaber des Tower mit dem unglücklichen Manne verfährt?

Heinrich. Ich weiß es sehr wohl. Alles geschah auf meinen Befehl, und blos aus Sorge für seine Gesundheit. Ich bin sein Arzt, Suffolk, und habe ihm das Hungerleiden verschrieben, um seinen Apetit wieder herzustellen.

Suffolk. Eure Hoheit ist diesen Morgen guter Laune, doch Alles, was Ihr saget, ist mir ein Räthsel.

Heinrich. Und Du, Brandon, der Du die Eitelkeit hast, Dich für meinen Liebling zu halten, wirst Dich beleidigt finden, wenn ich es Dir nicht alsbald löse! Wohl, Mylord, da ich Deiner Hülfe bedarf, um den Scherz zu vollenden, so will ich beichten. Erinnerst Du Dich unserer letzten Jagd im Forste von Windsor?

Suffolk. Sehr wohl, gnädigster Herr! Es war eine der schönsten Jagden, die wir je gehabt haben. Der schöne Hirsch entsprang aus dem königlichen Forste, und verlor sich, nachdem er die „Lady Lea" zweimal durchschwommen hatte, in der Gegend des Kreuzes von Waltham. Eurer Hohheit Jagdhüter sagen, sie hätten ihn gegen Mitternacht im Forste von Windsor in Mitte des Rudels gesehen, wiewohl wir ihm den ganzen, langen Tag nachgejagt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

XVII.

Den 4ten Juli.

Sei unbekümmert, Lieber! mir ist's ganz wohl, wenn ich auch fast vier Wochen lang nicht geschrieben habe; doch weiß ich Euch inniglich Dank für Eure Theilnahme, die meinem Herzen theuer bleiben wird immerdar. Wozu ferner viel hinter dem Berge halten! siehe, das Schicksal meines künftigen Lebens hat sich entschieden in diesen vier Wochen; und ehe ich Dir's ausführlich weiter schreibe, habe ich mich nochmals gedemüthiget im Danke vor dem Gotte, der sich meiner so liebreich und fast wunderbar in demjenigen angenommen hat, was mir am meisten an der Seele lag.

Ich weiß nicht, was ich Anziehendes für die Menschen habe; genug, auf dem Kränzchen, welches Dir erinnerlich ist aus meinen früheren Briefen, war ich bekannt geworden mit dem fürstlichen Actuarius, der im Dorfe dicht hinter dem Waldschlosse wohnt, und der mir gleich viel Zuneigung schenkte. Es ist ein alter Witwer, kinderlos, hat Vermögen, und ist der Akten herzlich satt; so trug er mir ohne viel Umstände an, mich ihm adjungiren zu lassen. Ich wollte Dir Nichts davon schreiben: ich bin so wenig an Gefälligkeiten Seitens des Schicksals gewöhnt, daß sich mir mit einem Gelingen dieses Planes gar nicht einmal zu schmeicheln wagte. Lieber Gott! woher hätte ich das Vertrauen nehmen sollen? aus meinem frühern Leben wahrhaftig nicht: die Vorsehung hat mich einen rauhen Weg geführt. Und doch habe ich ihr den Zweifel abzubitten gehabt; sie weiß auch gut zu machen, und ihre Wege sind unerforschlich. Die Sache ist nicht nur gegangen, sie ist auch mit einer Schnelligkeit gegangen, wovon man hier kein zweites Beispiel haben will; und ich bin Actuarius mit einem Gehalte von 600 Thalern. Von meinen Empfindungen bei'm Eingange des Rescripts laß mich schweigen; ich habe auch Gott zuerst nur einen stummen Dank abstatten können; aber die Freude in der Familie des Landjägers war desto lauter. O Eduard! es ist ein Glück, unter so herzigen, einfachen Menschen leben zu können; wenn ich dagegen an das Treiben in der Hauptstadt zurück denke, so ekelt mich's an. Sette hat fast gar keine Worte: sie richtete einen Alles sagenden Blick zum Himmel, einen auf mich, und sank dann, gleichsam überwältiget von ihren Empfindungen, in das Kissen zurück. Uebrigens geht es vortrefflich mit ihrer Gesundheit; und wenn wir sie noch im Bette halten, so geschieht es weniger aus eigentlicher Besorgniß, als weil die alte Perücke, der Medicus, darauf besteht. — Lebe wohl für heute; eigentlich ist mir das Herz zu voll, als daß ich mehr schreiben mögte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Todtengräber.

Eine tragikomische, buchstäblich wahre Anekdote.

In dem Leichenhause zu R— war die zweckmäßige, aber nicht neue Einrichtung getroffen, daß man die Hände der ausgesetzten Leichen mit seidenen Schnüren umwickelte, welche mit einer Glocke in Verbindung gesetzt waren, die beim leisesten Zuge sogleich anschlug. Der wachthabende Todtengräber hatte die Weisung erhalten, wenn einmal die Glocke anschlagen sollte, den in der Nähe wohnenden Arzt herbeizurufen. In der That ertönte die Glocke in einer der folgenden Nächte. Der Todtengräber rannte in den Leichensaal und schrie: „Nun was ist das? wer untersteht sich hier zu läuten? wenn es noch ein Mal geschieht, muß ich den Herrn Doktor herbeirufen." Die Glocke schwieg, allein der dumme Todtengräber sprach des andern Tages, wohlgefällig lachend, zu dem Arzte, „denken Sie nur, Herr Physikus! heute Nacht haben meine Todten wirklich geläutet, aber ich habe sie gleich selber tüchtig ausgefilzt, dann haben sie die Späße bleiben lassen."

Reise-Zeitung.

Vier Tage in und bei Magdeburg.

(Beschluß.)

Es ist der Besitzer, der wohlbekannte Fabrikherr und Gutsbesitzer Herr Gottlob Nathusius, ohnstreitig der umsichtsvollste Geschäftsmann in der ganzen preußischen Monarchie, der Hunderten von Arbeitern ein reichliches Brod gewährt, den Armen gütiger Vater, den Leidenden freundlicher Tröster und ein erhabener Mäcen der Kunst und des Talentes ist. Wie manche Thräne hat der Edle schon getrocknet, wie manchen Kummer hat er schon gemildert! Wie schön hat er das ihm verliehene Leben zu würdigen gewußt mit regem Fleiße und steten Mühen! — Ja, jetzt noch im hohen Alter, ist er von früh bis spät um seine Anlagen, wie um seine Angehörigen bedacht. Wolle Gott dem edlen, hochverehrten Greise noch ein langes, freudenreiches Leben gnädiglich verleihen! Mir wurde das Glück nicht zu Theil, ihn persönlich kennen zu lernen, aber ernste Freundlichkeit und Milde sollen seinem Antlitz entstrahlen! Ein recht achtbarer Mann, reich an Erfahrung und gefälliger Theilnahme, der oft das Organ schweigsam Bittender macht, steht Herrn Nathusius wohl bewährt zur Seite, es ist dieß der Herr Secr. Seelandt, der durch seine Herzlichkeit jedes Suchenden innigstes Vertrauen gewinnt, auch ihm webe der Ewige noch manches Freudeblümchen in den Kranz seines geschäftigen Lebens. Der oben schon erwähnte Park ist mit vielen Kosten, aber auch mit eben so vielem Geschmacke nach englischer Manier angelegt, und bietet, ein lachendes Tempe, den vielen Besuchenden Gelegenheit, dem Schöpfer desselben lauten Dank zu zollen! — Die zu Althaldensleben sich vorfindende Porcellain- und Steingut-Fabrik möchte wohl zu dem ersten Range dieses Genre gezählt werden, es findet sich ein höchst bedeutender Vorrath von diesen Artikeln, worunter recht preiswürdige, fein gemalte Sachen, die ich durch die Güte und Gefälligkeit des sehr artigen Herrn Buchhalters Stephani kennen lernte, gehören, vor! Heil dem Manne, der es, wie Herr Nathusius, durch sich selbst zu dieser Höhe, zu diesem allgemein geschätzten Namen brachte! — Mit der zufriedensten, ja mit der heitersten Stimmung kehrte ich nach Magdeburg, doch nicht ohne den Wunsch zurück, daß mir später noch einmal die Ehre würde, Hrn. N. persönlich sprechen und ihn versichern zu können, wie sehr ich ihn verehre.

Auf meine Rückreise bedacht, ließ ich es mir auf Zureden eines Freundes gefallen, mit ihm am Mittwoche nach Pfingsten noch einen kleinen Ausflug nach den sogenannten Hummelsbergen bei Solze zu machen, wo alljährlich um diese Zeit ein sogenannter Jahrmarkt gehalten wird. Wahrscheinlich rührt dieß noch aus jenen Zeiten, die reich an Wallfahrten waren, her. Ich habe nichts Näheres darüber erfahren können. Der ganze Berg, auf welchem man eine köstliche Aussicht nach Schönebeck, Solze ꝛc. erlangt, war mit Genuß Suchenden aller Art wie besäet. Eine Menge Zelte, in welchen Speisen und Getränke zu haben, sind mit andern sogenannten Spielbuden, in denen hier und da die Gaunerei Vorsitz hält, anzutreffen, und es sollen die Spielassociés bei dem allzugläubigen Landvolke ihre Rechnung finden! — Eine Menge fremder, anständiger Personen, unter denen ich selbst mehrere wohlbekannte Gesichter aus Magdeburg antraf, finden sich an diesem Tage hier ein, um sich an dem allgemeinen Jubel zu erfreuen. Bei schönem Wetter, wie es eben heute der Fall war, ist kaum durchzukommen, und es währt dieser Lärm oft die ganze Nacht hindurch.

Mir konnte es gar nicht gefallen, und ich gestehe, daß, wäre ich nicht in Gesellschaft eines lieben Freundes, den ich seit achtzehn Jahren nicht wieder gesehen, und mit dem ich einst gegen den Bedränger Europa's vereint hinaus zum Kampfe zog, dahier gewesen, ich mich nur ennuyirt haben würde! — Mehr für die niedere Volksklasse berechnet, kann dieser höchst tonlose Jahrmarkt mich nie wieder bewegen, ihn ferner zu besuchen, auch möchte ich dieß keinem Andern anrathen können!

Doch siehe, schon steht der Wagen angespannt, der mich nach meinem Wohnorte zurückbringen soll, ich eile demnach diesen etwas langweiligen Bericht zu schließen und bitte um freundliche Nachsicht des mit aller Wahrheit Niedergeschriebenen.

B.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, im Juni 1831.

Ohne heute mich um Welt- und Stadtangelegenheiten der Nähe und Ferne zu bekümmern, mit denen der Zeitgeist jetzt so wohlfeil hausiren geht, erlaube ich mir Ihre geschätzte Zeitschrift mit einigen lokalen Rügen zu bedienen, welche bisher öfter und mehr gefühlt, als ausgesprochen worden sind.

Es erzeugt ein höchst widriges Gefühl, wenn das herzzerreißendste Menschenelend — wie es über dem Haupte des Originalien-Herausgebers Lotz so reichlich ausgegossen ward — durch eigne Verächtlichkeit jenes trostreiche Mitleiden ertödtet, welches die Menschheit so willig dem unverschuldeten Schmerze zollt; und wenn der Unglückliche den Kelch des Leidens, den er leeren muß, statt durch die Reinheit seines Bewußtseins dessen Bitterkeit zu

lindern, vielmehr durch verdiente Schande noch trüben hilft. —

Herr Lotz ist sehr unglücklich; die Hand des Schicksals hat ihn furchtbar geschlagen, er sollte zu verhüten streben, daß man es nicht die Hand der Gerechtigkeit zu nennen versucht würde. Die Gesundheit, das Uebermaß der Körper- und Geisteskraft kann zu mancher Unbesonnenheit verleiten, die eben aus diesem Grunde verzeihlich wird; aber ausgeführt von der Hinfälligkeit, der Krankheit, wird jeder solche Streich mit Recht zur Bosheit, zur berechnenden Heimtücke gestempelt.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient Herr Lotz sowohl das Mitleid wie die Verachtung, welche ihm — Beides in gleichem Maße — hier und anderwärts, durch seinen theils boshaften, theils betrügerischen journalistischen Unfug, zu Theil geworden sind. Dennoch würde man, in Rücksicht auf die in jeder Hinsicht mehr als unglückliche Lage des Herrn Lotz vielleicht nur das Mitleid, nicht die Verachtung vor der Welt sprechen lassen, wenn Herr Lotz nicht, in seiner Ueberreife von Unverschämtheit, andere unbescholtene Journale derselben Unterschläge bezüchtigen wollte, welche er — theils selbst, theils durch seine Creaturen — tagtäglich verübt.

Jeder kennt die Art und Weise, wie Herr Lotz sich Mitarbeiter zu verschaffen weiß, daß er dieselben durch leidliche Versprechungen zur Theilnahme an seinem, neuerlich in so tiefen Verruf gerathenen Blatte zu bringen sucht, auch vielleicht für die erste Einsendung eine unbedeutende Abschlagssumme zahlt, dann aber, wenn die Anzahl der abgedruckten Aufsätze bis zu einer größern Honorarsumme hinaufgelaufen, urplötzlich seine Zahlungen einstellt und dann auch jedes Mahngesuch so übel nimmt, daß er eine solche Erinnerung zu zahlen, zwar übrigens zu ignoriren, aber gelegentlich in seinem Blatte durch einige originalienhafte Schmähungen zu belohnen und auf diese Weise seine Koppel immer zuerst auf seine Gläubiger zu hetzen pflegt. Außer vielen anderen, entsinne ich mich noch deutlich eines Falles, wo ein namhafter auswärtiger Schriftsteller von Herrn Lotz zu Correspondenznachrichten aufgefordert ward und von Letzterem ein bestimmtes Honorar dafür zugesichert erhielt. Der Schriftsteller hatte, vermöge seiner bürgerlichen Stellung, Rücksichten zu nehmen und wünschte daher, bei der Freimüthigkeit seiner Berichte, ungenannt zu bleiben. Herr Lotz versprach ihm natürlicher Weise volle Discretion; als aber nach geraumer Zeit der Schriftsteller endlich das versprochene Honorar eincassiren und, da er Herrn Lotz keine Anstalt treffen sah, diesen zu verklagen beschloß, drohte ihm derselbe, ihn öffentlich als Verfasser jener Berichte zu nennen. — — Weiter kann wohl eine Redaction die Unredlichkeit und Indiscretion nicht treiben, und es wäre thörig, die Gemeinheiten eines Blattes, das einen solchen Vorstand hat und durch Schimpfsucht seine übrigen, eben angeführten Tugenden zu vervollkommnen strebt, sich zu Gemüthe ziehen zu wollen. —

Mit welchem Uebermaße von Unverschämtheit die Originalien sich erst neuerlich gegen die hier gastirende Madame Pohl-Beisteiner — eine Sängerin, die ihren Künstlerruf nicht nur in Italien,*) sondern auch in den vorzüglichsten Städten Deutschlands, namentlich in Dresden, Berlin, und vor kurzem erst in Prag, so glänzend gerechtfertigt hat — benommen, ist bekannt; während die mittelmäßigsten Schauspieler in demselben Blatte die unsinnigste Lobhudelei erfahren, sobald sie den Kennersinn der Originalien-Kritik durch klingende Geschenke an Herrn Lotz zu schärfen verstehen. Zu bedauern ist es, daß der hier bestehende „Freischütz," der an Unbefangenheit, Witz und Geist den Originalien in's Unendliche überlegen ist, diesem Unfuge der Letzteren noch immer keinen tüchtigen Waidmann setzen will.

Die Redaction des Planeten ist durch die Originalien wiederholt mit der an ihnen gewohnten Niedrigkeit angefallen worden, und wie wenig die Erstgenannte dergleichen journalistische Gassenbübereien zu beachten braucht, zeigt der Werth Ihres Blattes, wie der allgemeine Credit, den dasselbe bei den Achtungswerthen genießt. Ein Gleiches gilt von dem thätigen und umsichtsvollen Verleger, dessen vergeblich bekläffter Ruf durch den Werth und Erfolg seiner neuesten Unternehmungen vollkommen gerechtfertigt dasteht. Hoffentlich wird auch der junge, geistreiche Herr H. Meynert — welcher durch seinen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Hamburg ja am besten wissen sollte, wie wegwerfend man in loco von den Originalien spricht, und daß man allgemein den Glauben hegt, Herrn Lotzens Gefühl für Ehre und Schande sei mit der einen Hälfte seines Körpers abgestorben — keinen zweiten Ausfall an dieses Gelichter verschwenden.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Verhältniß der Bevölkerung zum öffentlichen Schulunterrichte.

	zählt Schüler	auf Einwohner
Frankreich	1	17,6
England	1	15,5
Preußen	1	7
Niederlande	1	9,7
Nordamerikanische Staaten	1	11
Oesterreich	1	15.

*) Sie wird in mehreren Journalen als Ehrenmitglied dreier philharmonischen Gesellschaften Italiens aufgeführt.

D. Eins.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 152. (II. Jahrg.) Dienstag, den 28. Juni. 1831.

Das Waldschloß.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Den 11ten Juli.

Sette ist so weit hergestellt, daß sie das Zimmer verlassen darf, und hat heute in einer üppig schönen, warmen Vormittagsstunde wieder einen ersten Spaziergang mit mir durch den Wald gemacht. O der Freude des lieben Geschöpfes, die Wiesen, die Bäume wieder zu sehen, die sie als alte Bekannte begrüßte! Wie so lieb war ihr jedes Plätzchen! wie so frisch schien ihr jeder Eindruck! Diese Krankheit hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, die letzte Hand an das liebliche Mädchen gelegt: ihr Teint, das Feuer ihres Auges, Alles an ihr hat unendlich gewonnen. Ich hatte sie am Arme, ich konnte den Blick nicht von ihr verwenden. Eduard! ich werde glücklich sein. — Und jetzt laß mich Dir noch Etwas vortragen, was mir schon lange auf dem Herzen lastet; es betrifft meine und Eure Ansicht vom Gebet. Du und die Tante, ihr kalten Weltleute! habt mir's oft einreden wollen: das hieße die hohe, hehre Vorsehung herabsetzen, ihr zuzumuthen, einen großen Weltenplan, wo Eins in das Andere, das Kleinste in das Größte griffe, abzuändern auf Instanz eines Einzelnen, eines Wurmes, der sich vor ihr, der Erhabenen, im Staube krümme. Wie das gedacht werden könne? wie man die Gottheit angehen dürfe mit der Bitte um das Bestimmte, das Positive? Eine subjective Kräftigung möge verhofft werden vom Gebete; aber ein objectiver Erfolg? es sei eine Lächerlichkeit, sich damit zu schmeicheln. Liebe Herrschaften! und Ihr habt's doch nicht recht gefaßt, und ich meine es Euch besser sagen zu können, indem ich, auf den Grund meiner letzten Lebenserfahrungen, keck hin gegen Euch behaupte, daß die Allmacht erbittbar sei, daß sie, gerührt und erweicht von dem Flehen des Leidenden, das Für und Wider in ihrer höchsten Weisheit erwäge, daß sie modificire und anders verfüge, Alles als Wirkung des Gebetes, welche Wirkung ohne jene Ursache nicht eingetreten wäre. Gewiß nicht! hört Ihr's? Diese Ueberzeugung, ich weiß wohl, ist Gefühlssache: Ihr könnt mir einwenden, daß die Sache doch so gekommen sein würde, und daß sich's nicht beweisen lasse, nämlich so mathematisch, wie etwa das Facit Eurer Erbschaftsangelegenheit. Aber geht mir mit Eurer kalten Reflexion in diesen Dingen, wo Alles Gefühl ist; bei mir steht's nun einmal felsenfest, daß mein Hierherkommen, daß mein inbrünstiges Gebet Bedingungen von Settens Rettung waren, ohne welche dieselbe nicht erfolgt wäre. In diesem Sinne wendet sich auch der, durch Speculation nach Eurem Zuschnitte noch nicht verdorbene gemeine Mann an den Gott, welcher ihm sein Innerstes so wiederspiegelt. Die ganze Macht seiner tiefsten Gefühle verbürgt ihm die Hülfe, welche er von oben herab flehet, und er überläßt vertrauensvoll der Allmacht, wie sie es anfangen werde, die Gewährung seiner eben eintretenden Bitte in Einklang mit früheren, anderweiten Beschlüssen zu bringen. Erfolgt nicht, was wir verlangen, so bleibt es nicht wegen der von Euch behaupteten Unzulässigkeit einer Modification früherer Anordnung der Vorsehung, sondern aus Rücksicht auf unser Privatwohl aus, vorausgesetzt, daß wir diese Rücksicht verdienen. Ja Eduard! das ist gewiß. Ich bin mir selbst einer Erfahrung aus meinem Leben bewußt, und Du ahnest vielleicht auch, was ich meine, wenn ich es auch nicht deutlicher andeuten mag, wo ich die Vorsehung mit ungestümen Bitten wegen einer Sache überlief. Sie zauderte lange, mir zu gewähren, was mir nicht frommte; und als sie sich endlich, unwillig über mein Mißverstehen einer wohlgemeinten abschläglichen Antwort, zu meiner Belehrung doch dazu entschloß, so geschah es gleichwohl nur mit einer Einschränkung, welche die übeln Folgen meiner unbehutsamen Zudringlichkeit mäßigte. Dieser Erfolg, der eine heilsame, wenn gleich bittere

Frucht für mich getragen hat, war nur durch meine Bitte bedingt; und ich habe mich schon seitdem mit Zweifeln über Eure Ansicht vom Gebet und dessen Wirkung getragen. Jetzt hat sich mir die liebevolle Gottheit, als Beachterin des Bittens armer Menschen, zum zweiten Male, und jetzt in voller Huld offenbart; sie fand mein Gesuch so menschlich, so billig, so angemessen, und ich bin erhört worden. Ich gestehe Dir, daß ich diesen Gegenstand, wenige Stunden vorher, ehe ich mich zum Schreiben an Dich niedersetzte, mit Setten besprochen habe; und wer weiß, ob ich mich, ohne diesen Umstand, mit derselben Innigkeit und Angelegentlichkeit darüber zu verbreiten verstanden hätte. Das wackre, einfach fromme Mädchen denkt wie ich, und das Band zwischen uns Beiden ist wo möglich durch diese Gleichheit der religiösen Ansicht noch fester zusammen gezogen worden. Höre, Eduard! es ist eine schöne Sache, wenn Einem tröstliche Glaubensüberzeugungen aus einem zweiten Munde, gleichsam ein Wiederklang des eigenen Innersten, wieder entgegenkommen: man mag es noch so fest im Herzen haben, es wird dadurch noch fester; und ich habe Setten mit dem herzlichsten Danke an meine Brust gedrückt. Wie lieb ich Dich halte, Deine kalt-philosophische Religionsansicht hat mich oft geärgert; Du hast so viel darüber geklügelt und gedacht, und das einfache Förstermädchen hier versteht davon gleichwohl mehr wie Du. — Nun lebe wohl! Du bist doch ein ehrlicher Kerl, dessen Herz anders fühlt, als sich sein Verstand zu denken einbildet.

(Beschluß folgt.)

Der König als Arzt.

(Fortsetzung.)

Heinrich. Ein herrlicher Hirsch war es, und soll nie wieder gejagt werden, sondern für Lebenszeit ein freier Bewohner meines königlichen Forstes bleiben. Wohlan, Mylord, Du erinnerst Dich, daß ich dem Hirsch nach meiner Gewohnheit hart nachsetzte, während Du und andere Edle ermüdet zurück blieben. Gegen Abend fand ich mich in der Nähe von Waltham, und beschloß, die Jagd aufzugeben, und mich in der Abtei zu erfrischen.

Suffolk. Warum ritt Eure Hohheit nicht nach Eurem Jagdschlosse Romeland, das ganz in der Nähe lag?

Heinrich. Weil meine plötzliche Ankunft meine Leute in eine solche Verwirrung gebracht haben würde, daß ich hätte nach Muße verhungern können, bis sie mir ein königliches Mahl zubereitet haben würden. Nein, mein Freund, dazu war ich zu hungrig, und überdieß hatte ich von dem Reichthume und der Ueppigkeit dieser Mönche so viel gehört, daß ich mich mit eignen Augen überzeugen wollte, ob das Gerücht die Wahrheit spreche. Der Abt empfing mich gastfreundschaftlich, und als das Mahl aufgetragen wurde, setzte er mich zu seiner Rechten, obschon er mich nicht kannte. Wahrhaftig, diese Söhne der Kirche leben köstlich genug, der Tisch war mit allen Arten von Gerichten besetzt, es fehlte nicht an Gänsen, Spanferkeln, Geflügel und Wildpret, auch gab es große silberne Becher und Flaschen, voll Abingdon-Bier und gewürzreichem Wein. Obgleich ein König, Suffolk, war ich doch hungrig wie ein Jäger, und alle leichteren Speisen übergehend, blieb ich als ein echter Engländer bei einem riesigen Rostbeaf, wovon ich von Zeit zu Zeit mächtige Stücke abschnitt. Als mein Wirth, der Abt, meinen trefflichen Appetit sah, sagte er: „Benedicite, mein Sohn, wohl möge es Dir bekommen! Ach, tausend Mark würde ich dem Arzte geben, der meinen kranken Magen wieder zu gesundem Appetit herstellen könnte! Tausend Mark würde ich geben, wenn ich von einem so geringen Mahl, als Rostbeaf ist, mit Deiner Eßlust genießen könnte, aber ach! ach! mein armer Magen kann höchstens ein kleines Stück von einem Kapaun verdauen." Ich betrachtete mir den stattlichen Abt, und sah gleich, daß Ueberladung seine einzige Krankheit sei, denn in seinem runden Antlitz war keine Spur von Uebelbefinden zu entdecken. „Bei der heiligen Jungfrau, Mylord Abt!" erwiederte ich, „der Lohn, den Ihr bietet, könnte mich wohl versuchen, Euer Arzt zu werden, wenn ich gewiß wüßte, daß Ihr Wort halten und das Geld bezahlen würdet." — „Ach! mein Sohn," antwortete er, „wie kann man die Gesundheit je zu theuer bezahlen? Ich wiederhole es, tausend Mark soll der empfangen, der mich zu heilen vermag." Damit endete unser Gespräch, und ich schied des festen Vorsatzes, Alles anzuwenden, um dem Abt seinen verlorenen Appetit wieder zu verschaffen. Bei der Jungfrau, Mylord von Suffolk, ich glaube, die tausend Mark verdient zu haben.

(Beschluß folgt.)

Ueber den Zustand Schauder erregender Verwilderung der Einwohner in Unter-Bretagne.

Aus dem Berichte eines französischen Reisenden.

Wundern wir uns nicht, wenn wir unter den gesegnetesten Himmelsstrichen oft die größte Armuth, das tiefste Elend finden: sie sind die unausbleiblichen Folgen der Unwissenheit und geistigen Verfinsterung, der sichersten Stützen des Despotismus, welcher gerade in den schönsten Gegenden unsrer Erde seinen Sitz aufgeschlagen und Alles um sich herum in Trägheit und Dummheit erhält. Die Erde spendet ihre goldnen Früchte, ihre reichen Ernten nur dem aufgeklärten Fleiße, dem trägen Barbaren versagt sie selbst das Nothdürftige.

Wer sollte aber in dem civilisirtesten Lande der

Welt, in Frankreich, sogar mehrere Departements vermuthen, deren Bewohner noch im Zustande der schauderhaftesten Barbarei, der tiefsten menschlichen Erniedrigung schmachten? Schwerlich ahnen wohl die prachtliebenden Einwohner unsrer Städte, die reichen Landwirthe der Normandie und Provence und von Burgund, Elsaß und Lothringen, daß es hundert Stunden von Paris, dem Sitze des Vergnügens und dem Mittelpunkte der europäischen Civilisation, noch wilde Völkerschaften, ähnlich denen von Afrika und Neu-Holland gebe. Nichts ist bei diesen unsern vaterländischen Barbaren französisch, nichts national: Sprache, Tracht, Sitten, Charakter, ja selbst ihre Religion: Alles ist uns unbekannt, Alles fremd. Mitten im Sturme halbnackt auf vorspringenden Klippen stehend, warten diese Wilden, ob ihnen das Meer nicht Leichname oder andere Opfer an's Land werfe, die sie berauben können. Wehe dem Schiffe, das an diesen Küsten scheitert. Umsonst klammert der arme Matrose sich an seine Trümmer; umsonst glaubt er sich grettet, indem er Menschen dem Ufer zueilen sieht; die Barbaren! sie erwarten ihn nur, um ihn — zu erwürgen.

Wie ihre Voreltern einst vor den Altären des Theutetes, sah ich diese Unmenschen knieend vor den Altären der heiligen Jungfrau beten, daß sie ihren Strand durch viele Schiffbrüche segnen möchte. Ich sah den Götzendienst an die Stelle des Gottesdienstes treten, die Tempel mit Ochsen, Schaafen und Schweinen, den würdigen Opfern des Heidenthums, anfüllen, und die Priester solche, wie auf einem öffentlichen Markte, wieder an den Meistbietenden versteigern.

(Beschluß folgt.)

Sylbenräthsel.

Ich bin ein zusammengesetztes griechisches Wort, das, wie eine Menge solcher Wörter, die in neuerer Zeit geschaffen wurden, der Vorliebe zu griechischen Benennungen seinen Ursprung verdankt, welche Viele, die nicht Griechisch können, theilen, weil das Unverständliche einen besonderen Reiz für Unverständige hat. Was ich bezeichne, drücke ich gut aus, wiewohl es dafür eben so gut deutsche Wörter gibt, welche das Griechische entbehrlich machen. Auch bin ich keineswegs hellenischer Abkunft, und war weder den alten noch den neuen Griechen bekannt: denn ein Genie an der Themse brachte mich, am Ende des vorigen, sogenannten philosophischen Jahrhunderts, zuerst an das Licht, und bald trug mich ein französisches Genie über den Kanal, und eröffnete sich durch mich, dem allgemeiner Beifall wurde, eine Quelle der Wohlhabenheit für sein ganzes Leben. Mein Ruhm flog durch alle Länder; die alte und neue Welt staunte mich mit Vergnügen an, und bezahlte dieses sehr gern, weil ich im hohen Grade ihre Neu- und Wißbegier befriedigte und schöne Erinnerungen hervorrief. Alt und Jung nannte meinen Namen mit Extase, der große Haufen, ohne ihn zu verstehen; aber — wie gesagt — eben darin gefiel er sich. Ich wurde gut und schlecht vervielfältigt; Schriftsteller und Verleger setzten vor ihre Werke meinen beliebten Namen, den Stümper mißbrauchten; ich machte Epoche; ich wurde Mode. — Ich habe Alles in meinem Kopfe, und bin ein wahrer Reflexion-Spiegel: daher ich auch Alles in Allem zeige. Ueberall, wo ich mich sehen lasse, erscheine ich nur als Illusion; und wer mich wirklich ergreifen wollte, würde sich sehr getäuscht finden. Ich besitze — —; doch genug, ich würde den Charakter des Räthsels zu früh aufgeben, wenn ich mich zu deutlich enthüllte. — Dem Lateiner gebe ich noch ein besonderes, kleines Amüsement zum Besten, und loben will ich Jeden, welcher die folgenden, hier angedeuteten Substantiva, Adjectiva, Verba und ein Paar andre Nomina propria, welche durch Versetzung der Sylben und Buchstaben, die mein Name enthält, errathen wird. — Jetzt zeigen sich meine acht Buchstaben in unverrückter Reihe; und da erblickt man in ihrer ersten Sylbe einen bekannten Gott der Griechen und Römer (1). Die folgenden beiden Sylben sind der Imperativ eines Zeitwortes, welchem der Fromme gehorcht (2), und die beiden letzten Sylben sind ebenfalls ein Imperativ, dem die ganze Welt gehorcht (3). — Durch Schwenkung der beiden letzten Sylben erhält man den Namen einer hochbetagten, nichts weniger als schönen, zu ihrer Zeit aber ersten und gefeiertesten, deutschen Gesangs-Virtuosin (4), welcher, wenn man einen Vocal aus der ersten Sylbe davor setzt, ein weibliches Beiwort bildet (5), das gewöhnlich weder einer Sängerin noch andern Damen behagt, aber nothwendig mit zur besten Welt gehört, und, nach einem deutschen Volkssprüchworte, lustig macht. — Wechselt man den letzten Vocal des Namens der großen Sängerin mit einem andern, so ergibt sich der eines großen Heldendichters aller Zeiten (6). — Durch sechs andere Schwenkungen zeigen sich eine der mächtigsten Gottheiten der Römer (7), zwei Hauptstädte (8 und 9) und zwei bedeutende Flüsse Italiens (10 und 11), und endlich eine bekannte Stadt in Columbia (12). — Wir werfen nun einen Blick auf die Zoologie, und es fallen uns da eine eben nicht ästhetische, aber von Leckermäulern hochgeschätzte Amphibie, unter lateinischem Namen (13) und ein indianischer Prachtvogel, unter französischem Namen (14), in die Augen. — Zuletzt wird man zugeben, daß ohne das lateinische Substantivum (15) kein Held den Sieg, und ohne das andere gleichfalls lateinische Substantivum (16) kein Schul-Präceptor die Ordnung erhält.

Zwar sollen solche Kleinigkeiten
Jetzt immer nur in Versen sein;
Doch sich'rer in den Sinn hinein
Wird Euch die schlichte Prosa leiten:
D'rum nehmt vorlieb und fasset Muth,
Seht's an genau und rathet gut!

* * *

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, im Juni 1831.

(Beschluß.)

Herr Meynert hat, namentlich in den neuern Erzeugnissen, seinem schönen und vielseitigen Talente, welches selbst die ihm feindlich gestimmten „Originalien" theilweise anerkennen mußten, eine so würdige Bahn bezeichnet, daß er vor den Schmutzwürfen jenes Blattes, welche doch nur auf den Werfer zurückfallen, sich hinlänglich gedeckt wissen und seinen Witz nicht an einen so unwürdigen Gegner wegwerfen sollte. —

Wer der Verfasser der Originalienrubrik: „Journalleser Ein- und Ausfälle," worin die Frechheit, Lüge und Bengelhaftigkeit bis zum Empörenden getrieben wird, eigentlich sei, wage ich nicht zu bestimmen;*) jedenfalls muß er, da fremde Verachtung nur seine Werke, nicht ihn selbst finden kann, in seiner Selbstverachtung den genußreichen Lohn eines solchen Treibens finden. —

Zu meinem Vergnügen bemerke ich, daß, vor mir, bereits in mehreren Journalen sich, zum Theil von hier aus, Stimmen gegen die gegenwärtigen journalistischen Gaunereien der Originalien erhoben haben. Hoffentlich erlauben Sie mir, mit meinen schwachen Kräften auch ferner dieses bis zu einer unerhörten Verworfenheit getriebene Unwesen der Originalien, in Ihrem geschätzten Blatte bekämpfen zu helfen. **) —

Braunschweig, Mai 1831.

(Fortsetzung.)

Am 20sten April hatten sich unsere Krieger auf dem Platze, wo das Denkmal der in der Schlacht gebliebenen Herzöge errichtet ist, versammelt, um ihre, seit dem 18ten Jun. 1818 entbehrten Fahnen in Empfang zu nehmen, welches unter lautem, freudigem Hurrahrufen geschah. Hierauf zog die Mannschaft nach dem Exercierplatze, um hier dem neuen Regenten den Eid der Treue zu leisten. Auf dem Platze angelangt, bildete das Corps ein Quarré, in welchem der Commandant der Truppen, Obrist von Wachholz, an die Truppen folgende Worte richtete: „Heute ist es, nach langer Zeit, wieder das erste Mal, daß ich euch so zahlreich versammelt sehe und diese Zusammenkunft ist noch besonders höchst wichtig, daß sie von einem freudigen Ereignisse begleitet ist, denn wir sollen unserm gegenwärtigen Landesherrn, dem regierenden Herrn Herzog Wilhelm, den Eid der Treue schwören, so wie es später das ganze Land thun wird. Der Befehl, den ich dazu erhalten, lautet wie folgt: „Wilhelm Herzog zu Braunschweig Oels, bei unserer dermaligen Regierung des Herzogthums Braunschweig ꝛc. Da zufolge der von uns und Sr. Majestät, dem Könige von Großbritannien und Hannover, als dem dazu berechtigten Agnoten, in der hiesigen Regierungsangelegenheit getroffenen Anordnung die Landesregierung erledigt und auf uns übergegangen ist, die dem vormaligen Regenten geleisteten Dienst- und Unterthan-Eide daher erloschen und uns nun zu leisten sind, so haben wir beschlossen, daß sämmtliches Militär am 20sten d. M. nach demselben Formulare, nach welchem die eingekommenen Rekruten schon beeidigt sind, uns den Diensteid leisten und werden die nähern Befehle in dieser Beziehung von uns unmittelbar ertheilt werden."

W. H.
von Schleinitz.

„Ich bin von euch überzeugt, daß ihr mit dem ganzen Lande die Freude sowohl darüber theilt, daß dieser so lange herbei gewünschte Tag endlich gekommen ist, als auch daß ihr mit Liebe und Treue unserm jetzigen Landesherrn, der uns in der kurzen Zeit seiner Regierung schon so viele Beweise seiner väterlichen Sorge gegeben hat, zugethan sein werdet.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ist auch wenig daran gelegen. — Der Redakteur des Dresdner „Janus" hatte einen gewissen Herrn Lyser als Verfasser jener Originalien-Rubrik angegeben, von welcher Autorschaft jedoch Letzterer, kurz nach seiner Ankunft in Leipzig, gegen mehrere Personen sich mit seinem Ehrenworte lossagte. Ist er demohngeachtet der Verfasser, so muß man ihn für einen sehr elenden Menschen halten, um so mehr, da der letzte Ausfall des Originalien-Journallesers gegen Herrn Meynert erst dann geschah, nachdem Herr Lyser Herrn Meynert bereits seine vollste Freundschaft angeboten hatte. D. R.

**) Nur nicht zu oft, wenn ich bitten darf; denn nach dem, was er durch Sie und andere Journale von den Originalien erfährt, möchte der Planet sich nicht gern viel mit dem Namen dieses Blattes befassen. Nicht die Hunde, sondern den Hirten, welcher sie anhetzt, lasse man den Stock fühlen. Herr Lotz hat dieß eben durch Sie erfahren; lassen Sie nun, wo möglich, ihn und seine Helfershelfer unberücksichtigt; die Verachtung der Welt drückt dieselbe schwerer, als die journalistische Knute, welche jetzt so oft gehandhabt wird. D. R.

Buntes.

Wenn der Großkanzler Tellier auf seinem Landhause zu Chaville sich aufhielt, beneidete er jeden Morgen einen Schäfer, der um diese Tageszeit auf der Spitze eines Felsen saß, seine Schafe weidete und seine Flöte bließ. Und als dieser weise Staatsmann einst mit Colbert die Treppe hinauf in die Geheimeraths-sitzung ging, da ein Mann ihnen rasch entgegen kam, zwischen ihnen durchbrach und sie beide stieß, sagte er: „das ist ein glücklicher Mensch!" „Wie so?" fragte Colbert. — „Er kennt weder Sie, noch mich," antwortete Tellier.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 153. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 29. Juni. 1831.

Sängers Testament.

Nie hab' ich mich auf's Leben wohl verstanden,
Mein Liedeslohn ging wie ein Lied dahin;
Des Sängers Erbtheil blüht in allen Landen,
Karg blieb des reichen Leierspiels Gewinn.

Und viel blieb meinem Fleiße zu erringen,
Nie der Idee war meine Schöpfung gleich:
Doch ich verstand ein kühnes Lied zu singen,
Nicht an Gedichten, doch an Dichtung reich.

D'rum gönnt mir nur den Lorbeerkranz im Grabe!
Doch meine Leier brecht, daß nie sie tönt;
Damit des Meisters Saitenspiel kein Knabe
Mit Stümperei und Nachgeklimper höhnt! —

H. Meynert.

Ueber den Zustand Schauder erregender Verwilderung der Einwohner in Unter-Bretagne.

(Beschluß.)

Ich sah die mahomedanischen Reinigungen in eine heilige, christliche Ceremonie verwandelt; sah ganze Volksstämme mit einem eingewurzelten Aussatze bedeckt, welcher seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ohne daß man diesen elenden und Abscheu erregenden Zustand zu heilen versucht. In diesen öden Gegenden gibt es keine Straßen, keine Cultur, keine Erndten, keine Früchte; an Veredlung der Bäume ist ohnehin nicht zu denken: man hat keinen Begriff davon. Einiges dünn stehendes, welkes Gras genügt kaum zur Nahrung weniger elender Heerden. Tretet Ihr in eines jener Häuser oder vielmehr Schoppen, die zerstreut in den dortigen Haiden hier und da von Granit aufgeführt sind, so findet Ihr Männer von wildem Aussehen, mit altfränkischen Beinkleidern, einem arabischen Kaftan und langen Haaren, die unordentlich auf die Schultern herabfallen. In der Mitte des Zimmers bemerkt Ihr einen, wie einen Schweinstrog ausgehöhlten Baumstamm; und dieß ist der gemeinschaftliche Tisch. Aus diesem Troge schöpft Jeder ein wenig aus Haidekorn gekochten Brei. Ein herbes Getränke vollendet das Mahl, dem nichts als Eicheln fehlen.

Will man den Werth des Feldes hundert Stunden von Paris wissen (denn man muß wiederholen, daß hier von einer Gegend Frankreichs die Rede ist)? In dem Augenblicke, als ich mich in Unter-Bretagne befand, wurden dreißig tausend Morgen abgemessenes Feld, der Morgen zu zwei Sous verkauft. — Man erstaunt, wenn man bedenkt, daß diese Felder ohne Cultur, ohne Erndte, ohne Früchte an die reiche Normandie gränzen, wo aller Boden angebaut und der Landbauer wohlhabend ist. Durch Beförderung der Agricultur, Anlegung von Straßen und Volksschulen könnte diesem Elende allein und am sichersten abgeholfen werden. Durch den Ackerbau würde Alles anders, Alles milder werden, und der Ueberfluß unfehlbar zur Civilisation und bessern Gesittung führen. Die Menschen werden in eben dem Maße ihre Barbarei ablegen, als die Früchte ihre Herbe verlieren. In einem mit reichen Erndten bedeckten Lande gibt es keine barbarischen Völkerschaften.

Man glaube übrigens keineswegs, daß die Bretagne jeder Civilisation widerstrebe. Wenn es so vielen Unglücklichen an Brod mangelt, wenn sie mit ihren Schweinen einige wilde und bittere Früchte theilen, wenn sie mit einem hartnäckigen, bösartigen Aussatze bedeckt sind, liegt die Schuld blos an den vielen großen Güterbesitzern, die ein Interesse zu haben glauben, sie in diesem Zustande thierischer Verwilderung zu erhalten. So werden also Unwissenheit, Dummheit und Krankheiten durch ein hassenswerthes System in diesen Gegenden verewigt. Man zwingt arme Bauern, die sich durch Arbeit ihren ganzen Unterhalt erwerben könn-

ten, im Elende vom Almosen zu leben. Diese Unglücklichen haben außerhalb der Bretagne kein Vaterland. In allen an sie angränzenden Provinzen erkennen sie nur Fremde, die sie verächtlich Franzosen nennen.

Ich kenne in Paris mehrere Bretagner. Von so großem Elende gerührt, ging ich nach meiner Zurückkunft zu Einem derselben, welcher in großem Ansehen steht, und entwarf ihm eine treue Schilderung von Allem, was mir in jener Provinz aufgefallen. Ich wagte es sogar, ihm einige Ideen mitzutheilen, wie dem traurigen Loose derselben am schnellsten und wirksamsten abzuhelfen wäre. Der Mann hörte mich mit eiskalter Miene an und erwiederte mir dann mit ironischem Lächeln: „Sie verlangen da schöne Dinge! Was? Straßen anlegen, die Felder bauen, die Bauern unterrichten? Wie sollten wir dann den Bürgerkrieg führen?!"

Diese Worte überraschten mich. Ich merkte, daß ich es mit einem jener großen Geister zu thun hatte, die sich wenig aus den Grundsätzen der Menschlichkeit machen und welche die Dinge von solcher Höhe herab betrachten, daß das Mitleid sie nicht zu bewegen vermag. Indessen erstaunte ich dennoch, daß man bei dem Zustande unsrer Sitten sein Heil in dem Unglücke des Volkes suchen könnte! Aber unsere Politik belehrte mich bald hierüber eines Bessern. Ich erfuhr nämlich, daß man unter der Regierung Karls X. sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigen konnte, Frankreich in feindselige Provinzen, in aufrührerische Departements zu theilen, und daß diese, der Intrigue und dem Ehrgeize so günstige Feudal-Idee sich hauptsächlich auf das Elend, den Aberglauben und die thierische Verwilderung des Volkes gründe.

Aber die Bretagne beruhige sich. Sobald der König die Uebel kennt, die auf ihr lasten, wird ihnen gewiß gesteuert werden. Nicht länger mehr werden treulose Signale die Schiffer an die Klippen von Penn-Mark locken, die französische Sprache, die wir in Frankreich allgemein wähnten, wird der Hälfte der Franzosen nicht länger mehr unbekannt bleiben, bald auch die Abscheu erregende Krankheit, an welcher die Einwohner jener Gegenden leiden, verschwinden und — der Morgen Feld mehr als zwei Sous kosten.

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Fortsetzung.)

10.

Vorzüglich gern hatte es der König, wenn Racine ihm vorlas, und er fand in ihm ein ausgezeichnetes Talent, die Schönheiten eines Dichterwerks durch den Vortrag erst recht hervorzuheben. Während einer kleinen Unpäßlichkeit forderte der König seinen Liebling auf, ihm irgend etwas Leichtes und Unterhaltendes vorzutragen, und Racine schlug eine der Lebensbeschreibungen des Plutarch vor. „Der ist mir zu veraltet" — sagte der König, worauf Racine erwiederte, daß er sich so viel als möglich bemühen werde, die zu schwerfälligen Wendungen der Sprache im Lesen abzuändern und zu modernisiren. Und das führte Racine denn auch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit aus.

11.

„Einst — so erzählt Valincourt — befand ich mich mit Racine, Nicole und mehreren andern Freunden von großem Verdienste zu Auteuil bei Boileau, als uns das Gespräch auf den Sophoclesischen Oedipus führte. Racine las ihn uns ganz vor, indem er ihn auf der Stelle übersetzte, und dabei in solche Begeisterung gerieth, daß wir alle von dem Gefühle des Schreckens und Mitleidens, die in dieser Tragödie fortwährend abwechseln, auf das Heftigste ergriffen wurden. Ich habe unsre besten Schauspieler gesehen, unsre besten Tragödien mit angehört, aber Nichts kam je dem Eindrucke nahe, den der Vortrag dieses Gedichts auf mich machte. Und selbst in dem Augenblicke, da ich dieses niederschreibe, glaube ich noch immer Racine vor mir zu sehen, das Buch in der Hand, und uns Alle, ganz erschüttert um ihn herum."

12.

Racine erfuhr, daß seine Andromaque eine scharfe Kritik von Seiten des Marschalls von Créqui und des Grafen von Olone habe erleiden müssen. Ersterer stand in dem Rufe, die Frauen gerade nicht zu sehr zu lieben, und Letzterer hatte eben nicht Ursache, sich über allzugroße Liebe von Seiten seiner Frau zu beklagen, worauf Racine folgendes, gegen sich selbst gerichtete Epigramm verfertigte:

„La vraissemblance est choquée en ta pièce
„Si l' on en croit et d' Olone et Créqui.
„Créqui dit, que Pyrrhus aime trop sa maîtresse,
„D' Olone, qu' Andromaque aime trop son mari."

13.

Die Rolle des Nero im Britannicus wurde von Floridor, dem größten Schauspieler seiner Zeit, fast vollendet gegeben; da dieser Künstler aber in großer Liebe beim Publikum stand, so schmerzte es Jedermann, von ihm den Nero dargestellt zu sehn, und dadurch gezwungen zu sein, dem Lieblinge übel zu wollen. Die Rolle ging in die Hände eines weit unbedeutendern Darstellers und jetzt erst das treffliche Stück in die volle Gunst des Publikums über.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen
von M. Cunow.

1. Die heilige Linde.

Welch' Unglück! — Aus der Marienkirche des frommen Rösel (einem Städtchen in Ostpreußen und dessen Rastenburger Kreise) war einst das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau und Mutter verschwunden; alle Gläubige waren untröstlich, am meisten schienen die Bewohner des Heiligthums, die Priester, es zu sein; man sandte Boten aus, die verloren gegangene Gottheit zu suchen; — vergebens! Dem dortigen Theilchen der Christenheit blieb nichts Anderes übrig als zu trauern; aber siehe, da erschien — wie schon früher bei ähnlicher Veranlassung — ein Hirt und verkündete, er sei unter einer Linde am Waldsee — eine Stunde von der Stadt — entschlafen, als ihn ein Tönen über ihm aus dem Schlafe erweckt, und da er, sich aufraffend, in die Höhe geblickt, habe er das heilige Bild an der Linde hängend gesehn. Man eilte an den Ort und fand, wie Jener gesagt. „Das ist ein Zeichen, daß die Mutter Gottes fortan hier wohnen will!" erklärten die Priester. Gesagt, gethan! Bald wölbte sich eine Kirche über der heiligen Linde empor, von Säulenhallen umgeben, an welche sich ein Kloster anreihete, um die Stützen der heiligen Kirche, die Brüder von der Gesellschaft Jesu, in sich aufzunehmen. Und jene Kirche sammt dem Kloster zur heiligen Linde stehen noch am Waldsee und in der Kirche ist noch der Stummel der Linde zu schauen, welche sich die heilige Jungfrau zum Wohnsitz erkoren, und im Kloster hausen noch Ex-Jesuiten, um des Dienstes bei der Göttin wahrzunehmen. Aber nicht nur, daß diese hier wohnt, sie ist auch zum Besten der Umgegend, ja des ganzen Landes wirksam. Denn noch wird alljährig, in der letzten Woche des Monat Juni, von Johanni bis Peter Paul, hier ein Markt, ja man kann sagen, eine Messe gehalten, welche Tausende von Menschen aus der Nähe und Ferne nach diesem Platze zieht. Der Handel mit Leinwand, welche im Königreiche Preußen nicht eigene Leinweber, sondern die Frauen der Landleute und die Mägde der Gutsherrschaft fertigen, macht den Hauptgegenstand des großen Verkehrs aus; was das Jahr über gesponnen, gewebt und gebleicht worden, wird in größeren und kleineren Quantitäten hier zu Markt gebracht und Leinwandhändler aus der Hauptstadt (Königsberg) kaufen Vorräthe ein, um sie dann weiter nach England und Amerika gehen zu lassen. Zudem entstehen ganze Reihen von Buden, um die Bedürfnisse anher kommender Landleute zu befriedigen, für die Herrschaften und Städter aber werden Zelte errichtet, in denen Caffetiers mit Getränken aller Art und dem dazu nöthigen Imbiß aufwarten; denn es finden sich hier Bekannte von Weit und Breit, von Memel bis Danzig, zusammen, denen nicht selten auch ohne Geschäfte die heilige Linde ein bloses Rendezvous ist. Auch eine Wache ist errichtet, um unter der Volksmasse die Ordnung aufrecht zu erhalten und Diebe und Schläger in Verwahrung zu nehmen. Der lebhafteste Tag ist der Peter-Pauls Tag, dessen Feier Prozessionen bis aus Polen herbeilockt, während in früheren Zeiten dergleichen aus Ungarn, ja aus Italien selbst angezogen kamen.

Von Rösel führt ein Weg, der bald zu einem Sandwege wird, einer mit Kiefernwald besetzten Anhöhe zu, und auf dieser eine Zeitlang fortgefahren, verkünden dem Ankommenden die zahlreich zwischen den Bäumen stehenden Fuhrwerke, die Menge der Gelagerten, die vielen Schmor- und Bratenfeuer, daß man dem zugleich heiligen und profanen Orte nahe sei. Bald gelangt man an den anderseitigen Abhang der Höhe, und siehe — jenseits eines Sees liegt unten die schöne Kirche zur heiligen Linde, deren beide zierlichen Thürme Fronte gegen das Wasser machen, umgeben von einem aus Hallen bestehenden Viereck, an welches sich das Kloster mit dem hinter ihm aufsteigenden Garten anschließt. Den Raum im Thale längs dem Beginn des Sees füllen mehrfache Reihen von Buden, zwischen denen ein dichtes Gedränge kaum den Durchgang gestattet. Hier würde man nicht leicht die Heiligkeit des Ortes bemerken, wenn man nicht darauf aufmerksam gemacht würde, wie selbst die Bäume ihre Wipfel alle der heiligen Linde zuneigen, und wie keinerlei Geschmeiß, sonst in Kiefernwäldern, zumal bei Sonnenschein und in der Nähe so vielen Viehes und Bratengeruches nur zu häufig, die hier Bivouaquirenden belästigt. Unmittelbar am Eingange der Vorhallen befindet sich eine wunderthätige Quelle, deren Wasser, innerlich und äußerlich angewendet, Krankheiten und Schäden heilen soll; aber die große Zahl der hier lagernden und die Hände nach Almosen ausstreckenden Krüppel und Pesthaften scheint die Wunderkraft des heiligen Wassers, wenigstens was ihre Person betrifft, einigermaßen Lügen zu strafen. Die Kirche ist an diesem Tage (Peter-Paul) fortwährend mit Wallfahrern — gläubigen und ungläubigen — dicht erfüllt, an den Altären wird des heiligen Amtes gepflegt, Kirchenmusik schallt durch den Dom, in den Hallen sind die häufig errichteten Beichtstühle alle innen besetzt und außen umlagert, Büßende, je nachdem ihnen die Buße zudictirt worden, liegen theils platt auf dem Bauche, theils rutschen sie auf den Knieen umher, und vollbringen sonst allerlei heilige gymnastische Uebungen. Prozessionen mit Fahnen und Kreuzen kommen singend angezogen und vermehren das Gedränge, und erst Nachmittags haben die geistlichen Herren Zeit, ihren Aufwand von heiligen Anstrengungen im Refectorium des Klosters an einer gut besetzten Tafel physisch wieder herzustellen, so wie Magnetiseurs nach vollbrachter Manipulation die von ihnen gewichene Kraft durch Speise und Trank ersetzen müssen. Im Wirthshause rauscht grelle Tanzmusik, und unter den Zelten erinnern sich frohe Zecher der vergangenen Zeiten und verabreden scheidend ein neues Zusammenkommen auf künftiges Jahr. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, Mai 1831.

(Fortsetzung.)

„Ihr wißt übrigens, daß ein großer Theil von Euch wahrscheinlich dazu bestimmt ist, einen Marsch anzutreten, weshalb ich die Gelegenheit benutzen will, diejenigen unter Euch, die lange nicht im Dienst gewesen sind, zu ermahnen, sich beim Exercieren Mühe zu geben, damit, falls wir marschiren und mit andern Truppen zusammen kommen sollten, als eben so gut exercirte Soldaten erscheinen, wie sie sind. Ob es zum Kriege kommen wird, ist noch ungewiß und steht in Gottes Hand; sollte es aber auch dazu kommen und wir müßten fechten, so habe ich das feste Zutrauen zu Euch, daß Ihr Euch als eben so gute Soldaten und eben so brav benehmen werdet, als es Eure Landsleute unter den Fahnen, die Ihr hier vor Euch sehet, bei Waterloo gethan haben."

Bei den letzten Worten erschien Se. Durchlaucht, Herzog Wilhelm, und wurde von dem Corps mit rauschendem Lebehoch begrüßt. Darauf trat der Abt und Domprediger Westphal vor den, auf der Promenade errichteten, Altar und hielt eine Rede, welche alle Anwesende tief ergriff. Der Staatsauditeur Kebel ließ hierauf die Krieger den Eid der Treue schwören. Die Sonne hatte nie heiterer und schöner geschienen, als gerade in diesem Augenblicke. Jedem Braunschweiger, dem das Wohl des Landes am Herzen liegt, wird der 25ste April des Jahres 1831 ein denkwürdiger und unvergeßlicher Tag sein, der uns fester an unsern theuren Fürsten ketten sollte. Es war der Tag der Huldigung, der mit dem des Geburtstages des Herzogs zugleich gefeiert wurde. Schon früh Morgens wimmelten die Straßen von Menschen; alle Gasthöfe waren von Fremden überfüllt.

Um sieben Uhr kam die Bürgergarde auf ihren Sammelplätzen zusammen und zog darauf nach den verschiedenen Straßen, durch welche der Herzog nach der Domkirche kam, um hier ein Spalier zu bilden.

Man erlaube mir die beiläufige Bemerkung, daß der Herzog, wie sein hochseliger Vater, gern in der freien Natur weilt, und sobald es nur die Witterung erlaubt, das Beversche Palais zu Braunschweig gegen das Lustschloß Richmond, eine halbe Stunde von Braunschweig entfernt und vor dem Augustthore gelegen, vertauscht.

Der Donner des Geschützes verkündigte des Herzogs Ankunft im Thore an. In seinem Gefolge waren der Hofstaat, die berittene Bürgergarde und eine Abtheilung von Husaren. Er fuhr in einem sechsspännigen Wagen. Auf dem Aegidienmarkte war eine Ehrenpforte erbaut, auf deren rechter Seite man die Worte las: Dem Beschützer des Rechts, freie Huldigung, ewige Treue; auf der linken oben: Die Bürgergarde Braunschweigs; darunter: Vereintes Wirken.

Die Häuser waren, wie leicht zu erachten ist, mit Zuschauern ungemein angefüllt, selbst die Dachziegel waren abgenommen. Die Damen ließen weiße Tücher flattern, und unzählige Stimmen der frohgestimmten Menge erschollen durch die Lüfte. Der Fürst nahm seinen Weg hinter lieben Frauen. Am Haupteingange des hier befindlichen Waisenhauses hatte man Säulen, mit Laubwerk geschmückt, errichtet, und beim Durchzuge des Herzogs warfen ihm die Waisenkinder Kränze und Blumen zu. Dann ging der Zug durch die Kattreppeln-, Huthfiltern-, Schuhstraße bis zum Dom, wo der Abt und Domprediger Westphal, nach vorheriger passend aufgeführter Kirchenmusik durch Dilettanten, die Huldigungspredigt hielt. Als der Gottesdienst beendigt war, begaben sich sowohl der Fürst, als auch die im Dome anwesenden Behörden nach dem Beverschen Palais, wo Letztere Herzog Wilhelm den Huldigungseid leisteten. Der Herzog, auf dem Throne sitzend, wurde vom Schatzrathe von Plessen, im Namen der Landstände, ehrfurchtsvoll begrüßt. Darauf wurden die verschiedenen Behörden der Reihe nach, die Commandeure der Bürgergarde mit ihren Stäben in den Thronsaal geführt, und nahmen ihren Platz dem Fürsten gegenüber. Die Erschienenen forderte der Ministerialrath Graf von Veltheim auf, den Huldigungseid zu leisten, den der Hofrath Koch vorlas und der folgendermaßen lautete: Ich gelobe und schwöre Treue und Gehorsam dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm, regierenden Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg, so wie Höchstdessen Nachfolgern an der Landesregierung aus dem Durchlauchtigsten Hause Braunschweig, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort. Die Schwörenden legten denselben so ab, daß sie dem Ministerialrath Grafen von Veltheim folgende Worte nachsprachen: „solches gelobe ich zu erfüllen und treulich zu halten, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort." Während dieß vorging, hatte sich die Bürgergarde wieder auf dem Altenstadt-Markte versammelt und ein Quarré geschlossen, in dessen Mitte sich die übrige Bürgerschaft stellte. Das Altenstadt-Rathhaus war mit den Farben der Stadt geschmückt und unter den mittelsten Bogen der Laube des Gebäudes war eine Tribune errichtet.

Gegen 11 Uhr bestieg der Magistrats-Director Dr. Bode, ein wegen seiner Humanität und edlen Denkart von ganz Braunschweig geschätzter Mann, von den übrigen Mitgliedern des Stadtmagistrats, den Stadt-Deputirten und den Commandeuren der Bürgergarde umgeben, die Tribune. Als die beiden ersten Verse des Gesanges: „Nun danket alle Gott" gesungen waren, forderte erwähnter Magistrats-Director die auf dem Markte versammelte Menge der Bürger zum Huldigungseide auf.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 154. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 30. Juni. 1831.

Das Waldschloß.

(Beschluß.)

XIX.

Den 15ten Juli.

Gib der Tante die beigeschlossene Verhandlung, wodurch alle ihre Erbschaftswünsche erfüllt werden. Ein bittender Blick von Setten, welcher schon der Gedanke von Differenzen mit so nahen Verwandten unerträglich ist, hat der braven Mutter Entschluß völlig bestimmt; und der utensible Zweck meiner Hierhersendung ist also ganz erreicht. An das, was sich nebenher, gleichsam zufällig, gemacht hat, ist freilich von Hause aus nicht gedacht worden. Aber so geht es, wie ich mich immer mehr überzeuge, fast in allen menschlichen Unternehmungen. Was wir wollen, wissen wir; was daraus eigentlich wird, ist Sache einer höhern Macht; und so erscheint die Aeußerlichkeit unsrer Bestrebungen nur als ein Vorwand, oder vielmehr als ein Vorhang, hinter welchem sich der eigentliche Maschinenmeister des Lebenstheaters mit seinen Plänen verbirgt. Als Ihr mich zur Proceßführung nach dem Waldschlosse abfertigtet, habt Ihr Euch ein ganz anderes Resultat der Mission gedacht. Hinter diesem Vorwande aber verbargen sich die Pläne jener hohen, im Stillen thätigen Macht, die das Menschenwerk nur als Einleitung zur Ausführung ihres Vorhabens betrachtet, und den Impuls so schwachen Kräften anvertraut, indem sie sich der Gewalt ihres regelnden Eingreifens zur Durchsetzung des Hauptzweckes bewußt ist. Und dieß Alles macht sich so scheinbar natürlich, es wird durch so anscheinende Kleinigkeiten herbei geführt, daß man gar nicht daran denken darf, den Genius des Lebens seiner Mitwirkung zu überführen. Durch wie natürliche Veranlassungen scheint mein Verhältniß mit Setten, wovon das Geschick meines ganzen künftigen Lebens abhängt, eingeleitet! und doch, wenn ich mich jedes kleinen Umstandes erinnere, erscheint mir Alles fast wunderbar dabei. Lächle nur; lächelt auch nur über die beigeschloßne Einladungskarte zu meiner Verbindung: ich erkenne eine höhere Hand in dem, was Ihr höchst natürlich finden werdet, und Nichts soll mich in Zukunft in dieser Ansicht wankend machen.

Sette hat mir ihr Jawort mit einer Natürlichkeit und Einfachheit ertheilt, die mich am Mädchen entzückt; — zwar unsere Herzen waren ja schon so lange einverstanden! Wir befanden uns auf einem Spaziergange in der auf den Balcon des Schlosses zuführenden Allee, die ich so sehr liebe, und die Dir aus meinen frühern Briefen erinnerlich ist. Der schönste Sommerabend sank herab auf den Wald und bekleidete mit dem letzten Golde der untergehenden Sonne die Gipfel der Bäume, als ich, übermannt von einer unbeschreiblichen Sehnsucht, diese freundliche Gegend nie wieder verlassen zu dürfen, Setten's Hand ergriff, und sie bat, auf immer die Meine zu werden. Sie sah mich mit dem innigsten Blicke an, und, ohne Zögerung, gestand sie mir mit herzlichen Worten, daß sie mir ihre Neigung schon in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft geschenkt habe, und meine treue Pflege in ihrer Krankheit nimmer vergessen werde. So lange haben wir neben einander gewandelt, ohne daß es zu einer bestimmten Erklärung zwischen uns gekommen wäre. Die Eltern drückten mich, als ich mich noch am selbigen Abende auch an sie wandte, an ihre Brust, und als wir uns dann gemeinschaftlich zu unserm einfachen, aber desto froheren Nachtessen niedersetzten, so haben wir unsere künftige Einrichtung beplaudert. Ich vertraue Dir, Eduard! daß Dir dieß interessant sein wird, und also magst Du auch das Detail unserer künftigen kleinen Häuslichkeit vernehmen.

Landjägers räumen uns im Waldschlosse drei Zimmer ein, und das Actuariat wird, wie dem herkömmlich so eigentlich sein soll, wieder hierher verlegt. Mein bis jetzt bewohntes Zimmerchen ist darunter einbegriffen: es

ist mir mit seinen dunklen Tapeten zu lieb geworden; ich kann nicht eigentlich angeben, was mich daran fesselt, aber ich mögte es um keinen Preis abtreten. In diesem Zimmerchen meinen Arbeitstisch zu haben und im anstoßenden Setten am Nähtisch zu wissen, wie es Plan ist, scheint mir eine unendliche Glückseligkeit. Gütiger Gott! erhalte sie mir, laß mich vom bescheidenen Anspruch an das Leben nicht weichen, um mich dadurch in der Würdigkeit vor dir zu erhalten, des Fortgenusses eines bescheidenen Glückes theilhaftig zu bleiben. Amen! — Ja, Eduard! ich habe es jetzt fühlen gelernt: in der Selbstaufgabe dieser bescheidenen Beschränkung auf die rechten Grenzen der Forderung an das Leben, in dieser unschuldsvollen „Dumpfheit," wie Ihr es wohl nennt, liegt das Geheimniß der Zufriedenheit. Wir werden Landjägers einfachen Tisch fortwährend mit ihnen theilen; und wenn Sette der Mutter dagegen in der Wirthschaft wie sonst an die Hand geht, so werde ich, sobald meine Acten beseitigt sind, den alten Vater durch den Forst begleiten, die Hasen schießen helfen, welche unser Mahl zieren sollen, und die überständigen Eichen anschlagen, welche bestimmt sind, nächsten Winter in unserm Riesenkamine zu flammen. Glaube mir, Eduard! das Glück wohnt nicht ausschließlich in der Hauptstadt, und Horaz:

„Nam, neque divitibus contingunt gaudia solis,
„Nec male vixit, qui natus moriensque fefellit!" *)

hat schon vor achtzehn hundert Jahren recht gut gewußt, was er wollte.

Siehe, Du Guter! also meine ich hier zu leben und zu sterben, und will und mag Nichts weiter. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich in meinen Jahren, im Begriffe, mich mit dem holdesten Mädchen zu verbinden, an den Tod denke, und die Tante wird erst gar nicht davon reden hören wollen; aber es ist nun einmal so eine Schrolle von mir. Das angrenzende Walddorf hat seine Kirche und seinen Gottesacker schon in dem Forste selbst, mitten unter den uralten Eichen, die sich so sinnig zu dieser Nachbarschaft schicken, und ich bin auch da mehrere Male gewesen, besonders kürzlich noch an einem schönen, stillen Mondabende habe ich mich auf einen Mooshügel gesetzt, und mir's sehr süß gedacht, einst von allen Lebensmühen im Schatten dieser Eichen tief, tief auszuschlafen, und dieses bestimmten Ruheplätzchens nach dem Leben eben so gewiß zu sein, als mir das Waldschloß nun ein Asyl für das Leben anbietet. Es ist dadurch etwas so Bestimmtes in meine ganze Existenz gebracht; und Du glaubst nicht, wie gesichert mir dieselbe jetzt erscheint. Lieber Gott! ein letztes Haus müssen wir ja doch Alle haben, und ich werde mir hier also ein recht kühles, ruhiges Plätzchen aussuchen, wo dasselbe einst zu stehen kommen soll.

In dieser Waldkirche werde ich auch mit Setten getraut. Landjägers sind vor 25 Jahren eben da zusammengegeben worden, und sie würden es anstößig gefunden haben, wenn ich eine Haustrauung ihrer alten, frommen Weise vorgezogen hätte. Also sei's, wie sie es wünschen! Stoßt Euch nicht etwa daran, und schenkt mir ja Euren Besuch zu meiner Verbindung. Ich werde Dir meine alten Lieblingsbäume und mein Lieblingszimmer mit den dunkeln Tapeten zeigen, und Du wirst an Allem Interesse finden. Lebt wohl indeß; wir sehen uns im Waldschlosse. —

*) Epistolar. I. 17. 10.

Der König als Arzt.

(Beschluß.)

Suffolk. So hat Eure Hoheit wirklich keinen andern Grund des Unwillens gegen den armen Priester, als seine Schlemmerei?

Heinrich. Nicht den geringsten, ich meine es im Gegentheil mit ihm sehr gut.

Suffolk. Dann erlaubt mir Eure Hoheit vielleicht, dem armen, alten Mann anzukündigen, daß Ihr gnädig gegen ihn verfahren wollet, denn ich glaube in der That, daß seine Angst außerordentlich ist.

Heinrich. Halt, Halt, Mylord! wenn ich Jemandes Arzt sein will, so soll sich Niemand in die Kur mengen. Behülflich sollst Du mir sein, um sie zu vollenden, aber ich verbiete Dir, bei meiner höchsten Ungnade, ihm etwas davon zu sagen.

Suffolk. Gnädigster Herr, ich werde gehorchen.

Heinrich. Wohlan, Karl, so verfüge Dich in den Kerker des Abtes, und sieh zu, ob er im Stande ist, ein Beefsteak als Mittagsmahl zu verzehren.

Suffolk. Mit Freuden, mein Gebieter.

Heinrich. Aber es darf ja nicht köstlich zugerichtet sein, sonst können wir über den Umfang der Heilung nicht urtheilen. Wir werden unserm Koch selbst befehlen, daß er es recht schlecht bereite, und es verbrenne. Wenn dem Kranken dieß Gericht schmeckt, so ist Grund zu glauben da, daß sein Magen wieder hergestellt ist. Aber merke es, Suffolk, kein Wort zu dem Abt, bei meinem höchsten Zorne! Wir werden Dir auf den Fersen folgen. (König Heinrich geht ab.)

Suffolk (allein).

„Bei meinem höchsten Zorne!" — Hm! der Liebling Königs Heinrich muß wohl zuweilen nach dem Haupte fühlen, ob es noch an seinem Platze steht. Doch glaube ich, daß unsere Jugendfreundschaft, die Liebe seiner Schwester zu mir, und meine Treue mich hinlänglich sichern. Ich bin begierig, ob er den armen Schelm, nachdem er ihn gehörig gepeinigt hat, ungekränkt von dannen ziehen lassen wird. Das Leben dieser Aebte und Priore ist in der That allzuüppig, aber

eine schöne Belohnung der Gastfreundschaft nenne ich das. Wenn dieß der Zeitvertreib der Jugend meines königlichen Gebieters ist, so möchte ich wissen, womit er sich erlustigen wird, wenn er älter und finsterer geworden ist. Eine seltsame Vereinigung der Eigenschaften Heinrichs VII. und Eduards IV. liegt in seinem Charakter. Wahrhaftig, die beiden Rosen sind in ihm vereint. Doch nun zu seinem Kranken, wie er ihn nennt.

Ein Kerker im Tower.

Suffolk und der Abt.

Suffolk. Guten Morgen, hochwürdiger Herr! Ich empfing von Eurem Bruder die betrübende Nachricht Eurer Einkerkerung, und habe Erlaubniß erhalten, Euch zu besuchen.

Abt. O Mylord von Suffolk, Ihr seid zu gut, indem Ihr einen Unglücklichen, wie mich, besuchet. Ich bin verloren, der ich unwissentlich den König beleidigt haben muß, weil ein so schreckliches Gericht über mich ergangen ist.

Suffolk. Zuverlässig läuft der Verstand Eurer Hochwürden mit Eurer Angst davon. Noch seid Ihr ja zur Strafe nicht verurtheilt worden.

Abt. Ach! Ach! Ich habe allen Grund zu glauben, daß Seine Hoheit geruht hat, mich Hungers sterben lassen zu wollen.

Suffolk. Mylord Abt, daß Ihr Euch hierin gewaltig irrt, kann ich bündig beweisen, denn ich bin hergesandt, um Euch zu fragen, ob Ihr heute ein Beefsteak zum Mittagsmahl verzehren könnet.

Abt. Mylord, mit der größten Freude. Werde ich es bald erhalten? Wann ist es Essenszeit im Tower, denn seitdem ich in diesem traurigen Orte gefangen sitze, hat mir diese schöne Stunde nie geschlagen. Entschuldigt, Mylord, aber ich bin entsetzlich hungrig. Ach! Ach! wenn das alte Sprichwort, daß der Hunger durch steinerne Mauern bricht, wahr wäre, so würde ich längst kein Bewohner des Tower mehr sein.

Suffolk. Ist denn Euer Tisch, seitdem Ihr hier seid, gar so kärglich besetzt worden?

Abt. Vom Tisch, mein guter Lord, war noch nicht die Rede, und was meine Nahrung betrifft, so war sie so schlecht, daß meine Ferkel zu Waltham sie verschmäht haben würden.

Suffolk. Vielleicht füttern Eure Hochwürden die Ferkel zu leckerhaft?

Abt. Es würde mich wahrlich kränken, wenn die armen Thiere keine bessere Nahrung erhielten, als ich in den letzten sechs Tagen. Am ersten Tage meiner Einkerkerung brachte mir der Kerkermeister ein Stück schwarzes Brodt, und einen Trunk Wasser aus der kalten, kalten Themse. Ich hielt es für unmöglich, daß mein Magen je eine solche Nahrung verdauen könne.

Suffolk. Aßet Ihr denn wirklich davon?

Abt. Ob ich aß, Mylord? Ein Mensch ißt seltsame Dinge, wenn der Hunger in ihm wüthet. Um ihre Grausamkeit zu vermehren, gaben mir die Wärter täglich weniger von dieser köstlichen Speise, und ich glaube in der That, wenn Ihr nicht zu meiner Erlösung gekommen wäret, so hätte man mich am Ende gezwungen, des Tags über von einem Pfennigbrode zu leben.

Suffolk. Und wie stand es um Eure Gesundheit während dieser barbarischen Behandlung?

Abt. Besser, Mylord, als ich es erwarten konnte. Ich litt an keiner Krankheit, als am Hunger. Doch Ihr spracht ja von einem Beefsteak, es scheint mir lange außen zu bleiben.

Suffolk. Man bringt es eben.

(Der Koch mit einer bedeckten Schüssel erscheint.)

Suffolk. (indem er den Deckel wegnimmt) Was, Bursche! Ist das ein Essen für einen hochwürdigen Herrn von des Mylord Abt Range? Fort damit, Schurke, und iß es selbst!

Abt. Halt, Halt! Mylord Herzog, nicht so eilig! Es ist eine schlechte Strafe für seine Sünden, ihm mein Mahl zu geben.

Suffolk. Was, das Fleisch ist verbrannt, und so schwarz wie Eure Kutte. In zwei oder drei Stunden kann der Koch ein neues Mahl bereiten.

Abt. Nein, mein Sohn, um ein Beefsteak zu bereiten, bedarf es höchstens einer Viertelstunde; nichts desto weniger bin ich so hungrig, daß ich keine Minute länger warten kann. Setze nieder, mein Sohn, und laß mich beginnen.

(Er ißt mit großem Appetit, während der König eintritt.)

Suffolk. Hier ist seine Hoheit.

(Der Abt erhebt sich in großer Verwirrung, und begrüßt den König voll Verlegenheit.)

Heinrich. Laßt Euch nicht stören, Freund! Wir freuen uns, Euch so gesunden Appetits zu sehen. Wir haben uns gewürdigt, Euer Arzt zu sein, Mylord Abt, und wenn Ihr findet, daß mein Mittel half, so habt Ihr weiter nichts zu thun, als den Lohn zu bezahlen und heimzuziehen.

Abt. Den Lohn, gnädigster Herr?

Heinrich. Ja, die tausend Mark, die Ihr dem verspracht, der Euren kranken Magen herstellen, und Euch Appetit zu einem tüchtigen Stück Rostbeef verschaffen würde. Ich bin der Mann, der dieses Wunder gewirkt hat. Erinnert Ihr Euch meiner Gesichtszüge nicht? Verläugnet nur Euren Gast nicht, sondern zahlt, und ziehet hin in Frieden.

Abt. Mit Freuden werde ich gehorchen, gnädigster Herr, ich erinnere mich Eurer nun sehr wohl, und dankbar nehme ich die Freilassung an. Was die Buße betrifft, wird sie mein Kaufmann alsogleich in Euren Schatz bezahlen. Ich werde heimkehren, um den Fehler zu verbessern, für den mich zu bestrafen es Euch gefallen hat, und will nie wieder eine allzu üppige Tafel führen.

J. S.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, Mai 1831.

(Fortsetzung.)

In den Einleitungsworten, die der Eidesleistung vorangingen, sagte der Redner am Schlusse: „Der Fürst, der wie auf Windesflügeln in seine furchtbar bewegte Stadt eilte, mit ruhiger Besonnenheit des Aufstandes Quelle erforschte, schmerzliche Gefühle überwältigend, lindernd und vermittelnd eingriff, ist der Sohn jener edlen Ahnen, die durch bedrängte Zeiten sicher führten, stets baueten und fortbildeten, wenn die rechte Zeit gekommen war. Die Vergangenheit zeigt uns, die Vorsehung hat wohlwollend über uns gewaltet, wir erkennen es auch jetzt noch, daß Braunschweigs Schutzgeist gnädig auf uns herabsieht. So erneuern wir gern und festen Vertrauens das Gelübde der Treue, welches beinahe ein Jahrtausend hindurch den Braunschweiger an sein Fürstenhaus knüpfte. Wir erneuern es mit Freuden einem Herrscher, der, wie glorreiche Vorfahren in Zeiten der Noth, auch uns in der bewegten Gegenwart den festen Vereinigungspunkt bilden wird, ohne welchen — wir sehen es — kein Volk auf Ordnung, Ruhe und Sicherheit rechnen darf."

Hierauf las der Magistratssecretär Dr. Meyer, Adjutant der Bürgergarde, die Eidesformel:

„Ich gelobe und schwöre Treue und Gehorsam dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm, regierendem Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg, und Höchstdessen Nachfolgern an der Landesregierung aus dem Durchlauchtigsten Hause Braunschweig, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Als er geendet hatte, hob der Magistrats-Director die rechte Hand auf, um den Bürgern das Zeichen zur Eidesleistung zu geben, die dann den Eid folgendermaßen leisteten:

„Solches gelobe ich zu erfüllen und treulich zu halten, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Als die beiden letzten Verse des oben erwähnten Gesanges unter dem Donner des Geschützes und dem Geläute aller Glocken von den Bürgern kaum gesungen waren, erschien der Herzog Wilhelm und zeigte sich dem versammelten Volke von der Laube des Rathhauses.

Worte sind zu schwach, die herzergreifende und rührende Scene, nebst den Gefühlen, von denen Jedes Brust während dieses Vorganges überwallte, zu schildern.

Um 4 Uhr wurde bei Herzog Wilhelm im Beverschen Schlosse zu Mittag gespeist. Abends wurde im Theater ein Prolog, vom Professor Gripenkerl gedichtet, und von Madame Berger, einer von Allen anerkannten, talentvollen Künstlerin, trefflich vorgetragen, worauf die Belagerung von Korinth, Musik von Rossini, folgte.

Die Decoration, vom Hoftheater-Maler Weiß ausgeführt, stellte die Stadt Braunschweig, von trüben Wolken umgeben, die sich immer mehr verzogen, dar, und am Ende strahlte der Name unsers geliebten Fürsten im Brillantfeuer.

Nach dem Prolog wurde das Lied: „Heil unserm Wilhelm, Heil!" von dem angefüllten Hause gesungen. Es war ein herrlicher Anblick, die zahlreichen liebreizenden, weißgekleideten Damen, deren Haare mit Blumen durchflochten waren, zu sehen. So mancher Herr war im Anschauen dieser wahrhaft fesselnden Grazien so versunken und ihre Augen verweilten so gern in dem Kranze, daß die eine und eine halbe Stunde, die man vor Anfang des Stücks zubringen mußte, wie ein Traum verschwunden war.

Als die Ouverture begonnen hatte, erschien der Herzog, den ein anhaltendes und rauschendes Lebehoch empfing, nachdem die Zuschauer, selbst die Damen, gleich bei seinem Erscheinen aufgestanden waren. Der Herzog verneigte sich dankend und wollte sich eben setzen, als das Volkslied: „Heil ꝛc." von Neuem angestimmt wurde, worauf ein nochmaliges, fast möcht' ich sagen, nie endendes, jubelndes Lebehoch ertönte. Der Fürst neigte sich nach allen Seiten und setzte sich. Das Theater war prachtvoll erleuchtet.

Oper.

Gelegentlich möge hier eine Skizze der gegebenen Oper stehen, die im Allgemeinen nicht genügte. Wiewohl Mad. Frisch, der die Rolle der Pamyra zugetheilt war, sich nach Kräften bemühte, dem Publikum zu gefallen, so gelang es ihr dennoch nicht, weil Dem. Dermer, die in dieser Rolle debütirte, dem Publikum in noch zu frischem Andenken war. Bei jeder Rolle, die eine oder die andere Sängerin gibt, und in welcher Dem. Dermer früher auftrat, wird ihr Abgang schmerzlich empfunden, und ihre Stelle schwerlich je wieder ersetzt werden.

Herr Größer (Cleomenes) genügte. Herr Schäfer (Neokles). Eine kräftige Tenorstimme, lebendiges, gewandtes Spiel, doch fehlt der Stimme Metall. Herr Dettmer (Hieros) vereinigt mit seiner kräftigen Gestalt eine starke, schöne Baßstimme, die man hier noch nicht gehört hat, die aber noch sehr der Ausbildung bedarf. Die Direction wollte den Sänger auf drei Jahre engagiren, er lehnte es aber ab und nahm das Engagement nur auf ein Jahr an, weil er schon ein Meister in Israel zu sein wähnt, wozu erst Fleiß und anhaltendes Studium das Ihrige beitragen müssen. Herr Wiseneder (Adraß) besitzt viel Musikkenntniß, richtige Intonation, nur bedauert Referent, daß die schwache Stimme dieses Sängers nicht mehr geeignet ist, bedeutende Singparthieen zu übernehmen. Mad. Müller (Ismene). Eine kräftige, schöne Altstimme. Beim jedesmaligen Auftreten entzückt diese Sängerin durch ihren Gesang und herrlichen Vortrag. Ihr Tancred und Malcolm Graeme in der Oper, die Jungfrau vom See, sind vollendete Leistungen.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 155. (II. Jahrg.) Freitag, den 1. Juli. 1831.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. — Erster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1829. Mit 24 Portraits. — Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung; 1830. IV und 434 Seiten. 12. 1 Thlr. 20 Gr.

Unter den bisher erschienenen Taschenbüchern staatengeschichtlichen Inhalts dürfte wohl das hier angezeigte Wolfgang Menzel'sche so ziemlich den Vorzug behaupten. Er gebührt ihm sowohl wegen der Vollständigkeit, als der richtigen Auffassung der Begebenheiten, welche der Verfasser, obgleich in gedrängter Kürze, dennoch umfassend genug und so lichtvoll zusammenstellt, daß Ursache und Wirkung allenthalben deutlich zu erkennen sind. Diese Vorbedingung des lehrreichen Einflusses aller Geschichte machte es ihm darum nothwendig, zur Verständigung mancher historischen Ereignisse des Jahres 1829 auf Begebenheiten vorhergehender Jahre und selbst einer entfernten Vergangenheit zurück zu greifen, aus welchen sich Erstere, obgleich als späte, dennoch zum Theil als nothwendige Folgen entwickeln.

Der Verfasser versucht zunächst in der Einleitung den Charakter der neuesten Weltbegebenheit zu bezeichnen. — Justus Möser schrieb einst zu seiner trefflichen Geschichte von Osnabrück eine noch trefflichere Vorrede, die in mancher Hinsicht noch größeres Interesse, als seine Geschichte selbst darbietet. Dieß scheint dem Ref. bei der Einleitung zu Menzel's Taschenbuche beinahe ebenfalls der Fall zu sein. Sie beginnt mit der Schilderung des Zusammenhanges und der Wechselwirkung zwischen allen Völkern und Staaten, welche noch zu keiner Zeit so innig und so allgemein waren, als sie jetzt sind. „Da, wo sonst die Communication durch Meere, Berge und Wüsten gehemmt war, fliegen jetzt, sagt der Verf., Couriere und Dampfschiffe mit Windeseile von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, und wo sonst der Nationalhaß und der Eigensinn barbarischer Cabinette jede andere fremde Einmischung, außer der der Waffen, von sich wies, breitet jetzt die Diplomatie und Journalistik ihr großes Netz über alle Staaten." Den Grund dieser wechselseitigen Communication erkennt derselbe in dem gemeinsamen Bedürfniß, einerseits des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen: fortzuschreiten zur Verbesserung; und der bestehenden Staaten im Einzelnen andererseits: theils sich zu erhalten, theils über andere das Uebergewicht zu erlangen. Dieß die beiden hauptsächlichsten Triebfedern aller neuesten Weltbegebenheiten.

In dem Fortschritt des menschlichen Geschlechts zu allseitiger Verbesserung seines Zustandes müssen wir die Grundidee des neuen Zeitgeistes, den Grundzug der neuen Geschichte und die Richtung erkennen, die der Strom der Zeit nimmt, und zu welcher alle anderen, trotz aller Krümmungen und Gegenläufe, einlenken müssen. Aber die Verbesserungen, nach welchen gegenwärtig allgemein gestrebt wird, sind zunächst materieller Natur; es handelt sich vor allem Andern hauptsächlich um Verbesserung des materiellen Zustandes der Völker und Staaten, und vor dieser Frage treten jetzt alle andere mehr in den Hintergrund. Denn man ist durch Erfahrung zu der Ueberzeugung gelangt, daß das materielle Dasein die gebährende, nährende und erhaltende Mutter des Geistigen, die Gesundheit der Seele stets abhängig von der Gesundheit des Körpers, und der physische Wohlstand und das Privatglück der Völker die Grundbedingung aller andern Vortheile der Macht und Größe, wie der Cultur und Freiheit seien; daß endlich Wohlstand und ein heiteres, gesundes Volksleben eine religiöse und sittliche Gesinnung, eine vernünftige, Alle gleich beschränkende Freiheit, und endlich Liebe zu den Künsten des Friedens nothwendig und ungerufen erzeugen müssen. Darum jetzt in cultivirten Staaten das allgemeine Streben der Regierungen in Bezug auf die innern Verhältnisse, die alten Schulden abzutragen, den Staat und zugleich auch die Unterthanen zu bereichern, und den größtmöglichen Staatsreichthum mit dem mindest möglichen Drucke der Unterthanen zu erzielen. Letztere selbst sind von allen theoretischen Schwärmereien, von dem Streite über Staatsformen zurückgekommen und fragen nicht mehr: ob Repu-

blik oder Monarchie, wenn nur ihre materiellen Interessen in einem wie in dem andern Falle gesichert sind.

So im Norden; aber noch nicht so im Süden, wo die Staaten noch auf einer niederern Stufe der Ausbildung stehen. Dort, auf der pyrenäischen Halbinsel, in Italien und der Türkei, entzweit und zerrüttet noch religiöser und politischer Haß die Gemüther, und über diesem Streite wird die materielle Wohlfahrt vergessen. „Dort, sagt der Verfasser, kämpfen noch die Rechtgläubigen und Ketzer, die Absolutisten und Republikaner, die im Norden längst, wenn nicht versöhnt, doch befriedigt und durch das gemeinsame materielle Interesse beherrscht sind."

Wenn indessen im Norden das allgemeine Streben nach materieller Verbesserung die eine große Triebfeder der Begebenheiten ist, so bildet der politische Egoismus der Staaten die andere, und beweist, daß die äußere Politik an Weisheit der innern noch nachsteht, und daß die Moralität der Staaten noch immer eine andere, als die der Individuen ist. Jeder einzelne Staat strebt, sich auf Kosten des anderen zu erheben. Dieselben Cabinette, welche am weisesten für das Wohl ihrer eigenen Staaten sorgen, scheuen sich nicht, das Gedeihen fremder Staaten zu hemmen, und die liberalsten Vertheidiger der Volksrechte machen sich kein Bedenken daraus, die Rechte anderer Völker zu verletzen. Die Politik entbehrt aller Moral, aller Aufrichtigkeit: und so lange dieß der Fall ist, wird der wechselseitige Verdacht des Egoismus stets die Seele der diplomatischen Verhandlungen sein.

Von jeher drohten und drohen noch stets die Staaten ersten Ranges durch ihre Uebermacht das politische Gleichgewicht zu stören, welches hinwieder die Staaten zweiten Ranges durch ihre imposante Vermittelung zu erhalten streben. Diesen schließen im Norden die Staaten dritten und vierten Ranges sich an; im Süden aber sind dieselben, von innern Kriegen zerrüttet, dem Einflusse Englands und Rußlands ausgesetzt. Beide streiten sich hier um das Primat. In der Türkisch-Griechischen Sache hat sich dieser Streit, in erster Instanz wenigstens, zu Gunsten Rußlands entschieden; auf der pyrenäischen Halbinsel hingegen scheint die Wagschaale sich auf Seiten Englands zu neigen.

Dieß beiläufig die Charakteristik der Begebenheiten des Jahres 1829. Sie umfassen in diesem Handbuche in ethnographischer Ordnung: I. Rußland und den Orient, und zwar 1) die Türkisch-Griechische Frage; 2) den Balkankrieg; 3) den Kaukasischen Krieg; 4) den Frieden von Adrianopel; 5) den Griechischen Krieg; 6) den Zustand der Türkei und 7) Rußland. II. England; 1) die Emancipation der Katholiken; 2) den Zustand Englands. III. Frankreich; 1) die Lage Frankreichs vor Eröffnung der Kammern des Jahres 1829; 2) die Französischen Kammern des Jahres 1829 vom 27. Januar bis zum 31. Juli; 3) das Ministerium Polignac; 4) andere Angelegenheiten Frankreichs. IV. Portugal und Brasilien; 1) die Sache der Donna Maria da Gloria, legitimen Königin von Portugal; 2) Portugal; 3) Brasilien. V. Spanien und die Südamerikanischen Freistaaten; 1) Spanien; 2) das Spanische Amerika: a) Mexico, b) Quatemale, c) Columbia, Peru, Bolivia, d) Chili, e) das Staatensystem am Rio de la Plata, f) Paraguai, g) Montevideo. VI. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. VII. Die Niederlande. VIII. Skandinavien; 1) Schweden; 2) Dänemark. IX. Italien. X. Die Schweiz. XI. Deutschland; 1) allgemeine Angelegenheiten; 2) Oesterreich; 3) Preußen; 4) die kleineren deutschen Staaten. — Eine beigefügte „Kleine Chronik" enthält die hauptsächlichsten Naturmerkwürdigkeiten, Reisen, Kunst und Alterthümer, Miscellen, die Regententafel, den Nekrolog des Jahres 1829, und eine chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten desselben Jahres.

Styl, Anordnung und Inhalt machen dieses Taschenbuch sehr empfehlungswürdig, wozu aber die beigefügten 24 Portraits nicht im mindesten beitragen, da die meisten derselben höchst mittelmäßig und mehrere darunter ganz mißrathen sind.

Förberts-Henns. Novelle aus dem Leben eines Wundermannes der neueren Zeit, nach wahren Begebenheiten dargestellt von Ludwig Storch. Leipzig, 1830. Wilhelm Nauck. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Handlung spielt auf Thüringischem Grund und Boden, dem Vaterlande des Verfassers, und so haben sich seinen Schilderungen allenthalben freundliche Schatten aus seinem Kindesalter angehangen, welche das ganze Gemälde mit einem heimischen, klaren Hintergrunde umgeben. Wir werden in ein leicht bewegtes, heiteres Volksleben mitten hineingeführt, aus dessen bunter Fülle uns allmälig bedeutungsvolle Gestalten auftauchen, unter denen die schöne kranke Prinzessin und der Wundermann Förberts-Henns, welcher gewissermaßen als insgeheim leitendes Prinzip des Ganzen dasteht, unser Interesse am lebendigsten in Anspruch nehmen. Dabei breitet sich über die eigentlichen Hauptpersonen der Novelle, über Lambeck und Amalia, ein gewisses politisch-mystisches Halbdunkel, welches just für unsere Zeit von verdoppeltem Reize ist. Der Wundermann selbst, welcher dem Buche den Namen verliehen hat, ist keineswegs eine jener Hoffmann'schen Zwitterlichtgestalten, deren schattenhafte Natur sie dem Leser gleichsam zwischen den Fingern hindurchschlüpfen läßt; Förberts-Henns ist in seinem äußern Wesen schlicht, materiell, kernig, und in dem so einfachen, so gewöhnlichen Manne gewinnt das übermenschliche Wissen, der räthselhafte Seherblick, welcher ihm innewohnt, einen eigenthümlichen, beinahe rührenden Charakter. Auch ist, trotz der Einwirkung übernatürlicher Kräfte, die Handlung der Novelle gleichwohl so völlig natürlich entwickelt, der Verfasser hat es so sehr verschmäht, von der, in der Hand anderer Novellisten oft so toll sich geberdenden Wünschelruthe des Ultraphantastischen Gebrauch zu machen, daß die

Erzählung durch diese kunstreiche Zusammenstellung des rein Wahrscheinlichen mit dem Uebersinnlichen einen neuen Vorzug gewinnt, zumal diese Wunderblumen geheimen Zauberwissens mitten aus den Feldblüthen der lieblichsten idyllischen Einfachheit hervorsprossen. Die Handlung ist im steten Vorwärtsgreifen und daher geeignet, die Spannung des Lesers zu verdoppeln; die Charaktere der außer den Hauptfiguren noch mitwirkenden Personen — wie die des gemüthlich-kräftigen Wilm, des lieblichen Gretchens, des würdevollen Herzogs u. s. w. — sind einfach, aber sicher angelegt.

Ueber dem ganzen Gemälde ruht, statt des bekannten mystisch-dämmerlichen Nebels, ein reiner, kräftiger Bergduft, der die Brust zugleich erfrischt und auch zur Wehmuth stimmt, das Ganze aber ist, gleich einer späten Blumenflur, mit den schimmernden, thränenhaft bebenden Herbstfädchen lieblicher Kindeserinnerungen umsponnen, und gewinnt dadurch ein mildes, der Seele wohlthuendes Colorit. Die Sprache des Verfassers — im Allgemeinen dem idyllischen Tone eines dergleichen Volksgemäldes entsprechend — versteigt sich gleichwohl hin und wieder auch zu dem vollsten Ernste der poetischen Reflection, in welcher Art wir folgende werthvolle Stelle (s. S. 145) vorzugsweise anführen wollen: „der Verstand ist die schöne Erde, die Jeder mit Füßen tritt, die man nach allen Richtungen hin untersuchen und kennen lernen kann; das Gefühl aber ist der sie umgebende, unendliche, tiefblaue Luftraum mit den Myriaden glänzender Sterne, der sie, die Erde, doch eigentlich trägt und hält, und aus dem sie Leben trinkt. Ahnung und Sehnsucht tragen zu den Sternen hinauf; der Körpersinn findet hier unten seine vollste Befriedigung." — Unser Storch sehnt sich auch nach jenen Sternen, das macht, weil es, der Sage nach, dort wärmere Länder geben soll, und weil es in unserer Welt und Zeit kalt, nordisch und winterlich ist, zumal für uns Dichter. Und Storch ist auch ein Dichter, mehr als Mancher; es ist ein früher Schnee in sein Herz gefallen, wie in alle Dichterherzen, und hat die Sprossen ertödtet, aber unter dem Schnee gedeihen wenigstens die Keime und werden warm gehalten und tauchen allmälig aus ihrer Eisdecke, als schmerzlich-farbige Blumen der Poesie, herauf an's Tageslicht. —

Die vorangeschickte lyrische „Zueignung an Gretchen" gibt uns in einzelnen Anklängen eine trauernde Ahnung von des Sängers verwelkten schönen Jugendträumen:

„Du bliebst im Thal zurück. — Dein dacht' ich oft.
Doch was ich liebend immer still gehofft,
Das blieb ein süßer holder Morgentraum;
Die Blüthe fiel als Blüthe von dem Baum,
Und and're Blüthen brachten mir die Frucht,
Doch nicht, wo früh'ste Sehnsucht sie gesucht." —

H. Meynert.

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

(Beschluß.)

In Rücksicht auf die Gegenstände des äußeren Lebens, z. B. auf das Fach, dem wir uns widmen wollen, auf die äußeren Güter, deren Besitz wir wünschen, können wir verschiedenen Sinnes sein, aber in Rücksicht auf das Schöne und Erhabene sind alle menschlich Empfindende eines Sinnes. Mag den Einen der weltliche, den Andern der geistliche Stand, mag diesen der Ruhm, jenen Geld und Gut, den Dritten Gewalt anziehen und reizen; aber ein Trauerspiel, wie Sophokles' Antigone und Schiller's Carlos, ein Roman, wie Goethe's Wilhelm Meister, ein Heldengedicht, wie Homer's Ilias; Idyllen, wie Voß sie gedichtet, interessiren alle Menschen von Menschensinne, denn in Rücksicht auf das Innere sind Alle gleich und eins: die Gesetze, nach welchen die Seele denkt, fühlt, will, sind für alle Menschen dieselben. Darum wird jedes echte Kunstproduct, indem es das innere Leben enthüllt, und gleichsam einen Zustand, den wir als den unsern, eine Handlung, die wir als die unsere denken können, darstellt, Jeden so gewiß interessiren, als wir uns selbst interessiren. Zu jedem Seelengemälde finden wir das Original in uns selbst, darum gefallen wir uns im Anschauen desselben, weil es uns einen Spiegel unseres Gemüths darbietet. Dichterisch drückt Goethe diese Gleichheit des Inneren bei aller Verschiedenheit in den „Weissagungen des Bakis, Nr. 32" aus.

„Ewig wird er euch sein der
Eine, der sich in Viele
Theilt und Einer jedoch, ewig
der Einzige, bleibt.
Findet in Einem die Vielen,
empfindet die Vielen, wie Einen.
Und ihr habt den Beginn, habet
das Ende der Kunst."

Diese Eigenthümlichkeit der Kunst, daß sie ein freies Bilden und Schaffen ist, haben namentlich alle Gelehrten zu beherzigen, und insonderheit diejenigen, die auf irgend ein Publikum wirken sollen. Durch freies und eigenthümliches Bilden und Schaffen machen sie ihre Wissenschaft allein erst zur Kunst und sich selbst zu Künstlern, und jede Wissenschaft, wenn sie nicht ein todtes Schulwesen bleiben soll, sondern in die lebendige Menschheit eingreifen will, muß zur Kunst werden, und Künstler sind nicht blos die Maler, Musiker, Bildhauer, Dichter; Künstler soll auch — was leider so oft vergessen wird — Künstler soll auch der geistliche Redner sein, er erhebe sich zu den Religionsideen, zu denen ihn sein Text hinaufstimmt, und schaffe dann aus der Tiefe seines innersten Gemüthes die Rede, durch die er wirken will. Solche Reden erbauen und greifen in die Gemüther ein; Predigten aber, nach Lehrbüchern der Moral und Dogmatik ohne Gemüth und künstlerischen Sinn zusammengesetzt, sind vor den Ohren vorüberschallende und verhallende Worte.

Man hat nie so viel, als seit dreißig und mehr Jahren, über Moral und Erziehung zur Moralität gesprochen und geschrieben, nie so viel auf den Kanzeln und in Büchern moralisirt, als seit dieser Zeit. Und doch ist wahr, was Walter Scott sagt:

„Aber ach! du arme Klugheit, du kannst wohl mit unsern Sittenlehrern sagen: ich predige immer, doch ich predige umsonst."

S. das Kloster, ein Roman von Walter Scott, übersetzt von Müller. Berlin. 1821. 8. Theil 3; Seite 40. Denn was hat das unaufhörliche Reden über Moralität gefruchtet? Sieht man ja doch jetzt Knaben und Mädchen schon Romane der Immoralität spielen, Religion und Kirche verachten; ist ja doch die Liebe, die ein Palladium der Tugend ist und zum Idealischen stimmt, beinahe ganz ein leerer Name geworden! Einen großen Theil dieser Schuld tragen manche Unterhaltungsblätter, nebst dem langen Zuge goldverbrämter Almanache und geschmackloser Romane. Durch ihre Mehrzahl wird die Einbildungskraft der Jugend durch üppige, zum Ueberfluß mit durchsichtigen Schleiern verhüllte und dadurch um so mehr anreizende Schilderungen verpestet, ihr Auge durch den Anblick der als Lockspeise beigegebenen lüstelnden und zuchtlosen Zerrbildchen, an die unsittlichsten Vorgänge gewöhnt. Demungeachtet hört man oft noch von Kunst in Bezug auf solche Erzählungen oder Bildchen sprechen! Aber wie sehr widerstreiten alle ihre Eigenschaften diesem hehren Namen, und wie sehr verräth Jeder, der solche Dinge Kunstwerke oder Kunstsachen nennt, seine völlige Unfähigkeit, das Wesen der Kunst zu begreifen, seinen durchaus verderbten Geschmack! Wenn wir aber hören, die Kunst sei nicht bloße Natur, nicht gemeine Wirklichkeit — kann das Kunst sein, wenn einem der wegen seiner weiteren Ausstattung achtbarsten Taschenbücher, die schamlosesten, den Abscheu eines jeden Redlichen erregenden Kupfer zu Bürger's Gedichten oder Goethe's Faust — nicht als Zierde, sondern als Schandfleck beigegeben sind? Heißt das künstlerisch heben und verschönern? heißt es idealisiren, oder darf man nicht vielmehr die Worte Schiller's darauf anwenden (?):

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehen."

Kann es Kunst heißen, wenn in den mit windschnell eilendem Kiele dahingeworfenen Erzählungen die alltäglichsten Scenen dargestellt, schon hundertmal aufgefrischte Begebenheiten dem übergeduldigen Leser vorgeführt werden, und Alles recht flach und platt und dabei modisch zubereitet, mit zweideutigen Scherzen und mit den gemeinsten und schlüpfrigsten Wortspielen geschmückt ist? — So wird die Sittlichkeit, die Tugend allmälig untergraben, der Sinn für alles Edle und Schöne wird in seinem Keime vernichtet, die ächte Kunst verkannt und vernachlässigt, denn der von jeder ernsten Beschäftigung abgezogene, für jedes gründliche Studium erschlaffte Geist findet nun an den leichtesten Tändeleien, an flachen Alltagserzählungen Vergnügen; er will Alles leicht haben, will sich nicht anstrengen. Strafend, aber gerecht, hat sich über dieß verkehrte Streben seiner Zeitgenossen Windischmann ausgesprochen. Er sagt in einer Schrift: „Von der Selbstvernichtung der Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt. Heidelberg, 1807" Folgendes:

„Wenn Lernen nicht Spiel ist, taugt es nicht in diese Zeit. Sie wollen (wie sie es nennen) keine wissenschaftlichen Grübler, keine philosophischen Puppen, keine Spekulanten, sondern freie Bildung und liberale Denkart: dazu erziehen sie den Knaben durch das liebe Allerlei, auf daß er als Jüngling recht glänze und den Staat in die Nothwendigkeit setze, so ein herrliches Subject zu ehren und Glanz mit Glanz zu erwiedern. Freundliche Flachheit und liebliche Leichtigkeit ist Mode geworden. So wird der Jüngling um sein Herrlichstes, um Freundschaft und Liebe betrogen und in der Blüthe seines Lebens ein alter kecker Thor. Ohne Erkenntniß Gottes und ohne die in keinem Augenblicke des Lebens von ihm weichende Vernunft gibt es keinen Mann, sondern nur mehr und minder verschmitzte dumme Buben. Wie sollte so ein Unmann jedes Ding nach seiner Weise vernehmen, wenn er Gott, die innerste Weise und Wesenheit jedes Dinges, nicht vernimmt und seine Allgegenwart, Liebe und Vorsicht in der ewigen Natur?"

Darum sind aber auch die zahllosen, leichten und leichtfertigen Producte unserer Tage weit von wahren Kunstwerken verschieden, denn sie thun nichts weniger, als die Wirklichkeit idealisiren, sie sind geschaffen — ohne alle Phantasie.

Literarisch-statistische Notiz.

In München leben gegenwärtig folgende Dichter und belletristische Schriftsteller, als: Ludwig Carl August, seit dem 13. Oct. 1825 König von Baiern; Aurbacher, Professor im Cadettenkorps; Dr. Birch (Pfeifer), Redakteur der neuen Flora; Fr. W. Bruckbräu, Redakteur des Baierischen Beobachters und Conversations-Blattes; Casper, pensionirter Regierungsrath; Clement, vormaliger Redakteur der Eos; Carl de la Porta; Destouches (Vater und Sohn; der Sohn redigirt das in jeder Hinsicht winzige Münchner Tagsblatt); E. Duller, ein Bruder Wiener, vormals Redakt. des Landboten; Dr. Kalb, Redakteur des Furchtlosen; Hofrath Klebe, ehemaliger Redakt der Flora; H. F. Maßmann, Thurnmeister; Dr. Fr. A. Müller, Redakt. der Landbötin; Dr. Th. Mörtl, Lehrer am W. Gymnasium; Negln, Redakt. des Volksfreunds, des reisenden Teufels, und des Sonntagsblattes; v. Plötz; Freih. v. Poissl, Hoftheaterintendant (als Dichter des geistreichen Textes zu seiner Prinzessin von Provence); v. Schaden, Oberlieutenant a. D.; Eduard v. Schenck, Staats- und Conferenzminister des Innern*), Verf. des Belisar und eines weniger bekannten, aber trefflichen Gedichtes: Canova's Tod; Sendtner, Redakteur der politischen Zeitung; C. Spindler, Redakt. des Zeitspiegels; Weichselbaumer, Bureausekretär im Cabinet des Königs; v. Widder; A. Zoller.

G. X. B.

*) Fuimus Troes.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 156. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 2. Juli. 1831.

Dramaturgisches Fragment.

(Von Ernst Ortlepp.)

(Beschluß.)

Doch wo ist unser Theater hin?

Das haben wir bald wieder. — Jetzt noch eine Frage. Wie ließe sich wohl dem sinkenden Trauerspiele emporhelfen? Oder wollen wir den herrlichsten Zweig an dem Stamme des Drama's, wollen wir seine stolz gen Himmel schauende Krone, welche die Stürme durchbrausen und die Donner majestätisch umrollen, wollen wir sie kalten Sinnes verdorren sehen? Soll der Geist seines höchsten Kraftgefühls und Aufschwungs nach dem Ideale künftig entbehren? — Das sei ferne! — Aber wie retten wir das schon halb Verlorne?

Ich richte erstlich ein wahrscheinlich vergebliches Wort an den Alles in Schnürleiber der Geschäftspraxis einzwängenden Staat, und ermahne ihn, neben Beförderung des Nothwendigen und Nützlichen das Schöne nicht zu vergessen. Denn der Mensch lebt nicht von Brod allein.

Mein zweites Wort gilt den Dichtern, denen ich zurufe: „ermüdet nicht, und auch dann nicht, wenn der Staat euch seine Unterstützung versagt! Harret aus! Nur wiederholtes Versuchen, nur Uebung schafft Meister! Ihr sagt mir: das heißt so viel, als verhungert! Handelt verrückt! Aber ich erwiedere: fast alle großen Männer handelten der gemeinen Denkungsweise nach ähnlich verrückt, und wenn ihr das nicht könnt, wenn Euch nicht eine Idee mehr gilt, als der Magen, wenn Eure Bequemlichkeit dieser Idee kein Opfer bringen kann, so schreibt Euch in Gottesnamen in Eurem erbärmlichen Schlendrian fort von Schilda nach Abdera und nach Grubstreet, und von einem Narrenhause in das andere, denn dann seid ihr die Narren der Welt, aber nicht das Salz der Erde; denn wenn ihr gescheidt wäret, da würdet ihr toll handeln und groß werden; so seid ihr aber närrisch genug, um vernünftig zu handeln, und so werdet ihr ewig klein bleiben. — Und wer das nicht faßt, dessen kleinem Verstande sei vergönnt, an dem meinigen zu zweifeln; es schadet mir bei ihm nichts.

Mein drittes Wort gilt den Direktionen. Sie betreffend wünsche ich, daß sie es sich zur Pflicht machen, so häufig als möglich ältere classische Trauerspiele zur Aufführung zu bringen; denn dieß allein kann den ersterbenden Sinn für dieselben beleben und auch junge Talente zur Produktion des Guten begeistern. Dabei mögen sie bei dem Engagiren der Schauspieler diesen Zweig der Kunst nicht stiefväterlich bedenken; sie müssen für tüchtige Künstler sorgen; denn es ist ein Jammer, ein classisches Stück von mittelmäßigen oder schlechten Darstellern abhaspeln zu sehen.

Mein viertes und letztes Wort gilt den Schauspielern. Sie mögen ihren größten Ruhm darin suchen, im höchsten Gebiete ihrer Kunst, nämlich in dem tragischen, etwas Tüchtiges zu leisten. Es schrecke sie nicht die drohende Aussicht, daß die Oper in der Zukunft das recitirende Schauspiel vielleicht ganz ausrotten werde. Die Oper ist Modesache, und die Mode — ist veränderlich. Uebrigens wird das Vortreffliche an ihnen eben so wohl anerkannt werden, als an dem Sänger. Dabei mögen sie sich von jener engherzigen, kleinen Furcht vor der Kritik frei erhalten — sie ziemt dem Künstler nicht — wer einmal als Künstler auftritt, muß sich auch das Urtheil gefallen lassen, es sei nun in Rede oder Schrift — wer dichtet, wer schreibt, der ist ja eben so gut der Kritik verfallen und erleidet ihren Ausspruch, ohne in ihr etwas Gehässiges zu sehen; und wie dieselbe sie wohl zuweilen tadeln mag, so ist sie ja auch zugleich das Organ, welches ihren Ruhm, ihre Vorzüge, wenn sie dergleichen haben, mit der größten Herzensfreude nach allen Regionen der Welt verkündigt. Es gibt freilich jetzt mitunter sehr unberufene Hände, die schreibend die Bewegung von rechts nach links machen, ohne in der Kunst rechts und links zu wissen, Leute, die sich erkühnen, als Schriftsteller und Dramatur-

gen aufzutreten, ohne weder die alten, noch die neuern Muster gründlich zu kennen, aus deren chaotischem Kopfe nicht einmal ein logisch richtiger Satz hervorgeht. Diese lasse man gewähren; sie schreiben sich sicher todt. Und ihr Tadel kann oft dem Betheiligten nur zur Ehre gereichen. — Uebrigens trenne man die Personen von der Sache. Die Kritik selbst bleibt achtungswerth, in wiefern sie den guten Geschmack aufrecht zu erhalten sich bestrebt. Sinkt die Kritik herab, so wird dieß gewiß auf die Kunst rückwirken, wie wir in unsern Tagen das Beispiel haben.

Zum Schlusse noch ein Paar Worte über die gestrige Aufführung des Shakspear'schen Othello. Wir rühmen nochmals dieses dankenswerthe Unternehmen der Direktion und legen es ihr lebhaft an's Herz, so fortzufahren. Das Haus war gedrängt voll; ein Zeichen, daß man sich wohl noch für das Trauerspiel interessirt, wenn man eine gute Darstellung hoffen darf. Und die gestrige müssen wir in mehrfacher Hinsicht als eine vortreffliche bezeichnen. Denn nicht nur Herr Pauli von Dresden stellte den glatten, freundlichen und überfirnißten Teufel Jago mit überraschender Natur dar — wir sagen überraschend, da es fast unmöglich scheint, ein solches Gebild mit der Menschheit in Harmonie zu bringen; sondern auch Othello fand in unserm Herrn Rott einen Repräsentanten, der uns die Heldenwürde, den hochstrebenden Geist, und daneben die sinnliche Gluth, die als Eifersucht in Raserei übergeht, kurz das ganze wildtragische Bild des außer sich gebrachten Mohren in seiner Kraft und Schwäche mit den glühendsten Farben verwirklichte. Kurz Herr Rott erschien uns wahrhaft groß. Das Bestreben der Dem. Wagner als Desdemona war oft sehr glücklich, so wie wir uns auch bewogen fühlen, des sehr günstig von der Natur begabten Herrn Stölzel als Cassio lobend zu gedenken.

Herr Pauli hat uns mehrmals wahre Kunstgenüsse bereitet; vielleicht findet sich anderwärts Raum, auf sein Spiel einzugehen; es war immer durchdacht und des Meisters würdig. Besonders muß Referent gestehen, daß es Herrn Pauli in Darstellung seines Mephistopheles (??) im Faust gelungen, ihm ein wahres Problem zu lösen.

Jahresbericht über das Theater zu Bamberg.

Vor zwei Jahren war unser Theater unter der Direktion Schäffer's in dem glücklichen Zustande, daß keine Schulden eingeklagt wurden. Dessen ungeachtet wurde er durch eine hinter dem Comité intriguirende Person verdrängt. Diese gemeinen Ränke empörten nicht nur alle unbefangene Abonnenten, sondern vorzüglich Ihre K. H. den Herrn Herzog Wilhelm v. Bayern so sehr, daß Höchstdieselben Ihren Zuschuß von 2000 fl., außer dem Beitrage für zwei Logen, dem folgenden Direktor Heigel versagten. So genial und vielseitig gebildet dieser Mann sich erprobte, so mußte er doch in wenigen Monaten das Theater ganz schließen, was in Bamberg noch nie geschehen war. Diesen Verlust von drei Bühne-Monaten und der herzoglichen Unterstützung hatte das Publikum der Herrschsucht und dem Privat-Interesse eines Menschen zu danken, welcher sich ganz unbefähigt in Alles mischt.

Im Sommer 1830 kam, nach der öffentlichen Aufforderung des Theater-Besitzers, ein gewisser Gebhard nach Bamberg, gab vor, eine russische Pension von 3000 Silber-Rubeln zu beziehen, und das Theater zu Bamberg nur aus Liebhaberei übernehmen zu wollen. Da er eine zahlreiche Familie hat und mit Stein verwandt ist, so war man versichert, daß diese sieben Personen in Verbindung mit zwei befreundeten Künstlern, welche mit ihnen ankamen, fast das halbe Theater-Personale ausmachen, und durch ihre Eintracht die gewöhnlichen Spiel-Intriguen um so leichter beseitigen könnten, als sie zugleich durch ihr eigenes Einkommen die Kasse gegen den ersten Ausfall schützen würden. Sie versprachen, die besten Sänger und Spieler aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zu engagiren, und sich unterdessen bestens vorzubereiten. Im Anfange der Produktionen überzeugte man sich von den ernstlichen Bemühungen der Spieler, die Zufriedenheit des Publikums zu gewinnen, durch welche auch nur allein der Herzog bewogen werden konnte, seine frühere Unterstützung wieder zu geben. Er ließ sich auch durch vielfache schriftliche und mündliche Bitten des Magistrats und vieler Abonnenten endlich erweichen. Allein er und das Publikum waren nach der Erreichung dieses Zieles getäuscht. Von dieser Zeit hörte die außerordentliche Anstrengung der unternehmenden Familie auf; die versprochenen classischen Spieler und Sänger, welche vom Auslande gerufen werden sollten, mit Ausnahme Schiansky's, sind nicht gekommen. Stücke, deren das Publikum schon vor zwanzig Jahren überdrüssig war, wurden zwei bis drei Mal in acht bis zehn Tagen, und zwar das erste Mal noch bei aufgehobenem Abonnement, gegeben. Nur wenige hier unbekannte Stücke, welche höchstens dem russischen Pöbel gefallen könnten, wurden eingeschoben und auch zum Eckel wiederholt. Von classischen Stücken durch große Opern war keine Rede; an eine neue Oper noch weniger zu denken. Bei solchen Umständen mußte die Unzufriedenheit des Publikums immer größer werden. Wären nicht der berühmte Sänger Schiansky und der gewandte Spieler Riem, als unschuldig Leidende zu berücksichtigen gewesen, so würde die unternehmende Familie öfters ausgepfiffen worden seyn, besonders im April und Mai wegen des täglichen Spieles ganz gemeiner Stücke zur offenbaren Prellerei der Abonnenten.

Der Mangel an Wechsel der Produktionen, besonders der Opern, war Folge der Geschäfts-Unkunde Gebhard's, und seiner zu großen Rücksicht auf die Töchter, welche ungeachtet einiger Talente für das Theater, doch vom Neide so sehr erfüllt waren, daß sie Jedem die Gelegenheit zu

rauben suchten, sich durch eine Rolle auszuzeichnen. Nur sie wollten Anspruch auf theatralische Fertigkeiten haben; nur sie wollten die Anerkennung des künstlerischen Werthes genießen. Der alte Gebhard ist am Geiste so entkräftet, daß er fast bei jedem Auftreten mehr den Aerger, als das Mitleiden erregte, und als das Bild des moralischen Todes betrachtet wurde. Seine Unbehülflichkeit war so groß, daß er fast bei jedem Hervortreten das Publikum anekelte; nur aus Rücksicht auf seine älteste Tochter wurde er nicht durch Auspfeifen von der Bühne verwiesen. Seine Frau hat zwar mehr Einsicht und Kraft; doch für die Unternehmung eines Theaters ist sie zu leidenschaftlich und zu herrschsüchtig. Obschon sie als Künstlerin höchstens nur im Komischen etwas brauchbar ist, so hatte sie doch, zur höchsten Unzufriedenheit des ganzen Publikums, die unverzeihliche Dreistigkeit, stets Pagen- und andere junge Rollen spielen zu wollen. Ihre erste Tochter Alexis, so wenig anziehend sie außer der Bühne ist, weiß sich gut zu kleiden, schön zu schminken und mit dem herrlichsten Anstande in Trauerspielen so zu benehmen, daß sie die höchsten Personen für sich gewinnen könnte. Sie würde auf einer Hofbühne sogar in Trauerspielen glänzen; um aber auch in Opern und Schauspielen sich auszuzeichnen, ist sie zu schwach, und um für beide Rollen wirken zu wollen, viel zu anmaßend. Sie bewies sich so eifersüchtig auf jede Nebenbuhlerin im Gesange, daß sie nicht einmal die Operistin Müller-Anschütz neben sich duldete, viel weniger zugab, daß eine Sängerin vom ersten Range zur Hebung unserer Bühne gerufen wurde. Sie selbst wollte als Prima-Donna gelten, obschon sie weder eine metallreiche Stimme, noch die physische Kraft zur gehörigen Höhe und Tiefe in vielen Parthieen erprobte. Wollte man auch gegen diese weibliche Eitelkeit nachsichtig sein, so könnte man ihr doch nie vergeben, daß sie sogar dem so vorzüglichen Tenoristen Schiansky, welcher bei der allgemeinen Gunst des Publikums doch sein Talent unterdrücken mußte, den entschiedenen Lorbeer zu rauben sich bemühte. Ihre Schwester Wilhelmine ist eine holde Gestalt auf der Bühne, besonders im Lustspiele; sie erscheint willkommen, sobald man sich mit ihrem ungünstigen Organe und mit ihrer fremden Mundart etwas befreundet hat. Die jüngste Schwester Pauline ist nur als eine schwere Zugabe der beiden vorigen zu betrachten.

Unter solchen Umständen ist höchst befremdend, daß der Theater-Inhaber, ohne alle Rücksicht auf die laute Stimme des Publikums, mit Gebhard für das nächste Jahr einen Vertrag abgeschlossen haben soll. Denn die Abonnenten, bis auf einen oder höchstens zwei, deren Privat-Rücksichten sehr bekannt, sind unstreitig gegen ihn. Hätte er nicht den allgemein geachteten und ihm verwandten Stein als Regisseur und Kassierer an der Seite gehabt, so würde er selbst bei den vielen schlechten Stücken, welche er produciren ließ, zu Grunde gegangen sein. Deßwegen ist auch der allgemeine Wunsch des Publikums, daß Stein, welcher sich durch eben so kenntnißreiche, als rechtliche Geschäfts-Führung die allgemeine Achtung erwarb, mit der obersten Leitung der Bühne beauftragt werde. Ihm schenkt man das Vertrauen, daß er dieses Geschäft mit mehr Kraft und weniger Eigennutz führen, und sein bestens verstandenes Interesse mit jenem des Publikums zu vereinigen suchen werde. Von ihm wäre auch zu hoffen, daß der beliebte Tenorist Schiansky für unsere Bühne wiedergewonnen würde, statt daß dieser unter Gebhard's Leitung nicht mehr zu hoffen sein möchte. Denn abgesehen, daß Gebhard den Künstler Schiansky durch die Vorspiegelung der besten Opern schändlich täuschte, und ihm die edle Zeit zur weiteren Ausbildung in seiner Kunst, durch ermüdende Proben für alte abgedankte Werke raubte, hatte er auch noch die Unverschämtheit, ihm gegen den schriftlichen Vertrag zweihundert Gulden des versprochenen Honorars entziehen zu wollen, zu welcher Schändlichkeit ein Mann durch Briefe an Schiansky mitzuwirken sich erfrechte, der das Wohl unseres Theaters durch seine Ränke schon früher untergraben hat.

Es ist zu hoffen, daß die Abonnenten des Theaters im nächsten Herbste; vor ihrer Unterschrift zu einiger Verbindlichkeit, sich versammeln, und solche Stellvertreter als Comité aus ihrer Mitte wählen, welche Muth und Kraft genug zur Auswahl der Stücke für das monatliche Repertoir haben, und zugleich sich einer solchen Rechtlichkeit und Schreibfertigkeit erfreuen, daß sie sich vor keiner öffentlichen Fehde zu fürchten haben.

Theaterbericht.

Stuttgart, April 1831.

In meinem letzten Briefe habe ich Sie mit dem Zustande unserer Oper unterhalten, so will ich denn jetzt über unser Trauer-, Schau- und Lustspiel sprechen. Daß von einer Trennung der Tragödie von der Comödie keine Rede sein kann, ist bei einer, mit so geringen Mitteln ausgestatteten Bühne begreiflich; alle Mitglieder derselben sind zugleich Tragiker und Komiker, will sagen, müssen sowohl tragische als andere Rollen übernehmen. Wollen wir den Damen den Vorrang lassen, wie nicht mehr als billig, wie es unsere Courtoisie verlangt, so steht Fräulein Stubenrauch als Königin unserer dramatischen Feste an der Spitze; sie wäre die Einzige, welche nur im Tragischen — wenigstens nur in ernsten Rollen — auftritt. Einige Male hat man es versucht, derselben Charaktere zur Darstellung zu geben, welche zum Komischen sich neigen, wie in dem kleinen Lustspiele „die Helden" — aber es geht nicht, — oder wie der Berliner sagt: es jinge wohl, aber es jeht nich. Dagegen ist sie für tragische Parthieen sehr ausgezeichnet, — ihre Schule war gut — in München (wo sie fast gar nicht bemerkt wurde), hat sie mit vielem Fleiß Mad. Frieß studirt, und nicht ohne Erfolg, — man sieht an ihrem Spiele deutlich die Copie. Ein nicht unbedeutendes Accidenz ist ihre glänzende, blendende Schönheit, — eine Gestalt, welche nicht regelmäßiger, königli-

cher, üppiger sein kann, ein, wenn auch nicht ganz regelmäßig schöner, doch sehr hübscher Kopf, ein großes feuriges, dunkles Auge — machen sie zu der angenehmsten Erscheinung unserer Bühne. Sie läßt für das Fach jugendlicher Heldinnen Nichts zu wünschen übrig.

Ihr folgt Fräulein Esser, ehemals in Frankfurt, für naive, leichte, muntere Rollen unübertrefflich, auch passen diese ihrer Individualität besser an, als die tragischen ihr stehen würden, — sie ist nicht sehr groß, zart gebaut, leicht und sehr hübsch, ihr Gesicht regelmäßiger und schöner, als das der Dem. Stubenrauch, ihr Auge schalkhaft lebendig. Das Fach, welches sie vorzüglich spielt, ist doppelt besetzt. Mad. Schmidt, eine ganz junge Frau, voll Talent für naive und leicht-komische Parthieen, hatte es bisher allein ausgefüllt —. Eine Schauspielerin von seltenen Fähigkeiten, ein bildschönes Mädchen, das sich sehr schnell in der Gunst des Publikums festsetzte, Dem. Peche, war nahe ein Jahr hier, — aber sie ward durch Kabalen (welche an keinem Theater fehlen) weggebissen, — man fühlte einen Mangel, eine Lücke, durch ihr Scheiden entstanden, und die Direktion suchte durch Dem. Esser den entflohenen Liebling wieder zu ersetzen, daher Mad. Schmidt an ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten hat. Doch wird man ihr die Parthieen, in welchen sie bisher glänzte, nicht abnehmen, und dann hat sie genug, um manchen Triumph zu feiern; auch läßt sich nicht erwarten, daß sie etwa aus Verzweiflung sich den Dolch in die Brust stößt; so lange man so jung, so hübsch, und so gut gelaunt ist, wie sie, hat es damit noch nichts zu bedeuten.

Mad. Maurer, für junge muntere Frauen — wie in — „Nehmt ein Exempel dran," oder in — „So sind sie alle" — sehr vorzüglich — spielt auch hin und wieder ernste oder gar ganz tragische Rollen, — das gelingt nicht! sie verfällt in das unangenehmste Miauen, sie ist höchst affectirt, sie ist verlegen, weiß nicht, wo sie die Hände lassen soll, und manchmal nicht, wo ihr der Kopf steht; man macht schon ein groß Lamento, wenn ihr Name als Emma in — „die Kreuzfahrer" — auf dem Zettel steht, — dagegen man sie als junge schalkhafte Frau mit Recht sehr gern sieht. Denn jung und hübsch, wie sie ist, gewinnt ihr Gesicht noch mehr Ausdruck durch die Lebhaftigkeit ihres Spiels. — Man geht nie unbefriedigt nach Hause, wenn sie in Rollen auftritt, welche ihr angemessen sind. Noch eine hübsche und brave Schauspielerin haben wir in Dem. Laurent. Sie tritt auch in Opern, in nicht unbedeutenden Parthieen, auf, doch ist sie dann nur eine Anfängerin zu nennen, — als Schauspielerin aber steht sie auf einer nicht unbedeutenden Stufe der Kunst. Eigentliche Anfängerin ist Dem. Gnauth, ein schönes Mädchen mit guten Anlagen, — doch bis jetzt noch unausgebildet. — Sie sehen, es fehlt uns an jungen und schönen Damen nicht. Es wird wenig Bühnen geben, an welchen man fünf bis sechs ausgezeichnete Schauspielerinnen wird aufzählen können, welche alle zugleich jung und hübsch sind. — Dagegen steht es mit dem Fache der jungen Helden und Liebhaber erbärmlich. — Doch wir sind noch nicht fertig mit unserm Bericht über die Damen, es wäre sehr ungerecht, wenn ich Mad. Fossetta übergehen wollte, welche in alten komischen Rollen ihres Gleichen vielleicht nicht findet, — sie besitzt eine Vis comica, wie sie wenigen Frauen gegeben ist.

Vortrefflich sind ihre Darstellungen fast immer zu nennen; wenn sie erscheint, ist das Haus gewiß besucht, denn man weiß, daß man einen vergnügten Abend hat. Ihre Figur, ihr Anzug, ihre Maske sind immer so dem Ganzen angepaßt, so übereinstimmend mit den Charakteren ihrer Rollen, daß ich durchaus nicht sagen kann, etwas Aehnliches gesehen zu haben, selbst in Wien nicht; selbst dort war, bei allen fünf Theatern, das Fach der alten komischen Weiber so gut als gar nicht besetzt, — einen Vergleich mit dieser Schauspielerin hielt wenigstens keine jener Damen aus. Dagegen sind die Anstandsrollen und die zärtlichen Mütter miserabel besetzt. Dem. Höpfner, eine kaum dreißig Jahre alte Dame, gibt sie, aber leider mit so wenig Talent, daß sich nichts Gutes darüber sagen läßt. Ihre Anstandsrollen sind ohne Anstand, ihre zärtlichen Mütter ohne Zärtlichkeit, ihr Ausdruck ohne Ausdruck, ihr Spiel überhaupt ein ungeschicktes Spiel, — das ist das Beste, was man von ihr rühmen kann, — wir dürfen uns gratuliren, diese treffliche Schauspielerin bald zu verlieren, sie geht nach Kassel, Gott geleite sie und segne ihren Aus- und Eingang.

(Beschluß folgt.)

Sonderbare Ankündigung.

Als der bekannte Wüstling und brave Schauspieler R. eine Kunstreise zu unternehmen beabsichtigte, schrieb er an seinen Freund in Pesth:

„Ich denke, lieber Freund, Euch dort bald einige dramatische Suiten zu reißen. Bestellt mir ein Logis, gleichviel, ob nahe oder fern vom Theater, nur recht nahe bei einem Weinhause und nahe bei Euch, alter Freund. Uebrigens erspart Euch die Mühe, von mir in Gesellschaften zu reden. Denn sagt Ihr Gutes von mir, glaubt's Euch doch kein Mensch, und Schlechtes werden Euch die Leute schon genug von mir erzählen, ohne daß Ihr davon zu reden braucht. — Adieu, alter Bursche! sorgt nur für alten Wein, dann bleibt's beim Alten."

R. G. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 157. (II. Jahrg.) Montag, den 4. Juli. 1831.

Das Stammbuch.

Novelle von Franz Xaver Told.

Die letzten Strahlen der entschwindenden Sonne brachen sich an dem fern gelegenen Walde und hoben mit Gluthengold das lebhafte Grün der Bäume. — Allmählig schwand des Tages Licht und die dunkelblauen Schleier spannten sich nach und nach über den weiten Kreis der Erde. Es war ein herrlicher Abend. — Der West buhlte mit den Blumen — die Drossel schlüpfte gluckend durch die Zweige, die Grasmücke zwitscherte in leisen Tönen, und lechzend trank das junge Gras den Silberthau des Himmels. Von süßer Wehmuth ob den Wunderreizen der Natur ergriffen, verlor ich immer mehr und mehr die Mauern der Stadt aus den Augen. Ein schönes, mehrere hundert Schritte von dem Fußsteige entlegenes Landhaus erregte meine Aufmerksamkeit, und bestimmte mich, die duftende Lindenallee einzuschlagen. — Einen frischen Trunk wollte ich mir dort erbitten, und sodann meinen Rückweg antreten.

Nach einigen Minuten hatte ich ein großes eisernes Gitterthor erreicht, und bald trat mir eine funfzigjährige, reinlich gekleidete Frau entgegen, und bat um die Ursache meines Kommens. Jetzt erst fiel mir das Unschickliche meines Besuches auf, und stotternd ersuchte ich um ein Glas Milch oder Wasser. Mit einem kurzen aber scharfen Blick maß mich die Frau, und indem sie mich in eine nette Gartenstube des Hauses führte, ging sie, meinen Wunsch zu erfüllen. Das Erste, was mir im Zimmer auffiel, war ein zierliches Stammbuch, welches offen auf dem Tische neben dem düster brennenden Lichte lag. — Meiner Neugierde unterliegend, ergriff ich das geschmackvolle Bändchen. Wenige Blätter — und ich sah aus den Devisen, daß es einem weiblichen Wesen angehöre.

Unwillkürlich zog ich aus der Tasche meiner Weste ein Stückchen Bleistift, und schrieb so schnell als möglich ein kleines Denksprüchlein, beziehungsweise auf mein abenteuerliches Erscheinen, auf eines der leeren Blätter.

Kaum hatte ich geendet, so trat die ältliche Frau mit einem Glase trefflicher Milch in die Stube, ich trank, und schob unbemerkt ein Guldenstück hinter den Teppich des Tisches. Nach wenigen Minuten, wiewohl mir ein Stuhl geboten wurde, brach ich unter vielfältigen Versicherungen des Dankes auf. Doch kaum zwanzig Schritte außer dem hinter mir sorgfältig geschlossenen Gitterthor mußte ich wieder halten, denn aus einem Fenster des obern Stockwerkes drangen die Töne einer Guitarre so angenehm an mein Ohr, daß ich wie gefesselt stehen blieb.

Die Fertigkeit, die in dem Spiele lag, ließ mich Anfangs einen Mann vermuthen, allein bald überzeugte ich mich eines Andern; — solchen Schmelz — solche Lieblichkeit konnte nur eine zarte Frauenhand den Saiten entlocken. Lange stand ich und horchte den Silberklängen. Mein Herz war ergriffen, meine Brust offen, — meine Seele entzückt. Zu schnell hatte die Zauberin geendet; wie ich auch harrte — umsonst — kein Ton trug sich mehr zu mir, und hatte ich recht gehört, so wurde das Fenster geschlossen. Eine gute Weile stand ich noch unter meinem Lindenbaume — endlich machte ich mich auf den Heimweg, denn mehr als eine Stunde hatte ich zu gehen.

Unter hundertfältigen Rückblicken nach dem lieblichen Landhause erreichte ich eben die Thore der Stadt, als die zehnte Stunde vom hohen Münster erklang — schon hatte ich nach der Straße, in welcher sich meine Wohnung befand, gebogen, als mich die hellerleuchteten Fenster des Kaffeehauses, das ich öfters zu besuchen pflegte, anlockten, daselbst einzusprechen. Zwei meiner besten Freunde traf ich dort. Sie drangen in mich, ihnen die Ursache meiner auffallenden Melancholie zu sagen, und ich erzählte unverhohlen mein bestandenes Abenteuer. Gleich anfangs fiel mir ein uns zunächst

sitzender junger Mann mit hoher Stirne, Schnur- und Spitzbart auf, den ich aber gar bald in meiner Begeisterung wieder aus dem Gesichte verlor; doch dieser rückte leise mit seinem Stuhle immer näher — so zwar, daß er ganz dicht an meine Schulter zu sitzen kam. Befremdet von solchem Benehmen, blickte ich ihn scharf an, und fragte meine Freunde, ob er zu ihnen gehöre, diese verneinten meine Frage, und ich rückte, indem ich leiser sprach, etwas vorwärts. Sonderbar! Freund Spitzbart rückte unvermerkt nach, und horchte noch aufmerksamer als vorher meinen Worten zu.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasie am Geburtstage Klopstock's, am 2. Juli 1831.

Der Jüngling.

Täuscht ein Phantom mich? Horch, wie Orkangebraus
Zum nahen Ufer, wenn sich geheimnißvoll
In fluthgethürmte Ozeane,
Aber in göttlicher Pracht die Feuer

Eloah's gießen; — wenn vor dem Ewigen
In stiller Andacht nieder der Waller sinkt,
Wenn Schweigen liegt im Munde des Säuglings,
Brünstig die Lippe des Greises stammelt —

So braust der Jubel! Laut aus Enherions
Erfülltem Tempel hör' ich den Preisgesang;
Die Herrmannshelden singen trunken,
Also, daß dreimal Walhalla bebet.

Hörst Du's, Thuiscons blühende Enkelschaar?
Hörst Du's, o Teuta, Mutter der Enkel auch?
Sie feiern, Deine Helden feiern,
Vaterland, heute den greisen Barden! —

Dein hehres Antlitz senkst Du erröthend mir? —
Du hast der Schlachten heulendem Donnersturm,
Stark, wie der Eichwald festgestanden
Durch der Jahrhunderte lange Reihe;

Um Deine Locke rauschet der Lorbeer noch,
Und Du erröthest? Hebe die Narbenwang',
Du blüh'nde Greisin, heb' empor sie!
Wie, und noch trauerst Du, große Teuta?

Das Vaterland.

Wohl hört mein Ohr den Jubel Walhalla's auch
Des großen Tages, da ich den Säugling nahm
An meine Brust, und seine Seufzer
Stillte, und trocknete seine Thränen.

Der Säugling reifte, und in des Jünglings Herz,
Des kühnen Jünglings drang die Begeisterung,
So heiß und hehr! In meinen Hainen
Loderte flammend die Gottesfackel.

Den welken Eichkranz, welchen der Barde wand
In voller Blüthe, siehet mein müdes Aug';
Denn jüngst umrauschet' er die Stirn' mir
Noch und der Glorie Purpurstrahlen.

Da kam der Britte, schwieg und erstaunte!
Der weiche Römer hatte den Göttertrank
Der Lethe jüngst geschlürft, und weinte
Ueber Petrarka's und Tasso's Hügel.

An meinem Rheine lauschte auch Gallia
Den Harmonieen, welche der Telge Strom
Im unbegreiflichen Gesange
Gleich dem Posaunengetöne rauschte.

Des Ruhmes Strahlen bleichten; die Gegenwart
Zeigt meine Enkel arm und entnervt und schwach;
Denn meines Barden hohe Töne
Konnte des Enkels Gedank' nicht denken.

Darum erröthet heute die Wange mir.
Frohlocken jenseits jene begeisterungsvoll,
So schmückt die stille Mutterseele,
Jüngling, so schmückt die Seele Teuta's

Einsame Trauer. Meinen Cypressenkranz
Hab' ich am Grabe jenes Erhabenen
Mir selber thränenvoll gewunden,
Daß den Entschlafenen heut' ich ehrte.

Wohl segnen heute Chöre der Endlichen
Des Dörfleins Linde, welche, ein Schattendach,
Dem Staub des heiligsten Propheten
Schon durch Decennien Lenzeskühlung

Ausgoß; und Braga wandelt der hohen Spur
In heißen Thränen nach, wo mein Klopstock ging,
Wo er das hohe Lied vom Mittler
Strömte, in Gottesanbetung strömte;

Doch irret Braga; denn in dem Labyrinth
Umdornter Oeden wandelt sie einsam hin,
Und ihre kühnen Flammenströme
Hemmen der Endlichkeit niedre Ufer.

Der Jüngling.

Geuß Deinen Klagstrom, greise Cheruska, aus,
Geuß aus den Klagstrom. Kehrt auch Dein Barde nicht,
Dein Mutterschoos wiegt noch Germanen,
Die des Geschiedenen Asche ehren.

Nur Einmal blüht ja Allen der Jugendkranz,
Und bleicht die Locke, blüht die Unsterblichkeit,
Nach der die Adamiten ringen,
Heiß, wie Giganten im Todeskampfe.

Ernst Müller.

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen

von M. Cunow.

(Fortsetzung.)

2. Die Frankfurter Messe.

Wer sich die Frankfurter Messe so vorstellt wie die Leipziger, der irrt, nämlich Plätze und Straßen mit Buden besetzt und ein Gewühl, durch welches man sich kaum hindurcharbeiten kann. Da Frankfurt bei weitem größer ist als Leipzig, so läßt sich dort auch die Messe bequemer abhalten wie hier. Die Waarenlager sind nämlich fast sämmtlich in den Häusern und dadurch wird auf den Straßen Raum gewonnen. Zudem ist es in Frankfurt auch außer der Messe — zumal in der schönen Jahreszeit — so lebhaft, daß die Messe das Leben nur um ein Weniges zu erhöhen vermag. Frankfurt ist, seiner Lage zu Folge, man könnte sagen, das Centrum von Europa und seine Umgebungen fügen der Bedeutenheit noch die Schönheit hinzu; zumal der aus dem Norden Kommende hier schon einen Vorschmack des Südens genießt.

Wer kein Kaufmann ist, wem also Menschen mehr interessiren als Waaren — und im Fall er ein integrirendes Theilchen der gelehrten Welt ausmacht — Bücher fast eben so sehr als Menschen, der hat es gut, wenn er grade vor seinem Hotel (dem Pariser Hof) auf einem großen Platze (dem der Hauptwache) Alles beisammen findet, was er am meisten sucht. Will man die Reiter-, Seiltänzer- und Gauklerbuden vorbeigehen, so findet man in andern Buden wirkliche physiologische Merkwürdigkeiten. Da ist zu sehen: Ein junger Franzos, 22 Jahr alt, 7 Fuß 4 Zoll hoch und 225 Pfund schwer. — „Hier ist zu schauen der große Riesenknabe, 9 Jahre alt, er wiegt 225 Pfund, es ist nicht zu glauben, ohne zu sehn." Nun wo es so schwach um den Glauben steht, da thut man besser, zu sehen; und wirklich, der Junge wollte aus der Haut plazzen, so fett war er, sitzend mußte er die Beine aus einander spreitzen und statt zu gehen, watschelte er wie eine Ente. Daß er dumm war, versteht sich von selbst. — Doch die Menschen wurden immer schwerer. „Hier ist zu sehen ein junger Riese von 375 Pfund, spazieren Sie herein, es kostet nur sechs Kreuzer!" — „Hier ist zu sehen die Minerva der Wissenschaft und das Wundermädchen." Das Wunder- und Judenmädchen, welches zugleich die Minerva der Wissenschaft war, daher das und auf der Firma unrichtig — that wirklich halbe Wunder im Wissen; es sagte einem, auf welcher Minute die Uhr stehe, die man aus der Tasche zog, von welchem Jahre das Gepräge eines Stückchen Geldes sei, welches man in der Hand hielt; sie sprach eine lange Zahlenreihe aus, die man auf ein Täfelchen schrieb, ja sie wußte einem zu sagen, in welchem Jahre und an welchem Tage eines Monats man geboren sei. Dabei stand sie am andern Ende der Bude, kehrte einem den Rücken und hatte ein Tuch über den Kopf geschlagen. Vergeblich sah ich mich nach einem reflectirenden Spiegel in der Decke oder an den Wänden um; der Vermittler mochte der Herr Gemahl oder was sonst sein, der einem zur Seite stand. Diese jüdische Minervenbude machte einen passenden Uebergang von menschlicher Größe, Gewicht und Fett zu der doch nur wenig geistigeren Frankfurter Büchermesse, die nahe dabei auf Tischen unter freiem Himmel und aus freier Hand gehalten wurde. Da lag z. B. aus: Neu vermehrte und aus dem Arabischen übersetzte Punktirkunst, durch welche ein Jeder das Glück oder Unglück seiner unternehmenden Handlungen erfahren kann. — Ferner: Erztürkische Grausamkeit gegen unsere Glaubensbrüder, die Griechen. — Summarische Beschreibung der ganzen Welt, Von den vier Theilen der Erden Asia, Europa, Afrika und Amerika. Was in der ganzen Welt an allen Orten und Enden für merkwürdige Sachen zu sehen und zu finden. Wie auch von den vier Elementen, woher die Winde kommen, von Erdbeben, Finsternissen, Sonn und Mond, von allen Geschöpfen Gottes und wie alle Creaturen erschaffen. Augsburg, zu finden in allen Buchdruckereien. — Diese Auskunft über alle Dinge in der Welt auf 62 Seiten und für 6 Kreuzer konnte ich mich nicht enthalten, zu meinem Eigenthum zu machen und so bin ich in den Stand gesetzt, mir den Dank des Lesers zu erwerben für die unerwartetsten Nachrichten und Aufschlüsse, die ich ihm geben kann und werde.

Die Vorrede an den günstigen Leser lautet nicht geringer denn so: „Dieses Büchlein ist ein Erleuchter der Deutschen, denn man findet hierin Lehren, die in andern Büchern verborgen sind, gar schön und fein erklärt, auch was man in andern Büchern Dunkles und Unverständiges geschrieben, solches erkläret uns dieß Büchlein in aller Kürze, davon ein Mensch Weisheit überkommen kann, und was man in der Schrift weit muß zusammensuchen, das ist hierinnen mit wenig Worten begriffen, GOTT, der je war und allezeit von Anfang ist ohne Ende, der sei dieses Büchleins ein Anfang." — Nun wird auf der folgenden, der dritten Seite, in 14 Zeilen der Glauben, die Natur und Dreieinigkeit Gottes gelehrt und erklärt. Auf der fünften Seite erfahren wir, daß der Teufel mit seinem Familiennamen Nathanael geheißen, und daß ihn Gott so schön erschaffen, daß er betrogen ward, vor großem Uebermuth verstoßen von dem Himmel, und in den Abgrund der Höllen fiel. Und ist nur eine halbe Stunde im Himmel gewesen. Die widerliche Hölle aber ist an einem Ende der Erde und an Stätten, daß vor Nebel und Finsterniß niemals kein Mensch dahin kommt, sie ist oben eng und unten weit, niemand weiß denn Gott allein den Grund fand nie kein Mensch, seine Bücher sagen, daß manche Seele ewiglich darein falle, und finde nie mehr keinen Grund. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, Mai 1831.

(Beschluß.)

Im zweiten Akte wurde un pas de cinq von den Damen Scribany, Amiot und Fendel, dem Balletmeister Herrn Purzpichler vortrefflich ausgeführt. Mit dieser Vorstellung endete die Feierlichkeit an diesem Tage.

Am 26sten April war freies Theater, wo die Oper der Dorfbarbier, Musik von Schenk und das Ballet: das Carneval in Venedig gegeben wurde. Wiewohl Referent kein Schwächling ist, so mochte er sich doch nicht dem furchtbaren Gedränge, welches an diesem Abend statt fand, aussetzen, und obschon der Anfang der Vorstellung, wie gewöhnlich während des Sommers, erst um halb sieben Uhr ist, so wogte dennoch die Menschenmenge schon um drei Uhr bei dem Schauspielhause hin und her. Man hatte, des starken Andranges wegen und um etwaigem Unglück vorzubeugen, eine Abtheilung Husaren und eine Compagnie Infanterie beordert, die Thüren des Schauspielhauses in der Runde zu besetzen. Der Infanterie wäre es wohl schwerlich gelungen, Ordnung zu erhalten, wenn nicht die Husaren, nebst der berittenen Bürgergarde, kräftig eingeschritten wären. Das Haus ist zum Erdrücken voll gewesen. Der Herzog soll ein wiederholtes Vivat empfangen haben. An demselben Tage wurde ein Ball, von Seiten des Hofes, auf dem Redoutensaale des großen Opernhauses gegeben. Er war äußerst zahlreich besucht. Die hin und herströmende Menge gewährte, bei dem Schein unzähliger Wachskerzen, einen imposanten Anblick. Die versammelten Damen, heute vorzüglich elegant und geschmackvoll gekleidet, gewährten dem Auge einen reizenden und bezaubernden Genuß; Braunschweig bewährte an jenem Abende von Neuem seinen alten Ruf: daß es sich vor mancher volkreichen Stadt Deutschlands hinsichtlich einnehmender und anmuthiger Schönen auszeichnet. Die verschiedenen Uniformen des Militärs, der Staats- und Hofdienerschaft hatte man in der Hauptstadt seit langer Zeit nicht so zahlreich versammelt gesehen. Die Mitglieder des herzoglichen Staatsministeriums erschienen in dunkelgrünen, reich mit Gold und sehr geschmackvoll gestickten alt französischen Hoffracks. Die so mannichfache Verschiedenheit der Uniformen wurde hauptsächlich noch durch die Anwesenheit mehrer Landstände und einer bedeutenden Anzahl von Offizieren der Bürgergarden fast sämmtlicher Städte des Landes erhöht. Gegen zehn Uhr erreichte der Ball den höchsten Glanz, als Sr. Durchlaucht Herzog Wilhelm, von einem Theile des Hofstaates begleitet, in den Saal traten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet und glänzten vor Freude, einen so blühenden, jugendlich kräftigen Mann in ihm zu erblicken.

Berlin, Mitte Juni 1831.

Das allgemeine Tagsgespräch ist jetzt einzig und allein die Cholera,*) welche zum Schrecken aller Vornehmen unserer Stadt immer näher rückt, und sogar schon in Danzig — durch russische Schiffe dahin gebracht — ausgebrochen ist. Die aus diesem Orte kommende Schnellpost wurde in Vogelsdorf, der letzten Station vor Berlin, angehalten, und es mußten sich die Reisenden einer Quarantaine unterwerfen. Unter ihnen befindet sich der aus Königsberg zurückkehrende königl. Schauspieler Krüger; er soll auf seiner Kunstreise viel Lorbeern eingeerndet haben.**) — Die allgemein gefürchtete Cholera droht alle Streitigkeiten friedlich beizulegen, und was im Leben feindlich getrennt, in der stillen, lieben Erde ruhig zu vereinigen. Auch gibt diese Krankheit Anlaß zu allerlei Spekulationen. Eine Unzahl Broschüren, wie man diesem Uebel Einhalt thun kann, erscheint, so daß fast eine Broschüre, wie man diesem letzten Uebel Einhalt thun kann, nothwendig wird. Hat doch sogar der „Till Eulenspiegel" in einer besonders verkauften Nummer, ein „Schutzmittel gegen die Cholera" angegeben.***) Räucherpulver — Leibbinden — sind an vielen Orten zu haben. In der Königsstraße sehen wir an einem Liquerladen eine Tafel: „Cholera-Liquer" und „doppelte Cholera;" nun wir denken, man hat an der einfachen Cholera schon genug. Eine „Anweisung zur Verhütung der Ansteckung ꝛc." bei Mittler in Commission, zeichnet sich durch Wohlfeilheit (9 Pfennige) aus. Es sollen davon schon vor länger als acht Tagen gegen 9000 Exemplare abgesetzt worden sein. — Eine mißverstandene Verordnung im Amtsblatte der Potsdamer Regierung und der Stadt Berlin hat Anlaß gegeben, daß hier ein Paar Tage lang auf den Straßen geraucht wurde, jedoch eine gleich darauf angeschlagene polizeiliche Bekanntmachung belehrte die Leute eines Besseren. —

Mit Anfang Juli wird eine neue belletristische Zeitschrift in's Leben treten, unter dem Titel: „Berliner Merkur," herausgegeben von Berger und Schumann. Die ausgegebenen Probeblätter versprechen viel, nämlich in der Einleitung; und alle diese gethanen Versprechungen zu erfüllen, dürfte selbst Raum im Blatte fehlen, da der Umfang desselben nicht allzubedeutend ist; (es erscheinen wöchentlich zwei Nummern für den vierteljährlichen Pränumerationspreis von 20 Sgr.)

(Beschluß folgt.)

---

*) Außer Diebitsch's Fall und der neuen Wachtstube der Communalgarde auch bei uns. D. R.

**) In Dresden hat er einen ziemlichen Mißwachs an Lorbeern erfahren. D. R.

***) Die Sachsenzeitung gab jüngst in einer sehr witzigen Anmerkung kund, daß die Cholera sich vorzüglich in Lumpen festsetze, weil der Peststoff den Weg der Wahlverwandtschaft gehe; somit wäre Till Eulenspiegel in Hauptgefahr. — D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 158. (II. Jahrg.) Dienstag, den 5. Juli. 1831.

Huldirs Zauberpalast. *)

Elftes Capitel.

Weit unter ihnen blieben auf dem ebenen Pfade die Reisenden, mit Erstaunen dem himmelstürmenden Paare nachsehend; diese aber entschwanden bald ihrem Blick, indem vorspringende Felsen sie verbargen. Immer schärfer und kälter ward die Luft, je höher sie stiegen; kümmerlich wuchsen nur noch schwarze Föhren auf dem felsigten Boden. Auch diese verloren sich, die Zwergbirke mit ihren kleinen hellgrünen Blättchen verdrängte sie, — immer kleiner zum niedrigen Strauch werdend. Endlich war auch diese verschwunden, und nur noch einzelne Saxifragen zeigten vegetabilisches Leben, dessen letzte Spur mit den Moosarten und Flechten, welche alle Felsen überzogen, verschwand.

Eine dicke Schneedecke lagerte sich von hier an auf das Gebirge, das im höchsten Sommer selbst nicht frei davon wird, indem es die Grenzen des ewigen Schnee's weit überschritt.

Wir sind das einzige Lebende in dieser unendlichen wilden Oede, sprach Asla zu ihrem Begleiter, ist Euch der Gedanke nicht schaurig, allein zu sein, in solcher Wüstenei.

Ihr seid ja bei mir! erwiederte Löwenhielm.

So! sprach lachend Asla, ich bin bei Euch, allerdings, und Ihr könnt erwarten, daß ich schwaches Mädchen den Helden, welchen ich zu meinem Schutze mit mir nehme, gegen jedes Unheil vertheidige, und sicher zu den Seinigen wieder zurückführe.

Ihr legt meinen Worten einen andern Sinn unter, ich —

Schon gut, — Ihr fürchtet Euch nicht, weil ich bei Euch bin, es braucht keiner Vertheidigung; Ihr könntet dadurch leicht das Uebel ärger machen.

Zu Eurem Mißverstehen wollt Ihr auch noch die Ungerechtigkeit fügen, mich nicht zu hören, mich ungehört zu verdammen.

Laßt das! Ihr seid nun einmal nicht mein Held. Nils oder Liliensträm hätten mir dieses nicht erwiedert; — nein laßt es gut sein; wir wollen davon nicht sprechen. Ich weiß ja, daß Ihr Muth habt, sonst wäret Ihr mir nicht bis hierher gefolgt. Allein ich bin gesonnen, diesen Muth noch auf härtere Proben zu setzen. Da seht, hier liegt ein Gletscher vor uns, und über diesen müssen wir. — Wenn Ihr nun wißt, was ein Gletscher ist, (da Ihr in Eurem Vaterlande deren nicht habt) so müßt Ihr auch wissen, daß die zusammengerollten und geschobenen Erd-, Eis-, Fels- und Schneewasser in einer immerwährenden Bewegung sind, daß also das Leben auf dem Spiele steht, wenn Ihr ihn betretet, denn im Augenblicke, wo Ihr über eine Eisscholle schreitet, kann sie, die Ihr festgewurzelt glaubt, unter Euren Füßen einsinken, und Euch in ihren Spalten zermalmen, oder unter dem Gerölle begraben. — Wenn Ihr also Euch fürchtet, so reitet nur zurück, wiewohl dieß auch nicht ohne Gefahr ist, denn meine Gegenwart kann Euch nicht schützen, hier hat ein Jeder mit sich allein genug zu thun, und ich entbinde Euch der Ritterpflicht, mir, im Augenblicke der Gefahr, beizustehen, verspreche Euch aber auch, daß ich mich um Euch nicht bekümmern werde, wenn wir auf dem Gletscher sind, — so lange wir auf festem Boden stehen, rechnet auf meinen Schutz.

(Fortsetzung folgt.)

*) Fragment aus dem zweiten Theile des, bei Fr. Brodhag in Stuttgard erscheinenden Romans „die Walküre" von Dr. Morvell.

Das Stammbuch.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich die Schilderung meines abendlichen Ausfluges geendet, so zahlte auch schon mein neugieri-

ger Nachbar seine Tasse Schwarz, und empfahl sich recht freundlich. Lange lachten und scherzten wir über den weggegangenen Fremden, endlich suchten auch wir den Hafen der Ruhe. — Meine Freunde mochten ihn vielleicht recht bald gefunden haben, doch ich — ich steuerte vergebens auf dem weiten Ocean der Phantasie umher, ohne in die mit Mohnblumen dicht besetzte Bucht des Schlafes gelangen zu können. Jetzt schwang Gott Morpheus seinen goldenen Stab, und meine Augenlieder schlossen sich zu süßen Träumen. In mannichfachen Gestalten gaukelte die unbekannte liebliche Sängerin an meinem Lager vorüber; — bald erschien sie mir im Gewand der Freude, bald schwarz, mit Trauer verhülltem Angesichte. Ich hatte eine schwere Nacht zu bestehen, denn unaufhörlich war ich ein Spiel meines regen Gemüthes. —

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am andern Morgen, als die Trommel zur Wachtparade rief. Ich hatte mich gerade im Traume der zum Engel avancirten Unbekannten in einer Rosenlaube genähert, und ihre Hand mit Grazie ergriffen. Weich wie Seide, von Rosenmilch durchflossen, schienen mir die zarten Fingerchen, und eben, als ich sie lustberauscht nach meinen Lippen führen wollte, spürte ich einen heftigen Druck — ich öffnete die Augen, und sieh da — statt der seidenweichen Rosenfinger hatte ich die schmutzige Hand meines Wenzel, der mich zur Wachtparade weckte, ergriffen.

Mit großer Eile kroch ich in die Kleider, und ritt auf den Paradeplatz. Eine quälende Unruhe, ein mir bisher unbekannter, süßer Schmerz begleitete mich dahin. Ich war düster, zurückgezogen, und wie auch meine Kameraden witzelten — ich blieb, wie ich war, denn ehrlich gesagt, ich hatte für nichts Sinn und Gefühl, als für das romantische Landhaus und die bezaubernde Sängerin. O Tiefe des menschlichen Herzens! wer vermag deinen Grund zu erspähen! Tausend Mal lachte ich, wenn hier und da ein Freund von den Leiden der Liebe sprach — oder von einem Göttermädchen, das er liebe, erzählte, und ich, — ich war zum halben Narren wegen eines Mädchens geworden, das ich nicht kannte, ja, von dem ich nicht einmal wußte, ob es schön oder häßlich sei.

Mich von dem einen oder dem andern zu überzeugen, hatte ich fest beschlossen, und kaum neigte sich des Tages Ende, so zog ich auch schon aus dem Thore nach dem herrlichen Landhause, an dem sich, wie es mir klar zu werden anfing, mein Hagestolziat zu brechen schien.

Schweißbedeckt hatte ich das große Gitterthor erreicht, ich war mehr gelaufen als gegangen. Eine feierliche Stille lag über die Gegend verbreitet, — in dem Hause selbst herrschte Kirchhofsruhe. Nachdenkend lehnte ich mich an einen Pfeiler des Gartengitters, hoffend, meine Unbekannte werde die Klänge ihres Zauberinstrumentes wieder wie gestern durch die Abendlüfte senden, als plötzlich eine zarte Weiberstimme meine Aufmerksamkeit erregte, und mich meinen Platz verlassen hieß — ich hörte reden — sah aber Niemand. Rasch, jedoch vorsichtig, zog ich längs dem Gitter vorwärts, und kaum hatte ich zwanzig Schritte gethan, so gewahrte ich ein weibliches Wesen von imponirender Gestalt, das ein Mann ziemlich devot begleitete. Der klare Himmel meiner Einbildung umflorte sich mit kleinen Wölkchen, und je weiter ich außer dem Gitter folgte, desto heftiger wurde mein Gemüth. Eine lange Lindenallee nahm die Spazierenden auf — als sie endlich meinen Blicken entschwanden, da brach der Sturm meines Herzens los, ich schwang mich über das Gitter in den innern Raum des Gartens, ohne daß ich eigentlich wußte, warum ich es that. Bald hatte ich das äußere Ende der Allee erreicht; — die Stimmen klangen wieder an mein Ohr, klopfenden Herzens kroch ich durch einige Büsche, welche mir die Aussicht auf eine Rasenbank eröffneten, auf welcher meine Verehrte mit ihrem Begleiter Platz genommen. Der Mond trat eben aus einer Wolke und erhellte die Gegend, — ein Blick — und — o Himmel, ich erkenne alsogleich den aufmerksamen Zwickelbart vom Kaffeehause. Meine Glieder starrten, — allein bald war ich gesammelt, und indem ich pianissimo durch die Gesträuche der Rasenbank näher rückte, höre ich zu meinem Erstaunen, daß der verwegene Horcher meine freimüthige Erzählung benutzt, und sich für den Schreiber jener Stammbuchs-Devise ausgegeben.

Wiewohl ich, trotz der Gedichtchen, die ich in meinen müssigen Stunden öfters schrieb, nie viel auf einen literarischen Namen hielt, so wollte ich doch in dem vorliegenden Falle nicht dulden, daß ein Anderer mir den Lorbeer meines poetischen Verdienstes raube, und ehe sich's der kühne Wagling versehen konnte, trat ich aus meinem laubigen Versteck, und nannte den Frechen mit donnernder Stimme einen Schurken.

Die Bahn meiner Zukunft war durch diesen Schritt gebrochen, die holde Unbekannte sank über mein wirklich plumpes, überraschendes Kommen in Ohnmacht, und als es meinen Bemühungen gelang, ihr die Besinnung wieder zu geben, war auch der Betrüger, der ihr auf einem Spaziergange auflauerte, und nach einigen Gesprächen sich als den Schreiber des Stammbuchgedichtes entschuldigend präsentirte, entflohen. Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, das Mädchen, neben welchem ich Platz genommen, zu betrachten. — O Apollo, stärke meine Zunge, und laß mich meine Nachbarin so beschreiben, als sie es verdient. — Sie war ein Engel — nichts da — wie diese aussehen, wissen wir nicht, sie war kein Engel — sondern ein Mädchen, wie wir sie Alle wünschen. Die ernste, hohe Stirne, die sich über den schönen Augenbrauen majestätisch wölbte, gewann durch die leichten, schwarzen Ringellocken an blendender Weiße. — Das Auge glänzte wie der Abendstern, und die Gluth, welche aus ihren Blicken brach, erhöhte, wenn sie abwärts sah, das sanfte Roth ihrer Wangen zur

Farbe des Purpurs. Die Frische der Lippen zeigte von Lust und Leben, und sprach sie mit ihrer Silberglockenstimme, so fühlte man sich bis in's innerste Leben ergriffen. Mit einem Wort, sie war bezaubernd und herzerobernd.

Eine Stunde hatte ich bereits verplaudert, und so sehr ich anfangs über die Vermessenheit meines Kaffeehausnachbarn zürnte, so sehr mußte ich nun im Stillen seine Kühnheit loben, denn ohne dieser wäre mir der schöne Genuß gewiß nicht so schnell zu Theil geworden.

Nachdem ich mir die Genehmigung des Wiederkommens von dem holdseligen Mädchen erbeten hatte, nahm ich, einen bescheidenen Kuß auf ihre Lilienhand drückend, freundlichen Abschied, und wanderte unter tausend und tausend Plänen für mein zukünftiges Leben in die Mauern der Stadt, die mir seit den sechs Wochen, als ich daselbst stationirte, nie so lästig waren, als heute.

Ohne Nachttisch legte ich mich zu Bette, — denn ich spürte weder Hunger noch Durst. Das Götterkind hatte mich mit ihren süßen Worten gespeiset und getränkt. Nach zwei Stunden war ich entschlafen, und träumte — träumte — von ihr! —

Obschon ich beschloß, erst nach drei Tagen meinen Besuch zu erneuern, so konnte ich doch schon am andern Abend dem Drange meines Innern nicht widerstehen, und ehe es ganz dunkel geworden, schlich ich nach dem bekannten Gitterthor, aus welchem mir nach wenigen Minuten ein junges Mädchen entgegen trat, das mich ersuchte, ein andermal zu kommen, da die Gebieterin wegen eines aus der Stadt gekommenen Verwandten gehindert sei, meinen Besuch anzunehmen.

Augenblicklich konnte ich nicht gehen, ich wollte zum mindesten noch ein Paar Mal nach dem Fenster gucken, aus dem mir zum ersten Mal die Töne der Zither so bezaubernd klangen. Ich schlich daher einige Mal an dem Gitter auf und nieder, und eben als ich durch ein nach dem obern Stockwerk geworfenes Küßchen Abschied nehmen wollte, begegnet meinen Blicken eine Mannsgestalt, die schnell um die Ecke des Hauses bog. Eiligst rannte ich mehrere Schritte abwärts und — erkenne durch die Gitterstäbe den verwegenen Kaffeehausfreund, der sich, ehe ich mich von meiner eingetretenen Erstarrung erholen konnte, in den Gebüschen verlor. Mit einem Sprunge war ich in dem Garten, — „das also der Verwandte, wegen dessen ich auf ein anderes Mal vertröstet ward. Unbegreifliches Geschlecht," monologisirte ich weiter, „von außen seid ihr Engel, von innen aber Kinder des Satans!" Durch alle Partieen des Gartens war ich wie wüthend gerannt, denn den ungebetenen Zerstörer meines geträumten Glückes das Genick umzudrehen, hatte ich mir fest vorgenommen. Umsonst! nicht die kleinste Spur konnte ich von dem Verhaßten finden. — Glühend, unter heftigen Schlägen meines bedrängten Herzens kehrte ich zum Landhause zurück, und gewahre zu meinem Entsetzen eine Gartenleiter, über die unbezweifelt mein Freund Spitzbart seinen Weg durch das offene Fenster in eines der Gemächer genommen hatte. Fieberfrost schüttelte meine Beine, und wie sehr ich auch den Ruf eines furchtlosen Soldaten besaß — hier — klapperten meine Zähne so an einander, daß ich mich vor mir selbst zu schämen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Catharina von Bora.

Luthers ehrsame Hausfrau wurde vor Kurzem von dem Professor Rumig in Gran rücksichtlich ihres Geburtsorts nach Ungarn versetzt. Diese Behauptung hat Herr Doleschall, evangel. Seelsorger bei der slavischen Gemeinde in Modern, widerlegt. — Höchst wahrscheinlich waren Catharinens Ahnen ein rein deutscher Stamm, welcher in zwei abgesonderten Linien, die von Bora und von Borau, genannt Kessel, abgetheilt war. In sehr alten Urkunden kommen mehre Herren von Bora vor; und Tizke, sein Sohn Gebhard, Rudger und Arnold von Bora erscheinen, wie Walch in seiner Geschichte der Frau Catharina von Bora aufführt, als Ritter und Vasallen der Markgrafen von Meißen. Der Rittersitz dieser Familie war Klein- oder Steinlausitz. Wen die am 29. Jan. 1499 geborne Catharina, wie diesen ihren Geburtstag eine ihr von ihrem Manne verehrte silberne Denkmünze, die sie trug und die sich vorgefunden hat, zur Genüge erweiset, zum Vater aus dem Hause Bora hatte, läßt sich freilich nicht völlig bestimmen; ihre Mutter hieß Anna aus dem Hause Hugewitz oder von Haugwitz, welches mit dem Freiherrlich Seckendorf'schen sehr nahe verwandt war. Etwas genauer sind uns ihre Geschwister bekannt und gewiß ist es, daß sie zwei Brüder hatte. Unter diesen hieß einer Johann, und stand in sächsischen Diensten; des andern gedenkt Matthias Razenberger in seiner Historia arcana Lutheri, als eines Herrn von Bora aus Schlesien, der, als Luthers Schwager, zu diesem nach Wittenberg gekommen war, um sich in einer wichtigen Sache einen Rath von ihm zu erbitten. Noch im Jahre 1585 studirte auf der Universität zu Wittenberg ein Siegismund von Bora, Johanns Enkel, mit Johann Ernst Luther, Martins Enkel, welcher Letzterer nachher Domherr zu Zeitz geworden war. — Der Muthmaßungen über Catharinens Abkunft gibt es noch mehrere. Auch das deutsche Haus Mergenthal will sie sich zueignen. Hanns von Mergenthal, kaiserlicher Geheimerath und Ritter vom heiligen Grabe, soll sie nämlich mit seiner Gemahlin, einer gebornen von Regensperg, zu Deutschborah erzeugt haben. Weil nun in Klöstern nicht üblich gewesen sei, den Geschlechtsnamen zu behalten, sondern sich des Namens seines Geburtsortes zu bedienen, soll Catharina von Deutschborah, welches schlechtweg Bohra genannt wird, zu Nimptsch den Zunamen Bora und nicht Mergenthal geführt haben. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, Mitte Juni 1831.

(Beschluß.)

In der Opposition gegen den Eulenspiegel könnte sich das Blatt sehr leicht halten, denn Herr Oettinger*) hat gewiß wenig Freunde hierselbst. Ein einziger Einfall kann oft viele Feinde machen, zumal wenn man seine Zunge so wenig im Zaume hält, wie benannter Herr. Noch sehen wir ein neues, seit Mitte Mai erscheinendes Theaterblatt „Immergrün," von Herrn von Sommerfeld herausgegeben, welches unbeschreiblich zahm ist. Tadel findet gar nicht Raum darin, wohl aber jegliches Lob, wenn es auch noch so ungerecht und ungereimt ist. Die „Europäische Zeitschrift: das Licht," welche einen so ungeheuren Anlauf nahm, und so sehr viel wollte, hat plötzlich aufgehört; ein Grund davon ist die geringe Anzahl von Abonnenten, über andere Gründe will sich Ref. nicht weiter auslassen. — Vom „Forum der Journalliteratur" ist ein zweites Heft erschienen, welches vom Berliner Journallismus handelt.

Die Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzer Hofsängerin Madam Ganzel hatte am 13ten v. M. ein Conzert im königl. Concertsaale veranstaltet; es war wenig besucht; die Anwesenden indeß mit Beifall nicht karg. Sonst werden wir jetzt weniger wie früher mit Concerten bestürmt. Im Elysium und Schulgarten finden Morgenconcerte statt; bis jetzt hat aber das Wetter sehr oft einen Strich durch die Rechnung gemacht und die Leute genöthigt, im Bette, oder doch wenigstens in der Stube zu bleiben. — Herr von Klischnig, „grotesque Proteus am königl. Drury-Lane Theater in London," gibt, nachdem er mehrere Male im Königsstädter Theater sich gezeigt, jetzt im Tivoli und Elysium Darstellungen. Seine Productionen „im Costüm eines Affen" sind äußerst merkwürdig, wenn auch nichts weniger als schön, seine Gelenkigkeit übersteigt alle Vorstellungen, man glaubt den Augen kaum trauen zu dürfen. — Im Diorama ist ein neues Bild aufgestellt. — Der talentvolle Improvisator Langenschwarz befindet sich seit Kurzem hier. — Was wir über seine Leistungen von Dresden und Leipzig aus gehört haben, macht uns begierig, ihn hier auftreten zu sehen.

Die Kunstreitergesellschaft von Baptiste-Loisset, welche seit einiger Zeit Vorstellungen im Circus gibt, wird viel, auch sehr oft von den höchsten Personen besucht, und zeigt jeden Tag eine „große, außerordentlich große Vorstellung" an. Etwas Marktschreierei ist Künstlern dieser Art doch immer eigen. Ihre Darstellungen sind indeß jedenfalls sehenswerth, obgleich man etwas sehr viel und zu viel Aufhebens von der Gesellschaft macht. „Till Eulenspiegel" bringt alle Augenblicke ein Referat über die „Vorstellungen im Circus," und da wird denn regelmäßig jedes Mal wiederholt: daß Madame Bassin überaus reizend — (ist halb wahr; hat auch schon — Blicke auf sich gezogen;) Herr Baptiste ein schöner kräftiger Mann und Damenliebling — Herr Auriot (Komiker und nach Rellstab — ein Frauenzimmer) sehr ergötzlich — der Circus sehr gut besetzt — der Beifall sehr reichlich gewesen sei. In demselben Blatte wurde uns auch erzählt, daß sich zwei Parteien gebildet hätten, und zwar Anhänger der Madame Bassin und Anhänger der Madame Loisset. An der Spitze der einen Partei sollte der „lebenstrunkene" weißröckige Journalist stehen.*) „O! Corporal, ohne Leidenschaft!" ruft die liebenswürdige Lina im „Stündchen vor dem Potsdamerthor." Von unserm berühmten Pferderennen — unglückliche Nachahmung der englischen — im nächsten Bericht. — Ueber allerlei Neues aus der Bühnenwelt im Theaterblatte.

*) Wir müssen Sie freundlich bitten, diesen Mann in unserm Blatte nicht zu oft in den Mund zu nehmen, weil sich unsere geehrten Mitarbeiter sonst beschweren möchten, einen solchen Namen neben den ihrigen zu sehen. Daß ein Gottesgeschöpf, wie Oettinger, keine Freunde haben kann, liegt in der natürlichen Antipathie der Menschen gegen selbstgefälligen Unsinn, und macht Ihrer Stadt Ehre; Feinde aber hat er gewiß eben so wenig, denn dazu ist ein Oettinger doch zu wenig. —

D. R.

Buntes.

Unbegreiflich, wie man Offenbarung und Vernunft einander entgegenstellen kann. Die ächteste und älteste Offenbarung Gottes in dem Menschen ist ja die Vernunft. —

„Wir leben jetzt in einer bewegten Zeit" pflegt man oft mit bedenklicher Miene zu sagen. — Diese bewegte Zeit dauert aber schon seit 1789. Also kann von jetzt nicht die Rede sein. Wichtiger ist die Frage: wie lange diese bewegte Zeit noch dauern müsse zum Heile der Menschheit?

*) So gewinnt sie sicher im voraus — — die Verachtung der Bessern.

D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 159. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 6. Juli. 1831.

Die Geschichte des Lebens.

In vier Bildern.

1.

Die Bäume nicken in's Zimmer,
Die Luft weht warm und lind,
Im Zimmer steht eine Wiege,
D'rin weint ein krankes Kind.

Sein Weinen will nimmer enden,
Als bräch' ihm das kleine Herz;
Noch hat's kein Gefühl für die Freude,
Es hat nur Gefühl für den Schmerz.

Es weiß wohl auch kaum, daß es weine,
Das arme, kranke Kind.
Es weint, weil Leben und Weinen
Ach! innig verbrüdert sind! —

2.

Hin rinnt unter Thränenweiden
Ein schwermuthvoller Bach;
D'ran steht ein bleicher Jüngling
Und schaut den Wellen nach.

Gleich Seufzern steigen die Wellen,
Der Jüngling schaut und sinnt
Und fragt, ob Lieb', ob Treue,
Wie jene Welle, verrinnt?

Das Wasser rauscht schweigend weiter,
Mit zweifelhaftem Ton;
Der Bach gibt keine Antwort — —
Die Antwort findet sich schon.

(Beschluß folgt.)

Das Stammbuch.

(Fortsetzung.)

Zitherspiel aus dem Vordertheil des Hauses verscheuchte endlich mein Liebesfieber, denn deutlich hörte ich unter dem Fenster von Zeit zu Zeit durch die süßen Klänge einen Mann ziemlich vernehmbar reden. Dieß bestimmte meinen Entschluß, ich eilte zur Hinterseite, und um den nämlichen Weg zu gehen, den mein vermeintlicher Nebenbuhler gegangen, erstig ich rasch die Leiter, und freute mich schon im Voraus über die Beschämung meines lieblichen Teufels. Auf der vorletzten Sprosse machte ich Halt, ein schwaches Geräusch erregt meine Aufmerksamkeit, ich blicke in horchender Stellung durch das offene Fenster, und siehe — mir ist, als sähe ich in dem dunklen Grunde des unbeleuchteten Zimmers eine Gestalt nach einer Ecke schweben. Qualvolle Lage! die Töne der Guitarre waren verstummt, und hier zischelte und raschelte es in der dunkeln Stube, daß mein gewichenes Fieber allmählig wiederkehrte. Schon war ich auf dem Punkte, meinen eingenommenen Platz zu verlassen, doch der Eifersuchtsteufel, der mit seinem ganzen Anhange in mich gefahren war, bewog mich, mit keckem Auge ein allenfalls statt habendes Rendezvous schonungslos zu vereiteln. Kaum hatte ich meinen Observationsposten erneut eingenommen, so knarrte an der dem Fenster gegenüber befindlichen Thüre ein Schlüssel — der Flügel öffnet sich, und Lichtstrahl dringt herein. Ein Stuhl fällt rasselnd in die Mitte des Zimmers, und ehe ich weichen konnte, stürzt ein Mann (es war der zudringliche Kaffeehausfreund) aus dem Fenster, schleudert mich rückwärts über die Leiter zur Tiefe hinab, und entflieht durch die Weite des Gartens. Da lag ich nun meiner Sinne vollends beraubt — und als diese wiederkehrten, sah ich mich mit gebundenen Händen, in der Mitte einiger Bedienten, die mich mit dem Namen: „Dieb!" regalirten; denn neben mir wurde ein Kästchen mit Schmuck gefunden, das der Entflohene wahrscheinlich gestohlen, und bei der Eile seiner Flucht wieder verloren hatte. Meine Geduld war zu Ende — ich wollte auf, und spürte nun zu meinem Entsetzen, daß ich ein Bein gebrochen. Schrecklich! — Zur Raserei wurde mein Zorn. Mit

Heftigkeit begehrte ich, trotz der Schmerzen, die mich folterten, die Besitzerin des Landhauses zu sprechen. Ein Diener ging — doch statt ihr erschien ein großer, hagerer Mann, in dem ich zu meiner nicht geringen Verwunderung meinen Quartierträger, den reichen Marquis von Melissa erkannte; die liebliche Sängerin war ihm gefolgt, und schien bei meinem Anblick mehr als betroffen.

Zorn und Staunen lag auf dem Gesichte des Marquis verbreitet, mit funkelndem Blicke sah er zuerst auf mich, dann auf das blasse Mädchen. In ihrem Auge glänzte stille Wehmuth, und irrte ich nicht, so rollten einige Thränen den Wangen entlang.

Nach einer kurzen Pause befahl der Marquis, meine Bande zu lösen, eben so wurde ich auf sein Geheiß in eines der Gartenzimmer getragen. — Himmel — es war dieselbe Stube, in der ich das Stammbuch meiner Verehrten fand.

Mit großen Schritten ging Melissa auf und nieder, endlich trat er zu mir, und sagte mit fester Stimme: Ich halte Sie für einen Mann von Ehre — darum — männliche Antwort! welch' ein Grund führte Sie auf mein Landhaus, und wie kam es, daß Sie ein Bein gebrochen, und von meinen Dienern für den Räuber des Schmuckes gehalten wurden?" Läugnen war hier fruchtlos, wollte ich anders meine theilnehmende Schöne nicht in das zweideutigste Licht von der Welt setzen. Ich sagte daher, was ich wußte, und verschwieg nichts als das Gedichtchen, welches ich in das Stammbuch geschrieben. „Ich will Ihnen glauben," entgegnete nach einigem Nachdenken mein erhitzter Nebenbuhler, „doch hüten Sie sich, ein zweites Abenteuer dieser Art zu bestehen, es könnte sich sonst leicht fügen, daß zwei Freunde zu Feinden würden." Nach einer kleinen Viertelstunde wurde ich in einem Wagen nach der Stadt in mein Quartier gebracht. Doppeltes Leid hatte ich zu erdulden, mein Herz schmerzte mich mehr, als mein beschädigter Fuß, und der Gedanke, das herrliche Wunderkind aufgeben zu müssen, schien mir ärger, als zehn gebrochene Beine. Aber so ist's mit uns armen Sterblichen, Riesenschlösser baut sich unser Hoffen für die Ewigkeit, die nicht selten der unbedeutendste Zufall in Schutt und Trümmer legt. Aus dem goldenen Pokale der Freude wollte ich schlürfen, und mir blieb nicht einmal der hölzerne Becher des gewöhnlichen Lebens. Alles, was ich durch mein Mühen errang, war ein gebrochenes Bein, und das Bewußtsein nutzloser Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand Frankreichs.

Leichtgläubige konnten in den Wahn verfallen, die Zuckungen in Frankreich seien vorüber und würden von den jetzigen gegenrevolutionären Versuchen der Karlisten überrascht. Daß es aber so kommen mußte, hat Panse in seiner kleinen Schrift: Frankreich und Europa, schon im September vorigen Jahres mit Bestimmtheit vorausgesagt, und noch jetzt wird es gerathen sein, seine Worte zu bedenken: „Das ganze Heer der Leute von ehemals, sagt er in der angeführten Schrift S. 39., ist in ihrem (der Nation) Schooße zurückgeblieben, wenn auch der Generalstab derselben zersprengt ist. Dieses Gefolge des alten Regime's, weder arm noch einfältig, weiß mit fürchterlicher Gewandtheit die Waffen der Intrigue zu führen und verzweifelt nie; unsichtbar, wie ein Geisterheer, stellt es sich in Schlachtordnung gegen die argwohnlosen Sieger, wenn sie auf ihren Trophäen im Schlafe liegen, und wie ein Faden der Spinne, der dem Auge unbemerkbar bleibt, verbindet ein Gedanke alle Anhänger von einer Grenze des Reiches bis zur andern. Während des ganzen Schauspiels von 1789 bis 1815 standen diese furchtbaren Ueberall und Nirgends im Hintergrunde oder unter dem hohlen Boden, und mitten in seinen glänzenden Tagen zitterte Napoleon vor der geheimen Macht der Emigration. Zwanzigtausend Menschen, die täglich in Paris aufstehen, um auf den Zufall eines Mittagsbrodes zu warten, sind für die Käufer der Revolution feil gewesen, wie man sagt, aber diese zwanzigtausend Menschen sind es auch für die gefallene Partei; ohne Meinung, ohne Grundsätze, ohne Religion dienen sie dem Augenblicke, wenn sie vom Augenblicke gewinnen. Chamäleontisch verwandelt sich die Farbe des Jesuitismus; unversöhnlich, wie ein beleidigtes Weib, spinnt er seine Plane ganze Generationen hindurch, bis der reife Moment erscheint, und wehe, wenn er in der Noth der Zeit eine zuvorkommende Unterstützerin seines Rekrutirungssystems findet. Die Congregationen haben zu lockende Aussichten verloren, um sie auf immer aufzugeben. Die Reinigung der Staatsstellen dient ohne Zweifel dazu, die neue Ordnung zu befestigen, aber, wie Karl X., wird Orleans so viele Feinde haben, als er absetzt, und die ganze Menge von Besoldeten, die mit einem Male die Hoffnungen des Ehrgeizes und bequemen Unterhalt verloren hat, ist nicht geeignet, das Glück von gestern zu vergessen. Einzelne Versuche der Anhänger Karls sind gescheitert, aber beweist dieß etwas Anderes, als daß sie es vorsichtiger anfangen werden? Welch ein Gebiet steht ihren Werbungen unter den Geistlichen offen, die es der Charte nie vergeben werden, daß ihr Glaube das Privilegium der Staatsreligion nicht mehr besitzt, und wie warm hängen die südlichen Provinzen, vielleicht die größern Städte mit den freiern Meinungen der Industrie ausgenommen, an den Lippen dieser Geistlichen! Es kann keinem Beobachter entgehen, daß die Tage der Arbeit mit dem Siege erst begonnen haben und wohl dieser Nation und Europa, wenn die Furcht vor dem überwundenen Feinde sie nicht über die Grenzen hinausreißt, wo ihr Wille mit dem Willen ihrer Regierung zusammenfällt!" —

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen von M. Cunow.

2. Die Frankfurter Messe.

(Fortsetzung.)

Seite 7. Der Himmel ist erschaffen von den vier Elementen, die wir heißen Firmament, und ist gleich den grünen Wassern. — Adam ist an der Stad Hebron erschaffen, da führte ihn Gott in das Paradies. (Warum nicht lieber in die fix und fertige Stadt?) S. 8. Das Paradies ist zu Anfang der Welt und liegt nahe bei dem Himmel, daß es höher ist denn alle Erden der Welt. — Adam war nicht mehr denn sieben Stunden im Paradies und war 937 Jahr, da er starb. — Abel war 30 Jahr alt, da ihn sein Bruder Cain zu Damasco erschlug. (Jener war also bei damaligem, fast tausendjährigem Alter der Menschen ohne Zweifel noch Säugling — und wer mag wohl die Stadt Damascus gebaut und bewohnt haben, da es außer Adam und Eva und deren beiden Söhnen weiter keine Menschen gab und wen hat der allein übrig bleibende Kain geheirathet? —) S. 9. Die Welt ist recht rund und kuglich, ist beschlossen mit dem Windel-Meer (in der Folge ergibt sich, daß damit das Mittelländische Meer gemeint ist) darin schwebet die Erde, als der Dotter im Ei. — S. 10. Durch die Erde gehen drei Löcher, die heißen Dracones, darin rinnen die Wasser, davon die Erde befeuchtet wird. — S. 12. In India, dem Land der Mohren, ist der Priester Johannes anstatt des Königs, er hat unter sich auf 72 Königreich. Grama ist die Hauptstadt dieses Königs, wenn er in das Feld zieht gegen seine Feinde, hat er allezeit etliche hunderttausend mit sich, viel tausend Elephanten und Kameele, seine Soldaten sind alle mit einem in die Haut geschnittenen Kreuz bezeichnet. (Schade, daß man durch die Zeitungen von diesen großen Kriegszügen niemals etwas vernimmt!) Sie brauchen keines vorgeschriebenen Gesetzes, sondern aus freier Vernunft mit Gerechtigkeit urtheilen sie alle Ding. (Da sind sie uns weit zuvor!) Das ganze Land India gehört dem Mohamet. (Wo bleibt denn da der Priester Johannes, der in India anstatt Königs ist und warum erklärt er bei seiner großen Macht den Mohamet nicht den Krieg?) — S. 13. In India wohnen etliche Leute in der Wüsten, und essen allein Schlangen, andere deuten ihre Rede mehr als sie aussprechen: etliche haben keinen Kopf, sondern die Augen und Mund an der Brust, andere sind nur an Gestalt Menschen, sonst allerdings unvernünftig wie die wilden Thiere. (Nun, diese letztere Sorte gibt es bei uns auch, zu ihr gehören z. B. die Verfasser und Herausgeber solcher Weltbeschreibungen.) Auch findet man Leute in India mit Hundsköpf reden bellend, etliche haben nur ein Aug über der Nasen, andere sind beider Gestalt Mann und Weib. — Gegen dem Paradies, bei dem Fluß Ganges sind etliche Menschen, die essen nicht, sondern leben vom Geschmack (Geruch?) der Aepfel und Blumen, sterben aber bald nach bösen Geschmäcken. — Etliche mit Hörner haben Geisfüß, andere mit sechs Händen, andere mit vier Augen, andere haben keine Zungen. — Gegen Niedergang in Etiopien sind Leute mit einem Fuß, die lauffen schneller als ein Pferd, man findt auch etliche, die sind nur eine Ellen lang, haben Streit mit den Kranichen, ihre Weiber gebähren in fünf Jahren, andre sind ohne Nasen, haben die Augen auf dem Rücken. — S. 14 und 15. In Egypten ist ein Berg, der heißt Caucasus, auf diesen Berg waren Weiber, heißen Amazones, waren streitbar, als die Ritter, auch ist eine Gegend wird genennet Cappadocia, darinnen sind Pferd, die bekommen Füllen von dem Wind. — Diese Länder liegen alle in Asia. — S. 16. In Jerusalem in der Kirch des heiligen Grabes sind schöne Sachen zu sehen, das Loch, wo das heilige Creuz gesteckt, der Ort, wo die heilige Helena das Creuz Christi probirt hat (wie mag sie das gemacht haben?) ꝛc. — S. 17. Auf dem Oelberg ist zu sehen der Feigenbaum, an welchem sich Judas erhenket hatte, (das Hängen an ihm scheint dem Baum gut bekommen zu sein) der Acker, auf welchem der Feigenbaum gestanden, (der gehört freilich nothwendig dazu), der Stein, von welchem Christus der Herr gen Himmel gefahren, in welchem die Fußstapfen Christi eingedruckt sind, und S. 18. der Ort, da sich Bathseba gebadet, in welche sich David verliebt und mit ihr gesündigt hatte. — S. 28. erfahren wir von einer der beiden großen Pyramiden neben der Sphynx, sie enthalte innen ein schönes Grab, welches zum Begräbniß Pharaonis bestimmt gewesen aber leer geblieben sei, weil er im rothen Meer ertrunken. — S. 29. wird Frankreich unter den Theilen Nieder-Deutschlands aufgeführt; eine bedeutende Acquisition! — S. 30. wo von der Streitbarkeit der alten Deutschen und ihrer Frauen die Rede ist, heißt es: Einsmals, wie die Historien bezeugen, sollen die zerbrochenen Spieß auf der Weiber Schreien wieder ganz worden sein. (Nun so hatten unsere heidnischen Vorfahren doch auch Wunder für sich und ihren Glauben anzuführen.) — S. 34. Bayerland vor Zeiten Normicum geheißen, ist dem hunischen überbliebenen Volk, welches aus Nordgau vertrieben, mit einem zugethanen B Bavaria genennet worden. — Littauen (so wie das folgende Liefland, Preußen, Moskau und Reussen, Alles zu Deutschland gerechnet) ist eine weite Landschaft, meistentheils feig (feucht?) und waldig, Sommerszeit voll Wasser. Bei den Littauern ist die meiste Kaufmannschaft, rauhes Futter, sie haben wenig Geld, anstatt des Geldes brauchen sie ihre Waaren, als Zobel, Hermelin u. dergl. — S. 36. Liefland ist die letzte Provinz der römischen Christen, die Tartaren überlauffen sie oft. — Moscau (hier von Reussen unterschieden) ist ein groß Land, in die 400 Meilen weit und breit, sie können in zwei oder drei Tagen mehr denn zweimalhunderttausend Mann wohlgerüstet aufbringen in das Feld zu ziehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, im Junius 1831.

Die Angelegenheiten der innern und der äußern Politik nehmen hier so sehr und ausschließend die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, daß selbst das Meisterspiel eines Devrient oder Raimund eben so spärlich die Zungen der Conversation, als die Spalten der Zeitschriften beschäftiget. Cornelius mag die gelungenste Skizze einsenden, Klenze in einem Bauwerke Stiege, Fenster oder Thüre vergessen, man besieht oder belächelt Beides nur mit flüchtigem Blicke, und verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit allein die großen Interessen des Tages. Wie edel und würdig ist diese Gesinnung! Wie so plötzlich dem Anscheine nach hat sie sich der Gemüther bemächtigt! Und, was das Erhebendste ist, derselbe heilige und mächtige Geist eines frischen jungen Lebens regt sich nicht allein in den Herzen der Baiern, er durchweht in stärkerem oder schwächerem Hauche alle froherwachten Völker. Die Forderungen, auf deren Erfüllung er mit unwiderstehlicher Begeisterung beharren wird, sind nicht minder billig, als gemäßigt: Licht und Recht, Freiheit unter Gesetzen, Gleichheit unter Verfassungen. Wir werden zwar die völlige Gewährung nicht erleben, doch dürfen wir uns freuen, Söhne des herrlichen Zeitalters zu sein, das die hoffnungsvolle Saat dieser Ideen der Zukunft anvertraut. — Von der männlichen Haltung unsrer Kammer werden Sie das Ausführlichere längst in politischen Zeitungen gelesen haben. Daß es dabei fast gleichgültig ist, ob für den Moment entsprechende Resultate erzielt werden, versteht sich von selbst; denn die guten Folgen werden doch nicht ausbleiben, und keines der weisen und wohlgemeinten Worte wird vergebens verhallen, wenn man ihnen auch jetzt von mancher Seite eine unbegreifliche Harthörigkeit, oder unverantwortliche Hartnäckigkeit entgegen setzt, unbekümmert, ob nicht die Enkel die Sünden der Väter büßen müssen. Daß Hr. von Schenk seine Entlassung als Minister des Innern eingab, und auf die schmeichelhafteste Weise erhielt, vernahmen Sie gleichfalls. Da dieser Ministerwechsel nicht von dem geringsten Wechsel der Handlungsweise der Regierung begleitet war, brachte er auch nicht den erwarteten guten Effekt hervor. Vielmehr hat es erbittert, den neuen Minister mit einem Preßgesetze debütiren zu sehen, das etwa nur in dem Munde eines Veziers sich nicht wie Hohn ausnähme. Eben so illusorisch ist die Congregationsgeschichte. Doch Alles dieß ficht uns wenig an. Der oben genannte Creator spiritus wird seiner Zeit damit schon zurecht zu kommen wissen. Daß ich Ihnen aber doch wenigstens Eine Neuigkeit heute melde — vielleicht ist es auch sie nicht — erzähle ich Ihnen noch zum Schlusse, daß Oesterreich stets bedeutendere Streitkräfte an unseren Grenzen versammelt. Noch verlangte unsere Kammer von dem Minister des Auswärtigen keinen Aufschluß hierüber. M.

Sondershausen, den 1. Juni 1831.

Man glaubte allgemein, die schönen Tage wären nun vorüber, kein Strahl der Sonne würde wieder das Nebelgewölk durchbrechen, das über Sondershausen sich verbreitet hatte, und Wärme und Licht herniederstrahlen; dem ist nicht so. Der Winter ist mit seiner eisigen Kälte vorüber und warme Frühlingssonne lächelt wiederum vom blauen Himmel Freude bringend hernieder. — Die schöne edle Musik ertönt von Neuem in den Hallen Polyhymnia's und erfüllt mit gewohnter Lust und Freude die Brust der Sondershäuser.

Wir haben mehrere glanzvolle Concerte gehört. Das erste war von den Gebrüdern Herrmann aus Nordhausen veranstaltet, das zweite vom Herrn Kapellmeister Hermbstädt und der hiesigen Kapelle.

Im ersten entwickelte der ältere Herrmann im Vortrag eines schweren, aber tiefergreifenden Concerts von Spohr, eine Fertigkeit, Gewandtheit und Kraft, die fast nichts zu wünschen übrig ließ. Ausgezeichnet war sein Staccatospiel, und im zweiten Theile des Concerts bewieß er, daß er, außer Noten zu spielen, auch in demselben Geiste vorzutragen verstehe, mit dem der große Meister dasselbe niedergeschrieben. Ein rauschender Beifall lohnte ihm seine Mühe. In dem Doppelconcert von Calliwoda für zwei Violinen, von den Gebrüdern Herrmann vorgetragen, entwickelte auch der jüngere Herrmann ein sehr schönes, gediegenes Spiel. In der Kraft des Vortrags blieb er etwas hinter seinem Bruder zurück. — Die Sondershäuser verdanken ihnen einen schönen Genuß.

Der Kapellmeister erhöhte diesen Genuß durch ein Concertino von Max Eberwein, und ein großes Concert von Spohr. Hermbstädts Ruf einer vollendeten Meisterschaft auf seinem Instrumente ist im In- und Auslande fest begründet, eine neue Lobesspendung unnöthig. Wie bezaubernd ist das allmählige Verhallen, wie hinreißend die Reinheit der verschwebenden Töne! Und sein Crescendo, wie reißt es und zwingt es den kaum athmenden Zuhörer mit der Gewalt des anschwellenden Tones zur höchsten und lautesten Bewunderung! Aber nur der, der die Schwierigkeiten kennt, die dieses Instrument durchgängig und vorzüglich bei einem Spohr'schen Concert für Clarinette darbietet, und nun Hermbstädt mit Leichtigkeit dieselben überwinden sieht und hört, der nur allein weiß den Meister zu würdigen.

Herr Himmelstoß jun., fürstlicher Kapellhautboist allhier, trug mit vieler Geschicklichkeit, Kraft und Präcision schwierige Variationen von Dotzauer auf dem Cello vor. Die Festigkeit in Führung des Bogens, die Reinheit des, diesem Instrumente so eignen, das Gemüth tief ergreifenden Tones hießen uns sein Talent laut anerkennen.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 160. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 7. Juli. 1831.

Die Geschichte des Lebens.
In vier Bildern.
(Beschluß.)

3.

Im Waldesdunkel wandert
Ein hoher, finst'rer Mann,
Der über das Menschenleben
Geheimes und Tiefes sann.

Er grub aus der Nacht des Vergang'nen
Manch' seltnes Wissen hervor,
Hat tief das Leben ergründet,
Obschon er sein Leben verlor.

Den Wald durchirrt er jetzt gramvoll,
Sucht Licht und Lösung von dort.
Tiefsinniges Blätterrauschen —
Doch kein enträthselndes Wort! —

4.

Hoch steht die Sonn' am Himmel,
Die Luft drückt schwül und heiß;
Durch wirr zerfallene Trümmer
Wankt ein verzweifelnder Greis.

Er wankt auf Gräbern der Freunde,
Auf Trümmern vom Vaterhaus,
Und scharrt mit wunden Nägeln
Die morsche Wiege heraus. —

Nacht wird's, die Sterne schimmern,
Die Luft streicht warm und lind:
Es ruht auf der Wiege Trümmern
Ein greises, todtes Kind. —

H. Meynert.

Huldirs Zauberpalast.
(Fortsetzung.)

Statt aller Antwort gab Löwenhielm dem Rosse die Sporen, und sprengte über den Wall von Steinen und Erde, den der sinkende Gletscher vor sich her schob, hinan auf die zackigten Eismassen, auf dieses, wie im wildesten Sturme gefrorne Meer.

Um's Himmelswillen! rief Asla ihm nachsprengend, — kommt zurück, dieses ist nicht der Weg, hier ist der Gletscher viel zu sehr in Bewegung, hier ist ein jeder Schritt der gewisse Tod, — kommt zurück!

Löwenhielm wandte sein Pferd und stolperte, etwas blaß — damit zurück.

Was sollte nun diese Tollkühnheit? fragte Asla, mir Euren Muth beweisen? — Glaubt mir, Löwenhielm, ich weiß so ziemlich Trug von Wahrheit zu unterscheiden, mich blendet eine solche aufbrausende Verwegenheit nicht. — Wahrer Muth geht mit Besonnenheit der Gefahr entgegen, und sucht durch kaltblütige Ruhe Herr über sie zu werden, sie zu besiegen, er stürzt sich nicht blind in den Tod, — auf gut Glück unterzugehen oder den Ruhm des Tapfersten davon zu tragen.

Verzeiht mir, Asla! — erwiederte Jener — von Euch für minder kühn und muthig gehalten zu werden, als ich bin. —

Als Ihr mir erscheinen möchtet, wollt Ihr sagen.

Löwenhielm biß sich auf die Lippen.

Laßt uns davon abbrechen, fuhr Asla fort, Ihr wolltet den Weg über den Gletscher nehmen, wo er am gefährlichsten ist, — folgt mir — ich will die rechte Straße Euch zeigen.

Am Rande der Eisbreite *) fortreitend sagte Asla, sich oft zu ihrem Begleiter umkehrend: seht, das ist der große Gletscher des Sulitelma, seine Länge beträgt mehr als eine Meile, seine Breite könnt Ihr an mehreren Orten übersehen, er erstreckt sich zwischen diesen Bergen, auf denen wir herreiten, seine Dicke ist von 200 bis 400 Fuß abwechselnd. Auf dem uns gegen-

---

*) Isbräden, Eisbreiten, Gletscher.

über liegenden Ufer dieses Eismeers, auf festem Boden, streicht er vor einem höhlenreichen, unersteiglichen und unzugänglichen Felslager fort, zu welchem zu gelangen ich schon oft versucht habe. — Das spiegelglatte Eis, weiß und undurchsichtig, weil es aus zusammengesintertem Schnee und Hagelkörnern besteht, leidet nicht, daß man sich ihm nähert, denn selbst auf Schrittschuhen konnte ich nicht hingelangen, so sehr mich die großen Ritzen, Eispyramiden, die tiefen Schlünde und Spalten, die prächtigen Eis- und Tropfstein-Gewölbe gelockt haben.

Dort, beinahe in der Mitte, könnt Ihr einen ungeheuren Schlund sehen, in welchem vor zwei Jahren eine ganze Lappenfamilie, ein Stamm von 446 Personen, jeden Alters, mit mehr als 3000 Rennthieren verschwunden ist. Unbekannt mit der Gefahr, wie mit dem Wege, kamen sie aus Schweden herüber, fuhren über den an jener Stelle ebenen Gletscher, und fuhren gerade in den Abgrund hinein, Einer nach dem Andern mit all' ihrer Habe; nur die drei letzten Schlitten sind gerettet worden, und dieß nur, weil der vorderste von ihnen bemerkte, daß er das Getrappel der Rennthiere nicht mehr vernahm; die mehrsten, vielleicht Alle, sind schlafend in diesen Abgrund gestürzt, denn gewöhnlich pflegt nur der Führer einer solchen Horde Nachts zu wachen, alle Andern folgen ihm, gezogen von ihren Thieren, blindlings nach. Daß einer von ihnen nicht schlief, rettete die drei Schlitten; er stieg aus, ging einige Schritte vorwärts, und bemerkte die weiße Vertiefung vor sich, welche sich über die ganze Breite des fahrbaren Weges erstreckte; er erwartete den Morgen, und sahe nunmehr die Spur der Schlitten, welche alle geradezu in den schrägen Spalt hineingefahren waren. Der Sprung nämlich scheint anfänglich eine bloße Abdachung, und es ist leicht möglich, daß sie schon in dem Spalte selbst noch einige hundert Schritte unter dem Eise fortgefahren sind, ohne ihr Unglück zu bemerken, aber zu retten sind sie nicht mehr, denn mit Blitzesschnelligkeit fährt auf der schrägen Ebene Alles abwärts. Von unserer Seite ist der Spalt kaum zu sehen, indem die Eisdecke weit herüber ragt, auch hat Schnee und Eis den Abgrund zum Theil bedeckt, das Fortrücken des ganzen Gletschers hat ihn verschoben, man kennt die Stelle vielleicht im nächsten Jahre gar nicht mehr, denn die ganze ungeheure Masse, welche das abgedachte Thal erfüllt, ist in stetem Weiterschreiten begriffen. Ihr unterer Rand liegt unterhalb der ewigen Schneegrenze, und wird daher von der Sonnenwärme, von Schnee und Eis und Regenwasser angefressen. Die Wärme der Erde trägt auch dazu bei, ihn von unten her zu schmelzen, daher drückt die obere Masse stets nach, und dieses bildet die hohe Schanze von Schlamm und Erde, jenes Bollwerk, welches das Eis des Gletschers so häßlich, welches sein ihm entströmendes Wasser so unrein macht, daß es fast schwarz zu fließen scheint.

Dieser Hügel besteht aus vielen tausend über einander gerollten und über einander geschobenen Steinen von ungeheurer Größe, Ihr könnt darin Granitblöcke von 60 bis 80 Fuß Durchmesser finden, welche vielfach auf einander gethürmt sind; ihre Bewegung, so wie überhaupt die des ganzen Gletschers ist es, welche das fürchterliche Krachen und Donnern verursacht, das Ihr hört, denn obwohl man gewöhnlich keine Bewegung sieht, so rückt er doch während der Sommermonate 25 bis 30 Fuß vor, und diese kleine Bewegung ist bei so ungeheuren Massen genug, um das Kanonendonner ähnliche Getöse zu verursachen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stammbuch.

(Fortsetzung.)

Spät in der Nacht kam der Marquis nach Hause, er war finster und verstört; jedoch sorgte er für jede ärztliche Hülfe, und zwar so, daß ich nach sechs Wochen mein Krankenlager verlassen konnte. Mein erster Ausflug war vor die Thore der Stadt, woselbst ich einen Hügel erstieg, und ich gestehe es offen, durch mein mitgenommenes Fernrohr nach dem unvergeßlichen Landhause sah. — Die Phantasie ersetzte, was mir das Glas versagte, und trotz der vielen Bäume, die das Wohngebäude umgaben, sah ich mein braunes Lockenköpfchen mit all' seinen Reizen. Schon drei Tage nach meiner Herstellung waren die Worte Melissa's vergessen, denn mit wahrer Sehnsucht erwartete ich den Einbruch des Abends. Endlich begann es zu dunkeln — vor dem Thore erwartete mich ein Wagen, und ehe eine halbe Stunde verging, befand ich mich in jenem Gehölze, das mit dem Landhausgarten in Verbindung stand. Mein Herz schlug mit kräftigen Schlägen, und der Gedanke, in wenigen Minuten dem lieblichen Wesen gegenüber zu stehen, setzte mich in die Zahl der Götter. Prosit! aus dem gehofften Gegenüberstehen wurde nichts; denn wie ich durch die Sträuche, welche die Lindenallee begränzten, schlüpfte, erblickte ich am Gitterthor den Leibjäger des Marquis. Wahrscheinlich stand er auf der Lauer, um mein allenfallsiges Kommen zu verrathen. Schnell zog ich mich zurück — doch der feile Spion mußte mich ersehen haben, ich hörte starke Fußtritte hinter mir.

Um nicht complett verrathen zu werden, beschleunigte ich meine Flucht — ein kleiner Graben lag mir im Wege — ihn zu umgehen, fehlte mir die Zeit — mit einem Sprunge setzte ich hinüber — weh mir! die noch nicht ganz vernarbte Wunde meines Fußes sprang, und unter wüthenden Schmerzen gelangte ich durch den auf der Straße harrenden Wagen in die Stadt.

Ein heftiges Wundfieber befiel mich des Nachts, und der erneute, zwar schwache Bruch fesselte mich wie-

der vier volle Wochen an das Krankenlager. Ich war nahe daran, ein Narr zu werden, mit jedem Tage wuchs die Sehnsucht nach dem herrlichen Kinde, durch das ich allein mein künftiges Lebensglück begründen wollte. Der Marquis, den ich nur ein einziges Mal zu sehen bekam, war finster und zurückhaltend, vermuthlich hatte er von meiner zweiten Landhausvisite Wind bekommen.

Die Langeweile, welche ihr Standquartier förmlich bei mir aufgeschlagen hatte, veranlaßte mich, öfters der Bibliothek meines Quartierträgers zuzusprechen, und da ich schon etwas gehen konnte, begab ich mich eines Tages selbst in das Zimmer, in welchem die Bücherschränke standen. In dem ersten Kasten waren durchgehends gelehrte Werke, in dem zweiten Reisebeschreibungen, und in dem dritten die neuesten Romane, Journale und Gedichte. Es fiel mir nicht wenig auf, so etwas zu finden, um so mehr, da ich durch Melissa's Diener, durch die ganze Zeit meiner Krankheit nichts Anderes als gelehrte Folianten und Reisebeschreibungen erhielt. Wie natürlich wählte ich mir zu nicht geringer Verlegenheit des Dieners einige Journale und ein Bändchen Novellen mit der Ueberschrift: „Gefahren der Liebe."

Mit Hast machte ich mich über das zierlich gebundene Büchlein, denn der Titel war für einen Liebespatienten zu einladend. Schon auf den ersten sechs Blättern bemerkte ich hie und da mit Bleistift unter einzelnen Worten kleine kaum sichtbare Punkte — anfangs ging ich über die Zeichen leicht hinweg, doch als diese von Blatt zu Blatt sich mehrten, wurde ich aufmerksamer. Ich suchte den ersten Punkt, schrieb das bezeichnete Wort auf meine Unterlage, fuhr so weiter fort und meine Stammbuchsdevise kommt zum Vorschein.

Ich war erstarrt. — Es unterlag keinem Zweifel, die Punkte waren von ihrer lieben Hand gemacht. Eiligst wollte ich in meiner Sammlung fortfahren, denn ich verhoffte mir zum mindesten einen bogenlangen Brief. — Doch außer „Bergschloß" — „verloren", und „Rettung" war keine Sylbe mehr punktirt. Da hatt' ich's nun — daß es von ihr war, das konnte ich wohl mit Gewißheit denken, denn um mein Stammbuchsgedichtchen wußte Niemand, was aber diese ominösen Hauptworte eigentlich bedeuten sollten, das war die wichtige Frage, die ich leider nicht beantworten konnte. — Was nützte es mir nun, daß ich vier Jahre lang Mathematik studirte, und bei jeder Prüfung mit Ehren bestand. An diesen drei einfachen Worten brach meine ganze mühsam erlernte Algebra. Erst spät des Abends legte ich mich zur Ruhe, und so viel ich am andern Morgen aus der Demolirung meines Bettes entnehmen konnte, mußte ich sehr unruhig geschlafen haben. Natürlich! — das „Bergschloß," die „Rettung" und das schauerliche „Verloren" spielte gewiß in meinen Träumen keine untergeordnete Rolle.

Schon am zweiten Tage wollte ich nach dem Landhause, allein die Vernunft siegte bald über meine Heftigkeit, und ich beschloß, vollends meine Genesung abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Fortsetzung.)

14.

Man fragte den großen Condé, was er von dem zeither häufig aufgeführten Trauerspiele Berenice halte, worauf er mit folgenden zwei Versen, wo Titus von seiner Geliebten spricht, antwortete:

„Depuis cinq ans entiers chaque jour je la vois,
„Et crois toujours la voir pour la prémière fois."

Dieses Urtheil ist sehr verschieden von dem, welches ein Schriftsteller über die Berenice fällt, der behauptet, daß auf die an den Prinzen gerichtete Frage, was er von dem Stücke halte, dieser statt einer Antwort den Refrain des Liedchens:

„Marion pleure, Marion crie,
„Marion veut, qu'on la marie."

gesungen habe. Es ist indeß allgemein bekannt, daß diese Antwort von Chapelle herrührt.

15.

Louis XIV., der in seinem Urtheile so streng, als gerecht war, bemerkte beim Herausgehen aus dem Theater, nach der Vorstellung der Berenice, seinen Leib-Arzt Dodart und lächelnd rief er ihm zu: „Eben wollt' ich Euch rufen lassen, Dodart, um einer Prinzessin zu helfen, die sterben wollte, aber nicht wußte, wie?" —

16.

Als die italienischen Schauspieler die Parodie der Berenice gaben, war der Dichter, der selbst schon mehrere Trauerspiele mit Erfolg auf die Bühne gebracht hatte, höchst erbittert gegen sie. „Welch ein Mißbrauch — sagte er — zu dulden, daß diese Marktschreier die heroischen Gesinnungen lächerlich machen, welche die Dichter in ihren Tragödien auszudrücken bemüht sind? Wenn solche Gesinnungen zum Gespötte gemacht werden, wo würden dann die Könige Minister für ihren Rath und Generäle für ihre Armeen finden? Denn man muß wahrlich Dichter sein, um zu glauben, daß der Muth der Generäle und die Einsichten der Minister nur auf der Bühne in ihrer ganzen Größe entwickelt werden können." —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Sondershausen, den 1. Juni 1831.

(Beschluß.)

Fräulein E. S. gab uns in dem von ihr und Herrn S. aus Nordhausen gesungenen Duett aus Jessonda Gelegenheit, ihre Stimme sowohl als ihre Liebenswürdigkeit zu bewundern. Herr S. sang mit eben so viel Gewandtheit, als Gefühl.

Herr Heckscher, früher Mitglied hiesiger Hofbühne, erfreute uns nach langer Zeit durch den Vortrag zweier Baßarien aus der Jessonda von Spohr und der diebischen Elster von Rossini und gewährte uns in der That einen hohen, schönen Genuß. Sein ausdrucksvoller Vortrag der ersten Arie: „Der Kriegeslust ergeben," sprach tief zu den Herzen aller Anwesenden, und mit großer Gewandtheit und Kraft, und gelungen in allen Passagen trug er die schöne zweite, „il mio piano e preparato" ganz dem Geiste dieser Buffo-Arie angemessen, in italienischer Sprache vor. — Herr Heckscher ist als Bassist sowohl, wie auch als Schauspieler in Heldenrollen, rücksichtlich der Kraft seiner Stimme und seines Anstandes, eine herrliche Acquisition für jedes Theater.

Würdig schloß das erste, wie das zweite Concert Beethovens große Symphonie in A, von den Mitgliedern der fürstlichen Kapelle mit gewohnter Präcision und Kraft aufgeführt. . . Möge uns recht oft solcher Genuß zu Theil werden *)!

Dem Vernehmen nach werden wir sechs Sommerconcerte zu hören die Freude haben. — Wäre nur der neue Concertsaal ganz nach den Regeln und Gesetzen der Akustik erbaut! — Jeden Sonntag ist zum Vergnügen der Sondershäuser wie der Fremden große Concertmusik. Die fürstliche Kapelle spielt daselbst.

Berlin, in den ersten Tagen des Juni 1831. **)

Vom 1sten bis zum 4ten Juni fand die kleine dießjährige Kunstausstellung im Akademiegebäude statt. Zweck derselben war: über die Leistungen der verschiedenen akademischen Unterrichtsklassen und der Kunst- und Gewerkschulen, die unter der Leitung der Kunstakademie stehn, Rechenschaft abzulegen. Auch die Probearbeiten der Provinzial-, Kunst- und Gewerkschulen (zu Magdeburg, Breslau), so wie gezeichnete und modellirte Arbeiten, die aus den Ateliers hiesiger Kunstlehrer hervorgegangen waren, lagen mit wenigen Gemälden vor. Freude über das Gedeihen der Kunst in einem unter den Segnungen des Friedens und einer weisen Regierung blühenden Lande, und über die fortschreitende Veredlung der Gewerbe durch die Kunst erfüllte Jeden, der dieser Ausstellung auch nur flüchtige Blicke schenkte. Durchaus gelungen waren namentlich viele schwierige Ornamentszeichnungen junger Handwerker. Unter den freien Kunstschöpfungen und zwar unter den plastischen Werken fand mit Recht am meisten Beifall Mathiä's jugendlicher Bogenschütze, der für die letzte große Kunstausstellung bestimmt gewesen war. Auszeichnung verdienen ebenfalls der heilige Sebastian Achtermann's, so wie die Rückkehr des Odysseus nach Ithaka, Composition in erhobener Arbeit von Troschel in Gyps, und ein Relief in Thon von Drake, geistreich entworfen nach folgenden Versen der 5ten Epistel in Goethes Elegieen:

„Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß, leise mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis in's Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan."

Unter den wenigen Gemälden fanden die Landschaften Brausewaldt's und drei Porträts von Kraft Beifall. An interessanten Zeichnungen fehlte es nicht, doch würde es zu weit führen, die vorzüglichsten herauszuheben. — Im Allgemeinen darf uns wohl diese kleine, vorzüglich aber die letzte große Kunstausstellung zu folgendem Urtheile berechtigen: daß die Ideen und Motive in den Kunstleistungen unserer Zeit meist gut sind, während die Ausführung viele Mängel erblicken läßt, und die Technik oft im Argen liegt.

Zwei Gemälde, die auf der letzten großen Kunstausstellung unter den ersten genannt wurden, sind in fürstliche Hände gekommen. Das Königspaar von Lessing, dem wohl, wenn nicht dem Klosterhofe desselben Künstlers, der Kranz gebührte, befindet sich jetzt im Besitze Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus, und Hildebrandt's Raub des Hylas, anfänglich ein Eigenthum des hiesigen Schmiedemeisters la Raabe, welcher dieses Bild, nachdem er wenige Tage zuvor erst dem Kunstvereine beigetreten war, in der Verloosung gewonnen hatte, schmückt jetzt das Palais Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Die Copie nach Thorwaldsens Hoffnung, hervorgegangen aus Rauch's Atelier, die wir vergangenen Herbst auf der Kunstausstellung sahen, wird in diesen Tagen das Grabmahl der Gemahlin Wilhelm von Humbold's schmücken.

(Beschluß folgt.)

---

*) Ich gönn' es Ihnen von Herzen, besonders da Sie auch uns von den bloßen Concerten so viel vorsingen, daß uns schon die Ohren tönen. — Möchten Sie uns das nächste Mal auch noch Anderes hören lassen! — D. R.

**) Von einem dritten Correspondenten. D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 161. (II. Jahrg.) Freitag, den 8. Juli. 1831.

Der Völkerfrühling und seine Verkünder. Frühlingsgruß an Deutschlands Redner, von Jordanus Brunow. Hamburg, 1831. Bei Hoffmann und Campe.

Die Herzen der Völker bergen einen Frühling, aber nicht jede Sonne reift ihn an's Licht, er stirbt meist schon als bloße Ahnung, er wird weit öfter und schöner begraben, als geboren. Und die ihn feierten, waren nicht sowohl seine Verkünder, als besser seine Todtensänger; hoffnungsleerer Schmerz trieb sie an seine Bahre, zuweilen waren es wohl auch nur von der Eitelkeit gedungene Klageweiber, und diese füllten mit ihrem Jammer nur die Luft, nicht die Herzen. Aber selbst dergleichen Klagen, gemachte oder gefühlte, sind in unserer Zeit zum großen Theile verpönt, die Weltordnung — dieses Mischmasch von äußerm Anstande und innerer Geilheit — stellt sie unter scharfe Censur, d. h. unter Verhältnisse, Vorurtheile und Bajonette, und das Blut gewürgter Freiheitsmärtyrer durchzieht als grellrothe Censurdinte Alles, was die öffentliche Meinung verhandeln und schaffen mag. Und dennoch muß der Deutsche sich aussprechen; seine Freiheitsidee ist zwar taubgeboren und weiß daher nicht einmal zu reden, aber sie ist nicht blind und sieht die Franzosen und Polen wenigstens gesticuliren, und will das, in harmloser Imitationssucht, nachmachen, d. h. die Arme bewegen, ohne deßhalb nach etwas zu greifen, und wenn die Fürsten ihr auch das verwehren wollen, so nimmt sie es bisweilen sogar übel: Der Deutsche ist ein bon homme, d. i. ein ruhiger Bürger, ein Plackvieh, item ein guter Unterthan, er redete wenig, rebellirte nicht und bezahlte seine Steuern, und nur auf eine Weise vermaß er sich, Luft zu machen, er grub nämlich, wie einst der Barbier des Midas, ein Loch in die Erde, und rufte ganz leise hinein: „Freiheit und Gleichheit!" und deckte das Loch behutsam wieder zu, und die Sache wäre gut gewesen, wenn man ihm diese unschuldige Zerstreuung nicht auch verwehrt hätte. Die Fürsten meinten, daß man dergleichen ungebührliche Dinge nicht einmal in die Erde hineinreden dürfe; es ward ein Verbot darauf gesetzt, und — — beinahe hätte der Deutsche dieß übel genommen, wenn man nicht bei Zeiten ihn durch Bajonette und Halsgerichte wieder zu versöhnen beflissen gewesen wäre.

O Ihr Völkerfrühlings-Verkünder! ich fürchte, daß Ihr weder den Ort, noch das Auditorium kennt. Die Volkstempel unserer Zeit sind nicht acustisch gebaut für das Wort „Freiheit," es kommt noch kein Frühling, denn es ist jetzt erst Spätherbst im Vaterlande, ein kalter, ungedeihlicher Nebel liegt auf der Gegenwart, Ihr athmet ihn als Morgenluft ein; der Deutsche weiß nur fremde Sonnen heraufzuführen, seine eigne läßt er verkümmern. — —

Doch just in einer solchen Zeit, unter solchen Aussichten ist es schön, ja poetisch, sich selbst irre zu führen, denn was ist die Poesie anders, als eine milde Selbsttäuschung, eine wohlthätige Augenblendung, um Dinge nicht in ihrer wahren Nacktheit zu erblicken, um krankhafte Farbenpracht, um der Wirklichkeit schroffes Bleich zu lügen, eine schwüle Wetterwolke für eine ferne Oase, das Modergrün der Vernichtung für das Hoffnungsgrün des Lebens, der Unsterblichkeit anzusehen! Ach! alle Dichter kränkeln an diesem Heilversuche, Alle sterben sie an dieser Lebenshoffnung; es thut in dieser Zeit noth, ein Dichter zu sein; auch Jordanus Brunow ist ein solcher; er will „schlummernd fortträumen," wie er „träumend fortwachte," und als Träume dürfen uns die Ergießungen seines Herzens lieb und werth sein.

Reges, glühendes Gefühl für Völkerfreiheit und Menschenwürde, dabei ein starkes, frohes Vertrauen zu der Zeit und zu der Menschheit, welchem selbst die Erkenntniß des gegenwärtigen Weltzustandes keine gänzliche Hoffnungslosigkeit aufdringen konnte, haben den Verfasser durchgängig beseelt. Er spricht weniger mit dem Kopfe, als mit dem Herzen, seine Rede wird unwillkürlich zum Liede, welches keine Floskeln noch eitle Witzequilibristereien entstellen. Der

Begeisterung ist die Ruhe, dem Redeschwunge die Einfachheit beigesellt, und so wäre das Buch wirklich geeignet, unmittelbar zum Herzen des Volkes zu sprechen, wenn es freier, selbstständiger, unabhängiger von fremden Stimmen aufträte, und mehr, als eine bloße Berufung oder Hindeutung auf frühere Redner, bildete. Der in seiner Tendenz so achtungswerthe, in seiner Mittheilung so liebenswürdige Verfasser scheint aber dießmal sich selbst zu wenig zugetraut zu haben, er hätte sonst nicht fremder Organe sich bedient, nicht seine Meinung nur zum Beleg einer fremden dienen lassen, nicht auf einen fremden Mund die Sprache seines Herzens übergetragen. Fast durchgängig beruft er sich nämlich auf die von ihm anerkannten Verkünder des Völkerfrühlings: Heine, Börne und Weitzel, in diesem geistigen Triumvirate erblickt er das höchste Organ der innern Völkerfreiheit, welche Idee ihn zu schönen, aber sichtbar jugendlichen Schwärmereien hinreißt. Jedenfalls weht ein Geist des Frühlings durch dieses Buch, kräftig und erlabend, begeistert für das Große, Gemeinsame, zürnend gegen das absichtlich Vereinzelte und Erlahmte. Und so geben wir dem unbekannten Verfasser seinen Frühlings-Freiheitsgruß mit warmen Gegengrusse und geistigem Händedrucke zurück. Herzen, wie das des Verfassers, sind für ein so todtkrankes Volk, gleich dem der Deutschen, wenigstens gut, um sich daran auszuweinen, wenn sie es auch nicht mehr zu erfrischen vermögen! —

Schließlich möge hier des Verfassers Urtheil über seine drei Lieblingshelden (S. 52) stehen, welches — wenn wir in dem ganzen Buche das Herz vorherrschend finden — gewiß auch dessen Geiste alle Ehre macht:

„Börne, Heine, Weitzel. Den Kopf tragen sie hoch alle drei. Schön wäre der Bund, schön das gegenseitige Verhältniß. Der Eine tobt noch im Uebermuthe ungezügelter Jugendkraft; die Andern stehen ernst und nachdenkend ihm zur Seite, und auf ihrer Stirn steht geschrieben die Lehre des Lebens und der Erfahrung. Heine, mit der Waffe des ernsten Worts, sowie des vernichtenden Hohns, greift rücksichtslos Alles an, was in seinen Augen nicht Gewicht und Maß der Vernunft hält. Börne achtet den Glauben Aller und duldet unschädliche Vorurtheile. Weitzel verwirft in der reingeistigen Welt Maß und Gewicht, und heiligt sogar Vorurtheile, sobald sie den Menschen beglücken. Ja, es gibt für ihn, selbst in der Moral und Religion, keine Irrthümer und Vorurtheile, als die den Menschen unglücklich und böser machen. Das ist ein edler, aber auch gefährlicher Glaube für unsere Zeit, wo die Gewaltigen jeden Irrthum und jedes Vorurtheil geschäftig benutzen, um Geisteskesseln daraus zu schmieden. Heine und Börne nützen der Zeit, Weitzel wird es dereinst. Was dieser, gleich Rousseau, mit gewaltiger Faust ergreift, wähnt er mit einem einzigen Händedruck zu zermalmen, und schleudert es, in seinem Unmuthe, weit von sich. Giftschlangen aber haben ein zähes Leben; das wissen jene Zwei besser, und zerreiben drum, wie Voltaire, Alles, was sie erfassen, so lange, bis es in Fetzen oder Staub zerfällt. Diese reuten mühsam den Boden aus, den jener zu frühzeitig mit edler Aussaat bestreut; sie lichten den Wald, der seine schönsten Anpflanzungen im Keim ersticken würde." — —

„Wenn die Menschheit mit dem leidenden Angesicht auftritt und den flehenden Blick aussendet, scheint Heine ihrer zu spotten, und wird selten gerührt; Börne ergrimmt, und verbirgt seine Rührung; Weitzel schämt sich der seinigen nicht, noch der Wehmuth, in welche sich sein Unwille nicht selten auflöst. — — Börne ruft zur Schlacht; Heine stürzt hinein mit Schwert und Dolch; Weitzel schleudert Speere in das Gewühl, aber hat den Glauben an den Sieg verloren. Heine zerschmettert wie der Blitz; Börne erhellt und erfrischt wie ein nächtliches Wetterleuchten; Weitzel zürnt wie fernhin schwindendes Donnerrollen." —

H. Meynert.

Die neueste englische Literatur.

(Beschluß.)

Eben so war auch Leidenschaft für Pracht aller Art ein Hauptbestandtheil seines Charakters. Um ein Waffenspiel, oder ein Turnier war er die wichtigsten Interessen seines Reiches zu opfern bereit. Ist hier nicht in Allem die größte Aehnlichkeit vorhanden? Von seinem Gefolge forderte er die grenzenloseste Anhänglichkeit, war aber selbst einer beharrlichen Freundschaft nicht fähig. Sir Thomas More starb auf dem Schaffot. Und wie starb Sheridan? Wenn Heinrich seine Minister oder Freunde mit anscheinender Güte und Vertraulichkeit behandelte, so war dieß nur, weil er sie als Werkzeuge seiner Vergnügungen oder seiner Politik betrachtete. Der Glaube ist nun allgemein, daß Georg IV. dasselbe that. Die beiden Monarchen hatten auch ähnliche Schicksale in Betreff der Frauen. Die Geschichte Annens von Cleve ist zum Theil die der früheren Scenen zwischen Georg IV. und Karolinen, — die der Lady Katharina Howard hat Aehnlichkeit mit den späteren. Beide heiratheten Frauen, die sie vorher nicht gesehen hatten, und wurden nach deren Anblick mit Eckel gegen sie erfüllt; Beide beschuldigten ihre Gattinnen strafbarer Handlungen, welche, ob geschehen oder nicht, wenigstens nicht bewiesen werden konnten. Hier sollten wir vielleicht die Parallele schließen, können aber unmöglich die letzte Aehnlichkeit mit Stillschweigen übergehen. Heinrich VIII. wurde nämlich durch unmäßige Vorliebe für die Freuden der Tafel unförmlich dick. „Sein Körper erreichte einen solchen Umfang, daß er sich nur mittels Hülfe von Maschinen, die zu diesem Zwecke eigens ersonnen wurden, bewegen konnte. Eine Hemmung des Athemholens machte es ihm unmöglich, in liegender Stellung zu verharren. Selbst das Unterzeichnen seines Namens wurde eine zu schwere Arbeit für seine schwachen

Hände. Siegel mit seinem Namenszuge wurden in seiner Gegenwart und auf seinen Befehl unter alle Schriften gedruckt, welche der Beisetzung seines Namens bedurften. Selbst seinen niedrigsten Dienern flößte er Ekel ein durch ein stinkendes Geschwür an einem seiner geschwollenen Füße, welches ihm oft unsägliche Schmerzen verursachte." Dieß vollendet die Aehnlichkeit zwischen beiden Monarchen, allein in Bezug auf die Ausführung derselben in allen einzelnen Punkten verweisen wir auf die Geschichte selbst.

The Life and Adventures of Robinson Crusoe. With a Biographical Sketch of De Foe. Vol. I. Novelist's Library. Vol. I. London 1831.

Der Grund, warum wir diese neue Ausgabe des allbekannten Romans Robinson Crusoe hier anzeigen, ist die biographische Skizze des Verfassers desselben, De Foe, welche sich im ersten Bande befindet. Alle Welt spricht von De Foe mit Bewunderung, aber die Mehrzahl wenig oder nichts von ihm. De Foe stammte aus einer Familie von Non-Conformisten, und ward daher in jenem kühnen und argwöhnischen Glauben erzogen, wie ihn Leute hegen, die an Verfolgung gewöhnt und Schlag mit Gegenschlag zu vergelten bereit sind. Er saugte von Kindheit auf die Wachsamkeit, den unversöhnlichen Haß, die treue Freundschaft, und den lautstimmigen Enthusiasmus seiner Sekte ein. Sein Charakter war gewaltsam, und es war eine seiner ersten Thaten, daß er sich unter des Herzogs von Monmuth Fahnen begab. In der Theologie stritt er wie Einer, der durchaus Märtyrer werden will, und über Politik schrieb er, gleich als wäre er nach Verfolgung lüstern. Die Tories haßten ihn, weil sie mußten, daß er sie hasse, und die Whigs mißtrauten ihm, weil er sie und den Erfolg ihrer Sache compromittirte. Er war ein Parteimann ohne Klugheit, ein energischer Vertheidiger der Revolution, und wurde dann ein so blinder Anhänger König Wilhelms, daß er eine Apologie des Gemetzels von Glencoe schrieb. Sein Widerspruchsgeist war grenzenlos, selbst wenn Jemand mit ihm übereinstimmte, suchte er irgend einen Vorwand, um ihn des Irrthums zu überführen, gleich als könnte er nur Recht haben, wenn er allein stünde. Despotismus und Freiheitsliebe waren daher in seinem Charakter seltsam vermischt.

Nach Allen diesem war es kein Wunder, daß seine öffentliche Laufbahn ihn in Kerker und auf den Pranger brachte. Er war offenbar ein Mann, den man meiden mußte. Er konnte selbst in seinen Privatangelegenheiten auf der Bahn des Erfolges nicht beharren, und so finden wir ihn den einen Tag mit vier Pferden fahren, und den andern im Schuldthurm, oder auf der Flucht vor seinen Gläubigern. Er mußte in Folge seiner kaufmännischen Unternehmungen mit seinen Gläubigern unterhandeln, als er aber wieder zu Gelde kam, bezahlte er sie augenblicklich voll, was zu thun er gesetzlich nicht verpflichtet war. Dieß führt man als einen Beweis seiner strengen Redlichkeit an. Allein solche Ereignisse kommen nicht selten vor, und es ist überdieß die größte Schande, seine Gläubiger nicht zu bezahlen, wenn man sie bezahlen kann.

De Foe ist der Verfasser von zweihundert verschiedenen Werken. Seine Abhandlungen über den Handel bewiesen, daß er seinem Zeitalter vorausgeeilt war. Als Sittenzeichner, und in Vermengung von Humor, Wahrheit und Kenntniß ist er Steele gleich, und dem berühmten Addison, dem es an Energie fehlte, überlegen. Er projektirte manche nützliche Maßregeln, die in späterer Zeit ins Leben getreten sind, z. B. die Municipalpolizei, Straßenbeleuchtung, die Errichtung von Sparbänken. Er war ein so genauer Beobachter der menschlichen Natur, und ein so trefflicher Schilderer derselben als Richardson aber bei Weitem nicht so weitschweifig. Seine poetischen Satyren sind rauh, kühn, und voll der gewaltigsten Energie. Seine Prosa ist stets klar, eindringlich, und dem Gegenstande angemessen.

Einkerkerung, Armuth und körperliche Gebrechen brachten ihn in einem Alter von fast sechzig Jahren in einen Zustand völliger Verlassenheit. Mit Eckel wandte er sich von der Politik ab, und fing an, Romane zu schreiben, um sich damit seinen Unterhalt zu erwerben. Der erste, den er schuf, ist zugleich jener, der ewig leben wird, und auch alle seine übrigen bereits überlebt hat. Vielleicht war er der einzige Mensch, der den Robinson Crusoe hat schreiben können. Ein so großer Freund der Spitzfindigkeiten, als er in seinen Parteischriften war, scheint er hier dem Ideale der Einfachheit nachgestrebt zu haben, und es herrscht in dem ganzen Roman ein solcher Ton von Ernst und Wirklichkeit, daß man sich nur mit Mühe überzeugt, er sei die Selbstbiographie nicht, die er zu sein vorgiebt. Die vorzüglichste Schönheit im Robinson Crusoe ist Wahrheit, und es ist nicht eine einzige Stelle zu finden, welche von edler Einfachheit abweicht. Allein wozu Worte verschwenden, um ein Werk zu preisen, das seit langer Zeit als ein unübertreffliches in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist?! Die übrigen Romane De Foe's sind weniger bekannt, und es ist auch besser für seinen Ruhm. Moll Flanders, und Roxana sind ekelhafte Gemälde, wahr in allen Punkten, aber jener Art des Lebens angehörig, welches zu kennen der Moralität eben nicht förderlich ist. Einige andere Produkte des De Foe verdienen jedoch wieder aufgefrischt zu werden. Seine Memoirs of a Cavalier sind eine so wahrscheinliche Geschichte individueller Abenteuer aus den Zeiten des bürgerlichen Krieges, daß selbst Lord Chatham verleitet wurde, sie für authentisch zu halten. Eben so sollte das Publikum seine History of the Plague kennen, worauf Professor Wilson's Gedicht „the City of the Plague" in der Hauptsache gegründet ist.

Oxford. A. Poem. By Robert Montgomery. Oxford 1831.

Dieß ist das schlechteste aller Gedichte Montgomery's. Es ist voll feierlicher Puerilitäten und nichts sa-

genbem Pomp. Der Verfasser scheint Wortschwall für das Prinzip der Poesie zu halten. Er hüllt seine Beschreibungen in eine solche Wolke von Phrasen, daß man durch dieselbe den beschriebenen Gegenstand selten erkennen kann. Seine Schwere ist von dem großen Haufen für Genialität genommen worden, und hierin liegt das Geheimniß des Erfolges, der einigen seiner Gedichte, namentlich „The Omnipresence of the Deity" zu Theil geworden ist. So fordern wir zum Beispiel alle Erklärer unerklärlicher Dinge auf, uns den Sinn folgender vier Verse zu erklären:

There is a world, to drown a world like this
In one bright depht of uncreated bliss!
And dream-like shadows of that world remain,
To awe our natures with majestic pain.

Welche Welt ist das, deren Schatten bleiben sollen, um uns zu schrecken? Wenn es die künftige ist, wie können ihre Schatten zurück bleiben? Und wenn es die gegenwärtige ist, wo sind besorgte Schatten zu finden? — — Das Schönste an diesem Gedichte sind die Kupferstiche, womit der Herausgeber es hat verzieren lassen.

Wer sich eine gründliche Kenntniß von Ursprung, Ausbildung und Natur der englischen Constitution verschaffen will, der lese: „Dignities, Feudal and Parliamentary; and the Constitutional Legislature of the United Kingdam. By Sir W. Beetham, Ulster King of Arms etc. etc. Vol. I. London 1830." Forschungsgeist und tiefe Einsicht in das Wesen der englischen Staatsverfassung zeichnen dieses Werk aus.

Unter den Romanen, die in der letzteren Zeit erschienen sind, zeichnen sich einigermaßen aus:

Destiny or the Chief's Daughter. In 3 vols. [Edinburgh 1831.

The King's Secret. 3 vols. London 1831.

The young Duke. By the Author of Vivian Grey *), 3 vols. London 1831.

Das Verdienst dieses letzteren Romans besteht darin, daß er ein ungewöhnlicher ist, was keineswegs sagen will, er sei groß oder unübertrefflich. Einen solchen „jungen Herzog", wie er in diesem Roman vorkommt, gab es nie, und kann ihn auch schwerlich geben. Der Verfasser übertreibt ohne Noth, und ist nur durch die Lebendigkeit seiner Farben zu entschuldigen. — — Ueberhaupt ist den deutschen Buchhändlern zu rathen, von den Romanen, die seit einem halben Jahre erschienen sind, nicht leicht einen übersetzen zu lassen, denn es erhebt sich fast keiner über die Mittelmäßigkeit.

Von Tiek sind drei Novellen übersetzt worden: „The old man of the mountains, the Love Charm, and Pietro of Albano."

Von Bourrienne's Memoiren sind zwei Uebersetzungen erschienen, die eine zu London 1831, mit Noten, und die zweite von John Memes, dem Verfasser einer Geschichte der Sculptur, Malerei und Architektur, zu Edinburgh 1831.

Von Sotheby ist das englische Publikum mit einer Uebersetzung der Iliade des Homer beschenkt worden, welche zwar vor den Uebersetzungen von Cowper und Pope einige Vorzüge hat, aber darum noch lange kein unübertreffliches Meisterstück ist. Homer's Gedanken hat Sotheby wieder gegeben, aber seine gluthauchenden Worte nicht, es fehlt die Macht des Lebens.

J. Sp.

*) Herr D'Israeli.

Buntes.

In dem nun eingegangenen Berliner Courier, redigirt von M. G. Saphir, wurden auch vielfältig, für Geld und gute Worte, hauptsächlich die Waaren von Juden, wegen der Wahlverwandschaft des Herausgebers und seines Substituten und den meisten Mitarbeitern, als vorzüglich und wohlfeil angepriesen.

Nach einer solchen schamlosen Lobhudelei circulirte nachstehendes Epigramm:

Die Dankbarkeit, wie mich gelehrt,
Zu der Tugenden Zahl gehört,
Da ich jüngst Samuel's Waaren pries,
Er sich dafür nicht lumpen ließ;
Er hat mir eine Weste verehrt,
Die unter Brüdern einen Thaler werth.
Erwähnen muß ich öffentlich dieß,
Und bin zu jedem Lobe bereit,
Versteht man sich zur Erkenntlichkeit.

Uebrigens war dieser Courier in Berlin unter dem gebildeten Publikum so in Mißkredit gerathen, daß man sich scheute, seiner nur zu erwähnen. Ein junger Mann wurde einst in einem Buchladen gefragt: ob er auch Mitarbeiter davon sei?

„Hoffentlich ist das doch nur Ihr Scherz?" erhielt der Frager zur Antwort: „denn wenn's Ihr Ernst wäre, müßte ich Sie injuriarum belangen."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 162. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 9. Juli. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

Erlassen Sie mir all das Geschwätz über das Theater, mein Glaubensbekenntniß über das hiesige kennen sie längst (fast hätte ich sie kleiner gemacht, als nach brieflichem Uebereinkommen alle Menschen zu sein verdienen; nun red' ich noch dazu mit einer mehr als menschlichen, wenn auch nicht unmenschlichen, doch übermenschlichen Person; ich hypostasire mir nämlich den Begriff Redakteur und Planet oder Blatt, und das mein' ich eigentlich immer mit dem großen oder kleinen Sie (sie) — Sie sehen, ich kann das Schwätzen nicht lassen, und ich bin somit ein ächter Deutscher) — das wird sich nicht ändern und wenn ich selbst Direktor würde, aber ich habe keine Lust, breit zu wiederholen, daß ein Institut, wo die Kunst gepflegt werden soll, unabhängig sein muß von kaufmännischen und das physische Leben befördernden oder hemmenden Interessen. — Die Kunst muß kein Schaaf sein, wo man auf Wolle und Schöpsenfleisch speculirt, sondern ist sie einmal ein Schaaf, so sei sie's auch nur, sie stelle sich als Schaaf dar zur Anschauung, ohne die materiellen Rücksichten aufzuregen.

Ich werde nächstens, d. h. mit mehr Worten: wenn ich's Geld dazu haben werde, denn daß ich das noch nicht habe, verräth Ihnen wohl mein Ernst — eine große Reise durch Deutschland antreten, um einen vollständigen Status des deutschen Theaters entwerfen zu können; ich werde nicht wie Klingemann eine Nationalbühne suchen, weil ich voraus weiß, daß ich die nicht finden werde aus tausend Gründen und dem einen, weil Deutschland keine Hauptstadt hat." —

Laßt alle die hungrigen Poeten, die dürstenden und darum viel schlimmeren Recensenten, die Mädchen, die keinen Mann bekommen und die Jünglinge, die, weil sie zu viel oder zu wenig wissen, durch's Examen fallen; laßt die Alle im Thüringer Walde (das ist ungefähr die Mitte Deutschlands — ich schlage zur Erhöhung des Handels und Wandels Ohrdruf oder die Stadt Ilm oder solch ein unerquickliches Städtchen vor —) eine Hauptstadt errichten, die wirkliche Hauptstadt ist, so wird in einiger Zeit auch ein Nationaltheater da sein.

Ich sage „in einiger Zeit," denn die Erbauer müssen alle erst mit Tode abgehen, sonst gibt's zu viel Schwindsucht und Theorie in der neuen Kapitalstadt, die auf Aktien oder auf Schulden gebaut ist. —

Sagen Sie mir (Sie wissen jetzt, wer der sie ist), wohin soll das am Ende führen, daß drei Viertheile der Deutschen, welche für die Oeffentlichkeit schreiben, sich, nicht am Theater, nein an der Theaterbude herumtreiben, so daß doch der Welt am Ende mit Fäusten vordemonstirt wird, des Deutschen Hauptinteresse sei die Busenschleife oder das Strumpfband einer Comödiantin.

Man möchte die Leute alle daran aufhängen, die der außerdeutschen, ja der deutschen Welt selbst so das Leben verbauen.

Da schreibt nun ein Menschenkind mit unschuldigen Anlagen aus der oder jener Stadt, über den oder jenen Schauspieler, der ihm bei einer Flasche Bier viel von Kunst und Gage und papierner Größe vorgefaselt, daß besagter Hammel die Rolle des Pachters Feldkümmel excellent gespielt habe. — Hunderte schreiben desgleichen, und da diese Scribenten Raum und Zeit wegnehmen (Raum zum Drucken und Zeit zum Lesen), so müssen wir doch am Ende Kümmeltürken werden.

Soll ich Ihnen all die deutschen Journale herzählen, wo's so geht? Bequemer ist's, höchstens ein halbes Dutzend auszunehmen, die Legion, welche übrig bleibt, besteht aus Delinquenten, reif für Botanybei.

Sie haben auch ein Theaterblatt, und auch ich schreibe da hinein, ohne nach Botanybei zu wollen, weil ich die dramatische Kunst liebe und, so weit die schwachen Kräfte reichen, ihr förderlich sein möchte. „So sagen die Leute Alle." Dagegen vermerke ich: „Ich ignorire die

Schauspieler als bloße Instrumente, sobald sie nicht aus der Masse sich herausheben, einen eignen Weg gehen, oder irgend eine bedeutende Richtung charakterisiren.

Die Schriftsteller, noch mehr die Verfasser von Stücken spielen in Deutschland meist die zweite Rolle, die Verleger jener und noch mehr die Schauspieler in den Stücken dieser kommen zuerst. Wo wird der Dichter applaudirt? — Dem Schauspieler geschieht's alle Tage; ja er hat noch eine große Kleinigkeit vor Jenem voraus; er wird trefflich bezahlt.

Lassen Sie uns, meine Herren in Deutschland, die Sie mich nicht hassen, weil Sie mich nicht kennen, die mir glauben, daß ich's deutsch und ehrlich meine, lassen Sie uns dagegen eifern — der Planetenreferent verspricht Ihnen, daß es in zehn Jahren anders ist.

Lassen Sie uns über wichtigere Dinge reden, als Komödianten sind, die noch nicht den Namen Künstler verdienen — handelt sich's um das Theater, so sollen uns die dramatische Kunst und ihre Anbauer kümmern.

Frankreich soll uns nicht so weit überragen!

Die Welt und unsere Zeit ist so voll von großen Interessen, der Goldwäschen sind so viele, und wir wühlen mit wichtiger Miene im Schmutze.

Genug des Redens! Ich will Ihnen alles Neue unseres neuen Bühnenjahres recensiren; leider werd' ich wenig loben können, auch verstehe ich mich nicht auf unschädliche Saucen; aber es fehlt bei den vielen Theaterblättern an einem kritischen Forum, wo sich die Suchenden Recht holen könnten und unserem Abkommen nach, Planet, trachten wir ja nach Errichtung eines solchen. —

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Hannover.

Von den Gastspielen der Grünbaum'schen Familie glaubte ich in meinem jüngsten Berichte bis zum Schlusse derselben Alles gemeldet zu haben. Es haben indeß diese Gäste auf dringendes Verlangen noch einen zweiten Cyclus von Darstellungen gegeben, über dessen Erfolg ich hier in der Reihefolge referiren werde. Also weiter im Text.

„Die Schweizerfamilie" ward, den Wünschen des Publikums zu entsprechen, wiederholt und Fräulein Grünbaum gab die Emmeline mit noch größerem Beifall, als bei der ersten Darstellung. Sie ward am Schlusse stürmisch gerufen.

„Hernani", Drama in vier Aufzügen nach Victor Hugo, von Theodor Hell für die deutsche Bühne bearbeitet, hat sich unseres Beifalls zu erfreuen gehabt. Es ist schon genug, wenn in unserer armseligen Zeit ein neues dramatisches Produkt Interesse erregt, und das that dieses. Der Zuschauer wird in Spannung erhalten, mitunter überrascht. Die Charaktere sind mit Consequenz gezeichnet und die Handlung stockt nirgends, bis auf einige Sentenzen des Don Gomez de Silva, die etwas zu breit sind, sich jedoch mit der Geschwätzigkeit eines südlichen Greises entschuldigen lassen. Von diesem Drama gibt es mehrere Bearbeitungen; die in Rede stehende von Hell soll eine der besseren sein und möchte das schon darum nicht bestritten werden können, da hier der Ausgang weit befriedigender umgearbeitet ist, als in den übrigen Bearbeitungen. Victor Hugo läßt Alles am Schlusse untergehen, und gibt somit seinem französischen Publikum Nahrung für das beliebte Schauerliche. Hier ist es umgekehrt; mit der errungenen Kaiserwürde kehrt die Würde des Herzens bei Don Carlos ein, und werden wir so in jeder Beziehung befriedigt. Die Darstellung war gut. Herr Grabowsky gab den Hernani fast durchgängig recht sinnig. Mitunter war er aber wiederum zu weich; männlicher Schmerz darf und soll nicht weinerlich betont werden. Ich bin überzeugt, daß Herr Grabowsky bei seinem eisernen Fleiße nur diese zu weiche Seite etwas mehr zu beachten braucht, um sich davon zu befreien; sie hat ihm schon manchen Querstrich gemacht. In der Unterredung mit Don Carlos beim heimlichen Rendez-vous war er sehr brav und beobachtete ein richtiges Medium zwischen Uebermuth und Seelengröße. Frau von Holbein, Donna Sol, bewegte sich in dieser Sphäre mit allen denen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, und da konnte schon nichts Unvollendetes hervorgehen. Herr Weidner verdient für seine Leistung doppelte Anerkennung. Wenn ein Komiker, bei dessen Erscheinen schon die Lachmuskeln sich in Bewegung setzen, dabei ein rüstiger, junger Mann, solch' einen ernsten Greis mit so vieler Würde repräsentirt, wie Herr Weidner dieses thut, dann hat er den gerechtesten Anspruch an unseren Beifall, den wir ihm auch zu zollen nicht unterließen. Den inneren Kampf zwischen Liebe zu seiner Nichte und den Pflichten der Gastfreundschaft bezeichnete er wahrhaft ergreifend. Herr Fehringer, Don Carlos, würdevoll. Die scenische Ausstattung war sehr elegant; dem Auge wurde viel Schmuckes dargeboten.

Zum Benefiz unseres nunmehr auch persönlich allgemein beliebt gewordenen Kapellmeisters, Herrn Marschner, ward dessen romantische Oper „der Templer und die Jüdin" zum dritten Male dargestellt. Was ich Ihnen jüngst schon Gutes von dieser Tondichtung referirte, kann ich nur noch steigernd wiederholen. — Ich bin eben kein großer Verehrer der neueren Compositionen, welche durch Ausfälle von Gelehrsamkeit, ohne ächte gelehrte Einfälle, oder durch tumultuarischen Bombast (der Favorit-Genre unserer modernen Componisten) uns taub, blind und stumm machen. Ich gehöre vielmehr zu dem altmodischen Ausschuß und hänge noch mit Leib und Seele an der noblen Einfachheit der ältern Opern-Dichter, wo für den Gesang Singbares, für Herz und Seele Fühlbares geschrieben wurde, wo dieser Gesang die Büste, und das Orchester das Pied d'estal war, was jetzt, leider! umgekehrt ist. Mit diesem verro-

sten Gusto fand ich dennoch an diesem modernen Produkte, „der Templer und die Jüdin", viel Wohlgefallen; ein Beweis, daß Marschner dem verdorbenen Zeitgeschmacke nicht gehuldigt hat. Für seine Sänger hat er anziehende Melodieen, für die Chöre großartige Ensembles und für das Orchester trefflich eingreifende Begleitungen geschrieben. Kleinliche Künsteleien, die sogenannten Tonbilderchen, welche oft ins Lächerliche fallen, weiß der Componist zu umgehen und dennoch jedem Charakter das Seinige zuzutheilen. Der feierliche Ernst des Großmeisters, die heroischen Melodieen des Guilberts, der schalkhafte, originelle Gesang des Einsiedlers, das humoristische, allerliebste Lied des Narren, sind sämmtlich rein charakteristisch; die Chöre durchgängig meisterhaft ausgearbeitet; nur die große Arie des Guilbert ist zu weit gedehnt und zu ermüdend für Sänger und Zuhörer. Mad. Marschner unterstützte diese Benefiz-Vorstellung mit der Darstellung der „Rebecca". Obgleich diese sonst beliebte Sängerin (vormalige Dlle. Mariane Wohlbrück) schon seit einigen Jahren sich von der Bühne zurückgezogen hat, so war sie nichts desto weniger noch eben so heimisch auf den Bretern, als zuvor. Ihre kräftige wohltönende Stimme drang mit ihrer ganzen Fülle durch, und ihr lebendiges Spiel stand dem Gesange nicht nach. In dem Duett mit Ivanhoe erndtete sie gerechten Applaus, da es hier klar wurde, daß neben der Kraft (die, ehrlich gesagt, den Anschein eines Ueberbietens der Kräfte gewonnen hatte) sie ihre Stimme auch moderirt trefflich zu behandeln versteht. Am Schlusse wurde der eintägige Gast hervorgerufen; ich sage der eintägige, da es nur zu bestimmt verlautet, daß Mad. Marschner nur dieses einzige Mal die von ihr sonst so ehrenvoll betretene Bühne wiederum bestiegen hat. Schier möchten wir mit dem Componisten schmollen, daß er ein so treffliches Mittel zu seinen Zwecken zu frühzeitig feiern läßt; doch ziemt uns nicht, aus dem Kunstgebiete zu treten und in das häusliche Gebiet zu dringen. — Von der anderweitigen Besetzung nenne ich Ihnen Herrn Rauscher als „Ivanhoe", dem ich im Gesange sein vollgültiges Recht angedeihen lasse, und zwar das Recht des Besseren, da der Vortrag zu dem Schönen gezählt werden darf. Dem Spiele kann ich nicht ein ganz so vollkommenes Lob zugestehen; mir war dasselbe hier und da zu gemessen und zu wenig theilnehmend. Unsere Heroen der Oper, zu denen sich Herr Rauscher zählen darf, thun nicht wohl daran, den Darsteller um des Sängers willen zu vergessen. Herr Gay repräsentirte den „Guilbert" mit wahrhaftem Eifer für das Gute, womit der Componist seine Parthie ausgeschmückt hat. Entgehen auch diesem allgemein beliebten, braven Künstler noch einige wenige Nüancen der feinern Darstellungs-Kunst, so weiß er doch stets ein Ganzes herzustellen, das dem Ganzen entsprechen, ja sogar anziehen muß. Herr Sedlmayer, Großmeister des Templerordens, hat auch großmeisterlich diesen uns vorgetragen. Die sonore Stimme dieses kapitalfesten Sängers muß zu allen Herzen dringen, wenn er singt und nicht seinen Gesang durch zu überladene Komik unterdrückt. Herr S. ist ein Architrab unserer Oper, wenn gleich er nach dem Spontinischen Geschmacke als primo basso nicht eben so riesenmäßig gebaut ist, wie der Contrabaß im Orchester. Schon in meinem Meidinger hab' ich es gelernt: „on peut être grand homme sans être homme grand." Herr Weidner, der uns in den früheren Darstellungen des „Einsiedlers" zu viele Possen gab, verbesserte diesen Mißgriff und zeigte sich bei dieser Wiederholung ganz im Geiste seines darzustellenden Charakters, wofür er tüchtigen Beifall einsammelte. Irren können wir Alle; wohl uns, wenn wir frühzeitig den Irrthum einsehen. Herr Pfeifer gab den „Narren" mit bestem Humor und sang sein scharmantes Liedchen: „'s wird besser gehn", so daß ich dachte: es brauche gar nicht besser zu gehen. Ein sehr schönes Tanztalent entdeckten wir bei dieser Gelegenheit an ihm, obgleich wir wußten, daß er früher Balletmeister war. Herr Engelken spielte seinen „schwarzen Ritter" (Richard Löwenherz) mit gewohntem Fleiße. Seine Parthie ist melodramatisch umgemodelt. Was er zu singen hat, spricht er unter Begleitung des Orchesters, da er sich mit dem Gesange nicht befaßt. Die Sache ist durchaus nicht störend. Dlle. Dröge thut ihrem kleinen Röllchen „Rowena" sein volles Recht, und somit war das Ganze ein recht erfreuliches Ganzes, wozu noch unser braves Orchester mit allem Eifer und unser Direktor v. Holbein mit seiner schönen scenischen Ausschmückung ein Bedeutendes beigetragen haben. Daß unter solchen Verhältnissen dieses Opus eines unserer jetzt beliebtesten Componisten allenthalben freundliche Aufnahme finden muß, darf ich mit Zuversicht glauben. Ueber die Bearbeitung des Textes habe ich Ihnen schon früher gesagt, daß Herr Wohlbrück, der Verfasser desselben, ihn mit Gewandtheit behandelt hat. Die Sprache ist edel, die Verse sehr singbar und dem knechtischen Zwange des Reimes nicht allenthalben unterjocht. Einige Gesänge haben sogar einen schönen poetischen Werth. —

Die Repetition des Beck'schen Drama's: „Rettung für Rettung" war nicht unwillkommen. Das alte Gute behält seinen Werth. Man muß uns nur nicht davon entwöhnen. Ein Paar leere Häuser dürfen nicht abschrecken. Am Ende siegt doch die Tugend. —

„Gustav Wasa" von Kotzebue konnte trotz der guten Leistung des Herrn Engelken als „Christiern" und der nicht ganz unverdienstlichen Darstellung des Helden des Stückes durch Herrn Grabowsky dennoch nicht gefallen, da das Ganze sehr mangelhaft besetzt und noch mangelhafter dargestellt wurde. Verweilen wir also nicht bei keinen Details, die nicht erfreulich ausfallen würden und gehen gleich zu einer Novität über.

(Beschluß folgt.)

Stuttgart, April 1831.

(Beschluß.)

Für junge zärtliche Liebhaberinnen ist noch eine Dame bei unserem Theater, welche an Schönheit vielleicht alle bisher genannten übertrifft, Fräulein Röslin (Tochter eines Pfarrers von der schwäbischen Alp, daher scherzweise das Alpenröslein genannt) — doch leider! ist sie auch nur noch Anfängerin, und ob sie wohl nicht übel spielt, so scheint doch kein glänzendes Talent in ihr zu wohnen, oder, wenn es dort wohnen sollte, wenigstens zu schlummern.

Von dem Männerpersonal will ich Ihnen nur das ausgezeichnete nennen, also: ausgezeichnet dick Herr Maurer; spielt alte Helden sehr gut, schreit nur etwas zu viel, piquirt sich aber auch noch, junge Männer zu geben, auch einen Marquis Posa, wo ihm dann seine Figur sehr im Wege ist. — Ausgezeichnet mager Herr Rohde; gibt alte komische Rollen mit höchst unappetitlicher Uebertreibung. Ausgezeichnet häßlich Herr Kunz; spielt allerlei, man weiß eigentlich nicht was; Beide singen, aber schlecht. Ausgezeichnet alt Herr Pauli, — doch für etwas schwache alte Väter noch brauchbar. Ausgezeichnet hochmüthig (aber ohne Grund) Herr Wallbach, — erster Held und erster Liebhaber, leider schon seit fünf und zwanzig Jahren, also wenigstens funfzehn Jahre zu lange, — seine beträchtlichen Falten und Runzeln machten einem Manne von sechzig Jahren alle Ehre, — sein Auge ist ohne Feuer, sein Spiel ohne Kraft, seine Deklamation affectirt, — er mag früher brav gewesen sein, — für Liebhaber und Helden ist er nun einmal nicht mehr jung, nicht mehr kraftvoll, nicht mehr lebhaft genug, — und ist leider der Einzige, den wir dafür haben. Ausgezeichnet eingebildet Herr Dobritz (auch ohne Grund). Er ist ganz Naturalist; von Studium ist bei ihm keine Rede, gut gibt er aus innerer Anlage, und ganz von selbst, bonvivants — „Carl Ruf" und dergl. — nur darf kein Wort Französisch dabei vorkommen; alles Andere spielt er schlecht, und weiß gewöhnlich nicht, was er aus einer Rolle machen soll. Ausgezeichnet ungebildet Herr Gnauth; spricht nicht deutsch, sondern der Himmel weiß, welche Sprache, sagt immer ne statt nein, geräumt statt gereimt, Gericht statt Gerücht, Mütter statt Mieder und dergl.; hat aber ein ausgezeichnetes Talent für gemein-komische Rollen, und macht immer etwas Erträgliches, ja, oft etwas auffallend Drolliges aus seiner Parthie.

Ausgezeichnet brav aber ist doch ein Schauspieler, um den uns alle Bühnen beneiden, Herr Seidelmann; das ist ein Künstler im wahren Sinne des Worts, und ein großer Künstler. Seine feine Komik für einen Commissionsrath Frosch, Küchenmeister Vatél, seine Bildung, sein Welton als Carlos in Clavigo, seine Leichtigkeit und Gewandheit als Kammerdiener in „der Triumph des Berufs", seine tiefe Intrigue in der Rolle eines Shylok, stellen ihn dem berühmten Devrient an die Seite, stellen ihn hoch über alle andere Schauspieler unserer Zeit, und wir können uns gratuliren, zu so vielen mittelmäßigen Schauspielern auch einen wahrhaft trefflichen zu besitzen. Zu erwähnen wäre noch Herr Miedke; für zärtliche Väter, und alte, ernste Rollen überhaupt sehr brauchbar, — alles Uebrige will nicht viel heißen. Herr Gnauth jun., Herr Rohde jun., Herr Schmidt, Herr. A. Schmidt, Herr Renz ꝛc. lauter Anfänger, unter denen allein Herr A. Schmidt Talent verräth, lauter Schauspieler, welche bis jetzt noch nichts können, als anmelden, und auch selten etwas Anderes thun.

Sie haben nun eine Charakteristik unserer Bühne; bei nächster Gelegenheit will ich einige Leistungen durchgehen, — doch auch hier nur das besonders Merkwürdige herausheben, sowohl im guten, als im bösen Sinne, zu Beidem werde ich manche Gelegenheit haben.

α.

Theater-Miscellen aus Prag.

Die Müllerin und ihr Kind, parodierende Posse mit Gesang in drei Aufzügen, Musik von Rossini, Gretry, Mehul, Schenk, Mozart, Haibel, Wenzel und Müller, eine Travestie des Raupach'schen Volkstrauerspiels: „Der Müller und sein Kind" hat auf der Prager Bühne ausgezeichneten Beifall gefunden, und wird dort häufig wiederholt.

Aus dem Barthelemischen Gedicht: „Le fils de l' homme" hat Herr von Lussan ein Drama gemacht, welches im Théatre de nouveautés zu Paris aufgeführt und mit vieler Theilnahme empfangen worden ist.

Die Oper: „Josephine oder die Rückkehr von Wagram" von den Herren Gabriel und Delaboullaie, Musik von Adam, welche auf dem Théatre de l'opéra comique zu Paris gegeben wurde, ist auch eine der Carrikaturen des großen Mannes, die jetzt, großentheils nur zu ihrer eignen Ergötzlichkeit, auf den Pariser Bühnen herumspazieren. Napoleon, Josephine, Eugen Beauharnois und der Herzog von Vicenza, mit einigen Nebenpersonen gruppirt, singen hier die angenehme, doch nicht bedeutende Musik eines jungen Tonsetzers, welche derselbe, wie man sagt, während der Proben improvisirt hat.

A.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 163. (II. Jahrg.) Montag, den 11. Juli. 1831.

Der Maurer.

Der Maurer ist's, deß hoher Geist
Der Schöpfung Ringe kühn durchkreis't,
Der Sonnen selbst die Sonne bringt,
Mit Lieb' und Liebe sie durchdringt.

Der Maurer ist's, der Gott versteht,
Kindtreu auf Vaters Wegen geht,
Geschwister nach Milliassen zählt;
Weil er dem Weltall sich vermählt.

Die Loge winkt den Bruder — schau!
So prangte noch kein Königsbau —
Die Ampel leuchtet mild und schön,
Wie Cherubs-Auge anzusehn.

Die Kerzen alle flammen schon
Im Zitterlicht am blauen Thron,
Der Meister winkt — ihr seht ihn nicht,
Der Meister hüllte sich in Licht.

Da tönt ein Lied, so groß und hehr,
Der Maurer liebt das Lied so sehr,
Ihm hat's Entzücken oft gebracht,
Das Lied der Sternenmitternacht.

Milchstraßen singen es im Chor;
Der Meister ruft an's Licht hervor;
„Die Arbeit winkt, an's Werk gedacht,
„Ihr Brüder, die ihr liebt und wacht."

Und wo Verzweiflungsthräne quillt,
Da naht der Lichtsohn stumm, verhüllt,
Erquickt und tröstet, will nicht Lohn,
Und geht verhüllt, entzückt, davon.

Der Mann, deß Name namenlos,
Wie ist der Mann so schön, so groß!
Der Mann, der liebend lebt und wacht,
Der Lichtsohn heil'ger Mitternacht!

Ihr, Maurer, ihr, euch schwillt die Brust
In Engelwonn', in Geisterlust, —
Und mögt den Bruder weinen seh'n?
Und seht den Bruder untergeh'n?

Zehner.

Das Stammbuch.

(Fortsetzung.)

Nach acht Tagen war ich gänzlich hergestellt. Mit einem tüchtigen Stoßdegen und einem gut geladenen Terzerol versehen, begab ich mich bei einbrechender Abenddämmerung nach dem Ziel meiner Wünsche, doch wie staunte ich, daselbst Alles wie ausgestorben zu finden. Die Thore waren geschlossen, und die Fenster dicht mit Gardinen verhängt. Anfangs hielt ich dieß für eine Finte des Marquis, als aber auf mein abgeschossenes Terzerol sich ebenfalls kein menschliches Wesen sehen ließ, zog ich, von Unmuth und Zweifeln aller Art ergriffen, nach Hause, woselbst ich den Entschluß faßte, Melissa abzulauern. Am folgenden Abend besuchte ich ein vor der Stadt gelegenes Wirthshaus, aus dessen Fenstern ich sowohl das Thor, als die Straße übersehen konnte. Nicht lange durft' ich harren — bald rollte die Chaise des Marquis vorüber, er selbst lehnte, in seinen Mantel gehüllt, in einer Ecke des Wagens. Schnell bestieg ich mein in Bereitschaft stehendes Pferd, und folgte, so gut es gehen mochte, in angemessener Entfernung der eiligst dahin rasselnden Kutsche, die, statt nach dem Landhause, ihren Weg in's Gebirge nahm. Mehr als eine starke Stunde war ich im scharfen Trab gefolgt — plötzlich verstummte das Rasseln des Wagens und die grauen Thürme und Zinnen eines alten verfallenen Bergschlosses zeigten sich durch die Lichten des Waldes meinen Blicken. Nun wurde mir das bezeichnete Wort: Bergschloß, mit einem Male helle, und der Zusammen-

hang mit dem Uebrigen lag klar vor meinem Auge, aus dem ich folgenden Schluß gar leicht zu ziehen vermochte. Der Marquis hatte nämlich meine Angebetete vom Landhause auf dieß Bergschloß versetzt, woselbst sie verloren ist, wenn ihr durch mich keine Rettung wird.

Augenblicklich etwas zu unternehmen, fand ich nicht rathsam, und ich beschloß, des andern Tages auszuführen, was ich jetzt nicht konnte. Langsam ritt ich nach Hause, der West trug meine Seufzer durch die Luft, die trüben Schatten flohen aus meiner Brust, und der Gedanke, sie nach eingeholter Ueberzeugung ihrer Liebe aus Melissa's Klauen zu retten, erhellte das Dunkle meiner Seele, und kürzte die langweilige Nacht. Einige Stunden nach eingenommener Mittagstafel ritt ich an andern Tages nach dem besprochenen Bergschlosse. Mein Bursche mußte auf einem Seitenwege die Pferde nach der Stadt zurückbringen, ich selbst legte mich mit aller Vorsicht auf's Recognosciren. Von einer mit Gesträuchen dicht umgebenen Anhöhe konnte ich das halb verfallene Schloß bequem übersehen. Geheimnißvoll und still blickte die schwarze Ruine mit ihren vom Zahne der Zeit merklich beschädigten Thürmen und Warten auf mich herüber. Die Einsamkeit schien in dem alten Gemäuer zu wohnen, und je mehr ich den Steinklumpen beschaute, desto erinnerlicher ward es mir, erst unlängst gehört zu haben, daß der Marquis das alte Waldschloß wegen seines bedeutenden Jagdreviers vor einigen Jahren erstanden habe. Die Zugbrücke war aufgezogen, und so viel ich entnehmen konnte, waren die Tragketten neu, oder zum mindesten reparirt.

Lange sann ich hin und her, auf welche Art ich hinter Melissa in das abenteuerliche Schloß gelangen könnte; die Mauern zu ersteigen, war schlechterdings unmöglich, und durch das verschlossene Thor zu kommen, von eben so großer Schwierigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Huldirs Zauberpalast.

(Fortsetzung.)

Hallender und dumpfer wird noch dieser Donner, wenn jene Eispyramiden zusammenstürzen und auf die tiefen Gewölbe niederfallen (welche Eingänge in die Unterwelt zu sein scheinen) und, in ihre Höhlungen gedrungen, der Schall sich dumpf grollend, weiter und weiter fortpflanzt, und nicht aufhören will. In ihren Tiefen brausen die schwarzen Schlammströme von Zacke zu Zacke stürzend und bringen Toben in dieses große Todesgefilde, in diese Oeden, auf denen alles Leben ausgestorben ist, wohin sich nicht einmal mehr der Zugvogel, den kalten Norden verlassend, um ein milderes Klima zu suchen, verirrt.

Dahin zu dringen ist nun ganz unmöglich, und wollte man auch mit Stangen und Seilen sich unter einander verbinden, so würde man sich doch dort hinab gar nicht senken können, ohne in jedem Agenblicke befürchten zu müssen, durch die zusammengeschobenen Eis- und Steinmassen zermalmt zu werden.

Seht, jetzt, wo wir höher hinauf kommen, scheint der Gletscher versteint zu sein, hier ist er starr, hier rückt er nur von Zeit zu Zeit um ein oder ein Paar Fuß abwärts, und verursacht dann beinahe ein Erdbeben, wenigstens eine Erschütterung, die sich auf 15 bis 20 Meilen durch das ganze Gebirge hin fühlbar macht, dieß geschieht, wenn der mehr bewegliche untere Theil so weit gesunken ist, daß er diesem obern gar nicht mehr zur Stütze dient. Jetzt werden wir bald ihn selbst, obwohl noch immer nicht ohne Gefahr, beschreiten können, vor Euch ragt nun die steile unersteigliche Eiswand des Sulitelma in die Wolken.

Zwölftes Capitel.

Welch' ein prächtiger erhabener Anblick! rief Löwenhielm, welche ungeheure Schneemasse!

Eis! Eis! wollt Ihr sagen, — seht dieses ist kein Schnee mehr, durch der Sonne wärmenden Strahl ist dieser Schnee zusammengesintert, und der neue Winter macht ihn zu einem Granitfelsen an Härte.

Nur die weiße Farbe des Schnees hat er behalten. Sein Gefüge, sein strahligtes Gewebe, seine Lockerheit ist verloren, und eine Festigkeit ist an ihre Stelle getreten, welche den Hieben der Art Trotz bietet.

Nur tief in dem Schooße dieser glänzenden, spiegelnden Berge lebt innere Wärme und nährt die Quellen der Flüsse, welche, dann unter dem Gletscher fortlaufend, die Wasser derselben aufnehmen.

Aber hier oben sind sie rein und auf Krystall fließend. Auf diesen Bergen brachten die Lappen sonst, bevor sie zum Theil verjagt, zum Theil zur Annahme der christlichen Religion gebracht waren, der fürchterlichen Gottheit des Sulitelma ihre grausigen Menschenopfer; hierher wurden jährlich die dem Sadok bestimmten Jungfrauen geführt, welche, durch den Saamen des Sumpfporsch zum Wahnsinn, zur Raserei gebracht, tanzten, bis sie halbtodt niederfielen, dann senkte man sie lebendig in die Klüfte, welche man für die Eingänge seiner Wohnung hielt, und ließ sie dort des entsetzlichsten Todes sterben. Die Jünglinge aber schlachtete man, und ließ ihr Blut in — zu diesem Behuf in das Eis gehöhlte Kessel fließen. Der Lappe oder Samländer glaubt auch noch, dieser Berg sei von Geistern bewohnt, nur ist nach seiner Meinung Sadok auf einer Reise, mit seinen Rennthieren, (welche sich vom Blute der Geschlachteten nährten,) begriffen, und hat unterdessen der Frau Huldir oder Huldra sein Reich übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen

von M. Cunow.

2. Die Frankfurter Messe.

(Fortsetzung.)

S. 36. Saxonia oder Sachsen, wie etliche wollen sagen, daß die aus Brittanien dahin kommen sind, zu suchen einen Ort zu bewohnen, haben die Thüringer aus dem Land geschlagen; etliche sagen, es sei ein überbliebenes Volk von dem Herrn Alexander Magni, der ihnen zu früh gestorben und sie allda gelassen (Hört! Hört!) — S. 37. Frankreich, ein Ort in Europa (allerdings!) im Niedergang zwischen Hispanien und Germanien liegend, ist ein groß und mächtig Land, wird in zwei Theil getheilt, das Ueberbürgische Frankreich stößet an das Gallilläische (sic!) Meer und endet sich an dem Meer Ocean und Rhein. Von etlichen Gallia Comata genannt, ist 100 welscher Meilen lang und 313 breit (also doch wohl 313 M. lang und 100 breit?) S. 38. Paris, die Kaiserliche Hauptstadt der Gallier, in dem scotischen Lande liegend, hat nach der Trojanischen Niederlag, ihren Aufgang Paride den Sohn Parjami bekommen, wie etliche wollen, der mit seinem Sohn Franko genannt, nach dem Trojanischen Krieg in Gallia gereißt, allda eine Stadt und Volk aufgerichtet, und ist die Stadt Paris die Hauptstadt darin. (Glücklich, wer das nicht zu verstehen braucht!) S. 39. Hispania, die größte Provinz in Europa, sonsten Hisperia genannt, ihre Größe ist unglaublich, soll in tausend Meilen lang und breit sein. (also bei weitem größer als Europa selber). Das hispanische Reich hat seinen Ursprung nach der Zeittafel von Phaleg seinem Sohn gehabt. S. 40. Das äußerste Königreich Hispanien oder Portugall genannt hat Brittanien von Mittag (sic!) und Arpagonien (?) von Aufgang. Dieß Volk ist mit dem Pfeil-Werk künstlich. — Welschland ist eine Gegend in Europa, nach der Meinung Solini, zehnmal hundert tausend uud zwanzig tausend Schritt lang, vierhundert und zwanzig tausend Schritt breit, andere meinen Roßlauf, deren drei eine Meile machen. (Ein Schritt oder ein Drittel einer Meile, ein etwas großer Unterschied.) Venedig hat ihren Anfang von Venetio dem Trojaner, der mit den Athenienfern auf dem Adriatischen Meer nach der Schlacht Troja dahin kam, aus Paphlagonia mit seinem Volk vertrieben, suchten sie ein gesegnetes Ort, da sie wohnen wollten, von diesen Venetis ist Venetia genennet. — Die Stadt Venedig ist erst nach Christi Geburt 458 erbauet worden. (Wie paßt das zu Vorhergehendem?) S. 42. (Afrika.) In dem Mohrenland ist eine Wüsten voller Ratten und Drachen, an das Land stößet das Wendelmeer, das ist also heiß von der Sonne, daß es wallet wie ein Wasser in einem heißen Kessel, darinnen liegt der höchste Berg heißt Atlas, reichet über die Luft. S. 43. In Sizilien (zu Afrika gerechnet) ist ein Berg, heißt Cina, daraus allezeit Feuer brennen thut, in dem Meer sind zwei Klippen, Scilla und Charibdis. In das Ort kommt kein Schiff, es sei dann verloren; dabei ist ein Insul, heißt Sardinia, darinnen machte König Sardinis Herkules Sohn, eine veste Burg, in der Insul ist ein Kraut, wenn es ein Mensch isset, lacht er seines Unglücks, bis er stirbt. Auch sind weiße Schaafe an diesem Ort, aus dieser Wolle macht man den besten Scharlach, auch ist ein Holz darinnen, das heißt Ebens, in dem Wendelmeer ist eine Insul, die heißt Corcha, die allezeit grün, riecht etwas wohl und süß, wie das Paradies. S. 44. In Amerika ist das vornehmste Ort Japonia, hat auf 7 Königreich unter sich, liegt nächst an China, ist dreimal größer als Welschland, ein ziemlich kalt Land, da viel Regen, Schnee und Eis ist, haben wenig Kornbau aber viel Reis, essen kein ander Fleisch denn Wildprät; mit Jagen belustigen sie sich, essen auch Roß- und Hundsfleisch, von keiner Milch genießen sie nichts, vermeynen, es sei Blut, an Früchten ist bei ihnen kein Mangel. S. 45. Sachen die bei uns schlecht sind, sind bei ihnen in hohem Werth; um ein Geschirr, daraus sie trinken, geben sie zwei oder drei tausend Kronen, gleichfalls um ein eisernes Häftlein oder Dreifuß, Schüsseln aus Erden, tausend, zweitausend Kronen (warum führt man ihnen dergleichen nicht zu?); ein schlechtes Gemählde, worauf Vögel uud Bäume gemahlt sind, halten sie sehr hoch, so es nur von einem alten Meister herkommt. (Wir thun desgleichen.) Es sind jetzt viel Christen darinnen, die Herren Patres oder Societät Jesu, haben viel Collegia allda. (und dieß ist wohl eines ihrer Schulbücher?) Ebendaselbst: Das Wasser hat drei Naturen, erstlich, daß man darinnen schwimme, zum andern, daß man sich damit wasche, und drittens, daß man davon trinke (sehr naiv!). S. 47. Die Ursach, daß das Meer ab- und zunimmt, sind große Berg in dem Meer, gehen große Löcher hinein, so das Wasser hinfällt, nimmt es ab, so es aber hinausfließt, nimmt es wieder zu. — Die Winde kommen aus dem Wendelmeer, denn es wallet an vielen Enden in dem Grund, durch die große Bewegung und Zusammenfließung des Wassers kommen die Winde; die Erde hat an vielen Orten große Löcher, darein die Luft kommt, davon kommen die Winde. — S. 48 und 49. In dem Meer ist ein Ort, da bellen die Hund unter dem Wasser. Das Ort heißt Sicilia, und sagen die Bücher, daß das Meer an demselben Ort in die Hölle falle, es wird das Getös also groß, so was in die Grube fället, daß die Leute gedenket, die Hunde bellen unter dem Wasser. S. 49. Die Welt ist rund und schieblich, so die Sonn am allerniedrigsten ist, so läuft sie über uns, so sehen wir sie am allerlängsten, daher ist der Tag so lang. Des Winters lauft sie zum alleroberstten an dem Himmel, so dünkte uns, wie sie überzwerg lauft und ist schier unter die Erde kommen, daß wir sie nicht sehen, alsdann haben wir kurze Tage. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, in den ersten Tagen des Juni 1831.
(Beschluß.)

In der Mitte des Mais wurden im Museum von Herrn Professor Tiek neue Säle mit antiken Bildwerken dem Publikum geöffnet, so daß sich plötzlich die Zahl trefflicher Statuen, Büsten und Reliefs, die nun den Kunstfreunden geboten sind, um ein gutes Drittheil vermehrt hat.

Auf den königlichen Bühnen ist in der letzten Zeit nichts Neues von Bedeutung gegeben worden, obgleich, wie man hört, wöchentlich sechs Theaterstücke oder Stückchen bei dem Comité, das über ihre Brauchbarkeit zu entscheiden hat und der wöchentlich drei beurtheilt, eingegeben werden. Der Königlich-Sächsische Hofschauspieler, bisheriges Mitglied des Hamburger Stadttheaters, Herr Emil Devrient, der Bruder unseres ausgezeichneten Sängers und Neffe des berühmten Ludwig Devrient, gab während des Monat Mai einige Vorstellungen auf den königlichen Bühnen. Er trat auf als Philipp Brook in den Mündeln, als Don Cäsar in Donna Diana, als Posa im Don Carlos (zweimal), als Baron Wiburg in „Stille Wasser sind tief," als Orest in Goethes Iphigenia, und errang sich einstimmigen Beifall. Auch als Hamlet hofften wir ihn zu bewundern, aber die Unpäßlichkeit einer Schauspielerin, welche die Rolle der Königin zu geben pflegt, entzog uns diesen Genuß. Recht fühlbar wurde bei dem Auftreten des Herrn Emil Devrient, der ein geistvolles Spiel mit gefälliger Gestalt und schönem Organ verbindet, unser Mangel an einem Mann für Rollen, wie er sie gab. Es ist traurig, daß man Herrn Devrient jetzt oder früher hier nicht festzuhalten wußte. Wir rufen ihm nach, bald und oft nach der Vaterstadt zurückzukehren.

Auf dem Königsstädter Theater ist ein Singspiel: Lindane oder der Pantoffelmacher im Feenreiche, gegen zwanzig Mal in kurzer Zeit gegeben worden. Als Dichtung hat diese Lindane keinen Werth; es ist eine Zusammenstückung bunter Lappen, wovon hier und dort einer, für sich allein betrachtet, ganz hübsch ist — was freilich von den meisten Stücken gilt, die uns jetzt geboten werden. Aber was liegt an der Dichtung? Adolpf Bäuerle tritt hier ganz in den Hintergrund. Der neue Maschinenmeister Herr Roller ist der eigentliche Dichter des Pantoffelmachers; seine Dekorationen und Maschinen, sein Zauberspuck und Hokuspokus ist es, was die Berliner in Schaaren herbeilockt. Da wird bald ein Faß Wein, bald die Rennbahn mit dem Garten zu Tivoli, bald ein anderthalb Schuh langer Maikäfer, bald ein fast nur eben so großes dickes Gastwirthchen, das mit dem langen Spitzeder, dem trefflichen Pantoffelmachermeister, possierlich aus einer großen Dose schnupft und sonstiger Schnickschnak im Nu durch die Kraft eines Zauberstabes hervorgerufen; schöne Gruppirungen mit Schleiern, und Engel und Feen, von denen zuletzt die Luft wimmelt, ergötzen das Auge auf die anmuthigste Weise, wie denn überhaupt Auge und Ohr während des ganzen Stückes beschäftigt wird, ohne daß man den Kopf des Zuschauers nur im mindesten genirt. Daß solche Stücke Beifall finden, wollen wir nicht beklagen. Schöne Dekorationen bleiben auch in schlechten Stücken schön, und Hokuspokus wird Jeden ergötzen, der kein Grisgram ist. Aber daß sie am meisten gefallen, ja fast einzig gefallen, während bei der Aufführung eines klassischen Stückes, wie z. B. der Iphigenie von Goethe, das Parquet halb leer und alle übrigen Plätze ganz leer sind, ist sehr traurig für Jeden, der mit warmer Seele an der Kunst hängt. Sehr ergötzlich ist das Spiel des Herrn Spitzeder, wie überall, so auch in diesem Stücke. Daß er fortwährend die meist widernatürlichen, geschraubten und oft geradezu häßlichen Solotänze im Ballet, welche gerade dem großen Publikum den feurigsten Beifall entlocken, z. B. das Herumschnurren auf einem Beine, bei jeder Gelegenheit durch karrikirte Nachahmung verhöhnt, kann dem Kunstfreunde nicht anders als wohlthuend sein. Es ist eine Art Rache, die er an einem ihm verhaßt gewordenen Gegenstande ausüben sieht.

Einer andern seltsamen Erscheinung auf dem Königsstädter Theater müssen wir ebenfalls gedenken — des Herrn von Klischnig. Als derselbe bei dem Direktor dieser Bühne, so erzählt man, um die Erlaubniß anhielt, im Costüm eines Affen Vorstellungen geben zu dürfen, machte dieser anfangs Schwierigkeiten, indem er einen bloßen Charlatan vor sich zu haben glaubte. Da hob Herr von Klischnig leicht und bequem, als ob es die Hand wäre, den Fuß auf und kratzte sich damit hinter dem Ohre, worauf sogleich mit Freuden sein Begehren erfüllt wurde. Wären Affen bei seinen Vorstellungen zugegen gewesen, sie hätten mit uns gerufen: „Ein himmlischer Affe!" Kröten: „Eine himmlische Kröte!" Spinnen: „Eine himmlische Spinne!" Salamander: „Ein himmlischer Salamander!" denn er stellte allerlei Ungeziefer vor, und ehe man sich's versah, war er immer wieder etwas Anderes, ob er gleich dasselbe Costüm beibehielt. Ja, manchmal glich er irgend einem Klumpen Fleisch oder einem Bruchstück von Geschöpf, in dem alle Menschen- oder Thiergestalt untergegangen war. Man verwechselte die Arme mit den Beinen, wußte nicht, ob man die Vorder- oder Rückseite, Oben oder Unten vor sich habe. Er hätte bequem die Erschaffung des ersten Menschen an sich selber darstellen können, nämlich zuerst den Erdenklos und dann Vater Adam. Seine gymnastischen Künste, seine Stärke, Gewandtheit und Schnelligkeit grenzten in der That an's Mährchenhafte, ja es schien, als ob er seine Gelenke vor- und rückwärts biegen könne. Wollte Gott, die Menschen würden von Menschen immer so gut gespielt, als von Herr von Klischnig die Affen!

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 164. (II. Jahrg.) Dienstag, den 12. Juli. 1831.

Das Stammbuch.

(Fortsetzung.)

Unter tausend und tausend nutzlosen Plänen ward es endlich dunkel, und plötzlich war es mir, als hörte ich das ferne Rasseln eines Wagens. — Die Noth macht erfinderisch — schnell war mein Platz verlassen, und der Weg durch das Gestrippe zum Schloßthor erstiegen, neben welchem sich ganz dicht ein kleines in Stein gehauenes Kapellchen befand, in das ich eiligst schlüpfte.

Das Geräusch der Kutsche kam immer näher, und eben als ich einige Dornhecken um den Eingang meines Asyls bog, wandelte die lange Gestalt des Marquis den Berg herauf. Eine schwere Brustbeklemmung stellte sich meinerseits ein, die immer mehr und mehr zunahm, je näher mein Nebenbuhler kam.

Mit aller Vorsicht drückte ich mich in eine ziemlich schmale Ecke der Kapelle, das Weitere überließ ich getrost dem Zufall, doch wer beschreibt meinen Schreck, als die lange Knochengestalt meines respectabeln Quartierträgers sich vor dem Kapellchen auf eine kleine Moosbank warf, um auszuruhen. Ich wagte kaum zu athmen, und so wenig Anlage ich sonst zum Stickhusten oder Brustdefect hatte, so schien es doch jetzt, als hätte mich die bösartige Hectika befallen, denn unaufhörlich reizte es mich zum Husten.

Nachdem sich das hörbare Keuchen meines unberufenen Belagerers legte, erhob er sich von seinem eingenommenen Plätzchen, klatschte dreimal in die Hände, und nach einigen Secunden fällt die Zugbrücke rasselnd nieder. Hier lange zu überlegen, was zu thun sei, war unmöglich. Ein rascher Entschluß konnte allein gelten. Mit einer Art, die an Kühnheit gränzte, verließ ich eiligst den kleinen Tempel, und folgte dem Marquis leise durch die offene Pforte — nur eine Secunde Verzug, und mir wäre das Nachsehen geblieben, denn noch hatte ich die Schwelle des Thores nicht recht überschritten, so rollte die Zugbrücke hinter mir zu, daß meine Fersen beinahe Schaden genommen hätten.

Herein war ich, und als ich nach einigen flüchtigen Blicken kein menschliches Wesen in der Nähe gewahrte, folgte ich mit wahren Siebenmeilenschritten den fern verhallenden Tritten meines Feindes.

Mit Hast zog er durch das hohe Gras des Burghofes, und statt in das Gebäude selbst zu lenken, ging es nun seitwärts in den wilden struppigten Schloßgarten. Mehr als fünfhundert Schritte waren zurückgelegt; eine finstere Birkenallee nahm uns auf, durch die man auf einen ziemlich freien Platz gelangte, der, so viel mir die Nacht entnehmen ließ, von der Hand eines Gärtners geebnet und zierlich geordnet war, weiter folgen konnte ich auf dem freien Platze nicht, ich schlüpfte daher in das Gesträuch, um meine weitere Marschroute zu beobachten. Vorsichtig nach allen Seiten blickend schritt Melissa nun auf eine in der Ferne liegende ziemlich breite Felsengruppe zu, von deren Höhe sich eine Quelle rauschend in ein Marmorbecken ergoß. Um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren, schlich ich im Halbmonde durch die Gesträuche dem kleinen Wasserfalle näher. Auf einen Griff, welchen der Marquis rechts an dem Gesteine that, versiegte plötzlich die herabstürzende Quelle — der Marmorbecken schob sich seitwärts, der Felsen öffnete sich — und ihr sieben Wunder des Himmels — ein hell erleuchtetes prächtig möblirtes Gemach, in welchem mein lang ersehntes Feenkind auf einem Sopha ruhte, zeigte sich meinen Blikken. Kaum war mein Nebenbuhler eingetreten, so schloß sich der Felsen, und nach wenig Secunden fiel die zurückgebliebene Quelle wieder harmonisch plätschernd in das Becken.

Gewiß zwanzig Mal rieb ich meine beiden Augen, und meinte, das Geschehene sei weiter nichts, als eine Vision meiner erhitzten Phantasie, doch als ich näher trat, die Quelle sah und hörte, und mich nach kurzer Weile überzeugte, daß Melissa entschwunden sei, da fing

ich an zu glauben, was mir unmöglich schien, und mit einer Art Raserei rannte ich nach dem Felsen, der aber fein geschlossen blieb. Erst als sich mein Kampf ein wenig legte, fiel es mir bei, daß der Marquis auf der rechten Seite nach den Steinen griff. Wahrscheinlich befand sich zwischen diesen eine Feder oder ein Ring, mittelst dessen die Verwandlung bewirkt wurde. Nach kurzem Besinnen näherte ich mich dem Zauberfelsen, an dem ich gar bald einen kleinen eisernen Ring entdeckte. Der Schlüssel des Geheimnisses war gefunden, und ohne mein Gedächtniß erst über Vor- und Nachtheile anzustrengen, folgte ich dem Drange meines Herzens, und zog ziemlich kräftig an dem Ringe. Wie durch einen Zauberschlag that die steinerne Maschinerie ihre Schuldigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das beste Mittel gegen die Cholera.

Das beste Mittel? — Ja, und noch dazu ein unentgeldliches, das ein Jeder in sich besitzt. Es heißt Gemüthsruhe und Zuversicht. Sämmtliche in- und ausländische Regierungen haben die zur Abwehrung dieser Krankheit geeigneten Quarantainen und Vorsichtsmaaßregeln angeordnet: überall sind amtliche Bekanntmachungen darüber erschienen. Wer nun über vorkommende Fälle etwas weiß, der melde es an die niedergesetzten Commissionen, mache es aber nicht in Tageblättern oder gar durch mündliche Mittheilung bekannt: der Unerfahrne wird dadurch sonst immer beängstigter und durch die allgemeine Verbreitung solcher Angst wird auf den Gesundheitszustand gewiß nur nachtheilig gewirkt. Tritt bei irgend Jemandem ein Unwohlbefinden ein, welches ein oder zwei Symptome begleiten, die sich auch bei der Cholera zeigen, so denkt man gleich an diese Krankheit. Um dieß zu vermeiden, schlagen wir vor, man solle die Akten darüber nun schließen, und Beobachtungen über diese ostindische Brechruhr den Commissionen mittheilen oder in ärztliche Zeitschriften schikken. Aehnliches ist in England vorgeschlagen und von vielen Blättern angenommen worden.

D. M. R.

Gnädig.

Gnädiger Herr! gnädige Frau! — Seitdem die usurpirten Vorrechte des Adels wie in jeder, so besonders in Hinsicht auf geselliges Leben immer mehr geschwunden, fängt auch die Gnade an, unhörbarer zu werden, mit der man sonst mündlich und schriftlich gegen den Adel um sich werfen mußte. Nur gegen Personen, denen man tief subordinirt ist, die man supplicando angeht, von denen wahre Gnadenbezeigungen abhängen, kann von Gnade die Rede sein. Welches Recht hat aber wohl eine adelige vor einer bürgerlichen Dame von gleicher, ja oft geringerer Bildung, sich gnädig nennen zu lassen? Die sogenannte Schnabelirgarde bürgerlicher Häuser, wo vornehm geschmaußt, getrunken, getanzt, musicirt, gespielt u. s. w. wird, pflegt jetzt nicht selten die Dame vom Hause gnädige Frau zu nennen; und bringt so das Wort gnädig auf seinen wahren Werth zurück, denn da nur waltet Gnade, wo ein Recht ermangelt. Am besten blieb' es freilich durchweg bei Madame. So gut wie nun die gnädigen Herren, welche keine Gnade zu spenden haben, im geselligen Leben fast ganz verschwunden sind, werden die bisher vorzugsweise so genannten gnädigen Frauen sich wohl auch auf Ertragung eines so harten Schicksals gefaßt machen müssen. Am besten könnten sie sich in Böhmen darauf vorbereiten, wo man mit von und Gnade Jeden und Jede beehrt, die anständig sich kleiden, benehmen und zahlen.

Nur Gott ist gnädig. Hohe Personen und Protektoren können es sein und werden. Der bloße Adel aber hat, wenigstens im geselligen Leben und im jetzigen Geiste der Zeit, kein Vorrecht mehr auf jenes Prädicat, das den Einen über Gebühr erhebt, den Andern erniedrigt.

E — dt.

Huldirs Zauberpalast.

(Fortsetzung.)

Jetzt sind wir zur Stelle, tretet ein in ihren Zauberpalast!

Die verwegenen Wanderer waren vor dem Eingange einer großen Höhle angelangt. Asla schwang sich von dem Pferde. — Löwenhielm that ein Gleiches. Beide hingen die Zügel über ein Paar Eiszacken, nachdem die Thiere mit den Satteldecken wohl verwahrt worden waren.

Ihr Götter! rief Löwenhielm, — welch ein Wunderbau!!

Die kühnste Einbildungskraft, die lebhafteste Phantasie erfliegt nimmer, was sein staunendes Auge hier erblickte. — Eine Säulenhalle, von den prächtigsten gothischen Bogen überwölbt, that sich vor ihnen auf; vom zartesten, durchsichtigen, funkelnden Glas schien jeder Pfeiler, schienen alle Wände, schien die durchsichtige Kuppel; tiefer war das Blau der ferne im Hintergrund stehenden Säulen, doch Alles klar, wie Krystall, und leuchtend wie der Diamant im Strahl der Sonne, spielend in den mannichfaltigsten Farben; und wie sie weiter schritten, verwandelte sich das Blaue in ein sanftes Smaragdgrün, das dem Auge außerordent-

lich wohlthat, und auf den blendenden Glanz eine erquickende Milde folgen ließ.

Asla setzte sich und lud den Freiherrn ein, ein Gleiches zu thun. Nun sind wir — sagte sie — in der Behausung der ersten Göttin dieses Landes. Frau Huldir ist die Königin der Zauberer. Sie gehört aber nicht mehr zu den Göttern finnischen oder jotnischen Ursprungs; sie war eine mächtige Königin, aus dem Stamme der Asen entsprungen und die Mutter der beiden berühmten Zauberinnen Thergerd und Yrpa, welche durch den norwegischen König Jart Hâkan (noch im zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung) verehrt wurden, welchen er Tempel und Altäre erbauen ließ.

Horch — —! vernehmt Ihr nicht ihren Gesang? dieß ist Huldras-laet — das ist ihr Gesang in den Tiefen der Erde. — Kommt weiter, wir werden ihn deutlicher hören.

Sie schritten auf dem glänzenden Glasboden weiter nach dem Innern dieser Zauberhöhle, und wirklich vernahm Löwenhielm einzelne leise Töne, wie von sanftem fernem Harfengelispel herrührend, die Klänge wurden deutlicher und er unterschied harmonisches Ineinandergreifen der Töne, wie von vollen oder gebrochenen Accorden, von einer Lieblichkeit und Zartheit und von überraschenden Uebergängen, wie nur die Aeolsharfe sie hervorbringt. — Erstaunt sah Löwenhielm Asla an, und diese erwiederte auf seinen fragenden Blick:

Gewöhnlich erklärt man diese Erscheinung also: Es ist im Innern des Sulitelma eine lebendige vulkanische Wärme, welche stets an diesen Eiswänden nagt; Ihr werdet auch bemerken, daß es hier bei weitem wärmer ist, als da draußen (obwohl noch immer so kalt, daß Wasser gefriert). Die Höhle mag ehemals gar keine Pfeiler gehabt haben, sie sind entstanden wie die Säulen einer Tropfsteinhöhle. Solche Bildung nun — findet in denen Räumen der Höhle, die wir nicht kennen, vielleicht über uns, vielleicht unter unsern Füßen statt, und das Fallen der Tropfen in die kleinen dadurch entstandenen Becken voll Wasser, verursacht dieses Getöne, das, durch die lautlose Stille zu uns herüber getragen, durch die Wölbungen verstärkt und modulirt — uns wie entfernte Musik erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kätzchen von Heilbronn.

„Nun, hat man nicht einen Spektakel von dem Stücke gemacht — ich wenigstens habe nicht darin gefunden, was ich gesucht" — äußerte, als man vom Käthchen von Heilbronn sprach, Katharine von D.... eine Dame, die ihrer Katzenliebhaberei und Falschheit wegen überall nicht zum besten angeschrieben stand.

Nun, was haben Sie denn eigentlich in dem Schauspiel gesucht? — fragte ein junger Herr.

Antwort: ein Kätzchen — denn das stand ja mit auf dem Titel — ich fand aber nur eine Käthe.

Die Gesellschaft brach in Gelächter, der junge Frager aber, nachdem der Lachsturm sich gelegt hatte, in einige Verse aus, die er auf einem Winkel mit Bleistift schrieb und dann der Dame in's Strickkörbchen praktizirte. Hier der naseweise poetische Herzenserguß:

Was ich suchte, hab' ich nicht gefunden —
Kätzchen sucht' ich — Käthchen gabst Du mir —
Ei, wie dauern mich, Thalia! die drei Stunden
Dort in Deinem bretternen Revier.

Thalia.

Darfst ja nur vor Deinem Spiegel stehen,
Willst vereint Du Käth' und Kätzchen sehen.

Darüber hat sich die Dame natürlich halbtodt geärgert, und liegt eben an einem Gallenfieber darnieder. Sollte sie vollends sterben, so will ihr der heillose Dichter das Leichencarmen fertigen.

E — dt.

Aphorismen von Baldamus.

(Beschluß.)

6.

Die Neigungen der Frauen erinnern mich oft an die sogenannten Sommerfäden, die im September in der Luft herumschwimmen, und nur allzuhäufig an dem ersten besten Dornenbusche, der den Arm nach ihnen ausstreckt, sorglos hängen bleiben. So lassen sich oft die edelsten Frauen von den gemeinsten Männern einfangen.

7.

Die Genealogie unserer Gefühle hat sehr viel Aehnliches mit den Geschlechtsregistern der homerischen Helden, die fast alle mit einem Gotte endigen. Unsere meisten Gefühle sind in der Regel edler Abkunft und erinnern an den Himmel, werden aber leider durch Mißheirathen mit den Leidenschaften so verunstaltet, daß die Stammverwandtschaft mit den Engeln ganz verschwindet.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Mai 1831.

Wir nähern uns allmälig jener Saison, welche die Berliner, treffend genug, die saure Gurkenzeit nennen und in welcher die Funktionen der Correspondenten unseres Planeten schwieriger als je werden. Der König und seine liebreizende erhabene Gemahlin werden diesen Sommer dem Vernehmen nach Dobberan besuchen, die Prinzen und Prinzessinnen aber das Lustschloß Nymphenburg beziehen; der hohe Adel schickt sich an, nach seinen Landgütern zu wandern; unsere vornehmen Hypochondriaci, Podagraisten und Hämorrhoidarii wandern nach Gastein, andere in die näher gelegenen Baierischen Bäder, nach Kreuth, Sulz, Seeon, Rosenheim u. s. w. — Die Baumanie hat bei uns endlich nachgelassen, nur zu sechs neuen Privatbauten wurden in diesem Frühjahr die erforderliche Ratification nachgesucht, sonst um diese Zeit zu hunderten. Auch gut! — haben hier Häuser genug, mehr Häuser als Geld. Die Miethen gehen herab und werden in der Folge noch mehr fallen. Wir leben im wonnigen Mai und wie leben wir? empfangen Sie hiermit die Rubrik aus dem Münchner Festkalender:

Unser Wonnemonat war, wie beinahe immer, bis gegen das letztere Ende, rauh und kalt, und ließ wenig merken, daß wir uns im tiefen Süden des deutschen Vaterlandes befinden. Indessen wurden dennoch, wie gewöhnlich, die Vergnügungen außer der Hauptstadt zahlreicher und geregelter. An Sonn- und Feiertagen wird bereits allerwärts öffentlicher Tanz unter offenen Pavillons im Freien gehalten. In der Woche besucht man am Dienstag und Donnerstag das hübsch gelegene Bogenhausen und Neuberghausen; Tivoli ist dagegen ganz in Verfall gerathen, und selbst der barbarische Name des neuen Wirthes — der Mann heißt Cerembo-Cerembus — vermag es nicht zu heben. An andern Tagen wandert man nach Großhesselohe, in ein Wäldchen an der Isar, wo sich am Pfingstmontag d. J. gegen zwanzigtausend Menschen versammelt hatten, unter denen sich unser humaner königlicher Ludwig im schlichten Fracke umhertrieb und allerwärts mit lautem Jubel empfangen wurde; auch der Lustgarten in Röhring wird dieses Jahr wieder häufig besucht, wohin am Isarstrand ein angenehmer Weg führt, und von wo aus man die Thürme und Häuser Münchens aus der Vogelperspektive erschauen kann; auch das niedliche Harlaching, wohl der schönste Punkt in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, zieht viele Spaziergänger an; hier schuf meist der göttliche Claude Lorrain seine Meisterstücke; ein Viertelstündchen noch und wir befinden uns in der reizend situirten Menteschweig, von deren Altane eine entzückende Aussicht über Stadt und Fluß sich darbietet. Diese Altane ist leicht, aber dermaßen niedlich disponirt, daß man sich in warmen Sommernächten daselbst auf den Balkon einer italienischen Villa träumen kann. — Auf der andern Seite beginnen in dem großen englischen Garten — einer Meisterschöpfung der Kunst, in Münchens etwas unwirthlicher Gegend — die Lustfahrten und Spaziergänge der schönen Welt. Einmal in der Woche Abends spielt herrliche Militärmusik — unter der sich dieses Jahr das Trompeterchor der Artillerie auszeichnet — am sinesischen Thurme. An allen diesen Orten ist die Gesellschaft republikanisch gemischt und es ist angenehm, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft im Freien in Eines verschmolzen zu sehen. — Am ersten Sonntage im Mai fand die Dult (Jahrmarkt) in der Au (Vorstadt an der Isar) statt; nur drei Tage dauernd, aber von vielen Tausenden besucht, ergiebiger als die Dult in der Hauptstadt selbst. Es wurde Viel gekauft und Vieles zum Kauf ausgeboten;*) englische Reiter und Gaukler, Glücksspiele und Schnurranten trieben dort ihr Wesen; die Schweigersche Volksbühne hat dort in ihrem leichten Bretterhause ihre Darstellungen eröffnet und zieht zweimal täglich, um vier Uhr Nachmittags und acht Uhr Abends ein zahlreiches Publikum vor ihre düster brennenden Lampen. Herr Schweiger hat dieses Jahr an Herr D'or einen braven Komiker, an Herrn Bartholomay einen wackern Bassisten und an Herrn Justian einen guten Intrigaunt. Hier treibt sogenannte Lokalkomik, oft eine recht gesunde, ihr Spiel; da werden Ritterstücke losgelassen, die ihres gleichen in der Welt nicht haben, Drachen von Pappe getödtet und der grausigste Spuck getrieben, vor dem man sich fürchten würde, wenn er nicht so ganz und gar lächerlich wäre; da wird nicht selten in bürgerlichen Possen eine derbe Naturphilosophie gepredigt und dem Volke eine Ahnung von theatralischem Genusse verschafft. Leider ist der Contrast zwischen der hölzernen Volksbühne und den prachtvollen Hallen des Hoftheaters allzugroß, um eine Fortbildung der Menge in diesem Betrachte zuzulassen. Eine Mittelstation, wie das ehemalige Isartheater war, wäre vielleicht zu wünschen.

(Beschluß folgt.)

*) Auch König Ludwig erschien am dritten Dulttage in Mitte des stärksten Gedränges in der Au. Er kaufte bei einem Goldschmiede drei schwere Siegelringe und überreichte dieselben drei in der Nähe stehenden braven Unteroffiziers seiner Armee mit den Worten: „Hier Ihr Leute! nehmt die Ringe zum Andenken von mir.“ Durch solche Züge weiß der volksthümliche Herrscher sich die Herzen des Volkes immer mehr und mehr zu gewinnen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 165. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 13. Juli. 1831.

Zizka's Tod.

Vor Pribislava's festen Mauern
Steht wohlgerüstet das Kelchnerheer;
Doch herrscht im Lager tiefes Trauern,
Der Feldherr liegt danieder schwer.

Und um sein Lager in der Runde
Stehn greise Krieger kampfbewährt,
Und wie ihm naht des Todes Stunde
Und wie er Alle schluchzen hört;

Da rafft er sich mächtig vom Lager empor:
„Wer wagt's zu beweinen den Siegerheld,
Umgibt ihn ein winselnder Weiberchor
Wenn er sich zum nahenden Tode bestellt?"

„Hab' stets gesiegt in dunkler Schlacht,
Nun werd' ich von höherem Streiter besiegt.
Und nicht gebrochen ist dessen Macht,
Der über die Todesschrecken siegt!"

„Geboren bin ich im Sturmgebrüll,
Hab' Sturm erregt mein Leben lang.
Im tollen Busen ward es nur still,
Wenn draußen auch ras'te Sturm und Drang!"

„Auch enden will ich bei Waffenklang,
Und bin ich schon nahe dem letzten Ziel,
Erhebt siegfreudigen Gesang,
Und Trommelwirbel und klingendes Spiel!"

D'rauf läßt er waffnen sich zum Gange,
Zu seinem allerletzten Gang,
Im Lager brütet's dumpf und bange,
Tönt keiner Waffe freud'ger Klang.

Und plötzlich sinken des Zeltes Wände,
Da steht er auf's breite Schwerdt gestemmt,
Erwartet ruhig das nahe Ende
Von keiner Furcht die Brust beklemmt.

Und in die Kniee sinken Alle,
Der blinde Kämpe schweigt zum Chor,
Ragt wie in einer Ahnenhalle
Ein erznes Riesenbild empor.

Und wie ihm brechen nun die Glieder
Und schon errungen ist das Ziel,
Erheben die Krieger siegfreudige Lieder
Und Trommelwirbel und klingendes Spiel.

D'rauf schleudern sie jauchzend Feuerbrände
In Pribislava's Mauern hinein,
Vom Ruf erschallen die Felsenwände:
Soll Zizka's Leichenfackel sein!

Ludwig August Frankl.

Huldirs Zauberpalast.

(Fortsetzung.)

Dieses ist die Erklärung, wie unsere Gelehrten sie uns geben; aber mir gefällt jene alte Zeit weit besser, in welcher jede Naturkraft ihren Repräsentanten in der Gestalt einer Gottheit hatte: wo diese Höhle nicht zufällig entstanden, sondern von dem Huldra-Volke erbaut wurde, wo diese Töne nicht fallende Tropfen, sondern der Gesang der Zauberschwestern waren. So gelehrt und so einfach ist diese Erklärung nicht, aber sie scheint mir natürlicher; denn natürlich ist dem Menschen der Hang zum Wunderbaren, und gerne überläßt er sich solchen Träumereien. In der Kindheit aller Völker finden wir den entschiedensten Hang zu wunderbaren Sagen und Mährchen; unter allen Völkern finden wir zuerst die Anbetung der Naturkräfte, bei uns Thor der Donner, bei den Griechen Zeus, bei den Indiern Siwa; bei uns Muspelheim, das Sonnenland, bei den Griechen Apollon, der Gott der Sonnen; Krischna bei den Indiern, Mytra bei den Persern; die Völker Amerika's und Afrika's beten gleichfalls Naturkräfte unter sinnlich wahrnehmbaren Gestalten an. Das Christenthum hat aber diese schönen Phantasien zerstört, es läßt dem Gemüthe, dem Gefühle nichts, es übergibt Alles dem Verstande, ich aber glaube, Gottesverehrung sei gerade Sache des Herzens, der innersten, tiefsten Empfin-

dungen, und nicht des Grübelns eines überklugen Verstandes. —

Ihr habt recht, Asla, auch mir erscheinen jene lieblichen Sagen romantischer und das Herz mehr ansprechend. — Wie schön muß sich's auf der Erde gelebt haben, als die Götter zu derselben und zu ihren Bewohnern herabstiegen, als Jupiter und Apollo — Bacchus und Diana, als Venus und Amor unter den Menschen wandelten, und beglückte Geschlechter aus ihrem Umgange entsprossen, als Dryaden jeden Baum, Faunen die Haine, Nereiden und Najaden und Tritonen das Meer und die Flüsse bewohnten, als die Götter den Menschen näher standen, und ein zutrauliches Verhältniß zwischen den Bewohnern des Olymp und denen der Erde sie mit einander verknüpfte, daß sie innigen Antheil an ihren Schicksalen nahmen.

Warum wählt Ihr denn gerade die Griechen. — Unsere Religion — ich meine die ehemalige Religion dieses Landes, bietet eben so schöne, unserer Natur angemessenere Bilder dar, als jene, der südlichen Natur eigenthümlichen, sind.

Mir sind diese Bilder nicht ganz so geläufig.

So so! — Ihr seid ein Nordländer und habt die Mythologie der Griechen und Römer besser inne, als die Eures Vaterlandes, ich habe geglaubt, sie ziehen Euch eben so sehr an, als mich; so richtet denn Euer Auge auf diese Erscheinung und nicht auf den Sinn derselben, denn ich nehme immer mehr wahr, daß Euch die Tiefe der Empfindung ganz abgeht.

Asla schritt weiter hinein in die Höhle, deren blasses Grün immer dunkler wurde, endlich kam sie an einen spiegelglatten, wie von einer Welle bewegten See, in welchem die glänzenden Fische still und unbeweglich standen, Asla ging darauf hin, — er war durch und durch gefroren. — Welch ein eigenthümlicher Anblick, es schien, als stünden sie auf der reinsten, unbeweglichen Wasserfläche. — Kein Bläschen, kein Sprung, keine Trübung erinnerte daran, daß dieß Eis sei, und die nahe an der Oberfläche stehenden Fische machten das Schauspiel noch merkwürdiger, der See war äußerst flach, auf welche Weise bevölkert, wußte Asla nicht zu sagen, — aber — gefrierend, mußten die Fische, welche sich dem wärmern schwerern Wasser nach, an den Boden zogen, doch endlich auch einfrieren, und weil er sehr flach war, schienen sie an der Oberfläche zu sein, weil aber Eis, und durchsichtiges Eis sein Bette bildete, so mußte dieser See dem Beschauenden unergründlich vorkommen.

Dieß Alles Euch zu erklären, ist sehr beschwerlich sagte Asla zu ihrem Begleiter, ich war einmal mit Nordenskiöld hier, und sehr oft allein, — damals waren wir Beide ganz still. Wir blickten einander nur stumm an, wir gaben uns die Hand, ein Druck derselben zeigte uns unsere Ueberraschung, unser Entzücken. Wir suchten nicht kalt die Ursache dieser Erscheinungen, wir überließen uns ganz dem wunderbaren tiefen Eindrucke, den sie auf uns machten. In den Erklärungen verlieren sie den Zauberschein, die Worte ziehen den magischen Schleier von diesen Bildern, und lassen nichts mehr als eine ganz natürliche Eishöhle übrig. — Ich hätte darum auch Lust umzukehren; Euch gar nicht in das Heiligthum selbst einzuführen.

Asla! ich fragte Euch ja nicht einmal um eine Erklärung.

Das ist wohl wahr, — aber ich sehe Euer ungläubiges Kopfschütteln, über die eingefrornen Bewohner dieses Sees; ich sehe deutlich, wie Euer Verstand zu Euch spricht, glaub's ihr nicht und deinen Augen glaube auch nicht. — Das können nicht wirkliche Fische sein, denn da das Wasser von obenher gefriert, das noch nicht gefrorne Wasser aber schwerer ist, als das gefrierende, so muß es untersinken, und mit ihm ziehen die Fluß- und Seethiere hinab, und folglich müssen sie in der Tiefe des Sees noch leben. — Ich sah Euch, wie Ihr dachtet, wenn die Flüsse so durchfrören und die Seen, so wäre in einem Winter alles Lebende im ganzen Wasserreiche getödtet.

Ihr seid selbst eine Zauberin und mir wird bange in Eurer Nähe, wie könnt Ihr wissen, daß ich dergleichen wirklich gedacht? — Kennt Ihr die Menschen so genau, vermögt Ihr auf ihren Stirnen ihre Gedanken zu lesen?

Euch fehlt der poetische Sinn, den ich habe, den Nordenskiöld besitzt, und da Ihr über solche Erscheinungen denkt wie andere Leute, denen die Blüthen der Phantasie nicht aufgegangen, so war es mir leicht zu wissen, was Ihr denken *mußtet*. — Doch kommt nur mit, ich habe Euch heute schon ein paarmal wehe gethan, das ist mir leid, und dafür will ich Euch den schönsten Saal dieses Palastes sehen lassen, obwohl mir jetzt, da der Unheilige ihn betreten hat, nicht mehr so wohl darin sein wird, als sonst.

Dreizehntes Capitel.

Asla schritt über den Spiegel des See's dahin; hinter ihr der Ritter, ohne daß die Tafel unter seinen klirrenden Sporen zerbrochen wäre, und weiter gingen Beide, bis ein wildes Brausen in ihrer Nähe ihnen einen Wasserfall zu verkünden schien. So war es auch, ein unterirdischer Bach stürmte an den hohlen Eiswänden dahin, ein Paar, nicht mit Eis überzogene, trokkene Felsstücke erlaubten das Niedersteigen in eine untere Abtheilung der Höhle, und hier konnte man den Bach wahrnehmen, welcher scheinbar an einer Glastafel vorbei mit wilder Gewalt strömte, selbst so klar, als das Eis, das ihn umgab.

Nun aber öffnete sich bei einer unvermutheten Wendung, welche die Führerin machte, dem nachfolgenden Freiherrn ein Anblick von so überraschender Schönheit, von so mächtiger Wirkung, daß er, in sprachloses Erstaunen versenkt, mit unwillkührlich gefalteten Händen stehen bleibend — dieses Bild betrachtete.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen
von M. Cunow.

2. Die Frankfurter Messe.
(Fortsetzung.)

S. 50. Der Himmel ist rund, um den Himmel lauft die Sonn und das Gestirn, so die Sonne überzwerg lauft, lauffen die Sterne grad; denn lieffen sie beide die rechte Straße, so irrten sie an einander, daß sie zerbrächen. S. 51. So weit es von der Erde bis an den Mond ist, dreimal so weit ist es von der Sonne bis an das Gestirn. — Der Planeten sind sieben, denn gleichwie sieben Tage in der Woche sind, also sind auch sieben Planeten. S. 52. Die Mathematici und Philosophi sprechen, daß der Mond also breit sei, als die ganze Erden, ohne das Meer und Gewölk. Die Sonne ist zweimal größer, als der Mond, in welcher Breite und Größe die Sonne ist, also sind auch die andern Planeten. S. 56. So die vier Winde aus dem Meer kommen, und oben in der Luft zusammenstoßen, so wird verursacht, daß Hitz und Kälte mit einander streiten, alsdann wird das Getöß so groß, daß wir es hören, als donnere es. — S. 61. Die in die ewige Freude der Seligen kommen, haben sechs Freuden am Leib und sechs an der Seel. An dem Leib haben sie die Schnelligkeit, Stärke, Freiheit, Wollust, Gesundheit und Einigkeit. An der Seel haben sie Weisheit, Freundschaft, Einheiligung, Gewalt, Sicherheit und Sättigkeit.

O Jahrhundert! o Europa! o Deutschland! o Augsburg! o heilige Censur! Warum lasset ihr so etwas passiren und repassiren? — „Es ist gut, wenn die Leute dumm bleiben!" — Ja so! bald hätte ich vergessen, daß wir in den Zeiten der von den Fürsten dieser Welt wieder aufgenommenen Jesuiten leben; also nur frisch gegen Natur und Vernunft, gegen Menschheit und Gottheit losgestürmt! Man wird ja den Erfolg erleben. —

Frankfurt ist von alter und neuer politischer Bedeutung. Früher sah es die deutschen Kaiser krönen, jetzt sieht es den deutschen Bundestag Sitzungen halten, in so fern er nicht, durch Ferien behindert, von hier abwesend ist. Im Römer fand ich den Kaisersaal in einen Schauplatz für die bevorstehende Jubelfeier des hiesigen Gymnasiums umgewandelt, es ist recht gut, daß da keine Kaiser und Churfürsten mehr hineinkommen, man die Schüler darin jubiliren läßt. Sic transit gloria mundi! Ein ernster Witz des Schicksals ist es, daß auch nicht für einen (gemalten) Kaiser mehr Platz ist, indem der letzte — Franz II. — grade die Reihen gefüllt hat. Die goldene Bulle habe ich nicht gesehen, weil mich nicht darnach verlangte. Ein benachbartes Gebäude steckt die Schädel und Hörner etlicher Ochsen heraus, die einst zu Ehren deutscher Kaiser auf diesem Platze gebraten wurden, zugleich naive und charakteristische Reliquien. Die größte Merkwürdigkeit Frankfurts dürfte für Manchen dermalen wohl Danneckers Adriane sein, welche im Park des Banquiers Bethmann in einem Salon nebst mehren andern Kunstwerken, doch meist nur Gypsabgüssen in einem besondern Zimmer aufgestellt ist. Ueberraschung, Erstaunen, Entzücken — das sind die Empfindungen, welche der Anblick und die Betrachtung dieses Kunstwerkes erregen. Vollendete Natur in der größten Schönheit der Kunst, die eben so schwierige als gelungene Stellung, das Leben des Gesichts wie der Haltung des Körpers und des noch noch frischen Marmors, dieß sind die Fesseln, welche das Auge und die Seele mit dem Kunstwerke vereinen. Die Beleuchtung schräg von oben herab durch oder ohne rothen Vorhang und die durch einen Fingerstoß bewirkte Rundbewegung der auf einer Angel ruhenden Gruppe, wobei man, ohne sich durch eigene Bewegung zu stören, jene von allen Seiten betrachten kann, erhöhet noch die Innigkeit des Beschauers, von welchem jedoch das Meisterwerk durch ein Geländer getrennt ist. Doch da der Aufwärter, ein Douceur in seiner Hand fühlend, sich entfernte, konnte die Hand zugleich mit dem Auge den herrlichen Bildungen folgen. Alle die grauen Trümmer des Alterthums im Japanischen Palais zu Dresden gäbe ich für dieß eine frische Leben — zudem wo findet sich dort eine so schwere und doch so natürlich-gelungene Stellung, quer auf dem Panther sitzend, das eine Bein untergeschlagen, den Oberleib und das Gesicht vorwärts gekehrt? Beim Abschiede tröstete mich nur die Möglichkeit eines wiederholten Besuches.

In Frankfurt empfand ich zum ersten Male wieder, seit Ungarn, was es mit einer gut besetzten Tafel auf sich habe. Die Armuth Mittel-Deutschlands an Lebensmitteln ist hier überstanden und den Rhein auf und ab begleitet den Reisenden Ueberfluß. Für einen Gulden rheinisch findet man eine ganze Reihenfolge wohl bereiteter Gerichte nebst mehreren Deserts und der dazu gereichte Tafelwein — der Schoppen à 12 Kreuzer ist auch nicht zu verachten, so daß man also für einen Gulden Conventionsgeld mit Speise und Trank gut bewirthet ist, während man in Preußen und Sachsen das Couvert zu einem Thaler und die Flasche Wein zu demselben Preis immer noch schlecht bedient ist. Auch die Aufwartung selber läßt nichts zu wünschen übrig. Frankfurt ist bekanntlich die Hochschule der deutschen Kellner; manch reicher Gasthofbesitzer anderer großen Städte gibt seinen Sohn hierher, damit er mores lerne, und es ist in der That eine Freude, statt der plumpen Marqueurs anderer Städte die hiesigen Kellner zu sehen, wie sie, unter höchst anständigem Exterieur, jedem Bedürfniß der Gäste im Fluge entgegenkommen. Der große Saal des Weidenbusches faßt 300 Personen, und doch findet sich jeder Einzelne so gut bedient, als sei für ihn eine eigene Aufwartung angestellt. Wohl dem, der immer dort leben kann! Wäre man doch auch ein Bundestags-Gesandter! —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Mai 1831.

(Beschluß.)

In frühern Jahren besaß München sein Hoftheater, die italienische Oper, das Theater am Isarthore und das schweizerische Volkstheater (Lipperlkomödie genannt) zu einer und derselben Zeit, und alle diese Schauspiele waren größtentheils zahlreich besucht. Seit jener Epoche hat aber die Volkszahl in München noch sehr beträchtlich zugenommen, so wie überhaupt diese Residenzstadt das Beispiel der großartigsten Entwickelung in unverhältnißmäßig kurzer Zeit darbietet, die sich in Deutschland je begab.

Am Pfingstsonntage wurden die reizenden Ufer des, sieben Poststunden von der Hauptstadt gelegenen, Starnbergersee's von unzähligen Münchnern, besonders von dem Personale der Kaufmannschaft besucht. Auch der Hof fand sich in seinem, an den Gestaden dieses See's liebreizend situirten, Lustschlosse Berg ein. Der ganze große See — seine Länge beträgt fünf Stunden — war mit Fahrzeugen bedeckt, und da aus denselben unaufhörlich aus Gewehren und Pistolen gefeuert wurde, genoß man von den Höhen der Ufer aus den Anblick eines Seegefechtes en miniature. In der Leonischen Villa — einem Gasthofe an den Gestaden des See's — speisten an diesem Tage mehr als hundert Gäste table d'hôte; es setzte tüchtige Haarbeutel, und selbst Ihr Referent wäre bald zu solchem Appendix gelangt, ohne recht zu wissen — wie. So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage in der allerschönsten — kompagnie!

Die Kunstreitergesellschaft der Herren Liebhardt und Golz treibt seit einigen Wochen in ihrem gymnastischen Circus vor dem Karlsthore, zunächst dem botanischen Garten, ihr Wesen. Diese Kunstreiter sind keine Franconi, de Bach, oder Loisets, haben aber beßungeachtet vielen Zuspruch und thun der Hofbühne großen Abbruch.

Raimund ist in seinem Zauberspiele: „Moisasurs Fluch" zum letzten Male aufgetreten und sofort mit mehreren Kisten Lorbeeren nach Wien zurückgekehrt, seitdem haftet der alte Fluch an unserer Hofbühne; das Haus ist häufig leer und man kann es der Intendantur wirklich nicht verdenken, wenn sie während ein Paar Sommermonaten wieder Melpomene's Tempel schließt, wir hoffen, es werde dieses wieder in sinniger Weise, wie frühern hin, zur Zeit der großen Jakobidult geschehen, denn diese Messe versammelt jederzeit viele gebildete Fremde in der Hauptstadt, und wenn die in Komödien gehen wollen, mögen sie immerhin die Lipperlkomödie in der Au besuchen. Madame Sigl-Vespermann, die hochgefeierte Sängerin, befindet sich nebst ihrem Gatten wieder in unserer Mitte. Bei ihrem ersten Auftreten wollte der rauschendste Applaus gar kein Ende nehmen und ein Enthusiast warf sogar ein enthusiastisches Kränzlein auf die Bühne.

Unsere Landstände sitzen noch immer beisammen und sagen sich unter einander und dem doch gar zu hart bedrängten Minister des Innern v. Schenk*) klassische Grobheiten; dieser Belisar wird mit Obolen (date obolum Belisario) dermaßen überschüttet, daß er sich nicht mehr zu retten weiß. Vor wenigen Tagen erst wurde hier eine Carricatur (Steindruck) verbreitet, welche mehrere Gruppen darstellte. Die Hauptgruppe zeigte einen zerlumpten Kerl, der einen Kasten auf dem Rücken trug. Aus dem Munde des Burschen strömen die Worte: „Herbei, herbei, die Futterzeit ist da!" — Auf dem Kasten sind die Worte zu lesen: „Charta magna" und über demselben bemerkt man ein Paar Hanswurste als Volksvertreter. In dem Kasten selbst, einer portativen Menagerie, befinden sich ein Esel und ein Fuchs, welche das gute, treue Volk am Narrenseile hinter sich her schleppen. Schlechter Witz! eines Saphir, Oettinger und Compag. würdig. Die Carricatur wurde confiscirt; wäre unseres Ermessens nicht nöthig gewesen **).

Man spricht sehr ernsthaft von einem Ministerwechsel***). Das k. Rescript, durch welches Hr. v. Schenk dem heiligen Vater zu Rom als baierischer Gesandter gesendet werden soll, ist, wie behauptet wird, bereits unterzeichnet. O quantum nobis attulit fabula de — o!

Vorige Woche sollen Fürst Esterhazy und der junge M—nich aus Wien incognito hier gewesen sein und beim König eine lange geheime Audienz erlangt haben. Wir sollen auf einen gewissen Fall bereits Parthie genommen haben und in diesem Falle soll sich ein österreichisches Armeecorps mit einem baierischen vereinigen und unser Marschall Wrede das Obercommando erhalten. Lauter Volksgerüchte, welche wir nicht verbürgen können. Nun wissen Sie Alles und wir wissen vorerst nichts mehr.

F. R. B.

Buntes.

Die bei den letzten Unruhen zu Dresden stattgefundene Affaire der Communalgarde gegen die Rebellen in der Nähe der Annenkirche, wo der, nun in's Zuchthaus transportirte Bäcker Kaiser die Sturmglocke zog, nennt man jetzt die Bataille bei Kaiserslautern. — Nicht übel, denn bei Kaiserslautern wurden bekanntlich 1793 vom Herzog von Braunschweig, 1794 vom Erbprinzen von Hohenlohe, die heillosen, rebellischen Franzosen geschlagen, welche über Deutschlands Gauen in Millionen von Herzdomen die Sturmglocke geläutet hatten.

---

*) Es wird für das Land wie für ihn bequemer sein, daß man ihn von solcher Bedrängniß befreit hat. D. R.

**) Herr v. Schenk hätte dieselbe dramatisiren können, so wäre das eben so viel gewesen. D. R.

***) Jetzt spricht man schon lustig darüber. D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 166. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 14. Juli. 1831.

Huldirs Zauberpalast.

(Beschluß.)

Aus den grünen, kaum noch Licht genug darbietenden Hallen waren sie plötzlich in einen Theil der Höhle getreten, welcher zwar nicht offen, aber auf einer Seite nur mit so dünner Eiswand bekleidet war, daß diese das Tageslicht völlig einließ, die auf dem langen Wege an das durchsichtige Grün gewöhnten Augen fanden in der plötzlichen Helle die entsprechende rothe Farbe des Lichts, so kleidete sich Alles in einen hellern oder dunklern rosigen und Purpurschimmer, aber vor Allem herrlich war die das Tageslicht verbergende Wand selbst, denn sie bestand aus lauter Eis-Tropfen, und in jedem einzelnen glänzte das Bild der dahinter stehenden Sonne, und alle Pfeiler und Bögen und Wände waren mit diesen Tropfen überzogen, in denen sich milder das flimmernde Sonnenbild spiegelte.

Ja! rief endlich Löwenhielm aus, das ist ein Zauberpalast, wie nie der Pinsel eines Malers, wie nie die geschäftige Phantasie eines Dichters ihn erschuf: das ist der würdige Sitz einer nordischen Gottheit. Welche Pracht! welch ein Glanz, welcher Schimmer ziert diese Wände! der mit Diamanten überdeckte Prunksaal eines indischen Kaisers muß ja nur ein Schattenbild geben vor solcher wunderbar herrlichen Schönheit.

Hier wohnt auch Frau Huldir! sagte Asla, Eure lieben Götter Griechenlands haben solche Wohnungen freilich nicht.

Nein! beim Himmel! sprach der Ritter, ihre Paläste zu Delphi und Olympia, ihre Häuser im Himmel selbst wurden von Pindar und Homer nie so besungen, nie so ausgemalt, wie ich diese Säulenhalle hier vor mir sehe. Gegründet für die Ewigkeit, gebaut auf den festen Kern der Erde, scheint das ganze Wunderwerk doch nur aus über einander geschütteten Wasserperlen zu bestehen, welche ein Zauber in dieser Anordnung zusammenhält.

Ich sah nie etwas so Festes und so Luftiges zugleich, man meint, die runden Eiskügelchen müßten unter einander weggleiten, und das ganze Gewölbe zusammenrollen zu einem Schutt- und Trümmerberg, und doch sieht man, daß diese hoch hinaufstrebenden Stämme, die Pfeiler, daß die Verzweigungen, welche das Gewölbe bilden, stark genug sind, einen Berg wie den Sulitelma auf ihrer Kuppel zu tragen. — O wie wunderbar schön und groß ist dieses Alles, und so erhaben über alle Worte!

Eure Freude söhnt mich wieder mit Eurer frühern unpoetischen Kälte aus, sagte Asla, — ich sehe doch, daß Ihr Gefühl für das Große und Schöne habt und das macht mir selbst eine hohe Freude.

Wenn Ihr Euch denn nun genug an diesem Anblick gelabt, so laßt uns zurückkehren, denn unsere Gesellschaft wird uns vermissen. Sie sind zwar gewohnt, mich in diesen Felsen und Eisgebirgen Tagelang umherstreifen zu sehen, doch möchte ich nicht bleiben, bis es Nacht wird, da wir jetzt im Sommer kein Schneelicht haben. Kommt!

Nein Asla! Laß uns noch in diesem Heiligthume der Träume verweilen, und mache hier in dem Tempel der mächtigsten Gottheit meinen Traum zur schönen Wirklichkeit. — O Asla! ich liebe Dich, wie nie ein Mensch geliebt hat. Asla! mein ganzes Herz, meine Seele lebt nur in Deinem Anschauen! —

Sagt mir das Alles ein andermal, Herr Ritter! vielleicht bin ich dann geneigter, aus einer wiederholten Liebeserklärung wiederholt einen Scherz zu machen; hier nicht! entweiht diesen Tempel nicht durch solche Gespräche. — Ich liebe Euch nicht. Und hier ist überhaupt der Ort nicht zu solchen Reden.

Asla ging — verstummt und verstimmt folgte ihr der Freiherr; er hatte ihr gegenüber nicht die Gewandtheit, welche ihm sonst niemals fehlte, — er mußte die Gewalt anerkennen, welche sie über ihn ausübte; ihr ernster Geist machte jede Mühe, sich ihr auf seine ge-

wöhnliche Weise zu nähern, vergeblich, und so kehrte er durch die dunkle Höhle zurück an's Tageslicht, unempfänglich für den Eindruck ihrer wilden oder glänzenden Schönheit. Doch als sie nun an den großen Eingang kamen, und Asla schweigend mit der Hand auf die Landschaft unter ihren Füßen deutete, da ging doch sein Herz wieder auf — vor dem Strahl der belebenden Sonne, die in aller nordischen Klarheit und Heiterkeit eine Gegend beschien, deren Schönheit so überraschend, als groß war.

In einem bläulichen Gewölbe von Eis stehend, bildete das Thor den Rahmen dieses Gemäldes, das zu seinem Vordergrund wilde, durch einander geworfene Eismassen, mächtige Schneewände und Gletscher hatte; den Mittelgrund bildete das absteigende Land, der untere wellenförmige Theil des Gebirges, mit der üppigsten Vegetation bedeckt, in das zarteste Grün gekleidet, um so reizender aus der Ferne herüber blickend, als die nächsten Gegenstände der Pflanzenwelt, die schwarzen niedrigen Föhren waren, romantisch gruppirte Felsentrümmer, alte Burgen und Festen darauf, und die gänzliche Leblosigkeit der Gegend, geben ihr einen schwermüthigen Anstrich, und brachten den Gedanken an eine ausgestorbene, nur noch in den Bäumen fortlebende Welt hervor. Den Hintergrund bildete das weite unabsehbare Meer, das am Horizont mit der Luft zusammenfloß, welche in all der milden und hellen Klarheit eines nordischen Klimas über das Himmelszelt gespannt war.

Asla stand entzückt vor dem oft gesehenen Bilde, und sog mit trunkenem Blicke dessen Schönheit, ihr immer wieder neu, ein. — Rascher hob sich die stolze Brust des großen Mädchens; eine Königin konnte nicht stolzer auf ihr beherrschtes Land blicken. War das Alles doch ihr Eigenthum, ihr unbestrittenes und ungetheiltes, — denn nur selten oder nie verirrte sich der Fuß eines Wanderers bis in diese Höhe.

Wie sie so vor ihm stand, schien sie dem staunenden Löwenhielm die Gottheit dieser Berge, die mächtige Fee, welche diesen Wunderbau, den er so eben verlassen, gegründet, und er trat scheu und ehrerbietig zurück, der so eben wieder von Neuem seine Liebeserklärungen beginnen wollte.

Aber Asla kehrte sich zu ihm, und als sie ihn verloren fand in ihrem Anschauen, überflog sie ein dunkles Gefühl, als ob sie dem Manne doch wohl Unrecht gethan habe, und durch die sie umgebende Herrlichkeit der Natur weicher gestimmt, reichte sie ihm die Hand, und sagte: Zürnet mir nicht, Löwenhielm! wenn ich Euch verletzte, ich bin nun einmal nicht zu Tändeleien und Spielen geboren, ich liebe Euch wie eine Schwester, ich ehre Euch, denn ich fand mehr, als Manche wollen, daß ich in Euch finden solle, aber das sei Euch genug. —

Im überwallenden Gefühl stürzte Löwenhielm zu ihren Füßen, umschlang sie und rief, sie unterbrechend: O Du himmlisches Mädchen, Du kannst mich zu den Göttern erheben! Du kannst mich in den Abgrund der Verzweiflung stürzen! — Hast Du denn gar kein Gefühl für mich? Vermag ich denn nicht, Seele in diesen kalten Marmor zu hauchen? Bist Du, die Herrin dieses Zauberpalastes — auch von Eis, wie seine Wände? Schlägt kein Herz in dieser kalten Brust? — —

Aber Asla hatte sich schon bei den ersten Worten ihm entwunden, auf ihr Roß geschwungen und ihn, mit ausgebreiteten Armen, seine Declamationen ihr nachrufend — auf der Erde knieend gelassen, so daß der Ritter endlich, fluchend wie ein Cavallerieoffizier nur irgend darf, aufsprang, sein Pferd bestieg und langsam der stolzen Spröden nachritt, ohne auf dem ganzen Wege nur ein Wort zu sprechen.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 152. des Planeten.

Panorama; Deutsch: Rundansicht, Rundgemälde.

Obgleich gesagt worden ist, daß die Rundgemälde eine Spanische Erfindung wären, so möchte daran doch zu zweifeln, und wohl ausgemacht sein, daß die Ehre ihrer Erfindung dem Engländer Barker, gebühre, dessen erstes Kunstwerk dieser Art eine Größe von 10,000 Quadrat-Fuß hatte, und die Russische Flotte darstellte, wie sie einst zwischen Portsmouth und der Insel Wight vor Anker lag. Der Standpunkt des Beschauers war das Verdeck eines Schiffes in der Mitte dieser Flotte. Das mäßig bewegte Meer, der heitere Himmel und die herrlichen Ansichten der Ufer: Alles war meisterlich ausgeführt, und von oben, schön und natürlich, beleuchtet. Der Eindruck des Ganzen hatte eine solche Wahrheit, daß man damals, scherzweise, versichern hörte, einige Damen von reizbaren Nerven hätten bei dem Anblicke die Seekrankheit bekommen. — Prevost, welcher 1822 in seinem 57sten Lebensjahre, plötzlich starb, brachte die Erfindung aus England nach Frankreich, und sie wurde ihm daher irrig zugeschrieben. Zwanzig Jahre lang stellte er die Rundgemälde von Paris, Lyon, London, Amsterdam, Neapel, Tilsit, Antwerpen u. s. w. aus, und erwarb damit Ruhm und ein Vermögen von 25,000 Fr. Einkünften. Mit und nach ihm trat vor zwanzig Jahren Barton mit seinen Dioramen auf, denen mehrere Gattungen, theils vervollkommnet, theils verpfuscht folgten. Das größte Panorama, welches je gemalt worden ist, ward am 15. Januar 1829 zu London ausgestellt, ein Bild von 40,000 Quadrat-Fuß: „London, von der St. Pauls-kirche aufgenommen." Späteren Nachrichten zu Folge ward dieses Riesengemälde von den Gläubigern in Beschlag genommen, die es vollends ausmalen lassen, und sehen wollten, ob sie in London, durch London, zu

ihrem Gelde kommen könnten. — Es möchte wohl schwerlich unter den verehrten Lesern und Leserinnen des Planeten einige geben, die nicht ein Rundgemälde gesehen hätten; und wie viele von ihnen werden nicht auf den Leipziger Messen die Panoramen von London, Prag, Wien, Paris, Gibraltar, Leipzig, Altona und Hamburg u. s. w. und noch in vergangener Michaelmesse die Dioramen des Herrn Gropius von Berlin mit Vergnügen betrachtet haben?

1. Pan. 2. Ora. 3. Ama. 4. Mara. 5. Amara. 6. Maro. 7. Amor. 8. Roma. 9. Parma. 10. Arno. 11. Po. 12. Panama. 13. Rana (Frosch). 14. Paon (Pfau). 15. Arma (Waffen). 16. Norma (Lineal). ***

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Fortsetzung.)

17.

Als Corneille während einer Vorstellung des Bajazet in der Loge dicht neben Ségraio saß, flüsterte er ihm zu: „Ich werde mich wohl hüten, es Jemand Anderem, als Ihnen zu sagen, denn man würde mich der Eifersucht und des Neides beschuldigen, aber achten Sie wohl darauf, finden Sie auch nur eine Person im Bajazet, die Gesinnungen und Handlungen äußert, wie sie ein Türke haben muß, und hat?"

18.

Während der Zeit, daß Racine an seinem Mithridates arbeitete, ging er jeden Morgen in die Tuilerien, wo eben mehrere Handwerker beschäftigt waren. — Als er dort mit lauter Stimme seine Verse declamirte, ohne zu bemerken, daß irgend Jemand im Garten war, sahe er sich plötzlich von allen diesen Arbeitern umgeben. Sie hatten ihr Geschäft verlassen, um dem begeisterten Dichter zu folgen, den sie für einen Verzweifelten hielten, mit der Absicht, sich in's Wasser zu stürzen.

19.

Mit erhabenen Zügen hat Racine den Charakter des Mithridates gezeichnet, deshalb gefiel auch Carl dem Zwölften von allen Trauerspielen, die er, während seiner Muße vor Bender las, keines so sehr, als dieses. Allen seinen Ministern und Generälen deutete er mit dem Finger die Stellen an, die einen besondern Eindruck auf ihn gemacht hatten.

Corneille nannte den Achill, Agamemnon und Mithridat des Racine Heroen, für unsere Zeit umgeschmolzen.

20.

Athalie, unstreitig Racine's Meisterwerk, wurde bei seinem Erscheinen sehr kalt aufgenommen. Man glaubte, daß er nur einen biblischen Gegenstand gewählt habe, um die Jugend zu erbauen. Nur Boileau beharrte fest auf der Behauptung, daß Athalie das Meisterwerk so des Dichters, wie der Tragödie sei, und daß auch das Publikum früher oder später sich davon überzeugen würde. Aber dieß war nur Boileau's individuelle Meinung, und ungeachtet seiner Weissagung starb Racine, in der festen Ueberzeugung, seinen Plan verfehlt zu haben, weil die Kälte, womit das Publikum diese Tragödie aufnahm, ihn in dem Glauben bestärkte, er habe seinem Gegenstande kein Interesse abzugewinnen gewußt. Da dieß Stück für Saint-Cyr geschrieben war, so wurde es nie von den Schauspielern dargestellt. Der Herzog von Orleans aber, als Regent des Königreichs, wollte sich von dem Effekte überzeugen, den dieß Stück auf der Bühne hervorbringen würde, und ungeachtet des dadurch geschehenen Eingriffs in die öffentlichen Privilegien, befahl er den Schauspielern, die Aufführung zu bewerkstelligen. Glänzend war der Erfolg und die ersten Vorstellungen der Athalia bei Hofe brachten dem Stücke einen neuen Triumph, da der König ungefähr mit „Joas" im gleichen Alter war.

21.

Racine liebte Boileau so zärtlich, daß, als er ihn das letzte Mal umarmte, er ausrief: „Ich achte es für mein höchstes Glück, eher zu sterben, als Du!"

22.

Als Racine während seiner letzten Krankheit drei Wochen lang von einer peinlichen Trockenheit der Zunge und im Halse gequält wurde, sprach er mit großer Resignation: „Ich bringe Gott diese Schmerzen zum Opfer dar! Möchten sie die Freuden abbüßen können, die ich so oft an den Tafeln der Großen genossen habe."

23.

In einem Briefe Voltaire's an den Marquis Scipio Maffei schreibt Jener: „Glauben Sie nicht, daß die Gewohnheit, eine unnütze Episode der Liebe in unsere Stücke zu verflechten, von Racine herrührt, wie man es ihm allgemein in Italien vorwirft. Im Gegentheil war gerade er der Mann, der eifrig bemüht war, den Geschmack der Nation in diesem Punkte so viel wie möglich wieder herzustellen. Niemals ist die Leidenschaft der Liebe bei ihm episodisch, sie ist der Grundstein, worauf er alle seine Stücke gegründet hat, sie bildet das Hauptinteresse seiner Gedichte. Aber die Liebe ist auch die Leidenschaft, die sich am meisten für das Theater eignet, die fruchtbarste in den Empfindungen und die verschiedenartigste. Sie muß entweder die Seele eines dramatischen Werks, oder ganz daraus ververbannt sein. Ist die Liebe nicht tragisch, so ist sie matt und fade, im entgegengesetzten Falle aber muß sie auch allein herrschen; für eine Episode ist sie nicht geschaffen. Rotrou und Corneille, indem sie unser Theater bildeten, haben es fast immer entstellt durch diese gewaltsam herbeigezogenen Liebeleien, und das ist auch der Grund, warum man die Stücke des Corneille so ungern sieht."

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Magdeburg, im Mai 1831.

Ich grüße Dich wieder, mein sehr verehrter Planet, nachdem mir die Kunde geworden, Du hättest freundlich auf- und angenommen, was ich kürzlich Dir mittheilte. In dem Glauben nun, Du wollest fernerhin mir gewogen bleiben, werde ich nicht ermangeln, in meinen Berichten fortzufahren, Deiner Nachsicht versichert, wie ich sie denn auch von den geliebten Lesern erbitten möchte!

Mit dem wieder erschienenen Frühlinge beginnt auch das regere Leben Magdeburgs. Den schönen Elbstrom herauf und herunter segelt manch' Schifflein, beladen mit den Gütern reicher Söhne des Mercurs, und vermehrt das emsige Treiben am Packhofe, der vielen Menschen reichliche Nahrung gibt, aber auch die Gastwirthe draußen vor den Festungswerken beginnen freundlicher zu werden, da die Vergnügungssüchtigen in der Stadt haltlos hinausströmen in die mehr oder minder schönen Garten-Anlagen! Montags und Donnerstags geht und fährt die beau monde nach dem sogenannten Vogelgesange, einer gar freundlichen, dem Prater in Wien ähnelnden Gartenanlage, wo an diesen Tagen Concerte statt finden. Ein Aehnliches ist Dienstags und Freitags auf dem Herrenkruge, der wahrscheinlich, obschon er ziemlich entfernt und beinahe anderthalb Stunde von der Stadt liegt, weit frequenter besucht werden dürfte, wären die oft laut gewordenen frommen Wünsche realisirt und eine Allee dorthin angelegt worden.

Es sind die beiden Gebrüder Ehrich, welche diese beiden Vergnügungsorte als junge, bescheidene Wirthe verwalten.

Sonntags, Mittwochs und Sonnabends rufen lachende Harmonieen nach dem sogenannten rothen Horn, dessen Besitzer, Herr Schwarz, sich jedem Besuchenden äußerst gefällig erzeigt. Der nebenan liegende Garten des Herrn Telecke ist an Sonn- und Wochentagen immer sehr stark besetzt, und derselbe namentlich der Aufenthaltsort unserer Theatermitglieder, die sich dort con amore einfinden. In dem sogenannten, noch nicht gar zu lange existirenden Damenkruge, der wegen seiner innern brillanten Ausstattung in dieser Hinsicht vor andern den Vorzug gewinnt, ist wiederum täglicher Besuch, und außerdem bieten auf dem sogenannten Werder, in der Friedrichs-Neustadt und Sudenburg, in den Dörfern Buckau, Randau, Krakau, Pochau, dem Vorwerke Prester ꝛc., eine Menge kleinere und größere Etablissements sich dem Besuchenden dar; wozu denn nun außerdem das Soolbad Elmen bei Salza, drei Stunden von Magdeburg, wegen seiner hübschen Anlagen und sonstigen Vergnügungen, vom ersten Mai an und namentlich an den Gesellschaftstagen, Sonntags, Dienstags und Freitags, gar sehr von den Magdeburgern besucht wird. Ueber diese Anstalt selbst werde ich später einmal Gelegenheit haben, ausführlicher zu sprechen.

Der zehnte Mai war für Magdeburgs Bewohner ein großer, ernst feierlich schöner Tag, da an demselben es gerade 200 Jahr war, als der blutgierige Tilly mit seiner mordsüchtigen Horde das alte ehrwürdige Magdeburg durch Sturm eroberte, die Stadt anzündete und in Asche legte, und gegen 30,000 Menschen schonungslos dem Schwerdte, den Flammen und den Wellen übergab. Durch ein für dieses Fest bestimmtes Programm, von Seiten unseres hochverehrten Herrn Oberbürgermeisters und Landrathes Franke, wurde die ganze Gemeinde zu dieser stillwehmüthigen Feier, um solche möglichst würdig zu begehen, eingeladen. —

Am Sonntage, den achten Mai, wurde im Schauspielhause, das von dem wohlbekannten Schauspieldirektor Herrn Schmidt zu Hamburg, einem gebornen Magdeburger, schon seit Jahren bekannte vaterländische Schauspiel, der Sturm von Magdeburg, gegeben, welchem ein sehr geistreicher Prolog, von Dem. Brandstrupp mit angemessener Würde, im Costüme der Magdeburger Jungfrau (das Stadtwappen Magdeburgs) gesprochen, voranging. Den Montag selbst, als Vorfeier dieses ernsten Festes, war kein Schauspiel.

Den Dienstag Morgen, wo es sehr trübe und finster in den obern Regionen aussah, begann das Lauten aller Glocken, sowohl in der Stadt, als deren Vorstädten, worauf denn gegen acht Uhr der Gottesdienst in allen Kirchen begann, der im alten Dome um so feierlicher gehalten wurde, als derselbe, durch die Gnade unseres allgeliebten Monarchen wieder, wenigstens im Innern, reparirt, (die Restaurations-Bauten nach außen dürften noch Jahre gebrauchen) und zugleich eingeweiht wurde.

Um zwölf Uhr fand eine ansprechende Feier auf dem Rathhause statt. Die Büste eines auch in der Geschichte bekannten Ehrenmannes, — wem wäre der Name des Otto von Guericke, des Erfinders der Luftpumpe, fremd, — wurde in dem, mit mehreren schönen Gemälden, unter andern Magdeburg von 1631 und 1831, von der äußerst geschickten Hand des hier lebenden Künstlers Hasenpflug decorirten Saale aufgestellt; später wurden die Armen und hier wohnenden Invaliden gespeist. Um sechs Uhr Abends ertönten, wie dieß auch um zwölf Uhr Mittags geschehen, abermals bei dem heitersten Wetter alle Glocken nnd riefen die ganze Gemeinde nach dem Altmarkte, auf dessen Balcon sich ein bedeutendes Sänger-Chor, von angemessener Instrumentalmusik begleitet, aufgestellt hatte und in abgemessenen Pausen, während dem die Glocken wieder läuteten, die drei Lieder: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath," „Nun danket alle Gott," und zum Schlusse den wohlbekannten Volksgesang, „Heil Dir im Siegerkranz," mit ergreifender Wärme sang.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 167. (II. Jahrg.) Freitag, den 15. Juli. 1831.

Kriegscourier „Unsers Planeten." *)

Wolfgang Menzel und sein Literaturblatt.

Wenn ein neuer Ankömmling in einen geschlossenen Cirkel tritt, so richten sich unwillkürlich Aller Augen vorzugsweise auf ihn, und man pflegt auf einige Zeit sogar die länger anerkannten Zierden der Gesellschaft zu vergessen. Wählt nun der neue Recrut der ästhetischen Conversation zu seinem ersten Gruße vielleicht gar ein besonders geistreiches Wort — möge es nun ein verbindliches oder ein impertinentes sein, — so ist sein Glück noch größer, d. h. die Fräuleins lassen, außer ihren leiblichen, auch noch die Augen ihres Strickstrumpfes fallen, dem Mopse der gnädigen Frau wird, wider alle Gewohnheit, das Knurren verpönt, den Stutzern gehen die Cigarren, mitsammt dem Verstande aus, und man vergißt den Zucker im Thee umzurühren. Dergleichen übermenschliche Glückskinder, welche gleich bei ihrem Eintritte so grundwichtigen Einfluß auf die Gesellschaft üben, werden aber nur selten geboren, es gehen darüber oft Generationen zu Grabe, denn der verständigste Mensch hat seinen Witz gewöhnlich nicht zur rechten Zeit bei der Hand, und in unsern Tagen, wo der Markt des Ruhms meist unmittelbar an den ästhetischen Fratschelmarkt angrenzt, und der Lorbeer am liebsten unter den fünf Laternen wächst, wo die Apotheosis der Weltgenies in der Kinderstube oder am Negligéetische ausgemacht wird, in unsern Tagen, sage ich, hat ein mißrathener Bückling, eine unmalerische Kniebeugung vielleicht manchen guten Kopf um die Unsterblichkeit gebracht. Nächst dem Geiste und Talente pflegen unsere Unsterblichkeitsbeamten meist auch noch die geleckten Manieren, die galanten Abentheuer, die feine Wäsche des Candidaten in die Wage zu werfen, und ein grober Rock hat, vermöge seines materiellen Gewichtes, schon Manchem die bereits dem Parnaß zufliegende Schaale wieder in den Tartarus ewigen Vergessens hinabgedrückt. —

Als Wolfgang Menzel seine ersten kritischen Visiten begann, war er der Mehrzahl des Publikums noch ziemlich unbekannt, ja man schien ihm seine eignen Producte nicht zutrauen zu wollen, indem man zu jener Zeit die mit W. M. unterzeichneten Kritiken desselben im Morgen-Literaturblatte für Erzeugnisse des leider so früh dahingegangenen, auch in mehrfach-kritischer Hinsicht bedeutend über Menzel stehenden Wilhelm Müller zu halten geneigt war, gegen welchen öffentlich ausgesprochenen Glauben Ersterer, voll beleidigten Selbstgefühls, bald darauf protestirte. Als später das genannte Literaturblatt unter W. Menzel's ausschließliche Leitung kam, hatte derselbe sich allerdings schon kritischen Credit erworben, obschon man hin und wieder Lust zu der Frage bezeigte: weßhalb denn gerade er, der doch für seine Person noch gar nichts Selbstständiges zum Vorschein gebracht, der noch nirgend Beweise eignen objectiven Schaffungstalentes gegeben hatte, sich das Richteramt über die Schöpfungen anderer Geister, unter allen Formalitäten einer ersten Instanz, anmaße, da im Grunde wohl zu verlangen wäre, daß Männer, welche sich ein dergleichen Richteramt übertragen lassen, früher selbst in dem Fache, welches sie später kritisch bearbeiten, Etwas geleistet haben sollten, damit ihr Urtheil sich zugleich

*) Diese, unter Mitwirkung der geist- und kenntnißreichsten Männer stehende Rubrik soll — was bei dem dermaligen Bestande unserer Literatur immer nöthiger und unentbehrlicher wird — eine fortlaufende Opposition gegen Mängel, Vorurtheile und Unbefugnisse der sogenannten Stimmhaber und Conf. bilden. Daß jedoch selbst diese Opposition nur gegen das Bedeutendere und Beachtungswerthe, nicht gegen das Niedrige und Gemeine sich richten, und also selbst unter ihren Gegnern noch eine würdige Auswahl treffen werde, beweis't gleich dieser erste „Kriegscourier," wo eine gewisse Berliner Miserabilität — obschon dieselbe hier in einigen Conflict kam — dennoch nicht dem Namen nach angeführt ward.

D. Red.

auf Musterproben berufen dürfte, die unmittelbar aus ihrer Idee entsprungen und von ihnen ausgegangen.

Allein W. Menzel hatte über seine Zweifler den Vorzug der Geistesüberlegenheit und brauchte nach keinem solchen ungläubigen Thomas, der ihm nach den wunden Stellen fühlen wollte, sonderlich viel zu fragen. Er hatte sich, als er seine neue kritische Laufbahn begann, mit einem guten Apparat von Witz versehen, gleichwie ein verschmitzter Günstling sich alle Taschen mit Bonbons und Biscuit vollstopft, sobald er in die Kinder- oder die Hundestube seiner Gönnerin tritt, und verdutzte die Gesellschaft, welche ihm, als neuen Ankömmling, die erforderlichen Sottisen in's Gesicht zu sagen sich berechtigt glaubte, dadurch, daß er sich das Recht des Prävenire zueignete und, ohne jenen im literarischen Deutschland üblich gewordenen Gruß abzuwarten, die accreditirtesten Personen des Vereins — man darf nur Voß und Matthisson nennen — vorläufig hinter die Ohren schlug. Er spielte seine Rolle ziemlich eben so gut, wie Hüon im Saale des Kalifen, und abgesehen, daß man — vom Geruche der Genialität berauscht, welcher ihm vorausging — an kein Hinauswerfen dachte, übte die Weise, welche er anstimmte, gleich Scherasmin's Horne einen schwindelnden Zauber auf einen Theil des damals in der schöngeistigen Kritik ziemlich verarmten Deutschlands, welches von jeher — sei es in politischer oder literarischer Hinsicht — der Fahne desjenigen zu folgen geneigt war, der ihm die eclatantesten Grobheiten sagte. Frankreich und Müllner haben, für die letztere Behauptung, in doppelter Hinsicht den Beweis geliefert. Auch Menzel wußte diese eigenthümliche Seite des Deutschen mit vieler Fertigkeit anzufassen; er spielte seinen eignen Verehrern die zierlichsten Weisen von der Welt vor, und diese waren von der Art, womit er sie vortrug, dergestalt ergriffen, daß sie es gar nicht bemerkten, wie er eigentlich nur Spottlieder auf sie selbst abspielte, wie er ihre eignen Narrheiten kunstreich zu instrumentiren verstand und sie danach tanzen ließ. Es fanden sich nur Wenige darunter, die, vermöge ihres zarteren Ohrenbaues, deutlich zu unterscheiden meinten, daß der Gefeierte, unter mehrfachen verbindlichen Redensarten, ihnen einige verblümte Schimpfworte zugeschmitzt habe, und deßhalb auf dem Punkte standen, es übel zu nehmen, aber sie wurden von den „guten Bürgern", wie der kritische Aristokratismus Menzels dieselben wohl heimlich benannt haben mag, bald zur Raison gebracht und wieder zu Deutschen bekehrt, die sich nach wie vor für Nichts aushunzen ließen. —

(Beschluß folgt.)

Neue sibyllinische Blätter. Ein Traumbüchlein für Personen aus allen Ständen, von Sibylla Sperenza. Braunschweig, im Verlags-Comptoir. 1830.

Wenn man ähnliche Sachen angezeigt findet, so verführt uns meist schon der bloße Titel, sie für Ausgeburten einer Buchhändlerspeculation der niedrigsten Art, der sogenannten hausirenden Industrie zu halten. Gegenwärtigem Büchlein aber würde man Unrecht thun, wenn man es unbedingt in diese Klasse werfen wollte. Es ist allerdings ein Traumbuch gewöhnlicher Art, und will auch schwerlich für etwas mehr gelten, aber es trägt nicht jene brutale Miene marktschreierischer Infallibilität vor der Stirn, womit andere ähnliche Geisteskinder sich gemeiniglich blähen, dagegen will es auch nicht für ein bloßes, willkürlich zusammengestelltes Bauernorakel gelten, sondern führt die Auslegung der Träume auf psychologische Erfahrungen, Wahlverwandtschaften und Speculationen zurück, welche in der Vorrede mit vielem Geiste und Scharfsinne, mit besonderer Rücksicht auf die organische Natur des Weibes, dargelegt sind. „Wer in der stillen Welt unserer Brust recht einheimisch geworden, dem werden auch tausend Stimmen verständlich, — tausend leise Andeutungen zu sichtbar hinweisenden Bildern, dem erschließt sich das unermeßliche Gebiet der Ahnungen, und manche Träume sogar werden ihm zu freundlichen Winken seines Schutzengels." — So erklärt sich die Verfasserin in der Vorrede über das Wesen der Träume, welches sie auf einen natürlichen Zusammenhang mit unserer innern und äußern Welt zurückzuleiten sucht. Vorangeschickt sind einige nicht uninteressante Traum-Anekdoten, dann folgt das Traum-Lexikon, in welchem träumerisch-gläubige Seelen eine reiche Ausbeute und Stoff genug für Hoffnung und Furcht finden werden. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind!" —

Erklärendes Wörterbuch zu Shakespear's Plays. Für deutsche Leser zur richtigen Auffassung des Wortsinnes und der vielen schwierigen Stellen, so wie der Anspielungen und Wortspiele. Herausgegeben vom Dr. J. M. Jost, Vorsteher einer höhern Bürgerschule zu Berlin. Berl. 1830, bei F. F. Amelang.

Zu allen Zeiten noch haben in unserm Deutschland die Freunde der brittischen Sprache und Literatur überhaupt, so wie die zahlreichen Verehrer Shakespears insbesondere, Alles, was nur mit dieses großen Geistes unübersehbarer Fülle und Kraft näher vertraut macht, gern willkommen geheißen. Ihnen kann und darf darum auch gen. lexicographisches Werk, welches seinen geschätzten Herrn Herausgeber bei der literarischen Welt nunmehr eben so sehr als einen gründlichen Sprachforscher bekundet, wie dessen vor einigen Jahren gelieferte umfassende historische Werke denselben schon als Geschichtsforscher so vortheilhaft accreditirten, wohl wünschenswerth erscheinen, weil selbiges auf immediaten Wegen zu den Quellen jener genialsten aller dramatischen Schöpfungen führt, die wir Deutsche jetzt noch immer mehr in ihrem wahren Werthe schätzen lernen.

Zwar bietet für ein tieferes Studium Shakespear'scher Originalwerke, zur Auffindung und Erklärung jener unzäh-

ligen Stellen in denselben, über welche sowohl Johnson-Todd's als Wagner's verbessertes Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch uns nur sehr Ungenügendes mittheilen — Samuel Ayscough's Index to the remarkable passages and words made use of by Shakespeare, und besonders in neuester Zeit das treffliche Glossary von Robert Nares recht vorzügliche Hülfsmittel dar, allein sie machen dieses durch Herrn Dr. Jost gebotene neue Wörterbuch keineswegs überflüssig. Angestellte Vergleiche mehrerer etymologischen und phraseologischen Erklärungen aus den genannten Werken mit dieser neuen literarischen Erscheinung, haben vielmehr Ref. vom wirklichen Bedürfnisse derselben überzeugt, und zwar zunächst für Solche, die Shakespear's Werke ohne Beistand eines Lehrers lesen, was vom Herrn Herausgeber dem weiblichen Geschlechte nicht mit Unrecht empfohlen wird. Da die in denselben häufig vorkommenden derben Obscönitäten, trivialen Redensarten der brittischen Volkssprache das Zart- und Schamgefühl dieses veredeltern Geschlechts bei eignem Lesen weit weniger, als beim Hören aus dem Munde eines männlichen Individuums verletzen können. Wir mögen daher bei diesem, auch nach seiner äußerlichen Ausstattung nicht minder empfehlungswerthen Werke, in dessen Anhange noch ein Verzeichniß der lateinischen Wörter und Redensarten sich befindet, des Herrn Herausgebers beharrlichen Fleiß, verständige Benutzung aller ihm zu Gebote gestandenen, linguistischen Hülfsmittel, geschickte Vermeidung überflüssig gelehrter Deductionen und literarischer Nachweisungen nicht anders wie rühmlich bezeichnen. Noch bleibt uns zu bemerken übrig, daß, nach dem Vorworte, der Herr Sprachlehrer Lyon dieses Lexikon nach den neuesten Hülfsmitteln ergänzt, demnach sich allerdings Verdienste um dasselbe erworben hat; ob dieses aber von dem Umfange ist, daß derselbe dadurch vielleicht als Mitherausgeber auf dem Titelblatte genannt zu werden verdiente, kann Ref. sich hier nicht zu entscheiden erlauben. Soviel scheint ihm indessen evident, daß Herr Dr. Jost, der im edlen Sinne jenes römischen Ausspruchs: „Poscit aequitas, poscit fides suas cuique tribuere laudes — den Herr Lyon in der Bevorwortung recht ehrenvoll erwähnt, gewiß auch dessen Namen neben den seinigen auf dem Aushängeschilde hätte hinsetzen lassen, wenn derselbe anders an der Bearbeituug dieses Werkes, etwa eben so viel Theil gehabt, wie Herr Sprachlehrer Burkhard, der bei der vor mehreren Jahren von Herrn Dr. Jost besorgten Herausgabe einer Englischen Schul-Grammatik auf dem Titelblattte derselben auch mit genannt worden ist.

Dr. E—a.

Uebersicht der Persischen Literatur und Poesie.

Vom Prof. Dr. Schütz.

In den sehr schätzbaren Uebersichten der neuesten Englischen Literatur, in dieser Zeitschrift (Nr. 101 bei Anführung von Noble's Orientalist) ist auch der Persischen Literatur und Poesie gedacht worden. Folgende Skizze ihrer Geschichte dürfte daher unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Die eigentlichen Begründer unseres heutigen Studiums der Persischen Sprache und Literatur, wie der Indischen, sind unstreitig die trefflichen Brittischen Gelehrten W. Jones und Richardson. Ihnen folgten die französischen: Anquetil du Perron, Sylvester de Sacy, Langles und die deutschen v. Hammer, Wilcken, Chezy u. A. m. Die Resultate aller dieser gelehrten Forschungen sind nun folgende. Bis zur Eroberung Persiens durch die Araber im Jahre 636 n. Chr. war, nach orientalischer Weise, alle Gelehrsamkeit und geistige Kultur der Perser überhaupt ausschließlich im Besitz der Magier, gleichsam als ein priesterliches Erbgut derselben. Aus dieser ältesten Zeit, in welcher die Persische Sprache sich in zwei Hauptmundarten, das Zend u. Pehlvi, theilte, haben sich außer den in ersterem geschriebenen, bald aber in das Pehlvische übersetzten, Religionsbüchern des Zoroaster „Zendavesta" genannt, und den Persopolitanischen Inschriften keine schriftlichen Denkmäler von Bedeutung erhalten. — Unter den Sassaniden wurde die Sprache der Provinz Fars oder Farsistan, das Parsi, die herrschende in Persien. Seit der Herrschaft der Araber, durch welche auch die Mohamedanische Religion in Persien herrschend wurde, vermischte sich die Arabische Sprache mit derselben, und so entstand das Neupersische. Da die Araber alle schriftliche Denkmäler Persiens vernichteten, so konnte erst nach dem Untergange des Arabischen Khalifats in Persien sich wieder Sprache und Literatur bilden. Erst unter den Abassiden im zehnten Jahrhunderte blüheten daher die Wissenschaften in Persien wieder auf, und während nun die Arabische Literatur sank, hob sich die Persische mit der Bildung der Neupersischen Sprache, und erlangte unter der sie begünstigenden Regierung der Bujiden (933 bis 1055), Gaznavidischen und Seldschuckischen Sultane, ihre schönste Blüthezeit, die bis auf Dschingischan, in's dreizehnte Jahrhundert dauerte, wo sie durch die Einfälle der Mongolen, dann der Timurs im vierzehnten, und endlich der Türken im funfzehnten Jahrh., besonders aber seit Ismael Sofi ganz zu Grunde ging. Der glänzendste Theil der Persischen Literatur, aus jener Epoche ihres Flor's, ist (außer einigen historischen Werken von Abu Said, Turan Shah, Mirchond, Khandemir Ferischta, Dschihan Guir, Abul Fazi u. A.) die Poesie. Die berühmtesten Persischen Dichter sind in chronologischer Ordnung folgende: Rudigi im zehnten Jahrhundert. Uebersetzer der Fabeln des Bidpai. Ferdusi aus Thus, zu An-

fange des elften Jahrhunderts, Verf. eines großen epischen Gedichtes d. Shahnameh; und dessen Zeitgenossen, die lyrischen Dichter Ansari und Essedi. Ferner die Lyriker Enweri aus Bednah in Chorasan, gest. 1200; Chakani, Hafiz, Shahi, Hatefi, Emir Chosru, Senai, Shefali, auch der Shah Feth Ali u. a. Verf. sogenannter Divans, oder Sammlungen von Oden (Ghaselen) u. a. lyrischen Gedichten, aus dem dreizehnten Jahrh.; Scheich Sadi (dessen Rosenthal u. a. Gedichte Adam Olearius 1637 in's Deutsche übersetzte), Feridedin Attar und Dschelaleddin Rumi (aus Balkhin Chorasan, der als frommer Sofi 1272 starb, nachdem er eine eigne Sekte gestiftet) sind besonders als Mystiker und Lehrdichter ausgezeichnet. Der berühmteste und fruchtbarste der spätern Persischen Dichter aber ist Abdalrahman Molla Dschami aus Dscham in Chorasan, von 1414 — 1492, der an vierzig poetische u. a. Werke schrieb, als den Divan, das Beharistan (Frühlingsgarten), nebst dem allgem. literargeschichtlichen Werke des Hadshi Chalfa, die wichtigste Quelle zur Kenntniß der Persischen Dichter; Jussuf we Zuleika und Medschnun we Leila (zwei erotische Epopöier, deren Gegenstand, die Liebesgeschichte dieser Helden, unzählig oft von persischen und türkischen Dichtern besungen worden ist. Medschnun we Leila hat Chezy ins Franz. übersetzt (Paris 1802. 2 Bde.) und aus diesem der Prof. Hartmann in's Deutsche) u. m. grammatische u. a. Schriften. Seit den Eroberungen Persiens durch die Mongolen unter (Tamerlan 1387) und die Turkomannen im funfzehnten Jahrhundert gerieth die Persische Literatur in völligen Verfall, aus dem sie sich auch seit der Wiederherstellung des Reichs durch Shah Abbas (1587—1629), der fortdauernden innern Unruhen, Bedrückungen und Kriege mit den Türken, Indiern und Russen wegen, nicht wieder hat erheben können. Die vornehmsten Hülfsmittel zum Studium der Geschichte der Persischen Poesie sind die Englischen Werke: Asiatic Miscellanies, Ouseley Oriental Collections und Persian Miscell., Gladwin Dissert. on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians, und James Noble's Orientalist, Edinb. 1831. Unter deutschen vor Allem die: Fundgruben des Orients und andere Schriften vom Freih. J. von Hammer. Von Persischen Wörterbüchern sind die besten: das große persisch-türkische von Ferdanghi Schiuri, Constantinopel 1742. 2 Bde. fol. und von Seid Achmed, Constantinopel 1804., dann von Meninski, Wilkins, Richardson und Baretto; Grammatiken von W. Jones, Richardson, Gladwin, Lumsden, Hadeley und Wilken. Vergl. Goethe's Westöstlicher Divan.

Schütz.

Zur Nachricht an die resp. Verlagsbuchhandlungen.

Durch geistvolle und kenntnißreiche Mitarbeiter unterstützt, hat das Literaturblatt unsers „Planeten" bisher danach gestrebt, vorzugsweise das Bessere und Gediegene aus den Erscheinungen der neuern schöngeistigen Literatur herauszuheben und in einem der vorgeschrittenen allgemeinen Bildung unserer Zeit entsprechenden Tone kritisch zu beleuchten. Allein bei der Masse des Erscheinenden ist es nicht zu vermeiden, daß manches Werthvolle und zur öffentlichen Beurtheilung sich Eignende selbst dem sorgfältigsten Beobachter entgehe, worunter gleichwohl, nach Befinden, leicht die Vollständigkeit eines Literaturblattes leiden könnte. Um nun dem vermehrten Interesse, welches in neuerer Zeit sich so unverkennbar für unsere Zeitschrift kundgibt, unserer Seits nach Kräften zu begegnen, ersuchen wir die geehrten Buchhandlungen, ihre neuerscheinenden Verlagsartikel unter der besondern Adresse: „für die Redaction des Planeten", an den Verleger dieses Blattes, Herrn. C. H. F. Hartmann in Leipzig, einzuschicken, und dieß jederzeit um so schneller bewerkstelligen zu wollen, da diese Artikel nach der Reihenfolge ihrer Einsendung besprochen werden sollen, wodurch eine Regelmäßigkeit und Eile rücksichtlich des Erscheinens der öffentlichen Beurtheilungen bezweckt wird, die bis jetzt nur in wenigen Literaturblättern herrschen dürfte, da die meisten Anzeigen dieser Art gewöhnlich erst dann in unsern kritischen Journalen zu lesen sind, wenn das Interesse für den Gegenstand durch neu eintretende Zeitumstände bereits wieder geschwächt worden ist.

Uebrigens bleibt es den resp. Verlagsbuchhandlungen freigestellt, ob sie ihre auf solche Weise zur Recension eingesendeten Artikel, nach geschehener Besprechung, wieder zurück in Empfang nehmen wollen, oder nicht, und bitten wir, im erstern Falle, dieses gefälligst gleich bei der Einsendung bemerken zu wollen.

Leipzig, im Juni 1831.

Die Redaction der Zeitschrift: „Unser Planet."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 168. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 16. Juli. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Der Wiener Halirsch (Ludw.) versprach einen neuen Morgen, und zwar einen auf Capri aber die Leute dahier wollten's keinen guten Morgen nennen, und ihm keinen bieten; dafür haben sie ihm gute Nacht gesagt, und er ist schlafen gegangen.

Die Leidenschaften und Affekte darin sind auf die Spitze gestellt, man liebt und haßt ausschweifend, ja Einer, Antonio, wird aus dem Conflikte Beider und aus Ueberdruß zu heftiger Gewissensbisse wahnsinnig. Friede und Ruhe bringt das bezaubernde Thal in Capri hinein; das ist nun aber eine ruhende, nichts thuende passive Größe, der ein nicht ausgewähltes Publikum auf keine Weise so viel Einfluß gestattet. Wir sind aus dem Zeitalter der Sentimentalität, der Passivität in das der Activität herübergeschritten, und haben wir auch noch wenig Produkte, die das repräsentiren, so verschmäht doch die jetzige Generation alles Neue, was daran erinnert.

Es ist dabei ein kritisches, nüchternes Zeitalter, was die Extreme in Charakter und Handlung nicht duldet — einem solchen kann der Morgen auf Capri nicht gefallen.

Ein Streben nach poetischem Lichte ist nicht zu verkennen, die Sprache ist meist edel und würdig, und wenn man bedenkt, daß Ludwig Halirsch in Wien lebt, wo die neuere Zeit erst später als Geschichte hinkommen wird, wo noch keine Art der Freiheit, die geistige also am wenigsten Eingang gefunden, so muß man doppelt mild sein.

Der Lorbeerkranz, Schauspiel in fünf Aufzügen von Ziegler.

Das Stück ist nicht neu, wiewohl man es hier schnell neu machen wollte; man meint, es gehe wie mit den Hüten, die man frisch aufkrämpen, oder den Röcken, die man wenden läßt; aber es repräsentirt würdig eine große Richtung unsrer dramatischen Poesie, die ich trotz des scheinbaren Gegensatzes am liebsten die prosaische, die bürgerliche nennen möchte, ob auch die Prinzen immer viel dabei zu thun haben — und darum soll es besprochen werden.

Ein öffentliches Gericht nimmt oft einen unbedeutenden Delinquenten beim Schopf und zergliedert seine Confession, um ein Gesetz zu abstrahiren, und das Gericht hat wohl ein gleiches Verfahren noch nicht verpönt.

Folgendermaßen hat Herr Ziegler — freilich etwas voreilig — einen Lorbeerkranz sich geflochten:

Ein Prinz und ein Graf lieben die Tochter eines Obersten, Amalie. Der Graf seit Jahren, wenn auch etwas langweilig, doch glücklich, der Prinz seit Kurzem, wo er dem Obersten als Militair untergeben worden ist, dem Anschein nach nicht weniger glücklich. Amalie nämlich flicht ihm, durch seinen Kammerjunker und ihre Cousine ermuntert, einen Lorbeerkranz dafür, daß er ihr mitten aus der Schlacht ein erobertes Fahnenband sendet. Ihr geliebter Graf bittet sie, diesen Kranz nicht an den Prinzen zu senden, weil er seine Hoffnungen steigern und dem Paare die Trennung bereiten werde.

Amalie zerreißt den Kranz, aber hinter ihrem Rücken gelangt er doch an den Prinzen. Dieser, dadurch und durch den bösartigen Kammerjunker von Windech bewogen, geht weiter in den Wünschen seiner Liebe, schreibt Amalien und spricht sogar einmal von Entführung. Beides erfährt der Vater, der Oberst, und läßt, um dem vorzubeugen, seine Tochter in ihrem Zimmer bewachen. Der Diener des Prinzen, von diesem beauftragt, will in das Gemach zu Amalien dringen und insultirt dabei die an der Thür stehende und ihn hemmende Schildwacht. Diese, ein guter Soldat, wirft den Diener zurück, und dabei geht der Karabiner los.

Lärm, Aufstand — Beide werden arretirt, der Diener des Prinzen wird, da sein Herr zur Zeit Militär ist, vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Prinz, durch all' die Hinder-

nisse, welche sich seiner Liebe in den Weg stellen, auch durch den Grafen, seinen Nebenbuhler, der ihm in blinder Wuth der Eifersucht den Kranz genommen hat, gereizt, dringt in das Zimmer, wo der Oberst Kriegsgericht hält und verlangt mit entblößtem Degen die Aufhebung desselben. Der Oberst behauptet standhaft seinen militairischen Vorrang und erklärt den Prinzen zum Gefangenen.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Dresden, Anfang Juli 1831.

Die Theaterferien — während welcher unser Schauspiel sich mit wunderlichen Surrogaten behelfen mußte — sind vorüber, und unsere Künstler, welche nach allen vier Weltgegenden ausgeschwärmt waren, um Ruhm, i. e. Applaus und Geld einzuerndten, sind zurückgekehrt. Doch noch fehlen Madam Walker, unsere Primadonna, die in Berlin gesungen und gefallen hat und jetzt in Hamburg desgleichen thut und sich gefallen läßt, nämlich ihr zu Gefallen; ferner Herr (Carl) Devrient, nämlich der Alte, um ihn von seinem jüngern, neuengagirten Bruder zu unterscheiden. Der Alte sitzt nämlich noch in München, wohin ihn ein heiliger Trieb, die süße Lieb' und Dankbarkeit, gezogen hat. Er ist schon seit sechs Wochen dort und sucht die aimable Fräulein von Hagn — deren liebenswürdiger Anbeter er ist und die, wie der geistreiche und witzige Janus gemeldet, gesagt haben soll, daß Herr Devrient der einzige Künstler an der Dresdner Bühne sei (!!) — zu Annahme des Dresdner Engagements zu bewegen.*) Also, wie bemerkt, Madam Walker und Herr Devrient fehlen noch, und da jene die ersten Parthieen in der Oper singt, dieser aber die ersten Liebhaber im Schauspiel spielt, so sind die bis jetzt gegebenen Vorstellungen noch immer lücken- und mangelhaft. Von den Opern kann man das eigentlich nicht sagen, denn es ist bis jetzt noch keine gegeben (?), aber einige Schauspiele sind gegeben und wie? eben nicht brillant!

So sahen wir Romeo und Julie. Eine Madam Berger**) vom Braunschweiger Theater spielte die Julie, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in diesem Charakter liegt. Eben so wenig, wie Herr Devrient sonst ein Romeo ist, war es dießmal Herr Grohmann, der Talent haben mag, es dießmal aber nicht besonders bewährte. Die andern Mitspieler waren mehr oder minder gut, mehr oder minder mittelmäßig, so daß das Ganze holperte und stockte und nichts weniger als ein Kunstgenuß war. Vortrefflich war Herr Becker als Mercutio, der wieder ein gelungenes Bild dieses humoristischen Sansfaçon darstellte und dessen nahen Verlust — er geht in zwei Monaten nach Frankfurt a. M. — wir bitter empfinden werden, da der von Hamburg hierher engagirte Herr Emil Devrient wohl geeignet ist, seinen durch und durch manierirten Herrn Bruder, keineswegs aber den trefflichen Becker zu ersetzen. Madam Berger hat noch die muntere Liebhaberin im „Amerikaner" gespielt und ist dann verschwunden, ohne daß das Publikum „hierbleiben!" gerufen oder ihr gar Kränze zugeworfen hätte. —

Größeren und verdienteren Beifall erndtete ein anderer Gast, Demoiselle Alexandrine Gebhard*) vom Petersburger Hoftheater, eine Schauspielerin von Beruf und mit trefflichen Mitteln begabt. Die Rolle der Camilla im Houwald'schen „Bild" will sich zwar nicht eben für ein kaum zwanzigjähriges Mädchen eignen; dennoch leistete Demoiselle Gebhard selbst in diesem fremden Elemente so viel Lobenswerthes, daß sie um so größern Beifall verdient. Frei von Manieren, bekundet die junge Künstlerin ein tiefes Gemüth, das sich in ihren Darstellungen auf eine erfreuliche Weise ausspricht. Hiermit ist ein schönes Aeußere verbunden, und so wäre sie für jedes, namentlich aber für unser Theater, wo gerade in diesem Fache ein so fühlbarer Mangel herrscht, eine höchst wünschenswerthe Acquisition. Herr Wagener ließ als Graf Nord wenig zu wünschen übrig, und daß Herr Becker als Spinarosa wieder Ausgezeichnetes leistete, stand zu erwarten; die übrige Besetzung war desto schwächer. — Freier und heimischer fühlte sich

---

*) Herr Devrient hat in München auch gastirt, und, wie der „Zeitspiegel" des trefflichen Spindler uns belehrt, dem bessern Theile des Publikums nicht gefallen. Armer Herr Devrient, in Frankfurt durchgefallen, in Wien durchgefallen, und in München nicht besser ergangen! Armer Herr Devrient!!

D. R.

**) In Leipzig hat Mad. Berger getheilten Beifall erhalten.

D. R.

*) Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, unserm Bamberger Herrn Correspondenten die Bemerkung zu eröffnen, daß seine in Nr. 156. d. Bl. unter dem Titel: „Jahresbericht über das Theater zu Bamberg" gelieferten Aeußerungen über die ehrenwerthe Künstlerfamilie Gebhard, auf vielen Irrungen zu beruhen scheinen und daß die damit verbundenen mehrfachen Beschuldigungen gegen selbige nicht gehörig in sich motivirt dastehen dürften, wie wir aus neuerlich an uns ergangenen competenten Nachrichten ersehen. Ueber die Umsicht, Sachkenntniß, gleich wie über die Uneigennützigkeit des Herrn Gebhard — welche Eigenschaften jener Herr Ref. mit sichtlichem Uebelwollen in Zweifel zieht — sind uns mittlerweile aus guter Quelle die vortheilhaftesten Gerüchte zugekommen, item hat Dem. Alexandrine Gebhard in Dresden nicht nur ihr schönes, künstlerisches Talent, sondern auch — was der Herr Ref. derselben ebenfalls verkümmern will — ihre Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit auf das Siegreichste bewährt. Der von dem Herrn Ref. so erstaunlich belobte Tenorist Schiansky dagegen soll, wie wir hören, bei weitem nicht eine Auszeichnung in diesem Grade verdienen. — Warum erwähnte der Herr Ref. nicht lieber der in Bamberg so bitter empfundenen Theatercabalen der Mad. H....u? — — —

Die Familie Gebhard, welcher wir diese schuldige Rechtfertigung nicht versagen konnten, ist bereits in Leipzig eingetroffen, und der Planet behält sich vor, über das hoffentlich günstige Resultat ihrer Leistungen seiner Zeit unpartheiisch zu berichten. —

D. R.

das Talent der liebenswürdigen Demoiselle Gebhard im Käthchen von Heilbronn, mit welcher Rolle sie ihr Gastspiel beschloß. Trotz ihrer Jugend zeigte sie sich als eine verständige und denkende Künstlerin, die da weiß und fühlt, was sie auf der Bühne spricht und die den zündenden Funken der Kunst in sich trägt. Ihre kräftige, hohe und doch so jugendliche Gestalt, ein starkes Organ, beredte Gesichtszüge und ein sprechendes feuriges Auge, Alles dieß würde ihr besonders bei hochtragischen, leidenschaftlichen Charakteren zu Statten kommen, und wir hätten wohl eine Jungfrau von Orleans, Olga, oder eine andere Rolle der Art von ihr sehen mögen. Doch auch als Käthchen — eine Rolle, die sie erst hier studirt hatte — leistete sie Vorzügliches und ward mit lautem Applaus belohnt. Neben ihr war ausgezeichnet Herr Becker als Graf von Strahl, der dießmal die Rolle so durchdacht und ansprechend gab, wie wir uns nicht erinnern, sie je von ihm, noch von einem andern Künstler gesehen zu haben.

Von den kleinen, unbedeutenden Stücken, welche größtentheils den Bestandtheil unsers Repertoirs ausmachen und in denen sich Madame Devrient mit Beifall präsentirt, schweigen wir. Neue Sachen haben wir, der Sage nach, nicht zu erwarten. Einzelne Gerüchte verlauten vom Einstudiren der Marschner'schen Oper: „der Templer und die Jüdin," aber auch dieß scheint nur noch Gerücht zu sein. —

R.

Hannover.

(Beschluß.)

„Dover und Calais," ein Vaudeville in zwei Aufzügen, nach dem Französischen von Angely bearbeitet. Das Sujet enthält mehr Stoff, als benutzt worden ist. Die erste Hälfte des ersten Akts verspricht weit mehr, als uns später dargeboten wird. Lastete nicht die ganze Intrigue einzig und allein auf dem Beltonschen Ehepaare und wären einige Episoden mit eingeflochten, so würde die Monotonie der Handlung minder fühlbar sein. Indeß sieht sich der Spaß schon einmal mit an. Herr Weidner stellte den englischen Baronet stockbrittisch dar und gefiel sehr. Allerliebst war Dem. Schmidt d. ä. als seine Ehegefährtin und Herr Gay „Florville" ein leibhafter Pariser Bonvivant. Dem. Calvi (Madame Legal) müssen wir unsern Beifall zu erkennen geben. Sie ist seither fleißig beschäftigt, woran die Direction sehr wohl thut. In dem vorangegangenen Lustspiele: „Ich irre mich nie" hat Herr Keller als Postmeister sich wiederum kunstmeisterlich gezeigt. Auch Mad. Huber „Gertrude" ergötzte sehr. In Rossini's Oper „Tell" gastirte wiederum Dem. Grünbaum als „Mathilde." Diese Oper stehet eben nicht in hoher Gunst bei unserem Publikum; das macht seinem Geschmacke keine Schande, nimmt es doch gar zu sehr überhand, solche classische Produkte unserer besten Dichter durch musikalische Bearbeitung zu verunglimpfen und gewissermaßen zu verdrängen. Paßt doch ohnehin dieser historisch-heroische Gegenstand durchaus nicht zum Opernsujet. Das Ganze war nicht zum Besten einstudirt, selbst Dem. Grünbaum war in dem einen Recitativ nicht sicher. Unser gewandter Marschner fiel mit seinem Taktstock dazwischen und ließ gleich den Chor einfallen, wodurch dieser Fehler um Etwas maskirt wurde. Sie sang ihre Partie zwar recht artig, doch ließ sie die meisten Verzierungen und vereinfachte sie, was wiederum beweiset, daß, was ich früherhin von ihr sagte, sie nicht viele Kehlenfertigkeit habe. — Herr Gay sang und spielte den Tell par excellence. Herr Rauscher als „Melchthal" gewährte uns mit seinem vortrefflichen Gesange einen hohen Genuß. Dem. Wünsch überraschte uns höchst angenehm mit ihrer Partie als „Gemmy." Eben aus dem Chore hervorgezogen, hat sie sich als Darstellerin schon ganz wacker expectorirt und ihre helltönende Stimme hat auch viel Schöntönendes. —

Vor dem Schlusse der Bühne, während der Charwoche, wo hier kein Theater ist, gastirten noch zum letzten Male Madame und Dem. Grünbaum in Mozart's „Hochzeit des Figaro." Erstere als „Gräfin" nahm unseren unzweideutigsten Beifall in Anspruch und erregte durch ihren hohen Kunstgesang und ihren declamatorischen Vortrag allgemeine Bewunderung. Was eine so ausgezeichnete Sängerin, wenn auch der Stimme die Jugendfrische abgeht, durch Kunst ersetzen kann, haben wir wiederum auf das Erfreulichste wahrgenommen. Dem. Grünbaum gab den Pagen, und wenn auch dieses eben nicht ihre beste Partie war, wurde sie dennoch für ihren regen und guten Willen mit Liebe aufgenommen. Am Schlusse wurden beide Gäste wohlverdient hervorgerufen. Dem. Groux war eine ganz scharmante „Susanne." Herr Sedlmayr erndtete für die brave Darstellung des „Figaro" reichen Applaus und Herr Gay „Almaviva" war der stets Willkommene und gab als solcher uns wiederum viel Schönes und Gutes.

Jetzt ist, wie schon gesagt, das Theater bis nach dem Feste geschlossen, so schließe auch ich bis dahin meinen Bericht. Addio! —

Georg Harrys.

Theaterbericht aus Paris.

Odéon.

La Maréchale d'Ancre, par M. Alfred de Vigny. Tragödie in fünf Akten. — Victor Hugo, Alfred von Vigny und Alexander Dumas, sind vor Allen diejenigen dramatischen Schriftsteller Frankreichs, welche die Nothwendigkeit, das Drama zu vervollkommnen, am lebhaftesten fühlen. Der Erste hat durch Cromwell und Hernani, der Zweite durch die Uebersetzung des Othello und durch die Marschallin von Ancre, der Letzte durch Heinrich III., Christine und Antony die Verwirklichung neuer Prinzipien versucht. Der Hauptzweck des dramatischen Dichters ist, einen moralischen Eindruck hervorzubringen; er muß daher die Sympathie der Menschen, für die er schreibt, zu erwecken suchen, und darf nie, selbst

wenn er seinen Gegenstand aus dem entferntesten Alterthum herholt, des Zustandes der Aufklärung, Gesittung und Gesinnung seines Jahrhunderts vergessen, denn sonst verzichtet er auf die Macht, die Menschen zu erregen, und ihre Gefühle zu erheben. Dieß ist der Grund, warum die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, weil sie zu ohnmächtig waren, um ein mit ihrer Zeit im Einklange stehendes neues Drama zu schaffen, den Helden und Heldinnen des Alterthums die Sprache und die Leidenschaften der Epoche, in der sie selbst lebten, leihen mußten. Und gerade derselbe Drang, das Drama in Einklang mit den herrschenden Gesinnungen ihrer Zeit zu bringen, hat die Romantiker bewogen, die Bahn der sogenannten Klassiker zu verlassen. Da sie es aber eben so wenig wie diese vermochten, ein neues Drama zu schaffen, so mußten auch sie in die Vergangenheit zurück gehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie, um jenem den Klassikern gemachten Vorwurfe zu entrinnen, die treuen Dolmetscher jener Epoche zu machen gezwungen waren, aus der sie ihren Stoff genommen hatten. Sie mußten also Gesinnungen, Sprache, Kostüm genau copiren: allein ein so beschaffenes Drama ist weiter nichts, als das Werk eines Alterthumsforschers, ein Kunststück, aus alten Chroniken, Kathedralen und Rüstungen zusammengezwängt. Wir wollen diese Ideen auf das Werk des berühmten Alfred von Vigny anwenden. Dieser Dichter wollte ein Ereigniß aus der Geschichte Ludwigs XIII. darstellen, und hat zu diesem Zwecke die letzten Augenblicke des Marschalls von Ancre und seiner Gattin, der bekannten Galigai gewählt.

Zur Zeit, da das Drama beginnt, ist der Hof Ludwig's XIII. und der Marie von Medicis durch drei Parteien zerspalten: erstens durch die des Concini, Lieblings der Königin Mutter, dann durch die des Luynes, eines jungen, ausschweifenden Höflings und Lieblings des Königs, und endlich durch die des Prinzen von Condé, der den Concini, den Ausländer und Italiener, tödtlich haßt, und gleichsam der Repräsentant des Adels jener Zeit ist.

Im ersten Akte erblickt man bereits alle Hauptfiguren des Drama; zur Linken Themines, den treuen Anhänger der Marschallin, Würfel spielend mit den frivolen Höflingen, welche über die Abwesenden oder in Ungnade Gefallenen spötteln. Unter ihnen bemerkt man Fiesko, der sich dem Juden Montalto im schwarzen Talare nähert, und von demselben den Zutritt in sein Haus zu erhalten sucht, wo, wie er weiß, eine schöne Dame verborgen ist. Ein blasser, finstrer Mann, der Italiener Borgia hört den unanständigen Antrag, und setzt den jungen Fant zu Rede, denn es ist seine Frau. — Dann erscheint Concini mit der Marschallin von Ancre, ferner Luynes und Condé, welcher die Günstlingin mit Schnödigkeit behandelt, aber auf ihren Betrieb verhaftet wird.

Der zweite Akt spielt bei dem Juden Montalto, welcher der Vertraute, Geldmäkler und Hehler aller Welt ist. Alle Parteien haben mit ihm zu thun, Luynes, Borgia und Concini. Dieser Letztere hält sich bei dem Juden auf, um Paola, Borgia's Gattin zu verführen, und von ihr einen Brief zu erhalten, den er einst an Ravaillac schrieb, der aber unglücklicher Weise in Borgia's Hände gefallen ist. Die beiden Italiener sind Todfeinde, denn Concini hat Borgia's Geliebte, die Galigai geheirathet. Borgia, von der Marschallin nicht vergessen, erhält von ihr ein Rendez-vous durch einen Brief, bei dessen Empfang er in eine solche Freude geräth, daß zum ersten Male ein eifersüchtiger Verdacht in Paola's Herzen aufsteigt.

Der dritte Akt ist äußerst schön. Die Marschallin erwartet im Louvre Borgia, bei seinem Erscheinen geräth sie in Verwirrung. Er belehrt sie über die ihn drohende Gefahr, und betheuert, gekommen zu sein, um sie zu retten. Lärm wälzt sich immer näher, endlich tritt de Luynes ein, und verhaftet die Marschallin. Sie staunt, entwickelt aber die ganze Festigkeit ihres Charakters, empfiehlt ihre Kinder der Obhut Borgia's, und folgt ihren Richtern. Dem. George war in diesem Akte unübertrefflich.

Im vierten Akte ist Concini noch im Hause des Juden bei Paola, und forscht diese über Borgia aus. Ein Wort von ihr macht ihm klar, daß Borgia bei seiner Gattin sein müsse, er theilt dieß der Italienerin mit, in deren Busen tödtliche Rachgier entflammt. Die Agenten Luynes's, welche im Hause versteckt sind, haben dieses Gespräch behorcht, und bedienen sich der Leidenschaft der beleidigten Frau, um die Marschallin zu verderben. In der That klagt Paola dieselbe der Zauberei an, und schwört auf das Kreuz. Die Marschallin begreift die Wuth der jungen Frau nicht, endlich aber durchschaut sie die Ursache des Hasses. Diese trefflich angelegte Scene wurde von Dem. George und Dem. Noblet meisterhaft gegeben. Bei dem Anblick der rückkehrenden Richter ermannt sie sich, und geht ab, indem sie den Arm des de Luynes stolz zurückweist.

Der fünfte Akt beginnt abermals im Hause des Juden. Concini macht sich endlich fort, und ist sehr erstaunt, auf der Straße keinen der Seinigen zu finden. Während eines Monologes, worin er sich aller seiner Verbrechen anklagt, erscheint Borgia. Die beiden Todtfeinde erkennen sich, beginnen ein Gefecht, und verwunden sich gegenseitig. Borgia stirbt. Vitry, mit den Kindern des Marschalls tritt zu den auf dem Boden liegenden Männern, damit sie ihren Vater bezeichnen. Dieser wird durch mehrere Pistolenschüsse getödtet. Endlich erscheint auch noch die zum Feuertode verdammte Marschallin von Ancre auf ihrem Wege zum Richtplatze, erblickt die beiden Leichen, und läßt die Kinder auf Concini's Leichnam schwören, den Tod ihres Vaters zu rächen.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 169. (II. Jahrg.) Montag, den 18. Juli. 1831.

Trismegistus als moderner Merkur.

Von

Leopold Schefer.

31.

Der Helden und Sänger Geburtsort.

Wo Homer geboren ist?
In den Sieben-Städten nicht, die Ihr wißt —
In Aegium ward Homer geboren,
Wo sich die Könige zum Kriege verschworen;
Und wo sich unsere Könige verschworen —
In Pillnitz ward Napoleon geboren,
Zum Helden gemacht der neuen Zeit,
Aus Pilnitz ward die Welt gescheidt?
Und wo sie sich wieder zum Kriege verschwören,
Da werden sie wieder einen Helden — gebären.

32.

Die Probe der Liebe.

Ein Frommer spricht:

Der Frieden wird die Liebesprobe sein:
Denn spinnen sie uns in Kriegsgeflechte ein,
Dann mischen sich kalte Brechruhrmenschen darein,
Und Pest, Tod, Hunger und Qual wird die Liebe sein.
O Liebe nicht — habt nur Erbarmen
Mit Armeen und mit Armen
Wer noch nicht Zank — vermeiden kann,
Der ist noch kein friedfertiger Mann;
Geschweige wer sich in der Schenke will schlagen —
Erschlagen — und gar mit Anderleuts Gebeinen!
Das ist zum Weinen!
Was würde Christus dazu sagen?
Und was wird Gott selbst wirklich sagen?
Will's Niemand fragen?

33.

Vernunft-Gaslicht.

Käme Einer und wollte mein Haus erleuchten
Mit Gas nur, geschweige mit Licht der Vernunft,
So wollt' ich ihn nicht zum Haus — hinaus leuchten!
Ich hielt' ihn für Einen von himmlischer Zunft —
Aus den, bei Leipzig, gefallenen Menschen Gebeinen
Sieht man — in England ein Menschliches Licht erscheinen.

34.

St. Simonisten.

St. Simonisten sind — politische Christen;
Sie thun als wenn sie von Christo nicht weiter wüßten,
Als daß er erst heilte, ehe er lehrte,
Die Menschen erst sättigte, dann sie bekehrte.
Sie thun aber auch, als gäb' es nun christliche Staaten,
Worin Christi Wort soll blüh'n und gerathen!
Als lebten die Christen nicht mehr unter — christlichen Heiden
Wo man sie als Sanfte-Dumme nur mochte leiden;
Nun aber sollten die Christen christlich thun,
Nicht selber und andere Dumme lassen ruh'n;
Und da der Mensch aus Leib und Seele besteht,
Und ohne Leib die Seele zum Aether weht,
So sollen die Leiber erst glückliche Bürger werden,
Dann schwingen die Seelen sich nicht als Bauern von der Erden
In's Himmelreich aus der jetzigen Wüsten —
Kurz — sie sind halbe, sind irdische Christen.

35.

Die politischen Interessen.

Nur die politischen Interessen
Sie fordern nach Staats-Künstler Ermessen
Flagranten Krieg
Und, wo möglich, Sieg,
Nicht die Könige, nicht die Völker.
Also sie sind die Horizontumwölker!
Aber sind sie denn? Sollen sie sein?
Und wer sind sie, das stimmt erst ein.
Sind es Wölfe? so schlagt sie todt!
Sind's Vielfraße? gebt ihnen kein Brot!
Sind's Faulthiere? so treibt sie hinaus!
Sind es Bärenhäute? so klopft sie aus!
Sind es Länder? so laßt sie laufen!
Den die Länder haben nun Beine,
Millionen Beine mit Köpfen voll Scheine
Und Seelen sind nicht mehr zu verkaufen.

Das Stammbuch.

(Fortsetzung.)

Man kann sich leicht denken, mit welchem Gesichte mir der Marquis entgegentrat; Tod und Vernichtung lag in seinen Blicken, und hätte mein vorgehaltenes Terzerol ihn nicht entmannt, beim Himmel! das seinige würde meine Kühnheit übel belohnt haben. Es war eine furchtbare Scene, die Farbe seines Gesichtes wurde röthlich-gelb, und im grinsenden Tone rief er nach einiger Fassung, indem er den ausgestreckten bewaffneten Arm sinken ließ: „Zittere, Verwegener! Deinen Frevel sollst Du theuer büßen!" „Ich zittere nicht," entgegnete ich mit Ruhe, „denn mein Gewissen ist frei, und irre ich nicht, so ist's an dem zu zittern, der despotisch die Rechte der Menschheit zu verletzen wagt. Sieh hin, Verachtung liegt in den Blicken jenes reinen Wesens, das hier gleich einer gefangenen Verbrecherin leidet."

Mit den Geberden eines Wüthenden langte hier der Marquis nach meiner Brust, doch die Kälte, mit welcher ich auf eine ziemlich kräftige Weise seine beiden Arme von meinem Kleide zu lösen wußte, brachte ihn bald zur Besinnung, und mit gebrochener Stimme kreischte er endlich: „Herr, vergessen Sie nicht, wer ich bin." „Nicht doch," erwiederte ich gelassen, „Sie sind der reiche Marquis Melissa, und der Tyrann dieses Mädchens, das ich, beim Himmel sei's geschworen, von ihren Leiden befreien will."

„Nun denn, so retten Sie," stotterte jetzt mein Gegner, und indem sich das Polternde seines Tones in eine schneidende Grelle verwandelte, sagte er mit satanischen Blicken: „doch sehen Sie sich vor, daß Sie bei der Ausführung Ihres edlen Vorsatzes nicht Schaden nehmen." Hier stürzte er fort. Lange stand ich, und Sidonia (dieß der Name des Mädchens), wie eingewurzelt. Das Rasseln des Wagens bannte endlich unsere Betäubung, und schüchtern, mit dem Zeichen der Unschuld, nahte das Bild meiner höchsten und kühnsten Wünsche. „Ihr Loos ist geworfen," begann sie mit schwacher Stimme: „Lassen Sie ab, ein Werk zu vollenden, vor dessen Ausführung ich bangen muß. Die Rache des Marquis —"

„Ich lache dieser Rache, wird mir ein lohnender Blick aus Ihrem Auge, und preiße tausendfach den Augenblick, in welchem mir durch jenes Buch Aufschluß Ihres Schicksals geworden ist."

„Wie, so ist Ihr Erscheinen nicht Zufall," rief hier Sidonia freudig, „es wäre mir also wirklich gelungen, durch die bezeichneten Worte Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?"

Nun gab es Erklärungen die Menge; ich erfuhr nämlich, daß der Marquis Sidonia als eine arme, zehnjährige Waise zu sich genommen, und für ihre Bildung und Erziehung die möglichste Sorgfalt trug. Er streute Rosen und Diamanten, um das arglose Geschöpf desto sicherer mit den Banden der Hölle zu umstricken, denn nur mit großer Mühe gelang es dem reinen, schuldlosen Mädchen, die Pläne zu zertrümmern, die der Schlaue einst auszuführen hoffte.

Mit Hast ergriff ich, als die Zarte mit ihrem schmuckloſen Vortrage zu Ende war, die weiche Hand, und führte sie auf einen Hügel, wo sich unter einer wohlriechenden Akazie eine niedliche Rasenbank befand. Hier nahmen wir Platz, die erquickende Kühle des Abends, das murmelnde Plätschern der nahen Quelle, und die magische Leuchte der am Himmel glänzenden Mondessichel machten einen wahrhaft romantischen Eindruck auf unsere reinen Gemüther. Still und sanft, im Einklange mit der lieblichen Sängerin, lag die nächtlich erhellte Gegend zu unsern Füßen.

Eine lange Weile saß ich neben ihr, in entzückendes Anschauen verloren, mein Herz und meine Zunge lagen im Kampfe, endlich siegte das erste über die letztere, und ich sank zu ihren Füßen mit den Worten: „Sidonia, liebst Du mich?!" Sie sprach kein Wort, der schöne Lockenkopf neigte sich abwärts zu dem meinen. Schnell umschlang ich mit meinem Arm ihren schneeigen Nacken, und indem ich sie sanft an mich zog, lagen ihre warmen Rosenlippen an meinen glutherfüllten. Sie küßte mich nach einer Pause, ohne ein Wort zu reden, denn süße Scham hielt ihre Zunge gefesselt.

Eine Nachtigallenbrut, die unweit des Rasensitzes ihr Nest aufgeschlagen hatte, löste mit ihrem Choral unsere Betäubung. — Die kleine Klagewelt sang so flötend, daß wir unwillkührlich ihren süßen Klagen lauschten.

Nach einer halben Stunde nahm ich herzlichen Abschied — der Bund unserer Seelen war geschlossen, und überglücklich langte ich, spät in der Nacht, in meiner neu durch Wechsel mit einem Kameraden bezogenen Wohnung an. Sechs Tage waren so unter gegenseitigen Versicherungen der Liebe entschwunden, denn alle Tage ritt ich nach dem grauen Bergschloß, das mir trotz seinem schauerlichen Aeußeren zum Paradiese geworden war. — Der Marquis blieb ruhig, um mit einem Male das Gebäude unseres Glückes zu zerstören. — Der siebente Tag war gekommen, und mit ihm ein Befehl meines Commandanten, laut welchem ich mit einer Abtheilung Reiter an die Gränze des Landes zur Unterstützung der dortigen Zollbeamten beordert wurde. Ohne große Schwierigkeit errieth ich die Quelle, aus welcher dieser Auftrag floß, ich lachte, denn — daß ich den Liebling meines Herzens mit mir zu nehmen dachte, wird Niemand bezweifeln; jedoch bald wandelte sich mein Lächeln in Trauer um, nach einer kurzen Weile kam Sidonia, sie hatte von dem Marquis Befehl erhalten, sich binnen zwei Stunden reisefertig zu machen, um ihm zu seiner Schwester zu folgen.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Charakterskizzen aus Wien.

Das Denkmal in der Augustinerkirche.

In der Augustinerkirche zu Wien befindet sich, neben mancherlei interessanten Reliquien der kirchlichen Vorwelt (wie wir sie in unserer Zeit wohl nennen können), ein herrliches Denkmal von Canova, den Manen einer geliebten fürstlichen Gattin geweiht. Es stellt einen Sarkophag vor, dessen Postament ein Genius mit trauervoller Andacht betritt. Die Gestalt ist meisterhaft; so überirdische Hoheit in dem Bau der Glieder, welche nur der allgewaltige Schmerz abzuspannen und dadurch dem Menschen näher zu bringen scheint, und welche irdische Erhabenheit bei so himmlischer Demuth! An der andern Seite der Stufen liegt ein Löwe hingestreckt, nach meiner Ansicht das Glanzstück dieses künstlerischen Prachtwerks. Welche meisterhafte, rein natürliche Mischung von Kraft und schmerzlicher Ermattung in dem Wurfe der edlen Glieder, welche menschlich-beredte Trauer in den thierischen Zügen, welches finstere widerspenstige Beugen der Stärke vor dem noch stärkern Schicksale und welches dumpfe Versenken in die unwiderstehliche Allgewalt des Todes, dessen That selbst das Herz des treuen Löwen in Schmerz gebrochen zu haben scheint! —

Die Gruppirung, die Zusammenwirkung des Ganzen ist erhaben-schön. Man sieht, daß selbst der kalte, widerstrebende Marmor unter den Händen des Meisters sich bereit zeigt, die Poesie des Schmerzes in sich aufzunehmen. Der Schmerz ist überhaupt weit poetischer, als die Freude, zumal in seiner Fortdauer. Denn das Lächeln der Freude gehört nur dem Augenblicke an, von ihm muß es geboren und verschlungen werden; es ist nur reizend in seinem schnellen Wiederverschwinden, und wird selbst auf dem schönsten Gesicht zur grinzenden Fratze, sobald es verweilt und stehen bleibt. Der Ausdruck des Schmerzes aber ist edel auch in seiner Fortdauer, und, gleich der Unsterblichkeitsblume, welkt und verdorrt er nicht, um in unvergänglicher Schönheit, als weinendes Denkmal, über den Gräbern frühverwelkter Freuden zu stehen. D'rum ist der Schmerz hienieden der treue Begleiter des wahrhaft Schönen, und erst am Grabe trennen sich Beide, um sich nie wieder zu finden. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Magdeburg, im Mai 1831.
(Beschluß.)

Gegen 20,000 Menschen hatten sich zu dieser erhabenen Feier versammelt, und viele, viele sangen in wehmüthiger Erinnerung an jene blutigen Stunden mit nassem Auge die beiden ersten Lieder herzergreifend mit. Beim Schlußliede aber, Heil Dir ꝛc. ertönte ein unermeßlicher Jubel von der wogenden Menge, der sich durch ein vieltausendstimmiges lautes Hurrah lebhaft zu erkennen gab. Somit endete die Feier des 10ten Mais, würdig, einfach und still, und wird im steten Angedenken frisch erhalten bleiben. Dem Herrn Oberbürgermeister und Landrath Franke gebührt vor Allen, wegen dessen sinniger Anordnung, lebhafter Dank, so wie auch durch ihr kräftiges Hinzuthun der erste Commandant, Herr General-Lieutenant Graf von Haake und der wirkliche Geheime-Staatsminister Herr von Klewitz gerechtes Lob verdienen. Segen dem edlen, von seinem Volke so allgemein geliebten König, Segen seinem Lande und allen den Behörden, so in seinem Sinne wirken und handeln zum Heile des preußischen Volkes! — Mehr als sonst hofft man hier, den Frieden erhalten zu sehen, doch ist man besorgt und mit Recht um die leider in Polen sich verbreitende Cholera morbus. Gott wolle diese Hyder nicht zu uns kommen und überhaupt der nach Ruhe dürstenden Erde nöthigen Frieden zum Heile der Menschheit geben! —

Kürzlich gingen wieder eine große Anzahl Rekruten zu den am Rhein stehenden Regimentern Nr. 26 und 27 ab, die hier ihre Cantonbezirke haben; auch wird in diesen Tagen die Landwehr zusammentreten, um ihre gewöhnlichen Manövers zu üben.

Zu dem Feste des 10ten Mai kamen mehrere Schriften und Kunstprodukte zum Vorschein; so hatte der Herr Prediger Reinhardt, ein tüchtiger Kanzelredner, eine eigne Broschüre über die Jakobi-Kirche, der Schuldirektor Herr Rathmann, eine eben solche zur Erinnerung an die Tage des Sturmes 1631 geschrieben, welche beide guten Absatz fanden. Mehrere lithographische Zeichnungen, eine Medaille, so wie ein wohlgetroffner Plattendruck, Magdeburg im Augenblick des Sturmes, letzterer bei dem Buchbinder Herrn Wittling im Verlag, kamen zum Vorschein.

Das Elbjournal, was sich jetzt eines bessern Fortganges erfreut, da es in die Hände eines sehr umsichtigen und tüchtigen Druckers gerathen, sagte auch einiges nicht Gehaltlose zu dieser erhabenen Feier, und unsere sehr schätzbare Zeitung, vom Herrn Buchdrucker Faber redigirt, lieferte ein recht geistreiches Gedicht und eine sehr poetische Beschreibung dieses Festes.

Aus Oberhessen.

Unser Bezirk, der größte unter den drei Provinzen des Großherzogthums Hessen, schließt in der That die allerverschiedenartigsten Gegenden in sich, denn er umfaßt die wegen der Fruchtbarkeit ihrer Gefilde auch im Auslande

berühmte, vom Flüßchen Wetter benannte Wetterau nebst den herrlichen Lahngegenden, aber auch den rauhen und unfruchtbaren Vogelsberg und das unwirthbare Hinterland. Daher sind denn die ökonomischen Verhältnisse der Bewohner nicht minder verschieden, und während der Gießener Bürger oder der Wetterauer Bauer Sonntags mit Weib und Kind gar stattlich einherwandeln, und sich's, im Vertrauen auf eine wohlgefüllte Börse, gar wohl sein lassen, kennt man den ärmern Vogelsberger und Hinterländer schon an seiner geringeren Tracht, seiner gespannteren Thätigkeit, seiner größern Genügsamkeit. Aber im vorigen Jahre täuschte auch der fetteste Boden die Hoffnungen der Eigenthümer; die furchtbarsten Hagelwetter, die ich je erlebte, zerstörten die reichsten Korn- und Waizenfelder von Grund aus, und wenn auch die Berliner Hagelassecuranzgesellschaft hier und da den bei ihr versicherten Pachtern und Gutsbesitzern ihren Schaden durch Geld ersetzte, so war dieß doch bei dem ziemlich allgemeinen Mangel, der sich schon im Herbste 1830 für unsere Provinz voraussehen ließ, nur ein schlechter Trost, indem dieser Geldersatz der mit Grund zu besorgenden Theurung keinen Einhalt zu thun vermöchte. Wahrscheinlich waren es, nebst den Bewegungen in andern Ländern, hauptsächlich diese traurigen Aussichten, welche zu Anfange des Octobers 1830 auch in unserer Provinz, namentlich in den Landrathsbezirken Büdingen, Nidda und Schotten, mehrere unruhige Auftritte zur Folge hatten, von denen die politischen Blätter zur Genüge berichteten und die um so schneller ihr Ende erreichten, als die Anstifter und Mitgelaufenen wohl selbst nicht recht gewußt haben mochten, was sie denn eigentlich wollten. So viel ich nämlich aus mannichfachen Erzählungen und Aeußerungen habe entnehmen können, wollte man sich eigentlich nicht gegen die Regierung auflehnen; man hatte nichts gegen die Person des Regenten, der ja bei seiner Reise durch unsere Provinz erst im Sommer 1830 mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen worden war; man hatte keine bestimmten Beschwerden und Klagen zu führen, die, wenn sie vorhanden gewesen wären, der Großherzog gewiß nicht mit Unwillen von sich gewiesen haben würde; nein — man wußte ohne Zweifel selbst nicht, was man eigentlich wollte; man trat nicht für irgend ein entrissenes oder vorenthaltenes theures Recht auf, denn das brauchen wir nicht, indem uns der verstorbene Großherzog eine tüchtige Verfassung gab und der jetzige Fürst dieselbe in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhält; und an der Mißerndte, dem Hauptquell der Unzufriedenheit, war doch wahrlich keine Regierungsmaßregel Schuld, und ihre Folgen konnten durch eine solche Bewegung nicht vereitelt werden. Wie man vernimmt, hat übrigens das Ministerium zur Abstellung des immer fühlbarer werdenden Mangels geeignete Vorkehrungen treffen lassen. Sonst kann sich unsere Provinz über Nahrungslosigkeit nicht beschweren. Da strömt uns erstlich eine Haupterwerbsquelle in unserer Landesuniversität Gießen. Wer möchte in dieser gesegneten Stadt von Mangel hören? Man glaubt kaum, wie sehr sie sich seit ungefähr acht bis zehn Jahren gehoben und verschönert hat. Zwar hat diese Stadt bei der im Jahre 1821 eingetretenen neuen Organisation der meisten weltlichen Behörden des Großherzogthums auch Manches, z. B. die Hofkammer, welche mit der Oberfinanzkammer in Darmstadt vereinigt wurde, verloren; sie hat, wegen der immer wiederholten Streitigkeiten zwischen Militär und Studenten, auch das daselbst garnisonirende dritte Linieninfanterieregiment, das jetzt in Worms liegt, eingebüßt; aber dafür ist auch in dieser Zeit außerordentlich viel für die Universität geschehen, und die erhöhte Frequenz derselben entschädigt auf's Genügendste für alle dergleichen Verluste. Ich weiß die Zeit noch recht gut, daß unser Gießen nicht mehr als 300 Studenten zählte, aber seitdem man nicht allein die dortigen berühmten Docenten, wie Schmidt, Kühnöl, v. Löhr, Wilbrand, Crome ꝛc. zu erhalten, sondern auch neue tüchtige Männer, wie Linde (der aber neuerdings als Ministerialrath in das Ministerium des Innern in Darmstadt eingetreten ist), Hillebrand, Hundeshagen, Schmitthemer, Osann ꝛc. zu gewinnen, und die mit der Universität verknüpften Anstalten, wie das philologische Seminarium, die Bibliothek, den ganz vorzüglichen forstbotanischen Garten, die Forstlehranstalt ꝛc. auf alle Weise einer gewissen Vollkommenheit näher zu bringen sucht, finden sich in den Katalogen gewöhnlich 500 Studirende namhaft gemacht, welche Zahl jetzt, da der Großherzog die Universität noch durch eine im Winter 1830 — 31 in's Leben getretene katholisch-theologische Facultät erweitert hat, noch bedeutend überschritten wird. Gießen kann wirklich dafür dem jetzigen Universitätskanzler, Herrn von Arens, nicht dankbar genug sein, dessen unermüdeten Bemühungen Alles dieß ohne Zweifel Entstehen und Fortdauer verdankt.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Ein Grand von Spanien überreichte Philipp dem Zweiten einen Diamant von seltener Schönheit. „Haben Sie ihn gekauft?" fragte der König. — „Ja, Sennor," antwortete der Grand. — „Und wie theuer?" fragte der König wieder. — „Ich verwandte nur 70000 Thaler an dieses Kind der Sonne." — „So viel!" rief der König, „was in aller Welt dachten Sie, als Sie so viel Geld weggaben?" — „Ich dachte," erwiederte der Grand, „daß es nur einen Philipp den Zweiten auf der Welt gebe und ich einer seiner geringsten Unterthanen sei." —

Der König nahm den Diamant und am folgenden Morgen empfing der Grand das Doppelte der gezahlten Summe. Wofür? Für den Diamant oder für die Schmeichelei? —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 170. (II. Jahrg.) Dienstag, den 19. Juli. 1831.

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

Das Schloß Saint-Leu, während der Regierung Napoleons ein Eigenthum seines Bruders Ludwig, nach der französischen Restauration aber die Residenz des Herzogs Ludwig Heinrich Joseph von Bourbon-Condé, hat durch den im vorigen Jahre so plötzlich erfolgten Tod des Letztern, dessen nähere Umstände trotz aller gerichtlichen Untersuchungen noch immer ein dichter Schleier verhüllt, eine höchst traurige Berühmtheit erlangt. Dieses letztere Ereigniß, so weit dasselbe bis jetzt durch die Gerichte beleuchtet, und einige wundervolle Sagen aus früheren Epochen dürften vielleicht einen kurz gedrängten Auszug aus der Geschichte von Saint-Leu und seinen Besitzern einiges Interesse gewähren.

Seit fast undenklichen Zeiten besaß das Haus Bourbon-Condé die obere Gerichtsbarkeit über die Herrschaft Saint-Leu, der Territorialbesitz derselben aber befand sich vom zwölften bis in das sechszehnte Jahrhundert mit weniger Unterbrechung in den Händen der Familie von Montmorency; von da an bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gehörte sie zu den Besitzungen des Hauses Bourbon-Condé.

Im Anfange des zwölften Jahrhunderts besaß das Dorf Saint-Leu eine im damaligen Styl mit Regelmäßigkeit und Geschmack gebaute Kirche, welche der Gutsherr Fulchard von Montmorency um der Ruhe seiner Seele willen der Abtei Saint Martin de Pontoise schenkte, und sie zum Begräbnißorte seiner Familie bestimmte.

Unter den Frauen von Saint-Leu war Aiglantine von Vendome, Gemahlin des Mathias von Montmorency, die Erste, welche dort beigesetzt wurde. Sie besaß eine solche Anmuth des Geistes und des Körpers, und wußte Alle, mit denen sie umging, durch so mächtige Bande der Liebe und der Freundschaft an sich zu fesseln, daß selbst der Tod sie nicht zu lösen vermochte. Der Aberglaube ihrer Zeit schrieb ihr deswegen eine geheime Zaubergewalt zu, die ihr sogar noch im Grabe geblieben. Die Sage erzählt, daß, wer über dasselbe hinwegschreiten wollte, seine Füße gleichsam von einer unsichtbaren Gewalt festgehalten fühlte, von der er sich nur mit großer Anstrengung losmachen konnte. Die Unwissenheit jenes Jahrhunderts, so verwandt mit dem Glauben an Zauberei, behauptet sogar, daß, wer Aiglantinens Grabstein betreten, ewig an denselben festgezaubert geblieben wäre, wenn nicht ein Priester den Zauber durch Weihwasser gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Probescene
aus dem noch ungedruckten Trauerspiele:
Markgraf Eckard der Erste
oder
der Kron-Prätendent
von
Friedrich Krug von Nidda.

Fünfte Scene des dritten Aktes.

(Waldeinsamkeit im tiefsten Harzgebirge. Nacht.)

Einsiedler (aus seiner Zelle tretend).

Täuscht mich der Sturm, der in den Riesenfichten
Mit seinen Eisenfittigen turnirt,
Als müss' er schier den alten Wald entwurzeln,
Oder vernehm' ich wirklich Menschenstimmen
In meiner abgelegnen Siedelei? —
Nicht doch! Dir schwindelt, alter Mann! Es schlagen
Die Widerklänge einer fernen Zeit
Wie Glockenton an Deine stumpfen Nerven,
Und es erwacht bei ihrem Ruf, was lange
In Deiner finstern Brust du eingesargt
Mit allen seinen Wonnen, seinen Schmerzen! —
Pfui, alter Thor! Ist das die stolze Ruhe,
Mit der du lange Dich gebrüstet? Dieß

Die Selbstgenügsamkeit — womit Du Alles
Was irgend Dich gehemmt, wie ein Gewand
Was Dich am Schreiten hinderte, entferntest:
Wenn Dich ein Uhuruf im öden Forst
Aus Deinem Schlummer weckt und Sehnsuchtsweh
Nach menschlicher Begegnung Dich durchschwirrte? —
Und doch — was zürn' ich mir ob eines Drang's,
So tief in mein Gemüth geprägt, als Manches,
Was einst den Jüngling und den Mann bewegt, —
Was groll' ich, daß noch heute meine Pulse
Zu rasch durch meines Herzens Kammern jagen?
Der Greis noch jugendlich, noch männlich fühlt?
(Näheres Rufen hinter der Scene.)
Heran! — wer Du auch bist — Freund oder Feind!
Brich muthig durch die unwirthbare Oede,
Ein treues Herz wird herzig Dich umfahn, —
Denn Du bist Mensch und daher hülfsbedürftig!
(Entzündet eine Kienfakel.)

Sechste Scene.

Markgraf Eckard, von einem Reisigen begleitet.

Eckard.

Brav, alter Murner! daß Du Deiner Wildniß
Ein wenig magische Beleuchtung gibst,
Sie um so unbefangner abzuschützen;
Doch nehm' ich's Deiner Heiligkeit fast übel,
So vorsätzlich versteckt Dich anzubaun,
Als fürchtest Du nur lästige Besucher.

Einsiedler.
(ihn streng fixirend.)

Daß doch die Großen das Geringste selbst
Nur in Beziehung ihrer Würde schätzen!
Wohl wahr! Mein Felsenlabyrinth begrüßt
Kaum alle Lustren einen irren Jäger,
Am seltensten ein stattlich Fürstenhaupt . . .

Eckard.

Wer gab Dir, Alter, meine Ahnenprobe?
Daß Du von meinem Fürstenrange sprichst?
Ist meine Tracht doch jeden Schmuckes baar,
Und diese Stunde keine auserwählte!

Einsiedler.

Und doch wohl auserwählt mit sonderm Fleiß!
Da Ihr mit Vorsatz ein Geklüft nicht miedet,
Noch eine Zeit, die Manchen abgeschreckt,
Aus Furcht, dem müden Leibe weh zu thun —
Denn Mitternacht ist unlängst erst vorüber.

Eckard.

Es muß das ird'sche Haus dem Geiste dienen,
So lang er drinnen seine Wohnung nimmt,
Der träge Stoff dem thätigen sich fügen!
Doch da Du einmal Dich als Wissender
Als Eingeweiheter mir kund gethan:
So gib — ich bitte, ich beschwöre Dich —
Aus Deinem nie versiegten Weisheitsbronnen
Auf meine Frage redlichen Bescheid!

Einsiedler.

Die heiligste Verpflichtung meines Hierseins
Ist, Wahrheit, unverhüllt, wie im Gebet
Und einsamer Natur ich sie ergründet,
Zu kündigen, Jedwedem, der sie sucht.

Eckard.

Wohlan, so werde denn auch mein Orakel!
„Es liegt im fernen Morgenland ein Kleinod,
Das vieler Edeln Ruhmbegier erregt,
Da aus desselben völligem Besitzthum
Ein großer unbegrenzter Wirkungskreis,
Beinahe Allmacht menschlicher Gewalt,
Vielleicht Unsterblichkeit des Daseins quillt —
Wird es mit Glück und Tüchtigkeit gehandhabt. —
Jedoch der Weg dahin ist rauh und steil,
Die Mehrzahl schreckend und von dannen scheuchend,
Und nur zwei Wand'rer dringen unaufhaltsam
Auf zwei sich kreuzenden Gebieten vor,
Bereit, ihr Höchstes dafür einzusetzen.
Der Eine fromm und friedlich, sittlich rein,
Beinah ein Heil'ger im Profangewande,
Der durch Gebet und Glaubenskraft — man sagt's! —
Schier überird'sche Wundergaben äußert,
Dagegen im Gebiet des finstern Mars
Noch ohne Ruf, ja beinah' ohne Namen;
Indeß sein Mitbewerber, kühnern Schritts,
Nur ird'schen Boden unter sich empfindend,
Dem stolzen Ziele sich entgegenwirft,
Von dem er weder Heiligung, noch Nimbus,
Doch eine Kraftentwicklung sich verspricht,
Die er zum Besten nur verwenden möchte.
Den Gott der Priester nicht, — nur der Natur,
Den er erkennt in seinen Sternen-Runen —
Hegt er in starker Brust, und nicht die Kirche,
Vielmehr das Heil der deutschen Nation,
Ihr Ruhm und Preiß ist's, was ihn hoch begeistert.
Wer unter diesen Beiden, weiser Seher,
Wird nun der siegreiche Bewerber sein —
Das gold'ne Ziel dem Drachenthier entwenden?
Ja, wessen Genius mit Recht verdienen
Fortan zu ringen nach dem Ehrenziel?

Einsiedler.

Er, der des reinsten Willens sich bewußt,
Des edelsten Gebrauch's erlangten Preises;
Deß Geist der namenlose Weltregierer
In Lieb' und Glauben am bewährt'sten fand,
Am thätigsten in seinem Tempeldome,
Dem schrankenlosen, unumuferten! —
Doch da Ihr selbst der Eine jener Ringer,
So wißt: daß, ehe wieder Vollmondschein
Die bärt'gen Wipfel dieses Haines färbt,
Eu'r Ziel umfahn Ihr werdet und unsterblich
Eu'r Name dauern wird im Sturm der Zeit;
Daß, ungebeugt von allen Euern Feinden,
Eu'r Ruhm sich heben wird, ein Felsenthurm,
Aus dessen Schatten schon Verräther weichen,
Und Muth und Biedersinn und deutsche Treue
Eu'r Grabmal ehren werde, fort und fort! —
Mehr fordert nicht — denn mehr Euch zu verrathen
Ward mir versagt . . .

Eckard.

Und doch noch Eins begehr' ich:
Wird meine Gattin meines Ruhms sich freun?
Mein Sohn am Kaiserherzen früh erstarken?

Einsiedler.

Laßt mich! Ein Höherer schließt mir den Mund, —
Valet für heut — auf einstig Wiedersehen!
(verschwindet rasch im Hintergrunde.)

Siebente Scene.

Eckard und sein Knappe, ohne den Vorigen.

Eckard.

Geh, Räthselhafter! dessen bleiche Lippe
Gleich jener Sphinx Geheimnisse erschließt,
Die nur ein Oedipus enträthseln möchte,
Da sie so dunkel als verworren sind, —
(nach kurzem Sinnen)
Doch mir, kein Neuling mehr im Lebensdrama,
Soll's dennoch klar wie jene Blitze werden,
Die schon der Sonne feur'ge Boten sind!
Wo anders als vom Thronsitz der Ottonen
Kann meines Strebens Zielpunkt ich umfahn?
Wo kann der heißen Brust, dem regen Herzen
Wohl Friede werden, als auf jenen Höhen?
Wo Raum genug, das deutsche Heldenvolk
Zu großer That zu führen, als bewaffnet
Mit der geweihten Lanz' und Karlos Schwert?
(Begeistert)
Drum fort und fort auf dornenvollem Wege
Verfolgt der Ehre Bahn mit freud'gem Muth!
Schon lichten sich die dunkelnden Gehege,
In Schwäche wandelt sich der Neider Wuth,
Im Herzen wird die alte Kühnheit rege
Die nur auf blut'gem Thatenlaube ruht, —
Und zwischen Wolkennacht und Wetterzücken
Erscheint die Friedenspalme meinen Blicken!
(Stürzt lebhaft aus der Scene.)

Der Vorhang fällt.

Zur Charakteristik eines deutschen Schriftstellers.

Schon in Nr. 95. dieser Zeitschrift ist ein beherzigenswerthes Wort über den täglich heilloser werdenden: Journalistischen Unfug unsrer Zeit ausgesprochen worden. In keinem der Sudelblätter, die unsere Literatur jetzt gleich einem Augiasstalle verunreinigen, wird dieser Unfug aber ärger getrieben, als in den zu Hamburg erscheinenden, sogenannten Originalien. Der Herausgeber derselben ist ein gewisser Georg Lotz, ein per varios casus zurückgekommener Kaufmann, der schon seit zwanzig Jahren an völliger Blindheit und einer totalen Lähmung der ganzen untern Hälfte seines Körpers elendiglichst darnieder liegt. In dieser verzweiflungsvollen Noth unternahm er, ohne die mindeste wissenschaftliche Bildung, besagte Zeitschrift, für die er das Mitleid des Hamburgischen Publikums ansprach, das ihm bei der bekannten Wohlthätigkeitsliebe desselben auch nicht versagt wurde. So vermehrte auch er das Heer derjenigen unsrer heutigen Journalisten, die nicht nur ohne allen Beruf, sondern selbst auch ohne allen wirklichen Sinn für die Wissenschaft und Literatur; lediglich aus Gewinnsucht, als bloßen Gegenstand einer Geldspeculation, die auf unsere dermaligen zahllosen Leseanstalten berechnet ist, dergleichen Blätter unternehmen, die sie dann selber freilich auch nur wie ein Gewerbe oder wie einen andern Zweig des sogenannten „bürgerlichen Nahrungsgeschäftes" betrachten. Größtentheils schreiben sie sie selbst, mittelst schlechter Uebersetzungen, Recensionen und Auszüge aus deutschen Büchern, die sie (ein Nebenvortheilchen dieses Handwerkes) von den Verlegern, um sie auszuposaunen, zum Geschenk erhalten, so wie auch aus andern Blättern wieder, zusammen. Um talentvolle und kenntnißreiche Mitarbeiter bewerben sie sich nicht, da sie keine Honorare für Beiträge zahlen. Dagegen nehmen sie mit wahrer Habgier allen literarischen Schofel auf, der ihnen von, sich nur gern gedruckt sehenden, angehenden Schriftsteller gratis dargeboten wird. Am liebsten aber sind ihnen von solchen Mitarbeitern: „pikante" (wie sie dergleichen zu nennen pflegen) Correspondenz- und andere Artikel, welche in trivialen Klatschgeschichten, in miserabeln Zänkereien mit Andern ihres Gleichen, in Schimpfen auf andere Blätter und Journalisten, oder in pöbelhaften Schmähungen auf achtbare Gelehrte, Dichter, Schauspieler u. s. w. bestehen. So sind denn diese Zeitwische, zur tiefsten Herabwürdigung des Gelehrten- und Künstlerstandes, wie der gesammten Geistes und selbst sittlichen Bildung der deutschen Nation, wahre Cloaken unsrer Literatur, in denen ein unermeßlicher Schmutz und Unrath derselben, (der ohne sie, wie es vor diesem Blätterunwesen der Fall war, den Augen des Publikums verborgen bleiben würde,) täglich zu Tage gefördert wird, und die recht eigentlichen Latrinen all' ihrer Crapûle und Chronique scandaleuse! Hierzu gehören nun auch, und zwar vornehmlich, besagte Originalien, deren Titel sogar schon zeigt, wes Geistes Kind sie sind, indem er einen groben Sprachschnitzer und eine Unwahrheit zugleich enthält. Denn: „Originalien" ist kein Wort, weder in der deutschen, noch in irgend sonst einer Sprache, und Originalarbeiten enthalten sie nur sehr selten; dagegen eine Unzahl von schofeln Uebersetzungen und Excerpten. Das Spottwenige aber, was darin original ist, könnte man höchstens nur in dem Sinne so nennen, in welchem Lessing von einem sogenannten Originalgenie zu sagen pflegte:

„Originalität? Potz Daus!
Original für's Narrenhaus!"

Der verewigte Müllner bediente sich bekanntlich dieser Originalien, um anonyme Selbstlobhudeleien über sich darin abdrucken zu lassen, wofür ihm Herr Lotz Hamburger Cigarren liefern mußte. Aber um so mehr nur verachtete und narrete er ihn, gleich seinen würdigen Consorten Aug. Kuhn, Fr. Gleich u. s. w.,

wie unfehlbar auch die Briefe von Müllner zeigen werden, die Herr Prof. Schütz jetzt herausgeben wird. Ein ganz absonderliches Subject von Gehülfen bei diesem Schmier- und Klatschblatte hat sich Herr Lotz dermalen an einem, als unbekannt bekannten, Maler Namens Pinsel Lyser, zugelegt, der auf beiden Ohren taub, wie der Herr Redacteur auf beiden Augen blind ist; in Ignoranz, — — — — — — — — — — aber wirklich mit ihm wetteifert. Die trefflichsten Schriftsteller, Dichter und Künstler bewirft dieses Par nobile fratrum mit Koth. Die elendesten Pfuscher läßt Herr Lotz dagegen eben so schamlos lobpreisen, sobald sie ihn oder seine Frau Gemahlin durch die in solchen Fällen probaten Reizmittel dazu zu vermögen wissen. Am aller ärgsten redigiren Beide auf diese Manier den Hamburger Theaterartikel. (S. die Scenen aus dem Leben eines Redacteurs in Nr. 76. des Planeten.) Schon in der Mitternachtszeitung Nr. 91. ist sehr richtig bemerkt, daß diese moralische Schlechtigkeit gerügt werden muß. „Man sieht" sagt Goethe in seinem Lustspiel, die Mitschuldigen:

„Man sieht es bessert auch nicht Elend, Strafe, Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit!

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Oberhessen.

(Beschluß.)

Ueberhaupt zählt Gießen in seiner Mitte manche geistvolle und unternehmende Männer. So konnte ich vor nicht gar langer Zeit im Hesperus (1830, Nr. 212. ꝛc.) von einer daselbst durch den bekannten Buchhändler G. F. Heyer (Vater), den Geh. Regierungsrath Knorr, den Professor Schmitthenner, G. Schirmer und J. Ricker gestifteten mitteldeutschen Lebensversicherungsanstalt berichten. Wen die Sache interessirt, der mag jene Blätter des Hesperus ansehen oder die gedruckten Statuten der Anstalt, die wirklich viel Gutes versprechen. Auch eine, vom Advokat Trapp I. gestiftete Militärvertretungsanstalt verdient für ihre Leistungen Anerkennung, indem sie zwar nicht so ausgedehnt ist, als die von E. E. Hoffmann in Darmstadt gegründete, aber doch als solid gerühmt wird. — Für den Lebensgenuß ist in unserem Gießen nicht stiefmütterlich gesorgt. Zwar haben wir kein Theater in dieser Hauptstadt unserer Provinz, allein wer daran Vergnügen hat, kann sich dasselbe zuweilen in dem nicht sehr entlegenen Frankfurt a. M. oder Darmstadt verschaffen und sich unterdessen in Gießen auf andere Weise vergnügen. Da hat man nicht allein treffliche Gasthäuser in der Stadt, z. B. das Müller'sche Einhorn und das Ferber'sche Hessische Haus (die beiden Koryphäen der Gießner Gasthäuser) und Vergnügungsörter außer derselben, namentlich den Schieferberg, die Badenburg, den Gleiberg ꝛc., sondern man hat auch zahlreiche Casino's, Abendkränzchen, gelehrte, leerende, essende, tanzende, Thee- und andere Gesellschaften, alle frequent, vergnüglich und gewöhnlich nicht eben theuer. Auch die Studirenden nehmen Theil an diesen geschlossenen Gesellschaften, und man hat im Allgemeinen die größte Ursache, mit ihrem feinen und anständigen Betragen recht zufrieden zu sein. Den guten Geist, welcher in den Gießener Studenten herscht, habe ich recht deutlich wahrgenommen, als ich mich während der an andern Orten von Oberhessen ausgebrochenen Unruhen in Gießen befand. Als es nämlich hieß, auch Gießen würde bedroht, so traten sogleich die Studirenden in ein eignes Corps zusammen, bezogen die entferntesten Wachposten, erhielten überall die schönste Ordnung und hatten sich eines eignen Belobungsschreibens des Commandanten zu erfreuen. — Doch eins muß ich noch erwähnen, es ist die Vorliebe der Gießener für Musik, und diese wird durch nicht seltne, ganz meisterhaft ausgeführte Concerte in dem sehr geräumigen und schönen Saale des Buschischen Gartenhauses noch mehr gehoben und ausgebildet. Auch um diese künstlerischen Productionen erwirbt sich Herr G. F. Heyer (Vater) kein geringes Verdienst. — Unter den kleineren Städten und Städtchen unserer Provinz ist nicht leicht eins, das nicht einen besondern Vorzug hätte. Lich ist der Sitz des feingebildeten Fürsten von Solms-Lich; in Laubach residirt ein Graf, ausgezeichnet durch Rechtschaffenheit, weise Sparsamkeit und Kenntnisse; bei Nidda ist das zahlreich besuchte und mit sehr schönen Gebäuden ausgestattete Bad Salzhausen; Lauterbach, Alsfeld und Schotten haben tüchtige Fabriken; Friedberg ein Landschullehrerseminarium; Büdingen ein ziemlich besuchtes Gymnasium und der Sitz eines im Badischen und Hessischen Kriegsdienste mit Ehren bestandenen Grafen; Vilbel die Nähe von Frankfurt; andere Anderes. — Doch nicht wahr? ich muß für dieses Mal schließen? Ein ander Mal mehr! Leben Sie wohl.

S.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 171. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 20. Juli. 1831.

Klage und Ermunterung.

An einen Freund.

Schöner, glaub' mir, würde Alles glänzen,
Heitrer lächeln und in frohern Tänzen
An uns hin das Erdenleben fliehn,
Wenn nicht, Fluch sei jener ersten Sünde!
Vor uns stets der Todesengel stünde,
Uns hinab in's schwarze Reich zu ziehn.

Ewig schwingt er rauschend seine Flügel,
Unerbittlich löst er alle Siegel,
Jener erstgeborne Sohn der Zeit —
Schwelg', o schwelg', an Deines Mädchens Lippe! —
Ach, der Tod mit seiner schwarzen Hippe
Achtet nimmer Deiner Seligkeit!

Schiffe aufwärts auf der Wonne Nachen,
Laß vom Maste wehen lichte Flaggen
Nach des Lebens hellem Strom hinan —
Schnell wird sich ein Ungewitter thürmen,
Rascher wird das Leben Dir entstürmen,
Und zergehn der himmelvolle Wahn! —

Doch das finstre Loos, es ist gefallen —
Laß darum die Klage nicht erschallen,
Die den harten Mahner nicht verweist —
Kaufe Deine Stunden aus, und leere
Deinen Becher, eh' mit ihrer Scheere
Deinen Faden Atropos zerreißt! —

Laß die Freude nicht vorüberschleichen,
Fasse schnell sie, kannst Du sie erreichen,
Ehe ewig fern die Holde bleibt!
Denn wir dienen einem großen Fluche,
Der mit schneller Hand zum Leichentuche
Adam's sünd'ge Enkelkinder treibt.

Winter.

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die darauf folgenden Jahrhunderte, während welcher die Montmorency oder ihre Abkömmlinge sich im ruhigen Besitze von Saint-Leu befanden, bis im Jahre 1430 diese Herrschaft von den damaligen Eigenthümern an Johann, Bastard von Luxemburg abgetreten, diesem aber später von Ludwig XI. ungerechter Weise entrissen und Reynaud dem Türken geschenkt wurde. Franz I. gab sie indessen dem Connetable von Montmorency zurück und im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gelangte sie an das Haus Bourbon-Condé. Im Jahre 1700 war sie das Eigenthum eines Corieul de la Noue und im Jahre 1755 des Groß-Rentmeisters Dufort, nach dessen Tode sie auf seinen Sohn überging. Bei Ausbruch der Revolution wurde sie von ihrem Eigenthümer verlassen, welcher, wie die meisten Besitzer von Lehnrechten, im Jahre 1789 in der gewissen Hoffnung ihrer baldigen Rückkehr, in das Ausland wanderte.

Der damalige Besitzer von Saint-Leu, ungeheuer reich, aber eben so geizig, hatte einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Es blieb ihm nur die Alternative, sich von seinem Schatze zu trennen, oder sein Leben zu verlieren. In eine große eiserne Kiste gepackt, befand sich sein Mamon in seinem Cabinette, wo sich Herr von Saint-Leu (wie wir ihn hier nennen wollen) mit seinem Freunde und einzigen Vertrauten, dem Chevalier von M*** eingeschlossen hatte. Es war Mitternacht, die Abreise auf den andern Morgen festgesetzt und die Dienerschaft, von den Vorbereitungen zu derselben ermüdet, bereits längst zu Bette, als Hr. v. Saint-Leu, in tiefes Schweigen versunken und die Augen unverwandt auf seinen Schatzkasten gerichtet, noch immer zu überlegen schien, ob er denselben nicht mit sich nehmen sollte. Der Chevalier unterbrach endlich das lange Stillschweigen mit den Worten: „Nun! es muß ein Entschluß gefaßt werden; diesen großen Heiligen (er deutete hier auf die eiserne Kiste) können Sie unmöglich mit in den Wagen nehmen. Ich begreife wohl, wie schmerzlich es für Sie ist, sich von einem so theuren Gegenstande zu trennen, mit dem Sie zehn Jahre

lang Ihr Bett getheilt; aber ihn aufpacken, hieße ihn unvermeidlich preis geben. Es würde nicht schwer halten, wahrzunehmen, welchen Reiz er für Sie habe; und wenn nun Andere die gleiche Neigung für ihn fühlten, wäre er für Sie unwiederbringlich verloren." — „Ich würde ihn auf's Aeußerste vertheidigen," antwortete Hr. v. S. Leu .... „Indessen ist es nur auf kurze Zeit .... eine Lustreise .... gerade die Bade-Saison .... ich werde also dieser Hülfsquelle nicht bedürfen." — „Meine Politik ist weniger tröstend, als die Ihrige," versetzte der Chevalier; „ich glaube, daß mehr als eine Saison erforderlich ist, um uns von Neigungen zu heilen, die dem Volke lästig sind." — „Das ist es," sagte hierauf Herr v. S. Leu: „Wir sind Pestkranke, die man das Recht hat, die Quarantaine halten zu lassen." .... „Ich fürchte sehr," antwortete der Chevalier leise, „daß es eine Quarantaine von Jahren sein wird." Und somit warf er ein Seil über seine Schultern, dessen eines Ende an der Handhabe der Kiste befestigt war; Hr. v. S. Leu that das Nämliche, ergriff zugleich einen bereit stehenden Spaden, und beide Freunde setzten sich nun mit ihrer Last in Bewegung. Der Zug ging aus dem Schlosse in den Garten. Als sie bei einer frisch übertünchten Mauer angelangt, verkündigte die Thurmuhr die zwölfte Stunde. Die Stille der Mitternacht vermehrte den lauten Klang der Glocke. „Dieser Lärm wird das ganze Haus aus dem Schlafe wecken," sagte mit leiser Stimme der Crösus. — „Fürchten Sie nichts," erwiederte der Chevalier, „ich habe Ihren Leuten die Schlüssel zu Ihrem Keller gegeben ...." — „Wie? versetzte der Erste .... und wenn wir aus unserm Exil zurückkehren ....? Hier mußten sie Halt machen; die Last drückte sie fast zu Boden. „Wie schwer das ist!" klagte der Chevalier. „Was um des Himmels willen haben Sie alles dahinein gepackt?" — „Nicht sehr viel," antwortete Herr v. S. Leu, „etwas Gold und einige Prätiosen; aber um reicher als der König zu sein, wünschte ich, daß die Last noch zweimal größer wäre." — „Der Wunsch eines Geizigen, der immer noch mehr will, selbst wenn er seine Reichthümer nicht mehr zu ermessen vermag," erwiederte der Chevalier verweisend. Sie nahmen nun ihre Last wieder auf und schleppten sie noch funfzig Schritt weiter bis zu dem Fußgestelle einer zerbrochenen Ceres-Säule, wo sie dieselbe absetzten. „Hier also," sagte Herr von Saint-Leu mit unverkennbarem Schmerze .... Der Chevalier aber ergriff stillschweigend den Spaden, machte eine fünf Fuß tiefe Grube und stürzte die Kiste hinein, warf dann Erde darauf, trat sie mit seinen Füßen fest und schob, nicht ohne große Anstrengung, das Fußgestell der eben erwähnten Säule darüber, welches die ganze, dadurch zugleich näher bezeichnete Stelle hinlänglich bedeckte.

In dumpfer Betäubung hatte Herr v. Saint-Leu dieser Arbeit zugesehen, ohne an derselben Theil zu nehmen. Jetzt ergriff der Chevalier seinen Arm und führte ihn stillschweigend in sein Cabinet zurück. Bei Tagesanbruch bestiegen Beide den Wagen und verließen, in tiefe Gedanken versunken, das Schloß, das sie nie wieder sehen sollten. Beide starben fern von ihrem Vaterlande.

In Folge der französischen Staatsumwälzung ging auch die obere Gerichtsbarkeit über die Herrschaft Saint-Leu für das Haus Bourbon-Condé verloren. Der letzte Sprosse dieses erlauchten Hauses war Ludwig Heinrich Joseph, geboren den 13. April 1756 von Ludwig Joseph, Prinzen von Condé und Charlotte Gottfriede Elisabethe von Rohan-Soubise. Letztere starb sehr früh und hinterließ ihren Sohn noch im zarten Kindesalter. Dieß war sein erstes Unglück, dem bald mehrere schnell auf einander folgten. Im Alter von funfzehn Jahren mit seiner Cousine Bathilde Therese von Orleans vermählt, war dieses Band viel zu früh geschlossen, um nicht bald zu zerreißen. Rücksichten des Ranges und des Vermögens hatten allein diese unglückliche Verbindung bewirkt, deren einzige Frucht der Herzog von Enghien war, welcher den Namen und den Ruhm der Condé's fortpflanzen sollte. Noch in seinen ersten Jünglingsjahren betrat er die Laufbahn der Helden und erwarb sich bei dem, im Jahre 1789 von seinem Vater gebildeten, Heere der Ausgewanderten durch seinen Muth und seine Tapferkeit die allgemeinste Achtung. Selbst die Patrioten versagten ihm die ihrige nicht; und er war unter den ausgewanderten französischen Prinzen unstreitig derjenige, welchem die damaligen Machthaber Frankreichs am meisten mißtrauten. Sich seiner auf irgend eine Weise zu bemächtigen, legten sie ihm unzählige Schlingen. Aber von seinem guten Genius gewarnt, entging er denselben immer glücklich, bis er endlich einmal nur seine Stimme überhörte und seiner angebornen Jagdlust, mehr aber noch seiner zärtlichen Neigung für die Prinzessin Charlotte von Rohan folgend, seinen Aufenthalt in Ettenheim verlängerte, wo er des Nachts plötzlich überfallen und nach Vincennes abgeführt wurde. Das traurige Schicksal, das ihn dort erwartete, ist bekannt und der Tod dieses Prinzen ein unauslöschliches Brandmahl, womit Napoleon die Geschichte seiner Regierung befleckte. — Der Herzog von Condé liebte seinen Sohn auf das Zärtlichste; er war zugleich sein einziger, sein höchster Stolz. Er fühlte sich zu schwach, den Ruhm seines Namens zu behaupten und übertrug diese Sorge seinem Sohne. Durch ihn glaubte er seinem großen Namen seine Schuld abgetragen zu haben, da er von nun an unter den Condé's als der Vater eines Helden galt. Wie ein Donnerschlag traf ihn daher die Nachricht von der feigen und meuchelmörderischen Vernichtung dieses so über Alles geliebten einzigen Sohnes.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen
von M. Cunow.
(Fortsetzung.)

3. Coloniana.

Während in andern Gegenden kleine Städte zu der Ehre gelangt sind, alles Dumme von Erheblichkeit, was im ganzen Lande geschieht oder gesagt wird, auf sich nehmen zu müssen, muß am Rhein die größte Stadt dazu herhalten, nämlich Cölln. Schon von Weitem dachte ich mir, dieß möge wohl mit der bekannten Ueber-Frömmigkeit der Cöllner im Zusammenhange stehen und, kaum dort angekommen, hatte ich den Beweis in Händen. Um vier Uhr Nachmittag kam ich auf dem Dampfschiffe Friedrich Wilhelm angeflogen und schon um fünf Uhr konnte ich auf meine Frage: Wenn wohl Cölln eigentlich erbaut worden? (denn ich stellte mich, als wüßte ich nichts davon, daß hier bereits die Hauptstadt der Ubier gestanden, und daß Kaiser Claudius seiner von hier gebürtigen Gemahlin Agrippina zu Liebe jene zu einer römischen Colonie, Namens Colonia Agrippina, erhob;) die Antwort einstecken: Grade in dem Jahr, in welchem . . . die Mutter Gottes geboren worden. — Nun wußte ich, wo ich war und beschloß demnach, den folgenden Tag ganz der sogenannten Andacht zu widmen, weder bei Jean Marie Farina oder dessen Nachkommen ächtestes Eau de Cologne zu holen, noch auch den Cöllner Dom zu besehen, als blos um den Gebeinen der heiligen drei Könige meine Devotion zu bezeugen, ferner die Schädel und Knochen der 11,000 Jungfrauen zu verehren und endlich meinem Herr Namensvetter, dem heiligen Martin, an dessen am Rhein so häufigen Kirchen und Kapellen ich bisher sündlich vorbeigejagt war, meine Aufwartung zu machen. Aber wer ist am Abend Herr des folgenden Tages? Und richtig war ich, oder war es mein Beutel? am andern Morgen wieder Ketzer. Ich möchte gern die Gebeine der heiligen drei Könige sehen. — Sehr wohl, aber es kostet zwei Thaler. — So? zwei Thaler; hm! — Sie ruhen in einem silbernen Sarge und haben goldene Kronen mit Edelsteinen besetzt. — Mögen sie immer, zwei Thaler geb' ich nicht dafür; ist sonst hier nichts zu sehen? — Ich werde Ihnen die Anbetung der Himmelskönigin von Holbein zeigen. — Mag's sein! — Der König von Preußen hat sich's copiren lassen. — Das kann der, aber ich nicht, auch möchte ich nicht, wenn ich's könnte. — Wie so? fragt vielleicht ein Leser des Planeten. — Ich liebe überhaupt nicht die Compositionen der christlichen Mythologie, denn was hat sie als — — — — — — — — —, ein Marterbild, eine Mutter, deren Heiligkeit alle Wirkungen etwaiger Schönheit entkräftet, ein Paar Knaben, der eine, zartere, zum Gekreuzigtwerden — der andere, derbere, zum Geköpftwerden bestimmt, oben eine Taube und Engelsköpfe, die keine Amor's, sondern schon complette Heilige sind, und allenfalls unten noch ein Volk anbetender Mönche und Nonnen. In solchem Ueberfluß darbt man. — Darum ließ ich mir auch in der Peterskirche die verkehrte Kreuzigung Petri von Rubens, der sie seiner Taufkirche als Altarblatt verehrt hat, nicht zeigen; es hängt nämlich eine Copie vor dem Original. Damit mich aber die Cöllner nicht allzugroßer Gleichgültigkeit gegen ihre knöchernen Prinzen zeihen, will ich ihnen zeigen, daß ich deren Geschichte so gut kenne, als irgend Jemand in Cölln. Bekanntlich sind die Meinungen der Gottesgelehrten über die heiligen drei Könige getheilt. Nach der in Umlauf gekommenen Meinung heißen sie Caspar, Melchior und Balthasar. Der erste war König von Tharsen, ein sechzigjähriger Greis mit langem Bart, in violettem Kleide und weißem Mantel; er brachte dem Christuskinde, als seinem Herrn, Gold. Nr. 2. war König von Nubien, vierzig Jahre alt, schwarzbraun von Gesicht, mit weißem Kleide und violettem Mantel, brachte dem Christkindel, als seinem Gott, Weihrauch. Der dritte, König von Saba, zwanzig Jahre alt, war pechschwarz (wie denn noch sein Schädel schwarz ist!) hatte einen Rock roth in weiß gewebt und brachte dem Christ, als einem Menschensohn, Myrrhen. — Bode nennt sie in folgender Ordnung: Melchior, Caspar, Balthasar. Mich wundert, daß sich in den früheren Jahrhunderten des Christenthums über die Namen-Rangordnung dieser heiligen drei Könige kein Krieg zwischen den Priestern entsponnen, den dann die Fürsten mit ihren Völkern leicht hätten zu Ende fechten können. — Petrus Comestor nennt sie Apellius, Amerus und Damascus; noch Andere nennen sie gar Magalach, Galgalath und Saracin, und diese Namen klingen, däucht mich, barbarisch und orientalisch genug. In einer griechischen Handschrift auf der Heidelberger Bibliothek — die ich blos deswegen besuchte — heißen sie Ator, Sator und Paratonas. Ihr Vaterland anlangend, so meinen Justinus, Epiphanias und Cyprianus, es sei Arabien; Chrysostomus, Basilius, Cyrillus, Nicephorus und Isidorus geben ihnen Persien; — Maximus, Chrysologus und Chalcidius — Chaldäa; Abulensius — Mesopotamien und noch Andere Indien zum Vaterlande; ja Hieronymus Osorius meint, der Vornehmste von ihnen sei König von Kalikut gewesen. Mich wundert, daß Niemand darauf verfallen ist, sie für Prinzen aus dem Geburtsstern auszugeben, welches ich demnach als meine geringe Meinung hinzufügen will. Aber wir sind noch nicht am Ende. Der heilige Augustinus, Justinus Martyr, Hieronymus, Basilius, Hilarius uud Theophylakt behaupten, es seien — Zauberer gewesen; Chrysostomus läßt sie als Weise gelten; Cyprian hält sie für Sterndeuter; Andere halten sie für Weltweise, für Priester, und noch Andere für Könige. Einige nehmen ihrer drei an, Andere zwölf, Andere vierzehn, Andere funfzehn. Die lateinische Kirche glaubt an drei, und zwar Könige aus Persien und Arabien. (Wie steht es mit Ihrem Glauben, geehrte Leser und Leserinnen?)

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

Seit der in Nr. 1. 2. 3. 7. 13. und 14. dieser Blätter erschienenen ausführlichen Charakteristik unsres heutigen Leipzigs und dem in Nr. 66. enthaltenen Berichte über dessen dermaliges Hoftheater, (Januar bis März) haben wir unsern geehrtesten Lesern bis jetzt noch kein Wort weiter darüber mitgetheilt, obschon diese Zeitschrift in Leipzig selbst erscheint. Gewiß der sprechendste Beweis, daß wir kein von blinder Vorliebe und kleinstädtischer Bürgereitelkeit für unsern Wohnort eingenommener Glebae Adscriptus desselben sind. Aber mit wie unpartheiischer Ansicht wir ihn auch betrachten, so können wir doch nicht läugnen, daß er auch in diesem wie in dem verflossenen Jahre jedem Beobachter der neuesten Zeitgeschichte einen sehr interessanten Aufenthalt darbietet. Nicht blos „wer eine Reise thut" auch wer daheim bleibt, „kann Etwas erzählen;" und von welcher deutschen Stadt könnte man dieß jetzt mehr als von unserm Leipzig sagen, diesem Centralpunkt des deutschen Handels und der deutschen Literatur, diesem Hauptstapelplatz unsres vaterländischen Buchhandels und diesem Sitz einer der ältesten, berühmtesten und blühendsten unsrer Universitäten; der sich seit Anfange des vorigen Herbstes in dem Zustande einer so völligen, erfreulichen und noch vor einem Jahre, auch von dem scharfsichtigsten Späher der Zukunft, unter unsern heutigen Politikern nicht zu ahnenden, Palingenesie, nach dem Beispiele der großen Capitale Frankreichs, befindet! So im vollsten Sinne des Wortes hat Leipzig die Wahrheit des Goethe'schen Spruches:

— — „Mein Leipzig lob' ich mir;
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute"

jetzt abermals bestätigt! Zugleich aber auf eine so neue, noch vor zwölf Monden außer den Grenzen alles menschlichen Muthmaßungsvermögens liegende Weise, daß sicher Goethe selbst darüber hat erstaunen und sich glücklich preisen müssen, auch diese wunderbare Erscheinung seiner, an politischen Wundern so unendlich ereignißreichen Zeit, die man füglich das inhaltschwerste Capitel der ganzen Weltgeschichte nennen kann, noch erlebt zu haben! Denn wie hätte er, als er Anno 1765 — 1768 in unserm Pleiß-Athen studirend in seinem Faust die Philister in Auerbach's Keller das obige Verslein, zur Satyre auf das damalige steife Kaufmanns- und pedantische Magisterwesen Leipzigs singen ließ, wohl ahnen können, daß sich sein Inhalt jemals in ernstlicher Bedeutung und zwar sogar in der Maße bewahrheiten würde: daß das seit Jahrhunderten durch eine wahrhaft exemplarisch friedliebende Gesinnung seiner Bewohner so ausgezeichnete Leipzig, von allen Städten Europens, das erste Beispiel von Nachfolge der letzten französischen Revolution im J. 1830, (welche, wie die im J. 1790, wieder in so vielen andern Ländern einen allgemeinen Freiheitsschwindel erzeugt hat,) geben würde; weshalb denn auch am Morgen nach dem Tumult des 25. Juni v. J. ein Paar sich auf der Straße begegnende Schmiedejungen, die wohl etwas von ihrer, gewiß aber nichts von Goethe's Faust wußten, sich „Guten Tag, Pariser!" zuriefen; daß an die Stelle seines alten Schocks gebrechlicher Stadtsoldaten, eine 2000 Mann starke, martialisch uniformirte und bewaffnete Bürgergarde treten, und der ehemalige steife Leipziger Magister Philosophiae mit seinem Haarbeutel, Chapeau bas, Degen, Escarpins und weißen Glacéehandschuhen, sich in einen Magister equitum und utriusque militiae verwandeln würde!! Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Aber nie ist dieß in Leipzig zu einem so plötzlichen und großen Umschwung seines Volksgeistes und aller seiner städtischen Verhältnisse der Fall gewesen, als durch die unmittelbaren Folgen der Tumulte des 3ten und 4ten Septembers v. J., die in dieser Hinsicht einen ungleich größeren Einfluß auf Leipzig, als selbst seine weltberühmte Völkerschlacht gehabt, und ihm eine abermalige welthistorische Celebrität gegeben haben! Daß der mit wirklich unermüdlicher Thätigkeit den neuesten Fortgang unserer Literatur fördernde Verleger dieser Zeitschrift, mit Anfang dieses Jahres ein besonderes Localblatt für Leipzig, den, auch in diesen Blättern schon mehrmals mit verdientem Lobe erwähnten „Janus" oder „Leipzig wie es war und ist," begann, war daher gewiß ein sehr zeit- und ortgemäßes Unternehmen, und der Redacteur desselben, Hr. Prof. Dr. Schütz, konnte fürwahr kein sprechenderes Motto für dieses Blatt wählen, als die oben angeführte Stelle aus Goethe's Faust! Bei allen Neuerungen fragt sich vor allem Andern, ob das Neue auch gut ist und besser als das durch sie zu Grabe getragene Alte? Hinsichtlich der in Leipzig stattgefundenen, läßt sich, erfreulichster Weise, diese Frage bis jetzt fast durchgängig bejahend beantworten.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Der spanische Herzog Villa Mediana verliebte sich in die Königin Elisabeth von Spanien. Seine Worte fanden Gehör. Aber Gewährung wurde ihm nur zugesagt, wenn er in Gegenwart ihres königlichen Gemahls sie — umarmt hätte. Da ließ der Herzog mit ungeheuren Kosten, zum Vergnügen der Königin, ein prächtiges Theater bauen und bei der ersten Vorstellung loderte das Haus in Feuer auf und der Herzog nahm die Königin in seine Arme und rettete sie. Der König verzieh ihm die Berührung seiner Gemahlin, ließ ihn aber kurz nachher in seinem Wagen erdolchen. Dann ging er mit geheucheltem Schmerz in das Cabinet der Königin, und als er ihr die Todesbotschaft gebracht hatte, hob sie ruhig ihr Auge von dem Buche, in welchem sie las, und sagte: sein Tod thut mir leid. Da bereuete der König seine That, und doch hatte die Königin ihre Zusage erfüllt! —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 172. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 21. Juli. 1831.

Humoristisch-kritische Betrachtungen über die Erschaffung der Welt.

Erschrecken Sie nicht, meine wertheſten Leſer und Leſerinnen, über dieſe Kritik, die ich Ihnen gegenwärtig mitzutheilen gedenke. Denn es iſt dieſelbe keine Bücher- oder Theaterkritik, keine Kritik der Bretter, die die Welt bedeuten, ſondern der Welt ſelbſt und ihres erhabenſten Autors, des, allein und wahrhaft, großen Unbekannten! Sie erfordert daher natürlich auch einen ganz andern Ton, als unſere gewöhnlichen ſogenannten Recenſionen und es verſteht ſich mithin, daß ich unſerm Herrgott keine Perſönlichkeiten ſagen werde.

Uebrigens iſt er ja auch ein ſo großer und über alles Menſchliche erhabener Geiſt, daß Er, entfernt von allem Autor- wie Künſtler-Dünkel, nicht gleich, à la Friedrich Gleich jeden Tadel für eine Injurie nimmt, und da auf Erden das leidige Recenſiren zu nichts führt, als höchſtens zur Rügenſtube, ſo iſt eine Recenſion über den lieben Himmel noch die beſte, weil dieſe uns doch wenigſtens im Himmel hoffentlich noch einſt belohnt wird. Auch iſt ſie aus folgendem Grunde die dankbarſte: der Schöpfer der Welt hat keine Connexionen und Protektionen, wie ein irdiſcher Autor. Weder eine berühmte Schauſpielerin noch Sängerin oder Tänzerin nimmt ihn in Schutz. Da läßt ſich alſo noch frei von der Leber weg recenſiren. Wir fangen nun gleich bei dem erſten Capitel der Schöpfungsgeſchichte oder Geneſis an, die, wie unzählige Male ſie auch ſchon erklärt und ausgelegt worden iſt, uns doch in folgenden Bemerkungen noch einer ganz neuen Exegeſe fähig zu ſein ſcheint, die wir zugleich ſo frei ſind, für die treffendſte zu halten.

„Im Anfange," heißt es, „erſchuf Gott Himmel und Erde!" Nach dieſem Anfang des Worts ſcheint mir der Autor nicht gewußt zu haben, was jeder Menſch weiß, daß mit dem Himmel nichts anzufangen iſt. Alles Uebel kommt vom Himmel her, denn: Ehen werden im Himmel geſchloſſen, was aber kann Gutes am Himmel ſein, wenn Ehen in ihm geſchloſſen werden? Ferner: Wer kommt in den Himmel? Die Pfaffen, die Blinden, die Kinder und die Armen am Geiſte, dieſe ſind es, die in den Himmel kommen! Eine ſaubere Unterhaltung, die man ſich folglich daſelbſt zu verſprechen hat. Da lob' ich mir in der That doch die Hölle! Denn dahin kommt ja das ganze luſtige Heer der Schauſpieler, Sänger und Tänzer, der jovialen Recenſenten und Schulden machenden Schöngeiſter, der luſtigen Offiziers, der Maitreſſen, Bonvivants und aller großen, vornehmen und reichen Herren, indem es ja geſchrieben ſteht: daß eher ein Cameel durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel komme u. ſ. w. Welches luſtige Leben alſo muß es in der Hölle nicht geben! „Er erſchuf Himmel und Erde!" Welche Zuſammenſtellung! Eine Milliarde und einen Dreier. Einen Chimboraſſo und einen Maulwurfshügel! Ferner heißt es: „Da ſprach Gott, es werde Licht, und es ward Licht!" Longinus und nach ihm Boileau, Herder und Hume haben dieſe Stelle als den Kulminations-Punkt des erhabenſten hiſtoriſchen Styles angeführt. Ich aber, der ich auch ein Longinus bin, muß dagegen feierlichſt proteſtiren, denn das ganze Unglück des Menſchengeſchlechts iſt offenbar nur aus dieſem: „Es werde Licht" entſprungen. Und überhaupt, wozu brauchte unſer Herrgott Licht? Sieht er etwa im Finſtern nicht? Wenn er kein Licht erſchaffen hätte, ſo wären wir unfehlbar noch alle im Paradieſe, denn Adam hätte alsdann die Eva nicht geſehen, Eva hätte die Schlange nicht geſehen, und die Schlange hätte den Apfel nicht geſehen. Alſo beim Lichte betrachtet, wozu brauchte man Licht? Wenn kein Licht geworden wäre, ſo gingen wir noch Alle nackt. Denkt Euch die Wonne, Ihr Alle, die Ihr Eurem Schneider noch ſchuldig ſeid. Wenn wir Alle nackt gingen, ſo könnte ferner Niemand den Mantel nach dem Winde hängen,

und die sieben Mädchen in Uniform existirten auch nicht. Wenn es kein Licht gäbe, so gäbe es ferner auch keine Lichtmesse. Wenn es aber keine Lichtmesse gäbe, so brauchten wir natürlich auch einmal weniger Hausmiethe im Jahre zu bezahlen. Wenn es kein Licht gäbe, so gäbe es auch keine Lichtlöscher, also auch keine Censur! Fürwahr, unser Herrgott hat sich selbst sehr im Lichte gestanden, als er das Licht erschuf. Da er es aber einmal erschaffen hat, wo ist es denn nun eigentlich zu finden? Wohin wir auch blicken mögen, ringsherum ist keine Spur davon zu sehn. Und wenn man auch wie Diogenes mit Lichtern danach suchte, so findet man doch heut' zu Tage nirgends Licht. Sodann aber, meine Freunde, was war es eigentlich für ein Licht? War es ein Talglicht oder ein Wachslicht? Darüber läßt uns das Licht im Dunkeln. Ferner heißt es: „Gott nannte das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht!" Wie konnte aber Gott die Finsterniß Nacht nennen, da er doch voraus sah, daß auch die Finsterniß an den Tag kommen werde? Das Licht nannte er Tag, wo blieb denn aber hier folglich das Nachtlicht? Wenn man betrachtet, wie viel Lichter und wie wenig Licht doch dagegen in der Menschenwelt verbraucht wird, so kann man es nicht anders, als sehr natürlich finden, daß die Lichterzieher öfter illuminirt sein müssen als die Lichtenberge, Lichtweere und andere erleuchtete Köpfe! Eine naturhistorisch merkwürdige Erscheinung aber ist es, daß die Lichtzieher oder Seifensieder immer desto dicker werden, je dünner ihre Lichter werden, so daß, wenn sie zuletzt vor Dicke nicht mehr gehen können, auch ihre Lichter vor Dünne nicht mehr gehen.

Unser Herrgott schuf erst den Himmel und die Erde, und alsdann erst Bäume, Fische, Vögel und Thiere, ganz zuletzt aber erst den Menschen. Warum jedoch schuf er diesen nicht früher und ließ ihn nicht zusehen, wie er das Gras wachsen läßt u. s. w. Fürchtete er, der Mensch würde es ihm ablernen, und dann selbst Kräuter u. dgl. machen? u. s. w. Es heißt ferner: „Gott schuf einen Garten in Eden, und setzte den Menschen dahin, den er gebildet hatte, ihn zu bebauen." Es war also schon der erste Mensch ein gebildeter Mensch. Wenn Adam aber ein gebildeter Mensch war, wie konnte er nachher im Paradiese — — — — — — Verstecken spielen. Denn ist das ein Gesellschaftsspiel für einen gebildeten Menschen? Als gebildeter Mensch hätte er Pharao spielen müssen, welches er doch auch späterhin wirklich that, denn als man ihm Vorwürfe machte, schob er seine ganze Schuld auf die Frau, die ihm Gott gegeben. Er hatte also offenbar dem Schöpfer ein Paroli gebogen. Es heißt ferner: „Gott ließ seinen Schlaf auf den Menschen fallen, nahm eine seiner Rippen, bildete sie zu einer Frau und brachte sie dem Menschen." Es ist allerdings kein Wunder, daß Adam von einem Schlafe überfallen wurde, da es im Paradiese noch mehr Blätter gab, als heut' zu Tage in unserm Deutschland, obschon dieser Schlaf bedeutend dadurch hätte vermindert werden sollen, da es unter allen Blättern im Paradiese doch keinen Gleich'schen Eremiten oder Gubitz'schen Gesellschafter für Adam gab. Wenn man freilich bedenkt, daß Adam nichts weiter zu regieren hatte, als Vieh, so wird es klar, daß er eine solche Regierung im Schlafe führen konnte. Aber es war sein letzter ruhiger Schlaf. Sein Glück hatte durch den Verlust und die Verwandlung jener Rippe einen gewaltigen Rippenstoß erlitten. Wie konnte aber auch der Schöpfer Jemanden weiß machen wollen, er sei im Paradiese, und ihm doch ein Weib geben?

Ferner heißt es, daß Adam gesagt habe: „Dießmal ist es Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleische. Sie soll Männin heißen, denn vom Manne wurde sie genommen." O Adam! laß die Beine gehen! Es hat Dir Jemand mit diesen Beinen ein schönes Bein untergestellt. Man weiß bis auf den heutigen Tag nicht eigentlich, ob es Tanzbeine waren, welche Eva hatte, obschon es erwiesen ist, daß Adam ein Tänzer war, denn er tanzte, wie Eva pfiff. Allein Eva ist gewiß keine Tänzerin gewesen, und hat auch sicher keine schönen Beine gehabt, denn als sie einsah, daß sie nackt war, schämte sie sich. Eine Tänzerin mit schönen Beinen aber schämt sich nie, daß sie nackt ist. Eva hieß Männin, weil sie vom Manne genommen wurde, eben so aber könnten auch jetzt noch alle Frauen Männinnen heißen, weil sie nämlich für männiglich sind. Da übrigens, nach der Lehre des alten persischen Philosophen Manes, der Mensch halb von Gott und halb vom Teufel erschaffen worden sein soll, so entsteht natürlich die Frage: zu welcher Hälfte des Körpers Adam's die Rippe gehörte, aus welcher Eva und somit das Weib überhaupt gebildet wurde? Ob zu der von Gott oder der vom Teufel erschaffenen? In jedem Falle scheint selbst nach der heiligen Schrift das Weib nicht zu den Menschen zu gehören, indem in den ältesten Bibel-Uebersetzungen es von Adam und Eva ausdrücklich heißt: „Der Mensch und sein Weib," woraus sich ohne Widerrede der streng logische Schluß folgern läßt, daß das Weib nicht einmal blos zur Hälfte, sondern sogar ganz vom Teufel erschaffen worden sei.

Das Stammbuch.

(Beschluß.)

An den Nägeln kauend, stand ich am Fenster, und entwarf nutzlose Prospecte. Sidonia brach endlich das Schweigen. „Liebst Du mich rein und wahr, fragte sie nach einer Pause, und als ich mit Kuß und Wort ihr Forschen erwiedert, zog sie mit sichtbarem Kampfe ein versiegeltes Briefchen aus dem Busen.

„Es gibt nur ein Mittel, uns zu retten," fuhr sie fort. „Trage eiligst diesen Zettel zu Melissa, und bange nicht für unsere Zukunft. Diese Zeilen, von Undank erzeugt, mögen uns geben, was der Marquis so hart versagt."

Nachdem wir Abschied genommen, und ich feierlich versprochen hatte, den Zettel nicht zu öffnen, machte ich mich auf den Weg zu meinem Gegner. — Mit triumphirender Miene trat er mir entgegen, denn er glaubte wahrscheinlich, ich sei Abschied zu nehmen gekommen. Mit Ruhe übergab ich das Schreiben — hastig löste er das Siegel — er liest — die hochgethürmte Stirne legte sich in Falten — Leichenblässe überzog sein Gesicht, — seine Nerven zuckten — der Angstschweiß trat in hellen Perlen auf die Nase, und nachdem er mit greller Stimme: „Verloren!" rief, und den wirkungsvollen Zettel zur Erde fallen ließ, stürzte er, wie ein Tollgewordner, in das nächste Cabinet.

Mir war's, als sei ich aus den Wolken gefallen — der verhängnißvolle Brief lag zu meinen Füßen, — ihn nicht zu öffnen, mußte ich versprechen — doch da er jetzt offen vor mir lag, hatte ich das Recht, ihn zu lesen. — Der Inhalt war folgender:

„Herr Marquis!

Ihr liebloses Verfahren zwingt mich, Ihre Wohlthaten mit Undank zu lohnen. Geht der Lieutenant *** auf das durch Sie veranlaßte Gränz-Commando — muß ich zu Ihrer Schwester — so erhält — merken Sie wohl auf — der Fürst dieses Landes, in der nächsten Stunde, das vor sieben Monaten aus dem geheimen Cabinet entschwundene bewußte Document. Es ist in meinen Händen, und soll nur dann wieder in die Ihrigen kommen, wenn Sie aufhören werden, eine Liebe zu verfolgen, die ich mit den höchsten Opfern zu befestigen entschlossen bin.

Sidonia."

Noch hatte ich nicht recht die letzten Worte gelesen, als der Marquis sichtbar verstört in das Zimmer trat, schnell riß er den Brief aus meinen Händen, zog dann an der Glocke, und übergab dem eintretenden Diener einen Zettel an meinen Chef, mir aber herrschte er mit funkelnden Blicken zu. „Sidonia mag mich heute Abend im Landhause erwarten."

Den bösen Träumen gleich, wankte ich über die Stiege — erst auf dem Rückwege überlegte ich die Zeilen meines unternehmenden Engels — ich wußte nicht, was ich von dem Inhalte denken sollte. Zwei Mal ging ich um die Mauern der Stadt, um im Freien meiner geengten Brust Luft zu verschaffen, — wie ich zu Hause anlangte, fand ich eine schriftliche Gegenordre meines anbefohlenen Marsches und Sidonia. Mein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke, und dringend bat ich mein heldenmüthiges Lockenköpfchen um näheren Aufschluß des Geschehenen. — Allein statt meine Frage zu beantworten, vertröstete sie mich auf den Abend, und zwar, zu meiner Verwunderung, heiter und froh.

Ehe noch die Sonne ganz vom Horizonte entschwand, kam der Marquis auf das von uns bereits eingenommene Landhaus. Lange war er mit Sidonia allein und im heftigen Wortwechsel — endlich kam sie glühend in die bewußte Gartenstube, wo ich harren mußte, und bat mich, mit ihr in den Garten zu gehen. Sie führte mich nächst dem Springbrunnen, zu einem aus Stein gehauenen Amor, den ich vom Piedestal rücken mußte — ich that es — ein Papier lag darunter, mit dem sie eiligst nach dem Hause flog. Langsam folgte ich, denn mir war's, als ob ich träumte — und eben als ich die Hinterseite des Pavillons erreichte, fuhr Melissa von dannen. Sidonia eilte mit den Worten: „Ewig Dein," an meine Brust — als ich mich nach einer Weile ihren Armen und Küssen entwand, hatte ich ein zusammengelegtes Schreiben in den Händen — ich öffnete es hastig, und sieh da — es war eine Urkunde, mittels welcher der Marquis Sidonien, als Ziehvater, das Vereheligungsrecht mit mir ertheilte. Außerdem waren ihr noch nebst dem Landhause fünfzigtausend Thaler als Brautgeschenk legalisirt. Nach vier Wochen, die bei unserer Liebe vier Stunden zu vergleichen waren, verband uns des Priesters Wort auf ewig, und gerade in dem Augenblicke, als wir aus der Kirche traten, fuhr der Marquis, zur Verwunderung seiner Freunde und Bekannten, aus den Thoren der Stadt in irgend einen ausländischen Badeort, von welchem er nicht wiederkehrte.

Oft bot ich in der Folge all' meine Schmeichelkünste auf, Sidonia die nähere Bezeichnung des gewissen Documents zu entlocken, allein sie war, wie sehr man auch das schöne Geschlecht der Plauderhaftigkeit beschuldiget, verschwiegen wie das Grab.

Alle Jahre mußte ich das hochverehrte Stammbuch mit einem neuen Gedichtchen schmücken, und wie ich auch heuer mein liebes Weibchen bat, mir diesen sauren Pfandschilling meiner Liebe zu erlassen — umsonst — sie bestand auf dem von mir geleisteten Versprechen, und bat mich, indem sie eine Thräne in ihrem großen, schönen Auge zerdrückte, nur zwei Worte zu verzeichnen. Dieses genügsame Begehren, in dem, trotz der zerstörten Thräne, eine gewisse Bitterkeit zu liegen schien, ließ mich schnell den Parnaß erklettern und ich schrieb, um mein Weibchen wieder zu versöhnen, folgende vier Verse:

Zwei Worte nur begehrst Du heuer,
Wie Du verlangst, so soll es sein;
Hier die zwei Worte, mir so theuer,
Sie schließen meinen Himmel ein:
Sidonia mein!

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Noch ehe das vorige, als ein so allgemeiner, welterschütternder Wendepunkt der Zeit und des Zeitgeistes, ewig denkwürdige Jahr 1830 zu Ende ging, hatte sich aus ihnen unläugbar schon vieles und wesentliches Gute für unsern Ort, in Betreff der seit langen Jahren immer dringender nothwendig gewordenen Verbesserung seiner städtischen Verfassung und Förderung seiner bürgerlichen Wohlfahrt überhaupt entwickelt. Dahin gehört: Erstens und hauptsächlichst: die Bildung einer neuen und ungleich zahlreicheren, als die frühere war, von Leipzigs Bürgern gewählten, provisorischen Communrepräsentantschaft, welche unter ihrem würdigsten Vorsteher, dem Herrn Ordinarius, Domherrn und Ritter Dr. Günther, sich bereits die größten und preiß- wie dankeswerthesten Verdienste um Leipzigs Bürgerwohl in ihren allwöchentlichen und öffentlich gehaltenen Plenarsitzungen, deren Verhandlungen auch noch durch den Druck in der, namentlich in ganz Sachsen viel verbreiteten Sachsenzeitung dem Publikum mitgetheilt werden, erworben hat; vorzüglich in Betreff der bessern und nunmehr auch mit öffentlicher Rechenschaftablegung darüber verbundenen Verwaltung des Communal-Vermögens Leipzigs, der Verbesserung seiner städtischen Verfassung überhaupt und der von ihr geschehenen Wahl und Einsetzung eines neuen Rathes. Zweitens: die Aufhebung der bisherigen, durch vielfachen Mißbrauch ihrer Gewalt sich allgemein verhaßt gemachten Polizei und Anordnung einer an ihre Stelle getretenen musterhaften Sicherheitsdeputation. Drittens: die theils freiwillige, theils durch das königl. Mandat vom 29. November 1830 auch in Leipzig, wie in allen Städten des Königreichs Sachsen, unter dem Generalcommando Sr. königl. Hoheit des Prinzen Johann, erfolgte Organisation einer Communalgarde, der es nur leider noch immer an Communalgeist mangelt; und viertens: die uns seitdem zu Theil gewordene bedeutende (??) Milderung des bis dahin in der That äußerst streng und drückend gewesenen Preßzwangs*). Dieß waren die, gewiß sehr wesentlichen Vortheile, welche außer den allgemeinen des, für das ganze Land so segensreichen, Ereignisses der Ernennung Sr. k. Hoheit des Prinzen Friedrich zum Mitregenten und Sr. Excellenz des Freiherrn von Lindenau zum ersten Staatsminister, unsere Stadt insbesondere, noch vor dem Schlusse des alten Jahres zu gewinnen, das Glück hatte, und auch Leipzigs, wie ganz Sachsens Bewohner begrüßten daher den Antritt des neuen mit den erhebendsten Hoffnungen einer, auf den Zustand gegründeten, Zukunft, wie ihn, als den glücklichsten alles Völkerlebens, Goethe so trefflich in seinem Tasso geschildert hat:

„Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo Jeder stolz gehorcht,
Wo Jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird!

(Fortsetzung folgt.)

*) Ei, ei! Herr Correspondent, übertreiben Sie nichts. Von Preßfreiheit ist bei uns noch nichts zu spüren, und der Censurzwang waltet nach wie vor. D. R.

Stuttgart, den 3. Juni 1831.

Was ist doch wohl eigentlich das wahre Kriegs- und Friedensbarometer? Vielleicht dasselbe, wornach man die Wohlhabenheit einer Stadt, den Reichthum derselben abzumessen pflegt, — das Bauen! Bei Aussichten auf Krieg hält ein Jeder sein Geld zusammen — im Frieden sendet er es unter das Volk, damit es, wohl abgerichtet, wiederkehre in seinen Beutel und ihm noch fremdes mitbringe, wie die Jäger es mit manchem Geflügel, mit den Rebhühnern, mit den wilden Enten, wie die Schulknaben es mit ihren Tauben machen.

Wenn dieß der Fall ist, so haben wir Frieden zu hoffen (eigentlich wollen die großen Mächte ja nur Krieg, um den Frieden zu erhalten), denn das Geld bleibt nicht in den Taschen der Reichen, sondern es stellt sich, in Gestalt schöner Häuser von Hobelspänen, an die Landstraße und ladet die Leute ein, herein zu kommen, sich umzuschauen und sich in den wohnlichen Gemächern niederzulassen. —

Ganze Stadtviertel entstehen so, ein Stuttgarter Trocadero. (Sie wissen, daß man in Paris ein neues Stadtviertel baute, zum Andenken an Frankreichs große Siege in Spanien, und nach der großen Schanze jener berühmten See- und Sumpffestung — das neu entstandene Quartier — il Trocadero, nannte.) Liegt die Aehnlichkeit nun auch nicht in der Heldenhaftigkeit unserer guten Stadt — (obwohl sie sich, gleich Troja, zehn Jahre gegen einen deutschen Menelaus, gegen Rudolph von Habsburg, gewehrt hat) so liegt sie doch in der Sumpfigkeit des Ortes, denn man hat die sonderbare Idee, die Stadt zum angenehmen Aufenthalte für Schwind- und Lungensüchtige zu machen!

Wo ließen sich doch die Abderiten nieder, als sie aus ihrem Wohnorte wanderten? Ich habe lange vergeblich hinter das Geheimniß zu kommen gesucht. Hätten sie einen Sumpf- für die Bewohner ihres, der Latona geweihten, Teiches gesucht, — der wäre gefunden!

Hast Du Bajä gesehn, so kennst Du das Meer und die Fische;
Hier ist nun Stuttgart, Du kennst jetzt auch den Pfuhl und den Frosch.

Ich bin nun seit zwei und zwanzig Jahren in Stuttgart (mit Abwechselungen zwischen Wien und Paris), aber bis jetzt habe ich noch immer nicht begreifen können, warum man eine Haupt- und Residenzstadt hierher gebaut hat!

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 173. (II. Jahrg.) Freitag, den 22. Juli. 1831.

Nationalökonomie.

Handbuch der praktischen Nationalökonomie, oder der gesammten Staatswirthschaft für Staatsmänner, Gutsherren, Gelehrte, Kapitalisten, Landwirthe, Fabrikanten, Handelsherren, und alle denkende Staatsbürger, von Jean Baptiste Say, Verfasser der Darstellung und des Katechismus der Nationalökonomie, und Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften Europa's. Aus dem Französischen übertragen und mit vielen Anmerkungen, und zwar 1—4ter Band von F. A. Rüder, vormaligem Redacteur des Oppositionsblattes, 5r u. 6ter Band, von Johann Sporschil, Verfasser der Schrift über allgemeine Volksbewaffnung und stehende Heere. Leipzig. Lehnhold. groß 8. Preis 4 Rthlr.

Dieß ist das wichtigste und umfassendste Werk über praktische Nationalökonomie, welches je erschienen ist. Es hat seinem Verfasser, J. B. Say, außer dem Ruhm, den andere Mächte geben, als die auf den Thronen der Erde, den großen Preis Monthyon *) verschafft, gleich nachdem die Regierung Karl's X. gestürzt worden war, welche den Lehren des Verfassers, die im directen Widerspruche mit den Grundsätzen des Absolutismus stehen, freilich nicht huldigen mochte. Eben so wird Say unter den Namen jener Männer genannt, welche König Louis Philippe zu Pairs des Reichs zu ernennen gedenkt, sobald das definitive Gesetz über eine endliche, bleibende Constituirung der Pairskammer zu Stande gekommen sein wird.

Als endlich die neue Regierung eine Lehrkanzel der politischen Oekonomie am collége de France stiftete, was Napoleon und die Bourbonen wohlweislich unterlassen hatten, denn was braucht das Volk so viel von den Quellen der Vermehrung und Verminderung des Reichthums zu wissen, um sogar, o Frevel! die Maßregeln der Regierung beurtheilen zu können?), und das Lehramt dem gefeierten Say übertrug, zeigte es sich durch den Andrang der trefflichsten und angesehensten Männer aller Stände, wie sehr man Say's Verdienste, seinen Freimuth und Scharfsinn, seine rücksichtslose, strenge und unerbittliche Logik bewundere. Mit freudigem Stolz mußte Say Männer unter seinen Zuhörern begrüßen, wie z. B. den ehrwürdigen Destutt de Tracy, der selbst Verfasser mehrerer der bündigsten und berühmtesten Abhandlungen über Nationalökonomie ist *). Das Werk eines Mannes, den die Edelsten, Aufgeklärtesten und Wohldenkendsten seiner Nation als ihren Lehrmeister ehren, verdient wohl auch die Aufmerksamkeit Deutschlands, und zwar um so mehr, je weiter es hinter Frankreich in Allem zurück ist, was Politik und Staatswirthschaft betrifft. Was soll man von den jetzigen Nationalökonomisten Deutschlands denken, wenn noch 1826 der Berliner Professor Schmalz in einer Uebersetzung die Theorie des alten Quesnay aufwärmt, und sagt (1. Bd. S. 266): „Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mir das System Quesnay's das allein wahre zu sein scheint, und ich habe die innigste Ueberzeugung, daß es früher oder später überall triumphiren wird!" Und was ist nun der Hauptgrundsatz Quesnay's? Nichts weiter, als ein Extrem, daß nämlich der Grund und Boden allein die Quelle aller Güter ist, entgegengesetzt dem eben so falschen System, das später aufkam, daß nämlich die Arbeit allein die Quelle aller Güter ist, zwei Principien, welche längst und so bündig widerlegt sind, daß man schlechterdings nicht begreift, wie irgend ein Mensch von einigem Geist im

*) Gestiftet für das nützlichste Werk.

*) Dieß könnten sich die deutschen Gelehrten, im Vorbeigehen gesagt, etwas zu Herzen nehmen. Statt in kleinen und großen, dünnen und dicken Büchern beständig ihre eigne Weisheit (sic) auszukramen und stationär zu bleiben, wie eben so viele Bildsäulen der Beschränktheit, könnten sie wohl zuweilen aus ihren Schneckenhäusern in die Welt hinauskriechen, um sich zu überzeugen, daß es (o Wunder!) außen mehr Dinge gibt, als sie selbst wissen.

Ernste wieder auf dieselben zurückkommen kann. Die nämliche tiefe, aber bei weitem folgenreichere Unwissenheit über Staatswirthschaft umnachtet die Köpfe der meisten Räthe deutscher Fürsten, wie dieß die ungeschickte Verwaltung der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, die Belegung der unpassendsten Objecte mit Steuern, die schädliche und gefährliche Hemmung nützlicher Productionsarten durch Zölle und andere indirekte Abgaben, die Monopolien, welche sie sich anmaßen, die immer steigende Last der Staatsschulden, die Verschwendung für stehende Heere und unnütze Aemter, die Abwesenheit von Kanälen, Eisenbahnen und anderen nützlichen Communicationsmitteln sattsam beweis't. Gleiche tiefe Nacht bedeckt die Köpfe der Mehrzahl der deutschen Bürger und Handwerker, denn als diese in Folge der Unruhen des vorigen Jahres ihre Stimme erheben durften, begehrten sie Wiedereinführung des Zunftzwanges, Verbot der Einfuhr außerhalb der Ringmauer ihrer Stadt gearbeiteter Handwerksgegenstände, gleich als ob Leipzig z. B. nicht durch den Grundsatz der freien Handelsconcurrenz blühend und reich geworden wäre, gleich als ob nicht jeder Einzelne das Recht hätte, seine Bedürfnisse von dorther zu beziehen, wo er sie wohlfeiler und besser erhalten kann. Es gibt daher in Deutschland nur wenige Menschen, welche, in Betreff der Staatswirthschaft, nicht Alles erst noch zu lernen hätten. Hierzu ist Say's treffliches Werk das beste Compendium, es enthält Schätze von Wahrheit und Weisheit, und ist unentbehrlich jedem Staatsmann, er stehe auch noch so hoch, jedem Gutsherrn, er glaube die Bewirthschaftung seiner Besitzung auch noch so gut zu verstehen, allen Capitalisten, denn vorzüglich bei diesem unseligen Menschengeschlechte ist es leidige Sitte geworden, die Capitalien der Produktion zu entziehen und in den unersättlichen Schlund des Papierhandels und der Agiotage zu stürzen; den Gelehrten, damit sie ihre Mitbürger in staatswirthschaftlicher Beziehung auf eine richtigere Weise aufklären, als bisher; kurz jedem denkenden Mann, damit er, in so weit er zur Vermehrung des Nationalreichthums beitragen kann und will, nach den haltbarsten und wohlthätigsten Grundsätzen verfahre. Es liegt nicht in dem Zweck dieser Blätter, Analysen von streng wissenschaftlichen Werken zu geben; auch würde der Raum dieß nicht in Bezug auf die umfangsreiche Darstellung der Nationalökonomie von Say gestatten. Das aber können wir mit der innigsten Ueberzeugung behaupten, daß die Staaten reicher und mächtiger sein, die Staatsbürger glücklicher und zufriedner leben, daß keine Throne wanken, keine Reiche mit Zusammensturz fürder bedroht werden würden, wenn die Grundsätze, welche Say entwickelt, und welche in jeder Beziehung, es betreffe das öffentliche oder Privat-Leben, praktisch ausführbar sind, endlich einmal vollkommen verwirklicht werden würden. Das aber unterscheidet den trefflichen Say so sehr und so gewaltig von den meisten übrigen Schriftstellern über dieses Fach, daß alle seine Gedankenreihen, Behauptungen und Darstellungen auf Beobachtung der Natur, auf die wirklichen Verhältnisse der Dinge gegründet sind, daß er in keiner Traumwelt schwebt, mithin die Vorschriften, welche sich aus seinen Ansichten, für Staats- und Finanzmänner abziehen lassen, alle in der That und zwar zum bleibenden, größten Vortheil der Menschheit ausgeführt werden können. Außer dem bedeutenden Nutzen, den Männer vom Fach aus diesem Werke ziehen würden, auch wenn es in der abstrusesten Sprache, so wie etwa die deutschen Philosophen sich ihrer bedienen, geschrieben wäre, vereinigt dasselbe noch den Vorzug der höchsten Klarheit, der allgemeinsten Faßlichkeit, und eine gewisse Unbefangenheit des Scharfsinns, so daß die darin enthaltenen Wahrheiten auch dem gewöhnlichsten Leser auf eine interessante Weise einleuchten. Es ist daher mit Recht zu hoffen, daß das deutsche Publikum ein so bedeutendes Werk nicht ungenützt lassen wird, ja wir nehmen sogar keinen Anstand, den deutschen Professoren der Staatswirthschaft dasselbe als Handbuch bei ihren Vorlesungen zu empfehlen, was für sie und ihre Schüler vortheilhafter wäre, als das Hypothesen- und Utopienwesen, in das sie sich gewöhnlich verlieren. Die Uebersetzung der Herren Rüder und Sporschil ist des Gegenstandes würdig. Die typographische Ausstattung ist anständig, und der Preis so äußerst mäßig, daß sich auch Leute von geringem Vermögen dieses so wichtige Werk anschaffen können.

Dr. B....r.

Kriegscourier „Unsers Planeten."

Wolfgang Menzel und sein Literaturblatt.

(Beschluß.)

Um dem Scherze nicht die Oberhand vor der Wahrheit zu gönnen, muß hier ausdrücklich anerkannt werden, daß W. Menzel bei seinem Erscheinen im Felde der Kritik und auch noch eine geraume Zeit dieses seines Wirkens hindurch, mit vollem Rechte eine seltene Auszeichnung erfuhr. Ein Gegner der kritischen Stabilität, im Besitz von Geist und Kenntniß, wiewohl mit mehr Witz, als Scharfsinn, mit mehr Floskeln, als wirklichem Gefühl ausgerüstet, mußte er demungeachtet bedeutende Hoffnungen erwecken, und die kühne Art, wie er selbst alte, durch Verjährung geheiligte Vorurtheile niederwarf, gewann ihm besonders unter der jüngern Generation — deren Blick mehr der Zukunft, als dem vergangenen Zeitabschnitte zugerichtet war — zahlreichen Anhang, obschon er ebendadurch die zerstreuten Ueberbleibsel einer mit Ehren grau, im Grunde wohl auch schwach gewordenen Gesangschule wiederum hart kränkte. In dieser doppelten Wirkung offenbarte sich am meisten sein bekannt gewordenes Urtheil über Matthisson, welches — obgleich in einzelnen Theilen mehr mit dem Stempel eines leidenschaftlichen Spottes, einer übermüthigen Bewitzelungssucht, als von kritischer Tiefe und Charakterzergliederung bezeichnet — dennoch im Ganzen mehr oder minder den Unbefangenen aus der Seele gesprochen war und den Gegenstand an der richtigen Seite erfaßte. Das eigenthümliche und wunderbare Spiel eines nicht selten glänzenden Witzes unterstützte ihn, wo — offen gestan-

den — sein kritischer Blick oftmals nicht tief genug einzudringen wußte, und sichtbar nur auf der Oberfläche seines Gegenstandes hinschlüpfte. Die Satyre half aus, wo die Erkenntniß stockte, denn der Spott ist ein Scheidewasser, welches selbst die edleren Metalle zu durchätzen vermag, und an die Stelle des Gefühls — unverkennbar Menzel's schwächste Seite — traten Floskeln und Routine, und so war uns in ihm ein Kritiker gegeben, der, wenn auch nicht immer den reinen Willen, doch im Ganzen so ziemlich die erforderlichen Eigenschaften zur Ausübung dieses Berufes in sich vereinigte. Lächerlich mußte es alle Verständige bedünken, wenn die Befangenheit älterer Literatoren sie zu dem Vorwurfe gegen Menzel verleitete: er sei für seinen Beruf zu jung. Den Genius und die Frauenschönheit sollte man nie nach dem Alter fragen, und] Menzel entgegnete auf diesen unmotivirten Anklagepunkt mit dem eben so sinnreichen, als zweideutigen Spruche: auf dem Schlachtfelde altere man jung. — Menzel's eigne Versuche — mehr darf man sie doch wohl nicht nennen — im Fache des dramatischen Mährchens, durften, wenn sie auch in keiner Art als Musterproben dienen konnten, doch einigermaßen den Vorwurf entkräften, daß er selbst ohne productive Fähigkeit sei. Alle diese Umstände hätten eigentlich sein Recht zu sichern vermocht.

Unangenehm mußte es seine Verehrer berühren, daß allmälig Menzel's Befangenheit und Rücksichtsnahme sich in immer grellerem Lichte zeigte. Gern hätte man ihm seine Lieblingsschwäche — seinen fanatischen Glauben an die poetische Einheit Tieck's — verziehen, denn auch Geister reiten ihr Steckenpferd; aber daß man ihn, mit trotzigem Pochen auf seine Infallibilität, endlich nicht mehr seine individuelle Ueberzeugung, sondern nur noch seine individuelle Ueberzeugung verfechten sah, daß er, gleich den Lügenpropheten des Orients, seinen Lehren und Behauptungen — deren Irrthümer Niemand besser durchschaute, als er selbst — mit Feuer und Schwert Anerkennung zu verschaffen sich mühte, und dieß um so eifriger, je mehr er seinen Credit bereits wieder im Sinken sah — — dieß mußte endlich selbst die am meisten über ihn Verblendeten aus ihrem Wahne erwecken. Mit der Laune eines literarischen Nabob riß er alte, verdiente Lorbeerkränze in den Staub, stürzte Trophäen aus älterer, auch unserer Gegenwart lieb gewordenen Zeit, und Alles dieß wußte man einem Geiste, wie er, zu verzeihen. Als er aber, im überschwenglichsten Uebermuthe, der wirklich das Ansehen hatte, als ob er der Welt zeigen wolle, daß man ihm ja doch Alles glauben müsse, ein völlig witz- und salzloses Buch, das form- und geistleere Kind einer Berliner literarischen Mißgeburt, deren Namen Anstands halber in diesen Blättern nicht genannt werden darf, lobte, als er es das witzigste Buch nannte, welches er seit langer Zeit gelesen — welch' einer Lectüre muß Herr Menzel sich sonach befleißigen!! — da sank Menzel's Stern mit einem Male hernieder, hämische Satyren spielten Fangeball damit und ihn, den man einst zu bewundern geneigt war, mußte man jetzt bemitleiden, seitdem er eine Berliner Caricatur nach dem Maße griechischer Schönheitsform beurtheilt und die Parallele so glänzend durchgeführt hatte. — —

Wie seit jenem beklagenswerthen Tage das Menzel'sche Literaturblatt sich gestaltete und noch bis auf den heutigen Tag blieb, ist dem Himmel und den Lesern bekannt. Es scheint — wenn man diese oberflächlichen, alltäglichen, wie nach bestimmten Gipsformen gekneteten Urtheile und Salbadereien dieses Blattes liest — daß nie ein Menzel existirt habe, denn wie kann ein so schöner Geist sich zu so mattem Extracte aufgelöst haben! Diese schale Novellenklätscherei, dieses allgewöhnliche kritische Kannegießern, dieses ungeschickte Betasten der Form, ohne eine Ahnung von dem innenwohnenden Geiste — dieß Alles findet man, wie in den Dutzenden unserer Winkelblätter, auch um kein Haar besser in dem mehrerwähnten Morgen-Literaturblatte wieder. Das Gediegenste, Genialste wird ganz in demselben Canzleitone besprochen, wie das Trivialste und Alltäglichste; die lieblichsten Ergüsse eines poetischen Geistes sieht man jenen Ex-Kritiker Deutschlands mit derselben kalten, vornehm-commoden Miene durchlaufen, womit man sonst nur ein politisch-referirendes Zeitungsblatt überläuft. Menzel ist in diesem Augenblicke für die Literatur todt, Routine und Bequemlichkeit, Partheisucht und Selbstliebe haben ihn hingewürgt. Um ihn zu beweinen, war er in seinen Urtheilen nie liebenswürdig genug *); um ihn unersetzlich zu glauben, mangelte ihm gleich Anfangs zu viel, namentlich das Talent, in den Charakter einer Dichtung genügend einzugehen; sein Witz erfocht von jeher schnellere Siege, als sein Urtheil. — —

Und so wünschen wir, daß das Literaturblatt „Unsers Planeten," zu dessen würdiger Durchführung sich so schöne Kräfte zusammengefunden und verbrüdert, so dichtungwarme Gemüther und so urtheilsfähige Geister verbündet haben, dem eben ausgesprochenen Mangel in muthiger Stärke und treuer Ausdauer begegnen, und eine Stimme für Deutschlands Literatur daraus hervorgehen möge, die das sinnbetäubende Gewirr, die „diverse lingue, orribili favelle" **) unserer heutigen, den Plunder der Journalistik gleich Mehlwürmern durchwühlenden Kritikaster mächtig und tönend durchdringe und das Gepiepe der Enthusiasten in alle Winde jage! — H. Meynert.

Englisch-französischer Rasirspiegel für Deutschlands Universitäten, beleuchtet vom Prof. Dr. Schütz zu Leipzig. Braunschweig und Leipzig, im Verlagscomptoir 1831. XXXII u. 276 S. 8. (Sehr elegant gedruckt und broschirt, in farbigem, mit passenden Vignetten verziertem Umschlag.)

Die nunmehr erst erfolgte Erscheinung dieser schon vor zwei Jahren gedruckten Schrift ist leider durch den gleich

*) Daß dieß der Fall bei einem Kritiker, unbeschadet seines Ansehens, sein könne, beweiset uns vor Allen Börne, der, trotz der Strenge, ja Bitterkeit seiner Reflection, dennoch einem Jeden immer liebenswürdig erscheinen muß.

**) Dante, l' Inferno.

nach Vollendung ihres Druckes eingetretenen Todesfall ihres Verlegers, des Herrn Buchhändlers Niedmann zu Braunschweig, bis jetzt verzögert worden. Der Herr Verfasser hat deßhalb bereits selbst in mehreren öffentlichen Blättern erklärt, „daß daher die wichtigen Ereignisse und Veränderungen, welche in dem ewig denkwürdigen Jahre 1830, auch auf mehreren unserer Universitäten, namentlich zu Leipzig, Halle und Göttingen stattgefunden, nicht mehr in diesem Buche erwähnt werden konnten, und daß Alles, was er darin, im Unmuth über die damalige Zeit, geschrieben, in Folge des so überraschend erfreulichen Umschwunges derselben seit der letzten französischen Revolution, jetzt schon, Gott Lob! veraltet ist." — Leser und Recensenten müssen also, um diese Schrift nicht falsch zu beurtheilen, sich bei ihrer Lectüre mit ihrem Geiste in das Jahr 1829 zurückversetzen. Indessen wird sie ihnen, und besonders unserem gesammten akademischen Publikum, sowohl dem der Lehrer als dem der Studirenden, auch selbst in Beziehung auf die neueste Gegenwart, das größte Interesse gewähren. Denn sie enthält einen ungemeinen Reichthum an den witzigsten, aber auch gründlichsten, treffendsten und darum beherzigenswerthesten Bemerkungen, über die vielfachen Mängel und Gebrechen unseres Universitätswesens, die leider auch jetzt noch auf den meisten Hochschulen Deutschlands stattfinden, und welche Herr Prof. Schütz hier mit eben der kritischen Schärfe und Kraft, wie unumwundener Offenheit, Freimüthigkeit und Partheilosigkeit gerügt hat, die man schon aus seinen zahlreichen früheren kritischen, politischen und literargeschichtlichen Schriften, wie unlängst erst wieder aus seiner Biographie und Charakteristik Müllner's, kennen gelernt hat. Dabei äußert er aber auch hier wieder, sowohl in seinem Tadel jener Uebel, als in seinem Lobe des großen und mannichfaltigen Guten, was von unsern deutschen Universitäten, hinsichtlich ihrer Verfassungen, wie ihres mächtigen Einflusses auf die Bildung des ganzen Geisteslebens der deutschen Nation und Entwickelung deutscher Art und Kunst überhaupt, zu rühmen ist, eine wahrhaft vaterländische Gesinnung, die ihn wohl auch zur Abfassung dieses Werkchens veranlaßt haben mag. Denn der Hauptzweck derselben ist eine Beleuchtung und Berichtigung der unwürdigen und bis zum Lächerlichen falschen Vorstellungen und Begriffe, welche die Engländer und Franzosen noch immer von unserm Universitätswesen haben. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art hat der Brittische Gelehrte, John Russell, in seinem zu London 1824 in 2 Bänden erschienenen Tour through Germany (Reise durch Deutschland), dessen erster Theil eine lange Abhandlung über das deutsche Universitätswesen enthält (die in England so viel Aufsehen machte, daß sie in der Zeitschrift: Constable's Miscellany besonders wieder mitgetheilt wurde) und die zu Paris erscheinende Revue Britannique, in deren Octoberheft 1828 sich eine mit eigenen Zusätzen des Uebersetzers vermehrte, französische Uebertragung derselben unter dem Titel: „Moeurs universitaires en Allemagne" befindet, geliefert. Auf diese Weise ist nun also in England und Frankreich abermals ein sehr irriges und zugleich höchst schmachvolles Urtheil über unser Universitätswesen (besonders in Betreff der hohen Schule zu Jena) allgemein verbreitet worden; wogegen gleichwohl kein deutscher Professor oder Gelehrter überhaupt auch nur das Mindeste erklärte. Herr Prof. Schütz unternahm daher, durch seinen Patriotismus, seine Vorliebe für Jena (wo er die schönste Zeit seiner Jugend verlebte) und das lebhafte Interesse, welches er seit dem Beginn seiner eigenen akademischen Laufbahn an unserm vaterländischen Universitätswesen genommen, dazu angeregt, diese Schrift, zu der er durch seine eben so umfassende, als gründliche Kenntniß ihres Gegenstandes den ausgezeichnetsten Beruf hatte. Denn er selbst ist der Sohn eines der berühmtesten, wie ältesten unserer jetzt lebenden akademischen Gelehrten, ward auf der Universität Halle geboren, auf der zu Jena erzogen, hat auf den Universitäten zu Jena, Erlangen und Göttingen studirt, denen zu Jena und Halle mehrere Jahre lang selbst als akademischer Lehrer angehört, und endlich auf seinen vieljährigen Reisen in und außer Deutschland, alle deutschen Universitäten, von Dorpat bis Straßburg, und von Kopenhagen und Kiel bis Wien, aus eigener Anschauung kennen gelernt; wie er denn auch jetzt wieder auf einer der ersten, nämlich zu Leipzig, seit ein Paar Jahren bereits lebt. — In den zwei Bogen starken, eben so sarkastisch als freimüthig geschriebenen Vorerinnerungen theilt er außer seiner Erklärung über diese Veranlassung und Tendenz seiner Schrift, auch noch sein Urtheil über das Russell'sche Werk im Allgemeinen mit, das eine äußerst freisinnige, leider aber auch meist sehr treffende, Ansicht von der damaligen traurigen Lage Deutschlands, in der sich doch nun, Gott Lob! durch den großen Wendepunkt der Zeit und des Zeitgeistes im Jahre 1830 Vieles glücklich geändert hat, enthält. Die Schrift selbst besteht aus zwei Abschnitten. Der erste enthält den obgenannten Artikel aus der „Revue Britannique", im Original, mit einer en regard stehenden deutschen Uebersetzung desselben. Der zweite des Verfassers kritische Beleuchtung dieses Aufsatzes, die er mit einem gedrängten, aber sehr interessanten, theils ernsten, theils humoristischem Panorama sämmtlicher jetzt bestehenden Universitäten beschlossen hat. Was Hr. Prof. Schütz hier über die Verfassung derselben, über Jena's und Weimar's Blüthezeit S. 116—129, über die demagogischen Umtriebe und Preßfreiheit S. 175—192, und das Professorenwesen S. 193 — 198 sagt, ist besonders lesens- und beherzigenswerth!

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 174. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 23. Juli. 1831.

Theaterberichte.

Stralsund, d. 2ten März 1831.

Der Herr Winter hat immer ein saures Gesicht; doch trübseliger, als in diesem Jahre, schlich er lange nicht an unserer Küste hin.

Unser Hauptvergnügen — die Eisbahn nach Rügen — ist im Umsehen zu Wasser geworden. Sonst liegt diese Eisbrücke vier bis fünf Monate auf unerschütterlichen Säulen. Dann reiht sich in buntem Gewimmel, besonders an Sonntagen, Schlitten an Schlitten, Wanderer an Wanderer. Man glaubt aus der Ferne, ein farbiges Band, spielend auf dem Fittiche der Winde, verbinde mit dem Inselland unser Gestade. Lieblich tönen umher die Glöcklein der flüchtigen Rosse. Aber alle überflügelt der Eisschlitten eines schwedischen Majors. Gleich dem Schiffe hat er Masten, Segel und Steuer. Kein Pfeil durchschießt so hurtig die Lüfte, als er. Wohl verschanzen muß man den Mund und die Nase, um nicht im schneidenden Zugwinde zu ersticken.

In diesem Winter gewährte die Eisbahn wenig Lust. Erst mit dem Neujahr war sie so weit von der Kälte zusammengezimmert, um Roß und Reiter zu tragen. Abwechselndes Thauwetter legte einen See darauf an. Jetzt ringt sie mit letzter Kraft um ihr Dasein, und auf ihrem glänzenden Spiegel lauert das Verderben.

Leider fehlt's nicht an Kühnen, welche der Natur zu trotzen versuchen. Mag's knicken und knacken, so viel es wolle, sie marschiren die gewohnte Bahn. Ein junges, erst vor Kurzem vermähltes Paar — die Frau obenein hoch schwanger — bezahlte das Wagstück mit dem Leben. Kaum tausend Schritte vom Lande bricht das Eis, und sie versinken. Sie schreien erbärmlich. Einige Männer eilen dem Hülferufe zu. Sie versuchen mit höchster Gefahr, sich den Unglücklichen zu nahen. Es ist unmöglich. Auch unter ihren Füßen kracht schon der Boden. Jedes Weiterdringen ist gewisser Tod. Da sind sie denn Zeugen eines schrecklichen Augenblicks. Das unglückliche Paar, dicht neben einander, ringt verzweiflungsvoll um Rettung. Bald an diesem, bald an jenem Eisstück halten sie sich über dem Wasser. Die Frau schreit ununterbrochen. Der Mann spricht nur einzelne Worte zur Frau, und zuweilen hört man den Ausruf: „barmherziger Gott!" Mehrere Male sieht man sie mit halbem Leibe schon über der Fläche des Eises, aber es bricht stückweise zusammen und wirft sie in's Wasser zurück. Nach einem schrecklichen Kampfe von zehn bis funfzehn Minuten verschwindet zuerst der Mann — und gleich darauf die Frau. — —

Der zweite Hauptartikel auf dem Repertoir unserer Wintervergnügungen, das Theater, wurde gleichfalls im Umsehen zu Wasser.

Im October rückte der Reichsgraf, Ritter vieler hohen Orden ꝛc. v. Hahn, mit seiner Truppe ein. Zahlreich genug war sie, viel zu zahlreich für eine Provinzialbühne; doch meist Mitttelgut oder unbedeutende Individuen. Außer den Herren Linker, Räder und Riedel, der Frau Siemering und Demoiselle Riese, wußte keiner das Publikum bleibend zu fesseln. Nur ein Gast von Bedeutung, Hr. Grühn, kaiserl. königl. Hofschauspieler in Petersburg ließ sich blicken. Das Publikum war indessen dem Herrn Grühn nicht sonderlich grün. Seine Stimme hatte sich zu sehr nach der kaiserl. königl. großen Trommel des ersten Garderegiments gebildet. Man glaubte, wenn er so recht losbrach, mitten auf dem Schlachtfelde unter dem Donner der Kanonen zu stehen. Unser baufälliges Theaterhaus gerieth in die größte Verlegenheit. Er zog mit Gottes Hülfe bald wieder ab.

Auch Graf Hahn vergriff sich gleich Anfangs in der Wahl der Stücke. Statt mit niedlichen — wenigstens neuen — Pieçen zu beginnen, und so die Leute erst in Feuer zu setzen, gab er unbedeutende, hier zum Ueberdruß gesehene Stücke. Man wurde gleich kopfscheu. Das pom-

mersche alte Geld liegt ohnedem schwer in der Tasche; jetzt war's gar nicht herauszubringen. Das Haus stand leer. Diese Gefühllosigkeit der pommerschen Geldbeutel äußerte bald seine Wechselwirkung auf die Theaterkasse. Sie gerieth in Kümmernisse. Manichäer postirten sich neben den Einnahmekasten hin, um dem Herrn Grafen das Zuhausetragen zu erleichtern. Nun wurde „die Stumme von Portici" angekündigt. Dieses gute Kind sollte einen Necker spielen, sollte die eingebrochenen finanziellen Stürme beschwören. Der Graf schaffte mit vielen Kosten die Musikalien, Costüme und Decorationen an. Endlich erschien das durch Berliner Posaunen so sehr verherrlichte Wunderstück. Das Haus war überfüllt. Der Graf selbst tanzte auf Neapel's Markte den Fandango. Einmal ging's, dann aber schloß sich die Pforte des Glücks. Die Saiten der Erwartung waren überspannt; sie wurden weich wie Butter. Man pfiff auf den Straßen die Barcarole; die Herren drinnen sangen zur Belustigung des — Kronleuchters.

Einzelne Parthieen, die Arie Elviren's: „Auf immer werde" ꝛc., die Barcarole nebst Fischerchor, das Schlummerlied ꝛc. fanden Beifall. Das Ganze wollte nicht munden. Man erklärte die gepriesene Oper in musikalischer und dramatischer Hinsicht für ein lockeres Zellgewebe von alten und neuen Fäden. „Warum," schrie der Eine, „schließt das Stück nicht mit dem ersten Akte? Er allein hält ein Restchen von Verwickelung und Entwickelung. Fenella erkennt den Verführer, ist Zeuge seiner Vermählung, und damit ist ihr Schicksal entschieden. Jetzt, gutes Kind, wenn's einmal ohne Ersäufen nicht abgehn kann, jetzt fort in's Meer! Das Hineinspringen im fünften Akte, wo alle Leidenschaften bei ihr gehörig abgekühlt und in's Arrestlocal zurückgekehrt sind, erscheint als bloßer Seiltänzersprung. Daß ihr Bruder, der Empörer, sobald er sich empörte, schon den Strick um dem Halse hatte, und das von Rechtswegen, darauf mußte sie vorbereitet sein." — Ein Anderer wieder rief: „Was hat die Empörung mit Fenella's Schicksal zu schaffen? Die Herren Piscatores haben diese angeblasen, ohne zu wissen, wer Fenellen verführte. Die vier letzten Akte hängen so locker am ersten, wie das Müllklümpchen am Kieselsteine." „Warum," rief ein Dritter, „geht sie nach dem ersten Akte nicht ruhig in ihre oder die erste Fischerhütte und strickt Netze? Warum vagirt sie noch auf den Märkten Neapel's herum, da sie befürchtet, eingefangen zu werden? Warum gibt Elvire, die ihr feierlich Schutz versprochen, nicht den Musketieren, welche singen: „man soll sie fortschleppen, sie bestrafen", Eins auf den Schnabel? Ein Vierter ruft: „was soll das viele Beten an einem Orte, wo der Hanswurst seine Sätze macht? Wir wollen überhaupt nicht Beten spielen sehen. Und — wie unästhetisch! die gemeine Buhlschaft eines Fischermädchens auf's Theater zu bringen. Ueber das Stuprum violentum klagt sie nicht, über ein Stuprum voluntarium kann sie nicht klagen. Verführung? Dummes Zeug! Ein Mädchen, welches gesunde Zähne und Nägel hat, kann auf solche Weise nicht verführt werden. Eine anständige Verführung verlangt wenigstens, daß die Künste der Ueberredung mit den Augen im Bunde stehen, daß das Wort vom Munde zum Munde geht. Fenella kann aber den Mund gar nicht aufthun. Wie durfte auch die Närrin an's Heirathen denken! Sie gesteht selbst, daß sie ihren Caressenmacher, der wie der Wind hergeflogen kam und wieder abflog, für ein vornehmes Haupt gehalten. Wie kann sie mit so einem Ueberall und Nirgend gleich da anfangen, wo andere solide Liebschaften aufhören? Sie ist eine simple Meretrix, Nichts weiter!"

Am meisten ärgerte man sich darüber, daß in einer Oper die Primadonna, von der man auserwählte Schönheiten der menschlichen Stimme im Gesange begehre, stumm, wie ein Fisch sei. Und weshalb stumm? Wäre hinter dem Stummsein noch irgend ein wichtiges Geheimniß verborgen, dessen interessante Entdeckung die Katastrophe des Stücks herbeiführt! Keine Spur davon! Sie könnte eben so gut durch eine Gliederpuppe vertreten werden. Aber Fenella ist eine historische Person? Weg mit solchen historischen Personen, die blutarm sind an poetischem Interesse! Man bedauerte, daß man ihr nicht einige lahme, blinde und buckliche Gefährten beigegeben, um so einmal ein ganzes Theaterlazareth in corpore zu sehen!

Genug, die Oper fiel durch. — Dadurch wurde die Theaterkasse immer tiefsinniger gestimmt. Die Kunst rief nach Brod. Der Soufleur desertirte. Der Herr Reichsgraf stieg in selbsteigner Person in den Kasten. — Einst, da ihm im luftigen Schneckenhause die Finger unbarmherzig froren, schlug er mehrere Blätter statt einem um. Herr Linker, gerade im Monologe, konnte aus den Nachrichten, welche er von unten erhielt, nicht klug werden. Doch bald erräth er den falschen Fingergriff, und — wirklich ein seltenes Beispiel von Fassung! — um den Soufleur wieder in Ordnung zu bringen, ruft er aus: „Furchtbares Schicksal! unerbittlich hast du dich gegen mich verschworen! ja! — (indem er in den Soufleurkasten zeigt) selbst in den Tiefen der Erde lauert das Verderben!" Der Graf stutzt — entdeckt den Mißgriff, und Alles geht wieder an der Schnur fort, ohne daß die Mehrzahl der Zuschauer es merkt.

Noch einige Beispiele von der Gewandtheit, womit dieser (freilich auch der Erste unserer Bühne) sich blitzschnell aus theatralischen Verlegenheiten herauszuwickeln versteht.

Im Kätchen von Heilbronn erhebt sich, während Herr Linker mit dem Knappen dialogisirt, ein kleines Gefecht hinter den Coulissen. Die Streiter werden so laut, daß Linker den Soufleur nicht mehr versteht; das Publikum geräth in Bewegung. Hundert Schauspieler hätten in diesem Augenblicke die Fassung verloren. Nicht also Herr Linker. „Horch!" rief er, „das Burgvolk empört sich draußen. Eile hinaus, Knappe, und bring' ihm des

Herrn Befehl: bei meinem Schwerte laß ich verkünden, es solle sofort zur Ruhe sich fügen!" Der Knappe geht. Die Zänker stutzen und lachen ob des guten Einfalls. Sie sind versöhnt. —

Der Herr Graf verreiste auf vierzehn Tage, um, wie er hinterließ, Gelder zu holen. Einstweilen sollte die Sache für Rechnung des Grafen fortgesetzt werden. Die Stücke waren vorgeschrieben. Darüber entstand Empörung in der Gesellschaft. Man befürchtete, daß, wenn für Rechnung des Grafen gespielt werde, sich bei der Abendkasse ungebetene Gäste einfinden könnten. Die Gesellschaft wollte wenigstens, wenn auch nicht alte Reste, doch den Tagsbedarf gedeckt wissen. Die Wahl des Grafen in Betreff der Stücke und Besetzung gefiel nicht. Man verlangte ein anderes Repertoir. Lieblingsstücke des Publikums wollte man spielen. Wer konnte es den Bedrängten verargen! Man beschloß daher, zwei Mitglieder sollten des Abends die Gelder einnehmen, und das Einkommen sofort nach geschlossenem Spiele vertheilen. Um das neue Regiment zu führen, überhaupt um während der Abwesenheit des Grafen Ordnung zu halten (denn diese war sehr von Nöthen: es hatten unter Anderem die im offenen Aufruhr begriffenen Lampenputzer bei der letzten Vorstellung die Wassereimer, welche für Feuersgefahr hinter den Coulissen stehn, umgestürzt und die Herren Schauspieler als Fische behandelt), bedurfte es eines Direktors. Niemand wagte es jedoch, das Direktorium anzunehmen, theils um nicht in die Rechte des wirklichen Direktors zu greifen, theils um keine Verantwortlichkeit wegen möglichen Ausfalls in der Einnahme zu übernehmen. Während so im geheimen Concilio sich ein heftiges Disputamen über das Wort „Direktor" anhebt, und Niemand Titel und Amt zu übernehmen wagt, so Ihro Gräflichen Gnaden mit voller Souveränität führt, erhebt Herr Linker seine gewaltige Stimme: „Nun denn," spricht er, „wollt Ihr keinen Direktor, so wählt einen Hauptmann!" Dieses Wort fährt wie ein Blitzstrahl durch die unschlüssige Versammlung. „Einen Hauptmann? Wohlan! Du, Linker, sei Du unser Hauptmann!" —

Linker ward Hauptmann. Zu seiner Ehre muß man sagen, er that das Möglichste. Plötzlich erscholl durch die Straßen der Ruf: „Graf Hahn ist wieder da! Zwei Männer haben vollauf zu schleppen gehabt, um den mitgekommenen Geldsack vom Wagen zum Zimmer zu tragen." Die Freudenpost bewährte bald ihre Wahrheit. Die Künstler, welche seither, als berechneten sie die Quadrate der Kieselsteine im Pflaster, mit düsterem Antlitz durch die Straßen dahinschlichen, hoben nun, wie die Frühlingsblume nach dem Platzregen des Gewitters, fröhlich das Haupt empor zu der Sonne. Ihr wankender Schritt ward zum geflügelten Tanze. In blendenden Strahlen verklärt, sah man in jeglichem Auge den — Geldsack.

Der Graf selbst trat wieder mit der alten Laune in „Fanchon" auf, worin er die Rolle des Martin trefflich gibt. Das Publikum war entzückt. Man rief ihn mit stürmischem Beifall. Er erschien. Auf einen Wink griff das Orchester wieder zu den Instrumenten. Ihro gräfliche Excellenz sangen das Bedankemich in selbst componirten Variationen über das Lied: „die ganze Welt ist ein Orchester" — klagten jedoch nebenbei über Mißlaunen Ihrer Kasse.

Zum letzten Male sahen wir ihn als Sultan in der „Entführung aus dem Serail". Jetzt hatte die Freude ein Ende. Redlich bezahlte er seine Zöglinge und entließ sie. Der Musentempel wurde geschlossen.

Wie man hört, will der seltsame Herr den theatralischen Herrscherstab auf ewige Zeiten niederlegen. Wer es glaubt, gibt einen Thaler! Der Herr Direktor könnte wie ein Gott in Frankreich leben; denn von dem ungeheuren Vermögen, welches er auf dem Altare der Musen geopfert, sichern wenigstens noch 5000 Thaler jährliche Renten ihm ein anständiges Auskommen. Aber — aber: sein Wahlspruch war seit zwanzig Jahren:

„Schauspiel, dir leb' ich,
Schauspiel, dir sterb' ich;
Schauspiel, dein bin ich,
Todt und lebendig!"

Als er den berühmten Geldsack mitbrachte, würde Jeder an seiner Stelle sich wenigstens am Abend der Ankunft einen tüchtigen Kalbsbraten, frische Austern und einige Flaschen festgekorkten Champagner zu Gemüthe gezogen und das müde Haupt auf's Ohr gelegt haben. Was thut unser Graf? Durchfroren, durchnäßt und abgespannt vom Fahren durch Tag und durch Nacht, trinkt er einige Tassen dünnen Thee, flickt die Theater-Garderobe, schnitzelt papierne Fische zur „Stummen von Portici", und schneidert und malt an dem Flitterstaate bis zum Anbruche des Morgens.

Wer einmal so recht con amore das Lied singen will: „O, komische Leute! o, komische Welt!" der muß den Grafen gesehen haben in seinem irdischen Paradiese, wie er in größter Hast hier einer Sängerin die Bravourarie vorsingt, dort den Chor, alle Stimmen nachahmend, zurecht stutzt; hier die Fettflecken aus einem spanischen Mantel auskratzt, dort eine Dekoration zusammenhämmert; hier einen Musketier, als Statisten, schminkt, dort den Lampen Nahrung zuträgt, und sie abputzt; hier einen Regengu. besorgt, dort einem Zänker den Mund zuhält; hier den Kopf einer Dame frisirt, dort Blitz und Donner losläßt; hier die Glocken schlägt, dort einem Spieler die falsche Nase ansetzt; mit einem Worte: man muß ihn nur eine Stunde als Schirmvoigt, als Friedensrichter, als Garderobier, als Notenschreiber, als Maschinenmeister, als Soufleur, als Lampenputzer, als Vorsänger, als Dekorationsmaler, als Regenspender, als Sturm- und Donnergott, als Friseur, und — wer weiß, was noch! — hinter den Coulissen beobachten, um wahrhaftig an das alte Sprüchwort zu glauben: „des Menschen Wille ist sein Himmelreich!"

Einen Königsthron kann man ihm bieten; er bleibt doch Direktor einer ziehenden Truppe. Sobald er 1000 Scudi wieder zusammengespart, sehen wir ihn wieder auf seinem Posten. —

Vor Thorschluß hielt die Gesellschaft über den Theater-Recensenten einer hier erscheinenden Zeitschrift: „der Sundine", Gericht. Wenigstens wollte ihn das Publikum in der Maske und dem Costüm erkennen.

Man gab lebende Bilder nach Hogartt'schen Gemälden, unter anderen die Punschgesellschaft. — Die Gesellschaft in bachanalischer Gruppirung lagert an einer langen Tafel. Soweit Alles treu dem Originale. Eine kleine Nebengruppe aber war Zusatz. Zur Linken der großen Tafel steht ein kleiner Tisch. An diesem — gleichsam verbannt aus der Gesellschaft — sitzt der vermeinte Recensent, die Feder hinter dem Ohre und die Taschen voll von Zeitungen. Der Recensent, in höchst ängstlicher Spannung, ist beschäftigt mit einem ihm zur Seite stehenden Manne (der Kleidung nach, einem Schauspieler), der ihm in der linken Hand eine Zeitung dicht unter das Kinn hält, und mit der rechten auf eine Stelle des Blattes mit halb forschender, halb drohender Miene hinweis't, als richte er an ihn die Frage: hast Du das geschrieben? In der ängstlichen Haltung des Recensenten, dem unsichern, matt lächelnden Blicke spiegelt sich das Bekenntniß: ja, ich schrieb's! aber sei mir gnädig.

Es wird geklingelt. — Verwandlung.

Der Schauspieler wirft im Hui das Zeitungsblatt zu Boden, tritt mit dem linken Fuße darauf, und fährt mit der rechten Hand dem Recensenten in die Haare. Dieser ist halb vom Stuhle aufgesprungen, weit zurückgebogen zur Flucht, hält kraftlos die ausgespannten Finger dem Schauspieler entgegen, und schneidet ein so jämmerliches Gesicht, daß die Steine in der Erde sich erbarmen möchten, während ein Feuerregen des Zorns aus den Augen des Kopfgreifers ausströmt, und alle Sehnen kräftig gespannt sind, um ihn an die Stelle zu fesseln. — Zum Todtlachen machte sich bei dieser vehementen Scene das schwermuthsvolle Adagio, worin zwei Flöten die süßesten Liebestöne aushauchen.

Es wurde wieder geklingelt. — Verwandlung.

Der Schauspieler läßt los. Der Recensent, wie aus der Pistole geschossen, fliegt unter den Tisch und streckt sich unter diesem mit weit zum Hülferuf geöffnetem Munde dem Publikum entgegen. Der Schauspieler, in einer schalkhaften Stellung, zeigt auf den Gegenstand des Triumphs zu seinen Füßen.

Das Publikum lachte und klatschte.

O, ihr stets kampflustigen Theater-Recensenten! Dieses schwärmerische Duo hättet ihr schauen müssen. Gewiß! die süßesten Vorgefühle vom Kanonenfieber hätten euer Herz berührt.

Theaterbericht aus Paris.

(Beschluß.)

Der fünfte Akt vereint, wie man sieht, zu viele Gräuel. Uebrigens ist das Drama Vigny's der Beweis eines schönen Talentes, die drei Intriguen des Concini, de Luynes und Borgia sind mit großer Geschicklichkeit geführt. Als romantische Schöpfung ist es eins der vorzüglichsten Werke dieser Schule, aber gerade das ist der Fehler dieses Drama, daß es der romantischen Schule angehört.

Herr von Vigny hat ein historisches Drama schreiben wollen; er hat sich sonach in das siebenzehnte Jahrhundert zurück versetzt, Chroniken durchblättert und die Geschichte jener Zeit studirt. Er hat sich in die Intriguen und Leidenschaften am Hofe Ludwig's XIII. und der Königin Marie von Medicis vertieft, und versucht, in scharfer Individualität zu zeigen, wie die Menschen im Jahre 1617 intriguirten, sich liebten, haßten, duellirten, mordeten. Ist ein so ersonnenes Drama nicht in der That mehr das Werk eines Chronikenforschers und Antiquars, als eines Dichters? Das macht gerade den unvergänglichen Werth der Dramen des Alterthums aus, daß sie den Glauben und die Leidenschaften ihrer Zeit wiedergaben, und so das Gemüth erhoben und entflammten, und das auch ist der Vorzug der Dramen des Racine, Corneille, Voltaire, Shakespeare, Schiller, Goethe, daß diese Dichterhelden unter fremden Formen, doch die Gedanken und Leidenschaften, die sie und die Menschen ihrer Zeit bewegten, auf die Bühne brachten. Wer durch Dramen mächtig wirken will, der muß, wenn er auch die Vergangenheit zur Hülfe ruft, und das Publikum durch große Erinnerungen begeistern will, es nur so thun, daß er in den Gemüthern Sympathie für die am höchsten stehenden Heroen der Menschheit erweckt, und alte Vorurtheile vernichtet. Nur unter Befolgung dieses Grundsatzes sind neue und allgewaltig einwirkende Dramen möglich.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 175. (II. Jahrg.) Montag, den 25. Juli. 1831.

Als Diebitsch Sabalkansky starb.

Vom Norden schallt die laute Kunde her:
Der Held, von dessen Ruf der Balkan dröhnte,
Der starken Muths des Halbmonds Dräu'n verhöhnte,
Ihn traf besiegt und früh des Todes Speer. —

Da, als er einst die Cherubsflamme schwang,
Das heil'ge Recht der Christenheit zu wahren,
Da war sein Gott mit seiner Krieger Schaaren,
Und seinen Sieg pries aller Völker Sang.

Doch als man ihm ein irdisch Eisen gab,
Das freiste Volk der freien Welt zu zähmen,
Da eilte Gott, von ihm die Kraft zu nehmen,
Und dem Besiegten ward ein ruhmlos Grab. —

So wich dereinst des Simson Riesenkraft,
Als von dem Haupt die heil'gen Locken schwanden,
Er starb verhöhnt in seines Erbfeinds Banden,
Und seine That hat ihm kein Lied verschafft.

Winter.

James Fenimore Cooper.

Cooper ist der erste Amerikanische Schriftsteller, dessen Werke den Typus des Amerikanischen Denkens und Lebens getreu darstellen. Noch gewahre ich neben ihm, unter seinen Nebenbuhlern und Landsleuten nur glückliche oder unglückliche, geschickte oder ungeschickte Nachahmer der brittischen Poesie und Prosa. Schriftstellern seines Landes schwebt immer ihr Mutterland vor; es bietet ihnen ein klassisches Vorbild dar, von dem sie sich nicht zu entfernen vermögen, ohne gemein, geziert oder ungereimt zu werden. Irving selbst, den Styl und die Weise Addissons verjüngend, begnügte sich, aus den alten oder vergessenen Quellen der englischen Literatur zu schöpfen. Sein Talent ist ein Ri-faccimento; seine anmuthigsten Gemälde gehören dem ehemaligen England an. Was im Gegentheile dem Leser Cooper's sogleich auffällt, ist die ganz Amerikanische Farbe seiner Schöpfungen. Sein Pinsel ist kräftig; eine Art transatlantischer Frische athmet in seinen Werken; er hat sich mit seinem Lande identifizirt; er trägt den Charakter desselben; man bezeichnet ihn nur mit dem Namen des großen Amerikanischen Romantikers. Eine Ehre, ein Ruhm, ein Glück, dessen wenige Schriftsteller sich erfreuen konnten. Selten vermag man sich so ganz mit dem Zustande der Civilisation seines Geburtslandes zu befreunden. Und welche Civilisation, welches Land ist dieß! Ein so großer und wilder Anblick! eine so riesenhafte Natur! etwas so Fremdartiges in der Reibung und dem Kampfe unserer Industrie, unserer Künste, unserer Ideen, die auf einen jungfräulichen Boden, in eine neue Welt verpflanzt, genöthigt sind, mit dem wilden Leben zu ringen, um es zu bezähmen!

Das Genie des Künstlers ist noch nicht in die Einöden Amerika's gedrungen, und vergebens würde man es in seinen Städten suchen. Das Genie des Handwerkers ist es, das diese Civilisation gegründet, und diese Republik unterhält. Man findet es in Cooper's Romanen wieder; es ist auf seiner Physiognomie ausgeprägt.

Man betrachte das schöne Portrait aufmerksam, welches Frau von Mirbel nach dem Leben gezeichnet, und man wird finden, daß dieser Mann, mit dem strengen und wachsamen Blick, die physischen und materiellen Gegenstände mit ernster Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit beobachten muß; einige der feinsten Nüancen der Gesellschaft und des menschlichen Charakters mögen ihm entgehen. Strenge Einfachheit herrscht in seinen Zügen, die alle scharf gezeichnet, von einem männlichen Geiste belebt, aber der Beweglichkeit beraubt sind. Wenn einige krumme Linien in demselben zu sehen, so sind sie von den übrigen durch tiefe Furchen getrennt: Energie,

Schnelligkeit, feste, unbewegliche Entschiedenheit, Aufmerksamkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit, dieß sind die Charaktere dieser ganz Amerikanischen Physiognomie. Wendet man die Regeln des Doktor Gall auf diese äußere und physiognomische Untersuchung an, so findet man in dieser erhabenen, seltsam gebildeten Stirn eine wahre phrenologische Merkwürdigkeit. Von der einen Seite springen die Organe der unerschütterlichen Gefaßtheit, der Oertlichkeit, der Individualität (die erforderlichsten Eigenschaften eines Romantikers) hervor: von der andern bilden die höhern Organe der Causalität, der Vergleichung der Gegenstände, der Munterkeit, von den erstern durch eine tiefe Furche getrennt, einen nicht minder scharfen Vorsprung. Dieses lebhafte und durchdringende Auge scheint immer eine neue Wahrnehmung zu verfolgen; dieses bizarre, sardonische und strenge Lächeln verkündet eine Ironie, die von einer unbeugsamen Vernunft beherrscht wird. Die zusammengepreßten Lippen deuten jene schweigsame Sammlung der Gedanken an, ohne welche kein wahres Talent besteht. Cooper ist von hoher Gestalt; seine Manieren sind ungezwungen und einfach. Die Kraft seines Geistes und die Macht seiner republikanischen Ueberzeugung geben seinem ganzen Aeußern einen männlichen und scharfen Ausdruck, der sich nicht mit den Begriffen von Verfeinerung und erkünstelter Anmuth vereinigt, welche die Civilisation gewöhnlich dem Stande der Schriftsteller verleiht.

Zwischen Cooper und den Begriffen und Sitten seines Vaterlandes waltet also eine vollkommene Analogie und Harmonie. Er ist im ganzen Umfange des Wortes, in allen Nüancen seiner nationalen Physiognomie, ein wahrer Amerikaner. Dieser Identität, dieser Nationalität entsprang die Kraft seines Talentes. Indem er sich gleich blieb, ward er mächtig. Der Erste, ward er das Organ einer schon im Aufblühen furchtbaren Gesellschaft. Aus den vereinigten Staaten, dachte man, könnten weder Schriftsteller noch Leser hervorgehen; man verurtheilte sie zu ewiger literarischer Unfruchtbarkeit; denn noch hatte man in den Bestrebungen ihrer Schriftsteller nur die Versuche einiger servilen Kopisten gesehen. Siegreich widerlegte Cooper diese Meinung.

Als Robinson Crusoe die Fußstapfen Freitag's auf der Küste wahrnahm, war sein Erstaunen nicht größer, als das des Europäischen Publikums in dem Augenblick, wo Coopers Amerikanische Romane es belehrten, daß man in New-York leben, an den Ufern des Delaware geboren werden, Niemandem nachahmen, und Genie besitzen könne. Seit langer Zeit hatte die Kritik darüber entschieden, daß das Talent sich nicht mit dem Wesen und Charakter des Amerikaners vereinige. Eine holländische Tänzerin, eine Venus von Medicis aus dem Stamme der Esquimaux würde nicht größeres Aufsehen erregt haben, als ein guter Romantiker oder Dichter aus den vereinigten Staaten. Wie! aus diesem merkantilischen Lande, aus dieser für die Künste so unzugänglichen Nation tritt der einzige moderne Prosaiker auf, den Walter Scott für seinen Nebenbuhler erkennen kann! Jene Originalität, deren fremdartigen Zauber der Schottische Romantiker aus den antiken Jahrbüchern seines Vaterlandes geschöpft, fand Cooper in den Sitten dieses unermeßlichen Amerika, in seinen Einöden, in seinen jugendlichen, frisch aus dem Schoose der Erde erstandenen Städten.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Lesefrüchte.

Joachim II., Kurfürst von Brandenburg, welcher im Jahre 1539 die Evangelische Lehre annahm, fragte einst den Jesuiten Lambertus Clop, was er glaube, und erhielt darauf die Antwort: „Meine Confession kommt mit dem Tridentinischen Concilio überein." Der Kurfürst fragte wieder: Wollt Ihr denn dabei bleiben? — Clop versetzte: „Ja, gnädigster Kurfürst, ich will lieber mit dem Concilio dumm, als mit der Augsburgischen Confession klug sein." Als ihn Joachim II. nochmals fragte: Wollt Ihr denn dabei bleiben, und dieselbe Antwort wieder bekam, sprach er entrüstet zu dem Jesuiten: So möget Ihr mit Eurem Concilio zum Teufel fahren; ich will bei meinem Herrn Christo bleiben.

Nach der schmählichen Capitulation der Stadt Ulm, am 17ten October 1805, welche General Mack mit den Franzosen abschloß, ungeachtet er vierzig Stunden zuvor eher das Aeußerste über sich und die Stadt ergehen lassen, als sich ergeben wollte, traf das Sprichwort ein: Wer den Schimpf hat, darf für den Spott nicht sorgen. Dieser fand, das Wort Mack bedeute im Hebräischen Niederlage, und jener machte auf den General folgende Reime:

Admirons Mack, ce grand heros,
Qui plutôt mange ces chevaux,
Que de se laisser prendre.
Mais ce repas de Monsieur Mack
A bientôt gaté l'estomac
Et l'a forcé de rendre.

In stolzer Proclamation
Schwört Mack mit seiner Garnison
Von Pferdefleisch zu leben;
Allein die ungewohnte Kost
Bekam ihm schlecht — auf Extra-Post
Mußt' er sich übergeben.

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen
von M. Cunow.

3. Coloniana.
(Fortsetzung.)

Die Körper dieser heiligen Herren hat die heilige Helena, Mutter Constantin des Großen, nach Constantinopel gebracht, von wo sie Bischof Eustorgius nach Mailand, Kaiser Friedrich I. aber im Jahre 1164 oder 1168 nach Cölln gebracht haben soll. Papst Benedikt XIV. in seinem Buche de Festis S. 27. billigt die Meinung alter Schriftsteller, daß es blos Vornehme gewesen, setzt aber S. 28. eine Stelle aus dem Camus hinzu, wo es heißt, daß es der Klugheit nicht gemäß sei, wenn man den Magiern öffentlich die königliche Würde absprechen, weil das Volk schon gewohnt sei, sie für Könige zu halten. Und so glauben denn namentlich die Cöllner frischweg an die heiligen drei Könige und ihre Knochen. — Nun, mein Herr Sakristan, sind Sie mit mir zufrieden, und könnte ich nicht Ihr Nachfolger sein, falls ich sonst hinreichend katholisch wäre? —

Von den 11,000 Jungfrauen habe ich einige hundert Schädel in Schränken wie Krautköpfe aufgestapelt gesehen, konnte es aber durchaus zu keiner Andacht dabei bringen; lieber hätte ich eine der 11,000 Jungfrauen mit heiler Haut vor mir gesehen. Nun wollte ich zu meinem heiligen Herrn Vetter wallfahren, aber statt dessen gerieth ich an den Hafen und freute mich mit den Cöllnern einer englischen Brigg, der ersten, die sich hier blicken ließ und dergleichen ich, seit meiner Entfernung von den Gestaden der Ostsee, auch nicht wiedergesehen habe. Heute aber, heiliger Vetter, finde ich mich gesammelt genug, Dir meine Andacht zu weihen, indem ich mir (und Andern) eine kurze Skizze Deines heiligen Lebens vorhalte. So bekommt man in oder durch Cölln alle Hände voll zu thun mit Heiligen.

Der heilige Martin war aus Ungarn gebürtig, (ich, sein unheiliger Namensvetter desgleichen, wenigstens zur Hälfte, und ebenfalls von dorther den uns Beiden gemeinsamen Namen erhaltend) und von Geburt ein Heide (ich nicht minder, wenigstens wurde ich, meines Wissens, erst durch die Taufe zum Christen gemacht). Schon in früher Jugend zeigte er — der Heilige nämlich — eine große Neigung zum Christenthum, daher sein Herr Vater, um einem Religionswechsel vorzubeugen, ihn zwang, Kriegsdienste unter Kaiser Julian zu nehmen. Drei Jahre lang trug er die Waffen, (ein Vorbild der preußischen Dienstzeit), führte aber dabei ein eingezogenes Leben (kein Vorbild der preußischen Soldaten). Dann verließ er die Armee (er desertirte doch nicht etwa?), ließ sich taufen (wo, durch wen und unter welchen etwaigen Erscheinungen am Himmel? verschweigt uns leider die Geschichte) und begab sich nach Frankreich zu Hilarius, Bischof von Poitiers. Wegen seines Religionseifers hatte er viele Verfolgungen zu erdulden, (er scheint doch etwas stark exaltirt gewesen zu sein, so daß er Andern damit lästig wurde). Im Jahre 376 aber wurde er zum Bischof von Tour gewählt, bei welcher Wahl sich folgende Merkwürdigkeit zutrug. Da die Stimmen zwischen ihm und einem Andern, mit Namen Defensor, getheilt waren, schlug man zur Entscheidung die Bibel auf und traf auf Psalm 8, Vers 3. Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir eine Macht zugerichtet, (mein Herr Vetter war damals zwar schon ein etwas altes, nämlich fünf und funfzigjähriges Kind und Säugling) um Deiner Feinde willen, daß Du vertilgest den Feind (defensorem, heißt es in der Vulgata, also den Herrn Defensor) und den Rachgierigen. So wurde mein Herr Vetter durch die heilige Schrift selber zum Bischof gewählt. Sechs und zwanzig Jahre hindurch verwaltete er das bischöfliche Amt rühmlichst und starb dann, ein und achtzig Jahre alt. Während seines Lebens that er unter Andern Folgendes. Er ritt aus Demuth nicht anders, als auf einem Esel, welche Art des Reitens zwar in Frankreich gebräuchlicher, als bei uns und überdieß ein passender Aufzug für einen geistlichen Hirten ist, als welcher billig, so wie er stets seine Gemeinde trägt, auch wiederum von ihr oder einem Repräsentanten derselben getragen wird. Noch Soldat, theilte er einst seinen Mantel mit einem Bettler, indem er jenen mit dem Schwerdte in zwei Hälften zerhieb und die eine dem Bettler gab, während er die andere selber behielt (mit dieser brüderlichen und christlichen Mantelntheilung, sollte man meinen, sei Keinem von Beiden sonderlich geholfen gewesen). Inzwischen ist dieser Act auf dem Hochaltar der Pfarrkirche in Preßburg, colossal in Blei gegossen, verewigt, doch sitzt dort der Heilige (als damaliger Soldat) noch zu Pferde. Außerdem verrichtete er bei Lebzeiten 206 Wunder, womit man, denke ich, zufrieden sein kann. Unter andern trieb er einst aus einem Besessenen den Teufel auf dem Wege der gewöhnlichen Ausleerung aus. (Etwas Aehnliches thun noch heutiges Tages die Aerzte.) Nach seinem Tode aber hat er vermittelst seiner Knochen noch weit mehr Wunder verrichtet, wie leicht zu erachten, da er seitdem einen viel längeren Zeitraum dazu hatte. So thaten seine Gebeine schon auf der Reise durch Frankreich, in Auxerre, bedeutende Wunder, denn da der Sarg, der sie in sich enthielt, in der Kirche des heiligen Germanus neben dessen Sarg gesetzt wurde und nun Wunder auf Wunder geschahen, so daß sich ein Streit erhob, ob der heilige Germanus oder der heilige Martin solche thue, so legte man, um dieß zu ermitteln, einen Aussätzigen zwischen beide Särge, und siehe! auf der Martins-Seite ward er rein, auf der andern blieb er aussätzig; obwohl nun die Anhänger des heiligen Germanus behaupteten, dieser habe es blos aus Höflichkeit gegen seinen Gast unterlassen, den Aussätzigen auch auf seiner Seite zu heilen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart, den 3ten Juni 1831.

(Beschluß.)

Denken Sie sich ein schmales Thal von hohen Bergen eingeschränkt, so wasserarm, daß nur ein kümmerliches Bächlein darin zu finden ist, so gering, daß, um eine Mühle zu treiben, das Rad 24 Fuß Durchmesser haben muß; denken Sie sich ein so schmales Thal, daß ein etwas langarmiger Mensch, wenn er in der Mitte desselben steht und seine Gliedmaßen ausbreitet, von beiden Seiten die Berge berühren kann, ein Orang Outang kann es ohne Mühe; denken Sie sich die Sohle dieses Thales als einen einzigen Froschsumpf, welcher nöthig macht, daß man die Häuser auf Piloten, auf einen Holzrost stellt, oder daß man funfzehn Fuß hoch Schutt aufführt, um festen Grund zu bekommen, denken Sie sich noch, daß der Nekar eine halbe Stunde von diesem Sumpfe fließt — und nun erklären Sie mir, weßhalb man Stuttgart dahinein gebaut hat, wenn es nicht war, um der Latona einen Tempel zu errichten. Doch — die Stadt steht einmal da! Nach der Seite des Neckar hin öffnet sich das Thal, es wird immer breiter, die Berge werden niedriger; das breite Flußthal schließt sich an das Thal des Nesebaches, man gewinnt frische, freie Luft und wunderbar herrliche Aussichten; — wenn man nach dieser Seite hin die Stadt vergrößerte, so gewönne man bald eine uralte Römercolonie. Jetzt führt sie den Namen Kannstadt, und den Marktflecken Berg zu Vorstädten der Residenz. Solch ein Gedanke wäre aber viel zu närrisch, da müßten ja vom alten Doppelmaier bis zu Stein's neuester Geographie alle Angaben über Stuttgart verändert werden, dann läge es ja nicht mehr am Nesebach, sondern am Neckar, wer wollte solch eine kuriose Idee durchführen! Nein, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, da, wo das Thal so enge wird, daß kein Ochse hindurch kann, ohne sich mit den Hörnern zu verwickeln, da, wo der Sumpf so sumpfig wird, daß keine Kröte mehr festen Fuß fassen kann — dahinein, wo die Gerber seit Jahrhunderten ihren übel riechenden Apparat, ihre, der Lunge durch häufige Stickstoff- und Wasserstoffentwickelung wohlthätige, Lohe aufgehäuft haben, dahinaus verlängert man die Stadt, dahin baut man vierzehn große Häuserquadrate an sieben Straßen, welche so breit sind, daß, nach Abzug des Bürgersteiges an jeder Seite, grade vier Fuß für die Fahrbahn übrig bleiben. In diesen Sumpf baut man Kartenhäuser mit hölzernen Wänden von drei Zoll Dicke, welche auf schwerem Fundament und auf einem Erdgeschoß von mächtigen Quadersteinen ruhen. Auch ist eine sehr weise Verordnung ergangen, daß nämlich jedes neue Haus von dem nächststehenden vierzehn Fuß weit entfernt sein soll. Nützliche Vorsicht, denn hölzerne Häuser, einmal im Brennen, sind gar nicht zu löschen, eine Feuersbrunst würde rettungslos die ganze Stadt in Asche legen. Sind die Häuser getrennt, so kann die Flamme nicht weiter um sich greifen; nun macht man sich aber den Spaß, wenn so ein Haus der Vorschrift gemäß gebaut ist, nachträglich auch noch den Zwischenraum zu überbauen. So bleibt der Raum zwischen zwei Häusern allerdings, nur nicht leer, sondern durch hinlänglich trockene Holzwandungen ausgefüllt — wodurch man den Vortheil genießt, das Gesetz wörtlich (d. h. englisch, das muß wohl gut sein,) befolgt — und doch seinen Willen erreicht zu haben. O glauben Sie ja nicht, daß jene alten Schwaben, welche die anmuthigen Streiche, von denen das Ausland voll ist, erfunden haben, — schon ausgestorben sind!

Sagen Sie mir doch — wie kam ich denn eigentlich auf diese ganze Historie? Vom Bauen überhaupt sprachen wir — — richtig und von daraus folgenden Friedenshoffnungen! So ist's. Ein bedeutendes Gewicht legt in die Schaale des Friedens, oder der Hoffnung darauf, unser König selbst durch beginnende Bauten. Schon vor einem Jahre ward das Modell zu einem neuen Schauspielhause gemacht — es blieb seitdem im Palais des Königs, und der Bau auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Nun aber hat der Baurath Touret für die Fertigung des Modells eine mit Brillanten reich garnirte Dose, und den Auftrag zur Veranschlagung der Kosten dieses Baues bekommen, weil er noch in diesem Sommer beginnen soll, wovon seit der großen Woche in Paris keine Rede mehr war. Da nun der zu erwartende Krieg Ursache des Aufschubs genannt werden kann, so läßt der beginnende Bau Frieden erwarten.

Ich, denke wir suchen auch den Krieg zu verhindern. Sollte es uns Beiden nicht möglich sein, so müssen wir bei Zeiten auf eine Zeichenschrift, auf eine geheime Chiffre denken — denn wenn die Franzosen uns die Freiheit bringen, wird es bald mit unserm freien Denken, Reden und Schreiben vorüber sein! *)

*) Erklären Sie uns das näher!

D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 176. (II. Jahrg.) Dienstag, den 26. Juli. 1831.

James Fenimore Cooper.

(Fortsetzung.)

Vor dem Verfasser der Puritaner hatte man die Schottische Geschichte schon benutzt; ihr Aberglaube, ihre Gewohnheiten hatten den Text zu zahlreichen gelehrten Untersuchungen geliefert. Mistriß Grant, Burns, Allan-Ramsay, Buchanan, Macpherson waren vor Walter Scott aufgetreten. Cooper hatte keinen Vorgänger. Er bemächtigte sich eines jungfräulichen Gegenstandes. Er stürzte sich in einen Ocean, den noch kein Kiel gefurcht. Der literarische Christoph Kolumbus, warf er an unbekannten Küsten Anker. Unbetretene Fußsteige boten sich ihm von allen Seiten dar. Unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Materien; Scenen, die eines Schauplatzes; Gemälde, die eines Rahmens; Gesichtspunkte, die eines Malers bedurften: überall Neuheit, Bizarrerie, Wunder; ein ganz neues Interesse; ein Volk, kaum dem Gängelbande entgangen, und schon mächtig; eine Geschichte, auf deren erste Seiten Civilisation und Sieg strahlten; das Seltene eines ruhigen, frommen und beharrlichen Heldenmuthes; die Namen Washington, Penn, Franklin; der Hintergrund des Gemäldes, tausendjährige Wälder; Schauspieler, die Apostel der neuen Welt, im Angesicht der wilden Kinder der Wigwam und der Friedenspfeife; die Fortschritte Europäischer Kunst in Mitte jener unbeherrschten Einöden; die Kämpfe der Söhne und Väter, der Unterdrückten und Unterdrücker — die Einen Freiheit und Toleranz verlangend, die Andern sie zu ersticken suchend. Wer weiß es? Vielleicht eine neue Zeitrechnung von Republiken, die sich der Welt erschließt, und im Begriff ist, aus dem Senat von Philadelphia hervorzugehen. Welche unermeßliche Laufbahn! Welche Frische in diesen Gemälden! Welch schöner Text für einen Schriftsteller! Welcher Ruhm für einen Freund des Vaterlandes, den die Natur mit den erforderlichen Eigenschaften begabt, solche Erinnerungen zu verewigen!

Ein Hinderniß hätte sich dem glücklichen Erfolge Cooper's entgegenstellen können: hätte er sklavisch Europäische Bilder nachgeahmt, so würde ein falsches Licht sich über seine Werke verbreitet haben; aber dieser ganz Amerikanische Charakter, dessen Nüancen wir schon oben entwickelt, und dessen Typus wir in seinen Gesichtszügen, wie in den Neigungen seines Geistes erkannt haben, hat ihn von der einzigen Gefahr errettet, die seinem Genius Nachtheil hätte bringen können. Freimüthig und kraftvoll ergriff er die verschiedenen Elemente, die vor ihm lagen. Er hat sich wohl gehütet, ihren Zauber zu zerstören, und, wenn wir so sagen dürfen, ihre jungfräuliche Reinheit durch eine einzige klassische Nachahmung zu trüben. In der eigenthümlichen Sprache der vereinigten Staaten selbst, erzählte er die außerordentlichen Begebenheiten, deren Schauplatz ihr großes Land, oder die benachbarten Meere gewesen. Seine Helden verließen die Wohnung des Pflanzers, die Hütte des Wilden, oder das Gewölbe des Kaufmanns, um in seinen Dramen zu sprechen und zu handeln; die riesenhafte Natur seines Landes gab in ihnen ihr Bild wie in einem Spiegel zurück.

Cooper war seinen Landesleuten der Homer ihrer Civilisation, der Barde, der ihren Ruhm verewigte. Den Europäern gewährte er unbekannte Genüsse; auf diesem doppelten Piedestal erhob sich sein Ruhm. Selbst unsere Aristokraten, die nicht ohne Schmerz Amerika und England Nebenbuhler und Freunde zugleich werden sahen; diejenigen, welche die Amerikanischen Sitten, Ideen und Schriften lächerlich zu machen suchten, waren genöthigt, Cooper's Talent anzuerkennen und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie hätten sie sein Verdienst verkennen, wie die Kraft und das Interesse seiner Werke läugnen können? Obgleich nur Amerikanischen Inhaltes, fesselten sie ihre Aufmerksamkeit, entlockten sie ihnen Thränen. Sie bedachten nicht, wie

groß die Wichtigkeit ihres Geständnisses und ihres Lobes sei. Wenn die Stifter der Amerikanischen Republik ihre politische und kommerzielle Unabhängigkeit gesichert; wenn Wilhelm Penn im Schweiße seines Angesichtes, mit Gefahr seines Lebens, das Heiligthum religiöser Unabhängigkeit errichtet, so gebrach es diesem großen prächtigen Lande doch noch an intellektueller Unabhängigkeit. Sie ward ihm durch Cooper.

So groß ist die Wohlthat, die das Genie gewährt. Unser Romantiker verhehlte sich nicht, wie edel die Aufgabe sei, die er unternommen. Mit Begeisterung und Beharrlichkeit bereitete und wählte er lange die Materialien zu seinem Werke. Er war sich bewußt, daß er der Welt etwas Besseres zu geben vermöge, als gewöhnliche Romane. Er war der Wahrheit treuer, als Walter Scott selbst, und suchte sie nicht in den Chroniken, sondern in den Erinnerungen seiner Zeitgegossen; er schöpfte das Interesse seiner Erzählungen aus wirklichen, unlängst geschehenen, leicht zu beweisenden und zu erörternden Thatsachen.

Da er sich auf Wirklichkeit gründet, so darf man weder die rasche Bewegung eines mit Vorfällen überladenen Dramas, weder Schnelligkeit des Styls, noch Lebhaftigkeit des Dialogs in seinen Schriften suchen. Er ist langsam, ohne schwerfällig, umständlich, ohne weitschweifig zu sein. Kein Zug eines Charakters, oder einer Landschaft wird ihm entgehen; er legt den Pinsel erst nieder, nachdem er einen um den andern mit einer blendenden und hinreißenden Tiefe und Wahrheit entwickelt. Seine Gemälde haben weder zu viel Licht, noch zu viel Schatten. Er ordnet und bereichert das Ganze so genau mit allen constitutiven Elementen, daß man alle einzelnen Theile zu unterscheiden glaubt, als zaubere eine magische Kunst sie vor uns hin. Sei es eine Hütte im Walde, eine gemeine Wohnung, der Kiel eines Schiffes,

Der in der Ferne auf einsamen Wogen schwimmt:

seine vollkommene Genauigkeit, seine außerordentliche Wahrheit nöthigt uns, es zu lesen; und die Beschreibung eines trivialen, des malerischen Reizes entblößten Gegenstandes wird anziehender für uns, als die einer prächtigen Landschaft, oder eines erhabenen Schauspiels, dessen Umrisse schwankend entworfen, dessen Schattirungen grell und schneidend sind. Das weibliche Geschlecht, welches immer in einem Romane die Handlung und das Interesse sucht, wagt es nicht, die Beschreibungen Cooper's zu übergehen. Hat man angefangen ihn zu lesen, so ist kein Aufhören. Gleichwohl wiederholt er sich; er erläßt uns weder ein Brett der Fregatte, noch einen Baum des Waldes. Seine Diktion ist überschwenglich, zuweilen mühevoll, doch immer ungezwungen und bereit, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen. Bei einem weniger wahren, weniger energischen, weniger gewissenhaften Schriftsteller könnte man sich über diese unbeugsame Genauigkeit beklagen, die manche Seite der Werke Cooper's in einen Verbal-Prozeß verwandelt. Aber dieser Verbal-Prozeß interessirt, unterhält, beschäftigt die Einbildungskraft und erwärmt das Herz. Grünende Savanen, Sandebenen, alterthümliche Eichen, unbegränzte Wüsten, meergleiche Seen, ewigschattende Wälder — dieß sind Gegenstände, die Cooper nicht nur treu, sondern mit Liebe, Glück und Begeisterung zeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Mit ihm sanken alle seine Hoffnungen, sein ganzer Stolz zu Grabe. Des Schmuckes dieses einzigen Zweiges beraubt, war er nun ein entlaubter Stamm, mit dem ein großes und berühmtes Geschlecht verlöschen sollte. Diese Schreckenspost, welche der Herzog in England erhielt, schmetterte ihn ganz danieder. Er suchte die Einsamkeit, und floh jede Gesellschaft, die ihn an seinen Sohn hätte erinnern können. Er vermied darum den Umgang seiner besten Freunde, die ihm demungeachtet stets werth und theuer blieben, und umgab sich später mit Anderen, die ihn in seiner Solitüde, am meisten wohl aber sich selbst auf seine Kosten zu amüsiren suchten. Dieß schien besonders die Sorge Lord William Gordons zu sein, welcher zu diesem Zwecke in den Zirkel des Prinzen auch weibliche Gesellschafterinnen von höchst zweideutigem Charakter einführte, deren Umgang, wie man weiter unten sehen wird, noch die letzten Jahre seines Lebens verbittern sollte.

Unter der Regierung Napoleons wurde das Schloß Saint-Leu ein Eigenthum seines Bruders Ludwig und war der Landsitz seiner jungen Gattin, einer durch Schönheit und Anmuth des Geistes ausgezeichneten Dame, interessant schon an sich, noch mehr aber durch die Eigenschaften und Schicksale ihrer erhabenen Mutter, der weiland Kaiserin Josephine. Hortense von Beauharnois wurde zu Chelle, einer kleinen Stadt an der Marne, geboren.

Von ihrer Kindheit an war sie der einzige Trost ihrer Mutter, die von ihrem Gatten, ihrem Sohn Eugen und von der Welt getrennt lebte. In die Abtei Panthemont zurückgezogen, trug die zärtliche Josephine ihre ganze Liebe auf dieß theure Kind über, welches man ihr gelassen. Nachdem die Klöster aufgehoben worden, zwang sie der eifersüchtige und argwöhnische Charakter ihres Gatten, des Vicomte's, Frankreich zu verlassen, und die kaum fünfjährige Hortense folgte ihrer Mutter auf ihrer beschwerlichen Reise nach Martinique, ihrem Vaterlande.

Bei ihrer Zurückkunft nach Frankreich wurde Hortense ihrem Vater unter dem einfachen und anmuthigen Costüme eines jungen Amerikaners vorgestellt. Ihre

herrlichen Gesichtszüge verkündigten einst eine schöne Frau und ihr ganzer Anstand hatte etwas Bezauberndes. „Das bin ich," rief der Vicomte, „ich sehe mich in ihr wieder verjüngt; so war ich, als ich sieben Jahre alt war." — Er konnte nicht aufhören, seine Tochter zu umarmen und schien über die kleine Ueberraschung, welche Josephine ihm bereitet, ganz entzückt. Hortense wurde gleichsam das Band, welches ihre Eltern wieder vereinigte und das nur durch den Tod des Vicomte's zerrissen wurde, der, ein Schlachtopfer der Schreckens-Regierung, sein Leben unter dem Mordbeile der Guillotine verblutete.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Fortsetzung.)

Viele der mitgetheilten Anekdoten sind entlehnt aus einem Briefe Valincourt's an den Abbé d'Olivet, Verfasser „Histoire de l'Acad. française," aus welchem der übrige interessanteste Theil hier folgt:

„Als Racine Port-Royal verließ, kam er nach Paris, wo er die Logik studirte. Aus dieser Zeit kann ich Ihnen nichts Zuverlässiges mittheilen, aber das ist gewiß, daß unter allen dichterischen Erzeugnissen, zur Feier der Vermählung des Königs, die Ode unsres Dichters das meiste Aufsehen erregte. Er zeigte sie im Manuscript dem gelehrten Chapelain, der sich sehr günstig über das Erzeugniß des Jünglings aussprach, ihm seine Freundschaft schenkte und die Ode dem Herrn von Colbert so sehr anpries, daß dieser Minister anfänglich, auf Befehl des Königs, den jungen Dichter mit einem Geschenk von hundert Louisd'or belohnte und ihm kurze Zeit darauf eine jährliche Pension von sechs hundert Livres zusicherte, die er auch bis an seinen Tod behalten hat."

„Ich mag Ihnen hier keine umständlichen Beurtheilungen der Werke Racine's liefern, denn was könnte ich Ihnen Neues darüber mittheilen, der Sie überdem Alles unendlich viel besser zu beurtheilen verstehen, als ich? Ich werde mich daher auf einzelne historische Züge beschränken, überzeugt, daß Ihnen nicht der geringste Umstand aus dem Leben dieses großen Mannes uninteressant sein wird."

„Als Madame Deshoulières jenes berüchtigte Sonnet *) auf die Phädra Racine's verfertigt hatte, schrieben dieser und Boileau es höchst ungerechter Weise dem Herzoge von Nevers zu, und was noch weit schlimmer war, sie erwiederten dasselbe auf eine höchst unanständige Art. Später machte ihnen dieses große Sorgen, denn Nevers verbreitete das Gerücht, als ob er sie aufsuchen lasse, um sie zu ermorden. Beide Männer, sehr furchtsamer Natur, verwünschten laut ihre Erwiederung, worauf der Sohn Condé's, der Herzog Heinrich Julius zu ihnen sagte: „Habt Ihr das Sonnet nicht verfaßt, so kommt in den Palast Condé's, wo der Herzog selbst Euch vor gefährlichen Drohungen sicher stellen wird, wenn Ihr unschuldig seid. Ist es aber Eure Arbeit — fügte er hinzu — so kommt ebenfalls her, und nichts destoweniger wird der Herzog Euch unter seinen Schutz nehmen, denn das Sonnet ist sehr geistreich."

„Aber, mein Herr, was sagen Sie zu dem Schicksale, welches die Phädra bei den ersten fünf oder sechs Vorstellungen hatte? Hat man je deutlicher eingesehen, was Vorurtheil thut und was die Kabale selbst über die klügsten Männer vermag? Denn wirklich hatte Pradon *) für einige Zeit einen solchen Triumph, daß Racine's Werk auf dem Punkte stand, in Paris wie bei Hofe in Vergessenheit zu gerathen. Ich sah ihn in Verzweiflung darüber und doch, wenn je ein vollendetes Stück auf die Bühne gebracht ist, so war es die Phädra Racine's, und wenn ich je eine elende, in jeder Beziehung verfehlte Tragödie gekannt habe, so ist es die Pradon's."

„Ich vergaß, Ihnen noch hinsichtlich der Phädra zu sagen, daß, nachdem Arnauld dieselbe gelesen hatte, er ihr unbedingt Bewunderung zollte und behauptete, daß Schauspiele der Art nur zur Förderung guter Sitten beitragen könnten. Nur fügte er hinzu: „Warum hat er seinen Hyppolit verliebt dargestellt?" und dieß einzige Wort beweist schon den großen Scharfsinn, womit Arnauld Alles durchschaute. Denn man muß gestehen, daß dieser verliebte Hyppolit höchst abgeschmackt erscheint, und den tragischen Eindruck des Stückes schwächt, obgleich diese Liebe zu wunderschönen Worten Anlaß gab und der Charakter der Aricia vollendet dargestellt ist."

„Man hat Racine vorgeworfen, daß er zu häufig die Liebe in seine Stücke verflochten und einen zu großen Theil davon auf seine Heldinnen übertragen habe. Zwei Gründe veranlaßten diesen Fehler. Der Charakter des Dichters selbst, der voll Leidenschaft war, und der Geschmack der Zeit, in der er schrieb, denn der französische Hof kannte dazumal nur Liebe und Galanterieen."

(Beschluß folgt.)

---

*) Siehe über dieses und die folgenden Sonnette in allen neuern Ausgaben der Werke Boileau's Epitre VII.

*) Pradon ließ seine Phädra zu eben der Zeit aufführen, als die des Racine gegeben wurde, und er entblödete sich nicht, selbst in der Vorrede zu seinem Machwerk zu sagen: „Es war nicht Sache des Zufalls, was mich mit Racine in die Schranken treten ließ, sondern meine eigne Wahl."

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Sachsen.

Man weiß schon aus des verstorbenen Hofrath Müllner's „Lämmerhirten" und aus manchen Kriegsberichten seines Mitternachtblattes, daß zwischen den Autoren und Verlegern manches kleine Scharmützel, manche heiße Schlacht gekämpft wird, und leider ist Saphir's Witz in seiner sel. Schnellpost („Autoren belecken den Bratspieß; Verleger essen die Braten") nicht ganz ohne. Viele dieser Fehden werden nun hübsch in der Stille abgemacht; der betrübte Schriftsteller mag sein Leid nicht immer in der ganzen Welt ausposaunen; aber manchmal läßt es sich doch gar nicht anders thun, wenn nämlich durch das Verfahren des Verlegers etwa ein Schatten auf den Charakter oder die Kenntnisse des Autors fiele u. s. w. In neuester Zeit hat sich wieder solch ein Fall ereignet, der es wirklich verdient, unparteiisch dem größeren Publikum mitgetheilt zu werden. — Ein (wie es scheint, junger, angehender) Buchhändler, Herr Carl Schumann in Schneeberg, unternahm es vor einiger Zeit, das berühmte lateinische Wörterbuch von Forcellini, welches in Italien in der Originalausgabe wohl 48 Thaler kostet, den deutschen Philologen in 16 Lieferungen für 16 Thaler zu liefern, und zwar durch reiche Beiträge inländischer Gelehrten, namentlich des Herrn Rectors Voigtländer in Schneeberg (unterdessen verstorben) und des Herrn Rectors Hertel in Zwickau, bereichert. Es fanden sich zahlreiche Subscribenten, der Druck begann auf eine vielversprechende Weise, es wurde noch mancher namhafte Gelehrte für denselben Zweck gewonnen, z. B. Herr Director Rosenheyn in Lyk in Ostpreußen, und Alles schien zur Zufriedenheit enden zu wollen, denn, daß man bald sah, es würden aus 16 wahrscheinlich 24 Lieferungen werden, mithin auch der Preis von 16 auf 24 Thaler steigen, machte mich wenigstens nicht sehr stutzig, weil das Werk auch so immer noch wohlfeil bleibt und die bereichernden, dankenswerthen Zusätze eine Vermehrung des Umfanges um ein Drittheil wohl entschuldigten. Da überschickt mir, wie gewöhnlich, Herr Teubner in Leipzig die bei ihm erscheinenden „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik; eine kritische Zeitschrift, in Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten, herausgegeben von M. Joh. Christ. Jahn. 5r. Jahrg. 3r. Bd., 2tes Heft." Hier hatten die Herren Rosenheyn und Hertel im literarischen Anzeiger, Nr. VII. eine „Erklärung an das Publicum" abdrucken lassen, nach welcher Herr Schumann die noch rückständigen Lieferungen des Forcellini, ohne ihre Einwilligung, ohne bereichernde Zusätze, wollte abdrucken lassen. So wäre die bisherige, gewiß mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesene Arbeit der beiden Gelehrten auf einmal vergeblich gemacht, und die Subscribenten erhielten — was? einen zwar theureren, nicht aber erweiterten und verbesserten, und überdem noch sehr ungleichen Forcellini, indem A und B mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, C bis Z aber ganz kahl — nur mit Bailey's Zusätzen — erscheinen sollten! Ein solches Verfahren konnte von einem Unbefangenen durchaus nicht gebilligt werden, indem es einem Verleger nicht zustehen kann, seine Verbindlichkeit gegen Autoren oder Herausgeber, und gegen das Publikum so willkührlich zu ändern. Mit Recht klagte Herr Hertel in seiner Erklärung darüber, daß das Publikum durch dergleichen Vorfälle gegen Subscriptionen äußerst mißtrauisch werde, und dieß zum höchsten Nachtheil für manches treffliche Werk. Allein — man darf nicht urtheilen, ohne auch den andern Theil gehört zu haben. Herr Schumann blieb seinen Gegnern nichts schuldig. In derselben Zeitschrift (1831, Heft I.) versucht er es nämlich, nachzuweisen, daß er nur dadurch sich genöthigt gesehen habe, den Druck ohne Zusätze fortzuführen, weil ihn namentlich Herr Dir. Rosenheyn zu lange durch leere Versprechungen hingehalten und immer kein Manuscript geliefert habe. Wenn die Angaben sämmtlich gegründet sind, wenn es namentlich wahr ist, was Herr Schumann behauptet, daß Herr Rector Hertel selbst in einem Briefe an ihn vom 13. Aug. 1830. gesagt habe: „Rosenheyn, das ist wahr, hat unverzeihlich gehandelt;" so kann man ihm nicht alles Unrecht allein aufbürden; aber unrecht bleibt es immer von seiner Seite, daß er nicht den Herren Bearbeitern zu rechter Zeit bestimmt und bündig erklärte, er wolle und müsse auf diese Art einschreiten, wenn sie ihren Versprechungen nicht pünktlich nachkämen; in meinen Augen hat er sich auch keineswegs deßhalb gerechtfertigt, daß sein Werk nun theurer wird, als er erst verheißen hatte. Höchst unangenehm sind solche Vorfälle immerhin; nicht allein wird das Publikum mißtrauisch, sondern manche Zeit verstreicht auch ungenutzt, die Geduld der Subscribenten wird auf eine verdrießliche Probe gestellt, und mancher sonst hochgeachtete Name der übeln Nachrede Preis gegeben. Ich wünschte darum, daß sich diese Angelegenheit noch auf irgend eine genügende Art arrangirte und daß Herr Schumann sich dadurch von einem Verdachte reinigte, den Müllner schon in seinem Mitternachtsblatte gegen ihn (— denn er ist ja doch wohl der von M. gemeinte Herr Schumann? —) anregte, reinigen möge. Es soll mir lieb sein, wenn ich von der befriedigenden Ausgleichung dieser nichts weniger als friedlichen Angelegenheit berichten kann. Denn — kommt sie nicht zu Stande, wie stünde es dann um das Unternehmen, im Falle die Subscribenten wegen des erhöhten Preises in Masse zurückträten? Macht doch Herr Schumann gar nicht einmal die Gelehrten namhaft, welchen die Fortsetzung des Unternehmens anvertraut worden!

**

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 177. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 27. Juli. 1831.

Die todte Mutter.

Ich bin so matt und so traurig,
Mich faßt ein dunkler Schmerz;
Es ist ein Liedchen so schaurig,
Das bebt mir durch Sinn und Herz.

Von einer Herzmutter klagen
Die Lüfte mit trauriger Mähr':
Man hat sie hinausgetragen,
Sie kehrte zurück nicht mehr.

Es wand sich ein Kind ihr vom Herzen
Hinaus an des Lebens Brust;
Sie hatt' es geboren mit Schmerzen —
Dann starb sie voll Mutterlust.

Da frei'te der Vater geschwinde
Die fremde schönere Frau;
Nun ward dem verlassenen Kinde
Die Wiege so hart und rauh.

Und wie, bis zum Morgenrothe,
Sie kosender Lust sich weih'n;
Da tritt die Mutter, die todte,
Zum schlaflosen Kind herein.

Zerbröckelnd, wie mürber Schiefer,
An ihrem mod'rigen Leib',
Gähnt freundlich mit nackter Kiefer
Auf's Kind das todte Weib.

Sie wiegt auf entfleischten Armen
Des Kindes süße Gestalt;
Gern möcht' es ihr Busen erwarmen —
Der ist ach! so grabeskalt.

Sie singt mit hohler Kehle
Ein Wiegenlied sanft und lind
Von Moder und Grabeshöhle,
Und lächelnd entschlief das Kind.

Sie klappert mit ihren Gebeinen
Dem Kinde Schlummer zu;
Das hörte nun auf zu weinen,
Ging mit der Herzmutter zur Ruh'. —

H. Meynert.

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Die Revolution, welche so viele Reichthümer verschlungen, hatte auch Josephinen des größten Theils ihres Vermögens beraubt. Als Witwe beschäftigte sie sich ausschließlich mit der Erziehung ihrer Kinder Eugen und Hortense, die sie auf das Zärtlichste liebte. Unter ihrer Leitung entwickelten und erweiterten sich die Talente ihrer Tochter, welche eben so viel Anlage als Liebe zu den schönen Künsten verrieth. Ihre Lieblingsbeschäftigungen waren Malen und Musik. Man hat selbst mehrere sehr anmuthige Compositionen von ihr, zu welchen unter andern auch die schöne Romanze: „Partant pour la Syrie" gehört. Außerdem zeichnete sie sich durch ihr reges Mitgefühl mit den Leiden Anderer und ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen aus. Und diesen schönen Zug ihres Herzens verläugnete sie auch nach der Erhebung ihrer Mutter nicht. Man legte ihr zwar einigen Leichtsinn zu Last, aber man darf nicht vergessen, daß sie jung und schön war. Man ging so weit, daß man sie sogar beschuldigte, die Nebenbuhlerin ihrer Mutter zu sein. Aber alle diese Verläumdungen wurden zu Schanden, als Josephine selbst die Rechtfertigung ihrer Tochter übernahm.

Napoleon gab ihr seinen Bruder Ludwig zum Gemahl; und um ihnen ein glänzendes Loos zu bereiten, erhob er ihn auf den holländischen Thron, den er aus dem Staube wieder aufrichtete, in welchen ihn jene alten Republikaner seit langer Zeit vergraben hatten. Ludwig Bonaparte war einfach, sanft und natürlich,

und strebte so wenig nach Herrschaft und Größe, daß er sogar Napoleon inständigst bat, ihn hinsichtlich seiner schwächlichen Gesundheit mit dieser Last zu verschonen. Gleichwohl war er unter Allen, welchen sein Bruder eine Krone gegeben, vielleicht der Einzige, der sich auf dem Throne Freunde gemacht, und den man sehr ungern denselben verlassen sah.

Die Königin Hortense fühlte sich durch diese Verbindung sehr unglücklich und gehorchte nur gezwungen und mit dem größten Widerwillen den Befehlen des Kaisers und den Bitten ihrer Mutter, welche das Glück ihrer Tochter zu begründen glaubte. Längst aber hatte Einer der Adjutanten Napoleons, welcher später Großmarschall des Palastes geworden, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ihre zärtliche Neigung erwiedert. Dieser erste Eindruck war bei ihr um so bleibender, als ihr Gemahl, gegen welchen sie nun die gleichen Gefühle hegen sollte, diese weder ihr einzuflößen noch zu erwiedern vermochte. Denn auch er trug eine andere Liebe in seinem Herzen, und seiner Gemahlin war dieß nicht unbekannt. —

Gleichwohl entsprang aus dieser Ehe bald ein Sohn, welcher den Namen Napoleon erhielt und das Idol des Kaisers wurde, der ihn adoptiren und zu seinem Nachfolger bestimmen wollte. Dennoch vermochte dieser Sprößling keine innigere Vereinigung seiner Eltern zu bewirken. Die Reise nach Holland war für sie in jeder Hinsicht unheilvoll: sie brachte die Mißhelligkeiten zum Ausbruch, die schon lange im Stillen unter ihnen gegohren hatten und die bald durch den Tod ihres Sohnes sich noch um Vieles vermehrten. Was ihre Lage noch schwieriger machte, war die Ungnade Napoleons. Die Zerwürfnisse zwischen dem König und der Königin von Holland waren nur zu bekannt. Hätten sie bessere Rathgeber gehabt, würden sie sich nie so weit von einander entfernt haben, daß nicht eine Wiedervereinigung möglich gewesen wäre. Aber die Höfe sind ein Labyrinth, dessen Gänge in so mannigfaltige Windungen verschlungen sind, daß man nie das eigentliche Ziel desjenigen wahrnimmt, den man sich zum Führer erwählt, und nie den Herrn derjenigen erräth, die man besoldet. — Sich selbst überlassen, war die Königin Hortense der Schmeichelei und dem Verrathe preisgegeben. Ihre Mutter allein hätte sie diesen Gefahren entziehen können; aber — sie war fern von ihr.

Es kostete viele Mühe, Napoleons Einwilligung zu ihrer Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, und die Mutterthränen der guten Josephine waren lange nicht vermögend, das Mißvergnügen des Kaisers zu besiegen. „Sie bleibe auf ihrem Posten," war geraume Zeit hindurch immer seine Antwort. Da er indessen seine Trennung von seiner Gemahlin schon beschlossen, erlaubte er ihr endlich die Gesellschaft ihrer Tochter. Die Hoffnung, sie bald wieder bei sich zu sehen, war Josephinens einziger Trost. Hortense bedurfte desselben eben so sehr; und indem Beide ihr Herz gegen einander ausschütteten, fanden sie in ihrer wechselseitigen Theilnahme die einzige Linderung ihres geheimen Kummers.

Nach der Ehescheidung des Kaisers sah Josephine, die sich nach Malmaison zurückgezogen, den Ausdruck furchtlos sich äußernder Anhänglichkeit nur noch auf dem engelgleichen Gesichte ihrer Tochter. Die Höflinge Napoleons, welche Josephinen noch fortwährend die Bewunderung, Achtung und Liebe zollten, die ihre großen Eigenschaften allen denjenigen abgewannen, die sie umgaben, fürchteten zu oft zu Malmaison gesehen zu werden und die Gnade Marie-Louisens zu verlieren. Oft sogar betrübten sie unschicklicher Weise oder aus Zerstreuung die empfindsame Josephine durch Erzählung indiskreter Details über die Liebe Napoleons zu der neuen Kaiserin. Aber die Königin Hortense, die gleich ihrer Mutter in einer gräßlichen Verlassenheit von einem Throne herabgestiegen, fühlte und begriff Alles, was in ihrem Herzen vorging und wußte Alles zu entfernen, was dasselbe zerreißen konnte.

Die Invasion der fremden Truppen und ihr Einzug in Paris versetzte Josephinen den Todesstoß. Obgleich nicht mehr auf dem Throne, schien es ihr, als ob sie zum zweiten Male und auf eine noch weit peinlichere Weise von demselben herabsteige. Alle Ehrenbezeugungen, die sie von der eben zurückgekehrten königlichen Familie und selbst von dem Kaiser Alexander empfing, waren nicht vermögend, ihren Schmerz zu mildern.

Hortense, nunmehrige Herzogin von Saint-Leu, veranstaltete auf diesem bewunderungswürdigen Landsitze, dessen Schloß von Delabord erbaut und die Gärten nach den Zeichnungen Berthaut's angelegt worden, den in Paris anwesenden fremden Souverainen ein Fest, dem auch Josephine sich entschloß, beizuwohnen. Mit Verwunderung bemerkte man aber, daß ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit ihre Toilette heute gänzlich vernachlässigt war. Auch in ihrem Gesichte bemerkte man eine auffallende Veränderung; ihre Augen waren roth, und ihre Blässe verrieth schon den Anfall der Krankheit, deren Opfer sie bald darauf werden sollte. Trostlos und verzweiflungsvoll befand sich die Herzogin von Saint-Leu an dem Sterbebette ihrer Mutter, als sie ihre edle und reine Seele aushauchte. Sie empfing ihre letzten Wünsche, ihre letzten Liebkosungen; mit ihr verlor sie in dieser Welt ihre einzige Stütze und das einzige Herz, das ihr Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Wäre die Königin Hortense in ihrem ursprünglichen Mittelstande verblieben, würde sie sich dennoch durch ihre Talente, ihren Geist und ihre Anmuth weit über denselben erhoben und durch ihre Großmuth und Herzensgüte sich treue Freunde erworben haben. Nichts glich ihrem Wohlthätigkeitsgefühle. Die Unglücklichen, die in ihrer Nähe wohnten, werden ihr Andenken ewig bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen

von M. Cunow.

(Fortsetzung.)

3. Coloniana.

Das nenne ich noch Gastfreundschaft! Freilich kam der arme Aussätzige dabei am schlimmsten weg, denn der mußte sich nun Zeitlebens halb rein, halb unrein herumschleppen, als ein buntscheckiger Beweis von der Heil- und Wunderkraft des heiligen Martin. Aber neben solchen Wundern lebt mein Herr Vetter — und das will viel sagen — noch alljährlich in unsern Kalendern, Mäulern, ja im Wetter fort. An seinem Namenstage, den eilften November, ist selbst in Protestantischen Ländern noch hier und da das Martinssingen üblich, ihm zu Ehren braten wir Gänse, und backen wir Hörner, die nach seinem Namen genannt sind, und essen beide zu seinem Gedächtniß. Und dabei bestimmt er noch nebenher die Witterung des kommenden Winters, denn ist der Martinstag naß und wolkigt, so folgt ein unbeständiger Winter; ist er hell und klar oder nebligt, so folgt ein strenger Winter; ist das Brustbein der Martinsgans weiß, (denn der Heilige spricht durch Gänse zu uns, wie schon früher die Götter durch Adler und Krähen) so kommt viel Schnee; ist es braun, so mag man sich auf starke Kälte gefaßt machen; ist es roth, so gibt es einen gelinden Winter. Und mehr, denke ich, kann man von einem Menschen, Heiligen und Martin nicht verlangen, als daß er noch circa 1500 Jahre nach seinem Tode Zeichen und Wunder thut; und hat man nicht einiges Recht, auf eine solche Namens- und Vetterschaft stolz zu sein? —

So wie Bonn räumlich nicht weit von Cölln entfernt ist, so scheint es dort auch noch an derselben Zeit zu sein, wie hier. Denn als ich in den geöffneten Münster eintrat, fand ich ihn von einer andächtigen Menge erfüllt, und als Gegenstand der Verehrung erblickten meine Augen die Himmelskönigin in Lebensgröße auf einem Throne sitzend, eine blinkende Krone auf dem Haupte, mit prächtigen Gewändern angethan und ihren gekreuzigten Sohn quer auf dem Schooße haltend. Um sie knieeten viele Damen und Weiber, ihren Rosenkranz betend, von der Kanzel herab aber pries ein Priester die allerseligste Jungfrau und Mutter Gottes. Es war der Tag Mariä Geburt, also auch der Geburt Cölns. Die Bonner, obwohl durch eine Universität bereichert, sind doch nicht gut preußisch gesinnt, auch französisch wollen sie nicht wieder werden, wie Mancher denken möchte, sondern sie wünschen die alte geistlich-churfürstliche Zeit zurück. So ist der Mensch ungerecht gegen die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit oder einer eingebildeten Zukunft; sein ärgster Feind und Friedensstörer aber ist der Wahn. —

---

4. Dresdener Straßen-Merkwürdigkeiten.

Was dem in den Straßen Dresdens umherwandelnden Fremden auffallen muß, sind die vielen Krüppel und unter ihnen namentlich die rachitisch Verunstalteten; man kann sich zu der Schätzung veranlaßt finden, daß die zehnte Person verkrüppelt sei; früher soll es damit noch ärger gewesen sein, ehe die Demolirung der Festungswerke der Luft freieren Zugang in die Straßen der Stadt verstattete. Mir scheint eine der Ursachen zu jenen Verunstaltungen in den ewig feuchten und kalten Sandsteingebäuden zu liegen, Häuser, von Ziegeln erbaut, sind gesunder zum Wohnen. Auch Kröpfe sind nicht selten, zumal bei'm andern Geschlechte und kommen selbst an den Hunden vor, von welchen man hier, beiläufig gesagt, viele niedliche englische Wachtelhunde antrifft. — Eine hier noch gebräuchliche Art, sich transportiren zu lassen, sind die Portechaisen, deren Träger, in Röcken von altväterischem Zuschnitt, blau mit gelb — oder in Galla, gelb mit blau aufgeschlagen, einen starken Schritt gehen; auch zum Botenlaufen bedient man sich ihrer. Ueberhaupt kommt die gelbe Farbe als (niedere) Hoffarbe hier fast so häufig vor, wie in China. Die Hoflivrée in Galla ist gelb, die Läufer und Heiducken gehen stets gelb, und die Postillions, Briefträger und sonstiges niederes Postpersonal desgleichen, die Postofficianten gehen in Civil. — Mit den Excellenzen ist es in Dresden eine schöne Sache, man erkennt sie an ihren — Pferden, diese sind nämlich am Kopfe mit drei mächtigen Quasten geziert, von denen eine auf der Stirne liegt und zwei an den Ohren herabhängen. — Zumal dem aus Preußen Kommenden muß es nicht wenig auffallen, wenn er Soldaten vor der Hauptwache sitzen und — stricken sieht; aber so unpassend auch diese Beschäftigung für einen Soldaten scheinen mag, so ist es im Grunde doch besser, er strickt, als daß er spielt oder säuft. Die Sächsischen Soldaten sind nicht so gut dressirt, als die Preußischen, dagegen aber sind sie feister, auch sieht man nicht so blutjunge Menschen unter ihnen, die zu Allem taugen mögen, nur nicht zum Kriege.

Adelungs berühmtes Dekret, welchem zu Folge in Sachsen und namentlich dessen Meißner Kreise, zu welchem auch Dresden gehört, das beste Deutsch gesprochen wird, fand ich nicht bestätigt, wenigstens nicht seinem ganzen Umfange nach; die Aussprache ist hart, der Oesterreichischen sich nähernd, theilweise selbst unrichtig, z. B. stete Verwechselung des D und T, B und P — selbst schriftlich; die Schlußtöne singend. Das beste Deutsch wird unstreitig außerhalb Deutschland gesprochen, in Kurland, zugleich richtig und wohlklingend. Ein merkwürdiger Sächsischer Provinzialismus ist: wohin werden statt wohin reisen, z. B. morgen wird er nach Leipzig werden.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Timpe.

In Nr. 111. dieser Zeitschrift findet sich eine Correspondenz über Dessau von dem gebornen Anhaltiner, Herrn Timpe, welche so pikant, witzig und geistreich ist, daß ich mich, obschon ich kein geborner Anhaltiner, sondern blos ein benachbarter Preuße bin, der in Dessau bekannt ist, herzlich darüber gefreut habe. Aus jedem Worte spricht solch eine harmlose Heiterkeit, eine solche liberale Unparteilichkeit und so ein gesundes Urtheil, daß ich einem jeden Blatte einen Timpe zum Correspondenten wünsche.

Im Eingange seines Berichts sagt er, daß er sich schon lange mit dem kühnen Gedanken, einen sogenannten (ja wohl!) Correspondenzartikel von und über Dessau zu schreiben, herumgetragen habe; aus zweierlei Gründen sei dieß bisher unterblieben, einmal sei er der Meinung gewesen, ein gescheiterer Kopf werde dieß thun; zweitens habe es ihm immer an gehöriger Zeit und Muße gefehlt. Was den ersten Grund der Verzögerung anlangt, so spricht er für die Timpesche Bescheidenheit. Doch nur Muth, Herr Timpe! wo gibt es einen gescheiteren Kopf, als Sie! Muth! Muth! Die erste Probe Ihres schriftstellerischen Talents läßt viel hoffen. Daß der Verfasser nun sogar seine kostbare Zeit aufgewendet hat, um die Welt mit seinen Ansichten zu erleuchten, ist überaus herrlich und verdient den lautesten, tiefgefühltesten Dank, um so mehr, da ihm diese wenigen Zeilen viel Zeit geraubt haben mögen. Die Anstrengung will ich gar nicht in Anschlag bringen.

Der Berichterstatter referirt nun von dem literarischen Treiben in Dessau. Was das eigentlich heißt „literarisches Treiben," habe ich erst durch ihn erfahren, es ist die Lectüre der Damen, und namentlich der adligen Damen. Die folgende Beschreibung von dem Zimmer einer solchen Dessauer Dame, die er weiter unten auch eine gelehrte nennt, ist sehr naiv. Die Stube ist auf das Schönste tapeziert, am Fenster steht ein allerliebster Nähtisch, auf welchem viel schöne, zwar angefangene, aber nicht vollendete Stickereien, nebst Zerbster Extrapost, Dessauer Wochenblatt *), die Berliner Zeitung **) und eine Menge schlechter Romane ***) chaotisch umher liegen; vor dem Tischchen sitzt die gnädigste Frau im höchsten Staate. Neben ihr aber steht noch ein Tischen, ganz isolirt. Auf diesem findet sich wieder eine ziemliche Bibliothek, als die Stunden der Andacht, Witschel's Morgen- und Abendandachten und das Conversationslexicon. Aber, Herr Timpe, der Tisch muß groß sein, auf einem Tischchen haben diese Bücher gar nicht Platz. Diese Vorrichtung dient nur dazu, damit die adlige Dame, im Fall eines Besuchs, sogleich den Roman verstecken und in dem Conversationslexicon lesen kann. Nun vielleicht veranstaltet Herr Brockhaus noch eine neue Auflage, da schlägt sie den Artikel Timpe nach, ich zweifle nicht, er füllt alsdann mehrere Seiten. Aber mein guter Herr Timpe, gestehen Sie es nur, Sie sind in Ihrem Leben noch nicht in das Zimmer einer adligen Dame gekommen, denn bei'm Herkules! so sieht es darin nicht aus. Wie könnten Sie sich auch so weit vergessen, sich durch die Gesellschaft des Dessauer Adels zu besudeln, „diesem Sündenbock, der über den rechtschaffenen Bürger hinwegsieht?" Sie sagen ferner, die stolzen und unwissenden adligen Räthe saugen dem Lande das Mark aus, machen es unglücklich und lachen sich hinterher in's Fäustchen. Aber, Herr Timpe, Sie sind hier wieder in einem kleinen Irrthume, denn bei der Rentkammer ist, soviel mir bekannt, blos ein adliger Rath, bei der Regierung ist nur der Präsident von Adel. Die bürgerlichen Räthe machen demnach bei weitem die Mehrzahl aus, müssen also, wenn sich die Interessen der Adligen und Bürgerlichen entgegenstehen, was ohnedem unmöglich ist, da im Dessauischen kein Landadel existirt, die Superiorität behaupten. Nun aber fragt sich's, ist denn Dessau wirklich so unglücklich? Wird denn wirklich das Mark des Landes ausgesaugt? Ich denke nicht, denn ich sehe allenthalben Wohlstand und höre von der Milde der Administration, besonders gegen das gemeine Volk, so wie von der Güte des Herzogs. Doch Herr Timpe ist ein Anhaltiner, ich nicht; er muß es also besser wissen, denn Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt. Was übrigens den Dessauer Adel betrifft, so kann ich mir über ihn kein vollgültiges Urtheil anmaßen, da ich wenig persönlichen Umgang mit ihm habe, jedoch kann ich versichern, daß mir mehrere vorurtheilsfreie Bürgerliche in Dessau denselben als bescheiden und gebildet, freisinnig und human geschildert haben.

Nachdem der Correspondent etwas Weniges über die beiden Buchhandlungen Fritsche und Ackermann gesprochen hat, geht er auf die Vergnügungsorte und geschlossenen Gesellschaften über. Als die erste nennt er die bei Herrn Wittman, welche aber mit Adel vermengt ist. Es ist entsetzlich! — Er ärgert sich grimmig, daß es hier zu fein hergeht und daß sogar — man denke sich den Unfug! — chapeau pas getanzt wird. Nämlich die Herren halten bei der Polonaise den Hut in der Hand, das ist dem Herrn Timpe außer allem Spaß, es ist ihm noch nicht vorgekommen, er nennt es einen feinen Unsinn und eine unsinnige Feinheit — er wird zuweilen witzig à la Saphir — und fragt, wozu es nütze.

(Beschluß folgt.)

*) Die Modenzeitung kann die Dame nicht bezahlen, wie stimmt das mit den übrigen schönen Sachen überein? Diese Zeitschrift ist in dem Ackermann'schen Lesezirkel für wenige Groschen jährlich zu lesen.

**) Die Staatszeitung kann die Arme auch nicht erschwingen.

***) Die hier angeführten Titel kennt wohl blos Herr Timpe; es mag seine Lectüre sein.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 178. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 28. Juli. 1831.

James Fenimore Cooper.

(Fortsetzung.)

Er stürze sich in das Meer; seine Begeisterung wird tiefe, religiöse Leidenschaft: die Wogen sind ihm unterthan. Wie schön sind seine Seegemälde in ihren Schrecken, wie erhaben in ihrer Wahrheit! Er zeigt uns nicht das Phantom eines Schiffes auf dem Phantome eines Ozeans; ein gemaltes Fahrzeug auf gemaltem Meere: Alles auf seinen Schiffen, und rings um sie ist Handlung, Leben, Charakter, Poesie. Ein Feind alles Schwankenden, unfähig, sich in ihm zu gefallen, oder es in seine Gemälde aufzunehmen, umgibt er uns mit so zahlreichen, wahren, und richtig geschilderten Nebendingen, daß ihre Unbedeutenheit selbst zur Wahrheit des Ganzen beiträgt. Die Segel wehen, das Kabeltau rauscht, die Segelstangen knarren, der Theer raucht, die Matrosen singen, der Kapitän pfeift, die Woge schäumt und schlägt brausend an die Seiten des Schiffes. Kein Land mehr, nichts, was an dasselbe erinnert! Dann, wenn das Land wieder auftaucht, finden wir uns in eine neue, öde, unbekannte Region versetzt; und wir bewundern die Treue des Malers, die Mannigfaltigkeit seiner Farben.

Cooper ist, wie schon gesagt, Feind des Schwankenden. Er ist der entschiedenste Romantiker, der jemals gelebt, Walter Scott nicht ausgenommen. Sein Blick dringt in die Tiefen der menschlichen Seele. Er zergliedert sie, ohne sie zu idealisiren. Jede handelnde Person, die der Dichter auf den Schauplatz bringt, ist lebenvoll; scharfsinnig und hellsehend, liebt Cooper dennoch die Menschheit. Nie taucht sein Pinsel sich in Bitterkeit; er sympathisirt mit unsern edelsten Empfindungen. Wie liebenswürdig ist diese großmüthige Neigung eines Geistes, den nichts täuscht, dem nichts entgeht. Nur zu oft wird der Beobachter zum Menschenfeind; den Menschen analysiren heißt, uns der Gefahr aussetzen, ihn zu hassen.

Die menschliche Natur, so wie Cooper sie uns darstellt, ist trotz ihrer Schrecken schön, und der Liebe würdig, er hebt ihre Schwächen heraus, aber er beugt sie nicht; er will sie zur Tugend ermuntern und nicht an sich selbst verzweifeln lassen. So oft eine lobenswerthe Bewegung sich äußert, erfaßt er sie und bemächtigt sich ihrer. Moralität ist die einzige Poesie in den Gemälden des Autors, die außerdem alle wahr und malerisch sind. Man wähnt oft, sie näherten sich der Carikatur. Sein bemerkbarster Fehler ist, ihre charakteristischen Züge zu scharf und auffallend zu zeichnen; er geräth nie auf Abwege, aber er übertreibt die Wahrheit. Manche Person scheint uns grotesk, manche andere bizarr; wir vergessen, wie mannigfaltig die Natur ist, und halten oft die genaue Kopie ihrer Launen für Lüge. Plötzlich blitzt ein Charakterzug, ein Wort des Herzens, ein witziger Einfall hervor, der uns überrascht und mit der Person versöhnt, die uns nun vertrauter wird, und die wir nun verstehen. Oft findet Cooper seine Quellen in der feinsten Zergliederung unserer Neigungen und Begriffe: selten treffen wir wohl eine so zarte Ansicht, einen so durchdringenden Blick mit so hoher Energie vereinigt. Seine Werke erhalten Physiognomien jeder Art, von Niedrigkeit bis zum Heldenmuth, von Munterkeit bis zum Entsetzen; alle treten aus dem Gemälde hervor, sprechen zur Einbildungskraft, und nachdem sie die Neugierde gefesselt, beurkunden sie sich als menschliche, lebende, naive Physiognomien.

Seine Schilderungen des weiblichen Geschlechts verrathen vorzüglich eine beinahe Shakspearische Zartheit der Beobachtung. Es sind weder Hofdamen, noch zierliche Damen, noch überirdische Wesen: es sind rein weibliche Geschöpfe. Güte, Sanftmuth, natürliche Grazie und Majestät umgeben sie wie eine Strahlenkrone. Ihre Anmuth und Ergebenheit erhellen und verschönern die unzugänglichsten Einöden, lindern den Kummer des Mannes und gießen Balsam in seine Wunden. Der

Zauber ihres Wesens bildet moralisches Gefühl, vereint mit physischer Schönheit, Geduld und Seelenklarheit. Eine gute Haushälterin, wie zum Beispiel die Frau des Heathcote in den Grenzbewohnern, ist anziehender, als alle Sylphiden des Orients und alle Prinzessinen der Fabelwelt: ihr Aeußeres ist nicht blendend; ihr Leben ist friedlich und anspruchslos; aber Behaglichkeit und Friede umgeben sie, und ihre Brust umschließt die Schätze des Wohlwollens und der Nächstenliebe.

(Fortsezung folgt.)

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Beschluß.)

„Betreffend die Geschichte des seligen Königs, (Siehe Nr. 9.) um die Sie mich befragen, so habe ich Ihnen nur wenige Worte darauf zu erwiedern. Nachdem Boileau und Racine sich einige Zeit lang mit dieser Arbeit beschäftigt hatten, fanden sie sich selbst unfähig zu einem Werke der Art und sprachen übrigens auch die sehr richtiche Meinung aus, daß die Geschichte eines Fürsten, wie der hochselige König, so reich an Begebenheiten und so außerordentlich in jeder Art, frühestens erst 100 Jahre nach seinem Tode erscheinen dürfe, wolle man nicht fade Zeitungsartikel liefern, wie die traurigen Scribenten gethan haben, die sich mit der Bearbeitung dieser Geschichte abgaben."

„Um also wieder auf die Tragödien unseres Dichters zurückzukommen: die hohe Meinung, die er vom Sophocles hatte, gab ihm die Ueberzeugung, daß er durchaus nicht nachzuahmen sei, ohne zugleich entstellt zu werden, und wirklich hat er sich nie an irgend eines seiner Stücke gewagt, obgleich er sich nicht scheute, mit Euripides in die Schranken zu treten, den er häufig erreicht, ja zuweilen übertroffen hat."

„Folgender Ausspruch scheint mir der Beachtung sehr werth zu sein. Als Racine dem großen Corneille sein Trauerspiel Alexander vorgelesen hatte, spendete ihm dieser zwar reiches Lob, aber er rieth ihm zu gleicher Zeit, sich eher jedem andern Zweige der Dichtkunst zuzuwenden, als dem dramatischen; die Versicherung hinzufügend, daß dieses nicht die ihm eigenthümliche Sphäre sei. Corneille war einer gemeinen Eifersucht nicht fähig, und sprach er so, so war es auch seine Meinung. Aber Sie wissen, daß er auch den Lucian dem Virgil vorzog, woraus wiederum deutlich hervorgeht, daß das Talent, schöne Verse zu machen, und die Kunst, Dichter und Dichtkunst zu beurtheilen, selten mit einander vereinigt sind."

„Schließlich noch Folgendes: Racine war von mittlerer Größe, angenehmem Aeußern und freiem Antlitz. Seine spitze Nase — wie schon Horaz bemerkt, der Verkünder eines satyrischen Geistes — zeigte auch in ihm gleich den Sarkastiker; nnd das war er in der That; als er sich jedoch in den spätern Jahren seines Lebens der Frömmigkeit ergab, schwand die Satyre in ihm immer mehr und mehr. So gern er übrigens die Thorheiten glücklicher Menschen aufdeckte, so mitleidig und wohlthätig war er gegen Nothleidende."

„Er sprach mit der lebendigsten und hinreißendsten Beredtsamkeit von der Welt, sobald er über seinen Gegenstand nur im Geringsten in Feuer gerieth. Häufig äußerte er gegen mich, er bereue, sich nicht zum Advocaten im Parlamente bestimmt zu haben."

„Vier oder fünf Tage vor seinem Tode wurde er von einem heftigen Fieber befallen, von dem man ihn durch die Kraft der China wieder herstellte. Er glaubte sich außer aller Gefahr, als sich in der Gegend der Leber plötzlich ein kleines, immer eiterndes Geschwür zeigte, auf das die unwissenden Aerzte aber wenig Acht hatten. Als er eines Morgens in sein Zimmer trat, um gewohnter Weise seinen Thee zu trinken, und bemerkte, daß dieses Geschwür zugegangen und trocken war, wurde er vom heftigsten Schrecken ergriffen und schrie laut auf, daß er sterben müsse. Darauf ging er in sein Schlafzimmer und legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Man erkannte bald, daß dieses Geschwür sich in der Leber gebildet habe. — Er litt an so schrecklichen Schmerzen, daß er einmal voll Verzweiflung ausrief: „Ist es denn nicht erlaubt, diese Qualen mit meinem Leben zu enden?!" Boileau und ich waren den ganzen Tag um ihn, oder vielmehr, wir verließen ihn gar nicht. Er behielt bis an sein Ende sein vollkommenes Bewußtsein und starb von den christlichsten Gesinnungen beseelt."

„Durch sein Testament *) hatte er verordnet, daß sein Körper nach Port-Royal des Champs gebracht würde; es geschah. Als aber dieses Haus zerstört wurde, begrub man seine Gebeine zu St. Etienne du Mont, der Capelle der heiligen Jungfrau gegenüber, von wo nicht weit auch Pascal ruht." —

„Hier, mein Herr, was ich aus dem Leben meines entschlafenen Freundes aufbewahrt habe. Ich glaubte nicht so umständlich zu werden, als ich die Feder ergriff. — Anstatt aber diese Arbeit von mir zu fordern, hätten Sie mich in St. Cloud besuchen sollen, und vielleicht fallen mir im Schatten dieser hohen Alleen, in denen wir einsam umherwandeln werden, manche interessante Züge aus des Unsterblichen Leben in der Unterhaltung ein, die in diesem Augenblicke meinem Gedächtnisse entschwunden sind." **)

---

*) Es befindet sich ganz mitgetheilt in den „Hommes illustres" von Perrault, Art. Racine.

**) Die Antwort des Abbé d'Olivet (des Zeitgenossen Racine's) auf obigen Brief, größtentheils enthaltend eine scharfsinnige und interessante Vergleichung Racine's und Corneille's, in Bezug auf die Worte des Duc de Bourgogne: „Corneille était plus homme de génie, Racine plus homme d'esprit," wird später mitgetheilt werden.

Chronologisches Verzeichniß der sämmtlichen Werke Jean Racine's:

1. La Nymphe de la Seine à la Reine, Ode auf die Vermählung Ludwig des XIV, 1660. 2. La Thebaïde, ou les Frères ennemis, Trauerspiel, 1664. 3. La Renommée aux Muses, Ode, 1664. 4. Alexander, Tragödie, 1666. 5. Lettre à l'Auteur des Hérésies imaginaires, 1666. 6. Reponse à Messieurs du Bois et d'Aucour, welche Beide den eben angeführten Brief widerlegt hatten, erschien zuerst in dem Boileau de Hollande, im Jahre 1722. 7. Andromaque, Trauerspiel, 1668. 8. Les Plaideurs, Lustspiel, 1668. 9. Britannicus, Tragödie, 1670. 10. Bérénice, Trauerspiel, 1671. 11. Bajazet, Trauerspiel, 1672. 12. Mithridate, Tragödie, 1673. 13. Iphigénie, Tragödie, 1675. 14. Phèdre, Tragödie, 1677. 15. Idylle sur la Paix, 1685. 16. Esther, Trauerspiel, 1689. 17. Cantiques spirituels, 1689. 18. Athalie, Tragödie, 1691. 19. Epigrammes diverses, in den: „Recueils de son temps."

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Sie krönte auf ihrem Landsitze jährlich zwei Rosenmädchen, wobei weder Gunst noch Intrigue auf ihre Wahl Einfluß hatten; und eben so wenig erhielt man ihre Protektion durch Schmeichelei. Nur die Tugend und besonders die Herzensgüte empfing die Rose aus ihren Händen. Sie stattete zwei junge Mädchen aus, und sorgte für ihre Kinder. Sie besuchte die Wohnung der Unglücklichen, half ihren Bedürfnissen ab und tröstete sie durch Worte der Hoffnung. Die Geheimnisse von Saint-Leu bestanden damals in Wohlthaten. Eine andere Besitzerin als Hortense hätte dieselben vielleicht mit der nämlichen Freigebigkeit, aber schwerlich mit so viel Trost, mit so viel Anmuth zu spenden vermocht.

Im Jahre 1815 ging das Schloß Saint-Leu aus den Händen Ludwig Bonaparte's in die der Bourbons über. Zu dieser Zeit kam auch Ludwig Heinrich Joseph von Bourbon-Condé nach Frankreich und machte einen kurzen Besuch bei seinem damals noch am Leben befindlichen Vater, dem Prinzen von Condé in Paris, welcher, von einigen alten Dienern umgeben, ein ganz patriarchalisches Leben führte. Die Gräfin von Nülly machte im Hause die Honneurs und ihr Gemahl wurde wie ein Schwiegersohn behandelt. Da der Herzog von Bourbon in diesem Augenblicke seine Gegenwart nicht für nothwendig hielt, machte er eine Reise nach Burgos.

Einige Tage nach seiner Abreise, im September 1815, kam ein Frauenzimmer, welches vorgab, seine Abwesenheit nicht ertragen zu können, ebenfalls in Paris an. Diese Engländerin, Sophie Dawes, deren sich der Herzog durch seine Reise auf dem Continente zu entledigen hoffte, war eine der unglücklichsten Bekanntschaften, die ein freier, geschäftsloser Mann machen konnte. Sie war von hohem, aber schwerfälligem Wuchse, hatte eine sehr einnehmende und regelmäßige Gesichtsbildung und ein liebkosendes, einschmeichelndes Lächeln, aber einen despotischen Charakter und nichts Natürliches, als in ihrem Zorne, der dem Zorne eines eigensinnigen, ungezogenen Kindes glich. Glaubte sie aber ihren Zweck auf sanftere Weise, durch Rührung zu erreichen, so standen ihr Thränen jeden Augenblick zu Gebote.

In einem Mode-Magazin zu London angestellt, und selbst noch nicht in der Mode, beglückte sie mit ihrer ersten Liebe einen dortigen Wasserträger. Von diesem sich zu einer höhern Sphäre erhebend, machte sie die dritte Gallerie des Theaters von Covent-Garden zum Wahlplatze ihrer Verführungen. Hier wurde sie von Lord William Gordon bemerkt. Ein Freund des Prinzen und Vertrauter seiner kleinen Schwachheiten führte er sie bei ihm ein, um ihm einen Gegenstand mehr zur einstweiligen Unterhaltung zu verschaffen. In dieser Eigenschaft wurde sie in dem Hause des Prinzen aufgenommen, später aber als eine Feindin beibehalten, die man — schonen zu müssen glaubte. Achtzehn Monate wartete sie in Paris umsonst auf die Zurückkunft des Prinzen, welcher mittlerweile, ohne durch Frankreich zu reisen, nach England zurückgekehrt war und durch Lord William Gordon in eine neue Intrigue mit einer andern Sophie, Miß Harris, verwickelt worden, die ihm indessen weit weniger präjudizirlich war. Ueber dieß neue Verhältniß eifersüchtig, konnte Miß Sophie Dawes sich nicht entschließen, länger in Frankreich zu bleiben, und ihre ungeduldige Zärtlichkeit führte sie, sobald sie von demselben Kunde erhielt, ebenfalls nach London zurück.

Aber fast zur nämlichen Zeit starb der Vater des Herzogs, wodurch Letzterer veranlaßt wurde, nach Paris zurückzukehren. Sophie Dawes folgte ihm, ohne sein Wissen, auf dem Fuße nach, und ein Brief voll zärtlicher Vorwürfe brachte den gutmüthigen Prinzen bald wieder zu ihr zurück. Um sich nun Seiner besser zu versichern, drang sie in ihn, sie unter irgend einem Titel zur Gesellschafterin zu nehmen, wozu sich aber der Prinz lange nicht verstehen wollte. Sie ließ indessen nicht nach, ihn mit Bitten und Thränen zu bestürmen, bis er endlich ihrer Zudringlichkeit nicht länger zu widerstehen vermochte und ihr ihre Bitte gewährte. Von nun an erschien Sophie Dawes öffentlich als eine natürliche Tochter des Herzogs von Bourbon.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Timpe.

(Beschluß.)

Ja, Herr Timpe, da haben Sie recht, nützen kann es zu nichts, eben so wenig als es nützt, bei dem Tanzen einen Rock anzuhaben; in bloßen Aermeln geht es auch und zwar leichter und bequemer. Darum ist es besser, Herr Timpe, Sie gehen dahin, wo ohne Rock getanzt wird, zumal da Sie bei Wittmann in Gefahr sind, sich über das Chapeau pas-Tanzen todt zu lachen. Ach Gott! wenn Sie sich todt lachten, wer sollte alsdann solche nette Correspondenzen schreiben? Nein, es wäre ein unersetzlicher Verlust! —

Die zweite, oder eigentlich erste Gesellschaft bei Herrn Herre im Hirsch findet mehr Gnade. Hier sind drei H! Hhh! und aller guten Dinge sind drei, sagt Herr Timpe. Peinigt Sie der Witz schon wieder, Sie Loser? — Ich meines Theils kann über die Tanzgesellschaften im Hirsch nicht urtheilen, da ich nie dabei war, jedoch muß ich gestehen, daß es mir in diesem Gasthofe nicht ganz gefallen hat, besonders deshalb nicht, weil ich daselbst immer eine Niederlage von Juden fand, welche daselbst das große Wort zu führen scheinen. Herr Timpe hat Hoffnung, als Mitglied aufgenommen zu werden. Glücklicher Timpe! Beneidenswerther Hirsch! —

Endlich wird noch eine dritte Tanzgesellschaft bei Fiedler erwähnt, welche mir sogar dem Namen nach unbekannt ist; indessen nach dem, was Herr Timpe selbst über dieselbe schäkert, sollte ihrer eben so wenig Erwähnung geschehen, als etwa einer zehnten und elften, die sich vielleicht in irgend einer Kneipe vorfindet.

Ferner erfahren wir durch Herrn Timpe, wie man sich in Dessau des Abends die Zeit vertreibt. Er geht in den Beutel, denn da sind zwei hübsche Mädchen. Welche wichtige Dinge er erzählt! — Die Eine soll zwar mit einem geheimen Canzellisten verlobt sein, aber Herr Timpe glaubt es nicht. Der ungläubige Thomas! — Die Andere, eine Blondine, macht ihm immer viel Spaß, besonders bei'm Mittagsessen. Hör' es, o Deutschland, und staune! — Ja, er hat sogar zuweilen das Glück gehabt, neben ihr bei Tische zu sitzen. Glückselige Blondine! — Aber, Herr Timpe, wissen Sie denn nicht, daß man, wenn man Glück bei den Frauen machen will, nicht aus der Schule schwatzen darf? Wär' ich die Blondine, Sie sollten mir wieder kommen!

Die Dessauer freuen sich auf den Sommer. Das ist wunderbar! — Dann, sagt Herr Timpe, wird Caffee und Thee getrunken und Gesellschaftsspiele gespielt. Ach! das muß ja prächtig sein, da möcht' ich hin! — Herr Timpe freut sich aber auch selbst darauf. Gott, wie sind wir ihm für diese wichtige Nachricht dankbar! — Nun, der Sommer ist erschienen und er kann seinem Mädchen vorsingen: Der Sommer ist gekommen u. s. w.

Der Correspondent nimmt, nachdem er diese Neuigkeiten von gelehrten Damen, von dem Sündenbock, Adel genannt, von Wittmann und Fiedler, von Hirsch und Beutel, von geheimen Canzellisten und Blondinen, von Caffee und Thee u. s. w. berichtet hat, von dem Redacteur zärtlich Abschied und verspricht nächstens einen neuen Bericht, wenn nemlich der erste gefällt. Großer Herr Timpe, wie können Sie zweifeln? — Doch da wird er von ganz andern Dingen, welche in Dessau vorgefallen sein werden, zu erzählen haben. Was soll das heißen? Hält man diese Aeußerung mit dem Aufruf an die Bürger Dessau's, den Adel zu vertilgen, mit dem Hinweisen auf das gute Beispiel anderer Städte, (etwa Brüssel?) zusammen, so bleibt kein Zweifel, was Herr Timpe meint. Der Bericht ist im Februar geschrieben, jetzt haben wir Juni, es ist nichts in Dessau vorgefallen und es wird nichts der Art vorfallen. Herr Timpe muß also seinen Aerger im Stillen verschlucken, wenn ihn nicht der Hirsch oder der Beutel tröstet.

Wahr ist es, ich habe in dem vorigen Winter, wo der Geist der Unzufriedenheit und des Aufruhrs pestartig um sich fraß, diese Epidemie auch in dem Dessauer Ländchen bemerkt. Glücklicherweise kam sie nicht zum Ausbruch. Ich nahm mir oft die Mühe, die Klagen der gemeinen Leute, mit denen ich als Grenzbewohner zu sprechen Gelegenheit hatte, anzuhören, fand sie aber ganz abgeschmackt und unbegründet. Ist es demnach nicht lächerlich und unverzeihlich, wenn Gebildetere, was doch Alle, die etwas drucken lassen, füglich sein sollen, so unüberlegt in den Tag hinein schreiben? —

Im Juni 1831. L.

Buntes.

In einem deutschen Staate, dessen Behörden und Beamte ausdrücklich angewiesen sind, in ihren amtlichen Mittheilungen und Erlassen so zu schreiben, wie gebildete Leute zu schreiben pflegen, erließ das Obergericht einer Provinz eine Verfügung an einen in Diensten stehenden Hauptmann und dessen Gemahlin unter der Aufschrift: „An die Hauptmann N . . schen Eheleute.“ Der Bediente des Hauptmanns, der dem Briefträger das Schreiben abgenommen hatte, lachte seinem Herrn bei'm Ueberreichen gerade in's Gesicht. Er hatte sich nämlich erlaubt, die Adresse zu lesen, und erlaubte sich nun zu lachen. Warum wohl? —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 179. (II. Jahrg.) Freitag, den 29. Juli. 1831.

Neue Novellen von Leopold Schefer. Erster und zweiter Band. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann. 1831. Preis 4 Rthlr.

Es gibt Geister, für welche, um sie ganz ihrer Individualität gemäß zu bezeichnen, man ganz neue Ausdrücke und Worte erfinden möchte; schon der Franzose Janin drängte uns ohngefähr dieselbe Bemerkung auf *), und mit Leopold Schefer ergeht es uns ziemlich eben so. Ueberhaupt dürfte zwischen Schefer und Janin eine Wahlverwandtschaft bestehen, welche zu erörtern, hier der Raum mangelt. Dennoch sind es keineswegs die tollen Rösselsprünge moderner Genialität, welche Schefer auf eine Bahn locken, wohin ihm schwer zu folgen ist; es ist vielmehr wahrhaft innere Eigenthümlichkeit, prismatische Strahlenbrechung seines Geistes. Man hat ihm wiederholt zum Vorwurfe gemacht, daß er dunkel und unverständlich schreibe; wir selbst können ihn nicht durchgängig davon freisprechen, aber die Ursache liegt darin, daß Schefer auch andere Menschen mit denselben feingeistigen Organen begabt glaubt, welche in seiner wunderbaren Seele, gleich geheimen Fühlhörnern, sich regen und selbst das Wesenlose zu empfinden, ja zu betasten scheinen. Allein die Mehrzahl der Menschen ist aus gröberem Stoffe, sie empfinden nur, was ihnen nahe oder gleich steht, und die dichterische Clair-voyance eines Schefer däucht ihnen fabelhaft, wenn nicht gar absurd. —

Schefer empfindet unendlich zart und leise; er erschaut in jedem Gegenstande, selbst dem leblosen, eine Seele, er erspürt wunderbar schnell den Urstoff jedes Dings und wendet sich gern von der Blüthe zur Wurzel. — Man erzählt sich, daß die Diebe in England, welche ihre Kunst professionsweise betreiben, ihre Geschicklichkeit an Gliederpuppen üben, deren kleinstes Glied und Gelenke mit einem Glöckchen versehen ist, so daß die Puppe — wo und ob noch so leise man sie anfasse — bei jeder, auch der leisesten Berührung klingeln muß. Wäre der Vergleich nicht profan, wir würden Schefer's Gemüth mit einer solchen Figur vergleichen, denn wo die Außenwelt es auch noch so unmerklich erfasse, da erklingt es sogleich laut von den Tönen leidenschaftlicher Empfindung, welche — Frieden in den Mienen und Sturm im Herzen — ein Bild wahrer poetischer Schönheit erzielt.

Wahr ist es, daß Schefer, beinahe in allen seinen Dichtungen, sich selbst in einer Umgebung wiederzufinden scheint, von welcher er sich nicht verstanden weiß; er gleicht der Cassandra, welcher ein Gott, mit der Gabe des Prophetengeistes zugleich den Fluch ertheilt hatte, daß Niemand an sie glaubte. Aber er darf deshalb nicht verzweifeln; es gibt noch Seelen, die ihn fühlen, Geister, die ihn erfassen in seinem räthselhaften Leide und seiner geheimnißvollen Wonne, und wenn wir auch von der Sinnpflanze nicht wissen, welch' ein Leben ihr innenwohnt, so ergreifen uns doch die Zuckungen ihres Blumenschmerzes, ob der Berührung der rauhen Körperwelt, darum nicht minder.

Man hat Schefer auch noch den Vorwurf gemacht, daß er breit sei in seiner Schreibart. Insofern die heutige Lesewelt Alles für Breite anzuerkennen liebt, was nicht unbedingt nöthig ist, um den bloßen, nackten Stoff, den dürren Faden der Geschichte zu Ende zu spinnen, könnte auch dieser Vorwurf nicht ganz widerlegt werden. Aber eine Breite dieser Art wollen wir Schefer gern vergeben; sie ruht wie ein schöner Thau auf den Blumen seiner Phantasie und dient ihre Farben zu erhöhen, und selbst, wo er seiner Reflection den Zügel zu sehr schießen läßt, gleicht dieselbe immer einer stärkenden Arznei, die sich zwar nicht immer mit gleichem Wohlbehagen genießen läßt, von deren nährender Kraft und Gehalte wir aber gleichwohl zu fest überzeugt sind, als daß wir sie nicht gern bis auf den letzten Tropfen leeren sollten.

Bis jetzt sind die ersten beiden Bände dieser gesammelten neuen Novellen erschienen. Den Glanzpunkt derselben bildet, nach unserm Dafürhalten, die erste, in chinesischer

*) S. Literaturblatt des Planeten, Nr. 131.

Mährchenweise behandelte Erzählung: „der Unsterblichkeitstrank" (Tschang-Seng-Yo), deren Charakter Schefer's Eigenthümlichkeit am schärfsten bezeichnen dürfte. Ein wunderbarer Stoff, an unsichtbaren Fäden zwischen dem Uebernatürlichen und dem Wirklichen schwankend, ist hier auf das Reizendste durchgeführt; der Dichter erweckt hier mit zauberischer Allgewalt sogar längstentschlafene Generationen und bringt sie mit einer vielerregten Gegenwart in unmittelbare Berührung. Wir müssen in dieser Dichtung hieroglyphenartige, halbdunkle Wundergebilde bestaunen, welche aus einer oft wie übermenschlichen Geistestiefe auftauchen. Die tiefinnersten Gedanken der menschlichen Seele, ihre geheimsten Furchtbilder zwingt unser Dichter — wie der Alcide den das Licht scheuenden Höllenwächter — herauf an den Tag und stellt uns schwankende, bisher nur angedeutete Ahnungen, plötzlich verkörpert, in sichern Umrissen vor die Augen. Der Bilderreichthum Schefer's entfaltet sich hier mit einer wahrhaft orientalischen Farbenpracht; für Alles, selbst das Geheimnißvollste, weiß er kühn einen Namen aufzufinden, und die bildlichen Vergleiche, welche oft aus den entlegensten Regionen der Wissenschaft herbeigeholt sind, zeugen nicht allein von des Dichters mächtiger Phantasie, sondern auch von seinem reichen Wissen und seinem Heimischsein in vielen Zweigen menschlicher Kenntniß.

Um einen Begriff von seiner Art und Weise zu gewähren, werde hier nur ein Satz — wie wir ihn eben ohne besondere Absicht aufschlagen — gegeben, den wir deshalb noch keineswegs für den besten des Werkes annehmen wollen: *)

„Aber siehe, da kam auch seine schöne Tochter Tiono her gewandelt, ihm entgegen — und auch vor ihrer lebendigen Gestalt, wie die Gestalt einer größern, schönen und wunderbaren Blume, welche nicht festgewurzelt war, sondern von der Erde gelöst umherwandeln konnte — auch vor ihr her kam an der Erde ihr schwarzer Schatten auf ihn zugeschlichen — und wie sie vor ihm stand, und wie der Schatten neben ihr, wie ein treues Thier, auf der Erde lag, schauderte er und dachte: wie der Mensch ein Sonnenzeiger sei, der immer auf sein Grab zeige — auf die mütterliche Erde!" —

Die zweite Erzählung: „der Seelenmarkt," erinnern wir uns schon in dem so interessanten „Taschenbuche zum geselligen Vergnügen" gelesen zu haben; sie fußt auf einer mit außerordentlichem Geist und Witze durchgeführten Schilderung des deutschen Buchhandels und der damit in so mannigfaltigem Conflict begriffenen Schriftstellerverhältnisse, mit besonderer Beziehung auf den tiefverächtlichen Unfug des Nachdrucks. Frappante und glücklich erfundene Scenen wechseln darin mit einander, und nur der Schluß ist ernst und rührend und läßt einen traurigen, aber versöhnenden Eindruck in uns zurück.

Der zweite Band enthält die Novellen: „der Bauchredner," „Künstlerehe" und „die weiße Henne." Sie sind, eine Jede in ihrer Art, des Dichters würdig; besonderes Interesse flößte uns die mittelste Erzählung: „Künstlerehe," ein, welche die häuslichen Freuden und Leiden, die innere Welt des deutschen Urmeisters, Albrecht Dürer, mit ihren Lichtern und Stürmen uns schildert. Eine schöne, liebenswürdige Künstlerseele voll Hoheit und Wehmuth wird uns in Dürer aufgestellt; über seine Welt klarer, als über sich selbst, sieht er sich verkannt von dem Liebsten, was er besitzt, und erst sterbend geht ihm in den einfachen Flötentönen der Nürnberger Musikjünger die Harmonie der Liebe auf, die er im Leben schmerzlich vermißte.

Schefer hat noch die Eigenthümlichkeit, daß er, gleich Ossian, die meisten seiner Gestalten mehr so schildert, wie sie eben erscheinen oder auftreten, als wie sie sind, er zeichnet sie mehr nach momentanen Empfindungen, als nach innern, feststehenden Grundzügen, und überläßt es gewissermaßen dem Leser, dieselben in einen abgeschlossenen Charakter zusammen zu ziehen. Bildete nicht dieser Umstand einen wesentlichen Unterschied, so möchten wir ihn wohl den Shakespeare im Fache der Novelle nennen, da er in Absicht innern Gestaltenreichthums schon einen Vergleich mit demselben aushalten dürfte.

Jedenfalls hat Schefer, mit diesen neuesten Erzeugnissen seiner Phantasie, auch neue Strahlen in den Nimbus seines Dichterruhms aufgenommen, dessen Glanz geeignet wäre, dem übrigen modernen Novellengewürme Leben und Muth auszusaugen. Möge der mächtige und liebenswürdige Geist allenthalben die Anerkennung finden, welche er verdient, mindest bei allen Achtungswerthen und Besseren; denn von jenen armseligen Dintenwürmern, wie sie zu Dutzenden ihr geistig verkrüppeltes Leben durch pasquillirende Winkelblätter schleppen, verkannt zu werden, ist jedem mehr als gewöhnlichen Talente gewiß eben so willkommen, als der Beifall der Besseren! —

H. Meynert.

*) S. 246.

Der Teufel und sein Liebchen, oder der Student von Antwerpen. Tragikomische Geschichte von Dr. A. M. Z. Herausgegeben von August Leibrock. Leipzig 1831, bei Christian Ernst Kollmann. 212 S. in 8. (Preis 21 Gr.)

Leibrock erhält in diesem seinen neuesten Produkte die Aufmerksamkeit der Leser in ziemlicher Spannung, und löst die verworrenen Knoten dieser bunten Hexengeschichte, in der übrigens mehrmals gegen das Uebliche des sechszehnten Jahrhunderts gefehlt ist, auf eine befriedigende Weise. Der Vortrag des Verf. zeichnet sich aber keineswegs aus, und da, wo er humoristisch sein will, fällt er nur zu sehr in's Fade. Doch darum kümmert sich der verdorbene Geschmack der Mehrzahl heißhungriger Interes-

senten der Leihbibliotheken nicht, auch nimmt er keinen Anstoß an Ausdrücken, wie „ein züchtiges Pärchen in Gott und Jesu Christo"; für sie ist ein solches Buch, das der nüchterne Kritiker zu Horazens „aegri somniis" rechnet, ganz recht. Die eingestreuten Verse bekunden wahrlich kein poetisches Talent. Diejenigen, welche das Buch nicht selbst lesen, werden uns dieses Urtheil auf's Wort glauben, wenn wir die nachfolgende Reimerei als die beste unter den übrigen bezeichnen:

„Bei einer jeden Prügelei
War's junge Haus zugegen,
Und neulich sah man, meiner Treu!
Ihn die Philister fegen,
Daß dem ein Arm brach, dem ein Bein
Und jeder über Stock und Stein,
Wer nur noch konnte, rannte,
Als wenn der Kopf ihm brannte."

Papier und Druck sind leidlich; aber die Correctur hätte sorgfältiger sein können.

***

Lectures nouvelles, amusantes et instructives à l'usage des amateurs de la langue française par C. Bonafont. *) 1. Vol. 311 Pag. Lemgo et Leipsic 1831 à la librairie de la cour chez Meyer.

Es ist unlängst in einem gelesenen Blatte, bei Gelegenheit einer kritischen Anzeige von deutschen Erzählungen des Herrn B. gesagt worden *), „man wisse eigentlich nicht recht, ob er ein Deutscher oder ein Franzose sei, so gleich vollkommen habe er beide Sprachen in seiner Gewalt." Herr B. hat durch die vorliegende, sehr interessante, französische Unterhaltungs-Lecture einen neuen Beweis dieser Wahrheit geliefert, und Ref. trägt kein Bedenken, diesen achtbaren, in der Literatur zweier Nationen vortheilhaft bekannten Schriftsteller für den ersten Deutsch-Franzosen zu erklären.

Die französische Sprache und ihre schöngeistige Literatur sind jetzt in Deutschland so allgemein verbreitet, daß es gewiß nur wenige Familien gebildeten Standes geben dürfte, die nicht damit bekannt und vertraut wären. Es ist in der That ein lobenswerther Zug des deutschen Nationalcharakters, daß er zu allen Zeiten strebt, sich das Gute, Nützliche und Angenehme anzueignen. Doch: pour revenir à nos moutons. Das hier besprochene sehr empfehlenswerthe Buch des Herrn B. bietet den Freunden der französischen Lectüre eine Reihe anziehender Erzählungen dar, unter welchen wir gleich die erste: „les époux à la mode" nennen; nach dieser trefflichen Charakteristik des Pariser Lebens verdient das interessante Gemälde: „la fermière de qualité" pag. 46, in welchem die Hauptcharaktere mit Menschenkenntniß geschildert und eben so gut durchgeführt sind, erwähnt zu werden. Eine im Jahre 1805 von Napoleon improvisirte Novelle „Giulio" pag. 178, in welcher der Wahn des Aberglaubens waltet, ist nicht weniger interessant zu lesen.

Nebst einer Uebersetzung von Ossian's Gesang, aus Goethe's Werther, finden die Leser in der poetischen Abtheilung gelungene Uebersetzungen der vorzüglichsten Gedichte von Schiller; Uebertragungen, die, ungeachtet der Schwierigkeiten, mit welchen der geübte Uebersetzer zu kämpfen hatte, eine Meisterschaft beurkunden, von welcher er schon frühere Beweise abgelegt hat.

Noch manches Gute und Lesenswerthe bietet diese anziehende Unterhaltungs-Lectüre den Verehrern einer Sprache dar, von welcher der Herausgeber in der kurzen Vorrede seines Buches mit Recht sagt, daß man sie in ihrer ganzen Reinheit darin finden würde. Eine Wahrheit, welche auch von der strengsten Kritik nicht widerlegt werden dürfte. — Der Druck des Buches ist, einiger Druckfehler nicht zu gedenken, ziemlich correct; das Papier könnte besser sein.

F.

---

*) Herr Bonafont beehrt „Unsern Planeten" von Zeit zu Zeit mit Einsendungen von Beiträgen und erzeigt demselben nebenbei den übercompleten Liebesdienst, daß er dieses Journal sammt dessen Verleger in einigen andern Blättern, besonders in der „Mitternachtzeitung," auf eine verläumderische und empörende Weise herabsetzt. Damit nun Herr Bonafont in Zukunft nicht mehr zu viel auf die Großmuth einer Redaction, von welcher er sich übrigens völlig ignorirt achten mag, lossündige, und um zugleich einen Beweis zu geben, wie sehr seinem angenommenen Namen: „Veritas" (mit welchem er seine neuesten Lästerungen unterzeichnet hat) zu trauen ist, geben wir hier unverkürzt denjenigen Aufsatz, welchen Herr Bonafont über sein eignes Machwerk verfaßt und uns zum Abdruck in unser Literaturblatt eingesendet hat. — Fürwahr, das heißt doch ein zu starkes Vertrauen in Menschenlangmuth setzen, wenn man eine Redaction öffentlich mit Schmuz bewirft und ihr dann zumuthet, anonyme Selbstlobhudeleien des Beleidigers aufzunehmen; und unserer Seits hieße das die Güte bis zur Sündhaftigkeit treiben, wenn wir Herrn Bonafont so ganz ungestraft mit dergleichen heimlichen Sünden entwischen lassen wollten. Uebrigens bitten wir ihn, seine inskünftig gegen uns zu thuenden Ausfälle wenigstens orthographisch, also nicht „pseydonim" und „Dyatriben" zu schreiben, da wir es uns zur Schmach anrechnen, Gegner zu haben, die auf einer solchen Stufe der Bildung stehen, daß sie — obgleich Sprachlehrer von Beruf — dennoch keine Orthographie kennen.

D. R.

*) In Nr. 29 des „Planeten" vom 4ten Februar d. J. S. 117 u. f.

Poetische und prosaische Versuche einiger Schüler der Poetik und Rhetorik am Lyceum zu Rastatt. Rastatt, b. Birks, 1830. 67 S. 8.

Unser gelehrter Freund, der Professor Winnefeld in Rastatt, der uns in der Regel die dortigen Schulschriften zuschickt, sandte uns in diesen Tagen, als Beilage zum Rastatter Programme, obige Erzeugnisse der Mühe einiger Lyceisten, namentlich: Karl Damm, Karl Hippmann, Karl Kast, Gustav Prinz und Ignaz Dold. Rec. weiß wohl, daß die Urtheile der Sachverständigen darüber sehr getheilt sind, ob es überhaupt räthlich sei, solche Jugendversuche drucken zu lassen; ja, er ist selbst der Ansicht, daß man Schüler dadurch zu einer gewissen Eitelkeit verleiten könne und schon oft wirklich verleitet habe, welche ihrem Geiste und Herzen eine schiefe Richtung gab: aber demungeachtet will er, da hier das Versehen, wenn es eines ist, einmal begangen worden, die oben genannten Versuche dem lesslustigen Publikum etwas näher bezeichnen. Das erste Stück führt die Aufschrift: Die Edelfrau; eine Volkssage im Kapplerthale. Müssen wir den Ton im Ganzen etwas gedehnt nennen, so haben wir auch im Einzelnen auszusetzen, daß sich der Verfasser zu häufig und hart des Apostrophs bedient, z. B. die Lipp' (am Ende eines Verses); 'raus; da kommt die Straf' geeilt; welche Straf' soll ich erdenken; mancher wollt' die Frau erlösen ꝛc.; dagegen andere Worte ungehörig durch ein eingeschobenes e dehnt, z. B. von den schwindelichsten Höhn; du teufelisches Weib u. s. f.; ferner nicht immer angemessene und edle Ausdrücke wählt, z. B. Lumpenmensch (!!) ꝛc., von der Sage abweicht und sich endlich mitunter einer schwerlich zu rechtfertigenden Orthographie befleißigt. Weit dichterischer ist Nr. 2: „Sehnsucht nach dem Frühling," aber der Verf. hat sich nicht streng an das einmal beliebte Metrum gehalten und manche sehr unrhythmische Verse und falsche Reime mitunterlaufen lassen. Lob müssen wir auch Nr. 3 ertheilen: „Dem Herrn Domcapitular Schmitt zum Abschiede aus Ettlingen;" nur vermeide der Verf. künftighin die vielen einsylbigen Worte, wie: „die Du mit Rath und That stets hast beglückt," und: „von Keinem je aus uns an Dir verkannt" ꝛc. Mehr Gutes läßt sich von den prosaischen Stücken: „Meine Wohnung," und „Das Christfest," sagen, und Rec. ist überzeugt, wenn diese Schüler ihre Zeit fleißig zu verwenden und den Winken ihrer vortrefflichen Lehrer zu folgen fortfahren, so wird ihm vielleicht die Freude, ihnen später einmal, wenn sie selbstständiger zu arbeiten im Stande sind und ihr Geist gereifter, ihr Geschmack ausgebildeter ist, ein recht aufmunterndes Wort zurufen zu können, das er schon bei dieser Gelegenheit nicht ganz unterdrücken will.

S.

Glosse.

Der geniale H. Heine sagt viel Gutes und viel Wahres über Napoleon und Goethe, wenn er aber von der Unbewußtheit des eignen Vermögens des Letzteren spricht, wenn er von ihm sagt, er selbst merke es eben so wenig als unsere Zeit, wie gesund, einheitlich und plastisch er sich in seinen Werken zeige, oder wenn er sich äußert, Napoleon sei im romantischen Vertrauen auf britische Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu schaffen, zu den Engländern mehr als Gast *) denn als Gefangener gegangen, und meint, die Geschichte werde diesen Fehler so schön, so erhaben, so herrlich finden, daß dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Andern zu allen unsern Großthaten erschwingen können, bin ich nicht ganz einverstanden.

Was Goethe betrifft, so glaube ich, der Altmeister deutscher Kunst könnte ohne volles Bewußtsein seiner Kraft, bis in die kleinsten Nuancen herab, nicht so hoch stehen, als er steht, und wenn er, wie angeführt, sich selbst wundert, daß man ihm ein „gegenständliches Denken" zuschreibt, so halte ich das für eine — Redensart. Der „schöne Fehler" Napoleons aber, sich den Britten zu ergeben, der ihm und der Welt so viel kostete, würde wohl noch viel schöner sein, wenn er der Held eines Romans aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wäre, wo der großmüthige Britte noch ein stehender Charakter war; aber Napoleon ist die Hauptfigur der neuesten Weltgeschichte (die freilich in gewisser Hinsicht romantischer und wunderbarer ist, als alle Mythen und Sagen aller Völker) und hatte die heutigen Engländer so kennen gelernt, daß nur der Umstand, wie große Männer auch in große Irrthümer verfallen müssen, zur Ausgleichung und zum Troste der Kleinen, es erklären kann, wenn er sich, die Continentalsperre vergessend, gerade seinem unversöhnlichsten Feinde in die Arme warf. Hätte er sich Oesterreich oder Rußland anvertraut, vielleicht lebte er noch, wenn gleich in Ungarn oder in der Krimm.

A.

*) In seinen Nachträgen scheint er diesen Schritt nicht mehr ganz aus demselben Gesichtspunkte zu betrachten.

Berichtigung eines sinnentstellenden Druckfehlers.

In Nr. 173. S. 691, Sp. 1, Zeile 25 von unten lese man: sondern nur noch seine willkührlichen Rücksichten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 180. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 30. Juli. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Der Herzog, sein Vater, tritt nun im letzten Akte auf, um, wie bei gerichtlichen Verfahren, Alles zu rekapituliren und das Urtheil abzufassen. Auf Fürbitte des nun zerknirschten Prinzen wird dieß für den Obersten ein Orden, für den Grafen Amalie, was er scherzando so ausdrückt, als wolle er ihn auf die Festung schicken (das hat sich Herr Töpfer für den Herzogsbefehl gemerkt — 's geht doch nichts über verständiges, aufmerksames Lesen und Ansehen!) So ist am Ende, nachdem der böse Herr von Windeck auf seine Güter geschickt worden ist, die Sache eine schöne und gute. —

Es ist dieser Lorbeerkranz als Schauspiel und verglichen mit den deutschen Schauspielen ein gutes — aber die deutschen Schauspiele sind nichts Gutes. Sie sind eine unglückliche Zwittergattung für Philister erdacht, wo das Gefühl gepeinigt und ihm nichts dafür gewährt wird, als eine zufällige, prosaische Auflösung, daß man sich umsonst geängstigt und gefürchtet hat. Gerade die Entstehung des deutschen Schauspiels, was nicht den Muth hat, recht zu lachen oder recht zu weinen, hat unsre Bühne zurückgebracht.

Iffland, Schröder und Consorten haben mit ihrer Häuslichkeit und Natürlichkeit, mit den hausbackenen, bürgerlichen Empfindungen, denen für einige Thränen das Gewünschte mit Salbung zugesprochen wird, die Poesie von unsrer Bühne verdrängt, und somit bei ihrem besten Willen das größte Unheil angerichtet.

Diese Schauspiele sind wie ungezogne Kinder, die man mit einem Stückchen Zucker still macht.

Es gibt nur zwei Gattungen der dramatischen Dichtung — sie sind das Trauerspiel und das Lustspiel. Das Schauspiel gehört in die niedere Gattung der Erzählungen, wo der Zufall die Hauptrolle spielt — im Drama darf aber der Zufall noch weniger geduldet werden, als dort.

In der Anlage der Charaktere muß daß Ende des Stücks liegen, jeder offenherzige Held muß sich selbst sein Urtheil sprechen, er ist sein eigner Richter, und ein Deus ex machina ist eine verbotene Person, ist ein Götze. Die innere Nothwendigkeit muß den äußeren Schluß herbeiführen, und die Poesie bringe Wohlklang, Versöhnung in den Schmerz.

Wie kann dieser Prinz ebenso zurückschreiten in seinen leidenschaftlichen Wünschen, als er vorher aus der Gewöhnlichkeit herausgeschritten ist? Sein Charakter und die, wenn auch wenig merkliche, Hinneigung Amaliens zu ihm, ihr Wohlgefallen an den Worten: „regierende Frau," waren der tragische Saamen, der keine großmüthige Sentimentalität vertilgen kann.

Wir Deutschen sind im Leben bürgerlich und philisterhaft genug; sind wir's auch noch in der Kunst, so ist kein Auskommen mehr.

Vollkommen harmonisch zu dieser prosaischen Sentimentalität klingen denn auch die prosaischen Floskeln, wie: „Wünsche sich Niemand Kinder; denn sie bringen nur Leid." — In der Aufregung, der Leidenschaft gesprochen gelten diese Worte wohl, aber als kühle Reflexion sind sie mindestens — ledern.

So viel gegen Herrn Ziegler's Lorbeerkranz. Sollte dabei noch etwas über unsre Schauspieler gesagt werden, so möchte ich des Herrn Dahn erwähnen, der mit vollen Segeln auf das Prädikat eines guten Schauspielers losgeht. —

Zur Feier des preußischen Krönungsfestes erschien ein Prolog von H. Campo und ein Epilog vom Freiherrn von Biedenfeld.

Prolog: Es wird in drei Abschnitten die Geschichte des preußischen Hauses vorübergeführt und den eigentlichen Prologus dieses Prologs macht die Geschichte, welche er-

läuternd und preisend mit und vor und nach den Hohenzollern von Kaiser Siegmunds Zeiten bis zu den heutigen Tagen herabschreitet.

Im ersten Abschnitte sehen wir den ersten Hohenzollern, der dem räuberischen Wesen des damaligen Adels steuert, das Faustrecht verdammt, und dafür von der Geschichte die erste Krone erhält.

Man sieht's hierbei freilich dem Verfasser an, daß er Begriffe eiligst und kurz hat dramatisiren wollen, aber eben, daß man es heraus sieht, dehnt den Prolog. —

Der zweite Abschnitt spielt zu Königsberg und derselbe Hohenzollern setzt sich dort als Friedrich I. die Königskrone auf und spricht die Stiftung des schwarzen Adlerordens aus — von allen Seiten tönt dazu: „Heil Hohenzollern!" Ob es die Absicht des Dichters gewesen sein mag, diesen Actus vom Hohenzollern so ganz in silentiis, ungesehen im Krönungssaale verrichten zu lassen, wissen wir nicht; es geschah aber dahier so, die Krönung sah darum etwas vereinsamt aus, und die unsichtbaren Rufer, um nicht Schreier zu sagen, machten sich ein wenig unheimlich.

Der dritte Abschnitt, die heutige Zeit, bringt einige Bürger, die dieß und das sprechen — Einer schließt mit Uhland's Worten:

Der König selbst am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen —
Er lenkt das Schifflein mit ruhigem Maaß
Bis sich der Sturm gebrochen *).

Darauf erscheint noch einmal Hohenzollern, spricht Versöhnendes und Beruhigendes — verschwindet — man erblickt die Büste des Königs, nach deren Bekränzung „Heil Dir im Siegerkranz" gesungen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Berlin, im Mai 1831.

Als die Schnellpost und der Courier von Saphir — beide seligen oder unseligen Andenkens — sich es noch zur Aufgabe gemacht hatten, den hiesigen und auswärtigen Tagesblättern die Sünden vorzurücken, welche ihre Mitarbeiter mit ihrem Heere von Recensenten, Referenten und Correspondenten darin begingen, so dachte ich mir's recht verlebendigt, wenn in Goethe's Faust der Herr da spricht:

Des Menschen Thätigkeit kann leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh:
D'rum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.

*) König Karls Meerfahrt.

Jetzt da diese Kinder, wie den Vater das Schicksal alles Irdischen, das des Aufblühens und des Vergehens getroffen, da sieht es gar bunt in unsern Tageblättern aus, und die Theaterberichterstatter blasen in die Lobposaune, nach Gefallen, streuen Weihrauch nach Belieben Allen, die sie schon lieben oder noch lieben wollen, und schimpfen mitunter auch, wenn ihre Liebe unerhört geblieben oder gar verschmäht worden ist, und vergebens sehen wir uns nach der Ruthe um, die sie dafür züchtigt, denn keiner will es mit dem Nachbar verderben, Alle wollen mit dem Strome schwimmen, und leben und leben lassen heißt die Fahne, zu der die Berliner geschworen. Keinem mehr ist es um das deutsche Schauspiel Ernst, und gelassen sieht man zu, wie die miserabelsten Produktionen über die Bühne schreiten, und nicht nur mit dem Geiste der Gegenwart übel contrastiren, sondern noch das allgemeine jetzige hohe und ernste Streben nach der jüngst erlebten politischen Metamorphose Europa's tief beleidigen. Da tritt denn das Publikum selbst als Richter auf, die Till- und Schelle-Figuren in Raupach's Lust- und Possenspielen ekeln es an, es ist den ewig sich wiederholenden Guelfen und Gibellinen in dessen Schau- und Trauerspielen unhold, da erwählt denn die umsichtsvolle Theater-Intendanz einen Comité für die künftige Annahme von Stücken auf den Hofbühnen, und es werden dabei alle verunglückte Bühnendichter ausgeschlossen, wie sehr sich diese auch sonst als recht feine Kritiker bewährten. Nur die Zeit wird lehren, welche neue Morgensonne uns leuchten wird, und ich will darum auch noch einstweilen nicht vorlaut heißen, nicht jenen Herren zu gefallen, sondern um dem geneigten Leser nicht schwer zu fallen, denn nichts ist leichter als ein Blatt Papier, und nichts wiederum schwerer, als ein solches mit Klagen erfülltes. Nur an Euch, Ihr Herren Förster, Gubitz, Hotho, Häring, Schulz, Schiff, Robert und Veit und wie Ihr sonst noch heißt, die Ihr schon Proben gegeben, daß Ihr es mit der Sache der ernsten Kritik wohl versteht, wenn Ihr nur wollt, Euch liegt es ob, nicht hofmännisch mit der Kunst umzugehen, nicht die Gegenrache der Dichter zu fürchten und nicht der Eitelkeit und dem Hochmuth unserer Schauspieler und Schauspielerinen nachzusehen, wie sehr sie auf Euch auch erboßt sein werden. Glaubt ihnen ja nicht, daß sie die Blätter ungelesen lassen; sie gehen mit diesen zu Bette, und stehen mit ihnen wieder auf, und ich könnte Euch Dinge in die Ohren raunen, die — doch erspare ich mir dieß für die Zukunft. Aufgeschoben ist bei mir nicht aufgehoben, wenn auch bei so Manchen das Aufschieben als das erste Stadium des Vergessens sich zeigt.

Dieß Mal will ich kurz nur sein, und blos eine gedrängte Uebersicht derjenigen Schau- und Opern-Stücke geben, denen ich theils ihrer Neuheit, und theils gerade ihres großen Alters wegen beigewohnt habe. Je länger ich dieses Mal in meinem letzten literärisch-artistischen Berichte gewesen, desto mehr werde ich mich hier der Kürze befleißigen, damit ich nicht einem andern Correspondenten von hiesiger Residenz für diese Blätter zu oft begegne. Pergamus ad rem.

So geht's — ein Lustspiel, vom hiesigen gewandten Schauspieler Schneider nach Scribe übersetzt, war ein neues, sehr vages Stück nach dem Zuschnitte des Alltagsschlendrians; es gehört zu jenen schaalen Speisen, die einer guten Digestion unschmackhaft erscheinen müssen, die keinem gesunden Stomachus zusagen können. Wir brauchen uns nicht lange dabei aufzuhalten, es ist genügend charakterisirt, wenn wir es zu den Fabrik-Arbeiten der Schauspielmacher oder Dialogendrechsler zählen. Es wurde aber auch nur sehr gleichgültig aufgenommen, wenn gleich in der komischen Glanzrolle das schöne Talent der Demoiselle Fournier beim Publikum viele Anerkennung fand. Bei uns herrscht hier ganz ungetheilt die Meinung, daß Fräulein Fournier für's tragische Fach vorzugsweise sich bestimmen müsse, denn als Shealspeare's Julia, Schiff's Agnes, als Kätchen von Heilbronn, Gabriele 2c. hatte sie sich schon oft des lautesten Beifalles und des Hervorrufens zu erfreuen, es fällt darum allgemein auf, daß sie im Ganzen so wenig beschäftigt ist, und daß Madame Crelinger, die doch den Aequator ihres Lebensalters bereits übertreten, nicht ihre jugendlichen tragischen Rollen auf diese hoffnungsvolle Künstlerin übergehen läßt, da sie sich doch wahrlich keine bessere Nachfolgerin wünschen kann.

In der Königsstadt kam ein neues Drama in drei Akten von Melesville und Brazier unter der Ankündigung, der Tischler und der Emigrant durch L. Angely zur Aufführung. Es brachte ein Tableau von dem unruhigen und unfreundlichen Volksleben des Jahres 1794. Auch keine ausgezeichnete Arbeit, und nur ein gutes Zusammenspiel vermochte die schwachen Seiten des Stückes zu verdecken. Es fand auch nur eine laue Aufnahme, und ist seit sechs Wochen kaum zwei Mal wiederholt aufgeführt worden.

Im Kotzebueschen Drama: die Rosen des Herrn von Malesherbes, machte eine Demoiselle Amalie Müller ihren ersten theatralischen Versuch, und gefiel gleich so, daß sie gerufen wurde. Sie hat aber durch angenehme Persönlichkeit, Theaterfigur, Gefühl und Sprache unbedingt Beruf für die Bühne. Hütet sie sich, allzufrüh von ihren Leistungen eine große Meinung zu fassen, so dürfte sie bald als Künstlerin in Thaliens Tempel begrüßt werden können.

(Beschluß folgt.)

Aus Dresden, Juli 1831.

Gäste tauchten an unserer Hofbühne genug auf, besonders in der letzten Zeit. Eindruck hinterließen manche, aber nur weibliche. Wir können uns aber nicht erinnern, daß seit langer, langer Zeit Jemand solch furore gemacht, solch' entscheidend-stürmischen Beifall eingeärndet hat, als Herr La Roche, Regisseur des Großherzoglich Weimar'schen Hoftheaters. Wir erinnern uns, Herrn la Roche vor drei Jahren in Berlin gesehen zu haben, wo er, dem Rufe nach, dem Publikum gar wenig bekannt, auf dem Königstädter Theater in den, von Spitzeder so trefflich dargestellten Rollen auftrat, und waren Zeuge, daß der Beifall sich von Rolle zu Rolle (deren er 10 — 12 gab) steigerte. Kaum hatte er diese Gastrollen beendet, so wurde er vom Hoftheater ersucht, sein Talent glänzen zu lassen, zu welchem Ende er dann auch, als wahrer Proteus, sich in vier ganz verschiedenartigen Rollen mit dem enthusiastischsten Beifalle zeigte, nämlich als: Franz Moor, Oberförster in den Jägern, Bartolo im Barbier von Sevilla und Richard Voll in der Schweizerfamilie. Ohne daß das Dresdner Publikum etwas von seiner Ankunft vorher gewußt hätte, wie es doch in dergleichen Fällen zu sein pflegt, kündigte der Theaterzettel zum Sonntage den 17. Juli plötzlich Herrn La Roche als Daniel in Erbvertrag von Vogl (nach Hoffmann's Majorat) an. Das Publikum zuckte dann wohl die Achseln, weil es diese Rolle von Herrn Pauli gut zu sehen gewohnt ist, hatte sich aber doch zahlreich im Theater eingefunden. Herr la Roche trat auf, und bei den ersten Versen, die er gesprochen und gespielt, hatte er sich als einen der ausgezeichnetesten deutschen Künstler dokumentirt, und riß das Publikum zu den aufgeregtesten Beifallsbezeugungen hin, die sich so steigerten, daß der Darsteller schon nach dem Vorspiele einstimmig hervorgerufen wurde, eine Anerkennung, die selbst Rott — der doch alle Schrauben in Bewegung zu setzen versteht — nicht erzwingen konnte. — Abgesehen von dem Stücke, das, ein wahres dramatisches Monstrum, von Anfang an schon so kraß angelegt ist, daß eine Steigerung nur Ekel erregen kann, — das einer Marterbank gleicht, auf der alle Empfindungen von Akt zu Akt, nach Graden ausgereckt und gezwickt werden, — abgesehen davon, wurde uns durch den Gast ein Genuß der seltensten, der erfreulichsten Art zu Theil. Was der Verfasser, denn Dichter können wir Herrn Vogl unmöglich nennen, als Unnatur dargestellt hat, wurde mit der größten künstlerischen Delicatesse von Herrn la Roche zur treuesten Natur umgestaltet. Der Darsteller gab uns ein schaudererregendes, aber durchaus wahres Bild dieses, von dem Dichter Hoffmann mit psychologischer Treue entworfenen gigantischen Charakters. So wie die ganze Zeichnung durch ihre Wahrheit ergriff, so erreichten einzelne Momente eine Höhe, die mit erschüttendem Grauen das Gemüth jedes Zuschauers erfüllte. Wir rechnen dahin den Moment, als in dem Busen Daniels, nach dem Fußtritte seines Gebieters, das Gefühl der Rache erwacht, — die Scene, in welcher der achtzigjährige Greis als Nachtwandler an die Pforte wankt, an der er einst den grausen Mord beging, — die Erzählung seines Traums, — das Gebet zum Himmel, ihn nicht auf dem Schaffot sterben zu lassen, — und zuletzt seine grausige Erscheinung auf dem Todeswege. Wir haben Damen bemerkt, die die Wahrheit in dem Spiele des Künstlers nicht ertragen konnten und das Haus verließen, wir waren Zeuge des tobenden Beifalls, der beinahe jeden Moment der Darstellung begleitete, den Darsteller oft mitten in der Rede unterbrach, und mit einem zweiten Hervor-

ruf am Schlusse des Stücks endigte. Wir fühlen selbst, daß unser Lob excentrisch klingt, müssen aber der Wahrheit die Ehre geben und nochmals gestehen, daß Herr la Roche zu den ersten deutschen Künstlern gehört, daß wir der Bühne Glück wünschen, der er angehört. Als er zum zweiten Male hervorgerufen erschien, dankte er für die Nachsicht und Güte des Publikums, die ihn um so mehr erfreute, als er vor mehreren Jahren auf eben diesem Theater seinen ersten theatralischen Versuch gemacht hätte. — Mit der freudigsten Erwartung sehen wir den fernern Gastrollen dieses ausgezeichneten Künstlers entgegen, zu welchen noch der Shylock, Kalinski, Schewa und Ferdinand in den Drillingen gehören soll. — Unter den übrigen Darstellern dieses Abends zeichneten sich noch die Herren Julius, Werdy und Becker, als Landvogt, Jäger Franz und Siegbert vortheilhaft aus, indeß Herr Carl Devrient, als Ottmar, wieder sich in solchen Manieren abhaspelte, daß er den Bart und — wie immer — alle künstlerische Haltung verlor. Demoiselle Herold war als Seraphine eine liebliche Erscheinung.*) Sie ist jetzt unsere einzige tragische Liebhaberin,**) da Demoiselle Sutorius sich schon seit längerer Zeit in krankhaften Umständen befindet, die bei dieser jungen Dame von Zeit zu Zeit wiederzukehren pflegen und sie daher für jede Bühne untauglich machen. ***)

K—r.

Ueber den Theaterbericht aus Bamberg.

Mit dem größten Befremden haben wir in dem geschätzten Planeten, Nr. 156., einen Aufsatz, über das Bamberger Theater gelesen, einen Aufsatz der von Unwahrheiten und ungerechten Schmähungen strotzt. Seit der Leitung des hiesigen Theaters durch den Grafen Soden und von Holbein, hat es nie mehr das Wohlwollen des bessern Publikums errungen, als in dem vergangenen Winter, wo Herr Gebhard, früher Regisseur des kaiserlich deutschen Hoftheaters in Petersburg, die Direction übernahm. Während eines Zeitraums von 27 Jahren hat Herr Gebhard bei jenem nordischen Theater das schwere Geschäft der Bühnenleitung geführt und sich als Künstler und als Mensch die allgemeine Achtung erworben. Eben so wurde auch seine Familie von allen Guten geachtet und geehrt. Dasselbe war in Bamberg der Fall. Herr Gebhard arrangirte, trotz aller Hindernisse, ein Repertoir, zu dem sich manche Hofbühne Glück wünschen könnte. Der geifernde Verfasser jenes Aufsatzes in Nr. 156. des Planeten lästert Herrn Gebhard und seine Familie, die in den Kreisen der hiesigen höhern Gesellschaft die freundlichste und achtungsvollste Aufnahme fand, der von dem hier residirenden Herzoge Wilhelm von Baiern unaufgefordert ein bedeutender Zuschuß zur Bestreitung der Theaterkosten angeboten und gezahlt wurde, als der Fürst den lobenswerthen und ausgezeichneten Ruf dieser Familie bestätigt fand, — diese lästert er, um einen Herrn Stein, der, früher auf kleinen litthauischen und kurländischen Winkelbühnen sich umhertreibend, von Herrn Gebhard erst dem Elende entrissen und nach Petersburg gezogen, dann aber von dort wegen seiner Unbedeutendheit entlassen, von diesem als Gehülfe der Direction in Bamberg angenommen wurde. Schreiber dieses kennt Herrn Stein lange Jahre als talentlosen Schauspieler und als guten Intriguanten, aber nicht auf der Bühne, sondern hinter den Koulissen. Das Bamberger Publikum weiß, daß dieser Herr Stein, aus den höhern gesellschaftlichen Zirkeln verbannt, sich einen Kreis Bewunderer aus den Bierstuben bildete, man sagt, daß er aus Sucht: Alleinherrscher der Bamberger Bühne zu werden, immerwährend Kabalen der ärgsten Art gegen Herrn Gebhard schmiedete. Oder geschah dieß etwa aus unbezwingbarem Christenhasse, weil Herr Stein ein Sprößling aus Juda's Stamme ist? Kurz und gut! der Herr Berichterstatter im Planeten über den Zustand des Bamberger Theaters hat das schätzbare Blatt mit Unwahrheiten besudelt und wir können ihn versichern, was der Herr auch wohl wissen wird, daß Herr Gebhard und seine Familie in künstlerischer und bürgerlicher Hinsicht die allgemeinste Achtung genossen, was bei Herrn Stein nicht der Fall war. Von dem Tenoristen Schiansky, den der Herr Correspondent, den berühmten (?) nennt, können wir nur berichten, daß er ein ausgesungener und ausgeklungener Sänger ist, der umherzieht, weil er nirgends ein Engagement bekommt. Sollte es dem Herrn Correspondenten etwa nochmals belieben, den federführenden Ritter für Herrn Stein und Consorten zu spielen, so stehen wir mit unserm Kiele parat, um ihm noch einige, doch leider! nur Schattenseiten seiner Schützlinge vor Augen zu führen. — Den Leser, der eine getreue und wahre Darstellung der Bamberger Bühne unter Gebhard's Leitung lesen will, empfehlen wir einen Aufsatz in der Abendzeitung, der aus der Feder des hier allgemein geachteten Buchhändler Kunze geflossen ist.

Bamberg.

Unus pro multis.

---

*) Leider bleibt es auch immer blos bei der Erscheinung. D. R.

**) Ernst oder Scherz? Wir sahen sie schon manchmal als Liebhaberin tragisch. D. R.

***) Ein ausgeführteres Urtheil über Demoiselle Sutorius s. Janus Nr. 49.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 181. (II. Jahrg.) Montag, den 1. August. 1831.

Der Sterbende.

Es wand sich auf seinem Lager,
Das Grabesschrecken umrann,
In wühlenden Todesschmerzen,
Verzweifelnd im tiefsten Herzen,
Ein schwer erkrankter Mann. —

Die finstern Züge zeigten
Von keiner Hoffnung Strahl;
Der Stirne rollende Falte
Umzuckte Vernichtung, die kalte,
Verzagender Reue Qual.

Und wilde Todesschauer,
Durchtobten ihn fort und fort;
Aus des Fiebers wisperndem Schwalle
Drang zu ihm mit kreischendem Schalle
Ein wüstes, verdammendes Wort.

Ein hohes Weib sah er zürnen,
Das finster vor ihm stand,
Sein Busen vom Herzblut' träufelnd;
Der Sterbende nannte verzweifelnd
In ihm ein blutendes Land.

Und hinter dem Weib' sah er flammend
Ein blutiges Morgenroth steh'n;
D'rin heult' es von Flüchen und Klagen,
Ein Kampf ward dorten geschlagen,
Wie die Zeiten ihn nimmer geseh'n. —

D'rauf zu ihm mit mächtiger Stimme
Das hehre Weib begann:
„Dich klag' ich der Wunden, des Blutes,
Das, rasenden Uebermuthes,
Nur Du verschuldetest, an!" —

„Dich trifft meines Landes Verheerung,
Und Dich meines Volkes Noth!
Du hast mich auf Schmerzen gebettet
Und meinen Adler umkettet
Mit Sklaverei und mit Tod!"

„Du hast Deines Irrwitzes Flammen
An unsern Leichen gekühlt,
Verhöhnt unsers Leides Kunde,
Und in meines Volkes Wunde
Mit lachender Lust gewühlt!"

„Du hast meinen Adler gefoltert,
Bis, in wahnsinniger Angst,
Die Wiege mit Blut' er geröthet,
Bis wild er die Brüder getödtet,
Die, ihn zu tödten, Du zwangst!"

„Doch Du, der mit grausamer Gierde
An unserm Leid sich geletzt,
Stirb nun in Verzweiflung und Beben,
Verhauche Dein schuldvolles Leben
In ruhmlosem Siechthum jetzt!"

„Verzweifle im Tod' an dem Wahne,
An den Du verblendet geglaubt!
Dein morsches Tyrannenherz zürne;
Doch leuchten der Freiheit Gestirne
Nah' über des Vaterland's Haupt!"

„Versöhne denn sterbend Dein Leben,
Beschließe den blutigen Lauf.
Dein Grab trifft nicht Fluch und nicht Wehe:
Des Vaterland's Freiheit erstehe
Als Tempel der Sühne darauf!" —

Der Sterbende sah's, wie zu Schimmer
Die hehre Erscheinung zerrann. —
Ein Wörtlein nur ächzt' er verstohlen:
„Weh' Bruder! Frei bettet sich — —"
Und todt war der finstere Mann.

H. Meynert.

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Durch die Maske der Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, mit der sie in ihrer neuen Rolle debütirte, gelang es ihr unter andern, das besondere Interesse des Generals von *** und seiner Gemahlin zu gewinnen, die, wahrscheinlich nicht ohne Anregung von ihrer oder der Seite des Herzogs, sich mit der Sorge befaßten, ihr eine anständige Partie zu verschaffen.

Diese glaubte man in Herrn Adrian von Feucheres, einem sehr liebenswürdigen Manne voll Geist und geselligen Talenten, zu finden, der ein, von seinen Obern wie von allen seinen Kameraden geschätzter Offizier der Armee war, und in einer Gesellschaft der Sophie Dawes vorgestellt wurde. Er glaubte in derselben die Tochter des besten und redlichsten Prinzen zu finden; und obgleich er das Geständniß dieses Geheimnisses nicht aus ihrem eigenen Munde erfuhr, schien ihm doch das Interesse, welches der Herzog an ihr nahm und die Achtung, die man ihr in der Gesellschaft erwies, mit der sie sich umgeben, diese Meinung zu verbürgen. Nach einiger Zeit bewarb sich Herr von Feucheres um ihre Hand und wurde den 6. August 1818 zu London in der spanischen Kapelle nach dem katholischen und in der dortigen St. Martinskirche nach dem protestantischen Ritus mit ihr getraut. Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich erhielt er eine sehr mäßige Mitgift, den Grad eines Oberstlieutenants, den Titel eines Barons, und Tisch und Wohnung bei dem Herzog, der ihn zu seinem Kammerherrn ernannte.

Zu den Besitzungen des Herzogs gehörten unter andern die Schlösser Chantilly und Saint-Leu. Für Ersteres hatte derselbe eine besondere Vorliebe, nicht aber die Frau Baronin, welche die Einwohner von Chantilly zu aufgeklärt und ihre Arme zu geübt fand, Steine in ihre Wagenfenster zu schleudern, welches sie stets befürchten mußte, so oft sie dort ausfuhr. Sie gab darum Saint-Leu den Vorzug und wünschte die Reichthümer des Prinzen in einem Schlosse vereinigt, nach dessen Besitz sie schon lange gestrebt und das allerdings geeignet war, ihre Habgier in hohem Grade rege zu machen. Obgleich nicht von sehr großem Umfange, gehört das Schloß Saint-Leu dennoch zu den schönsten und prachtvollsten Landsitzen in ganz Frankreich. Aber außer seinen bewunderungswürdigen Gärten und den vielen und herrlichen Ländereien, die dasselbe umgeben, verbirgt es auch noch einen Schatz von Gold und Edelsteinen, welcher die Lüsternheit der Frau Baronin nach dem Besitze von Saint-Leu noch um Vieles vermehrte.

Es ist weiter oben schon erwähnt worden, daß die beiden Mitwisser um denselben, welche bei Ausbruch der Revolution ausgewandert, im Auslande mit Tode abgegangen. Der Letztlebende von Beiden, der Chevalier von ***, starb in Rußland. Er erinnerte sich gehört zu haben, daß der Herzog von Orleans (jetziger König Ludwig Philipp) in seiner Kindheit mit seiner Erzieherin, der Frau von Genlis, einige Zeit in Saint-Leu zugebracht, und vermuthete daher, daß dieselbe mit den dortigen Oertlichkeiten nicht unbekannt sei. Da er nun seine letzte Stunde herannahen fühlte, theilte er ihr das Geheimniß dieses Schatzes in einem Briefe mit, worin er ihr zugleich auf das Genaueste die Stelle bezeichnete, wo er denselben im Jahre 1789 selbst vergraben. Weit entfernt, dieses Geheimniß, wie sie wohl gekonnt hätte, zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen, schrieb vielmehr Frau von Genlis dem Herzog sogleich, daß und wie sie davon Kenntniß erhalten und daß sie jeden Augenblick bereit sei, ihm dasselbe dort selbst mitzutheilen. Dieser Brief gerieth in die Hände der Frau Baronin von Feucheres, die stets geneigt, bei allen Angelegenheiten des Hauses ihre Hände mit im Spiele zu haben, und wollte dieses Geheimniß nur durch ihre Vermittlung zur Kenntniß des Herzogs gelangen lassen, so ferne sie es nicht für gut finden würde, dasselbe für sich zu behalten. Sie machte sich demnach unverzüglich auf den Weg, um sich von Frau von Genlis nähere Auskunft hierüber zu erbitten. Diese geistreiche Frau aber, welcher diese Abgesandte durch den Ruf schon hinlänglich bekannt, war durchaus nicht zu bewegen, sich mit ihr in irgend eine Erörterung einzulassen; und die Frau Baronin mußte zu ihrem größten Aerger unverrichteter Sache nach Saint Leu zurückkehren. Kaum dort angekommen, ließ sie den ganzen Hof und Garten umwühlen, — ohne das Mindeste zu finden. Zu spät setzte sie nun den Herzog von Allem in Kenntniß; Frau von Genlis war indessen ebenfalls gestorben und der Brief des Chevalier von *** unter ihren hinterlassenen Papieren nicht mehr zu finden.

Sechs Jahre lang hatte Herr von Feucheres seine Geduld an seiner Gattin geübt, die nicht müde wurde, sie durch die empörendsten Scenen auf die Probe zu stellen. Endlich aber war seine Langmuth erschöpft, und ein neuer von ihr veranlaßter Sturm zog ihr eine so derbe Züchtigung zu, daß sie im eigentlichen Sinne mit blauem Auge und Rücken davon kam. Mit vieler Mühe gelang es dem Herzog, sie der noch immer thätigen gerechten Ahndung des Barons zu entziehen, welcher sofort zu seinem Schreibtische eilte, dem Prinzen die von ihm empfangene Dotationssumme seiner Frau zurückerstattete und hierauf den Palast verließ, um denselben nie wieder zu betreten.

Der Prinz gerieth hierüber in Verzweiflung; denn außerdem, daß mit dem Baron zugleich der einzige Vorwand verschwand, welcher den Aufenthalt seiner Frau bei ihm zu rechtfertigen vermochte, verlor er in ihm auch einen aufrichtigen Freund, auf dessen Treue und Redlichkeit er zählen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen
von M. Cunow.

4. Dresdener Straßen-Merkwürdigkeiten.
(Fortsetzung.)

Doch ist nicht zu läugnen, daß der gemeine Mann verhältnißmäßig richtig genug spricht, er bedient sich mitunter sogar zierlicher Ausdrücke, ein Beweis, daß er liest. Daß seine Bildung vorgeschritten sei, davon zeugen unter andern auch die sanften Flüche, die man zuweilen vernimmt, denn statt des erwarteten Gott ver — damm' mich, hört man: Gott ver — schone mich, oder: Gott ver — sorge mich; statt Gott straf' mich, Gott stärke mich. Auch keiner Betrunkenen wird man ansichtig, kein Lärmen und Zanken und Arretiren fällt vor, Alles Dinge, die in den preußischen Städten und deren Straßen leider zu den currenten gehören; kein zudringlicher Bettler belästigt den Vorübergehenden; wird man ja einmal angesprochen, so geschieht es auf eine fast unmerkliche, zurückhaltende und bescheidene Weise. Eine solche Ordnung und Stille herrscht auch unter dem gemeinen Volke, daß man vom Dresdner Pöbel — im Vergleich mit dem anderer Städte — sagen kann, er habe Anstand. — Nicht wenig findet man sich überrascht, selbst in Dresden noch Slavische Sprache zu hören, die uns also von Petersburg bis an die Elbe, von der Ostsee bis in das Herz Ungarns verfolgt. Es gehört nämlich in Dresden gleichsam zum guten Ton, seine Kinder durch wendische Ammen aufsäugen zu lassen, sei es nun, daß man die Wenden noch für ein roheres — folglich gesünderes Volk hält, als die Deutschen, oder daß sich mehr wendische als deutsche Mädchen in dem Falle befinden, als Amme dienen zu können. Doch dem sei, wie ihm wolle, so sollte man keinesfalls vergessen, daß mit der Milch auch Eigenschaften der Amme auf das Kind übergehen, z. B. Eigensinn, Bosheit, Hinterlist, Bigotterie, Geilheit ꝛc. Die Aerzte sollten, hierauf Rücksicht nehmend, jenen Mißbrauch auszurotten suchen, und doch sind gerade sie es, wie ich höre, die diese Mode im Gange erhalten, namentlich soll einer derselben große derartige Lieferungen machen. Am Tage der Reinigung Mariä (2ten Febr.) wird an der katholischen Kirche ein Menschen- und Wendenmarkt gehalten, wo man wendische Ammen, Mägde, Knechte und Jungen miethen kann. Und jener Vorliebe der Dresdner Familien für wendische Ammen ist es wohl zuzuschreiben, daß man das Bautzner Thor und den Bautzner Platz beide auf gut Wendisch Budissiner Thor und Platz getauft hat.

Da Dresden eine, gerade nicht kleine, Residenz ist und seiner Kunstschätze und reizenden Lage wegen von vielen Fremden besucht wird, so könnte man sich wundern, daß die Dresdner, in's Ganze genommen, etwas Kleinstädtisches an sich haben, welches sich durch Zurückhaltung, Förmlichkeit, Vornehmthuerei, Aufmerken auf Kleinigkeiten und Anstoßnehmen an allem nicht ganz Gewöhnlichen kund gibt; erinnert man sich indessen, daß Dresden kein Handelsplatz ist, daß die Kleinheit des Landes und manche andere Verhältnisse den Verkehr beschränken und das Leben beengen, daß endlich die Fremden sich mehr mit den Gegenständen der Kunst und den Schönheiten der Natur, die sie hier und in der Umgegend antreffen, zu thun machen, als mit den Einwohnern, so gibt man sich zufrieden. Der Mensch ist überall ein Produkt der Verhältnisse.

Auf der Brühl'schen Terrasse findet man folgendes drohende Manifest angeschlagen:

Im hiesigen Königlichen Garten ist zwar der Eintritt Jedem gestattet, jedoch wird alles Beschädigen der Pflanzungen durch Ab- oder Ausreißen, so wie das Betreten der Rasenplätze ernstlich untersagt; auch wird Jeder für die durch mitkommende Kinder geschehenen Ungebührnisse dieser Art verantwortlich gemacht. Die Militair- und Polizeiwachen sind angewiesen, die Zuwiderhandelnden sofort zu arretiren. Kinder ohne Aufsicht werden weggewiesen.

Königl. Sächs. Hausmarschall-Amt.

Die Leipziger Anlagen sind mit folgenden Anschlägen versehen:

Dem Schutze und der Sorgfalt des Publikums werden sämmtliche Anlagen der Stadt empfohlen.

Der Magistrat der Stadt Leipzig.

In Frankfurt liest man auf den Promenaden:

Der Sorgfalt und dem Schutze des Publikums wird alles und jedes, was auf die Erhaltung und das Fortgedeihen der Promenaden Bezug hat, empfohlen.

Bauamt.

Am Eingange des Manheimer Schloßgartens steht geschrieben:

Der Schloßgarten wird hiermit hauptsächlich unter den Schutz des Publikums gestellt.

Großherzogl. Oberhofmarschallamts-Deputation.

Also in Dresden muß entweder das Publikum oder die inspicirende Behörde minder höflich sein, als in Leipzig, Frankfurt und Manheim, wo noch überdieß die zu beschützenden Anlagen eher verletzbar sind, als die Paar Linden auf der Brühl'schen Terrasse. Meines Erachtens jedoch ist dieß Mißverhältniß durch ein anderes erklärbar, welches in Sachsen noch statt findet, zwischen Adel und Nicht-Adel nämlich, indem der Adel hier noch auf dem hohen Pferde sitzt und alles Bürgerliche, — — — — —, vor ihm — — muß. Ich wurde etwas der Art schon während meiner Annäherung an Dresden von Bautzen her gewahr, indem ein Paar Junker, wie sie auf allerhand Art und Weise die Reise-Freiheit und Gleichheit zu beeinträchtigen suchten, so auch ihre höhere Abstammung durch einiges Parlieren zu beweisen strebten.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Indem ich nun zu meinem Bericht über die Ereignisse Leipzigs seit dem Anfange dieses Jahres übergehe, muß ich, um mich gegen den Vorwurf eines Plagiarius zu verwahren, zuvor bemerken, daß ich mich dabei oft auf das seit dem 1sten Januar hier erscheinende bereits erwähnte Lokalblatt: „Janus, oder Leipzig wie es war und ist, herausgegeben vom Professor Dr. Schütz zu Leipzig" beziehen werde. Denn es ist dasselbe nicht blos eine humoristische und sarkastisch-witzige Beleuchtung, sondern auch eine sehr genaue und vollständige Chronik unsres heutigen Leipzigs; und es läßt sich daher über dessen neueste Tagesgeschichte durchaus nichts Zusammenhängendes schreiben, ohne dasselbe zu berücksichtigen. Da es aber auch über jedes einzelne Ereigniß und jeden besondern Gegenstand der jetzigen politischen, merkantilischen, literarischen, künstlerischen und geselligen Verhältnisse Leipzigs die treffendsten Bemerkungen und richtigsten Ansichten enthält; so hat es allen dermaligen Referenten über Leipzig in andern Blättern ihre Arbeit gar sehr erleichtert, indem sie es nur ausschreiben dürfen, um etwas Gründliches und interessantes Neue von diesem Centralpunkte der deutschen Handels- und Gelehrten-Republik zu berichten; was denn daher auch von Vielen schon geschehen ist, ohne daß sie jedoch ehrlich genug gewesen sind, diese Quellen ihrer Mittheilungen zu nennen. Da weit die meisten unsrer jetzigen Blätterredactoren mit Honorarzahlungen für Beiträge bekanntlich äußerst zähe sind, so werden sie es uns gewiß Dank wissen, daß wir sie hierdurch aufmerksam darauf gemacht haben, wie sie alle Kosten für Leipziger Correspondenten dermalen sparen können, wenn sie selbst die leichte Mühe übernehmen wollen, diesen Janus statt derselben zu benutzen.

Sprechen wir nun, um eine systematische Ordnung in unserm Berichte walten zu lassen, zuvörderst von Leipzigs neuesten politischen Verhältnissen. Die von uns bereits ausgesprochene Hoffnung, mit welcher wir Leipziger das jetzt laufende Jahr angetreten haben, ist uns bis dato in mancher einzelnen Beziehung schon erfreulichst erfüllt worden. Die am 7ten und 16ten Januar erfolgte Erscheinung eines Nordlichts und Kometen gab zwar den Abergläubigen und überhaupt Schwachen unter uns Anlaß zu großen Besorgnissen von neuen Schrecken und Gräueln, die auch unsere Stadt, wie die gesammte Erdenwelt in diesem Jahre treffen würden, aber die im Janus geäußerte Prophezeihung, daß diese Himmelslichter nur Boten eines neuen irdischen Lichtes seien, hat sich für uns wirklich zu bestätigen angefangen, da wir auf der im vorigen Jahre so mit einem Male, wie durch einen Zauberschlag gebrochenen Bahn zu einer helleren Gestaltung unsres bürgerlichen Zustandes, bisher immer besser fortgeschritten sind. Wir verdanken dieß hauptsächlich der einsichtsvollen Thätigkeit unsrer provisorischen Herren Communrepräsentanten, und ihres würdigsten Vorstehers, des Herrn Ordinarius, Domherrn und Ritter Dr. Günther. Durch sie ist auch unser neuer Magistrat gewählt worden, welcher nach seiner von unserm Könige und Prinz Mitregenten erhaltenen Bestätigung, am 5ten April feierlichst (wie der Janus ausführlich berichtet hat) eingeführt wurde, worauf der um die Wiederherstellung der Ruhe Leipzigs sich so sehr verdient gemachte, königliche Commissarius, Herr Regierungs-Departements Direktor Müller von dem innigsten Danke unserer Bürgerschaft begleitet, wieder nach Dresden zurückkehrte. Dieser neue „Rath der Stadt Leipzig" besteht nun aus einem Oberbürgermeister Dr. Schaarschmidt (vorher Geh. Cabinetsreferendar zu Dresden), dem zweiten Bürgermeister, Herrn Dr. Deutrich (bisherigem Senator und Criminalrichter Leipzigs), aus acht studirten und besoldeten und zwölf nicht studirten und unbesoldeten Stadträthen, von deren ersteren die Herren Otto und Dr. Koch erster und zweiter Criminalrichter sind und Herr Streubel Direktor der an die Stelle der vormaligen Polizei getretenen Sicherheitsbehörde ist, welche zusammen den Verwaltungsrath bilden. Das mit ihm als eine vom Rath bestellte Behörde, verbundene, neue Stadtgericht besteht aus sechs Rechtsgelehrten, dem Stadtrichter Herrn Winter, als Vorsitzendem, und fünf Stadtgerichtsräthen als Beisitzern. Auch die sogenannte Landstube hat eine Veränderung erfahren, indem sie nunmehr das Landgericht des Rathes der Stadt Leipzig und der bisherige Landschreiber Landgerichtsdirector heißt, dem zwei Actuarien beigegeben worden sind. Am 19ten April wurden die Deputirten aller der Stadt Leipzig gehörenden Ortschaften vom neuen Rathe in Eid und Pflicht genommen und ihnen dabei diese Veränderung bekannt gemacht. Auch bei diesem Landgericht werden nun alle tarmäßig erhobenen Gerichtssporteln zur Stadtkasse gezogen, da die dabei Angestellten, wie die aller unsrer neuen städtischen Behörden, blos fixe Gehalte bekommen. An die Stelle unserer provisorischen Communrepräsentanten werden sechszig Stadtverordnete kommen, zu deren von der Bürgerschaft geschehender Wahl, einer unter dem 8ten Juli erschienenen Bekanntmachung des Rathes zufolge, jetzt auch geschritten werden soll, und so wird also die Neugestaltung unserer städtischen Verfassung nunmehr bald vollendet sein.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 182. (II. Jahrg.) Dienstag, den 2. August. 1831.

James Fenimore Cooper.

(Fortsetzung.)

Unter den zahlreichen Romanen Cooper's zeichnet sich der Letzte der Mohikaner am meisten durch charakteristische Originalität aus. Vergebens würden wir in der ganzen Bibliothek der Romanenschreiber ein Werk suchen, das mit diesem zu vergleichen wäre. Matrosen von Smollett und Fielding, Bettler von Walter Scott, Alles das ist verschwunden. Diese ewige Heldenfamilie, die sich von Fiktion zu Fiktion überträgt, verliert man endlich aus dem Auge. Wir sehen uns in eine neue Welt versetzt. Hier athmet der Urgenius des menschlichen Geschlechtes in seiner Majestät. Der Sohn der Wüste steht vor uns da, unbekleidet, ungeschmückt. Er ist allein, abgesondert, aller Civilisation fremd; Herrscher über seine Umgebung, doch keinen Herrscher über sich erkennend. König seiner Wüste, doch ohe Sklaven. Unbekannt sind ihm die Leidenschaften, Laster und Tugenden unserer Gesellschaft. Die Natur, die ihn umgibt, ist groß, wie er. Sie hat für ihn Geheimnisse und Freuden, von denen die übrige Welt nichts ahnet. — Ein Zauber wunderbarer Frische waltet in dieser Dichtung: der falschen Gemälde, der gefährlichen Schilderungen überdrüßig, leben wir das Leben der Urwildnisse mit dem Menschen, den sie erzogen, und vergessen alles Uebrige.

Und wie bemerkenswerth und wahr sind die Charaktere, die sich in diesem bizarren Drama bewegen! Alle tragen das Gepräge der gewaltigen Hand, die sie gezeichnet. Der alte Indianer und sein Sohn sind uns ein Symbol des wilden Lebens. Doch mehr noch bewundere ich den Kundschafter, La longue Carabine, den Menschen, der zwischen der Civilisation und dem Leben der Wüste steht, diesen Ring, der die gesellschaftliche Industrie mit der ursprünglichen Unabhängigkeit verbindet. Mit außerordentlicher Zartheit sind die Nüancen gewählt, aus welchen dieses seltsame Gemälde besteht. Er ist noch kein Europäer, und doch schon kein wilder Indianer mehr. Der besonnene Heldenmuth, den die Civilisation verleiht, mischt sich mit dem riesenhaften und gewaltigen Heldenmuth, der ihr vorangeht. Er hat die Rachlust und den unerschütterlichen Gleichmuth seiner Väter nicht abgelegt; aber sein Instinkt erräth die Rücksichten des Ehrgefühls, und erhebt sich bis zu einem Edelmuth, dessen Macht und Größe er ahnet.

Wenn wir die Werke dieses merkwürdigen Mannes durchgehen, so wird es uns schwer, einem derselben einen ausschließlichen Vorzug zu geben. Der erste Roman, den er herausgegeben, der Einzige, in welchem er sich auf den beschränkten Zirkel der Sitten der Salons beschränkt,*) ist auch der Einzige, in welchem ihn sein Genie verlassen zu haben scheint. In der Wiese sind seine Schilderungen charakteristischer, detaillirter, lebhafter, als in seinen übrigen Werken; es ist das schönste Gemälde der leblosen Natur, das aus seiner Feder hervorgegangen. Man glaubt, nach Lesung derselben, an den Ufern dieser Flüsse gewohnt, tausendmal diese Wiese durchwandelt, die Mysterien dieses anmuthigen Ortes befragt, und die Stimme seiner Echos hervorgerufen zu haben. Freilich muß man dieses Vergnügen mit etwas Langeweile bei ausgedehnten Abschweifungen dieses übrigens so treuen Gemäldes erkaufen.

Der Spion hat seine Anhänger. Harvey Birch ist eine dramatische Schöpfung. Das größte Opfer ist, seinem Vaterlande nicht nur sein Leben, sondern auch seine Ehre opfern, und wie sollten wir diesen Helden des Patriotismus nicht bewundern, der seine Schande stolz erträgt, und der sich im Grunde des Herzens durch das Gefühl der Dienste, die er seinem Vaterlande lei-

*) Vorsicht, oder die Wahl eines Gatten.

stet, über die Schmach tröstet, mit der er bedeckt ist. — Mit seltenem Talent wußte Cooper Washington zu idealisiren: und dieß war nicht leicht. Ohne die charakteristischen und wirklichen Züge dieses ruhigen und bescheidenen Helden zu verwischen, hat er seine Schilderung in ein poetisches Gewand gehüllt.

Größeres Interesse erregen die Grenzbewohner: der rothe Freibeuter und der Pilote übertreffen diesen Roman als Seegemälde. Die Wassernixe steht seinen übrigen Werken nicht nach. Alles in derselben ist malerisch, energisch und dennoch wahr. Das Reelle herrscht hier mit dem Großartigen. Sehet diesen Tom Coffin, diesen König des Meeres, diesen Mann, der nur auf den Fluthen frei athmet, der sich erst auf dem mittelländischen Meere seines Daseins freut, und sich nur dann all' seiner Kräfte, seines ganzen Glückes bewußt ist, wenn sein freier Kiel die ungeheuren Wogen des Weltmeers furcht. Dieser Mann kennt nur einen Sieg: den über die Wogen; nur einen Heldenmuth: den im Kampfe mit ihrem Zorne; nur ein Glück: das in diesem Kampfe. Er ist grob, grausam, gemein; aber er ist groß: er ist ein Bild der menschlichen Energie, im Kampfe mit der Energie der Natur.

(Beschluß folgt.)

Wahre Anekdote.

Ein Reisender, der eines Abends, schlechten Wetters wegen, in das Wirthshaus eines Dorfes einkehrte und daselbst übernachtete, fragte am andern Morgen, noch im Bette liegend, den ihm den Kaffee bringenden Wirth: was das Wetter mache? „Es landtagt," erwiederte ihm dieser. Auf seine Frage, was das heiße? versetzte der Wirth: „Je nun, wenn das Wetter so ist, daß es nicht weiß, wozu es sich entschließen soll, dann sprechen wir Bauern: es landtagt!"

Zur Charakteristik deutscher Schriftsteller.*)

Ein gewisser Richard Otto Spazier, dem bereits in mehreren achtbaren Blättern die verdiente Abfertigung für sein eben so — —, als unwissendes Kannegießern über Dinge, die seiner Weisheit eben so fern liegen, als seine Weisheit allen Dingen fern liegt, widerfahren ist, hat in einem, von ihm redigirten obscuren Winkelblatte, „Nürnberger Blätter" genannt, die in neuerer Zeit, wider Verdienst, wirklich auf die Zahl von sieben Abonnenten gekommen sein sollen, nicht nur die allgemein hochgeschätzten Männer, Meth. Müller, Pölitz und Wachsmuth auf eine empörende Weise angegriffen, sondern auch Herrn Buchhändler Hartmann, als Verleger mehrerer Journale, nebst deren Mitarbeitern mit einigen plumpen Ausfällen bedacht. Daß Männer, wie die obenerwähnten, einem Spazier nicht Rede und Antwort stehen werden, ist im Voraus zu erwarten; daß aber ähnliche — — — will sagen Blattredactoren, wie der jener Nürnberger Hutzelwaare, ihr Wesen, selbst in dem so beschränkten Kreise, nicht ungestraft treiben dürfen, sondern daß ein geistig Unmündiger, wie Spazier, wenn auch nicht mit dem Flammenschwerte der Polemik, wenigstens mit einer Kinderruthe zu bedienen ist, werden die Leute billig, ja sogar der Sache angemessen finden.

Herr Richard Otto Spazier, den der Lokalmomus gemeinhin Richard Löwenherz zu nennen pflegt, weil die literarische Rolle, welche er spielt, den Scherz und das Zwerchfell zu unwiderstehlich anregt, würde, wenn sich von einem nicht daseienden Dinge überhaupt etwas beweisen ließe, schon früher bewiesen haben, daß es mit seinem Kopfe nicht ganz in der Ordnung ist, eine Bemerkung, die wahrscheinlich schon einmal auf irgend eine Weise würde ausgeführt worden sein, wenn nicht immer seine Ohren unwillkührlich die Betrachtung von seinem Kopfe wieder abgelenkt hätten; denn dem Menschen bleibt stets die Schwachheit eigen, dem zu folgen, was in die Augen fällt, wovon freilich bei seinem Kopfe nicht die Rede sein kann. Nächst seinen, im Dresdner „Merkur" früher aufgetischten Theaterkritiken, führte er den erwähnten Beweis gegen seinen Kopf am glänzendsten in einer ebendaselbst mitgetheilten Novelle: „die Taschenbücher auf 1828" aus, wo der kleine, wunderliche Mann — der, was keinesweges für einen Kostverächtersinn seiner Reflection zeugt, seine Betrachtung am liebsten auf sich selbst lenkt — den Lesern unverblümt die Behauptung aufheften wollte: „er sehe Napoleon ähnlich (wahrscheinlich auf einem Flecke, wo Herr Spazier auch uns

---

*) Wie in dem „Kriegscourier des Planeten" nur Verirrungen des Bessern ruhig nachgewiesen und gerügt werden sollen, so wird obige „Charakteristik deutscher Schriftsteller" in einer ebenfalls fortgehenden Rubrik, dagegen das Erbärmliche, Verächtliche und Gemeine geißeln; denn in unserer Zeit ist der Mißwuchs zu weit gediehen, als daß es nicht hin und wieder der Sense, des Jätemessers gegen das überwuchernde Unkraut bedürfte. Schonung gegen Verirrungen; aber Vernichtung dem unheilbaren Unsinn und der raffinirten Bosheit, die sich mit dem ihr vorangehenden Ekel zu panzern denkt und, gleich dem Fuchse, am liebsten ihren eignen Unrath als Waffe handhabt.

D. R.

ähnlich sieht) und diese interessante Aehnlichkeit habe ihm zu höchst denkwürdigen Bekanntschaften verholfen." Diese Behauptung — zu deren sichtlicher Bekräftigung er auch meist, gleich Napoleon, einen grünen Rock trug, wird den Leser, zumal den Dresdner, Nürnberger oder Leipziger, welcher diesen zeisiggrünen Bonaparte-Spazier länger vor Augen hatte und daher weiß, daß derselbe noch lange nicht einmal die Quedlinburger Ausgabe eines Napoleon bilden könnte, nun wohl, gleich uns, überzeugen, daß der fragliche Kopf dieses Nürnberger Redacteurs in jedem Falle nicht auf dem rechten Flecke steht; und sollte daher irgend Jemand sich durch das journalistische Gepfeife unsers Bonaparte-Spaziers beleidigt achten, so wollen wir hiermit feierlichst eine Fürbitte für Letztern einlegen, da er, zufolge seiner so unbestreitbar durch seine eignen Werke bewiesenen Geistesschwäche, item Verdrehtheit, nicht zurechnungsfähig, sondern, nach sächsischem Rechte, einem Unmündigen gleich geachtet werden muß.

Der Redacteur des „Merkur," Herr Hofrath Philippi, welcher sofort mit Entsetzen gewahrte, mit welchem Geisteskinde er es zu thun habe, verschloß ihm augenblicklich sein Journal. Da aber — ärztlichen, wie allgemeinen Beobachtungen gemäß — Hirnkranke fast ausschließlich ein Bewußtsein für Rache und Heimtücke hegen, so gebar auch der Paroxysmus unsers Bonaparte-Spazier sehr bald darauf ein Libell: „Dresden, wie es (durch eine Goldbrille) ist," *) worin er den Merkur mit aller Wuth des Wahnsinns anfiel. Der Merkur, wohl einsehend, daß man dem Ingrimme eines Gehirnkranken andere Mittel entgegensetzen müsse, als den Angriffen vernünftiger Leute, hatte sich wahrscheinlich bei dem ersten, besten Krankenwärter Belehrung geholt, und die Folge war, daß er ihm im damaligen Janus einen „Spazierstock" auf den Hals schickte, welcher eine bessere Wirkung that, als jener Stock im Volksmährchen, den der Herr nach dem Jokel aussendet. Die Lection mußte unserm Kopfpatienten so fühlbar gewesen sein, daß die fixen Ideen, aus welchen sein bemitleidenswerther Zustand ihn nicht herauskommen ließ, sich plötzlich auf eine Antipathie gegen Dresden und die dortige Gerbemethode lenkten und er deshalb — die leichte Aufsicht, welche ihm, als einem so völlig Unschädlichen, folgte, täuschend — mit einem Male den Mauern jener Stadt entfloh. Den Aberwitzigen soll, ungefähr wie den Katzen beim Erdbeben, ein gewisser Instinkt des Weges eigen sein; Bonaparte-Spazier fand glücklich die Straße nach Nürnberg, und seine anfänglich fixe Idee, ein Journal: „der Sonnenstein" genannt — in welchem er sich freilich am heimischsten bewegt haben würde — herauszugeben, verwandelte sich später in die der bemerkten „Nürnberger Blätter," die übrigens in ihrer Tendenz und Ausführung den genannten, früher dafür bestimmten Titel vollkommen rechtfertigten.

Es gibt ein altes Volkssprüchwort: „Was kann von Nürnberg Kluges kommen?" an welches jene Blätter Bonaparte-Spazier's lebhaft erinnern, wie denn auch schon die meisten vernünftigen Zeitschriften, als Hesperus, Planet, Merkur, Sachsenzeitung, Janus u. a. in ihrem Urtheile über diese journalistischen Tollhäuseleien sich genügend ausgesprochen haben.

Herr Spazier — den wir übrigens, nach seinen Angriffen gegen die Censoren und Behörden unsers Landes, sein Wesen nicht mehr lange auf sächsischem Territorium treiben sehen dürften, als worauf auch die wortkräftige Sachsenzeitung in einem fulminanten Aufsatze (Nr. 173.) angetragen hat — lasse also, falls unser wohlgemeinter Rath die Nacht seiner Sinne zu durchdringen vermag, einstweilen seine journalistischen Sonnensteiniaden und unterwerfe statt dessen sein krankes Gehirn lieber einer tüchtigen Kur, wozu wir ihm, nach unserm ohnmaßgeblichen Gutachten, das, mehrern seiner Geistesvorgänger so wirkungreiche Tropfbad anempfehlen würden; vielleicht, daß er durch des Himmels Langmuth und die Kunst seines Arztes wieder zu seiner scheinbar verlorenen Vernunft gelangt. Er unterlasse es, in einem hirnverrückten Style unsere, rastlos für das Wohl des Allgemeinen wirkenden Behörden, und Männer, wie M. Müller, Pölitz und Wachsmuth, auf welche unsere Stadt gerechten Stolz hegt, in seinen Sudelblättern zu verunglimpfen, und bedenke, daß von seiner ganzen Persönlichkeit höchstens nur die Ohren an die „weithinschattende Lanze" des Peliden erinnern! — —

*) Eine Schmiererei, die bereits im vorjährigen „Kometen" nach Verdienst gewürdigt worden ist. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Die Hauptvorzüge derselben vor der früheren sind die ungleich bessere Communrepräsentation und Verwaltung des Communvermögens, da der Magistrat jetzt durchaus keine andern Emolumente mehr als seinen Gehalt hat, und alle der Commun gehörigen Güter, Jagden, Fischereien u. s. w., ja sogar das Schloß zu Gohlis jetzt verpachtet sind. Unser am 1sten März zu Dresden wieder eröffneter und nunmehr beendigter Landtag, zu dem

von Leipzig die Herren Senatoren Deutrich und Reg. Rath Demuth deputirt wurden, machte bald einen Entwurf für die neue constitutionelle Verfassung des Königreichs Sachsen bekannt, deren Einführung wir nun entgegensehen. Auch unsere Communalgarde hat gegenwärtig ihre Organisation vollendet, dessen ungeachtet aber die Organisationscommission doch noch immer fortbesteht. Das größte Verdienst um ihre Bildung hat sich ihr am 30sten Mai von ihr erwählter trefflicher Commandant, Herr Oberpostamtsrath Rittmeister von Löben erworben. Sie besteht nun aus 16 Compagnieen (Füseliers, Jäger, Schützen, und einer akademischen Legion), deren jede ihren Hauptmann und ihre Lieutenants (Zugführer), Feldwebel, Rottmeister und Musiker hat, und einer Escadron Cavallerie, die reitende Garde genannt, mit einem Rittmeister, Lieutenants und mehreren Unterofficieren. Die Stärke der ganzen Communalgarde beträgt an 2000 Mann, und sind die bisher noch nicht dazu getretenen dienstpflichtigen Bürger von letztern streng dazu aufgefordert worden. Sie leistet Tag und Nacht Wache am Gebäude der Sicherheitsbehörde, und so oft Theater ist, auch Abends im Schauspielhause. Am 7ten und 8ten Juni hielt mit ihr der Generalcommandant aller dermaligen Communal-Garden des Königreichs Sachsen, Prinz Johann, vor zahllosen Zuschauern, die erste Revüe, und ertheilte ihr mündlich und schriftlich, im Allgemeinen, das ausgezeichnetste Lob wegen ihrer in so kurzer Zeit sich erworbenen guten Haltung und Fertigkeit im Exerciren. Die Sachsenzeitung Nr. 137 und 138 und der Janus Nr. 44 und 46 enthalten einen interessanten Bericht über diese, zugleich mit vielen festlichen Schmäusen und Bällen gefeierten Ehrentage unsrer Communalgarde. Leider fehlt es diesem Institut nur an den ersten Erfordernissen eines jeden Militärcorps, nämlich am Esprit de corps und an Subordination, anderer Gebrechen, als des unter ihr herrschenden Kastengeistes und Philisterwesens, wodurch sie, wie durch die miserabeln Dichter und Redner, die sich ihr aufgedrängt haben, als ein Leihbibliothekar Schröter und Dr. Gleich, in den Augen der Gebildeten, unter ihren eigenen Mitgliedern selbst, sogar lächerlich gemacht wird, nicht zu gedenken. Schon die Verschiedenheit der Uniformirungen der einzelnen Compagnieen zeigt von ihrem Mangel an Einigkeit, und der Zänkereien unter ihr, meist über die kleinlichsten Dinge, sind so viele und heftige, daß aus Aerger darüber einer ihrer Lieutenants, der Kaufmann Marche am 26sten April sogar das Leben, und ein Gemeiner der Fleischhauer Baumgärtel den Verstand verloren hat. Herr Prof. Schütz hat deshalb in seinem Janus Nr. 48 und 50 die beherzigenswerthesten Bemerkungen über alle diese Uebel gemacht, aus denen er sogar die baldige Auflösung dieser, mit so gewaltigem Eifer errichteten Communalgarde prophezeit, zumal da sie von ihren Mitgliedern einen so großen Aufwand an Zeit, Geld und körperlicher Anstrengung erfordert, worüber die Frauen der verheiratheten unter ihnen längst sehr ungehalten worden sind. Auch die Regierung und der Landtag beabsichtigen, wie ein unverbürgtes Gericht sagt, die Auflösung aller dieser Communalgarden, indem sie bereits eine allgemeine Landesbewaffnung nach Art der Preußischen Landwehr beschlossen haben. Einen Hauptstreit unter unsrer Communalgarde hat die, von ihr selbst durch Klage über die Enge ihrer bisherigen Wachstube im Polizeigebäude veranlaßte Einrichtung eines neuen sehr bequemen und anständigen Wachtlocales in dem daneben liegenden Rathskellergebäude, erregt, das die mehrsten Compagnieen, weil sie behaupten, die Polizeibehörde wolle sie dadurch als eine ihnen lästige Wache nur von sich entfernen, nicht beziehen wollen; obschon sie dazu von ihrer Organisationscommission, an deren Spitze ihr eigener Commandant steht, beschieden worden sind. Letztrer besprach sich deshalb endlich selbst mit jeder einzelnen Compagnie („als Camerad" wie er selbst erklärte) am 21sten und 22sten Juni, aber ungeachtet aller seiner, auch hierbei bewiesenen, außerordentlichen Humanität, mit der er kurz vorher auch die ganze Communalgarde bei der Taufe eines ihm jüngst gebornen Sohnes zu Gevattern gebeten hatte, stimmte eine Mehrheit von 11 Compagnieen für die Beibehaltung des alten Wachtlocals, dessen Erweiterung sie zugleich verlangte, und mehrere Sprecher derselben, als die obenerwähnten Schröter und Gleich, benahmen sich dabei dergestalt gegen den Commandanten, daß dessen unendliche Langmuth, mit der er noch immer diese Stelle bekleidet, da ihm all' seine Liebe und Mühe für die Sache mit so viel schnöddem Undank belohnt wird, mit Recht im Janus bewundert worden ist. Unser neuer Rath, der sich bereits durch seine musterhaften Verfügungen im Betreff des Schul- und Armenwesens, der Schutzblattern, Cholera und überhaupt der Gesundheitspolizei sehr um unsere Bürgerschaft verdient gemacht, hat es mit drei Parteien unserer Bürgerschaft zu thun, von denen die eine sich das Alte zurückwünscht, die zweite für das Neue, die dritte aber mit keinem von Beiden zufrieden ist, sondern noch mehr haben will, nämlich Pöbelherrschaft. Für diese letztere haben sich mehrere Journalisten, wie Herr Gleich, Herloßsohn, Spazier, v. Alvensleben und Schröter, um ihren Blättern mehreren Absatz zu verschaffen und die Rolle von Volksmännern zu spielen, das Wort in ihren Zeitblättern angemaaßt, daß die Regierung sich leider genöthigt gesehen hat, die bisherige Milde der Censur wieder einzustellen, und sogar ein neues Censurcollegium seit Mitte Juli anzuordnen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 183. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 3. August. 1831.

Epiphonem

an das Leipziger Censur-Collegium und dessen Vorsteher:

Dr. Christian Daniel Beck, Dr. Karl Friedrich Schaarschmidt, Jacob Friedrich Müller.

Dicamus bona verba!

Der höchsten Erdengüter höchstes Gut,
Es lieget in der Schrift und in dem Worte
Das ohne Scheu, durchglüht von heil'gem Muth,
Und frei hervortritt aus der Lippen Pforte,
Das für die Wahrheit kämpft und nimmer ruht,
Das sich dem Menschenrechte stellt zum Horte,
Das, wo sein Klang in freien Lüften tönet,
Den Staat mit Segen, Ruhm und Ruhe krönet.

Wo sich das freie Wort nicht rührt und regt,
Wo Willkür es mit eisernen Gewalten
Und mit Vernichtungsgier zu Boden schlägt,
Da kann kein Glück sich und kein Heil entfalten;
Wo Unvernunft die Kerkerschlüssel trägt,
Um in Verschluß das freie Wort zu halten,
Da dorren bald im Völkerbaum die Säfte
Und schwinden hin des geist'gen Lebens Kräfte.

Des freie Wort, es hat der Flügel Kraft,
Mit der die Kunst zu kühnem Flug sich hebet;
Das freie Wort, es stärkt die Wissenschaft,
Daß sie empor zu höhern Lichthöh'n strebet,
Das freie Wort ist's, das den Geist errafft,
Daß er zum Guten schwört, vor'm Bösen bebet;
Das freie Wort ist's, das Orkan und Wogen
Sich legen heißt und spannt des Friedens Bogen.

Dieß freie Wort, es steht in Eurer Macht,
Ihr sollt, verehrte Triumvirn! es leiten;
Es soll, von Euch beschützet und bewacht,
Einher auf Bahnen des Triumphes schreiten:
Zerstreuet d'rum der Vorurtheile Nacht,
Und laßt den Tag der Wahrheit sich verbreiten,
Laßt kein Phantom und keiner Rücksicht Krümmen
Zu ungeradem Urtheil Euch bestimmen!

Uebt Euer Amt, doch mehr noch Eure Pflicht
Als Männer, die an Hellas Brüsten tranken,
Zu denen Roma's Heldenvolk noch spricht
Mit seiner kühnen Fülle von Gedanken,
Als Männer, die des Wissens Himmelslicht
Weiht und enthebt des Lebens niedern Schranken,
Bewähret Euch als Areopagiten,
Die Schutz dem Recht trotz der Gefahren bieten.

Seid mild dem Dichter mit dem kühnen Lied,
Zerknickt nicht seiner Hoffnung Blumensenker,
Zeigt hold Euch, wenn vertrauend auf Euch sieht
Der seiner Heimath wohlgesinnte Denker,
Seid mild noch, wenn Ihr Eure Gunst entzieht,
Seid dann Berather noch und weise Lenker!
Nur so wird Ehr' und Segen Euren Mühen,
Nur so kann Sachsens Ruhm von Neuem blühen!

Ed. Bönecke.

James Fenimore Cooper.

(Beschluß.)

Cooper hat seine Fehler, wie wir bereits angedeutet. Für ihn gibt es nur ein Land auf der Welt: Amerika. Die Schlachten von Arabela und den pharsalischen Feldern, von Austerlitz und Marengo sind nichts gegen die Schlacht von Bunkers Hill. Die übrigen Völker mögen Talente besitzen; Tugenden, die vereinigten Staaten allein: Genie, Größe, moralische Reinheit, Alles, was die Menschheit ehrt, hat sich an den Ufern des Susquehanna und des Delaware concentrirt. Die übrige Welt betrachtet Cooper als barbarisch und verderbt: eine auffallende Verblendung einer ausschließlichen Vaterlandsliebe bei so hellem umfassenden Geiste!

Ein noch größerer Fehler, der seinen Eigenschaften selbst entspringt ist das prosaische und positive Genie, das in seinen Werken herrscht. Vor ihm war noch kein Romanschreiber aufgetreten, der zugleich Manufak-

turist, Künstler und Handwerker gewesen. Cooper ist dieses Alles. Er materialisirt das Interesse seiner schönsten Stellen. Läßt er ein Schiff vom Stapel, so gibt er uns eine Abhandlung über den Schiffbau. Reißt ein Tau, so erzählt er uns, wie die Seile verfertigt werden und durch welche mechanische Vorkehrung man diesen Unfall hätte verhüten können. Er sagt Alles, und darum zu viel. Er läßt keinen Umstand unerklärt, keine Lücke, ohne sie zu zergliedern, keinen Pfosten des Schiffes, ohne zu erzählen, aus welchem Holze er besteht. Feind des Idealischen, verfährt er als Chymist, als strenger Analyst, als Mechaniker, der sich von Allem Rechenschaft gibt. Auf diese Weise beobachtet er die Menschen selbst, und unterwirft sie einer mühsamen, unerbittlichen Untersuchung.

Seine Lebensgeschichte ist kurz. Seine Familie, aus der Grafschaft Buckingham in England stammend, ließ sich gegen das Jahr 1679 in Amerika nieder. Im Jahr 1789 wurde er zu Burlington an den Ufern des Delaware geboren, und seine Erziehung begann im Collegium von Yale (New-Haven). Mit dreizehn Jahren trat er in den Seedienst. Diesem Ereigniß verdankt er die Richtung seines Geistes; auf seinen Seefahrten sammelte er die Elemente zu den erhabenen Gemälden, die die Welt jetzt in seinen Werken bewundert. Er vermählte sich mit der Tochter Peters von Lancey, verließ den Seedienst und widmete sich seit dieser Zeit ausschließlich der Herausgabe seiner Romane. Jedes Jahr ließ er einen neuen erscheinen. Sie wurden in's Deutsche, Französische und Italienische übersetzt und erregten großes Aufsehen in Europa. Doch Cooper selbst vergaß sie, sobald sie erschienen waren: niemals warf er, nach seinem eigenen Geständniß, einen Blick wieder auf die Werke, die er herausgegeben.

Er brachte einen großen Theil seines Lebens auf dem Continent, und vorzüglich in Paris zu. In England verhinderten ihn seine Freimüthigkeit, seine strenge Lebensweise, seine republikanischen Grundsätze, die er nicht verheimlicht, sein Nationalstolz, den er unumwunden äußert, sich jene Gewandtheit der großen Welt anzueignen, die man so oft auf Kosten der Aufrichtigkeit und Redlichkeit erwirbt. Seiner Ansicht nach sind die Großen ein kostbarer Luxus, und die Könige eine glänzende Ueberflüssigkeit. Er hält auf wohlfeile Regierungen, und glaubt nicht, daß die Philosophie und die Vernunft jene prächtigen Zierrathen gut heißen, die das Gebäude unserer Gesellschaften schmücken. Trotz dieses Glaubensbekenntnisses ward er von den höhern Ständen immer mit Bewunderung und Hochachtung aufgenommen. Er ist stolzer darauf, Amerikaner und Sohn einer freien und blühenden Republik, als Mann von Genie zu sein.

In Wahrheit, er vereinigt in sich das männliche, positive, industrielle Genie seines Landes; dieser Quelle entspringt sein Talent, und mit Recht ist er stolz auf das Vaterland, das ihm seine Meisterwerke eingeflößt.

VIII.

Ländlich, sittlich.

Aus den Asiatic researches.

Der Batta (Urstamm der Bewohner von Sumatra) wenn er alt und gebrechlich und der Welt satt geworden ist, ladet seine Kinder ein, ihn zu speisen, in der Jahreszeit, wo das Salz am wohlfeilsten ist. Er steigt dann auf einen Baum, um welchen sich seine Freunde und Verwandte versammeln, und während sie den Baum schütteln, und den Todtengesang anstimmen: „Die Jahreszeit ist gekommen, die Frucht ist reif, und sie sei dem Baume entnommen," steigt er herunter und empfängt den Todesstreich von seinen nächsten Verwandten, die dann sogleich seinen Leichnam zum Todtenmahle verzehren.

Mariannus.

Nachruf
an
Fräulein Caroline Müller,
Herzogl. Weimar. Hofsängerin,
nach ihrer Abreise von dem königl. Sächs. Hoftheater zu Leipzig am 18ten Juli 1831.

Dem Verdienste seine Kronen!
Schiller.

Hoch thront die Kunst, zu ihrem Tempel führen
Der Stufen viel', und nur ein läng'res Streben
Vermag zur höchsten Stufe zu erheben
Und zu den Kränzen, die dem Sieg gebühren.

Doch Ehre da, wo seltne Kraft zu spüren,
Und wo der Kunst sich weiht ein schönes Leben,
Wo sich Bescheidenheit und Fleiß verweben
Und jedes bess're Herz zur Freude rühren!

So ehr' ich Dich, Du süße Philomele!
Noch ist von Deinem Sang erquickt die Seele
Und heißt mich Dir die Abschiedsworte senden:

Nur Muth! nur Muth! Du darfst auf Hohes hoffen:
Es stehen Dir des Ruhmes Pforten offen
Und Glück wie Kunst wird Dir den Lorbeer spenden!

Ed. Bönecke.

Reise-Zeitung.

Reise-Reminiscenzen

von M. Cunow.

4. Dresdener Straßen-Merkwürdigkeiten.

(Beschluß.)

In der Dresdner Haide, der Umsicht aus dem Wagenfenster beraubt, glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als etwa folgende kleine Satire zu schreiben:

Warum Deutsche von sogenanntem Stande Französisch sprechen.

Bekanntlich ist die deutsche Sprache für Ausländer schwer zu erlernen, warum nicht auch für Inländer, für die ja, wenn sie zur Welt kommen, Deutschland ebenfalls ein Ausland ist? Nun aber genießen gerade die Kinder der hohen wie der niedrigsten Stände den schlechtesten Unterricht in der Muttersprache. Der junge Stammhalter wird einer Amme übergeben; auf die Beine gebracht, treibt er sich, um frühzeitig befehlen zu können, zwischen dem Gesinde herum und lernt so einiges Bauern- und Pöbel-Deutsch und namentlich den Theil der Sprache, welcher die Schimpfnamen und Flüche bildet, vermittelst deren er einst bei seinen Landsleuten zu imponiren gedenkt. Später wird der seltenen Pflanze, der Mode und des Zeitvertreibs wegen ein Hofmeister gegeben, denn das alte Blut in den jungen Adern sichert dem Sprößlinge eine der ersten Stellen im Vaterlande zu, ohne daß er nur halb so viel zu lernen braucht, als die Leute niederer Extraction, die man ihm untergeben wird. Von einigem guten Styl kann also gar nicht die Rede sein, ja kaum von Lesen und Schreiben. Die deutschen Buchstaben sind aber auch schwer, sowohl in der gothischen Druckschrift, als in der dem Arabischen ähnlichen Handschrift. Ich bin zufrieden mit Ihnen, Messieurs, wenn Sie Ihren Namen unleserlich schreiben können. — Ah, ce pauvre homme écrit ce qu'il a depensé. (Ach, der arme Mann schreibt sich auf, was er ausgegeben hat.) — Non, Messieurs, il écrit ce qu'il publiéra. (Nein, meine Herren, er schreibt etwas, was er herausgeben wird.)

Ganz anders verhält es sich mit der französischen Sprache, die ist so leicht, daß selbst Hunde das nöthige Französisch bald verstehen lernen. Ein verlaufener Franzose bringt dem Junker unter Complimenten, Schmeicheleien und Zoten irgend ein Patois bei und nun ist dieser reif für die große Welt und sitzt voll Dünkel in der Kutsche einem Manne gegenüber, der, blos aus einer gebildeten Familie entsprossen, selber seine Bildung so weit hat treiben müssen, daß er, eben in dieser Kutsche, Jenem gegenüber eine gute deutsche Satire auf dessen Parliren schreiben kann. Daß Sie in Gesellschaft Gebildeter nicht Deutsch sprechen, meine Herren, darüber sind Sie entschuldigt, eine gerechte Schaam hält Sie ab, mit Ihrer Art von Deutsch hervorzutreten. Aber auch wegen Ihres Französischen sind Sie gerechtfertigt, jenes sei so schlecht es wolle. Die hohen Stände — ich bleibe bei'm gewöhnlichen Ausdruck, ohne hier dessen Sinn zu erwägen — lieben einmal das Französische in Krankheiten, Speisen, Kleidern, Sprache und Literatur; was Wunder, wenn Sie, die Sie sich, wie ich wetten wollte, zu jenen rechnen, dasselbe thun und eben um mir zu erkennen zu geben, daß Sie von Stande sind, hier in der Kutsche unter lauter Deutschen ohne alle Noth Französisch sprechen, denn in wie weit Sie sonst Französisch sein mögen, dieß zu bestimmen, will ich den Aerzten in der Stadt überlassen. Auch ist nicht zu läugnen, daß die Deutschen etwas Gerades und Biederes, Gründliches und Philosophisches haben, welches macht, daß Deutsche von Ton und Welt sich ihrer Nation schämen und diejenige fremde Maske vornehmen, welche sich am leichtesten durchführen läßt, die Französische nämlich. Denn die Franzosen haben statt des plumpen Menschlichen und Deutschen so etwas leichtes Aeffisches an sich in Bewegungen, Sprüngen, Grimassen und Complimenten, desgleichen im Plappern und Parliren, daß die feine deutsche Welt sich bisher kein besseres und näheres Muster zu wählen gewußt, denn die übrigen Affenarten wohnen etwas weit entfernt in Asien und Afrika. Nunmehr können doch Leute von Stande auch in Deutschland ihrem Stande gemäß sprechen, ohne etwas zu sagen, und Complimente und Versprechungen austheilen, mit denen es ihnen kein Ernst ist, was sich Alles auf Deutsch nicht so gut macht. Und wenn heut' zu Tage Ausländer, z. B. Franzosen und Britten, Deutsch lernen, um die deutschen Klassiker lesen zu können, so nehmen dagegen Deutsche von Stand Franzosen in die Hand, weil diese die Oberflächlichkeit der feinen Welt erforden und darbieten. Meine Herren, ich würde es Ihnen wirklich einigermaßen übel nehmen, wenn Sie sich erdreisten wollten, Deutsche zu sein, es ist genug, wenn Sie, als Edelleute, parliren. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Augsburg.

Man kann es hier, wie vielleicht auch anderwärts, bemerken, daß immer zuerst nach jenen Zeitschriften gegriffen wird, welche Bildchen, wenn es auch mitunter Caricaturen sind, aus der lieben Vaterstadt bringen. Wir möchten nun in Augusta diese Gunst auch unserm Planeten erwerben, nach welchem hier jetzt freilich noch gar nicht gegriffen wird, da kaum ein paar Exemplare — Verzeihung, wenn ich irre! — sich bis zu den Ufern des Lech Bahn gebrochen haben dürften. Aber bei dem weiten Wege und dem ju-

gendlichen Alter des Planeten ist es auch nicht wohl anders möglich. Es soll damit besser werden, wenn die zwar flüchtigen, aber doch getreuen Federzeichnungen, welche wir von Zeit zu Zeit ihm zu liefern gedenken, die Aufmerksamkeit der Leser zu gewinnen vermögen. Doch, wie gesagt, nur zu Skizzen, und ohne uns an eine bestimmte Ordnung der Gegenstände oder eine strengere Regelmäßigkeit der Lieferungen zu binden, als eben Zufall und Laune herbei führen, können wir uns anheischig machen. Zur Sache! — Das Aeußere unserer Stadt und ihrer Umgebungen ist freundlich, einladend und vielversprechend, fast mehr versprechend, als sie halten; denn die vielen schönen Plätze und Straßen sind nicht mit vielen und noch weniger heiteren Bewohnern angefüllt. Doch dergleichen allgemeine Notizen kann man in jedem guten geographischen Handbuche finden; wir wollen Einzelnes beschauen. Von unserer Geselligkeit weiß der Zeichner wenig zu sagen, da er selbst keiner der geselligsten ist; es mag eben so gut oder so übel mit ihr stehen, als es in einer Handelsstadt, deren Flor noch überdieß leider nicht in seiner Entfaltung begriffen ist, und in welcher zwei verschiedene Religionsparteien — die Katholiken sind nach der Zahl, die Protestanten nach dem Vermögen der überwiegendere Theil — sich noch ziemlich schroff und mißtrauisch einander gegenüber stehen. Auch der Hang, sich in eine Menge größerer oder kleinerer abonnirten Gesellschaften zu zersplittern, stört die allgemeine Geselligkeit. Diese Privatzirkel jedoch bieten zur Winter- und Sommerzeit ihren Theilnehmern und auch eingeführten Fremden mannigfaltige Unterhaltungen dar. Dem Zustande der Geselligkeit entspricht hier in der Regel der unserer geistigen Bildung. Vereinzelt trifft man schätzbare Erscheinungen. Auf gleiche Weise steht die Schönheit und Kraft des hiesigen Menschenschlages bei beiden Geschlechtern so ziemlich dem zuvor angedeuteten Flore des Handels entsprechend gegenüber. Die öffentlichen Geburts- und Sterbelisten weisen alljährlich eine betrübende Abnahme der Bevölkerung nach. Zufolge der Meinung der Aerzte verschuldet dieß neben dem sinkenden Wohlstande die häufig vorkommende üble Beschaffenheit mancher Lebensmittel. Vorzüglich allgemein und gegründet ist die Klage über unser sonst so gutes und berühmtes Bier. Es ist nicht nur zu geringhaltig, sondern soll auch von ungesunden Surrogaten nicht frei sein. Auch dem Brode sieht man es nicht an, daß wir uns mitten in einem der gesegnetsten Getreidelande befinden. Bier und Brod aber sind die ersten Lebensbedürfnisse unserer Gegend. Die dem bürgerlichen Magistrate, nach dem neuen Gemeindegesetze, übertragene Beaufsichtigung der Lebensmittel vermag aus vielen leicht errathbaren Gründen — der erste heißt manus manum lavat — dem Uebel nicht genügend abzuhelfen. Woher also die nöthige Hülfe kommen werde, ist schwer zu enträthseln. Selbst der so eben am Ende unzähliger, von oft entgegengesetzten Interessen angestimmter Klagen bis zum dégout wiederhallende Refrain: die biedern, einsichtsvollen Landstände, der gerechte und weise König werden u. s. w., wäre hier hoffnungsloser, als bei manchen andern Gegenständen angebracht, von denen wir nur einerseits die Bitten der Handelsleute um niedere und andererseits die der Fabrikanten um hohe Mauthen; dann die der Producenten um Gewerbezwang und die der Consumenten um Gewerbefreiheit anführen wollen. Die friedliche Ausgleichung so disparater Interessen dürfte wohl eben so schwierig sein, als jene des absoluten und constitutionellen Prinzips, um die es sich in der Welt gerade handelt; schwieriger also noch als die unserer 99 Brauer (gewiß eine hinlängliche Anzahl für eine Bevölkerung von einigen und zwanzigtausend Menschen — dann auch hätten wir schreiben sollen Brauherren, da sie fast sämmtlich in Palästen wohnen und in Equipagen fahren) mit dem Publikum.

Unsere Kunst spricht bescheiden keine höhere Rangstufe als die oben der Geselligkeit u. s. w. eingeräumte an. Sie gedeiht eben so wenig, als sie gepflegt wird. Ich wüßte keinen bedeutenden Namen und keine hervorragende Leistung zu nennen. Das Theater vegetirte während des Winters zwar nicht üppig fort, aber doch über das Verhältniß der kargen Tageseinnahme, worauf es beschränkt ist. Während des Sommers wird es heuer geschlossen bleiben. Für die Musik, deren Blüthe auch früher schon erfreulicher sich entfaltet hatte, scheint ein Liederkranz, der sich jüngst bildete, eine bessere Zeit herbei führen zu wollen. Von dem Stande unserer Literatur, respective unseres Buchhandels sind Sie in Leipzig zuverlässig gründlicher unterrichtet, als es diese Mittheilung vermöchte. Im Allgemeinen ist davon zu melden, daß er sich gegen sonst etwas erhebt. Unter mehrerem Erwähnungswerthen nennen wir mit fast unbilliger Vorliebe nur die bei Kollmann (Firma: Wolff'sche Buchhandlung) erschienenen Betrachtungen über Gemeindeverfassungen und Gewerbewesen von Beisler. Uns ist in unserem übrigens kleinen Gesichtskreise wenigstens kein zeitgemäßeres Werk begegnet. Wären wir ein Regent, so hätten wir den Verfasser von der Stelle eines Regierungsrathes, die er bekleidet, zu unserem Staatsrathe erhoben. Wir können indessen diese unsere Meinung um so weniger für infallibel erklären, als sie die Wirklichkeit schon zur Gegnerin hat, indem Beisler, statt befördert zu werden, beseitigt wurde. Allen kann man nicht gefallen. Unser Zeitschriftenwesen steht auf genügender Stufe, wenn man sein noch ganz jugendliches Alter berücksichtigt.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 184. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 4. August. 1831.

Politische Distichen-Schnur.*)

Attendite animum!

Preis und Ehre dem Fürsten, dem Preis und Ehre gebühret,
Einen verachtenden Blick, wer die Verachtung verdient!

Rastlos strebe der Fürst, das Volk, das ihm ward, zu beglücken,
Ewigen Ruhmes voll lebet sein Name dann fort.
Aber vermißt er sich frech, die heilige Pflicht zu verletzen,
Trifft des Tyrannen-Fluchs lastende Bürde sein Herz.

Können und Wollen vereint sich am Thron zum harmonischen Ganzen,
O daß zum Glück und zum Heil Beides harmonisch stets wär'!

Nur bei Gerechtigkeitssinn und bei heilig gehaltener Tugend
Steht auf der Menschheit Höh'n hehr und verehret der Fürst.

Treiber dem Volke zu sein und despotisch die Geißel zu schwingen,
Aufruhr erzeugt es und Mord, Sturz und Vernichtung des Throns.

Neu'rung zu wahrem Wohl bringt Ruh' und Segen dem Staate,
Trotz doch gebiert sie, oft Krieg, wenn sie den Zweifel erregt.

Innig geliebt zu sein vom Volk, wie August der Gerechte,
Nähert der Gottheit an, hebt zu den Sternen empor.

Edmund Berger.

Eine Scene in Florenz.

(Vierzehntes Jahrhundert.)

„Siehst Du jenen Mann dort, der sein Haupt in ein Buch neigt neben einem der Stände, wo die reichsten Buchhändler von Florenz ihre Waaren verkaufen? Die Kopisten der Sorbonne senden sie hierher, um einen höheren Preis dafür zu erhalten, als in Paris. Offenbar ist dieser blasse, hagere Mann, der an der Thüre des Buchhändlers steht, zu arm, um den Schatz zu kaufen, den er in seinen Händen hält, aber er verzehrt ihn mit den Blicken, und wird den Inhalt in seinem Gedächtnisse mit forttragen. Die geschäftige und geräuschvolle Menge schwärmt um ihn herum; Florentinische Edle in anmuthig gefalteten Mänteln schreiten an ihm vorüber; junge, schöne, hochgeborne Fräuleins, und hochehrwürdige Matronen ziehen auf prangenden Zeltern vorbei, ihnen folgen Knappen und Pagen, mit Goldspangen verzierte Gebetbücher tragend; dann das Volk, lärmend und dem Zuge Beifall rufend — er aber bemerkt nichts von dem Allen, und steht unbeweglich wie eine Statue. Das schwarze, wallende Haar, die Adlernase, die hohe gefurchte Stirne, der fest zusammen gepreßte Mund, und sein stolzes, ernstes Antlitz gebieten Aufmerksamkeit und Achtung. Unwillkührlich trennt sich der Zug, um ihm Platz zu lassen, und mehr als ein junges Mädchen, das vorüber geht, bekreuzigt sich, und blickt fromm zur Madonna empor, die über der Thüre in einer Nische angebracht ist."

„Störe den Mann nicht, geh sachte vorüber!" sagte eine der Letzteren zu ihrer Gefährtin.

„Warum, Camilla?"

„Es ist der Mann, der in die Hölle niedersteigt, wenn es ihm gefällt, und die Gegenstände seines Hasses mit hinunter führt."

„Wie! der ist es?" erwiederte die Andere, und Beide beschleunigten ihre Schritte. Indessen erhob der Fremde, welcher ihren Schreck erregt hatte, das Haupt, lächelte und ward alsbald wieder von dem Inhalte des Buches ernst gefesselt.

Da ritt ein Geistlicher auf einem reich gezierten Maulthiere vorüber. Einen Augenblick lang ließ er

*) Nach gegebenen Anfangsbuchstaben, die man nach Belieben auf Akrostichons-weise lesen kann.

die Zügel nach, weilte und murmelte: „Lies, Bianco *), Morgen sollst Du brennen!“

Vielleicht hörte es der Fremde, jedoch erhob er sein Haupt nicht, sondern fuhr fort, regungslos zu lesen. Die Nacht sank nieder, er schloß das Buch mit einem Seufzer, stellte es wieder hin, und schied: seit Anbruch des Tages hatte er an diesem selben Platze gestanden.

(Beschluß folgt.)

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Umsonst bat er ihn in den freundschaftlichsten Briefen auf das Dringendste, zu ihm zurückzukehren. Herr von Feucheres blieb unerschütterlich bei seinem Entschlusse und pries sich glücklich, noch so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein. Er bat das Kriegs-Ministerium, zur Armee nach Spanien versetzt zu werden, welches ihm auch gewährt wurde, worauf er sich förmlich von seiner Frau scheiden ließ.

Nach diesem ärgerlichen Auftritte glaubte der Prinz die Frau von Feucheres aus seinem Hause entfernen zu müssen; aber schon nach wenigen Tagen kehrte sie in den Palast zurück. Von ihrem Gatten verlassen, vermochte Nichts mehr ihren Aufenthalt in demselben zu rechtfertigen. Sie entehrte das Haus, dessen Ehre allein die Frau Gräfin von Nülli, die anerkannte natürliche Tochter des Prinzen war. Konnte man es ihr verdenken, daß sie sich weigerte, mit jenem Weibe an einer Tafel zu speisen? Dieß mußte sie indessen theuer büßen. Auf Anstiften der Baronin wurde sie sammt ihrem Gemahle aus dem Palaste vertrieben, Letzterer aus dem Cadre des Herzoglichen Hauses gestrichen und der Tochter sogar der Abschied von dem Vater und die ihr bestimmte so mäßige Mitgabe von viermal hundert tausend Franken verweigert. Da die Baronin diesen Scenen nicht beiwohnen wollte, machte sie indessen in Begleitung des Marquis de la Carte und des Herrn von Choulot und seiner Gemahlin eine Reise nach Italien. Bei ihrer Zurückkunft fand sie, wie ihr der Herzog versprochen, alle ihre Widersacher aus dem Hause entfernt.

Dieß Alles genügte indessen ihrem Ehrgeize noch nicht. Mittels einiger Millionen hatte sie ihren Neffen baronisiren lassen und ihre Nichte an den Marquis von Chabanne la Palier verheirathet; aber die Familie hatte bisher immer durch die falsche Stellung der Tante Feucheres gelitten. Herr von Chabanne benutzte daher die erste Gelegenheit, den Ex-König und die Dauphine um die Erlaubniß zu bitten, daß ihnen seine Tante ihren Hof machen dürfe. Die Dauphine fand großes Bedenken, diese Bitte zu gewähren. Endlich aber bewilligte sie dieselbe mit der Bemerkung: „Im Grunde ist es blos eine Canaille mehr; wir empfangen deren schon so viele andere! . . .“

Von nun an ließ die Baronin ihrem Ehrgeize und ihrer Habgier alle Zügel schießen. Sie geizte nach nichts Geringerem, als nach den sämmtlichen Besitzungen und Reichthümern des Prinzen, und ließ nicht nach, ihn mit Bitten und Thränen, Liebkosungen und Vorwürfen so lange zu bestürmen, bis er endlich, des ewigen Kampfes müde, den 30sten August 1829 zu ihren Gunsten folgendes Testament machte:

„Ich Endesunterzeichneter Ludwig Heinrich Joseph, Prinz von Condé, Herzog von Bourbon, ernenne und setze hiermit meinen Taufpathen Heinrich Eugen, Philipp Ludwig von Orleans, Herzog von Aumale, und im Falle dessen Ablebens den jüngsten seiner Brüder zu meinem Universalerben ein.“

„Ich vermache der Frau Sophie Dawes, Baronin von Feucheres eine Summe von zwei Millionen, welche ihr gleich nach meinem Hintritte baar und frei von allen Einregistrirungsgebühren und andern Unkosten aus meinem Nachlasse bezahlt werden soll.“

„Ich vermache ihr ferner zu vollem Eigenthum: 1) mein Schloß sammt Park von Saint Leu Taverny; 2) mein Schloß mit dem Park von Boissy sammt Allem, was dazu gehört; 3) meinen Wald von Montmorency mit allen seinen Zubehörungen; 4) mein Schloß und meine Domaine von Mortefontaine in dem Zustande, worin sie sich befinden und wie ich sie laut den Contrakten vom Juli 1827 und August 1829 von dem Herrn von Villeneuve gekauft habe; 5) den Pavillon, den sie mit ihren Leuten in meinem Palaste Bourbon bewohnt, mit allen Zubehörungen; 6) alle Mobilien, Pferde, Wagen ꝛc.“

„Alle Mutations- und Einregistrirungsgebühren sollen aus meinem Nachlasse bezahlt werden, so daß besagte Frau Baronin von Feucheres unbeschwert in den Genuß aller dieser Güter tritt.“

„Ich will, daß mein Schloß Ecouen in eine wohlthätige Anstalt zu Gunsten der Kinder, Enkel oder Nachkommen ehemaliger Offiziere oder Soldaten der ehemaligen Armeen von Condé und der Vendée verwandelt werde.“

„Ich gebe dann das Schloß und die Waldungen, welche dazu gehören, der Frau Baronin von Feucheres, die es übernimmt, obige Anstalt zu stiften, wodurch ich ihr einen neuen Beweis meines Vertrauens geben will.“

„Zur Bestreitung der Auslagen dieser Anstalt bestimme ich eine Summe von hundert tausend Livres, welche jährlich und auf ewige Zeiten von meines Neffen Sohn, dem Herzog von Aumale oder seinen Repräsentanten bezahlt werden soll. Hinsichtlich der Erfüllung meiner Absicht, so wie der Art und Weise, wie diese Anstalt gebildet werden soll, verlasse ich mich auf die

---

*) Zu Dante's Zeiten bekämpften sich in Florenz die Faktionen der Weißen und Schwarzen — Bianci e Negri.

Sorgfalt besagter Frau Baronin und auf die Genehmigungen, die sie zur Errichtung derselben nachzusuchen haben wird."

„Meinen Beamten und Dienern gebe ich als Pension . . . . . "

„Testaments-Executor, Herr von Súrval."

„Geschehen im Palaste Bourbon ꝛc."

Aus diesem Testamente sieht man, wie viel sie von dem Prinzen gefordert. Sie verlangte überdieß noch ein reich mit Diamanten garnirtes Kästchen, welches dem Prinzen sehr theuer war, weil er es von seinen Voreltern ererbt. Er wußte dasselbe vor ihrer Habgier nur dadurch zu sichern, daß er es in die Hände des Herrn von Súrval gab.

Da sie von nun an nichts mehr von der Zeit, noch von ihrer fernern Verstellung zu hoffen hatte, indem man für sie alle Vernunft und selbst die Rechte des Bluts hintenangesetzt, ließ sie allmählig die Maske fallen und alle Rücksichten gegen den Prinzen außer Acht. Er hatte ihrer Herrsch- und Habsucht Alles, selbst seine Vaterpflichten gegen seine ihm sonst so theure Tochter und seine natürlichen Verhältnisse gegen seine erlauchten Verwandten aufgeopfert, um sich dafür in seinem Alter Ruhe und Frieden in seinem Hause zu erkaufen. Statt dessen aber erndtete er ihrerseits den schwärzesten Undank, ja sogar Hohn und die bittersten Vorwürfe und Verdrießlichkeiten, die ihn endlich zu dem Entschlusse vermochten, sich in seinen alten Tagen nochmals aus seinem Vaterlande zu entfernen. Er hatte sich von seinem General-Intendanten eine Million in Banknoten zustellen, und insgeheim alle Vorkehrungen zu seiner Abreise treffen lassen, als dieselbe von Herrn von Flassan, einem Neffen der Baronin, ausspionirt wurde. Ihre Thränen, über die sie stets disponiren konnte, kamen ihr jetzt gerade zur rechten Zeit zu Hülfe, um den Prinzen von seinem Vorhaben abzuhalten. Wenige Tage vor seinem Tode hatte sich indessen dasselbe bei ihm erneuert, und der treue Manoury, sein Kammerdiener in der Stille bereits alle Anstalten zur Abreise getroffen, so daß dieselbe ganz unbemerkt hätte Statt finden können, da — brach in Paris die Revolution des Juli aus.

Der Herzog erschrack, obgleich er den Handlungen Karls X. noch fremder war, als eine Menge Höflinge, die nichts dabei verloren. Aber er nannte sich Bourbon und glaubte, der Haß knüpfe sich an den Namen, während er sich nur an die Personen knüpfte. Die Baronin hingegen war über diese Revolution vor Freuden außer sich, nicht über den Ruhm der französischen Nation, gegen die sie den tiefsten Haß hegte, sondern weil sie nun glaubte, Niemanden mehr über sich zu sehen und sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß das Wort Gleichheit das verworfene Weib der tugendhaften Frau gleichstellen werde. —

(Fortsetzung folgt.)

Neues Phänomen.

Ein Komet hat seinen starren Flammenbesen in einen wedelnden Hundeschwanz umgewandelt. Wer sich davon überzeugen will, lese, was der Herloßsohn'sche Komet in seiner Beilage für Literatur u. s. w. Nr. 26. S. 205 f. bringt. Es befindet sich da eine mit einigen schlechten Witzen verbrämte Lobhudelei des Leipziger Tageblatts. Wer denkt nicht dabei an frühere Verhältnisse und an das Buch: „Hahn und Henne?" — Lächerlich ist es auch, daß der gelehrte Thebaner, der die Lobhudelei gemacht hat, den Dr. Becker, der nichts ist, als ein emsiger Combinator, dreister Compilator und leidlicher Translator, als den Verfasser, d. h. den Verfertiger aus eigenen Mitteln, einiger guten Aufsätze im Tageblatte rühmt.

— * r.

An einen schlechten Dichter.

Akrostichon.

Du, stolzer Mann dort! *) mit den Wasseraugen
Und ihren irren, geistesleeren Blicken,
Mit Deinem Kegelkopf, für den Perücken
Mit tiefen Garnituren längst schon taugen,

Es trieb mich, Deinen Dünkel einzulaugen,
Recht durchgebeitzet Dich nach Haus zu schicken,
Mit Alpes-Kraft Dich obendrein zu drücken,
Als Vampyr **) in Dein Herz mich einzusaugen.

Recht leicht ist's mit dem Vorsatz mir gelungen:
Schnell kam ein Werk von Dir herbeigesprungen,
Chimärenartig-schlecht, ganz zum Betrauern ***).

Nun konnt' ich mit der Kritik heil'gen Schauern
Ein Urtheil fällen Deinem nicht'gen Dichten †),
Recht mit Gerechtigkeit zu Grund' Dich richten.

*) Es ist bezweifelt worden, ob der Herr, den wir meinen Doctor sei; wir können jedoch aus authentischen Quellen versichern, daß derselbe, wenn auch nicht nach Verdienst und durch Examen, wie andere ehrbare Leute, doch durch das Geld eines in Dresden sehr angesehenen Mannes, Herrn George M....l's vor etwa fünf Jahren den Doctortitel wirklich erhalten hat.

**) „— — — —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Augsburg.

(Beschluß.)

Außer der weltbekannten allgemeinen Zeitung, die wir freilich nur gewissermaßen die unsrige nennen können, besitzen wir drei kleinere politische und ein nicht politisches Localblatt, dann eine constitutionelle und eine satyrische Zeitschrift. Die Namen der drei letzteren sind: Tageblatt, Volksrepräsentant außer der Ständeversammlung und Ahasverus. Endlich haben wir ein Wochen- und Gesetzblatt, ersteres für verschiedene Kauf- und Verkauf-Anzeigen u. s. w., letzteres zur Bekanntmachung der Verordnungen, Beförderungen u. s. w. Eine belletristische Zeitschrift: Die Jahreszeiten, ist im Entstehen.

Unser constitutionelles Leben zeigt gleichfalls im Verhältniß mit seiner Jugend eine erfreuliche Entwickelung. Gleichwie man vor einigen Tagen mit großer Theilnahme aus Münchner Blättern davon Kunde erhielt, daß das dortige Publikum bei der Aufführung des Don Carlos über die Worte: „Geben Sie uns Gedankenfreiheit," in langanhaltendes begeistertes Applaudiren ausbrach, so wurde auch brüderlich mit den Bewohnern der Residenz dem Könige zugejauchzt, welcher vorgestern die berühmte Preßordonnanz vom 28sten Januar außer Wirkung setzte, wodurch unsere nichtpolitischen Blätter sich wieder censurfrei bewegen dürfen. Wenn nur das zu erwartende Preßgesetz nun auch dem Werke die Krone aufsetzt!

Der geduldige Planet vergebe, wenn wir ihn zum ersten Male schonungslos mit zu viel Ballast beschwerten; ein anderes Mal wollen wir uns bestreben, ihm mit kürzeren und ausgesuchteren Waaren aufzuwarten.

E. Pilger.

Aus München, den 1. Juli 1831 *).

Kaum bin ich acht Tage hier, und schon habe ich das Glück, in alle politischen Geheimnisse eingeweiht zu sein — woher — Alles wird hier öffentlich verhandelt und berathen gleich den Vorschlägen und Entwürfen der Ständeversammlung. In München ist ein äußerst reges öffentliches, ein angenehmes Privatleben — dagegen gar nicht zu finden, außer etwa für denjenigen, der die Frau Räthin oder Präsidentin besucht, indessen der Herr Rath oder Präsident im Bierhause sitzt, wo er sich dann leicht und ungestört besser unterhalten kann, als mit den ergrimmten Politikern, welche Baierns poetischen P — c, den Exminister von Schenk (der jetzt zu seiner neuen Bestimmung abgegangen ist) zerfleischen.

Unter uns gesagt, ich möchte nicht in seiner Haut stecken; es muß doch ein höchst unangenehmes Gefühl sein, so ganz umsonst — — geworden zu sein, so von seiner, im Fluge erreichten Höhe herabgestürzt, so vom Ministerthron in der, des regsten Kunstlebens vollen Residenz, auf einen Bürgermeisterstuhl in einer Provinzialstadt gesetzt zu werden.

Er mag's bunt gemacht haben, allein unrecht scheint mir doch, daß Jeder hier auf den gefallenen Löwen losshaut, selbst der Esel aus Lichtwer's Fabel unterläßt nicht, dem Sterbenden einen derben Tritt mit den Hinterhufen zu geben, worüber sich — in jener Fabel — das edle Pferd sehr erboßt.

Sie schimpfen und schelten auf einen gewissen Jemand, daß es ein Gräuel ist. Jesuit und Polignac sind noch die allermildesten Ausdrücke. Ein Epigramm nennt ihn einen tugendhaften Volksverräther, am andern Tage erschien die Anzeige eines Druckfehlers, es sollte heißen:

Tugendhafter Volksvertreter!

Wie Schleiermacher's Predigten (in Berlin) die Fortsetzungen seiner Collegia sind, und er sich gegen seine Studenten auf diese Predigten beruft und bezieht, so sind die Versammlungen in den Bierhäusern (Weinhäuser gibt es in dem Bierlande fast gar nicht, wenigstens ist der Wein sehr theuer und sehr schlecht) die Fortsetzungen der Versammlungen im Ständehaus, und hier wird vorgearbeitet dem, was dort vorgeschlagen, hier wird berathen, was dort durchgesetzt werden soll.

So glaube ich (wenigstens hat man mir es als gewiß erzählt), daß der Minister Schenk im Bockkeller gestürzt worden ist, das heißt, durch eine Gesellschaft, welche sich in diesem Keller, der das stärkste Bier hat, mehrere Male einfand und seinen Sturz berieth. Sic eunt fata hominum! Nun — in Paris wär's ein Ballhaus gewesen, hier war's ein Bierhaus — ländlich, sittlich!

In demselben Bockkeller wird auch Kunst und Wissenschaft berathen, und Martius endlich vollendetes Werk muß sich daselbst betrachten, beleuchten, belachen und bespötteln lassen. Wahr ist's, für die ungeheuren Summen, welche der König Maximilian (der Max! wie sie ihn hier kurzweg nennen) darauf gewandt hat, könnte etwas Besseres geliefert sein.

(Beschluß folgt.)

*) Von einem dritten Correspondenten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 185. (II. Jahrg.) Freitag, den 5. August. 1831.

Memoiren.

Die Politik hat, wie die Residenz- und Provinzialstädte, ihre stehenden Scherzfiguren, die mit irgend einem Spitznamen unter den vernünftigen Leuten umherwandeln, sich hie und da überflüssig machen und, was das Lustigste von Allem, sich förmlich etwas darauf zu Gute thun, daß der städtische Witz sich an ihnen übt und daß sie gewissermaßen in jeder Gesellschaft willkommen sind, freilich aus keinem andern Grunde, als weil sie sich — theils aus Geistesbeschränktheit, theils aus seltsamer Eitelkeit — freiwillig zur Zielscheibe des Bonmotisirens bieten. Unter den politischen Scherzfiguren dieser Art muß Herrn Harro Harring*) der Vorzug zugestanden werden, daß er eine der possierlichsten abgibt, und seit länger haben uns die wunderlichen diplomatischen Jockosprünge dieses kleinen eitlen Mannes — der, wie schon früher irgendwo einmal bemerkt wurde, als Mensch gern den „Apollo vom Belvedere," und als Schriftsteller den „Seume," natürlich in geistigem Duodezformate, spielen möchte — vieles Vergnügen gewährt, was wir demselben hiermit eben so dankbar als wohlgeneigt attestiren. Herr Harro Harring hat seither — einzig zur Belustigung eines kleinen Publikums, ein Umstand, der seine Selbstverläugnung um so menschenfreundlicher stempelt — die Rolle des politischen Staberl übernommen und — dem Verdienste seine Kronen! — diesen bei allen lachlustigen Leuten mit Recht beliebt gewordenen Charakter, den Deutschland vorher nur in der Comödie besaß, mit möglichster Treue und glücklichem Erfolge in die politische Welt hinübergespielt. Gewöhnlich leiden sonst bei dergleichen schwierigen Transporten die Grundpfosten eines Charakters, allein der originelle Harring steht auch in der Politik im vollen Nuancenreichthum eines Staberl da, den er selbst in seinen Schicksalen höchst treffend nachzuahmen weiß. Er ist eitel, trotz dem Wiener Staberl, luftig, schwärmerisch, sentenzenreich, vermeint überall wichtige Entdeckungen zu thun und weiß es heroisch zu maskiren, wenn er sich übertölpelt sieht, hilft das Wetter verderben und sich selbst auslachen, da ihm dieß oft genug von Andern passirt und er daher verlernt hat, es übel zu nehmen, achtet sich, in eben so harmloser als lustiger Verblendung, für einen Schöngeist und Politikus, mischt sich gern in vornehme Gesellschaft und rechnet es sich zur Ehre an, hinausgeworfen zu werden — — alle diese Aufsehen erregenden und verträglichen Eigenschaften besitzt, wie seine, so vielfach von ihm erzählten Abenteuer und die Tendenz seiner Werke darthun, Herr Harring in erster Potenz, kurz er zeigt sich durchgängig eines Staberl würdig — jeder Zoll ein Staberl!

Wollte man, außer dieser schon erwähnten, zu der politischen und literarischen Figur des Herrn Harring noch eine romantische Aehnlichkeit und Wahlverwandtschaft aufsuchen, so wäre dieselbe ohnstreitig am treffendsten in der Gestalt des mannhaften Don Quixote de la Mancha aufgefunden, der an liebenswürdiger Ritterlichkeit und Geistesklarheit mit Herrn Harring einzig wetteifern dürfte. Gleich diesem spanischen „Ingenioso Hidalgo" hat Herr Harring in seiner einzigen Person den großen deutschen Kampf gegen die Windmühlen begonnen und dem Despotismus, der ihm in Gestalt eines Baders entgegengeritten kommt und den edlen Kämpen zu barbieren versucht, glücklich den Helm des Mambrin abgekämpft.

Ganz in dem Geiste eines solchen Don Quixotischen Kampfes war besonders die welthistorische Balgerei des Herrn Harring gegen Herrn Baron von Schweizer, welchem er ein offenes Cartel in alle Welt nachschleuder-

*) Er nennt sich außerdem gern noch: „der Friese von Ibenshof an der Nordsee," wahrscheinlich um dadurch mehr Namen zu bekommen. —

te *), muthmaßlich in der Vorausüberzeugung, daß Letzterer keine Notiz davon nehmen werde. Offen gestanden, sind wir einigermaßen auf Herrn Baron von Schweizer böse, daß er durch seine fulminante Gegenerklärung dem erwarteten Spaße zu schnell ein Ende machte. Er hätte bedenken sollen, daß in dem Hirne eines Don Quixote und Staberl endlich Alles auf bloße fixe Idee hinausläuft und man daher Leuten dieser Art es nicht übel nehmen darf, wenn sie die Ausgeburten ihres Paroxismus keck vor alle Welt hinaustreten lassen, und ich wette, tausend Spaß würde es gegeben haben, wenn man Herrn Harring erlaubt hätte, seine patriotischen Capriolen, seine Deutschlandsbefreier-Sprünge noch eine Weile fort zu treiben. Leuten, welche da sind, Spaß zu machen und sich belachen zu lassen, sollte man nie so schnell das Handwerk legen. — Doch nun zu dem Buche Harrings.

Vielleicht aus dem bekannten Rabener'schen Beweggrunde: daß, wenn das Buch nichts taugt, wenigstens die entliehenen Motto's gut sind — hat auch Herr Harring es dießmal stark mit den Motto's gespielt, denn abgesehen, daß beinahe jedem neuen Abschnitte ein solches vorangeht, reiten gleich dem ersten Capitel nicht mehr als drei Motto's voraus, deren eines von Hutten, das andere aus dem Buche der Maccabäer, das dritte von Börne entlehnt ist. Die hiernächst folgende Zueignung ist wiederum in der bekannten heroisch-stutzerhaften, prahlerischen und bombastvollen Manier des Herrn Harro Harring, sonst aber ohne besonders viel Salz und Kern abgefaßt, wie man sich hier überzeuge:

„Im Morgenroth, an Poniatowsky's Stein,
Weih' ich dieß Buch der Freiheit aller Polen;
Es mög' ein Zeugniß ihres Rechtes sein —
Und meinen Namen nenn' ich unverhohlen.
Die Saat des Herrn wird auch durch Blut gedeih'n —
Das Schwerdt gezuckt „und damit Gott befohlen!"
So werde denn dieß Buch zur freien That:
Denn es enthüllt manch' schändlichen Verrath."

In dem hierauf folgenden anderweit einleitenden Gedichte, (denn der Verfasser spielt es, nach Beseitigung der Motto's, wieder erst mit den Einleitungen, ehe er zur Sache kommt, und so hat der Leser erst die förmliche Polnische Landstraße in Versen zu überstehen, ehe er in das Innere des Landes und des Buches vordringen kann) welchem er die Ueberschrift: „Ich sah das Land!" gegeben hat, wird abermals viel wunderliches Zeug in einander gesprochen, welches mit fabelhaft-schreienden Farben aufgestutzt ist und auf den möglichst grellsten Effect losstrebt:

„Ich sah's und hörte dort mit eignen Ohren, (:)
„„Der Mensch ist Vieh und ward zum Joch geboren.""

Da Herr Harring nicht hinzufügt, wo, aus wessen Munde, bei welcher Gelegenheit, und ob direct oder relationsweise er dieß „mit eignen Ohren" gehört hat, so verliert dieses Histörchen bedeutend an Glaubwürdigkeit und Competenz. Denn diese Worte können eben so gut aus dem Munde des Unterdrückers, als aus dem eines verdrossenen Tagelöhners kommen, der, von der Arbeit erschöpft und empört über den geringen Lohn, mit mißmuthiger Stimme und halb wissenlos hinwirft: „der Mensch ist Vieh und ward zum Joch geboren." Diese Worte können aber auch in einem Irrenhause gesprochen und dort von Herrn Harring eben so gut „mit eignen Ohren" gehört worden sein, haben aber auf diese Weise eben so wenig eine Bedeutung und eben so wenig kann eine Anwendung auf sie gemacht werden, als wenn der Tagelöhner sie auf die angegebene Weise hinmurrt. Nur in dem Munde der Unterdrücker, als Wahlspruch, als System können diese Worte Bedeutung erlangen. Warum nannte Herr Harring den Sprecher nicht? Hätte er z. B. Constantin als denselben bezeichnet, so würde dieser einzige Umstand mehr bewiesen haben, als seine ganzen Memoiren zu beweisen vermögen, ja er hätte sich diese sämmtlichen Memoiren vielleicht ganz ersparen können, und das wäre noch besser gewesen. —

Die ersten Capitel, welche, laut Rubrik noch immer zu der Einleitung zu zählen sind, bringen Buntes und Vermischtes unter einander, und wir können nicht umhin, die ersten, in ihrer Art vielleicht merkwürdig zu nennenden Zeilen hier buchstäblich wieder zu geben. Gewöhnt, allenthalben sich selbst vor Augen zu haben, beginnt Herr Harring — nachdem die Motto's, Einleitungen und Gedichte ihn endlich einmal zur Sache kommen lassen — sein Geisteswerk mit folgenden bescheidentlich hochtrabenden Worten über seine eigne Person:

„Der Leser, der dieses Werk, durch den Titel hinlänglich bezeichnet, zur Hand nimmt, verlangt etwa eine gewisse Autorität des Verfassers in einer so wichtigen Angelegenheit. — Dieser gerechten Forderung suchte ich entgegen zu kommen, indem ich meinen Namen nannte *), der, wenn auch nicht zu den sogenannten „bekannten Na-

*) Hier komme ich auf die Bemerkung zurück, welche man bei Gelegenheit dieses Schweizer-Harring'schen Streites, einst im Janus auszusprechen nicht umhin konnte: „Wer eine Sprache, wie Herr Harring, verführen will und, wie er, stets Degen und Pistolen in der Feder führt, in solch' einem Manne stellt man sich, selbst was das Aeußere anlangt, einen Hünen und Roland vor. Statt dessen ist Herr Harring ein unansehnliches Männchen (wie er in seinen Memoiren selbst sagt, durch einen heftigen Sattelstoß an seiner Gesundheit, mithin an seiner Kraft geschwächt), von zierlich-dürrer, kleiner Gestalt, und einem großen Schnurrbarte, hinter welchem ein düsterlich-hungriges Gesichtchen ironisch Verstecken spielt. Solch ein Männchen, welches in seiner Völkerfreiheits-Schwangerschaft sich an Danton oder Kosciusko versehen hat und den übrigen Mäusen die Keule des Herkules krabbeln hilft, verdient eher, daß man es auslache, als daß man es so derb abfertige, wie Herr Baron von Schweizer gethan hat." —

*) Wo bleibt aber dann die „gewisse Autorität des Verfassers?" — —

men," doch zu denen gehört, die öfters mit Anerkennung genannt werden." — — —

Da Herr Harring — muthmaßlich wider sein Verschulden — hier in einem offenbaren Irrthum befangen ist, indem er seinen Namen denen beigestellt glaubt, „die öfters mit Anerkennung genannt werden," so eilen wir zuvörderst, dieses arglose Mißverständniß des Herrn Harring dahin zu berichtigen, daß sein Name noch nirgend zu einer Anerkennung gedieh, und daß der „bessere Theil der deutschen Lesewelt," dessen „Achtung" er „als Schriftsteller" „gewonnen zu haben hofft," zu wohl unterrichtet ist, um nicht die Mittelmäßigkeit seines — Herrn Harrings — Kopfes und die Halbheit seines Geistes und Wissens eingesehen zu haben. — —

Wenn er ferner in besagter Einleitung der Lesewelt die wichtige Kunde eröffnet: „Vorliegendes Werk bildet den drei und zwanzigsten Band meiner Schriften, wie solches ein angeschlossenes (von uns durchaus keinem Zweifel unterworfenes) Verzeichniß darthut" — so weiß man nicht, ob dieses freimüthige Bekenntniß der wunderlichen Harringschen Selbstzufriedenheit oder, wozu allerdings mehr Grund vorhanden, der Reue entsprungen sein mag? Im letztern Falle ermahnen wir ihn aus unverfälschter Menschenliebe, an diesem lobenswerthen Gefühle der Reue treu und unverbrüchlich zu halten, sich von dem Versucher, der, angethan mit dem Gewande der Eitelkeit und Prahlerei, umhergeht wie ein brüllender Löwe, sich nicht verblenden, geschweige denn zu einer neuen Schrift verführen zu lassen — denn eine Sünde wider Vernunft und Geschmack muß in der Literatur einer Sünde wider den heiligen Geist gleich geachtet werden — sondern die Bücher und Werke, welche er, laut Ankündigung, noch in petto, oder wohl gar, wir wollen nicht gleich das Schlimmste hoffen, schon unter der Presse hat, schleunigst zurückzunehmen und an irgend einen sichern Ort hin zu verbannen, von wo keine Auferstehung ist und kein Leben. — Doch zurück nun von diesem Abwege.

Herr Harring erzählt uns zunächst die Absichten, welche ihn nach Warschau getrieben, ferner seine Anstellung als „Junker" im Kaiserlich Russischen Leibgarde-Lancier-Regimente Cesarewitsch, welche, nach seiner Angabe, „Mittags um zwölf Uhr" erfolgte, nachdem er „Morgens um vier Uhr" Audienz genossen. Beiläufig unsern gerührtesten Dank für die Genauigkeit in Angabe der Tageszeit, welche bei ähnlichen welthistorischen Merkwürdigkeiten, wie die Anstellung des Herrn Harring zu nennen ist, den Geschichtschreibern nicht genug empfohlen werden kann. —

Ferner erzählt er uns: „Die Frucht der bezeichneten zwei Jahre umschließt zum Theil das vorliegende Buch. Es ist eine giftige Frucht, und ich fühle nur allzuwohl, daß sie auf mich selbst zurückwirken, vielleicht gar an meinem Leben nagen kann; — welches dem Leser klar werden wird, wenn er den Inhalt der nächsten Blätter kennen lernte, die ein Beispiel der Art darbieten." — Dieses bedrohliche Beispiel ist nämlich das angebliche Schicksal eines Deutschen, des Lieutenant Märtens aus Hannover, welcher — weil die, der Harringschen Angabe nach durch ganz Deutschland verbreiteten Russischen Spione in ihm den pseudonymen Verfasser eines Werkchens über Rußland*) ausgespürt hatten — mitten im „sichern, friedlichen Dresden" spurlos verschwunden, d. h. „durch heimlichen Ueberfall" förmlich „gestohlen" worden sein soll. Welch trauriges Ereigniß für Deutschland, wenn Herr Harring einmal auf ähnliche Weise gestohlen würde und der Nachwelt nicht einmal ein Grab von ihm bliebe, wohin die Völker wallfahrten könnten! — Allenthalben wiederholen sich nun mit wichtiger und unheimlicher Miene die Versicherungen des Herrn Harring, wie viele Gefahren ihm um dieser Memoiren willen drohen möchten und wie wenig er dieselben fürchte. Wer übrigens so oft und so ängstlich immer die Versicherung wiederholt, daß er sich nicht fürchte, legt nicht eben das beste Zeugniß für seinen Muth ab; Herz und Zunge sind in solcher Beziehung immer getrennte Organe. Sollte aber, was wir kaum glauben, von den vielen ausländischen, im Solde Rußlands stehenden Spionen, die Herr Harring unaufhörlich im Munde führt und die ein stehendes Angstbild seiner forcirten Phantasie auszumachen scheinen, demselben um dieser Memoiren willen wirklich eine Gefahr drohen, so wollen wir hiermit aus guten Herzen bei allen dergleichen Spionen eine Fürbitte für ihn einlegen, indem wir zugleich aus innerster Ueberzeugung die feierliche Bürgschaft leisten, daß diese Memoiren weder Rußland einen Abbruch, noch Polen einen Vortheil bringen, sondern ohne zündende Wirkung vorübergehen werden, wie alles Geistlose und Unerhebliche, wohin gegenwärtiges Buch unbedingt zu rechnen ist. — — —

Die Speckseite dieses dürren Memoiren-Gerichtes bilden noch die „Bilder aus Warschau," in denen uns, obgleich nebenbei auch vieles schon oft und besser Gehörte, doch auch einiges Neue und ein bunter Scenenwechsel aufstößt, der unter der Feder eines geistreicheren Bearbeiters, als Herr Harring, sich recht interessant hätte gestalten können, während die Salz- und Kraftlosigkeit, welche gleich einem Mehlreife sich auf jedes Wort gesetzt hat, auch diese Bilder, zu denen ein besserer Zeichner so reiche Farben aufgefunden haben würde, in eine matte Licht- und Lebenleere zurückdrängt. Wir wohnen hier einer Parade des Großfürsten bei, sehen den eisernen Subordinationsgeist hündischzitternd durch das Mark eines kräftigen Volkes schleichen, sehen Verhöhnung des Menschen- und Völkerrechts, brutalen Despotismus und übermüthige Tyrannenlaune in mehrfacher Wirkung, lauter Dinge, die unser Mitgefühl in den lebhaftesten Anspruch nehmen sollten, wenn sie anders und, wo möglich, von einem Andern gesagt worden wären, als von Herrn Harring. Wirklich muß es Wunder nehmen, daß es Leute gibt, die so viel werden könnten und doch

*) Rußland in der neuesten Zeit von E. Pabel. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung. 1829.

auch so gar nichts sind, daß diese Memoiren, die schon unter der Dressur eines nur mittelmäßigen Talentes sich von selbst zu etwas Außergewöhnlichem gebildet haben würden, unter der cartelsüchtigen Feder des Herrn Harring so total auf den Hefen sitzen geblieben sind, daß in ihnen auch kaum die Ahnung von Geist vorzufinden ist. Herr Harring hat wirklich eine schwierige Aufgabe gelöst, indem er aus einem Stoffe, der eigentlich wider Willen zu Etwas werden muß, nichts machte, und man kommt in die Versuchung zu glauben, daß dieß in Folge einer Wette, absichtlich und à dessein geschehen ist.

Der dritte Abschnitt, „das Recht der Polen," fußt, nach des Verfassers eigenem Bekenntnisse, größtentheils auf fremder Angabe, zu welcher Herr Harring blos seine Glossen macht, um uns zu beweisen, wie sehr Gesetz und Anwendung dort einander widersprechen. Vielleicht ist der Zweck dieser Abtheilung, unter den übrigen, noch am wenigsten verfehlt und am besten angelegt, wenigstens insofern er die meisten seiner Behauptungen durch Beispiele und Thatsachen unterstützt. Von Geist und treffender Widerlegung ist freilich auch hier eben so wenig die Rede, wie in dem übrigen Theile dieses in jeder Hinsicht unmündigen Buches.

Unendlich schwach und matt ist wieder die vierte Abtheilung, „Rückblick und Aussicht," deren eigentlicher Tendenz wir vergebens nachgespürt haben. Herr Harring hat demselben folgendes bescheidene Motto vorgesetzt: „Wer es so weit unternehmen will, dem Drachen die berstende Kugel in den Rachen zu werfen, der muß Daniels Beruf und Muth haben und sich's gleichgültig sein lassen, aus dem königlichen Palaste in die Löwengrube geführt zu werden. Wer sich dieses Heroismus nicht überzeugend bewußt ist, der enthalte sich klüglich, die Götzen der Welt anzutasten ꝛc." Das heißt so viel, als: ich, der Herr Harring, bin der Daniel; Ihr Andern aber möget nur zurückbleiben und meiner Stärke auszurichten überlassen, was Eurer Schwäche ja doch nimmer gelingen würde. O Daniel! o Staberl! — Hierauf zerquält sich Herr Harring mit Skrupeln, wem er eigentlich sein Buch hätte weihen können. Die „kämpfenden Polen" würden wahrscheinlich die Glücklichen gewesen sein, wenn dieser Dedication nicht andere Hindernisse erstanden wären. Er droht bei diesem Hin- und Hererwägen zuletzt beinahe witzig zu werden, und, mit den traurigen Folgen eines solchen Anfalles wahrscheinlich schon vertraut, unterbricht er sich noch zu rechter Zeit.

Der fünfte Abschnitt, „Reise nach Warschau," ward durch ein Druckerversehen der letzte des Buches, da er von Rechtswegen den Anfang abgeben sollte. Die Frische und Lebensfülle, welche man in der Regel von Reisebildern voraussetzt, geht dieser Fahrt gänzlich ab; die langweilige polnische Landstraße dient dem Verfasser als Stoff und zugleich als Vorbild, und der Leser wird diesem Abschnitte nur darum einige Vorliebe schenken, weil er das Ende des Buches bildet.

Schließlich hat Herr Harring das im Lapidarstyle abgefaßte Ueberreichungsschreiben angefügt, welches er „bei Uebersendung der Memoiren an das Kriegs-Ministerium," der polnischen Nation zu Theil werden ließ. „Ich hab's gewagt" — sagt er im Hutten'schen Tone darin — „gegen Euern mächtigen Feind aufzutreten, gegen die Eigenmacht ꝛc." Die in diesen Worten gelagerte Eitelkeit springt, wie überhaupt im ganzen Harring'schen Wesen, zu grell und zu lächerlich hervor, als daß sie erst einer Erörterung bedürfte, sie ist der Drache, gegen welchen Daniel Harring die „berstenden Kugeln" anwenden sollte.

Voll Feldherrn-Anstandes begnadigt er sein Volk noch mit folgender Anerkennung: „Polen! Euer Hochsinn ist mir nicht fremd *); und darum erkläre ich im Voraus, daß ich verzichte auf jegliche besondere Anerkennung meines mir eigenthümlichen Strebens." Wer weiß, ob Herr Harring durch diese edle, aber zu voreilige Resignation sich nicht die Polenkrone verscherzt hat?

„Mein Bewußtsein stärkt mich in der großen Gefahr, die mir droht." — Wir wagen Herrn Harring nochmals die Beruhigung zu geben, daß für solche Memoiren ihm keine Gefahr drohen wird.

„Der Herr, der mir verliehen die Waffe des Worts ꝛc." — Die schöne Erkenntlichkeit, welche ihn dem „Herrn" für eine Gabe, für „die Waffe des Worts" danken läßt, die derselbe ihm bis jetzt wahrlich noch nicht verlieh, macht dem kindlichen Gemüthe des Herrn Harring alle Ehre. — —

Zu beklagen ist es, daß das gesammte „Deutschland" — welches, laut Titel, als Druck- und Verlagsort dieser Memoiren angegeben ist — dem großen Völkersprecher Harro Harring kein besseres Druckpapier für seine welthistorische Schrift zu liefern vermochte, als das vorliegende graue und schlechte. —

Fassen wir die Quintessenz dieser Memoiren noch einmal auf, so finden wir, daß in denselben auch gar nichts Haltbares und Wesentliches gesagt ist; überall Klätschereien über Einzelheiten, schlecht verbürgte Mährchen barbarischer Handlungen, die sämmtlich nach dem bloßen Hörensagen klingen, dabei ein armseliger Styl, wässerige Reflectionen, kurz die polnische Nation könnte einen Preis darauf setzen, das schlechteste Werk über ihre große Weltangelegenheit zu liefern — und Herr Harro Harring würde denselben im Voraus gewonnen haben. —

---

*) Mehr konnten sich die heldenmüthigen Polen nicht erkämpfen, als eine solche Anerkennung von einem Harring!!

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 186. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 6. August. 1831.

Biographien und Charakteristiken ausgezeichneter lebender Bühnen-Künstler und Künstlerinnen.

Ferdinand Raimund.

Eine biographische Skizze.

Die Celebrität dieses Universalkomikers hat in der neuesten Zeit dermaßen gewonnen, daß wir glauben, die Leser Ihres Blattes durch Spendung der folgenden Notizen zu verbinden, die um so mehr interessiren müssen, da der Einsender für die strengste Wahrheit bürgt und, wie wir uns schmeicheln, auch Redaktion und Herausgeber des Planeten keinen Anstand nehmen werden, für den, ihnen wohlbekannten, Einsender selbst zu haften.

Ferdinand Raimund ist der Sohn eines Kunstdrechslers und geboren zu Wien im Jahre 1791. Ferdinands Vater war ein rechtlicher, geachteter und wohlhabender Bürger in der Kaiserstadt gewesen. Der Held dieser Skizze besuchte eines der Wiener Gymnasien, verrieth große Anlagen, hatte als Jüngling selbst Aussichten, zeitig im Staatsdienste seines Vaterlandes versorgt zu werden, allein eine nicht niederzukämpfende Neigung führte ihn, nach seines Vaters Tode, mit unwiderstehlicher Gewalt zu Thaliens Tempeln.

Raimund begann — und wir loben es — auf kleinern Provinzialbühnen und versuchte sich in mehrern Fächern, doch bald führte ihn sein Genius zu jenem, welches heute noch (wir möchten es beinahe ein ihm eigenthümliches: „ironisch-tragi-komisches" nennen) — das seinige ist.

Daß Raimund später, angestellt als erster Komiker am Volkstheater der Leopoldstadt die Gunst des Wiener Publikums im allerhöchsten Grade gewann, ist bekannt. Der junge, gefühlvolle Mann entbrannte in ernster und leidenschaftlicher Neigung für einen seiner würdigen Gegenstand. Nanette W—g—r, die Tochter eines Caffetiers an der Sch—gbrücke, ein ungemein reizendes und liebenswürdiges Mädchen hatte Raimunds Herz gefesselt und der Mime fand zwar Gnade vor den schönen, dunkeln, seelenvollen Augen Nanettens, aber leider nicht vor den Augen ihrer Aeltern, welche der Tochter Hand an keinen Priester Thaliens, und wäre es auch der hochgefeierteste, vergeben wollten.

Raimund's Schmerz war tief, doch faßte er sich als Mann und gedachte in einer, seinen Verhältnissen mehr entsprechenden Verbindung, seinen Gram und seine erste unglückliche Liebe vergessen zu können.

Zu derselben Zeit war eine junge, vollendete, üppige Schönheit, Demoiselle G**i*, Tochter des bekannten Lokal-Theaterdichters, als erste Sängerin, an der Leopoldstädter Bühne angestellt.

Raimund hob nun an, der ersten Sängerin ein Bischen den Hof zu machen und Demoiselle kam ihm auf halbem Wege entgegen. Diese neue Liaison nahm bald einen weniger platonischen Charakter an, als jene erstere und reinere ausgezeichnet hatte und des Komikers Verhältniß blieb nicht ohne Folgen. Der rechtliche Raimund versprach Demoiselle zu ehelichen, der Tag der Verbindung wurde angesetzt und damit war Alles gut, aber — es wurde dennoch nicht Alles gut.

Von dem Augenblicke an, als Raimund das Eheversprechen geleistet hatte, umwandelte sich das zeitherige Benehmen der Demoiselle G**i* in ungemein auffallender Art. Die Sängerin schenkte dem Geliebten geringere Aufmerksamkeit, vermied oft sogar seine Gesellschaft und zeigte Raimunden häufig unfreundliche Launen, welche ihn für sein künftiges Lebens- und Eheglück mit Recht bangen machten.

Als die Sängerin eines Abends auf dem Sopha ruhte, und Raimund es wagte, ihr ob ihres einiger Zeit etwas räthselhaften Betragens geeignete Vorstellungen zu machen, ergriff sie plötzlich des Verlobten Hand und hätte von derselben beinahe den kleinen Finger abgebissen.

Durch solchen rohen Ausbruch gemeiner Leidenschaftlichkeit wurde der gute und langmüthige Raimund höchlich indignirt und er zeigte nun unumwunden seine Abneigung gegen eine Verbindung, welcher diese ungünstige Zeichen vorhergingen.

Jetzt entstand Lärm. Demoiselle G**i*, ihre Familie, ihre zahlreichen Anbeter schrieen: „Schimpf und Schande!" der unglückliche Raimund wurde in der ganzen großen Kaiserstadt verketzert, und als er am kommenden Abend auftrat, mit großem Geräusche — ausgepocht.

Der sehr ehrliebende Komiker weinte Thränen der bittersten Wehmuth; er, dem die Gunst des Publikums über Alles galt, brachte dem Phantome sein Lebensglück zum Opfer und wurde der Sängerin Gatte. Es geschah, was ohne Prophetengabe vorherzusehen war: diese Ehe gestaltete sich als eine der denkbar unglücklichsten.

(Beschluß folgt.)

Theaterberichte.

Hannover.

Einen großen Rückstand der Bühnen-Ereignisse restire ich Ihnen, und, meine Saumseligkeit laut anerkennend, eile ich, das Versäumte nachzuholen. Die zweite Vorstellung des „Hernani" von Victor Hugo, das in Frankreich so viele Sensation erregt hat, übertragen von Th. Hell, sprach minder an. Für die Aufführung ist geschehen, was geschehen konnte.

Spohr's romantische Oper „Faust" ist keine Lieblingsoper der Hannoveraner, so gut sie auch ebenfalls aufgeführt und ausgeschmückt wird.

Das Lustspiel „der Amerikaner," nach dem Italienischen von Vogel gefiel und das mit Recht. Herr Grabowsky gab die Titelrolle sehr gut und wurde von dem übrigen mitwirkenden Personale brav unterstützt. Im „Wasserträger" excellirt Herr Gey als „Michely" und gab dieser sehr beliebten Oper, durch Herrn Rauscher als „Graf" und Demoiselle Groux (seine „Gemahlin") besonders gehoben, noch höheren Reiz.

In „Belisar" gastirte Herr Hartig vom Bremer Stadttheater als Held des Stückes. Dem Gaste kann Bühnengewandtheit nicht abgesprochen werden, das geistige Auffassen des Charakters war keine Meisterschaft. Sein zu hochgeschrobenes Organ stört ebenfalls die Darstellung solcher Heldenpartien. Einige Momente waren jedoch sehr anständig. Ein zweiter Gast an demselben Abend, Herr Albert, gab den „Alamir," der junge Mann muß noch werden was er zu sein glaubt. Eine frische jugendliche Gestalt besitzt er, das ist aber Alles. Frau von Holbein „Irene" nahm unsern vollen Beifall in Anspruch. Herr Grabowsky war als „Justinian" nicht ohne Verdienst.

Im „Freischütz" debütirte Demoiselle Le Gaye von Schweriner Hoftheater als Annchen. Eine niedliche Gestalt, viel Spiel, gutes Spiel, aber sehr schwache Stimme. Wollen abwarten, was ihre nächste Vorstellung bringt. Demoiselle Groux war als „Agathe" ausgezeichnet brav. Herr Gey übernahm wegen Unpäßlichkeit des Herrn Sedlmayr die Partie des Kasper in möglichster Schnelligkeit und befriedigte dennoch allgemein.

Die zweite Gastdarstellung des Herrn Hartig „Bayard" ließ uns viel zu wünschen übrig, dem Helden ging das Heldenmüthige ab und dennoch war diese Leistung gelungener, als die frühere.

Ein erhabener Gast: Madame Schröder-Devrient entzückte uns als „Julia" in „die Vestalin." Zu dem von dieser gefeierten Sängerin schon so viel Gesagten können wir nur noch hinzufügen: es war nirgend zu viel gesagt worden. Diese, den Gesang wie den Cothurn bemeisternde Meisterin hatte sich auch unserer Seelen und Herzen bemeistert. Fühlt man auch mit Wehmuth, daß dem Tone bereits der jugendliche frische Klang abgeht, so richtet doch der treffliche Vortrag des Gesanges, begleitet von noch trefflicherm hochtragischem Spiele, wieder empor. Wie überall, ward auch hier dieser vollendeten Künstlerin die ehrenvollste Anerkennung, Herr Rauscher sang den „Licinius" en maitre, so wie Herr Gey den „Cinna" au parfait. Herr Sedlmayr als „Pontifex Maximus" nahm unsern ganzen Beifall in Anspruch. Demoiselle Schmidt die älteste hörten wir zum ersten Male als Oberpriesterin und freueten uns über diese sehr gelungene Leistung recht sehr.

Die zweite Gastdarstellung der Madame Schröder-Devrient „Rezia" in „Oberon" ließ uns wiederum viel Schönes vernehmen, indeß ist diese Partie wohl eine ihrer schwächsten. Sie liegt eines Theils zu hoch für ihren Mezza-Sopran und bietet andern Theils zu wenig Gelegenheit dar zur Entwicklung des Plastisch-Mimischen. Einzelne Momente, als der bei dem Korsarenraube u. s. w., wußte die Gefeierte um desto großartiger hervortreten zu lassen. In dem schauerlichen Gemälde „Dreißig Jahre eines Spielers" gab Herr Hartig als „Georg von Behlen" seine letzte Gastrolle. Mit Ausnahme der Schlußscene, wo er seinen teuflischen Freund, im höchsten Ingrimme krampfhaft ergreift und mit sich fortschleppt, einer Scene, die sehr gelungen war, können wir alles Uebrige nicht über das Mittelmäßige erheben.

Die Benefiz-Vorstellung der Madame Schröder-Devrient: „Fidelio" war ein Festabend für uns, und trotz der bis auf das Doppelte erhöheten Eintrittspreise, (ein Wagestück,

was so leicht hier keiner unternehmen darf) war das Haus sehr gut besetzt. Wie auch das Publikum etwas murrend seine Börse an der Kasse gezogen hatte, so äußerten doch die Meisten nach der Vorstellung, daß sie gern das Dreifache zahlen würden, wenn ihnen dieser genußreiche Abend noch ein Mal zu Theil werden könnte. Das war aber unmöglich, Madame Schröder-Devrient mußte zwölf Tage später schon in Paris eintreffen und also auch mit dieser Partie ihren nur allzukurzen Cyclus von Gastdarstellungen beschließen. Wir würden uns vergebens bemühen, Ihnen die Darstellung dieses hochtragischen Charakters, so wie der ehrenwerthe Gast ihn entwickelte, zu beschreiben. Eine Leistung wie diese muß mit angesehen werden, wenn sie empfunden werden soll, da selbst das üppigst-colorirte Bild, in Berichtform entworfen, nur matte Umrisse jenes Prachtgemäldes darbieten würde. Das Haus erbebte fast von dem Getöse der Beifallsbezeugung. Daß der hohe Gast jeden Abend stürmisch hervorgerufen wurde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Als „Vestalin" wurde die Künstlerin schon nach dem ersten Akte gerufen, eine Ehrenbezeugung, die noch niemals zuvor einem Künstler hier widerfahren ist. Am Schlusse dieser unvergeßlichen Vorstellung ward der Scheidenden ein Lorbeerkranz, woran ein Gedicht flatterte, aus den Ranglogen zugeworfen.

Zwei Gäste an einem Abende, Herr Schöpe, früher beim Braunschweiger-, und Herr Ziegler von Casseler-Hoftheater traten in „Isidor und Olga," Ersterer als „Fürst" und Letzter als „Isidor" auf. Herr Schöpe hat ein männliches, sonores Organ, eine kräftige, wohlgefällige Gestalt. So ausgestattet, genügte er schon von vorn herein unserem Publikum, welches gar bald merkte, daß dieser Gast, unsern unvergeßlichen Katzianer, der auf eine so betrübende Weise uns entzogen wurde, remplaciren sollte. Unter den vielen Versuchen, welche die Direction seit der Entfernung des Herrn Katzianer mit mehreren Gästen gemacht hat, ist dieser der gelungenste gewesen; Herr Schöpe gab den Fürsten, zwar nicht mit der ganzen Würde und Gluth, wie er wohl vorgestellt werden mußte, doch aber sehr besonnen und in einzelnen Perioden selbst sehr verdienstlich. Die erste Gastdarstellung eines auf Engagement hinzielenden Schauspielers gleicht dem Probeschusse des frommen Max; das gebietrische: „Hier gilt's!" umflort das Auge des Scharfblickendsten. Herr Ziegler zeigte sich als denkender Schauspieler und hat das Reifbedachte wacker dargestellt. Die etwas zu volltönige und zu singende Sprache gibt seiner Declamation einen Anstrich von Affectation, die er vermeiden muß. Auch ihn hat Mutter Natur mit einer sehr anziehenden Gestalt ausgestattet. Wohlbedächtig gehen wir hier über die Leistung dieser beiden Gäste in keine zu große Details ein. Sie sind, wie schon gesagt, in der Absicht aufgetreten, um die Unsrigen zu werden, da müssen wir bei ihrem ersten Erscheinen das Gute nicht zu sehr hervorheben, und das Mittelmäßige nicht zu scharf angreifen. Genug, sie gefielen dem Publikum und der Direktion so, daß sie schon Tages darauf ihre Engagements-Contrakte in Händen hatten.

Frau von Holbein ist als „Olga" uns schon öfters willkommen gewesen. Mit des Herrn Engelken Darstellung, des „Ossip" waren wir dieses Mal nicht einverstanden, der allzugroße Trotz charakterisirt diesen Rache brütenden Gekränkten nicht allein; es ist noch etwas Anderes: Tücke, Schadenfreude, die sich verstohlen halten. In den weichen Momenten, wenn von seiner Arinia die Rede ist, nimmt Herr Engelken unsere Theilnahme in Anspruch.

Eine Repitition des „Wasserträgers" war uns herzlich willkommen. Zur Feier des Geburtstages unsers Königes eröffnete bei glänzend erleuchtetem Hause ein Prolog: „Der Spruch des Meergottes," von Blumenhagen gedichtet, den festlichen Abend. Die zeitgemäße Dichtung, die herzliche Darstellung und die elegante allegorische Scenerie erhielten hier den lautesten Beifall. Nach diesem, zum ersten Mal: „Die Majoratsherrn" von Holtei. Ein Schauspiel, welches, nicht zu streng kritisch beleuchtet, sich schon auf dem Repertoir einige Zeit halten kann. Eine Bettlerin ist freilich kein dramatisches Ideal. Daß der Majoratsherr eben dieser beim ersten Anblick so feurig sein Herz erschließt und dennoch in kalter Nacht sie unbekümmert dem Froste und Schneegestöber preiß gibt, daß er, ohne ihre Abkunft zu kennen, sie nach wenigen Stunden schon zum Traualtar führt und mehrere Unwahrscheinlichkeiten der Art, sind hier allerdings große Gebrechen; doch, wie schon gesagt, läßt in unserer Zeit dieses Drama sich schon mit ansehen, denn es ist über den Leisten der Spektakelstücke unseres Zeitgeschmacks geschlagen, es führt uns einige gut gezeichnete Charaktere vor, deren Originale zwar schon längst da waren, aber Manchem entfallen sind; da hilft kein Achselzucken, der große Haufe ruft: Bravo! und es muß schon genossen werden. Frau von Holbein, ob im Bettlergewande oder Hermelin, immer die Lobenswerthe, gab die Bettlerin vorzüglich. Herr Grabowsky und Herr Engelken, Ersterer „Majoratsherr" und Letzter „Graf Leonhard" sind ein Paar nach veralterten Modellen gezeichnete heterogene Gestalten. Sie thaten das Ihrige mit vielem Fleiße. Herr Keller „Oberverwalter" gab durch seinen trefflichen Humor dem Ganzen frisches Leben. Herr Struve hat eine natürliche ergötzliche Komik, die er als einfältiger „Wiesner" brav geltend machte.

In „Zriny" gefiel das Ganze der Vorstellung des Herrn Schöpe als Held des Stückes, doch waren in einzelnen Reden zu viele Monotonie und Mehreres floß ungeordnet in einander. Herr Ziegler gab den „Peter Viladi" mit Beifall, eben so Herr Grabowsky den „Jurawitsch," Herr Engelken sprach die Partie des „Soliman" weit besser, als er sie spielte. Arm und Beine bewegten sich für einen hohen Greis zu jugendlich. Madame Senk gab in ihrer Darstellung als „Gemahlin des Zriny" viel Gutes und Schönes, und Frau von Holbein „Helene" that ein Gleiches.

Mit der zweiten Debütrolle der Demoiselle Le Gaye: „Olivier" in „Johann von Paris" waren wir fast noch weniger, als mit der ersten, befriedigt. Mag es körperli-

ches Unbehagen oder Mißlaune gewesen sein, (Demoiselle Le Gaye hatte mehrere Tage das Krankenlager gehütet,) ihre Stimme war kaum hörbar, wodurch auch das Bessere ihrer Gesangsmethode verloren ging. An dem muntern regelrechten Spiele war fast nichts auszusetzen. Herr Pfeifer sang den „Johann" wohl auch nicht so kräftig, als wir es gewünscht hätten, doch aber lieblich und sonor. Wollte Herr Pfeifer seine schöne Stimme nur hervortreten lassen und er mehr Ruhe bei seinem Spiele haben (denn wie ein Perpetuum mobile, stehet er nicht eine Secunde still auf den Bretern) gewiß dann würde Her Pfeifer einer der vorzüglichern Tenoristen sein. Indeß fehlt es nicht an Mitteln und gutem Willen, und damit wird am Ende Alles errungen. Demoiselle Groux war als „Prinzessin von Navarra" der Glanzpunkt dieser Oper. Immer mehr vervollkommnet sich diese Prima Donna auch in der plastischen Darstellung. Herr Gey „Seneschall sehr brav; Herr Sedlmayr „Pedrigo" außer etwas zu vieler Lazzis ganz ergötzlich.

„Die Heimkehr" von Houwald war fast ganz neu besetzt. Herr Schöpe gab den „Dorner" mit vielen Fleiße, im Ganzen aber zu weich, zu weinerlich. Einem unter den Waffen grau gewordenen Krieger stehen Seufzer und Thränen nicht so reichlich zu Gebote. Herr Ziegler „Förster Wolfram" ein stattlicher Waidmann, mitunter aber auch ein wenig zu hochtragisch. Die kleine Lina Winter dürfen wir nicht vergessen, das niedliche Kind war als „Heinrich" gar zu lieblich. — In dem darauf folgenden Lustspiele: „der beste Ton" gab Herr Ziegler den „Major von Warren" mit vieler Gewandtheit, doch nicht mit dem Jugendfeuer, welches diesen Herzensstürmer charakterisirt, das Ganze war zu sentimental. Frau von Holbein „Leopoldine" ein Musterbild für jede Darstellerin solcher muthwilligen Evatöchterchen. — Herrn Keller als „Oberjägermeister" mögten wir hier Oberschauspielmeister nennen. Herr Struve erndtete als „von Sportling" Applaus. Für heute basta! Mehr mit Nächstem.

G. Harrys.

Gedanken

beim Lesen des Theaterberichts aus Bamberg,

sub Nr. 156. in „Unser Planet" 1831.

Unverkennbar seid ihr doch immer, ihr schamlosen Frechen!
Seid apostrophiret, in dem Theaterbericht.

Viele Schurken auch, schützt die Preß frechheit, als Schreibegesindel! —
Jokko-Jäkke, du bist ein herz- und verstandloser Wicht.

Du, die Wehmuth, verbrauchte Aktrice, manntoll' Auguste!
Schlag' im Hesperus*) nach, Krahe hat dort Dich skizzirt.

Cirze, schüttelt Eichelmast, Buchnüss' und rothe Korallen
Erdaufwühlenden Grunzern — Gustelchens Heerde zum Fraß.

Vor der Sünde, stets grauet den Frommen, so vor der Wehmuth,
Die in Weibesgestalt, Spiegel des Lasters erscheint.

Buhlerinnen verlockende Nähe, fliehe, wie Pesthauch!
Ihr verstrickendes Netz hänget für Gimpel nur aus.

Freitest, Sündefangs sichere Netze nach Außen zu werfen,
Einen Mann, den Eunuch, mit des Aries Physiognomie.

Müns, der, macht sich zum Marschalk für Weide, zerstört für die Steinfrau,
Wollustgiftig den Kopfschmuck! in eigener Schande ergrimmt.

Schwatzen solche von Schönheit der Kunst, o, der Entweihung!
In der unkeuschen Brust wohnet der Genius nicht.

Psychens Schwingen, sind Gänsegeflügel, im Munde der Phrynen;
Unschuld, Grazien Schmuck, ihr prahlender schamloser Flor.

Excremente! Kaldaunenwitz, und Kneip-Arabesken —
Puh! — auch Flora stößt auf — nach Rettig — Liebe und Bier.

Dokrataios.

*) Siehe: Pitschaft's Briefe 1830.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 187. (II. Jahrg.) Montag, den 8. August. 1831.

Abendlieder
von Heine.

Ich wandle längs dem Teiche,
So ganz ohne Zweck und Plan,
Und Blumen, holde, bleiche,
Seh'n mich gespenstisch an.

Sie sehen mich an; ich erzähle
Mein langweilig Lied sodann,
Sie fragen mich, was mir fehle,
Mir armen, finstern Mann.

Ich muß sie alsdann bedeuten:
Mir fehlt die Liebe zur Welt,
Und, außer Credit bei den Leuten,
Fehlt mir vor Allem Geld.

Und auf dem Teiche schwimmen
Dahin der Schwäne zwei,
Und wunderbar dunkle Stimmen
Durchtönen mich dabei.

Sie schwimmen dahin und ringen
Nach eines Tons Gewalt;
Und wenn die Schwäne singen,
So sterben sie alsobald.

D'rum müssen ihr Leid sie verhehlen,
Wie schwer auch die Brust geschwellt;
Denn Schwäne und Dichterseelen
Versteht nicht die dumme Welt.

Und sind sie dann auch verloren,
Sie singen doch noch zuletzt;
Und liegt mir's nicht vor den Ohren,
So singen sie eben jetzt.

Es schiffen vergnügte Wölkchen
Durch's blaue Abendmeer,
Und durch die Dämmerung schwebet
Ein schattig Gebild mir daher.

Es blickt mit Erinnerungsaugen
Mir tief in die Seele hinein,
Wie ferner Seligkeiten,
Begrabener Wonnen Schein.

Vertraut ist mir diese Erscheinung,
Ich glaub', ich erkenne sie:
Es ist der süße Schatten
Von der gestorb'nen Marie.

Sie winkt mir bekannt und stille
Und faßt mich mit leisem Weh';
Ich aber greife zur Brille,
Damit ich sie besser seh'.

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Der Schrecken des Prinzen konnte indessen nur wenige Tage dauern. Sobald die Nation Ludwig Philipp zu ihrem König erwählt und die Herrschaft der Gesetze anerkannt, hatte er nichts mehr zu befürchten. Mit dem alten Hofe hatte er nur die allernothwendigsten Verbindungen unterhalten; jetzt hingegen stand er dem Throne viel näher.

Den 8ten August erhielt der Prinz einen sehr liebevollen Brief vom König, worin ihm dieser ankündigte, daß sich den folgenden Tag die Kammern versammelten, um ihm den Eid abzunehmen. Er hätte gewünscht, daß der Prinz bei dieser Feierlichkeit den Platz einnehmen möchte, der ihm in der Nähe des Thrones gebühre. Da er indessen nicht hoffen dürfe, daß seine Gesundheit ihm dieß erlauben werde, so solle

dieser Platz ihm zum Beweise seiner Freundschaft und seiner persönlichen Achtung vorbehalten bleiben. „Seien Sie getrost und ruhig zu Saint-Leu," schrieb ihm der König, „und sorgen Sie vor Allem für das, was uns Allen so theuer ist: für die Befestigung Ihrer Gesundheit."

Der Prinz war nicht so krank, daß er der feierlichen Eidesleistung des neuen Königs nicht hätte beiwohnen können: er war durch das neue politische Ereigniß nur erschüttert. Was ihn von der Versammlung der Kammern zurückhielt, war blos sein nur allzubekanntes Verhältniß mit der Baronin und wahrscheinlich diese selbst, die ihn überhaupt aus, ihrerseits, sehr triftigen Gründen, von jeder Gesellschaft, der sie nicht beiwohnen durfte, abzuhalten wußte, ohne ihm irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Vielmehr überließ sie ihn, nachdem sie alle seine Freunde und seine alten treuen Diener von ihm entfernt, trostlos der Reue über seine Schwäche und den traurigen Betrachtungen über sein verlassenes Alter. Schon lange beschränkte sie ihr Beisammensein mit ihm nur auf die Zeit von Samstag-Abends bis Montags Morgens; aber die letzten drei Tage seines Lebens hatte sie ihn nicht mehr verlassen. Sie folgte ihm auf alle Schritte und Tritte, wie jener Unglücksvogel, der sich auf das vom Schiffbruche bedrohte Schiff setzt, um sich an einem der Opfer zu sättigen.

Der unglückliche Prinz ist nicht mehr! Aber welches ist sein Ende gewesen? Dieß ist noch zweifelhaft. Sophie Dawes scheut sich nicht, sein Andenken durch die Beschuldigung eines Selbstmordes zu beschimpfen. — Aber das Volk, beleidigt durch diesen Tod, den man dem Schrecken zuschreiben will, verlangt, daß man dem Verbrechen eben sowohl in dem Palaste, als in der Dachstube nachspüre, und daß der Reiche vor dem Verdachte nicht sicherer als der Arme sei. Die französische Nation reklamirt die Ehre eines Condé, welcher Name ein Denkmal der französischen Geschichte geworden; und der König der Franzosen protestirt gegen die Gleichgültigkeit eines Verwandten, dessen verzweifelte That seinen Triumph zu verdammen und demselben ein Trauersiegel aufdrücken zu wollen schien.

Während der letzten acht oder neun Tage schrieb der Prinz mehrere Briefe in verschiedene Länder. Da er diese Correspondenz sehr geheim hielt, bediente er sich hierzu durchaus keiner andern Vermittlung. Dieß erregte die Aufmerksamkeit seiner gewöhnlichen Vertrauten; aber der Prinz hatte sogar die Vorsicht, seine Briefe selbst auf die Post zu tragen, oder dieselben durch Couriere zu expediren. Kamen diese Briefe an ihre Behörden: wie viel Licht könnten sie nicht über diesen Prozeß verbreiten, wenn ihre Empfänger sie den Gerichten mittheilen wollten! Wenn aber keiner dieser Briefe zum Vorschein kommt: was soll man von ihrer Vernichtung denken? Er war gewohnt, Alles was er schrieb, zuvor in Brouillon aufzusetzen; gleichwohl hat man unter seinen Papieren die Concepte dieser geheimen Briefe vermißt, dagegen aber Asche von frisch verbrannten Papieren in seinem Kamine entdeckt.

Dieser gute Prinz, der so viel Vorsicht gebrauchte, um der Baronin den freien Genuß seiner Güter zu sichern, sollte nicht daran gedacht haben, durch eine schriftlich hinterlassene Erklärung seiner Absicht, sich zu entleiben, seine Leute zum voraus gegen jeden allenfallsigen Verdacht seiner Ermordung zu rechtfertigen? Und will man die am 27. und 28. August in seinem Kamine gefundenen verbrannten Papiere für die Rudera einer solchen Rechtfertigung halten: was hätte ihn bewegen können, dieselben zu vernichten?

Er ließ, sagt man, ein Messer in sein Zimmer bringen, und beabsichtigte also seine Entleibung. Aber wenn Ihr dieß vermuthet, würdet Ihr wohl dieses Messer und seine Jagdflinte in seinen Händen gelassen haben? Dieß läßt sich unter den obwaltenden Umständen nicht denken. . . Ihr wußtet also mit Gewißheit, welchen einfachen und unschuldigen Gebrauch er davon machen wollte. . .

Welches Ereigniß hätte den Prinzen bestimmen können, seinem Leben so plötzlich ein Ende zu machen, da er den Abend zuvor im Spiele verloren und den andern Morgen zur Bezahlung seiner Schuld bestimmte? Nachdem er ferner für diesen eine Jagdpartie veranstaltet, zu diesem Ende seine Jagduhr, die er selbst zu reguliren pflegte, aufgezogen und einen Expressen nach Chantilly geschickt, um seinen Wildmeister, Herrn von Choulot zu sich zu bescheiden? Ein Knoten in seinem Sacktuche, welcher ihn an die Ausführung irgend eines Vorhabens am folgenden Tage erinnern sollte; ferner der seinem Wochenkammerdiener Lecomte gegebene Befehl, ihn des andern Morgens um acht Uhr zu wecken: Alles beweist, daß er nicht daran dachte, seinem Leben um Mitternacht ein Ende zu machen.

Und doch wurde er den 27. Morgens mittels zwei zusammengeknüpfter Sacktücher an dem Riegel eines Fensters seines Schlafzimmers aufgehenkt gefunden. Seine Füße ruhten, mit gebogenen Knieen, auf dem Teppich; in welcher Stellung er um mehrere Zoll kleiner schien. Da indessen der Fensterriegel sechs und einen halben Fuß hoch vom Boden entfernt war, konnte er denselben unmöglich erreichen, indem er seit 1818, wo er durch einen unglücklichen Fall das Schlüsselbein gebrochen, sich seines linken Armes nicht mehr bedienen konnte. Man hat vorgeben wollen, daß man ganz in seiner Nähe einen Stuhl gefunden, welcher in der That die Anstalt zu diesem vermeintlichen Selbstmorde sehr hätte erleichtern können; aber diese Angabe wurde bei näherer Untersuchung ganz falsch befunden. Der Nachtanzug, mit welchem der Prinz bekleidet war, bewies, daß er zu Bette gelegen. Oben an den Schultern bemerkte man hinten am Halse einen blutrothen Fleck, welcher die Wirkung eines starken Drucks zu sein schien.

(Beschluß folgt.)

Reise-Zeitung.

Reiseberichte eines Leipziger Gelehrten.

Monat Mai 1831.

Ref. gehört zu denjenigen Menschen, mit denen entweder Alles oder nichts anzufangen ist, welche unerschöpflich reich an Ideen, aber sehr arm an baarem Gelde sind. Wenn nun jeder Mensch auf dieser großen Weltbühne eine Rolle zu spielen hat, so pflegt die eines armen Gelehrten vom Publikum, wie natürlich, ignorirt zu werden. Ref. lebt mitten in einer großen Stadt in größter Einsamkeit und Zurückgezogenheit und nur dann und wann sieht man ihn in einem Buchladen sich herumtreiben. Um so überraschender, aber auch um desto gelegener kam ihm daher jüngst die unvermuthete Einladung eines Verwandten, ihn auf einer Tour nach Weimar zu begleiten, welches Anerbieten er ohne Besinnen annahm, da diese Reise ganz geeignet war, ihn aus seinem hypochondrischen Einerlei auf seiner Studierstube auf einige Zeit zu entfesseln. Er nahm sich zugleich vor, da sein Begleiter mehrere Wochen in Geschäftsangelegenheiten an Weimar gebunden war, diese Zeit zu einem Ausfluge von dort nach der Wartburg bei Eisenach zu benutzen, um einen lang genährten Wunsch zu befriedigen, diesen interessanten, von so vielen wichtigen Erinnerungen aus der vaterländischen Geschichte und Reformation geweihten, Punkt des romantischen Thüringerlandes kennen zu lernen. Mögen die Leser des Planeten die nachstehende anspruchlose Relation dieser kleinen Reise des Platzes nicht unwerth finden.

Es war am 11ten Mai d. J., als der Wagen meines Onkels mich aus meiner Wohnung, Morgens 5 Uhr, abholte. Wir hatten angenehmes, obwohl kühles, Wetter und erfreuten uns einer angenehmen Fahrt. Auf dem Wege bis Weimar habe ich weiter nichts Bemerkenswerthes gefunden, als den herrlichen, reizenden Saalgrund bei Kösen. Den Genuß, welchen die Saale mit ihren üppigen Wiesen in der romantischen Gegend von Kösen den Fremden gewährt, mit Worten zu schildern, würde eine nicht belohnende Mühe sein, da alle Naturschönheiten mit eigenen Augen angeschaut sein wollen. Voll Entzücken rief ich am brausenden Ufer der Saale aus: „wie himmlisch reizend und schön sind Thüringens fruchtbare Gefilde!" In Weimar hielt ich mich nur kurze Zeit auf. Das Theater konnte ich leider aus Mangel an Zeit nicht besuchen. Allgemeinen Unwillen erregte damals in Weimar die Behandlung, deren sich ein Offizier von Adel gegen einen sehr geachteten Gelehrten, den Dr. Fleischhauer, hatte zu Schulden kommen lassen. Das Nähere dieses Vorfalls, der uns einen neuen Beweis gibt, daß der Adel nicht in dem Worte von, sondern in Sittlichkeit und Tugend, so wie überhaupt in höherer, moralischer Kraft besteht, haben andere Blätter bereits gemeldet. Man sollte meinen, die Zeit wäre nun gekommen, in welcher der Adel aufhören sollte, an dem veralteten Wesen des Mittelalters zu hangen, denn in dieser Gestalt erscheint er doch wahrhaftig jedem philosophisch Denkenden als lächerlich. — Von Weimar aus reiste ich in Gesellschaft eines sehr gelehrten und achtbaren Holländers, Namens Van Gravenveert, aus Amsterdam. Die Bekanntschaft dieses Mannes gemacht zu haben, wird mir stets eine freudige Rückerinnerung bleiben. Der Holländer war viel gereist, sprach verschiedene alte und neue Sprachen und war, mit einem Worte, ein vielseitig gebildeter Mann. Er versicherte mir unter andern, den Homer in's Holländische übersetzt zu haben. Die Politik anlangend, so war sein Urtheil im Allgemeinen schonend, in Bezug auf die Belgischen Angelegenheiten aber, wie sich von selbst versteht, parteiisch, denn er verfocht die Rechte des Königs von Holland leidenschaftlich und verwarf, was man dagegen einwandte. — In Erfurt blieben wir einige Stunden im Kaiser, woselbst ich mich über weiter nichts, als über die Naseweisheit eines Marquers zu beklagen hatte. — In Gotha übernachteten wir im Löwen, welches Gasthaus als billig und gut empfohlen werden kann. Daselbst stattete ich dem sehr gelehrten, verdienstvollen Hofrath Jacobs einen kurzen Besuch ab. Ich traf den würdigen Mann tief in Büchern vergraben, wurde aber herzlich willkommen genannt. Kurz zwar waren die Augenblicke, welche ich in der Gesellschaft dieses Ehrenmannes zubrachte, aber dessen ungeachtet belehrend für mich. Möge der Himmel Deutschland noch lange diesen trefflichen Mann erhalten, den ich im besten Wohlsein verlassen! — In Eisenach stiegen wir im Halben Monde ab, setzten aber gleich unsern Marsch auf die Wartburg fort. Auf der Wartburg, woselbst ich mich vierzehn Tage aufhielt, trennte ich mich von meinem Reisegefährten, dem Holländer, dem ich mehre Grüße an den Professor van Lennep in Amsterdam auftrug, welche er, wie ich hoffen darf, gewiß zu seiner Zeit abstatten wird. Wir hatten uns auf unserer Reise lieb gewonnen und der Holländer schied mit vieler Theilnahme, welche ich herzlich erwiederte. —

Von der Wartburg und deren romantischen Umgebungen will ich nun den gütigen Leser einige Augenblicke zu unterhalten mich bemühen. In die Geschichte der Wartburg einzugehen, dürfte der Raum dieser Blätter nicht gestatten. Auch hat der verstorbene, verdienstvolle Geheimerath Thon in dieser Hinsicht die besten Materialien gesammelt und in Eisenach bei Bärecke herausgegeben. Auf der Wartburg selbst finden sich immer Exemplare dieser von Thon verfaßten Geschichte der Wartburg vorräthig.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus München, den 1. Juli 1831.

(Beschluß.)

Die Zeichnungen sind carrikirt, die Skizzen ohne Geist und Leben, die Pflanzen viel zu klein, so daß man ihren Habitus gar nicht erkennen kann, (übrigens im botanischen Gärten zu München gezeichnet, nicht an Ort und Stelle, in freier Natur, in ihrer Pracht und Herrlichkeit, Martius kann nicht zeichnen und hatte auch keinen Zeichner mit, Alles ist nach seinen verwirrten Angaben in München gezeichnet) die Thiere sind höchst possierlich alle auf einem Blatte vorgestellt, als versammelten sie sich, um vor einer neuen Sündfluth in die Arche, welche Herr Martius ihnen gebaut, zu fliehen; sie sind dabei nicht einmal nach gleichem Maßstabe gezeichnet, was, da sie auf demselben Blatte stehen, ein unverzeihlicher Fehler ist.

Die Sprache des Buches ist an einer Stelle so langweilig und so überladen wie an der andern, daß man bald des Ganzen überdrüßig wird, und vor all' der Spreu nicht dazu kommen kann, die Paar Waizenkörner, welche es enthält, heraus zu finden. Ein Vergleich zwischen diesem Werke und dem des großen Humboldt, gefiel mir besonders gut.

Es lag Ihr Planet neben der Abendzeitung auf dem Tische. Sehen Sie, sprach der Geheimerath Graf von B . . . zu einem anderen Gaste, indem er auf die beiden Blätter wieß, Humboldt's und Martius Werke kommen mir vor wie der Planet und die Abendzeitung. Der Planet ist voll interessanter Andeutungen neben einzelnen ausgeführten Erzählungen, neben Aufsätzen von tiefer Bedeutung, er ist überall voll Geist und Leben, aber er wird von Wenigen gelesen, denn nur Wenige verstehen seine Sprache, seine Tendenz. Martius Werk ist, wie die Abendzeitung, schaal und fade wie die Gedichte, jämmerlich wie die Uebersetzungen ihres Herausgebers, des literarischen Krähwinklers, Theodor Hell, aber sie wird von Frauenzimmern gelesen, weil sie kleine, anmuthige fünf Bände lange Romane enthält, wie Franz von Sickingen und seine Zeitgenossen, womit sie uns achtzehn Monate lang in dem ununterbrochenen Gefühle des Uebelseins, des anfangenden Vomirens erhalten hat. Allein die Frauenzimmer sind auf ihrer Seite, und da hat sie gewonnen — wie die fade Abendzeitung, so Goldoni's erfindungsreicher Lellio, so Martius sein Compagnon! Weil er in seinen Vorlesungen so gar wundersame Sachen erzählt, weil er gesehen hat, daß eine fünfundsiebenzigjährige Purifrau mit Zwillingen niedergekommen ist, weil sich auf sein Schiff so ungeheuer viel Muskito's setzten, daß sich dasselbe bemerklich senkte, weil die Vampirs zu tausenden in sein Wachtfeuer fielen, weil er versteinerte Eichhörnchen von sechsunddreißig Fuß Länge gefunden hat, weil er von Riojaneiroischen Thee's und Soiree's erzählt, — lauter höchst interessante und höchst wahre Sachen — so lesen ihn die Damen gern, und die Liebhaber derselben können sich nicht besser einschmeicheln, als wenn sie neue Wunder von Martius brasilianischer Reise auftischen, und deshalb wird er gekauft, ist er Toilettenlectüre, während der Planet Humboldt, nur von vernünftigen Leuten gelesen wird.

Ich unterschreibe dieses Urtheil kecklich, und wünsche nur, Sie verbreiteten Ihr treffliches Journal etwas mehr. Man sagt, das Gute dringt von selbst durch! o ja, aber spät — oft wenn es zu spät ist. So mit Ihrem Planeten. Sie fußen zu sehr auf dessen Gediegenheit, Sie klappern nicht genug — aber klappern gehört nun einmal zum Handwerk. Machen Sie für einen Monat eine doppelt so starke Auflage als bisher, schicken Sie regelmäßig, ohne Honorar zu fordern, das Blatt während dieses Monats an alle Clubbs, Museen und Harmonieen Deutschlands mit der einzigen Bedingung, daß man Ihren Planeten mit der Abendzeitung oder mit dem Morgenblatte, mit der Mitternachtszeitung oder mit dem Berliner Eulenspiegel auf ein Lesebret heftet, und wenn nicht, noch ehe ein Monat verlaufen, jene Blätter abgeschafft sind, das Ihrige aber an deren Stelle getreten ist, so will ich die Kosten der Auflage tragen. Gibt es denn auf dem ganzen deutschen Parnaß elendere Zeitschriften, als das Winkler'sche Abend- und das Cottaische Morgenblatt; nichts leuchtet mehr ein, als diese Behauptung, wenn man ein Monatsheft derselben in die Hand nimmt — und vergeblich nach einem vernünftigen Gedanken sucht. Jene Blätter erhalten sich nur durch ihr Alter, wie der Eulenspiegel durch seine Gemeinheiten. (Von wie vielen Orten ist denn Oettinger schon fortgejagt? Letztlich von München, jetzt von Berlin — verhüte Gott, daß er nicht nach Leipzig geht, sonst kommt bei jedem Buchhändler ein neues Gespenst zum Vorschein, roth, blau, grün, gelb — denn er spielt in alle Farben wie das Chamäleon, aber die der Galle scheint seine eigentliche zu sein.)

Bei nächster Gelegenheit wollen wir über Kunst und Wissenschaft in München uns unterhalten.

X † Y.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 188. (II. Jahrg.) Dienstag, den 9. August. 1831.

Die Geheimisse von Saint-Leu.

(Beschluß.)

Von der Strangulation konnte derselbe um so weniger herrühren, als das über den Kopf emporgehende Tuch nur wie ein Knieband angelegt war, also nicht um den Hals herumging, sondern den Körper nur mittelst der Kinnlade schwebend erhielt, und folglich an jener Stelle keine Contusion hervorbringen konnte.

Eine starke Hautverletzung an den Beinen, die man ebenfalls bemerkte, hätte nur durch den Fall des Stuhls verursacht werden können, auf welchen der Prinz gestiegen sein sollte, um den Fensterriegel zu erreichen. Da aber Letzteres als unwahr befunden worden, so gehören diese Spuren des Widerstandes, welche den Eintritt irgend einer Intervention beweisen, mit zu den hundert Vermuthungen, in denen man sich bis jetzt umsonst erschöpft.

Das Bett des Prinzen befand sich an demselben Morgen nicht mehr in der nämlichen Ordnung, wie es sein Kammerdiener am Abend zuvor verlassen. Das Bett war anderthalb Fuß weit von der Wand weggerückt, und auch seine Pantoffeln befanden sich nicht mehr an demselben Platze, obgleich der Prinz barfuß war, welches um so merkwürdiger ist, als derselbe von seinem Bette bis zum Fenster das ganze Zimmer durchschreiten mußte.

Der angebliche Fall des Stuhls, das Wegrücken der Bettstelle von der Wand u. s. w., konnten unmöglich in solcher Stille geschehen, daß die Frau Baronin, die nur durch einen leichten Bretterboden von ihm getrennt war, nicht durch den, zu einer so ungewöhnlichen Stunde verursachten Lärm hätte beunruhigt werden sollen. Welchen edlen Gebrauch hätte sie dießmal von jener geheimen Treppe machen können, die sie so oft an das Lager des Prinzen geführt! . . . Gegen die Gewohnheit fand man heute die Thüre von innen verriegelt, welches fast nie der Fall, wenn die Baronin nicht bei ihm war. Man mußte sie also einschlagen, hätte indessen den Riegel sehr leicht von außen mittels einer Kordel zurückziehen können, wenn — dieselbe nicht wäre abgelöst gewesen. Man fand sie auf jener geheimen Treppe. — . — .

Bei der Entdeckung dieses bedauernswürdigen Ereignisses geberdete sich die Baronin anscheinend wie wahnsinnig. Man lud sie ein, sich in ein anstoßendes Zimmer zu begeben, wohin sie sich auch sehr bereitwillig verfügte, in demselben Augenblicke aber ihren Sekretair, den Abbé Briant, zu dem Haushofmeister schickte, um ihn um den Werth des sämmtlichen Silbergeräthes zu befragen. Auf die Antwort, daß sich derselbe auf sechzigtausend Livres belaufe, befahl ihm der Abbé, ja darauf Acht zu haben, daß kein Stück davon abhanden komme, indem dasselbe jetzt zum Hause gehöre. Allein der Haushofmeister erwiederte: daß das Silbergeräthe von Paris nach Saint-Leu gewandert und folglich nicht zum Mobiliare dieses Schlosses gezählt werden dürfe.

Der Prinz besaß enorme Summen Geldes in lauter alten Louisdor's und in Banknoten. Gleich nach seiner Beerdigung erhielten fünfhundert vierzehn Diener den willkührlichen Befehl, die Paläste des Prinzen zu verlassen. Sie wurden brodlos und erwarteten mit Sehnsucht die Vollziehung des Testaments. Aber siehe: jener ungeheure Schatz — ist verschwunden, und die armen Leute hungern.

Durch alle hier angeführte und noch viele andere Indizien hat Sophie Dawes in der öffentlichen Meinung den fürchterlichsten Verdacht auf sich geladen. Bereits hinsichtlich des erschlichenen Testaments in einen Prozeß verwickelt, dessen Verlust durch die für sie sehr ungünstigen Aussagen von hundert und zwanzig hierüber abgehörten Zeugen keinem Zweifel unterliegt, wird sie jetzt von der heftigsten Gemüthsunruhe bewegt. Eifrigst bemüht, in dem ihr bevorstehenden peinlichen Prozesse einen Vertheidiger zu finden, konsultirt sie die berühmtesten Rechtsgelehrten Frankreichs und bietet ihnen,

was sie nur zu geben vermag, wenn es ihrer Geschicklichkeit und Beredtsamkeit gelingen würde, die ihr drohenden Gefahren von ihr abzuwenden. Sie verspricht ihnen das aufrichtigste und unbeschränkteste Vertrauen, wird ihnen aber gewiß die Wahrheit nie entdecken.

Der Schleier, welcher dieselbe verhüllt, ist indessen nicht so undurchdringlich, daß ihn das scharfe Auge der Gerechtigkeit nicht zu durchblicken vermöchte. Bald vielleicht wird die Grabesnacht, die noch über das Geheimniß von Saint-Leu schwebt, sich in Tageshelle verwandeln und das im Finstern verübte Verbrechen seinen Rächer finden. VIII.

Anekdote.

Der frühere Herausgeber einer der ältesten Zeitschriften Deutschlands, Hofrath Spazier, ein starker Rechtsverdreher, welcher sich in seinem jetzt thätigen Herrn Sohne ein glänzendes Denkmal seines eignen Wirkens gesetzt hat, beleidigte in seinem Journale unter Andern auch eine geistreiche und angenehme Frau, Madame Le-Beau, indem er sie Dame Kalbfleisch übersetzte. Als dieselbe ihn bald darauf in einer Gesellschaft antraf und beiläufig wegen jener Beleidigung zur Rede stellte, gerieth er — denn die Geistesleerheit geht immer mit der Unverschämtheit Hand in Hand — so außer aller Fassung, daß er nur einige sinnlose Worte hervorstammelte. „Wunderbare Irrung!" sagte die Dame, indem sie sich verächtlich von ihm wandte: — „einen malitiösen Menschen glaubte ich in Ihnen zu finden, und finde statt dessen einen Dummkopf!" —

Eine Scene in Florenz.

(Beschluß.)

Als er am andern Morgen wieder zu dem Bücherstande trat, kam der Buchhändler aus dem Hause, und unterrichtete ihn, daß die Partei der Negri ihn während einer ihrer geheimen nächtlichen Sitzungen im Kloster St. Peter geächtet hätte, daß es daher für ihn gefährlich sei, sich in den Straßen von Florenz offen zu zeigen.

„Gut!" war seine einzige Antwort.

Eine kleine Schaar sammelte sich um ihn. „Ihr seid zum Tode verdammt," rief ihm einer aus derselben zu.

„Ohne verhört worden zu sein?"

„Ich weiß, daß man beabsichtigt, heute Nacht Euer Haus anzuzünden, und Euch zu verbrennen, oder zu erschlagen. Rettet Euch durch die Flucht!"

„Ich werde hier bleiben."

„Flieht um Eurer Kinder willen!"

„Ich lasse ihnen meinen Namen zum Erbtheil."

„Im Namen derjenigen, die Ihr auf Erden unsterblich gemacht habt, wie sie es im Himmel ist," rief ein Freund, der sich durch die Schaar drängte, „in Beatrice's Namen beschwöre ich Euch, flieht!"

Der Fremde neigte sein Haupt und richtete in Begleitung des Freundes seine Schritte nach dem Römerthore von Florenz.

„Wie werdet Ihr Euch an Euren Freunden, wegen ihrer Grausamkeit und wegen ihrer Unthaten rächen können?" Der Fremde antwortete nichts, sondern zog eine Pergamentrolle aus seinem Gewande und zeigte bedeutungsvoll auf die darauf geschriebenen Worte: „Divina Commedia, Inferno." Dann wandte er sich aus Florenz, und zog von seinen Mauern fort, zu Fuß und allein *).

J. Sp.

---

*) Niemals, selbst nicht in unsern Zeiten, da die Presse und die Feder fast mächtiger sind als Könige auf ihren Thronen, hat je ein Dichter eine so gewichtige Rache an seinen Feinden und Verfolgern genommen als Dante. Jeder kennt die Züchtigungen, welche Byron seinen Feinden zu Theil werden ließ, Pope's, Swift's, Dryden's Satyren sind in aller Welt Angedenken, während die mit der ältern Literatur Vertrauten sich sehr wohl der kaustischen Schriften Scaliger's und Milton's erinnern. Dieß ist aber Alles nur verschwendete Tinte, nur beklextes Papier, gegen die furchtbare Rache, enthalten in der nicht gedruckten Divina Commedia, sowohl Inferno als Purgatorio. Der finstere Aberglaube jener Zeiten, der seltsame Charakter Dante's, sein Adel und seine Armuth, sein Genie, seine ausgezeichnete Person, wovon uns Maler und Bildhauer so genaue Abbildungen hinterlassen haben, als stünde der Mann vor uns, — sein Ruf als unglücklicher Liebhaber und noch unglücklicherer Gatte, — alle diese Umstände, in Vereinigung mit seiner Tapferkeit im Felde und seine Geschicklichkeit im Cabinette, brachten seltsame Gedanken über ihn in Umlauf. Viele haßten, Alle fürchteten ihn, ja selbst seine vertrautesten Freunde glaubten, er sei in der That in die Hölle hinunter gestiegen, und habe wirklich jene Martern mit angesehen, die er mit so entsetzlicher Genauigkeit beschrieb. Seine verstorbenen Feinde und die ihm feindlich entgegen stehende Partei schilderte er als Verdammte, die schrecklichsten und grauenvollsten Strafen leidend, (seine Zeitgenossen, sowohl Freunde als Feinde, glaubten brünstig an die Wahrheit dieser Leiden): aber jenes waren doch nur die ruhigen Todten, die nach den wilden Kämpfen, welche im Innern jeder kleinen italienischen Republik tobten, unbewußt des Lobes und der Schande, im kühlen Grabe schlummerten. Ihre Kinder, allerdings, mußte dieß schmerzen, allein nur zu oft fochten in jenen trüben Zeiten Söhne gegen die Väter, und so traf die Rache des Dichters häufig seine Freunde. Allein nur die Rache eines italienischen Kriegshelden und Dichters konnte auf noch lebende, unverdammte Nebenmenschen die Schmach wälzen, daß sie in der Hölle gepeinigte, verurtheilte Geister seien: das erfinderische Genie Dante's goß auch diese Schale seines Zornes insbesondere über den grausamsten seiner Feinde, jenen Geistlichen †), der ihn zum Tode verurtheilt hatte, aus. Hören wir die eigene Art, wie Dante noch lebende Menschen als bereits in der Hölle schmachtende

†) Frater Alberigo.

Menciana.

Friedrich Menz, aus Lütgen-Dortmund, in Westfalen, gebürtig, und zu Leipzig als Professor der Physik, den 19ten December 1749, in einem Alter von 52 Jahren, gestorben, war nicht nur ein verdienstvoller Gelehrter, sondern auch eine munterer, sehr witziger Kopf. Folgende Anekdoten von ihm, die mir mein Vater erzählt hat, scheinen mir eine Stelle in dieser Zeitschrift zu verdienen, und werden bei manchem Ihrer Leser ein unschuldiges, wohlthätiges Lachen, das unter die dem Himmel angenehmsten Opfer gehört, hervorbringen.

Ehe Menz, im Jahre 1739, das Lehramt der Naturlehre erhalten hatte, war er seit 1730 Professor der Dichtkunst, und als solcher ließ er, wie die Vorgänger in seiner Professur, vom Jahre 1692 an, bei Gelegenheit der jährlichen Magisterpromotion, zu den Lebensläufen der Promovirten, ein Gedicht drucken. In diesem sogenannten Panegyrico war ihm einmal ein Hexameter von sieben Füßen entschlüpft, den ihm ein Freund zeigte, und ihn darüber zur Rede stellte. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, entgegnete Menz: „Das hat Nichts zu bedeuten; im nächsten Panegyrico werde ich einen fünffüßigen dichten, und da ist es ausgeglichen.

Menz opponirte einmal einem Magister aus Möllen, und wünschte ihm in dem Abschieds-Complimente, er möge seine Vaterstadt so berühmt machen, als sein großer Landsmann Till Eulenspiegel. Wie natürlich erschallte in dem Auditorio philosophico ein allgemeines Gelächter, von dem sich jedoch der Magister nicht irre machen ließ, sondern seinem Opponenten dagegen wünschte: Ut sit mens sana in corpore sano.

Eine ähnliche Züchtigung für seinen beißenden Witz empfing er, als der, am 28sten April 1803 zu Helmstädt, im 83sten Lebensjahre verstorbene Abt zu Königslutter, Professor primarius der Theologie Carpzov, auch Professor der Griechischen Sprache und Senior dieser Universität, um die er sich 54 Jahre lang sehr verdient machte, in seiner Vaterstadt Leipzig die Rechte eines Magistri legentis den 21sten September 1740 erwarb. Der unvergeßbare Kästner war bei dieser gelehrten Streitigkeit zugegen; und ich besitze folgende, sie betreffende, eigenhändige Nachricht von ihm, die er mir, als ich 1798 und 1799 in Göttingen studierte, nebst mehreren andren witzigen Einfällen und Bemerkungen zum Geschenk machte.

„Als Cz. (die Abbreviatur habe ich noch von meinen juristischen Knabenjahren, cunarum labor iste mearum) sich habilitirte, opponirte ihm Menz, als Decan, und machte seiner Gewohnheit nach Späße. Cz. sagte ihm: Peto ut Vir Magnificus histrionem non agat. Das nahm Menz übel und ging fort. Carpzov schrieb darauf ein wirklich sehr gelehrtes Werk in Aristonis Chii effatum: bonum philosophum esse histrionem, ein mäßiger Octavband. Ferner ein Paar Bogen de Mencio Sinarum philosopho. Eine alte Frau hat dieses Philosophen Schriften aufbehalten, die ein sinesischer Kaiser zerstören wollte. Diese veneranda anus ward nun wegen ihrer Verdienste um den Philosophen

---

Geister schilderte. (Wir bitten die Leser, zu bemerken, daß Dante als ein Südländer sich die Hölle kalt dachte.) — „Dann rief Einer unter der Eiskruste wehklagend — „„O Ihr so grausamen Seelen, daß Euch der fernste Ort angewiesen ist, nehmt weg von diesem Antlitz den harten Schleier, auf daß ich dem Schmerz, der in meinem Herzen tobt, ein wenig Luft mache, bevor ich wieder einfriere.““ Ich antwortete also: „„Sprich, wer Du gewesen, wenn Dir meine Hülfe zu Theil werden soll, und wenn ich Dich nicht frei mache, so will ich nieder bis zum tiefsten Eise steigen.““ — „Der Frater Alberigo,“ antwortete er. — „Hah!“ rief ich aus, „so bist auch Du gestorben!“ — „Wie es auf der Erde oben mit meinem Körper steht, weiß ich nicht. Oft stürzt die Seele in diese Orte nieder, noch bevor die Parze den Faden zerschneidet. Wisse, daß die Seele, in demselben Augenblicke, in welchem sie einen Verrath begeht, wie ich es gethan, ihren Körper einem Teufel übergibt, der ihn nach Willen lenkt und regiert, bis seine Zeit vorüber ist: sie aber stürzt senkrecht in diesen Schauderort hernieder. Vielleicht wandelt oben noch der Körper eines andern Geistes der hier hinter mir wintert. Du erkennst ihn, und seist Du auch erst seit kurzer Zeit hier unten angelangt; viele Jahre sind bereits vergangen, seitdem Branca Doria *) in dieser eisigen Zwingburg angekommen ist.“ — „„Jetzt, däucht mir,““ erwiederte ich, „„daß Du meiner spottest; Branca Doria ist noch nicht gestorben, sondern thut alle Verrichtungen eines lebenden Menschen, ißt, trinkt, schläft und legt Kleider an.““ Ah, Genueser, ihr tief verderbten, von jeder Scheußlichkeit befleckten Menschen, warum seid ihr nicht von der Erde weggetilgt? Einen von Euch traf ich bei dem finstersten Geiste der Romagna **); seiner Thaten wegen ist seine Seele in die Hölle gestürzt worden, wiewohl er selbst noch lebend auf der Erde zu wandeln scheint.“ Canto 33. — Welches außerordentliche Aufsehen mußten solche Worte, in Verse gekleidet, wie Dante sie schrieb, in einer Stadt machen, wo jeder zweite Mann ein Dichter und jeder ohne Ausnahme ein Bewunderer und Kenner der Poesie war; wo, wegen Büchermangel, man aus Bewunderung vor dem Genie ganze Canto's berühmter Gedichte auswendig lernte; — welches Aufsehen, sage ich, muß die angeführte Stelle in Florenz gemacht haben! Die niedersten Creaturen und Diener Alberigo's und Doria's mußten Entsetzen in der Nähe ihrer Herren fühlen, denn man glaubte bona fide, daß der erhabene Florentiner, nur das, was er wirklich gesehen, wieder erzähle. Es gab in Florenz vielleicht keinen Einzigen, der an die Unsterblichkeit der Seele, und nicht zu gleicher Zeit an Dante's Niederfahrt in die Hölle und das Fegefeuer glaubte. Der fleckenlose Charakter, und der hohe Ruhm der Redlichkeit, Moralität und Ehre, den der furchtbare Dichter hatte, konnte nur beitragen, das Grauenhafte seiner Strafoffenbarungen zu erhöhen. Seine Gedichte, voll strenger Tugendliebe und furchtbarer Gewalt, waren vollkommen berechnet, um in einem Zeitalter des Aberglaubens und der Ruchlosigkeit den tiefsten Eindruck hervorzubringen, und wie tief derselbe sein mußte, dieß geht daraus hervor, daß per l' inferno di Dante! der schrecklichste Schwur wurde, den sich die Italiener der jetzigen Zeit noch erlauben. — Kurz, nie hat sich ein Dichter an seinen Feinden so gerächt, wie Dante, und nie wird sich einer je wieder so rächen können!

*) Ein anderer noch lebender Todtfeind Dante's.
**) Den Frater Alberigo.

himmelhoch erhoben, und die Leute dachten dabei an eine alte Jungfer, die in dem Hause, wo Menz wohnte, die Haushaltung besorgte."

Herr S. Julien, zu Paris, hat in neuerer Zeit auf Kosten des Herrn Grafen von Lasteyrie, meines Freundes, die Schriften dieses Chinesischen Weltweisen herausgegeben. *)

Als Menz im Sommer des Jahres 1743 das Rectorat verwaltete, ward ein junger Adeliger vor das academische Gericht gefordert. Er kam, nach damaliger allgemeiner Mode unter den Studierenden, mit einem Degen, welchen bekanntlich vor jenem jeder Student ablegen muß. Als ihn der Pedell höflich daran erinnerte, weigerte er sich hartnäckig, es zu thun, indem er behauptete, daß der Degen ihm angeboren sei. Da der Rector hiervon benachrichtigt worden war, befahl er dem Pedell, ihn nur in das Sessionszimmer hereinkommen zu lassen. Er trat also mit dem Degen ein, dessen Schönheit Menz lobte und fragte, wo er ihn her habe. Die Antwort war: Ich kaufte ihn hier, in Thorvest's Galanterie-Handlung. Ganz ernsthaft erwiederte der Rector: Nun, so müssen Sie vor Ihrer Obrigkeit diesen Degen ablegen; Ihren angeborenen können Sie tragen.

Als Gottsched erzählte, daß er in den Adelstand hätte erhoben werden sollen, er dieß sich jedoch, schon hinlänglich mit der nobilitate literata zufrieden, verbeten habe, sagte Menz: da haben Sie recht wohl daran gethan, Herr College, ich hätte es eben so gemacht und mich nicht adeln lassen: denn ich hätte mich nun a Mens (amens) oder de Mens (demens) schreiben mögen, ich wäre immer ein Narr gewesen. *) — Daß die Anwesenden laut auflachten, war natürlich. Gottsched aber rächte sich, indem er sagte, er habe von ihm Etwas im Virgil, Aen. VI, 727, gelesen:

Mens agitat molem et magno se corpore miscet.

Nun bekam Gottsched die Lacher auf seine Seite: denn die böse Welt hatte den ehrlichen Hagestolz Menz mit seiner schon erwähnten Haushälterin, einer sehr wohlbeleibten Person, im Verdachte.

J. G. Eck.

*) Meng Tseu vel Mencium, inter Sinenses philosophos ingenio, doctrina, nominisque claritate Confucio proximum, edidit, Latina interpretatione, ad interpretationem Tartaricam utramque recensita, instruxit et perpetuo Commentario e Sinicis deprompto, illustravit Stanislaus Julien, Societatis Asiaticae et Comitis de Lasteyrie impensis. Pars prior. Lutetiae Parisiorum, 1824. gr. 8. (Leipzig, bei Voß, 3 Rthlr. 18 gr.) Angez. in Beck's Repertorio 1825, Nr. 5, S. 370—372. Vergl. Götting. gel. Anz. 1826, St. 18. S. 183. E.

*) Hierbei fällt vielleicht Lesern, die in literarischen Anekdoten bewandert sind, Folgendes aus den Menagianis, T. III, p. 183 ein:

„Menage, pour se moquer de ceux qui affectent de déguiser leur origine en ajoutant leur nom l'article de, disait: Je connais un avocat nommé Loyal, celui-là se garda bien d'ajouter un de à son nom." E.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Minder erfreulich als die neuesten politischen Verhältnisse Leipzigs (eine ausführlichere und fortlaufende Darstellung derselben enthält der stehende Artikel „Tagesgeschichte" im Janus;) sind leider seine jetzigen merkantilischen. Außer den vielen Bankerotten, zum Theil der angesehensten Häuser, welche seither wieder in Leipzig selbst stattgefunden haben, und der traurigen dermaligen Lage des deutschen Handels überhaupt, wirken auch die jetzigen politischen Conjunkturen, besonders hinsichtlich Belgiens und Polens, nachtheilig darauf ein. Unter diesen Umständen konnte, wie die Neujahrsmesse d. J., so auch die letzte Ostermesse keine andere als eine fast beispiellos schlechte Messe sein. Janus nannte die erstere eine lederne, (weil wirklich nur in Leder noch gute Geschäfte gemacht wurden,) und meinte, daß es immer mehr Noth thue für das Heil unserer Messen, Messen beten und singen zu lassen. Etwas besser war der Wollmarkt, (v. 24. — 31. Mai,) der sich auch dadurch auszeichnete, daß zum Erstenmale Nordamerikanische Käufer, aus Neuyork, dabei erschienen, die so bedeutende Einkäufe machten, daß die Wollpreise dadurch bis zu 10 pr. Ct. gesteigert wurden. Wer sich näher von dem jetzigen Zustande des Leipziger Handels zu unterrichten wünscht, (vom Buchhandel sprechen wir weiterhin besonders,) dem empfehlen wir dazu vorzüglich die sehr lesens- und beherzigenswerthe Abhandlung darüber in Nr. 140 u. ff. der Sachsenzeitung. Der kenntniß- und einsichtsreiche Verf. ist übrigens der Meinung, daß die bevorstehende Anschließung Sachsens an den Preußischen Zollverband vollends den Ruin von Leipzigs Handel und Messen zur Folge haben werde. Unter so trostlosen Aussichten ist aber doch ein treffliches neues merkantilisches Institut dieses Jahr bei uns in's Leben getreten, nämlich die am 23. Jan. feierlich eröffnete Handlungsschule, welche, durch ansehnliche Unterstützung von der Regierung und mehreren liberalen Geschäftsmännern begründet, nach dem besten Plane organisirt ist und von dem um die Handelswissenschaft bereits rühmlichst verdienten Herrn Director Schiebe, und den Herrn M. Quarch, Lechner und von Nischwitz, als sehr vorzüglichen Lehrern der Handelskunde, Mathematik, Geschichte, Statistik und Geographie, geleitet wird. Leipzigs schon so zahlreiche und musterhafte Bildungsanstalten haben dadurch einen bedeutenden Zuwachs erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 189. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 10. August. 1831.

Das Nordlicht.

Unter Hoffen, unter Bangen
War am Himmelsbogen kaum
Neu ein Jahr uns aufgegangen
In des Lebens Erdentraum:

Sieh! da röthet sich's im Norden
Plötzlich wie ein Flammenmeer!
Menschen beben aller Orten,
Ahnend Unglück jammerschwer.

Durch die Winternacht hin schallet
Schauerlich der Glocken Ton,
Und das Horn des Wächters hallet
Von dem Kirchenthurme schon.

Bald wird's bleicher, bald wird's röther,
Bald durchzuckt ein Feuerstrahl,
Wie ein Blitz, den weiten Aether
Schwebend über Berg und Thal.

„Großer Gott! schau mit Erbarmen" —
So ruft's in der Menschenschaar —
„Großer Gott! auf all' die Armen,
Schau hernieder in Gefahr!"

„Werden Wohnungen zerstöret
Durch des Feuers gier'ge Wuth?
Ach! wird Hab' und Gut verzehret
Von der ungestümen Gluth?"

„Oder deutet dieses Röthen,
Was den Horizont erhellt,
Blut'gen Krieg und Menschentödten
In der sturmbewegten Welt?" —

Horch! da schlägt die ernste Stunde
Droben an der Zeitenuhr!
Und rings auf dem Erdenrunde
Sieht man der Dämonen Spur.

Schwarz einher die Seuche schreitet,
Gift'gen Saamen streut sie aus,
Und ihr Todeshauch verbreitet
Namenlosen Schmerz und Graus.

Dort in der Sarmaten Lande,
Oft von Wehen heimgesucht,
Lodert's im gewalt'gen Brande,
Prasselnd tobt der Flamme Wucht.

Wie die Saat aus Drachenzähnen
Einst in jener Mythenzeit
Plötzlich — o! wer sollt' es wähnen?
Sich gewappnet hat zum Streit:

So erstehen blitzesschnelle
Schaaren in Polonia,
Wie des Meerorkanes Welle
Braußt es tosend fern und nah.

Und der Krieg mit Riesenarmen
Schmiedet Waffen seiner Wuth,
Und vergießet ohn' Erbarmen
Kühner Schlachtenbrüder Blut.

Rosse stampfen, Schwerter klirren,
Sensen blinken durch die Luft,
Des Geschützes Kugeln schwirren,
Und der Schlachtendonner ruft.

Mütter weinen, Bräute jammern
Händeringend, schmerzgequält,
In des Hauses öden Kammern,
Wo jetzt der Geliebte fehlt.

Armes Völklein der Sarmaten,
Ja dir ward ein herbes Loos!
Glorreich traun! sind deine Thaten;
Fällst du, o! so fällst du groß! —

Seht! dieß hat des Nordlichts Röthen
Kundgethan am Himmel weit:
Seuchen, Brand und Menschentödten,
Wie zu unsrer Väter Zeit! — —

Meiningen.

Professor Dr. Ihling.

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

Historische Novelle

aus den Zeiten Katharina der Zweiten

von

Dr. Morvell.

1.

Es war im Anfange des Jahres 1774, als die Ottomann'sche Pforte durch die Eroberungen des berühmten Dolgoruki gedrängt — den schimpflichen Frieden zu Kutschuk-Kainardschi abschloß und außer beträchtlichen asiatischen und europäischen Ländereien, auch die Herrschaft über das schwarze und azowsche Meer und den ganzen Taurischen Chersones verlor.

Es hieß zwar, daß Taurien ein unabhängiges Fürstenthum bleiben und von eigenen, selbstgewählten Chans regiert werden sollte, um dergestalt eine Grenzmauer zwischen Rußland und der Türkei zu bilden, auch wurden eigene Chans eingesetzt, allein man sah nur zu deutlich, was der eigentliche Zweck Rußlands war.

Es zogen bald die Saporogischen Kosaken in das blühende, glückliche Land, und wurden zu einer entsetzlichen Plage desselben. Ihr hochberühmter, tapferer Anführer, der Hettmann Chmelinski, litt — zum Gegenspiel der Amazonen, die einst in der fabelhaften Zeit Taurien bewohnten und keine Männer unter sich duldeten, der Hettmann litt keine Weiber in dieser Männer-Republik. Die Sitte mochte wohl von ihm nicht eingeführt sein, denn die Saporogischen Kosaken, ein rohes, wildes Räuber-Corps, konnten keine Weiber und keinen beschwerlichen Wagenzug auf ihren Streifereien brauchen, allein viele Mädchen und Frauen waren doch mit dabei, nur daß sie, den Männern gleich, ihre Feldzüge zu Pferde mitmachten, und sich dann auch nicht vom Getümmel des Angriffs, der Schlacht, ausschließen durften. Der Hettmann reinigte sein Heer von diesem Troß und durchzog nun mit demselben die nordöstlichen Theile Tauriens. Die öde Steppe sagte zwar ihrer gewohnten Lebensweise zu, allein sie zogen sich dabei immer mehr in das Herz der Krimm, in die glücklichen Thäler dieses heitern, mit allen Schätzen der Natur gesegneten Landes, und hier wurden sie zu einer entsetzlichen Plage für die armen Einwohner, der Mädchenraub war an der Tagesordnung.

Der Sultan Selim Gheray, suchte zwar diesem argen Unwesen nach Kräften zu steuern, allein er hatte keine bewaffnete Macht, welche er dem Kosakenheer entgegen stellen konnte, und so — obwohl einer der besten Regenten der Halbinsel — starb er doch, ohne seinem Lande den gewünschten Frieden gegeben zu haben.

Sein Nachfolger Khan Schahin Geray, dessen Wahl hauptsächlich das Werk der — ihre Hand immer im Spiel haltenden Russen — war, vermochte noch weniger dem Uebel Einhalt zu thun, und hundertfältige Klagen über die Räubereien der Kosaken, welche vor Katharinens Thron gebracht wurden, blieben ohne alle Wirkung. Man wollte die Krimm in den Zustand der Anarchie, der Verzweiflung bringen, um eine Ursache zu haben, sich ihrer zu bemächtigen.

So kam es, daß die wilden Kosaken ihre Ueberfälle und Entführungen ungeahndet vollführten, auf der Straße und auf dem Felde ließ sich bald keine Jungfrau mehr sehen, allein diese Mädchenjäger, im eigentlichen Sinne des Wortes, brachen nun in die friedliche Hütte des Landmanns, in die Schlösser der Gutsbesitzer, in die Häuser der Bürger in den Städten und raubten die schönsten Dirnen, führten sie in die Nähe ihres Lagers, behielten sie einen Monat oder ein Paar bei sich, und wenn sie ihrer überdrüssig waren, so schickten sie dieselben wieder heim.

Das immer weiter um sich greifende Unglück brachte endlich die armen Bewohner der Krimm dahin, sich Hülfe bei der Pforte zu suchen, welche dann ihre alten Ansprüche an das Land wieder hervorsuchte, kleine Truppen-Abtheilungen dahin sandte, die türkischen Posten auf der Insel verstärkte, und den Khan Schahin Gheray zur Flucht nöthigte. Er ging nach Petersburg, ließ aber seinen Sohn, einen blühenden Jüngling von ausgezeichneter Schönheit zurück. — Die natürliche Folge seiner Flucht war, daß die Türken sich sogleich des großen, prachtvollen Palastes zu Baktschisarai bemächtigten, ihn plünderten, und auch den Sohn ihrer Wuth geopfert hätten, wenn er nicht schleunigst entflohen wäre, indem er einen unterirdischen Gang benutzte, welcher in ein Felsenversteck des benachbarten Waldes führte.

Im Kosakenkleide schloß er sich den umherstreifenden saporogischen Kosaken an und ward, bald vertraut mit ihrer Lebensweise, einer ihrer listigsten und schlauesten Anführer. — Viele wollen behaupten, daß die Mädchen, welche in seine Hände fielen, ihr Schicksal zu beklagen, nicht Ursache fanden; seine Schönheit und Männlichkeit söhnte sie bald mit dem Verlust ihrer Aeltern und Gespielen aus. Doch auch er, ein Wanderer, wie sie Alle, durfte keine Ausnahme vor den Uebrigen machen, durfte auf seinen Streifereien kein Mädchen mitnehmen, und manches zarte Herz mag gebrochen sein durch den wilden, lebenslustigen Jüngling, welcher der Liebe in seinem Herzen keine bleibende Stelle geben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

Straßburg, im Juni.

Mein letzter Brief hat Dir meine Abreise von Paris so wie meine Ankunft in dem einst durch seinen Handel wie durch seinen Einfluß auf die Rheinländer so berühmten Straßburg gemeldet. In Friedenszeiten war diese Stadt ein Vereinigungs-Punkt für die Kaufleute Deutschlands und Frankreichs, während im Kriege sich die Heere dieser Länder gegen sie wandten, um eine so wichtige Festung in ihre Hände zu bekommen. Ludwig XIV. nahm Straßburg im Jahre 1694 ein, und seit dieser Zeit verblieb es Frankreich. Seine Festungswerke sind ausgedehnt und verlangen 8 bis 10,000 Mann Besatzung. Die Unternehmungen, durch welche die Bewohner dieser Stadt sich früher so sehr auszeichneten, haben in neuerer Zeit aufgehört, da der Zwang, welchem die Rhein-Schiffahrt jetzt unterliegt, ihren Handel zu Grunde richtete. Vor der französischen Revolution wurde der meiste Tabak für den westlichen Theil des Königreichs hier fabrizirt, und mehrere tausend Menschen beschäftigte die Zubereitung dieses Produkts; aber seit dem Jahre 1795 stehn die Fabriken größtentheils still. Straßburg enthält jetzt 4500 Häuser mit 53,000 Einwohnern.

Das Entzücken, welches die Seele des Reisenden erfüllt, wenn er Straßburg erblickt, entspringt nicht aus dessen historischen Beziehungen. Keiner wohl mag ihm nahen, ohne sie zu vergessen, sobald der Thurm der Cathedrale sich seinem Auge zeigt. Dieser majestätische Bau erhebt sich mit einer Höhe von 490 Fuß weiter von der Erde empor, als irgend ein anderes Denkmal der Kunst, die Pyramiden allein ausgenommen. Ihm leuchten die ersten Strahlen der Sonne, wenn tief unten die Stadt noch im Dunkel liegt, und auf seiner Höhe weilen sie lange nachher, wenn schon die Dämmerung ihren Schleier über Spitzen und Kuppeln breitete, welche neben seinem Fuße emporstreben. Dann erscheint er in seiner ganzen Pracht, wie in reicher Vergoldung wiederstrahlend von dem scheidenden Lichte; und in solchem Augenblicke ist es, wo die Schönheit Gothischer Baukunst die Seele überwältigt. Acht Jahrhunderte entschwanden, seit der Bau begonnen ward, und fünf beinahe nach seiner Vollendung; dennoch steht er da, unverändert in seiner eigenthümlichen Herrlichkeit; ihn verschonte die Zeit, während andere Tempel und Thürme vor ihrer Allmacht in Staub zerfielen, gleich als scheue sie sich, dem größten Meisterwerke Gothischer Kunst, was je die Wolken berührte, feindlich zu nahen. Il duomo oder die große Cathedrale von Mailand ist ein noch glanzvolleres Gebäude, welches mit seinen sechs tausend Statuen und Basreliefs dem Auge eine noch größere Pracht entfaltet. Die hundert Spitzen, welche von seinem Dache emporsteigen, werden wahrscheinlich für immer unübertroffen bleiben, und dennoch ist Straßburgs Münster in seinem eigenthümlichen Gothischen Schmucke, in der fast unbegreiflichen Leichtigkeit der Struktur und an gigantischer Höhe ein Werk, das jeden Nebenbuhler kühn herausfordern darf.

Es besteht aus dunkelrothem Sandstein, welcher durch die Revolutionen der Zeit noch dunkler wurde; und so hat es jetzt den ehrwürdigen Anstrich solcher Denkmäler, deren Mitgift in Jahrhunderten besteht. Seine Verzierungen sind geschmackvoller und seine hochgeschwungenen Fensterbögen prächtiger, als die eines anderen Gebäudes neuerer Zeit, während überall ein so vollkommenes Ebenmaß herrscht, daß man vergebens nach einem Fehler sucht.

Auf einer Menge Treppen von fast 700 Stufen steigt man durch Kuppel und Thurm aufwärts, bis man, einige Fuß von der obersten Spitze, still steht, und nun unter sich eine große Stadt erblickt, und rings umher eine weite, reiche Landschaft, die der Rhein durchschlängelt, während in äußerster Ferne des Schwarzwaldes hohe Bergesrücken die Aussicht schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Diese Erwähnung führt uns auf den Gegenstand des öffentlichen Erziehungswesens, in welchem, außer der eben genannten, auch noch mehrere andere der wesentlichsten Verbesserungen seit Anfang d. J. wieder stattgefunden haben. Im Februar errichtete der verdienstvolle Rector der (seit Anno 1395 bestehenden) Nikolaischule, Herr Rector Prof. Nobbe, ein mit derselben verbundenes Pädagogium, zur zweckmäßigen Beschäftigung der Schüler außer der Zeit ihrer Lehrstunden, wodurch er sich auch die Eltern derselben zu um so größerem Danke verpflichtet hat, als leider noch immer auf weit den meisten Schulen Deutschlands nur für den Unterricht, aber nicht für die Erziehung der Schüler gesorgt wird. Auch veranstaltete Herr Rector Nobbe am 27. Juni eine schöne Feier der Nikolaischule zum Andenken an ihren frühern Vorsteher, Dr. Hölzel, der vor hundert Jahren die Unterstützung der-

selben durch den Magistrat, mit den jährlichen Zinsen von 4000 Rthlr., bewirkte. Am 15. Mai wurde auch von unsrer schätzbaren polytechnischen Gesellschaft unter Leitung des um sie sich so sehr verdient machenden Herrn Director's Meißner eine sehr nützliche Lehranstalt eröffnet, wodurch die höhere Gewerbsbildung ungemein befördert worden ist. — Am 2. und 21. Juni wurden die neuen und würdigsten Vorsteher der Rathsfreischule und Thomasschule, Herr Stadtrath Dr. Seeburg und Stadtrath Müller, von den Rectoren derselben, Hrn. Plato und Prof. Rost feierlich eingeführt. — Anderweitigen baldigen Vervollkommnungen unseres Schulwesens sehen wir um so gewisser entgegen, als unser neuer Rath sich besonders dieselben angelegen sein läßt. — Unsere Universität befindet sich, unter dem seitherigen Rectorate des um sie hochverdienten Herrn Professors Krug, fortdauernd in blühendem Zustande. Ihre neueste Chronik liefert die Leipziger Literaturzeitung und das Beck'sche Repertorium. Durch die endliche Aufhebung des alten absurden Magisteriums und Nationenwesens, wie ihres früheren so nachtheiligen Verhältnisses zur Polizeibehörde, hat ihre Verfassung sehr gewonnen. Mehrere andere derjenigen Verbesserungen, die Hr. Prof. Krug in seiner Schrift „über die Wiedergeburt der Universität Leipzig," so beherzigenswerth vorgeschlagen hat, werden ohne Zweifel noch folgen. Die Studirenden zeichnen sich, obschon sie nun größere Freiheiten erhalten haben, und ihnen auch ihre landsmannschaftlichen Verbindungen jetzt erlaubt worden sind, durch ihren Fleiß und ihr ruhiges Betragen dermalen rühmlichst aus. Auch ein neues akademisches Gebäude erhebt sich, indem das alte Paulinum abgetragen worden ist und an seiner Stelle ein neues und besseres aufgeführt wird.

Eben so bedeutender Verbesserungen und Bereicherungen haben wir uns auch in diesem Jahre schon wieder, in Betreff unseres Armenwesens, dem der jetzige Rath gleichfalls die rühmenswertheste Sorgfalt widmet, und unsrer längst schon so zahlreichen wohlthätigen Stiftungen und Anstalten zu erfreuen gehabt. Im Februar ward ein neuer Bürgerhülfsverein gestiftet, über dessen ungemein wohlthätige Einrichtung die Sachsenzeitung das Nähere mitgetheilt hat. In der letzten Buchhändlermesse wurde den fremden Buchhändlern ihre bisherige Abgabe von 150 Rthlr. für das Local ihrer Börse erlassen, welche Summe sie nunmehr zur Unterstützung verarmter Collegen bestimmten. Der große Nutzen unsres Sparkassen- und Lebensversicherungsinstitutes bewährt sich immer mehr. Dagegen sind leider die sogenannten Leichencommunkassen, durch unverantwortlich schlechte Wirthschaft ihrer Vorsteher fast ganz zu Grunde gegangen. Der so ausgezeichnet herrliche Wohlthätigkeitssinn, der den Bewohnern Leipzigs seit Jahrhunderten eigen ist — Herr Dr. Gretschel führt in seinem schätzbaren Handbuche über Leipzig allein sieben hundert akademische Stipendien auf — hat sich auch in diesem Jahre bereits wieder in mehreren der preiswürdigsten Handlungen offenbart. Am 22. Mai machte der Rath durch eine öffentliche Danksagung bekannt, daß ein unbekannter, selbst ihm sich nicht nennen wollender Mitbürger, ein Capital von 10,000 Thalern zur Anlegung eines neuen Armenhauses angewiesen; und in einer zweiten Danksagung vom 23. Juni, daß ein anderer eben so edler Menschenfreund, der verstorbene Kaufmann Wilh. Ludw. Rumpf, 2000 Thaler der Bürgerschule, 3000 Thaler der Freischule, 1000 Thaler dem Waisenhause, 2000 Thaler dem Jacobshospital und 1000 Thaler dem Armenspital vermacht habe. Wahrhaft segenbringend wirken die Herren Dr. Ritterich und Carus durch ihre trefflichen unentgeldlichen Augenkranken- und Schutzblatternimpfungsanstalten, zu deren Benutzung der Rath besonders aufgefordert hat. Auch die höchst achtbaren Freimaurerlogen, Balduin, Minerva und Apollo, (von denen die erstere eine eigene Freischule unter dem Namen Sonntagsschule, für arme Lehrlinge unterhält) zeichneten sich wieder durch die edelsten Wohlthaten aus, zu denen nicht minder die zum Vortheil der Suppenanstalt am 1. März im Saale der Sonntagsschule geschehene Verloosung weiblicher Arbeiten und die zum Besten der Armen gegebenen Concerte und Theatervorstellungen gehören, welche sämmtlich zahlreich besucht wurden und daher sehr bedeutende Einnahmen brachten, der zahllosen einzelnen mildthätigen Handlungen nicht zu erwähnen. Die Lieferungen von Wäsche und Charpie, welche Leipzigs Frauen und Jungfrauen, zur Pflege der in ihrem cartagisch heldengroßen Freiheitskampfe verwundeten Polen, im Stillen nach Warschau gesendet haben, sind bereits so ansehnlich gewesen, daß ihrer selbst auf dem Polnischen Reichstage wie in der Warschauer Zeitung dankbarlichst gedacht worden ist. Um so lächerlicher war die prahlende Aufforderung dreier armen Blätterschreiber (der Hebe, des Eremiten und Kometen): daß alle Freunde der nothleidenden Polen „Geldbeiträge" für dieselben, an sie, (die besagten Redacteur's!) einsenden sollten. — In Betreff der jetzt alle Welt in Schrecken setzenden furchtbaren Asiatischen Cholera morbus, hat unser neuer Rath bereits die musterhaftesten Vorsichtsmaßregeln ergriffen; indem er nicht nur mehrere der heilsamsten Anweisungen, sich davor zu schützen, bekannt gemacht, sondern auch für die strengste Marktpolizei und selbst bereits für Errichtung von Contumaz-Häusern und Ermittelung tüchtiger Krankenwärter die dankenswertheste Sorge getragen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 190. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 11. August. 1831.

Mein Weib und mein Kaiser.

Lied eines österreich'schen Grenadiers am 4ten Oktober.

Bin Einer der ältesten Grenadiere,
Dien' auch in der Ehstand'slegion,
Und, meiner Seel' 's hat mich nie noch gereuet,
Und 's wird auf den Herbst zwanzig Jahre schon,
Darum erscheint mir der vierte Oktober
Auch alle Jahr' im doppelten Glanz;
Denn meines Weibes Nam' ist Franziska
Und meines Kaisers Nam' ist Franz.

Ja, zwischen diesen beiden Geliebten
Theil' ich mein Herze voll Frölichkeit.
Mein Wahlspruch, geltend für eins und das and're,
Heißt: Liebe, Treue, Dankbarkeit!
Und alle Abende trink' ich lustig
Zwei Flaschen auf Beider Wohlsein aus,
Die eine trink' ich für's liebe Weibchen,
Die and're trink' ich für's Kaiserhaus.

Am Namensfeste beider Lieben
Mir auch ein jeder Wunsch gelingt,
So kommt's, daß jährlich mir im Juli
Mein Weibchen einen Buben bringt,
Es freut mich, daß ich gegen Beide
Die Pflichten leicht vereinen kann,
Ich gebe meinem Weib ein Küßchen,
Dem Kaiser einen Kriegesmann.

Als Grenadier und Ehmann bin ich
Der Liebe und der Ehre treu,
Vom anvertrauten Posten bringt mich
Nicht List und nicht Verrätherei,
So schlaf' ich denn, wenn nichts mich hindert,
In meiner Ehekammer ein
Und wache wieder für den Kaiser,
Muß ich am Burghof Schildwach sein.

Der Eine liebt die Karten eben,
Der And're Liebeständeln'n,
Der Dritte ist dem Trunk ergeben,
Er säuft den Wein auf's Wohl vom Wein,
Zwei Lebehoch bring' ich bei'm Weine
Stets aus im jubelnden Gesang:
Mein Weibchen leb' für mich alleine!
Mein Kaiser für uns Alle lang!

J. F. Castelli.

Christina, Königin von Schweden *).

Eine Skizze.

Christina von Schweden, das einzige Kind des großen Gustav Adolph und Marie Eleonoren's von Brandenburg (geb. 1626), die sich im siebzehnten Jahrhunderte durch ihren wahrhaft seltenen Geist, mehr aber noch durch die tollsten Züge in ihrem Betragen berühmt gemacht hat, ist eines der denkwürdigsten Beispiele von hohen Personen, die sich durch die seltsamsten Sonderbarkeiten auf der großen Bühne der Welt bemerkbar gemacht und deren Briefe und geheime Lebensgeschichte spät erst den Schleier gehoben haben, der über so manchen Thatsachen der vergangenen Zeit bis dahin verbreitet war. Die Briefe der Königin

---

*) Die Mittheilung dieses Aufsatzes in diesen Blättern ist durch das ungemein geist- und talentvolle Spiel veranlaßt worden, womit am 27. Juli Fräulein Alexandrine Gebhardt, vom Kaiserl. Russischen deutschen Hoftheater zu St. Petersburg, auf dem hiesigen Hoftheater, die Rolle der Königin Christina in dem von Th. Hell nach dem Französischen bearbeiteten Drama: „die Königin von 16 Jahren," zu einem wahren und seltenen Kunstgenuß für das, die treffliche junge Künstlerin in jeder Scene mit dem lebhaftesten Beifall lohnende, Publikum dargestellt hat.

Leipzig, den 31. Juli 1831.

Prof. Dr. Schütz.

Christine sind in einer höchst lesenswürdigen Sammlung, zugleich mit denen der unglücklichen Maria Stuart unter dem Titel: Lettres de Marie Stuart, reine d'Ecosse et de Christine, reine de Suede etc. par L. Collin, erst im Jahre 1806 zu Paris in drei Bänden erschienen. Schon bei ihrem Leben aber hat man mühsam Alles zusammen getragen, was man sich von dieser berühmten Königin Gutes oder Schlimmes in dem Laufe ihres langen unbeständigen, unruhigen und abenteuerlichen Lebens zu erzählen wußte. Wer von ihren Zeitgenossen sie zu durchschauen vermochte, tadelte sie; wer sie nur aus der Ferne sah, lobte sie; ihre Bewunderer ließen sich durch einige Züge ihres Geistes irre führen, die man fälschlich mit dem Namen Philosophie beehrte, und die nichts weiter, als Beweise der Zügellosigkeit ihrer Ideen und der ewigen Unruhe ihres wunderlichen Charakters waren. Ihre Entsagung des Throns ihres erhabenen Vaters Gustav Adolph, der ihn durch seine Eroberungen und seine eigene Größe mit so vielem Glanze umgeben hatte, täuschte zu sehr in Betracht der Beweggründe, welche sie veranlaßten. Sie war erst 28 Jahre alt, als sie im J. 1654 die schon 1632, nach dem Heldentode Gustaph Adolph's in der Schlacht bei Lützen, als ein erst sechsjähriges Kind empfangene Krone Schwedens niederlegte und ihr Vaterland verließ, um nachher die Religion abzuschwören, in welcher sie erzogen war, viele Jahre lang die Welt zu durchstreifen, und endlich selbst den Katholiken gleichgültig, beinahe vergessen von der Welt, deren Aufmerksamkeit sie so sehr erregt hatte, und wenig geachtet von denen, die noch zuletzt nahe um sie waren, zu Rom im Jahre 1689 zu sterben.

Christina hatte fast keine einzige von all' den schönen Eigenschaften, welche das weibliche Geschlecht so reizend und liebenswürdig machen; die Natur hatte sich bei ihr in dem Geschlechte vergriffen; ihre Schönheit war, obgleich eine regelmäßige, doch durchaus männliche; sie besaß einen seltenen Scharfsinn, ein überaus glückliches Gedächtniß und eine unersättliche Eitelkeit und Neugierde. Durch die ebenfalls völlig männliche Erziehung, die sie erhalten hatte, war ihr Charakter schon in ihrer frühesten Jugend so entschieden zu dem eines Mannweibes ausgebildet worden, daß sie fast immer in Männerkleidung ging, große Fußreisen machte, ihren Körper auf alle Art abhärtete und jeden Antrag zu einer Vermählung standhaft ausschlug. Erst 1650 ließ sie sich als Königin krönen. Aus Eitelkeit und Sucht zu glänzen, legte sie sich auf das Studium der Wissenschaften, nicht aus wahrer Wißbegierde. Sie ließ eine große Zahl von Gelehrten an ihren Hof kommen, aber sie erregte sich bald die Unzufriedenheit derer, welche Verdienst mit Würde verbanden; sie verließen sie daher wieder, oder fügten sich doch nur aus Ehrfurcht für ihren hohen Rang in ihre gelehrten Phantasieen, denn einen andern Namen kann man nicht wohl der verworrenen Masse von historischen, sprachlichen, literarischen, astronomischen, numismatischen u. a. Kenntnissen geben, die sie in ihren immer abwechselnden Studien sich aneignete. Man nannte sie die Polyglottin, weil sie beinahe alle europäischen Sprachen verstand. Noch ehe diese gekrönte Gauklerin aber vom Throne herabgestiegen war, hatte sie sich schon durch ihre auffallenden, lächerlichen Sonderbarkeiten und den gänzlichen Mangel an Schicklichkeit in all' ihrem Wesen und Betragen, zum Gegenstande von tausenderlei Spöttereien, wie der größten Unzufriedenheit ihres Hofes und Volkes gemacht, daher sie schon im J. 1654, um völlig unabhängig ihren Launen leben zu können, die Regierung niederlegte, wobei sie sich jedoch eine sehr bedeutende Apanage zur Bedingung machte.

Sobald sie aber nicht mehr von dem Zwange gebunden war, den die königliche Würde ihr anlegte, verachtete sie vollends alle Schicklichkeiten ihres Geschlechts, und vergaß, was sie sich selbst als Fürstin und als Tochter des größten Königs, der je Schweden beherrscht hat, schuldig war. In männlicher Tracht reiste sie über Brüssel, wo sie die katholische Religion annahm, nach Rom, wo sie sich vom Papste firmeln ließ.

Im J. 1656. kam sie zum ersten Male nach Frankreich; der König Ludwig XIV. schickte ihr den Herzog von Guise entgegen, um sie auf der Grenze zu empfangen. Dieser stattete dem Hofe einen Bericht darüber ab, welcher in den Mémoires de Madame de Motteville Tom. I. pag. 196 mitgetheilt ist, und man kann aus dieser Schilderung ihre Persönlichkeit vollkommen kennen lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Der König von Dalkey,

ein Irrländisches Sittengemälde.

Nahe an Irrlands Küsten, nur zwei Seemeilen von Bullock entfernt, liegt eine Gruppe kleiner Inseln, die Mugglins genannt, unter denen die Insel Dalkey die übrigen an Größe und Volkszahl übertrifft. Unter diesem Inselvölkchen herrscht einer der seltsamsten Gebräuche, freilich nur eine Posse, ursprünglich vielleicht etwas mehr, aber auch jetzt noch in seiner Entartung eine sinnreiche Satyre auf die Herrscher und ihre Magnaten.

Die Bewohner der genannten Inselgruppe wählen sich zum Scherze einen König, nicht eben aus ihrer Mitte, sondern meistens aus der Hauptstadt Irrlands und gewöhnlich aus den untern Volksklassen, aber stets einen rechtlichen Mann von anerkanntem tadellosen Charakter. Seine Wahl ist auf Lebenszeit. Jährlich am

15ten Julius besucht er mit königlichem Pomp sein kleines Inselreich, um sich der Treue und des Gehorsams seiner Unterthanen zu versichern, und die im Verlauf des Jahres erledigten Aemter und Stellen zu besetzen, hauptsächlich aber, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa Jemand seinen königlichen Titel usurpirt. Dieser königliche Besuch veranlaßt jährlich auf der Insel Dalkey ein großes Volksfest, welchem stets eine ungeheure Menge Menschen aus Dublin und der ganzen Umgegend beiwohnen. Ein Augenzeuge, welcher den vorletzten König Johann I. auf seiner letzten Reise dahin begleitet, erzählt uns von derselben Folgendes:

Es war an einem schönen und heitern Sonntage, als des Morgens König Johann I. in einer prächtig verzierten Barke mit allen königlichen Insignien geschmückt, mit fliegenden Fahnen und unter Pauken und Trompetenschall von einem großen Gefolge begleitet aus dem Hafen von Dublin absegelte. Alle Schiffe, bei denen er vorüber kam, begrüßten ihn wie einen großen Monarchen, strichen vor ihm unter beständigem Vivat-Geschrei ihre Flaggen und feuerten ihre Kanonen ab.

Auf seiner Insel Dalkey angelangt, stieg Einer aus seinem Gefolge auf einen Felsen und schleuderte von demselben einen Fehdehandschuh herab, um Jeden zum Kampfe herauszufordern, der sich erkühnen würde, auf den königlichen Zepter Anspruch zu machen. Kaum war diese Ausforderung ergangen, so erscholl die Luft von dem tausendfältigen Geschrei: „Lange lebe König Johann I.“

Hierauf durchwanderte der Monarch zu Fuße in Begleitung des ganzen Hofstaats seine Staaten. Alle Wege waren mit Musikchören besetzt, welche das von Händel componirte berühmte Volkslied God save the king! spielten, das von der ganzen begleitenden Volksmenge in der feierlichsten Stimmung gesungen wurde. Kein Unfug, kein Gelächter verursachte irgend eine Störung und allenthalben herrschte ein anscheinender Ernst, den man beinahe wirklich für Ernst genommen hätte.

Nach dieser Fußreise, welche bald zurückgelegt war, besetzte der Fürst die erledigten Würden und Stellen seines Reichs; und hier sah man, was man so vereinigt nirgends auf Erden sieht: Bischöfe, die keinen Stolz kannten; Lords mit Titeln, aber ohne alles Vermögen; Advocaten die nie Gebühren genommen; Staatsbeamte, denen aller Unterschleif fremd war; Hofleute ohne Erwartungen und folglich ohne Intriguen; Generale ohne Ehrgeiz, und Soldaten, die nichts vom Kriege wußten.

Nachdem auch dieß geschehen, hielten Sr. Majestät, von allen Großen ihres Reichs umgeben, ein prächtiges Banquet. Nach Beendigung desselben trat der Primas auf; aber jetzt hatte der Ernst ein Ende. Statt des Tischgebetes rief er den Teufel herbei; und nun wurde dem Bachus so reichlich geopfert, daß bald Alles sich in bunten Kreisen drehte. Doch verletzte nichts den Anstand gegen den König, der sich seinerseits möglichst in seiner Würde zu behaupten suchte.

Endlich schiffte man sich wieder ein; aber die Fahrt ging sehr langsam; denn es war die Zeit der Ebbe und überdieß der Wind nicht günstig. Der Monarch, hierüber aufgebracht, ließ, wie einst Xerxes, das Meer mit Ruthen peitschen, und um den Wind zu bestrafen, goß er ihm ein Glas Wein in's Gesicht. Nachdem er gelandet, bestieg er einen Triumphwagen und hielt von seinem beharrlichen Gefolge umgeben, unter dem lauten Jubel der Zuschauer, seinen Einzug in Dublin, wo das Banquet erneuert und bis an den folgenden Morgen fortgesetzt wurde.

Dieß war die letzte Reise des Königs Johann I. nach Dalkey. Er starb im November des nämlichen Jahres, und wurde mit königlicher Pracht zur Erde bestattet, ein Schauspiel, das wegen seiner Sonderbarkeit eine ungeheure Menge Menschen aus allen Gegenden des Landes nach der Hauptstadt Irrlands zog. Die während seines Königthums ihm erwiesenen Ehrenbezeigungen und der Majestätstitel, den man ihn oft scherzweise gab, hatten dem armen König Johann kurz vor seinem Tode den Verstand zerrüttet, so daß er im Ernste glaubte, König zu sein. Er beschäftigte sich noch auf dem Todbette mit dem Wohle seines Reichs. Und so wie er einst durch die vielen und verderblichen Mißbräuche, die in der wirklichen Regierung des Landes herrschten, veranlaßt worden, in seinem eingebildeten Staate Einrichtungen zu treffen, die sehr vortheilhaft gegen jene abstachen, und die Nichtswürdigkeit dieser nur noch bemerkbarer machten, so ging auch jetzt noch bei wirrem Verstande seine Sorge dahin, daß nach seinem Tode seine getroffenen Einrichtungen aufrecht erhalten würden. Er setzte ein Testament auf und verordnete darin, daß alle Staatsbeamten ihre Würden und Stellen behalten sollten. „Mein Kanzler, sagte er, hat sich nie so erniedrigt, wegen Titel, Aemter und Pensionen zu unterhandeln. Mein General-Advokat hat nie eine schändliche Sache vertheidigt. Mein Primas und meine Bischöfe sind nicht sowohl hochwürdig durch ihre Titel, als durch ihre Eigenschaften.“ Die Krone vermachte er seinen Unterthanen, um sie einem andern König zu ertheilen, der ein verständiger und guter Mann sei. — Wer erinnert sich hier nicht des herrlichen Neujahrswunsches des weiland Wandsbecker Boten an sein Vaterland:

„Und deine Fürsten groß und gut,
Und groß und gut die Fürsten,
Die Völker lieben und ihr Blut,
Nicht saugen, nicht Blut dürsten.“

„Gut sein, gut sein ist Viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der beff're Mann,
Sonst sei der Beff're König.“

VIII.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Wien.

Bei schönem Wetter spazieren zu gehen ist keine Kunst. Wer aber etwas Apartes haben will, der genießt, wie ich auch pflege, im Regen der Schönheit der Natur, besonders wenn er eben so glücklich ist, einen der größten B — — dichter an der Seite zu haben, der allen Schrecken der Unterwelt zum Trotz sich auch bei einem Wolkenbruche auf den Gipfel eines Hügels zu setzen und ein „Hosiannah" anzustimmen vermag. — Und ich hatte Recht. — Nach Regen folgte Sonnenschein. Als ich in W.....s, einem angenehmen Sommersitze der eleganten Wienerwelt, angelangt war, saß bereits ein glänzender Pfau im vollsten Sonnenlichte schwimmend auf einem der dortigen diplomatischen Häuser und verkündete mit lauter Stimme seinen Wohlgefallen an der eingetretenen Ruhe in den Elementen.

Wenn sie überall dächten, wie in W.....s, so wäre der europäische Friede schon hergestellt. Aber halt, nein — dort erblicke ich eben einen Begeisterten, dem der Genius der Juliustage vom Jahre 1830 in Gestalt eines grünen Weinlaubkranzes erschienen war — und der es mit den Gesinnungen des Conclaves nicht länger aushalten kann. Daß dieser Mensch allenthalben Anstände findet, ist leicht begreiflich. Ein Ehrfurcht gebietender Chor von Gassenjungen umschwärmt ihn. Jetzt stößt er, indem er über die Ecke biegt, an die Körbe einer Oebstlerin. Alles stürzt und breitet sich auf der Erde aus. Allgemeiner Beifall des Publikums. Freiheit und Gleichheit. Die Gassenjungen theilen sich nach Lafayette'schen Prinzipien in den Ueberfluß jener aufgespeicherten Leckerbissen, den sie zum allgemeinen Besten der Menschheit preisgegeben glauben.

Uebrigens zieht schon wieder schwarzes Gewölk herauf, und dießmal entschied die Stimmenmehrheit zwischen mir und meinem B . . phöbus dahin, daß wir uns in die schützenden Arme der berühmten Wiener Gastfreundschaft begeben sollten. —

Wer muß der alte Herr sein, der dort, in die Ecke gekauert, die jungen Schönen bewirthet und so sorgfältig bewacht? Wir beschlossen, ihn um seine Freundschaft zu bitten. Augensprache:

Ist der alte Herr Ihr Geliebter? —

Je nun, freilich ist er's.

Und finden Sie Wohlgefallen an seiner Gestalt?

Das wohl nicht — aber

Ich verstehe, er wird unter'm Pantoffel stehen.

Welche Vermessenheit von Ihnen, ich bitte Sie, seien Sie mit Ihren Blicken nicht gar so zudringlich, er merkt's am Ende und dann ist der Teufel los. —

Indessen platzt der Regen schon ganz fürchterlich auf die Dächer nieder. Zum Glücke kommen da noch ein Paar Freunde, die in der Nachbarschaft wohnen. Aber zum Unglück sind die zwei Herren so gelehrt, daß sich von ihrer Unterhaltung gar nichts aufschreiben läßt — als daß einer von ihnen eine ungeheure Tabaksdose bei sich führt.

Ich langweile mich; denn seit einer ganzen Stunde sitzen sie da und noch hat keiner eine Dummheit gesagt. — So abgeschmackt werden die Leute von vielem Lesen. Aber, hilf Himmel — was ist dort in der Ecke vorgegangen? Die Dame liegt in Ohnmacht und das Liebhabergespenst sucht sie vergebens zu laben. Jetzt Herz laß Deine Rachgedanken und eil' und rette. Ein Stuhl wird vorgeschoben — die Dame hervorgehoben. Der Regen kommt von oben. Wasser! Wasser! — nein — nein — das ist in der Dachrinne genug. — Wein — ist zu hitzig. O Schauder! diese Todesblässe — Essig — der wird versucht. Das Schnürleibchen wird aufgeschnitten — welche Qual muß das für den alten Herrn sein. Schwarzen Kaffee her — da schlägt sie die Augen auf — eine Dämmerung der Freude überfliegt alle Gesichter — das ist die holdselige Lebenssonne, die ihren Aufgang feiert. Ein Seufzer wiegt sich aus ihrem wogenden Busen. Wollen Sie nicht schwarzen Kaffee trinken? — Noch schwach, nickt sie blos mit dem Kopfe — aber den forteilenden Marqueur ruft ihr Wink zurück. — „Was befehlen Sie?" — „Ich bitte Sie, liebe Betty (also Betty!) nehmen Sie doch eine Tasse Kaffee." — Jetzt — jetzt öffnet sie den Mund — wird sie Kaffee trinken. Sie bejaht es noch einmal, „aber," setzt sie bei, „ich bitte Sie, nur keine Cichorie!" — — —

So sind die Weiber alle. Die Idee der Cichorie ist im Stande, sie vom Tode zu erwecken.

Das Fräulein wurde jetzt spazieren geführt. Das Liebhabergespenst entwickelte sein Parapluie. Er und ein junger Mann, der sich schon früher sehr tröstend und labend erwiesen hatte, bieten ihr den Arm. Die Ohnmacht ist Staatsgespräch. Blasphemieen über die schöne Taille unserer modernen Damen. Man macht mir den Wuchs der liebenswürdigen Unbekannten verdächtig. Das hätt' ich mir Alles gefallen lassen, aber eines war mir zuwider, der junge Mann und seine insinuirliche Keckheit.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 191. (II. Jahrg.) Freitag, den 12. August. 1831.

Gedichte von Ernst Ortlepp. Leipzig, bei Friedrich Fleischer. 1831. 1 Thlr. 8 Gr.

Es geht in einer Dichterseele, wie auf jedem andern Gemeinplatze zu, wo so Vieles unter einander gesprochen und gedacht wird, daß das Alltägliche hart neben dem Außergewöhnlichen und Ergreifenden steht, und wo sich an einem Tische Triviales und Erhabenes im Wechselgespräche mischen. Wie in der Seele, so steht es dann gewöhnlich auch im Buche, besonders wenn man — wie die Mehrzahl, namentlich unserer jüngern Dichter pflegt — gern Alles laut und öffentlich werden läßt, was man je gedacht hat; denn wer einmal um eines guten Gedankens willen belobt ward, bildet sich dann meist schon ein, er könne nun gar nichts Ordinaires mehr denken, und Alles, was in ihm aufgehe, müsse sublim vor der Außenwelt dastehen. Die sichtliche Anspruchlosigkeit vorliegender Lieder zeigt unverkennbar, daß Herr Ortlepp keineswegs in die Classe dieser Prätendenten gezählt sein will, dagegen können wir ihn von einem andern Fehler nicht freisprechen, nämlich dem, daß er eine Art von Leidenschaft besitzt, Alles, ich möchte sagen auch die bürgerlichste Empfindung poetisch auszudrücken, wodurch in manche Stellen ein gewisser Prosaismus kommt, der selbst glanzreichere poetische Stellen niederzudrücken droht. Denn im Menschen liegen so viele Empfindungen, die entweder sich stark dem bloßen Instinkte nähern und so zu sagen, aus unserer physischen Natur hervorgehen, wie z. B. Krankheit, Liebe, Dichtungsdrang, Hunger u. s. w. mithin wenig poetischen Gehalt in sich führen, oder wiederum andere Gefühle, die so offen am Tage liegen, daß sich jede dichterische Kinderseele unwillkührlich die Nase daran stößt und die daher schon so tausendfach besungen und ausgesprochen sind, daß sie nothwendig in jeder neuen Weise immer nur wie Reminiscenzen klingen. Zu derlei Dingen, welche die Poesie, gleich einer Drehorgel, mit geringen Variationen in jeder menschlichen Seele abspielt, die aber eben darum zum großen Theile aufgehört haben, poetisch zu sein, gehören: Hoffnung, Schmerz, Liebe, Gewissen, Edelsinn, Großmuth, kurz jene grundalltäglichen Gefühle, welche in dem Diarium jedes jungen Dichters den Speisezettel der poetischen Hausmannskost bilden. Aber die Poesie begehrt endlich auch Neues, und es ist daher eine beruhigende Erscheinung, daß, je mehr das innere Menschenthum einzubürgern beginnt, die äußern Verhältnisse sich meist desto toller und bunter anlassen (wie unsere Zeit einen neuen Beweis liefert) und mit Gewalt den stumpf werdenden Weltbürger in Neues und Unerhörtes hineinreißen. Nicht ohne Haarsträuben bemerkten wir daher S. 8. die Ueberschrift eines Gedichts: „die Hoffnung," und beinahe hätte dieses Wort — welches wir überall lieber, als in einem Buche gewahren mögen — uns die ganze Lust für die Gedichte überhaupt verleidet. Aber zu unserer Befriedigung, ja zu unserer Schadenfreude hatte sich diese Wahl in sich selbst bestraft, das Gedicht war offenbar eines der schwächsten in der ganzen Sammlung geblieben, trotz dem daß der Verfasser — wie dieß gewöhnlich in solchen Fällen geschieht — unsere liebe Hoffnung möglichst allgemein behandelt und nöthigenfalls nur die Ueberschrift hätte ändern dürfen, um eine ihrer andern langweiligen Schwestern: Sehnsucht, Liebe, Schwermuth u. s. f. an ihre Stelle zu setzen. Unsere Dichter versehen es meines Bedünkens gewöhnlich darin, daß sie diese und andere Gefühle immer mehr in ihrer bloßen Erscheinung, als in ihrer innern Wirkung zu schildern streben, daß sie mehr ein isolirtes Bild daraus pappen, als dieselben vielmehr in irgend eine Situation ziehen, wodurch die nackte Ueberschrift erspart werden dürfte, indem dann der Stoff sich mehr von selbst ergeben würde. Es gibt nichts Schrecklicheres, als dergleichen Ueberschriften: die Hoffnung, die Liebe, die Freude, die Schwermuth, die Sehnsucht ꝛc. Die poetische Seite wird gleich durch einen solchen Titel entnervt, und überdem gelingt die Skizze so selten, wenn man die Feder gleich vornhinein apart für die Hoffnung oder die Liebe zuschneidet, d. h. wenn diese sonst recht ehrenwerthen Empfindungen nicht vielmehr unwillkührlich in den Rahmen treten und sie nur dazu dienen

läßt, eine größere Composition zu ergänzen; weshalb die meisten dieser Gedichte den Jahrmarktsbildern und Calenderportraits gleichen, die einer Unterschrift bedürfen, um von uns für das erkannt zu werden, was sie vorstellen, und woran der Titel weit mehr der Sache gleicht, als das Bild, weil oft eine und dieselbe Platte sowohl einen Blücher, als später einen Ypsilanti und Diebitsch liefert.

Auch Ortlepp ist weit glücklicher, wenn er sich mehr in's Gebiet des Allgemeinen wirft, wenn er mehr Erscheinungen — deren es immer neue gibt — als Affecte und Gefühle schildert. Die meisten seiner Gedichte athmen Wärme, Leben, nach Befinden auch Begeisterung, und die glückliche und gerundete Behandlung der äußern Form dient ihren Schwung zu erleichtern. Nur glaubten wir bisweilen die Bemerkung zu machen, daß ihn im Anlaufe der Begeisterung irgend ein Hinderniß in den Weg trete, daß er den letzten Grad der dichterischen Extase entweder vermeide oder nicht zu erschwingen wisse. Diese Schranke, welche ihn oft mitten im höchsten Fluge umzulenken und den Grad der Begeisterung herabzustimmen zwingt, hat uns einige Male schmerzlich an das Bild des gefesselten Prometheus gemahnt. In allen seinen Liedern steht Ortlepp sehr liebenswürdig da; es ist weder ein rauhes, noch ein verkränkeltes Gefühl, welches uns daraus anspricht, und besonders wohlthuend ist ein gewisser Geist der Milde, welcher sich über alle seine Gebilde hinschmiegt. Leichter und glücklicher Versbau und Correctheit in Ausdruck und Darstellung findet man überall; nur selten trifft man auf einen Mangel, wie dieß S. 5. der Fall sein dürfte:

„Und wie die Henne legt das Ei,
So fliegt der Vers heraus."

Offenbar ist dieß eine logische Unrichtigkeit, denn der Vers fliegt nicht heraus, wie die Henne legt, sondern wie das Küchlein herauskommt, es wäre denn, daß die Henne selbst Verse brütete, wie bei der Unzahl unserer heutigen Dichterinnen schon zu beweisen sein dürfte. — Sehr gelungen nennen wir das Gedicht: „der unbekannte Wunsch" (S. 13), woran wir besonders den letzten Vers loben:

„Jetzt flog sein Finger über die Saiten hin,
Die Lyra rauschte wunderbar, nannte ihm
Das, was ihm fehlte; doch der Jüngling
Sprach es nicht aus, aber weinte stärker." —

Hier bleibt das Gefühl nur Andeutung, und gerade dadurch, daß es sich in der Seele des Lesers gleichsam erst noch aufklären und ergänzen muß, wird es um so poetischer. — Ausgezeichnet schön und des Besten würdig ist die „Hymne an Gott" (S. 19.), aus welcher wir uns nicht enthalten können, wenigstens den Anfang hier mitzutheilen, der eine Ahnung von dem hohen Schwunge des Ganzen gibt und in seiner Art wohl unübertroffen dastehen dürfte:

„Flamme gen Himmel, Begeisterungsfeuer,
Rausche mit Blitzesflügeln empor!
Klinge wie Donnergeroll, o Leier,
Gleiche, mein Lied, der Seraphim Chor!
Werde, mein ganzes Wesen, zu Schwingen!
Denn von Gotte, von Gott will ich singen.

„Und schon hebt mich's; zu kleinen Hügeln
Sinken die stolzen Gebirge mir ein,
Ueber die Wolken will es mich flügeln,
Und in die Sonne schwingt's mich hinein,
Und von der Sonne reißt es mich wieder
Tausendmal höher mit kühnem Gefieder."

Eine eben so schöne als treffende poetische Parallele findet man S. 30 in dem Gedichte: „Haydn, Mozart und Beethoven" aufgestellt; besonders anziehend ist, was der Dichter über den letztgenannten Meister sagt, wo es unter Anderm heißt:

„Da wirbelt's und bebt es und schwebt es und tanzt
Um den Einsamen her
Gar wunderbar.
Ein wahnsinnig gewordener Freund
Drückt ihn die Hand und verschwindet wieder.
Fluren der Kindheit, kurze Sommer,
Tod, Frühling, Liebe
Zogen an ihm vorüber ꝛc."

Unter den „politischen Gedichten," welche die zweite Abtheilung gegenwärtiger Sammlung bilden, findet sich manches Schöne. Ihr vorzüglichster Schmuck möchte wohl das, den Lesern schon früher auf anderem Wege bekannt gewordene „allgemeine Neujahrsgedicht für die deutsche Nation 1831" (S. 203) zu nennen sein, an welchem schon die treffliche Einleitung Interesse erwecken muß:

„Mit diesem alten Jahre sinkt das Alte
Ein abgelebter Greis nun in das Grab,
Und mit dem Neuen aus geborstner Spalte
Steigt Neues als ein Jüngling nun herab;
Die Glockenschläge mischen Tod und Leben,
Es ruht in ihnen Tauf- und Grabgeläut,
Lebwohl will dem Willkommen sich verweben,
Der Sterbtag ist Geburtstag einer Zeit."

Obschon, streng genommen, der Dichter hin und wieder eine noch sorgfältigere Wahl treffen und die Sammlung um einen beträchtlichen Theil hätte verringern können, so wird doch der aufmerksame Leser des Guten und Gelungenen, nicht minder des Zeitentsprechenden und Kraftvollen Vieles darin finden und willig den Vorzug anerkennen, welchen diese Gedichte vor einer Unzahl der jetzt erschienenen und erscheinenden verdienen. Die Eleganz der äußern Ausstattung, wie auch die seltene Correctheit des Buches gereichen der Verlagshandlung zur Ehre.

H. Meynert.

Geschichte des polnischen Volkes und seines Feldzuges im Jahre 1831. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen von Dr. Spazier. Erstes Heft. Ansbach, 1831.

Erbärmliches Gewäsch, voll Unsinn und Albernheit, voll Hochverrath an der Ehre der edelsten Männer Polens, Nachgeschwätz des elendesten Gefabels, ohne die mindeste Einsicht in die eigentliche Lage der Dinge, selbst des politischen Blickes gewöhnlicher Kaffeehausredner entbehrend, ein Muster wie man Geschichte nicht schreiben darf!

Johann Sporschil.

Preußische Censur.

Um dem Auslande eine Probe von dem Verfahren der preußischen Censur zu geben und zugleich einen Beweis, wie unwahr die Behauptungen der Staatszeitung und anderer Blätter sind, daß es in Preußen gestattet sei, wenn man nur mit Mäßigung und Ruhe spreche, die innern Angelegenheiten zu beleuchten, geben wir folgenden beurtheilenden Artikel, dem die Berliner Censur das imprimatur verweigert hat, „weil die Critik die innere und äußere Politik Preußens berühre und sich über dessen Verfassung uud staatswirthschaftliche Einrichtung verbreite"*). Unsere Leser mögen nun urtheilen, ob der Ton oder Inhalt dieser Critik in irgend einer Beziehung die Druckverweigerung rechtfertigt, oder ob blos die unüberwindliche Scheu vor dem Worte und Gedanken „Verfassung oder Constitution" die vernichtende Feder des preußischen Censors geleitet hat.

„Stimme aus Preußen, Leipzig bei F. A. Brockhaus 1831." Ein schlichter, leidenschaftloser Mann scheint der Verfasser dieses Büchleins zu sein, dessen Tendenz ist „die Ansichten und Wünsche der großen Mehrzahl der Gebildeten im preußischen Volke, wie der Verfasser dieselben erkannt zu haben glaubt, den deutschen Brüdern vor Augen zu legen." Er will sich jedoch auf die alten preußischen Lande beschränken, indem er der Meinung ist, daß die Neupreußen in manchen wichtigen Dingen nicht übereinstimmen möchten. Wir können dem Verfasser diese strenge Sonderung der Alt- und Neupreußen nicht einräumen, indem gerade in den wesentlichsten Dingen, die das Vaterland betreffen, beide eines Sinnes sein und nur in minder wichtigen Angelegenheiten verschiedene Bedürfnisse und ein andrer mehr oder minder hoher Culturstand des Volks auch andre Einrichtungen erheischen möchten. Desto mehr aber stimmen wir mit dem Verf. überein, wenn er gleich im Eingange seiner Schrift sagt: „Wie Oestreich durch sein geistiges Isolirungssystem nach und nach fast alle innere Verbindung mit Deutschland aufgehoben hat, so hat sich in demselben Grade das Band, welches Preußen mit dem übrigen Deutschland längst durch Sprache und Gesittung verknüpft, in der jüngsten Zeit noch durch den Eingang verstärkt, den die preußische Unterrichts-, Handels-, Gewerbe- und Communalverfassung in den übrigen Staaten deutscher Zunge theils schon gefunden hat, theils noch täglich findet. Auf Preußen blicken die Gebildeten aller Confessionen als auf den Hort bürgerlicher und geistiger Freiheit, und keinem Deutschen kann es gleichgültig sein zu wissen, was er in den gegenwärtigen kritischen Augenblicken von dem preußischen Volke zu hoffen oder zu fürchten habe."

Der Verfasser geht nun zunächst auf die Frage ein: was verlangen die Preußen? und findet darauf die kurze Antwort: „Nichts." Er macht aber einen Unterschied zwischen Verlangen und Wünschen und ist der Meinung, daß bei einem so loyalen Volke wie das preußische, und einem so gerechten, das Wohl der Unterthanen stets fördernden Monarchen, wie der, welcher sie beherrscht, von Verlangen gar nicht die Rede sein kann. Dagegen auf die Frage, was die Preußen wünschen, gibt er die Antwort: „Eine ganze vernünftige Freiheit;" fügt aber hinzu: „sie begnügen sich jedoch in Ermangelung derselben mit einer halben vernünftigen Freiheit: denn in keinem Falle mögen sie Gefahr laufen, statt derselben eine ganze unvernünftige zu erhaschen, deren sie sich nicht so leicht als jener wieder entledigen zu können fürchten." Der Verfasser geht nun näher auf die Untersuchung ein, was unter einer ganzen vernünftigen Freiheit zu verstehen sei, und obwohl er hier auf die Nothwendigkeit einer schriftlichen Verfassungsurkunde kommt, so räumt er dennoch ein, daß die gegenwärtige aufgeregte Zeit zur glücklichen Ausführung eines solchen, die höchste Unbefangenheit und Besonnenheit erheischenden Werkes völlig ungeeignet sei, und glaubt daß es hierüber nur eine Stimme gebe. „Freilich," meint der Verf., „sei durch die allerdings nicht zu läugnende Volksthümlichkeit der modernen Constitutionen die Frage über die vollkommenste Regierungsform keineswegs erledigt, da gar manche deutsche Staaten mit Hülfe ihrer Constitutionen nicht weiter, vielleicht kaum so weit gelangt, als wir ohne dieselbe, und Frankreich und die Niederlande trotz ihrer Constitutionen an den Rand des Verderbens gerathen sind." — Doch scheint er hierbei mehr die augenblickliche Gegenwart als die zurückgelegte Vergangenheit und die Zukunft im Auge gehabt zu haben. Was aber die Gegenwart betrifft, so möchte sich wohl in derselben kein Land (es habe nun eine Constitution oder nicht) ganz wohl befinden. — Hierauf geht nun der Verfasser mehr in Einzelheiten ein und betrachtet z. B. näher das Institut der Provinzialstände, die Communalverfassung, die Censur

*) Dieß sind die eigenen Worte des Censors.

und Preßfreiheit, spricht über Steuern, Volksbildung, kirchliche Angelegenheiten, Recht und Gerichtsverfassung und Anderes. Wir können ihm hier aus verschiedenen Gründen *) nicht folgen, obwohl wir größtentheils seine Ansichten theilen, die er mit Vernunft, Ruhe und Mäßigung ausspricht. Jedem Leser aber, dem es darum zu thun ist, einen unbefangenen Blick in einige unserer Zustände zu thun, können wir das Büchlein als Lesenswerth anempfehlen. —

C.

Nachdruckerfrechheit.

Als Pendant zu dem Artikel Nachdruckerweisheit (Nr. 107. S. 428) kann ich jetzt auch ein Pröbchen von Nachdruckerfrechheit liefern. Im Jahr 1806 nämlich erschien (angeblich auf dem Cap der guten Hoffnung!!) ein Nachdruck von Vossen's Uebersetzung des Horatius. In einer Nachschrift läßt sich der Nachdrucker also vernehmen:

„Unter allen Uebersetzern der klassischen Dichter Griechenland's und Rom's verdient nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner und Freunde der Musen Herr Voß den ersten Rang. Seine Uebersetzungen sind vollendete Meisterwerke, worauf die deutsche Sprache stolz sein kann, und keine andere Sprache, selbst nicht die englische, kann ihnen gleiche Meisterwerke an die Seite setzen. Die Herausgeber des gegenwärtigen Werkes werden allen Fleiß darauf verwenden, um den nun folgenden Homer noch größere Eleganz durch den Druck mit ganz neuen Typen zu verschaffen. Alle guten Buchhandlungen nehmen Subscription darauf an u. s. f. u. s. f.!"

Die guten Leute wollen am Ende noch gar die Miene annehmen, als ob sie um einen Schriftsteller sich verdient machten! Voß hat sich aber, wie Einsender weiß, nicht sehr durch solche Anpreisungen geschmeichelt gefühlt, sondern immer auf die Aeußerungen des gewiß besonnenen Friedrich Jacobs — als welcher auch seine Ansichten ausgesprochen hat — hingewiesen, welche sich in der Vorrede zu dem ersten Cursus des auch (wenn ich nicht irre, in Reutlingen) nachgedruckten Elementarbuches der griechischen Sprache befinden. Niemand wird es bereuen, sie nachgelesen zu haben.

S.

---

*) Diese Gründe waren keine andern, als die Gewißheit, daß die Censur jede in diese Materien einschlagende Bemerkung nicht durchlassen würde.

Stuttgart, im Juli 1831.

(Aus einem Briefe an den Einsender.)

„— Da Sie ein Freund des braven Rotteck und ein Feind des Nachdrucks sind: so interessirt Sie gewiß auch die Neuigkeit, daß Macklot dahier einen Nachdruck von Rotteck's bei Herder in Freiburg erschienener allgemeinen Weltgeschichte für den allerdings sehr geringen Preis von 13 Fl. angekündigt hat. — —"

Anmerkung des Einsenders. Ich würde diese Notiz nicht mittheilen, um nicht ohne und gegen meinen Willen am Ende gar durch dieselbe zur Bekanntwerdung und Beförderung des Macklot'schen Unternehmens beizutragen, wenn ich nicht zugleich die erfreuliche Nachricht beifügen könnte, daß Herder in Freiburg sich durch den gedachten Nachdruck veranlaßt gesehen hat, den Preis des Originalwerkes auf 12 Fl. herabzusetzen. Bravo!

Buntes.

Nicht genug, daß die Buchläden, und zwar mit Recht, die neuesten Erzeugnisse der Literatur an und vor den Fenstern ausstellen, geschieht dieß in Dresden auch in mehrern Gasthäusern. Da klemmen die neuesten Stücke der Leipziger Zeitung, des Dresdner Anzeigers, der bei Hilscher erscheinenden Mittheilungen von den Landtagsverhandlungen, der Planet, die Abendzeitung, die Sachsenzeitnng, der Janus ꝛc. zwischen Vorhang und Scheibe, so daß, wer mit Fragmenten sich begnügt, alle jene Blätter im Vorbeigehen lesen kann. Practica est multiplex. — Wer mehr lesen will, tritt doch vielleicht in's Gastzimmer und genießt eine Tasse Chocolade, Bouillon u. dgl. So stärkt die Literatur Gasthaus und Gast, Geist und Leib.

Die Freiheit der Presse ist der Vater mancher Unwahrheit, aber auch die Mutter aller Wahrheiten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 192. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 13. August. 1831.

Biographien und Charakteristiken ausgezeichneter lebender Bühnen-Künstler und Künstlerinnen.

Ferdinand Raimund.

Eine biographische Skizze.

(Beschluß.)

Die nunmehrige Madame Raimund entzog sich bald dem nähern Umgange ihres Ehemannes und über Unzartes schnell hinwegschlüpfend, begnügen wir uns zu erzählen, daß Raimund seine Gattin der Untreue überwieß und in Folge dessen eine Scheidung von Tisch und Bett bezweckte, die einzige unter Katholiken bekanntlich — in der Regel mögliche Trennung, welche aber, bei Lebenszeiten des einen oder andern Theiles, keine anderweitige, eheliche Verbindung zuläßt. — Der edelmüthige Raimund setzte seiner ehevorigen Gattin einen jährlichen Subsistenzbeitrag aus, welches er, unter den obwaltenden Verhältnissen, gar nicht schuldig gewesen wäre.

„Leben gleicht der Töne Beben,
Und der Mensch dem Saitenspiel;
Wenn es hart zu Boden fiel,
Kehrt der rechte Klang nicht wieder u. s. w."

Also der hehre Müllner. — Um unseres gefühlvollen Künstlers Lebensglück war es geschehen und sein Saitenspiel begann sich nun in jener originellen und ironisch-trostlosen Weise zu regen, welche aber unsere Zeit nun ein Mal in hohem Grade anspricht.

Uebrigens hat der sinnige Herrmann Meynert — wir sehen dem baldigen Erscheinen seiner Corallenzweige mit wahrer Sehnsucht entgegen — in den Versuchen einer Bühnencharakteristik, Raimunden als darstellenden Mimen sowohl, auch als dramatischen Dichter dermaßen treffend und wahr gewürdiget, daß uns nichts mehr hinzuzufügen übrig bleibt und wir müssen uns begnügen in dieser Beziehung lediglich auf die Nummern 90. 96. 102. 108 und 114 des dießjährigen Planeten aufmerksam zu machen. — Wir schließen diesen kurzen Abriß seines äußern Lebens, woraus die Eigenthümlichkeit Raimunds sich zum Theil erklären dürfte, nur noch mit einigen wenigen Zusätzen.

Unser Künstler ist ein untersetzter kleiner Blondin; er sieht blaß aus, doch strahlet sein Auge feurig und seine sehr bewegliche Physiognomie entfaltet ganz den Ausdruck jener oft besprochenen, ihm eigenthümlichen Ironie. Raimund ist ein interessanter Gesellschafter und im Privatleben der liebenswürdigste und achtbarste Mann; bescheiden, friedfertig, wohlthätig, sparsam und ungemein mäßig; er zieht vor, so viel als möglich, zurückgezogen zu leben; geistige Getränke nimmt er nie zu sich; für die Kunst lebt er mit Leib und Seele.

Ihn erfüllt immer noch seine erste schöne, ob auch unglückliche Liebe; Nannettens Bild trägt er stets auf bloßem Herzen und je hoffnungsloser diese Liebe nun sein mag, desto mehr romantisch-ritterlich stellt sie sich dar.

Raimund kränkelt seit einiger Zeit und hat sich mit großer Zuversicht der homöopatischen Kunst unterworfen, welche ihm, nach seiner eigenen Versicherung, Linderung verschafft hat.

Mit einigen Zagen denkt der Künstler an seine nahe Kunstreise nach dem Norden Deutschlands, doch möge er sich immer beruhigen: echte artistische Originalität verbunden mit wahrer Genialität macht Glück im Nord wie im Süd! —

A — ä.

Theaterberichte.

Berlin, im Mai 1831.

(Beschluß.)

Auber's Gott Brama und die Bajaderen nach Goethes indischer Legende ist als eine Oper mit Tanz in die Scene gesetzt worden und alle unsere öffentlichen Blätter haben mit Recht es gerügt, daß die königl. Regie dieß nicht unter dem weit passendern Namen: „Pantomimisches Ballet mit Gesang" gethan. Wer den strengen Styl in der Musik wahrhaft aufzufassen versteht, hat gewiß jeder Zeit noch Aubers Compositionen Mangel an Tiefe nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht. Dieß gilt auch bei diesem Stücke, dessen lockerer Stoff im Ganzen nur auf Sinnenreiz berechnet ist, zu dem die Musik nicht wenig beiträgt. Opernmäßig d. h. großartigen Ausdruckes und von charakteristischer Durchführung ist es gar nicht; nur als Ballet konnte die Musik bei ihren leicht hüpfenden Rythmen und zerstückelten musikalischen Phrasen für gute, ja zuweilen für ausgezeichnete hingenommen werden. Von dem unsinnigen und indecenten Inhalt des Stückes, dessen Polarfaden sich um einen verliebten, hungernden, prüfenden Gott Incognito einerseits, und um einen alten trunkliebenden und lüsternen, hinter der Sünde her stolpernden Oberrichter anderseits wenden, mag ich kein Wort berichten. Wo ein Corps de ballet mit solchen Swahltänzern auf einer Bühne, wie die hiesige königl. das Stücke zu heben vermag, da wird es überall gefallen; bei der ersten Aufführung des Stückes wurden im zweiten Akt laute Zeichen der Mißbilligung über die Decenzverletzung einiger Ballettänzerinnen von mehreren Seiten gegeben; diese lockern Damen ließen sich es aber nicht wieder zu Schulden kommen. In der Schluß-Scene wird Hindostans Himmel mit allen seinen Gottheiten unserm Erdplaneten ziemlich nahe gebracht; nur ein Sprung, und wir sind in demselben, und doch hat bis jetzt Niemand diesen Salto mortale risquiren wollen!

In der Königstadt wurde Fiorovantis komische Oper I Virtuosi ambulanti, die beim Anfange dieses Jahrhunderts beifällig aufgenommen ward, neu aufgewärmt, und mit Zugaben vom Musikdirektor Gläser — der zu den musikalischen Polygraphen gehört — vermehrt. So sehr die von wahrem Pathos zeigende Introduktion der Ouvertüre des Zuhörers Aufmerksamkeit spannt, so wenig befriedigt die einförmige Oper selbst, die blos einem scenisch-musikalischem Quodlibet in ihrer sogenannten Handlung gleicht.

Seit vierzehn Tagen wird auf dieser Bühne ein zweiaktiges, großes romantisches Zauberspiel von Bäuerle, bearbeitet von Bartsch (Mitglied des Theaters) genannt „Lindane" oder „der Pantoffelmacher im Feenreich" schon zum sechsten Male bei stets überfülltem Hause gegeben. Die Fabel des Stückes ist dem bekannten Wiener Feenmärchen verwandt. Herr Spitzeder hat Gelegenheit darin den ganzen Fond seiner anerkannt großen Talente als recitirender Schauspieler, Sänger und Tänzer zu zeigen, und besonders erhält mit dem höchsten Rechte der neu engagirte Maschinenmeister Herr Roller durch seine frappanten zauberhaften Ueberraschungen in fast jeder Scene den lebhaftesten Beifall; ja, während der ersten beiden Vorstellungen wurde er zwei Mal gerufen. Auch hinsichtlich der Pracht der Kostümes und der Decorationen hat der umsichtige Direktor Cerf es nicht fehlen lassen, um das Stück als ein Cassenstück noch lange auf dem Sommer-Repertorium zu erhalten.

Die königl. Intendanz hat uns neuerlich innerhalb einer Woche mit zwei Meisterwerken Goethes erfreut, die beide von dem zahlreich anwesenden gewählten Publikum mit vieler und lebendiger Receptivität aufgenommen wurden. Sowohl bei der Darstellung des Tasso, als der Iphigenia bezeigten die Anwesenden Zuschauer, unter denen die Meisten Studierende der hiesigen Universität waren, ihre wahrhafte Empfänglichkeit und Begeisterung für hohe poetische Schönheit, und unsere Künstler und Künstlerinnen werden durch den ihnen reichlich gespendeten Beifall sich überzeugt haben, daß es der gewöhnlichen theatralischen Hebel, der Theater-Prunke und Theater-Effekte gar nicht bedarf, um eine gebildete Zuhörerschaft zu begeistern. Man suche aber auch ein Ensemble für die Bereitung solch' hoher Kunstgenüsse, wie die hiesigen Bühnenmitglieder sie darbieten, man suche die mimischen Künstler, die Goethes Prosa so lebendig zu gestalten verstehen, als unsern Wolff, Crelinger, Unzelmann und Fournier, als unser Rebenstein, Lemm, Beschort und Krüger! — Auch Herrmann und Dorothea, das seit Wolff's Dahinscheiden auf der hiesigen Bühne nicht zur Aufführung kam, ist seit acht Tagen zweimal wieder über die Bühne geschritten; Herr Lemm genügte aber als der alte Feldern nicht ganz, und machte so das Andenken an den seligen Wolff nicht vergessen.

Madame Milder, deren Abgang für Spontini als auch besonders für die großartigen Gluck'schen Opern noch immer einen unersetzlichen Verlust ausmacht, trat jüngst in einer Allerhöchsten Ortes ihr bewilligten Benefizvorstellung der Armide auf, und der volle Klang ihrer stets bewunderten metallreichen Stimme, ihre hohe Gestalt und auch ihr recht edles Spiel charakterisiren sie genügend als Meisterin, die auch an diesem Abend als Fürstin und Zauberin Alles zu Beifallsopfern zwang. Sie wird noch als Alceste, Iphigenia und Statira auftreten, und dann von der Bühne für immer scheiden. —

Der bekannte Componist und Tenorist Julius Müller, der vor zehn Jahren zu den ersten Operisten gezählt ward, hat jetzt die Bühne verlassen, um sich lediglich in hiesiger Residenz der Ausbildung dramatischer Sänger und Sängerinnen zu widmen. Er wird zum Unternehmen einer solchen allerdings noththuenden Schule von Seiten des hiesigen einsichtsvollen Intendanten, Grafen von Redern, wohl unterstützt und der Herr Graf windet sich damit einen Lorbeer mehr in dem Kranze, dessen er um die immer mehr in's Leben tretende Reformation unserer Hofbühne sich unläugbar hoch verdient macht.

J. E.

Stuttgart, den 3ten Juni.

— Zu manchem vorzüglichen das unser Theater in den letzten Monaten sah, kam noch in den letzten Tagen ein sehr ehrenwerther Gast, Herr Dobler vom Frankfurter Theater. Wir können — da der alte Fischer, der alte Gern von der Bühne abgetreten sind, sagen, Dobler sei der erste Bassist Deutschlands. Ein nicht unbedeutender Ruf ging ihm voran, doch er übertönte ihn weit durch sein Erscheinen. Er brachte uns Fidelio (seit vierzehn Jahren hier nicht gegeben!!!!!! horribile dictu! Alle Ausrufungszeichen eines Setzkastens sind nicht genug um die gehörige Verwunderung hierüber auszudrücken) Er brachte uns Fidelio und trat als Pizarro auf. Zwar ist die Partie keineswegs glänzend, doch sah man schon in dieser untergeordneten Rolle, was man zu erwarten habe. Als er aber den Axur gesungen, stieg die Bewunderung auf das Höchste und hat sich erhalten — steigern konnte sie nicht mehr — als er den Sarastro und den Mephistopheles im Faust von Spohr gab, mit welcher Rolle er am heutigen Abend den Cyclus seiner Gastspiele beendete (bewundern Sie meinen Fleiß, noch in der Nacht setze ich mich hin, um Ihnen sogleich, brühwarm, das allerneueste aus unserm Musentempel zu berichten.)

Doblers Stimme ist außerordentlich kraftvoll und tief; zwar fehlt es ihm an Schule, er ist eigentlich durchaus Naturalist, hat vielleicht nie singen gelernt — darum ist seine Kunst auch keineswegs zu bewundern und gewiß hat unser Bassist Häser in seiner Jugend viel mehr geleistet, allein, was die Natur für ihn thun konnte hat sie gethan, seine Bruststimme hat einen Umfang von zwei vollen Octaven und einem halben Ton, vom tiefen Es, bis zum zwei Octaven höher liegenden E, welches sehr viel sagen will. Dabei sind die höchsten Töne durchaus nicht schreiend, die tiefsten nicht matt, sondern rein ausgesprochen und klangvoll. Selbst sein Aeußeres könnte nicht günstiger sein, weder zu groß noch zu klein, durchaus nicht stark, kann er aus seiner Figur machen, was er will; sein Spiel unterstützt seinen Gesang, sein Anstand ist, für serieuse Partien ganz vorzüglich, im Komischen haben wir ihn nicht zu sehen bekommen, wenn er in diesem Fach so viel Talent entwickelt, als in den ernsten Rollen, so ist die Bühne, welche ihn ihr eigen nennt, zu beneiden!

Wir hatten in letzterer Zeit noch eine sehr angenehme Erscheinung hierselbst; Madame Schmid-Friese vom Aachner Stadttheater. Auch hier hat die Kunst wenig, doch unendlich viel die Natur gethan — sie singt einen Alt — ich erinnere mich nicht jemals etwas Aehnliches gehört zu haben! Zur Bewunderung, welche ihr unser Publikum zollte, trug nicht wenig bei, daß man sie für die Tochter des unglücklichen Grafen Frieß aus Wien hielt, (welches aber, unter uns gesagt, durchaus nicht wahr ist, weil ich dessen Töchter, so wie seinen Sohn, der jetzt Legationssecretair in San Sebastian, oder, wie die Leute es gewöhnlich nennen — in Rio de Janeiro ist, wohl kenne). Madame Schmid-Friese trat als Tancred, als Italiänerin in Algier, als Pippo in der Gaza ladra, als Rosine im Barbier von Sevilla und als Sextus im Titus auf, hat auch zu verschiedenen Malen in Concerten gesungen und jedes Mal mit erhöhtem Beifall. Ihre Stimme hat etwas wunderbar rührendes, ergreifendes — sie ist so kräftig und voll — sie hat das portamento so sicher in ihrer Gewalt — sie hat ein so schönes crescendo und decrescendo von der Natur erhalten, wie es das mühsamste Studium nur gewähren kann. Die hohen Töne sind rein kraftvoll und sehr angenehm, doch noch viel schöner die tieferen; hier erinnert ihre Stimme an das klangreichste Instrument, an das Violoncello, nur mit dem Unterschied, daß bei aller Aehnlichkeit im Tone, die menschliche Stimme doch immer etwas unnachahmliches und unerreichbares hat. Dabei ist die Natürlichkeit dieser selten begabten Frau noch etwas höchst Anziehendes. Eine sehr schöne, kräftige Gestalt von üppiger Fülle ohne die mindeste Ueberfülle, eine schöne Haltung und ein höchst ausdrucksvolles Gesicht — dunkelbraunes Haar, ein sprechendes, lebhaftes Auge von scharf gezeichneten, schwarzen Augenbraunen überschattet, machen sie zu einer vollendet schönen Theaterfigur — was Wunder wenn nun das etwas sinnliche Publikum, noch ergriffen von dem lieblichen rührenden Ton ihrer Stimme, sie fast enthusiastisch aufgenommen hat — enthusiastisch — nein! dieß ist zu viel gesagt — wir Stuttgarter sind ordentliche Leute, wir lassen uns nicht durch solche Lapalien wie schöne Musik, treffliche Stimme u. s. w. zu thörigtem Wesen hinreißen, fortziehen aus den Schranken weiser Mäßigkeit, allein mit großem Beifall ward sie aufgenommen und entlassen.

Entlassen Sie mich eben so, theurer Freund, denn ich bin etwas müde, und habe meiner Pflicht mit treuem Berichten, ein Genüge gethan.

Theaterbericht aus Paris.

Théatre du Vaudeville.

Le Divorce. Eine Komödie in einem Akt von Ancelot, die von dem Publikum auf's Kräftigste ausgepfiffen worden ist. Und das mit Recht, denn ein solches Gewebe von Unsinn und Langeweile ist wohl selten auf einer Bühne vorgekommen, wie diese sein sollende Komödie.

La Famille improvisée, Vaudeville in einem Akt von dem Schauspieler Monnier, gleichfalls schlecht, aber doch bühnengerecht und vor Allem so angelegt, daß Monnier sein drastisches komisches Schauspielertalent vollkommen entwickeln konnte. Daher applaudirte das Publikum und das Stück wird sich wahrscheinlich auf dem Repertoire erhalten.

Théatre Français.

La Crainte de l'opinion, Lustspiel in fünf Akten und in Versen von Barrant. Herr Barrant ist der beste Redner der Saint-Simonisten, und man könnte sich daher verwundern, daß er den priesterlichen Ernst ablegte und durch ein Lustspiel Sitten zu malen suchte. Allein das Théatre francais hatte dasselbe erhalten, bevor noch Herr Barrant Priester der neuen Religion geworden war. Das Publikum hatte hier eigentlich die schönste Gelegenheit, an Herrn Barrant die große Grundmaxime der Lehre der Saint-Simonisten „A chaque capacité selon ses oeuvres" zu üben, es benützte dieselbe jedoch zu Herrn Barrant's Glück nicht, denn die junge, schöne und treffliche Schauspielerin Mad. Moreau-Sinti debütirte in seinem Lustspiele. Uebrigens ist nicht zu bedauern daß la Crainte de l'opinion Herrn Barrant's erste und letzte dramatische Arbeit ist, denn dieses Lustspiel ist steif, kalt, manierirt, und hat weder neue Charaktere noch neue Situationen.

Théatre de l'Opera-Comique.

Le Grand Prix, ou le voyage à frais communs, komische Oper in drei Akten, Text von den H. H. Gabriel und Masson, Musik von Adolph Adam. Im ersten Akt ist man in Paris, im zweiten am Fuße des Mont Cenis, im dritten in Rom. Trotz dem ist das Stück nicht geeignet einen Compositeur zu inspiriren. Die Ouvertüre ist anmuthig, schön sogar, aber es fehlt ihr an Originalität. Besondern Beifall erhielt ein Trio im ersten Akt, und das Finale des zweiten.

Théatre de l'Odéon.

Le jeune Prince, Komödie in drei Akten von Merville. Ist einem in das Französische, unter dem Titel: „Un coup d'oeil de Prince," übersetzten kleinem Roman von Zschokke nachgebildet, und gefiel sehr. — —

Der englische Schauspieler Kemble wird, wie es heißt, ein Schauspielhaus in Paris miethen, um während des nächsten Winters durch eine Truppe unter seiner Direction englische Schauspiele aufzuführen. — —

Victor Hugo arbeitet daran, aus seinem Romane Notre Dame de Paris eine Oper zu machen, wozu Rossini die Musik liefern wird. — —

Die Zahl der dramatischen Neuigkeiten nimmt jetzt in Paris progressio zu. Sonst zählte man deren monatlich nur achtzehn oder zwanzig, im April dieses Jahres aber fünf und zwanzig, im Mai sieben und zwanzig und im Juni dreißig. Allein die Quantität muß die Stelle der Qualität dabei vertreten.

Buntes.

Wahre bisher nirgends abgedruckte Original-Theater-Anekdoten.

Also tritt ein Kaiser auf.

Der Schauspieler R—e hatte in dem ehemaligen Vorstadttheater zu M., in einem veralteten Spectakelstücke, dessen Titel wir vergessen haben, einen mächtigen Kaiser darzustellen. Beim Beginnen des zweiten Aktes tritt Sr. Majestät auf; Pagen trugen die Schleppe des kaiserlichen Mantels, doch unglücklicher Weise stolperte die Majestät über eine in den Coulissen quer liegende Stange, taumelt über die Bühne und küßt neben den Soufleurkasten die Bretter. Ungeheures Gelächter und Bravorufen im Parterre, endlich wird es still und Sr. Majestät spricht, seiner Rolle gemäß, ungemein pathetisch: „Also tritt ein Kaiser auf!" — Leicht dürfte sich der Leser sagen können, wie diese Worte aufgenommen worden sein mögen.

Theater-Subordination.

Der Verstorbene Stentsch spielte in einem ähnlichen Stücke einen unglücklichen Prinzen. Ein militärischer Usurpator spricht zu seinen Trabanten: „Bringt den Prinzen in strengen Gewahrsam und mit Euren Köpfen haftet ihr, daß er nicht entkomme." — Stentsch tritt ab und geht in die Garderobe um seine Rolle nachzulesen, die Trabanten folgen und nehmen am Eingange Platz. Nach einer Weile schreit der Inspicient durch die Thüre: „Herr Stentsch! Ihr Schlagwort kömmt!" — Stentsch will aus der Garderobe eilen, da halten ihn die Trabanten — Rekruten der Garnison — ihre Pike vor und schreien: „Keinen Schritt weiter, wir müssen dem General mit unsern Köpfen für Ihn haften." — Kein Zureden vermochte die Burschen zur Raison zu bringen; das Trauerspiel war unterbrochen; die Gardiene mußte sinken.

Künstler-Intelligenz.

Herr K—st, dermalen in W— hatte noch nicht lange die Bahn betreten, auf welcher er sich nun so sehr auszeichnet, als ihm Direktor K. den Grafen Dünois in der Jungfrau von Orleans zugetheilt. Nach einigen Tagen fragte der Direktor: „Nun Herr K—st! wie sagt Ihnen Ihre neue Rolle zu?" — Hm ganz passabel — erwiederte K—st — aber ich hätte in dem Stücke dennoch lieber den Bastard gespielt.

A—à.

(Werden fortgesetzt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 193. (II. Jahrg.) Montag, den 15. August. 1831.

Der Würgengel.

Es schreitet ein Wesen gigantisch einher
Aus Asiens gluthreichem Osten,
Weit über die Lande, weit über das Meer,
Selbst über des Hochgebirg's Pfosten;
Es zeigt sich wie grauschwarze Nebelgestalt
Auf Sümpfen, und furchtbar ist seine Gewalt.

So stieg nach der Mythe, der Furie gleich,
Zu quälen die Kinder der Erde,
Ein Dämon herauf aus dem höllischen Reich,
Bluttriefend, mit wilder Geberde;
Sein Haupt war von zischenden Schlangen umkreist,
Und wehe, wem nahte der schreckliche Geist!

Die Fluren erblaßten, die Sonne verblich,
Es flohen die Thiere voll Beben;
Rings Schweigen und Angst, denn die Freude entwich,
Der Tod ach! zerknickte das Leben;
Und Wahnsinn, Verzweiflung, Zerstörung und Graus
Vernichteten manches sonst blühende Haus.

So schreitet ein Scheusal seit Jahren daher
Aus Asiens glühendem Osten,
Weit über die Lande, weit über das Meer,
Selbst über des Hochgebirgs Pfosten;
Zum Norden nach Russia stieg es hinauf,
Und weiter und weiterhin schwebet sein Lauf.

Es stehen bewaffnete Heere vereint,
Den gräßlichen Unhold zu bannen,
Doch fruchtlos; er kämpfet mit jeglichem Feind,
Und zieht mit den Kriegern von dannen;
Verschlinget mehr Opfer in gieriger Wuth,
Als Schlachten hinraffen durch Ströme von Blut.

Er reißt den mit Lorbeern umwundenen Stab
Den Feldherrn aus siegreichen Händen,
Und schleudert die Orden zurück von dem Grab,
Wo alle Triumphe sich enden:
„Bis hieher — so spricht er mit trotzigem Blick —
Und weiter nicht läßt Dich das mächt'ge Geschick!“ —

Auf luftigen Schwingen entfleucht er in Hast,
Der Sterblichen keinen zu schonen;
Er hält auch bei Tag und bei Nacht keine Rast,
Und nahet Palästen und Thronen;
Die Großen der Erde entfliehen vor ihm,
Denn nichts kann besteh'n vor des Unholdes Grimm.

Er packet die Körper mit eisiger Hand
Und rüttelt die zitternden Glieder;
Kein Meister der Heilkunst ein Mittel erfand,
Der Würgengel kehret stets wieder;
Er löset die Kräfte im Innersten auf,
Und hemmet im Blute den kreisenden Lauf.

Der Wanderer bebt, auf der Straße ereilt
Im Nu ihn das grause Verderben;
Wer fröhlich noch unter den Fröhlichen weilt,
Muß oft ach! nach Stunden schon sterben;
Gesperret sind Häuser, und Mangel und Noth
Verbreitet mit seiner Verheerung der Tod.

„O! kommt, ihr Geliebten, und drückt euch an's Herz,
Bleibt traulich im Kreise vereinet!
Wer weiß denn, wie bald euch ereilet der Schmerz,
Das schwarze Gespenst euch erscheinet?
Dann reicht euch zum Scheiden auf Erden die Hand,
Und blicket getrost nach dem besseren Land!“ —

So tönet die Harfe des Sängers und ruft
In's düstere Leben hienieden,
Bei Trauer und Thränen an offener Gruft
Vom Himmel herab uns den Frieden.
Wohl dem, der bei Zeiten bestellet sein Haus,
Ihm weichen die Schrecken des Würgengels aus!

Und Einer regiert noch die uralte Welt,
Dem Ewigen laßt uns vertrauen!
Auf! blicket voll Hoffnung zum Sternenzelt,
Nur dort ist die Rettung zu schauen!
Ein reines Gewissen, ein fröhlicher Muth
Sind hier in den Aengsten das sicherste Gut.

Es schreitet ein Dämon gigantisch einher
Aus Asiens glühendem Osten,

Verbreitet der Leiden entsetzliches Heer
Und dringet durch Riegel und Pfosten.
Im Augenblick schon ist der Würgengel da:
Die Menschenwelt nennet ihn Cholera! — —

Meiningen.

Professor Dr. Ihling.

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Des Vaters Ankunft in Petersburg war das Signal zur völligen Besetzung der Krimm, und Katharine nahm in ihren Titel auch den einer Zaarin des taurischen Chersones auf. Potemkin, der allmächtige Günstling, ging dahin ab, unterwarf gewaltsam die ganze Krimm, erhielt dafür den Beinamen der Taurier, und kehrte nach der völligen Eroberung, im höchsten Triumphe, nach der Residenz des russischen Reiches zurück.

Am 19ten April 1783 ward die Krimm für russisches Eigenthum erklärt, und im folgenden Jahre trat die Pforte das Land — man sagt freiwillig — an Rußland ab; — freiwillig kann man das, was aus Furcht vor argen Drohungen geschieht, wohl nicht nennen. — Die Pforte war zu schwach, um einen Krieg, mit welchem Katharine die Türkei sogleich überzogen hätte, auszuhalten, und somit geschah die Abtretung nichts weniger als freiwillig, sondern durch die Umstände gezwungen.

Es lag nicht in der Politik Rußlands, den Chan, einen ehemaligen Regenten des taurischen Chersones, wieder in seine Regentschaft einzusetzen. Mit der Erklärung Tauriens für russisches Eigenthum, fiel die Bedingung fort, welche an ein freies, unabhängiges Land geknüpft war, sich durch selbstgewählte Fürsten regieren zu lassen. Taurien, eine russische Provinz, mußte einen Gouverneur haben, und dieses konnte wieder der verjagte Fürst, ohne seine Würde zu vergeben, nicht werden; — man machte dieses dem Chan begreiflich, gab ihm eine nicht unbedeutende Pension, hinderte ihn aber, die Krimm wieder zu betreten.

2.

Es war im Jahr 1784, als der Knes Alexei Milinski den Auftrag erhielt, das Gouvernement von Taurien zu übernehmen und bald dahin abzureisen.

Glänzende Feste feierten seine Erhebung zu dieser bedeutenden Würde, und die Zierde, die Krone derselben, war die reizende Feodosia, seine einzige Tochter.

Feodora, eine edle Griechin aus dem berühmten Hause der Kantakuzenos, hatte ihn zum glücklichsten Gatten gemacht. Im Besitze außerordentlicher Reichthümer, im Besitze eines hohen Ranges, eines Ansehens, wie Wenige nur sich dessen freuten, fehlte ihm, um den Gipfel des Glückes erreicht zu haben, nur noch ein schönes und gutes Weib, und dieses fand er auf Scio. Alle Reize, welche die üppige Natur den schönen Griechinnen ertheilt, waren in der lieblichen Feodora vereinigt, — der schöne Mann gewann die Liebe des Mädchens, und führte sie bald als seine Gattin heim. — Ein Jahr hatte er die höchste Freude des Lebens an ihrer Seite empfunden, ein Jahr lang hatte sie ihn zum glücklichsten Gatten gemacht, ihn vergessen lassen, daß er noch etwas Anderes als Feodora's Geliebter war, und nun sollte er, der seine höchsten Wünsche überflügelt sah', noch glücklicher werden, denn das schöne Weib schenkte ihn eine liebliche Tochter.

Allein die reizerfüllte Blume erlag unter der Last der Frucht. — Was Feodosia das Leben, das gab der Mutter den Tod, und den vier Tage alten Säugling auf seinem Arm, folgte der unglückliche Vater dem Sarge der theuern Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

Verwahrungsmittel gegen die Cholera, zum ersten Male öffentlich bekannt gemacht.

Ein geschickter, junger, deutscher Arzt, welcher gegenwärtig in Lemberg lebt, äußert sich in einem Schreiben an seinen Freund unter andern wie folgt: „Ein Zufall hat mich ein merkwürdiges und vollständiges Präservativ gegen die Cholera entdecken lassen, welches darin besteht, daß man übereinandergelegtes festes Papier auf den Magen mit einem Tuche dermaßen fest bindet, daß es denselben beinahe ganz bedeckt; es ist dieses auch ein erprobtes Mittel gegen die Seekrankheit, welches ich in den äußerst interessanten französischen Memoiren des Hanet Clery (auch in's Deutsche übersetzt von F. Gleich Leipzig bei Nauck) angegeben fand. Von vielen Hunderten, welche sich, auf meinen Rath, dieses Mittels bedienten, wurde auch nicht ein Einziger von dem entsetzlichen Uebel befallen."

Ein leichtes Mittel! ich habe mir bereits eine Menge Nummern des Kometen, des Eremiten, der Nürnberger Blätter und der Originalien zurecht gelegt, die in der Regel für einen andern Theil meines Körpers bestimmt sind, um wie die Cholera nahet, sie über meinen Magen zu legen.

X. H.

Reise-Zeitung.

Reiseberich eines Leipziger Gelehrten.

(Beschluß.)

Wie wichtig nun die Wartburg für uns Protestanten ist, daran erinnert uns des unsterblichen Luthers denkwürdige Reformation, der wir das Licht, die Vernunft, die Wahrheit und die Freiheit in religiöser Hinsicht verdanken. Wir glauben mit Recht annehmen zu dürfen, daß die meisten Fremden die Wartburg aus dem Grunde namentlich besuchen, um das einfache Gemach in Augenschein zu nehmen, wo 1521 der große Reformator, seiner persönlichen Sicherheit wegen, verweilte. Von der Wartburg aus genießt man die schönste, reizendste Aussicht, welche man nur irgend wünschen kann. Der Wartburg nördlich gegenüber erblicken wir auf einem der Wartburg fast gleich hohen Berge, ganz in der Nähe, das verfallene Schloß Metilstein, in der Volkssprache Mädchenstein genannt. Es ist sehr zu bedauern, daß in neuerer Zeit für die Erhaltung dieser Ruinen nichts geschehen ist, nachdem der sel. Röse, ein reicher Privatmann, die letzte Hand zur Aufrechterhaltung derselben angelegt. Fernere Punkte, an denen sich der Blick ergötzt, sind: der Inselsberg, der Meißner bei Kassel, die Schneekoppe u. s. w. Auf der Wartburg selbst findet der Reisende Erfrischungen jeder Art in bester Qualität, so wie denn überhaupt die jetzige Wirthschaft, unter der Leitung der Frau Kastellanin Rüdiger, in jeder Hinsicht empfohlen zu werden verdient. Ein gleiches Lob müssen wir auch der liebenswürdigen, sehr gebildeten Tochter, Fräulein Alw. Rüdiger, zugestehen, da diese junge Dame jeden gebildeten Fremden auf die belehrendste Art und Weise mit den Denkwürdigkeiten und Seltenheiten des alten Schlosses bekannt zu machen weiß. Außer den alten Ritter-Rüstungen verschiedener Art, Gemälden u. s. w. verdient noch folgendes Meisterstück einer besonderen Erwähnung, nämlich ein großes, meisterhaft vollendetes Oelgemälde, die heilige Elisabeth darstellend, wie sie Gaben an die Armen vertheilt, gemalt von Louise Seidler aus Weimar. Dieses Prachtstück schenkte der verstorbene Großherzog Karl August von Weimar an die Wartburg woselbst es, an einem passenden Orte aufgehängt, jeden Fremden angenehm überrascht und zugleich den Namen der Künstlerin dem Gedächtnisse eines Jeden einprägt. Dem Verdienste seine Krone! Uebrigens sind die schönsten Stunden, welche der Fremde auf der Wartburg verleben kann, die Morgenstunden, in denen die Sonne, bei heiterem Horizont, in ihrer schönsten Pracht und Herrlichkeit, gleich wie aus einem Purpurmeere emporsteigt. Die Gründe und Thäler erscheinen alsdann gewöhnlich in einen leichten Nebel gehüllt, und nur die höheren Bergspitzen ragen gleich Felsen im Ocean hervor. Der Genuß dieses himmlischen Anblicks wird erhöht durch das Läuten der Glocken in Eisenach und den benachbarten Dörfern, so wie durch den Gesang lockender Waldvögel, welche aus tausend helltönenden Kehlen in Gottes schöne Natur hineinschmettern. — Es sei mir gestattet, eine von mir auf der Wartburg niedergeschriebene Improvisation hier wiederzugeben, da sich die Eisenacher Censur bewogen fand, diese unschuldigen Zeilen grausam zu streichen, was mir in so fern unlieb war, weil diese Stanzen von mir zu einer bevorstehenden Geburtstagsfeierlichkeit eines Freundes gedichtet worden waren:

Mein Wunsch an Freund ***

Nimm, Freund, des Sängers schwache Gabe,
Den Wunsch aus Freundes treuer Brust,
Mein Wunsch nennt Alles, was ich habe:
Ein deutsches Herz — in Leid und Lust.

Sei glücklich, Freund, im Kreis der Deinen,
Dein Loos sei Freud' und Wonn' und Scherz: —
Mich laß der Väter Land beweinen
Mit banger Ahnung herbem Schmerz!

Die Freiheit ist des Sängers Leben, —
Doch Deutschland kennt die Freiheit nicht:
D'rum trink des Rheinstroms edle Reben,
Eh' ew'ge Nacht die Freiheit — bricht.

Wartburg, am 31sten Mai 1831.

Ich schied nun von der Wartburg auf lange Zeit, vielleicht auf immer, und trat meine Rückreise nach Leipzig an. Ich benutzte diese Tour insbesondere dazu, allenthalben Exemplare des Circulars zu verbreiten, welches eine Aufforderung an Aerzte und Chirurgen von Seiten des Kriegsministers Morawsky in Warschau enthielt, den Mangel an Heilkundigen daselbst und in der Armee vermindern zu helfen, so wie die Bitte um Leinwand und Charpie für die Verwundeten, welches ich nach dem Französischen zum Druck befördert hatte, um nach meinen schwachen Kräften doch mindestens etwas für das Beste Polens und seiner verwundeten Krieger zu schaffen. Ihre Sachsenzeitung und andere Blätter haben bereits das erwähnte Circular freundlich aufgenommen, wofür ich den Herren Herausgebern im Namen der guten Sache meinen schuldigen Dank hiermit öffentlich abstatte. — Von Leipzig sind in Folge dieser Einladung bereits zwei junge Aerzte, die Herren DD. Franke und Bock, nach Warschau abgereißt. Möge dieses schöne Beispiel wiederholte Nachahmung finden! — In Erfurt sprach ich dieses Mal bei meinem alten Freunde Ebert ein, den ich aber leider krank antraf. — Ich schließe nun diesen kurzen Bericht in der angenehmen Hoffnung, daß der geneigte Leser den Inhalt desselben nachsichtsvoll aufnehmen werde.

Leipzig.

Wilhelm Braunhard.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Wien.

(Beschluß.)

Wissen Sie wer er ist, flüsterte mir mein Nachbar in's Ohr? — Nein — Ein Thierarzt. Jetzt, rief mein B — dichtender Freund aus, ist das Räthsel gelöst. Jetzt sehen wir den Grund seiner Theilnahme. „Denn" — da wurde die große Tabaksdose gegen mich geschoben — und ihr satyrischer Besitzer versicherte tröstend — „denn, er handelte in seinem Berufe!"

Was die Cichorie begonnen, hatte der Thierarzt vollendet. Sie war hergestellt. Ihr Dank war so verbindlich; sie wußte nicht, wie gern jeder sein Möglichstes gethan hätte. Der Thierarzt nahm seinen alten Platz ein. Der alte Herr fragte noch einige Male sehr zärtlich nach dem Befinden des Fräuleins. Wenn er sich wieder so nahe hinsetzt — so wird ihr gleich wieder übel werden. Der Himmel klärte sich abermals auf — und der Erklärte mußte offenbar für einen Wagen sorgen. Zum Glück übernahm er dieses Geschäft in eigner Person.

„Das Fräulein haben uns sehr bang' gemacht. Eine fürchterliche Todesblässe hatte alle Rosen ihres Angesichtes hinweggescheucht. Wenn Sie der Herr Großvater nur glücklich nach Hause bringt, da das Fahren —"

„Sie werden doch nicht den Herrn, der mich begleitet —"

„Ich bitte um Vergebung, wenn Ihre blühende Jugend im Gegensatze zu ihm, mich in meinen Voraussetzungen getäuscht haben sollte. — Wenn das Fräulein nur nicht allzuweit wohnen — vielleicht gar in der Stadt."

„Das nicht."

„Nun, wenn es dann nur eine der näherliegenden Vorstädte ist —"

„Die H——gasse."

„Ich bin dort sehr wohl bekannt. Die Häuser sind alle neu und im schönsten Style gebaut, besonders jenes zweite von der Ecke ist ein Meisterstück moderner Architectur."

„Auch neben an, das zur Rechten angebaute hat sehr bequeme Wohnungen."

„Und eine noch angenehmere Aussicht."

„Leider kann ich von dieser wenig genießen, da man vom zweiten Stocke nur die Hüte der Vorübergehenden unterscheidet."

Noch hätte ich gerne um die Thüre gefragt, aber da rollte ein Wagen die Straße herauf. Mit dem verbindlichsten Danke stieg die Dame ein. Das Liebhabergespenst folgte.

Kennen Sie den Goldarbeiter vom — — in der — — Straße? fragte einer der hinter mir Sitzenden. „Ich erinnere mich an seine schöne Auslage."

„Das ist derselbe." —

Jetzt begreif' ich, welche Schlüssel ihn in dieses Paradies geführt!

Da ward die große Dose wieder hergeschoben — aber dießmal gab ich sie nicht wieder zurück. Satyriker, rief ich aus — ich kenne Dich. Von nun an sollst Du die große Dose Andern überlassen und Dich selbst einer kleineren bedienen. Dein Paganini, dieser göttliche Kunstfeuerwerker auf der Violine sei von nun an das Depositorium meines Herzens, dessen heutige Geschichte ich nicht der Vergessenheit überlassen kann. Und ich nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf „Cichorie" und dieses, wohlverwahrt in der Dose, schob ich zum ewigen Gedächtnisse in die linke Rocktasche.

Buntes.

Sir James war, was die Welt „einen guten Mann" nennt. In der That, kein sonderliches Lob, da der Ausdruck, genau genommen, den Mangel alles Angenehmen in einem Menschen und überhaupt einen Character bezeichnet, dem jene untergeordneten Naturgaben, welche den Reiz des geselligen Lebens bilden, eben so fremd sind, als jene erhabenen Eigenschaften, die ungewöhnliche Bewunderung erregen. Ein guter Mann heißt ein Mann in guten Umständen, der also nie einer Unredlichkeit überführt worden ist; — von phlegmatischem Temperamente, der also nie in der Aufwallung einer Gewaltthat sich schuldig gemacht hat; — von geringen Fähigkeiten, der also im Privatleben seinen Nächsten nie mit Witz gegeißelt und im öffentlichen Leben den Staat durch seinen politischen Ehrgeiz nie beunruhigt hat. Sonderbar, den einen guten Mann zu nennen! Der Mann mag gut sein, denn er hat sich nie schlecht erwiesen. Soll er aber den Menschen zum Vorbilde dienen, so bewahre uns der Himmel vor einer Welt, in welcher es Nichts als solche Vorbilder gibt! —

Matilda a tale of the day, by Lord Normanby. Paris 1827. Seite 64.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 194. (II. Jahrg.) Dienstag, den 16. August. 1831.

Anfrage eines Laien an die Medicinal-Behörden.

Der Staat, er sei nun despotisch, rein oder constitutionell-monarchisch und republikanisch verwaltet, bevormundet die ihn zusammensetzenden Glieder in den meisten, die Wohlfahrt einzelner oder das Ganze betreffender Dingen nach gewissen Gesetzen, wie sich von selbst verstehen muß und welche zu achten sind, wären sie auch der individuellen Ansicht Einzelner entgegen. Sie werden nach den Zeitumständen und Erfordernissen geändert, aufgehoben oder neu geschaffen und gehen in vielen Branchen bis in's Kleinl'che, je nachdem dieselben gerade von Männern vorzugsweise geleitet wurden, die ihr Fach möglichst vollendet eingerichtet sehen wollten. Nicht soll hier untersucht werden, in welchem Theile die Gesetze am vollendetsten sich gestalten, oder in welchen andern dieselben die freie Handlungsweise vernünftiger Staatsbürger zu sehr beschränken, heilige Gefühle verdrängen, Familienrechte kränken oder Interessen verwunden, weil Gesetze das möglichst allgemeine, nicht aber Einzelne zu berücksichtigen, eingeführt werden; nein, ich will nur in Bezug auf die Medicinal-Gesetze meine bescheidne, an deren Hinlänglichkeit in einer Beziehung aber sehr zweifelnde Meinung hier aussprechen und um gütige Belehrung bitten.

Gesetze sollen stets das Wohl der Staatsbürger sichern und befördern, der erste Grund alles Wohles der Staatsbürger aber ist die Gesundheit. Aus ihr erst können alle andern das Staatsleben rege erhebenden Potenzen hervorgehen, denn Krankheit hemmt, wie die Geschichte und Gegenwart lehrt, alle Hebel der Staatswohlfahrt. Gut eingerichtete Staaten, wie vor allen unser Nachbarland Preußen, erfreuen sich in dieser Beziehung musterhafter Einrichtungen, die nicht blos gedruckt verbreitet, sondern auch militärisch fest und mit Subordination befolgt werden. Was in dieser Beziehung nun unser schönes Vaterland andern nachstehen muß, kann wahrlich den Menschenfreund nicht erfreuen, und in wenig andern Ländern dürfte das freie Verabfolgen von Medicamenten in den Pharmacieen ohne ärztliche Verordnung, das illegale Prakticiren bequemer oder nachlässiger alter Studenten, denen zum Examen die Lust oder wohl auch die Kenntnisse mangeln, oder genialer Barbiergesellen, die, am Solotische mit Pülverchen handelnd, leicht das Diplom kostenfrei erhalten, so leicht sein, als bei uns, wo zwar Gesetze es verbieten, aber deren zu schwächliche Handhabung die Rechte derer nicht schützen kann, die legal vom Staate Rechte erlangten und wohl Schutz ihrer bezahlten Privilegien fordern könnten. Dieses leider zu traurige Kapitel möge von denen erörtert werden, denen der Staat die Bewachung solcher Interessen anvertraut und für die jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, die kräftigern Behörden auf die schmachvollen Gebrechen in den ihrem Schutze anvertrauten Wirkungskreisen aufmerksam zu machen.

Hier ist es nur darum zu thun, zu erfahren, in wie weit das Gesetz dem Staatsbürger den Weg zum Wohl zu zeigen hat, da in der neueren Zeit, die so manches dem Gewohnten ganz Entgegengesetztes geboren, auch ein neues System der Heilkunde aus dem Chaos medicinischer Wirksamkeit auftauchte und die für ihr Bestes, ihre Gesundheit besorgten Staatsbürger, aufmerksam auf sich zu machen wußte. Bis jetzt, dem Himmel sei Dank, bedurfte ich weder eines allumfassenden, noch eines einseitig handelnden Arztes, aber die auch für Gesunde drohende Zeit gab mir die traurige Aussicht, am Ende doch bald eines Arztes bedürftig sein zu können. Ich verstehe nichts von Arzneikunde, habe den Streit der Meinungen vornehm belächelt, das Alte und Tausendjährige geachtet, das jugendlich Neue angestaunt, habe keine Vorliebe für irgend ein System, da ich es nicht zu beurtheilen vermag und die Mode mir ein zu schlechter Schätzer für eine bei all' meiner subjectiven Stimmung doch heilige und werthvolle Kunst ist.

Ich überlegte mir hin und her, von welcher Schule ich einen Arzt mir wählen sollte, erwog den Ruf der verschiedenen Aerzte, eine oft federleichte Taxe, forschte ihrer Wirksamkeit nach und fand, daß von beiden Seiten viel curirt wurden und viel starben, von ganz verschieden gesinnten Aerzten Wundercuren verrichtet wurden, und hier ein homöopathischer Arzt den Kranken eines gegentheilig glaubenden Collegen, dort ein allopathischer Arzt den Kranken heilte, den ein Hahnemannianer vergebens zu heilen suchte. Das erfahrungsreiche Alter der einen Schule, diese große Zahl unendlich gelehrter Aerzte der Vorzeit und Gegenwart, die Bemerkung, daß nur bisher unbekannt gewesene Aerzte und nicht ein einziger Coryphäe der neuen Schule zugethan wurden, da doch frühern Systemen die ganze ärztliche Welt eine Zeitlang huldigte; ferner daß so geringe culturlose Subjecte so leicht zum ärztlichen Namen gelangen, denen er nicht gebühren kann, nahm mich gegen das Neue ein.

Dafür stimmte mich die feste, der Natur gebietende Sprache der neuen Schule, welche so sehr gegen die Bescheidenheit der alten absticht, welche nach Jahrtausenden noch ausruft wie ein Türke, der das Schicksal nicht begreift: Allah ist groß! und deren größte Männer reich an einer, oft den Begriff der Aufnahmsmöglichkeit von Kenntnissen übersteigenden Gelehrsamkeit, ohne Scheu redlich bekennen, daß ihr Wissen Stückwerk sei.

Gegen das Neue stimmte mich wieder, daß ich Zweierlei bemerkt, was mir sehr thörigt und nicht empfehlend erschien; thörigt das Behandeln von anerkannt rein der Chirurgie zur Heilung zu überlassenden Uebeln, wobei selbst einige größere Aerzte der neuen Schule meines Erachtens nach verbrecherisch handelten, obgleich Meinung beim Arzte entschuldigt, wenn anders wirklich lautere Meinung sie geleitet, und wo ich Uebel zu einer Höhe wachsen sah, die mir unbegreiflich erschien. Nicht empfehlend aber besonders ist mir's, daß Aerzte der neuen Schule, die sonst einen sentimentalen Abscheu vor Aderlaß, Blutigel, Schröpfen, Lavements, Bäder ꝛc. Jahre lang behauptet, anfangen, diese wohl lebensrettenden Mittel anzuwenden, ohne den Titel, homöopathische Cur zu streichen oder ohne diese Mittel bei Relationen zu erwähnen, wie ich erlebt, als ein Homöopath kräftig erzählte, daß seinen Kranken eine Gabe Nux gerettet, er aber nichts von zwölf gesetzten Blutigeln sagte *). Desgleichen frappirte es mich, daß der seine Kinder verschlingende Saturn, Hahnemann, nachdem er durch eine Grätztheorie eigentlich das alte System schon wieder mit einem neuen vertauscht, anfing, recht ordentlich zur alten Schule zurückzukehren, da er öffentlich erklärt, daß die homöopathischen Mittel etwas, aber doch nicht so viel als das derb allopathisch gereichte Campher-Mittel helfe, was ich beiläufig in der vorgeschriebenen zersetzenden Mischung versuchsweise genommen, d. h. in zehn Minuten zehn Löffelchen, wobei ich bemerkt, daß dieß, eine Stunde fortgesetzt, mehr Krampf und Unbehagen, als am Ende die ganze Cholera verursachen dürfte, da die Repetition sehr abgeschmackt wird.

Für die neue Schule stimmte mich auch das, trotz Hahnemanns Bekenntniß, sicher bewahrende Schutzmittelsystem und das Streben, durch Errichtung eines Hospitals der leidenden Menschheit zu nützen, wenn nicht das Gerücht den letzten Eindruck geschwächt, daß sie sich aller Controlle entziehen wolle, was unrecht wäre, da Controlle kein Hinderniß heißt, und ein offenes wahrhaftes Wesen dieselbe nicht zu scheuen hat, es auch der einzige Weg ist, wodurch die Wahrheit erforscht werden kann, und ich bin überzeugt, daß es großen allopathischen Spitalärzten ganz gleich sein würde, wenn ein homöopathischer Arzt sie streng zu beobachten Lust hätte.

Für das erste fällt mir auf, daß kein einziger homöopathischer Arzt der leidenden Menschheit Polens zu Hülfe kam, keiner zur Erforschung der Cholera forteilte, was für sie so gefahrlos wäre und doch so nöthig sein dürfte, um große Resultate zu geben, da nach allen Berichten auf Staatswegen, die aber am Ende wohl noch nicht genug erfahrnen wenigen homöopathischen Aerzte Rußlands am unglücklichsten in der Behandlung gewesen sind, was auch sehr einleuchtet, wenn wahr ist, daß gerade in der bedrohenden Krankheit Bäder und andere der Homöopathie ganz fremde Mittel so höchst wirksam sich zeigten.

Was hat nun der Staat gethan, um dem Bürger den sichersten Weg zur Sicherung seiner Gesundheit zu zeigen. Er hat Gesetze, mich vor schlechten Menschen, Dieben, Mördern zu bewahren, aber einem schlechten Arzt kann ich in die Hände fallen, was eben so fatal sein dürfte, als die Begegnung jener; denn einmal laufen eine Masse Aerzte herum, von denen ich es unmöglich wissen kann, ob sie vom Staat anerkannte oder Pfuscher sind, denn das Diplom zeigt nicht jeder vor, und zweitens muß eine Art zu heilen besser sein, als die andere, denn zwei so ungleiche Dinge sind doch nicht leicht von gleichem Werthe. Unglücklich, wenn mich nun zufällig mein Sinn zu einem Arzte der Schule führte, die wahrhaft schlechter als die andere wäre.

Hierbei that der Staat nicht das Geringste, um die Laien vor Mißgriffen zu bewahren, aber es fragt sich auch, was kann hierbei der Staat thun, um am besten für die Gesundheit der Bürger zu sorgen?

Als Mesmer die Menschen und Beutel durch seinen Magnetismus befreite, befahl der König von Frankreich der Academie, mit Zuziehung guter die Sache verstehender Köpfe die Sache zu würdigen und nach langen Versuchen, die aber nicht befriedigend ausfielen, erklärte

*) A deux mains lassen sich diese Herren vorzugsweise gebrauchen.

die Commission denselben für einen gewinnsüchtigen Charlatan und der König ließ ihn über die Grenze bringen. Mit ihm war der Nimbus in Paris von seiner Kunst geschwunden, trieb sich aber lange in unserm deutschen Vaterlande noch umher.

Solche Schritte sind aber nicht hinreichend, denn man kann Partheilichkeit des Urtheils vorschützen.

Man sollte streng alle bekannten Erfolge mittheilen, da doch große Versuche in Oesterreich, Rußland und in Frankreich gemacht worden sind, sollte bei allen Gestorbenen die Behandlung oder vielmehr den Arzt bemerken und aus den Jahreslisten dann ausziehen, wieviel Kranke von diesen, wie viel von jenen Aerzten, ohne die einzelnen zu bezeichnen, behandelt worden waren, was auf die verschiedne Zahl der beiderseitigen Aerzte im Verhältniß zu berechnen wäre, wodurch schon Vieles klar würde. Man sollte bei den Behörden der Orte, wo die leidige Cholera herrschte, anfragen, wie die Schutzkraft und Cur durch homöopathische Pulver erfolgreich gewesen oder einen homöopathischen Arzt mit einer Partie Schutzmittel in eine von der Cholera befangene Stadt schicken, um, wenn ihm die Praxis dort erlaubt ist, Schutzmittel oder Cur zu erproben, wobei zu bemerken ist, daß es nichts schaden könnte, allen, besonders für die Ansteckung fähigen, Leuten einer Gegend wo diese Epidemie herrscht, solche Schutzpülverchen zukommen zu lassen, was die Schutzkraft derselben am leichtesten darthun dürfte und nicht viel Kosten verursachen würde.

Biophilos.

Napoleons Aeußerung über Preßfreiheit.

Colin d' Harleville hat eine Sammlung seiner Werke zu Paris herausgegeben, die ein Lustspiel enthält, das mit Erlaubniß des Polizei-Ministers Fouché herauskam und verkauft wurde. Die Unterschrift lautet: „Auf Befehl Sr. Excellenz des Chefs der Abtheilung der Preßfreiheit. Lagarde." Das Journal de l' Empire brachte diese Thatsache zur öffentlichen Kenntniß, in ihm las Napoleon diesen Beschluß, und im Moniteur vom 22sten Januar 1806 heißt es hierauf: „Seine Majestät hat mit Erstaunen vernommen, daß ein so achtenswerther Schriftsteller wie Collin d' Harleville eine Erlaubniß nöthig gehabt hat, Eines seiner Werke herauszugeben. In Frankreich gibt es keine Censur. Jeder Französische Bürger kann jedes ihm beliebige Buch bekannt machen, nur muß er nöthigenfalls für dessen Inhalt stehen. Kein Werk darf unterdrückt, kein Verfasser vor Gericht gezogen werden, außer von den Tribunalen, oder auf einen Beschluß Sr. Majestät, im Falle die Schrift einen Angriff auf die Rechte der obersten Gewalt und auf das allgemeine Beste enthält. Wir würden wieder in eine seltsame Lage kommen, wenn sich ein bloßer Commis das Recht anmaßen könnte, den Druck eines Buches zu verhindern, oder einen Schriftsteller zu nöthigen, Etwas davon wegzuschneiden oder hinzuzuthun. Die Preßfreiheit ist die Haupteroberung des Jahrhunderts. Der Kaiser will dieselbe erhalten wissen; nie aber darf der Gebrauch dieser Freiheit weder den guten Sitten, noch den Rechten der obersten Gewalt nachtheilig sein; nur ein verdorbener Schriftsteller kann einen Angriff auf sie machen wollen, und nur ein schwachköpfiger Regent könnte eine solche Zügellosigkeit dulden, welche die Grundvesten der bürgerlichen Gesellschaft und der öffentlichen Ruhe zerstört. Die Freiheit und die Cultur bestehen nur innerhalb den beiden Extremen, und so müssen die Regierung und die Gesetzgebung sich auch nur zwischen den beiden Extremen halten." Auch diese Erklärung des Helden, „der die Welt mit seinem Kriegsruhm füllte," ungeachtet in derselben noch viel Unbestimmtes und leicht zu Mißbrauchendes liegt, gereicht ihm, so wie vieles Andere, zu unsterblicher Ehre.

Parallele zum Nutzen und Frommen für neuere Gesetzgeber.

Laut Plinii Epist. XIV. Libr. VIII. sprachen die Römischen Decemvirn also, wenn sie genöthigt waren, ein neues Gesetz dem Volke darzubringen:

Gäben doch die Götter, daß dieses Gesetz, welches wir, mit vielem Fleiß und Sorgfalt von Uns abgefasset, jetzo Euch überreichen, Euch eben so angenehm, als dem Gemeinen Wesen, und Euren spätesten Nachkommen ersprießlich sein möge.

Leset und prüfet dieses Gesetz, denn wir glauben, daß ein ganzes Volk dieses richtiger thun werde, als Wir. Untersuchet es insbesondere für Euch, auf das Genaueste, und machet es zum wichtigsten Gegenstande Eurer Beurtheilung. Oeffentlich berathet Euch über dasjenige, was diesem Gesetze abzunehmen oder hinzu zu fügen sei. Wir betheuern hierdurch, daß sothanes Gesetz nur dann erst in Kraft treten soll, wenn mit Eurer allgemeinen Zustimmung dasselbe angenommen ist. Römer! seid daher nicht bloß die Bewilliger dieses Gesetzes, sondern dessen Urheber, da solches durchaus die Glückseligkeit, sowohl für Euch, als auch für den Senat des Römischen Volkes befestigen soll.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Juni 1831.

Unser dießjähriger Brachmonat begann mit dem Frohnleichnamsfeste und wir glauben, es verlohne der Mühe, zu Gunsten des nördlichen Deutschlands, die erhebende Feier dieses Festes etwas näher zu berühren.

An diesem Tage schmücken grünende Birken Kirchen und Häuser; prachtvolle, von Gold- und Silberglanz wiederstrahlende Altäre sind auf offener Straße an jenen Stellen errichtet, auf welchen die heil. Evangelien abgehalten werden. Das Pflaster der Straßen, durch welche die große Prozession sich bewegt, ist mit Brettern belegt und diese sind mit duftigem Gras und Blumen bestreut. Das Linienmilitair und die geschmackvollen Bürgergarden, dann die Küraſſiere in ihren funkelnden Harnischen parabieren auf Straßen und Plätzen. Allerwärts unübersehbares Gedränge der festlich aufgeputzten Volksmasse; Glockenklang von allen Thürmen, Kanonendonner vom nahen Gasteigberge her, Trompeten-, Pauken- und tragbarer Orgeln Klang; schallende Musikchöre, feierlicher Gesang der Priester, lautes Gebet des frommen Volkes, flatternde Kirchenfahnen und Banner und endlich der schöne, feierliche, beinahe endlose Zug selbst, welchen die würdigen Väter Franziskaner in den braunen Ordenskleidern mit ihrem Blumenkreuze eröffnen und in dessen Mitte unter dem Baldachin, der den Erzbischof mit der funkelnden, großen, heiligen Monstranz schirmt, auch der König einhergeht, in glänzender Uniform, mit entblößtem Haupte, die brennende Wachskerze in der Rechten, umgeben von seiner alten Hatschiergarde, gefolgt von den Prinzen seines Hauses, seinen Feldherrn, Großbeamten und Ministern, von den Bürgermeistern — in schwarzen Festkleidern, die schweren goldenen Ketten um den Hals — und von den Räthen der Stadt, den Professoren der Hochschulen in ihren alterthümlichen Togen und allen Staatsdienern in festlicher Uniform.

Von allen diesen Herrlichkeiten sahen wir dieses Jahr — nichts, denn ein anhaltender Landregen in dieser wasserreichen Zeit, ließ die Prozession nicht zu Stande kommen, und darüber trauerte Männiglich und Weibiglich, aus Andacht zwar nicht, sondern aus Verdruß, sich um ein allerliebstes Volks- und Nationalspectacle betrogen zu sehen, denn Sie müssen wissen, auf das Frohnleichnamsfest — hier gewöhnlicher Antlaß genannt — freut sich Jung und Alt lange zuvor; es ist nämlich hergebrachte Sitte, daß wer in den Straßen wohnt, durch welche der Antlaß durchzieht, alle seine Bekannte, Freunde, Vettern und Basen einladet, in seiner Wohnung das Schauspiel mit anzuschauen, und da geht nun etwas los, wie die Berliner sprechen; vorerst wird Chocolade und Kaffee servirt, dann der beliebte Bock und Würstel, ein solides förmliches Mahl kommt zuletzt. Ich habe oft, und nicht ohne daran Aergerniß zu nehmen, gesehen, wie, als das Hochwürdigste vorbeigetragen wurde, elegant gekleidete Herren in den Fenstern standen, in der Linken ein großes mit Bock gefülltes Stiefelglas haltend, im Munde — hier Goschen genannt — einen großen Zipfel Wurst, mit der Rechten an das zerknirschte Herz hämmernd, daß es hätte aus seiner Hülle fallen mögen. Während des Evangeliums auf dem Schrannenplatze, wird sogar auch unter den nahen Arkaden Bock geschenkt; solcher Freß- und Trinkluxus in solch' feierlicher Stunde scheint uns zu weit getrieben und sündlich: Abraham, der Patriarch, setzte selbst den drei Engeln, als sie ihm im Thale Mamre einen Besuch abstatteten, nichts vor, als ein auf dem Roste gebratenes Kalb, sechs und funfzig unter der Asche gebackene Brode nebst Butter nnd Milch, wie im alten Testamente zu lesen.

Am 16. Juni ward das Fest des heiligen Benno, des Landes- und Stadtpatronen, auch durch die gewöhnliche große Prozession gefeiert, welche erträgliches Wetter begünstigte; in der Johanniswoche strömten dichte Volksschaaren hinaus in die Pfarrkirchen des nahen Dorfes Haidhausen und zur Kirchweihe nach Harlaching, wo, ich weiß nicht, auf wie viele Jahrtausende, um diese Zeit Ablaß aller Sünden zu gewinnen ist. Senden Sie doch gefälligst Ihren Freiherrn v. D—g—n nach Harlaching, der in Nr. 110. Ihrer Blätter den Dichter des Belisar einen höchst gewöhnlichen Verfemacher genannt und den hiesigen Buchhändler Jacquet deshalb lächerlich gemacht hat, weil derselbe, nachdem er den Buchhandel gründlich in einem guten Hause erlernt, einige Jahre in demselben Hause als Commis gedient und dann ein reiches Weib genommen. Der gute Freiherr hat hier viele Schultern in Bewegung gesetzt. Hofrath Sch— rief im Museum überlaut: „risum teneatis amici!“ und las laut die gerügten Stellen vor, aber die Warnung blieb fruchtlos, alles lachte weidlich auf Kosten dieser Freiherrlichen Feder, die man zu kennen glaubt und ihr mit Bestimmtheit allen Adel abspricht.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 195. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 17. August. 1831.

Die Aeolsharfe.

Eine Elegie von Dr. J. C. Ihling.

Im Zephyrsäuseln,
Wenn mild der Abend naht
Nach Tagesschwüle
Dort in dem Schattenhain;
Da ruht sich's traulich
Am Hügelabhang,
Wenn rings das Tosen
Der Welt verstummt ist.

Die Blätter flüstern,
Der Dämmrung Schleier senkt
Sich auf die Matten
Im stillen Waldesthal.
Dort sucht der Waller
So gern die Kühlung,
Und weiht, Natur, dir
Des Abends Frier.

„Was ist das Leben
Hier in dem Pilgerland?"
So denkt er sinnend
Mit tiefbewegter Brust:
„Die Jugend rauschet
So schnell vorüber,
Und ach! ihr Maitag
Kehrt nimmer wieder!"

„Dann naht die Sorge
Mit ihrem Nebelflor,
Und hüllt die Stunden
In düstre Schatten ein.
Noch strahlet Iris
Durch's Nachtgewölke,
Doch leicht zerstiebet
Der Farbenschimmer."

„Wo sind die Lieben,
Die hier mein Herz erkohr,
Die Freud' und Leiden
Hier mit mir wechseln sah'n?
Wo sind die Freunde,
Die mir zur Wallfahrt
Durch's Leben reichten
Die Hand der Treue?" — —

So steigen Seufzer
Aus der bewegten Brust,
Und eine Zähre
Entrinnt, der Perle gleich,
Dem Aug' des Wallers
Am Hügelabhang,
Dort, wo die Grotte
Im Fels sich öffnet.

(Beschluß folgt.)

Christina, Königin von Schweden.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Guise beschreibt sie darin folgendergestalt:

„Sie ist nicht groß, aber wohlbeleibt; sie hat schöne üppige Arme und weiße, wohlgebildete Hände, die aber mehr Manns- als Frauenhände sind; eine etwas hohe Schulter sucht sie mühsam zu verbergen; das Gesicht ist groß, doch regelmäßig; alle ihre Züge sind stark markirt und drücken sich scharf aus; die Zähne sind mittelmäßig, die Augen braun, groß und voll Feuer. Ihr Anzug ist sehr närrisch, besonders der Kopfputz. Er besteht aus einer großen Mannsperücke, die auf der Stirne sehr in die Höhe steht, auf den Seiten sehr dick ist, oben ein wahres Gewirre von Haaren ist und hinten einige Aehnlichkeit mit einem Damen-Aufsatz hat. Zuweilen trägt sie einen Hut. Ihr Leibchen ist hinten die Quere geschnürt und ist ungefähr wie unsere Brustlätze gemacht; ringsumher ragt das Hemde über ihren Rock hervor, den sie übel befestigt und nicht gerade

trägt. Sie ist immer stark eingepudert und pomadisirt, und zieht niemals Handschuhe an. Ihre Fußbekleidung ist ganz wie die der Männer, auch ihre Stimme und ihr ganzes Betragen ist männlich. Sie spielt gern die Amazone. Dennoch ist sie sehr höflich und einschmeichelnd, sie spricht acht Sprachen, und vorzüglich fertig die französische; sie weiß mehr als unsere ganze Academie sammt der Sorbonne. Zuweilen trägt sie einen Degen und ein Collet von Büffelleder; dann ist ihre Perücke schwarz, und ihr Hals blos mit einer schwarzen Binde bedeckt."

In diesem letztgedachten Aufputze, nämlich mit dem Degen an der Seite, in Stiefeln, eine Perücke und einen Hut auf dem Kopfe, empfing diese sonderbare Dame in demselben Jahre die Bewillkommnungscomplimente des Magistrats der Stadt Vienne in Dauphiné, als sie durch diese Stadt wieder nach Rom zurückreiste.

Sie äußerte stets eine entschiedene Verachtung gegen alle Frauenzimmer, und konnte es nicht leiden, wenn man sie selbst ein Weib nannte. Auf ihren Reisen mußte sie oft Bewillkommungsreden anhören, über welche sie immer sich sehr unwillig bezeigte. Ihr Arzt Bourdelot befragte sie einmal um den Grund dieser Unzufriedenheit. „Ei," antwortete sie: „sollte man es denn nicht überdrüssig werden, wenn man ewig dasselbe Geschwätz anhören muß: Erlauchte Tochter des großen Gustav, Sappho unserer Zeit, Ruhm Deines Geschlechts u. s. w. Diese Herren schreien sich die Hälse aus, um mir zu sagen, daß ich ein Weib bin; ich weiß es leider nur zu viel!"

Die empörende Schandthat, die sie im J. 1657 zu Fontainebleau beging, als sie zum zweiten Male nach Frankreich kam, ist allgemein bekannt. In ihrer Gegenwart ließ sie nämlich in der sogenannten Hirschgallerie des Schlosses den Marquis von Monaldeschi, einen schönen Italiener, den sie, nach dem schwedischen Grafen de la Gardie, zu ihrem Günstling gemacht hatte, auf die grausamste Weise durch zahllose Degenstiche, die ihm zwei ihrer Trabanten beibringen mußten, ermorden, und beschimpfte den Unglücklichen noch, als er sich ihr zu Füßen warf, indem sie zu ihm sagte, er sei eine feige Memme, denn er fürchte den Tod. — Dieser Mord war zu gleicher Zeit ein Verbrechen gegen das Völkerrecht und die größte Verletzung der glänzenden Gastfreundschaft, welche man ihr am Hofe Frankreichs erwiesen hatte. Der Beweggrund dazu war nicht eine politische Verrätherei, wie sie die Welt glauben machen wollte, sondern lediglich die schändlichste Weiberrache.

Der Abbé d'Artigny erklärt diese Begebenheit (im ersten Theile seiner Mémoires) auf folgende Weise:

„Christina ward in Rom von der Schönheit und den Talenten der Signora Justiniani, Tochter eines Banquiers daselbst, so sehr entzückt, daß sie sich dieselbe von ihrem Vater zur Gesellschafterin ausbat, der aber eine abschlägige Antwort gab, unter dem Vorwande, er könne nicht über seine Tochter verfügen, ohne die Beistimmung des Cardinals Farnese, ihres Beschützers, der sie dem jungen Sentinelli, einem florentinischen Edelmanne, zur Gattin bestimmt habe. — Um nun jede Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, nahm die Königin diesen Sentinelli nebst dessen Bruder in ihre Dienste, machte den ältern zu ihrem Gardehauptmann, und gab seinem Bruder eine Besoldung, indem sie ihm Hoffnung machte, daß er die Signora Justiniani bald werde heirathen können; nachher aber widersetzte sie sich dieser Verbindung, und da die Signora Justiniani bemerkte, daß Christine selbst Neigung zu Sentinelli faßte, so entdeckte sie dieß dem Monaldeschi, der sich auch deshalb bei der Königin darüber beklagte. Die Erbitterung von beiden Seiten erreichte den höchsten Grad; und als die Königin im J. 1657 zum zweiten Male nach Frankreich ging, ließ sie die Signora Justiniani in Rom zurück und drohte ihr, sie einsperren zu lassen, wenn sie das mindeste Einverständniß durch Correspondenz mit Monaldeschi, den sie mit sich nahm, unterhielte. Dieser aber, aufgebracht über den Kaltsinn Christinen's und über seines Nebenbuhlers Sentinelli's Triumph, drückte seine Empfindungen hierüber in einem Briefe an die Justiniani aus, der in die Hände der Königin fiel, worauf diese Furie den unglücklichen Marquis im Schlosse zu Fontainebleau durch zwei ihrer Leibgardisten ermorden ließ."

(Beschluß folgt.)

Geschichtliche Anekdote.

Der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, lebte gleich Heinrich von Braunschweig in einer Doppelehe. Es machte dieß überall großes Aufsehen und da der Landgraf den regelwidrigen Schritt gern öffentlich in etwas wieder gut gemacht hätte, ließ er unter andern einen gewissen Theologen kommen, damit derselbe durch seines Namens Unterschrift die Ehe mit der sogenannten linken Landgräfin Margaretha von der Saal genehmige. Als sich dieser weigerte, konnte der Fürst kaum von ihm zurückgehalten werden und von Zorn und Liebeswuth hingerissen donnerte er ihm zu: „Daß Dich Botz Marten schend, es hant Lüte unterschrieben, die mehr vergessen hant, denn du dein Lebelang lernen wirdst!" Der Theolog antwortete: „Ich gestehe, Herr! mein Unwissenheit, doch wünschte ich, daß weder Dir noch jenen zu Gunsten mein Gewissen belastet würde." —

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

Straßburg, im Juni.

(Fortsetzung.)

Der obere Theil des Thurmes ist so leicht gebaut, daß überall vor den Oeffnungen eiserne Gitter angebracht sind, das Hinabfallen zu verhüten. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel gelangt man nur mit der größten Behutsamkeit bis zur äußersten Spitze. Aengstlich weilt man dort, und begreift nicht, wie ein solches Gebäude nur dem schwachen Luftzug widerstehe, der es umwogt, und langsamen, bedächtigen Schrittes steigt man hinab, um nur bald wieder dort unten in niedriger Region wandeln zu können.

Das Innere entspricht nicht dem Aeußern an Pracht. Es ist zu klein im Verhältniß zur Façade, und das große Schiff der Kirche ist wieder zu niedrig für eine Kuppel von solcher Höhe. Dennoch übertrifft es alle gothische Gebäude, die ich je gesehen, an der feierlichen Schönheit seines Innern. Kein anderes Werk der Baukunst hat Fenster mit solcher Malerei, wo das Licht so glänzend und mannichfaltig durch die Farben bricht, oder diese, bald durch sanfte Verschmelzung, bald durch grellen Abstich so unendlichen Reiz entwickeln. Es ist das einzige Gebäude, welches mich mit dem Schauer seines heiligen Dunkels erfüllte, dessen Vorgefühl meine Seele durchbebte, als ich in eine gothische Kathedrale der alten Welt trat. Hier fand ich es mehr als verwirklicht, und fühlte, wie wunderbar solche Hallen geeignet sind, die Leidenschaften einer abergläubischen Zeit zu erwecken. Die verschiedenen Denkmäler, welche man in diesen Werken antrifft, erinnern daran, daß auch uns über kurz oder lang die letzte Stunde schlagen werde, und erzählen in dem Schmucke ihrer Bilder und Basreliefs die Tugenden derer, so bereits hier ruhen. Die Altargemälde schildern in der ganzen Kraft ihrer Poesie die Wunder von dem großen Gründer unsrer Religion, oder manchem der Heiligen, die seinem Beispiele nachstrebten; und es ist eine Poesie, welche mehr als des Dichters Feder jenen unbekannten Dingen Gestalten leiht und sie in's Gebiet der Wirklichkeit überträgt. Andere bezeichnen jenen schrecklichen Tag, wo die Gräber sich öffnen, und der Richter die Gottlosen verdammt, oder lassen uns einen Blick wagen in jene Welt voll Grauen, deren Thore ewig verschlossen bleiben. — Gewiß that diese Kunst mehr für die katholische Kirche, als die Inquisition mit allen Foltern und Qualen. Sie beweist bündiger, als Logik und Mathematik; denn wie durch einen Blitzstrahl enthüllt sie dem Auge Alles, was die Seele fürchtet oder hofft, und pflanzt nicht selten eine Ueberzeugung in's Herz, die keine Vernunftgründe zu entwurzeln vermögen. Solche Bilder werden zwiefach ergreifend durch das düstere Licht, welches sie umhüllt und so wunderbar zu den Darstellungen paßt. Dem Unwissenden lüften sie den Schleier der Zukunft, und eine Ahnung ergreift seine Seele, furchtbar wie der Gedanke: „Ewigkeit." Ich konnte mir leicht erklären, daß im Zenith der katholischen Religion, bevor das Licht des Protestantismus in das Dunkel jener Gebäude fiel, wohl Keiner hineintrat, ohne noch abergläubischer zu werden, und die Vernunft dem Gefühl unterzuordnen; zumal da er in jener verklärenden Beleuchtung die feierlichen Ceremonien der katholischen Kirche sah, welche damals auf dem Gipfel ihrer Macht stand.

Sonntags wohnte ich der Militair-Messe bei, woran mehrere Regimenter Theil nahmen. Sie traten ein mit lautem Trommelschlage, marschirten durch das lange Schiff der Kathedrale, und stellten sich reihenweise zu beiden Seiten auf. Die Trommeln fuhren fort, ihre schmetternden Töne von sich zu geben, welche, von Pfeiler zu Pfeiler hallend, das ganze Gebäude wie mit einem unaufhörlichen Donner erfüllten. Aber all' dieser Lärm, die Commandowörter: „Nicht Euch," „Augen rechts" und das krachende Niederfallen von mehr als tausend Flintenkolben auf den Fußboden erregten Gefühle, die mehr im Einklang stehen mit einer auf Erden streitenden Kirche, als einer, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Das Musikchor spielte dann verschiedene Stücke religiösen Inhaltes, welche, getrennt von der Parade, wovon wir eben vorher Augenzeuge waren, gewiß ihren mächtigen Eindruck nicht verfehlt hätten, aber, vereinigt mit dem Pomp und Prunkspiele des Krieges, ganz andere Gefühle weckten, als sonst bei jenen Tönen die Brust bewegen. Eine Darreichung der Hostie, vor welcher wiederum bei lautem Trommelschlage Offiziere und Gemeine niederknieten, beendigte die Feierlichkeit.

Kein religiöser Zuspruch ward gehört, keine Hindeutung auf eine künftige Welt der Unschuld und Freude; Alles war mechanisch und militärisch. — Wie geläutert erscheint der einfache, prunklose Gottesdienst des Protestanten im Vergleich mit solchem Comödienspiel; wie verschieden in seinem Einflusse auf Herz und Leben. —

Sobald der Reisende sich dem Rheine nähert, verspürt er die Wirkung des Nachbarlandes. Deutsche Gesichter begegnen ihm, wohin er sich wendet, und deutsche Laute treffen sein Ohr. Ueber ein Jahrhundert lang erhielt sich diese Sprache in Straßburg, und wird noch jetzt mehr geredet als, das Französische. Da sie aber hier weit weniger rein ist, als in der Mitte Deutschlands, so bilden ihre Kehllaute einen auffallenden Contrast mit der sanften fließenden Sprache von Paris. Das Toscanische aus dem Munde einer Römerin klingt vielleicht am melodischsten von Allen; dennoch hörte ich nie etwas so Fließendes und zugleich so Naives, als die Unterhaltung einer lebhaften Pariserin.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Juni 1831.

(Beschluß.)

Daß Herr von Schenk ein Ministerausbund gewesen, will man nicht sagen, aber daß er ein höchst gewöhnlicher Versemacher, hat außer dem Baron D. noch Niemand behauptet. Hr. v. Schenk gab das Porte-feuille des Innern in die Hände des Herrn von Stürmer und daran that er zweifelsohne sehr wohl, denn Hr. v. St., längst schon die Seele unseres Staatsrathes, ist ein genialer Publicist, ein gediegener Staatsmann, ein rechtlicher, billiger, nichts weniger als serviler Beamter, und die trefflichsten Gesetze unseres Reiches in dieser Zeit sind aus seiner Feder geflossen; er hat eine schnelle Carrière gemacht und man freut sich, wenn solch' ein Mann sie macht.

Die Annullirung der Ordonnanz, welche den Preßzwang aufgehoben, hat großen Jubel verursacht, doch hat dagegen der Entwurf des neuen Preßgesetzes manche freisinnige Visage bedeutsam verlängert. Unsere Journalisten sollen große Kautionen leisten, du lieber Himmel! wenn man die Schulden der Herren loco der Kautionen gelten lassen wollte, dann ließe sich allenfalls davon reden, aber der Preßgesetzentwurf ist ja auch nur — ein Entwurf. Unsere Stände sitzen noch immer beisammen, wie lange sie noch also sitzen werden, läßt sich mit Bestimmtheit so wenig angeben, als die Höhe des Berges Sinai.

Dr. Beiling, Chef einer hiesigen Privaterziehungsanstalt, wird dem Vernehmen nach der Kammer der Deputirten den Plan zur Errichtung einer Central-National-Waisenanstalt, nach dem Muster der bekannten Halleschen, vorlegen und wir wünschen zum Wohl der leidenden Menschheit, daß darauf reflectirt werden möchte, denn die Annäherung zur Gewerbefreiheit wird und muß unglückliche Waisen mehren; man sage, was man wolle, die Anwendung des physiokratischen Systems auf kleine Staaten des Kontinentalbinnenlandes taugt wenig; das läßt sich a posteriori erweisen; Preußen ist kein totales Binnenland und wohin hat seinen intensiven Gewerbewohlstand diese hochgepriesene Gewerbefreiheit geführt? — Nun auch bei uns zeigen sich bereits unliebsame Früchte und Folgen!

Gelogen wird hier unmenschlich. So war vor einigen Tagen in der ganzen Stadt die Nachricht verbreitet, in das, an Ihrer Grenze gelegene Hof habe bereits Dame Cholera ihren feierlichen Einzug gehalten, weshalb das unglückliche Hof in Blocadezustand erklärt worden sei; ferner ließ man unsre Haupt- und Residenzstadt selbst in vier cholerische Quartiere abtheilen und in jedem derselben der Cholera in spe Wohnungen einrichten. Nicht eine wahre Sylbe an dem Allen! wir befinden uns insgesammt recht wohl, die Kranken am Geiste abgerechnet, welche allerwärts unheilbar bleiben.

Von unserer Hof- und Nationalbühne weiß ich, wie immer, so wenig zu sagen, daß ich mich außer Stand fühle, einen eigenen Aufsatz für Ihr Theaterblatt zu bearbeiten. Hr. Devrient gastirte hier, aber nicht Devrient der Große aus Berlin, sondern Devrient der Kleine aus Dresden*), über dessen Werth oder besser: Unwerth sich unser Planet oft und hinlänglich ausgesprochen hat.

Unter andern wurde im Laufe dieses Monats ein Mal wieder Schillers Don Karlos agirt; als Marquis Posa dem König Philipp sagte: „Geben Sie Gedankenfreiheit —" entstand ein solch' wüthender Applaus, wie er in unsern Kunsthallen noch nie gehört worden war, und zwar so, daß die Schauspieler eine lange Pause machen mußten, ehe sie weiter sprechen konnten. Solches sind nun Zeichen der Zeit, wie sie allerwärts sich aussprechen und die leicht verständlich sind für diejenigen, welche da hören und sehen wollen.

Klopfen Sie Ihrem Setzer (?) ein Bischen auf die Finger, mein sehr verehrter Herr Planet! Denn der verstorbene Cabinetsrath, welcher einige hundert Westen zurückließ (m. s. Nr. 133.) hieß nicht Riegel — obwohl er Manchem einen Riegel vorgeschoben haben mag — sondern Ringel. Dann nannte sich das Stück, in welchem Raimund hier zum letzten Mal auftrat, nicht „Misarfis Zauberfluth" (M. s. Nr. 134.) sondern: „Moisasurs Zauberfluch."

X. H.

---

*) Spindler äußert sich, in seinem Zeitspiegel, über Devrient und einen, nach ihm gastirenden Herrn Forst, unter andern also: „Diese Herren gehören Beide in die Categorie der Schauspieler — und sie ist leider die Mehrzahl — welcher nichts heilig ist als ihre Eitelkeit. Sie sind gewissermaßen mit jener Classe der Dichter verwandt, welche sich verschworen zu haben scheinen, das Volk durch Unkraft, Leerheit, Aeußerlichkeit zu mißhandeln und zu entnerven; sie stellen nicht den Menschen dar zum edel-praktischen Zweck des Schönen, sie treten nur auf die Bühne, um sich in einem neuen Costüme bewundern zu lassen, und spielen, wenn es hoch kommt, nur sich selbst eine Illusion vor. Sie pflegen dieß Beruf zu nennen!" — Wohl bekomm's, Herr Devrient! —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 196. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 18. August. 1831.

Die Aeolsharfe.

Eine Elegie von Dr. J. C. Ihling.

(Beschluß.)

Horch! Zauberklänge,
Wie aus der Geisterwelt,
So sanft und lieblich
Im Harmonieenton,
Verschmelzen hold sich
Mit Hainessäuseln,
Und träufeln Balsam
Lind in die Seele.

Die Aeolide,
Von einem Gott gestimmt,
Der unsichtbar durch
Der Bäume Schatten schwebt,
Tönt dir, o Waller,
Auf deine Fragen
Voll tiefer Wehmuth,
Des Trostes Antwort:

„Das Leben gleichet
Dem flücht'gen Morgentraum;
Dann ruh'n die Pilger
Im kühlen Grabesschoos;
Doch Geister schwingen
Empor sich. Jenseits
Ist ihre Heimath
In schön'ren Welten."

„Dort sind die Lieben,
Die du an's Herz gedrückt;
Dort sind die Freunde,
Die mit dir wandelten.
Du siehst sie wieder,
Wo keine Zähre
Hinfort geweint wird
Ob Schmerz und Trennung." —

Die Töne schweigen,
Der Stern der Hoffnung blinkt
Vom heitren Aether,
Und freundlich scheint herab
Im Silberglanze
Der Mond in's Waldthal,
Und süßer Schlummer
Umfängt die Müden.

O Aeolide!
Möcht' unser Leben doch
Harmonisch klingen
Wie deiner Saiten Gold!
Dann nah' ein Engel
Als Himmelsbote,
Und ruf uns Alle
Hin zur Verklärung! — —

Meiningen.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Sein einziger Trost war das Kind, das sichtlich die Züge der Mutter trug, welche sich von Tag zu Tag deutlicher entfalteten, bis sie zur Jungfrau erblüht, in allen den Reizen, in all' der Schönheit strahlte, mit welcher die Mutter Alles um sich her bezaubert hatte.

Aber wenn der Mutter Gestalt ihr geworden war, so hatte sie des Vaters Hoheit geerbt. Der Knes (Fürst) führte in seinem Wappen den stolzen Spruch: „Nicht durch Fürsten Gunst!" und es schien, als stünde derselbe Stolz, der jenen Spruch ersann, in deutlichen Zügen auf der Stirne des Mädchens. Sie war siebenzehn Jahre alt, und sie thronte überall, wo sie erschien, schon als Königin; gern wich ihr jede Andere, gern ließ ihr jede Andere den Vorzug der höchsten Schönheit, denn es galt schon für etwas Großes, neben ihr

nur bemerkt zu werden, aber sie war bei aller Erhabenheit auch so weit entfernt von dem kleinlich feindlichen Hochmuth, daß ihr Stolz nur als etwas Natürliches, zu ihren Reizen und ihrer körperlichen Hoheit Gehöriges betrachtet werden mußte, welche Niemanden verletzte. Man fand sehr begreiflich, (im Lande der Sclaverei, der Knechtschaft und des Despotismus,) daß des mächtigsten Fürsten Tochter sich nicht unter ihren Stand herabließ, und ihre Gespielinnen wünschten weiter nichts — als in dem Verhältniß zu ihr zu stehen, wie Hofdamen zur Kaiserin.

Doch hatte dieß zur natürlichen Folge, daß Feodosia keine Freundin hatte, sie stand allein; so geschah es, daß sie, entbehrend des liebreichen, erheiternden Gesprächs, der scherzhaften Tändeleien eines ihrem Herzen nahe stehenden Wesens, Kunst und Wissen zu ihrem Zeitvertreib machte und eine Geistesbildung sich errang, welche in jener Zeit nur am Petersburger Hofe zu finden war, wohin die beiden Kaiserinnen Katharina I. und Katharina II. viele der ausgezeichnetsten Gelehrten berufen hatten.

Dieses Alles wäre vielleicht weniger der Fall gewesen, wenn ihre treffliche Mutter am Leben geblieben wäre, die Erziehung des Vaters, welcher in ihr nur die künftige Herrin seines Hauses, die Repräsentantin seiner Größe sah, war nur auf den Verstand gerichtet, die — der Mutter hätte Herz und Gemüth mehr ausgebildet, — ihr, der Tochter des Hauses, hätten sich manche der besten Jungfrauen vielleicht angeschlossen, der Fürstin, der Dame des Hauses sich zu nähern, war nicht so leicht.

Feodosia schien nichts zu entbehren, Gefühl und Empfindung war nicht unterdrückt, wohl aber beherrscht; wo die andern muthwilligen, frohsinnigen Mädchen in ein lautes Gelächter ausbrachen, überflog nur ein leichtes Lächeln ihre edlen Züge, denen auch ein Lachen vielleicht gar nicht angestanden hätte. Wenn bei der Aufführung eines Trauerspiels Andere laut weinten, wenn aus den Tüchern die rothgeweinten, angegriffenen Augen hervorsahen, so trat ihr Mitgefühl an der Handlung, nur in Gestalt einer durchsichtigen Perle, zwischen ihre Wimpern und ihr Schmerz drückte sich nicht aus, wie der einer Niobe, welche ihre Kinder vor ihren Augen getödtet sieht, sondern wie der einer Iphigenia, welche gefaßt zum Opferaltar schreitet.

Da ihr Geist sich einer höhern Bildung freute, als man gewöhnlich findet, so war auch die Alltagswelt, in der sie lebte, nicht diejenige, in der sie wirklich gewesen wäre; — nur der Abend führte sie zurück zu dem Treiben der großen Welt, am Tage war sie mit ihren Idealen aus der Geschichte und aus der Heroenwelt beschäftigt. Kein Wunder, daß ihrem Ideal Niemand entsprach, und wenn auch mehrere junge Knesen, und mancher junge Fürst, — mit seinem Glanze, den des Kaiserhofs vermehrend, sich ihr zu nähern suchte, von ihr bemerkt wurden, so war keiner mit einem Achilles, mit einem Hector zu vergleichen, kein Jason und kein Theseus erschien.

Da sie an Größe und Schönheit alle andere Damen des prachtreichen Hofes überragte, so mußte sie wohl glauben, es müsse Männer geben, welche in demselben Verhältniß zu den Andern standen, wie sie zu den Weibern, und ein solcher trat in Petersburg nicht auf, denn mit Peter dem Großen schien die Heldenzeit Rußlands aufgehört zu haben.

So kam es, daß von allen Männern, die durch Geburt und Reichthum wohl berechtigt gewesen wären, die Hand nach der schönen Feodosia auszustrecken, durch ihre Kälte zurückgescheucht, es Niemand wagte, sich ihr mehr zu nähern, als ein ganz gewöhnliches, gesellschaftliches Verhältniß erforderte, erlaubte, und so fesselte ihr freies Herz denn auch nichts in Petersburg, leicht und gern folgte sie dem Vater zu dem Palast der alten Chans von Taurien, wo sie nach einer fünfwöchentlichen Reise anlangten.

Orkapi (Perekop), die Festung auf der Landfuge, welche die Halbinsel Krimm mit dem festen Lande verbindet, öffnete sich dem neuen Statthalter, welcher mit den Schlüsseln der Festung, sinnbildlich, Orkapi, als die Schlüssel der Krimm erhielt, und er erreichte nach wenigen Tagen das glänzende Simferopol.

Des Statthalters erstes Geschäft war die Bereisung der seiner Obhut anvertrauten Provinz. Feodosia wünschte wenigstens durch die südlichen Provinzen die Reise mitzumachen; die nördlichen waren zu unsicher, und als Steppen auch nicht interessant.

8.

Um dieselbe Zeit war es, daß der Hettmann Chmelinski in wilden Zügen das ganze nördliche Taurien durchstrich und seine männlichen Amazonen die ärgsten Streiche verübten.

Die Sommersonne bewog die wilden Horden, während des Tages Ruhe zu suchen, in der Nacht aber waren sie auf Streifereien und kehrten erst mit aufgehender Sonne in ihr Lager zurück. Hier ist es, wo wir den jungen Mirza, den Sohn des entflohenen Chans, wiederfinden.

Auf der weiten Ebene hatte sich das zahllose Heer der Kosaken gelagert. Fünf bis sechs ihrer Lanzen, in den Boden gesteckt, mit zwei ihrer weiten, schwarzen Mäntel behangen, bildeten ihre leicht zu bauenden Wohnungen. Zwei Mäntel auf die Erde gebreitet, dienten ihnen zum Lager und die beiden übrigen zur Bedeckung, für die sechs Bewohner eines solchen Zeltes. Die Spitzen der Lanzen, welche oben zusammen gebunden waren, glänzten weit im Morgenstrahl wie ein Sternenkranz über jedem Zelte schwebend.

Um die Zelte her, standen immer mehrere gesattelte Pferde, welche mit dem Gebiß im Munde, das dürftige Gras der Steppe aufsuchen mußten, die übrigen

aber waren frei und ungezäumt, in der weiten Ebene zerstreut, gehütet durch wenige Kosaken, welche Acht haben mußten, daß sie sich nicht zu weit verliefen. Zur Mittagszeit wurden diese zerstreuten Pferde wieder zusammengetrieben, gesattelt und gezäumt an die Zeltstangen angebunden, und nun kamen die früher gefesselten an die Reihe, sich in völliger Freiheit ihr Futter zu suchen — dieß geschah, damit immer die Hälfte des Lagers beritten war, und damit nie ein Angriff ihnen gefährlich werden konnte.

Vor den Zelten aber, war eine Vertiefung ausgehöhlt, in welche hinein die Kosaken ein gestohlnes Lamm oder Schaf, ein Stück Schweinefleisch oder dergleichen legten, es mit Erde bedeckten, tüchtig Feuer darauf anzündeten und so nach einigen Stunden ihr schmackhaftes Mittagsmahl aus der geheizten Erde hervorzogen. Aus der Kürbisflasche, die am Sattelbogen hing, aus dem Schlauch, der, unter dem Schutze des Mantels, vor der Mittagssonne verborgen lag, holten sie ihren Trunk, ihren feurigen, taurischen Wein, oder ihren Quaß, und lustiges Getümmel durchtobte die weiten Gassen des Lagers.

In einem dieser Zelte lag Sidin Mirza, der Sohn des Chan Schahim Gheray, auf den weichen Fellen der wilden schwarzen Katzen, welche die gutherzigen Kosaken ihrem lustigen, jungen Führer, zur größern Bequemlichkeit, von ihren Jagdzügen mitgebracht hatten. Um ihn her waren sechs seiner Freunde, mit denen er seine Streifereien immer zu machen pflegte, und welche er sich als die Lustigsten, zu seinen Kameraden ausgesucht hatte, gelagert.

So eben ward wieder eine Streiferei von ihnen verabredet, und Sidin theilte seine Ansicht über die Art des Angriffs, den sie auf ein einzelnes Dorf machen wollten, mit. Dasselbe lag nahe an der Seeküste, und war von armen Fischern bewohnt, doch auch zwei reiche Armenier und ein Türke, Kaufleute, welche hier einen bedeutenden Schleichhandel trieben, und dazu den heimlichen Aufenthalt dieses, von allen Häfen entfernten Ortes, der doch in einer sichern, mit Bergen umgebenen Bucht lag, ausersehen hatten, weil sie hier allen Nachforschungen entgingen. Diese drei Leute hatten schöne Töchter, und ihrer wollten die sieben Libertins sich bemächtigen.

Sidin entwarf den Angriffsplan. Man wollte sich in der Nähe des Dorfs, schon Nachts vorher, in den Hinterhalt legen, den Morgen erwarten bis alle Fischer auf's Meer gezogen wären, dann sollte einer sich in das Dorf begeben, um dessen Lage und Ausgänge zu erkunden, hierauf aber zu allen drei Kaufleuten gehen, sich daselbst so lange Geschäfte machen, bis er die Gelegenheit des Hauses ersehen, und dann zu den Uebrigen zurückzukehren. Jetzt sollte der allgemeine Angriff geschehen, und zwar zuerst auf den Türken, weil das Gynäceum desselben, durch einige Sclaven vertheidigt, schwerer zu erobern sein mochte, als die offenen Häuser der beiden Griechen. Mit dem Mädchen sollte sich einer zu dem Verstecke begeben, während die sechs andern die Griechen aufsuchten, hier wollten sie dasselbe thun, einer von ihnen mit den Mädchen zu den andern stoßen und die fünf Letzten den zweiten Griechen heimsuchen.

Dieser Plan ward in allen seinen Verzweigungen von den Kosaken auf das Genaueste ausgearbeitet, und sie waren eben beschäftigt, die neueroberte Beute durch das Loos unter sich zu theilen, als der Hettmann eintrat und sie in ihren Träumen unterbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeiten ändern sich.

Diese Worte bewahrheitet sogar das Wort „Calmäuser." Sonst bezeichnete man damit einen stillen, frommen, gern und oft in der Einsamkeit seinen Gedanken nachhängenden Menschen; jetzt nennt man „Calmäuser" gemeinhin einen Menschen, der finstern, verstockten, unfreundlichen, stolzen und zurückstoßenden Charakters durch das Leben hinschleicht, dem Jedermann verdächtig vorkommt und der selbst bei Jedermann Verdacht und Mißtrauen erregt; mit einem Worte einen Pedant und Geizhals oder auch einen Andächtler, Kopfhänger. Die sonstige Bedeutung des Wortes entspricht der Entstehung desselben aus: „Camaldulenser." So hießen die Einsiedler von Camaldoli, auf einem Gipfel der Apenninischen Gebirge, welche nach den strengen Regeln Benedict's lebten und zu einem großen Rufe der Heiligkeit gelangten. —

Brod oder Brot?

Es ist jetzt ein besonderes Interesse für das Sprachliche erwacht und man streitet sich in wenigstens zehn Zeitschriften, ob man Päskewitsch, oder Paskéwitsch, oder Paskewitsch sprechen müsse. Wahrlich die deutsche Genauigkeit geht weit und man versucht auch hierin in der Ferne aufzuräumen, obgleich man in der Nähe noch nicht in's Reine gekommen ist. Alle Deutsche essen Brot, aber machen dasselbe im Schreiben und Sprechen bald durch ein t hart, bald durch ein d weich, ohne sich viel darum zu bekümmern, welche von beiden Schreib- und Sprecharten richtig und welche falsch ist. Es steht demnach sehr schlecht um die deutsche Orthographie oder Rechtschreibung, wenn sich nicht etwa Paskewitsch und die Russen eben so um die deutsche Sprache, wie um Deutschland bekümmern. Einzig richtig ist aber die Schreibart mit dem t, also: Brot, weil dieses Nahrungsmittel seinen Namen einem griechischen Worte verdankt, welches ein langes o und ein t hat (βρωτος).

B.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, Monat Juli 1831.

Wie alljährlich, fanden in diesem Monate wieder die unzähligen Wallfahrten nach Rammersdorf, Thalkirchen und Maria Eich statt, bei welcher Gelegenheit ein wenig gebetet, aber viel getrunken und geschmauft wurde. Die Magdalenenwoche führte die andächtigen und muntern Münchner nach dem Königl. Lustschlosse Nymphenburg und in die im dortigen Schloßgarten befindliche schöne Magdalenenkapelle, bei welchem Feste die bewundernswürdigen Wasserwerke des Schlosses in voller Activität sind. Am Jakobstage begann endlich unsere gewöhnliche Sommerdult (Messe), welche sich lebhafter machte, als man in diesen Zeiten zu hoffen berechtigt gewesen; besonders haben sich in ungewöhnlich großer Zahl alle Arten Musikanten, Seiltänzer, Gaukler, Wachsfiguren, Polichinellen, Bestien, Riesen, Zwerge und andere Grausale eingefunden; bis in die späte Nacht tönt das unausstehliche Gelärme der großen Trommeln, das Trommetengeschmetter der Puppenspieler und das Orgeln der Leierkasten, neben dem Jubel aus den mit grünen Bäumen geschmückten Trinkhäusern, die sich längs dem Dultplatze hinziehen. — Uebrigens erlebten wir im Laufe dieses Monats allerlei Curiosa und Scandala: der Blitz schlug in ein Haus auf dem Marktplatze ein und beschädigte zwei Gesellen; in der Nacht vom 26. auf den 27. flog eine nahe, nur zu nahe bei der Stadt gelegene königliche Pulvermühle unter schrecklichem Krachen in die Luft und richtete großen Schaden an; endlich fiel ein Duell zwischen dem berühmten Obersten Heidegger und Herrn Wirth, dem Redacteur der Tribüne vor; dem Letztern versagte das Pistol und großmüthig schoß der Oberst in die Luft. — Ein gewisser Lieutenant A * * l vom Linien Infanterie Leibregimente wurde wegen unbesonnener politischer Aeußerungen zu einem andern Regimente versetzt und mußte Knall und Fall die Hauptstadt verlassen. — Das berühmte Fräulein von Hagn bleibt wieder bei uns; das Fräulein spielt nach wie vor Comödie, reitet täglich spazieren und pfuscht dem Vernehmen nach sogar — in die Diplomatie. Solches Fräulein ist jetzt auf dem Kindermarkte für 48 Xr. zu haben, d. h. deren Bildniß ründlich auf Schnupftüchern angebracht, die man Lottchentücher nennt. Große Ehre! —

Ein speculativer Buchbinder, Hr. D. Knobe, richtet Journalzirkel ein, deren Theilnehmern die Blätter in's Haus geschickt werden, eine Einrichtung, die man bisher hier nicht kannte. Hr. v. Aretin schreibt eine polnische Geschichte; unser reges literarisches Leben ist nun doch wieder etwas in's Stocken gekommen, denn auch unsere Verleger stoßen sich an — die Zeichen der schwer drohenden Zeit. Uebrigens ist bei Mich. Lindauer von Dr. H. S. Maßmanns baierischen Sagen nun dennoch das erste Bändchen erschienen; Hr. M. hat hier ein wenig bebautes, jedoch viel versprechendes Feld betreten und er selbst ist ein umsichtiger uud rastloser Arbeiter. Spindler's großer, neuer und längst angekündigter Roman: der Invalide, ist nun auch endlich in der Wirklichkeit erschienen; sein Zeitspiegel findet immer größere Theilnahme, besonders erregte eine Novelle: „der Spion oder Jakob mit dem Schimmel" von einem Ungenannten, in einem der neuesten Hefte abgedruckt, große Sensation. Hr. Spindler selbst ist etwas kränklich und befindet sich gegenwärtig im Rosenheimer Bade. — Der berüchtigte Saphir ist längst wieder hier und wird ein neues Blatt herausgeben, es sollte: der neue Figaro heißen und der Holzschnitt lag dazu bereits fertig, als Hr. S. sich bewogen fand, dem neuen Wechselbalg einen andern Namen zu schöpfen, den man bis jetzt noch nicht so glücklich ist zu kennen. —

Im Hoftheater sahen wir zeither wenig Neues; es kam an die Tagesordnung: die Zauberflöte, Preciosa, des unglücklichen Schenks unglücklicher Belisar, Nehmt ein Exempel dran! Göthe's Geschwister u. s. w.; eine Dem. Berg gastirte und fand großen Beifall.

Schweiger, der Eigenthümer und Director des Volkstheaters in der Vorstadt Au, liegt an einer unheilbaren Krankheit darnieder. Unter allen merkwürdigen deutschen Theaterdirectoren ist dieser Sch. der allermerkwürdigsten einer. In seiner Jugend diente er in der baierischen Armee als gemeiner Trainsoldat, er kann keinen Buchstaben lesen noch schreiben, dennoch dirigirt er darauf los, was das Zeug hält und erschöpft alle Künste, jedoch selten mit Erfolg, Zuschauer zu locken. Im Laufe dieses Monats brachte er den Napoleon, in wirklich täuschender Maske, auf die Bühne, dann gab er eine erschreckliche neue Rettungscomödie, betitelt: „Eine Uhr oder der Bund um Mitternacht, Melodrama in vier Acten aus dem Englischen von Levis; Musik vom k. k. Capellmeister Salzmann; ein Gegenstück zum Freischützen (!!!)."

Wenn nach Schweigers bevorstehendem nahen Tode dieser Bühne Leitung in verständige Hände geriethe, dürfte es derselben nicht schwer werden, dem Volkstheater eine würdigere Stellung zu geben.

X. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 197. (II. Jahrg.) Freitag, den 19. August. 1831.

Ueber den Terrorismus in der Journalistik.

Eine nothgedrungene Rechtfertigung.

Bei dem jetzigen Barbarismus in der Journalistik, wo Alles auf die Zeiten des Faustrechts zurückgeführt worden ist und wo der Cliquensinn, die Wegelagerei, der heimlich schleichende, aus dem Hinterhalt vernichtende Bravonengeist den Culminationspunkt erstiegen hat, unter diesen thränenwerthen Umständen noch seine Würde zu bewahren, ohne sich gleichwohl von den zahlreichen, federführenden Straßenbuben treten zu lassen, ist keine leichte Aufgabe. Mit dem „stolzen Schweigen" will es in unserer Zeit nicht mehr gehen, die schweigsamsten Seelen pflegen immer die tüchtigsten Prügel einzuerndten; denn jene Herren, welche zur Ehre unserer Literatur das saubere Handwerk des Allerweltbeschmutzens treiben, pflegen, gleich den Widderköpfen der Alten, es nicht bei einem einzigen Stoße bewenden zu lassen, sondern, sobald sie einmal in den, ihrer würdigen Schwung gebracht sind, gewöhnlich gegen einen und denselben Fleck bis in's nimmer Endende anzurennen. Da sonach selbst die gewiß allenthalben ihnen entgegengesetzte Verachtung sie nicht zu entwaffnen vermag, so sieht man sich endlich — wider seinen Willen — genöthigt, ihrer Fratschelpolemik die bekannte „göttliche Grobheit" entgegenzusetzen, wodurch dergleichen edle Kämpen — da sie, gleich den Gänsen eines Bauernhofes, nicht gewöhnt sind, Stand zu halten, sondern nur dem nachzischen, der ruhig seinen Weg verfolgt — freilich meist gleich bei dem ersten Anlaufe geworfen werden. Der beste Spaß ist dann der, daß eben diese Angreifenden, sobald man auf einmal die Rolle mit ihnen tauscht, und nachdem sie die wohlverdiente Züchtigung erhalten haben, plötzlich die Gesetzten zu spielen pflegen und über die ihnen angediehene Behandlung großes Geschrei erheben, gewöhnlich über das bitterste Unrecht klagen, gleich als ob ein Hofhund es zur Rügensache machen wollte, wenn man gegen ihn den Stock erhebt. Allein diese geprügelten Himmelsstürmer sollten doch bedenken, daß billigerweise der Unrecht behalten muß, welcher angefangen hat, und daß jetzt mehr als je das Noli me tangere zu berücksichtigen ist. —

Der „Planet" ist in der neuesten Zeit, ohne sein Verschulden, mit zwei Herren in einen gewissen Conflict gekommen, welche, auf gleicher geistigen Höhe stehend und auch sonst in jeder Hinsicht einander vollkommen ebenbürtig, von uns gewiß mit völligem Stillschweigen übergangen worden wären, da der Credit jedes achtbaren Journals durch feindliche wie freundliche Berührung mit solchen Helden nur leiden kann. Wir meinen die Herren Lotz (in Hamburg) und Spazier (in Leipzig). — Den Erstgenannten anlangend, so hielt uns der allgemeine Mißcredit, dessen sich sein moralisch und literarisch gleich niedrig stehendes Blatt erfreut, schon von selbst in angemessener Entfernung von ihm. Demohngeachtet unterließ Herr Lotz nicht, wahrscheinlich im Einverständniß mit einigen seiner Geistesverwandten, die — zu unserer Ehre sei es gesagt — unsere Feinde sind, seine „Originalien" zu einem Tummelplatze der frechsten Invectiven gegen uns und unsere Mitarbeiter zu gestalten, wahrscheinlich um nunmehr sein Journal für einen Tempel gelten zu lassen, insofern freilich die von der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Gemeinheiten, gleich Verfehmten, daselbst ein Asyl, ja einen Sprechsaal fanden. Obschon wir möglichst gern den Grundsatz festgehalten haben würden, daß man so ehrenwerthe Herren, wie Herr Lotz (s. die Würdigungen desselben in Nr. 151. und 170. d. Bl.) nicht der Ehre einer Ergegnung würdigen dürfe, so wiederholten sich doch diese Angriffe zu oft und zu ehrenrührig, als daß man länger darauf hätte schweigen dürfen. Wir bitten daher unsere Leser um freundliche Nachsicht, daß wir einen kleinen Theil des uns offen stehenden Raumes mit nichts Besserem ausfüllen konnten, als mit dem Namen Lotz und der Charakteristik dieses würdigen Mannes. —

In Betreff des Herrn Spazier, dessen völlige Nullität beinahe noch schroffer in die Augen springt, als die des Herrn Originalien-Redacteurs, kannten wir denselben kaum dem Namen nach, und, abgesehen, daß wir ver-

schiedene Male und an verschiedenen Orten über seinen schlechten Styl und seine an's Fabelhafte grenzende Anmaßung und Hohlköpfigkeit laut lachen hörten, wäre uns derselbe muthmaßlich völlig unbekannt geblieben, wenn wir nicht zufällig von den de- und wehmüthigen Briefen, die er, wegen eines literarischen Engagements, an den Verleger dieser Blätter und Herausgeber der Sachsenzeitung schrieb, gehört und bald darauf in einigen, dem Tageblatte einverleibten Ausfällen Hrn. Spazier's gegen Ebendenselben die Consequenz des Erstgenannten verehren zu lernen Gelegenheit gefunden hätten. Obschon Herr Spazier — theils aus Schonung, theils in billiger Rücksicht seines Nichts — damals von uns und unserm Herrn Verleger ignorirt ward und er in diesem Schweigen zur Erkenntniß unserer Langmuth und seiner Unbedeutendheit hätte kommen sollen, so hat derselbe gleichwohl wiederholt in seinem obscuren Bänkeljournale: „Nürnberger Blätter" genannt, die Hartmann'schen Blätter und deren Mitarbeiter zur Zielscheibe seiner Bierwitze gemacht und dazu einen Ton erwählt, der seinem Publikum, i. e. „Gevatter Schneider und Handschuhmacher," vollkommen entsprechend ist.

Daß in Erörterungen mit literarischen Bauern der Ton der Rüge nicht mit dem Maßstabe griechischen Schönheitssinnes in Uebereinstimmung zu bringen ist, eben so wenig als man Krähen mit Nachtigallpfeifen locken kann, liegt am Tage. Dergleichen berufene Raufer sind nur zu schlagen, indem man den Krieg gewissermaßen in ihr eigenes Gebiet hinüberspielt. Dieß der Grund, weshalb der Planet, der sonst so gern seinen reinen Glanz beibehält, im Streite mit solchen Leuten aus seinem sonst üblichen Tone eines Theils herausgeht. Der Leser mag dieß entschuldigen und die freudige Hoffnung nähren, daß ein ähnlicher Krieg nicht leicht sich wiederholen kann, da, trotz der Ueberfülle an Mißwächsen, dennoch schwerlich im Bereiche der ganzen Literatur just zu einem Lotz und Spazier Seitenstücke aufzufinden sein dürften. —

Ueber die in der neuesten Zeit mit den merkwürdigen, ohnlängst erfundenen Asbestkleidungen des Herrn Anton Vanossi angestellten Versuche zu München, mit Hinweisung auf das in diesem Jahre zu Mailand erschienene Werke desselben.

Die allgemeine Zeitung (m. s. außerordentliche Beilage zu derselben Nr. 177. v. 30. Nov. 1830.) machte bereits von den durch Vanossi in Chiavenna verfertigten unverbrennbaren Asbestgewändern und von den in Chiavenna selbst sowohl, als auch in Mailand angestellten glücklichen Versuchen mit denselben Erwähnung. Hr. V. war darauf bedacht, auch Deutschland mit seiner wichtigen Erfindung näher bekannt zu machen und sendete deshalb Herrn Plonchér, seinen Mitarbeiter, vorerst nach München.

In Gegenwart der königl. Familie, der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und unzähliger Zuschauer legte Plonchér am 4. Juli d. J. auf dem Marsfelde bei München eine Probe mit den Asbestkleidungen ab, deren Resultate sich in der That sehr interessant und überraschend darstellten.

Es war ein dreißig Fuß langer und sechs Fuß hoher Scheiterhaufen von dürrem Holze errichtet, durch dessen Mitte ein sehr schmaler Fußsteig führte und welcher Scheiterhaufen nun an allen vier Ecken zugleich angezündet wurde. Herr Plonchér hatte die Asbestgewänder, welche aus Beinkleidern, daran befestigten Halbstiefeln, Jacke, Kopfbedeckung und Handschuhen bestehen, über seine gewöhnliche Kleidung angezogen. Also gerüstet stürzte er sich nun in die Flammen, welche hoch über ihn zusammenschlugen; mehrere Male trotzte er der Wuth des Elements und führte in dessen Mitte alle jene schweren und gefährlichen Verrichtungen aus, die erforderlich sind, wenn man bei Feuersbrünsten mit Erfolg wirken will. — Nachher gab Plonchér noch eine andere Probe von der Sicherheit und dem Nutzen der in Rede stehenden Erfindung, indem er mit einem aus Asbestzeug verfertigten Sack in das Feuer zurückkehrte. In den Sack waren vorher zwei lebendige Tauben, ein Pack Papiere und dürrer Zunder gesteckt worden und weder die Thiere, noch die leblosen Gegenstände nahmen den geringsten Schaden, obwohl der Sack lange Zeit der sehr heftigen Gluth ausgesetzt blieb.

Der Magistrat, die Hoftheaterintendanz und mehrere angesehene Privatleute unserer Hauptstadt haben bereits solche unverbrennbare Kleidungen an sich gebracht; ein vollständiges Asbestcostüme nebst dem dazu gehörigen Schilde kostet nicht mehr als 150 Fl. rheinisch und sind diese Artikel durch den Droguisten, Herrn J. B. Giulini in München (St. Annastraße Nr. 1237.) zu beziehen.

Ich habe mich mit Herrn Plonchér selbst besprochen und der Mann meint, es würde gar keine Schwierigkeiten haben, bei Feuersbrünsten das Umsichgreifen der Flammen dadurch zu verhindern, daß man mit großen Asbesttüchern die Oeffnungen der Fenster und Thüren verstopfte. Solche Asbesttücher wären auch ganz vorzüglich zu Theatervorhängen zu benutzen, und sie würden, in sehr zweckmäßiger Weise, die schweren, eisernen Schutzwände überflüssig machen, deren man sich jetzt aus Vorsicht auf einigen Bühnen großer Hauptstädte bedient, indem man die Asbesttücher auch bemalen kann, während sie natürlich viel leichter zu handhaben wären, als jene eisernen Schutzwände.

Herr V. hatte seine Erfindung in italienischer und französischer Sprache in einem eigenen gedruckten Werkchen beschrieben, welches den Titel führt:

„Nouvelle manière de défense avec des habits d'amiante à l'usage des pompiers dans les cas d'incendies par Antoine Vanossi etc. A Milan 1831."

Es ist von diesem Buche bereits eine Uebertragung in's Deutsche unter der Presse, welche demnächst im Verlage der Mich. Lindauer'schen Verlagshandlung dahier erscheinen wird.

X. H.

Dreißig Bilder zu Horazens (richtiger: Horatius) Werken. Von ihm beschriebene Gegenden und Monumente darstellend, wie sie jetzt noch vorhanden sind. Drei Hefte nebst einem Heft Erklärungen. Karlsruhe 1830, im Kunstverlage. 16. (3 Thlr.)

Horatius Name ist unserer gebildeten Lesewelt nicht unbekannt. Schon Voß suchte die lieblichen Dichtungen desselben in Deutschlands Gärten hinüberzupflanzen, erreichte aber die Zartheit nicht, welche die Poesien des begeisterten Römers athmen, und wenn auch die neueren Versuche Nürnberger's immer noch Manches zu wünschen übrig lassen, so haben sie doch redlich dazu beigetragen, Schriftwerke bei uns einheimischer zu machen, welche es so sehr verdienen. Auch für mich haben Horatius's Oden immer einen unbeschreiblichen Reiz gehabt, und ich war deshalb außerordentlich erfreut, als ich von der geliebten Hand meiner einzigen Schwester die oben genannten dreißig Ansichten zu Horatius, zum Geburtstagsangebinde erhielt, und ich kann es mir nicht versagen, auch in unserem Planeten auf diese der Meisterhand des Prof. C. Frommel und seiner vorzüglichsten Schüler ihr Dasein verdankende Gallerie recht nachdrücklich aufmerksam zu machen. Ich muß mir selbst nachsagen, daß ich sonst für Fehler und Mängel recht scharfe Augen habe, hier jedoch finde ich nur Löbliches, Braves, Meisterhaftes, aller Empfehlung Würdiges. Wie reichhaltig die Sammlung sei, möge nachstehendes Inhaltsverzeichniß bezeugen. Erstes Heft: 1. Tibur (Tivoli) mit den Ruinen der Villa des hohen Gönners unseres Dichters, Mäcenas; 2. die pomptinischen Sümpfe, ein vorzügliches Blatt; 3. Aricia; 4. Varia (Vicovaro); 5. der vaticanische Hügel; 6. Digentia (Licenza); 7. Lago di Lucrino; 8. die Ruinen der Akropolis von Athen („euch folgen meine Thränen"); 9. der quirinalische Hügel; 10. Bajä (eine Abendlandschaft von vortrefflicher Ausführung); Zweites Heft: 11. eine andere Ansicht von Tibur; 12. das Haus des Horatius (St. Antonio a Tivoli); 13. Rom; 14. Mycenä; 15. Ferrentinum; 16. Sparta; 17. der Berg Pindus; 18. Delphi; 19. die appische Straße; 20. eine andere, lieblich-heitere Ansicht von Bajä; Drittes Heft: 21. Brundusium; 22. der blandusische Quell (ein herrliches, einladendes Dichterplätzchen); 23. Korinth (wo sind die Spuren deiner alten Größe, du London längst verschwundner Zeiten?); 24. Benevent; 25. Soracte; 26. Fanum Vacunä (Bocca Giovine); 27. Fundi; 28. Surrentum; 29. Velia; 30. Hydrundum. Beigegeben ist noch ein Chärtchen von Italien und ein Panorama von Tivoli. Als Wegweiser durch diese schönen, den Freund des Alterthumes oft wehmüthig anregenden Gebilde dient das als Beilage ausgegebene Schriftchen:

„Erklärung der dreißig Bilder zu Horazens Werken, vom Consistorialrath Dr. Sickler. Karlsruhe, im Kunstverlage. 1830. 56 S. 16.

Man findet hier über die namhaft gemachten Darstellungen genügende und unterhaltende Auskunft.

Möchte diese Anzeige noch Manchem zu einem Genusse verhelfen, wie er mir selbst bei dem Anblicke der schönen und saubern Bilder zu Theil ward! Ich bin überzeugt, daß Niemand bei ihrem Anschauen unbefriedigt bleiben, sondern jeder staunen wird, wie ich, wie es nur möglich war, auf so kleinem Raume so Treffliches zu produziren.

Ernst Schaumann.

Französische Literatur.

Geschichte.

Mémoires de Lavalette.

Wir beeilen uns, den Lesern dieses Blattes, durch Auszüge aus den, eben zu Paris und London gleichzeitig erschienenen Memoiren des eben genannten Staatsmannes, deren historischen Werth, wodurch sie sich von so vielen andern Buchhändlerspeculationen ähnlicher Art vortheilhaft auszeichnen, bemerklich zu machen.

„Bonaparte bestrebte sich vom ersten Augenblicke seiner Ankunft *) in Paris an, sich den Blicken der Menge, welche sehnlichst wünschte, ihn zu sehen und ihm ihren Enthusiasmus zu bezeigen, zu entziehen. Seine Zusammenkunft mit dem Directorium, welche mit Vermeidung alles Aufsehens statt fand, war ziemlich kalt. Dasselbe bestand damals aus Barras, dem General Moulin, Gohier, Sieyes und Roger Ducos. Die drei Ersten waren durch Gleichheit der Ansichten und Gesinnungen verbunden, die beiden Letzten bildeten gegen sie eine Opposition. Man erzählte sich, daß Sieyes und Roger Ducos einerseits die Fortdauer einer republikanischen Regierungsform für unmöglich hielten, andererseits aber die Wiederherstellung des gestürzten Regentenhauses um jeden Preis vermeiden wollten, und daher ihre Augen auf einen spanischen Prinzen geworfen hätten, um ihn unter Beschränkungen, hinreichend zur Sicherung der Freiheit und der Prinzipien der Revolution, auf den Thron zu setzen. Dieß möge sich wie immer verhalten, so ist wenigstens das gewiß, daß diese beiden Directoren, nachdem sie dem General Bonaparte die Stimmung der Gemüther, und die Unmöglichkeit eines längeren

*) Aus Aegypten.

Bestandes der Directorialregierung aus einander gesetzt hatten, in ihn drangen, sich an die Spitze einer zum Umsturze derselben zu veranstaltenden Bewegung zu setzen. Eine Art von Wohlwollen, die dem General für Barras geblieben war, bestimmte ihn, diesem einige indirecte Eröffnungen in der Absicht zu thun, um ihn für den angedeuteten Zweck zu gewinnen. Barras weigerte sich, entweder weil er in geheimen Verbindungen mit den Bourbonen stand, oder weil es ihm an Einsicht fehlte, oder auch aus einer von ihm nie verläugneten Vorliebe für die Republik.

Man mußte sich daher seiner entschlagen, und schnell einen Entschluß fassen. Frankreich war durch die Lasten des Krieges schwer gedrückt, und aufgebracht gegen eine Regierung, welche bei dem täglichen Anwachs ihrer Feinde, die Unzufriedenen, welche sie durch unkluge Maßregeln schuf, mit dem Hasse der Aristokraten und den Familien der Emigrirten gegen sie verwechselte, und durch Strenge auf den Massen lastete. Die Furcht vor dem Einflusse der Emigrirten und vor der Rückkehr des monarchischen Systemes, machte das Directorium zu jener Härte geneigt, wodurch der Wohlfahrtsausschuß so große Wirkungen hervorgebracht hatte, und manche Handlungen desselben trugen auch wirklich dieses Gepräge. Seine Anhänger, und es zählte deren fast nur unter den Beamteten, schwebten in steter Unruhe vor dem Geiste der Armee, und der General Bonaparte flößte ihnen Besorgnisse ein, welche zu einem baldigen, heftigen Angriff gegen ihn führen mußten. Bonaparte war den 26. Vendémiaire angekommen, die Verschwörung zum Umsturz des Directoriums war in den ersten Tagen des Brümaire entworfen und beschlossen, und viele Glieder der beiden Räthe *) in die Mitwissenschaft gezogen worden. Die Regierung, welche dem General Bonaparte einen öffentlichen Beweis ihrer Zufriedenheit mit ihm geben wollte, beschloß die Veranstaltung eines glänzenden Mahles zu seinen Ehren. Dieses sollte in der Kirche Saint-Sulpice statt finden, und man traf Vorbereitungen, daß die Mitglieder beider Räthe, und die höchsten Beamteten demselben beiwohnen konnten. Bonaparte begab sich mit seinem Generalstabe und einigen Generalen hin. Eine ungeheure Tafel von Eisen erfüllte das ganze Schiff der Kirche. Der Oberbefehlshaber nahm zur Seite des Präsidenten des Directoriums Platz. Er hatte so wenig Vertrauen in, oder vielmehr so viel Mißtrauen gegen die Regierung, daß er ein Brot und eine halbe Flasche Wein für sich hatte mitbringen lassen. Ich wußte dieß nicht, und erfuhr es nur dadurch, daß Düroc mich in der Kirche nach diesen beiden Gegenständen fragte, die sich im Wagen des Generals befanden, und die jener holen lassen mußte. Nie habe ich eine schweigsamere Versammlung gesehen, eine Versammlung, bei der die Gäste weniger Vertrauen und Fröhlichkeit an den Tag legten. Kaum sprach ein Nachbar mit dem andern, und diejenigen, welche um das Complott wußten, schwiegen lieber, als daß sie sich mit den Nebensitzenden, die vielleicht von demselben nicht unterrichtet waren, in gefährliche Gespräche eingelassen hätten. Die Toast's, die man ausbrachte, selbst der zu Ehren des Generals Bonaparte, wurden ohne Enthusiasmus getrunken, — so sehr waren alle Geister mit der Zukunft beschäftigt! Nach einer halben Stunde erhob sich der General, ging die Tafel hinab, und richtete einige Worte an die Gäste; dann entwischte er durch eine Seitenthüre, und war zu Hause, bevor man noch seine Entfernung bemerkt hatte.

Die berühmtesten Generäle der Armee waren damals fast sämmtlich zu Paris anwesend. Moreau, Macdonald, Beurnonville und viele Andere waren in das Complott eingeweiht. Augereau, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, so wie Bernadotte, deren exaltirte Gesinnungen und unehrenvoller Neid sie als Feinde des Generals Bonaparte bezeichneten, wußten um dasselbe nicht. Aber der Oberbefehl, den er vordem zu Paris geführt, hatte ihm die Offiziere des Platzcommandos geneigt gemacht; gleichfalls waren ihm die Obristen der garnisonirenden Regimenter völlig ergeben.

Trotz der Vorkehrungen zur Bewahrung des Geheimnisses war dasselbe doch unter den höheren Ständen, insbesondere unter den Offizieren, die sich zu Paris befanden, fast allgemein bekannt. Auch die drei Mitglieder des Directoriums wußten darum, jedoch hielt die Furcht vor der Gewalt der öffentlichen Meinung sie zurück, zu Maßregeln zu schreiten, die sie leicht hätten nehmen können, um die Verschwörung zu vernichten. Man hätte den General können während der Nacht verhaften, aber was sollte man mit ihm anfangen? wie ihm ein Verbrechen beweisen? wo Richter gegen ihn finden? .... Bonaparte sah dieß so sehr ein, daß er ganz und gar keine Maßregeln für seine persönliche Sicherheit nahm. Er war nur von seinen Adjutanten umgeben, ging selten aus, und arbeitete insbesondere mit Röderer, in welchen er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte.

(Beschluß folgt.)

*) Der Fünfhundert und der Alten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 198. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 20. August. 1831.

Ueber das jetzige

Französische Schauspiel

in Leipzig.

Vom Professor Dr. Schütz.

Nach langer Zeit erfreuen sich Leipzigs Bühnenfreunde jetzt wieder einmal des, leider nur sehr kurzen, Besitzes einer französischen Schauspielergesellschaft, die gleich durch ihre erste, am 13ten August, mit dem ausgezeichnetsten Beifall gegebene Darstellung erwiesen hat, daß sie sowohl in Betreff der Talente ihrer einzelnen Mitglieder, als hinsichtlich ihres wahrhaft trefflichen Zusammenspiels, eine der vorzüglicheren ist. Da sie indessen nur aus einem kleinen Personale besteht, so beschränken sich ihre Leistungen blos auf das Dramolet und Vaudeville. Gerade diese Gattung der dramatischen Kunst Frankreichs erfordert aber freilich auch, um sich ihres Genusses vollständig erfreuen zu können, die tiefste wie feinste Kenntniß der französischen Sprache; besonders der zahllosen Saillie's und Calembourgs wegen, welche die französischen Vaudevilles (in ihrem Dialog wie ihren Couplets) und kleineren Lustspiele enthalten, und die nicht selten eben das Geistreichste und Belustigendste derselben sind. Die berühmten, unübertrefflichen Komiker des Théatre des Variétés zu Paris, Brunet und Potier sind hieran so unerschöpflich reich, daß ganze Sammlungen ihrer Wortspiele und andrer witzigen Einfälle, unter dem Titel: Brunetiana und Potierana im Druck erschienen sind. Die jetzt auf dem Leipziger Hoftheater gastirenden Künstler geben diese Vaudevilles und Pièces à tiroir, mit all' ihren so national-eigenthümlichen Vorzügen. Denn diese Gesellschaft ist keine der gewöhnlichen, oft sehr schlechten, Provinzialtruppen Frankreichs, sondern vielmehr ein, obschon kleiner, doch wirklich sehr ausgezeichneter Künstlerverein. Die meisten Mitglieder desselben haben sich in Paris selbst, auf dem dortigen großen Theater des Odéon, für ihre Kunst ausgebildet, und waren dann mehrere Jahre lang bei der französischen Bühne zu St. Petersburg angestellt, worauf sie im Jahre 1827 nach Berlin kamen, und hier, auf Allerhöchstes Verlangen Sr. Majestät des Königs selbst, von dem damaligen General-Intendanten der königl. Schauspiele, Herrn Grafen Brühl, für das königl. Hoftheater engagirt wurden; auf welchem sie seitdem, sowohl zu Berlin, als in Potsdam und Charlottenburg, mit den deutschen Hofschauspielern regelmäßig abwechselnd, ihre Vorstellungen mit dem größten, wie gerechtesten Beifalle geben. Eben denselben haben sie sich auf ihren Urlaubsreisen, in den vorigen drei Jahren zu Hamburg und in diesem Sommer zu Dresden, (von wo sie jetzt nach Leipzig gekommen sind) so wie nun auch schon hier erworben. Ueberall aber kann ihre Erscheinung auf einer deutschen Bühne keine andere als sehr erfreuliche sein. Denn ein gutes französisches Theater fördert nicht blos diejenige Bildung, welche ein gutes Schauspiel überhaupt seinem Publikum gewährt; sondern auch eine noch umfassendere; da die französische Sprache, sowohl hinsichtlich der so überaus reichen französischen Literatur, wie in Betreff des Ranges, den sie als die allgemeine Conversationssprache für das ganze gebildete Europa und selbst die neue Welt, durch den unendlichen Reichthum ihrer Ausdrücke für alle Gegenstände und Beziehungen des geselligen Lebens und Verkehrs der Menschen, behauptet, eine höchst erlernenswerthe, ja für alle Geschäftsleute, Reisende, u. s. w. eben so unentbehrliche ist, wie sie es, als die seit Ludwig XIV. universelle Hof- und Staatssprache (welche früher die lateinische war) für jeden Diplomaten ist. Ganz besonders ist dieß aber in einer großen Handelsstadt der Fall, und wie sehr nun, und auf welche angenehme Weise zugleich, das öftere Anhören eines französischen Schauspiels die Erwerbung der Kenntniß dieser Sprache, und vorzüglich die Fähigkeit, sie selbst zu sprechen, befördern hilft; das bedarf hier nicht erst eines Beweises. Wie der Engländer Chesterfield in seinen geistreichen Briefen an seinen Sohn bekennt, daß er seine Kenntniß der Geschichte

zunächst dem häufigen Besuch des Theaters in den historischen Stücken Shakspear's u. A. zu verdanken gehabt; so erzählt unser Goethe im ersten Bande seiner Lebensgeschichte, daß er seine Fertigkeit im Französischen hauptsächlich durch das Anhören französischer Schauspiele in seiner Vaterstadt Frankfurt, schon in seiner frühesten Jugend erlangt habe. In blos dramaturgischer Beziehung aber sind die eigenthümlichen Vorzüge der französischen Schauspielkunst schon in so vielen deutschen Schriften, besonders in Kotzebue's und Fr. Reichardt's Beschreibungen ihrer Reisen nach Paris, in dem von Humboldt'schen Aufsatze über Talma, in Goethe's Propyläen, und den Briefen über das Pariser Theaterwesen, welche ich in der Berliner Zeitschrift „der Gesellschafter," und Herrn Prof. Wendt's Leipziger Kunstblatt vom Jahre 1818 mitgetheilt habe, so ausführlich entwickelt worden, daß hierüber nichts wesentliches Neue mehr gesagt werden kann; und in wie fern es für die tragische Kunst ersprießlich ist, diese Vorzüge von der französischen Bühne auf unsere deutsche herüber zu leiten, und mit denen der letzteren zu vermählen, das hat Schiller in seinem herrlichen Gedicht an Goethe, als dieser Voltaire's Mahomed für die Weimar'sche Bühne übersetzt hatte, so erschöpfend als überzeugend ausgesprochen:

„Es droht die Kunst vom (deutschen) Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie, wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie!
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderliche Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne;
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied:
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden!
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Gebehrden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene!"

Mit diesem dramaturgischen Lehrgedicht Schillers steht sein vier Jahre früher (1796) erschienenes, so inhaltsschweres, auf die deutsche tragische Bühne: „Shakspeares Schatten" in unmittelbarer Verbindung. Wir erinnern hier uns an folgende Verse desselben:

Was? Es dürfte kein Cäsar auf Euren Bühnen sich zeigen?
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?
„Nichts! Man sieht bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretairs, oder Husarenmajors."
Aber ich bitte Dich, Freund! was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?
„Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfander, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr!"
Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?
„Das sind Grillen! Uns selbst, und unsere guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier."
Also Eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf Euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?'
u. s. w.

Hier hat Schiller das prosaische, kleinliche Treiben des gemeinen, alltäglichen Lebens; das, hauptsächlich aus Geldnoth entspringende, deutsche Familienelend und den mit ihm verbundenen „nassen Jammer" in dessen Darstellung unsere tragische Bühne damals durch Iffland (als Dichter und Künstler) wie auch Kotzebue gänzlich versunken war (wie sie jetzt durch die Oper, Spektakelstücke und „Liederpossen" von Neuem in Verfall gerathen ist), so treffend als kräftig geschildert. Hier sehen wir den „entweihten" Tempel der Melpomene, zu dessen „Reinigung" der große Dichter selbst seine unvergänglichen dramatischen Werke schrieb, und seines Shakspeare's Manen, wie selber die französische tragische Kunst (weshalb er auch Racine's Phädra übersetzte, wie Goethe den Mahomed und Tankred und früher schon Gotter die Electra und Merope Voltaire's) zu Hülfe rief. Der Vorwurf des „falschen Regelnzwanges, des rednerischen Gepränges, und der prunkenden Gebehrden des falschen Anstandes," den er aber dabei den Franzosen, im directen Gegensatz zu jenem falschen Natürlichkeitsprincipe der Deutschen machte, erscheint jetzt als ein um vieles geschwächter; da gegenwärtig auch die französische tragische Bühne durch den unsterblichen Talma (den Schiller leider nicht mehr in Weimar spielen sah), wie durch die Einführung Shakspeare's (zuerst durch Ducis) und Schiller's selbst auf ihr, mit dem besten Erfolge sich zur Natur und Wahrheit hinzuwenden begonnen hat. Diesen mächtigen Wendepunkt, von dem wir nichts mehr wünschten, als daß ihn unser Lessing noch erlebt hätte; wie die bessere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur und Kunst überhaupt, verdankt die, um ihrer herrlichen Volksthümlichkeit und Einheit willen so sehr von uns zu beneidende französische Nation, ihren siegreichen Kriegen von 1792—1812 in Deutschland, und dem gleichzeitigen schriftstellerischen Wirken mehrerer ihrer erleuchtetsten neueren Geister, als eines Charles Villers, Benjamin Constant, Millin, einer Frau von Staël (Verfasserin des Werks „L'Allemagne") u. s. w., die man die wahren Apostel der deutschen Art

und Kunst in Frankreich nennen kann. Die Vorwürfe, welche Schiller der tragischen Darstellungskunst der Franzosen in jenem Lobgedicht auf sie gemacht hat, treffen sie also gegenwärtig weit minder als damals.

Was nun aber das Lustspiel und die ganze Gattung der sogenannten Conversationsstücke betrifft, so sind die Franzosen auf diesem Gebiete der dramatischen Kunst als Dichter und Darsteller ohne Widerrede von jeher die ersten Meister und Muster für alle Nationen, die eine Bühne haben, gewesen, und sind es noch bis auf den heutigen Tag. Das Vaudeville aber gehört ihnen ganz und gar als ein ausschließliches Eigenthum an; besonders hinsichtlich des so eigenthümlichen Vortrags der Couplets, den man freilich keinen wahren künstlerischen Gesang, sondern nur ein conversationsmäßiges (meist blos recitirendes) Singen nennen kann, das aber eben darum ein höchst wesentlicher, integrirender Theil der Individualität dieser Vaudevilles ist. Alle diese Vorzüge des französischen Vaudevilles und Lustspiels gründen sich nun auf die oben bemerkte Eigenthümlichkeit des Genius ihrer Sprache, die zugleich dem Witz in ihrem außerordentlichen Reichthum an Wortspielen ein so weites Feld darbietet; auf den überaus gewandten, leichten, lebensfrohen, und darum die Gegenwart stets auf das Lebendigste und Geistreichste auffassenden National-Charakter; so wie auf den, aus diesen beiden hervorgegangenen höchsten Grad der Ausbildung, den das ganze gesellige Leben, dessen eigentlicher Spiegel die Comödie ist, in jeder Beziehung unter diesem Volke erlangt hat. Mit dieser, zu der Schwerfälligkeit der Sprache, des Charakters und Lebens des Deutschen in so entschiedenem Gegensatz stehenden Individualität, verbinden sie, weil sie eben so vorzugsweise auf das Gegenwärtige gestellt sind, die Bühne aber nur eine Kunst der Gegenwart ist, den größten Ernst und Eifer in ihrer Ausübung dieser Kunst. Der Franzose gehört immer dem Augenblick an; er bestrebt sich mithin, auch ihn jedesmal vollkommen zu erfüllen, und in jedem Moment das ganz zu sein, was dieser eben in ihm sein zu sollen von ihm erfordert. Daher ist er denn auf der Bühne mit Leib und Seele auch ganz Schauspieler; und nicht blos in der Tragödie also, sondern auch in der Comödie ist ihm „ein heiliger Bezirk" die Scene. Dieß gibt er schon durch sein, wahrhaft unübertreffliches Memoriren kund, das ihm den Soufleur beinahe ganz entbehrlich macht, und wodurch allein der Schauspieler die vollkommenste Herrschaft über seine Rolle, und die völligste Freiheit und Leichtigkeit seiner Darstellung derselben erlangen kann, welche er denn auch in dem Grade erreicht hat, das man wohl sagen dürfte, der französische Acteur, besonders der Komiker, spiele mit dem Spiele selbst. Eben so entspringt aber auch aus jenen Eigenthümlichkeiten die nicht minder musterhafte Rundung, Leichtigkeit, Präcision und Lebendigkeit; das Alles beherrschende zarte Gefühl für das Schickliche, und die durchgängige sorgsame Beobachtung des feinsten Anstandes und der gebildetsten Sitte, in allem Einzelnen wie dem ganzen Ensemble, sowohl dem rednerischen, als mimisch-plastischen Theile seiner Kunst. Es versteht sich, daß wir hier überall nur von dem wirklichen Künstler reden, denn Stümper gibt es natürlich auch unter dieser Nation so gut, oder vielmehr so übel, wie unter jeder andern. Da nun aber die mehresten Mitglieder der uns jetzt mit ihren Darstellungen erfreuenden französischen Schauspielergesellschaft wahrhafte Künstler sind, so gewähren sie uns auch den, für Deutsche so seltenen, Kunstgenuß, alle die obenerwähnten so sehr individuellen und national-eigenthümlichen Vorzüge des französischen Lustspiels und Vaudevilles, kennen zu lernen, was für alle deutsche Theaterfreunde um so interessanter ist, als sie dadurch auch zugleich den französischen Nationalcharakter von mancher seiner liebenswürdigsten Seiten kennen lernen.

Theaterberichte.

Aus Dessau.

Auf einer Reise durch Deutschland kam ich auch durch die freundliche Stadt Dessau und da mir dieselbe sehr wohl gefiel, ich übrigens auch keine Eile hatte, so nahm ich mir vor, hier einige Tage zu verweilen, um mich mit der Stadt und ihren Umgebungen, die mir immer sehr gepriesen worden waren, recht genau bekannt zu machen. Zufälligerweise war hier gerade eine reisende Schauspielergesellschaft unter der Direction des bekannten Bethmann anwesend und, obgleich ich mir, durch die Zeitung belehrt, höchst wenig von dieser Truppe versprach, so beschloß ich dennoch Abends das Theater zu besuchen, da, wie ich sah und hörte, Dessau keine anderen geselligen Vergnügungen darzubieten hatte und ich zugleich eine Wohlthat zu üben glaubte, indem man die Zauberflöte zum Besten der Witwen und Waisen gab.

Ich habe dieses Stück schon sehr oft und von den größten Sängern und Sängerinnen gesehen und gehört, dessenungeachtet amüsirte ich mich sehr, wozu besonders die vortreffliche Kapelle unter der Leitung des berühmten Kapellmeisters Schneider viel beitrug. Sämmtliche Schauspieler sind keine großen Geister und die meisten derselben noch in ihren Anfangsstudien begriffen. Herr Freimüller, als Tamino, hat eine schöne, reine und helle Stimme und würde großen Theatern Ehre machen, wenn sich nämlich die Zuschauer die Augen zudrücken wollten, um nur zu hören und sein schlechtes Spiel nicht mit anzusehen. Er hat wenig oder gar keinen Anstand und verschiedene Manieren, die er immerwährend anbringt, und die den Zuschauer zuletzt anekeln. Madame Michalesi war als Königin der Nacht an ihrem Platze und in jeder Hinsicht gut zu nennen. Sie sang die beiden Arien sehr rein und schön und wurde mit rauschendem Beifall, zu dem auch ich mei-

nen Theil gab, belohnt. Frln. v. Weber, als Pamina, ist eine recht anmuthige Erscheinung auf dem Theater und verspricht einst eine gute Sängerin und Schauspielerin zu werden. Sie zeigt gute Anlagen, ihre Stimme ist nicht schlecht und bedarf nur noch mehr der Ausbildung; auch ihr Spiel war ziemlich gewandt. Herr Krüger, Herzogl. Hofsänger, übernimmt, wie ich hörte, aus Mangel eines Bassisten, die ersten Baßpartien in den Opern und gab daher den Sarastro. Er hat eine schöne und kräftige Stimme, allein ein erbärmliches Spiel und eine höchst gemeine Sprache verwischen fast gänzlich den angenehmen Eindruck, den sein Gesang bei mir hervorgebracht hatte. Herr Unzelmann, als Papageno, war in Hinsicht seines Spiels recht gut und gab sich mir sogleich als routinirter Schauspieler kund, obgleich er diese Rolle etwas übertrieben hatte und zu sehr in's Lächerliche hineingefallen war. Sein Gesang war schlecht zu nennen und nur durch ein schönes Glockenspiel, womit er seinen Gesang begleitete, wurde dieser etwas gehoben. Herrn Bethman jun. als Mohr und Madame Gerstel als Papagena übergehen wir mit christlichem Stillschweigen.

Vergnügt, meinen Abend wider Erwarten so angenehm verbracht zu haben, beschloß ich, mich noch einige Tage hier aufzuhalten und die Aufführung der Stummen von Portici, dieser so beliebten Oper, abzuwarten, welche in einigen Tagen und, wie man mir versicherte, mit vielem Pomp aufgeführt werden sollte. An dem dazu bestimmten Tage begab ich mich in's Schauspielhaus und fand hier, obgleich es noch ziemlich früh war, schon ein sehr volles Haus. Sehr überrascht wurde ich von der Pracht der Costüme und Decorationen, welches ich an einem so kleinen Hofe am wenigsten erwartet hatte. Die Sänger, die Sängerinnen und die Chöre waren vortrefflich, besonders excellirte Madame Michalesi, welche die Elvire sang. Herr Freimüller machte mir als Masaniello viel Vergnügen und auch sein Spiel, besonders in der Wahnsinnsscene, war recht gut, welches mich um so mehr überraschte, da er in der Zauberflöte so wenig Routine gezeigt hatte. Madame Gerstel spielte die Stumme vorzüglich. Herr Eike, als Alphons, befriedigte mich sowohl in Hinsicht seines Spiels als auch seines Gesangs hinreichend, obgleich Beides noch sehr ausgebildet werden muß. Herr Michalesi, als Pietro, hat weder Stimme noch Spiel, noch sonst etwas, was den Zuschauer einnehmen könnte und contrastirte auf eine gräßliche Weise gegen die übrigen Schauspieler. Am Schlusse des Spiels wurde Herr Freimüller stürmisch hervorgerufen, welches aber in Dessau, wie ich hörte, nicht viel sagen will, da der Segen gewöhnlich von oben kommt. — Ich reiste kurz darauf von Dessau ab und wünschte, daß ich immer meine Zeit so angenehm zubringen könnte, als ich sie in Dessau's Mauern verbracht habe.

C . . . .

Hannover.

Inter arma silent musae, und so haben auch mich die colossalen politischen Ereignisse mehr an Zeitungs- und Flugblätter, als an den Schreibtisch gefesselt. Es mahnen mich indeß die eingetretenen Theaterferien an den großen Rückstand, der sich, wie eine Lawine, aufgethürmt hat, und ich will es versuchen, mich durchzuarbeiten. — „Der Templer und die Jüdin" von unserm Kapellmeister Marschner erfreute sich bei abermaliger Wiederholung eines noch größeren Beifalls. Je vertrauter man mit dieser Tondichtung wird, desto mehr spricht sie zum Herzen. Seyfried's Singspiel: „zum goldnen Löwen" war uns neu. Eine muntere Kleinigkeit, die schon einmal mit angehört werden kann. — In Raupach's „Nasenstüber" betrat Herr Gern aus Berlin als Schelle unsere Bühne. Die Leistungen dieses anerkannten Künstlers bedürfen keiner Lobpreisungen. Uns gefielen sie noch weit mehr, als die, mit denen er uns schon vor fünf Jahren hier erfreute. Die Wahrheit, mit welcher Herr Gern seine Charaktere uns vorführt, ist was ihn so hoch stellt, und es ist kaum glaublich, daß dieses Alles Studium sei. Die Sache des Augenblicks hat nothwendig ihren Theil daran, denn zu vorherrschend ist die Natur. Herr Engelken als Till war recht brav, und Herr Weidner als Wachtmeister sehr verdienstlich. — Das darauf gegebene Schauspiel: „der Enkel," nach dem Französischen von Th. Hell, hat eine beispiellose Niederlage erlebt. Kaum, daß man von den Redenden auf der Bühne nur zwei Wörtchen verstehen konnte, so wurde, schon nach den ersten Scenen, das Stück ausgepocht und ausgezischt. Am Ende mengten sich selbst in die Persifflage und es gab mitunter einige Dialoge zwischen den Darstellern und dem Auditorium. Kaum war der Vorhang gefallen, so erschallten gellende Pfeifentöne ringsumher. Ob dieses Alles von Rechtswegen, lassen wir dahingestellt sein. Schlecht war das Product; was aber seinen Sturz noch mehr beförderte, war, daß ein so flaches Schauspiel hinter der heitern Posse Raupach's und dem ergötzlichen Spiele Gerns gegeben wurde. Ein Mißgriff, der der Direction nicht ganz zur Last gelegt werden kann, da diese Anordnung vom Hofe ausgegangen sein soll. Schlimm genug, daß man von Seiten der Direction ein fiat dazu gegeben hat, da das Gesammtpublikum doch nicht als eine Null betrachtet werden darf.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 199. (II. Jahrg.) Montag, den 22. August. 1831.

An die Polen.
1831.

Sonnet.

Harr' aus im Kampfe, Volk der Jagellonen,
Die Freiheit sproßt einst aus der Söhne Blut,
Gedämpft ist dann Tyrannen-Uebermuth,
Und Du kannst frei in Deinem Lande wohnen.

Jetzt darfst Du keine Kraft, kein Opfer schonen;
Es gilt des Daseins allerhöchstem Gut;
Trau' Deinem Gott und Deinem eig'nen Muth,
So wird Triumph und Sieg Dich bald belohnen.

Zwar mußt Du jetzt noch manchen Sturm bestehen,
Doch nur im Sturme wächst die Eiche fest —
Drum sei getrost, Du wirst nicht untergehen,

Wenn niemals Dich der freud'ge Muth verläßt;
Verjüngt und riesig wirst Du auferstehen,
Wer frei ist, — jauchzt bei Deinem Siegesfest.

Franz Dreßler.

Christina, Königin von Schweden.

(Beschluß.)

Der Arzt Bouchot, ein bekannter Gelehrter jener Zeit, hat folgendes Strafgedicht auf diese Mordthat geschrieben:

Amor saeviens.

Dum Regina ferox insanum caedit amantem,
Et cadit ante suos victima moesta pedes.
Amborum miserum flebit gens postera sortem,
Perdidit hic vitam, perdidit illa decus.

(Zu Deutsch:) Die wüthende Liebe.

„Die wüthende Königin mordet den tollen Geliebten,
Zu ihren Füßen stürzt das traurige Opfer hin;
Die Nachwelt wird das Schicksal Beider einst beklagen,
Das Leben büßt' Er ein, und Sie verlor die Ehre."

Die Frau von Motteville erzählt, Christina habe sich bei Hofe ganz wie ein Page betragen. Als sie einst mit der Königin Anna von Oesterreich, Mutter Ludwigs XIV. im Theater war, nahm sie eine äußerst unanständige Stellung an, indem sie ihre Füße auf das Geländer der Hofloge legte, so daß sie fast so hoch als ihr Kopf waren. Die Königin Anna sagte hierüber zu mehreren Damen, daß sie ihr ein Paar Ohrfeigen geben würde, wenn sie nicht das Publikum schonen wollte. Dennoch verstand sich Christine so gut auf den feinen Ton und Anstand der großen Welt, daß sie von dem berühmten Gelehrten Salmasius zu sagen pflegte, „er wisse einen Stuhl in jeder Sprache zu nennen, sich aber auf keinen zu setzen."

Lange mißbrauchte sie auf solche Weise die Achtung, die man überall ihrem Range bewieß, und den Titel einer Königin, den man ihr gelassen hatte. Ihr Briefwechsel beweist, daß sie mit den damaligen Höfen und höchsten Personen in Verbindung stand. Ihre Briefe haben viel zum Theil sehr beißenden Witz und eine grenzenlose Ungebundenheit des Ausdrucks. Ihre Lectüre aber ist sehr anziehend, denn man findet viele sonderbare Züge und interessante einzelne Notizen darin, aus welchen man die meisten Höfe, ihre Großen, und die verschiedenen politischen und religiösen Interessen sehr genau kennen lernen kann, welche damals Europa in Bewegung setzten. Mehrere dieser Briefe sind ausgezeichnet gut französisch geschrieben; darunter gehören auch die, deren Zweck war, die traurigen Folgen der schrecklichen Intoleranz und Verfolgungssucht darzustel-

len, welche damals in Frankreich über die unglücklichen Protestanten verhängt wurden; sie sind voll gesunder Vernunft, hellen Verstandes und wahren religiösen Geistes. Christina's Weigerung, durch ihren Einfluß nach dem Wunsche des französischen Hofes zur Unterdrückung des Protestantismus in Schweden und Deutschland mitzuwirken, macht ihr viele Ehre, und die Art, wie sie sich hierüber in Briefen an die beiden französischen Gesandten Chanut und den Ritter von Terlon ausgedrückt hat, verdient die höchste Achtung.

Beinahe alle Briefe, die von ihr erschienen, sind entweder durch die Wendung des Styls, oder wegen der Berühmtheit der Personen, an die sie geschrieben wurden, interessant.

Man hat noch andere Schriften von Christinen, die, theils wegen ihres eigenen Privatlebens, theils für die Geschichte Schwedens in der damaligen Zeit nicht ohne Werth sind. Dahin gehört unter andern auch, ihre eigene von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung, die sie „Gott" zugeeignet hat, an welchen auch die Vorrede gerichtet ist; so wie auch der heilige Augustin in seinen Bekenntnissen that. Sie hat darin viele bemerkenswerthe Besonderheiten von dem Hofe des großen Königs, ihres Vaters, von ihrer Erziehung, ihren Meinungen und den Beweggründen ihrer Thron-Entsagung mitgetheilt. Es ist ein Reichthum von Ideen und Empfindungen darin, der die Lectüre dieser Autobiographie sehr anziehend macht, die auch als ein historisches Bruchstück zur Geschichte ihrer Zeit sehr wichtig ist.

Bekanntlich kehrte Christina nach König Karl Gustav's Tode 1660 mit der Absicht, die Krone wieder zu übernehmen, nach Schweden zurück, wo sie jedoch der Senat des Reichs zur Unterzeichnung einer zweiten Entsagungsacte nöthigte. Auch ein zweiter Versuch, den sie zur Wiedererlangung des Throns machte, mißlang, und sie ging daher wieder nach Rom, wo, nachdem sie daselbst eine Akademie gestiftet und den Cardinal Azzolini zum Erben ihres größtentheils in Kunstschätzen bestehenden, Vermögens eingesetzt hatte, diese Königliche Virago, im Jahre 1689, dem 63sten ihres Alters, starb.

Prof. Schütz.

Oesterreichische Antiquitäten

gesammelt

von J. F. Castelli.

I.

In einer im Jahre 1679 erschienenen Badner Badsordnung kommen unter andern auch folgende Punkte vor:

zum Sechsten: Weilen sich begibt, daß die junge Leuth mehr aus Muthwillen, als Suchung ihres Leybes Heyl in das Bad kommen, in selbem sich unterfangen umbzuschwimmen, auch wohl einander unterzutauchen, wodurch die Badleuth hierinnen vielmahls molestirt werden, als ist hiermit solches Schwimmen und Untertauchen gäntzlichen verbothen bey Straff von 600 Pfund.

zum Neundten: Solle eine Bad-Person die ander, noch weniger die Badeordnung, noch auch die Protokoll ansprützen, oder sich nach längs auff die Bank zu Erzeigung allerley Molestation legen bey Straff 48 Pfund, und welcher solches siehet, und verschweigt es, der soll in gleicher Straff seyn.

zum Zehenden: Solle niemand das heylsame Bad ein Wasser nennen bey Straff 24 Pfund.

zum Dreyzehnten: Buhl-Lieder und unschambare Wort sollen bey 400 Pfund Straff unterlassen werden.

zum Sechzehnden: Soll ein Theil den andern nicht in Schnecken hineinschauen bey Straff 400 Pfund.

Zum Neunzehnden: Soll Niemand aus oder eingehen ohne Gesegnung des Bads bei Straff 48 Pfund.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Pariser Art zu grüßen.

Ein reitender Modeherr nimmt jetzt nicht mehr den Hut ab, wenn er einen andern Herrn grüßen will; er hebt den untern Theil des rechten Armes bis zur Höhe der Schulter empor und legt dann die Finger zweimal in die hohle Hand. Vor den Damen aber nimmt man noch immer den Hut ab, man mag nun zu Fuße oder zu Pferde sein.

n.

Neue Flinten.

Monsieur Robert zu Paris verfertigt jetzt Flinten von sehr leichter Art. Die Patronen sind nur halb so groß, als die gewöhnlichen und brauchen nicht mit dem Ladestocke festgestoßen oder verpfropft zu werden. Mit ihnen kann man in einer Minute zehn Schüsse thun.

n.

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

(Fortsetzung.)

Straßburg, im Juni.

Man entdeckt denselben Unterschied in den Formen, dem Gange, und der Kleidung der Straßburger, wenn man sie mit den Bewohnern der Hauptstadt vergleicht. Vergebens sucht man hier die Grazie, den leichten, luftigen Schritt und die sylphidenartigen Gestalten der Tuillerien und Boulevards. Der schwere deutsche Schritt, der träumerische Gang, und der Mangel von la mode, Alles erinnert daran, man befinde sich außerhalb des Einflusses von Paris. Ihre Gesichter haben mehr Farbe als die der Pariser Damen; allein es fehlt ihnen jener Ausdruck, welcher die charakteristischen Züge französischer Schönheit bildet. Es ist wahr, in den Adern der Einwohner fließt nicht wenig von dem Blute ihrer Besieger; dennoch ist ihnen zuviel des Deutschen geblieben, als daß man an das hohe Ideal erinnert würde, was auf todter Leinwand verkörpert steht, oder als belle vivante in mancher Französischen und Italienischen Stadt einherschwebt.

Es ist hier eine Universität, die im Jahre 1621 gegründet wurde. In den Stürmen der Revolution sank sie sehr schnell, und hörte für eine lange Zeit gänzlich auf. Nach dem Ende jener Periode erhob sie sich zwar wieder, ist aber jetzt noch immer weit von ihrer Blüthenzeit entfernt. Früher wurde sie stark besucht von Deutschlands Jugend, selbst nachdem sie schon in die Hände Ludwigs XIV. gefallen war. Jetzt ist eine medicinische Schule damit verbunden, welche von allen Fakultäten am meisten blüht. Das anatomische Cabinet der Universität ist eine der bedeutendsten Sammlungen, die ich sah. Weil jedoch die Hauptstadt für den anatomischen und chirurgischen Cursus größere Vortheile darbietet, als irgend ein anderer Ort in Europa, so wird Straßburgs Schule wahrscheinlich nie zu großer Bedeutung gelangen.

Es besteht hier auch ein Seminarium für Protestantische Geistliche, welches zwischen 30 bis 50 Schüler zählt. Die Vorlesungen werden in deutscher Sprache gehalten, und die Studenten angewiesen, die Ferienzeit in den Protestantischen Gemeinden der Rheingegenden zuzubringen. Noch vor wenig Jahren war diese Schule Lutherisch in ihren Ansichten, allein jetzt neigt sie sich zum Neologismus. Nur ein Professor von der Lehre Calvins ist bei ihr angestellt. Genau die Zahl der Protestanten anzugeben, ist deshalb unmöglich, weil die Volks-Schätzung nie, wie in Deutschland, mit Bezug auf die verschiedenen Sekten vorgenommen wird. Nach der Menge der bestehenden Gemeinden kann man sie zuverlässig zu einigen hundert Tausend annehmen. Mehre Protestantische Geistliche sagten mir sogar, sie beliefen sich auf 4 bis 600,000. Als die Franzosen Straßburg eroberten, gab es nicht zwölf katholische Familien in der Stadt. Jetzt sind hier 7 protestantische und 6 katholische Kirchen.

Während Napoleons Regierung waren die Protestanten ganz auf seiner Seite, da sie unter seinem Zepter sich gleicher Rechte mit ihren Brüdern erfreuten. Nie galt bei ihm das Bekenntniß irgend einer Religion als ein Hinderniß zur Beförderung, und so gab er auch jenen, vorläufig für die Zeit eines Jahrhunderts, die Freiheit, ihren Gottesdienst ohne den geringsten Zwang zu halten. Diese Freisinnigkeit fesselte überall in ganz Frankreich die Protestanten unauflöslich an ihn. Bei seiner Rückkehr von Elba war Straßburg eine der ersten Städte, welche die dreifarbige Fahne erhoben. Die Verfolgungen und schändlichen Metzeleien gegen ihre Brüder im südlichen Frankreich, gleich nach der Schlacht von Waterloo, waren eben nicht geeignet, sie zur Anhänglichkeit an das regierende Haus Bourbon zu stimmen, ausgezeichnet, wie immer, durch Bigoterie und Protestanten-Haß, von der Zurücknahme des Edicts von Nantes bis auf unsere Zeiten. In der Provinz Niederrhein, oder jenem Theile des Elsaß, wovon Straßburg die Hauptstadt ist, waren in zehn Jahren 460 Criminal-Untersuchungen, und davon nur vier gegen Protestanten, welche doch an zwei Fünftheile der Bevölkerung ausmachen. Solch' ein Factum, dächte ich, spricht mehr als ganze Bände für den moralischen Einfluß dieser Lehre auf die menschliche Gesellschaft.

Cöln.

Mein Weg bot, sobald ich Straßburg verlassen, wenig Abwechselung dar, da die Ebene des Rheinlandes meilenweit mit unübersehbaren Waizenfeldern bedeckt war, welche sich bis zum äußersten Punkte des Horizonts ausdehnten. Hier und dort ward der Rhein sichtbar, aber in zu großer Ferne, als daß ich die Schönheit seiner Umgebungen hätte erkennen können. Da die Ufer hier niedrig sind, so würden wir selbst durch größere Annäherung nur wenig gewonnen haben. Das Rheinthal ist, seiner Fruchtbarkeit wegen, in Europa zum Sprichwort geworden, und in der That scheint es zu dieser Zeit unter der Last seiner Früchte zu seufzen. Dieß mag die Ursache sein, warum seit Jahrhunderten die Beherrscher der Nachbarländer nach seinem Besitze strebten, und warum so viele Schlachten in seiner Nähe gefochten wurden. Seine große Fruchtbarkeit empfahl es von jeher Frankreich, welches, zu seiner Erwerbung, in zahlreichen Kriegen Geld genug opferte, um dafür allen Waizen kaufen zu können, der je auf seinem Boden wuchs, und Soldaten genug, um es von Geschlecht zu Geschlecht bebauen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, im Aug. 1831.

Mohr. (treuherzig) Gelt Fiesko? Wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit dem Besen aufkehren kann.

Schiller.

Versuchen wir einen solchen Mohren weiß zu waschen, oder wenigstens zu entlarven.

Schon längst haben es Astronomen vorhergesagt, daß einmal der vor zwei Jahren entdeckte Herloßsohn'sche Komet unsere Erde berühren würde. Jetzt ist es geschehen durch einen Correspondenzartikel aus Braunschweig, welcher über gewisse Verhältnisse — die der Ultraliberalismus überall mit der schwarzen Brille zu sehen pflegt — überspannte und irrige Ansichten verbreitet. Die kleine Bresche, die dadurch in manchen Gemüthern geschlagen sein möchte, bedarf einiger Faschinen der Berichtigung. Die Verständigen im Inlande wissen wohl, was sie davon zu halten haben, aber das Ausland möchte geneigt sein, solche Anklagen vor der öffentlichen Meinung mit den neuerlichen kleinen Unruhen in Braunschweig (die das Gerüchte nicht ermangeln wird zu vergrößern) zusammen zu stellen, wodurch denn leicht unserer, wegen Reinheit der Beweggründe, wahrhaft jungfräulich zu nennenden Revolution der Kranz etwas beschädigt werden möchte.

Nachstehende Berichtigung jenes Correspondenzartikels wird sich hoffentlich durch Anlehnung auf bekannte Thatsachen, durch besonnene Ruhe und innere Wahrscheinlichkeitsgründe, als glaubwürdig darstellen.

Der Ankläger zeigt uns vor Allem eine etwas verdächtige Klaue. „Haben wir darum — hebt er an — mehr als den Schein eines Verbrechens auf uns geladen? ꝛc." Also der Herr Einsender gehörte mit zu denen, die in jenen unseligen Tagen die Brandfackel geschwungen haben? — Welche ruhige, unparteiische Würdigung der jetzigen Verhältnisse läßt sich aber aus der Feder eines Jacobiners erwarten, dem es schwer zu werden scheint, die rothe Mütze abzulegen? Man weiß ja, daß es viel leichter ist, Revolutionen als Revolutionaire zu beschwichtigen. Es ist offenbar ein Geschrei aus der äußersten Linken, das ja doch einmal endlich still werden muß, wenn es Frieden geben soll in Deutschland.

Doch zur Sache.

Zuvörderst klagt jener braunschweigische Lafayette über aristokratische Einflüsse. Kein Geschrei findet leichter Glauben und lebhafteren Beifall unter den Citoyens unserer Tage, als dieses. Es ist wahr, die Stimme unserer Juliritter *) ist sehr gegen den Adel. Aber es geht ihnen wie dem andalusischen Stier, der den rothen Mantel anfällt anstatt des Matadors. Manche, besonders junge Männer vom Adel mögen wohl zu unvorsichtige Gesinnungen verrathen haben, welche der gewünschten und billigen Vertretung des Bauern- und Bürgerstandes abgünstig sind **). Man fürchtet deshalb den Einfluß eines gewissen aristokratischen Egoismus bei den bevorstehenden Reformen unserer Landesverfassung; aber gewiß mit Unrecht. Es sind noch immer dieselben ritterschaftlichen Beisitzer, welche 1823 ihre privilegirte Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit aufgegeben haben, dieselben, die mit hoher Selbstverläugnung die Rechte des Landes gegen den vorschreitenden Absolutismus vertheidigt haben, dieselben endlich, die in ihrer Mitte Männer des öffentlichen Vertrauens, der allgemeinsten Verehrung und Liebe, einen von Strombeck, von Cramm u. A. zählen. In der That ist es also nur der Egoismus und das Vordrängen einiger Wenigen und das Ungeschick Anderer vom Adel, welches in einer Bürgerschaft, die so eben erst das Gewicht ihrer physischen Kräfte hatte fühlen gelernt, um so leichter Mißbilligung finden mußte, als der Kampf für und wider die Aristokratie ohnehin schon zu den Richtungen unserer bewegten Zeit gehört. — Es begreift sich, daß bei einer solchen Stimmung jede Anstellung und Beförderung eines Adligen mit Mißtrauen aufgenommen werden mußte. Aber wie völlig grundlos die Anschuldigung ist, daß unsere jetzige Regierung den Adel begünstige und das bürgerliche Verdienst zurücksetze, mögen folgende bekannte Thatsachen erweisen. — Das herzogliche Ministerium besteht aus zwei Mitgliedern vom Adel und zweien vom Bürgerstande; Cabinetsrath ist ein Bürgerlicher. Es sind noch immer dieselben Männer am Ruder, welche laut die öffentliche Stimme an der Spitze der Landesangelegenheiten zu sehen gewünscht hatte. Es ist also weder in der Zusammensetzung des Ministeriums, noch in dem persönlichen Charakter der Mitglieder desselben die Besorgniß eines vorwaltenden aristokratischen Einflusses begründet.

(Beschluß folgt.)

---

*) Eigentlich: Septembristrer. Der Setzer.

**) In diesem Sinne erschien kürzlich eine Schrift, die unangenehme Sensation machte: „v. Grone: Widerlegung der von Herrn K. Steinacker unter dem Titel: „„Wünsche der Braunschweiger zur Beherzigung bei den bevorstehenden landschaftlichen Verhandlungen. Erstes Heft. Ueber Verbesserung der Volksvertretung vor Kurzem erschienenen Schrift. Wolfenb. bei Albrecht. 8. 59 S.""

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 200. (II. Jahrg.) Dienstag, den 23. August. 1831.

Blätter-Schau.

„Mir ist als hörte ich ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen."
Goethe's Faust.

Unter obiger Rubrik werden wir von Zeit zu Zeit auch das dermalige journalistische Treiben auf unserm Planeten insonderheit hinsichtlich der jetzt in Deutschland so zahllos erscheinenden Blätter beleuchten, und, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, mit freimüthiger Unparteilichkeit loben und tadeln, was wir Lobens- und Tadelnswerthes darin finden. Bei der immer ungeheuerer werdenden Unmasse dieser „Blättergebackenen Literatur versteht es sich indessen von selbst, daß wir uns in beider Beziehung, nur auf besonders rühmens- oder rügenswerthes Einzelne beschränken müssen. Denn eine fortlaufende und vollständige Kritik aller unserer heutigen Blätter würde ein schlechthin unausführbares Unternehmen, und eben so wenig der unsäglichen, und, gleich der schmutzigen Arbeit des Kehrens und Scheuerns, widerlichen Mühe, die es erforderte, werth sein, da weit das Meiste, was in vielen dieser, nur den Unterhalt ihrer Herausgeber bezweckenden Unterhaltungsblätter zur Unterhaltung des Publikums aufgetischt wird, nicht einmal gelesen, geschweige denn beurtheilt zu werden verdient. Die Erzählungen, Gedichte, Theater- und Bücherkritiken, Correspondenzartikel, Zänkereien und Klätschereien, aus denen sie fast alle bestehen, gleichen sich größtentheils darin, daß sie sämmtlich gleich schlecht sind, wie ein (faules) Ei dem andern. Welcher Gebildete, und nach wahrer Bildung Strebende wendete sich nicht mit Ekel von solcher Lectüre, zu dem Geist wie Herz adelnden Genuß und Studium klassischer Werke ab, die eben so ewig bestehen werden, als diese Producte der unseligen Vielschreiberei unserer Zeit in dem Grade ephemer sind, daß selbst von den eifrigsten Blätterlesern die Blätter, die sie gestern gelesen haben, heute schon wieder vergessen sind, indem sie jeder Tag mit einer wahren Sündfluth von neuen überhäuft. Der unermeßliche Schaden, den sie gleichwohl stiften, da die ächte Kritik dadurch um ihre ganze Wirksamkeit, wie das Publikum um alle Urtheils- und Unterscheidungskraft gebracht, und nicht nur dessen geistige, sondern selbst auch sittliche Bildung verdorben wird, ist schon so oft, und auch in dieser Zeitschrift (s. den höchst beherzigenswerthen Aufsatz „Ueber den journalistischen Unfug unserer Zeit" in Nr. 95.) besprochen worden, daß wir hier Nichts darüber wiederholen wollen. Indessen gibt es doch unter diesem Schwall von Blättern auch mehrere sehr achtbare, die sich durch einen wirklich interessanten, und gediegenen Inhalt rühmlichst auszeichnen, wie das Morgenblatt, der Hesperus, das Ausland, die Hamburger Börsenhallenblätter, der jetzige Freimüthige, die Zeitbilder, die Wiener Zeitschriften von Schikh und Bäuerle, und, wir dürfen es ohne die mindeste Parteilichkeit sagen, auch die Hartmann'schen Blätter: Unser Planet, die Sachsenzeitung und der Janus. Die Seniorin und erste Urheberin aller der seit ihrem Beginn im J. 1801 aus Nachahmung entstandenen, zahllosen, theils bald wieder eingegangenen, theils noch bestehenden, und sich immer unübersehbarer vermehrenden Blätter, die mit der Jahrzahl dieses Jahrhunderts gehende Zeitung für die elegante Welt, hat zwar seit mehreren Jahren schon nicht mehr so viel anziehende Aufsätze geliefert, als früher, aber der auch sonst als Schriftsteller und Dichter sehr achtungswerthe jetzige Herausgeber, verschmäht würdigst alle die gemeinen, und weder für Kunst noch Wissenschaft nur im Allermindesten ersprießlichen, witz- und geistlosen Zänkereien oder Lobhudeleirn elender Journalisten und Scribler unter einander, und pöbelhaften Ausfälle auf ehrenwerthe Schriftsteller, mit denen so viele andere Blätter fortwährend ad nauseam usque angefüllt sind. Jedoch

geht Hr. Hofrath Methusalem Müller in seiner Scheu gegen alles Pikante, zum Nachtheile seines Blattes, in so fern offenbar zu weit, als er auch der höhern Polemik, wie dem Witz und der Satyre überhaupt keinen Einfluß auf dasselbe gestattet. Er erinnere sich an das, was Lessing zur Apologie der Polemik in seinem Streite mit Klotz, Götze u. s. w. Alles gesagt hat, und wir in Müllner's Hekate einmal zusammengestellt haben. „Der Krieg," sagt Schiller, „ist der Beweger des Menschengeschlechts!" Er ist auch der des Journalismus, und ein Redacteur thut folglich zum Vortheile seiner Zeitschrift klug daran, wenn er ihn eher sucht als meidet. Das verstand Müllner vortrefflich, der aber nur nicht Maß und Ziel darin halten konnte, und dadurch, wie Herr Prof. Schütz bereits in seiner Biographie und Charakteristik Müllner's dargethan, unserer Literatur und dem ganzen Geistesleben unseres Volkes den größten Schaden zugefügt hat, indem Er es gewesen ist, der den Ton zu der nichtswürdigen Klatsch- und Händelsucht angegeben hat, welche jetzt immer ärger die meisten unserer Blätter zu wahren Cloaken und Latrinen der deutschen Literatur und ihre neueste Tagesgeschichte zu einer Chronique scandaleuse macht! Man sehe vor allen den lächerlich so genannten Eremit des fälschlich sogenannten Doctor Gleich, und die Nürnberger Blätter seines würdigen Freundes Spazier! — Der Letztere ist bereits in Nr. 182. dieser Zeitschrift, so wie früher schon vom Herrn Buchhändler Reimer im Hesperus, und neuerlich in der Münchner Zeitung das Inland, in der Sachsenzeitung, dem Dresdner Merkur, dem Janus, den Blättern für literarische Unterhaltung u. s. w., als ein wahres Non plus ultra von Ignoranz und Arroganz und Narrheit wie Unverschämtheit zugleich, dem Publikum bekannt gemacht, und dieser Qualitäten wegen, mit vollstem Recht aus Baiern verwiesen worden, worauf er nach Leipzig spazierte und von hier aus seine Nürnberger Blätter bis dato fortgesetzt hat, in denen er nun eben so gegen die Königl. Sächsische Regierung, wie früher gegen die Königl. Baiersche, mit den frechsten Lügen und Schmähungen loszieht. Eben dieß thut sein würdiger Freund, der ihm in allen jenen Eigenschaften vollkommen gleiche Hr. Gleich (vormals Prinzipal einer herumziehenden Comödiantentruppe, der in Erfurt, Gera und Altenburg Schulden halber durchging) in seinem Eremiten; und insonderheit füllen Beide ihre Blätter fortwährend mit den gemeinsten und lügenhaftesten Injurien gegen den neuen Leipziger Magistrat, und den Herrn Oberbürgermeister Dr. Schaarschmidt, gegen die Herren Censoren Hofrath Beck, Hofrath Pölitz, Professor Wachsmuth und Hofrath Methusalem Müller, und gegen den Hrn. Prof. Schütz in Leipzig an. Man sehe z. B. nur die Nummern 81, 82 und 90 der Nürnberger Blätter und Nr. 99 des Eremiten. Auch schmuggeln sie diese Pöbeleien in einige andere Blätter ein, deren Herausgeber zu ihren Consorten gehören, wie in den Kometen, die Mitternachtszeitung und die Originalien, in denen sie sich zugleich auf das Unverschämteste (als berühmte freisinnige Schriftsteller, große Politiker, gefeierte Volkssprecher u. dgl. m.!!) selbst loben und loben lassen *). Die ärgsten Gemeinheiten, Lügen, Verläumdungen, Schimpfereien, Injurien und Pasquille erlaubt sich dieses par nobile fratrum gegen Hrn. Prof. Schütz, weil dieser alle ihre Ausfälle auf ihn, stets nur mit den Waffen des Witzes und der Satyre zurückschlägt, und je mehr sie sich darüber ärgern und immer erboßter ihre Galle gegen ihn ausspruhsten, sie nur immer sarkastischer persifflirt, zum Besten hat und lächerlich macht; zugleich aber auch in ihrer ganzen geistigen und moralischen Nichtswürdigkeit darstellt, indem er ihnen die Larve des Liberalismus abgerissen hat, unter der sie, als die Servilsten aller Servilen, nur die Zwecke des verächtlichsten Eigennutzes verfolgen, um sich und ihre Blätter durch jene Schmähungen auf die Regierungen bei dem jetzt wieder freiheitsschwindelnden Plebs beliebt zu machen. Da Hr. Prof. Schütz sie auf diese Weise bisher hauptsächlich in dem von ihm redigirten Janus, der Sachsenzeitung und unserm Planeten abgefertigt hat, so verfolgen sie mit ihren obbemerkten Angriffen nicht minder auch den Hrn. Buchhändler Hartmann, obwohl derselbe nur Verleger dieser Blätter (die Sachsenzeitung ausgenommen) ist, auf den sie aber ebenfalls zornig sind, weil er das Gesuch des Hrn. Spazier, ihn zum Redacteur der Sachsenzeitung zu machen, abgeschlagen, und auch nicht länger mehr Lust hat, die miserablen Uebersetzungsfabrikate des Hrn. Gleich, (den er allein Jahre lang, zu seinem größten Schaden, ernährte, indem er ihn mit Arbeiten beschäftigte, die er ihm eben so gut honorirte, als dieser sie immer schlechter lieferte) in Verlag zu nehmen. In den Blättern für literarische Unterhaltung wurde vor Kurzem folgendes sehr drastische Urtheil des verewigten Klinger über Kotzebue mitgetheilt: „Er hat vergehenden Lärm gemacht, wie eine Ochsenblase, auf die ein muthwilliger Knabe sich mit dem St . . . niederwirft. Seine Schriften machte er stehend und gehend, ohne sich danach umzusehen, wie die Kuh ihren Fladen." Wie ungleich treffender ist dieses Urtheil auf die ebengenannten Scribler anzuwenden! — Der unter seiner jetzigen Redaction, des Hrn. Dr. Häring (Alexis) sich zu einem sehr achtbaren Blatte erhobene Freimüthige, hat seither mehrere treffliche Charakteristiken verdienstvoller und berühmter Zeitgenossen mitgetheilt. Es würde ge-

*) Man sehe z. B. nur den Artikel aus Leipzig in Nr. 119 der Mitternachtszeitung und den lächerlich posaunenden Aufsatz: „Spazier's Wirken in Baiern" in Nr. 122 des Kometen!!

wiß von größtem Nutzen sein, wenn er dergleichen auch von verdienstlosen und berüchtigten, als z. B. eben von jenen Herren Gleich und Spazier (wofür ihm besonders seine Leipziger Leser verbunden sein würden) liefern wollte. Den Dank des Leipziger Publicums hat sich diese Zeitschrift ohnehin schon erst kürzlich erworben, indem in Nr. 130. derselben, der bekannte Verf. des schlechten Schauspiels Hans Sachs, Hr. Deinhardstein zu Wien, nach Gebühr deshalb getadelt worden ist, daß er in seinen Reiseskizzen über seine im Sommer 1830 nach Norddeutschland gemachte Reise, von Leipzig nichts weiter der Erwähnung werth gefunden hat, als dessen — Kirchhof! Besäße Hr. Deinhardstein Witz, so könnte man diese seine Aeußerung für eine wahrhaft caustische Satyre auf Leipzig halten. So ist sie aber freilich nur der Einfalt, Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, mit der er eben so zu reisen, wie zu schreiben scheint, zuzurechnen. —

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ein mildes und blutgier'ges Wesen,
Sprach aller Tapferkeit einst Hohn;
Drum wurde es, wie wir gelesen,
Bekämpft von einem Göttersohn;
Doch da wir Menschen jetzt gestiegen,
Ist's von uns selbst leicht zu besiegen.

Wenn aber wir das Wörtchen wenden,
So sieht es nicht mehr grimmig aus;
Gepflegt wird's sorglich mit den Händen
Und ist's gepflegt, — bei jeden Schmaus
Sehr wunderbar in seinen Walten —
Drum will ich's ewig mit ihm halten! —

Franz Dreßler.

Oesterreichische Antiquitäten

gesammelt

von J. F. Castelli.

(Fortsetzung.)

II.

In einer im Jahre 1686 erschienenen Policeiordnung heißt es: „weilen offenbar, daß wegen der kostbaren Waaren und Kleidungen vil Familien, und andere wohlhabende Leuth in Ruin und großes Abnehmen ihrer Vermögen gerathen, als hat uns für nothwendig angesehen, durchgehend und universaliter zu verbiethen, nemblichen die gantz goldene und silberne Stuckh, wie auch andere, mit Gold und Silber eingetragene Zeug, deren Eler über sechs, acht, und höchstens zehen Gulden werth: item gantz guldene und silberne Porten, Spitz, Gallonen, Frantzen und anderes Gestückwerk, deren Elen über drey, vier und höchstens sechs Gulden kostet, die seidenen Spitz, von was für Farbe die seyn, deren Elen über ein, zween oder höchstens drei Gulden. Item die seidene Bänder, deren Elen im Werth über einen Reichsthaler, ingleichen die weißen Spitz zu Uiberschlägen, Tätzlein, Hauben, Hals und Fürtücher, deren Elen in ordinari tragen über, sechs, acht und zwölff, zum Auffbutz aber über funffzehn biß höchstens zwantzig Gulden kombt; dann die Garnituren sowohl für Manns- als Weibspersonnen, so den erst angezeigten Werth übersteigen. Item allen Sammet, und seidene Zeug und Broccat zu Kleidern, deren Elen über vier, fünff und höchstens sechs Gulden werth ist. So seynd auch unzulässig die gantz-vergoldt oder versilberte und köstlich gemahlte Wägen, ingleichen alle sammete Roßgeschirr und sammete Kutscher-Pölster, wie auch Wägen und Roßdecken von Sammet, und weilen Wir weiteres wahrgenommen, daß nicht nur in denen Kleidern, sondern auch in andere Weeg, die Gebühr sehr überschritten und sonderlich durch die große und kostbare Mahlzeiten und Speisen: item Confecturn, süssen und theuren Tordten, auch Schauessen und Confektwerk; wie nicht weniger durch das hohe Spillen und grosse Anzahl deren Bedindten und Rossen unsre Einwohner in grossen Nachtheil und Schaden eingeführt werden, als wollen wir alle und Jede Landsväterlich ermahnet haben, hierinfalls sich also zu beobachten daß wir zu einem mehrern Einsehen und würklicher Abstell- und Bestraffung nicht veranlaßt werden." ꝛc. ꝛc.

(Beschluß folgt.)

Die chinesischen Farben.

Die Chinesen färben nicht eher feine Seide mit einer kostbaren Farbe, als bis die Nord-Ostwinde eintreten, welche sie Pack Fung nennen. Dieß geschieht aber gewöhnlich zu Ende des Septembers, wo dann die Luft so trocken wird, daß nicht ganz zusammengefügte Dielen in einem Zimmer oft einen Zoll weit aus einander gehen. In dieser Aufmerksamkeit auf den Zustand des Dunstkreises beruht das ganze Geheimniß der chinesischen Färber, welche bekanntlich ihren Farben den größten Glanz und außerordentliche Haltbarkeit zu geben wissen.

n.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Braunschweig, im Aug. 1831.

(Beschluß.)

Man führt dagegen einige Beförderungen von Adligen an. Wenn aber unter hundert jungen Leuten, die befördert wurden, sich zwei bis drei vom Adel befinden, dagegen noch manche Adlige unter den Aspiranten bleiben mußten, heißt das Begünstigung der Aristokratie? — Oder wenn ein als College von Schmidt Phiseldeck, bei dem Herzog Carl in Ungunst gefallener (adliger) Geheimerath, der schon früher Präsident der Appellations-Commission gewesen war, jetzt zum Präsidenten des Appellationsgerichts ernannt wurde, ist das Begünstigung des Adels oder nicht vielmehr eine gerechte Vergütung für erlittene Zurücksetzung und Würdigung vieljähriger Staatsdienste? Welche geringere Stelle hätte man ihm sonst geben können? — Lag darin eine Zurücksetzung gegen den bisherigen bürgerlichen Vicepräsidenten, der jedoch in seinem Amte gelassen wurde (und freilich ein Mann von ausgezeichneten anerkannten Verdiensten ist)? — Es läßt sich nicht bezweifeln, daß unsre gerechte Regierung Mittel finden wird, auch diesem würdigen Manne zufrieden stellende Beweise von Anerkennung seiner Verdienste zu geben.

Eben so ungegründet ist der zweite Vorwurf über die Unzugänglichkeit und Umstellung unsers geliebten und verehrten Herzogs. Man muß Zeuge gewesen sein von dem wahrhaft unverschämten Ueberlauf, womit dieser edle junge Fürst vom Morgen bis zum Abend bestürmt wurde, wie oft eine wahrhaft gemeine Bettelei sich die frechste Zudringlichkeit erlaubte, um es zu fühlen, wie tief ungerecht jener Vorwurf ist. Ein Fürst ist ja auch ein Mensch, der Stunden der Ruhe und Erholung bedarf und nicht (sit venia verbo) ein Honigtopf, an welchem jede Fliege sich ansetzen darf. Um ihm die Zeit für die wichtigern Arbeiten seines hohen Berufes zu gewinnen, war es also unvermeidlich nothwendig, daß geringfügigen Bittstellern der Zutritt etwas erschwert wurde; doch hat man kein Beispiel, daß darüber irgend ein Supplikat unberücksichtigt geblieben wäre.

Was endlich die Beschwerde über die Censur betrifft, so beweisen viele in Braunschweig erschienene Schriften, daß die Censur dort liberal genug ist. Uebertreibt der Censor persönlich manche Rücksichtlichkeit, so ist das ein Erbfehler fast aller Censoren, welcher nicht eher als mit der Aufhebung der Censur selbst verschwinden kann. Daß aber nicht mehr auf den unglücklichen Herzog Carl geschimpft werden darf auf unsern Pressen, macht der Pietät und dem Zartgefühl unsres Durchl. Herzogs Wilhelm alle Ehre. Uebrigens sieht jeder Verständige ein, daß die Regierung eines kleinen deutschen Bundesstaates, die nach solchen Ereignissen Anerkennung von Seiten des deutschen Bundes erwartet, Ursache hat, jeden Schein zu vermeiden, als sei das Land immer noch ein Heerd revolutionairer Ideen.

Sind bei uns erst alle Verhältnisse geordnet, alle Besorgnisse beseitigt, so läßt sich nicht bezweifeln, daß auf verfassungsmäßigem Wege, im besonnenen Vorschreiten diejenigen Reformen sich bilden werden, welche dem Wohle des Staates angemessen sind, wenn sie auch überspannten Köpfen, die aus Frankreich, Belgien oder Cassel ihre Verfassungsmodelle herholen möchten, nicht so ganz zusagen dürften.

Ein Deputirter aus der besonnenen Mitte.

Buntes.

Ein junger Pole, der gut Französisch sprach und nicht minder gut Englisch zu sprechen glaubte, unterhielt sich mit einem Engländer auf Französisch über Byron's Dichterwerke und recitirte plötzlich, den Engländer zu überraschen, mit hohem Pathos eine lange Stelle aus Don Juan. Der Engländer hörte aufmerksam zu und sagte, als jener geendigt hatte: „ich habe nicht gewußt, daß Don Juan in's Polnische übersetzt ist. Darf ich fragen, von wem?"

Jemandem wurde ein Wechsel präsentirt, auf welchem das omniöse: „Nach Sicht" — zu lesen war. Der Jemand erklärte: Acceptiren will ich den Wechsel zwar, doch zahlen kann ich noch lange nicht, und hier steht es ja geschrieben, daß Sie Nachsicht (Nach Sicht) üben müssen.

(Trost für Deutschland.) Den neuesten Beobachtungen zufolge soll die Cholera in Ländern am wenigsten Glück machen, in welchen ein bedeutendes Phlegma vorherrschend bleibt.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 201. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 24. August. 1831.

Muth.

Muthig durch des Lebens Wogen,
Lichten Sphären zugeflogen
Muth nur Muth! — tobt auch der Sturm,
Braust's auch rings von Ungewittern,
Daß die feigen Herzen zittern,
Und im Staub' sich krümmt der Wurm.

Wer sich himmelwärts will schwingen,
Der muß heldenkräftig ringen,
Riesig stählen seine Kraft;
Durch des Lebens dunkle Stelle
Blitzet eines Jenseits Helle
Dem, der sich emporgerafft.

Kühn die Brust dem Sturm entgegen,
Vorwärts auf bedornten Wegen,
Fest den Blick auf's hohe Ziel;
Mag's der Schwache nicht erreichen,
Muthlos ab vom Pfade weichen,
Ihn beglückt kein Hochgefühl.

Dann wenn freudig überwunden,
Lohnen wonnevolle Stunden
Den geprüften Siegesheld,
Jauchzt das Herz im Jubelliede,
Und gereift ist dann die Blüthe
Für die schön're, bess're Welt.

Franz Dreßler.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Chmilinski, der Hettmann, ein geborner Pole, durch wunderliche Zufälle schon als Kind zu den Kosaken gekommen und unter ihnen aufgewachsen, war ein mächtiger, großer Mann, von ausgezeichneter Kraft. Alle erhoben sich vor dem Befehlshaber; als aber Sidin aufstand, überragte der junge Tartare den Polen noch bei weitem. So wie der Mutter Schönheit, so mochte wohl auch der Mutter griechisches Blut in seinen Adern fließen, denn die Tartaren sind gewöhnlich nicht von besonderer Größe, fünf und ein halber Fuß pflegt das Allgemeine zu sein, doch er übertraf dieses Maß wenigstens um einen ganzen Fuß. Bei dieser Größe hatte er das seltenste Ebenmaaß der Glieder, die von einer schönen Fülle, von den edelsten schlanken Formen waren. Seine Bewegungen rasch und leicht, zeugten von einer überlegenen Kraft, sein schönes Gesicht, seine regelmäßigen Züge drückten bei allem sichtlich durchschimmernden Muthwillen doch sehr viel Gutmüthigkeit aus; nur das große, schwarze, blitzende Auge ließ errathen, daß tief in seinem Innern das Feuer eines Vulkans tobe, welches bei einem etwaigen Ausbruch fürchterlich und verwüstend um sich greifen konnte.

Seine Bekleidung war nicht die — der gewöhnlichen Kosaken: eine zylinderartige Mütze von schwarzem Astrakan bedeckte seinen Kopf; sie war mit breiten, von Silber geflochtenen Fangschnüren geschmückt und auf einer Seite schwankte der schwarze Reiherbusch, das Zeichen fürstlicher Würde, durch eine prächtige Brillantagraffe gehalten.

Ein Kaftan vom köstlichsten, schwarzen Caschemirziegenhaar schloß eng an seinen Leib und ließ nur den Hals und die breite, schön gewölbte Brust frei. Seine zierliche Goldstickerei vereinigte sich mit der des Gürtels, welcher nicht, wie bei den Orientalen gewöhnlich, aus einem mehrfach um die Hüfte gewundenen, in eine Schleife geknüpften Schawl, sondern aus einem, mit Leder gefütterten, reichen Goldstoff bestand, in welchem die langen Pistolen nebst einem Dolche staken, und von welchem der gekrümmte Säbel niederhieng. Das weite schwarze Beinkleid war an den Knöcheln festge-

bunden, hing aber so weit herab, daß es den ganzen Fuß bedeckte, so daß nur die Spitze des gelben Safianstiefels zu sehen war. Auf seiner Schulter hing nun noch der leichte Pelz, gleichfalls von dem feinsten Caschemirhaar mit reicher Goldstickerei und mit einer Besetzung vom schönsten, glänzendsten schwarzen Zobel, der aufgeschlitzte Ermel desselben hing lang herab.

Die Kleidung, halb russisch, halb orientalisch, stand ihm außerordentlich gut, so daß seine Schlankheit nicht zu verkennen war, indeß sie ihm eine Stattlichkeit lieh, welche der zwei und zwanzig jährige Jüngling nicht hatte.

4.

Der Hettmann, obgleich er ihn schon länger kannte und oft um sich sah, schien doch von Neuem durch die Größe und Schönheit der Heldengestalt überrascht zu werden, vielleicht weil Sidin, nicht wie gewöhnlich, von fernher gegen ihn zuschritt, sondern vom Boden, auf dem der Hettmann stand, aufsprang, und so, wie aus der Erde gewachsen, urplötzlich in seiner ganzen Größe vor ihn hintrat.

Du ehrst mein Zelt, Hettmann! durch Deinen Besuch, sprach Sidin, ich freue mich, Dir einen guten Trunk anbieten zu können; — Zapski, gib von dem Wein, den wir gestern von dem Smirnaer Kaufmann bekommen haben, das ist Chioswein, Hettmann, der ist hier in der Krimm sonst nicht zu haben.

Habe Dank, sagte dieser, laßt euch in eurem Mahl nicht stören, seid fröhlich, so lange es noch geht, unser Reich wird hier ohnedieß bald zu Ende sein.

Wie so? weshalb? warum?! fragten Alle durch einander.

Der neue Gouverneur ist angekommen, der wird uns wahrscheinlich aus dem Lande haben wollen; je nun, ist's nicht in Taurien, so ist's wo anders, wo wir hausen; der Kosak findet überall ein Dach, unter seinem über die Pike gehängten Mantel.

Wie! rief Sidin, wir sollen das Land verlassen, das uns von Rechtswegen gehört?

Lächelnd erwiederte der Hettmann: das spricht Dein jugendlicher Uebermuth, nicht Deine Ueberlegung; von Rechtswegen gehört einem wandernden Volk, wie wir sind, nichts —

Wie? sprach jener, ist mein Vater nicht Chan von Taurien? Als seinem Sohn gehört mir dieses Land, und ich erlaube euch darin zu thun und zu treiben, was ihr wollt.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große und Schreuzer.

In der Schlacht bei Prag, wo Friedrich der Große durch den General Daun gezwungen ward, die Belagerung dieser Stadt aufzuheben, gerieth der linke Flügel der Preußen etwas in Unordnung, so daß der König selbst sich schleunig zu ihm verfügte, um ihn wieder zu ordnen. Sein Pferd stürzte nahe bei einem verwundeten Soldaten nieder, welcher Schreuzer hieß. Als dieser den König erblickte, sagte er: „Wenn Ew. Majestät nicht zwei oder drei Kanonen auf dieser Anhöhe aufpflanzen lassen, so ist Ihr Flügel verloren." Der Soldat zeigte mit der Hand auf die Plätze, welche der König außer Acht gelassen hatte. Friedrich bemerkte sie, schwieg einige Minuten still, zog darauf einen Ring von geringem Werthe vom Finger, gab ihn dem Soldaten und sagte: „Wenn Du geheilt sein wirst, so bringe mir den Ring selbst wieder." Darauf verließ der König Schreuzern eiligst, gab dem Rathe desselben gemäße Befehle, und rettete auf diese Art seinen linken Flügel. Einen Monat nachher, da Schreuzer so weit wieder hergestellt war, daß er gehen konnte, begab er sich zum König, und überreichte ihm den Ring. Der König erhob ihn sogleich zum Hauptmann. Schreuzer betrug sich als neuer Offizier so brav in der Schlacht bei Roßbach, daß er Major und bald darauf Obristlieutenant ward. Vor der Affaire bei Dresden war Friedrich über ein Unternehmen zweifelhaft; sogleich schickte er seinen Adjutanten an Schreuzer und ließ ihn holen. Dieser kam und der König befragte ihn um seine Meinung, befolgte sie und Alles gelang. Dadurch erhielt er ein Regiment und auch den Titel als Generalmajor.

Uebrigens hielt Friedrich auf Schreuzern sehr viel, vorzüglich weil dieser gar keine Furcht vor Gefahren kannte, und pflegte oft über die Stärke seines Geistes wie seines Magens zu scherzen, indem er sagte: „Wenn Schreuzer viel Nahrung zu sich nimmt, so lös't sie sich dennoch wieder in Geist auf, sobald sie in seinen Magen kommt."

n.

Jung und Alt.

Bonaparte war 26 Jahre alt, als er das Oberkommando in Italien erhielt. Einer seiner Freunde sagte deshalb zu ihm; er sei doch fürwahr noch zu jung zum Feldherrn. „Ich werde alt zurückkommen," gab Bonaparte darauf zur Antwort.

n.

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

Cölln.

(Fortsetzung.)

Dennoch galt ihm dieser Gegenstand höher, als Gut und Blut, da es die große Kornkammer des innern Europa ist, ohne welche seine in's Feld rückenden Heere nicht zu erhalten waren. Könnte Vater Rhein, wie die deutschen Dichter den Strom nennen, von seinem poetischen Leben in's wirkliche übertreten, wohl möchte er eine Geschichte erzählen, welche die Welt mit Schauder erfüllte. —

In Lauterburg aßen wir zu Mittag auf der Grenze Frankreichs; denn unmittelbar hinter diesem Orte betritt man Germanias Boden. Dieses Stück von Deutschland gehört Baiern, und erstreckt sich bis auf eine Meile vor Worms. Hessen-Darmstadt trennt es von dem eigentlichen Baiern, und, im Fall eines Krieges mit Frankreich, würde es der letztern Macht unmöglich fallen, jenes zu beschützen. Seine Bevölkerung beläuft sich jetzt auf ungefähr 400,000 Seelen. Die Dörfer sind hier weniger dauerhaft gebaut, als in Frankreich. Die Häuser bestehen aus hölzernen Balken, welche sich in allen Richtungen durchkreuzen, und in ihren Zwischenräumen mit Backsteinen oder kleinen Kieseln und Mörtel ausgefüllt sind. Gleich manchen Wohnungen der Schweiz sind sie weiß angestrichen und nehmen sich aus der Ferne mit ihrer Umgebung von üppigem Grün recht niedlich aus. Die Fußboden sind gewöhnlich von Holz, ein Luxus, der in einem französischen Dorfe unbekannt ist, mir jedoch höchst willkommen war, der ich fast zwei Jahre lang mir die Lehmboden und Steinpflaster der Häuser von Frankreich und Italien gefallen lassen mußte. Die Aehnlichkeit dieser Dörfer und die Einförmigkeit der Landschaft gibt dem Wege etwas Eintöniges; denn wie schön auch ein Waizenfeld, das im Winde auf und nieder wogt, dem Auge des Dichters erscheint, so langweilig wird es, wenn es den Wandrer endlos wie der Ocean umgibt. Die Aussicht bot wenig dar, Gedanken zu wecken, oder die Aufmerksamkeit zu fesseln, bis wir nach Speyer kamen. Diese Stadt, und eben so Worms, durch welche unser Weg am folgenden Tage führte, erregt nicht wenig Interesse, wenn man bedenkt, daß in der erstern die Protestanten sich im Jahre 1529 versammelten, und jenen merkwürdigen Protest überreichten, wovon sie ihren Namen erhielten.

Mainz, eine der bedeutendsten Städte Hessen-Darmstadts, verdankt seine Wichtigkeit größtentheils seiner Lage am Main, der sich hier in den Rhein ergießt. Es war früher sehr berühmt durch seinen Handel, und während Napoleons Regierung in seiner größten Blüthe. Seit dem Pariser Frieden verlor es viel von seiner commerziellen Bedeutung, in Folge der großen Beschränkungen, welche von Seiten Preußens der Rhein-Schiffahrt auferlegt wurden. Der Plan, welchen die verschiedenen Monarchen befolgen, deren Gebiete diesen Strom berühren, ist dem, der in einem Lande lebt, wo man wenig oder gar nichts von Handelszwang weiß, fast unbegreiflich. Der Rhein ist ohne Zweifel der edelste Strom Europa's, die Donau selbst nicht ausgenommen, wenn man den fetten Boden und daneben den Verstand und Unternehmungsgeist seiner Bewohner erwägt.

An keinem andern Strome ist die Bevölkerung so groß, und an keines andern Ufern erblickt das Auge solche Fruchtbarkeit. Innerhalb funfzig Meilen seines Laufes wohnen mehr denn sieben Millionen Menschen, die an Thätigkeit nicht ihres Gleichen finden auf dem Continent. Bei einer solchen Bevölkerung würde er, im Genuß eines freien Handels, bald mit Dampfböten bedeckt sein, und die Masten seiner Flotten würden an den Schwarzwald erinnern, in dessen Nähe er seine Wasser wälzt. Wäre der Fluß mit seinen Uferländern zu einem Königreiche vereinigt, oder, noch besser, gehörte er zu Frankreich, in wenig Jahren würde er mit jedem andern Strome der Erde wetteifern an Anzahl der Schiffer und an Handelsthätigkeit. Wenn die Monarchen, durch deren Gebiet er fließt, einer freisinnigern Politik Gehör gäben, und alle jene Hindernisse entfernten, die jetzt einer freien Schiffahrt im Wege stehen, bald würde sich hier derselbe Unternehmungsgeist zeigen, welcher einen Hauptzug des englischen Charakters ausmacht, und die Klage der Armuth, welche jetzt überall an seinem Ufer erschallt, würde unbekannt sein.

Auf dem Wiener Congresse erklärten die verbündeten Monarchen, daß die Schiffahrt auf solchen Flüssen, welche einen oder mehrere Staaten dieses Landes durchfließen, bis zu ihrer Mündung gänzlich frei sein sollten für alle, welche den schon getroffenen Bestimmungen beiträten, und daß diese für Jeden gleich vortheilhaft und so günstig als möglich für den Handel aller Völker wären.

Man wird sich erinnern, daß die Acten dieses Congresses anfangen mit den Worten: „Im Namen der heiligen und untrennbaren Dreieinigkeit." — Wir werden nun sehen, in wie weit sie ihr Versprechen erfüllten. Ich hörte von einem Herrn aus Mainz, daß jedes Stückfaß Wein, welches von dort nach Holland geht, achtzig Gulden Durchgangszoll in den preußischen Rheinprovinzen zahlen muß. Kommt die Ladung nun in das Rheingebiet des Königs der Niederlande, um von dort in's Atlantische Meer zu gelangen, so tritt eine andere Abgabe ein, die, glaube ich, der Preußischen wenig nachsteht.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Celle.

Nachträglich zum ersten Berichte will ich noch das mir wichtig Scheinende über öffentliche Anstalten hervorheben, dann aber mit den Tagesbegebenheiten schließen.

Die Armenanstalt geht von dem Prinzipe aus, die Armen nur vermöge ihrer Thätigkeit zu unterstützen, Alten, Kranken, Schwachen Geld ohne Arbeit, zufließen zu lassen, auf ihre Moralität zu wirken und die Kinder zur Arbeitsamkeit und Rechtlichkeit anzuhalten. Die kranken Armen werden verpflegt, die temporären unterstützt, und durch Anlegung von Kleidungs-, Naturalien- und Feuerungsmagazinen, denen wieder das Arbeitshaus, die Arbeitsschule und die Rumford'sche Speiseanstalt untergeordnet ist, sucht man ihr möglichst vorzubeugen.

Sie erhalten Materialien zur Verarbeitung, welches entweder in ihren Wohnungen oder im Arbeitshause geschieht. Für die Arbeit erhalten sie, nach dem gangbaren Preise der Stadt, Naturalien oder baares Geld. Miethe, Schulgeld und Kleidungsstücke sind Hauptgegenstände der Unterstützung. Um Zeit zur Arbeit zu gewinnen, können sie für ganze oder halbe Zahlung Speise erhalten.

Das Arbeitshaus bestand schon 1783. So viel Jemand arbeitet, so viel erhält er, ohne weitere Unterstützung bezahlt, wobei man natürlich die Güte berücksichtigt. Kinder erhalten gegenwärtig eine ländliche Pflege, unter Aufsicht des Ortspredigers. Die Administration sorgt für kleinere Bedürfnisse und Kleidung, wofür von ihrem Verdienste etwas stehen bleibt. Am liebsten nimmt man arme Handwerksmeister auf. Es sind auch Morgen- und Abendandachten und jeden Sonntag eine Predigt und Katechismuslehre eingeführt.

Für arme Kinder ist eine Arbeitsschule da; Stadt und Vorstädte sind in sechs Jugendbezirke getheilt, deren jedem ein Prediger vorsteht, der dahin sieht, daß die die Schule unentgeldlich Besuchenden gehörigen Gebrauch davon machen, an der Arbeitsschule Theil nehmen, sich sittlich und ruhig verhalten. Zwei Lehrer von der Bürgerschule und eine eigne Lehrerin stehen ihr vor.

Ferner hat man das St. Annen-Hospital, welches arme, alte, unverheirathete Frauenzimmer, besonders Bürgerwitwen aufnimmt, deren Anzahl von Revenüen und Raum abhängt. Der Magistrat bestimmt die Aufnahme, wenn Armuth, Alter, Schwachheit erwiesen werden können. Haben sie aber Vermögen, so müssen sie, zum Besten der Stiftung, darauf verzichten, dafür erhalten sie Wohnung, Licht und Feuerung und werden an einigen Tagen in der Woche in Natura gespeist; für die andern Tage erhalten sie Geld. Jede erhält täglich eine Portion Brot und zwei Maß Bier; sie arbeiten, für ihre Rechnung, nach Belieben; die Direction führt der Magistrat, der einen Provisor und Rechnungsführer zur Administration ernennt. Erster führt die Aufsicht über ihre Verpflegung; ein Hofmeister und eine Hofmeisterin, die auch für das St. Annen-Hospital bestimmt sind, deren letztere den Haushalt besorgt, stehen unter ihm.

Wenige Wochen nach dem Siege bei Waterloo wurde ein Verein für bedürftige Militairpersonen und ihre Witwen und Waisen gestiftet, dessen Fond aus 2000 Rthlr. besteht. Für das 1797 von den Franzosen abgebrannte Waisenhaus wurde ein neues gebaut. Ein von jeder Behörde unabhängiges Collegium besorgt die Angelegenheiten unentgeldlich. Es besteht aus zwei Räthen, der Justizkanzlei, dem zeitigen Generalsuperintendenten, zwei Mitgliedern des Magistrats, einem Kanzleisecretair für die Expeditionen und Registraturen. Die Provisoren, Waisenhausverwalter, Waisenlehrer, Werkmeister wählt das Collegium. Die Provisoren besorgen die Einnahme, innere und äußere Oeconomie, die nähere Aufsicht über die Bedienten und Waisenhauskinder. Jährlich wird Rechnung abgelegt. Die Anzahl der Kinder ist unbestimmt und war früher größer, als jetzt, weil die Einkünfte zu gering sind. Man zählt etwa fünf und zwanzig. Der Waisenhausverwalter besorgt die Aufsicht, Speisung, sieht auf Reinlichkeit, sorgt für Erhaltung der Gesundheit. Die Inspection controlirt. Unterricht ertheilt der Religionslehrer. Für Stricken, Nähen und Spinnen sorgt der Werkmeister; seine Frau unterrichtet besonders im Nähen; die Knaben können, nach ihrem Austritt, in die Lehre gehen und werden auch noch während ihrer Lehrzeit unterhalten, die Mädchen gehen in Dienst, erhalten Wäsche und Kleidungsstücke. Die Einkünfte sind bestimmt und zufällig.

Außerdem zeichnet sich Celle noch durch mehrere Landesbehörden und Anstalten, unter andern durch das Oberappellationsgericht aus, welches sich über das ganze Königreich erstreckt, und 1711 begründet ist; durch die seit 1764 existirende landwirthschaftliche Gesellschaft, um den Wohlstand des Landes durch landwirthschaftliche Verbesserungen zu befördern.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 202. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 25. August. 1831.

Blätter-Schau.

(Fortsetzung.)

Nicht minder hat sich auch der Allgemeine deutsche Anzeiger, der sich außerdem seit längerer Zeit der allgemeinen Langweiligkeit ergeben hat, kürzlich um Leipzigs Ehre verdient gemacht, indem er in Nr. 184. die falsche Behauptung in Nr. 70. des Auslandes, daß der Franzose Duguet die Erfindung, Musikalien mit beweglichen Typen zu drucken, der vollsten Wahrheit gemäß, dahin berichtigt hat: daß der berühmte Leipziger Typograph Breitkopf der Erfinder dieses Notendrucks gewesen ist, der bereits vor 76 Jahren davon Gebrauch machte, indem er schon Anno 1775 seine ersten in dieser Art gedruckten Musikwerke herausgab. Freilich hat aber diese Berichtigung auch einen Leipziger Literaten, Hrn. Schütz zum Verfasser. — Eben so würdig ist das Andenken des nun auch dem, immer mehr verwaisten, deutschen Parnaß durch den Tod entrissenen Dichters Matthisson in Nr. 60. des Wegweisers der Dresdner Abendzeitung von K. Müchler geehrt worden, der daselbst die albernen dünkelvollen Tadler desselben unter unsern heutigen Dichterlingen, so gut als kräftig abgefertigt hat, indem er Matthisson mit vollstem Recht einen der größten Lyriker „aus der leider vergangenen und nicht mehr wiederkehrenden Blüthenzeit unserer vaterländischen Poesie" nennt, und bei Erwähnung des von Schiller in dessen bekannter Recension seiner Gedichte, ausgesprochenen Lobes, über das sich jene arroganten Versifexe gleichfalls so mausig machen, eben so richtig bemerkt, „daß es, wenn Schiller noch lebte, für diese Herren Poeten ein Glück sein würde, wenn er sie nicht recensirte!" — Solche Ehrenbezeugungen sind denn freilich ehrenvollere, als die, welche Hr. Herloßsohn in seinem Kometen kürzlich den Herren Harro Harring, v. Maltitz, Börne und H. Heine erwiesen, indem er darin ihre von einem Stümper Lyser fabricirten Bildnisse mitgetheilt hat, die dermaßen schauderös sind, daß man sie für Conterfey's der Schiller'schen Räuber Spiegelberg, Schufterle und Razmann. und des famösen Schinderhannes halten sollte! In Nr. 28. der Reisezeitung des Kometen schmäht ein Hr. Ferd. Stolle schmählichst auf Leipzig. „Auf Allem, was Leipzigsch sei," beliebt er zu sagen, „ruhe der Fluch der Prosa des Langweiligen, Langdehnichten, Flachen, Seichten u. s. w." Wie völlig es leider selbst den wenigen wirklichen Talenten, die sich noch unter unsern heutigen Dichterlingen finden, an klassischer Ausbildung fehlt, davon hat jetzt wieder der Gesellschafter, in Nr. 111. und das Morgenblatt Nr. 157. in Mittheilung einiger neuesten Gedichte der Herrn Chamisso und H. Heine höchst komisch merkwürdige Beispiele geliefert. Ersterer hat dort Folgendes gesungen:

„Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut!
Und es ist kein Staub nicht (!) was soll es denn sein?
(freilich)
Mir ist wie den Vögeln zu Muth!"

Letzterer hat hier sich also vernehmen lassen:

„An Deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts.
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz!"

Das heißt denn doch in der That: in's Blaue hinein dichten und denken! Als ein neuestes Beispiel instar omnium von der Miserabilität der meisten Uebersezzungen, die dem gutmüthigen Publikum in unsern heutigen Blättern aufgetischt werden, führen wir nur Folgendes an: Im Gesellschafter befindet sich eine, aus dem Englischen übersetzte Abhandlung über „die Zauberkraft der Schnecken." Im Original stand nämlich: Snake. Der Hr. Translator glaubte hier nicht nöthig zu haben, erst das Wörterbuch nachzuschla-

gen, indem er aus der Aehnlichkeit des Lautes schloß, Snake müsse Schnecke heißen und verdollmetschte es daher frischweg also. Nun heißt aber Snake Schlange, und Schnecke heißt im Englischen Snail. Man kann sich also denken, was sonach an dieser ganzen Abhandlung ist! — Das Morgenblatt hat in Nr. 159. und ff. auch neue „Faustische Scenen" mitgetheilt, die sich an Goethe's Faust anschließen sollen. So manches Schöne sie wirklich enthalten, und so gut auch die Goethe'sche Sprache darin nachgeahmt ist, so müssen wir doch auch diesen Versuch einer Ergänzung jenes unvergleichlichen Torso's eben so wie die bisherigen von Schöne u. A. und die traurigen Bearbeitungen dieses großen Stoffs, von Klingemann, Harro Harring u. s. w. bedauern, da nur ein neuer Goethe diesem hohen Ziel mit Erfolg nachstreben könnte! — Der Dresdner Merkur ist seit Anfang dieses Jahres mit einem Beiblatte: Der Sächsische Stadtverordnete verbunden, in welchem (v. 11. Juli) ebenfalls Alles, was der Gleich'sche Eremit und die Spazier'schen Nürnberger Blätter über die Dresdener und Leipziger Angelegenheiten raisonniren, als eben so logisch wie historisch falsch gerügt und die Schädlichkeit der Tendenz dieser Radotagen, dargethan wird. — Eine eben so wahre Bemerkung über diese Volks- oder vielmehr Pöbels-Schreier befindet sich in Nr. 116. des Gesellschafters: „das Beste an dieser Kannegießerei unserer Zeit," heißt es daselbst, „ist, daß sie, denen nicht das Wohl und Schicksal der Völker am Herzen liegt, sondern nur die Befriedigung ihres Egoismus, nur schwadroniren und trinken, nicht aber eingreifen können in das Rad der Zeit, das über die Menschen dahin rollt und das selbst die Mächtigen der Erde nicht lenken können wie sie wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Dein Vater war der Chan von Taurien, er ist es aber nicht mehr, die Russen haben das Land für sich genommen, Dein Vater hat einen Jahr-Gehalt von den Russen und Dich ruft er zu sich zurück.

So? sprach Sidin gleichgültig, ich bin also nicht mehr Fürst von Taurien, nun das ist auch gut; aber Kosak will ich bleiben und nicht nach Petersburg zu meinem Vater gehen, mir gefällt das Leben hier unter euch viel besser.

Ich habe mir's gleich gedacht, daß Du jetzt uns noch nicht verlassen wirst, denn wir sind hier in einem Lande, wo nach einem Ritt von ein Paar Stunden Lebensmittel im Ueberfluß, und schöne Dirnen genug sind, die man nur rauben darf, allein wenn wir von hier fort sollen, in die Steppen der Tartarei, von der Milch unserer Pferde leben, keine Weiber und keinen Chioswein haben, da wird es Dir bald nicht mehr behagen, und ich wette, Du folgst dem Befehle Deines Vaters, bevor ich Dich zum zweiten Male daran erinnere.

Kann sein, ich will mich zu nichts verbindlich machen; so lange es mir gefällt, bleibe ich da, und wenn Du mich behalten willst, Hettmann, so mache, daß wir mein Land nicht zu verlassen brauchen.

Wir wollen sehen, was zu thun ist, sprach der Hettmann, ich habe Dich zu einem Geschäfte ausersehen, das vielleicht zur Folge hat, daß wir nicht von hier zu gehen brauchen. Es ist wahr, das Land wird durch uns ziemlich beunruhigt, es kommt aber nur darauf an, die Schuld von uns zu wälzen. Der Gouverneur hat noch keine bewaffnete Macht hier, wir sind russische Unterthanen, wir bieten uns ihm als die Vollstrecker seiner Befehle an, und schieben die Schuld der Plünderungen auf Räuberbanden, welche in den Gebirgen sich versteckt halten, und von dort herab in die Ebene und die Thäler kommen; in den Kleidern der Kosaken ihre Gräuel verüben und so uns in schlechten Ruf bringen.

Gut! ganz gut! riefen die Kosaken; der Hettmann aber fuhr fort:

Deßhalb habe ich Dich ausersehen, Sidin, Du sollst mit zweihundert jungen Leuten zum Gouverneur, Dich ihm als Leibwache anbieten, und überall ihn hinbegleiten; sag' ihm, ihr kommt auf meinen Befehl, Du aber, Du, der Sohn des Chan, habest Dich freiwillig erboten, der Führer seiner Ehren-Garde zu sein.

So sei es, Hettmann, in sechs bis acht Tagen will ich gehen.

Nein, Du mußt schon morgen von hier aufbrechen.

Sidins Gesicht verlängerte sich merklich.

Du mußt es darum bald thun, weil der Gouverneur schon jetzt auf der Reise ist, und leicht in die Nähe meiner streifenden Kosaken kommen könnte. So lange er noch im Innern des bewohnten Landes und an der Seeküste ist, hat es nicht viel zu sagen; sobald er sich aber auf eine Tagereise den Steppen nähert, so dürfte es doch schwer werden, durchzukommen, und wenn er einmal von unsern Kosaken wirklich angegriffen ist, so läßt er sich nicht mehr betrügen mit dem Vorgeben, daß es Räuber und nicht Kosaken seien.

Wohlan, es sei, wie Du gesagt, sprach Sidin, erlaube mir, daß ich meine Begleiter mir ausuche.

Das darfst Du thun, nimm Dir junge fröhliche Leute mit, nur macht mir keine Streiche; nicht etwa eure gewöhnlichen Räubereien, das muß jetzt aufhören! Leb' wohl!

(Fortsetzung folgt.)

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. Mme la Duchesse douairière d' Orleans.

Unter diesem Titel erschien so eben in Paris eine kleine Brochüre, deren Verfasser alles Ernstes versichert, und durch Hinweisung auf mancherlei Umstände und Thatsachen außer Zweifel zu setzen sucht, daß der unglückliche Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. nicht, wie man allgemein glaube, im Jahre 1793 im Tempel zu Paris gestorben, sondern in geheim aus dem Gefängnisse entführt worden und noch am Leben sei. Verschiedene Thatsachen, auf die sich der Verfasser bezieht, sind den Zeitgenossen jener Epoche noch sehr wohl erinnerlich, mehrere Umstände, die er anführt, neu oder wenigstens nicht allgemein bekannt, aber nach seiner Zusammenstellung in der ihnen gegebenen Beziehung nicht ganz unwahrscheinlich. Gleichwohl trägt das Ganze so unverkennbar das Gepräge eines jesuitischen Machwerks, daß seine eigentliche Tendenz, besonders bei den gegenwärtigen geheimen Umtrieben der aristokratisch-jesuitisch-Carlistischen Partei in Frankreich, nicht im mindesten zu bezweifeln ist. Der Ingrimm gegen Ludwig XVIII., ehemaligen Grafen von Provence, hauptsächlich über die von ihm gegebenen, den Adel und den Clerus beschränkenden liberalen Institutionen, der sich in dieser Brochüre ohne alle Scheu oft in den niedrigsten Ausdrücken und schimpflichsten Beschuldigungen äußert; das Lob hinwieder, welches seinem Vorgänger Bonaparte gespendet wird, doch wahrscheinlich nur, um seine noch hier und da in Frankreich auftauchende Partei zu versöhnen und wo möglich mit der obigen gegen die jetzt herrschende zu vereinigen, verrathen den geheimen Zweck dieser Brochüre deutlich genug, um sie gebührend würdigen zu können. Indessen gibt sie uns doch auch manche nicht uninteressante Aufschlüsse über gewisse Vorfälle, deren Triebfedern bisher verborgen blieben und enthüllt besonders einige höchst verbrecherische Intriguen gegen Personen, die sich die allgemeinste Achtung und Theilnahme erworben, welches uns veranlaßt, sie in einer freien Uebersetzung unsern Lesern mitzutheilen:

„Ich habe, sagt der Verfasser, mit ernster Aufmerksamkeit und großem Interesse in einem Journale der Hauptstadt ganz kürzlich einen Artikel gelesen, welcher noch ein Mal die Aufmerksamkeit des Publikums auf jenes erlauchte mysteriöse Wesen erregte, welches einst berufen war, die Schicksale Frankreichs zu lenken, wenn es nicht durch die heftigste Reaktion und die machiavellistischen Bemühungen des hinterlistigsten Menschen für immer vom Throne entfernt worden wäre."

„Da ich nicht weiß, in welcher politischen Absicht jener Artikel den Meditationen der Leser eines Tageblattes übergeben worden, aber vermuthe, daß er zum Zwecke gehabt, ernstlich die Existenz des Herzogs der Normandie zu widerlegen, so glaube ich endlich reden und der Stimme meines beunruhigten Gewissens, meiner innigsten Ueberzeugung gehorchen zu müssen, welchen blos die Furcht vor gerichtlicher Bestrafung oder der Rache des Hofes bisher Stillschweigen auferlegt."

(Fortsetzung folgt.)

Burlesken.

Hans sagt in einem Wortgefechte
Zu Kunz: Du bist mir auch der Rechte.
Der spricht: das räum ich gerne ein,
Denn linkisch wirst Du ewig sein.

Stärke brauchet der Mann zu des Lebens ernsten Geschäften,
Stärke brauchet die Frau, wenn sie die Hemden ihm steift.

„Gib Leben oder Geld!"
So dringt ein Degenheld
Auf Harpax drohend ein.
„Da, nimm das Leben hin!"
Spricht der und denkt im Sinn:
Bleibt dann das Geld doch mein.

A.

Ihr hieltet sonst so viel von Alten,
Und jetzt vermeidet, Freund, Ihr ihn?

B.

Die wahre Lieb' wird nie erkalten,
Nur von einander halten wir.

— . —

Frage und Antwort.

Als Sobiesky, König der Polen, im Jahre 1683 die Türken genöthigt hatte, die Belagerung von Wien aufzuheben, kehrte der Kaiser, welcher die Hauptstadt damals verlassen hatte, dahin zurück, und äußerte auf's Lebhafteste den Wunsch, den König der Polen zu sehen und zu umarmen. Die Etiquette setzte den Hof in Verlegenheit und man fragte, wie der Kaiser einen Wahlkönig empfangen müßte? —

„Mit offenen Armen, wenn er sein Reich gerettet hat," rief der Herzog von Lothringen.

n.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Celle.

(Fortsetzung.)

Sie besteht aus ordentlichen und correspondirenden Mitgliedern. Erstere bilden wieder einen engen Ausschuß, der sich jährlich ein Mal versammelt, die eingesandten Arbeiten prüft, aufgeworfene Fragen beantwortet, geschehene Vorschläge vornimmt, die Beschlüsse über die zu bewilligenden Belohnungen und Aufmunterungen, über die Wahl neuer Mitglieder, über die Anfragen, worüber man Aufschluß zu haben wünscht. Sie erzielt vorzüglich die Einführung der Koppelwirthschaft, Vermehrung des Landertrags, Wiesenanlagen, Anbau von Futterkräutern, Verbesserung der Viehweiden, Veredlung der Viehzucht, Anpflanzung von Obstbäumen, weshalb eine eigne Plantage neben dem französischen Garten ist und Beförderung der Holzcultur. Der Secretair macht jährlich das Resultat im hannöverschen Magazin bekannt.

Einer Erwähnung verdient ferner das ritterschaftliche Creditinstitut, dessen Zweck ist, die in Concurs gerathenen Lüneburgischen Rittergüter von kostbaren Curatelen zu befreien, andere gegen die Gefahren kostbarer Administrationen zu sichern und den Kapitalisten Gelegenheit zu verschaffen, ihre Gelder unterzubringen. Die Direction führt die Lüneburgische Ritterschaft. Die aus drei Mitgliedern der Ritterschaft und dem Syndicus, als Assistenten bestehende Commission leitet, prüft und entscheidet die vorkommenden Angelegenheiten.

Vom Zuchthause ist nachträglich zu erwähnen, daß die früher darin aufgenommenen Wahnsinnigen in das Michaeliskloster zu Hildesheim gebracht worden sind. Am liebsten werden Frauenzimmer aufgenommen, Männer nur, wiewohl aus dem ganzen Königreiche, wenn sie Karrenstrafe nicht ertragen können; 460 Personen haben Raum in diesem schön eingerichteten kolossalen Gebäude.

Hinsichtlich des Schlosses bemerke ich noch nachträglich, daß es geräumige Säle und ein kleines, aber gut gebautes Theater hat, auf welchem der bekannte Schröder seine theatralische Laufbahn mit Ruhm antrat, welches noch jetzt wandernde Schauspieler regelmäßig den Winter benutzen. Die zwar kleine, aber wohl die prächtigste Schloßkapelle im ganzen Lande zeichnet sich durch Bildhauerei, Bildschnitzerei, schöne Gemälde und Kunstsachen aus. Unter der französischen Regierung, wo so manches temporären Zwecken weichen mußte, diente es als Caserne. Durch die frühern hohen Wälle zeigte es sich nicht von der vortheilhaftesten Seite, welches jetzt der Fall ist. Bei der Schleifung entdeckte man unterirdische Gänge von einer Stunde lang, die sich zu benachbarten Häusern, unter andern selbst bis nach dem St. Annen- und Georgenhospital, (früher ein Kloster) erstreckten.

Das vor drei Jahren abgebrannte und jetzt neu erbaute Arbeitshaus ist hinsichtlich seines Umfangs und der Solidität das schönste Gebäude von Celle, entspricht bis jetzt aber noch nicht dem Zwecke, denn nur wenige brotlose Menschen sind erst darin aufgenommen.

Der seit einigen Jahren bestehende Singverein, früher vom Stadtorganisten Stolze, jetzt vom Garnisonorganisten Sippel dirigirt, hält seine Versammlungen im Concertsaale des Herrn Kettembeil, einmal wöchentlich, Mittwochs von sechs bis acht Uhr Abends. Außer kleinen Gesangstücken, z. B. Liedern unserer bekanntesten Componisten, beschäftigt er sich auch mit der Einübung großer Vocalcompositionen, die dann in Concerten öffentlich aufgeführt werden. Auf diese Weise wurde bis jetzt der Tod Jesu von Graun, die Schöpfung von Haydn u. s. w. gegeben, und am Charfreitage dieses Jahres war das Requiem von Mozart zur Aufführung bestimmt. Ein reger Eifer beseelt die Mitglieder des Vereins, und die Aufführung erwähnter Compositionen verdienen daher, hinsichtlich der Ausführung, vieles Lob.

Außerdem besteht hier noch der aus drei Militair-Musikchören zweier hier garnisonirenden Regimenter und der Dilettanten der Stadt Celle gebildete Musikverein, der seine Versammlung auf dem königlichen Schlosse hält. Der Verein bezweckt dadurch, die größeren Instrumentalcompositionen unserer berühmtesten Componisten auf eine würdige Art auszuführen. So wurden bis jetzt mehrere große Symphonieen von Beethoven, Haydn und Mozart gegeben, und außerdem ließen sich mehrere Musiker und Dilettanten in Solopartieen hören. Gewiß gereicht es den Mitgliedern des Vereins zur großen Ehre, solche Musikstücke, die man sonst nur in größern Städten zu hören und zu bewundern Gelegenheit hat, zur Aufführung zu bringen. Bis jetzt hat Eifer und Liebe zur Kunst die Mitglieder des Vereins beseelt und es ist nur zu wünschen, daß er noch recht lange bestehen möge.

Der französische Garten, gestiftet von der Gemahlin Herzog Wilhelms I. aus dem Braunschweig. Hause, wurde von ihrem Hofgärtner Dahnron, weil sie eine französische Prinzessin war, auf französische Weise angelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 203. (II. Jahrg.) Freitag, den 26. August. 1831.

Kurze Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Unter dem Titel: Concordance singulière de deux prétendues apparitions, ist in Marseille eine interessante Schrift über zwei angebliche Erscheinungen herausgekommen, welche im siebzehnten und neunzehnten Jahrhunderte viel Aufsehen in Frankreich erregt haben. Die erste hatte im Jahre 1697 im April, eine Unterredung zwischen dem Schmidt Franz Michael von Salon, und die zweite 1816, gleichfalls im April eine Zusammenkunft zwischen Ludwig XVIII. und dem Tagelöhner Thomas Martin aus Gallardon verursacht.

Das Trauerspiel La Maréchale d'Ancre, von dem Grafen Alfred von Vigny, welches kürzlich im Theaterblatte des Planeten besprochen wurde, ist bei Gosselin im Druck erschienen. Dasselbe eignet sich überhaupt mehr zur Lectüre, als zur Aufführung, und ist eine pittoreske Gallerie merkwürdiger historischer Personen, deren öffentliches Leben man so gern mit ihrem Privatleben verflochten kennen zu lernen wünscht.

Le Roi de la Revolution von Touchard Lafosse, verdient eine ausgezeichnete Erwähnung. Der Verfasser hat es verstanden, in diesem Werke die jetzige Epoche Frankreichs unter dem Schleier der Allegorieen zu schildern.

Der 22ste Band der Encyclopédie moderne ist erschienen. Vierzig Schriftsteller haben zu dessen Redaction beigetragen, und dreißig Artikel, einer interessanter als der andere, in Bezug auf Politik, Wissenschaft und Kunst, verleihen demselben Werth. Herr Courtin leitet dieses wahrhaft kolossale Unternehmen, es gelang ihm, über alle Hindernisse zu triumphiren, welche einer baldigen Beendigung dieses wichtigen Werkes im Wege standen.

Le Géneral Lafayette; mémoires authentiques, écrits par A. Chateauneuf. In dieser kurzen Schrift findet man seltsame Dokumente, und die Aufhüllung mancher, bisher unbekannten Thatsachen.

Des droits politiques des Colons et des Hommes de Couleur; par B. J. Legat, avoacat à la cour royale de Paris. Herr Legat vertheidigt in dieser Brochüre eine gerechte und heilige Sache; seine Schrift trägt das Gepräge eines tiefen Gerechtigkeitsgefühls, und verdient in jeder Beziehung die Aufmerksamkeit der Publizisten.

Quatre Marseillaises, par Alph. J. Blanchet. Vier Marseillaisen, als ob man nicht an jener einen, bei deren Absingung die Herzen aller Franzosen höher schlagen, genug hätte. Die darin ausgedrückten politischen Gesinnungen sind die der Partei der Bewegung. Wir wollen zur Probe der Kriegslust und des Fremdenhasses des Verfassers die erste Strophe der En avant! betitelten, geben:

Voici la Prusse et là l'Autriche: dans la guerre,
Chiens avec chats (!!) se sont ligués;
Là voyez s'ébranler les flottes d'Angleterre,
Traitres aux voeux tant prodigués.
Mais qu'importe une troupe avide
D'Esclaves fiers de mille excés?
Frères, la liberté nous guide,
Et nos bras sont des bras français.

Schöne Complimente für die Preußen, Oesterreicher und Engländer!

La Peau de Chagrin, ein philosophischer Roman in zwei Bänden von H. de Balzac, funfzehn Franken kostend, ist gleich nach seiner Erscheinung vergriffen worden, so daß bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden ist.

Les Rendez-vous, das geistreichste Lustspiel des geistreichen Alexandre de Longpré, welches auf der Bühne so großes Glück gemacht hatte, ist im Druck erschienen. In keinem andern Werke sind die Sitten des ancien régime auf eine so treue und pikante Weise geschildert, wie in diesem. Es ist ein Lustspiel, das unaufhörliches Lachen erregt, ein Verdienst, das jetzt ziemlich selten geworden ist.

Großes Aufsehen erregen les Contes misanthropiques von Henri Berthoud.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß der französische Buchhandel in Verfall gerathen ist, wenn man denselben mit sonst vergleicht. Das diesem Industriezweig gewidmete, wöchentliche Journal, kündigt in seinen beiden letzten Nummern nur 373 Werke an, wovon 50 einigen Werth haben, die übrigen aber höchst unbedeutende Brochüren sind. Es werden übrigens bei der Deputirtenkammer mehrere Bittschriften eingereicht werden, um das Monopol de l'Imprimerie aufzuheben. Diese Maßregel würde dem französischen Buchhandel einen außerordentlichen Aufschwung geben, und vorzüglich zur größeren Verbreitung französischer Bücher im Auslande mächtig beitragen. Auch würde die Abschaffung dieses Monopols, weil dann die Bücher wohlfeiler würden, einen unberechenbar wohlthätigen Einfluß auf die Volksbildung äußern. Ohne Zweifel wird die Regierung in eine Maßregel willigen, welche von dem Nationalinteresse und dem heiligen Rechte industrieller Freiheit dringend gefordert wird.

Französische Literatur.

Geschichte.

Mémoires de Lavalette.

(Beschluß.)

Am 16ten Brümaire hatte es so wenig Anschein, daß das Complott den Tag darauf zum Ausbruch kommen sollte, daß ich und Eugen des Abends auf einen Ball gingen, auf welchem er einen Theil der Nacht zubrachte, den aber ich um Mitternacht verließ, weil zu dieser Stunde mein Dienst anging. Des andern Tages um sechs Uhr Morgens waren ohngefähr sechzig Offiziere im Hause des Generals in der Straße la Victoire versammelt. Bonaparte setzte ihnen mit Wärme die verzweifelte Lage der Republik aus einander, und forderte ihnen die Versicherung der Anhänglichkeit an seine Person, und einen Eid der Treue gegen die beiden Kammern ab. Dann stieg er zu Pferde und sprengte nach dem Carrousel, wo er Sebastiani an der Spitze seines Regimentes *) fand. In den Tuilerien traf er die Garde des Directoriums, welche der Obrist zur Verfügung des Rathes der Alten aufgestellt hatte. Dieß Alles, trotz des zwei Tage vorher vom Kriegsminister unter Androhung der Todesstrafe erlassenen Befehls, daß die Commandanten der Corps ohne seine Ordre keine Bewegung machen sollten. Allein abgesehen davon, daß dieser Minister (Dubois de Crancé) weder Achtung noch Vertrauen einflößte, waren die Truppen im höchsten Grade erfreut, unter dem Commando des Generals Bonaparte zu stehen. Ihr Enthusiasmus war so groß, daß sie keinen Augenblick gezaudert haben würden, auf das Directorium zu schießen, wenn er es ihnen befohlen hätte.

Bonaparte erschien vor den Schranken des Rathes der Alten, in welchem Lemercier den Vorsitz führte. Er empfing dort den Beschluß, wodurch er zum Oberbefehlshaber der ersten Division ernannt wurde, und den Befehl, sich den nächsten Morgen zu Saint Cloud einzufinden, wo die beiden Räthe ihre Sitzungen halten sollten. Wirklich war auch den andern Tag die Mehrzahl der Mitglieder der beiden Räthe im Schlosse von Saint-Cloud. Der General hatte von dem Präsidenten des Directoriums, Gohier, verlangt, daß er seine Entlassung geben solle; dieser weigerte sich aber, und gab als Grund die Constitutionswidrigkeit dieses Verlangens an. Seine Frau war bei Madame Bonaparte geblieben, und nur die Furcht, welche man ihr einzuflößen wußte, vermochte sie, ihren Gatten zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Der Rath der Alten konnte sich, da er nicht sehr zahlreich war, leicht in einem der Säle versammeln, nicht so der Rath der Fünfhundert, der seine Sitzungen in der Orangerie halten sollte, weil die Vorbereitungen noch nicht beendet waren. Die Sitzung wurde daher erst gegen drei Uhr eröffnet. Lucian Bonaparte präsidirte. Die Gemüther waren sehr aufgeregt, die Freunde des Directoriums zahlreicher, als den vorigen Tag, und Alle legten ihre Entrüstung gegen eine Maßregel an den Tag, welche mit dem Charakter eines Machtstreiches, auch noch, ihren Ausdrükken zufolge, den der freiheitsmörderischen Gewalt und offener Verletzung der Verfassung vereinte. Kaum war die Sitzung eröffnet, so machte eines der Mitglieder die Motion, daß jeder einzeln und zwar auf der Tribune der Constitution des Jahres III, den Eid der Treue leisten solle. Der General hatte mir befohlen, im Saale zu bleiben, und ihn von fünf zu fünf Minuten von dem, was vorfiel, Nachricht zu geben. Die Eidesleistung hatte keinen andern Zweck, als Zeit zu gewinnen; offenbar sollte sie bis zum Einbruch der Nacht dauern. Während fünf Minuten hatten nur drei Mitglieder den Eid geleistet, es war daher klar, daß fünf Stunden vergangen sein würden bis zur Vollendung dieser Operation. Ich suchte daher Bonaparte auf, um ihm hiervon Nachricht zu geben, und fand ihn in großer Bewegung in einem Gemache auf und nieder gehen, worin sich statt aller Meubles nur zwei Stühle befanden. Sieyes allein befand sich bei ihm neben dem Kamin, dessen Feuer er vermittelst eines Stückes Holz auflockerte, denn nicht einmal eine Zange war da.

*) Es war das fünfte Dragoner-Regiment.

Nach Anhörung meines Berichtes wandte sich Bonaparte zu Sieyes und sagte lebhaft: „Wohlan, Sie sehen, was die Leute treiben!" — „Ha! Ha!" erwiederte dieser, „einen Theil der Constitution zu beschwören, das mag hingehen, aber die ganze, das ist zu viel!" Ich begab mich in das anstoßende Gemach, wo ich an dreißig Stabsoffiziere fand, und unter diesen den General Berthier. Alle machten lange Gesichter und sahen besorglich aus; als ich dem General Berthier leise erzählte, was sich im Rathe der Fünfhundert zutrug, sah ich ihn erblassen und seufzen. Plötzlich öffneten sich mit Geräusch die beiden Flügel der Thüre, und er rief laut: „Man muß der Sache ein Ende machen!" Alle folgten ihm auf den Fersen nach dem Hofe, wo sich ein eben aus Paris angekommenes Regiment in Schlachtordnung aufgestellt hatte. Er versammelte die Offiziere, haranguirte sie einige Minuten lang zu Pferde, sprengte dann im Galopp zur großen Treppe, stieg schnell hinan, und trat in den Saal des Rathes der Alten. Die Rede, welche er hielt, findet sich treu in den Journalen jener Zeit wieder gegeben, allein seine Aufregung war so außerordentlich, daß er stotterte und seine Worte nicht ganz im Zusammenhange vorbrachte. Bei jenem Theil der Rede, wo er von einem großen Complotte gegen die Freiheit sprach, bemerkte ein Mitglied kalt: „General, es ist Ihre Pflicht, uns dieses Complott zu enthüllen." Statt zu antworten, redete er verwirrt weiter, gewann aber bald seine Geistesgegenwart wieder, und vollendete seine Rede mit fester Stimme. Ein Theil des Rathes theilte seine Aufregung, während ein anderer sich an seiner Verwirrung weidete, und da nun berathschlagt werden sollte, so verließ er die Versammlung. Statt sich aber wieder in das Gemach zurückzuziehen, begab er sich in den Rath der Fünfhundert. Im Vorsaale befanden sich die Grenadiere, welche zu den Waffen griffen. Das dadurch verursachte Geräusch setzte die Versammlung in Schreck, und als er in derselben erschien, stürzten sich eine Menge Mitglieder mit wüthendem Geschrei entgegen, und man hörte besonders das Wort Dictator. Er war zwischen den Deputirten, den Offizieren seines Generalstabes und den zum Eingang sich drängenden Grenadieren so eingeengt, daß ich einen Augenblick lang fürchtete, er möchte erdrückt werden. Es gab nur die Wahl zwischen vorwärts oder zurück. Endlich sahen seine Begleiter die Nothwendigkeit ein, ihm einen Durchgang zu erzwingen, was ihnen nach großer Anstrengung auch gelang. Er begab sich in den Hof zurück, setzte sich zu Pferde, und gab an der Treppe den Befehl, den Präsidenten herbeizuholen, der auch kam. Mittlerweile war im Saale die Unordnung auf das Höchste gestiegen, viele Mitglieder eilten zu den Fenstern, die auf den Hof gingen, zeigten mit den Fingern auf Bonaparte und schrieen: „Nieder mit dem Dictator! Er ist außer dem Gesetz!" In diesem Augenblicke wurden Talleyrand, der Dichter Arnaud und einige andere Personen, mit denen ich sprach, blaß wie der Tod, alle entflohen mit Ausnahme der beiden Obbenannten. Das schreckliche Wort: „außer dem Gesetz!" hatte noch seinen ganzen Zauber, und wenn ein General von einigem Rufe sich an die Spitze der Soldaten im Innern gestellt hätte, so wäre der Erfolg unberechenbar gewesen. Bonaparte hatte aber seine Partie bereits ergriffen, und Mürat den Befehl gegeben, den Saal räumen zu lassen. Dieser stellte den Obristen Dujardin an die Spitze eines Grenadierpiquets, welches den Saal im Sturmschritt durcheilte, und sich gegen die Mitglieder auf den Bänken wandte. Diese enteilten durch alle Ausgänge und warfen im Fliehen ihr Costüm weg, das in einer Art von römischer Toga und in einer viereckigen Mütze bestand.

Als Bonaparte in den Saal, wo der Rath der Fünfhundert Sitzung hielt, eintrat, empfing einer der Grenadiere, die ihm nacheilten, einen Dolchstoß in das Gewand, und Alles ließ glauben, daß derselbe für den General bestimmt gewesen war. Der Grenadier wurde belohnt, und ist, wenn ich nicht irre, als Capitain gestorben. Der Deputirte, welchem man den Versuch des Meuchelmordes zuschrieb, hieß Arena, war ein Corse und verlor bald darauf sein Leben, weil er in die Verschwörung Cerrachi's und Topineau-Lebrun's verwickelt war, die den ersten Consul im Operntheater mit Hülfe der Verwirrung, die durch in den Saal geworfene Schläge entstehen sollte, ermorden wollten. Da ich Frankreich bald nach dem 18ten Brümaire verließ, so kenne ich die Einzelnheiten dieses Vorfalles nicht.

Unmittelbar nach Verjagung der Deputirten, traten jene Mitglieder der beiden Räthe, welche zum Voraus zur Berathung der zu nehmenden Maßregeln ausersehen worden waren, zusammen, und am 19ten Brümaire erfuhr Paris, und bald auch ganz Europa, daß Bonaparte zum ersten Consul gewählt, und Cambacères und Lebrun ihm als zweiter und dritter Consul beigegeben worden seien."

Rüge und Aufforderung.

Auf nichts trifft man jetzt in Schriften und Schriftchen, in Blättern und Blättchen mehr, als auf Lobpreisungen der preußischen Regierung als eines Ideals und Vorbildes für alle Regierungen. Wir wagen es nicht, die Wahrheit dieser Lobpreisungen in Zweifel zu ziehen; auch wissen wir, daß ein altes Sprüchelchen also lautet: „Weß Brot ich esse, d. h. weß Schutz ich genieße, deß Lied ich singe," und verargen daher den preußischen Schriftstellern ihr Verfahren auf keine Weise. Wenn aber sächsische Schriftsteller in sächsischen, von der Regierung nicht nur geduldeten, sondern von frühern Zeiten her und wahrscheinlichst auch jetzt noch unterstützten kritischen Blättern, die in Leipzig erscheinen, dergleichen Lobeserhebungen nicht nur in ihrer Wahrheit anerkannt und belobt, sondern auch vergrößert haben und sich darin überbieten, so ist dieß, um wenig zu sagen, undankbar und ekelhaft. In den erwähnten kritischen Blättern, die wir nicht weiter bezeichnen mögen, hat ein

sächsischer Schriftsteller als Anonymus ein höchst mittelmäßiges, über alle Maßen parteiisches, aller Geschichte Hohn sprechendes Werkchen: Preußen 1807 und jetzt, oder was ist in Preußen seit dem Jahre 1807 ausgeführt, um den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und zu erheben? Eine kurze, den Freunden (hinc illae lacrimae!) Preußens geweihte Abhandlung. Von Dr. Th. Janke, Regier.-Rathe u. s. w., nicht nur lobend, sondern auch mit den offenbarsten und hämischsten Repliken und verdeckten Angriffen und Verleumdungen gegen unser Vaterland, Sachsen, angezeigt. Man höre nur Einiges von diesem sächsischen Ehrenmanne:

„Die Regierung keines (keines?!) Staates hat in der neuesten Zeit den Zeitgeist (die Raupach'sche Posse?), seine Wünsche, Strebungen und Forderungen mit so hoher Aufmerksamkeit aufgefaßt und beachtet, und ihnen (diesen oder denselben?) so bedachtsam gehuldigt (?) wie dieses die Regierung des preuß. Staats seit dem verhängnißvollen Jahre 1807 gethan hat. Man erkennt aber auch aus der neuesten Geschichte dieses Staates und aus dem Standpuncte, auf welchem sich in Preußen beide (?), das Volk und seine Regierung, erhoben haben, welche segensreiche Früchte für beide da zu hoffen und zu erwarten stehen, wo ein ächter Geist der Reform vorwaltet, und" — nun kommen ächt-preußische Sticheleien! — „die Regierung, statt sich durch das Volk aufregen und gleichsam am Schlepptau (kann es einen unedleren, malitiöseren Vergleich geben?) fortziehen zu lassen, mit Ruhe und Besonnenheit und vernünftiger Umsicht fort- und dem Volke voranzuschreiten sucht (sucht?!). Es ist dieses das sicherste Mittel gegen Revolutionen, eben so gut, wie gegen die Umtriebe eines Reactionsgeistes, der nicht minder gefährlich ist, und die Ruhe, die Zufriedenheit, den geistigen und materiellen (?) Zustand, und das Glück der Völker nicht weniger gefährdet, als der Revolutionsgeist u. s. w. u. s. w." Der anonyme Sachse steigert seine Schmeichelei gegen Preußen, indem er den Schluß des Janke'schen Sudelwerkchens anführt und selbst noch einen Schluß anfabricirt. Das Ganze heißt:

„Nur auf ruhigem, geordnetem Wege hat die Gesellschaft Besseres zu erwarten; nicht, wenn sie mit wilden Sprüngen herschreitet, und den rechten Weg verliert. Verwaltungsfehler und Verwaltungsgebrechen verschwinden, wenn Regent und Volk in wechselseitigem Vertrauen fest verharren. Wo Bildung, Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft mit ihren treuen Sicherheitsgefährten im Staate allgemein herrschen, da bilden sich nicht die gefährlichen Abgründe, welche die Wohlfahrt des Ganzen zu verschlingen drohen. Die Zukunft hat Jedem, der sehen kann, ihre Thore weit geöffnet. Wir Preußen erwachten einst in finstrer Nacht und unser Erwachen bereitete uns einen schönen Morgen und einen hellen Tag. Auch jetzt schläft Preußen nicht (wie großsprecherisch!). Seine sittliche, religiöse, wissenschaftliche, hervorbringende (warum nicht auch seine bedrängende und bedrückende?) Kraft, durch das Unglück geweckt und gestärkt, schreitet ruhig und sicher vorwärts, und immer vorwärts; wie (so spricht der Anonymus), setzen wir hinzu, dieses überall so sein und gehen wird, da, wo die Regierung, so wie in Preußen, dem Volke als vernünftige Intelligenz voranschreitet. Nicht blos in Constitutionen liegt das Element des Glücks der Völker, sondern in ihrem Regieren im constitutionellen Sinne, und dieses ist der Charakter der preußischen Regierung." — Klingt der letzte Satz nicht gerade so, als wenn Jemand schrieb: „Nicht blos in der Reitkunst liegt das Element des Wohlseins eines Pferdes, sondern in dem Reiten desselben nach den Regeln der Reitkunst, und das ist der Charakter einer weisen Reiterei? Soll es etwa keine Constitution geben, weil Fürsten ohne Constitution gut regieren können, und soll es keine Reitkunst geben, weil auch ohne Reitkunst die Pferde gut geritten werden können? So sehr hat den Rec. Schmeichelei und Höfelei in Verstandlosigkeit hineingeführt! Ist er aber ein Preuße von Nation, so sei er hiermit aufgefordert, sich zu nennen um von uns Satisfaction zu erhalten und Abbitte.

Dixi unus pro multis:

Dr. Ed. Bönecke.

Anfrage.

Woran liegt es: daß der im Meßkataloge 1831 angezeigte vierte Theil der Kriminalgeschichten von Karl Müchler noch nicht erschienen ist?

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 204. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 27. August. 1831.

Ueber das Gastspiel der Künstler-Familie Gebhardt auf dem königl. Sächsischen Hoftheater zu Leipzig.

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart!"
Schiller.

Es ist bereits aus mehreren öffentlichen Blättern (besonders der Dresdner Abendzeitung und der Zeitschrift Unser Planet) bekannt, daß der, auch als dramatischer und belletristischer Schriftsteller geschätzte, Künstler und Schauspieldirector Herr Gebhardt, seit Jahr und Tag von St. Petersburg, wo er 27 Jahre lang die Regie des dortigen Kaiserlich Russischen deutschen Hoftheaters rühmlichst führte, mit dem weiblichen Theil seiner Familie, (sein Sohn ist bereits in Rußland als Arzt angestellt) in sein deutsches Vaterland zurückgekehrt ist, und den verflossenen Winter hindurch die Bühne zu Bamberg, zur Freude des gesammten dortigen kunstliebenden Publicums, geleitet hat. Da dieses Theater den Sommer über, der bekanntlich auch für die größten unserer Bühnen eine wahre Fastenzeit ist, sich nicht halten kann; so trat er im Mai d. J. mit den Seinigen eine Kunstreise an, auf welcher er von Dresden, wo seine älteste talentvolle Tochter Alexandrine auf dem dasigen Hoftheater mehrere Gastrollen mit dem ausgezeichnetsten Beifall gab, (s. die Abendzeitung nnd die Zeitschrift „Janus oder Dresden und Leipzig wie es war und ist" Nr. 51 u. ff.) zu Anfang Juli hieher nach Leipzig kam, dessen zahlreiche Kunstfreunde nun auch mit der Bekanntschaft dieser talentreichen Künstlerfamilie durch acht, auf dem hiesigen Hoftheater gegebenen Gastrollen, erfreut worden sind. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß dieselbe eine vollständigere hätte sein mögen; denn leider hat sie unser Publikum nur theilweise machen können, indem Herr Gebhardt, so wie seine jüngste Tochter Marie gar nicht, sein Gattin nur in zwei, wenig bedeutenden, Opernpartieen, und seine Tochter Pauline nur in einer aufgetreten ist. Herr Director Gebhardt gehörte mit seiner Gattin, wie längst bekannt ist, zugleich zu den ersten Zierden des St. Petersburger deutschen Hoftheaters, um das er sich durch seine vieljährige Leitung desselben, als ein wahrer Apostel deutscher Art und Kunst an den Ufern der Newa, so unvergeßlich verdient gemacht hat. Er war einer der ausgezeichnetsten Künstler im Fache der ersten Liebhaber und Helden, und ist jetzt mit gleich entschiednem Beruf in das der ältern Helden- und Charakterrollen übergegangen. Um so mehr müssen wir es bedauern, ihn hier in keiner derselben gesehen zu haben. Madame Gebhardt war früher eine, im vollsten Sinne des Wortes erste jugendliche Liebhaberin und Heldin,*) wie sie jetzt eine der trefflichsten tragischen und komischen Mütter, im Schauspiel und in der Oper ist. Ihre älteste Tochter Alexandrine hat sich in jenem Fache, mit dem sie zugleich ein schönes Gesangstalent verbindet, bereits zu einer der vorzüglichsten unsrer jetzigen jungen dramatischen Künstlerinnen, so wie die zweite, Wilhelmine, zu einer nicht minder talentvollen, im Genre der heitern und naiven Liebhaberinnen herangebildet. Die dritte, Pauline, ist schon jetzt eine der anmuthigsten Soubretten in der Oper und dem Schauspiel, und die jüngste, Marie, in kindlichen Mädchenrollen eine ungemein liebliche Erscheinung. Alle haben sich unverkennbar nach dem trefflichen Muster ihrer talent- und geistvollen Mutter, einer geborenen Liefländerin, gebildet, und verbinden auch gleich ihr in ihrer Jugend, mit ihrem so vorzüglichen innern Kunstberuf den des empfeh-

*) Noch vor vier Jahren sah ich in Hamburg, achtzehn Jahre nachdem ich sie selbst in St. Petersburg kennen zu lernen das Glück gehabt hatte, die Lady Macbeth von ihr, an der Seite ihres Gatten als Macbeth vortrefflich geben.

Schütz.

lendsten Aeußern. Ihre, noch etwas Liefländische, Aussprache des Deutschen, welche (durch die scharfe Betonung des R, die, bis zu dem Klange eines Jod, weiche des G, und die gedehnte der Diphtonge) in Deutschland etwas auffällt, wird sich bei ihrem längern Aufenthalte in unserm Vaterlande unstreitig bald völlig verlieren, da sie sämmtlich mit dem rühmenswerthesten Eifer und Fleiß in jeder Beziehung nach der höhern Ausbildung ihrer schönen Talente streben. Diese aber werden sie um so sichrer und schneller erlangen, da sie, — ein großer Vorzug, den sie der Lehre und dem Beispiel ihrer vortrefflichen Mutter verdanken, — völlig frei von aller Spur der unleidlichen Ziererei sind, die jetzt so viele unsrer jungen Schauspielerinnen verdirbt, und sich daher glücklich auf dem Wege befinden, der der allein rechte zur Erlangung der Meisterschaft in der dramatischen Kunst ist, wie ihn unser unsterblicher Lessing in den wahrhaft goldenen Worten, die er dem großen Schröder in dessen Stammbuch schrieb, und die man über jedes Theater als die lehrreichste Inschrift setzen sollte, so unübertrefflich bezeichnet hat:

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Hat Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt!"

So sagte auch unser, über den Lärm der Eitelkeit, den die leidige Unzahl heutiger Dichterlinge in den jetzt so zahllosen Blättern von sich macht, leider dermalen vergessener, aber von dem Weltgericht der Weltgeschichte zweifelsohne bald wieder über das ewige Lethe-Grab dieser Stümper erhobene, Wieland:

„Bleibe dem Wahren getreu, und der ungeschminkten Natur;
So kannst Du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verletzen."

Die ersten hier gegebenen Gastrollen unsrer lobens- und liebenswerthen, genannten Künstlerinnen, waren am 15ten Juli, in Auber's melodiöser Oper der Maurer und Schlosser, die Bertrand von Madame Gebhardt und die Henriette von Fräulein Alexandrine Gebhardt. Beide führten diese Parthieen in Gesang und Spiel, so vollkommen in dem Charakter des französischen Vaudeville-Styles, der hier auch durchaus erforderlich ist, durch, daß wir uns wirklich in das köstliche und so national eigenthümliche Pariser Théatre du Vaudeville versetzt zu sehen wähnten. Besonders trefflich in dieser Beziehung executirten sie das ergötzliche Zankduett, das sie auf allgemeines und stürmisches Verlangen da Capo vortrugen und mit eben so rauschendem Beifall, der hier nur ein Beweis der gerechtesten Anerkennung war, wurden Beide am Schlusse gerufen. Für große Opernparthieen aber ist die Stimme der Fräulein Alexandrine nicht ausreichend. Auch würden ihre, hinsichtlich des Spiels freilich auch hier sehr schätzbare Leistungen in denselben, offenbar ihren, schon jetzt so hoch stehenden im Schauspiel und in der Tragödie Eintrag thun, wenn sie sich ihnen öfters widmen wollte, uud wir müssen daher wünschen, daß sie sich, hinsichtlich des Gesanges, auch nur auf die Operette beschränken möge. — Am 19ten Juli erfreute uns Fräulein Wilhelmine mit einer Darstellung des Pfefferröschels, die sie mit der lieblichsten Natur-Wahrheit und Innigkeit gab. Ihr Ausdruck des Schalkhaften und Neckischen war eben so anmuthig, als der des Gefühlvollen und Rührenden. — Eben diese Vorzüge, und eine hier noch dazukommende gleich treffliche Darstellungsgabe des reizendsten mädchenhaften Eigensinnes und weiblicher Laune, bewährte sie am 27ten Juli in ihrem Spiel als junge Frau in „Nehmt ein Exempel daran" und am 5ten August als Franziska in der bezähmten Widerspenstigen. In allen diesen drei Rollen ward ihr auch der verdienteste, allgemeine Beifall zu Theil. — Am 24ten Juli gab aus dankenswerthester Gefälligkeit für die Direktion, die diese Parthieen gerade nicht besetzen konnte, in der allbeliebten Boieldieu'schen Oper die weiße Dame, Madame Gebhardt die Margarethe, mit der musterhaftesten Charakteristik, und Fräulein Pauline G. die Jenny mit allerliebster Gewandtheit, Leichtigkeit und Naivetät. — Am 27ten Juli, stellte uns Fräulein Alexandrine in der Königin von 16 Jahren die Christine, als eine wahre Glanzrolle ihres ausgezeichneten Talentes dar. Mit einer so imposanten, als schönen äußern Erscheinung, verband sie das seelenvollste, von ihren sprechenden Augen besonders belebte, und einem für ihre Jugend wirklich bewundernswerthen Reichthum der treffendsten mimischen und rednerischen Auseinandersetzungen entfaltende Spiel; daher sie auch mit dem rauschendsten Applaus nach jeder Scene begleitet, wie am Schlusse gerufen ward. Ich habe mich von dieser geistreichen Darstellung so angezogen gefunden, daß ich dadurch zu einer Charakteristik der, ihrer Seltsamkeit wegen so berühmten Königin Christina veranlaßt worden bin, die ich im Planeten mitgetheilt habe. — Eben diesen Beifall erndete sie am 29sten Juli und 2ten August durch ihre überaus sinnigen und nicht minder gefühlvollen als tief durchdachten, letzten Darstellungen: der Donna Mencia im Arzt seiner Ehre und der Wolff-Weber'schen Preciosa. Ausführlicher habe ich mich über dieses Gastspiel dieser drei holden „Mädchen aus der Fremde" die gleich dem Schiller'schen Einem, uns mit den schönsten „Blüthen der Kunst" begabten, in Nr. 54. 56 und 58 meiner jetzt hier erscheinenden Zeitschrift Janus ausgesprochen, und daselbst auch den Wunsch geäußert: daß diese so ungemein talentvolle und auch im bürgerlichen Leben, durch den Adel ihrer sittlichen wie geistigen Bildung so höchst achtbaren Künstlerfamilie, für unsere Bühne, (der es leider an einer guten tragischen Mutter und ersten jugendlichen Heldin noch immer fehlt) hätte gewonnen werden mögen! Indem ich den Ausdruck dieses Wunsches hier wiederhole, füge ich noch den hinzu, daß es Herrn Director Gebhardt bald gefallen möge, uns mit einer Geschichte seiner 27jährigen Leitung des St. Petersburger Theaters, von

seiner gewandten Feder, zu erfreuen, da dieselbe für die Geschichte unsrer vaterländischen dramatischen Kunst überhaupt, ohne Zweifel ein sehr schätzbares Werk werden müßte.

Leipzig, d. 5ten Aug. 1831.

Professor Dr. Schütz.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Mit der heutigen Zeit, d. h. der des Prologs, sind wir nun keineswegs zufrieden: die ist so groß und reich, daß da leicht Größeres gesagt werden könnte. Freilich ist das eine Größe, die hier einer andern, der Censurbehörde selten gleich ist, und es kann sich da leichtlich begeben haben, daß ein Veto zwischen das Gedicht und die Aufführung getreten ist.

Dem sei wie ihm wolle, wir müssen den Mangel rügen, der Dichter mag sich vertheidigen, wenn er kann und will.

Die schlechteste Aufführung kann Niemand vertheidigen.

Epilog: Es tritt die Humanität auf, liebkos't ihren Liebling, den Frieden und entfesselt den Krieg, ohne ihn jedoch ganz frei zu geben. Sie bewaffnet ihn zum Schutz, zur Sicherheit, gewährt ihm aber nicht den Angriff. Nachdem sie gegen das Publikum geredet, die humanen Ansichten unserer Regierung bei so stürmischer Zeit entwickelt hat, erscheinen alle Völker Europens vor ihr, um ihr zu huldigen — auf ihren Wink fliegt der heitere Vorhang auf und man sieht das lebensgroße Bild des preußischen Königs im Krönungsornate, vor dem alle Völker und die Humanität selbst sich beugen. —

Die Völker erscheinen freilich alle im schwarzen Frack, als trügen sie ihre um den Arm gebundene Nationalität zu Grabe, aber das kann auch Kosmopolitismus bedeuten, und dagegen wird Ref. am wenigsten etwas sagen, schade nur, daß dann Grieche und Türke, die sich ihre Tracht nicht hatten nehmen lassen, ausgeschlossen sind; Ref. möchte auch den Neger am Zaire nicht ausstoßen.

Wie gesagt, muß man darauf Rücksicht nehmen, wie dergleichen Staatsfeierlichkeiten in einem Lande, das eine Censur hat, eben darum nicht so leicht die unveränderte Stimme des Volks sind; wir bezweifeln das keineswegs, da der preußische Geist ein sehr ruhiger ist, aber wir würden freilich mit größerm Vergnügen dergleichen Gestalten fesselos einherschreiten sehn.

Ich habe ihrer ausführlich gedacht, weil sie fast das Einzige sind, was hier originell produzirt worden ist; denn wir sind ärmer als Lazarus und doch reicher an Aussatz denn er — und weil der Rec. seine doppelte Aufmerksamkeit auf das ihm zunächst Werdende richten soll.

Es beachtet ohnedieß kein Volk seine nächste Umgebung und seine Gegenwart weniger, als das deutsche; wir leben meist in der Entfernung und erinnern uns nur oder hoffen, aber wir sind gar selten. (Ich bitte, das nicht fichtisch zu nehmen; denn ich schwöre unter Andern auf keinen Philosophen, denn auf mich selbst; muß ich sonst überall für mich stehen, so will ich doch auch wenigstens auf mir stehen. —

Philipp, ein Lustspiel aus dem Französischen. Das ist unser Fluch und der Fluch aller Ekliktiker, daß wir uns das Schlechte der Franzosen am ersten zu verschaffen wissen — der Affe ahmt zuerst die Unarten des Menschen nach. „Ein leichtsinniger Sohn einer vornehmen Mutter und eines niedrig gebornen Vaters bringt durch jugendlichen Leichtsinn seine ihm bisher verborgenen Eltern dahin, sich ihm zu nennen, ihm eine vornehme Frau zu geben und ihn schließlich zu umarmen. Die Eltern scheinen das vorausgesehen und dem siegreichen Balge darum den Namen Victor gegeben zu haben." —

Ein thränenreicher, jämmerlicher Stoff eines thränenreichen, jämmerlichen Stücks, das Madame Krickeberg empfindsamen Seelen übersetzt hat.

Wenn Madame Krickeberg nichts Besseres zu thun weiß, als solch einen Philipp deutsch auszustopfen, so rathen war ihr sehr, lieber ihrem Manne Strümpfe zu stopfen, damit der Name Krickeberg frei von Blöße sei, und wenn sie keinen hat, Madame Krickeberg, das heißt, ein Weib zu sein, was sonst nichts zu sein braucht.

Wir können aus dem Stück nichts brauchen als Jammer und Klagen für unsere Recension und mit der Manier des Verfassers treten wir wie er sein Stück breit, wagen es aber doch nicht, unsere Leser so zu langweilen, wie er die Zuschauer.

Angebunden an diesen sehr modernen Philipp hatte man Engels Edelknaben, und ihm den Steckbrief neu aufgeheftet. Thut man das mit den Engeln, was hätte man mit dem Bengel thun sollen, der später neue Stücke brachte und von dem wir weiter unten reden werden.

Aber o Engel, Du Engel von Philosophen, hättest Du nur philosophirt, aber niemals eine Anekdote dramatisirt, und somit uns zu schlechten Reimen verführt — Dir und uns wäre besser.

„Ein Fürst schenkt seinem kleinen Edelknaben eine Uhr, 12 Ducaten, später noch mehr, eine Pension — item seiner Mutter einen Jahrgehalt, und schickt den älteren Bruder des Edelknaben auf die Wache."

Das ist die ganze Herrlichkeit, womit uns ein Engel beglückt. Dazu wird gesprochen, wie in einem Katechismus; der Zuhörer wird zerknirscht bei all' den edeln, salbungsvollen Phrasen.

Wenn der Vorhang aufgeht, stellt sich das Stück sein Horoskop: der Fürst und der Edelknabe schlafen; und

wenn die Zuschauer nicht am Ende nervenschwach und schläfrig sind, so müssen's — Alterthümler sein, die es aus antiquarischem Interesse ruhig ansehen, wie unsere dramatische Literatur in der Wiege aussah.

Eben komme ich aus Raupach's König Enzio, und der sonst so schwache König drängt doch hier einmal alle andere dramatischen Neuigkeiten, die du Planet von mir noch tragen mußt, zurück, weil ich zu voll bin von dem, was ich drum und dran und drüber zu sagen habe.

Da kam den Breslauern der Glaube in die Hand von dem, was ich, ni fallor, eben gesagt habe, was sie leider noch nicht gelesen, daß wir blos der Schauspieler halber im Theater da sind, daß wir mit unserm Komödiengehen nur Komödiantendiener sind — der Dichter steht uns nur auf dem Zettel, während des Stücks, wo wir Bravo und Bravi schreien wie die Zahnbrecher, da gedenken wir seiner nicht, sein Instrument beklatschen wir, den Schauspieler — nach der Analogie, muß ich vor Allem den Flügel loben, auf dem mir eine Beethoven'sche Symphonie vorgespielt wird.

Wie weit ist uns da der Franzose voraus geschritten, die Meisten von uns sind eigentlich nur Komödiantennarren; mit all' unsrer Kritik ist unser Publikum unkritisch, sobald sich's um's Wesentliche handelt.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

Hannover.

(Beschluß.)

Zur Geburtstagsfeier unsrer Königin dichtete Dr. W. Blumenhagen ein Festgedicht, das in kurzen Worten viel Herzliches darbrachte. Herr Schöpe sprach dasselbe als vaterländischer Barde. So wie wir den Mantel auf den Schultern des Barden vermißten, so vermißten wir auch die Gluth des Sprechers. Das Ganze war zu eintönig, zu theilnahmlos. Nach diesem zum Erstenmale: „Die Macht des Blutes," Lustspiel in drei Akten von Jeitteles (nach dem Spanischen, was der Zettel zwar nicht näher bezeichnete). So frei und ganz im Geiste Calderons auch immerhin dieses Lustspiel auf- und abgefaßt ist, so athmet dasselbe eine zu unzeitmäßige Aristokratie, als daß es, zumal bei einer solchen festlichen Gelegenheit, nicht ein wenig Aergerniß hätte geben müssen, was denn auch der Fall war. Die Haupttendenz, daß Hohheit der Seele der hohen Geburt unbedingt anklebe, ist eine Lächerlichkeit, wovon jeder vernünftige Mensch von jeher, nun gar unser liberales Zeitalter, nichts wissen will. Die Darstellung war gut. Herr Grabowsky gab den Carlo mit vielem Fleiße. Herr Weidner war als Julio zu idiotisch; ein wenig weniger komisch hätte mehr gewirkt. Herr Weidner überschreitet manchmal diese Gränze, so scharfblickend er auch ist. — „Die Stumme von Portici" hatte lange geruht; wie es verlautete, ward ihr diese Ruhe darum vergönnt, weil es einige Zeit auch hier nicht sehr ruhig war; daß dem also gewesen sein mag, scheint uns glaubwürdig, denn am Abende der Darstellung war das Haus ziemlich stark mit Landdragonern besetzt. — Wozu diese Aengstlichkeit? Johannes von Müller sagt: „Wo kein Pulver liegt, braucht man das Tabaksrauchen nicht zu verbieten." Als Köck im „Platzregen als Eheprocurator" war Herr Gern das leibhaftige Conterfei eines Berliner Soldaten und in der darauf folgenden Rolle: „Postmeister Bonneil" in „Ich irre mich nie" wiederum höchst ergötzlich. Die treue Natur in seinen Darstellungen ist's, was ihn uns so lieb und werth macht. In gleichem Maße gefiel der werthe Gast als Pfeffer in „Nr. 777" und als Kalinsky in den „humoristischen Studien." Am vorzüglichsten in seinen Leistungen war er als Schelle in „die Schleichhändler." Jede Bewegung, jeder Laut war ein Signal zum Lachen, was denn auch fortwährend ringsum erschallte; dabei war die auf die äußerste Spitze gestellte Komik dennoch nicht übertrieben. — Herr Lüders, ein junger Mann, der hier geboren, auch vor einigen Jahren hier seine ersten dramatischen Versuche machte, später nach Hamburg ging, gab den Lieutenant Eduard. Er hat ein wohltönendes Organ und keine unvortheilhafte Gestalt; in der Kunst ist er nicht fortgeschritten. Zum Beschluß sahen wir Herrn Gern in Frauengestalt und zwar als Lina in der, in Berlin beliebten, Posse: „Ein Stündchen vor dem Potsdammer Thore." Hier hat das nichtssagende Ding Niemandem zugesagt. Mögen es die Localitäten sein, welche die Berliner ansprechen, sonst ist ja auch nicht ein Fünkchen Witz, noch ein Körnchen Salz darin. Aus Achtung für den Gast, der diese Plattitüde auf die Bühne brachte, ließ man sie ungestraft durchschlüpfen. Unter andern Verhältnissen wäre es gräulich hergegangen. Zudem spielt Herr Gern fast eine ganz secondäre Rolle dabei. Besser, Herr Gern hätte die Zugabe weggelassen. Nichtsdestoweniger haben wir ihn recht lieb gewonnen und er wird uns stets willkommen sein, wenn er wiederkehrt. —

Georg Harrys.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 205. (II. Jahrg.) Montag, den 29. August. 1831.

Der Troubadour.

Ein Troubadour zog einst von Land zu Land,
Zu forschen, ob's noch treue Minne gäbe,
Noch ew'ge Gluth in Frauenherzen lebe,
Ach, sie erstarb, wo seine Wiege stand!

Der Troubadour zog, Jugendmuth im Blick,
Durch Wüstesand, durch weiter Meere Länge,
Und kam gekrümmt von herber Jahre Strenge,
Erst spät, ein Greis, in's Vaterland zurück.

Und fragte man den greisen Troubadour:
Ist Dir, o Freund, der seltne Fund gelungen? —
Da hat sein Spiel gar schauerlich geklungen,
Und Antwort gab ein tiefes Seufzen nur.

Winter.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

5.

Der Hettmann verließ den Mirza, und dieser stampfte wild den Boden. Verdammt, daß dieser Gouverneur mir gerade jetzt kommen muß, einen Tag später hätte es nichts zu sagen. Wohlan, Kameraden, wenn wir unsern Streich ausführen wollen, so muß es sogleich geschehen, wir haben einen Tag und eine Nacht vor uns. — Da läßt sich's vielleicht noch ausführen.

Hurrah! Hurrah! schrieen sie los und eilten nach ihren Pferden.

Sidin zog seine langen Stiefel von schwarzem Chagrin über die leichten Saffian-Stiefel und ließ sich sein Roß bringen. Das Thier, von jener leichten hohen Race, welche nur in den Ebenen von Persien zu Hause ist, sträubte sich ungeduldig unter den haltenden Händen der beiden Diener. Sein leichter Schweif flog hin und her, als wollte es seine Feinde abwehren; der Kopf, ganz schwarz, schloß sich an den dunkelgrauen Hals und dieser an den silberfarbenen schlanken Leib in den schönsten Wellenlinien an; die seidene Mähne flatterte von dem ungeduldigen Thiere geschüttelt, und die Geflechte von feinen Lederstreifen, welche Brust und Rücken und Croupe bedeckten, waren in immerwährender Bewegung.

Der Mirza nahm seinen breiten Köcher und befestigte ihn, mit Pfeilen gefüllt, an der rechten Seite des Pferdes. Nun nahm er einen kurzen Bogen, aus Horn und künstlich zusammengeleimten Pferdedärmen verfertigt, mit Gold reich verziert, aus dem Futteral, untersuchte ihn auf allen Seiten genau, besah die Schleifen der Sehne, welche aus ungesponnener Seide gemacht waren, fand sie fest, setzte sich dann auf den Boden, nahm den Bogen zwischen seine ausgestreckten Füße, so daß die Oeffnung, wo die Sehne hatte hinkommen sollen, zu ihm gekehrt war; nun faßte er mit beiden Händen ihn in der Mitte an, und bog sich mit der ganzen Kraft seines Körpers zurück, so daß er die Mitte des Bogens weit zu sich zog, und während die früher ihm zugekehrten Enden jetzt von ihm abstanden, an die festen Pfeiler der ausgespannten Füße gelehnt.

Ein Kosak nahm die Sehne und legte sie über den tiefen Einschnitt der beiden Enden und jetzt hatte der Bogen, welcher früher wie eine 3 gekrümmt war, die schöne antike Form der Bogen, welche wir auf den griechischen Bildwerken bewundern.

Er legte einen schweren, fünflöthigen Pfeil mit breiter, langförmiger Stahlspitze auf die straffe unbiegsame Sehne, zog den Bogen auf, bis die Spitze seine Hand berührte und ließ ihn dann losschnellen, und unsichtbar und unhörbar floh der Pfeil dahin, — gradaus in die

Ebene. Voll Lust über die Trefflichkeit seiner Waffe, klatschte er mit beiden Händen zusammen, schwang sich dann in den Sattel und eilte dem Pfeile nach, welchen er eintausend Schritte vor seinem Standpunkte, ganz horizontal, ein Zeichen, daß er nicht im Bogen geschossen — im dichten Grase der Steppe fand, zehen bis zwölf Schritte rückwärts konnte er die Spur des Pfeils verfolgen, der den Rasen aufgerißt hatte.

Der brausende Hengst trug ihn schnell zurück, er steckte den Bogen in den breiten Köcher zu den Pfeilen, ergriff seine Lanze und eilte nun mit seinen sechs Kameraden davon.

Leicht über die Ebene hin flogen auf den schaukelnden weichen Sätteln die fröhlichen, wilden Menschen; unermüdlich schienen die Rosse, denn ein vierstündiger Galopp hatte sie nicht einmal in Schweiß gebracht; jetzt war man am Fuß der Gebirge, die Pferde wurden frei gelassen, um ein wenig zu ruhen, sie suchten sich das saftige Gras aus den Steinklüften; nach einer halben Stunde riefen ihre Herren sie durch einen leisen Pfiff zusammen, worauf die gelehrigen, muntern Thiere mit gespitzten Ohren daher trabten; eine Hand voll Reis und etwas klein gehacktes Fleisch ward jedem Pferde gegeben, und nun entließ man sie nochmals.

Das frugale Mittagsmahl war bald bereitet; bei der Abreise hatte jeder einige Scheiben rohen Fleisches mit Lorbeerblättern umhüllt, in ein Stück Leinwand und dann zwischen Filz geschlagen, unter das harte Leder des Sattels gelegt, dieses ward jetzt hervorgeholt, es war ganz weich und mürbe und durch die Lorbeerblätter gewürzreich und schmackhaft. Reis, einige Datteln und dieses Fleisch, machte die Nahrung der Männer aus; ihre Flaschen, in eine Felsenquelle gesetzt, waren erfrischt und kühl geworden, und so hielten sie während der Ruhestunde ein fröhliches Mahl.

Dann wurden die Pferde wieder zusammen gerufen, gesattelt, gezäumt und jetzt einem jeden etwas von dem mitgenommenen Weine oder Branntweine gegeben, darauf sie zur Quelle geführt und getränkt, und nunmehr bestiegen die Reiter wieder ihre Rosse, um ihre Reise bergan über die steilen Gebirgsrücken fortzusetzen. Die Pferde gingen auf dem schwierigen, unebenen Pfade, zwischen den Klüften und gesprengtem Gesteine, so ruhig und sicher, wie auf freier Ebene, das Bergsteigen schien ihnen nicht mehr Anstrengung zu kosten, als das Laufen auf offenem Felde.

6

Nach zweistündigem Klettern war die Höhe des Passes erreicht, und vor ihnen lag das blühende Land. Der glückliche Himmel Siziliens lachte sie an, der frische Wind vom schwarzen Meere wehte ihnen entgegen, und hauchte sanfte Kühlung in die erhitzten, ermüdeten Glieder. Vor ihnen weit ausgebreitet in hundert Abstufungen, lag das herrlichste Land, sanft, wellenförmig, nach dem Meere zu sich abdachend, während es schroff und steil von der Seite der Steppe anstieg. Alle Thäler waren bewohnt und bebaut; überall standen leichte Hütten, oder festgebaute Häuser, mehrere derselben mit einer Thüre von Eisenblech oder von einer großen Basaltplatte versehen, um gegen die Angriffe der Räuber geschützt zu sein, aber komisch genug, entweder ohne Riegel und Schloß, oder an einem Hause angebracht, bei welchem man überall leichtern Eingang fand, als durch die Thüre.

Die Haydamakis jauchzten vor Freude auf, als sie das schöne Land, ihre Goldgrube vor sich sahen, und auch die Pferde, als ob sie den Reis witterten, der ihnen aus den Säcken der Bauern zu Theil werden sollte, streckten ihre Hälse weit in die Luft hinein, und athmeten mit Begierde den Duft der frischen Gräser, welchen ihnen der Wind zuführte.

Nach einer halbstündigen Rast ging es schnell bergab; die Pferde, welche nicht in langsamen Schritt verfallen waren, als es auf die steile Höhe ging, sprangen nun muthig und muthwillig mit ihren Reitern, von keinem Gepäcke beschwert, davon und vorbei ging es an Kastanienwäldern und schönen breitbelaubten Platanen, weiter hinab an Weinbergen und reichen Maisfeldern, endlich durch Lorbeer- und Orangenhaine bis zu der Dattelpalme der Seeküste. Schon lag das Dorf, das Ziel ihrer Fahrt, vor ihnen, schon wollten sie, nach den Umständen, nach der Zeit, welche sie drängte, ihren Plan verändern und sogleich zum Angriff auf das Dorf schreiten, als ihr junger Attamann sie auf einen Staubwirbel aufmerksam machte, welcher sich rechts von ihnen in der Ferne von einigen Werften erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Vernunft-Funken im heiligen Antonius.

Der heilige Antonius, in dessen Gehirn es die meiste Zeit gewaltig spukte, sagte doch einmal: „Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Menschen Narren sein werden, und wenn sie dann einen sehen, der kein Narr ist, so werden sie sich wider ihn auflehnen, als wäre er, weil er nicht ist wie sie, der einzige Narr in der Welt.“ — Als ihm einmal ein Philosoph fragte, wie es doch möglich sei, daß er so ganz ohne Bücher leben könne, gab er zur Antwort: „Meine Bücher sind Gott und die Natur.“

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

Cöln.

(Fortsetzung.)

Der Wein und andere Produkte der Schweiz und Badens haben nicht nur diesen Forderungen zu genügen, sondern auch denen noch, welche es den Regierungen von Hessen-Darmstadt und Nassau festzusetzen beliebt. Der Wein ist Hauptgegenstand der Kultur an dieser Seite des Rheins. Bei der überall anerkannten Trefflichkeit dieser Weine würde das Land, welches ihn erzeugt, sobald der Handelszwang aufgehoben wäre, in wenigen Jahren eine der reichsten Gegenden der Erde werden. Ein großer Theil des hier gewonnenen Weins ist geringe Sorte; folglich können nur die vorzüglicheren ausgeführt werden. Der Hochheimer, Johannisberger und einige andere werden immer einen solchen Ruhm behalten, daß selbst jene Abgabe den Betrag ausländischer Consumtion nicht verringern wird. Die Gegenden, welche diese herrlichen Weine hervorbringen, sind ausschließlich im Besitz des Wohlstandes, während Bürger und Bauern, auf deren Eigenthum jener geringere wächst, keinen Markt für ihre Erzeugnisse finden, oder sie zu einem so niedrigen Preise losschlagen müssen, daß sie nicht einmal ihre Arbeit bezahlt erhalten. Ein Stückfaß von diesem Wein kostet hier nicht halb so viel, als die Preußische Regierung dem Kaufmann für den Durchgang durch die Rheinprovinzen abfordert. Da jedoch die Einwohner von diesem Theile Preußens von jener Abgabe frei sind, so können sie Holland mit all' dem ordinären Wein versorgen, welchen es nöthig hat.

Mainz enthält 25000 Einwohner, ohne seine Garnison, die sich auf 6000 Mann beläuft. Es ist einer der festesten Plätze des Rheins, und diente in den Revolutions-Kriegen häufig zum Kampfplatz. Die Franzosen nahmen zuletzt im Jahre 1797 Besitz davon, und behielten es bis 1814, wo es wieder in die Hände seiner rechtmäßigen Eigenthümer kam. Der Wiener Congreß gab es an Hessen-Darmstadt, machte aber zu gleicher Zeit eine Bundesfestung daraus. In Folge dieses Uebereinkommens ist es jetzt von Oestreich und Preußen, den ersten Mächten des Bundes besetzt, welche ein Corps von 6000 Mann in diese Festung legten, aus Furcht, sie möchte wieder in die Hände ihres alten Feindes fallen. Ihre Feindseligkeit gegen Frankreich, vereinigt mit der Furcht, der Großherzog möchte nicht im Stande sein, sie zu vertheidigen, hat sie bewogen, die Stadt gemeinschaftlich gegen jeden Angriff zu sichern. Die große Wichtigkeit des Platzes ließ es nicht zu, daß ein Theil ihn allein besetzen durfte; man beschloß daher, den Apfel unter sich zu theilen. Ich glaube, es ist dieß das einzige Beispiel in Europa, daß eine Stadt, die einer dritten Macht gehört, von den Truppen zweier andern Mächte besetzt wurde. Obgleich sie gemeinschaftlich für die Befreiung Deutschlands fochten, so findet dennoch jetzt kein herzliches Verhältniß unter ihnen statt. Selten vergeht ein Monat ohne Streit zwischen den Truppen dieser beiden Völker, der häufig mit Blutvergießen endigt.

Der Rhein, welcher hier über 2000 Fuß Breite hat, ist der Lieblingsstrom der Deutschen. Er ward ihnen theuer, durch seine historischen Erinnerungen, welche interessanter sind, als die irgend eines andern Flusses, mit Ausnahme der Tiber, wie durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und die köstlichen Weine, welche dieser jährlich hervorbringt. Die Dichter schmücken ihre Schöpfungen mit Bildern, welche sie seinen Ufern entlehnten, und in keiner kleinen Anzahl von Studenten-Liedern, patriotischen wie bachanalischen Inhaltes, erscheint „Vater Rhein" in einem seiner Costüme als ein großer Gegenstand ihrer irdischen Verehrung. Die mannigfaltige Schönheit seines Thales, von Tyrol bis nach Cöln, lockt jährlich Tausende von Deutschen an seine Ufer, welche sie mit solchem Vergnügen bereisen, wie wohl selten ein anderer Strom gewährt; und vielen Studenten scheint eine Wanderung zum Rheine fast eben so unerläßlich, als die nach Mecca dem aufrichtigen Anhänger des Koran. Er ist hier in der That ein edler Strom, und von allen, die ich in Europa sah, der einzige, welcher mich an die Flüsse der Vereinigten Staaten erinnerte. Eine Schiffbrücke verbindet beide Ufer, und man geht eben so ruhig darauf hinüber, als auf den steinernen, welche sich über die Seine wölben. Diese Art Brücken, welche ich auf meinen Reisen im Vaterlande nie gesehen habe, ist so einfach, so wohlfeil und zugleich so zweckmäßig, daß es mich wundert, warum sie bei uns nicht eingeführt wurden. Sie besteht aus 56 Böten, die hinlänglich mit Ballast versehen sind, um desto besser der Strömung zu widerstehen, und in einer geraden Linie an eisernen Ketten vor Anker liegen. Die Gewalt des Stromes zieht sie abwärts, bis die ganze Länge ihres Cabels abgelaufen; dann stehen sie parallel mit einander, mit dem Bug stromaufwärts gewandt. Große Balken erstrecken sich von einem Boote zum andern, und an ihnen sind Breter befestigt, die sich rechtwinklich durchkreuzen. Eine solche Brücke ist in wenig Tagen gemacht. Zu Anfang des Winters wird sie des Eisgangs wegen aus einander genommen, und wenn der Frühling kommt, nimmt sie ihren Platz wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Celle.

(Fortsetzung.)

Dieser Garten hat eine 1500 Fuß lange doppelte äußerst schattige Lindenallee und ist noch mit dem Monumente der Königin Mathilde, vom Professor Oeser verfertigt, geziert. Die Idee, die ihm dabei vorgeschwebt, ist folgende: Die Wahrheit krönt den Aschenkrug der Königin im Angesichte des Volks, welche mit ihrer Nachkommenschaft sich nähert, das Bildniß der Verewigten an der Urne zu küssen. Das Stufenwerk ist von Quadern, das Uebrige aus weißem sächsischem Marmor gehauen. Der Garten würde durch die schöne Allee, so wie überhaupt durch die angenehmen Partieen am Wasser sehr gewinnen, wenn er mehr besucht würde, allein gemeiniglich durchstreifen ihn Einzelne, mehr der Gesundheit wegen, als um der Einladung der Natur zu folgen, deren Reize man hier eben nicht zu empfinden scheint. Will man hierdurch ein, freilich immer nur scheinbares, Vorrecht geltend machen, um sich nicht in Parallele mit den ihn etwa Besuchenden zu stellen oder glaubt man, es sei der Würde zuwider, so legt sich der so Handelnde (es gibt ja allerlei Charaktere) immer einen unnatürlichen Zwang auf, worüber der anders Denkende nur lächeln und unberücksichtigt lachen kann. So könnte auch die Westzeller lange Vorstadt von beiden Seiten, vorzüglich wenn der in der Mitte liegende Rasen, wie früher der Plan war und auch wohl noch realisirt wird, zu Blumenanlagen umgeschaffen würde, einen herrlichen Spaziergang abgeben, wie sich größere Städte dergleichen durch häufiges regelmäßiges Erscheinen selbst schaffen, wenn manche Restrictionen wegfielen, welche größere Städte, die den Geist der Zeit mehr auffassen, als Bagatellen übersehen.

Den 11ten v. M. erfreute der Vice-König von Hannover, bei seiner Rückkehr von Braunschweig, die Cellenser mit seiner Gegenwart, um vielleicht die Stimmung der Gemüther zu erfahren. Natürlich wurde er, wie immer, auf's Beste aufgenommen, da er von sämmtlichen Bürgern ungemein geliebt wird. Sr. M. hielten über die Cavallerie und Infanterie Musterung. Abends war bei General Hackel Diner, zu dem der Adel und das Offizier-Chor geladen waren. Am 27sten, als am Geburtstage des Vice-Königs, war die Stadt illuminirt, welches Fest durch einige, auf die Zeitereignisse passende Transparente erhöht wurde, und mit einer Fackelmusik, welche die Bürger dem General Hackel und dem Commandanten von Dzierznakowsky, der noch unter General Luckner gedient hat, endigte. Wegen der in Göttingen ausgebrochenen Unruhen wurden etwa dreißig dort Verhaftete nach Celle in die Gefängnisse abgeführt, von denen ein Paar gegen Caution bald nachher entlassen wurden. Ferner ging unter dem 27sten v. M. eine Deputation von vier Bürgern nach Hannover ab, um von Seiten der Bürgerschaft dem Vicekönige die Beschwerden vorzutragen. Sie sind auf Pergament gedruckt, welches mit einem roth sammetnen Umschlage, mit schön gepreßter Arbeit verziert, versehen war. Sr. M. empfing genannte Deputation sehr huldreich, mit der Versicherung fofortiger Einreichung derselben bei Sr. M. Wilhelm IV.

Im Anfange des Winters gab Herr Baptist Loiset mehre Vorstellungen, wobei vorzüglich die Dressur der Pferde zu bewundern war. Herr Olivo machte darauf mit seinen Taschenspielerkünsten kein besonderes Glück und Herrn Bosco, der doch ein non plus ultra ist, wollte es auch nicht recht glücken, denn statt vier angekündigter Vorstellungen hat er nur zwei gegeben. Sollte die Ursache daran gelegen haben, daß er gegen das Ceremonielle angestoßen habe (?!) In Braunschweig, wohin er sich zunächst wandte, hat seine Kunst völlige Anerkennung gefunden. Allein man übersieht, wie ich aus Erfahrung weiß, dergleichen Kleinigkeiten und hat mehr die Kunst im Auge. Ende vorigen Monats traf eine Schauspielertruppe, die in Lüneburg überwintert hat, hier ein. Director ist Herr Santo. Ich bemerke im Allgemeinen darüber, daß sämmtliche Schauspieler, wenn man mäßige Forderungen macht und auf die Beschränktheit der übrigens geschmackvollen Bühne Rücksicht nimmt, die Charaktere, von denen ich nur einige hervorheben will, gut durchgeführt haben. — Dieß war bei Herrn Meisel im „besten Ton" von Töpfer der Fall als Oberjägermeister von Strahlen. So gab auch Herr Reichenbach den gutmüthigen, aber durch schlechte Gesellschaft verleiteten Neffen, Philipp sehr gut. Dem. Breyther stellte ein, unter solchen Verhältnissen lebendes gutmüthiges Wesen dar, dem auch bei den größten Verirrungen ihres Mannes, die Ehre desselben theuer war. Dem. Westphal, Leopoldine, in naiven Rollen besonders ansprechend, erhielt die Intrigue zur Erweckung der Eifersucht ihres Schwagers sehr gut aufrecht. Major Warren, Liebhaber dieser Letzteren, der sich seit seiner Abwesenheit sehr gebessert hat, mußte seine Eifersucht mehr zügeln.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 206. (II. Jahrg.) Dienstag, den 30. August. 1831.

Glosse.

Thema: Nun Ade dem falschen Prunke,
Dilettire, wer da will,
Aechter, Kunst-geweihter Funke
Wächst im Busen tief und still.

In des Reimes Schellenklang
In der Bilder buntem Flimmer,
Im Gedanken-Zwielichtschimmer
Und in Worten, ellenlang,
Fand ich ächten Bardensang.
Hier in Deinem Schoos, Natur!
Wo des Sternes lichter Funke
Mir enthüllt der Gottheit Spur,
Ruf' enttäuscht ich durch die Flur:
„Nun Ade dem falschen Prunke!"

Du, Natur! bist Wahrheitsquelle,
Wenn sich hebt der Sonne Licht,
Wenn der Mond durch Wolken bricht,
Wenn vom Blitz die Nacht wird helle
Und sich thurmhoch bäumt die Welle.
Dir nicht folgen heißet: lügen!
Darum laß, Natur! mich still
Lauschen Deinen Odemzügen
Und nur Deinem Wink mich fügen:
„Dilettire, wer da will!"

Und Dir, Machtgestalt, zu nah'n,
Und in Deiner würdg'en Bildern,
Was das Herz bewegt, zu schildern
Bricht Begeist'rung mir die Bahn.
Oder lügt mir's nur ein Wahn?
Nein! o nein! in tiefer Nacht,
Bei des Himmels Sternenprunke
Wirst Du in mir angefacht
Und durchglüht mich Deine Macht,
„Aechter, Kunst-geweihter Funke."

Flammen fühl' ich in mir toben,
Ringend nach verwandtem Strahl
Aus der Erde düsterm Thal,
Und von ihrem Drang gehoben
Schwinget sich mein Geist nach oben.
Hört er so die Sphären tönen,
Ruft er schaffend aus: „ich will!"
Und sein Werk — wer könnt' es höhnen?
Denn die Kraft des Guten, Schönen
„Wächst im Busen tief und still."

Ed. Bönecke.

Der Werth der Kirchenmusik.

Meminisse iuvat.

Der Werth der Kirchenmusik ist in der neuesten Zeit vielfach vertheidigt und bestritten worden. Als Endergebniß alles Sprechens und Schreibens über diesen Gegenstand kann man wohl betrachten: daß Alle, welche der protestantischen Kirche die Musik nehmen wollen, entweder sehr mittelmäßig Gebildete, oder herzlose Neuerungssüchtler, oder intriguirende Politiker, oder von feindlicher Seite bestochene Schurken sind; daß aber auch die Kirchenmusik, wie sie jetzt ist, allerdings nicht so ist, wie sie sein sollte; daß sie — und darauf muß beinahe das meiste Gewicht gelegt werden! — im Verhältniß zu dem übrigen Gottesdienst als etwas ganz Disparates, Isolirtes, Getrenntes, gleichsam Selbstständiges erscheint. Wir enthalten uns jedoch hier aller weiteren Bemerkungen und machen nur das Publikum auf eine herrliche kritische Abhandlung unseres rühmlichst bekannten Hofraths Friedrich Rochlitz aufmerksam, die er „auf Veranlassung des Werkes: Große Passions-Musik nach dem Evangel. Johannis, von Joh. Seb. Bach. Vollständiger Klavier-Auszug von C. Hellwig u. s. w." in der algemeinen musikal. Zeitung dieses Jahres Nr. 17 ff. hat abdrucken lassen. Hier wird über die Einrichtung des Gottesdienstes in den Lutherischen Kirchen und über Kirchenmusik, in Bezug auf Sachsen und Leipzig, ungemein Vieles beigebracht, was

die erwünschteste Aufhellung über einen Gegenstand ertheilt, den die jüngst vergangene Zeit in den Staub der Streitbahn getreten hat. Als Beispiel davon, was man in jener Abhandlung findet, theilen wir Folgendes mit.

„Endlich," nachdem viele Jahre hindurch viel Unstatthaftes in Gottesdienst und Musik Statt gefunden hatte, „trat an der Spitze der örtlichen (Leipziger) Geistlichkeit ein Mann hervor — ein Mann, hochgeachtet als gelehrter Theolog und sehr eindringlicher Kanzelredner, gefürchtet wegen seiner Strenge in Lehre und Leben, ein Mann, durchgreifenden, ganz entschiedenen Charakters, selbst durch seine Gestalt und Haltung Jedermann imponirend: Salomon Deyling, Superintendent zu Leipzig u. s. w. (er lebte von 1677 bis 1755). Er mochte das Unstatthafte beim öffentlichen Gottesdienste nicht länger dulden, und da man nun auch (im Jahre 1723) den großen, schon weitberühmten Johann Sebastian Bach, auch einen Mann von durchdringendem Geiste, kräftigem, entschiedenem Wesen und festem, christlich frommem Sinne, zum Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen in Leipzig erhalten hatte: so vereinigte jener sich mit diesem, seine Gedanken und Ansichten in's Werk gerichtet zu sehen." — „Sie, diese Ehrenmänner, beseitigten das Disparate zwischen der Musik und den übrigen Theilen des Gottesdienstes an Sonntagen und anderen Festtagen durch folgendes einfache Verfahren. Deyling entwickelte in der Regel seine ganze Predigt — wenn auch oft künstlich genug — aus dem Fest- oder Sonntags-Evangelio: demselben Evangelio gemäß wählte und ordnete nun auch Bach seine Musik, so daß sie schon darum sich an das Uebrige anschließen mußte, wenigstens ihm niemals fernstehen konnte. Da nun aber doch der Fall nicht selten eintreten mußte, daß Deyling von der Regel abging und irgend einen abweichendern, nicht zu erwartenden Gegenstand durchführen wollte, wozu er nur die Veranlassung — eine Einzelnheit, ein Bild und dergl. — aus dem Evangelio nahm; so sandte ihm Bach jedesmal zu Anfange der Woche mehre auf den Tag gerichtete Texte seiner Kirchenstücke zu (gewöhnlich drei), und der Doctor wählte daraus. Dazu gehörte nun freilich ein großer Reichthum an solchen Stücken: diesen aber schuf sich Bach selbst und schrieb dergleichen unaufhörlich. So ist die erstaunliche Menge dieser seiner Werke entstanden. Es ist kaum begreiflich und dennoch wahr: man fand nach seinem Tode fünf ganze Jahrgänge derselben für alle Feste und Sonntage — neben so vielen anderen, zum Theil größeren, höchst gelehrten, höchst tiefsinnigen Arbeiten." — „Nachdem Deyling und Bach verstorben waren, ließ man jene zwischen ihnen bestandene, eben so einfache als zweckmäßige Ordnung einschlafen und das Frühere stellte sich wieder her. Bequemer war dieß allerdings!" —

Ohne daß wir ein einziges Wort zu dem so eben Mitgetheilten hinzuzusetzen brauchen, ergibt sich die Beantwortung der Frage: „Wie ist es jetzt?" — Als Glosse dazu könnten wir eine lange Jeremiade anhängen, aber Censur und vestigia odii terrent. Aber so viel muß zu sagen gestattet sein, daß sich unsere Kirchenmusik um desto weniger je zu der ihr gebührenden Würde erheben kann, um desto weniger stets ihrem Zwecke entsprechen und um desto mehr in ihrem Ansehen sinken wird, je entfernter die Aehnlichkeit zwischen unseren heutigen Geistlichen und Kirchenmusikdirectoren und einem Deyling und Bach ist. Freilich hat sich jener nicht erst Donnerstags und Freitags entschlossen, ob er zum Sonntage die Kanzel betreten wollte, wie es manche unserer Superindenten, Ober- und andere Prediger zu thun pflegen, nachdem sie sich in allerlei Vergnüglichkeiten die Woche hindurch auf ihren romantischen Landhäusern gebadet, oder kleinmeisterlich in den Schulen und Häusern herumgeschnuffelt, oder in feierlichem Anzuge vor dieser und jener Behörde ganz gegen ihre Würde gekrummbuckelt, oder auch Abhandlungen über die abstrusesten Lehrsätze zusammengehaspelt haben, oder auch ihres Mammons wegen, mit den Cours-Zetteln in den Händen, auf allen Wechselcomptoiren herumgelaufen sind. — Gott ändr' und bess' es!

Dr. Ed. Just.

Oesterreichische Antiquitäten

gesammelt

von J. F. Castelli.

(Beschluß.)

III.

Ein alter Comödienzettel aus Wien ohne Datum.

Mit gnädigster Bewilligung, wird heute die Pragerische Gesellschaft deutscher Schauspiele ein zwar bekanntes, doch aber gewißlich hier auf solche Art noch nie gesehenes, mit ausbündiger Lustbarkeit, noch niemals hier vorgestellten Präsentationen, und anderen sehenswürdigen Decorationen geziertes, und auf eine neue Manier verfertigtes moralisches Schauspiel aufführen, unter dem Titul: Hoffart kommt vor dem Fall, dargestellet in dem ruchlosen Leben und schröckensvollen Ende des Weltberuffenen Zauberers und Doctors Johann Fausts, wobey Hans-Wurst, als ein lustiger Diener des Fausts, mit durchgehender Lustbarkeit aufwarten wird. — Vorbericht: — Daß dieses Schauspiel öfters hier vorgestellt worden, ist bekannt, doch weiß man gewiß, daß keine Gesellschaft so vielen Fleiß und Mühe daran wendet, als wie wir, so, daß

wir noch überall, wo dieses Trauerspiel von uns ist vorgestellt worden, große Ehre, sowohl bei hoher Noblesse, als bey dem gesammten Publiko aufgehoben, und öfters zu repetiren fast gezwungen worden.

Es dienet auch zur Nachricht, daß folgende sehenswürdige Präsentationen zum Vorschein kommen werden, welche hier gewiß noch niemal seynd gesehen worden, und zwar: Erstens: zeiget sich die heldenmüthige Judith, wie sie dem Assyrischen Feldfürsten durch einen heldenmüthigen Streich das stolze Haupt von seinen Schultern trennet: Zweytens erscheinet das von der Belagerung befreyte Bethulien, wie solche bey dem auf den Ringmauern ausgesteckten Haupt des Holofernes sich erfreuet, und frolocket: Drittens kommt zum Vorschein der alttestamentische Patriarch Abraham, wie er seinen Sohn Isaak nach göttlichem Befehl zu schlachten im Begriffe steht, daran aber durch einen aus den Wolken kommenden Engel, verhindert wird. — Viertens: Endlich wird der Prophet Daniel in Mitte einer dunklen Höle in Gesellschaft grimmiger Löwen vorgestellet seyn, ferners erscheint zur Seite aus der Luft ein Engel, der dem Propheten Habakuk bei den Haaren bringet, um den Daniel mit Speiß und Trank zu versehen. Die übrige sonsten auch merkwürdige Vorstellungen bleiben wegen Enge des Platzes verschwiegen. Der Schauplatz und Anfang ist bekannt. —

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Man versteckte sich in ein nahgelegenes Gebüsch und bald zog im schnellen Trab eine große Schaar von mittelmäßig bewaffneten Leuten des Wegs daher, man ließ sie ruhig vorüber und eben wollte der Mirza das Zeichen zum Aufbruch geben, als er, noch einmal sich umschauend, einen kleinen Trupp Reiter erblickte, welcher den nämlichen Weg verfolgte.

Wollen wir diese noch vorher mitnehmen? fragte er seine Leute; sie nickten sehr zufrieden ihr Ja, und kaum waren die Reisenden in ihrer Nähe angelangt, als die Kosaken mit wildem Geschrei aus dem Gebüsch hervorstürzten, die wenigen Leute nach kurzer Gegenwehr niedermachten, banden, plünderten und sich mit ihrer Beute, welche in vielem Gold und Kleinodien, in dem Mundvorrath und in einer verschleierten jungen Dame bestand, davon machten.

Des Gouverneurs Leute waren es, welche der unbesonnene Jüngling angegriffen, und Feodosia war es, die er gefangen hatte.

Er entriß ihr den Schleier, aber er blieb, versteinert von dem Zauber ihrer Schönheit — regungslos vor ihr stehen; dann faßte er sich und sagte zu seinen Kameraden: Ihr könnt das Fischerdorf allein überfallen, ich will keinen Theil an der Beute und auch von dem nichts, was wir so eben erobert, aber die schöne Dirne behalte ich für mich.

Was! wie! schrieen die Haydamakis wild durch einander, wir sind Alle gleich, wir müssen Alles theilen, so auch das Mädchen, dieses kann nur durch das Loos Dir werden, dann schalte mit ihr, wie Du willst, aber ohne dieß nicht —

Wohlan! so laßt uns schnell loosen! rief der Mirza, immer noch die Schnur und ihr Roß festhaltend — seht her, hier sind an diesen Schnüren des Halsgeflechts sieben feine Lederstreifen, einer davon ist länger als die andern, — ich nehme sie alle in meine Hand, jetzt wählt, wer das längste Stück bekommt, dem sei das Mädchen anheim gefallen.

Gut, sprachen die Andern — so sei es:

Der Mirza nahm die Riemen des Geflechts in seine Hand, kehrte sich von den Andern ab, ordnete sie in seiner Hand, so daß von allen gleich lange Enden hervorsahen, faßte nun eines derselben und hielt die andern den Kosaken hin. Schon wollten sie zugreifen, als einer derselben, Paschki, ausrief: Sidin! Du willst uns betrügen, Du sollst nicht zuerst ziehen, laß den Riemen los, den Du gefaßt hast, erst wollen wir wählen, was übrig bleibt, gehört Dir.

Des jungen Chan schwarze Augen funkelten in wildem Zorn auf, er biß sich auf die Lippen, aber er sagte nichts, ließ den Riemen los, welchen nun Paschki faßte, und als Alle gewählt, nahm er auch einen Zipfel, doch Paschki hatte, wie wohl zu vermuthen war, das große Loos getroffen.

Ich kämpfe Dir das Mädchen ab, rief voll Grimm der Mirza, zog seinen krummen Säbel und führte einen raschen Hieb nach dem Kosaken. Dieser hatte nicht Zeit, seinen Säbel zu ziehen, er warf sich nun schnell vom Pferde, und wich so dem Hiebe aus, allein sein Pistol war dem Gürtel entrissen, bevor jener noch zum zweiten Hieb ausholen konnte, und die Kugel schlug Sidin die Mütze vom Kopfe. Jetzt gab dieser seinem Pferde die Sporen, um auf jenen loszusprengen; wie gewandt der Kosak sich auch drehete, herüber und hinüber sprang, Sidin kam in seine Nähe, und als jener eben einen Stoß nach seinem Pferde führen wollte, sah man ihn mit gespaltenem Haupte niedersinken.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 200:

Eber — Rebe.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Celle.

(Beschluß.)

Im unterbrochenen Opferfeste strebten Alle, sowohl in Hinsicht des Spieles, als des Gesanges, nach einem schönen Ziele, unter andern Herr Hanstein im Inca von Peru, Herr Kügler dessen Sohn. Vorzüglich gefiel der Engländer Murney, Herr Germann, so wie auch der bigotte Oberpriester Herr Neubrunn. Der Feldherr der Peruaner Herr Dettmer blieb dem angenommenen Charakter getreu, wobei ihm seine imponirende Gestalt und sein kräftiger Baß sehr behülflich waren. Dem. Westphal ließ in Durchführung der leidenschaftlichen Spanierin nichts zu wünschen übrig.

Die bisher so sehr gerühmte Geselligkeit mag ihr goldenes Zeitalter gehabt haben, allein jetzt ist sie durch die, in den Köpfen der verschiedenen Stände vorherrschenden, Ideen von selbstgeschaffener Größe (o vanitas vanitatum!) so zur Unnatur herabgesunken, daß der Unbefangene die eine Klasse in ihrer Selbstzufriedenheit auf dem erklommenen Gipfel der Hohheit stehen lassen wird, die andere nur bedauern kann, daß sie, von einem verführerischen Beispiele fortgerissen, in ihrer Verblendung den Abgrund zu ihren Füßen nicht bemerkt, in den sie, in ihrer Ohnmacht, früher oder später, schwindelnd hinabsinken muß.

So eben erhalte ich abgebrochene Notizen über Braunschweig. Würden sie Ihnen angenehm sein, so kann mir mein Bruder vollständiger darüber schreiben.

Der Herzog Wilhelm hat dem Offizier-Corps und den Offizieren der Bürger ein Diner auf dem Redoutensaale gegeben, welcher deßhalb neu decorirt, schön gemahlt und mit fünf prachtvollen Kronen versehen ist. Die Wände sind mit Gold und Silber ausgelegt und die Kosten belaufen sich auf 3100 Thlr. In der Folge soll er zu Casinos dienen. Er hat lange bei dem Diner verweilt und auf das Wohl der biedern und braven Braunschweiger getrunken, zugleich laut geäußert, daß er sie glücklich machen, nichts für sich sparen, sondern ihnen Alles zufließen lassen wolle. Das neue Schloß will man in eine gerade Linie gebracht wissen, damit die Straßen breiter und die Aussicht freier werde. Man hat Prämien auf den besten Plan ausgesetzt, und allem Vermuthen nach wird wohl der des Baumeisters Othmer, eines gebornen Braunschweigers, genehmigt werden, wiewohl alle Fremde daran Theil nehmen können.

Weimar, Mai 1831.

So still und ruhig auch unser Leben sich bewegt, so geht doch die große gewaltige Zeit, die einen neuen, Gott weiß welchen, Zustand der Dinge über Europa heraufzuführen droht, keineswegs ganz spurlos an uns vorüber; auch bei uns nimmt Alles eine politische Richtung an, und so manche Erscheinung, die sonst kaum beachtet worden wäre, gewinnt jetzt eine mehr oder weniger wichtige öffentliche Geltung.

So hat zum Beispiel der hier privatisirende Gelehrte, Herr Dr. Fleischhauer, jetzt ein wissenschaftliches Werk über den erblichen Lehnsadel geschrieben; vor Einem Jahre würde diese Schrift das große Publikum gar nicht berührt haben, sie hätte höchstens die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt; jetzt aber machte dieses Buch auf unser ganzes Publikum einen großen Eindruck; selbst die ungelehrteren Bürgerstände, denen solche Lectüre sonst ganz ferne liegt, kauften dieses Buch und lasen es mit Begierde. — Größer aber noch wurde das Aufsehn, als ein vornehmer Adeliger, ein hoher Officier, in der Erholungsgesellschaft den Dr. Fleischhauer öffentlich mit heftigen Drohungen verfolgte; natürlich mußte ein solches Benehmen die Gemüther unangenehm aufregen, selbst der Großherzog und die Großherzogin, K. K. H. H., sollen das Betragen dieses sonst geachteten Offiziers mit großem Unwillen vernommen haben.

Ein anderer Vorfall läßt einen noch unerfreulichern Blick in das Leben und Treiben der Gegenwart thun. Am jetzigen Pfingstmarkt nämlich erregten hiesige Schuhmacher einen lebhaften Auflauf gegen die Schuhmacher aus Erfurt, wo bekanntlich die Schuhfabrikation manufacturmäßig betrieben wird und deßwegen sehr wohlfeile Preise möglich macht. Schon am vorigen Herbstmarkt wußten die hiesigen Schuhmacher den Befehl zu gewinnen, daß Erfurtische Schuhmacher vom hiesigen Markte ausgeschlossen wurden; diese Ausschließung mochte wohl nicht ganz unbillig sein, weil die Einführung weimarischer Produkte und Fabrikate nach Erfurt großen Hindernissen und Beschränkungen unterworfen war.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 207. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 31. August. 1831.

Sommernachtsphantasie
im Parabießgärtchen in Wien.

Wenn Abends es düftert, da hebt sich ein Zelt,
Aus tiefblauer Seide so dunkel,
Der Mond, der als leuchtender Knauf es hält,
Glänzt nieder mit hellem Gefunkel.

Und unter dem Zelte, da wird es so laut,
Es flüstert und setzt sich zu Tischen,
Die luftigen Elfen sind aufgethaut
Und finstere Gnomen dazwischen.

Und in der Elfen luftigem Reich
Da gibt es auch Mütter und Tanten,
Da wallen Elfchen gar schlank und bleich
Mit lästigen Gouvernanten.

Dort sitzt eine Elfe und strickt einen Strumpf
Und möchte auch gerne bestricken,
Ein alter Gnom', im Gesichte Triumph
Steht vor ihr mit krummem Rücken.

Und hier eine Elfe, ein Hündchen im Schooß,
Das trinkt voll Gemüth Chokolade,
Die zarte Herrin trinkt Wasser blos,
Denn umgekehrt wäre Schade.

Dort blicket zum Mond mit Mondscheingesicht
Die übertragene Blonde,
Der ist sie gewiß eine Fabel nicht,
Die Fabel vom Manne — im Monde.

Zwei Elfchen dort bekommen Vapeurs
Und kühlen mit duftigem Eise,
Ach käme doch lieber ein Erdgeist her,
Denkt Manche im Herzchen sich leise.

Und Viele sitzen, einsam und stumm,
In luftigen Blätterhallen,
Die Gnomen schlendern gar pfiffig herum,
Beschaun sie mit hellen Kristallen.

Musik ertönet, lieblich und schön
Die Lanner'schen Segler und Schnalzer,
Es möchten die Gnomen im Kreise sich dreh'n,
Die Elfen sich schwingen im Walzer.

Doch sitzen Alle so blöd und steif,
Die Gnomen dürfen's nicht wagen,
Die Mütter späh'n gleich, ob mit goldenem Reif
Die Finger der Geister beschlagen.

Das ist der traurige Elfenball,
Zur Nacht im Garten zu schauen
Sich ennuyren die Gnomen all',
Und sitzen bleiben die Frauen.

Ludwig Aug. Frankl.

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. Mme la Duchesse douairière d' Orleans.

(Fortsetzung.)

„Und was habe ich übrigens zu befürchten, wenn ich versichere, daß der Sohn Ludwigs XVI. nicht im Tempel gestorben, daß er wirklich noch am Leben, daß ich ihn zwei Mal im vertrauten Umgange mit einer erlauchten Person gesehen, und daß ich mich im Besitze von authentischen Aktenstücken befinde, die seine Existenz außer Zweifel setzen und die ich auf Gefahr derjenigen, welche dadurch kompromittirt werden könnten, keinen Anstand nehmen würde, öffentlich zu verkündigen, wenn ich dazu gezwungen werden sollte."

„Was auch daraus entstehen mag: ich folge der Stimme meines Herzens und setze meine Mitbürger von Thatsachen und Umständen in Kenntniß, die ich ihnen enthüllen zu können glaube und führe sie auf

die Spur treuloser Komplotte und Machinationen, die denjenigen des Thrones beraubt, welcher durch eine lange Reihenfolge von Vorfahren berufen war, die schönste Krone zu tragen, der aber seit mehr als vierzig Jahren noch kein Asyl gefunden, wo er sein Haupt zur Ruhe legen könnte. Ich schreibe ohne Haß und ohne Furcht; ohne Bedauern über die Vergangenheit, ohne geheime Absichten für die Zukunft." !!! —

„Ein Prinz, dessen ganzes Leben ein ununterbrochenes Gewebe von Intriguen war, dessen unersättlicher Ehrgeiz den Ruin seiner Familie herbeiführte, der die Ursachen der Katastrophen von 1793 und 1830, welche der Legitimität den Todesstoß versetzt, vorbereitete und unterhielt; dieser Prinz — — doch diejenigen, welchen die geheimen Denkwürdigkeiten der Geschichte nicht fremd geblieben, haben ihn schon genannt — — ist der Graf von Provence."

„Von Natur heimtückisch, durch ein glückliches Gedächtniß begünstigt und mit allen skolastischen Kenntnissen ausgerüstet, wußte der Graf von Provence sehr frühe schon die Ueberlegenheit seines Geistes zu benutzen, um alle seine Umgebungen zu beherrschen und sich den Weg zum Throne, dem Ziele seiner heißesten Sehnsucht zu bahnen. Um dieses Ziel zu erreichen, vernachlässigte er nicht den mindesten Umstand, der seine Absicht begünstigen konnte."

„Als Thronerbe bot Ludwig XVI. durch seine Herzensgüte und die Unentschlossenheit seines Charakters den fortwährend gegen ihn angezettelten geheimen Umtrieben nur ein schwaches Hinderniß dar."

„Kaum hatte er den Zepter in Händen, als er beinahe das Opfer eines ihm von seinem Bruder in einem dunkeln Corridor des Schlosses von Versailles gelegten meuchelmörderischen Hinterhaltes geworden. Da Ludwig XVI. damals noch keinen Thronerben hatte, würde das Verbrechen, wenn es gelungen, von dem vollständigsten Erfolge gekrönt worden sein. Auch erinnert man sich noch eines andern Anschlags des Grafen von Provence auf das Leben seines Bruders bei einer Jagdpartie zu St. Hubert, welcher glücklicherweise durch einen unvorhergesehenen Umstand gescheitert."

Die Geburt des Herzogs von Burgund vereitelte die sträflichen Hoffnungen eines ehrgeizigen Oheims; aber ein allmähliges Dahinschmachten machte dem Leben des königlichen Kindes ein frühzeitiges Ende. — Es starb zu Meudon; und dieser Tod veranlaßte einen Verdacht, den man gegenwärtig nur für zu gegründet halten kann."

„Später beruhigte ein Herzog der Normandie Frankreich über seine Zukunft; und nun begannen und zeigten sich alle Combinationen des Verbrechens, alle Entwicklungen des verabscheuungswürdigsten Ehrgeizes. Von dieser, dem Anscheine nach, für Frankreich so glücklichen Epoche an, wurden alle Triebfedern der Intrigue in Bewegung gesetzt, der Redlichkeit und Unschuld die schändlichsten Fallstricke gelegt, und eine Königin, das Idol ihres Gemahls und einer ihren Souverainen mit Liebe ergebenen Nation, durch jene Doppelzüngigkeit, deren der Graf von Provence allein fähig war, welcher täglich durch äußere Beweise von Achtung und Liebe diese so unglückliche und anziehende Fürstin über seine heillosen Absichten zu täuschen suchte, an ihrem Theuersten, an ihrer Ehre angegriffen. Die merkwürdige Halsbandgeschichte, in welcher dieser Prinz eine so geheime und so treulose Rolle spielte, vereinigt Alles in sich, was Schändlichkeit, Ehrlosigkeit und Aergerniß nur Widerliches und zugleich dem edlen und reinen Charakter Marie Antoinettens Fremdartiges darbieten können."

„Als der Graf von Provence als Taufpathe Ludwig's XVII., diesen seinen Neffen eben über die Taufe hielt, ging er so weit, den bei dieser heiligen Handlung fungirenden Priester zu fragen: „„Aber, Herr Abbé, es wäre doch auch nothwendig zu wissen, wer der Vater des Kindes sei, welches Sie eben taufen wollen.""" Der Geistliche antwortete mit Würde: „Diese Frage geziemt sich nicht, Monseigneur: derjenige, dem ich eben die heilige Taufe gebe, ist der Sohn Ihres Souverains und des Meinigen." Diese ganz authentische Anekdote zeigt allein schon von dem Hasse, welchen der Graf von Provence gegen Ludwig XVII. bereits in der Wiege gefaßt."

„Man weiß nicht, welche Rolle der Graf von Provence bei den berathenden Versammlungen gespielt. Selbst seine Auswanderung wurde für ihn ein nur um so sichereres Mittel, den Fall seines unglücklichen Bruders desto geschwinder herbeizuführen und ihm für immer das Vertrauen und die Liebe seiner Völker zu rauben."

„Obgleich die Umstände und sein vorsichtiger Charakter ihm die größte Klugheit geboten, sparte er doch weder Gold noch Intriguen, den Sturz seines Souverains und zugleich die Vernichtung aller in Frankreich gebliebenen Mitglieder seiner nur allzu unglücklichen Familie zu beschleunigen."

(Fortsetzung folgt.)

Große Hypochondrie.

Die ehrenwerthe Gattin des berühmten Reiske erzählte einmal einem ihrer Freunde, daß ihr verstorbener Mann von der schrecklichsten Hypochondrie gepeinigt worden sei. Wenige Wochen nach ihrer Verheirathung, als sie ruhig an seiner Seite schlief, weckte er sie mit Ungestüm auf und fragte, ob sie auch wisse, daß er, während sie sanft geschlafen, die peinlichsten Höllenempfindungen gehabt, und alle Augenblicke im Begriffe gestanden habe, ihr die Kehle abzuschneiden.

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

(Fortsetzung.)

Für das Auge desjenigen, der nur Kaufmann ist, hat Mainz, durch den Verfall seines Handels, fast ganz die frühere Wichtigkeit verloren. Dennoch wird es immer einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte behaupten, und zwar nicht, weil es so viele Belagerungsheere zurückschlug, sondern weil sich an seinen Namen eins der einflußreichsten Ereignisse für das Menschengeschlecht knüpft, — die Erfindung der Buchdruckerkunst. Vergebens sah ich mich nach einem Denkmale um, des berühmten Mannes würdig, der hier geboren ward.

Mainz ist, gleich den meisten Städten am Rhein, reich an Gegenständen der Wißbegierde. Die Städte Europas haben, von der Zeit des Römischen bis zu der des Gallischen Caesars, so oft ihre Herren gewechselt; so manches Denkmal ihrer Unterjochung und Herrschaft blieb zurück; sie erhoben sich so oft von Armuth zum Reichthum, oder sanken wieder zur Unbedeutendheit hinab, daß sie zahlreiche Spuren der früheren Glückswechsel zeigen, und in der Seele des Fremden ein mächtiges Interesse erwecken. Auf einer Reise durch die Vereinigten Staaten werden wir weniger von dem Anblick der Städte in ihrem gegenwärtigen Zustande gefesselt, als von den Bildern unsrer Phantasie, wie sie vielleicht nach ein oder zwei Jahrhunderten aussehen mögen, nachdem wir selbst längst die Bühne verließen. In Europa dagegen schwindet vor dem mächtigen Eindrucke der Vergangenheit gänzlich der Gedanke an die Zukunft. Jedes alte Gebäude, jedes Ueberbleibsel der Römer-Herrschaft oder Lehnszeit, selbst die Unterhaltung mit der Reisegesellschaft, Alles versetzt den Geist in Zeiten zurück, die lange dahingeschwunden sind. Man kann sich nicht umsehen, ohne die Verwüstungen der Zeit zu bemerken, oder zu fühlen, wie Alles den Stempel von Jahrhunderten trägt. Ein Neapolitanischer Bauer erzählt dem Reisenden von der Villa des Cicero oder Lucull, und bietet sich zum Führer an nach der Grotte der Sybilla, während sein Sohn Münzen vorzeigt, die er nach dem verschiedenen Ausdrucke, Bart oder Costüm für einen ächten Trajan, August oder Nero auszugeben bemüht ist.

Kommt der Wanderer über die Alpen, so verlassen ihn die Römer noch lange nicht. Wohin ihn auch sein Weg am Rhein führe, überall findet er Spuren von ihnen, und sein Mainzer Cicerone spricht wie ein Buch von der Antike, zeigt ihm, wo das Lager des Martius Agrippa stand, deutet auf die Festungswerke, die noch vom Drusus angelegt wurden, und erzählt, wie eine der Legionen, welche Jerusalem eroberten, einst in seiner Vaterstadt in Garnison lag. Diese Ueberbleibsel Römischer Kunst erregen kein geringes Interesse, da sie so genau zusammenhängen mit der Geschichte dieses Landes, und an Bedeutsamkeit den in meinen früheren Briefen beschriebenen wenig nachstehen. Es ist hier eine erbärmliche Gemälde-Gallerie, und eine ausgezeichnete Bibliothek von 90000 Bänden, wo man einige der ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst findet.

In Straßburg sagte ich der Gothischen Baukunst Lebewohl. Die Kathedralen, welche ich seitdem gesehen, sind durchgängig entweder Sächsischen, oder Sächsischen und Gothischen Styls zugleich. Dieser Styl, der sich vorzüglich auf Deutschland beschränkt, steht, wie dem Griechischen an Schönheit, so dem Gothischen an Erhabenheit bedeutend nach. Er hat sehr wenig Grazie oder Anmuth in seinen Verhältnissen, und bietet nichts, woran sich das Auge von der Schwere erholen möchte, womit diese Gebäude die Erde zu erdrücken scheinen. Aber ermangeln sie gleich der Pracht und Symmetrie südlicher und nördlicher Kunst, so sind sie dennoch sehr anziehend in historischer Rücksicht, und wie jene alten Lehnsschlösser führen sie den Beschauer in ein entferntes Zeitalter und bevölkern es mit Menschengestalten.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Weimar, Mai 1831.

(Beschluß.)

Jetzt aber, wo nach dem neuen Staatsvertrag zwischen Preußen und Weimar ein freier Verkehr zwischen Weimar einerseits und dem Erfurtischen und Preußisch-Hennebergischen Gebiete andrerseits hergestellt ist, wo z. B. unserm Gedraite, den Bürgel'schen Töpferwaaren u.s.w. der Markt zu Erfurt eröffnet ist, jetzt hätte man doch einsehen müssen, daß eine Ausschließung Erfurtischer Schuhmacher ungerecht sein würde. Nichtsdestoweniger entstand am Pfingstmarkt ein ziemlich tumultuarischer Auflauf, die Buden der Erfurter wurden niedergerissen und die Wiedereinpackung der Waaren erzwungen, und erst nach einigen Stunden konnten die Erfurter unter dem Schutze des Militärs ihre Waaren wieder ausstellen. — Wahrlich, es ist kein gutes Zeichen von der politischen Reifheit der Deutschen, daß in dieser

Zeit der Aufregung, wo man sich das Ansehn gibt, nur liberale Ideen herrschend machen zu wollen, überall in Deutschland ein gräulicher Zunftgeist sich wieder regt, der mit dem allgemeinen Wohl und mit der Liberalität im grellsten Widerspruche steht. Soll das vielleicht die Frucht der Zeit sein? Sollen diese unbrauchbar gewordenen Gebilde des Mittelalters wiederkehren? Mit welchem Rechte sprecht ihr gegen die Vorrechte des Adels, da ihr selbst neue Begünstigungen in Anspruch nehmt, durch welche euch die übrigen Staatsgenossen reiche Contributionen geben sollen? —

Doch ich wende mich nun zu dem stillen, friedlichen Reiche der Wissenschaften! Da bietet sich in der Errichtung des Museums ein in vieler Hinsicht höchst erfreuliches Ereigniß dar. Ein Bedürfniß, was schon lange gefühlt und ausgesprochen war, nämlich einen Mittelpunkt des wissenschaftlichen geistigen Verkehrs zu besitzen, konnte lange nicht befriedigt werden. Jetzt aber gelang es dem gemeinsamen Streben vieler angesehenen Männer, eine Anstalt zu begründen, wo alle Schätze der deutschen und ausländischen periodischen Literatur in der reichsten Fülle dargeboten werden. Das Museum hat 20 deutsche und 8 ausländische politische Zeitungen, 21 deutsche und 9 ausländische Literaturzeitungen und Unterhaltungsblätter, und 48 deutsche und 10 ausländische wissenschaftliche Blätter, zusammen also 116 und steht jetzt als eins der vorzüglichsten Institute dieser Art in Deutschland da. Mitglieder der Gesellschaft sind gegen 120. Freilich hätte eine so glänzende Anstalt ohne die seltene Munificenz unsers hohen Fürstenpaars durchaus nicht entstehen können; denn Sr. K. Hoheit der Großherzog hat nicht nur ein sehr schönes Local in einem der hiesigen Schlösser, im Fürstenhause, eingeräumt, welches auf herrschaftliche Kosten geheizt wird, sondern die Großherzogl. Bibliothek muß auch alle ihr gehörenden periodischen Blätter zum Museum liefern; Ihro Kais. Hoheit, die Frau Großherzogin aber theilt der Anstalt die theuern englischen und französischen Zeitungen mit. Das Institut besteht schon seit Neujahr, den 2ten Mai aber fand erst bei Gelegenheit eines neu bezogenen Locals eine sehr ansprechende Einweihungsfeier statt, bei welcher der Herr Geheimerath, Canzler von Müller in einer vortrefflichen Rede ein seltenes Rednertalent entwickelte.

Uebrigens ist mir diese Anstalt viel zu werth, als daß ich einige Bemerkungen unterdrücken könnte, die vielleicht auf das Gedeihen derselben wohlthätig wirken mögen. Erstlich ist man nämlich bei der außerordentlichen Menge der dargebotenen Gaben oft verlegen und weiß fast nicht, nach welcher man greifen soll; gar viele Goldkörner mögen so ungelesen bleiben; da wäre es nun recht hübsch, wenn die Mitglieder sich gegenseitig auf das vorzüglich Interessante und Wichtige aufmerksam machten; es müßte also eine Tafel oder ein Buch aufgestellt sein, wo der Finder einer wichtigen politischen oder literarischen Neuigkeit seine Mitleser durch ein Paar schriftliche Worte auf das zu lesende Blatt freundlich mit Angabe des Gegenstandes hinweisen könnte. Zweitens fürchte ich, daß es vielen Mitgliedern doch etwas beschwerlich sein wird, wissenschaftliche Blätter, besonders des eigenen Fachs so obenhin an einem fremden Orte zu lesen und zu studiren. Nun kann man zwar Hefte mit nach Hause nehmen, aber da sind Lücken doch nicht zu vermeiden. Wäre es denn nun nicht zweckmäßig, die Lectüre zu Hause mit der Lectüre auf dem Museum zu verbinden? Acht Tage lang nämlich, oder noch länger könnte man die wissenschaftlichen Blätter der allgemeinen Lectüre vorliegen, dann aber circuliren lassen. Man theile nämlich alle wissenschaftlichen Blätter in mehrere Lesekreise, z. B. einen theologisch- philologisch- pädagogischen, einen juristisch- staatsrechtlichen, einen medicinisch- naturwissenschaftlichen, einen militärisch- forstwissenschaftlich- ökonomischen, einen kaufmännisch- gewerblichen, 2c. theile jedem Kreise einige allgemein - wissenschaftliche Blätter zu, und lasse nun jedes Mitglied sich erklären, zu welchem Kreis es treten wolle; die gewählten Schriften mögen nun auf je eine Woche circuliren; gewiß dann würde sich die Theilnahme an diesem Institute immer mehr vergrößern; natürlich müßte diese Einrichtung nur für die Blätter gelten, die dem Vereine eigenthümlich gehören, nicht aber für die, welche die Großherzogl. Bibliothek 2c. liefert. — Schließlich muß ich noch die seltene und aufopfernde Mühe erwähnen, mit welcher Herr Musculus, als Custos der Anstalt, den Mechanismus des Ganzen in bewundernswerther Ordnung erhält und sich dadurch die größten Ansprüche auf die Dankbarkeit des Vereins erwirbt. — Auch darf ich nicht vergessen, daß die Hofmannische Hofbuchhandlung mit sehr lobenswerther Liberalität auf einer eignen Tafel im Museumslocal den Mitgliedern des Vereins alle neue Schriften zur Ansicht vorlegt.

Buntes.

Auf die Gesundheit der Hagestolzen.

Die Hagestolzen sollen leben!
Es hat mit ihnen keine Noth, —
Sie halten, — mögen sie's vergeben, —
Für Semmel jedes fremde Brot.

*****e.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 208. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 1. September. 1831.

Die Eselfresser.*)

Von M. Cunow.

Erste Parthie. — Jagd.

Einleitung.

Die Pflege des Leibes macht wählig, zu dem mag Manch-Einem viel Sitzen in Sitzungen nur als eine feinere Art des Sitzens in einem Verließ bedünken, daher allen wohlbestallten Collegien Ferien verordnet sind, damit sie im Freien frank umhergehend handthieren mögen, und kommt bei hohen Dikasterien die Summe der Arbeitstage im Jahr fast gleich der halben Summe der Feiertage. Auf solch' eine Feierzeit hatten in der Hauptstadt einer halbdeutschen Provinz die daselbst ansässigen gelahrten und reichen Herren, und was sich an solche gern anschließt und andrängt, als da sind: Dichterlinge, Feldscheerer, Buchbinder und mehr Volk, beschlossen, sich mitsammen eine große Erholung und Freude zu bereiten, und darzu auch die Aeltesten von Stadt und Land zu laden. Da aber das fürnehmste Vergnügen des freien Mannes die Wildjagd ist — denn nur Wenige dürfen Menschen jagen und fällen — und in den großen Waldungen des Landes viel Wild hausete, und darunter auch solches, das heutiges Tages gar rar ist und sich nur für Geld zeiget, als da sind: Auerochsen, Bären, Wölfe, Luchse, Eber; so wurde ein groß Jagen angesaget und darzu des Langen und Breiten gepfleget, wie hier des Weitern zu ersehen.

*) Dieser Spitzname und die ihm zu Grunde liegende Anschuldigung ist durch eine alte — auch in den Chroniken berührte — Sage in Schlesien motivirt, welche der Verfasser hier nach eigener Composition weiter ausgeführt hat, und solche in älterer Sprache zu geben für angemessen hielt.

Zurüstung.

Es wurden aber auf einen festgesetzten Tag viel Herren und Reisige, Gespann und Waffen, Zeug und Hatzhunde bestellet, und waffnete sich Jeder, so gut er konnte und mochte. Büchsen und Schwerter, so seit Jahren in Frieden aufgehenket, wurden herabgelangt und gereiniget; mehr achtbare Schulherren, so sich vor den heutigen Waffen scheueten, gedachten die Kriegsbücher der Alten mit sich zu führen, um nach und mit selbigen zu kämpfen; ein Lehrer der Alterthümer aber ergriff einen verrosteten Nachtwächterspieß, so ihm ein Schalk als den Speer des Hektor verehret, um damit auf das Wild einzugehen; auch wurde ein Banner der Stadtschützen bestellet, sowohl zum Ehren- als Sicherheitsgeleit. Auch an Speise und Trank ließ man es nicht gebrechen und belud auf dem Markt etzliche Wagen mit solcher dem Aug' und Gaum' des Menschen angenehmer Last.

Auszug.

Und als der Tag gekommen war, da man wollte daß große Jagen beginnen, hielten sie folgends den Auszug aus der Stadt. Vorauf ritt ein Fähnlein Reißige aus den Fleischhauern, mit etwelchen Drommeten; ihnen folgte ein dicker Herr in offenem Wagen mit stattlichem Gespann, der auch daheim stets der Erste war. Hinter ihnen fuhren bei hundert Wagen mit allerlei gelahrten, weisen und ansehnlichen Herren und schönen Frauen, und liefen viel neugierige Schul- und andere Buben beiher und sahen zu, ob sie sich möchten hinten auf die Wagen hängen; auch hatte man den Stadtdichter aufgeladen, daß er den Jagdfang besänge und die Lieder zum Schmauß neu fertige. Den Zug schloß aber ein Fähnlein Stadtschützen zu Roß und Fuß, und folgte ihnen viel Volks von jedem Stand und Alter nebst Kreti und Pleti. Und war ein Lärmen, als da die Jüden in's

gelobte Land zogen; es war aber kein Jud dabei, denn dazumalen war Jud und Christ noch nicht Eins, und durfte kein Jud im Weichbild der Stadt zu Nacht rasten. Und sie zogen hin und lagerten unterwegs und fülleten mit ihrer Menge die Orte, da sie einzogen.

Das Jagen.

Da sie aber an die große Haide*) kamen, machten sie Halt, und der Feldzeugmeister (derselbige, welcher beim Zug der Fürderste gewesen) ordnete sie an, und umstelleten ein groß Stücke Waldes, meinend, das Wild darin zu erlegen. Es weidete aber am Saum des Waldes ein faul Eselein, so dem Müller bei der Stadt, nach welcher der Wald genennet ist, zubehörig war. Und die gelahrten Herren hatten ihren Stand gegenüber, zusammt dem Bewahrer der Alterthümer. Aber einer aus ihnen, so die Brille am ehesten auf die Nase gesetzet, schauete gegen den Wald und gewahrete den Graurock. Alsobald rief er: „Confratres, welch ein Ungethüm von Gewild erblicken meine Gläser und Augen! Wer vermag es zu fällen?" — Und damit erhob er in seiner Faust ein dick, schwer Buch, mit Pergament wohl zusammengehalten, und ging gemessenen Schrittes muthig auf das Wildthier los. Und ihm folgten seine Collegen, alle gleich ihm gewaffnet, und der Alterthumssammler mit der trojanischen Lanze, an welche er glaubte. Aber das Eselein fraß geruhig fort, denn es standen daselbst viel wilde Rosen und Disteln, so ihm besser behagten, denn des Müllers Stroh und Stock. — „Es ist schier ein Hase, aber von der großen, ausgestorbenen, völlig antiken Art, die schlecht läuft; man sehe nur die langen Löffel, wie die Jäger unsere und ihre Ohren benennen;" — lehrte der Alterthumsforscher. — „Wenn es nur ein Hase ist, und obenein einer, dessen Natur die ist, daß er nicht davon läuft," dachten, sagten und thaten die gelahrten Herren in Einem, „wohlan, so lasset uns über ihn herziehen!" — Und sie umgaben ihn und warfen ihre dem Eselein verwandten Bücher (denn auch diese waren mit Eselsleder oder Pergament wohl bekleidet) ihm an den Kopf, also daß das Thier taumelnd umsank. Da trat der Lehrer der Alterthümer hinzu und stach den letzten der ausgestorbenen, antiken Hasen mit seinem Speer in den Hals, also daß sein Blut zur Erden floß und er sich, das Leben aushauchend, am Boden streckte. Aber nunmehr erhoben sie ein lautes Siegesgeschrei und ließen in die Drommeten stoßen, also daß aller Jagdtroß sich bei Hauf sammelte und das gefällte Eselein in dichten Schaaren umgab.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Crossener.

Edler Sinn und edle That.

Nach der Schlacht bei Arcole durchstrich Bonaparte bei Nacht das Lager, als bloßer Offizier gekleidet. Er fand eine Schildwache eingeschlafen, mit dem Kopfe auf den Flintenkolben gestemmt. Bonaparte nimmt den Mann und legt ihn sanft auf die Erde, ergreift sein Gewehr und steht Schildwache. Nach zwei Stunden kam man die Schildwache abzulösen. Wie erstaunte aber der erwachte Soldat, als er einen Offizier für sich auf dem Posten stehen sah! Aber sein Erstaunen verwandelte sich in Schrecken, als er in dem Offizier Bonaparten erkannte. Doch Letzterer sprach: „Beruhige Dich, Camerad; nach solchen Strapazen ist es einem tapfern Manne wohl vergönnt, der Ruhe zu pflegen; aber ein andermal nimm Deine Zeit besser in Acht."

n.

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. Mme la Duchesse douairière d' Orleans.

(Fortsetzung.)

„Die Geschichte wird es bald genug verkündigen, durch welche teuflischen Machinationen es diesem fürstlichen Brudermörder gelungen, den König zum Schlachtopfer eines Volkes zu machen, welches ihn so sehr geliebt. Unwidersprechliche Beweise verbreiten hierüber bereits das hellste Licht. Eigenhändige Briefe des Grafen von Provence verkündigen die Agenten, die er in Frankreich unterhielt. Marat, sein ehemaliger ordentlicher Arzt, die beiden Robespierre, Couton, Dúpin, Bittaud de Varenne ꝛc. waren seine Hauptcorrespondenten. Und ohne hier eine Abschrift dieser ehrlosen Briefe zu geben, mag es einstweilen an der wörtlichen Mittheilung einer im Verlaufe dieser königsmörderischen Verhandlung öfters in denselben vorkommenden Stelle genügen. „Ihr macht Eure Sachen gut," heißt es, „ich bin mit Euren Arbeiten zufrieden. Unsere Montagnards sind im Zuge; aber vor Allem befreit uns, so bald Ihr könnt, von dem Blödsinnigen."

„Und dieser Blödsinnige war sein Bruder .... der Nämliche, der ihm noch am Vorabend seines Todes in folgenden Ausdrücken schrieb:

„„Ich gehorche der Vorsehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Blutgerüst trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Last der Königswürde auf; seien Sie sein Vater und regieren Sie den Staat, um ihm einst denselben ruhig und blühend zu übergeben. Ich will, daß Sie den Titel

eines Regenten des Königreichs, und mein Bruder Carl Philipp den eines Lieutenant-General annehmen. Aber weniger durch Waffengewalt, als durch vortheilhafte Versprechungen, eine weise Freiheit und durch gute Gesetze sollen Sie meinem Sohne die von Aufrührern usurpirte Erbschaft überliefern. Vergessen Sie nie, daß sie mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dieses Blut Ihnen Gnade und Verzeihung zuruft. Ihr Bruder bittet Sie darum, Ihr König befiehlt es Ihnen.""

„„Gegeben im Thurme des Tempels den 20sten Januar 1793.""

(Rechtfertigungsbeweise des Prozesses Ludwigs XVI. Nr. 18.)

(Fortsetzung folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

7.

Jetzt, sagte er, ist das Mädchen mit Recht mein, nun macht, daß ihr in das Dorf kommt, ich will hier euer warten.

Aber die Kosaken schnaubten ihn wild an: Du hast unsern Bruder getödtet, im ungerechten Kampfe, Fluch über Dich! Du mußt uns Allen stehen. Lachend sagte Sidin, das kann geschehen, wendete sein Pferd zum schnellsten Gallop, die Zügel des Pferdes der schönen Feodosia nicht lassend, holte nun seinen Bogen aus dem Köcher und eine Knute nach jenen herum sich werfend, sendete er zwei Pfeile ab, wovon der zweite einem Kosaken die Brust durchbohrte. Jetzt stürmten die Vier mit angelegten Piken auf ihn los, doch er gab dem Pferde seiner Gefangenen einen Kantschuhieb, stieß dem seinigen die scharfen Ecken des Steigbügelschuhes in die Flanken, und hochaufsteigend und dann eine gewaltige Lançade machend, flog es dahin, aber Feodosia's Rappe, solcher Behandlung nicht gewohnt, bäumte und sträubte sich und brachte die muthige Reiterin in die höchste Gefahr, so daß Sidin genöthigt war, zu halten.

In diesem Augenblicke stürmten die wilden Räuber auch schon gegen ihn an; ein Schwung seiner Pike brachte jedoch die Lanze des nächsten aus ihrer tödtlichen Richtung und die seinige bohrte sich in die Brust des Feindes. Schnaubend vor Wuth, wie sie Einen um den Andern erliegen sahen, fielen alle Drei zugleich über ihn her, und Feodosia benutzte diesen Augenblick, um des losgelassenen Zügels sich zu bemächtigen und davon zu sprengen.

Fluchend hieb der Mirza wüthend um sich, die langen Lanzen seiner Gegner halfen ihnen nichts, denn der Damascener-Säbel Sidins durchschnitt sie wie leichtes Rohr, oder die unglaubliche Gewandtheit seines Pferdes, so wie die seines eigenen Körpers, machte es ihm möglich auszuweichen. In zwei Minuten war er mit dem Gefechte fertig, hatte seine Gegner alle niedergestreckt, und sprengte nun der fliehenden Feodosia nach.

Bald hatte er sie eingeholt, da sahe er eine große Schaar bewaffneter Reiter sich entgegen kommen. Feodosia lenkte ihr Pferd auf sie zu, aber Sidin war derselben so auf den Fersen, daß er sie, Angesichts des Feindes erreichte, seinen Arm um die reizende Feodosia schlingend, sein eigen Pferd rasch wandte, sie aus dem Sattel zu sich auf sein Pferd hob und mit eisernem Arm umschlungen hielt, indessen das kräftige Roß queer über das Feld den Weg zu der Heimath suchte.

Er bog sich hinüber zu der — vor ihm queer auf dem Halse des Pferdes sitzenden Feodosia und ihr einen Kuß raubend, sagte er: Fürchte Dich nicht, Du schöne Jungfrau, Sidin thut den Mädchen nichts Böses, sei nur erst in meinem Zelte, so wirst Du bald so viel Gefallen an mir finden, daß Du nicht mehr fort magst.

Feodosia hatte noch nicht geantwortet, als die Reiter, deren Nähe Sidin, in das Anschauen seiner reizenden Beute verloren, vergessen, und deren Herannahen er, trunken von den geraubten Küssen, überhört hatte, schon da waren und mit wildem Geschrei ihn umringten und aus seinem glücklichen Traume weckten. Sein Pferd, der doppelten Last nicht gewohnt, vermochte nicht so schnell zu entfliehen, wie Sidin es wohl gewohnt sein mochte, und so kam es, daß die leicht berittenen Feinde ihn erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quittung.

„Was wird denn nun mit dem Herrn von X. Y. Z. vorgenommen werden, da er bereits gefänglich eingezogen worden ist?" so fragte Jemand in einer lustigen Gesellschaft seinen Nachbar. X—Z hatte sich nämlich eines starken Betrugs verdächtig gemacht, und sollte sogar, was freilich nicht zu verbürgen war, die von ihm geleerte Casse mit einer übelriechenden Substanz angefüllt haben. Demnach antwortete der Nachbar dem Fragenden: „Vor allen Dingen muß der Herr gezwungen werden, seine eigene zurückgelassene Quittung in Person zu recognosciren."

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Magdeburg.

Meinem einmal gegebenen Versprechen zu Folge erhältst Du, mein werthgeschätzter Planet, hiermit wieder einige Novitäten aus unserm alten Magdeburg. Für den möglichen Fall, daß auch zu uns das schwarzgefiederte Ungeheuer „Cholera" seinen Weg nehmen könnte, sind hier schon mehrere Vorsichtsmaßregeln genommen worden, so daß, sollte sich der Dämon ungewünscht uns nahen, wir demselben muthig entgegengehen werden. Dem Speculationsgeiste gab dieser Basilisk manche Gelegenheit, sich bereichernd zu zeigen, so haben wir Cholera-Chocolade, Aquavit, Mostrich, und allerhand dergleichen Präservative, das Schönste dürfte ein frohes, heiteres Gemüth, ein ruhiges Gewissen und unbedingtes Vertrauen nach oben sein! Doch auch die edle Theilnahme der Magdeburger zeigte sich erneut. Einer Aufforderung Seitens der Königl. Regierung zu Folge wurden die Einwohner der Provinz gebeten, ihr Scherflein für die unglücklichen Leidenden zu Danzig beizutragen, und allgemein zeigte darüber sich hiesiger Wohlthätigkeitssinn. Unter andern gab mit edelmüthigem und uneigennützigem Sinne das Musikchor des 12ten Infanterie-Regiments, was höchst lobenswerth anzuerkennen ist, am 19ten Juli ein stark besuchtes Concert im Gartenlocale des Herrn Schwarz. Immer noch will sich der Glaube, daß es Krieg werden könne, nicht verlieren, und die Stimmungen darüber sind sehr verschieden. Alles geht noch hier im vorigen Gleise, und nicht einen einzigen Augenblick wurden bisher Handel und Wandel gestört. Die angesehensten Familien sind für diesen Augenblick mehrentheils nach den Bädern gereist, die Mehrzahl derselben befindet sich in dem, drei Stunden von hier gelegenen Bade Elmer, was immer mehr an innerer Intelligenz gewinnt; kürzlich wurde dort das 29ste Stiftungsfest bei starker Frequenz sehr solenn gefeiert. An unserem Bühnenhimmel war es eben kürzlich sehr hell, indem uns der hohe Genuß wurde, den Herrn Regisseur Costenoble vom Burgtheater zu Wien in mehreren Vorstellungen als Gast zu sehen. Er trat als Domini im Essighändler, als Jude Hirsch in der Heirath durch ein Wochenblatt, als Abbé de l' Epée im Taubstummen, als Herr von Steinhügel im von ihm selbst bearbeiteten gutherzigen Polterer, als Notar Vortheil in Nr. 777, als Shylock im Kaufmann von Venedig, und endlich in seinem Benefize am 22sten Juli, als Rathsdiener Klapperl in der von ihm ebenfalls geschriebenen Posse, die schwarze Frau auf.

Obschon die fast glühenden, schönen Abende das Publikum gern hinaus in's Freie zu dem großen Naturtheater riefen, so waren dennoch alle die Darstellungen dieses würdigen Bühnenkünstlers und Meisters immerwährend sehr stark besucht, und wie ihm, dem Gefeierten, bei jedesmaligem Auftreten lauter Applaus und die gerechteste Anerkennung seines Verdienstes zu Theil wurden, so hatte derselbe sich eines der stärksten, bisher hier gewesenen Benefize zu erfreuen! aber Herr Costenoble ist auch ein Heros auf der Bühne, der nur gern gesehen werden kann und es verdient. Zu bewundern ist es übrigens, daß ein Mann im 63sten Jahre, wie Herr Costenoble, noch mit fast jugendlicher Kraft, und so farbenreich auftritt, daß man ihn, wir gestehen es ohne Weiteres, zu den ersten Künstlern unserer Zeit zählen kann. — Immer höher steigen in der Gunst des hiesigen Publikums, wie auf der Ehrenleiter der Kunst, Madame Ahrens, sonst Demoiselle Brandstrupp, und Herr Quanter; unglaublich schnelle Fortschritte zu ihrem eigenen Vortheile machten Beide. Herr Dittmarsch erhält sich als Regisseur in allgemeiner Achtung, und Herr Plock ist frommen, wohlgemeinten Wünschen und Ermahnungen freundlichst nachgekommen, und überschlägt nicht mehr, wie früher, weshalb denn jetzt auch seine Leistungen gediegener erscheinen! Herr Marchand, eine recht hübsche Theaterfigur, singt jetzt hier zur allgemeinen Zufriedenheit erste Tenorparthieen, während sein Rival, Herr Boucher, feiert und spazieren geht; — Herr Bolzmann ist nun so ziemlich heimisch auf unsern Bretern geworden, und wenn er das etwas Eckige in seinen Gesten erst weglassen wird, so dürften wir in ihm einen der ersten jugendlichen Helden und Liebhaber deutscher Bühnen erblicken, da sein Organ höchst angenehm und wohltönend und seine Vorträge immer mit Anstand und Würde begleitet sind! Auch Herr Daute puppt sich mit bunten Farben zu seinem Nutzen hervor! — Der Bassist Börner trat Krankheits halber!! längere Zeit nicht auf; ja wie wir hören, dürfte er ganz abgehen, mit ihm verlieren wir ein nicht unbedeutendes Mitglied unserer Bühne; hingegen erfreuten und belustigten uns, ein Jeder auf seine Weise, der Sänger Herr Fritze und der Komiker Herr Ballmann!

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 209. (II. Jahrg.) Freitag, den 2. September. 1831.

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

Lieber Leser, wenn Dein geneigtes Auge auf den ersten Linien dieser unsrer Arbeit ruht, dann haben wir freilich die eiskalten und heiligen Schauer, womit wir sie unternommen, überwunden, denn die Arbeit ist fertig; aber ihre Nachwehen fühlen wir noch immer, und noch in dieser Stunde zittern uns wie nach heftigem Sturz alle unsre Glieder. So riesenhaft und ungeheuer will uns dieß scheinbar kleine, auf wenige Spalten zusammengedruckte Unternehmen bedünken. Mag sein, daß ein weiser Mann, der nun verstorben, als die größten Arbeiten des vorigen Jahrhunderts die französische Revolution und Fichte's Wissenschaftslehre ausgeführt hatz wir sind gewiß, daß als die größte Arbeit des neuen Jahrhunderts diese unsre geringfügige Arbeit zu betrachten ist, und dünken uns daher nichts Geringeres, als das Volk der Franzosen und der Philosoph der Deutschen. Denn stürzen wir gleich mit so wenigen Federstrichen kein Haus der Bourbonen, so rütteln wir doch damit an einem Wesen herum, welches ganz außerordentlich furchtbar ist. Ist gleich unser Unternehmen kein Blutbad der Nation zu nennen, so hat es doch in unsern Eingeweiden septembrisirt genug, ehe es zu Stande kam; gründen wir ferner damit gleich keine neue Lehre der Wissenschaft, so exhibiren wir doch dadurch einen Gegenstand, der Wissenschaften und Künste hinabschlingt, als wären's Aepfelschnitte; einen Gegenstand, der Gedanken auswirft, so compakt, wie die Feuersteine des Aetna, und so unverdaulich, wie Commißbrote; einen Gegenstand, der mit unerhörter Grausamkeit so viele andre unschuldige Gegenstände, Insekten, Infusionsthiere und desgl., was sich seines Lebens harmlos erfreuen will, kalt gewürgt hat; kurz einen Gegenstand, mit dem, aufrichtig gesprochen, gar kein Auskommen ist.

Wir gehen der Sache näher, und nennen nunmehr besagten Gegenstand nicht mehr einen Gegenstand, sondern — welche Bezeichnung ihm in der That zukommt — ein lebendiges Wesen. Nicht daß wir ihn etwa einen Wolf nennen wollten — Gott bewahre! ob zwar er sehr reißend ist; nicht daß wir einen Tiger aus ihm machten — behüte der Himmel; ob zwar er sich höchst kaltblütig anstellt; nicht daß wir ferner ihn als einen Bären bezeichneten — keineswegs, ob zwar er auf gewisse Weise plump in's Zeug hineinschlägt; nicht daß wir ihn überhaupt unter die Thiere versetzten, wiewohl er dahin weit eher paßt, als unter die Gestirne; nein, das würde er nur übel nehmen, überdem ist er in keine der Kategorien des Buffon zu bringen, mithin dem Thierreich ohne die schreiendste Ungerechtigkeit nicht zu vindiciren.

Vielleicht könnten wir einen Polypen aus ihm machen. Er hat in der That etwas von einem Polypen. Er bleibt sitzen, wo er einmal zu Hause, aber mit seinen Armen umklaftert er ganz Deutschland. Er besitzt eine ungeheure Assimilationskraft. Die ganze Welt und Alles, was darinnen ist, verwandelt er in Recensionen, und mit jeder neuen Recension wächst ihm ein Glied mehr, so daß man Fadennudeln aus ihm machen könnte. Weil er en masse zu recensiren pflegt, so setzt er auch die Glieder en masse an, und es ist kaum zu begreifen, wie er in seiner Studirstube noch Platz hat, da er so außerordentlich ansetzt.

Nicht daß wir ihn just einen Polypen genannt wissen wollen. Man könnte ihn eben so gut einen Wallfisch nennen. Kein Grönländischer Wallfisch kann größern Spektakel in seinem Gewässer machen, als er in Deutschland. Die kleinen Fische, will sagen: die Dutzendscribenten Germaniens fürchten ihn außer die Maßen. Er sprudelt und wirft Ströme von Redensarten. Wenn man ihm einen Harpun in die Flanken triebe, würde er viel Wasser roth, d. i. viel Papier schwarz machen. Vielleicht ist er der Leviathan des Hiob. Nicht daß wir ihn als diesen direkt bezeichnen wollten, aber man schließt mitunter gern mit einer Hypothese.

Und nun, lieber Leser, wirst Du den Schauder, den wir bei unserm Unternehmen empfanden, begreiflich finden. Kann man sich Meerwundern nähern ohne Schauder? Kann man vor Polypen treten, ohne vor ihrer Umarmung zu zittern? Kann man Steinwürfe von Gedanken mit Ruhe abwarten? Kann man dem fernher schleudernden Achilleus kühn unter die Augen kommen? Kann man mit Titanen kämpfen?

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

Für's Vaterland streitet der Held:
Der Künstler schafft für die Welt.

Aus der französischen Schule.

Nr. 257.

König René, oder Renatus.

1408 — † 1480.

Wenn je ein Mann wunderbare Schicksale erlebte, so war es gewiß dieser vortreffliche König René, oder Renatus von Sicilien, Herzog von Anjou, Graf von Provence, allgemein genannt der Gute, oder Fromme, auch der Dichterfürst. Glück und Unglück paarten sich in seinem Leben unaufhörlich, sein philosophischer Sinn ertrug alle Leiden, und die Beschäftigung mit den bildenden Künsten ließ ihn alles weltliche Ungemach vergessen.

René, oder lateinisch Renatus, Sohn des Königs Ludwigs II. von Neapel und der schönen Jolantha, Tochter Königs Johann's I. von Arragonien, ward zu Angers in der Provence geboren, vermählte sich schon, 12 Jahre alt, mit der blühenden und reizenden lothringischen Prinzessin Isabella, erzeugte sieben Kinder mit ihr, die sämmtlich, bis auf eine Tochter, vor ihm starben, wollte nach dem Tode seines Schwiegervaters das reiche Herzogthum Lothringen in Besitz nehmen, der Himmel lächelte ihn freundlich an, ward aber dieserhalb auf einmal von seiner Frauen Oheim, Anton von Vaudremont, feindlich bekrieget, brachte die Streitsache vor Kaiser und Reich, und erhielt von Siegmund den kaiserlichen Ausspruch zu seinen Gunsten: allein sein Gegner war nicht zufrieden damit, sie griffen Beide auf's Neue zu den Waffen, schlugen sich derb in tobenden Gefechten, und nach wechselseitigem Glück endete Alles damit, daß er bei Bullegen, unweit Neufchatel, 1431 von seinem Feinde nicht nur überwunden, sondern auch gefangen wurde, und fünf Jahre lang zu Dijon in einem finstern Kerker schmachten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Wir wünschen, daß dieses Bruchstück, welches wir mit Erlaubniß des Herrn Verfassers hier folgen lassen, zur Empfehlung des ganzen, für die Kunstgeschichte höchst verdienstlichen Unternehmens dienen möge. D. R.

Müllner in poetischer, kritischer und religiöser Beziehung. Nebst einer von ihm selbst verfaßten Charakteristik der handelnden Personen in König Yngurd. Mit kritischen Anmerkungen begleitet von Dr. Friedrich Wagener, Regisseur und Mitglied des Königl. Hoftheaters zu Dresden. Meißen, 1831. Bei Fr. W. Gödsche. Pesth, bei O. Wigand.

Je mehr in unserer, der literarischen Pöbelherrschaft (man denke nur an die Stimmenanmaßung eines Lotz, Spazier, Berliner „Eulenspiegels," Gleich und Cons.) immer näher tretenden Zeit, Müllner mit seiner Alles schmetternden Keule vermißt wird, der in der Regel dadurch den Streit zu schlichten und Frieden zu erhalten wußte, daß er inegemein beide streitige Partheien mit einander auffraß, wie denn noch jetzt in manchem Schulinstitute die Einrichtung feststeht, daß der Ankläger mit dem Inculpaten gleiche Hiebe bekommt; je frecher und ungeschickter sich nunmehr Müllner's einstiges Gesinde in den Richterstuhl des heimgegangenen Meisters streckt und aus den ungewaschenen Mäulern prophetischen Unsinn faselt, desto willkommener muß uns jede Erinnerung an den streitkräftigen Weißenfelser sein; denn wer sich jetzt von den Klauen der kritisirenden oder nürnbergernden Affen verfolgt weiß, deren Berührung mehr den Ekel, als den Schmerz anregt, der denkt mit Sehnsucht selbst an die Tatze des Löwen zurück, die sich jetzt nicht mehr gegen den Uebermuth des literarischen Hofviehes ballen kann. Wie vielfacher und gerechter Tadel auch Müllner's Character und Wirken (vom Professor Schütz streng', aber richtig gewürdigt) getroffen, wie unabläugbar auch seine Selbstsucht, Eitelkeit und Streitgier manche Frucht vereiteln half, welche andererseits von seiner Kraft und Furchtlosigkeit reichliche Nahrung erhalten konnte, so bleibt doch ausgemacht, daß seine Kernhaftigkeit, seine gesunde Ansicht und seine Abneigung gegen Philisterei wie gegen Geckenhaftigkeit, unter den dermaligen Verhältnissen unserer Tagesliteratur, von entschiedenem Nutzen war. Mit Einsicht und gesundem Mutterwitz begabt, vor Allem aber im Besitze eines tüchtigen Schlägers, brauchte er sich weder von den Irrlichtereien des Journalwitzes, noch von dem schweren Geschütze des classischen Landsturmes irren zu lassen, sondern wußte, offensiv wie defensiv, gleich sicher seinen Pfad zu verfolgen. Standhaltend gegen die wechselnden Windstöße der Neuerungssucht, und unangefochten von sanctionirten Vorurtheilen, war er weder der Anhänger, noch der offenbare Gegner irgend einer Schule, und hätte er sich nicht zu oft von persönlicher Gehässigkeit verleiten lassen, er würde — seiner innern Ansicht gemäß — unter jedem Namen, in jedem Gewande das Gute gut, und das Schlechte schlecht genannt haben, da er in der Regel nicht gewöhnt war, nach Paß und Herkunft zu fragen, wie dieß in der heutigen Kritik Sitte geworden ist. Wenn uns an Wolfgang Menzel besonders jene brütale Castensucht indignirt, welche nur gewisse Losungsworte anerkennt und nach diesen ihr Urtheil bestimmt, wenn derselbe im Reiche der

Literatur eben jenes bürgerliche Verhältniß, wie auf dem britischen Eilande, einzuführen beflissen ist, nämlich nur Nabobs und Bettler anzuerkennen, bei deren Rangirung er obendrein nur von den Machtsprüchen seiner göttlichen Laune sich leiten läßt; so muß Müllnern dagegen der Vorzug zugestanden werden, daß er weit eher eine zweckdienliche Opposition zu den vorhandenen Satzungen, als ein Organ zu deren Befestigung bildete, und daß man ihn im fortwährenden Ankämpfen gegen die lederzähen Formen der Stabilität begriffen fand, zu deren Repräsentanten sich Menzel mehr und mehr umgestaltet.

Herr Dr. Wagener — Sohn des rühmlichst bekannten Philologen in Hamburg — hat, im vorliegenden Werkchen, einen kurzen, aber interessanten Nachtrag zu den über Müllner vorhandenen Notizen geliefert, den wir mit Dank hinnehmen. Daß er seinen Gegenstand zu würdigen weiß, bethätigt er durch seine angefügten Anmerkungen im ganzen Laufe des Büchleins, daß er denselben aber auch keineswegs überschätzt, beweisen sowohl mehrere von ihm unter dem Texte der hier gegebenen Müllner'schen Charakteristik zu Yngurd gelieferten commentirenden Noten, welche an einigen Orten ihrem Manne förmlich in den Zügel fallen, d. h. Müllner's eignes Urtheil widerlegen, oder mindest in Zweifel ziehen, als auch das aus Goethe's „Faust" scherzhaft auf Müllner angewendete, und demselben in den Mund gelegte Motto:

„Sei stets Dir nur des einen Trieb's bewußt,
Und lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnten, ach! in meiner Brust,
Die eine wollt' sich von der andern trennen. — — —
Doch schwer sind nur die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt,
Und eh' man noch den halben Pfad erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben!"

Ehe der Herausgeber zur Mittheilung der von Müllner selbst für die Weimar'sche Hofbühne verfaßten Yngurd-Charakteristik kommt, schickt er einige allgemeine Bemerkungen über die allmählige Entwickelung des Theatergeschmackes bis zu dem Zustande, in welchem Müllner denselben überraschte, voraus, die eben so kurz, als bündig und treffend sind, und woraus wir eine kleine Probe hier anführen wollen (S. 3.):

„Shakespeare ist der Repräsentant einer Zeit, und zwar der, in welcher er lebte, und die er sich zuzubilden bemüht war. Trotz seiner großen Gebrechen ragt Shakespeare dennoch als eine gigantische Erscheinung zu uns herüber, der ein fast nicht zu durchdringender philosophischer Nimbus anhängt, während Kotzebue in seiner Gnomenweisheit sich nicht über die grassirende Alltäglichkeit erhebt. Schiller und Goethe liegen mitten innen *) wie leuchtende Hemisphären an einem ausgelöschten Fixstern-Himmel; beide glänzen, aber nur einer erwärmt. Beide haben einen Zweck, aber nicht eine Wirkung, nicht gleichen Erfolg.

*) Hoffentlich darf man sich doch dieses „mitten innen" nicht zu mathematisch-genau auslegen?

Die hierauf folgende Charakteristik der Personen in König Yngurd kann, da sie Müllner's Ansichten über die Darstellbarkeit und Darstellung dieses Trauerspiels am besten kund gibt, mit Recht jeder Bühne zur Nutzanwendung empfohlen werden und räumt diesem Büchelchen die Befugniß auf einen Platz in jeder Theaterbibliothek ein. Zugleich dient sie zum Beweise, daß Müllner seine Gestalten besser, als mancher andere Dichter kannte, und daß er selbige nicht anders, als nach reiflich erwogenem Plane in's Leben treten ließ, wie denn überhaupt sein dramatisches Wirken überall auf eine oft zu sichtbar an den Fingern abgezählte Verstandespoesie hinausläuft. In der Zersetzung einiger Charaktere — namentlich in der des Alf und des Oskar — ist der Herausgeber, laut der anbefindlichen Noten, verschiedener Ansicht mit Müllner, und diese Einwürfe sind für den eigends prüfenden Leser gewiß interessant, obgleich der Herausgeber, als darstellender Künstler, einmal zu sehr in's Ideale hinüberzustreifen scheint. Wo Müllner nämlich den Rath gibt, den einen Vers, zufolge der in ihm ausgesprochenen, Bezug habenden Sentenz, an das Publikum zu richten, „welches, wie er sich ausdrückt, gewöhnlich interessirt sein will, ehe es noch weiß, wovon die Rede ist," wirft der Herausgeber, gleichsam als entgegengesetzte Meinung, ein: „gibt es denn ein Publikum für den Schauspieler? Er steht abgeschlossen da, außer aller Beziehung zu äußeren Gegenständen. Der Schauspieler, der Künstler, lebt auf der Bühne ein eigenes Leben, er bewegt sich in einer Ideenwelt, die des äußeren Anhaltes entbehren soll ꝛc." Nochmals, diese Ansicht von dem Verhältniß des darstellenden Künstlers zu seinem Publikum, welche jedes Band zwischen Beiden zerreißt, jede Brücke irgend eines geistigen Zusammenhanges, einer Wechselbeziehung zwischen Schauspieler und Hörer abträgt, däucht uns zu ideal, zu unersprießlich in der Anwendung, da es vielmehr die Sache des Schauspielers sein muß, den Zuschauer, freilich unmerklich und nicht die Illusion verletzend, in seine Welt herüberzuziehen und die Grenzen des dichterischen Bereiches auch auf den Hörer auszudehnen. —

Die nächste Abtheilung des Buches (S. 41) handelt sich um die Frage, ob Müllner's „Schuld" ein Originalwerk sei oder nicht? Hier wird uns eine Quelle entdeckt, welche uns allerdings von dem Grunde einer fremden Idee aus wieder auf Müllner's „Schuld" zurücklenkt. Jene Quelle aber ist eine in unserer Zeit so ziemlich vergessene, altspanische Tragödie: „Fernando e Olvida, Sposa y Hermana en una persona *). Tragedia en dos actos, por Dn. Antonio Rivadero de Souza, deren skizzirter Stoff, wenn auch in Einzelheiten abweichend, im Ganzen doch eine unverkennbare Verwandtschaft — die, nach Herrn Dr. Wagener's Angabe, im spanischen Originale noch frappanter hervortreten soll — mit Müllner's „Schuld" hat, so daß beide Tragödien — obschon es „weder dieselben Worte, noch dieselben Personen" sind — sich, wie der

*) Gattin und Schwester in einer Person.

Herausgeber versichert, gleichen sollen, „wie zwei Schiffe eines Herrn ꝛc.“ *)

Allgemeinere dramaturgische Reflexe, welche gewöhnlich wieder auf Müllner zurückkommen, füllen die hierauf folgende Abtheilung, in welcher wir besonders dem S. 59 über den Dichter der „Schuld“ aufgestellten Urtheile sehr viel Interesse abgewannen: „Müllner verstand es, durch die Kraft der Sprache drastisch auf das sinnliche Ohr zu wirken, und in seinen poetischen Bildern die Phantasie anzulocken. Hierneben spannen die Situationen seiner Tragödien, namentlich in der Schuld, die Aufmerksamkeit bis zu ihrer höchsten Potenz, also, daß man zu keiner ruhigen, besonnenen Reflexion gelangen kann, und es sonach dem Gefühle schwer wird, sich mit der Vernunft gehörig abzufinden. Alle Leidenschaften arbeiten bei ihm in der furchtbarsten Verzweigung, und wo die Kraft der einen sich zu lösen scheint, nimmt sie die andere verdoppelt in sich auf. Es ist die Scylla und Charybdis der Gefühle, in welche wir uns stürzen, und der Strudel bemächtigt sich unserer dermaßen, daß wir mit unserer Vernunft schon am Ende sind, wenn Müllner noch eine Masse sturmlaufender Motive im Hintergrunde hat. Mit solchen Waffen konnte es nun dem, zugleich polemisch gerüsteten Dichter, der es auch allenfalls nicht verschmähte, seinen Werken durch den eigenen kritischen Kiel zu Hülfe zu kommen, nicht schwer werden, sich bei dem poetisch-exaltirten Deutschland — der damaligen Zeit, wo man seine ganze Reflexion an der politischen Tragödie, die der große kriegerische Dramatiker Frankreichs durch drei und zwanzig Jahre gespielt, zugesetzt hatte, und nun mit einer ordentlichen Wuth zu den Schauergemälden der dramatischen Muse, von denen Tieck sagt, daß sie für das National-Theater der Karaiben gemacht sein müßten, eilte —; bei diesem Deutschland, das wohl eine große kriegerische Bahn mit Ruhm durchlaufen hatte, aber zu der ruhigen, philosophischen Beurtheilungskraft noch nicht wieder gelangt war, konnte es einem so allseitig gerüsteten poetischen Kämpfer, wie Müllner, nicht schwer werden, sich bald au comble du parnass zu setzen.“ —

Die letzte Abtheilung: „Welches innern, religiösen Glaubens war Müllner?“ gründet sich auf größtentheils scharfsinnige Folgerungen aus Müllner's Leben und poetischem Wirken, in dessen eigenthümlicher Richtung sich der Herausgeber manchen Anhaltepunkt zur Unterstützung und Grundlage seiner bezeichneten Untersuchung erschaut, gibt aber, wie sich leicht erwarten ließ, gleichwohl wenigstens kein sicheres und wesentliches Resultat.

*) Müllner's „Schuld.“

Das Buch bildet ein willkommenes Supplement zu Müllner's Werken und der von Schütz verfaßten Biographie ꝛc. des Dichters, welchen es auch rücksichtlich der vortheilhaften äußeren Ausstattung nicht unwürdig zur Seite steht. —

H. Meynert.

Wird aus der heutigen Krisis in Deutschland einst auch Freiheit der Kunst hervorgehen, die die höhern Verhältnisse des politischen, wissenschaftlichen und sittlichen Lebens durch Bild und Gestalt zu versinnlichen unternimmt?

Zu dieser Frage veranlaßt uns ein neulich zu Halle erschienenes mit Künstlergeist ausgeführtes Blatt: Sechswöchentlicher Katechismusunterricht, den Irrlehrern dieser Zeit ertheilt von der Evangelischen Kirchenzeitung. Da es trotz der Mäßigung, die es beobachtet, confiscirt worden und nur in wenigen Händen ist, darf es hier wohl mit einigen Worten beschrieben werden — wenigstens um die gute Sache bei dem berüchtigten Streite im Andenken zu erhalten. Auf dem Katheder steht in heftig eifernder Geberde H.....g mit einer Mönchskutte angethan, hinter sich den Kopf eines Hengstes mit dem Bischofshut, einen Stoß Tractaten, Missionsberichte und Aehnliches; neben dem Katheder stehen von G.....h und Th...ck, in Verlegenheit darüber, daß sie doch von dem Credulus Häv....ck hintergangen worden und in die Hände ihrer Collegen gefallen seien, vor ihnen verbrennt Nhrkorn, dessen Physiognomie das Gepräge äußerster Beschränktheit und Düsterheit an sich trägt, auf einem Scheiterhaufen die Stunden der Andacht — Dinter's Schullehrerbibel, Wegscheider's Dogmatik, Schiller's und Goethe's Briefwechsel und Andere, nebst dem Bilde des freisinnigen Hamburger Pfarrers Böckel; aber als Zuhörer sieht man K—r, der dem Eiferer 2 Sam. 10, 5. zuruft, Ge.....s, Br.....r, der sein Sendschreiben in die Höhe hält und R..r, der sich die Ohren zuhält — G...e die Geister von Sch....r und Tzs.....r, Alle ziemlich getroffen, werden nach dem kleinen Katechismus geschult, so auch Kr—g in Sporen, der aber darüber eingeschlafen. Sch....r hebt die Hand in Unwillen, als wolle er sagen: Hebe dich weg von mir: und der verketzerte Di---r strickt. Das übrige historische und symbolische Beiwerk verräth die vortreffliche Einsicht des Künstlers.

* * *

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 210. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 3. September. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Freilich liegt darin ein tiefer, trauriger Grund, daß die Masse unsers Publikums nur fortvegetirt — sie denkt nicht, darum hat sie kein Glaubensbekenntniß, darum ist sie weder fromm noch gottlos, weder gut noch schlecht, weder kalt noch warm. — —

Rasch zu dem, was mich hierauf wieder geführt: der Schauspieler einer Nebenrolle, ein routinirter, vollgültiger Schauspieler, der nie ein ironisches Bravo zu fürchten hat, spricht eine liberale Aeußerung aus, die sich Gott weiß durch welchen Irrthum in den König Enzio geschlichen — die Aeußerung war nur eine Zeile lang, und ein aufmerksamer Zuhörer ruft, von ihr erfreut, Bravo — da lacht der rohe Haufe, weil er vom Applaudiren einer Stelle keine Ahnung hat, sondern es für lächerlich hält, daß ein Schauspieler, der eine ganz unbedeutende Rolle spielt, ein Bravo hören soll; daß das nicht dem Schauspieler gegolten, ahnt er nicht eher, als bis er den Planeten liest, wenn er anders lesen kann.

Die Stücke werden somit heute nur für die Schauspieler geschrieben! — Bessert die Publikums, und Ihr fördert die Kunst.

Rühmt Euch nicht gegen fremde Völker, daß Ihr Alle lesen und schreiben könnt, und jene nicht — jene leben dafür, sie denken und Eure Kunststückchen erlernen sie in einigen Feiertagen, Ihr aber die ihren Euer ganzes Leben nicht, wenn Ihr nicht ganz anders werdet.

Gott weiß, ich meine es so redlich mit den Deutschen und möchte sie so gern lieben, weil Alles, was ich liebe, deutsch ist, und weil ich mein Vaterland lieben will und liebe; aber es wird Einem doch entsetzlich sauer gemacht.

Die Zeit ist voll der größten Interessen, ja sie ist ganz ein großes Interesse und nur wir kennen nichts als Kapitals Interessen.

Hochlöbliche Censurbehörden, haltet mich ja nicht für gefährlich, ich bin's wahrlich nicht, ich bin der beste Bürger: ich will nicht etwa ein bestimmtes Interesse, eine bestimmte Confession — bewahre, Absolutist oder Liberaler oder Royalist oder Ultra, oder sonst was, davon will ich gar nicht reden — ich will nur irgend ein Interesse, irgend ein Glaubensbekenntniß, ich will nur nicht, daß das Volk aller Regungen für geistige, moralische ꝛc. Lebensbedürfnisse baar sein, ich will nicht, daß es stumpf, wie das Vieh sein soll.

Raupach theilt bekanntlich die Raumersche sehr legitime Hohenstauffengeschichte in Akte und Stücke, und der König Enzio ist ein Millionär an Sentenzen, welche die Legitimität an's Licht stellen — und hat sich wohl eine Hand gerührt, irgend eine zu beklatschen? Nein. Und geschieht das etwa aus Abneigung vor dergleichen? Ganz gewiß nicht: die Leute sind die ruhigsten und friedlichsten von der Welt, sie sind so wohl zufrieden mit der Legitimität ihres Staates, ihres Königs, daß sie den Letztern sogar sehr lieben (das Erstere ist Begriff und darum für sie weniger faßlich) — aber sie denken nicht, sie denken nicht daran, daß sie dergleichen etwas angehe.

Aber wir wollen ja mit König Enzio gehen: Raupach hat sich einmal vorgenommen, die Hohenstauffen alle, nolentes volentes zu tragischen Helden zu machen, gleich als gäb's nichts mehr außer ihnen in der Geschichte, und als wäre er nur ein höchst hohenstauffensch privilegirter Dichter, aus deren Regierung er seinen Gehalt ziehen und die er darum wie Gummi elasticum bis an sein Lebensende ausdehnen müßte.

Ich weiß nicht, wie ihm das mit Heinrich VI., den noch kein Historiker eben gelobt hat, gelungen ist, ich bin überzeugt, daß es ihm dem von Raumer unterstützten Philipp schwer gelingen wird, da sich das Volk schwerlich seinen rohen, wackern Wittelsbach verunglimpfen und den Kaiser auf seine Kosten erheben läßt, und ich weiß, daß König Enzio kein tragischer Held ist. —

Ich fühle, daß es nicht ohne einige Härte abgehen wird, wenn ich seine Heldenglieder näher betaste, darum schicke ich voraus, daß ich Raupach weit höher stelle, als viele schwindelnde, klingelnde Leute, daß ich sein reges, lebendiges Streben und Treiben sehr anerkenne — wenn er auch mir schon fast zu viel schreibt, wenn ich ihm auch das Prädikat eines großen Dichters verweigre. Er ist ein großes Talent, aber kein Genie.

Doch thut es Einem wohl, wenn man seine klare, gesunde Sprache — vieles Reimgeklingel im Enzio ausgeschlossen — hört und doch wie den festen Boden unter sich fühlt, nachdem man Monden lang hat mitschwimmen müssen.

König Enzio wäre schwerlich Stoff einer Tragödie geworden, wenn er nicht ein Hohenstauffe wäre. — Der Stoff des ganzen fünfaktigen Trauerspiels läßt sich in die wenigen Worte zusammendrängen: „Der zu Bologna gefangene Enzio will auf vieles Zureden entfliehen — das mißlingt und er wird in engern Gewahrsam gebracht."

Daraus eine Tragödie zu machen, ist allerdings ein Kunststück, aber es wird freilich auch kein Kunstwerk.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Berlin, am 4ten August 1831.

In unserm Königl. Opernhause wurde gestern den 3ten August, als dem Geburtstage unsers allgeliebten Königs, zum Erstenmale der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in drei Abtheilungen, mit Tanz, nach Walter Scott's Roman „Ivanhoe," frei bearbeitet von W. A. Wohlbrück, Musik von Heinrich Marschner, gegeben. Vorher ein Fest-Marsch von Spontini; und eine Rede von L. Robert, vorgetragen von Herrn Rebenstein, auf welche noch ein Volksgesang von Spontini folgte. Die Rede erregte, gut vorgetragen, Enthusiasmus bei allen Stellen, die Bezug auf König und Vaterland hatten. Spontini's Musik war rauschend und imposant, executirt außer von dem übersetzten Orchester, noch von drei Orchestern auf der Bühne, und von mehr als 100 Sängern. Nach dem Volksgesang fiel der Vorhang und das Publikum stimmte laut und einstimmig: „Heil Dir im Siegerkranz" an. Der Vorhang hob sich sodann wieder und die vier Orchester und sämmtliche Sänger fielen ein. Das Ganze war höchst feierlich, großartig und rührend zugleich. Nach 7 Uhr fing die Oper erst an. Die Ouverture fand nur mäßigen Beifall, sie enthält Motive aus der Oper selbst, die man erst kennen muß; daher öfteres Hören derselben zur gerechten Würdigung der Ouverture nöthig ist; auch wurden manche Tempo's minder rasch genommen, als es in Leipzig und Hannover unter der Leitung des Componisten selbst geschehen ist. Im ersten Akt erhielten schon die Introduction, das Lied des Narren: „'s wird besser gehn" (von Herrn Martius äußerst lieblich vorgetragen) so wie der Sachsen Chor rauschenden Beifall.

Die Scene zwischen dem Bruder Tuck, (Herr Blume) und dem schwarzen Ritter, (Herr Rebenstein) ward mehrmals mit lautem Applaus unterbrochen; Beide spielten mit vielem Humor. Das originelle Barfüßler Lied trug Herr Blume äußerst komisch und belustigend vor, es erregte gleich im ersten Verse eine aufgeregte ungewöhnlich heitere Stimmung im Publikum; nach dem zweiten und dritten Vers riefen viele Stimmen: da Capo, was auch schon bei dem frühern Narrenliede der Fall war, aber Andere setzten sich dagegen mit dem lauten Bemerken: „Nichts da Capo, sollen wir bis Mitternacht hier sitzen?" Der vierte Vers mit Chor ward wie die übrigen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen.

In der darauf folgenden großen Scene zwischen Rebecca (Madame Seidler) und Guilbert (Herr Devrient) herrschte anfangs die gespannteste Stille; die Arie der Madame Seidler, mit Feuer und Energie vorgetragen, erhielt vollstimmigen Applaus, der sich zum Enthusiasmus steigerte bei der spätern Stelle im Duett: „Ein Sprung und ich bin frei!" Auf diesen Moment hatte die Künstlerin die höchste Begeisterung und die ganze Fülle ihrer Kraft gelegt, die Wirkung war elektrisch. Ueberraschend war der Eintritt des Sachsen-Chors, der durch das meisterhafte piano des trefflichen Orchesters stark und kräftig vertönte. In Guilberts Arie mit dem Chor der Normannen wäre das Tempo zum Anfang etwas markirter zu wünschen gewesen. Die Arie so wie der Schluß der ganzen Scene ward laut und anhaltend applaudirt. Das nun folgende liebliche Duett zwischen Rebecca und Ivanhoe (Herr Hoffmann,) ward von Beiden sehr zart und mit vielem Gefühl gesungen, doch hätten wir die von Madame Seidler zum Schluß angebrachte Verzierung weggewünscht, sie schadete dem Charakter des Duetts, worin sich die Wehmuth und Hilflosigkeit der armen Jüdin so einfach und rührend ausspricht, und wir sind überzeugt, das Duett würde auch ohne diese Verzierung denselben Beifall gefunden haben. Das Finale ging rasch und lebendig, die Chöre waren vortrefflich, das Arrangement der Gefechte sehr gut. Warum man den vom Dichter vorgeschriebenen Einsturz des Schlosses wegließ, ist uns um so unbegreiflicher, da wir uns von Leipzig her noch des überraschenden, laut beklatschten Effects desselben errinnern. Eben so wenig können wir das Streichen in der Scene zwischen Guilbert und Rebecca billigen; die Scene ward dadurch allerdings gedrängter, aber der musikalische Effect ging verloren, daher auch diese Scene, welche in Leipzig rauschend applaudirt ward, hier spurlos vorüberging. Beim Schluß des Aktes sprach sich der lebhafteste Beifall aus.

Der Eröffnungs-Chor des zweiten Acts ward mit Applaus aufgenommen. Der Zug, und Lady Rowenn, (Mlle. Lehmann) zu Pferde, nahm sich gut aus, leider ward diese Parthie von einer Altistin gegeben, wodurch das

Ensemble Stück: „Habt Dank ihr Waldgesellen" u. s. w. nicht in's gehörige Licht treten konnte. Das Lied: „Brüder wacht" u. s. w. ward mit lautem Jubel aufgenommen und mußte da Capo gesungen werden], ohngeachtet aller Opposition derjenigen, die die Verspätung ihres Abendessens bejammerten. Ivanhoe's Arie: „Es ist dem Ritter Ehr' und Ruhm," trug dieser mit Feuer und Kraft vor und erfreute sich eines rauschenden Beifalls. Die große Scene Guilbert's ward mehrmals von Beifallsbezeugungen unterterbrochen, Herr Devrient spielte mit solchem Gefühl, so tief durchdacht und so fein nüancirt, daß er jedes Herz für sich einnahm, und mit solcher Kraft und Ausdauer, daß die Länge der Scene Niemandem auffiel. Das zweite Finale ward vortrefflich executirt; imposant war der Chor: „Semper leo percutiatur", das Orchester bewährte hier seine Kraft und Fülle auf eine glänzende Weise. Madame Seidler spielte mit so viel Gewandtheit, Gefühl und Kunst, daß sie diejenigen vollkommen mit sich aussöhnte, welche der Kraft der Stimme wegen die Parthie der Rebecca gern einer andern Sängerin, Fräulein von Schätzel zugetheilt gesehen hätten. Allerdings wäre zu wünschen, daß die Direction beide Künstlerinnen in dieser Parthie alterniren ließe, damit das Publikum in jeder Hinsicht zur rechten Anschauung derselben gelangte. Zum Schluß des Finales enthusiastischer Beifall. Einen unverzeihlichen Fehler aber hat sich die Direction durch Streichung eines der schönsten und ergreifendsten Momente in diesem Finale zu Schulden kommen lassen, und sicher würden Dichter und Componist durchaus dagegen gewesen sein. Es ist dieß nämlich der Chor: „Es verstummet" u. s. w. und die darauf folgende gesteigerte Aufforderung Rebecca's, wodurch sie Guilbert die Wahrheit auszusagen beschwört. Wir begreifen nicht, wie der Dichter, der bei der Aufführung zugegen gewesen sein soll, die Weglassung dieser Stelle nur irgend gestatten konnte, und ersuchen die Direction dringend, diesen Fehler bei künftigen Aufführungen zu heben.

Dritter Akt. Die Tänze und Gruppen waren schön und passend arrangirt. Herr Hoffmann trug die Romanze: „Wer ist der Ritter hoch geehrt," mit vielem Feuer vor, und ward nach jedem Vers applaudirt; Mlle. Lehmann fehlte die nöthige Höhe; es war daher sehr zweckmäßig, daß Herr Hoffmann auch den Refrain der dritten Strophe, statt ihrer, sang. Das Lied: „Es ist doch gar köstlich ein König zu sein," trug Herr Martius lieblich und ergötzlich vor, und erndtete reichen Beifall; auch die darauf folgende Scene spielte er mit vielem Humor und vieler Gewandtheit, wie überhaupt seine ganze Auffassung des Charakters sehr zu loben war. Er gab den Narren heiter und schelmisch, ohne in Uebertreibung auszuarten. Die Preghiera trug Madame Seidler mit vieler Kunst vor, indem sie den Charakter des Juden hielt, der, wenn er Gott um Gnade für sich bittet, zugleich Verwünschung seiner Feinde erfleht. Das folgende Duett zwischen dem Templer und der Jüdin, die ergreifendste und brillanteste Nummer der ganzen Oper, ward von Beiden würdig vorgetragen. Ausgezeichnet war Herr Devrient besonders in den schönen zarten Stellen des Duetts. Diese Nummer trug den meisten Beifall davon. Der Marsch der Templer zum Anfang des Finale's hätte, was Personale und Garderobe anlangt, prächtiger sein können. Das Finale ging im Ganzen recht gut, doch hat uns Herrn Devrient's Spiel hier am wenigsten befriedigt. Sehr lobenswerth dagegen war Madame Seidler. Bei dem Chor: „Ein Kämpe naht" hätte die Comparserie sich etwas theilnehmender bezeigen können. Unter rauschendem Applaus und stürmischem Hervorrufen der beiden Hauptpersonen endete das Ganze.

Wien, August.

Da bekanntlich der Julimonat als Ferienzeit der Hofschauspieler das Burgtheater geschlossen findet, die meisten Herrschaften, der höhere Adel aber ohne Ausnahme die Sommer-Saison außerhalb der Residenz zubringt, so läßt sich daraus die jetzt zumeist bemerkbare Lauheit in Duports Verwaltung des Hofoperntheaters bemerken, das mit größerem Rechte ein Ballettheater genannt werden könnte, denn nicht nur daß die Ballette mit weit größerm Glanze in Scene gesetzt werden, als die Oper, sondern sie nehmen zuweilen auch die größere Hälfte des Wochen-Repertoirs ein. Ein neues Ballet von Samengo betitelt „Theodosia" mit Musik vom Grafen Gallenberg hat weit mehr angesprochen, als manche andere Novität dieser Art. Die Titelpartie befindet sich aber auch in den Händen oder vielmehr Füßen der gefeierten Therese Elsler, deren Schwestern Fanny und Hermine nebst den Hrn. Crombé, Maltis und Péan zu den Zierden des gegenwärtigen Balletpersonals gezählt werden. Andere mit der „Theodosia" abwechselnde Ballette sind das „Milchmädchen," der „Blaubart," das „befreite Jerusalem," die „Fee und der Ritter," der „Affe Joko" und die „Nachtwandlerin." Die Oper besitzt aber gegenwärtig keinen andern Vorrath als Boieldieu's „umgeworfenen Kutscher, Isouards „Joconde," Auber's „Stumme," „Braut," „Fra Diavolo," Beethovens „Fidelio," worin Mad. Ernst weit mehr als Dlle. Heinefetter anspricht, welche sich nur in Rossinischen Gesangsweisen glücklich bewegt und daher weit mehr als Rosine (im „Barbier vor Sevilla"), Pamira (in der „Belagerung von Korinth"), Desdemona und Semiramis gefiel, in welcher letztern Oper sie mit der talentvollen Debütantin Dlle. Emmering (Arsaz) zweimal nach der Scene und Beide auch am Schlusse der Oper gerufen worden. Letztere hat durch ihr längeres Mitwirken an der italienischen Oper in Dresden einen zu vortheilhaften Ruf in ihre Heimath mitgebracht, als daß die Wiener hätten eine Gelegenheit unbenutzt lassen sollen, das im Auslande anerkannte Talent ihrer Mitbürgerin gleichfalls in verdientem Maße zu würdigen. Dem Vernehmen nach soll sie nächstens in dieser Oper mit der uns gleichfalls von der italienischen Gesellschaft in Dresden noch bekannten Mad. Pohl-Beisteiner zusam-

men auftreten, welche die Semiramis, Pamira, Molinara u. a. Rollen auf diesem Theater während der auf Gastspiele nach München abgegangenen Heinefetter singen wird. Bei dem ersten Auftreten der Mad. Pohl als Rosine, in welcher Partie sie drei Mal gerufen ward, veranlaßte der Enthusiasmus des Publikums Hrn. Seipelt (Bartolo) in der Clavierscene im zweiten Akt nach dem Anhören ihrer Arie folgendes Impromptú zu sagen: „Liebe Rosine, seit ich Dich zum letzten Male hörte, hast Du bedeutende Fortschritte gemacht," auf welche Worte rauschender Beifallssturm erfolgte. Ein Beweis, wie sehr hier die einstigen Leistungen der Mad. Pohl auf dieser Bühne, wo sie ihre künstlerische Laufbahn eröffnete, noch in vortheilhaftem Angedenken sind. Mad. Pohl hat aber seit jener Zeit auf den ersten Bühnen Italiens und Deutschlands ihr eminentes Gesangstalent bewundern lassen, und konnte daher nicht anders als doppelt den Tribut des Beifalls von den Wienern einsammeln, die, ohne hinter den Bewohnern von Neapel, Florenz, Mailand und so vieler deutscher Residenzen, (wo sie jedoch freilich nur als Gast eine leider flüchtige Erscheinung war) zurück bleiben zu wollen, auch durch die Erinnerung an eine frühere Zeit, wo in Wien Mad. Pohl wie so viele andere Gesangs-Virtuosinnen Europa's die ersten Proben in ihrem schönen Berufe ablegte, zu öftern Ausbrüchen ihres Enthusiasmus für die gefeierte Künstlerin angeregt werden mochten. Man spricht bereits davon, daß die Direction Mad. Pohl an die Stelle der Heinefetter zu engagiren bedacht sei, denn Letztere hat in der Gunst des Publikums in der letzten Zeit bedeutende Rückschritte gemacht, und die Bemerkung, daß Mad. Ernst in derselben Woche nach der Heinefetter den Fidelio nicht nur zweimal singen mußte, sondern auch das Duett mit Florestan im zweiten Akte jedesmal zu wiederholen aufgefordert ward, was bei ihrer Vorgängerin nicht der Fall war, so wie die Aufnahme ihrer Leistung als Pamira nach der Heinefetter in dieser Partie, lassen keinen Zweifel walten, daß wir Mad. Pohl-Beisteiner, als Nachfolgerin der Heinefetter, die selbst durch Mad. Ernst in Schatten gestellt werden konnte, schon jetzt begrüßen dürfen.

Hr. Karl, Direktor des Theaters an der Wien, lockt sein Publikum fortwährend durch alte Stücke, die unter veränderten Titeln für Novitäten verkauft werden. Eine eigene Art von Industrie, die mindestens noch immer ihren Erfinder lohnt. Aber nur zwei Gattungen von Dramen wechseln auf diesen Brettern ab: die Posse und das Schauergemälde. Räuber, Riesen, Wahnsinnige und Hanswürste buhlen gegenseitig um die Gunst der Zuschauer.

Für das Leopoldstädter Theater fabricirt, mit Ausnahme des Hrn. Gleich, Niemand mehr. Auch sein Wirken ist nur quantitativ.

X.

Theaterbericht aus Paris.

Ende Juli.

Théatre-Francais.

Dominique, ou le Possedeé, comédie en trois actes de M. M. D'Epagny et Dupin. Das endlich ist ein echtes Lustspiel, — ein Lustspiel, wie es sein soll, wahr, neu, voll Feuer, voll Tiefe, — ein Lustspiel, das der Besessene heißt und die Zuhörer lachen macht, als wären sie selbst besessen. Ueberraschende Komik durch Kontraste, äußerst belustigende Situationen, eine trefflich durchgeführte Intrigue, ein hinreißender Dialog, und vor Allem die Moral, welche dem ganzen Stücke zum Grunde liegt, die aber nur durch die lustigsten und heitersten Scenen durchschimmert, erheben dieses Lustspiel zu einem Meisterwerk. Der Erfolg desselben war auch außerordentlich, und die Beifallsbezeigungen waren eben so enthusiastisch als anhaltend. *)

Academie Royale de Musique.

L'orgie, ballet-pantomime en trois actes, de M. M. Scribe et Coraly, musique de M. Carafa. Wie man sieht, giebt sich Scribe mit Allem, was irgend das Theater betrifft und Geld einbringt, ab, folglich auch mit Erfindung von Balletten. Erfindung, — das eben nicht, denn die Handlung des Ballets ist seiner Leocadie Scene für Scene nachgebildet. Der choreographische Theil verdient den Vorzug vor der Musik, denn diese ist höchst alltäglich, wenn auch von Carafa.

Théatre des Folies Dramatiques.

Les Deux Conscrits, ou Départ, Séjour et Retour, vaudeville en trois actes. Paul und Andreas haben das unglückliche Loos gezogen, das sie aus ihrer Heimath zum Heere ruft. Zum letzten Male wohnen sie dem Feste ihres Dorfes bei. Andreas, nachdem er sich genugsam gehärmt, spielt die Rolle des Philosophen, und sucht den armen Paul zu trösten, der seine Braut und seine alte Mutter nicht ohne Thränen zu vergießen, verlassen kann. Während des Festes, während des Tanzes und der Lustbarkeiten verlassen die armen Konskribirten ihre Heimath, den Sack auf den Rücken und die Thräne im Auge. — Es vergehen zwei Jahre, und wir sehen Paul und Andreas unter den Garnisonstruppen einer Stadt wieder.

(Beschluß folgt.)

*) Also in jedem Fall ein Fund für unsern hungrigen Dutzend-Uebersetzer. Nun frisch darauf los, ihr Herren, wörtlich übersetzt, ohne Euch um Verschiedenheit des deutschen und französischen Geschmackes zu kümmern, auf! Hell, auf! Gleich, — deutsche Mägen vertragen viel! D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 211. (II. Jahrg.) Montag, den 5. September. 1831.

Menschenloos.

Welch ewiger Zwiespalt
Im menschlichen Herzen,
Welch endloser Wechsel
Von Lust und von Schmerzen,
Das Höchste bald tollkühn
Im Leben zu wagen;
Am Kleinsten dann wieder
Ohnmächtig verzagen.
Im Dulden und Hoffen,
Im Leiden sich üben,
Aus Thorheit zu hassen,
Aus Wahnsinn zu lieben,
Voll Weisheit die Inschrift
Der Sterne zu lesen,
Und menschlich zergliedern
Die Urkraft der Wesen,
Und doch für die Räthsel,
Die wir in uns tragen,
Die Seele vergeblich
Um Aufschluß zu fragen.
Bald weit in die Ferne
Voll Sehnsucht zu schauen,
Und Riesenentwürfe
Der Zukunft vertrauen;
Bald wieder Vergang'nes,
Verlornes beweinen,
Und glücklich und leidend
Zu sein und zu scheinen,
Um endlich am Ende,
Wenn Alles errungen,
Zu fühlen, wie Alles
Das Leben verschlungen,
Wie Alles im Dasein
Mit Lug uns umwoben,
Und sterbend zu fragen:
Gibt's Wahrheit dort oben?

Carl Baron von Schweizer.

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Es war die Nachhut des Gouverneurs, welche nun mit ihren Säbeln von allen Seiten auf Sidin eindrang. Doch dieser hob einen leichten runden Schild vor die Brust und das Gesicht Feodosia's, welche er mit seinem linken Arm fest umschlungen hielt, ergriff dann seinen Säbel, und sein Pferd in immerwährendem Rechts und Links Anspringen erhaltend, wehrte er sich die Feinde ab, griff bald diesen, bald jenen an, und ein Hieb war stets genug, den Feind wehrlos zu machen.

Feodosia mußte innerlich den Muth, die Stärke und Gewandtheit ihres Entführers bewundern, doch entging ihr die doppelte Gefahr ihrer Lage nicht, was sollte aus ihr werden, wenn er der Sieger in diesem ungleichen Kampfe blieb. Sie hatte genug schon von der Roheit dieser Haidemakis gehört, um vor dem Gedanken, in die Hände eines solchen zu gerathen, im Innern der Seele zu erbeben und wieder, würde es möglich sein, bei solch einem wilden Getümmel der gefährlichsten Verwundung, durch ihre Befreier selbst, zu entgehen? — Sie mußte also der drohenden Gefahr zu entfliehen suchen.

Während Sidin mit dem Auge eines Falken überall umher spähte, um den nach ihm geführten Hieben durch die Gewandtheit seines Thiers zu entgehen und die Kühnsten seiner Angreifer zu entwaffnen, während er in der lebendigsten Bewegung begriffen, alle Aufmerksamkeit auf seine Gegner zu richten gezwungen war, bemächtigte sich Feodosia des kurzen Dolchs, der in dem Gürtel des Mirza hing, und rückwärts einen Stoß nach ihm führend, verwundete sie seinen linken Arm, so daß er sie los lassen mußte, sie schwang sich von seinem Roß, das nun, von der Hälfte seiner Last befreit,

einen raschen tüchtigen Satz machte und aus dem Kreise der Verfolger war.

Doch der Tollkopf Sidin wollte sich seine Beute nicht so leicht entreißen lassen, er riß die langen, hängenden Ermel seines Oberkleides herab, umschlang den verwundeten Arm damit und nun ergriff er seinen kräftigen Bogen und versendete Pfeil auf Pfeil, fast immer einen Mann gefährlich verwundend und mehrere auf dem Platze niederstreckend.

Der Kampf wäre wahrscheinlich für die Mehrzahl sehr nachtheilig ausgefallen, weil ihre Gewehre nicht so weit trugen, als der persische Bogen Sidins, wenn diesem nicht die Pfeile ausgegangen wären, davon er nicht mehr als funfzehn bei sich hatte.

Als Feodosia's Befreier dieses ersahen, stürmten sie alle auf ihn an und obwohl er ganz tollkühn sie erwartete, und sich mit denen, die den andern zuvor eilten, in ein kleines Gefecht einließ, welches immer zum Nachtheil der Russen endete, so war er doch genöthigt, sich vor der Masse zurückzuziehen.

8.

Er kam an dem Platze vorbei, an welchem vorher sein Kampf mit den Kosaken vorgefallen war, einer derselben lebte noch. Du sollst mich nicht verrathen, rief er, und führte einen Hieb nach ihm, der dem Leben des Armen ein Ende machte, und du auch nicht, sprach er lachend, indem er seine verlorne Mütze, sich vom Pferde herabbeugend, aufhob; jetzt ritt er dem Gebirge zu, und bald hörte die Verfolgung auf, denn seinem kräftigen, leichten und unermüdlichen Rosse konnte keiner nachkommen. — Er verbarg sich während der Nacht und erreichte am andern Tage das Lager.

Der Gouverneur, auf seiner Reise durch Taurien begriffen, hatte seine Tochter mitgenommen. Eine Schaar bewaffneter Diener, verstärkt durch eine Art Landwehr, bildete den Vortrab, welchen die Kosaken vorüber gelassen hatten; eine ähnliche Anzahl machte den Nachtrab aus, und zwischen beiden befanden sich die Reisenden; der Gouvernenr selbst aber war zufällig bei der Avantgarde, als Sidin sein Gefolge angriff und seine Tochter raubte. — Das viele Schießen fiel ihm auf, er kehrte daher mit einigen der Diener um, erschien jedoch erst, als das Gefecht schon beendet war.

Sein Zorn bei der Nachricht von dem Ueberfalle überstieg alle Grenzen. Diese Räuber, diese Diebe, verschonen nicht einmal den Vicekönig dieses Landes, wie mag es da erst den armen Leuten gehen! rief er aus. Sie müssen fort, sie müssen hinaus aus dem schönen Lande, in die Steppen des Kaukasus des kaspischen Meeres, da mögen sie sich von ihrer Pferdemilch nähren. Hier brauche ich sie nicht, um die armen geplagten Bauern noch mehr zu quälen.

Jetzt gab er Befehl zur Rückkehr. — Wir müssen noch bis zum nächsten Dorfe, sprach er, wo wir wenigstens im Schutze einiger Mauern übernachten können, und dann nach Achmetschet *) zurück, bis wir eine Bedeckung von brauchbaren Truppen haben.

Am folgenden Tage trafen sie in Achmetschet ein, und so eben wollte der Gouverneur an den Attaman schreiben, als auch schon Sidin mit seinen Leuten anlangte.

Sein Pulk **), von ausgesucht schönen, jungen Leuten gebildet, gewährte einen seltenen Anblick. Man hatte die Kosaken in so stolzer Haltung, in so feiner Kleidung, mit so auserlesenen Waffen noch nicht gesehen. Sidin hatte die reichsten ausgesucht, damit man ihnen die vielen verübten Räubereien gar nicht Schuld gebe. Wer konnte sich denken, daß diese Schaar blühender junger Leute, unter denen, welche das herrliche Land durch ihre Räubereien verwüsteten, die Aergsten waren; vom fröhlichen Hurrah-Ruf des Volkes begleitet, kamen sie vor des Gouverneurs Palast an.

Hier war jedoch der Empfang nicht so freundlich. — Der Knes, noch ganz im Zorn über den gestrigen Unfall, empfing den hereintretenden Sidin mit heftigen Vorwürfen.

Ihr kommt, Attaman, rief er aus, Ihr kommt wohl, nachdem das arme Land nichts mehr für Euch hat, Eure Räubereien in der Stadt fortzusetzen? Schämen sollt Ihr Euch; den unglücklichen Ackerbauer, den armen Heerdentreiber auch zu plündern, da er doch schon von Türken und Tartaren ganz ausgesogen ist; da man Euch nur erlaubt hat, mit Euren Schaaren in das gesegnete Taurien zu ziehen, in dem Glauben, Ihr würdet es schützen vor den Buben, welche es durchziehen; statt dessen seid Ihr es selbst, welche die schändlichsten Grausamkeiten verüben.

Mein Fürst, erwiederte Sidin, wir sind es nicht, welche Deinen Zorn verschuldet haben ***), der Türke und der Tartare, welche das arme Land durch ihre Plünderungen, durch ihre Räubereien, ihre Mordbrennerzüge verwüsten, beben vor unserer Faust, vor unsern tönenden Bogen, nicht der Landmann, den wir mit unserm Blute beschützen müssen. — Aber um den Schein ihrer Verbrechen auf uns zu werfen, wagen jene es, sich in unsre Kleider zu stecken, und unter dem Namen der Saporogischen Kosaken, oder der Haidamakis, wie sie uns nennen, die schändlichsten Verbrechen zu begehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Achmetschet ist der tartarische Name der alten Residenz des Kalga Sultans. Dieß bedeutet: weise Menschen. — Der Erzbischof Eugenius hat sie Sympheropolis, (Symfiropol) getauft, d. h. Stadt des Nutzens von Συμφερω, ich bringe Nutzen.

**) Pulk, ein Haufen Kosaken von sehr verschiedener Anzahl. In großen Massen würden wir es mit Regiment übersetzen, doch sind funfzig so gut ein Pulk, wie fünfhundert.

***) Russen und Polen, überhaupt alle Slavischen Völkerstämme, kennen nur das Du und reden nicht wie wir, närrisch genug, eine Person an, als ob es ihrer mehrere wären.

Reise-Zeitung.

Aus den Reisen eines Nordamerikaners in Deutschland während der letzten Jahre.

(Beschluß.)

Die Kathedrale von Mainz ist ein schönes Beispiel von dem, was auch diese Schule zu leisten vermag. Sie besteht aus dunkelrothem Sandstein, der noch nach sechs Jahrhunderten seine ursprüngliche Farbe hat. Die inneren Wände sind fast buchstäblich mit Monumenten der großen Männer, die einst hier lebten, bedeckt, und viele von ihnen enthalten die Gebeine ihrer Kurfürsten. Sie sind zu überladen mit Zierrath, um demjenigen viel Freude zu gewähren, welcher die herrlichen Grabmäler der Päpste zu St. Peter sah, und erwecken nur Interesse, als sich weltgeschichtliche Erinnerungen an sie knüpfen, oder in so fern sie eine fortlaufende Musterkarte von den Fortschritten abgeben, welche die Sculptur durch mehrere Jahrhunderte machte.

Ich bin jetzt mitten im Gedränge der Reisenden, die aus Italien zurückkehren. Gleich den Vögeln unsrer westlichen Wälder gehen sie alle einen Weg, nach Norden; aber in wenig Monaten schon sind ihre Augen wieder den Alpen zugewandt, und Diligencen, Vetturins und Postpferde werden in großer Anzahl in Bewegung gesetzt, um die Haufen von Engländern, Deutschen, Russen und andern Völkern einem wärmern Himmel zuzuführen.

Wer in den Strom dieser Völkerwanderung mit hineingezogen wird, dem fällt es fast eben so schwer, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, wie es einem Bataillon aus dem Nachtrabe unsrer Taubenheere schwer wird, sich in den Staaten Neu-Englands ein Abendbrot zu verschaffen. Doch ist es hier noch immer erträglicher, als in Italien, wo oft nur eine einzige Straße diesen Caravanen von Reisenden zu passiren übrig bleibt. Es gibt aber so manche Ausgänge aus Italien, zwischen Triest und Nizza, daß sich diese Züge, bei ihrer Rückkehr nach den Norden Europas, von der Bai von Biscaya bis zur Weichsel aus einander theilen. Unter den Legionen von Prinzen, Herzögen, Soldaten, Studenten, Abenteurern, Schneidern, Half-pay-Officieren, Müttern, Mamsellen und Mädchen, welche aus den Alpenpässen hervorbrechen, und sich, einem Fächer gleich, über das nördliche Europa verbreiten, ist allenthalben John Bull zu sehen. Gehst Du in ein Kaffeehaus, in eine Gallerie, in irgend ein Palais, oder steigst Du auf einen Berg, John ist auch da. Wanderst Du einen Strom entlang, oder besuchst eine öffentliche Promenade, Du siehst ihn ganz bestimmt wieder. Wähle einen benachbarten Hügel, dort, beim Anblicke eines alten Schlosses aus den Zeiten des Feudalrechts, Deinen Gefühlen nachzuhängen, und bevor Du noch da bist, wirst Du schon ein halbes Dutzend von John's Töchtern sehen, wie sie, das offene Souvenir auf dem Schooße, einen entfernten Prospect des Gebäudes aufnehmen.

Tritt hinein, und noch zwei oder drei andere mit ihren dünnen Brüdern und sich bückenden Cousins erinnern Dich, daß Monsieur Tonson wieder da ist. Schiffe Dich auf einer Fähre, einem Dampfboot oder wo Du willst, ein, nur das Floß ausgenommen, Du hörst bestimmt John fluchen, daß das Fahrzeug zu tief unter Wasser gehe. An der table d' hôte hört man oft mehr Englisch, als die Sprache des Landes, durch welches man reiset, und selten kommt man in eine Diligence oder Hôtel, ohne aus den Wörtern humbug und nonsense zu hören, daß John eben vorher ankam.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Magdeburg.

(Beschluß.)

Mit der Oper sieht es etwas ledern für den Augenblick bei uns aus. Demoiselle Traut vom Casseler Hoftheater ist zwar für unsere Bühne gewonnen(?), doch dürfte sie mit ihrem Bräutigam Herrn Pirscher, der ebenfalls hier engagirt ist, nach einigen Wochen erst eintreffen. (??)

Demoiselle Pistor, unsre Primasängerin, ist auf längere Zeit verreist, man weiß eben so wenig mit Gewißheit zu sagen, warum, weswegen, noch wohin? Sie sei krank, so hieß es im Publikum, daß sie doch recht bald genesen und zu unserer Freude zurückkehren möge, la douce philomèle! Daher kam es, daß Madame Dittmarsch jüngsthin als Prinzessin in Jean de Paris auftrat, aber leider nicht allgemein gefallen wollte, so brav und ehrenwerth Madame Dittmarsch auch in jeder andern Beziehung ist. An Madame Seeberg besitzen wir fortwährend eine tüchtige und reizende Bühnen-Virtuosin, die jeder ihrer Rollen Ehre macht und einen großen Stein auf dem Schachbrete des Publikums besitzt. Wie denn auch immer nur Madame Gallenbeck und Demoiselle Heldt gern gesehen werden.

Magdeburg, d. 23. Jul. 1831.

Dr. August Böhringer.

Danzig, den 20sten August 1831.

Sie könnten mit Recht zürnen, wenn ich, der ich Ihnen zuweilen von Danzig aus Nova der unerheblichsten Art mitgetheilt habe, in einem Augenblicke schwieg, in welchem dadurch, daß in diesem meinen Wohnorte zuerst im deutschen Europa die Cholera ausgebrochen, derselbe, wie schon so oft durch Belagerungen, Blokaden, Explosionen und Ueberschwemmungen, abermals eine so unglückliche Celeberität erlangt hat.

Sie wissen aus den Zeitungen, daß am 27sten Mai zuerst Cholera-Kranke in Danzig und seinem Hafen Neufahrwasser bemerkt wurden. Da nun erst am 30sten Mai in Danzig Schiffe aus dem, der Krankheit bereits verfallenen, Riga einliefen und ruhig zugelassen wurden, indem der unbesoldete Preußische Consul zu Riga, ein Herr Wöhrmann, um mich gelind auszudrücken, so leichtsinnig verfahren sein soll, in den der Schiffsmannschaft ertheilten Gesundheitsatteſten nichts von dem wirklich stattgehabten Ausbruche der Krankheit zu erwähnen, so ist es sehr klar, daß die erste Einschleppung der Krankheit nicht, wie irrthümlich behauptet worden, von Riga geschehen, sondern wahrscheinlich, wenn man nicht etwa einen rein miasmatischen Ursprung annehmen will, von dem benachbarten Polen statt gehabt hat, wobei der Umstand, daß der zuerst von Riga angekommene Schiffer, ein Capitain Brand aus Stettin, bald nach seiner Ankunft, ich glaube am 1sten Juni, an der Cholera verstarb, nichts relevirt.

Da ich mich jedoch während der Monate Mai und Juni nicht in Danzig befand, sondern erst am 19ten Juli von einer Reise hierher zurückkehrte, so kann ich Ihnen nur vom Hören-Sagen berichten, daß mehrere Personen (doch nicht so viele, als man vermuthen sollte, höchstens einige Dutzende) beim Ausbruch der Krankheit eiligst von Danzig abreisten, noch mehrere jedoch auf's Land zogen und Schrecken und Furcht allgemein war. — Man schickte sich hier nun zuvörderst zur buchstäblichen Befolgung der von Berlin aus erlassenen Verfügungen an, denen, wahrscheinlich irrthümlich, die Idee zum Grunde liegt, daß man der weitern Verbreitung der Krankheit durch Cordons und Absperrungen vorbeugen könne. — Man könnte, verehrtester Herr, die Bewohner des Preußischen Staats in zwei Classen eintheilen; die erste Classe steht in festem, zum Theil sehr hohem Gehalt, und hat gar keine Idee von der Lage der zweiten Classe, die, ohne Gehalt zu beziehen, durch tägliche Arbeit und Anstrengung und eigene Industrie sich das tägliche Brot verdienen und, wenn ihr die Ausübung ihrer Thätigkeit erschwert oder unmöglich gemacht wird, entweder vom früher Erworbenen zehren oder, wo dieses fehlt, darben und betteln und mitunter verhungern muß. — Gar zu bereitwillig haben nun die gesetzgebenden Herren in Berlin, welche sämmtlich hohe Gehalte beziehen und von der Lage der armen Volksclasse mitunter wohl nicht viel mehr Kenntnisse haben dürften, als jene Prinzessin, welche bei Ermangelung des Brotes — Kuchen empfahl, sich, ohne auf die Versicherung so vieler Aerzte und Schriftsteller in Rußland, daß die Krankheit keinen contagiösen Charakter habe, zu achten, der entgegengesetzten Ansicht hingegeben, bei der sie das geliebte Berlin und ihre eigenen in demselben befindlichen werthen Personen am ersten zu sichern hofften, und sofort, die weitläuftigsten Dekrete über Cordons, Contumazanstalten und dreiwöchentliche Absperrungen der Erkrankten erließen. — Diese Gesetze kamen nun, da sich in Danzig, wie bekannt, zuerst im Preußischen Staate die Cholera zeigte, hier zuerst in Ausführung, ohne sich jedoch als ausreichend und zweckmäßig zu bewähren, denn von allen Seiten hat die Krankheit weiter um sich gegriffen, ja bei den, aus gesunden Gegenden, z. B. aus Stargard in Pommern durch einen siebenzehntägigen Marsch zur Bildung des Cordons hergezogenen Soldaten, hat sich die Krankheit, während die eigentlichen Bewohner an dem Orte noch gesund waren, öfters zuerst entwickelt, (wozu die Bivouacs und das Liegen in jämmerlichen Erdhütten gar leicht Veranlassung gegeben haben können) und sodann die halbe Bevölkerung einzelner Ortschaften, z. B. des Dorfes Nanitz bei Neustadt auf die Todtenbahre gelegt. — Und die Art, wie man mitunter in den Contumaz-Anstalten behandelt wird und dort wohnen und leben muß — ich selbst habe einige Zeit in einer derselben zugebracht — ist wahrhaftig ganz dazu geeignet auch den Gesundesten krank zu machen; und nun die fürchterlichen Einsperrungen in den Häusern! Gesunde, an tägliche, meistens schwere Arbeit und Bewegung gewohnte Menschen, werden bei sommerlicher Hitze, während drei langer Wochen gezwungen, das Zimmer zu hüten und ihren Erwerb aufzugeben (z. B. ihr Feld zu bestellen) und werden dabei öfters (besonders in Dörfern) auf das Unregelmäßigste und Schlechteste verpflegt. — Und dennoch wandern Aerzte und Lazareths- und Begräbniß-Officianten (die Todtengräber mitunter in den den Cholera-Leichen ausgezogenen Kleidern) in den Ortschaften, in welchen man Häuser absperrt, ungestört hin und her von den Kranken zu den Gesunden, und niemand wird durch sie angesteckt! — Wie sehr die Cordons (wiewohl sie nicht strenge Sperre bewirken und sich einzelne Leute durch Waldwege, Gehöfte u. s. w. fortwährend durchschleichen) allen Verkehr hemmen, wie viele Menschen (z. B. Landleute, die nun für ihre Erzeugnisse keinen Abzug haben) durch sie um den Erwerb und an den Bettelstab gebracht, und der Mittel, sich gesunde Nahrungsmittel anzuschaffen, beraubt werden, kann sich jeder, der selbst zum gewerbetreibenden Publikum gehört, denken.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 212. (II. Jahrg.) Dienstag, den 6. September. 1831.

Die Eselfresser.

Von M. Cunow.

(Fortsetzung.)

Gutachten auf Leichen-Poëm.

Und da sie zusammentraten, drängeten sich etliche aus dem Volk hervor und sprachen: „Was dünket Euch, es ist ein Eselein, gleich denen der Müller, recht und schlecht ein Langohr?" — Aber der Lehrer der Alterthumskunde nahm das Wort und redete also: „Lieben Leute, Ihr sprechet, wie Ihr's wisset, darum höret, was Ihr nicht wisset. Wer blos dem Schein folget, der wird allerdings sagen: siehe, hier ist ein Esel! Aber es gibt auch eine Wissenschaft unter den Menschen, die in allen Dingen auf den Grund und Ursprung, also in die Vorzeit, zurückgehet, um dort Belehrung über Gegenstände zu suchen, die uns der heutige Tag zeigt. Nun ist meine Wenigkeit, wie Mehreren von Euch wohl bewußt seyn wird, durch das Erbarmen Gottes als professor antiquitatum dahier angesetzet, und als solchem kann es mir nicht unbekannt seyn, wie sich bis auf unsere Zeiten eine Kamee erhalten — so in meine glückliche Hände gekommen — auf welcher die Figur eines Eseleins eingegraben, mit der wohlerhaltenen Unterschrift: Lepus *); woraus erhellet, daß es dazumalen Hasen gegeben, die demjenigen Thiere glichen, welches man heutiges Tages in der Sprache des gemeinen Lebens Esel nennet, auf Latein aber asinus. Daher wenn dieses von uns erlegte, und namentlich von mir mit diesem trojanischen Speer erstochene Geschöpf und nunmehrige Cadaver schon das Aussehen und Aussehen eines Esels hat, so ist es gleichwohl ein Hase und zwar eben jener antike, bis jetzt für ausgestorben geachtete große und größte Hase, der lepus asinus. Zu dem halte ich dafür, daß es im Naturreich keine Esel giebt, sondern es sind dies blos eingebildete Geschöpfe, die man aus Unwissenheit nach Benennungen entstehen ließ, die auf Schulen gebräuchlich sind, um die tieferen Grade an Verstand und Fleiß damit zu bezeichnen, wie mich denn weiland meine praeceptores zum öfteren mit solchem titulo beehret." — „Ich, meines Orts, habe zwar noch keinen Hasen anders gesehen, als gebraten," nahm jetzt ein ansehnlicher Schulherr das Wort, „aber schon als Kind hörte ich, daß selbige lange Ohren haben; dieses vor uns liegende Thier hat aber, wie der Augenschein lehret, lange Ohren, ergo ist es ein Hase." — Solchen triftigen Gründen und von solchen weisen Herren dargelegt, vermochte noch wagte man nicht fürder zu widerstreben, und alles Volk gläubete nun an den Eselhaften Hasen. Der Stadtdichter aber stellete sich nahe an selbigen herzu, und sang nach einer alten Weise folgende treffliche Strophe, so er zur selben Stelle gereimet:

Größter aller großen
Hasen, die an Rosen
Jemals knupperten,
Dich erlegten Weise
Uns zum Ruhm und Preise
Mit geschrieb'ner Wehr;
Daß die Welt es nie vergißt,
Werd' es, jetzt von mir gesungen,
Ewig nachgeklungen.

Triumphzug.

Und die Herren der Stadt beschlossen, das Wildfleisch daheim zu verzehren, über das Fell aber stritten sie, denn viele begehreten sein zu Mützen, der professor antiquitatum aber wollte es ausgestopft in seine

*) Derselbe Schalk, welcher dem Professor der Alterthümer den Nachtwächterspieß als trojanische und Hektors-Lanze überreichte, hatte ihm auch die, von ihm selber fabricirte Gemme als eine ächte eingehändigt.

Sammlung setzen. Es wurde aber, auf daß man sich nicht in die Haare gerathe, die Entscheidung der Sache auf das große Freuden- und Siegesmahl angesetzet. Das Hasen-Eselein aber luden sie auf einen Wagen, mit Tannenzweigen schön geschmücket, und der Sammler der Alterthümer saßte sich mit seinem Speer vornen auf, die andern Herrn aber folgeten in ihren Fahrzeugen. Und der ganze Troß folgete ihnen nach. Man war aber nur bei zween Stunden am Forst gewesen, und begehrete weiter nichts zu erlegen vor Freuden ob solchen Fanges; doch befahlen die Herren den Stadtschützen, allda zu weilen und viel Wildes zu fällen zum großen Schmauß, so sie wollten anrichten zu Ehren der Jagd und der Beute. Und sie zogen schier trotziger heim denn sie ausgezogen waren, und die Kunde war durch Eilende schon bis in die Stadt gedrungen. Und als sie des dritten Tages mit den Schützen wieder einzogen, war alles Volk in den Gassen, und die Fenster der Häuser waren mit Frauenvölkern geschmückt, welche mit weißen, auch bunten Tüchern wedelten und Blumen herabschütteten. Aber unter dem Volk waren Etliche, die sprachen: „Sehet da, es ist ja ein Eselein, was sie gefället!" Doch Andere entgegneten: „Nein, es ist nur ein gelehrter Hase!"

Der Schalk.

Und es war zur selben Zeit in selbiger Stadt ein arger Schalk aus Sachsenland, der nennete sich Conus, und gab sich, ob er gleich zur Genüge hatte, für ein arm Schulmeisterlein aus, und zog herum bei den weisen und gelahrten Herren und bat, sie möchten ihn fördern. Auch legete er ihnen dar, was die Druckherren in fernen Landen von ihm gedruckt, und war fein lustig Zeug darinnen; aber sie achteten sein nicht und beschieden ihn, sie hätten hier kluge Leut die Hülle und Fülle, und Etliche spotteten sein und riethen ihm, er solle nach Hause gehn und graben. Aber er wollte erfahren, was im Menschen ist, darum zog er durch Stadt und Land, und stellete sich arm und bedürftig, damit die Menschen ihm ihr Herz zeigeten. Und er erboßete sich über die Herren derselben Stadt und gedachte ihrer zu brauchen. Und da sie nun kamen dahergezogen in ihrer Narrheit mit dem Eselein und alles Volk ihnen zujauchzete, thät er sein Fenster auf und henkete seine Hosen auf einen Stab, schwenkete selbigen und rief:

Willkommen, Ihr Herren zu Hauf!
Wie der Käufer, so der Kauf,
Wie der Schütz, so die Jagd,
Ihr habt Alles wohl vollbracht.

Und sie gewahrten des Schalks und ärgerten sich ob seiner Hosenfahne und seiner spöttischen Rede, und dachten, wie sie ihn aus der Stadt trieben.

Die Ausstellung.

Und da alles Volk begehrete, das erlegte seltsame Wild zu schauen, so stellete man selbiges aus im Stadthaus und gab ihm eine Wache bei Tag und bei Nacht, die es den Leuten zeigete und vor ihnen wahrete. Und ward auch eine Büchse dabei gestellt zum Besten des allgemeinen Wesens und ward darein viel Geldes geleget vor Freuden ob solch hoher Ehre, die Stadt und Land wiederfahren. Und das Gewerk der Fleischhauer mußte herbeikommen und das Wild reinigen; sie sagten böslich aus, es sei von Geburt ein Esel, und nur die gelahrten Herren hätten einen Hasen daraus gemacht. Aber man warf ob solcher Bosheit ihre Aeltesten in Banden, bis sie ein geschrieben Zeugniß von sich stelleten, es sei ein großer Hase, dergleichen in hiesigen Landen noch niemals gesehen worden, seit dieselben aus der Sündfluth hervorgestiegen. Und alles Volk gläubete an den gewaltigen Hasen.

(Beschluß folgt.)

Révélation sur l'existence de Louis XVII Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. M^me^ la Duchesse douairière d' Orleans.

(Fortsetzung.)

„Die im Tempel eingesperrte Tochter Ludwigs XVI. verdankte ihre Befreiung nur ihrem Geschlechte und der Nothwendigkeit, gewissen politischen Combinationen zu entsprechen. Maria Theresia, gegen einige von Dumourier arretirte Personen ausgewechselt, kehrte in ihre Familie zurück. Auf das Lebhafteste für diese junge Prinzessin eingenommen, bewarb sich der Erzherzog Carl eifrigst um ihre Hand. In Frankreich wurde eben die Gegenrevolution bewirkt; Alles kehrte zur Ordnung und auch die Legitimität wieder zurück. Aber wie stand es um die Plane des Grafen von Provence? Wie sah es mit dem Throne aus, welcher das Ziel des ununterbrochenen Strebens seines Ehrgeizes war? Er hatte nichts Dringenderes zu thun, als sich einer solchen Heirath zu widersetzen, unter dem Vorwande, daß der Wille eines Bruders, in seinen letzten Augenblicken ausgedrückt, um das Schicksal einer geliebten Tochter zu bestimmen, dieser Verbindung entgegen sei. Die Tochter Ludwigs XVI. sollte mit ihrem Vetter, dem Herzog von Angouleme vermählt werden; so forderten es, sagte man, die Interessen ihrer Familie und die von Frankreich ꝛc. Aber dieser angebliche Wille des verstorbenen Königs war wohl nur der des Grafen von Provence; und in dem Augenblicke, wo das Haus Bourbon mehr als je nöthig hatte, sich auf eine der großen Mächte Europa's zu stützen, hätte Ludwig XVI. nie eine Verbindung wünschen können, welche den schwierigen Ver-

hältnissen, in denen sich sein Thron und seine Familie befanden, so wenig angemessen war. Auch hat dieser Fürst nie, weder mündlich noch schriftlich, einen solchen Wunsch geäußert, und diese angebliche Opposition ist abermals eine der vielen Unwahrheiten, deren sich der Graf von Provence zu allen Zeiten und bei allen Anlässen bedient."

„Ich komme nun zu der Entführung des Sohnes Ludwigs XVI. aus dem Gefängnisse des Tempels. Die kurzen Details, die ich dem Publikum über dieses merkwürdige Ereigniß erzähle, wurden mir vom Herzog der Normandie selbst mitgetheilt."

(Fortsetzung folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Wer bist Du, daß Du es wagen willst, mir eine solche Lüge aufzubürden?

Ich bin Sidin, der Mirza, Sohn des Chans der Krimm, Schahim Gheray, und Bürge für das, was ich Dir so eben gesagt.

Minder strenge, ja mit fast freundlichem Tone sagte der Fürst: Mirza, von Dir glaube ich, weil ich Dich nun kenne, nicht, daß Du mich hintergehen willst, Du bist selbst der Betrogene. Wenn Deine Brüder auf ihre Räubereien ausziehen, mögen sie Dir leicht sagen, sie gingen, um die Plünderer zu verscheuchen, und das, in Deiner jugendlichen Gutmüthigkeit, glaubst Du. — Doch mich hintergeht man nicht, ich kenne diese zügellose Horde und kenne ihren wilden Hettmann. Aber sie sollen mir bald fort aus dem schönen Lande. Du kannst indessen hier bleiben, ich kenne Deinen Vater und hoffe in Dir einen Ehrenmann zu finden, seines fürstlichen Standes würdig, jetzt sei mein Gast und tritt herein in das Innere meines Hauses.

Der Gouverneur führte den kecken Jüngling durch mehrere Zimmer in die Gemächer, welche er mit seiner Tochter bewohnte, und welche nie von Geschäftsleuten, sondern nur von Freunden des Hauses betreten wurden, die Diener öffneten die breiten Flügel der Thüren, hinein trat der Mirza, doch erstarrt und wie vom Blitz getroffen, steht er, keines Wortes mächtig! Seine ganze Fassung war verloren, ihm gegenüber steht Feodosia.

9.

Auch sie hatte ihn, der nicht mit einem Andern zu verwechseln war, sogleich erkannt, und erstaunt über die Kühnheit, mit welcher er, der Räuber! sich in die Höhle des Löwen wagte, war auch sie nicht fähig, eine Sylbe hervorzubringen.

Voll Verwunderung betrachtete der Fürst Beide. Was ist Euch? warum erschreckt Ihr vor einander? Sollte ich mich in Dir geirrt haben, kennst Du meine Tochter, die erst seit vier Tagen hier ist; bist Du etwa einer der Buben, welche vorgestern es wagten, mich selbst, mich, den Gouverneur anzugreifen?

Feodosia hatte sich schnell zu fassen gesucht und sagte: Mein Schrecken ist bald erklärt, — ich erwartete Dich allein Vater, und trete Dir entgegen, als dieser fremde Mann, im Kleide der Kosaken, welche wir alle so sehr zu fürchten Ursache haben, hereintrat. Ich glaubte im ersten Augenblick, es wäre der Gouverneur der Krimm, selbst in seinem Palaste, nicht sicher, allein sobald ich Dich sahe, legte sich meine Furcht, denn ich sehe wohl, Du bringst mir einen Gast, welchen ich herzlich willkommen heiße in meinem Hause.

Welche kindische Furcht, erwiederte der Vater, verursacht Dir diese Angst, Du bist doch sonst nicht so zaghaft, allein Du Mirza Sidin, — Sidin Mirza, wollte ich sagen *), weshalb schrakst Du so zusammen, Du glaubtest gewiß nicht, daß man Dich rauben oder entführen wollte?

Der junge Attamann hatte sich zu fassen gesucht, und Feodosia gab ihm Muth. Er fürchtete nun nicht mehr verrathen zu werden, obwohl ihn die Entdeckung, welche er machte, daß es der Gouverneur selbst gewesen, den er tollkühn überfallen, sehr erschreckt hatte, und er erwiederte: bei uns Asiaten hält man die Weiber verborgen und ein Frevel ist es, die Frau oder die Tochter eines Fremden auch nur anzuschauen. — Als ich herein trat, und die leuchtende Schönheit Deiner Tochter mir entgegenstrahlte, entsetzte ich mich, glaubend, ich wäre unwissend und unschuldig an diesem Verstoß, in Deine Frauengemächer gerathen, daher, Herr! mein angstvolles Zurückbeben.

Lachend antwortete der Gouverneur: Ihr seid Beide ein Paar wunderliche Menschen, Du erschrickst, wenn ein Fremder, an der Hand des Vaters zu Dir eintritt, und Du, wenn ein Vater Dich zu seiner Tochter führt. Wir sind ja hier noch auf europäischem Boden, und obwohl jene Türken und Tartaren, die Sitte aus Asien herüber getragen haben, so bin ich doch kein Türke, und denke die freundliche, offene Lebensweise des Nordens hier einzuführen und die finstere Eifersucht aus dem heitern Lande zu verbannen. Nun, Deine Furcht wird sich gelegt haben, Feodosia, und auch, hoffe ich, Deine Scheu, Sidin! Bleibe hier, meine Tochter möge Dich unterhalten, indessen ich Veranstaltung treffe, daß Dein Pulk in der Stadt untergebracht wird. Mit diesen Worten verließ der Gouverneur das Zimmer und Feodosia und Sidin blieben einander gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Mirza heißt bei den Morgenländern, namentlich bei den Persern und Tartaren, Prinz und Gelehrter oder Weiser. Mirza Sidin hieß weiser Sidin, Sidin Mirza heißt Sidin der Prinz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Danzig, den 20sten August 1831.
(Fortsetzung.)

Ja, es gibt ernste und unterrichtete Männer, welche der Meinung sind, daß die Anzahl derer, welche in Folge der Sperren und Cordons und der daraus hervorgehenden Verarmungen, dem Tode verfallen, vielleicht eben so groß sein dürfte, als die, welche ohne dieselben die Opfer der Cholera geworden sein würden. — Bei der Pest sind Cordons und Sperren unerläßlich und heilbringend; bei der Cholera vermehren sie, statt zu helfen, die Leiden der gequälten Menschheit und veranlassen so traurige Erscheinungen, wie sie in Königsberg und Memel in den letzten Tagen des Juli-Monats statt gehabt haben.

Doch ich wollte von Danzig im Besondern sprechen und verliere mich in allgemeine Betrachtungen (welche jedoch vielleicht in der Mitte von Deutschland Beachtung verdienen dürften), von denen ich jetzt zu dem Berichte über die Einwirkung der Krankheit auf die Stadt selbst wiederum einlenke.

Auf die Nachricht von dem Ausbruche der Krankheit in Warschau schritt man hier zur Errichtung eines Cholera-Lazareths, welches man auf die, in einiger Entfernung von der Stadt, beim Einflusse der Mottlau in die Weichsel, aus der Belagerungsgeschichte von 1807 eine traurige Celebrität genießende Holminsel verlegte und, beim Ausbruche der Krankheit, die unvermögenden Kranken wirklich hierher brachte. Auf eben dieser Insel wurde auch der Begräbnißplatz für die an der Cholera Verstorbenen eingerichtet, d. h. hier wurden die Todten in nächtlicher Stunde in ungeweihter Erde (was für die Katholiken, die hier wohl die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachen, so wie für die Israeliten besonders zurückschreckend war) begraben und sofort mit ungelöschtem Kalk beschüttet. — Gegen dieses Holm-Lazareth erklärte sich jedoch gar bald die Stimme des Publikums und in der That war die Anlage eines solchen in weiter Entfernung von der Stadt, auf einer niedrigen, sumpfigen Insel, für Cholera-Kranke, denen gerade die schleunigste Hülfe und der Aufenthalt in trockner, reiner Luft unerläßlich ist, im höchsten Grade unzweckmäßig, wie denn auch die Art des Begrabenwerdens auf jener Insel, ohne daß die Lagerstätte des Einzelnen bezeichnet werden konnte, der Mangel kirchlicher Weihe und das Beschütten mit Kalk (der ganze Begräbnißplatz erhielt daher spottweise den Namen: der Kalkkaule) den widrigsten Eindruck hervorbringen mußte. Eben so widrig wirkte die Art wie mit den Häusern, in welchen sich Kranke befanden, verfahren wurde. Nicht nur daß jedes Gebäude, in welchem sich ein Kranker befand, während seiner Krankheit und noch drei Wochen nach seinem Tode oder seiner Genesung gesperrt und bewacht wurde und alle in demselben wohnende Gesunde ebenfalls eingeschlossen wurden; sondern, jedes auf diese Art gesperrte Haus — und dieser an sich geringfügige Umstand zog besonders den Widerwillen der Menge auf sich — wurde noch überdieß mit einem großen, an die Hausthüre gemahlten weißen Kreuze und einem gewaltigen vorn am Beischlage*) befestigten Strohwisch bezeichnet. — Der Wahrheit jedoch die Ehre. — Kaum hatte die aus den Repräsentanten mehrerer Behörden zusammengesetzte Sanitäts-Commission den Abscheu des Publikums gegen die Holmanstalten und gegen diese in die Augen fallende Bezeichnung von Privathäusern bemerkt, als sie zur Abstellung des besonders mißfällig Gewordenen schritt. Zuvörderst wurden, wozu die Aeußerung des Russischen, vom Kaiser zur Behandlung von Cholera-Kranken nach Warschau bestimmten, von dort aber zurückgewiesenen Arztes Herrn von Kildzusczewski, „daß das Lazareth auf dem abgelegenen feuchten Holm ein Unding sei," besonders entscheidend beigetragen haben dürfte, drei neue Lazarethe in verschiedenen, möglichst abgelegenen Gegenden der Stadt (in der ehemaligen Büttelei beim Dominikaner-Kloster, in dem sogenannten blanken Hause, nahe der Steinschleuse, und in der Vorstadt Sandgrube) etablirt, und das Holmhospital darauf gänzlich geschlossen. — Eben so unterblieb von jetzt an das Begraben auf dem Holm und es wurde dagegen ein Cholera-Kirchhof auf dem Stolzenberge etablirt (auf welchem, beiläufig gesagt, die Todtengräber wohnen müssen und selbigen nicht verlassen dürfen), woselbst auch abgesonderte Beisetzungen und Bezeichnung der Grablegung gegen Entrichtung von zehn Thalern statt haben können. —

(Beschluß folgt.)

*) Ein fast vor jedem Hause in Danzig, Königsberg und Elbing befindlicher, gewöhnlich mit großen Sandsteinen gepflasterter und eingeschlossener Platz, auf welchem die Bewohner häufig sitzen und hier und da ihren Nachmittagsthee zu trinken pflegen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 213. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 7. September. 1831.

Das Lied der armen Waise.

Mein Vater ist gestorben,
Längst ist die Mutter todt,
Erbarmet Euch der Waise,
Erbarmt Euch ihrer Noth.

Ich durste, hungre, friere
Seit meiner Eltern Tod,
Steh oft an ihrem Grabe,
Wein' mir die Augen roth.

Wenn sich die Menschen freuen,
Dann härm' ich mich allein,
Denn, ach! ich arme Waise,
Wie könnt' ich heiter sein?

Ich geh' von Thür zu Thüre,
Vom Morgen bis zur Nacht,
Ich hab' bei Sturm und Regen
So manche schon durchwacht.

Ihr reichen Herr'n und Frauen,
Ihr Kinder schön geschmückt,
Euch hat die Noth der Armen,
Ihr Elend nie gedrückt.

Euch scheint des Lebens Freude,
Mir ist das Leben Schmerz,
Und, ach! ich trag im Leibe
Doch auch ein Menschenherz.

Erbarmt Euch meines Jammers,
Erbarmt Euch meiner Noth,
Ihr schönen Herr'n und Frauen,
Gebt mir ein Stückchen Brot!

Dort oben bei den Sternen
Ein guter Vater wohnt,
Der Eure milden Gaben
An Euren Kindern lohnt!

Carl Baron von Schweizer.

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. M^me^ la Duchesse douairière d' Orleans.

(Fortsezung.)

„Im Tempel eingeschlossen, wurde derselbe von seiner Schwester getrennt und der Aufsicht des Schusters Simon anvertraut, der sein Lehrer und sein Peiniger wurde. Nach dem Sturze Robespierre's war eine der ersten Sorgen der neuen Regierung, die Strenge zu mildern, mit der man den Sohn des Königs behandelt. Man umgab ihn mit Personen, von deren Menschlichkeit man überzeugt war. Der Doktor Desault, welcher beauftragt worden, ihn zu besuchen, bezeugte, daß seine üble Gesundheit von Gemüthsunruhen, der schlechten Behandlung und der mephitischen Luft seines Kerkers herrühre. Er ließ ihn in ein anständiges, wohl gelüftetes Zimmer bringen und nahm von jetzt an täglich eine glückliche Veränderung in der Gesundheit des jungen Waisen wahr. Herr Desault hatte einen Eleven, Namens Cyprian, der ihn bei allen seinen Besuchen begleitete. Der Herzog der Normandie schloß sich an diesen jungen Menschen an, welcher die schriftliche Erlaubniß erhielt, ihn zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit besuchen zu können. Nachdem Herr Desault den Herzog der Normandie ungefähr vierzehn Tage lang behandelt, fand er einst bei seiner Nachhausekunft eine an ihn adressirte Schachtel mit zehn Rollen von funfzig Louisdor's und einem Briefe, worin man ihm sagte, daß sein Glück gemacht sei, wenn er über ein Unternehmen, welches die Entführung des Sohnes Ludwig's XVI. zum Zweck habe, die Augen zudrücken wolle."

„Nach der Wiederherstellung des Friedens in der Vendee, sandte Charette, der auf nichts als auf Mittel sann, den Thronerben denjenigen zu entziehen, die

ihn gefangen hielten, einen geheimen und vertrauten Agenten nach Paris, welcher mit dieser so wichtigen als schwierigen Mission beauftragt war. Dieser Agent, Herr F . . ., ein Mann von einem entschlossenen und unternehmenden Charakter, schloß eine innige Freundschaft mit dem jungen Cyprian, in dessen Begleitung er mehrere Male mit in den Thurm des Tempels gelangte. Er vertraute endlich demselben den von ihm entworfenen Plan an, den jungen König aus dem Tempel zu entführen und ein anderes Kind von der nämlichen Größe und beiläufig von dem nämlichen Aussehen an seine Stelle zu setzen. Cyprian wurde krank; Herr F . . . schlief bei ihm und hatte nicht viel Mühe, sich seines Portefeuilles und des darin befindlichen Erlaubnißscheines zum Eingang in das Innere des Gefängnisses zu bemächtigen."

„Mit diesem Papiere begibt sich Herr F . . . in den Tempel. Die Pforten öffnen sich ihm; er sieht den jungen Prinzen, unterrichtet ihn von seinem Vorhaben, vertheilt einiges Geld unter seine Wächter, und erhält von ihnen die Erlaubniß, ihrem Gefangenen Spielsachen bringen zu dürfen."

„Nachdem sich Herr F . . . einen jungen Waisenknaben beiläufig von gleichem Alter, Wuchs und Aussehen des jungen Königs verschafft, gab er Ersterem eine Dosis Opium, entkleidete ihn und schloß ihn in den hohlen Leib eines Pferdes von starker Pappe, welches dem königlichen Kinde zum Spielzeuge dienen sollte. Noch andere Spielsachen wurden in einen dicht geflochtenen Weidenkorb mit doppeltem Boden gepackt, welches Alles Herr F . . . in seinen Wagen nahm. Bei Ansicht der Karte, die er vorzeigte, ließ die Wache des Tempels den Wagen passiren; bei dem zweiten Thore aber erschien ein Kerkermeister, um den Korb zu visitiren. Er fing bereits seine Untersuchung an, als zum Glück der Gefängnißverwalter herbeikam, dieselbe unterbrach, und selbst dazu behülflich war, die Spielsachen an ihren Bestimmungsort zu bringen. Nunmehr war nur noch der Wächter zu entfernen, der sich beständig im Zimmer des jungen Königs selbst befand. Er wurde durch die Frau des Schusters Simon *), die mit in das Geheimniß gezogen worden, hinaus gerufen. Herr F . . . öffnete in Eile sein mitgebrachtes Pferd, nahm das Kind heraus, legte es in das Bett des Prinzen, schloß diesen zwischen die doppelten Böden des Korbes und entfernte sich mit seiner kostbaren Last, begleitet von Herrn C . . ., einem der beiden Munizipalbeamten, der ebenfalls mit in das Geheimniß gezogen, ihn auf seinem Wege erwartet, um nöthigenfalls die Entführung des jungen Gefangenen zu schützen."

*) Diese Frau Simon, welche lange Zeit noch im Hause der Unheilbaren gelebt, soll in Folge einiger bei Anlaß des Prozesses von Rouen begangener Indiskretionen sich selbst entleibt haben.

„Ein gut bespannter Wagen, welcher Herrn F . . . auf dem Boulevard erwartete, brachte ihn und seinen theuern Flüchtling schnell mehrere Stunden von Paris, wo ein anderer Wagen sie aufnahm und in aller Eile nach der Bretagne lieferte. Dort erwartete sie Charette.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Miscelle.

Albrecht I., Kaiser Rudolphs von Habsburg Sohn, hatte Gift bekommen; da hingen ihn die Aerzte an den Beinen auf, stachen ihm das eine Auge aus und brachten ihm Arznei bei, daß das Gift zu dem Auge herausging!" — So erzählt Jacob von Königshofen in seinen Biographieen. Später wurde dem Kaiser Heinrich VII., dem man auch Gift in einer Hostie beigebracht hatte, gerathen, dieselbe Heilungsart zu unternehmen; er weigerte sich aber und mußte eines schrecklichen Todes sterben.

Mathematischer Beweis.

„Jetzt wollen wir uns zusammengeben,"
Sagt Stix zu Stax; „ich wett' mein Leben,
Daß daraus Großes werden muß."
Dran zweifl' ich keinen Augenblick
Erwiedert lächelnd Meister Glück;
Denn zweimal minus gibt ja plus.

Irrthum.

Fides.

Hast Du Barbar nicht erst vor wenig Wochen
Am Altar ew'ge Liebe mir versprochen,
Und jetzt schon willst Du Falscher treulos sein?

Fidelis.

Gemach, mein süßes Täubchen! nur gemach,
Du sagst ja selber, daß ich mich versprach,
Ich sagte ja und wollte sagen nein.

Socrates und der Narr.

Narr.

Du hast, o Socrates, von Deinen weisen Sachen
Mir jetzt genug erzählt; nun eine Dummheit auch.

Socrates.

Das soll, o Jüngling, mir nicht viel Beschwerde machen,
Da ich Dich selber ja Dir nur zu nennen brauch'.

— . —

Reise-Zeitung.

Reisebemerkungen eines Reiters am fünften und sechsten Juni mit Recapitulation und Einschub früherer Bemerkungen.

Von Hamburg bis Teplitz ging meine Reise. — Bis Magdeburg zur Post — bis Zerbst mit einem Lohnkutscher — von hier auf einem eigends zu meiner Weiterreise gekauften braven Pferde — am fünften bis Dessau.

Diesen Abweg veranlaßte bei mir die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm von Preußen in Dessau, statt meine beabsichtigte Reise über Wittenberg directe auf Dresden zu nehmen. —

Nachdem ich bereits zum vierten Male am fünften Juni das allbekannte Wörlitz und Oranienbaum, in dem Zeitraume von vier Uhr früh bis zwei Uhr Nachmittags mir besehen hatte, kehrte ich gegen vier Uhr Nachmittags nach Dessau zurück. — Hier überhob mich ein Freund der Freude oder Nichtfreude, im Gasthofe zu logiren, durch sein Anerbieten, mein Wirth zu sein, und ich kann deshalb über den gegenwärtigen Charakter der Gasthöfe zu Dessau hier dießmal gar nichts sagen. Wir brachten den Rest des Nachmittags beim Besuche des dasigen schönen Kirchhofes, der herrlichen Gärten und der übrigen geschmackvollen Anlagen um Dessau zu, bis wir gegen Abend, von den Reizen der Natur und des schönen Tages sattsam befriedigt, nach der Stadt zurückkehrten, um, wenn auch nur im Vorübergehen, der Taufeier des Erbprinzen von Dessau beiwohnen oder richtiger den Jubel dabei wahrnehmen zu können. Wir sahen eine Menge Menschen, doch nichts Merkwürdiges — keinen der dort anwesenden Herrschaften — außer die drei braven Landleute (die durch das bereits in Zeitungen erwähnte, dem Herzoge zum Geschenk dargereichte Taufbecken schon bekannt sind), welche uns durch ihr ehrbar frohes Ansehen an das wahre Glück erinnerten: unter einem rechtlichen und weisen Landesfürsten der zeitigen Glückseligkeit gewiß sein zu können. — So nahete sich in verschiedenartigen Betrachtungen über das glückliche Ländchen schon die Mitternachtsstunde: als wir erst wahrgenommen hatten, daß es Zeit sei, zur Ruhe zu eilen, da die morgende Reise keine kleine sein sollte. —

Meinem Beschluß nämlich zufolge machte ich andern Tages diese in Begleitung des Prinzen Wilhelm von Preußen — obgleich wiederum auf meine eigene Hand und gebührendermaßen in einiger Entfernung. Zwischen Dessau und Düben wurden dem Prinzen zweimal Relais vorgelegt; mein Gaul mußte aber ununterbrochen fortschreiten, und nicht mehr als fünf Minuten nach dem Eintreffen des hohen Reisenden später, war auch meine Wenigkeit in Düben. — In der Nähe des Logis des Prinzen wollte auch ich verweilen, und (weil ich Düben schon von früher her kenne) ritt deshalb mit Zuversicht auf den Gasthof „zum Löwen" los, in der Meinung, daß der Prinz entweder in dem frühern Privat-Quartier oder in dem ersten Gasthofe (zum Adler) abgestiegen sei; doch halt! ich glaubte weder meinen Augen noch meinen Ohren trauen zu dürfen: ich sah und hörte — der Prinz habe hier posto gefaßt, sage im Gasthofe „zum Löwen" — wo sonst nur die niedrigere Klasse der Landleute sich beherbergen zu lassen pflegte. — In der Meinung: daß in dem Gasthofe Nr. 1. etwa die Generalität früher den Platz genommen habe, (der kurz vorher in öffentlichen Blättern abgedruckten königl. Ordre: daß nämlich sowohl kein Glied aus der königl. Familie als auch kein General — in Privathäusern mehr logiren darf — vielleicht nicht gedenkend —) suchte ich bei einem Bürger ein Plätzchen für mein müdes Pferd, und kaum dieses Erforderniß beseitigt, eilte ich meinen Wunsch zu befriedigen, i. e. zu erfahren, aus welchem Grunde der Prinz statt dem „Adler," dem „Löwen" die Gunst seiner Bewirthung geschenkt habe; doch nicht weit brauchte ich zu eilen, um meinen Zweck zu erreichen: denn verschiedene Gruppen ließen sich auf meinem Wege schon vernehmen: „das ist ihr schon recht," „das ist eine herrliche Vergeltung für ihre Faulheit," „nun wird ihr dieß doch wohl ein Beispiel zur bessern Aufmerksamkeit sein" u. s. w., und hier verkleinerte ich meine Schritte, bis ich endlich Jemanden traf, dessen ehrliches Gesicht mich dreist machte, ihn sowohl nach der Ursache des Prinzen Einkehr zum „Löwen," als nach der Aeußerung der verschiedenen Gruppen zu fragen. Der Mann besann sich auch nicht länger, ohne Rücksicht ob ich ihm fremd oder bekannt war, mir ein Detail darüber zu geben, und ich vernahm, daß der Prinz im „Adler" nicht angenommen sei. — So wie der Mann mir versicherte, verhielt sich die Sache dermaßen: der prinzliche Küchenwagen kam auf einem andern Wege schon früh um zwei Uhr am sechsten nach Düben und nachdem der Küchenmeister anklopfen ließ, wurd' ihm nicht aufgethan, weil die jetzige Besitzerin, eine feurige Witwe, zu bequem war, aufmachen zu lassen, und zum Fenster den kräftigen und kurz abweisenden Bescheid hinausschickte, daß das Haus bereits besetzt sei — nämlich es waren — zwei Offiziere Tags zuvor dort eingekehrt. Nach solch' unerwartetem Bescheide mußte der Küchenwagen den zweiten Gasthof aufsuchen; aber nach diesem richtete sich auch die ganze Suite und „der Adler" bekam daher nichts zu schnabeln. —

Lobend muß ich noch des Gastwirths zum „Löwen" hier erwähnen, der, nicht träumend, der Ehre eines solchen Gastes genießen zu können, folglich auch nicht darauf eingerichtet war, sofort Alles aufbot, um seiner Pflicht zu genügen, — und dieß soll ihm keine Scheiben eingedrückt haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Danzig, den 20sten August. 1831.

(Beschluß.)

Gleichmäßig wurde die Absperrung in den Häusern dadurch gemildert, daß man sich in der Regel darauf beschränkte, einzelne Zimmer zu sperren und die Sperrzeit selbst bis auf zehn Tage ermäßigte; ja sogar ein Erkranken auf der Straße statuirte und dadurch den Angehörigen eines Jeden, der in ein Lazareth geführt wurde, einen Ausweg zur Vermeidung der Sperre an die Hand gab; dennoch wirkte die Furcht vor der Sperre und den Lazarethen dermaßen, daß eine Menge von Personen, welche an der Cholera erkrankten, ihre Krankheit verheimlichten und entweder selbst ihre Heilung versuchten, wobei sie sich besonders eines mit Kräutern versetzten Branntweins bedienten, den ein als Wunderdoctor großes Aufsehen machender Schuster in einem nahe gelegenen Dorfe verkaufte, oder sich an einen diskreten Arzt wandten, der da erklärte, daß die Cholera nicht die Cholera sei. — Deshalb ist die Zahl der Erkrankten wahrscheinlich viel größer gewesen, als die bis zum heutigen Tage den 20sten August officiell angegebene von 1341, von welchen bis heute 973 gestorben sind, so daß auch in der Wirklichkeit eine ganz andere Proportion der Genesenen zu den Erkrankten statt hat, als aus den durch die Staatszeitung bekannt gemachten Listen hervorgehen würde.

Nachdem ich nun, vielleicht schon zu lange, von dem kranken Danzig gesprochen, will ich Ihnen noch den Zustand des gesunden während der letzten Monate zu schildern versuchen. — Alle Gewerbe liegen darnieder; schon ohne Sperre würde in Folge des polnischen Krieges hier wenig Abkunft (d. h. Ankunft von Landesprodukten, auf der Weichsel, zur weitern Verschiffung) gewesen sein; jetzt fehlt sie jedoch gänzlich. — Eine Menge von Menschen sind daher hier jetzt ohne allen Erwerb, die Straßen wimmeln von Bettlern. Blos diejenigen Kaufleute, welche mit Getränken (mit Ausnahme des verpönten Biers) handeln, haben etwas zu thun, weil Jedermann Spirituosa mäßig genießt; alle andern Ladengeschäfte liegen gänzlich darnieder; alle großen Comptoire haben, mit Ausnahme von zweien (Soermanns und Baum), welche die Spedition des auf circa 110 Schiffen von Rußland auf unserer Rhede angelangten Armeeproviants, als Roggen, Hafer, Grütze u. s. w. besorgen, ihre Geschäfte einstweilen eingestellt. Die meisten Handwerker sind ohne Beschäftigung und haben daher eine große Anzahl ihrer Gesellen entlassen, von denen die gänzlich mittellosen, eben so wie die Mitglieder der hier eingeschlossenen Huraysschen Schauspielergesellschaft, eine tägliche Unterstützung von Seiten der Stadt empfangen. — Kein Schauspiel, kein öffentliches Tanzvergnügen, keine Auction hat in dieser Zeit hier statt; kein katholisches Kirchenfest wird feierlich begangen, wogegen der gewöhnliche Gottesdienst, bei dem sich indeß in unsern alten und kalten Kirchen so Mancher durch Erkältung den Tod geholt hat, statt findet; bei den Gerichten sind alle Injurienklagen und andere nicht eilende Gegenstände suspendirt; die meisten Schulen sind eine Zeit lang geschlossen gewesen, jetzt jedoch größtentheils wieder im Gange. Die öffentlichen Häuser der Stadt werden stark besucht, ja es finden selbst fast täglich Gartenconcerte und, was bei den kalten Abenden sehr unpassend ist, mitunter selbst Feuerwerke statt; es wird sehr viel spazieren gefahren, weil man Erheiterung und Genuß der frischen Luft mit Recht für heilsam hält, so daß überall, (nur nicht an den öden und verlassen dastehenden Ufern unserer Flüsse,) eine Menge wohlgekleideter Menschen ihr Wesen treiben. Die Gegenstände der Conversation sind überaus einförmig und unangenehm; überall Erkrankungs-, Todes- und Beerdigungsgeschichten. — Das Beste bei der Sache ist, daß die Krankheit jetzt hier in der Abnahme zu sein scheint (wogegen sich nun leider sehr viele böse Fieber einstellen) und die Sperre der Stadt in den letzten Tagen ermäßigt worden ist. —

Buntes.

Montesquieu sagt: „ich war einmal neugierig genug, zu überzählen, wie oft ich ein Geschichtchen würde wiederholen hören, das nichts weniger als werth war, wiedergesagt und aufbewahrt zu werden; und in den drei Wochen, wo es die feine Welt beschäftigte, hörte ich es zweihundert und fünf und zwanzig Mal, was mir nicht wenig Vergnügen machte!"

An andern Orten sagt derselbe: „Nichts belustigt mich mehr, als einen langweiligen Erzähler ohne Gnade eine weitläufige Geschichte abhandeln zu hören. Ich gebe nicht auf seine Geschichte, sondern auf die Art acht, wie er sie radebrecht!"

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 214. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 8. September. 1831.

Der Staar

christliche Legende.

Ein Weib verehrte Sankt Thomas sehr,
Rief zu ihm in jeder Noth und Beschwer.

Und da sie krank lag, erscholl ihr Geschrei
Oft laut: „O steh' heiliger Thomas mir bei!"

Ein Staarmatz, welchen das Weib besaß,
Der hörte den Ruf ohn' Unterlaß;

Er hört' ihn und merkt' ihn genau und getreu,
Und ruft auch: „Steh' heiliger Thomas mir bei!"

Und als einst der kleine gelehrige Staar
Aus dem Käfig vor's Fenster geflogen war,

Da flog ein Geier vorüber und sah
Das Vögelein hüpfend am Fenster da;

Und pfeilschnell schoß er herab darauf
Und packte das Thier und flog mit ihm auf.

Der Staarmatz aber erhub ein Geschrei
Und rief: „Steh' heiliger Thomas mir bei!"

Und siehe — alsbald, wie das Vöglein so ruft,
Stürzt todt der Geier herab aus der Luft.

Der Staar aber flatterte froh durch das Blau
Und unversehrt wieder zu seiner Frau.

Und die das Wunder mit Staunen sah'n,
Die knieeten nieder auf ihrer Bahn,

Und priesen der Himmlischen Macht auf's Neu'
Und riefen: „Sankt Thomas! o steh' auch uns bei!"

J. F. Castelli.

Die Eselfresser.

Von M. Cunow.

(Beschluß.)

Zweite Parthie. — Schmauß.

Berathschlagung.

Und da das Fleisch anfing, stinkend zu werden, beriefen sie der Stadt Köche zusammen, daß sie es brieten; aber es war in selbiger Stadt kein so großer Feuerheerd noch Bratspieß vorhanden, da man möchte den ganzen Esel gar braten. Und da man nachschauete, fand sich auch in den Klöstern und Stiftern nicht Raum, obwohl sie daselbst noch mehr schmorten und brieten, denn sie beteten. Aber die Herren vom Dom waren gar stattliche Herren und gläubeten nicht an den Hasen, wollten sich auch solcher weltlichen und gemeinen Sache nicht unterziehen noch bemengen, und verriegelten ihre Küchen, da die Abgesandten ihnen naheten. Und die wohlweisen und gelahrten Herren waren in großen Aengsten und Nöthen, ob ihres Wildfleisches, daß die Maden es möchten aufzehren; da trat auf ein klein still Männlein unter ihnen, das sie bis daher nicht sonderlich geachtet, weil er nicht liebte, viel zu streiten, der half ihnen aus ihren Aengsten. Derselbe sprach aber zu ihnen: Ihr Männer, lieben Brüder, wisset ihr nicht, wie geschrieben stehet in den alten Chroniken, daß unsere Altvordern sind auf Bergen zusammenkommen und haben allda groß Feuer gemacht und haben gessen und trunken und scherzet und sprungen? So lasset uns nun desselbigen gleichen auch thun! — Und sie preiseten ihn ob seiner klugen Rede und achteten ihn von dem Tage an als ihres Gleichen. Es liegt aber unfern derselben Stadt ein hoher Berg, welcher in das ganze Land schauet und vom ganzen Lande geschauet wird,

denselbigen Berg erkieseten sie, auf ihn hinauf zu ziehen und daselbst ihr Mahl zu halten.*)

Wallfahrt nach dem Berge.

Und sie machten sich alsbald auf den Weg nach dem Berge und walleten im mächtigen, fröhlichen Zuge und alles Volk zog mit ihnen lärmend hinaus. Und da sie eine gute Weile und Strecke gezogen waren, kam ihnen der Schalk des Weges entgegen und trieb vor sich her ein Eselein, schwer mit großen Büchern bepackt. Und ihrer viele entsatzten sich, abermal ein solch Thier lebendig einherschreiten zu sehen, dergleichen sie erleget mit sich führeten; — es war aber das Fleisch stattlich ausgeschmücket und wurde seine Haut als Fahne vorauftragen. — Vielen aber bedünkete, der Schalk spiele abermals einen Schalksstreich, und hielten ihn an und frugen ihn hart aus. Der aber sprach: ich führe mein übrig Latein zu Markte, zudem stehe ich unter Kaisers Schutz und Geleit; und zeigte ihnen vor einen großen Geleitsbrief mit kaiserlichem Gesiegel und Unterschrift. Da sie das sahen, ließen sie ihn ziehen, obwohl sie sich sein baß ärgerten. Und sie setzten ihren Fuß weiter und kamen, nachdem sie zu Nachte geraſtet, des andern Tages mit Frühem auf den Berg.

Groß Freuden- und Braten-Feuer.

Und sie machten daselbst oben ein Feuer und fälleten Bäume, daß sie in das Feuer hinabfielen, und es wurde ein so mächtig Feuer, als ob ein groß Schloß brenne, und man sahe bei Tag die Wolkensäule und des Nachts die Feuersäule im ganzen Land umher. Und die Menschen eilten von Nahem und aus der Ferne zum Berge, zu schauen, was sich allda begebe, und versammelten sich alle Einwohner des Landes daselbst bei Hauf, so nicht krank und alt und gebrechlich waren, daß sie mußten daheim bleiben. Und die Weiber brachten mit sich ihre Säuglinge und führeten die Mägdlein an Handen und liefen ihnen die Buben vorauf, und war ein gewaltig Drängen und Lärmen auf dem Berge, im Land aber war es still und ruhete alle Arbeit durch dieselbigen Tage. Und sie hingen den Esel an Ketten auf hoch über der Gluth, also wie man einen Siedetopf im Schornstein aufhänget über dem Feuer, und sorgeten, daß er nicht gar verbrenne. Und rund umher wurden gebraten Ochsen, Rinder, Schaafe, Schweine, Hirsche, Rehe, wilde Säue, Hasen und viel wild und zahm Geflügel, auch Krähen, Dohlen, Meisen und Spatzen, so im Rauche taumelnd worden, griff man und briet sie. Und es ward die größte Fresserei angericht seit Menschengedenken.

*) Nach der Sage und Chronik haben sie den Esel zwar auf dem (Zobten-) Berge gebraten, aber wieder in die Stadt gebracht und allda verzehret; allein der Leser wird dem Schreiber die dichterische Freiheit zu gute halten, daß dieser den Esel gleich oben verspeisen lässet.

Der Schmauß.

Aber die weisen, gelahrten und ansehnlichen Herren der Stadt hielten zunächst am Feuer und schwitzeten sehr, und sie wurden von den Dienern geschützt gegen den Andrang der Leute, daß sie nicht in das Feuer fielen und brenneten. Und da die Köche bekannten, der Braten sei gar, stießen die Bläser in die Drommeten und Posaunen und die Kesseldrommeln wurden gerührt, und die Herren satzten sich nieder und empfingen jeder ein Stücklein des Eselhasens bei einem Pfund schwer, und sie genossen es mit Freude und Gierde, theilten auch kleine Bissen mit denen, so sie ehren wollten und steckten davon in die Taschen, um es den Kindlein daheim mitzubringen, auf daß mit der Speise auch der Geist ihrer Väter über sie komme. Und tranken dazu viel Gerstenweines und Saft der Reben und ihre Seele ward froh und sie taumelten sehr. Und alles Volk umher langete zu nach der andern Speise und ward ein groß Lärmen und Fressen und Saufen, also daß man es auf viele Meilen weit hörete.

Tischreden und Gesänge.

Da erhob sich der gelahrteste Mann der Stadt, gebot Stille und redete also über Tisch: Was wir verzehrt haben, meine hochgelahrten uud vielgeehrten Kumpane, liegt in uns begraben, es wird in uns verwandelt und wir in es. Aber unsterblich liegen noch vor uns Haut und Kochen; die Knochen beerdige man hie oben auf dem Berge, damit sie in fortdauernder Bezeichnung dieses Platzes im Gedächtniß der Menschen ewig auferstehen; die Haut aber schmücke, unter uns vertheilt, uns als wohlverdiente Zier und vereine uns in einen noch engeren Orden zu ewigem Angedenken an unsere Großthaten. Odi profanum vulgus et arceo. Dixi.

Und es trat auch hervor der Land- und Stadtdichter und sang folgendes Liedlein:

Was duftet so fettig?
Was duftet so gier?
Nicht sämmtlicher Schlächter
Gemästete Thier.

Was schmecket so lieblich?
Was schmecket so fein?
Nicht rosiger Mägdlein
Elastisch Gebein.

Es ist unsers Häsleins
Großmächtiger Bau,
Gehüllet in Langohrs
Bescheidenes Grau.

Den fällten die Weisen
Im größesten Forst,
Den thun wir nun speisen
Auf höhestem Horst.

Das duftet so fettig,
Das duftet so rein,
Das schmecket so lieblich
Das schmecket so fein!

Alle.

Das duftet so fettig,
Das duftet so rein,
Das schmecket so lieblich,
Das schmecket so fein!

Aber als der Gesang geendet war, vernahm man aus den Wipfeln der Bäume eine krächzende Stimme, gleich der eines Schuhu oder einer Hexe, welche herkreischete:

Ihr Herren, was ihr freßt,
Das seid ihr längst gewesen;
Und ist es erst gepreßt,
So könnt ihr es auch lesen.
Bi, bi, bä, bä, bä! *)

Und sie erschraken und erboßeten sich sehr und gedachten des Schalks und späheten ihm nach, konnten ihn aber nicht fahen, denn er war der Meister überall und nirgends.

Heimkehr.

Und als alles verzehret war bis auf das Geknöch und man den Rausch verschlafen, machten sie sich auf den Heimweg, ein jeder nach seiner Art. Das Fell aber theilten die Fürder-Herren unter sich, also daß jeder ein Stücke bekam einer Kappen groß, die Ohren und den Schwanz aber bestimmten sie zum Schmuck ihrer Rednerbühne, also daß die Ohren zu beiden Seiten über selbiger angenagelt würden, der Redner aber den Wedel in Handen nähme und damit umherfagierete, wann er stritte; auch wollte man die Anfänger damit überfahren und einweihen. Und sie kamen nach Hause voll des Jubels über die großen Dinge, so sie zu ihrer Erholung verrichtet, und dünketen ihnen noch ein Mal so groß denn zuvor.

Nachruhm.

Und sie sprachen Zeitlebens davon und lehreten es ihren Kindern und Kindeskindern, also daß sich ihr Ruhm bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und werden davon noch heute genennet die Eselfresser.

*) Gesang der Meise, die gern in den Wipfeln der Fichten und Tannen herumhüpft und trillert.

Aber auf dem Berge, wo der Esel gebraten und verzehret und die Gebeine aufbewahret worden, bauete man eine Kapelle und nennete sie das Kirchlein zu unsers lieben Langohrs Knochen, und wallfahrete alljährig hinauf; und stehet das Kirchlein noch heute, obwohl anderst benamset, und ziehen die Schüler noch alljährig hinauf, doch nur, um dort nach heutiger Weise zu jubiliren.

Die schöne Anahid.

Eine Erzählung nach dem Persischen.

Anahid oder Nahid war die schönste und tugendhafteste der Menschentöchter, deren Schönheit und Tugend Erde und Himmel in Bewegung setzte. Harut und Marut, zwei höhere Geister, erhielten vom Herrn des Himmels die Erlaubniß, auf Erden, jedoch nicht als Engel, sondern als Menschen, handeln und wandeln zu dürfen, daß sie sich selbst überzeugen möchten, ob es den in Sinnen befangenen Sterblichen so leicht sei, der Herrschaft der Sinne nicht zu unterliegen, und den Himmel zu verdienen.

Sie gingen die Bedingniß ein, und wurde ihnen das heilige Wort gelehret, wodurch sie vom Himmel niederzusteigen, und wieder aufzuschweben vermöchten. Anahid, für welche sie in sträflicher Liebe entbrannten, versprach ihnen Gewährung ihrer Wünsche, wenn sie ihr das heilige Wort verkünden wollten.

Kaum hatten Harut und Marut dasselbe durch die Mittheilung in so sträflicher Absicht entweiht, als sie es vergaßen, und Anahid, die es aussprach, erhob sich kraft desselben in den Himmel, wo sie zur Belohnung ihrer Tugend in den Morgenstern als Genius desselben versetzt ward. Dort führt sie mit sonnenbestraleter Lyra den Reigen der Gestirne und die Harmonie der Sphären an, während Harut und Marut zur Strafe bis an den jüngsten Tag im Brunnen zu Babel in Ketten aufgehangen sind, und als Schwarzkünstler die Menschen Zauberei lehren.

Mariannus.

An den Tod

beim Tode eines jungen Arztes.

Da hast Du schrecklich Dich versehn,
Daß Du den jungen Arzt von dieser Erde nahmst!
Gesund seh' ich nun alle Menschen gehn.
Die Du durch ihn gewiß in Deine Macht bekamst.

K. H.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Königsberg, den 28. Juli 1831.

(Durch Zufall verspätet.)

Die Cholera ist wirklich bei uns eingezogen, und hat zunächst, da die Behörden von dem Gesichtspunkte der höchsten Contagiosität ausgingen und ausgehen mußten, durch die mit der Sperre verbundenen großen Unbequemlichkeiten, am 28. Juli einen Volksaufruhr veranlaßt, wobei es, wie bei allen Tumulten, viel Scandal gab. Das Polizeigebäude ist gestürmt, alle darin befindlichen Papiere und Meubles sind herausgeworfen und vernichtet, die Fenster bis auf die Rahmen zerstört worden. Noch viele Tage nachher war der Platz, nebst den anstoßenden Gassen, mit Papieren und Bettfedern bedeckt. Der im Hause wohnende Polizeipräsident mußte mit seiner Frau flüchten, eben so die Generalität nebst Gefolge, die Ruhe stiften wollten, aber mit Steinwürfen empfangen und zum Theil hart verwundet wurden. Eine Compagnie Stadt-Landwehr, und eben so vierzig bis funfzig reconvalescirte Cürassiere mit halb zugerittenen Pferden, konnten vor der Wuth des Haufens, der aus Handwerksgesellen, gemeinen Weibern und Lehrjungen, unter Leitung einer Zahl Vagabonden bestand, um so weniger bestehen, da die Infanterie nur hölzerne Flintensteine und keine Patronen hatte, und überhaupt der commandirende General das Volk mit grenzenloser Schonung behandelte. Wie es jetzt so geht, daß alles liberal Klingende und Scheinende à la Lafayette gelobt und gepriesen wird, so hatten auch hier anfangs viele Bürger ihren Beifall ausgesprochen, und die Rohheit noch aufgemuntert *). Die Einsichtigern indessen erkannten wohl, daß hier nur bitteres Unglück herauskommen könne, und nach fünf Stunden traten die Bürger und Studirenden bewaffnet auf, vereinigten sich indessen mit dem vom Lande hereingekommenen Militair, trieben das Volk zu Paaren, wobei acht Menschen blieben, und von beiden Seiten viele blessirt wurden, fingen bis in die Nacht die meisten Aufrührer ein, und stellten so die Ruhe vollkommen wieder her.

*) Nun, Königsberg ist doch wenigstens so glücklich, keine Journalisten in seinen Mauern zu haben, wie Leipzig leider an den Herren Gleich, Spazier und Herloßsohn.

Die Studenten haben dabei, wie sie pflegen, mit jugendlichem Eifer gearbeitet, zum großen Erstaunen der Tumultuanten, die, jenen Lafayettischen Geschmack auch bei ihnen voraussetzend, sie anfangs als Helfer mit lautem Hurrah begrüßt hatten.

Unstreitig trug dieser Vorfall wesentlich dazu bei, die Cholera in ihrer Wirkung zu erhöhen, um so mehr, da Abscheu gegen die Lazarethe, vermehrt durch gewaltsame, schonungslos ausgeführte Maßregeln, der eigentliche Grund gewesen, und in einen Haß gegen die Aerzte ausgeartet war, von denen an jenem Tage viele sich nur durch die Flucht hatten retten können. Ueberhaupt trägt sich (man weiß nicht, ob man darüber weinen oder lachen soll) das Volk hier mit dem Glauben, die Regierung wolle das gemeine arme Volk vergiften, weil sie nicht wisse, was sie damit anfangen solle, und die Cholera sei eine bloße Erfindung, die Lazarethe aber seien zur Ausführung bestimmt. Einige glauben, es werde zweierlei Brot gebacken, gutes für die Wohlhabenden, und vergiftetes für die Armen; eine Bürgerfrau hat sogar die Tollheit gehabt, zu versichern, sie habe gesehen, wie ein Bäcker das Gift eingemischt. Dieser Rede wegen zur Verantwortung vorgefordert, ist sie vor Schreck gestorben. Von manchen Bäckern haben die Käufer gefordert, daß sie das Brot erst selbst kosten sollten.

So griff die Cholera schnell und fürchterlich um sich; denn in einem gar nicht großen Kirchspiele starben in einer Woche 21 Personen, im Ganzen 170.

Die Erkrankungen nehmen zwar zu, an einem Tage waren es 73, aber die Todesfälle vermindern sich; auch verschwindet allmählig die Scheu vor den Lazarethen. Nach dem Urtheile der ältern Aerzte ist die Krankheit ansteckend, und sie bezeugen es durch ihre Furcht; die jüngern läugnen es, und bezeugen dieß durch ihren Muth.

Buntes.

Aus den römischen Geschichtschreibern ersieht man, daß die alten Römer eine besondere Verehrung für den Glücklichen hatten. Ihr Beiwort Felix scheint jederzeit einen Liebling der Götter anzuzeigen. Wenn wir nicht irren, so hat das neuere Rom gerade das Gegentheil beobachtet. Viele sind da kanonisirt worden, ohne weiteres Verdienst, als sogenannte Unglückliche zu sein.

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 215. (II. Jahrg.) Freitag, den 9. September. 1831.

Neueste deutsche Theaterchronik.

Vom Professor Dr. Schütz.

Die dramaturgische Literatur Deutschlands ist seit Lessing die reichhaltigste aller Völker und Zeiten geworden! Welche Reihe der gründlichsten und geistvollsten Dramaturgen ist, seit jener unsterbliche Mann der Begründer unsrer vaterländischen Schauspielkunst und ihrer Theorie und Kritik zugleich ward, in diesem Gebiete der deutschen Literatur aufgetreten! Engel, Sulzer, v. Blankenburg, Sonnenfels, Nahbeck, Schröder, und dessen Biograph Meyer, Schink, Reichard, Gotter, Lichtenberg, v. Einsiedel, Goethe, Schiller, Böttiger, W. v. Humboldt, A. W. Schlegel, Tieck, Müllner, Blümner, Kotzebue, Iffland, Schmidt, (Director des Hamburger Theaters), Klingemann, Collin, West, (Schreivogel), Fr. Schütz, (in Berlin), Levezow, Genelli, Th. Hell, (Winkler), Börne, Wendt, Küstner, Robert, Hoffmann, Reinhold, Sievers, Patrik Peale, Adolph Wagner, Zimmermann u. A. m., welche Alle die schätzbarsten Werke oder doch einzelne Abhandlungen über die dramatische Kunst geliefert haben; und wie viel hat nicht selbst der Verfasser dieses seit 20 Jahren auch im Fache der Dramaturgie und Theaterkritik geschrieben. Hierzu kommen nun noch unsere zahllosen Unterhaltungsblätter, in denen sämmtliche deutsche Bühnen fortwährend besprochen werden, die Menge besonderer Theaterjournale und Theateralmanache, und die zahlreichen Aesthetiken von Eberhard, Bouterweck, Schreiber, Krug, Pölitz, Nüßlein, Wendt (scil. dessen ästhetische Artikel im Conversationslexikon u. A., worin ebenfalls die Schauspielkunst behandelt ist! Und doch ist gerade dieser Zweig der Schriftstellerei, in Deutschland, der allerundankbarste! Was haben alle jene Werke zur Veredlung unserer Bühne und unsres Bühnenpublikums gefruchtet? Nichts! denn weit die meisten Schauspieler, wie Schauspieldirectoren und Schauspielfreunde lesen sie nicht einmal und die Wenigen, die sie lesen, beherzigen sie nicht. Sie sind rein nur für die Vergessenheit geschrieben! Gründliche Beurtheilungen einzelner Schauspieler sind vollends eine so vergebliche Mühe als die des leeren Strohdreschens oder Mohren weiß-Waschens! Auch die liebe Lesewelt aber will immer weniger etwas Gediegenes, Geist- und Kenntnißreiches über das Theater lesen. „Das ist mir zu gelehrt" spricht sie, und selbst die trefflichsten unsrer dramaturgischen Blätter, als die von Levezow, Zimmermann und Tieck haben daher aus Mangel an Absatz bald wieder eingehen müssen! So kommt es denn freilich sehr natürlich, daß sich die besseren Köpfe der Nation, von der Beschäftigung mit diesem Gegenstande immer mehr zurückziehen, und daß die Theaterkritik heut' zu Tage, wo in den unzähligen Zeitschriften jeder Hinz und Kunz sich mit ihr befaßt, und Lob und Tadel, nicht aus kunstwissenschaftlichen, sondern nur aus persönlichen Motiven ertheilt; eben so tief im Argen liegt, als die Schauspielkunst selbst und der Sinn und Geschmack des Publikums für beide. Welche Masse absurden, ignoranten und craß partheilichen Geschwätzes hat nur allein der ehemalige Principal einer wandernden Comödiantenbande, Fr. Gleich, über die Mitglieder des jetzigen Leipziger Hoftheaters, in dem Leipz. Tageblatt zu Tage gefördert! Das Publikum aber kümmert sich jetzt Nichts mehr um ästhetische Analysen eines Stücks, einer Darstellung und eines Kunsttalentes. Es verlangt von der Bühnenkritik nur, daß sie eine möglichst kurze, schnelle und nur das Unwesentliche (ob ein Künstler gefallen, gerufen und dgl.) Besprechende, also eigentlich keine Kritik sei. Was würde es dermalen vollends zu einer wie die der Lessing'schen Dramaturgie sagen, die ihrer Gründlichkeit und Ausführlichkeit wegen so weit hinter dem Gange der damaligen Hamburger Bühne zurückblieb, daß Lessing am Schlusse derselben erst die, ein ganzes Jahr vorher statt gehabte Darstellung beurtheilen konnte! Wir werden daher unsern Lesern in diesem Artikel auch nur die erheblichsten Noti-

zen aus der neuesten Tagesgeschichte unsrer deutschen Bühnenkunst mittheilen.

Das, ehedem so glänzende Großherzogl. Hessische Hoftheater, zu Darmstadt, ist, ungeachtet der vormalige Director der Leipziger Bühne, Hrn. Geh. Hofr. Küstner, (der sich so überschwenglich viel hat loben lassen und in seinem „Rückblick auf das Leipz. Stadttheater" selbst gelobt hat) seine Leitung erhielt, am letzten Juni, unter tumultarischem Applaus seiner Mitglieder und Auspfeifen seines genannten Directors geschlossen worden! Es verstummte mit der Stummen v. Portici, und da man den heftigsten Ausbruch des Unwillens, den das Publikum gegen Hrn. Geh. Hofr. Küstner schon lange geäußert hatte, voraussah, so waren, zur Verhütung größerer Excesse, alle um Darmstadt liegende Truppen an jenem Tage in die Stadt gezogen worden. — Das vom Kurfürst v. Hessen schon ebenfalls für aufgehoben erklärte Hoftheater zu Kassel, hat derselbe nun noch bis zum Juni kommenden Jahres fortbestehen lassen zu wollen erklärt. — Die Direction des Frankfurter Theaters hat jetzt der vormalige treffliche Regisseur des Darmstädter, Hr. Grüner an der Stelle des entlassenen Hrn. Capellmeister Guhr erhalten. — Am Dresdner Hoftheater ist dem Hrn. Dr. Wagener die Regie des Schauspiels (die der Oper hat er behalten) genommen und Hrn. Werdy und Pauly übertragen worden. Einer der ersten Künstler dieser Bühne, Hr. Becker ist nach Frankf. a. M. abgegangen, wohin auch die wackre Künstlerfamilie Gebhardt jetzt von Leipzig gereiset ist, und wo die Fräul. Backofen und Hr. Größer wieder engagirt sind. Merkwürdig ist es, daß der berühmte Devrient und Seidelmann noch nie in Frankfurt gastirt haben! — In Hamburg haben seither Mad. Schröder-Devrient, Hr. Wächter, Mad. Ubrich, Mad. Walcker (die in den Originalien gar der Pasta an die Seite gestellt wurde!!!), Mlle. Höffert, Mad. Crelinger, und die Herrn Marr, Schütz und Herzfeld mit größtem Beifall Gastrollen gegeben. Eben so Fräul. Gley in Berlin, Fräul. Schechner und Madame Vetter in Frankfurt, Fräul. Schneider in Wien, und Hr. Wild in Lemberg. Hr. und Mad. Haizinger und Mad. Schröder-Devrient brilliren noch in Paris!

Theaterbericht.

Prag im August.

Mein mehrmonatliches Stillschweigen über die Leistungen der hiesigen Bühne unterbreche ich dießmal auf eine etwas ungewöhnliche Weise, indem ich statt eines dramaturgischen Artikels eine Fremdenliste überreiche. Sie enthält nämlich das Namensverzeichniß der im Laufe dieses Sommers hier gastirenden Künstler utriusque generis. Sie mögen hier nach der Zeitfolge ihres Auftretens die kritische Revüe passiren.

1) Mad. Piehl-Flache, Directrice des Breslauer Theaters, repräsentirte sich als Donna Anna, Agathe, Rezia, Prinzessin (im Johann von Paris) und Anna (in der weißen Frau.) Schmucke Theatergestalt, vollendetes Spiel, aber von der Stimme heißt es: tempi passati.

2) Hr. Watzinger vom Braunschweiger Hoftheater empfahl sich als Tamino und Sargin durch einen weichen lieblichen Tenor, ließ aber als Georg Brown, Wellau und Max, Partien, zu welchen sich seine Stimmenlage minder eignet, und worin zugleich das Mangelhafte seiner Action noch bemerkbarer hervortrat, das vorher gefaßte günstige Urtheil zurücknehmen

3) Hr. Kirchner, in contra-alt-Feminin-Partien ein ausgezeichnetes Individuum, excellirte hier mit gleichem Beifall wie zu Moskau, Petersburg, Wien und selbst zu Paris als Lustig in Bäuerle's Posse: „Die falsche Prima Donna." Am letztern Orte soll Scribe die Posse in's Französische übertragen haben, um diesem Künstler Gelegenheit zu verschaffen, die Stimmen der Pariser mit denen seiner Landsleute zu seinem Vortheile zu vereinigen.

4) Mad. Pohl-Beisteiner, welche zu Hamburg und Berlin kürzlich dieselben Huldigungen erfahren, die ihr auf den ersten Theatern Neapels, Roms, Florenz, Venedig u. s. w. gespendet wurden, veranlaßte durch ihre hiesigen Leistungen als Rosine (im „Barbier") Pamira (in der „Belagerung von Korinth") und insbesondere als Helene (im „Fräulein am See") die Prager zu Aussprüchen über ihr Gesangstalent, die mehr Variationen jenes Thema's genannt werden konnten, welches Italien früher zu Gunsten dieser Kehlenvirtuosin angestimmt hatte. Ihre Schule ist unverkennbar die moderne italienische, doch zeichnet sie sich vor ihren Gesangsrivalinnen dadurch vortheilhaft aus, daß sie die seltene Volubilität ihrer schönen, glockenhellen Sopranstimme, deren Stärke zumeist in den Mitteltönen liegt, nicht als das einzige Mittel gelten läßt, sich die Bewunderung der Laien und Kenner zu gewinnen, sondern der gefühlvolle, und wo es am Orte ist auch leidenschaftliche Vortrag ihrer Partien, wie als Pamira, kann nicht anders als uns zu dem Bekenntnisse auffordern, daß diese Künstlerin im figurirten Gesange als die vorzüglichste Bravoursängerin deutscher Abkunft anerkannt werden muß.

5) Hr. Albert vom Hamburger Stadttheater empfahl sich zumeist als Murney und Licinius, weniger als Max und Melchthal (im Tell), am wenigsten als Masaniello und Wellau (im Schnee.) Immerhin war seine sonore Bruststimme unserm Ohre eine wohlthätige Abwechselung, da wir hierorts mehr Falset-, als eigentliche Tenorsänger zu hören bekommen. Ueberdieß ist seine Action vorzüglich zu nennen.

6) Hr. Pusch vom Kasseler Hoftheater gefiel ungemein als Pudding (in der „Benefizvorstellung"), Crescendo (im „Besuch in Bedlam"), Graf (in „Trau, schau, wem?"), weniger jedoch als Schewa, Posert, Giulio Romano und Secretär Warm.

7) Hr. Rettich von demselben Theater rechtfertigte als Ferdinand (in „Kabale und Liebe"), Wallenfeld (im

„Spieler"), Wiburg (in „Stille Wasser sind tief"), Don Cäsar (in „Donna Diana") und Correggio gleich sehr den ihm vorausgeeilten Kunstberuf.

8) Hr. Löwe vom Burgtheater in Wien enthusiasmirte als Fiesko, Beaumarchais, Hanns Sachs, Carl XII. auf der Heimkehr, Karl Moor, Perin, Waldauer (in „Malers Meisterstück" von J. F. v. Weissenthurn), mit welcher Novität wir durch ihn zuerst bekannt wurden, so wie mit Raupachs „Schuld und Buße", das jedoch ganz mißfiel, und worin er den Boso spielte. Wäre Hr. Löwe auch minder groß in seinem Wirkungskreise, das hiesige Publikum würde er sich doch leicht gewonnen haben, da an ihn als einstiges Mitglied der hiesigen Bühne sich angenehme Rückerinnerungen knüpfen. Das Letztere können wir auch von

9) Hrn. Siebert k. k. Hofopernsänger behaupten, welcher als Osmin Figaro, Sarastro, Podesta die fast noch ungeschwächte Kraft seiner sonoren Baßstimme zu entwickeln wußte. Doch ist nicht zu verkennen, daß die Jahre ihren Einfluß auch auf diesen Sänger, wenn auch nicht sehr merklich, behauptet haben.

10) Hr. Scholz vom Theater an der Wien darf unbedingt als der interessanteste unter den diesjährigen Gästen angeführt werden, denn während Deutschland in jedem Fache der Bühnenkunst mehrere gleich verdienstvolle Koriphäen besitzt, ist hingegen das komische Genre so spärlich besetzt, daß man unter den wenigen deutschen Künstlern dieser Gattung, als: Schuster, Schmelka, Spizeder u. s. w., Scholz den vorzüglichsten nennen muß. Schuster's Komik erinnert mehr an die launigen Scherze des italienischen Polichinell. Er lächelt nicht selten selbst behaglich über seine eigenen Einfälle, und ist mehr der Foppende als Gefoppte, Scholz ist der personifizirte deutsche Humor. Mit bitterm Ernste vor sich hinstarrend, und unwillig in den Bart brummend — denn seinem Rollenfache nach stets der Gefoppte und Verlegene, — sprudelt er über von den treffendsten Einfällen. Ein Beispiel, wenn auch frivoler Art, hier anzuführen, sei mir vergönnt. In der Posse „Tivoli", worin er als Haushofmeister Quergel brillirt, wird ihm für seine Tochter vom feurigen Liebhaber eine bedeutende Summe aufgezählt, damit er Eigenthumsrecht auf sie ausüben dürfe. Der zärtliche Vater macht keine Schwierigkeiten, zählt nach Abgang des Liebhabers wohlgefällig das von diesem erhaltene Geld, doch mit so ernster Miene, als wäre das solideste Geschäft abgeschlossen worden. „Eine hübsche Summe!" — brummt er vor sich hin — „ja wenn ich nur mehr Töchter hätte, aber alle Wetter! Wer hätte vor 20 Jahren das wissen können?" Bei diesen Worten verzog er krampfhaft die Lippen, über sich selbst in Zorn gerathend, und warf so wilde Blicke in's Parterre, als wollte er vor diesem sich selbst seiner frühern Lässigkeit anklagen, die ihn jetzt um einen noch weit größern Verdienst brächte, als er so eben erhalten. Mehrere Anekdoten dieser Art hier mitzutheilen, gestattet nicht der beschränkte Raum dieser Blätter. Doch dürfte mindestens die Aufzählung seiner hier gespielten Rollen nicht überflüssig befunden werden. Diese waren: Klapperl (in der Parodie „die schwarze Frau"), Grauschimml (im „Rehbock"), Lassenius (im „Weiberfeind in der Klemme"), Pünktlich (in „Verwirrung über Verwirrung"), Peter (in der „eleganten Braumeisterin"), Cassio (im „Othellerl"), Quergel (in „Tivoli"), Longimanus (in „Diamant"), wovon mehrere dreimal repräsentirt wurden, indem dieser große Komiker 18 Abende das Haus füllte. Ein seltener Fall in den Annalen der hiesigen Bühne.

11) Hr. Damms vom Aachner Theater, der, beiläufig erwähnt, mit der deutschen Gesellschaft in Paris gesungen empfahl sich als „Georg Brown", „Fra Diavolo" und „Fritz" in Auber's „Braut" durch eine klangvolle, weiche, jugendliche Stimme, (die durch gefällige Action und Figur unterstützt wird,) dermaßen, daß er bereits als zweiter Tenorist unserm Opernpersonale incorporirt ist.

12) Hr. und Mad. Fischer von Grätz. Er gastirte als „Esser", „Belisar", „Müller" (in „Ein Tag vor Weihnacht") und „Roderich" (im Leben ein Traum.) Sie als „Irene", „Gabriele", Fenella. Beide erhielten von dem jedesmal spärlich versammelten Publikum nur mäßigen Beifall. Er Fischer ließ in den beiden ersten Rollen sich insbesondere den Vorwurf zu Schulden kommen, daß er Hrn. Hofschauspieler Anschütz allzuängstlich copirte. Seine Gattin ließ als „Fenella" den aufgeregt leidenschaftlichen Charakter der Italienerin allzu sehr vermissen.

Theaterbericht aus Paris.

Ende Juli.

(Beschluß.)

Andreas ist ein Bruder Liederlich geworden, Paul aber kann seine Marie nicht vergessen, und widersteht den Lockungen einer reizenden Limonadière, welcher ein brutaler Sergeant den Hof macht. Andreas erhält von seinem Vater ein Schreiben und Urlaub auf sechs Monate, er wird seine Heimath, seine Aeltern, seine Geliebte wiedersehen. Gern möchte Paul diese Gelegenheit benutzen, um seiner Marie eine kleines Geschenk zu schicken, allein er ist zu arm. Die junge Witwe reißt ihn aus der Verlegenheit, und schenkt ihm ein herrliches Halstuch, das ihm vorher schon sehr gefallen hatte. Der Sergeant erscheint, insultirt die schöne Limonadière und Paul. Dieser, immer mehr gereizt, zieht vom Leder, und streckt den Sergeant zu Boden. Andreas reist in demselben Augenblicke ab, als sein Freund in den Kerker gebracht wird.

Der dritte Act zeigt das Dorf wieder. Andreas begrüßt seinen Vater, seine Schwester Marie. Umsonst sucht er den traurigen Vorfall, der Paul's Leben gefährdet, zu verbergen, er wird nur zu bald bekannt. Marie sinkt bei der Nachricht in Ohnmacht, und wird fortgebracht; da erscheint Paul, seine Kleider sind in der höchsten Unordnung, es ist ihm gelungen, aus dem Gefängnisse zu entwischen, aber seine Verfolger sind ihm auf den Fersen. „Verbergt

mich," ruft er, „laßt mich Marie, bevor ich sterbe, nur noch einmal sehen!" Es ist aber zu spät, Marie hat sich aus Verzweifelung in den Strom gestürzt, Paul will nach, die Soldaten halten ihn fest, sie ist dem Untergange nahe. Da rettet Andreas sie, und in demselben Augenblick erscheint die junge Witwe, für welche Paul seinen Sergant getödtet hat, mit dem Begnadigungsschreiben des armen Soldaten. — Das Stück gefiel sehr. Verfasser sind die Herren Henri, Closel und Hyppolite C.... Dieser Letztere hat sich bereits durch sein Stück „die Kokarde" einen Namen erworben. — —

Delavigne's Ludwig XI. ist seiner Vollendung nahe. Bereits streiten sich drei große Theater um die Ehre, diese Tragödie zu erhalten, nämlich das Théatre Francais, das Odéon, und das Theater der Porte Saint-Martin. — Chateaubriand hat seine Tragödie Moses endlich in den Druck gegeben. In einer Vorrede erzählt der berühmte Verfasser, daß sie schon im Jahre 1828 im Theater Francais einstimmig angenommen worden sei, und daß der vortheilhaft bekannte Tondichter, Halevy, die Chöre in Musik zu setzen sich anheischig gemacht habe. Dennoch wurde die Tragödie nicht gegeben, weil... doch hören wir den edlen Pair lieber selbst: „Sobald es bekannt wurde, daß mein Moses gegeben werden solle, kamen mir von allen Seiten Gegenvorstellungen zu. Die Einen hatten die Güte, mich für eine zu hohe Person zu halten, als daß ich mich der Gefahr des Auszischens bloßstellen dürfe; Andere glaubten, ich würde dadurch mein politisches Leben beflecken, und zugleich die Laufbahn aller der Männer, die sich im öffentlichen Leben an mich angeschlossen hatten, unterbrechen. War ferner die Zeit wirklich Werken der Art günstig, nämlich Werken, worin Religion und Klassikerthum *) in einander verwoben waren? Das Publikum wollte nur mehr heftige Erschütterungen, Umsturz aller Einheiten, Ortsveränderungen, Jahreswechsel, überraschende Effekte, Theatercoups und Dolchstöße. Wenn daher sogar ein Meisterwerk Gefahr lief, wie stand es dann um das meinige, wenn es, wie sehr möglich und wahrscheinlich, nur ein höchst alltägliches Stück war? Ueberdieß, da ich ziemlich leidlich in Prosa schrieb, war es nicht klar, daß ich ein sehr schlechter Dichter sein müsse. Jene Betrachtungen, welche blos meine Person angingen, hätten mich wenig gekümmert, denn ich hatte keine Lust, Präsident des Conseils zu werden, und die Freiheit der Presse hatte mich gegen das Zischen abgehärtet: allein als ich sah, daß andere Personen glaubten, ihr Schicksal hänge von dem meinigen ab, so zögerte ich nicht, das Stück zurück zu fordern; mich stelle ich wohl bloß, niemals Andere." — — Was das Stück selbst betrifft, so ist es im reinsten klassischen Geschmack geschrieben, und stellt Chateaubriand als tragischen Dichter hoch. Den Stoff desselben lieferte die bekannte Empörung der Söhne Aarons, während Moses auf dem Sinai die Gesetzestafeln empfing. Wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern eine Probe des lyrischen Ergusses Chateaubriand'scher Frömmigkeit zu geben.

*) Nämlich französisches, entgegengesetzt den Romantikern, wie Victor Hugo etc.

Choeur des Lévites.
(Chant nocturne)

Les cieux raccontent la gloire
Du souverain créateur.
La nuit garde la mémoire
Du sublime ordonnateur
Qui fit camper sous ses voiles
Cette milice d'étoiles
Dont les bataillons divers,
Dans leur course mesurée,
Traversent de l'empirée
Les magnifiques déserts.
Un Lévite.
Le soleil, élevant sa tête radieuse,
Ferme de ce grand choeur la marche harmonieuse:
Ainsi, de l'autel d'or franchissant le degré
Un pontife éclatant et consomme et termine
Une pompe divine
Dans un temple superbe au Seigneur consacré.
etc. etc.

Neues Werk über die Cholera,

welches die neuesten Erfahrungen und Entdeckungen der vorzüglichsten praktischen Aerzte, so wie alle darüber bis Medio September h. a. bekannt gewordenen Mittel und Heilmethoden enthält.

So eben ist erschienen:

Die bewährtesten und auf Autoritäten gegründeten Heilmethoden und Arznei-Vorschriften über die bis jetzt bekannt gewordenen verschiedenen Hauptformen der

Cholera

oder

das Wissenswürdigste über die sogenannte epidemische asiatische Brechruhr, nebst einer vollständigen Pharmacopoea anticholerica aus den neuesten Erfahrungen und den darüber erschienenen Berichten englischer, französischer, russischer, polnischer und deutscher Aerzte, sowohl für Civil- und Militärärzte und Wundärzte Deutschlands als auch insbesondere für Nichtärzte bearbeitet; und namentlich für alle Diejenigen, welche sich über das Wesen dieser fürchterlichen Krankheit, so wie über die zu haltende Diät und sonstige Vorsichtsmaßregeln dabei unterrichten wollen. Von Dr. F. F. Wilhelmi. 22. Bog. Mit einem Vorworte von Dr. L. Cerutti, Prof. der Medizin und praktischem Aerzte in Leipzig. gr. 8. Preis broch. 1 Thlr. 12 gr.

C. H. F. Hartmann.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 216. (II. Jahrg.) Sonnabend den 10. September. **1831.**

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

Da steht er auf einem Punkte des südlichen Deutschlands, der Barbar, in den Händen ein scharfes Messer, das er Kritik nennt, die Eingeweide imaginairer Wesen lustig zerfleischend. Traurig stehen sie daneben, die Schöpfer und Schöpferinnen dieser Wesen, und kratzen sich hinter den Ohren und zerraufen sich das Rabenhaar. O Therese Huber! O Johanna Schopenhauer! O Amalie Schoppe, geborne Weise, wie greift euer Schmerz mir in die Seele! O ihr entsagenden Frauenzimmer Alle, wie gern entsagtet ihr diesem unholden Kritiker! O Wilhelm Blumenhagen! O A. v. Tromlitz, wie jammert ihr mich desgleichen! O Wolfgang, Wolfgang, wie viele Herzen bluten unter Deinen Schnitten! Grausamer Prosektor, warum hast Du nicht Medicin studirt!

Aber Wolfgang, wir erklären Dir den Krieg. Deutschlands schriftstellerischer Nachwuchs jammert uns; Wolfgang, wir erklären Dir den Krieg. Wer wird noch Phantasiegemälde malen wollen, wenn er an das Beispiel Georg Dörings denkt? Wer wird noch entsagen wollen im deutschen Lande, wo man doch so viel entsagen muß, wenn er sieht, wie grausam Du die Entsagenden richtest? Wer wird am Ende noch Novellen schreiben, wenn er das unvermeidliche Schicksal voraussieht, von Dir, unter die Masse geworfen, zerhackt zu werden, Novellenfeind? Nein, die Unschuld jammert uns, die schriftstellernde Unschuld jammert uns, die Naivetät, das Publikum, die Buchhändler, die Leipziger Messe, die ganze Welt jammert uns; Wolfgang, wir erklären Dir den Krieg.

So weit waren wir, lieber Leser, in unsrer invektivischen Arbeit gekommen, als ein Freund uns zu besuchen kam. Diesem lasen wir diese Einleitung vor. Er nickte erst, als er noch nicht wußte, wo es hinaus wolle, beifällig. Merkend aber endlich, wer gemeint sei, erstaunte er über die Maßen, und ließ die Pfeife, die wir ihm geboten, aus dem Munde fallen. Um des Himmels Willen, rief er, dem für unsre Haut bangte, was beginnst Du? mit wem bindest Du so kecklich an? Ich lächelte. Er wird Dich zermalmen, sagte der Freund. Ich lächelte. Er wird Deine Grobheiten übel nehmen, sagte er. O nein, sagte ich, er ist ebenfalls grob. Er wird sich Deine Anzüglichkeiten nimmermehr gefallen lassen. — Doch, doch, sagte ich, er ist ja ebenfalls, und recht sehr anzüglich. — Er wird einst Deine Novellen zerreißen, sagte der Besorgte. Ich kann nicht leugnen, hier ergriff mich ein Schauder; aber ich hatte bereits mein Gelübde gethan, und hörte nicht auf die Einrede meines Specials.

Leser, ich rufe Dich zum Zeugen: ich werde nicht grob sein; ich werde nicht anzüglich sein. Ich will blos eine Skizze geben, und meine Absicht ist, mich in derselben eines schönen Styls zu befleißigen. Ich werde mir nicht durch ungehobelte Redensarten, durch extravagante Wendungen meine schöne Sprache verderben. Ich werde nicht, um meinem Gegner zu schaden, mir selber Abbruch thun. Wer sagt überhaupt, daß ich Wolfgang's Gegner bin? Ich bin nicht sein Gegner, ich bin nur sein Beschreiber. Ich will ihn einigermaßen enucleiren und verständlich machen; ich will ihn zu umgehen suchen, und ihm so zu sagen freundschaftlich in die Flanke fallen. Kurz und gut: ich will ihn mir selber begreiflich machen. Das ist heut' zu Tage nicht nur erlaubt, sondern nothwendig. Ich will diesen Recken fürstellen, wie der Bänkelsänger sein Gemälde. Leser, Du bezeugst mir: dieser Stab, mit dem ich auf ihn zeige, ist keine Schleuder.

Wann Wolfgang Menzel geboren ist, ist uns leider unbekannt. Daß er geboren ist, müssen wir füglich annehmen, weil man, ohne geboren zu sein, kein Literaturblatt herausgeben kann. Das ist, was wir von seinen Lebensumständen wissen, und was wir dem geneigten Leser, der sich für biographische Notizen interessirt, unverkürzt mit-

theilen. Sind ihm diese nicht hinreichend, so hoffen wir ihn mit der Bemerkung zu beruhigen, daß nicht die äußern Lebensverhältnisse, vielmehr die innre Geschichte curioser Leute die Hauptsache ist. Es fragt sich nicht, wo wohnt der Titane, was trinkt er zum Frühstück? raucht er Tabak? schläft er mit oder ohne Nachtmütze? ist er ein Freund vom Turnen — es fragt sich vielmehr: wie ist sein Inwendiges beschaffen, und was hat man an ihm? Göttern kann man ja ohnehin nicht vergelten, aber schön ist's, ihnen gleich zu sein!

Wir finden Wolfgang Menzel, über dessen Knabenjahre und Jünglingsaltee wir bei'm besten Willen kein genügendes Licht verbreiten können, zuerst wieder als Schriftsteller. Es erscheint Etwas über die deutsche Literatur in zwei Bänden; Wolfgang Menzel ergibt sich als den Verfasser desselben, und der Buchbinder macht dieß Etwas zu einem Buche. Es thut uns in der Seele weh, aber wir können nicht sagen: Wolfgang Menzel hat ein Buch über die deutsche Literatur geschrieben. Aber ein Märchen hat er geschrieben: Rübezahl, und einen Narcissus ꝛc. ꝛc. Er gibt ein historisches Taschenbuch heraus, und ein Literaturblatt; darinnen geht es hart her; doch wir dürfen uns nicht vorgreifen. Nimmt man das Alles zusammen, so läßt sich nicht leugnen: Wolfgang Menzel ist ein Mann, der schriftstellert.

Wolfgang Menzel ist aber hinwiederum ein Mann, der, ehe er schriftstellerte, geturnt hat. Dieß ist von der äußersten Wichtigkeit. Es kommt unendlich viel darauf an, was ein Mann getrieben, ehe er zu schreiben anfing. (Es scheint, als würden wir hier gegen eine frühere Behauptung inconsequent; dieß thut aber nichts, auch Herr Menzel scheint nicht blos, sondern ist häufig inconsequent.) Posito, ein Mann hat, ehe er schrieb, viel geritten, so werden seine nachmaligen Werke mit etwas Reiterlichem behaftet sein; es wird darinnen so zu sagen cavalierement hergehn; man wird mitunter die Reitpeitsche fühlen, und Sattel und Zeug, auch der Pferdestall werden zu merken sein. Ferner, gesetzt ein Man hätte, ehe er schrieb, das Bäckerhandwerk getrieben, so wird es einem in seinen Produkten zuweilen wie warme Semmeln riechen, es wird eine gewisse Weichheit darinnen herrschen, ähnlich dem Sauerteig, während andre Stellen wieder knackern werden wie Brotrinde. Zuweilen wird ein Gebäck sitzen bleiben, zu andern Zeiten verbrennen; denn Handwerk ist nun einmal so, daß es den Leuten anklebt. Der große, stille Spinoza schliff Gläser, darum ist auch seine Ethik so durchsichtig und sind keine dunklen Flecken drinnen; der selige Müllner (hausbacknen Andenkens) war ein Advokat, darum sind seine Helden lauter Delinquenten, die eines Defensors bedürfen. Gefielen Exempel, so wären deren wohl noch mehrere aufzutreiben. Herr Menzel hat nun weder Gläser geschliffen, noch advocirt, aber er hat geturnt, und das ist ihm angeklebt. Er hat wollen sein Negligé schonen, und hat seine deutsche Literatur in der Turnjacke geschrieben. Solche Sparsamkeit thut nicht gut; es ist Herrn Menzels Schade gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Aus der französischen Schule.

Nr. 257.

König René, oder Renatus.

1408 — † 1480.

Unter diesen traurigen Umständen erfuhr er den Tod der Königin Johanna II. von Neapel, die ihm zu ihrem Erben und Nachfolger im Testament eingesetzt.

Seinen Banden entlassen, zog er nun gen Neapel, nahm das Reich und den königlichen Titel an, mußte hier mit großen Schwierigkeiten gegen Alfons kämpfen, kehrte wieder zurück in die Provence, lebte in Ruhe, und beschäftigte sich blos mit den schönen Künsten und Wissenschaften.

Damals entstanden gewaltige Unruhen in dem ewig bewegten Frankreich: der König, die Prinzen und das Volk stritten auf Tod und Leben mit einander. Unser René ergriff die Parthei des Königs, sein Sohn Johann aber die der königlichen Prinzen von Geblüt.

Zur selbigen Zeit fühlten die freiheitliebenden und tapfern Catalonier sich höchst unglücklich, hatten von den rühmlichen Eigenschaften und lobenswerthen Tugenden des edlen weltbekannten René, oder Renatus gehört, schickten Boten zu ihm, und ließen ihm ihre Königskrone anbieten nebst Navarra und Arragonien: allein er bedankte sich schönstens dafür, wollte das friedliche nicht mit dem unruhigen Leben vertauschen, und sendete ihnen seinen hoffnungsvollen Sohn, Johann, der im besten Fortgang der umtreibenden Angelegenheiten plötzlich verstarb.

Schon längst hatte dem gierigen König Ludwig XI. von Frankreich nach seinen üppigen, gesegneten Ländereien im Süden gelüstet: man beschuldigte unsern biedern René, als ob er befangen im verrätherischen Briefwechsel und im Einverständniß mit seinen Feinden, besonders mit dem Herzog von Bretagne sie: es rückten 1475 französische Truppen ein in seine friedlichen provenzalischen Staaten, und so verlor er fast ganz Anjou.

Dies wurmte ihn entsetzlich: er wendete sich daher an den reichen Herzog von Burgund, den weltbekannten Karl den Kühnen, rief ihn um Hülfe an gegen die himmelschreienden Ungerechtigkeiten, schloß ein Bündniß mit ihm, und dadurch gelangte er wiederum zum Besitz des größten Theils seiner entrissenen Erb-Ländereien. Inzwischen erfuhr er mitten unter diesen Verhandlungen den tragischen Tod seines großmüthigen Freundes, des Herzogs von Burgund, in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Nancy im Jahre

1477 und dieß trug nicht wenig dazu bei, daß auch er bald darauf seinen wohlthätigen Geist aufgab.

In den Zeiten seines Glanzes — um's Jahr 1448 — hatte er in seiner Residenz, zu Angers, schon den vielbesprochenen Ritterorden des Halb-Mondes für seine Freunde, Gelehrte und Künstler gestiftet, was damals nicht wenig Aufsehen erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte Polens unter Stanislaus August. Eine Darstellung der dreißigjährigen Anstrengungen der Polnischen Nation, ihrem Vaterlande aufzuhelfen. Von Joachim Lelewel, ehemaligem Professor der Geschichte an der Universität in Wilna, gegenwärtig Mitglied der Polnischen Nationalregierung. Aus der noch ungedruckten Originalhandschrift übersetzt von A. v. Drake. Braunschweig, Friedrich Vieweg, 1831. IV. u. 128 S.

Außer dem berühmten Werke des Lordkanzler Brougham über die Theilung von Polen, und der in jeder Beziehung höchst ausgezeichneten Schrift des Dr. K. H. Hermes. „Die Gründe und Folgen des Verfalls und Unterganges von Polen," ist dieß das dritte, auf genaue historische Forschungen gegründete Buch, woraus man jene unselige Periode der Regierung Stanislaus Augusts, in welcher Polen die tiefste Erniedrigung erfahren mußte, ja in welcher es sogar aufhörte, ein selbstständiger Staat zu sein, genau kennen lernen kann. Es wird nicht leicht drei andere Werke über denselben Gegenstand, der von berufenen und unberufenen Schriftstellern, Schriftlern und Scribenten so vielfach besprochen wurde, geben, woraus die zürnende Entrüstung über eines der unerhörtesten Ereignisse so sehr auf das Gemüth des Lesers stürmt, wie aus der Glutschrift des englischen Kanzlers, aus der scharfeindringenden Darstellung des deutschen Publicisten, und aus der ernsten Sacherzählung des polnischen Historikers. Wer wird dem Dr. Hermes nicht beistimmen, wenn er spricht: „Davon, daß eine große im kräftigen Aufstreben begriffene Nation in dem Augenblicke, wo sie eine neue Stufe ihres politischen Lebens erreichen will, nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch kleinliche Unterhandlungen und unwürdige Intriguen ihrer Selbstständigkeit beraubt und gleichsam durch einen bloßen Federstrich aus der Reihe der Völker ausgestrichen worden wäre, davon ist in der Geschichte der alten und neuen Zeit nur ein Beispiel bekannt, — die Theilung und der Untergang von Polen." Und weiterhin: *) „Die Natur ist stärker als eine widernatürliche Politik. Das Dasein des polnischen Volkes konnte die letztere vertilgen; sein Gedächtniß lebte in tausend Herzen fort, tausend Herzen schlugen in der Hoffnung, daß einst eine neue Morgenröthe über ihr Vaterland aufgehen, eine schönere Wiedergeburt dasselbe erneuen würde." Möchte die Krisis, welche sich jetzt an der Weichsel ihrer Entscheidung naht, zum Vortheile der Menschheit beendet werden; möchte Polen nicht abermals vertilgt werden; und möchten jene beiden Staaten, die vor Allem ein Interesse haben, die Unabhängigkeit dieses Landes zu beschützen, endlich einmal in diesem Sinne ernst und gemessen handeln, und dadurch die Theilung Polens, diesen wunden Fleck der frühern europäischen Diplomatie sühnen! Wir wissen allerdings, daß die Politik durch wichtige Umstände und gegründete Besorgnisse abgehalten werden kann, großmüthig zu sein, ja daß Großmuth und Politik von gar Vielen für feindlich einander gegenüberstehende Extreme angesehen werden: das Eine aber bleibt unumstößliche Wahrheit, daß ein unabhängiges Polen seinen beiden Nachbarn im Westen und Süden weniger gefährlich sein dürfte, als die bleibende Vereinigung desselben mit dem größten Reiche der Erde, das einem unumschränkten Herrscher gehorcht, der zwar frei von Eroberungssucht ist, aber nicht dafür bürgen kann, daß es auch sein zweiter oder dritter Nachfolger sein wird. Die Mission Rußlands, von dem höchsten Standpunkte der Politik aus angesehen, scheint zu sein: zuerst Gesittung, Aufklärung und Gesetzlichkeit in dem weiten Umfange seines eigenen Reiches allgemein zu machen, und das Mittelglied zwischen Asien und Europa zu sein, um dort die bessere Religion, die humanere Regierungsform, und die höheren Kenntnisse unseres Welttheils zu verbreiten. Ein höchst oberflächlicher Beobachter, oder blinder Russenfeind müßte der sein, welcher läugnen wollte, daß die seit Peter dem Großen bis auf unsere Zeit den Türken und Persern entrissenen, und unter Rußlands Herrschaft gekommenen Provinzen nicht unendlich gewonnen haben, nicht glücklicher geworden, nicht besser angebaut worden sind. Nach dem Osten wende Rußland seine Macht, im Osten ist sein Beruf, strahlt der Stern seines Ruhmes. Es lasse im Westen die politischen Stürme toben, denn bedroht ist es durch dieselben schlechterdings nicht.

Doch zurück zu dem Werke des polnischen Historikers! Es wurde dem Uebersetzer von diesem selbst im Manuskript bereits vor einem Jahre mitgetheilt „mit der Erlaubniß, eine Uebersetzung desselben anfertigen und bei sich ereignender Gelegenheit herausgeben zu dürfen, indem die damals unter Russischer Aufsicht stehende, und daher gegen alle freien Aeußerungen des Polnischen Nationalgeistes unduldsame Warschauer Censur das Erscheinen des Originals, in so gemäßigtem Style es auch abgefaßt ist, nicht gestattete." Der ausgebrochene Unabhängigkeitskampf schien dem Uebersetzer die günstige Gelegenheit und der rechte Zeitpunkt gewesen zu sein, um das Werk seines berühmten Freundes der Welt in deutscher Sprache mitzutheilen. Das Original selbst ist seitdem in Warschau erschienen, und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen werden. In der Einleitung entwickelt Lelewel die Ursachen des Verfalls von Polen vom Jahre 1648 bis 1717, nämlich den Verlust verschiedener Provinzen, den Abzug der Kosaken, die Entfernung der So-

*) S. 40.

cinianer und vieler Protestanten, die Ausschließung der zurückgebliebenen Dissidenten von dem Genusse der staatsbürgerlichen Rechte, die Verarmung der Nation, die jesuitische Erziehung, und ihre nothwendige Folge: geistige Finsterniß. Der Aufschwung allseitiger Aufklärung und Kultur um die Mitte des achtzehnten Jahrhundertes blieb auch auf Polen nicht ohne Einfluß, die beiden Zaluski's, die Czartorynski's und viele andere Edle beförderten die Aufklärung durch Gründung von Bibliotheken und Schulen, monarchische Ideen fanden Eingang, und es hätte eine schöne Zeit für Polen erblühen können, wenn nicht Katharina II. und Friedrich II. am 11 April 1764 eine Allianz geschlossen hätten, „durch deren geheime Artikel sich Beide die Unterhaltung der Anarchie in Polen zusicherten," wenn nicht Stanislaus August Poniatowski durch russischen Einfluß zum König gewählt worden wäre. Stanislaus dachte zwar redlich, allein sein schwacher Charakter machte ihn zum Sklaven des russischen Gesandten Repnin, der die Abschaffung des liberum veto, dieser Hauptquelle so vieler Uebel und Unruhen in Polen, hinderte. Weder die Radomer, noch die Bar'sche Conföderation, welche aus Patrioten bestand, denen das Heil ihres Vaterlandes wahrhaft am Herzen lag, vermochten etwas gegen die russische Uebermacht, „und nach so vielen Anstrengungen und dem Vaterlande dargebrachten Opfern, nach so vielem Blutvergießen, mußten die Einen die Einöden Sibiriens bevölkern, die Andern in der Welt umherirren." Endlich hatte die erste Theilung statt, wobei Polen, „von 13,500 Quadratmeilen seines bisherigen Flächeninhaltes 3925 Quadratmeilen des bevölkertsten und ergiebigsten Landes einbüßte. Die Anerkennung der fremden Besitznahme erfolgte im Jahre 1773 unter vielfachen Protestationen und mit unzulänglichen Unterschriften, zu welchen sich verschiedene Mitglieder, selbst nicht durch Bedrohung ihres Lebens, bewegen ließen."

In den nun folgenden funfzehn Friedensjahren wurden die Finanzen des kleiner gewordenen Staates geordnet, der Wohlstand des Landes nahm zu, unter den Einwohnern offenbarte sich allgemeine Lebendigkeit und Betriebsamkeit, das Schicksal des Bauernstandes und die Landwirthschaft wurden verbessert. Man schenkte dem Volksunterricht ausgebreitete Theilnahme; der König zeigte sich als einen großmüthigen Beschützer der Künste und Wissenschaften; einheimische Schriftsteller, wie Ostrowski, Potocki (Johann), Naruszewicz, Zablocki, Trembecki u. s. w. tauchten auf- und erhöheten das geistige Leben der Nation. Der Gesetzentwurf des berühmten Andreas Zamoyski, durch welchen der Landmann frei erklärt und alle Stände gleicher Gesetze und Gerichte theilhaftig werden sollten, wurde zwar auf dem Reichstage von 1780 mit Unwillen verworfen: allein das Gefühl, daß man, um die Nationalunabhängigkeit zu retten und der lästigen Einmischung Rußlands los zu werden, die Verfassung gänzlich ändern müsse, gewann bei einem großen Theile der Nation immer mehr Stärke. In der That wurde trotz aller Kabalen der russischen Partei eine neue Verfassung entworfen und am 3ten Mai 1791 vom König beschworen. Erblichkeit der Krone, Religionsfreiheit, das Zweikammernsystem, Abschaffung des liberum veto und der Conföderationen, Schutz der Gesetze für den Bauer, ungetheilter Besitz der vollziehenden Gewalt in den Händen des Königs waren die wesentlichen Bestimmungen der neuen Constitution. Der Kurfürst von Sachsen, dem die Thronfolge nach Stanislaus August zugesichert worden war, verstand sich zu deren Annahme unter gewissen Bedingungen; Friedrich Wilhelm II. billigte die Constitution durch ein eigenhändiges Schreiben vom 23. Mai 1791; andere Höfe sprachen gleichfalls ihren Beifall aus. Das Volk bezeugte laut seine Freude, bald aber sollte dieselbe in Trauer verwandelt werden, bald Bürgerblut fließen, und Polen aus der Reihe der Staaten verschwinden! Dieß verdankte man vor Allem der Targowitzer Conföderation treuloser Polen, die sich an Katharina II. wandten, und um ihre Unterstützung baten. Im Mai 1792 erschien eine russisches Manifest, worin die Kaiserin die Constitution verwarf, und zu gleicher Zeit drang in Polen eine russische Armee von 100,000 Mann ein. Friedrich Wilhelm II. versagte den Polen den traktatmäßigen Beistand. Die Polen hatten nur eine Armee von kaum 45,000 Mann, der König blieb in der Hauptstadt, und je größere Fortschritte die Russen machten, desto mehr Edelleute traten der Conföderation von Targowitz bei. Katharina befahl dem Könige, der Conföderation gleichfalls beizutreten; der schwache Stanislaus fügte sich, und gab den Befehl zu Einstellung der Feindseligkeiten. Am 16ten Januar 1793 rückte auch ein preußisches Heer in Polen ein, Danzig wurde besetzt, und das Gebiet der Republik auf 4006 Quadratmeilen reducirt. Kosciusko's Heldenmuth und Unglück, die Erstürmung Praga's durch Suwaroff, leben noch in frischem Angedenken. Am 25sten November 1795 unterzeichnete Stanislaus seine Entsagungsurkunden, im Jahre 1796 nahmen die drei Höfe nach langen Unterhandlungen von ihren Ländertheilen Besitz, Polen war nicht mehr. Der schwache Stanislaus starb zu Petersburg am 12ten Februar 1798, im Alter von 66 Jahren. — Dieß ist der kurze Abriß der Geschichte des Unterganges von Polen. Soll die Welt zum zweiten Mal Zeuge sein der Vernichtung dieses einst so mächtigen Reiches, welches die Schutzwehr Europa's gegen die Schwärme der Türken und Tataren gewesen ist! Die nächste Zukunft wird diese Frage entscheiden, Er aber, der gesprochen hat „Mein ist die Rache!" lebt, ob auch Polen vernichtet wird!

J. Sp.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 217. (II. Jahrg.) Montag, den 12. September. 1831.

Nachgefühl.

Lebt' ich noch einmal
Vergangene Zeit,
Und wüßte Manches
So gut, wie heut;

Lachte das Glück dann
Mich freundlich auch an,
Folgt' ich doch nimmer
Dem trügenden Wahn.

Lockten mich Wünsche
Bald hin und bald her,
Dächt' ich, sie gleichen
Den Perlen im Meer.

Ruhen viel Tausend
Im finsteren Schacht,
Manche nur werden
Zum Lichte gebracht.

Sagten mir Menschen,
Sie seien mir gut,
Wär' ich bei Allen
Doch stets auf der Huth.

Glühte das Herz mir
Im Busen zu heiß,
Hüllte die Brust ich
In Panzer von Eis.

Liebte ein Mädchen
Mich innig und wahr,
Führt' ich sie bräutlich
Geschmückt zum Altar.

Wollt' ich dann singen
Und wüßte kein Lied,
Säng' ich die Liebe
Und würde nicht müd'!

Carl Baron von Schweitzer.

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. Mme la Duchesse douairière d' Orleans.

(Fortsetzung.)

„Sie langten bei ihm an, nachdem sie zwei Brigaden Gendarmen entgangen, von denen sie durch eine zahlreiche Patrouille Chouans befreit wurden, die ihnen bis in das royalistische Hauptquartier zur Eskorte diente. Charette empfing den jungen Prinzen mit den einem König gebührenden Ehrenbezeigungen und stellte ihn seinen Soldaten als den Souverain von Frankreich vor. Seine Proklamation ist zu bekannt, als daß wir es für nothwendig hielten, sie hier mitzutheilen."

„Herr Desault erfuhr die Entführung des Herzogs der Normandie aus dem Tempel zuerst, und konstatirte, daß ein anderes Kind in das Bett des Prinzen gelegt und demselben substituirt worden sei. Er beeilte sich, der Polizei — Sektion des allgemeinen Sicherheits-Ausschusses — hierüber Bericht zu erstatten, welche hinwieder zwei Volksrepräsentanten abordnete, die mindesten Details dieser Entweichung, welche möglichst geheim gehalten wurde, zu konstatiren."

„Zwei Tage nach diesem wichtigen Ereignisse starb der Doctor Desault an den Folgen einer sehr heftigen Krankheit, und drei Tage darauf bestieg Sevestre, Mitglied des allgemeinen Sicherheits-Ausschusses, die Rednerbühne, um den Convent von dem Tode des Sohnes Ludwig Capets in Kenntniß zu setzen, welcher an der englischen Krankheit gestorben."

„Der Verbal-Prozeß der beiden, auf Desault gefolgten Gesundheits-Beamten, lautet wörtlich: „„daß sie zur Oeffnung eines Leichnams geschritten, welchen die Commissaire ihnen vorgelegt und gesagt hätten, daß es der des Sohnes Ludwig Capet's sei."" Dieser Leichnam wurde in einen Sarg gelegt, von zwei Civil-

Commissairs hinweggetragen und auf dem Sanct Margarethen Kirchhofe beigesetzt. Der Convent säumte nicht, alle Partikularitäten dieses Ereignisses in Ausdrücken und mit Details bekannt zu machen, welche über den Tod Ludwigs XVII. keinen Zweifel gestatten sollten."

„Die Entweichung dieses unglücklichen Prinzen war für den Grafen von Provence ein fatales und ganz unvorhergesehenes Ereigniß. In ununterbrochener Verbindung mit den einflußreichsten Mitgliedern des Conventes, gab er ihnen den Rath, mit Charette eine Unterhandlung anzuknüpfen, die zum Zweck hätte, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Unter andern Bedingungen sollten sie hauptsächlich die Auslieferung Ludwigs XVII. als Geißel verlangen, mit dem Versprechen, denselben beim allgemeinen Frieden entweder dem deutschen Kaiser oder dem König von Spanien zu überlassen."

„Dieser Rath wurde befolgt und ein Emissair an Charette gesandt, welcher dem Convent antwortete: „daß er den Waffenstillstand unter den verlangten Bedingungen annehmen wolle, mit Ausnahme jedoch derjenigen, welche die Auslieferung des Sohnes Ludwigs XVI. in die Hände der französischen Regierung betreffe, indem dieselbe weder in seinen Absichten läge noch in seiner Macht stünde, da er seit sieben Tagen nicht mehr über Ludwig XVII. verfügen könne."

„In der That hatte der General der Vendee, welcher benachrichtigt worden, daß die republikanische Regierung die Entführung des jungen Prinzen beabsichtige und zu diesem Ende selbst Einverständnisse in der royalistischen Armee unterhielte, eine Corvette ausrüsten lassen, welche den erlauchten Flüchtling unter der Flagge einer neutralen Macht nach den vereinigten Staaten überschiffte, wo er ohne weitern Unfall an's Land stieg."

„Es liegt außer dem Plane dieser kleinen Schrift, dem Publikum die Details des Lebens dieses erlauchten Proskribirten seit jener entfernten Epoche mitzutheilen. Ein größeres Werk, an das ich bald die letzte Hand zu legen hoffe, ist diesem Zwecke gewidmet und wird die traurigen und interessanten Schicksale des unglücklichen Königssohnes und zugleich alle die Mühe schildern, die er sich gegeben, in die Erbschaft seiner Väter eingesetzt zu werden."

„Niemand konnte die Entführung Ludwigs XVII. aus dem Tempel besser bezeugen, als Fouché, welcher die urkundlichen Beweise hierüber in Händen hatte. Auch Bonaparte selbst hat sie niemals bezweifelt, und Josephine spricht in ihren Memoiren von dem Herzoge der Normandie, den sie mehrere Male mit Geld unterstützt."

„Aber wir kommen zu dem Grafen von Provence und zu der Epoche zurück, wo er nach vierzigjährigen Intriguen endlich auf den Thron gelangte, nach dem er so sehr gestrebt. Sagen wir auch ein Wort von dem außerordentlichen Manne, welcher sein Vorgänger gewesen."

„Bonaparte, der sein Haupt mit dem Diadem der Könige geschmückt, hat, abgesehen von seiner Usurpation, durch seine ganz französischen Siege sich Rechte auf die öffentliche Erkenntlichkeit erworben, und seine politischen und administrativen Handlungen hatten, obgleich nicht immer frei von Despotismus, gleichwohl den glorreichen Erfolg, Frankreich von außen Achtung zu verschaffen, im Innern vor der traurigen Rückkehr demagogischer Prinzipien zu sichern, und es nach und nach zu einem, durch den Einfluß weiser, die ächten National-Interessen bewahrenden Fundamentalgesetze gemäßigten monarchischen Regime zurückzuführen."

„Da er Alles geschaffen, Alles auf Grundlagen gebaut, welche eine mächtige und starke Monarchie constituiren, so hatte Bonaparte seinem Nachfolger nichts zu thun hinterlassen, als die eingeführten Grundsätze beizubehalten oder zu modificiren, was etwa das Gepräge des Despotismus und der Willkühr trug. Aber der Graf von Provence hatte so viel Einsicht nicht. Da ihm seine Allianz mit der revolutionairen Partei nicht die Freiheit zu handeln ließ, verfiel er auf den Vertrag von 1814, den Zielpunkt aller Parteien, das unglückliche Machwerk, welches den Sturz der ältesten Monarchie herbeigeführt. Indem er sich von Concessionen zu Concessionen verleiten ließ, bereitete er den künftigen Ruin des Thrones vor, welchen die Unvorsichtigkeit und Unfähigkeit eines Bruders noch mehr beschleunigten. Auf der andern Seite diente die zuverlässige Kenntniß, welche gewisse Chefs der revolutionairen Partei von der Existenz des Sohnes Ludwigs XVI. hatten, zum Mittel, den Grafen von Provence zu schrecken und ihn zu zwingen, in allen Dingen im Interesse der Revolution und ihrer Anhänger zu handeln, bei Strafe, seine Autorität durch die Entdeckung seiner Usurpation vernichtet zu sehen. Dieß die Hauptursachen, warum nach der Restauration die Monarchie nicht auf ihre wahren Grundlagen zurückgeführt, und die Lebensprinzipe, welche Napoleon wieder in Kraft gesetzt, nicht in ihrer vollen Integrität erhalten worden. Dieß auch die Ursache, warum Ludwig XVIII. sich nie entschließen konnte, der Charte, worin man ihn eingehüllt, irgend eine kräftige und wahrhaft monarchische Institution als Gegengewicht zu geben, daher die revolutionairen Grundsätze sich mehr und mehr befestigten und endlich die Katastrophe von 1830 herbeiführen konnten."

„Bei der Thronbesteigung des Grafen von Provence beeilte sich der proscribirte und herum irrende Herzog der Normandie bei den beiden großen Mächten gegen diese Usurpation zu protestiren; aber die Politik der Kabinette befahl diese Aktenstücke geheim zu halten; auch wurde ihnen durchaus keine Folge gegeben."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reisebemerkungen eines Reiters am fünften und sechsten Juni mit Recapitulation und Einschub früherer Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Um aber den weniger hier Durchreisenden vielleicht einen Gefallen zu erzeigen, kehre ich noch einmal zum „Adler" zurück, und bemerke, daß ich durch zweimalige eigene Ueberzeugung von der Gleichgültigkeit der Wirthin gegen ihre Gäste, nicht anders sagen kann, als daß dieß der schlechteste Gasthof seit dem Abgange der letzten Wirthsleute geworden ist, wenn nämlich die jetzige Wirthin nicht etwa die frühern Ansprüche dieses Gasthofes auf Bewirthung honetter Reisenden aufgegeben hat. —

Auf meiner ersten Durchreise (seit ihrer Besitzzeit) — es war im Winter — fand ich die Fremden-Stube zwar bereitwillig, aber furchtbar kalter Natur; und schon über eine halbe Stunde sitzend und mit den Zähnen klappernd bis zum Tollwerden, vernahm ich keine lebende Seele; — ich ging heraus, aber Niemand that auch nur einen Fußtritt im Hause, bis ich mich ermuthigte, in die Gesinde-Stube einzugehen, um etwas Essen und Trinken zu erlangen. — Noch kälter und eben so theilnahmlos wie die Fremden-Stube, kehrte sich hier eine Frau auf ihrem Sessel um, und — dieß war die Wirthin — ich zeigte ihr mein Bedauern, daß ich sie störe — nämlich diese Dame zog Dame mit einem Manne, den ich nachher Regimentsschuster benennen hörte — und nachdem sie mir kurzweg erwiederte, „es hat nichts zu sagen," machte ich sie mit meinem Anliegen bekannt. Sie sagte mir hierauf, daß sie zwar nichts in Bereitschaft habe, aber mir gleich etwas machen lassen wolle, und fragte mich, was ich wünsche: ich nannte hierauf Einiges, wozu ich Appetit hatte, aber davon war nichts zu bekommen, und um also nur nicht eher zu erfrieren als zu verhungern, bat ich sie, mir nur bald etwas bereiten zu lassen, was sie bei der Hand habe. — Nun setzte sich aber meine liebe Witwe wieder zum Damenziehen, und rufte dem im andern Winkel sitzenden Dienstmädchen zu: „Christel, bereite doch hier etwas für den Herrn, — nicht wahr, etwas Warmes?" mich fragend hinzufügend; aber meine Christel spielte mit ein Paar Soldaten auch an ihrem Tische — Schaafskopf, und erwiederte: „warten Sie nur, die Partie ist bald alle." — Hier verwandelte sich jedoch mein Frost in Hitze, und mich für die Bereitwilligkeit bedankend, ging ich auf den Rathskeller und ließ mir da etwas zu essen geben, was auch nicht lange dauerte und gut war. Ein zweites Mal — es war im Sommer — passirte mir ein ähnlicher Fall, — den auch noch zwei Förster mit erleben mußten; — dießmal ging ich aber, dem Prozeß ein kurzes Ende machend, auf das Schützenhaus, wo ich herrlich aß. — Ich rathe deshalb aus Erfahrung jedem durch Düben Durchreisenden, wenn ihn Geschäfte zum Aufhalten dort nöthigen, und er da essen will, entweder auf das Schützenhaus oder den Rathskeller hiernach zu gehen. Am erstern Orte bekommt man auch die weniger theuren Weine und zwar sehr gut und unverfälscht und nach der Möglichkeit billig; an letzterem dagegen weit mehrere Sorten, aber — doch wozu soll ich die Gewohnheiten vieler Weinschenker hier wiederholen, und dem Wirth, so zu sagen, deutlich auf den Zahn fühlen. —

Doch ob dieser Gasthofsschilderung bin ich von der Reise des Prinzen abgekommen. Der Prinz besah hier das sechste Uhlanen-Regiment, das kurz vorher aus Posen hierhergekommen, nahm eine Musterung vor, der ich auch beigewohnt und mich sehr freute, über die schöne Haltung der Leute und des herrlichen Anblicks, der namentlich bei dieser Militair-Gattung durch die Epauletts und die Fahnen bei dichter Anreihung entsteht. Diese Decoration gibt dem Regiment ein vorzüglich kriegerisches Ansehen! —

Der Prinz begab sich von dem Exercierplatze wieder nach der Stadt, grüßte alle ihm Begegnenden mit einnehmender Höflichkeit, speiste dort, und drauf ging die Reise fort nach Torgau. — Ich ritt ebenfalls nach, doch mein Gaul mußte hier nicht schlecht nachtraben, denn — Ehre, dem Ehre gebühret — die Dübener Postpferde hatten furchtbar flinke Beine und legten in kaum einer Stunde, und eben auf keiner Chaussée, sondern auf recht hübsch schlechtem Wege, die Strecke von zwei Meilen zurück. — A la bonheur, dachte ich, wenn das so fortgeht, dann willst du lieber darauf verzichten, im Gefolge des Prinzen zu sein, aber es ging von dem nächsten Relais nicht so hastig, und ich war auch die vier Meilen bis Torgau in zwei und dreiviertel Stunden geritten. — Hier kehrte ich im Gasthofe „zum goldenen Löwen" ein, der eigentlich vor der Stadt liegt, aber ein sehr bequemes und billiges Logis darbietet. So wie Alles, begab auch ich mich zur Ruhe, bis mich andern Tages der siebenmalige Schlag der Glocke weckte. Eilig zog ich mich an, und nachdem ich noch einen Spaziergang um die Festung und an der Elbe machte, ging ich auf den Exercierplatz, wo mir die Revüe sehr gefiel, die auch ziemlich lange dauerte. — Der Prinz logirte hier „im Anker" und nach dessen Rückkehr von der Musterung war Tafel, wozu die Küche im Gasthofe „zum goldenen Löwen" besorgt wurde, gehalten, zu der der gesammte Adel, das ganze Offizier-Corps und sämmtliche Officianten und einige Privatleute der Stadt eingeladen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hannover.

Während der gegenwärtigen Theater-Ferien-Tage — (Monate wollt' ich sagen, denn wir haben so circa eilf Wochen, wo das Theater geschlossen ist), hat sich Mehreres zugetragen, welches zu erfahren Ihnen vielleicht willkommener sein wird, als meine Theaterberichte. Indem ich Ihnen nun Alles dieses erzählen will, muß ich dennoch, um nicht aus der gewohnten Reihefolge zu kommen, den grandiosen Schluß der Bühne berühren. Mit einem Pomp, wie wir ihn früher in der Art nicht gesehen haben, wurde das Houwald'sche Trauerspiel: „die Seeräuber," als letzte Vorstellung vor den Sommerferien neu in die Scene gesetzt. Auffallend, daß dieses Stück, welches überall, noch jüngst im Burgtheater, — kein Glück gemacht hat, im Allgemeinen hier sehr gefiel. Unverkennbar sind darin alle die Mängel und Vorzüge fast aller Houwald'schen Stücke. Ein Hauptmangel ist der, daß der Dichter zu viel erzählen läßt, wo er bequem handeln lassen könnte. Hier fängt die Handlung erst da an, wo eigentlich schon die Tragödie auf ihrem Culminationspunkte stehen sollte. Herr „Schöpe" war sehr verdrießlich als „Seeräuberfürst." Herr Weidner als Doge erinnerte an seine schöne Leistung in Hernani und bewies uns, daß er auch im Fache der scharfgezeichneten tragischen Charaktere etwas Tüchtiges zu leisten verstehe. Herr Ziegler als „Silvano" trug zu dem Gelingen des Ganzen kräftig bei; besonders ehrenwerth war Frau von Holbein „Flaminia." Bei Wiederholung dieser Tragödie mehr über diese einzelnen Leistungen. Die Ausstattung war das Vollkommenste, was wir hier jemals gesehen haben, namentlich der Brautzug nach der Kirche überraschte die Zuschauer dermaßen, daß sie alle in stürmischen Applaus ausbrachen und dem Anordner, Hrn. von Holbein, ein tobendes Bravo! zuriefen. Mehrere gingen sogar gleich nach dem Schlusse dieses Paradezuges auf die Bühne, um ihm persönlich ihren Beifall zu bezeigen. Dieser Zug, zu dem der bekannte herrliche Marsch von Geisler, zur „Jungfrau von Orleans" componirt, gespielt wurde, bestand aus einem so großen Personale, daß er fast eine Viertelstunde lang über die Bühne zog. Die verschiedenartigen Costüme waren auf das Prachtvollste neu angefertigt worden und boten in ihrer Mannigfaltigkeit den imposantesten Anblick dar. Referent, der viele bedeutende Theater gesehen hat, erinnert sich nicht, etwas in Beziehung der Wahl der Costüme, den Aufforderungen der strengsten Kritik Befriedigenderes und Wohlgefälligeres nirgends früher gesehen zu haben. Herr von Holbein hat mit diesem Schlusse eine freundliche Erinnerung bei uns zurückgelassen.

Eine Menge Gäste hatten sich um diese Zeit hier eingefunden, die jedoch zu spät kamen, und sämmtlich unverrichteter Sache wieder abreisen mußten, selbst den wackern Tenoristen „Schuster" bekamen wir nicht zu hören. Referent hatte den Genuß, ihn in einem Privatzirkel zu hören und war mit allen Anwesenden wahrhaft entzückt über die herrlichen Töne und den declamatorischen, seelenvollen Gesang dieses Künstlers. Möchten doch die auf Gastrollen reisenden Schauspieler sich genauer von dem Verhältniß der Bühne in Kenntniß setzen, damit sie nicht vergeblich Zeit und Geld verschwenden. Unsere Bühne ist in der Regel vom 16. — 18. Juni bis zum 31. August geschlossen. Quod bene notandum. Das diesjährige Schützenfest hat seinen früheren, Glanz in der Ausstellung der Buden, dem Putz der Damen und dem Herbeiströmen der Volksmasse vollkommen behauptet; doch sind die harten Thaler nicht so, wie früherhin aus den Geldbörsen geflogen; die Wirthe sind an den Refrain: „die Zeiten Brüder sind nicht mehr," erinnert worden. Dahingegen haben sich Einige dieser Erquicker an den Zeiten grausam gerächt, und haben dem Publikum mit der zartesten Manier das Fell über die Ohren gezogen; das war gescheut; daß aber die Leute ihre Ohren preis gaben, das war dumm. Unser Vicekönig war jeden Tag bei dem Feste und hat auch vor allen drei Scheiben mitgeschossen.

Unsere herrlichen Anlagen auf dem Friedrich- und Georgenwalle werden jetzt von allen Classen der Einwohner sehr besucht. Durch die Vermittelung des Stadtdirectors genießen wir auf dem Friedrichswalle mehrere Male in der Woche früh Morgens und Nachmittags die schönste Musik, die Brunnengäste stellen sich in Menge dort ein und Abends versammelt sich vor dem am äußersten Ende geschmackvoll erbauten russischen Bade die beau-monde und lagert sich um die großservirten Theetische. Man hat dieser schmucken Partie schon den Namen „Jungfernstieg" beigelegt. Die so eben erwähnte Anstalt des russischen Bades ist eine eben so schöne Zierde, als ein nützliches Etablissement. Gute Wirkung haben auch diese Dampfbäder bereits gethan. Jetzt hat der Eigenthümer, Herr Alten, ein thätiger und einsichtsvoller Mann, auch noch natürliche und künstliche Bäder in diesem Gebäude angelegt, die fleißig besucht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 218. (II. Jahrg.) Dienstag, den 13. September. 1831.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Wer bist Du? entsetzlicher Mensch! fragte Feodosia, daß Du es wagst, nach solcher Frevelthat in das Haus desjenigen einzutreten, den Du so schimpflich beleidigt hast. Danke es meinem Mitleid, daß ich nicht sogleich dem Vater die Augen geöffnet.

Möchte ich Deiner Liebe danken, was ich nur dem Mitleid schuldig sein soll, das Glück, Deine Verzeihung erhalten zu haben! Ich habe nicht gewußt, daß ich in das Haus derjenigen trete, welche ich durch einen blutigen Kampf mir errungen zu haben glaubte, und welche durch keine Macht aus meinen Armen zu reißen gewesen wäre, wenn nicht ihr eigner Wille sie befreit hätte.

Unsinniger Mensch, Du wagst es, mir das zu sagen, ich, die Tochter eines Fürsten, sollte die Braut eines Haidamaki werden?

Auch ich bin ein Fürst! Der Sohn des Chans von Taurien darf seine Hand nach jeder Königin ausstrecken, doch was Dich höher setzt, als alle Anderen, das bist Du selbst und ob ich Deiner werth bin, das bezweifle ich. Siehe, der Glanz Deiner Schönheit hat mich so geblendet, daß ich mich eines sechsfachen Mordes an meinen Brüdern schuldig machte, wofür mich, wenn es entdeckt wird, ein sechsfacher Tod erwartet, denn auch ich mußte, um der ungebundensten Freiheit zu genießen, mich den eisernen Gesetzen unserer Republik unterwerfen. Doch bist Du der Lohn, so will ich gerne jede Marter dulden, in Deinen Armen glücklich sein, und dann dem Tode entgegen gehen, was kann ich Schöneres mir wünschen.

Feodosia sagte lachend, ich habe nicht gewußt, daß auch unter den Kosaken des schwarzen Meeres Schwärmer sind, lege den wilden Tartaren ab, sei ein feiner, gesitteter Europäer, so kann es Dir vielleicht gelingen, meine Gunst zu erwerben, doch Deine angeborene Wildheit und Rohheit würden mich auf immer von Dir verscheuchen. Jetzt laß uns nun von etwas Anderem sprechen, sagte sie, seinen Ausrufungen, welche zu thun er im Begriff war, wehrend; bist Du bekannt genug in der Krimm, um uns zum Wegweiser zu dienen?

Taurien ist mein Vaterland, und die alten Geschichtschreiber in der Hand, habe ich es ganz durchwandert, und weiß Dir jeden Bach, jeden Steg, jede Stadt und jeden Tempel darin zu nennen. — Du würdest Dich im ganzen Reiche vergebens nach einem bessern Führer umsehen.

Das ist mir sehr angenehm; nichts wird mir schwerer, als eine an Alterthümern reiche Gegend zu durchwandern, ohne zu wissen, was ich aus jedem einzelnen Gegenstande zu machen habe.

Der hereintretende Knes ward von dieser angenehmen Entdeckung benachrichtigt, und sagte, ich bin dem Attaman Dank schuldig, daß er gerade Dich mir gesendet, denn nun können wir unsere Reise mit doppeltem Vortheil antreten.

Ich habe den Attaman gebeten, mich zu Dir zu senden, Fürst, weil ich mich nirgends besser an meinem Platze wüßte, als unter Deinem Auge, ich halte es für ein hohes Glück, wenn es mir gelingt, mich Dir brauchbar zu zeigen.

Um so viel lieber ist mir der Besuch; wer mir mit Freundschaft und Vertrauen entgegen kommt, der hat mich schon gewonnen; die harten Worte, welche ich Dir bei dem Empfange gab, galten nur eurer bösen Raubsucht, nicht Dir, Dich bitte ich, das Gastrecht in meinem Hause zu nehmen und es Dir darin bis zur Abreise gefallen zu lassen.

10.

Dieser Vorschlag ward mit vielem Vergnügen angenommen. — Zwei Tage entflohen schnell genug, da trat der Gouverneur seine Reise wieder an, doch dieses Mal ohne ein so zahlreiches Gefolge von Dienern. Die Kosaken bildeten die Vor- und Nachhut; zwischen beiden, weit genug von ihnen entfernt, um vom Staub nicht belästigt zu werden, befanden sich der Knes, dessen Tochter, der junge Mirza und die zur Bedienung nöthigen Leute.

Feodosia hatte sich im ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit dem Mirza gestehen müssen, daß sie nie einen schönern Mann gesehen habe; sein Heldenmuth, obwohl sie fast das Opfer desselben geworden wäre, schien ihr eines Hektors werth, und riß sie, selbst im Getümmel des Kampfes, in der höchsten Gefahr, zur Bewunderung hin; jetzt fand sie in ihm auch noch einen gebildeten Geist, welcher sich sehr zum Romantischen neigte, und dessen bedurfte es, um die Forderungen, welche sie an den Mann, der ihr gefallen sollte, machte, zu befriedigen, hier war mit des Athleten Gestalt der reizende Apollo vereinigt, Achilles und Odisseus boten sich die Hand, er war so tapfer als verschlagen, er war so schön als kräftig.

Wenn nun Feodosia eine immer stärker werdende Flamme in ihrem Busen trug, so brannte Sidin hoch auf. Das reizende Mädchen hatte einen nie geahnten Grad von Schönheit, ihr glänzender Verstand vollendete den Sieg der Charis über das wilde Herz dieses Sohnes der Natur. Das stete Zusammensein auf der Reise brachte Beide einander sehr schnell so nahe, wie sie vielleicht in einem Jahr nicht gekommen wären, wenn die steife Etikette des Hofzeremoniels der russischen Residenz sie umgeben hätten, hier aber konnte Sidins Anmuth und Liebenswürdigkeit sich so leicht entfalten wie seine Leidenschaft, und wenn Feodosia sich in andern Verhältnissen veranlaßt gefunden hätte, diese mit Ernst und Würde zurückzuweisen, so machte ihr jetzt das ungestüme Stürmen auf ihre Ruhe, das wilde Ringen nach ihrer Liebe ein heimliches Vergnügen, von welchem sich zu trennen sie sich durch nichts verpflichtet hielt.

Die Unglückliche trieb ein gefährliches Spiel; was sie für Wohlwollen, für freundschaftliche Neigung hielt, erwuchs schnell zu einer unbesiegbaren Leidenschaft, deren Stärke sie erst erkannte, als sie nicht mehr zu besiegen war, sie hatte mit dem blinden Gott, mit dem schelmischen Knaben Cupido getändelt, und siehe, er war unter ihren Spielen und Scherzen zu dem Jüngling Amor erwachsen, welcher die unschuldige Psyche verführte. Je größer die innere Kraft, je höher der Reichthum eines Menschen ist, desto empfänglicher ist er für das Schöne, von desto mehr Seiten ist er dem Eindruck Alles dessen, was ihn umgibt, ausgesetzt. So war Feodosia; ihr reiches Gemüth hatte sich ein Ideal von höchster Vollendung gebildet; je weniger sie bisher ein Wesen gefunden, das zu ihrem Gemälde als das Urbild hätte gelten können, desto offener und argloser gab sie sich dem endlich gefundenen hin und lebte in lauter wachen Träumen, die Gefahr, in welcher sie schwebte, nicht ahnend und sich gerne dem angenehmen Eindrucke hingebend, denn Niemand konnte so schön, wie er, die Anmuth, den Reiz einer Gegend, Niemand konnte, wie er, ihre historische Bedeutung entfalten.

Er zeigte ihr in dem Dorfe Porutino am Bug die alte Handelsstadt Olbyopolis; der Platz, auf dem die alte mächtige Stadt, die jonische Colonie lag, war noch deutlich zu erkennen; der Hypanis (Bug) bildete die Basis der Stadt; eine Hügelreihe, halbkreisförmig, umgab eine Länge von tausend Schritten und bildete einen prächtigen Platz, welcher, rings von Häusern umgeben, der Markt war, auf dem sonst Geter, Milesier, Jonier, Scythen, Barbaren und Athener zusammen kamen, um Handel zu treiben, und von dem Nil des Nordens, dem Boristhenes, (Dnjepr) Getraide, Holz, Pelze zu holen, und dafür die feurigen Weine des Süden, die feinen Gewebe griechischer Weiber zu bringen. In der Mitte des Halbkreises, hoch auf dem Berge thronend, stand ein prächtiger Tempel, dem gastlichen Jupiter geweiht, von dessen breitem Fuße eine mächtige Doppeltreppe herunterführte auf den Platz; der Hintergrund war mit näher und ferner liegenden Thürmen und mit Gewölben besäet, welche die Bewohner des Dorfs für Gräber halten, daher der Ort selbst den Namen der hundert Gräber erhalten hat.

Er zeigte ihr, als sie wieder auf die Halbinsel zurückkehrten, die Ueberbleibsel der genuesischen Festungen, welche an der Meeresküste, oder die Festungen der Araber, welche in dem Innern des Landes liegen; so ward ihr die Reise, vor welcher sie sich bei dem zweiten Unternehmen beinahe gefürchtet hatte, angenehm, denn ihre lebhafte Phantasie faßte Alles mit vollem Feuer auf.

Beim Eintritt in die Wüste des obern Theils der Krimm, bei der Rückkehr von Olbyopolis, setzte sie der Anblick der vielen Kameele in Entzücken. Es fing schon an zu dämmern, der Abend war hereingebrochen, und sein zweifelhaftes Halblicht ruhete auf der unabsehbaren Ebene, da erblickte sie am Horizont lange Züge von Kameelen und die an sich großen Thiere wurden in der Dämmerung und an dem Rande des erhaben scheinenden Horizontes noch weit größer, als sie wirklich waren, weil Gegenstände fehlten, mit denen man sie hätte vergleichen können, und als sie sich nun den Thieren näherten, sie mit emporgereckten Hälsen, mit ihren klugen Augen weit umher schauten, sah sie, daß es eine lange Caravane tartarischer Kaufleute war, welche mit Gewehrläufen, Messerklingen, Säbeln, mit trefflichen Bogen von Baktschisarai, mit feinem Leder, mit krimmischen Stiefeln, mit Pelzen und mit den Erzeugnissen des südlichen Theils von Taurien, mit Feigen, Rosinen, Oliven, Nüssen beladen, längs des Kuban

aufwärts, an dem Caucasus vorbei, nach dem caspischen Meere, nach Baku zogen. Feodosia konnte sich an diesem, ihr ganz neuen Schauspiel nicht satt sehen, sie jagte an den Reihen der Reisenden auf und ab, war bald am äußersten Ende des langen Zuges, bald spornte sie ihr Pferd bis zur Spitze desselben hinauf, so daß sie sich ganz von ihren Begleitern verlor.

11.

Die kriegerischen Führer der Caravane hielten sie für eine einzelne Reisende, weil die zunehmende Dunkelheit ihnen den Zug des Gouverneurs verbarg und ein Paar Worte wechselnd, in einer ihr ganz unverständlichen Sprache, umringten fünf derselben sie plötzlich, ihrem Pferde in den Zügel fassend und ihr in gebrochenem Russisch sagend, daß sie ihre Gefangene sei.

Zorn flammte in den Augen des stolzen Mädchens auf; ich eure Gefangene! rief sie aus, — da müßtet ihr keine Tartaren sein, sagte sie verächtlich und nach ihren Pistolen fassend, gebot sie ihnen, die Zügel los zu lassen; da dieses nicht geschahe, ja sogar Einer sie anfaßte, um sie vom Pferde zu ziehen, so drückte sie ihre Pistolen auf die nächsten Beiden ab und dem Pferde die Sporen gebend, war sie frei, doch nur für einen Augenblick, denn die sich blutend am Boden wälzenden Tartaren forderten ihre Brüder zur Rache auf, sie war nun sogleich von zwanzig dieser wilden nordischen Beduinen umringt, Gewehre knallten, Säbel klirrten und sie wäre verloren gewesen, wenn nicht zu ihrem Glück Sidin gekommen.

Groß! herrlich! ein wahrer Held der Ilias, ein zweiter Achill, auf seinem muthigen Roß erschien er, in den letzten Strahlen des Abendrothes, ein schwarzes, farbloses Bild, ein gewaltiges Schattenbild in der dunkeln Kammer des nächtlichen Himmels!

(Fortsetzung folgt.)

Der Reitknecht.

Eine aus dem Leben gegriffene Anekdote.

Im Hotel zur St. G. in D. war vor Kurzem eine Gesellschaft von Personen aus den höhern Ständen versammelt. Ein dabei befindlicher Offizier ließ der Gesellschaft ein vor Kurzem gekauftes Pferd vorreiten; man stellte sich an die Fenster und bewunderte das schöne Thier. Als es wieder abgeritten werden sollte, sprach Jemand die Bitte gegen den Besitzer aus: „O, sagen Sie doch Ihrem Reitknechte, daß er es noch ein Mal vorbeiführe!“ — „„Wie? Reitknecht?!““ rief plötzlich ein Dritter, der forcirt-liberale Herr von X., „„„Reitknecht?! In was für Zeiten leben wir? Gott sei gepriesen, die Zeit der Knechtschaft ist vorüber, es gibt keine Knechte mehr und folglich auch keine Reitknechte!““ — Mehrere der Anwesenden, welche Herrn von X. nicht genauer kannten, lachten über diese Aeußerung, als über ein satyrisches Bonmot, er aber kam darüber fast außer sich. Man suchte ihn nunmehr dadurch zu beruhigen, daß es für das Wort Reitknecht noch keinen andern passenden Ausdruck gebe, und Spaßvögel setzten hinzu, es müsse ein so wichtiges Geschäft, wie die Auffindung geeigneter Ersatz-Ausdrücke an die Stelle nicht mehr zeitgemäßer Benennungen sei, einem künftigen Landtag vorbehalten bleiben. Herr von X. rühmte aber, daß er schon seit Sachsens großen Septembertagen seinen ehemaligen Reitknecht in seinen — „Reitdiener wahrscheinlich?“ unterbrach ihn Jemand. „„„Nein, nichts Diener, es gibt keine Herren und Diener mehr““ entgegnete Herr von X., „„„in meinen Reitgehülfen habe ich ihn verwandelt.““ — Die Sache fand Beifall und es soll damals in der St. G. beschlossen worden sein, in Zukunft aus den Hofknechten, Stallknechten, Lichtknechten, Fuhrmannsknechten, Schinderknechten, Stiefelknechten, Großknechten, ferner aus den Kammerdienern, Raths- und Gerichtsdienern, Silberdienern, Theaterdienern, Herrendienern u. s. w. lauter dergleichen Gehülfen hervorgehen zu lassen, zu Ehren des Zeitgeistes und der großen Tage im September.

R — b.

Entwurf zu einer Dedication, Gedichte betreffend!

Leicht Backwerk meist Gedichte sind,
Das müssen wohl — sind sie nicht blind —
Die Versemacher selbst gestehn.
Die meinen nur Schaumpretzeln sind,
Drum wollst — für ihre Fehler blind —
Streng in's Gericht mit dem nicht geh'n,
Der's wagt, solch' Backwerk Dir zu weih'n,
Vielmehr die Freiheit ihm verzeih'n!

— — s.

Was für eine Aehnlichkeit ist zwischen einem Gecken und einer Uhr? —

Sie werden beide aufgezogen.

Welcher Unterschied findet zwischen einem rohen Menschen und einem Pokale statt?

Der eine ist geschliffen, der andere ungeschliffen.

— . —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hannover.

(Fortsetzung.)

Eine ganz neue Badeanstalt, gewissermaßen ein Surrogat der Seebäder, ist von Hrn. Büchting auf dem Leinefluß begründet; das schwimmende Badepavillon, dicht neben einen rauschenden Mühlenkolk erbaut, wird ununterbrochen besucht, die Badegäste loben die Stärkung dieses Bades sehr; ein anderes Bad auf dem Stadtgraben an der Georgenstraße, von demselben Unternehmer etablirt, wird eben nicht viel besprochen. Die öffentliche Badeanstalt im Ihmenfluß, welche während der anhaltenden heißen Saison ungewöhnlich stark besucht wird, hat auch in diesem Jahre schon einige Opfer verschlungen. Traurig war der Anblick von vier Pferden, die untergegangen waren, mit sammt dem unvorsichtigen Fuhrmann, welcher sich bei der Ueberfahrt an zu tiefe Stellen wagte, und bald darauf todt an's Ufer heraufgezogen wurde. Wagen und Pferde wurden bald nachher gefunden. Bei allen diesen neuen Anstalten wurden die schönen Quellhorst'schen, Bensinger'schen, Rode'schen und Wiecher'schen Bade-Etablissements nichts desto weniger frequentirt, da die Badesucht, durch die Angst vor der Cholera diesen Sommer noch weit größer ist. — Der Garten des Ministers von Schulte hat durch den Bau der Dämme und neuen Anlagen, außerhalb des Neuenthors, an Ausdehnung sehr gewonnen. Das Innere ist durch den königlichen Gartenmeister Schaumburg meisterhaft geordnet worden; die überraschendsten Partieen, künstliche Grotten, üppige Anpflanzungen bieten dem Auge den freundlichsten Anblick dar. Dankbar erkennt das Publikum den ihm bewilligten Zutritt in dieses kleine Paradies und benutzt diese Erlaubniß recht fleißig. — Die Jäger-Caserne, ein imposantes Gebäude, zwischen dem seiner Vollendung nahen Waterloo-Monumente und dem ehrwürdigen Ehrentempel unseres Leibnitz, ist nun von dem Garde-Jäger-Regiment bezogen worden. Das Innere ist eben so sauber, als geräumig, und der große freie Platz, worauf dieses Gebäude errichtet ist, welchem die heitere Gebirgsluft des Deisters zuströmt, konnte nicht besser und heilsamer für die Gesundheit der Truppen gewählt werden. Dieser Caserne gerade gegenüber wird in sehr kurzem ein ganz ähnliches Gebäude, für die Grenadier-Garde bestimmt, entgegenparadiren, ein Drittheil davon ist auch schon vollendet. Die Façade des vorderen Schloßhofes mit der geschmackvollen neuen Schloßwache ist fertig; die Wache ist bereits von dem Militair bezogen. Die Offizierwache ist äußerst elegant, und die der Leute sehr propre und zweckmäßig eingerichtet; die auf mehreren Stufen ruhenden Säulen vor der Wache, die eleganten Laternen, und die brillante inwendige Gasbeleuchtung geben dem Ganzen ein großartiges Ansehen. Die andere Seite nach der Leinstraße hin sieht eben jetzt um desto wüster aus. Nun wird auch dieser alte Flügel des Schlosses abgerissen, um wieder aufgebaut zu werden. Ueber diesen fragmentarischen Schloßbau ist so viel judicirt worden, daß man nicht weiß, wie, wann und warum? Warten wir das Ende ab, wo sich's vielleicht bewähren wird: „Ende gut, Alles gut." — Der Oberrabbiner der israelitischen Gemeinde, Herr Dr. Adler, seit kurzem erst als solcher angestellt, predigte jüngst in der Synagoge bei Gelegenheit der Rückkehr des Jahrestages der Zerstörung Jerusalems mit rhetorischer Virtuosität. Dieser noch sehr jugendliche Seelensorger weiß in den Geist seiner Gemeinde einzudringen, und die ihr bis jetzt fremd gewesene Sprache, da alle frühern Rabbiner in hebräischer Sprache gepredigt hatten, nicht mit Hyperbeln zu überladen (wie auch diese den Orientalen so eigenthümlich sind) und sich überall verständlich zu machen. Nichts destoweniger ist diese Sprache edel und der Vortrag klar. Mit Wohlbehagen hat Referent die gespannte Aufmerksamkeit der Gemeinde wahrgenommen und wiederum sich von der Wahrheit überzeugt, daß die Vernunft sich der Unvernunft bemeistert, wenn die Vernünftigen durchgreifen. Es war ein harter Kampf, bis es dahin kam, die orthodoxen Hebräer daran zu gewöhnen, einen öffentlichen Vortrag in der der Mehrzahl unverständlichen talmudistischen Sprache zu entsagen; doch das emporstrebende Licht der Aufklärung ist auch dahin gedrungen, und es wird der neuen Generation der Israeliten wohlthätig leuchten.

Ein Paar Festtage, wie die Hannoveraner seit Aeonen nicht erlebt haben, celebrirte die hiesige Garnison zur Feier des funfzigjährigen Dienst-Jubiläums unsres tapfern Generals der Infanterie, Grafen Carls von Alten. Ein Name, der in den Annalen der Kriegsgeschichte strahlend emporragt und Jedem, der die Siege der deutschen Legion in Peninsula, Frankreich und Flandern kennt, ehrenvoll bekannt sein wird. Das gesammte Offizier-Corps vereinigte sich dahin, daß am Sonntage den 24. Julius die ganze Garnison dieses Jubelfest mit möglichstem Glanze begehe.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 219. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 14. September. 1831.

Metamorphose.

Von düstrer Schwermuth war das Herz befangen
Und in dem Busen wühlte heißer Schmerz,
Der Zukunft dacht ich nur mit wehem Bangen,
Die Gegenwart lag auf der Brust wie Erz;
Von der Vergangenheit war nichts geblieben,
Als die Erinn'rung, daß ich sie gelebt,
Und ankerlos mit meinem Sehnen, Lieben,
Nach einem nie erreichten Glück gestrebt —
Und wenn ich längst verklung'ner Hoffnung dachte,
Mich höhnend dann die Wirklichkeit verlachte.

Es lebte in der Brust mir kein Verlangen
Nach dem so schön gedachten Ziele mehr,
Was ich erstreben wollte, war entgangen,
Und sinnlos stürzt' ich mich in's Sinnenmeer;
Dem wilden Rausche flüchtiger Genüsse
Weiht' ich der Jugendfülle Götterkraft,
Doch der verworf'nen Wollust ekle Küsse
Genügten nicht der Gluth der Leidenschaft,
Und nüchtern ward ich, eh' ich mich betrunken,
Dem Falle nahe, war ich nicht gesunken!

Und Jahre sponnen sich aus trüben Stunden,
Nicht kehrte wieder meine Heiterkeit,
Ich hatte Sätt'gung an der Welt gefunden
Und suchte Trost in stiller Einsamkeit;
Vor meiner Seele zog in reichen Bildern
Der schöne Traum, den ich geträumt, vorbei,
Doch wußten sie den Kummer nicht zu mildern,
Ich wurde ernster nur und menschenscheu,
Vom Strahl des Lichtes war die Brust verlassen,
Und wo ich lieben wollte, mußt' ich hassen.

O welch' ein Loos — allein zu steh'n im Leben,
Nicht einen Freund, der in der Seele liest,
Und der den Weben, die das Herz durchbeben,
Der Liebe segensreichen Born erschließt.
Der heiße Drang nach süßem Mitempfinden
Und keine Brust, die gleiche Sehnsucht heat, —
Im All der Welten nicht ein Herz zu finden,
Das sich in gleichem Wellenschlag bewegt —
Und abgeschieden von den Menschen allen
Allein durch's nachtumflorte Dasein wallen!

Zu fühlen in des Busens heil'gen Tiefen,
Daß man des Lebens höchstes Glück verfehlt,
Daß die Berufe, die im Innern schliefen,
Die Nichtigkeit zum Opfer sich erwählt, —
Zu fühlen, wie der heiße Drang nach großen
Und edlen Thaten in der Brust verglüht,
Wie in der Kluft, der tiefen, bodenlosen
Des Schicksals, jeder Lebenskeim verblüht, —
O welch ein Loos! das schrecklichste von allen!
Und dieses Loos, es war mir zugefallen! —

Doch wechselnd, wie der Schatten mit dem Lichte,
Wie Tag und Nacht, ist auch des Menschen Loos;
Heut' keimt der Saame auf, es reifen Früchte,
Und morgen hüllt sie der Verwesung Schoos.
Der Sturmwind rauscht durch reichumkränzte Auen
Und Blumen welken, fallen und vergeh'n,
Die gestern noch in bunter Pracht zu schauen,
Als sie gekrönt der Berge stolze Höh'n, —
So auch zerfällt des Glückes Strahlenschimmer,
Eh' oft der Mensch es ahnet, schon in Trümmer.

Und wo der Sturm den schwarzen Fittig reget,
Die Wetterwolke sich verheerend zieht,
Da, wenn der Elemente Wuth sich leget,
Der Aetherraum im Sonnenlichte glüht.
Die Fluren, welche dunkle Nacht umfangen,
Umlichtet hell erglänzend Morgenroth,
Im bunten Farbenschmelz die Blumen prangen,
Die von Vernichtung noch unlängst bedroht, —
So will uns oft, wenn wir verzweifelnd klagen,
Die bess're Zukunft glückverheißend tagen!

Daß so es sei — hat sich an mir verkündet! —
Es glich mein Dasein einer Todtengruft,
Doch wie der Morgen sich der Nacht entwindet,
Wiegt es sich strahlend jetzt in Rosenduft!
Der schönen Jugend reiche Phantasieen,
Noch jüngst gehüllt in einen Trauerflor,
Seh' ich verwirklicht, und in Harmonieen
Umwölbet mich der Welten Jubelchor,
Denn Liebe hat zu Liebe sich gefunden
Und Wonne strömet aus des Herzens Wunden.

Ist wo ein Urbild des unendlich Schönen,
Der reinsten Anmuth in dem Weltenall
Zu finden? Allvergeblich war mein Sehnen,
Den Schmerz der Täuschung fand ich überall;
Wohl traten Frauen freundlich mir entgegen
Und manche schien mir liebend sich zu nah'n,
Oft ließ ich mich von Eitelkeit bewegen,
Noch öfter zog die Sinnlichkeit mich an,
Durchglühte mich mit ihrem wilden Triebe
Und ließ mich wähnen — der Genuß sei Liebe.

Doch leer und öde blieben stets die Räume
Der tiefsten Tiefe meiner innern Welt,
Und unerreichbar, wie ein Bild der Träume,
Das Ideal, das mir die Brust geschwellt.
Da — einem Seraph gleich, der von dem Throne
Der Gottheit nieder zu der Erde schwebt,
Und von dem müden Haupt die Dornenkrone,
Die schwer gelastet, süß beglückend hebt, —
Erschien Sie mir, ein liebliches Gebilde
Der Frauenwürde und der Frauenmilde! —

Ich liebe — welch' beglückendes Empfinden
Weckt dieß Bewußtsein in dem Busen auf, —
Ich bin geliebt und seh' die Erde schwinden,
Zu jenen Sternen richt' ich meinen Lauf.
Holdselige! die mir die Brust gelichtet
Und ihrer Sehnsucht heißen Schmerz gestillt,
Mein Dasein ist auf ewig Dir verpflichtet,
Von Deinem Bilde stets mein Herz erfüllt, —
Und wird mir einst das ew'ge Licht ertagen,
Werd' ich's beglückt in jene Welten tragen! —

Carl Baron von Schweizer.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Mit kräftigem Arm hieb er sich durch die wilden Tartaren bis zu Feodosia, und sie auf sein Pferd ziehend, schwang er sein Schwert in so schnellen Kreisen, daß bald ihm niemand sich mehr zur Wehre setzte, und er mit seiner schönen Freundin zurücksprengte.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen und duldete willig den Kuß, den er sich nicht rauben durfte, wie damals, als sie ihn zum ersten Mal erblickte, in Gefahr seine Beute zu werden. Ach sie war es jetzt geworden! Der wilde, zügellose Krieger, der rohe Lüstling, hätte ihren Abscheu erregt, und dieser hatte sie vor ihm bewahrt; den Retter ihrer Ehre liebte sie, sie liebte ihn, ehe er sie rettete, und er schien das Recht, welches ihre Dankbarkeit ihm gab, nicht ungenutzt lassen zu wollen.

Sie erwachte aus ihrem Rausch durch den Galoppschlag eines nahenden Rosses; erschreckt wollte sie sich den Armen des Versuchers entwinden, doch dieser hielt sie fest umschlungen und zeigte ihr, daß der Störer ihr eigenes Roß sei, welches sich selbst aus der Gefangenschaft befreit hatte. Nun ließ sich aber Feodosia nicht länger von Sidin halten, sie riß sich aus seinen Armen, schwang sich auf ihr Pferd und Beide langten bald bei den Kosaken der Nachhut an, aus deren Augen bei Erzählung des Vorfalls wildes Feuer blitzte, und welche gern ihrer Kosakennatur gefolgt wären, wenn Sidin nicht streng jeden Raubversuch verboten hätte, und dieß war allerdings nöthig, denn die Caravane versprach reiche Beute, und die Kosaken waren sonst nicht gewohnt, eine so gute Gelegenheit fahren zu lassen.

Die Nacht war eingebrochen, als Sidin mit Feodosia den Gouverneur erreichte, welcher schon, besorgt, nach seiner Tochter mehrere Diener ausgeschickt hatte. Höchst erschreckt war er über die Nachricht von dem Ueberfall, er machte Feodosia Vorwürfe über ihren Leichtsinn, mit welchem sie sich in Gefahr stürzte, da sie doch wissen konnte, daß die Tartaren kein Volk seien, mit welchem sich spaßen lasse.

Unterdessen war der Vortrab der Kosaken schon nach Baktschisaray, der Residenz der alten Chane der Krimm, gelangt, und der Weg senkte sich nun in die Thalschlucht, in welcher die Stadt lag, hier herrschte völlige Finsterniß, welche erst durch die Lampen der erleuchteten Stadt unterbrochen wurde. Sidin, an Feodosia's Seite reitend, durfte, ungesehen vom Vater, ihre schöne Hand fassen und tausend heiße Küsse darauf drücken.

O! flüsterte er, zu ihr geneigt — dürfte ich Dich doch als meine Gattin einführen in das Haus meiner Väter, Du wirst den Palast der Chane sehen, in welchem ich geboren und erzogen ward, Du wirst in den Zimmern wohnen, in welchen ich spielte, in welchen meine fröhliche Kinderzeit verfloß, o! gib mir mit einem freundlichen Wort die Hoffnung auf die Seligkeit Deines Besitzes, um den ich mein Leben tausend Mal wagen will!

Ehe Feodosia noch etwas erwiedern konnte, wandte sich der Gouverneur zu ihnen, und nur ein flüchtiger Druck der warmen Hand konnte dem trunkenen Sidin sagen, daß auch er dem schönen Kinde nicht gleichgültig sei, daß auch sie vielleicht ihres Glückes Ziel in seinem Arme suche.

Wie zu einem Feste erleuchtet, schien die Stadt, denn noch war nirgends der Gewerbfleiß zur Ruhe gegangen; die Arbeiter, welche Sensen und Bogen, Dolche und Flinten, Sehnen und Leder und tausend andere Dinge bereiteten, saßen in ihren offenen, thür- und fensterlosen Werkstätten, unter den vorspringenden Dächern vor ihren Häusern und arbeiteten fleißig.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reisebemerkungen eines Reiters am fünften und sechsten Juni mit Recapitulation und Einschub früherer Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Alles war ob dieses Festes mit frohen Gesichtern versehen, und jeder drängte sich, um von dem freundlichen Gespräche des Prinzen etwas zu hören, und um vielleicht selbst beglückt zu werden; man lobte unter sich das herrliche Benehmen der preußischen Prinzen, und deren gemüthliche Herablassung gegen die bürgerliche Classe, und war entbrannt von innerem Gefühl der Liebe zu dem Regentenhause, was namentlich den Bürger in Preußen so glücklich macht. — Indessen war doch bei der Tafel und des Abends bei dem Balle die Beachtung des Rangunterschiedes sehr bemerklich, denn — — —

Hamburg, den 16. August.

Lieber Planet! einen Blick vergönne uns in die wasserreichen Gefilde, die jetzt von Contumaz- und Quarantaineanstalten durchschnitten und durchkreuzt sind; der Verkehr ist gewaltig gehemmt und nach Lübeck, wie in die dänischen Provinzen kann man ohne Zeit, Geduld, Gesundheit, Geld und Gesundheitspaß durchaus nicht fortkommen, denn die gefürchtete große Unbekannte, die man mit heißem und kaltem Wasser vergebens zu verbannen strebt, macht Alles befangen und beengt. Darum ist auch hier eine große Stockung des Handelsverkehrs eingetreten, dessen nachtheiliger Einfluß sich weit und breit kund thut. Stürmt es aber außerhalb, so kehre in dich selbst zurück — sonach sei denn ein Blick dem innern Verkehr geschenkt und zunächst dem theatralischen Leben, von dem diesen Sommer hindurch wenig Erfreuliches zu nennen ist. Wahren Kunstgenuß hatten wir, seit Schütz und Marr uns Goethe's Faust zur Anschauung brachten, nicht wieder. Madame Crelinger, die einige Gastrollen mit gewohnter Kraft und Grazie gab, führte nichts Neues auf die Bretterwelt; König Enzio, Heinrich VI., Jungfrau von Orleans sind vor Allem nennenswerth und verdienen es noch einmal gesehen zu werden. Jetzt erregt der Improvisator Dr. Langenschwarz Aufsehen und beschäftigt Manchen, Zweifel und Ungläubigkeit der lauten Bewunderung entgegenzustellen. Dr. L. hat eigentlich seine Laufbahn in H. begonnen, denn er war schon vor fünf Jahren hier und trat als Improvisator, doch mit wenigem Glück auf. Sein erstes Thema, was er im Stadttheater am 12. d. einer gegebenen Aufgabe zu Folge, improvisorisch durchführte, war „Wiens Entsatz," wobei er Gelegenheit hatte, sein Inneres in aller lebendigen Fülle mit hinreißendem Feuer zu zeigen. Es war nur eine Stimme des Beifalls, und Beziehungen auf Polen machten das Thema geschickt, auch noch in andrer Hinsicht auf das Publikum günstig zu wirken. Er wird in diesen Tagen noch mehrere Male auftreten, um die Ungläubigen zu überzeugen, daß keine Täuschungen obwalten. — Auch ein kleines Revolutiönchen hat hier gespuckt, doch ohne besondere Folgen. Freilich liegt, wie das meist der Fall ist, die Ursache tiefer. Die Bewohner der Vorstadt St. Georg nämlich, die schon seit langer Zeit darnach streben, mit der Stadt einverleibt und von der lästigen Thorsperre erlöst zu werden, erfuhren vor einer Woche etwa eine neue Demüthigung, die darauf hindeutete, daß ihrem Gesuche nicht gewillfahrtet werden würde; bei Gelegenheit einer bürgerlichen Versammlung, in welcher man über zu treffende Vorkehrungen gegen die etwa näherrückende Cholera berathen wollte, hatte jene Vorstadt durch Wahl einen Deputirten in die Versammlung geschickt, der aber von einem Stadtbeorderten eine schnöde, geringschätzende Behandlung erfuhr, die ihn zwang, den Vorfall denen mitzutheilen, welche ihn erwählt. Die Bewohner der Vorstadt versammelten sich hierauf an demselben Abend; doch während man berieth, stürmten Hitzköpfe gegen das Thor, um es, wie Einige sagen, nur mit Gewalt zu sprengen, wie Andere meinen, gänzlich zu zerstören. Die dort aufgestellte Wache hielt die Anstürmenden zurück; doch wurde Tags darauf der Vorfall ernsthafter, als eine Compagnie der Bürgergarde St. Georg's sich zu den Unruhigen schlug und es den Anschein gewann, als wenn Bürger gegen Bürger kämpfen wollten. Es wurde von beiden Seiten blind geschossen und erstreckte sich nur auf Steinwürfe und Laternenverwüstung. Besonnenes Nachdenken, so wie sehr ernste Maßregeln, die die ganze Bürgerbewaffnung, Infanterie und Cavallerie, auf die Beine brachten, erstickten jeden weitern Ausbruch und seitdem ist es ruhig. Pause der Betrachtung! — Langsamer Prozeßgang, der länger als die längste Geduld dauert und zuletzt, im günstigsten Falle, nur halb befriedigt; Spießbürgerei, die Kotzebue's Kleinstädter wieder in's Gedächtniß rufen, kurz, wahres Philisterthum, das sind die Ursachen jener Mißhelligkeiten, in einer Stadt, die von Außen so sehr begünstigt ist, daß sie nur auf den Jammer der meisten Städte im Innern Deutschlands zu blicken braucht, um sich noch eine sehr glückliche nennen zu können. — Das dürftigste, fast lächerlichste Schicksal haben hier die Wochenblätter, deren eine Menge erscheinen; was in keiner Stadt Deutschlands wohl besteht, findet hier statt, sie werden von zwei Censoren, einem angestellten und einem polizeilichen, gefeilscht und besichtigt. Da geschieht es denn wohl, daß der eine Censor die eine Hälfte, der andre die andre Hälfte des Blattes streicht und der arme Verleger dann nur den Titel zurückbekommt. Kaum in Wien kann so pedantisch censirt werden, wie in dem reichsfreien Hamburg.

X.

Buntes.

Es gibt viele Geizige, bei denen es mehr Sucht als Leidenschaft ist; sie sammeln Thaler, wie Andere Muscheln oder Münzen sammeln. Aus Ohngefähr oder Grille fängt man die Sammlung an; bindet sich daran, je mehr sie wächst und macht zuletzt die Lieblingsbeschäftigung seines Lebens daraus.

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 220. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 15. September. 1831.

Unter welchen Vorbedingungen können Auswanderungen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ohne Vermessenheit versucht werden?

Die Auswanderungen nach den Nordamerikanischen Freistaaten waren vor nicht gar langer Zeit in der Schweiz viel häufiger noch, als sie gegenwärtig in Deutschland sind, und Viele, die ohne vorhergegangene genaueste Erkundigung um die Ansiedlungs-Verhältnisse in der neuen Welt ihr Vaterland in der leichtsinnigen Hoffnung verließen, in jener sich mühelos bereichern zu können, brachten sich und ihre Familien in endloses Verderben. Bei weitem nicht Alle erreichten das Ziel ihrer Reise; Einige nicht einmal den Ort der Einschiffung und kehrten, ärmer, als sie ausgegangen, in ihr aufgegebenes Vaterland zurück, um hier, wo sie vor Kurzem noch als Bürger gelebt, ihre Aufnahme als Hintersassen nachzusuchen; Viele starben unterwegs auf den Schiffen, und von denen, welche die beschwerliche Seereise glücklich zurückgelegt, überzeugten sich bei ihrer Ankunft an Ort und Stelle die Meisten, daß sie sich früher, leider! allzu sanguinischen Hoffnungen hingegeben.

Um nun diejenigen, welche noch ferner ihr Heil in diesem fremden Welttheile suchen wollen oder zu müssen glauben, vor grenzenlosem Elend zu bewahren und ihre Schritte dahin zu leiten, wo jeder bei gehöriger Kraftanstrengung in dem Fache, das er erlernt, hinreichendes Auskommen für sich und seine Familie zu finden vermöge, publicirte Herr Hauptmann Mayer-Gonzenbach in St. Gallen seine mit dem königl. Preuß. Consul, Herrn William Schmidt in New York hierüber geführte Correspondenz, aus welcher wir das Wesentliche aus dem Schreiben des Letztern und einem Briefe des Herrn Dr. Cooper in West-Chester hier mittheilen wollen.

Schreiben des Herrn W. Schmidt an Herrn Hptm. Mayer in St. Gallen.

. . . . . Ihre Anfragen hinsichtlich derjenigen Ihrer Landsleute, die zu uns herüberwandern wollen, konnte ich theils aus Mangel an Lokalkenntniß unsrer entferntern Provinzen und theils aus Mangel an Zeit nicht so gründlich beantworten, als es Ihr und mein Wunsch ist; ich sah mich daher genöthigt, diese Frage einem meiner Freunde, Herrn Dr. Cooper, der sein Vaterland praktisch studirt hat, vorzulegen, und ihn zu bitten, mir über solche seine Meinung mitzutheilen. Sie finden einliegend, was er mir über diesen Gegenstand geschrieben. Seinen Ideen erlaube ich mir noch, als Kaufmann und Sachkundiger, einige Bemerkungen beizufügen, welche den Auswandernden selbst von großem Nutzen sein müssen und gehörig befolgt, die armen bedrängten, ihres Vaterlandes beraubten Menschen dem schändlichen Geize der Schiffseigenthümer und Capitaine ein Ziel setzen würden.

Vor Allem wäre zu wünschen, daß in dem betreffenden Seehäfen, wo die Auswanderer sich einschiffen (Amsterdam oder Bremen) ein getreuer, mit Liebe für seine Landsleute begabter Mann aufgestellt würde, um ihre Einschiffung zu besorgen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht hintergangen werden, daß hinlänglich und gesunder Proviant und Wasser am Bord sei und vorzüglich, daß die Passagiere hinlänglich Raum haben. Es ist empörend und herzzerreißend zu hören, wie die armen Dulder durch Gemeinheit und Gewissenlosigkeit mißhandelt werden. Es sind in Philadelphia und Baltimore sehr viele Schiffe mit Auswanderern angekommen, welche aus Mangel an Raum und durch unzulängliche und schlechte Nahrungsmittel vierzig bis funfzig Menschen auf der Reise durch den Tod verloren. Für die armen kleinen Kinder sind die schlechte Luft und ungewohnte Schiffskost besonders gefährlich. Schiffe unter Amerikanischer Flagge oder Engländer sind immer vor-

zuziehen; denn durch ihre Bauart und größere Gewandtheit der Capitains machen sie immer weit kürzere Reisen als Andere; und da sowohl unsere Gesetze, als auch der Tadel ihrer Landsleute gegen zu argen Mißbrauch wachen, so befinden sich Passagiere auf solchen immer besser, und das Reisegeld ist nicht höher, vielleicht nicht einmal so hoch, da das Schiff auf der Rückreise ist. Ein gewöhnlicher Kauffahrteifahrer von 280 bis 320 Tonnen sollte durchaus nicht mehr als höchstens 80 bis 100 Passagiere aufnehmen, und es muß darauf gesehen werden, daß auf unvorhergesehene Fälle wenigstens für sechzig Tage hinlänglicher Mundvorrath am Bord sei. Ein Schiff sollte eigentlich nie zur See gehen, ohne für jeden Erwachsenen 100 Pfund gesalzenes Fleisch, eine hinreichende Menge Gemüse (Kartoffeln sind das Beste), Schiffszwieback und Wasser am Bord zu haben. Erlauben es die Umstände des Auswanderers, so würde ich ihm rathen, ein Dutzend Bouteillen Cognac, Genevre oder sonstigen Branntwein mitzunehmen, um mit seinem Wasser vermischt zu trinken, welches gewiß sehr dazu beitragen würde, seine Gesundheit und Stärke zu erhalten.

Diejenigen, welche ihre Ueberfahrt nicht bezahlen können, werden bei ihrer Ankunft an denjenigen überlassen, der sich anheischig macht, es zu thun, wogegen der Auswanderer sich verpflichtet, ihm so viele Jahre, gewöhnlich drei bis vier, unentgeldlich und blos gegen Kost, Logis und Kleidung zu dienen.

Jemehr Kenntnisse und Gewandtheit nun eine solche Person hat, auf jeweniger Zeit braucht sie sich zu verdingen. Handwerker, als: Schuster, Schneider, Schlosser, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, sind am Meisten begehrt; dagegen Fabrikanten, als: Weber und dgl. nur mit Mühe ein Unterkommen finden würden. Alle und Jede, die Feldbau verstehen und sich dazu vermiethen wollen, finden ebenfalls ein schleuniges Unterkommen. Bei diesen ist auch eine Familie von Kindern kein so großes Hinderniß, als bei bloßen Handwerkern; überhaupt aber ist es schwieriger für Leute mit vielen und jungen Kindern ein gutes Unterkommen zu finden, als für einzelne Paare. Ich weiß aus Erfahrung, daß im Durchschnitte dergleichen Leute beliebt und sehr gut behandelt werden; ich selbst habe schon mehrere Male für gute Freunde Einige von Schiffen losgekauft, und genieße das Vergnügen, beide Theile zufrieden zu sehen. Aus dieser Ursache ist es rathsam, für Alle, die nur wenig Geld mitbringen können, sich gegen Wiedererstattung der bezahlten Reisekosten, oder eines Theiles derselben, auf einige Jahre zu verdingen; sie genießen dadurch den Vortheil, während ihrer Dienstzeit sich mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt zu machen; und nach Verlauf derselben im Besitz einer kleinen Summe zu sein, welche sie wahrscheinlich unter andern Umständen, und ehe sie sich orientirt oder sonst niedergelassen, verzehrt haben würden.

Hat indessen der Auswanderer so viel Vermögen übrig, um sich sogleich anzukaufen, so ist ihm eine Familie von großem Nutzen, vorzüglich wenn die Glieder derselben einige Handleistungen verrichten können, da er dadurch der Hülfe fremder Hände überhoben ist, die in diesem Lande unbeschreiblich theuer sind. Um indessen nicht übervortheilt zu werden, wäre es erforderlich, mit Briefen an einen treuen und ordentlichen Mann versehen zu sein. Das Beste und Nothwendigste, was die Leute mitzubringen haben, sind: Kleider, Wäsche und ihre Handwerksgeräthe. Andere Geräthschaften, Mobilien ꝛc., können hier zu Lande beinahe eben so wohlfeil eingethan werden, als man sie mitbringen kann, besonders wenn man Landtransport und Schiffsfracht dafür zu bezahlen hat. Wenn diese Sachen im vorigen Wohnorte umgesetzt werden können, so rathe ich bestimmt zur Veräußerung; ich nehme jedoch Betten und Bettzeug aus.

Diejenigen, welche Geld mitbringen wollen, thun am Besten, sich mit spanischen Piastern zu versehen; jedoch ist spanisches, portugiesisches und auch französisches und englisches Gold tauglich; deutsche und schweizerische Münzen sind hier gänzlich incourant.

Die besten Häfen zur Landung sind unstreitig Baltimore und Philadelphia, nicht nur weil sie mehr in der Nähe der wohlfeilen, unbebauten Ländereien sind, sondern auch, weil in beiden Städten und der ganzen Gegend sehr viele Deutsche wohnen, folglich die Unkunde der Ankömmlinge in der Landessprache kein so großes Hinderniß ihrer Unterkunft ist. Für Handwerker und vorzüglich für Bauern würde jedoch auch unser Hafen nicht verwerflich sein; im Gegentheil glaube ich, daß eine mäßige Anzahl hier sehr geschwind und sehr vortheilhaft Unterkommen finden würde u. s. w.

Mit freundschaftlicher Ergebenheit.

W. Schmidt.

(Beschluß folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Als der Zug die lange Straße, welche nach Chan Seray (Palast des Chans) führte — durchzog, streckten die Arbeiter neugierig ihre Köpfe heraus, aber bald ergriffen sie wieder ihre Hämmer und Feilen, und von Neuem begann die Thätigkeit der fleißigen Handwerker, und der Schall ihrer geräuschvollen Verrichtungen durchdrang weit die Stille der Nacht bis in der Nähe des Chanen Palastes, entfernt von der Stadt selbst, der

Lärmen verklang. Ueber die Brücke des sumpfigen Suruk Sir, zog die bewaffnete Schaar mit ihrem Herrn in der Mitte, zu der hohen Pforte des alten Palastes ein.

12.

Der geräumige, länglich viereckige Hof nahm die Schaar der Bewaffneten auf, welche in dem hohen Gras, das ihn überdeckte, seit der Palast nicht mehr bewohnt war, bald ihre Zelter gebaut hatten, und durch auflodernde Feuer für die äußere Beleuchtung desselben sorgte. In das Innere trat der Fürst mit Feodosia, ihrem Begleiter und der Dienerschaft. Ein großer Vorplatz mit zwei schönen Springbrunnen, ein köstliches Wasser gebend, war das Erste, was sie betraten; die Inschriften über den Fontainen nannten die Schöpfer derselben: Kerim Gheray Khan und Kaplan Gheray Khan. Zwei Gänge führten nach verschiedenen großen Gemächern und nach dem Divan.*) Eine prächtige breite Treppe mit weiten, flachen Stufen, höchst bequem zu steigen, brachte die Reisenden in den obern Raum des Palastes.

Nach eingenommenem Abendmahl entfernte sich Sidin und bald nahmen auch Feodosia und der Fürst die ihnen bestimmten Gemächer ein.

Feodosia unterhielt sich während des Auskleidens lange mit ihren Dienerinnen über die wunderliche Bauart des Schlosses, das eigentlich aus lauter Erkern zu bestehen schien. Jedes der Zimmer, so wie alle Säle, die sie bis jetzt betreten, traten aus dem Hause heraus, so daß sie von dreien Seiten Fenster an Fenster hatten, und nur — um die Decke zu tragen, zwischen je zweien Fenstern ein Balken stand, der dann mit künstlichen Blumen, mit Marmor- oder Wachsfrüchten, mit ausgestopften kleinen Thieren, Vögeln, mit buntem Porzellan und dergleichen besetzt war. Die Rückwand, durch welche der Saal mit dem Hause zusammenhing, war aus dunkelrothem Holze getäfelt, und mit sehr feinem goldenem Gitterwerk überzogen. So wie auf der erleuchteten Seite Fenster an Fenster, so schien hier eine goldene Gitterthür an die andere zu stoßen, und es gehörte genaue Bekanntschaft mit den Gemächern dazu, um die wirkliche Thüre zu finden. Der Boden war mit feinen Matten — von den schlanken Binsen des Caspischen Meeres geflochten — bedeckt; in der Mitte aber war ein großes weites Becken, das eine schöne Fontaine umgab, welche einen dicken Strahl bis nahe an den getäfelten Plafond hinauf trieb, und dann plätschernd in das tiefe Wasser niederfiel. — Feodosia bekam Lust, sich zu baden, die überall offenen Fenster hinderten sie jedoch daran; sie kannte die leichten Laden nicht, welche sich — durch eine Schnur befestigt — von außen über den Fenstern befanden, und so blieb es bei einem leichten Abwaschen, worauf sie ihre Dienerinnen fortschickte, und sich auf einen — der rings umher laufenden Divans zur Ruhe begab.

Sie erwachte aus ihrem Schlummer durch einen leisen Kuß auf ihre entblößte Schulter. — — Sidin lag knieend an ihrem Ruhebett, hielt ihren schönen Leib umspannt, und sah sie mit seinen großen flammenden Augen an, so herzlich und zärtlich, wie diese Feuerbrände nur zu blicken vermochten, so daß sie nicht böse sein konnte, und — statt voll Zorn über diese Dreistigkeit ihn fortzuschicken, nach ihren Dienerinnen zu rufen, frug sie ihn mit gedämpfter Stimme: wie er zu dieser Kühnheit komme, bei nächtlicher Weile in ihr Zimmer zu dringen und wer ihn hereingelassen?

O! Feodosia, die Liebe wagt noch mehr, als ich gewagt; um zu Dir zu dringen und mit Dir allein von meiner Liebe zu sprechen, wäre ich, gleich Leander, durch des Pontus Felsenpforte geschwommen. Sieh, dieß ist das Haus meiner Väter, hier habe ich der Jahre glücklichste verlebt, hier war der Tummelplatz meiner Freuden; hier lernte ich der Liebe Glück ahnen, hier, wo der Chan in seinem Serail, umgeben von den reizendsten Blüthen Georgiens, welche seine Eifersucht vor jedem Blick verschloß — nichts als Unterwerfung — niemals Liebe erringen konnte, — hier lernte ich fühlen, hier erkannte ich, daß des Lebens höchstes Glück nicht in schwelgerischen Freuden, sondern in den zarten Wechsel-Empfindungen gleichgestimmter Seelen zu finden sei. O! hier, Feodosia — in den Mauern, die mich als Knaben umfingen, die den Jüngling aufnahmen, wenn er von seinen wilden Streifereien, von seinem rastlosen Suchen nach Befriedigung des Herzens zurückkehrte, — hier, wo der Mann, gekräftiget von einer wilden Natur, gereift in den Gefahren des Krieges — hier, wo der Mann voll glühender Liebe vor Dir liegt, und Dir sagt: ich habe gefunden, was des Lebens Höchstes ist, ich habe sie gefuuden, die ich liebe, und welche mein verworrenes Leben leiten kann zum Besseren, welche die wilden Sprünge des schäumenden Wasserfalls sänftiget, beruhigt, und den klaren Bach im ebenen Bette zum heitern stillen See des reinen friedlichen Glückes leiten kann; — hier sage Du mir, daß Du mich führen willst an Deiner Hand, daß Du mich lieben willst, wie ich Dich liebe; — nein — das kannst Du nicht; Dein Herz erwuchs nicht unter Tauriens glühendem Himmel — Dich erkaltete das Eis des Nordens; — sage mir, daß Du mich lieben willst, wie Dein starkes Herz es vermag, daß Du mein sein willst, daß Du mich beglücken willst mit Deiner Schönheit und Deiner Liebe. — O! sage mir dieß, und mache durch diese Worte den glücklichsten Menschen, den die Erde trägt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Divan, Zimmer, worin sich der Reichsrath versammelt. Diwan, breiter, niedriger Sopha im Morgenlande überall üblich.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im September 1831.

Je ärmer in dieser neuesten Zeit unsere Stadt an äußeren Ereignissen war, desto reicher gestaltete die schöne Jahreszeit unser Volksleben, welches aus verschiedenen Quellen Nahrung zu dem buntesten Scenenwechsel erhielt. Des leidigen Königs- oder großen Scheibenschießens wollen wir nicht gedenken, da — sei es Vorurtheil oder Grundsatz — sich die vornehme Welt ein- für allemal von demselben zurückgezogen hält, wodurch es den ihm zugedachten Beruf eines gesammten Volksvergnügens in den eines trivialen Jocus für Gevatter Schneider und Handschuhmacher verkehrt, dessen unästhetische Lage — sein Platz ist die sogenannte Viehweide — gewissermaßen schon ahnen läßt, wer und wie man sich an diesem Genusse zu weiden pflegt.

Edlerer Tendenz und mit der höhern Conversation minder zerfallen ist das bekannte große Vogelschießen, welches im vorigen Monate dießmal zwei Wochen verbringen half. Es findet auf einer schönen, großen, der hiesigen Fleischerinnung — also auch dieses Volksvergnügen muß, seiner Heimath nach, an die Viehzucht erinnern! — zugehörigen Wiese statt, deren anmuthige Lage, halb mit den Außentheilen der Stadt zusammenhängt, halb, nach der von ihr begrenzten Elbe hin, eine reizende freie Aussicht bildet, in deren Bereiche die Glanzpunkte unserer Schönheitswelt, die Loschwitzer Weinbergkette, eingeschlossen sind. Eine Vogelstange von fabelhafter Höhe, welche inmitten zweier kleinern ihres Gleichen, wie eine Riesin unter ihren Kindern steht, und an deren Zinne sich ein großer, bunter, gekrönter Adler — also eine hölzerne Majestät — brüstet, bildet den Vereinigungspunkt der hundertfältigen Blicke. Eine kurze Strecke vor dem Stangenkleeblatte steht ein in Form eines angeblichen Tempels aufgesproßtes Bretterhaus, welches seinem Schöpfer wenig Ehre macht; es ist dieß das berühmte Schießhaus, allwo ein Mann mit einem Wetterhahntenore feierlich die Schützen — unter denen auch die Mitglieder unsers Königshauses obenan stehen — verliest, welche sich sofort der Reihe nach — theils persönlich, theils durch bestallte Sequester — am Zielbrete einfinden und unter Trommelgewirbel den großen luftigen Glückswurf mit halben Rüstungen versuchen. Hier gilt nun das Sprüchwort: „wo Holz gespalten wird, fallen Späne;" denn so oft ein guter Schuß geschieht, gibt es einen Span und oft noch mehr, und der dabei hingepflanzte Tambour erhebt jederzeit einen gewaltigen Lärmen, wenn etwas fällt; bei leer ausgehenden Schüssen aber schweigt er recht kläglich still; eine wahre Schmarotzer-Philosophie! Ein Musikchor aber begleitet aus dem Innern des Schießhauses heraus die wechselnden Würfe des Schützenglückes mit schmelzenden Adagio's oder auch mit spectaculeusen Ouvertüren und rauschenden Galoppaden. Ringsum gleicht die Menschenwelt einer einzigen großen Maulsperre, Alles blickt gespannt nach dem großen Vogel, der in majestätischer Apathie sich ein Glied nach dem andern vom Leibe schießen läßt und das Alles, gleich einem christlichen Märtyrer, in stummer Ergebung erträgt; bis zuletzt nur ein grausam zerstümmeltes Stück Rumpf noch von ihm übrig ist, welches, wenn es fällt, den Königsschuß ausmacht. Man sieht, daß, um einen Königsschuß zu thun, es sich um keinen Kopf, sondern blos um ein grobes Stück Leiblichkeit handelt, kurz daß ein König weniger seinen Kopf, als seinen Bauch zu cultiviren braucht, da nur der Letztere, als sein edelster Theil, auch dem Schützen zur höchsten Ehre verhelfen kann. — — Die ganze Wiese nahmen eine Unzahl von Bier- und Weingezelten, Würfel- und Verkaufsbuden ein, in denen für Körper und Geist — in so fern man dieß nämlich auf geistige Getränke beziehen will — gleichermaßen gesorgt ist. Eine bedeutende Rolle spielt der Lebkuchen, bei uns in der Regel Pfefferkuchen genannt, den die Kunst der Bäcker in allerhand schöne Formen gebracht hat, so daß die sämmtlichen Helden, welche in Polen, Belgien, Frankreich ꝛc. jetzt die Aufmerksamkeit ihrer sämmtlichen Zeitgenossen auf sich ziehen, voll Flittergold, süßer Mandel-Orden, uns mit ihren Rosinen-Augen ernsthaft aus diesen zauberhaften Buden anblicken und man also die ganze Weltgeschichte in Pfefferkuchenteig vertirt, hier wiederfindet. Wer aber auf der Vogelwiese war, ohne das wilde Viertel zu besuchen, der ist in Rom gewesen, ohne den Papst zu sehen. Das „wilde Viertel" besteht nämlich in einem Winkel des Vogelwiese-Terrains, welcher mit dem Elbufer in unmittelbare Berührung tritt. Hier ist nun, wie im Paradiese der Muselmänner, die Blüthe aller Entzückungen: Getränke, Gesänge, selbst die Huri's fehlen nicht. Von allen Seiten duften uns Brandtwein-, Bier-, Tabak- und Wurstgeruch in fast idealischer Ueberfülle entgegen; aber wer den Spaß bis auf die Neige genießen will, muß sich dieses Schauspiel zur Abendzeit mit ansehen, wo man obendrein den Vortheil genießt, blos beobachtend und nicht beobachtet zu sein, da Letzteres — entre nous soit dit — für reelle Leute, wie Unsereiner, nicht ganz ehrenvoll sein dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 221. (II. Jahrg.) Freitag, den 16. September. 1831.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Aus der französischen Schule.

Nr. 257.

König René, oder Renatus.

1408 — † 1480.

Dieser vortreffliche König René wird von allen seinen Zeitgenossen als ein wahres Muster der Fürsten und der geselligen Tugenden, als eifriger Beförderer jeglicher Kunst und Wissenschaft geschildert. Er liebte nicht blos die Grazien und Musen, sondern er dichtete auch selbst die schönsten Rundgesänge, verfertigte die angenehmsten schriftlichen Abhandlungen, und mahlte ganz bewundernswürdige Bildnisse, sowohl Landschaften als auch historische Vorstellungen. Viele seiner interessantesten Gemählde verschenkte er an Kirchen, Klöster und obrigkeitliche Palläste.

Darum, glaube ich, müssen wir auch hier sein Andenken ehren, und seinen erlauchten Namen unter den berühmtesten Mahlern mit aufführen. Alle Geschichtschreiber wetteifern in Lobpreisung dieses guten, herrlichen genialen Fürsten, der keinen Menschen beleidigt, wohl aber jedem nur Gutes gethan.

René war voll Körperkraft und sehr wohl gestaltet, von Gemüthsart beherzt, brav, sein Geist fröhlich und erfindungsreich, ein wahrer Kenner des Schönen, ein Verehrer des Anmuthigen, ein Liebling aller Gelehrten, ein gefühlvoller romantischer Dichter, ein großmüthiger Ermunterer der Liebe heiliger Sänger, der Troubadours, ein prächtiger Maler und eifriger Beschützer aller ausgezeichneten Künstler.

Die Geschichtschreiber versichern, René habe eben an der Darstellung eines Rebhuhns gemahlt, als er die Nachricht von dem Verluste seines Königreichs Neapel erhalten, und seinen Pinsel nicht eher niedergelegt, als bis er sein Bild meisterhaft vollendet.

Wie ihn einst seine Freunde sanft getadelt, daß er Tag und Nacht mahle, seine Muse mit Betrachtung von Kunstwerken aufopfere, und solchergestalt seine goldene Zeit verliere, anstatt sich mit wichtigen und nothwendigen Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen, antwortete er:

„Ich bin eben sowohl zum Mahler geboren, als zum König."

Als ein sehr geschickter Mahler*) einst zu Aix eines seiner Gemälde gesehen, und dasselbe auf allen Seiten betrachtet, sagte er ganz offenherzig:

„Es ist wahrlich Schade, daß René ein König und kein Mahler von Profession gewesen!"

In einem neuen lehrreichen Werke**) finde ich die folgenden wenigen Worte über ihn:

„René der Gute, der Dichterfürst, gehörte selbst zu den berühmten Mahlern des 15ten Jahrhunderts. Man bewahrt zu Aix in der Provence sein von ihm selbst gemahltes Portrait. Es soll denen der alten niederländischen Schule ähnlich sein."

Der allgemein geschätzte, sonst so scharfsinnige Peter Bayle, in seinem historisch-kritischen Wörterbuche, schildert ihn mit folgenden, kurzen, stechenden Worten:

„Er war viel geschickter, einen ruhigen Staat zu regieren, als aufrührerische Unterthanen zu zähmen, und wendete mehr Zeit auf die Mahlerei, als auf die Rüstungen zu einem Kriegszuge."

Der ernsthafte, finstere Philosoph findet freilich bei allen, auch bei den lobenswürdigsten Gegenständen immer reichhaltigen Stoff zu seinen witzfunkelnden Kritiken.

Königs Ludwigs XI. von Frankreich Geschichtschrei-

---

*) Le Pays, Nouvelles Oeuvres. 2. Parthie, Seite 71.

**) Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie. Band 4. 7. Auflage. 1827. Seite 345.

ber, Mathieu *), und Russi in seinen Berichten über Marseille, bekennen einstimmig:

„Die Provenzalen sind unter diesem königlichen Mahler, der lange Zeit gelebt, glücklich gewesen."

Nr. 360.

Zeitblom.

Jahrh. 15.

Bartholomäus Zeitblom gehört unter die großen und berühmtesten frühern deutschen Historien-Mahler in Schwaben, blühete in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, noch ehe man an Albrecht Dürer gedacht, und erschuf des Vortrefflichen und Genialen Vieles.

Im nördlichen Deutschland hörte man weder etwas von seinen Werken, noch von seinem Namen: blos im südlichen Lande der Deutschen wird der ehrliche Zeitblom noch allgemein geschätzt und seine übrig gebliebenen Arbeiten als die schönsten Kleinodien betrachtet.

Anmuthige Bilder von ihm finden sich besonders in der berühmten, erst seit ungefähr 1812 bekannt gewordenen und bewundernswürdigen Sammlung alter deutscher Meister auf dem Schlosse Wallerstein des patriotischen Fürsten Oettingen-Wallerstein in Baiern, der alles von seinem älteren Bruder so geschmackvoll Angefangene weiter zu führen lobenswürdig übernommen.

Auch zu München, unter des frommen, kunstliebenden Königs Ludwig's Leitung, trifft man einige treffliche Gemählde unseres talentvollen und verehrungswürdigen Meisters an, der größtentheils nur heilige Gegenstände sehr fleißig und reinlich behandelt, die Köpfe möglichst sauber vollendet, und wahrscheinlich um's Jahr 1499 entschlafen.

Nr. 400.

Albrecht Dürer**)

1471 — † 1528.

Unstreitig der vorzüglichste deutsche Künstler aus der Vorzeit — der wahre deutsche Raphael. Albrecht Dürer war nicht blos der beste Zeichner, Goldschmied, Kupferstecher, Holzschneider, Mahler, Bildhauer und Baumeister, sondern er war auch der beste und vortrefflichste Mathematiker, Philosoph und Schriftsteller seiner und aller folgenden Zeiten: denn nie haben sich in einem einzigen deutschen Manne so viele glückliche Talente wiederum verschmolzen. Er vereinigte alles Große und Erhabene in sich, und war in der That ein wahres beispielloses Universalgenie. Im Wettstreit mit Italien, übertraf er alle großen Künstler seiner Zeit: ein liebender Freund von Raffaelo und Tiziano ließ er zugleich hervorleuchten die unaussprechliche Grazie des unnachahmlichen Correggio. Unermüdlicher Fleiß bezeichnet alle seine Werke, Güte des Herzens sprach aus jeder seiner Handlungen, und sein böses Weib machte ihm oft das schöne geniale Künstlerleben zur Hölle, wie die kreischende Xantippe dem weisen Sokrates.

Seinen früheren Arbeiten sieht man ein wenig Magerkeit an; in seiner Blüthezeit konnte er sich mit allen den besten Meistern aller Zeiten und Völker messen, und am Ende seines Lebens nahm er es auf mit dem gefälligen Bagna da Cavallo, mit dem starken Leonardo da Vinci und selbst mit dem unbegreiflichen Michel-Angelo. Seine vollendeten Werke, z. B. sein Adam und Eva in Lebensgröße auf Holz, scheinen ganz das Gepräge der Vollkommenheit zu besitzen, und ich wüßte nicht einen einzigen Meister, der ihn an Großartigkeit, an Reichthum der Ideen und an Zierlichkeit der natürlichen Gesichtsbildungen übertroffen. Ich habe unter keiner Nation einen Menschen gefunden, der verächtlich oder schlecht von Albrecht Dürer gesprochen: überall stimmten alle ein in sein Lob, alle bewunderten ihn, und alle verehrten seine außerordentlichen Talente. Selbst die mit Recht eingenommenen stolzen Britten, die da glauben, daß außer ihrem Volke kein Heil zu finden, erstaunten über die Geistesprodukte des unsterblichen deutschen Künstlers, stellten ihn in die Klasse des göttlichen Raphael's und des bescheidenen Van Dyk's, halten es nicht unter ihrer Würde, seine wohlgefälligen Kunstwerke emsig zu studiren und fleißig nachzuahmen, und rühmen sein Andenken mit der größten Hochachtung.

Der herrliche deutsche Albrecht Dürer, zu Nürnberg geboren, mit sehr schöner Gestalt, großen Augen, goldgelockten Haaren und blendend einnehmendem Gesicht, auch ebendaselbst verstorben, wurde vom Vater anfänglich in der Goldschmiedekunst unterrichtet. Als aber der Sohn den Wunsch äußerte, die höhere Kunst, die Mahlerei, zu erlernen, so brachte ihn der Vater 1486 auf drei Jahre in die Lehre zu dem verständigen und berühmten Michael Wohl-

---

*) Mathieu in seiner Histoire de Louis XI. Seite 503, und Russi in seiner Histoire de Marseille. Theil 1, Seite 269.

**) Sein Vater, auch Albrecht Dürer genannt, stammte aus dem Dorfe Eutas bei Waradein in Oberungarn, war ein ganz vortrefflicher Goldschmied zu Nürnberg. Wenn dieser in der Folge nicht die Thorheit begangen hätte, seinem edlen und folgsamen Sohne die wunderschöne, aber äußerst eigensinnige und habsüchtige Agnes Frey durch Ueberredung zum Weibe aufzuhängen, so wäre er ganz untadelich gewesen, und sein Lob verdiente bis an die Wolken erhoben zu werden. Er hat freilich gethan, was der zärtlichste Vater für seinen innig geliebten Sohn thun konnte; aber er war unglücklich in seiner Wahl, und darum darf man das Mißgeschick nicht tadeln, wohl aber bemitleiden — auch für die deutsche Kunst.

Der Kupferstich nach dem von Albrecht Dürer gemahlten Bilde seiner jungen schönen Agnes mit großen, durchdringenden Augen und himmlisch gestaltetem Gesichte sah ich auf der Dresdner Kunstausstellung im Sommer 1830, in klein Folio äußerst geschickt vollendet.

gemuth, — der ihm das gewesen, was Pietro Perugino dem unsterblichen Raffaello war.

Im Jahre 1490 nach Ostern begab sich der bisherige Lehrling als Geselle, nach dem damaligen Handwerksbrauch, auf die Wanderung, hielt sich besonders längere Zeit auf in Elsaß und zwar bei den Gebrüdern des berühmten, erst kürzlich verstorbenen Mahlers Martin-Schön oder Schöngauer zu Colmar, wie er denn auch hier vielfältige Beweise seiner Kunst zurückgelassen, besuchte Venedig und vielerlei andere kunstbekannte Städte, und kam nach einer Abwesenheit von vier Jahren 1494 nach Pfingsten zurück in das väterliche Haus, wo ihm einige Monate darauf sein ehrlicher Vater an Agnes Fritz oder Frey, Tochter des allbekannten Mechanikers Hanns Fritz oder Frey, verheirathete, die ihm 200 Gulden baar Geld zum Brautschatz mitbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Europa's Wiedergeburt. Worte der Zeit an die Einzelnen und die Gesammtheiten. Von Dr. Theodor Frey. Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung. 1831.

Die Grundidee, welche den Verfasser bei Abfassung dieser kleinen gehaltvollen Schrift geleitet zu haben scheint, geht von dem Widerspruche aus, welcher zwischen der geistigen „Bildungsstufe" der meisten Völker Europa's und den „veralteten Formen und Maßregeln der mehrsten seiner Regierungen" besteht. Er straft die dumpfe eingebildete Selbstständigkeit der Regierungen und Cabinette kräftig Lügen und feiert die Würde, wie auch die Macht der Völker. „Revolutionen" — sagt er — „sind stets unrühmlich für die Regierungen, unter welchen sie sich zutragen, denn alle Welt weiß, daß der Mensch im Einzelnen und noch mehr in Masse, als Volk, die Ruhe liebt und daß es großer Mißgriffe, ja grober Mißhandlungen bedarf, ehe ein Volk gegen das Gewohnte sich erhebt ꝛc." — Von den Mitteln, welche von Seiten der Regierungen angewendet werden können, um „Aufstände zu stillen", erkennt er nur zwei an, „ein palliatives und ein radicales: Anwendung von Gewalt und Abstellung der Mißbräuche, welche sie hervorriefen." Die Nichtigkeit des erstern — palliativen — erörtert er zur Genüge; für die zugegebene Schwierigkeit des zweiten — radicalen — eröffnet er probate Maßregeln, und diese bilden den Hauptzweck der Brochüre.

Mit Absolutismus und Despotismus erachtet er die Zeit für abgefunden; dagegen eifert er aus guten Gründen gegen stehende Heere, die er eines Theils als das Land mitten im Frieden erschöpfend, andererseits als eine Maßregel verdammt, welche in unserer Zeit aufgehört hat, von Wirkung zu sein, indem ihr Amt bereits an „etwas der Menschheit Würdigeres: die öffentliche Meinung" — übergegangen sei. Auf gleiche Weise überflüssig und — wie alles Ueberflüssige — nachtheilig führt er den Adel an, den er nicht nur für keine „Vermittelung des Fürsten mit dem Volke", sondern vielmehr für „ein Trennmittel von Fürsten und Volk" anerkennt und für diese Ansicht wiederum Gründe anführt, welche schwer zu widerlegen sein möchten. Mit scharfem Spotte blickt er auf die Orden, gegen welche er (S. 16.) folgendes beißende Histörchen in Bereitschaft hält. „Der Abfasser gegenwärtiger Blätter kann oft nicht umhin, bei Anblick der Brüder in den Knopflöchern sich einer Auszeichnung der Art zu erinnern, welche ihm bereits in seiner Kindheit wurde. Sein Erzieher nämlich, um ihn von einer üblen Angewohnheit zu curiren, heftete ihm ein (blaues) Bändchen an den Rock, welche demüthigende Auszeichnung vor seinen Kameraden ihn auch in der That bald dahin brachte, der üblen Gewohnheit Herr zu werden. Ob aber heutiges Tages die Bänder — zumal bei Erwachsenen — noch dieselbe gute Wirkung thun, und nicht vielmehr ihre Träger in ihren üblen Gewohnheiten oder schlechten Grundsätzen bestärken, wäre zu entscheiden." —

Nächstdem eifert er gegen die Hierarchie, welcher er sogar die Schuld der jetzt zum großen Theile herrschenden Irreligiosität — fälschlicherweise gern auf Rechnung der „Aufklärung durch die Wissenschaften" gesetzt — zuschreibt. Sehr kräftige, muthvolle Worte spricht er im Interesse der Preßfreiheit (S. 17.), auf welche wir ganz besonders aufmerksam machen wollen.

Neben der unnöthigen Last der stehenden Heere, jenes „Krieges im Frieden", will er auch noch das Officianten-Heer einer namhaften Minderung unterworfen wissen. Eben so wünscht er an die Stelle des hohlen Kirchthums eine freie Religion, an die Stelle alter, verwitterter, mißverstandener oder gedeutelter Rechtsformen, eine bessere Justiz-Verfassung. Selbst der Arzneikunde wünscht er eine totale Reform, und feiert hierbei die Apotheosis der Homöopathie, als des, ihm dafür geltenden, „endlich aufgefundenen Heilgesetzes der Natur"; eine Meinung, welche uns zu individuell erscheint, als daß wir derselben offenbar beipflichten, unbedingt widersprechen sollten. — Ein „Hauptgebrechen unserer Staaten" sucht er in der Erziehung, die ihm mehr auf Aneignung stehender Wissenschaftlichkeit, als auf Ausbildung des freien Denk- und Urtheilsvermögens berechnet erscheint, was im Ganzen mit Goethe's Ausspruch:

„Grau, Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum",

zusammentreffen will.

Schließlich vereinigt er die Bedingnisse, unter denen „die Staaten sich heben, die Völker sich glücklich finden werden", unter folgende, „von der Nothwendigkeit selber vorgeschriebene" Hauptpunkte: „Rechtliche Politik; Constitutionen; Abschaffung der Vorrechte des Adels; Milizen statt der stehenden Heere; Verminderung der Abgaben und Beamteten; Handelsfreiheit; Preßfreiheit; Religionsfreiheit; verbessertes Justiz- und Erziehungswesen." —

Die kleine Schrift ist mit tiefer Einsicht, mit hellem, kräftigem und liberalem Sinne abgefaßt und verdient wohl der Beherzigung.

H. M.

Blüthen und Perlen, die herrlichsten der ächten deutschen Lyrik, in ein Diadem gewunden für Deutschlands sinnige Frauen, von **Ferdinand Stolle**. Leipzig, bei Christian Ernst Kollmann. 1831.

Ein Sammler dieser Art übernimmt so ziemlich das schwierige Geschäft eines Tauchers; unter Larven, Polypen und sinnverwirrendem Gestrudel des Aftergesanges, ist es seine Aufgabe, die schönen glänzenden Perlen der heiligen Poesie am starren Felsen mit sicherm Auge zu entdecken und sie, von dem bethörenden Geflimmer unächten Werthes ungeirrt, richtig auszuwählen. Der gegenwärtige Sammler, der seine anderwärts gespendeten, nicht unwürdigen eignen Gaben **hier** bescheiden zurückhält, ist mit Liebe und Fleiß zu Werke gegangen; die symbolische Anordnung — die er in dem Vorworte recht anmuthig erörtert — ist zart und sinnig ausgedacht und hat uns angenehm überrascht, da die meisten Sammler sonst mit einem gemüthlichen Phlegma zu Werke zu gehen und die Sache auf die bequemste Weise zu betreiben pflegen. Viel des Schönen und Lieblichen, viel des Eingreifenden und geistig Gewaltigen ist hier aufgehäuft; und aus dem Register-Labyrinthe der deutschen Poesie — in welcher, wie in einem Gedenkbuche, jeder Unberufene seinen Namen mit oft armseligen Gedanken aufzuschreiben pflegt — kann man sich hier in ein abgeschlossenes Heiligthum theurer Namen hineinflüchen, obschon der Sammler sich nicht immer blos auf die aufgestellten Urkunden unserer kritischen Heiligsprecher verlassen, sondern — unverführt von dem Zwange angeblicher Classicität — mehr von seinem eignen Gefühle bei diesen Wahlen hat leiten lassen.

Wir dürfen dieses Büchlein als eine recht liebe und werthvolle Gabe um so mehr empfehlen, da auch die äußere Ausstattung durch Geschmack und Eleganz dem innern Gehalte entspricht.

H. M.

Ueber eine sehr empfehlungswerthe politische Broschüre.

Es thut wohl, im Sturm widerstrebender Meinungen, durch die Ereignisse des Tags hervorgelockt, einmal auf Resultate ruhigen Nachdenkens und eines besonnenen Urtheils zu stoßen, — gleichsam auf Inselbuchten einer noch mächtig bewegten See, — und dort auf einige Zeit zu verweilen. Als solch eine Erscheinung dürften

Heinrich von Schwerdtner's freimüthige Betrachtungen über die politischen Angelegenheiten Europa's, (Meißen 1831 bei Klinkicht und Sohn.)

in vieler Hinsicht zu beachten sein, und folgender Versuch einer partheilosen Beurtheilung dieser Schrift bezweckt es, gebildete Leser darauf hinzuleiten.

Der Verfasser desselben, der Welt durch mehrere gelungene Novellen, und zumal durch ein schönes lyrisches Talent bereits auf vortheilhafte Weise bekannt, entwickelt hier in historischer Folge und in einem wahrhaft classischen Styl seine Ansichten über die Bewegungen der neuesten Zeit und die einfachste Art, sich ihrer zum Wohl der Allgemeinheit zu bemächtigen, und indem er zwischen dem Naturrecht der Völker und der patriarchalischen Macht guter Fürsten die Mitte hält, stellt er ein treues Gemälde auf, das sowohl die Sünden des verflossenen Jahrhunderts, als auch die Verirrungen des Augenblicks zeigt; so wie nicht minder den Weg, durch ein kräftiges Vorschreiten zum Bessern das alte Vertrauen wieder herzustellen, und Völker und Fürsten dauernd zu versöhnen.

(Beschluß folgt.)

Ankündigung.

Vom 1. October 1831 an wird **ein Novitätenblatt**, unter dem Titel:

Die Posaune,

zunächst für die Residenzstadt und das Königreich Hannover, in zwei Nummern wöchentlich, und zwar am **Sonntage** und **Donnerstage** regelmäßig erscheinen.

Die **Posaune** wird alle Ereignisse aus dem Volksleben, dem Kunstleben, wie überhaupt jedes Bemerkenswerthe vom In- und Auslande in möglichster Schnelle ausposaunen.

Eine besondere Rubrik, betitelt:

„Unsere Wünsche"

wird jeden billigen, in anständigem Tone abgefaßten Wunsch aufnehmen.

Beiträge jeder Art werden portofrei unter der Adresse: „An die **Redaction der Posaune**" höflichst erbeten.

Der Abonnementspreis für dieses letzte Quartal ist 18 Gar. Conventions-Münze, wofür bis Neujahr 26 Nummern geliefert werden.

Bestellungen wolle man gefälligst bei dem Königlichen Ober-Postamte zu Hannover bis spätestens Ende September einreichen, und wird diese geehrte Behörde die Exemplare demnächst regelmäßig expediren.

Hannover, Juli 1831.

Georg Harrys.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 222. (II. Jahrg.) Sonnabend den 17. September. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Fortsetzung folgt.)

Raupach kann wol zurück, schwerlich fortschreiten, er ist abgeschlossen, wenn nicht vielleicht die größere Ruhe des Alters seiner Lustspiellaune zu Statten kommt. — Er besitzt große Talente, aber kein Genie — König Enzio gibt all' den Rec. Recht, die bisher gesagt haben, er schriebe zu viel, denn dieser Enzio ist gar kein dramatischer Stoff, er hat aber für Raupach durchaus einer werden müssen, — denn ein Trauerspiel König Enzio ist doch nun einmal da, — weil Raupach durchaus alle Hohenstauffen zu tragischen Helden machen will.

Ich verwahre mich gegen alle seine Verehrer, wenn ich am König Enzio nur den Leichenpfleger Felippo, die Scene vor'm Rathe zu Bologna, wo die republikanischen Lanbarden mit ihren Definitionen von Freiheit und Recht dem Königthume der Hohenstauffen gegenüberstehn, und die Lucia mit ihrer Liebe loben kann, alles Andre, z. B. auch daß nur eine solche Lanbardenscene da ist, kurz das Ganze tadeln und mißbilligen muß. —

Was thut der tragische Held König Enzio? Nichts. Er läßt sich lieben von der Lucia, die ihm ihre Liebe singt, und aus Gefälligkeit singt er ihr nun die seine auch und liebt sie aus Gefälligkeit auch, und spricht viel vom Unglück der Hohenstauffen. Endlich entschließt er sich auf vieles Zureden, zu entfliehen — vorher hat es ihm in seiner Haft ganz wohl gefallen, und er hatte durch seine Flucht Niemandem Hüft- oder Zahnweh zuziehen mögen — wäre die Cholera schon im Gange gewesen, so müßte man denken, er habe die Preußischen Zeitungen gelesen, die als Präservativ „vollkommne Gemüthsruhe" anempfehlen. — Die Flucht mißlingt, weil eine Locke, die aus dem Sarge hängt, in welchem ein Knecht liegen soll, der keine Locken trägt, und nun erwartet selbst ein billiger Zuschauer ein wenig Wuth und Raserei. Aber es geht viel christlicher her: der gute Enzio findet das ganz natürlich und in der Ordnung — der gute Enzio kriegte gewiß die Cholera nicht.

Nun nimmt er's geduldig hin, daß man ihn in ein unterirdisches Gefängniß zeitlebens steckt, läßt sich gewissenhaft mit seiner Lucia, die ihm folgen will, trauen und fährt ab, das heißt hinunter zur Brautnacht.

Das ist sein tragisches Ende. Ich glaube, wenn ihm die Bologneser vorgeschlagen hätten, Nachtwächter zu werden, er wäre es auch geworden, schon um die Leute nicht durch Widerspruch zu betrüben.

Der Schlesier nennt sollt einen Helden weichgebacken, ja er kennt noch ein unanständigeres, bezeichnenderes Wort dafür. — Der Mann ist von Brei und fließt Einem durch die Finger; es ist ein goldpapierner Mann, höchstens ein Romanheld, wenn der, wie Goethe will, einmal leiden soll — denn Enzio leidet Alles — ein Held für Karoline Pichler, Erna, Felicitas oder wie die schreibesüchtigen Weiber, die männlich thuenden Frauenzimmer weiter heißen:

Mein Mann ist König Enzio nicht: Ich habe mir die Hohenstauffen, diese ehernen Widder gegen kirchliche Macht und bürgerliche Freiheit, diese Herrscher ganz anders gedacht — gehörte König Enzio nicht zu den tüchtigen, warum macht ihn Raupach zum Mittelpunkt einer Tragödie? Es hat's ihm kein Mensch geboten, Rec. am wenigsten. Was geht mich sein Gelübde an, jeden Hohenstauffen zu dramatisiren. Ein Gelübde ist immer ein partieller Wahnsinn.

Seine sclavische Benutzung der liebevollen, weichmüthigen Loyalität der Raumer'schen Hohenstauffen wird seine Stücke übrigens wol loyaler, aber schwerlich besser machen.

Wenn Raupach weniger Geist, Talent und Geschmack hätte, da wäre die Sache gar nicht so gefährlich — zeugt ein schwächlicher Vater ein mißgestaltetes Kind, so gibt er ihm seine Schwäche als Freibrief zum frühen Tode mit; bei starken Vätern fehlt dieser goldne Brief. Was müssen die Leute des Stücks nun alle reden, um 5 Akte lang zu reden! Wie viel Anreden hält König Enzio an den Sarg,

der ihn den scheinbar Todten zum Leben, d. h. zur Freiheit tragen soll — man muß am Ende glauben, er habe sich nicht mit dem Abschiede von Lucia so lange verspätet, sondern zu viel geschwächt und darum nicht Zeit gehabt, sich sorgfältiger in den Sarg zu legen, daß keine Locke draußen bliebe — und wer lacht nun nicht den Schwätzer aus, statt ihn zu bedauern, wenn er erwischt wird?

Was soll man nun von der Sprache sagen, wenn außer der Liebe nichts Gutes da ist, was sie besprechen kann — ein bedeutender Lyriker ist Raupach nie gewesen, drum geht's denn oft dünn und reimklingelnd zu; er ist zu verständig für so etwas. Wo Begriffe zu erörtern, Definitionen zu machen sind, da ist Raupach klassisch — so die Scene vor'm Bologneser Rathe; wo's an ein Dialektisiren geht, da ist er zum Küssen — so der Leichenpfleger, der ein Schüler des nominalistischen Scholastikers Thomas von Aquino zu sein scheint und nichts Objektives gelten läßt, mit Gesundheit vom Tode spricht und eine gesunde Passion für die Todten hat.

Der Mann will nichts von Objekten wissen, und da er sich nur mit Todten beschäftigt, so paßt das System treffend für ihn. — Hier ist überall die Rede ein Schwert, die Verse schlagen und treffen wie Blitze.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

Dresden, im September 1831.

Noch immer ist leider unsere Bühne in dem Zustande, daß sie — rücksichtlich des Schauspiels — aus eignen Mitteln wenig prästiren kann, und daher fortwährend sich mit Gästen helfen muß. Dieses immerwährende Surrogatwesen mit Gästen — einzig um dem Unwillen des Publikums eine Frist zu setzen — gleicht einer wahren Wechselreiterei, welche ein Geschäft nur hinhält, um es desto sicherer allmälig in Verfall zu bringen. Wirklich scheint ein seltsames Mißgeschick über unserm Theaterhorizonte zu schweben, welches uns mit dem Fluche belegt, nie zu einer Liebhaberin und Heldin für das Lust- und Trauerspiel zu kommen. Kaum ist eine Hoffnung zu einer dergleichen Acquisition vorhanden, so geht sie uns auch schon wieder durch irgend einen Zufall unter, und das alte Lückenwesen, über welches wir uns so gern selbst zu täuschen belieben, tritt sofort schmerzhaft wieder ein und zeigt uns das eiserne Verhängniß, daß unser Schauspiel zu keinem Ganzen kommen soll. Unter diesen Umständen, welche den Unmuth des Publikums bis zu seinem höchsten Punkte steigen ließen, fand der bisherige Regisseur des Schauspiels, Herr Dr. Wagener, für gut, diese seine Charge niederzulegen, ein Fall, der uns um so weniger erfreuen konnte, da Herr Wagener, trotz des allenthalben fühlbaren Mangels und der notorischen Unzulänglichkeit der Personal-Mittel, gleichwohl mit rastlosem Eifer darauf hingestrebt hatte, diese Sachen so gut als möglich zu bemänteln und dem Publikum auf alle nur erdenkliche Weise Ersatz zu leisten, und gewiß war es nur einer solchen ununterbrochenen Bemühung möglich, trotz dieser in die Augen springenden Mängel und Lücken doch noch immer ein so bedeutendes Repertoir, — welches die vorzüglichsten Classicitäten in sich schloß — zu Stande zu bringen, wie er es gethan hat. Verwunderlich war es, daß Herr Pauli, — welcher einst ebenfalls die Regie des Schauspiels mit dem unverbrüchlichen Gelübde aufgegeben hatte, nie und unter keinerlei Umständen dieselbe wieder anzunehmen, sich gleichwohl, unmittelbar nach Herrn Dr. Wagener's Resignation, augenblicklich mit einer solchen Hungergier auf diese vacant gewordene Stelle stürzte und dieselbe, uneingedenk seines frühern Gelübdes, sofort wieder zu dankbarer Freude annahm. Janus meinte, Herr Pauli habe damit besser seine Liebe zum Institute, als seine Consequenz documentirt. Bis jetzt haben wir noch wenig von dem Vortheile dieser neuen Regie wahrzunehmen Gelegenheit gehabt und, offen gestanden, hegen wir auch keine besondere Hoffnung dazu, da, trotz Herrn Pauli's unbestrittener künstlerischer Verdienste, derselbe doch von aller wissenschaftlichen und höhern Bildung zu sehr entblößt ist und seine Unkenntniß ihn daher zu einseitig macht, als daß er einem Künstlerinstitute mit gutem Erfolge vorstehen könnte.

Spüren wir den eigentlichen Ursachen nach, die uns so hartnäckig eine erste Liebhaberin und, nach Befinden, auch eine erste Sängerin vorenthalten, so liegen dieselben wirklich nicht in einem individuellen Verschulden, sondern in dem ungünstigen Zusammentreffen der Umstände. Wie viele Mühe man sich auch nach allen Seiten hin gab, um Subjecte aufzufinden, welche diesen Mangel heben könnten, so war es gleichwohl immer unsere Bestimmung, daß wir zu spät oder zu früh kamen, und daß diejenigen Individuen, welche uns hätten aus der Noth helfen können, gewöhnlich früher schon Verbindlichkeiten an andern Bühnen oder in einem Doppelberufe — wie z. B. Fräul. v. Hagn, — eingegangen waren. Es ist daher eben so thörigt, als ungerecht, wenn man diesen widrigen Umstand auf Rechnung des dermaligen Intendanten, Herrn Hofmarschalls v. Lüttichau, setzen will, dessen Bemühungen um unser Institut und dessen Eifer für die Kunst nicht zu verkennen sind. Will uns das Theaterschicksal, wie schon so oft, nicht noch einmal täuschen, so ist uns jetzt ein neuer Hoffnungsstern für unser seit lange siechendes Schauspiel aufgegangen; doch wir kommen weiterhin darauf zu sprechen. —

Von Novitäten ward uns — außer einigen neu einstudirten Iffland'schen Stücken, welche in Rücksicht auf Gäste wieder hervorgesucht werden mußten — nichts Erhebliches geboten. Mit vielem Pomp und nach übermäßig langem Einstudiren, verkündigte uns der Theaterzettel endlich: „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: der Bauer als Millionair;" romantisches Original-Zaubermährchen von Ferdinand Raimund. Trotz dem daß ich eine Vorliebe für die Erzeugnisse der Wiener komischen Muse hege, (weil sie, mehr als jede andere, in das Tollste, Possenhafte einen gewissen Sinn und geistigen Kern zu legen, und mit dem

ungeregelsten Volkshumor auf originelle Weise eben so liebliche als ächte Blumen der Dichtung und freien Phantasie zu verschlingen weiß), so muß ich doch andererseits selbst zugestehen, daß, in Absicht lokaler Stücke, mehr als irgendwo das Sprüchwort zu berücksichtigen ist: „Wo der Thaler geschlagen, da gilt er am besten;" selbst wenn, wie jetzt verlauten will, die Preußischen Tresorscheine binnen kurzem eine Abweichung von dieser Volkswahrheit erleiden sollten. — Dem Wiener stehen bei Ausführung solcher Scherz- und Spektakelstücke hundert Vortheile und Hülfsmittel zu Gebote, von denen wir hier nichts wissen. Das Charakteristische, Gemüthliche und Naive des Wiener Volksdialectes, der jedoch nur an Ort und Stelle in seiner eigentlichen Bedeutsamkeit erfaßt wird, und hier dagegen nicht einmal dem bloßen Klange nach wiederzugeben ist, der natürliche Humor des österreichischen Volkes, der reiche Scenenwechsel des Wiener Treibens und vor Allem das Frische, Heitere, Farbige seines Volkslebens — lauter Dinge, welche namentlich uns Sachsen völlig abgehen — unterstützen in Wien die Darstellung solcher Stücke schon vom Publikum aus auf das Vortheilhafteste und geben Anlaß und Stoff zu einer Menge launiger Beziehungen und Einverständnisse mit dem Volkscharakter, welche die Aufführung erleichtern und das Verständniß der Stücke fördern. Alle diese Vortheile aber gehen diesen Sachen ab, sobald sie die chinesische Mauer des österreichischen Kaiserstaates im Rücken haben; am leichtesten wird man sie, wie auch Raimund's letztes Gastspiel gezeigt hat, noch in München würdigen und verstehen, weil der städtische Charakter, ja selbst der Dialect Münchens und Wiens sich beiderseitig entgegenkommen und ähneln. In Dresden aber, wo es, wie in Sachsen überhaupt, gar kein Volksleben gibt, versteht man nur das Oberflächliche, Läppische, oft Triviale dieser Stücke und hält sich — weil man denn einmal gehört hat, daß Gutes in diesen Sachen sein soll, und man daher nicht den, obgleich gerechten Vorwurf auf sich laden will, als ob man sie nicht verstehe und mithin nicht zu würdigen wisse — just an dieses, d. h. an die schwächste Seite, während der tiefere Sinn, der verborgene Gehalt unerfaßt bleibt und völlig entgeht. Man darf das Publikum deshalb um so weniger anklagen, da die Mehrzahl der darstellenden Schauspieler ihm in diesem Nichtverstehen voranging, was in der Ausführung der Charaktere, die im Ganzen sehr schwach blieb, deutlich kund ward. Am wenigsten hatte ohnstreitig Herr Meaubert den Charakter des von ihm dargestellten Fortunatus Wurzel verstanden; aus dem brutalen, eigennützigen, genußsüchtigen und menschenfeindlichen Bauer machte er einen bis zum Ekel läppischen, trivialen Hanswurst, dessen Witze schlecht und dessen Benehmen tölpisch befunden ward. Herr Meaubert bewies, daß das Feenland nicht weiter von unserer Erde, als sein Talent von der wahren, charakteristischen Komik entfernt ist. Er bilde sich lieber für Statistenrollen im Trauerspiele, als daß er mit solch' stereotyper, manierirter und geschraubter angeblichen Drolligkeit die Gallerie belustigt und den gebildeten Theil des Publikums indignirt. Ergötzlich waren nur Herr Heine als Ajaxerle, welcher ein höchst possierliches Bild eines schwäbischen Zauberers lieferte, und Herr Keller, welcher den Bedienten Habakuk mit vieler Laune und Wahrheit spielte. Der schrecklichste der Schrecken war Mad. Müller-Bachmann als Fee Lacrimosa, welcher nur die wimmernde, in langweiliger Sentimentalität und altjüngferlicher Naivität zerschwimmende Mad. Devrient — einst der Liebling der Hamburger!! — als Lottchen, an die Seite gesetzt werden konnte. So hinkte dieses romantische Original-Zaubermährchen — lustig um Gotteswillen, und recht weinerlich spaßhaft — über unsere Bühne, und der wirklich geniale Dichter, Ferd. Raimund, welcher sich zu dieser Zeit eben auf einige Tage in Dresden befand, wird sich an dieser Darstellung seiner Comödie wenig delectirt haben.

Von Gästen, welche uns in neuester Zeit beehrten, nennen wir:

1) Dlle. Hirschmann aus Wien, welche durch den bekannten dramatischen Bearbeiter Vogl für das Theater gebildet worden sein soll. Sie trat zuerst als Jungfrau von Orleans auf, eine Rolle, welcher ihre Kraft, die sie überdem noch nicht gehörig zu berechnen und einzutheilen versteht, offenbar nicht gewachsen war und die deshalb, obschon das schöne und imposante Aeußere der jungen Schauspielerin ihr günstig zu Statten kam, gleichwohl kein Ganzes bilden wollte; selbst der Umfang des übrigens wohllautenden Organs wollte zu dieser Kraftaufgabe nicht ausreichen. Herrn Emil Devrient ausgenommen, welcher als Dünois sich sehr wacker hielt, war das Spiel der übrigen Mitwirkenden, wie des Herrn Carl Devrient als König Carl (eine von ihm noch unter dem Mittelmäßigen ausgeführte Rolle), und der Dlle. Herold als Agnes Sorel, die sehr, sehr schwach sich erwies, nicht eben geeignet, die Vorstellung zu heben. — Eine geeignetere Wahl hatte Dlle. Hirschmann in der Gräfin Olga (Isidor und Olga) getroffen, welche schwierige Rolle sie glücklich im Gleichgewicht erhielt und mit viel Empfindung und Seele ausstattete, obschon sie nothwendig sich noch größere Uebung und Bühnenfertigkeit aneignen muß. Sehr würdig stand ihr Herr Emil Devrient als Isidor zur Seite, welcher diesen Charakter mit seltener Umsicht und Sicherheit ausführte, ohne — was in dieser Rolle so leicht geschehen ist — in's Steife, Leblose und Statuenhafte zu gerathen. Ueberhaupt entwickeln sich, bei längerm Wirken auf unserer Bühne, die Vorzüge dieses Künstlers in eben dem Grade, in welchem die seiner Gattin in den Schatten, ja in's Nichts zurücktreten. — Die kleine Rolle der Irene in Schenk's bombastvollen und seelenlosen „Belisar," welche beinahe blos auf einem einzigen Monologe beruht, spielte Dlle. Hirschmann — welche, wie wir zu unserer Zufriedenheit vernehmen, für unsere Bühne engagirt worden ist und uns für die Folge viel verspricht — mit Wärme und Gefühl, was auf den Vortrag ihres Monologes von günstiger Wirkung war. Trefflich führte Herr Wagener die Charakter-Rolle des Belisar aus, welche er mit Kraft und Milde gleichmäßig auszustatten und damit eine der ergreifendsten Wirkungen hervorzubringen versteht, worin ihn

Keiner übertreffen dürfte. Seine Scene vor Kaiser und Senat hätte er noch erfolgreicher geben können; seine Abneigung gegen das sogenannte Effecthaschen und Coulissenreißen, welche an sich freilich höchst löblich ist, führt ihn gleichwohl bisweilen zu weit.

2) Dlle. Berg vom Theater zu Mannheim, ein jugendliches höchst anerkennungswerthes Talent, hatte ich leider nur in zweien ihrer hiesigen Gastrollen zu sehen Gelegenheit; nämlich als Bertha in Grillparzer's „Ahnfrau" und als Luise in „Kabale und Liebe!" Sie besitzt ein anmuthiges Aeußere und ein wohlklingendes, einschmeichelndes Organ, welches besonders im Ausdruck der Milde und der Trauer sehr wirkungreich ist. Ihre Bertha stattete sie mit reichem und schönem Gefühle aus, welches sich nur hin und wieder von einer überströmenden, ein Ziehen und Schleifen des Tones erzeugenden Sentimentalität frei zu machen hat. Anstand, Seele und Einfachheit — fern von Unnatur und Manier — sind die beherzigenswerthen Vorzüge ihres Spieles, welche man auch in dieser Bertha wieder erkennen durfte. Leider stand ihr in Herrn Carl Devrient ein Jaromir zur Seite, der an eine Wahnsinnescopie des „verwunschenen Schneidergesellen" erinnerte und von den Einwirkungen der wüthig machenden Belladonna mehr ahnen ließ, als von einem begeisterten Wiederempfinden der Idee des Dichters. — Als Luise gab uns Dlle. Berg erneute Gelegenheit, ihre erwähnten Vorzüge anzuerkennen, und um so freudiger überraschte uns das freilich noch nicht sicher bestätigte Gerücht, daß sie die vielerwähnte Lücke unsers Schauspiels durch ihr Hierbleiben ergänzen werde. —

3) Herr Porth vom Darmstädtischen Hoftheater trat zuerst als Borotin in der „Ahnfrau" neben Dlle. Berg auf, und gab uns Anlaß, ihm manches Gute, namentlich einen ruhigen, besonnenen Vortrag und Vertrautsein mit der Bühne, zuzugestehen, doch mangelte ihm andrerseits die ruhige Würde, welche aus dem Bewußtsein einstiger Kraft selbst in das erschöpfte, durch frühen Kummer entnervte Wesen des hohen Greises übergehen soll. Besser gelang ihm der Präsident Walther in „Kabale und Liebe", den er recht glücklich aus Leidenschaft und höfischer Rücksicht zusammenzusetzen verstand. Seine Glanzrolle aber, in welcher wir ihm den Ruhm eines ausgezeichneten Darstellers lassen müssen, war die des Wellenberger in Iffland's „Advokaten," worin er eine so treffliche Charakterzeichnung dieses nur aus Gefühl und Grundsatz bestehenden Menschen durchführte, daß er den lautesten Beifall erhielt. — Herr Pauli, welcher neben ihm den Hofrath Reißmann spielte, legte sich, à l'ordinaire, nach der verhängnißvollen Scene mit Wellenberger, gleich einem Tänzer, eine eigne Pantomimenscene zum stummen Seufzen und Knuchzen ein, welche, im Einklange zu dem verstockten Charakter des Hofraths (der nur aus Furcht vor Entdeckung und Strafe, nicht aber aus innerer Reue sich so zerknirscht zeigt) schwerlich psychologisch richtig sein dürfte. Dergleichen grundgemeine, nur auf Winkelbühnen hin gehörende Effecthaschereien sollte sich ein so gebildeter Künstler, wie Herr Pauli, nicht zu Schulden kommen lassen; die verfehlte Wirkung dieses überflüssigen Geberdenspiels zeigte sich sehr unverholen; Herr Pauli hatte gemeint, damit einen haarsträubenden Eindruck auf die Zuschauer hervorzubringen, statt dessen war der Eindruck ein lustiger, wie wenigstens das Gelächter des Parterre's schließen ließ. —

Außer diesen Gästen machte eine Dlle. Hoffmann ihren ersten theatralischen Versuch auf unserer Bühne; man gewahrte an dem hübschen Mädchen ein mittelmäßiges Talent, und sie ward für subordinirte Rollen engagirt. —

An die Stelle des gestorbenen Bergmann ist ein neuer Tenorist, Herr Schuster von Wien, engagirt worden, den ich als Joseph in der Oper: „Jacob und seine Söhne in Aegypten", sah. Die Stimme ist, obgleich etwas umflort und schwach, doch höchst angenehm und wohlklingend, und er weiß sie durch eine gute Methode und Gesangsfertigkeit sehr zu heben.

Besonders ergötzten wir uns an einer Aufführung des Auber'schen Singspieles (denn „Oper" ist es wohl nicht eigentlich zu nennen?) „Fra Diavolo", worin wir, neben Herrn Babnigg als Diavolo, besonders das Wächter'sche Ehepaar als Lord und Lady, rücksichtlich der schwierigen Uebertragung des englisch accentuirten und prononcirten Deutsch in den Gesang, und des charakteristischen Spieles, ausgezeichnet fanden. Rühmlich that sich auch noch ein junger, neu angestellter Tenorist, Herr Eicke (als Lorenzo) hervor, dessen schöne, kräftige und metallreiche Stimme, verbunden mit gutem Spiele, vortheilhaftem Aeußeren und sichtlichem Fleiße, für die Folge außerordentlich viel verspricht.

Einer Aufführung der Spontini'schen „Vestalin", welche — nach vorhergegangenem Prologe von Th. Hell, gesprochen von Herrn Pauli — am vierten September, als dem Tage der feierlichen Annahme der neuen Constitution, zum Besten der Armen statt fand, war ich verhindert beizuwohnen; doch soll die Darstellung eine gelungene gewesen sein.

Gestern gab man eine neue Classicität der Frau von Weissenthurn: „des Malers Meisterstück", ein Lustspiel in zwei Akten. Der erste Akt ist zur Handlung überflüssig, der zweite insofern ebenfalls, als das ganze Stück überflüssig ist. Die Aufführung war mittelmäßig; Herr Carl Devrient hatte als Maler zu wenig Leichtigkeit und freien Anstand, Herr Emil Devrient zu wenig Laune, Herr Meaubert zu wenig wahre Komik und zu viel erzwungene, Dlle. Herold zu wenig Spiel und zu viel Gespiele; Mad. Werdy allein lud weder ein zu viel noch zu wenig auf sich, sondern zeigte, als ungeschickt-coquette Duenna, ergötzliche Laune und perfectionirtes Spiel.

H. M.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 223. (II. Jahrg.) Montag, den 19. September. 1831.

Der Liebe Lebewohl.

Die Du mit mir das ernste Spiel begonnen
Der thränenreichen Liebesseligkeit,
O zürne nicht, daß ich zu neuen Wonnen,
Zu neuem Schmerz' Dein Wesen eingeweiht;
Daß Blumen ich um Deine Sinne häufte,
Die giftgeschwängert ihren Duft entsandt,
Und für geheimnißvolle Lust Dich reifte,
Zu welcher nur der Schmerz den Eingang fand!

Verweht nur ist die Lieb' in ird'sche Auen,
Denn Edens Gärten dort entsproßte sie;
D'rum weiß die Erde sie nur anzubauen —
Doch reift sie deren sel'ge Keime nie.
Drum rechte nicht, daß jedem hehren Triebe
Nur kurz des Augenblickes Wonne lacht:
Verarmte auch Dein Leben durch die Liebe,
So hat sie doppelt reich Dein Herz gemacht.

Zu früh für Dich muß jener Traum entschweben,
An den Du Süße ach! so viel gewagt:
Das höchste Glück wird sich nur der erstreben,
Der kühnen Sinns ihm schon vorher entsagt.
Wohl muß ich meinen Einsatz niedrig schätzen,
Du bist des höhern Preises Dir bewußt;
An den Besitz konnt' ich einst wen'ger setzen:
Weit mehr, als Du, setz' ich jetzt im Verlust.

Der ird'sche Tod muß ja die Liebe hassen,
Weil sie ein Kind ist der Unsterblichkeit;
Doch wird er nie die schöne Flücht'ge hassen,
Sie schwingt gerettet sich ob Raum und Zeit.
Denn ihre Tempel sind gebroch'ne Herzen,
Die schon den Haß des Todes abgesöhnt:
Und dieses Lied, ein Echo meiner Schmerzen,
Hat Dir mein ewig Lebewohl getönt! —

H. Meynert.

Das erste Abenteuer eines Seemanns.*)

Schon in frühester Kindheit verlor ich meinen Vater, und wurde, weil meine Mutter sehr arm war, auf ein Schiff verdungen. Erst neun Jahre alt, machte ich eine Fahrt nach Grönland mit, und sah viele Wunder, Schrecknisse und Schönheiten. Vielleicht sollte ich von großen Eisbergen, Wallfisch- und Seehundsfang, und anderen Merkwürdigkeiten erzählen. Allein die Gefahr, welche auf meine Einbildungskraft den größten Eindruck machte, die mir daher auch am besten im Gedächtniß blieb, war die Katze.**) Die Furcht vor körperlicher Züchtigung besaß mich während dieses Leidenjahres so vollkommen, daß ich von dieser Reise nichts sah, also auch nichts erzählen kann. Nie aber werde ich den Augenblick vergessen, als ich meine Mutter nach dieser Fahrt nach Grönland zum ersten Male wiedersah. Sobald ich nur an das Land durfte, lief ich heim, allein meine Mutter hatte das Haus verlassen, und die Leute, welche nach ihr eingezogen waren, vermochten mir ihren jetzigen Aufenthalt nicht anzugeben. In meinem Schmerz eilte ich über den Marktplatz zum wohlbekannten Stand der alten Kuchenverkäuferin Sithy. Diese erzählte mir von den dürftigen Umständen meiner Mutter, daß sie krank sei, und in einem Dachstübchen wohne. Sie sagte, daß sie die Kranke öfter besuche, daß sie aber keinen Arzt habe, weil sie keinen bezahlen könne. Noch besaß ich die wenigen Schillinge, die man mir gegeben hatte, bevor ich zu Schiffe ging. Ich lief daher zu dem nächsten Arzt, zeigte ihm das Geld, bat ihn es zu nehmen, und dafür meine Mutter herzustellen. Er lächelte über das Anbieten meiner Börse, aber von meiner Noth gerührt, folgte er mir willig zu meiner Mutter. Langsam genas sie durch die Güte des

---

*) Aus the New Year's Gift, übersetzt von Johann Sporschil.

**) Eine Peitsche mit neun Strängen.

Arztes, einstweilen war aber auch das gute Schiff Ravensworth wieder bereit, in See zu stechen, und mit blutendem Herzen mußte ich von dem einzigen Wesen Abschied nehmen, das mich auf dieser Erde liebte. Eine Woche lang mußte das Schiff wegen widrigen Windes im Shields Hafen vor Anker liegen. Endlich sprang der Wind nach Westen um, und der Capitain begab sich nach Newcastle, um die letzten Aufträge der Schiffsrheder zu empfangen, und um seine Familie noch einmal zu umarmen. Unmöglich konnte er zur rechten Zeit zurückkommen, um noch an demselben Tage die Sandbank vor der Ausfahrt zu passiren, doch wurden Alle beordert, am Bord zu bleiben, und sich bereit zu halten, den nächsten Morgen um fünf Uhr abzusegeln.

Wer Matrosen kennt, wird nicht im mindesten zweifeln, daß jeder nur so lange am Bord blieb, als der Capitain sichtbar war. Einer nach dem Andern schlich sich fort, und so wie jeder ging, gab er mir den Auftrag, dieß oder jenes für ihn zu verrichten. Mancher dieser Befehle wurde durch einen Hieb, oder die Drohung verschärft, den „faulen Hund" zu peitschen, wenn er das Anbefohlene nicht pünktlich thun würde. Endlich waren Alle fort, und ich athmete freier.

Mir ist dieser Abend noch so frisch im Gedächtniß, als wäre es der gestrige. Die Sonne ging eben unter, und der herrliche Tyne-Strom schien breiter, reiner, glänzender als je. Ich stand und sah den Fluß hinan nach Newcastle, und wieder auf das Wasser nieder, das durch den frischen Wind, der über dasselbe hinspielte, leicht aufgefurcht war. Ich gedachte meiner Mutter, und sah angestrengt nach dem Platze, wo sie wohnen mußte, glaubte ihn zu gewahren, und starrte unbeweglich hin, aus Furcht, meinen Traum und die Schönheit des Sonnenunterganges für einen Moment zu verlieren. Meine Augen füllten sich mit Thränen, doch weinte ich nicht laut, wie ein Landmensch gethan haben würde, sondern ließ sie sich anfüllen, um durch sie die schönen Farben des Regenbogens zu sehen. Immer dunkler und dunkler wurde die Landschaft, nur der Tyne strahlte noch im Schimmer der untergehenden Sonne, die im Scheiden die Maspitzen vergoldete.

Wie lange ich so stand und hinstarrte, weiß ich nicht. Unter war die Sonne und grau der Himmel, als ich aus meinen Träumereien durch lauten Zuruf geweckt wurde. Ich erschrack, denn ich hielt es für die Stimme der zurückkehrenden Matrosen, und sah mit großer Beklemmung nach dem Ufer. Doch es wich zu meinem Erstaunen immer mehr und mehr zurück; der Zuruf aber, den ich gehört hatte, rührte von einigen Schiffern her, die uns guten Fischfang, und dem alten Ravensworth eine glückliche Rückkehr wünschten.

Um es kurz zu machen, die Ankertaue des Schiffes waren gerissen, und da Wind und Fluth günstig waren, so segelte es stracks hinaus in die offene See.

(Beschluß folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Feodosia sah halb zweifelhaft, halb befremdet den beredten Sidin an, welcher noch nie in solchem Strome seine Gefühle ergossen hatte; und in ihrem Herzen mochte wohl mehr als eine laute Stimme für ihn sprechen; doch um so mehr hielt sie es jetzt für ihre Pflicht, ihn von sich zu weisen, weil die Gefahr des Augenblicks ihr mehr drohete, als sonst, wo sie der vollen Gewalt ihres Verstandes über ihr Gefühl sich bewußt war.

Ich bin Dir gut, Sidin, sprach sie, doch wenn Du nicht meine Gunst für immer verscherzen willst, so verlaß mich Augenblick's, und setze mich keiner weitern Gefahr aus. Herr des Himmels! wenn durch die vielen Fenster ein lauschendes Auge aus den andern Gemächern dränge, ich wäre des Todes vor Schaam.

Ist es nichts als das, so sei unbesorgt. Die heiße Glut der Sonne des Morgenlandes erlaubt es nicht, Fenster zu haben, wie ihr sie habt, hell und durchsichtig wie Krystall; unsere Scheiben sind alle von buntem Glas; der Morgen wird Dir ein so schönes als unerwartetes Schauspiel bieten. Wenn die Sonne, durch jene Thalschlucht steigend — sich erhebt, und ihre ersten röthlichen Strahlen auf diese Fensterwand wirft, wird der Glanz dieser bunten Scheiben, sinnreich zu schönen Bildern zusammengestellt, Dein Auge erfreuen mit dem lieblichsten Farbenspiel. — Nun sieh, kein Mensch kann Dich bemerken, willst Du die kostbaren Augenblicke entfliehen lassen? willst Du diese günstige Stunde, welche vielleicht nie wiederkehrt, unbenutzt dahin eilen sehen, ohne dem, welcher mit der heißesten Liebe an Dir hängt, nur mit einem Wort gesagt zu haben, daß Du ihn liebest?

Deine Kühnheit läßt mich Alles befürchten, wenn ich Dir nicht sogleich die Schranken zeige, in welche Du gehörst; drum sei zufrieden mit dem — was ich Dir gesagt, und verlasse mich sofort.

Feodosia, rief Sidin, sein Gesicht an ihren Busen drückend, kannst Du so hart und grausam sein; kannst Du die heißeste Liebe mit solcher Kälte von Dir weisen, hast Du kein Gefühl für mich?

Aber Feodosia sprang auf, und zu den Klingelzuge eilend, faßte sie denselben, und laut und heftig ertönte die Schelle, so daß Sidin bestürzt — im ersten Augenblicke sich nicht zu fassen wußte — dann aber eilenden Schrittes nach der dunklen Hauptwand ging, durch den Druck einer Feder, der verborgenen Fächer eines öffnete, und durch die nun sichtbar werdende geheime Thüre zu einer Wendeltreppe gelangte, welche in das untere Geschoß führte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reisebemerkungen eines Reiters am fünften und sechsten Juni mit Recapitulation und Einschub früherer Bemerkungen.

(Beschluß.)

Der Ball war übrigens glänzend, und erst am 8ten früh reiste der Prinz über Eilenburg nach Leipzig u. d. w.; ich aber bestieg meinen Gaul, und die Reise ging über Großenhayn nach Dresden. Hier verkaufte ich das Pferd an einen meiner Freunde und in verschiedenem Gespräch kam man auch auf obenerwähnte Dinge und namentlich auf den Dübener „Adler" und Gott's Blitz, der kannte auch die Justel aus Blasewitz. —

Ein Aehnliches wie ich, hatte er dort auch erfahren, und wir stimmten in alle diese Leiden nunmehr froh bei einem Glase Wein ein, und es traf Alles zu, nur widersprach mir mein Freund darin, daß die Wirthin eine Witwe sei. „Ihr ist kein Mann gestorben," sagte er, „wohl aber ist sie von zweien geschieden, und mit ihrem letzten Manne, dem frühern dortigen Apotheker, erlebte ich ungefähr vor zwei Jahren einen herrlichen Spaß," und so erzählte er mir eine wahre Anekdote, die ich hier, so weit sie mir noch erinnerlich, wiedergeben will:

„Als ich auf einer Geschäftsreise durch Düben reiste, kam ich auch in den „Adler," und die Ankunft meines Wagens bemerkend, stürzt der dasige, wie es schien dem Verdienste gern zueilende und vom Amtseifer furchtbar ergriffene Wirth aus seinen vier Wänden, und bald aus seinem Schlafrocke heraus, und so eben von einem Gläschen befriedigt, eilt er, vergessend, daß ihn ein halbes Dutzend Aufwärter vertreten könnten, auf mich zu, und ohne den bis zur Erde abgestatteten Gruß von mir erwiedern zu sehen, packt er Jemanden als seinen vermeinten Reisenden beim Arme und hierauf zur Treppe mit diesem Gast. Als er ihm aber sein Logis anzuweisen im Begriff steht, öffnet sich ihm ein zweiter Begriff und er begreift es, daß er, statt mich, der ich noch vorläufig bei meinem Wagen stehen blieb — den eben zu meiner Aufnahme eilenden Hausknecht am Arme festgehalten und ihm seine tausendfache Freude über dessen Wohlsein versichert hatte. Mein guter Hausknecht wollte schon auf der Treppe vor Lachen ersticken, aber das nah' gelegene Gastzimmer war so barmherzig, ihn von dem Unfalle zu erretten, und die beiden eifrigen Gastfreunde standen, als sich endlich erkannt, wie mit heißem Wasser begossen, an der Schlußfolge: daß der Hausknecht den Herrn Wirth auslachte, der Herr Wirth aber den Hausknecht dafür leider! — wegjagte." —

Meine übrigen auf der Reise berührten Orte sind zu bekannt, und man ist mit der Aufnahme auf diesen Straßen zu vertraut, als daß ich glauben sollte, nöthig zu haben, dieß hier zu wiederholen, und die Reise-Zeitung hat auf den größern Straßen und in größern Städten, seit ihrem Wirken, schon genügend revidirt, so daß jetzt nur noch nöthig zu sein scheint, auf Seitenstraßen und die auf diesen gelegenen Gasthöfe die Revüe passiren zu lassen, worunter Düben wohl auch mit Recht gehört, und ich durch diese Rüge dem abzuhelfen mir vorgenommen habe, was wahrlich da Noth thut.

Im Juli 1831.

⊙ — .

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im September 1831.

(Fortsetzung.)

Nicht also, um den Lesern „Unsers Planeten" ein sündhaftes Interesse für dergleichen Ballvergnügungen einzuflößen, nein um sie zu warnen, um ihnen die Nothwendigkeit zu rauben, dieses Treiben mit eignen Augen anzusehen, laden wir die Sünde auf uns, die Sache aus der Vogelperspective uns zu betrachten und eben so kürzlich, als zerknirscht darüber zu referiren. Sie sehen, daß ich — im Einverständnisse mit unserm pietistischen Zeitalter — erstaunlich fromm bin und im Grunde nur aus reiner Menschenliebe sündige, d. h. um eben die Sünde zu studiren und dann um so detaillirtere Warnungsrecepte davor, der wankenden Menschheit geben zu können. Gewiß ein Märtyrerthum neuer und absonderlicher Art, welches Nachahmung verdient! — Wenn man also sich dieses Schauspiel im Finstern betrachtet, so hat dieß allerdings doppeltes Interesse. In den Vierzeltern, welche jenem Bereiche des wilden Viertels angehören, ist ein Leben, lustiger als vor dem ersten Sündenfalle, der überhaupt selten etwas taugt; ich wenigstens lobe mir die spätern Sündenfälle. Wunderlich maskirte und verpuppte Musikanten, welche als Tyroler, Doctoren ꝛc. verkleidet sind, treiben hier ihr munteres Wesen, geigen und singen Gassenhauer und Freudenlieder, in welche die verehrten Gäste buntstimmig einfallen, und reißen Witze, fein wie ein Spazier oder ein Schiffsknecht. Gleichermaßen gewitzigt sind auch die servirenden Schenkmädchen, welche die Gäste auf allerlei Weise zu bedienen streben, und in die vorfallenden, oft wohl auch durch Handgreiflichkeiten accentuirten, sublimen Redensarten,

ohne falsche Sprödigkeit einzustimmen pflegen. Im Hintergrunde der Bratwurstbuden schwelgen die Gourmand's der tagelöhnernden Classe, umspritzt von der Brühe der zischenden Saucises und von der Flamme des schöpferischen Heerdes in eine wahrhaft dämonische Beleuchtung gestellt. Auch manches verschüchterte Liebespaar findet im Halbdunkel dieser gastlichen Buden ein Asyl, am ungedeckten Tische wird ihnen Schutz und Kost, und unbelauschte Küsse dürfen dieses fette Mahl würzen. Hölzerne Spieße, mit sauern Gurken, wie mit Leipziger Lerchen besteckt, werden aus niedlichen Fäßchen verabreicht, deren pikanter Duft manches Maul unwillkührlich schiefzieht. Weiterhin aber verschwimmen, im dämmerlichen Dufte der Nacht und der flackernden Kienkörbe, eine Reihe wirbelnder Carousselsund rastlos auf und ab fliegender Schaukeln mit ihrer zahlreichen gemischten menschlichen Ladung, zu einem bunten zitternden Farbenmeere, einem Mischmasch von Schein und Bewegung. Auf den Carousselsreiten kühne Jungfrauen, die Alles mit den Amazonen theilen, nur nicht den Männerhaß; und in den Schaukeln werden ätherisch gekleidete Mädchen hoch, hoch in die Lüfte geschleudert, daß die Gewänder flattern und ein geübtes Auge in einem Momente mehr Wunderdinge entdecken kann, als wir bescheidenen Ehemänner oft in Jahr und Tag zu sehen bekommen. Auf den weniger begangenen Wegen unmittelbar am Elbufer, hinter den aufgehäuften Bausteinen, könnte Wilhelm Müller einen Nachtrag zu seinen „erotischen Tändeleien" auffinden, und in den nahen Holzstößen sollen Facultätswissenschaften, namentlich Humaniora, stark tractirt werden. — —

Dießmal währte, in Folge eingetretener böser Witterung, welche in der ersten Woche die Wiese beinahe völlig ungangbar machte, das Vogelschießen, statt acht, volle vierzehn Tage, deren zweite Hälfte von einem ausgezeichnet schönen Wetter begünstigt ward. Es fehlte nicht an Illuminationen, Feuerwerken und sonstigem Pompe, um die Schauluft des Volkes zu kitzeln und ihm die Vogelwiese in jeder Hinsicht appetitlich zu machen; im Ganzen aber zeigte sich doch die Theilnahme für dieses Vergnügen sehr gesunken, und namentlich waren die Tagesstunden oft so langweilig, daß unser große — — — — — — der von seiner Reise in die Bäder zu K. noch immer nicht das bisher in seinen Schriften vermißte Salz mitgebracht haben soll — der eigentliche Mann gewesen wäre, sie würdig zu besingen, wozu wir diesen eminenten Erzähler und illustren Kritiker feierlichst hiermit auffordern. Zum Schützenkönig schoß sich dießmal ein Hauptheld, d. h. ein Haupt- oder Kopfkünstler, vulgo Haarkräusler, nämlich Herr Coupilio, dem es unter seiner neuerworbenen Krone hoffentlich nie an einer standesmäßigen Frisur fehlen wird, was in unsern Zeiten, insonders bei den Damen, in der Regel mehr gilt, als ein standesmäßiger Kopf. —

Nachdem solchergestalt unser Vogelschießen unter wechselnden Gefühlen glücklich zu Grabe getragen worden war, zog sich der Vergnügungseifer der Dresdner wieder in seine alten Asyle, deren unsere herrliche Natur einen solchen Ueberfluß bietet, zurück. Als der geeignetste Erholungsplatz des höhern Mittelstandes gilt uns die Köhler'sche Wirthschaft in dem reizenden „großen Garten", der uns leicht für den Prater der Wiener entschädigen kann, da die bedeutend schönere Natur, welche erstern in seltener Fülle umschließt, uns, bei unserm ohnedem ernstern und ruhigern Charakter, leicht jene raffinirten Gelegenheiten und Verlockungen zur Vergnügungssucht vergessen läßt, von denen der Prater strotzt. Diese Köhler'sche Gartenwirthschaft empfiehlt sich — abgesehen von ihrer schönen Lage und dem anmuthigen Wege, auf welchem wir sie suchen müssen — auch noch durch sich selbst äußerst vortheilhaft. Eine höchst anständige Gesellschaft, durch öfteres Zusammentreffen sich befreundet geworden, läßt uns hier minder den gemeinsamen Geist vermissen, dessen Mangel sonst in Dresden nicht selten fühlbar wird; dazu kommt eine prompte und reelle Bedienung; die ganze Wirthschaft ist von Ordnung und Anstand bezeichnet, und die gute Qualität der Getränke und Speisen steht durchaus mit keinem zu hohen Preise in Verbindung. Dabei erfreut man sich hier Sonntags, wie auch an einigen Wochentagen, eines trefflichen Concerts, welches, besonders wenn das ausgezeichnet gute Musikchor des Herrn Stadtmusikus Zillmann unter seiner oder seines talentvollen Substituten, des Herrn Ernst Bochmann*) Leitung, dasselbe gibt, in Wahl wie in Ausführung der Musikstücke nichts zu wünschen übrig läßt. —

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dieser junge Tonkünstler hat sich auch in mehrfacher Hinsicht als ein wackerer Componist erwiesen. Namentlich hat Herr Bochmann durch seine neuesten, in der Art der Berliner Tivoli- und Wiener Volksgarten-Tänze componirten Pièces, wie z. B. der „Dresdner große Garten-Walzer," der „Brühl'sche Terrassen-Galopp," der „Linckesche Bad-Cotillon" und der „Struvesche Trinkanstalt-Rutscher," welche insgesammt sehr glücklich ausgeführt und brillant instrumentirt sind, sich vollgültige Ansprüche auf den Dank der eleganten Welt erworben. Die angeführten Tänze, welche in der hiesigen Meser'schen Musikhandlung erschienen und von derselben höchst anständig ausgestattet, auch mit gelungenen colorirten Vignetten — darstellend diejenigen Orte, welche den Tänzen ihre Namen verliehen — verziert worden sind, werden besonders für Fremde sich zu einem freundlichen Andenken an unser Dresden und dessen Localitäten eignen und dürfen daher wohl mit Recht auf zahlreiche Abnehmer rechnen. —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 224. (II. Jahrg.) Dienstag, den 20. September. 1831.

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. Mme la Duchesse douairière d' Orleans.

(Fortsetzung.)

Später wendete sich der Sohn Ludwigs XVI. eben so fruchtlos an den römischen Hof, und entschloß sich endlich, seine gerechten Reclamationen an die französische Regierung selbst gelangen zu lassen, die aber das nämliche Schicksal hatten. Zu ihrer Verwerfung stützte man sich hauptsächlich auf den ersten Artikel des geheimen Tractates von Paris von 1814, welcher wesentlich lautet:

„„Obwohl die hohen contrahirenden Mächte, die alliirten Souveraine über den Tod des Sohnes Ludwigs XVI. keine materielle Gewißheit haben, so fordern es doch die Lage Europa's und ihre politischen Interessen, Ludwig Xaver Grafen von Provence, ostensibel unter dem Titel als König, in der That aber in ihren geheimen Verhandlungen nur als Regent des Königreichs für die nächstfolgenden zwei Jahre an die Spitze der Gewalt in Frankreich zu setzen; indem sie sich vorbehalten, im Laufe dieser Zeit sich alle Gewißheit über eine Thatsache zu verschaffen, welche ferner entscheiden wird, wer der über Frankreich regierende Souverain sein soll.““*)

*) Als ich im Jahre 1812 in Venedig war, ließ ein ehemaliger Senator, Signor Crizzo, mich eine Proclamation des Grafen von Provence, datirt Verona vom 14. Oct. 1797 lesen, in welcher er blos den Titel als Regent des Königreichs annahm. Wenn Ludwig XVII. wirklich im Tempel gestorben, warum nahm sein Oheim nicht den Königstitel an?

Anmerk. d. H.

„Die erste Sorge des Grafen von Provence bei seiner Thronbesteigung war, die öffentliche Meinung über die Frage der Existenz des Herzogs der Normandie irre zu führen. Verschiedene, absichtlich gegen lächerliche Prätendenten eingeleitete Untersuchungen waren noch wunderbar dazu behülflich und bestimmten das Publikum, nichts von Allem dem mehr zu glauben. Schlecht ersonnen und eben so schlecht redigirte angebliche Reclamationen des Sohnes Ludwigs XVI. wurden unter mysteriösem Anschein bald auf allen Punkten von Frankreich verbreitet."

„Später ereignete sich der Prozeß von Rouen, welcher allein einen ganzen Band Erklärungen erfordern würde. Sich in irgend ein Detail hierüber einlassen, hieße den ferneren Ereignissen sehr unzeitig vorgreifen. Intriguen, Betrügereien und grobe Verläumdungen machten die Hauptbestandtheile dieser lächerlichen Prozedur aus. Aber eine nicht sehr entfernte Zukunft wird auf alle Forderungen des Interesse und der öffentlichen Neugierde hierüber siegreich antworten."

„Indessen wußten die Chefs des Klerus, woran sie sich hinsichtlich aller dieser Gaukeleien zu halten. Sie wußten, daß sich in den Archiven zu Rom authentische Aktenstücke und Urkunden befinden, welche die Entführung des Sohnes Ludwigs XVI. außer allen Zweifel setzen. Auch weigerte sich der hohe Klerus standhaft, die jährliche Todtenfeier zum Gedächtniß Ludwigs XVII. zu celebriren. Da indessen Ludwig XVIII. glaubte, daß das Resultat des Prozesses zu Rouen die Frage hinlänglich aufgeklärt, sandte er einen seiner Kammerherren zu den beiden Groß-Vikarien von Notre-Dame, um sie mündlich, ohne schriftlichen Cabinetsbefehl, einzuladen, ein Seelen-Amt für Ludwig XVII. zu halten. Die beiden Geistlichen erwiederten dem Abgeordneten, daß sie sich eine Privat-Audienz beim König erbitten müßten, indem sie auf diese Einladung nur Sr. Majestät und nur mündlich antworten könnten. Die Audienz wurde ihnen bewilligt, und die beiden Groß-Vikare durften

den Grafen von Provence nur an die unübersteiglichen Hindernisse erinnern, welche die ausdrücklichen Verbote des römischen Hofes ihrem Wunsche in den Weg legten, der Einladung Sr. Majestät zu entsprechen."

„Dieser Widerstand kam dem Grafen von Provence sehr in die Quere. Er wußte, daß der heilige Stuhl alle Urkunden besitze, die seine Usurpation außer Zweifel setzten, und konnte es dem Grafen von Artois, seinem Bruder, nie verzeihen, daß er eine sehr günstige Gelegenheit vernachlässigt, sich derselben zu bemächtigen. Doch dieß fordert einige Aufklärung."

„Jedermann weiß, daß im Jahre 1812, zur Zeit der Restauration, der Graf von Artois der Ankunft seines Bruders in Frankreich vorausging. Damals baten die, auf Befehl Napoleons in Frankreich zurückgehaltenen römischen Kardinäle um die Erlaubniß, die provisorisch im erzbischöflichen Palaste deponirten Archive des heiligen Stuhls, in welchen sich auch die Dokumente über die Existenz des Herzogs der Normandie befanden, nach Rom zurückbringen zu dürfen. Der Graf von Artois gab ihnen, unüberlegt, die erbetene Erlaubniß, und die Kardinäle zögerten keinen Augenblick, das Archiv des Vatikans durch ihre kostbaren Dokumente zu ergänzen. Diese unvorsichtige Gefälligkeit des Grafen von Artois zog ihm von Seiten seines Bruders die lebhaftesten Vorwürfe zu, und veranlaßte zwischen Beiden einen Groll, welchen Letzterer bis zum Grabe im Herzen trug. Aber der Fehler war begangen; man mußte suchen, ihn wieder gut zu machen. Ein junger Mann, welcher kürzlich die Weihen empfangen, der Sohn eines einflußreichen Mannes, welcher sehr mächtig dazu beigetragen, das Schicksal der in Frankreich zurückgehaltenen Kardinäle zu mildern, wurde als Deputirter an den römischen Hof gesandt; aber — ohne Erfolg. Dieß veranlaßte Ludwig XVIII., zu dem Grafen von Blacas, den er nun an des Ersteren Stelle dahin sandte, zu sagen: „„Da das Käppchen nichts ausrichten konnte, wollen wir sehen, ob der Mann vom Degen Etwas vermag.""" Aber der neue Abgesandte war nicht glücklicher, als sein Vorgängänger. Alles, was er erlangen konnte, war die Versicherung, daß man ihm legalisirte Abschriften der verlangten Aktenstücke ausliefern wolle. Allein, wozu sollten sie dem Grafen von Provence dienen, als etwa um seine ganze In....e zu beweisen? Man mußte suchen die Originale zu vernichten. Uebrigens mußte Ludwig XVIII. die Abschrift derselben schon besitzen, welche 1794 eine treue Hand in den Sarg des angeblichen Ludwigs XVIII. gleiten ließ, der auf dem St. Margarethen Kirchhofe bekanntlich ausgegraben worden." *)

(Beschluß folgt.)

*) Man versichert, daß der Pfarrer von St. Margaretha, welcher durch diese Abschriften in das Geheimniß eingeweiht worden, kurze Zeit darauf an den Folgen einer Vergiftung gestorben. Eben so schreibt man den Tod des Kardinals Maury, eines der zwei und zwanzig Kardinäle, welche der Salbung Ludwigs XVII. durch Pius VI. in Rom beigewohnt, einer Vergiftung zu. Nicht minder wurde der beinahe plötzliche Tod der Kaiserin Josephine, welcher des andern Tags nach einer Unterredung mit dem Kaiser Alexander, worin sie diesen zu Gunsten des Herzogs der Normandie eingenommen, den Wirkungen eines vergifteten Bouquets beigemessen, welches ihr an demselben Tage der Graf von Provence geschickt. Anmerk. d. H.

Geistliche Nachsicht gegen Eigensinn.

(Wahr.)

Mein Vetter, der Pfarrer W. in M., ging einst mit einem seiner benachbarten Amtsbrüder, einem stattlichen, dicken Herrn, dem man auf den ersten Anblick ansahe, daß er es sich „sauer bei Tisch' und im Bette" werden ließ, spazieren und trat mit demselben bei einem seiner Beichtkinder, einem reichen Bauer, ein. Die Bäuerin besorgte sogleich Kaffee und Kuchen, welche auch angenommen und genossen wurden. Hierauf brachte sie Butter, Brot und einen noch unangeschittenen Schinken, um auch damit die Herren zu regaliren. Mein Vetter aber verbat dieß, weil theils ohnehin nicht die Tageszeit sei, wo man zu essen pflege, theils aber auch der Spaziergang noch fortgesetzt werden solle. Dem Herrn Amtsbruder war diese Weigerung nicht nach seinem Sinne; er sprach anfänglich kein stummes Wörtchen dazu, man sah ihm aber an, wie gern er seiner Seits, wäre es nicht gar zu unschicklich gewesen, die Einladung angenommen hätte. Endlich aber, als die Bäuerin, nach mehrmaligem Nöthigen und wiederholtem Abschlagen von Seiten meines Vetters doch noch einmal und offenbar nur ehrenhalber sich stellte, als wolle sie den Schinken anschneiden und mein Vetter, indem er Hut und Stock ergriff, es verhindern wollte, wurde doch dem Herrn Amtsbruder angst und er äußerte, mit dem angenommenen Tone des Unwillens: „Nun, so laßt doch der Frau ihren Eigensinn!" Worauf mein Vetter gelacht, die Bäuerin ihren Schinken angeschnitten und der Herr Confrater ein ansehnliches Stück davon zu sich genommen haben.

Rosimund.

Das erste Abenteuer eines Seemanns.

(Beschluß.)

Später erfuhr ich, daß, so Viele das Schiff auch fortsegeln gesehen, doch keiner daran gedacht habe, daß nicht die ganze Mannschaft an Bord sei. Alles war zu sehr mit seinen eigenen Geschäften befaßt, Jedermann wußte, daß der Ravensworth zum Abfahren bereit sei, und nur darüber wunderten sich Manche, warum der Capitain nicht lieber die nächste Morgenfluth abgewartet habe, um die Sandbank sicherer zu passiren. Mit

Anbruch des Tages wurde das Geheimniß offenbar, der Capitain war zurückgekehrt, hatte die Mannschaft am Ufer betrunken gefunden, das Schiff war fort, und keine Klagen in der Welt konnten es mehr zurückbringen.

Mein erstes Gefühl, als das Schiff an der gefährlichen Sandbank glücklich vorbei gekommen, war Freude, meinen grausamen Schiffsgenossen entronnen zu sein. Jetzt werden sie zürnen und toben und fluchen, aber ich bin, Gott sei Dank! außer dem Bereiche ihrer Macht. Ich werde genug zu essen und zu trinken haben, und ich und die Katze werden auf dieser Fahrt Freunde bleiben. Ich ging in die Kajüte des Capitains, machte etwas Grog, trank auf meine eigene, auf Englands, auf des guten Schiffs Ravensworth, auf der Stadt Newcastle Gesundheit, und mit jedem Toast lustiger werdend, füllte ich endlich auch ein Glas zu Ehren meiner Mutter.

Meine Mutter! Dieses einzige machte mich nüchtern wie durch einen Zauber. Niemand kann ahnen, wie furchtbar es in dem dunklen, stillen Schiffe klang. Urplötzlich fühlte ich die ganze Verlassenheit, die Gefahr, das Schreckliche meiner Lage. Meine Mutter! Jetzt weinte sie um mich, was aber wird sie Morgen sagen, wenn sie hört, daß ich allein in die unermeßliche See hinausgetrieben worden bin! Lang und lang wird sie in dieselbe hinausstarren, und Jahre werden vielleicht vergehen, ehe die salzigen Wogen ein Bret, oder eine Tonne heranrollen, um die stummen Erzähler des Unterganges des guten Schiffs Ravensworth zu sein.

Diese und ähnliche Gedanken quälten mich, nachdem ich den Namen Mutter ausgesprochen hatte, und das Schweigen im Schiff mir schwer auf die Seele gefallen war. Ich warf mich zur Erde, und weinte und schluchzte mit all der bittern Wehmuth, die nur Kinder fühlen können, wenn sie befürchten, ihre Aeltern nie wieder zu sehen. Vor Müdigkeit und in Folge der genossenen geistigen Getränke, schlief ich endlich weinend ein.

Als ich erwachte und mir meiner Lage bewußt wurde, lief ich auf das Verdeck, um mich umzusehen. Ich war froh, daß der frische Westwind noch immer bließ, und mich vom Lande abtrieb, denn ich begriff sehr wohl, daß mir nichts Schlimmeres wiederfahren konnte, als zurück an die felsigen Küsten von Northumberland oder Yorkshire getrieben zu werden. Meine letzte Hoffnung war, einem Schiffe von Holland oder aus der Ostsee zu begegnen, und so blickte ich denn ängstlich nach allen Richtungen, aber auf der ganzen hellen Linie des Horizontes war kein Segel zu sehen. Der Ocean war grau, der Himmel heiter, der Morgenstern flimmerte, die Wolken wogten vor einander her, gleichsam um der Sonne Platz zu machen, und ein frischer Wind bließ über die Gewässer. So lange der Mundvorrath dauerte, und ich auf hoher See wäre, dachte ich, bist du sicher, und durch diesen Gedanken etwas beruhigt, sah ich mich nach einem Frühstück um.

Drei Wochen lang befand ich mich auf der Nordsee, ohne ein anderes Schiff als das meinige, oder irgend eine lebende Seele zu sehen. Lebende Geschöpfe allerdings sah ich genug, Schaaren von Fischen umgaben das Schiff, und zuweilen folgten demselben zwei oder drei große den ganzen Tag nach. Zuweilen dachte ich, sie harrten auf mich, und da starrte ich in die großen Wogen, die sich ringsum wie Mauern erhoben, und fragte, was kann wohl hindern, daß mich das Meer verschlingt, und diese hungrigen Ungeheuer mich verzehren? Ich betete, und fühlte zum ersten Male die Kraft des Gebetes des Herrn, das mich meine Mutter gelehrt, ich aber halb vergessen hatte.

Um meine Geschichte kurz zu machen: nachdem ich drei Wochen zur See gewesen, erblickte ich, als ich eines Morgens auf das Verdeck empor stieg, — Land. Ja, deutlich sah ich in westlicher Richtung, ebenes, niederes Land. Ich dankte Gott aus den Tiefen meiner Seele, und zog mit zitternder Hand ein Nothsignal auf. Bald darnach ruderte ein Fischerboot heran, und als ich wieder Antlitz und Gestalt von Menschen ansichtig wurde, und ihren Zuruf hörte, überwältigte mich die Freude so sehr, daß ich beinahe über Bord gesprungen und auf sie zugeschwommen wäre. Wie ich ihre blauen Mützen und Beinkleider bemerkte, wußte ich, daß es Holländer seien — ich befand mich sonach auf der Westküste von Holland.

Die Weiber der Fischer empfingen mich mit unbeschreiblicher Theilnahme. Zwar konnten sie kein Wort verstehen von dem, was ich sagte, allein sie küßten mich, und gaben mir zu essen, und trockneten mir die Thränen vom Antlitz. Meine Geschichte wurde bald allgemein bekannt. Ein Herr in Harlem schrieb alsogleich an die Schiffseigenthümer, um ihnen von dem Schicksale ihres Schiffes Nachricht zu geben, und bald darauf wurde ich zu meiner Mutter zurück gesendet, glücklich wie ein König, die Taschen voll Geld, um meine wunderbare Geschichte zu erzählen, und in Newcastle als der Held des Tages zu glänzen.

Das war nicht Alles. Mein Abenteuer hatte die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, und war die Ursache meines ganzen späteren Glücks, denn viele von den Freunden, die ich damals gewann, sind es bis jetzt geblieben, und das Wort Freund hat in Nordengland noch etwas zu bedeuten.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im September 1831.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Charakter ist es, welcher die Gesellschaft im Lincke'schen Bade bezeichnet, deren bürgerlicher Standpunkt im Allgemeinen sich vielleicht um einen Grad höher versteigt, aus diesem Grunde aber auch schon einen Anstrich des höfischen, ceremoniellen Tones hat und daher jener angenehmen Freiheit entbehrt, welche man in der großen Gartenwirthschaft vorherrschend findet. Im Sommer, wo die Nähe des Badetheaters viele Leute, mithin ein gemischteres Publikum nach der Linkeschen Wirthschaft zieht, findet man diesen Zwang in der Conversation etwas gemildert. — Für Freunde der schönen Natur sind besonders einige Weinberge an der Elbe, als: der bekannte Findlater'sche, die sogenannte Saloppe, Prinz Friedrich's Weinberg u. s. w. stehende Artikel geworden; die vorletzterwähnte Wirthschaft verbindet mit ihrer köstlichen Lage und Aussicht auch noch den Reiz des Idyllischen, indem es dort Sitte geworden ist, Abends ein Gericht Kartoffeln einzunehmen, welche hier in beispielloser Menge selbst von Personen aus den höhern Ständen verthan werden. Nicht minder bildet auch die Brühl'sche Terrasse in den Sommerabenden ein freundliches Asyl, wo man sich nach dem Theater zusammenfindet, einige Tassen Thee oder ein gutes Abendessen genießt, und, sinnbelebt durch das stattfindende Concert, sich in das himmlisch-schöne Abendbild versenkt, welches die Elbe und deren üppige Umgebung vor unsern Blicken entwirft. In diesem Sommer hatte sich ein neues Eldorado für das promenirende Publikum gebildet, das sogenannte „Waldschlößchen," ein an der Bautzner Straße, halb im Dickigt verstecktes Grundstück, dessen romantische Lage ziemlich viel Gäste anzieht, sich bis jetzt aber noch nicht gerade zu einer Wirthschaft von Ruf, geschweige von Berühmtheit erheben konnte. Nicht unerwähnt darf ich einige öffentliche Orte innerhalb der Stadt lassen, welche — weil sie dem Schauspielhause nahe, nämlich in dem sogenannten „italienischen Dörfchen," einem mehrere kleine Häuser umfassenden Distrikte, liegen — besonders den Theaterbesuchern, nach beendigtem Schauspiele, eine Zuflucht gewähren, wo man ein eben so billiges als schmackhaftes Abendessen einnimmt und obendrein den Vortheil einer ausgewählten, äußerst heiteren Gesellschaft vorfindet. Die beiden besuchtesten dieser Wirthschaften sind die von Mark und Wokurka, welcher Letztere ein sehr geräumiges und elegantes Local innerhalb der von Calberla erbauten Zuckersiederei besitzt und sich eines zahlreichen Zuspruchs erfreut. Noch hat sich in unserm schönen Plauenschen Grunde, welcher Freunden der Natur und besonders Malern einen seltenen Formenreichthum bietet, ein neuer Lustort gebildet; es ist dieß die beinahe ultraromantisch gelegene „Grassi's (des berühmten Malers) Villa," welche von ihrem ehemaligen Besitzer und Gründer verkauft und neuerlich zu einer Wirthschaft umgestaltet worden ist, die, schon um ihrer Lage willen, viele Besucher zählt.

Der Sehenswürdigkeiten haben sich jetzt eine Menge zu gleicher Zeit in unsere Stadt gedrängt; unter diesen verdient „Enslen's" malerische Reise im Zimmer, welche uns hinter Vergrößerungs-Gläsern Ansichten der merkwürdigsten Städte und Plätze in natürlicher Größe bringt, vorzugsweise erwähnt zu werden. Die optische Täuschung ist auf's Höchste gesteigert und kommt der Natur oft beinahe völlig gleich. Am meisten ist die Klarheit des Aethers, die schimmernde Durchsichtigkeit der Gewässer zu bewundern. Die Ansichten von Neapel, Pompeji und dem Colosseum zu Rom ziehen am meisten an; auch das Innere des Praters zu Wien nach der Jägerzeil hin, hat mich — obgleich es vielleicht unter den übrigen Veduta's am wenigsten gelungen zu nennen war — aus alter Bekanntschaft sehr angesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Ein pedantischer Gelehrter ist im Stande, fünf Jahre an der Uebersetzung und an der Erreichung der Schönheiten eines Gedichtes zu arbeiten, das viel schlechter ist, als er es selbst in fünf Wochen verabfassen könnte. Es gibt Schriftsteller, die den ganzen Ruhm eines Genies dem Ruhme der Gelehrsamkeit aufzuopfern wünschen.

Sich täglich bestreben, seinen Geist durch Gelehrsamkeit und Philosophie zu befestigen, ist eben nicht mehr, als so viel auf Rüstung zu verwenden, daß nichts zu vertheidigen übrig bleibt.

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 225. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 21. September. 1831.

Omar und Fatime.

Ein Liederzyklus nach einem türkischen Dichter.*)

1.

Omar's Lied von Fatime.

Was ist schön wie heller Sonnen-Schimmer,
Was ist lieblich wie des Morgens Pracht,
Wenn er aufwacht aus dem Arm der Nacht,
Rosig lächelnd in die Wolkentrümmer?

Was ist mild wie sanfter Sterne Winken,
Wenn des Tages Feuerauge sank,
Alle Wesen den balsam'schen Trank
Aus des Thaues Labekelche trinken?

Was ist hold wie Frühlingskeim der Rose,
Wie der Blumen düftereicher Kranz,
Wenn im Lenz sie im wollüst'gen Tanz
Lieblich hüpfen aus der Mutter Schooße? —

Sie, nur sie! denn Sterne, Sonnen schimmern,
Blumen blühen, wenn ihr Auge lacht,
Es erhellt ihr Blick des Lebens Nacht,
Stillt allmächtig der Verzweiflung Wimmern.

2.

Fatime's Entzücken.

Horch, was regt sich dort im Blüthenhaine? —
Wohl das Reh ist's, das in Blättern rauscht?
Nicht das Reh ist's — das ist Omar's Stimme,
Der im Dunkel der Orangen lauscht.
Omar, Wonne
Meines Lebens,
Omar, Sonne
Meines Strebens,
Bist Du nah? —

Horch, die Nachtigall beginnt die Lieder,
Wo der Mond durch die Platanen dringt —
Nicht die Nachtigall — es sind die Lieder
Omar's, der zum Feuerkusse winkt.
Omar, Wonne
Meines Lebens,
Omar, Sonne
Meines Strebens,
Bist Du nah? —

Horch, der Kukuk ruft in sanften Tönen,
Leise, leise wie die Sommerluft. —
Nicht der Kukuk — das ist Omar's Stimme,
Der zu seligem Genuß mich ruft.
Omar, Wonne
Meines Lebens,
Omar, Sonne
Meines Strebens,
Du bist da! —

(Beschluß folgt.)

*) Sollte es vielleicht manchen Leser befremden, daß ihn aus diesen Liedern nicht jene heiße Gluth anhaucht, welche nach seiner Meinung den Produkten eines so warmen Himmels eigen sein muß, so wird er um so nachsichtiger sein müssen, als nicht nur die nordische Sprache an und für sich jene Hitze mildern mußte, sondern es auch dem Uebersetzer nicht vergönnt war, aus der Quelle, sondern nur aus einer französischen, sehr unvollkommenen Uebertragung zu schöpfen. Der Dichter dieser Lieder gehört übrigens zu den ausgezeichnetsten der blühendsten Periode der türkischen Literatur.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

13.

Feodosiens Kammermädchen trat ein; aus dem Schlafe geschreckt hatte sie sich kaum Zeit genommen, nen Mantel um ihre Schultern zu werfen. Sie frug

ihre Herrin, was sie befehle. — Ich habe einen — mich erschreckenden Traum gehabt, erwiederte diese; mir wird bange in diesen unheimlich weiten Sälen, Du sollst bei mir bleiben; hole Dein Lager herüber, und bereite es Dir hier auf einem der Divan's.

Das Mädchen entfernte sich; unterdessen untersuchte Feodosia die getäfelte Wand; da jedoch Alles in maurischem Geschmacke gearbeitet war, — zwischen schmalen Pilastern sich überall gleich bleibende Fächer befanden, so konnte sie nirgends die verborgene Thür entdecken; auch blieb ihr wenig Zeit, denn bald kehrte jene mit ihren Decken zurück, und Feodosia, um nicht Aufsehen zu erregen, mußte von ihren Forschungen abstehen. —

Der Morgen röthete die Gipfel der Hügel, welche das Thal umkränzten, das in dem Baktschisaray liegt, und alle seine Strahlen schmückten das Gemach, in welchem Feodosia vom Schlummer so eben erwachte.

In blendendem Feuer schien die Hauptwand zu stehen. Tausend blitzenden Diamanten gleich, funkelten die geschliffenen Steine, mit denen die bunten Scheiben eingefaßt waren; in einem milden Lichte schimmerten die farbigen Gläser selbst, die lieblichste Vereinigung von Glanz und Zartheit.

Ueberrascht durch den wunderschönen Anblick weilte Feodosiens Auge auf dem glänzenden Bilde; dann öffnete sie die Flügel eines Fensters und legte sich hinaus, um mit offener Brust und offenen Sinnen all' die Frische des jugendlichen Morgens, all' seine Lieblichkeit und Stärke einzusaugen. So freundlich war ihre Stimmung dadurch geworden, daß sie bei ihrem Zusammentreffen mit Sidin ihm nicht ein zürnendes Wort sagen konnte. —

Der Fürst hörte nun die Klagen und Beschwerden, welche die Bewohner der Umgegend vorzubringen hatten, an; die Chefs der Polizei und der übrigen Behörden waren zu ihm berufen, um Recht zu sprechen, Mißbräuche abzustellen, oder dieß wenigstens zu versprechen; unterdessen sah sich Feodosia, geführt von Sidin, die übrigen Merkwürdigkeiten des Chan-Palastes an. Er zeigte ihr den weitläufigen Harem, in welchem die ersten Jahre seiner Jugend verflossen waren, in welchem sonst die Opfer orientalischer Liebe geschmachtet hatten, zeigte ihr die Moschée, welche sie jedoch nicht betreten durfte, (als Weib, dem der Eintritt versagt ist), führte sie dann auf die den Palast auf zwei Seiten umgebenden Terrassen, welche sich bis zu den Gipfeln der Berge erhoben, und von denen sehr zierlich und malerisch kleine Wasserfälle, theils durch Röhren geleitete springende Wasserstrahlen, sich dem Flußbette zu ergossen. Leitungen führten es von hier zur Stadt, und diese Aquädukte verdienten dem Sultan Kerim Gheray den Namen eines Quell's der Wüste, weil er durch dieselben die, sehr oft an Wasser Mangel leidende, Stadt reichlich versah.

Von der obersten Terrasse sah Feodosia einen nahe gelegenen Hügel, auf dessen Kuppe sich eine schöne Rotunde erhob. Sidin nannte diese ein Mausoleum der schönen Potozka, welche der Sultan Kerim Gheray aus Polen geraubt hatte. Sie war so schön, daß sie durch ihre Reize und durch ihren glänzenden Verstand den Sultan gänzlich in ihre Gewalt bekam, ihn vermochte, seinen Harem abzuschaffen, seine Hämmerlinge zu verabschieden, ihr alle erdenkliche Freiheit zu gestatten, und überhaupt auf einem mehr europäischen als asiatischen Fuß zu leben. Doch nicht lange waltete die reizende Polin, welche das Land als seinen guten Engel zu betrachten gelernt hatte; schon am frühen Morgen verwelkte die schöne Paradieses-Blume, und der unglückliche Sultan suchte Trost darin, der verlornen Geliebten ein prächtiges Denkmal zu errichten, in dessen Innerem er die übrige Zeit seines Lebens zubrachte. —

14.

Noch ehe der Mittag herankam, setzte sich der Zug der Reisenden in Bewegung. Durch ruinenreiche Gegenden ging es, vorbei an Obelisken, Mauern mit Zinnen, an einzeln stehenden Thürmen — an ungeheuren Pyramiden, wahrscheinlich Grabmäler Kimerischer Heerführer, vorbei an eingefallenen Gewölben und Palästen ging es nach der berühmten Judenfestung Tschufut Kale.

Der Weg führte bergan — himmelhoch bergan; auf halbem Wege mußte man die Pferde verlassen und zu Fuße weiter steigen. Eine — in den Felsen gehauene Treppe führte zu einem Kloster, dessen Hauptkirche in den Felsen gehauen ist. Grausenerregend war ein Balkon, welcher von der Kirche aus über einen fürchterlichen Abgrund hinausragt, und eben so schrecklich ist die Wohnung des griechischen Diaconus; ein hölzerner Vogelbauer, aus dem Felsen geschoben, hängt es über der senkrechten Wand des Abgrundes, jeden Augenblick zum Sturze bereit — doch fest genug, den Stürmen und Orkanen zu trotzen, welche es wohl schütteln, aber nicht herabbrechen können. —

Philemon und Baucis — ein steinalter griechischer Priester und dessen eben so alte Frau bewohnten dasselbe. Gastfreundlich, wie jene Bewirther des allmächtigen Zeus und des schönen Sohnes der Maja, setzten sie den Ankömmlingen Früchte vor, die ein Gärtchen am Fuße des Berges, neben dem Friedhof, welches sie mit eigener Hand bearbeiteten, ihnen bot, der Fruchtkorb war ein Scherben einer — vielleicht zwei tausend Jahre alten Vase. Das ehrliche alte Paar kannte das Gold, welches der Gouverneur ihnen gab, nicht; sie hatten kein Bedürfniß, welches nicht durch das Gärtchen und durch fromme Pilger befriediget wurde, sie hatten keinen Wunsch als den — bald mit einander neben ihrem Garten zu ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reiseskizzen.

Es war an einem schönen Herbstabende, als ich, nach einer mehrtägigen Wanderung auf der herrlichen Insel Rügen, an der Fähre stand — vor mir die Stadt Stralsund mit ihren drei hohen Thürmen, welche hinter einem Mastenwalde und aus einer Menge von Häusern mit spitzen Dächern und gothisch verzierten hohen Giebeln, so majestätisch, von der Abendröthe so scharf gezeichnet, hervorragten. Die große, sanft bewegte Wasserfläche, hin und wieder mit einem langsam dahin ziehenden Segel bedeckt — die Seeschiffe von verschiedenen Größen und Formen, welche dicht an der Stadt vor Anker lagen, und durch ihre Flaggen die verschiedenen Nationen zeigten, denen sie angehörten — die sich in blauer Ferne verlierenden Ufer, beleuchtet von der untergehenden Sonne, es war ein ungemein schöner Anblick. — Es ist überhaupt Schade, daß man fast alle Tage das herrliche Schauspiel der untergehenden Sonne genießen kann; welch' ungeheuren Reiz würde es haben, wenn es nur selten, vielleicht alle Jahre einmal zu schauen wäre.

Eine ungetrübte Heiterkeit, ein so wohlthuendes Gefühl der Befriedigung, hatte sich meiner bemächtigt, seitdem ich in Putbus vom Stettiner Dampfschiffe stieg, und zu Fuß die einzelnen Parthieen der reizenden Insel besuchte.

Am heutigen Morgen hatte ich den Rugard bei Bergen bestiegen, auf dem man die herrliche Aussicht nach Stralsund, Greifswalde und Wolgast, und wieder eine Uebersicht fast der ganzen Insel hat, welche vorzüglich schön ist wegen der steten Abwechselung von Wasser und Land, der vielen waldbedeckten Hügel, und der zerstreut umher liegenden Edelhöfe.

Nachdem ich im Städtchen Bergen — welches ebenfalls sehr schön auf einer Anhöhe liegt, und von den meisten Punkten der Insel aus gesehen werden kann — im Gasthaus „zum Rathskeller" eine nothwendige Stärkung in Speise und Trank eingenommen, und von der angenehmen freundlichen Wirthin, einer jungen Witwe, Abschied genommen hatte, machte ich mich auf den Weg nach der drei Meilen entfernten Fähre. Hier nahm ich mit einem recht wehmüthigen Gefühl auf lange, vielleicht auf immer, von der geliebten Insel Abschied, und stieg in ein großes Boot, welches mich nebst einigen andern Reisenden nach Stralsund bringen sollte. —

Nach kurzer Fahrt landeten wir; ich kam durch's Fährthor in die Stadt, und ging die Fährstraße hinauf; auf dem kleinen unregelmäßigen Platze, da wo der sogenannte Schills-Brunnen steht, machte ich einen kurzen Halt.

Hier war es, wo der kühne tapfere Major Schill erschossen wurde; — an der Spitze seiner wilden Schaar wor er durch's Knieperthor eingedrungen, dort aus jenem Gäßchen waren sie gekommen — ein Paar Schritte noch, und eine feindliche Kugel setzte dem thatenreichen Leben des unerschrockenen Mannes ein Ziel. — Es steht kein Denkmal auf dem Platze, und doch wird sicher nicht das Andenken an Schill aufhören, wenn auch längst das Holz der Brunnenröhren verfault ist. —

Glücklich frug ich mich bis in den Gasthof „Stadt Barth," dessen Wirth ich vor einigen Tagen in Putbus kennen gelernt hatte, wo ich einen sehr vergnügten Abend unter einer frohen Gesellschaft zubrachte, welche sich aus der Nachbarschaft hier zusammengefunden hatte, und dem Fremden mit Freundlichkeit und Herzlichkeit entgegenkommend, mir einen Platz in ihrem Kreise gönnte. Das zutrauliche Benehmen hatte mich sehr erfreut, und fern von der Heimath und allen Bekannten wahrhaft erquickt; gern schloß ich mich an jene lieben Menschen an, welche jedoch leider sich noch in derselben Nacht wieder trennten, und ein Jeder nach seiner Heimath eilte. Unter ihnen war Herr E. aus Stralsund gewesen, welcher, da er hörte, wie ich in einigen Tagen daselbst eintreffen wollte, mir seine Adresse gab, und sich mit freundlicher Bereitwilligkeit zu einem Cicerone erbot. Erst im Boot bei der Ueberfahrt hatte ich auf mein Befragen von einem Stralsunder Kaufmann erfahren, daß E. Eigenthümer des Gasthofes zur Stadt Barth sei. Sogleich beschloß ich, jedenfalls daselbst zu logiren.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im September 1831.

(Fortsetzung.)

Nächstdem zieht eine große Wachsfiguren-Sammlung, bekannt unter dem Titel des „Lion'schen Kunstkabinettes," die Aufmerksamkeit der Schaulustigen an. Sie enthält einiges Gute, vieles Mittelmäßige und manches Schlechte. Interessant war es uns, darin ein angeblich nach der Natur angefertigtes Wachsbild der berüchtigten Giftmischerin Timm, geb. Gottfried, über deren Leben und Charakter der Planet so treffliche Notizen brachte, zu finden, in dem Zustande, wie sie im Kerker zu Bremen gesessen haben soll. Von der ehemaligen Schönheit dieses furchtbaren Weibes sind an dieser Figur keine Spuren mehr vorhanden, vielleicht daß Kerkerluft und wilder Seelengram sie zu

vernichten hinreichend waren. Wohl aber traten uns aus dem seltsam geformten Bau des Kopfes und Gesichtes wunderliche Züge entgegen, die wie auf eine wollüstige Mordbegierde schließen lassen und den Beschauer mit unheimlichem Grauen packen. Die Gruppen, wie z. B. Napoleon's Krönung, seine Leichenschau auf St. Helena, Don Carlos Liebesgeständniß an seine Stiefmutter, eine Räuberthat Fra Diavolo's ꝛc. sind in Stellung und Anordnung größtentheils steif, ungeschickt oder manierirt, obschon die Köpfe einiger Figuren, besonders das Gesicht der schönen, durch Fra Diavolo ermordeten Gräfin, ausdrucksvoll und ergreifend sind. Eine einzige Gruppe zeichnet sich auch rücksichtlich ihrer Anordnung und ihres lebendigen Charakters vortheilhaft vor den übrigen aus; es ist dieß eine goldne Hochzeit, deren Gäste fast sämmtlich im Zustande eines leichten Rausches aufgefaßt und mit vielem Glücke hingestellt worden sind, besonders lebenvoll ist der Ausdruck der Spieler, und eben so natürlich als reizend der Kopf eines schlummernd in den Stuhl zurückgesunkenen lieblichen Mädchens, dessen üppige Gestalt ein fratzenhafter Kapuziner mit begehrlichen, heimlichen Blicken mustert. —

Die dießjährige Kunstausstellung hat manches Werthvolle, natürlich auch vieles Alltägliche und Gewöhnliche gebracht, was bei einer so bedeutenden Concurrenz Beides leicht erklärlich ist. Ein Meisterstück hat wiederum Prof. Einsle in Wien, welcher bereits im vorigen Jahre uns ein herrliches Gemälde einsandte, beigesteuert, nämlich einen Amor, welcher hinter einer Atlasgardine hervor den Bogen anlegt und aus dem Gemälde heraus nach dem Beschauer zielt. Außer der Gestalt des Liebesgottes selbst, ist die Atlasgardine, deren Glanz und Faltenwurf die höchste Täuschung bezweckt, ein seltenes Kunstwerk. Nächstdem haben uns mehrere Gemälde vom Professor Tischbein in Bückeburg lebhaft angesprochen; darunter besonders ein Türke, von Sclavinnen bedient, als ein Bild von außerordentlichem Farbenzauber; ingleichen ein invalider Grenadier der alten Garde und eine Moreotin, welche auf der Flucht vor Türken, ihren nahen Verfolgern nicht anders zu entgehen weiß, als daß sie sich nebst ihrem Knaben in das Meer wirft, ein Bild voll lebendiger Handlung und ergreifendem Ausdrucke. Unter den Landschaften sind zwei Gemälde von Traug. Faber, das eine, die Mühle im Rabenauer Thale, das andere, das Dorf Mükten an der Elbe vorstellend, außerordentlich lieblich und stehen den ebenfalls vortrefflichen, schon dem Gegenstande nach großartigern Landschaften unsers Dahl in ihrer Art nicht nach. Einige Seeparthieen von Goldstein sind mit schroffer Wahrheit behandelt und imponiren, ohne zu reizen. Noch verdienen ländliche Scenen von Hantzsch, mehrere Charakterbilder von Petzl, ein größeres Gemälde von K. Peschel, der „Verkauf Josephs," ingleichen der „alte Invalid" von Georgi ꝛc. ehrenvolle Erwähnung.

An Neuigkeiten und Stadtgeschichten hat es uns ebenfalls nicht gefehlt, nur läßt sich diesen leider immer weniger Gutes nachsagen, als den Erzeugnissen der Kunst. Ein bei dem Paßbüreau angestellter junger Mann, den man bei Besetzung einer vortheilhaftern Stelle, als die seinige war, übergangen hatte, empfand diese, wie man sagt, unverschuldete Hintansetzung so bitter, daß er den Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen, und, wie seine Freunde und Verwandten auch wahrgenommen haben sollen, einige Wochen mit diesem Plane schwanger ging. Als ein Lebemann, stürzte er sich — da das eben stattfindende Vogelschießen ihm die beste Gelegenheit hierzu bot — noch einmal in den Strudel der Zerstreuungen, am andern Morgen aber begab er sich zeitiger, als alle Uebrigen, nach seinem Büreau, setzte sich dort auf den Stuhl dessen, den man ihm vorgezogen, und schoß sich mit einem scharfgeladenen Pistol dermaßen durch den Leib, daß er sich in wenigen Minuten verblutete.

Außerordentliche Sensation erregte ein seit längerer Zeit leise umhergetragenes, und jetzt mit einem Male sich verwirklichendes Gerücht, nämlich die ausbrechende Insolvenz der hiesigen Hilscher'schen Buchhandlung, eines der ältesten Häuser dieser Art in Deutschland. Zwar ist durch Uebereinkunft der Gläubiger der Ausbruch des förmlichen Bankerotts hintertrieben und ein Sequester eingesetzt worden, unter dessen Aufsicht und Berechnung das Geschäft fortgeht, und so glaubt man, daß, unter günstigen Verhältnissen, nach Verlauf von Jahren das Gleichgewicht vielleicht wieder herzustellen sein werde. Der früher in den Verlagsangelegenheiten dieser Handlung lebhaft betheiligte Herr Hofrath Philippi, Herausgeber des Merkur, welcher durch allmäliges Einwerfen bedeutender Capitale in das Geschäft, endlich förmlicher Associé desselben geworden war, hat sich durch die erlittene starke Einbuße verleiten lassen, eine geharnischte Brochüre gegen seinen Compagnon in das Publikum zu bringen. Später — wo über die Verhältnisse der Handlung und ihrer beiden Führer sich wahrscheinlich etwas Näheres ergeben haben wird — wollen auch wir weitläufiger darüber sprechen, da die Sache nicht ohne Interesse zu sein scheint.

Kürzlich war der bekannte Bühnenkünstler und Bühnendichter Ferdinand Raimund auf einige Tage hier anwesend. Es war uns um so interessanter, diesen Mann persönlich kennen zu lernen, da der Planet durch seine anziehenden Aufschlüsse über denselben, welche die Meynert'schen „Charakterskizzen aus Wien" und die spätern biographischen Notizen aus einer andern Feder gaben, unsere Aufmerksamkeit für ihn doppelt rege gemacht hatten.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 226. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 22. September. 1831.

Omar und Fatime.

(Beschluß.)

3.

Omar's Abschied und Fatime's Schmerz.

Deine Wange, Liebchen, ist erbleicht,
Deine Haare, Mädchen, sind entkränzt,
Um die Lippe zuckt ein dumpfer Schmerz,
Wie ein Blitz im Bache wiederglänzt.

Deine Augen haben sich verhüllt,
Deine Lippe schweigt erbebend still,
Deine Lippe, die sonst lispelnd mich
Zu den sel'gen Sternen tragen will. —

Omar, ziehe nicht in Schlacht und Tod,
Mord', o morde nicht das eigne Glück,
Omar, ach! mir graut schon bei dem Wort:
Mein Geliebter kehret nie zurück! —

Kann ich lächeln wie des Himmels Blau?
Kann ich stimmen in der Freude Sang?
Kann ich's, kann ich's? — Auch die Nachtigall
Sänge nicht beim Weltenuntergang. —

4.

Omar's Tod.

Bringt kein Schiffer eine heitre Kunde?
Viele Wimpel flattern um den Strand;
Kommt kein Wandrer? Alle frag' ich bebend
Nach dem Liebsten in der Feinde Land.

Kommt kein Bote aus dem fernen Reiche,
Der mir Omar's Gruß entgegenlacht?
Bringt mir Keiner Kunde, die mich sel'ger,
Als des Paradieses Huri macht? —

Bote komm' ich aus dem Reich der Ferne,
Deinen Liebsten traf ein Christenstahl,
Unbeweint in unwirthbarem Lande
Deckt den Herrlichen ein ärmlich Mal.

Winter.*)

Unter welchen Vorbedingungen können Auswanderungen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ohne Vermessenheit versucht werden?

(Beschluß.)

Schreiben des Herrn Dr. G. D. Cooper in West-Chester an Herrn Schmidt.

. . . . . Es sieht zu vermuthen, daß vielleicht die meisten Auswanderer Leute von nicht bedeutendem Vermögen sind. Denen nun von geringen oder gar keinen Mitteln sind die längst bebauten Gegenden der vereinigten Staaten gar nicht angemessen, weil Ländereien hier theuer und Arbeiter nicht gesucht sind. Ihr Augenmerk muß auf die Gegenden gerichtet sein, die sich jetzt von den bebauten Staaten Amerika's und von Europa aus bevölkern, nämlich: Ohio, Teneſſee, Indiana, Louiſiana, Michigan, North-West, Illinois, Miſſouri und Miſſiſippi.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein warmes Klima sich mit Leuten nicht verträgt, die in einem kalten geboren und erzogen sind. Aus dem Grunde ziehen wenige Amerikaner der nördlichen und östlichen Staaten in südliche, aber wohl in westliche, indem sie in demselben Grade der Breite bleiben, in welchem sie wohn-

---

*) Der Herr Verfasser wird durch ähnliche Beiträge uns stets zu Dank verpflichten. D. R.

ten, und Wenige gehen südlich bis zum 37sten Grade. Allen, die aus der Schweiz und dem südlichen Deutschland zu uns ziehen, würde ich deswegen anrathen, sich nicht südlich im 37sten, noch nördlich im 42sten Grade niederzulassen. Nicht südlich, weil das Klima ihrer Gesundheit schaden möchte; nicht nördlich, weil für einen vortheilhaften Ackerbau die Winter zu kalt und zu lang sind. Der Auswanderer würde also, bei Ausschließung aller südlichen Länder unter dem 37sten Grade, als zu warmer, und aller nördlichen unter dem 42sten, als zu kalter Gegenden, natürlich auf die Staaten Ohio und Indiana, und den Theil der Länder am Missouri und Illinois, der zwischen dem 37sten und 42sten Grade liegt, sein Augenmerk richten.

Ich bin eben von einer Reise in jenen Gegenden zurückgekehrt, und gebe theils aus eigener Beobachtung, theils aus den besten Nachrichten, die ich sammeln konnte, den Ländern am Missouri einen entschiedenen Vorzug. In dem Staate am Ohio sind die Ländereien erster und zweiter Klasse schon alle besetzt, und können nur um einen hohen Preis erlangt werden, welches auch zum Theil in Indiana und Illinois der Fall ist. Wo es nicht so ist, steht die Gegend als ungesund in üblem Rufe. Im nördlichen Theile eben genannter Länder gibt es jedoch Land von fruchtbarem Boden, mit schönem Bauholze, vortrefflichem Wasser und von gesunder Lage, unübertreffbar von einem in der westlichen Gegend; allein es ist noch nicht verkäuflich, da die Indianer Anspruch darauf machen und es ungewiß ist, wann unsere Regierung sich mit ihnen darüber abfinden wird.

Das Missouri-Gebiet enthält jetzt ungefähr 40 — 45 tausend Menschen mit Ausschluß der Indianer und ist von großem Umfang. Der Theil, den ich den Auswanderern anempfehlen möchte, liegt zwischen dem 38sten und 42sten Grade, an oder nahe bei den Flüssen Missouri und Mississippi. Die Winter dauern daselbst vier Monate im Jahre, sind klar, offen und nicht sehr kalt, haben wenig Schnee und nicht viel Regen; das Wasser ist gut, der Boden vortrefflich, das Klima gesund und den verschiedenen Getreidearten, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und türkischem Weizen sehr günstig. Bauholz ist an manchen Oertern rar und Brennholz vielleicht nicht hinreichend; dieser Mangel aber wird durch einen Ueberfluß sehr guter Steinkohlen wieder ersetzt. Der weite Umfang freien Landes macht, daß es, besonders für Auswanderer mit geringem Kapital sehr passend ist. Denn in holzreichen Gegenden übersteigt die Ausgabe zur Aufräumung des Landes das erste Kaufgeld bei Weitem. Alles, was hier der Ansiedler, nach Erbauung seiner Hütte zu thun hat, ist, einige Aecker einzuhägen und sogleich zum Pflügen zu schreiten. Auch können wenige Gegenden diese hier, in Ansehung der Viehzucht übertreffen; denn die Winter sind kurz, der Frühling tritt früh und der Winter spät ein. Im Winter füttert man das Vieh mit Heu, das aus wild wachsendem Grase gemacht wird, und im übrigen Theile des Jahres lebt und gedeiht es sehr wohl auf den Steppen. Wenn Sie auf die Charte dieses Landes sehen, werden Sie bemerken, daß der Strich, auf welchen ich ziele, vom Missouri bewässert wird, der von Westen kommt, gegen zwei tausend Meilen fortläuft und auf funfzehn hundert Meilen schiffbar ist. In den Missouri fallen verschiedene große Flüsse, z. B. der Osage, Kanses und la Plata, auf denen Boote mehrere hundert Meilen weit hinauffahren. Von Norden kommt der Mississippi, in welchen von Osten und Westen her unzählige Flüsse sich münden. Dieser Fluß ist in allen Jahreszeiten eine beträchtliche Strecke, jenseits der Mündung des Missouri nach Neu-Orleans zu, zur Schifffahrt hinlänglich tief, und nur zuweilen hier und da durch das aus nördlichern Gegenden herabgeschwemmte Eis gesperrt.

Bei einem Orte, Namens Boons-Lich, am Missouri 180 Meilen von seiner Mündung, gibt es eine Menge Salzquellen, aus denen schon jetzt Salz gewonnen wird. Die Salzquellen sind da und am Salt-River, der sich 70 — 80 Meilen oberhalb der Mündung des Missouri in den Mississippi ergießt, so zahlreich, daß für die ganze Gegend Salz genug und um billigen Preis gewonnen werden kann. Daß auch Steinsalz vorhanden, kann nicht bezweifelt werden; denn der Gouverneur Clark zeigte mir ein Stück von der Größe eines Eies, das ihm, wenn ich nicht irre, von einem Indischen Jäger geschenkt und an der Quelle eines der Flüsse, die in den Missouri fallen, gefunden worden. — Ich bin in Betreff des Salzes besonders umständlich gewesen, weil es unter den Bedürfnissen des Lebens einen, und zwar sehr wichtigen Artikel ausmacht, und es selbst in diesem Lande Leuten, die auf der östlichen Seite der Alleghany-Gebirge wohnen, nicht allgemein bekannt ist, wie leicht und wohlfeil es dort gewonnen werden kann. Dieses Gebiet ist auch reich an Mineralien, als: Blei, Eisen und Gyps.

Nachdem ich Ihnen nun den Theil der vereinigten Staaten angezeigt habe, in welchem, nach meiner Meinung, Auswanderer mit geringem und gar keinem Kapitale sich niederlassen sollten, fahre ich fort, die anderen Fragen Ihres Briefes im Einzelnen zu beantworten. Ganz unbemittelten Leuten einen Plan anzugeben, wie sie in dieses Land gelangen und sich bei ihrer Ankunft ihren Unterhalt sichern können, fällt mir schwer; jedoch will ich zu der Auswanderer Bedenken zwei Wege angeben. Der eine ist: sich bei ihrer Ankunft dahier auf eine bestimmte Zeit zu Diensten zu verbinden, und so die Kosten ihrer Ueberfahrt u. s. w. abzutragen, welches eine geraume Zeit unter den Deutschen Gebrauch gewesen ist. Solche Verbundene heißen hier Redemptioners (Loskäuflinge). Ein zweiter ist: daß die bemittelten Auswanderer, die keine Angehörigen haben, welche ihnen beim Aufräumen, Einhägen und Umackern helfen könnten, die Kosten der Unbemittelten tragen, und daß

die Letzteren die Ersteren mit ihrer Arbeit in einer bestimmten Zeit, nach Maßgabe der aufgelaufenen Reisekosten wieder bezahlen, welches, da die Bearbeiter unserer neuen Ländereien rar sind, für Bemittelte und Unbemittelte vortheilhaft sein würde.

Den Fabrikanten von Mousselinen und andern baumwollenen und leinenen Zeugen kann ich keine Aufmunterung geben, indem seit dem Frieden mit England ein solcher Zufluß von englischen und andern ausländischen Waaren auf unsern Märkten statt gefunden, daß fast alle unsere Wollen-, Baumwollen- und Leinwand-Fabriken eingehalten haben, und diejenigen, welche noch fortarbeiten, sich immer mehr einschränken. Es bilden sich zwar in allen unsern Staaten Gesellschaften zur Aufmunterung der Fabriken; welchen Erfolg sie aber haben werden, kann nur die Zeit lehren. Wenn sie indessen in irgend einem Theile der vereinigten Staaten emporkommen sollen, muß es im Missouri-Gebiete sein, wo die Lebensmittel wohlfeil sind, wo ein rohes Material (Baumwolle) hier nah zur Hand, und Klima und Boden dem Wachsthum eines andern (des Flachses) günstig ist. Alle unsere neuen Länder haben großen Mangel an Handwerkern, Schneidern, Zimmerleuten u. dgl., und dieß kommt daher, weil die hierher wandernden Handwerker mit ihrem Geschäfte in einigen Jahren so viel verdienen, daß sie Land kaufen und Bauern werden, indem der Bauernstand unabhängiger und in diesem Lande angesehener, als der Handwerksstand ist.

Im Ganzen würde ich allen Ausgewanderten rathen, öffentliche, d. h. den vereinigten Staaten gehörende Ländereien zu kaufen, weil sie oft unersetzbaren Verlust leiden können, wenn sie von einzelnen Personen kaufen, deren Anspruch und Eigenthumsrecht sich als ungegründet beweist, von der Regierung aber ihre Kaufsumme zurückerhalten, sobald der Anspruch streitig ist. Die Verkaufsweise öffentlicher Ländereien ist folgende: Unsere Regierung läßt den Landstrich, den sie verkaufen will, in Gebiete von 40,000 Ackern abmessen, diese Gebiete wieder in Abschnitte von 640, und in halbe Abschnitte von 320 Acker theilen. Sieben bis acht dieser Abschnitte können wieder in Viertels- und Achtels-Abschnitte getheilt werden. Die Zahl der ganzen und halben Abschnitte wird zur Zeit der Vermessung, von den Feldmessern, an den Ecken auf Bäume, oder in Ermangelung derselben auf Pfähle verzeichnet. Nach beendigter Vermessung läßt der Präsident der vereinigten Staaten das Land öffentlich versteigern. Einige der besten Abschnitte, besonders die, welche gute Mühlenplätze haben, werden in solchen Versteigerungen ziemlich hoch verkauft; der größte Theil jedoch bleibt, und kann nachher um den durch ein Gesetz festbestimmten Preis, d. i. zwei Dollars der Acker, von einigen Liebhabern erstanden werden. Der Kauflustige untersucht das Land, wählt sich einen Fleck, den er zu kaufen gedenkt, sieht nach der Zahl der ganzen oder halben Abschnitte auf den Eckbäumen oder Eckpfählen, geht zu einem im Gebiete wohnenden Officianten, dem Einnehmer der öffentlichen Gelder, und zahlt ihm, wenn der ganze oder halbe Abschnitt nicht schon verkauft ist, ein Viertel der Kaufsumme. Mit der vom Einnehmer erhaltenen Quittung geht er dann zum Registrator, der ebenfalls im Gebiete wohnt, und dieser trägt des Käufers Namen, den ganzen, halben, viertels oder achtels Abschnitt in ein dazu bestimmtes Buch und gibt ihm ein Certificat hierüber. Die übrigen Dreiviertel der Kaufsumme werde in drei Terminen von zwei, drei und vier Jahren und ohne Interessen bezahlt; nach fünf Jahren aber, von dem Datum des Certifikates an gerechnet, werden auf das Ganze, oder auf diejenigen Termingelder, die zur Zeit ihrer Zahlbarkeit noch unbezahlt waren, Zinsen zu sechs Procent gerechnet. Wird nach Verlauf dieser fünf Jahre das Ganze, oder irgend ein Rückstand, nicht bezahlt, so fällt das Land den vereinigten Staaten wieder anheim, und alle bis dahin bezahlten Gelder sind verfallen. Der Käufer kann auch zu der Zeit, da er das Land einschreiben läßt, die ganze Kaufsumme abtragen, in welchem Falle ihm auf drei Viertel der Summe acht Procent Abzug gut gethan werden.

Aus der Art, wie unsere öffentlichen Ländereien verkauft werden, können Sie sehen, daß Ausgewanderte aus den verschiedenen dortigen Bezirken sich entweder nahe beisammen, oder getrennt und einzeln niederlassen können. In letzterem Falle können sie sich die besten Landstücke aussuchen, und in dem ersteren kann Einer den Andern wechselseitig unterstützen; auch würden Handwerker, Schmiede, Zimmerleute, Wagner ꝛc. unter ihren eigenen Landsleuten sogleich Arbeit und Unterhalt finden; ihre Sprache und Sitten könnten beibehalten werden und Freunde und Verwandte nahe beisammen sein. Mehrere könnten zusammentreten, einen großen Strich Landes einzäunen und gemeinschaftlich oder in abgetheilten Bezirken bearbeiten; die Jungen, Alten und Schwächern könnten des Viehes warten, während die Stärkern das Feld baueten.

Der nächste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Auswandernden erfordert, ist der Hafen, in welchem er landen, und der Weg, den er nehmen muß, um das Missouri-Gebiet zu erreichen. Baltimore und Philadelphia sind die paßlichsten Häfen, der erste aber ist vorzüglicher, weil er beinahe hundert Meilen näher ist, als der zweite, und die Wege von da aus gleich gut sind. Hier nun kaufen die Reisenden Wagen und Pferde und einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, und ziehen dann ungefähr 230 Meilen weit westlich, nach Pittsburg, indem Männer und Weiber zu Fuße gehen, und Kinder, Bettzeug und Lebensmittel im Wagen fortgeschafft werden. Auf diese Art kann ein Wagen mit zwei Pferden für drei bis vier kleine Familien hinreichend sein. Zu Pittsburg kaufen sie sich Boote, die rund umher mit Geländern und Dächern versehen sind. Die Pferde befinden sich an einem Ende

in einer Absonderung, die Familien wohnen im übrigen Theile; die Wagengestelle sind auf den Dächern und die Räder an den Seiten der Boote befestigt. So schwimmen sie 900 bis 1000 Meilen *), ungefähr 50 bis 60 Meilen des Tags nach Maßgabe der Tiefe des Wassers den Fluß Ohio hinab bis nach Shawanee-Town im Illinois-Gebiet, wo sie landen, aussteigen und wieder zu Wagen bis zu ihrer letzten Bestimmung fortziehen. Ein Boot für drei bis vier Familien kostet 30 bis 35 Dollars, und der Preis steigt und fällt nach der größern oder geringern Nachfrage. Der Pflug, die Egge, der Karst, die Sense und Sichel sind, außer Wagen, Pferden oder Ochsen, die vornehmsten Artikel des Landmannes, und zu Baltimore oder Philadelphia wohlfeiler zu haben, als zu Hause oder zu Pittsburg oder in irgend einem Flecken am Ohio.

*) Daß, so oft hier Meilen vorkommen, von englischen Meilen die Rede ist, versteht sich wohl von selbst.

Im Falle die Auswandernden zahlreich sein sollten, möchte ich ihnen rathen, im Voraus einen Agenten hierher zu senden oder hier zu ernennen, der das Land untersuchte, einen Platz zu ihrer Anpflanzung wählte, die Ländereien für sie einschreiben ließe, einige Hütten baute, und zum Verzehren, Säen und Pflanzen einen Vorrath von Fleisch und Getreide anlegte. Dieß würde ihnen viel Zeit, Mühe und Kosten ersparen; denn der Ausgewanderte muß, ohne Agenten, Alles dieses bei seiner Ankunft nothwendig selbst thun, und noch außerdem Jemanden miethen, der mit dem Lande bekannt ist, um ihm fortzuhelfen. Während er nun dieß selbst thut, ist seine Familie großen Ausgaben unterworfen und, ohne Obdach, allem Wetter ausgesetzt, und er selbst verliert viele Zeit, die sonst auf andere Weise sehr vortheilhaft angewendet werden könnte.

Mit großer Hochachtung verbleibe ich der Ihrige

G. D. Cooper.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Dresden, im September 1831.

(Beschluß.)

Raimund war etwas unstät und zerstreut, bei alledem aber einfach und liebenswürdig; er unternahm während seines kurzen Aufenthaltes mit einigen Schauspielern kleine Ausflüge in die Umgegend, besuchte, in Gesellschaft seines kritischen Würdigers Meynert, unsere herrliche Gemälde-Gallerie, wo sich noch andere namhafte Männer, Hofrath Böttiger, Professor Matthäi ꝛc. an ihn anschlossen, und reiste dann seinem vorhabenden Gastspiele in Hamburg entgegen, über dessen Erfolg uns der so inhaltreiche Planet seiner Zeit hoffentlich auch eine erwünschte Nachricht geben wird.

Noch eine Neuigkeit ist, daß der hiesige Janus, welcher während der längern Abwesenheit seines Redacteur's bereits etwas zahm und flau zu werden begann, so daß ihm die Freunde pikanter Gerichte schon ein schmerzliches „Brutus, du schläfst!" zuriefen, seit der Rückkehr des Herausgebers wieder zum frischen Leben erwacht ist und dieses erneute Dasein durch scharfe Geiselhiebe gegen hartnäckige Gebrechen und versauerten Lieblingsunsinn zu erkennen gibt. Namentlich kann das hiesige Theater, welches einige Zeit unangefochten seinen holperigen Pfad ging, oder vielmehr einige seiner Mitglieder — welche vor Allen den Gottheiten der Mittelmäßigkeit und Arroganz huldigen — etwas von den Pfeilen des kritischen Scharfschützen erzählen, s. Capitel Devrient ꝛc. — —

Am vergangenen Sonntage, als dem vierten September, ward endlich der von Sachsen seit längerer Zeit so sehnlich gehegte Wunsch zur Erfüllung gebracht, indem an diesem, aus den Annalen unsers Vaterlandes gewiß nie verschwindenden Tage unser König und Mitregent die von den Ständen Ihnen angetragene Constitution feierlichst genehmigten. Schon mit Tagesanbruch feierten die donnernden Hymnen der Geschütze die Nähe des wichtigen Augenblickes, und einige Stunden später ward in der evangelischen Hofkirche — nach einer vom Oberhofprediger von Ammon, in Bezug auf die Bedeutung des hochwichtigen Tages gehaltenen, trefflichen Canzelrede — das feierliche „Herr Gott, dich loben wir ꝛc." gesungen, welches durch wiederholte Salven des Kleingewehrfeuers außerhalb der Kirche mächtig accompagnirt ward. Unter dem Geläute der Glocken und dem Freudendonner der Kanonen brachte der Landtags-Marschall, Graf Bünau von Dahlen, die Constitutionsurkunde nach dem königlichen Schlosse, worauf der König und der Prinz-Mitregent, umgeben von Ihren erlauchten Brüdern, Sich dem versammelten Volke und Militair zeigten und mit lautem Vivatrufe empfangen wurden. Eine geschmackvoll angeordnete Illumination, wobei besonders die vor dem Land- und dem Rathhause angebrachten Decorationen sich vortheilhaft hervorthaten, und ein Feuerwerk von seltener Pracht und Fülle endeten die Feier des ewig denkwürdigen Tages, von dessen segensreichen Wirkungen sich so manche Wunde des Landes, wie des Volkes Genesung verspricht; welche schöne Hoffnungen das Schicksal nicht Lügen strafen möge! — —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 227. (II. Jahrg.) Freitag, den 23. September. 1831.

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

Er hat die deutsche Literatur wie ein Reck gehandhabt, und ist daran auf und abgesprungen. Man kann in Hr. Ms. deutscher Literatur das Turnen bis in seine feinsten Nüancirungen verfolgen. Dann und wann ein kräftiger Aufschwung, die Hände liegen fest, es läßt sich recht ruhig und verständig an. Aber das Turnen ermüdet, das weiß der Turner am besten; die Hand wird matt, der angelegte Schwung verunglückt, es wird eine Capriole daraus. Ganz deutlich kann man wahrnehmen, wo sich Hr. Menzel überschlägt. Wo er auf Goethe zu sprechen kommt, da überschlägt er sich unaufhörlich, so daß er den Mann niemals gehörig zu Gesicht bekommt. Er sieht ihn immer von unten, und wundert sich über seine bestaubten Stiefel; er reicht höchstens bis an seinen Rockärmel hinauf, und raisonnirt darüber, daß der Mann gut gekleidet ist, und keine Turnjacke trägt. Bis zum Auge des Greises gelangt er natürlich in seiner Stellung nicht, denn wo dieß Auge ist, da sind Hrn. Menzel's Stiefel, daher man es ihm nicht übel nehmen darf, wenn seine ungeschlachten Beine an die Silberlocke des Greises streifen. — Zuweilen schwingt sich Hr. Menzel vom Reck herab auf den Barren. Hier ist uns die Figur des sogenannten Handelns besonders aufgefallen. Dieses ängstliche Vorwärtsgreifen mit den Händen scheint anzudeuten, wie der Verfasser nach etwas lebhaft ankre, das er erfassen möchte; aber der Barren reicht hier nicht aus, und dem Eifrigen bleibt nichts übrig, als von der andern Seite herabzuspringen. Dieß unbekannte Etwas aber, wonach Hr. Menzel so im Handeln ankert, ist nichts Anderes, als der rechte Ausdruck für die Gewaltigkeit des Hr. Görres; er scheint aber bis dato dafür noch nicht das erschöpfende Wort gefunden zu haben, denn seine Bezeichnungen für diesen genialen Mann werden immer überschwenglicher.

Dem Rhapsoden ist nicht erlaubt, bei den Einzelnheiten seines Gemäldes zu lange zu verweilen, weil ihm nämlich daran liegen muß, das Ganze in eine möglichst concentrische Anschauung zu bringen. Wir müssen uns daher, sofern wir eben Hrn. Menzel's Rhapsode sind, diesem Gesetz fügen, und uns weiterer Bemerkungen in Betreff des Turnwesens bei Hr. M. entschlagen. Was aber dem Zuschauer in diesen Bemerkungen nicht entgangen sein wird, ist, daß Hr. M. ein Mann ist, der Courage besitzt.

Gott weiß es, warum wir, wenn von Courage die Rede, allemal zuerst an den seligen Müllner denken. Vielleicht ist dieß unbequeme memento mori ein Rachestückchen des Weißenfelsischen Schicksals! Der selige Müllner hatte allerdings, um so zu reden, wohl Courage, zumal wenn er mit seinem dicken Figürchen, als eine kurzweilige Parodie des großen Schiller, um Mitternacht bei der Burgunderflasche jambenwürgend auffaß, damit es, wie ein Aesthetiker am Strande der Saale sich ausdrückt: nicht mitternachten möchte im Reiche der Geister. Allein so recht bei Licht besehn, war dieses Tragödienmanns Courage doch nur eine jämmerliche Courage. Denn einmal war das Müllnerchen ein Männchen gar eitel, das in seinem Weißenfels hockte wie der Hahn auf seinem Miste, begierig, alles Lob und Lobgehudel von weit und breit auf sein Revier herüber zu scharren. Demnach gebrach es ihm an Expansion, dieweil er auf seinem Stroh sich allzusehr ängstlicher Weise einnistete. Zum Andern fehlte es dem Müllnerchen doch zu Zeiten am gehörigen Selbstvertrauen in seine göttliche Grobheit, weshalb er es mitunter vorzog, en masque grob zu sein, so wie er auch gegentheils zuweilen en masque höflich war, nämlich gegen sich selbst, wenn er aus Verzweiflung in Deutschlands kritischen Blättern sich selber belobhudelte. Mithin war des Müllnerchens Courage in der That keine ächte, sondern nur eine sogenannte Tänzer-Courage, wie denn auch der dicke Mann dem Tanzen leidenschaftlich ergeben war. — Wie ganz anders ist es dagegen mit Herrn

Menzel's Courage beschaffen! Diese ist gegen jene die wahre Reiter- und Pistolencourage, ja wir möchten sagen: die wahre göttliche Hof- und Leibcourage. Was der selige Müllner in schwachen Stunden doch war, das ist Hr. Menzel in seinem ganzen Leben nicht gewesen: nämlich ängstlich. Jene schöne Vagabundendevise: Nur nicht ängstlich, die der Bruder Breslauer und Consorten so gern auf Pfeifenköpfen mit sich in der Welt herumtragen, scheint eigens für Herrn Menzel gemacht zu sein. Nur nicht ängstlich! ein herkulischer Wahlspruch, mit dem sich allein schon ein Literaturblatt herausgeben läßt. Nur nicht ängstlich! diese drei Worte sind eine wahre Trutz- und Schutztartsche, hinter der hervor man ganze Kübel dummes Zeug in die Welt schütten kann. Vraiment oui, Hr. Menzel besitzt Courage! Er rupft die Schriftsteller wie Hühnlein und schreibt noch obendrein mit ihren Federn sein Literaturblatt. Vraiment oui, Hr. M. besitzt Courage, er bindet mit der ganzen Welt an, und wenn er damit fertig ist, so kommen die Fixsterne daran. Der Himmel schenke ihm nur ein langes Leben, für das Andre wird er schon selbst sorgen. „Ihr Philosophen, ihr faden logischen Taschenspieler, quält euch doch nicht mit euren Systemen! Ich bin ja doch der wahre Philosoph, ich der Verfasser der deutschen Literatur, ich der Hr. Menzel, der Herr Wolfgang Menzel, Doktor der Philosophie. Ihr Publicisten und Historiker, rasselt doch nicht so sehr mit euren Federn; eure Bücher sind ja doch nur kalte Küche; ich der Herr Menzel habe die ganze Weltgeschichte an den Schuhen abgelaufen, und ich brühe jährlich über Einhundert politische Schriften in dem heißen Strudel meines Literaturblatts ab, und meine großen Gedanken schwimmen immer oben auf, wie Fettaugen auf der Bouillonsuppe. Ich bin überhaupt die wahre Bouillonsuppe von Deutschland; die andern Leute sind alle nur in Wasser gekocht. Und o Du namentlich laues und wässriges Norddeutschland, Du bist der wahre, stehende Tümpel der flauen Ansichten, des dürren Philosophirens, der kritischen Verzagtheit. Keine einzige tiefe Anschauung, keine einzige kecke Behauptung, kein einziger Wetterstrahl des Geistes taucht auf aus dieser Pfütze, und alle Courage ist gänzlich darin ertrunken." In der That, Hr. Menzel hat Recht. O Du reicher Süden, Du hast keine Pfützen, aber Du hast einen Wolfgang Menzel; reicher Süden, Du besitzest eigenthümlich den keckſten Behaupter, den interessantesten Ansichtler, den verwegensten (um nicht zu sagen verwogensten) Kritiker, den wetterstrahlendsten Gedankenschleuderer, das non plus ultra von Courage; reicher Süden, reicher reicher Süden! Welche Courage! Ganz allein vor den Riß der deutschen Literatur zu treten, in der hohen Absicht, ihn aus eignen Mitteln zu verkleben! Deutschlands kritische Blätter brauchen Mitarbeiter; das Stuttgardter Literaturblatt bedarf nur eines Herausgebers. Welche Concentration in Einem! welch ungeheures Fürsichsein! welch absoluteste Punktualität! O was für ein breiter Rücken gehört dazu, dergestalt gegen die Journalistik von ganz Germanien Kehrt zu machen! Wahrlich, nur ein geübter Rücken, nur ein Rücken, der geturnt hat, wird dieß zu leisten vermögen!

Pasque dieu! (um einmal mit dem heiligen Ludwig zu reden) wir müssen kurz sein. Wir dürfen uns bei der göttlichen Courage des Herrn Menzel nicht zu lange aufhalten. Aber summa summarum: ein blaues Wunder bleibt sie doch diese Courage; sie ist gewissermaßen unbegreiflicher, fast transcendenter Natur, diese Courage; so überschwenglich, daß eine ganze Stadtmiliz davon versorgt werden könnte, so ungenirt, wie Adam und Eva im Paradiese. Fürwahr eine höchst enorme Courage, bekümmert man sich auch nur um das, was sie an dem einzigen Goethe geleistet hat. Wahrlich, wir hielten sonst große Stücke auf diesen Faust; aber seit ihm Herr Menzel seine Faust gewiesen, ist es mit unsrer Bewunderung rein vorbei. Und das deutsche Publikum? Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, als der große Operateur, der berühmte Doctor Menzel ihm den Staar gestochen. „Das habt ihr nun an eurem Abgott gehabt, schreit dieser berühmte Zanebreker; nichts ist es mit ihm, er hat euch zum Narren gehabt, er hat seinen Faust, seinen Meister, und Consorten fabricirt; er ist ein Fabrikant; mein Himmel, einen Fabrikanten für einen Dichter anzusehn!" Und siehe, das Publikum steht beschämt, und Goethe's Werke werden nicht mehr gekauft, und Goethe's Name ist hin, und Menzel hat gesiegt, hat gesiegt, und schreitet aufgeblasen wie Tarquinius, als er die Mohnköpfe abgeschlagen, trotzig wie ein Nibelunge über das verblüffte Deutschland. Ah Basile, mon mignon, was Du für eine impertinente Courage besitzest!

Mais mon enfant, etwas höflicher könntest Du sein! Hr. Menzel, Sie sind bei alledem ein Mann, der nicht allzufein ist. Bedenken Sie, daß wahrer Heldenmuth nicht so rumort, wie Sie zu thun pflegen; bedenken Sie, daß Bescheidenheit die Krone der Courage ist. Rollen Sie fernerhin nicht mehr so fürchterlich Ihre Augen, junger angehender Donnerer! Ungewittern Sie nicht mehr so heftig über das ruhige Deutschland, und über so viele gesegnete Felder! Fangen Sie an, die Warnung des weisen Seneca zu benutzen, und zählen hübsch erst bis hundert, ehe Sie ein bedrängtes Romanwesen abschlachten. Lesen Sie de tranquillitate animi, und legen ab Dero beißende Redensarten! O mein Herr, ein altes Sprüchwort sagt: Höflichkeit geht vor Schönheit, und ich glaube, dieses Sprüchwort stammt noch aus dem Mittelalter. Freund des Mittelalters, beherzigen Sie dieses! Selbst die alten Ritter beim Turnieren bedienten sich zuweilen der Waffen der courtoisie; ahmen Sie dieses würdige Beispiel nach, und unterscheiden zuweilen, wen Sie vor sich haben!

Theurer Leser, wir sagten Dir schon früher, daß wir es mit einem wunderbaren Wesen zu thun haben. Aber Du wirst es kaum glauben, wenn wir Dir sagen; Hr. Menzel ist ein Mann, der ausnehmend höflich ist. Und doch vereint derselbe in sich zwei so entgegengesetzte Eigenschaften. Hr. Menzel, wie in aller Welt sind Sie nur auf den Gedanken gekommen, Lorbeerkränze auszutheilen?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber eine sehr empfehlungswerthe politische Broschüre.

(Beschluß.)

Als Haupthebel, ja unmittelbare Ursachen der neuesten Revolutionen Europa's, giebt er vorzüglich drei Ereignisse an, die alle im vorigen Jahrhundert erfolgten. Die Theilung Polens, die Befreiung der englischen nordamerikanischen Colonieen, und die französische Staatsumwälzung, und wenn er über erstere sich in folgender Feuerphrase äußert, kann man nicht umhin, seiner Freimüthigkeit und edeln Begeisterung Beifall zu zollen. Man höre:

„Die Theilung Polens hat in die Welt einen Brand geworfen, der nicht eher zu glimmen aufhören wird, als bis die Polen wieder ein Volk sind. — Die Theilung Polens hat den Krebsschaden der Monarchieen aufgedeckt, daß jeder Redliche davor zurückschaudern mußte, und hat ein Mißtrauen der Völker gegen die Herrscher rege gemacht, das nur in Constitutionen untergehen kann!"

„Der Schatten Polens ist der steinerne Gast, der zu euren Gastmahlen kommt, der euern Schlaf zerstört und eure Wachten durchschreitet." u. s. w.

Goldene Worte, zumal an der Schwelle der blutigsten Ereignisse, die immer noch die Sünde der Väter verwirkt; wiewohl der Monarch dessen Strenge sie im Augenblick ausübt, doch nur auf ihn vererbte Rechte vertheidigt, und keineswegs ein Bedränger genannt werden kann. Die Keime der französischen Revolution werden mit Recht im nordamerikanischen Freiheitskampfe gefunden, da die dort streitenden französischen Krieger — La Fayette voran — die Nationalhaß gegen England dahin sandte, nur dort jene hohen Ideen aufgefaßt, die zwanzig Jahre später den Welttheil bewegten, und deren Flut und Rückflut noch heute besteht. — Befremdend muß übrigens bei dieser Gelegenheit die Frage sein: „Ob das französische Volk auch zur Freiheit reif sei?" Da eine Nation, die mit so großen Opfern und einer Mäßigung seltner Art, sich im Juli 1830 bethätigt, wohl ihre Mündigkeit dargelegt hat! — Daß der Hr. Verfasser übrigens Revolutionen nicht billigt, so lange noch ein anderer Weg zum Bessern durchzudringen besteht, macht seinen friedlichen Gesinnungen Ehre. Mit Recht wird tadelnd bemerkt: daß Preußen den ersten Hauptstreich auf die Einigkeit Deutschlands durch den Baseler Frieden geführt, — was näher zu erörtern hier unnütz sein dürfte. Neu, doch begründet erscheint der Gedanke: daß Napoleon, hätte er, statt den Rheinbund zu stiften, sich selbst als zweiten Karl den Großen auf den Thron der Kaiser Deutschlands gesetzt, vielleicht noch jetzt seinen Standpunkt behauptete.

Die Erhebung Preußens im Jahre 1813, wird mit den einfachen Worten berührt: „Europa stand auf, aber noch mit Zagen; Preußen allein rannte rücksichtslos in den Kampf, und es mußte. Es hatte fast nichts mehr zu verlieren, dagegen Alles zu gewinnen, und dieser verhängnißvolle Augenblick fand ein Volk, bereit zu siegen oder unterzugehn." Gewiß die richtigste Würdigung jener entscheidenden Periode, die allerdings Preußen zuerst begann, doch derselben auch vor allen Staaten Deutschlands bedurfte!

„Bei der Theilung Sachsens — sagt Herr von Schwerdtner sehr wahr — ward das Recht der Eroberung, gegen welches man angekämpft, von Deutschen gegen Deutsche vollzogen." Und doch hatte Sachsens bei weitem nicht genug gewürdigter Churfürst nach der Schlacht von Jena bei Gelegenheit des Posener Friedensschlusses seinem Bevollmächtigten geäußert: Il est à observer que l'Electeur n'a jamais ambitionné, ni ambitionnera d'agrandissement au dépens d'autrui; Worte, die nur auf seinen königlichen Nachbar vis à vis Anwendung leiden konnten! —

Beim Wiener Congreß (fährt der Verfasser fort) hätte es Hauptidee sein sollen, dem deutschen Reich ein Oberhaupt zu geben, — doch wurde ein deutscher Bundesstaat beliebt. „Eine halbe Maßregel, wie die Theilung Sachsens!"

Vollkommen begründet spricht sich sein Tadel über Hollands und Belgiens Verschmelzung zu einem Königreiche aus, und die Heterogenität beider Staaten wird gnügend erwiesen.

„Preußen — heißt es weiterhin — hat sich trotz seiner freisinnigen Regierung noch nicht entschließen können, die Versprechungen zu erfüllen, die, wenn auch in Augenblicken der Noth gegeben, doch darum nicht weniger bindend sind." Und doch dürfte keinem Staate Deutschlands eine repräsentative Verfassung nützlicher sein.

Höchst richtig erkennt der Verfasser die unglückliche Stellung der Bourbonen zu ihrem Volk, und bemerkt daß sie den Thron wie nach einem vierzigjährigen Schlummer bestiegen. Der verhängnißvolle Kampf der Minister Karl des 10ten gegen die öffentliche Meinung wird mit kräftigem Pinsel skizzirt.

Die Belgische Revolution vom 20sten September 1830 nennt er einen Sieg des Pöbels gegen die Bürger: „Nirgends Einheit, nirgends wahrer Patriotismus, Anarchie überall!" Den Werth diplomatischer Vermittlungen zu Abwendung eines allgemeinen Kriegs erkennt er gnügend, und nennt ihn einen Beweis der höher stehenden Politik unsrer Zeit; doch sagt er weiter hinten: „Der Friede ist nur dann dauernd und wünschenswerth, wenn er ohne Schmach geschlossen und erhalten wird."

In dem Könige der Niederlande sieht er den liberalsten Mann seines Volks und nennt ihn ein Gegenstück Karl's des 10ten, doch spricht er sich für Belgiens Freiheit, in sofern solche schon praktisch gewonnen war, nicht ungünstig aus, und zwar in den Worten: „Es gibt kein Recht auf Erden, das ein Volk, welches frei sein will und sich faktisch frei gemacht hat, nöthige, unter ein verhaßtes Joch zurück-

zukehren." — Hätte er die neuesten Ereignisse schon erlebt, als er jenes geschrieben, er dürfte sich in Bezug Belgiens anders ausgedrückt haben; denn in der That beweist das feige Benehmen dieses hochfahrenden Volks, daß es den Werth seines Strebens selbst verkannte, und nicht hoch genug stand, durch die That zu beweisen, was es so kühn in Worte gefaßt.

Ueber das Prinzip der Nichtintervention wird gesagt, daß dergleichen meist nur von der Macht aufgestellt werde, der es für den Augenblick Nutzen gewähre.

„Ein Glück für Europa (Seite 55), aber ein zu großes, um es hoffen zu dürfen, wenn diese europäische Intervention Veranlassung gäbe zu einem Areopag, dem in letzter Instanz die Beilegung der Völkerzwiste übertragen würde." — Seite 56 heißt es: „die Politik ist ein Chamätrop. Die Zeiten, wo sie die Farbe der Rechtlichkeit halten wird, können nur dann vielleicht eintreten, wenn das Wohl aller Völker auf Repräsentativ-Verfassungen gegründet sein, und die europäische Jugend in Begriffen wahrer Volksfreiheit erzogen werden wird!" —

Der Aufstand der Braunschweiger gegen ihren Fürsten wird in Schutz genommen, vorausgesetzt, daß viel vorhergehn mußte, ehe dieses treue, dem Löwenstamm kindlich anhängende, Volk, von der Person seines Herrsches abfiel.

Die übrigen deutschen Unruhen werden zum Theil auf Fremde geschoben, zum Theil auf den Wunsch, zu Constitutionen zu gelangen. Das Mißtrauen ward vermehrt, da der Gewerbfleiß wenig Aufnahme fand, die Staatseinnahmen mehr zum Vortheil der Regenten, als der Regierten verwendet wurden und man sich scheute Berechnungen, abzulegen. „Uns liegt ob — schließt Hr. v. Schwerdtner — den Sturm zu beschwören, und mitten in der Nacht den Pfad des Gesetzes zu halten, der zum Lichte führt."

Die letzten Bogen des Werkchens gelten Sachsen und Polen. Noch einmal läßt er der mehr als funfzigjährigen Regierung Friedrich August's volle Gerechtigkeit angedeihn, und erwähnt, daß er nur einmal in so langer Zeit vom Wege der rechtlichen Politik gewichen; als er sich nämlich nach dem Baseler Frieden an Preußen schloß. „Er verkannte da seine Stellung als Reichsfürst." — Seine Trennung von Preußen im Spätherbst 1806 und seine Rückkehr nach Sachsen nach der Lützener Schlacht können ihm durchaus nicht zum Vorwurf gereichen, — im Gegentheil gab er einen schönen Beweis ächtdeutscher Bundestreue. — Die Veranlassungen zu den neuesten Zerwürfnissen in Sachsen beleuchtet der Verf. mit Mäßigung und einer nur zu lobenden Toleranz, die vielleicht bei Gelegenheit der Anmaßungen der Römisch-katholischen zu weit geht, da er den Uebertritt einzelner Individuen zu dieser Kirche als einflußlos auf's Staatswohl betrachtet. Wer möchte jedoch in einem evangelischen Lande dieß glauben? indem das frühere Verhältniß beider Kirchen durch jede Erweiterung der katholischen gestört, und die Lawine immer reißender wird, je mehr sie im Herabfall an Masse gewonnen. Möge durch die nun erschienene sächsische Verfassung, die Referent noch nicht kennt, die Furcht vor Vergrößerung dieser anmaßenden Kirche und ihrer hierarchischen Priesterzunft sich nur in nichtige Träume verlieren!

Der nun folgende Detailblick auf Polen ist eine der schönsten Parthieen dieser Schrift. Hinsichtlich Napoleon's vermeinten Plan zur Wiederherstellung dieses Reichs ist jedoch der Verfasser irrig, daß der Eroberer diese jemals gewollt. Wenigstens im Jahre 1812 war es sein Vorsatz nicht mehr, oder er hätte den Geist eines Volks nicht zu schätzen gewußt, der jetzt die Gesammtkraft Rußlands beschäftigt.

Der ächt kosmopolitische Vorschlag endlich: daß durch friedliche Uebereinkunft der drei theilhabenden Mächte Polen wiederhergestellt werden möge, wie es einst war, ist eben so kühn als schwer zu vollführen, doch spricht der Verfasser mit einer Kraft und Wärme, die hohe Anerkennung verdient, und allgemein beherzigt werden sollte.

„Die Rechte der Völker (sagt er unter Anderm) sind wenigstens eben so legitim als die der Fürsten, und eine Zeit die so vieler Throne Wiederherstellung gesehn, würde eine Alles überstrahlende Glorie erhalten, wenn sie auch Zeugin wäre von der Wiederherstellung eines schimpflich zertretenen Volks ꝛc."

Den Beschluß machen Bemerkungen über einige Meinungen der Zeit, zumal im sächsischen Vaterlande. Höchst zeitgemäß wird bemerkt: „daß der Vaterlandsfreund nur das Rechte wollen dürfe, doch auch nur dieß auf dem Wege des Rechts."

Was über Landtag, Adelsvorrechte und Militair in Sachsen berührt wird, ist jedenfalls so wohlgemeint als durchdacht, und kann nur den Fortgang zum Bessern fördern. Und so sehen wir denn eine Broschüre in's Publikum übergehn, deren Tendenz — wiewohl von einem Edelmanne ausgesprochen — durchaus keine aristokratische ist, und um so mehr, als sie nur Einheit und Verbrüderung Aller zum Wohl des Vaterlandes bezweckt, von Hohen und Niederen benutzt werden sollte.

Druckfehler, wie: point d'oppus, statt d'appui, könnten vermieden worden sein. Papier und Druck sind vorzüglich.

F. K. v. N.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 228. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 24. September. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Erlassen Sie mir die Worte über die Aufführungen; sagen Sie mir um's Himmelswillen, was kann in Leipzig oder Bremen Jemand für ein Interesse daran nehmen, wie ein Schauspieler in Breslau ꝛc. wie in Bremen ꝛc. Sind denn diese Leute so historische Personen, daß ein gut oder schlecht über sie von solcher Wichtigkeit ist, daß es für die deutsche Lesewelt gedruckt werden muß; arme Deutsche, die nichts zu schreiben haben, als ob eine Tänzerin das Bein nicht hoch genug gehoben oder der und jener Schauspieler als Herr v. X. reine Wäsche getragen oder jener Sänger am 10ten Mai mit bedeckter Stimme gesungen habe, weil er wahrscheinlich von dem Schnupfen oder der Influenza afficirt gewesen sei. Unsere politischen Blätter haben von unsern Ländern nichts zu sagen, als daß die oder die Person nicht mehr an Obstructionen leide; unsre belletristischen melden, was einem Schauspieler begegnet oder begegnen könnte.

Wer kann was dagegen sagen, wenn man uns auslacht.

Ich will schweigen, wenn sich Lokalblätter damit beschäftigen; und ihnen keine Vorwürfe machen, daß sie nichts Besseres wissen; denn da kennen doch noch die meisten Leser die besprochenen Personen, und ein Theil hat der Vorstellung beigewohnt — aber in einem Blatt, was für Deutschland bestimmt ist, also auch im Planeten — erlauben Sie, daß ich frei heraus rede, auf die Gefahr, bei Ihnen und manchem Ihrer Correspondenten anzustoßen — muß nicht durch unbekannte Schauspielernamen und das, was drum und dran ist, der Platz für wichtigere Dinge weggenommen werden.

Besprecht die Kunst an großen Künstlern, an Choragen einer ganzen Richtung oder Schule, oder eines Irrthums, aber bleibt mir mit Hans und Kunz vom Leibe — unsre Journalistik ist darum großentheils auf den Standpunkt der noahischen Fluth gekommen, wo rüstige Schöpfer und glühender Sonnenschein so Noth thun, und den Schauspielern ist in bürgerlicher Rücksicht doch nicht geholfen.

Ich weiß, es ist daran nicht ein witziger Schöngeist Schuld, sondern die Zeit, somit wir selbst Alle mit unsern schlaffen Interessen, die wir nichts haben und kennen als das Theater, aber Gott sei Dank, es wird ja von Tag zu Tag damit besser, so wird wohl auch dieser Lügenpopanz und Jammer die Theaterkritik, die sich nur um die Bretter kümmert, besseren Dingen Platz machen. —

Es wird mir Niemand zutrauen, daß ich auch das Besprechen der Stücke ausschließen möchte — dann wüthete ich unnatürlich gegen mich selbst, denn ich bespreche alles Neue, was mir begegnet; dann wäre ich ein Vandale, der sich gegen das Beste auflehnte, was wir Deutschen haben, der gegen unsere Kritik aufstünde.

Jacob Thau, der Sänger vom Riesengebirge. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Fischer, Mitglied der Breslauer Bühne.

Es gibt keinen schlimmeren Diebstahl, als den der Zeit und der Gesundheit; wäre ich ein Dogmatiker von Fach; ich würde ihn unter die Todsünden rechnen, und von heute an könnte also doch nun Jacob Thau mit einiger Schuld den Tod erleiden, da er bis jetzt ungefähr wie Jener zur Ohrfeige dazu gekommen ist. Rec. hat sich 3½ Stunde lang unaussprechlich gelangweilt, anfänglich auch sogar geärgert, und da er nicht eben Nerven wie Stricke hat, somit auch seiner Gesundheit geschadet. Wie kann uns der Dichter und die Bühne dieß und 3½ Stunde vergüten, die wir dem schmerzlichen oder richtiger negativen Gefühle der Langeweile geopfert haben? Langeweile war des Prometheus, des Sisiphus, der Danaiden ꝛc. all' dieser verdammten Heiden nächste Strafe; was konnte Rec. Alles in 3½ Stunde thun? Er konnte einen Prozeß instruiren oder die Materia medica, oder einen Kirchenvater lesen, oder Thee trinken und Pfannenkuchen essen, oder gar nichts thun. Alles war besser als das, was er gethan hat.

Der geneigte, ja selbst der ungeneigte Leser sieht, oder könnte doch sehn, wie wir uns vor dem Jacob Thau wehren, aber es rettet uns nichts.

Manche werden den Stoff des Stücks aus Houwald's Erzählung kennen; für die Erzählung mag er ein guter sein, für's Drama ist er ein schlechter, wenigstens so angefaßt wie hier:

„dem Jacob Thau wird von einem tollen Rittersmanne das herzogliche Kind, was ihm, dem Thau, zur Obhut anvertraut ist, erschlagen, und Jacob Thau wird dafür hingerichtet." —

Dieß ist eigentlich der Hauptinhalt des ganzen Stücks, was 3½ Stunde spielt — jede Kunst ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Die ganze Hauptbegebenheit drängt sich in den Schluß des IV. Aktes, und der letzte beschäftigt sich nur mit den Vorbereitungen zur Hinrichtung und mit der Hinrichtung selbst.

Eine einzelne, durchaus nicht aus dem Charakter nothwendig hervorgehende That, die nur durch Zufälligkeiten und Mißverständnisse herbeigeführt wird, kann aber nimmermehr der Centralpunkt einer Tragödie sein.

Ich möchte wissen, was dem Jacob Thau im Wege gestanden hätte, ein glücklicher Mensch zu werden, wenn ihm das Unglück mit dem todtgeschlag'nen Kinde nicht begegnet wäre. Seine Liebe zu Kunigunde, die den nun vermählten Herzog liebt? O, nein. Als Jacob sterben soll, erklärt sie ihm auf einmal ihre Liebe; war sie durch die Todesangst für ihn dahin zu bringen, so konnte der Verf. durch andre Schrecknisse (z. B. ein eingeschaltetes anderes Schauspiel) es eben dahin bringen. Alles Andere, was vor dem actus des Todtschlagens und Hinrichtens hergeht, ist Begebenheit und eben nichts als Begebenheit. Begebenheiten können sich aber eben so gut anders begeben haben, sie sind nicht das Element des Drama's, das ist die Handlung, Jacob Thau aber thut nichts, was ihn irgend schuldig machte.

Dazu sind nun die ärgsten Ingredienzien verbraucht: ein Jesuit, gegen den Karl Moor ein Schulknabe ist und der die Nichtswürdigkeit so weit treibt, daß er beim Publikum über die Linie des Grausens hinausgeschritten ist und lächerlich wird — unnatürliche Schlechtigkeit ist immer ein schlechtes Hülfsmittel des Dramatikers; hier hat nicht einmal Einer hingereicht, sondern es bedarf noch des Giftmischers Wolfsheimer.

Das ist des Schlechten zu viel.

Es ist aber jenes Häufen von Begebenheiten und dieses krasse Extremewesen, was Beides das Stück interessant machen soll und bei Haufen seinen Zweck auch selten verfehlt, den meisten Produkten von Schauspielern eigenthümlich; aber eben darum ist dieses Stückeschreiben der Schauspieler unsrer Bühne, ich meine die deutsche, so nachtheilig, so unabsehbar nachtheilig. Wo nur ein pikanter Roman oder so etwas aufzutreiben ist, da ordnet irgend ein Schauspieler die interessanten Dinge in einige Akte und das Stück ist fertig.

Ihre Stellung am Theater bringt dergleichen Produkte schleunigst auf die Bretter, an den nöthigsten Artikeln zum Gefallen, Mord, Brand und Skandal, fehlt's nicht — et voilà unser heutiges Repertoir.

In Karl Fischer ist allerdings ein gewisser Sinn für Besseres, das läßt sich bei gutem Willen wohl aus der Verirrung herausfinden, aber Spieß, Cramer und Consorten hat er doch zu viel gelesen; die Leute sprechen zu sehr mit.

Daß von einer Scene zur andern meilenweit Nachrichten und Personen eintreffen, erlaubt sich der ärgste Romantiker, der für die Bühne geschrieben hat, kaum, und das können wir dem Verf. des Jacob Thau mit noch so viel christlicher Liebe nicht nachsehen, da er nur dadurch bekundet, er sei der obengerügten Begebenheiten nicht einmal Herr geworden.

Glücklicherweise beschäftigt sich Herr Fischer nur mit sogenannten vaterländischen, d. h. schlesischen Stoffen und will damit nur landsmannschaftliche Herzen erfreuen — die Schlesier sind immer genügsam und gutmüthig gewesen; die lassen sich viel gefallen.

(Beschluß folgt.)

Theaterbericht.

Braunschweig.

Da Referent im letzten Berichte über Braunschweig beim Theater stehen blieb, so will er noch der ferneren, größtentheils beigewohnten, Vorstellungen erwähnen.

Menschenhaß und Reue, das am 27sten April gegeben wurde, konnte er, weil er Bürgergardist, wegen der Fackelmusik, die diese vereint dem Herzoge an diesem Abend brachten, nicht beiwohnen. Am 28sten wurde die Oper: der Maurer und der Schlosser, Musik v. Auber, gegeben; sie wird immer wegen des heitern Humors und trefflichen Spiels unsers Komikers Günther, dem die Rolle des Baptiste zugetheilt ist, gern gesehen. Leon de Meronville (Hr. Schmidt) neues Mitglied der Bühne, hat eine angenehme, aber schwache Stimme, wurde indeß nicht mißfällig aufgenommen. Dem. Löw, auch neues Mitglied, gab die Parthie der Irma als dritte Debütrolle. Die Stimme frisch und von gutem Metall. In Gestalt und Sprache kommt sie sehr mit Mdm. Cornet in Hamburg überein.

Mdm. Schütz, seit kurzem von Leipzig, wo sie mit ihrem Gatten angestellt war, zurückgekehrt, gab die Mdm. Bertrand als zweite Debütrolle. Früher war sie im Besitz der Henriette. Sie ist der Liebling des Publikums, und wiewohl sie als Sängerin nicht mehr so bedeutend wie früher ist, so verdirbt sie doch keine Rolle. Ihr Spiel ist lebhaft und im höchsten Grade natürlich, kurz sie ist auf der Bühne wie zu Hause. Wenn auch nicht mehr jung, tritt sie noch mit den Jüngern in die Schranken. Am 29sten April: Stille Wasser sind tief; Lustspiel in 4 Akten nach Beaument und Fletcher: Rule a wife and have a wife, v. Schröder. Baronin v. Holmbach (Mdm. Berger), schönes

Organ, liebliche Gestalt, seelenvolles Auge, vortreffliches Spiel. Immer ist ihr Auftreten eine angenehme Erscheinung. Zur Zufriedenheit Aller führte sie die Rolle vom Anfange bis zum Ende trefflich durch. Baron Friedhelm (Hr. Senk), lobenswerth. Baron v. Wiburg (Hr. Kettel), talentvoller Schauspieler und Liebling des Publikums; in humoristischen Rollen immer gern gesehen. So wie seine Rolle als präsentirender Bräutigam ergötzlich, so war es auch seine Leistung als Mann, weshalb seiner Darstellung allgemeiner Beifall zu Theil wurde. Auch (Dem. Höffert), um dieses liebliche Sujet nicht zu vergessen, ruhte nach dem Schluß auf ihren Lorbeern aus. Sehr hübsch war dasjenige, wo ihr Mann den Degen gegen sie zieht und sie ihm mit ruhiger Fassung das Terzerol entgegenhält. Fräulein v. Wiburg (Dem. Beddiges), Hauptmann v. Honnfeld (Hr. Größer), Kammerjunker v. Dornhelm (Hr. Hessen), Hr. v. Rehberg (Hr. Günther), Wallen (Hr. Marr) trugen zum Gelingen des Ganzen bei. Dem. Beddiges ist nicht ohne Talent, allein ihr Organ tritt jeder ihrer Leistungen feindselig entgegen. Uebrigens wurde die Darstellung dieses Lustspiels mit allgemeinem Beifall gekrönt. Hierauf folgte: die Müller, komisches Divertissement in einem Aufzuge v. Plache.

Am 1sten Mai Ferdinand Cortez; Oper nach dem Französischen von Mai und Castelli, Musik von Spontini. Cortez (Hr. Schäfer), als dritte Debütrolle. Reiner Klang und Höhe der Stimme wäre dem Sänger zu wünschen, sein Spiel ist gewandt und lebhaft. Amazily (Dem. Löw), die vorzüglichste Leistung der Künstlerin unter den vieren, die Referent von ihr sah. Im zweiten Akte v. Cortez tanzten einen pas de trois Dem. Soribang, Dem. Fendel und der Balletmeister Hr. Purtzpichler. Der Vorstellung Don Juan, worin Dem. Löw die Donna Anna als erste Debütrolle sang, konnte Referent, wegen Abhaltung, nicht beiwohnen.

Am 2ten Mai Don Carlos v. Schiller. Philipp, Hr. Marr. Ref. kann seine Darstellung nur theilweise loben, denn der Charakter ist nicht fest und verschlossen genug dargestellt. Es herrscht darin zu viel Offenheit. Elisabeth, Dem. Meyer. Diese kaum 16 Frühlingen entflogene Künstlerin hat ihren ersten Unterricht in der dramatischen Kunst vom Theater-Director Dr. Klingemann erhalten, der noch vor seinem Tode die Schülerin in der Jungfrau v. Orleans auftreten sah, die sie vorzüglich darstellte und deshalb von überfülltem Hause mit stürmischem Applaus belohnt und herausgerufen wurde. Nach dem Tode des Dr. K. setzte der Schauspieler Marr den Unterricht fort. Nachher trat sie auch als Raphaele im Trauerspiele gleichen Namens v. Raupach und als Clara im Bettler, Schauspiel von demselben Verfasser auf. Sie spielte am heutigen Tage die Königin Elisabeth, freilich talentvoll, doch befriedigte sie nicht so, wie früher. Ihr ist ein schönes Organ eigen, sie hat eine schlanke hohe Gestalt, gute Haltung des Körpers und eine liebreitzende Physiognomie. Don Karlos (Hr. Kettel), war ganz der schwärmerische Jüngling, wie sich Schiller ihn gedacht hat. Prinzessin Eboli (Mdm. Berger), ist eine der besten Rollen der Künstlerin, Ihr Anzug läßt, hinsichtlich der elegance und decence, nichts zu wünschen übrig und sie wechselt ihn, wo es die Rolle zuläßt, wohl 3 — 4 Mal des Abends. In der Scene des rendez-vous mit Don Carlos war ihr Anzug schön und verführerisch, und Referent hätte gern seinen Platz mit dem des Hr. K. gewechselt. Sie hatte, wie immer, ihre Rolle richtig aufgefaßt und ausgeführt. Marquis Posa (Hr. Schütz), als vierte Debüt-Rolle mit allgemeinem Beifall. Sein trefflicher Charakter und seine Rechtlichkeit sichern ihm die Liebe und Achtung des Publikums. Domingo (Hr. Senk) lobenswerth. Am 4ten Mai die eifersüchtige Frau v. Kotzebue, darauf: Tyroler Divertissement, getanzt von den Damen Amiot und Fendel und dem Balletmeister Hr. Purtzpichler, zum Beschluß Schülerschwänke v. Louis Angely. Die Darstellung war im Ganzen gelungen zu nennen. Ausgezeichnet war das Spiel der Mdm. Berger als Frau v. Uhlen, des Hrn. Kettel als Regierungsrath, des Hrn. Marr als Hanns v. Bosen (eigentlich Hr. Gaßmann's Rolle, von dem sie auch Referent lieber sieht). In den Schülerschwänken setzte unser Komiker Hr. Günther als Matois das Zwerchfell wieder in Bewegung. Es ist eine seiner besten Rollen, und so oft er in dieser auftritt, empfängt ihn das Publikum mit rauschendem Beifall. Recht belustigend ist es, wo er beim Abfeuern der Büchsen, welche die jungen Krieger auf der Barrière vornehmen, in's Kellerloch retirirt. Mdm. Kleinschmidt debütirte in der Rolle der Nicette. Am 5ten Mai der Schnee, komische Oper, Musik v. Auber. Am 6ten Mai Herr und Sclave, Drama in 2 Akten v. Zedlitz, und der Kammerdiener, Lustspiel nach dem Französischen des Scribe und Melesville v. Friederike Krickeberg. Herr Marr stellte den Sclaven als vorzüglichste Rolle im Stücke ausgezeichnet dar; überhaupt wurde das Stück ganz vorzüglich, wie noch nie, gegeben. Graf Edmund (Hr. Schütz), Gräfin (Mdm. Gaßmann), Germain (Hr. Kettel) und (Annette) Mdm. Berger. Die Vorstellung wurde durch das Spiel dieser braven Künstlerin eine der heitersten und genußreichsten. Zwischen dem ersten und zweiten Stücke und am Schlusse des letztern gaben die Steyrischen Alpensänger dem versammelten Publikum einen genußreichen Augenblick. Man kann dahin rechnen das zarte Spiel des Hrn. Söllner auf der Zither. Der Tenor des Hrn. Krapfenbauer, der an mehren Abenden im Schauspielhause Solo sang, ist noch rühmlichst zu erwähnen. Hr. Schütz (Mitglied derselben) trat auch als Bauchredner auf. Nachher gaben sie im Saale des medicinischen Gartens eine Abendunterhaltung. Zum Schluß finde noch einen Platz das Kochlöffelspiel des Hrn. Lux, welches allgemein gefiel. Herrn Lux empfiehlt indeß Referent, mehr Achtung gegen die Damen zu haben, und während seines Spiels das Liebäugeln nach denselben zu unterlassen, denn er war im Schauspielhause, nicht auf einem öffentlichen Markte. Mochten auch Einige darüber lächeln, so mißfiel es doch allen Anderen. Die Vorstellungen am 8ten und 9ten M. konnte Ref. wegen Abhaltung nicht beiwohnen.

Am 11ten Mai der Barbier v. Sevilla. Rosine (Mdm. Franchetti) vom Leipziger Hoftheater als Gastrolle. Ein guter Ruf ging dieser Künstlerin voran und Aller Erwartungen wurden durch das seltne Talent dieser Künstlerin

übertroffen. Ihre Stimme ist voll und angenehm, ihr Spiel gewandt und lebhaft, welches noch eine hübsche Figur, ein lebhaftes dunkles Auge und ein schöner Arm erhöhen. Für die erste Arie, „Frag' ich mein beklommnes Herz," hatte sie eine andere eingelegt, so wie auch eine im zweiten Akte. Zugleich mit dieser Sängerin trat an demselben Abend Hr. Schrader vom Leipziger Hoftheater als Graf Almaviva auf. Eine angenehme, nur schwache Stimme. Dr. Bartolo, Hr. Günther, war bei sehr guter Laune, die diesen Künstler selten verläßt und trug deshalb zur Erheiterung des Abends sehr viel bei. Herr Gröger wurde im ersten Akte unpaß und ließ vor Anfang des zweiten Aufzuges das Publikum um gütige Nachsicht bitten. Am 12ten Mai: Spiele des Zufalls, Lustspiel in 3 Akten nach Jünger's Lustspiel: der Strich durch die Rechnung, frei bearbeitet von Lebrun: Dieses Lustspiel brachte, waren auch die Rollen gut vertheilt und von den vorzüglichsten Mitgliedern gut dargestellt, doch keinen rechten Effekt hervor. Vor dem Lustspiel und am Schlusse producirten sich die Steyrischen Alpensänger. Nach dem Lustspiel trugen Variationen für 2 Violinen, L. Maurer der Kammermusikus, Hr. Freudenthal und sein Schüler Ludwig Berg vor. Am 15ten Mai Christine's Liebe und Entsetzung, Drama in 2 Akten, nach dem Französischen von Theod. Hell. In der Rolle der Christine steht M. Höffert auf der höchsten Stufe, und Referent möchte fast bezweifeln, daß eine Bühne eine solche Königin besitzt. Jugend, Anmuth und Talent vereinigen sich und rechtfertigen und befriedigen die Erwartungen im vollen Maße. Graf Ranzau, Hrn. Marr, und Friedrich von Burg, Hr. Kettel bewährten sich auch heute als denkende Künstler, die den Charakter ihrer Rollen richtig aufgefaßt und so wiedergegeben hatten, Nörberg, (Hr. Gröger) lobenswerth. Am 15ten Mai: Sargines, Oper, Musik von Paer. Des Sargine's Sohn, Mdm. Franchetti Walzel, als zweite Gastrolle. Ihr schöner Gesang und ihr anmuthiges, lebhaftes Spiel entzückten das versammelte Publikum; sie erfreute sich eines starken Beifalls und wurde am Schluß einstimmig gerufen. Als lobenswerth sind noch zu erwähnen, Hr. Wehrstedt, Sargine's Vater und Günther als Castellan. Im ersten Akte war der Gesang der Dem. Lindner als Sophia höchst unbedeutend und Ref. vermuthete, daß sie unwohl sei, allein sie ersetzte den Fehler im zweiten Akte zur Zufriedenheit des Publikums. Als König fehlte (Herrn Haase) die Stimme, er blieb beinahe stecken. Fast glaubt Ref., daß die sonst so starke Stimme dieses Künstlers mehr und mehr abnimmt. Am 16ten Mai der Schleichhändler, Possenspiel in 4 Akten von Raupach. Ref. kann diesem Stücke, wenn auch an mehren Orten mit Beifall aufgeführt, dennoch keinen Geschmack abgewinnen. Herr Gern, vom Hoftheater zu Berlin, gab den Bader Schelle als Gast, fand hier aber nicht den wohl auf andern Bühnen erhaltenen Beifall. Er trug zu stark auf und reiste schon am andern Tage wieder ab. Diesem Stücke folgte ein Divertissement, getanzt von Dem. und Hr. Amiot. Am 18ten Mai Jessonda, Oper von Gehe, Musik von Spohr. Die Titelrolle gab Mad. Frisch, ohne besondern Eindruck hervorzubringen, wegen des zu starken Schreiens. Amazili (Dem. Lindner) ist, wo nicht die beste, doch eine der besten Rollen dieser Sängerin, und ihr Gesang im zweiten Akte bei der Strophe. „Siehe in der Blätter Hülle," ist sehr angenehm und entzückte Ref. bei der jedesmaligen Vorstellung. Es ist auch wohl das zarteste Tonstück dieser Oper. Als zweite Gastrolle gab Hr. Schrader den Nadori; die beste Parthie von denen, worin dieser Sänger sich uns zeigte. Sein Gesang war vom Anfange bis zum Ende sehr lobenswerth. Tristan d'Accunha (Hr. Frisch), die Stimme dieses Sängers ist nicht unangenehm, nur ist sein Spiel höchst vernachlässigt und sein Körper schwerfällig. Am 20sten Mai: Johann von Paris, Oper in zwei Akten, Musik von Boieldieu. Prinzessin von Navarra (Mdm. Frisch). Die Arie „Welche Lust gewährt das Reisen" wurde von der Sängerin sehr brav vorgetragen, nur mußte sie es kränkend vernehmen, daß sich unter den Applaus einige Zischlaute mischten. Den Seneschall sang Hr. Wehrstedt, wie immer, recht brav. Johann von Paris (Hr. Schäfer),; wenn sein Spiel auch gewandt und lebhaft war, befriedigte sein Gesang dennoch nicht wegen des starken Schreiens. Olivier (Mdm. Schütz), spielte con amore. Am 22sten Mai: die Vestalin von Spontini. Julie, Mdm. Franchetti, als dritte Gastrolle war für Ref. nicht befriedigend. Die Oberpriesterin, Mdm. Müller, gab Allen an diesem Abend durch ihre kräftige, klangvolle Stimme genußreiche Augenblicke, Hr. Wehrstedt als Oberpriester ist nicht genug zu schätzen. Am Schlusse wurde Mdm. Franchetti hervorgerufen. Auch riefen Mehre Mdm. Müller, allein sie wurden nicht genug von Andern unterstützt. Am 23sten Mai: drei Tage aus dem Leben eines Spielers; dieses Stück ist mit zu grellen Farben gemahlt und mein Gefühl sträubt sich immer dagegen; ich habe es einmal und nicht wieder gesehen. Am 25sten Mai: Cenerentola, Oper, Musik von Rossini, hat im Allgemeinen nicht angesprochen. Indeß glänzte doch Mdm. Franchetti W. als Angelina und feierte ihren höchsten Triumph, wurde bei jeder Arie rauschend applaudirt und am Schlusse gerufen, von den Worten begleitet: Hier bleiben, hier bleiben. Der Vorstellung am 27sten Mai: Friedrich August in Madrid, Original-Schauspiel von Blum, konnte Ref. nicht beiwohnen. Wegen der 6 Wochen langen Ferien ist die Bühne mit diesem Stücke geschlossen. Weil die Sänger und Sängerinnen hier bleiben, so soll jede Woche eine Oper gegeben werden. Mit dem Anfange der Vorstellungen werde ich die Berichte fortsetzen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 229. (II. Jahrg.) Montag, den 26. September. 1831.

Die Sprache.

Des Daseins erste Töne wiegen
Des Kindes Traum, sein Blick erwacht.
Doch Wunsch und Wahn und Wille liegen
Gebunden noch im Arm der Nacht;
Verschleiert steht vor ihm das Schöne,
Dem Lied der Amme horcht sein Ohr,
Und freundlich steigt im Reich der Töne
Vor ihm des Lebens Bild empor.

Dann naht die Sprache sich der Lippe,
Die mit der Kindheit Fesseln ringt,
Ein Quell, gewiegt im Schoos der Klippe,
Der brausend in das Leben dringt.
Er steigt und bricht des Ufers Schranke,
So bricht die Fesseln Ton und Wort,
Und rauschend wälzt sich der Gedanke
Im Wechselklang der Sprache fort.

Bekränzt mit Rosen weckt die Hore
Den ersten Wunsch, den ersten Wahn;
In Räthseln spricht, am grauen Thore
Der Zukunft, uns das Leben an;
Und wenn empört die Wogen schäumen,
Dann hängt, wie an dem Mai der West,
Die Hoffnung mit den goldnen Träumen
Am Blüthenkranz der Sprache fest.

Und leise, weiche Stimmen schlagen
An unsre Brust, dem Kampf geweiht,
Und des Gefühles Stürme tragen
Den leichten Frühlingstraum der Zeit.
Der Sprache goldne Saiten beben,
Von Furcht und Wunsch und Wahn berührt,
Die mit den Stürmen in das Leben
Die Feenhand der Liebe führt.

Ihr tönt der Vorwelt dunkle Sage,
Ihr spricht das Herz, vom Sturm bewegt,
Das blutend in des Schicksals Wage
Die Täuschung und die Thräne legt.
Und klagend, auf der Sehnsucht Schwingen,
Entschwebt das Lied dem Schoos der Zeit,
Der Dichtkunst zarte Kränze schlingen
Sich blühend um die Wirklichkeit.

Und heller glänzt der Wahrheit Spiegel,
Der aus der Dichtkunst Rosen glüht,
Die Ahnung bricht der Zukunft Siegel,
Wo, ewig jung, die Hoffnung blüht;
Die Blumen, die dem Leben starben,
Die Kränze der verblühten Zeit,
Bewahrt im Zauber ihrer Farben,
Die Sprache, der Unsterblichkeit.

(Beschluß folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Die merkwürdige Bergfestung ward besehen; das prächtige Steinpflaster, welches aus einem einzigen Steine, der durch die ganze Stadt fortläuft, bestehet, ward bewundert. Die Bewohner — Tartaren dem Ansehen nach, doch Juden — und zwar vielleicht die Einzigen, welche das Mosaische Gesetz in all' seiner Reinheit erhalten haben, über Mancherlei — über ihre Lebensart, ihren Verdienst, ihre Traditionen gefragt; dann aber verließ man diese schöne Stadt wieder, um von der anderen Seite herab nach dem südlichen Theile der Krimm, nach dem Meeresufer zu gelangen. Auf dem Wege dahin genossen die Reisenden der reizendsten Aussicht, indem sich ihr Weg stets auf den Höhen hielt, und sie rechts und links die schönsten Thäler und malerischen Gelände liegen hatten. Je weiter gen Süden, desto höher wurden die Berge, desto tiefer die Thäler, desto romantischer die Aussichten von diesen — das Majestätische mit dem Lieblichen auf das Anmuthigste paarenden Gebirgen. Aus jeder Schlucht sahen himmelanstrebende Pappeln hervor, die man fast nirgends so stolz, so schlank und groß erblickt; sie schie-

nen mit den sie umgebenden Bergen zu wetteifern, — und wo man solche Pappeln antrifft, da ist gewiß auch ein tartarisches Dorf.

Von den hohen Alpflächen, auf denen das Schaf und das Rindvieh wild ist, stiegen die Reisenden nun weiter und weiter abwärts bis zu dem Dorfe Mamut Sultan, in dessen Nähe — so verschieden ist das Clima zwischen dem Gipfel und dem Fuße des Jailon — sich schon wilde zweibucklige Cameele, sowohl weiße als braune, fanden. —

15.

Am Fuße des Tschatur Dag ist die Quelle des Salgir; auf kahlen Steinen steigt man zu einem tiefen Trichter hinab; so steil und beschwerlich ist der Weg, daß man nur mit bloßen Füßen darauf gehen kann. Immer dunkler ward und finsterer die Schlucht, in welche Feodosia mit Sidin, geleitet von fünf — des Weges kundigen Tartaren — hinab stieg. Endlich verwandelte sich der steile Trichter in eine — das Innere des Berges suchende — Höhle, deren ganze Breite durch den Salgir eingenommen wird. Feodosia mußte sich von einem Tartaren tragen lassen, denn bis über die Kniee reichte das Wasser. Endlich war das Gewölbe so niedrig, daß auch dieß nicht mehr anging, und nun stellten sich die Tartaren in eine Reihe, hielten ihre Hände fest in einander verschlungen, um auf denselben, tief gebückt, von dem — bis über die Hüften im Wasser wadenden Sidin geleitet, ging Feodosia weiter bis zur Wiege des Salgir, dessen bläuliche Fläche, grünlich im Scheine der Strohfackeln in steter Bewegung war, immerfort Blasen aufwarf, deren Kuppeln im Wiederscheine des Feuers munter und beweglich glänzten. Aber im Hintergrunde sahen sie zwei brennende Punkte unveränderlich in röthlichem und grünlichem Lichte schimmern. Sidin machte Feodosia darauf aufmerksam, und frug die Tartaren, ob man nicht am Rande dieser Quelle dahin gelangen könne?

Nein — erwiederte einer der Gefragten — dieser Kessel ist ganz unergründlich tief, und er füllt den Felsen so weit an, daß es keine Möglichkeit ist, dahin zu gelangen; ja bei starkem Wasser ist er so voll, daß die Höhle gar nicht zu besuchen ist; nur bei niedrigem Wasserstande — wie jetzt — sieht man drüber eine einzelne Stelle hervorragen; auf dieser muß etwas Glänzendes liegen; was es aber ist, weiß ich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Révélation sur l'existence de Louis XVII, Duc de Normandie.

Par Msr. Labreli de Fontaine, bibliothécaire de S. A. S. M^me^ la Duchesse douairière d' Orleans.

(Beschluß.)

„Der Graf von Provence legte große Wichtigkeit auf die Ceremonie seiner Salbung. In der Hoffnung, vom Papste die erforderliche Autorisation hierzu zu erhalten, befahl er, in der Kirche von Notre Dame in Paris ungewöhnliche Vorbereitungen zu treffen. Unter dem Vorwand der Taufe des Herzogs von Bordeaux ließ er das Innere dieser Kathedrale auszieren, und außen das Portal jener von Reims darstellen. Aber eine förmliche Opposition von Rom vereitelte Alles. Statt gesalbt wurde blos getauft und der Königsmantel nach England geschickt, um bei der Krönung Georgs IV. zu paradiren."

„Ich könnte noch viele andere Thatsachen anführen, welche beweisen, daß der Sohn Ludwigs XVI. nicht im Tempel gestorben und daß unter allen seinen Feinden keiner ein größeres Interesse hatte, das Gegentheil glauben zu machen, als der Graf von Provence."

„Ich schließe mit der Mittheilung einer im Jahre 1819 zwischen Ludwig XVIII. und dem Herzoge von Berri statt gehabten Unterredung. Sie betraf den Sohn Ludwigs XVI., für welchen der Herzog von Berri Unterstützung und den Besitz eines Staates reclamirte. „„Und dann, sagte sein Oheim, wenn Sie dem elenden Bastard zum Throne verholfen: werden Sie ihn besteigen?"" Was kümmert mich der Thron, antwortete der Herzog von Berri; Gerechtigkeit vor Allem, mein Oheim. „„Diesem Auftritte wohnte eine erlauchte Person bei, die sich in dem Augenblicke in Paris befand. Kurze Zeit darauf fiel der Herzog von Berri unter dem Dolche eines Meuchelmörders."" —

„Ich füge dieser Schrift nichts mehr bei, da sie bloß den, bei Gelegenheit einer angeblich von dem Herzog der Normandie ausgegangenen, aber offenbar fabrizirten Proclamation, in einigen Journalen erschienenen Artikeln zur ersten Antwort dienen soll. Später hoffe ich allen Forderungen des Publikums zu entsprechen und ihm innere Thatsachen mitzutheilen, die sein ganzes Interesse erwecken werden, indem sie die zahllosen Intriguen enthüllen, deren sich der Ehrgeiz bedient, um einem Sohne das Erbe seiner Väter zu rauben."

So weit Herr Labreli de Fontaine. Wer seine Brochüre mit Aufmerksamkeit gelesen, muß nothwendig über die Reinheit ihres Zweckes gerechten Zweifel hegen und wird hinsichtlich ihrer, oben im Eingange von uns angedeuteten eigentlichen Tendenz, wahrscheinlich mit uns übereinstimmen. Ob außer dem Adel und dem Klerus, die übrigen Franzosen sich viel um die Existenz des Sohnes Ludwigs XVI. interessiren werden, möchte wohl mit Grund zu bezweifeln sein. Uns Deutsche interessirt sie gar nicht, und diese Schrift nur in so ferne, als sie uns neue Beweise von der Moral der Höfe der europäischen Diplomatie liefert. —

VIII.

Reise-Zeitung.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Barth steht freilich nicht in der Reihe der Gasthöfe des ersten Ranges, welches auch schon sein bescheidener deutscher Name anzeigt, aber wenn auch die Aussicht nach der Straße schlecht war, so waren doch Zimmer und Betten gut, und wenn auch das Haus nicht dreißig Fremdenstuben, keinen gähnenden, reich galonirten Portier, nicht zehn faule Marqueure hatte, auch nicht Table d'hôte gespeist wurde, so waren doch der Wirth freundlich, die drei Speisen gut, die Bedienung schnell, das rothbäckige Stubenmädchen nett, vielleicht auch etwas verliebt — ich weiß es nicht — und, was gerade auch nicht ganz Nebensache ist, (wenigstens bei einem, der nicht mit Extrapost oder auf fremde Kosten reist,) die Zeche spottbillig.

In einer fremden Stadt gewesen zu sein, ohne in alle Kirchen hineinzulaufen, wäre eine arge Sünde, wenn auch nicht gegen den Geist, doch gegen alles übliche Herkommen, welches jedem Reisenden — vom ärmsten Handwerksburschen bis zum regierenden Herrn — vorschreibt, neugierig gaffend oder vornehm gleichgültig zwischen den hölzernen Bänken und Stühlen hindurch zu schreiten, Orgel und Bilder flüchtig anzusehen, und einem, oft gräulichen Unsinn schwatzenden, Kirchendiener geduldig zuzuhören. —

Ich besuchte sogleich den andern Morgen die uralte Jacobi-Kirche, welche in Kriegszeiten viel gelitten hat, und wovon man auch noch die deutlichsten Spuren sieht. Die Nicolai-Kirche hat unstreitig den schlechtesten Eingang, welchen ich je an einem öffentlichen Gebäude sah, selbst das Breslauer Theater und das Berliner Opernhaus — wo man unter einem Prachtportale wie in einen Keller kriecht — nicht ausgenommen.

Unter einer niedrigen Halle des alten Rathhauses — nicht weit davon, wo die sämmtlichen Nachtwächterspieße stehen, bei deren Anblick der Stralsunder mit schöner Beruhigung denken kann: „zwei und dreißig Spieße — bei denen eben so viel alte Männer schlafen — wachen für die Sicherheit der Stadt" — sieht man seitwärts in einer Vertiefung eine große alte Thüre, über welcher zu lesen ist: „Hier ist nichts denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels," und hier ist die Kirchenthüre, fügen wir prosaisch unbiblisch hinzu. Sehr reich, überreich ist der Taufstein verziert, über dem eine eiserne Stange eine Art Deckel hält, und an der vier Engelsköpfe jämmerlich gespießt sind. Mir wurde jedoch in der finstern Kirche so unheimlich zu Muthe, daß ich froh war, als ich auf einer andern Seite gebückt durch einen engen und schlechten Ausgang eilte, und zwischen einigen baufälligen, an der Kirche ängstlich klebenden, Häusern wieder in's Freie gelangte.

Sonderbar ist es, daß man die Gymnasiasten mit den Verbrechern zusammen in ein finsteres Kloster gesperrt hat. Sollte sich nicht entweder zum Gefängniß oder zum Gymnasium ein anderes Local gefunden haben? —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgardt, den 27. August 1831.

* † So eben, mein verehrter Freund, erhalte ich Ihre Sendung und finde beim Durchgehen derselben in Nr. 175, vom 25. Juli, unter meinem Aufsatze eine Note.

Der Schluß meines Briefes ist:

„Ich denke, wir suchen auch den Krieg zu verhindern; sollte es uns leider nicht möglich sein, so müssen wir bei Zeiten auf eine Zeichenschrift, auf eine geheime Chiffre denken — denn wenn die Franzosen uns die Freiheit bringen, wird es bald mit unserem freien Denken, Reden und Schreiben vorüber sein."

Ihre Note fordert mich auf, dieses dictum zu einem factum zu machen, den Ausspruch näher zu erklären.

Lange genug lebe ich in der Welt, um mich der verschiedenen Wohlthaten zu erinnern, welche die Franzosen uns über den Rhein gebracht haben; unter die ersten kann man zählen — die Unterdrückung jedes freien Gedankens! *)

Napoleon, wie manches Große er gethan, dachte so klein, sich vor der Druckerschwärze zu fürchten. Napoleon verbannte Frau von Staël — eine Frau!!! **) aus Frankreich, weil sie den Deutschen zugerufen hatte: „Ihr seid Deutsche und Ihr weint?" Napoleon ließ einen Palm erschießen, weil in seiner Buchhandlung ein verbotenes Buch war! Napoleon ließ überhaupt Bücher

*†) Mit diesen Zeichen möchte ich meine Berichte anfangen.

*) Sollten Einige unserer Leser an diesem und jenem im Folgenden Anstoß nehmen, so mögen sie den Grundsatz: „Audiatur et altera pars!" als unsere Entschuldigung annehmen.
D. R.

**) Eine Frau!!! D. R.

verbieten *) und fürchtete sich vor des russischen Collegienrathes (Kotzebues) Biene und Ameise mehr, als vor dem ganzen russischen Collegienrath und allen Bajonetten, welche derselbe in Bewegung setzen kann.

Er, welcher in seinen hochtrabenden Proclamationen, in seinen Manifesten, nur von dem Wohl der Völker, von ihrer Befreiung aus den Sclavenbanden, von ihrer Erlösung aus dem Joche der Tyrannei gesprochen hatte, er legte ihnen das drückendste Joch auf — denn früher durfte man doch wenigstens schreiben was man wollte (drucken auch nicht) — unter seiner eisernen Herrschaft durfte man nicht einmal mehr denken was man wollte!

Wer anders als er, hat das verdammungswürdige Spionirsystem, welches Oesterreich noch immer befleckt, über Europa verbreitet — wer wagte es, das heiligste Geheimniß, das Briefgeheimniß zu verletzen? Vor dem Spitzbuben kann ich mich hüten, ich verschließe mein Geld in doppelte eiserne Kisten, ich lasse sie an die Balken meines Hauses anschrauben, ich versehe sie mit Selbstschüssen — — aber den Brief, das leichte Stückchen Papier, das jede Scheere zerschneidet, das der schwächste Finger zerreißt — übergebe ich vertrauungsvoll der Hand des Besorgers, der öffentlichen, von Staat und König sanctionirten Behörde, der Post — und Napoleon war klein genug, dieses Geheimniß zu verletzen! Soll ich von seinen kleinen Nachfolgern besser denken als von ihrem großen Vorgänger! Kennen wir die Eitelkeit der Franzosen nicht, welche närrisch genug sind, sich für das größte und edelste Volk der Welt zu halten? Wissen wir nicht, daß sie einen Ruhm darin suchen, in allen politischen und nichtpolitischen Blättern die fremden Nationen herab zu setzen und sich aus eigener Machtvollkommenheit, so viel Lorbeerkronen zu flechten, daß, wenn ihre Schriftsteller nicht dafür sorgten, ganz Sicilien nicht ausreichen würde? Solch' ein eitler Franzose hat ein „tribus Anticyris insanabile caput!“ so sagt Horaz, welcher die Niesewurz, wegen welcher Anticyra berühmt war, mit Hippokrates für ein Specificum gegen — — —, nun, da Sie den Horaz gelesen haben, wissen Sie wogegen — hält!

Daß es aber einem freien Mann unmöglich ist, Ja! zu Allem zu sagen, was die Franzosen thun, ist leicht zu beweisen, und eben so leicht, daß die höchst verletzlichen Franzosen es nicht dulden werden, daß man gegen sie spricht, sobald sie einmal wieder, wie von 1804 bis 1812, die Oberhand in Deutschland haben.

So war das gemeint, worüber Sie eine Erklärung forderten und ich glaube diese jetzt gegeben zu haben!

Um auf etwas Vernünftiges zu kommen, wie wir Schwaben sagen, will ich Ihnen jetzt erzählen, daß unsere Residenz durch die Schauspielergesellschaft des Herrn von Lobedank beglückt worden ist.

Ich sehe Sie unwillig die Scheere ergreifen, um diesen Theil meines Briefes abzuschneiden — ihn für das Sonnabendsblatt bestimmend. — Habe ich ihm nicht geschrieben und gedruckt meinen Plan in Hinsicht auf die Anordnung des Blattes mitgetheilt! (so hör' ich Sie sprechen) und nun schickt er mir doch — statt Beides zu sondern, Theaterbericht und sonstige Nachrichten unter einander!

Beruhigen Sie sich, theuerster Freund! diese Theaternachrichten kann ich mit gutem Gewissen nicht wie gewöhnlich fabriciren, sie gehören nicht in das Kunstblatt, sondern unter die Curiosa, von denen man sich so gelegentlich schreibt.

Seit dem 20. Juni war unsere Hofschaubühne geschlossen, zwei Monate Ferien gaben vielen unserer Künstler Muse, um nach Paris zu gehn und sich daselbst hören zu lassen, aber — sic eunt fata hominum, statt große Schätze mitzubringen, machten sie gräuliche Schulden, ihr Director machte Banquerot, sie blieben in Verfatz und mußten von hier ausgelöst werden. Unterdessen bemerkte der edle Herr von Lobedank, daß eine unheimliche Leere an den Theaterabenden Unzufriedenheit in alle Gemüther streute. Er kam daher mit seinem trefflichen Herzen dahin überein, den betrübten Stuttgardtern Ersatz für den Verlust anzubieten. Auf dem Charlottenplatz ward eine Bude von ungehobelten Brettern errichtet und seine ungehobelte Bande zog ein, nachdem er in einer trefflichen Ankündigung gesagt hatte, daß er mit höchster Bewilligung, in Abwesenheit der Hofschauspieler!! Verschiedenes aufführen wolle, worüber wir Stuttgardter M . . l und Nase aufsperren sollten. Nun ging der Spectakel los. Der gerade Weg ist der beste und der häusliche Zwist (hier der häßliche Zwist), war das primum movens, wodurch er die Bewohner der Residenz in Bewegung setzen wollte, dann setzten sie sich auf's hohe Pferd und gaben die Schuld! Gott verzeihe ihnen die Schuld! — dann Clara von Hoheneichen — ja dieß wundervolle Heldenstück wurde auf allgemeines, wiederholtes Verlangen zum zweiten Male gegeben, aber als ich am Abend bei dem neuen Theater vorbei ging, stand unter dem allgemeinen Verlangen — „die heutige Vorstellung ist bis auf Weiteres verschoben worden,“ da Niemand sie besuchte.

(Beschluß folgt.)

*) In Sachsen, namentlich in Leipzig, verbietet man noch heut' den Druck von Kirchenliedern, wenn den Herren Censoren der Wind nicht von der rechten Seite zu wehen scheint! Exemplum odiosum alibi!

D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 230. (II. Jahrg.) Dienstag, den 27. September. 1831.

Die Sprache.

(Beschluß.)

Und wenn, verweht im Abendlichte,
Der Täuschung zarte Blüthe schwand,
Dann spricht aus Wolken die Geschichte,
Ein Strom, der sich der Nacht entwand.
Er schlägt in Gräbern, die uns schweigen,
Dann brausend an der Vorwelt Thor,
Und auf der Sprache Wogen steigen
Die Riesenschatten Rom's empor.

Sie hört die Nachwelt. Ihren Söhnen
Ruft, aufgeschreckt, das Vaterland,
An das mit leisen Zaubertönen
Die Sprache Muth und Liebe band.
Selbst in dem fallenden Geschlechte
Wird nie des Kühnen Stolz gedämpft,
Der für die Heimath, ihre Rechte,
Die Götter und die Sprache kämpft.

Und wenn des Ruhmes Opfer fielen,
Wie Blüthen, die der Nordwind brach,
Zum Grabe, von der Kindheit Spielen,
Folgt tröstend uns die Sprache nach.
Sie ruft dem Frohsinn unter Reben,
Ihr rauscht des Liedes Adlerschwung,
Und auf des Wohllauts Wellen schweben
Die Geister der Erinnerung.

Erinnerung! dem deutschen Ruhme
Ein Geisterbild, das zürnend schweigt,
Und dem verpraßten Eigenthume
Den reichen Schatz der Väter zeigt.
Verödet steh'n des Tempels Hallen,
Am Grab der Freiheit lehnt die Zeit,
Und des Vergessens Schleier fallen
Kalt über die Vergangenheit.

Die Stärke schläft, die Götter drohen,
Kein Herrmann bricht des Römers Joch,
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur seine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt dieß Erbtheil unsrer Ahnen:
Die Sprache, die, veredelt, blieb,
Seitdem das Schwert des Alemanen
Dem stolzen Rom Gesetze schrieb!

A. Freih. v. Steigentesch.

Nachschrift.

Die Mittheilung dieses Gedichtes, aus dem poetischen Nachlasse meines verewigten Freundes, wird den Lesern dieser Zeitschrift gewiß um so willkommener sein, als ihm unsere gegenwärtige Zeit ein besonderes Interesse verleiht. Die in diesem Gedicht sich aussprechende Gesinnung ist eine wahrhaft vaterländische und eine ächt liberale; denn sie ist eine würdige, geistreiche und edle!

Wie sehr ist zu wünschen, daß eine vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke und des ganzen literarischen Nachlasses von dem ächt freien herrlichen Dichter von Steigentesch baldigst erscheinen möge! Wo haben wir jetzt noch einen lyrischen und dramatischen Dichter zugleich, wie ihn aufzuweisen? Auch Matthisson und Klinger sind nun dahin! Fuimus Troes!

Leipzig, d. 13. Aug. 1831.

Prof. Dr. Schütz.

Flüchtige Beleuchtung der französischen Haupt-Freiheits-Fabrik, gegründet Juli 1831.*)

Ein Jahr ist vorüber, seit von den Ufern der Seine der Ruf zur Freiheit — zur Zügellosigkeit — über den Rhein her erklang. Der französische Schwindel nahte sich von Westen unaufhaltsam, moralisch verderbend und tödtend, wie das Uebel des Ostens, die Cholera, physisch. Eine Saat ging auf für die, die nichts mehr zu verlieren hatten, die von ihr eine Ernte erwarteten. Das gehegte und gepflegte Unkraut erstickte das Gute. — Einen ergibigen Ertrag versprach

*) Eine Stimme der Zeit, die sich hören läßt, wenn man ihr auch gerade nicht beistimmen kann. D. R.

diese Saat für Journalisten, — es mußte so viel davon gewonnen werden, wie möglich, darum posaunten die Blätter über jene französische Schwindelei, als läge in ihr das Heil der Welt. Ob Länder und Völker dabei zu Grunde gingen, war einerlei, besonders den Franzosen, die am Verwüsten von jeher eine besondere Freude hatten. — Wie und auf welche Art die edle Völker-Freiheit an den Ufern der Seine destillirt wurde, mag hier flüchtig, aber wahr beleuchtet worden.

Aus Frankreich kommt der blutaufregende Champagner, aber auch jener brausende Höllentrank — der Revolution wurde dort gebraut und von den Seine-Anwohnern den ruhigen Deutschen aufgedrungen, die sich des Glücks des Friedens erfreuten, eines Glücks, das den Franzosen ein Dorn im Auge war. Karl des Zehnten Schwäche führte den Zeitpunkt der Umwälzung herbei, nach welchem sich Frankreichs, oder vielmehr nur die müssiggehenden Bewohner von Paris sehnten, blos eines Amüsements wegen, das, koste es auch Blut und den Frieden Europa's, doch der langweilenden Ruhe ein Ende machte und einen neuen Zustand herbeiführen würde. Das Leben war ennuyant, man wollte eine Neuigkeit in Paris aufführen, aber es müßte etwas sein, wovon das Ausland, die Welt spräche, denn nach Aufsehen machen verlangt das französische Volk nun einmal. Monsieur Lafitte wollte Minister werden, darum schrie er: Freiheit! und bezahlte einige hundert Arbeiter aus der Vorstadt St. Antoine, damit auch diese Freiheit schreien sollten, — Monsieur Lafayette glaubte, daß er auch noch jetzt, wie zu der Zeit seiner Kraft, ein Mann sein könne, oder wollte doch wenigstens für einen solchen gehalten werden, drum schrie er Freiheit! — Der Sanscülotte schrie Freiheit! und verstand darunter nichts weiter, als: ich will ein Paar Pantalons haben! — Tagediebe und entlassene Gefängnißbewohner, die keinen Sous in der Tasche hatten, schrieen: Freiheit! und glaubten: wenn Alles drunter und drüber geht, können wir stehlen und rauben nach unserm Gefallen! — Messieurs, die im Palais-Royal ihr Vermögen am grünen Tische geopfert und, kraft ihrer männlichen Stärke, mit dieser oder jener hübschen und reichen Frau auf einem vertrauten Fuße standen, schrieen Freiheit! um im Getümmel ihrem trunknen Nebenmanne zuzuflüstern, wenn der Gatte ihrer Schönen sich auf der Straße zeigte: „C'est un Carlist, un Jesuit!" Flugs schlug der Bruder Sanscülotte den Herrn Ehemann todt, und Beide, die Dame und ihr Anbeter hatten die Freiheit! gewonnen, sich nämlich heirathen, und die Dame sich an der Männlichkeit ihres Cicisbeo, dieser aber sich an dem Vermögen des todtgeschlagenen Gemahls ungestört ergötzen zu können. — Und nun gar die Heldenthaten dieser Freiheitsmänner, wie schön machten sie sich in den französischen Journalen und wie schön in den deutschen, die die trefflichen Begebenheiten sofort nachdruckten und dafür mit Freuden den Ehrensold an fixfingrige Uebersetzer zahlten, die noch mit mancher poetischen Zuthat die Gerichte, oder vielmehr Gerüchte, nicht zu würzen unterließen. In welcher Strahlenglorie erschien jener holde Knabe, der unerschrocken einen Königssöldner, einen Obristen vor seinem Regimente niederschoß! Wie herrlich die Einnahme der Schweizer-Caserne in der Rue de Babylon durch einen kleinen, aber begeisterten Volkshaufen! Mit welcher Ehrfurcht las man von jener hochgebildeten Jungfrau, die von sich sagen konnte, zwanzig Soldaten getödtet zu haben! — Wie klopfte das Herz jedes Lesers bei der Erwähnung solcher Thaten, wie wünschte Jeder dabei gewesen zu sein! O wäre doch Euer Wunsch erfüllt, hättet Ihr gesehen, was sich so schön auf dem Papier machte, in der Wirklichkeit, — erröthet wäret Ihr über Euer eignes Mitgefühl und empört hättet Ihr Euch von den Greueiscenen hinweggewendet. — Arglos stand der obenerwähnte Obrist im Gespräch mit seinen Offizieren vor seinem Regimente, nicht die scheinbar müßigen Zuschauer gefährdend, die unfern von ihm sich gesammelt hatten. Ein zerlumpter Kerl, der vielleicht schon einmal die Galeere geziert hatte, spricht eifrig mit einem zwölfjährigen Buben, der unter der umgehängten Jacke etwas verbirgt. Nach vielem Zureden schleicht sich der Junge auf den Obristen zu, zieht ein Pistol hervor, jagt dem Offizier die Kugel durch den Rücken und entspringt mit dem davon laufenden Volkshaufen. Welch ein heldenmüthiger Knabe!! — Funfzig Schweizersoldaten vertheidigen sich in ihrer Kaserne neun Stunden lang gegen einen angreifenden Haufen von wenigstens fünftausend Mann. Endlich holt man in Oel getränktes Stroh und umlegt damit die Caserne, es in Brand steckend. Von Feuer und Dampf gezwungen stürzen die Soldaten heraus und schlagen sich funfzig Mann, mit Verlust von sieben Todten, die sie mit sich trugen, durch fünftausend Freiheitshelden. — Folge mir, lieber Leser! in die Dienstag-Soiree zu Lafayette, wo wir die elegante Revolutionswelt versammelt finden. Siehst Du dort die scharmante zwanzigjährige Brünette, mit dem Schelmenauge und dem niedlichen Pariser Füßchen? Sie ist die Heldin, die eben so viele Soldaten zum Acheron beförderte, als sie Jahre zählt. Tritt näher, denn eben erzählt ihr allerliebster Mund zum zehntausendsten Male ihre Heldenthaten. „Mein Zimmer hatte mein Diener Jean," so trägt sie vor, „mit süperben viereckigen Pflastersteinen angefüllt. Ich stand am Fenster und Jean reichte mir die Steine, die ich, anfangs unsicher und mein Ziel verfehlend, nachher aber sehr sicher auf die Köpfe der unten vorbei marschirenden Tyrannenknechte fallen ließ. Als der Abend niederschwebte, lagen zwanzig dieser Elenden als Leichen unter meinem Fenster; ich schaute in den Spiegel und hätte mich selbst küssen mögen, denn auch ich hatte ja mitgebaut an dem Tempel der Freiheit!" — So endet sie, die umstehenden Elegants sind entzückt und lispeln: „Mademoiselle, Vous êtes une héroine!" Du aber, mein Leser! der Du ein deut-

scher Ehrenmann bist, wendest Dich mit mir verächtlich von der Furie, die man in Paris eine Heldin nennt. —

(Beschluß folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Sidin beugte sich nieder, suchte mit dem Arm tief unter dem Wasser auf dem Boden des Flusses einen Stein zu fassen, und warf diesen nach dem glänzenden Gegenstand. Ein heftiges Zischen war die Antwort darauf, ein Sprung in das wallende Wasser des Kessels erfolgte und gleich darauf reckte eine schwarze Wasserschlange ihr glänzendes Haupt aus dem Spiegel des Salgir hervor. Die Tartaren entflohen schreiend, indem sie ihre Strohwische wegwarfen. Feodosia stürzte in's Wasser, nur von der linken Hand Sidins noch gehalten. Dieser hatte im Nu sein krummes Schwert gezogen, und führte einen raschen Hieb nach der Schlange, deren leuchtende Augen das einzige in dieser Finsterniß Bemerkbare waren. Heftiges Schlagen und Umherspritzen des Wassers zeigte, daß er sie getroffen habe; noch einen Hieb führte er nach ihr; doch in demselben Augenblicke fühlte er seinen Arm umwunden, gepreßt, daß er laut aufschrie, wild um sich hauend das Gleichgewicht verlor, und von dem Steine, auf welchem er im Flusse stand, gleitend, niederstürzte in die Tiefe der brausenden Quelle, Feodosien mit sich in den Abgrund reißend.

16.

Einen Augenblick verließ ihn die Besinnung, doch die Last, welche an ihm hing, brachte ihn wieder zum Bewußtsein; er fühlte, daß er unter dem Wasser war, doch daß er noch Boden unter sich hatte; — mit seinem Fuße rings um sich her fühlend bemerkte er, daß es ein einzelner Stein sein müsse, auf dem er stand, eine Ungleichheit des Felsens. Er umfaßte die besinnungslose Feodosia, schwang sich mit all' seiner Kraft empor, und so erreichte er die Oberfläche des Wassers. Hier schwamm er am Rande herum, bis er glücklich den Ausfluß fand, auf welchem er sich mit Mühe erhob, dann aber, Feodosia tragend, dem Ausgang zuschritt, vor welchem die Tartaren schreckenbleich und zitternd noch standen, und auf die Kniee fallend Allah! Allah! riefen, als sie den heldenmüthigen Jüngling mit seiner schönen Last ankommen sahen. —

Feodosia war bewußtlos. Alle möglichen Mittel wurden vergeblich versucht, bis Sidin darauf fiel, ihr Tabakrauch in den Mund zu blasen. Der Reiz, den dieser in den Luftröhren und in der Lunge verursachte, brachte sie wieder zu sich. Ein nahe gelegenes Bauernhaus nahm sie auf, sie ward durch ein altes Mütterchen entkleidet, auf ein ziemlich reinliches Lager gebracht, mit erwärmten Teppichen zugedeckt, und so erholte sie sich bald. Während dieser Zeit war ein Tartar nach Mamut Sultan zurückgeeilt, um Feodosiens Dienerinnen mit Wäsche und Kleidung herbeizuholen.

Der Fürst, durch die Nachricht von dem Unglücksfalle erschreckt, kam selbst mit, überhäufte seine Tochter mit Vorwürfen über ihre thörichte Kühnheit, und den Mirza mit Danksagungen für die Rettung. Aber der Lohn, welcher ihm aus Feodosia's Augen strahlte, war lieblicher als das Lob, das aus dem Munde des Krey ertönte, und entzückt sank er an ihrem Lager nieder, als das Zimmer von lästigen Bewohnern verlassen war, und Feodosia richtete sich auf, beugte sich über den schönen Mann und bot ihm die blühende Lippe zum entzückendsten Kusse, und litt willig, daß er sie heiß umfaßte, und der süßen Früchte hunderte pflückte, und Hals und Nacken mit Küssen bedeckte, welche noch lange die Spuren seiner innern Gluth zurückließen, bis nahende Tritte den Allzukühnen aus seinem Rausche aufweckten.

Ach! auch in Feodosia's Herzen war ein verzehrendes Feuer angefacht, das ihr ein so seeliges Gefühl bereitete, daß sie nicht daran dachte, es zu unterdrücken oder auszulöschen.

Sidin, zum ersten Male etwas Besseres, als die bloße Begier nach der Erfüllung seiner unlauteren Wünsche fühlend, zum ersten Male empfindend, daß es doch wohl noch etwas Höheres gebe, als den Taumel des Rausches der Sinne, — schwelgte in der Erinnerung an Feodosien's blühende Schönheit — an ihre laut sich aussprechende Liebe, schwelgte die ganze Nacht hindurch in den Bildern, welche der Abend ihm erweckt hatte. Der kaum ergrauende Morgen lockte ihn hinaus in's Freie. Er badete seine offene Brust, sein glühendes Gesicht im kühlen Thau, er sog mit allen Sinnen die frische Luft, den reinen Aether ein, doch Ruhe fand er nicht, denn immer schwebte das süße Bild der Geliebten vor ihm, immer wollte eine unwiderstehliche Gewalt ihn hin zu der Geliebten ziehen.

Sieh, da wälzte sich langsam und majestätisch, die Erde dem glühenden Feuer-Balle entgegen, um welchen sie schwebt. Die Sonne erhob strahlend ihr glänzendes Haupt über den Horizont, und ihr Purpurlicht übergoß Feodosien's reizende Gestalt, welche — um des herrlichen Anblicks zu genießen, nur im leichten Morgen-Gewande das Haus verlassen, nun in all' ihrer blühenden Schönheit, ein — dem Himmel entschwebter Engel vor ihm stand.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgardt, den 27. August 1831.

(Beschluß.)

Jetzt schritt der Paria Beer und der Bramine Schenk, mit Struensee und Belisar über die Bretter. Belisar ward zum Benefiz für ein Mitglied der Gesellschaft gegeben, für das Publikum war es ein Malefiz, für den Benefizianten glaub' ich auch, denn er wird nicht viel weniger als die Hälfte der Tageskosten erhalten haben, der arme Teufel — und hatte sich so viel Mühe gegeben, hatte neue Decorationen und neue Costümes angeschafft! Zum Glück kosteten die ersteren nur Kienruß, die anderen nur etwas Kreide, also waren seine Auslagen doch nicht so barbarisch groß. Die Decoration (die neue), war jener Wald und Felsengrund, in welchem Belisar mit seiner treuen Irene weilt, als sein Sohn mit den Scythen kommt, um ihn aus seinen Banden zu befreien. Man hatte eine künstliche Felsenpartie gebaut, welche aus abwechselnd über einander geschichteten Salztonnen und Indigokisten bestand, die mittelst eines bedeutenden Aufwandes von Kienruß, ein felsiges Ansehen bekommen hatten. Schade war's, daß der junge Scythe, beim Herabsteigen aus dieser gefährlichen Schlucht, einbrach — durchfiel, obgleich er ziemlich gut spielte und seine Rede an den Vater mit ungemeinem Pathos — und, zur Vermehrung der Rührung, im Kanzelstyl, aus dem Inneren seiner Salztonne (aus deren umfangenden Armen er sich ohne lebensgefährliche Zertrümmerung des ganzen Felsengebirges nicht befreien konnte,) abhaspelte.

Papa stand auf, ging zu ihm, fühlte ihm nach dem Puls, — auch nach dem Kopf, um die Feindeszeichen auf dem Helme zu finden — da er jedoch aus Zerstreuung oder aus Mangel an Pappe, keinen Helm hatte, so fühlte der Papa ihm auf dem Kopfe herum, als ob er ihm ein Collegium über Gall's Schädellehre halten wolle.

Zufällig ist in die Beschreibung der effectvollen Decoration etwas über die Trefflichkeit der Darstellung mit eingeflossen, welche ich eigentlich nicht berühren wollte, da ich, aus Partheilichkeit für Herrn von Lobedank und dessen zwei und funfzigjährige Gurli, mich nicht für einen competenten Richter halte.

Die neuen Costümes bestanden aus viereckigen Pappscheiben (aus weiser Oekonomie nicht rund geschnitten) welche die Schilde vorstellten; zu gleichem Behuf hatte man den wilden Scythen runde Wassertonnen- und Eimerdeckel gegeben. Sämmtliche waren (hier kommt die Anwendung der Kreide) mit romantisch kühnen, genialen, höchst künstlerisch — wahrhaft keck hingeworfenen Blitzen bemalt. Helme von blauem Zuckerpapier deckten die Scythen (deren volle drei Mann waren, welche zugleich als gefangene Könige im Triumphzuge paradirten). Helme von grauem Löschpapier, besser geformt, nämlich so wie unsere Gassenbuben sie sich zu machen pflegen, schmückten die Byzantiner, doch waren sie trotz ihres standhaften Aussehens, nicht undurchdringlich, wie etwa Mambrins Helm, das konnte man deutlich daran sehen, daß ein Römer, welchem die Bohnenstange im unteren Saume des großen Vorhanges auf den Kopf fiel, zu bluten begann. Da sein Hauptschmuck à deux mains zu brauchen war, nahm er denselben ab und wischte sich vor den Augen des Publikums, ganz heiter und gemüthlich, Stirn und Kopf vom Blute rein, uns mit der Versicherung beruhigend — „o dees thut em nix" (o das thut nichts). Ein eiserner Helm hätte ihm schwerlich als Handtuch gedient!

Sehr sinnreich hatte man auch die Stiefel der Tagelöhner, welche um der Kunst willen sich hier zu Römern und zu Barbaren machen ließen — in Sandalen zu verwandeln gewußt, man hatte nämlich, gleichfalls mit Kreide, Kreuzstriche darauf gemacht, welche die Bänder vorstellten — um so täuschender, als die Stiefel, nicht durch lederverderbende englische Wichse schwarz und blank gemacht, den schönsten braunrothen Anstrich zeigten.

Sollten Sie es glauben, daß man solcher Künstlergesellschaft erlaubte, mitten in der Residenz eines deutschen Königs ihr Wesen zu treiben, während man den Brüdern Eichhorn, den beiden kleinen Wunderkindern, Virtuosen, wie es wahrlich wenige gibt (sie haben ja ihre herrlichen Violinduo's auch in Dresden und Leipzig hören lassen) kein Concert gab! Können Sie es glauben, daß diese Bande hier zwei Monate lang ihr Wesen trieb, und als die kleinen Künstler, denen ein glänzender Ruf voranging, in einem benachbarten Garten, dem Königsbade, spielten, dreißig Menschen zugegen waren! Was doch die Luft von Böotien thut!

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 231. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 28. September. 1831.

Freudenreich und Dolorosus.

Novelle von Fr. Tietz.

1.

Die warme Nachmittagssonne schien recht freundlich auf das kleine märkische Städtchen, in dem sich ein Justizhof der kleinern Klasse, natürlich also auch ein Kanzelist befand. Dieser aber hieß Ludwig Freudenreich und hatte so eben die plackende Arbeit des Tages vollendet. Das Pfeifchen dampfte, der Kaffee kochte, Filippi's italiänische Grammatik lag aufgeschlagen auf dem Tische und Freudenreich saß davor und studirte emsig. Die Lezzione quarantesima war vollendet und der Studirende schlürfte mit einem Seufzer ein Täßchen herunter. — „Freudenreich!" sprach er laut zu sich, „Freudenreich!" wiederholte er bitter lächelnd, „wandelndes Pasquill Deines Namens, der Freude, des Reichthums! warum quälst Du Dich, um die schöne, italiänische Sprache in Deinen dreißigjährigen Kopf zu pfropfen? Wirst sie ja doch in Deinem Leben nicht brauchen! Hier in unserm Städtchen sind diese herrlichen Laute böhmische Dörfer, denn selbst der Herr Superintendent versteht sie nicht, der doch im Uebrigen ein gescheuter Mann ist. Und um diese Töne einst dort zu hören, wo der duftige Himmel auf ein heiteres Land herabschaut, — du lieber Gott! um sie dort zu hören, braucht man mehr, als zweihundert Thaler jährliche Besoldung. So lang ich denken kann, ist es mein einziger Wunsch, Hesperien's Blumenflur zu schauen, doch wird es auch wohl nur ein Wunsch bleiben, da ich ganz und gar nicht der Mann bin, zu dem das Schicksal manchmal höflich spricht: Was befehlen Sie, geehrtester Freudenreich? ist Ihnen nicht eine Portion Glück gefällig? — Dreißig Jahre hindurch habe ich nun schon auf Allerlei gehofft, doch erfüllt wurde noch nichts, als etwa das nicht Gehoffte, Malheur und so weiter. Mein ganzes Leben ist ein Galeerendienst und wäre sie mit mir nicht zusammengeschmiedet, hätte ihr sanfter Trost mich nicht manchmal aufrecht erhalten, wer weiß, ob ich nicht desperaterweise schon öfters gerufen: Hochgeehrter Tod! wollen Sie nicht die Güte haben, mich aus diesem irdischen Joche gefälligst zu erlösen?" —

Vermuthlich, lieber Leser! wirst Du nicht wissen, wer die ist, die dem Kanzelisten manchmal tröstende Worte in den bittern Wermuthskelch seines freudenlosen Lebens wirft. Sie ist eine stille Jungfrau, Namens Juliane, ein gutes, frommes Wesen von fünf und zwanzig Jahren, dem Freudenreich zugethan seit frühester Kindheit; von ihr ward er dankbar geliebt, seit er, der Knabe sie einst aus den Fluten des Flusses mit eigner Lebensgefahr zog. Damals umrankte die Liebe mit ihren unsichtbaren, aber starken Fäden die Beiden und immer dichter wurde das unzerreißbare Gewebe. Als der Cantor, Julianens Vater gestorben und die hülflose Waise allein zurückblieb, da sendete ihr der Studiosus Freudenreich von der Universität den größten Theil des durch Privatunterricht gewonnenen Geldes, — mehr, als er selbst entbehren konnte. Aber er darbte gern, denn selbst eine Waise, war ja Juliane das einzige Wesen, das fest und treu an ihm hing. Die Rechte hatte er wohl aus dem Grunde studirt, auch bei der Prüfung schöne Zeugnisse und Lobsprüche erhalten, allein die juristische Laufbahn war weit aussehend und seine Taschen leer, und so ergriff er denn den Posten einer Copirmaschine, die der Präsident Copist nannte und ihm zur Belohnung für seine Kenntnisse verlieh. Auch versprach er, nämlich der Präsident, seiner nicht zu vergessen und ihn mit Nächstem zu befördern, allein ein Kanzelist ist eine unbedeutende Person und so vergaß man auch wohl, daß man ihn nicht vergessen wollte. Deshalb kopirte Freudenreich nun schon in dem kleinen Städtchen acht lange Jahre und wartete auf die Standes- und Solderhöhung, damit er Julianen heirathen könnte; denn mit seinen zweihundert Thalern und ihrem Verdienste von Näthereien ging das nicht, da der Kanzelist

daran dachte, daß einige Zeit nach der Hochzeit gewöhnlich die Familie durch Leute vermehrt würde, die noch zu klein, um das Einkommen vergrößern zu helfen, aber doch noch immer groß genug sind, das Vorhandene zu verkleinern. Wenn er dann nach abgethaner Tagesarbeit sinnend neben Julianen saß und die Geliebte still ansah, dann erhob sich die Brust und sandte so manchen Seufzer empor und er sprach, indem sich die sanften Züge seines gutmüthigen Gesichts zum bittern Lächeln verzogen: „Was haben wir verbrochen, daß Gott uns also beugt? Was haben wir gesündigt, daß er uns, gleich den Paria's im fernen Indien, ausschließt von aller Lust und Freude der Welt und uns in Sehnsucht und nie erfüllter Hoffnung vergehen läßt? Wenn ich Menschen, die nie im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten, mit Glücksgütern überschüttet, und uns dagegen betrachte, die wir von Jugend auf im nie rastenden Tretrade des Lebens angekettet waren und uns dennoch kein Lohn lächelt, so keimen in mir freventliche Zweifel —!" — Dann aber schloß ihm die Geliebte mit beruhigenden Worten den Mund und ihr Trost stimmte den mit sich und der Vorsehung Grollenden wieder weicher; der bessere Sinn erwachte wieder in ihm und sanft die Jungfrau umschlingend, sprach er: „Du hast Recht, Juliane! wir wollen nicht hadern mit dem weisen Lenker über uns, sondern seinem Willen uns geduldig beugen! Er wird uns nicht verlassen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Karl Ludwig von Knebel.

Funfzehn Jahre war ich alt, und hatte schon viel Unglück ertragen, als mir der Geist meines früh verstorbenen Vaters, an einem schönen Frühlingsmorgen im dunkeln Haine erschien und durch die säuselnden Blätter des Eichbaums zulispelte: Theuerster Sohn, wenn Du die Asche Deines frühverblichenen Vaters ehren willst, so vernimm und erfülle seine Bitte, die er Dir aus dem Reiche der seligen Geister zuruft: gehe zum Tempel der Musen, und bemühe Dich, ein Priester derselben zu werden! —

Sinnend stand ich und fragte mein Inneres, ob ich noch dem muntern Gesange der Vögel lauschen und an des Waldes Spitze die aufgehende Sonne erwarten, oder ob ich sogleich den Willen meines Vaters erfüllen sollte? — Das Letzte schien mir das Beste. Ich kehrte um, und eilte nach der am Fuße des Waldberges liegenden Stadt zurück, wo noch Alles sich des süßen Schlummers erfreuete. Als aber Helios am goldenen Zügel die feurigen Rosse lenkte, und der Sonnenwagen am blauen Firmament des Himmels emporstieg, begab ich mich auf steilem Pfade zu dem Tempel der Musen. Schon an der Pforte des Tempels trat mir eine freundliche Gestalt mit blonden Locken, blauen Augen und Rosenlippen entgegen, und überreichte mir ein Buch, auf dessen Titel mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Knebels Gedichte." Ich setzte mich in der Vorhalle des Tempels nieder, schlug das Buch auf und las wie folgt:

Hymnus an den Geist der Natur.

Fragment.

. . . . Höre mich, Geist des Guten, und wende das Schicksal zum Guten!
Nur aus dem Herzen kömmt, was Glück uns bringet und gut ist.
Gib, daß ich ohne Verblendung und Wahn, nicht frevelnd noch thöricht,
Messe der Dinge Werth nach richtigem Maß und Verhältniß.
Laß mich verstehen Dein Wort, und öffne das Herz und den Sinn mir.
Daß, vor eitlem Schall, ich vernehme die Stimme der Wahrheit.
Wann in dem ernsten Hain ich in früher Dämmerung walle,
Sende den goldenen Strahl, der herzerquickend mich anlockt:
Führst Du mich dann zurück in die enge Wohnung, so laß noch
Still durchschimmern den Tag, was Du mir am Morgen verliehen.
Winde bewegen die Zweige, mit düsterem Rauschen sie beugend;
Aber der Stamm steht fest zu immer erneuetem Leben.
Oft hat selbst in das Bittere, selbst in die Stürme des Schicksals,
Eingemischt die Natur Erquickung und Heilung des Lebens.
Nur aus Nacht erhebt sich der Tag, aus Dunkel die Helle,
Und das Lieblichste strahlt aus einem Kranze von Dornen.
Zügle die Leidenschaft durch höheres Maß von mir selber,
Daß ich mich ihnen nicht gleich, noch unter die Dinge mich setze.
Oft entbrennt im Gemüthe, was an sich edel und gut ist,
Aber zu mächtig gereizt, durch Zauber oder durch Abscheu,
Bricht es die Schranken hindurch, und macht sich zum Bilde des Schreckens.
Weiserer Sinn gebeut, sich selber vor Allem zu ordnen;
Höher die Dinge nicht, als eigene Schicklichkeit achten.
Laß den lebendigen Hauch, der sich oft entzündet im Herzen,
Mich zu höherer Kraft, zum Gefühle des Schönen, erwecken.
Heile mich von dem Wahn, ein irrendes Leben zu suchen
Im Geräusche der Welt, in mannichfachem Geschäfte,
Wo die Seele sich leicht verwirret in Dünkel und Ehrgeiz;
Oder, umhergeworfen, sich selbst verlieret und schwach wird.
Lenkerin meines Thuns, sei Du, o weise Natur, selbst!
Laß mich in jedem Menschen Dein heiliges Wesen verehren,
Und um geringe Flecken nicht Freund' noch Fremde verachten.
Rechten kann nicht der Mensch mit dem Menschen in seinem Gemüthe;
Was der heute beging, begeht wohl morgen er selber,
Oder er hat es begangen: Geduld gebührt mir und Sanftmuth.
So wie die Bäum' im Wald', und so wie die Blumen auf Wiesen
Neben einander stehn, emporgeschossen in Freude,
Sich mittheilend die Blüthen, die süßen Gerüche des Lebens,
Also stehen die Menschen, der süßen Nähe sich freuend.
Aber wie wilde Fluten, vom heftigen Sturme getrieben,
Ueber einander stürzen: die Woge verschlinget die Woge,
Die sich am Felsen verspritzt, hinschäumt zuweilen an's Ufer,
Also rasen die Menschen, und treiben sich einer den andern.
Reißet die Woge mich hin, und soll mich verschlingen der Flutschwall,
Wecke den Geist in mir, der aufrecht stehe dem Leben,
Und dem tobenden Sturme die ruhige Heitre gebiete.
Heil'ge Natur! was Dir anstebt, ist heilsam und recht mir.
Laß das Gute mich stets auf Deinen Wegen nur finden:
Aus Dir ist Alles, und in Dir, zu Dir kehrt Alles zurücke.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die Stadt selbst ist uneben, mit krummen engen Straßen, die Häuser von alter Bauart, jedoch größtentheils mit schönen Fenstern von englischem Glas, welche das Eigenthümliche, für einen Fremden Auffallende haben, daß die Flügel nach außen geöffnet werden. —

An der alten Böttcherstraße steht angeschlagen: „Wer durch diese Straße fährt, zahlt zehn Thaler Strafe."

Es wunderte mich, daß nicht angegeben war: jene zehn Thaler seien für die Armen bestimmt, dann hätten die armen Armen wieder eine schöne Aussicht, nichts zu bekommen, mehr gehabt, da durch diese Straße wohl aus genügenden Gründen kein Wagen fahren wird. —

Vor dem Knieperthor lernte ich einige sehr angenehme Gärten und Belustigungsörter kennen. Hier, unfern des Schießplatzes, war Wallensteins Lager, und man zeigte einen Baum, unter welchem der furchtbare Feldherr gestanden, als man ihm von der Stadt aus einen Becher aus der Hand schoß. —

Stralsund hat viel verloren, seitdem die Ueberfahrt nach Yhstadt in Schweden von Stralsund nach Greifswalde verlegt wurde. Man erzählte mir, daß der schwedische Consul von der Stadt die Einrichtung eines freien Quartiers und einiges Andere verlangt habe, wozu sich die Stadt nicht habe verstehen wollen. Greifswalde hatte in Alles gewilligt; es hatte sich nun gefunden, daß die Ueberfahrt von Greifswalde aus vortheilhafter wäre; es war der schwedischen Regierung vorgestellt worden, und sie hatte es bald gefälligst eingesehen.

Auch ein Stückchen Promenade haben die Stralsunder; man sieht wenigstens, daß der gute Wille da ist. Hier habe ich auch einen sehr spaßhaften Auftritt mit angesehen, einen Lieutenant von der Infanterie auf einem störrischen, wilden Pferde unter einer Legion von furchtsamen, schreienden Dienstmädchen, Kindern, Wärterinnen und Wäscherinnen, welche Letzteren längs dem Rande eines Grabens mit ihrer Wäsche gelagert waren, und durch des armen Offiziers Reiterkünste oft in wahre Todesangst gesetzt wurden, wenn das unbändige Roß so gerade auf sie zu sprengte, und — vor ihnen die dunkle schmutzige Fluth — an kein Entrinnen zu denken war. In meinem Leben habe ich noch nie einen Reiter so in der Gewalt seines Pferdes gesehen, und nun das abscheuliche, unbequeme point d'honneur, welches den Lieutenant hinderte, vom Pferde zu steigen, denn nur so hätte er vermeiden können, daß er nach verschiedenen unregelmäßigen Sprüngen des verwünschten Rosses in die höchste Verwirrung mit Beinen, Bügeln, Reitgerte und Zaum gerieth, und nolens volens herunter mußte. Zum Glück kamen ein Paar Soldaten hinzu, welche einer unbeschreiblichen Offizier-Verlegenheit ein Ende machten, und das Pferd fortführten, während der Lieutenant stolz zu Fuß weiter ging. —

Noch besah ich mir eine durch vier Pferde getriebene Wasserkunst, welche die Stadt mit Wasser versorgt, und traf dann Anstalten, um möglichst schnell nach Rostock zu gelangen, woselbst ich mich nur so lange aufhalten wollte, als dazu gehörte, das Rathhaus „mit den sieben Thürmen" und unsres alten Blüchers — vulgo „General Vorwärts" — Statue anzusehen, und dann sogleich nach dem, nur zwei Meilen entfernten, weit berühmten Seebad Dobberan — wo sich gerade der Großherzoglich Meklenburgische Hof aufhielt — zu eilen. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Nordamerika.

In New-York ist ein Seeräuber zum Tode verurtheilt worden, der alle Idealisirungen Cooper's weit hinter sich zurücklässt. Dieser Mann, in Amerika unter dem Namen Charles Gibbs bekannt, hat nach seinem eigenen Geständniß an der Plünderung von mehr als vierzig Schiffen, so wie an der Vernichtung von mehr als zwanzig sammt Besatzung und Passagieren Theil genommen. Es ist wahrscheinlich, daß durch ihn und die Seinigen mehr als vierhundert menschliche Wesen das Leben verloren haben. Nach seiner Aussage diente er zuerst den vereinigten Staaten, und wurde am Bord des Chesapeake gefangen genommen. Nach seiner Auswechselung kehrte er nach Rhode-Island, wo er geboren war, zurück und trat erst nach Verlauf von einigen Monaten wieder in Seedienste. Er beerbte einen Onkel und vertauschte das Matrosenhandwerk mit einem Gewürzkram in Boston. Da er aber schlechte Geschäfte machte, griff er wieder zu seinem frühern Beruf, und diente auf dem columbischen Corsarenschiffe la Maria. Die Besatzung empörte sich, weil sie keinen Antheil an den Prisen erhielt, bemächtigte sich des Schooners, und setzte die Offiziere bei Pensacala an's Land. Nachdem die Piraten einige Zeit lang fruchtlos gekreuzt hatten, beschlossen sie einmüthig, die schwarze Flagge aufzuziehen und allen Nationen den Krieg zu erklären. Sie setzten sich mit einem Kaufmanne zu Havannah in Einverständniß,

um Absatzwege für ihre Beute zu erhalten. Es waren ihrer sechzig, meistens Spanier und Amerikaner, und sie wählten Gibbs zum Capitain. Nun begann eine schreckliche Reihenfolge von Plünderungen und Mordthaten; die genommenen Schiffe wurden verbrannt oder an die Küste getrieben, die Besatzung die sich vertheidigte in Stücken gehauen und die Ueberlebenden oder sich Ergebenden getödtet und in das Meer geworfen. Verbrennen, Plündern, nichts schonen war ihr Gesetz und ihr Heil: denn kein Zeuge ihrer Verbrechen durfte am Leben bleiben, wenn sie sicher sein wollten. Zu Havannah gab sich Gibbs für den Capitain eines Kauffahrteischiffes aus, schlich sich in das Vertrauen englischer und amerikanischer Seeoffiziere ein, fragte nach dem Erfolg ihrer Unternehmungen gegen die Piraten, unterrichtete sich über die Geschwindigkeit der verschiedenen Schiffe, die Projekte der Offiziere, die den Capitainen ertheilten Instructionen, und ihre Art zu manoeuvriren. Durch diese Nachrichten stärker gemacht, begab er sich wieder zu seinen Leuten, die während seiner Abwesenheit in blutiger Zwietracht lebten, denn nur seine Energie und Ueberlegenheit vermochte diese Bösewichter, deren geringste Insubordination er mit Pistole oder Säbel bestrafte, im Zaume zu halten. Er setzte seine schauderhafte Laufbahn fort, und es gibt in der eintönigen Geschichte seiner Verbrechen nur zwei Handlungen, die von einigem Mitleidsgefühl zeigen. Im Jahre 1818 hatte er ein holländisches Schiff von Curaçao genommen, Alles was am Bord lebte, wurde getödtet und in das Meer gestürzt. Nur ein Mädchen von siebzehn Jahren, dessen Eltern bereits ermordet worden waren, warf sich Gibbs zu Füßen, und flehte auf eine so rührende Art um ihr Leben, daß der wilde Seeräuberhäuptling erweicht wurde und sie zu retten versprach. Sie wurde nach dem Cap Antonio geschafft und dort zwei Monate lang gefangen gehalten. Allein die Piraten, welche sich von dieser Handlung des Mitleids nichts Gutes versprachen, empörten sich, und Gibbs tödtete eines dieser Ungeheuer in dem Augenblicke, als es das arme Mädchen erschießen wollte. Jedoch mußte er das Schicksal der Gefangenen der Entscheidung eines Kriegsrathes überlassen; dieser verurtheilte sie zum Heile Aller zum Tode, und Gibbs selbst gab den Befehl, sie zu vergiften. Dieß ist, wie er selbst gesteht, die einzige Handlung seines Lebens, die ihm Schmerz verursacht hat. Ferner ließ er die Besatzung des Schiffes, „die Vorsicht," aus Rhode-Island gegen Lösegeld am Leben, weil er sich nicht entschließen konnte, seine eigenen Landsleute zu tödten. Nachdem seine beiden Schooner la Margareta und la Picciana von einem Schiffe der vereinigten Staaten genommen, und sein Fort auf dem Cap Antonio (Kuba) zerstört worden waren, zerstreuten sich die übrig gebliebenen Piraten, und ihr Capitain begab sich zuerst nach Havannah, von da nach New-York, Boston und endlich nach Liverpool. In dieser Stadt lebte er als reicher Kaufmann, und knüpfte ein Liebesverhältniß mit einer Frau an. „Ich hielt sie," sagte er, „für die Unschuld selbst, und es schmerzt mich gestehen zu müssen, daß mein Herz, ungerührt in Gefahren und Blutscenen, vor ihr so schwach wurde, wie das eines Kindes, und daß ich mich in Ausschweifungen stürzen mußte, um der Qualen zu vergessen, die sie mir zufügte." Als im Jahre 1826 der Krieg zwischen Brasilien und Buenos-Ayres ausbrach, diente er dieser Republik als Corsar. Zuletzt wurde er Matrose auf der Brigg Vineyard, und endlich entdeckt. Als man ihn fragte, wie er, an Befehlen gewöhnt, sich habe entschließen können, wieder gemeiner Matrose zu werden, gab er zur Antwort, „daß er die Schrecken des Gewissens habe übertäuben wollen." Bei dem Erstaunen, das man über seine Grausamkeit äußerte, bemerkte er: „an allen diesen Mordthaten sind die Gesetze schuld, denn sie bestrafen die Seeräuberei mit dem Tode, und haben auch für den Mord keine härtere Strafe. Die Klugheit aber gebietet, die Zeugen bei Seite zu schaffen. Ich bin überzeugt, daß die Mordthaten seltener werden würden, wenn es eine Abstufung in den Strafen geben würde." Obschon Gibbs keine Reue zeigt, quält ihn offenbar die Erinnerung an sein vergangenes Leben. Er ist während der Dauer seines Prozesses beträchtlich abgemagert, sein Gesicht ist blaß, seine Augen liegen tief im Kopfe, und seine Gliedmaßen vermögen ihn kaum zu tragen. Jetzt wird er bereits den Lohn für seine Greuelthaten am Galgen erhalten haben.

Buntes.

Menschen, die wenig zu thun haben, sind große Schwätzer; je weniger man denkt, je mehr schwatzt man: die Weiber schwatzen deswegen mehr als die Männer; aus Müssiggang haben sie nichts zu denken. Eine Nation, wo die Weiber den Ton angeben ist eine schwatzhafte Nation.

Schon Horaz und Aristoteles haben die Tugenden der Vorzeit gepriesen und über die Verschlimmerung ihres Zeitalters geklagt. Alle Schriftsteller haben von Jahrhundert zu Jahrhundert denselben Ton angestimmt: hätten sie Recht gehabt, so müßten die Menschen jetzt Bären sein.

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 232. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 29. September. 1831.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Stumm vor seeliger Rührung trat er zu ihr, ihre Hand sank in die seine, ihr schönes Haupt an seine Brust; aber zu heilig war selbst diesem wilden Menschen der Augenblick; er wagte nicht, ihrer blühenden Lippe einen Kuß zu rauben, nur sanft hielt er sie umfaßt und an sein Herz gedrückt, — bis der feurige Globus nicht mehr ein Himmelschor, durch das er mit der Geliebten zu den Räumen der Seligen hätte schweben mögen, sondern ein mächtiger Feuerkreis war, bis er wieder das gewaltige Himmelslicht war, das die leicht dahin schwebende Erde erleuchtet; — der Rausch der poetischen Phantasie war verflogen, und die schöne Wirklichkeit stand mit all' ihren Reizen wieder vor ihm; fester umschlang er das herrliche Mädchen, und ihre Lippen fanden sich zum erneuerten Bunde der Liebe. —

Willst Du die Meine sein, ganz die Meine, rief er aus, willst Du mich glücklich, selig machen, mich zum Himmel erheben durch Deine Liebe, o so gib mir die Hand zum Pfande unvergänglicher Treue. Erröthend sank die — auf einmal zum Weibe, zum zarten, sanften Weibe gewordene Huldin in die geöffneten Arme des Geliebten und ihr Mund flüsterte das beglükkende Ja!

Nahende Fußtritte scheuchten die Liebenden aus ihren süßen Träumen; Feodosia entfloh, nur noch Sidin zuflüsternd: sprich noch nicht mit dem Vater, gib ihm erst Gelegenheit, Dich näher kennen zu lernen; in Simfiropol ist auch noch Zeit dazu. Verwundert sah Sidin ihr nach. Ich werde mich wohl hüten, murmelte er für sich, was geht das den Vater an, was meint sie damit, hält sie mich für so unvorsichtig, glaubt sie, ich könne nicht schweigen, ich müsse mein Glück ausplaudern wie die Elster im Weinberg, damit der Gärtner kommt, und mich verscheucht, was geht dem Fürsten das Bündniß unserer Herzen an.

17.

Die herbeikommenden Tartaren, welche nach Sitte der Morgenländer ihr Frühgebet bei Aufgang der Sonne gehalten hatten, unterbrachen sein Selbstgespräch. Der Fürst erwachte, ließ nach Feodosien's Befinden fragen, und ob sie im Stande sei, die Reise weiter fortzusetzen; als sie hierauf durch ihre Erscheinung erwiederte, als der Fürst sah, daß der Schreck und die Erkältung dem starken kräftigen Mädchen nichts geschadet hatten, ward das Gepäck den Tartaren aufgeladen, dann der Weg nach Mamut Sultan eingeschlagen, und von hier die Reise weiter fortgesetzt. —

Anfangs war die Straße noch so breit, daß wohl ein Wagen darauf Platz fand, dann ward sie oben immer enger, und endlich schien es nur noch ein Fußsteig; doch ist dieses die Hauptstraße, welche die ganze nördliche Krimm mit der südlichen in Verbindung setzt. Sie schlängelt sich längs der waldigen Thäler, welche die ganze Gebirgsmasse durchziehen, hinab, bis durch den Zwischenraum, welchen der Jailon*) spaltet. Die Wächter dieses Passes scheinen der Temerdschi am nördlichen und der Babuan am südlichen Jailon, mächtige Eckberge, Ausläufer der Gebirgskette. Hier auf der Höhe, von welcher eigentlich die Abdachung zum Meere anfängt, bot sich den Reisenden das reizendste Schauspiel dar. Wellenförmig steigt der Boden abwärts, und durch Bäume und Wäldchen, zwischen deren anmuthigem, lebendigem Grün der südlichen Zone hindurch, erblickt man in einem blauen schmalen Streifen das hochgewölbte Meer.

---

*) Jailon ist die große südliche Bergkette der Krimm, welche noch in den nördlichen und südlichen Jailon getheilt wird.

In sanften Abdachungen steigt hier das Gebirge nach den nördlichen Ebenen herab; schnelle und jähe Abstürze führen zum südlich gelegenen Meer. Wenn in den Ebenen des Sommers Glut Alles verdorren läßt, dann sind diese Alpen mit frischen grünen Kräutern bedeckt, welche den zahlreichen Heerden erquickende Kühlung und gesunde Nahrung anbieten; dann sieht man Ziegen und Schaafe, Büffel und Kameele, instinktmäßig die Ebenen verlassen, und zu den Gebirgen sich wenden, und wenn der Sommersonne Brand verlöscht ist, ein tiefer Schnee die Gebirge und die nördlichen Ebenen bedeckt, dann blühen und tragen Früchte die köstlichen Orangen und Apfelsinen, dann sind die Granatäpfel und die Feigen reif, welche mit Lorbeer und indischen Datteln, mit der Mannaesche und dem Terebintinabaume die wunderschönen romantischen, halbmondförmigen Thäler durchziehen. Hier empfindet man den Winter nicht; das Klima von Klein-Asien und Anatolien erlaubt der Schlüsselblume und dem Safran, im Januar und Februar zu blühen, und mit ihrem brennenden Gelb und Roth die Felder zu schmücken. Hier behält die schöne immergrüne Eiche ihr Laub, hier schmückt der Erdbeerbaum mit seinen zierlichen Glockenblümchen und seiner zarten purpurrothen Rinde, mit seinen sanften grünen Blättchen jeden Felsen; Nüsse, Kirschen, Pfirsiche, sind hier nicht Garten-, sondern Waldbäume; wilde und gepflanzte Reben ranken sich zu den höchsten Bäumen hinauf, eifersüchtig auf den Ruhm, wer die Luft am höchsten, am reinsten athmet; sie erfreischen den Wanderer mit ihren köstlichen großen Trauben und bilden durch ihre niederfallenden zierlichen Guirlanden, rankend von einem Baume zum andern, Festons und Laubgänge, und bunt, mit Lianen, mannichfaltig blühend, durchzogen, geben sie das heiterste lieblichste Bild. —

Welch' ein reizendes Land, rief Feodosia entzückt aus, welch' eine wunderbare Vereinigung des Erhabenen, Großen mit dem Sanften und Zartesten, was die Natur bietet. — Diese himmelanstrebenden, schroffen Felsen, diese prächtigen steilen Gebirgsmassen, wie wunderbar herrlich und groß, wie erhaben sind sie? und jene schönen Wälder, was sind sie anders, als sich selbst überlassene verwilderte Obstgärten! Dort liegen Felsblöcke zertrümmert und in Ruinen, und neben ihnen blühet ohne Pflege und Sorgfalt die Capernstaude, die Olive. Natürliche Fontainen und Cascaden sprudeln und rieseln auf allen Seiten; o! und das herrliche, weit ausgebreitete Meer, friedlich und ruhig an dem Fuße dieser Gebirge spielend, wie ein gezähmter Löwe; wie reizend, wie anmuthig ist dieß; o! hier und nirgends anders ist das Paradies unserer Voráltern gewesen.

Und die unverdorbenen Nachkommen mehrerer ersten Aeltern wohnen hier, die frommen friedlichen Berg-Tartaren. Sieh hier in diesem Eden brauchen sie nichts als ein Obdach, und das haben sie, wenn sie eine Stange zwischen zwei Bäume stecken und eine leichte Bedeckung von Dattelblättern darauf legen, die sie vor dem Regen schützt; oder wenn sie an den Bergabhang ihre leichten Hütten lehnen. Ihr Reichthum weidet um sie her, ihre Heerden von Ziegen und Schafen, von Kameelen und Pferden; ihre Nahrung wächst ihnen von jedem Baume entgegen; von ihrem Garten versteckt sind ihre friedlichen Hütten. An den Felsen springen spielend ihre Kinder mit den muntern Böcken umher, und die Hirtenschalmei, oder die Syrinx, die Panflöte, ertönt rings umher; hier ist tiefer Friede und Alles fordert zur lieblichen Ruhe auf. O! Feodosia, flüsterte er ihr leise zu: hier möchte ich wohnen mit Dir!

Ein sanfter Druck der schönen Hand zeigte ihm, daß Feodosia seine Gefühle theile; doch des Vaters Nähe machte jede herzliche Unterhaltung unmöglich, und so stiegen sie schweigend den Abhang hinab.

18.

Immer näher dem Meere zu, immer wärmer wehte die Luft, immer bunter ward die Pflanzendecke, immer belebter Wald und Gebirge. Schöne unschädliche Schlangen von glänzend gelben Farben mit zierlicher rother Zeichnung entschlüpften vor den Nahenden, oder lagen in einem Ring zusammengerollt, aus dessen Mitte das kleine Köpfchen mit den glänzenden klugen Augen heraussah. Bunte Eidechsen im glänzendsten Goldgrün oder in prächtiges Feuerfarb gekleidet ließen ihren Schmuck in der Sonne spielen, und schienen, wenn sie aufgescheucht wurden, nicht zu laufen, sondern zu fliegen; riesenmäßige Laufkäfer, wie polirter Stahl glänzend, wohnen zwischen den Felstrümmern und der prächtigen Schmetterlinge buntes Farbenspiel erfreuet das Auge, wo es hinblickt. Eben so schön ist das Geflügel des gesegneten Landes. Die prächtigen Gold- und Silber-Fasanen, Birk- und Haselhühner, Auerhähne, an die Pfauen der südlicheren Länder erinnernd, springen von Baum zu Baum, laufen auf der Erde umher, und beleben die üppige Natur auf das Mannichfaltigste. —

So — von immer neuen Schönheiten angelockt, setzten die Reisenden ihren Weg fort bis zu dem nächsten Nachtlager.

Sie waren in Kikiney angelangt; der Gouverneur hatte den Kadi zu sich bestellt, und dieser legte ihm Rechenschaft von seiner Amtsführung ab. Am Schlusse derselben sagte er: der Entscheidung des Gouverneurs bleibe jetzt noch ein Fall, dessen öfteres Vorkommen er sich nicht wünsche, da es schwer an seinem Leben nage, zu sehen, wie die wahre Religion, der einzig rechte Glaube, immer mehr untergehe. Es wolle ein Tartaren-Mädchen zur griechischen Kirche übergehen, die Eltern es aber nicht erlauben, und er habe nur zu befehlen, was geschehen solle.

Vor allen Dingen, sprach der Gouverneur, führt mich zu den Leuten und laßt mich aus ihrem eigenen Munde hören, ob keine Art von Zwang hier obwaltet.

Der Kadi führte die Gesellschaft zu den Eltern des

jungen Mannes, bei denen das Mädchen war. Unter den Ruinen eines Jonischen Tempels, dessen Größe und Schönheit tausend Jahre nicht ganz hatten verwischen können, war eine Wohnung gebaut, leicht und luftig, wie das sizilianische Clima es gestattete. Die Säulen, welche den prächtigen Portikus getragen, waren zur Hälfte niedergestürzt, und die Capitals lagen an der Erde. Der Abakus des einen diente, um in seiner Höhlung den Mais aufzunehmen, welcher zum Mittagsmahl gestampft werden sollte. In der Mitte dieser Vohalle, welche nur durch Filzteppiche vor dem hintern Raum der Tempelwohnung abgesondert war, stand ein antiker Altar, aus einer abgestumpften canellirten Säule bestehend, mit vier, an den Ecken des Altars hervorspringenden Widderköpfen geziert. Auf demselben — er diente als Tisch — lagen Gemüse, Kräuter, Wurzeln, Früchte in bunter Unordnung durch einander. Vor demselben lag ein kleiner rüstiger Bursche, mit einem Hunde spielend; seitwärts saß ein bildschönes junges Weib, voll Freude einen ganz nackten kleinen Buben, ein wahres Bild des neugebornen Bacchus, emporhaltend, welcher sein schönes, blond umlocktes Köpfchen von der Mutter abwandte, nach der einen Seitenwand hin, wo — wie man beim Nähertreten bemerkte — der Vater war.

In dieser Seitenwand war eine Fensteröffnung, durch welche der Herr vom Hause, ein freundlicher Winzer, herein sah; er saß auf einem geduldigen Eselein; wahrscheinlich so eben von seinem Weinberg heimgekehrt, war er noch nicht abgestiegen; der treue Esel streckte mit seinem Herrn zugleich den Kopf zum Fenster herein, und ein kleines Mädchen fütterte ihn, mit den niedlichen runden Händchen das Kraut der süßen Reben emporhaltend, welche ihr zum Frühstück gedient hatten. Glück, Frohsinn, Zufriedenheit lachte aus der ganzen Gruppe; nur ein ernstes Gesicht war zu bemerken, und dieß gehörte der jungen Tartarin, welche — gekleidet wie die andern Anwesenden, ohne Schleier, — im Hintergrunde der Halle saß, und mit der Bereitung des frugalen Mahles beschäftiget schien.

Der Gouverneur, Feodosia, der Kadi und Sidin traten ein unter das vor den Strahlen der höher steigenden Sonne schützende Dach; ein leiser Ruf der Ueberraschung entfloh den Lippen des jungen Mädchens, und in einer erwachenden Erinnerung an die verlassenen Sitten ihrer Glaubensgenossen, wollte sie bei Annäherung der fremden Männer entfliehen; doch besann sie sich, daß sie als Christin solches nicht mehr zu thun brauche und blieb.

Man kann es dem jungen Burschen nicht verdenken, daß er sich eine Türkin ausgesucht hat, sprach Sidin; wenn man dieß Mädchen sieht, so findet man begreiflich, daß er sie den hier wohnenden Landleuten vorzog.

Gewiß, erwiederte Feodosia, das Mädchen ist von seltener Schönheit, und er in seiner Wahl glücklich zu preisen. Wer ist denn ihr Vater?

Dort kommt er so eben, sagte der Kadi, ich habe ihn hieher bescheiden lassen.

19.

Ein ehrwürdiger Greis, geschmückt nach orientalischer Sitte mit langem pelzverbrämten Kaftan, mit breitem Gürtel, in welchem seine kurzen Waffen stacken, geschmückt mit einem großen Turban, noch mehr aber durch einen silberweisen, lang herabwallenden Bart, der ihm ein — bei aller Einfachheit in der Kleidung — höchst edles und würdiges Ansehen gab, trat ein, und Alle begrüßten ihn achtungsvoll, und selbst der Gouverneur nahm unwillkührlich den Hut von seinem Haupt.

Als der Tartar seine Tochter ohne Schleier mit entblößtem Haupte unter Männern erblickte, ein deutliches Zeichen ihrer Gesinnung, da sank er in die Kniee, und nur mit Anstrengung konnte der Kadi, welcher ihm zunächst stand, ihn aufrecht erhalten.

Der Gouverneur trat zu dem Mädchen, und frug, ob sie etwa von ihren neuen Verwandten gezwungen würde, die christliche Religion anzunehmen. Sie verneinte dieß mit einer leisen Kopfbewegung, aber der Gärtner, welcher von seinem Esel gestiegen war, trat hinzu, und er — wie die junge Frau suchten auf alle mögliche Weise solch' einen Verdacht, den sie einen schimpflichen nannten, von sich abzuwenden.

Wie bist Du denn auf diesen Gedanken gekommen? frug der Gouverneur weiter; es muß doch irgend ein Beweggrund sein, der Dich zu solchem Schritte veranlaßt?

(Fortsetzung folgt.)

Idiotismus.

Den Esel, seinen Hoflakei,
Berief zum Staatsrath König Leu.
War's Weisheit oder war es Grille?
Wer fragt? Es war sein hoher Wille!
Man schrie; umsonst war das Geschrei.
Der Esel folgte dem Berufe,
Stieg bald empor von Stuf' zu Stufe,
Bis dicht an seines Gönners Thron.
Zwar ändert er nun Anstand, Gang und Ton,
Doch mocht' er auch sein Staatskleid zerren, strecken,
Die Ohren konnt' er doch nicht ganz verstecken.

K. H.

An die Censoren.

Gerechtigkeit? O weh! Geduldig ist's Papier;
Wenn man die Schriften nur vergleichet,
So sieht man's, daß man hier
Dem Einen drucken läßt, was man dem Andern streichet.

X.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Mecklenburg-Schwerin'schen, zu Anfang Juli 1831.

„Die Lichtseite immer hervorgehoben, verdirbt wie Schmeichelei; die Schattenseite immer vorangestellt, verdirbt wie Ungerechtigkeit. Lobpreis und Rüge verbunden, wird belehren, nicht erbittern."

Mit dem neuen Jahre kehrte auch bei uns, so wie in so manchen andern Staaten des lieben deutschen Vaterlandes, die Ordnung der Dinge in ihr altes, freilich hin und wieder schon etwas ausgefahrnes Geleise zurück. Die großherzoglichen Commissarien, welche die gute Stadt Wismar von der Unhaltbarkeit aller revolutionairen Ideen gehörig überzeugt und wegen Einführung einer ultraliberalen und selbstgeschaffenen Stadtverfassung auf das dritte Jahrtausend verwiesen hatten, verließen den Schauplatz ihrer Wirksamkeit, und selbst die zwei Compagnieen Jäger, welche nebst der ebenfalls aus Schwerin eingerückten Artillerie und den Grabowern Dragonern durch das Aechtkriegerische ihres Auftretens nicht wenig zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe beigetragen hatten, kehrten bald darauf zu ihren alten Standquartieren und ihrem Schwarzbrot zurück. Nur der auf dem Schlosse zu Schwerin inhaftirte Advocat Düberg, den ein Theil der aufrührerischen Wismar'schen Bürgerschaft zum Rechtsbeistand gewählt hatte, blieb bis auf Weiteres in seinem Gewahrsam, der sogenannten Bleikammer. Indessen scheint der Aufenthalt in diesem, durch das Gleichlautende seines Namens so große Erinnerungen hervorrufenden Locale, den Wünschen des jungen Mannes nicht ganz entsprochen zu haben; denn in der Nacht vom 2ten auf den 3ten April beliebte er, angeblich mit Wissen der von ihm durch das Vorgeben, seinen erkrankten Vater auf eine halbe Stunde besuchen zu wollen, bestochenen Schildwache, durch ein in der Thür seines Gefängnisses befindliches Fenster zu entfliehen und sich dann, obgleich auf allen Seiten von Verfolgern umgeben, noch einige Zeit in seiner Vaterstadt Wismar aufzuhalten. Laut unverbürgten Nachrichten soll der mit einem Steckbriefe Verfolgte, trotz der auf seine Wiedereinbringung gesetzten Prämie von hundert Thalern glücklich in Straßburg angekommen sein. Die Stadt Wismar dagegen erhielt laut einer großherzoglichen Verordnung vom 29sten December 1830 eine Verfassungsreform, nach welcher, „weil eine Vereinigung zwischen der Kaufmannschaft und der Bürgerschaft, rücksichtlich der bürgerlichen Repräsentation, nicht zu erreichen stand," der Kaufmanns- und Krämerstand zwar noch immer der bevorrechtete bleibt, im Vergleich mit der frühern Einrichtung jedoch für Künstler und Handwerker schon bedeutend gewonnen ist.

Eine nicht minder günstige Veränderung ihrer innern Organisation hat denn endlich auch die Stadt Schwerin theils erhalten, theils gewiß zu erwarten. Seit einer Reihe von Jahren hatte sich auch hier eine solche Menge von Mißbräuchen eingeschlichen, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten befand sich leider so oft in den Händen untüchtiger Männer, daß ein längeres Bestehen des alten Schlendrians nothwendig die nachtheiligsten Folgen herbeiführen mußte. Kein Wunder also, daß die schon früher geäußerten Wünsche nach einer Verbesserung immer lauter wurden, und, da man mit Hoffen und Harren doch nichts ausrichtete, endlich eine Anzahl geachteter Männer zusammentrat, um auf dem gehörigen Wege den Magistrat mit den gerechten Forderungen der Bürgerschaft bekannt zu machen. Dieser verfehlte denn auch nicht, in einer würdevollen und klaren Antwort auf die ihm als einer Verbesserung oder Abschaffung bedürftigen Punkte zu entgegnen und schon für die nächste Zukunft die besten Hoffnungen zu geben. Ob nun aber diese alle in Erfüllung gehen werden, wie es mit der Wahl von Bürgerrepräsentanten — nicht wie früher bei den sogenannten Sechzehn-Männern durch diese selbst, sondern durch die Bürgerschaft — bereits der Fall war, bleibe dahingestellt. Wenigstens steht bei der nächstens vorzunehmenden Vereinigung der Alt- und Neustadt Schwerin in einen Communal-Verband, die Abschaffung so mancher bisherigen Mißbräuche, die Gleichstellung sämmtlicher Einwohner bei einer nach Stand und Vermögen vorzunehmenden Vertheilung städtischer Lasten, die zweckmäßige und gerechte Vertheilung der bisher oft willkührlich eingetriebenen und unnütz verwandten Armengelder, die verbesserte Einrichtung des Magistratscollegiums, die Einziehung überflüssiger mit Hunderten datirter Abschreiberstellen, besonders aber die Erweckung des schlafengegangenen Polizeiwesens gewiß zu erwarten. Bleiben auch dann noch Mängel zu rügen, so kann man sich wenigstens damit trösten, daß es ja unter der Sonne nichts Vollkommenes gibt und daß es bei der Reorganisirung Schwerins wenigstens nicht am besten Willen gefehlt hat, wie dieß leider in so manchen Kleinstädten der Fall sein soll.

Was die größte und volkreichste Stadt des Landes, Rostock, betrifft, so läßt sich von Verbesserungen des dortigen Gemeinwesens wenig sagen; nicht etwa deswegen, als wenn dieselbe hinter den übrigen Städten des Landes bei Aufhebung eingerissener Mängel zurückgeblieben wäre, sondern weil sie sich schon seit geraumer Zeit eines solchen Zustandes zu erfreuen hatte, welcher, im Vergleich mit andern Städten, wenig zu wünschen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 233. (II. Jahrg.) Freitag, den 30. September. 1831.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Er ward nun Meister zu Nürnberg, arbeitete fleißig fort auf mancherlei Art, leistete die herrlichsten Kunstwerke, ärntete ein den ungetheiltesten Beifall, machte nach ungefähr 10 Jahren einen Ausflug nach Venedig und Bologna, besuchte die vorzüglichsten Meisters Italiens, machte sich alle großen Künstler zu Freunden, und kehrte 1506 zurück. Sein Ruf verbreitete sich immer mehr, er erhielt allerlei Aufträge von den vorzüglichsten fürstlichen Kunstfreunden Deutschlands, besonders vom Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen, mußte viel aushalten von seinem herrschsüchtigen und unersättlichen Weibe, und beschäftigte sich zuletzt mehr mit dem Kupferstechen und Holzschneiden, als mit der Mahlerei, weil er dadurch immer schnell baares Geld erhielt, warum ihn sein eigensinniger, ehelicher Geizteufel stets so ganz übernatürlich gepeiniget. Auch scheint er im hohen Grade vergnügt und heiter gewesen zu sein, wenn er sich nur nicht in der Nähe dieses verdammten Plagegeistes befunden. Was hätte aus diesem genialen außerordentlichen Manne werden können, wenn sein gieriger Satan ihm nicht alle Minuten seines blühenden Lebens durch ihr ewiges Martern und Peinigen zur Arbeit um Geld so gefühllos verkümmert! Denn für den wahren Künstler ist Seelenruhe und Freiheit eben so nothwendig, als für den ersten Philosophen oder kühnen Feldherrn. Darum reiste er auch öfters wieder in andere Gegenden, unterhielt sich mit den einladendsten Meisterwerken früherer schöpferischer Geister, wohnte zu Aachen der feierlichen Krönung Kaiser Karl's des Fünften bei, sah sich hierauf noch weiter um in den Niederlanden und kehrte kränklich nach Hause zurück. Endlich unterlag er — am 6. April 1528 — als ein Märtyrer der Kunst den häuslichen widertichen Verhältnissen schon in seinem 57sten Lebensjahre, als Mitglied des Rathes zu Nürnberg.

Je länger er verstorben, desto höher steigt sein rühmliches Andenken von Jahr zu Jahr in ganz Europa, und erst kürzlich — 1828 — ist sein dreihundertjähriger Todestag von allen Künstlern und Kunstfreunden in und außerhalb Deutschland festlich und herzerhebend begangen worden: auch sollte ihm nächstens sein Standbild von Erz, durch Meisterhand eines Geistesverwandten angefertigt, in seiner Vaterstadt errichtet werden.

Bei den plastischen Arbeiten versuchte sich Dürer in allen Arten von Material: in Holz, gebrannter Erde, Metall, Elfenbein, feinem Sandstein und in Marmor. Ueberall lieferte er Meisterwerke. Er erscheint in der That ein gewaltiger Riesengeist, der auch die kleinsten Gegenstände mit Fleiß zu vollenden nicht verschmähet. Also nicht blos groß im Großen, sondern auch groß im Kleinen!

Sein Charakter war tadellos, unverbesserlich, edel, erhaben und liebreich: die berühmtesten Zeitgenossen waren seine innigsten Freunde, darunter Raffaello, Pirkheimer, Scheurl und andere trefflichen Männer vielleicht mit die vorzüglichsten. Scheurl erzählt besonders, daß die Mahler von Bologna — an deren Spitze damals Francia — ihn mit Lobsprüchen überhäuft: „und in Gegenwart des Scheurl's gestanden sie dem Dürer in's Gesicht und öffentlich, daß er in der ganzen Welt jetzt der erste Mahler sei, und daß sie, da nun ihr Wunsch erfüllet, ihn persönlich zu kennen, um so lieber sterben würden."

Der beispiellos sanfte und anspruchlose Albrecht Dürer verfaßte mehrere schätzbare Werke über Mathematik, Baukunst und Mahlerei, die eine äußerst angenehme Unterhaltung und gründliche Belehrung gewähren; einige sind gedruckt worden, andere befinden sich noch in der Handschrift. Selbst in dieser Hinsicht hat er viele Aehnlichkeit mit dem großen Leonardo da Vinci und mit dem berühmten Michael Angelo, die Beide auch die schönsten schriftstellerischen Werke hinterlassen.

Seine belehrenden Schriften, gleich in mehrere Sprachen übersetzt, erschienen zusammengedruckt, ohne die noch aufbewahrten Manuscripte, in einem großen Foliobande zu Arnheim 1603.

Albrecht Dürer stand bei dem kunstliebenden und ritterlichen Kaiser Maximilian I. sehr in Gnaden, ward von ihm in den Adelstand erhoben, zu seinem Hofmahler ernannt, und empfing mancherlei andere Beweise seines Zutrauens. Diesem trefflichen Kaiser zu Ehren verfertigte er 1518 oder 1519 einen großen Triumpfaufzug oder Triumpfwagen in Holzschnitt, der jetzt ziemlich selten, in 92 Blättern, woran zugleich viele andere Künstler gearbeitet.

Auch Kaiser Karl V. ernannte ihn zu seinem Hofmahler, ließ sich mehrere schöne Gemälde von ihm verfertigen, gab ihm gleichfalls einen Jahrgehalt, spendete ihm mancherlei Geschenke, und ehrte ihn auf alle Art.

Bekannt genug ist die Sache, daß Kaiser Maximilian I. ihn einst in seiner Werkstatt zu Nürnberg besuchte, ihm allerlei Aufträge zu Kunstwerken gab, sogar die Reißkohle ergriff, seine Ideen zu seinem Triumpfzuge damit besser versinnlichen wollte, aber immer die Spitze der Kohle abbrach, endlich Albrecht Dürer ihm dann seine Gedanken meisterhaft und zu seiner größten Zufriedenheit augenblicklich darstellte. Wie sich nun der Kaiser über seine Geschwindigkeit und schöne geistreiche Darstellungsgabe höchlich verwunderte, sagte der geschickte Künstler, indem er auf seine Staffelei zeigte, die folgenden Worte: „Das ist mein Scepter und meine Krone." —

Der edle deutsche Kaiser Maximilian schüttelte dem behenden deutschen Künstler Albrecht Dürer freundlich die Hand und schlug ihn zum Ritter.

Eine andere Ehre widerfuhr ihm auf diese Art. Albrecht Dürer hatte zu Venedig ein kostbares Bild zum Altarblatt vollendet, das die Leiden des heiligen Bartholomäus vorstellte. Kaum aber erfuhr dieß der kunstliebende Kaiser Rudolph II., so mußte er es auch schon haben für seine Sammlung zu Prag. Es gelang ihm, es zu bekommen um schweres Geld, und damit es keinen Schaden erleiden möchte, ließ er es auf das Sorgfältigste verwahren und auf Stangen von starken handfesten Männern von Venedig gen Prag tragen.

Albrecht Dürer war, wie Jedermann weiß, der erste, welcher die Regeln der Perspektive in Deutschland nach mathematischen Gründen lehrte: er entdeckte die Kunst, mit Scheidewasser auf Eisenplatten und Metall zu ätzen, er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken; ihm gehört auch die Erfindung der gläsernen Kopierscheibe zu: eine gründliche Kenntniß der Mathematik besitzend, brachte er vermittelst derselben die Zeichen- und Mahlerkunst in ein ordentliches System: er lieferte die erste Schrift vom Festungsbau, zerlegte den ganzen menschlichen Körper in sinnbildlichen Vorstellungen, und gab zuerst in Deutschland eine Anweisung heraus, wie man die Buchstaben und die ganze Schreibekunst nach Regeln entwerfen müsse.

Er setzte gewöhnlich auf alle seine Kunstwerke sein Monogramm, das in einem großen A und inwendig einem kleinern D bestand, das aber auch vielfältig nachgemacht worden, um die Sachen desto theuerer zu verkaufen, z. B. *). Man glaubt, daß über 3000 Kunstwerke, besonders Kupferstiche und Gemählde, mit diesem Zeichen existiren.

(Fortsetzung.)

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

In der That, dieser außerordentlichen Zuvorkommenheit war sich das deutsche Publicum von Ihnen nicht gewärtig. — Herr Menzel, Deutschland bekennt Ihnen aufrichtig, daß es so übertriebene Artigkeit nicht liebt, und wir unsres Theils bitten Sie inständig, wenn wir je einst berühmt werden sollten, uns bei Leibe nicht zu belorbeeren. — Wahrhaftig, es hat mit dieser Lorbeeraustheilung von Seiten des Herrn Menzel sein ganz eignes Wesen; es ist im Grunde genommen, eine ganz unausstehliche pique. Es ist beinahe, als wollte uns Herr Menzel mit seinen Lorbeerkränzen locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater, da er doch zum Vater noch zu jung, und überhaupt noch nichts Rechtes ist. Wir wollen billig sein mit Herrn Menzel, meine Deutschen; zum Stiefbruder wollen wir ihn annehmen, aber Vater — ventre saint gris, es geht nicht; es geht auf Ehre nicht, es thut's halt nimmermehr.

Wenn wir erst wieder ganz bei Kräften sind — denn im Vertrauen, wir brauchen jetzt eben eine Badekur — so nehmen wir uns vor, ein eignes Buch über die Menzel'schen Lorbeerkränze zu schreiben. Es wird freilich nur aus zwanglosen Heften bestehn, der deutschen Literatur des Herrn Menzel vergleichbar, aber es ist einmal eine Lieblingsidee von uns, und die Lorbeerkränze verdienen es wirklich. Denn betrachte nur, geneigter Leser, einmal alle diese Lorbeerkränze recht genau; sie scheinen anfangs alle über einen Leisten geschlagen, sind aber, durch's Vergrößerungsglas besehn, sehr von einander verschieden. Fast jeder hat etwas Charakteristisches und Eigenthümliches, das nicht verloren gehen darf. Einige davon betragen sich auffallend und sehen keck und zuversichtlich in die Welt hinein, als ob sie das größte Recht hätten, Andre blicken verdrießlich in sich hinein, so als ob sie mit Herrn Menzel maulten, daß er sie so übel angebracht. Noch Andre schauen einen mit so rührenden Blicken an, daß man ganz weich wird; es ist, als flehten sie um Gnade, als bäten sie inständigst, sie nur um Gotteswillen abzureißen. So blickte uns wenigstens der um Posgaru an. Andre sehen aus, als wollten sie ihren Schöpfer blamiren, und das sind vorzüglich die, denen das Haupt fehlt, d. h. zwischen denen sich ein leerer Raum befindet. Diese

---

*) AD

blamirenden haben uns am besten gefallen; es sind äußerst treffende Quiproquo's, aber aufrichtig: sie werden Herrn Menzel am ersten ruiniren.

Wir wünschten aufrichtig, diese Skizze mit dem Letztgesagten beschließen zu können. Es ist so schön, so herzerhebend, von einem Manne zu versichern, daß er höflich sei, daß man sich geneigt fühlt, diesen menschlich-schönen Zug zu guter Letzt aufzusparen. Allein hier stellt sich die Sache noch anders. Der Gesundheitszustand des Herrn Menzel macht es nöthig, das Fernere nicht zu verschweigen, was wir über ihn in petto haben. Ja lieber Leser, gestehen wir es uns aufrichtig, Hr. M. ist ein Mann, der krank ist. Es geht ihm wie vielen sanguinisch-cholerischen Temperamenten, die sich allzuheftig pro und contra portiren: er ist in seinen Abneigungen hypochondrisch, in seinen Zuneigungen hysterisch. In Summa: Es fehlt ihm im Unterleibe.

O über Dich wehmüthigen W. Menzel'schen Unterleib, mit Deinen tief eingewurzelten Leiden! O über Dich Unterleib, der Du Deinen Besitzer stempelst zu grausamem Berserkerthum, zu noch grausamrer somnambüler Liebe! O über Dich fatales Eingeweid, das schwerlich ein irdisch Medicament kuriren kann, darinnen Beelzebub selbst zu hausen scheint, von dem nur ein Wunder, nur eine Heerde Spanferkel erlösen kann. O möchte bald ein Wundermann über Hrn. Menzel's Unterleib kommen, den Deutschland fragen könne, aus waser Macht er dieß thue.

Theurer Leser, und namentlich Du Unglücklicher, der Du in der Oppositionskutsche des Stuttgarder Literaturblatts als blinder Passagier für drei Florän und ich weiß nicht wie viel Kreuzer Jahr aus Jahr ein eingeschrieben bist, — denn bei Dir setzen wir ja billig um so größre Theilnahme voraus — laß uns Herrn Menzel's Unterleib bei Leibe nicht en bagatelle behandeln! Laß uns vielmehr tiefer, wenn schon mit Grauen in diesen verhängnißvollen Unterleib eingehen, und allda, wiewohl dort Finsterniß über den Gewässern brütet, eine gewissenhafte Besichtigung vornehmen. Laß uns gegen den Ausspruch des Dichters dennoch einmal die Götter versuchen, und uns einbilden, als habe ein König irgend ein Kleinod in diesen Abgrund geschleudert ꝛc. ꝛc. oder besser, wir machen bei Hr. Menzel selbst eine Anleihe an Courage, und so gerüstet steigen wir hinab in den nächtlichen Sitz seiner melancholischen Leiden.

Theurer Gefährte, was erblickst Du in diesen dunklen, widerhall'nden Räumen bei dem Grubenlichte Deiner Gedanken? — Halt Genosse, da stößt sich mein Fuß an einen massenhaften Gegenstand! Halt Genosse, und leuchte! Allah sei gelobt! was erblickt mein Auge? Ein ungeheures Stück Eisen — Herr Menzel, wie in aller Welt ist dieß in Ihr Innres gekommen, wenn Sie nicht jener berühmte Messer- und Gabel-Verschlucker sind? — O über Dich riesenhaft Stück Eisen! Stück Eisen, ich segne Dich dreimal und viermal, denn Du Stück Eisen bist mir die Lösung eines großen Räthsels!

Lieber Genosse, registriren wir sogleich diesen Thatbestand nebst unserm Gutachten:

In der Nacht von 3ten zum 4ten (es kann auch ein andres Datum angenommen werden), bei amtlicher Besichtigung der Intestina des berühmten Doctor Menzel hat sich zwischen dem sogenannten Riesendarm und gegenüberliegenden — darm wider Vermuthen ein großer Eisenklumpen ergeben. Form besagten Klumpens: die Kugelgestalt; Durchmesser: in der Dämmerung nicht wohl zu berechnen, wird aber angenommen, daß selbiges, verglichen mit dem Eisengehalt des Pyrmonter Wassers, ein plus gibt von ꝛc. ꝛc. Besagtes Eisen läßt schließen auf eine große Strebsamkeit des damit behafteten Subjekts nach den Polen hin; und neben einer außerordentlichen Idiosyncrasie für scharf Gewehr, noch auf verschiedne andre, regelmäßige und unregelmäßige Molestien, als welche am besten von aussen an den Manipulationen und Begehungen des Preßhaften zu beobachten sein werden.

P. S. Fortgesetzte Untersuchungen in der Umgegend gaben kein abweichendes Resultat mehr; weshalb wir geneigt sind, die abhorrirenden Zustände des Patienten, so nicht unter den Einfluß besagten Eisens zu bringen, der Wirksamkeit eines diaboli possidentis zuzuschreiben, von welchem anzunehmen, daß er Patienten von Zeit zu Zeit mit Fäusten schlage.

(Fortsetzung.)

Deutschland's Einheit; oder: Worin kann und soll sie bestehen? Allen deutschen Patrioten gewidmet von Dr. Theodor Frey. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. 1831.

In diesen Augenblicken, wo Krieg und Volksjammer Deutschlands unselige Zersplitterung fühlbarer machen, als je, mußte ein so reiflich durchdachter, so kühn ausgesprochener Gedanke seiner Einheit manchen schon begrabenen deutschen Traum wohlthätig wieder auferwecken; denn der Deutsche träumt gern, sei es von Sachen, die da sind oder die da sein sollten. Er hat einst von einem Befreiungskriege geträumt, d. h. er bestand darauf, seinen Kerker, den beinahe französische Männer erobert hätten, für sich zu behalten und unter dem alten Namen fort zu bewohnen. Später träumte er auch von einem heiligen Bund, was besser wohl ein heiliges Bunt geheißen hätte; dieß war der schlimmste aller Träume.

Der anonyme Verfasser obiger kleinen Schrift hat sich bereits durch mehrere früher erschienene Brochüren als heller und tüchtiger Kopf erwiesen, dem auch ein markvolles Wort zu Gebote steht. Die Einleitung ist sehr glücklich angelegt. Mit Frosch's bekannter politischer Gewissensfrage aus Auerbach's Keller:

„Das liebe heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?"

bringt er schalkhafter Weise den Leser in die Verlegenheit, sich die Antwort darauf selbst zu geben, und wir z. B. würden uns mit der Selbstergegnung bescheiden: durch

Nichtzusammenhalten hält's zusammen. Die Spaltung der Nationen ist der beste Kitt für die Thronen; man denke nur an Oesterreichs Princip und die darunter vereinigten, in stetem geistigen Zwiespalt begriffenen, vielfachen Völkerschaften. Herr Dr. Frey ertheilt uns, mit andern Worten, ohngefähr dieselbe Weisung. Er stellt uns kürzlich die Geschichte, die fortwährende Metamorphose der deutschen Vereinigung, auf, berührt Friedrich's deutschen Fürstenbund — das richtigste Wort dafür, insofern die Völker nichts von einem solchen Bunde zu schmecken bekamen — kommt dann auf den seligen Scheinbund, dessen betheiligte „Fürsten Napoleon blos deshalb zu Souverains machte, damit sie, von ihren Völkern ungehindert, seinen Befehlen fein fleißig nochkommen könnten" (S. 4.), und macht dann seine bedeutsamen Anmerkungen über den deutschen Bund und welchergestalt derselbe seine Versprechungen und die auf ihn gebauten Hoffnungen erfüllt hat oder nicht. Dieß führt ihn endlich zu Lösung der sich selbst gestellten Frage: „Worin kann und soll die Einheit Deutschland's bestehen?" wobei er keineswegs die unausführbare Idee einer Einigung Deutschlands in einen und denselben Staat theilt, da, nach seinem eignen Ausdruck (S. 5.), „dreißig und etliche Farben sich nur auf der Landcharte leicht in eine einzige zusammenpinseln lassen." —

Er kommt demnach auf die Idee eines deutschen Staatenbundes zurück, warnt jedoch ausdrücklich, daß dieß nicht, gleich der von ihm so benannten „(un-) heiligen Allianz" (S. 22.), „eigentlich blos ein Bund der Fürsten gegen die Völker, also gegen die Staaten", sein dürfe, und schlägt, als Basis eines dergleichen Staatenbundes, folgende unwiderrufliche fest zu stellende Hauptpunkte vor:

1) Gleiche Verfassung aller Bundesstaaten, d. h. Repräsentativ-Verfassungen in allen denselben;
2) gleiche Rechte der einzelnen Bundesstaaten;
3) gemeinsame (also patriotische) Politik;
4) Aufhebung der inneren Gränzen in Bezug auf Waaren und Personen;
5) Parität der Religionen.

Die Nothwendigkeit, die Vortheile dieser Punkte erörtert er uns hierauf mit eben so feuriger Beredtsamkeit, als mit prüfendem, tiefeindringendem Geiste. In Absicht des ersten Punktes sagt er in einer besondern Anmerkung mit einem Anfluge von Ironie (S. 20.): „Nur constitutionelle Fürsten sind frei, denn sie stehen nur unter Gesetzen, während sie im Gegentheil unter ihren Launen, oder unter Ministern, Generälen, Pfaffen, Günstlingen, Maitressen, fremden Gesandten oder wem sonst stehen." — Vor Allem eifert er gegen das leider noch immer bestehende Gränz- und Zollsystem, als ein durch die Kraft des vierten Punktes unausbleiblich zu beschwörendes Uebel. „Zu welchem Glück" — sagt er schmerzlich — „könnte Deutschland, wenn es nicht in sich selber gehindert würde, schon seiner physischen Lage nach, emporblühen! In der Mitte Europa's, an drei Meeren gelegen, von fünf großen schiffbaren Strömen und vielen kleineren fahrbaren Flüssen durchschnitten, den Norden mit dem Süden, den Osten mit dem Westen vermittelnd, steht ihm der Handel nach allen Richtungen offen, bieten ihm alle Weltgegenden Absatz für seine natürlichen und künstlichen Erzeugnisse. Aber in seinem Innern wird der Betrieb durch Auflagen daniedergehalten, der Verkehr durch Formalitäten, Bedrückungen, Verbote erschwert, vernichtet, ganz Deutschland ist mit Zolllinien, Wegelagerungen, Schlagbäumen, Zahlungstätten erfüllt, und nur dem Betrug ist es überlassen, etwas unverkürzt hinaus- oder hineinzubringen. Die einzige Thätigkeit, die man noch in größeren Massen erblickt, ist die soldatische; die Bundesstaaten müssen für den Fall des Krieges im Frieden große Heere unterhalten, und um die Gelder dazu aufzubringen, belastet man die Gewerbe, drückt den Handel. Welcher Wahnsinn!" —

So lebhaft findet man, vom Anfange bis zum Ende des Buches, den Verfasser von seinem Gegenstande ergriffen, der ihn bald zu zürnendem Tadel gegen das Mächtige und Gefürchtete, bald zu prophetischen Verkündungen einer schöneren Zukunft begeistert. Und seine Ideen sind bei alledem haltbar, nirgend mit der Ausführbarkeit zerfallen, wie so viele Hirngespinnste unserer politischen Wolkenjäger. Er nimmt mit Unmuth wahr, daß die zu ihrem höchsten Punkte gestiegene Noth „Viele zu dem thörigen Wunsch nach Krieg und Pest hinreißt, als ob die augenblickliche Ueberspannung aller Lebensverhältnisse nicht eine um so längere und tiefere Abspannung im Gefolge hätte, und als ob in der Verminderung der Menschenmasse irgend ein Vortheil enthalten sei." Worauf er an die Fürsten das mahnende Wort richtet: „Lasset die Welt die Segnungen des Friedens genießen, und sie wird nicht wahnsinnig die Uebel des Krieges herbeiwünschen, weil sie geringer scheinen, als der gegenwärtige Fluch des Friedens; hemmet nicht den Erwerb und Verkehr, und Deutschland wird noch einmal so viele seiner Kinder ernähren können." —

Doch nicht zu viel wollen wir aus dieser Schrift verrathen, deren Inhalt uns lebhaft interessirte. Man lese und überzeuge sich selbst, und wer ein gesammtes Hörorgan des deutschen Volkes aufzufinden weiß, der rufe den Titel des Buches: „Deutschland's Einheit" etwas laut hinein, daß der siebenschläferische Geist des Volkes etwas davon vernimmt und fühlt, und aus seiner journalpapiernen Hülle, in welcher er sich seit Jahren eingepuppt hält, endlich hervorbricht und der schönern Sonne der That entgegenfliegt! —

H. M.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 234. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 1. October. 1831.

Dramaturgischer Bericht aus Breslau.

(Beschluß.)

Arsenius, der Weiberfeind.

Da haben wir eine neue Wieneriade von Herrn Karl Meisl — Der Name spricht schon sehr Wienerisch für ihn, man muß darum glimpflich und nachsichtig mit dem Dinge umgehn. —

Ich nehme als Naturphilosoph großes Interesse an dem Thierreich, und wünschte, die Entbindung der Bestien würde auch durch Karten angezeigt. In diesem Sinne müßte ich schreiben: „Es ist kein großes Thier zur Welt gekommen.“ —

Es gibt Leute, welche Wien das deutsche Capua nennen, wo die sinnlichen Ergötzlichkeiten so ganz eigentlich die Hauptsache seien, und die mögen nicht Unrecht haben. Eine gewisse Sinnlichkeit — das Wort muß natürlich nicht in der niedrigsten Bedeutung genommen werden — geht auch durch alle ihre künstlerischen Arbeiten; ich habe noch kein Wienerisch Stück gesehen, wo dem Zuschauer zugemuthet worden wäre, sich mit der Handlung und Sprache allein zu begnügen, a Liedl und a Spektakel oder sonst etwas muß immer dabei sein; es gehört diese Art des Geschmacks, diese Art von Materialismus zur Nationalität der Oestreicher, und im kühleren Deutschland möchten derlei Dinge schon nicht sehr gefallen, im kälteren aber, wo die verständigen Leute, die Recensenten von Geburt und Profession, zu Hause sind, möcht' es durchfallen.

Wir wohnen — ich schreibe in Breslau — noch gar nahe an Wien, und Raimund's Produkte haben uns nachsichtiger, ja empfänglicher gegen die sogenannten Wieneriaden gemacht, deren Urtheil unsere Vorfahren schon in der abgeschmackten Wortbildung „Wieneriade“ andeuteten. Aber Raimund ist am Ende doch ein Verführer, denn wenn auch der liebenswürdige Humor seiner Stücke aus Wien stammen mag, so ist doch die Gewandtheit in der Sprache, mancher daraus sprudelnde Wortwitz nicht Wienerisch, und dieser Repräsentant ist somit nachtheilig, wenn wir auf seine Autorität zu viel dieser materiellen Komödien hinnehmen.

Denn diese und das Vaudeville sind's, welche das Publikum herabziehn und den Geschmack verschlechtern — auch der Vortheil guter Einnahmen gleicht sich bei einer gleichmäßig höheren Geschmacksrichtung, die nur das Gute sucht, vollkommen aus. Das System der Zug- und Spektakelstücke ist wie ein Gebirgsbach, der bald unübersehbares Wasser bringt, bald ganz vertrocknet ist — alle Welt tadelt ihn, während man den gleichmäßig strömenden Fluß mit seiner Tiefe und seinem Reichthum preis't und rühmt. Unser System ist eine stete Reaktion, ein fieberhafter Zustand, der erhöhte Thätigkeit, aber auch größere Erschlaffung mit sich bringt.

Ein altes Stück und eine alte Oper haben den größten Theil des Stoffs hergegeben, er hat die Sache in eine romantische Windel gehüllt, worauf sich sehr schöne Noten schreiben ließen, und da ist unser Weiberfeind entstanden.

„Ein Ritter Arsenius, der sich einbildet, die Weiber hätten ihn schrecklich betrogen, zu welcher Einbildung er übrigens, wie wir später sehen, nur sehr spitzfindige Ursachen hat, verbannt von seiner Burg alle Frauenspersonen, und kriegt, so zu sagen, seinen Zustand, wenn er eine sieht, oder schreit doch sehr. Mehrere solche gehen aber doch als verkleidete Knappen um ihn her, und zwar, das Mädchen das er eigentlich geliebt hat, und die wir kurz, trotz seines Widerspruchs, seine Geliebte nennen wollen, die aus Liebe zu ihm und um ihn zu erobern, auf seine Burg kommt — und die Frau des Burgvogts, Ida. Ein Versuch des Vetters unsers Weiberfeindes, Weiber einzuführen, schlägt fehl; andere Versuche des Vetters, den Arsenius, welchen er beerben will, aus dem Wege zu schaffen, scheitern an der Treue des jungen Knappen, der Geliebten des Arsenius. Die Entdeckung, daß sein Burgvogt ein Weib, ja gar ein Kind habe, erzeugt noch einige Raserei, dann aber wird der Paroxysmus matt und matter, und als ihm endlich von allen Seiten und von der Geliebten selbst zugerufen wird, daß die steten Anschläge seines Vetters immer durch die Liebe

unschädlich gemacht worden, da ergibt er sich, weil das Stück schon zwei und eine halbe Stunde gespielt hat, und umarmt die Geliebte. Eine Fee oder so etwas Aehnliches, die sehr überflüssig einige Male erschienen ist, einige schlechte Verse gesprochen, wesentlich aber nichts geholfen hat, erscheint noch einmal und schließt mit bengalischer Flamme" — warum verbrennt sie nicht auch den Arsenius?

Der Dialog ist matt, die Witze sind dürftig und sparsam. Was soll solch ein Stück? Nutzt es dem Staate, der Kirche, der bürgerlichen Gesellschaft etwas? Nein. Das verlangt auch kein Mensch von der Poesie. Macht es Vergnügen? Nein — was will's, was soll's. —

Die Zeit ist theuer, der Raum ist theuer — unsere Zeit ist groß und braucht viel Zeit und Raum, man verschwende nichts an solch Zeug — das hätte sich auch Herr Gläser mit seiner guten Musik zu dem Dinge merken sollen.

Joseph und Baberl, oder der Fleischhauer von Oedenburg oder die Schlittenfahrt, eine Posse von Aloys Gleich.

Ein Holzhauer, der alle Tage hartes Holz hauen muß, hat's nicht schlimmer, als ein Rec., der über solch verzweifeltes Zeug zu schreiben hat. Eins ist schlecht, das andere noch schlechter.

Das Stück ist den Bühnen nur wie Rochus Pumpernickel darum zu empfehlen, weil ein lebendiges Pferd, wo möglich von der schlechtesten Qualität, mit agirt.

Uebrigens ist die Pièce schön, — sehr schön — äußerst schön — wir wollen unsere schwachen Kräfte daran setzen, es mit möglichster Würde und möglichstem Anstande zu erzählen. Züchtigste, zarteste Muse, stehe mir bei, begeistre mich, wenn ich noch nicht begeistert bin, aber laß mich nicht in der Begeisterung stecken. Also:

Zum Vergnügen des Publikums wird zu Anfang ein Bediente frisirt, und nur einseitig gepudert — das Volk sieht gratis zu, und singt aus Erkenntlichkeit einen Chor.

Nun tritt ein sogenannter Engländer, den man auch Lord titulirt, und ein Ostindienfahrer Toms auf. Jener macht uns bald damit bekannt, damit wir nicht das Stück über in unnöthiger Spannung sind, daß Julchen, die Pflegetochter der Frau von Springerl, der Wirthin des Hauses, und nebenbei Schwester des Lords, seine Tochter sei. Toms sieht sie, verliebt sich und wird sogleich unaussprechlich zudringlich, ungefähr darum, weil das bei den Indianern so Mode sei. Der Mensch ist aber weiß. — Das Mädchen weiß sich nicht dabei zu benehmen, darum ist die Rolle koquetten Liebhaberinnen zu empfehlen.

Nun nimmt das Stück eine andere, höhere Richtung, das liebenswürdige Interesse fällt ganz weg und kommt nicht mehr zum Vorschein. Dafür erscheint Frau von Springerl, die sich fürnehmer Lafleur nennt, und bei der ihre Schwester Baberl aus Oedenburg zum Besuch ist. Diese Frau von Lafleur ist der intriguirende Theil der Komödie, sie verführt die Baberl zu allerlei Luxus, maltraitirt ihren Mann, einen blödsinnigen, wienerischen Pavian, der unterster Hausbediente ist, ja verleitet selbige Baberl, sich vor ihrem Manne, Joseph, dem Fleischhauer, der sie zu holen von Oedenburg kommt, zu verläugnen, und verschleiert als eine fremde Gräfin vor ihm zu sitzen. Anbei erzählt jener blödsinnige Herr von Springerl eine rührende Geschichte, wie diese neuholländische Gräfin (Baberl) um Sprache und Gehör gekommen sei. —

Als aber Joseph den Pavian ob seiner niedrigen Pantoffelunterwürfigkeit foppt, schießt dem Pavian das Blatt, er wird, wie er sagt, kaschpernat, und verräth den Betrug, und daß die Gesellschaft eben mit der neuholländischen Gräfin zu Schlitten fahre. Also ist die ergreifende Scene vorbereitet, wo Joseph auf der Straße den mit einem lebendigen Pferde bespannten Schlitten anhält, und seine Frau arretirt.

Den Anblick der ungrischen Tracht Prügel, die er ihr wahrscheinlich applicirt, entzieht uns der neidische Vorhang, welcher fällt.

Nach diesem Akte ist die Stimmung des Publikums ein wenig wehmüthig — es wird nur mäßig geräuspert und geschneuzt und die angegriffnen Nerven nehmen einen krampfhaften Anlauf, dem letzten Akte des zauberischen Familiengemäldes entgegen.

Hier liegt die Frau von Lafleur — übrigens kann Referent den Adel durchaus nicht verbürgen — eine Viertelstunde in Ohnmacht; eine derbe Ohrfeige, die sie nicht empfängt, sondern ihrem Pavian mittheilt, ist das Zeichen, das die Ohnmacht am längsten gedauert habe — binnen fünf Minuten versöhnt sich Joseph und Baberl, darauf schließt jener diese ein, damit sie nicht auf den Ball gehe. Verwandlung.

Der Pavian friert eine Viertelstunde durch alle Tonleitern vor seinem Hause — endlich kriecht er auf einer hölzernen Leiter in Baberl's Zimmer, um sich zu wärmen — Verwandlung. — Ein viertelstündiger Ball, wo lange nichts geschieht, auch nicht getanzt wird. Man sieht allda die eingeschlossen sein sollende Baberl, Frau von Lafleur und den Lord.

Joseph stürzt herein wie ein angeschlagner, ungrischer Ochse — aber der Lord sagt, er sei der Bruder Baberl's und nun wird Alles vergnügt. Der Pavian erscheint als das unanständigste Frauenzimmer angezogen und tanzt wo möglich noch unanständiger als diese — Der Ostindienfahrer Toms, der wahrscheinlich zu seinem Glück während des Stücks in Calcutta gewesen ist, kommt auch wieder und macht sich um's Julchen zu thun, und eh' man sich recht freuen kann, daß es bald aus ist, ist es aus.

's giebt viel verworfne Kreaturen in der Welt, viel Ungeziefer, und der kurzsichtige Mensch weiß nicht, wozu es da ist, so der kurzsichtige Kritiker, wenn er Joseph und Baberl sieht.

Alle Correktionshäuser machen wir übrigens auf Frau von Lafleur aufmerksam, sie stiehlt und begeht alle nur mögliche Gemeinheiten — man wolle die Bühne von ihr befreien und ihr den gebührenden Platz anweisen.

Theaterbericht.

Nürnberg, Ende September.

In der Absicht, Ihren Planeten, der sich in seiner Tendenz so hoch über das übliche ästhetische Kannegießern erhebt, nur über außergewöhnliche Erscheinungen am Kunsthimmel Bericht zu erstatten, ergreife ich die jetzt sich mir hierzu bietende Gelegenheit, meinem Auftrage nachzukommen.

Unser Theater, obschon in seinen Mitteln beschränkt, gehört doch zu denen, wo Sinn und guter Wille sich für das Bessere vereinigen und manches erfreuliche Resultat zu Tage fördern, welches unter günstigern Zeitverhältnissen noch besser an's Licht treten würde. Ein schöner Kunstgenuß ward uns in diesen Tagen durch die Anwesenheit eines ausgezeichneten Gastes, des in der Theaterwelt rühmlichst bekannten Herrn Dr. Wagener's, Regisseurs der Dresdner Hofbühne, den Ihre treffliche Zeitschrift erst vor kurzem auch als Schriftsteller lobend erwähnt hat *). Der Beweis, welche außerordentliche Würdigung dieser Künstler von Seiten des Publikums wie der Direction fand, liegt schon darin, daß er statt sechsmal — wie anfangs bestimmt wurde — auf allgemeines Verlangen zwölfmal spielen mußte. Herr Dr. Wagener eröffnete den Cyclus seiner hiesigen Gastdarstellungen als Zriny, ein Charakter, dessen ruhige Würde, und warme männliche, mithin keineswegs übersprudelnde Begeisterung für Vaterland und Herrscher in ihm einen trefflichen Darsteller fand. Er ward in dieser Antrittsgastrolle vom Publikum nicht nur bei'm ersten Auftreten willkommend empfangen, sondern auch am Schlusse stürmisch hervorgerufen. Dieser glänzende Erfolg wiederholte sich in seinem Obrist Kraft, in dem Holbein'schen, nach Shakespeare bearbeiteten Lustspiele: „Liebe kann Alles." Den Wilhelm Tell sah er sich genöthigt, zweimal zu geben; die hohe Begeisterung dieses einfachen, klaren Gemüthes, welches nur im Drange ungeheurer Begebnisse so aus sich selbst heraus zu gehen vermochte, veranschaulichte er in einer vom Anfange bis zu Ende meisterhaft durchgeführten Charakterzeichnung. Die idyllische Künstlernatur des Albrecht Dürer in dem gleichnamigen Lustspiele von Schenk stellte er mit einer Klarheit und Ruhe dar, welche höchst wohlthuend auf den Zuschauer wirkte. Gleich ausgezeichnet war sein Dorner in Houwald's „Heimkehr," und sein Hans Buller in der „Versöhnung" von Kotzebue. Seine Glanzrolle war wohl der Belisar, den wir noch nie mit dieser bald rührenden, bald ergreifenden Fülle von Kraft und Milde ausgestattet gesehen zu haben uns entsinnen konnten. Der Charakter des Wallenstein — auch in dieser Rolle mußte er, um dem allgemeinen Wunsche zu genügen, zweimal auftreten — ward von ihm kunstreich in der Mischung von herzgewinnender Zutraulichkeit und stolzem Selbstbewußtsein, von Diplomatik und Gefühlsadel durchgeführt, und vorzüglich auch in der Erzählung des Traumes der Meisterschaft nahe gebracht. Mit noch größerer Aufbietung von, wenn gleich krankhafter Kraft, von Leidenschaftlichkeit und Wehmuth, gab er den Hugo Derindur in Müllner's „Schuld", und auch in dieser schwierigen, mit der Unnatur hart zusammengränzenden Rolle mußten wir den ausgezeichneten Künstler in ihm bewundern. Seine letzte Darstellung war Karl Moor in den „Räubern" von Schiller, ein Charakter, dessen an's Gigantische und Fabelhafte stoßende Kraft — die mit der höchsten Sehnsucht zum Edeln den Fluch des niedrigsten Wirkens verbindet — von Herrn Dr. Wagener mit einer solchen Meisterschaft behandelt wurde, daß man ihn zweimal hervorrief. Neben diesem gefeierten Künstler zeichneten sich, sein Gastspiel zu unterstützen, rühmlich aus: Herr Berninger als Soliman in „Zriny" (der auch nach ihm gerufen wurde) und als Franz Bertram in der „Versöhnung;" Mad. Geißler als Thekla im „Wallenstein", als Jerta in der „Schuld", und als Amalia in den „Räubern." Besonders lobende Erwähnung verdiente auch Herr Hahn als Franz Moor, den Herr Dr. Wagener — als er am Schlusse der Vorstellung zum zweiten Male gerufen ward — mit heraus nahm. In der „Schuld" gastirte mit ihm eine Mad. Matté vom Theater zu Grätz, als Elvira, ohne jedoch zu gefallen. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die „Räuber" hier bisher strenge verboten gewesen, und daß der Magistrat, nur in Rücksicht auf den werthen Gast und dessen Wunsch, dieselben wieder frei gegeben hat.

An demselben Tage, wo man die „Schuld" gab, traf der Prinz Carl von Hohenzollern-Siegmaringen hier ein und besuchte Abends das Theater. Als, nach beendigter Vorstellung, Herr Dr. Wagener in den Speisesaal des Gasthauses zum „baierschen Hof" trat, wo auch der Prinz wohnte, empfing ihn derselbe vor allen Gästen auf's Herablassendste und Zuvorkommendste, indem er versicherte: daß der heutige Kunstabend zu den schönsten gehöre, welche er noch erlebt habe. Der Künstler mußte dann an seiner Seite Platz nehmen und bis eilf Uhr bei ihm verweilen.

Eine Nichte des bekannten Novellisten Blumenhagen, Dlle. Sostmann mit Namen, hat bis jetzt zwei Mal hier gespielt, und zwar die Irene im „Belisar" und die Irene im „Chamäleon." In ersterer Rolle fiel sie total durch, in letzterer ging es etwas besser.

Sobald es etwas Neues und Interessantes geben wird, sollen Sie mehr von mir hören.

C. R—r.

*) Literaturblatt des Planeten, Nr. 209.

Notiz.

Herr. H. Meynert in Dresden, welchem auch diese Blätter vielfache geistreiche und unterhaltende Beiträge verdanken, hat neuerdings einen Opernstoff verfaßt, welcher „Wlaska, die Amazone von Böhmen", im Schilde, d. h. im Titel führt und die romantisch-tragische Geschichte dieses Riesenweibes — früher schon durch van der Velde und Egon Ebert auf andere Weise behandelt — zum Gegenstande hat. Wenn man bedenkt, wie kärglich meist das

Feld der Oper in Deutschland cultivirt wird, und an welchen trivialen Sujets sich so viele triviale Dichterlinge abgequält haben, während die Besseren es oft fälschlich unter ihrer Würde hielten, ihre Muse einem Opernstoffe zuzulenken, und wie auf diese Weise nicht selten die Mühe eines genialen und kenntnißreichen Componisten an dem unfruchtbaren Reimunsinne des quasi Dichters scheiterte, so muß man es mit doppeltem Danke erkennen, wenn ein so reiches Talent, wie das des Herrn Meynert, sich zu einem Operntexte herabläßt, welcher freilich etwas Außerordentliches verspricht und dem Tondichter erkleckliche Früchte bringen muß. Daß gute Operntexte um ihrer Seltenheit willen, gleich den weißen Raben, gesucht sind, bewährt sich auch dießmal; denn zu Herrn Meynert's Dichtung hat sich auf der Stelle einer der ersten lebenden deutschen Componisten, nämlich der durch seine frühern Opern: „Didone abbandonata", "Yelva", „Libella" und „die Felsenmühle von Etalieres" rühmlichst bekannte königl. sächs. Capellmeister, Herr Reissiger in Dresden, gefunden. Bei einem so glücklichen Zusammentreffen zweier bewährten Talente in der Person des Dichters und des Componisten, wie dieß der Fall ist, darf man sich etwas Vorzügliches versprechen. —

— — z.

Theaterbericht aus Paris.

Théatre Royal Italien.

Anna Bolena, Oper in zwei Akten, Musik von Donizetti. Der Stoff ist allbekannt, er ist echt tragisch, und hat dem unbekannten Bearbeiter Gelegenheit gegeben, ein Opernbuch zu schreiben, wie es wenige giebt. Lablache gab Heinrich VIII., Mad. Pasta die Anna Boleyn, Mlle. Tadolini die Johanna Seymour. Obschon die Musik weder neu, noch besonders lieblich ist, so mußte doch das Zusammenwirken solcher Talente, wie Pasta und Lablache, derselben Beifall erzwingen.

Die Wiederaufführung des Tancredi, in welchem Madame Pasta bewunderungswürdig ist, zog eine solche Menge Menschen in dieses Theater, daß man hätte glauben sollen, die alte Oper würde zum ersten Male gegeben.

Mad. Schröder-Devrient ist für das Théatre Royal Italien engagirt worden.

Théatre du Vaudeville.

Sophie et Mirabeau, drame-vaudeville en deux actes, de M. M. Theodore Anne et René. Ein Stück, das ohne den Namen Mirabeau, und ohne die Nachäffung des Aeußern dieses großen Revolutionairs durch den Schauspieler Valnys zuverlässig durchgefallen wäre.

Théatre Francais.

Les Préventions, comédie en un acte et en prose. Dieses Lustspiel ist trotz einiger feinen Situationen, und des lebendigen, witzreichen Dialogs durchgefallen. Es ist nach Leclerc's proverbes dramatiques von dem Verfasser des berühmten Lustspiels Dominique, (dessen das Theaterblatt des Planeten bereits Erwähnung gethan hat), Herrn d'Epagny bearbeitet worden. Wenn man wie Herr d'Epagny ein tiefes und originelles Talent besitzt, wenn man selbst schaffen kann, muß man sich nicht dazu hergeben, die Gedanken und den Geist Anderer bühnengerecht zu machen.

Théatre du Palais Royal.

Rabelais, ou le Presbytere de Meudon, vaudeville en un acte de M. M. Charles et de Lenven. Der fröhliche Pfarrer von Meudon läßt Musik aufspielen, damit die Mädchen des Dorfes tanzen können, ja er hat in seinem eignen Pfarrhause eine sehr liebenswürdige Waise. Sein Caplan zeigt ihn dem Kardinal du Bellay an; dieser zürnt auf Rabelais, allein der boshafte Pfarrer entdeckt ihm, daß es eben die Tochter eines Kardinals, des Kardinals du Bellay selbst sei, der es nicht läugnen kann, und endlich in die Verbindung des Mädchens mit Rabelais's Neffen willigt. Das Vaudeville gefiel.

Théatre de l' Odéon.

La jeunesse de Dalembert, drame en quatre actes, en prose. Einen kalten, trockenen Mathematiker, wie Dalembert es war, zum Helden eines Drama zu machen, ist an sich bizarr genug. Auch mußte der Dichter der Geschichte untreu werden, und den Egoisten Dalembert zum liebenden Sohn, zum leidenschaftlichen Liebhaber umgestalten, um für ihn Interesse einzuflößen. Doppelt Unrecht ist es aber, daß der Verf. neben Dalembert den leidenschaftlichen, glühenden Diderot matt und kalt malte. Dennoch gefiel das Stück, denn die Manie der Pariser, die Gestalten berühmter Landsleute über die Bühne in erbärmlicher Nachäffung schreiten zu sehen, scheint noch lange nicht die höchste Höhe erreicht zu haben.

Théatre de L'Ambigu-Comique.

Le Watchman, mélodrame en quatre actes, de M. M. Benjamin et Adrien. Der Watchman ist ein wohlgeschriebenes Melodram, voll dramatischer Situationen, und verdient, wenn gleich eine Nachahmung des Péblo, große Lobsprüche.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 235. (II. Jahrg.) Montag, den 3. October. 1831.

Die Eiche
auf Ostrolenka's Leichenfeld.

Auf's große Feld der Leichen
Da scheint das Abendroth,
Die Sonne will entweichen,
Hier ärndete der Tod.

Da kommt ein Stern hernieder
Mit seinem Strahlenkleid,
Er sieht die Stätte wieder,
Die sich dem Tod geweiht.

Und bald sieht man erscheinen
Der andern Sterne Pracht,
Als wollten sie beweinen
Die große Todesnacht.

Was blickt ihr auf die Haide
Mit eurem Silberschein?
Hier schaut ihr keine Freude,
Hier war des Todes Reihn.

Da kommt aus dunkeln Fernen
Mit trübem Angesicht
Der Mond zu seinen Sternen
Mit matter Augen Licht.

Er schauet still hernieder,
Dann blicket er empor,
Da sieht er seine Brüder
Der Sterne hellen Chor.

Und plötzlich wird es düster,
Der Mond verschleiert sich,
Nicht mehr durch jene Rüster
Sieht man sein Angesicht.

Die Sterne all' ermatten
Am weiten Himmelszelt,
Es schreiten düstre Schatten
Hin über's Todtenfeld.

Denn um die zwölfte Stunde
Da dröhnt es durch das Feld,
Da schmettert's in die Runde
Hin durch die ganze Welt.

Aus allen Gräbern steigen
Der Polen Helden vor,
Zum großen Schlachtenreigen
Von Ostrolenka's Chor.

Denn mitten unter Leichen
Sieht man die Eiche steh'n.
Muß sie dem Tod nicht weichen,
Wird Polen fortbesteh'n.

Um diese zu bewahren
Erscheinen alle nun;
Der Polen Heldenschaaren,
Die hier im Sande ruh'n.

Von allen Regionen,
Da kommen sie herbei
Die Heldenlegionen,
In Waffen mancherlei.

Denn wer den Tod erlitten
Aus Lieb' zum Vaterland,
Wer muthig einst gestritten,
Das Schwert in seiner Hand

Für Freiheit und für Ehre,
Für Polens Heldenglanz,
Der greift auch jetzt zur Wehre,
Beim großen Todtentanz.

Und alle Helden warten
Auf Ostrolenka's Feld
Nur noch auf einen Schatten,
Der ihrem Chore fehlt.

Gleich einem Nebelbilde
Schwebt er das Feld entlang,
Er schreitet durch's Gefilde
Mit düsterschwerem Gang.

Vor Kosziusko neiget
Sich jedes Helden Sinn,
Und Kosziusko zeiget
Dann auf die Eiche hin.

Nun reicht man sich die Hände
Und schließet einen Kreis,
Damit man nicht entwände
Der heil'gen Eiche Reis.

Dieß ist die große Runde
Vor Ostrolenka's Thor,
Die um die zwölfte Stunde
Der Polen großer Chor

Um ihre Freiheitseiche
Auf Leichenhügeln hält,
Daß sie nicht wank' noch weiche,
Nicht durch die Feinde fällt.

So lang mein Stamm auf Leichen,
Bei Ostrolenka steht,
(So tönt's aus ihren Zweigen)
Nie Polen untergeht.

F. Th. P.

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

O Herr! rief das Mädchen begeistert aus, ich sehe an Eurer Seite zwei schöne Engel stehen, sie sind gewiß Eure Kinder, sie mögen für mich sprechen. Die holde Tochter, schön wie Rhodaver — der große Sohn herrlich, wie der braungelockte Held Zaal, sie sind Eure Kinder, und Ihr wißt also, was die Liebe ist. — Die Liebe hat mich zu diesem Schritt geführt; die Liebe, welche wir Muhamedaner nicht kennen, und welche ich empfinde, lernte ich, als ich ihn sah', der meines Lebens schönste Stunden schuf!

Wir Tartarenmädchen sind eingeschlossen in hoch ummauerte Harems, und sehen Niemanden als die Sklavinnen des Hauses, bis unsere Eltern uns den bestimmten Gatten zuführen, welchen wir nicht lieben, für welchen nichts in unseren Herzen spricht, welcher in uns nur seine Mägde sieht. So lebte auch ich, bis funfzehnmal der Frühling wiedergekehrt war, welchen ich nur an dem Blühen eines Pfirsichbaumes in unserem Hofe erkannte, denn ich hatte noch nichts von Allah's herrlicher Welt gesehen.

So war ich eines Morgens in dem Hofraume gewesen, da bebte plötzlich die Erde unter meinen Füßen, ein furchtbarer Schlag erschreckte mein Ohr, betäubte meine Sinne! — als ich erwachte, sah' ich mich umgeben von schönen, blühenden Bäumen, von Palmen und Granaten, von prächtigen Aloeen und breitbelaubten Feigen; mein Haupt ruhte auf dem Schooße eines schönen Jünglings, und in den Augen meines Beschützers strahlte mir ein zweiter Himmel, — ich glaubte, daß ich gestorben sei, und nun im Paradiese erwachte.

Nein — ich lebte noch, um des Himmels Seligkeit und die Liebe schon hier auf der Erde empfinden zu können, und Gott brauchte ein Erdbeben, um mich in die Arme des Geliebten zu führen.

Drei Werste von hier stand das Dorf Kutschuk Koy. Der Gipfel des Jailon stürzte hernieder,*) und begrub es unter seinen Schutt. — Das vorangehende Erdbeben, das Versinken der Bäche in den ungeheuren Spalt, welcher sich aufthat, bevor der Berg von unten bis oben sich ablöste, hatte die Bewohner zeitig genug gewarnt, sie waren entflohen, mich hatte man gesucht, gerufen — doch ich, im Hofraume ohnmächtig liegend, hatte nichts gehört, — der Fels stürzt hernieder und begräbt das Dorf unter seinen Schutt, wie Ihr es noch sehen könnt, denn kaum sind zwei Monate seit jenem Bergsturze verflossen, unser Haus stand nicht unter dem Felsen selbst, die furchtbare Erschütterung bricht nur seine Mauern zusammen, und aus den Trümmern trägt mich Olak, in dessen Armen ich erwachte. —

Herr, könnt Ihr mir zürnen, daß ich ihn mit der ganzen Glut meines Herzens umfaßte? Könnt Ihr zürnen, daß ich seinem Gott, welcher mich vom furchtbarsten Tode gerettet — welcher mich aus den Banden der Sklaverei befreit, — könnt Ihr mich verdammen, daß ich ihm folgte, an seinen Propheten Christus glaube, und den Lügenpropheten Mohamet, der kein Paradies für Weiber erschuf, abschwören will?

Bei diesen Worten erhob sich der alte Tartar: O! rief er aus, armes Kind, Du lästerst den großen Mohamet, Du bist schon verführt und Eblis verfallen; o! kehre zurück zu den Deinen, welche Du böslich verlassen, denen Du durch die Künste böser Geister entrissen bist, siehe meine, von Thränen überströmenden Augen, siehe das Beben meiner Hand, welche sich ausstrecken möchte, um Dich zu segnen, welche aber erzittert, es zu thun, weil der Segen des Gerechten dem Ungläubigen zum Fluche wird.**) — Höre mein Flehen, denke der Zärtlichkeit, der Liebe, welche Dir Dein Vater stets erwies, denk' an den Gott, der Dich mir, dem alten Mann noch schenkte, um meine letzten Tage zu schmücken mit den Blüthen der Jugend, denke an Deine Geschwister, an Deine Mutter, welche Dich über Alles liebt, und weil sie D'ch liebt, es nicht einmal wagt, den Himmel um Glück für die Abtrünnigen zu bitten, damit es nicht zum Unglück für Dich werde.

---

*) Historisches Factum.
**) Spruch des Koran.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Mecklenburg-Schwerin'schen, zu Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Daß man übrigens bei einem solchen Stande der Dinge dennoch keineswegs der Meinung ist, als sei schon aller Tage Abend, das beweist die jetzt wahrhaft musterhafte Einrichtung der früher so sehr im Argen liegenden Stadtschule, die stets im Weiterschreiten begriffene Polizeiverwaltung, die begonnene Errichtung eines Kirchhofes außerhalb der Stadt und die Einführung so mancher andern, das Beste der Bürger befördernden Neuerungen. Solch Streben nach Verbesserungen von Seiten der obern Behörde wird denn von den Bürgern natürlich mit Dank erkannt, was schon der Umstand beweiset, daß sich bei den selbst in den kleinern Städten des hiesigen Landes im Laufe dieses und des vorigen Jahres, wenn auch nur auf Augenblicke, erhobenen Widersetzlichkeiten gegen die Ortsobrigkeiten, in Rostock fortwährend die größte Ruhe statt fand, ja selbst von den gewöhnlichen Reibungen zwischen Studirenden und Matrosen nichts zu hören war. Nur mit der Universität will es, trotz des seit einigen Jahren erneuerten Zwangsedicts wegen eines für den inländischen Theologen zweijährigen, für den Juristen halbjährigen Studirens auf der Academie zu Rostock, noch immer keinen rechten Fortgang haben, da ungeachtet dieser an einheimische Kost gewöhnenden und auswärtige Leckerbissen, wenigstens für den Theologen, fast ganz unzugänglich machenden diätetischen Vorschrift die Gesammtzahl der Studirenden nicht mehr als 108 beträgt. Einer besondern Erwähnung verdient noch der ächtpatriotische Wohlthätigkeitssinn des daselbst am 17ten Januar verstorbenen Kaufmanns und Consuls Brömse, welcher dem vaterstädtischen Armen-Institute, gleich wie der Stadtschule, die Summe von 20,000 Thalern vermacht hat. Friede sei der Asche dieses edlen Mannes!

Weniger Erfreuliches, als über Wismar, Schwerin und Rostock, läßt sich von den in den übrigen Städten des Landes zum Theil vorgenommenen, zum Theil so höchst nothwendigen Reformen sagen. Denn wenn auch die zur Revision der dortigen städtischen Verfassung unter andern nach Parchim und Grevismühlen gesendeten großherzoglichen Commissarien den edelsten Willen und die zu durchgreifenden Veränderungen nöthige Kraft besitzen, so ist doch über ihre bisherigen Bemühungen wenig oder gar nichts in's größere Publikum gekommen, und der Stand der Dinge ist wahrscheinlich von der Art, daß nur eine Kur auf Leben und Tod die tiefeingewurzelte Krankheit zu heben vermag. Merkwürdig bleibt es wenigstens immer, wie eine der reichsten städtischen Communen des ganzen Landes bisher fast noch kein Jahr hat vergehen lassen, ohne bedeutende Geldsummen zu oft höchst überflüssigen Unternehmungen aufzuleihen. Ueberhaupt ließen sich von den Anmaßungen und Widerrechtlichkeiten, welche sich gewisse Leute ohne Furcht und Tadel in den kleinern Städten erlauben, Wunderdinge erzählen, und nur die Hoffnung, solchem Unwesen endlich abgeholfen zu sehen, hemmt die schon längst zur Aufzählung derselben gespitzte Feder.

Das mecklenburgische Militair ist seit Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahres in einer fortwährenden Bewegung. Denn nicht allein daß auch in die kleinern Städte — unter andern nach Güstrow, um einen möglichen Aufstand der dortigen Landarbeitshäusler sogleich im Beginnen zu ersticken — größere Truppenabtheilungen verlegt wurden, so wurde auch um Ostern die Hälfte des Bundescontingents auf den Kriegsfuß gesetzt, um die Belgier mit den Ansichten des hohen deutschen Bundes bekannt zu machen. Glücklicherweise besannen sich die guten Brüsseler, durch dergleichen Demonstrationen nicht wenig in Bewegung gesetzt, noch zu rechter Zeit eines Bessern. Ob der jetzt durch die Besetzung unserer Küsten vorgenommene Feldzug gegen die Cholera einen glücklichen Ausgang haben werde, steht noch zu erwarten; wenigstens geben die auf die Ausrüstung der Truppen verwendeten bedeutenden Summen — man spricht von 80,000 Thalern — und das nach eingegangener Nachricht wegen Nicht-Intervention in die belgischen Angelegenheiten rühmlichst bestandene Manöver mit acht Geschützen und zwei leider nicht ganz vollzähligen Compagnien Jäger die besten Hoffnungen dazu. Das Meiste, um uns vor dieser Völkerplage zu bewahren, muß indessen der thun, der die Menschen werden und vergehen läßt; möge sein Segen auf den Vorkehrungen ruhen, die man durch Einsetzung einer Immediat-Commission zur Abhaltung der Cholera und einer Quarantaine-Anstalt auf dem sogenannten Wallfisch bei Wismar, einer der Insel Poll zur Seite liegenden kleinern Insel, getroffen hat. Wie man erzählt, sollen daselbst bereits eine Menge Schiffe vor Anker liegen, deren Abhaltung von der Küste oft mit großen Schwierigkeiten verbunden sei. Handel und Wandel liegen bei solchen die Schiffahrt überaus hemmenden Vorkehrungen natürlich fast gänzlich darnieder, und es wird kein Wunder sein, wenn die Resultate der dießjährigen Schiffahrt noch kläglicher ausfallen, als die der vorigjährigen, wo allein in Wismar acht und dreißig Schiffe weniger ankamen, und neun und dreißig weniger abgingen, als im Jahre 1829.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Sieh meine Tochter — so rief er aus — ich erniedrige mich vor Dir, ich nehme den Turban von meinem weißen Haupte und lege ihn Dir zu Füßen, ich beuge meine Kniee vor Dir, und bitte Dich im Staube, denke an Deine Seligkeit und an Dein ewiges Glück, ach wenn die Lehre, zu der Du übergehen willst, auch besser wäre, als die unsere, sie kann Dir nicht Heil bringen, weil Du Vater und Mutter so tief betrübst!

Schluchzen unterbrach seine Worte. Die Tochter kniete zu dem Alten nieder, hob sein gebeugtes, nur noch von sparsamen weißen Haaren umwehtes Haupt, auf an ihre Brust und mischte ihre Thränen mit den seinigen. O! Vater, Vater! rief sie aus, ich will thun, was Du verlangst! —

Zuleina! rief eine sanfte, wehmüthige Stimme hinter ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich die letzten Worte des Hymnus ausgesprochen, da entsank das Buch meinen Händen und ein unwillkührlicher Schlaf überströmte meine Glieder. Als ich so eine Zeit geschlafen, träumte mir, ich sei in einem dunkeln Gemache, es wurde mir ängstlich und allerlei Bilder durchkreuzten meine Gedanken, als nach und nach der schwache Schimmer einer Lampe das Gemach erleuchtete, und mich einen großen mit Büsten und Statuen zierlich ausgeschmückten Saal wahrnehmen ließ. Bald trat ein Jüngling ein, in der vollen Morgenröthe seines Lebens, auf dessen Gesicht man ein treues Bild der Unschuld sehen konnte. Im Hintergrunde des Saales waren zwei Gruppen der lieblichsten Gestalten, an deren Spitzen jedoch zwei von einander wesentlich verschiedene Personen standen. An der Spitze der Gruppe zur linken Hand stand ein reizendes Mädchen, welche die schönste aller Erdentöchter zu sein schien, und rücksichtlich ihrer Schönheit an die Anahid der Perser erinnerte; sie war mit den schönsten Blumen geschmückt, Rosen von Schiras schmückten ihr Haar, Vergißmeinnicht umschlangen ihre mit Gold und Edelsteinen gezierten Armbänder, ihr Gefolge bestand aus Jünglingen und Mädchen von der größten Schönheit, Knaben nnd Mädchen in bunten Kleidern, lockigen Haaren mit Blumen geschmückt umtanzten die Gruppe. Alle Annehmlichkeiten des Lebens schienen in ihrer Mitte vereint zu sein. An der Gruppe zur rechten Hand stand ein Mädchen mit ernstem Blicke in einfacher Kleidung, ihr Gefolge bestand ebenfalls aus Jünglingen und Mädchen, die aber alle von gleichem Ernste zu sein schienen und allerlei nützliche Beschäftigungen vornahmen. Beide Gruppen schienen sich um den unschlüssigen Jüngling zu bewerben. Die Anführerin der Gruppe zur rechten Hand zeigte dem Jünglinge einen an der Wand des Tempels gemalten Tempel, der auf dem Gipfel eines rauhen und nicht ohne Mühe zu ersteigenden Felsens stand, auf dessen Höhe Jünglinge, mit den größten Geistern der Vorzeit im vertraulichen Umgange zu leben schienen. Die Anführerin der Gruppe zur linken Hand bemühete sich, des Jünglings Aufmerksamkeit von diesem Wege, welchen sie als zu mühsam vorstellte, abzuwenden, und zeigte ihm einen andern Tempel auf der linken Seite des Saals, in einem überaus lieblichen Thale, worin man seine Zeit in einer angenehmen Muse unter allerlei Ergötzlichkeiten des Lebens zubrachte. Sie gewann den Jüngling, er trat zu ihrer Gruppe. So traten nach und nach verschiedene Jünglinge ein und erfuhren ein Gleiches, von denen einige sich zur rechten, andere zur linken Seite wendeten.

Hierauf öffnete sich eine Scheidewand und der Saal ward größer. Es zeigte sich ein herrlicher Lustwald, in welchen beide Gruppen an entgegengesetzten Seiten einzogen und die angewiesenen Gegenden einnahmen; die Jünglinge, welche sich der Gruppe zur Linken angeschlossen hatten, schienen in ihrer Gesellschaft höchst vergnügt zu sein, und gaben ihre Freude durch allerlei Zeichen der Ergötzlichkeit kund. Die Jünglinge, welche der Gruppe zur Rechten gefolgt waren, hörten ihrer lehrenden Führerin mit der größten Aufmerksamkeit zu und schienen in stiller Zufriedenheit der Seele glücklich zu sein. Indem man sich nun zu beiden Seiten so beschäftigte, erschien eine einfach gekleidete weibliche Gestalt und trug einen goldenen Stab in der Hand, mit diesem berührte sie die Bäume des Waldes und ging davon.

Kaum aber war die Gestalt verschwunden, so veränderte sich der Wald zur linken Seite, wo man sich rauschenden Freuden überlassen hatte, in eine traurige Wintergegend; statt fröhlicher, sah man nur traurige Gesichter, und statt zu jauchzen, wehklagte man; die betrogenen Jünglinge erschracken ob der plötzlichen Veränderung und suchten zu fliehen, aber wüthend stellte sich ihnen die Führerin der Gruppe entgegen, fesselte sie mit eisernen Ketten und zog sie sammt dem übrigen Gefolge in einen tiefen Abgrund, aus welchem sie nimmer heraus zu kommen vermögen. Auf der andern Seite dagegen blühete ein immer schönerer Frühling, Freude las man auf jedem Antlitz, und die Jünglinge, welche sich auf diese Seite begeben hatten, verkehrten in den anmuthigsten Gärten auf blumenreichen Wiesen und in stillen Hainen mit gebildeten Männern und Frauen, alle schienen eine glückliche Familie zu sein.

(Beschluß folgt.)

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 236. (II. Jahrg.) Dienstag, den 4. October. 1831.

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Olak! schrie das Mädchen — ließ den umschlungenen Vater los, sprang auf und flog in des Geliebten geöffnete Arme. — Nein! fuhr sie fort — ich kann nicht von Dir lassen, es würde mir das Leben kosten! — Ich kann nicht zurück! ich liebe Dich und würde den Tod einer Trennung von Dir vorziehen!

Rasch stand der Vater auf. — Kommt! sprach er zu seinen Begleitern, sie ist verloren, ein Wort des Geliebten macht die ganze Beredsamkeit des Vaters zu Schanden. — Kommt, sie soll nicht meinen Schmerz noch höhnen, ich will denken, mir sei mein Kind gestorben!

Mit diesen Worten verließ er die Halle, aber Zuleina drückte ihr schönes Gesicht an die Brust des Geliebten und rief: O! wenn mir nicht Deine Liebe diesen Schmerz tragen hilft, wenn ich jemals bereuen müßte, den guten Vater um Deinetwillen verlassen zu haben, so würde ich sehr elend sein.

Seht Herr! — sprach sie, sich aufrichtend, dann zum Fürsten, — seht, mich zwingt Niemand, die Liebe allein ist's, welche mich zu diesem Schritt geführt hat, und ich hoffe, die Liebe soll mich so glücklich machen, daß ich nie im Kummer oder Unmuth wünsche, in die Arme der Aeltern zurück kehren zu dürfen, und sich zu Sidin und Feodosia wendend — fuhr sie fort — möge auch euch, die ihr frei geboren das Glück der Freigewordenen noch nicht zu erkennen wißt, möge auch euch die Liebe einst wie mich entzücken, das ist der schönste Wunsch, den ich euch geben kann, denn ich kenne noch keine höheren Freuden, als die der Liebe an der Hand meines Olak.

20.

Der Gouverneur, sehend, daß kein unerlaubtes Mittel angewandt war, um den Uebertritt des Mädchens zu veranlassen, konnte seinen Schutz nicht versagen, rieth aber den Leuten, ihr Haus zu verlassen, und sich auf einem andern Theile der Halbinsel niederzulassen, um vor der Rache der Muhamedaner sicher zu sein, und entfernte sich dann mit dem Kadi, während Feodosia noch sinnend stehen blieb, um den beiden jungen Leuten zuzusehen. — O wie glücklich muß die Liebe machen, sprach sie leise, da dieses Mädchen Vater, Vaterland, Mutter und Geschwister verlassen kann, um sich in die Arme des Geliebten zu werfen. — Könnte ich nur etwas für euch thun! — — Warum kann ich denn das nicht? — fragte sie sich selbst — Wollt ihr in meine Dienste treten, wollt ihr in meinem Hause leben, so sollt ihr nie über Noth zu klagen haben, und geschützt vor Verfolgung fanatischer Muselmänner sein.

Tiefgerührt dankten die glücklichen Liebesleute der edeln Feodosia; doch diese entzog sich schnell den lauten Ausbrüchen ihrer Dankbarkeit und folgte mit Sidin dem Vater, von welchem sogleich Anstalten gemacht wurden, die neuen Angeworbenen unter das ihn zunächst umgebende Gefolge aufzunehmen, in welcher Eigenschaft auch Olak schon am andern Tag, als Führer aus diesem verschlungenen Thalwege gebraucht wurde.

Nach wenigen Tagen hatte die Gesellschaft die Schönheiten des Seeufers alle gesehen und über Tschorgunii und Baidaru ging es heim nach Simferopol (Achmetschet).

Der Erste, welcher dem Zuge des Fürsten entgegenkam, war Chmelinski, der Hettmann der Haidamakis. Nach vorangegangener feierlicher Begrüßung begann er dem Gouverneur eine harte Klage gegen Sidin vorzutragen. Der verunglückte Raub der Fürstin war der Gegenstand derselben. Einer der sechs Kosaken, welche Sidin seinem Zorn geopfert hatte, war mit dem Leben

davon gekommen. Die Branntweinflasche, welche er trug, hatte seine fliehenden Lebensgeister wieder gestärkt, und, wie schwer er verwundet war, ihn wieder hergestellt, während jeder andere, als ein Kosak, durch den Branntwein erst recht sicher ein Opfer des Todes geworden wäre: so hatte er sich denn, über das Gebirge hin, zu zu den Seinigen in die Steppe geschleppt. Die sechs Kosaken wären unter der Menge ganz unbemerkt geblieben, man hätte sie kaum vermißt und, wenn es geschehen wäre, gedacht, sie seien bei einem Ueberfalle verunglückt. Der Zurückkommende erhob seine Stimme und klagte Sidin des sechsfachen Brudermords an.*) Chmelinski, erstaunt über die — an's Tageslicht kommende Frevelthat — hatte ihnen versprochen, den Verbrecher zur Stelle zu schaffen und ihrer Rache zu überliefern, und schon hatten sie in wilder Rachlust einen großen Kreis mit Pfählen umsteckt, in der Mitte desselben ein Loch gegraben, wo hinein Sidin lebendig gesteckt und verschüttet werden sollte, so daß nur der Kopf über den Erdboden hinaus sehe, nach diesem sollten die Kosaken, auf ihren Pferden sitzend und im Galopp den Kreis umreitend, mit stumpfen Pfeilen schießen, bis nach fünf martervollen Tagen der Tod des Verschmachtens, dem Unglücklichen Erlösung bringe.

Chmelinski trug dieses dem Fürsten vor, und als man in dem Palast des Gouverneurs angelangt war, nahm man dem Mirza die Waffen ab, und verwahrte ihn in einem wohlverwahrten und vergitterten Zimmer; doch war der Fürst nicht gesonnen, ihn der grausamen Rache seiner Kameraden zu überliefern, er wollte ihn, nach erfolgter Untersuchung, den Gesetzen gemäß bestrafen, allein hierbei hatte der Fürst nicht auf die Riesenkraft des Gefangenen gerechnet. In der Nacht zerbrach Sioin das Gitter des einen Fensters, und — entfloh; am Morgen fand man den Käfig leer.

Nun wurde gestreift, Patrouillen wurden abgeschickt, um ihn wieder zu fangen, doch einmal frei, war dieß nicht so leicht, seine Stärke machte ihn für fünf bis sechs Menschen unüberwindlich, seine Gewandtheit half ihm die Spürer, wenn deren mehrere waren, hintergehen, und es war unmöglich, seiner habhaft zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Brudermord nannten die Kosaken jeden Mord, an einem Kameraden begangen, er war das schrecklichste Verbrechen, und wurde auf eine fürchterliche, barbarische Art bestraft.

Antisalomonische Weisheit.

Es ist Alles eitel, sagte
Einst der weise Salomo.
Meinetwegen spreche so,
Wenn's vorüber, der Verklagte.
Doch wer strebt und wirkt hienieden,
Wer um's Irdische sich müht,
Und wer für das Höchste glüht,
Sich erkämpfend nur den Frieden,
Dieser spreche: Nichts ist nichtig,
Und von Größe, Schönheit, ganz
Ueberfüllt, der Gottheit Glanz,
Ist die Welt und Alles wichtig.

Ernst Schütz.

Ueber Karl Ludwig von Knebel.

(Beschluß.)

Nach diesem wunderbaren Traume erwacht, eilte ich, das mir dargereichte Buch in den Händen haltend, meinem kleinen Studirstübchen zu, kniete nieder und dankte mit Inbrunst der Vorsehung, die mich noch zur rechten Zeit die Wege des Lebens gelehrt. Seit jener Zeit las ich fleißig die Werke Knebel's und wählte zur Richtschnur meines Lebens sein Distichon in seinen Lebensblüthen:

„Tritten des Wand'rers über den Schnee sei ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht."

studirte die französischen, englischen, griechischen, römischen und deutschen Klassiker. Endlich bezog ich auch die Universität Jena. Hier war natürlich das Erste, diesen ehrwürdigen Greis, der damals vier und achtzig Jahre alt war (es war im Jahre 1827) persönlich kennen zu lernen. Ich erkundigte mich schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft, wo er wohne, und erhielt zur Antwort, — im Paradiese. Ich glaubte bei einer poetischen Hauswirthin eingekehrt zu sein, die mir durch die Worte, im Paradiese, einen tiefen Seufzer auspreßte, doch erfuhr ich bald zu meiner größten Freude, daß meine Wirthin eine sehr prosaische Person war, und daß ein sehr anmuthiger Ort, an dem Ufer der Saale, das Paradies genannt werde. Ich ging daher noch denselben Nachmittag zu ihm. Sein Haus gleicht einer alten Baraque, zwei alte und abgenutzte Treppen führten mich über einen alten Boden, wo ich mich bücken mußte, um nicht mit meinem Kopfe die Ziegel des Daches abzudecken, zu seinem Wohnzimmer, das bei Eröffnung der Thüre einer Kapelle ähnlich sieht.

Dieses Wohnzimmer bildet ein sogenanntes Andreaskreuz; nach Norden ist die Thür, wo man eingeht, gegen Süden sind zwei Fenster, von wo aus man die herrliche Aussicht nach dem Paradiese hat, und das schöne Saalthal drei Stunden weit übersehen kann; am Ende dieses Thales sieht man die erhabene Feste Leuchtenburg bei Kahla durch die blauen Nebelwolken schim-

mern. Nach Osten hin bietet sich dem Auge, außer schönen Wiesen und einem Theile der gartenreichen Stadt, die Kernberge, der alte, vesuvähnliche, von Knebel selbst besungene Hausberg, mit seinem erhabenen und bedeutungsvollen Fuchsthurm dar, an dessen rechtem Fuße das von dortigen Studirenden fleißig besuchte Dorf Ziegenhain liegt, der Jenzig, die Kunitzburg und viele andere schöne Parthieen. Nach Westen erblickt man den durch die Schlacht von 1806 berühmten Napoleonsberg mit seinen das Mühlthal einschließenden Gesellen. In diesem herrlichen Zimmer saß der Greis mit seinen Silberlocken auf einem sogenannten Großvaterstuhle und empfing mich so freundlich und liebevoll, daß ich ungewiß war, ob ich in ihm mehr den Dichter, oder den Menschen ehren und lieben sollte.

Er ist groß, stark und von kräftigem Körperbau, trägt einen langen Mantel, ein Barett und geht beständig im bloßen Halse. Bei seinem Anzuge wird man an Ulrich von Hutten und seine Zeitgenossen, bei dem Anblick seines Hauptes an die alten griechischen Philosophen erinnert. Auf seinem Tische lag Horaz, Virgil, Ovid und Persius in Gesellschaft von mehreren deutschen, englischen und französischen Werken. Unter den Gemälden in seinem Zimmer fiel mir eine Landschaft von D. Teniers besonders auf, von der ich mich lange Zeit nicht trennen konnte, und über deren Betrachtung ich beinahe den Zweck meines Besuchs vergessen hätte. Er unterhielt mich mit solch einer Lebendigkeit, Klarheit und Anmuth, über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände, daß ich glaubte, statt eines vier und achtzigjährigen Greises einen Mann in der vollsten Kraft seiner Jahre zu hören. Ich habe meine Besuche öfters wiederholt und wurde jedesmal so freundlich und liebevoll aufgenommen, wie das erste Mal; er ist den dortigen Studirenden, die ihn öfters besuchen, ein wahrer Vater, und ich gestehe mit Vergnügen, daß ich erst durch seine trefflichen Lebensregeln, Aufmunterungen und Warnungen eine feste Richtung nach dem Guten, Wahren und Schönen erhalten habe.

Er soll gern, aber mäßig, essen und trinken, jede Nacht bis zwei Uhr, ohne Brille die klarste Schrift lesen, vor Schlafengehen seinen ganzen Körper mit kaltem Wasser waschen und nicht in einem Bette, sondern auf einer Matraze sehr gut schlafen und nie unangenehme Träume haben. Er entschuldigt gern Fehler, sucht Alles zum Besten zu kehren, und ist ein warmer, treuer Freund. Er schreibt seinen Freunden noch meist eigenhändig, z. B. von Goethe, von Altenstein, Graf Reinhard, Böttticher, von Rode u. v. A. Er besitzt fast von allen bedeutenden Männern Deutschlands Briefe, sogar einen von Friedrich dem Großen, unter dem er seine militärische Laufbahn begann. Die fürstlichen Personen von Weimar besuchen ihn öfters, obgleich sein Haus einer alten Baraque gleicht. Die Professoren Luden, von Schröter, Döbereiner, Bachmann, Göttling, Zenker, Gries u. A. sehen ihn häufig.

Sein jüngster Sohn Bernhard, den er noch in seinem siebzigsten Jahre gezeugt hat, und den der Herzog Bernhard von Weimar, von Goethe, Jean Paul u. A. aus der Taufe gehoben haben, scheint ihn, durch treffliche Geistesanlagen, sein Alter sehr zu erheitern.

Ich möchte den Lesern dieses Blattes noch recht viel von diesem trefflichen Greise erzählen, wenn ich nicht voraussetzen müßte, daß er dem größern Theile des deutschen Publikums schon durch seine unsterblichen Werke, besonders durch die unerreichbare Uebersetzung seines Lukrez hinlänglich bekannt sei. Zum Schlusse will ich noch ein bis jetzt ungedrucktes Gedicht von ihm beifügen, das er erst vor wenig Jahren verfertigt hat, aus dem der geneigte Leser abnehmen kann, was für ein herrliches kräftiges Blut des Greises Adern durchströmt und welcher Geist ihn beseelt. Solcher Adel macht dem deutschen Volke Ehre!

Hanns Knebel.

Verbrannt zu Antwerpen 1572, um seines Glaubens willen.
(Siehe Théatre des Martyrs von Jean Luyken.)

Steh' fest, du braver Hanns! und wenn Dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich Deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen Dein Gewissen mahnt; —
— Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um Deine Jugend —
Doch steh' Du fest! und halt' an Gott und Wahrheit,
Und wanke nicht im männlichen Entschluß,
Und achte nicht des Mörders Flammenwuth!
Es bleibt ein ewiges Gedächtniß dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt;
Den nicht das Drohen des Tyrannen schreckt.
Das, was in Dir erstirbt, wacht glänzend auf
In preisender Geschlechter hohem Ruf.
Noth thut es, daß ein Mann auf seinen Füßen steh',
Und wenn er Rechtes kennt, auch Rechtes spricht.
Der schwärmenden Gedanken gaukeln viel,
Verblenden Aug' und Sinn, umkleiden sich
Mit Schein der Heiligkeit — und führen hin
Zum offenen Verderbniß. O die Heuchler!
Hin morden sie den Bruder und den Freund
In täuschender, heilloser Frömmigkeit,
Aushauchend Teufelswuth. Sie schüren Flammen,
Und richten Mordaltäre auf — für wen? —
Der Gottheit! — sie? — die Höllenmörder, sie,
Die sich an Flammen ihrer Brüder kühlen? —
Wer kann die Opfer eurer Bosheit zählen? Wer
Aussprechen nur die Qualen, die ihr schuft? —
Sei still mein Herz! und nenne nicht den Fluch
Der Menschheit! nenne nicht die Schmach der Welt! —
Du, braver Hanns, steh' fest! und folge dem,
Was Dein Gewissen sagt. Und fließen Jahre hin,
Jahrhunderte, Dir lohnt die Menschheit noch.
Dein Staub, vermischt mit Asche Deiner Brüder —
Die auch, gleich Dir, ein unverschuld'ter Tod
Durch Mörderhand zu Märtyrern geweiht —
Verweht sich nicht. Ihm weihet eine Thräne
Die Nachwelt, und mit ihr der Enkel treues Herz.

Mariannus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Mecklenburg-Schwerin'schen, zu Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Da hier einmal von den Leiden die Rede ist, welche das gute Mecklenburg zu erdulden und vielleicht in noch höherem Grade zu erwarten hat, so möge sogleich der vielen Feuer Erwähnung geschehen, welche seit Jahr und Tag so Stadt als Land heimsuchen. Es scheint fast, als hätten sich der Himmel, die Unvorsichtigkeit und die Bosheit der Menschen mit einander vereinigt, um den friedlichen Bewohner seiner Hütte, den thätigen Landwirth und den gemächlichen Städter von der Wirksamkeit des verzehrendsten aller Elemente zu überzeugen. Abgesehen von den unzähligen Einäscherungen, welche nach allen vier Weltgegenden zu einzelne Höfe und Dörfer zu erdulden hatten, — allein die nächste Umgegend der Stadt Wismar wußte in der kurzen Zeit von vier Wochen von nicht weniger als sieben Brandschäden nachzusagen, — so sind in den letzten Monaten besonders auch die Städte von ähnlichen Unglücksfällen heimgesucht worden. So verlor Malchin am 18ten April durch ein seit Menschengedenken nicht furchtbarer aufgetretenes Gewitter vier und vierzig Scheunen, verlor Dömitz, das durch die Schill'sche Occupation so hart mitgenommene, seit Jahr und Tag von Ueberschwemmungen heimgesuchte und durch frühere Feuer auf zwei und zwanzig Scheunen reducirte Dömitz, achtzehn derselben, angefüllt mit Futter und Stroh und unzähligen Fuhr- und Ackergeräthschaften, in derselben Nacht vom 22sten auf den 23sten April, wo auch das seltsamste aller Schauspiele, welche die Krampe'sche Gesellschaft wohl jemals aufgeführt hat, der Schweriner Theaterbrand, statt fand. Das ganze, erst vor wenig Wochen mit einem Kostenaufwande von 2000 Thalern renovirte und amplificirte Haus stand bereits in Flammen, ehe die bei ähnlichen Gelegenheiten etwas säumigen Spritzen zur Stelle waren; weshalb denn auch an ein Retten der zum Theil großherzoglichen Garderobe und Decorationen wenig zu denken war. Glück genug, daß die an den Tempel der Musen dicht anbelegenen Schlupfwinkel der Venus vulgivaga vor dem Eindringen des feindlichen Elementes bewahrt wurden und somit eine weitere Verbreitung des Feuers über die Stadt selbst unterblieb. Am besten ist noch immer Herr Krampe davon gekommen, welchem einzig die Schweriner die Gefahr zu verdanken hatten, in welcher sie in jener Unglücksnacht schwebten. Denn nach der Aufführung eines so feuergefährlichen Stückes, wie die Stumme von Portici mit ihrem Vesuv en miniature ist, nicht einmal Wächter im Hause zu lassen, ist eine Sparsamkeit des Unternehmers und eine Nachlässigkeit der Polizei, die man leicht noch mit anderen Namen belegen könnte. Doch — wer da hat, dem wird gegeben. Für den vermögenden Herrn Schauspieldirector cirkulirte schon in den nächsten Tagen eine Mission zur Unterstützung; — einem armen, durch die Schläge des Schicksals seit Jahren heimgesuchten, rastlos thätigen Bürger, welcher verhältnißmäßig durch den Brand nicht weniger verloren hatte, wurde dieselbe Vergünstigung erst nach wiederholtem Ansuchen zu Theil.

Nicht minder gefährlich, als die obenerwähnte außerordentliche Vorstellung, war für die Residenz ein anderes bedeutendes Feuer, welches am Johannistage zwischen eilf und zwölf Uhr in einem Flügel des Kirchner'schen Gasthauses ausbrach und diesen nebst dem Palais-Wachthause und einem Theile des Hauptgebäudes in Asche legte. Merkwürdig genug, daß in derselben Nacht und zur selben Stunde in Rostock im Speicher des Steuerraths Klinger ebenfalls ein Feuer entstand, das sämmtliche Klinger'sche Gebäude vernichtete und seit der großen Feuersbrunst im Jahre 1677, welche die halbe Stadt zerstörte, seines Gleichen nicht hatte. Nur dem günstigen Winde hatten beide Städte, und besonders Rostock, wo die Hauptelemente der Feuermasse aus Korn und einer Menge theils leerer, theils gefüllter Oel- und Theertonnen bestanden, die Abwendung einer größern Gefahr zu verdanken. Ueber den Ursprung dieser beiden Johannis-Feuer weiß man bis jetzt nichts Gewisses; doch ist dasjenige in Schwerin ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines Dienstmädchens entstanden, das man am andern Tage verkohlt aus dem Aschenhaufen hervorzog; das in Rostock dagegen wahrscheinlich angelegt, eine Vermuthung, welche um so mehr gegründet scheint, als der Steuerrath Klinger sich durch manche Neuerungen im Steuerwesen besonders unter den geringern Ständen, ja selbst unter den Bürgern, viele Abneigung erworben haben soll.

Doch, — es ist kein Unglück so groß, daß nicht auch einiges Glück damit verbunden sein sollte! Dieß beweist Schwerin, welches den vielen Feuern, von denen es seit geraumer Zeit heimgesucht wurde, die Errichtung eines sehr respectablen Institutes, einer sogenannten Brandwache, zu verdanken hat.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 237. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 5. October. 1831.

Verschiedene Ansicht vom Vaterlande.

Was ist's mit diesem Jammerleben?
Mein Vaterland allein der Himmel ist:
So denkt zerknirscht der Schwärmer, Pietist,
Der sich nur fühlt im irren Streben.

Wo ich als sittlich Guter leben,
Wo ich das Meiste wirken, nützen kann,
Da ist mein Vaterland, so denkt der Mann,
Der sich nur fühlt im höhern Streben.

Wo ich auf Andrer Kosten leben,
Umgeben kann Gesetz und Recht und Pflicht,
Da ist mein Vaterland, so denkt der Wicht,
Der sich nur fühlt im niedern Streben.

Wo ich zur Welt kam, wo ich's Leben
Bisher behielt mit ganzem Rumpf und Kopf,
Da ist mein Vaterland, so denkt der Tropf,
Der sich nicht fühlt, in keinem Streben.

Der pensionirte Land- und Stadtgerichtsassessor
E. Schütz.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.
(Fortsetzung.)

21.

Feodosia war in die höchste Bestürzung gerathen, und brauchte alle ihre Gewalt über sich, um dem Fürsten dieß zu verbergen, um ihm nicht sehen zu lassen, wie schmerzlich ihr die Abwesenheit des Geliebten fiel, welchen sie bald ganz den Ihrigen zu nennen gehofft, ein Ziel, von dem sie nun für immer verschlagen war.

Zuleina, sanft und liebreich, suchte die angebetete Herrin zu trösten, suchte ihr die Möglichkeit einer Vereinigung mit dem Geliebten zu zeigen und wandte Alles an, was in ihren Kräften stand, die Unglückliche zu beruhigen, so daß sich Feodosia herzlicher an das Mädchen schloß, als von ihrem stolzen Charakter zu glauben gewesen wäre.

Zuleina's Sorge war nun, den Mirza aufzufinden, von welchem sie gewiß wußte, daß er sich in der Stadt aufhalte. — Schnell machte sie mit allen jungen Mädchen, denen sie begegnete, Bekanntschaft, gewann sie durch kleine Geschenke, beschrieb ihnen dann Sidin's Gestalt, welche, wenn man sie nur einmal gesehen, nicht zu verkennen war, forderte sie auf, nach ihm zu spähen, und wenn sie ihn gefunden, ihr Nachricht zu geben.

Nach einigen Tagen war dieß wirklich gelungen; Sidin, bei einem armen Tartaren, bei einem Stahlarbeiter wohnend, verborgen unter der Maske eines Schmiedeknechts, war wegen seiner herrlichen Gestalt, welche das zerlumpte Gewand nicht verbergen konnte, von einer Vertrauten Zuleina's erkannt, und von der Letzteren aufgesucht worden.

Ganz ohne den Auftrag dazu, erzählte ihm diese, wie ihre Herrin seit seiner Flucht, höchst unglücklich, nur dem Schmerz um seinen Verlust hingegeben sei, nur mit seinem Verschwinden ihr jede Freude entwichen, wie sie nur noch die Hoffnung aufrecht erhalte, ihn bald wieder zu sehen.

Voll Freude erwiederte Sidin: Nun, was hindert Dein Fräulein denn? laßt mich heut' noch zu Euch ein; durch das große Thor darf ich freilich nicht gehen, aber es gibt ja Fenster genug in dem Palaste, eines wird doch groß genug sein, um einem Liebenden als Weg zur Geliebten — als erste Stufe zur Himmelsleiter — zu dienen. — Geh', sage Deiner Herrin, ich

würde heute Abend zu dem Palaste kommen, ein Tuch aus dem Fenster gehängt soll mir dasjenige bezeichnen, durch welches ich zu ihr kommen dürfte. Sag' ihr, meine Liebe hielt eine längere Trennung von ihr nicht aus, und wenn sie meine Bitte ausschlüge, so werde man mich vor ihrem Fenster erschossen finden.

Zuleina ging voll Freude über das Gelingen ihres Planes zu Feodosia, und erzählte ihr, wie sie Sidin gefunden und was er ihr gesagt.

Die Fürstin verwarf diesen Anschlag auf ihre Ruhe und ihr Glück, und verwies dem Mädchen strenge, was sie gethan, doch Zuleina schmeichelte so sanft, bat so liebreich für den unglücklichen Flüchtling und schilderte seine Liebe, seine Verzweiflung mit so lebhaften Zügen, mit so südlichem Farbenschmelz, daß die Fürstin wankend wurde. — Die Erinnerung an Sidin's verwegenes Eindringen in ihr Zimmer zu Backtschisarai, die Erinnerung an seine Bescheidenheit und an die Gewalt, welche sie über sich und über ihn hatte, vollendeten endlich den Sieg der Liebe und ließen Feodosia einen leichtsinnigen Schritt thun, welcher sie sehr unglücklich machte, indem er ganz unberechenbare Folgen nach sich zog.

Einig darüber, daß Sidin sie besuchen solle, war nun nur noch die Frage, wie dieß mit Sicherheit zu bewerkstelligen sei. Daß es nicht auf gewöhnlichem Wege geschehen dürfe, war offenbar. Der Fürst über den Verwegnen aufgebracht, ließ ihm überall nachsetzen, dieß war also nicht zu wagen und folglich genau zu überlegen, auf welche Weise Sidin wohl in das Haus zu schaffen sei.

Die treue Zuleina war hier wieder der gute oder böse Dämon (wir wollen dieß nicht entscheiden) —, welcher der armen Liebenden half. Sie hing, als es Nacht war, eine Strickleiter an eines ihrer Fenster, welches in den dunkeln Winkel des Hofes ging, der von den Laternen nicht erleuchtet wurde. Sidin stand schon lange, in vollen Flammen brennend, dort, und hätte beinahe die hübsche Tartarin für die schöne Russin genommen, wenn sie ihn selbst nicht eilends durch die verschwiegenen Gänge geführt und in das Zimmer ihrer geliebten Herrin gebracht hätte.

22.

Sprachlos von Schaam stand Feodosia im ersten Augenblicke dem Geliebten gegenüber, der sie mit seinen Blicken zu verschlingen schien. Dann sank sie in seine Arme, und verbarg ihr von heißer Röthe überflogenes Angesicht an seiner offenen Brust. Sidin erhob die süße Last und trug sie zu dem nahen Divan, sie mit glühenden Küssen überdeckend, denen sie sich fast bewußtlos hingab, und Zuleina verließ das Zimmer, um draußen für die Sicherheit der Liebenden zu wachen, und jetzt von fremden Blicken nicht bewacht, ward Sidin noch dreister und suchte mit wildem Stürmen das Palladium zu erobern, an dessen Besitz er sein Leben gesetzt hatte. Doch Feodosia hatte schon ihre Besinnung und ihre ganze moralische Kraft wieder gewonnen. Mit Ernst und Hoheit wies sie den wilden, ungestümen Menschen ab, und wie er auch drohte und tobte, wie er auch bat und flehte, vergebens waren alle seine Versuche.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Beleuchtung der französischen Haupt-Freiheits-Fabrik, gegründet im Juli 1830.

(Beschluß.)

Seht, ihr Deutschen! das waren die Heldenthaten, die Euch feile fränkische Scribler vordeclamirten, um derentwillen Ihr Eure Brust mit dreifarbigen Bändern schmücktet. Ihnen habt Ihr nachgeeifert, gerüttelt an Euren altehrwürdigen Fürstenthronen, von denen herab Euch Milde und Güte gespendet wurde. Karl X. war schwach, wurde durch seine Umgebung, die sich schon heimlich treulos von dem Greise gewandt hatte, durch übertriebene Gerüchte noch mehr in Furcht gesetzt. Hätte er dem hochherzigen Weibe, der Herzogin von Berry, die selbst von dem Pöbel geehrt ward, gefolgt, noch säße er auf seinem Throne und hätte vielleicht mit strengerer Hand die Ruhe erhalten, die jetzt auf Jahrzehnte aus Frankreich gewichen ist. Viertausend Soldaten kämpften gegen eine aufgehetzte Bevölkerung von einer halben Million, in dem ungünstigsten Terrain für sie, in den engen Straßen der Stadt, wo ihnen von Meuchlerhänden aus jeder Thüre, aus jedem Fenster der Tod drohte. In St. Cloud hatte der König noch 15,000 Garden, diese sollten, so war der richtige Plan, Paris blokiren, dreißig Kanonen sollten vom Montmartre herab ihre Schlünde der raub- und mordgierigen Menge zeigen, und vier und zwanzig, so drohende Stunden hätten hingereicht, um den Pöbel, vornehm und gering, zum Gehorsam zurückzuführen. Karls X. Schwäche im entscheidenden Augenblicke machte das blutige Spiel verloren und das Recht unterlag. Nun war man frei in Paris. Man hatte ein Trauerspiel aufgeführt, jetzt sollte ein Lustspiel folgen. Der Thron war unbesetzt und lüsterne Candidaten danach genug vorhanden. Daß er von Gottes und Rechts wegen dem jungen Herzoge von Bordeaux gebührte, wurde nicht beachtet. Denn wie wenige unter den Parisern haben je auf die Stimme des Rechts und Gottes gehört? Es wurden also wieder Intriguen gesponnen, Kabalen geschmiedet, die dem, der sie unbefangen durchschaute, höchst lächerlich vorkommen mußten. Monsieur Lafayette, der seine Gier nach Herrschaft noch immer nicht aufgeben konnte, wur-

de übertölpelt oder vielmehr die, die ihn, den unbeholfenen, zu ihren Zwecken aber sehr tauglichen Gliedermann bewegten und Capriolen schneiden ließen. Louis Philipp von Orleans, der Sohn Egalités, eines Mannes, der die Strafe für gebilligten Verwandten- und Königsmord auf der Guillotine mit Recht büßte, bestieg Frankreich's Thron. Ein französisches Blatt wagte es, darauf aufmerksam zu machen, daß der fluchwürdige Vater des jetzigen Königs von Frankreich, als das geheiligte Haupt Ludwigs XVI. unter dem Beile fiel, der Einzige war, der, wie in einer Komödie, dem blutigen Schauspiel Beifall zuklatschte, während die blutgierigsten und verhärtetsten Revolutionsmänner, still und schaudernd das königliche Schaffot umstanden, — wagte es, zu fragen, was Frankreich von einem Manne zu erwarten hätte, der schon als Knabe den empörendsten Frevel billigen mußte? — Wenn auch der Eifer dieses Blattes gerecht, so sind wir doch geneigt, den Knaben zu entschuldigen, der damals vielleicht von dem Vater zu solchem Benehmen gezwungen wurde. Louis Philipp hat wenigstens seit seiner Thronbesteigung keine Ungerechtigkeit begangen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Tadelnswerth bleibt aber seine Schwäche, die aus dem Eifer entstand, populär zu werden. Er vergaß, daß der König aufhört, es zu sein, wenn er sich seiner Würde entäußert. Wir sahen ihn durch die Straßen von Paris wandelnd und dem schmutzigen, in den glorreichen (?) Julitagen, dem Gefängnisse entsprungenen Sanscülotten die Hand drükkend, — sahen aber auch, wie dieser Schuft, sobald der König den Rücken gewandt, spottende Geberden und Zoten hinter ihm machte. Wir sahen einen Haufen von Schuljungen vor das Palais Royal ziehen, den König verlangend, — — — — — auf den Altan heraustrat — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Nach solchen kleinen Begebenheiten müssen wir glauben, daß Louis Philipp zu wenig königlichen Tact besitzt. Er will gewiß das Gute, allein er muß mit zu vielen Widerwärtigkeiten kämpfen, die er nie besiegen wird, wenn er nicht mehr Kraft entwickelt. Es bewegen sich in Frankreich zu viel Partheien, — für den Herzog von Bordeaux, für Napoleon II., für die Gestaltung einer Republik und freilich auch für Louis Philipp. Eben dieser aber wird von den verschiedenen Partheigängern, — gegen diese oder jene, gerade augenblicklich mehr auftauchende Parthei — gelenkt, ohne daß er davon Nutzen zieht. Wie gesagt, Louis Philipp kann nur bei größerer Kraftäußerung den Thron behaupten. — Doch wieder auf jene zurückzukommen, die die goldene Freiheit im Juli 1830 herbeiführten. Die Herren brauchten dazu Arme und bildeten damals eine Armee von der ärgsten Canaille, die Frankreich und seine Gefängnisse und Galeeren besaß. Diese Helden kämpften und mordeten für die ihnen gereichten Fünffrankenstücke, nach Herzenslust. Was sollte man aber mit ihnen anfangen, als man sie nicht mehr brauchte? Die Kerle wollten leben, obgleich Andere ihnen vielleicht das Gegentheil gewünscht hätten, genug sie wollten leben und zwar auf Kosten ihrer Werbekapitaine. Diese hatten aber keine Lust mehr, ihr Geld dieser Canaille hinzugeben und es mußte daher auf eine Versorgung derselben gedacht werden. So entstanden, wie in großen Residenzen ähnliche Privatanstalten, in Paris „Politische Versorgungscomptoirs" oder „Revolutionscomité's." Diese ließen es sich angelegen sein, den Funken der Zwietracht in die Staaten zu schleudern, wo man Schwindler vermuthete, die, mit der glücklichen Ordnung der Dinge nicht mehr zufrieden, sich nach einem Drunter und Drüber sehnten. So war es in Belgien, Polen und selbst in mehreren friedlichen, kleinen Staaten Deutschland's. Diesen Ländern wurde von den hocherleuchteten Franzosen die glückliche Ruhe geraubt, — sie wurden aufgewühlt, damit Frankreich sich dahin seines Freiheits-Unraths entleeren könne. Dahin wurde die Canaille der Pariser Julirevolution gesandt, um an der Befreiung der sogenannten tyrannisirten Länder zu arbeiten. Die Herren in Paris waren auf diese Art einiges, von ihrem unnützen, aber kostspieligen Schmutze los, seufzten freiathmend auf und dachten, wenn sie auf die von ihnen besudelten Staaten sahen, lächelnd: „Was kümmert uns das? helft Euch auch auf eine pfiffige Art von dem Ungeziefer, das wir von uns auf Euch geschüttelt!" — Dieß, mein lieber Leser! ist das treue, wenn auch eben nicht ergötzende Bild der sogenannten Freiheit, die uns von den romantischen Ufern der schmutzigen Seine gesandt ist, die uns plagen wird, vielleicht noch Jahre lang, die wir nur wieder abschütteln werden, mit unserm Blute, die dem Opium gleicht, das himmlische Träume vor unsere Seele zaubert, den Erwachenden aber bis zum entkräfteten Schatten ermattet.

B. Geschrieben bei der nahen Jahresfeier der glorieusen Pariser Revolution, im Juli 1831.

Venus und die Musen.

Nach der griechischen Anthologie.

„Dient mir, ihr Jungfrauen!" sprach Cytherea jüngst zu den Musen:
„Denn sonst trifft euch der Pfeil Amors, der jedes Mal trifft."
„„Sage dieß Deinem Mars, Du Schwätzerin!"" riefen die Musen:
„„Zu dem Pindus empor wagt nicht der Knabe den Flug.""

J. G. E.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Mecklenburg-Schwerin'schen, zu Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

Zu Ende des vorigen Jahres nämlich vereinigte sich bereits eine Anzahl vorzüglich jüngerer Bürger und Eximirter zu einem mit Gewehr und Patrontasche versehenen Corps, um bei ähnlichen Unglücksfällen — das Militair spielt dann gewöhnlich nur eine passive Rolle — für die Ruhe der Stadt und die sichere Unterbringung der aus den bedrohten Häusern geretteten Sachen zu sorgen. Da nun überdieß eine förmliche Uniformirung dieser stattlichen Schaar vorgenommen ist, so gibt die militairische Einübung derselben, verbunden mit der praktischen Uebung, für welche der Zufall bereits mehrmals gesorgt hat, die beste Hoffnung, daß sie mit der Zeit ihren Zwecken vollkommen entsprechen werde. Zu wünschen wäre nur, daß es vorgedachter Brandwache gefallen wolle, sich mit der Schweriner Schützengilde zu vereinigen, besonders da sich fast mit Gewißheit erwarten läßt, daß es auch am bevorstehenden Königsschießen nicht an Brandschäden, wenn auch nur in den Köpfen, fehlen wird. Möchten endlich auch die übrigen Städte des Landes sich recht bald eines ähnlichen Institutes zu erfreuen haben, damit es bei einem etwaigen Ausmarsche unserer Truppen gegen das gottlose Frankreich oder die Kaiservergessenen Polen dem Vaterlande nicht an Vertheidigern mangele!

Weniger übereinstimmend, als über die zweckmäßige Errichtung solcher Bürgergarden, sind die Meinungen dagegen über die von einigen Landwirthen intendirte und durch den Kaufmann Jeppe in Rostock in Vorschlag gebrachte Einführung von Schweizer-Kühen zur Veredlung der einheimischen Viehzucht. Wenigstens wird von andern in diesem Zweige der Landwirthschaft tieferfahrenen Männern der angeblich große Nutzen einer solchen kostspieligen Unternehmung bis jetzt geläugnet und höchstens zu einem Versuche mit wenigen Schweizer-Kühen gerathen, was auch um so zweckmäßiger zu sein scheint, da ja auch Se. Majestät Carl X. mit seinen theuer bezahlten Schweizern die von Höchstdenenselben intendirten wohlthätigen Zwecke Ihrer Wirthschaftsmethode nicht zu erreichen vermochten.

Am allermeisten spricht sich dagegen die öffentliche Stimme und das Rechtsgefühl aller wahrhaft Gebildeten gegen das immer mehr zunehmende Umsichgreifen des Pietismus und Mysticismus aus. Als schon in andern Ländern diese Trabanten des Fanatismus und des jesuitischen Obscurantismus in bedeutendem Ansehen standen, hatte sich unser liebes Vaterland noch so ziemlich rein gehalten von solcher Misere, und die wenigen Anhänger derselben hielten es wenigstens noch für gut, ihr Spiel im Dunkeln zu treiben. Jetzt aber hört man fast in allen Städten von geheimen Betstunden, und auf den Landstraßen, in Gasthäusern und elenden Kneipen werden Tractätchen entweder verschenkt, oder wie jüngst in Rostock zu dem civilen Preise von ein und einem halben Schilling à Stück, verkauft. Am merkwürdigsten und erfreulichsten hierbei ist noch der Umstand, daß besonders die höchsten und niedrigsten Stände an dieser Krankheit leiden und der gebildete Mittelstand sich noch am meisten davor bewahrt hat. Man kennt hier zu Lande ein Grafenkind, das keine Nacht aus dem Hause bleibt, ohne sich mit Bibel und Gesangbuch und diversen theologischen Schriften gegen die Anfechtungen des Teufels zu sichern. Möchte doch die gefängliche Einziehung des Gutsbesitzers von Lücken zu Zarensdorf bei Boitzenburg, welcher schon seit längerer Zeit sein Unwesen getrieben und seine Familie und Untergebenen mit dem Wasser der Wiedergeburt getauft hatte, so wie der Erlaß einer großherzoglichen Verordnung, nach welcher ähnliche gegen Staat und Kirche gleich sehr anstoßende Individuen sofort inhaftirt und an die mit dem Commissario beauftragte Justizcanzlei zu Schwerin abgeliefert werden sollen, die guten Leute endlich von dem Widersinnigen und Anstoßenden ihres Treibens überzeugen!

Kein Wunder, daß es bei einem solchen Stande der Dinge denn auch nicht hin und wieder an Rückschritten vom Bessern zum Schlechtern fehlt! Als einen solchen muß man in unsrer alles Gute und Schöne lebhaft ergreifenden Zeit die in der Gemeinde zu Basedow, einer gräflich von Hahn'schen Besitzung, unter besonderer Begünstigung der Gutsherrschaft und des competirenden Predigers stattgefundene Wiedereinführung des sogenannten alten und in der That mehr als veralteten mecklenburgischen Gesangbuches bezeichnen. Die Vertheidiger dieser in einem vaterländischen Blatte mehrmals berührten Thatsache suchen das Zweckmäßige derselben zwar durch die zu einem solchen Vorhaben nothwendige Zustimmung sämmtlicher Eingepfarrten, so wie der Landesobrigkeit zu erweisen. Jeder Verständige weiß indessen, was es in solchen Fällen mit der Beistimmung einer von der Gutsherrschaft durchaus abhängigen Gemeinde, besonders wenn sie mit den neuen Erbauungsbüchern beschenkt wird, zu bedeuten hat, und daß sich eine Regierung neue Ehre erwirbt, wenn sie, selbst wo ein Rückschritt stattfindet, in Religionssachen die möglichste Freiheit läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 238. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 6. October. 1831.

Freudenreich und Dolorosus.

(Fortsetzung.)

In solcher Stimmung, solchen Verhältnissen, wohl wenig Liebenden eigen, verlebten die Beiden nun schon manches Jährchen. — Für eine Extraarbeit hatte Freudenreich einige Thaler mehr, als er erwartete, erhalten. Da, — gerade fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, — da las er von dem großen Loose, das in der Residenz so eben gezogen war. — „Wenn Du der Glückliche wärst!" seufzte er vor sich hin, „und warum nicht? möglich kann es ja wohl werden, und ich hätte vielleicht auch diese 150,000 Thaler erhalten, wenn ich nur ein Loos gehabt. Mir ward jetzt ein Stückchen Geld, auf das ich nicht gerechnet, mit ihm will ich mein Glück wagen. Verliere ich es, nun, so denke ich, ich hätte es gar nicht gehabt und wenn ich gewinne —!" —

Daß er jetzt an Julianen dachte, bewies der geschwinde Schritt, mit dem er sich zu ihr verfügte. Heiterer, als er sonst wohl zu sein pflegte, trug er ihr seine Idee vor und sie hatte nichts dagegen. War doch das Spiel des Hoffens, das liebste Spiel der Beiden! — Ephraim, der Dienstfertige, wunderte sich wohl sehr, als Freudenreich ein halbes Loos entnahm, denn bis jetzt hatte sich der alttestamentarische Glaubensgenosse noch keines Besuchs von dem neutestamentarischen Kanzelisten zu erfreuen gehabt. „Gott gebe!" schmunzelte Ephraim, „daß Ihr Name uns Beiden bringt, was er verspricht. Viel Gedibber ist mir zuwider, besonders wenn ich soll sagen, ob ein Loos gewonnen hat oder nicht. Bring' ich nichts, so nenne ich Sie, mit Erlaubniß, Herr Freudenarm, bring ich etwas, rede ich Sie mit Ihrem Namen an, der sich dann auch bewährt in der That!" —

Viermal schon hatte das gerunzelte Gesicht Ephraim's dem Kanzelisten Freudenarm seinen Besuch gemacht, um die neue Klasse zu bringen. Die letzte stand vor der Thür. Der Kanzelist, in frohen Stunden noch manchmal an die schöne Burschenzeit denkend, meinte zu Julianen: „Ich habe ein heilloses Fiduz auf die fünfte Klasse und es wäre doch zu viel Pech, wenn auch diese Hoffnung wieder täuschen sollte!" — Seine Braut aber, merkend, daß diese Hoffnung in der Brust des Ostgeprüften tiefe Wurzel geschlagen, wollte seinen Traum nicht zerstören und war darum ganz seiner Meinung. So rückte der entscheidende Tag der Ziehung heran und ging vorüber, der zweite, dritte eben so und der Erwartungsvolle wußte vor innerer Unruhe kaum zu bleiben. Umsonst waren die beschwichtigenden Worte der Geliebten, lieber wären ihm, als diese Laute, die Posthorntöne der glückbringenden Staffette gewesen, für die er schon drei Abende den blasenden Stadthirten gehalten. Der erste Strahl des vierten Morgens traf den Kanzelisten schon wach, auf- und niedergehend überhörte er beinahe das bescheidene Klopfen an der Thür und nur erst, als es sich zum zweiten Male vernehmen ließ, ertönte sein: Herein! — Und in die geöffnete Thür schob sich ein Kopf und diesem folgte die ganze Gestalt des Lotterie-Collecteurs.

„Guten Morgen!" sprach der Israelite schmunzelnd, „guten Morgen! Herr —"

Halt! rief der Kanzelist mit einer so fürchterlichen Stimme dem Eingetretenen entgegen, daß dieser sich darob sehr entsetzte. Halt! noch schweige und laß mich erst zu mir selbst kommen und ruhig werden, ehe Dein Mund meinen Namen auf immer umwandelt. Noch habe ich deren zwei und nun, fügte er hinzu, indem er sich ganz kraftlos auf einen Sessel niederließ, nun rede und taufe mich entweder zu einem Freudenarm oder Freuden —

„Reich!" platzte Ephraim heraus. —

Reich? reich? stöhnte der Kanzelist aus beengter Brust.

„Freudenreich!" antwortete der Andere lächelnd. „Der Gott Abrahams hat Wunder gethan und Ihnen, werthgeschätzer Herr, soviel bescheert, daß ich mir ausbitten werde den Abzug für's große Loos!" —

Das große Loos?! schrie der Kanzelist aus dem Stuhle auffahrend und Ephraim an den Kragen fassend, das große Loos?! Ephraim! Gott! Teufel! Lotterie-Collecteur! Israelite! das große Loos? — Doch nein! nein! setzte er mit schwacher Stimme hinzu, indem er den erschreckten Collecteur losließ und wieder in seinen Sessel zurücksank: nein! ich kann's ja nicht glauben! Warum sollte denn das Glück sich noch um mich bekümmern? um mich, der nie mit ihm auf einem vertrauten Fuße gestanden? Pflegt ja sonst nur seine alten Bekannten heimzusuchen und ihnen das große Loos in den Schoos zu werfen. Die sind dann gar nicht alterirt, legen es ruhig zu dem aufgehäuften Mammon und sprechen dabei höchstens mit gleichgültigem Gesicht: Mein Gott! schon wieder das große Loos! Wo soll man denn mit all' dem Bettel hin? — Ich, der ich nichts, nichts habe, ich sollte wieder zu meinem ehrlichen Vatersnamen Freudenreich und nebenbei zu dem großen Loose kommen? Nein, Ephraim! Du hast mit mir gescherzt, mir eine schnöde Lüge um die Nase geblasen, weiter nichts!" —

(Fortsetzung folgt.)

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Allein der leichtsinnige, thörichte Schritt, den Feodosia einmal gethan, galt ihm, der wahre Weibertugend nie gekannt, der Keuschheit nur so lange ehrte, als sie niemand anderem als ihm geopfert wurde, für einen Beweis von Feodosia's Gesinnung, welche er der seinigen verwandt annahm, und was er nicht durch Bitten erreichen konnte, das meinte er durch Gewalt ertrotzen zu können, er faßte das Mädchen so mächtig in seinen linken Arm, daß sie kein Glied zu bewegen vermochte, während er die rechte Hand frei behaltend, nun glaubte, einen leichten Sieg zu erkämpfen.

Allein je wilder und kühner er ward, je kälter ward Feodosia, welche in diesem unanständigen Angriffe leider zu spät erkannte, daß Sidin sie nicht liebte, nur sie zu besitzen, ihrer Schönheit zu genießen wünschte, sie rief, laut genug um ihm zu zeigen, daß es ihr Ernst sei, sie rief: — Lasse mich los, abscheulicher Mensch, oder ich schreie um Hülfe, und Du wirst hier auf einem neuen Verbrechen ertappt, gefangen, der gerechten Strafe nicht entgehen.

Sidin, noch nicht einsehend, daß seine körperliche Stärke über die Willenskraft des kühnen Mädchens nichts vermochte, suchte ihr den Mund zuzuhalten, um sie am Schreien zu verhindern, doch in diesem Augenblicke stürzte Zuleina athemlos und todtenbleich in die Thüre und rief: Fort, der Vater kommt, eilig fort, zum Fenster hinaus. Die Strickleiter fehlte, und ein Sprung vierzig Fuß hoch, in die das Haus umgebenden eisernen Gitterlanzen — hieß im besten Falle, einem schnellen Tode entgegen gehen, — schlimmer noch — sich auf diesen Speeren auf das Fürchterlichste verwunden, — verstümmeln. — Hier war kein Ausweg. Sidin ersah eine große Kommode; — dahinein verberge ich mich; er sprach's und schnell war der lange Kasten geöffnet, er mit großer Mühe hinein gekrochen in den für seinen mächtigen Körper viel zu kleinen Raum, als auch schon der Vater auf die Thürklinge drückte, und beide Mädchen kaum noch so viel Zeit hatten, mit größter Anstrengung das Schiebfach mit seiner ungewohnten Last in die Kommode zu stoßen.

Ich hörte Dich rufen, — sprach der eintretende Vater, als ich über den Corridor ging, — hast Du etwas verlangt, — warum hast Du nicht geklingelt?

Verlegen erwiederte Feodosia, sie habe nicht gerufen, es müßte ein Irrthum sein, der Vater müsse nicht wohl gehört haben.

Nein! nein! ich habe Dich sehr laut und heftig sprechen hören, auch sehe ich Dich noch ganz aufgeregt, Du bist todtenbleich, — sprach er — sie näher betrachtend, — Dein Anzug in Unordnung, — fehlt Dir etwas?

In heftige Thränen ausbrechend, hielt Feodosia beide Hände in das von Schaam erglühende Gesicht und vermochte dem — in sie dringenden Vater kein Wort zu erwiedern, aber Zuleina rettete sie aus dieser tödtlichen Angst, indem sie vor dem Fürsten auf die Kniee niederfiel und gestand, daß sie unerlaubt und trotzig der Herrin widersprochen, worauf diese so laut gescholten und da sie nicht mit ihrem Gezänk aufgehört, in Zorn gerathen und nach ihr geschlagen habe.

Lachend hob der Knes Zuleina auf und sprach, wenn es weiter nichts ist, so darfst Du nicht fürchten, die erhaltene Strafe durch mich vergrößert zu sehen; — vergiß nicht, daß die Fürstin Deine Herrin ist, und mache nicht, daß solche Auftritte sich wiederholen, und nun verlaß uns.

Zögernd ging das Mädchen fort, noch an der Thüre sich bange umsehend und der Herrin einen Wink wegen des armen Eingesperrten zuwerfend, welchen diese nur mit einem leichten Achselzucken erwiedern konnte.

23.

Als Zuleina fort war, sprach der Knes sehr ernst: was muß ich von Dir hören, Feodosia, Du vergißt Dich so weit, laut zu schreien, daß ich Dich am Ende des Corridors höre und dann gar nach dem Mädchen zu schlagen! ist das möglich, — ist das meine fein erzogene Tochter? und wenn Zuleina das Aergste gethan hätte, wie kannst Du Deinem Zorn so Raum geben,

wie magst Du so unter Deine Würde herabsteigen, daß Du nach ihr schlugst, welches sich wahrlich nur für Bauern, aber nicht für die Tochter eines Knes, für eine geborne Prinzessin ziemt.

Feodosia wollte vor Angst vergehen, niemals waren ihr die Augenblicke kostbarer gewesen, sie dachte an den unglücklichen, eingesperrten Sidin, und wie lieb sie auch ihren Vater hatte, so wünschte sie ihn doch weit weg, mit seinen unverdienten und doch schwer verschuldeten Vorwürfen. Allein der Vater schien nicht Lust zu haben, sie so schnell zu verlassen, er setzte sich auf den Divan, nöthigte sie, ihm Gesellschaft zu leisten, und hielt ihr nun eine lange Vorlesung über die Behandlung der Dienerschaft, dann über das Benehmen gegen fremde Menschen überhaupt, und endlich kam er hiervon — auf Sidin, — da bist Du auch wieder durch Deine gewohnte Offenheit in eine Gefahr gerathen, die mich noch jetzt schaudern macht. Wie ich vom Hettmann höre, ist dieser Sidin der wildeste, zügellosese Wüstling, in dessen Adern je tartarisches Blut floß. Die meisten Streifzüge hat er geleitet; wo irgend ein Jungfernraub geschah, konnte man zehn gegen eins wetten, daß er es war, der ihn beging, oder ihn befohlen, und wie viel fehlte, daß Du selbst das Opfer dieses Tollkopfes geworden, der es nun so weit gebracht, daß seine eigene Kameraden ihm nachspüren, daß sie, wenn sie ihn fangen, beschlossen haben, ihn lebendig zu begraben, welches die gewöhnliche Strafe ist, für Mord an den Gefährten begangen, und er hat gar fünf ermordet, und daß der Sechste davon kam, dankt er nur seiner Branntweinflasche. Ich kann noch immer nicht begreifen, daß Du den verwegenen Räuber, der es wagte, Dich bis in Deinen Palast zu verfolgen, nicht erkannt hast, Dein Schrecken allein macht denkbar, daß Du die Züge Dir nicht so gemerkt, eingeprägt hast; wer konnte auch denken, daß er solche Kühnheit habe, — setzte er, sie entschuldigend hinzu — ich selbst hätte es kaum geglaubt, wenn man mir es gesagt hätte. Nun gute Nacht, leg' Deine Hitze ab, mein Kind, sie taugt nicht, sie kann Dich selbst unglücklich machen!

Mit diesen Worten verließ der Knes seine Tochter, welche sogleich zur Kommode flog, um das Schiebfach aufzuziehen, was sie jedoch gar nicht vermochte, sie zog die obere Schublade heraus um dem Gefangenen Luft zu geben, und flüsterte ihm zu, ich hole nun Zuleina, damit sie mir hilft, Dich zu befreien, dann eilte sie an die Thür, um die Vertraute zu rufen, welche ihr indessen schon entgegenkam.

Die Mädchen zogen mit vereinter Kraft die Lade heraus — — Sidin lag starr und todt darin! Mit Mühe hoben sie ihn aus dem engen Gefängniß, worin er zusammen gekrümmt gelegen — er war erstickt und jeder Versuch, ihn zum Leben zurück zu bringen, blieb vergeblich.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein brasilianischer Bauer, der seine Tochter baldmöglichst an den Mann zu bringen wünschte, hatte sich einen Soldaten zum Eidam ersehen, und versprach ihm, wenn er seinen Abschied nehmen und das Mädchen heirathen wolle, eine gute Aussteuer. Der Soldat weigerte sich, weil er schon mit einem andern Mädchen versprochen war; doch wich er endlich der vereinten Beredsamkeit des Vaters und des Geistlichen, den jener gewonnen hatte, und ließ einen Chirurgus kommen, der, obgleich der junge Mann frisch und gesund war, für die geringe Summe von drei Patacas ein Zeugniß ausstellte, und auf das heilige Evangelium beschwor, daß derselbe an Brustbeschwerden leide und deshalb zum ferneren Militärdienste unfähig sei. Als der würdige Seelsorger gefragt wurde, wie es ihm möglich sei, einen Menschen zu einem falschen Eide zu verleiten und ob er dieß für keine Sünde halte, antwortete er mit dem größten priesterlichen Ernste: wohl sei es eine Sünde, doch sie werde vergeben, wenn man sie nachher beichte.

Und dieser eine Geistliche kann als der Repräsentant der Geistlichkeit in Brasilien betrachtet werden! Der größte Theil derselben sieht sein Amt nur als ein Mittel an, sich ein bequemes Leben zu verschaffen. Gute Kirchkinder sind daher den Geistlichen diejenigen, welche reichlich bezahlen, und sie sehen bei solchen nicht einmal auf Ausübung der kirchlichen Gebräuche. Ihre Amtsverrichtungen sind ihnen größtentheils lästig. Religion lehren sie weder durch Worte noch durch das Beispiel ihres eigenen Lebenswandels. Sobald es ihnen Vortheil schafft, erlauben sie sich jede Betrügerei, oft unter religiösem Anschein. Sie sind rachsüchtig und viele unter ihnen beschuldigt man geheimer Mordthaten. Keuschheit gehört unter diejenigen Gelübde, die sie nicht einmal gesonnen sind, zu halten. Mehre Geistliche haben ihre Kebsweiber und Kinder ganz öffentlich im Hause, ja, wenn einer in seinem Kirchspiele herumreist, hat er oft seine sogenannte Comadre (Gevatterin) hinter sich auf dem Pferde sitzen. Die Geistlichen sind demnach im Allgemeinen wenig geachtet; man respectirt sie nur als Diener Gottes vor dem Altar, und das Volk betrachtet sie gleichsam als ein nothwendiges Uebel. Man pflegt daher zu sagen: „Die Geistlichen sind nur gut, Messe zu lesen und Beichte abzuhören;" außerdem aber ist die allgemeine Stimme: Gott behüt' uns vor Gemeinschaft mit den Pfaffen. Man belegt sie mit allen möglichen Schimpfnamen, und sie dienen gewöhnlich lustigen Gesellen zum Spott. —

Dr. B.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Mecklenburg-Schwerin'schen, zu Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

So wie aber sothane oben näher bezeichnete frommgläubige Seelen sich die Wege zum Himmel zu bahnen suchen durch Singen und Beten, so ist unsre stets das Praktische im Auge habende Regierung fortwährend bemüht, durch Anlegung von Chausséen und durch Schiffbarmachung der Flüsse und Seen auch für das irdische Weiterkommen zu sorgen. Beide Unternehmungen, die Chaussirung der Hauptstraßen, für's erste von Schwerin nach Wismar und von Rostock nach Neubrandenburg, so wie die Verbindung der Müritz u. s. w. durch die aus dem Plauer See kommende Elde mit der Elbe, sind auf Actien gegründet; doch hat sich auf dem letzten Landtage die Ritter- und Landschaft verpflichtet, die Hälfte der zu denselben nothwendigen Summen durch Landesabgaben zu decken. Es soll zu diesem Zwecke ein Theil der zur Abzahlung der Landesschulden bisher verwendeten Contributionen benutzt werden, und sollen, wie es ausdrücklich in dem hierher gehörigen Beschlusse heißt, keineswegs neue Steuern zur Deckung der dadurch veranlaßten Ausgaben erhoben werden. Ueberkluge Leute wollen nun freilich nicht einsehen, was der arme Handwerker, der Tagelöhner und andere an ihre Scholle gebundene Contributionspflichtige so eigentlich für Nutzen von schönen Wegen und Wasserstraßen haben. Das sind aber leere Schwindeleien; denn wenn der reiche Gutsherr mit seinem stolzen Viergespann das Land durchfliegt, wenn der speculirende Kaufmann seine Waaren schnell und wohlfeil zur Stelle fördert, so sind das Dinge, über die sich selbst der Aermste, kostet es ihm auch den letzten Groschen, schon aus Patriotismus freuen muß. Schade nur, daß der bei Ludwigslust an der Berlin-Hamburger Caussée mit einem Kostenaufwande von 12,000 Thalern aufgestellte zwei und dreißig Fuß hohe Meilenzeiger nicht noch einige hundert Fuß höher ist, damit sich das ganze Land an dem Anblicke dieses für die Ewigkeit berechneten Denkmals ergötzen könnte!

Sehr Erfreuliches läßt sich über die fortwährende Verbesserung unserer Stadt- und Dorfschulen sagen. Das Landschullehrer-Seminarium gedeiht zu immer größerer Vollkommenheit und es steht gewiß zu erwarten, daß die darin zu bildenden Küster und Schullehrer nicht wenig zur Aufklärung der lieben Dorfjugend beitragen werden. Es gibt freilich noch Schullehrerstellen auf gewissen ritterschaftlichen Höfen, welche nebst freier Wohnung und Gartenland jährlich nicht mehr als etwa funfzehn Thaler und zwanzig Scheffel Korn abwerfen. Das sind aber, Gott sei Dank! nur Seltenheiten, welche den reichen Gutsherrn, deren Pferde und Hunde in prächtigen Palästen wohnen, wahrlich keine Ehre machen. Ein ander Ding ist es mit den sogenannten Bürgerschulen in den kleinern Städten. Sie sind größtentheils gut besetzt und nähren zur Noth ihren Mann. Daß manche Subalternen bei höhern Collegien drei bis vier mal so viel Einkünfte haben, als die studirten Rectoren und Conrectoren, das sind Sachen, die sich nun einmal so leicht nicht ändern lassen.

Mit unserem Theater ist es noch immer so ziemlich beim Alten.

Man lacht, man weint, man ißt, man trinkt,
Und ob auch die Kunst drob zu Grabe sinkt,
Die Herrn von der Komödie 's kein Unglück dünkt!

Nachstehender, zur Feier des Geburtsfestes der Frau Erbgroßherzogin vom Advocaten Hobein verfaßter und am 23sten Februar im weiland Schauspielhause zu Schwerin gesprochener Prolog, möchte einer weitern Verbreitung nicht unwürdig sein:

Empfangt mich würdig in der Feierstunde,
Die eines großen Tages Freude krönt!
Verstattet milde, daß aus kühnem Munde
Ein tief Gefühl in schwachen Worten tönt!
Wir alle sind ja eins im Liebesbunde,
Der Liebe, die den heut'gen Tag ersehnt;
So werden denn auch alle Herzen schlagen
Und schwache Worte zu den Wolken tragen.

Schön ist's, wenn über wilddurchstürmte Nächte
Ein heit'rer Morgen seinen Frieden bringt,
Gewalt'ger Dreizack in Poseidons Rechte
Das hochempörte Meer zur Ruhe zwingt;
Erhaben, wenn der Donner ird'scher Mächte
Empörter Welt des Friedens Glück erringt;
Bewundert, wenn auf glanzerfüllte Rede
Sich Aufruhr stillt und Bürgerzwist und Fehde.

Doch schöner ist's, wenn Tugend milde waltet,
Gerechtigkeit den Friedenscepter führt,
Und Aetherfittige die Kunst entfaltet,
Mit reinem Zauber Menschenherzen rührt;
Für Kunst und Recht nie das Gefühl erkaltet
Begeisterung die keusche Flamme schürt,
Das Recht beschützt der Wahrheit goldner Stempel,
Ein hoher Genius Mnemosynens Tempel.

Uns allen ist dieß schöne Glück verliehen,
Uns, von Vandaliens reicher Flur ernährt,
Die unter'm Scepter milder Herrschaft blühen,
Der jedem Recht und treuen Schutz gewährt,
Der Ruhe winkt für heißen Tages Mühen,
Das Edle krönt, den Irrenden belehrt,
Der adelnd über Kunst und Wissensbahnen
Und lodernd schwingt des Beifalls Siegesfahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 239. (II. Jahrg.) Freitag, den 7. October. 1831.

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

O unübertrefflicher Thatbestand! o gesegneter Fund! o eisenhaltiger Menzel! o ihr ewigen Götter! o selige Gewißheit! O nun ist uns die tiefste Seite des Menzel'schen Daseins keine Voraussetzung mehr; nun ist uns dieß nächtlichste Gebiet kein unbekanntes x mehr, und es wird Hrn. Menzel fürder nicht mehr gelingen, uns ein u daraus zu machen. O nun begreifen wir Dich ganz, schwer zu begreifendes Literaturblatt; nun verstehen wir Deine stille Manie, wenn Du vom Magnetismus und der Prevorster Seherin redest; begreifen, warum Du, gleich einem Samojeden den Kopf so schief hängst, wenn Du eine Ultra-Physiognomie wittrest; begreifen Dein sentimentales Wüthen, wenn es an ein Polarisches geht; begreifen Deinen unaussprechlichen Abscheu vor allem Mittelpünktlichen, und Dein überschwengliches Maaß von Centrifugalkraft; begreifen, warum Papa Goethe so wenig Gnade vor Deinen Augen findet, und warum Du so im Stillen rasest für Van der Valde; begreifen endlich Deine mittelalterliche Faustrechtsehnsucht, und Dein ganzes ungeschlachtes Betragen gegen Verdienst und Würdigkeit. O eisengeschwängertes Literaturblatt, nun wird man Dir Vieles vergeben, was vordem unverzeihlich schien. Man wird Dir vergeben Deine confuse Sprache, und Deine noch confusern Begriffe, wenn man bedenkt, an welchen Stellen Du vorzugsweise confus bist. Man wird Dir vergeben Dein waffengerüstet Geschrei, wenn man erwägt, daß Dein Urheber ein Zeughaus in seinem Innern trägt. Man wird Dir vergeben jene unendliche Salbaderei, kraft welcher Du so gern der träumenden, schlafwandelnden Seele ein Thrönchen über der lichten Vernunft begründen möchtest, wenn man in Betracht zieht, daß Dein überschwenglicher Herausgeber sich fortwährend in magnetischen Zuständen befindet; man wird Dir vergeben Deine Versuche, das Publicum zu mystificiren, wenn man sieht, wie köstlich Du Dich selbst mystificirst — ja man wird Dir selbst dein größtes Verbrechen, nämlich Deine Existenz verzeihn, wenn man gewahrt, wie unmittelbar sie mit den Verstopfungen Deines Urhebers zusammenhängt. —

Möchten wir nur wie über jenes, auch über ein andres Leiden des großen Menzel so genügenden Aufschluß besitzen! Wir meinen seine Görresſucht. Es wäre vermessen, das sehen wir ein, diese ebenfalls aus seinem Darmsystem construiren zu wollen; es wäre noch überdieß eine Beleidigung für jenen gewaltigen Mann, dessen gigantisches Dasein so verhängnißvoll für Herrn Menzel werden mußte. Vielleicht ist diese Görresſucht ein Faustschlag des Diabolus. Möglich. Möglich auch, daß Sie eine Asthenie für sich ist, deren Sitz in den höhern Eingeweiden, etwa in den Lungenflügeln oder der Milz des Herrn Menzel befindlich. Als Görres geboren wurde, war es bereits um Menzel, der weit später geboren wurde geschehn. Jener ungeheure Jacobiner der Wissenschaft hat Menzel's verpfuschtes Dasein zu verantworten. Eine schwere Verantwortung; denn was hätte nicht Alles aus Menzel werden können?

Geneigter Leser, laß Dir in dieser Geschichte mit einem Bilde dienen: Hoch oben in den Lüften schwebt in majestätischen Schwingungen ein mächtiger Adler. Seine Stimme erschallt wie tönend Erz, und mit den schwarzen Riesenflügeln schwimmt er in ungeheuren Kreisen über das blaue Meer des Himmels. Sein hoher Leib erbebt nicht vor dem Sturme der Höhe; seine Kraft ermattet nicht im Wettergraus des Hagels, der wüthig um sein Gefieder schlägt, und zwischen das Getöse donnernder Wolken und prasselnder Blitze klingt immer mächtiger der eherne Klang seiner Flügel. Und wunderbar! dieser hohe Adler wird immer größer, je höher er sich emporhebt. Immer leuchtender wird sein Gefieder, wenn er nun an den Flammenspitzen der ewigen Gletscher vorüberfährt, und wie ein Meteor des Himmels schwebt er endlich über all' den schneebedeckten Häuptern. Läßt er gleich tief unter sich die entzückenden Fluren der

Wirklichkeit; sucht er gleich seinen Weg durch Wolken und Nebel, und vertreten ihm gleich weiße, fabelhafte Wolkengebilde wie durchsichtige Gespenster seine Bahn; ihn schrecken nicht diese hellen Gespenster, ihn entmannt nicht diese fabelhafte Jagd in den Lüften, und nach jenen verlassenen, heimatlichen Gründen, wo Lust und Liebe und Wahrheit wohnen, treibt ihn keine Sehnsucht zurück. So steigt er felsenhaft empor in's Unendliche, und die abentheuerlichen Schwingungen seiner Flügel, ihr wunderbarliches Rauschen bedünkt uns selbst ein wunderliches Wintermährchen.

Geneigter Leser, erkennst Du wohl den Adler? Sieh nun herab zu Deinen Füßen. Betrachte jenen piepsenden, scheckigen Wiedehopf, wie er immer piepst und piepst und die ganze, lange Tonleiter der Piepstöne mühsam auf und abklettert, um etwas Erkleckliches zu leisten, und dennoch nur piepst. Sieh jenen Wiedehopf, wie er sein klug Aeugleinpaar hinaufwirft nach dem großen Adler, und auf seinen beiden gelben Gabelbeinen recht gabelbeinig ausgespreizt mit seinen zwei gelben Flüglein recht andächtig rauschen will. Blitz, wie es ihm in den Federn juckt, daß der große Adler da oben so rauschen kann. Kühner Wiedehopf! er hebet sein Orangegefieder, aber ach, es klingt nicht. Kühner Wiedehopf, er will auch Wolken sehn, und mit seinem Leibe in Lüften donnern, und will ein klein Adlerchen spielen der kühne Wiedehopf und auch Gespenster sehn. Und er hebet sich empor über die grünen Bäume und Hügel, und beginnt sich zu wiegen, und übt sich in seiner schwindligen Höhe zu besserm Effekt in grob-heisern Gurgeltönen, und er spricht mit dem Adler, der familiärthuende Wiedehopf, und er bildet sich ein, der Adler antwortet ihm, der phantasiereiche Wiedehopf, und er schimpft auf die Buschvögel, dieser hochmüthige Wiedehopf, weil er mit dem Adler gesprochen hat, und er bildet sich ein in seiner Aquilomanie, er sei nicht mehr seines Geschlechts, der selbstvergessne Wiedehopf; ja und bildet sich ferner ein, da der Adler nicht mehr mit ihm spricht, er spreche nicht mehr mit dem Adler, und dünkt sich obendrein noch ein ganz besonderer Adler, gleichsam ein adeliger Adler, ein Fürst der Adler, dieser dünkelsame Wiedehopf — o über den Wiedehopf, der bei sich selbst in so gutem Geruch steht, und bei anderm Gevögel in so üblem!

Geneigter Leser, erkennst Du den Wiedehopf?

Gewaltiger Görres, es ist ein Unglück, daß Du einen Affen hast, der Dir deine natürlichen Fulgurationen äffisch nachäfft. Gewaltiger Görres, mich wundert, daß Du diesen Nachäffenden nicht verachtest. Denn was will er denn Andres sagen mit seiner Bewunderung Deines Wesens, das ihm wie ein Reißen in allen Gliedern sitzt, als daß Du ein Adler bist, er aber ein Fürst der Adler? Haben die Adler solche Fürsten? Er lobt Dich über alle Möglichkeit hinaus, ja man möchte sagen, nach der Schwierigkeit; er gießt die Assa foetida-Salbe seiner Bewunderung über Deinen ganzen Leib vom Scheitel bis zur Zehe; er lobt Dich, er besalbt Dich, und — er versteht Dich nicht. Denn verstünde er Dich, wie könnte er Deinen ungeheuren Styl, der auf Wundern der Höhe daher schwebt als ein kühnster Reiter, wie könnte er ihn nachäffen im weinerlichen Gewinsel über Magnetismus und Seele; im wüthenden Raisonniren über Unendliches, das in seinem kleinen Herzen keinen Raum hat, in dem baaren und blanken Unsinn seiner Expektorationen über Religion und Mysticismus? Der kleine Mann, wie käme er doch an ein Mysterium? wie ginge es doch zu, daß er jene Mystik des Gedankens, die in Dir zur ungeheuren Priesterin des Weltalls wird, begreifen sollte! Und doch lobt er Dich, ob er Dich gleich nicht versteht; aber sieh Dich vor, er denkt Dich zu übervortheilen, er denkt sich die Jacobinermütze Deiner namenlosen Kraft und Freiheit, während Du einmal bei Nacht auf Wolken fährst, auf sein dunstiges Burschenhaupt zu setzen. Glück zu Dir, modernster Jacobiner; die Bogen sind schon gespannt, Dir die Eroberung herunterzuschießen. Man prellt den Deutschen nicht wie einen Kroaten. Sie schreiben nicht blos, sie können auch feuern, und selbst die Schlafmütze des Görres zeigt sich nicht ungerächt auf dem Haupt eines Menzel.

(Fortsetzung.)

Die Entstehung der Welt aus Nichts. Astronomisch-philosophische Skizze (in logischer Darstellung) für Gelehrte und Gebildete von F. C. Johannes Müller. Mit einer Tafel in Steindruck. (Aus der „Pallas" u. s. w. besonders abgedruckt.) Leipzig, 1832. In Ernst Klein's literarischem Comptoir. VIII und 61 S. gr. 8.

Die physische und politische Beschaffenheit unserer Zeit macht es leichter und rathsamer, über die Vergehung der Welt in Nichts oder über die Bestehung der Welt aus Nichts, als über die Entstehung der Welt aus Nichts zu schreiben. Wir sagten: die Zeit mache es leichter, weil die Gründe zu den aufzustellenden Behauptungen so in Masse vorliegen und sich Jedem an jedem Tage und zu jeder Stunde so deutlich machen, daß man dem, der sie nicht bemerkte, mit Sophokles zurufen möchte: τυφλὸς τά τ' ὦτα, τόντε νοῦν, τὰ τ' ὄμματ' εἶ! Rathsamer aber nennen wir es, über etwas unserer vorliegenden Skizze geradezu gegenüber oder ganz zur Seite Liegendes zu schreiben, weil die allgemeine Neigung jetzt auf das Reelle, das Handgreifliche, das Nahe gerichtet ist, weil man für Abstraction und Speculation, für das Ferne — um den rechten Ausdruck zu wählen — kein Geld mehr ausgeben mag. Ueber dergleichen Stoffe, wie über die Entstehung der Welt aus Nichts, darf man nur noch Lehrbücher anfertigen, in denen eine ganze Aerndte von Gelehrsamkeit aufgepanzt liegt, und die daher für die Herren vom Fache und für Dilettanten den Schein der Unentbehrlichkeit gewinnen. Wer dieß nicht kann, der sehe lieber, wie er zu einem Hahnemann'schen Cholera-Recepte kommt, und lasse dieß, mit einer derben Dosis Anpreiserei und Lobhudelei in Verbindung, abdrucken, um sich und dem Verleger einigen Nutzen zu verschaffen. Auch kann er es zu gleichem Zwecke mit einem Werke über die Rechte der Fürsten gegen ihre

Unterthanen oder über die Heilsamkeit des Terrorismus versuchen; oder auch, weiß er nämlich den Händen der Diplomatik und ihrer behenden Dienerin, der Polizei, zu entschlüpfen, mit einem Werke über die Rechte der Völker nach den Grundsätzen des Natur- und Vernunftrechtes. Vergessen wir jedoch diese Um- und Nebenstände und sehen auf unseres Verfassers Entstehung der Welt aus Nichts zurück! Wir freuen uns, in dem Herrn F. C. Johannes Müller einen geist- und kenntnißreichen Mann kennen gelernt zu haben, der wohl dazu geeignet ist, die Philosophie, diese vitae magistram, mehr als es bis jetzt geschehen ist, in das Leben einzuführen, und dadurch, wenn ihn nur die Zeit in seinem Streben begünstigte, recht viel Gutes zu wirken. Auch fehlt es ihm nicht an einem gewissen Vertrauen auf sich selbst, denn er sagt S. VI.: „Daß es Männern, die bei weitem gelehrter und scharfsinniger, als ich, sind, mißlang, die Entstehung der Welt im absolut leeren Raume aus einem einigen Prinzipe so logisch, deutlich, populär und wahrscheinlich zu deduciren, als ich mir schmeichle, dieß annähernd gethan zu haben: daran ist bei den Aelteren der Mangel an chemischen Kenntnissen, bei Neueren aber die gänzliche Abwesenheit der wahren philosophischen Methode Schuld. (Man sehe meine Schrift: „Philosophie und Mathematik in Parallele oder über die Möglichkeit einer Apodiktik in der Philosophie u. s. w.") „Dieß ist der alleinige Grund, warum es noch keine übereinstimmende — mithin wahre und zum Volk hindurchdringende — Philosophie gibt; denn ohne Uebereinstimmung keine Wahrheit, wie die reine Mathematik beweist." — Fleiß und Kenntniß haben wir überall bemerkt, nicht so einleuchtende, deutliche Beweise gegen das alte: „Ex nihilo nihil fit." Vielmehr hat es uns manchmal scheinen wollen, als sei der Verfasser selbst nicht recht im Klaren. Hier nach Bestimmung des Blattes nur so viel; eigentlich und κατ' ἐξοχήν sogenannte gelehrte Zeitungen werden mehr sagen und unser Urtheil wahrscheinlich bewahrheiten.

Zugleich machen wir hier auf die „Pallas" aufmerksam, eine Zeitschrift für Staats- und Naturwissenschaft, Philosophie und Praxis (soll wohl heißen: für das praktische Leben), zur Beförderung menschlichen Wissens und menschlichen Glücks, nebst satyrischem Anhang, für Gelehrte und Gebildete herausgegeben von F. C. Johannes Müller. gr. 8. in monatlichen Heften; verlegt von E. Klein. Wir müssen nach den oben angedeuteten Gründen bezweifeln, daß diese Zeitschrift, wie umfassend und löblich auch immer ihre Tendenz ist, in unseren Tagen, Beförderung und Glück finden wird. Sollten wir uns irren, so würden wir uns mit Vergnügen mit dem „errare humanum est" entschuldigen.

Eb. B.

Epître aux souverains, par madame la princesse Constance de Salm, avec cette épigraphe: Nul de nous n'aperçoit ce qui nous frappe tous. Paris, 1831; Sédillot et Firmin Didot. In 8vo. de 21. pages.

Die Fürstin Salm ruft den absoluten Königen in Erinnerung, daß sie selbst, um Napoleon zu stürzen, dieselben Wahrheiten proklamirt haben, die in Anwendung zu bringen, sie sich jetzt so sehr scheuen. Diese Wahrheiten reichten hin, um einen allgemeinen Enthusiasmus hervorzubringen, und um die Völker zu den höchsten Anstrengungen anzuspornen, weil sie glaubten, für die Sache der Freiheit gegen den Despotismus zu kämpfen.

Sur son trône agrandi chacun remonte en maitre;
Vous reprenez vos droits par vos peuples conquis.
Leur courage a tenu ce qu'il avait promis.
Mais vous, grands souverains, dont la parole sainte
D'un pouvoir tout divin était, dit-on, empreinte....
Les sermens faits par vous, les avez vous tenus?

Immer kühner greift die Dichterin die Souveraine an, und beweist, daß sie ihren Völkern die versprochenen Wohlthaten nicht erwiesen, ihnen den Genuß einer vernünftigen Freiheit nicht eingeräumt, gehässige Ketten nicht gebrochen, ihre Macht nicht beschränkt, ja nicht einmal der Hoffnung auf eine bessere Zukunft Raum gegeben haben.

Ce qui pour vos sujets partout serait un crime,
Le parjure est par vous devenu légitime....
....L'Univers est changé, vous seuls restez les mêmes.

Mit Kraft stellt sie die Entrüstung, den Widerstand der Völker und dessen schreckliche Folgen dar, malt die schimpfliche Flucht Karl's X., und zeigt, welches Schicksal jenen Monarchen drohe, die nicht zur rechten Zeit vernünftige, billige und nothwendige Concessionen machen werden.

Souverains, vous formiez une sainte alliance;
Il s'en formait une autre, éternelles en ses droits,
Celle de la raison, des peuples et des lois....
..... La raison s'est murie
L'enfance de l'esprit est à jamais finie.

Die Dichterin charakterisirt dann die neue Zeit und erklärt im Namen des Jahrhunderts:

Que la force n'est rien sans la publique estime,
Q'un roi qui rend heureux est toujours légitime.

Sie frägt die absoluten Fürsten, wie sie so heilige Wahrheiten verkennen, die Freiheiten der Völker bekämpfen, ihre eigenen Throne untergraben, und unabsehbares Elend über ihre Länder bringen können —

L'univers désolé n'accusera que vous.

Zuletzt hofft sie, daß die Könige ihre Stellung richtiger beurtheilen, und die Räthschläge der Mäßigung und Weisheit befolgen werden, und ruft ihnen zu

Que les yeux sont ouverts, que chacun les contemple,
Que d'un mot, d'un refus, leur avenir dépend,
Et que l'histoire enfin est là qui les attend.

Die bewährtesten und auf Autoritäten gegründeten Heilmethoden und Arznei-Vorschriften über die bis jetzt bekannt gewordenen verschiedenen Hauptformen der Cholera oder das Wissenswürdigste über die sogenannte epidemische asiatische Brechruhr nebst einer vollständigen Pharmacopoea anticholerica aus den neuesten Erfahrungen und den darüber erschienenen Berichten englischer, französischer, russischer, polnischer und deutscher Aerzte, sowohl für Civil- und Militärärzte und Wundärzte Deutschlands, als auch insbesondere für Nichtärzte bearbeitet; und namentlich für alle diejenigen, welche sich über das Wesen dieser fürchterlichen Krankheit, so wie über die zu haltende Diät und sonstige Vorsichtsmaßregeln dabei unterrichten wollen. Nebst einem Anhange über die Anwendung des Chlors, der Räucherungen und die Bereitung sowohl dieser als anderer Luftreinigungsmittel. Von Dr. A. P. Wilhelmi. Mit einem Vorworte von Dr. L. Cerutti, Professor der Medizin und praktischem Arzte in Leipzig. Leipzig, 1831. Bei C. H. F. Hartmann. XXII und 338 S. gr. 8. — 1 Rthlr. 12 gr.

Wir beeilen uns, das vorliegende Werk zur Kenntniß des Publikums zu bringen, da es einen in allgemeinem Interesse stehenden Gegenstand, die allmächtige Cholera, welche ihre Riesenärme immer weiter ausstreckt, immer mehr menschliche Leben mit ihren Fäusten zerdrückt und aus immer größerer Nähe droht, auf eigenthümliche und rühmliche Weise behandelt. Mit voller Zuversicht kann man nämlich behaupten, daß es außer diesem Werke noch kein Werk über die Cholera gibt, welches mit so umfangreichen und gründlichen, theoretischen sowohl als praktischen, Kenntnissen, mit so scharfer Beurtheilungskraft, mit so unermüdlichem Fleiße, mit so großer Sorgfalt, mit so vieler Genauigkeit geschrieben ist. Mit allen diesen Tugenden und Vorzügen verbindet sich ein nicht nur kunstgerechter — in Bezug auf die Termini technici — und doch deutlicher und allgemein verständlicher, sondern auch ein recht würdiger und anziehender Vortrag. So kommt es denn, daß das vorliegende Werk, dessen (leider langgeschweifter) Titel schon auf die seltenste Reichhaltigkeit und Gründlichkeit hindeutet, als ein Buch zu betrachten ist, welches nicht leicht in einer guten, dem Aesculap geweihten Bibliothek vermißt werden darf, das aber auch in eines Jeden Händen die segensreichste Einwirkung haben kann. Nähme man auch an, was man nicht annehmen kann, die Cholera nahe sich nicht weiter oder durchfliege blos unsere Gegenden, wie der Hauch des Samums, so würde auch dann das Wilhelmi'sche Werk für Keinen nutzlos sein, weil es sehr schöne allgemeine Belehrungen über Gesundheit und Krankheit und über die Erhaltung der ersteren und Abhaltung der letzteren gibt, besonders aber beachtenswerthe und bewährte Vorschriften über Diät und Aehnliches ertheilt. Wir glauben übrigens noch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß der Verfasser, so wie alle in die Sphäre seines Werkes gehörige Schriften der besten Aerzte benutzt, so besonders das vortreffliche und darum allgemein belobte und mit allgemeinem Beifall aufgenommene Werk des Herrn Professors Dr. Hasper: „Ueber die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer u. s. w., Leipzig, 1831, 2 Bde., 80 Bogen Median," beständig berücksichtigt hat. Schließlich fügen wir noch das Urtheil des Herrn Dr. Cerutti, ehrenvoll bekannten Professors an der Leipziger Universität und vielgesuchten praktischen Arztes bei. Dieser sagt in dem Vorworte S. V.: „Sie (diese Schrift) wird einem wahren Bedürfnisse entsprechen, sowohl der Aerzte und Wundärzte, als auch eines Jeden, der für die Erhaltung der Gesundheit seiner selbst und der Seinigen besorgt ist, und dazu beitragen will; und in welcher andern Krankheit wird wohl diese Mitwirkung der Nichtärzte selbst dringender nothwendig, als gerade in der Cholera!" Wir, wie Herr Dr. Cerutti würden uns daher von ganzem Herzen freuen, wenn wir vielleicht durch diese, der strengsten Wahrheit gemäß und nur nach ernster, unparteilicher Prüfung niedergeschriebene Anzeige etwas beitragen könnten, diese nützliche, allgemein-nützliche Schrift bekannter und beliebter zu machen, als sie es ohnedieß werden wird.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist recht gut und gefällig; nur möchte man ein wenig besseres Papier wünschen.

Dr. E. Friedrich.

Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Herausgegeben von Julius Mosen. Lpg. bei L. Schumann. 1831. 296 S. 8. (1 Thl. 12 gr.)

Es bedarf für ein solches Dichtererzeugniß nur einer Anzeige, daß es erschienen und daß es von Jedem für wahre Poesie Empfänglichen zu lesen sei. Eine kurze Erzählung der Geschichte ist eben so schwierig, als die Anpreisung einzelner Stellen. Rec. wagt selbst die Auswüchse poetisch schön zu nennen und nur die mitunter schroff hervortretende Ironie verdiente einen Tadel. Eine dichterische Originalität muß aber jetzt um so mehr hervorgehoben werden, als unsre politisch bewegte Zeit nur zu nachtheilig auf die Literatur einwirkt. So halte ich es für nicht übertreiben, wenn ich das Urtheil fälle, in dieser Novelle sei die deutsche Literatur wahrhaft bereichert worden, und wenn ich mit dem Wunsche schließe, sie möge Allen einen gleichen Kunstgenuß, wie dem Rec., bereiten. Der junge Dichter aber sei aufgefordert, bald noch Gelungeneres zu liefern, niemals jedoch sein Genie zu einer Goldgrube zu gebrauchen!

Dr. M. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 240. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 8. October. 1831.

Villemain *) über das Leben und die Werke Shakspeare's.

Shakspeare's Ruhm, einst in Frankreich ein Gegenstand des Anstoßes und des Aergernisses, bedroht gegenwärtig den alten Ruf unseres Theaters. Diese schon längst bemerkte Revolution setzt eine große Veränderung in den Meinungen und Sitten voraus. Sie gibt nicht nur Veranlassung zu mancher Frage im Gebiete der Literatur und des Geschmacks, sondern auch in dem der Geschichte des geselligen Lebens. Diese wollen wir nicht beantworten: das Studium der Werke eines Mannes von Genie ist an sich selbst fruchtbar genug.

Voltaire hat nach einander Shakspeare'n einen großen Dichter und einen erbärmlichen Possenmacher genannt. In seiner Jugend, da er eben aus England zurückkehrte, war er enthusiastisch für einige Scenen Shakspeare's begeistert, die er als kühne Neuerungen in Frankreich einführte: vierzig Jahre später verschwendete er tausend Witzeleien gegen die Barbarei Shakspeare's. Vornehmlich betrachtete er die Akademie als ein Heiligthum, um von hier aus seinen Bann zu schleudern. Ich weiß nicht, ob die Akademie gegenwärtig noch zu demselben Gebrauche geeignet ist; denn die Revolutionen des Geschmacks dringen sowohl in die literarischen Körper, als in das Publikum ein.

Voltaire täuschte sich, als er das wunderbare Genie Shakspeare's herabsetzen wollte, und alle Spöttereien, die er aufhäuft, vermögen nichts gegen die Begeisterung, die er selbst getheilt hat. Ich will nicht von La Harpe reden, der sich sogar zu einem anhaltenden strengen Zorne gegen Shakspeare's Fehler und Ruf hinreißen ließ, als ob seine eigenen Schauspiele auch nur im mindesten durch diesen gigantischen Ruhm gefährdet worden wären. In dem Leben, Zeitalter und Genie Shakspeare's muß man, ohne Systemsucht und ohne Grillen, die Quelle seiner bizarren Fehler und seiner mächtigen Originalität suchen.

William Shakspeare wurde am 23sten April 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwick geboren. Man weiß nur sehr wenig über die Jugend und das Leben dieses berühmten Mannes. Ungeachtet die biographische Gelehrsamkeit die genauesten Untersuchungen angestellt hat, die durch das Interesse für einen so großen Namen und durch die nationale Eigenliebe noch erhöht worden, kennen die Engländer kaum etwas mehr von ihm als seine Werke. Selbst in England konnte man nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen, ob er Katholik oder Protestant gewesen, und man streitet sich noch über die Frage, ob er, wie der berühmteste englische Dichter unseres Zeitalters, ebenfalls hinkend gewesen. Es scheint, daß Shakspeare der älteste Sohn einer Familie von zehn Kindern war. Sein Vater, ein Wollhändler, hatte hinter einander in Stratford das Amt eines Oberamtmanns und eines Aldermanns versehen, bis ihn der Verfall seines Vermögens, vielleicht auch der Vorwurf des Katholicismus von jedem öffentlichen Amte entfernte. Nach andern Ueberlieferungen vereinigte er mit seinem Wollhandel das Gewerbe eines Fleischers, und der junge Shakspeare, der auf einmal wieder aus den öffentlichen Schulen herausgerissen wurde, wo ihn seine Verwandten nicht mehr erhalten konnten, ward zu den schwersten Arbeiten dieses Gewerbes gebraucht. Wenn man einem Schriftsteller, der beinahe ein Zeitgenosse Shakspeare's ist, glauben darf, so vollführte er, als er einst ein Kalb schlachten sollte, diese Exekution mit einem gewissen Pomp und verfehlte nicht dabei, vor den anwesenden Nachbarn eine Rede zu halten. Die literarische Sonderbarkeit kann, wenn sie will, zwischen der Anrede dieses jungen Lehrlings und dem tragischen Beruf des Dichters eine Beziehung finden; man muß jedoch gestehen, daß dergleichen Erstlinge sehr weit entfernt sind von den glänzenden Inspirationen und dem poetischen Ursprung des grie-

*) Villemain wird gegenwärtig als der erste französische Kunstrichter betrachtet und es ist daher um so interessanter, die Ansichten desselben über Shakspeare kennen zu lernen, da man hieraus zugleich sich einen Maaßstab für den gegenwärtigen Standpunkt der französischen Kritik nehmen kann.

D. R.

chischen Theaters. Auf den Schlachtfeldern von Marathon und an den Festen der siegreichen Athene hatte Aeschylus die Stimme der Musen vernommen.

Was es aber auch für eine Bewandniß mit seinen ersten und dunkeln Beschäftigungen habe, so viel ist gewiß, daß er in seinem achtzehnten Jahre sich mit einer Frau, die weit älter als er war, vermahlte, durch die er bald Vater von drei Kindern ward, deren Erinnerung aber außerdem in seiner Lebensgeschichte nicht weiter vorkommt. Diese Verbindung hatte auf ihn den Schein eines abenteuerlichen Lebens geworfen. Zwei Jahre später wurde er, als er mit einigen Wilddieben in der Nacht die Dammhirsche eines benachbarten Edelmanns Sir Thomas Lucy jagte, verhaftet. Er rächte sich jedoch dafür in einer satyrischen Ballade und floh nach London, um den Verfolgungen des doppelt gereizten Edelmanns zu entgehen. Diese Anekdote ist eine der zuverlässigsten, die man von seinem Leben weiß; denn er hat sie selbst auf die Bühne gebracht, und die lächerliche Figur des Richters Schallow, der Falstaff wegen eines Jagdfrevels verhören will, ist eine Erinnerung und eine Rache für diese kleine Verfolgung.

In London angekommen, soll er an der Thüre des Theaters die Pferde des Besuchenden gehalten haben. Nach Andern aber hätte er gleich untergeordnete Geschäfte in dem Theater selbst versehen. Welches von Beiden das Wahre ist, wissen wir trotz der Anstrengungen der Commentatoren nicht. Weniger zweifelhaft ist, daß er sechs oder sieben Jahre nach seiner Ankunft in London, im Jahre 1592, als Schauspieler und dramatischer Schriftsteller bereits bekannt, ja selbst beneidet war. Ein Büchlein jener Tage enthält deutliche Anspielungen auf ihn, deren Bitterkeit eine verdiente Nebenbuhlerschaft verräth. Dennoch scheint es, daß Shakspeare sich nicht gleich, oder wenigstens doch nicht ausschließlich mit dramatischen Compositionen beschäftigte. Als er im Jahre 1593 sein Gedicht Venus und Adonis herausgab und dem Lord Southampton widmete, nannte er dasselbe den Erstgebornen seiner Phantasie. Dieß kleine Gedicht scheint ganz im italienischen Geschmack geschrieben zu sein, sowohl nach dem gezierten Styl, dem erkünstelten Geist, als nach der Unklarheit der Bilder. Dieselbe Manier zeigt sich auch in einer Sammlung von Sonetten, die er im Jahre 1596 unter dem Titel the passionate Pilgrim herausgab. Man findet sie endlich auch in dem Gedicht Lucretia, das er um die nämliche Zeit schrieb.

Diese verschiedenen Versuche kann man als die ersten Studien dieses großen Dichters betrachten, den man sich nicht, ohne eine sonderbares Mißverständniß, von aller Bildung entblößt und nur nach dem Zufall schreibend denken darf. Allerdings verstand Shakspeare die alten Sprachen nicht, obwohl er in einem sehr gelehrten Zeitalter lebte; aber vielleicht kannte er das Italienische. Ueberdieß hatte man zu seiner Zeit Uebersetzungen fast von allen Werken der Alten und einer großen Anzahl der Neuern. Auch war die englische Poesie damals keineswegs in einem Zustande von Dürftigkeit oder Rohheit; von allen Seiten fing sie an, sich auszubilden. Spencer, der bald, nachdem Shakspeare aufgetreten war, starb, hatte ein großes Gedicht in einem gelehrten, geistreichen Style und in einem eleganten, zuweilen gezierten Geschmack geschrieben, jedoch unendlich erhaben über die groteske Diktion unsres Ronhard. Er ahmte nicht Boccaz und Petrark nach, wie auch der alte Chaucer, der in seinem Englisch des vierzehnten Jahrhunderts schon ein Muster von Naivität ist und einen großen Reichthum glücklicher Erfindungen darbietet.

Vornehmlich aber hatte sich seit der Regierung Heinrich's VIII. und der kirchlichen Umwälzung in England eine große Bewegung in den Gemüthern kund gethan. Die Einbildung ward erhitzt und der Widerspruch erweckte das Bedürfniß neuer Ideen. Schon die Bibel, die durch die Uebersetzungen der zwar noch unthätigen, aber schon leidenschaftlichen Puritaner populär geworden, war eine Schule der Dichtkunst, voller Phantasie und Begeisterung; sie ersetzte in dem Gedächtniß des Volks beinahe die Legenden und Balladen des Mittelalters. Die Psalmen Davids, zwar in harten Versen übersetzt, aber voll Feuer, waren die Kriegsgesänge der Reformation. Sie gaben der Poesie, welche bis dahin nur ein untergeordneter Zeitvertreib für den Müssiggang der Höfe und Schlösser war, etwas Ernstes und Begeisterndes.

Zur selben Zeit eröffnete das Studium der alten Sprachen eine reiche Quelle von Erinnerungen und Bildern, welche eine gewisse eigenthümliche Gestalt annahmen, indem sie durch die etwas verworrnen Begriffe der Menge zum Theil umgebildet wurden. Unter Elisabeth gehörte griechische und römische Gelehrsamkeit zum Hoftone. Die klassischen Autoren wurden sämmtlich übersetzt. Die Königin selbst hatte den rasenden Herkules des Seneka in Verse gebracht; und diese, obgleich wenig bemerkungswerthe Uebersetzung reicht hin, den literarischen Eifer der Herren vom Hofe zu erklären. Man zeigte sich gern gelehrt, um der Königin zu gefallen, wie man, in andern Zeiten, aus ähnlichen Gründen ein Philosoph oder ein Frommer wird.

Das Volk theilte ohne Zweifel diese Gelehrsamkeit der schönen Geister des Hofes nicht; indessen verbreitete sich immer etwas davon durch die Feste und öffentliche Spiele. Man lebte in einer beständigen Mythologie. Besuchte die Königin irgend einen Großen ihres Hofes, so ward sie von den Penaten des Hauses empfangen und begrüßt. Merkur führte sie in den Ehrensaal. Die sämmtlichen Metamorphosen Ovid's figurirten als Backwerk des Nachtisches. Bei den Abendpromenaden war der See des Schlosses mit Tritonen und Nereiden bedeckt und die Pagen waren in Nymphen verkleidet. Jagte die Königin frühmorgens im Parke, so begegnete ihr Diana und grüßte sie als das Muster jungfräulicher Keuschheit. Hielt sie ihren Einzug in Norwich, so erschien Amor, umgeben von ernsten Aldermens, und überreichte ihr einen goldnen Pfeil, dem, unter dem Einfluß ihrer mächtigen Reize, selbst das verhärtetste Herz nicht widerstehen können: ein Geschenk, das wie ein Chronikenschreiber jener Tage (Folinsched) meldet, ihre Majestät, die damals an die Vierziger grenzte, mit einem ungemein anmuthigen Danke empfing.

Diese hofgemäßen Erfindungen, diese offizielle Mythologie der Kammerherrn und Minister, die zugleich eine Schmeichelei für die Königin und ein Schauspiel für das Volk waren, verbreiteten den Gebrauch geistreicher Erfindungen des Alterthums und machten sie selbst den Unwissenden familiär, wie man aus denjenigen Stücken Shakspeare's ersieht, wo er am meisten für das Volk und für seine Zeitgenossen geschrieben zu haben scheint.

In den Ueberbleibseln volksthümlicher Traditionen und des Aberglaubens, die noch in ganz England sich erhielten, lagen andre Quellen der Phantasie, andre Materialien für die Poesie vorbereitet. Am Hofe war die Astrologie, in den Städten die Zauberer, die Feen, die Genien noch stets ein Gegenstand des lebendigsten und mächtigsten Glaubens. Die stets düstre Phantasie der Engländer hielt diese Fabeln des Nordens als ein nationales Andenken fest. Hiermit verbanden, die gebildeten Geister vornehmlich, die ritterlichen Erfindungen des südlichen Europa's und alle jene wunderbaren Erzählungen der italienischen Muse, die durch unzählbare Uebersetzungen damals in die englische Sprache übergingen. So bildeten sich von allen Seiten und in jeder Weise unendliche Aussichten für die Einbildungskraft; durch Vermischung älterer und fremder Ideen, durch leichtgläubiges Festhalten an einheimische Erinnerungen, durch Gelehrsamkeit und Unwissenheit, durch die religiöse Meinungsveränderung und durch den volksthümlichen Aberglauben; und ohne die Ansicht derjenigen Schriftsteller näher zu prüfen, welche diese Zeit das goldne Zeitalter der englischen Poesie nennen, muß man doch einräumen, daß England, das, damals aus der Barbarei sich erhebend, in seinen Meinungen bewegt, obwohl nicht durch Krieg erschüttert und voller Gegenstände der Einbildungskraft und der Erinnerung war, ohne Zweifel den besten Schauplatz darbot, auf dem ein großer Dichter sich erheben konnte.

Unter diesen ersten Schätzen der Literatur bildete Shakspeare, von einem wunderbaren Genie beseelt, seinen Ausdruck und seine Sprache. Dieß war das erste Verdienst, welches man an ihm gewahrte, diejenige Eigenthümlichkeit, welche seine Zeitgenossen am frühesten überraschte. Man gab ihm den Beinamen: „Dichter mit der Honigsprache", den man in allen frisch aufblühenden Literaturen wieder findet als natürlichen Tribut für diejenigen, die den Reiz der Rede, die Harmonie der Sprache uns zuerst und am lebhaftesten fühlen lassen.

Diese Genialität des Ausdrucks ist es, die zuerst sein Zeitalter ergriffen und die auch jetzt den großen Charakter und das fortdauernde Leben Shakspeare's ausmacht. Wie unser Corneille war er der Schöpfer der Beredtsamkeit und mächtig durch diese. Das war der große Charakter, der plötzlich seine Theaterstücke vor der Menge der übrigen nicht minder unregelmäßigen und barbarischen Dramen auszeichnete, die damals schon die englische Bühne überfüllten. In der That war diese Zeit nichts weniger als unfruchtbar an dramatischen Erzeugnissen. Obgleich die äußere Pracht der Bühne damals noch sehr plump und unvollkommen war, so wurden die Vorstellungen dennoch leidenschaftlich besucht. Der durch Elisabeth allgemein verbreitete Geschmack an Festlichkeiten, und die öffentliche Wohlfahrt, die unter ihrer Herrschaft so bedeutend stieg, vermehrten das Bedürfniß einer solchen Unterhaltung. Ein berühmter Mann ihres Hofes, derjenige, durch den sie den verhaßten Spruch gegen Maria Stuart aussprechen ließ, Lorddorhat nämlich, hatte die Tragödie von Gorboduc geschrieben und in London aufführen lassen. Zur selben Zeit erschienen Marlows Tamerlan, Massacre von Paris und Doctor Faust.

Unabhängig von diesen allgemein bekannten Werken hatte man damals auf den verschiedenen Theatern eine Anzahl Stücke, die von Mehreren verfaßt und von den Schauspielern oft wieder umgearbeitet wurden. An Arbeiten dieser Art übte sich zunächst das Genie Shakspeare's, und zu solchen Vorrathswerken muß man auch mehrere unter seinem Namen publicirte Stücke zählen, die, wie seine übrigen, barbarisch, aber barbarisch ohne Genie sind; z. B. Lord Cromwel, der Londner Verschwender, Perikles u. s. w. Man findet sie nicht auf der chronologischen Liste, die der sorgfältige Malone von seinen Stücken verfaßte, in welcher er bis auf das Jahr 1590, in das er den Titus Andronikus setzt, zurückging.

Seit dieser Zeit lebte Shakspeare stets in London, mit Ausnahme einiger Reisen, die er nach seiner Vaterstadt machte. Jedes Jahr lieferte er mehrere Theaterstücke, Trauerspiele, Lustspiele, ländliche oder Feenspiele. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sein Leben so war, wie das Leben eines Schauspielers nach den Sitten jener Zeit sein konnte: dunkel, aber frei und für den Mangel an Achtung durch Vergnügungen entschädigt.

Seine Zeitgenossen jedoch bezeigen alle große Ehrfurcht vor seiner Rechtlichkeit und Seelengüte, haben uns aber keine von jenen werthvollen Details oder häuslichen Zügen aufbewahrt, die man so gern von Shakspeare anführen möchte. Von seinem theatralischen Spiele sind nur sehr wenige Erinnerungen übrig. Man weiß, daß er im Hamlet den Geist auf eine erschütternde Weise darstellte. Er übernahm viele andre Rollen des Repertoires, öfters sogar mehrere in einem und demselben Stücke; und es ist nicht uninteressant, auf den Schauspielerlisten, welche vor den alten Ausgaben englischer Dramen stehn, den großen Namen Shakspeare unter verschiedenen unbekannten Namen am Anfange eines jetzt vergessenen Werks bescheidentlich figuriren zu sehen.

Ueber die Gunstbezeugungen und den Schutz, den er vom Hofe genoß, haben wir gleichfalls keine Nachrichten. Man weiß nur, daß Elisabeth sein Talent liebte, und daß ihr besonders die komische Figur Fallstaff's im Heinrich IV. gefiel. Unserem modernen Zartgefühl scheint es freilich, als ob die Bewunderung der strengen Elisabeth einen würdigern Gegenstand hätte wählen können; und sie, die der dankbare Shakspeare „die schöne Vestalin auf dem Throne des Occidents" nannte, hätte wohl etwas Anderes in dem größten Maler der Revolutionen Englands zu loben finden können.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht aus Paris.

(Beschluß.)

William ist ein einfacher Wächter, aber er hat von seinem Onkel ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, und von glühender Leidenschaft für die junge Anna, die Tochter des Lord-Mayor, erfaßt, verzweifelt er trotz seines geringen Standes nicht, sie die seinige zu nennen. William gibt sich, man sieht nicht recht ein, warum? mit Verkauf von Blumen ab, und der Obrist Arthur, sein vorgezogener Nebenbuhler, will die schönsten von ihm erhandeln, um sie Annen anzubieten. Der Unglückliche sagt, daß die Blumen bereits verkauft seien; der Obrist wirft ihm eine volle Börse zu, William stößt sie mit dem Fuß von sich und erhält eine Ohrfeige. Seine Kameraden hindern ihn, sich auf den Obersten, der forteilt, zu stürzen. Wir sind im Schlafgemach der jungen Anna. Ihr Vater kündigt ihr an, daß sie den Lord Belton heirathen müsse, nicht Arthur, denn seine Familie ist tödtlich der ihrigen feind. Sie bleibt nach Abgang ihres Vaters in tiefem Schmerz versunken, da öffnet sich die Thüre und Arthur stürzt zu ihren Füssen. Man klopft jedoch, Arthur verbirgt sich hinter einen Vorhang, während Annens Vater ihr den Bräutigam vorstellt. Kaum sind sie wieder fort, so eilt sie zu dem Vorhange, zieht ihn weg, findet aber — eine Leiche. Arthur war vergiftet worden. Wenn man den Leichnam findet, wird man sich des Hasses erinnern, der die beiden Familien entzweit, und der schrecklichste Verdacht muß dann rege werden. Aber wie den Leichnam fortschaffen? In diesem Augenblick ruft der Wächter, „es ist Mitternacht!" Anna erkennt William's Stimme, ruft ihn, und fleht ihn an, die Leiche fort zu bringen. Er willigt ein, unter der Bedingung, daß er, dafern sie den Lord Belton ehelichen müßte, bei der Unterzeichnung des Ehekontraktes gegenwärtig sein werde. Den nächsten Abend ist große Gesellschaft bei dem Lord-Mayor, denn der Kontrakt soll unterzeichnet werden; in dem Augenblicke aber, als Anna ihren Namen schreiben will, erscheint William. Die Feder entsinkt ihren Händen und sie wird ohnmächtig. Inzwischen hatte man entdeckt, daß ein Mann in der vergangenen Nacht einen Leichnam in seine Wohnung getragen habe. Anna eilt zu William, um ihm zu verkünden, daß man sein Haus erkannt habe. Da tritt der Constable mit seinen Soldaten ein, und unter dem Fußboden findet man den Leichnam des Obristen Arthur. Annens Abwesenheit bei William macht ihren Vater glauben, daß sie selbst ihren Liebhaber getödtet habe, und er will sie anzeigen, um nicht das Leben eines Unschuldigen zu gefährden. William aber kommt dem zuvor, und tödtet sich selbst mit einem Messer. Es gibt in diesem Stücke manche Unwahrscheinlichkeiten, aber auch sehr dramatische Situationen; daher gefiel es.

A. B. C. für Schauspieler.

Allen und stets gefallen, sei emsig; doch immer erwart' es.
Beifall sei Dir Ermunterung nur, nie Maaß für die Leistung.
Charakteristik ist edler, als Brüllen und eitle Gefallsucht.
Direktion und Regie flieh, flieh! wenn Frieden Dir werth ist.
Eh' heraus Du trittst, mißtraue Dir; draußen sei muthvoll.
Fürchte den Wechsel der Gunst des tausendköpfigen Richters.
Größerem eifere nach; nicht Dir gleich stellend verkleinr' es.
Halb die Rolle gelernt, heißt ganz den Dichter gemordet.
Immer glänzet kein Stern; nicht immer verlange das Erste.
Kleide Dich nach dem Charakter, vor Allem nur reinlich und sittlich.
Lob des Kenners ist Würze, sein Tadel ein bitterer Heiltrank.
Muster sei Dir Natur, nicht Ton, noch Gebehrde des Einzeln.
Nebenrollen verrathen am ersten den Meister und Stümper.
Ordnung gehalten in Rollen und Kleidern, und was Dir vertraut wird:
Proben beleben der Einzelnen Geist zum organischen Ganzen.
Quillt Dir des Genius Born, nie verachte darum die Gesetze.
Rollenneid quält den, der eigener Rollen nicht werth ist.
Schauspiel gibt Dir den Namen; dein Spiel, nicht dein Ich soll man schauen.
Täuschen kann nur die Wahrheit; der Gaukler betrügt um das Leggeld.
Ungleich lohnet die Welt! mißgönne nie höh're Besoldung.
Uebung macht den Meister; den Schüler hemme kein Kunstzwang.
Volkserfreuer! ein schöner Beruf! nicht Pöbel-Hanswürste!
Wahrheit liegt in der Mitte: nicht sei zu wild, auch zu zahm nicht.
Wissenschaft ist Stab und Schirm und Waffe des Mimen.
Zieraff', Keinem, als Dir, gefällst Du: das nenn' ich genügsam.

F. A. G.

Buntes.

Wenn jemals ein wahres, unwiderstreitbares Wort aus der Feder eines Recensenten floß, so ist es Folgendes: „Man hat den menschlichen Verstand so mühsam zu verwirren gewußt, daß Aberglauben, Schwärmerei, (politische und gelehrte) und alle Arten von Unsinn in Deutschland unter dem großen Haufen, besonders unter den Gelehrten, in vollkommenster Blüthe sind!" —

Sturz sagt: „Nach dem allgemeinen Laufe der Dinge wird der ältere durch den jüngern Bruder verdrängt. Man wird des Gewohnten müde und endlich wenn Alles versucht worden, kömmt man zu der lieben Mutter Natur zurück. Da labt man sich wieder, wenn man einen Menschen hört, der blos spricht wie ihm der Schnabel gewachsen ist!"

K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 241. (II. Jahrg.) Montag, den 10. October. 1831.

Jagd-Lieder.

1.

Beim Auszuge.

Wohlauf, zum schneebedeckten Wald,
Mit Hunden und Gewehr!
Des kühnen Feindes Aufenthalt
Entgeht uns nun nicht mehr!

Die Packer heulen kampfgewöhnt,
Die Rosse brausen drein,
Das Flügelhorn, das Waldhorn tönt,
Risch auf, Risch auf, zum Hain!

Dort drüben, wo im Bruch und Moor
Und Dickig und Verhau
Die letzte Wegspur sich verlor,
Dort haust die wilde Sau;

Hat auch das Hauptschwein seinen Sitz
Fern von der jungen Brut,
Da bricht's hervor, jäh wie der Blitz
Voll Kampfbegier und Muth.

Ein Schelm dann, wer zur Ferne weicht,
Wenn auch das grimme Thier
Ihm die gewalt'ge Waffe zeigt,
Aus seinem Burgrevier;

Und, nicht auf Leben oder Tod,
Sich ihm entgegenwirft,
Bis seinen Schweiß beschäumt und roth
Die kalte Haide schlürft.

Doch auch den Packern laßt ihr Recht,
Die stets so brav gethan,
Und manchen Eber im Gefecht
Erfaßt mit scharfem Zahn.

Denn saget: gibt es Schön'res, traun
Im ganzen Waidmann'sschatz,
Wohl Kühn'res, Freud'geres zu schaun
Als recht gelungne Hatz?

Wenn sich vom Berg in's offne Thal
Der borst'ge Keiler schlägt,
Und grimmer Doggen reiche Zahl
Ihn mörderisch umhegt? —

Drum drauf und dran! die starke Brust
Dem Nordwind blosgestellt, —
Uns winkt der Sieg, uns lohnet Lust,
Ist unser Feind gefällt!

Krug von Nidda.

Feodosia

oder

schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Verzweifelnd rang Feodosia die Hände. — Barmherziger Gott! rief sie aus — was habe ich gethan, zu seinem Tode habe ich ihn hieher beschieden, seine Mörderin bin ich geworden, und mit allem Schmerz der heißesten Liebe warf sie sich auf ihn, und wollte ihn mit ihren Thränen erwecken, mit dem Hauche ihres Mundes ihn beleben, — vergeblich — sein Geist war entflohen und nur die kalte Hülle war zurückgeblieben.

Nach einer bang verflossenen Nacht sahen sie sich in noch größerer Noth als vorher, denn wohin sollten sie den Leichnam schaffen. Mit unsäglicher Mühe ward der große schwere Körper wieder in die Kommode gehoben, doch kalt und steif geworden, nahm er nicht die gehörige Biegung an, um in den engen Raum zu gehen, und sie mußten ihn wieder heraus heben. Endlich fiel Feodosia ein, daß er wohl in dem hohlen Raum des Divans Platz haben würde. — Die untere Matraze wurde aufgetrennt, und er in die weichen Pferdehaare gepackt, darauf Alles wieder oberflächlich zugeheftet, die

Bezüge der breiten Kissen wieder über dieselben gezogen, und nun war wenigstens für den Augenblick gesorgt, wie aber weiter!

Hier schaffte Zuleina Rath, sie hatte einen Verwandten im Orte, welcher vielleicht zu vermögen war, ihr zu helfen; er selbst, ein neubekehrter Christ, würde es eher thun, als ein Muselmann, welche alle eine unüberwindliche Scheu vor den Todten haben, und er konnte es eher thun, als ein Anderer, weil er, ein Nachtwächter, ohne Aufsehen zu erregen, sich in der Nähe des Palastes aufhalten durfte, bis ein günstiger Augenblick die Entfernung des Leichnams gestatte.

Alle ihre Kraft hatte Feodosia aufzubieten, um den Gram, den Schmerz, den Schauder vor der unheimlichen Nähe des Todten zu verbergen, doch die tödtliche Blässe konnte sie nicht von ihren Wangen verscheuchen, und so ward sie während des ganzen Tages von dem Vater durch seine Theilnahme, durch seine zärtliche Besorgniß geängstigt, bis die sich versammelnde Thee-Gesellschaft sie davon befreite, obwohl sie hier von Neuem durch die Gespräche über Sidin gemartert wurde, denn jeder wollte von ihr erfahren, wo er, welcher so lange in ihrem Hause aus- und eingegangen, — jetzt wohl sein möge, wo er sich hingewendet, ob er wohl gefangen werden könnte und was dem schändlichen Räuber wohl geschehen würde, und die Damen, welche im Stillen am mehrsten bedauerten, nicht auch in seine Hände gefallen zu sein, diese machten jetzt den größten Lärmen über die Schändlichkeit des Jungfernraubes, und Alles das mußte Feodosia — im Bewußtsein ihrer Schuld, anhören, mußte selbst über ihn nicht zum Besten sprechen, wenn sie ihre Liebe nicht verrathen wollte, ach und war sich doch des Schrecklichsten bewußt.

Endlich schlug ihre Erlösungsstunde, die Gäste verließen den Salon und sie durfte in ihr Zimmer eilen, woselbst Zuleina sie schon mit der Nachricht erwartete, daß der Nachtwächter um Mitternacht kommen würde, um den Todten abzuholen. Zuleina ging in ihr Stübchen und Feodosia blieb unter kaltem Schaudern eine bange Stunde mit dem Leichnam des Geliebten allein. Endlich kam Zuleina mit dem Vertrauten, einem jungen, rüstigen Tartaren, welcher den Todten auf seine Schulter nahm und mit demselben fort wollte. Aus Feodosia's Augen stürzten glühende Thränen, doch hatte sie noch Fassung genug, dem Fremden sogleich seinen Lohn zu geben, damit er nicht noch ein Mal zurückkehren dürfte. — Eine schwer mit Gold gefüllte Rolle fiel in seine Hand, er sahe mit freudigem, zweifelhaftem Blick darauf, kaum glaubend, daß dieses Alles ihm gehören sollte. — Feodosia — in dem Wahn — es sei ihm für sein lebensgefährliches Unternehmen dieser Lohn nicht groß genug, sah sich nach noch etwas Anderm um, und ein köstliches, mit Brillanten reich besetztes Kreuz von ihrer Toilette nehmend, gab sie ihm auch noch dieses, ihm winkend, sich zu entfernen.

Er ließ sich vor ihr auf die Kniee nieder, küßte den Saum ihres Rocks, erhob sich dann leicht mit seiner nicht unbedeutenden Last, und folgte der vorangehenden Zuleina, welche ihn wieder in ihr Zimmer geleitete, durch dessen Fenster er mit dem Todten auf der Schulter hinabstieg.

23.

Der mächtige Potemkin hatte seine Triumphe gehalten, nun wollte er auch seiner Kaiserin die Schöpfungen, die sie seiner Thätigkeit, die Länder, welche sie seiner Tapferkeit, die Völker, welche sie seiner Klugheit verdankte, zeigen; der stolze Taurier*) wußte in Katharina den Wunsch, die südlichen Provinzen Rußlands zu besuchen, rege zu machen; allein durch seine Krieger waren die Länder entvölkert, denn es kostete diesen fürchterlichen Menschen gar keine Ueberwindung, das Todesurtheil der Bevölkerung eines ganzen Landes zu unterzeichnen; es kostete ihm nichts, dreißigtausend Tartaren, Männer, Weiber, Kinder, niedermetzeln zu lassen, weil sie der Kaiserin die Huldigung verweigerten.

Durch solche von Krieg, von der Pest, von der grausamsten Barbarei ihrer unumschränkten Beherrscher — der Gouverneurs — ausgesogenen verwüsteten Länder ging der Weg von beinahe viertausend Werften,**) welche die Kaiserin zurückzulegen hatte. Dieß setzte den allmächtigen Potemkin in keine Verlegenheit. Ueberall auf dem ganzen Wege wurden von Station zu Station Paläste gebaut, um für eine Nacht bewohnt zu werden, Städte angelegt, deren prächtigen neuen Häusern nichts fehlte, als das Innere, (denn sie waren nicht ausgebaut, nicht brauchbar), und die Menschen, welche sie bewohnen sollten, denn es war in diesen öden Gegenden keine Bevölkerung. Allein Menschen waren auch herbei zu schaffen. Rechts und links tausend Werste von dem Wege der Kaiserin, ward Alles zusammen getrieben, was die weiten Steppen bewohnte. Dieß stellte nun die Bürgerschaft der Städte, die Bauernschaft in den Dörfern vor, denn auch an solchen fehlte es auf dem prächtigen Wege nicht. Tausende von neuen Dörfern waren wie auf einen Wink entstanden, solche, durch die der Weg selbst führte, hatten Häuser, welche aus vier Mauern und dem Dache bestanden; Dörfer aber, welche nur von ferne zu sehen waren, so wie in der Tiefe der Landschaft liegende Städte mit Thürmen und Kirchen, mit Lustschlössern und Palästen reich geziert, solche Dörfer und Städte hatten nur Häuser von einer Wand, waren nur Theater-Dekorationen. — — Man hatte Dörfer und Städte, Bäume und Wälder auf Leinwand gemalt***) und vor denselben stand die zusammen-

---

*) Potemkin erhielt den Beinamen der Taurier und wurde häufig nur mit diesem Namen genannt.

**) Werste, deren sieben machen eine deutsche Meile.

***) Historisches Faktum, so wie Alles die Reise Betreffende.

getriebene Menschenmenge. In den Dörfern und Städten, durch welche Katharina fuhr, war Alles gedrängt voll, fast überfüllt, sie umschwärmten die Pracht-Karosse der Kaiserin, sie schrieen ihr tausendstimmiges Lebehoch, sie jauchzten ihr zu, dieser trefflichen Mutter des Landes, sie beteten sie an auf ihren Knien, so daß Katharina ganz betäubt war von all' dem ihr gestreuten Weihrauch. — Die Dörfer aber, welche zu entfernt waren, um gehört zu werden, hatten sich begnügt, durch Zeichen ihre Theilnahme auszudrücken, denn die Bewohner waren vor den Thüren, vor den Dekorationen versammelt, und wie der Wagen der Kaiserin erschien, warfen sie ihre Hüthe und Mützen jubelnd in die Luft; sie schossen aus Flinten und aus Pöllern und gaben der Gegend das Ansehen der regsten Lebendigkeit.

Aber auch an wirklichen Bäumen, (nicht nur gemalten) fehlte es diesen öden Steppen nicht. Ganze Wälder waren entwurzelt, um prachtvolle Alleen zu bilden, um die Dörfer, durch welche der Zug sich bewegte, mit schönen Baumgruppen zu umgeben. Hunderttausende von Menschen waren beschäftigt gewesen, um Bäume mit den Ballen — das heißt — mit der Wurzel und aller daran hängenden Erde, auszugraben, sorgfältig in Matten zu packen, an den Ort der Bestimmung zu führen, und dort aufzustellen, Linden, Eichen, Birken, Föhren, Buchen, Tannen, zierten die ungeheure Strecke.

An jedem Ruhepunkte war ein neues Fest bereitet; für Concerte und Bälle, für Opern und Schauspiele war nicht minder gesorgt, wie für Volksvergnügungen aller Art, denn der Fürst führte, wenn er allein reiste, in seinem Gefolge schon achtzig Musiker mit sich, so wie Sänger und Sängerinnen; zehnfach war die Menge derselben jetzt, da die Kaiserin selbst sich im Gefolge des Fürsten befand; anders konnte man es doch wohl nicht nennen, denn diese ganze Reise war nur ein neuer Triumphzug Potemkins, auf welchem er seine Kaiserin im Triumph aufführte.

(Fortsetzung folgt.)

Charakteristik General Desaix's und seine Unerschrockenheit.

Desaix war in Auvergne geboren und hatte mehrere Jahre im Regimente Britannien gedient. Seine Gestalt war von hohem Wuchs und auffallenden Gesichtszügen. Er hatte schöne schwarze feurige Augen, und eine Nase, die zu oberst an der Stirne ihre Wurzel zu haben schien; seine vollen, meist etwas von einander stehenden Lippen zeigten zwei Reihen blendend weißer Zähne; straffes, pechschwarzes Haar beschattete sein dunkelfarbiges Gesicht. Sein Benehmen war etwas unbehülflich, jedoch nicht plump, und verrieth Blödigkeit und Mangel an Welt. Uebrigens sah er auf ein Haar einem Wilden von den Ufern des Orinoko in französischer Kleidung ähnlich. Allein man wurde leicht mit ihm bekannt. Seine Stimme war sanft, und wenn man einmal sein zurückhaltendes Wesen überwunden hatte, entzückte er durch seine vielseitige Bildung und einfachen Sitten. Er hatte keinen, in der Regel den Kriegsleuten anklebenden, Fehler; nie hörte man von ihm einen pöbelhaften Ausdruck oder Fluch und ein unanständiges Wort machte ihn erröthen. Da er stets freundlich und nachsichtig war, so führte sein Stab ein lustiges Leben, und die artigen Pfälzer Mädchen fanden sich häufig in seinem Hauptquartier ein. Er lächelte über die Vergnügungen seiner Offiziere, ohne daran Theil zu nehmen, mit der Nachsicht eines gütigen Vaters, der bei den tollen Streichen seiner Kinder durch die Finger sieht. Er ging selten in der Uniform seines Ranges; er trug gewöhnlich einen blauen Ueberrock ohne Litzen, dessen Aermel so kurz waren, daß seine Umgebungen im Scherz darüber zu sagen pflegten: er habe ihn sicherlich schon getragen, als er zum ersten Male zu Gottes Tische gegangen.

Gewöhnlich stieg er ohne Degen zu Pferde, wenn er die Posten visitirte. In einer Nacht hatte er einen Angriff auf das Kloster Marienborn, in der Nähe von Mainz, angeordnet, welches der Feind stark besetzt hielt. Plötzlich sieht er sich mitten unter einem Haufen feindlichen Fußvolks, das überrumpelt, zwischen den Weinbergen sich mit dem Bajonette vertheidigte. Desaix, der jetzt erst wahrnahm, daß er seine Waffen vergessen hatte, riß einen Weinpfahl aus und schlug damit um sich, als habe er Orlando's Schwert in der Hand.

Vergebliche Wäsche.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens,
So sagt Schiller, doch die Dummheit kann,
Sich noch ändern im Verlauf des Lebens,
So daß bess're Einsicht Platz gewann;
Da, wo böse Leidenschaften sprechen,
Wo man haßt, was gut und recht und wahr,
Wo selbst die Gewissen nicht mehr stechen,
Spricht Vernunft vergebens immerdar.
Sie ist nur beredt für tugendhafte Herzen,
Andre lieben nur die Schmeicheleі,
Und der Weise wird gewahr mit Schmerzen,
Daß ein Mohr nicht weiß zu waschen sei.

Ernst Schütz.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus dem Mecklenburg-Schwerin'schen, zu Anfang Juli 1831.

(Fortsetzung.)

So stand das Herrscherhaus im Alterthume,
Als graue Nacht mit Himmelslichte rang,
Schon leuchtend da im glanzumstrahlten Ruhme,
Aus ihm das Licht in Volkes-Herzen drang.
Es ward gepflegt in jenem Heiligthume,
Was aus der Nacht zum Himmelsdom sich schwang
Gerechtigkeit, Religion und Tugend —
Sie blühten auf in neuer schöner Jugend.

So sah das Volk im stillen Glanzgebilde
Manch würdiges, manch edles Fürstenhaupt;
Wenn Mars auch nicht mit Helm und grausem Schilde,
Doch wahrlich mit noch höh'rem Schmuck umlaubt;
Des Friedens Palme und die Blüth' der Milde,
Die Ros' und Lilie, nie von Schuld geraubt,
Und Lorbeer sind's, Apollo's Hain entsprossen,
Die unsrer Fürsten Schläf' als Zierd' umflossen.

Doch Heil jetzt Dir, o Greis in weißer Krone,
Den jedes Herz mit Lieb' und Ehrfurcht nennt!
Heil Dir, dem vielgeliebten Fürstensohne,
Für den der Hoffnung Flamm' im Herzen brennt!
Alexandrine! Heil Dir, die zum Lohne
Der Liebe sich von süßer Heimath trennt
Und, heimgekehrt in's Land der alten Ahnen
Aetherisch wallt auf mütterlichen Bahnen.

O Fürstin, sei gegrüßt in heil'ger Stunde,
Wo jauchzend Dich ein liebend Volk empfing,
Wo Jubel scholl aus jedem treuen Munde,
Wo jedes Auge trunken an Dir hing!
O dreimal heilig sei die theure Stunde,
Die segnend über unsre Fluren ging,
Die jedes Jahr, so oft sie wiederkehret,
Des Guten und des Schönen Füllhorn leeret.

Dreimal sei heilig! — Dreifach hat umschlungen,
Dich Fürstin und Dein Land ein ros'ges Band!
Dich hat Dein Paul für zarte Myrth' errungen;
Dich preiset hoch Dein Fürsten-Mutterstand,
Von Dir sind Reiser stark und grün entsprungen,
Sie segnen ewig unser Vaterland;
Jetzt waltest segnend Du in unsrer Mitte,
Als Schützerin der Unschuld und der Sitte.

Und dieser Schutz, dieß huldumsäumte Neigen
Zu dem, was höh'rer Sinn als Muster sieht
Wird sich in Strahlenspuren dann noch zeigen,
Wenn längst der Jetztwelt Fackel nicht mehr sprüht;
Die Nachwelt wird den steilen Berg ersteigen,
Wo ew'ge Schönheit mit der Wahrheit blüht, —
Wo an dem Altar leuchtender Päane
Dein Bild erglänzt und winket Deine Fahne!

Doch Ihr, die Ihr den ausgesprochnen Worten
Tiefschweigend und ergänzend habt gelauscht, —
Ihr stehet vor den off'nen gold'nen Pforten,
Euch hat der Zukunft Geisterspruch gerauscht,
Ihr habt an diesen, Göttern heil'gen Orten
Das Irdische mit Höherem vertauscht,
Und wo die Form das Höchste hat errungen
Euch im Gemüth zu Himmelshöh'n geschwungen.

O liebet dann das irdisch Reine, Große,
Das Ideal, von Göttergunst gesandt!
Das Schicksal schüttelt dann nicht mehr die Loose,
Die Tugend hat das Würdigste erkannt,
Das Schöne eilet zur Apotheose,
Schwingt sich empor zum seel'gen Heimathsland
Und schauet dort mit ruhverklärter Miene
Der Thaten Lohn, die heil'ge Mnemosyne.

Durchreisender Künstler, welche in öffentlichen Concerten in Schwerin auftraten, sind nur wenige zu erwähnen. Die vorzüglichsten sind Herr Morando Morandi, Violinist aus Italien, Dem. Stollberg, Sängerin aus Wien, und die Herrn Aloars, erster Harfenspieler und von Flor, Klavierspieler Sr. Britt. Majestät, zwei ausgezeichnete Künstler, welche auch Wismar und Rostock besuchten. Leider hatte sich zu dem von ihnen gebotenen Kunstgenusse nur ein sehr geringes Publikum eingefunden. Besuchter war dagegen ein schon früher zum Besten der Armen veranstaltetes Concert; am größten aber die Theilnahme für ein ähnliches zu Gunsten der Sonntagsschule, indem der große Saal nicht hinreichte, die herbeiströmenden Zuhörer zu fassen.

Was die Literatur betrifft, so sind als von mecklenburgischen Schriftstellern erschienen, zu bemerken: Friedr. Ludw. Schroeder's (weil. aus Schwerin gebürtigen Schauspiel-Directors zu Hamburg) dramatische Werke; herausgegeben von C. v. Bülow. Mit einer Einleitung von L. Tieck. 4 Bde. Berlin. Reimer. — Charlotte Grimm's — Vorsteherin einer weiblichen Bildungsanstalt zu Schwerin — Blumenlese aus französischen Schriftstellern, zum Gebrauch für Mädchenschulen herausgegeben. Mit einem Anhange, eine französische Uebersetzung von v. Houwald's Weihnachtsabend enthaltend. 2 Thle. Schwerin. Hamburg bei Perthes und Besser, 28 ¾ B. 8. — L. M. Holm's — Großherzogl. Hofrath und Kammer-Secretairs zu Schwerin — Dobberan, ein Gedicht. Schwerin. 1 ½ B. 4.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 243. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 12. October. 1831.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

Dreißig Schritte maß er zurück, dann ließ er sich noch von einer Marketenderin ein Glas Branntwein geben, spie dann in seine breite Tatze, schlug damit auf den Sand des Erdbodens, um sie rauh zu machen und faßte nun den Knutenstock, an dessen Ende die scharfe Knute hing; jetzt schrie er ein Hurrah! und begann seinen Anlauf, — doch kaum hatte er fünf oder sechs Schritte gemacht, als ein lautes tausendstimmiges Halt! ihn unterbrach, die offene Gasse zwischen ihm und dem Verurtheilten sich mit Menschen füllte, welche ihn zurückhielten, und der Kosak und der Jäger, mit weißen Tüchern wehend, durch das Gedränge des Volkes zu kommen suchten.

Sie verkündeten dem noch Gefesselten die Gnade des Gouverneurs, und fluchend lösten die Knutenmeister seine Bande.

Er kleidete sich wieder an, warf die ihm zurückgegebene Mütze jubelnd in die Luft und rief: Es lebe Feodosia, die schöne Fürstin! Darauf stieß er den einen Knutenmeister mit dem Fuße zur Seite und ging stolzen Schrittes von dannen, ohne daß ihn jener hindern durfte, denn jetzt war er wieder ehrlich.

27.

Seine Befreiung hatte ihn übermüthig gemacht, er trat auf, als wäre er ein Prinz, als wäre der russische Scepter sein, so warf er jubelnd sein Silber und Gold unter das Volk, das ihn lärmend und vor Verwunderung schreiend umgab, und wo er einem bekannten Gesichte begegnete, wo er einen alten Kameraden sahe, da lud er ihn zu sich ein, da bat er ihn, den heutigen Abend mit ihm zuzubringen, und weil sein schlechtes Kämmerlein für so viele Gäste zu gering war, so bestellte er sie in eine jener wandernden Schenken, welche auf allen Marktplätzen zu finden waren.

In Rußland herrscht die Sitte, bereits fertige, völlig ausgebaute Häuser auf den Markt zu bringen, diese sind von Holz gezimmert, mit Stroh oder Schindeln gedeckt und stehen zusammengepackt auf Wagen, (im nördlichen Rußland während des Winters auf Schlitten), überall zum Verkauf ausgestellt, gewöhnlich werden sie von armen Handwerkern oder Branntweinschenken gekauft, an irgend einem beliebigen Orte aufgeschlagen und nun so lange bewohnt, bis der einmal ergriffene Nahrungszweig an diesem Orte nicht mehr gut von Statten geht, dann hilft Weib und Kind, Knecht und Magd das Haus zusammen brechen, in einem halben Tage steht es an einem andern Ende der Stadt und das Gewerbe wird hier wieder getrieben, so lange es gehen will.

Solch ein Haus besteht aus einem einzigen großen Saale, ein Winkel dient als Feuerheerd, ein anderer hat Raum für den Ofen, und auf diesem schläft die Familie. Der Raum unter dem Dache dient zum Aufbewahren der trockenen Kienspäne, welche anstatt der Lichter gebrannt werden, gelegentlich auch zur Schlafstätte für Feder- und sonstiges, zweibeiniges Vieh.

Solch ein Haus nahm, am Abend desselben Tages, an welchem Iwan, so war der Tartar getauft, die Strafe hatte erleiden sollen, die von ihm geladenen Gäste auf, reichlich floß der starke Branntwein, durch Pfeffer noch beißender gemacht, die der brennenden Getränke gewohnten Kehlen hinab, und einmal über das andere ließen sie ihren Wohlthäter hoch leben; nachdem dieß so eine Stunde gedauert hatte, war das geringe Geld, was der Verschwender nach der heutigen Austheilung noch übrig hatte, verzehrt; jene Branntweinschenken sind nicht gewohnt, ihren lüderlichen Gästen zu borgen, daher auch hier von Seiten des Wirths die Frage nach der Bezahlung entstand.

Grob fuhr ihm Iwan entgegen: — meinst Du, dummer Kerl, ich würde nicht bezahlen können, Dein ganzes Haus, Dich, Dein Weib und Deine Kinder, — wenn ich sie kaufen wollte, die Meerkatzen — würde ich hundertfach bezahlen können; — Schenk ein!

Wenn ich kein Geld sehe, thue ich's nicht, Deine Worte kann ich nicht ausmünzen lassen.

Schenk ein, Hund! meine Gäste sollen nicht Noth leiden, ich kaufe Dir allen Branntwein, den Du hast, auf einmal ab! — Hiermit nahm Iwan das Kreuz, welches er von Feodosia erhalten hatte, aus einer aufgetrennten Stelle seines schlechten Kleides heraus und ließ den Glanz seiner Brillanten dem Wirth und den Gästen in die Augen spielen.

Ein lautes Ah! Ah! entfuhr ihnen Allen, sie stürmten auf ihn ein, wollten es genauer besehen, und so ging es bei allen Vierzig, welche den Raum anfüllten, umher, der Wirth ließ sich nun willig finden, mehr Branntwein, auch Sauerkraut, Heringe, Störe, Kaviar ꝛc. herzugeben, und die Zecher wurden ungemein fröhlich und guter Dinge; aber Iwan sollte ihnen erzählen, wie er zu dem Kreuze gekommen sei; er sagte, er habe es gefunden, gekauft, geerbt, verwickelte sich in Widersprüche, und endlich gestand er, er habe es geschenkt bekommen.

Von wem? weshalb? wofür? so fuhren Alle durcheinander. Gestohlen wird er's haben; — sprach der Wirth.

Wenn wir Dich nicht brauchten, um uns Branntwein einzuschenken, so würde ich Dir für diese Rede Deinen Kopf einschlagen, — sprach Iwan, kurz und gut, ich habe es von meiner Geliebten, und jetzt laßt mich in Ruhe, trinkt Euren Branntwein, und fragt mich nicht weiter so unverschämt.

Aber in den erhitzten Köpfen seiner Kameraden erwachte Neid, Zweifel, Zank und Händelsucht, sie schmähten ihn und hießen ihn einen Lügner und einen Schurken, wenn er ihnen nicht die Wahrheit seiner Aussage beweise.

Dieß versprach er endlich und ging nun, um die Beweise zu schaffen, fort, sein Kreuz als Pfand seiner Wiederkunft zurücklassend.

28.

Schon war Mitternacht vorüber, Alles lag im tiefsten Schlafe, als auf einmal der Schreckensruf Feuer! Feuer! die Straßen durchtönte; die erschreckten Schläfer taumelten auf, man öffnete die Fenster, die Läden, rothe Gluth überzog den ganzen Himmel und malte mit wilden Zügen daran den schrecklichen Wiederschein einer Feuersbrunst.

Breite Flammensäulen stiegen himmelan, genährt von dem trockenen Holze der Blokhäuser, von den gebrannten Wassern, von dem vielen Oel und Thran, welches sowohl als Brenn-, wie als Heizungsmittel, (hinlänglich für das warme Klima) gebraucht wird, genährt von den ungeheuern Vorräthen an Brennholz, welche diese Blokhäuser so umgeben, daß man häufig nichts von dem Hause sieht, denn selbst die kleinen Fenster, aus, in die Balken gehauenen Spalten, von einem Fuß Länge und sechs Zoll Breite bestehend, und durch geöltes Papier verklebt, selbst diese kleinen Fenster sind verbaut durch die aufgeschichteten Klötze, Wurzeln und Zweige.

Der Lärm, das Angstgeschrei, verbreitet sich immer weiter, wie die Feuersbrunst immer wilder um sich greift, schon ist der ganze Platz — in einen wahren Höllenpfuhl verwandelt, schon sind die an denselben grenzenden Straßen in der höchsten Gefahr, von allen Seiten strömt das Volk herbei, raubbegieriges Gesindel drängt sich in die brennenden Häuser und vermehrt die Angst der unglücklichen Einwohner durch Mord und Plünderung. Ein rasender Wind, durch die züngelnden, thurmhohen Flammen, durch das ungeheure Feuermeer aufgeweckt, eilt mit seinen breiten Fittichen, die Feuerwellen zu vermehren, noch wilder aufzuregen, und wie sie mächtiger aufbrennen, wird der Wind zum Sturm, der Sturm zum Orkan, und noch grimmiger schlägt die braune und rothe Lohe hinauf zum Firmament, das selbst in Flammen zu stehen scheint.

Der Brand wird Ursache des Sturmes und der Sturm Ursache des immer ungeheurer werdenden Brandes, — das Jammergeschrei der Armen, welche in der furchtbar wüthenden Gluth ihre ganze Habe verloren, das entsetzliche Geheul der Unglücklichen, welche ihren Tod in dem entfesselten Elemente finden, durchdringt mit herzzerreißenden Tönen die Luft, doch der sich mit Entsetzenerregender Wuth verbreitenden Brunst wird kein Einhalt gethan, und der Brand, der kaum seit einer Viertelstunde dauert, hat schon mehr als zweihundert Häuser verzehrt.

Da erscheint der Gouverneur und an seiner Seite Feodosia; zweihundert Kosaken und alle disponibeln Truppen folgen ihnen.

Fort ihr faules Gesindel — ruft er den versammelten Menschen zu, fort mit euch, die ihr eine halbe Stadt verbrennen laßt, ohne Hand anzulegen zur Rettung! und zu den Kosaken sagte er: Treibt Weiber und Kinder davon, die Männer aber haltet fest, sie sollen dem Unglück Einhalt thun, helfen, das durch ihre Dummheit so ungeheuer schon um sich gegriffen hat. —

Jetzt war er und die bleiche Feodosia beschäftigt, von allen Seiten einen Cordon um die Flamme zu ziehen, die Soldaten mußten den Kreis frei halten von unnützem Gesindel und von Kindern oder Weibern, welche nicht helfen konnten, die Männer aber und die von ihren Pferden absitzenden Kosaken, so wie die Hälfte der Truppen brachen die den Flammen zunächst stehenden Häuser ab, so daß rund um das Feuer eine breite Gasse entstand, über welche die Flamme nicht laufen konnte. Aus allen möglichen Wassergefäßen wurden die

stehenden Häuser begossen, nasse Tücher, wohl getränkt, wollene Decken überall hingehängt, wo das Feuer noch hätte Nahrung finden können, und so, durch des Fürsten und durch Feodosia's Eifer, bald die Gluth auf den einmal ergriffenen Raum eingeschränkt. Feodosia besonders war überall, munterte durch freundliche Reden, durch Drohungen, durch Geschenke zu unermüdlicher Thätigkeit auf; nach wenigen Stunden waren nur noch die Kohlen- und Aschenhaufen zu sehen, die mächtigen, thurmhohen Flammen waren gesunken, und der Tag beschien nur noch eine schwarze Brandstätte, aber sie war das Grab von mehr als zweihundert Menschen geworden, welche in Rauch und Gluth den furchtbarsten Tod gefunden hatten.

29.

Feodosia war von diesem Tage an wie verwandelt. Todtenblässe deckte ihr Gesicht, stumm und starr, schien sie ein bleiches Marmorbild, vergebens suchte der Vater, vergebens die treue Zuleina ihr zu entlocken, was ihr fehle, was der Grund des Schmerzes sei, der häufig in Gestalt einer durchsichtigen Perle in ihr sonst so glanzvolles Auge trat.

Wäre Feodosia's Gram nach Sidin's Tode so laut geworden, so hätte Zuleina sich nicht gewundert, denn daß sie den schönen Helden liebte, über Alles und mit der ganzen Kraft ihres starken Herzens liebte, das wußte Zuleina, doch mehr als ein Monat war verflossen seit jener Schreckensnacht, und Feodosia hatte vom ersten Augenblicke an sich zu beherrschen, sich zu fassen gewußt, hatte ihren Kummer bekämpft und besiegt, so daß Niemand ihre Schmerzen, ihre Thränen geahnet hatte. Doch jetzt brach ein neuer Schmerz so unaufhaltsam hervor, daß die starke Feodosia nicht im Stande war, ihn zu unterdrücken, und vergebens suchte sie nach einer Erklärung ihres Benehmens.

Oft trieb Zuleina die Besorgniß um die geliebte Herrin, um die Gründerin ihres Glückes, zur Nachtzeit aus dem Bette, dann hörte sie, an der Thüre lauschend, die Arme weinen, schluchzen, halblaut beten, dann hörte sie, wie sich ihrer beängstigten Brust tiefe Seufzer entwanden, wie sie jammerte und stöhnte. Dann vernahm sie aber ein unheimliches Sausen und Pfeifen und Zischen im Zimmer und dazwischen wieder das Aechzen des tiefsten Schmerzes, so daß sie selbst kalter Schauder anwehte und sie eilenden Schrittes in ihr Kämmerlein floh.

Feodosia ging jetzt täglich zweimal zur Kirche, und versäumte keine Messe, hielt alle von der griechischen Kirche vorgeschriebenen Fasttage auf das Strengste, aß an andern Tagen äußerst wenigst und schien das Leben einer Büßerin führen zu wollen. Sie vernachlässigte ihren Schmuck, ihre Kleidung, alles dazu erhaltene Geld, alle Summen, über welche sie disponiren konnte, wurden den Unglücklichen gereicht, welche bei dem Brande ihre Habe verloren hatten, und die selbst Verunglückten, Verwundeten oder diejenigen, deren Angehörige dabei umgekommen waren, beschenkte sie dreifach und forderte von ihnen nur, daß sie für sie, und um Vergebung ihrer Sünden, täglich zu Gott beten sollten, ja wenn sie nicht genug Geld hatte, so verkaufte sie von ihren Kleinodien, um mit dem Erlöß arme Leute zu beschenken.

Ganz unbegreiflich war dem Fürsten diese plötzliche Umwandlung. Feodosia, welche er wohl mit Homer oder Tyrtäus, mit Pindar oder Xenophon in der Hand zu sehen gewohnt war; Feodosia trug sich jetzt stets mit schwarz gebundenen Gebetbüchern; sie, welche alle Kriegsgesänge der Griechen und Römer auswendig wußte, sie betete jetzt nur Meßgesänge; sie, welche sonst nur am Osterfeiertag zur Kirche ging, — und an der Kaiserin Geburtstag, wenn man ein feierliches Hochamt hielt — sie ging jetzt täglich zwei Mal zur Messe; — sie, ein wahrer weiblicher Freigeist, war jetzt auf einmal zur Schwärmerin geworden, welche sich täglich neue Bußübungen auflegte. — Er vermuthete eine drohende Geisteszerrüttung und fragte deßhalb voll Besorgniß einen Arzt, mit welchem er Feodosia in ihrem Zimmer besuchte. Im Auf- und Abgehen fielen diesem einige kleine Blutflecken auf dem Boden des Zimmers auf, welche aussahen, wie durch plötzliches Nasenbluten fein verspritzt. Er fragte Feodosia, ob sie öfter daran leide, sie verneinte dieß und wollte wissen, warum er auf diese Vermuthung komme, er zeigte auf die Blutpünktchen. — Feodosia schrack heftig zusammen, versicherte jedoch, daß sie nicht wisse, wie diese Fleckchen dahin gekommen wären, wenn sie nicht durch eine kleine unbedeutende Verwundung beim Abschneiden eines Fadens mit einem Federmesser geschehen wären.

Der Arzt erklärte, daß sich Spuren geistiger Ueberspannung in Blick und Haltung, in Heftigkeit des Ausdruckes, in einem oft schmerzhaften Zucken der Gesichtsmuskeln, besonders der Mundwinkel bei ihr zu zeigen schienen, doch daß er von diesen Zeichen nicht auf eine zu befürchtende Geisteszerrüttung, wohl aber auf tiefes Seelenleiden, so wie auf körperliches Uebelbefinden zu schließen, berechtigt sei. Feodosia aber klagte nicht über irgend etwas und so blieb es bei vorläufiger Berathschlagung.

(Fortsetzung folgt.)

Curiosa.

(Aus Stammbüchern entlehnt.)

So viel' Haar' ein Pudelhund,
So viel' Jahre bleib gesund.

Freund, wand'le auf Kartoffeln
Und überfriß Dich nicht.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hanau, am 2. August 1831.

Die Tugend war zu einem Siebenschläfer, höchstens zu einem Murmelthier geworden. Der Frühling großer Zeitideen weckte sie und die Leute staunten, da das arme Wesen als Löwin erwachte, und, um mauthfrei durch die Welt zu gehen, die scharfen Branken, wenn auch nicht in die Mauther und Mauthphilosophen, so doch in die Mauthanstalten schlug, und diese Jammergebäude der Afterpolitik zu Boden riß. Wir Hanauer sahen mit die ersten Kämpfe der Löwin und freuten uns, daß die Tugend so stark erwachte.

Die Liebe zu unserm Fürsten, die wir mit jedem guten Deutschen für eine Naturschwester der Tugend halten, und die unter uns nie geschlafen hat, lebt in jugendlicher Schöne und Würde.

Unser wackerer Churfürst lebt unter uns, mit uns. Wir lieben ihn so herzlich, weil er den guten Fürsten in den großen Menschen verklärte. Er versteht die Zeit und glaubt, daß der Fürst, der ein tugendhaftes Volk regiert, der glücklichste ist.

Die Zeitungen werden Ihnen die Verhandlungen unsrer Landstände über die berüchtigte Mauth, in diesen den Mangel an Einklang der Ansichten, den muthigen Gegenkampf der Männer, welche das Vertrauen der Provinzen Hanau und Fulda zu Volksvertretern (die muthigen Männer glauben mit gutem Grund, daß sie nicht zu Volkszertretern bestimmt wurden), erwählte, werden Ihnen den hochherzigen Kampf unsrer besten Köpfe wider jenes tugendmörderische Institut, werden Ihnen mittelbar die Kerngesinnung der entmautheten Provinzen gemeldet haben. Der Kampf dauert fort. Zecherphilosophie, natürlich etwas schaafsmäßig, Fuselbegeisterung, etwas dusselig, Tabaksmoral, dunstig und narkotisch, vereinigen sich, unser Hessen in süße Finsterniß und tiefen Tugendschlaf zu bringen. Doch „'s thut's halt nimmermehr!" selbst wenn ein Oesterreicher spräche: „'s thut's halt doch!" — Unser Heinrich König, den Sie in jenen antiseptischen Aufsätzen unsrer Zeitung werden erkannt haben, hat noch manchen Pfeil, „getaucht in heilend Gift," unsere Lichtmänner befürchten noch keine Planetisirung, und — unser herzensbraver Churfürst will keine Finsterniß, keinen Tugendschlaf.

Die Stände hatten die Wiedereinführung der Mauth beschlossen. Deputationen der entsündigten Provinzen eilten zu dem wackern Fürsten, und der wollte Licht, wie er aussprach in herzlichem Wort. Für dieses Wort gaben und geben wir ihm, Deutschland mit uns, alle Liebe, die in wahren und guten Herzen wohnen kann.

Der Geburtstag des geliebten Churfürsten, der 28ste Juli, nahte. Als guter Sohn wissen und fühlen Sie ja, wie man, je nach Gemüth und Vermögen, das Geburtsfest eines Vaters begeht, und wie da still heimliche Vorbereitung, Lust und Lachen, Thränen und — Denken sich vereinen, wie in dem Humor unsers Jean Paul und in dem des — Lebens.

Die Vornacht des Geburtsfestes dämmerte, während es in den Köpfen und Herzen der Hanauer freudetagte.

Die Feier des Geburtsfestes hat unser wackerer Humorist H. König in der Hanauer Zeitung vom 30. Juli geistvoll beschrieben, und ich will nur noch nachtragen, daß Dr. Zehner Sr. königl. Hoheit dem Churfürsten in der Frühe des Festmorgens das folgende Gedicht übergab:

Bilder der Liebe.

Gedichtet am Frühmorgen des Geburtsfestes Sr. königl. Hoheit des Churfürsten von Hessen.

Mir wird es hier zu eng im Haus,
Mir schwillt die Brust, mich drängt's hinaus,
Dort singt's, dort jubelt's, jauchzt's so laut,
Als wär' Stadt Hanau heut 'ne Braut.

Zwei Mütterchen, die steh'n gebückt,
Und Näslein fast das Näslein drückt:
„Ja, Gretchen, wär' ich jung und schön,
„Den Fürsten möcht' ich küssen gehn!"

„„Ja, Lieschen, heut' vor vierzig Jahr,
„„Wie wunderlich mir damals war! —
„„Ja, Lieschen, mir ist wunderlich,
„„Ach wollte doch der Kurfürst mich!""

„Großmutter, weil so gut er ist,
„Drum wird er heut' von mir geküßt;
„Ich bin ihm gut, weil er so gut!"
So spricht ein Kind wie Milch und Blut.

Der alte Jonas Silberzopf,
Der packt den Nachbar an dem Schopf:
„Dos is e Koorverst! is e Mann,
Uf de mer sich verlosse kann!"

Bemehlten Haupts hebt Becker Lamm
Den nackten Arm so voll und stramm,
„Im Koorverst steckt ka Mutterkorn!
Heisa! der Koorverst is gebor'n!"

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 244. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 13. October. 1831.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.

(Fortsetzung.)

30.

Jetzt ward durch einen Kourier die baldige Ankunft der Kaiserin verkündet. — Unter den Vorbereitungen zu ihrem Empfange vergaß der Fürst die Sorge um seine Tochter. — Die Spuren des Brandes mußten vertilgt werden, in wenigen Tagen waren Hunderte von neuen hölzernen Häusern an die Stelle der verbrannten gekommen. — Die Plätze, die Straßen waren von dem noch übrigen Schutte gereinigt, und die Stadt zeigte nicht, daß sie vor wenigen Wochen der Schauplatz der fürchterlichsten Verwüstung gewesen war. Wo rauchende Trümmer und halb verbrannte Gebeine gelegen hatten, da erhoben sich Ehrenpforten und blendende Triumphbögen, Paläste aus einer einzigen Wand bestehend, stiegen auf, Gerüste erhoben sich dahinter, um geputzte Leute, welche die Kaiserin für die Bewohner dieser Feenschlösser halten sollte, aufzunehmen; Straßen sah man sich weit hinab in unabsehbarer Länge dehnen, die ersten Häuser waren auf ähnliche Art gebaut, die Ferne war durch eine Bretterwand geschlossen und diese wie eine Theaterdecoration gemalt, Teppiche hingen aus den Fenstern, Blumenguirlanden umzogen die Balkone; Gesang und fröhliches Saitenspiel, lautes Jauchzen erscholl da, wo früher Thränen des Elends geflossen waren, wo man nur das Jammergeschrei der Verunglückten, der Verarmten gehört hatte.

Den Königen wird das Elend nie gezeigt, darum wissen sie nicht, was Noth und Kummer, was Armuth und Mangel ist, nur bemüht, ihnen die Zeit auf das Angenehmste zu vertreiben, sind die frevelnden Diener ihrer Lüste stets bereit, ihnen das Glück ihrer Völker vorzulügen, das die Völker wirklich genießen könnten, wenn man den Fürsten erlaubte, das Unglück ihrer Länder zu sehen. Doch stets umgeben von Glanz und Ueberfluß, immer nur die blühenden Gärten, die reichbesetzten Tafeln, die prunkenden Gemächer der strahlenden Paläste um sich sehend, wissen sie nicht, daß dem Armen eine entsetzliche Dürre die hoffnungsreichen Saatfelder verwüstete, daß sein Tisch der Hunger, seine Wohnung eine düstere Höhle, sein Palast ein durchlöchertes Strohdach ist, wissen nicht, daß die prunkenden und zierlichen Bilder in dem Kaleidoscop, das man ihnen stets vor Augen hält, um sie über den wahren Zustand der Dinge zu täuschen, aus den Lumpen ihrer Bettler, aus dem Moos ihrer Schindeldächer, aus den Ringen ihrer Ketten zusammengesetzt sind.

Katharina kam, und war trunken vor Freude, über die Freude, welche sie umgab. — Katharina hielt sich für die glücklichste Monarchin, und das Volk, das sie beherrschte, für das glücklichste der Erde, sie wußte nicht, daß ihre Reise nach Taurien zwanzigtausend Menschenleben gekostet, daß dieses Taurien selbst nur durch den Tod von siebenzigtausend Türken und fünf und sechzigtausend Russen ihr Eigenthum geworden war; sie wußte nicht, daß der Taurier, dessen Triumphzug sie verherrlichte, zwei und dreißigtausend Männer, Weiber und Kinder geschlachtet hatte, weil sie, Muhamedaner, der christlichen Kaiserin nicht sogleich hatten huldigen wollen.

Sie beschenkte die Kirchen mit prächtigen Meßgefäßen, die vornehmen Beamten mit Kammerherrenschlüsseln und mit Sclaven *), die Stadt mit neuen

*) In Rußland schenkte man nicht Landgüter von so und so viel Quadrat-Wersten, sondern von eintausend bis zehntausend Bauern, welche nun die Sclaven des neuen, wie früher des alten Herrn waren.

Vorrechten, weil sie stolz darauf war, ihre Besitzungen bis an den Kaukasus ausgedehnt zu haben, das schwarze Meer und das kaspische Meer mit ihren Schiffen befahren zu dürfen, und im Palast der alten Chane von Taurien zu Baktschisaray als in ihrem Eigenthume zu wohnen.

Hier empfing die Kaiserin die persönliche Huldigung aller derer, welche bei ihrem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt nicht hatten Zutritt finden können; der Gouverneur von Taurien hatte sie selbst hierher begleitet, und in einem der kleineren Zirkel, welche die Fürstin umgaben, wenn sie sich von dem Glanze der Majestät ausruhen, wenn sie die Last der Gallatage vergessen wollte, war es, wo sie den Fürsten nach seiner neuen Lage fragte, und wissen wollte, ob er mit der Versetzung hierher zufrieden sei.

Er versicherte, der Kaiserin mit dem größten Danke für ihre Gnade verpflichtet zu sein, obwohl bei aller Ehre, welche ihm der Posten bringe, er doch durch zwei schmerzhafte Folgen dieser Versetzung zu sehr erschüttert sei, um nicht seine frühere Stellung am Petersburger Hofe zurückzuwünschen.

Was ist Euch denn so Unangenehmes begegnet, Knes? fragte die Kaiserin.

Die Ehre aus einem geborenen Fürsten, ein Vicefürst, ein Statthalter geworden zu sein, — erwiederte der Knes — kann mir nicht ersetzen, was ich verlor, — die Gnade, täglich das Angesicht meiner angebeteten Kaiserin zu sehen.

Ihr sagt mir in einem Athem eine Beleidigung und eine Schmeichelei; die letztere wahrscheinlich, um die erstere wieder gut zu machen, und in so fern Ihr dieß einseht, mag es Euch verziehen sein, daß Ihr die Ehre, als Fürst geboren zu sein, dem Glück vorangehen laßt, das darin liegt, die Stelle seiner Kaiserin vertreten zu dürfen. — Doch kenne ich den Stolz Eurer Familie, welche sich die älteste meines Kaiserreichs zu sein rühmt, — und nun sagt mir, was Euch sonst noch drückt.

Dieß Andere, — sprach der Fürst, ist mir als Vater das Schmerzhafteste, was mir begegnen kann, es ist die unerklärliche Geistes-Abspannung, um nicht zu sagen, Geistes-Krankheit, welche meine Tochter befallen hat, so, daß sie auch nicht so glücklich sein konnte, bei Ew. Majestät zum Handkuß gelassen zu werden.

Es ist wahr, ich vermißte unter dem Gefolge, welches mich in Simfiropol umgab, Eure Tochter, — was fehlt ihr denn, ich hätte sie gern gesehen, um ihr zu zeigen, daß ich sie noch nicht vergessen, daß ich ihr noch so gewogen bin, als da sie die erste Zierde meines Hofes war.

Eine unerklärliche Schwermuth hat sich ihrer bemächtigt, und die Sorgfalt des geschicktesten Arztes hat so wenig, wie meine väterliche Liebe den Grund dieser Gemüthsstimmung erforschen können.

Das ist doch sonderbar, — sprach die Kaiserin, ernst haben wir sie immer gekannt, allein niemals glaubte ich sie zur Schwermuth geneigt, sollte vielleicht eine geheime Leidenschaft, — vielleicht die Liebe zu einem Gegenstande, der nicht ihres Ranges ist, diese Gemüthsstimmung veranlaßt haben? —

Ew. Majestät glauben von einer Tochter des Hauses Milinski gewiß nicht, was Ihre Worte anzudeuten scheinen, sie kann nie vergessen, welchem Stamme sie angehört!

Die Liebe kennt nicht Rang noch Stand! — erwiederte die Kaiserin, gereizt und kurz, denn der Fürst hatte hier einen gefährlichen Punkt berührt, und wandte sich von ihm ab, ohne ferner mit ihm zu sprechen.

Solch ein deutlicher Beweis der höchsten Ungnade war genug, um alle anderen Anwesenden von ihm zu entfernen, ja sie machten schon in aller Stille Anstalt, das Gouvernement von Taurien anders zu besetzen, und der Fürst, welcher sah, daß er hier überflüssig war, empfahl sich bald, wenig bekümmert um Gnade oder Ungnade der Kaiserin, denn er konnte unabhängig von ihr leben.

31.

Es hatten sich die Fürsten und Großen, welche der Kaiserin aufgewartet, entfernt, und sie blieb mit ihrer vertrauten Kammerfrau, der Gräfin Przieмski, allein; diese nahm, sobald sie ungestört waren, Gelegenheit, beim Auskleiden der Kaiserin von der Schwermuth der Fürstin Feodosia zu sprechen, und freute sich, ihrer giftigen Zunge freien Lauf lassen zu können; denn die Schönheit des jungen Mädchens hatte schon längst ihren Neid, ihren Haß erregt.

Wenn man wollte, — begann sie, so könnte man über die Ursache der Frömmelei der gnädigen Prinzessin Mancherlei erzählen.

Nun so erzählt doch, ich bin begierig, zu wissen, wodurch das stolze Mädchen so plötzlich seine ganze Haltung verloren hat.

Ja stolz ist sie von jeher gewesen, das ist wahr, und ich habe ihr schon damals, als sie noch im höchsten Glanze in Petersburg lebte, und die Hoheit meiner Kaiserin selbst zu verdunkeln strebte, ich habe ihr schon damals nichts Gutes prophezeiht — aber — ich mag doch nicht dazu beitragen, sie in den Augen Eurer Majestät gar zu sehr herabzusetzen.

Mach nicht so viele Umschweife, Anna, — sagte die Kaiserin, — sich in's Bett legend, — erzähle mir, was Du gehört hast, vielleicht schlafe ich dabei ein.

Das gebe Gott, — sprach die boshafte Person mit gen Himmel gerichteten, verdrehten Augen und gefalteten Händen, doch fürchte ich, diese Gräuel werden eher den Schlaf von diesem Bette verscheuchen als herbeilocken.

Du machst mich neugierig, beginne endlich, ohne so viel Vorreden.

Wohlan! — Ew. Majestät wissen, wie der Fürst mit Kaiserlichem Pompe von Petersburg abreiste, um die neue Gouverneurstelle in Taurien anzutreten. Er kam mit seinem stolzen Töchterlein hier an, — und sie, welche lediglich durch die Keuschheit und strenge Sittlichkeit ihrer Kaiserin zurückgehalten wurde, ihren Lüsten Raum zu geben, sie, welcher kein Fürst vornehm genug war, sie, welche einen Königs- oder Kaiserthron zu besteigen, nicht übel Lust gehabt, sie war kaum in Simfiropol angekommen, als sie auch schon ein Liebesverständniß mit einem Haidamaki, mit einem jungen Kosaken begann.

Nun, wenn es weiter nichts ist, sprach die Kaiserin lächelnd, — wir Weiber sind schwach, die Liebe fragt nicht, ob der Geliebte höher oder niedriger steht.

Dieß ist nur die Einleitung zu dem Folgenden, Eure Majestät: sie hatten sich verabredet zu entfliehen, — der junge Kosak sollte sie auf der Reise, welche der Gouverneur mit ihr durch Taurien machte, rauben, und deshalb überfiel er die Karavane, ward aber zurückgeschlagen, welches ihr sehr leid that, denn sie hätte gern eine Zeitlang mit ihm sich ganz der Freiheit bedient, welche solch ein Raub ihr gestattet hätte; allein dieß war vereitelt, und sie wußte ihn nun auf eine andere Weise in ihr Haus zu bringen, der Geliebte mußte sich für den Mirza Sidin, den Sohn des Chans Gheray ausgeben, und so Zutritt bei ihrem Vater zu gewinnen suchen. Dieß gelang und sie lebten lange und ungestört mit einander, bis sie seiner überdrüßig war, da ermordete sie ihn, und steckte ihn mit Hülfe ihrer Vertrauten in den Sopha ihres Wohnzimmers.

Abscheulich! rief die Kaiserin — Abscheulich! Das konnte ein junges Mädchen thun! den eigenen Geliebten ermorden!

O das ist noch nicht Alles — das Aergste kommt noch. — Nachdem sie den Leichnam zwei Tage lang zum Sitzpolster gebraucht, mußte er dann doch fortgeschafft werden, und nun ward der Nachtwächter, ein junger Tartar, gewonnen, welcher den Todten vergraben sollte. Als derselbe erschien, gefiel er der Fürstin so wohl, daß sie nicht umhin konnte, ihm dieß zu zeigen, so kostete es demselben wenig Mühe, den Sieg über ihre Tugend davon zu tragen. Kurz, es entstand ein eben so vertrautes Verhältniß daraus, als jenes war, welches sie selbst so grausam zerrissen hatte. Nicht lange, so wurde auch dieses ihr lästig, und sie sann nur darauf, sich auf ähnliche Weise von demselben zu befreien. — Da setzte sie ihren Schandthaten die Krone auf. — Als der neue Geliebte ihr noch gefiel, hatte sie ihm große Geschenke gemacht, und er Alles verpraßt, wie er es bekommen, jetzt ward sie karg damit und er fing an, Schulden zu machen. Eines Abends hatte er sich mit seinen Kameraden etwas in Branntwein übernommen, da prahlte er mit seiner reichen Geliebten, welches die Andern nicht glauben wollten, er vermaß sich hoch und theuer, doch sie lachten ihn aus; endlich sagte er, wenn sie es nicht glaubten, so wolle er seine Geliebte bewegen, hieher zu kommen.

Dieß nahmen sie jubelnd an, und er ging, um sie zu holen. Nach einer halben Stunde kam Feodosia mit dem Tartaren zurück, und somit bestätigte sie selbst, was der Tartar von ihr ausgesagt hatte. Sie ließ nun den Anwesenden zu trinken geben, mehr als sie mochten, auch Wirth und Wirthin wurden berauscht. — Als sie nun Alle ihre Sinne verloren hatten, als sie in tiefem Schlafe lagen, da erhob sich die schändliche Feodosia und zündete das Haus an allen Seiten an, und floh auf dem Platz umher, um alle benachbarten Häuser in Brand zu stecken, so daß mehr als vierhundert Häuser und dreihundert und funfzig Menschen ein Raub der Flammen wurden.

Entsetzlich! — rief die Kaiserin schaudernd aus — das hat ein junges Mädchen gethan? Unerhört und fast unglaublich — hm. — Nein, es kann nicht sein, woher hast Du diese Nachrichten? — Wenn Alle verbrannt sind, wer konnte sagen, was sie gethan? — selbst wenn Einer entkommen wäre, so ist dem, was er im Rausche gesehen, nicht zu glauben. Der Brand konnte durch Unvorsichtigkeit der Betrunkenen entstehen. Der Brand? Siehst Du, daß Du mir ein Mährchen aufheften willst, ich habe ja keine Sylbe von dem Brande gehört, bin auch durch die ganze Stadt gefahren und habe nichts gesehen. Eine Brandstätte, auf der vierhundert Häuser gestanden haben, übersieht man doch nicht so leicht. —

Eure Majestät vergißt, daß es hölzerne Häuser sind, und daß man diese in einem Tage wieder aufrichten kann. — Seit jener Feuersbrunst sind etwa sechs Wochen verflossen; als die Ankunft der Kaiserin gemeldet wurde, machte der Gouverneur Anstalten, jede Spur des Brandes zu vertilgen und der Platz in der Podol, auf welchem neue Holzhäuser stehen, ist eben der Brandplatz.

Nun wenn auch solch ein Feuer die Stadt verwüstet hat, so muß dieß darum noch nicht von ihr angelegt worden sein. — Woher hast Du denn die Nachricht? —

Man spricht in der ganzen Stadt davon.
Und woher weiß es denn die ganze Stadt?
Von der Frau des Archimandriten.*)
Und diese hat es —

---

*) Archimandrit, höchste geistliche Würde nach dem Bischof. — Die Patriarchen und Bischöfe dürfen sich nicht verheirathen, alle anderen geistlichen der griechischen Kirche müssen aber, nach kirchlichen Gesetzen, sich mit einer Jungfrau (nie mit einer Witwe) verehlichen; stirbt die Frau, so dürfen sie sich nicht zum zweiten Mal verheirathen, sie treten ihre Stellen ab und gehen dann in dazu bestimmte Klöster.

Von ihrem Gatten, welchem es Feodosia, von Gewissensbissen gepeinigt, gebeichtet hat.*)

Wie? er hat ein Beichtgeheimniß ausgeschwatzt?

*) Die Ohrenbeichte findet sich in der griechischen Kirche, wie in der katholischen, und die Geheimnisse derselben sind ganz unverbrüchlich.

So scheint es beinahe. —

Solche Schändlichkeiten gehen in meinem Reiche, unter meiner Regierung vor? — rief die Kaiserin entrüstet — dieß will ich auf das Strengste untersuchen und bestrafen, — man soll sagen, ich sei eine gerechte Richterin!

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hanau am 2. August 1831.

(Beschluß.)

Der Krämer Purzel lüpft die Müz',
Die Aeuglein sprüh'n ihm früh wie Bliz:
„Der Pfeffer beißt, das Näglein beißt,
„Doch schärfer noch des Kurfürst's Geist!"

Der Eisenhändler, Justus Kneib,
Der streichelt sich den runden Leib;
„Der Kurfürst ist von ächtem Stahl,
„Sprüht Funken aus wie Wetterstrahl!"

Und unter Jubelmelodeien
Tret in ein einsam Haus ich ein,
Da liegt mit Locken silberweiß
Auf seinen Knie'n ein schöner Greis:

Und lang er auf den Knieen ruht,
Da betet er in frommer Gluth:
„Den Herzensfürsten, lieber Gott,
„Erhalt' ihn lang, Herr Zebaoth!"

Ja, Herzensfürst! für dieses Wort
Werf ich 'ne Kaiserkrone fort.
Des Volkes Lieb' ist Deine Kron'
Und Volksherz Dein ew'ger Thron.

Und schönre Erleuchtung sah kein Fürst,
Als, Wilhelm, Du heut sehen wirst,
Wenn durch der Thräne Glanz das Licht
Der treuen Kindesliebe bricht.

Mein Herzensfürst! der schlichte Sang
Recht warm mir aus dem Herzen drang,
Drum nimm ihn gütig! Blum' und Lied
Ist schön ja, auch wenn's einfach blüht.

Wien, Anfang October 1831.

Die Behauptung des Freiherrn von Stifft, ersten Leibarztes Sr. Maj. des Kaisers, daß die Cholera nicht contagiöser Natur sei, hatte im Beginne des Frühjahrs die Aufhebung des an den russischen Grenzen aufgestellten Militair-Cordons zur Folge gehabt. Als die Pest plötzlich in Galizien ausbrach und ihre Verheerungen in beispiellos kurzer Zeit bis in's Herz von Ungarn ausbreitete, nannte man den Baron Stifft als die einzige Veranlassung all' des Unglücks, und man sprach den Unwillen gegen jenen Mann in allen Zirkeln der Residenz unverhohlen aus, und trug sich sogar mit dem Gerüchte, als habe dieser Leibarzt sich die Ungnade des Monarchen zugezogen. Schon im Mai wurde bekanntlich ein noch größerer Cordon gezogen, der das inficirte Galizien und Ungarn von Oesterreich strenge absondern sollte, und endlich wurde die Residenz selbst von einem Cordon umzingelt. Als aber demungeachtet die Cholera ihren Einzug in die Kaiserstadt gefeiert, begann man die Stifft'sche Behauptung, daß die Ansteckung sich durch die Luft verbreite, und daher die Quarantainen überflüssig mache, nicht mehr verwerflich zu finden. Auch dieser Umstand zeugt für die Meinung des Hrn. v. Stifft, daß nämlich das Cholera-Miasma in der Luft sich entwickle, indem in den ersten Tagen des Ausbruchs der Cholera in Wien keine Vögel, selbst die Raben nicht in der Umgegend der Stadt sichtbar waren. Ohne uns hier für die Nothwendigkeit eines Cordons zu erklären, sind wir jedoch im Stande, Beispiele anzuführen, wie gewissenhaft die Quarantaine-Beamten die Erfüllung ihrer Pflicht beobachteten. Ein Graf Sk—k hatte, während die Cholera zu Lemberg am heftigsten wüthete, sich nach Wien geflüchtet, den Cordon ohne Quarantaine abzuhalten passirt, und, ungeachtet er bei seiner Ankunft in der Residenz kein Geheimniß daraus machte, bewohnt er bis auf diesen Augenblick ein Haus am Franziskaner-Platz, ohne von der Behörde zur Verantwortung gezogen worden zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Hierzu eine Extrabeilage.

Neue empfehlungswerthe Bücher und Musikalien, welche in der Brüggemann'schen Verlags-Expedition in Leipzig neu erschienen sind.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 245. (II. Jahrg.) Freitag, den 14. October. 1831.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Wie weit sein Ruf erschollen, und wie hoch sein Ruhm gestiegen, beweiset die Ehre, welche ihm der genialische Raffaello zu Rom dadurch angethan, daß er ihm sein Gemählde und einige seiner Federzeichnungen, wovon die eine mit zwei Figuren, freundschaftlich übersendet. Die nähere Beschreibung der Einen fand ich folgendermaßen:

„Zwei nackte, männliche, stehende Figuren, welche nach Rechts gewendet sind: die Vordere, welche vom Rücken gesehen wird, stützt den linken Arm in die Seite, mit dem andern deutet sie vor sich hin. Die Andere etwas hinter dieser ist seitwärts zu sehen, und lehnt sich mit beiden Händen an einen Stab: zwischen beiden im Hintergrunde sieht man den angefangenen Entwurf eines Kopfes. Diese Zeichnung schickte der große Raphael unserm deutschen Meister, zufolge der darauf rechtsstehenden — „wohl schwerlich" — Dürerischen Schrift:

1515.

„Raffahell di Urbin der so hoch peim Pobst geacht ist gewest hat der hat dyse nackette Bild gemacht und hat sy dem albrecht Dürer gen Nornberg geschickt Im sein Hand zu weisen." Höhe 15 Zoll. Breite 10 Zoll 5 Linien.

Diese merkwürdige Zeichnung kam nach dem Tode des vortrefflichen Herzogs Albert von Sachsen-Teschen mit allen übrigen 150 dürerischen Handzeichnungen in die jetzt sehr prächtige und reiche kaiserliche Kunstsammlung in Wien, wo sie jeder Liebhaber noch täglich bewundern und studiren kann.

Unser liebevoller deutscher Künstler schickte dem unsterblichen italiänischen Meister dagegen sein eigenes von ihm selbst trefflich gemahltes und sehr fleißig ausgeführtes Bildniß.

Giulio Romano erbte dieß schöne Kunstwerk von seinem Lehrmeister Raffaello, nahm es mit sich nach Mantua, und es befindet sich noch heutzutage in der dasigen Kunstkammer.

Unter seine vorzüglichsten Gemählde wird noch immer gerechnet sein Adam und Eva, in Lebensgröße, auf Holz, mit sehr lebhaften Farben fleißig ausgeführt. Die Franzosen holten dasselbe hinweg von Nürnberg, stellten es auf im Musée Napoléon, es war wirklich eines der allerschönsten Bilder in der ganzen kaiserlichen Gallerie, und nach dem Friedensschlusse von 1815 kam dieß herrliche Meisterstück wieder zurück in seine Geburtsstadt Nürnberg, *) wo es noch viele tausend Jahre die Freude, das Studium und die Bewunderung aller lehrbegierigen Künstler und Kunstfreunde bleiben mag. Jeder Beschauer wird liebend segnen die Asche des größten beispiellosen Deutschen.

Ueber einen andern Gegenstand ist viel gesprochen und räsonnirt worden in der deutschen und italiänischen Kunstwelt. Giulio Romano hatte mit Hülfe seines Lehrmeisters Raffaello ungefähr ein Dutzend äußerst verliebte Gegenstände in klein Folio-Format entworfen, ein andrer Schüler Raffaello's und früherhin Franzia's, der fleißige und kernfeste Marc Antonio, hatte sie, mit Unterstützung seines unsterblichen Lehrmeisters, in Kupfer gestochen; dieser leckere Gegenstand gefiel ungemein, alle Menschen weideten ihre Augen daran, jedermann wollte ihn besitzen, und diese verliebten Kunstsachen gingen reißend ab. Auch stach er ungefähr 30 Blätter unseres Albrecht Dürer verfälscht nach.

Wie nun Albrecht Dürer eine Zeitlang zu Venedig verweilte, und man ihn darum anging, stach und ätzte er einige schnell in Kupfer und zwar so geschickt, daß man sie nicht von den Originalen unterscheiden konnte. Diese Gegenstände verkauften sich äußerst schnell: sein Ruhm wuchs

*) Herr Jos. Heller meint aber, es sei von Paris nach Mainz geschleppt worden, und befände sich noch daselbst. Ich sah es nur zu Paris, und nachher nicht wieder, ob ich gleich öfters früherhin durch Nürnberg gekommen.

immer mehr: aber er bekam darüber zu Venedig einen äußerst verdrüßlichen Prozeß, um dessen Beendigung er längere Zeit daselbst bleiben mußte.

Aber andere Geschichtschreiber erzählen diese verrufene Prozeßgeschichte mit Marc Antonio ganz anders. Hier ist sie, wie ich sie finde: *)

„Der berühmte Bologneser Marcus Antonius Raimondi, welcher seine Kupfer nach Raphael verfertigte, zeigte, daß er Dürer's Verdienste im Formschneiden zu schätzen wisse: indem er dessen Holzschnitte, die sogenannten Passionsstücke, nachmachte, und um den Betrug desto besser zu verbergen, sich aus Gewinnsucht und auf ungerechte Weise eben desselben Zeichens schändlich bediente. Dieses hat Dürern genöthigt, eine zweite Reise nach Venedig zu unternehmen, um sich über den niederträchtigen Betrug des italiänischen Künstlers zu beklagen, und ferner zu schützen. Weit entfernt aber von aller Rachbegierde, bat er für seinen Kunstgenossen, als ihn die Richter mit einer schweren Strafe belegen wollten, er begnügte sich damit, das schärfste Verbot, keine dergleichen Kopien nach Dürern inskünftige zu machen, an alle Kupferstecher des Freistaats ausgewirkt zu haben. Dieses besserte aber den italiänischen Meister nicht: er hatte sogar noch die Frechheit, Dürer's Leben der Maria auf 20 Blättern nachzustechen."

Wenn ich das edle Gemüth unseres vortrefflichen deutschen Albrecht Dürer's betrachte, so bleibt mir kein Zweifel übrig, daß blos das Letztere wahr sein kann, und daß er von dem gottvergessenen Italiäner höchlich beleidigt worden.

Auf seiner letzten schon erwähnten Reise nach den Niederlanden hielt er ein Tagebuch, es blieb lange ein Geheimniß, und 1777 oder 1779 ward es in deutscher Sprache in 8. gedruckt. Man weiß übrigens, daß seine vorzüglichen, besonders die mathematischen Schriften und die über die menschlichen Proportionen in's Französische und Lateinische übersetzt worden sind.

Der ausgezeichnete Künstler Hans Baldung Grien bewahrte eine von ihm abgeschnittene Haarlocke von seinem Freunde Albrecht Dürer auf, brachte sie als den größten Schatz mit nach Straßburg, hinterließ sie bei seinem Absterben 1545 dem Mahler Seob. Büheler, und so kam sie zuletzt in die Hände des alten kunstliebenden Hüsgen zu Frankfurt am Main; hier sah ich sie oft, und wo sie nach seinem Tode hingekommen, oder wer sie in seiner Auction angekauft? — ist mir nicht bekannt worden. Jedoch hörte ich nachher, daß sie sich im Besitz des Raths Schlosser befinde.

Der Sachsen-Kurfürst, Friedrich der Weise, empfing vier herrliche Gemählde von ihm, wovon sich eins zu Florenz, Prag, oder Wien in der kaiserlichen Sammlung befindet, und die übrigen dann in der Schloßkirche zu Wittenberg mit vielen andern Kunstwerken während des Bombardements im siebenjährigen Kriege verbrannten. Er mahlte zuletzt weit mehr Köpfe als große Bilder, die er immer sehr fleißig ausführte, und daher zu ihrer Vollendung sehr viele Zeit brauchte, ob er gleich beinahe lauter Meisterstücke erschuf, woran sich noch heutzutage Jung und Alt ergötzt.

Ich besaß einst selbst eine kostbare Sammlung von Kunstwerken des unsterblichen Albrecht Dürer's: es befanden sich darunter viele Original-Handzeichnungen, Gemählde, Kupferstiche und gegen 200 Holzschnitte in guten Abdrücken: allein in dem allgemeinen Schiffbruch, den ich unter der verdammten napoleonischen Regierung zu Ratzeburg, während meiner Abwesenheit, erlitt, ist Alles untergegangen und mir nicht einmal ein Verzeichniß davon übrig geblieben. Nur so viel besinne ich mich noch deutlich, daß ein Christus-Kopf das vorzüglichste Kunstwerk unter den Holzschnitten, ganz im großen Styl mit wenigen, aber starken Zügen gearbeitet, die Bewunderung aller Menschen erregte und eine unglaubliche Wirkung hervorbrachte. Da ich dieß einzige Kunstwerk zweimal besaß, so schenkte ich das eine Exemplar dem alten ehrlichen Hüsgen in Frankfurt am Main, der eine übernatürliche Freude darüber äußerte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Leben und Bildnisse der großen Deutschen von Anton Klein. Band 2. Manheim 1787. 8. Seite 30.

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

Gewaltiger Görres! vielleicht erträgst Du nur deshalb die Huldigungen Deines Bonzen, weil Du ahnest, daß Dein Geist ihn willenlos um sein Dasein betrogen. Ach, sein kleiner Geist, der Deine Bewunderung gafft, er gafft auch heimliche Seufzer, wenn ihn ein vorübergleitender Dämon, denn auch die Beschränktheit hat Momente der Verzweiflung, einmal in die Rippen stößt, und in die Ohren bläst, daß er nur Menzel ist. Nur Menzel zu sein, ein trostloser Gedanke! Wer verdenkt es ihm da, daß er an Amalien Schoppe geborne Weise wiedereinbringt, was er an den Autor der Mythengeschichte verspielen mußte?

Auch das können wir dem dünkelhaften Vergötterer von Görres nicht einräumen, daß er dazu beigetragen, diesen Titanen in Autorität zu setzen. Herrn Menzel's deutsche Literatur kann dem deutschen Volke keine neue Lehre geben, welche dieses nicht längst auswendig wüßte. Herr Menzel kann sich überhaupt nicht einbilden, ein Original zu sein. Seine Gedanken sind keine großen Gedanken, folglich auch keine neuen Gedanken, und wir machen uns anheischig zu beweisen, sage: zu beweisen, daß, was Wahres in der deutschen Literatur des Herrn Menzel's sich vorfindet, nicht sein Eigenthum ist. Herr Menzel ist höchstens ein origineller Lärmgeist, und auch das nicht einmal; denn dazu hat er viel zu viel Aehnlichkeit mit dem seligen Müll-

ner. Diesem lief die Laus gerade so und nicht anders über die Leber, und worin in dieser Hinsicht Herr Menzel einzig und allein einen Vortheil hat, ist, daß dieser sich öfter blamirt hat. Herrn Menzel ist zu versichern, daß Deutschland gewußt hat, was es an seinem Görres besitzt, ehe Herr Menzel auf den sonderbaren Einfall kam, sein Pseudobuch über die deutsche Literatur zu schreiben, und daß die wolkenstürmende Genialität des felsenhaften Görres ihn, den Herrn Menzel, der sich ewig auf dem Flugsande des Geistes herumtreibt, eigentlich gar nicht anfechten sollte. — Wenn also Herr Menzel sich in Lob ergießt über Görres, so heißt dieß eigentlich so viel, daß er mit Sand nach ihm wirft, eine Handthierung, die schon unter den kleinen Knaben für eine Beleidigung gilt.

Aber so stellt sich ja Herr Menzel gegen alle die großen Menschen, deren Namen er durch sein Lob verzweideutigt. Menzel's Lob ist Lästerung. Es ist gemein; wie denn überhaupt Herr Menzel von jener Vornehmheit des Geistes, die nicht in hochmüthiger Wüthigkeit und im Dickethun gegen den leicht zu verblüffenden Haufen besteht, keine Ahnung hat. Menzel's Geist ist durchaus gemeiner Art, weil das Heilige und Würdige, worauf er zu beruhen vorgibt, nur eine wüste Schrulle seiner Seele ist. Ein verschrobner Geist, der sich nichts daraus macht, die ernsthaft-tiefsten Bestrebungen einer ganzen, tiefen Zeitperiode durch einen possenreißerlichen Ausdruck abzuthun und zu verunglimpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographische Notizen aus Frankreich.

Eine neue Bibelübersetzung erscheint bei dem Buchhändler Théophile Barrois. Seit langer Zeit war eine treue, aufrichtige Uebersetzung dieses Buches der Bücher ein Desideratum in Frankreich. Es wird nun endlich durch den gelehrten Juden Cahen verwirklicht. Seit frühester Jugend in den mosaischen Styl eingeweiht, hat er gelernt, den heiligen Büchern in der Uebersetzung ihren ursprünglichen Charakter, ihre energische Präcision, und ihr großartiges Kolorit zu bewahren. Der Uebersetzung steht der Urtext zur Seite, die Varianten sind angegeben, kritische, philosophische und philologische Noten beigefügt. Die erste Lieferung ist bereits erschienen.

D'Epagny's berühmtes Lustspiel Dominique, ou le Possedé ist bei dem Buchhändler Barba im Druck erschienen.

Le correspondant, ein Journal, das bisher ausschließlich der Vertheidigung des Katholicismus gewidmet war, hat sich zur Revue Européenne umgestaltet. Chateaubriand, de Lamartine, Ballanche, Eckstein ꝛc. in Frankreich, von Baader, Görres ꝛc. in Deutschland, werden als Mitarbeiter genannt.

Herr Armant Seguin hat eine Broschüre herausgegeben, die den Titel führt: Combinaison financière ayant pour but de diminuer de moitié l'impôt sur le sel, — eine Schrift, welche uns die Aufmerksamkeit der Publicisten sehr zu verdienen scheint.

Bei Gosselin ist erschienen: Essai sur la critique de Pope, traduit vers pour vers, par Rupp, avec le texte en regard. Dieses Werk ist von einer ganz neuen Art; bisher waren die französischen Uebersetzer aus dem Englischen gezwungen, die englischen Verse mehr oder minder aus einander zu rücken; der Verfasser dieses Werkes jedoch wetteifert in Kürze mit Pope, und seine Uebersetzung hat genau so viel Verse als das Original.

Unter dem bescheidenen Titel Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques hat Herr von Humboldt bei Gide Fils in Paris, zwei Bände in Octav herausgegeben, worin seine interessanten und wichtigen Beobachtungen während seiner Reise in Sibirien und am kaspischen Meere niedergelegt sind.

Herr Latreille, Mitglied des Institutes, hat seinen Cours d'entomologie, so wie er von ihm am Muséum d'histoire naturelle vorgetragen worden ist, erscheinen lassen. Dieser Gelehrte bereichert die Wissenschaft dadurch, daß er die Frucht seiner zahlreichen und tiefen Studien endlich bekannt macht, ungemein.

Die Herren Gail und Longueville haben Mathiä's Grammatik der griechischen Sprache, aus dem Deutschen in das Französische übersetzt. Das königliche Conseil für den öffentlichen Unterricht hat beschlossen, daß dieses Werk in den Bibliotheken der königlichen Collegien aufgestellt werden solle, und daß es als Prämium vertheilt werden könne.

Unsere Leser kennen die poetisch-satyrische Zeitschrift Némésis des berühmten Barthelémy. Nun hat auch Herr Honoré Dio angefangen, eine wöchentliche poetisch-politische Zeitschrift herauszugeben. Sie heißt de Vaudeville.

La Peau de Chagrin von Balzac hat die zweite Auflage erlebt. Der Verfasser hat 12 kleine Erzählungen hinzugefügt, und das Ganze führt nun den Titel: Romans et Contes de M. de Balzac. Ein eben so originelles als glänzendes Talent ist in den Leistungen dieses Schriftstellers, welcher Voltaire's Schule angehört, nicht zu verkennen, doch scheint die höchste Reise seines Genius noch nicht eingetreten zu sein. Am ersten November 1831 werden von demselben Verfasser erscheinen: Les contes drolatiques, und für den ersten Januar 1832 ist versprochen l'Histoire de la succession du Marquis de Carabas dans le fief de Coqnatrix, und drei andere Erzählungen.

Bekanntlich hat Baour-Lormian das befreite Jerusalem von Tasso in das Französische übersetzt, aber dabei den Fehler begangen, daß er häufig seine eigenen Gedanken statt derer des großen italienischen Dichters gegeben hat. Demnächst wird eine neue Uebersetzung dieses berühmten Gedichtes erscheinen, welche alle Schönheiten des Originals wieder geben wird, wie dieß aus einem langen Auszuge, den französische Blätter aus der noch ungedruckten Uebersetzung mittheilen, erhellt.

J. Sp.

Erklärung.

Laut erhaltener Nachricht aus Deutschland haben die Revolutionsbehörden Polens für gut befunden, Jemand meines Namens unbefugterweise vor ihr Gericht zu laden. Insofern ich darunter verstanden sein sollte, glaube ich es mir selbst schuldig zu sein, hiermit zu erklären, daß nur verläumderische Denunziation ehrloser Schurken oder nichtswürdige Interpretation eines, über jeden Verdacht erhabenen, Verhältnisses Veranlassung dazu geben konnte. — Dennoch und obwohl ich die Competenz einer Behörde, welche nur de facto besteht, über ein, von einem Ausländer im Auslande vor ihrer ephemeren Existenz, angeblich statuirtes Vergehen, nicht anzuerkennen vermag, würde ich bereits den Weg nach Warschau eingeschlagen haben, um dem schaamlosen Verunglimpfen meines Namens und Wirkens im Hochgefühl meines Selbstbewußtseins zu entgegnen, wenn es, wie die Erfahrung lehrt, nicht ungenügend wäre, seine Unschuld zu beweisen, um Recht und Gerechtigkeit in einem Lande zu erlangen, wo unter den obwaltenden Umständen die politische Justiz in letzter Instanz von feigen Meuchelmördern gehandhabt wird. Da ich jedoch zur Vertheidigung meiner Ehre die ergangene Vorladung nicht unbeantwortet lassen kann, fordere ich die Polnischen Revolutionsbehörden sowohl, als wie auch jeden Einzelnen, der sich im Rechte vermeint, eine Anklage der Art gegen mich zu erlassen, hiermit auf, vor irgend einem beliebigen Gerichtshofe Deutschlands dieselbe anhängig zu machen, mich durch gegenwärtiges Blatt davon zu benachrichtigen und meine Vertheidigung entgegen zu nehmen, indem ich meinerseits mir das heilige, unverjährte Recht bewahre, nach wieder eingetretner, vom Fluche mörderischer Selbsthülfe des Pöbels befreiten Gesetzlichkeit im Königreiche Polen, jeden der an meiner verläumderischen Anklage Betheiligten, zu gerichtlicher Verantwortung zu ziehen.

St. Petersburg, am 6. Septbr. 1831.

Carl Baron von Schweizer.

Aufforderung an deutsche Dichter und Freunde deutscher Volkslieder.

Wo man singt, da laßt Euch freudig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!

Der Unterzeichnete hat schon seit geraumer Zeit die Herausgabe eines Syntagma, derjenigen deutschen Lieder und Gesänge, welche theils wegen ihres poetischen Werthes, theils wegen ansprechender Compositionen seit länger als 40 Jahren bis auf die neuesten Zeiten in's Volk übergegangen und allgemein beliebt geworden sind, beabsichtigt. Es soll diese mit Sorgfalt veranstaltete Auswahl im nächsten Jahre unter folgendem Titel erscheinen:

Deutsche Thalia. Eine Sammlung der auserlesensten Gesänge deutscher Dichter. Zur Beförderung wahren Frohsinns in Kreisen der Freundschaft und Vertraulichkeit. Auch unter dem zweiten Titel: Deutscher Liederschatz. Zweitausend deutsche Lieder unserer beliebtesten Dichter für jedes Alter und jeden Stand

„Singe, wem Gesang gegeben. — —
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt."
Uhland.

und zwar in folgenden Abtheilungen. 1) Trinklieder. 2) Lieder, der Freundschaft und Freude gewidmet. 3) Lieder, der Freiheit und dem Vaterlande gewidmet. 4) Lieder ernsten Inhalts. 5) Freimaurerlieder. 6) Lieder für bestimmte Zeiten und Gelegenheiten. 7) Liebeslieder, ernsten und heitern Inhalts. 8) Scherz- und Schelmlieder. 9) Soldatenlieder und Lieder aus den letzten Kriegen. 10) Abschieds- und Wanderlieder. 11) Weidmannslieder. 12) Romanzen und Balladen. 13) Opernlieder. 14) Lieder für verschiedene Stände und Gewerbe. 15) Lieder vermischten Inhalts. 16) Lieder in verschiedenen deutschen Dialekten.

Die Absicht, sein Ziel möglichst vollkommen zu erreichen, und dieser Sammlung, deren Zweckmäßigkeit Freunde deutscher Volkspoesie gewiß nicht verkennen werden, durch Vollständigkeit einen eigenthümlichen Werth zu verleihen, veranlaßt denselben zu gegenwärtiger Aufforderung und Bitte an deutsche Dichter und überhaupt an alle Diejenigen, welche ähnliche Collectaneen angelegt haben, oder im Besitz eigner ungedruckter oder in Journalen hie und da einzeln abgedruckter, poetischer Erzeugnisse sind, welche vermöge ihrer Form und Volksthümlichkeit in oben bezeichneter Sammlung eine Stelle verdienen, ihn mit Beiträgen zu seinem gewiß nicht ganz unverdienstlichen Unternehmen zu erfreuen. Wie viel einzelne Gedichte bescheidener Dichter mag es nicht geben, die einer glücklichen Stimmung oder irgend einer Veranlassung ihr Dasein verdanken, aber entweder nie gedruckt, oder, wenn auch gedruckt, doch nur in Familienkreisen vergraben geblieben sind. Solche Beiträge, wenn sie nicht ganz unbedeutend local oder werthlos sind, sollen vorzüglich willkommen sein. Zusendungen erbittet sich der Unterzeichnete durch Gelegenheit oder auf dem Wege des Buchhandels durch Einschluß, aber, wegen Ersparung des Porto's nicht durch die Post.

Leipzig 1831 am Gedächtnißtage der Völkerschlacht.

Der Buchhändler C. H. F. Hartmann.

Alle wohllöblichen Redactionen von Journalen und Zeitschriften werden herzlich gebeten, die obige Aufforderung entweder in extenso oder auszugsweise in ihren resp. Blättern mitzutheilen, da sie dadurch zur Beförderung eines National-Unternehmens beitragen werden.

D. Obige.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 246. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 15. October. 1831.

Villemain über das Leben und die Werke Shakspeare's.

(Fortsetzung.)

Ein größeres Verdienst dieser Fürstin war die glückliche Freiheit, deren sich Shakspeare in der Wahl seiner Gegenstände bedienen durfte. Unter der unnmschränkten Herrschaft entwarf er nach Belieben die Ereignisse der Regierung Heinrichs VIII., zeichnete seine Tyrannei mit einer ganz historischen Einfachheit, und malte mit den rührendsten Farben die Tugenden und Rechte Catharinens von Arragon, die von dem Throne und dem Bette Heinrichs VIII. vertrieben wurde, um der Mutter Elisabeths Platz zu machen.

Jakob I. zeigte sich nicht minder wohlwollend gegen Shakspeare. Er empfing mit Vergnügen die schmeichelhaften Prophezeihungen für die Stuarts, die der Dichter in der schrecklichen Tragödie Macbeth anzubringen wußte. Er selbst beschäftigte sich damit, das Theater zu beschützen, d. h. ihm weniger Freiheit zu gestatten, und wollte Shakspearen die neue Stelle eines Direktors der Schauspiele von Blakfriars anvertrauen. Aber gerade um diese Zeit verließ Shakspeare, in einem Alter von funfzig Jahren, London, und zog sich nach seiner Vaterstadt zurück. Dort lebte er zwei Jahre lang im Genusse eines durch seine Arbeiten erworbenen kleinen Vermögens, bis er starb. Sein Testament, das man bekannt gemacht hat, ist von 1616 datirt und ward, wie es im Anfange desselben heißt, im Zustande vollkommener Gesundheit abgefaßt. Nachdem er einige fromme Wünsche darin ausgesprochen, bestimmt er verschiedene Vermächtnisse zu Gunsten seiner Tochter Judith, einer Schwester, einer Nichte und endlich seiner Frau, der er sein schönstes Bett mit allem Zubehör hinterläßt.

Shakspeare's Ruhm ist in den beiden Jahrhunderten nach seinem Tode immer gestiegen und während dieser Zeit ward die Bewunderung seines Genies gleichsam ein Gegenstand abergläubischer Verehrung der ganzen Nation. Aber schon zu seiner Zeit ward sein Verlust lebhaft gefühlt und sein Andenken durch auffallende Zeugnisse von Ehrfurcht und Enthusiasmus geehrt. Ben Johnson, sein furchtsamer Nebenbuhler, huldigt ihm in einigen Versen, worin er ihn mit Aeschylus, Sophokles und Euripides vergleicht, und mit der nämlichen Bewunderung und fast mit derselben Emphase ausruft: Triumph, mein theures England, du kannst einen Mann aufweisen, dem alle Theater Europa's huldigen müssen. Er gehört nicht einer Zeit, er gehört allen Zeitaltern an. Die Natur selbst ist stolz auf seine Gedanken und gefiel sich, das Gepräge seiner Verse zu tragen, die von reichem Glanze strahlten und mit unendlicher Kunst geflochten waren." In diesem Enthusiasmus geht das ganze Stück Ben Johnsons weiter, und schließt mit einer Art Apotheose des Gestirns Shakspeare's, das an den Himmel versetzt worden, um für immer das Theater mit dem Feuer seiner Strahlen zu erleuchten."

Dieselbe Bewunderung pflanzte sich in England fort und vermehrte sich noch stets; und obwohl in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Verheerungen des Bürgerkriegs und der puritanische Aberglaube, der die Theaterspiele proscribirte, diese fortlaufende Ueberlieferung eines von ganz England adoptirten Ruhm's eine Weile unterbrach, so findet man doch noch überall die Erinnerungen daran. Milton bezeichnet ihn in wenigen Versen: Was bedarf mein Shakspeare der Steine, die durch die Mühe eines Jahrhunderts über einander gehäuft werden, um seine verehrte Asche zu empfangen? Was bedarf er, daß seine heiligen Reliquien unter einer Pyramide ruhen, die bis an den Himmel reicht? Geliebter Sohn der Geschichte, großer Erbe des Ruhms, was kümmern Dich diese schwachen Zeugnisse Deines Namens? Du selbst hast Dir in unserer Bewunderung, in unserm Anstaunen ein unvergängliches Denkmal errichtet; u. s. w." —

Aus diesen und aus andern leicht zu vereinigenden Zeugnissen ersieht man, daß die Verehrung Shakspeares zwar einige Zeit durch die Frivolität der Regierung Karl's II. geschwächt, nichts desto weniger aber in England niemals die Furcht einer zaghaften Theorie, noch die behut-

same Ueberlegung nationaler Eitelkeit gewesen ist. Man braucht nur das Theater dieses außerordentlichen Mannes zu studiren, um seine wunderbare Einwirkung auf die Einbildungskraft seiner Landsleute zu begreifen; und dieß Studium wird uns zugleich mit so vielen großen Schönheiten bekannt machen, die die Bewunderung aller Völker wohl verdienen.

Die Liste der Theaterstücke, die unbestritten von Shakspeare herrühren, umfaßt sechs und dreißig Werke, sämmtlich in einem Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren, von 1589 bis 1614 geschrieben. Es ist dieß nicht eine so außerordentliche und thörichte Fruchtbarkeit wie die Calderons und Lopez de Vega's, dieser unversiegbaren Autoren, deren Dramen man nach Tausenden zählt; eben so wenig ist es die sterile Leichtigkeit unseres Poeten Hardy. Obwohl Shakspeare nach dem Berichte von Ben Johnson mit einer ungemeinen Schnelligkeit schrieb und niemals, was er geschrieben, wieder vernichtete, so sieht man doch aus der beschränkten Anzahl seiner Compositionen, daß sie sich in seinen Ideen nicht verworren über einander häuften und daß sie nicht ohne Nachdenken und Fleiß erzeugt worden sind. Die Schauspiele der spanischen Dichter, diese, wie einer von ihnen bemerkt, in vier und zwanzig Stunden verfertigten Stücke scheinen mehr durch den Reichthum der Sprache, als durch das Genie des Dichters improvisirt zu sein. Sie sind größtentheils prunkhaft und leer, ausschweifend und gemein. Shakspeare's Stücke dagegen vereinigen glückliche Eingebungen des Genies, Flüge der Begeisterung und tiefe Meditation. Das ganze spanische Theater hat das Ansehen eines phantastischen Traumes, dessen Unordnung die Wirkung zerstört, und dessen Verwirrung keine Spuren zurückläßt. Shakspeare's Theater dagegen ist, ungeachtet seiner Fehler, die Arbeit einer kräftigen Einbildungskraft, die einen unvertilgbaren Eindruck zurückläßt und selbst den seltsamsten Grillen Leben und Wirklichkeit verleiht.

Rechtfertigen nun aber diese Bemerkungen, ein dramatisches System Shakspeare's vorauszusetzen, und dieses System als Nebenbuhler des antiken Theaters zu betrachten, ja es als Muster diesem vorzuziehen? Ich glaube nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

Dresden, Anfang October 1831.

Wenn wir in unserm letzten Berichte von Gästen zu sprechen hatten, die in einer oder der andern Rücksicht Erwähnung verdienten, so hoffen wir dießmal einen noch erwähnenswertheren Fall anzuführen, nämlich das Gastspiel eines Herrn, von dem eigentlich gar nichts zu erwähnen ist. Dieser merkwürdige Mann war ein Herr Rohn, ich weiß nicht aus welchem Orte, muthmaßlich vom Theater zu allen vier Winden dahergekommen. Er hatte den sonderbaren Einfall, hier gastiren zu wollen; das Glück, welches allenthalben gern eine Ironie bezweckt, verschaffte ihm wirklich eine Gastrolle, und Herr Rohn trat als Hanns Sachs auf. Ob der Verfasser, Herr Censor Deinhardstein in Wien — der sich bekanntermaßen auf's Streichen versteht, deshalb auch nächstens in einer Barbierstube zu Besorgung des Wasserstreichens eine Anstellung erhalten soll, und der vernünftige Dichteridee besser auf dem Striche hat, als diese ihn — diesen Herrn Rohn die Censur passiren lassen und ihn nicht vielmehr in einen großen rothen Dintenstrich aufgelöst hätte, sei dahin gestellt; genug, dieser Künstler wird allenthalben ein besserer Schuster sein, als auf der Bühne, daher wir ihm das alte: „Ne sutor ultra crepidam" freundlich anempfehlen wollen. Ein Spötter behauptete: er habe den Hanns besser hervorgehoben, als den Sachs, wir glauben dieselbe Bemerkung gemacht zu haben. Genug: der Meistersänger Sachs ward durch Herrn Rohn verschustert, aber der Schuster Sachs ward nicht durch ihn vermeistersängert. Zum Glück entschädigte für diesen Vandalen-Sachs die anmuthige Erscheinung der Dlle. Berg, welche als Kunigunde an reizendem Eigensinne und schalkhafter Naivität einer Lauber und Fournier schwerlich nachstand und unsern Unmuth ob des ledernen Geliebten einigermaßen versöhnte. Die komisch-bürgerliche Grandezza des Herrn Burmeister als Meister Steffen, wie auch die lustige, geckenhafte Aufgeblasenheit des Eoban Hesse — den Herr Meaubert natürlicher und weniger übertrieben gab, als der frühere Darsteller — vereinigten sich, die Titelrolle ausgenommen, zu einem gelungenen Ganzen.

Die dießjährigen Sommervorstellungen auf dem Theater am Linckeschen Bade sind nun beendet. Sie brachten uns, als letzte Nachwehen, den „rosenfarbenen Geist, oder Liebesqualen eines Hagestolzen," ein Possenspiel von dem Wiener Herrn Meisl, der in diesem seltsamen Gemische alter Witze und neuen Unsinns sich ein ehrenwerthes Denkmal gesetzt hat. Herr Meaubert, als Hagestolz, setzte durch die ekelste Uebertreibung diesem Unsinn die Krone auf; er hat eben so viel natürliche Komik, als Herr Meisl natürlichen Witz. Leider scheinen, dem guten Geschmacke zum Possen, dergleichen Possen auch hier ihr Publikum zu finden, namentlich bei den hohen Personen, d. h. bei denen, welche die höchste Gallerie zieren. Gelungener nennen wir die Wahl des bekannten Raimund'schen Schauspiels: „der Alpenkönig und der Menschenfeind." Herr Meaubert führte zwar als Menschenfeind Rappelkopf keinen eigentlichen Charakter aus, doch setzte er dießmal wenigstens seiner sonst oft bis zum Verletzen niedrigen Komik zweckmäßige Grenzen und hielt sie mehr in dem Bereiche des Anstandes und der Natur zurück. Sehr ergötzlich war Herr Keller als Bedienter Habakuk; nicht minder Mad. Devrient als Kammermädchen, welche zugleich auch im Vortrage naiver Liedchen ein besonderes Talent entwickelte und in ihrem Spiele dießmal leichter und natürlicher war, als gewöhnlich.

Außer dergleichen leichter Waare, sind wir jetzt einmal stark auf die Oper versessen, die im Ganzen mit weit mehr Sinn und Plan, als das Schauspiel, behandelt wird. Eine Erscheinung außergewöhnlicher Art — in so fern nämlich gewöhnlich nur gute Opern hier zur Aufführung kommen, diese aber eine superschlechte war — sahen wir in einer kleinen Oper: „der glückliche Zufall" (der übrigens dießmal ein sehr unglücklicher wurde) nach dem Französischen des B. v. B. (Baron v. Belval) von Peters (warum nicht Peter?), mit Musik vom hiesigen Kammermusikus, Herrn F. A. Kummer. Ein Seitenstück zu diesem, aus zwei lebenden Sprachen zusammengewürgten Unsinn von Text aufzufinden, wäre eine Arbeit, die an Mühsamkeit den Nachgrabungen in Pompeji verglichen werden könnte. Zum Glück haben sich zwei Personen, die Herren B. v. B. und Peters die kritische Verdammniß an diesem Sujet erfündigt; wäre es nur Einer, so müßte ihn die Last dieser poetischen Missethat der Erde gleich drücken. Aber nun die Musik des Herrn F. A. Kummer, — wahrhaft kümmerlich, der Mann hat sich damit wollen einen Namen machen. Der Text ist heiter, soll es wenigstens sein, einfach, aus Versehen vielleicht gar einfältig, trotz der zwiefältigen Dichtung; Herr F. A. Kummer aber hat die Musik heroisch gehalten, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil Rossini und andere Leute, die Herr Kummer fleißig anwendet, ihre Opern heroisch gehalten haben. Hätten Rossini und Cons. nicht heroisch componirt, so hätte Herr Kummer nicht heroisch nachgeschrieben; ergo ist Rossini und. Cons. daran Schuld, und nicht Herr Kummer, der an dieser Musik wahrhaftig den wenigsten Theil hat. Die Operette ward unter lautem Gelächter des Publikums zu Grabe getragen, obschon die darin wirkenden Sänger alle ihre Kräfte aufboten, um den lahmen Gaul nicht vor dem Ende fallen zu lassen. „Es muß auch solche Kauze geben" — sagt Goethe's Faust, und „det is eben der Witz" — sagen die Berliner; also die Kummer'sche Oper hat Spaß gemacht, weil sie merkwürdig schlecht war, und somit hat sie, nach unserm Dafürhalten, ihren Zweck erfüllt, und ihren Schöpfern gebührt unser Dank. — Bessere, obgleich minder spaßhafte Erscheinungen im Fache der Oper, waren: „die Zauberflöte," worin besonders unser junger, trefflicher Bassist, Herr Risse, als Sarastro, sich auszeichnete; „der Freischütz," worin der neue Tenorist, Herr Schuster, den Max mit allen Mitteln, welche seine angenehme Stimme und seine ausgezeichnet gute Schule ihm bieten, ausstattete und namentlich in der Bravourarie des ersten Actes, wo seine Stimme, trotz der reichen Instrumentalbegleitung, kräftig durchdrang — lauten Beifall erndtete. Lob verdiente auch Mad. Walcker (Agathe), die unter den Sängerinnen zweiten und dritten Ranges überhaupt einen ehrenvollen Platz einnimmt, dagegen wohl nur von Spöttern oder notorischen Schwachköpfen, wie der armselige Lotz in Hamburg, in die Reihen erster Sängerinnen gestellt werden kann. Herr Wächter (Kaspar), sang namentlich das Trinklied und die Bravourarie: „Schweig', schweig', damit dich Niemand warnt ꝛc." mit außerordentlicher Kraft und Fertigkeit, dagegen überladete er zuweilen sein Spiel bis zum Grellen. Nach langem Aussetzen, griff man auch wieder einmal zur „Stummen von Portici," welche herrliche, leben- und seelenvolle, von dem milden Odem süßer Wehmuth eben so sehr, wie von dem Knirschen einer wahnsinnigen Volkswuth, einer blutdürstigen Freiheitslust durchströmte Oper ungeschwächt ihren alten Zauber auf die Gemüther beibehält, wie nicht nur das zum Bersten volle Haus, sondern auch die wiederholten enthusiastischen Beifallszeichen darthaten, welche letzteren noch lauter gewaltet haben würden, wenn nicht Ehrerbietung gegen den edlen Landesvater — der, nach seiner Rückkehr aus dem Lustschlosse Pillnitz in die Stadt, zum ersten Male wieder das Theater besuchte und daher bei seinem Erscheinen mit lautem Jubelruf und Musikgewirbel empfangen worden war — die rauschenden Aeußerungen des Beifalls einigermaßen gehemmt hätte. Dlle. Berg, welche — nach dem tragischen und mysteriösen Abgange der Dlle. Sutorius — zum ersten Male als Fenella auftrat, führte diese pantomimische Aufgabe mit vielem Glücke und psychologischer Wahrheit aus; hin und wieder hätte sie, ohne eine Uebertreibung zu wagen, ihren Gesten noch mehr Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen können. Herr Schuster führte die schwierige Parthie des Alphons ebenfalls sehr gelungen aus und verpflichtete uns besonders dadurch, daß er mehrere Gesangstücke — die sein Vorgänger, aus Mangel an Stimmenumfang, weggelassen hatte — nicht länger vermissen ließ. Mad. Walcker (Elvira), wie auch die Herren Babnigg und Wächter (Masaniello und Piedro) wirkten rühmlich mit.

Wie es scheint, wird unser Opern-Repertoir allein schon an inländischen Producten starke Zufuhr erhalten. Herr Capellmeister Reisiger componirt eine Oper von Meynert, sie heißt: „Wlaska, die Amazone von Böhmen," und man ist schon jetzt sehr gespannt auf dieselbe, obgleich sie nur „langsam in dem Lauf' der Horen" reifen wird. Desgleichen componirt Herr Musikdirector Rastrelli, der bisher nur kleine Liedchen und Concertsachen geliefert hat, einen nach Hoffmann's Novelle: „Signor Formica" verfaßten Text. Selbst Herr Capellmeister Morlacchi componirt, dem Vernehmen nach, eine deutsche (!) Oper, von welcher man sich, unbeschadet seines Talentes, wenig versprechen will, da Herrn M. für eine deutsche Musik die nöthige Bekanntschaft und Tiefe abgeht. Schließlich componirt auch der Cantor an der hiesigen Kreuzkirche, der talentvolle Herr Otto, eine Oper. Ich denke, das sollen der Opern genug werden.

Außerdem verspricht man uns, ebenfalls im Fache der Oper, noch folgende für hier neue Sachen: „Zampa, oder die Braut von Marmor," Musik von dem rühmlichst bekannten Herold. Den dazu gehörigen französischen Text hat ein Herr Oldenburg in's Deutsche übertragen, mit starken Verstößen gegen Metrik und Musiktakt, so daß man sich genöthigt sieht, ganze Stellen wieder umzuarbeiten. Außerdem werden bereits Proben von Marschner's „Temp-

ler und Jüdin" gehalten, wobei wir nur bedauern müssen, daß just die originellste Singparthie, die des Bruder Tuck, ihrer mönchisch-frivolen Anspielungen halber, wegbleiben soll. Uebrigens sehen wir dieser Darstellung begierig entgegen.

Die italienische Oper hat es sich die Zeit daher außerordentlich bequem gemacht, sie spielte, wie dieß in den Sommermonaten üblich, wöchentlich nur einmal, und setzte auch damit verschiedentlich aus. Von Neuigkeiten war gar die Rede nicht. Ein Hauptspaß war es, daß mehrere Mitglieder dieses Institutes, aus Furcht vor der nahen Cholera, unsre Stadt, jedoch nicht ihre Gage im Stiche zu lassen Willens waren und sich deshalb mit einer Petition höchsten Orts verwendeten. Man war unbillig genug, ihnen die Gage nicht gratis ertheilen zu wollen, und der scharfsinnige Plan blieb unausgeführt. In diesen Tagen bequemte endlich auch dieses Institut sich zu etwas Neuem, und zwar zu einer Oper des durch seine „Straniera" hier beliebt gewordenen Componisten Bellini. Sie führte den vielversprechenden Titel: „i Capuleti ed i Montecchi" (die Familien Capulet und Montecchi) und behandelte die alte Liebesmärtyrergeschichte von Romeo und Julia. Der Dichter hatte diesen schönen poetischen Stoff zur schaalsten Mittelmäßigkeit herabsinken lassen und selbst die nackte dramatische Form eines Operntextes schlecht beobachtet; zu Shakespeare's Bearbeitung verhielt sich dieser Text, wie ein Dudelsack zu einer Nachtigall. Die Musik enthält viel Schönes, wohin namentlich das eben so eigenthümliche, glänzende, als liebliche Duett mit Chor, im zweiten Akte gehört. Im Ganzen aber steht sie der Musik zur „Straniera" bedeutend nach und enthält neben manchem Anmuthigen und Gelungenen, auch manches Flache, ja Schülerhafte. Jedenfalls ist der vorher so vielversprechende Bellini, der nach seinen früheren Opern: „Pirata" und „Straniera," die Aufmerksamkeit der ganzen musikalischen Welt auf sich zog, in dieser seiner neuern Oper um eine namhafte Strecke rückwärts gegangen. Die Darstellung war im Allgemeinen eine gute. An der etwas zu materiellen und unidealen Figur der Sigra. Palazzesi mußte die Phantasie allerdings manches hinzu- und hinwegdenken, um sie mit der Idee einer Julia nur einigermaßen in Einklang zu bringen, ihr Gesang aber ließ wenig zu wünschen übrig und ward nur von dem der liebenswürdigen Sigra. Schiasetti — welche als Romeo nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge ergötzte — erreicht, theilweis auch übertroffen. Rühmende Erwähnung verdiente auch Herr Rubini als Tebaldo. Die übrigen Parthieen sind unbedeutend und wirken beinahe nur im Ensemble.

Vorgestern ist auch Raupach's „König Enzio" zum ersten Male über unsere Bühne gegangen und hat sehr getheilten Beifall gefunden. Ueber das Stück ist schon so viel gesagt worden, daß man nur noch nachplaudern kann. Die gänzliche passive Stellung des Helden, sein blos individuelles Verhältniß zur Handlung, wenn es anders eine gibt, lassen kein großes Interesse für ihn fassen. Die Diction ist zum Theil sehr edel und kernvoll, leidet aber auch hin und wieder an Flüchtigkeit und Flachheit. Am gediegensten sind die Naturphilosophieen des Todtengräbers, obgleich die oft gesuchten Schnörkeleien der Rede in einzelnen Stellen, namentlich vor dem Besteigen des Sarges, sich schleppend an den Gang der Scene hängen und, da sie einem entscheidenden Augenblicke vorangehen, für den Hörer lästig, ja peinlich werden. Der letzte Act ist unendlich schwach und dient blos als Flickwerk; die amoureusen Küchenelegieen zwischen Lucia und ihrem Kammermädchen scheinen einem Altenweiberhospitale abgelauscht und sind kaum zum Anhören. — Herr Emil Devrient gab den Enzio recht gelungen; Heiterkeit, jugendlicher Muth und Seelenstärke, die sich hinter Scherz und Liebe für Nebendinge versteckt, suchte er mit vielem Glücke darzustellen; nur geht für dergleichen jugendliche Rollen seinem Spiele wie seinem Organe die nöthige Frische ab. Dlle. Herold war eine Lucia, wie sie nicht blos aus der Phantasie des Dichters, sondern aus jedem Schneidermamsellen-Laden hervorgehen kann, grundalltäglich, bald winselnd, bald bombastisch, eine recht puppencomödienhafte Lucia. Von Innigkeit, Wahrheit und Natur war keine Rede, Alles ein oberflächliches Abspielen der gewöhnlichen Geigergriffe. Dlle. Herold ist sehr unbedeutend; sie weiß noch nicht einmal zu prononciren. Warum hatte man diese Rolle nicht lieber der Dlle. Berg, oder wenigstens der Dlle. Hirschmann zugetheilt, die doch Beide besser sind?

Eben kommt uns die Nachricht zu, daß Mad. Schröder-Devrient — welche uns schon einmal widerrechtlich echappirt ist — wieder engagirt wird. Der Contrakt soll folgendermaßen lauten: Engagement auf zehn Jahre (! eine hinfällige Kehle auf zehn Jahre, das heißt so viel, als eine jugendliche Liebhaberin auf funfzig Jahre engagiren!) mit jährlich viertausend Thalern (in unserer reichen Zeit, und namentlich für das reiche Sachsen eine wahre Bagatelle!) und einem alljährlichen Benefiz von 1000 Thalern (bon! Warum sagen wir also nicht lieber gleich fünftausend Thaler?) Verliert Mad. S. D. während dieser Zeit die Stimme, was ihr anerkannt keuscher (?) Lebenswandel nicht wohl fürchten läßt, so bekommt sie während der zehn Jahre die viertausend Thaler fort. Nach Ablauf dieser Zeit aber erhält sie eine jährliche Pension von tausend Thalern, die sie (quod notandum) verzehren kann, wo sie will. Wahrscheinlich hat man bei Abschluß dieses Contractes, woran wir noch nicht glauben können, auf die weltbekannte Sittenreinheit und moralische Unbescholtenheit *) der Mad. Schröder-Devrient Rücksicht genommen! Glück folgt der Tugend nach (freilich existirt von Glück auch noch ein anderes Sprüchwort), also gratulire, Mad. Schröder-Devrient!!

*) Entweder lauter oder leiser gesprochen!

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 247. (II. Jahrg.) Montag, den 17. October. 1831.

Frag' und Antwort.

An meinen Freund C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.

Schiller.

„Was ist zu thun?" — so hör' ich oft Dich fragen,
Wenn Du im Geist betrachtest diese Zeit,
Die als bequemes weites Ueberkleid
Um ihren Leib das Unglück hat geschlagen.

„Was ist zu thun?" — so hör' ich oft Dich klagen,
Wenn Du es sieh'st, wie Schlechtheit, Zwietracht, Neid
Im Erdenrunde herrschen weit und breit
Und an der Menschheit Mark' und Herzen nagen.

„Was ist zu thun," rufst Du, „wenn Uebermacht
Der Völker heil'ges Recht sich nimmt zu eigen
Und Freiheit schmachtet in des Kerkers Nacht?"

„Was ist zu thun?" — drängst Du; laß' es Dir zeigen:
Nichts ist zu thun! Hand ist wie Mund bewacht,
Wir können dulden nur und duldend schweigen!

Dr. Ed. Bönecke.

Freudenreich und Dolorosus.

(Fortsetzung.)

„Gott's Wunder! wie könnt ich mich unterstehen und dem Herrn Freudenreich etwas um die Nase blasen?" entgegnete Ephraim, der erstaunt die Rede des Glücklichen vernommen; „um eine Nase, die gehört einem reichen Manne?" —

Also wahr? fragte Freudenreich lächelnd, indem sein Auge in feuchtem Thränenglanz schimmerte. —

„So wahr ich hoffe zu kommen in Abraham's Schoos!" betheuerte Ephraim, ihm einen Brief hinreichend. „Belieben Sie gefälligst zu lesen das Schreiben von die General-Lotterie-Direction aus die Residenz und zu vergleichen Ihre werthgeschätzte Nummer, so werden Sie sehen, daß ich nicht lüge!" —

Und Freudenreich las und las noch einmal und der Brief zitterte in seiner Hand, denn es war so, wie es der Jude gesagt. Da fiel er auf seine Kniee und betete leise. Ephraim aber zog sein Käppchen und bewegte still die Lippen und sprach, als sich jener erhoben:

„Wahrlich! Sie haben das Glück verdient, denn Sie sind ein frommer Mann. Ein Anderer hätte getollt und wäre gesprungen und hätte geflucht vor Freuden; Sie aber haben gedankt auf den Knieen Ihrem Gott, der auch der Meine ist. — Nun zu unserem Geschäft, Herr Freudenreich! In vierzehn Tagen bekomme ich hergeschickt Ihren Gewinn, der sich beläuft in Silber auf 75000 Thaler, nach Abzug der Kosten. Dann können Sie in Empfang nehmen bei mir die Summe und werden doch abfallen lassen ein klein Geschenk für einen armen Ebräer!" —

Das werde ich, Ephraim! Du Freudenbote! sprach der reiche Kanzelist und drückte ihm die Hand, das werde ich und Du sollst nicht sagen dürfen, ich wäre durch mein Glück geizig und hartherzig geworden. Nun geh' nach Hause und freue Dich; ich aber will einen Gang thun, den ich noch nie so freudig gegangen bin! —

Ephraim empfahl sich mit vielen Bücklingen; der Fünfundsiebenzigtausend-Thaler-Mann aber fuhr in die Kleider und trabte fröhlichen Sinnes zu Julianen. — Wie wird sie jauchzen, die Treue! wenn ich ihr erzähle, daß wir reiche Leute und nächstens Mann und Frau sind! Heisa, Freudenreich! das gibt ein frohes Stündchen! Gaudeamus igitur! fügte er laut singend hinzu, ohne daran zu denken, daß er auf der offenen Straße wandelte und lief dabei hart an den Herrn Stadtge-

richtsdirektor, so daß dieser zwei Schritte zur Seite taumelte.

„Herr! sind Sie toll oder am frühen Morgen betrunken?" ließ ihn der Zornige an.

Gott bewahre! keins von beiden! antwortete der Kanzelist mit gewohnter Demuth.

„Nun, so sehe man Leute und besonders Direktoren nicht für Ecksteine an," polterte der Angelaufene weiter, „und scheere sich auf die Kanzlei! Haben ohnedem seit ein Paar Tagen einen ganzen Haufen Reste aufsummen lassen. Ein besoldeter Offiziant muß sich keine Nachlässigkeit im königlichen Dienste zu Schulden kommen lassen. Also marsch auf die Kanzlei!" —

Gott bewahre! antwortete nochmals der Geschmähte und obwohl er dieses „Gott bewahre!" eben so demüthig, wie das erste sprach, so erhitzte sich dennoch der Direktor dermaßen, daß er zornig-fluchend herausfuhr:

„Hagel-Donnerwetter! Gott bewahre?! Widersetzlichkeit im Dienst? Das soll man schwer bereuen! Untersuchung gegen Sie eingeleitet, vom Posten entfernt —!" —

Wird mir sehr angenehm sein! meinte der Kanzelist; will gern meine Stelle einem Andern gönnen, weil ich durch Zufall das große Loos gewonnen! —

Bei diesen Worten schritt er, nach einer tiefen Verbeugung gegen den Direktor, weiter. Der aber schien den Starrkrampf bekommen zu haben und als er endlich wieder daraus erwachte, rief er mit einem sehr tiefen Bücklinge: „Das große Loos? Wirklich? Nun, so bitte ich Ihre Bequemlichkeit zu gebrauchen, werthester Herr! haben so lange Urlaub, wie sie wünschen!" Der aber, dem diese Anrede galt, war längst aus des Höflichgewordenen Gesichtskreise verschwunden und dieser gerieth bei den Vorübergehenden jetzt wohl leicht in denselben Verdacht, wie vorher der beurlaubte Kanzelist, betrunken oder toll zu sein, da man ihn laut und höflich sprechen hörte, obgleich doch Niemand in der Nähe war. —

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Zu Bordeaux wurde eine Frau vom Polizeigerichte zu einer Geldbuße von fünf Franken verurtheilt, weil sie einem Polizeiagenten eine Ohrfeige gegeben hatte. Als sie ihre Strafe hörte, rief sie: „Herr Präsident, verdoppeln Sie die Summe, ich werde die Dosis verdoppeln." Und zur Stelle gab sie dem Polizeiagenten, ihrem Ankläger, eine Ohrfeige mit geballter Faust.

Zu Taulé (Departement Finistère) ist eine zwei und sechzigjährige Frau mit einem Knaben in die Wochen gekommen. Mutter und Kind befinden sich wohl.

Seit Kurzem erscheint zu London ein Journal unter dem Titel: The Republican, und mit der Ueberschrift: „Anno I. des Volkes."

Die Engländer haben bereits ihr Pavillon auf der neuen, vulkanischen Insel an der Küste von Sicilien aufgepflanzt.

Walter Scott wird den kommenden Winter in Neapel, seiner Gesundheit wegen, zubringen.

Der Dey von Algier wird künftig im Schlosse, Rambouillet seinen Wohnsitz nehmen.

Paganini ist in Dublin mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden. Als eines Abends der italienische Virtuos vor einer glänzenden Gesellschaft seine Zauberkunst geübt hatte, wollte ihm der Vicekönig eine prachtvolle Tabatière überreichen. Paganini, der nicht Englisch versteht, erwiederte dem Vicekönig, der schlecht Italienisch spricht: „Ich danke Ihnen, Milord, ich schnupfe nie Tabak." — „Ich will Sie auch keineswegs zwingen, Tabak zu schnupfen," antwortete der Vicekönig, „sondern ich biete Ihnen diese Dose als ein Geschenk an, damit Sie sich meiner erinnern." Paganini machte nun große Augen, und erwiederte: „Ich danke Eurer Herrlichkeit ehrerbietigst, und werde mich Ihrer erinnern, so oft ich aus einer so schönen Dose Tabak schnupfe."

Ein englisches Journal gibt die Bevölkerung von London und der nächst gelegenen Ortschaften folgendermaßen an. Eigenthümer, 200,000; Negozianten und Banquiers: 100,000; Kaufleute, die in Gewölben feil haben: 550,000; von der Regierung besoldete Personen: 100,000; Britten aus den Provinzen, die sich in London aufhalten: 100,000; Fremde: 50,000; Diebe und Freudendirnen: 150,000; Taglöhner, Handwerker ꝛc. 750,000. Im Ganzen: 2,000,000.

In dem offiziellen Almanach, der vor Kurzem in Modena erschienen ist, liest man: Karl X., König von Frankreich; Ludwig Philipp, Herzog von Orleans.

Auf Haiti, in der Nähe von Port-au-Prince, wird eine neue Stadt gegründet, die den Namen Pétion führen wird.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth. *)

Nr. 3.

Die langen Striche meines Reiseplanes zeigten mir von Mailand aus den Weg über den Simplon nach Genf, und die Anweisung, diesen Weg am sichersten und angenehmsten zu machen, lautete: von Mailand mit der Diligence nach Sesto Calende, von da mit dem Dampfboote nach den Borromeischen Inseln, da übergesetzt nach Baveno, hier mit dem Eilwagen über den Simplon und, wenn's gefällig, ohne Aufenthalt bis Genf.

„Wie oft geht die Diligence nach Sesto?" „Täglich früh sechs Uhr." „Kommt in Sesto an?" „Gegen Mittag." „Und das Dampfboot geht von Sesto ab?" „Dienstag, Donnerstag und Sonntag, Mittags ein Uhr." „Und erwartet die Ankunft der Diligence?" „Jedesmal." „Und in Baveno trifft der Turiner Eilwagen ein?" „Dienstag, Donnerstag und Sonntag, Abends neun Uhr." „Man kann mit Gewißheit auf einen Platz rechnen?" „Wenn die Diligence keinen Platz hat, muß der Postmeister Beiwagen geben." „Schön, heute ist Mittwoche; haben Sie für Morgen früh noch Plätze?" „Es ist noch keiner besetzt." „So bitte ich um den ersten im Coupé!"

Das war am Morgen nach dem Balle mein Gespräch mit einem ausnahmsweise artigen Postofficianten, und am folgenden Morgen bestieg ich um sechs Uhr die Diligence. Die Gewißheit des ersten Platzes ließ mich sofort den Platz rechts im Coupé einnehmen. Bald nachher stieg ein noch junger, aber sehr blasser Mann ein, fixirte mich einen Augenblick, grüßte dann leicht und setzte sich in die linke Ecke. Inzwischen füllte sich auch der innere Wagen, und als der Postillion sich in den Sattel geschwungen und das Zeichen zur Abfahrt geklatscht hatte, öffnete der Conducteur die linke Thüre des Coupé, bemerkte dem blassen, jungen Manne, daß er in die Mitte zu rücken und den linken Eckplatz ihm zu überlassen habe, und setzte sich dann auf diesen von dem jungen, blassen Manne sichtbar ungern geräumten Platz. So unbedeutend der Vorfall war, und so unbezweifelt der Conducteur ein Recht auf den geforderten Platz hatte, so entstand doch dadurch eine Art Spannung zwischen ihm und meinem unfreiwilligen Nachbar, und wenn ich es unterließ, diese Spannung durch irgend ein Gespräch zu heben, so gestehe ich offen, daß ich es blos that, wegen des finstern, verdrießlichen Blickes, mit welchem mein Nachbar mich gemessen, und den ich, im Bewußtsein, ihn nicht zu verdienen, mit dem Blicke völliger Gleichgültigkeit erwiedert hatte. In diesem passiven Trio-Zustande waren wir vielleicht eine Stunde des ziemlich einförmigen Weges gefahren, als ein etwas ungeschicktes Ausweichen des Postillions den Wagen mit einem unartigen Steine in starke Berührung brachte und diese den blassen, jungen Mann an meine linke Seite warf. Anstatt nach der Regel guter Sitte für den, obgleich willenlos mir gegebenen Stoß mich um Verzeihung zu bitten, kniff er die Augen und Lippen zusammen und murmelte ein mir sehr verständliches deutsches Wort. Ich fand mich nicht bewogen, diesen durchaus unverschuldeten Ausbruch eines mir eben so unklaren Grimmes schweigend hinzunehmen, und sagte daher auf gut Deutsch: „wenn Sie sich an meinem Ellbogen weh gethan haben, mein Herr, so thut mir das leid, aber mein Ellbogen ist unschuldig, und sollte daher eine wiederholte Erschütterung des Wagens Sie noch einmal mit ihm in unsanfte Berührung bringen, so muß ich Sie bitten, da ich deutsch verstehe, nicht deutsche, unartige Worte zu reden." Sprach's und lehnte mich in meine Ecke. Der Conducteur, der, wie ich später erkannte, von dem Gesagten nicht eine Sylbe verstanden hatte, sah mich groß an. Wahrscheinlich hörte er an der Betonung meiner Worte, daß sie keine Freundschafts-Erklärung waren. Und der junge, blasse Mann? — Der sah mich ebenfalls mit dem Ausdrucke der Ueberraschung einen Augenblick an, und sagte dann, während ein leichtes Roth die blasse Wange färbte: „Ich verdiene Ihre Zurechtweisung, denn ich fühle, daß ich mich übereilt und Sie beleidigt habe. Ich bitte um Ihre Verzeihung." Es lag in dem Tone dieser Bitte so viel Weiches, daß ich wegen meiner gewiß zu scharf markirten Aeußerung mir selbst hätte zürnen mögen. „Unter Landsleuten, denke ich," war meine Antwort, „ist eine solche Bitte gewährt, ehe sie noch ausgesprochen wird. Ich will meinen Ellbogen schon so halten, daß er Ihnen nicht wieder weh thun soll."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte," erwiederte der junge Mann; „und gewiß würden Sie vorhin keinen Laut von mir gehört haben, wenn nicht eine, an meinem rechten Arme noch nicht völlig geheilte Wunde mir jede starke Berührung etwas schmerzhaft machte. Ich hatte daher," setzte er fast stockend hinzu, „um den rechten Arm zu schonen, mir den ersten Platz im Coupé bedungen; es muß ein Irrthum sein, daß ich ihn nicht erhalten habe."

„So erfüllen Sie mir, als Ihrem Landsmanne," versetzte ich, „die Bitte, und nehmen Sie meinen Platz."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Aus des Verfassers Werke: „Meine Reisetage in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz," wovon so eben der erste und zweite Theil bei C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienen ist, welche wir, als höchst anziehende Unterhaltungsschrift, der gebildeten Lesewelt mit Ueberzeugung empfehlen können.

D. R.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, Anfang October 1831.

(Fortsetzung.)

Als im Juni auch zu Pesth die Cholera ausbrach, ahmte ein ungarischer Cavalier aus dem Geschlechte der E — y dieses rühmliche Beispiel nach, beschwichtigte jedoch die ängstlichen Wiener mit der Versicherung, er wolle sich in seinem Palais durch vierzehn Tage einer freiwilligen Gefangenschaft unterziehen, gleichsam als wäre es unmöglich, daß seine Dienerschaft den Ansteckungsstoff des Durchlauchtigen Herrn auch in sich aufnehmen könnte. — Während des Sommeraufenthaltes des kaiserl. Hofes zu Baden wurde Se. Maj. der Kaiser auf einem einsamen Spaziergange eines Bauerwagens ansichtig, der mit Mehl befrachtet war, und zwei Männer, die ihrem Aeußern zufolge sich als Magyaren zu erkennen gaben, waren emsig bemüht, die schweren Mehlsäcke abzuladen. Der Kaiser trat hinzu, und forschte, aus welcher Gegend Ungarns sie kämen, und wie ihnen der Quarantainezwang gefiele, dem sie sich hatten unterwerfen müssen. „Wir kommen eben von Wieselburg," versetzten die Beiden, „über die Einrichtungen der Quarantaine können wir nicht Bescheid geben, denn wir zeigten nur zwei solche Zwanzigerstücke vor, und kamen unverzögert über die Grenze." Der Kaiser soll hierüber auf seine Beamten sehr entrüstet gewesen sein, wobei es aber auch verblieb. Als nach dem Weggehen des Monarchen einer der Hofbedienten die Magyaren befragte, ob sie wüßten, wen sie eben gesprochen hätten, und auf ihr „Nein!" ihnen den Kaiser nannte, erwiederten sie: „Gewiß, hätten wir dieß gewußt, er sollte noch mehr erfahren haben."

Viele Nervenfieber, die im August in Wien grassirten, wurden allgemein als Vorboten der Cholera erkannt, zu deren Abwehr „Gebete um Abwendung der Choleraseuche an die allerheiligste Jungfrau Maria" unter das Volk vertheilt und Prozessionen (Bittgänge) angeordnet wurden. Aber ein Fürst O — y, der, mit seiner durchlauchtigen Gemahlin von Ungarn kommend, den Cordon eben so gesetzwidrig als die obgenannten Herren zu überschreiten wußte, und noch am Tage seiner Ankunft das Theater besuchte, hatte die Gefälligkeit, einem großen Theil des anwesenden Adels in den Logen die übliche Visite zu machen, und zu infiziren. Er selbst ist zwar gerettet worden, aber viele zarte Gräfinnen und Fürstinnen und manche hochwohlgebornen Herren wurden nach nicht länger als zwölfstündigen Leiden die Opfer jener verhängnißvollen Visite. Man will die Hitze im Schauspielhause und die mit dieser abwechselnde kalte Nachtluft, wo überdieß regnigte Witterung eingetreten war, als die wesentliche Veranlassung auffinden. Die Nächte bieten in dieser betrübenden Zeit den Bewohnern der Residenz die schauerlichsten Momente; besonders war dieß in der ersten Zeit des Ausbruchs der Cholera der Fall, wo die meisten Sterbefälle zur Nachtzeit statt fanden. Das düstere Schweigen der Nacht wurde auf eine schauerliche Weise von den schallenden Glöcklein unterbrochen, die man vor den Priestern hertrug, welche mit dem heil. Abendmahle zu den Sterbenden eilten. In andern Straßen ertönte das gräßliche Rollen des Leichenwagens, der durch die Stadt fuhr, seine zahlreichen Opfer abzuholen, die ohne Unterschied des Standes mit Unterlassung der üblichen Leichenceremonien sodann nach dem eigends für Cholera-Todte errichteten Friedhofe, mehrere auf einander geschichtet, dahin transportirt wurden. Nichts als ein einfaches schwarzes Kreuz bezeichnet dieses Feld als einen Leichenacker. Selbst das Bild des Erlösers vermißt man daselbst.

Man erzählt sich folgende menschenfreundliche Aeußerung von dem Kaiser, der, als ihm berichtet wurde, in Salzburg seien die nöthigen Vorkehrungen zum Empfange Sr. Maj. und der ganzen kaiserl. Familie bereits getroffen, die Einwendung machte, daß er dahin nicht eher abreisen werde, bis man ihm die Versicherung ertheile, daß er mit allen seinen Kindern — worunter er sämmtliche Unterthanen verstanden haben wollte — daselbst Platz finde. Den gesunkenen Muth des Volks aufzurichten, zeigten sich der Kaiser und die Prinzen in den ersten Tagen der Pest nicht nur in den Theatern, sondern besichtigten die noch nicht mit Kranken gefüllten Cholerahospitäler.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Die Cholera besteht aus sieben Buchstaben. Ein Spaßvogel hat sie so ausgelegt: C — Censur; H — Hundesteuer; O — Orden mit allen den Uebeln, die diese Dinger bei Diesem und Jenem hervorrufen; L — Legation, besonders die geheime oder das geheime Spionirsystem; E — Erblichkeit, nach ihren advocatischen Verdrehungen; R — Ruhe, die einem Manne von gesundem Herzen jetzt selten zu Theil wird; A — Armee, als Präservativ für das Gemeinwohl. Die Cholera ist also eine böse Sieben. —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 248. (II. Jahrg.) Dienstag, den 18. October. 1831.

Feodosia
oder
schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes.
(Beschluß.)

32.

Noch in derselben Nacht wurden zwei Kouriere, von Kosaken begleitet, abgefertigt, welche Feodosia, ihre Dienerin Zuleina, den Archimandriten und seine Gattin nach Bakischisaray bringen sollten, und damit sie sich unter einander nicht verständigen konnten, so war jeder Gefangene in eine eigene Kibitke gesperrt.

Die rauhen Diener der Gewalt hatten hier auch so gewaltsam als möglich verfahren. Mit auf den Rücken zusammengeschnürten Händen waren die vier Gefangenen auf ein elendes Strohlager in den schlechten Fuhrwerken geworfen, und so im sausenden Galopp über Stock und Stein davon geführt worden. — Zuleina ward todt aus dem Wagen gehoben, die Andern waren auf das Fürchterlichste beschädigt, besonders am ganzen Gesicht und an den Händen und den minder durch Kleider geschützten Theilen des Körperps durch die rauhe Rinde, aus welcher das Innere solcher Kibitken besteht, zerrissen.

Aus den anwesenden Offizieren und sonstigen Personen höheren Standes ward ein Gericht zusammengesetzt, welchem der unglückliche Fürst vorsitzen mußte.

Feodosia's Stolz war in seiner ganzen Größe erwacht, ihr Heldenmuth übertrug alle Schmerzen und auf keine Weise war sie über die ihr vorgelegten Fragen zu einer Antwort zu bewegen, denn sie erklärte gleich anfangs — daß sie an allen diesen Anstalten, so wie an der barbarischen Behandlung, welche sie schon jetzt habe erleiden müssen, sehe, daß sie bereits verdammt sei, sie wolle nicht suchen, den ihr bereits diktirten Urtheilsspruch zu mildern.

Der Archimandrit übernahm mit der rührenden Milde, welche dem grauen Alter so schön steht, mehr ihre als seine Vertheidigung, indem er die Beichte, welche ihm Feodosia abgelegt, mittheilte, er sprach sie von allen den Verbrechen frei, deren sie bei der Kaiserin angeklagt war, nur von dem letzten größten! konnte er sie nicht frei sprechen; — sie hatte wirklich den Brand angestiftet.

Der halb schon betrunkene Iwan war spät in der Nacht durch Zuleina's Fenster geklettert, war zu der Fürstin gedrungen und hatte ihr gestanden, daß er sich habe verleiten lassen, zu sagen, das vorgezeigte Kreuz sei von einer vornehmen Geliebten. — Er habe versprochen, diese Geliebte mitzubringen, — seine Ehre sei verloren, wenn er nicht sein Wort halte, — er sei ein geborner Tartar, der Sohn eines Chan, er könne seine Ehre nicht auf's Spiel setzen, sie müsse mit ihm kommen. — Feodosia habe Alles versucht, um ihn von seinem Verlangen abzubringen, dieß sei jedoch vergebens gewesen, kein Versprechen, kein noch so bedeutendes Geschenk sei im Stande gewesen, ihn zu bewegen, von seinem Begehren zu lassen; endlich habe er gedroht, sie zu verrathen, und zu sagen, daß sie den Mann, welchen er begraben, bei sich ermordet habe. — Der Fürstin sei kein anderes Mittel geblieben, als mitzugehen, und da habe sie in einer Art Wahnsinn den schrecklichen Gedanken gefaßt, sich dieser Zeugen zu entledigen. — Sie sei eingetreten, habe sich als die Braut des Tartaren erklärt, habe sie durch Ueberfluß an Branntwein, den sie ihnen geben ließ, bald besinnungslos gesehen, und dann, nachdem Alle eingeschlafen, habe sie die Lampe in das Strohlager des obern Bodens gehalten, worauf Alles sogleich in hellen Flammen aufgeschlagen sei. — Um der möglichen Entdeckung, durch irgend Einen, der sich etwa retten könne, zu entgehen, habe sie die Thüre mit einem Knebel von außen verschlossen, so daß Alle in dem Innern des Hauses ersticken und verbrennen mußten, weil selbst durch die Fensterlöcher Niemand entfliehen konnte, indem diese viel zu klein waren, um einen Menschen durchzulassen.

Nun sei die Fürstin nach Hause geflohen, von der fürchterlichsten Todesangst gejagt, denn schon haben die hochaufschlagenden Flammen des Kienholzes ihren Weg beleuchtet, schon habe sie den Schreckensruf Feuer! Feuer! hinter sich gehört und in jedem Augenblick geglaubt, sie werde gefangen und als die Brandstifterin angesehen werden. Endlich habe sie ihren Palast erreicht, doch nur, um den Fürsten schon zum Aufbruch bereit zu finden, an welchen sie sich nunmehr geschlossen, um so schnell als möglich selbst Hilfe zu leisten, um zu verhindern, daß die Feuersbrunst weiter um sich greife — doch dieses sei schon auf die fürchterlichste Weise geschehen, denn die trockenen Holzhäuser, dicht an einander gereiht, mit leicht brennbaren Sachen, mit Stroh, mit Branntwein und Oel gefüllt, mit Stroh gedeckt seien zu Hunderten bereits in voller Gluth gewesen und unmöglich, nur bis zur Brandstätte hinzudringen. — Dieß habe sie so entsetzt, — diese schreckliche, nicht bedachte Folge ihrer Unthat habe sie so gequält, daß sie in jedem Augenblick im Begriff gewesen, sich selbst in die Flammen zu stürzen. Der schreckliche Schmerz habe nicht einmal eine Thräne erlaubt, in ihr starres Auge zu bringen und ihre gequälte Brust zu erleichtern.

Endlich sei es gelungen, dem weitern Verbreiten des Feuers Einhalt zu thun, doch wären zweihundert Häuser schon in Asche gelegen. Von diesem Tage sei die Freude und die Ruhe von ihr gewichen. Die fürchterlichsten Gewissensbisse haben sie Tag und Nacht gequält, sie habe in Gebet und Buße Erleichterung gesucht, doch nicht gefunden, denn die schauderhaften Bilder, welche stets vor ihrer Seele geschwebt, haben nicht Gott gefällige Gedanken aufkommen lassen, und sie wisse schon jetzt, wie die Hölle sei, denn vor ihren wachen Augen haben die Teufel sie immer umschwebt, ja sie habe nicht einmal durch des Kreuzes Zeichen sie vertreiben können, denn unmöglich sei ihr gewesen, dieses Zeichen zu machen, sie habe sich täglich bis auf's Blut gegeißelt, um mit ihren Martern die der unglücklichen Verbrannten abzubüßen, und mit ihrem vergossenen Blute das Blut der Gemordeten zu versöhnen, doch Alles dieß habe sie nicht beruhigt, bis sie endlich zu ihm zur Beichte gegangen und ihm ihr Verbrechen eingestanden. Er habe sie nun zwar nicht absolvirt, — doch ihr versprochen, wenn sie ein Jahr lang, so wie bisher in aufrichtiger Buße, Reue und Strafe zubringe, durch die Kraft des Gebetes ihre Sünde von ihr zu nehmen.

Erschüttert hatte die Kaiserin die Erzählung angehört; eine Zeitlang schwieg sie, dann wandte sie sich zu dem Archimandriten und fragte ihn streng: Warum habt Ihr das Beichtgeheimniß verletzt?

Hier fiel die Frau des Priesters zu ihren Füßen und rief schluchzend: Ich allein, ich trage alle Schuld. — Ich hatte die Fürstin noch nie zur Kirche gehen sehen, ich hatte gehört, sie sei gar keine Christin, sondern eine Katholikin, ich war neugierig auf das, was sie gebeichtet haben mochte, und ließ meinem Gatten nicht eher Ruhe, als bis er mir erzählt, was sie ihm mitgetheilt.

Nun und wie ward, was er Euch, gewiß doch nur insgeheim, erzählt, laut und so bekannt, daß mein Gefolge es in der Stadt vernahm?

Schluchzend und weinend vermochte die Frau keine Antwort zu geben.

So habt Ihr also das Euch anvertraute Geheimniß schwatzhaft verbreitet?

O Herrin! — rief der Priester — sie ist ein Weib und diese können das Schwatzen und Erzählen nicht lassen, ich allein bin Schuld —

Schweigt! herrschte ihm die Kaiserin zu — ich will, daß man von dem Geschlechte, zu welchem auch ich gehöre, mit Achtung rede! Ihr seid es nicht, der für sie Fürbitte einlegen kann. Ihr Alle sollt nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden.

Der unglückliche Fürst mußte das entsetzliche Urtheil unterzeichnen, daß seine Tochter, den Archimandriten und dessen Frau zur Knute verurtheilte, dem Priester sollten noch die Ohren abgeschnitten und die Nase aufgeschlitzt werden. Feodosia ward der Tod durch die Knute bestimmt, die furchtbarste Strafe, welche barbarische Grausamkeit je ersonnen hat, so furchtbar, daß der Henker gewöhnlich milder ist, als der Richter und das unglückliche Schlachtopfer mit dem ersten Hiebe tödtet; eine Gunst, welche man sich von ihm durch Gold erkaufen kann, wenn sein Mitleid sie nicht gewährt. — Als der Fürstin dieses Urtheil vorgelesen wurde, befreite sie ein wohlthätiger Schlag von der Marter, welche ihr zugedacht war. Sie starb bei Anhörung des Spruches. An dem Priester, wurde nach vorhergegangener Entweihung, das Urtheil mit aller Härte vollzogen; dasselbe geschah mit seiner Gattin.*)

Der unglückliche Fürst vermochte nicht, wie Brutus, den Tod des geliebten Kindes zu ertragen. — Eine Kugel machte seinem Leben ein Ende, und der arme Olak, welcher die Geliebte nicht überleben wollte, stürzte sich in das Meer.

Dr. Morvell.

---

*) Historisches Factum, so wie die ganze Erzählung aus authentischen Quellen gezogen ist.

Erinnerung an ein unpartheiisches Urtheil

über Florida's Anbau.

(S. v. Zimmermann's Taschenbuch der Reisen Jahrg. 1806.)

„Als Spanien im Jahre 1762 Florida an England abtrat (leider besaß England Florida nur zehn Jahre lang) suchte die englische Regierung den Anbau des Landes auf alle Art zu befördern. Die Lage und dortige Natur der Produkte gaben unbezweifelte Aussichten zum Wein- und Seidenbau. Es bildete sich eine eigene Gesellschaft in London, welche beträchtliche Summen anlegte, um eine Kolonie Griechen und Minorkaner zum Anbau in Florida zu ermuntern. Ein gewisser Turnbull, der lange in Smyrna gelebt hatte, brachte durch diese Unterstützungen wirklich 1500 Griechen nach Florida. Sie legten, gegen sechszehn deutsche Meilen südlich von Augustin am Musqu'tofluße, oberhalb des Kaps Canaveral, eine Pflanzstadt an, und gaben ihr den Namen Neu-Smyrna. Schon war eine Menge Land urbar gemacht; es gediehen die schönsten Früchte Griechenlands und Kleinasiens; die Maulbeeren und die Trauben ließen sich trefflich an, als der Krieg der Freistaaten gegen das Mutterland ausbrach. Florida kam dadurch zuletzt wieder in Spaniens Hände; viele der Anbauer von Neusmyrna zerstreuten sich bei dieser unruhigen schwankenden Lage, und die schöne Kolonie verlor den größten Theil ihrer Bewohner." —

„Sollte aber dereinst Florida mit Louisiana ein gleiches Glück genießen und den Freistaaten einverleibt werden (dieß ist nun seit einigen Jahren der Fall) — so sieht man schon zum Voraus, zu was für einen Grad von Prosperität es gelangen könnte. Das Klima selbst ist nämlich nicht ungesund, und die Austrocknung der Moräste, die weitere Urbarmachung fruchtbarer Rohrwiesen und Savannen würde die Güte des Klima's selbst noch erhöhen."

„Das merkwürdige fruchtbare Florida ist indeß jetzt nur sehr schwach mit Einwohnern besetzt. Die vielen Grabhügel und Monumente zeigen, daß die Ureinwohner von Florida vormals, da der Boden nur noch mit Waldungen und Savannen bedeckt war, es dennoch im Ganzen wohl besser bevölkerten. Aber Spaniens Uebermaß von auswärtigen Besitzungen, seine geringe Achtsamkeit auf diejenigen, welche nicht gerade eine große Masse edler Metalle erzeugen, hat auf dieses herrliche Land bis jetzt für unser Geschlecht fast nutzlos gelassen. Nach einigen Angaben sollten nur etwa 10,000 Europäer dort leben." —

„Uebrigens ist Florida nicht ganz ohne vorzügliche Mineralien. Es gibt dort Eisen, Kupfer, Vitriolsalz, und wahrscheinlich noch mehrere der weitverbreiteten Mineralien." —

„Die Einwohner von Westflorida treiben keinen ganz unbedeutenden Handel mit Cuba und andern Inseln des westindischen Archipels. Eine der beträchtlichsten indianischen Städte, Talahasotshe, hat an dem St. Johannisfluß von Westflorida, der sich in den mexikanischen Meerbusen ergießt, eine hohe reizende Lage. Die hiesigen Seminoten bauen Fahrzeuge, Canons, welche oftmals gegen dreißig Mann halten. Hierin wagen sie es sowohl nach Cuba, als selbst nach den Bahamainseln, Peltereien, gedörrte Fische, Wachs, Honig, Bärenfett und andere Landesproducte gegen die dortigen Stapelwaaren zum Tausch hinüber zu führen. Wiederum treiben die Spanier von Cuba aus keinen unbedeutenden Handel nach der Mündung des St. Markusflusses und in der Bai Calos. Als Florida noch unter brittischer Herrschaft stand, sandte die Hauptstadt Pensacola jährlich an Indigo, Reis, Peltereien, Fischen und dergleichen für 63,000 Pf. Sterling, erhielt aber dagegen zurück für 97,000 Pf. Sterling. Der bessere Anbau des Landes mit jenen beiden zuerstgenannten Waaren, die so leicht zu bewerkstelligende Aufnahme der Baumwolle, des Weins, der Seide, der Cochenille, die ohnehin dort zu Hause ist, wohl auch des Kakao, würde aber bei freiem Handel und einer darauf aufmerksamen Regierung Florida bald zu einem blühenden Staate erheben, vorzüglich da es von vielen Seiten das Meer benutzen kann und mehrere gute Häfen und Landungsplätze, besonders am mexikanischen Meerbusen, besitzt." —

B.

An den Fürsten X.

Schmeichler heben Dich zum Himmel,
Thoren stimmen lobend ein,
Und nur Klio, die Gerechte,
Lachend dieser feilen Knechte
Räumet Dir die Hölle ein.

An ein Fischweib.

Mit Deiner Stentorstimme richtest Du
Nichts aus, denn brüllen kann ja jede Kuh!

Aus einem Stammbuche.

Tanz' auf Rosen,
Spiel auf Flöten,
Habe Moses und die Propheten,
Lebe alle Tage so,
Stets in dulci jubilo.

Ludwig Züllich.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, Anfang October 1831.

(Beschluß.)

Viele Individuen aus den höhern Ständen, auch sehr geschickte Aerzte, als Opfer ihres Berufes, sind die Beute der Cholera geworden. Doch nimmt bereits die Sterbeliste ab. Die Aerzte haben endlich die Natur der Krankheit, die in jedem Lande einen andern Charakter annimmt, kennen gelernt. Der Weltpriester, Dr. Emanuel Veith, steht an der Spitze der Homöopathen, welche bei dieser Krankheit sich der glücklichsten Kuren erfreuen. Unter den Allopathen leistet Dr. Götz, ein Gott in der Gefahr, Wunder, wo er erscheint. Binnen zwei Tagen bewirkte er die Heilung von drei und siebenzig Cholera-Kranken.

Man will sich auch hier von der Nicht-Contagiosität dieser Krankheit überzeugt haben, was daher die Aufhebung sämmtlicher Cordons zur Folge hatte. Seitdem die Bewohner der Hauptstadt des Reiches den gefürchteten Gast nicht mehr von den Mauern derselben abzuhalten vermochten, ist auch kein weiterer Versuch gemacht worden, das noch gesunde Böhmen durch einen Cordon zu schützen, und ungeachtet in den ersten Tagen des Ausbruchs der Cholera zu Wien unzählige Fremde über Hals und Kopf nach Prag flüchteten, und daselbst ohne Gesundheitspässe, die nicht mehr ausgefertigt werden, Einlaß erhielten, so soll demungeachtet dort noch der vollkommenste Gesundheitszustand herrschen. Ein wiederholter Beweis, daß das Cholera-Miasma hauptsächlich in der Luft zu suchen sei. Die Hauptstadt Mährens: Brünn, ist seit einer Woche ebenfalls in die Liste der Cholerastädte aufgenommen worden.

Wenn die betrübenden Ereignisse der letzten Zeit wesentlich zur Verminderung der Theaterlust beigetragen haben, und weil zufällig im Schauspielhause die Cholera sich ihre ersten Opfer holte, ein nicht geringer Theil der Volksklasse darin ein Zeichen finden wollten, wie sehr der liebe Gott über den häufigen Theaterbesuch entrüstet sei, so haben hingegen die hiesigen Buchhändler durch regere Thätigkeit und Verlagsspeculationen die Pressen in Bewegung gesetzt. Es begreift sich von selbst, daß der blühende Artikel der Herren Speculanten keineswegs belletristischen oder politischen Inhalts sei, oder etwa gar in die Speculationsphilosophie einschlage, denn unsere Herren sind in ihren Speculationen mehr merkantilisch, als philosophisch, sondern die sogenannte Cholera-Literatur ist es, die hier wie in Berlin, Leipzig und andern großen Städten so viele Federn, Pressen und Zungen in Bewegung setzt, denn wie wenig das Bedürfniß nach schönwissenschaftlicher Lectüre hier empfunden werde, läßt sich aus der Zahl der Leihbibliotheken entnehmen, deren hier nur zwei, die Armbruster'sche und Tauer'sche bestehen, ohne eben so blühende Geschäfte zu machen, als eine dritte „geistliche Leihbibliothek" genannte, die ein weit größeres Publikum findet.

— b.

Buntes.

Den Herrn Spazier hat man jüngst die Blüthe des Liberalismus genannt. Es versteht sich, daß das Wort „Blüthe" nur im ärztlichen Sinne zu nehmen ist.

Die Nürnberger Blätter sollen mit 1832 aufhören. Man darf behaupten, daß sie „eingehen zu ihres Herrn (Verlegers) Freude."

Als der Redacteur des Leipziger Tageblattes starb, ist den Würmern ein Fest geworden. Seine Leser konnten ihm bei seinen Lebzeiten nicht ein Gleiches nachrühmen.

Der unvortheilhaft bekannte Herr Lyser beschäftigt sich jetzt mit Caricaturzeichnungen für die Abendzeitung. Man sieht, daß der Mann sich aufs Selbststudium legt.

Herr Lyser hat versprochen, alle seine literarischen Feinde zu Caricaturen zu machen. Er muß sie also doch erst dazu machen; seine Feinde hätten, wenn sie sich ebenfalls auf Caricaturen legen wollten, gegen ihn ein leichteres Spiel.

Herr Lyser macht Caricaturen, d. h. um ein guter Sohn zu sein, thut er, was sein Vater gethan hat.

A. B. Mucker.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 249. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 19. October. 1831.

Glosse.

Das Leben ist ein bunt verwirrter Traum,
Im Dunkeln liegt die Zeit die uns entschwunden,
Ein Schleier deckt der Zukunft ferne Stunden
Und selbst das Jetzt erkennt die Seele kaum.
Schulze.

Es drängt mich, aus der Menschen regem Kreis
Hin in die Einsamkeit des Hains zu wallen,
Zu ordnen dort im Geiste, wie mit Fleiß,
Was aus des Schicksals Urne mir gefallen,
Seitdem mein Fuß durchreist des Lebens Raum.
Doch ach! ich finde, wie ich immer sinne
Und Fädchen sorgsam auch an Fädchen spinne:
Das Leben ist ein bunt verwirrter Traum.

Auch schau' ich oft auf die Vergangenheit,
Um d'raus zu bilden gold'ne Weisheitslehren,
Und zu ergründen d'raus den Geist der Zeit
Und so das Mißgeschick mir abzuwehren,
Das Mancher, ungewitzigt, hat gefunden.
Doch ach! wie oft und scharf mein Späherblick
Zu dem verlaufnen Leben kehrt zurück:
Im Dunkeln liegt die Zeit die uns entschwunden.

D'rauf klopf' ich an der Zukunft Pforten an,
Um Offenbarungswahrheit dort zu finden;
Sie werden, hoff' ich, sicher aufgethan,
Es wird dann jede Dunkelheit entschwinden,
Zur fernsten Fernsicht wird mein Blick gesunden.
Doch ach! da hör' ich plötzlich, wie es spricht:
„Steh' ab! es dringt zu ihr Dein Auge nicht:
Ein Schleier deckt der Zukunft ferne Stunden."

Da sinkt mein Muth, ich wende meinen Schritt,
Doch tröst' ich mich: „noch ist Dir Eins geblieben:
Wenn Alles Dir der Forschung Weg vertritt,
So steht das Jetzt doch deutlich aufgeschrieben
Und sein Erkennen ist kein Hoffnungsschaum."
Doch ach! will ich mich freu'n am vollen Lichte,
So seh' ich, Wehmuthsthränen im Gesichte:
Und selbst das Jetzt erkennt die Seele kaum! —
Dr. E. Bönecke.

Freudenreich und Dolorosus.

(Fortsetzung folgt.)

Indessen saßen im traulichen Stübchen Juliane und Ludwig Freudenreich, zwei Glückliche, wie vielleicht in dem Augenblicke nicht Aehnliche gefunden werden konnten. In stiller Freude wurden Lebenspläne entworfen und wieder verworfen. Das nächste Ziel ihrer Wünsche blieb aber immer ihre Verbindung, nach der sie sich, die nun schon lange gelagert am See Bethesda, herzlich sehnten. Schon mehrere Male jedoch hatte ein Vorschlag auf den Lippen Freudenreichs geschwebt, doch immer schien eine gewisse Scheu seine Rede zu hemmen. Endlich nahm er sich zusammen und meinte:

Nun kann ich doch auch das erlangen, was mir das Liebste nach Dir ist, meine theure Juliane! —

„Und das wäre?" fragte diese lächelnd, als ob sie das Kommende ahnte.

Du weißt es ja, mein Leben! stotterte Ludwig; wie oft habe ich gewünscht, das schöne Land, das ewig heitere, lachende zu schauen, — mit einem Worte, nach Italien zu reisen! —

„So, Du böser Mann!" schmälte Juliane, „Du willst mich also verlassen, jetzt, wo das Glück uns zusammenführt, Dich jetzt von mir trennen, bevor wir noch auf immer verbunden?"

I Gott bewahre! replizirte er, Gott bewahre! erst muß der Pastor seinen Segen über uns sprechen und dann mit Dir dorthin, wo die Citronen blühn! —

„Nein, nein!" meinte die Braut, „das will ich nicht! Lieber hier die Citronen um hohen Preis gekauft, als sie dort umsonst von den Bäumen geschüttelt. Lieber will ich hier sicher und ruhig in meinem Stübchen sitzen, als dort fürchten, daß Rinaldo mit seinen Raubgesellen mir die Dolche und Pistolen auf das Herz setzen, das ich unmöglich den kalten Eisen darbieten kann, da es Dir, meinem geliebten Kanzelisten gehört!" —

Für's Erste, liebes Kind! bat der Angeredete, für's Erste laß den Kanzelisten in Ruh! den hab' ich auf dem Wege hieher dem Herrn Stadtgerichtsdirektor ausgehändigt, damit er ihm irgend einem aufbürde, der sich nach solcher Last sehnt. Ich werde mir nächstens einen Doctor verschaffen, denn ich bin ja ein reicher Mann. Der ist aber nur für die Welt, für Dich bleibe ich Ludwig Freudenreich und werde mir Mühe geben, daß Du stets freundlich mich bei diesem Namen nennst. Pro secundo sehe ich nun wohl, daß aus meiner Reise, auf die ich mich ein weniges freudig gespitzt, nichts wird, da Du nicht gesonnen bist, mich zu begleiten; doch gern opfere ich Dir dieses Vergnügen! Drum laß uns nicht weiter davon reden und damit Punktum! —

„Und damit nicht Punktum, mein lieber Doctor in spe!" fuhr Juliane fort, „ich, die ich Dir so viel zu danken habe, will nicht die Veranlassung sein, daß auch nur das kleinste Wölkchen des Unmuths auf Deiner Stirne schwebt. Ein ganzes Gewitter möchte aber bald aufziehn, ginge ich in Deine Idee ein, um meinetwillen die Reise aufzugeben. Jetzt bitte ich Dich, daß Du sie unternimmst; in einem halben Jährchen ist Alles abgemacht, und so lange Zeit brauche ich denn auch wohl noch zu unserer Einrichtung. Munter und froh kommst Du zurück und wirst mein freundlicher, lieber Mann!" —

Juliane, Du gutes, liebes Mädchen! rief erheitert der Wanderlustige, ja, Du bist eine Perle in dem Kranze holder Frauen und ich ein glücklicher Mensch, daß ich diese Perle mein nennen darf. Du erlaubst und ich reise! —

„Sobald als möglich!" befahl die Frauenperle.

Sobald, als möglich? wiederholte er fragend. Willst Du meiner denn schon so rasch los und ledig sein? —

„Ja wohl!" wurde ihm zur Antwort, „ja wohl, um Dich recht bald wieder zu erhalten!" —

Ah so? das ist etwas Anderes! sprach der Beruhigte. Nun, es soll geschehen! Sobald Ephraim unsern Gewinn bringt, geht's in die Residenz und von dort geradesweges über Elsterwerda nach Neapel. Dort in der Stadt des Lebens soll mir das Leben neu erblühen und heiter und gestärkt kehrt dann der verkümmerte Bräutigam zur lieben Braut zurück, um sich nie mehr von ihr zu trennen! —

So war denn nun Alles abgemacht. — Die wenigen Tage, die Freudenreich hier in seiner kleinen Heimath zu verleben dachte, wandte er zum Niederschreiben einer dissertatio de pretio opulentiae an, die fast noch naß, sofort an die philosophische Facultät zu E. mit der gewöhnlichen, klingenden Beschwerde und dem Ersuchen geschickt wurde, den Doctor wohl eingepackt nach der Residenz in das Hotel de Rom zu senden, woselbst Herr Ludwig Freudenreich ihn in Empfang nehmen und anlegen würde. Ephraim war indeß nach dem Gewinne gereist und an einem Abende rollte er dann mit seinem schweren Wagen, der seine 75,000 Thaler unter Brüdern werth, wieder in die Thore des Städtchens. Am folgenden Morgen wurde sortirt und getheilt. Ephraim war um fünftausend Thaler reicher, 35,000 Thaler wurden Julianen erb- und eigenthümlich verschrieben, denn Ludwig wollte eine reiche Frau heirathen, darum gab er der Braut, was zum Reichthum gehört, nemlich Geld. Die andern 35,000 Thaler wollte Freudenreich wieder nach der Residenz nehmen, um sie dort sicher unterzubringen. Eben das sollte auch mit dem Gelde seiner Braut geschehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Monolog eines Staatsmannes.

Man sagt, das †††
Als ihm von Warschaus Fall
Die Kunde kam,
Den Spiegel nahm,
Sich überall
Besah, und dann
In einem Strich
Wie folgt begann:
C'est ainsi, oui, ma foi!
Que je le voulois, moi!
Il faut, qu' on désormais
Un tout semblable sort
Comme à ces Polonais,
Et même encore plus fort,
A ces vilains Français
Prepare. — Eh nous verrons,
Si ce n'est la verité,
(Car je suis décidé)
Qu' avec les alliées
Nous — même et nos armées
En trois mois précis,
S' il se plut, plutôt, — serons
A ce maudit Paris,
Tout mettant en débris,
Que ces fous ont bâtis.
Pour pauvre Italien
Nous l' userons bien
Et même avec succès,
Pour laisser faire regrès
A ce bestial siècle,
Suivant notre ancienne règle:
De ne ceder un pas
A son furieux fracas.
A bas la liberté,
A bas, bon gré malgré.

⊙ d. 9ten October 1831.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

„Ich würde Ihr Erbieten annehmen," sagte der junge Mann, „wenn ich minder unartig gegen Sie —"

„O, erwähnen Sie das nicht," unterbrach ich ihn, „und thun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie meinen Platz. Wer weiß ohnedieß, ob Sie nicht ein besseres Recht darauf haben. Zwar sagte man mir gestern, als ich mich einschreiben ließ, daß der Wagen noch völlig unbesetzt sei und ich den ersten Platz haben sollte; aber — "

„Dasselbe sagte man mir gestern auch," warf der junge Mann lächelnd ein.

„Nun, so lassen Sie uns," erwiederte ich, „wie es Gründlichkeit liebenden Deutschen geziemt, aus den gedruckten und geschriebenen Documenten, d. h. aus unsern Postscheinen ersehen, für wen das Document entscheidet."

„Ich weiß genau," antwortete mein Nachbar, und das Finstere seines Blickes war längst verschwunden, „daß auf meinem Billet Nr. 1. steht."

„Ei," versetzte ich, „warum haben Sie mir das nicht gleich beim Einsteigen gesagt; da hätte es nicht erst eines Wagenstoßes bedurft, uns beiden die Zunge zu lösen. Also, nehmen Sie meinen Platz."

„Ich will es thun," erwiederte der junge Mann, „aber ich bin mir selbst schuldig, Ihnen den Beweis meiner Behauptung zu geben."

Mit diesen Worten zog er seine Brieftasche.

Sollte denn der Postofficiant mich angeführt haben? Der Mann war so artig gewesen. Ich konnte es nicht glauben und suchte auch meinen Postschein.

„Sehen Sie hier Nr. 1. im Coupé," bemerkte mein Nachbar und zeigte mir sein Billet.

„Richtig," sagte ich, „und auf meinem Postscheine? Das ist lustig, da steht gar keine Nummer. Also geschwind, nehmen Sie meinen Platz; merkt die Gesellschaft hinter uns, daß ich ohne Nummer hier sitze, so laufe ich Gefahr, völlig ausnummerirt zu werden."

Während wir wechselten, bemerkte ich, was ich bis dahin nicht gesehen hatte, über dem Mittelplatze ein Blech mit Nr. 1. und zeigte es meinem recht freundlich gewordenen Nachbar.

„Sonderbar," sagte dieser, da müssen wir uns beim Conducteur erkundigen; aber jeden Falles," setzte er lächelnd hinzu, „behalte ich den Platz, für den ich bei Ihnen mich schon bedankt habe, es wäre denn, daß Sie mir meinen Dank zurückgeben könnten."

Ich fragte nun den Conducteur, warum Nr. 1. als der unbequemere Platz in der Mitte und nicht in der Ecke sei.

„Weil Nr. 1.," erwiederte dieser, „nach Nr. 0. kommt; wer Nr. 0. hat, ist der zuerst Eingeschriebene und sitzt in der Ecke; wer Nr. 1. hat, ist der zu zwei Eingeschriebene und sitzt in der Mitte."

„Nun, bin ich denn also Nummer Null?" fragte ich, und konnte mich kaum des Lachens enthalten, daß bei den Oesterreichern eine Null etwas Besseres sein solle, als eine Eins.

Anstatt der mündlichen Antwort zog der Schaffner seine Liste und überließ es uns, selbst nachzusehen, wer unter Nummer Null eingetragen sei. Das war — ich, und wie nun mein Nachbar sich wieder zum Wechseln erbot, so freute ich mich, meine Null bis dahin nicht unrechtmäßig besessen zu haben und mit einem so unbedeutenden Opfer dem blassen, jungen Manne einen Gefallen erzeigen zu können. Die Erwähnung einer Wunde an seinem rechten Arme hatte mich an die Erzählung des deutschen Banquier am vorgestrigen Ballabende erinnert, es fiel mir bei, daß derselbe von der auf heute bestimmten Abreise unseres Landsmannes gesprochen hatte, ohne zu sagen, wohin, und ich überlegte eben, ob mein Nachbar mit diesem Landsmann eine Person sein möchte, als ich von ihm in meiner Ueberlegung unterbrochen und an der Richtigkeit meiner, mir schon fast nicht mehr zweifelhaften Vermuthung zweifeln gemacht wurde.

„Wenn ich nicht sehr irre," sagte er und betrachtete mich wieder mit demselben scharfen Blicke, der mir bei seinem Einsteigen aufgefallen war, „so habe ich heute nicht zum ersten Male das Vergnügen, Sie zu sehen. Mein Gedächtniß müßte mich sehr trügen, wenn meine Augen Ihnen nicht bereits in Hyeres und zwar im Hôtel d'Europe begegnet wären."

„Ich entsinne mich nicht, Sie da gesehen zu haben," antwortete ich, „obgleich ich in Hyeres gewesen bin und dort allerdings im grand hôtel d'Europe bei Madame Barthelemy gewohnt habe."

„Ganz recht," versetzte mein Nachbar. „Ich stand am Fenster des ersten Stocks, als Sie vom Besuche der Salzwerke angaloppirt kamen, und sah, wie die Frau Wirthin Sie sehr artig empfing und Sie ihr noch artiger den geliehenen Regenschirm zurückgaben. Ich verweilte noch zwei Tage dort und die Wirthin erwähnte Ihrer so oft gegen uns, daß —"

„Verzeihen Sie meine Unterbrechung," fiel ich ein, „wer waren diese uns?"

„Ich und — meine Frau," erwiederte der junge, blasse Mann, und schien bei dem Worte: Frau, das er zögernd aussprach, noch blässer zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Magdeburg.

Versprochenermaßen, mein sehr geschätzter Planet, empfängst Du abermals einige Notizen von meinem Hin- und Herzügen aus Magdeburgs Nähe, und wolltest Du daraus entnehmen, wie fleißig ich bei meinen Mittheilungen bin, wie schnell ich expedire, um Dir nur gefällig sein zu können! Zur Sache! —

Das Ziel meiner dießmaligen Reise war Alexisbad, Blankenburg ꝛc. So fuhr ich denn am 30sten des Juni aus den Wällen meines alten lieben Magdeburgs, und zwar mit dem gewöhnlichen Personenwagen, der von dort regelmäßig dreimal in der Woche nach Halberstadt fährt. Poeten kutschiren selten per Extrapost und zwar aus gewichtigen Gründen! Der sonst große Wagen war dießmal ungewöhnlich besetzt: Ein mixtum compositum viatorum hatte Platz genommen! Mir zur rechten saß ein angehender Canzelredner, der so eben sein Examen beendet, und gut bestanden haben mochte, denn mit verklärter Miene eilte er den lieben Seinen und seinem Domicilio zu, er schien die gewisse Versicherung in der Tasche zu haben, bei der ersten Vacanz berücksichtigt zu werden und eine ansehnliche Pfarre, worauf sich Knarre gar lieblich reimt, zu erhalten. Wohl ihm! ich gönne es ihm von Herzen! — Mir zur Linken hatte ein Kleiderkünstler Posto gefaßt, der eines, wie er sagte bedeutenden Prozesses wegen, mit der Gerichtsbehörde in Magdeburg conferirt, und dort (figürlich gesprochen) auf heißem Pflaster gewandert hätte, auch sich laut über Jungfrau Themis beschwerte; so meinte er unter andern sehr poetisch, hätte sie, die Themis nemlich, die Binde von den kornblumenblauen Augen abnehmen und ihn in seiner Glorie schauen wollen, so wäre gewiß alles für ihn anders und besser geworden. Vor mir vis a vis saß eine Berliner Grosböttcherin mit einem niedlichen Kinde, die eine vermögende Tante aus Braunschweig nach Berlin holen wollte, (man kann denken, warum?)

Ihr zunächst wisperte in einem fort die alternde Donna Clotilda, derzeit Frau Kämmerer X. zu K., die von ihren hohen Verwandten und Bekannten am Duodezhofe zu Y. nicht genug erzählen konnte. Den Hintergrund füllte ein Forst-Candidat, der einen ihm einst gewordenen vergifteten Schlangenbiß am rechten Zeigefinger, als eine Reliquie des edlen Waidmannsstandes, stolz über seine Courage, den ihn bedauernden Reise-Comilitonen vorzeigte; ein Quintaner aus Guben, der zu Herzvatern nach Quedlinburg reiste, und endlich ein finsterer, backenbärtiger und lautloser sogenannter Ellenreiter, (jokoser Adjectiv von Leuten diesen Gelichters und Charakters, wie haec persona) ein Marchand à la mode, dessen Marmormund nur dann zu zucken begann, wenn er von seiner lieben Heimath, Groß-Zerbest, zu sprechen begann! — Vorn aber auf dem Kutschbocke, hatte ein Handschuhfabrikant und Freund Abraham, unser Conduttori, Platz genommen! In wissenschaftlicher Hinsicht, namentlich als uns der Superintendent in spe zu Egeln verlassen hatte, wollte sich durchaus kein Gespräch anknüpfen lassen, und die ganze ennuyirende Conversation drehte sich um Wetter, Vettern, Tanten und Verwandten, Cholera und Polen, und was derlei Tages-Colloquia mehr sind. So gelangten wir zu dem einförmigen, katholische Rudera aufzeigenden Kroppenstedt, dem (nicht etwa holländischen) Gröningen, wo wir bei dem Gastwirth Chasseur sauern Wein für gutes Geld bekamen, und endlich bei guter Zeit nach Halberstadt, wo ich dießmal bei dem edlen Ritter, Prinz Eugen, mein Quartier aufschlug!

Man logirt hier gut und billig, hat schöne, reinliche Betten, ißt und trinkt vorzüglich und findet an dem Schwiegersohne des Hauses wahrscheinlich einstigen Besitzer des genannten Hotels, Herrn Heinicke, der mich (wofür ich ihm hier meinen herzlichen Dank darbringe) sehr freundlich aufnahm, einen ganz besonders artigen und gefälligen Mann, dem ich einen recht angenehmen Abend verschulde. In Quedlinburg, wohin ich andern Tages in der Meinung kam, dem Musikfeste und der sogenannten Klopstocksfeier beiwohnen zu können, fand ich mich in so fern getäuscht, als das erwähnte Fest auf dem 7ten Juli verlegt worden war. (Ein Beweis, wie man die Geburtstage willkührlich bestimmen und feiern kann.)

Ich stieg bei recht freundlichen Leuten hier im goldnen Ringe ab, fand meinen alten, würdigen Freund, den Tonebändiger Musikdirector Rose, der zugleich Meister auf der Violine, bis über die Ohren des bevorstehenden Musikfestes wegen beschäftigt, erfreute mich früherer Liebe meines hochschätzbaren Freundes, des Herrn Postsecretair Heyne, eines eben so gefälligen als bescheidenen Mannes, empfing erneute Beweise freundlicher Theilnahme, des von mir sehr geehrten Polizei-Commissarius Herrn Zeitz und brachte den Abend bei dessen, von mir gar hochgeschätzten und in der bürgerlichen Welt wie in der Buchhändlersphäre als nur geachtet und reell bekannten Schwiegersohne, Herrn Buchhändler Basse auf eine eben so angenehme, als erheiternde Weise zu.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 250. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 20. October. 1831.

Skolie.

O werft aus den Herzen
Die nagenden Schmerzen,
Seid fröhlich, ihr Brüder!
Den Busen erlabe
Des Rebensaft's Gabe
Und jubelnde Lieder!

Wie Nebel am Morgen,
Entfliehen die Sorgen
Vor Bacchus dem Schönen;
Die Schmerzen entgleiten,
Es kommen die Freuden,
Die Becher zu krönen.

Zeus schauet voll Güte,
Am Arm Aphrodite,
Zur Erde hernieder;
Er freut sich der Zecher,
Er segnet die Becher,
Der Himmelsgebieter.

Winter.

Freudenreich und Dolorosus.

(Fortsetzung.)

So rückte denn der Tag des Scheidens näher. Am Abende vorher ergingen sich die Geliebten in der frischen Frühlingsluft. Der Gottesacker, auf dem die Eltern Beider längst den ewigen Schlaf schlummerten, winkte ihnen einladend mit den grünenden Wipfeln der Linden. — Dorthin! sprach Ludwig mit weicher Stimme, dorthin laß uns gehen! Auf ihrem Grabe empfange meinen Schwur der Treue und Liebe! So traten sie ein. Die scheidende Sonne vergoldete mit ihrem Glanze die einfachen Kreuze und leise rauschten die Bäume ihr melancholisches Abendlied. Am Grabe knieeten sie nieder und reichten einander über den Hügel die Hände. — So wie ich in der schweren Zeit des Unglücks an Dir hielt, sprach Ludwig, so will ich an Dir halten jetzt, wo freundlich uns das Glück gelächelt. Ich bleibe Dein, bis man uns einsenkt in die Wohnungen des ewigen Friedens! — Mit thränendem Auge sanken die Geprüften einander in die Arme, lange hielten sie sich umschlungen; dann kehrten sie zurück still-heitern Gemüths. Wohl hatte der Abschied seine Trauerschwingen auf sie herniedergesenkt, doch die leuchtende Hoffnung des baldigen Wiedersehens zur steten Vereinigung verscheuchte den Schmerz, und als die Morgensonne des folgenden Tages funkelnd heraufstieg, finden wir Ludwig bereits auf dem Wege zur Residenz. —

2.

Wie behaglich fühlte sich der Reichgewordene, als er in der prachtvollen Hauptstadt im eleganten Hotel aus dem Fenster auf die Leute unter sich schaute, die die schöne Lindenallee entlang, dem Thore zueilten. Es war ein Sonntag, der Tag, an dem man vielleicht ein Drittel der Residenzbewohner zu dem schönen Thore hinausfahren und wandeln sieht. Wohl vielen sah man es an, daß sie sich die ganze Woche auf diesen Tag gefreut, an dem sechstägige Sorgen und Mühe abgeschüttelt wurden, um sie morgen wieder aufzuhocken und bis zum nächsten Feiertage mitzuschleppen.

„Ihr Diener, Herr Kanzelliſt!" tönte auf der Straße eine Stimme, als Ludwig sich eben umgewandt, um einen Zug aus dem, hinter ihm stehenden mit Selterwasser und Rheinwein gefüllten Pocal zu thun. — Mein Gott! wer kennt mich hier und gibt mir die unglückliche Titulatur? Was muß da unten der betreßte Portier von mir denken, da ich mich doch als Doctor, der dieser Tage wirklich ankommen muß, im Fremdenbuche inscribirt und hier im Hause bis jetzt gerirt? Dieß Alles durchflog in einem Nu seinen Kopf und rasch steckte er diesen zum Fenster hinaus, um den

Störenfried zu erkunden. Gott Lob! seufzte er, das galt nicht mir! — Denn unter dem Fenster stand der Anredende, wie es sich ergab, seines Metier's ein Schneiderlein; der Angeredete, ein hagerer, vierzigjähriger Mann, auf dem Gesichte untrügliche Spuren des Actenstaubes und Kummers, auf dem Arme aber ein kleines Kind, die Frucht seiner Lenden, indeß neben ihm die Frau, nebst zwei andern Sprößlingen ein gar betrübtes Gesicht zog. — der Angeredete also schien nicht sonderlich durch das Zusammentreffen erbaut. Denn mit mehr als geziemend lauten Worten manichäerte ihn das Schneiderlein um die rückständige Schuld für diverse Kleidungsstücke, die er dem Herrn Kanzellisten und dessen beiden Söhnlein angefertiget, und wurde um so lauter, jemehr der Schuldner über Unvermögen, Krankheit und dergleichen klagte.

„Ich muß mein Geld binnen acht Tagen haben!" meckerte schließlich das Ziegenböcklein, indem es fleißig die spitze Nase fütterte, „ich muß es haben, widrigenfalls ich gar nicht anstehen werde, Sie, mein geehrter Herr Kanzelliſt! beim hochpreislichen Kammergerichte kläglich zu belangen!" —

So hüpfte der Spindeldürre fort; der Andre aber blieb noch einige Augenblicke wie vom Donner, ob dieser gleich nur in der Gestalt eines Schneiders erschien, gerührt stehen und sprach endlich seufzend zu den Seinen: „Wenigstens den heutigen Tag glaubte ich mit Euch, lieben Kinder! in Ruhe und Frieden zu verleben, gedachte mich in den Zelten an einem Pfeifchen Cuba und einer Flasche Josty freudig zu erlaben, allein auch das ist mir nicht vergönnt! Heute ist's nun schon mit der Freude bei mir vorbei!" — Und so schritt er denn mit den Seinen betrübt weiter. Ludwig aber, der alles mit angehört, sprang zu seiner Chatoulle, ergriff ein kleines Röllchen und rasch die Treppe hinunter eilend, hatte er den vormaligen Collegen eingeholt. — Rauchen Sie heute guten Tabak, trinken Sie zwei Flaschen Josty und bezahlen morgen den Schneider! Dero Ergebenster! sprach er rasch zu dem Kanzellisten, drückte ihm das Röllchen in die Hand und schnell um die Ecke des Gasthofes biegend, schlüpfte er in den offnen Thorweg und dann in sein Zimmer. Hinter den Fenstervorhängen hindurch sah er, wie der versteinerte Kanzelliſt endlich wieder Leben gewann und dem unbekannten Wohlthäter nacheilend, ihn nicht mehr fand. Er bemerkte, wie er das Röllchen aufmachte, dann mit seiner Frau einige Worte sprach und den Blick gen Himmel richtend, eine Thräne aus dem Auge wischte. Dann gingen sie fröhlicher, wie vorhin, dem Thore zu. Ludwig Freudenreich aber trank sehr vergnügt Selterwasser und meinte bei sich selbst, indem er sich fröhlich die Hände rieb: Es ist doch ganz scharmant, ein reicher Mann zu sein! — Unterdeß war der Kellner heraufgekommen und hatte gemeldet, daß angerichtet wäre. Der reiche Mann, der sich schon am Morgen in ein Kleidermagazin und daselbst in einen sehr modernen Frack begeben, ihn jetzt aber der Hitze wegen abgelegt hatte, fuhr hinein und dann hinunter an die table d'hôte. Wie verschieden von dem bescheidenen Speisehause in seinem kleinen Städtchen fand er es hier! Dort ein kleines, enges Zimmer, die Speisen kaum hinreichend, um des einstigen Kanzelliſten Magen nothdürftig zu füllen, die Gesellschaft bestehend aus ihm, dem Registrator, dem Accise-Controlleur-Substituten und allenfalls noch aus einem oder dem andern durchreisenden Handwerksmanne, — und nun trat er hier in einen geschmackvoll decorirten Saal, in welchem sich eine lange Tafel, elegant servirt, ausdehnte, eine Menge Gäste, unter denen mehrere ihren hohen Stand durch Ordenszeichen und Kreuze, alle aber durch eine gebildete Conversation und feines Benehmen bekundeten, — die, den strengsten Anforderungen eines Gourmand's genügenden Speisen, — die, mit einem Dutzend ausländischer Namen benannten Weine, die in den geschliffenen Kristallgläsern funkelten und glühten, — alles dieses versetzte unsern Reisenden in eine Befangenheit, die nur dann wich, als er einige Gläser feurigen Burgunders hinuntergeschlürft. Neben ihm saß ein hagerer Mann, ungefähr zwischen den vierziger und funfziger Jahren, in schwarzer Kleidung, die Brust mit einem rothen Kreuze — wie Ludwig erfuhr — dem päpstlichen Orden des goldenen Sporns geziert. Mit ungezwungener Behendigkeit hatte dieser sich allmählig der ganzen Unterhaltung bemächtigt, so daß er dorthin scharfe Witzworte sendend, hierhin plötzlich wieder das begonnene ernste Gespräch fortführte und dann wieder mit einem Dritten Gewöhnliches und Alltägliches unterhandelte. Er war, wie die braune Gesichtsfarbe, das lebendige Mienenspiel, das schwarze, krause Haar, die dunkeln Feueraugen zu erkennen gaben, ein Italiener und zwar aus Neapel, wohin er, wie er dem russischen Fürsten, der ihm gegenüber saß und von dorther kam, vertraute, jetzt nach mehrjähriger Abwesenheit wieder zurückkehren wollte.

Ich beneide Sie, sprach der Russe, ich beneide Sie, Marchese Cassini! um die Reise zu diesem irdischen Paradiese! —

„Ja, Signor," antwortete lächelnd der Marchese, „wohl bin ich zu beneiden. Meine Heimath ist ein Paradies und darum wundert's mich, wenn der, der es einmal geschaut, über dessen Haupt sich dieser ewig reine Himmel einmal wölbte, sich losreißen kann, um in das kalte Leben zurückzutreten?" —

Mich ruft die Pflicht! meinte der Fürst, indem er sehr behaglich ein Glas leerte, mich ruft die Pflicht nach meiner Heimath und mein Kaiser. Mit den Persern soll ich mich herumschlagen, obgleich ich lieber auf der Höhe des Pausilipp unter dunkeln Orangenlauben in den weichen Armen einer Ihrer Landsmänninnen ruhen möchte. Auf Ehre! —

(Fortsetzung folgt.)

Ein räthselhaftes Räthsel.

Nach ...b und Seele f.annt ..elend den Bo.en
Der Gott, der meistens die Schönen betrogen.
So dachten die Alten: doch dachten sie dumm.
Es kehren die Schönen den Spieß jetzt um:
Sie finden darinnen ihr frommes Vergnügen
Den schlau'sten der Götter selbst zu betrügen.
Beschämt entfliehet das Götterkind,
Weil Alle ihm hier zu pfiffig sind,
In weitentfernte kältere Zonen,
Wo weniger schlaue Schönen wohnen,
Und lehret dann diese mit trüglicher List,
Was er, bei Lichte besehen, ist.

Ergänze, o Leser, die erste der Zeilen,
Und präge die fehlenden Lettern Dir ein:
Die Stadt, wo solche Schönen weilen,
Wird dann des Räthsels Ergebniß sein.

G. R.

Wünsche, mit Einfassungen versehen.

Diese waren vor Zeiten beim Buchdrucker Böhme in Zerbst zu haben und die Anzeige lautete:

„Bei dem Gymnasienbuchdrucker J. A. C. Böhme in Zerbst sind sehr vielerlei Sorten Wünsche auf das 1786ste Jahr, als besonders: Galante Wünsche, aller Schönen Wünsche, aller Menschen Wünsche, und liebreich- ernst- und scherzende Wünsche, mit den besten Einfassungen versehen, um die billigsten Preise, sowohl im Ganzen, als auch einzeln zu bekommen."

Leipziger Waizenmehl.

Als sich im sechszehnten Jahrhundert der Churfürst August zu Sachsen mit Agnes Hedwig, Tochter des Fürsten Joachim Ernst zu Anhalt vermählte, betrugen die Kosten des Beilagers 6014 Rthlr. 1 Gr. 6 Pf. In der Rechnung findet sich auch aufgeführt:

„Vor 1 Metze Leipziger Weyzenmehl 7 Groschen."

Ist das Leipziger Waizenmehl damals so fein gewesen?

L. Züllich.

Eine Pille für die Polenfreunde. *)

Im Leipziger Eremiten von F. Gleich, Nr. 117. vom September 1831. wird in einer schwarzen Trauer-Einfassung gesagt: „daß für das unglückliche Brudervolk (die Polen), das für Frankreich sein Blut in den heißesten Schlachten versprützte, u. s. w. nichts geschehen, es von Frankreich nicht unterstützt worden wäre, und von den Deutschen sei auch nichts geschehen." Beides ist wahr. Aber man vergesse nicht:

„Daß die Polen unter Napoleon das Glück der deutschen Völker in den genannten Schlachten unterdrückten, nicht beförderten, und mehrere rechtmäßige und geliebte deutsche Regenten entthronen halfen; überhaupt, daß der Pole für uns Deutsche weder Degen noch Pallasch gezogen hat."

Es leben noch viele polnische Generale, selbst an der Spitze der Insurrection gestanden, welche recht kräftig zuschlugen, um den Völkern, oder uns Deutschen, Napoleonsche sogenannte Freiheit zu verschaffen. Sie halfen ja die Völker nicht frei oder glücklich machen, sondern selbige einem fremden Monarchen unterjochen. Sind sie denn das Umwerfen der Regierungen so gewohnt worden, und haben sie jetzt gegen Rußland Bonaparte's Stelle einnehmen wollen? Deshalb hat man sie unterstützen sollen? Und die Mordscenen vom 15ten zum 16ten August sollen auch wohl dem sognannten Brudervolke zu Gute gerechnet werden? Ihr angebeteter Napoleon ist ja Schuld an der Stellung, welche sie zuletzt einnahmen. O ihr blinden Polen-Freunde! Wie mancher der jetzigen Polen hat die Eurigen unter Napoleon gemordet, und ihr weint jetzt über diese Revolutions-Männer?

Will man weiter zurück gehen, so läßt sich das Schicksal Polens wohl nicht unrichtig in folgenden Worten darlegen. Die Herren Väter und Großväter der Jetzigen haben Alles verschuldet, nämlich die Väter der Edelleute, denn der Bürger- und Bauernstand hatte keine Stimme, welches heut zu Tage den Constitutions-Begierigen recht sonderbar vorkommen mag. Polen war ein constitutionelles Wahlreich, aber nur der Adelichen, und hätte es einen guten monarchischen Regenten gehabt, so stände es wohl noch mächtig da. Jedoch den constitutionellen Wahlkönig der Adelichen durfte jeder Edelmann fast maltraitiren, und die Unterthanen, Bürger und Bauern, wurden wie bekannt, von diesen Edelleuten ganz eigentlich tyrannisirt. Solche ewig unruhige Nachbaren waren natürlich den angrenzenden Staaten nicht angenehm, konnten auch die Unterthanen dieser Staaten anstecken, und deshalb geschah was wir alle wissen, die Theilung. Der Abgott der neuen polnischen Edelleute, der monarchistische Monarch Napoleon, würde als ihr Nachbar nicht anders gehandelt haben, und hat dieß an viel Unschuldigerm bewiesen.

G.

---

*) Audiatur et altera pars.

D. R.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Magdeburg.

(Beschluß.)

Wohin auch, mein lieber Planet, Dein Silberstrahl herableuchten und irgend ein Buchhändler-Haupt umglänzen möge, ein glücklicheres, wie das eben genannte, möchtest Du schwerlich finden. Gatte eines eben so treu liebenden als liebenswürdigen Weibchens, Vater von vier gesunden und wohlgebildeten Kindern, bewohnt Herr Basse eines der schönsten, geräumigsten und geschmackvoll möblirten und decorirten Häuser, rund herum von duftenden, mit Statüen und Laubgängen gezierten Gärten umgeben. Sein Buchhandel-Local ist wohlgeordnet, reichhaltig und seine Druckerei gehört zu den hellsten und bequemsten, die es je geben mag, ein voller Keller, angefüllt mit köstlichem Nectar, dabei wohl auch ein gutes Stück Geld (wie man zu sagen pflegt) und vor Allem Wohlsein des Körpers, blühendes Mannesalter und dabei einen hochgeachteten Namen, was will man mehr als dieß glücklich in optima forma zu nennen? Dafür aber beweist sich Herr Basse auch eben so herzlich, gegen die ihn besuchenden Einheimischen und Fremden. Jeder Anständige findet bei ihm eine herzlich, wohlansprechende Aufnahme, arme, den Sorgen verfallene Musen, Gelegenheit ihre Geistesprodukte an's Licht zu befördern, und gar viel erzählt man sich von den edlen Handlungen, die Herr Basse, mit still frommem Sinne, unbemerkt übt und manche Thräne, ihm zur Perle werdend, trocknet. Gott lohne es ihm durch bleibende Dauer irdischen Glückes, wie einstiger Seligkeit. So viel ist gewiß, das alte ehrenwerthe Quedlinburg, wohlberühmt durch seine Schlack- und Knackwürste, seiner fetten Schweine und seines guten Branntweins wegen, gewann einigen Namen in der neuesten Zeit fast nur durch den Namen Basse. Von hier aus machte ich eine Seitentour nach dem Braunschweigischen Städtchen Blankenburg, von welchem ich gar viel Freundliches früher vernommen, doch selbst ist der Mann. Dicht am Fuße des Harzes gelegen, im Hintergrunde den Ehrfurcht gebietenden Brocken, von Kindern und Kindeskindern umgeben, hat vor allem das herzogliche Schloß hier eine höchst reizende Aussicht, wenn man zuvor den ziemlich hohen Berg bestiegen; aber die Stadt selbst hat eben so Reizendes nicht. Ein höchst unansehnlicher, bergigter Marktplatz, an dessen Seite das unregelmäßig gebaute Rathhaus, was zum Angedenken aus dem dreißigjährigen Kriege mit einer Menge von Kugeln gespickt ist, kurze, hier und da ungeregelte Straßen und im Ganzen nur wenig schöne Häuser bilden diese Stadt, in welcher dennoch viele vermögende Leute, Pensionaire ꝛc. leben sollen. Einst vegetirte hier beinahe zwei Jahre hindurch Ludwig der XVIII. König von Frankreich, als er vertrieben aus seinem Vaterlande, hier mit einem nicht unbedeutendem Gefolge freundliche Aufnahme fand, und viel Geld unter die Einwohner bringend, wünschte man ihn jetzt noch gar zu gern zurück. Uebrigens wird Blankenburg oft von dem sogenannten Harznebel heimgesucht, der sich hier und da auch den Gemüthern mitzutheilen scheint, die sich im Allgemeinen dem Fremden eben nicht cordial zeigen, welche Eigenschaft überhaupt in den Braunschw. Landen zur Sitte geworden zu sein scheint. Nachdem ich im Gasthofe zum weißen Adler einige Stunden gerastet und mich dort restaurirt hatte, wobei meine Börse eine bedeutende Lücke erhielt, die Frau vom Hause, eine Witwe, Madame B., kennt den Werth des Geldes allzugut, machte ich mich wieder auf, ergötzte mich noch an den schön gelegenen Regenstein, ohngefähr drei Viertel Stunden von der Stadt, und kam gegen Abend nach Halberstadt, wo man mir dießmal den blauen Engel, bei dem Hrn. Gastwirth Somme, empfohlen hatte. Hier nun ziehe ich den Hut vor dem Gasthofe wie vor seinem Besitzer ab; ich logirte mit meinem Begleiter nicht allein höchst anständig, sondern wir aßen und tranken gut und geschmackvoll, wurden sehr freundlich und willig bedient, und bezahlten am andern Morgen kaum das Drittel von dem, was ich geglaubt hatte. Mit vollem Rechte kann man daher Herrn Somme überall redlich empfehlen.

Des andern Morgens ganz früh setzten wir unsern Wanderstab weiter und kamen nach Gröningen, wo wir bei einem Herrn Pilan ein Viertelstündchen rasteten, der mich indeß leider an den weißen Adler in Blankenburg erinnerte. Für ein unbedeutendes Frühstück mußte ich viel Geld zahlen. Ohne alle weitere Bemerkungen kam ich spät Abends nach Magdeburg zurück, und nachdem ich eine kurze Betrachtung über die kurz vorher erlebten Momente gehalten hatte, kam ich zu dem Resultate, reisen sei recht schön wenn man viel Geld besitzt und gesund ist, am allerbesten sei es aber doch daheim unter den Seinen! Adieu mon cher Planet! Sollte ich mich dennoch bei schönem Wetter zu einem anderweiten Ausfluge verleiten lassen, hörst Du bald ein Mehreres.

Dr. August Böhringer.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 251. (II. Jahrg.) Freitag, den 21. October. 1831.

Der Invalide. Historisch-romantische Bilder neuerer Zeit, von C. Spindler. Erster Band. Stuttgart, 1831. Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

Wenn auch viele Leser diese Schrift Spindler's übrigen nachstellen möchten, weil das, was die Leute schlechtweg die Intrigue eines Romans nennen, in diesem Buche eine sichtlich subordinirte Rolle spielt und nur zum Zusammenhalt des Ganzen dient; so steigt das Werk eben dadurch in unsern Augen. Es gleicht ohngefähr einem tatarischen Gebäude, in welchem sich, zufolge seines äußern und innern Formenreichthums, kaum ein eigentlicher Plan erkennen läßt und das nur hin und wieder sich auf einen Grundpfeiler stützt, der aber von einer dicht an einander gedrängten Gestaltenfülle wunderbarer Blumen und Vögel wiederum so sorgfältig verborgen wird, daß man, von dieser bunten, in seltsame Arabesken sich verschlingenden Augenweide gethört, kaum noch den wirklichen Zweck dieser versteckten Stütze ahnen kann. Mit Recht hat der Verfasser diese Schrift „Bilder" benannt; sie stehen, wie in einem Ahnensaale einander nahe, mit verwandten Familienzügen, im Ganzen aber getrennt, kaum hin und wieder durch die Festons der Rahmen an einander geheftet. Der sichtbare Held des vorliegenden ersten Bandes ist nicht der Invalide, sondern ein junger Vicomte, Victor Dammartin, der, frühzeitig verwaist und durch Royalisten erzogen, die junge Brust mit Pariser Hofluft erfüllt weiß, die, obgleich in vielfacher Hinsicht seiner Natur widerstrebend, dennoch durch die Gewohnheit eine ihm nöthige Atmosphäre geworden ist, ihn, freilich aus Unbekanntschaft mit seinem eignen Wesen, zu einem begeisterten Verfechter des französischen Königshauses macht und sogar in die Reihen der Garde dû Corps führt, welche dem rebellischen Sturme auf Versailles mit so kühner Aufopferung die Stirn boten. Seine heldenmüthige Vertheidigung des Gouverneurs des Invalidenhauses gegen die Mißhandlungen des Pöbels läßt den jungen Garde dû Corps den Grimm der wüthenden Empörer auf sich laden, sie wollen ihm üblichermaßen die Ehre des Stranges und des Laternenpfahles erweisen, und nur die guterfundene Lüge seines alten Freundes, des Invaliden Sans-Regret, daß der Vicomte ein leibhaftiger Vetter des vom Volke vergötterten Mirabeau's sei, rettet ihn vor augenblicklichem, schimpflichem Tode. Das Empörervolk aber will diese Aussage auch verificirt wissen, und dazu gibt es keinen andern Weg, als den Vicomte zu Mirabeau, der eben ein Mittagsmahl bei der Dame Arroy einnimmt, zu führen, damit dieser seinen vermeintlichen Anverwandten anerkenne. Dieß wird zur Ausführung gebracht, und Mirabeau — der in Gedanken noch nicht ganz mit dem Hofe gebrochen hat, vielmehr die Hoffnung zu hegen scheint, der König werde sich, im Augenblicke der losstürmenden höchsten Gefahr, just ihm in die Arme werfen — rettet ihn mit vieler Galanterie aus den Händen des Pöbels. Victor sieht sich gezwungen, im Hause der Arroy, mitten unter den Vätern der Revolution zu verweilen, geräth durch Zufallsfügung hierauf abermals unter den Shwall des Pöbels, und zwar unter den Weiberhaufen, der eben auf dem Wege nach Versailles ist, entkommt, dort angelangt, endlich glücklich in das Schloß zu seinen Cameraden, der Garde dû Corps, entgeht, während um und neben ihm seine theuersten Gefährten von dem rasenden Pöbel umgebracht werden und trotz der heldenmüthigsten Selbstaufopferung, dem furchtbar ihn umrauschenden Tode, hilft die Königin vertheidigen und erndtet, statt des verdienten Dankes, von ihr wie von seinen Cameraden Hohn und Geringschätzung, weil man erfahren, daß er an Mirabeau's und der Revolutionsmänner Seite gespeis't hat, ingleichen weil Lafayette, um die Wuth der Empörer gegen die Garde dû Corps zu versöhnen, ihn auf dem Balcone öffentlich vor dem Volke umarmt und ihm die dreifarbige Cocarde aufgeheftet hat, aus welchen beiden Spielen des Zufalls man den Verdacht schöpft, der Vicomte stehe im Einverständnisse mit den Rebellen, welche diesen Sturm verursachten. So bitter gekränkt nach so vielen freiwillig bestandenen Gefahren, flieht Victor mit finsterm Mißmuthe aus dem Schlosse, unschlüssig, wohin er sich werden soll. Da tritt der alte

Sans-Regret ihm entgegen und macht seinem zweifelnd umhergreifenden Wesen seine wahre Richtung klar; nicht die Wahrnehmung einer einseitigen Dienertreue, sondern der Dienst in der Sache eines Volkes, ein Mitwirken in dem großen Kampfe der Freiheit soll fortan seine Bestimmung ausmachen. Da — doch lassen wir hier den Dichter selbst sprechen: „da ging es weit in Victor's Busen auf, und vor seinen Augen lag nicht der Schloßplatz von Versailles, sondern das einsame Schlachtfeld, wo sein Vater für die Freiheit geblutet, und daneben eine breite Laufbahn, an deren Ziel die Lorbeern des Ruhms winkten. Er drückte rasch des Invaliden unverwundete Rechte, warf die weiße Cocarde von sich, befestigte die dreifarbige auf seinem Hute, und eilte an der Seite seines Freundes der Hauptstadt zu, wo die Fahnen eines neuen Kriegergeschlechtes aufgepflanzt waren."

So verlassen wir Victor, bei'm Schlusse dieses Bandes, am Eingange einer neuen Lebens- und Sinnesrichtung, die uns für die folgenden Bände im voraus schon ein lebhaftes Interesse verspricht. — Wie übrigens in Romanen und selbst in Komödien der Held immer mehr durch seine Schicksale, als durch seine individuelle Bedeutsamkeit anzieht, so geht es auch unserm Victor, der, abgesehen von seinen interessanten Situationen, ein ziemlich alltäglicher junger Mensch, d. h. begeistert, muthvoll, verliebt und unstät, ist. Eine ohngleich bedeutungsvollere Gestalt ist die des alten Invaliden Sans-Regret, der, kühn, entschlossen, gewandt und von einer leisen Raserei angeschauert, die dumpfen, wahnsinnigen Vorträume der Revolution in sich trägt, die nur in ihrer Verwirklichung wieder klar und hell zu werden versprechen. Seine schaurige Vision an der Tafel der Arroy ist furchtbar bedeutungsvoll und erschütternd. Auch die Revolutionsmänner: Mirabeau, Danton, Camille Desmoulins, Robespierre, Marat ꝛc. des Revolutionsgesindels nicht zu gedenken, sind mit wenigen Strichen glücklich in ihrer Erscheinung oder in ihrem Wesen und Charakter skizzirt, obschon hin und wieder die Färbung etwas grell behandelt sein dürfte, was bei der flüchtigen Darstellung um so bemerkbarer wird. Sehr gelungen däucht uns die Zeichnung Ludwig's XVI. und der Königin bei ihrem Eintritte in den Opernsaal des königlichen Schlosses zu Versailles, wo die Garde du Corps mit den Offizieren des fremden Regimentes zecht: „Auf seiner (Ludwig's) Stirne lag Rührung, Hoffnung und zugleich die Scheu, die der Fürst gewöhnlich empfand, wenn er sich in einer zahlreichen Versammlung einfinden mußte. Sein Lächeln war gutmüthig, aber verlegen; seine Haltung die eines Hausvaters im Kreise der Seinigen; die Würde, die er anzunehmen versuchte, stimmte nicht mit dem schwankenden Schritt zusammen; sein ganzes Aeußere war das eines Mannes, der wohl allenfalls weiß, was zu thun gut wäre, immer jedoch seiner angebornen Trägheit in der Ausführung unterliegt; eines Mannes, der bis auf einen gewissen Grad (?) ohne Falsch ist und daher für sein Leben gern sehen möchte, daß man auch ohne Falsch gegen ihn sei; eines Mannes endlich, der, von der Jagd ermüdet, gut zu Nacht gegessen hat, einem Jeden gern ein Paar freundliche Worte sagen möchte, aber sich dennoch von ganzem Herzen sehnt, die ihm durch Ueberraschung abgewonnene Repräsentation so bald als möglich zu enden, und das stille Lager zu suchen, wo weder die Mißgriffe der Minister, noch das Geschrei des Volkes den Regenten stören. Ein ganz anderes Bild stellte die Königin dar. Aufrechten Ganges, das Haupt hoch haltend, die doppelte Zuversicht auf ihre Würde und Schönheit in den Augen, schritt sie daher wie eine Siegerin. Sie war sich bewußt, durch ein Paar Worte der Herablassung die Menge zu gewinnen, wie einst Maria Theresia die stolzen Ungarn zu binden und zu begeistern wußte. Aber, wie die große Kaiserin, konnte Maria Antoinette nur gegen Diejenigen herablassend sein, die sie nicht verachtete. Zu den dem königlichen Hause ergebenen Dienern ein Wort der Bitte zu sprechen, wurde ihr leicht; sie hätte es nicht über sich gewonnen, dem Pöbel eine gleiche Gunst zu gönnen ꝛc."

So bildet das Buch eine Reihe von Bildern und Reminiscenzen aus den, vernichtend und schöpferisch erregten Tagen der französischen Revolution, jenes gigantischen Weltmeteores, welches fortwirkend sein ungeheures Bild in den Fluten unserer und aller kommenden Zeiten wiederspiegelt. Spindler's wohlgelungenes, muthmaßlich auch ähnliches Portrait ist dem Buche angefügt. Die kräftige und sinnige Physiognomie des vielfach ausgezeichneten Mannes hat uns wohlgethan; aber offen gestanden, hätten wir den geistreichen Spindler von der Eitelkeit des Selbstportraitirens frei geglaubt. Es setzt dieß immer ein geistiges wie äußerliches Coquettiren voraus, wenn man seinen Geisteskindern zugleich das körperliche Portrait des Vaters vorhängt, damit die Welt, die so gern mit Aehnlichkeiten umzugehen pflegt, wo möglich Parallelen und Verwandtschaftslinien zwischen Beiden auffinde. Das fleischliche Menschengesicht ist so sehr dem nachbessernden, in der fortwährenden Uebermalung nicht selten früher gelungene Einzeltheile wieder verhunzenden, scharfen Pinsel der Zeit, des Zufalls und des Schicksals preisgegeben, daß es bei einer so rein geistigen Beziehung, wie eine literarische, eigentlich gar nicht in Betracht kommen sollte. Jedenfalls aber hat der treffliche Spindler eher ein Recht zu dieser Eitelkeit, als tausend andere Herren, die mit bekannten Gesichtern ihre unbekannten Geisteswerke schmücken und deren Physiognomie wir lange vorher inne haben, ehe das Unglück uns zu ihrer literarischen Bekanntschaft verhilft. Wenn man einen Spindler auf einer solchen Eitelkeit attrappirt, so kann man das höchstens bedauern; wenn man aber gar irgendwo ein so grundarmseliges literarisches Confiscat, wie ein gewisser sogenannter „Friese von Ibenshof an der Nordsee", portraitirt findet, so muß man grämlich lächeln, denn es gibt uns das deutlichste Bild unserer heutigen belletristischen Affencomödie. —

H. Meynert.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Meine Dürerische, sehr reiche Sammlung ward mir meuchlings gestohlen; den schönsten seiner großen Holzschnitte freiwillig weggegeben — bleibt mir nichts mehr übrig, als „ — das Andenken daran. Wohl traurig!

Die Köpfe seiner Zeichnungen uud Gemählde, selbst auf seinen Kupferstichen und übrigen Darstellungen sind wirklich unbeschreiblich schön, und darum sendete ihm auch Raphael zwei nackt gezeichnete Figuren, „um ihm," wie Dürer beigeschrieben, „seine Hand zu weisen."

In der Sammlung des kunstliebenden edeln Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, der mit mir zu gleicher Zeit in Dresden und Wien sammelte, befanden sich bei seinem Absterben 148 sehr schöne ächte Original-Handzeichnungen, wovon mehrere sogar aus der kaiserlichen Handzeichensammlung durch Tauschhandel entnommen, nach seinem Tode aber auch sämmtlich wieder dahin zurückgekehrt.

Ewig Schade, daß Albrecht Dürer in seiner Jugend nicht die Antiken studiren, ihren regelmäßigen und schönen Geist nachher nicht in seine eigenen Kunstwerke hineintragen konnte, daß er beinahe nur Bildnisse und Heiligen-Geschichten und sehr wenige weltliche Geschichtsstücke mahlte. Noch tausendmal interessanter würden seine Arbeiten uns jetzt sein, wenn er die politischen Geschichten seiner Zeit lebendig und redend dargestellt hätte.

Eine sehr schöne Lebensbeschreibung unseres Albrecht Dürer befindet sich in dem kostbaren Werke des deutschen Ehrentempels, das mit so viel Fleiß und Liebe geschrieben *). Ich kann mich nicht enthalten, hieraus die Schilderung seiner blühenden Jugend zu entlehnen, fest überzeugt, daß sie Jedem gefallen muß:

Ein weit vollendeterer Meister kam er „(von seiner ersten Kunstreise)" in seine Heimath zurück, als er ausgegangen war: auch an Erfahrungen reicher, und einnehmender, empfehlender Sitte. Denn es war ihm in der Fremde nicht schwer gefallen, bei den Edelsten und Besten Zutritt und Eingang zu finden. Ihn empfahl seine wohlgebaute äußerliche Gestalt, sein gerades aufrichtiges Gesicht, die anmuthige und verständige Rede seines Mundes und die deutsche Offenheit und Biederkeit seines Herzens. Im wahren Sinne des Wortes war Dürer ein schöner Jüngling, voller Kraft und blühenden Liebreizes. Die Stirn war heiter, die Nase ein wenig gebogen, der Hals nicht zu stark und ein wenig länglich; in Locken rollte über die Schultern das schwarzbraune Haupthaar, die Brust war männlich und breit, wohlgeordnet und ebenmäßig der ganze Bau seines Körpers. In seiner Jugend findet man sein Bildniß ohne Bart, später richtete er sich nach der Sitte seiner Zeit und ließ ihn ansehnlich, doch nicht unförmlich, wachsen. Der Geist in ihm war aufmerksam, lebhaft, doch mehr bedächtig als ausschweifend und zerstreut, von ungemeiner Einsicht und Fassungskraft. Vor Allem aber empahl ihn seine Gutmüthigkeit, seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Wurde er aufgefordert, sein Urtheil über ein nicht besonders gerathenes Kunstwerk eines fremden Künstlers zu sagen, so gerieth er in Verlegenheit und äußerte höchstens:

„Man sieht, der Meister hat sein Bestes daran gethan!"

Gern erhob er dagegen das Verdienst. Und wie er billig war gegen geringeres Vermögen, so mochte er es auch nicht leiden, daß der Werth durch Andere geschmälert würde.

Auf seiner letzten Reise in die Niederlande widerfuhr ihm überall große Ehre: man bat ihn zu Gaste, bewirthete ihn köstlich, und die Rathsherrn schenkten ihm große Pokale, gefüllt mit köstlichem Wein. Die Mahlerakademie in Antwerpen ließ es noch weniger fehlen. Er erzählt selbst:

„Sie gaben mir auf ihren Stuben ein Banket zu Nacht und beschenkten mich. Jacob und Peter Mostract, die Rathsherrn, brachten mir 12 Kannen Wein und eine ganze Gesellschaft von 60 Personen begleiteten mich mit Windlichtern heim."

Erasmus machte auf dieser, einem Triumphzuge gleichenden Reise, seine Bekanntschaft, schloß sich an ihn, und schrieb, nachdem er wunderschön von ihm gemalt an seinen gelehrten Freund Pirkheimer in Nürnberg.

„Wie groß ist Dürer als Künstler! Wahrhaftig, er ist werth, daß er niemals stürbe! Lebte Apelles noch, er würde ihn den Palmzweig der Ehre und Kunst überreichen müssen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß vortreffliche Werk, das den Deutschen so viele Ehre macht, erscheint zu Gotha seit ungefähr zehn Jahren und hat den Titel: „Deutscher Ehrentempel." Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und herausgegeben von W. Hennings, Herzogl. Sächs. Legations-Rath, siebenter Band, Gotha, 1825. 4.

Galeeren-Literatur.

1) Les Bagnes. Rochefort. Par Maurice Alhoy.

Dieses Werk ist eine Beschreibung des Lebens, welches die französischen Galeerensklaven führen, und der Leiden, die sie erdulden müssen. Wir geben einige Auszüge.

„Der Galeerensklaven Hof (court de bagne) bildet ein langes Viereck, und befindet sich zur Seite des Schiffes, worauf die Sklaven arbeiten. — Es schlägt zwei Uhr, der Saal St. Gilles wird geöffnet, die Galeerensklaven werden paarweise gereiht und im Hofe aufgestellt. Alle tragen die rothe Mütze, auf ihren grauen Beinkleidern steht das furchtbare Gal., eben so auf ihren Schuhen; das Wamms ist, wie die Mütze, roth. Die Trommel wirbelt, eine Verstärkung der Galeerenwache (garde chiourme) marschirt, mit Säbel und Feuergewehr bewaffnet, heran. Nun öffnet sich der Saal St. Antoine, und es treten diejenigen Verbrecher heraus, welche die grüne Mütze tragen. Diese

Unglücklichen sind sämmtlich auf lebenslang, oder wenigstens auf zwanzig Jahre verurtheilt. Die Verzweiflung dieser Leute nöthigt die Wachen, sehr auf ihrer Huth zu sein. Sie stellen sich den rothen Mützen gegenüber auf. Einige, durch Alter oder Krankheit geschwächt, schleppen ihre schweren Ketten mühsam nach, während Andere, entweder an Leiden gewöhnt oder von eiserner Constitution, kaum deren Gewicht zu fühlen scheinen. Die Adjutanten zählen die Paare, die Pfeife tönt, und nun begeben sie sich an Bord des Schiffes, oder in den Hafen. Jedes Paar hat einen bewaffneten Soldaten zur Aufsicht neben sich. Die schwerste Arbeit, welche die Galeerensklaven verrichten müssen, ist die am Zugseil (la cordelle), um Schiffe aus oder in den Hafen zu ziehen. Der gekrümmte Lauf der Charente erschwert den Schiffen die Fahrt von Rochefort zur Insel Aix ungemein. Es werden daher, je nach dem Tonnengehalt des Schiffes, oder dem Stande der Fluth, ein oder zweihundert Paare Sklaven angespannt. Die Unglücklichen müssen vorwärts, trotz Wind und Wellen. Zuweilen stößt das Schiff im Fluß auf Hindernisse, und das Rückschnellen des Taues wirft die Aermsten zur Erde, wobei sie oft die Gliedmaßen brechen. An die Ausfahrt des Hector aus dem Hafen von Rochefort werden die Galeerensklaven noch nach Jahren denken. Es war mitten im Winter, und obschon es von Rochelle nach Soubise kaum eine (französische) Meile ist, arbeiteten die Verbrecher doch einen ganzen Tag und einen Theil der Nacht. Die Finsterniß, so dicht sie auch war, verlockte sie nicht zur Flucht, denn sie waren zu sehr ermüdet. Nachdem sie heimgekommen, erhielten sie etwas Wein, den nächsten Tag aber waren die Arbeitsschiffe leer und die Spitäler voll."

„Bei Tisch sitzen die grünen Mützen auf einer Bank, bleiben jedoch strenge bewacht. In dem andern Saale befinden sich die rothen Mützen, dürfen aber ohne Fesseln und Wachen umher gehen. Ununterbrochenes Stillschweigen herrscht, jedes Geflister wird durch die Pfeife des Adjutanten alsbald gedämpft. Die Galeerensklaven erhalten Erbsen oder Bohnen, und Brot. Fleisch bekommen nur die Kranken."

„In den Ruhestunden arbeiten die Gefangenen, was jeden die Noth zu arbeiten gelehrt hat. Einige flechten Haarlocken in kunstreiche Ketten. Andere graviren in Kokosnußschalen originelle Zeichnungen von oft wahrhafter Schönheit. Stroh nimmt unter ihren Händen tausend verschiedene Gestalten an. Alle diese niedlichen Sachen werden oft nur mit Hülfe eines gekrümmten Nagels, oder einer Glasscherbe zu Stande gebracht. Vom Preis solcher Artikel etwas abzubrechen, wäre eine wahrhafte Grausamkeit: die Bedürfnisse der Gefangenen sind so drängend, und die Gelegenheiten zum Verkauf so selten."

2) Le Bonnet Vert. Par J. Mery. Dieses Werk ist ein Produkt der Phantasie. Der Erzählung sind folgende Ereignisse zum Grunde gelegt. Ein junger Maler von nicht reichen aber wohlhabenden Aeltern verliebte sich nach seiner Rückkehr aus Italien in eine schöne Waise im südlichen Frankreich. Die Liebe war jedoch nicht gegenseitig. Von wüthender Eifersucht gefoltert, griff er zur Flinte, um seinen Nebenbuhler zu erschießen, trifft aber und tödtet die Geliebte. Die Gerichte verurtheilen ihn zu lebenswieriger Galeerenstrafe in den Bagnio zu Toulon. Dort besuchte der Verfasser den Unglücklichen öfter, und hat aus der Erzählung des früheren Lebenslaufs und dem gegenwärtigen Gefühle des Gefangenen ein interessantes Bändchen gefüllt. Wir heben einige Stellen aus.

„Toulon! in dieses einzige Wort ist mein ganzes künftiges Schicksal zusammen gepreßt! Ich bin hier, und meine lebenslange Prüfungszeit hat bereits begonnen! Im Hermarsch war ich fast glücklich; die Reise im Frühling stellte meine Gesundheit, die durch die gerichtliche Qual gelitten hatte, wieder her. Ach! warum bin ich nicht nach Brest oder Rochefort gesendet worden! Dort steht das Leben des Galeerensklaven im Einklang mit dem grauen, nordischen Himmel, mit der bleichen, felsigten Küste, mit dem stürmisch wogenden Ocean! Aber die Ketten eines Verbrechers hier zu schleppen, unter Orangenbäumen, unter dem Schatten blühender Hügel, unter einem so glorreichen Himmel, das ist entsetzlich, das ist ausgesuchte Grausamkeit!"

„Diesen Tag muß ich besonders anmerken, denn an ihm habe ich zum ersten Male die grüne Mütze getragen. Glücklicher Weise habe ich zu gleicher Zeit meinen Namen eingebüßt, und bin zur Nr. 7. geworden. Es ist eine gute Politik, die Verbrecher dergestalt gänzlich zu materialisiren. Mit einem Manne, der den Namen einer braven und geachteten Familie führt, könnte man Mitleid fühlen, aber was liegt daran, die Nummer 7. zu peinigen?"

„Heute war mein erster Arbeitstag. Der Gefährte, an welchen ich geschlossen bin, ist ein Falschmünzer. Gerechter Himmel! einen Mann von Talent und Erziehung, der einen Augenblick dem Wahnsinn der Leidenschaft nachgab, an einen Bösewicht zu fesseln, dessen ganzes Leben nichts war als eine ununterbrochene Kette von Schändlichkeiten!! Wir haben heute zehn Stunden auf dem Werft gearbeitet. Die bürgerliche Gesellschaft kann mit meiner Strafe wohl zufrieden sein. Ich mußte den Kiel eines alten Schiffes aufreißen, und habe mich, unter dem Hohngelächter meiner Kameraden, nur zweimal schwer verwundet!"

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 252. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 22. October. 1831.

Villemain über das Leben und die Werke Shakspeare's.

(Fortsetzung.)

Wenn ich Shakspeare mit der aufmerksamsten Bewunderung lese, so ist es mir doch unmöglich, jenes besagte System zu entdecken, jene Regeln des Genies, die er sich selbst gemacht, die er stets befolgt haben soll und die ihm ein Ersatz gewesen für die schöne Einfachheit, die ein glücklicher Instinkt den ersten Tragikern der Griechen eingab und die Aristoteles in Grundsätze gebracht. Verlassen wir einmal diese nach der Hand erfundenen geistreichen Theorieen und halten uns an die Sache selbst. Wie fand Shakspeare das Theater und wie hinterließ er es? Zu seiner Zeit war die Tragödie nichts als eine Darstellung sonderbarer oder schrecklicher Ereignisse, welche ohne Einheit des Orts und der Zeit aneinandergereiht wurden. Das Komische ward damit vermischt, wie es auch in den Sitten jener Zeit gebräuchlich war; so erschien am Hofe unter den ernstesten Ceremonien stets auch der Narr. Der gelehrte Ben Johnson, jünger als Shakspeare, aber dennoch sein Zeitgenosse, der griechisch und lateinisch verstand, beging dieselben Unregelmäßigkeiten, wie der ungebildete und freie Shakspeare. Er bringt gleichfalls die Ereignisse vieler Jahre auf die Bühne; er reist von einem Lande zum andern, läßt die Scene leer und verändert sie jeden Augenblick. Er mischt das Erhabene mit dem Possenhaften, das Pathetische mit dem Trivialen, Verse mit Prosa. Er hat dasselbe System wie Shakspeare oder vielmehr beide haben keines. Sie füllten, dem Geschmack ihrer Zeit folgend, ihren schon fertigen Rahmen aus. Aber Shakspeare, voller Phantasie, Originalität und Beredtsamkeit bereicherte diese barbarischen und gemeinen Rahmen mit einer Menge neuer und erhabener Züge, etwa wie Moliere in seinem drolligen Festin de Pièrre, das alle Theater von Paris durchlief, diese Erzählung durch die Schöpfung der Rolle des Don Juan und jene bewundernswürdige Skizze der Heuchelei, die nur er selbst später in seinem Tartüffe übertroffen hat, umbildete und erhöhte.

So ist Shakspeare *). Er hat kein andres System als sein Genie. Eine Reihe von mehr oder minder zusammenhängenden Handlungen führt er dem Zuschauer, der damals nicht mehr verlangte, vorüber. Nichts erzählt er, sondern läßt Alles auf der Bühne geschehen. Dieß war die Praxis seiner Zeitgenossen. Ben Johnson, Marlow, Fletcher und Beaumont hatten nicht mehr und nicht weniger Kunst; aber bei ihnen brachten diese übertriebenen Freiheiten oft nur ganz alltägliche Combinationen zu Wege, und fast überall fehlt es ihnen an Beredtsamkeit. Bei Shakspeare machen die abgebrochenen Scenen, die ohne Verbindung mit dem Ganzen sind, oft den fürchterlichsten und überraschendsten Eindruck. Diese Personen, die sich zufällig begegnen, sagen Dinge, die man niemals vergessen kann. Sie verschwinden wieder. Aber die Erinnerung haftet, und mitten in der Unordnung des Werks ist die Wirkung, die der Dichter hervorbringt, immer mächtig. Nicht als ob Shakspeare stets natürlich und wahr sei. Kann man der französischen Tragödie leicht den Vorwurf des Erkünstelten

---

*) Nicht als ob Shakspeare die Existenz dramatischer Regeln nicht gekannt hätte. Er hatte mehrere Dramen des Alterthums, die in's Englische übersetzt waren, gelesen. In seiner Tragödie Hamlet, wo er von so vielen Dingen spricht, spricht er auch von den Einheiten: „Hier sind, sagt Polonius, die besten Schauspieler in der Welt, sei es für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale, für untheilbare Handlung und fortgehendes Gedicht. Seneka kann für sie nicht zu traurig, noch Plautus zu lustig sein. Für das Aufgeschriebene und für den Stegreif haben sie ihres Gleichen nicht.

A. d. Verf.

Vorstehendes ist die Schlegelsche Uebersetzung jener Stelle. Das Original, dessen Erklärung Schwierigkeiten hat, lautet am Schlusse so: for the law of writ and the liberty, these are the only men. Villemain übersetzt dieß so: Pour le genre regulier et pour le genre libre, ils n'ont pas leur pareil. Freilich kommt durch diese Uebersetzung das heraus, was Villemain in dieser Stelle sucht.

A. d. Uebers.

und Conventionellen machen, kann man an Corneille einen durch sein Zeitalter ihm auferlegten Ton der Galanterie tadeln, der für das Genie des Dichters sowohl, als die großen Männer, die er darstellt, gleich unpassend ist, kann man an Racine rügen, daß er die Etikette und den Glanz des Hofes Ludwig's XIV. den einfachen und rauhen Sitten der griechischen Heroen untergeschoben, mit wie viel größerem Rechte kann man dann Shakspeare unpassende Sitten und Sprache, die bei ihm noch weit störender sind, zeihen.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

Leipzig, Mitte Octobers 1831.

Unter den unzähligen Klagen, welche jetzt in unserem Leipzig, theils mit Recht, theils mit Unrecht, geführt werden, sind die Klagen über unser Hoftheater und dessen Direction nicht die letzten und wenigsten. Mangel an der nöthigen Einsicht, Heftigkeit des Gemüths, vielleicht auch Böswilligkeit einiger Menschen haben diese Klagen zu förmlichen Anklagen und Beschuldigungen, ja zu den offenbarsten Angriffen und Schmähungen gesteigert. Unsere Stellung zu dem hiesigen Theater ist glücklicher Weise von der Art, daß wir ihm nahe genug stehen, um mit eigenen Augen sehen zu können, ihm aber auch fern genug sind, um unsere Beobachtungen und deren Ergebnisse freimüthig, ohne Hehl und Rücksichtelei aussprechen zu dürfen. Und so glauben wir dem nahen eben sowohl, als dem entfernten verehrten Publikum einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn wir, der strengen Wahrheit allein die Ehre gebend, mit der möglichsten Ruhe und mit aller geziemenden Unpartheilichkeit unsere Ansichten und unsere Ueberzeugung in Bezug auf das Leipziger Hoftheater und dessen Direction hier mittheilen.

Wahr ist es allerdings, was man so oft hört, daß unser Hoftheater nur eine kurze Zeit hindurch der Würde seines Namens genügte, und des hohen Schutzes, dessen es genießt, sich werth zeigte; wahr ist es, daß der äußere Glanz, den es vom Anfange herein um sich her verbreitete, immer mehr verschwand; wahr ist es, daß der innere Werth, dessen es sich anfangs rühmen konnte, sich sehr bald verminderte; wahr ist es endlich, daß sich die Anstalt, trotz der großmüthigsten Aufopferungen von Seiten unseres allergnädigsten Königs, nicht erhalten kann. — Aber unwahr ist es, zu sagen, daß an allen diesen Uebelständen nur der hiesige Director Herr Remie Schuld sei; lügenhaft ist die Behauptung, Herr Remie sei die einzige Ursache des Verfalls unseres Theaters. Herr Remie ist ein Mann, der mit der genauesten Kenntniß und größten Geschicklichkeit in Allem, was dazu gehört, die Bühne für ein dramatisches Kunstwerk einzurichten und auszuschmücken, Scenerie, Comparserie und Aehnliches anzuordnen und zu leiten, die unermüdlichste, beinahe an Aengstlichkeit grenzende Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit in Führung der ökonomischen und anderweitigen Geschäfte verbindet. Steht demnach diesem Manne ein guter Dramaturg, oder stehen ihm wenigstens einige geschickte, thätige und bescheidene Regisseurs zur Seite, so ist gewiß Keiner mehr als eben er der Direction eines Hoftheaters gewachsen. Aber wie war gerade in dieser Hinsicht Herr Remie stets verlassen? Wie war er von dieser Seite immer nur auf sich selbst beschränkt und angewiesen? Wie ruhte die ganze hiesige Theateranstalt nur auf ihm allein? Wir wollen nicht zu Anklägern gegen seine Vorgesetzten werden, weil wir uns leicht in der Theilung der Schuld irren könnten; wir wollen nur bei Herrn Remie's Untergebenen oder den ihm im Directionsgeschäfte zunächst beigeordneten, bei den Regisseurs verweilen. Der Regisseur des Schau- und Trauerspiels ist der erste, mit allem Rechte hochgerühmte tragische Künstler Herr Rott. Ihn als Schauspieler nicht ehren wollen, hieße sich selbst des Mangels an Kunstsinn zeihen. Schade ist es, daß wir das hohe Lob, welches ihm als Schauspielkünstler gebührt nur zum Theil auf sein Wirken im Regisseur-Amte übertragen können; Schade ist es, daß er als Regisseur nicht die ganze Stärke seines hochgebildeten Geistes, seines durchdringenden Verstandes, seines Alles richtig durchschauenden Scharfsinns entfaltet, nicht die ganze Vortrefflichkeit — um nicht zu sagen: Unübertrefflichkeit — seines Talentes an den Tag legt, nicht seine tiefen, durch rühmenswerthes, ununterbrochenes Studium erworbenen Kunstkenntnisse in Anwendung bringt. Ist es Täuschung oder ist es Wahrheit — es hat uns manchmal geschienen, als ob Herrn Rott der Beruf, für den er gestern begeistert war, heute gewissermaßen anekle, als ob er heute in seinen Geschäften eiskalt sei, in denen er sich gestern feurig bezeigte; als ob er heute lässig erscheine, obgleich er gestern noch ein Muster des Fleißes war; als ob er heute einen gewissen Un- und Widerwillen darlege, obgleich er gestern die Bereitwilligkeit selbst darzustellen schien; als ob er heute mürrisch sich betrage, trotz dem, daß er gestern der Freundlichkeit huldigte. Dürfen wir einer vorüberschwebenden Erinnerung trauen, so ist es eben der Herr Rott, der verehrte und allbeliebte Künstler, welcher heute wünscht, in einem Monate zwanzig Mal spielen zu können und morgen schwört, durch eine einzige Rolle auf wenigstens zwei Monate außer Thätigkeit gesetzt zu sein. Aber mit größerer Sicherheit dürfen wir behaupten, daß er für heute, morgen, übermorgen, mit einem Worte für alle Tage den Schein der Bequemlichkeit, der Eitelkeit, Lobsucht, vielleicht auch eines gewissen Neides, wie man ihn nur bei Komödianten duldet, gegen sich hat, daß er stets alle Hebel und Schrauben in Bewegung setzt, um über, nicht, wie es sich ziemt, neben seinen Berufsgenossen zu glänzen. Ein Stück, wo er nicht mitspielt, darf, so will er, nichts taugen; ein Stück, dessen Hauptrolle er nicht hat, darf der Kasse nichts einbringen. Was kann auch der braveste Director in solcher Verbindung und Gemeinschaft wirken? Muß ihm nicht sein Amt furchtbar erschwert und zu dem unangenehmsten und undankbarsten gemacht werden? — Der Regisseur des Lustspiels ist Herr Nabehl, ein in einigen, aber auch nur einigen Rollen höchst — mittelmäßiger Schauspieler von schon ziemlich vorge-

rücktem Alter. Wie als Schauspielkünstler, so steht er auch als Regisseur tief, tief unter Herrn Rott. Wenn wir nicht irren, so thut das Bewußtsein, ein geborner Freiherr zu sein und einst einen österreichischen Officierrock getragen zu haben, so wie eine gewisse Vergnügungssucht, der gewissenhaften Verrichtung seines Amtes, von dessen Wichtigkeit er keine Ahnung hat, Eintrag. Wie man diesen Mann hat zum Regisseur eines Hoftheaters erwählen können, ist uns wahrhaft unbegreiflich! Auch an seiner Seite kann unser würdiger, mit Beschäftigungen aller Art beladener Bühnendirector Herr Remie, durchaus nichts Ausgezeichnetes leisten. — Gewiß, wir würden noch manches schöne Schau- und Trauer-, sowie Lustspiel zu sehen bekommen haben, wenn jener Herr Rott und dieser Herr Rabehl Regisseurs, wie sie zu wünschen sind, wären. Einen gewissen Jemand bezüchtigen wir insbesondere, daß er der Thätigkeit des braven Schauspielers Eduard Schütz, der, der Hudeleien seines Rivals müde, leider nach Braunschweig zurückgekehrt ist, zu sehr in den Weg getreten ist, daß er nie einen Rollenwechsel zwischen sich und Herrn Schütz geduldet, daß er nur immer eine und dieselbe Rolle hat spielen wollen, um immer nur allein von den ihm unterthanen Herren Kritikern gerühmt zu werden, daß er manches Schau- und Trauerspiel nicht hat zur Aufführung kommen lassen, aus dem einzigen und Hauptgrunde, weil Herr Schütz eine ihm selbst beliebige Rolle spielen wollte, oder eine gute Rolle neben ihm zu spielen gehabt hätte. Eben so können wir es bei dem ersten Regisseur, wenn derselbe, wie Herr Rott, Kraft, Talent und Zeit im Uebermaße, dazu hat, nichts, gar nichts für die Bildung jüngerer und bildungsfähiger Mitglieder des Theaters thut. — Ein Anderes ist es mit unserm Opernregisseur, Herrn Fischer. Der ist ein Ehrenmann, der seinen Beruf im ausgedehntesten Umfange erfüllt und zu keiner Zeit Mühe und Anstrengung scheut. Mit solch' einem Manne konnte Herr Remie etwas ausrichten, und darum ist unsere Oper auch immer am besten bei uns bestellt gewesen, darum hat sie sich unter den ungünstigsten Verhältnissen aufrecht erhalten und ist mit Recht als eine Zierde unseres Theaters zu betrachten. Wer sich davon überzeugen will, wie sehr Schau- und Trauerspiel der Oper nachstehen, der besuche die Vorstellung des „Otto von Wittelsbach" — besonders wenn Herr von Perglaß, ein schon dem Aeußeren nach miserables Schauspielersubject an der Stelle des Wohlbrück steht, — wo Rott allein spielt, die Anderen aber beinahe Alle nur faseln, und die Vorstellung der „Jessonda." —

Gehen wir von den Hirten zu der Heerde, von den Regisseur's zu den Schauspielern über, so sehen wir auch hier des Guten, Tröstlichen, Herrn Remie und dessen Direction Begünstigenden sehr wenig. Unser Theaterpersonale ist nämlich stets, und zwar ohne bedeutenderes Verschulden des Herrn Remie, ein mangelhaftes, dabei kostspieliges und ungehorsames gewesen; nie ist es in demselben zu einem rechten Ein- und Zusammenklang, nie zu einer Vereinigung und Festigkeit, nie zu einer Beständigkeit und Stätigkeit gekommen, wie sie zur Erreichung einer gewissen Vollkommenheit doch unumgänglich nöthig sind. Es spricht dafür, um nur etwas zur Bestätigung aufzuführen, der stete Mangel an einer jugendlichen Heldin, welche neben der Madame Schmidt und der Dlle. Wagner hätte wirken sollen; es spricht dafür der von Zeit zu Zeit so fühlbare Mangel an einem guten ersten und zweiten Liebhaber — auch jetzt ersetzt Herr Stölzel, ein übrigens braver junger Schauspieler, Herrn Schütz nicht im Entferntesten, und die Herren von Perglaß und Linke sind, besonders der Letztere, die bejammernswerthesten zweiten Liebhaber, die nur irgendwo zu hören und zu sehen sind, — an einer ersten und zweiten Sängerin — eine Altistin haben wir erst seit kurzem in Dem. Pistor, denn Madame Müller ist doch wahrlich nicht zu rechnen — und an Anderen mehr; es sprechen dafür die Namen der Madame Walcker und Franchetti-Walzel, von denen die Erste uns nach Dresden entführt wurde und die Zweite zu unserer größten Verlegenheit und wider alle Erwartung nach Braunschweig davon ging; die Namen der Herren Bolzmann, Schütz, Ubrich. Um zu erkennen, welch' ein kostspieliges, oft ohne allen Nutzen kostspieliges Theaterpersonale Herr Remie immer hatte und noch hat, denke man nur an die Damen Georgine Schmidt und Klingemann, welche Beide alle von ihnen gehegten Hoffnungen täuschten, für unbrauchbar erkannt wurden und ihre hohe Gage für nichts erhielten; denke man nur wiederum an Herrn Ubrich, welcher der Kasse unendlich viel gekostet hat, und ihr unendlich wenig, d. h. gar nichts eingebracht hat; denke man endlich an den äußerst widerwilligen, gänzlich unbrauchbaren und darum nothwendig in Ruhestand versetzten und monatlich mit 80 Thalern, man weiß nicht, ob für schon geleistete oder noch zu leistende Dienste, pensionirten sogenannten Tenoristen Herrn Suhr. Um eine noch tiefere Erkenntniß in dieser Angelegenheit zu gewinnen, erwäge man ferner die garstige Nothwendigkeit, in die Herr Remie oft versetzt wurde, indem er, um brauchbare Waare zu erlangen, auch die Emballage oder den Ballast bei derselben mit annehmen, nicht nur annehmen, sondern auch bezahlen und noch obendrein als gute Waare verbrauchen mußte. So war es mit Herrn Walcker, nachdem er die Sängerin Dlle. Gehse als Ehegemahl an sich gebracht hatte; so ist es, hören wir Einige unserer Leser hinzusetzen, mit dem lieben Herrn Pirscher, der engagirt worden ist und zu bedeutenderen Rollen gebraucht wird, um dessen Gemahlin, eine geborene Dlle. Traut, eine hoffnungsreiche und schöne Sängerin an unser Theater zu fesseln. — Welcher Gott, wenn er als Bühnendirector auf Erden erschiene, könnte mit einem so durchaus unvollkommenen, lockeren und losen Personale etwas Vollkommenes, etwas Ausgezeichnetes, Allen und Jedem Gefallendes leisten und mit Glück dirigiren? — Wahrlich, wenn man dieses Alles zu wiederholten Malen, mit Aufmerksamkeit und Billigkeit überdenkt, so muß man sich am Ende noch wundern, wie Herr Remie bei so schlechter Unterstützung und mit so schlechten Mitteln immer noch so viel Gutes und Leidliches geleistet hat und noch leistet. Als die besten, fleißigsten und empfehlungswürdig-

sten Mitglieder unserer Bühne aber glauben wir die Herren Wohlbrück, Hammermeister, Köhler und Wiedemann so wie die Mad. Schmidt und die Dlle. Wagner nennen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht aus Wien.

Ende August 1831.

Niemals schien das Horazische: Beatus ille, qui procul negotiis, paterna rura bobus exercet suis, noch so beliebt, so allgemein als Wahlspruch anerkannt gewesen zu sein. Schlafen — vielleicht auch träumen? frägt Hamlet. Das war aber der Prinz Hamlet, — ein Theaterdirector träumt nie. — Auch wären die Zeitumstände sehr wenig geeignet, zu Träumen einzuladen. Also gar keine Neuigkeiten? — Das eben nicht, aber keine sehr bedeutenden. Das Hofburgtheater befindet sich nach den Ferien noch zu sehr in der Reconvalescenz, um schon etwas Neues zu geben. Armuth und Edelsinn, ist das beliebteste Repertoirstück. Das Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor hat eine neue deutsche Oper, Text von Weissenthurn, Musik von unserm verdienstvollen Veteranen Gyrowetz an's Licht gebracht. Der Titel dieser Oper ist Felix und Adele. Der Text sprach sehr mäßig, hingegen die einfach edle und melodienreiche Composition allgemein an. Herr Capellmeister Gyrowetz wurde nicht nur nach jeder Nummer, sondern auch nach dem Schluße der Oper stürmisch applaudirt und zweimal gerufen. Dieser Tage endlich ging Gluck's Iphigenie in Tauris in die Scene. Der immer treffliche und wahrhaft classische Wild erregte stürmischen Enthusiasmus. Die Musikkenner beugen die Kniee vor diesem kolossalen Schatten der Vergangenheit — und selbst die Nichtkenner fühlen sich von der Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks, von der Großartigkeit der Auffassung ergriffen, und zur Bewunderung genöthiget. Unter den Acquisitionen dieses Theaters muß Herr Oberhoffer, Bassist, genannt werden, der als Pharao in Moses (Rossini's) ein vielversprechendes, ja glänzendes Debut gab. Auch hörten wir ihn ein Duo mit Dlle. Lutzer vortragen, einer vielseitig herangebildeten jungen Sängerin — in dem Beide einstimmigen Beifall erhielten. Das k. k. pr. Theater an der Wien begnügt sich mit der Wiederholung alter Stücke unter neuen Titeln. Als neue Acquisition ist Dlle. Schneider zuerst zu bemerken, eine Schauspielerin, der Gemüth, Verstand, Phantasie nicht fremd sind, die Auffassungs- und Darstellungsgabe — beide im hohen Grade besitzt, die aber durch unnatürliche Geziertheit und theatralische Uebertriebenheit Alles verdirbt. — Ihre Aussprache ist schlecht, ihre Geberden, ihr Mienenspiel, sind zu heftig, zu komplicirt, oft auf Nebendinge verschwendet, die ganz außer der Situation liegen. Eine gefälligere Erscheinung auf dieser Bühne ist Dlle. Frey, ein Talent, das für naiv-sentimentale Charaktere sehr empfehlenswerth erscheint, obwohl auch sie schon einen gewissen Ton eingelernt hat, den der Zuschauer ewig wiederhört, — und der daher, wenn auch noch nicht manirirt, doch nicht von Manier frei ist. Ihr Vater, Herr Frey, der ebenfalls engagirt wurde, gefällt minder. Erwähnung verdient ein ausgezeichnetes junges Talent, Dlle. Müller, die sich in einem, wie es scheint eigens für sie geschriebenen Stücke: Der junge Barde, zum allgemeinen Vergnügen zeigte. Vor kurzem war großer Lärm in der Stadt, und es hieß allgemein: Carl werde eine deutsche Oper engagiren, die Furcht vor dem herannahenden russischen Uebel scheint aber diesen Plan gleich bei der Geburt erstickt, oder wenigstens auf eine günstigere Zeit hinausgeschoben zu haben. Mad. Carl und Mad. Scheidlin sind nach München. — Das Theater in der Josephstadt ist, so viel man hört, dem Hausbesitzer Herrn Räuschel zugesprochen, das Privilegium hingegen um die Erlaubniß zum Ballete geschmälert worden.

Herr Stöger aus Grätz soll dieses Theater gepachtet und im Sinne haben, mit seiner Oper nach Wien zu kommen. Auch dem Herrn Marinelli, dermaligen Besitzer des Theaters in der Leopoldstadt ist die Erlaubniß nicht weiter erheilt worden, Pantomimen zu geben; die doch von dem heroischen Ballete gänzlich verschieden und wesentliches Attribut eines Volkstheaters sind, in so fern sie immer der wesentliche Spielraum der komischen Masken waren, die dem Volkstheater angehören müssen.

Auch dieses Theater, einst der Lieblingsconventikel der Wiener Welt, will seit Raimund's Abgang nicht mehr zu Kräften kommen. Die zufriedengestellten Nebenbuhler waren die letzte Novität, die sich bemerkbar machte; Herr Schadezky leistete hier in Erfindung und Arrangement viel Vorzügliches. Unsere Lokaldichter schweigen sämmtlich und bringen nun schon lange nichts besondres Glückliches auf die Welt. Raimund hat Wien abermals verlassen, gibt dermalen in Hamburg Gastspiele und wird bis Ende October in München erwartet.

Depoir ist nach Laibach engagirt. Er gab im Theater an der Wien Gastspiele mit ziemlich glücklichem Erfolge. Das erste war Daniel im Erbvertrag, das zweite der Emir, in: Richard in Palästina.

Literarische Neuigkeiten: Mehrere Abhandlungen über die Cholera.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 253. (II. Jahrg.) Montag, den 24. October. 1831.

Polnische Kriegeshymne.

(Freie Nachahmung der Varsovienne par C. Delavigne.)

Die Menschheit sprengt die Demantkett' entzwei,
In die Betrug und Tyrannei sie schlugen;
Die Völker machen von dem Joch sich frei,
Das seit Jahrhunderten sie ruhig trugen.
Jetzt hebe dich von Neuem weißer Polen-Aar,
Reiß' mit der Kralle von den Flügeln deine Bande,
Schweb' ob dem Vaterlande
Und segn' es bei dem Kampf mit seiner Feinde Schaar.
Jetzt, Polen, auf! zum letzten Streite,
Zum Ende aller Sclavennoth!
Und rufet laut in alle Weite:
„Auf, auf! zum letzten Streite
Für Freiheit oder Tod!"

Jetzt, Sobieski's Enkel! jetzt seid wach
Und laßt die Riesenstärke wieder schauen,
Die einst die Macht der frechen Türken brach
Und sie zerstäubte mit des Todes Grauen.
Doch faßt mit höherm Zornmuth Euer braves Schwert,
Denn Heiden dräu'n jetzt in der Fremde nicht, nein Christen
Will Knechtschaft-Greu'l gelüsten
An den von Euren Vätern frei ererbten Heerd.
Jetzt, Polen, auf! u. s. w.

Jetzt, Kosciusko's Söhne! tretet vor,
Zeigt, daß Ihr Eures Vaters würdig waret
Und hebt zum großen Schwur die Hand empor,
Daß Euch der Schlachtentod allein entschaare t!
Hört noch, wie's um Euch ruft mit Geisterhauch so stark:
„Besiegung, Kinder! gilt's hier nicht, hier gilt's Verderben,
Dem Siegen oder Sterben
Sei d'rum geopfert Euer letztes Lebensmark!"
Jetzt, Polen, auf! u. s. w.

Jetzt, Poniatowski's Brüder! ist die Zeit,
Der Rache blut'ge Saaten auszusäen!
Jetzt sei von Neuem, Legion! *) bereit,
Nach Deines Vaterlandes Heil zu spähen.
Und wer vielleicht schon modernd tief im Grabe ruht,
Er stelle sich zur Schlacht, — mit allen Todesschrecken
Die Lebenden zu decken
Und hilfreich anzufeuern heil'gen Brudermuth.
Jetzt, Polen, auf! u. s. w.

Jetzt, Polens Bürger! zeigt der ganzen Welt,
Wie Ihr an Hellas und an Roma reichet
Und daß Euch Helden führen in das Feld,
Die stolz Ihr mit Leonidas vergleichet.
Im Glanz des Ruhmes leuchtet Krukowicki schon,
So wie Dwernicki's und Uminski's treues Walten,
Die Eure Banner halten
Als neu erstand'ner Brutus und Timoleon.
Jetzt, Polen, auf! u. s. w.

Jetzt, Polen! jetzt bewährt, wie eigne Kraft,
Ein Land vermag vor Feinden sich zu schützen;
Und rings ist keine Macht, die Hilf' Euch schafft,
Es darf — o Schmach! — kein Volk Euch unterstützen.
Doch Muth! nur Muth! für Euch schlägt jedes Braven Herz,
Es stehn mit Euch in engem, unsichtbarem Bunde
Viel Völker in der Runde
Und tragen schlecht verborgen ihres Zwanges Schmerz.
Jetzt, Polen, auf! u. s. w.

O nützet, Polen! dieses Glück der Zeit,
Sie will Euch wohl in ihrem wilden Toben,
Sie ist's, die zum Befreiungskampf Euch weiht
Und heil'gen Segen Euch verheißt von oben.
Ja hegt Vertrauen nur in krafterfüllter Brust:
Euch jauchzen Millionen zu und Gott wird retten
Aus Schmach und Sclavenketten,
Dem Allgerechten ist auch Euer Recht bewußt.
Jetzt, Polen, auf! u. s. w.

So stürzt denn, Polen in den Sturm der Schlacht
Für Weib und Kind, für Bruder, Schwester, Vater,
Für Alles, was das Leben theuer macht;
Kraft Muth und Gott sind Helfer und Berather.
Euch folgt ein ew'ger Ruhm, o schont des Lebens nicht,
Es wird Euch in des Blutes todesdunklen Strahlen
Der Sonne Licht sich malen,
Denn zu der Wahlstatt riefen Vaterland und Pflicht.
Jetzt, Polen, auf! zum letzten Streite,
Zum Ende aller Sclavennoth!

*) Wer sollte Joh. Sobieski, der 1683 Wien befreite, nicht kennen und nichts von der Polnischen Legion unter Napoleon gehört haben?

Und rufet laut in alle Weite:
„Auf, auf zum letzten Streite
Für Freiheit oder Tod!"

Edmund Berger.

Freudenreich und Dolorosus.

(Fortsetzung.)

„Per bacco!" antwortete der Italiener, indem ein faunisches Lächeln über seine Züge flog, „per bacco! das glaub' ich ohne Ihren Schwur. Nun, es leben die holden Schönen meines Vaterlandes!" fügte er hinzu, dem Russen das Glas hinhaltend. Dieser, augenscheinlich lieber an die erfreuliche Vergangenheit, wie an die unerfreuliche Zukunft denkend, säumte auch keineswegs, der Aufforderung zu genügen und mit dem Glase anklingend, sprach er mit einem Seufzer, der seiner wohlbeleibten Brust entquoll: Vivant die herrlichen Neapolitanerinnen! Mögen sie Jedem, der nach mir dorthin zieht, solche Seligkeit bereiten, wie mir! — Eben wollte er, um dem Toast die gehörige Weihe zu geben, sein Glas leeren, als Ludwig, sich ehrerbietig neigend, ihn davon abhielt und sprach:

Haben Ew. Durchlaucht die Gnade, mir zu erlauben, auch mein Glas anklingen zu dürfen! —

Warum nicht? meinte dieser und die Drei stießen dann an und tranken den funkelnden Wein, der Marchese im raschen Zuge, der Russe, indem er ihn dabei prüfend über die Zunge gleiten ließ, Ludwig aber mit mittelmäßiger Rapidität, wie er es gerade für schicklich hielt. Als dieß Geschäft beendet, fragte der Marchese den Toastwilligen:

„Signor kommen wohl auch aus Italien?"

Nein! antwortete dieser, indem er sich den Mund mit der Serviette säuberte, nein! ich bin aber auf dem Wege dahin.

„So?" fragte rasch Cassini.

Ja, in einigen Tagen und zwar nach Neapel! beschied Ludwig den Andern, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit nach den übrigen Tischgästen blickend, die sich aber darüber gar nicht zu verwundern schienen, wie er es sich vorgestellt und es auch ganz gewiß an der Table d'Hote in seiner kleinstädtischen Heimath der Fall gewesen wäre. Doch hier, wo Reisende aus Petersburg, London, Paris, Rom, Neapel, ja sogar ein Courier von der Gesandtschaft aus Constantinopel an der Tafel saßen, fiel ein Reisender nach Italien gar nicht zu übermäßig auf. Nur den Marchese schien die Sache zu interessiren.

„Wir trinken noch eine Flasche, Signor!" meinte er, „und zwar etwas Feuriges, Italiänisches. He, Garçon! eine Flasche Lacrymae Christi! — Sie sind," fuhr er zu Ludwig fort, „Sie sind noch zu kalt! nordisches Blut taugt nicht für meine Heimath. Dort muß sich Gluth mit Gluth vereinen! Angestoßen, Signor!" —

Ludwig senkte den Blick in die dunkle Fluth des Weines, da war es ihm, als leuchte Julianens Angesicht aus dem Glase auf, besorglich ihn anschauend. Rasch setzte er das Glas hin.

„Nun, Sie trinken nicht?" fragte der Marchese, indeß sein Auge feuriger glühte. „Eine solche Weigerung ist Beleidigung!" —

Bitte ganz ergebenst! stammelte verlegen der Andere, indem sich die Blicke der Gesellschaft, aufmerksam durch die laute Frage des Marchese gemacht, nach ihm wendeten. Rasch trank er.

„Gut, Signor!" sprach, beruhigt durch die Willfährigkeit, Cassini. „Nun ist's gut! Ich bin jetzt Ihr Freund, denn Sie lieben mein Vaterland. Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben!" —

Den Händedruck beantwortete Ludwig nur durch einige Verbeugungen. Er, der vor Kurzem noch sich von dem Herrn Kanzleidirektor hudeln lassen mußte, fühlte sich durch die trauliche Annäherung eines so vornehmen Mannes, wie der Marchese, der noch dazu mit einem Orden geschmückt war, nicht wenig geehrt. — O Pachhelbel! Accise-Controlleur-Substitut! dachte er bei sich, könntest Du mich jetzt sehen, wie ich hier venerirt und honorirt werde, Dir würden die Augen übergehen vor Neid. Dir, der Du mich noch vor kurzer Zeit schnöde verlachtest, wenn ich dir meine Ahnungen mittheilte, daß ich mir nicht ewig in der elenden Heimathskneipe die Zähne am harten Rindfleisch lädiren würde. Und auch Dich, theure Juliane! auch Dich wünschte ich hierher, damit Du sähest, daß Dein Bräutigam ein höchst aimabler Mensch ist. —

(Fortsetzung folgt.)

An einen schlechten Schreiber.

Deine Hieroglyphen zu entziffern,
Dazu bin ich wahrlich nicht der Mann!
Woll'st die Weitgereisten doch beläst'gen,
Die Aegyptens Wunderwerke sah'n!

Grabschrift auf den Pastor Star.

Der oft in Schlaf gelullet die Gemeine,
Ach, selbst nun schläft er unter diesem Steine!

Ludwig Züllich.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

„So waren Sie vielleicht," bemerkte ich, fast besorgend, daß meine Vermuthung doch richtig und mein Vielleicht ein Gewiß sein möchte, „Sie waren vielleicht der Herr und die Dame, die kurz nach mir in Hyeres eingetroffen waren und mit denen ich das Vergnügen haben sollte zu frühstücken?"

„Dieselben," versetzte mein Nachbar, und ein Seufzer hob ihm die Brust und wehmüthige Erinnerungen zuckten über sein Auge.

Ich ehrte sein Schweigen und theilte den Schmerz seiner Seele.

So lebhaft ich aber auch während der hierdurch entstandenen Pause mit dem Schicksale meines Nachbars zur Rechten mich beschäftigte, so war doch eine von meinem Nachbar zur Linken inzwischen vorgenommene Manipulation zu seltsam, um, namentlich in Italien, mich gleichgültig zu lassen. Der Mann hatte ein wahrhaft gemaltes welsches Banditengesicht; braungelb die Farbe, kohlschwarz und wirr das Haar, eben so der Bart, blitzend die Augen, kühn gebogen die Nase, buschig die Brauen und die Ecken des Mundes nach dem breiten Kinn herabgezogen. Zu diesem Gesichte gehörte eine breite Brust, eine gedrungene Gestalt und eine braune, nervige Hand, und diese braune, nervige Hand knüpfte erst zwei Säbel los, die über uns am Verdecke des Wagens befestigt waren, prüfte dann die Spitzen dreier funkelnder Dolche, die ihm im Gürtel hingen, und zog zuletzt unter'm Sitze vier oder fünf Pistolen hervor und schlug an jeder die Zündpfanne auf, die voll mit Pulver beschüttet war.

„Wozu führen Sie dieses Arsenal bei sich?" fragte ich den schwer Gewappneten, als er die Säbel neben sich gestellt, die Dolche in die Scheiden gesteckt und die letzte Pistole zu den übrigen auf den Schoos gelegt hatte.

„Ich werde die Waffen," antwortete er ganz ruhig, „an die Herren der Gesellschaft vertheilen, die selbst keine besitzen."

„Und was sollen denn," fragte ich weiter, „mit Ihrer gütigen Erlaubniß die Herren der Gesellschaft mit diesen Waffen machen?"

„Sich gegen einen Anfall vertheidigen," versetzte er rasch und schleuderte mir dabei einen Blick zu, aus welchem ich ungefähr die Höhe des Begriffes abnehmen konnte, den er von meinem Vertheidigungsmuthe haben mochte.

„Das ist," erwiederte ich, „von dem Herrn Conducteur recht schön und sorgsam, aber wahrscheinlich eine ganz unnöthige Vorsicht."

„Nicht so ganz," warf er hin, und kehrte mich wieder mit einem recht fatalen Seitenblicke.

„Nun, bei Gott!" rief ich lachend, dem Seitenblicke zum Aerger, „hier kann doch Niemand besorgen, angefallen zu werden, am hellen, lichten Tage, auf der freien, offenen Landstraße!"

„Und auf dieser freien, offenen Landstraße," sprach mir der Unverschämte nach, „am hellen, lichten Tage ist vor Kurzem ein Postillon und ein Reisender erschossen worden."

„Auf dieser Diligence?" fragte ich ungläubig, ohne jedoch zu lachen.

„Auf dieser nämlichen Diligence," wiederholte der Conducteur. „Bemerken Sie nicht die Hecken hier am Wege, dann die Gräben und dort das Gebüsch? Da liegt das Gesindel versteckt; man muß stets auf seiner Hut sein; in einer Viertelstunde ungefähr kommen wir an die Stelle, wo, wie ich Ihnen sagte, ein Postillon und ein Reisender vor Kurzem erschossen worden sind. Die Vertheidigung rettete den Wagen und das Gepäck. Was wünschen Sie also, einen Säbel oder eine Pistole? Mit Dolchen," setzte er fast verächtlich hinzu, „verstehen Deutsche in der Regel nicht umzugehen."

„Ich danke Ihnen für Ihre Waffen," erwiederte ich, ohne zu wissen, warum ich plötzlich so ernsthaft geworden war; „Sie sehen, daß ich damit nicht ganz unversorgt bin," — und entblößte den Stahl meines Stockdegens; „aber bemerken muß ich doch, daß bei Austheilung Ihrer Waffen für den Gebrauch derselben einige Vorsicht anzuempfehlen sein wird."

„Vorsicht? Wie so!" rief der Italiener heftig; „wir schießen die Canaille todt!"

„Das heißt," versetzte ich mit möglichster Kaltblütigkeit, „wenn die Canaille uns nicht todt schießt. Also sein Sie vernünftig. Wir sind, den Postillon ungerechnet, der eben so wenig für einen Vertheidiger zu rechnen ist, als die beiden Frauen, die hinter uns sitzen, im Ganzen sieben waffenfähige Männer. Werden wir angefallen von zwei, drei, auch vier solchen Canaillenzeugs, gut, so schießen wir sie nach Belieben todt. Kommen aber mehr, und wenn sie einmal kommen, so kommen gewiß mehr, so, dächte ich, schössen wir nicht und gebrauchten höchstens unsere Waffen, eine anständige Capitulation zu erlangen."

„Dem stimme ich vollkommen bei," bemerkte, sich in's Gespräch mischend, mein Nachbar zur Rechten. Die vier Männer im Wagen waren ebenfalls meiner Meinung; die Gegenvorstellungen des Schaffners blieben unbeachtet, und zwei Franzosen wollten ihn sogar, weil sie ihre Plätze bis Sesto bezahlt hatten, bis dahin für ihre Leben verantwortlich machen. Glücklicher Weise bedurften wir unserer Vertheidigungsmittel weder zu passivem noch zu activem Gebrauche, und die aus dem Arsenale des Conducteurs bewaffnete Mannschaft lieferte bei unserer Ankunft in Sesto die Gewehre unerprobt an ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Mitte October 1831.

Wo sollen wir anfangen, und wie sollen wir anfangen? Was Alles sollen wir melden und wie sollen wir es melden, um das Gemeldete glücklich an der Scylla und Charybdis unserer Censur vorbei zu buggsiren? Wie sollen wir bei der Tiefe der Zeit und bei der Menge der Begebenheiten mit unserem Blicke und mit unserem Gedächtnisse ausreichen? Ach! ist es uns doch, als sollten wir einen homerischen Schiffskatalog schreiben, oder die Namen der Hunde, welche ihren eigenen Herrn, den Kadmiden Aktäon, ob seiner frevelhaften Belauschung der keuschen Diana im Bade zerrissen, in gute Vossische Hexameter bringen. Und sollten wir dieß, so wär' uns doch noch ein Rettungsmittel geblieben! — die Anrufung der helfenden Musen; aber wen soll heutiges Tages ein schlichter Referent oder Berichterstatter ex officio um Hülfe und Eingebung anrufen, außer etwa das Monstrum Fama und den leichtbeflügelten Götterboten Merkur? Leider aber sind auch diese beiden sehr außer Cours und Geltung gekommen und lassen ihre Flügel ganz gewaltig hängen. Ihr Popanz, der in vielerlei Gestalten umherwandelt, heißt Politik und hat schon manchen Berichterstatter die Feder aus der Hand und ihn selbst hinter die Ohren geschlagen, daß er das Ohrensausen die Zeit seines Lebens hindurch nicht wieder verloren hat. Nun, sehen wir denn, bei so bewandten Umständen, wie weit die eigenen Kräfte ausreichen, um etwas Ausreichendes über das angenehme Winkelchen „Leipzig" auf unserem Planet „unserem Planeten" einzuverleiben. Die Censurbehörde versichern wir aber im Voraus, daß Alles, was wir in dem Folgenden melden und erzählen werden, so wahr, rein und heilig ist, daß es von Engeln an das Gewölbe des Himmels geschrieben und nur vom Teufel mit seinem giftigen Hauche verlöscht oder mit seinem beliebten Farbensafte gestrichen werden könnte.

So sehr wir den Gemeinsprüchen feind sind, so sehen wir uns doch gleich von vorn herein in die Nothwendigkeit versetzt, die alte Behauptung, als eine von Neuem bewährte, aufzustellen, daß das Neue und Neueste nicht immer das Gute und Beste, sondern oft das Ueble und Uebelste ist. Es sind, seitdem „unser Planet" über Leipzig geschwiegen hat, Gewitterwolken, so wie am literarischen so am politischen Himmel, aufgestiegen, die sich mit Blitzesgezische und Donnergekrache ihrer tödtenden Kraft entladen, vielen Schaden angerichtet und noch mehr Furcht und Schrecken verbreitet haben. Jetzt scheint zwar die Kühle und Ruhe, welche den Donnerwettern zu folgen pflegen, eingetreten und keine Wolke mehr am Himmel über uns Gefahr zu drohen; in Bezug auf die Ferne jedoch darf man noch immer nicht recht trauen und kann mit Ovid, nach dem Abfluß der Deucalionischen Fluth, warnen: „etiamnum nubila terrent!" —

Wenn wir von Wolken am literarischen Himmel, von Gewitterschwüle, Gewitterschaden im Reiche der Literatur sprechen, so versteht es sich von selbst, daß die Censur dabei nicht ganz übergangen werden kann. Wir haben hier von einem Censurcollegio zu melden, welches in der Mitte des Monats Julius des 1831sten Jahres in aller Form Rechtens errichtet worden ist. Es ist dieses Censurcollegium mit hoher Machtvollkommenheit ausgestattet und erwägt streng jeden freieren Gedanken, wenn er nur im Entferntesten an Politik, besonders an russisch-polnische anzustreifen scheint. Befragt aber um die ratio agendi oder um die Gründe seines Verfahrens, antwortet es: „Es stehet also in unseren (der Censoren) Instructionen," gegen die freilich nicht anzukämpfen ist. Ueberhaupt setzt man sich der Gefahr, zu irren und ungerecht zu sein, nie mehr aus, als wenn man es unternimmt, die Censur zu beurtheilen und ihr Verfahren zu meistern. Wie mag es oft rechtschaffenen Censoren — und an denen fehlt es bei uns wahrlich nicht! — wehe thun, wenn sie von tausend Verhältnissen, die sie nur zu durchschauen im Stande sind und die sie als besonnene, vom Staate verpflichtete Männer berücksichtigen müssen, getrieben, diesen und jenen weder etwas Unwahres noch an sich Schädliches enthaltenden Satz durchstreichen und der Oeffentlichkeit vorenthalten! Wir, für unseren Theil, mißgönnen ihnen ihr schwieriges Amt keineswegs, und werden, in der Meinung, von ihnen gekränkt zu sein, vielleicht bescheidene Klagen über sie erheben, nie aber Angriffe und Schmähungen gegen sie uns erlauben können. — Ein in Welt- und Staatssachen etwas unerfahrener, gutmüthig-einfacher Mensch, ein gewisser Dr. Ed. Bönecke, hat ein Epiphonem an das Censurtriumvirat — jetzt ist, nach dem Abgange des Hrn. Dr. Schaarschmidt als Ministerialrath nach Dresden, nur noch ein Duumvirat übrig — gedichtet und sein Gedicht in Nr. 183. dieser Zeitschrift einrücken lassen. Was hat er aber, fragen wir mit unseren verehrten Lesern, davon für Früchte geerntet? — Sehr bittre und saure!

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 254. (II. Jahrg.) Dienstag, den 25. October. 1831.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortſetzung.)

So hatte er denn ſeinen Träumereien nachgehangen, mehrere Fragen ſeines Nachbars überhört, der ſich endlich lächelnd von ihm zu dem ruſſiſchen Fürſten wandte und in deſſen Sprache eine Unterhaltung anknüpfte, deren Gegenſtand unſer nachdenkender Particulier Ludwig zu ſein ſchien. Die Tafel wurde aufgehoben und der Marcheſe forderte Ludwig zu einer Spazierfahrt nach dem nahgelegenen Luſtſchloſſe auf, die dieſer auch gern annahm, da er ſich dabei wieder an der Seite des Ordengeſchmückten dachte. Hier bewährte es ſich denn auch wieder, daß ein plötzlicher Glücksfall ſo Manches im Gemüth des Menſchen ändert. Als Nebengewinn des großen Looſes war ihm ſchon die eitle Sucht zu glänzen geworden, doch lag in Ludwig der Keim des Guten zu feſt, als daß zu befürchten ſtand, jene neuerworbenen Untugenden würden einen vollſtändigen Sieg über ſein beſſeres Selbſt davontragen. Und konnte man es ihm auch wohl verargen, wenn er das Haupt etwas höher und ſtolzer trug? Er, den bis jetzt Armuth und Widerwärtigkeiten aller Art niedergebeugt! Hebt ſich nicht auch die Blume, die der ungeſtüme Regen niedergedrückt, wenn die Sonne mit ſtrahlendem Glanze hervortritt und die niederbeugende Bürde in ein Nichts auflöſt? Alſo auch er, dem nach des Unglücks Ungeſtüm die Sonne des Glücks lächelte. —

Ludwig hatte die Einladung des Marcheſe angenommen und Beide ergingen ſich in dem ſchönen, königlichen Garten, der ſich hinter dem Schloſſe bis zu dem leiſe dahinrauſchenden Fluſſe hinabdehnt. Die Sonne ſenkte ſich zum Untergange und ſandte ſcheidend ihr Licht über die Flur. Unſer Freund, — denn warum, vielgünſtiger Leſer! ſollteſt Du den glücklichen Freudenreich nicht alſo mit mir nennen? war er doch, ſo viel ich Dir von ihm erzählt, ein guter Menſch, und eines guten Menſchen Freund zu ſein, iſt ja wohl etwas Liebes und Erfreuliches! — unſer Freund blickte auf die, im Abendglanze ſchimmernde, Gegend und ſprach ſo recht aus dem innerſten Gemüth: Wie wunderſchön iſt doch Gottes Erde, und wie herrlich iſt's auf ihr, ſonder Sorgen zu wandeln!

„O ja, Signor!" fiel hier der Marcheſe ein, „doch iſt's auch wohl dem Menſchen zu rathen, daß er ſich auf dieſer Erde die Fluren aufſucht, die ihn ſchon hier an das verheißene Paradies erinnern. Darum lob' ich Euern Entſchluß, Signor! dorthin zu gehen, wo ein ewig heitrer Himmel, ewig heitre Menſchen überwölbt. Ich geſtehe, daß es hier unter dieſen Bäumen recht anmuthig, daß dieſe Abendlandſchaft recht leidlich, doch gegen einen Abend in meiner Heimath, iſt dieß nur ein ſchwaches Bild, indeß ein Sonnenuntergang, vom Pauſilipp geſehen, eine köſtliche Wirklichkeit iſt, die auch der Pinſel des herrlichſten Malers nicht ſo in ſeiner Urgeſtalt wiedergeben kann. Darum weilt hier, Signor! nicht länger, ſondern eilt bald dorthin, wo ſo viel Schönes Eurer wartet!" —

Und doch, ſprach Ludwig leiſe, und doch laß ich hier in dieſem kalten Lande auch eine mich beglückende Seligkeit zurück. —

„Und die wäre?" forſchte Caſſini. —

Ein gutes Mädchen, antwortete der Andere, eine Braut, die mir mit inniger Treue ergeben. —

„Ah ſo?" meinte der Italiäner mit gedehntem Tone. „Nun, dieſe Seligkeit entgeht Euch ja nicht, da Ihr mit ihr doch wohl ſchon verlobt. Eine Verlobung iſt ein Ring, den die Heimath zu einer Kette umgeſtaltet, die manchmal ſchwer drückt. Ich will damit nichts Uebles geſagt haben," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Ludwigs Stirn eine Wolke des Unmuths überflog, „doch ehe Ihr Euch der ſtillen Häuslichkeit ganz hingebt, genießt erſt das Leben, das ſich Euch friſch und anmuthig darbietet." —

Das will ich, ſprach Ludwig, doch ſoll mich der Genuß nicht berauſchen, nicht das vergeſſen laſſen, was

mir hier im Heimathlande Theures und Liebes zurückbleibt. Ich reise in wenigen Tagen und wenn Ihr wollt, in Eurer Gesellschaft, Herr Marchese! —

„Sehr gern!" antwortete dieser, in die Hand Ludwigs einschlagend. „Euer Vertrauen ehrt mich und vielleicht gönnt mir das Schicksal, Eure Freundlichkeit durch irgend einen Dienst zu vergelten. Ihr seid in meiner Heimath unbekannt, und so wird mir wohl die Gelegenheit, mich Euch nützlich erweisen zu können."

So war eine nähere Vereinigung Beider bewerkstelligt, von der sich Ludwig des Angenehmen viel versprach und auch Cassini schien damit wohl zufrieden. Auf der Rückfahrt nach der Residenz warf der Marchese manches leichte Wort über die Schönen seines Vaterlandes hin, und manches lockende Bild ließ er vor Ludwigs Blick vorübergaukeln. Wies dieser auch, sich an die Braut erinnernd, die Scherze mit Worten zurück, so nahm doch die Seele daran Theil. Mit freundlichem Händedruck schied er vom Marchese. Zu aufgeregt, als daß er schon den Schlaf suchen sollte, der ihn zu fliehen schien, ließ er die lachenden Bilder, die ihm Cassini von jenem fernen Lande gemacht, auf's Neue vor sich vorübergaukeln. Im üppigsten Glanze schwebten holde Schönheiten vor seinen Sinnen. Juliane war seine erste, einzige Liebe gewesen. Auf seine kleine Heimath beschränkt, hatte er des Weibes Schönheit zu wenig kennen gelernt, als daß seine Braut in ihrer Einfachheit von einem andern Sterne hätte verdunkelt werden können. Jetzt aber, wo er ahnte, daß sich ihm herrlichere Blumen erschließen würden, jetzt fing allmälig der freundliche Stern seines Lebens, Juliane, an zu verbleichen vor den Sonnen, die seine Phantasie erschuf. Immer mehr trat jenes Bild zurück, er schwelgte in dem Gedanken an die lachende Zukunft und ob auch mahnend eine Stimme in seiner Brust ihn warnte, die Sinnlichkeit übertönte sie mit ihrem Syrenengesang und lispelte ihm schmeichelnd zu: Jetzt bietet Dir das Leben seine Schätze, darum genieße! — Solche Gesinnungen nun könnten wohl verleiten, ihn zu verdammen, doch der, der gleich ihm so lange entbehrt, würde auch wohl nach dem schädlichen Trank langen, wenn er so lockend und golden entgegenperlt. — Wir übergehen die wenigen Tage, die Ludwig Freudenreich, der deutsche Doctor, denn dieser Ehrentitel war ihm geworden, noch in der vaterländischen Residenz verlebte und finden ihn mit seinem Begleiter, der sich ihm, dem im Umgang mit Menschen Unerfahrenen, mit seiner Zuvorkommenheit unentbehrlich gemacht, bereits nicht fern mehr von dem Reiseziel. Ein Ereigniß, das, durch des Marchese Glück, gut beendet, fesselte Ludwig noch fester an ihn. Sie hatten Rom nach kurzem Aufenthalt verlassen und gelangten eines Abends nach Terracina. Das Unheimliche des Orts, die Aussicht einer erfrischenden Nachtkühle bewog Ludwig, dem Marchese den Vorschlag zu machen, die Nacht hindurch die Reise fortzusetzen. Cassini meinte zwar, die Dunkelheit sei keines Menschen Freund, doch als Ludwig leicht darüber spöttelte, nahm er, um dem Verdacht übertriebener Aengstlichkeit auszuweichen, den Vorschlag an. Schon hatten sie einige Miglien zurückgelegt, ohne daß ihnen irgend etwas Unheimliches begegnet wäre, als sie plötzlich, beim Einfahren in eine Schlucht, von drei bis vier drohenden Gestalten, die seitwärts aus dem Gebüsch brachen, umringt wurden. In einem Nu war der Vetturino vom Sitze geschleudert und die Büchsenmündungen auf die beiden Reisenden gerichtet. „Smontate!" rief, wie es schien der Vornehmste der kleinen Bande, in den Wagen hinein, aber kaum hatte er seinen Befehl, auszusteigen, ausgesprochen, als Ludwig's Pistolenkugel ihm die Schulter streifte, Schüsse wechselten nun aus dem Wagen und in den Wagen. Mit fürchterlicher Wuth jedoch stürmten die Räuber den Wagen und rissen die Reisenden heraus. „Du bist's!" brüllte der Anführer zu Ludwig, „Du bist's, der mich verwundet! nimm dafür diesen Lohn!" Rasch riß er ein Pistol hervor, aber in demselben Moment, wo er losdrückte, unterlief ihn der Marchese und streckte ihn mit einem geschickten Dolchstoße zu Boden. Die Kugel hatte Ludwigen nur unbedeutend gestreift. In diesem Augenblick erscholl von der Höhe ein gellender Pfiff, ein Reisewagen, bepackt mit einem dicken Lord bog um die Ecke, umgeben von einem Dutzend eskortirender Dragoner. Schnell flohen die Räuber, ihren todten Anführer mit Mühe fortschleppend, in's Gebirg. Dankbar sank Ludwig an des Marchese Brust und nannte ihn seinen Lebensretter, der nur durch das Niederwerfen des Räubers die Richtung des Schusses verändert hatte. Der Marchese nannte den ganzen Vorfall eine Kleinigkeit, die gar nicht der Rede werth wäre. So erreichten sie denn in kurzer Zeit Neapel.

(Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

(Mitgetheilt von Wilhelm Braunhard.)

Ich kenn' ein schönes, inhaltreiches Wort,
Des Genitiv will ich zu rathen geben.
Es war der Unterdrückten steter Hort,
Und rief schon Republiken in das Leben.
Es zücket Schwerter hoch im Kriegesbrand,
Und macht sie vom Tyrannenblute glänzen,
Die Biedermänner nimmt es Hand in Hand,
Der Jungfrau Haar schmückt es mit Myrtenkränzen.
Die dritte Sylbe ist der Gottheit Bild,
Des Wesens Feind und des Erkennens Quelle;
Es kommt von oben segensreich und mild,
Macht Erdenpilgers dunkle Pfade helle.
Das Ganze ist das Bild der stillen Nacht,
Gefühllos liegen hier die trägen Glieder,
Es ist gebannet des Gedankens Macht,
Und nur der Traumgott reget das Gefieder.

Die schönste Hoffnung ward der Dumpfheit Staub,
In Dunst geht uns das Götterbild verloren,
Vergraben liegt im dicken Aktenstaub,
Was noch kein Heil uns hat erkoren.
Und so wird selbst zum Schimpf das gute Wort,
Weil noch uns Nacht für Licht muß gelten.
D'rum streicht es aus dem Wörterbuche fort.
Denn jeder Deutsche nennt es nur mit Schelten.

Der Mahady.

Diejenigen unserer Leser, welche mit mohametanischen Aberglauben und Sitten bekannt sind, werden auch wissen, in welcher religiösen Verehrung der Titel Mahady von den Anhängern des Halbmondes, insbesondere den Abkömmlingen der Mauren, gehalten wird. Diesem Titel, den zuerst verschiedene Fürsten des Orients, Afrika's und Spaniens, sich als einen Ehrennamen beilegten, wurde in der Folge von Individuen angenommen, welche durch Umstände, Leichtgläubigkeit des Volkes, oder eigene Kühnheit erhoben worden waren. Man darf daher die Namensunterscheidung durch die Benennung Mahady in den früheren Perioden der Geschichte der Mohamedaner nicht verwechseln mit der Wichtigkeit dieses Titels, welcher nach und nach verschiedene Personen, als das Symbol ihrer vorgeblichen Sendung, erhalten oder usurpirt haben, um unter den Deckmantel einer Religionsreform zur politischen Obergewalt zu gelangen. Der Ursprung dieser vorgeblichen Sendungen läßt sich auf folgende Volksüberlieferung zurückführen.

Man wird sich erinnern, daß nach Mohamet's Tode seine Anhänger über die Wahl eines Nachfolgers getheilter Meinung waren, und daß daraus ein wichtiges Schisma entstand, welches noch fortdauert. Die Streitenden erwuchsen zu zwei streng geschiedenen Sekten. Die Eine erkannte das gesetzliche Recht der Nachfolge in geistlichen und weltlichen Dingen nur in der direkten Linie des Propheten an, die durch seinen Schwiegersohn Ali fortgepflanzt wurde, und in der zwölften Generation in der Person Abukassem Mohammet's, vorzugsweise der Mahady genannt, verlosch. Der Verehrung seiner Anhänger noch im zarten Jugendalter entrissen, schloß dieser Fürst die Reihe der großen Imans, oder rechtmäßigen Beherrscher der Gläubigen im Jahre 264 oder 267 der Hegira, nach unserer Zeitrechnung 877 oder 880. Die Gegenpartei, oder die Sunniten, verehren zwar auch auf's Tiefste die direkte Nachkommenschaft Mohamet's, aber nicht so ausschließlich und abergläubisch wie ihre Gegner, die sie mit dem verächtlichen Namen Schiiten, oder Ketzer, belegen. Obschon nun seit Erlöschung der direkten Nachkommenschaft Mohamet's bereits viele Jahrhunderte verflossen sind, so ist es doch Lieblingsglaube der Schiiten, daß der zwölfte Iman noch lebt, und eines Tages erscheinen wird, um sein rechtmäßiges Scepter wieder zu ergreifen, die Welt zu unterjochen, und das große Werk einer religiösen Reform zu vollbringen. Dieser Aberglaube wird durch eine von den Arabern heilig gehaltene Tradition unterstützt, welcher zufolge Mohamet selbst in einer Weihsagung das westliche Afrika als den Schauplatz dieser großen Revolution bezeichnet, und verkündet haben soll: „es werde ein Tag kommen, da die Sonne im Westen aufgehen wird" — d. i. nach Auslegung der Araber im westlichen Afrika. Dieser Erdstrich hat daher zu verschiedenen Zeiten die Thaten von Männern gesehen, die sich anmaßten, das vorgebliche Orakel zu erfüllen, und von denen mehrere nach dem Umsturz der bestehenden Regierungen mächtige Dynastien gegründet haben.

Der erste dieser Betrüger und Fanatiker, sowohl der Zeit als den Thaten nach, war Obeid Allah-ben Mohamed der Schiite. Der Volksaberglaube begünstigte seinen Ehrgeiz, indem er im Westen genau zu der von der alten Prophezeihung angegebenen Zeit erschien, d. i. gegen das Ende des dritten Jahrhunderts der Hegira. Er nahm dem Titel Mahady an, der auch seine unmittelbaren Nachfolger führten, vorgebend, daß durch eine Art von Metempsychose der Geist des letzten Imans in ihnen fortlebe, und auf ihre Nachkommen niedersteige. Allah-ben Mahomed, der die Fahne der Reform und Eroberung zu Segelmasah am atlantischen Meere aufgepflanzt hatte, stürzte nach und nach alle andere Dynastien, und dehnte seine Herrschaft bis Kairo aus. Nach seinem Beispiele, aber statt des Titels Mahady, bescheidener Weise den eines Marabut's d. i. Einsiedlers annehmend, predigte zunächst Abdallah ben Yasyn Al Gezonli, religiöse Reform. Indem er seine Lehre mit dem Schwerte verbreitete, gründete er die Dynastie der Lamtuniden, die ihr Reich bald von dem Ocean bis nach Egypten, und von dem Innersten der Negerländer bis an den Ebro erweiterten. In den alten spanischen Romanzen kommt diese mächtige Dynastie unter den Almorabiden vor, eine Verstümmelung von Al-Morabethyn, oder fromm, welchen Beinamen die Lamtuniden führten.

Aber auch diese große Monarchie wurde durch einen Mahady gestürzt, Namens Abu-Mohammed Abdallah ben Tomrut. Auch er hing seinem Ehrgeiz den Mantel der Religion um, wurde das Haupt einer zahlreichen Partei, und eilte aus den Gebirgspässen des Atlas zur Eroberung des Reiches der Lamtuniden. So begann die Macht der Sekte der Monaheddin, in den andalusischen Romanzen mit dem Namen der Almohaden bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 250.

Nach LEIb und Seele fPannt ZIelend den BoGen,
Der Gott, der meistens die Schönen betrogen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Mitte October 1831.

(Fortsetzung.)

Von allen Erfahrenen ist er wegen seiner freudigen Hoffnungen, vertrauensvollen Erwartungen, wahrheitsreichen Ermahnungen, enfin wegen seiner sancta simplicitas verlacht und verhöhnt worden. Ja, einer seiner Dresdner Freunde, der als äußerst witziger, satyrisch-humoristischer und phantasiereicher Schriftsteller und Dichter rühmlich bekannte Herrmann Meynert, will ihm in einem Gedichte: „Ironie der Geister," antworten. Nun, vielleicht hat sich Hr. Dr. Ed. Bönecke schon bis jetzt dazu entschlossen, kein solches Gedicht, wie das beschriebene Epiphonem, wieder erscheinen zu lassen. — Die Täuschung Einzelner wäre mit Stillschweigen zu ertragen, aber es leidet durch die hiesige Censur der ganze hiesige literarische Verkehr bedeutend. Kein Buchhändler ist zu einem Unternehmen aufgelegt, weil er, wenn er auch die hiesigen Censurgesetze umgehen könnte, doch sicherlich Unannehmliches fürchten muß, sobald ein Buch nur in etwas die Zeitereignisse mit kritischem Obolus berührt. Mehrere Buchdrucker haben in Folge dessen ihre sonst belebten Druckereien geschlossen, während andere ihre Arbeiter bis über die Hälfte verringert haben, ja selbst die große Brockhaus'sche Buchdruckerei hat diesem Drange der Zeitumstände nachgeben müssen. Viele unter diesen Leuten sind jetzt völlig verdienst- und brotlos und fallen am Ende der Versorgung der Obrigkeit anheim. Dadurch, daß mehrere Leipziger Zeitschriften, wegen hiesiger Censur, auswärts gedruckt werden müssen, werden dem Einkommen der Stadt Leipzig mehrere Tausende von Thalern jährlich entzogen. So trägt, um nur ein Beispiel anzuführen, allein der „Komet," eine Zeitschrift, welche der in unserer Mitte lebende Dr. C. Herloßsohn herausgibt, und der hiesige Buchhändler Leo verlegt, dem benachbarten Altenburg gegen 2000 Thaler alljährlich ein. Könnten diese 2000 Thaler nicht füglich in Sachsen gelassen werden? Späterhin werden wir vielleicht, wenn die Götter wollen, auf Aehnliches zurück kommen!

Aber die Gewitterwolken am literarischen Himmel haben sich nicht nur im Ganzen der Literatur feindlich bezeigt, sondern auch an einzelnen Individuen. Sie haben nämlich eine ganz besonders arge Wallung im Blute einzelner Literaten gegen einander verursacht, oder, deutlicher zu reden: sie haben einen Blitz unter sie geschleudert, so daß sie, wie weiland die aus den von Kadmus gesäeten Zähnen eines erlegten Drachen erwachsenen Männer, mit ihren Waffen über einander herfielen auf Tod und Leben. Wer von unseren Lesern denkt nicht augenblicklich an den bekannten Streit des Herrn Professor Dr. Schütz mit den Herren Doctoren Gleich und Spazier und deren ungenannten und unbekannten, ultraliberalen Freunden und Bundesgenossen? Herr Professor Dr. Schütz war dabei, wie wir zu seiner Ehre behaupten müssen, stets der zuerst Beleidigte und übte das jus talionis oder Wiedervergeltungsrecht nur mit den Waffen des Witzes und der Gelehrsamkeit aus. Am Ende der Fehde, d. h. vom 13ten August bis zum 1sten September, Abends halb acht Uhr, fielen Scenen vor, die zu tragi-komisch sind, als daß ihnen hier nicht ein Plätzchen eingeräumt werden sollte. — Am Abende des 13ten August's, gegen zehn Uhr wandelt Herr Professor Dr. Schütz, nach seiner Weise fröhlichen Muthes, aus dem Theater über den weiten, meistens menschenleeren Waageplatz vor dem Halleschen Thore seiner Wohnung zu. Da treten plötzlich zwei vermummte Gestalten auf ihn zu mit der hohlstimmigen Frage: „Sind Sie Schütz, der literarische Lump, welcher den liberalen Ideen unseres Dr. Gleich in den Weg tritt?" — Auf die heftige Gegenfrage des Professors Dr. Schütz: „Wer untersteht es sich, mich auf öffentlicher Straße also in's Gesicht zu verunglimpfen?" — erhebt sich von der Seite der Alleebarrieren her, wo ein Haufe Alliirter im Dunkeln etwas bemerkbar ward, Gemurmel und Beifallsruf. Die zwei Frager scheinen dadurch Muth zu gewinnen und suchen ihrem Gegner einige Rippenstöße beizubringen. In dem Bemühen, sich solchen Freundschaftsbezeigungen zu entziehen, entfällt diesem der Hut. Noch aber hat er ihn nicht wieder aufgehoben, so haben sich auch schon die zwei Ritter aus dem Stegreife auf die Flucht begeben und mit ihren fernen Verbündeten eiligst vereinigt. Bald war der ganze Haufe in Nacht und Nebel verschwunden gewesen. Herrn Professor Dr. Schütz rührten die Rippenstöße und der ganze Vorfall so wenig, daß er Herrn Dr. Schaarschmidt, damaligen Oberbürgermeister, persönlich bat, keine Kenntniß von der Sache zu nehmen, wenn sie ihm vielleicht hinterbracht werden sollte. — Aber damit sind die Begebenheiten nicht zu Ende; sie gewinnen vielmehr, wie in einem guten Romane, immer mehr an Interesse und Gewichtigkeit. Erzählen wir darum weiter. In den letzten Tagen des August's wird dem Herrn Professor Dr. Schütz ein anonymer Drohbrief zugeschickt, in welchem sich eine schlechte Zeichnung eines aus Wolken hervorgestreckten, auf der Hand einen Todtenkopf haltenden Armes mit der Schauder erregenden Unterschrift befindet: „Memento mori!"

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 255. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 26. October. 1831.

Der Abschied.

Leb' wohl!
Die Stunde drängt, ich darf nicht länger weilen,
Ach aus der Heimath treibt mich das Geschick,
O rufte Dir dieß Blatt und diese Zeilen
Noch oft, recht oft den fernen Freund zurück.
Der Trennung Wunden wird die Zukunft heilen,
Und o wie schnell entflieht ein Augenblick.
Doch soll, bis wir uns fröhlich wiedersehen,
Dein theures Bild mir stets vor Augen stehen.

Leb' wohl!
Und weine nicht! denn ach! sonst wird mir's schwer,
Von Dir zu gehn, und dennoch soll ich scheiden.
Getrost! bald trennt uns keine Zukunft mehr.
Schon seh' ich mich versetzt in jene Zeiten.
Ein Paradies ergrünet um uns her,
Und uns gehört die Welt sodann, uns Beiden,
Vergangenes wird dann vergangen sein,
Und unzertrennlich, ewig bist Du mein.

Wilhelm Otto.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortsetzung.)

3.

Wer Neapel gesehen, weiß, wie eigenthümlich diese wunderbare Welt die Seele ergreift. Nicht wie in Rom, erinnert jeder Schritt an zusammengesunkene Pracht der Vergangenheit, diese ist hier verschwunden und mächtig waltet der Zauber der lebendigsten Gegenwart. Die Schönheiten dieser Natur sind so unendlich, daß sie gewaltsam das Herz, das sie kaum zu fassen vermag, ergreifen. So auch geschah es mit Ludwig. Von Norden her hatte er mit seinem Gefährten Italien betreten, und nur Rom ihn kurze Zeit gefesselt. Er war ein Freund der Freude geworden, darum fühlte er sich in dem heiligen Ernste Rom's, in seinen gewaltigen Mauern, zwischen seinen hohen Säulen nicht heimisch, und bald verließ er die einst Herrliche, um die jetzt Herrliche zu schauen. — Es war eins der vielen Kirchenfeste, als die beiden Reisenden an einem Abende in Neapel einzogen; doch nicht der stille Ernst war es, der es feierte, sondern eine lebensfrohe Heiterkeit. Alles war fröhlich und jauchzte, die zahllose Menge lebte und wogte auf der Straße Toledo, der Chiaja und auf dem Strande der heiligen Lucia. Pulcinellos, Pagliassos und Taschenspieler waren überall bemüht, die schaulustige Menge mit unversiegbarer Geschwätzigkeit und treffendem Nationalwitze zu unterhalten, indeß an einer andern Ecke ein Priester mit feuriger Lebendigkeit zu Tausenden von Zuhörern sprach. Vom Castell St. Elmo donnerten Freudenschüsse über die in Volkslust brausende Stadt, und Raketen und Schwärmer, die in die Lüfte stiegen, strahlten in dem dunkelblauen Meere wieder. Von allem diesen fast betäubt gelangte Ludwig in die Strada di Chiaja, wo Cassini von Rom aus schon eine von den vielen stanze particolari besorgt hatte, die stets bereit sind, Fremde aufzunehmen. Kaum hielt der Wagen, so war er mit einer Menge Lazzaroni umringt, die unaufgefordert das Gepäck unter schwerem Gestöhne und manchem keuchenden: „Santo dio! welche grausame Anstrengung!" hinaufschleppten. Unverschämt in ihrer Forderung, geriethen sie mit dem Marchese in Streit, der sich damit endete, daß sie mit einer Kleinigkeit abgefunden wurden, die sie vorher, fluchend, anzunehmen sich geweigert. Nur einer von ihnen, eine kräftige Figur, nur auf dem einen Fuße hinkend, hatte gleich anfangs sich bescheiden mit dem begnügt, was ihm der Marchese geboten, und nur lächelnd verweilt, um das Spiel seiner Genossen mit anzusehen. Ludwig, dem die ruhige Bescheidenheit des Lazzaroni gefiel, drückte ihm, als er sich entfernen wollte, noch ein Geldstück in die Hand. — „Ich danke, Signor! Wenn Ihr mich gebraucht, so stehe ich zu Befehl! A Dio!"

sprach der Beschenkte und die rothe Mütze ein wenig rückend, hinkte er den Andern nach. — Ludwig war nun mit dem Marchese allein, der ihn bei der Hand ergriff und auf den Altan führte. — „Seht und dann sprecht, ob Ihr noch nach Eurem kalten Norden zurückverlangt!" — Mit diesen Worten zeigte Cassini auf das herrliche Panorama, das sich ihren Blicken erschloß. Vor ihren Blicken lag das blaue, fast durchsichtige Meer, aus dessen Schooße sich die phantastische Gestalt von Capri hebt; Procida, die seelige Insel der einsamen Ruhe, Ischia, das üppige Eiland, zeigten sich dem trunkenen Auge, das von ihnen rechts hinüber nach dem grünen Nisita und dem erinnerungsreichen Pausilipp schweifte und die Gärten des Lucull und Virgil's Grabmal erblickte. Links schmiegte sich die herrliche Stadt an die halbrunde Bucht, die sich, bekränzt von einer Reihe in üppiger Flur liegender Städte und Dörfer bis zum rauchenden Vesuv hinzieht. Das dunkle Laub der Villa reale, die malerische Gestalt des Castell dell' Uovo spiegelten sich in den klaren Fluten wieder, indeß der ganze reiche Kranz des Schönen von dem hohen Castell St. Elmo und dem stillen Kloster Camaldoli gekrönt wird. —

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Man wird sich erinnern, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der König der Franzosen Vincennes und die Umgebungen von Paris besichtigt hat. Man gibt nun als Zweck die Wiederaufnahme der Befestigung dieser Hauptstadt an. Bei Saint-Maure soll sogar ein Brückenkopf gebaut werden.

Seltsamer Weise haben zu gleicher Zeit, und zwar in der Nacht vom 24sten bis 25sten September, sowohl die Gefangenen im Bicêtre, als die in der Conciergerie loszubrechen versucht.

Ein englisches Journal meldet, daß die Schweden sehr unzufrieden seien, daß der König seinem zweitgebornen Enkel den Namen Nikolaus beigelegt habe.

Ein Journal von Rouen meldet folgenden Selbstmord zweier unglücklich Liebenden. August Fancon und Anastasia G . . . . . schlossen sich in ein Gemach ein, um durch Kohlendampf zu sterben. Sie hatten ihre Arme durch ein Band an einander gebunden, mit der Inschrift: „Wir sagen unseren Aeltern Lebewohl und sterben zufrieden." August hauchte zuerst seinen Geist aus. Anastasia verschlingt, um schneller zu sterben, achtzehn Gran Brechweinstein. Dennoch haben die Aerzte Hoffnung, sie zu retten.

Der Historienmaler Perrin ist zu Paris, seiner Vaterstadt, im Alter von fünf und siebenzig Jahren gestorben.

In einer Chronik der Abtei Corvey liest man die Geschichte eines Hundes, der im Jahre 887 lebte und ein Muster der Andacht war. Er hörte die Messe mit Sammlung an, kniete und warf sich so oft nieder, als es der Ritus erforderte. Die Fasttage beobachtete er so strenge, daß alle erdenklichen Liebkosungen ihn nicht bewegen konnten, an solchen Tagen Fleisch zu genießen. Wer von dem Leben dieser frommen Bestie mehr wissen will, der lese die im Jahre 1686 herausgekommenen Mélanges de l' Académie des curieux de la nature.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhundertes ereignete sich in Sicilien eine literarische Betrügerei, wie sie wohl selten Statt gefunden hat. Ein Mensch, Namens Vella aus Malta, gab vor, er verstände vollkommen Arabisch. Nun begab es sich, daß die Regierung Aufklärung über verschiedene historische Ereignisse aus den Zeiten, da Sicilien den Saracenen unterworfen war, wünschte, weil deren Ermittelung von Wichtigkeit in Bezug auf ihre Streitigkeiten mit den sicilianischen Vasallen war. Vella spielte sein Spiel so geschickt, daß er den Auftrag erhielt, ein in den Archiven aufgefundenes arabisches Manuscript zu übersetzen. Er ging dabei mit so vollendeter Verschlagenheit zu Werke, daß er Geld, Titel, ja selbst die Stelle eines Professors der arabischen Sprache und Literatur an der Universität von Palermo erhielt. Natürlich war die Uebersetzung des arabischen Manuscriptes nichts als ein Gewebe seiner eigenen Erfindung. Er ging sogar soweit, daß er ein altes normännisches Manuscript produzirte, welches er in einer Bibliothek gefunden zu haben vorgab. Indessen rochen die sicilianischen Gelehrten nach und nach doch endlich Lunte, und bestrebten sich, dem Betrüger die Larve abzureißen. Dieß war jedoch nicht so leicht, da sich Vella bedeutende Protectionen zu verschaffen gewußt hatte. Endlich wurde er vor Gericht des Betrugs angeklagt, überwiesen und zu funfzehnjähriger Kerkerstrafe verurtheilt.

Es ist allgemein bekannt, daß der berühmte Beccaria ein Werk geschrieben hat, worin er die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe bis zur Evidenz bewies. Nicht so allgemein bekannt aber dürfte es sein, daß nach Beendigung desselben ihm sein Bedienter eine Uhr stahl, und er nichs Angelegentlicheres zu thun hatte, als zu betreiben, daß der arme Schelm hingerichtet wurde.

(Moore's, Letters and Journals of Lord Byron.)

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

4.

Die vom Conducteur im Gespräch mit mir wiederholte Erwähnung der beiden vor Kurzem von Räuberhand gefallenen Menschen hatte dem blassen, jungen Manne die noch nicht verharrschte Wunde seines Herzens zu schmerzlich berührt, als daß ich die einsilbige Theilnahme an meiner mit dem Conducteur ziemlich lebhaft fortgesetzten Unterhaltung ihm falsch hätte deuten können. Je mehr ich mich aber bemühete, das Gespräch von jener blutigen Begebenheit abzuziehen und den Herrn Schaffner bald von der Mailändischen Posteinrichtung, bald von seinem Familienleben und bald von den wenigen, in unserm Wege liegenden Ortschaften sprechen zu machen, desto inniger mußte es mich freuen, meinem einsilbigen Landsmanne bisweilen ein Zeichen von Aufmerksamkeit abzugewinnen. Ich konnte nicht glauben, daß er mich mit der Ursache seines verwundeten Armes bekannt wisse, und dennoch schien es mir bisweilen, als fühle er meine geheime Absicht, seine traurige Erinnerung zu zerstreuen. In seinem Blicke glaubte ich dieses Gefühl und seinen stillen Dank zu lesen, und das Auge wollte mir naß werden, als er, unweit von Sesto, mit leisem Händedruck mir sagte: „könnte ich doch recht lange mit Ihnen zusammen bleiben!" — „Ich denke," erwiederte ich, „das wird sehr leicht sein, da ich es nicht minder herzlich wünsche und unsere Wege nach derselben Richtung zu führen scheinen." — „Der meinige," versetzte der junge Mann mit einem Lächeln, das wie Sehnsucht und Verklärung leuchtete, „der meinige geht nach dem Simplon." — „Dahin auch der meinige," antwortete ich, „und gedenken Sie nirgends sich aufzuhalten, so —" „Nur an isola bella," bemerkte er, „will ich nicht vorübergehen." — „Ich auch nicht," versetzte ich, „und so wollen wir es Beide nicht. Meinen Nachrichten zufolge können wir schon diesen Nachmittag vier Uhr dort sein. Wir senden dann einen Fischer nach Baveno, lassen uns zwei Plätze auf der Diligence bestellen und erfahren dadurch zugleich, wenn wir spätestens in Baveno eintreffen müssen. Sind Sie meiner Meinung?" — „Vollkommen," sagte der junge Mann, und bald nachher rollten wir in Sesto ein.

Von der Mittagsmahlzeit, welche wir hier bereitet fanden, kann ich blos bemerken, daß sie eben so schlecht als theuer war. Glücklicher Weise war sie in demselben Verhältnisse kurz, und schon um ein Uhr trug uns das Dampfboot über den Lago Maggiore den Borromeischen Inseln zu. Ein herrliches Wasser, dieser Lago Maggiore? So hell und klar, daß wir ihn mit dem grünen Kristalle unseres deutschen Rheins verglichen. Und welche Ufer! In welchem bunten, schönen Wechsel, Hügel und Ebene, Städtchen und Dörfer, einzelne Landhäuser und grüne Weinberge, offene Gärten und schattige Haine! Und über alles dieses die Frische des dunkelblauen Himmels, und der Glanz der Sonne, und die milde, liebliche Luft! Alle Gedanken badeten in dieser Luft und die Herzen schlugen freier und freudiger. Da erblickten wir das von der Ferne zum Händchen verkleinerte Einhorn, das Wappen der reichen Grafen Borromeo, das in kolossaler Größe die oberste Spitze der zehn auf isola bella piramidengleich aufsteigenden Terrassen bildet *). Und je näher wir schwammen, je reizender wurde der Anblick. Plötzlich aber hemmte das Dampfboot seinen Flug. Zwei Boote kamen von Baveno heran, die dahin Bestimmten aufzunehmen, und ich wählte mit meinem neuen, blassen Freunde dasjenige von beiden, welches zuvor an isola bella anlegen wollte. Der sanfte Ruderschlag zog nur eine leichte Furche auf der glatten, blauen Fluth, und dennoch fehlte dem Auge die Zeit, Alles zu erfassen, was in steigender Schönheit aus der Fluth vor ihm auftauchte. Das Gedächtniß scheint zum Lügner zu werden, wenn es in Vitaliano Borromeo, in einem Manne, den Mann nennt, der den kühnen Gedanken verwirklichte, mitten in einem See auf drei nackten, kahlen Felsen Schlösser und Gärten zu bauen. Und doch entstanden auf diese Art die jetzt so reichen, schönen Inseln, Isola bella, Isola madra und l' Isolino. Nur Isola del Piscatori, die vierte Schwester, ist die Arme im Kreise der Reichen. Zu ihr rudert selten die Neugier der Fremden; nur arme Fischer bewohnen sie und das Auge kehrt schnell von ihr ab zu der vielleicht überreichen Isola bella. An den Stufen des Schlosses legte die Barke an. Wir traten in die schöngeschmückten Zimmer des Schlosses, beschauten die Gemälde und die Mosaiks und die — umschleierten Bildsäulen und kühlten uns in der Grotte Terrene, welche das Schloß mit den Gärten verbindet. Hier wandelten wir unter den blühenden Pommeranzenbäumen und sahen die reifende Frucht der Citrone und freuten uns der schönen Bäume, die bald zu Hecken sich verbanden, bald zu Lauben über unsern Häuptern sich wölbten. Mit Ehrfurcht traten wir dann in den schattigen Hain der hochstämmigen Lorbeeren, an deren Seite Mirthen und Cipressen wuchsen, und mein Freund brach einen kleinen Zweig von einer Mirthe und fügte ihn zu einem kleinen Zweige, den er von einer Cipresse gebrochen, und barg beide an seinem Herzen.

---

*) Matthison spricht in seinen Erinnerungen von einer kolossalen Reiterstatüe des St. Borromäus, des Schöpfers der isola bella auf der höchsten Terrasse derselben, Müller in seiner ital. Reise blos von einem Standbilde; was steht denn nun eigentlich oben?

D. R.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Mitte October 1831.

(Fortsetzung.)

Sonderbar, ja sogar verdächtig ist es, daß dieselbe Sudelzeichnung sich in einer, wir wissen nicht mehr welcher Nummer der Hamburger Sudelzeitschrift der „Originalien" vorfindet. Welcher heimtückische Mensch muß dabei sein Wesen getrieben haben! Wir wollen nicht rathen, sonst würden wir zuerst den Namen desjenigen nennen, der ähnliche Sudelzeichnungen in Zeitschriften eingeschmuggelt hat, wo man sie nicht finden sollte, dann aber den Namen eines hiesigen, Herrn Dr. Gleich und Spazier wohlbefreundeten Demagogen B . . . h . . . Der erwähnte Brief aber blieb wirklich nicht ohne Bedeutung und hatte dem Herrn Professor Dr. Schütz das Schicksal eines Kotzebue vorher verkündigt. Denn am 1sten September Abends gegen sieben Uhr dringt Herr Dr. Spazier, nach vorher durch einen langen hagern, mit einem weißen breitkrämpigen Hute versehenen Herrn eingezogener Erkundigung nach der alleinigen Gegenwart des Professor Dr. Schütz, in dessen Zimmer, entblößt sogleich das Bajonett seiner — man bemerke den folgenden Umstand! — Communalgardisten-Flinte und rennt, gleich als ob er den Kaisermörder Otto von Wittelsbach auf dem Theater agire und mit dem Wuthgebrülle: „Hund, jetzt ist Dein Letztes gekommen!" auf seinen Todfeind ein, um ihn zu durchbohren. Da wendet sich dieser plötzlich, erfaßt die Waffe, schleudert sie aus des Meuchelmörders Hand, ringt mit ihm, bis sie Beide zu Boden fallen, und packt endlich den ob seiner Entwaffnung bis zur Leiche Erbleichenden und zur schnellsten Flucht sich Wendenden selbst, schleppt ihn mit starker Faust zum Fenster und ruft aus demselben nach der Soldatenwache in der Nähe. Sie kommt und mit ihr eine Menge Hausgenossen des Professor Dr. Schütz als Zeugen des Auftritts — ein Paar Minuten nachher flucht und schimpft, als aber beides mit Nachdruck verboten wird, weint Herr Dr. Spazier auf der Militair-Wachtstube und fleht um Schreibbedarf, um seiner Familie sein Unglück anzeigen zu können. Nach einer halben Stunde wurde er auf Verfügung einer hiesigen hochlöblichen Sicherheitsbehörde in's Stockhaus abgeführt. — Sind das nicht Scenen, welche der Bearbeitung in einem Räuberromane werth sind? Weniger eignet sich eben dahin, was nun folgt. Herr Professor Dr. Schütz wünschte aus eigenem christlichen Erbarmen und auf Verwendung einiger Freunde, seinen Feind nicht völlig unglücklich zu machen und stellte seine Aussage über den Ueberfall vor Gericht zwar der Wahrheit getreu, aber doch sehr schonend. Den Gang und Ausgang des Prozesses konnte er jedoch hier nicht abwarten, sondern ging, gerufen von Familienverhältnissen, nach Halle zu seinem greisen Vater, dem rühmlichst bekannten Hofrathe und Ritter Schütz. Von dieser lange vorher schon eingeleiteten Entfernung nahmen einige Uebelwollende und Boshafte Veranlassung, mit Hülfe der Thorheit und Einfalt das lächerliche Gerücht in Umlauf zu setzen, als habe Herr Professor Dr. Schütz von unserer hohen Obrigkeit eine geheime Weisung erhalten, sich aus unserer Stadt zu entfernen. Wie läßt sich vernünftiger Weise eine solche Verweisung denken, da sich Herr Professor Dr. Schütz niemals irgend eines Vergehens gegen Jemanden, am wenigsten gegen die Obrigkeit hat zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr die letztere immer nach Verdienst gewürdigt und gerühmt hat, da er niemals der Urheber eines öffentlichen Aergernisses gewesen ist und er namentlich bei dem letzten criminellen Auftritte und dem, was ihm voranging, nicht der Angreifende, sondern der Angegriffene und Abwehrende, nicht der meuchlings Ueberfallende, sondern meuchlings Ueberfallene und nur der Nothwehr sich Bedienende gewesen ist. Herrn Dr. Spazier im Stockhause, als einen neuen Sand en miniature — er ist nämlich so klein und unansehnlich, daß man bei der Vergleichung seiner Worte und Werke mit seinem Figürchen in Versuchung geräth, das Horazische „nil admirari!" zu vergessen — anlangend, so ist derselbe auf intentirten Mord vernommen, jedoch, wie schon der dieser Zeitschrift verwandte „Janus" berichtet, nach einigen Wochen auf Handgelöbniß seiner Haft entlassen worden und über sein ferneres Schicksal wird vielleicht in diesen Augenblicken von dem Schöppenstuhle verhängt. Mit Verwunderung hören wir übrigens, daß dieser Herr Dr. Spazier sich des glänzendsten, für ihn ehrenvollsten Ausganges des gegen ihn laufenden Prozesses versieht, daß er ganz wie vorher Herrn Professor Dr. Schütz auf die pöbelhafteste Weise schmäht und sich überall benimmt, als habe er nie etwas seiner Ehre Widriges begangen. Berechtigt ihn etwa hierzu die Freilassung durch unsere gerechte, aber zugleich gütige Obrigkeit auf Handgelöbniß, dessen Bruch allein ihn schon dem Zuchthause überliefert? Am Allerwunderbarsten aber scheint es uns, daß eben dieser Herr Dr. Spazier noch immerfort Communalgardisten-Dienste thut und thun darf, mit derselben Communalgardisten-Flinte thun darf, mit deren Bajonett er feindlich auf einen Menschen eingedrungen ist. Sollte man nicht rufen: „Hierher! Communalgarden-Ausschuß! hierher! hic Rhodus, hic salta!" —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 256. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 27. October. 1831.

Karl V. und Tizian.

Kam einst zum großen Karl der Mahler Tizian
Und hielt um eine Gnade beim Kaiser also an:
„Wollt Herr mir ruhig sitzen zu Eurem Konterfei,
Doch schaut recht froh und heiter und klaren Blick's dabei."

„Daß ich so recht die Seele kann bringen in das Bild,
Daß es die ferne Nachwelt mit Herzlust noch erfüllt!"
„„Will seh'n, mein lieber Meister, ob ich es wohl vermag,
So ruhig hinzusitzen Euch einen Lebenstag.""

„„Wenn in der großen Werkstatt der Werkelmeister ruht,
Wohl klappert fort die Mühle; doch geht sie nicht so gut.""
Und freundlich setzt der Kaiser auf einen Sitz sich hin,
Mit seinem Mahlerzeuge tritt Tizian vor ihn.

Er mahlt die edlen Züge bedächtig, kunstgewandt,
Da fällt dem großen Mahler der Pinsel aus der Hand,
Schnell neiget sich der Kaiser, hebt ihm den Pinsel auf,
Die Schranzen rings im Kreise, die sahen höhnisch drauf.

Da sprach der große Karol: „Ei wer belächelt mich,
Auch dieser ist ein König, ein größerer denn ich,
Es ist die Fantasia sein unermeßlich Reich,
Er ist als Maler einzig, mir kommen Viele gleich!"

Ludwig August Frankl.

Der Mahady.

(Fortsetzung.)

In demselben Distrikt des westlichen Afrika stand unter den Mohamedanern, die im Süden der Wüste nahe den maurischen Stämmen hausen, vor Kurzem ein neuer Apostel auf, und wurde vom Volke mit dem Titel Mahady beehrt. Bevor wir diese Person einführen, muß Folgendes erwähnt werden.

Vor ungefähr zehn Jahren wurde Jussuf-ben-Sirry, Emir al Mumenir oder Monarch von Foutah, entthront. Nach einigen Monaten der Anarchie bestieg der Emir Ibrahim den Thron, von welchem aber auch er gar bald wieder herabgestürzt wurde. Ein hartnäckiger Kampf endigte mit der Niederlage Ibrahim's und seiner Partei. Jussuff wurde als alleiniger Monarch proklamirt, obschon seine Regierung durch die heimlichen Machinationen und offenen Angriffe seines minder glücklichen Nebenbuhlers beständig gestört blieb. In Mitte dieses nie gänzlich unterdrückten Kampfes zwischen Besitz der Macht einerseits und rechtlichem Anspruch andrerseits, im Herzen eines Volkes, über welches religiöser Fanatismus eine große Macht ausübt, (namentlich in der Provinz Toro), ward der neue Mahady angekündet.

Dieser merkwürdige Mann, Namens Mohammed ben-Amar ben-Ahmed, im Jahre 1803 zu Souyma, einer bedeutenden Stadt in der Provinz Toro, geboren, hatte schon frühe jenen Geschmack an theologischen Studien, der in der Regel die Bewohner des westlichen Afrika's auszeichnet, gezeigt. Im Jahre 1819 verließ Mohammed, damals sechszehn Jahre alt, die Schulen der Thalebs oder Professoren und der Imams, und ward ein Anhänger der Marabuts, des berühmtesten der maurischen Stämme in der Nähe der Wüste Saharrah.

Im Monat April 1828, kurz vor Ausgang der großen Fasten des Monats Ramadan, kehrten Mohammed ben-Amar noch Souyma zurück. Seine sprühenden Augen, seine bebenden aber stummen Lippen, und der ganze Ausdruck seines Antlitzes verriethen eine ungewöhnliche Aufregung im Innern seiner Seele. Seine erschrockenen Landsleute hielten ihn für wahnsinnig und wiesen ihm nach ihrer Gewohnheit bei ähnlichen Fällen eine von den andern Wohnungen fern stehende Hütte an. Mit festem Schritte und erhobenem Haupte, die Arme vor der Brust gekreuzt, und im sprühenden Auge allein eine Offenbarung tragend, zu erhaben, als daß

seine Lippen sie aussprechen sollten, ging Mohammed schweigend durch die gaffende Schaar, und nahm von seiner neuen Wohnung Besitz. Darauf warf er sich in der Hütte zur Erde, und verharrte zwölf Tage lang in Gebet und Fasten.

Am dreizehnten Tage erschien er wieder in Souyma zur Stunde des Nachmittagsgebetes. Seine würdevolle Miene, seine schönen Züge, seine majestätische und kühne Haltung zogen die Aufmerksamkeit der Menge unwiderstehlich an. Er sprach zu ihnen mit jener leidenschaftlichen Beredsamkeit, welche den Fanatiker häufig durch den höchsten Aufschwung ihres heiligen Eifers eingegeben wird, und die Imams, die Marabuts von jedem Stande und Alter wurden durch seine prophetische Wuth von Enthusiasmus angesteckt, erklärten sich für seine Schüler, und wünschten gierig seinen Unterricht. Der gedankenlose, stets zwischen Extremen schwebende, große Haufe, der ihn noch vor so kurzer Zeit als einen Wahnsinnigen gemieden hatte, sang nun Lieder zu seinem Lobe, und proklamirte ihn als den Mahady, dessen Ankunft seit so langer Zeit geweihsagt und inbrünstig erwartet worden war.

Die streitenden Parteien, deren Fehden den politischen Schauplatz, auf welchen die Sphäre ihrer Thaten beschränkt war, erschütterten, strebten begierig nach der Unterstützung jenes außerordentlichen Individuums; das durch die Kraft seiner Rede eine ganze Bevölkerung zu unterjochen gewußt hatte. Der Imam Abubeker, Mohammed's ehemaliger Lehrer, warb ihn für den geschlagenen Emir, und theils um sich seinem alten Meister dankbar zu zeigen, theils um den Ruhm, eine Revolution vollendet zu haben, einzuernten, willigte er ein, die gesunkene Größe Ibrahims durch den Glanz seines Namens wieder zu heben. Ibrahim stellte seine Truppen, und sich selbst unter Mohammed's Befehl, der mit vollem Vertrauen auf Faldy, die gewöhnliche Residenz des regierenden Kaiser Jussuf, losrückte. In seiner prophetischen Begeisterung versprach der Mahady seinen Anhängern mit Gewißheit den Sieg, und diese glaubten so fest an diese Weihsagung, daß ihr Marsch mehr einem Triumphzuge glich, als einer gewagten Expedition gegen disciplinirte und zahlreichere Truppen. Bei dieser Gelegenheit war jedoch der enthusiastische Glaube des Apostels der mohamedanischen Regeneration, weit entfernt, seine von heiligem Eifer erfüllte Armee zu retten. Jussuf wartete den Angriff nicht ab, sondern rückte dem Feinde entgegen, der bei Bounbah und Abdallah vollkommen auf's Haupt geschlagen wurde. Von der fanatischen aber undisciplinirten Schaar, welche die Beute gemustert hatte, ehe die Schlacht gewonnen war, entrannen nur wenige, um die Kunde ihres Unglücks und der Niederlage heimzubringen. Ibrahim suchte sein Heil in der Flucht, und auch der Mahady verschwand, Niemand wußte wohin.

(Beschluß folgt.)

Nänie auf den Tod eines Rothkehlchens.

Kleiner Fliegenfänger,
Bist schon kalt und steif,
Hattest erst drei Tage
Deinen Aufenthalt
In des Sängers Stübchen!
Hätte wohl vom Tode
Gern errettet Dich,
Doch den kleinen Flügel
Hatte ja der Sprenkel —
Den nur böse Buben
Stellen konnten Dir! —
Sehr beschädigt, Hülfe
War für Dich nicht mehr!
Ruhe sanft im Gärtchen,
Wo ich Dich begrub,
Ruhe, lieber, kleiner
Fliegenfänger, ruh'!
Ach, Du hast gelitten
Viel der Schmerzen hier
Und es weint der Sänger
Eine Thrän' Dir nach.
Denn in seinem Stübchen
Ist's so einsam wieder
Und die garst'gen Fliegen
Summen gar zu sehr.

Ludwig Züllich.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortsetzung.)

Dieß war das Bild, das sich vor Ludwigs Blicke entfaltete und ein unnennbares Gefühl in der beengten Brust zurückließ. Nicht losreißen konnte er sich von dem Anblicke dieses stets wechselnden und doch ewig in herrlicher Schönheit prangenden Bildes, und als er nun, zu seinem Begleiter gewendet, ausrief: Jetzt erst fühl' ich die Wahrheit Eures Spruches: vedi Napoli e poi mori! sieh Neapel und dann stirb! — lächelte der Marchese und sprach: „e poi vive!" und dann lebe!" Er verließ den von Entzücken Berauschten und begab sich in seine Wohnung, die er im Nachbarhause genommen. — Ja, leben! leben! sprach der Deutsche, indem er noch einmal auf die herrliche Gegend hinausschaute, die, vom Mondesstrahle vergoldet, Armidens Zaubergärten glich. Genießen will ich als Mann, was dem darbenden Jünglinge versagt wurde! — Aufgeregt warf er sich auf das Lager; doch ob auch sanfte Zitherklänge vom Strande zu ihm heraufstönten, so konnte er dennoch nicht die Ruhe finden. Der glänzende Morgen fand ihn wach und der Marchese ihn bereits auf dem Altan, wo er dem fächelnden Seewinde Brust und Angesicht darbot. — „Buon giorno, Dottore!" rief ihm Cassini munter entgegen. „Nun, habt Ihr die erste Nacht in Neapel sanft geruht? Nicht?" fuhr er fort, als der Andere es verneinte, „ich glaub' es wohl! —

Ich dagegen schlief sanft, denn ich war ja wieder in meiner Heimath!" — Und warum, fragte Ludwig, und warum verließt Ihr sie und weiltet so lange in der Ferne?

„Amico!" antwortete der Marchese, „das hatte seine triftigen Gründe. Man hielt mich bei den vor einiger Zeit hier herrschenden Unruhen des Carbonarismus verdächtig, obgleich ich rein von aller Schuld. Doch standen die Köpfe damals nicht allzufest auf dem Rumpfe, und für besser hielt ich es daher, mich aus der Geschichte zu ziehen, und fern von hier, im ruhigen Norden den Erfolg abzuwarten. Jetzt ist die Gefahr vorbei und schnell eilte ich daher wieder nach dem lang entbehrten Süden. — Doch lassen wir das! Kommt lieber, damit wir auf dem wogenden Lebensmeere ein wenig umher schiffen!" —

Ludwig folgte und sie zogen hinaus in die strahlende Parthenope. Es war heute der Tag der Maria, eins der größern Kirchenfeste Neapels, wie am gestrigen Abende schon die Vorfeier angekündigt, der Tag, an dem das Blut des Schutzpatrons der Stadt der gläubigen Menge gezeigt wird, vor deren Augen das Wunder des Flüssigwerdens geschieht. Alle Straßen waren von Tausenden erfüllt, nur langsam konnten sie durch die wogende Flut der Menge schreiten, die jeden Moment ein neues, von unserm Deutschen nie gesehenes Schauspiel darbot. So gelangten sie in die Straße Toledo und arbeiteten sich bis zur Ecke der Gasse Spacca-Napoli hindurch, wo unfern die Kirche San Gennaro del Teforo steht, die das Blut des Heiligen, Neapels kostbarsten Schatz aufbewahrt. Doch hier mußten die Wanderer weilen, denn bis zu dem Platze Santo Spirito lag die unübersehbare Menge auf den Knieen in andächtigem Gebet für das Wunder versunken. Noch immer zögerte dieses und die Frömmigkeit der Betenden schien in Wahnsinn auszuarten. Lob und Schmähungen der Heiligen, Gebet und Fluchen, angstvolle Seufzer und lautes Wehgeheul erfüllte die Luft. Da ertönt aus dem Tempel die Stimme des Priesters, das Wunder verkündend: „Das heilige Blut fließt!" — Von Lippe zu Lippe wird das Wort weiter verkündet. Jauchzend erhebt sich die Menge und die ausgelassenste Freude wüthet in dem Volke. Nun beginnt die Prozession, voran der Priester mit dem geheiligten Blute, Alles sinkt anbetend nieder und endlich löst sich das Ganze wieder in allgemeinen Jubel auf. —

Von allen diesem betäubt, sehnte sich Ludwig nach einem ruhigen Plätzchen und der Marchese zog ihn in die nun stiller gewordene Kirche. Nur Einzelne lagen noch betend vor dem Bilde des Heiligen. Die verhängten Fenster, das hohe Gewölbe verbreitete ein magisches Helldunkel, eine wohlthuende Kühle in dem heiligen Orte. Die beiden Gefährten traten in eine Seitenkapelle, vor deren Altar einsam eine Frauengestalt im weißen, seidnen Gewande, das Gesicht mit dem Schleier verhüllt, kniete. Der edle Wuchs, die gewinnende Haltung, die sich zeigte, als die Dame sich erhob, fesselte den Blick des Deutschen. Sie wendete das verhüllte Antlitz halb gegen ihn und schritt nach dem Ausgange. Ludwig zog den Marchese nach und näherte sich ihr, als sie, den Schleier zurückschlagend, die Stirne mit dem geweihten Wasser am Ausgange des Tempels benetzte. Wie der Blitz den nächtlichen Wanderer blendet, so durchzuckte die Schönheit der Entschleierten den Deutschen. Die Zartheit des Angesichtes, von sanftem Roth belebt, die Schwärze der üppigen Lockenfülle, die glühenden, dunkeln Augen, die sanftgewölbten Brauen, die griechische Nase, die schwellenden Lippen erfüllten das Herz Ludwigs mit sehnsüchtiger Liebe. Auch der Dame, die einen langen, feurigen Blick auf ihn warf, schien der blühende, nordische Mann wohlzugefallen. Auf den Stufen der Kirche schaute sie noch einmal auf ihn zurück und eine Rose von dem vollen, wogenden Busen nehmend, ließ sie sie niedergleiten. Indeß der Glückliche, für den die Blume bestimmt, sich beugte, um sie aufzuheben, war die Dame in dem Volksgewühl verschwunden. Ludwig wandte sich zum Marchese, der aufmerksam in die Menge schaute, als ob er die Spur der Enteilten verfolge, doch schien auch seine Mühe vergebens. „Viel Glück, Signor Tedesco!" tönte die Stimme eines Lazzaroni, der auf der Treppe im süßen far niente lag und, allem Anschein nach, Zeuge des Auftritts gewesen war. Ludwig erkannte seinen bescheidenen Lastträger und warf dem freundlich Grüßenden ein Goldstück zu. — „Habt Ihr den Engel gesehen?" sprach Ludwig zu Cassini, als sie bereits wieder die Straße hinabwandelten.

„Ich sah ihn," antwortete der Gefragte. „Ein schönes Weib, geschaffen zur Liebe! Doch wird es schwer halten, sie wieder zu finden." —

Ich muß sie wieder sehen, ehe raste ich nicht! rief der Deutsche, und sollte ich sie suchen, mein ganzes Leben lang!

„Euer Leben lang?" sprach lächelnd der Italiäner. „und was würde in der Heimath Eure Braut dazu sagen? — Nun, nun! nur kein trübes Gesicht, das kann ich nicht leiden! Kommt! die Trattoria in der Villa di Parigi ist in der Nähe, laßt uns eintreten! Der Geist hat genug genossen, nun müssen wir auch an unsern sterblichen Leib denken. Hier lächeln uns zwar keine schönen Augen, doch treffliche Melonen von Sorrent, Erdbeeren von Amalfi, herrliche Austern von Fusaro. Laßt uns mit diesen Herrlichkeiten jetzt liebäugeln und nachher dem Ideale nachjagen. Verzagt nur nicht! ich habe viel Bekanntschaften und vielleicht gelingt es mir darum noch, die schöne Donna wieder zu finden!"

So ihn lächelnd beruhigend, zog er ihn in das Hotel; von dort eilten Beide zur Siesta nach Hause. —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Mitte October 1831.

(Fortsetzung.)

Verwandtes zu Verwandtem! ist eine alte Regel und darum gehen wir von Streit zu Streit, von Scandal zu Scandal, vom Tumult im Kleinen zum Tumult im Großen, darum gehen wir zu den für Leipzigs jetziges und künftiges Glück so höchst unheilvollen Vorfällen am Abende des 30sten August's über. Wenn wir aber in der Erzählung des Vorgefallenen nicht genau genug verfahren und über Dinge, die einer weitern Erörterung werth wären, leicht hinweg zu schlüpfen suchen, so messe uns dieß Niemand als unsere Schuld zu. Als Erklärung dieser Worte müssen wir beifügen, daß uns schon ein Bericht über denselben Gegenstand gänzlich gestrichen worden ist, obgleich unser Censor, Herr Hofrath Methus. Müller, als ein rechtlich denkender und menschlich fühlender Mensch, Schriftsteller und Dichter allgemein bekannt und verehrt ist, obgleich wir selbst vor weltlichem und göttlichem Richterstuhle und auf unserer Seele ewige Verdammniß schwören können, daß wir keine Demagogen sind, daß wir in jenem Aufsatze von Punkt zu Punkt, von Comma zu Comma, von Wort zu Wort nichts als die strengste, heiligste Wahrheit und diese ohne den Willen, irgend Jemandes Fische im Teiche zu verbrennen, berichtet haben. Am Gerathensten scheint es uns aber, trotz unserer Zurückberufung auf diesen heiligen Schwur, auch heute noch, über die erwähnten unglücklichen Vorfälle einen am 1sten September erschienenen Artikel aus der Leipziger Zeitung hier abzuschreiben; weil aber derselbe zu mager und unbestimmt ist, einige erklärende Worte einzuschalten. „Inland. Aus Leipzig, den 31. August. Vor einigen Tagen — am 26sten August — war von des Prinzen Johann Königlicher Hoheit Ordre an die hiesige Communalgarde zur Beziehung des neuen, einem Theile derselben — nämlich eilf Compagnieen — mißfälligen Wachlocals (d. h. Wachtlocales!) eingegangen und vom Commandanten jedem Communal-Gardisten zugetheilt worden. Der gestrige Tag (Abend) war zur Beziehung bestimmt, und sie fand Abends um sechs Uhr statt, — von solchen Communalgardisten nämlich, welche sich freiwillig zur Vollziehung des mit ungewöhnlicher Strenge anbefohlenen Actes hergegeben hatten, nachdem die achte Compagnie, welche die Reihe getroffen hätte, sich dießmal wegen des Dienstes hatte entschuldigen lassen. — Eine Menge Zuschauer waren versammelt, und man hatte nicht ungegründete (?) Hoffnung, daß Alles ruhig abgehen werde. Allein anders war der Erfolg. Es ließen sich hin und wieder Pfeifen hören, wie in den Septembertagen des vorigen Jahres; einzelnen Mitgliedern der Communalgarde, welche von ihren Abtheilungen sich zur Befolgung einer Ordre entfernten, liefen tobende und schreiende Haufen nach, und mit einbrechender Dämmerung wurden mehrere Communalgardisten, welche den Naschmarkt frei zu halten hatten — vielmehr auf freiwilliges Anerbieten gegen den Herrn Commandanten frei zu halten suchten, — noch ungebührlicher behandelt. — Dieß Schicksal betraf besonders die siebente oder erste sogenannte Jägercompagnie, die academische Legion und die reitende Abtheilung der Communalgarde. — Pfeifen und Schreien nahm immer mehr überhand, und die Communalgarde sah sich in der Nothwendigkeit, durch ihre Cavallerie die Grimmaische Gasse und den Markt abpatrouilliren zu lassen, durch einige andere ihrer Abtheilungen aber, da jene ebenfalls gegen Stöcke, Peitschenhiebe und Steinwürfe nicht ausreichenden Erfolg hatten, die versammelten und dem mehrmaligen Zuruf, ruhig aus einander zu gehen, sich nicht fügenden Haufen mit Gewalt aus einander zu treiben. Es wurden aber nun die Steinwürfe derselben vermehrt und sehr viele eben so muthige als wohlgesinnte Communalgardisten sehr bedeutend, zum Theil tödtlich — das ist zu viel gesagt! — verletzt. Endlich ward nach fast einstündiger vergeblicher Mühe, den Sturm zu beschwören, um das Leben so vieler Braven solcher Mühe nicht opfern zu müssen, die Herbeirufung der Militairgarnison für unerläßlich nothwendig gehalten. — Von wem? — ist bis heute noch nicht bekannt geworden und wird auch schwerlich bekannt werden; doch sind die damals hier garnisonirenden Soldaten früh um zehn Uhr schon vorbereitet worden und Nachmittags um vier Uhr haben sie schon scharfe Patronen erhalten. — Und dieser gelang es, nachdem auch ihr mehrmaliger Ruf der (zur) Ruhe fruchtlos geblieben war — ohne erst einen Versuch mit den Bajonetten gemacht zu haben, — da sie vielmehr durch Steinwürfe verletzt wurde, durch einige (d. h. drei) Salven die Haufen, wobei einige Personen getödtet, andere verwundet wurden — drei Menschen blieben auf der Stelle todt liegen und vier starben einige Tage nachher im Spitale; gegen hundert Menschen waren verwundet und unter ihnen ist die Hälfte als unschuldig erkannt worden, — augenblicklich zu zerstreuen, so daß, bis auf einen am alten Wachlocale vorgefallenen Exceß um eilf Uhr des Nachts, die Ruhe völlig hergestellt war." —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 257. (II. Jahrg.) Freitag, den 28. October. 1831.

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahr

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

Ein rechter Philister von Geist, der in jener überheftigen Sturm- und Drangperiode deutscher Poesie, wo die Grundfesten der Herzen und Geister erbebten, und deutsche Geisteskraft den ewigen Sieg über Perückenthum und Philisterei errang, nichts erblickt, als ein feiges Ermatten und krankes Verzagen. Ein armseliger Geist, der im Werther nur einen Gecken sieht, „dergleichen sonst die alten Deutschen ersäuft hätten;" ein bewundernswürdiger Geist, der nicht fähig ist, in den Dichtungen des schottischen Sängers den Nachhall eines Volks zu empfinden, das seine großen Geschichten erduldete; ein übernächtiger Geist, der unter der großen Sonne deutscher Poesie nicht mitwandeln sollte, und von dem man nicht begreift, wie er sich unterstehen kann, Tieck zu preisen und Schiller zu verehren. Alberner konnte fürwahr der fatalste Spießbürger aus Schöppenstädt vor 50 Jahren nicht über Werther's Leiden urtheilen, wie Herr Menzel im Jahre 1831 gethan; thörichter konnte über Scott und seine Poesie nicht im Klatschzirkel eines thé dansant gekannegießert werden, wie in Herrn Menzel's Studirstube; flacher kann man sich mit Bürger, an dem jetzt kein Schuljunge mehr irre wird, nicht abfinden als in Nr. 29.? des heurigen Stuttgarder Literaturblatts. Und diesen alten abgenützten Kram von Betrachtungen, diese philiströse Prüderie einer abgetragnen Alte-Jungfer-Empfindung wagt uns Herr Menzel für neue Gedanken zu verkaufen? Und mit diesen wagt er vor das Forum von Deutschland zu treten, die man billig in der Weinschenke nur heimlich sagen sollte? Und dieser unfähige Geist will ein Richter sein über Großes und Schönes in dem Lande des Gedankens und der Wissenschaft? und will sich breit machen mit Pescheräh-Geschrei unter Leuten, die eine artikulirte Sprache reden? — Herrn Menzel ist nur Eins erlaubt, d. i. zu tadeln und herabzusetzen; dieß ist das Einzige, was von ihm nicht beleidigen kann, so wenig, als man dem wüsten Schreier auf der Gasse verargt, daß er das Pfui und Donnerwetter seiner Mißbilligung laut werden läßt; aber loben darf er nicht, wenigstens nicht die Geister, an denen die Thörichten durch Herrn Menzel's Bewunderung irre werden könnten. Der Verständige wird es nicht, denn er weiß, daß Herrn Menzel's Geist wesentlich homöopathisch ist, und es liebt, für ein Simile der Heroen zu gelten, die er herausstreicht; aber auch um dem Pöbel verdächtig zu werden, ist der Genius eines Schiller zu erhaben und heilig, und es ist Pflicht für jeden, der ihn so achtet, den Schleichhändler zu denunciren, der ihn als Folie für seine vague Selbstsucht mißbraucht. — — —

Wir haben unvermerkt den medicinischen Standpunkt, den wir im Vorigen zu Herrn Menzel's Gunsten anfänglich festhielten, verlassen müssen, und hoffen, der geneigte Leser werde diesen Umstand nicht unserer Willkür, sondern dem eigenthümlichen Krankheitszustande des Herrn Menzel's beimessen. Es käme jetzt lediglich auf uns an, jenen Standpunkt wieder aufzusuchen und in der Passionsgeschichte des Patienten weiter fortzufahren. Allein wir sehen nicht ein, warum wir an dieser Geschichte so großen Antheil nehmen und, da die Medicin nicht unser Fach ist, sie gänzlich erschöpfen sollten. Ueberdem stellen wir ja in Ergebung unsre Hoffnung für das leidende Subject auf die Zeit, und sind überzeugt, diese, die alle Subjecte kurirt, werde ihm nächstens ein Recept verschreiben, das, wo nicht seine Uebel selbst, doch deren unangenehme Symptome heilen wird. Somit vergönne uns der geneigte Leser, nicht wieder auf Herrn Menzel's Eingeweide zurückzukommen, die vielleicht noch Manches beherbergen, was nur eine allerspeciellste Untersuchung entdecken kann. Daß Herr Menzel hysterisch und im hohen Grade magnetisch ist, sind Thatsachen, die wir mit gutem Gewissen allewege voraussetzen dürfen, und so sei es dem Leser überlassen, ob er das Letzte, was noch so eben von Herrn Menzel ausgesagt werden soll, ebenfalls für ein kör-

perliches Uebel, oder lieber für eine spirituelle Unart ansehen will. Es handelt sich um ein Vorurtheil, und Vorurtheile kommen freilich oftmals auch aus dem Unterleibe.

Mit einem Wort: Herr Menzel bildet sich ein, Geist zu haben.

Dieß tief eingewurzelte Vorurtheil, das Herr Menzel für sich hegt, hat er nicht allein zu vertreten. Man hat ihm zu viel weiß gemacht; ein Umstand, für den er nichts kann. Herr Menzel hat das zweideutige Schicksal gehabt, einmal, daß ihn viele beschränkte Leute getadelt, sodann, daß ihn einige geistreiche Leute gelobt haben. Der hochmüthige Literatus hat beides zu seinem Vortheil ausgelegt, und das ist nicht zu verwundern. Aber man hätte ihm darüber bei Zeiten die Augen öffnen sollen. Denn wenn erstlich die Bornirtheit Herrn Menzel getadelt hat, so muß er nicht vergessen, daß er seinerseits zuvor viele bornirte Leute gemißhandelt, und er darf daher dieser Leute Urtheil nicht als ein allgemeines Zeugniß des Geistes e contrario, sondern muß es als einen Akt der Nothwehr von Seiten der Gemißhandelten ansehen. Zum Zweiten, wenn geistreiche Männer ihn über die Gebühr gelobt, wie etwa Heine in den politischen Annalen, so trugen diese Geistreichen, und namentlich Heine, der oft überschwenglich mittheilt, erst in Herrn Menzel hinein, was sie aus ihm herausnahmen. Desgleichen haben ruhigere Geister, die nur in der Kürze über ihn geurtheilt, ihm, gleichsam aus humaner nonchalance, noch immer über Verdienst zugestanden, und so ist Herr Menzel in den Geruch des geistreichen Wesens gekommen, und der größere Haufe traut ihm wohl gar Genialität zu. Aber, aber die Genialität ist gerade Menzel's schwache Seite, vielmehr sie ist ihm ganz und gar abzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Journal-Literatur.

„Die Posaune, Ueberlieferungen" — warum nicht Mittheilungen? — , aus dem Vaterlande und dem Auslande. Ein Tagblatt für Leser aller Stände. Redigirt und herausgegeben" — (ist das nicht idem per idem gesagt?) — von Georg Harrys, 1831.

Von dieser neubegründeten Zeitschrift liegen uns die drei ersten Nummern vor. Die erste Nummer vom zweiten, die zweite vom sechsten und die dritte vom neunten October. Der Name des Redacteurs ist schon seit einer Reihe von Jahren zu gut und zu vortheilhaft bekannt, als daß man nicht im Voraus überzeugt sein sollte, es könne unter demselben nur etwas von höherem Werth erscheinen. Und in der That bewähren schon die drei vorliegenden Blätter jene allgemeine Voraussetzung, denn sie enthalten in bunter Abwechselung recht viel des Unterhaltenden, Guten und Nützlichen, dem als Würzen Freimüthigkeit, Witz und Humor beigemischt sind. Wohl, wohl, wohl dem Herrn Georg Harrys, daß er in einem Lande lebt, wo die Censur weder ihn noch seinen Verleger bis auf's Blut chikanirt, wo sie einen fortlaufenden Zeitungsartikel, wie den werthvollen der „Posaune:" „Unsere Wünsche" gestattet, und wo es erlaubt ist, ein vernünftig-freies Wort über russische und polnische Angelegenheiten drucken zu lassen! Wollte Herr Georg Harrys sein Blatt in Leipzig drucken lassen, so können wir ihm zuschwören, daß die hiesigen streichfertigen nicht nur, sondern auch streichseligen Censoren mit ihrer Menge von offenen und geheimen Instructionen und noch größerer Menge von persönlichen Rücksichten je drei seiner Blätter zu einem und einem halben, oder wenn's Glück gut wäre, zu zwei Blättern zusammenstreichen würden. — — —

Kinn, mit dem knospenden Munde, dem Bilde der Mutter Gottes gegenüber hat etwas mit dem reinsten Wohlbehagen Erfüllendes. Nach diesen beiden Kupfern nennen wir das die Andromache in dem Momente darstellend, welchen Theodor Hell in einem beigefügten erläuternden Gedichte sehr treffend also schildert:

„Und mit Thränen in den Augen zeiget
Auf den Knaben sie, den theuren Sohn.
Immer noch weilt Hektor — und es neiget
Sich der Krieger zu dem Vater schon —
Horch! da tönt der Tuba Kriegsgeschmetter —
Troja ruft! — das Vaterland gebeut! —
„Lebet wohl! — ich folg' Euch, ew'ge Götter!
Diesen Streit entscheidet dort der Streit!"

Der Sculptor ist A. Brückner. Das letzte Kupfer (Heideloff del.) stellt eine Scene aus der Erzählung von A. v. Sartorius: „Afanasja" dar. Mitten zwischen diesen Kupfern stehen vier bildliche Darstellungen theatralischer Zeiterscheinungen. Die erste (F. Rensch in F. J. Krepp sc. Viennae) möchte wohl den drei anderen den Preis abgewinnen. Sie ist durchaus gelungen zu nennen. Die dargestellte Scene ist — nach der neueren theatralischen Einrichtung die siebente des vierten Aktes aus Goethe's Faust. Gretchens:

„Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer und nimmermehr."

muß jedem empfindenden Beschauer von selbst entgegen tönen. Die übrigen Bilder sind von Retsch. An dem ersten, welches den schlafenden Junker Sonnenberg und die ihm das Pergament aus dem Koller ziehende Pfeffer-Rösel (fünfte Sc. des vierten Aufz. aus dem bekannten Birch-Pfeifer'schen Schauspiel) darstellt, ließe sich Manches zum Tadel ausstellen, namentlich die magdliche Größe des Röselś. Von gleichem Werth, doch verschieden in ihrer Einwirkung sind die Darstellungen der siebenten Scene aus dem zweiten Akte des Raupach'schen Possenspiels: „die feindlichen Brüder," wo diese auf der Thürschwelle auf einander stoßen und sich gegenseitig vor einander entsetzen; und die Darstellung der siebzehnten Scene aus dem ersten Akte der Marschner'schen Oper: „der Templer und die Jüdin," wo diese sich durch den Sturz vom höchsten Burgthurme ihrem Verfolger zu entziehen droht.

Wie ließe sich von so sorgfältiger künstlerischer Ausstattung nicht ein sehr vortheilhafter Schluß auf den schriftstellerischen Gehalt des Taschenbuchs machen? Wir müssen im Ganzen die uns von dem geschmackreichen Theodor Hell zu Neujahrsgeschenken ausgewählten Erzählungen recht gut heißen. Die erste: „Afanasja, von A. Sartorius, führt die Leser nach Rußland und nach Taurien oder in die Krimm, und hat es mit einer erst hoffnungslosen, dann beglückten und endlich doch unglücklichen Liebschaft zwischen einem jungen deutschen Edelmanne und einer russischen Fürstentochter zu thun. Beide Liebende gehören zu dem Zuge der Kaiserin Katharine auf der berühmten Prunkreise durch die Krimm, auf der der Besieger dieses Landes, der stolze Fürst Potemkin, sie begleitete und der Kaiser Joseph eine Zusammenkunft mit ihr hatte. Die Reichhaltigkeit des Stoffes ist mit Geschmack und Geschicklichkeit benutzt. Nur selten hat man über einige Umständlichkeiten und Längen zu klagen. So wie das Einzelne — wir machen auf die schön herbeigeführte und schön ausgeführte Einwirkung des Kaisers Joseph auf das Schicksal der Liebenden aufmerksam — so zeigt das Ganze von schönem Darstellungstalente und von nicht geringen Kenntnissen der Menschen und Völker sammt ihren Charakteren und Sitten. — Die zweite historische Erzählung: „Wat-Tylor," von W. Blumenhagen spricht das heutige Zeitinteresse an. Sie behandelt den Volksaufstand gegen den jungen englischen König Richard II. oder vielmehr gegen die mit Unmenschlichkeit und Unklugheit die Unterthanen niederdrückenden und aufregenden Regierungsräthe desselben in seinem ganzen Umfange, in seinen Ursachen, in seiner Entstehung, in seinem Fortgange, seinem Ende und seinen unglücklichen Folgen. Scheinbar unpartheiisch geschrieben, gibt die Erzählung ein deutliches Bild von den Greueln der Anarchie und Pöbelherrschaft, ohne jedoch die gewöhnlichen Auswüchse der Aristokratie und des Königthums verdeckt zu lassen. Die Hauptperson „Wat-Tylor" ist mit sichtbarem Fleiße und Glück gezeichnet, und unter den Nebenpersonen treten zwei, John und Eleonore, durch die zärtlichste Liebe mit einander verbunden, in milderndem und versöhnendem Glanze hervor. Uebrigens treten auch in dieser Erzählung alle Vorzüge und Fehler Blumenhagen's nicht undeutlich hervor: Kraft und Fülle neben Schwulst und Ueberladung, Natur und Schönheit neben Verkünstelung und Affectation. Gerade in dieser Erzählung aber, wo es galt, die Contraste hervorzuheben, werden die berührten Eigenheiten dem Leser weniger auffällig, und wir müßten uns sehr täuschen, wenn er nach vollendeter Lectüre sich dem Verf. nicht zu Dank verpflichtet fühlte. Die dritte Erzählung: der Bettler von Sanct Columba, von Johanna Schopenhauer, tritt unseren Zeiten näher und spielt meistentheils in Cöln. Sie ist recht gut angelegt, enthält manches Ungewöhnliche und Piquante, und ist des Platzes, den sie einnimmt, nicht unwerth. Peregrinus, der Bettler, und seine Tochter, Anastasia, sind Beide ein Paar Figuren, bei deren Betrachtung man mit Vergnügen verweilt; doch spinnt sich ihr Schicksal so sehr in's Dunkle und Unbefriedigende hinein, daß man um die Erfüllung der Zusage der Verfasserin am Ende ihrer Erzählung: „Sollten die Leser in der Lebensgeschichte von dem Tagebuche des Bettlers eine Fortsetzung dieser Erzählung wünschen, so wird dieß (?) mit Vergnügen geschehen" recht ernstlich bitten muß. Wenn man auch aus gerechtem Unwillen nichts mehr von dem treulosen Gisbert zu erfahren verlangt, so erwacht doch dieses Verlangen desto stärker bei Anastasia's edelmüthigem Freunde d'Aiglemont. Also auch über ihn möge die Verf. zur Ergänzung, Verschönerung und Vollendung ihrer Erzählung noch etwas berichten. Wem vielleicht vor der letzten Erzählung die erste und zweite gefiel, weil in dieselben historische Personen und Begebenheiten verwebt sind, dem wird wiederum von vielem Interesse sein: „die Felsenfeste, geschichtliches Bild nach Ritchie von Theodor Hell." Es ist dieß Bild, als

Theil eines größeren Gemäldes, von seinem Ganzen mit Behutsamkeit abgetrennt und mit Geschicklichkeit und Kunstgeschmack eingerahmt, so daß es ein für sich bestehendes Ganzes bildet. Wenn es von der einen Seite den Beschauer mit Furcht und Entsetzen erfüllt hat, so lächelt es ihn auf der andern Seite recht freundlich an und erweckt so durch abwechselnde Gefühlserregung recht sehr viel Wohlgefallen. Die handelnden und sprechenden Personen: Heinrich IV. mit seiner schönen Gabriele, der schlaue Sülly und der rüstige, geradsinnige Boisrosé sind meisterhaft charakterisirt. Das Unglaubliche und Unmögliche der Erstürmung der Felsenfeste Feschamp verschwindet beinahe ganz vor der Kraft und Liebe Boisrosé's, besonders wenn man den Blick zurück auf die geliebte Camilla, von der wir schon oben sprachen, wendet. — Unter denen, welche dieses Taschenbuch mit rhythmischen Spenden bedachten, nennen wir als die Vorzüglicheren: Tiedge, den Herausgeber, Castelli, G. v. Deuern, Schaller, Amalia Krafft. Wir sind gewiß, daß der Genannten Gedichte einen Jeden, der Sinn für Poesie hat, ansprechen und getrauen uns dieß insbesondere von Schaller's kraftvollem Schlachtgesange, von Theodor Hell's leukadischem Felsen und Castelli's schottischer Legende: „die Musikanten von Strathspey" zu behaupten. Und so bleibt denn kein Zweifel übrig, daß das vorliegende Taschenbuch, wie immer, mit Beifall und Liebe von dem Publikum aufgenommen werden wird.

Ed. B.

Rüge.

Selten hat sich wohl die Unwissenheit so an den Pranger gestellt, als dieß in Num. 119. der dießjährigen „Hebe" geschehen ist. Dort findet sich nämlich unter der Ueberschrift: Ne imprimatur, Folgendes:

„In dem Kometen ist so Manches über einen verstorbenen Censor in Berlin, und allerdings leider! mit Wahrheit gesagt worden ꝛc."

„Nach dem Tode dieses Censors ist man aber aus dem Regen in die Traufe gekommen; der Verstorbene war wenigstens ein Mann, der literarische Bildung hatte, sein Nachfolger besitzt aber nicht einmal die Elementarkenntniß eines Schülers der untern Klassen eines Gymnasiums. Er hat die grüne (blaue?) Tinte seines Vorgängers geerbt, aber nichts von dem, was dieser auf Schulen und der Universität erlernt hatte. Er verweigerte z. B. den Druck eines Aufsatzes, indem er auf die Handschrift schrieb: Ne *) imprimatur."

„Da man Keinen, der irgend eine Stelle im Staate bekleidet, eher anstellt, bevor er nicht geprüft worden, so sollte man doch auch wohl einen Censor prüfen, ob er sich zu einem solchen Amte qualificire, der, hiernach zu schließen, wohl nicht einmal mensa dekliniren kann.

Unus pro multis."

Man hält es auf den ersten Anblick nicht für möglich, daß so etwas gedruckt sei; man glaubt zu träumen, reibt sich die Augen und überzeugt sich endlich, ob wohl schwer von der Wirklichkeit. Solche Unverschämtheit grenzt an das Undenkbare.

Wie ist es nur möglich, daß jemand, der nicht einmal das Wörtlein. „Ne" für ein Lateinisches erkennt, der es vielmehr für das verstümmelte deutsche „Nein" hält und daher „Ne imprimatur" für unrichtig hält und es durch „Non imprimatur" verbessern will — wie ist es möglich, daß ein solcher sich mit seinem Urtheile über einen lateinischen Ausdruck herauswagt? Auf ihn unmittelbar selbst fällt aller Vorwurf zurück, den er in seiner Unwissenheit dem Herrn Censor macht. Er muß sich vor jedem Quintaner schämen, und von ihm muß man annehmen, daß er nicht mensa dekliniren könne.

Aber auch die Redaktion hat sich des schmählichen Schnitzers theilhaftig gemacht. Sie hat nicht nur dem jämmerlichen Aufsatze eine Stelle in ihrem Blatte gegönnt, sondern ihn sogar mit einer beifälligen, witzig sein sollenden Anmerkung versehen.

Omnes per unum.*)

---

*) „Das ist ja gut berlinisch." „D. R."

*) Irrthum über Irrthum! Die Herren Omnes per unum, denen wir ihre „Rüge" aus Höflichkeit nicht zurückschicken wollten, haben doch Unrecht und müssen die Redaction der „Hebe" wegen der ausgestoßenen Schmähungen um Verzeihung bitten. Ein Censor nämlich, der vermöge seiner Bevollmächtigung vom Staate in Bezug auf den Schriftsteller die Stelle eines Gesetzgebers bekleidet, muß die Verweigerung des Abdrucks durch „non imprimatur" anzeigen. Die hieher gehörige Regel der lateinischen Grammatik lautet: Ne mit dem Conjunctiv und Imperativ drückt den Wunsch, die Bitte, daß etwas nicht Statt finden möge, oder, wenn es Statt findet, nicht Statt finden möchte, bedingt aus; non hingegen nur im Gegensatze des Positiven und unbedingt; der Wunsch und die Bitte verschwinden dabei und werden zum Gesetz, zum Befehl oder Verbot. Vgl. Q. 1, 5, 50., wo es heißt: „Qui dicat pro illo: Ne feceris, Non feceris, in vitium incidat, quia alterum negandi est alterum vetandi." Man lese ferner, um die volle Bestätigung unserer Regel zu erhalten, die Stellen: Tac. H. 1, 84. Plin. 24, 8. s. 32. id. 28, 1. s. 3. Ovid. Art. 3, 129. Cic. Att. 11, 9. Q. 1, 1, 5. u. a m. — Vertheidigt oder entschuldigt kann demnach der Berliner Censor in keinem Falle werden, denn hat er nur Wunsch und Bitte durch sein: „Ne imprimatur" ausdrücken wollen, so hat er sich an seiner eigenen Censorwürde versündigt, hat er aber mit den zwei Worten den ihm zustehenden Befehl, ein absolutes Verbot, kund geben wollen, so hat er den Donat geohrfeigt und gehört wirklich in den Rang der Berliner Straßenbuben oder der Quintaner, die noch bei der ersten Declination stehen. — Si quid novisti rectius istis Candidus imperti, si non, his utere mecum!

Dixi Ed. Bönecke im Auftrage der Red.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 258. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 29. October. 1831.

Villemain über das Leben und die Werke Shakspeare's.

(Fortsetzung.)

Wie oft findet man gesuchte Metaphern, dunkle und leere Affektation! Dieser Mann, welcher mit so vieler Energie denkt und sich auszudrücken versteht, bedient sich ohne Unterlaß geschraubter und gekünstelter Wendungen, um mühsam die einfachsten Dinge zu sagen.

Vornehmlich hier muß man aber der Zeit eingedenk sein, in welcher Shakspeare schrieb, und der schlechten Erziehung, die ihm sein Jahrhundert gab: das einzige, das er studirte. Dieß poetische und der Phantasie günstige Jahrhundert trug zum Theil die Spuren einer subtilen und gezierten Barbarei der Gelehrten des Mittelalters. In allen Gegenden Europa's, außer in Italien, war der Geschmack rauh und verdorben; die Scholastik und die Theologie konnten ihn nicht umbilden. Selbst der Hof Elisabeths hatte etwas Pedantisches und Allkluges, dessen Einfluß sich über ganz England verbreitete. Liest man die sonderbaren Reden, die König Jakob in seinem Parlamente hielt, so wird man gewiß über die Sprache, die Shakspeare oft seinen Helden und Königen leiht, weniger erstaunen.

Bewundernswürdig ist, daß er in diesem Chaos solche helle Strahlen des Genies leuchten läßt, obwohl es unmöglich ist, über diesen Punkt den ganzen Enthusiasmus englischer Kritiker zu erreichen. Homer's Vergötterung durch seine Commentatoren ist hier noch überboten worden. Man hat aus Shakspeare einen Mann gemacht, der, unwissend, Alles geschaffen hat, einen tiefen Metaphysiker, einen unvergleichlichen Moralisten, den Größten aller Philosophen und Dichter. Man hat den Zufälligkeiten seiner poetischen Phantasie die spitzfindigsten Erklärungen untergelegt; man hat seine ungeheuersten Fehler vergöttert, und die Barbarei selbst, die ihm von seinem Zeitalter anklebte, als Erfindung seines Genies gerühmt. Schon im vorigen Jahrhundert haben Johnson, Milady Montaigue und Lord Kaimes, durch die Sticheleien und Unehrerbietigkeiten Voltaire's pikirt, die Künsteleien ihrer oft geistreichen und wahren Bewunderung sehr weit getrieben.

Neuere Kritiker *) werfen jetzt jenen berühmten Vorgängern sogar vor, daß sie das von Shakspeare realisirte poetische Ideal nicht gefühlt hätten; sie meinen, nur Schlegel nähere sich der Wahrheit, wenn er die Aufzählung sämmtlicher in Shakspeare vereinigten Wunder mit folgenden prunkhaften Worten schließt:

„die Geisterwelt und die Natur haben all' ihre Schätze in ihn niedergelegt; an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit und ist anspruchslos und unbefangen, wie ein Kind."

Das Genie und den Einfluß Shakspeare's darf man aber weder nach der mystischen Subtilität des deutschen Literaten, noch nach den Witzeleien oder gar den Uebersetzungen Voltaire's beurtheilen. Lady Montaigue hat ihm in seiner wörtlichen Uebersetzung des Julius Cäsar zahlreiche Unachtsamkeiten und Auslassungen großer Schönheiten nachgewiesen: sie hat Voltaire's Geringschätzung durch eine einsichtsvolle Kritik mancher Fehler des französischen Theaters zurückzuweisen gesucht; aber sie konnte doch die ungeheuren und frostigen Seltsamkeiten, die in den shakspearschen Stücken vorkommen, nicht verdecken: sie begnügt sich zu sagen: „vergessen wir nicht, daß diese Stücke in einer erbärmlichen Hütte gespielt wurden, vor einer ungebildeten Versammlung, die eben erst der Barbarei entstiegen war." — Alle die absurden Unwahrscheinlichkeit, alle die Possen, die Shakspeare verschwendet, waren auch unserm plumpen Theater der damaligen Zeit gemein. Es war dieß der Stempel der Zeit. Warum will man noch heut' zu Tage die überall vergessenen Fehler Shakspeare's bewundern, die nur durch die großen Schönheiten, von denen sie umgeben sind, sich erhalten? Will man Shakspeare beurtheilen, so muß man zuvörderst

*) Characters of Shakspears plays by William Hazzlitt.

die Last der Barbarei und des falschen Geschmacks, womit er überladen ist, gänzlich abwerfen. Man muß sich eben so sehr hüten, aus jenen alten Denkmalen des Jahrhunderts der Elisabeth ein auf unsere Zeiten anwendbares System zu machen. Sollte irgend eine neue Form für die Tragödie aus unsern Sitten und aus dem Genie irgend eines großen Dichters hervorgehen, so würde diese eben so wenig der Shakspearschen, als der Racineschen Tragödie gleichen. Wenn Schiller in einem deutschen Drama aus Shakspeare's Romeo das lebhafte und kühne Bild einer plötzlich erwachenden Leidenschaft und einer Liebeserklärung, die beinahe mit der Entwickelung beginnt, entlehnt, so vergeht er sich fast noch mehr an der Sitten Wahrheit, als an der Wohlanständigkeit unseres Theaters: er ahmt mit kaltem Blute die Schwärmerei italienischer Leidenschaft nach. Wenn Goethe in einem dramatischen Gedichte, das, voller Abstraktionen unseres Zeitalters, den Ueberdruß des Lebens und des Wissens, diese brennende und unruhige Langeweile, die Krankheit der äußersten Civilisation malt, wenn Goethe sich darin gefällt, die wilden und plumpen Hexengesänge des Macbeth nachzuahmen, so ist dieß nur das Spiel eines bizarren Geistes statt eines wahren und erschütternden Gemäldes.

Betrachtet man dagegen Shakspeare für sich ohne Nachahmungs- oder Systemsucht, sieht man sein Genie als ein außerordentliches Ereigniß an, das sich nicht wiederholen läßt, welche bewundernswürdige Züge, welche Leidenschaft, welche Poesie, welche Beredtsamkeit erblickt man dann! Er, ein fruchtbares und neues Genie, hat sicherlich nicht Alles geschaffen; fast alle seine Tragödien sind nur Romane oder Chroniken der Zeit in Scenen gebracht, aber er hat Alles, was er entliehen, mit dem Stempel seiner Originalität bezeichnet. Ein Volksmährchen, eine alte Ballade, die sein mächtiges Genie ergriffen, wurden belebt, verwandelt und zu einer unsterblichen Schöpfung. Die Zeichnung seiner Charaktere ist energisch, aber nicht immer richtig gehalten; denn mit wenigen Ausnahmen gibt er allen, in welches Land er sie auch setzt, die englische Physiognomie. Sein römisches Volk ist nur der Londoner Pöbel. Aber gerade diese Untreue gegen die verschiedenen Sitten fremder Länder, diese Vorliebe für englische Sitten ist es, die ihn dem Engländer so lieb macht. Kein Dichter war jemals nationaler. Shakspeare ist der personificirte Genius Englands, in seiner stolzen und freien Haltung, in seiner Rohheit, seiner Tiefe, seinem Trübsinn. Hamlet's Monolog, konnte er anderswo als in dem Lande der Nebel und des Spleens eingegeben werden? Ist der schwarze Ehrgeiz Macbeths, dieser schnelle, tiefe, heftige und wohldurchdachte Ehrgeiz nicht ein Gemälde, ganz für dieses Volk geschaffen, wo so lange Zeit und durch so viele Verbrechen und Kriege um den Thron gekämpft wurde?

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht.

Stuttgardt, den 14. October 1831.

Mannigfache Kunstgenüsse haben sich seit einiger Zeit bei uns gedrängt, nicht nur neue Schauspiele und neue Opern, nicht nur brave Schauspieler und Sänger sind hier erschienen, — sogar große Virtuosen haben uns mit ihrem Besuche beehrt. Lange hatte das Theater verwaist gestanden, es waren Ferien, (sonderbar genug gerade zu der Zeit, wo in dem, eine kleine Stunde entfernten Badeorte, Kannstadt es von Fremden wimmelt, welche sich über dieses Entziehen des einzigen Kunstgenusses, den sie sich verschaffen könnten, bitterlich beklagen, und es auf den bösen Einfluß der bötischen Luft schieben, daß man keine andere Zeit hat ausfindig machen können). Endlich ward die Musenhalle wieder eröffnet, Altes und Neues ging an unseren Augen vorüber im alten Schlendrian, bis ein wackerer Tenorist, Herr Vetter, hier ankam, der dem trägen Gange des Räderwerkes eine tüchtige Beschleunigung gab.

Wenig Stimmen sind so höchst angenehm als dieser Tenor. Eine Frische, eine Kraft, ein Metall von seltener Reinheit, von seltenem Klange, zeichnet sie aus, nur leider ist sie nicht umfangreich und ermangelt aller Bildung; Bruststimme und Falset sind nicht mit einander verschmolzen, man hört deutlich den Uebergang, Geläufigkeit fehlt ihm, er hat das Solfeggiren nicht fleißig betrieben, daher er auch zu Rossini'schen Opern nicht eigentlich geschaffen ist, obwohl er wiederholt in solchen auftrat. Dennoch wird Niemand ihn hören, ohne befriedigt zu sein. Diese Künsteleien, welche man jetzt verlangt, sind es ja gar nicht, welche die Musik ausmachen, sie sind eher ein Mißbrauch derselben und es ist wahrlich nicht ergötzlich zu sehen, wie die heutigen Sänger und Sängerinnen sich zerquälen, mit dem, was der „celeberrimo maestro" ihnen zumuthet.

Dieß thut nun Herr Vetter gar nicht, er ist durchaus Naturalist, aber die Natur hat für ihn gethan, was er nur wünschen konnte; seine Gestalt, nicht zu groß noch zu klein, zu jeder Rolle brauchbar, sein Gesicht angenehm, ja beinahe schön, sein Auge voll Ausdruck und seine Stimme vortrefflich, — so beurtheilt man ihn hier, so sieht man ihn wiederholt zu immer größerer Freude des Publikums erscheinen. Der junge Mann war hier in Stuttgardt Chorist, hatte 300 Fl. Gehalt und bat, da er damit nicht wohl auskommen konnte, um 100 Fl. Zulage. Man schlug sie ihm ab, er ging fort und kam nach zwei Jahren als gemachter Mann wieder, und wenn wir nicht drei Tenoristen hätten, wovon leider zwei mit ungeheurem Gelde bezahlt, zu gar nichts taugen, so würden die Forderungen, welche er jetzt macht (4500 Fl., 3 Monat Urlaub, 2 Benefizvorstellungen) wahrscheinlich leichter zugestanden werden, als vor 2 Jahren seine armen 100 Gulden.

Eine neue Oper führte er uns vor, die Amazone oder der Frauen und der Liebe Sieg, von Lindpaintner. Der Prophet gilt nicht im Vaterlande! Darum gefiel die Oper nicht sonderlich — durch ein Personale wie das unsrige, durch Dem. Hauß, Mad. Wallbach Canzi, H. Häser, Pe-

zold und Vetter besetzt, würde sie das unbilligste Publikum befriedigt haben, nur das unsrige nicht, welches noch etwas unbilliger ist als der Superlativ. In jedem Falle ziehe ich diese Amazone, — was die Musik betrifft (der Text könnte besser sein) jeder Rossini'schen und mancher Auber'schen Oper vor. Ein canon-artiges Quintett ist so lieblich, als es schwierig ist, mehrere Duos, ein Terzet im zweiten Akt, mehrere Arien, sind höchst gelungen, und in den Chören ist eine nicht unbedeutende Kenntniß des reinen, harmonischen Satzes entwickelt; der Totaleindruck, den die Oper macht, ist sehr gefällig, und das soll ja die Generalregel für alle Compositionen sein, hat Beethoven gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterbericht aus Paris.

Ende September.

Théatre Royal de l'Odéon.

Catherine II., comédie historique en trois actes, en prose, par M. M. Arnould et Lockroy. Den Stoff dieser Komödie bildet die Eroberung des Herzens der nordischen Semiramis durch den berühmten Potemkin. Dieß wird genug gesagt sein, um alle deutschen Uebersetzer von dem Versuch abzuschrecken, dieses an sich gute Lustspiel auf irgend einem Theater der 39 Staaten des deutschen Bundes zur Aufführung zu bringen.

Théatre de la Porte-Saint-Martin.

Mirabeau, drame en six tableaux, par M. M. Lemoine et Montigny. Außer einem Tableau des Schwurs im Ballsaale nach David's berühmten Gemälde, bietet das Drama wenig Bemerkenswerthes dar. Ja selbst dieses Tableau ist falsch, denn plötzlich erscheint, man weiß nicht woher und warum, Ludwig XVI. Styl und historische Auffassung sind erbärmlich. Das Stück fiel verdientermaßen durch.

Théatre du Gymnase.

Le Dey d'Alger, comédie-vaudeville en un acte, de M. M. Duverger et Varin. In einem Pariser-Pensionat sind drei Freundinnen, Aglaé, Laura und Nathalie, die sich wechselseitig zärtlich lieben. Laura soll, auf den Wunsch ihrer Aeltern, Herrn Perceval heirathen. Großer Schmerz der drei Freundinnen, Schwur, sich niemals zu trennen. Allein, wenn Laura nicht heirathet, muß sie zu ihren Aeltern zurück, und zur Flucht sind die Freundinnen zu furchtsam, also wie es anfangen, um beisammen zu bleiben? Es fällt ihnen ein, in der Geographie gelesen zu haben, daß die orientalischen Fürsten mehrere Frauen haben dürfen. Der Dey von Algier ist in Paris, es wird also an ihn geschrieben. Der Tanzmeister Jolibois soll den Brief überbringen, er liefert ihn aber an Madame Dubreil, die Inhaberin des Mädchenpensionates, aus. Die ersinnt gleich eine List, und kündigt an, daß der Dey die Anstalt besuchen werde. Er erscheint in der That. Madame Dubreil fordert die drei Freundinnen auf, vor dem orientalischen Fürsten ihre Talente zu zeigen. Nathalie singt, der Dey läßt ihr ein Geschenk reichen. Aglaé (Mlle. Leontine Fay) tanzt, auch sie erhält ein Geschenk. Laura endlich recitirt Verse und erhält — Nichts. Aber als der Dey an ihr vorüber schreitet, wirft er ihr sein Tuch zu. Die drei Freundinnen bleiben allein, und sie, die sich sonst so sehr liebten, entzweien sich nun aus Eitelkeit und Eigenliebe. Der Dey kommt zurück, und erklärt, daß er Laura zu heirathen wünsche. Sie willigt ein, jedoch unter der Bedingung, daß der Dey ihre Gefährtinnen nicht auch mitnehme. Da schleppt der Gärtner plötzlich einen Stummen aus der Begleitung, der seinen Wein ausgetrunken hatte, am Ohre daher, der Turban fällt herunter, es ist — der Tanzmeister Jolibois. Alles enthüllt sich, und statt des Dey erhält Laura den jungen Perceval. Dieses Stück belustigte ungemein.

Théatre Francais.

L'Espion du mari, comédie en un acte et en prose, de M. Alexis. Um ein gutes Lustspiel zu schreiben, muß man nicht blos Bücher, nein man muß das Leben, die Sitten der Zeit studiren. Das Stück des Herrn Alexis aber strotzt von Reminiscenzen, und ist eine matte Copie tausend alter, kleiner Komödien. Dieß mögen sich die Herrn Hell et Compagnie gesagt sein lassen, damit der pompöse Titel sie nicht verführe, das Machwerk zu übersetzen.

Ueberhaupt sind in Paris im Monat September vier und zwanzig neue Stücke auf den Pariser Theatern aufgeführt worden, aber keines derselben hat großes Glück gemacht. Das Vaudeville-Theater brachte von dieser Anzahl sechszehn, die übrigen acht Pièces waren zwei Dramen, eine italienische Oper, zwei Melodramen und drei Lustspiele*).

Theaterbericht aus Paris.

9. October 1831

Théatre du Vaudeville.

Le Favori, vaudeville en trois actes, par M. Ancelot. Wir haben bereits in einem früheren Berichte erwähnt, daß Katharina II. auf dem Odéon über die Bühne gewandelt ist. Nun hat es Herrn Ancelot beliebt, sie auch auf

*) Wir zeigen hiermit unsern verehrten Lesern an, daß wir in den Stand gesetzt worden sind, künftig über die neuen theatralischen Erscheinungen in Paris, in der kürzesten Zeit und mit der größten Vollständigkeit, in diesem Blatte zu berichten.

Die Redaktion.

das Vaudeville-Theater zu bringen. Sein Stück ist aber ein elendes, langweiliges, mattes und absurdes Machwerk. Eine Katharina II., die größte Regentin ihrer Zeit, als eine „lüderlich schwelgende Majestät, die sich aus ihrer Garde ein Serail gebildet hat" dem Publikum vorzuführen, ist doch etwas zu arg.

Théatre de la Porte-Saint-Martin.

La Jardinière, ou l'Orangerie. Vaudeville anecdotique, par M. M. Mason et de Villeneuve. Ist eine kleine Episode aus den tausend und zwei Liebschaften Ludwig's XIV. Eine liebliche Gärtnerin, Namens Perrette, pflückt in der Orangerie Blumen. Der König, von ihrer reizenden Gestalt eingenommen, verbirgt sich hinter einer Statue, die ihn selbst vorstellt, und belauscht die Liebeserklärung, die sie seinem Standbilde macht. Er antwortet ihr in demselben Tone, und schenckt ihr als Pfand seiner Liebe ein Miniaturportrait von sich selbst. Unglücklicher Weise kommt einige Minuten später die Montespan, welche um die Existenz dieses Portraits weiß, und bittet es sich vom Könige aus. Ludwig XIV. antwortet ihr, daß die Königin es habe. Aber Perrette, die die gefährliche Nebenbuhlerin, fürchtet, schickt es dem Könige zurück, und er erhält es in Gegenwart der Montespan, welche die schöne Gärtnerin mit einem reichen Ochsenhändler aus der Normandie, der nach Paris gekommen war, um sich baronisiren zu lassen, vermählt. Das niedliche Stück gefiel.

Théatre des Variétés.

Le Chevreuil, ou le Fermier anglais, comédie-vaudeville en trois actes, de M. M. Léon et Jaime. Ein Pächter, Namens John, der erst seit drei Tagen verheirathet ist, läßt es sich einfallen, einen Rehbock zu schießen. Dieß erfährt der Gutsherr, ein gewaltiger Verführer schöner Bäuerinnen. Darum hatte auch der eifersüchtige John seinen Schatz sorgfältig vor ihm verborgen. Der Gutsherr ist erzürnt, und um zu wissen, ob er John begnadigen soll, will er zuerst sehen, ob seine Frau schön ist. Dem armen Pächter bleibt kein anderes Mittel, als durch seine Frau um Verzeihung bitten zu lassen. Dazu will er aber durchaus nicht schreiten. Glücklicher Weise langen zwei junge Reisende an, eine Baronin mit ihrem Kammermädchen in Männerkleidung, die sie angezogen hat, um sich zu einem Onkel zu begeben, der im Sinne hat, sie an einen Mann den sie nicht kennt zu vermählen, und von dem sie daher unerkannt bleiben will. Sie zieht die Kleider der Pächterin an, und geht auf das Schloß, um für John Gnade zu erflehen. Kurz — das Ganze ist eine Nachahmung des zweideutigen Lustspiels von Kotzebue „der Rehbock oder die schuldlosen Schuldbewußten."

Carlin à Rome, souvenir historique de M. M. Rochefort et G. Lemoine. Der Stoff dieses unterhaltenden Stückchens ist folgender. Clemens XIV. erfährt, daß der berühmte Harlequin Carlin, sein vormaliger Mitschüler, in Rom angekommen ist. Er besucht ihn als Franziskaner unter dem Namen Laurent, und will eine Probe seines Talentes sehen. Carlin, der sich zur Buße bekehrt hat, willigt ungern und nur unter der Bedingung ein, vor ihm allein, bei verschlossenen Thüren und Fenstern zu spielen. Wie groß ist Carlin's Erstaunen, als einige Minuten später die Procession vorüber zieht, und er in seinem Freunde Laurent den heiligen Vater erkennt. — Aus diesem Stoffe hat auch das Theatee l'Ambigu ein Stück unter dem Titel l'Arlequin et le Pape geschnitzt. Der Papst erscheint darin als förmliche Karikatur.

Théatre de la Gaité.

Les Deux Mirabeau, vaudeville-anecdote en un acte de M. Lagneyrie. Dem Stück liegt folgende Anekdote zum Grunde. Die Mitglieder der Nationalversammlung kehren in ihre Heimath zurück. Mirabeau wird von den Bewohnern von Saint-Remi mit Ungeduld erwartet, und ein großes Fest ist für den „Freund des Volkes" bereit. Allein wie das Sprichwort sagt: Il n'y a pas qu'un âne à la foire qui s'appelle Martin, so hat auch Mirabeau einen Namensgenossen, was Niemand in Erstaunen setzen wird, da derselbe sein Bruder ist. Dieser Bruder nun reist auch nach seinen Landgütern, und muß durch Saint-Remi. Die Bewohner halten ihn für den berühmten Redner, und beglückwünschen ihn. Der Bruder hütet sich wohl, diesen Irrthum zu zerstören, denn ihm war ganz etwas Anderes zugedacht, nämlich ein Pereat mit Katzenmusik, die nun dem eigentlichen Mirabeau zu Theil wird. Alles klärt sich aber bald auf, und die beiden Brüder speisen bei Lafrance, dem Aubergisten, oder wenn er gerade nichts Besseres zu thun hatte, Maire des Ortes.

Das Comité des Théatre Francais hat einstimmig ein neues Drama in fünf Akten und Versen, Don Juan d'Autriche, angenommen. Der Verfasser heißt Gustave Drouineau und hat bereits durch seine Tragödie Rienzi verdienten Ruhm erworben.

Die Pariser Balletliebhaber sind durch die Nachricht in Bestürzung gesetzt worden, daß die berühmte, wahrhaft einzige Tänzerin Taglione sich vermählen und die Bühne verlassen wird.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 259. (II. Jahrg.) Montag, den 31. October. 1831.

Abschiedsgruß an Marsyas-Menzel.

Sieh', ich rühme mich laut: Der erste frischmuthige Schütze,
Auf Dein umpanzertes Herz schnellt' ich den tödtenden Pfeil.
Jüngst noch den kritischen Wald erfülltest — ein kritisches Unthier —
Du mit Gebrüll und Geheul, welchem, was lebte, entwich.
Hier einst herrschtest Du mächtig — es flohen die Hamadryaden,
Und in den stilleren See taucht die Najade sich scheu.
Friedliche Wanderer schreckt'st Du zur Flucht, und zitternd verbarg sich
Vogel und Wild im Gestrüpp — und es verstummte der Hain!
Faun und Satyrn allein umhüpften mit wildem Gelächter
Den triumphirenden Zug, welchen Silenus beginnt.
Taumelnd auf kritischem Roß — die Sehenden nannten es anders —
Jagst Du durch Dorn und Gebüsch — Niemand begegnete Dir.
Ich nur suchte Dich auf, und zielt' — und getroffen nun sinkst Du,
Armes entlarvtes Gespenst, hin in den kritischen Dorn.
Gleich dem verwegenen Schüler, der, seine Gefährten zu schrecken,
Nachts mit dem Lacken bedeckt, hin auf den Kirchhof sich schleicht;
Aber das feige Gespenst trifft plötzlich ein mächtiger Steinwurf —
Heulend flieht es und läßt Larve wie Lacken im Stich.
Also nun flohest auch Du, mein armer geschundener Marsyas,
Der Du verwegen zum Kampf aufriefst den stärkeren Geist.
Nicht Apollo's bedurft's, die Nilpferdartige Haut Dir
Ueber die Ohren zu ziehn — siehe, ich selbst war genug! —
Und nun hangst Du am Baum — es nagen Dich Fliegen und Mücken,
Und Dein jammernder Ruf klagt durch den kritischen Wald.
Ach! Du flehest den Knecht an, mit Honig Dich sanft zu bestreichen,
Aermster, zu schirmen Dich jetzt, gegen der Würmer Gebiß.
Aber der Satyrn muthwillige Schaar mit stachelnden Nesseln
Naht, die entpanzerte Haut spielend zu geißeln Dir nun.
O, wie beklag' ich Dich, Freund! — Doch lösen nicht darf ich die Bande!
Auf nun, mit kralligem Fuß ficht gegen Satyr und Faun!

W. v. Lüdemann.

Ueber Jesuiten, Jesuitismus und dessen angebliches Bündniß mit dem Königthume.

Wenn in einem Hause Feuer gewesen ist, so lebt die Furcht vor dem Brande noch lange in der Nachbarschaft fort. Erfahrung und Vernunft lehren, daß die Besorgniß vor einem solchen Unglück alsdann geringer ist, als vorher, da sich Jeder von selbst mit dem Licht mehr in Acht nimmt, und feuerfangende Materien hinwegräumt; allein die Furcht ist stärker als die Ueberlegung.

Eben so verhält es sich jetzt mit dem Jesuitismus. Einige Länder Europa's haben sonst von den Jesuiten zu leiden gehabt; eine moderne Revolution hat sich das Ansehen gegeben, als habe sie die Vertriebenen zum zweiten Male vertrieben, und sofort ist in Europa Geschrei. Aller Orten ist Allarm, und selbst da, wo man kaum weiß, was ein Jesuit ist, schreit man Halloh! gegen Gespenster, die nirgends zu sehen sind. Man jagt die Welt in Schrecken, regt sie durch kindische Besorgnisse zur Unruhe auf und Alles dieß warum? Um unter diesem Jagdgeschrei heimlich einige Mots d'ordre, einige Parteisignale zu verbergen, von denen die Ordnungliebenden und die Regierungen nichts merken sollen.

In Deutschland, wo nur die Schrift gilt, erscheinen Bücher über Bücher, welche es sich zum Verdienst machen, vor dem geheimen Jesuitenbunde und vor sei-

ner Allianz mit dem Königthume zu warnen. Der wohlwollendste Eifer ist das Aushängeschild, hinter welches sich die Erregung von Mißtrauen und Zwiespalt, hinter welches sich das Parteigeschrei, die abenteuerlichste Reformsucht, die Herrschbegierde, das Verlangen nach Unordnung verbirgt, und die gutmüthigen und arglosen deutschen Regierungen versäumen, eine wie alle, das einzige wirksame Mittel, solchen Umtrieben zu steuern, das nämlich: sich wohlgesinnte und erleuchtete, beredte und kräftige Organe zu verschaffen, die dem gesunden Sinn des Volks, welchen man verdunkeln will, durch Belehrung und Aufschluß zu Hülfe kommen. In dem überall wiedertönenden Geschrei des Unsinns gewinnt keine einzige Regierung sich eine geschickte Feder, welche die wahren Absichten der Schreier enthüllte, die Geheimnisse der Partei an's Licht zöge, der Heuchelei die Maske abrisse und dem Segen der Ordnung das Wort redete. Ein einziges deutsches Land allein ist achtsam und weitsehend genug, um von diesem Mittel einen kräftigen Gebrauch zu machen, und die Ruhe seiner Provinzen in Nord und Süd ist die Frucht dieses vorsichtig und weise angewandten Heilmittels.

Unter diesen Umständen thäte es Noth, einmal streng und gründlich zu zeigen, wie viel z. B. dieses Jesuitengeschrei auf Nichts beruht, und wie viel dieses Halloh keinen andern Zweck hat, als den, einen Jesuitismus andrer und gefährlicherer Art zu verbergen, dessen letztes, vielleicht unbewußtes Streben der Bruch aller gesellschaftlichen Verträge ist. Zu dieser Untersuchung gehört ein weiterer Raum, als uns hier verstattet ist, und wir begnügen uns, hier einige Andeutungen zu einer solchen Arbeit zu geben, die von den gesegnetsten Früchten für die Beruhigung Deutschlands sein könnte.

Wo sind in Europa die Jesuiten, gegen welche Deutschland, wie ein unermüdlicher Büchervulkan, so viele Schriften schleudert? Wenn irgend ein Ereigniß in der Welt uns auf diese Frage Antwort geben konnte, so war es gewiß die Juli-Revolution Frankreichs. Welche Jesuiten sind bei diesem Anlaß flüchtig geworden? Wohin haben sie sich gerettet? Welches sind ihre verhaßten und verfolgten Namen? Wir kennen, außer dem Cardinal Latil, keinen Geistlichen von Namen, der Frankreich in Folge seiner neuesten Revolution verlassen hätte. Es waren nur Höflinge, welche Carl X. in sein Exil folgten. Wie? Und sollte Frankreich nicht eilig Alles von sich gestoßen haben, was nur irgend einen jesuitischen Geruch hatte? Waren nicht genug bedeutende Personen von schwindelköpfigen Journalisten als Jesuiten bezeichnet worden? Wo sind diese Männer jetzt? Ruhig — in Frankreich, das ihre Verdienste achtet! Was war also dieß ganze helle Geschrei anders als ein Vorwand, die Revolution gegen die Regierung in's Feld zu rufen, eine Fahne aufzurichten, unter der man sich sicher versammeln konnte, eine Parole zu geben, an der die Gleichgesinnten sich erkennen möchten. Wir verdammen die politische Revolution Frankreichs nicht, wiewohl die Franzosen selbst sie fast verdammen möchten; allein wir behaupten, daß sie nur durch die politische Verblendung der Verwaltung, nicht aber durch ihr Bündniß mit den Jesuiten in's Leben gerufen wurde. Ein übelverstandenes monarchisches Prinzip hat sie geschaffen, nicht die Verbindung des Königthums mit den Jesuiten, die vor und nach den Julitagen nirgends sichtbar geworden sind. Die Schüler Loyola's sind verschwunden, selbst aus Rom, und was man übereilt als Spuren ihrer Wirksamkeit bezeichnet und ausgeschrieen hat, (wie z. B. das bekannte Edikt von Forli), ist nichts als eine todte Form, an deren Leben die römische Curie selbst nicht mehr glaubt, und die sie nur aus Gewohnheit noch beibehält.

Wir kehren zu Deutschland zurück. Welches sind die Jesuiten Deutschlands, und an welchem Kleide erkennen wir sie? — Es sind jene hämischen, kurzäugigen, glücklicherweise aber höchst einfältigen Verlästerer der Regierungen, jene armseligen Schwätzer, welche uns beständig von dem erwachten Freiheitstriebe der Völker erzählen, während diese an nichts ernsthaft denken, an die materielle Verbesserung ihrer Lage, jene Schildträger und Wortführer der zweiten französischen Revolution, welche uns gern überreden möchten, das deutsche Volk verlangte nach einem ähnlichen Umsturz, während dieß nach nichts Anderem verlangt, als nach Wohlbefinden in seinen Hütten; nach Freiheit allerdings, aber nur nach Freiheit von erdrückenden Abgaben, von hemmenden Fesseln des Verkehrs und der Industrie, von grausamen Militairgesetzen, von übermüthigen Polizeibehörden. Jene deutschen Schriftsteller sind die wahren Jesuiten, welche halbverstandene Ideen an die Spitze nichtswürdiger Systeme stellen, das Unding aller Undinge: die Volkssouveränität*) predigen, blos weil die Ordnung ihnen verhaßt ist, die im Gefühl ihrer Unfähigkeit dazu, selbst nach Gewalt verlangen, und die so blind oder so verächtlich sind, daß sie die Folgen ihres sinnlosen Treibens entweder nicht sehen oder nicht achten. In diesen, und in diesen Reihen allein sind die Jesuiten Deutschlands zu suchen, und uns von diesem Gewürm zu befreien, das an den Wurzeln unsres Glücks nagt, indem es Mißtrauen zwischen die Völker und ihre Regierungen streut — wäre eine That, eines zweiten Gombal würdig! —

*) Ein Wort, das zuerst im Munde der Loyoliten ertönte.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

Ich that, als ob ich die Thräne nicht sehe, die ihm aus dem Auge fiel, als er den Myrthen- und den Cipressenzweig küßte, und während er dann an die Gartenbrüstung trat, das nasse Auge im Strahle der ewigen Liebe zu trocknen und das Herz zum ruhigern Schlage zu bringen durch einen Blick auf den ruhig spiegelnden See, zwang ich mich, dem Gärtner zuzuhören, der mich zu einem alten Lorbeerbaume führte, ihn den stärksten und schönsten und höchsten nannte in der ganzen bekannten Welt, und mir die Stelle an seinem Stamme zeigte, wo Bonaparte fünf Tage vor der Schlacht von Marengo die inhaltschweren Worte: Batailla und Victoria in die Eisenrinde des Baumes eingeschnitten habe. Die Stelle sah ich wohl, aber nicht die eingeschnittenen Worte, denn wo, nach der Versicherung des Gärtners, die Worte gestanden haben, da fehlt jetzt die Rinde, und zwei tiefe Ritze ziehen sich über die kahle Stelle *).

Als ich mit meinem blassen Freunde den Reichthum der Gärten durchgangen war und wir den kühnen Bau der untersten, in den See geschlagenen Bogen bewundert hatten, auf deren sicherm Rücken die zehn Terrassen, jede auf festem, schallendem Gewölbe ruhend, pyramidenförmig zum Aether aufsteigen, betraten wir zuletzt, auf breiten Stufen von Terrasse zu Terrasse geführt, „von Orangendüften durchzogen, von höhern, freiern Winden erfrischt, von Lorbeerzweigen umflattert," die höchste Terrasse, „unter welcher der See sechszig Ellen tief seine grünen Wellen schlägt." — —

„Welch' eine Welt!" rief mein Freund, in den Anblick verloren, und Begeisterung hob ihm die Brust, während die Flamme der scheidenden Sonne ihm ihren Purpur auf die blasse Wange goß. „Wie an jenem Morgen, wo hier, vielleicht hier auf derselben Stelle, als der Morgenwind die Sonne leuchtend durch's dunkle Gezweig emporwarf und sie frei auf den Gipfeln flammte, Dian Albano's Binde zerriß und die Binde von seinem Auge fiel; wie an jenem Morgen stehen auch heute am Abende die Alpen, gleich verbrüderten Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden beisammen und halten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen, — noch tragen die Riesen ihre blauen Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen liegen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielen die Abendwinde mit Kaskaden wie mit wassertafftnen Bändern — und an den Bändern hängt der überfüllte Wasserspiegel des See's von den Bergen nieder und sie flattern in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern faßt ihn ein. — Ja, hier, gewiß war es hier," sagte er mit feierlich bewegter Stimme, „wo Albano sich im Kreise umdrehte und in die Höhe blickte und in die Tiefe, in die Sonne und in die Blüthen; und wie damals brennen jetzt auf allen Höhen die Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen glüht ihr Wiederschein, — ein schöpferisches Erdbeben schlägt wie ein Herz unter der Erde und treibt Gebirge und Meere hervor. Und als dann Albano neben der unendlichen Mutter die kleinen wimmelnden Kinder sah, die unter der Welle und unter der Wolke flogen, — und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte, wie jetzt der Abendwind die kleinen Barken tanzend über den See zum gastlichen Gestade führt, — und als Isola madra gegenüber sieben Gärten aufthürmte, und ihn, wie jetzt uns, von seinem Gipfel hier zu ihrem im wagrechten wiegenden Fluge hinüberlockte, — und als Fasanen von der Madre-Insel sich in die Wellen warfen: da stand er, und ich sehe ihn stehen, wie ein Sturmvogel mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Horst; seine Arme hebt der Morgenwind wie Flügel auf und er sehnt sich, den Fasanen nachzustürzen und im Strome der Natur das heiße Herz zu kühlen."

„Wohin reißt Sie der Flug der Schwärmerei!" unterbrach ich den jungen Mann, der krampfhaft meine Hand in der seinigen hielt, und dessen Auge mit der Sehnsucht der Liebe in die kosenden Wellen untertauchte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Gärtner erklärte dieß durch die Versicherung, daß reisende Engländer — (denn wer in Italien reist, muß, wie in Frankreich, dem Brittenvolke angehören) — die mit den Worten gezeichnete Rinde nach und nach herausgeschnitten, und ein deutscher Offizier mit scharfer Säbelklinge die Stelle zweimal durchhauen habe. „Es war fünf Tage vor der Schlacht von Marengo," berichtete der Gärtner, „als Bonaparte unter diesem Lorbeer Mittagstafel hielt. Während dem empfing er Depeschen, welche ihm die Nothwendigkeit der Schlacht anzeigten. Sogleich gab er Befehl zum Aufbruche, und in der Zeit, wo das Nöthige zugerüstet wurde, schnitt er mit seinem Federmesser die Worte Batailla und Victoria hier ein." Ist das Wahrheit oder Dichtung? Ich erinnere mich nicht, irgendwo gelesen zu haben, daß Napoleon fünf Tage vor der Schlacht von Marengo auf Isola bella gewesen sei. Wenn er aber dort war, läßt sich da wohl denken, daß er, durch Depeschen zur Schlacht gerufen, sich die Zeit genommen und die Mühe gegeben haben werde, einem Verliebten gleich, Worte in einen Baum zu schneiden? Vielleicht hat er, — seine Anwesenheit und den Empfang der Botschaft als gewiß vorausgesetzt, — am Baume vorübergehend, wie das allerdings seine Gewohnheit gewesen ist, mit einem Messer in die Rinde gestochen und dann ein frommer Glaube in diesen Stichen jene Worte gelesen. Sei dem aber, wie ihm wolle, jedem Deutschen muß es schmerzlich wehe thun, von einem Italiener mit spöttischem Lächeln erzählen zu hören, daß ein deutscher Offizier sein gutes Schwert entblößt und, um die Scharte von Marengo auszuwetzen, dem wehrlosen Lorbeerbaume zwei furchtbare Hiebe gegeben habe. Wahrlich, wenn es geschehen ist, so hätte die gute deutsche Klinge schon bei dem ersten Hiebe in der unwürdigen Hand aus Scham — zersplittern sollen!

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Mitte October 1831.

(Fortsetzung.)

So lautet der Zeitungsartikel und wir befürchten nicht, daß dieses diplomatische Kunstwerkchen durch unsere Einschiebungen an stylistischem Werthe verloren hat, ja, wie der letzte Satz mit seiner durchaus verkehrten Construction hinlänglich beweist, daran durchaus nichts zu verlieren hat. Wie in eigenem Interesse setzen wir in Bezug auf das erwähnte Abpatrouilliren des Marktes durch die Communalgarden-Cavallerie hinzu, daß dabei mancher Unschuldige, ruhig nach seiner Wohnung Gehende arg bedrängt worden ist.

Am 31sten August verließ des Nachmittags die Militair-Garnison die Stadt, zu großer und lauter Freude des Volks, und lagerte sich bivouakirend mit mehr als tausend, unterdessen aus den benachbarten Städten recht zeitig, unbegreiflich zeitig requirirten Infanteristen und Cavalleristen auf dem Roßplatze vor dem Petersthore; die Communalgardisten wählten an die Stelle des bisherigen Commandanten der Communalgarde, des Herrn von Löben, einen neuen interimistischen Commandanten in der Person des Herrn von Lindenthal, eines reichen, unabhängigen und allgemein geehrten Privatmannes, besetzten das neue sowohl als das alte Wachtlocale, so wie alle äußeren Thore der Stadt. Nach der Ankunft einer königlichen Commission zur völligen Beschwichtigung der Unruhen und zur Untersuchung gegen diejenigen, welche sich entweder offenbar verdächtig und schuldig gemacht hatten oder doch verdächtig und schuldig gemacht zu haben schienen, änderte sich beinahe Alles. Die Bürger mußten von den äußeren Thoren abziehen und den Soldaten ihre Stelle einräumen. Abends gegen sieben Uhr, am 2ten September, rückten mehre Reiterschwadronen mit gezogenen Säbeln ein, um, wenn die Communalgarde nicht das alte Wachtlocale verlassen und das neue beziehen würde, sich selbst den Wachtdienst anzueignen. Man sagte uns, daß sich die Gesichter einiger Volksfreunde dabei bedeutend verlängert hätten. Die alte Wache wurde wirklich verlassen, die neue ruhig bezogen und die Reiter verließen ihre drohende Stellung um den Naschmarkt herum. Ein Anschlag des Herrn Oberbürgermeister Dr. Schaarschmidt hatte schon am Tage vorher geboten, daß um acht Uhr Abends alle Häuser geschlossen sein sollten, und das Zusammenstellen von fünf Menschen auf der Straße ernstlich untersagt. Gassenbreite Infanterie- und Cavallerie-Patrouillen schreckten daher von der ersten Abenddämmerung an bis zum spätsten Morgenroth die Schlafenden und Wachenden länger als eine Woche hindurch. Wir wohnen zwar in einem sehr abgelegenen, vielleicht nur uns lachenden Winkel Leipzigs, aber auch da störte uns spät und früh unaufhörliches Rossegetrampel, Fußegestrampel, mitunter auch ein tüchtiger Fluch eines mürrischen Offiziers in unseren frommen Meditationen über das jetzige bedenkliche Treiben auf unserem Planeten. Noch mehr Stoff zu dergleichen Meditationen erhielten wir, als zu der zahlreichen Infanterie und Cavallerie, über deren kostbare Beköstigung und Erhaltung die Bürgerschaft schon zu seufzen begann, von Oschatz her noch Artillerie gekommen war. Aus sechs Kanonen drohte bei Tag und Nacht den Ruhestörern Tod. Doch zog diese Artillerie, nachdem sie den Leipzigern ihre Kunstfertigkeit in einem kleinen Manoeuvre auf dem Roßplatze hatte bewundern lassen, wieder ab. Auch von den übrigen versammelten Truppen kehrte ziemlich die Hälfte nach wenigen Tagen in ihre Standquartiere zurück. Es stehen demnach bis jetzt noch über neunhundert Soldaten, meist Infanteristen, hier. Unseren neuesten Nachrichten zufolge sollen, wie es noch nie geschehen ist, vermöge einer uralten Bevorrechtigung der Stadt Leipzig, diese Soldaten auf Kosten der Bürger für immer hier bleiben und unter ihnen sollen sich stets hundert Cavalleristen befinden. Wozu ist unter solchen Umständen die Communalgarde nöthig? Soll der Bürger vielleicht gedoppelte und dreifache Kriegssteuer bezahlen und selbst noch Soldatendienste verrichten, die ihm ein Erkleckliches an Zeit und Geld rauben? Man sprach sogar einmal davon, daß die Stadt mehrere Casernen würde müssen bauen lassen. Dieses Gewitter aber scheint vorübergezogen zu sein, denn wir hören, daß das ganze Schloß Pleißenburg zur Caserne gemacht wird und Allen, die bis jetzt darin gewohnt haben, das Ausziehen geboten worden ist. Doch kehren wir dahin zurück, wo wir stehen geblieben sind.

Die hohe königliche Commission zeigte sich sehr bald in vollster Thätigkeit. Am 3ten September erschien eine Bekanntmachung von ihr, die nur aus drei kleinen Sätzen bestand, die aber in jedem Worte die größte Energie und Entschiedenheit darlegte. Obgleich sie keinen einzigen Delinquenten angetroffen, so hatte sie doch deren bald eine ziemlich große Anzahl zu verhören, und ließ sie Alle an dem Orte, wo sie ihre alltäglichen Sitzungen hielt, in dem Schlosse Pleißenburg, sorgfältig und auf das Strengste, doch mit menschenfreundlicher Berücksichtigung des Standes jedes Verhafteten, gefänglich verwahren.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 260. (II. Jahrg.) Dienstag, den 1. November. 1831.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortsetzung.)

4.

Gestärkt erwachte Ludwig. Die Hitze hatte sich in erträgliche Wärme verwandelt, die Schatten der Platanen wurden länger und von dem Golf herüber wehte ein kühlender Meerwind. Unter dem Altane lag der bekannte Lazzaroni, in der bequemsten Stellung und speiste schweigend von einer großen Melone, ein Gericht, das, neben den Macaroni, fast einzig und allein auf der Tafel oder vielmehr im Munde der ärmern Volksklasse Neapels vorkommt.

„Ah, Signor Dottore!“ rief er Ludwig zu. „Gute Siesta gehabt?“ —

Ja wohl! antwortete dieser lächelnd, sich an der Behaglichkeit des kräftigen Burschen ergötzend.

„Habt gewiß von der schönen Donna geträumt?“ fragte der Lazzaroni schalkhaft. „Schön ist Donna Teresina, das muß ihr der Neid nachsagen!“ —

Donna Teresina? fiel Ludwig ihm rasch in's Wort, Du meinst die Dame, die ich heute in der Kirche sah? —

„Dieselbe!“ ergänzte der Andre, „dieselbe, die Euch die Rose schenkte und Euch dadurch die Erlaubniß gab, ihr Eure Huldigungen darzubringen.“ —

Und Du kennst sie? Rasch! komm herauf! rief der Ungeduldige und der Gerufene erschien. Sprich, Bursche! Du kennst sie? Wer ist die Herrliche?

„Das Nichtsthun ist freilich süßer, als das Sprechen!“ entgegnete der Lazzaroni, „doch habt Ihr, Signor! mich gestern und heute so freigebig beschenkt, daß ich Euch ganz zu Diensten bin. — Die schöne Dame ist Donna Teresina di Marini, die junge Witwe eines alten Edelmannes, der vor einem Jahre starb und durch seinen Tod seine Gattin von den Ketten befreite, in welchen sie bei dem alten verlebten und eifersüchtigen Gemahl schmachtete. Sie ist kinderlos, reich und unabhängig. Nicht fern von hier, bei der Villa reale bewohnt sie ein großes Haus. — Nun, Signor! Ihr seid ein Galanthuomo und habt Geschmack! also, daß sie, cospetto di Bacco! schön ist, habt Ihr heute bemerkt, wie Jeder, der sie nur einmal sah. Viele vornehme Cavallieri haben sich um ihre Gunst beworben, doch gegen alle ist sie kalt gewesen. Wir Neapolitaner sind einfältige Pinsel, wie wir selbst zu sagen pflegen, doch bin ich nicht so dumm, daß ich heute nicht bemerkt hätte, daß Ihr der Signora wohlgefallt. Ich selbst bin einmal in sie verliebt gewesen — ja! ja! corpo di santo Gennaro!“ betheuerte er, als Ludwig lächelte. „Ihr müßt mich nicht auslachen. Auch ich, der Giuseppo war einst ein feiner Kerl! Freilich nur der Sohn eines Lazzaroni, wie ich jetzt selbst bin, allein begabt mit einem trefflichen Aeußern; darum gefiel ich auch dem Direttore des Theaters San Carlo, als er mich, den zehnjährigen Burschen einst am Strand der heiligen Lucia die Tarantella tanzen sah. Der nahm mich denn mit und machte mich zu einem Tänzer; ich figurirte zur Freude aller Kunstverständigen im Ballet. Da sah ich oft vom Theater aus, Donna Teresina in ihrer Loge, und ihre Augen verbrannten mir das Gehirn. Bei allen Heiligen! das bekam mir schlecht. Ueber den Anblick der Donna vergaß ich eines Abends, daß ich tanzte, machte einen Fehlsprung und zerbrach den Fuß. Der Direttore ließ mich zwar heilen, allein ich blieb lahm und wurde entlassen. So ergriff ich das Gewerbe meines Vaters, — das Schicksal hatte es wohl so bestimmt — und bin ein Lastträger geworden, wozu denn wohl die Schultern noch taugen. Nicht wahr, Signor! höchst vortreffliche Schultern? Habt Ihr bemerkt, wie ich gestern Euern schweren Mantelsack leicht die Treppe hinaufschleppte? Ihr habt mich dafür aber auch gut bezahlt, darum will ich nun Alles thun, was Ihr befehlt! Ich bin zu Allem bereit!“ —

Der Doctor hatte lächelnd und mit mehr Theil-

nahme die Erzählung angehört, als wenn Giuseppo nicht gleich beim Eingange über Donna Teresina so erwünschte Auskunft gegeben hätte. Freigebig wollte er ihm für die Nachricht klingenden Dank reichen, allein dieser wies lächelnd das Goldstück zurück und meinte:

„Signor möchten nur die Gnade haben und ihm das Geschenk, wofür er ihm im Voraus der Gnade aller Heiligen empfehle, aufheben. Ihr habt mich," fuhr er fort, „so freigebig bereits heute früh bedacht, daß ich, gelobt sei S. Gennaro! einige Tage so glücklich bin, nicht arbeiten zu dürfen. Habe ich viel Geld, verschwende ich viel; so kommt mir aber dieß letzte Geschenk bei eintretendem Mangel wieder gut zu Statten und ich werde es mir dann ausbitten!" —

Ludwig staunte nicht wenig über solche Ansichten des Burschen und äußerte ihm dieß unverholen.

„Ihr scheint," sprach komisch seufzend dieser, „Ihr scheint, Signor Dottore! über die Natur eines Lazzaroni auch noch nicht recht im Klaren und uns für Spitzbuben zu halten. Das haben wir aber den Inglesi, den Engländern zu danken. Das sind Geizhälse und Verläumder, die der diabolo holen mag, wenn er Lust hat. Wenn wir, eines ehrlichen Profits willen, für geleistete Dienste von ihnen das Vierfache fordern, — denn fordern steht ja Jedem frei, — so sind sie so dumm, es uns auch zu geben, obgleich sie billiger dabei wegkommen könnten. So haben die Goddemmis uns in schlechten Ruf gebracht, uns Busciter — Diebe — genannt. Busciren thun wir aber nicht und sind ehrliche Christen. Wir brauchen wenig und sind doch vergnügt. Für ein Paar Gran kaufe ich mir eine Melone, die mich zwei Tage nährt und deren Schale groß genug, mich allenfalls darin vor den brennenden Sonnenstrahlen zu verkriechen. Habe ich mehr erworben, öffnet sich mir das Theater St. Carlino und ich sitze eben so keck und lustig da, wie mein Nebenmann, mit 20000 Scudi Einkünften. Die Natur selbst stellt mir täglich ohne Bezahlung das schönste Schauspiel dar. Der Himmel ist mein Dach, und was die Bekleidung betrifft, da brauche ich, wie Ihr seht, auch nicht gerade viel. — Und sind wir nicht auch für den Staat wichtige Personen? Gibt's Unzufriedenheit mit der Regierung, sind wir bei der Hand und verstehen dann schon die Sache in die richtige Stellung zu bringen, wenn es gleich dabei scheint, als ob wir das Oberste nach Unten kehren. Dann fühlen die hohen Herren erst, wer wir sind, und was wir vermögen, und werden dann geschmeidig und nachgiebig! — Ihr wißt nun, Signor! was Ihr von uns zu halten habt und könnt allenfalls in Eurem Vaterlande unsere Vertheidigung führen, wenn man uns Schufte nennt!" —

Der eintretende Marchese unterbrach die lebendige Rede Giuseppo's, der, nachdem er sich nochmals freundlich bei seinem verehrten Signor Dottore bedankt, abging, doch vorher, ohne daß Cassini es bemerkte, Ludwigen zuwinkte und auf den Marchese zeigend, mit einer sprechenden, dem Neapolitaner eignen Pantomime den Finger auf das obere Augenlied legte. Außerhalb der Thür, bis wohin ihm Ludwig mit einem fragenden Blicke, hinsichtlich des eben gemachten Zeichens gefolgt, flüsterte ihm Giuseppo leise zu: „Ich wollte damit sagen, Signor! nehmt Euch vor ihm in Acht! Uebrigens wache ich für Euch!" Und somit stolperte er, ein Liedchen summend, fort. Ein durch diese Worte rege gemachtes Mißtrauen erwachte in der Brust des Deutschen, doch eben so rasch schwand es wieder, als Cassini ihm ein freundliches Gesicht zeigte. Der Glückliche theilte dem Marchese die erhaltene Nachricht über Donna Teresina mit, und dieser, sichtbar erfreut, rieth, hinab an den Strand zu gehen, wo jetzt in den milden Abendstunden die elegante Welt sich versammle und vielleicht auch der holde Frauenstern sich zeigen würde. Sie durchstrichen die Chiaja, von Tausenden, die den schönen Abend genießen wollten, belebt, drängten sich durch die Menge der Fußgänger und den blitzschnell dahin eilenden Calessaren. Mancher lieblichen Gestalt schaute Ludwig unter den halb gelüfteten Schleier, ohne die Gesuchte zu erspähen. Auch am Fenster oder auf dem Balkon ihres Hauses war sie nicht zu erblicken. Schon dunkelte der Abend düsterer herauf, der Mond glänzte schon über die fernen Hügel des Vomero, der Vesuv leuchtete mit seiner Riesenfackel über den Meerbusen, und Ludwig, daran zweifelnd, Teresinen heute noch zu sehen, ließ sich von dem Marchese aus dem, von Gesang und Musik durchtönten Getümmel, aus der scherzenden und schwatzenden Menge ziehen und folgte ihm in die stillen Gänge der Villa reale, dem vielleicht schönsten Spaziergange der Welt. Schweigend schritten sie durch die Acazien-Alleen, neben rauschenden Fontainen, umduftet von blühenden Aloe- und Orangenbüschen bis zu dem in's Meer hineingebauten Vorsprung. Eine in weißen Schleier gehüllte Frauengestalt weilte bereits dort und schien sich in der Abendkühle an der entzückenden Aussicht zu laben. Sie nahten sich ihr und auf das Geräusch der Kommenden wendete sie sich; es war Teresina. Stumm steht ihr, der Schweigenden, der Deutsche gegenüber, bis endlich der Marchese, nähertretend, den Freund und sich entschuldigt, daß die Donna von ihnen gestört worden sei. Mit der bezauberndsten Anmuth leitete sie das Gespräch fort und so lustwandelten die Drei in den Laubgängen, gefolgt von den beiden Dienern der Donna. Doch die Nähe des Marchese hemmte die Worte Ludwig's und Teresina's, die ihnen vielleicht, ohne Zeuge, ihr Gefühl entlockt hätte und nur die Blicke, die, von dem Italiäner scheinbar unbemerkt, herüber- und hinüberschweiften, verriethen den Zustand ihres Herzens. So war Mitternacht herangekommen und die beiden Gefährten geleiteten die Donna nach ihrer nahen Wohnung. Und als nun beim Abschiede der Doctor ihr nach deutscher Sitte die Hand küßte, fühlte er einen sanften Druck und die leisen

Worte Teresina's, unvernommen von dem fern stehenden Marchese: „Ich erwarte Euch, Signor! morgen Abend bei mir!" beseligten ihn und erfüllten das schwache, pflichtvergessende Mannesherz mit Entzücken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mahady.

(Beschluß.)

Das Unglück hatte indessen seinen Muth nur gesteigert. Zwei Monate nach seinem ersten Auszuge in dem doppelten Charakter eines Heiligen und eines Kriegers, sah man ihn abermals in Souyna. Aus den Hütten, welche von seinen Weibern und Sklavinnen bewohnt waren, hervortretend, hielt er in seiner rechten Hand einen Dolch, in der linken sein Kind, dessen schwaches Geschrei mütterliche Zärtlichkeit forderte, und schritt mit festem Tritte unter die staunende Menge. Ein Baumstrunk diente dazu, ihn über das Volk zu erheben, das mit fanatischem Entzücken sein von dem Feuer der Begeisterung strahlendes, aber durch den Ausdruck des Schmerzes gemildertes Antlitz betrachtete. Athemlos horchte es auf seine Rede, glänzend wie der Traum des Visionaires und inbrünstig wie der Glaube des Märtyrers. „Wenn Allah," rief er, „der gerechten Sache gegen Jussuff's Waffen nicht beigestanden hat, so muß sein Zorn den Flecken zugeschrieben werden, die auf seinen unwürdigen Dienern haften. Die Verbrechen der Gläubigen können nicht blos durch Gebet gesühnt werden, der höchste Herr verlangt ein Opfer, wie es im Buche des Gesetzes geschrieben steht. Dieß Opfer wird aber nicht den zärtlichen Eltern, die mich umringen, abverlangt, mein Kind ist dem Tode geweiht, mein Blut muß die Sünden des Volkes Allah's hinwegwaschen."

Mit diesen Worten stieß der Mahady in der höchsten Wuth des religiösen Wahnsinnes seinem Kinde den Dolch in die Brust, und warf den blutenden Körper unter die Menge, welche die That mit dem gemischten Gefühle des Entsetzens und Enthusiasmus anstarrte. „Seht!" rief er aus, „ich besprenge Euch mit dem Blute meines Sohnes!" Darauf wandte er sich gegen Osten und brachte den Ueberrest des Tages im Gebet hin, um den Zorn Allah's zu versöhnen.

Die furchtbare Hingebung des Mahady, und seine entsetzliche Verläugnung der Gefühle der Natur, vergrößerte die Zahl seiner Anhänger, über deren abergläubischen Seelen er despotische Macht ausübte. Der Emir Jussuff, obschon siegreich in der Schlacht, fürchtete dennoch das Uebergewicht eines Mannes, den das Unglück nicht entmuthigen konnte, und dessen Kraft durch eine Niederlage nur erhöht worden war. Umsonst versuchte der zitternde Monarch das Mittel der Bestechung, um sich durch Verrath seines Feindes zu entledigen; umsonst bemühte er sich, den Ruhm desselben durch ausgestreute Verläumdungen zu schmälern. Da er verzweifelte, mit den Waffen gegen einen Mann, den der Volksaberglaube als den Krieger Gottes bezeichnete, etwas ausrichten zu können, so griff er zu seinem letzten Mittel und citirte den Mahady vor den obersten Rath der Imams.

Inzwischen hatte die Stadt Podor, deren Bewohner wegen ihrer Berührung mit den Europäern aufgeklärter sind als die umliegenden Distrikte, dem Strome des Volksaberglaubens widerstanden. Man zählte in den Reihen seiner Gegner, an deren Spitze der kürzlich verstorbene Häuptling Mokhtar Bonda stand, viele angesehene Familien. Einer von Mokhtar's Söhnen, der durch die Bande des Interesses mit Ahmedo, dem Sheik des mauritschen Stammes von Beraknah enge verbunden war, hatte von diesem ein reiches Magazin von Waaren zur Bewahrung erhalten. Es scheint, daß Mohammed dem doppelten Reize der Habsucht und der Rache nicht widerstehen konnte. Während ein innerer Krieg den Sheik in der Ferne beschäftigte, zog der Mahady mit seinen Schaaren vor Podor, erstürmte, plünderte es und metzelte die Einwohner nieder.

Doch dauerte sein Triumph nur kurze Zeit. Jussuff's Berufung auf den Rath der Imams, entfremdete, wenigstens dem Anscheine nach, die wichtigsten Mitglieder dieser Körperschaft der Sache Mohammed's, und zog sie zur Partei des Emir hinüber. Andrerseits zogen die Truppen Ahmedo's, der über die Wegnahme seiner Waaren entrüstet war, gegen Podor heran. Die Stadt wurde abermals durch Feuer und Schwerdt verheert. Mohammed nahm seinen Rückzug den Fluß entlang, aber von den Mauren heiß verfolgt, mußte er endlich über den Senegal setzen, und sich in die Wüste retten. Er floh nach Daghanah, einer Provinz von Oualo. Allein Jussuff bedrohte den Brak (oder König) von Onalo mit einem furchtbaren Kriege, wenn er Mohammed fürder Gastfreundschaft gewähren würde, und der altersschwache König, unfähig, es mit seinem kriegerischen Nachbar aufzunehmen, willigte auch wirklich ein, den flüchtigen Mahady aus seinem Lande zu verbannen.

Der Rath der Imams entriß den Händen Jussuff's den Scepter zum zweiten Male. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Intriguen des Mahady einen geheimen Einfluß auf diese unerwartete Revolution gehabt hatten. Wer kann die Ereignisse voraussehen, die noch einem Volke vorbehalten sind, denen kein Aberglaube zu grob, keine Art Fanatismus zu schrecklich ist, — Ereignisse, die im Schooße der Zukunft schlummern, aber leicht durch den Geist des neuen Reformators geweckt werden können?

Asmodeus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Weimar, den 18. October 1831.

Bei uns macht jetzt eine im ganzen Großherzogthum cirkulirende Petition an den nun bald zusammentretenden Landtag einiges Aufsehen, theils darum, weil sie das erste öffentliche Zeichen der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten unseres Landes ist, theils aber auch wegen der Wichtigkeit der beiden darin zur Sprache gebrachten Gegenstände. Zwar wurden auch schon im vorigen Jahre einige Ortschaften des Großherzogthums von kleinen Unruhen heimgesucht, diese waren aber glücklicher Weise sehr unbedeutend, und nur eine Folge örtlicher Umstände und Verhältnisse, und hatten nur die Abstellung örtlicher und persönlicher Beschwerden und Mißbräuche zum Zweck. Die erwähnte Petition bringt aber zwei allgemein interessirende und sich auf das Ganze beziehende Gegenstände zur Sprache. Sie stellt nämlich an den Landtag die Bitte um Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und um Preßfreiheit. Die Bittschrift findet bei den Gebildeteren wie bei dem gewöhnlichen Bürger Anklang, und sie hat schon jetzt zahlreiche Unterschriften erhalten, die sich gewiß noch bedeutend vermehren werden. Dennoch sagen sich die Verständigeren voraus, daß der Landtag diese Bitten weder gewähren kann noch wird; und der Schreiber dieses schließt sich ihrer Meinung an.

Zwar ist Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen vielleicht ein nothwendiges Erforderniß einer Verfassung, die eine Wahrheit sein soll. Denn im Grunde nur dadurch lernen die Wähler die Fähigkeit oder Unfähigkeit eines Abgeordneten recht kennen und beurtheilen, und ebenfalls nur durch Oeffentlichkeit kann in die Stände selbst der rechte Geist kommen. Denn es ist doch etwas Anderes, bei verschlossenen Thüren berathen, ein Anderes, sich von Zuhörern beobachtet wissen. In dem letzteren Falle muß selbst derjenige sich wenigstens den Anschein von Patriotismus geben, der sonst mit Gleichgültigkeit den Verhandlungen beiwohnte. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu läugnen, daß es, wenn auch nicht ausgezeichneter, doch guter Talente der Abgeordneten bedarf, wenn die Oeffentlichkeit wirklich gute Folgen haben soll, und daß man diese Talente bei der Mehrzahl unserer Abgeordneten wohl nicht voraussetzen darf. Je kleiner der Staat und je geringer die Anzahl der Abgeordneten ist, desto seltener findet man in dieser genug Rednertalent, welches sie in den Stand setzt, sich öffentlich hören zu lassen, ohne sich vielleicht lächerlich zu machen. Die Wahlbestimmungen in der Verfassungsurkunde hinsichtlich der Abgeordneten, sind hier vielleicht mangelhaft. Die Zahl der Wählbaren ist zu sehr beschränkt, weil die Wählbarkeit vom Grundbesitze abhängig gemacht worden ist. Denn in den Städten kann nur derjenige als Abgeordneter gewählt werden, der ein Haus und außerdem ein unabhängiges Einkommen von fünfhundert Thalern (in Weimar) und von dreihundert Thalern (in den andern Städten) genießt, und im Stande der Bauern ist nur der wahlfähig, der an Haus- und Feldgütern entweder eigenthümlich oder als gesetzlicher Nutzmeister seiner Frau 2000 Thaler im Vermögen hat. Es leuchtet ein, daß durch diese Bestimmungen Mancher ausgeschlossen wird, der ein besserer Deputirter sein würde als Mancher, welcher das bestimmte Vermögen besitzt. In einem größern Staate thut man vielleicht Recht, die Wählbarkeit an den Besitz zu knüpfen, aber in einem so kleinen Staate, als unser Großherzogthum ist, scheint uns eine solche Bestimmung überflüssig zu sein.

Daß unser Landtag durch die Bitte um Oeffentlichkeit einigermaßen in Verlegenheit gesetzt werden wird, ist wohl darum vorauszusehen, weil schon früher die Regierung selbst die Oeffentlichkeit der Verhandlungen vorgeschlagen hat, ohne daß der Vorschlag von dem Landtage angenommen wurde. Uebrigens zweifelt Schreiber dieses sehr, daß die Oeffentlichkeit der Verhandlungen von den Bewohnern des Großherzogthums sehr benutzt werden würde. Die Sachen, welche zur Sprache kommen, haben oft nur ein sehr beschränktes Interesse (man denke nur an die Verhandlungen über die Nachtigallensteuer, die früher mehrere Sitzungen ausfüllte), und es herrscht, wir wissen nicht recht warum, in der Mehrzahl der Bewohner des Großherzogthums eine Gleichgültigkeit gegen die ständische Verfassung, welche selbst durch die Gestattung der Oeffentlichkeit nicht verwischt werden dürfte. Demungeachtet hat vielleicht die Bittschrift in dieser Hinsicht das Gute, daß künftig die Protokolle ausführlich gedruckt und verbreitet werden.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Möser in seinen patriotischen Phantasien sagt:

Ein Bettler ist eine Satyre wider die Obrigkeit, die entweder die Unglücklichen nicht versorgt, oder die Schuldigen nicht straft.

Für dankbar erkenne ich nur denjenigen, der mir seinen Dank baar zu erkennen gibt.

— . —

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 261. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 2. November. 1831.

Die Begegnung.

Hell schaut der Mond aus den Wolken grau
Auf das Kloster La Trappe, auf den alten Bau,
Aus den Zellen ringsum so dumpfig und graus
Glotzt gespenstigen Aug's die Nacht hinaus.

Da schallen im öden, düstern Gang
Sich Schritte entgegen mit hohlem Klang,
Zwei Mönche sind's — so finster und bleich,
Zwei Wandelnden aus dem Grabe gleich.

Sie haben geendet ihr Nachtgebet,
Nun jeder zurück zur Zelle geht,
Doch mitten des Weg's, im Mondenlicht
Da schauen sich Beide in's blasse Gesicht.

Und ein Schrei erschallet aus Beider Mund,
Der grausig nachhallt im öden Rund,
Und jeder erkennt zu Freud und Pein
In dem andern Mönch den Bruder sein.

Und Beider Wangen, erbleicht von Qual,
Werden wieder roth mit einem Mal,
Und jeder streckt aus den zitternden Arm,
Den Bruder zu drücken an's Herz so warm.

Da ruft's an ihr Ohr: „gedenket der Pflicht! *)
Eu're Zunge ist todt, belebet sie nicht,
Was Euch band ist zerrissen, ihr kennet den Eid,
Für euch ist auf Erden nur Buß' und Leid!" —

Und es sinket ihr Arm, und es wanken die Zwei,
Eine Thräne im Aug', an einander vorbei,
Ihre Schritte verhallen — mit bleichendem Schein
Hüllt traurig der Mond in's Gewölke sich ein.

Joh. N. Vogl.

*) Es wird den Lesern dieser Ballade nicht unbekannt sein, daß die Trappisten nur mit ausdrücklicher Erlaubniß ihres Superiors sprechen durften, und ein nie zu brechendes Stillschweigen das heiligste Gelübde ihres strengen Ordens war.

Skizzen
in
fremder Manier
von
Ludwig Wolfram.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir grauft es, wenn ich sein Antlitz sehe, —
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppeltgänger! Du bleicher Geselle,
Was äffst Du nach mein tiefes Leid — —

Heine.

Erstes Capitel.

Wohlan denn, Signora Maria, meine Höchstverehrte, so merken Sie auf, und ennüyiren sich nicht, wenn ich bitten darf, oder im Fall es geschehen sollte, seien Sie menschlich und lassen sich nichts merken.

Arteranea, Signora, heißt der liebenswürdige Ort mitten in Mitteldeutschland, ohnweit des illustern Kyffhäuser, der das Land mit Schleifsteinen versorgt, wo ich vormalen im schönsten Herbste sieben und eine halbe Woche ganz incognito privatisirt habe. Und in diesen sieben Wochen, Höchstverehrte, habe ich mich nicht ein einzig Mal ennüyirt.

Wie gesagt, der Ort ist schön, aber, Signora, nicht auf den ersten Anblick. Man muß ihn näher kennen. Ja es ist ein einzig kleines Plätzchen in diesem Orte, dicht vor einem dunkeln Hause, vor welchem „zwei Bäumelein wehen," — Signora, dieses einzige Plätzchen ist allein werth, um dort zu leben und zu sterben.

Wenn ich einst todt bin, verehrter Collaborator, der es fünf Jahre lang so herzlich gut mit mir meinte,

„wenn mein Gebein zu Staub ist eingesunken,"

alsdann haben meine ausgestreckten Glieder und die ein-

gefallenen Wangen, und die gebrochenen Augen eine Bitte an Dich, und Sie, meine Signora, werden darauf achten, daß sie erfüllt wird. Alsdann lege mich, Du Guter, ohne Umstände und Klage in einen Leichenwagen, und fahre mich hinaus zum Rübenthor, durch das wir so oft spazieren gingen, immer weiter auf der weißlichen Chaussée, die mit dornumflocht'nen Kirschbäumchen kantirt ist, durch fünf bis sechs Ortschaften hindurch, bis der Weg braun wird und die Kirschbäume zu Pflaumenbäumen werden. Dann wird in kleiner Entfernung ein Dunst aufsteigen, und Windmühlen werden sich drehen auf Gradirhäusern. Und am ersten Hause sitzt ein krummbeiniger Schneider und wimmert eine Cavatine aus Fra Diavolo, mit einem obligaten Jungen, seinem Söhnchen — dieß, mein Lieber, ist der Eingang zum Paradiese, und dieß ist Arteranea.

Fahre Du nur ganz langsam, lieber Collaborator, durch die Altstadt, und wenn Du um zwei Ecken gebogen, und an das dunkle Haus kommst, o mein Guter, so halte still, und intonire nur bestens mit Deiner heisern Stimme das süße Wanderliedchen von Ludwig Uhland: Ich reit' ins finstre Land hinein, u. s. w.

Mache Du nur Deine Sache gut, lieber Englischer, das Uebrige wird sich finden. Es wird, wenn meine Gebeine sich nicht sehr irren, auf Dein Intoniren im Hause munter werden; es wird Licht eilig die Stiege herabkommen, und die Hausthüre geht ganz gewiß auf, und eine Stimme ruft: Kommst Du, Ludwig? O ganz süperbe, Signora, er kommt nicht, er ist schon da.

Ja, Du liebe, kleine, blonde Minna, so finden wir uns wieder.

Es ist eine eigne Sache, Signora, um das Wiedersehn. Man sieht sich immer anders wieder, als man sich getrennt hat. Besser und schlimmer, wie es eben trifft. Ich, Signora, habe mich immer schlimmer mit meinen Freunden wiedergesehen.

Signora, ich leide an Visionen und bitte deshalb um Entschuldigung. Es ist heut zu Tage Schuldigkeit für Jeden, der nicht ganz ordinair ist, um Entschuldigung zu bitten. Nur *eine* Race, Signora, hat das Vorrecht, gar nicht um Entschuldigung zu bitten, und das, Mademoiselle, sind die Philister. Eine schöne Race, mein Kind, wahre spanische Störe, Schaafe mit Fettschwänzen, die sie auf Karren hinter sich drein fahren.

Ich aber muß um Entschuldigung bitten, weil ich Visionen habe; und das, Signora, kommt daher, weil ich jetzt Runkelrüben in meinem Kaffee trinke, und weil ich mich auf Oekonomie gelegt. Signora, ich tauge nicht zum Finanzminister, darum haben sie einen Poeten aus mir gezimmert.

Aber wie gesagt, ich wollte ja von der schönen Stadt mit den Windmühlen erzählen, und von den schönen Damen, mit denen ich dort in Gesellschaft war. Nicht so eigentlich in Gesellschaft, es war nur auf dem Balle, aber wir sprachen doch von Instrumentalmusik und von dem zerbrochenen Kronleuchter, der uns über den Nasen baumelte, und von Erfrischungen und von der Contenance, die auf Bällen so nothwendig ist. Sie wissen, Signora, ich spreche sehr leise, besonders, wenn es mir an Contenance und Resignation fehlt. Aber an diesem Abend sprach ich sehr laut, lauter als je, und das währte bis zum Cotillon.

Ein schöner Tanz, Signora, dieser Cotillon. Ein recht aparter und ahnungsvoller Tanz, besonders unter gewissen Umständen. Ein Tanz, der auf gewisse Weise welthistorisch werden, und einen pauvre diable, der sonst gewiß irgend eine Seite des Universums repräsentirt hätte, auf Lebenszeit ruiniren kann. O Signora, man hat Beispiele, daß sich ein Mensch nach so einem Cotillon todt geschossen hat, und daß die Frauensperson, um die — doch wie gesagt, Signora, die Damen können nun einmal das Tanzen nicht lassen.

Fürchten Sie nichts, Signora; mein Engel, trocknen Sie die Thränen, die auszubrechen drohen, und ersparen selbige bis auf Pfingsten. Alsdann mögen Sie weinen, und ich will Sie darum loben. Gewiß, Signora, Sie können ruhig sein, ich habe den Cotillon nicht mitgetanzt. Und die kleine blonde Minna, mein Engel, hat ihn auch nicht mitgetanzt; aber Signora, das war eben das Uebel. Man kann sagen, daß zu gewissen Zeiten ein ungetanzter Cotillon noch schlimmer ist, als ein getanzter. Indessen, Signora, Sie wissen ja, — denn Sie wurden früh Witwe, und waren es bereits bei Lebzeiten Ihres Mannes — daß niemand seinem Schicksal entlaufen kann.

Es wird mir plötzlich so eigen, Signora, indem ich diese Bemerkung mache. Ich sehe mich wieder vor dem dunkeln Hause, auf dem kleinen Plätzchen, wo die zwei Bäumchen wehen, und es kommt mir vor, als wäre mein Plätzchen eine silberne Wiese, und als schiene der Mond, und ich höre Pfingstglöckchen, und die Orgel spielt in der großen, aschgrauen Kirche, und es kommen einzelne geputzte Leute aus der Altstadt; o Signora, und mein großes, dunkles Haus thut sich auf, und viele Lichter brennen auf einmal, und ich sehe viele Kuchen, und höre Musik; wie? Signora, klingt das nicht wie Hochzeit? und spielen nicht eben die Musikanten den Cotillon?

Und doch, Signora, wir irren uns gewiß, ich sehe ja das Kind nicht mit den blauen Blumensternen im langen, langen Haar. Das Rumpeln aber in der finstern Straße, die nach der Altstadt führt, kann auch nicht der Leichenwagen sein, denn der Sonnenzeiger weist noch nicht Mitternacht und auch der Collaborator fehlt mit dem verschabten Mantelkragen.

Ach! Signora, die Augen schmerzen mir unbeschreiblich!

Zweites Capitel.

Signora, ich bin so eben in der Stadt Arteranea angelangt und im Gasthause zur K . ., nein Signora,

nicht: Kugel, auch nicht Kanne, sondern, wie gesagt: K . . . . abgestiegen. O Signora, welches Leiden, in einem so wurmstichigen Neste, wie dieses Arteranea, übernachten zu müssen. Es ist Abends neun Uhr. Zwei besoffene Verwalter und ein angetrunkener Schreiber kühlen ihr Müthchen an table d'hôte. Ich habe mir Thee auf mein Zimmer bestellt, und beschlossen, mich auf eigne Hand zu ennüyiren. Gute Nacht, Signora. Ich höre den Hausknecht unangenehm blöken, und verriegele mein Zimmer.

Drittes Capitel.

O du schönes Thal der Liebe,
Das zum letzten Mal mir lacht;
O ihr nebeldunkeln Berge,
Die der Morgen glühend macht!

Lebe wohl du weißer Giebel,
Mit dem Blick in's grüne Thal,
Und du liebes, liebes Fenster
Ach, viel tausend, tausend Mal!

Und die Mägdlein mit dem Rosen-
Mit dem Lilienblumenschein,
Wirst in kurzer, kurzer Weile
Ferne, ferne von mir sein.

Ein Mal noch nach Deinem Fenster
Blick' ich hin und wein' dazu,
Schau das Bret mit rothen Blumen,
Und die Schönste, die bist Du.

Und die Schönste ist mein Leben,
Aber ach, mein bittrer Tod —

„Pfui! ein politisch Lied, ein garstig Lied, ein leidig Lied." Signora, man sollte sich schämen, ein so dummes Lied zu machen.

Arteranea, mein Fräulein, ist eine Stadt, die, wie gesagt, in einem Thale liegt. Sie wird, ohne die Honoratioren, etwa 2111 und einen halben Einwohner haben, und die Poststraße ist nicht gepflastert. Ich habe die Häuser nicht gezählt, Signora; ich habe mich überhaupt nur um *eines* bekümmert, und das war sehr dunkel. Ich weiß auch nur von einem einzigen Fenster, und davor standen Blumen. O mein Gott, diese Blumen vergesse ich nie; es waren lauter rothe, blaue, goldne Sterne, siebzehn an der Zahl, und sie bedeuteten, wie die Lichter auf meiner kleinen Schwester Geburtstagskuchen, siebzehn Jahre. Denn so alt gerade, Signora, war die kleine Blonde, die hinter den Blumen hervorsah. Und diese kleine Blonde, merken Sie auf, Signora, auf Taille! sie sah nach mir, und sagte: mein Ludwig! gerade als der Nachtwächter abrief, und dann schwieg sie, und ihr Kopf ruhte auf meiner Schulter, und ihre Lippen suchten die meinigen, und dazwischen wehten die Bäumchen, und das Feuer in der Küche knisterte heimlich, weil die gute Susette, die unsere Liebe so zu protegiren verstand, noch Thee kochte. O Signora, da schlug es bald darauf eilf Uhr, und wir hörten's nicht, und schlug zwölf Uhr, und wir hörten's nicht, und schlug ein Uhr, und wir hörten's noch immer nicht. Susette hatte es zwar gehört, aber sie hat's uns nicht angesagt. Du gute, menschliche Susette, dafür behüte der Himmel Deinen Eingang und Ausgang.

Sie sehen, Signora, ich habe nicht immer Visionen; ich kann auch gesammelt sein und verständig, und habe Ihnen so eben die schönste Topographie gegeben von der Stadt, wo ich mich befinde.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Fleischer in Smith Field lag auf dem Todtbette und sagte seiner Frau: Meine Liebe, ich gehöre dieser Welt nicht mehr an, deshalb rathe ich Dir, unsern Bedienten John zu heirathen, einen lustigen, starken, für Dich passenden Mann. „Wenn's weiter nichts ist, lieber Mann," sagte sie, „so beunruhige Dich darüber nicht mehr, denn John und ich waren unsers Handels schon einig.

Der Spaz und der Bär,

oder

eine Hand wäscht die andre.

Eine Fabel.*)

Ein Spaz, der aber nicht zu den seltnen weißen, sondern zu den ganz gemeinen grauen gehörte und alle Welt durch sein langweilig eintöniges Geschrei belästigte, kam einst zu einem alten Brummbär und bat ihn um Erlaubniß, sich auf dessen Rücken zu setzen. Der Bär gab es zu. Da schrie nun der Spaz alle Vorübergehenden an und schmähete jeden, der nicht in sein Geschrei einstimmen wollte. Als aber jemand den Bär fragte, warum er dieses unverschämte Thier auf seinem Rücken dulde, gab er die naive Antwort: „der Spaz lobt mich dafür und bringt mir sogar einige Körner zur Nahrung. Warum sollt' ich ihm also nicht das Schreien auf meinem Rücken erlauben?"

*) Der geehrte Leser wird gebeten, die Nürnberger Blätter und den Eremiten gefälligst zu vergleichen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Weimar, den 18. October 1831.

(Beschluß.)

Wichtiger scheint uns die Preßfreiheit, um welche in der Petition gleichmäßig gebeten wird. Sie ist eigentlich schon durch die Verfassungsurkunde gesetzlich gemacht, aber später durch die Beschlüsse des deutschen Bundes aufgehoben worden. Ich weiß nicht, ob unser Landtag die Preßfreiheit wird versagen dürfen, da sie nicht nur an sich ein Recht jedes Staatsbürgers ist, sondern noch mehr, weil mehrere andere deutsche Staaten sie schon wieder eingeführt haben, oder einzuführen im Begriffe stehen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß bei uns Niemand eine ungebundene Freiheit der Presse will. Mißbrauch der Presse muß wie der Mißbrauch jeder Kraft und jedes Rechtes zum allgemeinen Nachtheile bestraft werden. Aber eine Preßpolizei, was die Censur ist, scheint uns doch weniger richtig, als eine Preßjustiz. Wir verhehlen uns aber nicht die Schwierigkeiten, welche der Preßfreiheit bei uns im Wege stehen. Die größte ist unstreitig die, daß wir von Preußen so umschlossen sind, welches sich zur Zeit noch scheut, seinen Bürgern freie Gedankenmittheilung zu gestatten. Würde es Preußen nicht mit mißtrauischen Blicken betrachten, wenn an seinen Grenzen Preßfreiheit gestattet würde? Würde es nicht anfangs durch Winke und Andeutungen, und wenn diese nichts fruchteten, durch klare Worte, oder endlich gar durch Gewalt das Entstehen der Preßfreiheit bei uns hindern? Diese Fragen legt sich Jeder vor, ohne sie mit Bestimmtheit beantworten zu können. Indeß hoffen wir das Beste, und sollte auch der Petition beim Landtage keine weitere Folge gegeben werden, so wird sie doch wenigstens beurkunden, daß wir Weimaraner die Güter des Lebens, die zu den schönsten gehören, nicht gering schätzen, und daß der Sinn für das Oeffentliche bei uns nicht ganz ausgestorben ist.

Am Schlusse dieses Schreibens kommt mir ein Schriftchen über die Weimarische Petition zu, dessen ich noch in einigen Worten gedenken muß. Es führt den Titel: „die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtages. Erfordert sie die Oeffentlichkeit der Sitzungen? (Erfurt, Uckermann 1831).“ Es wird hier allgemein behauptet, daß einer unserer Minister (v. G.) der Verfasser sei. Ob diese Vermuthung gegründet ist, lassen wir dahin gestellt sein. Der Verfasser erklärt sich, wie schon der Titel durchblicken läßt, gegen die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Landtages, aber für die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen durch ausführliche Mittheilung der Protokolle. Er bringt unstreitig manches Gegründete vor, aber nicht Alles würde bei unpartheiischer Prüfung Stich halten. Am ungenügendsten ist wohl das, was er, nur beiläufig, über den Wunsch nach Preßfreiheit sagt. Eine Gegenschrift, vom Hofadvokaten Hase, worin die Petition vertheidigt wird, ist so eben bei Frommann in Jena erschienen, Schreiber dieses hat sie aber noch nicht zu Gesichte bekommen.

Wien, im October 1831.

Außer der unseligen Cholera, die das Wahrzeichen ihrer heimlichen Vehme aus einem Orte in den andern trägt, läßt sich für den Augenblick wenig über unsere sonst so farbenreiche Stadt vermelden. Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß das Uebel in den ersten acht Tagen, namentlich aber am 14ten, 15ten und 16ten September fürchterlich wüthete, und leider war bei den zahlreichen Opfern dieser ersten Tage an keine Rettung zu denken, binnen drei und vier Stunden erfolgte unausbleiblich der Tod. Auch brach die Krankheit so schnell und unvorhergesehen aus, daß Niemand Zeit gewann, sich vorher gegen das Uebel zu schützen, welches zuerst in der Stadt zu wüthen begann und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß gleich in der ersten Nacht und am andern halben Tage 175 Personen dahin gerafft wurden, und dieß ging in der Maße fort, daß in acht Tagen 800 Menschen das Opfer der Würgerin wurden. Bemerkenswerth bleibt es, daß die Krankheit ihre ersten Attaquen in den Kreisen der Großen und Angesehenen eröffnete; die ersten Opfer waren der Graf Esterhazy mit seiner Gattin und mehreren Individuen seiner Dienerschaft, ein Fürst Lichtenstein, der General-Feldmarschall Stiepschütz und viele andere Personen ähnlichen hohen Ranges. Am entmuthigendsten war für Wien der Umstand, daß die Krankheit just gegen die Aerzte zuerst ihre Gefräßigkeit richtete, welche — zufolge einer übrigens sehr heilsamen Einrichtung — hier verpflichtet sind, zu den Kranken zu gehen, weil jeder Arzt, der aus Furcht Cholerakranke unbesucht läßt, seines Diploms verlustig wird, welches Schicksal sich bis jetzt nur zwei bereiteten *).

(Beschluß folgt.)

*) Wird man, eintretenden Falls, diese zweckdienliche Maßregel nicht auch in Sachsen anwenden; zumal in Dresden schon einige Aerzte Lust bezeigen sollen, keinen Cholera-Kranken zu besuchen?

D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 262. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 3. November. 1831.

Der Apokalyptiker und die Welt.

Ich flog im Geist durch die Lüfte;
Matt war der Sonnenschein.
Da sah ich Todtengrüfte,
Da stiegen die Menschen hinein.
Der Bettler legt verdrossen
Den müden Wanderstab,
Das blitzende Schwert der Krieger,
Der Bauer die Sense ab.

Vom Himmel kam eine Stimme:
„Sieh, Mensch, das Leichenfeld!
So strafet Gott im Grimme
Die entartete sündige Welt.
Thu Buße! Noch hast Du die Stunde,
Die Dich zur Besserung ruft,
Der Leichtsinn sinkt und der Frevel,
Erbarmungslos in die Gruft.“

Da bebten meine Glieder,
Da gerann mein Blut zu Eis.
Ich schwebte zur Erde nieder,
Und trat in der Menschen Kreis.
„Thut Buße,“ rief ich, „verlasset
Des Lasters verderblichen Pfad;
Seid nüchtern, Menschen, und betet,
Der Tag des Rächers naht!“

Sie sahen mit starrenden Augen
Den seltsamen Prediger an.
„Dich,“ scherzten sie, „können wir brauchen,
Du bist ein ergötzlicher Mann.
Du weist uns das Leben zu würzen,
Du färbst mit Gesichten die Zeit.
Komm, laß uns trinken und scherzen,
Zum Tod ist der Weg noch weit.“

Die Seuche, die gräßliche, irrte
Durch den Erdtheil auf und ab.
Hin sank mit der Braut die Myrte,
Dort der Held mit dem Schwert in's Grab.
Die Menschen scherzten und lachten,
Und freiten und ließen sich frei'n.
An Besserung keiner dachte,
Sie wollten verloren sein.

Heinrich.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortsetzung.)

Obgleich der Marchese augenscheinlich eine Mittheilung von Ludwig erwartete, so verschwieg dieser doch die Einladung der Dame, glaubend, daß ihre leisen Worte auf Schweigen gegen den Marchese gedeutet hätten. Sie trennten sich still und in diesem Augenblicke schien das geknüpfte Freundschaftsband der beiden Männer lockerer zu werden, so wie die neuentstandene Liebe sanfte Ketten um den Deutschen schlang und ihr Rosenglanz das pflichtfordernde, heimathliche Bild in undeutlichen Schimmer zerfließen machte. Gewaltsam kämpfte Ludwig die Gedanken an Julianen nieder, die wie mahnende Richter aufstiegen. Die Gegenwart, die Beherrscherin der südlichen Flur, hatte ihren mächtigen Scepter über ihm geschwungen, die Vergangenheit wich, von ihr besiegt, allmählich zurück und die Zukunft wagte nicht, ihre Bilder der Herrscherin gegenüber zu entschleiern. Holde Träume umgaukelten den Wankenden, in voller Schönheit nahte sich Teresina's Bild dem Schlummernden und Julianens Gestalt erblich vor dem hell auftauchenden Sterne der Nebenbuhlerin. —

5.

So wie in des Deutschen Herz die Liebe ihren zündenden Funken gesenkt hatte, so auch entbrannte gleiches Feuer in des Marchese Brust; hier aber in lodernder, verderbliche Gedanken reifender Flamme, dort aber mit starker, aber edlerer Gluth. Ihm und dem geliebten Weibe heilbringend, nur der nicht, die daheim seinen Schwüren traute. Cassini, der Italiäner, von Teresina's unendlichen Reizen entzückt und wohl einsehend, daß sie sich zu dem Gefährten in Liebe neigte, verzweifelte dennoch nicht, das Ziel zu erreichen, nach dem Ludwig strebte. Doch zu fein uud listig, um diesem auch nur das Geringste von seiner Leidenschaft ah-

nen zu lassen, behielt er das unbefangene Wesen bei, dem Freunde Glück wünschend zu dem schönen Abentheuer, das er angeknüpft. — Für Ludwig schien sich der Tag nur mit bleiernem Flügel über den Erdball zu schwingen, so zog ihn die Sehnsucht zu Teresinen; als am Himmel die Sonne hinabtauchte, ging ihm eine leuchtende auf. Von einer Dienerin empfangen, wurde er zu Teresinen geführt, die seiner im reich verzierten Gemach, in das der Tag seine letzten, goldenen Strahlen sendete, wartete.

„Nun bin ich froh!" tönte ihm von den schönen Lippen entgegen, „nun erst, da ich Euch, mein theurer Freund wiedersehe! — Euch dünkt es fremd," fuhr sie lächelnd fort, „daß ich Euch ohne Hehl das Gefühl meines Innern vertraue, doch warum soll der Mund verschweigen, was laut das Herz im Busen spricht? Ihr seid's, zu dem ich mich mit ganzer Seele neige und auch Ihr, — Euer Blick hat es mir gestanden, — auch Ihr erwiedert mein Gefühl. Noch habe ich nicht geliebt und nur, als ich Euch erblickte, ging das Bild der Liebe leuchtend in mir auf!" —

Ein solches Geständniß aus dem Munde einer nordischen Dame würde auffallen, doch dort, wo die Sonne belebend alle Sinne durchdringt und entzündet, da rollt feuriger das Blut, flammt die Liebe freier und kühner auf und huldigt der Gegenwart, unbekümmert um alle beengenden Rücksichten des Lebens. Cassini hatte im vertraulichen Gespräch seinen deutschen Gefährten mit diesen Ansichten, die auch das zartere Geschlecht des Südens hegt, bekannt gemacht, und so erwiederte er mit gleicher Freiheit die entgegenkommende Liebe Teresinens.

„Ihr habt," — entgegnete er auf ihre Rede, als sie sich auf schwellender Ottomanne niedergelassen, „Ihr habt, schöne Donna! errathen, was mir im Herzen stürmt. Ich sah Euch zum Erstenmale in dem Getümmel der zahllosen, wogenden Menge, ich sah Euch und verschwunden war vor Eurer Schönheit die Pracht des Festes, die Heiligkeit des Tempels, in dem Ihr mir als leuchtendes Götterbild vorschwebtet, zu dem ich sehnsüchtig emporschaue. Ihr könnt mir die Hand reichen und mich in den Himmel ziehen, ohne Euch ist mir das Leben Tod!" —

Und höher flammte Ludwigs Auge, fest hing es an Teresinens Angesicht, die auf ihn, der ihr zu Füßen gesunken, mit süßen Liebesblicken niederschaute. Rasch verflogen ihnen die Stunden und seinen umschlingenden Armen sich entziehend mußte sie ihn an die Heimkehr mahnen. „Bald sehen wir uns wieder!" tröstete sie ihn mit süßer Stimme. „Doch bleibe unsre Liebe noch unser Geheimniß. Schweig gegen den Marchese! es ahnt mir, daß er wie ein böser Geist zwischen uns tritt!" —

Du kennst Cassini? fragte Ludwig. —

„Ich sah ihn," erwiederte sie, „ich sah ihn an Deiner Seite zum Erstenmale. Doch ist sein Name hier in Neapel bekannt. Er war bei der staatsverrätherischen Verbindung, die vor einiger Zeit in unserm Vaterlande ausbrach, einer der eifrigsten Lenker, der Verführer so manches Unbesonnenen, die mit ihrem Blute die Schuld büßen mußten. Cassini flüchtete und unbegreiflich bleibt es mir, daß er es jetzt wieder wagt, sich hier zu zeigen, wo Preise auf seinen Kopf gesetzt waren." —

Er hat sich gerechtfertigt, theilte ihr Ludwig mit, und ihm ward, wie er mir sagte, die Verzeihung des Königs. Auch bist Du, meine Teresina! wohl zu sehr gegen ihn eingenommen, denn so lange ich ihn kenne, hat er sich mir als Freund, als Lebensretter erprobt. —

„Bau nicht zu fest auf ihn!" warnte Teresina; „nach Allem, was ich von ihm hörte, gleicht er dem Vesuv, unter dessen lachender, lockender Hülle Verderben und Unheil schlummert. Du kennst den Südländer noch nicht, hüte Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Tod.

In jener grauen Fabelzeit,
Wer hat in seinen Kinderjahren
Aus Märchen nicht davon erfahren,
War Mensch und Thier an Bildung gleich.
Die Thiere hatten auch ein Reich,
Das war gar schön organisirt,
Und jedes Vieh disciplinirt.

Der Leu war König. Bär und Tieger
Und Wolf und alle mächt'gen Sieger
Des minder starken Thiergeschlechts,
Vermöge des legalen Rechts
Des Stärkern, waren große Herr'n.
Und dienten ihrem Kön'ge gern,
Als Präsidenten, Adjutanten,
Minister, Räthe, Officianten,
Und was vom Unterthanen Schweiß
Sich sonst noch nähret für Geschmeiß.
Der Fuchs allein war schlimm daran
Als guter, treuer Unterthan.
Sein Fell und Fleisch dem Staat zu weih'n,
Dieß schien ihm nicht sehr klug zu sein.
Und doch konnt' er sich nicht erlauben
Mit Bär und Tieger gleich zu rauben.
Denn jenes Sprichwort, meine Lieben,
Ihr kennt's — von klein' und großen Dieben.
„Ha," dacht er, „jeder gute Staat
Besonders zwei Grundlagen hat.
Gesund will jeder Bürger sein
Und eines Glaubens sich erfreu'n."
D'rum, klug und pfiffig wie er ist
Und unerschöpflich stets an List
Wußt er es bald dahin zu bringen
— Was könnte wohl der List mißlingen —
Daß er und sein Geschlecht im Reich
Als Priester galt und Arzt zugleich.
Doch als der blinde Glaube schwand
Bracht ihm die Priesterschaft nichts ein.

D'rum blieb er Medicus allein,
Und setzte — merkt ihr wohl wie fein! —
Den Vetter Hund zum Priester ein.
Daher kömmt, sagen böse Leut',
Der Priester große Gierigkeit. —
Das nebenher. Zur Sache jetzt,
Ich hab' Euch schon au kait gesetzt,
Man könnte sonst wohl falsch mich deuten
Und denken an die jetz'gen Zeiten.

Der Herr des Himmels, zornentbrannt,
Den schwarzen Tod hat ausgesandt;
Der wüthete gar fürchterlich,
Griff immer mehr und mehr um sich.
Schon sind die Vögel angesteckt,
Manch Hunderttausend hingestreckt!
Der Fuchs fängt drum nur an zu lachen,
Streicht sich das Kinn. — Ein Raupchen machen
Läßt sich dabei mit leichter Müh;
Es zeigt ein Weg sich für's Genie. —
Nun kamen Schriften ohne Zahl
Und diese Schriften allzumal
Verkündeten die große Noth:
Sie käme durch den schwarzen Tod.

Der Tieger, Bär und all' die Herrn
Sie fraßen todtes Vieh nicht gern.
Tobt nun der Tod so fürchterlich
Wovon denn ferner mästen sich?
D'rum hielt man einen großen Rath
Und kam zu diesem Resultat:
„Es wird ein eng Cordon gestellt,
Das diese Krankheit von euch hält
Kein Vogel, sei's auch nur ein Spatz,
Passirt hier ohne Contumaz."
Verordnungen, wie Sand am Meer,
Die kamen dann noch hinterher. —
Vortrefflich! Alles wird postirt
Und auf das Strengste ausgeführt.
Zwar ist's mitunter auch gekommen,
Daß man's nicht so genau genommen.
Die Herr'n von Einfluß ziehen frei,
Bei jeder Contumaz vorbei.
Doch so etwas sind Kleinigkeiten,
Dieß kann im Ganzen nichts bedeuten;
Die Akten, Freund, darauf kömmt's an,
Danach geht jeder kluge Mann. —
Trotz aller dieser Wachsamkeit
(Die Zeitung rühmt sie weit und breit)
Trotz allen weisen Vorkehrungen
Ist doch die Krankheit eingedrungen.
Nun ist das Maaß der Schrecken voll!
Vor Angst wird Alles blind und toll.
Doch Tieger, Fuchs und Kameraden,
Die wußten sehr wohl was sie thaten.
Die schnell gesetzte Commission
Spricht der Vernunft gesetzlich Hohn.
Dort, wo die Krankheit ist gekommen
Wird alle Nahrung weggenommen,
Der Doctor spricht: Verlust am Blut
Ist gegen diese Krankheit gut;
D'rum kömmt der Wolf, der Tieger, Bär,
Der Unterofficianten Heer,
Die saugen voll sich nach Belieben;
Der Doctor hat es vorgeschrieben.
Kurz: unter dem Protext, daß Noth
Dem theuern Vaterlande droht,
Sieht man von Wölfen und von Bären
Den ganzen Landesstrich verheeren.

Vierhundert sterben durch den Tod
Und Tausende aus Angst und Noth.
Laß Hunderttausende vergeh'n,
Princip, System, das muß besteh'n.
Das that dem Doctor Fuchs doch leid.
„Fürwahr," sprach er, „man geht zu weit,
Der Wolf, der Bär, der Tieger fressen
Sich voll und meiner wird vergessen!
Wenn man's durch's ganze Land so treibt,
Zum Geben niemand übrig bleibt —
Ich will den Leuten Wahrheit sagen
Und sie nicht mehr mit Aengsten plagen.
Bald kommt's im ganzen Land herum
Es herrsche kein Contagium.
An dieser Krankheit, die gestorben,
Sie hätten nur sich selbst verdorben,
Durch Trunk sich selber aufgerieben,
Durch Angst — die Zeitung hat's geschrieben —
Mit Namen sie sogar genannt,
Das ist ja Jedermann bekannt.
Genug, ein jeder kluge Mann
Sieht's nicht mehr für gefährlich an.
Und Alle, die die Krankheit sah'n,
Die mögen ohne Furcht ihr nah'n.
Was hilft es! die, die nichts geseh'n,
Die sind es, die am meisten kräh'n.
Und in die Lärmtrompete blasen
Getreulich abmend nach den Hasen.
Cordon und Sperr' und Schinderei,
Man bleibt noch immer fort dabei.
Wer weiter nichts denkt zu erlangen,
Hofft einen Orden zu empfangen;
D'rum künstelt hier an unsrer Kur
Ein jeder Narr, wie es ihm nur
Mit uns zu schalten wohlgefällt.
Man zwingt uns obendrein, das Geld,
Was nöthig ist zu unsern Qualen,
Aus eignen Mitteln zu bezahlen.
Und wär' der Unsinn noch so groß,
Und stellte man sich noch so bloß,
Man spricht darauf mit stolzem Ton:
„So schreibt es vor die Instruction,
Soll etwas d'ran geändert werden,
So führet höhern Ort's Beschwerden."
Und so wird's immerfort noch geh'n,
Gebt nur d'rauf Acht, ihr werd't es seh'n,
Bis endlich trotz der Excellenz
Die Krankheit kömmt zur Residenz.
Dann werden alle Weise sagen:
Fürwahr die Luft hat's fortgetragen.
Uns aber holt, ohn' allen Zweifel
Inzwischen allesammt der Teufel.

So sprach man unter sich vertraut,
Indeß die Zeitungen gar laut
Verkünden, was zu Aller Wohl,
Gescheh'n ist und geschehen soll,
Und dem darf Niemand widersprechen,
Denn Wahrheit sagen heißt Verbrechen.
D'rum danke Gott, du lieber Christ,
Daß Du kein Vieh geworden bist.
Denn nur im Thierreich ganz allein,
Kann so etwas erhöret sein.
In unsrer Zeit, in unserm Land,
Ist so etwas ganz unbekannt.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, im October 1831.

(Beschluß.)

Gewiß läßt diese Verfügung einem Arzte von Ehre keine Wahl übrig, und Jeder wird lieber das Leben selbst daran wagen, als auf solche Weise seinen Credit als Arzt und seine Ehre als Mensch auf's Spiel setzen. Sechs der angesehensten Wiener Aerzte, unter denen ich nur den Dr. Rehrich aus der Stadt, den Dr. Gassner, den Wundarzt der Erzherzogin Sophie, Saturawitsch (Beide sehr geschickte Aerzte aus dem Spital) und den Dr. Götz aus der Vorstadt zu benennen weiß, starben kurz nach einander. Uebrigens sind beinahe alle hiesige Aerzte darüber einig, daß die Cholera nicht ansteckend sei, sondern daß ihr Stoff in der Luft liege, und nur dem gefährlich werde, dessen Körperbeschaffenheit empfänglich dafür sei, kurz daß die Krankheit eigentlich schon vorher im Menschen liege und nur der äußern Anreizung durch die mit dem Miasma geschwängerte Luft bedürfe, um zum Ausbruche zu gerathen. Auf diese Weise wäre allerdings das bisherige unaufhaltsame Fortschreiten der Cholera, trotz der gestellten Cordons, leicht erklärt, und wenn sich diese ärztliche Behauptung als wahr ergibt, so erhält der ohnedem schon lebhafte Wunsch um Abstellung aller Sperrungen noch bessern Grund, da solchen Falls diese Vorsichtsmaßregeln zu nichts helfen und Handel und Gewerbe nur noch tiefer niederzudrücken dienen. Merkwürdig bleibt es, daß in den ersten acht Tagen, wo das Uebel am fürchterlichsten wüthete, sich kein einziger Vogel in der Luft blicken ließ, wahrscheinlich weil diese Thierchen die bösartige Luft wahrnahmen und sich vor derselben scheueten. Den unbehaglichsten Eindruck bewirkt die hier beobachtete Begräbnißweise der Cholera-Todten. Von einem Leichenbegängniß der Art, wie es Selbstgefühl oder sterbliche Eitelkeit sonst selbst der allgewaltigen Vernichtung entgegen zu setzen pflegt, ist nicht die Rede; eine fürchterliche Todtenkutsche — einem Leiterwagen nicht unähnlich — oben mit einer Decke und außerdem oben und unten mit einer Oeffnung versehen, durch welche man die Leichen hinein- und herausschiebt, nimmt achtzehn bis vier und zwanzig Todte, die nothdürftig mit einem Leichentuche bedeckt werden, zugleich auf, und diese werden auf einem besondern Begräbnißplatze — den nichts als ein schwarzes Kreuz von furchtbar-schroffer Einfachheit auszeichnet — in eine und dieselbe Grube geworfen, was ohngefähr mit der Beerdigung abgethaner Verbrecher auf Eins herauskommt.

Doch genug von diesen Schrecknissen; auch sie haben ihre Lichtseiten mit sich gebracht. Bei der gegenwärtigen bessern Witterung hat die Sterblichkeit um Vieles nachgelassen; nur fürchten wir die kommenden Monate, die leicht wieder neblichte und nasse Witterung mit sich bringen dürften.

Unser geliebter Kaiser macht sich in dieser schweren Zeit unsterblich; er ist ein wahrer Vater seiner Unterthanen und weicht nicht von ihnen; auch keine Herrschaft darf sich entfernen. Als die Krankheit am ärgsten wüthete, drang seine Umgebung in ihn, nach Salzburg auf seine Güter zu gehen. Der Kaiser fragte, ob dort Platz für seine Kinder sei. Man bejahte es; er aber erklärte, daß er seine Unterthanen Alle wie seine Kinder betrachte und, da er unmöglich auf dem vorgeschlagenen Asyle Raum für sie Alle finden könne, da bleiben wolle, wo er jetzt sei. — Mich dünkt, ein solches Beispiel von Fürstenliebe sollte die Geschichte treuer bewahren, als tausend andere, einen bloßen politischen Theatereffekt bezweckende Charakterzüge angeblicher Weltheroen, die so selten ächtes Gold in sich fassen. —

Buntes.

Ein sardinischer Offizier spielte zu Turin eine Partie Billard im Kaffeehause. Er verlor die Partie, zog zwei Thaler aus der Tasche, reichte den einen seinem Gegner, den andern warf er auf die Billardtafel und rief dabei aus: „Da der eine zum T..... ist, so möge ihn der andere auch nachfolgen!" Nun war aber ein Spion mit Luchsaugen im Kaffeehause anwesend, der da bemerkte, daß der erste Thaler das Bildniß Karls X., der zweite das Karl Alberts*) trug. Seit der Zeit sind drei Monate verflossen, und der Offizier ist noch immer nicht aus seinem Kerker entlassen.

Nicht blos Egypten hat seine Pyramiden, auch Amerika hat sie. Man hat deren in der Gegend von Teotihualcun (Mexiko) entdeckt. Sie schreiben sich aus einer Zeit her, die allen historischen Nachforschungen unzugänglich ist, und waren schon, als Cortes Mexiko eroberte, Ruinen wie heut zu Tage.

---

*) König von Sardinien.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 263. (II. Jahrg.) Freitag, den 4. November. 1831.

Taschenbücher für das Jahr 1832.

2.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1832. Herausgegeben von Fr. Kind. Mit 6 trefflichen Stahlstichen nach Originalgemälden. Leipzig bei C. H. F. Hartmann. 2 Thlr. 6 gr.

Wir freuen uns, von diesem Taschenbuche mit seinem bescheidenen Titel recht viel Gutes sagen zu können. Es steht in der Reihe der in diesem Jahre erschienenen Almanache hoch oben an und eignet sich vermöge seines äußerst geschmackvollen und feinen Aeußeren ganz besonders dazu, als Beweis der Liebe und Freundschaft überreicht oder übersendet zu werden. Auf die künstlerische Ausschmückung ist von Seiten der Verlagshandlung sehr viel verwendet worden, und gewiß wird das Auge jedes Kunstkenners und Kunstliebhabers von den so niedlichen und reinlichen Stahlstichen zu oft wiederholter Beschauung veranlaßt werden. Und wessen Geschmacke denn auch die fünf Gedichte („als metrische Einleitung zu den Stahlstichen") von dem durch seine Gelegenheits- und andere Dichtungen nicht unrühmlich bekannten jungen Dichter Ernst Ortlepp hier und da nicht recht zusagen wollen, der wird sicherlich in seinem eigenen Gefühl und in seiner eigenen Phantasie die rechte und vollständige Erläuterung alles dessen finden, was der Grabstichel des Künstlers zu versinnlichen strebte. Der Inhalt der Bilder, um so zu sagen, ist theils heiter, theils ernst. Ein Gleiches gilt von dem schriftstellerischen Inhalte des Taschenbuchs; nur müssen wir dabei den angenehmen Wechsel der Scenen noch insbesondere loben. Bald nämlich geben Italien, bald das alte Böhmen, bald Schottlands Hochgebirge und die Hebriden, bald wieder Rußland den Stoff zu reicher geselliger Unterhaltung her. — Wir begegnen zuerst — und dieß Omen ist gut! — der „Braut." Es ist diese Erzählung der Schwanengesang der bekannten und sehr löblich anerkannten Schriftstellerin Friederike Lohmann. Sie führt uns nach Italien und macht uns mit der Geschichte eines armen, verwaisten, von aller Welt verlassenen, von einem widerlichen Liebhaber verfolgten, in die sonderbarsten, ängstlichsten und peinlichsten Verhältnisse versetzten, aber glücklich aus denselben heraustretenden Mädchens bekannt. Die Art, wie die Erzählung angelegt, fortgesetzt, durchgeführt und beendet ist, muß man gelungen nennen. Nirgend ermattet das Interesse, überall bleibt der Leser gespannt und sehnt sich nach dem entscheidungsvollen Ende, ohne doch diese Sehnsucht gewaltsam, durch Ueberschlagung mehrer Blätter, stillen zu mögen. Die Klippen des Unmöglichen und Unbegreiflichen, an welche die Geschichte einigemal zu streifen droht, werden mit vieler Gewandtheit umschifft. Unter den auftretenden, wesentlich in die Entwickelung des Ganzen eingreifenden Personen ist keine schlecht oder fehlerhaft gezeichnete und uninteressante Physiognomie. Ja, es fehlt nicht an beliebten Anklängen an weltbekannte Begebenheiten, zu denen der Mord Monaldeschi's gerechnet werden kann. Der Mörder, Santinelli, aber spielt nur im Hintergrunde mit, und sein vom Wahnsinn verzerrtes Antlitz bleibt hinter einem Schleier versteckt. Sehr gut! — Die Schreibart der Verfasserin ist ruhig und berechnet, aber leicht und ohne Affectation. Es folgt „Mila," ein Gedicht in 8 Romanzen von Gottfried Schmelkes. Es versetzt nach Böhmen und in die Zeiten, wo daselbst Svantiwit noch als heiliges Licht verehrt und Cernobog als böser Geist gefürchtet wurde, und erzählt von den Fehden zweier Völkerschaften, der Präger und der Lutzker. Mila ist die Tochter eines Präger-Anführers und die Gemahlin eines vornehmen Lutzker. Sie schützt, zum Ritter verkleidet, in der Schlacht den Vater vor den Streichen des Gatten, kommt aber dabei selbst um und stirbt neben jenem, der von einem fremden Dritten erschlagen worden ist. Ihr Gatte verfällt auf Zeitlebens in wahnsinnartige Schwermuth und flieht vor dem Anblick der Menschen in die dichtesten Wälder. Auch ein Roß, begabt mit mehr als thierischer Erkenntniß- und Empfangskraft, Namens Wrat, spielt, wie dieß dem Charakter der alten nordischen Völker angemessen ist, eine Rolle. Das achttheilige Ganze ist einfach — sogar der Schmuck der

Reime ist verschmäht — aber frisch, lebendig und anziehend. — „Schottlands weiße Lilie" hat den einen, aber in unseren kurz angebundenen Zeiten, großen Fehler, den Fehler, etwas zu hoch aufgeschossen zu sein und seine Blätter etwas zu sehr entfaltet zu haben: — es ist diese historisch-romantische Novelle von Friedrich Kind zu lang. Entschädigung dafür bieten der gediegene Styl und die sorgfältige, umsichts- und einsichtsvolle Bearbeitung des höchst interessanten und rührenden, jede gefühlvolle weibliche Seele gewiß bis zur Thräne rührenden Stoffes. Gereuen wird es darum Niemanden, sondern es wird sich vielmehr Jedermann reichlich dafür belohnt finden, seine Ungeduld eine kleine Weile in Zaum und Zügel gehalten zu haben. Die ganze Erzählung gibt zugleich einen neuen Beweis, daß die teuflische Bosheit in dem Herzen des nach Gottes Bilde Geschaffenen wuchern kann. Der Verf. hat klug daran gethan, das Augenmerk der Leser nur obenhin nach dieser Schandseite gelenkt zu haben. — Aus dem Reiche der Geschichte und Romantik kommen wir in's Reich des Mährchens, und zwar des russischen Volksmährchens, also in ein ziemlich ganz unbekanntes Reich. Das Vorwort zu dem Mährchen: „Der Feuervogel und der graue Wolf von Dr. Anton Dietrich" vertritt einigermaßen Wegweiserstelle, und es ist keineswegs unergötzlich, dem Helden der Geschichte, einem jungen Zaren, und seinem Helfershelfer, dem grauen Wolfe, den Feuervogel „durch sieben und zwanzig Länder in das dreißigste Königreich" aufsuchen und hinbringen zu helfen. Das Schloß L***, Erzählung von A. Baron von Ungern-Sternberg, schließt den Kreis der Erzählungen. Von vorn herein scheint sich Alles gespenstisch gestalten zu wollen; endlich aber wird eine höchst unglückliche Liebesgeschichte daraus, die zu einem neuem und schrecklicheren Drama: „Cabale und Liebe," Stoff darböte. Durch eine ganze Reihe von Niederträchtigkeiten und Schändlichkeiten, welche an einem Hofe, ihrem gewöhnlichsten Geburts- und Aufenthaltsorte, gesponnen und verübt werden, kommen zwei edle Herzen um das Glück ihres Lebens und werden durch Wahnsichtsmacht zur Todtengruft geführt. Die Darstellung ist im Ganzen recht gut und angemessen. Nur hier und da läßt sie zu wünschen übrig, ohne jedoch das Interesse und die Theilnahme des Lesers im Mindesten zu stören. — Mit allem Vorhergehenden mußten wir, auch bei strengeren Anforderungen, sehr wohl zufrieden sein. Nicht ganz so ist es mit den vier (mit Unrecht) sogenannten „vermischten Gedichten." Ihre Verfasser heißen: Dr. Anton Dietrich, Carl Baron von Schweizer, G. v. Deuern, welches Letzteren Ständchen uns noch am meisten anspricht. Doch kann dieser einzige Vorwurf den Werth des ganzen, von innen und außen zweckmäßig und ausgezeichnet-schön ausgestatteten Taschenbuchs nicht verringern und dem Wunsch jedes gerechten Beurtheilers, daß es sich des wohl verdienten Beifalls im Publikum erfreuen möge, nicht in den Weg treten.

Dr. Carl Greif.

3.

Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Dritter Jahrgang. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. VI und 389 S.

Wenn wir die beiden vorigen Almanache zuerst wegen ihrer künstlerischen Ausstattung, also von einer Glanzseite her betrachten und loben mußten, so müssen wir dagegen diesen Leipziger Musenalmanach, trotz unserer Vorliebe für Leipzig, als Musensitz, und trotz unserer Freude, daß in Leipzig ein Musenalmanach erschienen ist, zuerst von seiner Schmutzseite, welche eine sehr beträchtliche Fläche einnimmt und auf welche das Auge jedes Lesers durch das äußerst schlecht gestochene Bildniß des W. A. v. Schlegel eingelenkt wird, betrachten und, wir wissen nicht wie gerecht und angemessen genug, tadeln. A. W. v. Schlegel nämlich, dessen Beiträge ziemlich den vierten Theil aller in diesem Musenalmanache aufgenommenen Gedichte ausmachen, hat sich nicht gescheut, hier allen Unrath seines Geistes und Herzens auszugießen und sich selbst in puris naturalibus zu zeigen. Diese pura naturalia sind aber von der Art, daß man durch sie Schlegeln als einen Menschen erkennt, der Scham, Scheu und Ehrgefühl nicht nur vor sich selbst — dieß könnte man ihm wohl vergeben, — sondern auch vor der ganzen literarischen und gebildeten Welt und vor Allem, was derselben ehrwürdig und heilig ist, so verloren hat, daß man zweifeln möchte, daß je eine Spur davon da gewesen ist. Es glaubt dieser Schlegel, sich für seinen guten Ruf lange genug geistreich, scharfsinnig und fein, sowie im moralischen Heiligenscheine gezeigt zu haben, um nun auch einmal albern, fad und grob sich betragen, seiner Leidenschaften den Zügel schießen, seinem bösen Willen, seinem Hasse, seinem Neide, seiner blinden Rachsucht freie und unbehinderte Thätigkeit gewähren zu können. An ihm bestätigt sich von Neuem und auf das Deutlichste die Wahrheit, daß oft das, was die Menschen für einen Stern und ein Meteor halten und halten sollen, nichts ist als ein elender Irrwisch und eine Rakete. Mit einem Worte: W. A. v. Schlegel hat sich nicht nur nicht als einen großen Geist bewiesen, sondern als einen sehr kleinen und kleinlichen, und in moralischer Hinsicht als ein der strengsten Züchtigung werther Mensch. Er hat Andere mit Schmutz und Koth beworfen und sich dabei selbst im Miste herumgewälzt. — Man weiß entweder, wie Goethe und Schiller von Schlegel dachten, oder kann sich leicht davon überzeugen, wenn man in den Briefwechsel dieser beiden Männer blickt. Aus ohnmächtiger, lächerlich-abgeschmackter Rachsucht strebt daher Schlegel zuerst diesen Briefwechsel herabzuwürdigen. Die „literarischen Scherze" bringen ein Epigramm mit der Ueberschrift und dem Inhalt (S. 327.):

Dichterischer Briefwechsel,

aufbewahrt für die Nachwelt.

Morgenbillet.

Damit mein Freund bequem in's Schauspiel rutsche,
So steht ihm heut zu Diensten meine Kutsche.

Antwort.

Ich zweifle, daß ich heut' in's Schauspiel geh';
Mein liebes Frischen hat die Diarrhö'." (S. 332.)

„Goethe's und Schiller's Briefwechsel.

Viel krazfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe Schiller; dem schwächlichen nickt Goethe's olympisches Haupt."

Trotz des olympischen Hauptes schlägt oder keilt Schlegel doch auch auf Goethe los. (S. 323.):

„An die Dichter der Xenien.

„Was einer einbrockt, das muß er auch essen." (wohl zu merken Hr. v. Schl.!)
Hattet den rostigen Spruch ihr vergessen
Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?
Was ihr gefrevelt in schwärmender Jugend,
Kommt euch bei reiferer männlicher Tugend,
Auf dem Theater zu Hof und zu Haus.
Stella, Clavigo, Cabale, Fiesco,
Räuber, gemalt in dem rudesten Fresco,
Brüteten Iffland und Kotzebue aus."

Mit Schiller geht Schlegel geradezu flegelhaft um und trägt dabei seine stinkende Leidenschaftlichkeit ganz offen zur Schau. Wir heben nur das Schamloseste, Schändlichste, alle bisherige schriftstellerische Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit Ueberbietende, also Schlegeln am besten Charakterisirende aus:

(Fortsetzung folgt.)

Grillen über den Michaelismeß-Catalog von 1831. Von H. Meynert.

Die Bemerkung, daß zwischen dem Kopfe eines Archäologen, dem Knopfe eines Kirchthurms und dem Leipziger Meßcataloge die entschiedenste Aehnlichkeit und Wahlverwandtschaft stattfindet, drängt sich beinahe unwillkührlich auf. Alle drei enthalten ein solches Quodlibet von Namen, und dabei sieht es so verworren, so dumpf und wüst darin aus, so lebenentfremdet, daß Einem beinahe unheimlich dabei zu Muthe wird. Unsere Verleger geberden sich wie unsere Branntweintrinker; bei jedem neu unternommenen Werke, bei jedem bestellten neuen Glase verziehen sie recht jämmerlich das Gesicht und röcheln: „hu wie bitter!" Aber trotz dem druckt der Verleger wieder neue Bücher und der Trinkende bestellt sich ein neues Glas, und so verfolgen sich Verlegen und Lamentiren und Lamentiren und Verlegen unaufhörlich und ketten sich an einander, wie ironische Schlußfolgen. Man hat angenommen, daß stets in den Zeiten der ärgsten Christenverfolgungen die meisten Heiden bekehrt wurden, daß das gelobte Land Amerika erst dann den größten Zulauf erhielt, als es uns bereits die meisten Bettler zurücksendete, und wer erblickt in dem jetzigen Standpunkte unserer Literatur nicht ganz jenes wunderliche Contrastiren der Zeitumstände und des Zeitenstrebens wieder, wovon die Weltgeschichte so bedeutsame Beispiele bietet. Nie waren die Vertriebshandlungen unzuverlässiger, nie die Verleger scrupulöser und karger, nie die Recensenten bissiger, als gegenwärtig, und nie waren die Cataloge überstopfter, nie der Producenten mehr, als in diesem Augenblicke; gewiß die seltsamste Parodie der Christenverfolgungen und der Amerika-Emigranten. Solche Erscheinungen gehören zu den wunderbarsten Variationen der ironischen Zeitausgeburt: „Menschheit"; sie bilden den bizarrsten Kampf zwischen Richtung und Streben, zwischen Verhältniß und Willen, diesem zusammengewachsenen, und doch sich ewig verfeindeten Zwillingspaare, das die kindische Bilder- und Farbensucht des Menschen bald zum Schicksale, zur Prädestination, zum bösen und guten Princip, zu Tag und Nacht, zum Genius und zum Teufel fabelt. —

Jetzt, wo der Kampf der Factionen sich einigermaßen ausgerast hat, wo der Dampf der Schlacht sich allmälig wieder setzt, und dem Blicke freie Aussicht gönnt, läßt sich ein Ohngefähres über den Standpunkt unserer Literatur erforschen. Er ist mißlich, wahrhaft mißlich. Die Klagen der Buchhändler sind nicht mehr bloßes Speculations-Manöver, die Apathie oder der offenbare Mißmuth, selbst unserer namhaftesten Literaten sind nicht mehr bloße Chimäre oder Coquetterie. Jeder werdende Schriftsteller hat, gleich Herkules, schon in der Wiege mit zwei Schlangen zu kämpfen, dem Vorurtheile und der Mißgunst; Ersteres ignorirt ihn und dieß ist das Schlimmste — die zweite strebt ihn niederzudrücken. Der hohle Ruhm gewisser literarischen Standbilder, deren Namen mit Gewalt unsterblich gemacht werden, während ihre Werke längst der Vergessenheit anheimfielen, die man, wie zweifel- und fabelhafte Ahnen, nur noch zu nennen, nicht zu bezeichnen weiß und deren Fortleben sich nicht auf geistige Communication, sondern nur auf ein Gewohnheitsdasein gründet, wie das Umhertaumeln einer Fliege mit abgerissenem Kopfe, kurz der hohle Namensklang gewisser Leute, die Jeder im Munde und Keiner im Herzen führt, auf die sich Jeder beruft, ohne daß Einer sie kennt, erzeugen jene Vorurtheile, meist freilich wider deren Wissen und Willen. Der Mangel an Concurrenz, den sie in ihrer Zeit glücklicher Weise antrafen, erzeugte ihren Ruhm, und Jeder von uns muß mit innerer Eifersucht auf eine Zeit zurückblicken, wo es so wohlfeil war, ein großer Mann zu sein, wo z. B. ein Ramler für einen Classiker, Gleim, Uz, Lichtwehr für die Heroen einer Zeit galten. Aber jene übrigens ehrenwerthen Herren, noch aus der Zeit des literarischen Perückenalters, können jetzt eben so wenig eine Norm abgeben, als man an einer ägyptischen Mumie — die mit Jener Namen den Vortheil des Alterwürdigen theilt — das Maaß körperlicher Schönheitsformen studiren kann. Und doch bramarbasirt zu unserer Verzweiflung der Zeitgeist noch immer mit jenen Namen; wie bei den Gasmälern der Götzendie-

ner hebt man in der Literatur noch immer die besten Plätze für die Seelen solcher Gestorbenen auf; über der wimmernden Liebessentimentalität eines Hölty vergißt man vielleicht die naive Gefühlsfrische eines Wilhelm Müller, über dem sonst geistreichen Rabener den pikant-humoristischen Börne, kurz unser sonst so tänzerleichtes Zeitalter gefällt sich in den schweren Reiterstiefeln seines frühern Vorgängers, dessen Helden wenig Glück bei uns machen dürften, wenn sie Zeitgenossen von uns wären. Wäre Wolfgang Menzel — dessen kritische Laufbahn wir sonst für eine wesentlich verfehlte ansehen — unser ärgster Feind gewesen, wir hätten ihm damals um den Hals fallen müssen, als er die vergötterte Mittelmäßigkeit eines Matthisson so kühn in ihr wahres Nichts entschleierte, als er die Welt lehrte, welche wohlfeile Feuerung den Nimbus dieses forcirten Gottmenschen entzündet habe. Der Lorbeerhandel war von je in die Hände des Zufalls gegeben, und obschon W. Menzel an noch weit ärmlichern Geistern dieselbe Ambrosia-Cur vorzunehmen beflissen war, welche Zufall und Vorurtheil an Matthisson's Dichterhaupte übten, so muß ihm doch das Wagestück, einen durch so lange Gewohnheit sanctionirten Wahn außer Wirkung zu setzen, zum Verdienste angerechnet werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Dem ungenannten Verfasser des, meine Abfertigungen der Herrn Dr. Gleich und Spazier betreffenden, Artikels: „Tagesgeschichte von Leipzig" in Nr. 64. des Janus und Nr. 240. der Sachsenzeitung, sage ich für die darin enthaltenen Aeußerungen seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen mich, hiedurch meinen aufrichtigsten Dank. Je unverkennbarer aber er sich in diesem Aufsatze als einen redlichen Freund der Wahrheit ausgesprochen hat; um so weniger wird er es mir verübeln, wenn ich zur Steuer derselben, dieser Danksagung zugleich folgende Berichtigung seines Raisonnements über den besagten Gegenstand beifüge. Erstens: habe nicht ich die Herren DD. Gleich und Spazier zuerst angegriffen *); sondern ich bin von ihnen, und zwar auf eine eben so muthwillige als pöbelhafte Weise, indem ich ihnen niemals auch nur die mindeste Veranlassung dazu gegeben habe, angegriffen worden. S. meine „Bekanntmachung an das gebildete Publikum" in Nr. 204 bis 210, und den „Nachtrag" dazu in Nr. 214. der Sachsenzeitung. — Zweitens: enthalten alle meine, ihnen in der Sachsenzeitung, dem Planeten und dem Janus ertheilten Abfertigungen auch nicht die leiseste Spur von „Leidenschaftlichkeit"; sondern ich habe ihnen darin vielmehr stets nur lachend die Wahrheit gesagt; sie zum Besten gehabt und mich über sie lustig gemacht; wie ich auch nicht anders konnte, da das demagogische Treiben dieser Journalisten, um der ganz beispiellosen Aufgeblasenheit und Unwissenheit willen, die sie dabei fortwährend an den Tag legen, ein eben so lächerliches, als des ihm zum Grunde liegenden Eigennutzes und der damit verbundenen Gemeinheit und Lügenhaftigkeit wegen verächtliches ist. Selbst als Herr Spazier am Abend des 1sten Septembers mit seinem Communalgardisten-Bajonnett in mein Zimmer auf mich eindrang, habe ich mich über die, unsern großen Schauspieler Rott, wenn er als Otto von Wittelsbach zum Kaisermord abstürzt, nachäffende, theatralische Gebehrde, die der kleine, aber gleich dem Frosch in der Fabel sich aufpuhstende Mann dabei machte, des Lachens nicht erwehren können. Eben so mußte ich auch erst vor Kurzem wieder laut auflachen, als mir Herrn Dr. Gleich's Jeremiade über den Fall Warschau's, in seinem mit einem dicken Rande von Buchdruckerschwärze eingefaßten — Eremiten zu Gesichte kam; da mich diese Condolenz unwillkührlich an die erinnerte, welche, ebenfalls in der Fabel, ein Esel dem sterbenden Löwen macht. Hier heißt es in Wahrheit: difficile est Satyram non scribere. Auch scheint *) ja der Verf. der Tagesgeschichte selbst anerkannt zu haben, daß nur durch diese satyrische Abfertigung der Herren Gleich und Spazier eine solche Fehde für den gebildeten Leser unterhaltend gemacht werden konnte. — Drittens endlich habe ich niemals, wie der Verf. doch geradezu behauptet: „die Preußische Regierung, als das einzige Beglückungs- und Beseligungssystem der neuern Zeit, mit unverschämtem Lobe **) zum Himmel erhoben." Aber, welcher wahre Freund des Völkerwohls, wird nicht mit mir den Preußischen Staat deshalb glücklich ***) preisen, daß ihm, durch die Kraft und Weisheit seines allverehrten Beherrschers, in dieser wildbewegten Zeit, der Segen des innern wie äußern Friedens so vorzugsweise erhalten worden ist!

Halle, 1. Octbr. 1831.

Prof. Dr. Schütz.

---

*) So viel an uns liegt, soll der Streit der Herren DD. Gleich und Spazier mit Prof. Dr. Schütz hier zum letzten Male erwähnt sein! D. Red.

*) Scheint! D. Red.

**) Der ungenannte Verf. hat vielmehr Herrn Schütz ganz ausdrücklich von den unverschämten Lobhudlern unterschieden und ihn aus Höflichkeit nur unter die Mode-Verehrer der Preuß. Regierung gezählt. D. Red.

***) Wohl bekomm' Ihnen das Compliment Herr Prof. Dr. Schütz! — D. Red.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Theaterblatt.

№ 264. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 5. November. 1831.

Theaterberichte.

Leipzig, Ende Octobers 1831.

(Fortsetzung.)

Wie aber, fragen wir, nachdem wir uns überzeugt haben, wie der unserem braven Bühnendirektor, Herrn Remie, zugeordnete Beistand und die übrigen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel beschaffen waren und beschaffen sind, wie steht es mit dem Publico, vor welchem Herr Remie zu dirigiren begann, dirigirte und noch dirigirt? In welcher Stimmung war es und ist es? War und ist diese Stimmung Herrn Remie's Direction günstig oder ungünstig? Fallen wir da etwa, nach dem Uebergang über die Charybdis, in eine Scylla? Wir wollen sehen!

Herr Remie vermochte wohl schon deshalb dem hiesigen Publico nicht ganz zu genügen, weil er als ein Fremder hierher gekommen war, ohne von den hier vorwaltenden Verhältnissen, von den allgemeinen Wünschen, von dem vorherrschenden Tone, in welchen einzustimmen, die Klugheit gerathen hätte, genau unterrichtet zu sein. Uebrigens war dieses Publikum durch die vorhergehende, allerdings höchst ehrenwerthe, Küstner'sche Stadtdirection theils wirklich verwöhnt und zu ungemeinen Ansprüchen aufgelegt; theils war demselben auch geflissentlich die Meinung beigebracht worden, als könne kein, und auch kein Hoftheater mehr leisten, als das Küstner'sche Stadttheater geleistet habe und noch geleistet haben würde, wenn man billig genug gewesen wäre, dem Herrn Hofrath Küstner die Direction unter den von ihm aufgestellten Bedingungen zu lassen; theils war aber auch — und es ist dieß nicht das Unwichtigste! — der Geschmack des Publikums durch die erbärmliche Interimsdirection des bekannten Herrn Bethmann verschroben oder geradezu verderbt worden. Als nun Herr Remie seine Direction begann, hatte der eine rücksichtslosere, bürgerlich-aristokratisch-gesinnte, nicht gerade kleinere Theil des Publikums, der eine Ehre in das Stadttheater und dessen Direction durch einen Leipziger Patricier, durch den Herrn Hofrath Küstner, setzte, nicht einmal den Willen, etwas gut und vorzüglich an dem neuen Hoftheater zu finden. Und was thut der Wille bei dergleichen Dingen und Angelegenheiten nicht? — Zwar schien es, als ob dieser Theil des Publikums durch die anfänglichen glänzenden und untadelhaften Leistungen unseres Hoftheaters beschwichtigt und jene ausgestreuete Meinung von der Unmöglichkeit, das Küstner'sche Stadttheater zu übertreffen oder demselben nur gleichzukommen, mächtig untergraben würde. Aber es schien auch nur so; denn kaum begann das Hoftheater nur in etwas von seinen Anstrengungen nachzulassen, so zeigten sich beide in neuer und freudiger, gegen das königliche Interesse an unserem Theater gerichteter Thätigkeit. Es kamen die nachtheiligsten Gerüchte über den Bestand und Gehalt des Theaters und über dessen ökonomische Verwaltung zum Vorschein. Die Freunde und zahlreichen Anhänger des Herrn Hofrath Küstner, zum Theil vielleicht Urheber dieser Gerüchte, hohnlächelten und triumphirten, und wußten sie auf gute Art weiter zu fördern. Vielleicht gab es selbst unter den ersten Mitgliedern der Bühne falsche Menschen und Plaudertaschen, die zu unzeitigen und schädlichen Mittheilungen Veranlassung gaben. Wer unter den Theaterfreunden erinnert sich nicht eines höchst malitiösen und intriguanten Correspondenzartikels über unser Hoftheater in der Berliner Zeitschrift: „der Freimüthige," der von einem Mignon eines hiesigen Schauspielkünstlers herrührte und gegen den Herrn Dr. C. Herloßsohn in seinem „Kometen" kräftig und siegreich sich erklärte? — Der andere, unbefangene und ungebildetere Teil des Publikums war der offenbar leidende und geleitete. Vielleicht fand er auch an den würdigen Leistungen unseres Hoftheaters nicht so großen Gefallen, als an den zunächst vorhergegangenen des Bethmann'schen Stadttheaters, bei dem freilich „der rosenfarbene Geist," „das Fest der Handwerker" und ähnliche Fadaisen an der Tagesordnung waren. Auch fehlte es nicht an Menschen, welche unter dem angemaßten Namen von Gelehrten, Literaten und Kunstkennern, oft nur wegen eines Mittagsessens oder we-

gen der Gunst in einem angesehenen Leipziger Hause, oder aus eigenem Interesse und Herzensdrange, sich als laudatores temporis acti geberdeten, deshalb Vergleichungen zwischen dem alten Stadt- und neuen Hoftheater anstellten, Parallellinien zwischen den vormaligen Stadt- und jetzigen Hofschauspielern zogen und dieß Alles bis zum Ekel wiederkäueten. Unter diese Widersacher zählen wir den Herrn von Alvensleben, den Redacteur der Zeitschrift: „Hebe," der sich unter seinem und unter dem Namen „Albino" (im Mitternachtblatte) in einen Streit mit unserem hochgefeierten Schauspielkünstler Herrn Rott, wegen dessen unübertrefflichen Spieles in der Rolle des Wilhelm Tell, einließ, aber vor Herrn Rott's vortrefflicher Selbstvertheidigung in der Sachsen- und Mitternachtzeitung unterlag. Er verlor bei dieser und anderen zusammentreffenden Gelegenheiten seine freie Entree, worauf er seinen Aerger an der ganzen Anstalt durch Verkleinerungen und Beschmähungen auszulassen suchte. Doch dauerte dieß nur eine sehr kurze Zeit und das Hoftheater hat sich im Ganzen sehr wenig über Herrn von Alvensleben zu beschweren. Einen anderen, nicht so offenbaren Feind hatte das Hoftheater bis in die letzten Zeiten herab an dem, jetzt wegen politischer Verhältnisse auswärts lebenden Dr. Gleich. Er hat dem Hoftheater unbestreitbar dadurch vor dem Publiko geschadet, daß er in seinen dem hiesigen Tageblatte einverleibten, in Wahrheit recht seichten Theaterkritiken die Meinung des Publikums sehr dictatorisch zu leiten, ja selbst der Direction, besonders bei Gelegenheit der Gastdarstellungen, Vorschriften wegen Engagement und ähnlicher Angelegenheiten zu machen suchte, nicht selten Persönlichkeiten einmischte, eben dieser Persönlichkeiten wegen aber einen Schauspieler oder Sänger, eine Schauspielerin oder eine Sängerin oft erst anpries und später, weil sie sich vielleicht einem seiner vermeintlichen Feinde zuneigten, herabsetzte, so aber das Publikum erst stutzig, dann unzufrieden und unwillig gegen die Direction unseres Theaters machte. Man denke nur daran, wie er es mit Herrn und Madame Ubrich getrieben und durch ununterbrochene kritische Höflichkeitsbezeigungen Beide endlich vertrieben hat. Mehr als diese beiden Männer öffentlich durch das gedruckte Wort, scheint uns im Geheimen durch das gesprochene Wort unser Hoftheater beeinträchtigt zu haben ein gewisser Dr. Eduard Marschner. Dieser Herr, unter der Theaterdirection des Herrn Hofrath Küstner, wie es uns beinahe unglaublich, Theaterdichter genannt, hatte sich gleich von vornen herein durch die freundschaftliche Fürbitte unseres ersten Regisseurs, Herrn Rott's, einen Freiplatz zu erwerben gewußt. Der Dank, den er Herrn Remie für diese Gefälligkeit und Wohlthat abbezahlte, war der, daß er überall, wohin ihn sein seltenes Höflichkeitstalent führte, ausbreitete, er werde, wenn man ihm das hiesige Theater zur Leitung überlasse, nicht nur die vergangenen guten Küstner'schen Zeiten wieder heraufführen, sondern auch ein Theater herstellen, wie es Leipzig noch nie gesehen habe und von dessen Vollkommenheit in Herrn Remie keine Idee aufsteigen könne. Wirklich hat sich derselbe am vergangenen Ostern ernstlichst um das Directionsamt am hiesigen Theater bemüht. Alle Musen mögen es der Einsicht unserer hohen Behörden danken, daß sein Bemühen ein vergebliches geblieben ist; denn sein vor einiger Zeit bei dem verstorbenen Fest erschienenes Trauerspiel: „Heinrich VIII. und Anna Boleyn," hat hinlänglich gezeigt, was, d. h. wie gar nichts, wir von Herrn Dr. Eduard Marschner als Bühnendirector hätten erwarten können. Um den Schein eines persönlichen Angriffes zu meiden, wollen wir nichts Genaueres über den Verlust seines Freibillets, nichts über seine leeren Prahlereien gegen — Theaterbedienstete, als sei ihm ein Freibillet zu schlecht und gemein, als habe er dasselbe freiwillig zurückgeschickt, als werde er stets seinen Besuch des Theaters mit sechszehn Groschen bezahlen, nichts über ähnliche Dinge hinzusetzen. — Dieses alles von uns, der Raumersparniß wegen, mehr Angedeutete, als Ausgeführte, nehme man zusammen, um klar und deutlich zu erkennen, daß, wenn von dem Sinken des Leipziger Hoftheaters die Rede ist, nicht der Herr Director Remie die Schuld allein trage, sondern daß auch das Publikum sein Wirken von vornen herein bis auf diesen Tag nicht erleichtert, sondern erschwert, nicht angenehm und dankbar, sondern höchst unangenehm und undankbar gemacht hat. Dieses obige Alles, mit Einrechnung einiger nachtheiligen Veränderungen an unserem Hoftheater, der Verminderung und temporären Lückenhaftigkeit des Personales und einiger nicht ganz gelungenen Darstellungen, nehme man zusammen, um zu der Erkenntniß und Ueberzeugung zu gelangen, daß durch inneres Schlangengift und durch äußere bösartige Einwirkung Unzufriedenheit und Theilnahmlosigkeit am Hoftheater unter unserem Publikum gezeugt, erzogen und groß geworden sind, durch welche der jetzige Zustand unseres Hoftheaters nothwendig bedingt wurde.

Um jedoch nicht ungerecht gegen das Publikum zu erscheinen und demselben zu viel von der Schuld aufzulegen, müssen wir auch die Zeit in ihrer sich auf Alles, also auch auf die Bühnenbretter sich erstreckenden Wirksamkeit, betrachten. Wer vermöchte aber die Zeit, in welche Herrn Remie's Hoftheaterdirection fällt, eine gute, günstige zu nennen? Gewiß, es war eine sehr ungünstige, üble Zeit. Mit des Herrn Hofrath Küstner's ausgezeichneter Geschicklichkeit im Dirigiren eines Theaters hatte sich dagegen die Gunst der Zeit befreundet und verbündet. Er dirigirte zu Leipzig das Stadttheater in den Jahren, in welchen Friede, Eintracht, Ruhe, Reichthum und Glück blühten, wo Leipzigs Handel noch in seinem alten Ansehen stand oder wenigstens sich immer noch etwas zu dessen Gunsten hoffen ließ, wo Wissenschaften und Künste zum besonderen, beinahe allgemeinen Augenmerk geworden waren und ein reiner Geschmack herrschte; mit einem Worte: die eilf Jahre der Direction Herrn Küstner's waren für ihn gleichsam die sieben fetten Jahre Aegyptens. Daß er dabei als ein Mann dirigirte, der mit allen vornehmen und angesehenen Einwohnern Leipzigs befreundet und vertraut, überall beliebt und angenehm war, mit dem vollsten Vertrauen und

besten Zutrauen erfreut und mit seltener Bereitwilligkeit in seinem Willen und in jedem Unternehmen unterstützt wurde, half die reichen Ernten unverkümmert in die Scheuren sammeln. Daher ein stets volles Abonnement, daher ein gewisses Gleichverhältniß zwischen den außerordentlichen Anstrengungen und zwischen der Einnahme, daher die Möglichkeit, mit kostspieligen Gastdarstellungen dem Publikum zu schmeicheln, daher das Ansehen der ganzen Anstalt und ihrer einzelnen Mitglieder, daher endlich selbst die Devotion der Kritik, wenn man einige Stimmen des offenbarsten Neides und der Eifersucht, wie sie z. B. von Weißenfels und anderswoher kamen, nicht beachten will. Wie ganz anders war und ist es mit Herrn Remie's Direction? Die drei Jahre derselben sind wenigstens für dreimal sieben der magern ägyptischen Jahre zu rechnen. Es waren und sind die Jahre des von allen Seiten her hereinbrechenden Unglücks, der ausgebrochenen Noth und des Trübsals, die Jahre der Bankerotte und Fallissements, der Staats- und Stadtunruhen, die Jahre, wo die Künste des Friedens den Künsten des Kriegs und der Politik Raum geben mußten, wo die Geschichte auf ihren Riesenkothurnen durch Länder und Städte schritt, ihre ernsten Dramen entweder schon aufführend oder erst vorbereitend, wo die Wirklichkeit den Aufflug der Phantasie lähmte und mit Allmacht von deren Gebilden den Blick auf sich hinzog; es waren und sind überdieß die Jahre einer gewissen Verbildung, des verderbenden oder schon verdorbenen Geschmacks und darum vielleicht der Anmaßung und unbilligsten Anforderungen. Daß dabei Herr Remie, als Fremder, so wie still, eingezogen und nur seinem Berufe lebender Mann, manches von Herrn Hofrath Küstner, wie wir sahen, genossenen Vortheils entbehrte, und die kläglichsten Kritikaster, wie Schaaren von Schmeißfliegen und Wespen um sich her mußte summen und schnurren lassen, trug wenigstens nichts dazu bei, seine Direction die Unbilden der Zeit weniger fühlen zu lassen und ihm selbst zu dem wohlverdienten Glücke zu verhelfen. —

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgardt, den 14. October 1831.

(Beschluß.)

Dem Tenoristen folgte in der Reihe der Gastirenden Dem. Heinefetter. Eine der lieblichsten Sängerinnen, welche wir seit lange hier gehört; ihr Genre ist auch nicht das des großen Rossini, sondern das des kleinen Mozart. Da jetzt nur das Neue gut ist, so kann solch' eine veraltete Musik auch hier natürlich nicht mehr recht in Aufnahme kommen, doch bewog Dem. Heinefetter mit ihren Mozart'schen Opern eine Gattung Menschen, welche sich Kunstkenner nennen, und welche noch immer nicht den verbesserten Rossinischen Kalender angenommen haben, sondern, gleich den Russen, vom alten Stil sind, ihr ein geneigtes Ohr zu schenken. So hatte denn auch ich die Freude, sie mehrmals zu hören und darf mir diesen Genuß noch öfter versprechen, da sie zum Glück ein wenig kränklich geworden und so genöthigt ist, noch längere Zeit hier zu verweilen. Schon ihre angenehme Erscheinung besticht (Dem. Heinefetter darf sich kecklich ein schönes Mädchen nennen), aber hingerissen wird man durch die bezaubernden Töne dieser Nachtigallenkehle, sie hat ein Portamento, wie es wenig Sängerinnen mehr haben, seitdem Rossini und Meierbeer sich verschworen, jeden gehaltenen Ton aus dem Gesange zu verbannen und die Stimme zu einem Instrument zu machen, auf welchem man Violinvariationen spielt. Die liebenswürdige Sängerin hat in ihrem Vortrage eine seltene Anmuth, man sieht nichts von dem häßlichen Grimassiren, welches viele Andere dem Publikum zum Besten geben, wenn sie mühsam einen hohen Ton hervorzwängen, ihre Stimme ist von ungewöhnlichem Umfange und hat ein höchst klangreiches Metall. Es ist hier der Ausdruck wirklich sehr passend, denn ihre Töne erinnern oft an die einer reinen Silberglocke; dabei hat sie ihr Organ mit vielem Fleiße ausgebildet; wenn sie sich in immer höheren und höheren Melismen verliert, glaubt man die lieblichen Klänge ferner Harmonicaglöckchen zu hören. So rein wie ihr melismatischer Gesang, ist auch der syllabische, nur scheint die Kehle für das eigentliche Staccato nicht Kraft genug zu haben. Allein daran liegt auch wenig, denn es ist dabei nur Mühe und Geduld, nicht aber das Schöne zu bewundern, und dieses allein soll doch die wahre Kunst uns vorführen.

Ein Bekannter wohl von Ihnen, Herr Dr. Wagner, Regisseur des Dresdner Hoftheaters, gab hier zur selben Zeit Gastrollen. Er ist ganz in Eßlair's Fach getreten und, was viel sagen will — er spricht hier, wo jener in sehr gutem Andenken ist, fast eben so an, als jener selbst, und häufig hörte ich im Publikum die Aeußerung: „Grade wie Eßlair!" — „Ganz wie unser alter Eßlair!" ꝛc. Besonders auffallend war dieß wirklich im Belisar. Herr Dr. Wagner scheint den Veteranen deutscher Schauspielkunst mehrmals in dieser Rolle gesehen zu haben und ihn ganz zum Muster zu nehmen. Ich will damit übrigens nicht sagen, daß ich dieß für ein so sehr lobenswerthes Bestreben halte. Die Kunst ist im Fortschreiten begriffen, wer sich immer damit begnügt, zu copiren, wird nie selbst Schöpfer werden. Immer soll ein großes Vorbild begeistern, nur aber soll der Kunstjünger nicht darnach streben, sein Vorbild in allen Theilen nachzuahmen, sonst sagt man bald und mit Recht: — „ja, wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat er ihm richtig abgeguckt" — er soll nur selbstständig auftreten und etwas Besonderes zu werden streben. Wir haben viele italienische Maler, welche theils Zeitgenossen, theils Nachfolger Rafaels waren. Correggio, Tizian, Giulio Romano, Guido Reni, Annibal Carraggio, Michel Angelo — allein, obwohl Rafael von allen diesen als Meister anerkannt wurde, so ging doch ein Jeder seinen eigenen Weg, und diesem Umstande danken wir die wundervollen Schöpfungen italischer Kunst. So nun auch hier! Man kann von De-

vrient, Eßlair, Seidelmann, Ignaz Schuster ꝛc., nicht sagen, daß sie irgend Jemanden copirten, sie sind selbst Originale und das soll jeder tüchtige Künstler zu werden streben. Bei alledem gehört Herr Dr. Wagner zu den vorzüglichsten Mimen Deutschlands.

Ein vierter sehr werther Gast in diesem kurzen Zeitraume ist Herr Rottmaier; von ihm können unsere jungen Schauspieler etwas lernen, er besitzt alle Kunst und Gediegenheit, welche dazu gehört, um in Iffland'schen Stükken zu glänzen, in denen, da sie bürgerliche Situationen schildern, weder dem Schauspiel, noch dem Schauspieler, durch Schmuck, durch Scenerie, durch theatralistischen Pomp nachgeholfen werden kann, in welchen der Mime durch nichts Aeußerliches unterstützt wird. Herr Rottmaier gnügte seiner Aufgabe vollkommen, er machte, so oft er erschien, nicht nur Aufsehen, nein, er riß unser eiskaltes Publikum zu den lebhaftesten, zu wahrhaft enthusiastischen Aeußerungen des Beifalls hin — was bei uns sehr viel sagen will. Herr Rottmaier gab unter andern den jungen Spieler in dem Drama: „Verbrechen aus Ehrsucht," mit einer Wahrheit, mit einem Studium der Natur, mit einer Treue, welcher vielleicht die zu große Treue zum Vorwurf gemacht werden könnte, denn seine Leistung erregte in einigen Situationen kalte Schauder; nur ist die Lage des jungen Menschen, der um sein Ehrenwort zu lösen, des Vaters Rentcasse angreift, und der nun die Schande, das Elend seiner Eltern, den Tod der Schmach — das Hängen — für sich, voraus sieht, so entsetzlich, daß sie beinahe nicht mehr für die Bühne paßt, weil sie ohne alles Aesthetische ist; da sollte der Schauspieler nicht noch den gräßlichen Eindruck, den die Worte an sich machen, steigern, indeß ist dieß immer nur ein Vorwurf, welcher dem größten Lobe auf's Haar ähnlich sieht, was kann der Künstler mehr verlangen, als daß der Kritiker ihm zugesteht, er habe seine Aufgabe der Natur getreu gelöst. Ich wünschte wohl, ein solcher Künstler wäre an unserem Orte, denn Herr Wallbach, ehemals Regisseur, seit einiger Zeit aber durch Herrn Seidelmann dieses Amtes entsetzt, weil er selbst gesteht, daß er nichts versteht — wäre gar nicht im Stande, solch eine Rolle zu spielen, den Beweis für diese Behauptung, hat er als Anton in Ifflands „die Jäger" selbst sehr beredt geführt!

Finis coronat opus. Zum Beschluß meines Berichtes nehmen Sie noch Herrn Lafond mit, welcher sich stolz: „Concertmeister des Kaisers von Rußland und des Königs von Frankreich" nennt. Er verdiente Concertmeister der ganzen Welt zu sein und mit seiner Geige jedem Orchester zu präsidiren. Er gehört nicht zu jenen Charlatans, welche auf einer Saite herumspringen, wie ein Seiltänzer auf der gespannten Corde, nicht zu denen, welche den genialen Paganini nachahmen wollen, doch seine Originalität nie erreichen, dagegen alle eigene verlieren, er gehört nicht zu denen, welche Kunststückchen mit ihrer Geige machen, mitten im Spiele den Bogen in die Luft werfen, ihn im richtigen Zeitpunkte auffangen und im Tacte wieder fortgeigen, wie Alexander Bouché berühmten Andenkens, — Sie erinnern sich wohl noch jenes Mannes, der mit Napoleon so täuschende Aehnlichkeit hatte?! — Lafond gehört zu den wahren Musikern, seine Geige hat einen so lieblichen Ton, und ist so kraftvoll dabei, daß man durch sie überzeugt wird, sie müsse das Hauptinstrument des Orchesters sein. Er gab nur ein Concert, und dieß fiel bei der Geschmacklosigkeit des hiesigen Publikums nicht besonders aus, aber wer etwas von Musik versteht, wird entzückt gewesen sein, wenn er ihn hörte — wohl zu verstehen — spielen, nicht singen, welches er barocker Weise zweimal in Duetten von seiner Composition that, indem seine (soit-disant-) Schwester mit ihm sang. Seine Stimme ist schwach, und er ist zwischen funfzig und sechszig, da ist ein Tenor niemals mehr angenehm. (Auch seine Dame ist zwar recht hübsch, singt aber nur sehr mittelmäßig.) Manche Künstler haben die Marotte, vielseitig sein zu wollen — wer fragt darnach, ob ein solcher Geiger singen kann?! — Sein Spiel, sein Spiel ist's, was man hören will, und das ist meisterhaft, eine Führung des Bogens, eine Präcision, eine Sicherheit, wie sie mir noch nicht vorgekommen, zeichnet dasselbe aus, sein Staccato hat eine Festigkeit, Gleichheit und Fülle, die bewundernswürdig ist, sein Triller ist so klangvoll und rein, die Töne sind so scharf geschieden, daß man kaum glaubt, es sei ein Streichinstrument, auf dem sie hervorgebracht werden; die Fertigkeit, mit springendem Bogen zu spielen, ist ganz außerordentlich. Seine hohe Kunst bekundet sich so im zärtlichen, klagenden Adagio, wie im leichten, scherzenden Rondo, das er, wie einen flüchtigen Morgentraum, den man gerne festhielte, vorüberschweben läßt an dem entzückten Hörer. Den Schluß seiner vielfachen Leistungen an diesem Abende machte ein Doppelconcert über ein Thema aus Fra Diavolo, für Piano und Violine, von Herz und Lafond componirt. Ein äußerst talentvoller Pianist, gewiß einer der ersten Meister auf diesem Instrumente, Herr L. Schuncke, spielte es mit ihm, man wußte nicht, wem von Beiden man den Vorzug geben sollte. Die Eleganz des Vortrages, die höchst brillante Fertigkeit des jungen Künstlers, riß Alles zur Bewunderung hin, und ich darf kecklich sagen, er übertrifft Hummel und Moscheles bei weitem, nur gegen Kalkbrenner steht er noch etwas zurück, aber die Genialität dieses seines Meisters scheint er ihm abgeliehen zu haben, davon zeugen seine eigenen Compositionen, welche voll Laune und Leben sind und stets in der freudigsten Spannung erhalten. Er wird von hier aus große Reisen machen, mögen meine Worte ihm eine gute Aufnahme bereiten, er verdient sie, und wer ihn gehört hat, wird nicht sagen, ich übertreibe sein Lob.

a.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 265. (II. Jahrg.) Montag, den 7. November. 1831.

Der Wanderer.

Soll ich immer vorwärts streben?
Rastlos in die Ferne sehn?
Darf ich nie im Heute leben?
Muß ich ewig weiter gehn?

Manche Blume sah' ich blühen
Am bemoosten, grünen Strand,
Und ich mußte weiter ziehen
Nach dem unbekannten Land.

Grünen sah ich manche Bäume,
Schatten bot mir mancher Ast,
Aber ach! in ferne Räume
Trieb's mich immer, sonder Rast.

Singen hört' ich auch zuweilen
Manche holde Nachtigall,
Doch ich mußte weiter eilen,
Meiden schöner Lieder Schall.

Manches Thal in Blumenauen
Lächelte mir freundlich zu,
Doch auch hier durft' ich nicht bauen
Mir die Hütte stiller Ruh.

Manche Augen sah' ich glühen,
Lächelnd freundlich hold mich an,
Schöne Augen mußt' ich fliehen,
Einsam wandeln meine Bahn.

Soll ich immer vorwärts streben?
Rastlos nach der Ferne sehn?
Darf ich nie im Heute leben?
Muß ich ewig weiter gehn?

Wandern, wandern, ewig wandern,
Bis des Lebens Hülle fällt;
Denn ein Tag verdrängt den andern,
Wechsel zieht durch diese Welt!

Vorwärts, vorwärts rauscht die Quelle,
Stürzt vom Felsen sich herab,
Findet in des Meeres Welle
Was sie suchte — ach! das Grab.

G. von Deuern.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortsetzung.)

Wohl lächelte Ludwig über die Besorgniß Teresinens, doch nahm er sich vor, ihren Warnungen zu gehorchen. Er sah den Marchese die folgenden Tage nicht, und in seiner Wohnung wurde ihm die Nachricht, daß er früh fortgegangen, aber noch nicht heimgekehrt sei. Der Abend führte Ludwig wieder zu Teresina; sie empfing ihn mit hingebender Liebe, doch schien irgend etwas sie zu verstimmen. Auf seine besorgte Frage gestand sie ihm, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen, daß der Marchese die Ursache ihres Trübsinn's sei. Dieser hatte sie am Morgen besucht, ihr, die ihn höflich-kalt empfangen, seine Liebe gestanden, und als sie sich entrüstet von ihm gewandt, dem Deutschen, der sein höchstes Glück zerstöre, Rache geschworen. Nach einer Pause, während der Teresina Ludwig scharf angesehen, fuhr sie fort:

„Cassini konnte mich wohl erzürnen, doch noch eine Nachricht theilte er mir mit, die, wäre sie wahr, mich tödten würde. Du hast in Deiner Heimath eine Braut, die Du liebst, die Dir verlobt? Ich liebe Dich zu heiß, als daß ich Deine Liebe mit einer Andern theilen sollte. Gesteh!" sprach sie, indem sie mit leidenschaftlicher Bewegung seine Hand ergriff, „gesteh, daß Cassini wahr gesprochen und sieh mich sterben!" —

Nicht leugnen will ich, entgegnete er, daß daheim ein Wesen lebt, die ich liebte. —

„Also doch?" rief Teresina, schluchzend das Gesicht in die Kissen der Ottomanne bergend, also doch?" —

Der Anblick der Leidenden, in Liebe zu ihm vergehenden Gestalt brach die letzte Fessel, die ihn noch an Julianen kettete.

Ich liebte jene, sprach er, Teresina umschlingend, ich liebte jene, ehe ich Dich gesehn, doch jetzt verschwand sie meinem Auge, meiner Seele, seit ich Dich geschaut! Der ist ein Thor, der sich nach dem unbedeutenden

Veilchen sehnt, wenn ihm die Königin der Blumen, die Rose, in aller Pracht und Herrlichkeit entgegen leuchtet. Und wärst Du ein verlockend Bild der Finsterniß, ich würde Dir folgen! Ich glühe und lebe nur für Dich und nur der Tod kann mich aus Deinen Armen reißen! —

Fester hatte ihn das schöne Weib an sich gezogen, Lippe brannte auf Lippe, die Herzen pochten in wilder, stürmischer Wuth einander entgegen, in ihrem Arme vergaß er die Welt. —

Als die Nacht sich auf den Golf gelagert, entließ ihn Teresina aus ihren Armen. — „Fürchte," warnte sie ihn, „fürchte von Cassini's Wuth und Leidenschaft, die ihm aus dem Auge glühten, Alles. Hier gilt kein offner Kampf, in dem Du ihm, mein Ludovico! entgegentreten darfst, nur gleiche Waffen, die der List stehen Dir zu Gebot!" —

Dem Feinde trete ich frei entgegen! sprach Ludwig, dessen deutscher Sinn die Tücke und Hinterlist verschmähte; laß sehen, wer von uns im Kampfe Sieger bleibt! —

Mit heißen Küssen verließ er Teresina, die jetzt sein ganzes Sein und Leben beherrschte. Noch waren die Straßen lebendig. Er trat in eine der glänzenden Eisboutiken und kaum, daß er sich niedergelassen, gesellte sich der Marchese zu ihm, doch ohne Tücke, zutraulich wie immer.

„Nun, amico!' begann endlich Cassini, das Schweigen unterbrechend, in dem der Andre verharrte, „wir haben uns lange nicht gesehen, zwar war es nur ein Tag, doch für Freunde, die unzertrennliche Gefährten waren, eine Ewigkeit!" —

Es lag an Euch, Marchese! antwortete Ludwig im herben Tone, es lag an Euch, daß Ihr Eure Sehnsucht nicht gestillt und mich besucht habt. —

„Das kommt," antwortete der Marchese, „das kommt daher, daß Ihr Euch in einer Stimmung befindet, aus der man sich ungern gestört sieht. Ihr schwebt jetzt in den höhern Regionen der Liebe, wo ein armer Erdenwurm, wie ich, ganz übrig." —

Und doch, fiel ihm hier der Andre mit einiger Hitze in's Wort, und doch sucht Ihr Euch diesen Regionen zu nahen, obgleich Ihr selbst sagt, daß Ihr nicht dahin gehört! —

„Ah so!" versetzte der Italiäner gelassen, indem er ruhig den kühlenden Trank hinunterschlürfte, „ah so! Also Teresina hat Euch schon gesagt, daß ich da war? Sie ist mir also zuvorgekommen?" —

Euch zuvorgekommen? fragte der Andre mit höhnischem Lächeln. —

„Ja wohl!" bejahte Cassini, „ich wollte Euch morgen selbst mittheilen, daß Ihr ganz glücklich, daß sie Euch nur allein liebt und die Prüfung, die ich ihr aufgelegt, wohl bestanden hat." —

Prüfung? ich verstehe Euch nicht! fragte Ludwig. Wie meint Ihr das? —

„So hört mich an!" erwiederte Cassini. „Seht! ich bin nicht mehr in den Jahren, daß die Liebe mich urplötzlich zu einem — Ihr vergebt mir wohl! — zu einem Hasenfuß machen sollte. Mein Herz ist für die Liebe nicht mehr so empfänglich, doch weiß es Freundschaft heilig zu bewahren. Noch sind wir freilich nicht lange beisammen, doch habt Ihr mich, glaube ich, in dieser kurzen Zeit schon als Euren Freund erprobt und wenn in des Südländers Brust einmal ein Gefühl entbrennt, sei es Zuneigung, sei es Haß, so ist es eine Flamme, die bis zum Grabe nicht erlischt. Ich sah, daß Ihr mit aller Hingebung Euch zu Teresina neigtet, daß sie, dem Schein nach, Euch, nur Euch, ohne Nebenrücksichten liebte, doch wollt' ich erproben, ob ich mich nicht getäuscht, ob sie nicht vielleicht nach leichtsinniger Weiberart, nur Gefallen daran fände, Männer vor ihren Siegeswagen zu spannen und ein Spiel mit ihnen zu treiben. Darum nahm ich die Maske des Liebhabers an, bestürmte sie mit Zärtlichkeiten, vertraute ihr, daß Ihr schon daheim durch zarte Bande gefesselt, daß Ihr nur in ihren Reizen auf Augenblicke schwelgen und sie dann verlassen würdet, doch standhaft hielt sie die Probe aus und — nun! Teresina hat es Euch ja wohl gesagt? — sie wies mich schnöde ab, schwur, daß sie Euch liebe, ewig lieben würde. Das war mir genug, ich ehre sie von jetzt an, dieses schönen Gefühls willen und wünsche Euch Glück!" —

Wäre es wahr? fragte zweifelnd der Deutsche, in dessen arglosem Herzen schnell das Mißtrauen wich, wäre es wahr? hätte Teresina und ich Euch Unrecht gethan? —

„Das ist wohl möglich und gewiß!" antwortete lächelnd Cassini; „ich kann Euch nicht zwingen, jetzt schon meinen Worten zu glauben, doch wird Euch die Zukunft von meiner redlichen Freundschaft überzeugen! — Jetzt laßt uns aber aufbrechen! Mitternacht ist vorüber!" —

Ausgesöhnt trennte sich Ludwig von dem Marchese. Der aber schaute ihm höhnisch nach und sprach lächelnd:

„Thörichter, leichtläubiger Fant! der Du wähnst, mich an Dich gekettet zu haben! Ich will es sein, aber zu Deinem Verderben! Meiner Liebe trittst Du in den Weg, Du sollst es büßen! Sie Teresina, muß mein werden, oder mit ihm untergehn!" —

(Fortsetzung folgt.)

Euler und Bernoulli.

Euler und Bernoulli haben Beide über den Schiffsbau und dessen Berechnung die vorzüglichsten Werke geschrieben, und zwar Letzterer in seiner Studierstube in Basel, ohne je ein Schiff gesehen zu haben.

Mariannus.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

Und er zog seine Hand langsam aus der Meinigen und faltete beide Hände zum Gebete und hob den Blick zum Himmel empor, und die scheidende Sonne schien einen Kranz von Strahlen ihm um das Haupt zu flechten. Und mit weicher Stimme sprach er:

„Hohe Natur! wenn wir Dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Nebenmenschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst Du bei uns und ruhst vor dem nassen Auge wie ein grünendes, abendrothes Gebirge. Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgenthau der Ideale sich zum grauen, kalten Landregen entfärbet hat, — und vor dem Herzen, dem auf den unterirdischen Gängen dieses Lebens die Menschen nur noch wie dürre gekrümmte Mumien auf Stäben in Katakomben begegnen, — und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist und das kein Mensch mehr erfreuen will, — und vor dem stolzen Göttersohne, den sein Unglaube und seine einsame menschenleere Brust an einen ewigen, unverrückten Schmerz anschmieden, — vor allen diesen bleibst Du, erquickende Natur, mit Deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf Deinen Vulkanen und auf Deinen Frühlingen und auf Deinen Sonnen liegen!" — — *)

Ich legte meine Hand auf die Schulter des jungen Mannes und mein Auge suchte das Seinige. Und er ließ die erhobenen Hände sinken und reichte sie mir und blickte mir in's Auge, und ich glaube, wir haben Beide der scheidenden Sonne lange schweigend nachgesehen und haben Beide — geweint.

5.

Ehe ich noch an der Seite des blassen, schwärmenden Eduard, — so hieß der Vorname meines jungen Freundes, — die oberste Terrasse von Isola bella auf den breiten Stufen erstiegen hatte, war der Gärtner von uns abgerufen worden, und noch sahen wir schweigend der sinkenden Sonne nach, als er wieder zu uns trat und mit ihm der Fischer, den wir nebst unserem Gepäcke nach Baveno gesendet hatten, uns dort zur Fahrt nach Domo d' Ossola zwei Plätze auf der Diligence zu bestellen, und der nun kam, uns Bericht zu bringen und sich zur Ueberfahrt bereit zu melden.

„Die Diligence," berichtete er, „wird heute erst um zehn Uhr in Baveno eintreffen; allein um neun Uhr erwarten die Herren Brüder Adami, Eigenthümer des Hotels zur Post, Sie zum Nachtessen. Die Ueberfahrt machen wir in einer kleinen halben Stunde."

Ich sah Eduard fragend an. „Wenn wir hier den Abend zubringen könnten," sagte er mit bittendem Tone; „vielleicht gibt uns der Gärtner Früchte und Wein, und wir führen dann so spät als möglich nach Baveno über."

Der Vorschlag war mir aus dem Herzen genommen; ein reiches Versprechen erledigte die Einwendungen des Fischers, und ein blanker Ducaten, den Eduard, in Abschlag unserer Zeche, wie er hinzusetzte, dem Gärtner in die Hand drückte, beflügelte die Bereitwilligkeit des Italieners. Bald hatte er uns ein freundliches Plätzchen eingeräumt; frisches Brot und frisch gebrochene Früchte legte er vor uns, und als er den duftigen Wein in die hell geschliffnen Gläser perlen ließ, fügte er leise die Bemerkung bei, daß solchen Wein eigentlich nur Graf Borromeo trinke und alles Bewirthen ihm streng untersagt sei. Wir versicherten dem guten Manne, daß wir den Wein des Herrn Grafen zu würdigen wüßten und an ihm nicht zu Verräthern werden würden, und schlossen mit der Bitte, uns von Zeit zu Zeit mit einem frischen Fläschchen zu versorgen und Nichts von den Gelieferten in der Rechnung zu vergessen. Der Italiener versprach in einer leichten Verbeugung den pünktlichsten Gehorsam und ging. Ich lenkte, um Eduard durch die heiteren Erinnerungen der Kindheit von seiner trüben Schwärmerei abzuziehen, das Gespräch auf unser gemeinsames deutsches Vaterland; allein die Einsilbigkeit, mit welcher er mir antwortete, machte mich besorgen, daß auch dieser Gegenstand ihn nicht angenehm berühre, und so entstand unwillkührlich eine Pause, die er plötzlich, gleich als dränge es ihn dazu, durch die Frage unterbrach:

„Sagen Sie mir, glauben Sie an Ahnungen und Träume?"

„Müßte ich nicht vermuthen," erwiederte ich, „daß Sie an Beides glauben, so würde ich Nein sagen. Träume kommen aus dem Magen, sagt man; sie sind also in Abhängigkeit von der thierischen Function des menschlichen Körpers, und wie können wir ihnen da eine Verbindung mit der Geisterwelt zutrauen? Ahnungen sind für den Wachenden, was der Traum für den Schlafenden ist. Eine Stockung des Blutes beklemmt uns die Brust und wir fürchten ein unangenehmes Ereigniß. Fließt das Blut wieder seinen geregelten Gang, so vergessen wir unsere Besorgniß, und dieselbe Erwartung, die uns gestern bang machte, macht uns heute froh. Kann man auch da an eine Verbindung mit der Geisterwelt glauben? Und ohne diese Verbindung —"

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Titan von Jean Paul. Erstes Bändchen. Erste Jubelperiode. Erster Zykel.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, den 18. October 1831.

An dem verhängnißvollen Tage, lieber Planet, am 18. October, rufe ich Dir den Wunsch zu, daß Du Licht schaffen und verbreiten mögest, noch viele Jahre lang. Der Bruch der Kaisersmacht in Leipzigs Gefilden ward wohl noch manches Jahr den Völkern in's Gedächtniß gerufen, doch immer matter und einsilbiger ließen sich die Volksredner vernehmen, denn der Mißklang wurde stets fühlbarer und die Umgestaltung aller Verhältnisse sichtlicher. Nur in Hamburg feierte man das sogenannte Völkerfest alljährlich, weil man daselbst die Form liebt und vielleicht dem Merkur zu Liebe, auch eine Ursache auffinden kann, die einen Dank erheischt. Dieß Jahr jedoch verstummen alle Glocken, knallt kein Pulver, tanzen keine „Vaterlandssöhne," — denn die Cholera, die verschrieene Schreckliche, hat allen Muth gelähmt. Sie zog so unerwartet und schnell in unsere Mitte ein, daß man noch immer nicht recht das Thor finden kann, durch das sie die da aufgestellten Posten und Polizeioffizianten zu belauschen verstand. Schon über acht Tage schleicht sie wie ein unheilvolles Gespenst in den verschiedenen Stadt-Vierteln umher und packt einzelne Opfer, die sie bislang von funfzig Alle, bis auf Einen, schonungslos verschlang; immer ein Beweis, daß ihre Umarmungen sehr giftiger Natur sind. Ob über ihr Eindringen der sonst wachsamen Behörde ein Vorwurf gemacht werden kann? Wir überlassen dieß dem Leser und geben das Factum. In der Nicolaistraße besteht seit Jahren ein unterirdisches Gewölbe, dessen Umfang und Ausdehnung eine Menge Menschen fassen kann, der „tiefe Keller" genannt. Hier hauſ'ten schon längst die Hefe und der Auswurf des Volks; Bettler von Profession, Vagabonden, Abentheurer aller Art, Flüchtlinge und Verfolgte. Ein Shakespeare würde hier die treunatürlichsten Stoffe entlehnt und in der Betrachtung des kunterbunten Lebens ein wahres Compendium gefunden haben, um mark- und kraftvolle Scenen der entarteten Menschennatur aufzusammeln. Die rüde Menschenklasse hatte daselbst ihre eigenen Gesetze und wehe dem, wer sich, mit einem feinen Rock angethan, in diese Höhle verlor; er wurde entweder geplündert oder geprellt, daß ein zweiter Besuch ihm wohl verleitet werden sollte. Spiel, Trunk, selbst Tanz und noch damit verbundene scheußliche Laster machten den Wechsel des Lebens aus. Die Nachtherbergen z. B. waren jedem Obdachlosen daselbst vergönnt, und zwar kostete ein Lager auf Stroh mit Matratze ein und einen halben Schilling, ohne Matratze einen, auf einer harten Bank einen halben Schilling; diejenigen jedoch, die im Stehen, mit dem Arme über eine Vorrichtung zu schlafen wußten, schliefen hier, wie die Vögel auf den Bäumen und die Thiere auf den Feldern, umsonst. Hier nun, in dieser Höhle der Entartung und verpesteten Luft, entwickelte sich die Cholera und ergriff einige Trunkenbolde mit Macht, sie binnen wenigen Stunden dem Tode überliefernd. Man hatte viele Wochen zuvor an Vorkehrungen für den Fall ihres Besuchs gearbeitet; zwei treffliche Hospitäler errichtet; alle Zeitungen mit Verordnungen angefüllt; sämmtliche Aerzte der Stadt in Sold genommen; eine Unzahl von Schriften hatten Recepte und untrügliche (?) Heilmittel gegen die asiatische Fremde verbreitet: — und konnte den berüchtigten „tiefen Keller" nicht reinigen und ausräumen? — An dem Tage, als die Nachricht kund wurde, daß die Asiatin als Gast eingekehrt sei, gab Herr Raimund von Wien im Stadttheater sein komisches Zauberspiel, „der Eheteufel auf Reisen;" das Stück ward glücklich zu Ende gebracht, doch eine Stunde schon nachher, wich der Wiener Gast der fremden Unholdin, Herr Raimund verließ furchtsam Nachts halb zwölf Uhr Hamburg. Der erste Eindruck war merkwürdig; die dänische Behörde in Altona ließ die Thore sperren nnd alle Passage war gehemmt. Ein Schreck durchfuhr die handelnde Welt! Die thörichte Sperrung wurde gehoben, dagegen sperrte man alle Landstraßen nah und fern, so daß man kaum von Außen her Nachricht bekommen konnte, noch die in der Nähe wohnenden von Hamburg. Auch diese „unreife" Stockung hörte auf; an der Börse jedoch rann die geschäftige Welt „kopflos" eins gegen das andre; blasse Gesichter, Spuren von Furcht, Theergeruch, Vermeiden geschäftgeselligen Beisammentretens: das waren etwa die oberflächlichsten Beobachtungen. Wie man sich jedoch an das Schrecklichste gewöhnen kann, so gewöhnte man sich nach einigen Tagen schon an den Gedanken, die verderbliche Krankheit in der Mitte zu haben. Wehe aber dem, der auf der Straße von irgend einem Uebel befallen wurde. Scheu kehrte ihm Alles den Rücken und hülflos standen einige von Krankheitsfällen Befallene an Straßenecken, bis sie niedersanken, und durch obrigkeitliche Hülfe fortgeschafft werden mußten. Bekanntlich wird dem Bacchus in Hamburg arg gefröhnt. Mehrere Betrunkene, die taumelnd auf der Straße niedersanken, wurden für Cholerakranke gehalten, frottirt und gerieben, in Körben nach dem Hospital getragen, worauf sie in wohlthätigen Schlaf verfielen und nach ihrem Erwachen sich gesund und wohl zeigten.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

№ 266. (II. Jahrg.) Dienstag, den 8. November. 1831.

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Signora Maria, ich bitte inständig, treten Sie an's Fenster und betrachten den schäbigen, lumpigen Kerl, der ohnweit dem dunklen Hause so eingewurzelt am Röhrtroge steht. Betrachten Sie die dürre, blasse Heide seines Gesichts aufmerksam, wenn Sie es vor dem dunkelblauen Brombeergestripp seines ungeheuren Bartes im Stande sind. Ma foi, wäre sein Rock nicht so gar zerrissen, der Kerl sähe aus, wie ein completter Spitzbube, und man könnte schwören, er würde niemals ersaufen — und doch Signora, dieser Kerl ist mein Busenfreund, und die zahlreichen Löcher seines Kleides sind die Thorwege unsrer beiderseitigen Seufzer, und dieser bärtige Kerl, ich versichere Sie Signora, er kennt alle meine Schmerzen und dieses Spitzbubenauge kann recht bitterlich weinen, und an diesem struppigen Barte hing schon manche silberne Thräne. Und dieser Bart weiß auch meine Liebschaft mit der blonden Kleinen, und darum steht der Mann so häufig vor dem dunklen Hause und richtet das Auge nach den siebzehn Sternen, Sie wissen, Signora, und dann klopft er mir Abends spät noch auf die Schulter und spricht leise mit gedämpfter Stimme — denn so pflegt er, wenn er bewegt ist — Signor Ludovico, Sie liebt euch.

Aber wie gesagt, Signora, sein Rock ist zerrissen, und er schämt sich deshalb, das Kreuz der Ehrenlegion einzuhängen, das ihm ein großer Kaiser verehrte und ein kleiner König erlaubt hat zu tragen.

Sie kennen, Signora, meine kosmopolitische Gesinnung, und wie leicht ich mich über einen zerrissenen Rock hinwegsetze. Ich bitte meinen Zerlumpten an jedem Abend, wo mich meine Kleine nicht erwartet, zu einer Tasse Thee auf mein Zimmer, und dann bitte ich ihn auch inbrünstig, indem ich an den Reibeisen seines Bartes mir die Hände blutig streiche: Lieber Signor Matteo, seid so gut und legt die weiße Uniform an, auf der eine Million fünf Mal hunderttausend Motten die Schlacht bei Bellealliance aufgeführt haben, und bedeckt ein Hunderttausendtheil Eures weißen Schlachtfeldes mit dem Kreuze der Ehrenlegion." Signora, da sollten Sie meinen Lump weinen sehen, wenn ich so spreche. O es ist ein großes Gefühl, einen Lump weinen zu sehen. Ich sah einst — es war, ehe die asiatische Cholera in die Mark Brandenburg trat, irgendwo, — und das Zimmer, Signora, war getäfelt, — zwei Oberkammerherren und einen provisorischen Justizminister weinen; auch ein Regierungsrath war zugegen, ein blasser Mann, Signora, im schwarzen Frack, der kein Loch hatte, und man sprach eben von Demagogen und Censurfreiheit, und wie gesagt, Signora, die Herren weinten sämmtlich, und es war ein schöner Anblick, beinahe so schön, als wenn die Sonne untergeht — und es ging auch eine Sonne unter. Doch, Signora, was kümmern uns die Sonnen. Es ist so hübsch finster in der Nacht, und ich käme ja nimmermehr zu meiner Kleinen, wenn es nicht Nacht wäre. Und über dieß Alles bleiben uns ja die Sterne und die Sternblumen.

Warum überhaupt, Signora, so viel Wesens machen um eine Thräne; ich weine täglich mehrere Theelöffel voll Thränen, und das ist jedes Mal um zwei Uhr Nachmittags, wenn mir zwei nachhaltige Flaschen Chateau Margaux ein buntes Netz vor die Augen weben. Und in diesem bunten Netz, mein Fräulein sammelt sich und tanzt in tollen Sprüngen allerlei Ungeziefer, Teufel und Hexen, Riesen und Zwerge und engbrüstige Inquisitoriats-attachés; und dazwischen schlupfen Frösche, und Torso's mit eiskalten Doppelgesichtern daß einem die Haut schaudert. Aber alsdann kommen wieder Engelsköpfchen mit blonden sternbesätem Lockenhaar, und sie singen das Lied, o Signora, das Lied

von Ostrolenka, ich hab' es selbst gedichtet — und eine Tuba mirum spargens sonum schaudert darein mit endlosen Tönen wie ein Kanonendonner der Ewigkeit.

Mademoiselle, alsdann pflege ich zu weinen. Und meine Thränen sind Blut, wenn es nicht Rothwein ist. Und ich schäme mich nicht der blutigen Thränen, Signora, wie mein Exfreund, der nunmehrige russische Gesandtschaftsattaché, lasset mich seinen Namen verschweigen; und am wenigsten vor Ihnen, Signora, denn wir haben ja zusammen gewetzt vor nicht gar langer Zeit, als wir in den Zeitungen lasen:

Warschau, d.... 1831.

Heute zog das russische Heer triumphirend in unsre Thore .....

Es klopft an meine Thür, Signora. Meine Ehrenlegion steht draußen. Nun sprechen wir von Austerlitz und Marengo.

P. S. Hörten Sie nicht eben ein mächtiges Klirren, Signora? Es war meine Ehrenlegion. Sie warf eine Flasche St. Julien durch's Fenster, und schwur bei allen Teufeln, Diebitsch Sabalkansky solle leben noch tausend Jahre nach der Ewigkeit.

Fünftes Kapitel.

Signora, ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß meine Ehrenlegion an chronischem Wahnsinn leidet. Die Ausbrüche davon sind selten; aber dann und wann gibt es eine lustige Geschichte. So z. B. Signora: Ohnlängst tanzt ein Sous-Lieutnant mit Fähndrichsgehalt von den himmelblauen Husaren mit Silberschnüren — Sie kennen ja, Signora, diese himmelblauen Wunder — die Straße herauf, und liebäugelt mit dem dunkeln Hause und den siebenzehn Sternen und spielt mit dem silbernen Porte d'épee zwischen den dumm-adligen Fingern. Meine Ehrenlegion, Signora, sieht comme à l' ordinair beim Röhrtrog und will sich den Mund ausspülen. Der Fähndrich, unschuldig — bei Gott, Signora, er ist unschuldig an dem Blute der Jagellonen — unschuldig und arglos, hüpft vorüber. Da springt Hyänen gleich meine Ehrenlegion auf ihn zu, und mit Donnerstimme, daß die Fenster des dunkeln Hauses dröhnen, schreit sie ihm in's Angesicht: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! — — Es gab einen Auflauf, Signora, und ich selbst war genöthigt, den himmelblauen Lieutenant zu vertreten, denn, bei Czernebog, Wischnu, dem heiligen Nikolaus und meinen siebzehn Sternen, er ist völlig schuldlos!

(Fortsetzung folgt.)

Freudenreich und Dolorosus.

(Fortsetzung.)

6.

Ludwig lebte in den Armen Teresina's ein Leben der Freude. Der deutsche Sinn für Recht war vor dem leichtern des Genusses gewichen und vielleicht ein Zufall, so meinte er, würde das verworrene Gewebe seines jetzigen Lebens lösen. Auf diesen Löser des leichtsinnig selbst geschürzten Knotens hoffte er, wie Alle, die in eigener Schwäche befangen. Teresina war glücklich, ohne einen Vorwurf zu verdienen. Ihre Jugend hatte sie als Kostgängerin im strengen Klosterzwange verlebt, dann von den Aeltern zu einer Verbindung mit dem bejahrten Marchese gezwungen, hatte sie gleichgültig an seiner Seite gelebt, ohne ihn lieben zu können. Dieses Gefühl, ihr bis jetzt fremd, war jetzt mit aller Heftigkeit des südlichen Temperaments beim Anblicke des schönen, kräftigen Deutschen erwacht. Ganz unabhängig von allen beengenden Schranken des Lebens, denn auch die Aeltern lebten nicht mehr, glaubte sie ihrer Neigung folgen und Alles daran wagen zu dürfen, in den Besitz des Geliebten zu gelangen. Mit Schönheit verband sie edlen Sinn und so gelang es ihr, Ludwig zu fesseln und ihn die Nebenbuhlerin vergessen zu machen. So lebte sie glücklich, gleich ihm, doch überzeugt, daß sein Verlust ihr den Tod geben müsse. Der ewig heitre Himmel, die Herrlichkeiten des Landes waren mit ihr im Bunde und hielten den Deutschen mit magnetischem Zauber zurück. Allmälig gewöhnte sich Ludwig an den Gedanken, daß Juliane aus Dankbarkeit, — hatte er ihr doch einst das Leben gerettet und Reichthum gespendet, — ihn vielleicht seiner Pflicht entbinden könne und nur die innere Ueberzeugung, Unrecht gethan zu haben und noch größeres zu thun, hatten ihn gehindert, die verlassene Braut mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Der Marchese, nicht aus redlicher Absicht, sondern um den verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, hatte unter der Maske des wohlwollenden Freundes ihn oft an die Heimath erinnert, doch nur auf Augenblicke keimte dann der Entschluß in ihm auf, sich von Allem loszureißen und nach der Heimath zu eilen. Sah er Teresina wieder und ruhte in ihren Armen, war schnell der gute Vorsatz vergessen. Cassini mühte sich umsonst, zwar mit vieler Vorsicht, die Gunst Teresinens zu erlangen, und so wuchs die Begierde nach dem Besitz der Schönheit und der Haß gegen Ludwig, der sich unter der täuschenden Maske der Freundschaft barg. —

Unterdessen war die Zeit der Villeggiatura herangekommen, die Teresina in einer, ihr gehörigen Villa auf der Insel Ischia zubringen wollte. Ludwig, der jede Stunde, die er nicht in der Geliebten Nähe zubrachte, für verloren hielt, folgte ihr. Cassini blieb in Neapel, wo ihn, wie er vorschützte, nöthige Geschäfte zurückhielten, und so schifften die beiden Liebenden an einem herrlichen Septembermorgen nach dem Eilande, von dem die Düfte der Orangen und Myrthen grüßend ihnen entgegenwehten. Dort in der, beinahe mit asiatischer Pracht geschmückten Villa, geschieden von den lebhaften Eindrücken, die das rege Treiben Neapels von

Zeit zu Zeit auf Ludwig hervorgebracht, lebte er nur für die liebliche Zauberin, die ihn auf dieses, von den Göttern gesegnete Eiland entführt hatte. Tage und Wochen vergingen den Glücklichen, wie Minuten. Im duftigen Tamarindenhain, in dessen Schatten die Villa am Ufer des Meeres lag, saßen sie an einem Abende, hinschauend auf das Schauspiel des Sonnenunterganges. In Purpur und Rosengluth sank das Gestirn des Tages in die Fluthen; Himmel und Meer schillerte in den herrlichsten Farbenübergängen. Versunken in den Anblick des Schönen, das sich rings um sie entfaltet, rief Ludwig: Hier ist Elysium! nur hier! —

„Und dennoch," sprach Teresina mit leisem Vorwurf, „und dennoch strebt Dein Sinn, sich von Allem, was Dich hier beglückt, loszureißen? Du scheust die Kette und wenn sie gleich von Rosen geflochten." —

O sprich, erwiederte er mit unsicherm Tone, o sprich, Teresina! nicht vom Scheiden! laß die Zukunft unenthüllt, es ist so besser für uns Beide! —

„Und wenn nun plötzlich," fiel Teresina ein, „mich der harte Schlag treffen sollte, Dich scheiden zu sehen? Wenn Du Dich loßrissest von diesem Herzen, das nur für Dich schlägt? es würde brechen! Du hast mir geschworen, daß Du mich liebst, warum vereint uns nicht die Hand des Priesters auf immer?" —

Und Juliane? sprach Ludwig leise, fast für sich, sie — . —

„O nichts von ihr!" unterbrach ihn heftig das schöne Weib, „nichts von ihr! Sie ist die Räuberin meines Glücks, die mich aus meinem seligsten Traume, gleich einem furchtbaren Geiste, aufschreckt. Sie liebt Dich nie wahr, sonst hätte sie Dich nicht von sich gelassen, hätte Dich mit aller Kraft des Lebens umschlungen, wie ich Dich umfasse! Trennung von Dir würde sie nicht überlebt haben. Vergiß sie und reiche mir Deine Hand am Altare! Alles, was ich besitze, sei Dein, nur gib mir dafür Deine Liebe, Dich selbst!" —

Und bin ich nicht schon Dein? entgegnete Ludwig, sie umfangend, bin ich nicht schon Dein, auch wenn der Priester uns nicht verbunden? Das Band, das Deine Liebe um mich schlingt, ist so fest, wie das der Kirche! —

Fester wollte er sie an sich ziehen, doch zürnend riß sie sich aus seinen Armen und enteilte durch das Gebüsch. Ludwig sah ihr nach und seufzend sprach er still für sich: Das Schicksal glaubte ich mir geneigt, als es mich mit den Gaben des Reichthum's überschüttete. Es nahm mir dafür des Herzens Ruhe und zwingt mich, da zu entsagen, wo ich das wahre Glück zu finden hoffe. O einen Lichtstrahl nur in dieser Nacht des Zweifels gib mir, launenhaftes Geschick meines Lebens! nur einen Lichtstrahl, damit ich in diesem Dunkel nicht untergehe! —

In Gedanken versunken, weilte er noch auf der Ruhebank, als sich vom Meere her das Plätschern eines Ruders hören ließ. Er schaute auf und erblickte Giuseppo, den Lazzaroni, der in einem kleinen Nachen landete.

„Ah, liebwerthester Signor Dottore!" rief dieser, indem er ausstieg und den Nachen befestigte, „gut, daß ich Euch treffe! mich hat nach Euch verlangt, wie nach dem Osterei, oder besser, wie nach einem Glase Eiswasser, denn das ist jetzt zu brauchen! O Dio! wie heiß!" —

Was führt, fragte Ludwig lächelnd, was führt Dich, Giuseppo denn über's Meer zu mir? Wichtiges muß es sein, sonst hätte es Dich zu einer solchen Anstrengung wohl nicht bewegen können. —

„Per Dio! Ihr verkennt mich, Signor!" antwortete der Lazzaroni, „Ihr verkennt mich! Arbeiten ist meine Sache nicht, aber für Euch, beim heil'gen Gennaro! für Euch thue ich schon ein Mehreres. Ihr seid mein höchst vortrefflicher Gönner, für den ich allenfalls nach dem Vesuv laufen oder vielmehr hinken würde, wenn Ihr es verlangtet!"

Das verlange ich nicht, antwortete der Gönner, doch Auskunft darüber, was Du mir bringst! —

„Was ich Euch bringe? Ja so!" sprach Giuseppo, indem er sich mit der rothen Mütze Luft zufächelte, „was ich Euch bringe? Einen Brief! — Und wie ich dazu komme? das will ich Euch wohl erzählen, vortrefflichster Signor! Es war um die Zeit der Siesta, ich ruhte vor Eurem Hause. Ein schönes Plätzchen, Schatten und kühler Seewind! — also ich ruhte und dachte an Euch, liebwerthester Signor! denn es kann doch nun schon die vierte Woche sein, daß ich Euch nicht gesehen und noch immer von Eurem schönen Golde zehre, daß Ihr mir hin und wieder schenktet, wofür Euch Gott segnen möge! — Nun, nun! Ihr müßt nicht ungeduldig werden! beruhigte er Ludwig, der den Brief erwartete, „ich bin gleich zu Ende! Also wie ich ruhte, kam der Diener von Gervasio Leanzi, Eurem Bankier, der ein höchst vortrefflicher Mann ist, der Diener, meine ich! und mich noch vom Theater her kennt; der wollte in Eure Wohnung. Euer Diener! rief ich ihm zu, wie gehts? und so gab ein Wort das Andere, wobei er mir sagte, daß er einen Brief für Euch aus Eurer Heimath hätte, der seinem Herrn zugekommen. Ich berichtete ihm darauf, daß Ihr, Signor Dottore nicht zu Hause, sondern zur Villeggiatura auf Ischia wäret; Eure Zurückkunft wäre unbestimmt, wie ich von den Wirthsleuten erfahren. Das war dem Diener des Signor Leanzi nicht recht, und so erbot ich mich, Euch den Brief zuzustellen, da ich so glücklich wäre, Euch bekannt zu sein und Euch gerne einen Dienst erweisen möchte. Mein guter Freund, Jeronimo, lieh mir seinen Kahn und so kam ich her und habe die Ehre, Euch, geschätzter Signor! den Brief zuzustellen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, den 18. October 1831.

(Beschluß.)

Der Art Vorfälle mögen wohl nirgends fehlen, wo diese Krankheit ausbricht. Der dänische Cordon, der bei Pinneberg beginnt, soll bis Glückstadt verlegt werden. In Lübeck, wo man bei der ersten Nachricht, daß die Cholera in Hamburg sei, die Thore sperrte, ist man schon weit toleranter geworden und hat den Verkehr frei gegeben; auch die hannöverische Regierung will die Sperrungen unterlassen, und so läßt sich erwarten, daß alle Hemmungen des Geschäftsverkehrs aufhören, ja Leipzig sogar dabei gewinnen kann, daß in Hamburg die Cholera ausbrach. — Dieß, lieber Planet, über die famöse Asiatin! — Nun zu einigen Tages-Vorfällen, die nennenswerth sind. Die Geschäftsstockungen werden von der niedern Volksklasse am härtesten gefühlt und Selbstmorde sind jetzt häufiger, denn sonst. Unter mehreren ist dem Refer. der eines jüdischen Familienvaters aufgefallen, der mit einem Scheermesserschnitt über den Hals seinem Leben ein Ende machte, weil zwei Beobachtungen hier eine Ausnahme machen, als die angeborne Feigheit dieser Nation, wie die Vereine, welche die Juden bilden, sich einander in der Noth zu helfen; daher so selten Bettler unter den Juden angetroffen werden. — Eine Mordthat hat hier viel Aufsehen erregt. Ein jüdischer Tapezierer nämlich verkehrte mit einem lukrativen Mädchen, dieselbe ist nun in diesen Tagen in der Niedernstraße in einem dem Laster geweihten Orte, mit einem Pechpflaster auf dem Munde, mittels eines Strickes erdrosselt gefunden worden und als verdächtig ihr muthmaßlicher Galan verhaftet. Noch hat er nicht gestanden. — Auf dem Hamburgerberge wurde von einem Seilergesellen an einem Trunkenbolde ein Meuchelmord versucht, mittels eines Messerstichs in den Leib, doch ist der Verwundete nicht gestorben. —

Schon oben erwähnten wir, daß die Cholera den Herrn Raimund von hier vertrieben. Er gab am letzten Abend ein Stück zum Besten: „Der Eheteufel auf Reisen;" eine Wiener Albernheit, könnte man das ganze Stück nennen, was nur durch das beweglich muntere Spiel des Herrn Raimund gehoben wurde. Auch schon gealterte Witze, die bis zu gewöhnlichen Späßen herabsanken, erhalten durch ihn eine neue Frische und werden gutmüthig noch einmal belacht. Im Ernsthaften will es dem Herrn Raimund nie gelingen, im phantastisch-komischen, im heitern Humor wird er stets einer der ersten Künstler unsrer Zeit bleiben; daher ihm auch die kleinen, lieblichen Lieder, wie besonders an diesem Abend das A. B. C. ganz vorzüglich gelangen. — Noch haben wir die Demoiselle Schechner hier, über deren Werth und Unwerth sich ein hiesiger Theater-Recensent ordentlich abquält. Sie hat eine volle, herrliche Stimme, deren Silberklang mächtig an's Herz dringt. Wir haben in Hamburg lange nichts Aehnliches vernommen und ist nur zu wünschen, daß die Cholera die „liebliche Sängerin des Südens" nicht auch aus dem Norden verscheucht. Nächstens ein Mehreres über ihren Gesang, so wie einen ausgedehnteren Bericht über die Leistungen unsres Theaters.

J. D. S.

Leipzig, Ende October 1831.

(Fortsetzung.)

Ohne ein Endurtheil über einen Einzelnen der Eingezogenen gefällt zu haben, richtete sie ihre Untersuchung zuerst gegen die sechste oder zweite sogenannte Jägercompagnie der Communalgarde. Das Volk hatte an jenem Abende, dem verhängnißvollen, sehr laut seine Gunst gegen diese Compagnie bezeigt und Einige derselben hatten wirklich, man sagt: im Zustande halber Betrunkenheit, das alte Wachtlocale wieder erbrochen und bis um sechs Uhr des Morgens vom 31. August besetzt gehalten. Am 6ten September erschien wider alle Vermuthung eine lange öffentliche Bekanntmachung, welche die sechste Compagnie wegen des straffälligen Benehmens mehrerer ihrer Mitglieder bis auf weitere Verfügungen für aufgelöst erklärte und zugleich die Ablieferung der Waffen von jedem einzelnen zur sechsten Compagnie Gehörigen auf das Rathhaus binnen zweimal vier und zwanzig Stunden anbefahl. Alle Besseren betrauerten ob dieser Quasi-Diffamation alle diejenigen Mitglieder der aufgelösten Compagnie, welche sich nicht der mindesten Schuld bewußt sind. Nach und nach verlautete auch etwas über die Verurtheilung einiger wegen größerer oder geringerer Theilnahme an den unruhigen Vorfällen Eingezogener. Besonders viel wurde gesprochen von einem hiesigen Bierbrauer, einem gewissen Reinwarth, welcher sich angeblich an dem Commandanten, dem Herrn von Löben vergriffen, die Rolle eines aufreizenden Volksredners bei den Leichen der Erschossenen, einen Antonius neben der Bahre des Cäsars gespielt und Aehnliches begangen hat. Bei den Vernehmungen zeigte er sich, wie in seinem ganzen Leben, roh und im Höchsten störrisch, so daß er jeder Milde von den menschenfreundlichen Richtern unwerth war. Er wurde, hörten wir, auf zehn Jahre nach einem Zuchthause abgeführt, und zwar am hellen Tage, geschlossen mit starken Ketten, auf einem schlechten, offenen, nur mit einigen Schütten Stroh versehenen Leiterwagen und unter Cavalleriebedeckung.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 267. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 9. November. 1831.

Wir.

Inspicere tanquam in speculum jubeo.

Eine Antiparodie.

Fertig liegt Papier und Feder,
Deinem Dienst geweiht, Apoll!
Nun geschwind den Rock vom Leder,
Wenn ein opus werden soll.
Ob's auch schwierig geht,
Eh' das Werk entsteht,
Muß doch einst der Arbeit Qualen
Der Verleger mir bezahlen.

Zu Versen, so wie ich sie mache,
Bedarf es nichts, als Regsamkeit.
Denn bin ich Einmal in der Mache,
Nichts gleicht dann meiner Fertigkeit.
Doch, um sogleich zum Werk zu schreiten —
Wie wird mir, Himmel! welch' Gefühl?
Muß mich der Kaiser nicht beneiden,
Der sich in Versen nie gefiel?
Das ist's ja, was uns Nachruhm spendet,
Und dazu braucht man nur Verstand,
Daß man, ein Dichter, niemals endet,
Und immer gibt aus voller Hand.

Nehm' ich Stoff aus der Geschichte?
Nein! erfunden muß er sein,
Daß die Leser am Gedichte,
Wie am Inhalt sich zerstreun.
Räthsel, Parodien
Und dergleichen ien
Schüttl' ich aus den Armgelenken,
Ohne lange nachzudenken.

Was jetzt in dieser engen Klause
Mein Geist voll Gluth und Hitze braut,
Das hat gewiß auch außer'm Hause
Das Publikum recht bald verdaut.
Gelangen wird's in tausend Hände,
Gelesen werden fern und nah,
Gelobt, gepriesen ohne Ende,
Auch wohl getadelt hier und da.
Was ich, der Dichter, damit meine,
Das setz' ich auf das Titelblatt.
Auch der Verleger thut das Seine,
Wenn er die Schrift erworben hat!

Ein Kapitel wär' vollendet,
Und die Phantasie im Gang.
Doch, daß sich das Blatt nicht wendet,
Schnell ein Täßchen Stärkungstrank.
Nur von Zuthat rein
Muß der Nektar sein,
Daß, von seiner Kraft geschwängert,
Die Begeistrung sich verlängert.

Mit Worten ist's nicht auszudrücken,
Auf seinem Gang zur Druckerei
Sein erstes Bändchen zu erblicken,
Ein gestern nur gelegtes Ei.
Es machet keine Prätensionen,
Man weiß nicht, wird ihm Beifall lohnen,
Wird es vor der Kritik bestehen,
Wird's dauern oder untergehen,
Nicht, ob es auch noch morgen sei?
Zwar soll es ernstlich Leute geben,
Die hierin völlig sicher sind.
Jedoch, nach Renommée zu streben,
War ich für's Erste nie gesinnt.
Ich gönne allen großen Leuten
Das Restchen Beifall, Ruhm und Ehr'.
Mich däucht, sie sind nicht zu beneiden,
Sie machen sich's nur selber schwer!
Wenn mir einmal die Finger jücken,
Fällt mich das Jambenfieber an,
Nun — ein Gedicht zusammenstücken,
Das ist doch wahrlich bald gethan!
Man braucht nicht weit umher zu wandern,
Sind doch die Wälder reich geschmückt.
Das Beste nimmt man sich aus Andern,
Womit man seine Lieder spickt.
Der Augenblick hat sie geboren,
Schnell wandern sie von Ort zu Ort,
Im Augenblick geh'n sie verloren,
Die nächste Welle spühlt sie fort.
Doch warum bin nur ich der Weise,
Und Andre treten aus dem Gleise?

Wie sich schon die Massen häufen!
Die Ideen strömen zu.

Sollt' ich schon zum Ende greifen?
Nein! es läßt mir keine Ruh.
Doch vor Allem halt!
Eins vergaß ich bald.
Leg' ich flüchtig nicht die Feile,
Wenn auch nicht an jede Zeile?

Denn: „nicht, wo Steifes mit dem Matten,
Wo Kernheit sich und Ausdruck gatten,
Da gibt es auch ein gut Gedicht.
Drum sei vor Allem sich der Dichter
Der unerbittlich-strengste Richter;
Der Lohn ist schön." — (Die That just nicht!)
Doch was soll das Fest bedeuten?
Welch' Gedräng um's Kapitol?
Hört ihr nicht die Glocken läuten?
Durch die Gassen braus't es hohl.
Und, den Lorbeer in den Haaren,
Zieht der Dichter ein in Rom.
Nur bei Deutschlands Halbbarbaren
Ist der Dichterlohn Phantom.
Die Leselust zwar
Ist merklich im Steigen.
Die Schriftstellerschaar
Kann dieß bezeugen.
Der Dichter-Gehalt
Wird dadurch nicht größer,
Sein Schicksal nicht besser.
Der Arme will leben,
Erwerben, sich heben.
Vergebens! Der Segen
Ist nur bei'm Verlegen.
Der Sofier schlürfet die köstlichsten Weine,
Gibt Bälle und Feten, vermehret das Seine,
Und ach! ein .....r verhungerte bald.
Eiternde Wunde!
Jedennoch! — Der Schuster;
Der stämmige Bauer;
Der trotzige Krieger,
Ein rüstiger Sieger
Im Schlachtengewühle
Und hinter Gardinen —
Sie sind doch zu brauchen.
Die Dichter! — sie taugen
Mit ihrem Gewerb
Blos zum Zeitverderb.
Sie jagen den Leser in werther'sche Fieber.
Man hungert und durstet und brütet darüber,
Und nährt sich vom Gifte, und liest sich nicht satt.
Es gleiche der Lohn dem Verdienste, der That.
Man lohne an ihnen Phantom mit Phantome,
Durch — Band und Diplome.
Wahrlich! Dichter sind unter'm Fluch.
Und die Seinen! — Mir regt sich die Galle.
Er ist noch immer reich genug!
Zwar, daß noch manches ferne Jahrhundert
Uns in unsern Werken bewundert,
Edle Herzen sich unser erfreuen
Und dem Todten ein Denkmal weihen,
Ist der Märtyrer Loos.
Dennoch ist's göttlich-groß,
Noch nach Jahrtausenden
Sich vergöttert zu sehn.
Denn von seinen Zeitgenossen
Hat man so nur Hohn und Glossen,
Und die Kritiker — sind grob.

Doch der Punkt, an dem ich stehe,
Könnte leicht von Folgen sein,
Drum bevor ich weiter gehe,
Komm' ich erstlich fragend ein:
Ob die Majestät,
Die im Finstern geht,
Und an die ich blindlings glaube,
Mir ein Wort von ihr erlaube.

Verehrungswerth ist das Geschäft
Des Kritikers, wenn er das Heft
Des Schwert's, das er in Händen führt,
Gewissenhaftig stets regiert.
Doch das heißt: wie ein Schelm regiert,
Wenn man, von Leidenschaft verführt,
Der Wahrheit Stimme überhört,
Als Richter und Parthei verfährt.
Wehe einem jeden Dichter,
Fruchtlos ist sein Widerstand,
Fällt er diesem Mordgelichter,
Diesem Auswurf in die Hand.
Nur zu oft steckt hinter'm Richter
Auch der Feind. Dieß ist bekannt.
„Wahrheitsliebe,
Lust zur Sache,
Seinem Fache,
Wahrheitsliebe, ernst und kühn,
Leite ihn."
Doch wie selten trifft man das!
Sektenhaß,
Futterneid,
Gegen Große
Tiefe Unterthänigkeit,
Eine bloße
Schmeichelei,
Doch dabei
Stete Richtung nach dem Winde,
Gegen Freunde fein gelinde,
(Eine allgemeine Sünde)
Leben, Andre leben lassen,
Die Person in's Auge fassen,
Nebenbuhler nur nicht rühmen,
Dieß die leitenden Maximen!
Das Verjährte,
Das Bewährte.
Kann es sein, sich selbst erhoben,
Für dieß Alles gibt es Proben.

Trüg' er auch der Weihe Stempel,
Ein Exempel
Wird an Jedem statuiret,
Der den ersten Flug riskiret,
Seine Flügel nur probiret.
(Eine wahre Frevelthat!)
Und hier ist kein andrer Rath,
Als das Unrecht willig tragen,
Will man nicht den Pranger wagen,
Sich gedulden, Hoffnung fassen,
Bis die Zeit ihr Urtheil spricht,
(Ihre Stimme trüget nicht),
Wie es geht, es gehen lassen
Gutes Muth's
Kalten Blut's.
Jedem wurde so gelohnet,
Auch nicht Einer blieb verschonet,
Und man sollte Dir's erlassen?
Unverdient
War der Tadel,
Geisteshoheit, Seelenadel,
Athmet jedes Deiner Worte.

Doch Verstorbnen
Schlingt man nur den wohlerworbnen
Kranz um's Haupt.

Zagest Du?
Jenen Ränken,
Dich zu kränken,
Siehe mit Verachtung zu.
Der Leser wird geneigter denken.
Der Recensent ist, — was er ist.
Daß Michel wagt, zu kritisiren,
Dabei kann er nur selbst verlieren,
Und Du, Du bleibest, was Du bist!

Glücklich wär' sie überwunden
Diese Klippe voll Gefahr —
Dennoch schlug ich tief're Wunden,
Als es wohl mein Wille war.
Wenn ich wen gereizt,
Da ich doch gegeizt,
Ihm durch Wahrheit zu gefallen,
Sollt' in's gleiche Netz ich fallen?

Ein Jeder hofft von dem Geschäfte,
Dem er sich widmet, Dank und Heil.
Uns ward Begeisterung zu Theil.
Wir kennen, üben unsre Kräfte,
Jedoch der Ehre Pfad ist steil.
Man sucht sich selbst zu überbieten,
Man büffelt spät bis in die Nacht,
Und dennoch hat man keinen Frieden,
Wird obendrein noch ausgelacht.
An der Pleiße,
An der Wien
Kräht der Wächter:
Reinigt ihn!
Und die Früchte unsres sauren Schweißes,
Eines langen, unerhörten Fleißes,
Sind in einem Nu zerstoben.
Ein ästhet'scher Lampenputzer,
Ein bestochner Achselträger,
Ein versl— Schnitzerjäger
Tölpelt ohne Scheu und Scham
Uns in unsern theuern Kram,
Schilt uns Affe oder Dieb,
Just wie ihn der Satan trieb!
Bald sind wir des Reimes Sklaven,
Bald ist ihm ein Bild verfehlt,
Und — der stete Zufluchtshafen —
Selbst der Stoff nicht wohl gewählt.
Nein! es gibt nicht unsres Gleichen!
Wahrlich, endlich thät' es Noth,
Doch, das will ich gern verschweigen.
Kurz, es ist ein saures Brod.

Wenn die Abendglocke läutet,
Sucht und findet Jeder Ruh,
Denn der Taglohn ist erbeutet,
Wohl ein Schlaftrunk noch dazu.
Der Geselligkeit
Ist die Nacht geweiht.
Spiel und Tanz und volle Becher!
Erst der Morgen trennt die Zecher.

Jeder Weise,
— Mehr und minder —
Ist für seine Zeit ein Unding,
Oft ein Spott gemeiner Sünder.
Auch der Dichter.
Sonderlinge
Schilt man Alle.
Und weswegen?
Weil sie meist den bunten Freuden,
So beliebt bei vielen Leuten,
Sich entziehn.
Welche Thorheit,
(Hört' ich sagen)
Blos aus Grille
Stets die stille
Einsamkeit
Aufzusuchen?
Ist der weise
Mann gescheidt?
Schlaf und Essen
Aufzuopfern,
Um ein Traumlied zu erjagen,
Statt für Brot und Holz zu sorgen,
Und sein Dasein
Sich nach Kräften
Zu versüßen,
Nach dem Beispiel
Andrer Leute zu genießen,
Und warum?
Um an Seel' und Leib zu büßen,
Zeigt doch wahrlich — doch silentium!
Simson, über die Philister. —
Weiter spielen im Register
Unsres Elends Redactoren,
Schleppenträger und Censoren,
Unerbetene Mäcene,
Nebenbuhler, Crispins Söhne:
Die belobte Nachdrucksbande,
Ohne Sinn für Ehr' und Schande,
Große Herren (aus Intresse
Für den Günstling, die Mätresse)
Hunger, Kummer, Geiz von Seiten
Der Verleger, Durst nach Ruhm,
Herrschender Geschmack zu Zeiten,
Clerisei und Publikum,
Landsverweisung, Zuchthaus, Trosse
Von Gesinde, Weib und Kind
Wechselsweise eine große
Thät'ge Rolle. Meist entrinnt
Nur der Schlecht're dem Geschicke.
Schönere Gestalt erhält
Unser Loos im Augenblicke
Unsres Abschieds von der Welt.
Schier vergöttert
Wird der Todte.
Eilig, eilig
Räumt die Gegnerschaft das Feld. —
So verändert ist die Stimmung,
Daß man der Verwies'nen Reste
Schon gerichtlich reclamirte. —
Eine Säule
Wird in Kurzem aufgeführet,
Inhaltschwer
Eine Grabschrift fabriciret, —
Und so und dergleichen mehr.

Mir und andern Zunftgenossen
(Eine respectable Zahl,)
Sind das füglich Narrenspossen,
Dieses Ein für alle Mal.
Ohne weitern Zweck
Geh'n wir unsern Weg.
Allgemeingut ist die Leier,
Und wer kann für's inn're Feuer?

Das ächte, dichterische Feuer
Ist nicht das Erbtheil Einer Zeit.
Auch jetzo noch ertönt die Leier,
Und manches schöne Lied gedeiht.
Es kommt, ein Ton aus bessern Welten,
Und stiehlt in Ohr und Herz sich ein.
Im Augenblick nur sind sie selten,
Denn unsre Dichterzahl ist klein.
Zwar liefert eine große Menge
Uns, laut der Ueberschrift: Gesänge.
Jedoch der Titel thut es nicht,
Und Reime sind noch kein Gedicht.

Wie Schade, daß am Reiz der Alten
Jetzt meist ein wilder Taumel reift,
Wo Jeder, der die Leier halten
Und singen kann, zur Leier greift.
Gewohnt, den Einzelnen zu tragen,
Erliegt beinah das Flügelroß.
Es strebt, die Wolken zu erjagen,
Umsonst, zur Erde lenkt der Troß.
Schiller und Goethe! hört man lallen.
Der Milchbart selber tritt in's Glied,
Und Banden rotten sich und fallen
Dem Musengotte in's Gebiet.
Da leiern Even selbst Sonette,
Nur dichten will das schöne Kind.
Verlassen steht die Toilette,
Die Zofe predigt in den Wind.
Zum Unglück ist der Geist zwar willig,
Das Fleisch dagegen meistens schwach,
Und so gerathen denn, wie billig,
Auch die Produkte stets darnach.
Die Wunder haben wir gesehen,
Die Recensentendünkel thut,
Jedoch das Weh von allen Wehen,
Das leider! ist die Dichterwuth.
Weh allen den Geschmacksverwesern,
Die uns nicht Gold und Weihrauch streun,
Doch mehr noch jenen armen Lesern,
Die Geld und Zeit zu spät bereun.

Jetzo nun noch ein Paar Worte
Ueber Anlaß, Werth und Plan
Dieses Werkchens, und die Pforte
Wird dann nicht mehr aufgethan.
Anfang, Mittel, Schluß
Wie aus Einem Guß!
Laßt mich's dann in Ruh gewähren,
Euch dieß Dreies zu erklären.

Herbei, herbei
Du Reimervölkchen, auf und höre.
Mein Rath besteht mit Deiner Ehre:
Wozu die läng're Kinderei?
Was Du bisher gethan, verzeiht die Muße,
In Zukunft schweig! Dieß Deine ganze Buße.

Hier endet füglich Ernst und Spiel.
Vielleicht des Guten schon zu viel.
An Wahrheit möcht' es zwar nicht fehlen,
Jedoch die Draperie, der Schnitt,
Da wäre Manches zu erzählen.
Indeß, es war der erste Ritt.
Nur einen Spiegel wollt' ich liefern,
Und Viele saßen meinem Bild,
Mit Ingrimm ob des immer tiefern
Verfalls der deutschen Kunst erfüllt.
Den Schreiern ihre Mäuler stopfen,
Das freilich ist verlor'ne Müh,
Sie manchmal auf die Finger klopfen,
Ist doch der beste Lohn für sie.
Vor Allem Krieg den Parodisten,
Die alles Heilige entweihn,
Den Raupen gleich in Blumen nisten,
Und an der Volksgunst Strahl gedeih'n.
Ich ließ den Einzelnen in Ruhe,
So hoff' auch ich Gerechtigkeit,
Obwohl, was ich auch später thue,
Zur Satisfaction bereit.

Noch ist Platz zu gutem Rathe
Für die liebe Lesewelt:
Kein Verbrecher finde Gnade,
Der Dein Ohr mit Unsinn quält.
Auf Gelindigkeit
Hofft die Schlechtigkeit.
Zwiefach wirst Du so bestohlen.
Du verstehst doch? — Gott befohlen!

Wilhelm Otto.

Buntes.

In welche Klasse von Lastern der Geiz zu setzen sei, ist mit einem Blick zu übersehen. — Geiz ist nämlich das einzige Laster, das sich mit Seelengröße, Wohlthätigkeit, Edelmuth, Menschlichkeit, Vertrauen, Treuherzigkeit, wahrer Liebe, wahrer Freundschaft, älterlicher Zärtlichkeit und kindlicher Liebe nicht verträgt. — Welche Tugend bleibt nun dem Geizigen noch übrig und welches Glückes ist ein Mensch fähig, der keiner Tugend fähig ist? — —

Karl Hälden.

Bei Uebersendung eines Diamantrings.

Sonnengeist in Stein gebannt
Ist der edle Diamant,
Immer bleibe fest und rein,
Sohn des Lichts wie dieser Stein.

Witz und Verstand.

Merke Dir Witzling den Spruch: „Verstand bedarf nicht des Witzes,
Aber zum Leiter bedarf immer der Witz den Verstand."

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 268. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 10. November. 1831.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortſetzung.)

Giuſeppo hatte ſeine Rede beſchloſſen und überreichte nun mit tiefen Bücklingen den Brief. Ludwig erbleichte, als er die Aufſchrift ſah und Julianens Schriftzüge erkannte. Das Schreiben war der Bote, der ihn mit traulichen Worten zur Rückkehr mahnen, der ihn losreißen ſollte von dem Paradieſe, in dem er ſchwelgte, der ihn in die kalte Gewöhnlichkeit des Lebens zurückzog. — „Und gerade jetzt," ſprach er für ſich, „gerade jetzt mußt Du kommen! Jetzt, wo der Gedanke an eine mögliche Trennung Teresina ſo tief ergreift! An Freuden arm bin ich wieder, wie vormals und das Unglück rüttelt mich höhnend aus dem ſüßen Traume. Doch ſchon ſo viel Trübes hab' ich geduldet, mag nun ſchon kommen, was da will!" —

Er erbrach den Brief und las. Ein bittres Gefühl ſchien in ſeiner Bruſt emporzuſteigen und noch einmal durchflog er die Zeilen. Sie lauteten:

„Geehrter Herr! Durch Herrn Leberecht, den Sohn unſeres Stadtpfarrers, der von ſeiner Malerreiſe aus Italien zurückkehrte, erfuhr ich, daß Sie die frühern Bande, die uns an einander feſſelten, gelöſt und mit neuen vertauſcht haben. Ihre Verbindung mit einer Donna Marini in Neapel ſei ſo wenig ein Geheimniß, daß ſie es Herrn Leberecht ſelbſt mitgetheilt hat. Von der Wahrheit dieſer Angabe mußte ich mich um ſo mehr überzeugt halten, da Sie ſeit Ihrer mehrmonatlichen Abweſenheit mir keine Nachricht gegeben. Darum glaube ich Ihnen auch einen Gefallen zu thun und Ihre etwaigen Gewiſſensſcrupel zu beſeitigen, wenn ich Sie von meiner bevorſtehenden Verbindung mit dem Herrn Stadtgerichtsdirector Lämmlein benachrichtige. Er iſt ein Mann in Amt und Würden, außerdem ein liebenswürdiger Mann und daher eine annehmbare Parthie. Indem wir uns Ihrem Wohlwollen empfehlen, zeichne ich mich mit Hochachtung als Ihre ganz ergebenſte —."

„Ganz ergebenſte Schlange!" rief der Erbräutigam, indem er den Brief in der Hand zerdrückte. „Für einen Engel der Sanftmuth hielt ich ſie, glaubte mit ihr im Vaterlande glücklich zu ſein! Aber auch da wieder getäuſcht! Fahr hin mit deinem malitiöſen Lämmlein, heirathet Euch und —. Aber bin ich nicht ein Thor?" unterbrach er lachend ſich ſelbſt, „daß ich mich über den angenehmen Kanzleiſtyl dieſes Briefleins ärgere, daß ich Julianen zürne? Wer hieß mich auch, dem Mosje Leberecht meine Liebe zu Teresina vertrauen. Freilich, der Zungenlöſer, der Wein that's, als der Herr Maler ſeinen letzten Abend in Neapel bei mir zubrachte. Und doch war's gut! Juliane hat für den ſchlichten Doctor jetzt einen gewaltigen Staatsdiener zum Manne, und küſſen möchte ich ſie dafür, daß ſie mir jetzt meine Perſon zur eignen Dispoſition wiedergegeben. Wir ſind quitt, denn für die wiedererlangte Freiheit gönne ich ihr gerne die Hälfte meines Vermögens, die ich ihr zum Eigenthume verſchrieb und die meinem vormaligen Quälgeiſte, dem Stadtgerichtsdirector nicht übel munden wird. Jetzt erſt bin ich glücklich und Teresina iſt mein oder ich vielmehr der Ihre. Seid geſegnet ihr zierlichen Kratzfüße des Briefleins und Du, mein Freudenbote Giuſeppo!" rief er dieſem zu, der die Arme untergeſchlagen, mit ruhiger Verwunderung die Freudenäußerungen des Signor Dottore zugeſchaut. „Komm her, Giuſeppo! Wiſſe Menſch, daß Du mir eine herrliche Nachricht gebracht, gerade in dem Augenblicke, wo ich ſie höchſt nöthig brauche! Da nimm! ſprach er, dem Lazzaroni ſeine Börſe zuwerfend, da nimm, und freue Dich mit mir!" —

„Das will ich, Signor!" antwortete der erfreute Burſche, „das will ich! habe mich ſchon lange auf eine Flaſche guten Weins gefreut, nun will ich Eure Geſundheit darin trinken. Es iſt mir lieb, daß ich Euch gute Nachricht gebracht, doch iſt die Börſe dafür wohl zu ſchwer. Deswegen bleib' ich Euer Schuldner und werde Euch, geehrter Signor! meine Schuld durch ei-

nen Dienst abzutragen suchen, der aber höchst vortrefflich sein muß. — Jetzt muß ich nach der Stadt zurück, unterdeß beschütze Euch St. Gennaro! Eh viva!" —

Die Mütze schwingend, ruderte er jubelnd über den dunkeln Spiegel des Meeres fort. Ludwig eilte zu Teresina, die er in Thränen überraschte.

„Kommst Du," rief sie ihm entgegen, „kommst Du, kalter Deutscher, Dich an meinem Schmerz zu weiden?" —

Gott behüte! antwortete er scherzend, Gott behüte! Im Gegentheil! der reuige Sünder kehrt zurück, um Verzeihung zu erflehen und sich Dir auf ewig zum Sclaven zu ergeben. —

„Noch Spott?" fuhr sie lebhaft auf, „noch Spott?" —

Nein! erwiederte Ludwig ernst, ich komme, Dich um Deine Hand zu bitten! Ich rede Wahrheit, bei den Heiligen! Daheim fesselt mich jetzt keine Pflicht mehr und ich darf frei dem Zuge meines Herzens folgen, das nur für Dich schlägt! —

Forschend blickte Teresina ihn an; als sie aber die Wahrheit seiner Worte in dem Ernste seines Blicks bestätigt fand, umschlang sie ihn mit glühender Lust und an ihn geschmiegt, sprach sie: „Ewig Dein!" —

Ewig Dein! wiederholte Ludwig, nun erst bin ich ganz glücklich! —

7.

Ein frischer Wind trieb am andern Morgen das Boot der beiden Liebenden zurück nach der Stadt, die jetzt erst Ludwig, nachdem die Zweifel seines Lebens und seiner Liebe vor dem Morgenroth der ersehnten Gewißheit zerronnen waren, als das ihm lachende Paradies begrüßte. Kaum in seiner Wohnung angelangt, trat der Marchese zu ihm ein.

„Seid mir gegrüßt, amico!" begann er mit übertriebener Freundlichkeit, „seid mir gegrüßt! Wir haben Euch lange entbehrt, doch ließ es sich auch wohl vermuthen, daß Ihr Euch nicht so schnell aus Armidens Zaubergärten losreißen würdet. Und doch glaube ich, fürchte ich, daß Ihr nur gekommen seid, um uns bald auf immer zu verlassen." —

Ich Neapel verlassen? fragte Ludwig, ich verstehe Euch nicht! Erklärt Euch deutlicher! —

„Aus Giuseppo's, Eures getreuen Lazzaroni Rede stieg mir die Vermuthung auf," antwortete der Marchese, „er hätte Euch einen Brief aus Eurer Heimath gebracht, der Euch viel Freude gemacht, so viel Freude, daß Ihr dem Schuft sogar eine volle Goldbörse geschenkt habt." —

Ganz recht! fiel Ludwig ein, ganz recht! Der Brief machte mir viel Freude! —

„Also doch von Eurer Braut?" fragte lächelnd Cassini. —

Da habt Ihr wieder recht! antwortete der Andere. Doch wißt Ihr vielleicht auch schon, was sie schrieb? —

„Ich kann es fast vermuthen!" meinte der Italiäner. „Was wird es Anderes sein, als zärtliche Versicherungen, die Bitte, heimzukehren, und in ihrem Arme glücklich zu sein?" —

Gefehlt! sprach lachend Ludwig, weit gefehlt! Wohl war der Brief von Julianen, doch nur, um mir zu melden, daß sie ihre Hand nicht mir, sondern einem Andern reichen wird!

„Ihr scherzt!" fiel der Marchese ein. —

Ganz und gar nicht! antwortete der Fröhliche, ich sprach die Wahrheit. Sie selbst hat mich meines Wortes entbunden, ich bin jetzt frei, doch werde ich es nicht lange bleiben. Ich liebe Teresina, sie mich wieder, in wenigen Tagen reicht sie mir ihre Hand, um mir hier an ihrer Seite eine neue Heimath zu gründen. —

Eine schnelle Röthe überflog das, in heftiger Bewegung arbeitende Gesicht des Marchese, stumm stand er einige Augenblicke, doch sich gewaltsam selbst bekämpfend, sprach er endlich mit Fassung:

„Verzeiht, daß ich nicht sogleich Euch meinen Glückwunsch darbrachte, doch überraschte mich Erstaunen und Freude zu sehr!" —

Ich weiß! antwortete Ludwig, ich weiß, daß Ihr es mit mir gut meint und danke Euch herzlich! — Doch jetzt verzeiht Ihr wohl, daß ich Euch verlasse. Die Liebe ist ein gar mächtiger Magnet und zieht mich zu Teresina. Ich sehe Euch ja wohl recht bald wieder und theile Euch meine Wonne, mein Entzücken mit! —

„Geht nur!" sprach scherzend der Marchese, „geht nur, Ihr kalter Deutscher, dessen eisige Kälte geschmolzen ist vor den Strahlen einer italischen Sonne. Gern tritt der Freund bescheiden zurück, wenn die Liebe süß und zärtlich winkt. Bittet Teresina in meinem Namen, jetzt auf mich, den Verkannten, ein wenig freundlicher herniederzublicken. Adio!" —

Ludwig eilte zur Geliebten, die er nun bald ganz besitzen sollte. Der Marchese schlich, in sich gekehrt, längst dem Strande des Meeres hinab. — „Thörichter Fant!" murmelte er, „der Du schon wähnst, am Ziele Deiner Wünsche zu sein! Du irrst! Noch steht Dir ein mächtiges Hinderniß entgegen und das bin ich! Du hast Dir selbst Dein Urtheil gesprochen, Dein Untergang ist beschlossen. Du fällst als ein Opfer meiner Rache!" — Ein widriges Lächeln überflog seine scharfen Züge und indem er aufsah und Giuseppo erblickte, sprach er: „Ha der! er sei das Werkzeug meiner lenkenden Hand! — Giuseppo!" —

Was steht zu Diensten, werther Herr? fragte der Gerufene, ohne sich aus seiner liegenden Stellung zu erheben. —

„Du bist ein trefflicher Bursche!" sprach Cassini und fuhr fort, als der Belobte lächelnd den Kopf neigte: „Willst Du etwas verdienen?" —

Warum nicht? meinte Giuseppo, doch muß die Arbeit nicht zu schwer sein. Der deutsche Signor hat mich durch seine Geschenke der Anstrengung überhoben. Doch sprecht nur! was soll es sein?

„Wie hoch beläuft sich denn der Schatz, den er Dir schenkte?" fragte der Marchese. —

Zwanzig schöne Ducaten! antwortete Giuseppo.

„Noch ein Mal so viel erhältst Du von mir," sprach der Andre, „und die Arbeit dafür ist leicht. Der Deutsche hat mich schwer beleidigt; ich rettete einst sein Leben und nun belohnt er mich dafür mit schnödem Undank. So etwas, weißt Du, erträgt ein guter Christ nicht. Du sollst mich rächen!" —

Ich, Signor Marchese? fragte der Lazzaroni gespannt, indem er sich in eine sitzende Stellung emporrichtete, wie meint Ihr das? —

„Du verstehst, hoffe ich, Dein Messer zu führen, Giuseppo? Ein Stoß von Deiner sichern Hand und ich bin von dem Anblick des Verhaßten befreit, Du aber um funfzig Dukaten reicher!" —

Seht! antwortete Giuseppo, indem er den Marchese fest anschaute, seht, Herr Marchese ich bin ein Bursch, der gern auf ehrliche Art funfzig Dukaten verdient, doch thut's mir leid, Euch dieß Mal nicht zu Dienste sein zu können. Der deutsche Doctor hat mir, seit er hier in Neapel ist, Gutes gethan, mich besser behandelt, wie ein armer Lazzaroni es verlangen könnte und da wäre ich dann wohl ein Schuft, wenn ich so viel Gutes mit dem kalten Eisen belohnen sollte! Nein, Signor Marchese! das geht nicht! Auf ein anderes Mal steht Euch mein Messer zu Befehl und Ihr könnt über Euren gehorsamen Diener verfügen. Dieß Mal laßt mich in Ruh! —

„Du bist ein Narr!" sprach der Marchese mit finstern, drohendem Blicke. „Nimm Dich übrigens in Acht, etwas von unserm Gespräch zu verrathen! Niemand hat es gehört und daß ich, gelüstete es Dich etwa, meinen Angeber zu spielen, leicht die Sache zu Deinem Verderben wenden könnte, kannst Du mir glauben. Sei also vernünftig und vergiß, was wir gesprochen!"

So, indem er ihm ein Goldstück zuwarf, entfernte er sich. Giuseppo steckte es ruhig in die Tasche und dem Wegeilenden nachschauend, sprach er lächelnd:

Das bleibt für Euch bewahrt! Vielleicht bedarf der Herr Marchese nächstens eine Seelmesse in Santi Apostoli und dieses Goldstück reicht allenfalls auch zu ein Paar hin. So lang ich athme, sollt Ihr meinem guten Signor Tedesco kein Haar krümmen, Eurer List ist die meine wohl gewachsen und Gewalt will ich schon wieder mit Gewalt vertreiben! —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Ende October 1831.

(Fortsetzung.)

Beim Fahren durch die Straßen und die Vorstadt Leipzigs soll er noch diesem und jenem Vorübergehenden ein vertrauliches Lebewohl zugerufen, aber auch mit seinen Ketten zusammengeschlagen und laute Verwünschungen über sein Schicksal und über die, die es geduldig mit ansähen, ausgestoßen haben. Es wäre wohl Unrecht, dieß dem bejammernswerthen Manne nicht gern zu verzeihen. Sein Geist ist zu ungebildet, und war vielleicht seit zu langer Zeit der Sitz schädlicher Trugbilder von Freiheit und Glück, sein Gemüth zu starr und sein Herz zu trotzig, um sein Unglück als ein selbstverschuldetes und eine gerechte Strafe zu erkennen und mit Demuth vor dem weltlichen Richterstuhle, mit Ruhe und Ergebung sich in das Unvermeidliche zu fügen. Nächst diesem trug sich die Stadtfama mit dem Fleischermeister Baumgärtel, nicht mit dem jungen Buchhändler Baumgärtner, welcher, gehorchend dem Befehle seines Commandanten, des Herrn Rittmeisters von Löben, als Zugführer die Freiwilligen am 30. August in das neue Wachtlocale eingeführt hatte. Auch er hatte sich einiger Leidenschaftlichkeiten und großer Unbesonnenheiten schuldig gemacht. Jedoch scheint er wegen Spuren von Krankheit, die eine üble Einwirkung sogar auf das Gehirn des Inculpaten gehabt haben könnte, von der hohen königl. Commission nicht ganz als imputationsfähig betrachtet zu werden und erfreut sich einer sehr gelinden, rücksichtsvollen Behandlung in seiner Haft. Man hat sogar schon viel davon gesprochen, daß er in eine Irren-Anstalt werde gebracht werden. Viel Theilnahme erregte ferner unter dem Leipziger Publikum ein Leihbibliothekar Schröter, Zugführer in der sechsten, durch Volksgunst beglückten, aber zum Theil auch verführten Compagnie. Er wird bald das Licht der Freiheit wieder begrüßen, denn sein Vergehen hat die Königl. Commission nur mit dreimonatlichem Gefängniß in hiesigem Stockhause bestraft. Ein gewisser Redslob — er hat einmal unter dem Namen „Evagoras" ein Bändchen Gedichte in der Hinrichs'schen Buchhandlung herausgegeben, — Mitglied der zehnten Communalgardencompagnie oder der sogenannten academischen Legion, soll eine Fabel, unter dem sonderbaren Titel: „de gustibus non est disputandum," gegen diesen Schröter in dem Leipziger Tageblatte haben drucken lassen. So versichern die „Zeitbilder" in ihrer 246. Nummer. Wir wollen nicht darüber entscheiden, würden es aber jedenfalls für sehr unedel und unbillig halten, einen Unglücklichen dem

Gespötte der Menge oder einiger Uebelwollenden und Schadenfrohen Preis zu geben. — Eine fast gleiche Strafe erfuhr ein gewisser Landmann, ebenfalls Mitglied der unglücklichen sechsten Compagnie. Weniger glücklich waren ein Schneidermeister Michaud, ein gewisser Schuhmann und wenige Andere, denn sie wurden auf vier bis fünf Jahr in eine auswärtige Strafanstalt abgeführt. Unter den nach kürzerer oder längerer Haft Entlassenen befindet sich ein Beutlermeister Priese, den unedle Angeberei vor weniger scharfsinnigen und gerechten Richtern in Unglück hätte stürzen können, und ein Mann, der die Volkspoesie in unserer Stadt gar nicht ohne Gewandtheit und Geschicklichkeit gleichsam repräsentirt, der Steingut-Händler Döring. Am längsten und, in Rücksicht auf Vieles und Viele, bängsten schwankte die Wage der Gerechtigkeit zwischen Verdammung und Lossprechung, zwischen Einkerkerung und Befreiung, zwischen strengster Ahndung, wie sie von Mehreren schon vorausgesagt, und ehrenrettender Entlassung, wie sie von allen Edlen und Unparteilichen erhofft und ersehnt worden war, bei dem Verleger dieser Zeitschrift, bei dem Buchhändler Hartmann. Er hatte als von seinem Hauptmann commandirter Officier am Abend des 30sten August auf dem Naschmarkte vor dem Polizeigebäude mit einigen dreißig Mann seiner (der zweiten Communalgarden-) Compagnie seinen Posten gehabt. Als der Lärm, das Toben, das stürmische Andringen der Volkshaufen unter Schimpf- und Drohworten nicht nur, sondern auch unter Steinwürfen und andern Thätlichkeiten, vor und nach der Zeit der Militair-Salven gegen die Menge, überhand genommen hatten, als immer mehr verwundete Communalgardisten weggeführt worden waren, ja als Spuren feindlicher Aufregung selbst unter den Communalgardisten, die auf dem Platze waren und in der sichtlichsten Gefahr schwebten, sich gezeigt hatten, war Herr Hartmann, in der Willensmeinung, die Quelle des Aufruhrs und der Zügellosigkeit zu verstopfen, so unvorsichtig gewesen, die Schlüssel zum alten Wachtlocale, als dem unglücklichen Strebephantome des Volkes, und die einstweilige Wiederbesetzung desselben, so wie den Abzug des vor dem Rathhause aufgestellten Militairs mit geraden, durch den Drang der Umstände und durch Angst des Herzens beflügelten, vielleicht auch verstärkten Worten zu verlangen. Deshalb nun waren drei oder vier an der hiesigen Sicherheitsdeputation bedienstete Policeidiener und ein Lieutenant des Feldmilitairs, Namens Kühnel, als Ankläger aufgetreten, welche die hohe Königl. Commission verhörte. Gegen sie mußte Herr Hartmann sich und sein Benehmen vertheidigen und den Sinn seiner gebrauchten Worte erklären. Die umlaufenden Gerüchte aber, als sei Herr Hartmann selbst in dem alten Wachtlocale betroffen worden, als habe er eigenhändig dasselbe erbrochen, darin Thür, Fenster und Tisch zerschlagen und Aehnliches begangen, was eines Mannes von Bildung und Charakterwürde unwürdig ist, sind als unsinnig und nichtig erkannt und in der eingeleiteten strengen Untersuchung — als Norm derselben galt das alte, in Sachsen wohlbekannte Tumultmandat — nicht einmal erwähnt worden. Nach ziemlich einmonatlicher (vom 2ten bis zum 26sten September dauernder) Haft in dem Schlosse Pleißenburg unter Bewachung durch Feldmilitair wurde Herr Hartmann von der hohen Königl. Commission aller Schuld und alles Verdachtes wegen beabsichtigter Theilnahme an dem Tumulte los und frei gesprochen. Er rühmt, so wie alle seine Richter, so besonders den Herrn Hofrath von Langenn, welchen einst unsere Universität zu ihren geehrtesten und gesuchtesten Lehrern des Rechts zählte; er rühmt ihn als einen Mann, der mit aller Strenge, die das Gesetz dem Richter gegen den Beschuldigten zur Pflicht macht, die höchste Menschenfreundlichkeit so wie eine zum Herzen dringende und das Herz für alle Zukunft gewinnende Beredtsamkeit verbindet, und fühlt sich ihm zu ewigem Danke verpflichtet. Wie die Katastrophe auf Herrn Hartmann eingewirkt habe, davon zeugte am Abend nach seiner Freilassung seine Aeußerung gegen uns: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir viel, sehr viel gekostet hat, die mir aber bei jedem Schritte auf meiner Lebensbahn als rathende und warnende, heilsame Begleiterin zur Seite gehen soll!" — Möchte der thätige, in die vielfachsten Geschäfte verwickelte Mann diesem Vorsatze immer treu bleiben. Er würde gewiß dadurch bewirken, daß sich seine Freunde sichtbarer und enger an ihn anschlössen, seine Vorgesetzten und Behörden mehr Vertrauen zu ihm faßten, seine Feinde ihres Unrechts überführt würden, sein Glück von Neuem und schöner erblühte, seine bürgerliche Ehre von jedem Stäubchen gesäubert erschiene. — Die schriftlichen Entscheidungsgründe zu Herrn Hartmann's Urtheile schließen aber, wie wir uns durch unsere eigenen Augen überzeugt haben, mit den ehrenvollen, keine Calumnie und ehrenrührige Erklärung zulassenden Worten: — „Von dem Verdachte der Anstiftung oder Theilnahme am Tumulte, so wie der Anreizung zu selbigem, und dem Verdachte einer geflissentlichen Aufreizung desselben ist (daher) Hartmann gänzlich frei zu sprechen gewesen; dagegen kann nicht in Abrede gestellt werden, daß er in der Wahl des Mittels, womit er zu Dämpfung des entstandenen Tumultes hat beitragen wollen, sich vergriffen und zu einem Excesse hat hinreißen lassen, welchen er aber durch die erlittene, fast einmonatliche Haft vollkommen verbüßt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 269. (II. Jahrg.) Freitag, den 11. November. 1831.

Grillen über den Michaelismeß-Catalog von 1831. Von H. Meynert.

(Fortsetzung.)

Außer diesen Namengespenstern, welche sich als wegesperrende Ungethüme der kaum begonnenen Bahn junger Talente herrisch entgegensetzen, ist es auch noch die offenbare Heimtücke gewisser lauernder Wegelagerer, die als eigentliche Condottieri gewöhnlich noch eine Anzahl sinn- und wahlverwandter Creaturen, als tausendstimmiges Echo ihres Verdammungsurtheils, mit sich führen. Bald führt sie ein angeboren grobes Naturell, bald Jugendübermuth, Fechtereitelkeit oder der Verdruß vermeintlicher Nichtanerkennung ihrer eignen Verdienste zu diesem saubern Geschäfte; sie handhaben die Gerechtigkeit minder blind, als blindlings, und ihre Kampfbegierde, ihre Vernichtungswuth richtet sich am bequemsten und liebsten eben gegen junge Ankömmlinge, weil diese in der Regel noch schüchtern sind und sich des Anfalls nicht versehen, oder gegen das gemüthlich-zahme Wild der Lyriker und Novellisten, welche die Natur, gleich den Schaafen, nur zum Ernähren und Milchgeben (für ihre Verleger), nicht zum Angreifen oder Wehren erschuf und daher nur mit einem warmen, seelenvollen Pelze, nicht aber gleich den Bestien des Waldes und der Journalistik, mit Hörnern Klauen und Zähnen begabte. Hat nun ein junger Neuling, vielleicht weil er selbst einigen kriegerischen Beruf geltend zu machen weiß, sich glücklich durch beide Posten — Vorurtheil und Mißgunst — geschlichen oder gefochten und, wenn auch nicht besondere Anerkennung, wenigstens — und dieß will schon viel sagen — Duldung erzwungen, so tritt ihm, besonders wenn er, des bloßen journalistischen Turnens müde, einmal selbstständig aufzutreten wünscht, ein neuer gepanzerter Riese: der buchhändlerische Verkehr, entgegen, beim Licht besehen, zwar nicht der gefährlichste, wohl aber der trivialste, langwierigste und ermüdendste aller andern, früher oder später ihn erwartenden Kämpfe. In diesem neuen Passionsverhältnisse hat er es nun mit einer Anzahl von Scrupeln aller Farben und Gestalten aufzunehmen, welche bald durch die übertriebene Furchtsamkeit, Kargheit, den Unverstand oder die brutale Vornehmthuerei, bald aber auch — um der Wahrheit die Ehre zu gönnen — durch die gegründete Behutsamkeit des Verlegers und den allgemeinen Verfall des literarischen Verkehrs erzeugt werden. Und wirklich haben sich in der neuesten Zeit so viele Hemmungen und offenbare Nachtheile gegen den literarischen Vertrieb verschworen, daß dessen Herabkommen nicht zu verwundern, wohl aber dessen gänzliches Aufhören und Absterben — „cease and decease," um mit Shakspeare zu sprechen — nicht ohne Grund zu befürchten ist. Die materiellen Sperrungen und Contumazen, die Verarmung der Zeit, welche sich zu sehr mit körperlichen Bedürfnissen und Sorgen herumzuschlagen hat, als daß sie auf Befriedigung eines geistigen Luxus, — unter welche Rubrik denn doch endlich unsere schöngeistige Literatur gehört — denken könnte, die Uebervölkerung der Speculanten, die politische Infibulation zeitgemäßer und menschlich-würdiger Ideen, verbunden mit dem immer fühlbarer werdenden Drucke der Censur und der immer weiter hinausgeschobenen Hoffnung, denselben endlich einmal — gleich andern, nun zum Theil vertriebenen Tyrannen der Zeit, wie z. B. Papstthum, Hierarchie, Pfaffeneinfluß, Constitutionslosigkeit ꝛc. — aufhören zu sehen, vor Allem aber das wahrscheinlich von jenen Einflüssen sich herschreibende, sichtliche Anfaulen bedeutender Häuser, die damit Hand in Hand gehende Creditlosigkeit, die Unzuverlässigkeit und unordentliche oder ausbleibende Zahlung einer Menge von Sortimentshandlungen (nach den Versicherungen mir befreundeter Verleger, pflegen oft von 3000 Thlr. Saldo-Resten an auswärtige Buchhändler kaum 200 Thlr. einzugehen), alle diese widrigen Umstände finden in sich selbst eine fortwährende Nahrung, ziehen eine immer größere Menge offener Fallissements oder innerer Zerrüttung nach sich und drängen den noch etwa gesunden Theil des Verkehrs auf einen immer mehr sich verkleinernden und einschwindenden Punkt zusammen. Unter diesen Verhältnissen sind die Verleger, welche, um zögernde, oft so höchst ungewisse Einnahme, baare Kosten wagen sollen, wohl zu entschul-

digen, wenn sie in ihren Unternehmungen immer ängstlicher, mißtrauischer und schwieriger zu Werke gehen; und der Unmuth eines Autors wegen eines zurückgewiesenen Manuscriptes sollte sich daher lieber in ruhige Betrachtung oder Bemitleidung der veranlassenden Umstände, als in Rache gegen den zur Verweigerung genöthigten Buchhändler kehren. Eine bemerkenswerthe Erscheinung bleibt es, daß in einer Zeit, wo unternehmende Verleger am wärmsten gehalten werden sollten, dieselben vielmehr für ihren Geschäftseifer meist noch insultirt werden. Welche Menge der oft empörendsten Invectiven haben nicht Cotta und Brockhaus durch Müllner und dessen Creaturen, Franckh in Stuttgart durch das Geschrei literarischer Landstreicher, und Hartmann in Leipzig durch eine Clique hohlköpfiger und verachteter Poltrons erfahren; einzig weil der Unternehmungsgeist dieser Buchhändler und der zum Theil glückliche Erfolg ihrer Speculationen den Neid und die Begeiferungssucht der Alltagsfliegen und der Hirnlosen erweckt hatte! —

(Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher für das Jahr 1832.

Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Dritter Jahrgang. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. VI. und 389 S.

(Fortsetzung.)

„Gesicherte Unsterblichkeit.

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben." (S. 323.) Wie dumm-malitiös!

„An Schiller. (Ein wahres: hinc meae lacrimae!)

Unwissend darfst Du Friedrich Schlegel (so?!) schelten?
Wie meinst Du selber für gelehrt zu gelten?
Du warst verblendet, daß es Gott erbarm'!
Der Bettler Irus schilt den Krösus arm!" (S. 321.)

„Trost bei einer schwierigen Unternehmung.

Nur wenig Englisch weiß ich zwar,
Und Shakspeare ist mir gar nicht klar:
Doch hilft der treue Eschenburg
Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.
Ohn' alles Griechisch hab' ich ja
Verdeutscht die Iphigenia.
Lateinisch wußt' ich auch nicht viel,
Und zwängt' in Stanzen den Virgil." (S. 316.)

Schiller's Lied von der Glocke wird in drei Epigrammen niedergeschlägelt. Das erste („A propos de cloches") schließt:

Der Dichter weiß in's Glockengießen
Das Loos der Menschheit einzuschließen.
Er bricht die schönen Reden traun!
Vom Glockenthurm und nicht vom Zaun."

Das zweite Epigramm ist eine völlige Mißgeburt und ist des Lesens nicht werth: das dritte aber heißt:

„Der idealische Glockengießer.

Nicht Zinn und Kupfer, nach gemeiner Weise,
Nein Wortgepräng' und Reim, mühsam in eins verschmelzt,
Bis sich die zähe Mass' in Strophen weiter wälzt:
Das ist im Glockenlied die edle Glockenspeise." (S. 330 f.)

Darauf kommt der adlige, aber sehr unedle Hr. v. Schlegel auch auf andere Dichter und Schriftsteller; man höre, wie:

„Unter Müllner's Bildniß.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes ist die Schuld." (Wie abgedroschen!)

„Isidor und Olga.

Die trag'sche Muse führt hier statt des Dolchs die Knute.
Wem würde wohl dabei Siberisch nicht zu Muthe?"

„An Ludwig Tieck.

Freund, sei stolz! Der erhabne, der Genius, spendet ein Lob Dir!
Goethe bezeugt: Du sei'st wirklich ein leiblicher Mensch."

„An Viele. (Besser: Selbstlobhudelei.)

Ihr schreibt, ihr recensirt jetzt ohne Salz und Schmalz.
Das Athenäum war ein Magazin von Salz:
Von solchem biet' ich euch zu kosten diese Proben.
Ihr müßt daran gewiß die Schärf' und Weiße loben."
(Mit nichten!)

„Grillparzer.

Wo Grillen mit den Parzen sich vereinen,
Da müssen grause Trauerspiel' erscheinen."

Noch besser:

„Die Tochter der Luft.

Am Calderon ein schlimmer Raub! Ach!
Wer konnt' ihn wohl begehn als Raupach?" '

Am besten:

„Grammatischer Unterschied. (Besser: Ortho-praph. U.)

Der Boppart ist ein Ort am Rhein
Die Bopp-Art sind Pedanterei'n."

Zu welchen A. B. C. Buch-Witzen muß der hochgelahrte Schlegel seine Zuflucht nehmen, um seine Galle herauszuspeien? — Es geht so weit, daß er vor Wuth Donatschnitzer herausspeiet; denn in der „schwierigen Kunst" heißt es:

Hexameter zu machen,
Die weder hinken noch krachen, (eheu!)
Das sind (muß heißen: ist) nicht jedermanns Sachen (muß heißen: Sache)."

Wundern muß man sich aber, wie ein dem berüchtigten Wolfgang Menzel so nah' und innig Verwandter, wie Schlegel, Menzel's Thun, der Wahrheit getreu, also besingen kann:

„Ein Portrait ohne Namen.

Absprechend über Alles, naseweis;
Ein kleiner literarischer Scherwenzel;
Ein Spring in's Feld, der, was er irgend weiß,
Bequemlich trägt in seinem Burschen-Ränzel;
So drängt er sich in edler Meister Kreis,
Und zupft aus ihren Lorbeern sich ein Kränzel,
Wie heißt er doch? Der Nam' entfiel mir. — —" (Das wird treffen!)

Wie W. A. v. Schlegel von seinen Epigrammen denke, zeigt er im „Vorwort:"

Nur das Berühmte taugt zum Epigramme:
Auf hohe Gipfel zielt des Blitzes (?) Flamme.
Drum wenn euch hier die Muse scherzend nennt,
So nehmt es, bitt' ich, für ein Compliment.

Daß Schlegel's Witzes „Blitz nichts ist, als Kolophonium, durch eine Lichtflamme geblasen, sieht Jeder von selbst. Auch wir haben die schaale Entschuldigung und einfältige Drohung im „Epilog" nicht geachtet:

„Nur ein poetisch Feuerwerk
War, Publikum! mein Augenmerk.
Doch ärgerst Du Dich an den Scherzen,
Als kämen sie aus schwarzem Herzen, (wiewohl es sehr wahr ist)
So geh' ich Dir zu Leib' in Ernst,
Damit Du Spaß verstehen lernst."

Außer Goethe'n und Schiller'n, auf welchen Letzteren sich noch folgende elende Wortwitzelei vorfindet:

„Kennzeichen.

Wenn Jemand Schooße reimt auf Rose,
Auf Menschen, wünschen; und in Prose
Und Versen schillert: Freunde wißt,
Daß seine Heimath Schwaben ist."

außer diesen beiden Dichterkoryphäen und außer anderen Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten packt Schlegel, um ganz die Hesiodischen Verse zu bewahrheiten:

Καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων
Καὶ πτωχὸς πτωχῷ φθονέει καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ.

mit seiner ungewaschenen Faust noch zwei Namen an, die für die ganze gelehrte und gebildete Welt einen Klang haben und einen Fortklang haben werden, den kein Schreihals-Schlegel über- und weg-schreien und mit Werserkerbosheit ver- und beschreien kann. Wir meinen Voß und Niebuhr.

„Die Uebersetzer-Familie.

Drei Söhne zeigte Voß, Heinrich Johann, der Große;
Drei Uebersetzer auch bereits im Mutterschooße.
Erst Heinrich, Abraham, dann Adam auch zuletzt.
Selbvierte haben die den Shakspeare übersetzt.
Sie übersetzten fort, todt oder noch am Leben.
Durch Abraham wird jetzt der Rest herausgegeben."

Die „Ballade vom Raube der Sabinerinnen und von der neuentdeckten Stadt Quirium (Gedichtet im Jahre 1827.)" wollen wir nur auszugsweise mittheilen. Anfang:

„Hört, ihr Quiriten, insgesammt
Die wunderneue Mähre!
Von wannen euer Name stammt,
Das ist's, was ich euch lehre.
Von Quirium! von Quirium!
Trallirum larum lirium!"

Mitte:

„Doch wohnten am Palatium
Fast lauter Galgenschwengel, (dahin hätte sich Schlegel sehr gut gepaßt!)
Und kein Sabiner wollte d'rum
Zum Eidam solchen Bengel,
In Quirium! in Quirium!
Trallirum larum lirium!

Der Romulus, an Listen reich,
Verkündigt ein Spectakel;
Da kamen die Sabiner gleich,
Zu schauen das Mirakel,
Aus Quirium! aus Quirium!
Trallirum larum lirium!

Die Römer hatten bald gepackt
Der Mädchen Röck' und Mieder.
Beim Sträuben wurde manche nackt;
Sie schrie'n und wollten wieder
Nach Quirium! nach Quirium!
Trallirum larum lirium!

Es half nicht, schrie'n sie noch so laut:
Man schleppte sie nach Hause,
Und jeder schlief bei seiner Braut,
Nach lust'gem Hochzeitschmause,
Aus Quirium! aus Quirium!
Trallirum larum lirium!"

Ende:

„Dieß saugt' ich aus den Fingern nicht;
Ich bin ein Bänkelsänger.
Was Niebuhr sagt, das hat Gewicht:
Es spinnt sich noch viel länger
Mit Quirium! mit Quirium!
Trallirum larum lirium!

Welch' ein erbärmlicher Wicht ist A. W. von Schlegel gegen einen Niebuhr und doch erfrecht er sich, dessen dankenswerthe Forschungen mit Gift und Galle zu besudeln! — Sunt tantaene animis coelestibus irae? Wie hat sich einst der alte ehrwürdige Bürger versehen, indem er diesem Raufbold schlechtester Race den Sonnenaufflug zur Unsterblichkeit verheißt! — Die Gedichte: „Eulenspiegel als Thurmwächter," „Trostschreiben von Calvus an Canus bei Anlegung einer Perücke," sind von der Art, daß man sie besser in dem Auskehricht bei dem ersten besten Dichterling zu finden vermag, kraftlos und matt. Aller Sitte Hohn sprechen „die Tiroler, tragische Scene." Die ersten Zeilen heißen:

„Tiroler: Sag, Weib! Hast bei dem fremden Herrn geschlafen?
Tirolerin: Ach ja! Mit Wehmuth muß ich dir's gestehn!
Tiroler: Erst machten die Franzosen mich zum Sklaven,
Zum Hahnrei nun: es ist nicht auszustehn!
Tirolerin: Du darfst mich, lieber Mann, so hart nicht strafen:
Es ist vielleicht kein Dutzend Mal geschehn u. s. w. u. s. w.

Schadenfreude hat beinahe erweckt:

„Verständliches Resultat einer unverständlichen Metaphysik."

Wer a priori weiß zu demonstriren,
Die Menschheit sei despotisch zu regieren,
Der ist, trotz seiner Cato-Brau'n, am Hof
Gewiß ein sehr willkommner Philosoph.

Freunde und Gönner unter dem hohen Adel und den Fürsten werden diese vier Zeilen dem Hrn. A. W. Schlegel nicht erwerben! —

Wenn demnach Schlegel's Gedichte die partie honteuse dieses Almanachs bildeten, welche wir leider zuerst betrachten mußten und bei der wir zur Belehrung, Warnung und Ergötzung unserer Leser etwas länger verweilten, so betrachten wir nun auch, wenn auch flüchtiger, die Glanz- und Ehrenseite dieses Almanachs und auf ihr strahlt: — August Graf von Platen. Wer — Freund oder Feind — möchte diesem Manne den Namen eines Dichters (im strengsten Sinne dieses Wortes) streitig machen? — Wie viel des Herrlichen vereinigt sich in diesem Manne? — Ein kenntnißreicher, kräftiger, ächt-deutscher Geist, ein frisches, gesundes Herz, eine für Recht, Freiheit und Vaterland entzündete Seele, eine in seltenem Reichthume wuchernde Phantasie, ein geläuterter Geschmack, eine nach den ewig gültigen Mustern des Schönen und Edeln, nach griechischen und römischen Dichtern gebildete, den schönsten Kunstformen gerechte, rein, lieblich, voll und eindringlich tönende Sprache. Dieß sind Platen's unableugbare Vorzüge. Wie Schade, daß er das: vatum irritabile vulgus auch durch sich bewahrheitet hat! Wie Schade, daß die Welt von einer Fehde, und von was für einer Fehde, zwischen Platen und Heine weiß! —

Platen ist ein Dichter ganz nach dem Erforderniß, welches er in einem seiner gelungenen Epigrammen: „Halbdichter" an einem ganzen Dichter aufstellt:

„Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht;
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist:
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz."

Aecht classisch und dichterisch im Worte wie im Sinne, wenn auch ein wenig unfromm, ist:

„Religiöser und poetischer Stolz.

Mögt an des Heilands Seite dereinst ihr sitzen in Glorie
Oder den Gott anschau'n, der sich entschleiert vor euch!
Dichtern genügt das geringere Glück, auf Erden zu wandeln:
Möcht' ich im Munde des Volks gehn von Geschlecht zu Geschlecht!"

Sein „Gesang der Polen" überwiegt zehn Ortlepp'sche Polenlieder, obgleich auch sie keineswegs zu verachten sind. Nur zwei Strophen wollen wir daraus entnehmen:

Deutsches Volk, das kalt und müssig
Unsern Untergang beschaut,
Mache deine Seele flüssig *).
Deren Eis noch nie gethaut!
Deines eignen Reichs Ruine
Stürzet bald den unsern nach:
Eine künft'ge Katharine
Wird vollenden deine Schmach" u. s. w. u. s. w.

„Mag zu Staub uns auch zerschmettern
Jener Sklaven Legion,
Unter morscher Särge Brettern
Keimt die neue Blume schon!
Wenn das letzte Schwert zerbrochen,
Laßt zu Grab' uns freudig gehn;
Aber einst, aus unsern Knochen,
Wird ein Rächer auferstehn." (Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.)

Aus der herrlichen Ode „an Franz den Zweiten" erlauben wir uns ebenfalls ein Paar Strophen hier mitzutheilen:

„Ohnmacht, Zerstücklung, jegliche herbe Schmach
War unser Loos, seitdem du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in deiner
Rechten, o Herr, und von uns verlassen.

Uns Alle preis gabst schimpflichem Untergang!
Wohl that Erneurung unserem Reiche noth,
Doch nicht Zerstörung; tief im Busen
Trug es den edelsten Keim der Freiheit,

Und hielt des Rechts Wagschaalen unwandelbar,
Wie Kaiser, Volk und Fürsten in heiliger
Dreifacher Einheit wechselseits sich
Föderten, aber zugleich sich beschränkten." u. s. w.

„Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts in die Ferne schweiften." u. s. w.

„Gieb deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!
Dann wird fürwahr frohlockenden Jubelrufs
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser! —

Wer Sklave Rußlands wünschte zu sein, der bleib's!
Wir möchten frei sein, einig und groß; zu uns,
Die dein in Sehnsucht täglich warten,
Kehre zurück, o geliebter König!

Baschkireneinfall halte von uns entfernt,
Dann beut in Freundschaft deinem erneuten Volk
Das neue Frankreich auch den Handschlag
Ueber dem heiligen Sarg in Aachen.

(Beschluß folgt.)

*) Dieß Bild ist eben so wenig glücklich gewählt, als das in der vorhergehenden Strophe:

„Weil der Docht nicht ewig lodert,
Den ein Gott den Menschen gab," u. s. w.

Eine „flüssige" Seele nämlich ist keine warme (thätigkeitswarme) Seele, wie sie den Gegensätzen zufolge hier erfordert wird. Ein Docht aber ist in so einem Gedichte ein zu unedles Ding und macht den Menschen zu einem lampenartigen Geschirr. Die in den Worten: „Der Docht lodert" enthaltene Metonymie ist ebenfalls nicht billigenswerth.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 270. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 12. November. **1831.**

Theaterberichte.

Prag, im October 1831.

Indem ich statt einer Fortsetzung der von mir in Nr. 215. d. Bl. gelieferten „Fremdenliste" der in diesem Sommer hier gastirenden Künstler utriusque generis et modi, (welche ich jedoch in der nächsten Woche noch nachtragen will,) heute den zahlreichen Lesern des „Planeten" eine „Novitätenliste" der hier gebotenen Neuigkeiten im musikalischen und rezitirenden Drama anbiete, erwähne ich zuerst der Wolfram'schen Oper: „der Bergmönch," deren erste Aufführung am Vorabende des Namensfestes unseres geliebten Landesvaters bei vollständiger Beleuchtung des Schauspielhauses statt fand. Der Compositeur, welcher für diesen Abend die Leitung des Orchesters selbst übernommen hatte, wurde bei seinem Erscheinen rauschend empfangen und nach jedem Acte stürmisch gerufen. Hier ein eben so unerhörter Fall wie die verlangte und gewährte Wiederholung der trefflichen Ouvertüre, welche letztere Auszeichnung seit einer Reihe von Jahren nur bei der „Stummen von Portici" eintraf. Fast jede Nummer erhielt eine beifällige Aufnahme und das bei der Reprise dieser Oper nicht minder übervolle Haus bewährte deutlich, daß das Prager Publikum damit der Direction die Ueberzeugung verschaffen wollte, wie es für gute deutsche Compositionen noch weit empfänglicher sei, als letztere dem Repertoire zufolge glauben läßt, das leider meist aus italienischen und französischen Frivolitäten besteht. So treibt der saubere Beutelschneider „Fra Diavolo" seit Kurzem auch hier sein Wesen, und diese Operette, eine Trödelbude längst abgetragener Auber'scher Fetzen, macht leider durch den wackern Repräsentanten der Titelrolle, Herrn Damms, entschiedenes Glück. Eine wohlthätige Abwechslung auf jene Pariser musikalische Gemeinheit mußte daher unfehlbar Wolfram's herrliches Tongemälde gewähren, dessen Sujet, insbesondere aber die Musik auf das Gemüth des Zuhörers erhebender einzuwirken vermögen. Die kräftige Instrumentation dieser Oper, welche daher tüchtige Sänger erfordert, bot Herrn Strakati (Obersteiger) reichliche Gelegenheit, in seinen Arien sowohl als in den Ensembles seine metallreiche höchst wohlklingende und zugleich sehr kraftvolle Baßstimme geltend zu machen. Daß die sehr jugendliche Tenorstimme des Herrn Doska (Untersteiger) noch schwach, und der Mad. Podharsky (Franziska) Sopranstimme bereits sehr geschwächt sei, wurde dießmal minder als sonst bemerkbar. Mit solcher Wärme und Liebe war jedes Individuum bedacht, das Werk des vaterländischen Meisters, dessen Werth Dresden und Leipzig schon früher anerkannt hatten, auch hier würdig auszuführen. Auch die sonst allzusparsame Direction verdient den Dank der zahlreichen Freunde von Wolframs Muse für die glänzende Ausstattung dieser Oper, welche sich durch die neue Decoration im zweiten Acte, das Innere des Bergschachts vorstellend, durch das ganz neue Costüm und durch die herrliche Arrangirung des prachtvollen Festzuges im dritten Acte genügend kund gab.

Eine nicht minder interessante Neuigkeit im rezitirenden Drama war Bauernfeld's Lustspiel: „Täuschungen, oder Leichtsinn aus Liebe," das durch unversiegbar sprudelnden Witz und fließenden Dialog sich als eine weit gelungenere Nachbildung der Kotzebue'schen Musteroriginale kund gibt, wie Töpfer und Consorten zu liefern sich jedoch vergeblich nur bemühen. Auch verdient der Dichter besondern Dank, einige bisher noch ungegeißelte Modethorheiten, namentlich das gesellschaftliche Leben der feinen Welt in Badeorten zum Gegenstande seiner Satire gewählt zu haben. Doch wäre ich ungerecht, würde ich nicht zugleich anführen, daß dieses Lustspiel einen großen Theil seiner beifälligen Aufnahme den ganz tadellosen Leistungen der Mad. Binder (Maria) und des Hrn. Moritz (Bonstetten) verdankt; eine detaillirtere Angabe ihrer Verdienste um dieses Stück gestattet der beschränkte Raum dieser Blätter nicht, und ich schließe mit der Versicherung, daß diese talentreichen Individuen die Pfeiler unseres Conversationsstückes sind. Die jüngsten Beweise dafür lieferten sie in Kurländers neuem Lustspiel: „die kleine Schwär-

merin," in Prof. Gerle's neu einstudirten „Liebesboten" (einer zeitgemäßen Umarbeitung des Jünger'schen „Revers") und in andern nicht minder klassischen Gaben des gegenwärtigen Repertoirs.

Grätz, im October 1831.

Wir erfreuten uns in diesen Tagen eines außerordentlichen, in diesem Grade uns vielleicht noch nie zu Theil gewordenen Kunstgenusses durch das Gastspiel der Madame Pohl-Beisteiner, deren in Italien gegründeter, in Deutschland vervollkommneter Ruf mit vollem Rechte ein Europäischer zu nennen ist. Ueber ihr erstmaliges Auftreten dahier als Rosine im „Barbier von Sevilla" von Rossini, spricht sich die hiesige „Zeitung" in ihren meist gediegen abgefaßten Kunstnachrichten folgendermaßen aus: „die Methode der wahren Meisterschaft, welche die Kraft und den Schmelz der Stimme auf den Ausdruck und das Gefühl legt, sie nach den innern Regungen schwellt und mildert, und die Verzierungen mit Wahl und Geschmack, jedoch nie hervortretend einflicht, beurkundet es an Mad. Beisteiner-Pohl, daß die Mutter der Kunst, Italien, sie wie ihre Tochter empfangen, und ihr empfängliches Kunstgefühl mit dem wahrhaft Schönen und Lieblichen genährt hat. Sie bringt uns die neue, jedoch auf die klassischen Regeln des Gesanges gegründete Schule, zu welcher sich alle erste Talente Italiens bekennen, und alle alten Manieren und Wirbeleien, die man den südlichen Sängern und ihren Nachahmern oft mit Recht vorgeworfen, verbannt haben. Mit Vergnügen erwähnen wir hier auch der Grazie und Lebhaftigkeit ihres Spieles, der feinern Komik und des malerischen Ausdrucks ihrer Stellungen und Geberden. Das Publikum rief sie mehrmals mit dem rauschendsten Beifall."

Die herrliche Künstlerin mußte, von allen Seiten aufgefordert, noch einmal in derselben Parthie auftreten. Als Armida bewegte sich Mad. Pohl-Beisteiner mit der höchsten Anmuth und Leichtigkeit in dieser romantischen Parthie, während ihre Bravour in Spiel und Gesang als Semiramis die höchste tragische Würde erzielte. Als Malcolm im „Fräulein vom See," war es wieder jene zarte elegische Romantik, womit sie unser Herz ergriff, und als Susanna in „Figaro's Hochzeit" standen ihr alle Bewegungen der reizendsten Schalkhaftigkeit und scherzenden Laune zu Gebote. Die hochgefeierte Sängerin, welche sich auch hier der vollkommensten Würdigung ihrer unübertrefflichen Kunstfertigkeit erfreute und Alles zu Bewunderung und Entzücken hinriß, hat vor der Hand noch zwei Gastrollen zugesagt, aber wie wir zu unserer größten Freude vernehmen, sind ihr von der Direction außerdem noch zehn neue Parthieen angetragen worden, welche sie hoffentlich nicht verweigern wird. Auch Herr Pohl, der Gatte dieser Virtuosin, ein wackerer Tenorist von vieler Ausbildung, erwarb sich durch seine Mitwirkung den Dank des Publikums. Ueber die ferneren Leistungen der berühmten Künstlerin auf hiesiger Bühne wird ein Weiteres berichtet werden.

Die neue Oper: „Donna Caritea" von dem sonst beliebten Mercadante hat hier nicht angesprochen; man weiß nicht, lag die Schuld an dem recitirenden Personale, welches die Oper ziemlich lau behandelte, oder an einigen Störungen, die dabei vorfielen. — Dagegen ergötzte man sich an dem Lustspiele: „die Schauspieler," worin Herr Korn, als Dichter, ausgezeichnet war; am Schlusse wurden alle Mitwirkende gerufen. Nächstens wird Spontini's „Ferdinand Cortez" in Scene gesetzt werden.

* * r.

Wien, den 24. October 1831.

Wenn der ruhige Zuschauer Jahre lang das Schauspielhaus besucht, das Schöne, welches ihm dort zu Theil wird, still für sich genießt — das minder Gute ungerügt vorübergleiten läßt, so tritt doch zuweilen ein besonderes Ereigniß ein, welches ihn bestimmt, seine innigste Ueberzeugung einmal lauter als bisher auszusprechen; ein solches Ereigniß aber waren die Gastrollen, welche Demoiselle Emilie Schneider vom Großherzoglichen Hoftheater zu Karlsruhe — vor kurzer Zeit an dem hiesigen k. k. priv. Theater an der Wien gegeben hat. — Da ihr Talent in unserer jetzigen kunstarmen Zeit die aufmerksame Beachtung der theatralischen Welt verdient, so wird eine etwas ausführlichere Beurtheilung ihres Spieles — mindestens in einigen Rollen — eben in dieser Rücksicht nicht unwillkommen sein. — Wir sahen Dlle. Schneider zum ersten Mal als Johanna, in Schillers Jungfrau von Orleans. — Von der Natur mit einer sehr vortheilhaften Gestalt begabt, zeigte schon ihre äußere Erscheinung die gottbegeisterte Jungfrau, als welche sie sich auch während ihrer ganzen Darstellung bewährte und nur dann Heldin ward, wann ihre Sendung ihr das Schwert in die Hände zwingt. — Es würde zu weit führen, wenn man jede einzelne Scene ihrer durchaus gelungenen Leistung beurtheilen wollte — Referent begnügt sich daher, nur die trefflichsten Momente zu bezeichnen; nämlich die Traumerzählungen vor dem König, die beiden Monologe und das Kettengebet. — Der Beifall, welchen die junge Künstlerin erhielt, war stürmisch zu nennen, sie wurde dreimal gerufen und dankte mit derjenigen Bescheidenheit, welche stets das Eigenthum des wahren Künstlers bleibt. —

Nach der am folgenden Tage wiederholten Aufführung der Jungfrau von Orleans, gab Dlle. Schneider die Käthe in Klingemann's Faust. — Daß diese — dem Faust gegenüber so sehr untergeordnete Parthie eigentlich keine Gastrolle ist, weiß Jeder, der das Stück kennt; um so mehr mußten wir der Dlle. Schneider danken, daß sie es nicht verschmähte, uns auch in dieser Rolle ihr schönes Talent zu zeigen. Mit der zartesten Weiblichkeit, mit dem

tiefsten, innigsten Gefühl, wußte sie jedoch jenen weinerlichen Ton glücklich zu vermeiden, wodurch die meisten anderen Darstellerinnen der Käthe das Publikum ermüden, und so den Faust gleichsam entschuldigen, daß ihm sein häusliches Leben zuwider ist — sie bewies sich daher als denkende Künstlerin, welche den ihr gespendeten Beifall mit dem größten Recht verdiente. —

Zur dritten Gastrolle gab Dlle. Schneider die Camilla in Houwald's Bild. — Referent hält diese Rolle in jeder Hinsicht für eine schwere Aufgabe, da der durchaus leidende Zustand derselben, verbunden mit dem Gebrechen der Blindheit — gar leicht eine gewisse Monotonie über die ganze Darstellung verbreitet und das Interesse hemmt, welches unumgänglich von der Camilla ausgehen muß, soll das Publikum eine Liebe begreiflich finden, die fast allzu ideal gehalten ist. — Es schien daher nicht wohl glaublich, daß Dlle. Schneider bei ihrer Jugend gerade diese Rolle wählen und durchführen würde! wie groß und allgemein war deshalb die Ueberraschung — als wir in Ton, Haltung und Sprache sowohl, wie in der tief gedachten und tief gefühlten Darstellung derselben, ein vollkommenes Meisterwerk sahen. — Das Publikum bewies durch den lautesten, stürmischsten Beifall während aller Scenen und durch viermaliges Hervorrufen nach den Acten, daß es das wahrhaft Vortreffliche zu schätzen und zu ehren weiß. — Da der Raum dieser Blätter nicht gestattet, jede Rolle der jungen Künstlerin ausführlich zu berühren, so begnügt sich Referent, unter mehreren Andern hauptsächlich die der Bertha in Grillparzers Ahnfrau zu nennen, welche Dlle. Schneider mit nicht geringerem Erfolge als die früher gedachten gab. — Ihr herrliches, umfangreiches Organ trat hier in aller seiner Kraft hervor — von der zartesten Kindlichkeit, bis zur Schwärmerei der glühendsten Leidenschaft steigerte sich Empfindung und Vortrag; meisterhaft waren die mit halber Stimme gesprochenen Verse: „Den Wolken, den Winden, will ich's verkünden;" u. s. w. — Meisterhaft die Scene mit Jaromir und der Moment der Vergiftung. — Den Beschluß dieser Zeilen mache die achte Gastrolle der Dlle. Schneider — nämlich die Gabriele im weiblichen Husaren (eigentlich die seltsame Heirath). Neugierde, die junge Künstlerin, welche uns bis jetzt ihren Beruf und die bereits erlangte Meisterschaft im Trauerspiel bewiesen hatte, nun auch im Lustspiel zu sehen, bewog Referenten das Theater auch dieses Mal zu besuchen; und er gesteht gerne, daß er es mit derselben Befriedigung, wie nach allen früheren Leistungen der Dlle. Schneider verließ. — Schon ihre erste Erscheinung überraschte das Publikum auf die angenehmste Art, denn ihre schöne Gestalt zeichnete sich in der männlichen Tracht auf das Vortheilhafteste aus und gewann ihr alle Herzen um so mehr, als dieses Aeußere durch die leichtesten, ungezwungensten Bewegungen und das feinste Spiel unterstützt wurde. — Wer hätte dem liebenswürdigen Muthwillen in den Scenen, wo sie unter den Männern als Mann gelten will, widerstehen können? wer die scharfgezogene Grenzlinie nicht bewundern müssen, welche sie als Dame bei den Damen zu halten wußte? — Man müßte den Inhalt des ganzen Stückes erzählen, wenn man alle die herrlichen Momente in dem Spiele der Dlle. Schneider schildern sollte — es sei daher genug gesagt, daß das Publikum der jungen Künstlerin die lauteste, lebhafteste Anerkennung bewies und ein Talent bewunderte, welches sich so schön und so vielseitig gezeigt hat. —

Sollte Dlle. Schneider nicht auf längere Zeit für uns gewonnen werden — wie fast zu befürchten steht, da das Theater an der Wien sich zu wenig für Darstellungen ernster Art eignet — so wünschen wir im Voraus jeder Bühne Glück, welche sie einst zu ihren Mitgliedern zählen darf, und bitten sie, ihren hiesigen Aufenthalt alsdann nicht ganz zu vergessen *).

J. v. H.

Theaterbericht aus Paris.

19. October 1831.

Théatre Français.

La Famille de Lusigny, drame eu trois actes et en prose, de M. M. Fréderic Soulié et Adolphe Bossange.

Malherbe ist der im Ehebruche erzeugte Sohn der reichen Marquise de Lusigny, war nach seiner Geburt durch ihren Bruder, dem Herzog von Hauttencourt ohne Wissen der Mutter ausgesetzt und von einem wenig bemittelten Bürger, Namens Artaud gefunden und aufgenommen worden. Malherbe wächst heran, wird Advokat, erregt bereits Aufsehen durch sein Talent, und liebt die Frau von Lussan. Aber er ist arm, ein Findling und hat den jungen Marquis von Lusigny zum Nebenbuhler. Der Zufall, der ihn der Familie Artaud zugeführt hat, läßt ihm auch die Papiere entdecken, welche seine Herkunft beweisen. Sein Freund Gourville bemächtigt sich dieser Papiere, tritt gegen den Herzog von Hauttencourt auf, und es entspinnt sich ein leidenschaftlicher Kampf zwischen Mutterliebe, Stolz und Freundschaft gegen die kalten Berechnungen des Ehrgeizes. Der Herzog versucht Alles, Verhaftsbriefe, Verbannung, Gift, aber Gourville vereitelt alle seine Anschläge, Malherbe heirathet Frau von Lussan, und erfreut sich einer liebevollen Mutter, eines trefflichen Bruders. Dieses Stück hat, obschon die Grundidee nicht neu ist, außerordentlich gefallen. Die Handlung ist lebendig, das Interesse vermehrt sich von Scene zu Scene, Unschuld und Tugend triumphiren, — und so wäre denn dieses Drama ein neuer Fund für den weltberühmten Schnellübersetzer

---

*) Das heißt viel zum Lobe einer Schauspielerin gesagt; wir hoffen die Bestätigung desselben noch von anderer Feder zu erhalten.

D R.

Hell. Damit dieser Herr nicht durch einen schön klingenden Titel irre geführt werde, so erwähne ich, daß im

Théatre Royal de l'Opéra Comique,

Le Roi de Sicile, bouffonnerie en un acte, paroles de M. M. Frédéric Soulié et Dulac, musique de M. Casimir Gide, unter allgemeinem Gezische und Gepfeife zu Grabe getragen worden ist. Es ist in der That das non plus ultra des Unsinns, dem Publikum zuzumuthen, daß es glaube, irgend Jemand würde sich zu namhaften Geldvorschüssen dadurch bewegen lassen, daß er hört, wie ein leichtsinniger Schuldner seinem Gläubiger, einem alten Juden, den Titel Majestät gibt, ihn seinen Vater nennt, und von der Rückkehr in sein schönes Königreich spricht. Uebrigens erwartet man in diesem Operntheater ein Stück unter dem Titel: la Marquise de Brinvilliers, von welchem sich die Pariser viel versprechen.

Théatre de l'Ambigu-Comique.

L'Impiratrice et le Cosaque, comédie-vaudeville en deux actes de M. M. Théodore Nézel et Simonin.

Abermals eine Katharina II. Die Verfasser dieses Stückes haben alle Gesetze des Anstandes und der Scham in ihrem scheuslichen Machwerk verletzt, welches, da es den Parisern gefiel, den richtigsten Maßstab über den Geschmack, wenigstens dem der Habitués des Theaters de l'Ambigu Comique abgibt. Nie ist ein abscheulicheres, ekelhafteres, verworfeneres Stück auf irgend einem Theater der Welt aufgeführt worden. Der Leser mag selbst urtheilen! Potemkin steht auf dem Punkte, die Gunst der Kaiserin durch einen neuen Nebenbuhler zu verlieren, erfährt aber, daß dieser ein Liebesverhältniß mit einer Hofdame hat, und entdeckt es seiner Gebieterin. Er will sie für den Verlust trösten, allein da er dießmal seinem Vermögen, dieß zu bewirken, mißtraut, so wählt er einen Gehülfen, der ihm zum Werkzeuge dienen soll. Er hatte nämlich die Kaiserin in einem Anfalle von Leidenschaft ausrufen hören, wie sehr jene feurig-flüchtigen Liebschaften ihr gefielen, bei denen der Liebhaber die Grenzen des Standesunterschiedes mit einem Male überstürmt. Da fällt sein Auge auf einen Kosaken, stark, wohlgebaut und ganz in der russischen Disciplin erzogen. Diesem gibt Potemkin einen Schlüssel (zum Kabinet der Kaiserin), befiehlt ihm, in das Gemach zu dringen und, bei Strafe der Knute, bei der Frau, die er darin finden würde, die Rechte eines Gemahls oder vielmehr eines verwegenen Liebhabers auszuüben. Dieser Kosak ist Mourawied, ein junger, in die Kaiserin sterblich verliebter Mensch, der nur, um in ihrer Nähe zu sein, Dienste genommen hatte. Katharina, zu sehr Weib, um als Fürstin zu zürnen, verzeiht über die genossene Wonne die verbrecherische Kühnheit, und ernennt ihn in Potemkins Gegenwart zu ihrem Adjutanten. Schmach den Schriftstellern, die ein solches Stück verfaßten, dem Theater, das es zur Aufführung brachte, dem Publikum, das daran Wohlgefallen fand! Wenn es so fortgeht, so wird man in Paris, bei dem Heißhunger nach Neuem und nach Sinnenkitzel, am Ende noch die Neigung zu schmutzigen Lastern zum Stoff von Theaterstücken wählen.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Es hat Schriftsteller, und unter ihnen sogar Franzosen gegeben, welche die Behauptung aufstellten, die mindere Vorliebe der Norddeutschen für das Theater zeuge von einem Uebergewicht der Bildung und Einsicht bei diesen vor den Süddeutschen (der Wiener, Münchener u. A.). Lohnte es nicht die Mühe, darüber einmal ein besonderes Wort zu sprechen?

Das sächsische Hoftheater hat schon zu churfürstlichen Zeiten nicht über allzugroßes Glück zu klagen gehabt, und ist pecuniärer und politischer Rücksicht wegen z. B. vor dem baierischen Kriege schon mehrmals dem Scheitern nahe gekommen. Also wiederum nichts Neues unter der Sonne!

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem Theaterbericht aus Leipzig im Theaterblatt Nr. 252.

Unleserlichkeit des Manuscripts, Willkühr in Deutung desselben, Flüchtigkeit und Unachtsamkeit bei der Correctur haben mehrere unbedeutende, aber auch mehrere bedeutende und sinnentstellende Fehler beim Abdruck einschleichen lassen. Wegen der letzteren bitten wir unsere geneigten Leser dringendst um die Beachtung dieser Zeilen. S. 1007, Sp. 1. Z. 27. von oben lese man: „Ebenso können wir es bei dem ersten Regisseur nur mißbilligen, wenn derselbe, wie Herr Rott ꝛc." Ebendaselbst Z. 11. von unten setze man nach dem Worte: „Jessonda" hinzu: Dem Verdienste des Herrn Musikdirectors Dorn erkennen wir, wie billig, bei der Vorzüglichkeit unserer Oper den zweiten Preis zu. S. 1007. Sp. 2. Z. 12. von oben lese man nach den Worten: an einer ersten und zweiten Sängerin: — eine Altistin haben wir seit dem Abgange der Dlle. Hanf d. ä. nicht gehabt, denn ꝛc. (Die beliebte Sängerin Dlle. Pistor ist für zweite Sopranpartieen engagirt.) S. 1008. Sp. 1. oben setze man zu den besten und empfehlungswürdigsten Mitgliedern unserer Bühne den trefflichen Bassisten Herrn Pögner und den treufleißigen, musikverständigen und in zweiten Tenorpartieen äußerst brauchbaren Herrn Pollack. — Noch bemerken wir, daß Herr Suhr, zur Freude des Publikums, unser Theater und unsere Stadt verlassen hat.

In Nr. 264. S. 1053. Sp. 2. Z. 12. von unten lese man statt Herrn: Herr.

Der Leipziger Theaterberichterstatter.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 271. (II. Jahrg.) Montag, den 14. November. 1831.

La Varsovienne.

(Frei nach Casimir Delavigne.)

Auf, Polen, auf! der Freiheit Tag bricht an!
Erkämpft, was einst die Väter uns erwarben,
Der weiße Adler schwingt sich himmelan,
Sein Blick ersehnet Frankreichs alte Farben;
Aus ihrem Siegesglanz, aus ihrer Zaubermacht
Erstand er uns auf's Neu, erledigt seiner Bande,
Heil unserm Vaterlande!
Brüder, frei, Brüder, frei, oder Grab, deine Nacht!
Polen, greift zum Bajonnette,
Dieß sei, dieß sei uns Feldgeschrei,
Muthig brecht, kühn die Sclavenkette!
Greift zum Bajonnette:
Sterben, oder frei!

„Heran, zu Roß! Kosaken, all' herbei!
Die Säbel blank! In Polen spukt es wieder;
Kein Balkan dort, die Bahnen sind uns frei,
Ha! im Galoppe reiten wir sie nieder!"
Halt' an! Nicht einen Schritt! Euch Balkan unsre Brust;
Die Erde hier gehöret uns, den Freien nur, den Braven,
Sie duldet keine Sklaven;
Als Leichen nur hegt sie den Feind in Siegeslust!
Polen, greift u. s. w.

Sieh Polenland zum Kampfe uns bereit;
Ein höher Loos uns winkt als in den Tagen,
Wo Memphis sah dem Ruhme uns geweiht,
Wo einst der Kreml, die Moskwa uns erlagen,
Die Alpen, Thabor sahn uns fechtend, siegend, groß;
Am Pontus stritten wir, am fernen Ebrostrande,
Heut gilt's dem Vaterlande;
Den Sohn, der dafür fällt, empfängt der Mutter Schoos.
Polen, greift u. s. w.

Du Frankenvolk, reich' uns die Siegerhand:
Gedenk', daß wir bei Jena für Dich starben,
Marengo einst als Brüder uns erkannt,
Von Champeaubert, da zähle unsre Narben!
Wir siegten, fielen einst vereint durch Heldenmuth;
Wir stritten bei Paris; für alte Kameraden,
Ach! Thränen nur —, nicht Thaten?
Wir thaten mehr: für euch floß unser Blut!
Polen, greift u. s. w.

Ihr Hörner, schallt; auf! auf! zur Schlacht heran!
Der Adler ruft zum blut'gen Waffentanze;
Die Freiheit selbst uns führt im Sturmschritt an;
Der Ruhm bekränzt des Polen Schwert und Lanze;
Sein Banner sah bei Austerlitz er glorreich wehn,
Mit Lorbeern einst, mit Idumäas Palmen krönen;
Heil, Polen, deinen Söhnen!
Frei, wer den Sieg erlebt! Frei aus dem Grab erstehn!
Polen, greift zum Bajonnette,
Dieß sei, dieß sei uns Feldgeschrei!
Muthig brecht, kühn die Sklavenkette,
Greift zum Bajonnette:
Sterben, oder frei!

Th. v. Haupt.

*) Wir theilen dieses und einige Gedichte gleiches Inhaltes hier mit als höchst merkwürdige ungehörte Stimmen aus Frankreich über Polen. Gott verleihe dem gefallenen Volk eine baldige freudige Auferstehung. D. R.

Freudenreich und Doloroſus.

(Fortsetzung.)

Unterdeß der Marchese über Ludwig's Verderben brütete, weilte dieser sorglos bei Teresina. In wenigen Wochen sollte die Vermählung vollzogen und so Beider Wunsch befriedigt werden. Noch einen Ausflug, wenn auch nicht so weit, wie der, welcher ihn aus der Heimath entführte, wollte er machen. Der Vesuv, dessen Haupt er nun schon jeden Tag in der Ferne erschaut, zog ihn, wie jeden Fremden an. Teresina, der er den Wunsch äußerte, jetzt heitern Sinnes, rieth ihm davon nicht ab, weil sie ihn zu sehr liebte, als daß sie nicht bereitwillig auf seine Wünsche eingegangen wäre. Doch drang sie darauf, daß er die kleine Reise jetzt unternehmen sollte, damit er bald wieder in ihre Arme zurückkehre, und so beschloß er, am folgenden Tage dahin aufzubrechen, in der Nacht den alten Riesen zu besteigen und dann von seinem Gipfel das herrliche Schauspiel des

Sonnenaufgangs zu genießen. Dem Marchese, den er noch am heutigen Abende traf, theilte er seinen Plan mit und dieser war mit Freuden erbötig, sein Gefährte zu sein.

„Wir haben ja schon eine größere Reise recht froh mit einander gemacht;" sprach er, „ich führte Euch in das Land, wo Euch des Glückes Stern erglänzt, drum wird auch vielleicht jetzt meine Führung Euch zu etwas Gutem leiten!" —

Es bleibt dabei! antwortete Ludwig, und man beschloß, am künftigen Mittage bei Teresina zusammen zu treffen und von dort die Reise anzutreten. — Mit heimlicher Schadenfreude, die sich auf seinem Antlitze spiegelte, ging der Marchese in seinem Zimmer auf und ab. — „Du hast Dir, deutscher Gefährte!" sprach er lächelnd, „Dein Grab selbst ausersehen! Wo Andre sich mit einem Hügel begnügen, wählst Du Dir einen Riesenberg. Ich gönne ihn Dir, bald schläfst Du in seinem tobenden Innern ruhig und sanft und störst mich und meine Liebe nicht mehr! — Ist er fort, wird Teresina meinen Wünschen sich wohl geschmeidiger zeigen, denn auch von ihr gilt ja unser Sprichwort: Contano dagli occhi, contano dal cuore! aus den Augen, aus dem Sinn! — Für Dich, Du kecker Deutscher! steigt morgen die Sonne zum letzten Male auf, die folgende bestrahlt schon Dein Grab!" —

Während er so dem Vorsatze, der in seiner Brust gereift, Worte lieh, pochte es leise an die Thür. Schauernd fuhr er zusammen und fragte zitternd: „Wer ist's, der noch in später Nacht meine Ruhe stört?"

Macht auf, Signor! antwortete leise eine unbekannte Stimme, macht auf! dringende Nachricht bringe ich Euch! —

Rasch griff Cassini nach der geladenen Pistole und öffnete. Eine lange Mannsgestalt, tief in den weiten Mantel gehüllt, den großen Hut in's Gesicht gedrückt, trat herein und übergab ihm einen Brief.

„Nehmt und befolgt seinen Inhalt!" sprach leise der Unbekannte und entfernte sich rasch. Erstaunt sah ihm der Marchese nach. — „Sonderbar!" murmelte er und erbrach den Brief, dessen Inhalt alles Blut aus seinen Wangen jagte. Er lautete:

„Neue, gewichtige Anzeigen Eurer Anstiftungen und Theilnahme bei den letzten Staatsunruhen sind bei der Vicaria eingelaufen. Euer Kopf hat noch nie so wenig fest auf den Schultern gesessen, wie jetzt, darum sucht ihn in Sicherheit zu bringen. Morgen Nacht sollt Ihr ohne alles Aufsehen verhaftet werden; flieht darum morgen so vorsichtig, wie möglich. Dieß räth Euch ein unbekannter Freund." —

„Verdammt!" sprach nach langem Schweigen der Marchese, „Verdammt! Kaum glaubt ich mich in sicherer Ruhe, so treibt mein Geschick mich wieder aus dem Vaterlande. Und jetzt, wo ich, des verhaßten Nebenbuhlers mich entledigend, Teresina für immer gewinnen könnte, jetzt soll ich fort und beide Glückliche zurücklassen? Nimmermehr! Teresina ist für mich verloren, so falle sie denn mit ihm! Verderben will ich Alles um mich her, was mich, den Ausgestoßenen, mit seinem Glücke höhnt: Der morgende Tag ist noch mein, er soll benutzt werden!" —

Der Morgen fand ihn wachend und Alles zur Flucht ordnend. Die innere Unruhe wußte er geschickt zu verbergen. Ein Jonisches Schiff, das unfern von Amalfi ankerte und den andern Morgen auslaufen wollte, um nach Griechenland zu segeln, sollte ihn aufnehmen so hatte er es mit dem Capitain verabredet. Ludwig sollte in der Nacht noch als das Opfer seiner Rache fallen und auch Teresina. Zu ihr war Ludwig gegen Mittag gegangen, nachdem er Giuseppo noch den Auftrag gegeben, den Marchese, den er nicht daheim fand, zu bitten, ihm dorthin zu folgen, und dann mit ihm die Farth nach dem Vesuv zu machen.

„Mit dem Marchese auf dem Vesuv?" fragte Giuseppo. „Signor! das ist nicht wohl gethan! doch ja! was schwatze ich auch!" fuhr er fort, „ich wollte sagen, es ist gut! Ich will's bestellen. Auf Wiedersehen, Signor! — Ho, ho! Signor Marchese!" sprach er für sich, als Ludwig sich entfernt, „also auf dem Vesuv wollt Ihr Euern Vorsatz ausführen? Freilich! der Krater des Riesen ist groß genug, einen deutschen Dottore aufzunehmen, und tief genug, als daß zu befürchten, er würde den Herrn Marchese noch ein Mal incommodiren! — Ah, seid gegrüßt, Signor Marchese!" rief er diesem zu, der eben des Weges kam, „gut, daß ich Euch treffe! Der Doctor läßt Euch bitten, ihm zu Donna Marini zu folgen, und von dort die verabredete Fahrt zu unternehmen." —

(Beschluß folgt.)

Die Knute.

Ich schrieb neulich zwei Zeilen über mein schwer verletztes Recht als Mensch und Bürger, die so heilig und rein waren, daß ich sie an den Altar hätte dürfen eingraben lassen; aber siehe da, die Censur strich sie.
Ipse.

Du allbeschimpftes Bess'rungswerkzeug, Knute!
Ich ehre Dich, so wie das Volksgeschlecht,
Dem Du zum Rücken und zur Faust gerecht
Und dem man — thöricht! — flucht als Gottesruthe.

Ich liebe Dich mit freudesel'gem Muthe,
Ob man zu schmähen Dich sich auch erfrecht,
Ob manchen Freien Du auch schlägst zum Knecht,
Ja, grausam oft, Dich nur begnügst mit Blute.

Ich hoff' auf Dich: es gibt ein Instrument,
Das mir zerbricht des Geistes Trieb und Räder
Und in die Seel' als Martereisen brennt.

Nicht, Knute! Dir, ihm fluch ich laut, wie Jeder,
Der Menschenrechte noch verehrt und kennt: —
Das Instrument ist eines Censors Feder.

Alethophil im Namen
Durivir's.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

„Sie reden mit dem Verstande," unterbrach mich Eduard, „und da mag ich Ihnen nicht widersprechen. Aber wie die Erwägung des Verstandes wohl bisweilen einen Glauben verwirft, dem wir anhängen, ohne des Grundes dieser Anhänglichkeit uns deutlich bewußt zu sein, so fragte ich Sie auch blos, ich möchte sagen, ich fragte Sie nicht nach dem Glauben Ihres Verstandes, sondern nach dem Glauben Ihres Herzens? Und spricht das für oder gegen die Träume?"

„Sie thun sehr recht," bemerkte ich lächelnd, „das Herz zum Gegensatze des Verstandes zu machen. Das Herz ist oft ein gar unverständiges Ding. Und wollen Sie also den Glauben meines Herzens wissen, so muß ich Ihnen offen bekennen, daß das von dem Glauben an Träume und Ahnungen um so weniger frei ist, als selbst mein Verstand sich davon nicht ganz befreien kann. Phantasie ist wohl jederzeit dabei im Spiele; aber — was bringt Sie auf die Frage?"

„Die Schönheit des heutigen Abends," erwiederte Eduard, „der Zufall meines Zusammentreffens mit Ihnen, und daß vor zwei Jahren, wo ich noch in M —, meiner Geburtsstadt, lebte, ein Traum an einem Abende, wie der heutige, und an der Seite eines Mannes, wie Sie, den ich Freund nannte, obgleich die Züge seines Gesichtes mir fremd waren, mich hier auf diese höchste Terrasse der Isola bella führte, mir hier Alles zeigte, was mein erstauntes Auge heute in der Wirklichkeit gesehen hat, und dann von Engelreiner Stimme mich die Worte hören ließ: das ist der letzte Abend Deines Lebens, Eduard! — O glauben Sie nicht," fuhr der Sprechende fort, als er mich die Lippen zu einer Erwiederung bewegen sah, „glauben Sie nicht, daß der Traum mich grauen macht. Alles, was ich geliebt habe, ist mir aus dem Leben genommen worden; warum soll ich das Leben noch lieben! Ginge also der Traum in Erfüllung und riefe der morgende Tag mich ab, wahrhaftig, ich würde ihn gern willkommen heißen und froh dem Abende entgegen sehen, der mich bei meiner guten Adele finden soll. Aber ich fühle mich noch zu gesund für den Tod und der Traum wird daher wahrscheinlich nicht in Erfüllung gehen."

„Darum vergessen Sie auch den Traum," erwiederte ich, während Eduard's Auge thränenschwer auf dem Spiegel des See's lag; „wohl mag mancher herbe Tropfen in den Kelch Ihres Lebens gefallen sein. Aber das Leben ist doch süß. Ist es nicht die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens?" und von der möchten Sie scheiden wollen?"

„Wollen?" wiederholte Eduard, sein Auge langsam erhebend; „nein, das sei fern von mir. Sind meine Tage gezählt und soll der heutige mein letzter sein, so küsse ich die Hand, die so gnädig über mich verfügt hat; allein selbst den Faden zerreißen, der mich an's Leben bindet, nein, das werde ich nie. Ich habe das Schwerste ertragen; was nun noch kommen kann, muß leichter sein. — Aber," setzte er nach der Pause eines Augenblickes hinzu und bemühte sich, seinen Trübsinn hinter ein flüchtiges Lächeln zu verbergen, „sonderbar war der Traum doch. Wie wir jetzt neben einander sitzen, die Sonne untergegangen ist und die Sterne über uns heraufziehen, so still und feierlich, so heilig lag auch damals Alles um mich her, als ich im Traume hier saß und die Worte hörte: das ist der letzte Abend Deines Lebens, Eduard! Die Worte, so leis sie auch gesprochen waren, weckten mich aus dem Schlafe, und es war mir, als hörte ich sie im Zimmer verklingen. Vielleicht sind sie mir gerade deshalb so fest im Gedächtnisse geblieben, und daß ich ihrer jetzt wieder lebhaft gedenke, nicht wahr, das finden Sie recht natürlich?"

„Wenn Sie in Ihrem Traume jene Worte wirklich gehört haben," antwortete ich, „so würde ich es unnatürlich finden, wenn die Erinnerung hier nicht wach in Ihnen würde. Haben Sie aber wohl auch darüber nachgedacht, was näher oder entfernter die Veranlassung Ihres Traumes gewesen ist? Als wir die Terrasse betraten, sprachen Sie Einiges, was, wenn ich nicht irre, Jean Paul's Titan angehört. Kannten Sie damals das Buch, und hatten Sie vielleicht kurz vorher es gelesen?"

„Erst am Abende vor meinem Traume," erwiederte Eduard, „hatte ich es zum zweiten Male angefangen und mit besonderer Liebe die Schilderung der Borromeischen Inseln wiederholt gelesen. Auch sagte ich mir sogleich beim Erwachen, daß die Phantasie aus diesen Farben das Traumbild gemalt habe, allein die Worte, die ich so deutlich gehört, waren ein Zusatz, den ich mir um so weniger erklären konnte, als ich damals nur an das Leben, sehr selten an den Tod dachte. Was seitdem, oder vielmehr, was nur seit Kurzem mich anders denken gemacht hat, ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist. Schon während unserer Fahrt nach Sesto, als der Conducteur erwähnte, daß auf dem Wege ein Postillon und ein Reisender von Räuberhand gefallen sei, wollte es mir scheinen, als sei Ihnen der Unfall nicht fremd, der mich selbst auf gleiche Art vor einigen Wochen betroffen hat. Es kam mir vor, als sei Ihnen die Erwähnung um meinetwillen unangenehm; ich bildete mir ein, daß Sie aus dieser Rücksicht das Gespräch möglichst schnell auf andere Gegenstände zu lenken suchten, und kann Ihnen nicht bergen, daß mir diese Schonung wohl that, obgleich es jener Erwähnung nicht bedurfte, mich an meinen Verlust zu erinnern."

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Ende October 1831.

(Fortsetzung.)

Um seine, seiner Familie und zahlreichen Verwandten Freude über die glückliche Wendung seines Schicksals kund zu geben, ließ Herr Hartmann durch seine Sachsenzeitung, durch die Leipziger allgemeine Zeitung, durch das Leipziger Tageblatt und durch andere öffentliche Blätter am 29sten September folgende „Erklärung für meine Freunde" bekannt machen: „Hierdurch zeige ich allen meinen Mitbürgern sowohl, als allen meinen in- und auswärtigen Freunden an, daß am 26sten September die Untersuchung gegen mich beendet und ich frei gesprochen worden bin. Je strenger und anhaltender erstere gewesen ist, desto ehrenvoller ist das Resultat derselben für mich. Ich habe an jenem unruhigen Abende des 30sten Augusts als commandirter Zugführer der zweiten Compagnie der Communalgarde, nach Pflicht und Gewissen, nur als rechtlicher Staatsbürger und im wahren Sinne eines Communalgardisten (in sofern ich, wie die hohe Königliche Commission in ihrem Urtheile über mich anerkannt hat, zu Dämpfung des entstandenen Aufruhrs habe beitragen wollen) gehandelt. Ich halte es für meine Pflicht, dieß öffentlich bekannt zu machen, um die theils unbegründeten und unwahren, theils unsinnigen Gerüchte über mich und meine Handlungsweise mit einem Male niederzuschlagen. Was meine Verhaftung anlangt, so tröste ich mich, im Gefühle meiner Unschuld, mit folgendem Ausspruche eines großen Mannes: „Sie brauchen nicht darüber zu erröthen, daß ich Sie als Gefangenen gesehen habe; es ist das nichts Beschämendes, und ich will Ihnen in dieser Rücksicht die weise und tröstliche Ueberschrift der Gefängnisse in Warschau anführen: „„Das Verbrechen ist es, welches den Menschen erniedrigt, nicht der Ort, an den ihn das Schicksal bringt."" — Schließlich danke ich allen denen, die mir während meiner Verhaftung eine so vielfache und trostreiche Theilnahme bewiesen haben. Der Buchhändler C. H. F. Hartmann." — Wir fanden und finden diese Erklärung ruhig, der Wahrheit und — was die Hauptsache ist — übereinstimmend mit den oben angeführten Worten des Urtheils, und können uns nur darüber freuen, daß sie in mehrere auswärtige Blätter übergegangen ist, weil gerade im Auslande Herrn Hartmann's Feinde thätig gewesen sind und schon die Bestrafung mit längerer Gefängnißstrafe lügnerisch ausgesprengt haben. Wir wollen Niemanden von diesen Herren Berichterstattern namhaft machen, sonst könnte gleich ein kaiserlicher Name aus unserer Feder herausspazieren. Zuletzt lasen wir die „Erklärung für meine Freunde" sogar in der hannöverschen „Posaune," einer Zeitschrift, die unter der Redaction des löblich bekannten Georg Harrys leicht sehr bedeutend werden könnte, und erfuhren zugleich, daß man an des unglücklichen Hartmann's Schicksal in Hamburg und in andern Städten und Gegenden die lebhafteste und freundlichste Theilnahme äußert. Ja wir wissen es sogar und triumphiren darüber, daß die große nordische Nation, die wie eine Gewitter- und segenreiche Regenwolke sich Deutschland zuzuwenden scheint, nicht feindlich, sondern freundlich gegen Herrn Hartmann sich bezeigen wird. Je aufrichtiger und inniger aber unsere Freude war und ist, um so herzzerfressender mußte und muß auch unsere Trauer sein, als in der Leipziger Zeitung vom 11ten October folgende Annonce, man weiß trotz aller Erkundigungen nicht, von wem? erschien:

„Leipzig, den 9ten October 1831.

Der hiesige Buchhändler, Herr Christian Heinrich Ferd. Hartmann hat über seine Verhaftung und Freilassung sich in öffentlichen Blättern auf eine Art ausgesprochen, die zu irrigen Urtheilen im Publikum Anlaß gegeben hat. Das Factische ergibt sich aus dem richterlichen Spruche selbst, aus welchem unter Anderem Folgendes erhellt: Der Buchhändler Christian Heinrich Ferdinand Hartmann hat bei den am 30sten August d. J. stattgefundenen tumultuarischen Auftritten dieselben zwar nicht absichtlich durch seine Theilnahme vermehrt oder etwas begangen, um das alte Wachtlocale auf verbrecherischem Wege wieder zu erhalten: in solcher Hinsicht ist Hartmann von dem eingetretenen Verdachte allerdings freigesprochen worden. Dagegen hat er sich bei jenen Auftritten ein heftiges, unvorsichtiges und eigenmächtiges Benehmen zu Schulden kommen lassen. Wenn nun schon dasselbe auf Herstellung der gestörten Ruhe gerichtet gewesen, so hat dennoch Hartmann dadurch die im alten Wachtlocale und bei dessen Wiederbesetzung vorgekommenen Excesse zum Theil mit verschuldet. Darum ist ihm auch die erlittene Haft als Strafe angerechnet worden." —

Also hat man Hrn. Hartmann's Erklärung doch nicht ganz übereinstimmend mit dem Endurtheile einer hohen Königl. Commission gefunden? Also hat man doch hier und da geglaubt, Hrn. Hartmann's Erklärung könne zu Irrungen und falschen Urtheilen im Publikum Anlaß geben? Also hat man doch den Endworten des Urtheils über Hartmann eine strengere Deutung gegeben, als wir ihm nach der Verbalinterpretation und nach unserer genauen Bekanntschaft mit Allem, was auf Hartmann's Verhaftung und Freisprechung irgend einen Bezug hat, geben konnten? —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 272. (II. Jahrg.) Dienstag, den 15. November. 1831.

Freudenreich und Doloroſus.

(Beſchluß.)

Gut! antwortete zerſtreut Caſſini, ich werde kommen! —

„Alſo auf den Veſuv gehts?" fragte Giuſeppo mit pfiffigem Lächeln. „Das war denn auch noch am rathſamſten! Die Deutſchen ſind neugierig, wollen dem Alten da oben ſo recht nahe in den Rachen ſchauen, dann bedarf's nur eines Stoßes und der verſchlingt den Neugierigen, zur Freude aller guten Chriſten! Hab' ich recht?" —

Narr! antwortete der Marcheſe und wollte ſich entfernen.

„Halt, Signor!" rief ihm der Lazzaroni zu, indem er ihn bei der Hand ergriff, „eilt doch nicht ſo ſehr und gönnt doch dem povero diabolo noch einige Minuten das ſüße Gekoſe mit ſeiner Donna! Denn daß es ſo werden ſoll, wie ich geſagt, iſt doch wohl richtig? — Nun, wenn Ihr Euch denn mit Gewalt losreißt," rief er Caſſini nach, der ſichtlich über das Geſchwätz des Burſchen verdroſſen, ſich losmachte und davoneilte, „ſo lauft nur, lauft! Gutes Geſchäft, Herr Marcheſe! — Mein Vetter Pietro," überlegte er, „wird mir wohl ſeinen Eſel borgen, zwei Dukaten ſoll er haben. Es iſt ein gutes Thier, nämlich der Eſel! flink auf den Beinen und kennt den Weg nach Portici, wie ein geborner Neapolitaner!" — So mit ſich redend, hinkte er in eine enge Gaſſe und verſchwand in einem kleinen Hauſe. —

Bei Tereſina war indeß die Tafel beendet. Sie war mit Ludwig auf den Altan getreten, und Beide ſchauten nach dem Ziele der Wanderung hinüber, dem luftigen Wahrzeichen Neapels, dem Veſuv, der ſeine Dampfſäule kerzengerad in das blaue Firmament hinaufſendete. Unbemerkt von den Beiden zog der Marcheſe, der noch am Tiſche hinter ihrem Rücken ſaß, ein kleines Fläſchchen hervor und goß einige Tropfen in Tereſina's Glas.

„Laßt uns," rief er den Beiden zu, „laßt uns aufbrechen, Signor Ludovico! doch vorher noch ein Glas auf glückliche Fahrt, wobei Donna Tereſina uns wohl Beſcheid thun wird. Gilt es doch dem Geliebten!" —

Sie ergriffen die Gläſer und ſorglos trank die Verrathene den unheilbringenden Wein. Scherzend und heiter reichte ſie Ludwig zum Abſchiedskuß die Lippen, benetzt von dem Tropfen des Todes. Der Calleſſar rollte mit den beiden Männer fort, noch einmal ſchaute Ludwig nach Tereſinen zurück, die ihn grüßend mit dem weißen Tuche nachwinkte. Sie hatten ſich zum letzten Male geſehen!

Mit faſt ausgelaſſener Luſtigkeit unterhielt der Marcheſe den Gefährten, während ſie über Barra und Reſina nach Portici gelangten. Dort wollte Ludwig den gewandten und rüſtigen Salvatore, den bekannten Führer der Fremden aufſuchen, doch der Marcheſe rieth ihm davon ab. —

„Sollen wir," meinte er, „ſollen wir, wenn unſre Seele in der unnennbaren Schönheit des Anblick's, der unſerer wartet, ſchwelgt, uns aus dem ſchönen Traum durch das Geſchwätz des langweiligen Cicerone wecken laſſen? Schon oft beſtieg ich den Berg und kann auch jetzt Euer Führer ſein!"

Und ſo zogen ſie durch die lachenden Regionen am Fuße des Bergkegels, an Villen und Klöſtern vorbei und ruhten auf halbem Wege in der Einſiedelei bei Fra Domenico. Unterdeß war die Sonne ſtill hinter einem Purpurſchleier verſunken, ſchnell ward es Nacht. Schweigend zogen ſie unter glühenden Steingirandolen, die von Zeit zu Zeit der Berg über ſie hinausſandte, dem Aſchenkegel näher, neben ihnen rollte ein Gluthſtrom, feurige Cascaden bildend, hinab. So gelangten ſie zu dem Krater des Berges. Dicke Schwefelwolken verhüll-

ten ihnen die Aussicht. Ludwig schauderte, auf das grausende Schauspiel blickend.

Seht Ihr dort die Gestalt im Dampfe? fragte er plötzlich den Marchese. —

„Es ist nichts!" antwortete dieser lachend, „dicker Rauch, der sich zusammenballt und das Auge täuscht. Doch laßt uns näher treten! so nahe wie möglich, damit wir auch einen Blick in die Hölle werfen; des Paradieses sind wir ja schon in Neapel gewöhnt!"

Und näher zog er ihn durch heiße Asche zu dem grausen Schlunde. Da erfaßte er ihn hinterrücks mit einer geschickten Wendung und rief mit gräßlichem Lachen:

„Gute Nacht, mein lieber Deutscher! Fahrt hin, wo Teresina Eurer schon harrt. Mein schnelles Gift sandte sie Euch voraus!"

Ludwig wandte alle Kraft an, sich dem Wüthenden, der ihn von hinten umfaßt hatte und immer näher zu der Oeffnung drängte, zu entwinden. Umsonst! Wie der Tieger seine Beute, so hielt ihn Cassini umklammert; schon verging dem Deutschen die Kraft, da fühlte er sich plötzlich losgelassen und sah den Marchese brüllend zur Erde stürzen. Giuseppo stand neben ihm mit geschwungenem Messer.

„Verdammte Bestie!" rief der Lazzaroni dem Marchese zu, „noch kam ich zu rechter Zeit! Jetzt fahre Du hinab zur Hölle, wohin Du gehörst!" und den Verwundeten emporreißend, stieß er ihn in den feurigen Schlund. Dumpf donnerte der Berg, als ob er über das Opfer zürne.

„Nun kommt, Signor!" flüsterte Giuseppo zu Ludwig, der starr und stumm die ganze Scene angesehen, „kommt, hier ist's nicht geheuer!" und zog ihn mit sich den Berg hinab. „Dankt den Heiligen, daß sie Euch aus großer Noth errettet!" —

Wo kamst Du her, Giuseppo? fragte Ludwig. —

„Aus Neapel, zu Eurer Rettung!" antwortete er. „Schon eine Stunde lang, lag ich, vom Dampf verhüllt, hier oben auf Euch wartend. Unvorsichtig hatte der Verdammte mich halb und halb zu seinem Vertrauten gemacht und mir so das Loos enthüllt, das Eurer wartete!"

Und Teresina? Gerechter Gott! rief Ludwig, sich der letzten Worte des Marchese erinnernd. Sprach der Elende nicht von Gift? Schnell! laß uns eilen! Giuseppo! —

Mit Gold belohnt brachte sie der Callessar im Fluge nach der Stadt. Ludwig stürzte zu Teresina, klagend traten ihm die Diener des Hauses entgegen. Er eilte nach ihrem Zimmer und das Blut stockte in seinen Adern. Wie eine weiße Rose lag Teresina auf dem Lager, der Tod hatte die schönste Blume mit giftigem Hauche entblättert. Im tiefsten Schmerz warf sich Ludwig neben der Leiche nieder. „Erwache, Teresina!" rief er, „erwache! Du bist ja nicht todt! Es kann nicht sein! O Gott! Es kann ja nicht sein!"

Teresina's Duenna reichte ihm ein beschriebenes Blättchen, es war mehrere Stunden nach Ludwig's Abreise auf den Boden gefunden und von dem Marchese.

„Ihr habt meine Liebe verschmäht, Teresina!" schrieb er, „und liebt den Deutschen. Grund genug für mich, Euch Beide zu verderben! Gift, von meiner Hand gemischt, trankt Ihr im Weine. Von meiner Hand hinabgeschleudert, ruht diese Nacht noch Ludwig im Schlunde des Vesuv's. Der Morgen findet mich schon ferne von hier, und triumphirend blicke ich aus fremdem Lande auf Eure Gräber hinüber! Cassini."—

„Aerztliche Hülfe vermochte nichts mehr," berichtete die Duenna. „Ob die Boten, die Teresina zu Eurer Rettung nachgesandt, Euch trafen, weiß ich nicht." —

Der Brief des Marchese diente dazu, Ludwig bei dem Gerichte zu rechtfertigen, da außerdem noch Giuseppo Zeugniß von dem Vorfall auf dem Berge ablegte. Des Marchese Haupt wäre dem Gesetz verfallen, wenn ihn nicht schon früher die rächende Hand der Nemesis ereilt hätte.

8.

Es war an einem heitern Sommerabende, vielleicht zehn Jahre nach diesem Vorfalle, als ein deutscher, junger Maler in Neapel hinauf zu dem Camaldolenser Kloster auf der höchsten Spitze des Vomero stieg. Keine Feder, kein Griffel schildert die Aussicht, welche sich von dieser Höhe dem Auge darbietet.

„Hier ist Seligkeit!" rief der deutsche Jüngling dem Mönche zu, der neben ihn stand. —

Für die, welche hier nicht immer weilen! antwortete der Mönch in deutscher Sprache. —

„Ihr seid ein Deutscher, ehrwürdiger Vater?" fragte der Jüngling. —

Ich bin's! antwortete der Andre. Ihr wähnt, hier wohne Seligkeit, und doch verschließen diese Mauern Unglückliche, deren Seelenwunde selbst diese Natur nicht zu heilen vermag! Kehrt bald zurück, mein junger Freund, in Euer Vaterland! flieht dieses Paradies, in welchem mich des Schmerzes schärfster Stachel verletzte!

Die Glocke rief zum Gebet. Segnend breitete der Mönch die Hände gegen den Jüngling aus und schied mit einem: Lebe wohl! —

„Wer war der Pater?" fragte der Maler einen Laienbruder, der in dem kleinen Garten sich beschäftigte.

Man nennt ihn Dolorosus! antwortete Giuseppo, denn er war der Laienbruder. Alles hat er verloren und sucht in diesem heiligen Hafen nach schweren Stürmen die Ruhe!

Von ihm erfuhr der deutsche Maler Ludwig Freudenreichs, des Mönch's Dolorosus Geschichte. Still und in sich gekehrt verließ der Jüngling das Kloster, um Linderung für das tiefverletzte Gemüth des Unglücklichen zu Gott flehend. —

Fr. Tietz.

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

„Rettung von Tyrannenketten!"

So eben, Signora, geht meine Ehrenlegion von mir, vielmehr sie wankt, aber sehr unmerklich. Es ist zwischen drei und vier Uhr Morgens. Signora, ich muß Ihnen die Geschichte dieser Nacht erzählen, da ich ohnehin nicht werde schlafen können.

Schlag elf Uhr trat mein lumpiger Ritter auf mein Zimmer — Sie wissen, Signora, ich hatte ihn auf Thee gebeten — Signor Ludovico, sprach er in seinem gedämpften Tone: ich muß trinken; mein Herz im Leibe blutet mir; ich muß trinken und vergessen." — Sein schwarzes Auge sah fest und ruhig; ach, Signora, so recht wehmüthig-heiter, dabei etwas verdrießlich-resignirt in das meinige. Ich schellte dem Kellner, denn ich verstehe ja jeden Ton, jede Miene, jeden streifenden Blick meines kranken Lumps. Er trug die weiße Uniform; er trug das Kreuz, und wie gesagt Signora, er blickte so wahnsinnig-heiter, wie ich ihn kaum einmal gesehn. Jean, sag' ich, wie der Kellner eintritt, vier Flaschen Bordeaux, und zwei auf Reserve! Ich sah meinen Ritter an; er blickte nicht mehr so wahnsinnig — o Signora, Sie wissen nicht, wie vier Flaschen Bordeaux auf einen alten Grenadier wirken, der bei Marengo gefochten!

Der Wein kam. „Jean," sagte mein Lump, und klopfte den Burschen auf die grüne Jacke, „lieber Jean, willst Du mit uns trinken? wir trinken gern zu Drei." — Ich muß unten aufwarten, lispelt Jean in der halboffnen Thüre — die Herrrn Lieutenants sitzen unten um den dicken Rittmeister mit dem Wladimirorden, und trinken, und essen Austern. — „Laß sie trinken, Jean," sagt mein Ritter, und greift an sein Kreuz, und biß sich in die blauen Lippen. — Sie sind schon sehr laut, lispelt Jean noch mehr, und werden dann leicht grimmig; insonders der dicke Rittmeister. Horch, sie bringen eine Gesundheit; das geht hoch und lärmend, gewiß auf's Wohl der Nation. — „Es lebe der König!" donnerte es unten, ein Zetergeschrei von einem Dutzend weinersoffner Stimmen. Die untre Thür sprang auf und eine barbarische Lieutenantsstimme brüllte: Jean, daß Dich Büchsen und Kartätschen! wo steckt die Canaille? — Jean läuft und wirft die Thür zu. „Rettung von Tyrannenketten!" ruft in gedämpftem Tone meine Ehrenlegion, und wir leeren schweigend unsre Gläser.

Signora, es ist nichts damit, wenn man vor dreißig Jahren unter großen Kaisern gefochten. Es bleibt einem nichts als die schimmlichte Uniform, die Narbe im Gesicht, der Schuß im Schenkel, und der tiefe Stich im Herzen. Die verblichne Uniform, man darf sie nur des Nachts noch tragen; der steife Schenkel, ein wohlfeiles Wetterglas, schmerzt bei nasser, und das zerstochne Herz, Signora, bei jeder Witterung. Dazu der Hohn unbärtiger Lieutenants, die seit 1816 im Dienst sind. O Signora, der Hohn thut sehr weh, und am wehsten von einem fünf und zwanzig jährigen Cavallerieoffizier. Ich danke Gott, daß ich noch im Mutterleibe war, als die alten Grenadiere Blut säeten bei Marengo! —

Die letzten Gläser der vierten Flasche perlten im Glanze der längst nicht mehr geputzten Wachslichter. Mein Grenadier sprang auf, und die Bärenmütze hing wankend über der großen, dunkelrothen Narbe. „Pfeife mir die Marseillaise, junges Hündchen!" rief er heftig und heiser, das Glas hinabstürzend — „pfeife mir den Blutmarsch, denn ich will die Bluthunde hinrichten. Er zog sein Stilet und trat vor den großen Spiegel, seine schwarzen Augen rollten wie Meteore. Er zog Blätter aus der Tasche und warf sie auf den Pfeilertisch; lauter kleine Bildchen, Signora, Bildnisse von Männern in gestickten Uniformen, heimliche, niederträchtige, lauernde Gesichter, und dazwischen stockdumme, mit einer Ordenssaat auf den feigen Brüsten. Ich pfiff den Blutmarsch. Recht, mein Hündchen, sagte mein Grenadier, recht; aber die Pickelflöte reicht nicht aus. Er pfiff gellend zwischen den Fingern. Die Wachslichter brannten immer trüber. Ein gespenstiger Schatten huschte im Zimmer, und die Grenadiermütze schwankte wolkig in der langen seidnen Gardine. „Kennst Du diesen? schrie mein Grenadier, und sein entsetzliches Spiegelbild schnitt grausame Gesichter — „Kennst Du den rothen Hund von Waterloo? — Stirb, Du Hund, Du Verräther, Du Auswurf von Rule Britania! — und wüthend fuhr das Stilet durch das winzige Bildchen. „Willst Du noch Viele abthun, Signor Matteo? rief ich und berührte sanft die weiße Uniform — Du wirst es nicht aushalten. Fürwahr, Signor Matteo, Du bist nicht zum Henker geboren, Du kannst nicht Richter sein über den dummen Hund von England, und über die dummen Hunde von Europa. Sei ruhig, Signor Matteo, — er griff nach einem schwarzen Männlein mit weißem, weißem Haar, mit einem einzigen Stern, und wollüstigen Mundwinkeln — o laß den ruhen, Lieber, der ist ja todt und begraben. — „Ist er todt?" sagte der Grenadier gedämpft, „aber Junge," fuhr er grimmig fort, „Du sollst ja den Blutmarsch pfeifen; hier ist einer, der noch lebt und sterben muß." — Signor Matteo, sagte ich noch sanfter, und schlug das Fenster auf, blicke doch dorthin nach jenem dunkeln Hause. Sieh das Fensterlein dort, mit dem trüben Lichtschimmer? O besinne Dich doch, Signor Matteo, wer dort schläft! Willst Du mein liebes Leben ängstigen und erschrecken? O besinne Dich, sie hat ja Blut geweint in meinen Armen, als Malachowsky und die Seinen wie Hunde ersaufen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Leipzig, Ende October 1831.

(Fortsetzung.)

In unseren bedenklichen Zeiten ist freilich — man darf dieß nicht verkennen! — mehr als je von Seiten der Behörden Vorsicht in Anwendung zu bringen, und nur als ein frommer Wunsch darf es ausgesprochen werden, daß diese Vorsicht sich immer mit einer menschenfreundlichen Berücksichtigung der Personen und ihrer Verhältnisse verknüpfen möge. Wir dürfen daher wohl unser Bedauern über jene Annonce äußern, so wie darüber, daß es Herrn Hartmann nicht gestattet war, eine gemäßigte Erwiederung drucken zu lassen. Ein Urtheil aber über die Behörden, über ihr Handeln, ihr Zulassen und Nichtzulassen steht dem Einzelnen und Unbetheiligten nicht zu, kann und darf ihm nicht zustehen; deshalb können auch wir vernünftiger und kluger Weise nichts zu Hrn. Hartmann's Vertheidigung thun, als unsere geehrten Leser zu einer ruhigen und genauen Vergleichung und Gegeneinanderprüfung der mehrmals schon belobten obigen Urtheilsworte und des mitgetheilten Zeitungsartikels aufzufordern, so wie zur Beurtheilung des Umstandes, daß nie hier ein umgekehrtes Verhältniß Statt findet, denn statt daß das Urtheil strenger als der Zeitungsartikel sein sollte, ist der Zeitungsartikel strenger als das Urtheil. Bemerken aber müssen und — wir hoffen es mit Zuversicht — dürfen wir, daß Hr. Hartmann Feinde, sehr viele Feinde hat und daß es noch Mehre gibt, welche sich beinahe wie Feinde gegen ihn betragen, weil er ihnen vielleicht einmal von einem Verleumder in ein schlechtes Licht gestellt worden ist. Wenn er auf diese Alle die Worte Walter Scott's (aus den „Schwärmern"): „Und wär' er so unschuldig, wie ein neugebornes Kind, sie würden ihn doch für schuldig finden, wenn sie es wollten" — anwendet, so thut er nur in sofern Unrecht damit, als er die Gemüther, die ihm einmal feind sind, noch mehr aufreizt und zu größeren Feindseligkeiten aufstachelt. —

Zu allen diesen Uebelständen und Kränkungen Herrn Hartmann's gesellt sich noch das Bedenken des hiesigen Communalgarden-Ausschusses, ob es den auf diese Weise von der hohen Königl. Commission Los- und Freigesprochenen in seiner Würde als Communalgardist und Zugführer in der zweiten Compagnie zu lassen hat, oder ob es, als richterliche Behörde demselben eine namhafte Strafe für die Unvorsichtigkeit, die ihn in eine Untersuchung wegen Theilnahme an dem Tumulte oder wegen Anreizung zu tumultuarischen Auftritten verwickelt hat, zuerkennen soll. Es ist jedoch noch nichts Gewisses hierüber entschieden und man ist vor der Hand nur zu einer neuen Vernehmung wegen des schon von der hohen Königl. Commission gerichteten Benehmens am 30. August geschritten. — Wir sind gewiß, daß Hr. Hartmann bei dem Allen ruhiger sein, sich weniger gekränkt fühlen und sich, in dem Bewußtsein, das Gute, und nur das Gute gewollt, nur die Wahrheit gesprochen und sich nur der Nothwehr befleißigt zu haben, ergebungsvoller zeigen würde, wenn er und seine Angelegenheit nicht zum allgemeinen Tagesgespräch geworden wären, wenn er nicht die unmotivirtesten, boshaftesten, seine Ehre und sein Wohl gefährdende Urtheile über sich und sein Verhalten müßte verbreiten lassen. Alle diese Urtheile aber stützen sich, sobald sie angestoßen werden, auf das Einschreiten der Behörden gegen ihn, wie des Communalgarden-Ausschusses, und der Sanctionirung und Ratificirung anonymer, ohne gesetzliche Ruhe verfaßter Artikel in Zeitungen. „Gerechter Gott," möchten wir ausrufen, „verdient denn — auch wir wollen die Worte des Zeitungsartikels ratihabiren — ein heftiges, unvorsichtiges und eigenmächtiges Benehmen zu einer Zeit, wo Alles und Alle in Aufregung sind und nicht recht zu bestimmen wissen, welches Mittel das geeignetste sei, eine öffentliche Gleichsam-Brandmarkung? Wo ist denn dabei das Verbrechen oder nur das Wahrzeichen eines Verbrechens? Kann der Staat um eines solchen Vergehens willen, wie das Hartmann's ist, einen seiner Bürger untergehen, oder, was dasselbe ist, ihm Ehre und Glück untergraben lassen, indem er das Gewäsch boshafter Verleumder duldet und ihm Nahrungsstoff zufließen läßt?" — Nein! wir erhoffen mit dem vollsten Vertrauen von der Gerechtigkeit unserer Behörden und von der Gnade unserer allergnädigsten Regenten einen glücklichen Ausgang. Vielleicht wird es dann auch Herrn Hartmann erlaubt, mit ruhiger Feder eine Erklärung und Rechtfertigung über alles in seiner Angelegenheit Manchem noch dunkel und zweideutig Scheinende schreiben und veröffentlichen zu lassen. — Wahrlich, es wäre ein wesentlicher Schade und Verlust, wenn durch unglückliche Verkettung von Zeitumständen und anderen Zufälligkeiten ein Mann außer Thätigkeit, oder wenigstens in mindere Thätigkeit gesetzt würde, der ein frisches, heiteres Leben in allen Zweigen der Literatur zu fördern und zu verbreiten, mit Aufopferungen zu fördern und zu verbreiten, immer bereit und willig war; wenn, wie wir unter Fortdauer der jetzigen Verhältnisse mehr als zu sehr fürchten, die geistige und physische Kraft eines Mannes erlahmt, gebrochen und vernichtet würde, der namentlich der Alltäglichkeit und dem Schlendrian in der deutschen Journal-Literatur mit ausdauerndem Sturmschritt entgegentrat. Wir nehmen später vielleicht einmal die Gelegenheit wahr, unseren Lesern mitzutheilen, wie verdient sich Hr. Hartmann um diesen und jenen Schriftsteller gemacht hat, leider aber oft mit Undank, ja sogar mit Feindschaft belohnt worden ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 273. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 16. November. **1831.**

Trinklied*)
auf dem Kuhstall (in der sächsischen Schweiz) zu singen.

Nach eigner Melodie oder nach der Melodie:
Ein freies Leben führen wir ꝛc.

Ein allbekannt Proverbium
Spricht zwar zunächst von Dreien:
Tres faciunt collegium,
Indeß, um sich zu freuen,
Kommt's just auf Den und Jenen mehr,
Mitunter Einer weniger
Nicht an, wie leicht begreiflich.

Chor: Begreiflich, sehr begreiflich.

Wer aber wollt' im Angesicht
Von diesen Thälern, Bergen
Und Wäldern, Strömen, Felsen, nicht
Laut jubeln, wie die Lerchen
Im Monat Februarius?
Wir sagen, mit Ambrosius
So doch zunächst: Te Deum!

Chor: Te Deum, ja Te Deum!

So mag man sonst auch überall
Gern seine Leute wählen,
Für heute dürfen wir die Wahl
Dem Zufall schon befehlen,
Der uns zusammen hergeführt.
Bleib' Ehre dem, dem Ehr' gebührt!
Doch: männiglich willkommen!

Chor. Willkommen, ja willkommen!

Und somit formet denn den Ring,
Und pflanzt die Batterieen
Von Flaschen, Gläsern auf. Kling, Kling!
Wer will die Pfropfen ziehen?
Stoßt an! — es schwelle bis zum Rand
Der Purpurschaum! — Das Vaterland,
Der König hoch! der König!

Chor. Das Vaterland! Der König!

Und sollten wir uns übergehn?
Wie auch die Gegner lästern;
In seinen Fehlern annoch schön,
Die Krone von den Schwestern,
Trotz seinem Wirrwarr, innerm Krampf
Und Seuchen, Blut und Schlachtendampf:
Das jetzige Jahrhundert!

Chor. Das jetzige Jahrhundert!

Zu Ende neigt sich Sang und Schmauß,
Es ist noch um ein Kleines,
So flechten wir zu Einem Straus
Zwei Blumen dann in Eines.
Weh' dem, der unter diesem Dach
Sich etwa noch bedenken mag:
So Freund wie Feind soll leben!

Chor. So Freund wie Feind soll leben!

Noch Eins! zum letzten Male doch! —
Bevor wir gänzlich schweigen
Versichern wir uns billig noch,
Der noch vorhandnen Neigen,
Und rufen laut, im Vorgefühl
Des Weiteren, bei vollem Spiel:
Glück auf zur fernern Reise!

Chor. Glück auf zur fernern Reise! *)

Wilhelm Otto.

*) Zugleich als Probe aus einer Sammlung von Liedern, gesungen auf einer Reise durch die sächs. Schweiz, welche späterhin herausgegeben werden sollen.

*) Vier Strophen haben wir der Raumersparniß wegen weggelassen.

D. R.

Der Gedächtnißmensch.

Wenn Napoleon unter seinen Beamteten einen Mann von Talent entdeckte, so beeilte er sich, ihm zum Wohl des Staatsdienstes aus der Dunkelheit zu ziehen. Dieser löbliche Gebrauch verleitete den Kaiser doch zuweilen zu seltsamen Mißgriffen.

Der Herzog von Feltre hatte einen Büreauchef, Namens X., ungefähr funfzig Jahre alt, redlich und arbeitsam, der aber auch nicht den mindesten Begriff von irgend etwas, das über seine Geschäftsroutine ging, hatte. Seine Amtsverrichtungen machten ihn nothwendiger Weise mit den Nationen der Regimenter, und der Zahl der wirklich unter Waffen stehenden, auf Urlaub, im Hospital sich befindlichen Leuten bekannt. Dieß nahm den Kopf des Herrn X. so ein, daß er, wo er ging und stand, in seinem Büreau, auf der Straße, bei Tische, im Bette Zahlen von Bataillonen vor sich hinmurmelte. Im Traume sogar weckte er oft seine Gattin durch Schmerzensausrufungen über ein verlornes Regiment. Von manchem Bataillon war ihm sogar der Name jedes Soldaten bekannt, kurz er war eine Art wandelndes Journal.

Unmittelbar vor Ausführung eines jener großen Pläne, durch die Napoleon die Welt in Staunen setzte, berathschlagte er mit dem Herzog von Feltre über eine neue Organisation der Armee. Der Herzog war ein kluger und kenntnißreicher Mann, besaß aber keineswegs das Verdienst eines guten Gedächtnisses. Jeden Augenblick setzte ihn Napoleon, durch Fragen, wie z. B.: „Wo ist das Depot des 42sten, 45sten, 180sten Regiments? ꝛc." in Verlegenheit. Umsonst zog er ein riesenhaftes Anmerkebuch zu Rathe, womit ihn der sorgsame Herr X. versehen hatte. Endlich sagte der durch Napoleons Fragen ermüdete Herzog: „Ich glaube, daß der Büreauchef X. Eurer Majestät bei dieser Angelegenheit nützlich sein dürfte."

„Wohlan, so senden Sie nach ihm!" erwiederte Napoleon.

Augenblicklich wurde ein Adjutant fortgeschickt, um den armen X. zu suchen; er wurde festgenommen, in die Tuilerien gebracht, und ohne weitere Umstände in das Kabinet Napoleons geführt. Jedes andere Gedächtniß als das des Herr X. würde durch ein solches Verfahren außer Fassung gekommen sein, allein der Mechanismus seines Geistes glich vollkommen einem Uhrwerke.

„Guten Tag, mein Herr!" begann Napoleon mit seiner gewöhnlichen Kürze: „Wo sind die ersten drei Bataillons des 48sten (Regiments)?" — „Zu Ankona, bei der italienischen Armee." — „Das 5te?" — „Zu Vittoria, mit dem vierten Corps der spanischen Armee." — „Ihr Depot?" — „Zu Ostende." — „Gegenwärtig unter Waffen?" — „Drei tausend fünf hundert fünf und funfzig." — „Im Spitale?" — „Zwei hundert drei und zwanzig." — „Beurlaubt?" — „Vier und vierzig." — Detachirt?" — „Zwei Compagnien des 5ten." — „Desertirt?" — „Drei."

Diese Antworten, welche eben so schnell als die Fragen, und mit derselben Präcision und Wortkargheit gegeben wurden, setzten Napoleon in Verwunderung. Er zog den Herzog bei Seite und rief aus: „das ist, in der That, ein höchst außerordentlicher Mann!" Dann wandte er sich zu Herrn X., und sprach: „Sie können gehen, bald werden Sie von mir hören, und, wie ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit."

Kaum war der Zahlenmensch zur Thüre hinaus, so befahl Napoleon dem Herzog von Feltre, ihm seine Ernennung zum Staatsrath ausfertigen zu lassen.

„Eure Majestät werden mir erlauben," erwiederte der Herzog, „Sie in Bezug auf seine übrigen Geistesfähigkeiten aufzuklären; sein Kopf enthält nichts als Zahlen, er kann nicht einmal einen einfachen Bericht machen, als Staatsrath würde er eine vollkommene Nullität sein."

„Wohlan," erwiederte Napoleon, den Gründen des Herzogs nachgebend, „es mag unterbleiben, allein ich habe ihm Hoffnungen gemacht, verdoppeln Sie seinen Gehalt."

So erhielt der Zahlenmann eine Pension von 24,000 Franken, blos seines außerordentlichen Gedächtnisses wegen.

Abt Vogler.

Als der im Gebiete der Tonkunst hochberühmte Abt Vogler, welcher besonders als Orgel-Virtuos sich auszeichnete, vor etwa vierzig Jahren zu Dresden einsprach, erhielt er vom verstorbenen Könige, Friedrich August, die Erlaubniß, vor ihm in der katholischen Kirche sich hören zu lassen. Um auch seine Handgriffe auf der Orgel, besonders aber sein bewundernswürdiges Pedalspiel zu sehen, begab sich der König selbst auf's Chor.

Vogler, der ihn noch lange nicht erwartend, auf der Orgelbank saß und mit dem Kapellmeister Naumann über eine Fuge sprach, die er einst in Stockholm gespielt, ward von diesem um Wiederholung derselben gebeten, wozu sich auch Vogler nicht lange nöthigen ließ. Mitten im tosenden Strom der Töne aber heißt es auf einmal: der Kurfürst kommt!

Nauman eilt ihm entgegen. Alles stellt sich in Parade. Vogler aber bleibt ganz ruhig auf der Bank, fortorgelnd, als käme nicht des Landes Herr, sondern der Kirche Küster. Wiederholt flüstert man ihm zu: der Kurfürst — der Kurfürst — während dieser schon mit dem Grafen Marcolini das Chor betritt.

Vogler orgelt fort — nickt dem Kurfürsten ganz ernsthaft zu — führt seine Fuge, die zum Glück dem Schlusse nahe ist, vollends durch und springt dann erst von der Orgelbank mit den Worten: Durchlaucht! halten zu Gnaden! aber in so einer Fuge ist man seiner nicht mächtig.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

Jene — Einbildung vielleicht, rückte mich Ihnen näher, ich hatte Sie schon einmal gesehen, in einer Zeit, wo ich noch glücklich war, und Ihre Theilnahme möge daher meinem überwallenden Gefühle die Zudringlichkeit des ausgesprochenen Wunsches verzeihen, recht lange mit Ihnen zusammen zu bleiben. Habe ich mich also in der Ursache dieser Theilnahme geirrt oder nicht?"

„Sie haben sich nicht geirrt," antwortete ich und drückte seine Hand, die er in die Meinige gelegt hatte, und erzählte ihm, welches Ungefähr mit der Veranlassung seines Kummers mich bekannt gemacht, und wie die Erwähnung seiner Armwunde mich in ihm den schwergetroffenen Landsmann habe vermuthen lassen.

„Ja, der bin ich," versetzte Eduard, „die Kugel, die meinen Arm streifte, um das Herz meiner Frau zu finden, hat tief in das Meinige geschlagen. Ich war so glücklich, so reich in dem Besitze meiner Adele, und jetzt, wie arm bin ich, wie unglücklich ohne sie, wie gern möchte ich vom Tode mich an ihre Seite betten lassen!" —

Ich unterbrach die Thränen nicht, in denen sein Schmerz sich auflöste. Aber bald fuhr er gefaßter fort:

„Tadeln Sie mich nicht, daß ich noch jetzt einen Verlust beweine, den allerdings keine Thränen mir zurückbringen können. Es sind aber erst Wochen darüber hingegangen und mein Glück hat die Dauer von Monaten gehabt. Morgen werde ich die Wiege meines Glückes wiedersehen und Ihnen den Ort zeigen, der mir die Gewißheit von Adele's Besitze gab."

„Sie waren also schon früher in dieser Gegend?" fragte ich.

„Hier auf Isola bella bin ich heute das erste Mal," erwiederte Eduard; „aber in Baveno war ich vor Jahresfrist. Es ist morgen ein Jahr, daß der Vater meiner Adele mir ihre Hand zusagte. Als wir damals vom Simplon nach Baveno kamen, hinderte uns ein heftiger Sturm, die Fahrt nach Sesto zu Wasser zu machen. Selbst die Ueberfahrt nach hier unterblieb, da mein Schwiegervater von der unfreundlichen Witterung einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit fürchtete, Adele für mich Gefahr besorgte, und ihre Mutter mir davon abrieth. Auch gestehe ich Ihnen, daß mein sonderbarer Traum mir das Vorübergehen an Isola bella sehr erleichterte und ich fast abergläubig genug war, die ungewöhnliche Heftigkeit des Sturmes für ein vom Himmel mir gesendetes Zeichen zu nehmen. Ich sah also damals Isola bella nicht, und hätte nicht geglaubt, daß ich die schöne Insel je ohne meine Adele sehen würde. Wie aber ein Zufall mir meine gute Frau genommen hat, so war es auch ein Zufall, der mir sie gab. Als mein sonderbares Traumbild mir erschien, hatte ich wenig Hoffnung, von den Fesseln eines erst angetretenen Geschäftlebens frei genug zu werden zu einer Reise nach der Schweiz und nach Italien, und in meinem damaligen leichten Sinne lachte ich oft einer Andeutung, die, wenn sie in Erfüllung gehen sollte, mir ein unsterbliches Leben zu verbürgen schien. Allein schon wenige Monate nachher gestalteten meine Verhältnisse sich so, daß die unmöglich geglaubte Reise mir fast zur Nothwendigkeit wurde, und ich brauche wohl kaum hinzuzusetzen, daß ich ihr mich willig unterwarf. Mein erster Weg führte mich in die Schweiz. Von da wollte ich nach Oberitalien und in das mittägige Frankreich. Meine Geschäfte in Bern wurden aber so unerwartet schnell beendigt, daß ich eine Streiferei in das schöne Berner-Oberland mir unmöglich versagen konnte. Ich wanderte nach Thun, und da war es, wo ich meine Adele nebst Vater und Mutter kennen lernte. Sie hatten von Lyon, wo sie wohnten die Reise über Genf gemacht, hatten schon einen großen Theil der Schweiz gesehen, und waren nun, gleich mir, im Begriffe, über Interlaken nach Bryg dem Simplon zuzuziehen, um durch Italien nach Lyon zurückzukehren. Von Ungefähr besaß ich einen Empfehlungsbrief an den Vater, einen in Lyon allgemein geachteten Kaufmann, und Sie können wohl glauben, daß ich schon in Thun um so weniger zögerte, ihn abzugeben, als gleich das erste Zusammentreffen uns ungewöhnlich rasch befreundet hatte. Da wir nun überdieß in unserm gemeinschaftlichen Reiseplane uns begegneten und ein dreitägiger Aufenthalt in dem freundlichen Interlaken uns einander noch näher brachte, so besprachen wir zuletzt die gemeinsame Weiterreise durch die Schweiz, ehe wir uns noch den Entschluß mitgetheilt hatten, zusammen zu reisen. Demgemäß wanderten wir von Interlaken nach Lauterbrun und zogen von da am folgenden Morgen über die Wengern-Alp nach Grindelwald. Sie kennen den Weg?"

Ich verneinte und Eduard fuhr fort: „Die vollen sieben Stunden, deren man zu dieser Tour bedarf, werden allerdings durch die Reize der Natur, durch das Wechseln grüner Matten mit steinigen Bergen und durch das blendende Eis der Jungfrau und den ewig rollenden Donner ihrer Lavinen sehr verkürzt; allein dennoch waren sie für den Vater und die Mutter meiner Adele zu einer Fußwanderung zu lang. Gleich ihnen sollte daher auch diese die Partie zu Pferde machen. Sie bat aber, sie ihrem Alpenstocke zu überlassen, und so zogen wir von Lauterbrun aus, der Führer voran, dann die Reitenden, dann Adele und ich. Wo die Breite des Weges es erlaubte, näherten wir uns der Vorhut, und, so oft das geschah, leuchtete den guten Aeltern die helle Freude aus den Augen, wenn sie ihr kurz geschürztes Töchterchen so leichten und rüstigen Schrittes neben sich her wandern sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Prag, Ende October 1831.

Die Furcht vor der Cholera ängstigt die Bewohner der Moldaustadt nicht mehr in so hohem Grade, als noch vor zwei Monaten, denn man führt sich zur Beruhigung nicht weniger als vier Gründe an, welche das Eindringen der asiatischen Brechruhr in Böhmen ganz unmöglich machen. Pro primo ist ungeachtet des seit dem auch in Wien stattgefundenen Ausbruchs der Pest, welche Tausende von Flüchtlingen die Straße nach Prag einschlagen ließ, und des überdieß seit jener Zeit aufgelösten Militaircordons dennoch bis jetzt noch kein verdächtiger Krankheitszufall in unserer Hauptstadt vorgekommen. Pro secundo sind am Festtage des heiligen Wenzel, einem der beiden Landespatrone, feierliche Bittgänge um Abwendung der Pest in allen Straßen der Stadt gehalten worden, und man lebt allgemein der Hoffnung, daß St. Wenzel durch eine solche Aufmerksamkeit tief gerührt etwas für die Sache thun werde. Pro tertio ist, wie das on dit berichtet, einem Traume des hiesigen Fürst-Erzbischofs zu Folge auch der andere Landespatron Johann von Nepomuk, nicht unthätig geblieben. Er hat sogar um Abwendung zweier das Land bedrohenden Plagen zur Mitternacht in der hellerleuchteten Domkirche zu St. Veit, (die seine sterbliche Hülle in einem silbernen Sarge aufbewahrt,) den Herrn der Heerschaaren angefleht. Nach verrichtetem Amte soll er auf den durch Zufall in die Kirche getretenen Seelenhirten des ganzen Königreichs mit den beruhigenden Worten zugegangen sein, daß der liebe Gott die erste seiner Fürbitten, nämlich wegen Abhaltung der Cholera von Böhmen, allergnädigst erhört habe, aber das zweite unser Land bedrohende Uebel sei unabwendbar, denn — in welchem Jahre hat Ihr Correspondent nicht erfahren können — großes Gemetzel wird in den Staßen der Hauptstadt statt finden, und der Boden das Blut seiner Bewohner trinken. Pro quarto will man in der Chronik des Landes die vor Jahrhunderten ausgesprochene Prophezeihung eines blinden Jünglings aufgefunden haben, welche lautet: „In dem Jahre, wo daß Roßthor in Prag überbaut werden wird, werden viele Provinzen von einer aus dem Osten herandringenden Pest heimgesucht werden, nur Böhmen wird sie in ihrem Laufe nicht berühren. In der That haben sich zwei jüdische Spekulanten an die Renovirung des Roßthores im verflossenen Frühjahre gewagt, und wenn der merkantilische Geist dieser beiden Edeln wirklich das Land geschützt haben sollte, verdiente es gerechten Tadel, wenn das durch sie gerettete Volk ihnen nicht zwei Statuen in der Nähe des besagten Roßthors neben den Bildsäulen der beiden Landespatrone, welche jenen Platz seit lange zieren, errichten lassen wollte.

Von Mordthaten und sonstigen Unglücksfällen, welche die beliebtesten Materialien zum Aufbau eines Correspondenzartikels sind, hat sich, um Ihren Berichterstatter aus Prag in Verlegenheit zu setzen, zeither nichts ereignen wollen. Der einzige tragische Vorfall, welchen wir in der letzten Zeit erlebten, hatte eine Kuchenbäckerin zur Heldin. — Die gute Frau machte, ungeachtet sie kein Genie ist, dennoch sehr viele Schulden, die eine Pfändung zur Folge hatten. Durch den Besuch der Gerichtsdiener wurde die zarte nervenschwache Schöpferin süßduftender schwammiger Buchtel (?) gerührt — vom Schlage, jedoch erst als die Diener der Gerechtigkeit die Wohnung mit den gepfändeten Effekten bereits geräumt hatten. Man bedauerte allgemein, daß der Schlag so sehr gesäumt habe, weßhalb er nicht die Gerichtsdiener getroffen, da sie schon weg waren, sondern blos die Frau. Dies ist das großartigste Ereigniß, welches sich seit Wochen in einer Stadt zugetragen hat, die mit Ausschluß des Militairs und der Fremden über 98,000 Einwohner zählt.

Die hiesigen Pressen sind gegenwärtig fast ganz unbeschäftigt, denn unsere Buchhändler sind so wenig speculativ, daß sie nicht einmal die Cholera-Literatur durch ein im Weichbilde Prags erscheinendes Werk verstärken mögen. Sämmtliche Buchhandlungen haben sich jetzt trotz der ungeheuern Ausdehnung der Stadt, (die drei deutsche Meilen im Umfange hat,) auf eine einzige Straße, die Jesuitengasse, und den an sie angränzenden kleinen und großen Ring auf der Altstadt concentrirt. Der Buchhändler Joseph Kraus hat sich in's Privatleben zurückgezogen, und seine Firma bereits sich in die der „Gottlieb Haase Söhne" umgewandelt, welche zugleich Inhaber einer sehr bedeutenden Buchdruckerei und Verleger der „politischen Zeitung" nebst ihrer langweiligen nichtpolitischen Begleiterin „Bohemia" sind. Der Laden ist erst vorige Woche eröffnet worden, und die ganz im Pariser Geschmack angeordnete Auszierung desselben bewirkte das große Wunder, daß ein großer Theil der Vorübergehenden — doch wohl verstanden nur in den ersten Tagen! — vor einem Buchladen einige Minuten stehen bleiben konnte.

X.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 274. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 17. November. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.

Sängers Gruß.

Ihr Knaben und ihr Mädchen alle,
Ihr Frohen und Betrübten kommt!
Kommt, lauscht bei meiner Zither Schalle,
Was euch, Geliebte, freut und frommt.

Für Alle bring' ich süße Lieder,
Der frohen und der ernsten viel;
Ich kehre mit dem Frühling wieder,
Und neu ertönt mein Saitenspiel.

Arm bin ich, mir ist keine Habe,
Doch meine Laute macht mich reich,
Sie ist die stärkste Gottes Gabe
Und keinem Erdengute gleich.

Denn in der Wehmuth leisen Tönen
Sie liebend zum Betrübten spricht,
Sie weint mit ihm, sucht zu versöhnen,
Bis sanft sein Schmerz in Thränen bricht.

Doch munter in der Freude Klange
Ertönt sie, wo der Schmerz geheilt,
Wo holde Freude auf der Wange,
Zufriedenheit im Herzen weilt.

Und sprecht mir nicht von schnödem Lohne,
Ein holder Blick, ein herzlich Wort,
Ein Handschlag gnügt dem Musensohne,
Und freudig zieht er weiter fort.

Zieht freudig in die weite Ferne,
Bei guten Menschen tönt sein Spiel,
Bei ihnen weilt der Sänger gerne
Und guter Menschen gibt es viel.

Nur ihnen ist des Sängers Leben,
Ist seiner Laute Spiel geweiht;
Was von den Göttern ihm gegeben,
Das spendet er mit Herzlichkeit.

Dem Wohle in dem Weltgetriebe,
Ihm weiht er willig Lust und Schmerz —
Doch nur der Einen seine Liebe,
Der Einen nur sein liebend Herz.

I.

Kennt ihr ihn wohl den holden Knaben,
Der ewig jung, voll Heiterkeit,
Der liebevoll mit seinen Gaben
Das Herz der Sterblichen erfreut?

Im grünen Walde, auf den Auen,
Am blauen Himmel klar und mild,
Im Neste, das die Vöglein bauen,
Erblickt ihr sein geliebtes Bild.

Es lächelt freundlich euch entgegen
Und heißt euch froh willkommen sein,
Und aller künft'gen Tage Segen,
Dankt ihr dem Knaben nur allein.

Doch nur zu bald, da muß er scheiden,
Ein ält'rer Bruder folgt auf ihn; —
Und kommen dann auch schöne Zeiten,
So ist doch Er für uns dahin.

II.

Die Schwalbe schwirrt
In blauer Luft,
Das Täubchen girrt,
Der Gukuk ruft —
Es schwirrt und girrt durch Luft und ruft
Mich in die weite Welt.

Ade, Ade!
Härmt euch nicht bleich,
Wenn ich auch geh',
Gott bleibt bei euch —
Gott bleibt bei euch, Ade! ich geh
Fort in die weite Welt.

Wenn drei Mal schwand
Des Lenzes Glück,
Kehr' ich in's Land,
Zu euch zurück
Nach Lenzen Glück kehr' ich zurück
Einst aus der weiten Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Nanteser.

Nach dem Französischen von Ouvrard.

Die französische Revolution war ihrem Beginnen nahe. In der Bretagne, dieser Provinz, deren Bewohner stets am Alten so fest halten, hatte sich noch nichts umgestaltet und Alles war so ruhig geblieben, wie zuvor. Aber die schweren Gewitterwolken zogen näher und bald sollten sie sich auch hier entladen.

Da war nun eben zu Nantes in dem Saale des Geistlichen Ordens der Oratorianer, die jährliche Preisaustheilung gehalten worden.

Mancher Nanteser Jüngling war dabei glücklich gewesen und manches Mutterauge hatte sich deshalb mit Thränen der Freude und Rührung gefüllt. Jetzt verkündete der Ton der Glocke, daß das Fest zu Ende sei; die Anwesenden zogen sich zurück und immer leerer wurde der weite Saal. Nur wenige Personen sah man noch hier und dort in zerstreuten Gruppen. In einer Ecke stand ein Oratorianer von ohngefähr fünf und zwanzig Jahren; seine Züge waren voll Würde und seine Haltung voll edlen Anstandes; er hatte seinen Arm auf das Fußgestell einer Bildsäule Ludwigs XVI. gestützt und sah nachdenkend auf drei junge Leute hin, von denen der älteste höchstens funfzehn Jahre zählen mochte. Sein Gesicht war blaß und mager und sein Körper schlank; aus seinen kleinen, aber feurigen Augen strahlte ein scharfblickender Geist und er schaute mit dem Späherblicke eines Inquisitors umher; sein Lächeln hatte etwas Höhnisches und Bitteres; sein ganzes Wesen endlich trug durchaus keine Spur von dem Frieden und der Verklärung des Klosters, sondern nur die Zeichen der Weltlichkeit waren darin sichtbar. „Nun meine jungen Freunde," redete er seine drei Mitschüler an, „das war heute ein schöner Tag. Nicht wahr? Wir trennen uns jetzt und Ihr vergeßt mich vielleicht bald; aber ich werde noch oft an Euch denken, denn ich liebe Euch. Du, mein Freund" — sprach er, indem er sich zu Einem der Drei wendete — „Du wirst jetzt aus den engen Zellen unseres Oratoriums hinaustreten in die weite Welt und wirst von Deinen schönen Kenntnissen einen recht tüchtigen Gebrauch machen. Das traue ich Dir zu."

„Ich möchte es gerne" antwortete der junge Mensch. „Aber wird es mir je erlaubt sein? Ich werde bald mein schönes Latein vergessen haben und der Rhetorik nicht mehr bedürfen; denn mein Onkel will mich zum Parfümier machen und ich soll meine Lebenstage verbringen zwischen Pomadetöpfen und Riechfläschchen. Ein trauriges Loos! Lieber wäre ich beim Latein geblieben und einmal ein Gelehrter oder, was ich allem Andern vorzöge, ein Arzt geworden."

„Ein schöner Stand fürwahr, wenn man Geist genug besitzt, ihn recht aufzufassen!" bemerkte der ernste Oratorianer.

„Ein Arzt werde ich nie," sagte der Zweite. „Was ist ein Arzt? Schlösser möchte ich besitzen und Gärten und Ländereien; ich möchte auf dem Meere Schiffe haben und weit ausgedehnte Geschäfte machen; es müßten mir Schätze und Diener zu Gebote stehen. Aber ach! das sind Alles eitle, nichtige Träume, von denen sich nie ein einziger erfüllen wird. Ich bin verurtheilt, ein Specereikrämer zu werden und in einem dumpfen Laden meine Jugend zu vertrauern; da soll ich Kaffee und Zucker abwiegen und mich an der Strazze abquälen. Pfui! mir graut dafür."

„Warum wollt Ihr Leutchen aber auch so hoch hinaus?" — sagte der Oratorianer. „Da lobe ich mir Euren Kameraden da, der ist nicht so ehrgeizig und wird höchstens einmal Hauptmann von tapfern Soldaten."

„Ja wohl Hauptmann, aber noch lieber General, es leben die Soldaten, die führen ein freies Leben." — „Also auch Du bist ehrgeizig und strebst nach Höherem? Sonderbare Menschen! — Nun, es wird die Zeit der Schlachten kommen und sie ist vielleicht näher, als Du glaubst."

„Wohl" — begann jetzt der älteste von den drei jungen Leuten — „wohl treten wir erst noch in das Leben und in die Welt hinein und mancher Sturm mag uns noch erwarten. Ihr habt solches nicht zu fürchten; denn Ihr lebt im stillen Kloster, habt Euer Herz verschlossen den Sorgen und dem Ehrgeize der Welt und habt mit ihr Eure Rechnung abgethan."

Der Oratorianer seufzte, sah nachdenkend vor sich hin und sein Gesicht nahm einen eigenen Ausdruck von Rührung und Ingrimm an; dann sprach er: „Meine jungen Freunde, es wird noch mancher Tag und manche Nacht kommen und wer weiß, was geschehen kann. Des Lebens Wege sind gar sonderbar. So habe ich ein Seemann werden sollen und bin nun ein Mönch. Sonderbar! — Und beinahe wäre — —. Ja, vielleicht —! ich sage Euch" —. Er hielt einige Minuten inne und fuhr dann fort: „Lebt wohl, meine jungen Freunde! der Mensch denkt, Gott lenkt! Wir werden uns, das glaube ich fest, später noch einmal wiedersehen und zwar in ganz andern Verhältnissen, als jetzt. Ich sage Euch, es werden große Dinge geschehen. Lebt wohl!"

Er entfernte sich schnell.

Ein Jahr darauf saß der Erste der drei jungen Leute in der Bude seines Onkels und träumte zwischen Pu-

derschachteln und Pomadetöpfen von der Zukunft; der Zweite stand im Laden, wog Lichter ab und verkaufte Zucker, und dachte dabei, wie er es wohl besser haben könnte, wenn er nur reicher wäre; der Dritte trat als Freiwilliger zu einem Regimente, und der Pater Oratorianer explicirte nach wie vor das „beatus ille, qui procul negotiis" des alten Horatius.

Die Zeit aber änderte Alles. Noch ein Paar Jahre später, hatte der Erste seine Pomadetöpfe, der Zweite seine Zuckerhüte, der Dritte seine Vaterstadt und der Vierte sein Oratorium verlassen. Alles war anders geworden; es hatten sich Ansichten, Grundsätze und mit ihnen die Verhältnisse geändert. Was jetzt geschah mit den vier Nantesern, wollen wir hier nicht erzählen; denn es würde zu weit führen. Die Geschichte jener Zeit ist überall reich an Wechsel und Begebenheiten.

Zwanzig Jahre nach jenem Tage fanden die vier Nanteser sich wieder in der stolzen Hauptstadt. Wie verändert hatte sich Alles! Die Prophezeihung des Oratorianers war pünktlich eingetroffen. Alle hatten mancherlei Schicksale erduldet und waren auf sonderbare Weise gerade dahin geführt worden, wohin sie zu gelangen schon so lange gewünscht hatten. Der Erste war Soldat, Chirurg, Arzt, Professor und endlich Mitglied der Akademie der Medizin geworden. Der Kaiser Napoleon hatte ihm Würden und Titel verliehen und ihn seiner Freundschaft nicht unwerth gehalten; die Dichter hatten seine Uneigennützigkeit, seine Menschenliebe und seine Aufopferung besungen; ganz Europa hatte ihn aus seinen Schriften kennen gelernt und in Asien und Afrika war sein Name bekannt geworden. — Es war der Arzt Pariset.

Der Zweite, welchem sein Spezereiladen bald zu enge wurde und den sein Speculationsgeist zu Unternehmungen antrieb, hatte sich erst als kleiner, dann als großer Lieferant hervorgewagt, und war endlich Generallieferant für die Armee geworden. So war er zum Besitze eines ungeheuren Vermögens gekommen und besaß, was er einst als Knabe schon gewünscht hatte, Paläste, Gärten, Diener und prächtiges Hausgeräthe. Um seine Gunst bewarben sich die Großen und mit seinem Gelde wurden Kriege geführt und Armeen gerüstet und man nannte ihn den reichen Finanzier — Ouvrard.

Der Dritte und jüngste von den Dreien war zuerst dem General Hoche in die Vendée gefolgt, hatte dann unter Massena bei Zürich gestritten, darauf unter dem größten Feldherrn des Jahrhunderts, bei Jena, an den Ufern der Beresina, bei Hanau, unter den Mauern von Paris und endlich bei Waterloo. — Er war es, der die alten Legionen, vor denen Europa so lange gezittert, angeführt, er war es, der bei Waterloo die Fahnen des großen Kaisers nicht sinken ließ und der ausrief: „Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!" — Das war der General Cambronne.

Und der Oratorianer? Aus ihm war ein wilder Klubredner, dann ein Deputirter des Konvents, darauf ein Prokonsul, ein Gesandter, ein Minister, ein Senator, ein Herzog und ein Statthalter von Rom geworden. Darauf hatte man ihn den, welcher ihn erhoben, stürzen gesehen; das Staatsruder war in seine Hand gekommen; er unterhandelte mit fremden Mächten; er erschien wieder mit seinem alten Herrn, gegen den er, wo es Noth that, aufzutreten wußte; er schrieb den Ständeversammlungen Gesetze vor, beherrschte die Ansichten und lenkte, wie es ihm beliebte, die öffentliche Meinung. Ferner hatte man ihn, als Chef der provisorischen Regierung, das Schicksal von Frankreich in seinen Händen halten, mit den alliirten Mächten kapituliren, als Vermittler zwischen Frankreich und dessen König auftreten, der Monarchie drohend gegenüber stehen, die Zügel des Staatsruders ergreifen und vierzehn Millionen aufhäufen gesehn.

Dieser Oratorianer, der vor zwanzig Jahren das „beatus ille, qui procul negotiis" seinen Schülern explicirt hatte, war — der vormalige allmächtige Polizeiminister Napoleons, Fouché!

Miszellen.

Jede Stunde der Existenz des Ministeriums Périer kostet den Steuerpflichtigen Frankreichs 185,185 Franken und 18 Centimen.

Paganini hat in Irland 1560 Pfund Sterling gewonnen.

Karl X. hatte in einem der Höfe des Jagdgehäges zu Versailles ein Gebäude für seine Jagdhunde aufführen lassen. Diese kosteten ihm jährlich mehrere 100,000 Franken. Jetzt hat man die Primär-Normal-Schule der Akademie von Paris dahin verlegt.

Zu Trenton (Nordamerika, Staat New-Jersey) wurde vor Kurzem der zweite Sohn Mürat's, des Exkönigs von Neapel, mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Major's Fraser aus Südkarolina vermählt.

Sir Walter Scott hat sich auf einem Schiffe der Regierung eingeschifft, um den nächsten Winter in Neapel zuzubringen. Seine Tochter begleitet ihn.

Louis Philipp hat die Tuilerien bezogen. In einem Gemache waren noch liliendurchwirkte Tapeten. Er befahl, sie herunter zu nehmen. Seit einem Jahrtausend waren sie das Wappen der französischen Könige, der Ahnen des Roy-Citoyen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart, den 12ten October 1831.

In welcher Zeit wir auch leben, verehrter Freund, nichts wird mehr geachtet als was politisch oder cholerisch ist. Zwei neue politische Zeitungen sind hier entstanden, die Donau- und Neckarzeitung und die Stuttgarter allgemeine Zeitung, aber beide — so wie alle übrigen, welche hier erscheinen — duften auf allen Seiten nach der Cholera oder nach Mitteln dagegen. Kommen Sie, in welchen Buchladen Sie wollen — Sie sehen überall „Unfehlbares Mittel gegen die Cholera" oder — „Die Errettung von der Cholera" oder „Erzählung eines Geistlichen, welcher während der Cholera ꝛc. ꝛc. — Ferner „Polens große Woche" oder „Polens großer Freiheitskampf" u. s. w. So theilnehmend wir jedoch hier immer gegen die braven Polen gesinnt sein mögen, so geht uns doch, wie billig, die Cholera über Alles, und eine Zeitung, in welcher die Schreckenskrankheit nicht besprochen wird, legt man achselzuckend aus der Hand und sagt „es steht nichts darin!"

In furchtbarer Angst ward unsere gute erste Haupt- und Residenzstadt durch einen höchst entsetzlichen Vorfall gestürzt. Ein sehr kluger Mann hat gemerkt, daß die Cholera vom Ganges aus, immer an den Flüssen — am Amu oder Orus, an der Wolga, am Dniepr, der Beresina, der Weichsel, der Spree, der Donau u. s. w. fortgeschlichen, nun freute sich schon alle Welt, hier frei davon zu sein, da unsere Vorfahren so überaus klug gewesen sind, die Haupt- und Residenzstadt eine halbe Meile von dem Hauptstrome des Landes, dem Neckar, abzubauen, man hoffte, die böse Krankheit würde unseren Nesebach, der nur mit großer Mühe dahin zu bringen, daß er eine Mühle treibt, nicht für einen Fluß ansehn, da ergibt sich, daß der Neckar schon vergiftet ist. Es wurden nämlich in Eßlingen am Neckar Fische bemerkt, an der Oberfläche des Wassers, so sorglos schwimmend, daß man sie mit den Händen fangen konnte — beim Oeffnen derselben fand man, daß sie inwendig brandartig angegriffen und ganz schwarz waren. Jetzt hieß es — das sind die Vorläufer der Cholera, das sind vielleicht die Träger derselben. Nicht sobald hatte man dieß erfahren, als auch schon mehrere Krankheitsfälle in Eßlingen und allen Städten am Neckar sich ergaben, welche nichts Anderes als die Cholera sein konnten. — Da hätten Sie Stuttgart in Verzweiflung sehen können! Ein berühmter Mann, Hof- und Leibarzt L..., erließ weitläuftige Verordnungen, in denen Flanell von außen und Kamillenöl von innen die Hauptrolle spielen — werden Sie mich nicht für einen Lügner halten, wenn ich Ihnen sage, daß binnen zwei Tagen die Preise des Wollenzeuges so stiegen, daß kein Unbemittelter sie mehr kaufen konnte — ja daß in vier Tagen alle Vorräthe erschöpft waren — werden Sie mir glauben, daß die Unze Camillenöl, welche sonst zwei Thlr. sächsisch etwa kostete, jetzt mit vier Louis'dor bezahlt wird? Ein Fall, der — nebenbei gesagt — von der Regierung nicht geduldet werden sollte, indem die Taxen für den Apotheker schon so hoch angesetzt sind, daß er für jeden möglichen Fall gedeckt ist, ohne noch eigenmächtig sie zu steigern! *)

Sie, welcher Sie dem Kriegsschauplatz dieser Menschen mordenden Krankheit näher sind, finden Sie denn unter Ihren Landsleuten auch solche kindische Furcht, wie man hier wahrnimmt? Ich sollte kaum glauben, daß es möglich sei! Gewiß haben sich bei Ihnen noch nicht Auswanderungsgesellschaften gebildet, wie hier, — welche meinen, daß jenseits des Rheins alles Heil zu finden sei. Sie wollen fort, sobald die Cholera bis München oder bis Augsburg gedrungen ist, sie wollen ihren Stab auf's andre Ufer des deutschen Flusses setzen und hoffen dann, unter dem Schutze der mannhaften Franzosen sicher zu sein; um aber ihr Schwaben auch dort nicht zu vermissen, wo sie in Zukunft sind, haben sie sich klubweise vereint; alle diejenigen, welche am Dienstag und am Freitag ein gewisses Bierhaus, oder diejenigen, welche Montags und Donnerstags ein gewisses Weinhaus besuchen, haben sich zusammen gethan (wie die Leute hier sagen) um die Reise mit einander zu machen, um gleich in Nantes, in Rheims, in Dijon wieder ein mit ihres Gleichen gefülltes Bierhaus zu haben, in dem sie auf gut Schwäbisch — Faber d' Kollera schwäze kenne. „Difficile est satyram non scribere" soll einmal ein gewisser Herr Horaz gesagt haben.

Bei all' dem Schrecken und der Angst vor der gefährlichen Krankheit machen unsere Damen doch die neuesten Moden, und unsere Journalisten den neuesten Lärmen mit. Die neueste Mode besteht nicht — wie Sie vielleicht meinen werden, in weitläuftigen Aermeln und kurzen Röcken, sondern darin — schief — bucklig, krumm, verwachsen zu sein!!

(Beschluß folgt.)

---

*) Was verursachte den Lärm? Der Weißfisch (Liprinus nasus Lin.) sieht inwendig etwas schwärzlich aus, wie jede Köchin weiß; ein Arzt, in die Küche riechend, hielt dieß für den Brand und jagte seinen Landsleuten solchen lächerlichen Schreck ein.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 275. (II. Jahrg.) Freitag, den 18. November. **1831.**

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Werke:

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Sonderbar genug, als Freund und Hofmaler Karl's V. stand er in engem Briefwechsel mit allen Reformatoren damaliger Zeit in Deutschland und in der Schweiz, und alle waren Freunde zusammen: ja er verfertigte 1526 ein vortreffliches und von allen Kennern als meisterhaft gerühmtes Schaustück auf Luther, auch auf seinen Freund Pirkheimer und stach das Bildniß Melanchthon's glücklich und sehr schön in Kupfer.

Sein verdammtes, zankſüchtiges, geiziges und argwöhnisches Weib war, wie schon gesagt, die einzige Ursache seines frühen Todes: ihre Habgier überstieg alle Grenzen, keine Vorstellungen halfen, er mußte immerfort arbeiten, und sie quälte ihn, im wahren Sinne des Worts, zu Tode. Seine letzten Lebenskräfte schwanden, in einer völligen Auszehrung sich auflösend. Tausende weinten um ihn. Dennoch hinterließ er seinem bösen Drachen 6000 baare Gulden. Auf dem Kirchhofe bei der St. Johannis-Kirche zu Nürnberg ruhen seine Gebeine unter einem schlichten Grabsteine. Der dankbare und patriotische Sandrart erneuerte 1681 sein Grabmal und schmückte dasselbe mit einer messingenen Tafel, worauf er eine passende Inschrift setzte, deren Anfangsworte:

„Vixit Germaniae suae Decus Albertus Durerus.“ —

Albrecht Dürer entwarf seine Kunstwerke immer sehr glücklich, mehr nach der Natur als nach dem Ideal, stellte die Gruppen meisterhaft hin, zeichnete wirklich im großen Styl, schlug die Falten breit darnieder, führte seine Gemälde mit einem unglaublichen Fleiße aus, und gab seinen Schöpfungen den höchsten Grad der Vollendung durch das frische Auftragen der blendendsten Farben. Sanft ruhe seine Asche!

Ueber sein Werk über die Meßkunst fällte der gelehrte Erasmus, den er oft genug abkonterfeit, das nachfolgende lustige Urtheil:

„Ist sein Buch gleichwohl deutsch geschrieben, so ist es doch gründlich gelehrt.“

„Liber germanice quidem, sed eruditissime scriptus, in quo priscos hujus artis heroas imitatus, multa praeclara tradidit de mysteriis graphicis.“ *)

Auf der königlich sächsischen Gemäldegallerie zu Dresden, deren Inneres zur größten Freude aller Kunstliebhaber jetzt völlig umgeändert, anders vertheilt und in ein besseres Licht gestellt wird, befinden sich mehrere kostbare Gemälde von ihm, unter andern ein Brustbild mit einem Hute auf dem Kopfe und einem Briefe in der Hand, das Gesicht sehr ausdrucksvoll, und Viele glauben, daß es seinen Freund Lucas von Leyden vorstellen soll. Der Grund ist hell, die Figur kommt deutlich heraus, die Wirkung ist mächtig, und es scheint, daß Raphael ihn in der Manier nachgeahmt, wodurch seine Portraits so viel Wunder hervorgebracht. — Ferner sieht man hier eine kleine Kreuztragungsgeschichte Christi, auf Holz, grau in grau, mit vielen Figuren wunderbarlich schön von ihm und fleißig gearbeitet, (breit 1 Fuß 4 Zoll, hoch 1 Fuß 1½ Zoll.) — Dann bemerkt man den Herrn Christus mit der Dornenkrone auf einem Steine sitzend, in ganzer Figur (hoch 2 Fuß, breit 1 Fuß 6 Zoll auf Holz.) — Noch ein anderes heiliges Stück: ein betender Greis, mit einem Todtenkopf in den Händen, vor ihm ein Buch und eine Sanduhr auf dem Tische, (auf Holz, hoch 2 Fuß 8 Zoll, breit 2 Fuß 1 Zoll.) —

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Erasmus Roterodamus in Dialogo de recta latini et graeci sermonis pronuntiatione.

Taschenbücher für das Jahr 1832.

Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Dritter Jahrgang. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. VI. und 389 S.

(Beschluß.)

Beinahe unübertrefflich, wie in Gedanken so in Ausdruck, sind Platen's fünf Oden: „der bessere Theil," „an Karl den Zehnten," „der Vesuv im December 1830," „Loos des Lyrikers," „Herrscher und Volk." Ein Gleiches läßt sich von seinen Gelegenheits- und andern beigesteuerten Gedichten behaupten, und wir bemerken nur noch, daß in allen eine politische Tendenz vorherrschend ist, wie es denn auch heutiges Tages bei dem wahren Dichter nicht anders sein kann.

Was nun die übrigen in unserem Musenalmanache enthaltenen Gedichte betrifft, so paßt auf sie im Ganzen Platen's Epigramm:

„An die Poetaster.

Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz."

Unter den neun und zwanzig, theils bekannten, theils unbekannten Dichtern, die hier Wohnung gemacht haben, nennen wir zuerst L. Tieck, der einen wortreichen und nicht gedankenarmen, aber formlosen Prolog zur Aufführung des Faust von Goethe bringt. Ferner verdient Erwähnung Riemer, dessen „kleine Gedichte" manches Witzige, Anmuthige und Wahre neben Platterem und Unbedeutendem enthalten, wie:

„Wohnt Einer blos zur Miethe hier,
So muß er stets besorgen:
Gekündigt werd' ihm das Quartier,
Sei's heute nicht, ist's morgen.
Da wir uns nun in Gottes Welt
Als Inquilinen finden,
Wie bald kann's sein, daß Ihm gefällt,
Die Herberg' aufzukünden!"

Und:

„Das Echo nicht, die Echo heißt's, als Frauenzimmer,
Und das mit Recht, das letzte Wort behält sie immer."

Daß Riemer Goetho-Korax ist, beweisen: „die Kunstrichter." Von ihnen oder Ihm heißt's:

„Alle, die Ihn recensiren,
Critisiren, Censuriren,
Excerpiren, Extrahiren,
Viel Papier damit verschmieren —
Wenn wir sie auch numeriren,
Zu einander dann addiren,
Mit sich selbst multipliciren,
Das Quadrat davon formiren,
Es zum Cubus potenziren
Und das Facit auffummiren —
Wird ein Goethe resultiren?"

Aus Rückert's „Stimmen des chinesischen Volkes, dem Deutschen angeeignet" folgende Wahrheit:

„Die Thiere leben feiner
Als Menschen zu dieser Frist;
Da unter den Menschen keiner
Des andern Freund mehr ist!" —

Sonst haben noch einzelnes Hübsche geliefert: Chamisso, Anast. Grün, L. Harlisch, U. Hegner, Hoffmann von Fallersleben, R. H. Klausen, J. Mosen, ein Talent, das in der Novelle bedeutend zu werden beginnt, L. Schefer, obgleich sein Laienbrevier der sichtbaren Abstammung von brevis stark widerspricht, Simrock und W. Waiblinger. Auch in E. M. Arndt's Dichtungen ist manches Anziehende, aber es steckt tief unter dem Schutte des Langweiligen und Alltäglichen vergraben. Zu denen aber, die ihre Beiträge zur Schonung ihrer Ehre lieber für sich hätten behalten sollen, gehört — o Wunder über Wunder! — auch der große unsterbliche Kritiker oder Vater der Kritik Wolfgang Menzel. Er besingt — o Wunder über Wunder! — die Liebe in zwei Gedichten oder vielmehr Gedichtchen, in deren erstem: „Zur Rosenzeit," Manches recht kunstreich zusammengereiht, was aber weder aus wahrer Empfindung geflossen ist, noch Empfindung erwecken kann. Das zweite noch kürzere: „Bei der Linde," lautet also:

„Wie die Linde
Sich im Winde
Sanft bewegt und in die Lüfte
Haucht die warmen Blüthendüfte,

So muß Liebe
Gegenliebe
In ein inniges Vergnügen
Und in Duft der Dichtung wiegen."

Man urtheile, ob eine solche Kleinigkeit eines so großen und sich so groß machenden Mannes, wie Menzel, werth ist. Dieß bis hieher! Will übrigens Jemand, uns und unseren Worten übelwollend, Schlegel's Epigramm:

„Bücher und Recensionen.

Langweilig; formlos; breit; die Resultate Nieten;
Hierin kann Recensent den Autor überbieten."

auf uns deuteln, so sei ihm das unbenommen; nur bedenke er, wie dieß genannte Ueberbieten bei der rudis indigestaque moles von Gedichten in diesem Almanache kaum möglich ist, wie eine Niete immer eine Niete bleibt und wie sie auch von dem Recensenten zu keinem Gewinne gemacht werden kann. Zugleich ersieht man aber auch aus dieser rudis indigestaque moles von Gedichten, was man von dem stolzen Herrn Amadeus Wendt, Professor in Göttingen, zu denken hat und wie sehr ihm zu einem Her-

ausgeber eines Musenalmanachs Urtheilskraft, Geschmack und Musengunst, also ziemlich alle Erfordernisse fehlen. Sein Beitrag erregte unser Mitleid mit seinen Schwächen. —

Die Ausstattung durch die Buchhandlung ist äußerst lobenswerth, rein, sauber und fein.

Ed. B.

Nachtrag zu Nr. 257. des „Planeten" oder Irrthum über Irrthum.

Zu Gunsten des Berliner Censors und seines von mir getadelten: „Ne imprimatur" ist ein Hr. Wilhelm Otto, nescio qui Lipsiensis, eingekommen. Er behauptet:

1) „Die Stelle Q. 1, 5, 50. beweis't geradezu für den Censor und gegen Hrn. B. Ohne alle Widerrede tadelt Q., wenn Einer beim Verbieten non feceris statt: ne feceris sagen wollte. Non negiert, sagt er, ne verbietet. Dieß ist, wenn ich irgend recht sehe, der Sinn der Worte des Q. und kein anderer; obwohl Hr. B. die Sache umgekehrt zu verstehen scheint." —

Ich bemerke dabei, daß es in Quintil. Instit. orat. I, 9. (nicht 5.) vollständig also heißt: „Nam et an et aut coniunctiones sunt, male tamen interroges, hic aut ille sit. Et ne ac non adverbia, qui tamen dicat pro illo ne feceris non feceris in idem incidat vitium, quia alterum (ne feceris, d. h. thu's nicht!) negandi est, alterum (non feceris d. h. Du sollst es nicht thun!) vetandi. Daß ich die Sache nicht umgekehrt habe, und den Gebrauch des pronominis alter — alter (der Eine — der Andere) wohl kenne, beweise Hrn. Otto derselbe Quintilian (IX, 4.): Nam rhythmi, i. e. numeri, spatio temporum constant, metra etiam ordine, ideoque alterum esse quantitatis videtur, alterum qualitatis etc., und Cicero (Or. 3, 17.): A Platone Aristoteles et Xenocrates profecti sunt, quorum alter (der Erste) Peripateticorum, alter (der Zweite) Academiae nomen obtinuit. Mehrere Stellen anzuführen, wäre unnöthige Raumverschwendung. — Wie aber könnte denn, wenn Hr. O. richtig gesehen hätte, und Quintil. wirklich des aufgedrungenen Tadels schuldig wäre, derselbe Quintil. so ganz und einzig-richtig sagen (Instit. orat. I, 1.): „Non assuescat ergo puer (ne dum infans quidem est) sermoni, qui dediscendus sit" und (ibid. IX, 4.): „Non igitur durum sit, neque abruptum, quo animi velut respirant ac reficiuntur?" Warum hat denn Hr. O. diese beiden Stellen nicht berücksichtigt, da er sich einmal die Mühe gab, den Quintil. nachzuschlagen und sich berufen fühlte, mich zu meistern?

2) „Es muß allerdings zugegeben werden, daß ne und non im Falle des Verbietens promiscue bei den Alten vorkommen. Dennoch scheint das ne vorzüglicher, als das non. Man braucht nur veto, interdico oder ein ähnliches Wort zu suppliren, um dieß begreiflich zu finden." —

Ich entgegne darauf: Die Behauptung, daß ne und non promiscue gebraucht werden und gebraucht werden können, spricht geradezu aller Sprachphilosophie Hohn und ist auch der augenblicklichen Beachtung unwerth. Es muß Fälle geben, wo ne allein richtig, und wiederum Fälle, wo non allein richtig ist. Wer aber zu jener Behauptung noch hinzufügen kann: „ne ist vorzüglicher, als non," der bezeugt von sich selbst, wie er etwas nur nach sorgsamer Abzählung an den Fingern zu beurtheilen weiß. Die Elementarlehre einer philosophischen Grammatik aber lehrt: Die Verneinung mit non geht auf etwas Factisches, die Verneinung mit ne auf eine Vorstellung, non ist die objective, unabhängige, unbedingte, ne die subjective, abhängige, bedingte Verneinung. Was übrigens Hr. O. vom Suppliren beibringt, das kommt um einige Jahrzehente zu spät. Wir sind — Gott sei Dank! — auf dem Felde der Sprachwissenschaften über die Zeiten hinaus, wo man Zuflucht und Heil im Suppliren suchte, und wer je eines Gottfried Hermann Schriften las oder ihn selbst hörte, wird weder sich noch Andere in dieselben zurückversetzen mögen. — Zum Ueberflusse wollen wir hier noch ein Paar Stellen anführen, welche, neben den obigen Quintilianischen, Hrn. O. beweisen, daß ne und non nicht promiscue gebraucht werden können, in denen ne nicht nur nicht „vorzüglicher" ist, als non, sondern auch ne nur nach der Meinung eines besseren Wissens Bedürftigen substituirt werden kann. Tacit. H. 1, 84. heißt es: „Caput Imperii, et decora omnium provinciarum, ad poenam vocare, non hercle illi, quos cum maxime Vitellius in nos ciet, Germani audeant, d. h. die Germanen sollen es wahrlich nicht wagen." Welcher, mit dem Geiste der lateinischen Sprache Vertrautere, wird wähnen, es habe hier („promiscue") auch ne stehen können, oder ne sei vorzüglicher? Es mußte hier non stehen! Plin. H. N. 24, 8. 5. 32. sagt: „Virgam populi tenentibus, intertrigo non metuatur," wozu die Stelle ibid. 9, 5. 38.: Virgam (viticis) qui in manu habeant, negantur intertriginem sentire" die natürliche Erklärung gibt: man darf, man soll nicht fürchten. Ist eine Otto'sche Möglichkeit oder Vorzüglichkeit vorhanden, daß hier ne für non gesetzt wird? — Vernünftiger Weise: nein! Ferner Ovid. Art. III, 129.: „Vos quoque non caris aures onerate lapillis — non sint sine lege capilli," gerade wie Plin. 29, 1. s. 3.: „Non sint artis ista, sed hominum," wo Hardouin die Erklärung beifügt: „Non sint sane ista (venenorum insidiae) imputanda arti, sed improbitati hominum potius." —

3) „Es ist grundfalsch (so?!), wenn Herr B. behauptet: Ne drücke den Wunsch, daß etwas nicht Statt finden möge, oder, wenn es Statt findet, nicht Statt finden möchte, bedingt, aus, non hingegen nur im Gegensatze des Positiven und unbedingt; Wunsch und Bitte würden dabei zum Gesetz u. s. w. Der Censor hat seiner Würde nichts vergeben, als er: ne imprimatur schrieb. Denn daß ne gar wohl ein gesetzliches Verbot

ausdrücke, beweisen eine Menge römischer Gesetze. So heißt es in den zwölf Tafeln: Privilegia ne irroganto; De capite civis Rom., nisi per maximum centuriatum, ne ferunto; Hominem mortuum in urbe ne sepelito, neve urito u. s. w. In der lex Julia de annona steht: Ne quis contra annonam fecerit u. s. w., in der lex Voconia: Ne quis heredem virginem neque mulierem fecerit. Diese zwei letzten Beispiele sind besonders triftig, weil in ihnen das bestrittene (wie so?) ne feceris wörtlich vorkommt. (Deshalb?) Der Berliner Censor drückte sich, in individueller Hinsicht, gerade stärker aus durch sein ne, als wenn er (was er freilich auch konnte) non gebraucht hätte. His utere mecum!" (Nein, Hr. Otto!)

Ich entgegne: über das Otto'sche mir in's Gesicht geworfene „grundfalsch" muß ich — recht herzlich lachen. Meine Regel ist und bleibt grundrichtig. Lieber wäre mir's freilich, ich hätte den Zusatz: „der Wunsch und die Bitte verschwinden dabei und werden zum Gesetz," weggelassen, oder ich hätte dem Gesetz die Eigenschaftwörter: positiv, absolut, bestimmt, auf eine bestimmte Person, Sache u. s. f. streng, gleichsam δεικτικῶς bezogen beigefügt. Doch hätte mir diese Wiederholung aus dem Vorhergehenden bei Hrn. O. wohl auch nichts genützt. Mit den angeführten Gesetzesstellen hat es allerdings seine, d. h. die von Hrn. O. bezeichnete Richtigkeit, und ne drückt ein gesetzliches Verbot aus. Aber Hr. O. bedenke gefälligst, daß die XII Tafeln und alle Gesetzgeber beim Gesetzgeben, um möglichst umfassende Gesetze zu geben, sich die verbietbaren, ungesetzlichen Handlungen nur im Allgemeinen vorstellen; daß sie nur das Alles verbieten können, was geschehen könnte, nicht etwas Einzelnes, was nach irgend einem bestimmten Willen wirklich geschehen soll; daß sie, von dem Daseienden, Wirklichen, Factischen abstrahirend, das Denkbare und Mögliche umfassen; daß sie es mit ungesetzlichen Handlungen aus einer bestimmten Sphäre überhaupt, nicht mit einzelnen, bestimmten, gleichsam vorliegenden Handlungen aus dieser Sphäre zu thun haben; daß sie Handlungen, nicht die Handlungen berücksichtigen. Wir glauben uns so deutlich und faßlich ausgedrückt zu haben, daß die Richtigkeit unserer Ansicht von nur einigermaßen hellen Augen erkannt werden muß. — Das allgemeine Gesetz heißt: „Ne interficias." Wenn mich aber ein wüthender Polenfreund fragt: „Imperatorem N. numne interficiam?" so muß ich als guter Christ und guter Lateiner antworten: „Non interficias." Antwort' ich: „Ne interficias," so vergeß' ich, daß hier nicht von einer nur denkbaren, vorgestellten, möglichen Handlung die Rede ist, sondern von einer Handlung, welche in's Dasein, in die Wirklichkeit eintreten soll, daß ich nicht eine Handlung zu verhüten habe, welche ausgeführt werden könnte, sondern eine solche, welche ausgeführt werden soll, daß ich einem entschiedenen Willen mit positiver Entscheidung entgegentreten muß. Ebenso ist es in Beziehung auf einen Censor. Das allgemeine Instructionsgesetz für die Censoren heißt: „Ne impia imprimantur." Wenn aber einem Censor eine Schrift verdächtigen Inhalts mit der von selbst verstandenen Frage: „Num hic liber, qui impia continet, imprimatur?" vorgelegt wird, so muß der Censor antworten: „Non imprimatur." Thut er es nicht und sagt er: „Ne imprimatur," so vergißt er, daß hier nicht wie bei dem instruens oder instructor von impiis, welche zum Druck gefördert werden könnten oder möchten, überhaupt, sondern von einzelnen bestimmten impiis die Rede ist, welche nach dem entschiedenen Willen des Schriftstellers gedruckt werden sollen, und daß er diese impia als vom Staate dazu Bevollmächtigter und als Executor der Gesetze stark und streng zurückweisen muß. Will er sich aber dieser Vergessenheit nicht zeihen lassen, so zeiht er sich wenigstens selbst des Mangels an tieferem und besseren Wissen in der lateinischen Sprache, und wer nicht eines ähnlichen Tadels theilhaftig werden will, enthalte sich jedes Wortes zu Gunsten des Censors.

Daß es also mit der Otto'schen Triftigkeit der Beispiele, wo „ne quis fecerit" vorkommt, nichts ist, daß diese Beispiele nach der von mir hier aufgestellten, bekannten Theorie von ne und non nicht gegen mich sind, daß ich sie nicht für „grundfalsch" zu erklären brauche, um vollkommen Recht zu behalten, leuchtet jedem Sachverständigen von selbst ein.

Wer mir ferner sagt: ne verneint, in irgend einer Hinsicht, stärker als non, den erklär' ich vor der ganzen Welt für einen Ignoranten in der lateinischen Sprache, und für nichts viel Besseres den, welcher den Indifferentisten in den alten classischen Sprachen sowohl selbst spielen, als Andere spielen lassen will. Gesner sagt in seinem Thesaurus unter „non" sehr naiv: „quod (die Verbindung des non mit dem Conjunctiv und Imperativ) vulgo ignorant grammatici."

Alles, was ich Hrn. O. auf seine Erwiederung zugebe, und zwar gern zugebe, ist: daß sich in tausend Fällen die Nothwendigkeit, das einzelne, besondere Verbot von dem allgemeinen Verbot zu unterscheiden und dem non vor dem ne den Vorzug zu ertheilen, nicht so sichtbar herausstellt, als in den beiden von mir behandelten Beispielen — wo von der Unzulässigkeit eines Kaisermords und des Abdrucks einer impia, d. h. größere oder geringere Beleidigungen gegen Religion, Staat, Menschenwürde und Menschenrecht enthaltenden Schrift gesprochen wird — und daß darum, in den bezeichneten Verbindungen, ne gebräuchlicher oder „vorzüglicher" als non zu sein scheint.

Schließlich sage ich Hrn. Otto meinen freundschaftlichen Dank für die mir geschenkte Aufmerksamkeit.

Ed. Bönecke.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 276. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 19. November. **1831.**

Villemain über das Leben und die Werke Shakspeare's.

(Fortsetzung.)

Wie viel mächtiger wirkt der vaterländische Geist erst bei den Stücken, wo Shakspeare in seinen Zuhörern alle alten Erinnerungen und Sitten, alle Vorurtheile des Landes erweckt und Orte und Männer wie Richard III., Heinrich VI., Heinrich VIII. mit Namen nennt. Angenommen, daß zur Zeit der ersten Entwickelung unserer Sprache und unserer Künste, ein Mann von Genie, der seinen Worten eine unwiderstehliche Gewalt zu geben vermocht, mit aller Freiheit einer schrankenlosen Handlung, mit aller Wärme einer noch lebenden Tradition, die Rachsucht Ludwigs XI., die Laster des Hofs Carls IX., die Keckheit der Guisen, die Wuth der Ligue auf die Bühne gebracht; daß dieser Dichter unsre Anführer, unsre Parteien, unsre Städte, unsre Flüsse, unsre Provinzen genannt, nicht mit einer leichten Anspielung, mit der harmonischen Sprache der Zaire nicht mit emphatischer Umschreibung, modernem Pomp, wodurch Dübelloy alte Franzosen entstellt, sondern in der rauhen, einfachen Gradheit der vertraulichen Sprache jener Zeit, unveredelt, aber durch das Genie des Zeitalters belebt: solche Stücke würden, einmal aufgeführt, ein unsterbliches Ansehen gewinnen und eine allmächtige Wirkung auf der Bühne hervorbringen. Und doch haben wir nicht, wie die Engländer, jenen Geschmack an alten Annalen, jene Ehrfurcht vor alten Sitten, und vornehmlich nicht jene Störrigkeit des insularischen Patriotismus.

Auch muß man nicht vergessen, daß in England das Theater kein Hofvergnügen, keine für die feinern und delikatern Geister vorbehaltene Ergötzlichkeit ist, sondern immer volksthümlich war und noch ist. Der englische Matrose selbst, nach seiner Rückkunft von langen Fahrten, oder auch in den Intervallen seines abenteuerreichen Lebens klatscht freudig in die Hände, wenn Othello seine Gefahren und seine Schiffbrüche erzählt. In England, wo der Reichthum des Volks ihm die Mittel verschafft, sich die Vergnügungen des Theaters zu erkaufen, die Griechenland seinen freien Unterthanen darbot, in England ist es das Volk, welches das Parterre von Coventgarden und Drurylane erfüllt. Dieses Auditorium ist leidenschaftlich eingenommen für das bizarre und bunte Schauspiel, welches die shakspear'schen Tragödien darbieten. Es empfindet mit unaussprechlicher Gewalt jene energischen Worte, jene Erhebung der Leidenschaft, die aus dem tumultvollen Schauspiele hervorsprudeln. Alles gefällt, Alles entspricht seiner eignen Natur: es erstaunt, ohne Anstoß zu finden.

Nicht weniger Gewalt übt dieselbe Vorstellung, freilich in einem entgegengesetzten Sinne, auf den aufgeklärteren Theil der Zuschauer aus. Diese rauhen Bilder, diese schrecklichen Gemälde, diese, so zu sagen, tragische Nacktheit Shakspeare's interessirt und fesselt die vornehmere Welt Englands schon durch den Contrast mit den Annehmlichkeiten ihres gewohnten Lebens. Es ist dieß eine heftige Bewegung, welche die durch die gesellschaftliche Eleganz abgestumpften Geister wieder etwas zerstreut und erweckt. Diese Bewegung ermüdet niemals; die gräßlichsten Gemälde reizen nur um so mehr. Laßt die Arbeiten und Scherze der Todtengräber im Hamlet nicht weg, schaut einmal diese fürchterlichen Possen an, und ihr werdet Schrecken und Heiterkeit hinter einander über ein zahlloses Auditorium sich verbreiten sehen. Bei dem blendenden, aber etwas trauervollen Glanze der Gaslichter, die den Saal erleuchten, unter dem reichen Staate, der aus dem ersten Range strahlt, schauen die elegantesten Köpfe mit Begierde nach jenen dunkeln Träumen auf der Bühne. Schönheit und Jugend betrachten mit unersättlicher Neugier jene Bilder der Zerstörung, jene kleinlichen Details des Todes. Der bizarre Scherz, der diesen Schrecknissen beigemischt ist, erleichtert dann wieder auf Augenblicke den Zuschauer von dem Drucke, der ihn preßte, und lautes Gelächter erschallt in allen Räumen. Traurigkeit und Freude wechseln auf den kältesten Gesichtern und selbst der Staatsmann lächelt über die Sarkasmen des Todtengräbers, der den Schädel des Hofmanns von dem des Narren zu unterscheiden sucht.

So hat Shakspeare selbst in denjenigen Theilen seiner Werke, die am meisten den guten Geschmack beleidigen, für seine Nation ein unaussprechliches Interesse. Er erweckt in der englischen Imagination Vergnügungen, die nie altern. Er erschüttert und fesselt; er schmeichelt jenen Geschmack am Sonderbaren, dessen sich der Engländer rühmt; er unterhält die Engländer nur von sich selbst, d. h. fast nur von demjenigen, was sie schätzen und lieben. Aber auch von seinem einheimischen Boden abgelöst, verliert Shakspeare noch nicht seine Gewalt. Das ist die Eigenthümlichkeit des Genies, daß seine Lokalschönheiten, seine individuellen Züge den Typus allgemeiner Wahrheit an sich tragen, und daß er, für seine Mitbürger arbeitend, der ganzen Welt gefällt. Vielleicht sind aber die nationalsten Werke zugleich die allgemein ansprechendsten. So waren die Werke der Griechen, die nur für sich schrieben und doch von der ganzen Welt gelesen werden.

Shakspeare aber, in keiner so glücklichen und poetischen Bildungsperiode lebend, bietet bei weitem weniger jene allgemeinen Schönheiten dar, die in alle Sprachen übergehen, und nur ein Engländer kann ihn Sophokles oder Homer zur Seite stellen. Trotz seiner Unwissenheit scheint ihm etwas von der Gelehrsamkeit des sechszehnten Jahrhunderts anzukleben. Ihm fehlt jene liebenswürdige Einfalt einer neugebornen Welt, die Fenelon irgendwo an Homer rühmt; es ist eine zugleich rauhe und doch gekünstelte Sprache; man fühlt darin die Arbeit des menschlichen Geistes, der mühsam sich zur modernen so mannichfaltigen und verwikkelten Civilisation erhebt, die schon in ihrer Geburt von so vielen Fesseln und Erinnerungen gehemmt worden.

Wenn aber Shakspeare sich an den Ausdruck natürlicher Empfindungen hält, wenn er weder pomphaft noch allzufein sein will, wenn er nur den Menschen malt, so muß man gestehen, daß es niemals eine größere Erschütterung uud Beredtsamkeit gegeben hat. Seine tragischen Personen, von dem bösen und gräßlichen Richard III. bis zum träumerischen und phantastischen Hamlet sind wirkliche Wesen, die in der Phantasie leben und deren Spuren nie verlöschen.

Wie alle großen Meister in der Poesie, zeichnet er sich zugleich in der Schilderung des Schrecklichsten wie des Anmuthigsten aus. Dieses rauhe, wilde Genie entwickelt eine ungemeine Zartheit in der Zeichnung weiblicher Charaktere, und kehrt alsdann zur reinsten Schicklichkeit zurück. Ophelia, Catharina von Arragon, Julia, Desdemona, Cordelia, Imogen. Diese rührenden, scharf unterschiedenen Bilder sind von unnachahmlicher Anmuth und reinster Wahrheit, die man von der Ungebundenheit einer so rauhen Zeit und von der Derbheit dieses mannkräftigen Genies nicht erwarten sollte. Ein feiner Natursinn ersetzt alsdann den Geschmack, der ihm oft fehlt, und läßt ihn gleichsam weissagend vorerkennen, was der Bildung seiner Zeit noch fehlte.

Selbst den Charakter des verbrecherischen Weibes weiß er durch gewisse, der Natur abgelauschte, und durch sanftere Empfindungen eingegebene Züge zu mildern. Lady Macbeth, so grausam in ihrem Ehrgeize und ihren Entwürfen, schaudert vor dem Anblicke des Blutes zurück. Sie entflammt zum Morde, aber sie vermag es nicht, ihn zu sehen. Gertrude erweckt trotz ihres Verbrechens Mitleiden, wenn sie Blumen auf das Grab Opheliens streut.

Diese tiefe Wahrheit in den Charakteren, diese feinen Unterscheidungen der Natur und des Geschlechts, die der Dichter so kräftig dahinstellt, rechtfertigen ohne Zweifel die Bewunderung der englischen Kritiker. Aber darf man daraus mit ihnen schließen, daß die Vernachlässigung der Localfarben, die im Shakspeare so häufig ist, eine gleichgültige Sache sei, und daß dieser große Dichter, wenn er die Sprache verschiedener Stände vermischt, wenn er einen Trunkenbold auf den Thron, einen Possenreißer in den römischen Senat versetzt, nur der Natur gefolgt sei und die äußeren Umstände vernachlässigt habe, wie ein Maler, der zufrieden, die Züge der Figur getroffen zu haben, sich nicht weiter um die Drapperie kümmert?

Diese nach der Hand verfertigte Theorie, diese Paradoxen, an die der Dichter gewiß nicht gedacht, rechtfertigen keineswegs jenen nur zu oft und unter allen Gestalten in seinen Stücken wiederkehrenden Fehler. Es ist lächerlich, zu sehen, wie ein gelehrter Kritiker bei der Beurtheilung eines shakspear'schen Stücks in Entzücken geräth über die glückliche Vermischung der Mythologie und der Feerei, der Sylphen und Amazonen Griechenlands und des Mittelalters *).

Noch sonderbarer ist es vielleicht, daß ein berühmter Dichter des achtzehnten Jahrhunderts **) absichtlich und auf eine gelehrte Art diese seltsame Verschmelzung nachahmt, die bei Shakspeare nur zufällige Unwissenheit oder das Spiel einer unbekümmerten Laune ist. Wir wollen den Mann von Genie nur nach der Wahrheit, nicht aber nach einem Systeme loben. So finden wir, wenn Shakspeare oft die Local- oder geschichtliche Wahrheit verletzt, wenn er fast alle seine Gemälde nach der einförmigen Rauhigkeit der Sitten seines Zeitalters malt, daß er dennoch mit einer bewundernswürdigen Energie die herrschenden Lei-

---

*) Diese Ideenvermischungen, diese bunten Costüme waren schon vor Shakspeare etwas sehr Gewöhnliches; er hielt es wie seine Vorgänger, und wendete darauf nicht mehr Aufmerksamkeit. Chaucre's Theseide war ohne Zweifel seine Autorität. Man sieht hier gleichfalls die Sitten des Lehnwesens uud den Aberglauben des Mittelalters auf das griechische Heroenthum übertragen. Theseus, Herzog von Athen, hält Turniere zu Ehren der Damen. Der Dichter beschreibt weitläufig die Waffen der Ritter nach den Gebräuchen seiner Zeit. Wir moquiren uns freilich über solche Anachronismen in den Sitten, aber unsere Tragödien bieten zuweilen ganz Aehnliches dar. Statt daß Iphigenia und Clytemnestra die Blicke der Männer vermeiden und nur von einem Chor griechischer Frauen empfangen werden sollten, sagt Racine selbst, der bewundernswürdige Racine: „Garden, folgt der Königin;" und schiebt so den antiken Sitten das Ceremoniel unserer Zeit unter. Solche Fehler entschlüpfen uns in der Befangenheit moderner Ideen ganz unwillkürlich. Chaucer hatte für seine Zeit dieselbe Entschuldigung.

**) Schiller in der Braut von Messina.

denschaften des menschlichen Herzens darstellt, wie Haß, Ehrgeiz, Eifersucht, Lebensfreude, Frömmigkeit, Grausamkeit u. s. w.

Mit gleicher Kraft weiß er den Aberglauben in der Seele zu erwecken. Wie die ersten griechischen Dichter liebt er die Gemälde physischer Leiden, und hat die Beklemmungen des Schmerzes, die Lumpen des Elends und die letzte und schrecklichste aller menschlichen Hinfälligkeiten, den Wahnsinn, dargestellt. Was ist wohl tragischer als jener offenbare Tod der Seele, der ein edles Geschöpf entwürdigt, aber nicht zerstört. Shakspeare hat sich dieses Mittels, Schrecken zu erregen, oft bedient, und durch eine sonderbare Verknüpfung stellt er den verstellten Wahnsinn eben so häufig dar, wie den wahren, ja in der seltsamen Figur des Hamlet hat er Beide zu vermischen, und die Blitze der Vernunft, die List des verstellten Blödsinns mit den unfreiwilligen Aeußerungen einer verstörten Seele zu verbinden gesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Prag, Ende October 1831.

Fortsetzung und Beschluß eines in Nr. 215 des „Planeten" abgebrochenen Artikels über die Leistungen der im gegenwärtigen Jahre auf dem Prager Nationaltheater gastirenden Künstler.

13) Hr. Jäger vom Stuttgarter Hoftheater sang als Almaviva, Georg Brown, Ramiro (in der Isouard'schen Aschenbrödel) das mehr bekannte als beliebte Thema: „Tempi passati" mit Variationen. Sein zum Benefice, aber nicht zum Vortheil gewählter „Fra Diavolo" dem noch einige andere Debûts folgen sollten, behagte jedoch unserem streng richtenden Publikum so durchaus nicht, daß der Gast, weit entfernt, sein Versprechen — hinsichtlich zweier noch zu gebender Debûts — zu erfüllen, (welche Verpflichtung man ihm gern erließ,) ex abrupto abreiste. Ein ähnliches Schicksal, jedoch noch weit herber, erlebte auf diesen Bretern vor zwei Jahren der bekannte Komiker Carl aus Wien, der in seiner Benefizvorstellung „Tanzmeister Paurel," so tanzen mußte, wie ihm das Publikum pfiff. Gegen Hrn. Jäger ließ es nur durch eine auffallende Kälte, besonders im „Fra Diavolo" (dessen beliebter Repräsentant hier der jüngst engagirte Hr. Damms ist,) merken, daß es sich indignirt fühle, der Aufmerksamkeit des Gastes erst in einer Zeit gewürdigt worden zu sein, als seine Stimme den Einfluß derselben allzusehr bereits erfahren hat, und überdieß Hr. Jäger seinen Beruf als Sänger nur durch ein den meisten Tenoristen eigenes farb- und charakterloses Spiel errathen lassen wollte, was in der Partie des Ramiro am merklichsten hervortrat, wo er durch eine in der naiven Isouard'schen Oper eingelegte Arie von Rossini auch gegründete Zweifel gegen seinen musikalischen Geschmack entstehen ließ.

14) Dlle. Grünbaum vom Hofoperntheater in Wien, sammt ihrer gefeierten Mutter, welche Letztere jedoch nur ein einziges Mal als Gräfin im „Figaro," zum Jubel ihrer aus früherer Zeit — wo sie noch Mitglied des hiesigen Opernpersonales war — zahlreich erworbenen Verehrer auftrat. Die Verdienste dieser einst so eminenten Gesangskünstlerin suchte das dankbare Publikum ihrem Kinde entgelten zu lassen, und in der That erhielt Dlle. Grünbaum eine dermaßen enthusiastische Aufnahme in fast allen ihren Debûts, (welche in den Partieen der „Emmeline," „weiße Frau," „Zerline," „Matilde (im „Tell")," „Pamina," „Cherubin" und „Marie" in Herold's Oper bestanden) wie ihr schwerlich an andern Orten zu Theil geworden sein mag, da weder das auffallend Monotone ihrer Prosa, noch ihre bei weitem nicht zu einer überraschenden Virtuosität ausgebildete Mezzo-Sopranstimme zu jenem Grade von Beifallsbezeugungen, die ihr von dem stets vollen Hause gespendet wurden, ein passendes Verhältniß angeben kann.

15) Dlle. Emmering, ehemaliges Mitglied der italienischen Oper in Dresden, bewährte ihre sowohl in Dresden, wie als Gast auf der Leipziger und Wiener Hofbühne anerkannte, in der besten Schule ausgebildete Altstimme als „Tancred," weit mehr noch als „Isabella" in der „Italienerin in Algier." Der ihr vorausgegangene vortheilhafte Ruf beurkundete sich durch den rauschenden Empfang der jugendlichen Künstlerin — eine nicht jedem Gaste hier erwiesene Aufmerksamkeit — durch besonders in dem zweiten Debût sehr häufig gespendete Beifallsbezeugungen, und stürmisches Hervorrufen nach dem Schlusse an beiden Abenden. Die hier erscheinende Zeitschrift „Bohemia," welche in Anbetracht der wahrhaft gediegenen Aufsätze über die hiesigen Bühnenleistungen eine größere Verbreitung verdiente, enthielt zufällig über die beiden Leistungen des Gastes zwei von verschiedenen Referenten mitgetheilte Kritiken. Die zweite, von dem Hrn. Anton Müller, Prof. der Aesthetik an der hiesigen Hochschule, gelieferte Beurtheilung verräth dießmal nur sehr wenig die bekannte Rigorosität seiner kunstrichterlichen Ansichten, und spricht daher um so deutlicher für die Aechtheit des von Hrn. Prof. Gerle gespendeten Lobes der ersten Leistung, ein Amt, welches er durch zufällige kurze Abwesenheit des Erstgenannten von Prag übernommen hatte. Dem Vernehmen nach soll Dlle. Emmering bald dem hiesigen Opernpersonale beigezählt werden, und der Direction wäre zu einer solchen Acquisition im Voraus Glück zu wünschen *).

---

*) Einen eben als Gast in Prag anwesenden jungen Dichter, Herrn L. A. Frankl, von dessen lyrischem Talente auch der Planet Proben geliefert hat, begeisterte die Erscheinung der liebenswürdigen Künstlerin zu folgendem Ergusse der Phantasie:

„An Fräulein Emmering, als „Italienerin in Algier."

„Vom Sturm' verschlagen nach dem fremden Strande,
Bist Du gefangen — frei durch Schönheit bald.
Kaum fühlst Du es, schlägst And're Du in Bande
Durch Deiner Töne zaubernde Gewalt.
Durch Deiner Augen strahlenreiche Sterne:
Doch wer blieb' Dein Gefangener nicht gerne?" —

16) Den Reihen der dießjährigen Gäste beschloß die Wiener Tänzergesellschaft des Hrn. Occini, der sowohl durch die netten Figürchen des weiblichen Theils seines Personales, als durch den Reiz der Neuheit, welchen seine Pantomimen hier gewährten, an drei und zwanzig Abenden sich stets voller Häuser zu erfreuen hatte.

Theaterbericht aus Paris.

19. October 1831.

(Beschluß.)

Théatre des Nouveautés.

Les Enfans du Pasteur, drame en un acte, melé de complets, de M. Alexandre.

Das Stück spielt in einem Dorfe Sachsens. Der Pastor desselben, Namens Vadel (ein kurioser Name für einen deutschen Pfarrer!) hat drei Töchter. Unter dem angenommenen Namen Georges hat der Sohn des Rathes Eichstädt, die junge Noëmi, eine der Töchter des Pastors verführt, und ist entschlossen, sie um zwei Uhr des Nachts zu entführen. Aber ein Herr Sallard (abermals ein sehr deutscher Name!), baierischer Offizier und Stiefbruder Noëmi's, kommt wie aus den Wolken an, um die Unschuld des armen Kindes zu beschützen. Er erzählt, daß ihn ein Duell zur Flucht gezwungen habe, und nebenbei tischt er auch Geschichtchen galanter Abenteuer auf, die der Sohn des Rathes Eichstädt in dieser und jener Stadt bestanden hatte. Noëmi sinkt in Ohnmacht, und Katharina, eine andere Tochter des Pastors, erschöpft sich mit Sallard in Vermuthungen über das plötzliche Uebelbefinden ihrer, von dem alten Vater weggebrachten Schwester. Da erscheint ein Jäger, ein Freund Katharinens, der in früher Morgenstunde das Gespräch Noëmi's mit dem jungen Eichstädt belauscht hat, und das Geheimniß ihrer Flucht ausplaudert. Bald kommt der falsche Georges, Sallard stellt ihn zur Rede, ein Duell soll statt finden, und während Sallard fortgeht, um Pistolen zu holen, langt eine Estaffette mit einem Briefe an, worin der alte Eichstädt seinem Sohne meldet, die Vadel'sche Familie in Ruhe zu lassen, denn eines der drei Mädchen sei seine (des alten Eichstädt) Tochter. Welche? war im Briefe nicht angegeben. Aus dieser Verlegenheit zieht den verzweifelnden Georges der alte Pastor selbst, welcher ihm sonnenklar beweist, daß die dicke Katharina, die weder lesen noch schreiben kann (die Tochter eines sächsischen Pastors weder lesen noch schreiben können!!!), seine Schwester sei, nicht aber die verführte Noëmi, welche in einem der besten Mädchenpensionate Leipzigs erzogen worden ist. Uebrigens heirathet der junge Eichstädt die schöne Noëmi. Wir würden Ihnen, lieber Herr Redacteur, über dieses elende Machwerk nichts berichtet haben, wenn es nicht bewiese, welche kläglichen und lächerlichen Begriffe die französischen Dramatiker von deutscher Sitte und Lebensweise haben. Das Publikum war gerecht und pfiff das Stück unisono aus.

Buntes.

Ueberall hört man in Sachsen von den 70000 Thalern reden, welche die Erhaltung der italienischen Oper in Dresden kostet, und nicht selten hört man zugleich viel unebene und ungerechte Urtheile. Zum Beweis, daß die neuere Zeit der älteren im Aufwandmachen nachsteht, diene Folgendes aus den churfürstlichen Zeiten. Hofmusik, Oper und Ballet kosteten jährlich im Durchschnitt 300000 Gulden sächsisch oder über 780000 Livres. Einst vermißte der Kurfürst in einer gewissen Oper das schöne Opferfeuer, welches sonst in einem Tempel zu brennen pflegte und mehrere hundert Thaler kostete. Der Intendant sagte ihm zwar auf seine Frage, die heidnische Gottheit müßte sich für dieß Mal mit einem Feuer von zwanzig bis dreißig Gulden begnügen, weil kein Geld mehr in der Kasse sei, aber er gab dennoch den strengsten Befehl, daß bei der nächsten Aufführung dieser Oper wieder wie zuvor die vielen hundert Thaler verbrennt werden sollen. —

Ein guter Schauspieler und eine gute Schauspielerin muß ungemein viele harmonische Bewegungen und Veränderungen der Augen, des Mundes, der Stimme, der Arme und des übrigen Körpers ungemein richtig und zusammenfließend zu verbinden wissen; alle diese Bewegungen und Veränderungen müssen, weil sie harmonisch sein sollen, oft von einander abstechen und sich doch wieder mit einander vereinen, müssen einander gleichsam ablösen, also einander gleichsam tragen und heben, so daß der ganze Körper mit nichts Anderem besser verglichen werden kann, als mit einem Instrumente, wie mit einem Pianoforte, welches Discant und Baß zugleich spielt.

Jede Bewegung der Seele hat gewisse, ihr eigene Mienen, ihren Ton und ihre Geberden (sagt Cicero). Welcher Schauspieler sich in diesen Satz nicht finden kann, der bleibt ewig ein verachtungswerther Stümper.

O Mime, merke: nicht nur der Natur,
Der Kunst auch folg' auf ihrer Charisspur.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 277. (II. Jahrg.) Montag, den 28. November. **1831.**

Die Partheien in Deutschland.

Ein Wort der Warnung für Alle, besonders für die Völker.

Von

Friedrich von Holstein.

Der dieses Wort geschrieben,
Ist Allen unbekannt:
Die Lieb' hat ihn getrieben
Zum deutschen Vaterland.

Er will die deutschen Fürsten
Als Friedensboten schau'n,
Denn Fremde sieht er dürsten
Nach uns, mit Todesgrau'n.

Er will vom deutschen Volke,
Daß es sei treu und wahr;
Dann schwindet jede Wolke,
Die erst am Himmel war.

So tretet Eins zusammen
Für Freiheit und für Recht:
Dann sehet ihr entflammen
Ein schöneres Geschlecht!

Deutschland! Du Land so vieler Tugenden, so vieler Größe seit Jahrhunderten, bei Deinem Anblicke, wie Du jetzt vielfach und allseitig von Partheiungen geplagt und zerrissen bist, muß man von tiefer Wehmuth und wahrem Mitleid ergriffen werden! In einer Zeit, in der heiliger Ernst, treue Liebe zum allgemeinen Wohle bei Fürsten und Völkern obwalten sollte, herrscht Uneinigkeit über Alles und Jedes, und es erheben sich so viele Stimmen des Hasses, des Hohns und Spottes, der Heuchelei und des Lugs, der Aufreizung und der Niedrigkeit einerseits, andrerseits so viele Ausdrücke der Verblendung, der Trägheit, der Besserungsscheu und Schmeichelei, daß es den Wohlmeinenden kaum gelingt, mit ihren Worten der Ruhe durchzudringen, und sie fast sich selbst zum Stillschweigen verurtheilen. Allein die Wahrheit kann nie genug wiederholt werden: sie muß endlich siegen, und wird sie so vorgetragen, wie es ihrer hohen Würde geziemt, so ergreift sie den Fürsten, wenn er in einer stillen Stunde sein Ohr ihrem Zuspruche leiht; sie erleuchtet den Unterthan, der am Heerde über die Pflichten eines Deutschen in bedrängter Zeit nachsinnt.

Eben jetzt ist es noch Zeit, auf das Unheil unserer Partheien und auf die immer dringendere Nothwendigkeit der Einheit und des Zusammenhaltens aufmerksam zu machen: diese Zeit bleibt nicht lange mehr so, und ist sie vorüber, sind die in ihr laut gewordenen Stimmen vergeblich ertönt, wer kann dann sagen, wie weit der Geist der Zwietracht seinen Pesthauch verbreiten wird. Darum gilt es, keck jedem Unrechte entgegen zu treten, und wenn man Anfeindungen deshalb nicht entgehen kann, so treffen sie wenigstens mich nicht: in meiner stillen Klause, wo ich mit Ruhe, wenn auch oft mit Verdruß, das Treiben und Schreiben der Partheien betrachte, verhallt ein solcher Mißton gar schnell und löst sich harmonisch durch das Bewußtsein, daß ich Gutes bezweckte, auf. Nicht Andeutungen, nicht bloße Fingerzeige halte ich für genügend, jede Beschuldigung muß erwiesen werden, damit nicht hinterlistige Verläumdungssucht scheine, was redlicher Eifer für allgemeines Wohl ist.

Viele Jahre schon haben Manche, unzufrieden über nicht erfüllte Versprechungen einzelner Deutscher Fürsten, über die vermeinte Bestrebung zu Reaktionen, über Einschränkung der freien Presse durch Wort, That und Schrift Partheien zu bilden gesucht, was in Deutschland, einem ohnehin getheilten Lande, das sich halb constitutionell ausbildete, halb noch alten Einrichtungen huldigte, um so leichter war. Wir meinen hier beson-

ders die sogenannten demagogischen Bestrebungen, und die darauf bezüglichen Untersuchungen über die einzelnen Bünde. Wenn im Ganzen dem nicht völlig Eingeweihten kein Urtheil zu fällen gegönnt ist, so scheint doch so viel gewiß zu sein, daß politischer Fanatismus und ängstliches Wichtigthun die Sache schlimmer zeigte, als sie im Grunde gewesen sein mag. Allein diese betrübenden Vorfälle waren doch vom minderen Einflusse und im allgemeinen Frieden, in der literarischen Thätigkeit Deutschlands konnte Mißtrauen, Zwist und Unheil keine feste Wurzel fassen.

Der verblendete Karl X. von Frankreich versuchte, durch Gewaltstreiche die von ihm beschworenen Gesetze des eben so großen als kleinlichen Volks umzustürzen. In drei Julitagen fiel er vom Throne, die Nation kannte ihre Pflicht.*)

Alle in Frankreich und andern Staaten darauf folgenden Ereignisse übergehe ich; dem Geschichtschreiber liegt deren Darstellung ob. Aber auch auf Deutschland wirkte das Julibeispiel mächtig ein: es begann allmälig ein Kampf, nicht um Land und Gut, nicht um materielle Besitzthümer, nein, um Grundsätze, um Ideale, um geistiges Eigenthum. Welche waren diese? Wie suchte man sie auszuführen? Welche waren ihre Wirkungen?

Die Hauptgrundsätze, die Prinzipien, um die in ihren Extremen gestritten wird, sind das vom göttlichem Rechte (Aristokratie) und der Volkssouveränität (Demokratismus). Auf beiden Seiten wird heimlich und offen Krieg geführt, überall Partheien, keine will Vermittlung, jede täuscht sich selbst und die Besseren sind oft betrogene Betrüger.

Das göttliche Recht, nach welchem die Fürsten von Gottes Gnaden herrschen, findet in den Kabinetten, bei den privelegirten Ständen am meisten Schutz.

Die unumschränkte Macht des Volks ist bei den Völkern, bei vielen Freigesinnten (Liberalen) als eine ewige Wahrheit angenommen, für sie wird in Ständeversammlungen geredet, für sie in Journalen und Zeitungskorrespondenzen geschrieben. Man verkündet: alle Menschen müßten sich verbrüdern und bei einem großartig gedachten Völker-Familienbunde dürfe doch auch die Deutsche Nation, als eine Nation, nicht fehlen.

Zwischen beide tritt eine Schaar edel und gut Gesinnter auf und ruft: Es gibt eine Vermittlung! Nehmt sie jetzt an, da es noch Zeit ist. Es kann ein Fürst die göttliche Gnade durch Besserung der in seinem Reiche noch obwaltenden Gebrechen, es kann ein Volk seine Macht durch die besonnenen Aeußerungen seiner Vertreter darthun. Das allgemeine Band der Völker ist schon längst da, wenn alle, von gleicher Gesinnung beseelt, sich die Hände bieten zu Frieden, Eintracht, und Mäßigung. Es sind die, so dergestalt reden, die für Reformen Stimmenden.

Wann endlich werden diese angehört werden?

Jetzt tobt laut und ungezügelt die Menge der Vertheidiger der Volksobmacht; ohne selbst zu wissen, wofür eigentlich sie kämpfe, gebraucht sie die Waffen der List, des Trugs, der Verfälschung und was in jenem Grundsatze Wahres liegt, das verderben sie durch ihren Ungestüm und die vielfach ungerechten Mittel. Werfen sie den Fürsten doch alle solche Ungerechtigkeiten vor, die sie selbst nicht weniger zu begehen sich entblöden! Sie wenden sich an die ungeordneten Massen, rufen sie auf, als sei Alles in Gefahr, als gälte es, sich von wüthenden Tyrannen zu befreien, verhöhnen die Gutgesinnten, welche Ruhe, um ihrer heilsamen Folgen willen, lieben, stellen einen Einfluß Rußlands wie ein Schreckbild dar, und pflanzen gern die Fahne Frankreichs auf, das selbst von unseliger Partheienwuth zerrissen wird.

Fragen wir darnach, was sie genützt haben? An ihren Früchten sind sie erkannt worden. Sie senken das Mißtrauen in die Herzen der Völker, welche nun ihren lange geehrten Herrschern nicht mehr wie sonst gehorchen sollen. Woher soll Heil kommen? von oben und von unten. Allein ist der Fürst auf dem Throne nicht auch Mensch? Als solcher nicht zugänglich den Einflüssen und Eindrücken von außen, als solcher nicht für seine gesicherte Existenz besorgt? Die Großen der Krone, die ergrauten Diplomaten, wollen das Alte — Veraltete — ihre Gegner, die unerfahrenen, geben ihnen Blößen genug, der Mißbrauch der Schrift dünkt ihnen Beweis für Einzwängung derselben: wo nun der Fürst nicht Alles selbst beobachtet, da lassen sie ihn ihren Absichten beistimmen, bis plötzlich ein Stoß das ganze morsche Gebäude umwirft — erstaunt blicken Alle um sich und fragen: Gab es denn keinen Halt mehr?

Viel, sehr viel davon haben dann eben die verschuldet, welche, anstatt das reine Wohl der Völker zu wollen, ihren eignen Leidenschaften fröhnen, welche, der leidenschaftlichen Gährung unter der Masse wohl kundig, dieser schmeicheln, für diese schreiben, um — nur ihren Säckel zu füllen. Ist das Unheil, das sie selbst zu bewirken suchten, da, dann ziehen sie sich zurück und sagen: So weit sollte es nicht gehn, wenn man uns verstanden hätte!" — Ihr Elenden; wer den Sturm hervorzaubert, muß ihn zu beschwören wissen — ihr werdet euren wohlverdienten Lohn zuerst davon tragen!

Sollen wir die Organe dieser fluchwürdigen Bestrebungen nennen? Nein — man wühle den Schlamm nicht auf, man greife das Pech nicht an. In Baiern und Baden, in Würtemberg und Sachsen weiß jeder Redliche und Verständige, welche wir meinen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Daß eine Nation dieß dürfe, haben neuerdings treffliche Männer, wie v. Strombeck, v. Rotteck dargethan, allein wo ist eine Gränze? Börne's Briefe aus Paris geben sie nicht an.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

„Adele wurde später meine Frau und hatte schon damals mein Herz gewonnen. Aber selbst die unbefangendsten Augen hätten dem schönen Mädchen gehuldigt. Sie schien die Göttin des Berges und die Blumen des Berges schienen sie zu grüßen. Ich pflückte ihr manchen ihrer Lieblinge, mehr noch pflückte sie sich selbst, und waren wir dann ein gutes Stück hinter den Reitenden zurück, so ließ sie von den kleinen Streifereien nur erst ab, wenn sie sah, daß die Eltern ihrer warteten. Je höher wir aber stiegen, desto schmaler wurde der Pfad. Wir konnten uns nur selten noch neben den Reitenden halten, und Adele, die ihre Kraft vielleicht überschätzt hatte, verzögerte oft ihren anfangs raschen Schritt. Schon lag indessen die oberste Alpe vor uns, und schon sahen wir die Sennhütte, in welcher, nach der Bestimmung des Führers, das Frühstück genommen werden sollte. Der Führer und die Reitenden waren bereits angelangt. Adele erwiederte den Ruf des Vaters mit dem Wehen ihres Taschentuches. Der Pfad war schmal und so nahe am Rande eines jähen Abhanges, daß ich selbst nicht neben Adelen gehen konnte, sondern ihr folgen mußte. Da kam keuchend und springend etwas hinter uns her. Wir sehen uns Beide um und erblicken eine Kuh, die der Verfolgung einer andern oder eines Stieres zu entfliehen sucht. Im gestreckten Laufe kam sie auf uns zu, der Hütte des Sennen zustürzend. Ausweichen war unmöglich; rechts ein schroffer Abhang, links ein steiler Berg. Entfliehen eben so unmöglich. Schon lagen nur noch wenig Schritte zwischen uns und der Verfolgerin. Adele erbleichte und wankte; ein Schrei des Entsetzens tönte von der Sennhütte her; wie durfte ich hoffen, das wüthende Thier mit meinem schwachen Alpenstocke zurückzuwerfen. Dennoch war ich zu dem ungleichen Kampfe entschlossen. Ich war verloren, das sah ich; aber mein Kampf konnte vielleicht Adelen retten. Fliehen Sie! rief ich ihr hastig zu, und streckte mit der Kraft der Verzweiflung dem anstürzenden Thiere die Eisenspitze entgegen. Da erblickte ich Adele's rothen Shawl, der mir auf dem Arme hing. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, ihn zu unserer Rettung zu gebrauchen. Ein glücklicher Wurf, und er lag fest auf den Hörnern des Thieres. Erschreckt wich das Thier zurück und kämpfte mit dem rothen Tuche, und kämpfend stürzte es den Abhang hinab und ihm nach sein Verfolger. Wir waren gerettet. Als ich aufathmete von der raschen Flucht, lag Adele in den Armen ihrer Mutter; mich hielt ihr Vater umfangen. Es war der schönste Augenblick meines Lebens. Und als dann Adele aus den Armen ihrer Mutter, aus der Umarmung ihres Vaters mit gefalteten Händen auf mich zutrat und mir danken wollte, und doch in der vollen Brust keinen Laut des Dankes hatte, — da war ich ein glücklicher, ein überglücklicher Mensch! O daß ich damals nicht gestorben bin!" —

„Der günstige Zufall," erzählte Eduard weiter, nachdem er einige Augenblicke sich gesammelt hatte, „dieser günstige Zufall, welchem ich mit Adele's Rettung zugleich die Meinige schuldete, vereinigte uns, die wir einander vor wenigen Tagen noch fremd gewesen waren, zu einer Familie, und ehe wir Bryg erreichten, hatte Adele's Hand schon Minuten lang mit sanft erwiederndem Drucke in der Meinigen gelegen. In Bryg fanden ihre Eltern den vorausgesendeten Wagen; ich fand mein Gepäck und unserem Plane zufolge wollten wir hier uns trennen. Aber wir trennten uns nicht. Adele's Eltern boten mir bis Mailand, wo meine Geschäfte mich zu einem längern Verweilen nöthigten, den vierten Platz in ihrem Wagen, und ich darf Ihnen wohl nicht sagen, mit welch' inniger Freude ich ihn annahm. So begannen wir am folgenden Morgen die Fahrt über den Simplon, ohne jedoch weiter als bis in das Dorf Simpele zu kommen. Die Anstrengung der Reise an den vorhergegangenen Tagen, vielleicht eine heftige Erkältung, verwandelten ein, anfangs zu sorglos behandeltes Unwohlsein von Adele's Vater in einen so heftigen Fieberanfall, daß wir es nicht wagen durften, die Reise fortzusetzen. Wir blieben daher im Gasthause zu Simpele, glücklich genug, ein Haus zu finden, wie man auf der Spitze des Simplon es kaum erwarten sollte, mit allen Gemächlichkeiten des Lebens, und mit einer Aufmerksamkeit der Behandlung, die in Gasthäusern großer Städte zu dem Seltenen gehört. Hier blieben wir acht Tage, nach deren Verlauf der Kranke sich so weit erholt hatte, um unter unserer Pflege die Weiterreise antreten zu können. Ich verließ das Haus als Adele's Verlobter. Unsere gegenseitige Neigung war dem Auge der Eltern kein Geheimniß geblieben; mein zufälliger Empfehlungsbrief hatte den Vater mit meiner bürgerlichen Lage bekannt gemacht, und meine zufällige Rettung der Tochter mir sein Wohlwollen erworben. Morgen wird es ein Jahr, daß der gute Vater mir die Hand seiner Adele zusagte und die Mutter uns ihren Segen gab. Welcher Wechsel in dem kurzen Raume dieses Jahres! An jenem Abende schlug mir das Herz höher bei dem Gedanken, am folgenden Morgen um den Besitz meiner geliebten Adele zu werben. Heute schlägt mir das Herz höher bei dem Gedanken, vielleicht morgen mit meiner guten Adele wieder vereinigt zu werden. Ja, es muß gewiß schön sein, sich dort wieder zu finden, wohin uns wenigstens die Hoffnung begleitet, nicht wieder getrennt zu werden!" —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart, den 12ten October 1831.
(Beschluß.)

Bisher glaubte man, unsere jungen Mädchen seien ziemlich wohl gewachsen; — da kommt ein Herr Dr. Heine her, und errichtet in Kannstadt, einem Badeorte, eine Stunde von Stuttgart, ein orthopädisches Institut mit Daumschrauben, Genickschrauben, Streckbetten, Preßbetten, Folterbetten und allem entsetzlichen Zubehör solcher Anstalt — und was ist die traurige Folge davon? — daß Alles krank, das heißt verwachsen wird — kein junges Mädchen aus einigermaßen gutem Hause darf sich von der Mode — drei bis vier Monate dort zuzubringen, — ausschließen! Allerlei Vermuthungen kreuzten sich bei mir — ich hätte gar zu gerne die Ursache dieser corrupten Mode gewußt, endlich bin ich an die rechte gekommen. Dr. Heine hat bekannt gemacht, daß nur Mädchen von höchstens fünf und zwanzig Jahren noch mit Erfolg behandelt werden können. — Nun strömt ihm die ganze Masse reifer und überreifer Schönheiten zu, um das Publikum zu überzeugen, daß sie noch nicht fünf und zwanzig Jahre zählen. So ist das große Räthsel gelöst, zwischen zwei Uebeln muß man das kleinste wählen, immer viel besser für etwas schief, als für sehr alt — das heißt für mehr als fünf und zwanzig Jahr gehalten zu werden.

Das Leben und Treiben der hiesigen Journalisten würde Sie sehr unterhalten. Es gibt nichts Drolligeres, als diese Liberalen, welche wollen, daß Alles gleich sein soll — nur mit Ausnahme ihrer werthen Person.*) Jetzt beschäftigen fünf junge Leute, die sonst eben nichts Besseres zu thun haben, sich mit der Beglückung des Würtembergischen Volkes. Ein gewisser Zimmermann, welcher Theologie, die Herren Tafel, Rödinger und Pfaff, welche Jurisprudenz, und Herr Lohbauer, welcher gar nichts studirt hat, sind so eben eifrigst mit Leitung der Wahlen für die nächste Ständeversammlung beschäftigt, und schicken zu diesem Behuf das von ihnen redigirte ultraliberale Blatt, den Hochwächter, im Lande umher, sie gestehen nicht, daß sie nur so schreien, um recht viel Abonnenten zu bekommen, sie behaupten, es geschähe aus reiner Vaterlandsliebe, und so stecken sie aus purem Patriotismus nicht unbedeutende Summen in die Tasche. Eine kleine Brochüre, die Wahlen selbst und das betreffend, was die Repräsentanten zu fordern hätten, wenn sie gewählt wären, schickte man an die Schulmeister, welche mit dem Verkaufe derselben beauftragt wurden; auch Schultheißen und sonstige Volksfreunde nahmen sich der Sache an. Manches Gute stand in dem Werkchen, — aber der Bauer verdaute es nach seiner Art. Ich frug einen solchen, ganz wohlhabenden, unter seinen Brüdern als gelehrt geachteten Mann (er besitzt nämlich eine nicht unbedeutende Bibliothek, zwölf Jahrgänge von dem Haus- und Wirthschaftskalender, den Till Eulenspiegel (doch nicht die schlechte Edition des Berliner Oettinger), die heilige Genovefa, die vier Haimonskinder und den gehörnten Siegfried, welche sämmtlich er seinen Kindern in jedem Winter zweimal vorliest), — ich frug ihn, ob er denn auch wohl Alles verstehe, was in dem Büchlein zu finden sei. „Ei wohl, sagte er, wie sollt' ich nicht — dafür ist es ja gedruckt! — Nun, was gefällt Euch denn am besten in dem Buche? — Ha, das ist bald gesagt! die Preßfreiheit! — So? nun das ist schon recht — man hört doch gleich, daß er ein Literat ist. — Nein, sagte er, vom Magistrat bin ich nicht (kleine Alliteration), ich bin nur ein Bauer — aber die Preßfreiheit müssen wir haben, das ist das Beste, wenn ein Land diese erst hat dann kann's nicht mehr fehlen! — Die letzten Worte stehn nämlich in jener Brochüre. — Ich frug ihn nun, was er sich denn unter Preßfreiheit vorstelle. Da sah' er mich verwundert an und sprach — „Nu da schlag' der Düvel drein, meint der Herr, ich sollte das nicht einmal verstehn, das ist's ja grade, was uns am ärgsten drückt, daß wir nicht preßfrei sind! Preßfreiheit ist — wenn uns kein Presser (Executor) mehr in's Haus kommt!

Ist ein solches Volk schon zur Freiheit — oder auch nur zur Preßfreiheit reif? — ich fürchte, von ganz Europa noch nicht der tausendste Theil seiner Bewohner, der Beleg dazu möchte darin liegen, daß die Preßfreiheit dort, wo sie besteht, wie in Frankreich, in England — ein Gegenstand der Handelsspeculation wird. Das muß nicht sein, dazu ist dieß Gut zu hochheilig, es sollte so nicht entweiht werden!

Wie sind unsere politischen Barometer gefallen, seitdem die armen Polen ihr großes Spiel verloren haben! so vorlaut mancher Prahler sonst war, so zahm ist er jetzt geworden, und manche der Herren Offiziere, die früher ganz andere Ansichten hatten, sind urplötzlich zu den allein legitimen Gesinnungen zurückgekehrt, nennen die Polen Rebellen, und sagen, die Russen seien ihre rechtmäßigen Herren!

Tempora mutantur — et nos mutamur in illis.

α.

*) C'est tout comme chez nous. D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 278. (II. Jahrg.) Dienstag, den 29. November. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

III.

Ich wanderte mit leichtem Sinn,
Die Zither in der Hand,
Durch Au' und Thal nach Süden hin,
Zum goldnen Römerland.

Dort, träumt' ich, gibt's nur Seligkeit,
Dort, wo in goldner Pracht
Orangen blühen, allezeit
Der Südenhimmel lacht.

Wohl sah ich dort Orangen blühn,
Des Südenhimmels Pracht,
Ich sah die Sterne golden glühn
In heilig stiller Nacht.

Doch was das stille Herz erfreut,
Was liebend zu ihm spricht,
Dem Fremdling süße Labung beut,
All' das vernahm ich nicht.

Drum kehrt' ich auch gar bald zurück
Zum lieben deutschen Land,
Denn Herzlichkeit und Freundesglück
Im Süden ich nicht fand.

IV.

Schön ist's im Orangenhain,
An der Tiberstrand,
Doch wo kann's wohl schöner sein
Als im deutschen Land?

Drum ihr deutschen Freunde schlagt
Frisch in meine Hand!
Bis der Tod zum Herzen nagt,
Für das Vaterland.

V.

Keine Freude brachte 's Wandern,
Hin zog ich mit düsterm Sinn,
Von dem Einen zu dem Andern,
Keines gab mir Hochgewinn.

Doch in stiller Heimathklause,
Hier in tiefer Einsamkeit,
Weit entfernt vom Weltgebrause,
Fand ich die Zufriedenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Partheien
in
Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ob auch ihr Spott mich nicht erreichen kann, der ihnen fern und unbekannt durch Deutschland zieht, — doch soll ihnen eben diese Lust auch geraubt sein. Mögen sie ihre Worte unbedacht ausschreien, mögen sie umsonst ihre Blätter zu vertheilen suchen, *) so daß jeder Crispinus davon zu reden weiß! — es wird ihnen nicht gelingen, weil, wenn endlich der Strahl der Wahrheit siegreich hervorbricht, ihre lichtscheuen Augen die Nacht suchen müssen. Und dieser bricht hervor, wenn wir nicht an Gott, an uns selbst verzweifeln wollen!

Nein, nicht von Frankreich kann uns wahres Heil kommen; nicht Rußland will und vermag uns zu bedrängen. Wer sich das Auge nicht freiwillig trübt, der wird mir Recht geben. Wann hätte je Deutschland

---

*) Theils weil sie sonst kaum gelesen würden, wie ich mich in Baden selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte.

von seinen französischen Nachbaren Vortheile gewonnen? Pariser Moden, Pariser Köche, Pariser Sitten sind uns zugebracht worden, um den ernsten, sittlichen Deutschen zu entnerven. Pariser Gouvernanten sind gewählt worden, um unsre edlen Jungfrauen zu eitlen Geschöpfen auszubilden. Das und ähnliches haben wir ungefähr von der Seine erhalten. Wir wollen nicht die Ausbildung mancher Wissenschaft bei den Franzosen ableugnen: jedem geschehe Recht; aber diese Wissenschaften waren immer nur wegen ihres praktischen Nutzens für Krieg, Eroberung betrieben. Doch hat kein Volk mit so vieler Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit (sie nennen es suffissance) seine Ansichten und Gesetze, seine Lehren und Sitten zu verbreiten gesucht, besonders unter uns, die wir ja doch noch deutsche Wilde (des hordes allemandes, sagte noch vor einigen Monaten der Constitutionel) für sie sind und die wir ihnen als leichtgläubig, zanksüchtig, pedantisch gelten, weil sie uns, leider! nur durch französische Zerrbilder oder durch deutsche, nur zu sehr undeutsche, entartete Zeitschriften und Menschen kennen gelernt haben. Und ihre hoch gepriesene Freiheit — ihr durch Volkswillen erhöhter Bürgerkönig! Jetzt da er Ruhe wünscht, da er nicht eine ewig fortgesetzte Revolution, einen beständigen Theorienstreit, eine Sicherung der Finanzen will; wie verhöhnen nicht auch schon ihn die sogenannten Pariser Liberalen! Das Morgenroth der Freiheit, das dort aufdämmerte, ist eine Fata Morgana gewesen, die durch blendenden Schein trügt und verleitet.

Warum soll denn ewig Deutschland nach fremdem Vorbilde sich richten? Kann es nicht selbstständig, durch eigne Macht, durch thätige, ernste, besonnene, aber doch nicht zögernde Zusammenwirkung der Fürsten und des Volks einen sichern Stützpunkt erhalten? Ist es nicht eben jetzt die Pflicht eines jeden Redlichen, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, wenn er sieht, wie nichts geschieht, oder weniges, wie nur auf Unglück hinausgearbeitet wird? Deutschland helfe sich selbst. Steht es fest da, einig in sich, leben Könige und Unterthanen in verdientem Vertrauen zu einander, sind die gerechten Wünsche des Volks befriedigt, dann komme, was uns bedroht, sei es von Westen oder Norden: wir fürchten es nicht, denn wir sind einig! Dazu bedarf es keines deutschen Reichs, keines deutschen Kaisers. Es bedarf nur deutscher Gesinnung, die durch alle Stände, vom Armen in der Hütte bis zum Herrscher auf dem Throne, durchdringt, sie reinigt von falscher List und fremdem Truge und sie werth macht, den heiligen Namen der Deutschen mit Recht zu tragen.

Aber dann entweihe auch nicht niedrige Partheilichkeit jene edlen Bestrebungen durch unwürdige, unheilvolle Reden oder Schriften. Wir billigen keineswegs die Anstrengungen derer, welche die Anforderungen der gemäßigten Volksfreunde verdächtig machen und auf die üppigen Auswüchse der Presse hindeuten, um noch strengere Einschränkungen als rathsam zu empfehlen. Mit solchen Vorschlägen ist nichts gethan, die Bedürfnisse unserer Zeit, deren riesenhaft schnelle Fortschritte nicht zurückzuzwingen sind, werden verkannt, und durch die Vertheidigung der alten Mängel, Mißbräuche und Vorrechte werden die Fürsten auf falsche Wege geleitet. Sehr strafbar nenne ich diese Versuche, denn sie entfremden die Fürsten ihren Unterthanen. Doch halte ich die für strafbarer, welche, unter der Maske der Freiheit, Aufruhr, Zwist, Entzweiung, Vertreibung der Herrscher, Gewaltmaßregeln predigen, und das alles theils mit schmeichlerischen Worten, theils mit Schimpfreden *) verbrämen, welche die Thatsachen absichtlich entstellen oder verschlimmern, um nur Unzufriedenheit zu erwecken, und, wenn eine Regierung einen ihrer Vorschläge annehmen möchte, eben denselben dann alsbald verwerfen und dessen Verkehrtheit grell darstellen.

Beschuldige man mich keiner illiberalen Gesinnung. Die Schmeichler der Fürsten, die sie leicht verblenden, müssen verstummen, wenn die Fürsten selbst in festem Entschlusse das, was Noth thut, erwägen und zu vollführen streben. Wer aber an die große Menge sich wendet, ja wer auch wohl verkündet, es könne jedes Volk seinen Herrscher verjagen, wenn es ihm gerade so einfiele, diese haben nicht einen, sondern viele tausende verleitet und getäuscht. Die Besseren ziehen sich von der Volksmenge zurück und hüllen sich dann traurig in den Mantel gläubiger Hoffnung und edler Geduld: dann bricht entzügelt die Leidenschaft los, kein Anführer, der sie beherrsche, weil alle die Leiter der Aufstände unerfahren oder blos hinterlistig sind, nicht aber offen ihren Widersachern entgegen zu treten wagen, und muß dann nicht eine geregelte Masse, die der Kriegssöldner, die ungeregelte des Pöbels zu unterdrücken, herbeigerufen werden? Wehe, wo die Macht des Stärkeren entscheidet, da ist der Hoffnung zum Guten gar wenig!

Tod allen Partheien! sei unser Loosungswort. Es sei Alles, was von oben oder unten gefehlt worden ist, vergeben und vergessen: alle gegenseitigen Vorwürfe dienen zu größerer Erbitterung. Wir wollen nun aber auch auf Mittel sinnen, die Partheienwuth zu tilgen, die sich keinen Schleichweg für unerlaubt hält, um nur zu ihrem — bösen — Ziele zu gelangen; das Gute verbirgt sich nicht.

Von den Fürsten, den Völkern, deren Unterthanen, und von den Schriftstellern hängt es ab, allseitig zum Besten des Vaterlandes zusammen zu wirken. Keiner lasse sich davon abschrecken, daß vielleicht ihre gute Bestrebung hier und da bespöttelt und mißdeutet wird: Laßt Euch nicht stören der Narren Geschrei!

---

*) Letzteres thut besonders das Constitutionelle Deutschland, ein Organ, dessen Deutschland sich zu schämen hat: man schlage jede Nummer auf, um Beispiele davon zu finden.

An Euch, Ihr Fürsten, die Ihr durch die Gnade des Vaters unser Aller herrschen wollt, wende ich mich zuerst. Ich verschweige, wie Ihr bis jetzt regiert habt, so viel Gutes ich auch davon sagen könnte, um die Mängel nicht zu entblößen: Ihr, Eure Rathgeber, kennen sie. Aber, was Ihr zu thun habt, künde ich frei, denn die Wahrheit darf nicht verhehlt werden. Hört auf die verständigen, gemäßigten Forderungen Eurer Unterthanen, erfüllt, was ihr versprochen für landständische Verfassung, Freiheit des Handels und der Presse*), Erleichterung von Zöllen und stehenden Heeren, Verminderung der Adelsprivilegien. Nicht an einem Tage wird Alles von Euch gewünscht; eilet, aber übereilt Euch nicht. Wer sehnt sich mehr nach Ruhe und Frieden, als das Volk, das im Revolutionsfeuer seine Häuser und Hütten auflodern, aber nichts an deren Stelle aufgebaut sieht. Die Stätte ist öde, wo ist der Zauberer, der schnell ein Paradies hervorruft? **) Das Volk erzwingt sich das Ersehnte nur im äußersten Nothfalle, er darf nicht eintreten. Der Geist der Zeit fordert Vieles; ob Ihr, Fürsten, bei manchem einbüßen mögt, was gewinnt Ihr nicht hingegen? Als der König Theopompus zu Sparta die Ephoren einführte, rief ihm bei seinem Nachhausekommen seine Gemahlin zu: Nun ist es aus mit Deiner Macht. — Nein, erwiederte dieser, wir haben an Festigkeit gewonnen. So wird es Euch ergehen. Ihr herrscht gesichert, fest, ja, wenn Ihr nur wollt, angebetet und vergöttert von Euren Unterthanen, deren Liebe und Vertrauen in reicher Fülle Euer wird, wenn Ihr nicht verkennt, was jetzt Bedürfniß ist. Rathet Euch selbst, oder fragt die vielen, an Bildung und Umsicht viel bereicherten Männer in Euren Reichen, nicht aber die alten Diplomaten, die da wähnen, so wie sie selbst, so hätten auch die Andern ringsum sich nicht geändert. Diese bauen noch auf ihre alten Mittel, indeß die Menschen neu geworden sind: sie halten für französische Komödie, was deutsches Trauerspiel ist, in welchem die Leidenschaften nicht so bald gereinigt werden. Laßt Euch nicht täuschen: die Völker wollen selbst einen starken Fürsten auf dem Throne: sie mißbilligen bald die von unruhigen Köpfen ergriffenen Maßregeln, oder wissen theilweise gar nichts davon. In Frankreich hadern Republikaner, Karlisten, Napoleonisten und Philippisten unter einander: aber jeder weiter sehende, jeder vermögende, jeder thätige Mann dieser Nation wünscht Freiheit und öffentliche Ordnung: der Kern eines jeden Volks verlangt ein freies Königthum, eine königliche Freiheit. Nur wer nichts zu verlieren hat, oder ein va banque wagen muß, wird für Revolutionspropaganden, für demokratische Orgien eifern. Allein außer diesen sieht wohl Jeder ein, daß Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, Schifffahrt und Ackerbau nicht im ewigen Wechsel der Staatenverhältnisse gedeihen können. Deßhalb seien aber auch alle Bande, die eng drücken, gelöst; eine gesetzliche, von Stellvertretern jeder gesammten Nation unterstützte, vom Könige groß und edel vorgestandene Monarchie sei das Endziel aller vereinten Anstrengungen. Dahin gelangt man am sichersten auf dem Wege der Reformen, so daß das brauchbare Alte behalten, das untaugliche davon abgeschnitten und der jetzigen Zeit Angemessenes dafür eingepfropft werde. Es ist das etwas, das sich ausführen läßt, kein Traumbild einer schwärmerischen Freiheitsidee: es ist fast das, was der König Ludwig Philipp die richtige Mitte*) benannte. Wißt Ihr, edle deutsche Fürsten, diese zu treffen, so fürchtet nicht, Eure Unterthanen sind immer noch Euer: meint aber auch nicht, es sähe aus, als ob Ihr Euch dergleichen abtrotzen ließet: zu solchen Gedanken (der Eitelkeit oder des Verdrusses) ist keine Zeit. Es scheint, als ob besonders im preußischen Cabinette diese, ich möchte sagen: seltsame Idee eine Zeit lang obgewaltet habe. Wozu das Verbot, Bücher anzuzeigen, die doch verkauft werden dürfen? Wozu die nicht abzuleugnende Schärfung der Censur? Der vielgeliebte König von Preußen herrscht in einem Königreiche, das an wissenschaftlicher, selbst geistig freisinniger Bildung stets allen vorgeleuchtet hat: er bedürfte am wenigsten solcher Mittel. Doch jetzt hoffen wir von Männern, wie Ancillon, baldige Abhülfe: somit heben sich dann die elenden Ausfälle, welche süddeutsche Blätter in Menge auszustoßen sich unterfangen. Doch führt mich dieß auf eine Bemerkung, die hier ihren Platz findet: es ist eine, Fürsten wie Völkern, vorgelegte Warnung.

Rußland, der nordische Koloß, das mächtige Kaiserreich, soll durch seinen Einfluß alle in Deutschland versuchten oder eingeführten strengen Maßregeln bewirkt haben, namentlich in dem ihm verwandten Preußen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Das heißt: mit einem Preßgesetze; eine unumschränkte Freiheit widerspricht der menschlichen Gesellschaft. In England gibt es Strafen dagegen: in Frankreich möchte man so gar gern die Censur wieder einführen, wenn es nur ginge.

**) Besonders fühlen das die Belgier, die jetzt ihren Wahnsinn einsehen: man braucht nur eine Strecke hineingereist zu sein, um selbst als Fremder das zu merken. Wenn sie nur nicht im nächsten Frühling der Zankapfel für Europa werden!

*) Le juste milieu. — Daß es aber zwei richtige Mitten, eine der Kraft und eine der Schwäche gebe, ist sehr treffend in Hoffmann's Beitr. zu vaterl. Angeleg. Lief. I. bemerkt: die drei Lieferungen dieser Schrift sind den Liberalen als Muster zu empfehlen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, August, September und October 1831.

„Il vaut mieux venir trop tard que jamais," sprechen die Franzosen, allein nicht mit diesem gallischen Gemeinplatze allein gedenke ich mein längeres Stillschweigen zu entschuldigen, denn es ist Wahrheit, daß wir in steter Erwartung der großen und wichtigen Dinge, welche da kommen sollten, die Ereignisse hinderten, sich wirklich zu ereignen, und obwohl der Satz ganz und gar wie moderner Unsinn lautet, liegt nichts destoweniger darinnen ein tiefer Sinn verborgen. Die Cholera haben wir noch immer nicht, obwohl gar viele meiner Mitbürger deren Erscheinen sehr wünschen und dasselbe kaum erwarten können. „Wünschen und kaum erwarten können?" — fragen Sie voll Erstaunen — ja, mein lieber Herr Planet, das ist nun schon einmal nicht anders! bei uns wünschen das Erscheinen der asiatischen Dame: Erstens — die Legionen unserer brotlosen Conzessionisten, welche in dem tollen Wahne begriffen sind, es müsse der Gewerbestand vollends zu Grunde gehen, wenn nicht durch einen außergewöhnlichen Fall einige hundert Schneider, Schuster, Handschuhmacher, Horndrechsler u. dgl. m. schleunigst zu ihren Vätern versammelt würden, — Zweitens seufzen nach dem Grausale unsere jungalten Lieutenants, welche schon seit vier oder gar fünf Olympiaden auf Avancement harren, nicht minder die zahlreichen Candidaten des Rechts und Unrechts, welche bereits vor nicht kürzerer Zeit das Rigorosum zwar ehrenvoll bestanden haben, aber noch immer kein Plätzchen erhalten können, weil viele hundert unserer sogenannten Quiescirten weder quiesciren noch sterben, sondern im wirklichen Staatsdienste frisch darauf los fungiren, zu welcher Funktion auch beinahe täglich noch vorhandene Quiescenten einberufen werden; Drittens endlich käme solche Cholera erwünscht unseren unzähligen Bau-, Häuser- und Schwindelspeculanten *), welche durch die Zeitverhältnisse ungemein herunter gekommen sind und nun der Reihe nach vergantet werden; wahrscheinlich mögen diese Herren denken: inter choleram silent leges! — dagegen erzittern vor den Gefahren der Epidemie — unsere sämmtlichen Ultras, sämmtliche alte Weiber, — — —, mehrere unserer Gelehrten und Journalisten, dann diverse andere Feig- und Schwächlinge. Ich meines Theils wünsche die Ankunft der Cholera, um nur nicht mehr beständig von ihr reden zu hören, denn ein vorhandenes Uebel wird ja immer weniger besprochen, als ein zu erwartendes, und in der That bleibt für den Augenblick diese leidige Pestilenz beinahe die alleinige Axe, um welche sich in Privat- und öffentlichen Zirkeln die langweiligste und immer sich wiederholende Conversation dreht. Ist denn das bei Ihnen auch so, und tödtet man bei Ihnen auch durch choterische Discourse Geist und Zeit in solch' heilloser Art? — Vor einigen Wochen machte einer unserer weisesten und berühmtesten Aerzte einen Cholerafall bei den Behörden namhaft, aber was war es? — ein altes Weib — ach es leben der hungrigen alten Weiber nur gar zu viele in unserer Mitte! — hatte zum Abendbrot einen frisch gebackenen Zwölfkreuzer-Wecken verzehrt; Aesculaps erhabener Jünger nahm eine hausbackene Indigestion sogleich für die gefürchtete Maladie, aber der Irrthum klärte sich auf und man lachte auf des Doctors Kosten.

Mehrere unserer Landstände gehen aus einander, das heißt: deren Schultern werden breiter, die Köpfe und Bäuche dicker, aber hinsichtlich der Geschäfte in den Kammern geht leider, trotz der schon so vielen verschwendeten Zeit, gar nichts aus einander; den kühnsten Hoffern geht die Hoffnung aus, und man dürfte sich wahrlich nicht wundern, wenn endlich unserm hochsinnigen Königlichen Ludwig die Geduld ausginge und wenn er rufen würde: „So geht denn endlich einmal aus einander!"

Saphir und sein deutscher Horizont sind Ultras geworden — meinetwegen! eine andere neu in's Leben getretene Zeitschrift: „Alte und neue Zeit," ist unter aller Kritik, paßt für keine Zeit und für die unsrige am allerwenigsten. Es lassen sich, mehr oder weniger, alle Meinungen vertheidigen, und schon Fontenelle pflegte zu sagen: „Am Ende hat Jeder Recht" — aber nur muß man seine Ansichten mit Verstand und Witz zu vertreten und hübsch logisch durchzuführen wissen, ansonsten man seiner Partei — man gehöre an, welcher man wolle — mehr schadet, als nützt.

Wissen Sie denn auch schon, daß der bekannte F. G. Franckh sich gegenwärtig in Algier befindet, dort eine Buchhandlung errichtet hat und mehrere Zeitschriften herausgibt? — das nenne ich doch einmal einen Speculationsgeist — nehmt Euch ein Exempel dran! — doch es sind lauter allotria, empfangen Sie daher in nuce die rückständigen Monatsberichte, welche ich selbst, nach der Correspondenten Art, für die interessantesten und witzigsten halte, welche gegeben werden können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es gibt in München, wie in London, förmliche Schwindelgesellschaften, und wehe dem unerfahrenen Unglücklichen, der in die Hände jener Gauner fällt, welche ihre Betrügereien großen Theils durch Kunst- und Gemäldehandel cachiren; sie haben rechtskundige Schurken unter sich, welche die schändlichen Umtriebe so schlau und fein zu leiten wissen, daß ihnen nicht leicht das Gesetz an den Hals kommen kann.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 279. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 30. November. 1831.

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

„Nimm Dein Glas, Matteo, ruhig, und störe sie nicht; sie wird jetzt ihre Thränen ausschlafen. Willst Du die siebzehn Sterne auslöschen, Matteo, und mit ihnen mein Leben, und das Deine?"

Matteo trat drei Schritte zurück, und steckte schweigend seinen schartigen Säbel ein, und die Grenadiermütze wogte zum letzten Male in der windbewegten Gardine. „Und warum soll ich nicht Henker sein, Signor Ludovico," sprach er heiser und trank ein Glas, „und warum soll ich nicht rufen vor dem dunklen Haus, und durch die dunkle Stadt? Ich sage Dir, Ludovico, jetzt muß man rufen, rufen durch alle Straßen, und Niemand, auch nicht die siebzehn Sterne, von deren Licht wir Beide leben und athmen — soll mehr ruhig schlafen in Babylon." — Pauvre grenadier! rief ich, und viele heiße Thränen stürzten mir in mein Kelchglas. — „Jetzt müssen die alten Grenadiere wachen, fuhr Matteo fort, die Invaliden mit der Herzenswunde, weil noch die feigen Gedanken sich am Kaminfeuer wärmen. O Ludovico, wann wird der Gedanke kommen, und einer Löwin gleich, der das Junge geraubt, brüllend und rufend durch die Straßen gehen? O Ludovico, wann wird es morgen in diesem Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache? — Es wird morgen werden, Signor Matteo, sprach ich, mein Glas ergreifend, bald weist der Zeiger auf Mitternacht. Du kennst ja die Worte, Matteo: um Mitternacht ward ein Geschrei: siehe der Bräutigam kommt — — —

Da klopfte es leise an die Thür, und Jean der Kellner trat ein mit den beiden Reserveflaschen. Wie steht es unten? fragte ich. Mylord! sagte der Kellner — Verzeihung, Signora, er hält mich für einen english man, für einen Anti-gentleman der Reformbill, weil ich weiße Wäsche trage, und weil ich eine verflucht hohe Stirne habe, und weil ich ihm einst in einer verdrießlich-vertraulichen Stunde prophezeit, ich werde mir mit meinem Federmesser den Hals abschneiden — Mylord, sprach er, es ist Alles ruhig. Der Rittmeister aus dem Winkel liegt im Winkel, und der Lieutenant von Banco unter der Bank, und den Porte d'épee Fähndrich Baron Stein hat der Hausknecht so eben aus dem Rinnstein gelesen und nach Hause gebracht. Was den alten Regimentsquartiermeister betrifft, der so en canaille saufen kann, so riß er sich eben das kleine silberne Kreuzchen mit dem vermaledeiten Orange-Bande — Sie wissen Mylord, ich kann das Orange nicht leiden — vom Kragen herunter, und schrie fluchend und schwitzend: honny soit, qui mal y pense! Und das war sein letztes Wort, er liegt nun in den Federn."

Bravissimo, Jean! rief mein alter Grenadier und lachte laut und herzlich. Bravissimo, Du Ordensfeind, und nun trinke mit uns, Du heitre Seele, aus der goldnen K . . . . auf eine baldige Auferstehung!"

Toujours le vôtre, sagte Jean, und, Signora, er trank mit uns.

Es geht dem Jean wie allen Kellnern, Signora, er kann nicht viel vertragen. Weil er den Tag über so viel muß trinken sehen, hat er am Abend vom puren Zusehn einen Stich. Auf diese Manier, und weil er in alle die Flaschen, die er entpfropft, riechen muß, kommt er sehr wohlfeil zu einem Haarbeutel. Glücklicher Jean! wir Andern müssen die Haarbeutel theuer genug bezahlen.

Jean plauderte daher schon beim dritten Glase viel ungereimtes Zeug. Er ward um so muthiger, je mehr sich seine Wangen rötheten. Er hörte auf, hochdeutsch zu sprechen, und gewöhnte sich allmälig in ein liebenswürdiges Dorfpatois, daß ihm natürlicher schien. In diesem Dorfpatois war er so frei, sich nach meinem kleinen, blonden Angelstern zu erkundigen, und wollte

wissen, was die siebzehn Blumensterne bedeuteten. Einmal nannte er sie beim Namen, Minna; da gab ich ihm zur rechten Zeit einen Nasenstüber, und brachte den Abwesenden wieder zu sich.

Und doch, Signora, habe ich zwei Stunden später über diesen Nasenstüber heiße Thränen vergossen, und zwei Dukaten Schmerzensgeld, die ich dem Jean gab, waren nicht hinreichend, mir meine Gewissensbisse abzukaufen. Sie werden sagen, Signora: was thut so ein Nasenstüber? Ich kenne ein Kabinet, und in diesem Kabinet zwei bis drei ausgedörrte Minister, die täglich und stündlich dem ganzen Europa Nasenstüber geben." Sehr recht, Signora, o, Sie sagen mir nichts Neues. Und ich kenne auch Millionen europäische Herzen, die sich an diesen heimlichen, hündischen Nasenstübern zu Tode bluten; o ja, Signora, und die nicht einmal sagen dürfen, daß ihnen die Nasenstüber weh thun. Ganz recht, Signora, und ich weiß einen Menschen, der dieß ändern könnte, wenn er nicht zu einfältig wäre, und wenn er wüßte, was Nasenstüber sind. O ich versichre Sie, Signora, wenn ein hochherziger Bürger diesem Manne nur einen einzigen Nasenstüber gäbe — es würde anders werden, und es würde wenigstens ein Schein von égalité hergestellt werden. Die Minister aber, Signora, o diese — — — doch ich darf nicht mehr sagen, die Oberlippe meiner Ehrenlegion bewegt sich schon in leisem Zucken. Ich darf den Löwen nicht wecken, er frißt mir sonst mein junges, mein liebes, blondes, fieberkrankes, schlafendes Mädchen dort in jenem dunkeln Hause mit den zwo Bäumlein.

Wie gesagt, Signora, ich weiß recht gut, daß Nasenstüber heutiges Tages nicht eben viel bedeuten. Ja ich weiß sogar, daß, bei der jetzigen Höhe der Civilisation, Nasenstüber die Seele der Politik sind; verstehen Sie mich recht, Signora, ich meine, die Politik denkt wie die Kinder Israel: sie steckt Nasenstüber ein, um Procente einzustecken, und dennoch, Signora, gebe ich meinem Hunde keinen Nasenstüber, und dennoch jammert mich der arme Jean, ob er es gleich nicht verdient, denn er ist ein Politikus und am Ende nichts mehr und minder als eine Judenseele. Kurz, Signora, ich gebe nie in meinem Leben mehr Nasenstüber.

Und endlich Signora, warum soll ein armer Kellner nicht ein schönes Mädchen beim Namen nennen dürfen, und wenn dieß Mädchen auch mein eigen Liebchen wäre? Ein armer Kellner und ein armer Poet, nehmen die sich wohl einander viel? Ein armer Kellner berieche doch wenigstens die Weinflaschen — — — Und ist es nicht schön, Signora, ist es nicht unendlich süß, ein schönes Mädchen beim Taufnamen nennen zu dürfen? Bat ich Sie nicht einst auf Knieen, meine Herrliche, Sie möchten gestatten, daß ich Sie „meine süße Maria" nennen dürfe? Und mein armer Jean wäre dieser Seligkeit unwerth? Mein Jean, der mit meiner zerrissenen Ehrenlegion auf die goldne Zeit hat trinken dürfen? Ach, Signora, was sind wir noch für schlechte Jacobiner!

Aber wie ich Ihnen sage, Signora, der Jean ist eine Judenseele; denn kaum hat er den Nasenstüber eingesteckt, so sieht er mich wieder so freundlich und verklärt an, als wäre nichts vorgefallen. O über den Hund von Plebejer! wahrhaftig Signor Matteo, er verdient nicht, daß wir mit ihm trinken, und ich glaube fest, es sind kaum einhundert Menschen in Europa, die sich nicht nasenstübern ließen.

Signor Matteo sah mich traurig an. Ich sage Ihnen, Signora, er ist ein Schalk, und erräth alle meine Gedanken. Er stand schweigend auf, baute sich schweigend aus zwei Tischen eine Rednerbühne, stieg schweigend hinauf und begann, aus dem Stegreif folgende Rede zu halten:

Signor Ludovico!

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo das Bewußtsein, sieben Wunden zu tragen, wie der Erlöser, und auf dem Schlachtfelde von Marengo vom großen Kaiser ein braver Junge genannt worden zu sein, wo dieß Bewußtsein den Schmerz eines halben Jahrhunderts und den Hohn von zwei Geschlechtern nicht aufwiegen kann. Es gibt Augenblicke, wo der Säbel an der Seite den alten Grenadier zu verhöhnen scheint als einen Feigen, indem er ihm zuruft: Mein Lieber, warum kühlst Du nicht Dein heißes Herz mit meinem kalten Eisen? Solch ein Augenblick, Signor Ludovico, ist der jetzige. Das Blut in meinen Adern rauscht heiß und glühend; der Chateau la rose braust und siedet wie ein Feuermeer durch alle Nerven meines Daseins. Und dennoch, Signor Ludovico, dennoch steht eben jetzt mein Herz auf dem Gefrierpunkt. Jüngling, guter Jüngling, obwohl Du nicht in dreißig Schlachten mein Kamerad warst, dennoch mein einziger Freund und Bruder, Jüngling, ich frage Dich ernst und feierlich: was suchen wir hier auf der dunkeln Scholle, und warum kleben wir so fest an der elenden Gewohnheit des Daseins? Ich weiß, Ludovico, was Du mir antwortest, ich weiß, wer in der grünem Kammer jenes dunkeln Hauses schläft und von Dir träumt; ich weiß, wessen Taggedanke Du bist, und wer Dich in sein frommes Abendgebet allnächtlich einschließt. Aber Ludovico, mein Theurer, kannst Du dieß Elend ein Glück nennen? Schaudert Dich nicht bei dieser Seligkeit? Deine schwarzen Augen, wer bürgt Dir dafür, daß das kleine Ding noch über Nacht mit ihnen buhlen wird; Deine traurigen Lieder, wer sagt Dir, daß sie morgen noch verstanden werden; Deine ewigen Schmerzen, wer gibt Dir Bürgschaft, daß morgen mit Deiner Buhle ihr Echo erwacht?

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

„Unsere Reise nach Mailand war vollkommen glücklich und mein dasiger Aufenthalt hatte nur eine trübe Stunde, die, in welcher ich von Adelen scheiden mußte. Doch bald folgte ich ihr. Als Sohn trat ich in das Haus ihrer Eltern und Adele lag in meinen Armen. Acht Monate später führte ich sie zum Altare. Kurz nachher traten wir die Reise an, welche für meine Adele der Schluß ihres Lebens, für mich die Marke meines Glückes war. Meine Schwiegereltern haben mich gebeten, zu ihnen zurückzukehren. Ich habe ihnen die Bitte zugesagt. Ob ich sie werde erfüllen können, — wer weiß! Eine unnennbare Sehnsucht hat mich nach Isola bella gezogen und zieht mich fort nach dem Simplon, zu der Stelle, wo ich von den Lippen meiner Adele das bräutliche Ja empfing. Die lauen Lüfte wehen mir hier die Blüthen der Orangen zu; aber die Luft des Lebens können sie mir nicht zuwehen. Das ist der letzte Abend Deines Lebens, Eduard! rief mir im Traume die Stimme des Engels zu. Ich höre sie noch, die silberreinen Töne, sie schweben um mich, wie jetzt die silberreinen Blüthen, und der gute Engel wird seinen Ruf nicht vergessen haben und wird kommen, mein Leben zu meiner Adele zu tragen!"

„Eduard!" rief ich bestürzt, als die erhobenen Hände ihm schlaff in den Schooß sanken und sein Kopf sich neigte.

„Fürchten Sie nicht, daß ich sterbe," antwortete er mit matter Stimme. „Mein Herz klopft noch, und ich fühle ja, daß ich noch lebe. Die Wunde an meinem Arm blutet auch nicht mehr und schmerzt auch nicht mehr. Auch ist ja der Abend noch nicht zu Ende, welcher der letzte meines Lebens sein soll. Solche Rechnungen werden pünktlich gezahlt. Da darf keine Minute daran fehlen. Nur die Rechnungen des Glückes sind gewöhnlich falsch. Sie werden auf Jahre hinausgestellt, und ehe noch so viele Monate vergangen sind, als sie Jahre gelten soll, liegt die Rechnung zerrissen, vernichtet, begraben! Heute soll der letzte Abend meines Lebens sein. Sehen Sie, da darf ich ja heute noch nicht sterben, oder die Rechnung meines Lebens wäre falsch. Da muß ich morgen früh noch einmal die Morgensonne sehen, wenn ich auch die Abendsonne heute zum letzten Male gesehen habe."

„Sie sind nicht wohl, mein guter Eduard!" sagte ich, der Rührung kaum mächtig. „Die Erzählung hat Sie angegriffen, die Erinnerung Ihnen weh gethan. Auch thut Ihnen die Nachtluft gewiß nicht gut; mir scheint, es ist schon etwas kühl geworden. Lassen Sie uns also gehn, Eduard. Der Fischer wird uns ohnedieß mit Ungeduld erwarten; der Wein ist ausgetrunken und der Gärtner scheint uns vergessen zu haben. So lassen Sie uns aufbrechen, und geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie in Baveno sich unwohl fühlen, Sie mir es offen sagen wollen. Wir bleiben dann in Baveno und unterlassen die Nachtfahrt."

„Wir unterlassen die Nachtfahrt nicht," wiederholte Eduard in leichtem, fast scherzenden Tone, „denn mir ist unendlich wohl, so wohl, wie mir lange nicht gewesen ist. Ich fühle mich so leicht, so gehoben, daß ich den See überfliegen möchte. Aber die Flügel fehlen mir und ich fürchte, auch die Kraft. Darum, Sie haben recht; gehen wir. Ich freue mich, mit Ihnen über den klaren See zu schwimmen. Aber vorher noch Eins, eine Bitte. So wohl ich mich auch fühle, es ist doch nicht unmöglich, daß ich morgen sterbe. Weiß doch kein Mensch, ob er den kommenden Tag erlebt. Und sterbe ich, — ich will es Ihnen nicht verhehlen, ich habe an diese Möglichkeit gedacht. Mein Gepäck ist in Mailand zurückgeblieben. Ich habe von Allen, die ich dort kenne, Abschied genommen. Alle glauben mich auf der Reise nach Lyon. Keiner vermuthet mich auf Isola bella. Sterbe ich morgen nicht, so kehre ich übermorgen nach Mailand zurück und gehe nach Lyon. Sterbe ich aber, so habe ich unter meinen Papieren die nöthigen Verfügungen zurückgelassen, und in meiner Brieftasche findet sich außer meinem Passe und einem Briefe noch ein offener Zettel mit der Bitte, den Brief ungesäumt nach Mailand zu schicken und mich dort an der Seite meiner Adele zu begraben. Wollen Sie dafür sorgen, daß das geschieht?"

„Ich will dafür sorgen," erwiederte ich, „daß das nicht zu geschehen braucht. Vergessen Sie den Traum, der Sie immer wieder auf den bösen Gedanken des Sterbens zurückführt. Zeigen Sie mir morgen die Stelle, wo Sie vor Jahresfrist von den Lippen Ihrer Adele das bräutliche Ja empfangen haben. Ich werde die Thräne nicht tadeln, die Sie der Erinnerung weinen. Vergessen Sie aber auch nicht, daß Sie ein Mann sind, und daß Sie Pflichten haben gegen sich und gegen die Eltern Ihrer Adele. Vertrauen Sie als solcher einer höhern Fügung, und verwerfen Sie den Glauben an die Erfüllung eines Traumes, der nichts gewesen ist, als das Trugbild einer aufgeregten Phantasie."

„Ich will das," versetzte Eduard mit der ganzen Sanftheit eines bewegten Gemüthes; „aber ich fürchte, ich kann es nicht. Nun denn, wie Gott will! Sie schlagen mir also meine Bitte ab?"

„Das thue ich nicht," erwiederte ich. „Hat der Herr des Lebens mich zum Zeugen Ihres Todes bestimmt, so soll Ihre Bitte mir ein heiliges Vermächtniß sein. Ich gelobe Ihnen dann die treueste Erfüllung."

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, August, September und October 1831.

(Fortsetzung.)

Im August wurden bei uns noch immer häufig Altmühlkrebse gespeist, welche sich durch ihre Größe und ihren vorzüglichen Geschmack auszeichnen; die oben angeregten so hoffnungsvoll aus einander gehenden Landstände hielten bei dieser Gelegenheit dem Krebsgange ungemein geistreiche Apologieen, welche mein liberales Herz zum Hüpfen brachten. Es hätte sich übrigens in diesem Monate wenig Bemerkenswerthes ereignet, wenn nicht in der Nacht vom 19. auf den 20. unfern dem Sendlingerthore die große Glockengießerei abgebrannt wäre, welches in mehrfacher Beziehung ein entsetzliches Unglück zu nennen bleibt, denn Glocken sind ein nicht zu umgehendes Bedürfniß in unsern Tagen geworden, in denen man sich gewöhnt hat, Alles an die große Glocke zu hängen, wo es aber auch dann gewöhnlich hängen bleibt und bald vergessen zu werden pflegt.

Am ersten Montage im September fand der große Viehmarkt zu Käferlohe — ein Dorf in der Umgegend Münchens — wie gewöhnlich statt. Der gemeine Mann sieht diesem Volksfeste mit freudiger Lust, der Gendarme zu Pferd und Fuß dagegen mit finsterem Gesichte entgegen, denn für den letztern wird der Käferloher oft ein gar heißer Tag; die Gäste überlassen sich hier der wildesten Ausgelassenheit, welche nicht selten jede Schranke überschreitet. Eine unzählige Menschenmasse lagert auf einer Waldwiese, die Vornehmern aber bleiben in ihren Chaisen, denn die wenigen Häuser, welche nebst einer kleinen Kirche, in Mitte des Waldes, das Dörfchen Käferlohe bilden, hält die widerlichste Tanzmusik besetzt, welche nur der niedrigste Pöbel zu besuchen wagt. Auf der einen Seite der erwähnten Waldwiese wird nun der eigentliche Viehmarkt selbst abgehalten und man hat hier Gelegenheit, schöne junge Pferde inländischer Zucht zu schauen, auf der andern Seite stellt sich die Wagenburg auf; in Mitte des Platzes befinden sich Kauf- und Trinkbuden, es werden hier tausende von Würsten aller Art verzehrt und dazu unmenschlich viel Bier getrunken. Die Rohheit des belobten Mittelalters ist hier in neuester Auflage an der Tagesordnung; der rechtlichste und ruhigste Mann bleibt nicht sicher, von trunkenen und ungezogenen Burschen insultirt oder gar mißhandelt zu werden, und die Losung: „Das ist käferloherisch," muß die größten Unordnungen entschuldigen, es setzt blutige Köpfe und zuweilen selbst Mord und Todtschlag; gegen Abend erreicht der Jubel der wilden Bachanten den höchsten Grad, und die Unordnung wird hauptsächlich durch den Umstand vermehrt, daß sich die meisten Kutscher und Fiaker dermaßen betrinken, daß man nur bewundern muß, wie sich nicht mehr Unglück zuträgt, als sich an diesem unschönen Tage wirklich ereignet, dessen schlimme Folgen alle selbst die wachsamste Polizei nicht immer beseitigen kann. Also wurde dieser berühmte viehische Markt vor Jahrhunderten schon abgehalten und also gestaltet er sich alljährlich noch in unserer Zeit; industriöse und ökonomische Rücksichten verbieten ihn aufzuheben; doch wenden wir den Blick von dem wenig anmuthigen Bilde, des Pinsels eines Höllenbreughels würdig.

Der October brachte uns das mit größerem Rechte berühmte große Nationalfest auf der Theresienwiese mit seinen Pferderennen, Turnieren, Viehausstellungen und dergleichen wieder. Da aber im Wesentlichen sich dieses Nationalfest jedes Jahr gleicht und da ich bereits im vorigen eine detaillirte Beschreibung von demselben lieferte, mich auch nicht gern wiederhole, bleibt mir nur übrig, mich auf die Nr. 87. und 88. unseres Planeten vom Jahre 1830 zu beziehen. Uebrigens stellte sich das heurige, vom herrlichsten Wetter begünstigte Octoberfest als eines der imposantesten dar, welches je statt gefunden. Der König und sein ganzer Hof waren gegenwärtig; auch bemerkte man eine Menge vornehmer Fremder, besonders Britten, Ungarn, Oesterreicher und Polen, welche größtentheils die Furcht vor der Cholera ein Asyl in unserm freundlichen, den höchsten Gebirgen so nahen München suchen ließ; man hofft auch immer noch, es werde unsere Stadt, wegen ihrer hohen Lage und der reinen Luft aus den Gebirgen, von der Epidemie gänzlich befreit bleiben, und diese Hoffnung ist es auch, welche viele der erwähnten vornehmen Fremden zu dem Entschlusse gelangen ließ, hier zu überwintern.

Das dießjährige Octoberfest zeichnete sich indessen auch noch durch ein besonderes Ereigniß aus, welches wir nicht unberührt lassen dürfen. Es wurde nämlich am sogenannten Haupttage (Sonntags den 9. October) unter passenden Feierlichkeiten in dem nur eine halbe Stunde von der Hauptstadt auf einer Anhöhe anmuthig gelegenen Dorfe Sendling ein vaterländisch-geschichtliches al fresco, auf einer äußern Mauer der Dorfkirche ausgeführtes Gemälde enthüllt, an welchem ein geschickter Künstler, Herr Wilhelm Lindenschmitt, seit längerer Zeit schon gearbeitet hat.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 280. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 1. December. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.
(Fortsetzung.)

VI.

Lächelnd mein Wäldchen winkt,
Lockend das Finklein pinkt,
Hin, hin, zum Wäldchen hin,
Dort nur ich glücklich bin.

Flieder ein Dach mir webt
Schlank sich die Tanne hebt,
Kosend die Birk' sich neigt
Sanft sich zur Eiche beugt.

Auch der Kastanienbaum
Findet im Wäldchen Raum,
Alles steht munter und frisch
Um meinen kleinen Tisch.

Drum ist mir immerfort
'S Wäldchen der liebste Ort.
Laßt mich dahin, dahin,
Dort nur ich glücklich bin.

Die Partheien in Deutschland.
(Fortsetzung.)

Besonders jetzt, da in Polen die Insurrection beendigt ist, heißt es, werden die Fürsten, in Vertrauen auf die Slaven, uns zu Sklaven machen wollen. Ein solches Schreckbild wird vielfach aufgestellt, um die Deutschen zur Annäherung an Frankreich zu bringen; doch wie wenig achten die Verbreiter solcher Truganschten die deutsche Würde und Intelligenz! Wie soll man sich an Frankreich halten, dem selbst aller feste Halt mangelt? Kann Deutschland nicht durch sich selbst bestehn? Vermag Rußland, was an geistiger Macht noch so sehr zurücksteht (was selbst der absoluteste Russenfreund zugeben muß), ein Land zu unterdrücken, das nun seit so langer Zeit so hoch cultivirt dasteht? Nimmermehr! — Rußland hat für seine physischen Kräfte Spielraum genug in Asien, hat im Innern selbst noch zu Vieles zu ordnen, so Manches dort auch schon in der kurzen Periode seiner wahrhaften Existenz geschehen ist. Die deutschen Fürsten werden nicht einem solchen Nordlichte folgen, das leicht zum Irrlicht für sie werden könnte, und der russische Kaiser, den sonst — vor dem Juli 1830 — so viele Stimmen priesen, kann nicht so schnell dieses Preises unwürdig geworden sein. Er hat, sagt man, nur aus Noth der Umstände die neue französische Regierung anerkannt, hegt aber noch immer Mißtrauen dagegen. Und wenn er das nun thäte? Die Erfahrung aus der Weltgeschichte, aus der von uns selbst erlebten Zeit hat gelehrt, wie wankelmüthig, wie unrein, wie ehrgeizig die politischen Tendenzen Frankreichs gewesen sind. Soll es auf einmal aus der Asche des Bourbonenscheiterhaufens als unbefleckter Phönix hervorgestiegen sein? Frankreich wird in Cabinetten, wie überall, Theilnahme finden, sobald es sich selbst zu erkennen, selbst Niemanden Mißtrauen zu zeigen, selbst die oft anekelnden Parteizwistigkeiten zu ersticken begriffen hat. Casimir Perier ist ein Mann, der seines Vaterlandes Lage begriffen hat: möge er seine begonnene Laufbahn glücklich vollenden! — Eben so wenig, als Rußland Schreckbild, sei Frankreich Musterbild für uns Deutsche. Wir wollen kein fremdes Volk hassen, eines jeden Vorzüge anerkennen, aber uns auf unsere Fürsten und uns selbst verlassen.

Ihr Fürsten, ehrt Euch selbst und liebt Eure Völker, auf daß Ihr lange strahlet auf Erden!

Die Wahrheit ist nicht nur den Fürsten, auch den

Völkern zu sagen, die sie in der letzten Zeit oft verkannt oder falsch dargestellt gesehen haben. Wenn Ihr Euer eigenes Wohl versteht, so beruht es auf der Erhaltung Eurer Herrscher, auf Befestigung des Friedens, auf allseitiger Redlichkeit und Mäßigung. Laßt Euch nicht hinreißen von Partheien, deren eine, unermüdlich ein verirrendes Ziel verfolgend, Euch schmeichelt, um Euch in der Zeit der Noth zu verlassen, da sie nur ohnmächtiger Dunst ist. Wenn es Zeit ist, daß die Fürsten kräftig und selbstständig die jetzt nothwendigen Besserungen in einzelnen Zweigen ihrer Verwaltung einführen (ein löbliches Beispiel davon ist in Sachsen zu sehen), so ist es eben so Pflicht der Völker, mit Ernst und Nachdruck, aber ohne leidenschaftliche Ausbrüche, ohne gewaltsame Wuthäußerungen das ihnen Gebührende zu fordern. Man rede, handle und schreibe die Wahrheit auf eine ihrer würdige Weise, denn wenn die besonnene Ruhe sich äußert, so horcht Jeder mit doppeltem Gewinnste. Es gibt aber neben manchem, für das Wohl der Völker Gethanem auch so Vieles, wodurch man sie zu täuschen und aufzuregen sucht, daß es des Wohlmeinenden heilige Pflicht ist, streng darauf aufmerksam zu machen. Einem Jeden das Seine! Der täuschenden Versprechungen der Regierungen soll es so unendlich viele geben, überall werden sie, meistens auf höhnende Weise, aufgedeckt; ob mit Recht, wollen wir hier dahin gestellt sein lassen, aber warum denn nicht auch die täuschenden Schleichwege vieler sogenannten Volksfreunde enthüllen? Nicht entsage man so schnell dem Zutrauen zu unsern Herrschern: sollen das die Wirkungen französischer Julitage sein? In Süddeutschland ist schon der erfreuende Anblick würdiger Volksvertreter da, (einzelne Versehen und mitunter Lust, einer chambre des députés zu gleichen, ist nicht zu verkennen, doch wird sich das schon geben,) bald werden auch die übrigen deutschen Staaten dem 13ten Artikel der Bundesacte Genüge leisten und auch dort wird es wohl an tüchtigen Männern nicht fehlen; nur was Preußen und Oesterreich beschließen werden, ist noch unbekannt: ersteres wird sich die allgemeine Liebe von Neuem dadurch zu sichern suchen, letzteres hat seine — edlen — Gesinnungen in der neuesten Zeit durch seine Behandlung der Polen bewiesen.

Also sei es die Pflicht der Unterthanen, einmal ihren Vorgesetzten nicht so rasch und durchaus das Zutrauen entziehen zu wollen: wie manche gute Handlung derselben wird verkannt und undankbar aufgenommen! Sodann aber höre man nur auf die Stimme der redlichen, gebildeten, erfahrenen und kenntnißreichen Volksfürsprecher, die gewiß keiner Parthei sich in die Arme werfen, sondern Jedem zur passenden Zeit freimüthig und geziemend die Wahrheit sagen. Blickt nur hin auf die, welche in die Lärmposaune stoßen und leider vielwärts nur zu begierig gehört werden. Wie wenige darunter sind Männer, welche sich durch den gesunden Geist des Alterthums, durch gediegene wissenschaftliche Bildung, durch geschichtliche und politische Kenntnisse, durch religiösen Ernst auszeichnen! Wie wenige führen in ihrem Inneren, in ihrem Hause, in ihrer Familie das Leben eines christlichen und menschlich zu lobenden Bürgers. Indeß sie das Heil der Staaten anordnen wollen, vernachlässigen sie Frauen, Kinder, Freunde: denn es fehlt ihnen das Herz, sehr oft auch der Geist — und wie sollen sie Länder- oder Städteglück berechnen können, die nur immer das Nächstgelegene aufgreifen, da sie ohne Erfahrung in den Tag hinein sprechen oder schreiben? Raisonniren, tadeln, schreien ist leicht: aber einen Staat bessern wollen, ohne die Lehren der menschlichen Gesellschaftspflichten, der geschichtlichen Erfahrung zu kennen, ohne in die vielfach verzweigten Verhältnisse eines Staats in politischer, finanzieller, diplomatischer Rücksicht eingedrungen zu sein, ist — mindestens lächerlich. Das haben uns erst die Franzosen gelehrt: in England müssen die Reformers etwas gelernt haben, sonst werden sie verspottet: Deutschland, das sonst so sehr auf gediegene Bildung achtende Land, müßte kein böses Beispiel nachahmen. Ich rede hier nicht von genialen Köpfen, wie Heine oder Börne; an diese werden dergleichen Ansprüche nicht gemacht, obgleich es sein sollte. Ich meine nur die vielen Schreiber in Zeitungen oder Blättern, deren dicke Unwissenheit und Unerfahrenheit nur zu oft schimpfliche Blößen gibt. Diese aber sollen, dürfen und müssen die Völker nicht anhören, wenn sie wünschen, daß eben sowohl Besserung vieler Gebrechen, als Befestigung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues eintrete. Besser, wenn der Handwerker thätig arbeitet, als in Bierhäusern elende Schreibereien liest: um so leichter wird er zu einer Parthei hingerissen, je weniger er die Sachen versteht und nun denken muß, wer dergleichen schreibe, sei doch gewiß ein würdiger Mann. Allein der Würdige übernimmt sich niemals.

Was ist denn freisinnig und ohne Parthei reden und schreiben? Doch wohl nicht etwa Alles reden oder schreiben, was auf die Zunge oder in die Feder kommt. Wer das in einer Gesellschaft thut, wird verachtet; ist die bürgerliche, die Staatsgesellschaft nicht noch mehr Achtung werth? Wie man im geselligen Leben die gute Meinung derer, mit denen man in Verbindung steht, zu genießen wünscht, so strebe man, die vernünftige öffentliche Meinung, die allgemeine Achtung zu erlangen, aber nicht auf gemeinem, auf ungesittetem Wege. Das einmal gesprochene oder gedruckte Wort ist unwiderruflich, vollends jetzt, wo besonders die Volksmenge, „wie der Hirsch nach frischen Quellen," sich nach Flugschriften und Zeitungen sehnt. Wie es sich schreiben, wie es sich reden lasse, edel, freimüthig, belehrend, einfach, und geziemend, haben Manche bewiesen: ich nenne nur Rotteck, Schneller, Münch, Krug, Pölitz, Ancillon, Duttlinger, Zschokke, als die gefeiertesten Namen. Huldigen diese auch in Manchem verschiedenen Ansichten, doch wird selbst ein Streit

zwischen diesen belehrend und wohlthuend geführt. Solche Stimmen vernimmt der Fürst gern in seinem Gemache, oder der Verständige in seinem Studirzimmer: diese hört man erfreut von der Tribune*) herab ihre Meinungen aussprechen.

Also keine Partheі zerreiße die ihren Geschäften und Arbeiten ruhig obliegen wollenden Bürger. Wohl sollen sie aufgeklärt werden über das, was ihnen heilsam ist; es soll ihnen nicht verschwiegen bleiben, welche die Pflichten der Regenten, so wie die der Unterthanen sind, und ein politischer Katechismus mag gern für viele Leser erscheinen. Für allgemeine Aufklärung und Bildung soll gesorgt werden, so daß der Geist der Deutschen nicht entarte.

Ist auf verständige Weise so verfahren worden, dann haben wir wenig von der vielleicht drohenden Zukunft zu befürchten, obgleich wir jetzt nicht irgend einen Krieg erwarten zu müssen glauben. Uns scheint eine Zeit der Abspannung kommen zu wollen, eine Folge des nicht abzuläugnenden geistigen Fiebers. Aber eben ein solcher Zeitabschnitt mag der passende sein, um durch nothwendige, zeitgemäße Besserungen dem späteren, raschen Umsturze mancher Verhältnisse in Europa entweder zuvorzukommen oder deren Einflüsse zu mildern. Dazu, wir wiederholen es, bedarf es der ernsten Bestrebungen der Fürsten und der Unterthanen, denn daß Alles beim Alten bleiben oder gar noch zurückschreiten solle, ist eine wahnsinnige Ansicht, die zu vergessen um so nothwendiger ist, als sonst eine nur zu bittre Enttäuschung folgen müßte. Zu dem von uns Verlangten gehört nur allseitig ernster Wille und kräftige Ausführung, die sich von keinen Drohungen schrecken läßt und keiner Partheі entschieden sich in die Arme wirft. Denn wenn auch in der menschlichen Natur allerdings ein ewig reges Streben liegt, überall zu sichten, zu bessern oder zu tadeln, und bei diesem auch wohl ein Vorurtheil, eine Vorliebe nicht zu vermeiden ist, die leicht zu einer Art Partheilichkeit führen muß, so ist diese doch nicht eine, die in das Uebermaß, in die Leidenschaft, in die Wuth übergehen soll. Wo die Partheien wüthen, da haben die Völker niemals einen Gewinnst zu erwarten: man blicke nur auf das zerrissene Griechenland hin, wo eben eine schändliche That vollbracht worden ist, weil man den ernsten, mitunter eisernen Willen des trefflichen Präsidenten verkannte. Möchten auch dort recht bald die Großmächte Europa's heilen, die einen heiligen Bund im Namen des Allmächtigen geschlossen haben wollen!

(Fortsetzung folgt.)

*) Nicht die deutsche Tribüne, über die der Geist der Tribune de Paris zu schweben scheint.

Anekdote.

Lehmann erzählt in seinem Florilegio folgende, nicht allein für seine Zeit, sondern auch für andere Zeiten passende Anekdote. — Bei einem Bauer im ehemaligen Waßgau war neben mehrern Lanzenknechten, auch ein Befehlshaber (Offizier) derselben mit einquartiert. Diesen titulirte er stets Junker. Als nun jener Befehlshaber eines Tages fragend zu ihm sagte: „Schelm! wer hat Dir gesagt, daß ich ein Junker bin?" — Da antwortete ihm dieser ganz trocken: „„Je nun, es ist jetzt so bräuchlich, daß man jeden Schelm einen Junker nennen muß!""

Historische Aehrenlese.

Als der spanische Feldherr Marquis Spinola im Jahre 1620 die Churpfalz mit seinen Schaaren durchzog, ward ein Hauptmann der burgundischen Truppen in Worms bei einem Bürger, der früher immer sehr große Worte gegen die Spanier im Munde geführt hatte, nun sich aber fast zu demüthig zeigte, einquartiert. Dieß ärgerte den Hauptmann und die Fahne seiner Kompagnie ergreifend, wies er dem Bürger das burgundische Kreuz und setzte hinzu: „Siehst Du Großsprecher! Feigling! Das ist das Kreuz, auf welches ihr Pfälzer bisher nichts gegeben, und von dem ihr auch wenig gewußt habt, jetzt sollt ihr Kreuz genug bekommen, so, daß ihr keinen Kreuzer im Hause behalten werdet!""

Karl Hälden.

Sie.

Schön war sie, schön! als ich zum ersten Male
Sie schüchtern sah an mir vorüberschweben,
Als sie mit ihrer Augen holdem Strahle
In meiner Brust geweckt ein neues Leben!

Schön war sie, schön! als sie zu ew'gem Bunde
An meinem Busen zitternd hingesunken,
Als ich beseligt von dem Rosenmunde
Der Küsse wonnesüße Gluth getrunken.

Schön war sie, schön! als sie mit leisem Beben,
Vom Sternenschein der Mitternacht umflossen,
Der Sehnsucht halb und halb der Angst ergeben,
Die Pforte mir zum Heiligthum erschlossen.

Doch schöner noch, als sie nach süßen Wonnen
An meiner liebetrunknen Brust erwachte,
Und mir, von meinen Armen heiß umsponnen,
Den Morgengruß verschämt entgegenlachte.

Carl Baron von Schweizer.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

München, August, September und October 1831.

(Beschluß)

Um aber allen unseren geneigten Lesern begreiflich zu machen, welches große Interesse dieses Bild in Baiern erregen muß, sieht man sich vor der Beschreibung desselben genöthigt, etwas weiter auszuholen:

Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern hatte sich im spanischen Erbfolgekriege mit Frankreich gegen Oesterreich verbunden, allein die Alliirten hatten Unglück; Max Emanuel mußte fliehen, die Oesterreicher besetzten Baiern, führten die kurfürstlichen Prinzen gefangen nach Steyermark und hauseten in dem schönen Baiern in unverantwortlicher und wahrlich barbarischer Weise. Eine solche Behandlung vermochte das wackere und stolze Volk nicht länger zu ertragen: das Land stand auf, der Sturm brach los! — Am Christtage des Jahres 1705 wollten die bewaffneten baierischen Bauern, 40,000 Mann stark, die Hauptstadt München dem Feinde entreißen und diesen sofort aus Baiern jagen, aber schon am Vorabend brachen, vorschnell und unbehutsam, aus der Gegend von Tölz 5000 der tapfersten und bestbewaffnetsten Landesvertheidiger gegen München auf. Doch der Anschlag war dem Feinde verrathen; zwar errangen die baierischen Bauern in der Christnacht selbst große Vortheile, allein am andern Morgen erhielten die Oesterreicher große Verstärkung, lauter erlesene Reiterei, und die schon ermüdeten tapfern Bauern mußten erliegen und wurden von den Oesterreichern grausam niedergemetzelt; der Rest setzte auf den Anhöhen bei Sendling den ungleichen Kampf mit verzweifeltem Muthe und kaum glaubhafter Todesverachtung fort: zuletzt sammelte, der Tradition zufolge, Balthasar Meyr, Schmied von Kochel, mit seinen Söhnen Lorenz und Paul die allein noch übrig gebliebenen sieben und dreißig baierischen Gebirgsbauern. Der Tod schien ihnen rühmlicher, als ein schmachbedecktes Leben unter der Tyrannei der Fremden. Sie sanken kämpfend bis zum letzten Hauch, Mann für Mann, der brave Balthasar zuletzt; er war ein riesiger Greis, der eine 114 Pfd. schwere Keule von Eisen im Kampfe führte und schon im nächtlichen Gefechte an der Isarbrücke mit derselben neunzehn Oesterreicher niedergeschmettert hatte.

Diese Katastrophe nun hat Hr. Lindenschmitt in seinem Gemälde aufgefaßt und in der That sehr effectvoll dargestellt; der riesige Schmied zeigt sich als Hauptfigur des gelungenen Bildes; in der Linken hält er die baierische Fahne, in der Rechten aber schwingt er die furchtbare Eisenkeule. Tausende strömten zu dem enthüllten Bilde auf den Sendlinger Kirchhof, und man konnte daselbst Geberden wahrnehmen und Worte hören, die deutlich genug bekündeten, daß die Baiern noch die alten Baiern sind, welche auch heutigen Tages lieber sterben, als ihre alte Freiheit und ihr altes Fürstenhaus fahren lassen würden. — Bemerkenswerth bleibt auch noch, daß Herr Lindenschmitt für diese seine gigante Kunstleistung keine baare Vergütigung weder verlangte noch erhielt.

Auch auf dem schönen Friedhofe bei München wurde in der allerneuesten Zeit den im Jahre 1705 gefallenen Vaterlandsvertheidigern ein schönes Denkmal von Gußeisen gesetzt, welches aber erst am Allerheiligentage (am 1. November) unter großen Feierlichkeiten enthüllt werden soll; wir werden auf den Gegenstand zurückkommen.

Dieses ist nun das Merkwürdigste, was ich Ihnen zu berichten wußte, denn mit Klatschereien, nach Art der Localblätter, wollen wir uns ein für allemal nicht befassen. Nächstens schreibe ich Ihnen über den Fortgang der Literatur in unserer Königsstadt. Der gefeierte Spindler hat München für immer verlassen und sich in Baden bei Rastatt angekauft.

F. Raimund wird seinen Cyclus neuer Gastvorstellungen bei uns, dem Vernehmen nach, im November beginnen, und dann kommen wir wohl auch ein Mal gelegentlich wieder auf unser Hof- und Nationaltheater zu reden. X. H.

Buntes.

Der Dr. S—dt hat sich von Leipzig gewendet. Leipzig soll sich schon früher von ihm gewendet haben.

Es gibt wohl nicht leicht ein größeres Bild von Ungeduld, als wenn man sich einen General denkt, der sein Heer übermannt oder größtentheils niedergehauen sieht und sich beständig umschauet, ob sein Alliirter ihm nicht mit seinen Truppen zu Hülfe kömmt.

So sagt Shakspeare in dem Schauspiel Heinrich IV. „Wenn mein theurer Percy, wenn mein herzlieber Heinrich manchen Blick nach Norden thut, zu sehen, ob der Vater mit seiner Macht herbeikömmt, — aber umsonst hinsieht!“

Ein Buchbinder in W. hatte auf sein Aushängeschild schreiben lassen: „Allhier werden Bücher gebunden und blamirt,“— (statt planirt.) — Ob nicht mancher seiner Zunft eben so schreiben könnte oder dürfte, ohne gegen die Orthographie zu sündigen? K. H.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 281. (II. Jahrg.) Freitag, den 2. December. **1831.**

Taschenbücher für das Jahr 1832.

4.

Anekdotenalmanach auf das Jahr 1832. Gesammelt und herausgegeben von Karl Müchler. Berlin Dunker und Humblot. 240 S.

Anzeige und Beurtheilung des vorliegenden Taschenbuches läßt sich mit einem einzigen, dem Martialis nachgebildeten Verse abmachen:

Sunt mala, sunt quaedam mediocria, sunt bona multa.

Hinzusetzen müssen wir jedoch, daß von der ersten Art, von dem der Aufnahme nicht Werthen, weil es entweder an und für sich allzu unbedeutend, oder schon an mehren anderen Orten gelesen worden ist, sich äußerst wenig vorfindet. Mehr Raum nimmt die zweite Art von Anekdoten ein, den Hauptinhalt aber macht die dritte Art von Mittheilungen aus. Mit einem Worte: der würdige Herausgeber hat den Zweck, welchen er in folgenden Reimen ausspricht:

„Es soll dies Büchelchen allein
Der Langeweile Unmuth stillen,
Und für Miltzsücht'ger böse Grillen
Ein Labetrunk aus Lethe sein."

vollkommen erreicht. Seine Belesenheit hat uns von Neuem in Staunen gesetzt; Fleiß und Sorgfalt im Sammeln und Auswählen verpflichtet uns, ihm im Namen des Unterhaltung suchenden Publicums zu danken. Daß auch diesem Jahrgange ein mit Genauigkeit ausgearbeitetes Namenverzeichniß, das die Auffindung von Charakterzügen merkwürdiger Personen erleichtert, beigefügt ist, bezeugt, daß nirgend Rück-, sondern nur Vorschritte gethan worden sind. Zur Probe wollen wir einige Anekdoten hier mittheilen.

Am 16. Februar (S. 30.)

„Es gibt drei Dinge," pflegte Melanchthon (geb. 16. Febr. 1497. gest. 1560) zu sagen: „die man für außerordentlich schwer halten muß: Kinder zu gebären, sie zu erziehen und zu unterrichten, und Menschen zu regieren."

Das fand Melanchthon schon im sechszehnten Jahrhundert; lebte er jetzt, so würde er, aber auf eine sehr schmerzhafte Weise, die Erfahrung machen, wie schauderhaft wahr das Letzte ist.

Am 1. August (S. 133).

Unter der Regierung Königs Johann II. von Schweden (1483—1513) gab man in Schweden das erste Schauspiel; es führte den Titel: das Leiden Christi.

Der Schauspieler, der die Rolle des Longinus spielte, wollte zum Schein mit der Lanze den Gekreuzigten so stechen, als stieße er sie ihm in die Seite. Er benahm sich aber dabei so ungeschickt, daß er den am Kreuze Befindlichen wirklich erstach; das Kreuz stürzte durch die Erschütterung um, und erschlug die Schauspielerin, welche Maria darstellte.

Der König, höchst erzürnt auf den Schauspieler, der so viel Unheil angerichtet hatte, stürzte auf die Bühne, und schlug ihm mit einem Hieb den Kopf ab. Die Zuschauer aber, deren Liebling dieser Schauspieler war, rächten ihn sogleich durch den Tod des Königs.

Daher hat man auf ihn folgende Grabschrift gemacht:

Ci-git un Roi, pour qui le dramatique
Fut un spectacle bien tragique.

Am 2. Novbr. (S. 192).

Der Gouverneur des Erbprinzen von ... befand sich in einer sehr peinlichen Lage. Er war ein durchaus rechtlicher Mann, und suchte daher den Neigungen des Prinzen, bei seiner großen Lebhaftigkeit, eine edle Richtung zu geben; aber die Schmeichler, die den jungen Fürstensohn umgaben, verdarben immer wieder, was jener zu erzielen bemüht gewesen war.

Der Prinz schaffte sich ein Stammbuch an, und bat auch seinen Gouverneur, ihm einige Zeilen zum Andenken einzuschreiben.

Dieser schrieb hinein: Facilius est imperium dare quam coelum. Quint. Curt. Lib. VIII.

(Es ist leichter, Jemandem einen Thron, als den Himmel zu verleihen).

Am 8. Decbr. (S. 218.)

Die Königin Christine von Schweden (geb. 8. Decbr. 1626, gest. 1689) war nichts weniger als schön; sie hatte sehr grobe männliche Züge, und ihr seltsamer Anzug trug nichts dazu bei, diesen Eindruck zu vermindern, er vermehrte ihn vielmehr. Sie setzte nie eine Nachthaube auf, sondern wickelte nur eine Serviette um ihren reizlosen Kopf.

Einst konnte sie des Nachts nicht schlafen; sie befahl daher, daß Musiker und Sänger in ihrem Schlafzimmer sie durch Musik und Gesang unterhalten sollten, und ließ die Vorhänge um ihr Bett dicht zuziehen.

Als ein Sänger vorzüglich ergreifend sang, vergaß sie ihr Incognito, steckte den Kopf durch die Vorhänge, und rief entzückt: „Tod und Teufel! der singt schön!"

Der groteske Anblick der Königin setzte die Tonkünstler so in Schrecken, daß sie, als wenn sie ein Gespenst sähen, eiligst die Flucht ergriffen.

Wir hoffen durch diese vier Anekdoten unsere Leser sowohl unterhalten als auch begierig gemacht zu haben, diese Unterhaltung durch Ankauf und fleißige Lectüre des Mücheler'schen Werkchens fortzusetzen.

Ed. B.

Der dreißigste August in Leipzig, ein Gedicht von Ernst Ortlepp. Leipzig, Taubert'sche Buchhandlung. 1831.

Der talentvolle Herr Ortlepp — dessen wir schon früher einmal in diesen Blättern rühmende Erwähnung thaten — scheint mit aller Gewalt auf den Titel des bestallten Gelegenheitsdichters von Europa hinzuarbeiten, denn bei allen Erscheinungen der Zeit, ja selbst bei rothen Calenderstellen und bei Mondwechsel, wie Ostern und Pfingsten, hörten wir den rüstigen Sänger die Harfe stimmen und fühlten uns durch einzelne Anklänge seines Liedes oft wunderbar bewegt. Nicht verhehlen aber können wir dem wackern Harfner, daß uns seine Rolle gleichwohl eine undankbare scheint. Eine Muse, die immer bereit ist, jeder Wendung der Zeit, jeder Erscheinung, wie und von woher sie kommen möge, ihr Saitenspiel zu leihen, kommt endlich in Gefahr, einer poetischen Achselträgerin und Ueberläuferin gleich geachtet zu werden und es zuletzt mit allen Theilen zugleich zu verderben. Ueberdem hat nicht jedes Begebniß eine poetische Seite, und keck wollten wir behaupten, daß Leipzigs dreißigster August in der Veranlassung wie in dem Ausgange seiner Vorfälle auch nicht eine Ader poetischen Gehalts mit sich führe. Der Rücksichten, welche Inländer, sobald sie sich ein versificirtes oder sonstiges Raisonnement über vaterländisch-ehrwürdige Nichtsbedeutendheiten und die bei solchen Gelegenheiten ergriffenen Maßregeln erlauben, noch obendrein nothwendiger Weise zu beobachten haben und die ihre Offenherzigkeit, vor allem aber ihrem poetischen Aufschwunge hinderlich, beklemmend, ja todtgefährlich werden, wollen wir noch nicht einmal gedenken. Jedenfalls aber scheint es uns unpoetisch, den Riesenadler Zeitgeist — der, des Weltendonnerers Blitze in den Fängen, jetzt mit ungeheurem Flügelschlag über der kreisenden Erde dahinrauscht — so absichtlich zur melkenden Kuh umzuwandeln. Dergleichen poetisches Fingergezähle gefällt nicht Jedem; nur der Augenblick, der uns begeistern oder erschüttern kann, ist des Liedes werth, nur die Begebenheit, welche mit lebenerweckendem Segen oder mit zermalmendem Vernichtungsfluche daherzieht, ist des Sängers würdig. Es ist hier nicht der Raum, noch der Ort, auf eine kritische Zergliederung der beklagenswerthen Ereignisse vom dreißigsten August einzugehen (selten dürfte ein solcher Sectionsprozeß ohne heftigen Anstoß nach allen Seiten, selbst nach der des Censors zu unternehmen seyn) nur müssen wir, was der Dichter in den eigens von ihm angezeichneten, weit mehr wahren, als poetischen Worten (S. 12) selbst als Behauptung aufstellt:

„Leipzig's Heil hing nicht an dem Gebote,
Das die Sachsenfreiheit nicht bedrohte,
Das ein Vorurtheil nur von sich wies" —

just als Anklage gegen seine Wahl anwenden; denn eine That, die nur von einem „Vorurtheile" ausgeht, könnte höchstens in dem Falle poetisch werden, wenn sie mit kühner Consequenz durch die ihr gestellten Hindernisse griffe und so ihre schwankenden Motive einigermaßen durch ihre beherzte Ausdauer rechtfertigte. Dort war Anlaß, wie Wirkung gleich schwächlich, der unselige Wahn gab dem äußern Widerstande nach und verlor dadurch jedes Anrecht auf Würdigung, trat, nackt in Entstehen und Ausführung, sofort in sein Nichts zurück. Wo gäbe es da einen Anhaltepunkt für den Dichter? Doch er hat sich einmal diesen Stoff gewählt, und da im Reiche der Dinge nichts ungeschehen zu machen ist, so wollen wir wenigstens sehen, wie er es angefangen hat? Herr Ortlepp scheint die Nichtigkeit seines Gegenstandes wohl durchschaut und denselben aus diesem Grunde auch so ziemlich wie einen verlorenen Posten behandelt zu haben. Er hat sich demnach die Sache nicht gar tief zu Gewissen gehen lassen, sondern sich dieselbe etwas leicht gemacht. Wohl wissend, daß ihm wenig eigentlicher Spielraum eröffnet ist und daß sich ihm keine besondern Anhaltepunkte darbieten, packt er seinen Gegenstand möglichst von der breiten Seite, hilft sich mit allgemeinen Sentenzen, die erforderlichen Falls eben so gut in einer Landtagspredigt, als in einer Elegie dieser Art hätten Anwendung finden können, spielt theils den Erschreckten, theils den Begeisterten, wirft anfangs mit herben Redensarten und dann, nachdem er sich dadurch der Zerknirschung des Lesers möglichst versichert hat, mit einigen Friedensermahnungen um sich, die so ziemlich auf den alten frommen Philisterspruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht,"

herauskommen, und schließt à l'ordinaire mit einer Fürbitte an den Himmel, der bei solchen Gelegenheiten immer herhalten muß, und mit einer Art von Vision, die natürlich, da sie den Schluß bildet, etwas Gutes prophezeiht. Wie er in der Behandlung dieses unerspießlichen Stoffes gewissermaßen das „Sauve qui peut" gelten läßt, so steht auch der Partheienton, zu welchem er sich schlägt, streng' in der Mitte, freilich mit einer etwas zweifelhaften Färbung, welcher er jedoch vom Anfang bis zu Ende wenigstens treu bleibt und die, wenn ein kritischer Feinschmecker sie auf die Zunge nimmt, ohngefähr auf das Moderat-Liberale herauskommen wird, eine Flagge, die immer von einer neutralen Macht, d. h. von einem Gemüthe ausgeht, welches gern insoweit mit beiden Theilen auf freundschaftlichem Fuße bleibt, daß es jedem derselben Lob und Malice in gleicher Quantität zutheilen darf. So gibt auch er, freilich etwas verblümter Weise, erst der Behörde, dann den Widerspenstigen seine Mißbilligung zu erkennen, was vielleicht noch bessere Anerkennung gefunden haben würde, wenn er das Letztere zuerst und das Erstere zuletzt thäte. Uebrigens sind die Worte, womit er die Folgen jenes Befehls rügt, und die Unzweckmäßigkeit jener ergriffenen Maßregeln darthut, kräftig, gut und unerschrocken und lassen uns den reinen Sinn und die lautere Absicht des wackern Polensängers keinen Augenblick verkennen:

„War es klug, das Volk herauszufodern,
Wo der Zwietracht Funken schlafend lodern,
Denen großes Feuer schnell entquillt?
Leicht ist es, die Flammen zu entzünden,
Aber schwer, die Ruhe zu begründen,
Wenn der aufgeweckte Löwe brüllt!

Ach, und wird der Friede auch erzwungen,
Ist so manche Saite doch gesprungen,
Die wohl sanfter Stimmung fähig war;
Und der Kaufpreis wird des Volkes Liebe,
Und die Folge — allgemeine Trübe —
Gift'ges Brüten — lauernde Gefahr!"

(Fortsetzung folgt.)

Grillen über den Michaelismeß-Catalog von 1831. Von H. Meynert.

(Fortsetzung.)

Der Raum dieser Blätter und unsere Laune gestatten uns nicht, die angekündigten neuen Schriften nach ihrer besondern Tendenz zu classificiren, oder über einzelne derselben im Voraus, dem bloßen Titel nach, ein Urtheil zu fällen; wir begnügen uns vielmehr, die Namen derjenigen Verleger, welche diesmal das Meiste zu Tage gefördert haben, nach dem Alphabete hier anzuführen und die Anzahl ihrer Unternehmungen beizufügen.

Basse (36). Die Mehrzahl seiner Artikel scheint in Fortsetzungen größerer Werke und Bearbeitungen zu bestehen, und zu seiner Ehre müssen wir bekennen, daß wir nicht allenthalben den Titel „Roman" wiederfanden. Baumgärtner (55). Cotta (30). Dümmler (22). Hahn in Hannover (36). Hartmann in Leipzig (27). Hilscher (22). Kollmann in Augsburg (47). König (20). Krüll (51). Landes-Industrie-Comptoir in Weimar (21). Leske (21). Löflund und Sohn (27). Metzler (25). Michelsen (65). Pelz (31). Reimer (64). Stahel (21). Vieweg (28). Voigt (23). Wagner in Neustadt (29). Weber in München (70).

Dem Letzteren der genannten Herren Verleger, der mit nicht mehr als 70 (?!) Artikeln aufgeführt steht, gebührt sonach der Preis. Solch' ein Preis ist zuweilen ein kostspieliger; wir wünschen ihm recht aufrichtig, daß das Glück im Verhältniß zu dem Umfange seiner Unternehmungen sich bethätigen möge. Die sonst so unternehmenden Häuser von Arnold, Brockhaus, Hartmann, Hoffmann und Campe, Max und Comp. ꝛc. haben sich diesmal etwas in den Hinterhalt gezogen. Unter den Verlagsartikeln des Erstern zeichnen sich aus die kräftigen politischen Brochüren von T. Frey (nicht J. Frey, wie der Catalog fälschlich angibt) und die gesammelten Schriften van der Velde's; unter denen von Brockhaus erwecken: „Albrecht Dürer's Leben und Werke" von Heller, Raumer's „Briefe aus Paris", dessen „historisches Taschenbuch", ferner der neueste Jahrgang der „Urania" und die „morgenländischen Dichtungen" von Oehlenschläger, unsere Aufmerksamkeit. Den Großvater Cotta'schen Verlag schmücken diesmal: Johannes v. Müller's sämmtliche historische Werke, Uhland's Gedichte, im Kunstfache Retzsch's Umrisse zu Schiller's Lied von der Glocke; auch W. Menzel hat sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte" fortgesetzt. Hartmann in Leipzig bringt, nebst besonders schätzbaren wissenschaftlichen besonders philologischen Werken, das durch eine lange Reihe von Jahrgängen als gut bewährte „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" von Fr. Kind; vor allem aber schmückt seinen diesmaligen Verlag der dritte Band der herrlichen Schefer'schen (neuen) Novellen, deren erste Bände mit Enthusiasmus aufgenommen und in allen Zeitschriften mit der höchsten Auszeichnung erwähnt wurden. Ferner erregt das durch seine Schicksale bei seinem ihm zuerst bestimmten Verleger, Franckh in München, bereits bekannt gewordene satyrische Werk des jungen talentvollen Improvisators Langenschwarz „der Hofnarr"*) die Aufmerksamkeit der Lesewelt, wie auch die interessanten Reiseschilderungen des Dr. W. Seyffarth unter dem Titel: „meine Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz", zwei Theile, aus welchem der Planet bereits einige Proben als Vorkost gegeben hat.

(Beschluß folgt.)

---

*) Wir warnen bei dieser Gelegenheit zugleich vor dem Ankauf der unrechtmäßigen, verstümmelten und von Druckfehlern strotzenden Franckh'schen Ausgabe, welche der Nachfolger Franckhs, Herr Hallberger in Stuttgart, auszugeben sich nicht entblödet hat. D. R.

Deutschlands Erntefest von Ernst Ortlepp *).

Mit Ortlepps Gedichten kann ich mich nicht recht befreunden, auch wenn ich gern Alles thue, zu vergessen, daß er jede Gelegenheit erfaßt, um Verse zu machen. Wer das kann, ist darum noch kein Dichter; und wenn es auch nicht zur Schande gereicht, ums Leben zu schreiben, so berechtigt dieß doch nicht, als Dichter auftreten zu wollen. Referent achtet und schätzt Herrn Ortlepp, aber als Dichter gilt er ihm wenig. Er möge, um einer zu werden, beherzigen, was ihm neulich in literarischer Unterhaltung gerathen worden. Hier nur Einiges über sein Erntefest. Gleich in der ersten Stanze finden wir den Maitag beim Erntefeste unpassend, da die eigentliche Ernte nicht im Sommer, sondern im Herbste stattfindet. „Und die stolze Babel war zerschellt" ist kein richtiges Bild; zerschellen statt zerstören gebraucht, kann kaum die Nothwendigkeit des Reims entschuldigen; „Und sein Blick war schon Gebot der Ruh" hier ist dunkel auf wem das „sein Blick" sich bezieht. Das Bild des weinenden Odysseus paßt nicht auf Deutschland und den Deutschen; denn Ulysses war fern vom Vaterlande und weinte deshalb nach dem heimathlichen Heerde, unbekümmert, ob die einzelnen Staaten Griechenlands ein Vaterland bildeten. Uebrigens geht er wohl zu weit, wenn er von Deutschland singt:

Bist mit deiner hohen Kraft von Gott
Aller Nationen Spiel und Spott!

Das weitgedruckte Wort: Körner (S. 10.) soll doch nicht einen Doppelsinn verbinden, und eine Andeutung auf den Dichter Theodor Körner seyn? Wie matt ist der Vers: (S. 11)

Und das Allerkleinste hieß uns groß.

Eine aufgeschmückte Hölle (S. 13.) läßt sich eigentlich nicht gut denken, oder das Bild ist zu großartig. Dagegen ist der Vers:

Denn die Zeit stach ihm zu hell den Staar

sehr prosaisch. Der Tagesblitz ist nur erschienen, um sich auf die Bergesspitze zu reimen. Wie groß ist der Gedanke:

Felsenberge decken noch die Au

und wie matt hinkt hinterdrein der folgende Vers:

Doch es ebnet sie der Ackerbau.

Unwillkührlich denkt man bei solchen Versen an die ABC-bücher. — In was für Sesseln haben denn Molch und Unken gehaust? (S. 17.) Welch ein herzzerreißendes Flickwort ist das „Wie" am Schlusse eines Verses (S. 18.)! Wo war aber auch gleich der Reim auf die ungereimte Philosophie zu finden? — „Sich emporflügeln" ist neu, aber schwer. Der Vers (S. 20.)

Fort mit faulen Schlendrianes Schleicher

enthält wirklich zu viel Schlendrian, den Herr Ortlepp wohl hätte vermindern können. Jedes Bild, dessen ein Dichter sich bedient, muß doch wohl auch gedacht, als wahrscheinlich, als möglich erscheinen. Wie man sich aber vorstellen will, daß Preußen sich zum Thurm erhoben habe (S. 21.), sehe ich mit dem besten Willen nicht ein. S. 23. soll die getrennte Bahn, welche Preußen und Oesterreich gehen, Deutschland halb in Auslands Rachen spielen. — Wir rathen Herrn Ortlepp an Müllners Eingemachte Lesefrüchte zu denken, die den Dichter Wetzel gar gewaltiglich mitnahmen; es könnte sich wohl zutragen, daß Referent, ohne zu glauben ein zweiter Müllner zu sein oder werden zu können, sich aus Herrn Ortlepps Gedichten etwas zum Winter einmachte! Der Reim muß nie der Sprache, der Grammatik Gewalt anthun. Es heißt also „mit uns im Bunde" „umknüpft von einem Bande" u. s. w.

„Oft schon hat uns Schaden klug gemacht" (S. 24.).

Das ist wahr, aber ebenso prosaisch, wie das oben erwähnte Staarstechen. Was der — Dichter S. 25. von der Preßfreiheit singt, kann Ref. nicht so unbedingt unterschreiben. Wäre die Rede vom Zwange auch entkettet, so würde sie zwar die Gestade nicht zu verspotten, sich keine Pfade zu brechen brauchen, aber, aber die Wogen würden ebenso gut über Dörfer, Hügel, Flur und Korn, ja ich fürchte wohl gar über die Eichen, Felsen, Thürme und Berge sich wälzen. — Herr Ortlepp mag doch den zweiten Vers S. 25. noch eimal lesen und uns offenbaren, was er denn eigentlich mit des Schwerdtes Rede: „dazu bin ich zu gut" sagen will! Die Herren von der Justiz mögen sich für die erste Stanze S. 28. bei Herrn Ortlepp bedanken, denn sie sollen Flügel an ihre bleiernen Füße erhalten,

Macht, daß Recht im Land' zu finden sey!

Ein schöner Zuruf! Wenn die Gesetze befolgt, die Obrigkeiten geachtet, und von einem jeden die ihm obliegenden Pflichten erfüllt werden, wenn jeder Befehlende nicht vergißt, daß er auch gehorchen muß, dann wird wohl Recht im Lande zu finden sein. — Am vorzüglichsten gelungen scheinen uns die beiden Verse (S. 6.), obgleich wir das Pressen des Winters im ersten nicht poetisch finden, der zweite S. 7., die vier Stanzen auf S. 14. und 15., der Aufruf an Oesterreich S. 24. und die Stanze S. 24.:

Säet Einheit, daß das Heil uns wachse!

Hier überzeugt man sich leicht, daß Herr Ortlepp nicht ohne Talent ist, und daß er aus dem Herzen zum Herzen zu reden versteht. Aber er ist nur zu schnell mit seinen Gedichten da, das nonum prematur in annum vergessend.

*) Wir fügen absichtlich zu der vorhergehenden Beurtheilung einer Ortlepp'schen Dichtung diese zweite, etwas abstechende Beurtheilung einer andern Leistung desselben Dichters von einem andern unserer Herren Mitarbeiter bei.

D. Red.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 282. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 3. December. 1831.

Theaterberichte.

München, Anfang November.

Herr Doctor Wagener, Regisseur des Königlichen Hoftheaters zu Dresden, den wir gegenwärtig als Gast auf unserer Bühne sehen, hat auch bei uns den ihm vorausgegangenen ehrenvollen Ruf um so ehrenvoller bewährt, da er den schweren Kampf mit den, in immerwährender Frische vor uns stehenden Gebilden seines großen Vorgängers Eßlair zu bestehen hatte. Herr Doctor Wagener hat sich in seinen ausgezeichneten Darstellungen zugleich den vollen Dank seiner Bühne erworben, indem er den bösen Eindruck verwischt, den das voreilige und durchaus werthlose Gastspiel eines Herrn Devrient aus Dresden vor Kurzem bei uns hervorgebracht hatte. Herr Wagener erschien zuerst als Belisar, Eßlair's Kronleistung, und erwarb sich gleich in dieser Darstellung so sehr die Achtung und Anerkennung des Publikums, daß man ihn schon in den ersten Acten mit Beifall überschüttete, und nach dem dritten Acte, und dann am Schlusse der Vorstellung stürmisch hervorrief. Die Auffassung dieses Characters war bei Herrn Dr. Wagener ein anderer, als bei Herrn Eßlair, und doch gewinnen Beide in ihrer verschiedenartigen Auffassung so sehr das Interesse des Publikums, daß man sie Scene für Scene wechseln sehn möchte, um den Eindruck wahrzunehmen, welchen der Kampf zweier ächten Helden gewährt. Doctor Bruckbräu, einer unserer beliebtesten und gediegensten Kunstrichter, vergleicht in der Beurtheilung, welche er über Herrn Dr. Wagener gegeben, die Darstellungen Eßlair's und Wagener's mit den Gemählden Raphael's und Corregio's: „Beide — sagt er — stehen verschieden, Beide groß da, und wie Eßlair, gleich Raphael, unerreichbar scheint, so darf Wagener kühn mit Correggio sagen: „auch ich bin ein Mahler." — Referent sah in der Rolle des Belisar's mehrere Schauspieler, von denen, nach Eßlair, nur Anschütz in Wien und Weidner in Frankfurt, ihm genügen konnten; das jedoch, was Herr Dr. Wagener in dieser Rolle bei uns geleistet hat, macht ihm die Wahl zwischen diesem und Eßlair schwer, und er möchte, wie gesagt, lieber Beide in einem Wechselspiele sehen, als einen von Beiden aufgeben.

Die zweite Rolle des Herrn Doctor Wagener war der Tell. Abermals eine andere, originell für sich bestehende Auffassung, und doch den Geist des Dichters so fest haltend, daß nirgends auch nur die kleinste Lücke in der Zeichnung zu bemerken war. Eßlair nimmt den Tell in der ganzen Einfachheit eines Landmann's; Wagener thut dasselbe, legt aber in Haltung und Vortrag etwas Gehobenes, das an einigen Stellen in den Character des Helden überschweift. Das Publikum nahm die Leistung des werthen Gastes mit jubelndem Beifall auf, und ehrte den Werth derselben durch stürmischen Applaus und Hervorruf.

Die dritte Rolle, in der wir Herrn Dr. Wagener bis jetzt sahen, war Hugo Oerindur in Müllner's Schuld. Hatten wir in den beiden vorhergegangenen Rollen den Helden, den großartigen Krieger, den Vater, erkannt, so führte uns Herr Wagener in seiner heutigen Darstellung ein zwar finsteres, aber von dem Lichtglanze eines inneren Lebens beleuchtetes, ich möchte sagen durch und durch aesthetisches Bild vor Augen, und zwar so ganz aus einem Gusse, daß man sich unwillkührlich zu der Aeußerung hingerissen fühlte: so und nicht anders kann der Dichter sich den Character seines Helden gedacht haben. Es war ein ungewöhnlich lauter Beifall, der sich am heutigen Abende äußerte und sich endlich in abermaliges Hervorrufen des werthen Gastes löste.

Ehrend für Herrn Dr. Wagener ist es, daß sämmtliche hiesige Zeitschriften seinen Künstlerwerth einstimmig anerkennen. Sich selbst aber ehrte der brave Künstler in der Bescheidenheit, mit welcher er den Lohn des Publikums entgegen nahm, indem er in seinem Dank sagte: „er könne sich durch solche Aufnahme nur beschämt fühlen bei dem Gedanken an das, was der große Eßlair hier geleistet, zu dem er gekommen sei wie der fleißige Schüler zu dem mit Lorbeern gekrönten Meister, ihm persönlich seine Huldigung darzubringen." X.

Stuttgart, den 6. Novbr. 1831.

Ein Gast drängt den andern, unsere Bühne wird gar nicht leer von Fremden; kaum ist der eine fort, so sind schon ein Paar Andere wieder da; — wie angenehm es auch ist, tüchtige Künstler zu sehen, zu bewundern, so hat es doch auch für das Publikum etwas Unbequemes, weil, wenn die Schauspieler dasselbe Fach haben, man sich in einem sehr kleinen Kreise von Dramen bewegen muß. Manche Wiederholung könnte angenehm sein, wer sähe nicht gern einen Wilhelm Tell wiederholt — aber wenn dieser, zum Jammer eines jeden Verehrers des großen Dichters, auf die schmählichste Weise verhunzt wird, wie wir es uns hier müssen gefallen lassen, wo ein Wallbach Regisseur und ein Seidelmann dienender Bruder ist (noch vor wenig Wochen war es so) — dann wird gerade solch ein Kunstwerk ein neuer Dorn, der auch dem Billigsten bittren Kummer über die Entweihung der Kunst auspreßt!

Ich bin Ihnen noch einen ferneren Bericht über die Leistungen des Dr. Wagener schuldig. Nach Belisar, worüber Sie bereits meine Notizen haben, gab er noch den Hugo und den Tell. In beiden Rollen, obwohl sie zu Eßlair's vorzüglichsten gehören, erkannte ich wohl, daß mein Urtheil über Herrn Wagener zu voreilig gewesen. Ich schrieb Ihnen, daß es scheine, als habe er sich Eßlair ganz zum Muster genommen — er zeigte als Hugo und als Tell viel mehr Eigenthümliches, denn als Belisar — sichtbar war, daß die Aehnlichkeit mit Eßlair nur zufällig, durch seine Figur und sein Organ, nicht durch eine Copie bedingt war. Zum Ruhme sei ihm nachgesagt, daß er, bei einer außerordentlichen Kraft, eine bewundernswürdige Mäßigung zeigte, er sparte seine Mittel so umsichtig, daß sie ihm in den Glanzpunkten niemals fehlten, ihn nie verließen, etwas, das gerade dem kräftigen Manne leicht begegnet, weil er, auf seine Stärke bauend, sich zu früh erschöpft, indem er die augenblickliche virtus fühlt, doch nicht berechnet, wie weit sie reichen wird. Seine Jugend kommt ihm, im Vergleich mit Eßlair, noch sehr zu Statten: er gibt als Hugo ein schönes Bild, der Veteran nicht mehr! dabei scheint er, von aller Eitelkeit frei, sich dem Costüm leicht und ungezwungen zu fügen, ein Beweis, wie fern er von jeder faden Comödianterei ist, welche, mit Hintansetzung der historischen wie der poetischen Wahrheit, nur den Glanz sucht. Sein Beruf zur Kunst sprach sich in allen seinen Leistungen aus, ganz vorzüglich aber war er in den Scenen, in welchen die Leidenschaft erwacht, in welchen der Affect ihn selbst hinriß; wenn er in den anderen Scenen fast zu kalt erschien, so war hier das Maas so trefflich und so genau gehalten, daß sich auch mit der schärfsten kritischen Brille kein Fehler würde finden lassen. Ich beneide Dresden um einen solchen Künstler, er könnte an Maurers Stelle treten, welcher diese Rollen bis jetzt hier gibt, welcher nun aber anfängt, sich in das Fach der alten, der zärtlichen wie der komischen Väter zu legen, wodurch denn das Fach der älteren Helden erledigt wird. Herr Dr. Wagener würde uns Maurer nicht nur ersetzen, er würde denselben weit übertreffen, da bei gleicher Kunst die Natur viel mehr für ihn gethan hat und seine große Besonnenheit, wie sein feines Schicklichkeitsgefühl ihn vor jeder Uebertreibung schützt, was bei Maurer leider gar nicht der Fall ist.

Es ist mir leid, mich von einem Künstler, wie Herr Dr. Wagener, zu einem so höchst mittelmäßigen Schauspieler, wie Herr Lemke ist, wenden zu müssen. Derselbe trat als Arnold von Melchthal auf — nun es war noch erträglich. Die Aufmerksamkeit des Publikums war besonders auf Herrn Wagener gerichtet — es bejammerte zudem das abscheuliche Verstümmeln des Meisterstückes deutscher Poesie, und achtete nicht viel auf Herrn Lemke — da erschien Nathan der Weise und Lemke als Tempelherr! — Nun Gott verzeihe es ihm! — ich vermag es nicht. Wo er die Dreistigkeit her hat, in solcher Rolle aufzutreten, ist mir unbegreiflich. Wer so gar keine Idee von der Auffassung einer Rolle hat, soll eigentlich ganz von der Bühne wegbleiben — wenigstens nicht gastirend irgendwo auftreten; aber nun gar in solch ein classisches Werk hineinpfuschen, das ist ganz unerlaubt und verdient die schärfste kritische Ahnung. Nicht minder übrigens ein alter Schauspieler unserer Bühne Herr Gnauth, welcher aus dem intriguanten Patriarchen von Jerusalem einen Marionettenkönig machte. Der Mann gehört recht eigentlich zu den Komödianten, er kann nur eines, gemein sein nämlich; — hat er nicht eine Rolle, in welcher er seine Seiltänzerspäße, seine Bajazosprünge anbringen kann, so ist er ganz unbrauchbar. Abgesehen, daß der Patriarch von Jerusalem keine Mitra, sondern eine plumpe, höchst grotesk gemachte messingene Königskrone auf dem Haupte und einen schlechten rothen Warschauer Schlafrock auf dem Leibe trug, (da doch der Priesterschmuck, welcher aus dem alten Testamente in die christlich-catholische Religion übergetragen, fast ganz unverändert übergetragen — bekannt genug ist) — abgesehen von dieser ganz verfehlten Costümirung spielte und sprach er den dicken Prälaten, welchen Lessing auf das Trefflichste charakterisirt hat, so elend, daß man ihn so auslachte, wie Herrn Lemke, welcher sich dessen zu verschiedenen Malen erfreute. Herr Seidelmann hingegen, als Nathan, kann Alles vergessen machen, man wird von Bewunderung für diesen Künstler hingerissen; jede Rolle, die ihm zusagt, wird in seinen Händen zu einem hohen Kunstwerk, er hat keine schwache Seite — wohl aber der Intendant, Graf Leutrum, welcher ihn mitunter zu Rollen verwendet, für die er nun einmal nicht ist — es liegt z. B. die Würde eines römischen Imperators nicht in ihm, wozu ihn mit einem Justinian in Belisar quälen — warum verlangt man von diesem großen Genie, daß es ein Universalgenie sei!

Noch ein Gast erschien bei uns, Demoiselle Seebach aus München, sie trat zweimal auf, zuerst in dem Lustspiel von der Weißenthurn, „Welcher ist der Bräutigam" und dann „in der eifersüchtigen Frau" von Kotzebue und in den Helden von Marsano. Ein glänzendes Talent besitzt sie nicht, doch kann man auch keineswegs sagen, daß sie eine schlechte Schauspielerin wäre, sie dürfte nur recht jung und recht schön sein, um großes Aufsehn zu machen; da

jedoch von beiden Prädicaten das recht wegfallen muß, so war unser Publikum ungerecht genug, sie selbst fallen zu lassen, wenigstens wurde sie ohne ein Beifallszeichen aufgenommen. Viele Momente ihrer Darstellung waren vollkommen gelungen, besonders als junge Heldin im Husarenkleide, hob sie die komischen Situationen sehr gut heraus. Als eifersüchtige Frau hätte ich sie lebendiger gewünscht, es schien ihrer Darstellung der Schlußstein zu fehlen, sie hatte keine Rundung, sie hob die effectvollen Stellen nicht kräftig genug heraus, kurz sie wird überall, wo man nicht so ganz unbillig ist, wie hier — nicht mißfallen, vielleicht gefallen, allein sie kann nicht zu den ausgezeichneten Künstlerinnen gezählt werden, und wird einer Stich, einer Schröder, einer Müller nie gleich kommen.

Entzückend war die Darstellung des Don Juan und des Titus. Eine Heinefetter und eine Hauß neben einander zu hören! in solchen Opern, wie die genannten, zu hören! — man vermag kaum, sich etwas Vollendeteres zu denken. Mad. Schröder-Devrient allein stelle ich höher, und nur darum, weil die Kunst des Mimen der des Gesanges die Hand reicht, weil Melpomene, Thalia und Erato an ihrer Wiege gestanden. Unsere beiden Damen, als Sängerinnen gewiß eben so vorzüglich, sind nicht dramatische Künstlerinnen in einem so hohen Grade wie Mad. Devrient — aber Stimmen haben sie — ein Metall, einen Glockenklang, eine Kraft! es gehört ganz der böotische Gleichmuth der Stuttgarter dazu, um das mit solcher Gelassenheit anzuhören — in Wien — in Berlin — dem Himmel Dank, daß nicht Beide zugleich dort auftraten! ein großes Unglück würde die Folge sein, von dem Erd' und Himmel erschütternden Applaus wäre zweifelsohne der Plafond eingestürzt, wo nicht gar das ganze Opernhaus. Ich hoffe, Sie hören die jüngere der beiden Künstlerinnen, Dem. Heinefetter, auch im Norden Deutschlands, sie will zwar jetzt nach Italien gehen, allein um so höher wird nur der Genuß sein, wenn sie nach ein Paar Jahren wieder erscheint. Dem. Hauß scheint nicht Lust zu haben, weiter als bis Frankfurt zu reisen; das ist das Ziel ihrer jährlichen Ausflüge — zieht sie ihr Herz oder der Kunstsinn des Publikums dahin? — ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß ich Ihnen die Hoffnung, sie in Dresden, Leipzig oder Berlin zu hören, grausamerweise abschneiden muß.

L.

Opern-Literatur.

Der Cornet. Operette in einem Aufzuge von Dr. Fuchs. Musik von Joseph Küffner. Mainz. In der Hofmusikhandlung von B. Schott's Söhnen. 1831. 56 S. — Dabei vollständiger Clavierauszug vom Componisten.

An guten, ja sogar an mittelmäßigen Operetten leiden wir mehr Mangel, als an guten und mittelmäßigen Opern. Singspiele, wie wir sie z. B. von Angely haben, können immer nur als Surrogat betrachtet werden. Darum zog die vorliegende Operette unser besonderes Augenmerk auf sich, und wir freuen uns, daß unsere guten Erwartungen nur in bonam partem getäuscht, d. h. daß dieselben nicht nur vollkommen befriedigt, sondern auch übertroffen worden sind. Geben wir zuerst dem Text die gebührende Ehre! Er ist von der Beschaffenheit, daß man ihn auch ohne die Musik zu hören oder gehört zu haben, also ohne erwecktes Interesse für die Tonschöpfung mit Vergnügen durchlesen kann. So wenig dies Lob zu gelten scheint, so viel, so sehr viel gilt es doch, wenn man an die gewöhnlichen Operntexte denkt, die man oft nur mit Ekel aus den Händen legen kann, nachdem man sich, lediglich der Musik wegen, durch sie hindurchgearbeitet hat. Wir rühmen an dem Fuchs'schen Werkchen nicht nur die Leichtigkeit der Sprache, sondern auch das National-, Charakter-, ja sogar Dialekt-Eigenthümliche derselben, neben einer sehr richtigen Zeitmessung und einem nirgend gestörten Wohllaut. Alle in der Operette auftretenden Personen sind mit vieler Geschicklichkeit und Gewandtheit gezeichnet, keine ist verunstaltet oder verzeichnet. Sehr gelungen ist die Zeichnung des Corneks, als die der Hauptperson. Der Cornet aber ist eine verkleidete Frau, die, mit ihrem ebenfalls zum ungarischen Husaren verkleideten Kammermädchen, aus Eifersucht ihrem Manne, einem leichtfertigen, aber doch biedern und treuen Husarenofficiere nachreis't und dabei in eine Menge von für sie höchst bedenklichen und betrübenden, für die Zuschauer aber höchst ergötzlichen und unterhaltenden Situationen, Connexionen und Collisionen geräth. Die Entwickelung ist rasch, vielleicht ein wenig zu rasch und gewaltsam, herbeigeführt und befriedigt. Wenn sich demnach der geachtete Componist, noch vor der Composition Glück darüber zu wünschen hatte, daß er eines so guten Textes theilhaftig geworden war, so wünschen wir wiederum, indem wir die vollendete Composition vor uns liegen sehen, dem Dichter Glück, daß sein Werkchen in eines so geschickten Musikkünstlers Hände gekommen ist *). Darüber noch einige Worte.

Die Ouvertüre zur Operette ist durchaus charakteristisch entsprechend und passend. Bemerkenswerth darin ist es besonders, daß der Componist gestrebt hat, Anklänge im Geiste ächt ungarischer National-Musik, die wir in ihren zarten, klagenden Tonweisen liebgewonnen haben, vorzuführen. Es fallen diese Anklänge um so mehr auf, da sie

*) Mehr noch werden wir bald rühmen müssen von den in höherer Manier gehaltenen Operntexten des durch seine Leistungen in ächter Lyrik und Romantik längst rühmlich bekannten Herrn Meynert. „Wlaska, die böhmische Amazone" heißt die erste seiner Operndichtungen, „Wittekind, Heerführer der Deutschen" die zweite. Die Musik liefern zu dieser der Componist der „bezauberten Rose" und des „Bergmönchs," Wolframs zu jener der königl. sächs. Capellmeister Reissiger, der ebenfalls schon wegen seines Talentes zu Operncompositionen gefeiert wird. Beide Opern werden in Kurzem erscheinen, und es steht mit Gewißheit zu erwarten, daß jede bessere Theaterdirection auf dieselben, sowohl zur Ehre des Repertoires, als zum Nutzen der Kasse, reflectiren wird. —

durch Tonphrasen italienischer Musik unterbrochen werden. Ohne Zweifel konnte der Tonsetzer dabei nur die Absicht haben, dem Zuhörer den ernsten Charakter der Ungarn und zugleich den leichten, flatternden Sinn, welchen man gern einer eigenen Soldatenart, nämlich den Husaren, so wie deren Oberen, den keck-coketten Husarenofficieren, beizumessen pflegt, zu zeichnen, gleichsam, wenn die Verwechselung der Sinneswerkzeuge erlaubt ist, zu veranschaulichen. Die Ideen sind großentheils den Gesängen der Operette entnommen, aber so gut unter einander verbunden, daß diese Ouvertüre recht vielen Beifall verdient und vor einem verständigen und bescheidenen Publico gewiß auch findet. — Ueber die zehn folgenden Gesangsnummern nur noch ein gedrängtes Urtheil.

Nr. I. Introduction:

„Das schöne, weite Ungarland
Am Sau- und Drau- und Donaustrand
Mei Heimath ist Mayar;
Nit Weib, nit Kind hab' i zu Haus
Und frohen Herzens rückt' i aus
Als Blankenstein Husar.

Dieses Lied des Husaren-Wachtmeisters Borosch mit dem sich anschließenden Chore der Husaren:

„Donja, donja, donjata,
Tiorata ta ta ta
Terembtete Husar."

trägt den Charakter ächter ungarischer National-Musik, kann daher sehr wohl als ungarische Volksmelodie betrachtet werden. Die Begleitung steht für sich eigenthümlich da und tritt besonders im dritten Verse („Mei Sorasch, der die Türken trifft, ꝛc.") interessant hervor.

Nr. II. Ariette Johann's, des Kammermädchens („Für Sie vertauscht' ich Rang und Stand, ꝛc."), ist recht brav componirt; besonders für die Worte: „Und klopft mir jetzt das Herz so bang ꝛc." Die Tonart E dur ist sehr passend und dem Charakter eines weiblichen Militärs äußerst entsprechend. —

Nr. III. Trio. Hier werden die Partieen der Marie und des Cornet, Erstere als ländliche Unschuld und Letzterer als eifersüchtige Frau, die Wirkung nicht verfehlen, auf die der Componist hinarbeitete. Schade ist es nur, daß zuweilen durch Rossini'sche Phrasen und Schlüsse die Originalität verdunkelt wird.

Nr. IV. Arie des Cornet:

„An Deiner Brust war meine Wonne,
In Deinen Armen Seligkeit;
Dein Blick war meines Lebens Sonne,
Dir hatt' ich all mein Seyn geweiht. u. s. w."

Das Larghetto cantabile bis zum Allegro vivace ist nicht eben von neuer Erfindung, da es schwierig ist, in der beliebten Form einer Polacca neu zu erscheinen. Daher sollte man diese Form wohl eher meiden, als suchen. Das Allegro vivace: „Und dennoch kannst Du mich vergessen, ꝛc." ist viel besser und im italienischen Style gehalten.

Nr. V. Arie des Saalfeld (D dur): „Die Zeit ist schnell und kurz das Leben, ꝛc." ist bis zum Polacca mit ächt-militärischer Begeisterung geschrieben und wird gewiß einen außerordentlichen Effect herbeiführen. Zur darauf folgenden Polacca B dur gehört eine gute Kehlfertigkeit, die man freilich nur einem Husarenofficier auf dem Theater zumuthen kann. Nach einem kurzen Uebergange erfolgt das erste Tempo Allegretto vivace durch ein kräftiges Eingreifen der Blechinstrumente und beschließt befriedigend das Ganze. —

Nr. VI. Trio:

„Von Deinen Lippen, Kind,
Möcht' ich ein Küßchen haben,
Dir Purpurkirschen sind
Gewachsen, uns zu laben u. s. w."

C Tact in italienisch-französischer Manier, wird durch einen rechten natürlichen Vortrag sehr ansprechen. Die Worte: „Willst Du in Güte Dich nicht bequemen, ꝛc." drücken in ihrer musikalischen Behandlung ungemein gut die begehrende Sehnsucht aus.

Nr. VII. Duo: „Zu den Waffen!" D dur. Die beleidigte militärische Ehre tritt gut hervor und in jeder Hinsicht kann dieses Duett gelungen genannt werden und gehört zu den besten Stücken der Operette.

Nr. VIII. Sextett: „Herr Commandant ꝛc." — Die Scene vor dem Schlafengehen kann den gewünschten Effect nicht verfehlen. Dichtung und Composition verdienen gleiches Lob.

Nr. IX. Arie:

„Sein Schlummer ist so süß;
Doch möcht' ich ihn erwecken,
Allein ihn nicht erschrecken,
Und wie beginn' ich dies? u. s. w."

muß durch ein naiv-liebliches Spiel der Marie ungemein gewinnen, wozu die interessante Situation nicht wenig beitragen wird. Beim Anfange des Allegro ma non troppo gilt das Nr. VI. in Bezug auf Anklänge Gesagte.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 283. (II. Jahrg.) Montag, den 5. December. 1831.

Poniatowsky.*)

(Frei nach Beranger.)

Ha! Frankreich flieht? Ihr flieht, der Welt Gebieter?
Vor Leipzig sank der Franken Heldenmacht?
Ha, Frankreich flieht? und donnernd krachet nieder
Die Brücke, weihend uns der Todesnacht? —
Soldat und Roß, erfaßt von bangem Grausen,
Stürzt in die Fluth der Elster tief hinab;
Sie rollt dahin in dumpfen Wetterbrausen: —
„Nur eine Hand! Ihr rettet mich vom Grab!"

„Nur eine Hand? — Wir selbst uns ja verbluten!
Fort, fort! Verweilen? Wie? Für wen?"
Den Helden seht; er ringet mit den Fluthen;
Ihr habt voran im Kampf ihn oft gesehn!
Er schwanket, sinkt, erlieget seinen Wunden;
Ihr fliehet, flieht? bleibt seiner Bitte taub?
Schon ist im Strom sein treues Roß verschwunden:
„Nur eine Hand! Ich bin des Todes Raub!"

Er stirbt! doch nein, er ringt mit dem Verderben;
Des Rosses Mähne faßt die tapfre Faust;
„Im Fluthengrab, ach!" stöhnt er, „so zu sterben
Im Strom, da dort der Schlachtendonner braust!
Ihr nanntet einst mich einen eurer Helden;
Weiht mich dem Tod, der euch sein Herzblut gab?
O rettet, helft! Ich werde euch vergelten;
Nur eine Hand! Ihr rettet mich vom Grab!"

Kein Retter naht! Er fühlet sich erliegen;
Sein Roß versinkt: „Leb' wohl, o Polenland!"
Doch leuchtend schwebet, Gottes Thron entstiegen,
Ein Traum herab, zum Trost ihm zugesandt:
„Was schaut mein Blick? des weißen Adlers Bande,
Sie sind gelöst; der schwarze sinkt in Staub;
Triumphgesang erschallt im Vaterlande:
Nur eine Hand! Ich bin der Fluthen Raub!"

Kein Retter naht! Er ist dahin! im Grimme
Verschlang ihn, ach! der Elster Feindes-Wuth! —
Die Zeit entschwand; noch fleht des Tapfern Stimme
Um Mitternacht aus der empörten Fluth;
Sein Ruf erscholl bis zu des Ew'gen Throne;
Vom Himmel hallt er mahnend uns herab,
Auf daß mit Dank des Helden Tod sich lohne:
„Nur eine Hand! Ihr rettet mich vom Grab!"

Du Polenland mit deinen tapfern Söhnen,
Wie oft floß uns, wie oft dein edles Blut!
Wir seh'n mit Ruhm sich deine Fahnen krönen;
Doch du erliegst des Riesen rauher Wuth;
Wie einst dein Held für uns, für uns gefallen,
Als ihn der Strom zum Tode riß hinab,
So fleht dein Volk, ihr Franken, zu uns Allen:
Nur eine Hand! Ihr rettet mich vom Grab!"

Th. v. Haupt.

*) Mel. Denkst Du daran ꝛc.

Die Partheien in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Tod allen Partheien! Der Kampf gegen sie sei nur nicht auf hinterlistige Weise geführt, offen trete man ihnen entgegen und zeige, was mehr vermag, der Geist und die Wahrheit, oder der Unverstand und der Trug!

Aber nicht nur die Fürsten, oder die Völker vermögen die Partheien zu ertödten, viel, gar viel hängt auch noch von denen ab, welche durch Schriften entweder die geschichtlichen Ereignisse blos erzählen, oder darüber allgemeine Ansichten aufstellen. Die Macht der Presse ist jetzt unläugbar eine all zu mächtige und deshalb darf sie nicht zu absolutistisch benutzt werden. Es soll kein Fürst seine Macht zum Unheile mißbrauchen, eben so soll auch kein Schriftsteller die seinige, denn er ist Herrscher der Gedankenwelt, falsch anwenden. Wer von allen denen, die jetzt über Zeitverhältnisse, Staatsverbesserung und Volksbefreiung schreiben, weiß nicht, daß er durch jedes seiner Worte die gewaltigsten

Wirkungen hervorzubringen vermag? Besonders in Deutschland, wo das öffentliche Volksleben, wie in England oder Frankreich, nicht so entschieden hervortritt, sondern mehr gelesen als beredet wird. Also die Schriftsteller sollen es für ihre heiligste Pflicht halten, alle selbstsüchtigen Zwecke aufzugeben, und keine Parthei zu erwecken suchen. Die Folgen des Unheils, das sie anrichten können, haben Belgien, auch Frankreich und sogar manche Städte Deutschlands gezeigt. Gibt es etwas Ehrenvolleres, als sich bewußt zu sein, daß jedes schriftlich von einem geäußerte Wort mit Begierde allgemein gelesen wird. Wie möchte denn aber ein sich selbst achtender Mensch sich erniedrigen, in Ausdrücken zu schreiben, welche nur im Munde des Pöbel gehört werden, oder Bemerkungen über diese zu machen, die er gar nicht oder nur halb weiß, oder Thatsachen absichtlich zu entstellen, um böses Licht auf die Urheber derselben zu werfen. Als ob man in einem Honigbecher langsam zehrendes Gift dem Kranken einflößte!

Darum, ihr Edlen unter den Schriftstellern, haltet an einander und vereint euch, ernst, besonnen und belehrend für Fürst und Volk zu schreiben; nicht zu schweigen, denn dazu ist es jetzt keine Zeit, wohl aber euch und eure Gesinnungen zu zeigen, damit ihr nicht am Ende zu der Zahl derer gezählt werdet, welche ihr böses Wesen in Flugschriften, wahren Fluchschriften und deutschen (!) Journalen treiben; letzteres dürfte besonders da schaden, wo es nöthig ist, daß auf die Abhülfe vieler Mängel aufmerksam gemacht werde, bei den Staatsmännern stellt in leicht faßlichem Gewande Eure Ansichten dar, ihr habt nichts und dürft auch nichts fürchten. Schon früher habe ich Namen genannt, die auch hier als Muster gelten mögen. Auch muß es euch gleich gelten, wenn die Verrückten oder Verblendeten euch Renegaten des Liberalismus nennen; in den jetzigen, gewiß dumpf beängstigenden Umständen wird der Bedächtige eher etwas nachlassen, als Alles auf einmal fordern. Wer alle Leidenschaften aufregt, in der Meinung, er könne sie nach vollbrachter Absicht (mag diese eine gute gewesen sein) eben so leicht wieder stillen, der scheint, wie einst König Canut, dem Meere und dessen Wellen gebieten zu wollen. Er wird für diesen Wahn selbst untergehen müssen.

Volksschriftsteller, Volksdichter (die jetzt auch so beliebt sind, obgleich es eigentlich in ächtem Sinne wohl keinen geben mag) sollen das, was ich anrathe, zu verbreiten sich bestreben. Tausende von Schriften sind über Frankreich oder Polen*) erschienen — gibt es denn kein Deutschland? Wie einst in der Literatur, so scheint es nun in der Politik zu gehn. Man schreibe über Deutschlands Lage, Verfassungen, Gesetze: jede Stadt hat ihr Tageblatt oder ihre Zeitung, darin mache man auf die Besserungen aufmerksam, äußere geziemend seine Wünsche, oder belehre die gewöhnlichen Leser über so Vieles, wovon sie täglich hören oder reden, ohne es zu begreifen. Unendlich Viele mögen von Constitution oder Preßfreiheit reden oder lesen, ja selbst Bittschriften dafür unterschreiben, ohne die Bedeutung festhalten zu können. Man täusche sich nur nicht, wenn es heißt, in allen Dörfern unterzeichne man zu Gunsten der Preßfreiheit! Alle sind noch nicht recht mündig, sie bedürfen noch gediegenen Unterrichts. Als ob in England Jeder, der für die Reformbill unterzeichnet hat, davon weiß; mancher von ihnen denkt, er bekomme, im Falle sie durchgeht, Brot umsonst oder beispiellos wohlfeil. Dergleichen Sachen verblenden den erfahrenen Staatsmann, den ruhigen Bürger gewiß nicht. Ich will die Wette eingehn, daß Hunderte in Hessen oder in Sachsen nichts von ihrer Constitution wissen! Wie können sie das, wenn sie elende Blätter zu lesen erhalten, worin die Constitutionen vielleicht geschmäht werden, nirgends aber eine Belehrung über das, was sie sind oder sein sollen, zu finden ist. Begreift der redliche Handwerker überall, was Verantwortlichkeit der Minister heißt? Non dubito, fore plerosque, qui — darüber aufzuklären sei die Pflicht der gutgesinnten Schriftsteller, und wenn sie auch mitunter manches schon Gesagte wiederholen müssen, so mag sie das nicht abhalten, wenn sie auf den guten Zweck sehen. Eben so soll es sie nicht verdrießen, die Unthaten ihrer sogenannten Anhänger zu enthüllen, und zu offenbaren, daß unter dem Mantel des Kosmopolitismus (der Weltbürgerschaft) gar vieles sehr an irdische Leidenschaft Grenzende verborgen sein könne. Sie sollen also die Fürsten aufmerksam machen, warnen, berathen, die Völker ermahnen, belehren, beruhigen, die Bösgesinnten verdienter Verachtung preisgeben.

(Beschluß folgt.)

*) Die Polen sollten entweder nach Nordamerika oder nach Algier gehn: ein in der Gegenwart, meiner Ansicht nach, sich sehr empfehlender Vorschlag.

Skolie.

Anakreons neunzehntes Lied: *Εἰς τὸ δεῖν πίνειν.*

Trinket nicht die schwarze Erde?
Trinken sie die Bäume nicht?
Trinket nicht das Meer die Lüfte,
Und vom Meer das Sonnenlicht?
Trinkt der Mond nicht von der Sonne?
Warum stört ihr meine Wonne?
O warum verwehret ihr,
Brüder, daß ich trinke, mir? —

Winter.

Auflösung der Charade in Nr. 254.

Bundestag.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

„So danke ich Ihnen aus der innersten Tiefe meines Herzens," versetzte Eduard. „Ihr Versprechen macht mich ruhiger; es würde, wenn das möglich wäre, auch mein Vertrauen zu Ihnen erhöhen. Ehe wir nun aber von Isola bella scheiden, wollen Sie da wohl zum Gedächtnisse dieser Stunde diesen kleinen Ring annehmen, dessen einziger Werth darin besteht, daß meine Adele ihn getragen hat, und daß er ihr — lieb war!"

Ich nahm den Ring und steckte ihn an meinen Finger. Und schweigend stiegen wir die breiten Stufen der hohen Terrassen herab und verließen die schöne Insel.

6.

Wir kamen eine Stunde früher nach Baveno, als der Abgang der Diligence es erforderte; für die Erwartung der Herren Brüder Adami aber, wie diese uns wohlwollend versicherten, nichts weniger als zu früh. Das Nachtessen sollte eben aufgetragen werden, und wir benutzten daher diese Gelegenheit, unsern Dank für die wohlwollende Aeußerung in unserer Theilnahme abzutragen. Es machte mir herzliche Freude, daß Eduard sich von der Gesellschaft nicht ausschloß, welche hier zu verschiedenen Zwecken zusammentraf. Die Einen kamen vom Simplon und wollten am folgenden Morgen zu den zauberischen Inseln schiffen. Andere sprachen von einer Fahrt nach dem See-Orte und den Schönheiten dieses See's. Noch Andere rüsteten sich zu einer Wanderung auf den Mergozolo, dort die Lombardei und Piemont zu ihren Füßen, und den Montblanc und den Montrose in stolz erhobener Majestät vor sich zu sehen. Einige wollten, gleich uns, nach Domo d' Ossola und theilten mit uns den lauten Wunsch, daß die Diligence Raum zu unserer Aufnahme mitbringen möchte, denn die „Beichaisen" des Herrn Postmeisters hatten viel Aehnlichkeit mit den unbequemen Karren, auf denen die Verurtheilten von Bicetre nach Brest und Toulon zu fahren pflegen. Unser Wunsch ging in Erfüllung und für Keinen angenehmer, als für Eduard und mich, die wir unsere Plätze in Folge der beschleunigten Bestellung im Coupé erhielten. Der dritte Platz wurde einem jungen Engländer zu Theil, dem weite Reisen die schroffen, ungefälligen Kanten der Meisten seiner Landsleute bereits tüchtig abgeschliffen hatten. Sein Gespräch brachte einen freundlichen Wechsel in unsere Unterhaltung, und Eduards lebhafte Theilnahme ließ mich die Hoffnung gewinnen, daß nur Isola bella ihn an seinen Traum erinnert habe. Um vier Uhr Morgens kamen wir in Domo d' Ossola an; eine Stunde später rollten wir dem Simplon zu, aber nicht mehr in unserer schweren Diligence, sondern wir drei in einem leichten, auffitzenden Wagen. Die herrliche Straße des Simplon, welche wir nun betraten, eine der größten Straßen der Welt, ein Denkmal, das lautes Zeugniß gibt von der Größe des Erbauers, von der Größe Napoleons, wird bei Crevola auf das Würdigste mit einer furchtbar kühn geschlagenen Brücke eröffnet, welche den Namen des Ortes trägt. Unweit davon lagen die für den Simplons-Bogen in Mailand bestimmten Säulen, und als ich, von der Lust des Morgens aus dem Wagen gelockt, im Gespräche mit dem gleich mir zu Fuße wandernden Führer unseres Zuges an ihnen vorüberkam, bemerkte dieser mit sonderbarem Lächeln, daß sie in der von Napoleon befohlenen Stärke den jetzigen Erbauern zu stark gewesen und daher um ein Bedeutendes schwächer gearbeitet worden wären!

Obgleich nach den ersten heitern Stunden des Morgens die Berge ein Nebelkleid angezogen und nun bald Sonnenschein mit Nebel, bald Nebel mit kleinen Regenschauern wechselte, so war doch, was wir durch den Nebel und durch den Regen sahen, mehr als genügend, die Bewunderung eines Helden in uns wach zu rufen, der den Riesenplan der Simplon-Straße gedacht und mit der Kraft eines Riesen vollführt hat. Auf seinen Befehl haben Tausende von Arbeitern Jahre lang mit Felsen, Abgründen und Strömen gekämpft, und der Zweck ihres Kämpfens ist ihnen so ausgezeichnet gelungen, daß ich es für leicht halte, die acht Stunden lange Anhöhe mit einmal gewechselten Pferden im Trabe hinaufzufahren. Vorzüglich überraschend war mir eine Stelle, wo rechts ein wüthender Waldbach in schäumender, dammdurchbrechender Fluth aus ungemessener Höhe donnernd herabstürzte, eine hoch gewölbte Brücke ihm die Pforte in einen jähen Abgrund zur Linken öffnete, und das Ende dieser Brücke in eine, 202 Schritte lange, durch Urfelsen gebrochene Wölbung auslief, die nebst fünf Andern unter dem Namen der „Gallerieen" bekannt ist. Ueber diese Abgründe hingehend und die Felsbäche schauend, die, als suchten sie Auswege für ihre brausende Lust, wüthend in die Tiefen hinabstürzen, ergreift uns Erstaunen über die Größe des menschlichen Geistes, und wir begreifen, daß selbst die Hindernisse der Natur ihm nur Hebel zum Aufschwunge sind. Wenn ich jedoch von diesem Wolkenwege, vor dessen Total-Eindrucke die einzelnen Merkwürdigkeiten zurücktreten, weniger ergriffen war, als diejenigen, die, gleich mir, ihn heute zum ersten Male zogen, so darf ich die Ursache davon gewiß nur in der Zufälligkeit suchen, daß ich erst unlängst den Meerweg von Nizza nach Genua gesehen hatte. Möglich, daß der Bau dieses Letztern weniger schwer gewesen ist, als der der Simplonstraße, obschon, während man hier nur mit Felsen und Abgründen, man dort auch mit dem Meere zu ringen gehabt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Prag, im November 1831.

Seit die lebenslustigen Wiener von der Cholera heimgesucht werden, und die von der Regierung als unzweckmäßig befundenen Quarantaine-Anstalten aufgehoben worden sind, lebte man hier der festen Ueberzeugung, daß die asiatische Dame directe die Poststraße von Wien nach Prag einschlagen werde, weil kein Cordon ihr mehr im Wege sei. Indem jedoch die indische Signora schon Wochen lang vergeblich auf sich warten ließ, so traten einige Aerzte mit der Behauptung auf, daß die Gefürchtete entweder Böhmen ganz umgehen, oder weil sie dem Laufe der Flüsse folgt, und eben sowohl stromauf- als abwärts ihre Richtung nimmt, (wie Wien als Beispiel dient, wohin sie die Donau aufwärts von Pesth gekommen,) sobald auch die Elbe-Gegenden inficirt sein sollten, über Dresden zu uns den Weg einschlagen werde. Das Gerücht vom Ausbruche der Pest in Magdeburg erschreckte die Bewohner Prags daher auffallend stärker, als einige Wochen früher die Nachricht von ihrem Einzuge in Wien. — Während nun heftig debattirt wird, ob Wien, das sehr nahe, ebenfalls inficirte Brünn, Mährens Hauptstadt, oder Dresden den schlimmen Gast uns zuführen werden, kommt derselbe aus einer Gegend, welche, weil sie am wenigsten mit Böhmen in Verkehr steht, auch nicht durch Flüsse mit unserm Lande Verbindung hat, am wenigsten den Einzug der Seuche nach Böhmen besorgen ließ. Sie brach nämlich in einem wenig besuchten böhmischen Städtchen Grulich an der schlesischen Grenze zuerst aus, überhüpfte eine Strecke von anderthalb Tagereisen, indem sie sich plötzlich in dem Dorfe Liebozan bei Podiebrad zeigte, wo eine ganze Bauernfamilie binnen zwei Tagen ausstarb, und nur ein Kind durch die Flucht sich zu retten vermochte. Die Nachricht von jenem traurigen Ereignisse trifft aber hier nur um einen Tag früher als die Seuche selbst ein, welche sich ihre ersten Opfer — Individuen aus der untersten Volksklasse — in einer Winkelgasse der Neustadt holte. Nach Verlauf einer Woche erhalten Sie über den sanften oder strengen Charakter, welchen die Seuche bei uns anzunehmen gesonnen ist, einen ausführlichern Bericht.

Wien, Anfangs September 1831.

Hier ist nun kein anderes Wort zu hören als Cholera und wieder Cholera. Sonntags den 27. August war die feierliche Einsegnung des Kirchhofs für an der Cholera Verstorbene auf der Schmelz. Es ist ein langes Stück Feld mit Gräben umgeben, ein schwarzes großes Kreuz ragt in der Mitte hervor. Doch vermag selbst die drohende Gefahr der herannahenden Seuche nicht ganz den fröhlichen Muth der Bewohner Wiens zu vernichten, noch wandelt es bunt und lebhaft durch einander unter den grünen Kastanien der Wasserglacis bei den wirbelnden Walzern Morellys, und unter den flüsternden Pappeln des Volksgartens, oder in dem Paradiesgärtchen, wo unser wackerer Lanner die Anwesenden mit seinen volksthümlichen Compositionen erfreut.

Am 6. September gab Letzterer an dem benannten Orte eine Einnahme für Nothleidende, welche stark besucht wurde, und ihn uns nicht nur als Künstler, sondern auch als Menschen achtbar macht.

In dem lithographischen Institute des Herrn J. C. Granich nächst der Burg sind bereits drei bildliche Darstellungen aus dem Werke: Die Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Kaiser Franz des Ersten, welches die beiden Herren Prälaten, der Bischof Alexius von Jordansky, Domherr von Gran, und der Abt der Cistercienser-Stifte, Heiligenkreuz in Oesterreich und Sanct Gotthard in Ungarn, Franz Xaver, veranstalteten, und dessen Ertragnißüberschuß wohlthätigen Zwecken gewidmet ist, erschienen.

Das Blatt, einen Schuh sieben Zoll hoch, und zwei Schuh anderthalb Zoll breit, auf Basler-Velin, zeichnet sich sowohl in der Correctheit der Zeichnung, welche Johann Höchle besorgte, als in der Reinheit des Abdrucks vor vielen gediegenen Leistungen dieses Institutes aus.

Die Zahl der Bilder dieses Werkes ist vorläufig auf zwanzig bestimmt.

Auch ziehen jetzt sechs neue, illuminirte Lithographieen das Publikum an die Kunstläden, sie stellen die Prater-Allee mit den Equipagen unseres Adels vor, bei welchem besonders aber eine Portraitähnlichkeit der Fahrenden, als des Fürsten von Lichtenstein, des verwegenen Pferdebändigers Grafen Szandon, des Grafen Corolly, Fürst Trautmannsdorf ꝛc. amüsirt.

Sonst gibt es wenig Neues, dafür ein Paar Schwänke, wovon ich den ersten aus dem Munde eines Waidmanns erfuhr, mit welchem mich ein Zufall zusammenbrachte.

Hinter dem — Berge, welcher zum Theil die Aussicht von Wien bekränzt, liegt ein schönes anmuthiges Thal, rings von Wald und buschigten Hügeln eingeschlossen, ein Paar einzelne Häuser, wovon eines ein Wirthshaus ist, in dem man, zum Erstaunen eines jeden Fremden, scharmant bedient wird, wie denn das eine fast allgemeine Sache in Oesterreich ist.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 284. (II. Jahrg.) Dienstag, den 6. December. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

VII.

Graue Abenddämmerung
Und der Sturm ist los,
Tobt und pocht und klirrt um's Haus,
Reißt noch Alles los.

Am Claviere saß ich lang,
Sucht' in Tönen nach,
Doch da war kein Stückchen, das
Freundlich zu mir sprach.

In der Sophaecke nun
Sitz' ich still für mich,
Und im Ofen prasselt es
So recht inniglich.

Lampe wirft vertraulich still
Ihren milden Schein;
Alle sind noch in der Stadt
Und ich bin allein.

Ist mir doch so innig wohl,
Wie dem Dichter ist,
Wenn er Alles nur so gern
Um sich her vergißt.

VIII.

Im Todtenhaus da steht ein Sarg
Aus alten, uralten Zeiten,
Und eine Rose liegt darauf —
Was mag das nur bedeuten?

Die Rose ewig blühend und schön,
Der Sarg wird immer älter,
Die Ros' erfüllt mit Rosenduft
Den schaurigen Behälter.

Ich fragte schon als Kind darnach,
Es konnte mich Niemand berichten,
Jüngst saß ein Greis an der Kirchhofthür,
Der erzählte Kindern Geschichten:

„Ein braver Mann da unten ruht,
Er meint' es mit Gott und Menschen gut,
Drum hat ihn ein Engel, still bewegt,
Die Rose auf den Sarg gelegt,
Damit, wenn dereinst in's Himmelsland
Er eingeht mit der Ros' in der Hand,
Der Engel unsern braven Mann
Unter den vielen Leuten erkennen kann.
Die Ros' aber, die ein Engel bricht,
Die, merket euch, verwelket nicht.

Ein blondes Mädchen hörte dem Alten mit zu,
Versichert' ihm mit himmlischen Blicken:
„Gewiß auch Dir muß ein Engel einmal
Eine solche Rose pflücken."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

O Ludovico, ich habe auch in weichen Armen geruht, und ich habe auch meinen alten Jammer betäubt durch das Opium ambrosischer Küsse, und auch meine finstre Stirne haben seidne Finger gestreichelt. Ludovico, auch ich war in Arkadien. Aber ich bin erwacht, Kamerad, und mit mir das alte Elend. Und als ich erwachte, Ludovico, da streichelten die seidnen Hände nicht mehr meinen struppigen Bart, und die weichen Arme umschlossen mich nicht mehr, und ich kam nicht mehr um Mitternacht durch die Hausthür. Da jammerte ich sehr, Ludovico, und ersäufte meinen Kummer in vielen

Dutzend Flaschen Chateau la Fite, und ward ein Säufer, lieber Kamerad, und ließ mir den Bart eine halbe Elle wachsen.

Aber damals, Ludovico, lebte noch mein Kaiser, und damals war die Schlacht noch nicht geschlagen, wo er mich einen braven Jungen nannte, und damals spukten noch wie süße Gespenster unter den alten Grenadieren die Donnertöne: allons enfans de la patrie. Das waren Töne der Rettung und Stimmen der Engel, und diese Töne riefen mich zurück in's Dasein, und die Rache meiner Liebe ging unter in der Rache meines Volks. Da begann ich noch einmal zu athmen und gewann mir fünf blutige Wunden, und das Liebeswort von meinem Kaiser.

Aber Du, Ludovico, womit willst Du Deine Rache kühlen, wenn Dein Herz zerrissen ist? Armer Poet, mit Deinen Liedern, die Du unter grausamen Schmerzen gebären mußt? Armer Poet, der nur im Elemente der Liebe athmen und gedeihen kann, mit welchen Liebeswort willst Du Dich erinnernd laben, wenn Alles um Dich bittrer Haß geworden? Armer Poet, die unmenschlichen Lieder, die Du dichten wirst, wird niemand hören wollen als Dein Matteo, und der wird Dich bitten müssen, aufzuhören, damit nicht der Jammer seine eigne Brust zersprenge. Armer Ludovico, Deine grausamen Lieder werden Dir Deinen letzten Freund umbringen.

Ludovico, mein Ludovico, laß uns von hinnen gehen, so lange wir noch etwas zurücklassen; so lange noch ein Gedächtniß über unserm Grabe blüht, und ein schönes Auge uns Beide beweinen kann. Sieh, mein Ludovico, die Welt ist ja mitten entzwei geborsten, und es ist ja doch eine Wunde zum Tode, die in unserm Busen klafft. Ludovico, wir haben kein Vaterland, keine Heimath. Ich hätte wohl eine Heimath auf dem wüsten Felsen, wo mein Kaiser schlummert; aber dort schleicht ja noch das Gespenst des rothen Hundes von Albion, und drängt sich zähnefletschend zwischen mich und dem Schatten meines Kaisers. Und wo ist Dein Vaterland, armer Ludovico? Das gebrochne Deutschland ist Dein Vaterland, das zerrissene, zerfleischte Deutschland, der finstre Kerker voll züngelnder Eidechsen und seufzender Sklaven. Ach, Ludovico, die Freiheit wird noch lange schlafen, und die Städte werden noch lange klirren mit ihren Ketten, und die Häuser noch lange finster weinen. Zeuge keine Kinder, Ludovico, Du zeugst nur Sklaven; mache nicht Deiner frommen Kleinen den unnützen Schmerz der Geburt, damit Du nicht die Frucht Deiner Lenden keuchen siehst im Joche der Despoten! —

Heule nicht, Jean, hündische Seele! Dein Geheul ist eine schlechte Melodie zu meinem finstern Texte. Heule nicht, Sklav; Du wirst die Peitschenhiebe nicht fühlen von der nordischen Geißel, und wer weiß, ob Dir nicht die Knute wohlthun wird auf Deiner grünen Sklavenjacke. Aber Du, mein Ludovico, darfst weinen, weinen über alle Maßen, und ich begreife nicht, warum Du Dich nicht lange zu Tode geweint hast.

Signor Ludovico, was glauben Sie, wozu man Sie machen wird, wenn der Bär vom Eispol Deutschland in seinen Tatzen hält? Signor Ludovico, es läßt sich nicht leugnen, Sie werden vortrefflich zu brauchen sein unter der neuen kalten, pelzverbrämten, erfrornen Regierungssonne. Nur vorsichtig, lieber Kamerad, und hübsch aufgepaßt auf den Wetterhahn, damit Sie nicht Nasen und Ohren erfrieren. Streichen Sie fein den Fuchsschwanz, Signor Ludovico, damit man Ihnen dafür einen Zobelkragen schenke, der die neue Galgenphysiognomie warm hält. Fürchten Sie nicht zu verbrennen, Signor, unter dem neuen Wärmegrad von 15° Réaumur. Die alte finstre Stadt hat nur einmal gebrannt, und der alte Sapeur, mein sehr guter Freund, mit den drei Ellen langen Barte, den er in die Rocktasche steckte, wird auch nicht wieder in's Feuer fallen. Kennen Sie den Eispalast, Signor Ludovico? O mein Herr, die Eispaläste rücken uns immer näher. In dreißig Jahren wird's viel Eis geben in unserm gesegneten Klima. Haben Sie Baschkiren gesehen, Signor? wohl nicht Signor; Sie waren Anno 13 noch ein kleiner Junge, als der grausame Signor Tolstoikolskoj mit der erschrecklichen Knute Ihrer verehrten Frau Mutter die silbernen Löffel stahl. Nun, ich glaube, Sie werden noch nordische Bekanntschaften machen. Man sagt, der sämmtliche junge Baschkirische Nachwuchs werde in Deutschland academische Stipendia erhalten, und uns die Ehre geben, in unsrer Mitte Anatomie zu studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Zwei Sylben nennen Dir ein kleines Land,
Das, sei es von Natur, sei's durch des Zufalls Hand,
Gleich einer Brücke über's Meer gebreitet,
Von einem Welttheil Dich zum andern leitet.
Lies rückwärts mich, und für dieß Sylbenpaar
Stellt sich Dir dann nur Eine Sylbe dar.
Sie nennt den größten der Regenten,
Den einst der Vorwelt Zeitgenossen sah'n.
Ihn, aller Fürsten Oberchan
Verehrte man in stolzen Monumenten,
Mit Opferrauch und Saitenklang,
Und heil'ger Hymnen Jubelsang.
Die Flamme seines Zorns verzehrte
Der Erde kühnste Nation,
Die damals mit verwegnem Hohn
Sich wider den Allmächtigen empörte.
Er führte lang der Herrschaft goldnen Stab,
Und nur ein Wunderkind stürzt ihn vom Thron herab.

Die Partheien in Deutschland.

(Beschluß.)

Nicht nur in Deutschland sind diese Zeitschriften verderblich; denn es wäre schon genug, wenn sie bewirkten, daß in Sachsen über Hessen und umgekehrt, in Baiern über Baden, in Baden über Baiern, überall über Preußen und Oesterreich auf verächtliche Weise geschrieben werden dürfe (wovon doch Beispiele genug vorliegen); sie verbreiten die schlechten Wirkungen auch in das Ausland. In London und Paris findet man diese Blätter, wohin sie meistentheils verschickt werden, und wenn der Engländer sonst auch besonnener urtheilt, doch sind ihm die german journals sehr verächtlich; der Franzose hingegen, der Alles als wahr annimmt, was ihm eben in den Wurf kommt und zu seinen Zwecken paßt, macht sich nur eine noch schimpflichere Ansicht von Deutschland, wovon er überhaupt geographisch und statistisch sehr wenig weiß. So behauptete Mauguin neuerdings in der Deputirtenkammer, nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes seien die freigesinnten baierischen und badischen Deputirten insgeheim schon proscribirt, so witzelt der Figaro zum Ekel über deutsche Fürsten und Staaten, und ein großer Theil der Franzosen mit seiner teinture de tout hält jede, auch die größte, Lüge für ächt und gewiß. Auch die in Paris und London anwesenden Deutschen tragen ihrerseits dazu bei, wobei die liebe Eitelkeit keine kleine Rolle spielt, denn können etwa, um offen zu reden, Börne, Heine oder Saphir als Repräsentanten deutscher Gesinnungen und Gefühle würdig auftreten?

Darum schlage ich als letztes Mittel noch eine wahrhaft Patrioticalassociation vor, nämlich Vereine, um den Druck und die Verbreitung aller in solchen Gesinnungen und Zwecken geschriebenen Blätter oder Brochüren zu verhindern. Gab es doch solche gegen den Nachdruck. Ich glaube einen guten Ausweg gefunden zu haben, der nicht tyrannisch scheint, wie wenn man dergleichen verböte oder wegnähme. In jeder größeren Stadt bilde sich eine Gesellschäft geehrter, rechtschaffener Männer, mit dem festen Vorsatze, nichts der Art zu kaufen oder den Druck zu verhindern, was schon geschehen wird, wenn die Verleger sehen, daß ihre Pamphlete nicht mehr solchen Absatz finden. Doch hoffen wir zu Deutschlands und ihrer eignen Ehre, daß die besseren, geachteteren Verleger selbst an diesen Vereinen Theil nehmen werden. Sie mögen auch die Landleute, die ungebildetere Volksmenge auffordern, ihnen Gehör zu geben und ebenfalls solche Lectüren wegzuwerfen — in vicum vendentem quic-quid chartis amicitur ineptis. Sollte nicht auf diese Weise am leichtesten das Ersehnte erreicht werden? Sind dann die davon ihr Leben fristenden Herren in's Gedränge gerathen, so mögen sie auswandern — wohin, wird uns gleich gelten; vielleicht daß sie sich auf ihre castles in the air zurückzuziehen, oder gar, wenn der Wind zu stark weht, ihren Mantel darnach hängen. Ich wenigstens traue es vielen derselben zu: doch wird man die falschen Federn schon auszurupfen wissen.

Solches wären also die Hauptcuren zur Unterdrükkung der Partheien, damit Deutschland seiner würdig sich ordne und gestalte. Wir wollen einen monarchischen Thron, umgeben von constitutionellen*) Einrichtungen, das heißt, wir wollen Herrscher über uns, neben denen auf gesetzmäßige Weise das Volk seine Vertreter, würdige Männer, sehe. Diese Einrichtungen sollen durch zeitgemäße Beachtung der Bedürfnisse eingeführt werden. Darum habe ich gefordert, die Fürsten sollten wie die Völker endlich ganz ihre Pflicht thun, ihre Versprechungen erfüllen. Darum habe ich gewünscht, die Aufreizer niedergedrückt zu sehn und Mittel dazu angegeben. Ich glaube nichts verlangt oder vorgeschlagen zu haben, das an Unmöglichkeit oder an schöne Träume grenze; „mit Lieb' und Lust zum Dinge" läßt sich Alles ausführen.

Aber — wird man mir einwenden — Alles ist ein vergeblicher Versuch, die einmal einander zu schroff entgegenstehenden Extreme zu vermitteln und auszugleichen; es muß zu einem allgemeinen Umsturze der Dinge kommen. Mag es sich noch etwas in die Länge ziehen, früh oder spät kommt es zum Kriege, dessen Entscheidung in Gottes Händen steht. Allein ich meine, es ließe sich noch eine Versöhnung hoffen, wenn baldiger Ernst gemacht wird: ich vertraue noch auf den gesunden Verstand vieler Fürsten, vieler edlen Männer im Volke. Und sollte selbst von außen Krieg entstehen, sollte selbst von allen Seiten um uns die Fackel der Unruhe geschleudert werden, was hindert das uns Deutsche, unsere Staaten zu befestigen, mit Stolz uns selbstständig auszubilden und bei uns Ruhe und Eintracht herzustellen? Dann, dächte ich, könnten wir getrost den Stürmen der Zukunft trotzen. Wenn wir im Innern gesichert sind, hat jeder auswärtige Feind uns nur als kräftige Widersacher zu finden; denn daß deutsche Heere und deutscher Muth etwas vermögen, hat man gesehen.

Darum hört auf die Stimme der Wohlmeinenden, Ihr Fürsten und Ihr Völker Deutschlands! Möge auch die meine nicht ganz verhallen! Schließt nicht Augen und Ohren, denn Ihr ladet schwere Verantwortlichkeit auf Euch! Es ist zu spät, wenn schon ringsum Alles bebt, ein mächtiger Vulkan uns zu verschütten droht, dann erst an Rettung zu denken. Karl X. einerseits, andererseits hat Belgien das gelehrt. Jetzt noch vermögt Ihr Vieles, wer kennt die Gaben des nächsten Jahres?

Und nochmals zum Schlusse rufe ich: Tod allen Partheien! Heil der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Eintracht!

Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt!

*) Nicht: republikanischen, wie das Programm de l'hôtel de ville lautet.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Wien, Anfang September 1831.
(Beschluß.)

Vor diesem Hause nun, unter dem Schatten grüner Bäume, saß ich, so erzählte der Jägersmann, und ein Kamerad, an einem der dort befindlichen Tische bei einem Glase Märzen, als auch ein Herr von ansehnlicher Gestalt und bereits vorgerückten Jahren, mit zwei strahlenden Damen den Bergpfad herabkam und sich ebenfalls mit ihnen an einem Tische niederließ.

Wir sahen es ihm sogleich im Gesichte an, daß ihm unsere Gesellschaft eben nicht sehr erwünscht sei, und er am allerliebsten mit den Dämchen, die mein Kamerad aus Wien kannte, allein gewesen wäre.

Sein Verdruß wurde aber noch um Vieles gesteigert, als nicht gar lange nach seiner Ankunft auch zwei junge galante Herren erschienen, am nächsten Tische Platz nahmen und mit den beiden Fräuleins zu conversiren suchten.

Der wohlbeleibte Herr, welcher indeß auftragen ließ, was nur gut und theuer war, wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, und da des Conversirens und Scherzredens unter ihnen gar kein Ende werden wollte, erhob er sich verdrüßlich und rief den Wirth, um die Zeche zu bezahlen. Das war nun freilich den Erlustigten ein Strich durch ihre Rechnung. Vergebens versuchten die jungen Herren ihn zu bereden, noch ein halbes Stündchen zu verweilen, der alte Herr schützte den einbrechenden Abend vor, ergriff seine beiden Damen am Arme und verschwand mit ihnen auf dem Waldpfade.

Die beiden jungen Herren sprachen noch Einiges leise mit einander, wobei ihre heftige Handbewegung uns ihren Zorn und ihren Unmuth verrieth, endlich aber fingen beide an, überlaut zu lachen.

Der Eine sprang sodann von seinem Sitze auf und näherte sich uns.

Mein Herr, redete er mich an, wenn Sie uns nicht einen guten Spaß verderben wollen, der ohne alle Folgen ist, so erfüllen Sie eine Bitte, welche wir an Sie haben.

Reden Sie, versetzte ich, ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu dienen.

Leihen Sie uns auf fünf Minuten Ihre Flinten und Waidtaschen.

Darf ich fragen, zu welchem Zwecke? sagte mein Kamerad.

Besorgen Sie keinen Mißbrauch, ich hafte Ihnen dafür, ich bin der B— von —.

Auf diese Erklärung reichte sowohl mein Kamerad als ich, Flinten und Waidtaschen hin, und unsere beiden Ritter waren mit ihnen im Nu im Waldesdickicht verschwunden.

Gieb wohl Acht, sagte mein Kamerad, die wollen den Alten in Angst setzen und jagen ihm die Dämchen ab. Dictum factum — kaum waren ein Paar Minuten verflossen, biff, baff, da knallte es schon rechts und links, und eh' fünf Minuten vergingen, erschienen unsere Wegelagerer, jeder seine Dame an der Seite, und im vollsten Lachen über die Flucht des Wohlbeleibten, der, vor wirklichen Räubern flüchtend, spornstreichs davon rannte und seine Schönen im Stiche ließ, welches sie, wie wir in ihren Mienen lasen, eben nicht sehr zu kränken schien.

Mit großem Danke stellten uns die Herren Büchsen und Taschen zurück, und kurz darauf pflanzte der Wirth noch zwei Flaschen Oesterreicher auf unsern Tisch, den die Herren uns als kleine Entschädigung für das verschossene Pulver anzunehmen baten.

Die Gesellschaft wurde noch recht heiter, unter Scherzen und Lachen war es bereits ganz dunkel geworden, und als wir uns zum Aufbruche anschickten, da bestellte auch einer der Herren bei dem Wirthe einen Wagen nach D—bach, einem freundlichen Dorfe, welches eine halbe Stunde von dem Thale entfernt liegt, und in dem sich ein Gasthof befindet, in welchem man, wenn man eben nicht Lust hat, in die Residenz zurückzukehren, recht trefflich übernachten kann.

Der zweite Schwank passirte mir selbst, und ist folgender:

Vor einigen Tagen besuchte ich ein Fräulein aus einem sehr guten Hause. Bei meinem Eintritte bemerkte ich vor Allem einen schönen großen Bücherschrank, aus welchem mir Schiller und Goethe, Cramer und Clauren ꝛc. ꝛc. aus den buntfarbigsten Umschlägen und Einbänden entgegenschauten.

„Das Fräulein haben hier eine schöne Sammlung von Büchern," sagte ich.

I nu, versetzte sie, wie ich sie so nach und nach zu leihen bekommen habe.

Buntes.

Ein großer Buchhändler und V...C..... schreibt jetzt seine Biographie. Die Landwirthe und Viehwärter sollen stark darauf pränumeriren, um sich in der Mästungsmethode zu vervollkommnen. Bei einem neuen Altarstücke wird derselbe als Modell zum Attribute des Evangelisten Lucas dienen. —

Magister A. B. Mucker.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 285. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 7. December. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

IX.

Stiller Aerger treibt mich fort
Vor das Thor zu gehn;
Freie Aussicht — kann dich nicht,
Heute nicht verstehn.

Städte leben fad und flach,
Gift für Brust und Geist,
Das das letzte Hälmchen auch
Aus dem Herzen beißt.

Schläfrig ziehn die Wolken hin,
Träg die Flur sich dehnt,
Flucht dort faul ein Ackerknecht,
Jede Blume gähnt.

Brust, ich kenne dich nicht mehr,
Bist mit Pelz umnäht,
Daß nicht ein verstandner Gruß
Zu dem Herzen weht?

X.

Wenn man so ein Schlückchen Wein
Ueber's Zünglein gießt,
Wie einem doch mit Einemmal
Gleich so wohlig ist.

Schaut dann gleich ganz anders drein
In die liebe Welt,
Sagt's heraus ganz frank und frei
Wie's um's Herz bestellt.

Weiß von keinem Bösewicht,
Sind ja Alle gut,
Wahrlich, für den ärgsten Feind
Ließe man sein Blut.

Angestoßen! wem ein Herz
In der Brust nur schlägt!
Nicht nach Golde, Ansehn, Rang,
Religion man frägt.

Ja man ist ein lieber Kerl
Sitzt man bei dem Wein,
Wünschet Nichts, als daß man nur
Stets so möchte sein.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben französischer Dichter,
aus ältern Schriften zusammengetragen
von
Georg Harrys.

Pierre Corneille,
geboren zu Rouen den 6ten July 1606, aufgenommen in die Akademie den 22sten Januar 1647, gestorben den 1sten October 1684.

1.

Pierre Corneille wurde zu Rouen geboren, wo sein Vater, Pierre Corneille, als Forstbeamter in Diensten der Herren Vicomte de Rouen und Marthe de Pesant stand. Er studirte bei den Jesuiten von Rouen, und sein ganzes Leben hindurch bewies er eine große Anhänglichkeit an diese Gesellschaft. Anfangs bestimmte er sich zum Juristen, blieb darin ohne allen Erfolg, und ein Zufall regte das in ihm schlummernde große Talent auf. Einer seiner Freunde führte ihn zu seiner Geliebten, und da der neu Eingeführte bald die Zuneigung der Dame von dem Einführer selbst abzulenken wußte, so erweckte das Vergnügen über diesen Vorfall ein ihm

bisher selbst unbekanntes Talent. Er schrieb sein erstes Lustspiel: Mélite, welches 1625 erschien. Man fand einen originellen Charakter darin, man glaubte eine Vervollkommnung des Lustspiels darin zu erkennen und auf das Vertrauen, welches man zu dem neuen Schriftsteller hegte, bildete sich eine neue Gesellschaft von Schauspielern.

2.

Die Verheirathung Corneille's geschah auf eine sonderbare Weise. Eines Tages erschien er weit mehr zerstreut und träumend, als gewöhnlich vor dem Cardinal Richelieu, der ihn fragte, ob er fortwährend im Reiche der Phantasie schwebe? — worauf Corneille erwiederte, daß er bei weitem die zum Dichten nöthige Ruhe nicht besitze und die Liebe ihm den Kopf verdreht habe. Als dann dieser Gegenstand zu größerer Aufklärung kam, gestand er dem Cardinal, daß er die Tochter des General-Lieutenant Andely leidenschaftlich liebe, die Einwilligung des Vaters jedoch zur Verbindung nicht erhalten könne. Der Cardinal ließ den hartnäckigen Vater nach Paris rufen. Erschreckt über einen so unerwarteten Auftritt stellte sich dieser ein, kehrte aber sehr zufrieden um, mit dem Bewußtsein, seine Tochter einem so berühmten Manne gegeben zu haben.

Die erste Nacht seiner Verheirathung, die zu Rouen gefeiert wurde, erkrankte Corneille so heftig, daß man die Nachricht in Par's verbreitete, er sei gestorben. Viele wollen wissen, Ménage habe dieses Gerücht verbreitet, um Alles, was er bei den Alten auf den Tod eines großen Dichters gesammelt habe, zum Epitaphium für ihn zu benutzen.

3.

Der Abée d' Aubignac erzählt, daß, als Corneille eine seiner Tragödien dem Cottelet vorgelesen, dieser, so ein schlechter Dichter er auch war, mehrere Verse als hart, dunkel und falsch construirt verdammt habe; Corneille sei dann zwar derselben Meinung gewesen, habe sie aber keineswegs ändern wollen, weil er meinte, sie würden eben so, wie die andern — bezahlt.

4.

Corneille las seine eignen Verse so schlecht, als möglich. Einst warf er dem Bois-Robert vor, sich unvortheilhaft über eines seiner Stücke geäußert zu haben, worauf dieser erwiederte: „Wie sollte ich Ihre Verse auf dem Theater schlecht gefunden haben, da sie mich schon zu der Zeit mit Bewunderung erfüllten, als Sie dieselben in meiner Gegenwart herausmaulten."

5.

Die Unterhaltung Corneille's war schwerfällig und unangenehm, weshalb eine geistreiche Prinzessin, die ihn zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten gewünscht hatte, von ihm sagte, daß man ihn nur im Hôtel de Bourgogne*) hören dürfe.

6.

Er sprach sehr wenig, selbst über Gegenstände, die er vollkommen verstand, und wenn man ihm vorwarf, daß er sich in der Conversation ein wenig zu sehr vernachlässige, pflegte er zu sagen: „Ich bin darin nicht weniger Pierre Corneille."

7.

Dieser große Dichter erfreute sich der ehrenvollsten Auszeichnungen. Er hatte seinen bestimmten Platz im Theater. So oft er darin erschien, erhob sich Alles aus Achtung vor ihm von seinen Sitzen und das Parterre begrüßte ihn mit Händeklatschen.

8.

Der Wahlspruch Corneille's war:
Et mihi res, non me rebus submittere conor. **)

(Fortsetzung folgt.)

Der Sieg der Freiheit.

Ein Wort über unsere Zeit.

Wenn sich ein ganzes Volk befreit,
Der Freiheit Blut und Leben weiht,
So freut der Sklave sich von fern,
Erblickt darin der Hoffnung Stern.

Will sich der Einzelne befrei'n,
Vom Laster unabhängig sein,
So macht ein Jeder ein Gesicht,
Als schicke sich solch Streben nicht.

D'rum Alles lebt in Sklaverei,
Und nur der Todt' ist wahrhaft frei,
Das Recht, die Wahrheit, Freiheit siegt
Nur, wenn ihr Märtyrer erliegt.

Ernst Schütz.

Hauf und Clauren.

Hauf lud auf sich manch' witzige Vergehung.
Sein Mann im Mond gab Claur'n den Todesstoß.
Dafür den Mörder traf ein schwarzes Loos.
Hauf starb. — Sein Tod ward Claurens Auferstehung.

R.

---

*) Benennung eines der vorzüglichsten damaligen Theater.
**) Ich verstehe nur Alles mir, mich aber keiner Sache zu unterwerfen.

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seiffarth.

(Fortsetzung.)

Allein wie gerade dieser Kampf das Erstaunen des Reisenden weckt, so ist es auch sein Erfolg, was den Reiz der Fahrt erhöht. Dennoch wird Jeder, der die Bedeutung der Simplonstraße kennt und von den unendlichen Schwierigkeiten hört, die ihrer Ausführung sich entgegengesetzt haben, den großen Absichten ihres Erbauers Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wer sie mit eigenen Augen sieht, selbst an den Abgründen hingeht, über welche der Weg sich wölbt, an den Seiten die brausenden, stürmenden Waldbäche erblickt und die Luft der drohenden Gletscher athmet, in diesem müssen die hallenden Ströme und die eisigen Felsen und die wilden Gründe sich so unzertrennlich mit dem Gedanken an jenen Mann verweben, der seinen Planen hier die Natur, wie anderwärts die Menschen unterwarf, daß die Erinnerung an ihn mit der kolossalen Größe dieser Umgebungen übereinstimmt.

Ungefähr eine und eine halbe Wegstunde vor dem mit einem Meilensteine bezeichneten Gipfel des Berges liegt das Dörfchen Simpeln. Eine kleine Anzahl Häuser, unter ihnen das Wirthshaus das Stattlichste, und diesem gegenüber eine kleine Kirche mit einigen Kapellen machen das Ganze aus. Ich war, besonders gegen das Ende des Weges, an der Seite des rüstigen, jungen Engländers viel zu Fuße gewandert, und hatte, so oft ich in den Wagen nach Eduard gesehen, diesen zu meiner großen Freude stets ruhig schlafend gefunden. Fest in seinen Mantel gehüllt und von der weichen Reisemütze gegen die Härte des Wagens geschützt, der auf dem glatten Wege fast unerschüttert fortrollte, lag er in sanftem, süßem Schlummer, und waren auch seine Wangen blässer als gestern, so spielte doch ein freundliches Lächeln um seine Lippen, und der ruhige Schlag seiner Brust deutete keinen bösen Traum. Die Aufregung seines Gemüthes am vergangenen Abende, die unverkennbare Gewalt, welche das sonderbare Traumgesicht über ihn gewonnen hatte, und die Lebhaftigkeit unseres Gespräches während der nächtlichen Fahrt mochte seine Körperkraft erschöpft haben, und ich dankte daher dem gütigen Gotte, der ihm ein Paar Mohnkörner auf's Haupt gestreuet hatte. So wie aber das erste Haus des Dörfchens Simpeln sichtbar wurde, sah ich den Schläfer sich regen. Sein erster Blick erkannte die Gegend. Er warf ihn mit flüchtigem Lächeln um sich, reichte mir die Hand und sagte: „nun werde ich bald dort sein." Der scharfe Ton, mit welchem er das „dort" aussprach, hob das Zweideutige des Wortes so grell hervor, daß er mir wie der schrillende Ton einer in seinem Innern hart angeschlagenen Saite klang. Ich bewältigte jedoch mein Gefühl und erwiederte freundlich: „und wir mit Ihnen. Haben Sie recht gut geschlafen?" — „Gut und köstlich," versetzte Eduard; „ich habe herrlich geträumt, bin wieder mit Ihnen auf Isola bella gewesen und habe wieder meinen lieben Traum geträumt." — „Und fühlen sich gestärkt?" fiel ich rasch ein. — „So gestärkt," antwortete er, „daß mir ist, als fühle ich das eigene Leben nicht." —

Während dieser Worte näherten wir uns dem Dörfchen und bald hielt der Wagen vor dem Wirthshause. Wir waren die Letzten des Zuges und unsere vorausgeeilten Gefährten empfingen uns mit einem lauten Willkommen. Eduard's Blicke, die ich sorgsam hütete, ohne es ihn bemerken zu lassen, hingen erst an den obern Fenstern des Hauses, als erwarte er einem frühern Bekannten zu begegnen, und hingen dann an Jedem, der zum Hause gehörig uns aus ihm entgegentrat. Gleichgültig hatte er den geschäftigen Aufwärter und den langsamen Hausknecht betrachtet. Da erschien auch ein freundliches Mädchengesicht, und ich sah, wie beim Erblicken desselben eine wehmüthige Freude über sein Auge zuckte. Aber schnell, wie das Mädchen erschienen war, verschwand es wieder. Ich hob Eduard aus dem Wagen, und die Anstrengung, deren er bedurfte, um meinem Arme sich nicht ganz zu überlassen, zeigte mir nur zu deutlich, daß der Schlaf, anstatt ihn zu stärken, durch den erneuerten Traum seinen Nerven die Spannkraft genommen hatte. Auf meinen Arm gestützt trat er in's Haus. Da ging das Mädchen, der Kleidung nach eine Dienerin des Hauses, aus einer Seitenthüre kommend geschäftig an uns vorüber, ohne uns mehr als einen flüchtigen Blick zu geben. „Jeannette," rief Eduard der Eilenden nach, „kennen Sie mich nicht mehr?" — Die Angerufene hemmte den Schritt; der Ton der Stimme schien ihr bekannt; sie maß Eduard mit einem langen Blicke; aber wie zerstörend mußten die Ereignisse der letzten Wochen auf diese Züge gewirkt haben, da sie nur langsam das früher gekannte Bild aus ihnen herauslas! — „Sind Sie es!" rief das Mädchen endlich in sichtbarer Ueberraschung; „und Fräulein Adele, Ihre schöne Braut?" — „Die ist seitdem meine Frau geworden," versetzte Eduard mit klangloser Stimme, „und seitdem auch gestorben. Aber," setzte er schnell hinzu, gleich als wolle er dem erstaunten Mädchen die fragende Antwort von der Lippe nehmen, „ist das Zimmer wohl leer, in welchem Adele mit ihrer Mutter wohnte? Es war das Zimmer unmittelbar neben dem Saale." — „Ja, ja, Herr," erwiederte Jeannette, „es ist unbesetzt und noch eben so eingerichtet wie —" „So lassen Sie mich das Zimmer haben," unterbrach Eduard die wehmüthige Erinnerung; „ich folge Ihnen und dann ein Mehres." — Das Mädchen sprang schnell die Treppe hinauf. Eduard konnte nur langsam folgen, so kräftig auch ich ihn zu unterstützen suchte.

(Beschluß folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, den 2ten November 1831.

Es geht wohl nirgends, lieber Planet, so bunt her, als auf dem Theile unseres Planeten, den wir Europa nennen; während Frankreich uns eine berauschende Essenz der Freiheitsschwindelei kochte, die in ihrer Wirkung so wunderseltsam war, trugen uns die Russen eine asiatische Fremde zu, die die ganze Welt verrückt macht. Das europäische Gleichgewicht ist demnach, als einzig merkwürdige Thatsache der Welthistorie, im Jahre 1831 von der Cholera allein erhalten worden, nur wirkt diese launische Giftmischerin nicht gleichmäßig überall, und z. B. in Hamburg ganz anders, als in Berlin. Während sie an einigen der ersten Tage 46, an andern 50 Personen befiel, ist sie binnen etwa drei Wochen so human geworden, daß sie am 27sten nur eilf Personen heimsuchte; die Aerzte hegen die Hoffnung, sie in Kurzem ganz verschwinden zu sehen. Dennoch ist ihr Einfluß überall bemerkbar, namentlich im Handels-Commerz, der überaus gelitten. Unsere Bierbrauer haben zum Theil die Geschäfte ganz aufgegeben; die verkehrte Meinung, als ob der Hopfensaft nachtheilig auf den Unterleib wirke, verleitete die große Menge, sich nur an Portwein zu halten, den einige Aerzte als präservativisches Getränk rühmten. Kommt diese Kunde nach Halle und Jena, so wird sicherlich ein allgemeiner Schreck die bierliebenden Musensöhne befallen, und namentlich werden die hochberühmten Ritter von Lichtenhain und Ziegenhain die Hallen ihrer bierfeuchten Burgen bald genug verödet sehn. In der That aber ist diese Furcht lächerlich; denn wenn die Cholera in Rußland, Polen und Ungarn mehr wüthete, als in Berlin, Wien und namentlich Hamburg, so ist nicht das Bier, sondern der verrufene Schnaps und sind die fetten Speisen und hitzigen Weine daran Schuld. Bitterbier ist sogar ein präservativisches Getränk gegen Ansteckungen,*) wie die Brauerknechte Londons beweisen können, von denen keiner noch bekanntlich ein climatisches Fieber bekam. Diätfehler sind hier eine gewöhnliche Einladung der Cholera gewesen, weßhalb auch eine polizeiliche Verfügung für die Wochentage alle Tanz-Locale zu sperren befahl, um den dienstthuenden Personen nicht Gelegenheit zu geben, sich in Getränken zu übernehmen und Erkältungen auszusetzen. Die dänischen Cordons sind bis hinter die Eider zurückgelegt, doch findet vor Pinneberg noch eine Absperrung statt, die allen aus inficirten Gegenden einwandernden Personen eine fünftägige Quarantaine anbefiehlt; Ursache dieser widersprechenden Maßregel ist die Furchtsamkeit des dortigen Beamten, der also, trotz aller Erfahrung, daß die Krankheit nicht abgehalten werden kann, eine Absperrung beibehält!? *) — Dieß von der famösen Seuche, die schon so viele Köpfe verwirrte, Pakete und Briefe durchstach und durchräucherte. — Zwei bemerkenswerthe Thatsachen mögen nun hier folgen. Unlängst hatte sich ein schon seit Jahren bestehender Streit St. Georgs (einer Vorstadt) in eine revolutionaire Zuckung verwandelt. Die Bewohner jener Vorstadt müssen die Lasten der Stadtbewohner tragen und verlangen deshalb eine städtische Einverleibung, unter Anderem auch Aufhebung der ohnedieß höchst verächtlichen Thorsperre. Bei Gelegenheit einer Feier waren die Bewohner gewaltsam durch's Thor gedrungen **), worauf einige Compagnieen Bürgergarden gegen sie geschickt wurden, wodurch eine kriegerische Reibung beider Parteien entstand, bei der ein Major, Herr Ludolff, für St. Georg's Bewohner wirkte. Dieß Verbrechen ward in einem Kriegsgerichte anhängig gemacht und dasselbe mit achttägigem Arrest bestraft; die St. Georger zeigten am Prozesse die lebhafteste Theilnahme und begleiteten mit einem lauten Hurrah! den Verurtheilten nach seiner Wohnung zurück. Indeß unterwarf sich der Major seinem Strafurtheil; hatte aber kaum die Zeit ausgedauert, als ein großer Volkshaufe, sämmtlich Bewohner St. Georgs, sich am Nachmittage seiner Entlassung vor dem Hause seiner Haft versammelte, ihn dort mit einem brüllenden Beifallsgeschrei empfing, stürmend nach Hause geleitete und unverhohlen die lebhafteste Theilnahme aussprach. Tags darauf versammelten sich die Ersten St. Georg's gesellig im Tivoli, wo in Gegenwart des Majors das Andenken seiner Ausdauer und Consequenz der Theilnahme für St. Georg feierlichst begangen und ihm, als Zeichen der Erinnerung, ein Pocal, 200 Loth an Silber wiegend, und 800 Mark an Werth, überreicht wurde. — Eine andere Thatsache ist höchst traurigen Inhalts und verdient eine besondere Abhandlung, wir meinen das Strafurtheil über zwei unglückliche Brüder, beide Tischler. Der jüngere stand vor zehn Jahren in der Lehre, als das gemiethete Haus seines Meisters abbrannte und der Eigenthümer, im Wahne, es könnte angezündet sein, den Lehrburschen, der auf der Brandstätte etwas suchte, fürchterlich mißhandelte, so daß derselbe die Spuren an dem seit dieser Zeit kränklich gewordenen Körper nie verlieren wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) So behauptet auch „Dr. Wilhelmi in seinem vortrefflichen Worte über die Cholera." (Leipzig 1831.) D. R.

*) Der Getadelte kann als Beispiel für sich ganze Landesbehörden anführen. D. R.

**) Also ein Vorspuk von den Frankfurter Unruhen! D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 286. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 8. December. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.
(Fortsetzung.)

XI.

Ich bin so just bei Laune
Und schaue zum Fenster hinaus,
Und mache, die Philister zu ärgern,
So meine Bemerke hinaus.

Da drüben wohnt ein Klempner,
Der hämmert Tag und Nacht,
Anstatt der Schild' und Helme
Er Kaffeemaschinen macht.

Und drüben der Studente,
Das ist ein flottes Haus,
Da kommen die Pedelle
Nicht aus der Stube heraus.

Ein Wagen fährt zum Thore,
Ganz mit Studenten gespickt,
Ein jeder Manichäer
Bleibt stehen und erschrickt.

Es kommt ein Krieger klirrend
Die Straße her und singt;
Sein Lied, sein Gang, sein Sarras
Wie 'n tolles Schlachtlied klingt.

Ein Stadtsoldate bleibet
Gleich vor Entsetzen stehn;
So etwas hat er im Leben
Noch nicht gehört und gesehn.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen
in
fremder Manier
(Fortsetzung.)

Was halten Sie davon, Signora, wollen wir unsere dürren Leichname an einen Prosektor verkaufen, damit sich unser Lebensakt schließe in ächt weltbürgerlichem Finale? Was meinen Sie, Kamerad, soll ich einen sibirischen Zobelfängerfinger herumwühlen lassen in den Wunden von Austerlitz und Jena? Was meinen Sie, Ludovico, soll ich einer tungusischen Rennthierseele Gelegenheit geben, sich an meinem zuckenden Herzen zum gelehrten Doctor zu bilden? — —

Signor Ludovico, es weissagt etwas in meinem Innern: Man wird dermaleinst Ihre Verse brauchen können; man wird Ihrer Poesie zur Ader lassen, und Ihre blutigen Stanzen fürstlich, kaiserlich belohnen; allerwenigstens mit einem Diamantring. Man wird Ihnen ein hübsches Logis anweisen, Signor, nicht eben allzufreundlich, etwa die innere Rotonde eines einsamen Thurmes, damit Sie in Ihren lyrischen Ergüssen nicht gestört werden. Und wer weiß, Signor, ob nicht derselbe Signor Tolstoikolskoj hinter Ihrem Stuhle steht, und Sie für jeden hinkenden Reim, freundlich grinsend, auf die Schulter klopft; auf dieselbe Schulter, Signor, die gestern um Mitternacht von den seidnen Armen der kleinen blonden Minna umschlungen ward. Und Herr, man wird Ihnen ein schönes Thema zu besingen geben, ein Thema, bei welchem Ihnen das Herzchen im Leibe vor Liebe „puppern" wird; und man wird Ihnen dabei Stutenmilch zu trinken geben. Man wird Ihnen unbedingte Freiheit lassen — für den Signor Tolstoikolskoj und seinen Riemenstock kann ich natürlich nicht einstehn — wie Sie Ihr großes lyrico-epico-dramatisches Poëm betiteln wollen. Sie werden es vielleicht den großen Eisgang von 32, oder die moderne Sündfluth, oder das gerettete Europa nennen können, und man wird Ihnen für sämmtliche Titel sehr verbunden sein. Fragen Sie bei der Behörde an, wie lang es ausfallen solle, so wird man Ihnen antworten: Je länger, je lieber," und das, Signor, ist eine schöne Blume, und sie hat jetzt einen neuen Geruch angenommen und riecht nach — — — — Kosakenpferden. Sie werden in Ihrem großen Epos verschiedene

Glanzpunkte anbringen können: unter Anderen wie ein gewisser C..... die Fürstin P.....a nasenstübert, und wie derselbe bei dem Worte: Krakau, jedesmal Erbrechen bekommt, und wie derselbe in den letzten Zügen liegt, und wie sein Sterbebett von den Schatten edler Gefallener umringt ist, und wie ihm die Haut schaudert, und er einen expressen Feldjäger nach dem Doctor Hahnemann schickt, damit er ihm seinen guten Ruf als Recept verschreiben soll. Desgleichen werden Sie, verehrter Signor, einen gewissen Schatten vortrefflich gebrauchen können, ich meine den Schatten des Balkentreters Diebitsch, der, wie ich höre, ehemals ein Breslauer Cadet gewesen. Hier werden Sie trefflich andeuten können, wie doch eigentlich die Rettung Europa's von dem Breslauer Cadettencorps ausgegangen sei.

Wie ich Ihnen sage, Signor Ludovico, man wird Sie für dieß Alles ächt kaiserlich belohnen; und wenn Ihnen, was gar nicht ausbleiben kann, der Signor Tolstoikolskoj auf einen allerhöchsten Ukas oder besser Ferman die 1,500 000 ledernen Rubel auszahlen wird, die Ihnen als Prämie ausgesetzt sind, so vergessen Sie nicht in dero Uebermuth Ihren Herzensfreund Matteo, und senden ihm per Eilpost einen milden Beitrag, um seine zerrissene Uniform zu flicken. — —

Und nun noch eine einzige Bitte, mein Ludovico, mein guter Kamerad; vielleicht kannst Du in dem Riesenpark Deines Heldengedichts ein einziges kleines Plätzchen anbringen, ein dürres haidegrünes Eiland in einem weiten Weltmeer, und auf diesem Plätzchen ein kleines wermuthgrünes Grab, beschattet von vier Weiden, welche unaufhörlich weinen. Und unter eine dieser Weiden, mein Ludovico, stelle nur einen wolkigen Schatten mit hoher Grenadiermütze, der in Nebel fast zerfließt; der Nebel sollen seine Thränen sein! Und das Grab mag sich aufthun, Ludovico, in einer geweihten Stunde, wenn Vollmond ist, und aus diesem Grabe mag steigen o Ludovico, mein Kaiser — — und, Ludovico, Teufel, die unsichtbaren, blutigen, rächenden Teufel, seine Grenadiere, sollen blasen und spielen den rothen Blutmarsch der Guillotine; und le Grand — Du kennst ihn, Ludovico, den großen Tambour des kleinen Heinrich — le Grand soll trommeln ça ira, ça ira, und der Kaiser, Ludovico, soll die letzte Parade halten über seine Grenadiere, und soll mich noch einmal, ach noch einmal seinen braven Jungen heißen ... — Hier konnte sich Jean nicht mehr fassen. Er heulte laut, er schluchzte fürchterlich und stampfte wie ein Besessener den Boden. Ich aber mußte weinend meinen Matteo in meinen Armen auffangen, denn er wankte auf seiner Bühne, und wollte sinken. Von dem dunklen Hause aber war es, als käme ein tiefes liebes Schluchzen, von der Stimme, die mein Lied gesungen von den Gefallenen bei Ostrolenka.

Siebentes Capitel.

Der Jean, Signora, ist doch ein Ehrenmann. Er kommt verstört auf mein Zimmer und bringt mir den Kaffee, und versichert, er habe kein Auge zuthun können, und wie er die beiden Tische erblickt, worauf mein Grenadier gestanden, heult er und jammert auf's Neue, und eilt mit nassen Augen hinunter zu dem dicken Rittmeister, der einen Häring — Sie wissen, Signora, „den salzigen Tröster in Katzenjammer und Hundetrübsal" — zum Frühstück fressen will. —

(Fortsetzung folgt.)

Der hungrige Mann und seine gelehrte Ehehälfte.

Mann.

Nun, liebe Frau, was essen wir?

Frau.

Kennst Du die Wage und den Stier,
Den Krebs, den Löwen, Wassermann?
Das kenn ich' Alles, lieber Mann.

Mann.

Du hast also von einem Stier?

Frau.

Nein, lieber Mann, erlaube mir,
Ekliptik, mein' ich, hat zwölf Zeichen,
Vom Essen mußt Du jetzo schweigen.
Es fehlt noch Steinbock, Schütze, Fische,
Und noch fünf and're, schweig vom Tische! —

Mann

Die Fische laß nicht lange stehen,
Wir wollen jetzt zu Tische gehen.

Frau.

Die Jungfrau und der Skorpion? —
Nun hab' ich ja die zehne schon.

Mann.

Was zehn? — Es ist ja schon um zwei,
Bei Andern ist der Tisch vorbei.

Frau.

Ja, zwei der Widder fällt mir ein,
Und Zwilling muß das zwölfte sein.

Mann.

Nun, liebe Frau, jetzt gib zu essen!

Frau.

Ach! lieber Mann, ich hab's vergessen.

Mariannus.

Züge aus dem Leben französischer Dichter.

(Fortsetzung.)

9.

Als er seine Horatier herausgab, hieß es, daß noch Bemerkungen über dieses Stück und eine neue Beurtheilung desselben erscheinen würden. „Horatius — sagte der Dichter — wurde verdammt durch die Duumvirn, aber freigesprochen vom Volke."

10.

Mademoiselle Duclos spielte mit Erfolg die Rolle der Camilla in dem ebengenannten Trauerspiele. Als sie eines Abends nach den gegen das siegreiche Rom ausgestoßenen Verwünschungen in einer Art von Ueberspannung von der Bühne ging, verwickelte sie sich in die Schleppe ihres Gewandes und fiel. Mit einer Höflichkeit, die den durch alle Schmähreden der Schwester überreizten Horatius höchst seltsam kleidete, sprang der Darsteller desselben herbei, entblößte sein Haupt mit der einen Hand, bot die andere der gefallenen Camilla dar, um ihr aufzuhelfen, und sie mit affektirter Grazie in die Coulisse zu führen, wo er sich wieder bedeckte, sein Schwert zog und sie auf eine brutale Art zu tödten schien. — „Baron — sagte der Abbée Nadal — welcher diese Anekdote erzählte, hätte sich gewiß diesen Fehler nicht zu Schulden kommen lassen, er würde die Gelegenheit als großer würdevoller Schauspieler benutzt und sicher nicht verfehlt haben, Camilla im Falle selbst zu tödten. Die Seltsamkeit des Vorfalls hätte vielleicht das Grasse der Handlung und den Fehler des Dichters selbst verbessert."

11.

Die Tragödie Cinna machte auf Ludwig XIV. einen dieses schönen Gedichts würdigen Eindruck. Die Verschwörung des Chevalier Rohan gegen den Staat ist allgemein bekannt, eben so, wie standhaft der König demselben seine Gnade versagte. Es war am Vorabende des Tages, wo die Hinrichtung Rohans statt finden sollte, als der König dieser Vorstellung beiwohnte, von der er so ergriffen wurde, daß er nachher gestand: „Hätte man diesen Augenblick benutzt, um mir zu Gunsten des Verbrechers Etwas vorzutragen, ich würde Alles bewilligt haben, was man von mir gewollt hätte.

12.

Corneille hatte Anfangs den Cinna zur Dedication an den Cardinal Mazarin bestimmt, da er aber vermuthete, daß er von diesem Minister kein Geschenk bekommen würde, so dedicirte er es später dem Herrn von Montoron, der ihm 1000 Pistolen dafür überreichen ließ. Seitdem nannte man die einträglichen Dedicationsbriefe — Briefe à la Montoron.

13.

Wenige Zeit nach der Aufführung des Trauerspiels Polyiacte von Corneille, ließ der, durch die Satyren Boileau's bekannte la Serre seine Tragödie Thomas Morus geben. „Man schwitzte darin — sagt la Serre — im Monat December und tödtete vier Thürsteher auf der Stelle, als es zum ersten Male gespielt wurde. Das nennt man gute Stücke. Corneille hat keine so mächtigen Proben von Auszeichnung der seinigen, und ich werde ihm gern den Vorzug einräumen, wenn bei einem seiner Stücke fünf Thürsteher an einem einzigen Abende getödtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Aehrenlese.

Als in der Sitzung eines geistlichen Collegiums, welcher der berühmte Theolog Christoph Gundermann aus Heidelberg, als Mitglied des Collegiums beiwohnte, die Frage aufgeworfen wurde: „ob man die Kreuze, welche an die Kirchenfenster gemahlt wären, in einer Kirche, die der Reformation unterworfen werden solle, auch, eben so wie andere Utensilien, entfernen und wegschaffen solle, dünkte dieß dem wackern Gundermann als zu weit gesucht und ohne sein Votum darüber abzugeben, entgegnete er den Fragern mit der weitern Frage: „Wie kommt es doch, daß ihr das Kreuz in der Kirche nicht leiden wollet, und habet es doch Alle gar zu gerne auf der Münze?"

Karl Hälden.

Anekdote.

Rein aus dem Leben gegriffen.

Wie überall die Cholera jetzt das Tagesgespräch ist, so war sie auch solches vor einigen Tagen in der Erholungsgesellschaft zu * * * und jeder äußerte sein Bedenken bei der Befürchtung, daß sie auch an diesen Ort gelangen werde. „Sie, lieber F.," fiel der witzige Rath K. einem anwesenden Mitgliede von magerer Gestalt in die Rede, „brauchen sich jedoch nicht zu fürchten, Sie bekommen die Cholera nicht!" „„Warum nicht?"" fragte jener. „Nun, weil es eine Unterleibskrankheit ist, Sie aber keinen Unterleib haben!"

* * *

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, den 2ten November 1831.

(Fortsetzung.)

Mit seinem älteren Bruder machte der damals unmündige Bursche diesen Vorfall bei den Gerichten anhängig, erhielt aber keine Genugthuung. Zum Jüngling ausgebildet, zum Mann herangereift, fortwährend aber an den Folgen jener Mißhandlungen leidend, trug er den Stachel eines heftigen Grimms mit sich herum, und vergaß nie, abwechselnd seinen deshalb angenommenen Advokaten ernstlich zu erinnern, daß er nicht nachgeben und stets dahin streben werde, sich Genugthuung zu verschaffen. Der Advokat nahm zwar die Gebühren für seine Bemühungen, aber die Sache blieb — beim Alten. Endlich zerriß der Faden seiner Geduld und der schon zur fixen Idee gewordene Starrsinn neigte sich dem Gedanken zu, „die verweigerte Gerechtigkeit sich selbst zu verschaffen." Mit einem Pistol bewaffnet begiebt er sich in das Haus des Advokaten und stößt Drohungen aus, die den „Gerechtigkeitspfleger" (?) in Furcht setzen; mit List wird der Rasende entfernt, doch auch gleich darauf ein Verhaftsbefehl ausgewirkt, der ihn zur Verantwortung einbringen soll. Von nun an begann der Unglückliche erst eigentlich Verbrecher zu werden; ich möchte aber wahrlich um die Schätze Peru's nicht die Ursache auf meinem Gewissen tragen. Die ihn arretirende Polizei fand Widerstand, an dem der ältere Bruder Theil nahm; es wurde Wache geholt, die mit gefälltem Bajonnet vordringen mußte, aber mittels großer Stangen, Säbel, Aexte ꝛc., zurückgeschlagen wurde. Endlich von eilf Mann überwältigt, wurde die ganze Familie, Mutter (eine Witwe), Tochter und die Söhne, nämlich jene zwei Brüder, in's Gefängniß geführt. Die ganze Wache war verwundet, nicht weniger die beiden Brüder. Es begann nun eine geschärfte Untersuchung, die vor einigen Tagen beendigt, worauf das Urtheil Beider gesprochen worden ist. Das weibliche Personal ist unschuldig erkannt, der jüngere Bruder jedoch, der moralisch schon zehn Jahre litt, und die Gebrechlichkeit seines Körpers lebenslänglich umherschleppen muß, ist — zu fünf und zwanzig Jahren Zuchthaus, nach vorhergehendem Staupenschlag, der ältere hingegen zu funfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt! — Dieß geschah im Jahre 1831 in der freien Stadt Hamburg! —

Wenn jetzt auf unserm Planeten, von Tunis bis Hamburg, etwas Gewichtiges erzählt wird, so spielt die asiatische Fremde gewiß eine Rolle dabei, selbst auf der Bretterwelt gibt sie ihren Einfluß zu erkennen, und so z. B. im hiesigen Stadttheater, wo man doch sonst, sehr unbekümmert um die Ereignisse der Welt, auf der künstlerischen Bahn fortschritt. Seit uns der Wiener Komiker (Raimund) den Rücken wies und vor Madame Cholera floh, hatten wir nur die Leistungen der trefflichen Sängerin Dem. Schechner Gelegenheit zu bewundern. Sie ist in mehreren bedeutenden Rollen aufgetreten, davon die in der Vestalin und im Othello die letzten nennenswerthen sind. Als Julie war sie wirklich groß und imposant, nicht minder konnte man die Darstellung der Desdemona gediegen, in sich selbst gerundet und trefflich nennen. Ihre Stimme hat jene überzeugende Fülle, die mit Worten nicht zergliedert und geschildert werden kann; sie bleibt eine unserer vorzüglichsten Sängerinnen, wenn auch Krittler behaupten wollen, daß ihr die Seele des Gesangs, die sprechende Empfindung, die wieder in der Wirkung auf Andere zur Empfindung wird, abgehe *). — Unter mehreren neuen Leistungen unserer Bühne mögen hier die Lichtensteiner, nach van der Velde's Novelle, von Bahrdt, genannt werden. Ein Machwerk, dem es an Allem fehlt. Es ist immer eine unglückliche Idee, den Stoff eines Romans oder einer bekannten Novelle zu einem Drama umzuarbeiten; denn anders sind die beschriebenen, anders die durch Handlung dargestellten Charaktere. War doch Cooper's Spion dramatisirt ein eben so großer Mißgriff. Der eigentliche Grund mag wohl darin liegen, daß der Eindruck der Novelle bei den meisten Zuschauern dem Eindruck des Schauspiels gleichen Inhalts zu stürmend in den Weg tritt und sich die allmälige Entwickelung nicht natürlich und genügend zeigt. Bei der besten Darstellung lassen die Charaktere nüchtern.

(Beschluß folgt.)

Buntes.

In Montesquieu's Gegenwart sprach eines Tages der Kardinal Imperiali folgende Sentenz aus: „Es ist kein Mensch auf Erden, den das Glück nicht wenigstens Einmal in seinem Leben besuchen sollte; findet es ihn aber zu seinem Empfange nicht vorbereitet, so geht's zur Thür hinein und sogleich zum Fenster wieder hinaus!"

K. H.

---

*) Diese Irrung oder Lüge der „Krittler" hätte einen stärkern Widerspruch verdient nach dem, wie auch wir Dem. Schechner kennen gelernt haben.

D. R.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 287. (II. Jahrg.) Freitag, den 9. December. 1831.

Der dreißigste August in Leipzig, ein Gedicht von Ernst Ortlepp. Leipzig, Taubert'sche Buchhandlung. 1831.

(Beschluß.)

Die trefflichste Stelle des ganzen Gedichtes — welches, um offen, gleich dem Dichter zu sprechen, in einer ziemlich gedehnten Fläche von Gewöhnlichkeit und Verbrauchtheit, nur von einzelnen, ähnlichen blühenden Oasen durchzogen wird — möchte unbestreitbar die folgende sein:

„Schöpfen soll ein König die Befehle
Nicht aus sich, nein, aus des Volkes Seele,
Das sich gern dann dem Gebote fügt;
Will er, was die Guten alle wollen,
Dann kann nur ein schlechter Schuft ihm grollen,
Dessen Murren in der Luft verfliegt."

Schade, daß der selbst für die ungebundene Rede, geschweige denn für die Lyrik zu unzarte Ausdruck: „schlechter Schuft," den schönen harmonischen Fluß dieser Strophe durch einen Mißlaut stört, wie uns deren schon oft, just in den besten, gehaltvollsten Stellen Ortlepp'scher Gedichte unbehaglich aufstießen. Ueberhaupt scheint dieser talentvolle Dichter, dessen innerer Beruf ihn vorzugsweise auf die zarte, keusche, ja elegische Manier zu verweisen scheint, sich, seiner Natur zuwider, oft zu einer gewissen, burschikosen Rohheit zu zwingen, die ihm ein- für allemal nicht steht, obschon sie in unserer Modeliteratur häufig den Wahrzeichen deutscher Kraft untergeschoben wird. Es ist auch nicht zu läugnen, daß einzelne Individuen, unter ihnen namentlich H. Heine, sich just mit einer solchen Unart angenehm und liebenswürdig zu machen wissen; sonst aber will dieses renomirende Wesen nur Wenige kleiden, am wenigsten Herrn Ortlepp, der sein Talent für das Milde, Zarte und Natürliche mit ohngleich besserm Glücke zu verwenden weiß und daher von solchen irrenden Seitenwegen lieber zurückbleiben sollte. — Minder glücklich, als mit seinen obigen Kraftworten an Behörde und Thron, ist er mit seiner Straf- und Sühnrede an das Volk, welche für ihren wichtigen Gegenstand viel zu leicht auf der Oberfläche hingleitet und an seichtem Pathos und Gehaltlosigkeit oft bis zum Auffallenden kränkelt:

„Soll man uns mit Belgiern vergleichen?
Soll der letzte Wohlstand von uns weichen?
Haben wir des Glückes noch zu viel?"

Dieß ist offenbar kahle Prosa; dem erzürnten Sprecher geht hier die Weihe der Poesie, die hehre Salbung der Rede gänzlich ab. Wirklich recht naiv, obgleich eben so bedeutungsleer klingt die ebendaselbst aufgeworfene Frage:

„Ist der Ungehorsam denn so süß?"

Die Antwort darauf zu geben, wird es keines Oedipus bedürfen. — Durchaus unpoetisch ist die nachfolgende Strophe:

„Seid Ihr eine Schaar von wilden Thieren, (?)
Die selbst die Vernunft nicht kann regieren,
Der nichts heilig, der nichts theuer ist?
Wühlend in den eignen Eingeweiden,
Könnt ihr nur den Höllenfluch erbeuten,
Der mit Tigerzahn sich selber frißt."

Dieses letzte, gebrauchte Gleichniß ist obendrein ein logisch und physisch falsches. Der „Höllenfluch" kann nicht „sich selber fressen;" thut er es dennoch, so ist die Wirkung eine gute, denn indem der Fluch „sich selber frißt," hört er auf zu sein und zu schaden. Ein Anderes wäre es freilich, wenn der „Höllenfluch" die Leute, welche ihn, „wühlend in den eignen Eingeweiden," „erbeuten" (wie übrigens ein Höllenfluch in die Eingeweide kommen und dort erbeutet werden kann, wissen wie uns auch nicht zu erklären!) zwänge, „sich selber" zu fressen; allein das hat der Dichter nicht gesagt, mithin dürfen wir es auch nicht glauben. Zwei solcher unrichtigen Vergleiche und Sachanwendungen enthält auch folgender Vers:

„Fluch der schwarzen, unheilschwangern Stunde,
Fluch dem teuflischen, dem gift'gen Munde,
Der die Nacht der Raserei gebar!
Der mit einem Sturme will zertrümmern
Ein Gebäude ꝛc."

Ein Mund kann nicht gebären, er kann nur hinter-

schlingen oder ausspeien; gebären darf er ein- für allemal nicht, dieß ist, nach ärztlichen Versicherungen, Sache des Schooßes, nicht des Mundes. Will nun dieser Mund „mit einem Sturme zertrümmern," so muß er, um denn beim „Gebären" zu bleiben, auch den Sturm „geboren" haben; denn auf welche andere Weise könnte ein Mund den Sturm sonst handhaben? Aber ein Mund, der die Nacht gebar, kann nicht auch den Sturm gebären, er müßte denn von Pluto, dem Gott der Nacht, und von Aeolus, dem Gott des Sturms, zu gleicher Zeit geschwängert worden sein, und selbst in diesem Falle ließe sich kaum ein so widersprechendes Zwillingspaar erwarten. — Noch ein ähnlicher Verstoß findet sich in der zweiten Strophe des Gedichtes:

„Ach, da bricht auf einmal aus der Hölle
Neuer Zwietracht fluchenswerthe Quelle
Und zerreißt das kaum geknüpfte Band."

Eine Quelle bohrt eher Felsen durch, als daß sie ein Band zerreißt, es müßte denn einem Spinnenfaden ähneln; fortschwemmen kann sie es, aufweichen, freilich langsam, kann sie es, aber das „Zerreißen" liegt außer der Art und Weise ihres Trennens oder Vernichtens.

Außer mehrern, flüchtigen und mißtönenden Reimen, wie: Friede und Blüthe, Frieden und brüten, Rothes und Todes, reden und tödten ꝛc. fehlt es auch nicht an ungefälligen oder unpoetischen Ausdrücken. Gleich der Anfang des Gedichtes:

„Fürchterlicher, als er je geschnoben,
Hat der Sturm sich abermals erhoben ꝛc."

bewirkt keinen günstigen Eindruck. Ein Gleiches gilt von Worten, wie: „Lächelblick" (warum nicht auch Weineblick, Zürneblick?) oder von unpoetischen Stellen, wie:

„Fort mit Ueberzuckern und Versüßen!"

Ein unedles Bild ist es, wenn er den Haß „gleich den Kettenhunden" schlafen läßt, übelklingend Reime, wie:

„Denn vor allen scheußlichen Affekten,
Die sich grinsend aus der Hölle reckten,
Ist der Haß der dauerndste Affekt." —

Außer dem mißtönenden, und eine unästhetische Bewegung andeutenden „reckten," stört uns hier auch der zweimalige Gebrauch des fremden Worts: „Affekt," denn ohne Deutschthümler zu sein, wird doch jeder Unbefangene zugeben, daß in ernsten Gedichten fremde Worte sich übel, beinahe ironisch ausnehmen.

Doch genug nun des Tadels! Wir haben unsere Achtung für Ortlepp und dessen schönes Dichtertalent, wie auch für dessen behauptete ehrenwerthe Richtung schon früher so ungeheuchelt an den Tag gelegt, daß man uns die Schärfe der obigen Rügen gewiß nicht für Partheisinn ausgeben wird. Das Talentlose und Unerhebliche ist mit wenigen Worten abgefunden, das Bedeutende — und dahin gehören Ortlepps Erzeugnisse unbedingt, trotz ihrer Gebrechen — hat, weil es Besserung verspricht, eine härtere Schule zu bestehen; schwächliche Naturen, zumal wenn der Arzt in Gedanken sie aufgibt, dürfen nur mit leichten Mitteln heimgesucht werden, gesunde und lebenskräftige aber behandle man mit schnellen Curen, und starken, durchgreifenden, wenn auch bittern Arzneien. Möchten wir Herrn Ortlepp — dessen Hauptfehler wohl in allzugroßer Flüchtigkeit der Production bestehen dürfte — bald wieder bei einer würdigern Schöpfung überraschen; an unserer Anerkennung soll es dann nicht fehlen!

H. Meynert.

Europa's nächste Zukunft, oder der Gang der politischen Ereignisse nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen. Nebst einer Theorie der innern und äußern Politik, wie sie sein sollte. Von einem ehemaligen süddeutschen Staatsbeamten. Altenburg, 1831. Hofbuchdruckerei. Leipzig, in Commission der Taubertschen Buchhandlung. (broschirt: 6 Gr.)

Als die Völker Deutschlands sich und ihre Fürsten von dem fränkischen Joch befreit hatten*), glaubte man um so gewisser einer glücklichen Zukunft entgegensehen zu können, als die Fürsten mit einander zu einer heiligen Allianz verbunden waren und der Wiener Congreß allen deutschen Landen Repräsentativ-Verfassungen verhieß. Aber nicht nur, daß dieses Gelöbniß, auf dessen Erfüllung die Deutschen durch ihre gränzenlose Hingebung und heldenmüthige Aufoferung für ihre Fürsten und ihr Vaterland ohnedieß die gerechtesten Ansprüche hatten, daneben geschoben wurde, so erschwerten auch die durch den heiligen wie durch den deutschen Bund doppelt vereinten Regierungen Deutschlands mittels feindlicher Grenzsperren den gegenseitigen Verkehr der Bewohner der verschiedenen deutschen Gauen, die Deutschland durchströmenden schiffbaren Flüsse wurden zwar nicht mit Ketten gesperrt, aber durch Zölle schwer fahrbar gemacht, die Kriegslasten behielt man als Friedenssteuer bei, indem die Heere wie gegen einen unsichtbaren Feind schlagfertig blieben, die Creirung vieler Millionen von Staatspapieren drängte das baare Geld aus der Circulation; vergeblich hofften die Völker auf die Segnungen des so schwer errungenen Friedens und des so nahen und guten Einverständnisses zwischen ihren Fürsten. Das Mißvergnügen mit dem Zustand der Dinge, dessen Aeußerungen man durch gehemmte Sprech- und Schreibefreiheit zu unterdrücken gedachte, wurde nur um so allgemeiner, bis die Uebertreibungen des Systems sogenannter Legitimität in Frankreich eine Gegenwirkung herbeiführten, welche fast ganz Europa in ihren Bereich zog. Die Begebenheiten haben nunmehr eine Wendung genommen, welche keinen Stillstand erwarten läßt, ja selbst wenn der Absolutismus nochmals die

*) Man darf nicht übersehen, daß die Völker keinesweges durch ihre eigene — sondern durch die Schuld ihrer schlechten Kriegs- und Friedenslenker unter das fremde Joch gerathen waren.

Oberhand gewönne, so läßt sich voraussehen, daß sein abermaliger Mißbrauch zu noch stärkeren Oppositionen Veranlassung geben und Europa*) sich dann völlig emancipiren würde. —

Die vor uns liegende Schrift versucht aus dem Bestand des gegenwärtigen Zeitpunkts die nächste Zukunft zu entwickeln, und wenn deren Verfasser sich in manchen Einzelheiten irren möchte — denn die Begebenheiten gestalten sich wegen augenblicklich neu hinzukommender Impulse leicht anders, als die richtigste Abschätzung sie im voraus ahnen läßt — so müssen wir ihm doch im Ganzen beipflichten, müssen namentlich einigen ganz neu aufgestellten Grundsätzen über das öffentliche Leben unbedingt huldigen.

I. Die Einleitung entwickelt in der Kürze die Existenz des Staates aus seinen ersten Anfängen und zeigt dabei unter andern, daß die mehresten Herrscher, ihrer geschichtlichen Herkunft nach, illegitim sind; blos ein vom Volk frei gewählter oder durch eine Constitution bestätigter Fürst ist wahrhaft legitim.

Es folgt nun II. eine Theorie der Politik in civilisirten Staaten, und zwar A. für die innere Politik. Der Ideengang ist im Wesentlichen folgender: Das Ziel des Menschen ist Glückseligkeit, diese kann — auch in der Gesellschaft — nur durch Freiheit erreicht werden, d. h. durch unbeschränkte Erlaubniß, Alles zu thun, was nicht immoralisch ist. Diese Freiheit muß in Bezug auf den Staat bestehen in persönlicher, bürgerlicher, politischer und geistiger Freiheit. Die Aufrechthaltung dieser Arten der Freiheit setzt Beamte voraus und zwar legislative und executive; die höchsten dieser beiden Gattungen sind für jene die Repräsentantenkammer, für diese das Staatsministerium, erstere mit einem Präsident, letzteres mit dem Staatsoberhaupte an der Spitze, dessen Titel gleichgültig ist, nur darf man ihn nicht thöricht und vermessen über die menschliche Natur stellen und zum Halbgott machen wollen, indem man ihn — wie es in Constitutionen geschehen ist — für unverantwortlich, heilig und unverletzlich erklärt. (Die Protestanten ärgern sich nicht selten an der Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes und legen doch, inconsequent genug, ihren Fürsten die gleichen Attribute bei.) — Jede Behörde hat sich ihre Unterbeamte zu wählen, der Fürst blos die Minister und, falls er zugleich Krieger ist, die Obergenerale. Es ist lächerlich, daß der Fürst jeden Staatsbeamten zu creiren haben solle, da er und das Land froh sein muß, wenn er guter Minister und Generale habhaft zu werden weiß. Auch das Recht über Krieg und Frieden ist um so weniger in die Hände des Staatsoberhauptes zu geben, als das Volk den Krieg aus seinem Beutel und mit seinem Blute zu führen hat. Die Volksrepräsentation muß eine Stütze an der Nationalgarde haben, deren Zweck ist, im Nothfalle einen Schutz der Nation gegen die Regierung abzugeben. — Das Scheusal der indirecten Steuer ist abzuschaffen.

B. Aeußere Politik. Sie muß Kosmopolitik sein, Aufrechthaltung des Völkerglückes durch den Weltfrieden, auch nöthigenfalls durch Intervention. Nochmals, der Beschluß über Krieg und Frieden gehört der Volksrepräsentantschaft an, nicht dem Fürsten und seinen Dienern. Das auswärtige und Kriegs-Ministerium hat blos die Beschlüsse der Volksabgeordneten zu executiren. Ein Don Miguel wäre Gegenstand politischer und militärischer Absetzungsmaßregeln. (Frankreich und England scheinen endlich Anstalten dazu zu treffen.) Uebrigens werden die Kriege aufhören, sowie jedes Volk, in sich selbstständig, nur mit andern der Art zu verkehren hat. Eroberungs-, Wiederunterwerfungs-, Erbfolge- ꝛc. Kriege kann es dann nicht mehr geben. Kriege gegen Unstaaten, um sie zu Staaten zu machen, sind erlaubt. (Eroberung von Algier.)

(Beschluß folgt.)

*) Nemlich das civilisirte; — das barbarische zählt nicht mit.

Das Wespennest (,) oder der politische Spinnenstecher; eine Monatsgabe für Aristokraten, Demokraten, Landtagsdeputirte und Communrepräsentanten. Colmar, bei Gebrüder Stendelin. 1831.

Der Titel „Monatsgabe" läßt vermuthen, daß dieß als ein fortlaufendes Unternehmen behandelt werden, und vielleicht im Laufe desselben auch sein übriger, etwas gesucht klingender Titel sich rechtfertigen solle, den wir — der Name Wespennest müßte denn auf das, verdientermaßen in dieser Schrift abgefertigte Pöbelblatt: die Biene anspielen — uns vor der Hand nicht recht zu erklären wüßten. Doch das darf uns nicht befremden; in der Literatur wie im öffentlichen Leben pflegen die Titel und die Sachen, eben so wie die Titel und die Personen in gar keiner Wechselbeziehung zu einander zu stehen; der Titel kann recht gut ohne Mensch, aber der Mensch nicht ohne Titel bestehen, und wenn sie uns ein Buch oder ein „Taschenbuch ohne Titel" ankündigen, so ist eben dieß ja schon wieder ein neuer Beitrag zur Titeljagd und Sonderungssucht, die um so gefährlicher ist, da sie die Miene der Anspruchslosigkeit trägt.

In einer Zeit, wo die Volksredner gleich den Milben und Wanzen, in allen Klinzen und allem Plunder nisten, wo die Propheten — z. B. ein M. Richter und Cons. selbst auf dem Lande förmlich schon unter die Animalia domestica gezählt werden — und daselbst — ähnlich einem gewissen Ungeziefer, das von unsern Fuhrleuten, Behufs eines medicinischen Zweckes für ihre Pferde, gehegt wird — Pflege und sogar eine Art von Respect genießen — in solch' einer Zeit, wie die unsrige, muß Alles, was auch nur im Entferntesten eine politische Beimischung wittern läßt, becomplimentirt werden. Unsere Volksmänner gemahnen mich immer wie die Bettelmöche; man kennt sie als unverschämt, begehrlich, schmutzig und niederträchtig, aber sie haben doch einen gewissen Geruch der Heiligkeit, den ihre Unreinlichkeit und Lächerlichkeit nicht zu überstinken

vermag, und so genießen sie wenigstens die Auszeichnung, daß man sie mit Füßen von sich stößt und ihnen zu gleicher Zeit die Hände küßt. Das Mönchsalter und unser journalistisches Volksrepräsentantenthum gleichen sich, wie ein Morast dem andern; Heuchelei, Scheinheiligkeit, versteckter Ingrimm, Bettelstolz, Sansculottenbrutalität, Ketzerspionagen und Jesuitenriecherei — dieß ist die Gottesweihe der einstigen Mönche und der jetzigen Plebsliberalen. Und diese Afterart von Volksthum ist es, gegen welche vorliegende Brochüre heftig zu Felde zieht, gegen welche dieser „politische Spinnenstecher," bei sonst offenbar liberalen Gesinnungen, mit scharfen, aber ehrlichen Waffen losticht. Die Schrift theilt sich in mehrere, der Form nach von einander unabhängige Aufsätze. Der erste derselben: „Donnerstimme der Zeit" betitelt, enthält einen allgemeinen Aufruf an die Völker, die Fürsten, die Adeligen, die Bürger und Bauern, und obschon wir nicht durchgängig glauben können, daß die Zeit ihre Forderungen just auf die hier ausgesprochene Weise dictiren würde, so geht das Ganze doch von einer gesunden, kräftigen Ansicht aus, die wir, bei so vielem, kunterbunten, ja sinnverwirrenden Geschrei unserer politischen Kannegießer, gern sich äußern hören. Unter dem Zuruf an die Völker fielen uns Worte auf, wie: „achtet in einander, was menschlich ist, aber bleibt euch fremd; verkehrt mit einander, aber vermischt euch nicht; market scharf die Grenzen ab, und bleibet gerüstet auf eurer Hut!" Und warum das? Eine Verbrüderung der Völker scheint uns jetzt ohngleich näher zu liegen, als eine stete, planmäßige Spaltung derselben, die alle Theile zugleich immer in Schach stellt und überdem auch den sichersten Grundpfeiler der Aristokratie gebildet hat. Wie sehr würden der Willkühr der Regierungen und Cabinette längst die Hände gebunden sein, wenn Deutschland nicht mehr Völker, sondern ein Volk hegte, schon wenn diese Vereinigung eine nur geistige wäre.

(Beschluß folgt.)

Grillen über den Michaelismeß-Catalog von 1831. Von H. Meynert.

(Beschluß.)

Außer dergleichen Einzelheiten will dieser neueste Meßcatalog keine besondern Erwartungen erwecken. Eine im Hallberger'schen Verlage veranstaltete elegante Gesammtausgabe der vielbeliebten Spindler'schen Werke, ein neuer „Novellenkranz" in Taschenbuchformat von L. Tieck, dessen neueste Erzeugnisse leider in der Regel für nicht viel mehr, als einem bloßen, oft recht kümmerlichen Nachschuß gelten können; eine Uebersetzung des den Parisern gewidmeten Gedichtes: „der Aufruhr" von dem poetisch-zusammengewachsenen Zwillingspaare, Barthélemy und Méry, und wenige andere Sachen sind die Fettaugen, welche auf der mageren Suppe dieses dicken Namenregisters allenfalls noch obenauf schwimmen. Die Brochüre — dieses geistige Negligéekleid, dieser flüchtige Umwerfmantel für frühaufstehende Zeitideen — macht sich diesmal beinahe bis zum Unerträglichen breit, namentlich am Klatschtische der Politik und Kannengießerei. Ziemlich auf jeder Seite tauchen eine Menge solcher dürrer Libelle auf, die gewissermaßen die Rolle literarischer Windspiele verwalten und, um ja nicht zu spät zu kommen, mit ihrer leichten Leibesconstitution dem schweren Nachzuge voranzueilen pflegen, bis die Idee, welche sie in noch embryonischer Unvollendung mit sich umhertragen, sich allmälig zu reellerer Körperlichkeit heranfrißt und dann majestätisch-dickleibig als ausgeführtes, selbstständiges Werk einherzuschreiten geeignet ist.

Unter der Novelle nennen wir, außer den gediegenern eines L. Schefer — diesmal die von Wilibald Alexis, Bronikowski, Spindler, Storch, van der Velde und andern Lieblingen der modernen Lesewelt. Wie sich Miserabilitäten, gleich einem Lotz, noch immer mit ihrer Commißwaare unter unsere Novellisten, und überhaupt in den deutschen Büchercatalog verwirren dürfen, begreifen wir nicht. —

Die dramatische Literatur brüstet sich diesmal nur mit wenig gefeierten oder beliebten Namen, wie: Castelli, Grillparzer und Oehlenschläger. Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare erleidet eine ohngefähr eben so langsame Geburt, wie der Alcide durch Juno's und Ilithyja's Beförderung. Man ist es von Tieck schon aus Erfahrung gewohnt, wie schnell er Verleger und Subscribenten zu bedienen pflegt. Auch die classische Mad. Weißenthurn molestirt uns mit neuer Waare.

Unter den „Schriften, welche künftig herauskommen sollen," verspricht man uns eine „Furie von Toledo" von Auffenberg, wahrscheinlich wieder die Ausgeburt eines nakten Paroxysmus, wie sein Alhambra ꝛc., ferner „Democritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen" — so etwas kann man leicht werden, man braucht nur viel mit den deutschen Journalisten zu verkehren. — „Müllner's sämmtliche dramatische Werke," „Saphir's sämmtliche Schriften" — warum nicht Werke? Dem Himmel sei Dank, doch wieder einmal etwas Classisches! — „Shakespeare's Vorschule" von Tieck — ich dächte, Tieck hätte mit Shakespeare längst schon Nachschule gehalten. — „Novellen" von Tieck — alte oder neue? Im erstern Falle hat sich der Leser bei Tieck, im letztern Tieck bei dem Leser zu bedanken! — Wolfgang Menzel hat eine „Reise nach Oesterreich im Sommer 1831" angekündigt, die uns um so aufmerksamer macht, da ein Schriftchen ähnlichen Inhalts*) von H. Meynert erscheinen wird.

*) Herbstblüthen aus Wien. Gesammelt in den Spätmonaten 1830. 8. Leipzig, Hartmann. S. Seite 441 des Meßcatalogs.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 288. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 10. December. 1831.

Opern-Literatur.

Der Cornet. Operette in einem Aufzuge von Dr. Fuchs. Musik von Joseph Küffner. Mainz. In der Hofmusikhandlung von B. Schott's Söhnen. 1831. 56 S. — Dabei vollständiger Clavierauszug vom Componisten.

(Beschluß.)

Nr. X. Finale: „Wir haben gesiegt" bis zum „Victoria, victoria, victoria" ist im gefälligen Tempo eines ungarischen Marsches gesetzt. Die zwei Tacte mit den Worten: „Nicht Heldenmuth, nein Liebesgluth" ähneln in der Composition ein wenig zu sehr dem bekannten: „Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch." Uebrigens schließt im Finale Alles recht passend an einander an und es konnte das Ganze nicht besser beschlossen werden, als daß die Musik des Liedes mit dem Chore: „Donja, donja, donjata u. s. w." aus der Introduction wiederholt wurde. Es paßt also auf das Finale das Lob: Finis coronat opus.

Betrachten wir die Operette dem Texte und der Musik nach noch einmal im Ganzen, so kann unser Urtheil nur also lauten: vorliegende Operette muß unbedingt zu den besten Erzeugnissen, deren sich unsere Zeit in dieser Art zu erfreuen hat, gerechnet werden; vorliegende Operette muß auf jedem Theater, welches die dazu geeigneten Sängerinnen und Sänger besitzt, Beifall finden. So wie wir deshalb dem Dichter und dem Tonsetzer zu Dank verpflichtet sind, so sind wir es auch der B. Schott'schen Hofmusikhandlung, die sich von Neuem durch die übernommene Verbreitung und höchst wohlgefällige Ausstattung der besprochenen Fuchs-Küffner'schen Operette ein wesentliches Verdienst um die ganze musikalische und Theaterwelt erworben hat. —

Dr. Carl Greif.

Theaterberichte.

Dresden, im November 1831.

Den hochtragischen Jupiter tonans, welcher mit der neuen Regie des Herrn Pauli auf unserm Theaterolymp einzuziehen versprach, hat jetzt der sangeslustige Apollo abgelöst, und der Modegott der Oper schwingt jetzt seinen eleganten Tyrannenscepter über den gestürzten Tempeln unserer Tragöden. Man muß der dermaligen interimistischen deutschen Opernregie — welche mit Ostern 1832 nebst dem hiesigen Chordirectorposten in die Hände des jetzigen Leipziger Chordirectors, des verdienstvollen und fleißigen Herrn Fischer's, übergehen wird — das Verdienst lassen, daß sie dem bisher in diesem Felde stattgefundenen Interregnum ein kräftiges Ziel zu setzen, und durch Darstellung mannichfacher und beliebter Sachen den beinahe schon entschwundenen Glauben an eine deutsche Oper wieder aufzurichten bemüht ist. Ein je regeres Leben wir, zu unserer innigen Freude, in unserer deutschen Oper wieder erwachen sehen, desto träger und einförmiger schleppt sich, trotz guter Hülfsmittel, unser Schauspiel durch ein breites Feld von Unbedeutendheiten und Mittelmäßigkeiten hin. Was sonach Herr Pauli durch seine Wiederannahme der früher von ihm verschwornen und bekreuzigten Regie, dem Institute genützt hat, läßt sich auf einem Nagel forttragen. Lächerlich war es, wie neulich ein geist- und salzloser Anonymus die von uns gerügte Inconsequenz des Herrn Pauli rücksichtlich seiner Wiederannahme einer Regie, welche er schon einmal mit wichtiger Miene und hochtrabenden, tauben Worten niedergelegt hatte, dadurch im „Merkur" zu entschuldigen suchte, daß die Wohlfahrt des Instituts auf dem Spiele gestanden habe und man diese kleine Inconsequenz des Herrn Doppelregisseurs nicht aus dem kleinlichen, sondern aus einem großen Gesichtspunkte betrachten müsse. Wie großartig! Gleicht Herr Pauli nicht aufs Haar jenem edlen Römer, der in dem Augenblicke aus seiner Verbannung hervortrat, als es die Rettung des Vaterlandes galt? Fürwahr, ein Comödiantismus, der eines Römers würdig wäre! Aber

Herr Pauli hat bis jetzt das Theater noch nicht gerettet, er hat blos das Geschrei über dessen Verfall vermehren helfen, eine Heldenthat, deren Preis ihm schon die capitolinischen Gänse streitig machen dürften. Man muß sich wundern, wie der Merkur den läppischen Defensionen ähnlicher antikritischen Bauernadvocaten Raum geben konnte. Doch lassen wir nunmehr einige der, in der letzten Zeit hier gegebenen, Opern kürzlich die Revûe passiren, wie sie uns gerade in die Gedanken kommen.

Die Felsenmühle von Etalieres, Oper von C. B. v. Miltitz, Musik vom Capellmeister Reißiger, eines der vorzüglichsten Werke dieser Art, welche in neuerer Zeit erschienen sind. Was den Text zuvörderst anlangt, so haben wir an demselben ziemlich viel auszusetzen. Abgesehen, daß das Sujet ein schon vielfach benutztes und ähnlich bearbeitetes ist und an andere romantische Rettungsgeschichten: wie z. B. „Toni," „die Nacht im Walde," „das Nachtlager von Granada" u. a. m. sehr stark erinnert, ist das Ganze ziemlich matt gehalten und entbehrt vor Allem einer genügenden Charakteristik der handelnden Personen. Die Gegensätze der deutschen Truppen zu den französischen Aufrührern, die so farben- und nünancenreich ausgeführt werden konnten, sind viel zu schwach angedeutet, und keiner dieser beiden contrastirenden Gegenstände ist hinreichend nationalisirt. Der übrigens charakteristische Gesang der aufrührischen Bauern steht nicht an seinem Platze; die Bauern singen nämlich ihr wüthiges Schlachtlied keineswegs aus kriegerischem Antriebe, nicht etwa durch die Gelegenheit eines bevorstehenden oder geschlagenen Kampfes dazu veranlaßt, nein sie singen es nur aus Liebhaberei und Gefälligkeit einem jungen hübschen Müllermädchen vor, sie wählen ihren Banditengesang nicht anders, als zu einem Ständchen. Der erwarteten und entscheidenden Ermordungsscene geht ein klafterlanger Wechselgesang der eindringenden Mörder voran, und statt diese peinliche Scene mit einem schnellen Coup zur Entscheidung zu bringen, erschöpfen sich die Todtschläger, der todt zu Schlagende und die Warnerin in Verhaltungsregeln des praktischen Mordes, in Standhaftigkeitsversicherungen und Gebeten. Ueberhaupt hat der Dichter mit zu sichtlichem Bestreben überall auf Musikstücke losgearbeitet; Dinge der unbedeutendsten Art, die selbst im Dialoge nur hingeworfen werden dürften, sind von ihm zu langen und breiten Arien, Duetten und Terzetten ausgefasert worden, in denen der Componist unmöglich einen Anhalt und einen bezeichnenden Charakter erspähen kann. Die Verse sind hin und wieder mit einer Härte gebildet und mit unreinen Reimen vermengt, die selbst im Gesange störend auf das Ohr wirken. Wäre nicht in dieser Operndichtung auch Einzelnes gelungen zu nennen und stünde nicht besonders die Gestalt des Müllers so charakteristisch, ja selbst poetisch da, so würde der Text sich ziemlich ganz in dem Schwalle des Mittelmäßigen verlieren. Um so größer aber ist das Verdienst des Herrn Capellmeisters Reißiger, einem mangelhaften poetischen Sujet, wie dieses, gleichwohl ein so treffliches musikalisches Ganze abgewonnen zu haben. Die Oper wird, vom Anfange bis zu Ende, von dem regsten musikalischen Leben durchströmt. Schon in den Ouvertüren macht sich eine Fülle tiefer und ergreifender Empfindungen bemerkbar; das leichte, flatternde Soldatengemüth muß seine Anklänge wunderbar mit denen eines rührenden Schmerzes vereinigen, und das Rauschen freudigen Uebermuthes gattet sich mit dem Adagio hinschmelzender Wehmuth. Dem Trommelliede Pauls ist in glücklicher Erfindung und wahrhaft genialer Ausführung nichts Aehnliches an die Seite zu setzen. Der Chor und Tanz der Landleute ist idyllisch-lieblich; im Einklange damit steht Annettens Gebet am Grabe der Mutter, und den gewaltigsten Contrast hierzu bildet der tobende, blutdürstige Chor der Aufrührer. Alles ist mit eben so viel harmonischem Reize, als auch ächter Gediegenheit durchgeführt, und räumt dieser Oper mit Recht einen Platz unter den besten der in neuerer Zeit erschienenen ein. In der Darstellung vermißte man nirgend Fleiß und gutes Zusammenwirken. Am rühmlichsten muß der ächt dramatische Gesang und das gute Spiel des Herrn Wächter als Müller Sombreil erwähnt werden, besonders was seinen Vortrag des in poetischer wie in musikalischer Hinsicht gleich charakteristisch behandelten Müllerliedes anlangt. Herr Babnigg hat jetzt oft merkliche Schwierigkeiten mit seiner immer mehr an Kraft und Ton verlierenden Stimme zu bestehen, doch ist sein Fleiß der alte, und die Vorzüge seiner Gesangsweise bewährte sich auch in der Parthie des Friedhelm. Mad. Walker wußte, als Annette, mit ihrer schönen, kraftvollen Stimme, dießmal sehr glücklich auszuhalten, was sonst nicht immer der Fall ist. — Mehrere Piecen aus der „Felsenmühle" sind bereits unter die Favoritsachen des Publikums übergegangen und werden ungern in irgend einem öffentlichen Concerte vermißt Daß es — bei dem allgemeinen enthusiastischen Beifalle, den diese Oper im Publikum fand — auch nicht lange an Felsenmühl-Tänzen fehlen werde, läßt sich erwarten und ist eingetroffen. —

Joconde, oder: die Abentheuer, komische Oper nach dem Französischen, Musik von Nicolo Isouard; eine der ältern, aber den Harmoniefreund noch immer lebhaft ansprechenden Erscheinungen. Der Stoff hängt, ganz nach der Weise der französischen komischen Texte, an sehr lockern Fäden, Alles darin wird mit weit mehr grazieuser Bequemlichkeit, als mit Wahrscheinlichkeit betrieben, Sujet und Sprache verrathen überall eine harmlose Frivolité, die mehr tändelnd, als verführerisch dasteht. Die Musik athmet noch jene liebliche Einfachheit der ältern Schule; die Harmonie entwickelt sich ruhig, ohne anstrengende Kunstgriffe, ohne gesuchte Tonhäufung und ohne Aufbietung einer Legion von Blechinstrumenten und Trommeln, die Melodie schmiegt sich ungekünstelt und natürlich an die Worte, und nirgend vermißt man einen der Sache entsprechenden Charakter. Allein aus der lauen Aufnahme dieser Oper konnte man am besten abnehmen, in welche krankhafte Ueberreizung unsere modernen Janitscharen, die Herren Rossini und Comp. den Geschmack unserer Zeit bereits versetzt haben, und daß, um auf denselben noch zu wirken, beizendere Substanzen aufgeboten sein wollen, als die allzueinfachen Mittel, deren sich die Componisten der ältern Epoche bedienten. Mit der

Darstellung hatten wir Ursache vollkommen zufrieden zu sein; namentlich bewährten sich die Herren Wächter und Babnigg, Graf Robert und Joconde, auch in der eigenthümlichen Weise dieser Oper als tüchtige Sänger, denen die Damen Wächter, Walker und Devrient (Mathilde, Edile und Hannchen) lobenswerth zur Seite standen. Daß man, bei dem Vorhandensein eines anwendbaren Tenors, Herrn Kriete, der doch eigentlich nur für das recitirende Schauspiel engagirt ist, noch immer mit der Parthie des Lukas molestirt, begreifen wir nicht. Herr Keller war als Amtmann so ergötzlich, wie wir es von diesem braven Komiker erwarten durften.

Das unterbrochene Opferfest, eine alte, vielbelobte und auch wirklich sehr verdienstvolle Oper von Winter, ward zu sehr in der Darstellung vergriffen, als daß sie den ihr gebührenden Beifall sich erworben hätte. Namentlich war Demoiselle Schebest in Spiel und Gesang die mittelmäßigste Myrrha, welche sich denken läßt. Außer Herrn Risse, als Mafferu, konnte dießmal keiner der Mitwirkenden Anspruch auf besondere Auszeichnung machen. Die gesammte Vorstellung hinkte.

Die Vestalin, Oper von Spontini, ein großartiges Meisterwerk, in dessen gewaltigen Harmonieen beinahe ein eben so mysteriös-erhabenes Dunkel waltet, wie über seinen wahren Ursprung. Der treffliche Baritonist an der hiesigen italienischen Oper, Herr Zezi, den man um seiner schönen sonoren Stimme und seines seelenvollen Gesanges wegen nunmehr für die deutsche Oper hier behalten wird, lieferte in dieser Oper sein erstes Probestück an einer deutschen Parthie, indem er die des Oberpriesters sang. Ein rauschender Empfang ward dem beliebten Sänger beim Eintritt in diese neue Sphäre zu Theil, und obschon sein Dialect, in Rücksicht der zu kurzen Uebung, sich noch nicht ganz mit dem Idiom unserer deutschen Sprache zu befreunden wußte und ihn hin und wieder Fehler in der Pronunciation begehen ließ, so ließ die Vorzüglichkeit seines Gesanges und die Würde seiner männlich-schönen Gestalt doch diese unwesentlichen Mängel gern vergessen und entwendete ihm den Beifall des Publikums nicht.

(Beschluß folgt.)

Ein Urtheil Eßlair's über den Schauspieler Dr. F. Wagener*).

Mein sehr geehrter Herr!

Nr. 264. der rühmlichst accreditirten Zeitschrift „Unser Planet," welchem — wie ich weiß — auch Ew. Wohlgeboren litterärisch zugethan sind — enthält in einem Correspondenz-Artikel aus Stuttgart ein Urtheil über das dortige Gastspiel des Herrn Doctor Wagener, Regisseur des Dresdner Hoftheaters, welches, nach der würdevollsten Anerkennung der Verdienste dieses Künstlers, und der glänzenden Aufnahme, welche derselbe in Stuttgart gefunden, die Bemerkung aufgestellt: „Herr Doctor Wagener scheine Eßlair, den Veteranen deutscher Schauspielkunst gesehen zu haben, und ihn ganz zum Muster zu nehmen." — Es kann nur von großem Interesse sein, zu hören, was dagegen Eßlair, der deutsch-dramatischen Kunst Stolz und Zierde, über Herrn Doctor Wagener, auf Veranlassung dessen Gastspiels in München, in einem freundschaftlichen Schreiben an mich sagt, und dadurch einen Beweis liefert, wie sehr ihm das Gedeihen der dramatischen Kunst auch in denen, die ihm auf seinem ruhmvollen Wege folgen, am Herzen liegt. In jenem Schreiben heißt es:

„Das Erscheinen des Herrn Doctor Wagener auf der hiesigen Bühne, und die nähere Bekanntschaft desselben, hat mir ein ungemein großes Vergnügen gewährt, und doppelt verehre ich nun unser Publikum, das diesen hochgebildeten Künstler auf so ausgezeichnete Weise zu würdigen verstand. Herr Doctor Wagener hat als Belisar, Tell, Hugo ꝛc. eine Originalität bewiesen, der ich, wäre ich nicht schon ein alter Knabe, Mühe haben würde, nachzukommen. Die Vortrefflichkeit dieses wackern Künstlers und Collegen ist mir vollkommen einleuchtend geworden und ich freue mich, ihn persönlich kennen gelernt zu haben ꝛc.

Ihr Eßlair.

Ich aber gestehe, daß Eßlair, Deutschlands größter Mime, mir nun zwiefach werth geworden, nachdem derselbe in den aufgeführten Zeilen — deren öffentliche Mittheilung ich bei dem ehrwürdigen Manne gedenke verantworten zu können — einen Beweis gegeben, wie sehr er den wahren Künstler seines Faches zu ehren verstehe*) Alle böswilligen, absichtlich in Umlauf gebrachten Urtheile über Eßlair's Künstler- und Meisterstolz und Nichtanerkennung der Verdienste Anderer, sind dadurch auf ein Mal widerlegt; und freudig rufe ich dem ehrenwerthen Coriphäen der Kunst ein herzliches: Lebe lange! aus ganzer Seele zu**).

— g —.

---

*) Nicht nur, um dem Künstlerverdienste des wackeren Wagener die gebührende Anerkennung zu zollen, sondern auch um Behauptungen gewisser künstlerischen Dunstlichter: „als ob Eßlair, von brutalem Selbstdünkel aufgebläht, fremdes Verdienst zu verkennen oder zu begeifern beflissen sei," Lügen zu strafen, theile ich diese Zuschrift eines verehrten Freundes, nebst dem Briefe Eßlair's, in diesem Blatte — als dem geeignetsten und ehrenwerthesten Organe — mit. Meynert.

*) Auch andere, über den würdigen Eßlair mir zugekommene, competente Nachrichten versichern ein Gleiches. — Meynert.

**) Und wer sollte das nicht!

M.

Theaterbericht aus Paris.

Den 9. November. 1831.

Théatre de l'Odéon.

Charles VII, chez ses grands vassaux, tragédie en cinq actes en vers; par M. Alexandre Dumas. In diesem dramatischen Werke theilen sich zwei von einander ganz getrennte Handlungen ziemlich gleichmäßig in die Scenen. Es könnte daher eben sowohl Yaqoub als Karl VII. heißen. Unglücklicher Weise ist aber die ganze Partie, in welcher Yaqoub die Hauptrolle spielt, schwach, und alles Schöne und Wahre in dem Drama bezieht sich auf Karl VII. und Agnes Sorel, seine Geliebte. Da es jedoch dem Dichter unmöglich schien, in diesen letzteren Personen hinlängliche Elemente zu finden, um eine Tragödie zu verfassen, so schuf er nach einem zweiten Plane ein zweites Drama, das über das erste die Oberhand hat. Diese zweite Handlung ist aber so falsch, und häufig so langweilig, daß sie trotz der wunderschönen Verse, die Wirkung, welche der dritte Act, in welchem Karl VII. auf der Scene ist, hervorbringt, ungemein schwächt. Das Drama, in welches der Dichter diese herrlichen Scenen gleichsam eingeflickt hat, ist eine gewöhnliche Eifersuchts- und Mord-Tragödie zwischen dem Mauren Yaqoub, dem Grafen Savoisy und seiner Gattin Berengavia. Auf eine wie ganz andere Weise hat Schiller in seiner berühmten „Jungfrau von Orleans" die Erscheinung Karls VII. auf der Bühne basirt! Unbestritten gebührt ihm vor Dúmas die Palme.

Mirabeau, drame historique en six tableaux. Auch dieser Mirabeau gefiel den Leuten von Geschmack eben so wenig, als die Mirabeaux, die auf andern französischen Theatern gegeben worden sind. Das Stück fiel daher durch.

Théatre Français.

La Reine d'Espagne, drame en cinq parties, de M. de Latouche. Die erste Vorstellung dieses Stückes ist ein schlagender Beweis gegen jene Menschen, welche die Nothwendigkeit einer Theatercensur behaupten. Das Publikum hat nämlich dieses höchst unmoralische Machwerk mit allen möglichen Bezeigungen des Mißfallens unanimiter ausgepfiffen, und es wird nicht mehr gegeben.

Théatre de l'Opéra Comique.

La Marquise de Brinvilliers, drame lyrique en trois actes; paroles de M. Scribe et Castilblaze; musique de M. M. Berton, Boïeldieu, Paer, Cherubini, Herold, Carafa, Aubert. Die Marquise von Brinvilliers verstand, wie weltbekannt ist, jenen Theil der Chemie, in welchem man zu ihrer Zeit am weitesten gekommen war, nämlich das Giftmischen sehr wohl. Sie hat einen italienischen Apothekergehülfen, Namens Galifardi, in ihre Dienste genommen, und denkt seinetwegen nicht das mindeste Arge, denn sie hielt ihn für blödsinnig. Aber bald kommt sie von diesem Wahn zurück, und läßt ihm zum Frühstück verzuckertes Backwerk auftragen. Der junge Mensch hütet sich wohl, davon zu genießeu, denn er hat seine Gebieterin errathen und sinnt auf Rache. Inzwischen hat die Marquise ganz andere Dinge zu thun, als an einen Menschen zu denken, den sie bereits gestorben glaubt. Sie liebt nämlich den Chevalier de Saint-Brize, und vermählt an demselben Tage die junge Hortensie, ihre Pflegebefohlene, an einen Generalpächter, weil Saint-Brize sie ihr vorzieht. Dieser kommt aber gerade am Hochzeitabend an, und wird von der Marquise mit Hortensie überrascht. Natürlich, daß diese vergiftet werden muß. Sie gießt daher eine Flüssigkeit auf ein Bouquet. Zufällig ist es aber Saint-Brize, der daran riecht, und augenblicklich stirbt. Doch fällt kein Verdacht auf die Brinvilliers, der nun Galifardi viel zu schaffen macht. Er hatte ihr nämlich schon vorher verboten, den Chevalier bei sich zu sehen, nun aber fordert er auch ihre Hand, und sie muß wohl nachgeben, denn er hat alle Beweise gegen sie in Händen. Sie entdeckt jedoch, daß er beständig Gegengift einnehme, substituirt statt desselben etwas Anderes, und vergiftet ihn dann in einer Tasse Thee. Galifardi lebt noch so lange, als nöthig ist, um ihre Schandthaten kund zu thun, und sie wird in das Gefängniß geschleppt. Aus diesem Stoff hätte bei weitem mehr gemacht werden können, als die zwei Dichter und die sieben Compositeurs daraus gemacht haben. Indeß füllt die Oper das Haus und wäre es nur, um die Art und Weise zu hören, wie sieben der berühmtesten Tondichter ihre Talente zu derselben vereinigt haben.

Im Théatre Italien wurde la Somnambula, Oper in zwei Acten, Musik von Bellini, zum ersten Male gegeben. Das Finale des ersten Actes ist vortrefflich, die übrige Musik schwach. Die Oper selbst, das heißt der Text, ist wörtlich dem bekannten Stücke von Scribe nachgebildet.

Im Théatre du Gymnase hat „Une Grande Dame," Drama in zwei Acten, von Bayard, großen Beifall erhalten, und dürfte wohl verdienen, auf die deutsche Bühne verpflanzt zu werden.

Im Cirque Olympique wird „La vie d'un cheval" einstudirt. Nie ward für dieses Theater ein passenderer Stoff gewählt.

Das Theater Folies dramatiques wird nächstens sogar den berüchtigten „Parc aux Cerfs" des schamlosen Ludwig XV. auf die Bühne bringen.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 289. (II. Jahrg.) Montag, den 19. December. 1831.

Sieben und zwanzig Lieder
von
Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

XII.

Du bist so trüb, Dein Athem schwer
Dein Blick weilt erdenwärts:
Gib mir Dein liebes Händchen her,
Erzähl' mir Deinen Schmerz!

Hat man Dir was zu Leid gethan?
Ich glaub' es nimmermehr;
Wohl gibt's der bösen Menschen viel,
Der Guten gibt es mehr.

Und weil ich denn ein Guter bin,
Wie mir es sagt mein Herz,
Drum, Liebchen, setz Dich neben mich,
Erzähl mir Deinen Schmerz.

Und kann ich helfen, hier die Hand,
Ich helfe Dir vor All'n;
Und ist's um guten Rath, bin ich
Nicht auf den Kopf gefall'n.

Sie hört mich nicht, sie sieht mich nicht,
Sie will mich nicht verstehn.
Das ist nicht so ein Alltagschmerz,
Muß etwas tiefer gehn. —

Ja, Leutchen, glaubt es sicherlich,
Es ist kein Dichtertraum,
In unsrer kleinen Menschenbrust
Hat eine Welt wohl Raum.

Es sei nun Freude oder Schmerz,
Der unsre Brust erfüllt,
Doch glücklich ist man noch beim Schmerz,
Der aus den Augen quillt.

XIII.

Das braune Nußbaumtischen
Am Blumenfenster dort,
Auf einem Tritt erhaben,
Das ist mein Lieblingsort.

Wie oft sitzt dort die Holde,
Ein Bienchen wohl an Fleiß,
Wenn ich vor sel'gem Schauen
Mich nicht zu lassen weiß.

Da sucht sie oft im Kästchen,
Und bringt ein Buch hervor,
Und dann heißt's: Bitte, bitte,
O lesen Sie was vor.

Gewöhnlich ist's der Zschokke,
Ich weiß schon, was gefällt;
Dann les' ich von dem Flüchtling
In Juras Felsenwelt.

Oft fragt sie mich gelehrig,
Wenn ihr etwas nicht klar;
Dann bin ich, wie versteht sich,
Verständ'ger Commentar.

Bei Gott, so süß, so lieblich,
So engelgut wie sie,
So sinnig und so minnig
Sah ich ein Mädchen nie.

XIV.

Es war am Sonntag Morgen,
Sie wollte zur Kirche gehn,
Doch hatt' ich so wunderlieblich
Sie nimmer wohl gesehn.

Leis knisterte 's Schüchlein am Füßchen,
Es rauschte das seidne Gewand,
Und sittig ein Tüchlein von Flore
Den blühenden Nacken umwand.

Das Büchlein mit goldnem Schnitte
In der kleinen niedlichen Hand,
Küßte sie zum Abschied die Mutter,
Wo ich auch dabei mit stand.

Zu mir aber sprach himmlischen Blickes
Das seelenbezaubernde Kind:
Für Sie will ich heute mit beten,
Weil ein großer Sünder Sie sind.

XV.

Siehst Du die Blume in der Locke
Mit der der West so leise spielt,
Die Blume mit der blauen Glocke
Die meine Hand noch heute hielt?

Die heute noch auf felsger Krone
In starrer Einsamkeit geblüht,
Und die mir jetzt zum süßen Lohne
In ihrer dunkeln Locke glüht?

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Die kleine Minna, meine Treffliche, hat uns in der verflossenen Nacht lärmen hören. Sie hat meinen Grenadier deklamiren und den Jean heulen hören, und hat gehört, wie ich die Marseillaise pfiff. Sie wollte wissen, was wir eigentlich Wüstes getrieben, und, Signora, konnte ich es dem Kinde verhehlen, das so süß zu schmeicheln versteht? Ich sagte ihr, wir hätten den Schlachtplan entworfen zu einem großen Epos, und mein Liebling Matteo, der ein Nekromant sei, habe den Kaiser Napoleon citirt, und etwas laut, und da sei der selige General Vandamme mitgekommen, und habe versichert, die Ohrfeige, die ihm der nordische Tölpel einst gegeben, sei nun tausendfältig gerächt, und derselbe General habe recht artig und zum Todtlachen beschrieben, wie besagtem Tölpel in der Hölle von sibirischen Spitzmäusen mitgespielt, und die Leber gefressen würde. Und darauf, sagte ich, hätten wir: „Tod den Rebellen!" gerufen, wofür wir nächstens die Civilverdienstmedaille erhalten würden, und hätten Brüderschaft getrunken mit dem Lieutenant Banco, der einst mit einer Prinzessin von Geblüt den Cotillon getanzt hat; und am Schluß hätte mein Grenadier noch unbändig geschrieen: mort de ma vie, das Leben ist doch schön! und so wären wir auseinandergegangen. Ich sagte ihr auch, daß ich mit dem Lieutenant Banco um zwölf Uhr Arm in Arm vor ihrem Fenster vorbeidesiliren würde, und sie sollte nur hübsch zum Vorschein kommen, und dem Lieutenant freundlich zunicken, denn er sei mein wahrer Seelenfreund, mit dem ich Alles theilen würde. Hierauf wollte die Kleine wissen, was niederträchtig wäre. Weiß Gott, wie das Kind so aus dem Stegreif zu der Frage kommt! Und wissen Sie, Signora, was ich ihr erwiederte? Ich sagte: Niederträchtig wäre, wenn man schlechte Verse deswegen schön fände, weil sie einen König zum Verfasser hätten.

Neuntes Kapitel.

Wahrhaftig, Signora, es ist albern, und wird mich noch bitter böse machen, daß man den deutschen Schriftstellern zumuthet, sie sollen Ehre im Leibe haben. Denken Sie sich, da existirt, Gott weiß in welchem Winkel des deutschen Reichs, ein gewisser Signor Ludovico, ein Vögelchen, das bei weitem noch nicht flicke geworden, und kaum seit Jahr und Tag in wenigen schlechten Journalgehägen seine tonlosen Flügel probt: und dieß Vögelchen Ludovico, bedenken Sie, Trefflichste, welche abominable pruderie! geht meinen Herzensfreund und Collegen dem Dottore Wolfgang im Würtembergischen zu Leibe, und macht ihm zum Vorwurf, daß er den Turngesetzen treulos geworden, und nicht mehr zu Fuße gehen wolle, und verlangt von ihm, — werden Sie es glauben? — verlangt von ihm eine schriftliche Erklärung, daß er nur die Verse des tiers etat loben solle! Milady, ist das erhört in Altengland? Soll es mit dem Despotismus so weit kommen, daß man die Verse einer Exzellenz und einer Generalin, daß man das Trauerspiel eines Ministers und die Gedanken eines gotterfüllten Vicepräsidenten nicht mehr in seiner Unschuld loben darf? Soll man gewärtig sein, von jedem unreifen Dichterling denuncirt zu werden, wenn man den Vergleich wagt zwischen dem Hofrath Schiller und einem königlichen Philhellenen? Sind das die Aussichten zu Constitution und Charte? Ist das die Morgenröthe der Gleichheit?

Pfui, über den Plebejerstolz! Hören Sie, Signora, wie unverschämt, wie indiskret und esoterisch sich dieser Signor Ludovico äußert: Er sagt, ein König habe heut zu Tage mehr zu thun, als schlechte Verse zu machen, und wenn ein Würtemberger Recensent solche Verse gut hieße, das hieße nichts Anderes, als einen Fürsten unterweisen, wie er seine Pflichten versäume. Er sagt ferner: wenn ein König ein Buch schriebe, so hieße das nichts weiter, als der Kritik das Maul verbinden; und der königliche Autor lache sich in's Fäustchen, und denke bei sich selbst: nun will ich doch sehen, wer sich unterstehen soll, mich zu tadeln!

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Zeitung.

Der Traum von Dr. Woldemar Seyffarth.

(Beschluß.)

Er wollte mir seine Schwäche verbergen und strengte sich über seine Kräfte an. Schon auf der siebenten oder achten Stufe blieb er stehen und athmete aus tiefer Brust. Ich sah, wie der Schweiß sich in Perlen auf seiner Stirn sammelte. „Sie müssen ein wenig Nachsicht mit mir haben," sagte er matt; „oder noch besser, gehen Sie voraus, ich komme schon nach, im Saale treffen wir uns wieder." — Ich lehnte das natürlich ab und bat ihn vielmehr, sich ganz auf meinen Arm zu verlassen. Er dankte mir mit einem freundlichen Lächeln und einem schwachen Händedrucke. So kamen wir in den Saal und aus diesem in das anstoßende Zimmer. Das vorausgeeilte Mädchen hatte bereits Alles geordnet. Während ich die Thüre hinter uns schloß, bemerkte ich, wie Eduard's Blicke das Ganze überflogen. „Es ist wirklich," sagte er, „noch Alles, wie es damals war; und doch," setzte er halbleise hinzu, „ist Nichts mehr, wie es damals war." Ich fragte ihn, was er nun wünsche. „Hier ausruhen," sagte er, und sank auf's Lager. „Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie mit mir gehabt. Gehen Sie nun aber in den Saal zu Ihrem Mittagsessen. Vielleicht kann ich inzwischen ein wenig schlafen. Reisen Sie jedoch nicht ab, ohne noch einmal nach mir gesehen zu haben." — Ich versprach's und ging, denn er bedurfte wirklich der Ruhe. Mich aber ergriff eine unnennbare Unruhe, als ich das Zimmer verließ. „Ihr Landsmann scheint sehr krank zu sein?" sagte der junge Engländer auf mich zutretend, und alle Anwesende thaten durch ihr Schweigen mir dieselbe Frage. „Wenigstens sehr matt," antwortete ich; „er will schlafen, vielleicht thut ihm das gut." Und alle Anwesende beachteten diesen Wunsch so sehr, daß von nun an kein Geräusch, kein lautes Wort Eduard's Schlummer stören konnte.

Je länger ich im Saale blieb, desto drückender wurde meine Angst. Ich hatte an der Tafel den Platz zunächst der Thüre von Eduard's Zimmer genommen und lauschte auf jede Bewegung, aber Alles war still. Dennoch trieb es mich schon nach der ersten Viertelstunde, die Thüre zu öffnen. Mit fest geschlossenen Augen lag er auf dem Bette und keine Regung verrieth, daß er das Oeffnen der Thüre gehört habe. Ich entfernte mich, ohne mich beruhigt zu fühlen, und bald stand ich wieder an der geöffneten Thüre. Eduard lag noch eben so regungslos wie vorher. Ich blickte ihn länger an. Mir war's, als habe seine Brust keinen Athem mehr. Ich winkte dem Engländer und flüsterte ihm meine Besorgniß zu. „Sie haben recht," erwiederte er, „in der Brust wohnt kein Athem mehr." — Wir näherten uns dem Lager, und Eduard's Traum war erfüllt, denn seine Stirn war kalt und seine Brust hatte aufgehört zu schlagen.

7.

Zwei oder drei Stunden nach Eduard's Tode saß ich an der Seite des jungen Engländers in einem leichten, gut bespannten Wagen, und der Wagen flog dem Gipfel des Simplon zu, und das Dörfchen Simpeln lag hinter uns. Die Theilnahme des Conducteurs und das Versprechen eines guten Trinkgeldes hatten unseren Wagenlenker vermocht, die Abfahrt um eine oder zwei Stunden zu verzögern, und die Schnelligkeit seiner Rosse sollte nun die Verzögerung einholen. Es war mir lieb, durch das schnellere Rollen des Wagens meinen Gedanken entführt zu werden, denn nicht ohne Thränen war ich von Eduard's Leiche geschieden, und nicht ohne Wehmuth konnte ich den goldenen Reif an meinem Finger sehen, den ich gestern Abend aus seiner Hand empfangen hatte. Er wird mir stets ein heiliges Vermächtniß bleiben!

Als jeder Versuch, Eduard in's Leben zurückzurufen, fruchtlos gewesen war, und die ungeheuchelte Theilnahme der bejahrten Wirthin mich überzeugt hatte, daß ich es mit einer redlichen Frau zu thun habe, hatte ich keinen Anstand genommen, Eduard's Börse, Uhr und Paß ihr einzuhändigen, sie mit seinem schriftlichen Wunsche bekannt zu machen, in Mailand an der Seite seiner Adele begraben zu werden, und dann den bei ihm gefundenen, an einen Freund in Mailand gerichteten Brief nebst einigen Zeilen von meiner Hand unverzüglich dahin abzusenden. Hierdurch glaubte ich mein gegebenes Wort vollkommen gelöst und die Aufmerksamkeit von Eduard's Freunde brachte mir schon während meines Aufenthaltes in Genf die Nachricht, daß Eduard nach Mailand gebracht und an der Seite seiner Adele zum ewigen Schlafe eingesenkt worden sei. Ein Stein deckt dort ihr gemeinschaftliches Grab und eine Cypresse weint an ihrem Grabe! —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Hamburg, den 2ten November 1831.

(Beschluß.)

Eine andere Neuheit ist: „Die Schwiegermutter, Charaktergemälde in drei Aufzügen und in Versen, nach dem Französischen von Dr. Bärmann." Die Verse sind Alexandriner und die Reimfertigkeit haben auch Bärmann's Feinde dem Dichter zugestehen müssen. Die Schilderung der Schwiegermutter ist etwas grell, doch nach dem Leben.

Anlage, Erfindung, Eintheilung ꝛc. sind ächt französisch. — Unsere Direction befand sich und befindet sich noch immer in einer fatalen Verlegenheit. Der Hamburger liebt das Theater, doch darf es seinen Gewohnheiten nicht im Wege stehen; so z. B. werden im Sommer die ländlichen Belustigungen, der Besuch im Tivoli, wo man im Garten Komödie spielt ꝛc. den trefflichsten Bühnenleistungen vorgezogen, und die Direction findet dann, wie leicht zu erachten, selten ihre Rechnung. Im Herbst nun, wo die Gartenbewohner zur Stadt zurückkehren, hätte sich Ersatz erwarten lassen, da kam aber die Cholera, insbesondere die Angst davor, und Thaliens Tempel blieb — fast jeden Abend der Vorstellung so gut, wie leer. Da sich nun sobald keine Aenderung erwarten läßt, so hat die Direction die Anordnung getroffen, dem Theaterpersonale die Gage um die Hälfte zu schmälern, was denn ein allgemeines Entsetzen in die Priester und Priesterinnen des Tempels gebracht hat. Die Meisten haben schon erklärt: „sie würden unter solchen Bedingungen gar nicht spielen," — welches Ende dieses „Unglück" nehmen wird, davon nächstens ein Mehreres.

Berlin, Mitte November 1831.

Gönnen Sie mir, theure Leser und Leserinnen, die Schriftstellereiteikeit, zu glauben, daß Sie mich in diesen Blättern, seit der längern Zeit meiner Abwesenheit von der Residenz vermißt haben! Familien-Angelegenheiten hatten mich für einige Monate an die ihrer trefflichen Pfefferkuchen mehr als des Copernikus Geburtsortes wegen berühmte Stadt Thorn gefesselt, und erst seit einigen Wochen bin ich, nachdem die Madame Cholera mir früher Quartier gemacht, nach Berlin zurückgekehrt. Wenn es wahr ist, und es ist doch wahr — daß nichts mehr als der herrschende Geschmack — die Mode dem Wechsel unterworfen ist, so bleibt es mir immer merkwürdig, wie in diesem Strudel und Wechsel aller Moden, die alten Thorner Pfeffer- und Lebkuchen in ihrer uralten Form und Zubereitung noch bis heute Platz behalten! Sie sind noch heute die Leckerbissen für jedes Alter, wie für jedes Geschlecht, und werden — dem wirklich gewachsenen, nicht geschmierten Traubensafte ähnlich, durchs Lagern von Monat zu Monat besser — da sieht man, wie alles an sich Treffliche jede Zeitumwälzung überlebt. Wenn nun, in den wenigen Monden meiner Abwesenheit, hier drei Zeitschriften sanft entschlafen sind, wenn der Merkur Banquerott gemacht, das Licht erloschen, und selbst der Eulenspiegel-Courier seine Courier-Stiefel verloren hat — so müssen sie nach vorher gemachter Bemerkung eben nicht zu den Trefflichen gehört haben. Wahrscheinlich hat das pathologische Ungeheuer — die seit zehn Wochen hier grassirende Cholera-Seuche, dem siechen Leben dieser verwelkten Blätter ein Ende gemacht. Unsere naturphilosophischen Schriftsteller betrachten ja ohnehin dieses mörderische Uebel als eine Reinigungskrankheit, welche in Asien das quantitative Uebermaß der Menschen verringert, in Europa aber die durch naturwidrige Lebensweise geschwächte Generation heimsucht, um einer neuen gesundern Platz zu machen. Man könnte hiernach die Cholera-Epidemie leicht als eine pathologische Sündfluth ansehen, die, wenn sie nunmehr weiter über Sachsen auch nach Ihrem Leipzig kommt, noch gar viele Schwestern des Planeten gewaltig bedroht. Hier treten nun wirklich auch schon wiederum neue Zeitschriften an die Stelle der vergangenen in's Leben. Vom Herrn Prof. juris Jarke, mit dem wir unsere Leser schon in früheren Berichten bekannt gemacht, soll ein politisches Wochenblatt erschienen sein. Du lieber Gott, in Berlin — ein politisches Blatt! Kann dieß wohl anders, als ein antiliberales von Farbe sein? und so ist es auch, ja, es sieht leibhaft so aus, als wenn es in Wien von der leibigen Cholera geboren worden wäre! und Wiens liberale Censur — nun — die ist weltbekannt! —

(Beschluß folgt.)

Buntes.

Das Gehirn eines großen B..... und B....C..... wird des nächsten, zu irgend einem Behufe, an einem auswärtigen Nagel-Schmied versendet. Zur Verminderung des kostspieligen Postporto's wird auf die Schachtel, worin dieses Gehirn zu versenden ist, unter der Adresse noch die besondere Bemerkung hinzugefügt: „Inliegend Sachen ohne Werth." —

Oettinger der Kleine hat aus der Wiener Theaterzeitung mehrere gelungene Epigramme des beliebten Lyrikers, G. Schmelkes, in seinem Schmuzblatt: „Eulenspiegel" genannt, abgedruckt. Der unglückliche Witzhaustrer Oettinger handelt um so strafbarer, achtbaren Journalen nachzudrucken, da gewiß nie ein achtbares Journal ihm nachdruckt. —

Magister A. B. Mucker.

Hofnarren.

Hofnarr'n gibt's schon seit langen, langen Jahren
An keinem Hof Europen's mehr;
Warum — weil sie, zur Lehr' und nicht zur Ehr',
Zu oft und laut Wahrheitstrompeter waren.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 290. (II. Jahrg.) Dienstag, den 20. December. 1831.

Kurze biographische Nachrichten über den zu Quedlinburg als ein Wahnsinniger eingesperrten pensionirten Land- und Stadtgerichtsassessor Schütz.

(Von ihm selbst geschrieben.)

Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.
Schiller.

Schon seit länger als acht Jahren befinde ich mich in einem völlig rechtlosen Zustande. Weil ich ein rechtschaffener Richter sein, meinem Diensteide gemäß handeln und mich von einem pflichtwidrigen bestechlichen Landrichter (Herrn Brenken), der mich im Dienst in der Session blos meiner Pflichtmäßigkeit halber auf das Ehrenrührigste beleidigte, nicht ungestraft schmähen lassen wollte und gegen ihn Klage führte, verlor ich durch Ministerialrescript vom 1sten April 1823 ganz gesetzwidrig ohne alle Untersuchung meine richterliche Stelle zu Warburg in Westphalen und wurde auf 300 Rthlr. Wartegeld, die Hälfte meines Gehalts, und als der nun auch verstorbene Graf Dankelmann an die Stelle des entschlafenen Herrn von Kircheisen als Justizminister trat, im Jahr 1825 auf 250 Rthlr. Pension gesetzt, also meine Einnahme noch um 50 Rthlr. jährlich vermindert. Ich klagte nun, nachdem alle Gesuche bei den betreffenden Behörden und beim Cabinet vergeblich, gegen den Fiscus wegen des mir widerrechtlich entzogenen Gehalts, so wie gegen meinen Bruder den Justizrath Schütz zu Grünthal unweit Berlin wegen des mir vorenthaltenen mütterlichen Erbtheils, ein Betrag nebst Zinsen von circa 1500 Rthlr. beim Kammergericht in dieser Residenz, wohin ich auch, nachdem unser sämmtliches Mobiliar in Warburg verkauft, meine Familie kommen zu lassen genöthiget war. Aber alle meine Klagen wurden nicht angenommen, weil ich wahnsinnig sei und das Kammergericht deckte sich endlich mit einem, mir erst in Berlin insinuirten, auf falschen ärztlichen Attesten beruhenden und aller gesetzlichen Erfordernisse ermangelnden Urtheile des Oberlandesgerichts zu Paderborn, unter dem ich früher gestanden, wonach ich für wahnsinnig erkannt worden und einen Curator in Paderborn habe, der für mich sorgen und klagen müsse. Dieser ein Herr Justiz Commissär Mantill hatte sich aber gar nicht um uns bekümmert, sonst hätte er uns auch nicht nach Berlin ziehen lassen. Alle meine und meiner Frau Versicherungen, daß ich nicht wahnsinnig sei und gar keine gesetzliche Untersuchung meines Gemüthszustandes in Warburg statt gefunden habe, waren vergeblich. Das Gesetz nämlich erfordert nach dem 38. Tit. der Allg. Ger. Ordnung bei der gerichtlichen Untersuchung des Gemüthszustandes eines Wahn- oder Blödsinnigen die Zuziehung der Verwandten (also auch meiner Frau) eines Curators und zweier Aerzte. Endlich ernannte man mir zum Schein auch in Berlin einen Curator in der Person des Herrn Justiz-Commissärs Friedheim, aber auch dieser that nichts für uns, und nachdem wir vergebens um einen Termin und um gesetzliche Untersuchung meines Gemüthszustandes beim Kammergericht gebeten und unser letztes disponibles Vermögen aufgeopfert hatten, sahen wir uns nach Verlauf eines Jahrs genöthigt, Berlin, diese theure Residenz zu verlassen und im October 1826 hierher nach Quedlinburg zu ziehen, wo ich bessere Zeiten abwarten wollte und bei meiner geringen Pension meine Frau und meine Kinder, deren ich jetzt sechs habe, durch schriftstellerische Arbeit einigermaßen anständig zu ernähren hoffte. Auch dachte ich mir durch den Verkauf eines hier in der Gegend unweit Meisdorf belegenen Familienholzes zu helfen, welcher, wie ich wußte, binnen Kurzem bevorstand. Diese Waldung, an welcher ich zum sechsten Theil participirte, ist auch im Jahr 1828 an den Herrn Baron von der Asseburg daselbst, nachdem ich hier vor dem Justiz-Commissär Fricke meine Vollmacht auf den Senior familiae Hofrath Schütz in Halle gegeben für 4000 Rthlr. verkauft und mein Antheil betrug 666

Rthlr. 16 Gr. Aber statt dieß Kapital, wie er mir versprochen, mir selbst in die Hände zu geben, sandte es der Herr von Asseburg an das Churmärkische Pupillencollegium zu Berlin, indem ihm angezeigt worden, daß ich dort unter Curatel stände. Dort hat es bis vor einem halben Jahre gelegen, wo es nach dem Pupillencollegio zu Halberstadt gesandt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben französischer Dichter.

(Fortsetzung.)

13.

Corneille äußerte: „Um das beste meiner Stücke auszufinden, muß man zwischen Rodogune und Cinna wählen," und diejenigen, zu denen er davon gesprochen hat, haben leicht entdeckt, daß Rodogune sein Lieblingsstück war.

14.

Der Abbé Pelegrin sagte, daß Heraclius die Verzweiflung aller tragischen Dichter sei und Boileau nannte dieß Trauerspiel einen Logogryph.

16.

Als Turenne bei einer Vorstellung des Sertorius zugegen war, rief er bei zwei oder drei Stellen voll Verwunderung aus: „Wo hat Corneille denn die Kunst des Krieges gelernt?"

17.

Der Marschall von Grammont sagt bei Gelegenheit des Trauerspiels Othon, daß Corneille das Gebetbuch der Könige sein müsse, und Herr von Louvois behauptet, das Parterre müsse aus Staatsministern bestehen, um dieses Stück zu beurtheilen.

18.

Corneille hatte sowohl Ursache mit Richelieu zufrieden zu sein, als sich über ihn zu beklagen. Auch verfertigte er auf den Tod des Cardinals ein Epigramm, worin er ihn von der einen Seite als seinen Freund, von der andern als seinen Feind ansieht:

Qu'on parle bien ou mal du fameux Cardinal,
Ma prose ni mes vers n'en diront jamais rien;
Il ma fait trop de bien, pour en dire du mal,
Il ma fait trop de mal, pour en dire du bien.

19.

Wer wird kühn genug sein, um zu sagen, daß wir alt werden. Corneille, obgleich mit Lorbeern überhäuft, wollte nicht glauben, daß die Stunde des Schweigens auch für ihn herannahe und sehr übel nahm er die beiden Verse auf:

Que Corneille pour lui rallumant son audace
Soit encore le Corneille et du Cid et d' Horace.*)

„Bin ich es nicht immer?" sagte er.

20.

Corneille ist fast der einzige unsrer Dichter, sagen die Franzosen, dem die Engländer Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie betrachten Molière, Lafontaine, Racine, Boileau und Rousseau weit mehr als große Schriftsteller, wie als große Dichter. Corneille allein scheint ihnen die Sprache der Götter geredet zu haben. — „Unsre Landsleute — sagt irgendwo ein englischer Lord — sind eben so schlechte Politiker, als die Franzosen schlechte Dichter." Wir von unsrer Seite wenden auf die Engländer die Worte des Petronius an:

Plus poetice quam humane locutus es,

und sagen von ihnen im Besonderen, was der Herzog von Bukingham von allen Dichtern im Allgemeinen sagt:

Pour un seul d' inspire dix seront possédes.**)

(Beschluß folgt.)

Der erfahrne Page.

War in meinen Jünglingsjahren
Page, an des Königs Hofe,
Manches hab' ich dort erfahren
Von der Fürstin bis zur Zofe.
Glaubt mir, Alle sind sich gleich,
Frauen haben Herzen weich,
Weich wie Wachs und selten spröde,
Und verschmäht wird nur der Blöde —
Weiß man's richtig anzufangen,
Muß man stets zum Ziel gelangen!

Carl Baron von Schweizer.

---

*) l'Art poetique de Boileau, Chant. IV. vers. 195—196.

**) Der kritische Theil zur Lebensgeschichte Corneille's, die Urtheile seiner Zeitgenossen, so wie die bekannten Verfolgungen, die namentlich der Cid von dem eifer- und herrschsüchtigen Richelieu erleiden mußte, so wie das genaue chronologische Verzeichniß seiner sämmtl. dram. und übrigen Werke, werden gelegentlich mitgetheilt.

G. H.

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

Unbestritten, Signora! Diese Reden sind albern, und unchristlich und unbillig. Denn warum denn eben einem König es so übel nehmen, wenn er Allotria treibt? Treiben wir denn nicht alle Allotria, Signora, wie Federfuchser? und könnten wir etwa nicht alle unser Stückchen Brot ehrenvoller verdienen, als durch Salbadern über Dinge, die uns nichts angehn? Warum dreschen Sie nicht lieber, Signor Wolfgang, oder copiren die Akten der Constitution eines nordöstlichen Reichs, welches sich nach gerade anfängt in Positur zu setzen? Ein gewisser Exminister, dem besagte Constitution schon seit mehrern Jahren im Leibe herumgeht, würde Ihnen gewiß sehr dankbar dafür sein, wenn Sie ihm seine dießfalsigen Papiere, die er nicht mehr übersehen kann, in Ordnung bringen wollten. Ich bin gewiß, besagter Minister würde sich dafür verwenden, daß man Sie in ein Spital kaufte, und zeitlebens für Ihre Bedürfnisse Sorge trüge. Und Sie, mein sehr unreifer Signor Ludovico, könnten Sie nicht weit nützlicher werden, wenn Sie sich darauf legten, Ameiseneier zu sammeln, damit die Nachtigallen des deutschen Parnasses zu fressen hätten, und solchergestalt ein Fond etablirt werden könnte für talentvolle Sänger und Sängerinnen? Desgleichen einem gewissen Königl. Sächs. Fleischsteuer-Einnehmer, mit einem Namen, den man besser thäte, in sein Gegentheil zu verwandeln, würde ich rathen, um eine Stelle in der von Matthisson'schen Invalidenstiftung nachzusuchen, damit er aus der abgetragenen poetischen Leinwand von 1780 und 90 Charpie zupfte für die jungen Kämpen, die auf dem neuen Schlachtfelde deutscher Poesie sich herumhetzen müssen, während die alten Hypochonders von damals mit der Fliegenklappe schäkern. Wahrhaftig, Signora, ich freute mich, wenn ich den ausgedienten Mann im Schilderhause sitzen, und, die Abendzeitung im Arme, vor dem Schatten seines Principals steifbeinige Honneurs machen sähe.

Signora, wir sind allzumal Sünder; aber das ist gewiß: Frau Katharina die Zweite machte keine Verse, und war eine tüchtige Matrone, vor der ganz Europa schulterte; und Madame Elisabeth, glorreichen Andenkens, ließ sich wohl gern besingen — denn nehmt Alles in Allem, Signora: sie war ein Weib — aber das Singen überließ sie andern Leuten. Frederic, Signora, der zuweilen auf der Trommel schlief, machte zwar Verse, aber da war denn auch der Signor Voltaire, ein Mann, der nicht viel Federlesen machte, so frei, sie schlecht zu finden. Und endlich, Signora, der Kaiser, der große Kaiser, von dem sich die hundert Tage herschreiben, aus welchen ein gewisser Signor Grabbe ein langweiliges Schauspiel gemacht hat — dieser Kaiser, Signora, wo hätte er Zeit hergenommen, um Verse zu machen?

Zehntes Capitel.

„Ich bin Alles in Allem,
Der Glanz in den Steinen,
Die Kraft im Mann, die
Vernunft in der Seele."

Mahadöh.

Sie kennen doch den Mahadöh, Signora, den Unsterblichen, der verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel emporhebt. Ich glaube, Sie kennen ihn, und irre ich nicht ganz, so haben Sie ihn einmal bei Vater Goethe gesehen, der ihn zu Thee gebeten hatte. Ich, Signora, habe ihn im Berliner Universitätsgebäude kennen lernen, und das fällt mir jetzt wieder lebhaft ein, weil eben mein Collaborator angekommen ist mit dem verschabten Mantelkragen.

Und auch Du fällst mir wieder ein, Du guter, alter, hoher Mann mit dem grauen Haar und dem schlechten Anstand und dem ewigen: also. Du guter, alter, herrlicher Mann, der am Kupfergraben Nr. 4. wohnte, und hoffentlich noch wohnt, und noch lange wohnen wird. Ich habe Dich zwar nie vergessen, und werde Dich nie vergessen, aber jetzt sehe ich mich und meinen verschabten Collaborator, wieder wie vormals, zu Deinen Füßen sitzen und sehe Dich leibhaftig vor uns im blauen Frack, und sehe in Deinen gekrümmten Fingern — Signora, die Phänomenologie des Geistes hat sie krumm gemacht — die mächtige Dose sich rastlos drehen, und sehe die hundert und aber hundert Prisen, die Du nimmst, und höre Deine tonlose Stimme, begleitet von den lächerlichen Geberden, über die doch keine Seele, nicht einmal lächelt, und ich höre Dich erzählen von Brama und Schiva und dem gesegneten Trimurti, dem ἓν καὶ πᾶν, und höre Dich erzählen von der traurigen Hoheit der Brahmanen, die ihren Unrath nicht lassen dürfen im Angesichte einer Kuh, und die gleich heiligen Geistern umherziehen, die Töchter des Landes zu beschatten. Und Du selbst sitzest auf Deinem hölzernen Throne — Signora, die auditoria auf den preußischen Universitäten sind sehr einfach decorirt — wie ein versöhnender Gott, und offenbarst Dich durch die Incarnation des Geistes Deinen schreibseligen Braminen, die zu Deinen Füßen hocken. Und wie ein vernichtender Gott zugleich, wenn Du den Wetterstrahl des Gedankens zückst über die dunstigen, leeren Häupter der Leipziger Krüge und der Hallischen Anthropologen, und wenn Du es bedauerst, in trockenen, gutmüthigen, vernichtenden Worten, Dich herumschlagen zu müssen mit solchem Gesindel? — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Berlin, Mitte November 1831.

(Beschluß.)

Meiner guten Mutter habe ich alle mir sorgfältig in den Koffer gepackte Düten mit diversen Theesorten, und Flaschen und Fläschchen mit verschiedenen großen und kleinen, starken und schwachen Geistern zurückgeschickt. Ich habe, Dank sei dem Himmel dafür, von dieser Parfümerie keinen Gebrauch machen dürfen. Sie hat im Allgemeinen, im Verhältniß zu andern großen Städten, nur Wenigen hier die dürre Hand zum großen Kehraus gereicht! Vom Wahne der Vorbauungsmittel ist man aber ganz abgekommen, und man sieht hier eben so wenig Präservativmänner mit Cholerabinden, als Präservativdamen mit Herzpflästerchen auf den Magengruben. Die Mäuler sind eben so wenig mit Cholerabonbons, als die Taschen noch weniger mit Campherbrodchen gestopft. Alles geht frisch und munter einher; blos an Mäßigkeit und Heiterkeit muß man es nicht gebrechen lassen, wenn man anders dem bösen Feinde recht keck in's Angesicht schauen will. In der Ferne sieht das drohende Ungewitter ganz anders aus, als in nächster Nähe, und nichts ist leichter, als gegen dieses Pestübel sich zu sichern, wenn man nur hübsch fein vorsichtig ist, und weder physische noch psychische Diät-Excesse begeht! — Unser öffentliches Leben, Theater, musikalische Soireen, Concerte ꝛc. sind in ihrer Frequenz durch die leidige Madame Cholera in Nichts unterbrochen gewesen. Im Gegentheil, sie sind recht zahlreich besucht worden, weil Heiterkeit das beste Präservativ sein soll. Daß unsere schreiblustigen Aerzte, besonders die, welche mehr Ueberfluß an Theorie, wie an Praxis haben, bei der Cholera nicht müßige Zuschauer abgeben würden, ließ sich voraussehen, und in der That haben wir bereits zwei Cholera-Zeitungen, eine amtliche und ein als Opposition ihr entgegentretendes Tagebuch. Sie sind beide nicht zu loben, weil sie für Aerzte und Nichtärzte zugleich geschrieben sein wollen, und solche Zwitter können in der Regel nichts taugen. Keine Pfuscherei in einer Kunst taugt was, das Halbwissen ist immer gefährlicher, als das ganze Unwissen, eben so wie die Halbnarren gefährlicher, als die ganzen Narren sind! Die Herren Contagionisten haben sich etwas blamirt. Allein es kann ihnen kein Vorwurf daraus gemacht werden; sie kannten ja das Uebel nicht und nach den ihnen eingeschickten Nachrichten konnten sie nicht anders denken und — handeln. Ein andermal mehr darüber. E.

Stuttgart, den 6ten November 1831.

Hört! hört! es kann nicht regnen, aber es schüttet! oder, London voll Raritäten! So will ich Ihnen mit Swift zurufen, um Sie gehörig aufmerksam zu machen auf alle Herrlichkeiten, welche sich hier aufthun für uns. Der Messias von Händel ist zweimal aufgeführt worden, ein Mädchen hat sich aus Liebe den Tod gegeben. Der Professor Münch, Bibliothekar im Haag, ist hier angekommen und geheimer Hofrath geworden; die Actienbrauerei ist fertig; der Minister Maucler hat den Redacteur einer liberalen Zeitung verklagt, wie einst Saphir in Berlin den Dresdner Merkur; ein Artesischer Brunnen wird gebohrt und gibt kein Wasser; der König hat befohlen, daß der Bau des neuen Theaters noch in diesem Jahre vorbereitet werden soll; der berühmte liberale Doctor Lindner ist ein Royalist geworden und kommt hierher, um ein ministerielles Blatt zu redigiren; der Wein ist wider Vermuthen sehr gut gerathen; Dem. Heinefetter ist nicht mehr heiser! (te deum laudamus!) was kann man mehr verlangen? Für uns Stuttgarter ein unvergleichlicher Augenblick, denn wir haben Gelegenheit, zu raisonniren, und das will ich denn auch thun, und zwar Alles der Reihe nach beraisonniren, was ich oben, gleichsam in einem Index, aufgeführt.

Freitag den 28sten October war der Tag, an welchem Händels großes Oratorium, „der Messias," in der hiesigen Stiftskirche vor einem äußerst zahlreichen Publikum gegeben wurde. Wahrlich, diese herrliche Reliquie, dieses Meisterwerk alter, klassischer Kirchenmusik, verdiente endlich aus dem Staube der Repositorien hervorgeholt, an's Tageslicht gezogen zu werden; und würdig war denn auch die Behandlung desselben. Eine Capelle, seit sechs Jahren von Lindpaintner dirigirt, kann nichts Schlechtes liefern. Der Sängerchor der Oper bildete die Grundlage des großen Werkes; durch Dilettanten war die Zahl der, dasselbe ausführenden auf dreihundert vermehrt worden, deren guter Wille und deren Fleiß wenigstens zu loben war (über vierzig Proben sind in der Kirche gehalten worden). Die Soloparthieen wurden von Dem. Haus, Frau v. Knoll und Dem. Gnauth (ein junges, schönes Mädchen, mit einer Altstimme, wie ich mich nicht erinnere sie je gehört zu haben) — von den Herren Häser, Pezold und Hambuch gesungen, das bürgt für etwas Tüchtiges — die dilettanti — nun — sie ziehn im Chor mit und machen ein solches Oratorium wenigstens vollstimmig, so war das Ganze von der herrlichsten Wirkung, wozu die feierliche Stimmung der außerordentlichen Menge von Zuhörern nicht wenig beitrug — es war ein wahrhaft heiliger Abend, an welchem die Schatten zweier großen Männer an uns vorüber schwebten, Händel's und Mozart's!

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 291. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 21. December. 1831.

Liebe, Lied und Wein.

Die Liebe ist des Lebens Lust
Und schafft uns tausend Freuden,
Sie schwellt das Herz uns in der Brust
Und bannet alle Leiden.
Drum liebe, wer noch lieben kann
Und hasche nach Genüssen,
Bald kommt das Alter ja heran,
Aus ist's dann mit dem Küssen.

Und wenn es mit der Lieb' vorbei,
Dann lab' Dich am Gesange,
Denn eine gute Melodei
Ergötzt mit ihrem Klange;
Dann singe von den Mädchen all',
Die Dir so lieb einst waren,
Solch Lied wird Dich auf jeden Fall
Vor Gram und Leid bewahren.

Und wenn die Kehle auch zuletzt
Dir ihren Dienst versaget,
Dich Lieb' und Sang nicht mehr ergötzt
Und Schwermuth dann Dich plaget,
Dann greife nach dem vollen Glas,
In dem der Wein Dir blinket,
Damit dann in dem goldnen Naß
Dein Schmerz und Leid ertrinket.

Doch besser ist's, wenn Lieb' und Lied
Und Rebensaft zusammen,
Um Dich noch frische Kränze zieht,
Dich alle Drei entflammen;
Sie sind ja die Dreieinigkeit,
Die uns schon hier umstrahlet
Und uns auf Erden Seligkeit
Mit frischen Farben mahlet.

Tietz.

Skizzen
in
fremder Manier
(Fortsetzung.)

Signora, das ist der Mann, der mich den Mahadöh hat kennen gelehrt; und derselbe Mann hat mir auch gesagt, was Sie vorzüglich interessiren wird, meine Treffliche, warum Ihre Urgroßmutter die Madame Eva, ihrem Ehegemahl den Apfel gereicht, und warum wir alle, Signora, alle die späten und spätesten Geschlechter verjagt sind aus dem Paradiese, und warum die süße Gewohnheit des Daseins uns Allen, Allen vergällt ist durch den Natterbiß eines ewigen, unendlichen Schmerzes; und das ist der Mann, Signora, vor dem ich schweigend saß mit meinem schweigenden Collaborator; schweigend und staunend, und der uns als ein mächtiger Zauberer einführte in die Paradiesgärtlein mit dem dunkelrothen Sonnenschein und silbernen Mondglanz, wo großblätterige abentheuerliche Blumen uns mit den klugen Feueraugen ansahen, und wo Bajaderen spielten, die süßen, vollen wunderaugigen Mädchen, und weiße Braminen wandelten und saßen in göttlicher Schwangerschaft, mit großen Gesichtern voll ewiger Züge. Ach, Signora, da flötete Bulbul so lieblich, und da legte sich die große dunkelrothe Rose Mirabella so seltsamlieblich um mich und meinen Collaborator, daß wir in dem duftenden Wunderkelch untertauchten wie in einem seligen Meer der Vernichtung. Und das Alles, Signora, konnte der Mann im blauen Frack, mit dem gutmüthigen Gesicht und dem seltsam schwäbischen Jargon; und es war, als ob das Drehen seiner Dose all' den Zauber hervorbrächte.

Du lieber, alter, hoher Mann, mit Deinem gutmüthigen Lächeln, der mich einst so freundlich aufnahm, als ich ihm bei vollem Regen meinen ersten Besuch machte, und der nicht einmal zugab, daß ich meinen triefenden, seidnen Regenschirm im Antichambre ließ, ich sehe Dich wieder vor mir stehen wie vormals in Deiner schwarzen Sammtmütze, unter welcher mehr Weisheit steckt, als unter drei Viertheilen sämmtlicher europäischer Doctorhüte — ich sehe Dich wieder vor mir in all' Deiner Herrlichkeit. Dazwischen, mein Guter, zwischen heute und damals liegt eine lange Zeit und viel Trübsal und eine reichliche Ladung noch nicht

überwundener Schmerzen. Und das wird mir mein treuer Collaborator bezeugen, der Dich eben so heiß verehrt, wie ich selber. O damals war es doch anders, als Du uns die Elysäischen Felder vom Ganges aufthatest und deutetest, und als die Pyramiden sich erschlossen vor dem Klange Deines Stabes, und die Memnonssäule erzitterte, und die Riesin Sphynx ihr ewiges Räthsel lösen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze biographische Nachrichten über den zu Quedlinburg als ein Wahnsinniger eingesperrten pensionirten Land- nnd Stadtgerichtsassessor Schütz.

(Fortsetzung.)

Vergebens habe ich, vergebens hat meine Frau von Anfang an um Auszahlung desselben gebeten, damit wir in die Gegend von Leipzig ziehen könnten, um durch schriftstellerische Arbeiten für dortige Buchhändler, die ich bei Herrn Basse hieselbst nicht hinreichend gefunden, meine Einnahme zu erhöhen und meinen Hang zur Thätigkeit zu befriedigen. Hierauf hat man, da auch Herr Friedheim in Berlin sich unserer nicht annahm (er hätte uns sonst auch gar nicht hierher ziehen lassen müssen) statt dessen erst den Justiz-Commissär Kiesel-bach in Halberstadt und dann, da auch dieser nichts für uns that, den Justiz-Commissär Weber hieselbst zu meinen Curatoren ernannt. Aber auch dieser überließ mir, wie die drei früheren, die ganze Last der Nahrungssorgen für meine Familie, um mich durch die Noth zu zwingen, so zu sagen mit den Wölfen zu heulen, Pflichten zu übernehmen ohne Rechte zu haben, oder wirklich wahnsinnig zu werden. Hätte man mich wirklich gesetzlich für wahnsinnig erkannt, so konnte ich gar keine Schritte zu meinem und der Meinigen Nachtheil begehen und ein mir schon in Warburg ernannter Curator hätte meiner Frau mein volles Gehalt als Assessor von 50 Rthlr. monatlich einhändigen, darüber quittiren und meine übrigen Forderungen an meinen Bruder u. s. w. für mich einklagen müssen. So aber nimmt der Staat, indem er mir sogar mein liquides Vermögen entzieht, fortwährend von mir selbst ärmliche Pensionsquittungen an und die Behörden correspondiren fortwährend mit mir selbst, alle meine gesetzlichen Gesuche, ohne Gründe anzugeben, verwerfend. Denn sie wissen recht gut, daß ich noch nicht wahnsinnig bin, und haben mich nur zum Schein dafür erklärt, um die Untersuchung meiner Sache beim Kammergericht abzuschneiden und mir mein Vermögen vorenthalten zu können. und insbesondere darum, weil ich mich ihrer Willkühr nicht ergeben will, Sr. Majestät den König für gerecht, aber nicht für allwissend halte und glaube, daß, wenn Allerhöchstderselbe von meinem Schicksal, welches ich ihm seit acht Jahren mehr als zwölf Mal schriftlich ohne Erfolg geschildert, persönlich unterrichtet wäre, Sr. Majestät mich ohne Vermittelung der Behörden für meine Verluste (ich habe jetzt allein an fünf tausend Thaler mir widerrechtlich entzogenes Gehalt zu fordern) aus der Generalstaatscasse entschädigen, und mich entweder nach Wunsch anstellen, oder doch meine Pension auf 600 Rthlr. erhöhen, mir mein Privateigenthum nicht vorenthalten, und mich so von den mich verfolgenden Behörden unabhängig machen würde. Vergebens habe ich das Oberlandesgericht zu Halberstadt gebeten, daß, wenn man mich nicht in die Nähe von Leipzig lassen wolle, man mir doch das mir gehörige Asseburgische Kapital zu dem Behuf in die Hände geben möchte, daß, ich in Paderborn persönlich die Nullitätsklage gegen das fälschlich erlassene und noch gar nicht in Vollzug gesetzte Erkenntniß des Oberlandesgerichts zu Paderborn, welches nur auf Machtsprüchen des Justizministerii beruhe und einen neuen Machtspruch hinzufüge, in dem es mir unter dem Vorwande der Curatel, also der Fürsorge für meine Familie, mein Vermögen gänzlich entziehen und mir die Last der Nahrungssorgen für dieselbe aufzubürden, auf gesetzlichem Wege anstellen könne. Ich wolle dann schon selbst bis zur Entscheidung meiner Sache für die Subsistenz meiner Familie Sorge tragen. Die Furcht, ich gehe mit dem Gelde in das Ausland oder bringe meine Sache beim Bundestage zur Sprache, verhindert alle Gewährung meiner noch so gesetzlichen Anträge, und so bestimmt man mich zu einer langsamen Qual, durch die schrecklichsten Nahrungssorgen und schneidet mir alle Mittel ab, mein Schicksal auf gesetzlichem Wege oder sonst zu verbessern. Vergebens habe ich schon unter'm 27sten April a. c., weil ich nun hier einmal fest gehalten werde, dieß Oberlandesgericht, so wie früher das Kammergericht in Berlin um gesetzliche Untersuchung meines Gemüthszustandes gebeten, vergebens noch früher um eine angemessene Anstellung, namentlich als Criminalrichter in Heiligenstadt, die wenigstens bei 800 Rthlr. Fixum gewissermaßen eine Entschädigung meiner Verluste enthält und mich der furchtbaren Civiljustiz überhebt, angehalten, und noch ganz neuerlich die Regierung zu Magdeburg um die in Halberstadt erledigte Landrathsstelle, vergebens um Erhöhung meiner Pension gebeten. Da nun am 12ten dieses Monats diese Pension von 20 Rthlr. 25 sgr. monatlich bis auf ein Paar Thaler schon voraus gegeben war und ich den rechtlosen Zustand, in welchem ich mich nun schon so viele Jahre befinde, nicht länger ertragen konnte, so fragte ich an diesem Tage den Herrn Gerichtsdirector Ziegler hieselbst, welchen ich auf der Straße unweit dem Gerichtshause traf, zu welchem Zweck mir eigentlich das hiesige Gericht den Herrn Justiz-Commissär Weber zum Curator ernannt habe, da derselbe, wie die früheren Cu-

ratoren nichts für mich und die Meinigen thue, nicht für mich klage und meine Rechte und Forderungen an den Staat sowohl, als an meinem Bruder wahrnehme, indem mir selbst die Klage versagt sei, worauf mir der Herr Gerichts-Dir. Ziegler zur Antwort gab, darüber brauche er sich nicht zu erklären und er würde in Zukunft auch meine Briefe an das Gericht unerbrochen zurückgehen lassen. Hierauf trank ich, um mich zu stärken, in der hiesigen Weinhandlung des Herrn Sobels ein Paar Glas Rum, ging auf das Gericht und brach in Schmähungen gegen den Herrn Ziegler aus, worauf ich sogleich von zwei Gerichtsdienern arretirt wurde, indem, wenn ich nicht irre, das jüngste Mitglied des Gerichts der Justizrath Dietrich rief: das ist ein Wahnsinniger, faßt ihn. Vom Gerichtshause wurde ich erst nach dem Rathhause und dann auf Befehl des Polizei-Commissär Zeitz in das hier auf dem Marktkirchhofe befindliche, zur Aufbewahrung von Wahnsinnigen bestimmte Gefängniß abgeführt. Vergebens bat ich um meine Freilassung beim hiesigen Magistrat, vergebens hat meine Frau (wider deren Willen man mich gesetzlich, selbst wenn ich wirklich wahnsinnig, ja rasend wäre, besonders, da ich bei aller Verfolgung der Behörden immer die Person Sr. Majestät des Königs allerhöchstselbst unangetastet gelassen, durchaus nicht wegen Gemüthskrankheit außer ihrer Wohnung eingesperrt halten kann) ähnliche dringende Gesuche bei Herrn Gerichts-Dir. Ziegler, so wie beim hochlöblichen Oberlandesgericht zu Halberstadt per Express durch meine Tochter eingelegt.

(Beschluß folgt.)

Züge aus dem Leben französischer Dichter.

(Beschluß.)

Thomas Corneille,

geboren zu Rouen 1625, aufgenommen in der Akademie den 2ten Januar 1685, gestorben 1709.

1.

Während Thomas noch Rhetorik studierte, verfertigte er ein dramatisches Gedicht in lateinischen Versen, welches seinen Lehrer so vollkommen befriedigte, daß er es dazu bestimmte, von seinen Schülern aufgeführt zu werden.

2.

Pierre und Thomas Corneille waren mit zwei Schwestern verheiratet, die an Jahren eben so weit von einander entfernt waren, als sie selbst. Beide hatten gleich viele Kinder und bewohnten Beide ein Haus. Nach länger als fünf und zwanzig Jahren hatten die Brüder noch nicht daran gedacht, die in der Normandie belegenen einträglichen Güter ihrer Frauen zu theilen, aus welcher Provinz beide Theile gebürtig waren, und diese Theilung geschah nur durch eine unabwendbare Nothwendigkeit, beim Tode Pierre Corneille's. Um so merkwürdiger ist diese Eintracht, als die beiden Brüder doch zu gleicher Zeit stets um die Gunst und den Beifall des Publikums wetteiferten.

3.

Das erste Auftreten Corneille's als tragischer Dichter war sehr glänzend. Sein Trauerspiel Timocrates erlebte achtzig Vorstellungen und das Publikum ermüdete nicht, sich in Masse zum Theater zu drängen; man hörte nicht auf, es fortwährend von den Schauspielern zu fordern; diese Leutchen aber wurden der Sache zuerst überdrüssig und eines Abends trat einer unter ihnen vor das Proscenium und wandte sich mit den Worten zum Publicum: „Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timocrat zu sehen, wir aber sind es schon, ihn zu spielen. Wir laufen Gefahr, alle unsre übrigen Stücke zu vergessen. Zürnen Sie also nicht, wenn wir ihn nicht mehr geben.

4.

Man sagt, daß die Verfertigung der Ariadne, des Lieblingsstückes Corneille's, ihm nur siebzehn Tage gekostet und er auf den Grafen Esser nur vierzig Tage verwendet habe. *)

5.

„Ach armer Thomas! — rief einst Boileau aus — Deine Verse, verglichen mit denen Deines Bruders, beweisen deutlich, daß Du der jüngste aus der Normandie bist."

6.

Gacon verfertigte folgendes Epigramm auf das Bildniß Thomas Corneille's:

Voyant le portrait de Corneille,
Gardez Vous, de crier merveille!
Et dans Vos transports n'allez pas
Prendre ici Pierre pour Thomas.

---

*) Merkwürdig ist hierbei der Umstand, daß von den zahlreichen, nun längst vergessenen Werken unseres Dichters sich gerade nur diese zwei Stücken noch bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten haben.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgardt, den 6ten November 1831.

(Fortsetzung.)

Sie wissen, das Mozart dieß Oratorium, das ursprünglich nur mit Geigen besetzt war, instrumentirt hat — auch merkt man wohl, daß die Feder eines neueren Tondichters hier mit wirkte, es ist nicht der alte, strenge Styl in der neuen Musik, es sind nicht die Mittel, welche neuere Kunst darbietet, in der alten aufgewendet, — noch nicht geahnt.

Wie wir jedoch nichts thun können, ohne unsere Landsmannschaft zu verrathen, so war denn auch hier kein Mangel an Schwabenstreichen. Das Oratorium begann um halb drei Uhr und endigte um halb sieben. Beim Anfang war nun noch heller Tag, man hatte jedoch gänzlich außer Acht gelassen, daß vor fünf Uhr schon die Sonne untergeht — so fand denn auch nicht die nothdürftigste Beleuchtung des grabesfinsteren Raumes statt, „dieß der erste, dieß der erste von meinen Pfiffen!" singt Figaro. Das Theater begann an diesem Tage um halb sieben; unpassend genug spielte man — ich hätte die Aufführung solch eines hochheiligen Werkes auf den Charfreitag — auf einen allgemeinen Bußtag — oder irgend ein ernstes Fest verlegt, an welchem gar kein Theater geöffnet ist — es scheint mir gegen das sittlich religiöse Gefühl anzustoßen — item es wurde gespielt und zwar um halb sieben begonnen, man hatte aber nicht angezeigt, daß die Theaterzeit verändert worden; so versammelte sich denn das gewöhnliche Publikum zur gewöhnlichen Zeit, und auch der König kam und saß zum allgemeinen Vergnügen drei Viertelstunden vor der staubigen Courtine und — wunderte sich! „Dieß der zweite von meinen Pfiffen!" sagt der Barbier von Sevilla. Der dritte blieb auch nicht aus. Am dreißigsten October, am Todestage des vorigen Königs von Würtemberg ward der Messias noch einmal aufgeführt; auf den Ankündigungen stand: „Um auch der unbemittelten und ärmeren Classe diesen Kunstgenuß zu gewähren, sind die Preise um die Hälfte herabgesetzt." Hierdurch scheuchte man sehr viele Leute, welche zu stolz waren, sich unter die unbemittelten zu zählen, von der Kirchthüre fort, andere machten in den Zeitungen bekannt, daß sie ihr Eintrittsgeld doppelt und dreifach gezahlt hätten, um nicht in den schmählichen Verdacht zu kommen, als gehörten sie zu den Armen!

Wer sich nicht zu des Ahnherrn deutscher Musiker, zu Händels Oratorium gezogen fühlte, fand hinlänglichen Ersatz in den Weinhäusern, in welchen so eben der Leichnam eines unglücklichen Mädchens zerrissen wurde, das, aus gutem Stande, den Versprechungen eines Offiziers Gehör gebend — dann von ihm verlassen wurde, in dumpfe Schwermuth versank und endlich ein Ziel ihrer Qualen im Neckar suchte. Vorher noch alle ihre kleinen Angelegenheiten ordnend, hatte sie das elterliche Haus in den schlechtesten Kleidern, ohne irgend etwas von Werth, oder auch nur die geringste Summe Geldes mitzunehmen, verlassen. Nach mehrtägigen vergeblichen Nachforschungen fand man ihren Körper im Flusse, und die christliche Nächstenliebe verfehlte nicht, diese brillante Stadtneuigkeit auf die gehässigste Art darzustellen. Außer dieser Skizze des allgemeinen Charakters gehört noch Folgendes hinzu, um auch den gebildeter und studirter Leute auszumalen. Als die Bedauernswürdige gefunden war, schickte man einen Polizeidiener in des Vaters Haus, um ihn auf die Gerichtsstube zu holen, woselbst die jungen Aerzte so eben mit der Section der Unglücklichen beschäftigt waren, damit er seine Tochter recognoscire! Welche Härte gehört dazu, um den Vater in einem solchen Augenblick zur Leiche seines Kindes zu rufen! Giebt es denn kein anderes Mittel, sich der Identität einer Person zu versichern? Muß die Justiz und die Polizei so gegen alles sittliche Gefühl anstoßend, handeln? Noch mehr! die Mutter, von dem Entsetzen und dem tiefen Kummer auf ein schweres Krankenlager geworfen, von welchem sie nach dem Ausspruche der Aerzte schwerlich erstehen wird, mußte ein Verhör von mehreren Stunden aushalten, zu welchem der Criminalrath mit seinen Beisitzern und dem ganzen Apparat des Criminalgerichts, sich in ihre Wohnung verfügte. Ich kenne nur ein Analogon hierzu, und dasselbe gehört auch in die Chronik von Stuttgardt. Vor drei Jahren fiel hier bei der Feier der Weinlese in einem Privatzirkel ein Unglück vor: der Schwärmer eines Knaben, von ungeschickter Hand geworfen, ergriff das Kleid einer alten Dame, eines Fräulein von Pfuhl, sie stand in lichten Flammen, ward fürchterlich verletzt und starb nach mehrtägigen Leiden. Glauben Sie, daß man die Arme ruhig sterben ließ? Drei peinliche Verhöre, ein jedes über vier Stunden dauernd, mußte sie, aus besonderer Gnade desselben Criminalrathes, welcher durchaus eine böswillige That aus der ungeschickten eines sechsjährigen Kindes machen wollte, aushalten!

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 292. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 22. December. 1831.

Glück im Unglück.

So viel es Dichter auch gegeben
In alter und in neuer Zeit,
Ein jeder suchte zu erheben
Der Liebe Glück und Seligkeit.

Auch meine Leier ist erklungen
Von Lieb und Sehnsucht wohl manchmal,
Der Minne Glück hab' ich besungen,
Wohl auch zuweilen ihre Qual.

Jetzt frag' ich: was ruft solche Klänge
Aus jeder Laute denn hervor?
Warum geh'n zärtliche Gesänge
Aus jedes Dichters Brust empor?

Warum wird immer diesem Triebe
So manches hohe Lied verehrt?
Ist es denn wirklich auch die Liebe,
Daß man Sie stets besinge, werth?

Ruh' ist das höchste Glück von allen,
Das schönste Gut Bequemlichkeit,
Und wo der Liebe Klagen schallen,
Ist beiden nicht das Herz geweiht,

Ja, unbequem ist's, feurig lieben,
Man kommt leicht aus dem Gleichgewicht.
Wär' ich davon entfernt geblieben,
Ich kennte manche Schmerzen nicht.

So wirst du, fragt Ihr, künftig schweigen?
Du sagst der Liebe nun Valet?
Nun ja — allein — das wird sich zeigen;
Ich weiß nicht recht, ob es auch geht.

Sie kommt wohl freilich wider Willen
Ganz unberufen oft herbei,
Und nistet sich gar fein im Stillen
Im Herzen ein, ganz keck und frei.

Doch ist das Unglück dann geschehen,
Ist noch ein Glück bei dem Malheur,
Daß ich's in Liedern darf gestehen.
Ich glaub', ich schweige nimmermehr.

G. von Deuern.

Skizzen
in
fremder Manier.

(Fortsetzung.)

Damals wandelten wir noch, mein treuer Collaborator und ich, wie stille Pilger unter den fremden Wundern, und sehnten uns nicht in die zerrüttete, zerrissene Heimath; damals tönten und zitterten freudig-ängstlich die ersten Klänge der kleinen Harfe, die nun vielleicht bald, auf ewig verstimmt von dem dicken Nebel, der immer feuchter und trüber über Deutschland herabsinkt, ihre letzten schreienden Accorde ausstöhnt, oder von dem Jammer Europa's, gleich dem Herzen ihres Sängers zersprengt wird.

O damals war es anders, wo uns noch, nachdem wir uns satt geschwelgt an den unsterblichen Früchten des fabelhaften Orients, am Abend ein fröhliches Glas vereinte in dem traulichen Eckstübchen des Signore Lutter, vormals Lutter und Wegener, wo die Gaslampen brennen, mein guter Collaborator, und die weißen Oefen im Eckchen uns träumerisch ansehen, wie durstige Braminen. O damals war ja die Welt so schön, wenn Louis, der freundliche Kellner, vor uns niedersetzte die schlankgebogene Goldflasche sammt den grünen Römern, die uns anblickten wie grüne Rosen aus den Wundergärten von Schiras, und jegliches Leid tauchte unter in eitel Lust und Freude, wenn nach dem dritten und vierten Glase der Signore Lutter freundlich an unserer

Seite Platz nahm, und uns die goldene Dose, die immergefüllte, gleich dem Oelkrüglein der Witwe, darbot mit dem balsamduftenden Doppelmops. — — —

Ja damals stand es anders, Signora, und viel besser, glauben Sie, viel besser mit Ihrem armen Freunde.

Ich sitze wieder wie vormals mit meinem Collaborator in dem heimlichen Eckstübchen des Signor Lutter, und lasse mir wie vormals den Komödienzettel des Königstädtischen Theaters bringen, und gebe wie vormals dem freundlichen Louis zwei Groschen Courant in die Wadzeckbüchse, und erhebe wie vormals mein grünes Glas mit freundlichem Nicken gegen den Nautilus, der uns gegenüber Platz nimmt und im schnarrenden Kopfton sich zwei Krammetsvögel ausbittet. Es ist aber, Signora, dieser Nautilus niemand Anderes, als ein weißhaariger, dicker Kunsthändler, der die Eigenschaft besitzt, in zehn Minuten drei Schöpplein Moselwein zu trinken, welche Eigenschaft den Mann bei unsern Callot-Hoffmann so sehr empfohlen, daß er ihn unsterblich gemacht, und den merkwürdigen Figuren beigesellt hat, die sich, von seiner Hand gezeichnet, in des Signor Lutters Verwahrung befinden. Auch der wahnsinnige Kreisler tritt herein, und fordert sein Achtel Madeira, und trinkt seufzend, und lugt nach dem literärhistorischen Eckchen, wo sein Schöpfer und Vater gesessen, der Mann, der noch auf dem Todtenbette Novellen schrieb. Desgleichen der liebe, kranke, berühmte Mann tritt herein, der im Kaufmann von Venedig das blanke Messer so natürlich wetzt, und hinter ihm der hagere Artillerie-Lieutenant mit dem französischen Namen, der einst dem Fräulein Sonntag, als sie noch anspruchslos und unverheirathet war, so par distance die Cour machte.

Es ist Alles wie vormals, Signora. Nur Ihr Freund hat sich verändert.

Der Mond steht hell über dem Gensdarmenmarkt; die Droschken halten, ihre Pferde soupiren aus grauleinenen Säcken, und ihre Kutscher schlafen. Du lieber Mond, wie oft hast Du mir die Charlottenstraße hinabgeleuchtet zu meiner süßen, schwarzlockigen Diana!

Wo mag sie jetzt weilen, meine süße Diana, die Feuerseele, die mich ihren lieben Krauskopf nannte, und mich ausschmälte, wenn ich über dem Veilchenduft des Signor Lutter'schen Rüdesheimer die späte Stunde versäumt hatte? Sie blickte mich so glühend-sehnsüchtig an mit den Rabenaugen, und ihre heißen Lippen spendeten mir Ablaß, ehe ich noch Zeit hatte, meine Sünden zu beichten.

Es ist nicht Alles, wie vormals, Signora. Ach, zwei Jahre sind eine Ewigkeit!

Unleugbar, Signora, Berlin ist ein sehr schönes, sehr artiges, sehr profitables Städtchen, und man kann dort, wenn man kein Esel ist, sein reichliches Verthun finden. Man kann recht leidlich logiren in der Leipzigerstraße und am Dönhofsplatz, und kann recht leidlich essen für sein Geld bei Jagor unter den Linden, und kann bei Stehely und Comp. eine recht leidliche Tasse Kaffee trinken, und man kann sich todtlachen daselbst, wenn man eben aufgelegt ist, für sechszehn Groschen Courant, und kann schöne Mädchen küssen, wenn — aber still, Signora, hörten Sie nicht eben ein leises, ganz leises Wimmern aus dem dunklen Hause? Alles ruhig, die liebe Kleine schläft, das Nachtlicht brennt trübe; ich will es erlöschen sehen, und dann mich schlafen legen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryph's in Nr. 284.

Suez. — Zeus.

Lebensregel.

Mußt nicht kritteln und nicht grübeln,
Nimm die Menschen, wie sie sind,
Alles darfst Du nicht verübeln,
Sei für manche Schwächen blind;
Denn von Fehlern ist die Jugend,
Und das Alter selbst nicht frei,
Und vergeblich suchst Du Tugend,
Welche sonder Mängel sei.

Denke nur an Deine Fehle,
Hast Du immer Recht geübt?
Hast vielleicht schon manche Seele,
Manches Menschenherz betrübt.
Stets so gut wie möglich handeln,
Mache Dir zur heil'gen Pflicht,
Doch, wenn Andre irre wandeln,
Sprich zu strenges Urtheil nicht!

Carl Baron von Schweizer.

Kurze biographische Nachrichten über den zu Quedlinburg als ein Wahnsinniger eingesperrten pensionirten Land- und Stadtgerichtsassessor Schütz.

(Beschluß.)

So habe ich also, weil ich Satisfaction gegen die schrecklichsten, unverdienten Schmähungen eines Landrichters (Herrn Brinken) verlangte, meine richterliche Stelle, die ich auch ohne legale Untersuchung meiner Sache und Ersatz meiner Verluste nicht wieder antreten mag, und meine Einnahme verloren und mein und meiner Frauen Vermögen vergeblich zur Verfolgung meiner Rechte aufgeopfert, und weil ich selbst einen andern

Land- und Stadtgerichtsdirigenten, auf dessen Gericht und Curator ich von der vorgesetzten Behörde angewiesen war, schmähte, der mich, wenn ihm von mir Unrecht geschehen war, verklagen konnte, auch noch meine Freiheit verloren, befinde mich, in einem quasi Tollhause und immer noch in dem rechtlosesten Zustande, wenn gleich nach einander drei Puppillencollegien und vier Curatoren für mich sorgen, meine Klagen übernehmen und mich der Last der Nahrungssorgen für mich und meine Familie überheben sollen. Und dieß geschieht in einem Staate, der auf seine Justiz stolz zu sein Ursache zu haben glaubt und unter einem Monarchen, Allerhöchst welcher gewiß wissentlich noch Niemanden Unrecht gethan hat. Vergebens habe ich mehrere hiesige Aerzte gebeten, mir Atteste zu geben, daß ich nicht wahnsinnig sei, aber wenn ich nicht in Freiheit gesetzt würde und in einen rechtlichen Zustand gerathe, völlig wahnsinnig, ja rasend werden könne. Die Furcht, bei den mich verfolgenden Behörden anzustoßen, hält jeden zurück. Dennoch ist jeder wahre Menschenfreund dabei interessirt, sich meiner anzunehmen. Vorzüglich aber Beamte; denn kann nicht jeden rechtschaffenen Staatsdiener ein solches Unglück treffen? Ich bitte daher Jeden, den dieses zu Gesicht kommt, für meine Befreiung zu wirken, und wird ihm seine Mühe reichlich vergolten werden. Ich habe hier vier Jahr und zehn Monate als der friedlichste ruhigste Mann im Kreise meiner Familie gelebt und in den ersten drei Jahren mehrere Werke aus dem Französischen für Herrn Buchhändler Basse übersetzt, auch zwanzig Bändchen zu seinem Taschenconversations-Lexicon geliefert und dabei nach und nach etwas über 1000 Thaler verdient, wovon ich aber leider nichts zurücklegen konnte, da ich das Geld theils zu meiner hiesigen Einrichtung, theils zum Unterhalt meiner zahlreichen Familie, die ich unmöglich von 250 Thaler Pension ernähren kann, bedurfte, ja ich habe nothgedrungen und in der Hoffnung, meine Gläubiger von dem Asseburgischen Kapital befriedigen zu können, hier an 100 Thaler Schulden gemacht, und der größte Theil meiner Garderobe steht auf dem Versatzhause. Man denke sich nun ganz in meine Lage! Aus dem Kreise meiner geliebten Familie gerissen, meiner Freiheit beraubt, verarmt, in den Händen meiner Feinde, mit den größten Nahrungssorgen kämpfend, was mir um so schwerer werden muß, da ich schon als unverheiratheter Mann zu französischer Zeit einen Posten bekleidete, der mir wenigstens 1000 Thaler jährlich einbrachte, so mancher Nothwendigkeiten des Lebens entbehrend, bei dem Bewußtsein, noch liquides Vermögen zu haben, was mir meine Gegner unter dem Vorwande der Curatel vorenthalten, bei vier Curatoren schon so viele Jahre lang weder Rechte als Wahnsinniger, noch als Gesunder habend, Alles dieses zusammengenommen könnte wohl einen Menschen wahnsinnig machen, hielte mich nicht der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, und theilte nicht meine funfzehnjährige Tochter Lina größtentheils meine Gefangenschaft, so wäre ich vielleicht schon in Wahnsinn verfallen. Und mit diesem Vorgeben allein decken sich meine Feinde, um mir mein Vermögen zurückzuhalten, wenn gleich nach dem §. 801 des 20. Tit. Th. II. des Allgemeinen Landrechts es heißt: „Vorsätzlich verursachter Wahnsinn wird dem Todtschlage gleich geachtet, außer diesem Falle aber wird der, welcher einen anhaltenden Wahnsinn durch seine Schuld veranlaßt, mit derjenigen Strafe belegt, welche der im Falle des erfolgten Todes verwirkten am nächsten kommt." So spielen diejenigen mit den Gesetzen, welche die Gesetze handhaben sollen! „Keine Erfahrung ist bis auf die wenigen Ausnahmen sicherer, als daß die nächsten Diener, oft selber die Günstlinge der Großen heimlich die größten Feinde und Verächter derselben sind. Denn nur um ihren Leidenschaften zu dienen, dienen sie und halten Jahrelang aus auf solchen lästigen Stellen," sagt Leopold Schefer in der Erzählung: Die Düveke (Taschenbuch Urania 1831). Darum bedarf der Staat vor Allem einer Constitution, welche die Rechte der Nation und des Monarchen (damit sie die Beamtendespotie nicht verschlinge), sicher stellt und das Band zwischen Fürst und Volk fester knüpft, darum bedarf er vor Allem der Preßfreiheit und der öffentlichen Justiz. Möchte eine solche zeitgemäße Reform jede Revolution entbehrlich und aller Furcht vor einer solchen und den daraus entstehenden harten Maßregeln ein Ende machen! In diesem aus dem innersten Herzen entströmenden Wunsche stimmen gewiß alle preußischen Unterthanen, ja alle Deutsche, denen Recht und Wahrheit noch heilig ist, überein, mit dem wegen Beleidigung des Gerichts-Director Ziegler ohne alle Untersuchung als ein Wahnsinniger in das sogenannte Tollhaus zu Quedlinburg eingesperrten und darin festgehaltenen

pensionirten Land- und Stadtgerichtsassessor
Ernst Schütz 46 Jahr alt.

Quedlinburg, den 20sten August 1831.

Anekdote.

Rein aus dem Leben gegriffen.

In einer Gesellschaft von Bürgern wurde von der eben vorseienden Wahl eines neuen Bürgermeisters und mehrerer Rathsherren gesprochen und von einem der Anwesenden die Frage aufgeworfen: „was wohl das Beste wäre, ob man Reiche oder Arme zu Rathsherren wähle?" Da entgegnete ein seiner guten Einfälle halber überall gern gesehener Gastwirth: „Sind sie Geizhälse oder Grobiane, so taugen sie alle Beide nichts; nicht jenes, sondern dieß wollen wir erwägen!"

Karl Hälden.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgardt, den 6ten November 1831.
(Fortsetzung.)

Man soll untersuchen, man soll die Eltern bestrafen, daß sie Kindern solch gefährliches Spielzeug geben, (hier geschah dieß durch einen Knaben weiter vorgerückten Alters, also ohne Schuld und ohne Wissen der Eltern,) aber die Unglückliche selbst noch durch solche Verhöre zu martern — — ich glaubte es nicht, wenn man es mir erzählte — leider kenne ich jedoch die Wahrheit all' dieser Facta genau! O aufgeklärtes Würtemberg!

Gern wende ich mich von dem traurigen Bilde, um Ihnen eine andere Neuigkeit zu berichten, welche unsere Politiker sehr beschäftigt. Der bekannte Professor Münch ist, sub titulo eines Bibliothekars der königlichen Privatbüchersammlung, mit dem Charakter eines geheimen Hofraths hier angestellt, er soll dem Unwesen in den hiesigen Flugblättern steuern, man hat gewiß das Steuer in sehr geschickte Hand gegeben, leider aber wird er von dem Ministerium des Innern so schlecht unterstützt, daß sein ganzes Bestreben fürs Erste nur dazu dient, den Flug- und Fluchschriften neue Nahrung zu verschaffen. Exempli gratia! Die Wahlen für die nächste Ständeversammlung beschäftigen hier alle Gemüther. Ein Pfarrer ward von dem Hochwächter zum Repräsentanten seiner Gemeinde vorgeschlagen; das Erste, was in der Stuttgardter Hofzeitung gegen den Hochwächter erschien, war die Bemerkung, daß jener Mann nicht gewählt werden dürfe, weil er irgend etwas begangen, deshalb seines Amtes entsetzt worden, und nur aus besonderer Gnade in eine andere Pfarrei eingesetzt, also nicht befähigt sei, die Gemeinde zu vertreten! Dieser Mißgriff goß Oel auf das Lämplein der Liberalen, sie zehrten lange von dem Fett, welches man ihnen gereicht, überall mußte man lesen und wieder lesen: „zum Lehrer der Religion sei der Mann tauglich, zum Vertreter der Gemeinde nicht!" „mit seinem Wandel solle er dem Volke vorleuchten, aber für dasselbe sprechen dürfe er nicht!" — „wie war es möglich, einem Verbrecher, der durch seine Aufführung von der Ehre, ein Landstand zu werden, ausgeschlossen ist — die Leitung einer christlichen Heerde anzuvertrauen?" — ꝛc. ꝛc. Wahrlich, dieß Manöver zeigte keinen schlauen Hofkriegsrath! Der zu Wien hat manchen dummen Streich gemacht, ob aber einen dergleichen, steht zu bezweifeln!

Briefe eines Stadtraths, in welchem der anonyme Briefsteller die hiesigen Tageblätter und die Stimmung des Volkes schildert, die Herausgeber jener Zeitungen etwas wenniges an den Pranger stellt und überhaupt nicht ohne Umsicht — doch mit etwas jesuitischen Grundsätzen das ganze Wesen und Treiben beleuchtet — bildeten die zweite Angriffscolonne — aber der Feind erschien wieder stärker; von allen Seiten drangen die liberalen Guerillas auf die festgeschlossenen ministeriellen Massen und sendeten aus Büschen und Felsen, aus Wäldern und Schluchten, aus jedem Versteck, ihre mörderischen Kugeln in die unbeweglichen, unbehülflichen Colonnen, und das ganze Corps schwerer Infanterie und Artillerie sah sich zur Retirade genöthigt, vor den leichten Truppen dieser, der Poesie der Kriegswissenschaft hinlänglich kundigen Gebirgsvölker. Unfruchtbare Karthaunenschüsse prallten von den Felsen ab, leichte Büchsenkugeln, von guten Schützen gelenkt, verwundeten die Kanoniere bei ihren Stücken und setzten sie hors du combat. Allein Tapferkeit ist dem sieggewohnten großen Heere nicht abzusprechen, immer neue Massen rücken in's Gefecht, Bundestruppen werden geworben, außer der Hofzeitung wird die Allgemeine, die Neckar-, die Donau- und Neckarzeitung — werden die allgemeinen Anzeigen benutzt, um stets mit frischen, noch nicht im Kampf ermüdeten Truppen gegen die Guerillas zu fechten — und leicht dürften sie unterliegen, da die bei weitem größere Masse der Combattanten auf Seiten der Royalisten ist. Wäre übrigens Alles das wahr, was der Courier du bas Rhin und das Constitutionelle Deutschland den Ministern und der Regierung Würtembergs vorwerfen, so verdienten sie den Sieg, den ich unserem edlen Könige gerne gönnte — wahrlich nicht!

Giebt dieses Alles den Leuten noch nicht genug zu thun und zu schwatzen, so hilft die neue Brauerei aus, welche man auf Actien baute und welche großes Glück machen muß, da jeder der Actionairs sich vorgenommen hat, seine Zinsen dort darauf gehn zu lassen. Allein es fehlt keineswegs an hinlänglichen politischen Neuigkeiten, zu denen vor vielen anderen auch diese gehört, daß der Minister Maucler den Redacteur einer Würtembergischen Zeitschrift criminaliter belangt hat, weil derselbe ihm ein Staatsverbrechen vorgeworfen. Dieses findet man nun höchst inconsequent, denn er ist in vielen Blättern schon so hart angegriffen worden, daß er zu einem Stich mehr oder weniger auch nicht gar so scheel sehen dürfte.

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 293. (II. Jahrg.) Freitag, den 23. December. 1831.

Das Wespennest (,) oder der politische Spinnenstecher; eine Monatsgabe für Aristokraten, Demokraten, Landtagsdeputirte und Communrepräsentanten. Colmar, bei Gebrüder Stendelin. 1831.

(Beschluß.)

Wunderbar genug scheint der Verfasser die dermalige Zerspaltung des deutschen Volkscharakters gar nicht wahrzunehmen, denn er sagt: „Wohl gibt es einen Norden und Süden in Deutschland, wenn man auf die Berge sieht, und auf die Flüsse, aber es gibt keinen Norden und Süden deutscher Seelen.“ Ach leider wohl gibt es den! In dem Charakterzustande keines Landes, ja vielleicht keines Welttheils finden sich solche climatische Contraste, als in dem Deutschlands, und der Verfasser verkennt diesen Umstand entweder, oder will ihn nicht sehen. Und nicht die „Liebe zum Vaterland,“ wie der Verfasser glaubt, war es, welche die Deutschen in den zum Freiheitskampf gelogenen, zum Völkerkrieg conmotisirten Fürstenstreit führte, es war serviler Haß gegen die Thronenstürzer, das wahnsinnig-deutsche Vorurtheil gegen einen bürgerlichen Kaiser, oder, gestehen wir es ein, es war noch weniger, es war die Willenlosigkeit, der blind gegen einen angeblichen Feind geleitete Stumpfsinn des deutschen Volkes. — Der zweite Aufsatz: „Magister Plumper's kurzes, jedoch gründliches Votum über geschenkte Constitutionen,“ behandelt, beim Licht besehen, ohngefähr denselben Gegenstand, wie der erstere, und will im Ganzen — den journalistischen Schreiern zum Trotz, welche über das bei Abfassung der Constitutionen beobachtete, verzögernde Ueberlegen gern ungeduldig werden und machen — nichts mehr beweisen, als daß dergleichen Dinge von beiden Theilen, d. h. von Volk und Fürst überdacht sein wollen und sich nicht „aus der Pistole hinaus feuern“ lassen. Der dritte Aufsatz, welcher unter dem Titel: „der politische Kasperl,“ ein in Wiener Mundart abgefaßtes, monarchisches Glaubensbekenntniß gibt, persiflirt zwar nicht witzlos, aber hin und wieder mit starken Verstößen gegen Wahrheit und Billigkeit das österreichische Regierungssystem. Das Princip der selbstsüchtigsten Willkühr, dessen er dasselbe im Tone frivoler Spöttelei anzuklagen sich bemüht, besteht nicht in der Wahrheit; „Leben und leben lassen“ nur ist das große Motto im Schilde der österreichischen Politik, das freilich theilweis mit zu großer Aengstlichkeit, übrigens aber jederzeit mit eben so viel Energie, als Milde und nie beseitigter Rücksichtsnahme auf die allgemeine Wohlfahrt und das Glück und Gedeihen des Landes praktisch in der Staatsleitung angewendet wird. — Der trefflichste und gediegenste ist ohnstreitig der vierte Aufsatz: „Auszug aus dem kleinen politischen Katechismus des deutschen Michels,“ welcher aus Fragen und Antworten über die Wesenheit des deutschen Bundes besteht und eben so glücklich angelegt, als gründlich und treffend durchgeführt ist. Wir können uns nicht enthalten, wenigstens einige dieser Fragen und Antworten als Probestück des gelungenen Aufsatzes hier mitzutheilen.

1. Frage.

„Ist der deutsche Bund eine monarchische, aristokratische oder demokratische Staatsverfassung?“

Antwort.

„Keines von allen dreien! Er hat kein Oberhaupt, keine Einheit des Willens und der dem Willen gehorchenden Kraft; in demselben regieren nicht die Vornehmen und hat auch das eigentliche Volk nichts zu sagen.“

5. Frage.

„Ist denn wenigstens der für den Wohlstand des Volkes so wichtige innere freie Verkehr im Lande durch die Bundesacte sicher gestellt?“

Antwort.

„Nein! Das acht und dreißigfach zerschnittene Deutschland hat fast acht und dreißig verschiedene Münzen, Mauthen, Zölle, Weggelder, und fast eben so viel Maaße und Gewichte; ja selbst die physische Subsistenz des Volks steht

nicht einmal fest, indem ein Nachbarstaat den andern sogar auszuhungern die Gewalt hat."

7. Frage.

„Aber warum wurden denn alle diese Gebrechen nicht vermieden, und unserm Vaterlande keine bessere Staatsform gegeben?"

Antwort.

„Weil man sich in der Eile und Angst zu Wien über nichts Besseres vereinigen konnte, nachher die besonderen Interessen alle Neigung für das allgemeine Beste erstickten, und endlich die Eifersucht der Ministerien jede wohlthätige Entwickelung des Bundestages zu vereiteln verstand."

8. Frage.

„Was wird aber aus diesem Zustande der Dinge werden?"

Antwort.

„Gewiß nichts Besseres, als was aus dem zerstückelten Griechenland auch geworden ist." —

Der fünfte und letzte Aufsatz: „Auch ein Pröbchen Zwickauer Honigs," ertheilt dem Zwickauer Magister Richter eine wohlverdiente Witzigung für eine, in seiner „Biene" aufgestellte brutale und verstandeslose Frage in Bezug auf den sächsischen Landtag. Dem ehemaligen Herrn Theologen (!) Richter wird hier sein nichttheologischer Vorwitz und seine bewiesene Ignoranz tüchtig eingerieben, eine Lection, die wir ihm und jedem andern unberufenen Volksschreier von Herzen gönnen.

Mit ähnlichen Gaben wird uns der „politische Spinnenstecher" immer willkommen sein, und freundlich laden wir ihn ein, bald wieder anzuklopfen, da ein Besuch dieser Art im Klatschzimmer der Politik doch wohl ein augenblickliches, erwünschtes Stillschweigen zu erzeugen geeignet ist.

H. Meynert.

Europa's nächste Zukunft, oder der Gang der politischen Ereignisse nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen. Nebst einer Theorie der innern und äußern Politik, wie sie sein sollte. Von einem ehemaligen süddeutschen Staatsbeamten. Altenburg, 1831. Hofbuchdruckerei. Leipzig, in Commission der Taubertschen Buchhandlung. (broschirt: 6 Gr.)

(Beschluß.)

III. Blicke in die Wirklichkeit. Das Ideal, oder dasjenige, was die Vernunft als recht, gut und wahr erkennt, verwirklicht sich nach und nach und zwar mit immer beschleunigter Bewegung. So im Staat; Jahrtausende lang galt der Despotismus, Jahrhunderte hindurch die monarchische Form; Jahrzehende werden hinreichen, die constitutionellen Monarchieen in Republiken zu verwandeln. Das Wesen der Republiken besteht aber nicht in consularischen Formen, sondern in Verbannung aller Willkühr und Einseitigkeit, hauptsächlich auch in Aufhebung der indirecten Steuern. Nordamerika ist keine Republik, weil der Präsident die Gewalt über Krieg und Frieden hat und dort noch indirecte Steuern erhoben werden. Die Franzosen irren, wenn sie glauben, König Philipp stehe als solcher ihrer Freiheit im Wege, sie haben ihn blos in den König der Republik Frankreich umzuwandeln, wo die Gesetzgebung einzig von der National-Repräsentantschaft ausgeht und der König blos die executive Gewalt hat. Uebrigens wird Frankreich, trotz aller Gährung im Innern, immer fest gegen seine Feinde stehen, denn es ist ein nationeller Staat, während Rußland, Oesterreich, Preußen aus einem Gemisch von Völkerschaften, Ländertheilen und Interessen zusammengesetzt sind. Der Fluch eines solchen diplomatischen Zusammenschmiedens fremder Bestandtheile fängt an, seine Früchte zu tragen, welche dießmal zunächst die Fürsten zu schmecken bekommen. Uebrigens hat man bei Abwägung der Kräfte von feindlich sich gegenüberstehenden Staaten nicht mehr die veraltete Rechnung nach Geviertemeilen, Seelenzahl und Armeebeständen zu führen, sondern man muß seine Aufmerksamkeit den intensiven Größen zuwenden, der Einigkeit, Einheit, allgemeinen Stimmung, Begeisterung. So betrachtete schon Burke die französische Revolution, und darum konnte er deren Ausgang richtig vorhersagen, nämlich daß Frankreich mit ganz Europa fertig werden würde. Dasselbe würde sich heute wiederholen, falls Frankreich angegriffen würde. Sollte Luxemburg (oder Belgien) der Zankapfel werden, und Preußen Holland beistehen, so würden die mißvergnügten Rheinprovinzen abfallen; soweit die Franzosen in Deutschland vorrückten, würde sich Alles mit ihnen verbinden, und bald genug würden sie den Polen die Hand bieten können. Der Kampf würde mit einer völligen Ohnmacht Preußens enden. Falls Oesterreich sich einmischte, würde es Italien und Ungarn (und Böhmen) verlieren, Baden, Würtemberg und Baiern würden französische Bundesgenossen werden und ein neuer deutscher Bund, unabhängig von Preußen und Oesterreich, würde sich bilden. Im Fall russischer Einmischung — bei der dermaligen Schwäche Rußlands freilich nur mit einer kleinen Armee disciplinirter Truppen — würde England nicht ermangeln, sein Gewicht in die Schaale Frankreichs zu legen. Aber sowohl Preußen, als die andern Mächte werden zu klug sein, es zum Kriege kommen zu lassen; — welches wird dann aber der Stand der Dinge im Frieden werden? Die besseren europäischen Staaten gehen in sich selber dem Republikanismus entgegen, unbeschadet der Existenz der bestehenden Dynastien. Rußland steht hier noch um hunderte von Jahren zurück; von der Türkei, Spanien, Portugall kann nicht die Rede sein; Oesterreich, das China Europa's, jedoch im besseren Sinne, befindet sich unter seiner absoluten, aber zugleich patriarchalischen Regierung wohl. In Preußen dagegen ist Alles in der

höchsten Spannung. Die Nation ist verarmt durch die unbegränzte Gewerbefreiheit, die hohen Grenzzölle, die vielen indirecten Steuern (die große Armee, das Bürgerrecht der Juden); blos die Beamten befinden sich wohl. (Dazu kommt das Mißverhältniß zwischen der allgemein verbreiteten Bildung und den retrograden Maßregeln der Regierung.) Der Ausbruch einer Revolution hängt blos von Zufälligkeit ab. Die Regierung kann dem vielleicht noch zuvorkommen durch Einführung einer Constitution, Abänderung des Zollsystems, Minderung der indirecten Steuern, Aufhebung der unbeschränkten Gewerbefreiheit, Aenderung der Politik, indem es sich von seinem natürlichen Feinde, Rußland, abtrennt und zu der ihm angemessenen französischen Parthei übertritt. Von Osten ergoß sich die Völkerwanderung gen Westen, von hier nimmt die Cultur den Weg zurück; folglich hat auch Preußen seine Vergrößerungsaugen nach Osten hin zu richten, im Westen wird es nichts fischen. Aber wie die Regierungen zu sein pflegen, man wird den gewohnten Weg fortschlendern, bis man zu Resultaten gelangt, die man nicht erwartete, so leicht sie sich auch voraussehen ließen. Preußen kann nur noch durch ein Genie gerettet werden, aber Genie's sind selten. — Was der Verfasser nun noch über die Zukunft Englands und Rußlands sagt *), muß man bei ihm selber nachlesen, indem der Raum hier ein Mehreres mitzutheilen verbietet, wir uns auch überzeugt halten, durch das Bisherige den Leser in Stand gesetzt zu haben, unserm Urtheil beizufallen, daß der Verfasser seinen an sich so anziehenden Gegenstand mit Sachkenntniß, Freimüthigkeit und Geist behandelt habe. Gewiß wird jeder Leser, gleich uns, das Buch erwartungsvoll in die Hand nehmen und es befriedigt und mit Hochachtung gegen die Einsichten und Gesinnungen des Verfassers nur weglegen, um bald wieder darnach zu greifen.

Dresden. Cunow.

Der Sybillen**) Weissagungen und Prophezeihungen oder Salomonischer Schlüssel zur Zukunft. Aus dem schriftlichen Nachlasse eines im Jahre 1830 in dem Kloster Tschenstochau auf dem Berge Jacnogora in Polen verstorbenen Mönchs vom Orden des heiligen Paul des Eremiten, und wie diese Weissagungen und Prophezeihungen in diesen letzten Zeiten werden erfüllt werden u. s. w. Aus dem Polnischen in's Deutsche übersetzt. (Zweite Auflage.) Hanau, 1831. In Commission bei Buchhändler Friedrich König. 32 S.

Die Zeit, wo solche Bücher, wie das vorliegende, zum Vorschein kommen, und so viel Glück machen, daß sie in zwei Auflagen erscheinen, während tausend und aber tausend andere Bücher vernünftigen Inhaltes, zur Kränkung der Verfasser und zum Schaden der Verleger, ganz unbeachtet liegen bleiben, kann nur eine höchst unglückliche, höchst heillose Zeit sein. Nur im Sturme des Unglücks kann der ausgebildetere Verstand, wie wir ihn jetzt einem großen Theile der europäischen Bevölkerung zuschreiben können, den Wahn- und Aberglauben für das rettende himmlische Dioskurenfeuer ansehen; nur beim gänzlichen Schiffbruche des Glückes kann sich der einigermaßen aufgeklärte Mensch dem Dampfboote religiöser Verzückung und Schwärmerei, der Weissagungen und Prophezeihungen anvertrauen. — Und was gehört dazu, um zu weissagen und zu prophezeihen, wie die Sibyllen des Pater Hilarius? Nichts, wie die Erfahrung schon oft gelehrt hat, nichts, als ein ohnmächtiger Verstand bei übermächtiger Phantasie, welche durch Lectüre von Legenden, Propheten-Schriften des alten Religionsbundes und von der jüdelnden Offenbarung des heiligen Johannes, wohl auch durch die einfältige Deutung einiger Aussprüche unseres Messias bis zur Schwärmerei und Entzückung entzündet worden ist; überdies ein in warmer Liebe zu den Menschen und ihrem Glück schlagendes Herz, eine etwas genauere Kenntniß der Geschichte der Menschheit, oder, weil diese nicht selten fehlt, eine lange Lebenserfahrung und ein durch sie getrübter Sinn und gebrochener Muth. Auf diese unglückliche Art kann Einer zum Weissager und Propheten werden, ohne Betrüger zu sein. Und wenn er betrügt, so ist die Schuld nicht sein, so betrügt er nur unwissentlich und unwillentlich und sich selbst immer zu allererst. Ein solcher Mann war unstreitig der, welcher die vorliegenden sibyllinischen Weissagungen und Prophezeihungen, als Ueberreste aus den Büchern, welche einst eine Sibylle vor Numa's Augen vernichtete, sammelte und niederschrieb, so wie der, welcher sie herausgab. Beide sind Betrogene, durch sich selbst sowohl als durch Andere; denn es kann Einer auch Weissagungen und Prophezeihungen, nach Art der vorliegenden, machen, um zu betrügen oder irgend einen Zweck zu erreichen. Dazu aber gehören ein heller Verstand und eine lebhafte Phantasie, Klugheit und Verschmitztheit, die nie und nirgend in Verlegenheit gerathen, ein boshaftes, frevles und verstocktes Herz, Heuchelei und Niederträchtigkeit. Beide Arten von Weissagern und Propheten stimmen aber darin auf das Genaueste überein, daß sie das Unglück zu ihrem Stützpunkte machen; die zuerst Beschriebenen aus dunkeln Schreckensahnungen, die zuletzt Bezeichneten, weil nichts mehr in Erfüllung geht als Unglücksprophezeihungen; weil nichts dem Unglück mehr Vorschub thut, als Unglücksprophezeihungen, weil nichts mehr Eindruck macht, nichts mehr Ansehen erwirkt, als Unglücksprophezeihungen. Gewiß! unter zwei Propheten, von de-

*) Polen haben gegen die Erwartung des Verfassers und gegen die Hoffnungen Europa's die Russen wieder — aber wie und auf wie lange? — Die Ungarn haben den Polen nicht zu Hülfe reiten können, weil Ihro Majestät — Frau Cholera ihnen einen Besuch abgestattet hat, der ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Errare humanum, ja zuweilen, wie oben, honestum.

**) Man schreibe und spreche: „Sibyllen" nach der richtigen alten Ableitung von Διὸς oder Διὸς βουλή oder βόλλα, die vom Zeus Berathene, Zeus' oder Gottes Rathschluß oder Willen Verkündende.

nen der Eine Glück und der Andere Unglück prophezeiht, wird der, welcher Unglück prophezeihet, immer mehr Anhang und Glauben erhalten, als der, welcher Glück prophezeiht; sei es nun, weil die Menschen zur Zeit der Prophezeihungen so muth- und hoffnungslos sind, daß sie kein Glück mehr erwarten, oder weil sie es sich wohl bewußt sind, daß sie nur Unglück verdienen. In jedem Falle ist die vorliegende Broschüre kein gutes Zeichen der Zeit und macht uns zu unserem Schrecken auf unseren Standpunkt aufmerksam. Der Sibyllenspuk könnte und sollte im neunzehnten christlichen Jahrhundert geendet sein; es sollte nicht mehr die Rede davon sein, daß es verzückte und verrückte Weiber gegeben habe, welche, lange vor Christus, von Christi Geburt, Leben und Sterben, Schicksalen und Werken, sowie von dem, was sich mit seinen Verehrern bis in die spätesten Zeiten hinaus zutragen werde, sollen geweissagt haben; es sollte wenigstens davon nur als von einer Thorheit oder einem Betruge des christlichen Alterthums gesprochen werden. Oder sollten wir, bei der politisch-erbärmlichen Lage, geistig bis in das zweite christliche Jahrhundert zurückgestellt sein? Sollen wir uns von dem Heiden und beinahe zweitausendjährigen Cicero von der so tollen Einbildung, „ut, quae sapiens non videat, ea videat insanus, et is, qui humanos sensus amiserit, divinos assecutus sit," voreifern lassen? Muß uns derselbe Cicero noch heut über die Sibyllen-Autorität belehren: „auctoritatem nullam debemus, nec fidem commentitiis rebus adiungere?" Wir würden darum die Broschüre mit schmerzvollem Unmuthe bei Seite gelegt und sie keines Wortes gewürdigt haben, wenn wir sie nicht gleichsam als eine Reliquie eines untergegangenen oder vielmehr gewaltthätig vernichteten Volkes, der Polen, betrachtet, wenn wir sie nicht als eine Art von Frucht des unverschuldetsten, drückendsten Unglücks ehren zu müssen geglaubt hätten. „Es sind," heißt es S. 8, „der Sibyllen zehn gewesen. Zu der Römer Zeiten sind aber noch zwei hinzugekommen, und späterhin die Dreizehnte, welche außerordentlich viele Dinge geoffenbart hat, und die in des Pater Hilarius hinterlassener Schrift als die vorzüglichste aufgeführt worden." Die Sibyllen werden nun der Reihe nach genannt und einer Jeden eine messianische Weissagung beigegeben. So heißt es von der eilften Sibylle: „Sie hieß Erythrea, auch Erophile und stammte aus Babylon. Sie weissagete den Griechen, daß Troja würde zerstört und daß Homer vieles Unwahre schreiben werde. Von Christus sagt sie: „Der göttliche Sohn wird Mensch werden," und deutet auf Prophet Hesekiel 44. Kapitel." — Die dreizehnte Sibylle war eine Königin von Saba, mit ihrem rechten Namen genannt Richaula. Sie ist die, welche bei Salomo einen Besuch abgestattet haben soll. Sie spielt, wie schon bemerkt worden ist, in den vorliegenden Weissagungen und Prophezeihungen die erste Rolle. Was die gegebene und mögliche Erklärung ihrer Orakelsprüche betrifft, so haben wiederum Cicero's Worte über die Sibyllinischen Bücher seiner Zeit Geltung: „Callide, inquit, qui (quae) illa composuit, perfecit, ut quodcunque accidisset, praedictum videretur, hominum et temporum definitione sublata. Adhibuit etiam latebram obscuritatis, ut iidem versus alias in aliam rem suasu accommodari viderentur." — (Cic. de divinat. L. II. cap. 54.) Richaula endet also: „Nach dem Ablauf der goldenen Zeit [welche kommen soll] wird wieder großes Drangsal und Elend auf Erden unter den Völkern eintreten. — — Diese greuliche Zeit wird währen bis um Mitternacht 2000 nach Christi Geburt. Da wird eine plötzliche Stille auf der Erde in allen Weltgegenden eintreten und darauf die Erde eine solche Umwälzung durch Sturm und Wasserfluthen erleiden, daß nach eingetretener Ruhe mein Reich in Kälte und der Norden in Hitze verwandelt, und andere Völker, vielleicht andere Geschöpfe, den Erdball bewohnen werden." Der Pater Hilarius fügt endlich noch eine allgemeine christliche Ermahnung hinzu, die wir allen Gläubigen zur Erbauung empfohlen haben wollen.

Ed. B.

Der Prophet im Narrenhause zu Dömitz. Wunderbare Prophezeihungen eines Wahnwitzigen u. s. w. Herausgegeben von L. von Alvensleben. Ilmenau, Mai, 1831. Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt.

Dieß Buch ist auf schlechtes Papier gedruckt. Schade um das schöne Papier! — So lautet eine Kästner'sche Recension. Mit diesen wenigen Worten ist auch dieß elende Machwerk hinlänglich beurtheilt. Eine ganz gemeine Spekulation auf den Geldbeutel des Publikums! Der Verfasser hat vor Kurzem eine Brochüre über die Jesuiten herausgegeben; sein Prophet ist auch ein Jesuitenstückchen. Er glaubt gewiß, daß sein Zweck, nämlich Geld zu verdienen, den wir einmal als gut passiren lassen wollen, auch die Mittel, nämlich Absurditäten zu schreiben, heilige. Das von Schiller entlehnte Motto citirt er auch falsch; es heißt nicht: Ein hoher Sinn u. s. w., sondern: Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. — In dem vorliegenden kindischen Spiele des Herrn v. Alvensleben ist übrigens kein hoher Sinn, wohl aber brillanter Unsinn.

Erdwin.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 294. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 24. December. **1831.**

Theaterberichte.

Dresden, im November 1831.

(Beschluß.)

Die italienische Oper, welche während der Sommermonate sich etwas lässig zeigte und besonders einen großen Mangel der Mannigfaltigkeit fühlbar werden ließ, hat — um ihrer deutschen Rivalin nicht nachzustehen — in der neuesten Zeit es nicht an Fleiß fehlen lassen, und, wenn auch nur wenig Neues, doch wenigstens eine ziemlich umfassende Auswahl des bereits vorhandenen Bessern zweckmäßig vor Augen gehabt.

L'assedio di Corinto (Die Belagerung von Corinth), eine der werthvollsten heroischen Opern Rossini's, welche sich weniger, als die meisten übrigen, durch hohlen Pomp und seelenlose Tonmassen auszeichnet. Die Ouvertüre bewahrt im Ganzen eine großartige Einfachheit, die sich auch in der weitern dramatischen Musik dieser Oper nur wenig verläugnet. Am vorzüglichsten sind die im edelsten Style gehaltenen Chöre. Das lobenswerthe und erfolgreiche Bestreben der Herren Rubini und Zezi, wie auch der Sigra Palazzesi brachte dieser Oper die verdiente Anerkennung zuwege. Das Costüm der griechischen Ritter war geschmackvoll und vortheilhaft gewählt.

La Straniera (Die Fremde), Oper von Bellini. In keiner andern italienischen Tondichtung dürfte eine so unendlich wohlthuende Innigkeit, eine so zum Herzen gehende, schmelzende Wehmuth, ein so süßes, schmerzliches Liebesträumen wiederzufinden sein, als in dieser. Es ist ein eigenthümlicher, beinahe geheimnißvoller Reiz, welcher uns lieblich und klagend aus dieser Musik anweht, und nicht leicht möchte irgend eine andere sich eines ähnlichen mächtigen Eindrucks auf das Gemüth rühmen können. Die treffliche Darstellung diente, die Vorzüge dieser herrlichen Oper noch zu heben. Der Preis gebührte Herrn Zezi, als Valdeburgo, dessen gemüthreicher Gesang, schon von dem Charakter seiner Parthie aus, den Hörer unwillkührlich zu tiefer Rührung hinriß, was besonders in seiner herrlichen Arie zu Anfang des zweiten Actes und in seinem spätern Duett mit Arturo geltend ward. Nicht minder wirkte das erste, köstliche Duett zwischen Arturo und Alaide, welche Parthieen durch Herrn Rubini und Sigra Palazzesi, wie auch die der Isoletta durch Sigra Schiasetti, auf das Rühmlichste ausgeführt wurden.

I Capuleti ed i Montecchi (Die Familien Capulet und Montecchi), eine Oper ebenfalls von Bellini, steht der „Straniera" an Zauber und Innigkeit, wie überhaupt an musikalischem Werthe nach, obschon auch sie einzelne treffliche Gesangsstücke enthält. Die Sigra. Palazzesi und Schiasetti (Giulietta und Romeo) wetteiferten dermaßen in der reichen Kunst ihres Gesanges mit einander, daß die Zutheilung des Preises einen Paris hätte in Verlegenheit setzen können. Ihr Doppelgesang zu Ende des zweiten Actes, wo ihre beiden Stimmen die Melodie, und der Chor die Begleitung abgibt, durfte mit Recht sich der höchsten Gesangsvollendung gleichstellen und erhielt stürmischen Beifall.

Matilde di Schabran (Mathilde von Schabran), unter Rossini's komischen Opern eine der reizendsten, schalkhaftesten und elegantesten. Sigra Palazzesi vereinigt in der Parthie der Mathilde Alles, was Anmuth in Spiel und Gesang nur leisten können, sowohl in dem muntern, wie in dem sentimentalen Theile dieser Rolle. Sigr. Pesadori führt — einige Unsicherheit im Gesange und das häufige Detoniren abgerechnet — im Ganzen die schwierige Parthie des Corradino recht verdienstlich aus; besondern Fleiß verwendete er auf das schöne Duett mit Mathilde: „Non partire! vanne, vanne" ꝛc. und eine eingelegte Favoritarie aus der Oper: „Ricciardo e Zoraide." Demoiselle Fürst ist, um offen zu sprechen, in Gestalt und Gesicht doch zu grundhäßlich für den schönen, heldenkühnen Jüngling Edoardo, obschon sie diese Parthie übrigens mit vielem Fleiße singt. Die Laune und Possierlichkeit unsers wackern Baßbuffo, Sigr. Benincasa, als armer Poet Isidoro, bleibt immer ergötzlich, obschon seine Stimme sehr zurückzugehen scheint.

La gazza ladra (Die diebische Elster) von Rossini, eine Oper, in welcher hohler Bombast, erzwungener Glanz und totale Nichtberücksichtigung aller musikalischen Charakteristik die Hauptelemente bilden. Die Ausführung war ziemlich mittelmäßig; außer Sigr. Vestri, der die Parthie des Podesta sehr brav sang und auch recht löblich spielte, schien keine der mitwirkenden Personen besondern Fleiß anzuwenden. Demoiselle Fürst war als Pippo eine wirklich unleidliche äußere Erscheinung, und ihr Gesang wollte dießmal die Ohren nur kärglich auf Kosten der Augen entschädigen. Diese Oper hinterließ wohl unter allen übrigen den schwächsten Eindruck, wie lärmend sie sich auch einen bedeutendern zu erzwingen strebte.

Zufolge einer Ankündigung unserer, sonach auch mit Aestheticis beschäftigten, Communrepräsentanten, haben der König und der Prinz-Mitregent sich nun entschlossen, die italienische Oper, „jedoch mit einigen Beschränkungen," fortbestehen zu lassen. Diese Beschränkungen werden, dem Vernehmen nach, in nichts Anderem bestehen, als daß man die beiden Primadonnen Palazzesi und Schiasetti, wie auch die italienischen Sänger — mit Ausnahme der Herren Zezi und Benincasa, welche Beide hinfort auch zur deutschen Oper gezogen werden sollen — fortschickt, und durch die deutschen Opernsänger, mit Beihülfe der erwähnten beiden, hierbleibenden Italiener, von Zeit zu Zeit eine Opernvorstellung italienisch — was jedoch deshalb keine italienische Opernvorstellung ist — anordnet. Ein solches Fortbestehen, wenn es wirklich so ist, wäre demnach nur eine Redensart, ein leeres Wortspiel und kann in keinem Falle etwas Gutes werden. Besonders wird der gänzliche Mangel an einer, nach italienischer Weise gebildeten Sängerin diese deutsch-welschen (kauderwelschen) Darstellungen gänzlich annulliren; man müßte denn eine in der italienischen und deutschen Gesangsschule gleich gebildete Sängerin — wie z. B. die treffliche Mad. Beisteiner-Pohl — zu diesem Behufe engagiren. Unter andern Umständen aber kann aus einem solchen Ragout von Deutsch und Italienisch ohnmöglich eine auch nur erträgliche Ausbeute hervorgehen. Nichts halb, ist meine Meinung, entweder deutsch oder italienisch; Beides zugleich sein, heißt Nichts sein. —

Die in Leipzig so enthusiastisch verehrte Oper: „Der Templer und die Jüdin," vom Capellmeister Heinrich Marschner, hat bei ihrer dreimaligen Aufführung hier nur mittelmäßigen Beifall, zuletzt beinahe offenbare Kälte zum Erfolge gehabt und sonach das Prognosticon, welches wir derselben für Dresden stellten, vollkommen gerechtfertigt. Dieß darf übrigens weit eher zum Vortheile, als zum Nachtheile dieses trefflichen Opernwerkes sprechen, dessen Meister der schönsten Huldigung würdig ist. Eine Menge leichter französischer Opernwaare mit viel Melodie und wenig Musik, elegante und gehaltlose italienische Singstücke, die sich in den zahlreichen Concerten immer mehr vervielfältigen, haben den hiesigen Geschmack für Musik dergestalt verweichlicht und geschwächt, daß er seinem völligen Untergange nahe ist und, wie ein in Grund und Boden verwahrloseter Magen, keine gesunde Kost mehr vertragen kann. Marschner's Musik prangt mit einer oft schroffen Gediegenheit, verschmäht zu stolz alle bunten Verschnörkelungen und modischen Kunstgriffe, als daß er hier die seinem Werthe gebührende Anerkennung zu finden hoffen dürfte; doch möge dieß den Meister nicht hindern, die von ihm so rühmlich betretene Laufbahn mit Kraft und Ausdauer zu verfolgen; Dresden mit seinem zersplitterten Charakter bildet kein Publikum, geschweige denn eine Stimme. Bleibt ihm doch die Anerkennung der Bessern, Unterrichtetern; warum wollte er diese gerade in Dresden suchen? — Die Darstellung war mindestens keine glänzende. Herr Wächter ist, trotz übrigens unbestrittener Verdienste, doch in Stimme und Gestalt zu sehr über das „primiero fiore" hinaus, selbst sein Spiel ist weit mehr ein bewegliches, routinirtes, als ein edles und imposantes, als daß er zu einem Templer, wie er in der Idee des Dichters und des Componisten dasteht, die nöthigen Mittel beibringen könnte. Herrn Hammermeister in Leipzig, den Herr Wächter vielleicht an gründlichem Gesangsstudium andererseits übertrifft, muß gleichwohl in dieser Parthie im Allgemeinen der Vorzug vor Letzterm eingeräumt werden. Madame Walker, als Rebecca, sang brav, spielte aber ungeschickt und stand daher der Mad. Franchetti-Walzel bei weitem nach. Um wie viele Male Herr Fischer in Leipzig den Bruder Tuck besser singt und spielt, als unser Galleriestück, Herr Meaubert, ließe sich nur mit einer tüchtigen runden Summe bestimmen. Demoiselle Schebest (Rovena) saß so allerliebst zu Pferde, daß man einstimmig den Wunsch hegte, sie möge ihre spätern Gesangstücke lieber reiten, als singen, daher sie sich bei ihrem Pferde mehr zu bedanken hatte, als bei ihrer Stimme. —

Von höhern Schauspielen ließ sich in dieser Zeit nichts vernehmen. Desto reicher — der Quantität nach — blüht das Feld unserer Conversationsstücke. Die Ausführung ist oft charmant. Herr Carl Devrient zirpt, Herr Pauli brüllt, Madame Müller-Bachmann wimmert, Herr Meaubert kreischt, Demoiselle Herold elstert oder säuselt, Demoiselle Hirschmann baritonirt. — Wohl bekomm's! — Daß dieser Vorwurf nicht Veteranen, wie Herrn und Madame Werdy, Mad. Schirmer, Herrn Burmeister, Julius ꝛc. eben so wenig wie Herrn Emil Devrient und Demoiselle Berg trifft, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. —

H. M.

Aus Prag.

Und es geschah am neunten Tage des Wind-Monats im ein tausend acht hundert ein und dreißigsten Jahr der christlichen Zeitrechnung, wo viel Jammer und Trübsal über Europa einbrachen, als in der alten Böhmen-Hauptstadt unter der Leitung des zu jener Zeit daselbst anwesenden k. k. Wiener Hofcapellmeisters Herrn Conradin Kreuzer

zum Erstenmale die von ihm componirte und bisher noch nirgend aufgeführte Oper: Die Jungfrau in Scene kam.

Dieß Werk war ursprünglich für das Odeon-Theater in Paris geschrieben, aber wie dieß oft in der theatralischen Welt geschieht: „Der Autor denkt, der Impressario lenkt!" und so sollte auch, statt vor den Parisern, vor den Pragern zuerst „die Jungfrau" des Herrn Creuzer ihre Reize zur Schau stellen. — Melville, der Erste, der „die Jungfrau" bearbeitete, hatte sie zu einer „femme sanglante" (dieß war ihr früherer Titel) gemacht, aber ein lebenslustiger Wiener, Herr Andreas Schumacher, der auch einmal für die Bühne etwas leisten wollte, that noch ein größeres Wunder, als sein Namensheiliger, und wandelte die französische „femme sanglante" in eine deutsche „Jungfrau" um, die, ihrer Aufführung nach zu schließen, sich stets ihren guten Ruf erhalten wird, wenn sie überall, wie hier, so blöde und schüchtern thun, und Niemanden zuerst ansprechen wird. Ihr geistiger Vater hat ihr aber auch eine feine Erziehung zu Theil werden lassen, denn abgesehen davon, daß sie standesgemäß gleich den adeligen Fräuleins mit der französischen Sprache eher als mit der deutschen vertraut wurde, zeigte sie auch eine weit sittlichere Bildung, als einst Spontinis Julchen, das, ungeachtet es sich für eine Vestalin ausgab, doch einer Unzahl von Liebhabern sich rühmte, indeß Herrn Creuzer's Tochter fein keusch und jüngferlich nur mit Einem Seladon sich begnügt, dem Prager Theater-Correspondenten für eine Wiener Zeitschrift, der die Musik für himmlisch erklärte. „Wahrscheinlich" — entgegnete darauf der Angeredete dem Verzückten — „ist die Oper früher nicht für das Odeon, sondern für den Himmel componirt worden, und der Erfolg mochte daselbst der Art gewesen sein, daß man es sich erklärt, warum selbst die auf der Erde herumspazierenden Engel sich sehr indignirt finden, wenn man sie „Jungfer" zu tituliren sich einfallen läßt."

Folgendes bildet das Sujet der Oper: Vor Jahrhunderten lebte ein Ritter, der hatte ein Töchterchen, das Töchterchen hatte wiederum einen Buhlen, der sie entführt, unterweges aber die Maske des Liebhabers abnimmt, und sein gegenwärtiges Unternehmen, als eine Folge seines bisher sorgfältig verborgenen Hasses gegen ihre Familie, erklärt, und eben Miene macht, ihr seine Degenspitze in den Leib zu rennen, als Papa, der von dem nächtlichen Ausfluge des Töchterchens Wind bekam, angerannt kommt, aber das Eisen des Entführers zuerst kosten muß, welches, ohne zuvor von dem Blute des Alten gereinigt zu werden, noch triefend schon das Herzblut des Töchterchens zu kosten bekommt. So eilig zeigt sich der Bösewicht in seinem Geschäfte. Was geschieht? Das arme Kind tritt sogleich das Amt eines Schloßgespenstes in der Burg ihres erdolchten Vaters an, und das ihr angewiesene Fach ist, den Meineid in der Liebe zu strafen.

So lautet die Sage im Munde der Bewohner des Schlosses der Baronin von Rentheim, einer Urenkelin des Erdolchten und seines gespenstischen Kindes. Der Baronin hat einmal ein Herr von Linden das Leben gerettet. Die Baronin wird dankbar, und weil, gleichwie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so auch von der Dankbarkeit zur Liebe, nur ein Sprung ist, folglich wird die Baronin auch verliebt. En vérité diese Liebe kommt Herrn von Linden sehr ungelegen, denn er hat bereits mit seinem Herzen anderweitig disponirt. Der Gegenstand seiner keuschen Flamme ist Agnese, der Baronin Schwester, welche leider laut ihres Vaters Testament einem Andern zugesagt ist. Der Hochzeitstag rückt an, was bleibt den Liebenden für Aussicht, als die Flucht? Diese zu begünstigen, wollen die Beiden sich die Spuckgeschichte von der wandelnden Jungfer zu Nutze machen, denn ihre Erscheinung im Schlosse hat zufällig der Astrolog Bellini auf jene Nacht angezeigt, in welcher das Liebespärchen sich aus dem Staube machen will. Demungeachtet beharrt Agnese auf ihren Vorsatz, in der Maske des Gespenstes die Schloßbewohner zu erschrecken, und sodann mit Wilhelm zu entfliehen. Aber das Gespenst ist kein irdisches, also auch keine Coulissendame, weder Heiserkeit noch Unpäßlichkeit treten störend ein, die Jungfrau von der beabsichtigten Nachtwandelei abzuhalten. Sie erscheint. Großer Schreck fährt deshalb den Gliedern des versammelten Schloßpersonals in die Glieder, welches, der Neugier und dem Grundsatze folgend, daß die Erscheinung einer Jungfrau um Mitternacht am interessantesten sei, sich in der Halle nebst dem Astrologen der Baronin und Herrn von Linden eingefunden. Nur dieser macht als Held des Stückes von den Erschrockenen eine rühmliche Ausnahme — weil er das Gespenst für seine Geliebte hält. Wie jener Hund in der Fabel jagt er dem Schatten nach, und läßt das Fleisch fallen, nämlich die Geliebte, die in jenem Augenblicke, gleichfalls im Geister-Costüm kommend, von einer Gallerie aus, den Monsieur mit dem Gespenste scheiden sieht, und ohnmächtig zu Boden fällt. Ihrem Beispiele folgt der Vorhang.

Im folgenden Acte erfährt man, daß Wilhelm auf der Flucht mit dem Gespenste seinen Irrthum entdeckt habe. Auch er fiel — vom Rosse vor Entsetzen, während ihm die Jungfrau droht, auf seinem Gelübde zu bestehen. Krank und verwundet sieht er der bangen Mitternachtsstunde entgegen. Er bittet seinen Waffengefährten, bei ihm die Nacht durchzuwachen. „Schlaf nicht! Schlaf nicht!" flüstert er dem Kriegskameraden fortwährend in sehr kläglichem Tone zu. Jener verspricht ihm Gewährung seines Wunsches. Aber er ist mit Hans Lafontaine der Meinung: „Promettre est un, tenir est un autre!" oder sind es die wunderherrlichsten Töne, die sothanen Einfluß auf ihn ausüben, denn ehe man es noch erwartet, schläft er, daß es eine Art hat. Der Glückliche! Er schläft in der Nähe der Jungfrau, die, im abgemessenen Schritte wie ein Rathsmitglied auf Wilhelm zugehend (nachdem sie, ihr musikalisches Gedächtniß bewundern zu lassen, mehrere Tacte aus dem Part der Anna am Schlusse der Oper „die weiße Dame" gesungen), ihren Arm um ihn schlingt. Wilhelm, der Einzige demnach, der nebst dem obenerwähnten Theater-Correspondenten sich von der Jungfrau ergriffen fühlt, theilt mit diesem die Bewußtlosigkeit, denn wie ein getroffener Kegel stürzt er bei der zärtlichen Umarmung des Gespenstes zu Boden. Die

Baronin und ihre Schwester befragen den Astrologen um ein Mittel, den schweren Bann zu heben. Dieser meint, die Jungfrau könne nur durch ein Selbstopfer aus Liebe versöhnt und erlöset werden. Agnese will, der lateinischen Bedeutung ihres Namens zu entsprechen, das Opfer sein, und stürzt sich vom Felsen in die Schlucht, wo die Jungfrau einst ihr Blut vergoß. Man will sie abhalten, aber um den Theatercoup nicht zu schwächen, wartet man mit der Hülfeleistung so lange, bis Agnesens Röcke durch den Luftsprung bereits im Flattern sind. Das nunmehr erlöste Gespenst fängt sie im Fluge auf, und nachdem sie mitten im bengalischen Feuer die Hände der Liebenden zusammengefügt, fährt sie auf einer Wolke gen Himmel und die Zuschauer aus einander.

Die Composition erinnert hier und da an die gute alte Zeit. „Die Teufelsmühle," „Das Donauweibchen," aber auch „Das Opferfest" und „Don Juan" (Letzterer sogar meldet sich in zwei Stellen, als aus dem ersten Finale und dem Sextett des zweiten Acts, den mit ihm befreundeten Hörern an) guckten Herrn Creuzer gar schelmisch in seine Partitur, und ließen die Spuren ihres Besuches darin haften. Die Ouvertüre enthält die pikantesten Melodien der Oper, nur hüpfen diese planlos, wie die Lämmlein auf der Wiese, herum. Manche Nummern, wie das Sopranduett, entschädigen für ihre Gedehntheit durch einen frappanten Schluß, nur ist diese Nummer, wie so viele andern der Oper, weniger von dramatischer Wirkung; im Concertsaale aber werden diese, kunstgerecht vorgetragen, nie ihren Zweck verfehlen. — In der folgenden zweiten Vorstellung dirigirte der Compositeur ebenfalls die Oper, aber das, ungeachtet seiner Benefizvorstellung, sehr geräumige Parterre und die leeren Bogenreihen fällten ein stillschweigendes, aber unpartheiisches Urtheil, als den Befreundeten des Componisten lieb sein mochte.

N.

Prag, Ende October 1831.

Seit der „Stummen von Portici" hat die hiesige Theaterdirection ihr Repertoir mit keinem Stücke bereichert, welches auf die Kasse so wohlthätigen Einfluß ausgeübt hätte, als das durch Margaretha Carl vom Rhein herüber geschmuggelte (denn die deutsche Bearbeiterin macht aus dem französischen Originale uns ein Geheimniß) Rührspiel genannt „das Irrenhaus in Dijon," worin Herrn Moritz die zweideutige Ehre zu Theile ward, den wahnsinnigen Advocaten zu repräsentiren. Obgleich vielleicht sein ergreifendes Spiel (indem er ein bis in die kleinsten Züge aus dem Leben gegriffenes Bild jenes Seelenkranken aus Liebe mit naturgemäßer Wahrheit den überraschten Zuschauern vorführte), den entschiedensten Einfluß auf die bei uns überaus beifällige Aufnahme dieser Novität gehabt haben mag, so dünkte doch den Meisten, — welche Herrn Moritz gewöhnlich in Aufgaben beschäftigt sahen, die seinem Standpunkte als Bühnenkünstler mehr zusagen, insofern sie durch classischern Werth für die Uebernahme derselben auch den Darsteller zu adeln vermögen — als erblickten sie Pegasus zu Haymarket. Ob nun Stück oder Darsteller der Kasse so bedeutende Einnahmen bewirkten, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen, und diese Theaternotiz hat ihren Zweck erreicht, wenn sie als ein neues Argumentum für den einreißenden falschen Geschmack in Beziehung auf das deutsche Theater aufgestellt werden kann.

Das Opern-Repertoir ist hier nicht so freigebig mit Novitäten. Man behilft sich zur Abwechselung mit neu einstudirten ältern Opern, zu denen Parsiellos „Molinara" (die schöne Müllerin) gehört, worin Demoiselle Emmering durch meisterhafte Ausführung der Titelrolle reichlich Gelegenheit erhielt, sich der Gunst des hiesigen Publikums, das erst seit Kurzem sich ihres schönen Talentes erfreut, noch mehr zu versichern.

Buntes.

„Viele Köche verderben den Brei." — Dieses gemeine, aber wahre Sprichwort findet seine Anwendung auch bei den Theaterdirectionen, besonders aber bei den Hoftheaterdirectionen. Letztere zerfallen oft in nichts zusammen, aus keiner andern Ursache, als weil zu Viele, oft sogar Menschen, welche von den widersprechendsten Grundsätzen und Ansichten ausgehen, ihr Ansehen geltend machen und regieren wollen. Die daraus entstehenden Streitigkeiten, Mißhelligkeiten und Uebelstände müssen das Publikum ennüyiren, beeinträchtigen und theilnahmlos machen. Homer's Ausspruch:

„Οὐκ ἀγαθὴ πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω!"

gilt also auch in Bezug auf das Theaterregiment. — Die nothwendigen Kennzeichen der Leidenschaft sind völlig unvermeidlich. Kein Wollen, kein Zwang kann verhindern, daß uns die Glieder nicht zittern, daß uns das Gesicht nicht bleich wird, wenn uns ein heftiger Anfall von Furcht und Schrecken bewegt. Bei einer plötzlichen Bewegung von Scham schießt das Blut in's Gesicht, trotz allem Widerstande:

„Die Scham, die die Natur uns eingeprägt,
Die läßt sich nicht verläugnen; suchst du sie
Auch aus dem Herzen zu verscheuchen, so entflieht
Sie in's Gesicht." —

Nur das Theater-Spiel also ist für ein wahres Spiel zu achten, in dem diese Kennzeichen natur- und zugleich kunstgemäß sich entfalten.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 295. (II. Jahrg.) Montag, den 26. December. 1831.

Anzeige.

Unsern geehrten Lesern und allen Freunden einer geist- und gemüthreichen Unterhaltung, Literaturkundigen, Künstlern, Schauspielern und Theaterdirectionen

zeigen wir hiermit ergebenst an, daß

„Unser Planet,"

Blätter für Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater,

mit dem neuen Jahre 1832 seinen dritten Jahreslauf beginnen wird. — Wenn sich der Planet schon bis jetzt wegen der ihm eigenthümlichen Lebensfrische, Kraft und Entschiedenheit eben sowohl, als wegen seiner unverletzten Würde und großen Reichhaltigkeit auf das Vortheilhafteste auszeichnete und einer großen Beliebtheit bei dem Publico erfreute, so wird Beides, nach den getroffenen Veranstaltungen, für die Zukunft noch mehr zu hoffen sein. Seine Hauptsorge wird „unser Planet" mit darauf richten, daß das allgemein verbreitete Interesse an den Bewegungen und Begebenheiten unserer Zeit nicht unbefriedigt bleibe. In den vier der Unterhaltung ausschließlich gewidmeten Blättern wird er dieß, so oft als möglich, bald in kurzen Erzählungen und Novellen ausgezeichneter Schriftsteller wie Schefer, Kruse, Kind, Storch, v. Lüdemann, Fr. Laun, Meynert, G. v. Deuern, Dr. Morvell u. a. m., bald in Gedichten, Anekdoten, Räthseln, Reflexionen kosmopolitischen, humoristischen und satyrischen Inhaltes, bald versteckt und bald offen, ganz nach dem Muster der besten französischen Journalisten, zu bewerkstelligen suchen. Die „Reisezeitung" aber und das ununterbrochen fortgesetzte „Neueste Leben und Treiben auf unserem Planeten" sollen gleichsam lebende Bilder vorhalten, die über die neuesten und wichtigsten inneren und äußeren Verhältnisse der bedeutendsten Städte in und außer Deutschland die treueste und ausführlichste Auskunft geben. —

In dem „Kunst- und Literaturblatte" soll ebenfalls vor allem Anderen das Zeitgemäße ganz besondere und schnelle Beachtung durch ein kurzes, tief erfassendes, von Parteigeist und Lieblosigkeit freies Urtheil erfahren. Uebrigens wird nur das Bessere aus Literatur und Kunst besprochen und nach diesem Gesetze werden auch die Erscheinungen im Auslande nicht unbemerkt gelassen werden.

Das sechste und letzte Blatt „unseres Planeten": „die Theaterzeitung," wird es sich mit allem Fleiße angelegen sein lassen, frei zu bleiben von allem Gewöhnlichen und sich, jeden höhern Anspruch zu erfüllen strebend, zu einer allgemeinen und allgemein-unentbehrlichen Theaterzeitung für ganz Deutschland zu bilden. Das Band zwischen der deutschen und französischen Bühne wird aber dabei keineswegs übersehen werden und Theaterneuigkeiten aus Paris sollen immer zur Gnüge vorhanden sein.

Es können uns zur Ausführung dieses umfangreichen Unternehmens die erforderlichen Kräfte nie fehlen, da uns von Neuem mehre der besten Schriftsteller und Dichter, Gelehrten und Kunstrichter ihre regste Theilnahme, so wie bedeutende und angesehene Männer ihre Mitwirkung durch sorgfältige Correspondenznachrichten versprochen und zugesichert haben.

Die Redaction.

Sieben und zwanzig Lieder

von

Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

XVI.

Du magst nun simuliren
So viel es Dir beliebt;
Was hilft's Philosophiren,
Genug, Du bist verliebt.

Ja wohl, es ist nicht anders,
Und kann's auch anders sein?
Den wollt' ich seh'n, der hier nicht
Bei ihr es wollte sein.

Sah doch schon manches Mädchen,
Sah doch manch hübsch Gesicht,
Und keine von den Allen
Reicht ihr das Wasser nicht.

XVII.

Was will man mit dem Herzen machen,
Das einmal sich verliebt?
Man läßt es toben, seufzen, pochen,
Bis es sich wieder gibt.

Da hilft kein Reden, Ueberlegen,
Kein philosoph'scher Sinn;
Das Beste ist, man gibt sich herzlich
Dem liebenden Herzen hin.

Wozu auch hier unnützes Fragen
Nach Wie und nach Warum?
Wenn ich in Liebchens Aeuglein blicke,
Da frag' ich nicht „Warum?"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Fürst Hatzfeldt,

eine historische Berichtigung.

(Kleiner Bonbon für alle Anti-Napoleonen.)

Es ist aus der Zeit der französischen Invasion Preußens im Jahre 1806 her bekannt, wie Napoleon gleich nach seinem Einrücken in Berlin einen aufgefangenen Brief zum Vorwande nahm, um den damaligen ersten Regierungs-Beamten daselbst, den Gouverneur Berlins, Fürsten von Hatzfeldt, ganz wider die Grundsätze des Völkerrechts, verhaften zu lassen; wie er denselben sogar mit dem Tode bedrohte, ihn aber nach der Haft von einigen Stunden seiner Familie zurückgab. Seine Lobredner haben auch diesen Vorfall ergriffen, um seine Großmuth zu rühmen und ihn als einen zweiten Titus darzustellen, ja die Künste selbst konnten eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, um das alte Sprichwort zu bewähren. Von Seiten der Betheiligten und in Preußen überhaupt hat sich indessen keine Stimme hören lassen, welche dieser Apologie beigetreten wäre, und der Haß, den Napoleon durch einen Krieg auf sich lud, welchen er selbst veranlaßt hatte, und nachher mit seinem ganzen Gewicht auf ein unterdrücktes Land fallen ließ, reicht nicht hin, dieß Stillschweigen zu erklären.*) Der wahre Hergang jenes Auftrittes aber war in Berlin allgemein bekannt, und nach dem Sturze des Imperators begnügte man sich,**) denselben in Vergessenheit zu begraben.

Seitdem es aber Mode geworden ist, Memoiren zu schreiben, und seitdem dergleichen Schriften selbst aus Napoleons nächsten Umgebungen hervorgegangen sind, die jenen Vorfall mit gewohnter Emphase, obgleich nur vom Hörensagen, berichten; seitdem ist es Pflicht geworden, auch diesem Fürsten sein Recht widerfahren zu lassen und in die Bücher der Geschichte einzutragen, was derselben in Beziehung auf ihn anheim gefallen ist: Es wird sich zeigen, daß der Fürst Hatzfeldt, von welchem hier die Rede ist, nicht nur nicht strafbar war, sondern daß ihm nicht einmal eine Handlung zur Last fiel, welche ihm nur den geringsten Tadel zuziehen konnte. Aus welcher Ursache aber die Komödie gespielt wurde, wenn sie nicht etwa die Folge einer Uebereilung war, darüber mögen die Leser sich selbst Rechenschaft zu geben suchen.

Nach der Räumung von Berlin durch die Preußischen Truppen wurde dem Fürsten Hatzfeldt die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten daselbst übertragen, und es gehörte zu den Obliegenheiten seines Amtes, jeden Morgen eine Estafette mit dem Tagesbericht an des Königs Majestät zu senden, so lange die Communication noch offen stand. Am 24sten October 1806 Mittags rückte die französische Avantgarde in Berlin ein, ihr folgte am nächsten Tage der Marschall Davoust, und Sonntags den 26sten ging eine Deputation nach Potsdam, um Napoleon der dort angekommen war, zu bekomplimentiren. An ihrer Spitze stand der Fürst Hatzfeldt, und er wurde, wie man sich auszudrücken pflegt, sehr gnädig aufgenommen. Am Abend desselben Tages begab sich der Kaiser nach Charlottenburg, und hielt den 27sten Nachmittags um vier Uhr seinen Einzug in Berlin. Am Brandenburger Thore wurde er von einer Deputation und den obersten Behörden empfangen, welche ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen kamen. Ohne sie jedoch eines Blickes zu würdigen, sprengte er vorüber. Man sagte ihnen, daß sie sich nach den Schlosse begeben möchten. Dort empfing Napoleon den Fürsten Hatzfeldt mit großer Kälte, und sagte ihm zuletzt, daß er seiner Dienste nicht bedürfe.

---

*) Viel behauptet, um — einen großen Mann zu schmähen. D. R.

**) Wie großmüthig! D. R.

Verwundert über diese Aufnahme kam der Fürst nach Hause, und strengte sich vergebens an, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden. Am andern Tage meldete sich ein Offizier der Gensdarmerie mit dem Befehl, den Fürsten zu verhaften, welcher ihm folgte und zu Fuße nach der Schloßwache gebracht wurde. Diese Unschicklichkeit mag vielleicht aus Mangel an Bestimmtheit des Befehls erfolgt sein, auf jeden Fall war es aber ein starker Verstoß.

Die Fürstin, ohne die Ursache dieser Verhaftung zu kennen, eilte in das königl. Palais, und dort erhielt sie von ihrem Gemahl einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, worin er ihr von seinem Schicksale Nachricht gab, und sie ersuchte, sich selbst zum Kaiser zu verfügen. Sie flog nach dem Schlosse. Napoleon war ausgeritten, die Truppen des Marschall Davoust zu besichtigen. Ein königlicher Bedienter, der sie erkannte, sagte ihr, daß Dúroc zu Hause sei, und führte sie dahin. Sie wurde sehr freundlich empfangen, und Dúroc ließ sogleich den Fürsten aus der Wache in sein Zimmer bringen. Zugleich versprach er ihr die Gelegenheit zu verschaffen, Napoleon selbst zu sprechen, und da in diesem Augenblicke das Trommeln der Wache dessen Ankunft verkündete, so hatte er kaum so viel Zeit, sie an den Arm zu nehmen und an einen Ort zu führen, wo Napoleon vorbeimußte. Dort ließ er sie allein und ging dem Kaiser entgegen.

Als Napoleon in die Nähe der Fürstin kam, fragte er nach ihrem Namen, und befahl darauf dem Herrn von Segur, sie zu dem Marschall Berthier zu begleiten; aber kaum war sie einige Minuten dort, als er sie schon rufen ließ. Das Vorzimmer war mit Offizieren aus der Suite des Kaisers angefüllt. Man bedeutete sie, daß sie allein weiter gehen müsse, indem niemand ohne besondern Befehl das Recht habe, in die innern Zimmer des Kaisers zu kommen. Sie hatte noch zwei Piecen zu durchwandern, bis sie an das Cabinet Napoleons gelangte. Als sie die Thüre öffnete, kam er ihr sogleich entgegen und sagte: „Sie zittern, Madame? Treten Sie näher, ich bin nicht so furchtbar!" Darauf fragte er sie nach ihrer Familie, allerhand gleichgültige Dinge. Endlich erinnerte ihn die Fürstin an den Gegenstand ihres Besuchs, worauf er sie fragte, ob sie wohl die Ursache der Verhaftung ihres Gemahls kenne. Auf ihre verneinende Antwort klingelte er und ließ Berthier holen, dem er den Brief des Fürsten abforderte. Nachdem Berthier sich entfernt hatte, sagte Napoleon der Fürstin: „Sie sollen selbst urtheilen, Madame. Wenn dieser Brief von Ihrem Gemahl ist, so ist er strafbar; ist er nicht von ihm, so werde ich Ihnen alle mögliche Genugthuung geben." Nachdem die Fürstin die Augen auf den Brief geworfen hatte, antwortete sie: „Ich erkenne wohl die Handschrift meines Mannes, aber er ist ein Mann von Ehre, jedermann kennt ihn, er kann nichts geschrieben haben, was ihn compromittiren könnte; lassen Sie ihn holen, Sire, und er wird sich rechtfertigen."

Darauf nahm Napoleon den Brief, den ihm die Fürstin zurückgegeben hatte, legte ihn zusammen und gab ihr denselben mit den Worten: „Hier nehmen Sie den Brief, und ich habe keinen Beweis mehr gegen Ihren Gemahl; führen Sie ihn nach Hause, er ist frei!" Und damit endigte die Farce, die, vermuthlich um den Effect zu steigern, anfangs zu einem förmlichen Drama angelegt zu sein schien. Donnerstags, den 30. October stand folgender Artikel in deutscher und französischer Sprache in der Berliner Zeitung:

„Vorgestern, am 28. d. M., ward der Prinz (Fürst) von Hatzfeldt arretirt, weil er dem Prinzen von Hohenlohe von den Bewegungen und von der Stellung der französischen Armee schriftliche Nachricht hatte zukommen lassen. Der Brief, der diese Nachricht enthielt, war von des Fürsten eigner Hand geschrieben, aber aufgefangen und Sr. Maj. dem Kaiser und König vorgelegt worden."

„Die Gemahlin des Prinzen von Hatzfeldt eilte deshalb auf das Schloß und flehte Se. Maj. fußfällig um Gnade für ihren Gemahl. Der Kaiser war so gütig, ihr das Schreiben ihres Gemahls vorzulegen; sie konnte nicht umhin, die Handschrift des Prinzen anzuerkennen. „Nun sehen Sie, Madame, und urtheilen Sie selbst, ob Ihr Gemahl strafbar ist." Da jedoch der Kaiser immer, selbst gegen seine Feinde gütig und großmüthig ist, so gab er der Prinzessin das Schreiben ihres Gemahls zurück und begnadigte ihn."

Was war aber nun in dem ominösen Schreiben enthalten, das dem Fürsten von Hatzfeldt zur Last fallen konnte? — Der Leser soll darüber selbst urtheilen; hier folgt dieses corpus delicti.

(Beschluß folgt.)

Der Maler an seine Braut.

Ein Maler in J., der lange Zeit mit einem Mädchen in K. versprochen war, erhielt endlich nach mehrmaligen fruchtlosen Bitten, ihm zu sitzen, die Antwort: ich sitze nun einmal nicht. Der Maler antwortete kurz: Da Du nun einmal nicht sitzen willst, so sehe ich mich genöthigt, Dich sitzen zu lassen. Für manches andere Brautpaar wäre es besser gewesen, wenn sie blos gesessen hätten.

Mariannus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgardt, den 6ten November 1831.
(Beschluß.)

Das Aergste, was man in solchem Falle thun kann, ist — schreien, das zeigt, daß die Hiebe schmerzten — oder Gewalt brauchen — das beweist, daß es an Beweisen mangelt und daß man kein Recht hat! Wie oft habe ich schon laut über den Artesischen Brunnen gespottet, welchen man nicht in der Tiefe des Thales, sondern hoch am Bergeshange bohrt und schon 500 Fuß tief, durch alle möglichen Stein- und Gebirgsarten hindurch, fortgesetzt hat, ohne daß man auf Wasser kommt. Der große Ingenieur Duttenhofer hat mich nicht verklagt und ist nicht grob geworden, er sieht den Schwabenstreich ein, aber er macht bonne mine au mauvais jeu und lacht selbst am herzlichsten über das närrische Ding, was er in seiner Gutmüthigkeit angefangen, vermeinend, um das Wasser in den großen Aquäduct, den man baute, ohne Wasser zu haben, zu schaffen — müsse man mit dem Bohren so und so hoch anfangen. Nun, der Mann hat recht, aber die Natur auch, und da sie die Mittel besitzt, ihm seine Fehler zu beweisen, so schweigt er klüglich still, wie es der Herr Minister auch hätte thun sollen.

Die Furcht vor der Cholera ist so ziemlich verschwunden, die guten Nachrichten, welche man aus Berlin erhielt, woselbst sie sich gar nicht so bösartig zeigt, beruhigten sehr, doch giebt sie Veranlassung zu dem endlichen Bau des schon längst projectirten neuen Theaters, oder vielmehr zu dem Umbau, zu der Einschachtelung des neuen, in die vier Mauern des alten. Falls nämlich die Cholera zu uns rückt, soll der Bau noch in diesem Winter begonnen werden, um der ärmeren Volksklasse Beschäftigung und Verdienst zu geben. Da man gemerkt hat, daß die Pest gern kleine Aufstände und Revolten in ihrem Gefolge führt, welche mitunter gefährlicher sind, als die Krankheit selbst, wie Petersburg und Königsberg, wie Pesth und Herrmannsstadt bewiesen, ist ohne Zweifel jene Maßregel sehr vernünftig zu nennen, der Pöbel fängt nur dumme Streiche an, wenn er sonst nichts zu thun hat, wie wird es ihn amüsiren, wenn er die dicken Dorischen Säulen auf die schlanken Jonischen packen darf. Etwas ganz Neues, die umgekehrte Ordnung, wie die Griechen zu bauen pflegten, ist schon zu sehr veraltet!

Ich bin begierig, was der Dr. Lindner dazu sagen wird. Sonst war er ein Liberaler im weitesten Sinne des Wortes, da hätte er gräulich über solche Narrheit losgezogen, jetzt ist er ein Royalist, jetzt wird er ohne Zweifel Alles, was der Königl. Baumeister Pouret macht, sehr gut finden; er ist nämlich dazu verschrieben, Alles sehr schön zu finden und zu preisen, was von der Regierung ausgeht, er soll ein ministerielles Blatt redigiren, welches den Ultraliberalen in den Weg tritt, welches den zu lauten Instrumenten Sordinen aufsetzt. Ehemals brauchte man in solchen Fällen Daumschrauben, seitdem aber die ganze Menschheit sehr human geworden ist, seitdem sie einander nicht mehr einzeln, sondern armeenweise abschlachten, begnügt man sich mit zierlichen Dämpfern, welche auch ihre Wirkung thun, vor Allem, wenn man dieselben so applicirt, daß sie von dem Publikum nicht gesehen werden; auf solche Art hat man schon ein liberales Blatt zum Schweigen gebracht. Es wurde nämlich dem Redacteur eine Sinecure angewiesen (zu Stellen, welche Arbeit und Kenntnisse erfordern, war er nicht zu brauchen), wodurch er denn, um seiner eignen Sache willen, der Sache des Volkes untreu geworden ist und sich in den Weinbergen des Herrn angesiedelt hat, woselbst er sich den Wein, den er früher kaufte, nun selbst zu ziehen gedenkt. Wenn der Frost ihm nur nicht schaden thut, denn es scheint, er habe sich nicht die vortheilhafteste Lage gewählt, er stehe sich selbst ein wenig im Lichte, und wie sehr das letztere dem guten Gedeihen nöthig ist, das sehen wir an dem dießjährigen Herbste, welcher durch den milden Sonnenschein die ganz unbrauchbar scheinenden Trauben zur völligen Reife gebracht, welches zu der Ruhe unseres Ländchens nicht weniger beiträgt, als die Wiederherstellung der Dlle. Heinefetter. Dieselbe war heiser, und hat uns mit der Aufführung des Don Juan und des Titus zu verschiedenen Malen was weniges verirt — nun ist sie aber genesen und das Publikum war entzückt, hat auch über den hohen Kunstgenuß alle Angst und alle Sorge vergessen! Gott schenke jeder Stadt und jedem Lande einen solchen lieblichen Friedensengel, und der Janustempel wird geschlossen bleiben!

a.

Buntes.

An und für Manchen, zumeist auf Durivir.

Heil dem Mann, dem summum Jus vorübergeht,
Weil ihm dann summa Iniuria entfernt auch steht
Und sich kein schurk'scher Wicht ob seines Unglück's bläh't.

Euangulus.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 296. (II. Jahrg.) Dienstag, den 27. December. **1831.**

Einige Lichtblicke in's Labyrinth der Wünsche.

Ach, bis zu Charons Kahne
Schweift unserer Wünsche Roth.
Matthisson.

Dürftig äußerlich und bedürftig innerlich tritt der Mensch als ein Kind des Strebens auf die Erde, wo sein ganzes Leben nur ein Anagramm von Wünschen, und die Befriedigung derselben die Achse ist, um welche sich sein ganzes Dichten und Trachten, sein Streben und Weben dreht, und zu welcher der Verstand angestrengt und der Wille als die Thatkraft in Bewegung gesetzt wird. Diese Erkenntniß müssen wir bei dem geneigten Leser nothwendig proponiren, denn wer nie gewünscht hatte, dem würde man umsonst nur sagen, was eigentlich „Wünschen" hieße. Schwerlich dürfte es aber je Einem an solche stete Begleiter, wie Wünsche sind, gefehlt haben, denn es liegt tief im Plane des ewigen Weltengeistes, daß wir in dieser Welt uns bald mit leeren, träumenden, thörigten, phantastischen Wünschen plagen, bald mit quälenden, neidischen, habsüchtigen, unersättlichen Wünschen martern, und bald in der Wiege leiser, zarter, bescheidner und anspruchloser Wünsche schauckeln müssen. Der Affekt des Wünschens findet sich vielleicht auch im ganzen Gebiete der Schöpfung nirgends als nur in der Behausung der menschlichen Seele, denn der Thierwelt müssen seine Seufzer um so mehr fremd sein, als hier Alles nur mit Begierde auf seinen Gegenstand losgeht, und wie es dem duldsamen Lamme noch niemals eingefallen, die kräftige Mähne des Löwen sich zu wünschen, so dem Räuber Adler noch nicht, eine sanfte Taube zu sein. Eben so kann man auch unmöglich in der herrlichen Gegend der reinen Geisterwelt, falls es eine solche gebe, den Seufzer des Wunsch-Affekts kennen, denn da schließt ihnen der mächtige Gedanke das Thor zu, und sie nehmen die Flucht vor dem kräftigen Willen. Wo aber nur ein menschliches Wesen ist, da halten die Wünsche ihre gierige Arbeit, bald sitzen sie in seinen Augen, bald horchen sie aus seinen Ohren, wo in aller Welt es nur irgend einen Raub gebe, und verlassen uns auch nicht auf einen Augenblick, ohne durch alle Veränderungen in den verschiedensten Gestalten hervorzugucken. Alle Geschäfte des Tages müssen da ihren Befehlen gehorchen, die Nacht nur auf ihre Erlaubniß schlafen, oft auch dieß nicht einmal, weil sie sich in unsere Liebe wie in unsern Haß mischen, mit denen wir die nächtliche Ruhe nicht vereinigen können. Sie bauen uns die Häuser, lenken die Pflüge, spannen die Segel aller Meere, reißen Roß und Wagen in den blutigen Krieg, sitzen bei allen Leidenschaften auf dem Throne, stiften die Ehen, lehren auf der Kanzel und richten vor Gericht. Sie sind es, die bei jeder Kunst, bei jedem Gewerbe Kopf, Hand und Handwerkszeug führen, dem Jäger das Gewehr abschießen, dem Arzte die Heilung entdecken, dem Physiker das Perpetuum mobile und dem Mathematiker die Quadratur des Triangels finden lassen: und selbst wenn die Mohngötter uns in Phantasie schon umgauckeln und der Schlaf das Auge beschleicht, sind sie es noch, welche in des Herzens Tiefe und in den Geheimnissen der Seele wandeln, um ängstliche oder erfreuliche Träume zu suchen.

Das Wünschen ist also unserer Natur angemessen, es ist rein menschlich und allgemein, weil wir Alle in der Zukunft leben, und das Wünschen als erster Versuch der sich anschließenden Urtheilskraft unvermerkt eintritt, woher auch der Gleichgültigste und Trägste wünschen muß. Seine Unnatürlichkeit ist minder Schwäche der Zerstreuung, als des Irrens und Schwankens; sie ist eben sowohl das ganz unbesonnene, sonderbare, launische Wünschen, das viele und mannichfache Wünschen des Neidischen, als das heftige, unersättliche Wünschen des Habsüchtigen und das beständige, beunruhigende, quälende Wünschen überhaupt. Wir wünschen überhaupt nur dasjenige, was wir nicht ausschließend begehren,

oder ernstlich auszuführen und zu befriedigen gedenken; daher der Wunsch im Allgemeinen nur als ein spielender Affekt, als ein leidenschaftloser, blos zufällig regsammer, über die Wirklichkeit hinauseilender Trieb erscheint, ohne Aufregung von Kraft und That, und ohne Erwartung des Erfolgs, der noch zuweilen so verborgen still sein kann, daß man ihn sich selbst kaum gesteht. Gleichsam wie der Stier sein Joch, das Pferd seine Kinnkette, und der Falk seine Schellen, so hat der Mensch seine Wünsche, die aber in ihren Ausschweifungen unter den Affekten wahre Kometen sind, denn sie haben keine Zügel und kein Maß, weil man sowohl Alles, als auch immer mehr und mehr wünschen kann, ohne daß von Jemandem Schranken gestellt oder Schlösser vorgelegt werden können.

Vergleichen wir den Wunsch mit der Hoffnung, so hat diese mehr Wahrscheinlichkeit des bevorstehenden Guten im Vorgefühle, mehr Selbstvertrauen und Geneigtheit zum Selbsteingreifen; verglichen mit der Sehnsucht ist diese unruhiger, unangenehmer, stärker und tiefer; verglichen mit dem Verlangen ist dieses ernster und bestimmter, entschiedener und fester; endlich geht der Wunsch von der Begierde darin ab, daß er nicht arbeitend ist, denn nur wenn der Wunsch sich durchsetzen will, wird er zur Begierde. Die Wünsche wohnen am liebsten beim Glücke; wo Reichthum, Ehre und Schönheit ist, da halten sie sich am liebsten auf: denn einer Seits hat der Beglückte der Fortuna einen Geschmack abgewonnen, ein Gelingen abgemerkt, anderer Seits leidet er an Ueberladungen, wodurch sein Geschmack verdrießlich und die Wünsche geändert werden, größtentheils aber gibt noch das Glück große Verbindungen, also Verwickelungen, welche an den Faden von Verdrießlichkeiten in ihm Wünsche aufziehen. Dem Menschen ist es einmal gewöhnlich, weniger zu thun, um den Besitz, als um die Gewohnheit, sich Besitzungen verschaffen zu können, eben so wie gar Mancher nicht liebt, um geliebt zu sein, als nur um zu wissen, daß er Andre in sich verliebt machen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräch in der Schule.

Schüler.

Das Wort hier, mein Herr Subconrector,
Heißt's Heztor, oder etwa Hektor?
Bald klingt das c wie zet und bald wie ka,
Wie heißt's nun hier nach der Grammatika?

Lehrer.

O welche Fehler, dummer Knabe
Im Deutschen gar! Wie oft schon habe
Ich Dir gesagt: Heißt's heißt's, Du Schwabe.

Ernst Schütz.

Napoleon und der Fürst Hatzfeldt.

(Beschluß.)

An den Herrn Major von der Knesebeck.

Berlin, den 24. Oct. 1806 Morgens um fünf Uhr.

„So eben kommt der bei dem Generalstabe angestellte Artillerie-Lieutenant Braun zu mir und zeigt mir an, daß er von Ew. den Auftrag hat, die sämmtlichen Brücken über die Havel zu zerstören. Die Hälfte seines Auftrags habe er vollzogen; diesen Auftrag zu beendigen, schiene ihm nach den Nachrichten, welche er hier erhalten, nicht mehr möglich. Ich habe demselben darauf bemerkt, daß bereits gestern eine starke Kavallerie-Patrouille in Potsdam gewesen, daß die dortige Brücke über die Havel sich in des Feindes Gewalt befindet, und daß er meines Erachtens um so mehr zurückgehen könnte, als bei der dermaligen Lage uns die noch stehende Brücke über die Havel zum Approvisionnement von Berlin nöthig sei."

„Der Lieutenant Braun hat mich gebeten, Ew. davon zu benachrichtigen, und ich entledige mich andurch dieses Auftrags."

„Offizielles weiß ich von der französischen Armee nichts, als daß ich gestern eine Ausschreibung, unterzeichnet d'Aultenne, gesehen habe, welche an den Magistrat zu Potsdam gerichtet war. — Die Franzosen sagen, ihr Corps sei achtzig tausend Mann stark; Andere versichern, es seien nicht funfzig tausend Mann; auch sollen die Pferde der Kavallerie äußerst ermüdet sein. Ich habe die Ehre N. N."

Fürst von Hatzfeldt.

„Ich bitte, mir nicht zu antworten."

Dieser Brief wurde, wie die Ueberschrift zeigt, sieben Stunden vor dem Einrücken der Franzosen geschrieben und abgesendet. Die Nachrichten über die französische Armee, welche er enthält, waren so unschuldig, daß sie keinen Menschen compromittiren konnten; im Gegentheil aber war der Fürst Hatzfeldt durch seine Stellung verpflichtet, Alles, was er von den Franzosen und ihren Bewegungen erfuhr, einzuberichten, und diese Pflicht hörte erst mit dem Einrücken derselben in Berlin auf. Der Brief fiel ihren leichten Truppen in die Hände, und kam bis an Mürat, der ihn aus Wohlwollen für den Schreiber dem Kaiser in der Meinung übersendete, demselben dadurch einen Dienst zu leisten, indem daraus die Vorsorge des Fürsten für die Verproviantirung Berlins hervor ging, welche von da an zum offenbaren Vortheil der französischen Armee gereichte.

Ueber einige in der Geschichte berühmte Worte.

Kürzlich wurde in Zeitschriften das dem Abbé Sieyes zugeschriebene, berüchtigte Votum: La mort sans phrase, wieder erwähnt. Dieß Wort ist historisch geworden, es ist aber eben so wenig wahr, als viele andere Redensarten aus den Zeiten der älteren wie der neueren Geschichte.

Es ist über allen Zweifel erhaben, daß Sieyes diesen zwecklosen und blutdürstigen Ausspruch auf der Tribune nicht gethan hat. Ein Freund dieses berühmten Mitgliedes des Conventes erklärt das Factum auf folgende Weise. Entrüstet über Diejenigen, welche so wie er selbst für den Tod Ludwigs XVI. stimmten, aber ihr Votum unter heuchlerischen Umschweifen, ja sogar unter philantropischen Betheuerungen abgaben, wandte sich Sieyes, nachdem er auf der Tribune blos gesagt hatte: Je vote la mort! als er wieder auf seinen Platz zurückgekehrt war, zu einem seiner Nachbarn mit den Worten: Pour moi, j'ai voté sans phrase. Die Verläumdung hat sich dieses Ausspruches bemächtigt, und aus demselben, wiewohl er nur vom Aerger über die Heuchelei seiner Collegen eingegeben war, ein Wort des Blutes gemacht. Es ist übrigens bekannt, daß Sieyes nie für einen zur Grausamkeit geneigten Menschen gegolten hat.

So hat auch der Abbé Edgeworth, der Ludwig XVI. zum Schaffot begleitete, keineswegs zu ihm die Worte gesprochen: Fils de saint Louis, montez au ciel! Der würdige Priester gestand dieß offen; auch erwähnen die Memoiren, welche er hinterlassen hat, diese Worte nicht. Allerdings wurden dieselben am Tage der Hinrichtung Ludwigs XVI. sogar gedruckt, allein sie rühren von einem Journalisten, Charles His her, der sich unter der Restauration durch Weisheit und Mäßigung in Verwaltung verschiedener wichtiger Aemter, die ihm übertragen worden waren, ausgezeichnet hat.

Ferner ist der Ruf: la garde meurt, elle ne se rend pas! der in dem Indépendant am Tage des Einlaufens der unglücklichen Ereignisse von Waterloo abgedruckt wurde, die Erfindung des Herrn von Rougemont, eines, als Journalist und dramatischer Dichter, höchst ausgezeichneten Mannes.

Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man alle die geistreichen Worte aus der ersten Zeit der Restauration aufzählen wollte. Einige Journale setzten es sich in den Kopf, dieselben Ludwig XVIII. und seinem Bruder zuzuschreiben, die jeden Morgen, wenn sie die Gazette oder die Quotidienne lasen, ausrufen konnten:

Peste! où prend mon ésprit toutes ces gentilesses?

Uebrigens ist diese Manie, historischen Personen geistvolle Redensarten unterzuschieben, nichts weniger als neu. So sucht man in dem Briefe, welchen Franz I. nach der Niederlage von Pavia an seine Schwester schrieb, vergeblich die berühmten Worte: Tout est perdu, hors l'honneur.

Selbst jener merkwürdige, wichtige Ausruf Mirabeau's: Nous sommes ici par la volonté du peuple, et nous n'en sortirons que par la force des baïonnettes! ist nicht ursprünglich von diesem Riesen der französischen Revolution ersonnen worden. Volney, ein geistreicher Schriftsteller, aber schlechter Redner ist der wahre Verfasser desselben. Er wollte die Tribune besteigen und seine Rede ablesen. Mirabeau hielt ihn zurück, und sprach: „Geben Sie mir Ihr Manuscript, mit Ihrer schwachen Stimme, Ihrer steifen Haltung, wird man Sie nicht anhören. Ich will an Ihrer Stelle reden." Volney willigte ein, und ohne diese glückliche Usurpation würde das merkwürdige Wort, wodurch Mirabeau gewissermaßen die alte Monarchie stürzte, unbemerkt vorübergegangen sein. Ganz Frankreich bewunderte Mirabeau, Volney reklamirte dagegen nicht, und bewies Selbstverläugnung sogar in Beziehung auf den Ruhm.

C. d. L.

Miszellen.

Auf der Straße von Paris nach Saint-Germain hat eine Frau sich das Leben genommen, indem sie sich unter die Räder eines schwer beladenen Frachtwagens warf. Sie soll auf dieselbe Weise bereits mehrere Male fruchtlos den Tod gesucht haben. (Hätte man, fragen wir, sie in diesem Fall nicht in sichere Verwahrung nehmen sollen?)

Bei den letzten Assisen von Salisbury wurde ein Mann, Namens Georg Dons, zur Deportation nach Botanibay verurtheilt, weil er vier Heller gestohlen hatte.

Die englischen Journale sprechen von einem Amerikaner, Namens Spicer, der eine Erfindung, die jedoch verheimlicht wird, gemacht haben soll, mittels welcher die Eilwagen künftig hundert (englische) Meilen in einer Stunde zurücklegen können. (Wahrscheinlich Ironie!)

Die Diners und Dejeuners, welche die ostindische Compagnie im vorigen Jahre ihren Direktoren gab, kosteten nahe an 30,000 Thaler.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Braunschweig, im December 1831.

Votum über den Entwurf der revidirten Landschaftsordnung des Herzogthums Braunschweig; von K. H. L. Pölitz. (Leipzig bei Hinrichs. 1831. 8. 86 S. Pr. 10 Gr.)

Gewiß gehört es zu den erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, daß in unsern Tagen kein Vorschritt in der Reform einer deutschen Staatsverfassung mehr als eine kleinliche, isolirte Landesangelegenheit betrachtet wird, sondern als eine wahrhaft deutsche Sache, welche die Theilnahme des ganzen gebildeten Deutschland in Anspruch nimmt.

Einen neuen Beleg zu dieser Bemerkung gibt die vorliegende Schrift unseres Pölitz — (ich nenne ihn so, nicht als sächsischen Professor, sondern als wahrhaft deutschen Publicisten, den daher auch wir Deutsche Braunschweigs mit Stolz und Freuden den Unsrigen nennen). Diesem deutschen Manne drückt jeder Braunschweiger herzlich die Hand, als dem aufgeklärten Gehülfen an unserm neuen Verfassungswerke, das jetzt alle hellen Geister und warmen Gemüther unseres kleinen deutschen Landes bewegt.

Diese Schrift verdient die weiteste Verbreitung und die allgemeinste Theilnahme, denn sie bespricht eine Thatsache, welche ganz Deutschland interessiren wird — das neue Anschließen eines deutschen Staats an das constitutionelle Leben in Deutschland. Der erste Schritt desselben, die Verheißungen unserer Regierung in der Thronrede Sr. Durchlaucht des Herzog Wilhelm und die Propositionen einer verbesserten Landschaftsordnung, ist der Gegenstand einer staatswissenschaftlichen Kritik geworden, beurtheilt durch einen Mann, der sich ein geistiges Stimmrecht in jeder Landschaft eines deutschen constitutionellen Staats erworben hat. Doch gehen wir etwas weiter zurück.

Im Herzogthume Braunschweig bestand geschichtlich eine Landschaft aus drei Ständen, der Ritterschaft, den Prälaten und den Vertretern der Stadtmagistrate (Bürgermeistern). Die Rechte derselben wurden zusammengefaßt in den Privilegien von 1770. In der westphälischen Zwischenherrschaft wurde die Landschaft aufgehoben. Bei der Restauration des angestammten Fürsten (1813) wurde sie nicht wieder hergestellt. Erst im Jahre 1820 erschien unter der vormundschaftlichen Regierung eine mit den Ständen berathene revidirte Landschaftsordnung. Diese behielt aber das veraltete Vertretungssystem der Standesinteressen ihrem Wesen nach bei und entsprach wenig den Bedürfnissen einer aufgeklärten Zeit. Graf von Münster wirkte auf den Geist derselben niederdrückend im System der Carlsbader Beschlüsse und so wurde denn, unter einigen unzureichenden Verbesserungen, ein Institut gewonnen, das sich weniger warmer Theilnahme im Lande erfreuen konnte, doch dadurch zu einiger Celebrität kam, daß es den schwerfälligen Kampf vor dem Bundestage gegen Eingriffe eines, seine Pflichten und Befugnisse verkennenden, Fürsten zu bestehen hatte. Dieses Zögern des Bundestages den Braunschweigern ihr gutes Recht zu sichern, erhöhte auf der einen Seite die Anmaßung, auf der andern die Spannung der Gemüther, bis zu dem Grade, daß die Pariser Julitage auch in dem kleinen deutschen, tiefgekränkten Lande ihren Nachhall fanden.

Jedem Braunschweiger erschütterte der Schloßbrand vom 7ten September vorigen Jahres; Jedem erfreute die Entfernung eines Fürsten, dessen persönliche Gesinnungen keine Möglichkeit eines geregelten und gerechten Regierungssystems blicken ließen; jedes patriotische Herz erfüllte sich mit freudigen Hoffnungen, als Herzog Wilhelm erschien und Männer des allgemeinsten Vertrauens in das Ministerium traten. Allein es läßt sich nicht leugnen, und öffentliche Blätter haben es ausgesprochen, es entstand im Lande ein Mißbehagen, welches immer mehr Zweifel setzte darin, daß durch den Geist dieser neuen Regierung viel mehr gewonnen sein werde, als Wiederherstellung des Rechtszustandes — damit aber auch das Auftauchen eines aristokratischen Einflusses. Je mehr die Absichten unserer Regierung sich in Dunkel hüllten, desto schreckender tauchten einige Zunderstimmen auf *), desto besorgter und aufgeregter wurde die Stimme des Volks; um desto freudiger und erfreulicher überraschten uns aber auch die Verheißungen (des 30sten Octobers) in der Thronrede und in den landesherrlichen Propositionen.

Erst durch die Annahme von Seiten der Landschaft können diese Vorschläge mit den Gegenvorschlägen, so wie man sich darüber vereinigen wird, zum Landes-Grundgesetz erhoben werden. Die Landschaft im Allgemeinen hat vorläufig den Propositionen in der Hauptsache ihren Beifall zu erkennen gegeben. Es sind Commissionen zur Begutachtung des Entwurfes ernannt. Die Landschaft selbst ist bis dahin, daß diese ihre Arbeiten beendet haben werden, vertagt.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Z. B. eine aristokratische Brochüre eines Herrn A. v. Grone (Auditor in Holzminden), welche indeß allgemein in der öffentlichen Meinung ihre Abfertigung erhielt, jedoch nicht vorüber ging, ohne als besorgliches Zeichen eines aristokratischen Egoismus betrachtet zu werden.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 297. (II. Jahrg.) Mittwoch, den 28. December. 1831.

Die beiden Brüder.

Im Schloß des alten Grafen,
Da tönt gar bange Klag',
Daß keiner länger schlafen
Auf weichem Pfühle mag.

Herr Ewald hat beschlossen
In Ehren seine Bahn,
Den edlen Kampfgenossen
Ging er wie sonst voran.

Drum stehen die nun Alle,
O herbes Mißgeschick,
In düst'rer Todtenhalle
Mit thränenschwerem Blick.

Der Knabe dort, der bleiche,
Ist Ewald's jüngster Sohn,
Wie hängt der an der Leiche
Und will nicht mehr davon.

„So bist Du nun für immer,
Für immer mir geraubt!
Verloren! ach und nimmer
Schau' ich Dein theures Haupt!"

Doch horch — ganz dicht daneben
Erklingt's im hellen Schall,
Als zählte einer eben,
Erprobend, dort Metall.

Das ist der Erstgeborne,
Der wühlt sich satt im Gold,
Indeß um das Verlor'ne
Ihm keine Thrän' entrollt.

„Hat doch genug, der Fromme,
Genossen dieser Welt,
'S ist Zeit nun, daß ich komme
Zum Mammon, der mir fehlt!" —

Und als beim Schall der Lieder
Ihm ward das Grab bestellt,
Da trieb's die beiden Brüder
Zu fahren in die Welt.

Der Jüng're, schmerzzerrissen,
Wirft traurig sich auf's Roß,
Und sagt mit Thränengüssen
Ade dem lieben Schloß.

Er zieht im schlechten Kleide
Hinaus, gar arm und schlicht,
Sein köstlichstes Geschmeide
Ist die erfüllte Pflicht.

Doch schlecht nur kann verstellen
Der And're seine Lust,
Denn tausend Bilder schwellen
Mit Hoffnung ihm die Brust.

Die Säckel vollgefüllet
Mit Gold und mit Juwel,
In Purpurs Roth gehüllet
Sprengt er zum Thale schnell.

So ziehen beide Brüder
Dahin im raschen Trott,
Doch schaut auf beide nieder
Weh' Sünder Dir! — ein Gott! —

Und fort durch Wald und Haiden
Treibt Jeden sein Entschluß,
Da wälzt mit eins vor Beiden
Sich grollend hin ein Fluß.

Und wie sie da auch spähen
Nach Osten und nach West,
Kein Steg ist zu ersehen,
Kein Boot sich blicken läßt.

Da setzen die Gesellen
Keck in die Fluth hinein,
Ihr Wellen, liebe Wellen,
O wollt uns günstig sein.

Und wie nun fern vom Raine
Sie Wog' auf Woge umrollt,
Da fühlt der böse Eine
So schwer des Vaters Gold.

Es zieht ihn, wie mit Ketten,
Im Säckel das Gewicht,
Gern wärf er's, sich zu retten
Hinweg; doch kann er's nicht.

Und immer heft'ger zerret
An ihm die güld'ne Last,
Bei jedem Schritte mehret
Sich seine Angst und Hast.

Der Jüng're aber reitet
Gar sorglos durch die Fluth,
Und Mann und Roß umgleitet
Des Abends ros'ge Gluth.

Und aus den Wogen lenket
Er bald zu festem Grund,
Just, als den Andern senket
Sein Gold hinab zum Schlund.

Johann N. Vogl.

Einige Lichtblicke in's Labyrinth der Wünsche.

(Fortsetzung.)

Wollen wir in der Reducirung der Quellen aller tausend und abermal tausend von Wünschen kurz sein, so dürfen wir sie mit den Psychologen nur auf vier Hauptquellen zurückführen, und zwar entweder auf die Abhängigkeit von der Außenwelt, indem man mehr von Andern und vom Zufalle als von sich selbst erwartet — daher Kleinigkeitssinn, oder auch auf Unvermögen der Beurtheilung der Zwecke und deren Verhältnisse zu uns selbst, und namentlich auf die Auffuchung und Anwendung der Mittel zum Zwecke, daher Mißtrauen zu uns selbst; ferner auf Nichtorientirung in der eignen Sphäre seiner menschlichen und individuellen Wirksamkeit bei müssigen, einsamen Leben und endlich Nichtbeachten des Gegenstandes und Täuschung über dessen Erreichbarkeit. Wollen wir aber bei der Reducirung praktischer zu Werke gehen, sie aus dem Leben nehmen, um sie für's Leben brauchbarer zu machen, so werden wir als die erste Quelle von Wünschen, nach dem schon vorhin Angedeuteten, den Geschmack am Glücke nennen. Das Unbekannte reizt keine Begierde, was man wünschen soll, muß man schon an einem Theile gekostet haben; wer sich einen Königsthron wünscht, saß auch darauf schon im Hause, wo er im Comptoir unter seine Gehülfen, in der Werkstatt unter seine Gesellen, oder auch vom Sopha herab den Dienstboten seine Befehle austheilte. So haben einige Religionssecten auch den Himmel des zukünftigen Lebens mit allen Gütern der Erde, mit köstlichen Speisen und Getränken besetzt, und selbst die eheliche Liebe in die himmlische gegossen, um uns ein Sehnen nach dem Himmel beizubringen, weil unser Sehnen bei unsern Genüssen bleibt. Werden die Menschen also sehr aufgeklärt in den Schönheiten des Lebens, so ergeben sie sich an tausend Wünsche, daher geht ganz gewiß die Erziehung besser als unter Bewilligungen vor sich, denn genießt der Knabe schon Alles, was bleibt da wohl dem kommenden Mann übrig. Als zweite Quelle von Wünschen nennen wir das Gelingen. Furcht und Hoffnung theilen sich in die Wünsche. Es ist eben so wahr einerseits, daß man fürchtet, dieß werde nicht kommen, was man wünscht, als sich anderer Seits immer eine kleine Hoffnung zum Wunsche gesellt, und daß man daher auch das glaubt, was man wünscht. Diese Hoffnung steigt mit dem Wunsche, wenn dieser uns oft gelungen ist. Das Gelingen ist ein Maßstab der Möglichkeiten, auf das Unmögliche aber geht kein Wunsch. Kein Mensch wünscht Etwas von den Sternen; kein Mensch will in den Mond steigen, oder schnell sein wie ein Straus. „Wem es gelungen ist — sagt ein geistreicher Schriftsteller — von Stufe zu Stufe zu steigen, bis nahe an den fürstlichen Hof, der wünscht sich wohl auch eine fürstliche Braut, an die ein Anderer gar nicht einmal denkt."

Eine dritte Quelle der Wünsche ist die Gewohnheit, welche dem Zustande, an welchen wir gewöhnt sind, die Reize abnimmt, das Gefühl für ihn todt macht, wohl gar einen Ekel ihm beibringt und so immer neue Wünsche heranschleppt. In der Gewohnheit eingesperrt sitzt der Mensch wie eine todte Creatur; es gefällt ihm aber kein Tod; darum drängt er sich in Wünschen nach einem neuen Leben. Die Gewohnheit ist unläugbar eine große Wohlthäterin an der Menschheit, denn sie stumpft den wüthendsten Schmerz, richtet den Gram und Kummer auf, wischt die Thräne von der Klage ab, führt die Leiden durch eine sanfte Wehmuth zur Vergessenheit hin, und wer es gewohnt ist, verfolgt oder verkannt zu werden, der schüttelt alle Peitschenhiebe von sich ab, wie der Löwe die Fliegen. Allein — die Gewohnheit ist auch eine große Quälerin und Neiderin des Lebens. Sie taucht die Lust in einen Ekel, nimmt dem Reichthum und der Ehre die angenehme Rührung, gibt der Freude ein Gähnen, bringt dem Glücke eine Langeweile, und ist nicht selten eine Verführerin, denn sie macht oft, daß sich Gatten bald alt werden, und gegenseitig sich verlassen, daß Eltern ihren todten Kindern nicht lange nachweinen, und wenn sie selbst sterben, wiederum von ihren Kindern bald vergessen werden.

Als eine vierte Quelle der Wünsche ist auch die menschliche Gesellschaft und ihre Verbindung hierher zu ziehen. Je größer die Gesellschaften sind, desto mehr die Verwickelungen, also Sorgen und Wünsche. An Beglückte und Große laufen aus aller Welt Aufforderungen ein, welche den wenig Beglückten nicht treffen. Es ist ein allgemeines Gefühl, als lege sich das Glück

zu einigen Menschen, damit Andere davon Nutzen haben; jeder Glückliche will gern auch Andere beglücken, denn unter lauter Unglücklichen wird sein Glück trübe; nur kann er aber nicht immer helfen, und so brennen ihn gleichsam die Wünsche.

(Beschluß folgt.)

Die Nachtigall vor Gericht *).

Unter der Schaar von Zugvögeln mancherlei Art, die beim Eintritt des Frühlings, Deutschland aus weiter Ferne her besuchen, und uns gegen den Winter wieder verlassen, wird vielleicht keiner froher begrüßt, als die Nachtigall. Zwar ist auch die Lerche, als erster Frühlingsbote, uns herzlich willkommen, doch wird sie nicht blos ihres Gesanges wegen geschätzt und erwartet. Leider müssen Tausende, namentlich ihrer Leipziger Schwestern, dem lüsternen Gaumen zum willkommenen Imbiß dienen, statt daß, Gott Lob! die Geschichte uns nur einen Heliogabalus nennt, welcher eine Schüssel wohlzubereiteter Nachtigallenzungen als Leibbissen sich auftischen ließ.

Das Wohlgefallen an der Nachtigall ist rein ästhetischer Natur, sie entzückt überall, von der Newa bis zum Nil das Ohr des lauschenden Zuhörers durch ihre Zaubermelodieen. Darum steht dieser holde Sänger in allen policirten Ländern, die er besucht, um daselbst sein Hymnenfest zu feiern, unter dem Schutze der Gesetze. Er ist gewissermaßen für unverletzlich erklärt.

Auch die Preußische Gesetzgebung spricht sich in dieser Beziehung in nachstehendem Edict vom 17ten Juli 1698 aus.

„Wir Friedrich der Dritte ꝛc. ꝛc. geben hiermit männiglich zu vernehmen, daß wir zwar schon im vorigen 1697sten Jahre, die mit ihrem Gesange alle anderen Vögel übertreffenden Nachtigallen an ihren Orten, in denen Gärten, Wäldern, Büschen und Thälern so viel mehr zu asserviren ernstlich befohlen, daß kein Vogelsteller eine Nachtigall zu fangen und damit seinen Nutzen zu suchen, sich unterstehen, noch selbige eingesperrt zu halten, befugt, sondern, wenn Jemand dennoch contraveniren würde, sowohl der, welcher die Nachtigall gefangen, als derjenige, welcher sie erhandelt, auf eine jedwede Nachtigall Einhundert Fl. Polnisch Strafe verfallen sein soll. Nunmehr aber, nachdem wir mißfällig vernommen, wie dem zuwider, gleichwohl die Nachtigallen in unserem Herzogthume Preußen, dermaßen weggefangen werden, daß fast keine derselben mehr zu hören oder zu finden, nicht nur die vorige Verordnung zu wiederholen, sondern auch unsern ernstlichen Willen im ganzen Lande publiciren zu lassen, nöthig gefunden. Deshalb befehlen Wir nochmals gnädigst auch ernstlich, daß denen Leuten, welche diesem Vogel nachzustellen und damit einen Gewinn zu suchen sich gelüsten zu lassen, weiter nicht nachgesehen, sondern wenn Jemand darüber betroffen wird, daß er eine Nachtigall gefangen, oder in dem Vogelbauer eingesperrt, derselbe sofort auf jede Nachtigall die gesetzten 100 Fl. Polnisch Unserm Fisco abzutragen, davon aber denen, die sie angeben, eine Recompens von zehn Thaler zugewandt werden soll. Urkundlich ꝛc. ꝛc.“

*) Eine Frühlingsgeschichte mitten im Winter.
D. R.

Demagogisches.

Chateaubriand sagt in seinem Werke: Etudes historiques etc.: In Spanien hält man lange Hosen, so genannte Pantalons, für ein demagogisches Zeichen. Wie aber in aller Welt ist in den Hosen etwas Demagogisches oder Revolutionäres zu finden? —

Mariannus.

Naiver Wunsch.

Ein Esthe aus einem Kirchspiele, wo auch die Leibeigenen statt ihrer vorigen Gesindenamen, bestimmte Familiennamen angenommen haben, kam zu seinem Prediger und bat ihn, einen Verwandten, welcher etwas Schlechtes sich hatte zu Schulden kommen lassen, im Kirchenbuche mit einem andern Namen anzuschreiben: er sei nicht mehr werth, so zu heißen, wie die übrige Familie.

Butterthurm.

Ein solcher sehr hoher Thurm befindet sich in Rouen. Man hat ihn von dem Gelde, welches die Leute in den Fasten für die Freiheit, Butter zu essen (wofür jede Person sechs Pfennige gegeben hat) erbaut. In diesem Thurm hängt eine überaus große Glocke, deren Höhe 10 Fuß ist, am Gewicht aber hält sie 36,000 Pfund, der Klöppel wiegt 710 Pfund. Was nicht Alles durch Beschränkung der Freiheit, nicht nur der Preß-, sondern auch Eßfreiheit zu Stande gekommen ist.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Braunschweig, im December 1831.
(Fortsetzung.)

In diesem Stadium der Spannung und Erwartung befinden sich die Aufgeklärten im Volke in einer Stimmung zwischen Hoffen, Wünschen und Fürchten. Die Masse hingegen ist noch nicht ganz warm geworden, weder dafür noch dagegen. Die frühere Geheimhaltung hat die allgemeinste Theilnahme noch nicht aufkommen lassen. In dieser Bedrängniß äußert sich daher nur die Stimme der Intelligenz, manches besser wünschend, manches freudig billigend. Zu den Stimmen derselben gehört aber die obige Schrift von Pölitz, die jedoch, auf Localkenntniß nicht Anspruch machend, manche Berichtigung in der öffentlichen Meinung findet. Die Stimme derselben gehört daher mit in den gegenwärtigen Bericht, der sich jedoch nur auf Gegenstände beschränken wird, die ganz Deutschland interessiren.

Die Thronrede unseres geliebten Herzogs Wilhelm verheißt uns zwar keine neue Verfassung, aber Gesetze, die zusammen genommen, nach Ausfüllung weniger Lücken, ein Verfassungswerk begründen würden, als z. B. eine revidirte Landschaftsordnung, eine Gemeindeordnung, Dienstpragmatik, Hausgesetz, Preßgesetz, Ablösung der Dienstbarkeit der Bauern u. s. f. Diese stückweise Verfassung aber mit Hinzutritt der liberalen Institutionen, welche wir schon besitzen, (als: keine Privilegien des Adels, keine Steuerfreiheit, keinen privilegirten Gerichtsstand, keine Patrimonialgerichte, Trennung der Justiz und Verwaltung u. s. w.) würde ihrem Wesen nach schon eine Verfassung bilden, die an vernünftiger Freisinnigkeit sich mit jeder andern irgend eines deutschen constitutionellen Staates messen könnte. Aber eben deshalb beklagt man es allgemein und auch der verdienstvolle Pölitz hat es ausgesprochen, daß Rücksichten der zartesten Art unsern verehrten Herzog abgehalten haben, auch der Form nach ein vollständiges Verfassungswerk zu proponiren. Indeß, durchdrungen vom lebendigsten Gefühl der hohen Wichtigkeit einer solchen Schöpfung, kamen dem Vernehmen nach unsere Stände und insbesondere die von denselben erwählten Commissarien den Wünschen des Landes entgegen, indem sie die Errichtung einer vollständigen Verfassungsurkunde in Antrag bringen werden.

An diesem Werke zeigt sich nun auch schon eine mit jedem Tage steigende lebendige Theilnahme der öffentlichen Meinung unter Gebildeten, welche in der gehalt-, geistvoll und freisinnig redigirten deutschen Nationalzeitung (bei Vieweg und Sohn) ihr würdiges Organ findet.

Um desto mehr aber beklagt man es, daß die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, wozu uns die Thronrede Hoffnung gemacht hatte, bis jetzt noch keine anderen Früchte getragen hat, als daß man die bisherige ängstliche (und Verfassungs-mäßige) Geheimnißkrämerei vermeidet, wodurch denn unter Beistand einiger guter Spürnasen und halb officieller Bekanntmachungen, mindestens so viel ins Publikum kommt, daß man über den Standpunkt der Sache ziemlich unterrichtet ist. Dieses Leben entre chien et loup ist indeß für den Vaterlandsfreund äußerst drückend und deshalb haben auch patriotische Männer der Landschaft eine Petition übergeben, um bald mögliche Zulassung von Zuhörern, bis dahin aber Bekanntmachung der Protokolle durch den Druck zu gewinnen. Gebe Gott Erfüllung; denn bei dem erwachenden politischen Leben in Deutschland und bei dem allgemeinen und besonnenen Bewußtsein der dringenden Nothwendigkeit der umsichtigsten und unerschütterlichsten Garantieen einer bürgerlichen Freiheit — welches sich vor Allen auf das Verständigste und Aufgeklärteste in Braunschweig regt — ist Oeffentlichkeit unter der Gunst einer liberalen Presse, (wie uns jetzt wahrlich schon zu Theil geworden ist,) die kräftigste Geburtshelferin, um das ersehnte Kind einer neuen Verfassung gesund in's Leben zu fördern.

Was wir in dieser Hinsicht erwarten dürfen, geht aus nachstehenden Andeutungen hervor:

1. Das Ein-Kammersystem, welches Pölitz unbedingt für kleinere Staaten empfiehlt — statt der bisherigen drei Curien oder späteren zwei Sectionen der Landschaft.

2. Aechte National-Repräsentation, durch freigewählte Vertreter. Die Wahl soll geschehen durch Vermittelung von Wahlmännern, welche die Grundbesitzer nach einem gewissen Census ernennen.

3. In dieser Vertretung bleiben die materiellen Interessen des Staatsbürgerthums repräsentirt, indem Niemand zum Abgeordneten geeignet sein soll, der nicht ein gewisses Vermögen oder Einkommen besitzt.

4. Zugleich sollen mittels des Gleichgewichts in der Zahl der Vertreter die verschiedenen Interessen der drei Stände, des größeren Grundbesitzes (Ritter), des kleinen (Bauern und Freisassen) und der Städte repräsentirt werden.

5. Ein Drittel der sämmtlichen Abgeordneten soll aus Vertretern der Intelligenz bestehen, d. h. wissenschaftlich gebildete Männer enthalten (ein höchst wichtiger und erfreulicher Vorschritt).

(Beschluß folgt.)

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

№ 298. (II. Jahrg.) Donnerstag, den 29. December. 1831.

Le vieux sergeant.

(Frei, nach Beranger.)

An seiner einz'gen holden Tochter Seite,
Der Grenadier, von Gram gebleicht das Haar,
Die tapfre Faust zerschmettert einst im Streite,
Wiegt lächelnd seiner Enkel Zwillingspaar;
Sein einz'ger Hort ist seine niedre Hütte,
Der Greis verschmähet jedes Gnadenbrod;
„Der Himmel" flüstert er, „gewährt die Bitte,
Verleiht euch einst des Kriegers schönsten Tod!"

Er hört den fernen Trommelwirbel schallen,
In edlem Stolz hebt höher sich die Brust,
Das Kriegerblut, er fühlt's im Busen wallen,
Gedenkt entschwundner Tage süßer Lust;
Doch plötzlich stöhnt er: „Ach! was ist geschehen?
Sie, die uns Schlacht und Sieg so oft gebot,
Die alte Fahne seh' ich nicht mehr wehen;
O rächet sie! Euch winkt der schönste Tod!"

„Gedenkt ihr noch der tapfern Freiheitskrieger,
Die jener Fahne heldenkühner Ruf
Vom Pflug zum blut'gen Kampfe rief, — der Sieger,
Die sie dem Vaterland in Noth erschuf!
Ha! mochten wild des Krieges Donner brüllen,
Sie hörten nur der Ehre Machtgebot,
Und starben, heil'ge Pflichten zu erfüllen,
Mit Ruhm bekränzt, des Bürgers schönsten Tod!"

„Wie glänzen in des Vaterlands Annalen
Die theuren Farben, seinem Preis geweiht;
Verkläret in der Freiheit Segensstralen,
Sie leben fort für Zeit und Ewigkeit;
Kühn trotzend einst der Erde Fürstenthronen,
Ehrt' eine Welt ihr stolzes Machtgebot;
Der Völker Jubel sah man ihnen lohnen;
Für sie, für sie, gibt's einen schönern Tod!"

„„Verstummen laß', o Vater, Deine Klage!""
Die Tochter mahnt mit lichtem Freudenblick,
„„Sie kehren uns, die schönen Freiheitstage,
Des Vaterlandes Heil kehrt uns zurück!""
„Auf, Frankreich, auf, du Heldenvolk der Braven!"
Erjauchzt der Greis, „Geendet ist die Noth;
Nicht länger mehr der schnöden Willkühr Sklaven;
Heil Frankreich, Heil! Nun winke mir der Tod!"

Th. v. Haupt.

Einige Lichtblicke in's Labyrinth der Wünsche.

(Beschluß.)

Endlich müssen wir als die fünte Quelle der Wünsche auch die Unzufriedenheit betrachten, die im Menschen so tief eingegraben liegt, daß man fast vermuthen könnte, der Mensch habe von Natur eine Neigung dazu: im Glück ein Unglück zu suchen. Jeder von uns hat seine Unzufriedenheiten, weil wir Alle insgesammt thätig sein wollen, und steht es auch gut, so steht es doch schlecht, weil wir uns nur immer so stellen wollen. Was in jedem Besitze uns noch fehlt, ist unendlich gegen das, was wir haben. Der Große, in Ehren und Würden, sieht auf diejenigen in aller Welt, welche noch mehr Ehre und Würden haben, also immer nur auf das, was ihm noch abgeht, wenn ihm nicht ein gesetzter Sinn beherrscht. Mit Unrecht beneidet man die sogenannten Glücklichen, Großen und Reichen auf der Erde, mit deren Glückeshöhe die unzufriedenen Wünsche sich immer nur vermehren, welche sie um den wahren Genuß ihres Glückes bringen. Mit Unrecht führt man eine geheime Fehde gegen diese Beglückten, deren Jeder in seiner Art an Krankheiten laborirt, von denen wir — unten nichts wissen. Goethe hat Recht — sie überzuckern nur den Krebs, der sie frißt.

Betrachten wir nun noch in einer andern Richtung die Gesammtheit der Wünsche in ihren verschiedenen Graden, so sprechen wir von einem leisen, anspruchlosen, flüchtigen Wunsche, theils wenn er weit hinausfliegt und unstät schwärmt, wo dann der Mensch ei-

gentlich nicht einmal weiß, was er wünscht oder wünschen soll, theils aber auch wenn der Wunsch zwar angeführt werden könnte, aber sogleich beim Entstehen wieder aufgegeben wird. Ein müßiger Wunsch ist ein Begehren ohne Entschluß, oder ohne kräftig, thätig unmittelbar anzugreifen. Dieser lebt länger in der träumenden Phantasie, und oft ist ein solcher Wunsch der der Lüstlinge. Ein leerer Wunsch ist dem reellen Verlangen entgegengesetzt, z. B. der Wunsch des Feigen, der etwa seinen Feind in die Hölle wünscht. Ein phantastischer Wunsch schweift außerhalb des Endlosen; so wünscht z. B. der Schwärmer, die ganze Welt glücklich zu machen. Der thörige Wunsch ist unbesonnen, ungereimt, ungenügsam. Ein Wunsch ist endlich toll, in der zuversichtlichen Voraussetzung handelnd, daß etwas geschehen müsse, oder schon geschehen sei, mit unersättlicher Vertiefung und Sucht des bestimmten Zweckes. Die übrigen Arten von Wünschen kann sich jeder nach ihrer alphabetischen Folge, wo dann keiner so bald übersehen werden kann, selbst leicht erklären, und bedürfen sie hier, wo nicht eine strenge Monographie der Wünsche tendirt wird, keiner weiteren Erörterung. Unsere Wünsche haben sich auch in's Feld gelegt gegen die Gegenwart, diese einzige Wahrheit der Zeit; denn die Vergangenheit ist zu einer Lüge geworden, und die Zukunft will von der Gegenwart ihre Wahrheit auf Augenblicke borgen, um wieder zu einer Lüge zu werden. Es ist nur Laune oder Eigensinn vieler unserer Philosophen, wenn sie ihre Ideale allgemeiner Glückseligkeit, denen die Gegenwart durchaus nicht entspricht, in die Tage der Vorwelt oder einer bessern Nachwelt versetzen, Tage, die Niemand erlebt hat, noch erleben wird. Diese so weise sich dünkende Ankläger der Zeiten, sind eben so wenig wie alle Kinder des Staubes und Strebens frei von den gewöhnlichen Schwächen der Menschheit, stets von Wünschen umringt zu sein, denn wo ist wohl eine alltäglichere und allgemeinere Täuschung als die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reizender zu finden als die Gegenwart. Die Menschheit ist nie zurückgesunken, und wird auch nicht zurücksinken; jedes Sinken ist nur Schein, nur Selbsttäuschung, denn durch Ziel, Trieb und Kraft ist die Menschheit zur Unendlichkeit berufen.

Ist aber das Wünschen schon kraftlos an sich, so ist es immer noch kraftloser als das Verwünschen. Lange irrt der Mensch umher, bis er den Zielpunkt seines wesentlichen Strebens klar und fest, mit Kopf und Willen gefaßt hat; er soll aber auch nicht auf das Unmögliche und Entbehrliche, sondern auf das Mögliche und Nothwendige sich richten. Darum beschränkt der Edle seine Wünsche; ja, er hat als Muthiger, Angreifender auch Alles, was er wünscht; nicht einmal für Andere hat er Wünsche, vielmehr nur wirkliche Theilnahme, aus der auch seine sorgsame Zärtlichkeit entspringt, den leisesten Wünschen seiner Freunde zuvor zu kommen. Jenes hohe Ideal, jenes Göttliche, hinter dem jedes menschliche Streben zurückbleiben muß, gehört unbedingt zu den am tiefsten verborgenen Geheimnissen des menschlichen Herzens, die das Schicksal in einen Schleier verhüllte, den wir nie und nimmer zu durchdringen oder auch nur zu lüften vermögen. Nur geahndet wird das Göttliche als Ideal aller Lebendigkeit; erben, besitzen, betasten kann es die Menschheit nicht, wohl aber werden ihre einzelnen Theile von ihm ergriffen, und jeder von uns ringt nach ihm auch wo er es verkennt. Eines unserer Lieder: „Sehnen und Streben," endigen wir mit der Strophe an's menschliche Herz:

„Dich hielt Gott auf ewiger Wage;
Und du wirst mit keinem Schlage
Von der steten Sehnsucht frei.
Suchst und strebst nach Trost hienieden,
Trägst in eigner Brust den Frieden,
Gehst verblendet ihm vorbei."

Ja, in der Brust da stirbt es nie aus, denn es ist ewiglich. Wie die Schwangere durch ihr Kind gegen ansteckende Krankheiten bewahrt ist, so ist Jeder — schon nach Jean Pauls Bemerkung — der nur irgend ein Ideal, das er in's Leben ziehen will, in seinem Innern hegt und pflegt, durch dieses gegen die Gifte und Schmerzen der Zeit verwahrt. Und Jeder hegt ein Vorgefühl der Unendlichkeit, und Alle werden den Himmel auf unserer Erde anerkennen, die im Menschen nicht die Meinung, sondern das Herz erfassen.

Dr. J. J. Sachs.

Miszellen.

Sollte man es glauben, daß es in dem so wohl angebauten Frankreich noch ganze Heerden von Wölfen gibt? Und doch ist es so. In der Nacht vom 8ten zum 9ten October stürzte eine Schaar Wölfe auf eine Schafheerde los, die in der Gegend von Rocquigni (Pas de Calais) eingepfercht waren, und verzehrten zur Stelle vierzehn Stück. Der erschrockene Schäfer vermochte mit genauer Mühe den Ueberrest in das Dorf zu retten. Nie hatte sich noch in dieser Gegend ein solcher Unfall ereignet, und die Einwohner baten den Präfekt, eine allgemeine Treibjagd anzuordnen, um das Departement von diesen Raubthieren, welche selbst die Sicherheit der Ackersleute gefährdeten, zu befreien.

Ein Mann in hohem Alter, ein natürlicher Sohn Ludwigs XV. der zu Paris in großer Dürftigkeit lebte, erbte 300,000 Franken. Dieser unerwartete Glücksfall kostete dem armen Greise seinen Verstand.

In der Provinz Estremadura wird gegenwärtig ein Prozeß geführt, welcher würdig wäre, in den Annalen des funfzehnten Jahrhunderts zu figuriren. Eine Frau, welche vorgibt von Christus schwanger zu sein, ist der Gegenstand der Bewunderung der Einwohner ihres Dorfes und der Nachforschungen der Gerechtigkeit. Die Unglückliche hat in ihrem Wahnsinn dreizehn eben so einfältige Frauen als sie selbst, verführt, welche sie für eine Prophetin halten, und ihre Apostel machen. Wenn die lächerliche Geschichte am Ende nur nicht mit einem Autodafé endet!

Der berühmte Mönchsorden der Trappisten hat Frankreich verlassen und haust nun in Irland, in der Grafschaft Kerry, zu Rathmore-House.

Bis zum Jahre 1802 nahm der berühmte englische Maler Sir Thomas Lawrence für ein Brustbild 30 Guineen, für ein Kniestück 60, für ein Portrait in voller Lebensgröße 120 Guineen. Im Jahre 1808 achtzig, im Jahre 1810 hundert, und ein Porträt in voller Lebensgröße 400 Guineen (ohngefähr 2800 Thaler). Wie würden es unsere Buchhändler aushalten, wenn die Schriftsteller sie in ähnlichen Proportionen zu hohen Preisen zwingen könnten, wie der englische Maler seine Kunden?

Hypothese.

Man hat neuerlich den zu häufigen Gebrauch der Dampfmaschinen für die Ursache des zu häufigen Regens halten wollen? Weit wahrscheinlicher aber sind daran die zahllosen wäßrigen Romane und Verse schuld, welche jetzt erscheinen. Diese sind es, welche Jupiter pluvius als in sein wässriges Departement gehörig, erst anzieht und, wenn es ihm zu toll wird, der Erde wiedergibt, wo denn freilich der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden muß. Denn eigentlich sollten nur die Roman- und Versefabrikanten die Nachtheile zu nasser Witterung allein tragen. Doch die Schrift sagt ja: Der Herr läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Polignac.

Der Erminister Polignac, dessen Schicksal auch jetzt fürstliche Personen theilen, wendet seine Zeit sehr gut an und studirt fleißig die Werke de Pradts, zeichnet sich Stellen aus und liest überhaupt mit großer Andacht, weil er Zeit dazu hat. Folgende Stelle hat er sich besonders aus de Pradts Werken ausgezeichnet:

Untersuchungen gegen den menschlichen Geist verhängen ist gewagt, und ihm den Proceß machen, setzt leicht der Gefahr aus, die Proceßkosten zahlen zu müssen.

Am meisten schmerzt es ihn, daß er nicht mehr dispositionsfähig ist, weil er viele vornehme Personen zu Erben eines Werkes einsetzen möchte, woran er jetzt arbeitet und das den Titel erhalten soll:

Grundsätze der wahren Regierungskunst,
ein Mittel gegen alle verba composita mit Ex.
Vom
Erminister Polignac
mit Franklins Portrait.

Poetische Unfehlbarkeit.

Wenn jetzt ein Dichter einen unreinen Reim sich zu Schulden kommen läßt, so wird er in zehn Recensionen deshalb zurecht gewiesen. Daß aber Goethe in seiner Selbstbiographie unter andern ein die Ilmenauer Gegend schilderndes Gedicht von sechs Zeilen, mit sechs falschen Reimen, nämlich: Geschicke, zurücke — Höhn, sehn — verdienet, grünet, bringt, dafür hat ihn kein Recensent geschüttelt. Wem fällt da nicht das alte Sprüchwort ein: Kleine (Reime) Diebe hängt man, große läßt man laufen.

Dedicationen.

Wenn man so den Dedicationsunfug mit ansieht, wie selbst Männer von Geist und Gewicht sich so vergessen können, daß sie — dediciren — um eine Dose, einen Ring, einen Titel zu erhalten — dann erscheinen einem Gelehrte, die ihre Werke nur wieder Gelehrten oder Freunden widmen, von welchen dergleichen Kleinodien nicht zu erhalten sind, erst recht ehrwürdig — und Fürsten könnten die niedrige Dedicationssucht nicht besser strafen, als wenn sie dem Dedicirenden statt Geschenken, nur gnädige Handschreiben zukommen ließen — so manchen Gelehrten aber, der ihnen ein treffliches Buch nicht dedicirte, aus freiem Antriebe mit einem pretio affectionis beehrten. —

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Braunschweig, im December 1831.
(Beschluß.)

Nur ist die öffentliche Meinung, zum Theil auch Pölitz, mit einigen dieser Einrichtungen besonders in ihrer nähern Entwickelung nicht ganz einverstanden.

So z. B. wünscht man:

1. Daß die Vertreter der Intelligenz durch keine Rücksicht auf Vermögen oder Census ausgeschlossen werden mögen, damit der Nationalintelligenz kein übrigens würdiges Talent verloren gehe.

2. Daß die Zahl der Vertreter der Intelligenz sich erweitere und mindestens bis auf die Hälfte aller Deputirten sich stzigere (womit Einsender dieses indeß nicht einverstanden ist, weil darunter erfahrungsmäßig zu leicht die materiellen Interessen minder beachtet bleiben — man denke an die französischen Doctrinairs).

3. Daß die Regierung dem vorbehaltenen Rechte entsagen möge, zu den funfzehn Vertretern der Intelligenz sechs aus dem (Titulär-) Prälatenstande selbst zu ernennen.

4. Daß die Vertreter der Intelligenz nicht von den einzelnen Ständen, sondern durch den Zusammentritt der Wahlmänner aller Stände gewählt werden mögen (damit sie nicht Anwälde der Standes-Interessen, sondern freie Vertreter der Nationalintelligenz und Vermittler der staatsbürgerlichen Interessen werden).

Da die öffentliche Meinung bei uns mit Bescheidenheit, Besonnenheit und Mäßigung ihre Wünsche und Ansichten zu erkennen giebt, da unser edler Fürst unter Beistand seines Ministeriums durch den Geist der gemachten Propositionen bewiesen hat, daß die Forderungen und Bedürfnisse unserer Zeit erkannt sind und man bereit sei, ohne alle kleinliche Rücksicht, den besonnenen Wünschen eines aufgeklärten und freisinnigen Publikums möglichst zu genügen — da endlich auch unsere Stände (so viel wir bis jetzt beurtheilen können) weit davon entfernt sind, engherzige, veraltete Standes-Interessen geltend zu machen, vielmehr auf der Bahn des Lichtes rüstig voran schreiten: so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, unter dem verständigen Zusammenwirken von drei so edlen Kräften, eine der vorzüglichsten deutschen Verfassungen zu erhalten. Sollte, wider Verhoffen, irgend ein ungünstiger Einfluß der freisinnigen Entwickelung dieser Elemente des Volkswohles feindselig entgegentreten, so würde Deutschlands Stimme um so lauter darüber klagen, als man nur den gegebenen Impulsen folgen darf, um zu beweisen, wie unendlich ruhiger, einsichtsvoller und besonnener der deutsche Nationalcharakter freisinnige Institutionen entwickelt, als das brausende Belgien, das experimentirende Frankreich und das unglückliche, feurige Polen — dagegen aber auch rascher fortschreitet, als das feste, kalte England, und wie unendlich erhaben deutsche, geschichtlich aristokratische Stände stehen über den egoistischen Erbärmlichkeiten der englischen Tory's. Mit Stolz und Hochgefühl dürfen wir die Ueberzeugung aussprechen, daß Braunschweigs geistiges Leben aus seiner narkotischen Betäubung erwachen wird und daß unser Ländchen im Norden von Deutschland belegen, ein glänzender Polarstern am politischen Horizonte werden wird, dessen ruhiges, klares Licht nach einer stürmischen Zeit, Deutschlands Fürsten überzeugen wird, daß sie nur ihren Völkern vertrauen dürfen, um aus der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters, mittels freisinniger Institutionen, Garantieen für die Sicherheit ihrer Throne zu gewinnen, welche nie der entschiedenste Absolutismus gewähren kann.

Schließlich sei hier nur noch bemerkt, daß die den Braunschweigischen Ständen theils geschichtlich hergebrachten, theils in den Propositionen zugestandenen Rechte nicht unbedeutend sind, als: Steuerverwilligung, Mitverwaltung des Finanzwesens durch Mitbesetzung der betreffenden Collegien, Aufsichtsrecht durch Feststellung des Staatsbudgets, Nothwendigkeit der Zustimmung bei organischen Gesetzen, Mitberathung bei anderen Verordnungen und wichtigen Landesangelegenheiten, und die wichtige Initiative für vorzuschlagende Gesetze, gemeinschaftlich mit der Regierung — daß uns, gewitzigt durch neuere Erfahrungen, vollkommene Selbstständigkeit der Rechtspflege und Sicherheit gegen Cabinetsjustiz, ferner: Verantwortlichkeit der Minister, und andere Garantieen der Verfassung, selbst im Falle einer Differenz zwischen Regierung und Ständen der Gang Rechtens durch Compromiß offen erhalten ist. Daneben sind noch Vorschläge gemacht zur Sonderung des Domanialvermögens vom Staatshaushalte, welche indeß die Wünsche der Stände und des Publikums noch nicht ganz zu befriedigen scheinen. Gebe der Himmel, daß auch diese äußerst delicate Differenz sich auf eine Weise löse, welche dem begonnenen Werke Ehre machen würde; denn dieses ist wahrlich durchdrungen von dem Prinzip: Alles nur denkbare einzelne Interesse, dem Gesammtinteresse des Staates freudig und freiwillig unterzuordnen.

Diese Einzelheiten zu berichten, würde über den Zweck dieser Blätter hinausgehen.

B . . . . i.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Kunstblatt.

№ 299. (II. Jahrg.) Freitag, den 30. December. 1831.

Graf Wackerbarth's Leben der berühmtesten Maler.

(Fortsetzung.)

Eben so, aber nach ihm, eine sterbende Maria auf einem Bette, mit grünen Vorhängen, wobei der heilige Johannes und mehrere Figuren umherstehen (auf Holz, 1 Fuß 2 Zoll hoch und 9½ Zoll breit.) — Aber eine sehr schöne junge Nürnbergerin, in einem grünen Gewande, mit vieler Natürlichkeit und Anmuth vorgestellt, dann ein junges Kaninchen, mit grauer und röthlicher Kreide auf Pergament gezeichnet, mit dem Wahrzeichen des heiligen genialen Künstlers, übertreffen beinahe alles an Einfachheit, Natur und Schönheit, was der göttliche Albrecht Dürer jemals hervorgebracht. Jeder Zuschauer weilt mit wahrem Vergnügen und dankerfülltem Herzen dabei.

Sebastian Frank sagt in seiner Chronik von ihm: „Er war ein Maler von lauter Kunst, dergleichen die Welt kaum getragen hat; Zeuxis, Apelles, Parrhasius und andere namhafte Maler, seien ein Scherz gegen ihn gewesen, sowohl im reissen, malen, stechen in Holz und Kupfer, ohne Farbe mit Farbe abzubilden, als auch fast in allen Wissenschaften, in der Bau- und Befestigungskunst, Krieg, Schlachtordnung, Menschen, Thieren, Landschaften, als sehe man Alles lebendig, auch des Zirkels ein solcher Meister, daß er alle Glieder nach ihrer rechten Länge und Stärke abzutheilen gewußt."

Nürnberg am 26ten Juni 1821.

Schon seit langen Jahren besteht hier die Sitte, am Morgen des Kirchweihfestes die Gräber lieber Verstorbenen zu besuchen, und sie mit Blumen und Kränzen zu schmücken. Eine Gesellschaft junger Künstler, welche unter dem Namen:

„Albrecht Dürer's Verein"

seit mehreren Jahren besteht, benutzte, wie schon früher an demselben Tage, die Gelegenheit, mit Tagesanbruch Dürer's Grab zu besuchen, und unter einigen passenden Feierlichkeiten Seiner in Ehrfurcht zu gedenken. Der Himmel war düster, noch hatte kein Sonnenstrahl die Wolken durchbrochen, als die Feier durch den Gesang eines eigens dazu verfaßten sehr geistvollen Liedes eröffnet wurde. Eine passende Rede folgte diesem, und im Moment, wo der Sprecher Dürer's Manen den Lorbeer weihte und seine Büste bekränzte, zerriß auf der Morgenseite der Wolkenschleier — herrlich beleuchtet glänzte das Bild des alten Meisters, und über ihm auf dunklem Grunde, wölbte sich das Gnadenzeichen — ein majestätischer Regenbogen! — Der Eindruck, den diese herrliche Naturerscheinung auf die Gemüther der Umstehenden machte, war unbeschreiblich. Mögen die jungen Männer in der allgemeinen Rührung, die sich in jedem Blicke aussprach, die dankende Anerkennung ihres, so sichtbar vom Himmel begünstigten Bemühens finden.

Es sind im Jahre 1828 und 1829 zu seiner dreihundertjährigen Säcularfeier vielerlei interessante Werke erschienen, die sein Andenken in ganz Deutschland verewigen, und wirklich muß man die rege Theilnahme an diesem göttlichen Künstler in Nürnberg, Berlin, Dresden, München und in allen andern bedeutenden Orten Europens bewundern: aber diese schnell vorübergehenden Feierlichkeiten haben sich auch noch durch bleibende Denkmale geäußert, nemlich durch Lebensbeschreibungen, Betrachtungen über ihn und Beiträge zu seiner Kunstgeschichte. Das ganze, große deutsche Vaterland wetteiferte gleichsam, um des Künstlers unendliche Verdienste gleichsam neu aufleben zu lassen, und gewiß hat man nach 300 Jahren seine Thaten besser erkannt und in einem schönern Lichte darzustellen gesucht, als bei seinen Lebzeiten.

Der berühmte Kunstgeschichtschreiber Joseph Heller gab zu dieser Feierlichkeit heraus: das Leben und die Werke Albrecht Dürer's, in 2 Bänden, wovon der zweite 3

Abtheilungen enthält, in Octav, zu Bamberg, 1827. Beinahe ein wenig zu weitläufig: jedoch kann man sich zur Ehre eines solchen außerordentlichen Mannes nie genug erschöpfen.

Der geschickte Simon Wagner zeichnete sieben kleine Folioblätter aus den wichtigsten Momenten von Albrecht Dürer's Leben, sie wurden sauber in Kupfer gestochen, oder eigentlich radirt, und der bekannte, geistreiche, äußerst liebenswürdige und glückliche Kunstkenner zu Dresden, Herr von Quandt, schrieb zur Erläuterung derselben einige Blätter gediegenen Text. Alles erschien in klein Folio 1829 zu Dresden in der Walther'schen Hofbuchhandlung, und allen, die dazu beigetragen, macht dieß schöne deutsche Kunstwerk unendliche Ehre.

Viele kleine Aufsätze erschienen in allerlei Zeitschriften über diesen gefeierten Künstler, und alle sprachen sein unzweideutiges Lob und das Anerkenntniß seiner großen Verdienste um seine und alle folgende Zeiten aus.

Da von großen, genialen Männern alles merkwürdig und interessant bleibt, was ihre Zeitgenossen über sie geurtheilt, so mag auch hier stehen, was der geschickte Nürnberger Kunstgeschichtschreiber Johann Neudörffer *) über unsern Albrecht Dürer in kräftiger Mundart in einer Handschrift hinterlassen, die erst durch den Buchhändler Herrn Campe 1828 öffentlich bekannt gemacht wurde:

„Mein Fürnehmen ist nicht, dieses Albrecht Dürer's Vater, der auch Albrecht geheißen und ein Goldschmidt gewesen von Cula, nahe bei der Stadt Waradien in Ungarn, da er mit Haus gesessen, ward geboren Anno 1427, kam hierher (Nürnberg) 1455, verheirathete sich mit Jungfer Barbara Hallerin Anno 1467, ihres Alters 15 Jahr. Er starb Anno 1502, sie aber Anno 1514 den 1sten Mai."

(Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Menzel wie er ist

(an's Licht gestellt in diesem Jahre

durch

H. L. Wolfram.)

(Fortsetzung.)

Herr Menzel mißverstehe uns nicht! Wir wollen just keinen dummen Mann aus ihm machen. Wir räumen ihm in der That etwas mehr ein, als den bloßen Menschenverstand. Ein Nicolai ist er nicht, auch kein Fr. Merkel. Allein was man Geist nennt, was man wenigstens, wenn über den dürren Alltagsbegriff hinausgegangen wird, so nennen soll, das findet sich in Herrn Menzel nicht vor. Jene unselige Geistreichigkeit ist es vielmehr, wovon der literarische Pöbel auch sein Quentchen aufweisen kann, die Herrn Menzel's Erbtheil ist. Denn unselige Geistreichigkeit, die gleich von Haus aus fertig ist, und mit Allem in der Welt, sei es hoch oder tief, alsogleich fertig wird, die wie ein flüssiger Milchbrei, überglissen mit der Zimmetrinde einer ausgelassenen Suade, sich über Alles ergießt, und das Festeste und Ewige selbst heillos überschwemmt, ach, jene traurige Geistreichigkeit, das schnöde Merkmal einer zersplitterten Zeit ist es, die Herrn Menzel ganz und gar besitzt. Daher sein Apartethun mit allen Gedanken, die er „mit grünem Leder überzieht," damit sie die Leute für neu halten sollen; daher seine Unfähigkeit, große Dinge anders, als raisonnirend abzuthun; daher seine Frechheit im Behaupten, daher das fade Geliebäugel mit dem werthen Ich, und der Marktschreierton der Rede, und die gänzliche Unmöglichkeit, sich zu vertiefen. Daher, bei allem Wortprunk, der gänzliche Mangel an Darstellung, daher das Herumspielen an den Theilen, ohne das Ganze zu capiren; daher ganze Capitel ohne Zusammenhang, und aus diesen Capiteln ein Buch, das von Widersprüchen wimmelt.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Novellen und Erzählungen von Eduard Gehe. Leipzig, 1331. Verlag von Carl Focke. Der allgemeine Titel lautet: Bibliothek historischer Romane und Erzählungen in Originalwerken der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller mit Beiträgen von W. Blumenhagen, E. Gehe, L. Halirsch, C. Herloßsohn, Fr. Laun, Fr. Lohmann, W. v. Lüdemann, L. Schefer, H. Schmidt, L. Storch, A. v. Tromlitz u. A. m. Zehnter Band. Procida, die Bürger von St. Jean sur Saone und Charlotte Corday, von Eduard Gehe.

Unsere Literatur leidet, beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung, an zwei Gebrechen oder an zwei — Suchten: an Originalitätssucht und an Wassersucht. Die erstere Sucht treibt viel Muthwillen und Spott und geberdet sich gleich unbändigen Schulbuben oder gleich einfältigen eingebildeten Stutzern, welche sich durch Flitterstaat, so wie durch Recken, Dehnen und Drehen ihres Körperchens das Ansehen wichtiger Leute geben möchten; die andere Sucht macht, einem Nilstrom nicht unähnlich, sich immer breiter und breiter, überschwemmt das ganze Delta des Wissens und der Kunst und läßt kaum die Hoffnung übrig, daß je wieder das Wasser sich verlaufen werde. Und sonderbar! die beiden Suchten widerstehen sich nicht etwa immer, sondern es geht vielmehr, wie die Erfahrung bewiesen hat, oft die eine Sucht in die andere über. Schriftsteller, welche sich den Ruf von Genien erwerben wollen, glauben zuerst durch allerlei Manoeuvres und Kraftanstrengungen die Originalität suchen zu müssen, meinen sie aber an dem ersehnten Ziele angelangt zu sein und zugleich Ruf und Ruhm erworben zu haben, so lieben sie es, auf dem Wasser der zweiten Sucht sorg- und mühelos fortzuschaukeln. Ein ernstes, leidenschaftloses, wir möchten sagen: heiliges Streben, nur nach den ewigen Gesetzen des Schönen, Wahren

und Anständigen zu schaffen, sich dabei auf den Obelisk des Wissens aller Zeiten und Völker zu stützen und von da aus die Schwingen der Phantasie nach dem götterreichen Olymp zu entfalten, ein solches Streben wird bei Wenigen gefunden. Unter Diejenigen, welche sich diesen Wenigen anschließen wollen, zählen wir den längst nicht mehr ungenannten und unbekannten Verfasser des vorliegenden Buches, Herrn Eduard Gehe.

Daß der Verfasser unserer historischen Novellen und Erzählungen sich historische Stoffe zur Bearbeitung auserwählt hat, zeugt, daß er sich selbst kennt. Seine schriftstellerischen Anlagen sind nämlich von der Art, daß es, um sie zu voller und glücklichen Thätigkeit zu erwecken, eines Anstoßes, einer Erregung von etwas Gegebenem bedarf. Je mehr des Anregenden da ist, je mehr Stoff zur Verwendung vorliegt, desto vollkommner und glücklicher ist die Darstellung. Darum sind die Bilder durchaus gelungen, wo die Geschichte dem Verfasser gleichsam nur die Schattirung überlassen hatte; darum sind alle seine Schilderungen von Naturscenen vortrefflich zu nennen, weil er dabei nur eine gehabte Anschauung zu beschreiben hatte. Weniger glücklich ist er da, wo ihm die Geschichte kaum die Grundzüge vorgezeichnet hatte, wo es etwas mit freierer Kraft zu schaffen, zu ergänzen oder inniger zu verknüpfen gab. Er hat sich dann nicht selten verirrt, gleich als wäre er auf ein zu weites und breites Feld versetzt, ohne sich auf den Compaß zu verstehen oder seiner Leitung zu trauen, oder — man erlaube den Ausdruck! — Instinct genug zu besitzen, den richtigen Weg zu treffen. Ungerecht würde man jedoch sein, wenn man diese Fehltritte oder Fehlgänge unseres Verfassers für unverzeihlich und für so bedeutend ausgeben wollte, daß dadurch jeder Genuß an seinem Werke unmöglich würde. Ungerecht würde man aber auch sein, wenn man über eine Unbehülflichkeit in der Form klagen und nicht vielmehr auch da, wo diese etwas zu breit, weit oder schwerfällig und gezwängt erscheint, die Spuren des aufrichtigsten Strebens nach Schönheit, Würde und Angemessenheit dankbar anerkennen und die Hoffnung auf eine künftige Vollkommenheit verschweigen wollte. Ein besonderes Lob verdient aber der Verfasser dafür, daß er gegen die Sitte unserer moralisch und politisch bewegten, zum Theil auch verdorbenen, Zeit und ihrer meisten Sprecher, überall den Geist der Ruhe, der unbeflecktesten Reinheit und Sittlichkeit herrschen läßt. Die beste seiner Erzählungen ist unstreitig die letzte. Sie besitzt nur den Fehler, daß nicht die Charlotte Corday, wie sie einst wirklich in Frankreich aufgetreten ist, sondern überhaupt eine Charlotte Corday, wie sie überall auftreten könnte, ihre Hauptheldin ist. Sonst kann sie als eine recht gelungene Abbildung des Kampfes zwischen Gutem und Bösem im Kleinen und im Großen, im Einzelnen und im Ganzen und als ein recht treues Duodezbildchen der großen französischen Revolution betrachtet und geehrt werden. — Den Krebsgang fortsetzend stoßen wir auf „die Bürger von St. Jean sur Saone" und können mit dieser Begegnung sehr wohl zufrieden sein. Wir finden uns versetzt in die Zeiten, wo der kaiserliche Generalissimus, Graf Gallas, an der Spitze von 80,000 Oesterreichern in Bourgogne einfiel. Das Schicksal einer kleinen Stadt, ihre Gefahr von den Feinden außer den Mauern und dem Verrath unter den ihr bestellten Vertheidigern, ihre Belagerung und ihre endliche Rettung von höchster Noth und Untergang durch außerordentlichen Muth ist ergreifend und lebendig geschildert und mitten in die Schilderung hinein sind die Bilder der Freundschaft und Liebe und heiligsten Vaterlandsbegeisterung verwebt. Das Ganze könnte man beinahe eine idyllenartige Novelle nennen. — Eine schöne Erzählung ist die erste, die uns weiter nach Süden zu nach Neapel und Sicilien führt, und dort vor unseren Augen von der blutigen Göttin der Rache die Sicilianische Vesper feiern läßt. Ihr Held, Procida, erweckt ein außerordentliches Interesse. Ihm gegenüber steht Pedro II., König von Arragonien, mit wenigen, was zu bedauern ist, aber mit treffenden Zügen gezeichnet. So heißt es S. 44 f.: „Klar lag vor ihm das Leben. Ihn täuschte nichts, er täuschte Alle. Es soll gefährlich sein, so über seiner Mitwelt zu stehen und herabzusehen auf ihren Aberglauben, ihre romantischen Verzückungen und Thorheiten. Man gefällt sich in diesem Spiele geistiger Kräfte und der Egoismus tritt hervor. Vor dem herrschenden Verstande schweigt das Herz. Was aber bei solcher Geistesklarheit der Mensch verliert, gewinnt der Regent u. s. w." Das Verhältniß Pedro's und Procida's sollte anschaulicher sein, wodurch das Ganze sehr viel gewönne. Das Verhältniß Procida's zu Pedro's Gemahlin ist beinahe zu zart. Nichts desto weniger gestehen wir, daß wir von dieser Erzählung recht sehr angezogen worden sind, und daß wir sie für das Schönste im ganzen Buche erklärt haben würden, wenn überall und immer der Fluß der Darstellung ungehemmt und leicht dahin flösse. Aus den Schilderungen von Naturscenen heben wir, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu bestätigen, nur eine aus, den Anfang von „Procida": — „Der Frühling des Jahres 1282 streute seinen Farbenglanz über Neapel. Abend war es, der westliche Theil des Himmels und des Meeres in Rosengluth getaucht. An andern Stellen schimmerte die See im Spiele hellblauer, grüner und silberner Wogen, die sich am fernsten Horizonte in Purpurduft verloren. Des Posilipps ewig grüne Hügel, auf welchen die dreifache Ernte gedeiht, die romantischen Buchten mit der Grotte der Sibylla und den Bädern des Nero, und das ernste Vorgebirge Misene bilden den ersten Theil des Meerbusens. In diesen Thälern allein schien das Licht von einigen milden Schatten gedämpft. Alle andere Gegenstände des großen und reichen Gemäldes waren in ein Glanzmeer gehüllt. Die Insel Procida lag vor dem Cap Misene im Goldschein —. Capri's Felsen, aus blauen Fluthen steigend, schien von Purpur angehaucht. Das jenseitige Felsengestade mit Sorrent und Castellamare blinkte durch die reine Luft herüber. Wandte sich das Auge weiter links, welch' eine Fülle von Schönheit, welch' ein Farbenreichthum in des Vesuvs Umgebungen! Der Feuerberg nicht allzu hoch, doch von schöner Form, und den Monte Somma zur Seite, stieß von Zeit zu Zeit Rauchwolken aus, deren dunkle Farben, verbunden

mit den braunen Güssen erstarrter Lava an den Seiten des Kraters, den herrlichsten Kontrast gegen den Azur des Himmels und das üppige Grün der Vorhügel bildeten. Und schon stieg hinter dem Vesuve jene zauberische Abenddämmerung, die nur der Süden kennt, empor. Die Himmelsgegend kleidete sich in das lieblichste Violet, noch immer von Strahlen eines rosigen Lichtes und blauem Aether durchströmt. Aus diesem Gemische der mildesten und reizendsten Farben hob sich der Mond, zwischen den Rauchwolken des Kraters schimmernd und sie mit Silber säumend." — Eines nur tadeln wir an dieser und anderen ihr ähnlichen Schilderungen: es fehlt, bei aller Schönheit, an Lebenz wir müssen uns den Verfasser zu sehr als einen Mann denken, der mitten in einer schönen Gegend steht und sich gemächlich umschaut, um das empfangene Bild auch recht treu wieder zu geben; der Quell der Schilderung rinnt wohl, aber er sprudelt nicht.

In der Hoffnung, Herrn Eduard Gehe recht bald wieder, und zwar in einer vollkommneren Eigenthümlichkeit, auf unseren literarischen und kritischen Kreuz- und Querzügen zu begegnen, drücken wir ihm im Geiste dankbar die Hand, dankend auch für die jetzigen Gaben seiner Muse. —

Ed. B.

Der Todtentanz. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Mit 38 Kupfern in treuen Conturen nach H. Holbein. Leipzig, bei Friedrich August Leo. 1831. 8. VI. u. 200 S. (carton.)

Wohl selten erscheint jetzt in der vorzugsweise schön genannten Literatur ein Werk, welches so viel innere und äußere Schönheiten in sich vereinigt, und welches dem Verfasser und dem Verleger so schöne Verdienste und so schöne Anerkennung zu erwerben vermag, wie das vorliegende. Der Todtentanz des geistvollen Künstlers Holbein war längst allen Gebildeteren durch Ruf und Anschauung bekannt, doch fehlte es immer noch an einem Werke, welches die Gemälde jeder Hieroglyphik so wie willkürlicher Deutung entrückte, sie der allgemeinen Verständlichkeit näher zu bringen und den Genuß an ihnen gewissermaßen zu erleichtern und allgemeiner zu machen wußte. Rühmlich unterstützt von dem königl. sächs. Kupferstich-Gallerie-Inspector Frenzel zu Dresden und von dem Buchhändler Leo, hat Ludwig Bechstein dieses Kunstbedürfniß auf das Vollkommenste befriedigt. Als er die letzte Zeile dieses Werkes niedergeschrieben hatte, konnte er mit dithyrambischem Freudenausbruche, wie Horaz, ausrufen: „Exegi monumentum, aere perennius!" Denn wahrlich über Jahrhunderte hinweg hat der Dichter des Künstlers Hand gefaßt, und so lange Holbein's Ruhm nicht untergeht — und dies könnte nur beim Zurücksinken der Menschheit in cimmerische Geistesnacht geschehen —, so lange wird auch Bechstein genannt werden, und Beide werden hinfort vereint auf dem Wege der Unsterblichkeit wandeln. Zur Vollendung seiner Arbeit bedurfte Ludwig Bechstein nicht nur aller seiner dichterischen Anlagen, nicht nur aller seiner Geschicklichkeit, fremde Ideen in sich aufzunehmen, sie in seinem Innern umzubilden und sie dann, wie schöner und vollkommner wieder zu erzeugen, sondern auch aller Schärfe des Verstandes und der Urtheilskraft. Er bedurfte aber auch des anstrengendsten Fleißes und der höchsten Ausdauer, der größten Vorsicht und Sorgfalt, um nicht mitten auf der Laufbahn stehen zn bleiben oder einen Fehltritt zu thun. Als einen Stein besonderen Anstoßes hatte er die Einförmigkeit, die ermüdende Einerleiheit und die langweilende Gleichmäßigkeit zu vermeiden, ohne dabei die nothwendige Einheit des Ganzen zu verletzen. Es gelang ihm dies sehr gut zuerst durch die Art, wie er die in den einzelnen Gemälden dargebotenen Erscheinungen gleichsam fadenweis an einander reihte. Der Faden aber, den er reicht, ist ein Faden der Ariadne, an welchem Theseus sich durch die mannichfaltigsten Krümmungen des Labyrinthes zurecht fand: — er hat die passendsten und schönsten Episoden, wie über die Pest, das Erdbeben, den giftigen Saharawind und Aehnliches eingewebt. Zweitens aber gelang es dem Dichter alle Einförmigkeit und Einerleiheit weit wegzubannen, indem er auch in der Form abwechselte, und die verschiedenartigsten Metra, so wie es der Stoff erlaubte, auf einander folgen ließ. — Die Reime zeigen von der ungemeinsten Fertigkeit im Fertigen der Verse und sind wohlklingend, rein, oft sogar überraschend und neu. Sonst athmet jedes Wort Feuer und Leben, Freiheit und Kraft, Ernst und Wahrheit, Wahrheit bis in die tiefsten Tiefen fast jedes Standes und jedes Verhältnisses, und darum oft Bitterkeit und Satyre. Um zu zeigen, wie der Dichter den Tod als Wanderer durch das Allreich der Schöpfung darstellt und wie meisterhaft er mit den Episoden umzugehen weiß, müßten wir die Abschnitte: „Der König," die Kaiserin," „die Königin" u. a. mittheilen. Wir laden die Leser zu eigener Lectüre ein. Fast überall erscheint der schreckenvolle Wanderer als unwillkommener Bote. Nur selten wird er willkommen geheißen, und wo dies der Fall ist, tönen die Saiten unseres Dichters mild und besänftigend. Als recht zart gehalten preisen wir die Behandlung des 24sten Kupfers: „Die Nonne," obgleich gerade hier dem Dichter von Andern der Vorwurf einer falschen Auffassung gemacht worden ist. Der Tod soll nach denselben das Lebenslicht in dem Augenblicke löschen, in welchem der Wille zur Schuld in ihr aufkeimt. Wir wagen nicht zu entscheiden; doch können wir wegen Auffassungs- und Behandlungsart keineswegs den Stab brechen. Mit der Erklärung des 47sten Kupfers, in welchem Ahasver, der ewige Jude, als Bettler am Thore Jerusalems erscheint und durch die schuldlose Tochter des Thorwarts und durch die Kraft ihres Gebetes und ihrer Thränen erlöst wird, beginnt das Gedicht mehr als irgendwo vorher zu beruhigen und zu versöhnen. Das 48ste und letzte Kupfer, „das Gericht," krönt das Ganze mit der schönsten Vollendung.

Dr. Carl Greif.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Theaterblatt.

№ 300. (II. Jahrg.) Sonnabend, den 31. December. 1831.

Villemian über das Leben und die Werke Shakspeare's.

(Fortsetzung.)

Oft stellt er den Wahnsinn dar, der aus der Verzweiflung entspringt, bald zeigt er dieses Bild mit dem durchbohrendsten Schmerze der Undankbarkeit der Kinder, verbunden; eben so tiefsinnig weis't er den Zusammenhang des Wahnsinns mit dem Verbrechen nach, als ob die schuldige Seele sich selbst entfremdet würde. Der fürchterliche Traum Richards III., sein von Gewissensbissen beunruhigter Schlaf, der noch schrecklichere Schlaf der Lady Macbeth, oder vielmehr das Phänomen ihres geheimnißvollen Wachens, unnatürlich wie das Verbrechen selbst, alle diese Erfindungen sind das Erhabenste des tragischen Schreckens und lassen selbst noch die Eumeniden des Aeschylus hinter sich.

Man kann noch manche andere Aehnlichkeit zwischen dem englischen Dichter und dem alten griechischen Poeten entdekken, der eben so wenig das strenge Gesetz der Einheiten kannte oder doch selten beobachtete. Die politische Kühnheit ist ein eben so auffallender Charakterzug im Shakspeare, wie im Aeschylus. In einer noch weniger gebildeten Form dieselbe Lebendigkeit, dieselbe Ungebundenheit in Metaphern und bildlichen Ausdrücken, dasselbe Feuer einer blendenden und erhabenen Einbildungskraft; aber ein der Barbarei kaum entstiegenes Zeitalter läßt Shakspeare Rohheit mit Großartigkeit mischen und bei ihm fällt man nicht selten aus den Wolken in den Schlamm. Vornämlich in den Stücken seiner eignen Erfindung hat der Dichter diesen Reichthum an Farben angewandt, der ihm so natürlich zu sein scheint. Seine historischen Schauspiele sind weniger zerstreut, weit einfacher, namentlich in den neuern Sujets; denn wenn er das Alterthum auf die Bühne bringt, so entstellt er oft die nationalen wie die individuellen Charaktere gleich sehr.

Der Vorwurf, den Fenelon dem französischen Theater macht, daß es den Römern zu viel Emphase gegeben, läßt sich mit größerem Rechte auf den Julius Cäsar des englischen Dichters anwenden. Cäsar, so einfach durch die Erhabenheit seines Genies, spricht in dieser Tragödie fast nur eine hochtrabende und declamatorische Sprache. Dagegen wieder, welche bewundernswürdige Wahrheit in der Rolle des Brutus! Dem Anschein nach ganz, wie ihn Plutarch gezeichnet hat, der sanfteste Mensch im gewöhnlichen Leben, der sich nur durch die Tugend zu den kühnsten und blutigsten Entschlüssen bewegen läßt. Antonius und Cassius sind mit nicht minder tiefen und unterschiedenen Zügen dargestellt. Ich denke mir, daß der Geist Plutarch's Shakspeare mächtig ergriffen habe und ihm jene Wirklichkeit und Wahrheit vor Augen gestellt, die Shakspeare für die neuern Zeiten aus seiner eignen Umgebung nahm.

Aber etwas ganz Neues, Selbstgeschaffenes ist die unvergleichliche Scene, worin Antonius durch seine feingedachte Rede das Volk aufzuwiegeln sucht; ferner jene innern Bewegungen der Menge bei dieser Rede, jene in unsern neuern Schauspielen stets so kalten, verstümmelten und furchtsamen Bewegungen, die hier so lebendig und wahr sind, daß sie einen Theil des Drama's ausmachen und dasselbe in seiner Entwickelung fördern.

Die Tragödie Coriolan ist eben so wahr und gleichfalls aus dem Plutarch geschöpft. Der erhabene Charakter des Helden, sein patricischer und kriegerischer Stolz, seine Abneigung gegen den Uebermuth des Volks, sein Haß gegen Rom, seine Liebe für seine Mutter machen ihn zu einem der dramatischsten Charaktere der Geschichte.

In Antonius und Cleopatra gibt es unwürdige Possen. Den römischen Charakter findet man kaum darin wieder, aber der Egoismus eines entwürdigten Ruhms, die Verirrungen der Ausschweifung und des Glückes, das Schicksal des Lasters, das sich blindlings in den Abgrund stürzt, nehmen durch die Kraft der Wahrheit eine Art von Großartigkeit an. Cleopatra ist ohne Zweifel keine Prinzessin, wie man sie auf unsern Theatern sieht, eben so wenig, wie sie in der Geschichte erscheint; aber es ist die Cleopatra des Plutarch, jene Buhlerin des Orients, die in der Nacht verkleidet durch Alexandrien läuft, sich auf den Schultern eines Sclaven zu ihrem Geliebten tragen läßt, stets

trunken von Wollust oder Wein ist, und mit Weichlichkeit und doch so vielem Muthe zu werben weiß.

Die nationalen historischen Stücke Shakspeare's sind noch von viel größerer Wahrheit; denn niemals war ein Schriftsteller seinem Vaterlande ähnlicher, als er. Doch sind vielleicht einige von diesen Stücken nicht ganz von ihm, und vielleicht nur von seinem mächtigen Genie belebt, wie jene großen Werke der Malerei, wo der Meister nur einige kräftige, bezeichnende Skizzen hingeworfen, sie aber von einer untergeordneten Hand ausführen ließ und sich nur das Leben und die Bewegung vorbehielt.

So strahlt im ersten Theil Heinrichs VI. die unvergleichliche Scene zwischen Talbot und seinem Sohne hervor, wo Einer den Andern nicht verlassen und Beide sterben wollen; eine Scene, die eben so einfach als erhaben ist, wo die Großartigkeit der Gefühle, die männliche Kürze der Sprache sich den schönsten und reinsten Stellen unsres Corneille's gleichstellen darf. Aber auf diese Scene, deren Schönheit in der Erhabenheit der Empfindungen beruht, folgt eine lebhafte Handlung, so wie es die Freiheit der englischen Bühne erlaubt. Die mannichfaltigen Ereignisse einer Schlacht vermehren unter allen Gestalten den Heroismus des Sohnes und des Vaters; Einer rettet den Andern, und Beide, bald vereinigt, bald getrennt, sterben endlich auf demselben Schlachtfelde. Wahrlich, nichts übertrifft den Ungestüm und die patriotische Schönheit dieses Schauspiels. Der französische Leser muß es freilich schmerzlich empfinden, den Charakter der Johanna d'Arc durch das rohe Vorurtheil des Dichters so unwürdig travestirt zu sehen. Aber grade solche Fehler bilden einen Theil der Nationalität Shakspeare's, und machen ihn seinen Zeitgenossen um so theurer.

Im zweiten Theil Heinrichs VI. kommen auch unter der tumultvollen Mannichfaltigkeit des Drama's einige Züge einer höhern Ordnung vor. So die Scene, wo der ehrgeizige Cardinal von Beaufort auf seinem Sterbebette von dem Könige besucht wird, dessen Vertrauen er getäuscht, dessen Unterthanen er unterdrückt hat. Der Wahnsinn des Sterbenden, seine Todesfurcht, sein Verstummen, als ihn der König fragt, ob er hoffe, einst selig zu werden, alle diese Gemälde der Verzweiflung und der Verdammniß können nur von Shakspeare herrühren. Ein andres Verdienst dieses Werks, ein auf unsrer Bühne unbekanntes und beinahe unmögliches Verdienst, ist die Schilderung der Bewegungen des Volks; es ist ein lebendiges Gemälde eines Aufstands, einer Empörung. Hier ist nichts vom Dichter ersonnen; man hört nur die wirklichen Worte, die die Menge verführen; man erkennt den Mann, der sich selbst durch diese leiten ließ.

In seinen historischen Stücken schafft Shakspeare mit vielem Glücke ganz neue Situationen. Er ergänzt durch seine Phantasie die Lücken, die selbst die treueste Geschichte oft läßt, und durchschaut, was zwar nicht erzählt wird, aber gewiß wahr ist. So z. B. der Monolog Richard II. in seinem Gefängnisse, die Details seines fürchterlichen Kampfes gegen seine Mörder. So ist in dem absurden und ziemlich unhistorischen Stücke Johann (ohne Land) die mütterliche Liebe Constanzens mit einer erhabenen Wahrheit dargestellt; und die Scene, wo der junge Arthur durch sein Flehen und seine Sanftmuth den Wächter, der ihm die Augen ausbrennen will, entwaffnet, ist so rührend neu und wahr, daß selbst die Künsteleien der Sprache, die dem Dichter so geläufig sind, sie nicht zu trüben vermögen.

Man muß gestehen, daß in den historischen Dramen der Mangel an Einheiten *) und die lange Dauer der Stücke oft Contraste von der angreifendsten Wirkung möglich machen, und dem Dichter erlauben, die äußerste Grenze des Menschlichen zu berühren. So sehen wir Richard III., den Giftmischer, den Tyrannen, und Mörder in der Angst vor den Gefahren, die er sich selbst bereitet hat; er erduldet Qualen, die eben so groß sind, als die Verbrechen, die er begangen. Wir sehen ihn, wie er langsam bestraft wird und erbärmlich und reuelos stirbt, so wie er gelebt hat. Der Cardinal Wolsey, der stolze, allmächtige Minister, der feige Verfolger der tugendhaften Königin, nachdem ihn nach dem Gelingen aller seiner Pläne die königliche Ungnade getroffen, diese unheilbarste Wunde für einen Ehrgeizigen, stirbt mit einem solchen Grame, daß er beinahe Mitleiden erregt. Catharina von Arragon, erst triumphirend und hochgeehrt bei allen Feierlichkeiten des Hofes, später erniedrigt durch die Reize einer jungen Rivalin, erscheint vor unsern Augen gefangen im einsamen Schlosse, obwohl von Trauer verzehrt, doch stets noch voller Muth und königlich. Wie sie das grausame Ende des Cardinals vernimmt, spricht sie Worte des Friedens über ihn, und scheint sogar einige Freude zu empfinden, dem Manne, der ihr das meiste Leid zugefügt, vergeben zu können. Unsre vier und zwanzig Stunden sind freilich zu kurz, alle Schmerzen und Begegnisse des menschlichen Lebens darin aufzunehmen.

So haben auch Shakspeare's Unregelmäßigkeiten im Styl ihren Vortheil und ihre Wirkung. Diesem Wechsel von Prosa und Versen, so seltsam er uns auch erscheint, liegt immer ein Zweck zum Grunde, nach dem Charakter des Gegenstandes oder der Situation. Die köstliche Scene zwischen Romeo und Julie, die schreckliche Unterredung zwischen Hamlet und seinem Vater bedurften des Reizes und der Feierlichkeit der Verse; wenn aber Macbeth mit den Mördern spricht, deren er sich bedient, so ist er nicht nöthig. Große Wirkung machen seine plötzlichen, abgebrochenen und ungestümen Aeußerungen, Bilder, Gefühle; es liegt etwas Tiefes und Wahres darin. Die kalten Witzeleien der Musikanten in dem Zimmer, das an Juliens Todesbette grenzt, dieser Anblick der Gleichgültigkeit neben der Verzweiflung drücken stärker als der einförmige Pomp unsrer theatralischen Schmerzen die Nichtigkeit des Lebens aus. Der derbe Dialog zweier Soldaten, die gegen Mitternacht an einem einsamen Orte die Wache beziehen, die lebendige Schilderung ihrer abergläubischen Furcht, ihrer naiven und populären

*) Man findet über diesen Gegenstand geistreiche Bemerkungen in dem Leben Shakspeare's von Guizot, ein Werk, das namentlich durch die Schärfe der historischen und moralischen Ansichten über den Zustand Englands unter Elisabeth ausgezeichnet ist.

Erzählungen bereiten die Seele des Zuschauers weit mehr auf die Erscheinung von Geistern und Phantomen vor als alle Täuschungen der Poesie.

Mächtige Erschütterungen, überraschende Contraste, Furcht und Mitleiden, die zum Aeußersten getrieben werden, das Possenhafte vermischt mit dem Schrecklichen, alles dies, das wie das bittere Gelächter eines Sterbenden klingt, macht den Charakter der Tragödien Shakspeare's aus. Unter diesem Gesichtspunkte bieten Macbeth, Romeo, Lear, Othello und Hamlet beinahe gleiche Schönheiten dar. Ein anderes Interesse erregen diejenigen Werke, in denen er die Erfindungen des romantischen Geistes verschwendet hat. So ist namentlich Cymbaline, nach einer Erzählung von Boccaz und einem Capitel aus der Caledonischen Chronik, ein Werk voller Abwechselungen und Reize, wo in der verwinkeltsten Intrigue die hellste Klarheit herrscht. So gibt es noch andere Stücke von ihm, die gleichsam die Naturalien dieser stets umherschwärmenden und freien Imagination sind. Man bewundert vorzüglich in England ein Stück, das einer unsrer Kritiker mit seinem hoffärtigen Verstande am meisten geschmäht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterberichte.

Wien, November 1831.

Das Hofburgtheater hat seit Bauernfeld's Liebesprotokoll, welches allgemein ansprach, (dem Autor wiederfuhr die in diesem Theater seltene Ehre, am Schlusse gerufen zu werden), nichts Erhebliches mehr gebracht. „Ohne Glauben keine Liebe," von Raupach — gefiel nicht. Mehr angesprochen hat: „Der Quäcker und die Tänzerin," von unserm wackern Castelli, aus dem Französischen. Wir erwarten auf dieser Bühne ein neues Lustspiel von Bauernfeld: „Der Musikus von Augsburg," ein neues Trauerspiel vom Grafen von Mailath, von Deinhardstein: „den Egoisten," und auch von Hofrath Mosel ein Lustspiel nach Detouches in Alexandrinern.

Die Cholera hat eben erst aufgehört das Publikum aus den Theatern hinauszuschrecken — und somit sollen jetzt unsere Novitäten ausrücken. Das Hoftheater an dem Kärnthner-Thor hat mit dem neuen Ballet „Orpheus und Euridice," viel Ehre, aber bei den verhängnißvollen Zeitumständen wenig Geld gewonnen. Man hat es endlich doch für gut befunden, den Capellmeister Creuzer zu engagiren, dessen Ankunft das Opernrepertoir wahrscheinlich wieder etwas beleben wird.

Das Theater an der Wien war seit der Abwesenheit seines Directors ziemlich thätig, nur schade, daß seine Thätigkeit meistens mit Geschmacklosigkeit und Gemeinheit gepaart war. Indessen sahen wir doch Houwald's „Seeräuber" (umgearbeitet) ad usum Delphini, und Marsano's „Brautschau," welches letztere Stück Referent besonders empfehlen darf.

Unter den neuen Acquisitionen dieses Theaters ist Nestroi zu erwähnen, der nicht ohne Talent ist, aber ewig übertreibt. Der Schauspieler Picolini wollte Gastrollen geben — gefiel aber so wenig, daß er nur in zwei Rollen auftrat.

Als ein theatralisches Ungeheuer verdient das Zauberspiel „Dämona" aufgeführt zu werden, die unter dem Titel: „Thesaura, oder die Fee am Kahlenberge," zum Benefice des Herrn Zopp erschien, ausgepfiffen wurde und den nächsten Tag bei übervollem Hause wiederholt ward. Das sind doch wohl glückliche Directionen, denen ausgepfiffene Stücke den andern Tag — 6 — 700 Gulden Conv. Münze tragen! Man muß bekennen, der Witz des Publikums macht sich da kein großes Compliment.

Im Leopoldstädter Theater ist ein Herr Lang als erster Komiker engagirt, der mehr einer anderen Gattung als der Komik dieses Theaters angehört, und im „Alpenkönig" und „Menschenfeind" selbst die Freunde Raimunds zu befriedigen wußte.

Danzig, den 30. Novbr. 1831.

Der lange Aufsatz über die in Ost- und Westpreußen reisende Schröder'sche Schauspielergesellschaft, den ich Ihnen zu Anfange dieses Jahres mittheilte und welcher durch Ihre Sonnabend-April-Blätter durchgeht, endete mit der Prophezeihung, daß diese Gesellschaft in der bisherigen Art nicht lange mehr fortbestehen werde. Und so ist es denn auch geworden Der bisherige Director Herr Schröder sah sich bald, von Gläubigern gedrängt, genöthigt, die Direction niederzulegen, welche darauf sein bisheriger Regisseur Herr Ludewig, ein Mann ohne alle höhere Kunstbildung und ohne geistigen Fond, doch nicht — ohne Fonds, übernahm. — Doch ach! die Cholera kommt über Königsberg und der Director Ludewig erliegt ihr in der Mitte des Augusts und wenige Tage nach ihm stirbt, jedoch nicht an der Seuche, sondern am Kindbettfieber, seine Witwe, eine geborne Grundmann aus Berlin. — So befindet sich denn jene Gesellschaft, von welcher unterdeß die besten Mitglieder, z. B. Herr und Madame Geiseler, Herr Schubert (der darauf an der Cholera starb), Mad. Köcher, der Musikdirector Keller mit Frau u. a. m., ihrem bisherigen Regisseur Herrn Moller, der jetzt die Regie in Riga besorgt, dorthin gefolgt sind, ohne eigentlichen Director; sie spielt indeß nach wie vor in Königsberg, woselbst einige erprobte Theaterfreunde das Geldwesen verwalten. — Die weitern Schicksale dieser Künigsberger Bühne, werde ich Ihnen zu seiner Zeit mittheilen.

Neben jener Schröder'schen Gesellschaft, deren neueste Schicksale ich Ihnen so eben berichtete, existirte, wie der Mond neben der Sonne, um die Gegenden zu erhellen, von

welchen Phöbus sich gerade abgewandt hatte, seit etwa zehn Jahren die des jüngern Huray*), welcher aus den Trümmern der väterlichen Truppe eine kleine Gesellschaft conservirte und mit ihr seitdem die Mittelstände von Ost- und Westpreußen und Litthauen bereis'te. Seinem Wunsche jedoch auch einmal in Danzig spielen zu dürfen, hatten sich bisher Hindernisse in den Weg gestellt, bis es ihm endlich im dießjährigen Frühlinge gelang, die Erlaubniß zu erhalten, hier einige Vorstellungen geben zu dürfen. — So erschien denn gegen das Ende des dießjährigen Aprils die Huray'sche Truppe in unserer Stadt; sie begann ihre Vorstellungen und hatte selbst die Ehre, daß der berühmte Berliner Hofschauspieler Herr Krüger bei ihr gastirte. Doch wehe und abermals wehe! Gegen Ende Mai's brach in Danzig die Cholera aus und Thaliens Tempel mußte geschlossen werden. — Wochen, ja Monate der Noth und der Entbehrung begannen jetzt für die aller Einnahmen beraubten Schauspieler! Doch Wieland sagt bekanntlich: „ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten," und dieser Augenblick trat in der Mitte des Augustmonats ein. Das Ludewig'sche Ehepaar starb, wie oben gesagt, um diese Zeit, und die demselben, auch für Westpreußen, schon ertheilte Concession erlosch in sich selbst. — Flugs meldete sich Huray bei der Behörde und erhielt, vorläufig auf ein Jahr, die Erlaubniß in Danzig zu spielen. — In demselben Augenblicke fanden sich einige Privatpersonen (man nennt unter denselben einige hiesige Weinhändler), welche, zur Vergrößerung der Gesellschaft, die nöthigen Geldsummen herschossen und nun reiste Huray nach Stettin und Berlin und engagirte (in letzterer Stadt besonders aus der Atmosphäre des Königsstädter Theaters) mehrere neue Mitglieder. Und so prangen denn seit etwa drei Wochen an den Ecken unserer Straßen Komödienzettel mit der stattlichen Inschrift: „Danziger Stadt-Theater." — Ob diese Gesellschaft nun wirklich so viele Unterstützung finden wird, um in der Regel hier bleiben, um ein hiesiges Stadttheater bilden zu können, möge die Zukunft entscheiden. Ich zweifle jedoch daran, wiewohl ich wünsche, daß ich mich geirrt haben möge. — Ueber die Leistungen der Gesellschaft selbst wird der erste Brief, den ich Ihnen, will's Gott, im neuen Jahre schreiben werde, Ihnen Einiges melden.

*) Der Name Huray ist in der Geschichte der deutschen Theaterwelt nicht unbekannt. Der Vater, ein geborner Berliner, mit angesehenen Verwandten unter der dortigen französischen Colonie, excellirte in Charakterrollen, z. B. als Posert, als Hofrath im Epigramm u. s. w. und wurde z. B. in der letztern Rolle (Ref. war selbst gegenwärtig) zu Berlin, wiewohl Iffland sie dort zu geben pflegte, mit stürmischem Beifall hervorgerufen. Die „Fragmente aus dem Leben eines Schauspielers. Königsberg bei Degen, 1801." enthalten einen Theil seiner Lebensgeschichte. — Sein ältester Sohn Clemens, ein ausgezeichneter Tenorist und Verfasser einiger in der Wunster'schen Abendbibliothek befindlichen Erzählungen, starb vor einigen Jahren zu Riga. Der jüngere Sohn Johann, ist der jetzige Director des Danziger Stadttheaters. — Seine Gattin, geborne Mollard aus Berlin, als Mädchen einst auf den Bühnen von Stettin, Danzig und Königsberg sehr gern gesehen, ist seit einigen Jahren bei dem Königsstädter Theater in Berlin engagirt und spielt dort ernste, alte und Anstands-Damen.

Gesangs-Literatur.

Chorgesangschule von A. F. Häser für Schul- und Theaterchöre und angehende Singvereine; auch unter dem Titel:

Méthode pour apprendre à chanter en choeur à l'usage des écoles, des théâtres, et des academies de chant par A. F. Haeser, traduit par J. Jelensperger. Mayence, Paris et Anvers, chez les fils de B. Schott 4. 110 S. Pr. 4 fl.

Dieses in deutscher und französischer Sprache abgefaßte, also für Deutschland und Frankreich bestimmte Werkchen kann in jeder Hinsicht höchst zweckentsprechend, ja beinahe unentbehrlich genannt werden. Wir erinnern uns nicht, daß eine Chorgesangschule schon einmal erschienen ist, und der Verfasser selbst, als Chordirector, fühlte schon längst den Mangel eines solchen didaktischen Hülfsmittels. Um so mehr mußte die vorliegende Schrift an Werth und an Willkommenheit bei dem Publico gewinnen. Lobenswerth insbesondere ist, daß der Verfasser die allgemeine Musiklehre übergangen und es so dem Lehrenden überlassen hat, nach eigenen Ansichten die Accorde zu erläutern. Es sind nämlich darin die Meinungen eben so verschieden, als sie richtig sein können. Wir dürfen nur das Inhaltsverzeichniß ansehen, um zu bestimmen, daß der Verfasser nichts in dem Werke vergessen hat, was man in einer guten Chorgesangschule zu erwarten berechtigt ist. Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat, nach ihrer Gewohnheit, auch dieses musikalische Werk recht gut ausgestattet. Der theoretische Theil des Werks ist guter Buchdruck, der praktische Theil eben solcher Steindruck. Mit gutem Gewissen können wir nach dem Allen, ohne erst die Brauchbarkeit des Ganzen in seinen einzelnen Theilen nachgewiesen zu haben, das Urtheil fällen: Herr Häser hat sich das ganze Musik übende und liebende Publikum zu dem wärmsten, aufrichtigsten Danke verpflichtet. Möge derselbe sich recht sichtbar zeigen und bethätigen.

Dr Carl Greif.

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.